PAGE NOT AVAILABLE

PAGE NOT AVAILABLE

PAGE NOT AVAILABLE

PAGE NOT AVAILABLE

PAGE NOT AVAILABLE


CHARLES H. HACKLEY

DK Brown



Zweiter Band.

(April bis September 1889.)

Stuttgart.
Druck von Gebrüder Kröner.

Dr. Brown



Zweiter Band.

(April bis September 1889.)

1
960
Börsenleben 1223
Vermögensver-
. . . . 472
...forderungen an
des Beurlaubten-
. . . . 47

Stuttgart.
Druck von Gebrüder Kröner.

Inhalt.

Zweiter Band (April bis September 1889).

VII. Gedichte.

VIII. Sammler.

(Die mit * bezeichneten Artikel sind illustriert.)

IX. Vollbilder.

X. Extrabeilagen.

Was ist Rokoko?

Von

Jakob von Falke.

Es war einmal ein Künstler — und vielleicht lebt er noch — der verstand sich sehr gut auf das Rokoko, wenigstens glaubte er es. Er nahm ein paar Muscheln, einige kantige Steine, etliche Rüben, etwas Kohl und anderes Gemüse, auch sonstige Ingredienzien, wie sie ihm eben zur Hand waren, würfelte alles durcheinander, schaute sich das Ding von fern an, und sein Rokokomotiv war fertig. Wollte er ein neues haben, brauchte er nur das Potpourri wieder umzurühren.

Dieser Künstler kommt mir immer in den Sinn, wenn ich jemand wiederum für das Rokoko schwärmen sehe. Wie schnell doch die Dinge heutzutage gehen! Vor wenigen Jahren noch wurde man gesteinigt, wenn man nicht in den nationalen Stil der deutschen Renaissance einstimmte, dann wurde die Fahne für das Barocco geschwenkt, und noch sah man dieses Panier in den Lüften wehen, als schon die Schwärmerei für Rokoko begann. Hinter dieser erscheint bereits der langweilige Empirestil mit seiner Gräzität, der auch schon wieder seine Verehrer gefunden hat, und ohne Zweifel wird sich auch die Gotik wieder einstellen, welche ohnehin ihren kirchlichen Besitz behauptet. Gar das höchste aber, wie wir in Wien sagen, ist der Enthusiasmus für Japan und seine Kunst. So sind wir wieder mitten im Stilgedränge, auf einem Kampfplatze, wo die Kämpfer von allen Seiten herbeistürmen, alle gegen alle, jeder gegen jeden.

Unter solchen Umständen ist es immer gut und nützlich, wenn man sich die Dinge genau ansieht und fragt, wes Geistes Kinder sie sind, was ihre Berechtigung bildet. Wir haben es in diesen Blättern einmal mit dem Japonismus versucht, werfen wir diesmal die Frage auf: Was ist Rokoko? Eine wohl aufzuwerfende Frage, denn es haben sich ja in diesen Jahren erst die hervorragendsten Geschichtschreiber der Kunst abgemüht, uns zur Klarheit über Begriff, Bedeutung, Herkunft des Rokoko zu verhelfen. Es ist mit immer schärferer Fassung von Zahn und Springer und anderen versucht worden und in jüngster Zeit erst, wie uns bedünkt, am besten von Cornelius Gurlitt.

Und es that wohl not, denn wie man nicht weiß, wenigstens nicht mit Sicherheit, was eigentlich das Wort „Rokoko“ bedeutet, wann es entstanden, wann es zuerst gebraucht, so betrachtete man ja überhaupt lange Zeit die ganze der Renaissance nachfolgende Kunst höchst oberflächlich und unterschied gar nicht zwischen ihren eigentümlichen, ja in Gegensätzen sich entwickelnden Stilarten. Man faßte die ganze, zwei Jahrhunderte dauernde Kunstbewegung mit dem Worte „Barock“ zusammen oder belegte sie mit dem Ehrentitel des Zopfes. Dann unterschied man allerdings zwischen Barock und Zopf und gab jene Bezeichnung dem siebzehnten, diese dem achtzehnten Jahrhundert. Nun haben wir aber im Fortschritt unserer kunstgeschichtlichen Studien auch auf diese bisher vernachlässigte Epoche unsere Aufmerksamkeit gerichtet und haben dann gefunden, daß es, wie gesagt, gar bedeutende Unterschiede und selbst Gegensätze gibt, daß eine ständige Bewegung, eine Entwickelung vorhanden ist, die nicht erlaubt, alles in einen Topf zu werfen, alles mit einem einzigen Schlagwort zu bezeichnen.

Die Franzosen haben das zuerst erkannt, wie natürlich, denn es war im wesentlichen ihre Kunstgeschichte, welche in Frage stand. Sie haben die Unterschiede erkannt und bezeichnen die Stilarten nach ihren Herrschern. So haben sie eine Stilart Louis XIII., Louis XIV., einen Stil der Regentschaft, sodann Louis XV. und Louis XVI. und endlich den Empirestil. Sie wissen, was sie damit sagen wollen, aber geschichtlich ist es wohl nicht ganz richtig, denn die Grenzen der Stilarten fallen mit den Daten der Herrscher nicht immer genau zusammen, wie denn z. B. derjenige nach dem Regenten Philipp von Orleans genannte Stil die wenigen Jahre der Regentschaft lange überdauert selbst bis zur Mitte der Regierungszeit Ludwigs XV. Sodann ist zwischen der Kunst in der zweiten Hälfte der Regierung dieses Königs und derjenigen unter seinem Nachfolger kein wesentlicher Unterschied, wenigstens nicht im Charakter. Ein wesentlicher Unterschied aber, ja ein Gegensatz, der Beginn einer neuen Bewegung tritt genau in jenen mittleren Jahren der Regierungszeit des fünfzehnten Ludwig (um 1750) ein, so daß diese zwei ganz verschiedene Stilarten besitzt, nicht nebeneinander, sondern nacheinander. Auch das siebzehnte Jahrhundert scheidet sich nicht so einfach in Louis XIII. und Louis XIV. Vielmehr gehen vom Anfang bis zum Ende zwei Strömungen, zwei Kunstrichtungen nebeneinander her, von denen sich nur die eine mit dem Worte Barock bezeichnen läßt. Es ist vorzugsweise in der Architektur, aber auch in der Malerei — man vergleiche Poussin und Lebrun — wo sie zum Ausdruck gelangen.

Die eine dieser Richtungen setzt die Renaissance insofern fort, als dieselbe auf dem Studium der antiken Bauwerke beruht, welche in Italien noch aufrecht standen oder in sichtbaren Trümmern vor Augen lagen. Diese Ueberreste wurden gezeichnet, gemessen, dabei Vitruv studiert und hieraus entwickelte sich eine Kunstlitteratur mit einem Kanon, welcher die Regeln der klassischen Kunst feststellte, d. h. der klassischen Kunst, wie man sie an diesen römisch-italischen Bauwerken vorfand. Diese Richtung mit ihren strengen Regeln gestaltete sich zu einer Schule, welche mit einem gewissen Recht den Namen des Klassizismus erhalten hat. Ihr künstlerisches Haupt war Palladio. Die Schule ging fort durch das ganze siebzehnte Jahrhundert in das achtzehnte hinein und fand ihre Vertretung nicht bloß in Italien, von wo sie ausgegangen war, sondern ganz besonders in Frankreich und in England, wo die Schule selbst den Namen von Palladio annahm.

Das war die eine Richtung, die Schule der strengen Regeln, des festen Kanons nach klassisch römischer Art. Aber damit waren nicht alle Geister zufrieden. Dem Zwang der Regeln trat die künstlerische Freiheit entgegen, das Recht des genialen Künstlers, seinen eigenen Weg zu gehen, sich über die Regeln hinwegzusetzen und der Welt neues zu zeigen. Dies war die zweite Richtung oder Strömung, welche von dem gewaltigen Michelangelo ihren Ausgang nahm und geniale Künstler, die Architekten und Bildhauer Borromini und Bernini, den Architekten und Maler Pietro da Cortona, zu ihren Hauptvertretern zählte. Dies ist die Richtung oder die Schule, welche mit dem Worte Barock bezeichnet wird und allein zu bezeichnen ist. Sie hatte ihren Hauptsitz in Italien und dann in Süddeutschland und Oesterreich, auch wohl in den katholischen Niederlanden. In Frankreich hatte sie als Architektur nur geringe oder gar keine Bedeutung, wohl aber als Innendekoration und in der Kleinkunst. Alle großen Pariser Bauten des siebzehnten Jahrhunderts vom Louvre bis zum Palaste in Versailles gehören der gelehrten palladianischen Richtung an; Bernini hatte in Paris trotz aller Ehren, welche ihm

erwiesen wurden, keinen Erfolg, wohl aber der große Dekorateur, der Maler Charles Lebrun, der in den Fußstapfen Pietros von Cortona wandelte.

Wer wollte das Recht der Individualität, das Recht der künstlerischen Freiheit bestreiten, wie es diese Schule behauptete! Wer möchte heute noch den Eindruck leugnen wollen, den die gewaltigen Schöpfungen jener Meister der Baukunst machen! Sie haben ein neues, lebensvolles Element in die Kunst eingeführt und sind insofern dem Vorgange der größten Künstler der Renaissance treu geblieben, als sie Architektur, Plastik, Malerei zu gemeinsamer Wirkung zu vereinen bestrebt waren. Und sie thaten es in großartiger Weise. Allein die Freiheit wurde bei ihnen zur Willkür; was jede Kunst als ewiges Gesetz in sich trägt, abgesehen von der Eigenart der Zeiten und der Völker, das wurde bei ihnen zum Spiel. Sie spielten mit der Architektur und ihren Gesetzen, nicht mit den klassischen, sondern den statischen Gesetzen. Was seiner Natur nach gerade sein muß, machten sie krumm, was wirklich sein muß, machten sie zum Schein. Sie schweiften den Grundriß wie die Dachlinien und die Gesimse, drehten die Säulen, selbst die Türme, und erbauten Scheinarchitekturen mit künstlicher Perspektive, wie sie in Wirklichkeit kaum ausführbar waren. Sie wollten mit Gewalt neu, originell, anders sein, als es herkömmlich war; sie waren es, aber auf Kosten der Vernunft oder der Vernunftmäßigkeit.

Diese Richtung nahm zu an Willkür in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, insbesondere in der Dekoration und Ornamentik. Alle Architekturteile drangen als Ornamentmotive in die Dekoration ein und verbanden sich dort in gewaltsamer Weise mit grotesk geschwungenen, nach bedeutender, großartiger Wirkung strebenden Pflanzenmotiven. Auch im Mobiliar begannen die Linien in Bewegung zu geraten und die Strukturgesetze, Symmetrie und Gleichgewicht mißachtet zu werden.

Dies ist die Stilart, welche man nach Ludwig XIV. benennt: schwer, mächtig, gewaltsam, stand sie immer noch unter einem gewissen Maß. Das Maß hörte aber auf, als (1715) Philipp von Orleans die Regierung Frankreichs übernahm. Wir erinnern nur daran, daß unter ihm Zucht und Sitte sich aller Bande entledigt fühlten, seine kurze Epoche durch Orgien, Schwindel, Zügellosigkeit sich berühmt, vielmehr berüchtigt gemacht hat. Von diesem Charakter trägt auch die Kunst vieles an sich, zwar nicht die Architektur, denn sie hatte in den wenigen Jahren kaum Zeit dazu, wohl aber die Dekoration, das Ornament, die Kleinkunst. Die schlimmen Charakterzüge des Barocco, das willkürliche Umspringen mit den Formen, die Verachtung der geraden Linie, die Schweifung aller struktiven Glieder, das artet in der neuen Stilart, welche man nach dem Regenten benennt und die auch in der That seines Geistes Kind ist, in völlige Verwilderung aus. Es treten aber zu diesen alten Zügen neue ornamentale Motive hinzu, welche der Stilart der Regentschaft einen ganz eigenartigen Charakter geben. Dies sind einerseits Motive und Gegenstände der Liebe, Amoretten, die sich in alles drängen, auf allen Wänden herumfliegen, auf allen Möbeln herumreiten, in Feld und Wald und Busch und Wiese einherflattern, dann die Schäfer- und Hirtenszenen, die Chineserie, das Komödiantentum und was Welt und Leben sonst von falschem Scheine darboten. Insbesondere aber ist es ein ganz eigenes Ornament, welches sich so in jeglichen Kunstzweig eindrängt, daß es das eigentliche Erkennungszeichen der Stilart dieser Epoche bildet. Das ist das Stein- und Muschelwerk, damals rocaille genannt. Mit seiner beabsichtigten Unsymmetrie, mit seiner gänzlichen Formlosigkeit, mit seinem fieberhaft unruhigen Abspringen nach rechts und links, bevor nur eine Linie ausklingen kann, spottet es aller natürlichen Gesetze. Dies kann nun sehr geistreich, auch sehr anmutig geschehen, und so geschieht es auch wohl, immerhin aber ist es doch nur die Entartung, die Verwilderung des Barocco, denn selbst jenes scheinbar eigenartige Stein- und Muschelornament findet Erklärung und Ursprung in der Vorliebe der Barockzeit für Nachbildungen von Tropfsteinhöhlen und mit Muscheln ausgeschmückten Grotten.

Diese grillenhafte Stilart, welche einer kapriziösen Gesellschaft gefiel, überlebte die Regentschaft, unter welcher sie entstanden war, noch um ein Vierteljahrhundert. So lange mag man auch die Nachwirkung der wilden Epoche des Regenten rechnen. Da kam in der That ein neuer Geschmack, ein neuer Kunststil, dessen Gegensätzlichkeit gegen Geist und Charakter des Barocco man wohl bisher viel zu wenig hervorgehoben hat. Genau um 1750, da Madame de Pompadour regierte, hört in der französischen Kunst das Stein- und Muschelwerk auf, die Konstruktion kommt wieder zu ihrem Recht, die gerade Linie löst die geschweifte ab, und in das Ornament treten griechische Motive ein, insbesondere die späten italisch-griechischen, wie sie zum Teil schon aus der Raffaelzeit bekannt geworden, nun aber durch die wiederaufgedeckten Städte Kampaniens in reichster Fülle mit ihrer unvergänglichen Grazie an das Licht gebracht wurden.

Dieser neue Stil, der Stil Louis XV. in der zweiten Hälfte seiner Regierung, der also genau um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstand, ist wohl als eine Fortsetzung oder Wiedererhebung der klassizistischen Richtung zu betrachten, aber er ist doch so eigentümlicher Art, so neu und originell in seiner Weise, daß er als Beginn einer neuen Kunstbewegung zu gelten hat, deren Hauptcharakterzug in der Aufnahme der antiken Motive beruht. Denn diese Eigenschaft der Gräzisierung, welche im engen Zusammenhange mit der Wiederbelebung der klassischen Studien und der neuen Wissenschaft der Archäologie steht, geht mit raschen Schritten weiter, wächst an in der durchaus nicht [illegible]hiedenen Stilart Louis XVI. und [illegible] ihre Höhe im Stil Empire, um [illegible] Sturze des Kaiserreichs und der Rück[illegible] des Ancien régime in raschem Falle zu verschwinden.

So war in der That die Kunstbewegung. Das Barocco beginnt mit Michelangelo und entartet und endet mit dem Stil der Regentschaft; parallel läuft der nach Palladio benannte Klassizismus. In Zusammenhang mit demselben und doch eigentümlich erhebt sich der gräzisierende Stil um 1750 mit Louis XV. und endet mit dem Sturz des Empire.

Wo bleibt nun das Rokoko? Dazwischen hat es keinen Platz. Keine dieser Stilarten benennt sich zu ihren Lebzeiten mit dem Worte Rokoko, und doch muß es für eine derselben Gültigkeit haben. Das Wort erscheint zum erstenmal gegen Ende des 18. Jahrhunderts, in der Litteratur gebräuchlich wird es erst im 19. und auffallenderweise vorzugsweise in Deutschland, während sich die Franzosen wissenschaftlich sowie in der Kunstpraxis dieses Wortes nicht bedienen. Welche Stilart also ist damit gemeint?

Als das Wort zum erstenmal vorkommt, wird damit in spöttischer Weise ein bereits veralteter und verkommener Stil bezeichnet. Da dies zur Zeit des Stils Louis XV. oder Louis XVI. geschieht, so kann damit nur der Stil der Regentschaft gemeint sein, der ja seit 1750 in Frankreich aus der Mode gekommen war. Und damit stimmt auch die Ableitung des Wortes, soweit sie mit einiger Sicherheit festgestellt werden kann. Wir erinnern uns, daß in der Stilart der Regentschaft ein willkürliches Stein- und Muschelwerk das hauptsächlichste Motiv des Ornamentes ist und dieses allgemein, künstlerisch wie litterarisch, mit dem Worte rocaille bezeichnet wurde, für welches wieder roc, Stein, Fels, das Stammwort bildet. So erscheint Rokoko nur als eine Umbildung des Wortes rocaille und zwar, wie uns bedünken will, mit seiner seltsamen Form als ein Spottwort, ein Spitzname für dies allgeliebte und bald allverachtete Stein- und Muschelwerk; es erscheint als ein Spitzname, der im Künstlermunde, in den Ateliers entstanden und in denselben sich fortgepflanzt hat, bis er nach einem halben Jahrhundert in die Schriftsprache und in die Litteratur eindrang, um heute zur vielgebrauchten, rechtsgültigen Bezeichnung eines Kunststils zu gelangen, ohne jede spöttische oder verächtliche Nebenbedeutung.

Rokoko ist demnach dieselbe Stilart, welche die Franzosen als die der Regentschaft bezeichnen, eine Stilart, welche aus der Umbildung und Verwilderung des Barockstils gegen das Jahr 1720 entsteht und mit dem Jahr 1750 aus der Mode kommt. Geblüht also hat das Rokoko nur ein einziges Menschenalter und ist rai[illegible] wieder in Verachtung gesunken. Das [illegible] hat nicht verhindert, daß man [illegible] und da länger in diesem Stile [illegible] hat, besonders außerhalb Frankr[illegible]

vor allem in Deutschland, wo das Rokoko vielleicht, wenn nicht seine originellste und geistreichste, doch seine üppigste und wildeste Entfaltung gefunden hat. Frankreich hat kaum dem etwas an die Seite zu stellen, was sich an Rokoko noch heute an deutschen Fürstensitzen und in bischöflichen Residenzen erhalten hat.

Von Anfang bis zu Ende brach sich das Rokoko in Frankreich an dem Widerstand der Klassizisten. Dieser Widerstand hat verhindert, daß das Rokoko ein Architekturstil geworden ist, nicht aber, daß es als Dekorations- oder Ornamentstil alle Innenräume erfüllte. In einfach, trocken-klassizistisch gebauten Häusern und Palästen überzieht es, in Relief wie gemalt und vergoldet, Plafonds, Thüren und Wände mit seinem krausen, immer abspringenden, niemals Ruhe gewährenden Ornament, umrahmt mit seinen Schnörkeln Oefen und Kamine, steigt in geschmiedetem Eisen an den Windungen der Stiegen empor, löst die Rahmen der Spiegel, der Gemälde, der Füllungen in schiefe Schnörkel, geschweifte Ranken und rauhes Steinwerk auf, bringt die Möbel aus jeder symmetrischen Form, schweift Beine, Rücken und Lehnen und begleitet sie mit starrem, [illegible]blichtem Ornament. Nirgends ist Ruhe, nirgends ein Halt, nirgends kann das Auge rasten, um sich an diesem oder jenem zu erfreuen. Wenn man mit längerem Verweilen betrachtet, was z. B. die überschwänglichste Laune — wir geben zu, mit Geist und findiger Phantasie — in unaufhörlicher Abwechselung auf der Amalienburg bei München, in Bruchsal oder im Würzburger Schloß geschaffen hat, so schwirrt und verwirrt sich alles vor unseren Augen.

Die Franzosen betrieben das Rokoko entschieden mit mehr Maß und Grazie als die deutschen Künstler, unter denen man den Dekorateuren der genannten Schlösser freilich eine wundersame Begabung, die volle Empfindung für die eigentümlichen Reize dieser Stilart nicht absprechen wird. Die frivole, kokette, kapriziöse, aber feine und geistreiche Gesellschaft fand verwandte Künstler, und diese schufen eine gleichgeartete Kunst kokett, sprudelnd, launenhaft beweglich bis zu den Fingerspitzen.

An den Hauptmeistern der Franzosen läßt sich die Umbildung des Rokoko aus dem Barockstil deutlich verfolgen. Oppenord, der als der Vater des Rokoko gilt, bildete sich in Italien an den Barockbauten und steht noch mit einem Fuß, mit seiner frühen Lebenszeit im Stil Louis XIV. Man kann an seinen Kompositionen verfolgen, wie die Detailformen der Architektur in schwingende Bewegung geraten, die Symmetrie verlieren, in ein Ornament sich verwandeln, von dem man nicht weiß, gehört es der Architektur oder der Pflanzenwelt an; man kann sehen, wie nach und nach erst das Stein- und Muschelwerk hinzutritt, um zuletzt die Oberhand zu gewinnen. Alle Kompositionen Oppenords tragen noch etwas von der Schwere des Barockstils an sich; er konnte sich nie davon befreien. Freilich die Gesellschaft wandelte mit ihm denselben Weg aus den letzten Jahren des alternden Ludwig XIV. durch die kurze Zeit des Regenten hindurch. Als der fünfzehnte Ludwig zur eigenen Regierung gelangte, waren Gesellschaft und Kunststil beide in ihrer Art fertig. Für diese war nun Meissonnier der große, der eigenste Meister des Rokoko, der die volle Leichtigkeit, Zierlichkeit, Beweglichkeit und jene Grazie besaß, wie die Gesellschaft selber. Seine künstlerische Zeit trifft genau mit der Lebenszeit des Rokoko in Paris zusammen. Er sorgte für alles, was der Rokokogeschmack bedurfte, sei es an Dekoration, sei es an Mobiliar und Gerät. Andere Künstler standen gleich fruchtbar neben ihm, aber keiner übertraf ihn gerade in dem, was den Reiz des Stiles ausmacht und was der Welt gefiel. Einer vielleicht ausgenommen, der aber mit seiner Kunst, gleich Oppenord, noch zum Teil rückwärts schaut. Dies ist der Maler Watteau, dessen kurze Lebenszeit schon endete, als das Rokoko noch nicht sein zweites Jahrzehnt zurückgelegt hatte.

Entsprechend dieser seiner Lebenszeit wendet Watteau das Stein- und Muschelwerk noch bescheiden an. Seine Dekorationen, seine Ornamente, mit denen er Wandfelder, spanische Wände, Fächer und was sich sonst an bequemer Fläche darbietet, erfüllt und schmückt, leiten sich aus jenen Arabesken und Grotesken her, wie sie von der Frührenaissance begonnen, von Raffael antikisiert, von seinen Schülern weitergeführt, dann umgewandelt und unter Ludwig XIV. französisiert wurden. Von hier nimmt die Dekoration Watteaus ihren Ausgang, aber er macht völlig sein Eigen daraus, das sich von seinen Vorgängern und Nachfolgern unterscheidet, sein Eigen, d. h. die echteste Dekoration im Stil des Rokoko, geistreich, launenhaft, willkürlich, aber gemäßigt von einem wahren Schönheitsgefühl, erfüllt von vornehmer Grazie, freilich im Sinne der französischen Gesellschaft. Chineserie, Allegorie und Mythologie, Liebesgötter, die Theaterwelt, Hirten und Hirtinnen, alles wie es eben der Zeit gefällt, nimmt er in seine Dekorationen auf. Seine Gemälde sind einzig der Liebe und den Freuden dieser Welt gewidmet, aber es liegt der Schleier der Melancholie darüber, als ob er das Schicksal dieser Gesellschaft ahnte. Doch es ist mehr Sehnsucht als Melancholie, denn früh leidend und jung gestorben, war ihm vom Schicksal wenig zu teil geworden von dem, was er darzustellen liebte.

Diese zweite Seite, das Gegenständliche im Malerischen, darf man nicht übersehen, wenn man wissen und verstehen will, was das Rokoko ist. Formell ist das Stein- und Muschelwerk mit allen seinen Auswüchsen das entscheidende Kennzeichen, innerhalb desselben aber spielt die Liebe, die Galanterie, das Theater, die erträumte Idylle des Land- und Hirtenlebens. Die ausgelassene Weltlust unter dem Regenten von Orleans hat das Rokoko geschaffen. Es ist der Stil jener vornehmen Gesellschaft, voll Reiz wie diese selber, wenn reich und üppig, und zugleich gezügelt von vornehmer Grazie, sinnlos aber, langweilig und armselig, wenn es sich zur bürgerlichen Welt herabläßt und nichts weiter thut und kann, als ihr Mobiliar mit einigen Schnörkeln auszustatten.

Das Rokoko endete in Frankreich in der Mitte des Jahrhunderts. Im Jahre 1750 erschien bereits ein Ornamentbuch ohne Rocaille. Madame de Pompadour, selber eine Künstlerin, liebte diesen Stil nicht; sie zeichnete nach griechischen Kameen und stach diese Zeichnungen in Kupfer. Sie liebte die neuerstandene Dekorationsweise von Herkulanum und wurde mit Unterstützung ihres Bruders, des Großmeisters der schönen Künste in Frankreich, und mit Hilfe ihrer künstlerischen Freunde die Begründerin des neuen Stils, der durch die zweite Hälfte der Regierung des fünfzehnten Ludwig und durch die Zeit des sechzehnten Ludwig hindurch zum Empire führte und mit diesem abschließt. In Deutschland hatte das Rokoko noch ein kurzes Nachleben. Hier fallen die großen Rokokodekorationen noch in die vierziger und fünfziger Jahre, aber auch nur in einem Teile Deutschlands, denn in Oesterreich und zumal in Wien und in Prag, geht der italienische Barockstil fort und fort und läßt dem Rokoko nur einen bescheidenen Platz. Selbst das Kunstgewerbe, das sich teilweise, wie in der geschmiedeten Eisenarbeit oder im Porzellan, dem Rokoko willig gebeugt hatte, hält nicht länger aus. Ein paar Jahrzehnte nur, und die Herrlichkeit des Rokoko, rasch gekommen, ist ebenso rasch wieder verschwunden, um nur noch mit Spott- und Spitznamen bezeichnet zu werden.

Und sollte das Rokoko von heute, wie es uns wiederum gepriesen und als das Heilmittel des Geschmacks empfohlen wird, glücklicher sein? Die moderne Kunstbewegung, welche die Renaissance und die nachfolgenden Stilarten geschaffen, hat dazu drei- bis vierhundert Jahre gebraucht. Heute haben wir dieselbe Bewegung in fünfundzwanzig Jahren durchgemacht. Rechnen wir auf jede Stilart im Durchschnitt fünf Jahre, so haben wir nach fünf Jahren auch das Rokoko wieder überstanden. Die Zeit, wie sie ist, verlangt den Wechsel, sie verlangt immer nach neuem, und zum neuen gehört nun heute das Rokoko. Wenn aber alles, was alt geworden, wiederum als neues durchgekostet und nichts mehr übrig ist, dann, so scheint es, wird man nach dem Schönen und Guten fragen und an diesem festhalten.

Spruch.

Schreib, Freund, in dein Gedenkbuch ein,
— Mag auch das Gleichnis hinken —:
„Auf fremde Größe stolz zu sein,
Das heißt berauschen sich am Wein,
Den andre für dich trinken."

H. Dickmann.


Kokospalme (S. 12).

Deutschlands Stellung in der Südsee.

Von

Dr. W. Böhm.

Der in der Südsee zwischen dem 13. und 14. Grade südlicher Breite und dem 169—173. Grade westlicher Länge von Greenwich gelegene Samoaarchipel wurde europäischerseits zuerst im Jahre 1722 von dem holländischen Seefahrer Roggenveen, dann seit dem Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts von Schiffen verschiedener Nationen, Franzosen, Engländern, Amerikanern und Russen besucht. Von dem französischen Weltumsegler Bougainville, welcher die Inseln 1768 anlief und eingehender durchforschte, erhielten sie wegen der Geschicklichkeit, mit der die Eingebornen ihre eigenartigen kleinen Fahrzeuge zu handhaben verstanden, den Namen Schifferinseln. Regelmäßig werden sie von Europa und Amerika aus erst seit 1830 besucht, als englische Missionare, wie es sich zeigte, mit gutem Erfolge die Bekehrung der Eingebornen zum Christentum unternahmen.

Die gesamten zur Samoagruppe gehörigen Inseln enthalten einen Flächenraum von 3010,84 Quadratkilometern oder 54,63 deutschen Quadratmeilen, also wenig mehr als das Großherzogtum Strelitz, aber mit noch nicht voll 38 000 Bewohnern. Dieses Areal und die Bevölkerung verteilt sich auf die einzelnen Inseln, von Westen nach Osten gerechnet, wie folgt: Sawaii mit 31 Quadratmeilen und 12 000 Einwohnern, Upolu mit 16 Quadratmeilen und 20 000 Einwohnern, Tutuila mit 2 ½ Quadratmeilen und 3700 Einwohnern, Manua 1 ½ Quadratmeilen mit 1300 Einwohnern; kleinere Inseln sind Apolima, Nuutele, Ofu u. a. Wie alle Südseeinseln sind auch die Samoas vulkanischen Ursprungs mit meist erloschenen Kratern in der Höhe bis zu 1300 m; noch 1866 fand auf dem Eiland Olosenga bei Matua eine unterseeische Eruption statt. Die Küsten sind meist hoch und steil und bieten wenig gute Häfen, darunter der bedeutendste der von Apia an der Nordküste von Upolu. Das Innere zeigt zwischen den Gebirgsketten schöne reich bewässerte Ebenen; die Hauptflüsse auf Upolu sind der Sigago, Vaivasa und Vailele. Das Klima ist gesund, häufige Regen mildern die tropische Hitze und bedingen die Ueppigkeit der Vegetation, im Sommer herrschen unbeständige Ostwinde, in der ersten Hälfte des Winters frische Passatwinde vor, selten von Windstillen und leichten Südwestwinden unterbrochen.

Die hauptsächlichsten vegetabilischen Erzeugnisse der Inseln sind tropischen Charakters, voran Kokospalmen (S. 10), dann Brotfruchtbäume, Zuckerrohr, Yams, Pisang. Die animalische Welt ist arm an Arten, größere Säugetiere fehlen ganz, sofern sie wie unsere Haustiere nicht durch Europäer eingeführt sind; dagegen ist das Meer reich an Fischen und Schildkröten.

Was nun die ursprünglichen Bewohner dieser Inseln betrifft, so gehören sie zu dem hellfarbigen polynesischen Menschenschlage, einer wohlgebauten kräftigen Rasse, nicht ohne mancherlei geistige Anlagen, wenngleich früher im Rufe gelegentlicher Menschenfresserei stehend. Sie sind von jeher gute Fischer und Schiffer gewesen, wozu die Umgebung des Meeres sie anweist, wohnen in wohlgebauten Hütten, die zu Dörfern vereinigt sind; eine Art Hausindustrie, die meist von den Weibern betrieben wird, besteht in der Herstellung von Zeugen und Matten aus den Fasern der Kokospalme. Ihre Waffen waren in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft mit den Europäern Keulen und Schleudern, leider haben sie seit längerem auch mit Feuergewehren umgehen gelernt.

Als eine samoanische Sprachprobe mag hier die Einleitung des zwischen Deutschland und Samoa abgeschlossenen Freundschaftsvertrages neben der deutschen Uebersetzung folgen:

Seine Majestät der Deutsche Kaiser, König von Preußen 2c. 2c., im Namen des Deutschen Reichs einerseits, und Ihre Exzellenzen die Herren der Taimua, im Namen der Regierung von Samoa anderseits, von dem Wunsche geleitet, ihre freundschaftlichen Beziehungen und ihre Interessen gegenseitig zu fördern und zu befestigen, haben beschlossen, einen Freundschaftsvertrag abzuschließen.

Ua finagalo Lana Afioga le Kaisa — Tupu Sili — o Siamani Tupu o Polusia etc. etc., ona o le Malo o Siamani i le tasi itu, ma Latou Susuga o Alii Taimua, ona o le Malo o Samoa i le isi itu, ona faatupu ma faamauina o le tasi i le tasi o le fealofani ma mea uma o lóo la masani ai ma mea uma foi ua tatau ia i laua.

In politischer Hinsicht ist die Bevölkerung in eine große Anzahl kleiner Dorfstaaten zerspalten, fast jeder unter einem eigenen Häuptling oder „König", die in fast ununterbrochener Fehde miteinander leben und daher zu der grauenhaften Verminderung des Volkes beitragen; gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die Kopfzahl derselben noch auf 180000 geschätzt, heute, wie gesagt, beträgt sie noch nicht 38000, jedoch soll in den letzten Jahren eine kleine Zunahme bemerkt worden sein. Unter den unzähligen allerkleinsten Fraktionen treten zwei größere Parteigruppen, die der Taimua und Poletua, hervor. Die Bemühungen, ein geordnetes Staatswesen unter wirklichen Oberherren, wie Malietoa oder Tamasese herzustellen, haben bisher noch kein befriedigendes Resultat erkennen lassen.

Für die Europäer ist der wichtigste Teil des ganzen Archipels die Insel Upolu; sie ist ungleich fruchtbarer, weniger gebirgig im Innern als das größere Sawaii und besitzt den vortrefflichen Hafen von Apia. Von den Nationen, welche seit einem halben Jahrhundert hier Handelsanknüpfungen gesucht und Kolonisationsbestrebungen gepflegt haben, kommen nur die Deutschen, die Engländer und Nordamerikaner in Betracht und es kann gleich vorweg gesagt werden, daß unter diesen die ersteren bei weitem am einflußreichsten sind und den größten Besitz haben. Das deutsche Gebiet auf Upolu umfaßt etwa 24000 Hektaren oder 96000 Morgen, dagegen das englische und amerikanische je etwas über 3000 Hektaren. Dazu kommt, daß die Engländer und Amerikaner so gut wie gar keinen Plantagenbau treiben, während auf den deutschen Ansiedelungen, wie ein auf persönlichen Wahrnehmungen beruhender Artikel der Kreuzzeitung neulich ausführte, der Anbau der Kokospalme auf rationeller Grundlage betrieben wird; ferner wird auf den meisten deutschen Plantagen Kaffee, Tabak, Mais und Baumwolle gepflanzt, auch die Rindviehzucht gedeiht, so daß die beiden deutschen Plantagen Vaivase und Vaitele die ganze Inselgruppe mit

Fleisch versorgen. Erworben wurde dieser Besitz durch legitimen Ankauf von den Eingebornen.

In Rücksicht auf den Betrieb der Plantagen bemerkt die angezogene Korrespondenz, daß derselbe ausnahmslos durch fremde Arbeiter geschehen muß. Denn der Samoaner arbeitet nicht oder nur dann, wenn ihm die Not auf den Nägeln brennt, er ist außerdem in der Arbeit unzuverlässig. Infolgedessen werden die Arbeiter von anderen Inseln, welche notorisch tüchtige Leute liefern, wie den Salomonsinseln, den Gilbertsinseln, der Ellicegruppe, dem Bismarckarchipel u. a. unter Aufsicht von Konsulatsbeamten geholt und für eine dreijährige Thätigkeit angeworben; außerdem werden sie ärztlich untersucht, erhalten ein Drittel ihrer Löhnung während der Anwesenheit auf den Plantagen und die übrigen zwei Drittel entweder in Geld oder was sie vorziehen, in Waren, wie Tabak, Kleiderstoffen, Messern und Eisenwaren beim Abgang von den Samoainseln; unter Beaufsichtigung des Konsulats werden sie nach ihrer Heimat zurückgebracht.



Junger Häuptling von Samoa.

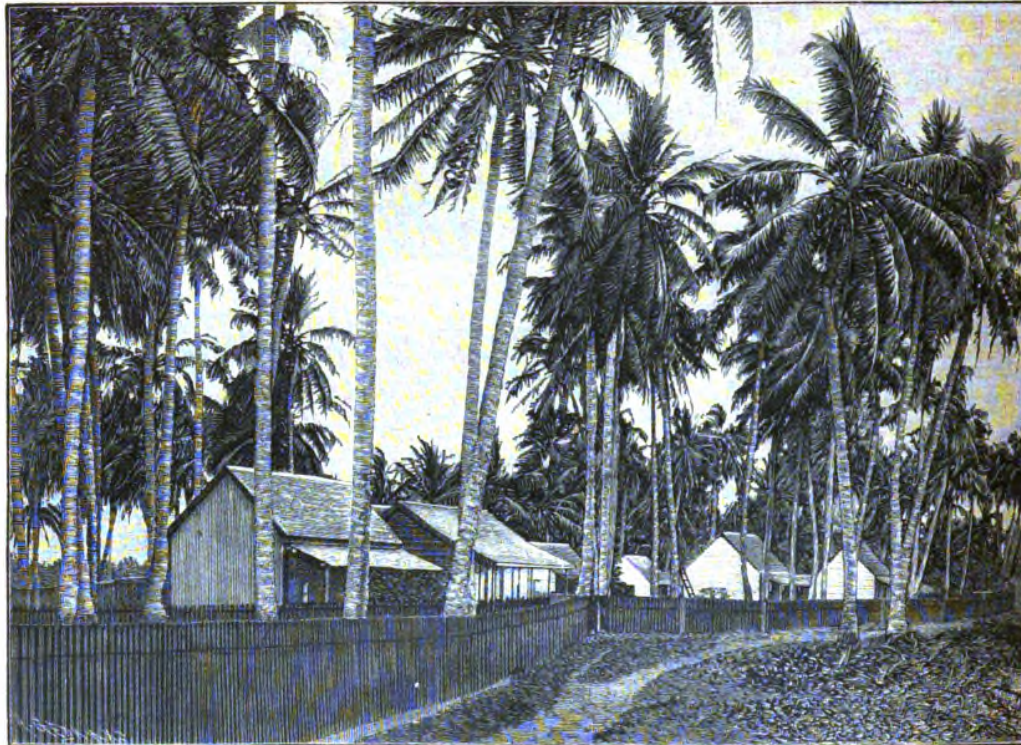
Sehr anschaulich schildert Dr. Schellong in Königsberg diese Arbeiterwerbungen: „In den meisten Fällen ist das Werbegeschäft eine mühsame und zeitraubende Sache; ich habe am Nordkap und an der Südwestküste von Neu-Mecklenburg solche Rekrutierungen mit angesehen. Man geht mit dem Schiff so nahe wie möglich an Land; dann wird der Werber im kleinen Boot abgesetzt, in welchem sich außer einer zuverlässigen Bootsmannschaft die sehr wichtige Kiste (trade box) befindet, in welcher Tabak, Streichhölzer, Thonpfeifen, rotes Tuch, Messer, Beile, Aexte, Glasperlen, kurz die ganzen Reichtümer des „weißen Mannes" enthalten sind. Das Boot wird schnell durch die Brandung gebracht und versammelt alsbald um sich die Schar der Eingebornen, welche die Neugierde halb scheu — halb ängstlich herantreibt. Der Werber macht ein freundliches Gesicht, spricht und gestikuliert lebhaft und verteilt reiche Geschenke; je nachdem er das erforderliche Vertrauen gewonnen zu haben glaubt, gibt er sodann früher oder später seine eigentliche Absicht zu erkennen: er fragt, ob jemand mit dem Schiff mitgehen wolle, und läßt es dabei an allen möglichen und unmöglichen Versicherungen nicht fehlen: not to much work; plenty kaikai; plenty lawa lawa (keine harte Arbeit bei reichlichem Essen und gutem Lohn); er findet zunächst nur ungläubige Gesichter und geht deshalb ruhig an Bord zurück, um zu gelegener Zeit wieder vorzusprechen, bis etwaige Entschließungen bei dem einen oder dem andern ausgereift sein möchten. Zahlreiche Kanus umgeben dann das Schiff; es entspinnt sich der übliche Tauschverkehr, so manches dieser Naturkinder klettert an Bord und bewundert das riesige Fahrzeug, sieht auch ein paar schwarze Kameraden, welche sich aus dem großen Kochtopf (für solche Zwecke stets an Bord genommen) zufrieden ihre gekochten Yamknollen herausholen; dann empfindet auch er vielleicht etwas wie Reiselust und er entschließt sich zum mitgehen; er bezeichnet diejenigen seiner Angehörigen, an welche ein Handgeld von Aexten, Messern 2c. entrichtet werden soll,

und der Werber darf dann nicht sparen, er zahlt bis zum Werte von 20 Mark. Hat sich so erst einer bereit gefunden, so folgen die andern leichter nach. Ohne weitere Abschiedszeremonie werden sie an Bord gebracht, und ohne viel zu überlegen, machen sie ein Kreuz unter den Vertrag, welcher ihnen vorgelegt und so weit als möglich verdolmetscht wird."

Den Grund für die blühende Entwickelung deutschen Handels und deutscher Kultur in der Südsee hat das Hamburger Handelshaus Godefroy gelegt, welches sich den berühmten deutschen Kaufmannsfirmen früherer Jahrhunderte, den norddeutschen Hanseaten, den Augsburger Fuggers seit hundert Jahren würdig zur Seite stellte und seine Verbindungen von den Schifferinseln aus über weit entfernte Inselgruppen ausdehnte. Zu den mächtigsten der stolzen Schiffskolosse „bei den Vorsetzen" im Hafen zu Sankt Pauli bei Hamburg zählten viele Jahre lang die riesigen Dreimaster Godefroys, ihre Ladung von Kopra und Kokosöl zu löschen. Aber ungünstige Konjunkturen, schwere Unfälle trübten den Glanz des alten Hauses, dessen Thätigkeit dann von der deutschen Südsee-Plantagengesellschaft aufgenommen und bis gegenwärtig fortgesetzt worden ist. Eine Zinsgarantie bis zur Höhe von 300 000 Mark für diese Gesellschaft zu übernehmen lehnte der Reichstag bekanntlich im Jahre 1880, wesentlich auf die Autorität des Abgeordneten Bamberger hin, ab, obgleich große Gefahr vorhanden war, daß der großartigste deutsche Besitz in der Südsee für Deutschland verloren gehen könnte. Die Erfolge der Plantagengesellschaft haben zum Glück diese Gefahr abgewendet.

Wie bedeutend der deutsche Schiffsverkehr auf den Samoainseln den der übrigen in Betracht kommenden Nationen übersteigt, zeigt ein Blick auf die Schiffsliste für den Hafen von Apia in den Jahren 1884 und 1885. Es liefen ein (siehe oben):

Flagge.	1884.			1885.		
	Anzahl der Schiffe.	Zahl der Besuche.	Raumgehalt. Brit. Reg. Tons.	Anzahl der Schiffe.	Zahl der Besuche.	Raumgehalt. Brit. Reg. Tons.
deutsch	31	161	13 966	37	187	14 588
englisch	19	42	9 073	29	43	4 048
amerikanisch	11	28	2 728	20	20	2 619
verschiedene	1	1	550	2	2	748
zusammen	62	232	26 317	88	252	22 003



Deutsche Pflanzung auf Samoa.

Der Wert der Einfuhr betrug in denselben beiden Jahren nach chilenischen Dollar ausgedrückt:

Durch Kaufleute	1884.	1885.
deutscher Nationalität	258 178	281 613
englischer "	36 328	95 000
amerikanischer "	65 565	92 000
zusammen	360 071	468 613

Die Ausfuhr von Landesprodukten aus Samoa wies folgende Zahlen auf:

Durch Kaufleute	1884.	1885.
deutscher Nationalität	346 033	294 800
englischer "	10 025	43 385
amerikanischer "	10 000	31 000
zusammen	366 058	369 185

chilenische Dollar.

Bei diesem Uebergewicht des deutschen Handels über denjenigen aller anderen Nationen ist es natürlich, daß von den letzteren große Anstrengungen gemacht worden sind, um demselben den bisher unter manchen Opfern und Gefahren durch Fleiß, Ausdauer und Geschick errungenen Vorsprung wieder abzugewinnen und ihn möglichst aus dem Felde zu schlagen.

„Die Kaiserliche Regierung," heißt es schon in dem Weißbuch von 1879, „hat es als eine nationale Pflicht erachten müssen die deutschen Unternehmungen im Stillen Ozean nicht lediglich ihrem eigenen Schicksal zu überlassen. Die zunächst angeordnete Entsendung und bezw. dauernde Stationierung Kaiserlicher Kriegsschiffe zum Zeigen der Kriegsflagge, oder zur Sühne und Verhütung von Gewaltthätigkeiten seitens unzivilisierter Inselvölker erhöht mit dem Ansehen des deutschen Namens die Sicherheit der deutschen Handelsflagge in jenen Meeren." Gleichzeitig aber war darauf Bedacht zu nehmen, daß diese erfreuliche Entwickelung nicht durch Eingriffe von dritter Seite gestört wurde. Dazu schien das wichtigste und zweckmäßigste Moment die Beseitigung der politischen Zersplitterung der Inseln unter vielen Häuptlingen durch ein moderne

Königtum, wie die Idee in Tonga und Hawaii durch die Könige George Tubou und Kamahamea praktisch bisher ganz befriedigend ausgefallen ist. Unter Mitwirkung der Konsuln von Nordamerika, England und Deutschland wurde der Häuptling Malietoa (S. 25) als König eingesetzt (1874), welcher aber keine der auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllte. Indem er sich ganz dem Einfluß eines amerikanischen Günstlings namens Steinberger überließ, vermochte er nicht nur den fortwährenden Fehden der Eingebornen unter sich kein Ziel zu setzen, sondern ließ es auch wiederholt zu blutigen Zusammenstößen mit den Mannschaften der englischen und amerikanischen Schiffe kommen. Kaum daß die Deutschen im Jahre 1877 u. f. durch eine Reihe sich ablösender Kriegsschiffe, Augusta, Hertha, Ariadne, Albatroß u. s. w. ihren Besitz schützen konnten. Zwischen Petitionen an England und Nordamerika um Protektion oder Annexion schwankte die Regierung dieses Königs hin und her. Zu seiner sonstigen Charakteristik trägt in drastischer Weise folgende Stelle des letzten Weißbuches bei: „Es ist nicht die Unfähigkeit des Herrschers allein, die in Betracht kommt, auch als Mensch hat Malietoa durch seine Aufführung Achtung und Ansehen nicht nur bei den Europäern, welche ihn kennen, sondern auch bei seinem eigenen Volke verscherzt. Daß Malietoa die fremden Vertreter und darunter auch den deutschen um kleine Geldvorschüsse angegangen und solche von demselben erhalten hat, kennzeichnet weniger seine Persönlichkeit, als die Thatsache, daß Schuldscheine, in welchen er sich „Malietoa, König von Samoa" unterzeichnet und den ersten besten Händler um Tabak oder Lebensmittel im Werte von häufig ganz geringen Beträgen unter dem Versprechen demnächstiger Zahlung ersucht, in großer Anzahl in Apia existieren."

Schlimm war es, daß die Unfähigkeit dieser sogenannten Regierung den Aufhetzereien der eifersüchtigen englischen und namentlich amerikanischen Händler gegen die Deutschen sich dienstwillig zeigte. Als die Deutschen in Apia (S. 28) am Abend des 22. März 1887 nach der Feier des Geburtstages Kaiser Wilhelms I. das Festlokal verließen, wurden sie von Anhängern Malietoas überfallen, mit Steinen geworfen und zum Teil schwer verletzt. Da machte Fürst Bismarck kurzen Prozeß. In aller völkerrechtlichen Form wurde an Samoa der Krieg erklärt, Herr Malietoa, der sich selbst stellte, arretiert und von den Samoainseln entfernt (August bis September 1887). Der eigentliche Krieg hatte ohne Blutvergießen zwei Tage gedauert.



Pflanzung von Arbeitern auf Samoa.

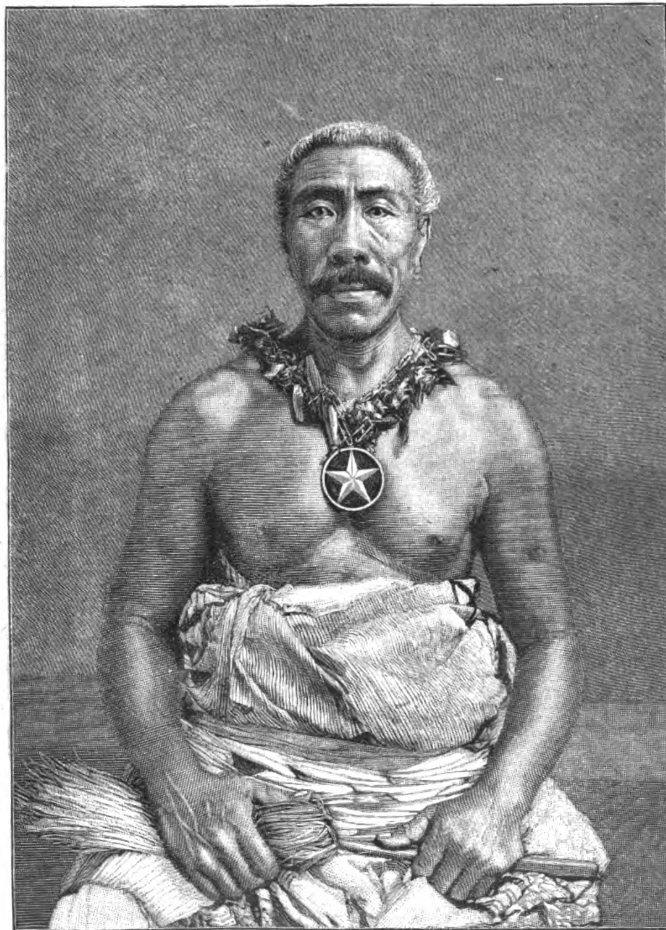
Nachdem König Malietoa auf Seiner Majestät Schiff „Adler" untergebracht worden, schritt das freie Volk von Samoa zur neuen Königswahl, aus welcher mit drei Vierteln aller Stimmen der Häuptling Tamasese (S. 23) hervorging. Auch von den meisten Anhängern Malietoas wurde ihm gehuldigt. In der That schien die Wahl eine glückliche zu sein. Tamasese war wirklich bemüht, eine geordnete Verwaltung für die Inselgruppe einzuführen; er teilte den Konsuln der fremden Mächte mit, daß er die internationalen Verträge treu beobachten werde, führte in Apia eine reguläre Polizei ein, ernannte einen Munizipalrichter, bestellte Verwaltungsbeamte für die einzelnen Bezirke u. s. w. Am 28. und 29. September veranstaltete König Tamasese zu Ehren des deutschen Geschwaders ein Fest, welches unter überaus zahlreicher Beteiligung der samoanischen Bevölkerung stattfand; es sollen mehr als 6000 Personen dabei gewesen sein.

Aber gerade, daß der neue König die Deutschen auszeichnete, daß er den ihm von der Plantagengesellschaft empfohlenen Hauptmann a. D. Brandeis zu seinem Ratgeber, deutsche Richter und Polizeichefs ernannte und seine Leibwache nach deutschem Reglement einexerzieren ließ, erregte aufs neue und heftiger als zuvor die Eifersucht der Engländer und namentlich der Amerikaner. Von seiten Deutschlands war Tamasese ohne Weigerung anerkannt worden, die Vertreter von England und Nordamerika verharrten in ihrer ablehnenden Haltung. Der amerikanische Generalkonsul, Sewall, von allen Seiten als ein ganz junger, hochmütiger und leidenschaftlicher Mann geschildert, zog nach der Festnehmung Malietoas seine Flagge ein, politische Abenteurer namentlich amerikanischer Staatsangehörigkeit, die sich ohne erkennbare andere Thätigkeit auf den Inseln umhertrieben, suchten, von ihrer konsularischen Vertretung begünstigt, oder doch geduldet, Gelegenheit, um Konflikte mit der neuen samoanischen Regierung und den Deutschen herbeizuführen. Amerikanische Schiffe brachten Gewehre, Hinterlader aller Systeme, Patronen in Hülle und Fülle zur Bewaffnung der Eingebornen, die dafür ihre Kopraernten im voraus verpfändeten. Ein Führer der Unzufriedenen war bald in der Person des Häuptlings Mataafa (S. 35) gefunden, der, obgleich vorher selbst ein Gegner des vertriebenen Malietoa, sich doch kurzer Hand selbst zum König Mataafa Malietoa II. ernannte; freilich wurde die Proklamation, die er

an den Straßenecken von Apia ankleben ließ, von Tamaseses Polizeidienern einfach wieder abgerissen.

Um die Mitte September des vorigen Jahres kam es zum offenen Kriege zwischen Mataafa und Tamasese. Am 9. dieses Monats liefen übereinstimmende Meldungen ein, daß die Aufständischen aus dem Lager in Faleula durch die deutsche Pflanzung Vaitele nach Apia vorgerückt waren. Etwa 600 mit Gewehren bewaffnete Leute hatten in einer nach samoanischer Sitte auf bevorstehenden Kampf deutenden Ausrüstung (wie Bemalen des Gesichts mit schwarzer Farbe u. a.) eine halbe Wegstunde von Savalalo, demjenigen Teile Apias, der die Faktorei der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft umfaßt und wenige Minuten von Mulinuu entfernt ist, Aufstellung genommen. Am 12. September kam es zur ersten „Schlacht“ zwischen den „Armeen“ Tamaseses und Mataafas, wobei durch mehr als 30000 Schüsse fünf Mann getötet und vierzig verwundet wurden. Auf jeder Seite sollen etwa 800 bis 1000 Krieger gestanden haben. Am meisten wurden Häuser und Bäume beschädigt, die deutschen Pflanzer mußten vor verirrten Kugeln mit den Frauen und Kindern viele Stunden Zuflucht in den Kellern suchen. Die Schlacht hatte ein Ende, als beide Teile keine Patrone mehr hatten; wie es auch in europäischen Kriegen schon vorgekommen ist, schrieben sich beide Teile den Sieg zu, und beide Teile zogen sich zurück, Tamasese auf die Halbinsel Mulinuu, westlich, Mataafa nach Matautu, östlich der Bucht von Apia. Der Krieg wäre in kurzer Zeit von selbst erloschen, wenn nicht aus schnöder Gewinnsucht englische und amerikanische Schiffe aufs neue Waffen und Munition für die Kriegführenden herbeigeschafft hätten. Um den Amerikanern den Vorwand zu nehmen, als befände er sich in Mulinuu auf amerikanischem Boden, ging Tamasese später zur See nach Saluafata, einem Hafen an der Nordküste von Upolu östlich von Apia.

Von seiten der deutschen Regierung war man von vornherein entschlossen, in diesem inneren Kriege eine strenge Neutralität zu behaupten. Unter dem 8. November 1887 schon schrieb der Staatssekretär Graf Herbert Bismarck an den kaiserlichen Konsul Becker in Apia: „Der Herr Reichskanzler hatte gehofft, daß die Beseitigung unseres Gegners Malietoa und die Einsetzung des deutschfreundlichen Königs Tamasese genügen würden, um den Schutz unserer Landsleute und ihrer Handelsinteressen zu sichern. Die Okkupation Apias durch deutsche Streitkräfte wird, auch wenn sie nicht zu Kollisionen mit den dort ansässigen Amerikanern und Engländern führt, der Presse in den australischen Kolonieen und in den Vereinigten Staaten den willkommenen Vorwand bieten, unsere Politik auf den Samoainseln zu verdächtigen und uns die Absicht einer Machterweiterung und einer Vergewaltigung der vertragsmäßigen Rechte anderer in der Südsee interessierter Staaten unterzuschieben. Unter diesen Umständen ist es erforderlich, die Okkupation thunlichst abzukürzen und, solange sie dauert, alles zu vermeiden, was ihr den Charakter einer lediglich zur Unterstützung des von uns anerkannten Königs Tamasese getroffenen Schutzmaßregel nehmen könnte. Auch unsere weitere Aktion ist nicht im eigenen Namen und unter Berufung auf speziell deutsche Interessen zu führen, sondern im Namen der jetzigen Samoaregierung, welche die Aufgabe hat, an Stelle der unter Malietoa herrschenden anarchischen Zustände Ruhe und Ordnung wiederherzustellen, und deren Stärkung und Unterstützung daher [illegible] seitigen Interesse liegt.“ Unter dem [illegible] tober 1888 telegraphierte das Aus[illegible] Amt unter dem Eindruck der Schlacht [illegible] 12. September: „Sie wollen sich [illegible] läufig auf Schutz der Reichsangehörigen und ihrer Interessen beschränken. Falls letztere durch neue Regierung geschädigt werden, bitte ich Sie, kurz telegraphisch zu berichten.“


König Tamasese (S. 20).

Auch als die befürchteten Schädigungen deutscher Interessen in der That eintraten, als von den Rebellen nicht nur Nahrungsmittel, Vieh und Geräte gestohlen, andere Besitzstücke mutwillig zerstört wurden, der Schaden allein der Plantagengesellschaft weit über 20000 Mark stieg, wurde von Berlin aus noch immer Mäßigung und Vermeidung einer Vergeltung von Feindseligkeiten anbefohlen, da man beim Friedensschluß entschädigt werden würde. Erst am 14. Dezember wurde der deutsche Konsul in Apia ermächtigt, die Hilfe der deutschen Kriegsschiffe zu requirieren, „falls die Räubereien gegen deutsches Eigentum fortdauern“.

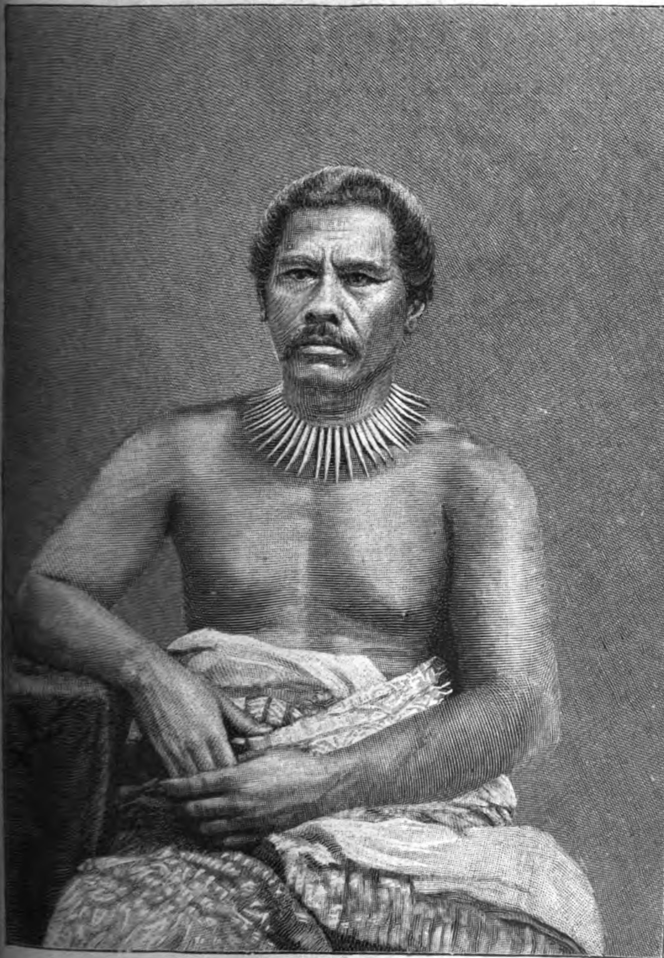
Fast scheint es, als ob diese vorsichtige Zurückhaltung auf die Partei Mataafas das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung hervorgebracht habe. „Die Stimmung unter den Angehörigen Tamaseses“, berichtet der Konsul am 7. Oktober, „ist gedrückt. Die andauernde Agitation seitens hiesiger Ausländer hat sie eingeschüchtert. Diese Agitation scheut keine Mittel der Lüge, Entstellung und Drohung. Der amerikanische Kriegsschiffskapitän und der konsularische Vertreter der Vereinigten Staaten unterstützen die Partei Mataafas ganz offen und reizen dieselbe zu energischer Fortsetzung des Kampfes.

Die Anhänger Malietoa-Mataafas haben sich vor Ausschreitungen gegen deutsches Eigentum nicht gescheut. Soweit es bei den Machtmitteln des einen hier befindlichen deutschen Kriegsschiffs möglich war, ist weiteren Ausschreitungen vorgebeugt worden. Das kleine Besitztum eines Reichsangehörigen, Schröder, bei Faleula war geplündert worden. Auf den Pflanzungen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft innerhalb des von den bewaffneten Scharen Mataafas besetzten Umkreises nahmen die Diebstähle an Früchten und Vieh in erschreckender Weise

zu. Am meisten hatte die Pflanzung Vaitele zu leiden. Die Krieger Mataafas lagerten sich in derselben, raubten die Früchte, erschossen fast den ganzen Viehbestand, bedrohten die schwarzen Arbeiter und beantworteten die Proteste des deutschen Pflanzungsverwalters mit übermütigen Reden; dem deutschen Konsul wurde ein Pferd aus dem Stall gestohlen u. s. w."

Das Uebermaß der fast über jede Grenze der Geduld ertragenen Gewaltthätigkeiten erreichte endlich das Aeußerste, und am 17. Dezember erteilte der Kaiserliche Konsul Knappe in Apia dem Korvettenkapitän Fritze den Auftrag, mit den Schiffen „Adler", „Olga" und „Eber" zur Entwaffnung der kriegführenden Parteien und damit zur Beendigung des Krieges zu schreiten. Unter wie schmerzlichen Verlusten für unsere brave Marine, am wesentlichsten durch die schändliche Verräterei des amerikanischen Renegaten Klein diese Expedition ausgeführt wurde, ist aus den Tagesblättern noch in frischem Gedächtnis; 17 der Tapferen blieben tot, 37 wurden schwerer oder leichter verwundet.


Dorfansicht auf Samoa.


König Malietoa (S. 19).

Der deutsche Reichskanzler hat sich neulich in privatem Kreise vertraulich dahin geäußert, wir müßten uns hüten, wegen unserer überseeischen Angelegenheiten Trübungen in den Beziehungen zu Mächten eintreten zu lassen, die lange mit uns verbündet und befreundet seien, weil auch die leiseste solcher Trübungen große Schädigungen unseres gesamten Handels im Gefolge habe. Aber ebenso dürfen wir überzeugt sein, daß die Ehre und die Interessen Deutschlands auch fern im Stillen Ozean unter den Händen des Fürsten Bismarck am besten gewahrt sind. Die für die nächste Zeit in Aussicht genommene Berliner deutsch-englisch-amerikanische Samoakonferenz wird das ergeben.

Vergeudete Kräfte.

Von

Sophus Bauditz.

Cand. phil. Adolf Petersen war das einzige Kind eines Schullehrers in Jütland, dem es nur mit großen Schwierigkeiten möglich gewesen war, ihn studieren zu lassen. Der Ehrgeiz des Vaters war zunächst dahin gerichtet gewesen, den Sohn einstens als Pastor des heimatlichen Kirchspiels zu sehen; aber dazu kam es nicht: als Adolf Student geworden war, mußte er sich nämlich zumeist durch Erteilung von Privatunterricht



Ansicht von Apia (S. 20).

fortbringen, und er bekam immer mehr Lust, die Theologie an den Nagel zu hängen, bis er das definitive Aufgeben derselben nach Verlauf einiger Jahre dadurch bezeichnete, daß er sich nicht mehr „stud. theol.“, sondern „cand. phil.“ schrieb. Ein Opfer von seiner Seite war es indessen nicht: er befand sich überaus wohl als Stundenlehrer, und in den Instituten, in denen er unterrichtete, war man nicht weit davon entfernt, ihn zu vergöttern. Er hatte damit begonnen, daß er in einigen Mädchenschulen Religionsstunden in den unteren Klassen übernahm; da es sich aber herausstellte, daß er besondere Talente zum Unterricht im Dänischen und in der Litteraturgeschichte besitze, und da es sich außerdem zeigte, daß er selbst ein Dichter sei, wurde er in kurzer Zeit ein gesuchter Lehrer in diesem Fache für halb und ganz erwachsene Mädchen in den besten Instituten. Die Vorsteherinnen, an deren Etablissements er festgebunden war, hatten gleich von Anfang an ein eigentümliches Vertrauen zu seinem geistvollen und dabei für einen so jungen Mann ungewöhnlich ernsten Wesen gefaßt; niemand konnte bei den Lehrerkonferenzen in solchem Grade interessiert über die Elevinnen sprechen wie er; einer jeden Anlage und ganzer Charakter schien Gegenstand seines beständigen Denkens zu sein, und seinem Votum über Olga Jensens oder Hulda Sörensens intellektuellen und moralischen Standpunkt wurde deshalb ein Gewicht beigelegt, wie nur wenig anderen. Seine Vorträge über dänische Litteraturgeschichte waren so begeistert, daß nicht nur die Schülerinnen hingerissen wurden, sondern auch die Lehrerinnen, welche freie Zwischenstunden hatten, sich regelmäßig in seine Klasse hineinsetzten, um ihre Kenntnisse zu erweitern und ihren Geist zu bilden; und *ihn* eine Dichtung vorlesen zu hören, galt als ein wirklicher, künstlerischer Genuß. Die Schülerinnen — namentlich jene zwischen 14 und 16 Jahren — schwärmten natürlich für ihn. Diejenige, deren Stilübung gelobt oder gar vorgelesen wurde, konnte acht Tage davon leben; jede seiner geistreichen Bemerkungen über dänische Dichter wurde gewissenhaft nachgeschrieben, und es konnten manchmal drei bis vier Veilchenboukettes für ihn auf dem Katheder liegen, und zwar zu einer Jahreszeit, wo das Stück 25 Oere kostete. An seinem Geburtstage erhielt er in seiner Eigenschaft als beliebter Lehrer eine Anzahl von Briefen — zumeist anonym — mit Glückwunschkarten und gepreßten Blumen, und er hatte im Laufe einiger Jahre eine so große Sammlung gestickter Lesezeichen angelegt, daß er damit alle besten Stellen bei den vornehmsten Klassikern hätte bezeichnen können.

Kandidat Petersen war indessen weder unempfindlich noch undankbar gegenüber all der Freundlichkeit, die ihm von seiten der Vorgesetzten und der Schülerinnen entgegengebracht wurde. Bei allen Schulfesten war es denn auch eine selbstverständliche Sache, daß er sowohl eine Rede hielt als auch die Leier schlug; keiner konnte wie er mit erhobener Stimme und erhobenem Glase die Gesundheit der Vorsteherin ausbringen oder einer Sache „gedenken“, an die niemand anderer gedacht hat; keiner konnte mit so sichtlichem Behagen lauwarmen Thee schlürfen — er war so gebildet, kein Bier zu trinken — und kein anderer schrieb so reizende Gelegenheitstexte zu nicht unbekannten Melodieen. Die Ergebenheit seiner Schülerinnen verstand er ebenfalls zu würdigen; sagte er einer ein Lob oder dankte er für eine Blume oder ein Lesezeichen, so blickte er die Betreffende so eindringlich und väterlich liebevoll an, daß sie vor Freude und Scham errötete; seine Stimme bekam einen eigenen, gedämpften Klang, und er konnte des Mädchens kleine Hand länger in der seinigen, großen, halten, als es eigentlich notwendig war. Auch außer der Unterrichtszeit beschäftigten sich seine Gedanken vielfach mit den Schülerinnen; es hatte einen eigenen Reiz für ihn, der Individualität der Einzelnen auf den Grund zu dringen; aber obgleich es zunächst ein rein psychologisches Interesse war, das ihn erfüllte, hatte dasselbe doch so viel Erotik, daß er auf Grund seiner wechselnden Stimmungen von der Schule her die kleinen Gedichte schreiben konnte, welche er häufig Bazarsammlungen und überhaupt Büchern, die zu wohlthätigem Zweck herausgegeben wurden, schenkte. Diese Gedichte, deren Grundton in der Regel eine resignierte Sehnsucht nach etwas unerreichbarem Unbekannten ausdrückte, machten verdientes Glück, namentlich bei jüngeren weiblichen Lesern, und trugen in hohem Grade dazu bei, den Nimbus zu verstärken, der Kandidat Petersen umgab. Man glaubte allgemein, daß er eine platonisch-feurige, aber unerwiderte Liebe zu einem Weibe genährt, welches seiner vermutlich nicht würdig gewesen, und diese Liebe ihn beständig mit sanfter Wehmut erfülle, welche ihn teils in Stand setzte, die vielen Gedichte zu schreiben, teils ihn in tieferem Verstande gegen jeden weiblichen Liebreiz unempfänglich mache, was ja für jede Institutsvorsteherin sehr beruhigend war.

Die Jahre verflossen und Adolf Petersen war dreißig Jahre alt geworden. Immer fester verwuchs er mit den Schulen, an denen er wirkte, und in immer weiteren Kreisen drang seine Dichtung durch: jetzt begnügte er sich nicht mehr damit, nur Gedichte für Schulhefte und Bazare zu schreiben, sondern seine Poesie wurde bei Grundsteinlegungen zu größeren Asylen und anderen ähnlichen auf „Bürgerglück“ abzielende Institutionen gesucht; er schrieb Gedichte zum Andenken berühmter Männer, welche starben, mehr als eine Zeitschrift druckte seine vaterländischen Romanzen, und ein größeres Blatt stellte ihn als festen Theaterkritiker an.

Da geschah das Unglaubliche: er verlobte sich. Er hatte in Frau Visserups höherer Bildungsanstalt mehrere Jahre hindurch des Tischlers Holm einzige Tochter Anna unterrichtet, ohne ihr aber eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. So wurde sie gegen 16 Jahre alt, ward konfirmiert und vertauschte die kurzen Kleider mit langen, und nun gewahrte er plötzlich, wie überaus reizend sie war: keine andere in der ganzen Klasse hatte ein so frisches und dabei frommes Gesicht; ihre ganze Gestalt hatte die Feinheit des Kindes und den Liebreiz der Jungfrau, und wenn sie ihre dunkelblauen Augen zu ihm aufschlug — was sie immer that, wenn er sprach — war eine Tiefe und eine Reinheit in ihrem Blick, die ganz bezaubernd wirkten. Er wurde in den Unterrichtsstunden noch beredter als er es früher gewesen, und er merkte es selbst; er verweilte besonders bei den Auslassungen der Dichter über die Liebe, hielt eine Reihe von Vorträgen über weibliche Gestalten in der dänischen Dichtung und las Heibergs „Die Neuvermählten“ vor, mit einem Grundzug von Erotik, der gleich überwältigend auf alle Zuhörerinnen wirkte, obgleich Petersen sich in Wirklichkeit nur eine einzige als Publikum dachte. Anna Holms dänische Aufsätze wurden stets belobt und regelmäßig vorgelesen; sie waren nicht nur fehlerfrei, von einem philiströsen Sprachlehrerstandpunkt betrachtet, sondern er fand in denselben eine Feinheit in der Beobachtung und eine echte Weiblichkeit, die ihn zuletzt mit solchem Interesse für die Verfasserin erfüllten, daß seine Gedanken sich länger und häufiger mit ihr beschäftigten, als sie es je früher mit einer Einzelnen gethan hatten. Nun schrieb er auch viel häufiger wehmütige Gedichte, als es sonst seine Gepflogenheit war; er borgte ihr Bücher aus seiner Privatbibliothek und sprach mit ihr über das Gelesene, kurz: er war, was man gewöhnlich genannt haben würde: verliebt; aber von hier war nach seiner Meinung ein weites Stück bis zu dem bloßen Gedanken, sich zu verleben. Die viele Erotik en detail hatte ihn nämlich allmählich daran gewöhnt, einen leichten Zustand der Verliebtheit als normal und recht angenehm zu betrachten; und obgleich er noch so jung war, daß er sich kaum erst „in den besten Jahren“ befand, war er doch so alt geworden, daß er nicht lange von einer Zukunft als Ehemann phantasierte, ohne sich alsbald zu erinnern, daß er kein Weib würde ernähren können, es sei denn, daß er die — übrigens nicht übertriebenen — Anforderungen, die er sich im Laufe der Zeit zu stellen angewöhnt hatte, bedeutend herabsetzte; das mußte ja sehr unangenehm sein, und er besaß deshalb, wie gesagt, Selbstbeherrschung genug, um seine Phantasie an strammeren Zügeln zu führen, wenn sie durchzugehen begann. Aber es kam ganz anders, als er gedacht hatte.



Hoher Häuptling.

Der Tag, an dem Anna Holm zum letztenmale das Institut besuchen sollte, nahte mit mächtigen Schritten, und Kandidat Petersen fühlte beinahe eine Art Eifersucht bei dem Gedanken, daß das hübsche Mädchen ihm plötzlich entrissen werden sollte, daß es herumschwärmen, auf Bällen und in der Gesellschaft fetiert werden, sich von jungen Studenten den Hof machen lassen und überdies vielleicht sich verloben werde. In dieser Stimmung schrieb er ein Gedicht, welches „Der Abschied“ betitelt war und schilderte, wie er am Strande stehe und mit den Augen dem Schiffe folge, das sie ihm für immer entführe, sie, der er sich doch niemals anzuvertrauen gewagt hatte. Es gelang ihm auch, dasselbe in die „Sonntags-Post“ zu bringen, ein Blatt, in welches Anna Holm öfters ihren Schulimbiß eingewickelt hatte, und von dem er daher nicht ohne Grund vermutete, daß es bei ihr zu Hause gehalten werde.

Tags darauf, nachdem das Gedicht im Blatte gestanden hatte, war Anna zum letztenmale in seiner Stunde zugegen. Als er in die Klasse hineinkam und sich auf den Katheder setzte, suchte sein Blick den ihrigen; sie errötete wie eine Rose und schaute zu Boden; es zuckte nervös um ihre Mundwinkel — es war zweifellos: sie hatte seinen „Abschied“ gelesen und war davon erfüllt.

Die Stunde war zu Ende und er mußte gehen. Aber draußen in dem finsteren Korridor kam Anna verlegen auf ihn zu und stammelte mit Thränen in den schönen Augen einen Dank für Alles, was er ihr gewesen, einen Dank für all die begeisternden Worte und für all seine Freundlichkeit; sie werde sich Alles merken und es nie, nie vergessen. Er wurde selbstverständlich gerührt, sowohl über ihre ungeheuchelte Ergebenheit wie über alles, was er für sie hätte sein können, und so nahm er ihre Hand, um das letzte Lebewohl zu sagen. Nach seiner Gewohnheit hielt er die Hand in der seinigen, während er sprach — und wie sprach er nicht! Bewegliche, gedämpfte Worte darüber, wie er in Gedanken immer seine Schülerinnen in die große Welt hinaus begleite, wenn sie die Schule verließen, welche bisher über ihre human-sittliche Entwickelung gewacht habe; und noch beweglichere Worte darüber, wie er doch niemals eine mit solchem Interesse, ja, er könne sagen Liebe, begleitet habe wie sie. Möchte es ihr doch beständig wohl ergehen, möchte sie doch ihre liebenswürdige Reinheit bewahren, jetzt, wo die Schule und er sie verlieren sollten, die liebste

Schülerin — nein, *verlieren*, davon konnte nicht die Rede sein: er *könne* sie nicht ganz verlieren, das fühle er jetzt! Und, nicht wahr, er werde sie auch nicht verlieren? — Und Kandidat Petersen legte väterlich-erotisch seine linke Hand wie segnend auf ihr Haupt, indem er sich, so sehr auch die Situation auf ihn eingewirkt hatte, seine Schlußbemerkung, daß er sie nicht verlieren werde, doch zunächst so ausgelegt dachte, daß er ihr auch in Hinkunft Bücher borgen und im ganzen noch weiter für ihre ästhetische Entwickelung sorgen werde.

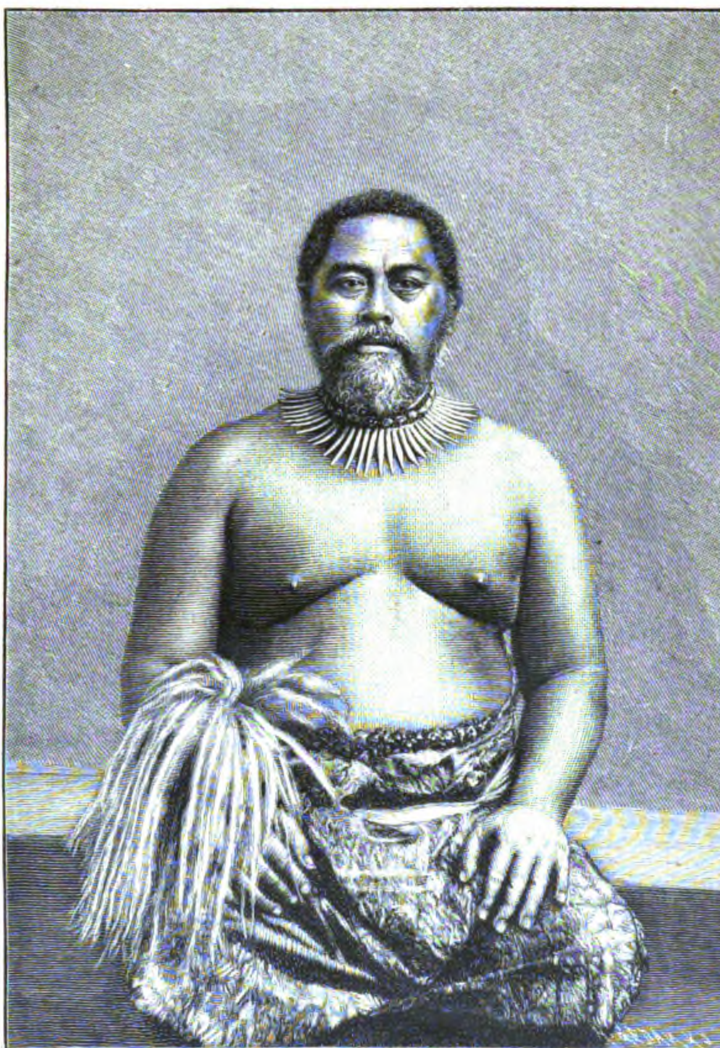
Aber so legte Anna Holm seine Worte *nicht* aus. Sie, die ihn drei Jahre lang bewundert und ein Jahr aus dem Grunde ihrer jungfräulichen Seele geliebt hatte, blickte strahlend zu ihm auf und warf sich schluchzend an seine Brust, indem sie sagte: „O Gott! nein, ist es wirklich wahr! So hab' ich mich nicht getäuscht!"

Als in diesem Augenblicke Frau Bisserup in den Korridor hinaus kam, flog Anna ihr an den Hals und flüsterte unter Weinen und Lachen einige unzusammenhängende Worte, welche die würdige Institutsvorsteherin doch so weit verstand, daß sie selbst sehr erschüttert zu dem ganz überwältigten Kandidaten Petersen sagte, es sei allerdings sehr, sehr unerwartet gekommen, doch hätten ja andere eigentlich nichts dareinzureden; sie könne daher — so überrascht sie auch, wie gesagt, sei — doch natürlich nur wünschen, daß es zu beider Glück ausschlagen möge u. s. w. Was Kandidat Petersen antwortete, daran konnte er sich später selbst unmöglich mehr erinnern, so sehr er sich auch anstrengte, um sich seine eigenen Worte ins Gedächtnis zurückzurufen, und er ging wie im Traume dahin, als er Anna nach Hause begleitete und beim Auseinandergehen versprach, abends zu ihren Eltern zu kommen. Halb betäubt kam er in seine Wohnung, warf sich aufs Sopha und begann nachzudenken.

— War es auch *Wirklichkeit*, das Ganze! War er es, der sich heute Mittag auf dem Korridor bei Frau Bisserup verlobt hatte, er, cand. phil. Adolf Petersen, der jetzt eine Braut hatte? — Es war im Grunde entsetzlich, so kopfüber in eine Entscheidung für das ganze Leben hineingeworfen zu sein — es war ihm überhaupt zuwider, einen entscheidenden Beschluß zu fassen! — Und dann die Zukunft! Ja, ausziehen mußte er natürlich; aber das war ja das Geringste von allem, obschon er ein paar recht hübsche Zimmer hatte; aber sonst ganz im allgemeinen — was, wann, wie und weshalb? — Der routinierte Sprachlehrer gebrauchte alle Frage-Pronomina und -Adverbia der Sprache, aber ohne zu einem Resultat zu kommen und ohne eigentlich zu wissen, ob er über das Geschehene glücklich oder unglücklich sein sollte.

Nachdem er indessen den Abend in dem gemütlichen Heim des Tischlers Holm verbracht hatte und dort mit der Herzlichkeit aufgenommen worden war, welche die braven Eltern im voraus dem Zukünftigen ihrer vergötterten Tochter gegenüber nährten, sowie auch mit sichtlicher Freude darüber, daß er ein studierter Mann sei; und nachdem er die Seligkeit genossen, für die wohl niemand ganz unempfänglich ist: das Empfangen und Geben des ersten Kusses, da begann er sich in seinem Schicksale merkwürdig wohl zu befinden, und dieses Wohlbefinden stieg von Tag zu Tag.

Anna verhielt sich beinahe anbetend, lauschte gläubig jedem Worte der Weisheit, das von seinen Lippen floß, und fühlte ihr Herz von Stolz geschwellt, wenn er ihr auf einsamen Spaziergängen Pläne zu größeren Dichtungen anvertraute, die er über Jahr und Tag zu schreiben gedachte. All dies schmeichelte ihm, und wenn er sich mit dem einnehmenden Mädchen am Arme zeigte und die Leute sie beachteten, so nahm er dies als eine Art von Tribut hin, der ihm gebührte, und war stolz darauf, mit so viel Jugend und Schönheit verlobt zu sein. Dies hinderte ihn indessen nicht, rasend, ja beinahe verrückt eifersüchtig zu sein; er sah es ungern, wenn sie mit anderen Männern sprach, und eines Abends, als sie im Theater gewesen waren und „Die Frauenzimmerschule" gesehen hatten, hielt er ihr einen längeren ethisch-ästhetischen Vortrag darüber, wie es im Grunde ein großer Fehler Molières wäre, Arnolphs Theorie von der Ehe lächerlich zu machen; und als sie einmal zusammen mit ihren Eltern auf einen Ball in dem gesellschaftlichen Vereine „Die Harmonie" gingen, setzte er es durch, daß sie in einem puritanisch hochgeschlossenen Kleide erschien und nicht tanzte. Aber dieses kleine Opfer brachte sie ihm gern; er hatte sie ja so unsäglich glücklich gemacht, und von Tag zu Tag fühlte sie sich mehr zu Dank verpflichtet — nicht am wenigsten gegen Weihnachten hin, da er sie mit einer kleinen, im eigenen Verlag erschienenen Gedichtsammlung überraschte, die den vielsagenden Titel „*An sie!*" trug und worin ihr voller Name vor dem Inhaltsverzeichnis gedruckt stand. Es waren zwar nicht alle Gedichte darin ganz neu, da er, um dem kleinen Bande eine passende Größe zu geben, auch einiges von seiner früheren Erotik abgedruckt hatte; aber das konnte ihm auch niemand verbieten, da es doch seine eigenen Gedichte waren. Gegen Frühjahr wurde Hochzeit gehalten. Der Schwiegervater lieferte eine respektable Aussteuer — Möbel von ausgesuchtem Holze



Mataafa (S. 21).

— ein Freund Petersens dichtete einen Gesang, worin er den Bräutigam aufforderte, er möge Eros und den Genius der Poesie Hausgötter in seinem Heim sein lassen; und hierauf bezogen die Neuvermählten eine Wohnung im vierten Stock in der Admiralgasse, von wo aus man eine weite Aussicht über die Dächer und die herrliche Morgensonne hatte.

Sie richteten sich auch recht gemütlich ein; besonders hübsch war sein Zimmer, in welchem der Boden mit einem Teppich bespannt war und all die Kupferstiche, welche ihm dankbare Schülerinnen als Hochzeitsgabe verehrt hatten, geschmackvoll angebracht wurden. Der Schreibtisch stand schräg in der Ecke, zunächst dem Fenster, dahinter thronte auf einer holzernen Säule eine Statuette von Holberg, und an der Wand gleich vorn hing ein Bild von Ewald — niemand konnte im Zweifel darüber sein, daß hier das Heim eines Dichters war.



Hütte im Walde auf Samoa.

Adolf Petersen würdigte auch vollauf seine Frau sowohl wie sein Heim, und in der ersten Zeit der Ehe freute er sich den ganzen Vormittag darauf, nach Hause zu kommen, Annas herzliche Begrüßungen zu hören und den Fuß unter seinen eigenen Speisetisch zu setzen.

Dann saßen sie nach dem Mittagessen zusammen auf dem Sopha und sprachen darüber, wie glücklich sie wären, machten hierauf einen kürzeren oder längeren Spaziergang, und des Abends las er vor, während sie neben ihm saß und aus lauter Entzücken ganz ihre Näharbeit vergaß. Am Sonntag gingen sie häufig in den Tiergarten hinaus, und es waren ihr unvergeßliche Stunden, wenn er, ihren Arm unter dem seinigen, den Gang eines größeren psychologischen Romans oder eines den ganzen Abend füllenden dramatischen Werkes entwickelte, die er zu schreiben gedachte, wenn er einmal gesammelte freie Zeit gewinnen konnte. Vorläufig blieb es jedoch bei kleinen Gelegenheitsdichtungen und Kantaten; aber dies war ja auch gut: Alle waren darüber einig, daß sie sehr geschmackvoll und sehr fein in der Stimmung waren.

— Die Sommerferien kamen und Anna hatte ein wenig gehofft, daß ihr Adolf jetzt wenigstens eine der größeren poetischen Arbeiten *beginnen* werde, die er geplant hatte; aber er erklärte mit einem resignierten Lächeln, daß es hier in der dumpfigen Stadt unmöglich sei, sich zu etwas Größerem zu sammeln; könnten sie alle beide, wie er es bisher gethan, irgendwohin aufs Land gehen, dann wäre es etwas anderes; aber dazu hätten sie ja nicht die Mittel. So begnügten sie sich, ein Abonnement fürs Tivoli zu nehmen, wo sie die Abende verbrachten, und im übrigen ruhte sich Adolf daheim gründlich aus, um nach den Ferien mit frischen Kräften seine Unterrichtsthätigkeit wieder zu beginnen.

Das that er denn auch; und er gab noch überdies einige Privatstunden bei sich zu Hause, um sein Einkommen zu vergrößern. Anna erhob anfangs auf das bestimmteste dagegen Protest und erklärte, daß sie mit dem, was sie hätten, sehr gut ihr Auskommen finden könnten; da er aber gleichwohl die Stunden übernahm, sorgte sie dafür, daß er immer eine recht kräftige Extrakost zu Mittag bekam, während sie selbst sich in der Regel mit einer Milchspeise begnügte, von der sie allerdings behauptete, daß sie dieselbe besonders liebe. Zuerst fand er, daß es ungemütlich für ihn sei, so gewissermaßen allein zu essen; aber allmählich fand er sich darein und richtete sich in diesem Punkte unbedingt nach dem Wunsche seiner Frau.

Bei alledem war er indessen nicht immer so frischen und leichten Sinnes, als sie es wünschen konnte, und sie hatte bisweilen Skrupel bei dem Gedanken, daß er ihretwegen mehr arbeiten mußte als er es sonst nötig gehabt hätte, so daß er oft müde war und stundenlang auf dem Sopha liegen konnte, ohne sich mit irgend etwas zu beschäftigen; kam sie dann aber zu ihm und sprach sich darüber aus, so wies er ihren Kummer hochmütig zurück. „Habe ich geheiratet," sagte er, „so muß ich auch die Konsequenzen tragen, das versteht sich von selbst, und ich arbeite ja auch nicht mehr, als es verschiedene andere thun müssen. Aber freilich, etwas Größeres werde ich wohl niemals schreiben können, dazu bleibt mir keine Zeit — aber, mein Gott, ich werde mich wohl darein finden; man muß ja auf so vieles auf dieser Welt verzichten!"

Nun gab es indessen nichts, wovon die kleine Frau sich weniger denken konnte, daß ihr Adolf und die Welt darauf sollten verzichten können, als seine großen Dichtungen entstehen zu sehen, und sie spekulierte daher lange Zeit hin und her, bis es ihr endlich gelang, einen Ausweg zu finden. Eines Tages im Juni, ein Jahr nach ihrer Verheiratung, kam Adolf ermüdet nach Hause und war augenscheinlich in ziemlich schlechter Laune. Nach dem Mittagessen setzte er sich hin, um Stilübungen auszubessern; als er aber ein paar davon erledigt hatte, legte er sich in den Stuhl zurück, gähnte und seufzte. Anna erhob sich sogleich, trat auf ihn zu und beugte

sich über ihn, küßte ihn auf die Stirn und fragte, was es gebe.

„Ach, es ist nichts!“ antwortete er.

„Ja, sag' es mir nur, Adolf! Was bedrückt dich in der letzteren Zeit? Es ist wohl etwas.“

„Ach, es ist nichts Bestimmtes!“

„Hör', sag' es mir doch!“

„Nun, du könntest dies wohl selbst denken, daß es nicht besonders lustig ist, sich voll von Ideen und Plänen zu wissen, aus denen etwas zu machen wäre, wenn man seine Freiheit hätte, die aber jetzt, wo man nie aus der Tretmühle kommt, nicht weiter gelangen als bis hierher!“ — Dabei zeigte Adolf auf seine Stirn. — „Da sieh' einmal Frederik Rasmussen oder Karl Bröndum an: ich darf wahrhaftig, ohne unbescheiden zu sein, behaupten, daß ich doch wohl mehr Poesie in mir habe als die beiden Diebe zusammen; aber Gott bewahre! Die können Bücher herausgeben, dicke Bände jedes Jahr, und es werden Stücke von ihnen am Königl. Theater aufgeführt, bloß weil sie das haben, was mir fehlt: Otium! — Ja, ich mache dir natürlich keinen Vorwurf, mein liebes Kind; du bist ja sparsam genug; aber es ist gleichwohl hart genug zu denken, daß ich, wenn ich nur einen Monat im Sommer an einem hübschen Orte in ungestörter ländlicher Ruhe verbringen könnte, jedenfalls das romantische einaktige Drama, du weißt schon, schreiben würde; so aber wird nie etwas daraus werden!“

„Ist es wirklich wahr, Adolf?“ fragte Anna freudestrahlend.

„Ja, sonst würde ich's natürlich nicht sagen. — Aber was hast du — bist du froh darüber, daß ich —“

„Nun, so kann ich es denn nicht für mich behalten. Ich hatte mir vorgenommen, nichts zu verraten, bis die Ferien kämen; aber jetzt muß ich's dir erzählen! Siehst du, Vater und Mutter haben mir zu Weihnachten fünfzig Kronen auf einen neuen Mantel gegeben; ich kaufte mir aber keinen, da der alte noch ganz hübsch ist. Dann habe ich auch ein wenig für ein Industriegeschäft gestickt, ohne daß du davon eine Ahnung hattest — du warst ja immer mit deinen Schulheften und deinen Bücherbesprechungen beschäftigt —; es ist zwar nicht viel, aber es sind doch immer über dreißig Kronen. Und nun kommt das Wesentlichste: ich habe den ganzen Winter hindurch an meinem Wirtschaftsgelde gespart — und du hast doch immer dein gutes Essen gehabt, nicht wahr? Ich habe über hundert Kronen beiseite gelegt, so daß du sehen kannst, daß uns nicht viel von zweihundert Kronen fehlen, die wir zur Verfügung haben. Sobald du nun Ferien bekommst, mieten wir uns zwei kleine Zimmer, wo du willst, und dann schreibst du das Drama!“

„Aber, liebe Anna, wie konntest du doch —!“ sagte Adolf halb unruhig und streichelte ihr lieb vorwurfsvoll die Wange; „so war es ja nicht gemeint!“ Und seltsam genug: er sah durchaus nicht so fröhlich aus, als sie gemeint hatte, daß er werden würde.

Als aber die Ferien kamen, zogen sie hinaus nach Rungstedt und Anna war beinahe außer sich vor Freude. „Denke, das sind wirklich wir zwei, die wir da auf dem Lande wohnen, wie andere feine Leute, und du wirst dichten! Das ist beinahe nicht zu ertragen!“

Die ersten acht Tage war Adolf indessen zu müde von der strengen Examenszeit, um arbeiten zu können; aber er erholte sich gut, sagte er selbst, machte lange Spaziergänge und hatte einen untadelhaften Appetit. Nun hätte er ja endlich schreiben können; aber da schien entweder die Nachmittagssonne so heiß auf seine Wohnung, daß er es kaum aushalten konnte — und gerade nachmittags war er immer in der besten Stimmung — oder er kam allmählich zur Einsicht, daß die Muse — jedenfalls *seine* Muse — sich nicht so kommandieren lasse, sich zu einer bestimmten Zeit des Jahres einzustellen, und das Drama wurde daher nicht geschrieben.

Anna kränkte sich darüber nicht und konnte nur zu gut verstehen, daß Adolf oft schweigsam und gereizt war; — „das mußte er ja werden nach einer solchen Enttäuschung!“ — und so bestrebte sie sich auf jede Weise, es ihm so gut zu machen als möglich: sie forderte ihn selbst auf, nicht zu sehr an dem Heim zu hängen, sondern Eindrücke und Einwirkungen im Leben draußen zu suchen; sie schlug ihm vor, wenn er ins Theater mußte, nachher in einem Restaurant zu speisen, wo er Bekannte treffen und sich erheitern konnte, kurz: sie riet ihm immer auf die beste Weise, und Adolf Petersen sah es ein und folgte dem Rate seiner verständigen Frau. Sie war so viel allein, nicht nur den ganzen Vormittag über, sondern auch oft des Abends, und eigentlich zusammen lebten sie ja im Grunde nicht, da er, wenn er zu Hause war, immer vollauf mit Schularbeiten, kleinen Gedichten und Rezensionen zu thun hatte. Die Spaziergänge und Ausflüge wurden auch immer seltener, und da sie sich keinen Dienstboten hielten, und sie selbst des Morgens zeitlich aufstehen mußte, konnte sie nicht so lange aufbleiben wie er, der in der Regel erst nach Mitternacht zur Ruhe ging und dann noch, im Bette rauchend, das Abendblatt las. Aber sie war dennoch glücklich. Sie hatte ja den Einzigen zum Manne erhalten, den sie geliebt, sie konnte für ihn leben, und er schätzte auch sie hoch, das zeigte er ja auf mannigfache Art.

Kandidat Petersen war übrigens noch immer der anerkannte und von den Institutsbesitzerinnen gesuchte Lehrer und blieb auch ferner der Gegenstand der Bewunderung und des Zutrauens von seiten der Schülerinnen. Während der Zeit seiner Verlobung war er dies natürlich weniger; aber allmählich war die alte Verehrung eben so natürlich wieder zurückgekehrt: sein Interesse für jede einzelne Schülerin war nämlich offenbar eben so groß wie früher, sein Vortrag aber so geistvoll und sein Händedruck ganz so väterlich-warm wie jemals. Auch seine Poesie schien nichts verloren zu haben; im Gegenteil: noch immer konnte jede Schulfestlichkeit sicher auf seine Muse rechnen, er geleitete die großen Männer mit seiner florumwundenen Harfe zu Grabe, und er gab eine Sammlung „Gedichte zum Auswendiglernen“ heraus, worin man mit Vergnügen den Herausgeber durch zwei bisher ungedruckte vaterländische Romanzen vertreten fand.

Adolf Petersen war bereits sechs Jahre verheiratet, als er an einem Nachmittag im November in ungewöhnlich guter Laune nach Hause kam. Er hatte eine größere deutsche Novelle für die Zeitung übersetzt, für die er Theaterkritiken schrieb, und dafür ein größeres Honorar erhalten, als er erwartet, nämlich ganze siebzig Kronen. Dies erzählte er Anna, die darüber selbstverständlich ebenfalls sehr erfreut war, und sie wollten sich eben zu Tische setzen, als er sagte:

„Ja, richtig: es soll in vierzehn Tagen ein großer Ball stattfinden aus Anlaß der Uebersiedlung von Frau Bisserups Instituts ins neue Gebäude; da werden wir wohl nicht wegbleiben dürfen.“

„Wir?“ frug sie verwundert.

„Ja, du auch; ich kann bei dieser Gelegenheit nicht allein kommen.“

„Ach, ich glaube, du willst . . . Ich habe auch wirklich kein Kleid.“

„Dann mußt du dir eines anfertigen lassen!“

„Ein Ballkleid?“

„Ja, natürlich!“

„Ausgeschnitten?“

„Ja, warum nicht?“

„Ach, ich meinte bloß,“ — Anna lachte — „erinnerst du dich noch, als wir verlobt waren, setztest du Himmel und Erde in Bewegung, daß ich mit hochgeschlossenem Kleide erscheine!“

„Ja, das war damals!“ antwortete er mit einem überlegenen Lächeln über seine frühere Thorheit.

„Bist du nicht mehr eifersüchtig?“

„Nicht im Geringsten! — Wollen wir nicht zu Tische gehen?“

Der nächste Tag war bedeutungsvoll für Frau Anna. Sie war in einem Modengeschäfte, um sich einen Seidenstoff für ein Kleid zu wählen — sie entschied sich für eine lichte Cremefarbe — es wurde ihr das Maß genommen, und einige Tage später mußte sie wieder kommen, um das Kleid zu probieren. Dies geschah indessen nicht ohne verschiedene Einwendungen von seiten der Frau: sie entsetzte sich beinahe, als sie hörte, daß man dermalen gar keine Aermel trage, und fand das Kleid zu tief ausgeschnitten; allein die Dame, welche ihr dasselbe anprobierte, erklärte bestimmt, daß die Frau doch wie andere Menschen aussehen müsse, und daß man schon im Ballanzug erscheinen könne, wenn man eine solche Figur habe. Endlich einigte man sich zu einem Kompromisse, zufolge dessen die Armöffnungen und der Halsausschnitt mit Spitzen besetzt wurden, gleichwohl ging aber Frau Anna in einer

fieberhaften Spannung herum, bis der Balltag und das Kleid kamen.

Nachmittags, als sie mit ihrer Toilette beginnen wollte, fiel Adolf plötzlich ein, daß er absolut zu dem Herausgeber eines illustrierten Kalenders, dem er schon vor längerer Zeit bestimmt einen poetischen Beitrag versprochen hatte, gehen und ihn bitten müsse, sich nur noch einige Tage zu gedulden. — „Aber komm nur nicht zu spät nach Hause, damit du beim Ankleiden nicht hasten mußt!" bat Anna.

„Nein, ich werde schon zur rechten Zeit zurückkommen!" antwortete er und ging.

Als er zurückkam, war es schon spät geworden, und er eilte ins Schlafzimmer. Er öffnete rasch die Thür, blieb aber unwillkürlich an der Schwelle stehen und verweilte so einige Augenblicke. Vor dem Toilettetischchen, auf dem zwei Lichter brannten, saß Anna im vollen Staat; ihre beiden herrlich geformten, mattweißen Arme waren erhoben, um eine dunkle Rose in dem leicht gekräuselten, aschblonden Haar zu befestigen; als sie aber sein Kommen bemerkte, ließ sie dieselben rasch fallen, und bevor sie sich nach ihm umwandte, konnte er im Spiegel sehen, daß sie errötete.

— „Du sagst gar nichts, Adolf! findest du, daß du eine hübsche Frau hast?" fragte sie halb verlegen.

Und sie erhob sich und stellte sich vor ihn hin, legte die Hände auf seine Schultern und sah ihm in die Augen.

Niemals noch hatte Adolf Petersen gewußt oder bloß geahnt, daß Anna so bezaubernd schön sei! War *das* wirklich *sein* Weib? Gehörte all diese blendende Schönheit ihm? Er konnte kein Wort hervorbringen vor lauter Bewunderung, sondern ergriff mit beiden Händen ihre Arme, zog sie selbst an sich und küßte sie mit einer ganz anderen Wärme, als er es sonst zu thun pflegte.

„Ja, es ist eigentlich schrecklich," fuhr sie fort, in einem solchen Anzug sich sehen zu lassen — und ich weiß, es wird mich frieren: ich bin noch nie mit bloßen Armen gegangen! — aber du *wolltest* es ja so!"

Und die junge Frau sah halb neugierig auf sich selbst nieder und errötete wieder wie eine sechzehnjährige Braut.

„Jetzt fehlen mir nur noch die Schuhe — ich habe sie selbst mit Seide überzogen — ah, hilf mir doch sie anzuziehen, dann bist du lieb, Adolf!"

Und Adolf kniete ohne Einwendungen vor ihr nieder — er hatte es früher nie gethan — und sie streckte ziemlich kokett das reizende Füßchen unter dem Kleide hervor.

„Seidenstrümpfe!" rief er. „Nein, was für einen herrlichen, gedämpften Glanz sie haben!"

„Ja, es ist das einzige Paar, das ich besitze; es sind dieselben, die ich bei der Hochzeit trug. — Nein, ich glaube schon, ich werde mir lieber selbst helfen, du drückst mich zu stark! — So, nun bin ich fertig; beeile du dich nun auch!"

Ein wilder, wahnwitziger Gedanke stieg plötzlich in ihm auf: sie, die heute Abend schön, bezaubernd war wie keine andere, sie *mußte* ja die Königin des Balles werden, gefeiert und umschwärmt von allen; freche Männer werden sie umschlingen und an ihre Brust drücken; sie werden ihr fade Schmeicheleien ins Ohr flüstern, und er, der Mann, ihr rechtmäßiger Herr, wird dastehen und zusehen müssen! Zum Teufel mit dem verfluchten Ball! Noch war es Zeit! Sie konnten ja zu Hause bleiben: er brauchte nur Kopfschmerzen vorzuschützen, und Anna werde sicherlich die erste sein, darauf zu verzichten! — Nein, das wäre doch zu feig! Und seine Kantate, die bei Tisch gesungen werden sollte, er bekäme sie ja gar nicht zu hören! — Nein, sie mußten gehen, wie gern er auch geblieben wäre! — In wenigen Minuten war er angekleidet, der Wagen hatte bereits vor dem Hause gewartet, und so rollten sie denn davon.

Es war keine Täuschung möglich: Frau Anna erregte gleich bei ihrem Eintreten in den Festsaal Sensation; Frau Bisserup nahm ihren lieben Kandidat Petersen auf die Seite und vertraute ihm an, daß seine Frau die allerschönste sei; halb und ganz erwachsene Mädchen blickten sie an und flüsterten zusammen neidisch bewundernd, und all die jüngeren Lehrer hatten im Laufe von fünf Minuten Frau Petersens Tanzordnung mit ihren Namen bedeckt. Unter anderen Umständen würde Adolf Petersen sich hierdurch geschmeichelt gefühlt haben; aber in der Stimmung, in der er sich jetzt befand, betrachtete er es beinahe als ein Verbrechen, daß sie anderswo sein konnte als bei ihm und die übrigen ihm sein Eigentum entreißen konnten; niemand sollte es ihm jedoch anmerken, am allerwenigsten sie, und so tanzte er denn wie ein professioneller Balllöwe mit allen anderen Damen, war geistreich und liebenswürdig, lachte und sagte allerlei Angenehmes und engagierte endlich Marie Berner, die fünfzehnjährige aber voll entwickelte Schönheit des Institutes zum ersten Tanz nach Tische.

Er war wie verjüngt. Für gewöhnlich war seine Haltung nicht sonderlich gerade, und er machte im ganzen keine gute Figur; aber an diesem Abend nahm er sich vortrefflich aus, und Anna war glücklich, auch ihren Mann als Ballkavalier bewundern zu können. Wenn sie nur zuweilen seinem Blick hätte begegnen können; aber er sah nicht auf sie — er war wohl allzusehr in Anspruch genommen!

Bei Tische übertraf er sich selbst. Die Kantate machte großes Glück, er strich viele Komplimente ein und trank jedermann zu — viele Gläser — und zuletzt hielt er eine Rede für die Damen, welche selbst Frau Bisserup für die beste und ritterlichste erklärte, die sie noch von ihm gehört hatte. Beim Kotillon trat Anna auf ihn zu und verbeugte sich vor ihm.

„Du hast nicht ein einziges Mal mit mir getanzt, du abscheulicher Mann!" sagte sie. „Aber nun entkommst du mir nicht! — Ah, halte mir unterdessen meine Boukets! Da sieh: ich habe deren ganze sieben erhalten! — Bist du nicht stolz, daß solch eine alte, verheiratete Frau noch Glück machen kann?"

Hierauf tanzten sie hinaus und sie flüsterte:

„Wie du ausgezeichnet führst! O, ich unterhalte mich so herrlich! Ich könnte die ganze Nacht hindurch tanzen — mit dir natürlich!"

Man brach verhältnismäßig früh auf — es waren ja nicht wenig halberwachsene junge Leute zugegen — und gegen zwei Uhr war das Ehepaar zu Hause. Sowie er die Lampe im Schlafzimmer angezündet und seinen Frack ausgezogen hatte, dachte er einen Augenblick, sich seiner Frau um den Hals zu werfen, sie um Verzeihung zu bitten — er wußte selbst nicht für was — seine grenzenlose, wahnwitzige Eifersucht zu gestehen und — aber dann ward er plötzlich wieder anderen Sinnes und sagte in seinem gewohnten geschäftsmäßigen Tone: „Geh du nur zu Bette! Ich werde noch schreiben."

„Jetzt, in der Nacht? Das kannst du nicht meinen! Ach, Adolf —"

„Ja, ich glaube gerade, daß ich jetzt schreiben kann! — Ich bin in der richtigen Stimmung!" fügte er in einem eigenen Tone hinzu. „Gute Nacht, Anna!"

Er zog seinen Schlafrock an, ging ins Arbeitszimmer und setzte sich an den Schreibtisch; und hierauf schrieb er — nie waren ihm die Verse so leicht aus der Feder geflossen wie jetzt!

Gegen die Morgenstunde war er fertig und begab sich zur Ruhe; als er sich aber über Anna beugte, bemerkte er, daß sie im Schlafe geweint haben mußte: es hingen noch einige Thränen zwischen den langen Augenwimpern, die Wangen glühten, sie atmete schwer und gleichsam schluchzend.

Am nächsten Tage erhielt der Herausgeber des illustrierten Kalenders Adolf Petersens Gedicht, und es war die höchste Zeit, denn es brauchte nur noch der letzte Bogen des Buches gedruckt zu werden, eine Woche darauf erschien dasselbe.

Dann saß der Dichter einige Tage später des Abends an seinem Schreibtisch und besserte Schulhefte aus; allein er mußte sie jeden Augenblick beiseite legen — es war ihm unmöglich, seine Gedanken beisammen zu halten, wie es ihm schon seit jenem Ballabende unmöglich gewesen war. — Was war es doch nur mit ihm? Was für eine sonderbare Unruhe hatte sich seiner bemächtigt? War er eifersüchtig? — Auf wen? — Auf ein unbestimmtes X? oder vielleicht eher auf die ganze Welt? — Nein, ernstlich eifersüchtig war er nicht — aber wie herrlich Anna doch damals gewesen . . . und wie herrlich sie auch jetzt war, wie sie dort auf dem Sofa saß! — Aber was hatte denn auch sie? So kurz und einsilbig, wie sie seit dem Balle war! sie wich jeder Annäherung von seiner Seite aus, während er gerade — nein, sie war eine ganz andere geworden! Und sie hatte in den letzten Tagen öfter geweint! Sollte

gleichwohl? — nein, es war unmöglich! Sie mußte ja glücklich mit ihm sein; es war lächerlich, etwas anderes zu denken!

Es läutete, und Anna erhob sich, um zu öffnen; man brachte das Abendblatt. Er machte sich wieder an die Hefte, und sie warf einen Blick in die Zeitung.

„Du bist hier erwähnt," sagte sie plötzlich.

„Na, das wird das Gedicht im Kalender sein."

„Ja, aber du bist gelobt, sehr gelobt. Komm', und lies!"

Und hierauf lasen sie zusammen die Besprechung, welche mit der Bemerkung schloß, daß Adolf Petersens Gedicht „Pygmalion" das beste im Buche sei. „In diesem Gedichte" — hieß es — „hat der Dichter, der bisher sein Talent an allzuviele Bagatellen verschwendete, etwas wirklich Bedeutendes hervorgebracht. Während seine früheren Gedichte hübsche Kleinigkeiten ohne Gepräge eines tieferen Gefühls und ohne Energie im Ausdruck gewesen waren, hat er in „Pygmalion" eine wirkliche Inspiration gezeigt, und hier ist die Erotik echt. Man muß hoffen, daß dieses Gedicht einen Wendepunkt in seinem litterarischen Schaffen bilden und daß er imstande sein werde, noch manch ähnliches hervorzubringen."

„Aber ich habe ja das Gedicht gar nicht gelesen!" sagte Anna. „Weshalb hast du es mir nicht gezeigt?"

Er gab ihr den Kalender und sie las es.

Die alte Mythe von Pygmalion, dessen schöner Statur die Götter Leben schenkten, war hier auf eine ziemlich feine Weise behandelt. Das Gedicht schilderte zuerst, wie das Leben in dem weißen Marmor erwachte, wie das Blut gleichsam von innen heraus in diese üppigen Formen aus blinkendem Schnee strömt und ihnen einen gedämpften Glanz warmer Karnation verleiht, wo die feinen Adern sich bläulich auf dem herrlichen Arm und den runden Schultern zeichnen, wie der erste Atemzug die feste, jungfräuliche Brust hebt, und wie Galathea wie im Traume die Augen öffnet, und ob ihrer eigenen keuschen Schönheit errötet. Pygmalion wird von Entzücken erfaßt, aber im nächsten Augenblicke auch schon von Wahnsinn ergriffen: ihre Schönheit gehört nicht ihm allein, er kann sie ja nicht, ohne ungerechtfertigte Gewalt zu üben, einsperren; er kann sie nicht ganz besitzen, kann es nicht verhindern, daß auch andere Blicke als nur der seine auf ihr ruhen, und in unbändiger Raserei erhebt er den Hammer und zertrümmert mit einem einzigen Schlage sein lebendig gewordenes Ideal. — Immer stärker bewegt las Anna die klingenden, leidenschaftlichen Verse, und als sie mit dem Lesen fertig war, brach sie in heftiges Schluchzen aus, verbarg das Gesicht mit den Händen und sank über dem Tische zusammen.

Aengstlich und verwirrt lief Adolf herbei und wollte seinen Arm um sie legen; aber Anna sprang auf, und in einem Tone, den er früher nie gehört hatte, rief sie: „Rühr' mich nicht an! Ich ertrag' es nicht! — Ja, es ist wahr, was in der Rezension steht: es ist Erotik in diesem Gedichte und sie war früher niemals in einer Zeile von dem, was du geschrieben! Nun kann ich es sehen! — O, ich hab' es ja geahnt gleich seit dem Balle — jetzt bist du verliebt! Und mich — mich hast du niemals geliebt! — Nein, verantworte dich nicht! Ich bin blind gewesen, ich werde es aber nicht länger sein! — Auf wen ist das Gedicht geschrieben? Antworte mir, ich will es wissen! Welche hat diese weißen Arme und den —"

Entsetzt, wie vom Blitz getroffen über die Wirkung, welche seine Poesie geübt hatte, rief Adolf abwehrend:

„Anna! aber Anna!"

Und in einem ruhigen verlegenen Tone fügte er hinzu: „Aber, Herrgott, das bist ja Du! Wer sollte es denn sonst sein?"

„Ich?" rief sie aus.

„Ja, bei Gott, du!"

Und hierauf folgte eine Erklärung, ein flüsterndes Geständnis eigener Schuld und Schwäche; die kleine Frau mußte nun weinen und lachen zu gleicher Zeit, und keines von beiden las an diesem Abende mehr das Zeitungsblatt.

„Nun wirst du richtig dichten!" sagte sie am nächsten Tage. „Und in den Sommerferien gehen wir aufs Land!"

Aber Adolf Petersen schrieb kein Gedicht mehr, das in gleicher Weise durchschlug wie „Pygmalion"; es schien, als ob seine Erotik ihren Höhepunkt erreicht und eine einzige Blüte abgesetzt hätte, um niemals wieder eine ähnliche zu entfalten.

Sie zogen auch dieses Jahr nicht aufs Land, denn mitten in den Sommerferien kam der Storch mit einem reizenden kleinen Mädchen zu ihnen, und sie beide — besonders aber sie — waren außer sich vor Freude.

Die Familie Petersen ist glücklich und befindet sich in guten Verhältnissen, denn Adolf hat eine Anstellung als Mitdirektor eines größeren Institutes erhalten und die Familie ist später nicht vermehrt worden.

Die Anforderungen an die Offiziere des Beurlaubtenstandes.

Von

B. Poten.

Die treue Waffenbrüderschaft der Kameraden von Nord und Süd einten das Reich; Blut und Eisen schweißten die Glieder desselben zu einem untrennbaren Ganzen zusammen und nach Friedensschluß gingen die bewährten Einrichtungen des Norddeutschen Bundes auch auf den Süden, soweit er sie nicht schon vorher angenommen hatte, über. Das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienst vom 9. November 1867 erhielt Geltung für das ganze Reich; ein am 2. Mai 1874 erlassenes „Reichsmilitärgesetz" gab den Grundgedanken der geltenden Vorschriften erneuten Ausdruck und die als Ausführungsbestimmungen für dieses und die übrigen maßgebenden Gesetze ergangene Wehrordnung vom 28. September 1875, sowie die als Ergänzung derselben dienende Heerordnung vom nämlichen Tage vollendeten den Ausbau des Gebäudes. Dasselbe unterschied sich von dem 1867 aufgerichteten nur wenig.

Wir wenden uns deshalb gleich zu den gegenwärtig in Kraft befindlichen. Sie beruhen auf der am 22. November 1888 erlassenen Wehrordnung und der Heerordnung vom nämlichen Tage. Beide waren nötig geworden, nachdem durch das Gesetz vom 11. Februar 1888 die in Betreff der Wehrpflicht geltenden Gesetze erhebliche Abänderungen erfahren hatten.

Wie dieses Gesetz dem gesamten Volke vermehrte Lasten auferlegt und an alle zur Erfüllung ihrer Wehrpflicht Herangezogenen größere Anforderungen stellt, so verlangt es insonderheit von denjenigen größere Leistungen, welche den Anspruch erheben, in den Tagen der Gefahr zu den Führern gehören zu wollen.

Die Kriegskunst ist in raschem Fortschreiten begriffen. Auf dem Gebiete der Waffentechnik treten stets neue Erfindungen und Entdeckungen zu Tage. Sie nötigen zu Aenderungen in der Kampfweise und zu immer größerer Vervollkommnung im Gebrauche der Waffen und aller sonstigen Streitmittel. Stillstehen wäre Rückschritt. Angestrengten Fleißes und vermehrter Uebung bedarf es daher für den Offizier des Beurlaubtenstandes, wenn er der seiner harrenden Aufgabe jeden Augenblick gewachsen sein will.

Die gegenwärtig geltenden Bestimmungen.

Die Pflanzschule für die Offiziere des Beurlaubtenstandes sind nach wie vor die Einjährig-Freiwilligen.

Wer seiner Dienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger genügen will, muß zunächst um die Berechtigung dazu nachsuchen. Im allgemeinen darf dies nicht vor zurückgelegtem 17. Lebensjahre, muß aber spätestens bis zum 1. Februar des ersten Militärpflichtjahres, d. h. desjenigen geschehen, in welchem das 20. Lebensjahr vollendet wird. Es geschieht mittelst schriftlicher Meldung bei der Prüfungskommission für Einjährig-Freiwillige desjenigen Bezirkes, in welchem der Nachsuchende gestellungspflichtig sein würde. Der Meldung sind ein Geburtszeugnis, eine Erklärung des Vaters bezw. Vormundes über die Bereitwilligkeit, den Freiwilligen während einer einjährigen aktiven Dienstzeit zu bekleiden und auszurüsten, sowie die Kosten für seine Wohnung und seinen Unterhalt zu übernehmen, wozu die Fähigkeit obrigkeitlich zu bescheinigen ist, und ein Unbescholtenheitszeugnis beizulegen, welches den Zöglingen höherer Schulen der Direktor, allen anderen die Polizei oder ihre Dienstbehörde ausstellt. Außerdem ist die

wissenschaftliche Reife, entweder durch Beibringung eines Schulzeugnisses oder durch Ablegung einer Prüfung nachzuweisen. Diejenigen Lehranstalten, welche zur Ausstellung der Zeugnisse berechtigt sind, werden öffentlich bekannt gemacht; im allgemeinen sind es die sogenannten höheren Schulen; zugleich wird bestimmt, welche Klasse derselben erfolgreich besucht sein muß, um die Befreiung von der Prüfung zu begründen. Wenn wir auch hier dem Sprachgebrauche folgen, um sie zu bezeichnen, so muß die Reife für Prima eines Gymnasiums vorhanden sein, eine sehr erhebliche Verschärfung in den Ansprüchen an die wissenschaftliche Bildung, denn bisher hatte der einjährige Besuch von Untersekunda genügt und hier brauchte das Zeugnis nicht verdient zu sein, sondern es konnte ersessen werden. Wer das Zeugnis nicht beizubringen vermag, muß bei der Prüfung, welche im Frühjahr und im Herbst vorgenommen wird, den jenem Standpunkte entsprechenden Bildungsgrad nachweisen.

Wer den Ansprüchen genügt und den Berechtigungsschein erhalten hat, darf den Truppenteil, bei welchem er einzutreten wünscht, selbst wählen; in größeren Garnisonen erfolgt die Verteilung auf die Truppenteile der gewählten Waffe jedoch durch die Militärbehörde; Feldartillerie und Train sind an Orten, wo Truppen zu Fuß garnisonieren, zur Annahme von Freiwilligen nur bis zur Zahl von vier bei einer jeden Batterie bezw. Kompanie verpflichtet.

Während ihrer Dienstzeit wird den Einjährig-Freiwilligen nach Möglichkeit Gelegenheit gegeben sich in ihrem eigentlichen Lebensberufe fortzubilden. Wer Student ist, kann dies auch während seiner Dienstzeit bleiben. Er verliert dann wenigstens keine Zeit. Ob er in litteris viel profitiert, ist eine andere Sache.

Der Eintritt kann, mit Genehmigung der Ersatzkommission bis zum 1. Oktober desjenigen Jahres verschoben werden, in welchem das 23. Lebensjahr vollendet wird; ausnahmsweise darf Zurückstellung bis zum 26. erfolgen. Der Eintritt findet beim Train am 1. November, bei den übrigen Waffengattungen am 1. Oktober statt, während er früher bei der Infanterie auch am 1. April geschehen konnte. Mediziner, welche in das Sanitätskorps aufgenommen zu werden wünschen, dienen ein halbes Jahr mit der Waffe und, nach erhaltener Approbation als Arzt, ebensolange als Unterärzte. Wer die Approbation zum Tierarzt besitzt und eine Prüfung im Hufbeschlage bestanden hat, darf, nach halbjähriger Dienstzeit mit der Waffe, zum einjährig-freiwilligen Unterroßarzt befördert werden. Apotheker können ihrer Dienstpflicht in einer Militärapotheke genügen.

Die Einjährig-Freiwilligen müssen für ihre Bekleidung und ihren Unterhalt selbst sorgen. Die Ausrüstungs- einschließlich der Reitzeugstücke werden ihnen gegen Zahlung des durch den Etat festgesetzten Ausrüstungsgeldes geliefert; die Waffen werden leihweise überlassen und auf ihre Kosten in Stand erhalten. Es ist gestattet und empfohlen, die Bekleidung durch die Bekleidungskommissionen gegen Zahlung der Etatspreise zu beschaffen; es ist dies die billigste Art und sie leistet Gewähr, daß die Stücke vorschriftsmäßig angefertigt sind.

Der von den Einjährig-Freiwilligen für ihre Berittenmachung mit Dienstpferden zu zahlende Preis hatte schon früher eine erhebliche Steigerung erfahren. Es zahlt der Kavallerist und der reitende Artillerist 400, der der nichtreitenden Artillerie und des Trains 150 Mark, außerdem entrichtet jeder derselben ein Pauschquantum für Hufbeschlag und Pferdearznei und den Preis für das Futter. Der Aufwand, welcher hierdurch erfordert wird, richtet sich nach den Marktwerten für das Futter und nach der Waffengattung, welcher der Freiwillige angehört; gegenwärtig ist er auf etwa 350 Mark zu veranschlagen.

Wenn der Einjährig-Freiwillige mit seiner Truppe die Garnison verläßt, so wird er wie erstere einquartiert; er hat dafür den gesetzmäßigen Betrag und, wenn es mit Verpflegung geschah, für letztere täglich 2,50 Mark zu zahlen. Werden den Truppen die Lebensmittel geliefert, so entrichtet er für seinen Anteil 50 Pfennig. Wird er in das Lazarett aufgenommen, so zahlt er 1,20 Mark täglich. Während der Dauer einer Mobilmachung wird er wie jeder andere Soldat bezw. Unteroffizier verpflegt.

Sämtliche Einjährig-Freiwilligen werden, soweit sie sich dazu eignen, zu Offizieren des Beurlaubtenstandes ausgebildet. Dazu werden sie, neben ihrem sonstigen Dienste, spätestens von Beginn des vierten Monats ihrer Dienstzeit an, durch einen dazu befehligten Offizier praktisch und theoretisch unterwiesen. Wer sich nicht zum Offizier eignet, wird zum Unteroffizier ausgebildet. Die Ernennung zu Gefreiten kann, wie früher, nach sechs, und nach neun Monaten kann die Beförderung zum Unteroffizier erfolgen.

Kurz vor Beendigung ihrer Dienstzeit werden diejenigen, welche sich nach dem auf die Beurteilung des Kompanie- ꝛc. Chefs und des mit der Unterweisung beauftragten Offiziers gestützten Urteile des Truppenbefehlshabers zu „Reserveoffiziersaspiranten eignen", einer praktischen und theoretischen „Offiziersaspirantenprüfung" unterworfen, nach dem Bestehen zu „Reserveoffiziersaspiranten" ernannt und, wenn sie noch nicht Unteroffiziere waren, dazu befördert. Ihre weniger glücklichen Kameraden können als „Unteroffiziersaspiranten" entlassen werden.

Die praktische Prüfung besteht in Vorexerzieren eines Zuges, Vorinstruktion einer Abteilung über ein gegebenes Thema, Führen eines Zuges in der Kompanie, resp. Lösung einer Felddienstaufgabe mit Gegner, über welche eine Meldung nebst einfacher Skizze anzufertigen ist. Die theoretische Prüfung ist schriftlich und mündlich. Die schriftliche besteht in der Abfassung kurzer Arbeiten über Aufgaben aus dem Exerzierreglement, der Felddienstordnung, der Schießvorschrift, der allgemeinen Dienstkenntnis, dem Technischen der eigenen Waffe (Waffen, Schießbedarf, Pferdekenntnis ꝛc.), wozu je eine Stunde Zeit gewährt wird. Die mündliche Prüfung erstreckt sich auf alle Gebiete des Erlernten.

Die Entlassung erfolgt zur Reserve der eigenen Waffe, doch dürfen Einjährig-Freiwillige der Garde zur Provinzialreserve, der Jäger und Schützen, der Pioniere, Eisenbahn- und Luftschiffertruppen zur Infanterie, der Kavallerie zum Train entlassen werden.

Zur Ergänzung der Offiziere des Beurlaubtenstandes dienen außer den Reserveoffiziersaspiranten diejenigen Offiziere, welche aus dem aktiven Dienst in den Beurlaubtenstand übertreten und Mannschaften, welche sich vor dem Feinde auszeichnen.

Die Reserveoffiziersaspiranten haben nun zunächst, um die volle Befähigung zu Offizieren zu erlangen, zwei achtwöchentliche Uebungen abzuleisten; früher war es nur eine. Dieselben finden in den beiden ersten auf die Entlassung folgenden Jahren statt. Die Vorschläge dazu gehen von den Bezirkskommandos an die obersten Waffenbehörden. Es sind dies für das Gardekorps das Generalkommando desselben, für Provinzialinfanterie, -Kavallerie, -Feldartillerie das betreffende Generalkommando, für Jäger und Schützen die Inspektion, für Fußartillerie und Pioniere die Generalinspektionen, für Eisenbahner und Luftschiffer der Chef des Generalstabes der Armee, für den Train die Inspektion. Für die Zuweisung an den einzelnen Truppenteil ist dessen Bedürfnis im Mobilmachungsfalle maßgebend. Beide Uebungen geschehen in der Regel bei dem nämlichen Truppenteil. Wünsche der Aspiranten in Betracht des letzteren werden berücksichtigt, soweit das Dienstinteresse es zuläßt.

Die erste Uebung findet im Standorte des Stabes des Truppenteils statt. Der Aspirant thut Unteroffiziersdienst und wird durch einen Offizier praktisch und theoretisch weiter unterrichtet. Am Schluß der Uebung findet für diejenigen, welche dienstlich und außerdienstlich befriedigt haben, die „Reserveoffiziersprüfung" statt. Sie ist mündlich und schriftlich und erstreckt sich auf die Taktik der eigenen und, in großen Zügen, der verbundenen Waffen, Lesen von Karten und Anfertigen von Kroquis, Kenntnis der eigenen Waffen und Schießvorschrift und allgemeine Begriffe über andere, Pionierdienst der eigenen Waffe, Grundzüge der Armeeorganisation, Dienstkenntnis, insbesondere Kenntnis der ehrengerichtlichen Bestimmungen, Militärbriefstil und bezw. Pferdekenntnis.

Sein Endurteil über den Aspiranten faßt der Kommandeur in dem gewichtigen Worte zusammen, welches im Ueberweisungsnationale die Uebung als „erfolgreich" oder „ohne Erfolg" bezeichnet. Wenn das erstere gefällt wird, so erfolgt gleich-

zeitig die Beförderung zum Vizefeldwebel bezw. Vizewachtmeister.

Die erste Uebung hieß die Uebung A. Es folgt Uebung B, welche thunlichst wiederum beim Stabe des Truppenteils stattfindet. Sie ist zur praktischen Ausbildung im Dienste des Offiziers bestimmt, welche wiederum durch den von einem Offizier zu erteilenden Unterricht gefördert wird; ihr Ergebnis wird einer praktischen Prüfung unterworfen. Fällt letztere günstig aus, so hat der Truppenkommandeur, unter Berücksichtigung der außerdienstlichen Haltung des Aspiranten, sich in dem Ueberweisungsnationale darüber auszusprechen, ob er damit einverstanden ist, daß der Aspirant zum Reserveoffizier seines Truppenteiles in Vorschlag gebracht wird.

Uebungen, welche „ohne Erfolg" gewesen waren, dürfen wiederholt werden; wenn die Uebung B auch dann das gewünschte Ergebnis nicht geliefert hat, so bleibt dem Aspiranten noch die Hoffnung, daß der Kommandeur ihn „als geeignet zum Offizierstellvertreter im Kriegsfalle" bezeichnet; geschieht auch das nicht, so verfällt er ganz dem Schicksal des Reservemannes.

Während der Uebungen wird der Aspirant wie jeder andere Unteroffizier gehalten; er wird also vom Staate bekleidet, besoldet, verpflegt und beritten gemacht. Außerdienstlich gehört er jetzt in die Gesellschaft der Offiziere, damit diese beurteilen können, ob er würdig sei, ganz in ihren Kreis zu treten. Den Einjährig-Freiwilligen trennt von ihnen eine Kluft, welche je nach seiner Lebensstellung und namentlich nach der Garnison, in der er steht, größer oder geringer ist. In einer kleinen Stadt überbrückt sie sich leichter als in einer größeren; wo nur wenige die Brücke beschreiten, trägt sie dieselben leichter als wo der Zudrang groß ist, wie in Berlin, in einer Universitäts- oder großen Handelsstadt.

Es folgt nun die Wahl. Sie findet durch das Offizierskorps desjenigen Landwehrbezirks, welchem der Offiziersaspirant angehört, im Kriegsfalle durch das des Truppenteiles statt. Nur solche Aspiranten dürfen zur Wahl gestellt werden, welche mit Rücksicht auf ihre Lebensstellung und ihr außerdienstliches Verhalten zu Offizieren geeignet sind, eine gesicherte bürgerliche Existenz besitzen und sich mit ihrer Beförderung schriftlich einverstanden erklärt haben; nur solche dürfen gewählt werden, welche „bei ehrenhafter Gesinnung eine dem Ansehen des Offizierstandes entsprechende Lebensstellung besitzen".

Bei der Wahl entscheidet Stimmenmehrheit. Ist mindestens ein Drittel der abgegebenen Stimmen gegen die Wahl gewesen, so werden ihre Gründe derselben in die Wahlverhandlung aufgenommen.

Wer gewählt ist, wird zur Beförderung zum Offizier, und zwar in der Regel bei demjenigen Truppenteile, dessen Kommandeur sich damit einverstanden erklärt hat, in Vorschlag gebracht. Er hat sich zu verpflichten, daß er mindestens drei Jahre als Reserveoffizier dienen will.

Wie der Landwehroffizier, gehört der Reserveoffizier zum Offizierskorps desjenigen Landwehrbezirkes, welchem er überwiesen wird; seine Gesuche und Meldungen gehen, wenn er nicht zum Dienst eingezogen ist, an das Bezirkskommando. Im Dienst erscheinen Reserve- wie Landwehroffiziere stets in Uniform. Während der Beurlaubung dürfen sie dieselbe bei feierlichen Gelegenheiten, insbesondere bei Festen der Kriegervereine ꝛc. anlegen. Sie unterliegen den ehrengerichtlichen Bestimmungen.

Die Reserveoffiziere können während der Dauer dieses Verhältnisses dreimal zu vier- bis achtwöchentlichen Uebungen herangezogen werden; in der Regel soll an dem höchsten zulässigen Maße der Dauer festgehalten und es soll die Uebung nach Kräften für die kriegsgemäße Ausbildung ausgenützt werden. In der Regel finden die Uebungen beim eigenen Truppenteile statt. Die Zugehörigkeit zu den Reserveoffizieren ist für den Einzelnen nicht mehr, wie früher, auf eine bestimmte Reihe von Jahren beschränkt; sie wird jedoch über die gesetzliche Zeit (das 7. Dienstjahr) hinaus nur unter der Bedingung zugestanden, daß der Betreffende sich zu besonderen für seine Ausbildung nötig erachteten Uebungen bereit erklärt. Die Beförderung erfolgt mit dem Hintermann im Linientruppenteile, die Befähigung dazu wird bei den gewöhnlichen Uebungen dargelegt.

Die Einberufung der Offiziere der Landwehr ersten Aufgebotes richtet sich nach ihrer Mobilmachungsbestimmung. Ihre Befähigung zur Beförderung haben sie durch vier- bis achtwöchige Uebungen bei Linientruppenteilen nachzuweisen, im übrigen sind sie nur zur Teilnahme an Landwehrübungen verpflichtet. Offiziere des zweiten Aufgebotes haben eine solche Verpflichtung überhaupt nicht. Die Beförderung von Landwehroffizieren erfolgt nach ihrem Dienstalter in den zugehörigen Linientruppenverbänden (z. B. Infanteriebrigaden, Kavalleriedivisionen, der gesamten Fußartillerie ꝛc.)

Während ihrer Einziehung zu Uebungen erhalten die Offiziere des Beurlaubtenstandes Diäten und zwar der Hauptmann 7,50, der Premierlieutenant 3, der Sekondelieutenant 2,50 Mark, daneben beim Verlassen der Garnison die Kommandozulage der Linienoffiziere, außerdem bei jeder Einziehung ein Equipierungsgeld im Betrage von 210 Mark für den Hauptmann ꝛc., von 150 Mark für den Lieutenant. Zu den Uebungen haben die Offiziere der Kavallerie und reitenden Artillerie ein Reitpferd mitzubringen, außerdem wird ihnen ein Dienstpferd vom Truppenteil gestellt; für beide empfangen sie Rationen. Bei der nicht reitenden Feldartillerie und dem Train werden sie durch den Truppenteil beritten gemacht.

Im Falle einer Mobilmachung sind die Gebührnisse der Offiziere des Beurlaubtenstandes denen der Linienoffiziere

gleich. Einberufene Zivilbeamte behalten ihre Zivilbesoldung, auf welche die Militärbesoldung angerechnet wird; eine Kürzung der ersteren findet für diejenigen, welche einen eigenen Hausstand haben, nur dann statt, wenn beide Besoldungen zusammen mehr als 2400 Mark betragen.

Eine äußere Anerkennung langer, über das gesetzliche Maß hinaus und mit besonderem Interesse geleisteter Dienste erfolgt durch Verleihung eines Ehrenzeichens der „Landwehr-Dienstauszeichnung". Es gibt zwei Klassen derselben. Die erste ein silbernes Kreuz, können nur solche Offiziere und Sanitätsoffiziere des Beurlaubtenstandes erhalten, welche mehr als zwanzig Jahre dem stehenden Heere und der Landwehr ersten Aufgebots angehört haben; die zweite Klasse „die Schnalle" ein farbiges seidenes Band in eiserner Einfassung, wird an Personen verliehen, welche nach Erfüllung ihrer Dienstpflicht im stehenden Heere und in der Landwehr ersten Aufgebots einen Feldzug mitgemacht oder mindestens noch drei Monate aktiv gedient haben.

Nach erfüllter Landwehrpflicht darf der Offizier des Beurlaubtenstandes um seine Entlassung nachsuchen. Er tritt dann zum Landsturm über, um „wenn einst das Vaterland im Sturm bricht los" die Waffen von neuem zu ergreifen. Beim Ausscheiden kann ihnen das Recht verliehen werden, die Landwehr- oder auch die Regimentsuniform fortzutragen. Auf Pension haben sie im Frieden nur dann Anspruch, wenn sie durch unmittelbare Dienstbeschädigung invalid geworden sind. Im Kriege stehen sie auch in dieser Beziehung den Berufsoffizieren ganz gleich.

* * *

Die Verpflichtungen und Lasten, welche der Offizier des Beurlaubtenstandes als Gegenleistung für die aus seiner Stellung ihm erwachsenden Vorteile und Vergünstigungen auf sich nimmt, sind nicht gering. Aber die Opfer werden gern gebracht. Der stetig wachsende Zudrang zum Dienst als Einjährig-Freiwillige und zu weiterer Beförderung, welcher gestattet hat, dem immer mehr sichtbar werdenden Bedürfnis besserer Ausbildung der Offiziere des Beurlaubtenstandes durch eine Erhöhung der Ansprüche zu genügen, beweist es. Germanias Söhne sind auf dem Wege, die Wehrpflicht zu einem Wehrrecht zu gestalten; sie wollen das Dichterwort, welches das Pfui! ausruft über den Schwätzer hinter dem Ofen, zur Wirklichkeit machen. Schon fragt man bei dem jungen Manne aus den höheren Ständen, welcher nicht Offizier ist: „Warum ist er es nicht?" Des Kaisers Rock ist der höchste Schmuck, mit dem der Offizier der Reserve und Landwehr an seinem Ehrentage sich schmückt; auch nach seinem Austritt aus dem Dienst wünscht er denselben zu tragen; für ihn bedeutet „Wehrlos — ehrlos!"

———

Das Haus Montague.

Erzählung in drei Bänden von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Ich neigte meinen Kopf vor den Professor hin; um einer Berührung der Drentel zu entgehen, strich ich das halblange Haar nach dem Hinterkopf hinauf. Trotzdem fühlte ich schaudernd eine warme breite Fingerspitze über meinen Nacken hingleiten; ein triumphierendes heiseres Lachen drang zu meinen Ohren, und an dieses schlossen sich die Worte an, mit welchen die alte Sauferin dem Professor eine Erklärung des seltsamen, unter dem Haar fast verschwindenden Zeichens gab.

„Und das soll ein Muttermal sein?" fragte sie geringschätzig, „da müßte die Natur wunderlich gespielt haben, um eine derartige Zeichnung zuwege zu bringen. Den Strich wollte ich noch gelten lassen, allein die Pfeilspitze da vorn und die blaue Farbe? Ja, ja, schon früher sah ich dasselbe Mal; ich sah es, als die Nadelstiche, durch welche es hergestellt wurde, noch nicht ganz geheilt waren. Und mehr noch sah ich: auf einem anderen Genick sah ich ein ähnliches Mal, aber in roter Farbe ausgeführt, wahrscheinlich um die beiden Kinder voneinander unterscheiden zu können; denn mit dem blauen Bändchen und dem roten, die sie um den Hals trugen, war es doch eine unsichere Sache."

Ich hatte mich aufgerichtet, und des Professors nicht achtend, der unter dem Eindruck der neuen Ueberraschung schwieg, kehrte ich mich hastig der Drentel mit den Worten zu: „Ich besitze also einen Zwillingsbruder?"

„Vermutlich," hieß es selbstgefällig zurück, „wenn überhaupt Kinder, die in derselben Stunde von derselben Mutter geboren wurden, den Namen Zwillinge verdienen."

„Aber meine Mutter und deren Name?" fuhr ich in fieberhafter Erregung fort.

„Da fragen der junge Herr mehr, als ich zu beantworten weiß," beteuerte die Drentel, „ich sah weder eine Mutter, noch hörte ich Namen. Es war eben alles darauf berechnet, daß ich selber trotz meiner Dienstleistung im Dunkeln bleiben sollte; es möchte mich sonst nicht gereuen, Ihnen auch das zu verraten."

Ich sah auf den Professor, der plötzlich den Faden seiner mit so viel Ueberlegung eingeleiteten Pläne verloren zu haben schien. Er bedurfte eben der Zeit, mit der neuen Enthüllung sich vertraut zu machen und deren mögliche Ausnützung zu erwägen.

„Unglaublich!" rief ich aus, „und doch sind Zweifel unzulässig. Ich wußte um das Mal, denn manchen bösen Hohn trug es mir ein, infolgedessen ich mich daran gewöhnte, es ängstlich zu verheimlichen." Hier überwältigte mich die Erregung, und der Drentel mich zukehrend, fragte ich beschwörend: „Wo finde ich meinen Bruder? Nur das sagen Sie mir, und ich will es Ihnen lohnen so hoch, wie es in meinen Kräften steht."

„Sie verlangen mehr, als ich beim besten Willen zu leisten vermag," antwortete diese mürrisch, „ich dächte, es wäre schon eine große Sache, zu wissen, daß wenn Sie jemand mit 'nem ähnlichen Merkmal auskundschaften, Sie ihn als Bruder anreden mögen."

„Beide Kinder befanden sich in Ihren Händen," beteiligte der Professor sich nunmehr wieder an dem Gespräch, „das eine übergaben Sie dem Irländer O'Neil, da müssen Sie sich entsinnen, wohin Sie das andere brachten."

„In meinen Händen hielt ich beide, das räume ich gern ein, was aus dem zweiten geworden, erriet ich dagegen nie, und fragen durfte ich nicht. Ich wiederhol's, man mißgönnte mir 'nen klaren Blick in die Angelegenheit; trennte man aber die Kinder voneinander, so geschah's mit schlauem Bedacht. Mir wurde ganz wirr im Kopfe vor allen Heimlichkeiten; nicht um die Welt hätte ich über Dinge reden mögen, von denen ich fürchtete, daß sie mich in Ungelegenheit bringen würden."

Ratlos betrachtete ich den Professor. Dieser sah grübelnd vor sich nieder. Erst nach einer Pause des Schweigens richtete er sich wieder auf und bemerkte zögernd: „Welche Erwartungen müssen sich auf der einen Seite an die beiden Zwillinge geknüpft haben, und welche Befürchtungen auf der anderen, um zu deren Beseitigung und gleichzeitiger Vernichtung der Spuren ein derartiges Gewebe von Ränken zu spinnen. Wir stehen vor einem undurchdringlich erscheinenden Rätsel, und doch dürfen wir deshalb die letzte Hoffnung auf dessen Lösung nicht aufgeben. Nicht Mühe noch Kosten dürfen wir scheuen, den schwer geschädigten Brüdern zu ihrem Recht zu verhelfen —"

„Beschränkte der ganze Erfolg sich darauf, daß ich meinen wahren Namen erführe, so wollte ich es mit vollen Händen danken," fiel ich wieder leidenschaftlich ein, „ich wollte davon abstehen, diejenigen zur Rechenschaft zu ziehen, die sich an mir versündigten, nur der einzigen Aufgabe leben, meinem Bruder nachzuforschen. Doch wir müssen noch mehr wissen," kehrte ich mich der Drentel wieder zu, „alles, alles, was nur immer zu Ihrer Kenntnis gelangte, müssen wir hören. Die kleinsten Nebenumstände können eine Bedeutung von größter Wichtigkeit gewinnen, wenn wir sie in Zusammenhang mit anderen Ereignissen bringen. Erzählen Sie daher ausführlich, wie Sie überhaupt in Beziehung zu den Zwillingen gelangten, und fürchten Sie nicht, ein Wort umsonst zu sprechen."

Unter unseren gespannten Blicken sann das Weib eine Weile ernst nach, dann hob es an: „Wie lange es her ist, kann der junge Herr an seinem eigenen Lebensalter abmessen, da kam eines Abends ein Herr, der mich ohne Zeugen zu sprechen wünschte. Ich vermutete, in irgend welchen Geschäftsangelegenheiten; allein er fragte nur an, ob ich geneigt sei, ihn gegen hohes Entgelt auf einer Reise zu begleiten und zwei Waisenkinder für ihn in Empfang zu nehmen. Damals lebte ich in glänzenden Verhältnissen, daß ich's nicht nötig gehabt hätte; allein da er über die Hunderte von Dollar redete, als brauchte er sie nur auf der Straße aufzulesen, meinte ich, daß solche Bekanntschaft ihr Gutes haben möchte, und bereitwillig sagte ich zu. War ich doch jung, hübsch — ich hörte es wenigstens alle Tage — und leichtlebig; auch gefiel mir's, daß es sich um eine geheimnisvolle Angelegenheit handelte. Mit heiligen Eiden mußte ich beschwören, nie eine Silbe über unseren Verkehr verlauten zu lassen, und solche beschworene Geheimnisse machen sich in den meisten Fällen gut bezahlt und begründen nicht selten eine recht haltbare Freundschaft. Wir begaben uns also auf den Weg, und nach zwei Tagen ununterbrochener Fahrt auf Eisenbahnen und in Postkutschen erreichten wir unser Ziel. Dort hielten wir uns nicht länger auf, als gerade notwendig, zwei Kinder, welche die eigene Mutter, wenn sie noch lebte, nicht voneinander zu unterscheiden vermocht hätte, in unsere Obhut zu nehmen, und mit derselben Eile reisten wir heimwärts. Hier in New York kehrten wir in einem Gasthause ein; das brachte mich auf die Vermutung, daß der Herr wohl anderweitig zu Hause gehöre. Ein unansehnliches Kosthaus war's obenein zu meinem Erstaunen. Heute könnte ich es selber nicht mehr herausfinden; mögen auch längst andere Gebäude an dessen Stelle getreten sein. Dort warteten wir bis Abend. Dabei gestattete der Herr mir nicht einmal, in meiner eigenen Wohnung vorzusprechen, von wegen der Kinder, wie er meinte, die meiner Pflege bedürften. Erst nachdem es dunkel geworden war, zahlte er mir den ausbedungenen Preis bis auf den letzten Cent aus, dann forderte er mich auf, das eine der beiden Kinder, die gerade schliefen, in eine Decke zu hüllen und auf den Arm zu nehmen. Ich griff nach dem ersten besten, und wie ich jetzt weiß, war's das mit dem blauen Mal. Gleich darauf saßen wir in einer Mietskutsche, die uns schnell an den Hudson brachte. Dort setzten wir nach Brooklyn über, wo wir in einer anderen Mietskutsche abermals eine Strecke fuhren. Auf einer ein-

samen Stelle in der Vorstadt stiegen wir aus; die Kutsche fuhr zurück, wir aber gingen noch einige hundert Ellen. So lange hatte der Herr kaum ein Wort gesprochen. Jetzt aber wies er auf das erhellte Fenster eines kleinen Bauwerks, mich zugleich beauftragend, das Kind da hineinzubringen und den daselbst hausenden Leuten mit einigen kurzen Aufträgen zu übergeben. Mehr zu reden brauchte ich nicht, riet er; ich möchte mich indessen beeilen, wieder zu ihm zu kommen. Pünktlich führte ich alles aus, und eine unheimliche Wohnung war's, wo ich das Kind absetzte, und nicht minder unheimlich schauende Leute, die mich erwarteten, daß ich den armen Wurm ordentlich bedauerte. Doch das ging mich wenig an — war ich doch eingeschworen — und schleunigst begab ich mich auf den Rückweg zu dem Herrn. Zu meinem Erstaunen war er verschwunden. Hin und her lief ich in meiner Besorgnis; auch verriet ich durch gedämpfte Rufe meine Anwesenheit, allein alles vergeblich. Viel Suchen gab es in der finsteren Nacht überhaupt nicht, und da blieb mir schließlich nichts anderes übrig, als nach dem Gasthause zu eilen, wo ich den Herrn bei dem anderen Kinde vorzufinden hoffte. Dort aber erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß der Herr mit seinem Söhnchen — ja, Söhnchen sagten die Leute — bereits nach Hause gefahren sei. Zuvor hatte er seine Rechnung bezahlt, auch einen schönen Gruß an mich zurückgelassen. Damit endigten meine Erfahrungen mit den Kindern. Weitere Nachforschungen anzustellen, hatte ich ja keine Ursache — bei der Vorsicht des Herrn wären sie nebenbei vergeblich gewesen —, auch erschien's mir nicht ratsam, eine Sache, von der ich wußte, daß sie nicht ordnungsmäßig, in die Oeffentlichkeit zu tragen. Da ich den Herrn nie wieder sah, nie von ihm hörte, auch nie über meine Erlebnisse mit ihm befragt wurde, so schwand die Angelegenheit bald aus meinem Gedächtnis. Ich hätte sie ganz vergessen gehabt, wäre ich vor langen Jahren nicht durch Sie selber daran erinnert worden."

„Entsinnen Sie sich des Namens jenes Herrn?" forschte der Professor nach einer Pause des Schweigens.

„Was thut der Name?" meinte das Weib geringschätzig grinsend, „wer auf heimlichen Wegen wandelt, hütet sich wohlweislich, den richtigen anzugeben. Stuart nannte er sich, soviel ich mich erinnere."

Der Professor neigte das Haupt beipflichtend und fragte weiter: „Sie würden ihn vielleicht wiedererkennen, wenn er plötzlich vor Sie hinträte? Es wäre nämlich nicht unmöglich, daß wir eines Tages in die Lage gerieten, Ihr Zeugnis anrufen zu müssen."

Förmlich höhnisch klang der Person Stimme nunmehr, indem sie erklärte: „Wenn Sie dem Herrn das Aussehen von damals zurückgeben, möcht's mir gelingen; doch auch dann wär's noch zweifelhaft. Hab's zu oft erlebt, daß Gentlemen, die nicht erkannt sein wollten, durch künstliche Mittel sich im Aeußeren gänzlich umwandelten; warum sollte der es nicht ebenfalls gethan haben?"

Der Professor sann wieder nach. Das Zutreffende dieser Erklärung leuchtete ihm ein; und da ich selbst in meiner krankhaften Erregung unfähig, mit in das Gespräch einzugreifen, fuhr er fort: „Es bleibt uns also nur noch übrig, festzustellen, wohin damals die Reise führte. Besinnen Sie sich recht genau. Vielleicht sind sie im stande, nicht nur den Weg so zu beschreiben, daß wir ihn zu verfolgen vermögen, sondern auch das Haus, aus welchem Sie die Kinder entführten, ausfindig zu machen. Wäre es doch nicht unmöglich, daß wir dort namentlich über deren Eltern Auskunft erhielten."

„Ich will's versuchen," hieß es zweifelnd zurück, „doch ich wiederhol's: Der Herr Stuart hatte es sich zur Aufgabe gemacht, mich zu verwirren. Auf Schritt und Tritt überwachte er mich, daß ich mit den Leuten, von welchen wir die Kinder in Empfang nahmen, kein ordentliches Gespräch anknüpfen konnte."

Auf ein Zeichen des Professors säumte sie, bis er Taschenbuch und Bleifeder hervorgezogen hatte, dann erzählte sie mit einer gewissen durch Zweifel erzeugten Unsicherheit: „Ueber die Hauptrichtung der Fahrt war ich im klaren, und die lief nach Kanada hinauf. Auf unserer Reise berührten wir Utica; dann ging's in der Nachbarschaft des Lorenzostromes eine kurze Strecke nach Kanada hinein, wo wir in dem Oertchen Dundee übernachteten. Von da fuhren wir in einem Mietswagen über Land an die drei Stunden, bis wir ein Gehöft erreichten, das ich Harrys Kabin nennen hörte, und da fanden wir die Kinder. Harry hieß nämlich der Eigentümer der Farm, und der war ein vollblütiger Indianer, aber in seinen Manieren ein Weißer. Also Harrys Kabin, und die war weit und breit bekannt, denn der Herr Stuart brauchte nur danach zu fragen, um jedesmal auf den richtigen Weg gewiesen zu werden. Vielleicht ist's heute noch so."

„Das sind allerdings nur dürftige Spuren," versetzte der Professor, welcher die Namen der Reihe nach niedergeschrieben hatte, sichtbar entmutigt; allein wir dürfen es uns nicht verdrießen lassen, dieselben bis ans Ende zu verfolgen. Dort müssen wir unser Glück weiter versuchen. Wer weiß, ob Harrys Kabin heute noch steht. Und doch sollte man glauben, daß die Erinnerung an die Zwillinge, die jedenfalls ihre mehr als alltägliche eigene Geschichte hatten, wenigstens in der Nachbarschaft nicht gänzlich erloschen sein könnte."

Damit war der Zweck unseres Besuches bei der Drentel erfüllt. Einer Harpye ähnlich überwachte sie uns, während wir den versprochenen Lohn in kleineren Münzen abzählten, worauf sie den ganzen Betrag mit der Gier einer Hyäne in den Falten ihres Kleides verschwinden ließ.

„Ich spreche noch einmal bei Ihnen vor," bemerkte der Professor, indem er sich erhob, „besinnen Sie sich unterdessen an allen Kräften auf weitere Namen und Umstände, welche uns das Auffinden von Harrys Kabin erleichtern, und bauen Sie darauf, daß ich für jede Nachricht, die mir ein wenig mehr werth als nichts, mich erkenntlich zeige."

Mit einem kurzen „Gott befohlen" trat er mir voraus auf den Hof hinaus. Dort wurden wir abermals von der verwilderten Brut des Elends und des Verbrechens, die bis dahin kühner und zudringlicher geworden war, belästigt und verhöhnt. Erst als wir auf die Gasse hinausschritten, ließen die jugendlichen Bösewichter von uns ab. Statt dessen begegneten wir wieder Gestalten und Blicken, in welchen der ganze Haß sich aussprach, zu dem man sich jedem besser gekleideten Menschen gegenüber für berechtigt hielt.

Mit beschleunigten Schritten und uns jeder Bemerkung enthaltend, erreichten wir bald lichtere Stadtteile. Tief atmete ich auf.

„Mir ist, als sei mir eine Last von erdrückender Schwere aufgebürdet worden," redete ich den Professor an, „eine Aufgabe ist vor mich hingestellt worden, die mich bis an mein Lebensende beunruhigen wird. Sie von mir zu weisen, bin ich unfähig, obwohl ich mir sage, daß irgend ein Erfolg selbst von den ernstesten Bemühungen nicht zu erwarten."

„Take it easy, Kohlmeise," erwiderte der Professor, und in seiner Stimme offenbarte sich das herzlichste Wohlwollen, „rede nicht von deinen Bemühungen, sondern von den unsrigen. Deine Sorgen sind ja die meinigen seit den Tagen, in welchen Agathe über dich frei verfügte, durch ihren Zauberspruch die bunt gesprenkelte Kohlmeise sich in einen samtweich gefiederten Blauvogel verwandelte. Eine solche Aufgabe dient vielmehr dazu, den Menschen frisch und thatkräftig zu erhalten, das an Schwermut grenzende Träumerische, welches du in der Ferne dir zu eigen machtest und wozu die hier gewaltsam erzeugte Scheu den Boden ebnete, von dir auszuscheiden und an dessen Stelle unternehmungslustige Mannhaftigkeit treten zu lassen. Fühle ich selbst doch eine gewisse Erleichterung, seitdem ich mit ganzer Seele Dinge ins Auge fasse, welche mich ein wenig mehr schmerzlichen Betrachtungen zu entreißen versprechen. Also take it easy, wie ich es thue; gerade im erbitterten Kampfe mit den Verhältnissen werden starke Charaktere ausgebildet. Und dann vergegenwärtige dir den Triumph, wenn auch nur der kleinste Erfolg unser gemeinsames Wirken lohnt. Erreichten wir aber trotz der äußersten Anstrengungen wirklich gar nichts, so bliebe uns immerhin das beruhigende Bewußtsein, daß es im Schicksalsbuche nicht anders geschrieben stand. Ob du als Dirk Gosse durchs Leben wandelst, ob als Baron, Graf oder Herzog: Der Wert des Mannes wird durch solche leere Beigaben nicht erhöht. Und daher nochmals, Kohlmeise: take it easy. Zu Fuße wollen wir zu unserer alten Penelope heimkehren; was wir ihr mit

teilen haben, erfährt sie ein Stündchen später immer noch früh genug. Auch finden wir im gemächlichen Einherwandeln mehr fürs Auge und damit für den Geist. Sieh, wie der Himmel sich rötet, während die Sonne der Erde ‚Gute Nacht‘ bietet. Schade, daß die Häusermassen uns jede Fernsicht rauben. Ich bin sonst nicht furchtsam," und das spanische Rohr drehte sich herausfordernd in Radform, „allein etwas leichter ums Herz wurde mir trotzdem, seit ich die schrecklichen Pflanzstätten des Verbrechens hinter uns weiß. Einer gewissen Schadenfreude vermag ich mich indessen nicht zu erwehren, die einst in Samt und Seide, Gold und Edelgestein — alles Blutgeld — prangende Drentel im tiefsten Morast der Verworfenheit und des Elends gefunden zu haben. Leider fügen solche, mit jedem Laster innig vertraute Scheusale sich nur zu leicht in derartige Wechsel ihrer Lage."

So sprang der Professor in seiner Unterhaltung von einem zum anderen über, um mich, ich begriff es ja, freundlicheren Eindrücken zugänglich zu machen. Auch Agathes gedachte er, daß er auf mein Wiedersehen mit ihr hoffe. Möchte es immerhin Thränen kosten, meinte er, so wirke das Wachrufen wehmütiger Erinnerungen doch wie ein Segen auf bedrängte Gemüter ein. Den dereinstigen Chef des Hauses Montague aber nannte er einen Verbrecher, gegen welchen Raubmörder Engel genannt zu werden verdienten. Denn diese, erklärte er in verhaltenem Grimm, der in seltsamem Widerspruch zu seinem sanften Charakter stand, laufen in Ausübung ihres finsteren Gewerbes Gefahr, Freiheit, Kopf und Kragen zu verlieren, müssen also mit Mut ausgerüstet sein, mit Gleichgültigkeit gegen das eigene Leben. Um dagegen ein zartes, edelgesinntes Wesen zu martern, zu mißhandeln und zu zertreten, es gewissermaßen in einen Rang zu stellen mit den Verworfensten ihres Geschlechtes, dazu sei der elendeste Feigling stark genug. Wüßte er doch, daß keine Strafe folge, niemand da sei, der ihn zur Rechenschaft ziehe, die Stimme aber, die um Gerechtigkeit zum Himmel schreie, ungehört verhalle, bevor sie über das Dach des Hauses hinausgedrungen. Wie Hohn klang sein gedämpftes Lachen, und: „Arme, arme Agathe," floß es wie eine tiefe Herzensklage von seinen Lippen.

„Arme Agathe," wiederholte ich erschüttert und gleichsam unbewußt.

Wir befanden uns an Bord des Fährdampfers, der uns nach Brooklyn hinübertrug. Schweigend ließen wir unsere Blicke über das noch immer reich belebte gewaltige Hafenbecken hinschweifen. Dämmerung war bereits eingetreten. Nur noch matt wirkte das letzte Abendrot. Es spiegelte sich in einer über der Riesenstadt hangenden Dunstschicht, dem Brodem, welcher unablässig vielen Tausenden von Essen entstieg. Meine Gedanken wanderten weit fort übers Meer, weit fort nach jenen Stätten, auf welchen die Luft so rein, der Himmel so klar.

25. Kapitel.

Harrys Kabin.

Viel Mühe hatte es uns gekostet, viel des Fragens und Forschens von Ort zu Ort, um endlich nach Dundee auf der Kanadaseite zu gelangen. Dort erst erwiesen sich die nachträglich eingeholten Mitteilungen der Drentel von höherem Wert, indem wir dadurch in die Lage versetzt wurden, wenigstens die Hauptrichtung nach Harrys Kabin, von der man in Dundee nichts wußte, zu verfolgen. Zu diesem Zweck hatten wir einen leichten Mietswagen angenommen; es trug uns die Hoffnung, allmählich eine Gegend zu erreichen, in welcher die Bezeichnung: „Harrys Kabin" wenigstens keinen fremden Klang hatte.

In später Morgenstunde von Dundee aufbrechend, waren wir nicht allzuweit gefahren, als der Professor auch schon mit seinen Nachforschungen begann. An jeden uns Begegnenden richtete er die betreffende Frage, ohne nur einmal eine ermutigende Antwort zu erhalten. Obwohl auf der ganzen Reise uns nichts ferner lag, als überschwängliche Hoffnungen, bemächtigte sich unserer infolgedessen doch eine gewisse Unsicherheit. Einsilbiger wurden wir in unserem Verkehr, nichtssagender die kurzen Bemerkungen, in welchen wir scheu jede Mahnung an den Zweck der Reise umgingen. Ich hatte sogar die Empfindung, als ob unser ganzes, auf den unsichersten Mitteilungen begründetes Unternehmen in den Bereich kindisch abenteuerlicher Pläne gehört habe.

Zwei Stunden waren wir gereist, und der Professor wagte kaum noch, diesen oder jenen uns Begegnenden nach Harrys Kabin zu fragen, als wir in einem nur aus wenigen Gehöften und Geschäftshäusern bestehenden Oertchen eintrafen. Die Mittagszeit war nahe, die Pferde bedurften einer kurzen Rast; wir entschlossen uns daher, in dem bescheidenen Gasthause einzukehren und uns ebenfalls zu erfrischen. Vor der Thür stand ein einspänniges Wägelchen, dessen Pferd aus einer vor dasselbe hingeschobenen Krippe sein Mahl hielt.

In das Gastzimmer eintretend, fiel unser erster Blick auf einen bereits ins Greisenalter getretenen Herrn mit ehrwürdigem Aeußeren, der vor einem gedeckten Tische saß. Unseren Gruß beantwortete er mit freundlicher Höflichkeit; nachdem der Professor auch für uns ein Mahl bestellt hatte, fügte er beinahe schüchtern die gewohnte Frage nach Harrys Kabin hinzu.

„Harrys Kabin?" versetzte der Wirt zweifelnd, „nun ja, den Namen höre ich nicht zum erstenmal," und während mir vor freudiger Erregung der Atem stockte, entdeckte ich, daß in des Professors Antlitz heller Triumph aufleuchtete. „Harrys Kabin?" wiederholte der Wirt nachdenklich, „die muß irgendwo hier herum in der Nachbarschaft liegen." Er kehrte sich dem fremden Herrn mit den Worten zu: „Herr Doktor, in den dreißig Jahren oder mehr, die Sie unsere Gegend bereisen, dürfte kaum ein Winkel weit und breit vor Ihnen verborgen geblieben sein; vielleicht wissen Sie näheres über Harrys Kabin."

„Gewiß," antwortete der alte Herr zuvorkommend, „das ist das Gehöft des greisen Irokesen Harry. Ich kenne die Kabin wie deren Besitzer, obwohl ich nur sehr selten dort vorsprach, das letzte Mal vor zwei Jahren, als es galt, Harrys Frau die letzten Liebesdienste zu erweisen. Die Eingebornen, selbst die zivilisierten wie Harry, geben immer noch mehr auf ihre alten angestammten Hausmittel, als auf die Kunst wirklicher Aerzte; daher kommt es, daß sie in den meisten Fällen erst dann zum Doktor schicken, wenn menschliche Hilfe nichts mehr auszurichten vermag, und die nächste Folge ist Mißtrauen."

Er hatte kaum ausgesprochen, als wir vor ihm standen und der Professor mit einer gewissen Begeisterung uns vorstellte. Dann setzten wir uns zu ihm, den Wirt beauftragend, unser Mahl dort anzurichten.

„Ich begrüße es als ein günstiges Zeichen, mit jemand zusammenzutreffen, der, wie ich hörte, seit mehr als dreißig Jahren mit Land und Leuten dieses Distriktes vertraut," nahm der Professor nunmehr eifrig das Wort, „und ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich darauf hin voraussetze, durch Ihre Güte über Ereignisse unterrichtet zu werden, die vor etwa vierundzwanzig Jahren gerade in Harrys Kabin stattgefunden haben."

Der Doktor warf einen freundlich forschenden Blick auf mich. Die heftige Spannung, welche sich auf meinen Zügen ausprägte, konnte ihm nicht entgehen und mochte ihn noch mitteilsamer stimmen; denn dem Professor zugewendet, hob er bereitwillig an: „Vierundzwanzig Jahre sind freilich eine lange Zeit; es gibt indessen Ereignisse, die auf Grund der sie begleitenden rätselhaften Umstände in der Erinnerung sich nie ganz verwischen. Indem ich aber den genannten Zeitraum in Beziehung zu dem ehrenwerten alten Irokesen und seiner Kabin bringe, meine ich, es könnte nichts anderes Sie zu Ihren Erkundigungen bewegen, als das Schicksal einer jungen Frau, welche in jenen Tagen unter Hinterlassung von Zwillingssöhnen dort das Zeitliche segnete."

„Das ist's, ja, das ist's!" rief der Professor erregt aus, und über den Tisch hin drückte er des alten Herren Hand, während ich selbst förmlich bestürzt meine Blicke zwischen den beiden Herren hin und her schweifen ließ. „Ja, das ist's, mein teurer Doktor, und wenn ich im allgemeinen nicht sonderlich auf die sogenannten Schicksalsfügungen gebe, so beschleicht mich jetzt doch ein eigentümliches Gefühl des Erstaunens, gerade hier mit dem Einzigen zusammenzutreffen, von dem ich zuverlässige Kunde aus jenen Tagen erwarten darf."

„Nichts Erstaunliches," erklärte der Doktor lächelnd, „meine Praxis entfällt

vorzugsweise auf das Land, da bin ich beinahe täglich zu dieser oder jener Stunde hier zu finden. Nebenbei gewährt es mir große Befriedigung, nach besten Kräften in einer Sache zu dienen, welche damals meine innigste Teilnahme wachrief, zumal die arme junge Frau bis zum letzten Atemzuge sich in unlösbar erscheinende Rätsel hüllte."

„Woraus hervorgeht, daß Sie in irgend welche Beziehung zu ihr getreten waren?" fragte der Professor eifrig.

„Ich behandelte sie bis zu ihrem Tode —"

„Und erfuhren sicher das eine oder das andere über ihre Vergangenheit?" fiel der Professor ein, „doch ich schicke voraus, mein teuerster Doktor, was auch immer Sie aus jenen Tagen berichten: Der kleinste Nebenumstand kann von den weittragendsten Folgen begleitet sein."

„Ich wiederhole: bei dem scharf ausgeprägten Willen, über ihre persönlichen Verhältnisse das strengste Geheimnis zu bewahren, konnte ich nur wenig über die arme Dulderin in Erfahrung bringen. Als ein Verbrechen galt es mir dagegen, sie auf ihrem Sterbelager noch mit ungehörigen Fragen zu beunruhigen. Hätte sie doch nichts gehindert, mir, ihrem Arzt, volles Vertrauen zu schenken. Aber ich begriff, ihr Geheimnis war ein derartiges, daß sie von dessen Ruchbarwerden Nachteil für ihre Kleinen fürchtete. Als ich zu ihrem Beistand gerufen wurde, hatte sie sich bereits sechs oder sieben Monate in der Obhut des indianischen Ehepaares befunden, welches mit rührender Teilnahme für sie sorgte. Ihre eigentliche Pflegerin war die hochbetagte Mutter Harrys, und wußte sie von deren beinahe eifersüchtiger Aufmerksamkeit nicht genug zu erzählen. Wie ich durch Harry erfuhr, war sie eines Abends auf ihrer Flucht nach Kanada hinein bei ihm eingekehrt, wo Schwäche und Uebermüdung sie zwangen, einige Tage zu rasten. Sie schickte daher den in Dundee gemieteten Wagen zurück, und da mag bei den guten Leuten in der stillen Abgeschiedenheit der Entschluß gereift sein, gänzlich dort zu bleiben. Ueber die Richtung ihrer Flucht hatte sie nur verlauten lassen, daß sie aus dem Süden gekommen sei, was mich auf die Vermutung brachte, daß sie die hinter ihr liegenden Spuren vorsichtig zu verheimlichen wünschte —"

„Aber ihr Name, Herr Doktor, ihr Name?" fiel ich unter dem Einfluß tödlicher Spannung mit einer Heftigkeit ein, welche den alten Herrn sichtbar befremdete.

Er antwortete indessen freundlich: „Shields nannte sie sich, doch konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß dieser Name ein angenommener, wahrscheinlich um die sie etwa Verfolgenden irre zu leiten. Als ich zum erstenmal zu ihr gerufen wurde, erkannte ich sofort, daß ihre Tage gezählt seien. Die beiden Kinder erfreuten sich dagegen des besten Wohlseins. Nicht allzu kräftig, waren es doch hübsche Bürschchen, welche sich durch ungewöhnlich starkes braunes Haar auszeichneten. Wenn die Aermste aber glaubte, ihre Flucht gänzlich verschleiert zu haben, so hatte sie sich getäuscht. Auf alle Fälle war es ihr nicht gelungen, ihre Spuren vollständig zu verwischen. Zwei Monate ungefähr waren nämlich seit meinem ersten Besuche verstrichen, als ich eines Tages hier jemand vorfand, der mich dringend zu sprechen wünschte. Damals lebte das geheimnisvolle Auftauchen der jungen Frau und ihrer Zwillinge in aller Munde; ebenso wußte man, daß ich sie behandelte; da konnte es nicht überraschen, wenn jener Fremde gerade mit mir eine Zusammenkunft suchte. Als einen Herrn Stuart stellte er sich vor, der, in naher verwandtschaftlicher Beziehung zu der Frau Shields stehend, gekommen sei, um ihr Trost zu bringen. Nach seinen Mitteilungen war sie seit Jahresfrist Witwe und hatte auf Grund trüber Familienverhältnisse durch die Flucht sich jedem Verkehr mit ihren Verwandten und denen ihres Mannes zu entziehen getrachtet. Ich leugne nicht, dieser Stuart mit seinem unstäten eisigen Blick und der thönernen Stimme gefiel mir nicht. Ich vergegenwärtigte mir die nimmer schlummernde, wenn auch versteckte Angst der Mutter, und ohnehin zum Argwohn geneigt, ließ ich in meinem Verkehr mit ihm die größte Vorsicht walten. Als er aber den Wunsch äußerte, Frau Shields persönlich seine Aufwartung zu machen, schlug ich ihm denselben rundweg ab. Ich berief mich darauf, daß ihr Befinden ein zu bedenkliches, um sie den Gefahren der aus einem überraschenden Besuch hervorgehenden Erregungen aussetzen zu dürfen.

„Mit Widerstreben fügte er sich meinem Willen, zumal ich ihm zu verstehen gab, daß die Leute, unter deren Obhut sie lebte, den strengsten Befehl erhalten hätten, niemand, wer es auch sei, zu ihr zu lassen. Ich gewann überhaupt die Ueberzeugung, daß er vorläufig damit zufrieden, der Aermsten Zufluchtsstätte ausgekundschaftet zu haben. Auf seine Frage über ihre äußeren Verhältnisse unter Hinzufügung des Versprechens, daß er bereit sei, sie durch meine Vermittelung ausgiebig zu unterstützen, konnte ich nur antworten, daß Mangel ihr augenscheinlich fern liege. Indem wir darauf abermals ihren hoffnungslosen Zustand besprachen, bat er mich, im Falle ihres Ablebens ihm sofort unter einer bestimmten Adresse in New York Nachricht zu geben, damit für die kleinen Waisen und deren Zukunft gesorgt werde. Er meinte noch, diese dürften nicht unter dem Einfluß des Eigensinns leiden, durch welchen Frau Shields ihr eigenes Leben und das anderer ihr sehr nahe stehender Personen verbittert habe. Da dies Verlangen mir gerechtfertigt erschien, sagte ich zu und damit endigte unsere Zusammenkunft. Noch zur selbigen Stunde begab Stuart sich auf den Heimweg, wogegen ich selbst meine Fahrt nach Harrys Kabin fortsetzte.

„Lange schwankte ich, ob ich der armen jungen Frau Mitteilungen über den abgelehnten Besuch Stuarts machen solle. Sobald ich aber wieder in ihre großen ängstlichen Augen sah und in denselben un gewöhnlich verheimlichte Angst entdeckte, stand ich endgültig davon ab, sie zu beunruhigen. Konnte ich doch auch nicht wissen, ob ich mit der von mir als Arzt getroffenen Entscheidung in ihrem Sinn gehandelt hatte.

„Monate gingen wieder dahin, und auch der Tag kam, an welchem die arme Dulderin schmerzlos hinüberschlummerte, und dann der Tag, an welchem sie in einem traulichen Waldeswinkel zur ewigen Ruhe gebettet wurde. Außer mir begleiteten nur noch die Bewohner von Harrys Kabin sie auf ihrem letzten Wege. Was auch immer im Leben sie ängstigte, die Geheimnisse und Rätsel, welche sie in ihrer Brust barg, alles, alles hatte sie mit sich in die Erde hinabgenommen; nicht die leiseste Andeutung war ihr entschlüpft, welche es mir ermöglicht hätte, irgend welche Schritte zu gunsten der beiden kleinen Waisen zu thun. Selbstverständlich benachrichtigte ich jenen Stuart von dem traurigen Ereignis, zugleich um Ratschläge betreffs der Kinder ersuchend. Die baldigst eintreffende Antwort lautete dahin, daß dringende Geschäftsangelegenheiten ihn hinderten, vor Ablauf von sechs Wochen selbst nach den Zwillingen zu sehen, und daß sie bis dahin in der Pflege der Irokesenfamilie bleiben sollten. Wer beschreibt daher mein Erstaunen, als ich nach vierzehn Tagen bei einem gelegentlichen Besuch in Harrys Kabin die Kinder nicht mehr vorfand. Schon eine Woche früher war, wie Harry mir erzählte, ein Herr, nach der Beschreibung kein anderer als Stuart, in Begleitung einer Dame daselbst eingetroffen, hatte die beiden Kleinen an sich genommen und nach ganz kurzem Aufenthalt die Rückreise wieder angetreten. Während er selbst sich als deren nächsten Verwandten und gesetzlichen Beschützer vorstellte, erstickte die Dame sie fast mit Küssen und Zärtlichkeiten, so daß Harry und dessen Angehörige gegen die Entführung keinen Einspruch zu erheben wagten. Auch nach Papieren, Briefen und sonstigen Dokumenten hatte Stuart geforscht, jedoch ohne das Geringste vorzufinden. Wenn aber etwas den ehrlichen Irokesen über die Zukunft seiner Schutzbefohlenen beruhigte, so geschah es dadurch, daß Stuart die Summe von zweitausend Dollar, welche er in Frau Shields in Verwahr hielt, ihm als Lohn für deren sorgsame Pflege zuerkannte. Mir erschien die Summe allerdings zu hoch, um hinter derselben nicht irgend eine Teufelei zu argwöhnen, wie Frau Shields eine solche vielleicht längst fürchtete. Eine gewisse Bestätigung fand mein Verdacht darin, daß der Brief, welchen ich an Stuarts mir aufgegebene Adresse nach New York richtete, mit dem Vermerk ‚Unbestellbar' in meine Hände zurückgelangte. Es ging daraus mehr als zur Genüge hervor, daß, wie die junge Frau einst ihre eigenen Spuren zu verwischen trachtete, man jetzt ähnlich mit denen ihrer Kinder

erfuhr. Was solchem rätselhaften Thun zu Grunde gelegen haben mag, wird schwerlich jemals enthüllt werden; so oft ich aber die arme junge Dulderin mir vergegenwärtige, nie geschieht es, ohne ihren in unbekannter Ferne weilenden Kindern einen aufrichtigen Segenswunsch nachzusenden."

Hier schloß der Doktor. Durch das plötzlich eingetretene Schweigen erschreckt, sah ich empor und gerade in die Augen des alten Herrn, der mich mit unverkennbar freundlicher Teilnahme betrachtete. Auch des Professors Blicke waren auf mich gerichtet, als hätte er in meinem Innern zu lesen gesucht. Ob er irgend eine Kundgebung von mir erwartete, ich weiß es nicht, aber in meiner tiefen Erregung einem dumpfen Gefühl der Dankbarkeit nachgebend, reichte ich dem Doktor die Hand. Damit war die Frage beantwortet, die ihm auf den Lippen schwebte und die zu stellen er rücksichtsvoll vermied. Seinem ersten Erstaunen aber folgten die Beweise erhöhten Wohlwollens, und manch freundliches, wenn auch Wehmut erzeugendes Bild zauberte er in herzlichen Worten vor mich hin, indem er einer längst Entschlafenen gedachte.

Stunden saßen wir noch in lebhafter Unterhaltung beisammen. Neue Anhaltspunkte für unsere ferneren Forschungen bot der Doktor indessen nicht, auch glaubte er nicht, solche bei dem alten Irokesen voraussetzen zu dürfen; dagegen billigte er unseren Plan, bei demselben vorzusprechen, und geschähe es auch nur, um seine eigenen Mitteilungen bestätigt zu hören. Nachdem er uns den Weg nach Harrys Kabin noch einmal genau beschrieben hatte, trennten wir uns wie langjährige Freunde voneinander.

Kaum eine halbe Stunde waren wir gefahren, als wir von der Landstraße auf weniger befahrenem Wege in eine lichte, von schmalen Wiesenstreifen durchschossene Waldung einbogen. Nur noch eine kurze Strecke und wir befanden uns an unserem Ziel. Obwohl noch immer unter dem Eindruck des wunderbaren Zufalls, der uns mit dem Doktor zusammengeführt hatte, wie seiner ungeahnten Mitteilungen, waren wir doch schweigsam geworden. Wir sagten uns, daß für unsere Zwecke im Grunde nur wenig gewonnen, scheuten aber, die aufsteigenden Bedenken vor einander zu offenbaren. Wir lebten eben unter dem Einfluß der Besorgnis, mit Harrys Kabin zugleich die Grenze zu erreichen, über welche einen Blick hinüberzuwerfen uns versagt bleiben sollte.

Eine größere Lichtung dehnte sich endlich vor uns aus. Auf derselben, umringt von eingefriedigten Feldern und bescheidenen Gartenanlagen, erhob sich das kleine Gehöft. Ein aus Balken und Brettern errichtetes, weiß angestrichenes Wohnhaus bildete dessen Mittelpunkt. Indem wir uns demselben näherten, unterschieden wir einen nach Sitte der Weißen gekleideten Indianer in reiferen Jahren, der sich auf dem fest umzäunten Vorhofe mit dem Behauen eines Balkens beschäftigte. Ein wenig abseits von ihm vergnügten zwei halb erwachsene braune Burschen sich mit der zärtlichen Pflege mehrerer Pferde. Wie ein Bild des Friedens lag es vor uns, gleichsam überwacht von einem runzeligen braunen Greise, der neben der Hausthür auf einem bequemen Armstuhl saß und mit beinahe starrer Ruhe eine lange, seltsam geschmückte Steinpfeife rauchte. Diese und das rotgewürfelte Tuch, welches er turbanartig um sein bis auf die Schultern niederfallendes ergrautes Haar geschlungen hatte, waren das Einzige, was an die indianische Geschmacksrichtung erinnerte.

„Wohnt hier der Irokese Harry?" fragte der Professor hinüber, als der Wagen in gleicher Höhe mit dem Hause anhielt.

„Der Irokese Harry," antwortete der Mann auf dem Vorhofe, sich nachlässig auf seine Axt stützend, „zu Hause ist er ebenfalls, wenn die Herren ihn zu sprechen wünschen," und er wies auf den Alten, der uns mit unerschütterlichem Gleichmute betrachtete.

„So dürften wir Ihre Gastfreundschaft auf einige Stunden in Anspruch nehmen?" fuhr der Professor fort.

„Auf heut, auf morgen und länger," hieß es bereitwillig zurück, „Platz genug im Hause für ein halb Dutzend Gäste. Mehr noch finden an unserem Tisch Platz; hartkörniger Mais für die Gäule ist ebenfalls vorhanden!"

Wir stiegen vom Wagen. Fast gleichzeitig eilten die munteren braunen Burschen herbei, um beim Ausspannen der Pferde hilfreiche Hand zu leisten.

Die Empfindungen, welche mich angesichts des Daches beschlichen, unter welchem meine eigene Mutter lebte, litt und starb, unter welchem ich einst mit einem Zwillingsbruder eng zusammengebettet lag, sind unbeschreiblich. Schmerzlicher denn je zuvor durchzitterte mich das Bewußtsein, nie Elternliebe kennen gelernt, die holde Bezeichnung „Mutter" nur gewohnheitsmäßig an ein unglückseliges elendes Geschöpf verschwendet zu haben. Unter solchen Eindrücken fand nicht einmal der gerechtfertigte Haß gegen meine grausamen Feinde eine Stätte in meiner Brust. Wie auf geweihtem Boden schritt ich einher, während die Gedanken in meinem Kopfe sich gleichsam sinnverwirrend kreuzten. Erst als der braune Farmer uns freundschaftlich begrüßte, trat die Aufgabe, welche uns dorthin führte, wieder in den Vordergrund. In seiner Begleitung begaben wir uns zu dem alten Harry hinüber, durch einen Gruß des Doktors uns gewissermaßen bei ihm einführend. Auch er hieß uns willkommen, und auf einen Ruf von ihm trug ein schönes, ernstes braunes Mädchen zwei Stühle aus dem Hause herbei, auf welche wir uns dem Alten gegenüber niederließen.

„Wir sind von weit hergekommen," eröffnete der Professor ohne Säumen das Gespräch, „um über zurückliegende Zeiten von Ihnen zu hören."

„Ich bin sehr alt," antwortete Harry grämlich in fließendem Englisch, nur in der Wahl seiner Vergleiche zuweilen an die indianische Redeweise erinnernd, „in einem alten Baum vertrocknet das Mark, in einem alten Kopf das Gehirn, daß die Gedanken keinen Platz mehr finden."

Der Professor warf mir einen besorgten Blick zu. Er begriff, daß der greise Harry diese Bemerkung bedachtsam vorausschickte, um sich jederzeit auf die Schwäche seines Gedächtnisses berufen zu können, sobald es Dingen galt, die zu berühren ihm wenn auch nur unbequem. Er wählte daher den Ausweg, nicht nur unser Zusammentreffen mit dem Doktor zu schildern, sondern die zwischen uns gewechselten Worte, namentlich die Erzählung des Doktors zu wiederholen. Harry lauschte unterdessen ohne jedes äußere Zeichen von Teilnahme. Nicht eine Linie seines runzeligen Antlitzes regte sich. Nur die leichten Rauchwölkchen, welche er in regelmäßigen Pausen abwechselnd durch die Nase und mit den schmalen Lippen von sich blies, wie ein gelegentliches zustimmendes Neigen seines Hauptes verrieten, daß warm pulsierendes Leben in dem hageren Körper wohne. So entsprach seinem ganzen Wesen auch die Antwort, welche er erteilte, nachdem der Professor geendigt hatte.

„Der Doktor ist ein kluger Mann," erklärte er, „was er sagte, ist Wahrheit. Ich weiß nichts mehr hinzuzufügen."

„Aber wie," fuhr der Professor sichtbar enttäuscht und daher um so eifriger fort, „wie, wenn der eine jener Knaben jetzt vor Ihnen säße?" und er wies auf mich.

Harry warf einen langen forschenden Blick auf mich. Endlich glitt ein mattes Lächeln des Mißtrauens über seine braunen Züge, und wieder vor sich ins Leere starrend, hob er an: „Wer erkennt ein Kind, nachdem es ein Mann geworden? Sehe ich heute aus wie vor siebzig und mehr Jahren? Eine junge Frau wohnte in meinem Hause. Sie war meine Augenweide. Sie kannte nur gütige Worte. Sie besaß zwei Kinder, die waren in derselben Stunde geboren. Ich betrachtete die Kinder oft mit Wohlgefallen. Jedes hatte seinen eigenen Namen. Ich konnte sie nicht voneinander unterscheiden. Sie waren wie junge Hirsche, welche dieselben Abzeichen tragen. Meine Mutter war eine kluge Frau. Sie liebte die Zwillinge und deren Mutter und pflegte sie Tag und Nacht. Doch auch sie wußte nicht, wer von den beiden Turvil hieß, wer Cyrus. Da knüpfte deren Mutter um den Hals des einen ein rotes Band, um den des andern ein blaues, und mit dem Zweifeln hatte es ein Ende. Nachdem die junge Frau gestorben war, sorgte meine Mutter getreulich für die Kinder. Wir glaubten, sie bei uns zu behalten, bis sie Männer geworden sein würden. Da verlor der eine Knabe des Nachts sein Bändchen, und meine Mutter sagte: ‚Verlieren beide ihr Abzeichen oder es vertauscht sie jemand, so ist's mit dem Unterscheiden vorbei. Ich

will ihnen ein Merkmal geben, das nicht verloren gehen kann.' Darauf nahm sie feine Nadeln, Schießpulver und Vermillionrot, und im Nacken unterhalb der Haare, wo es niemand hinderte, ätzte sie jedem einen Pfeil ein; dem einen gab sie den roten Pfeil, dem andern den blauen. Dann war alles gut. Als die Tättowierung kaum ausgeheilt war, kamen Menschen und holten die Zwillinge ab. Wir konnten es nicht hindern; sie hatten ein Recht dazu. Viele Jahre sind seitdem verstrichen, und heute noch warten wir auf die Rückkehr der beiden Brüder. Kommt jemand und sagt ‚ich bin Turvil' und er vermag den Pfeil nicht vorzuzeigen, so spricht er falsch, ebenso verhält es sich mit Cyrus."

Da neigte ich mich vor den Alten hin, und das Haar vom Nacken zurückstreichend, bot ich ihm einen freien Anblick des seltsamen Mals. Eine Weile verharrte er in Schweigen; dann fühlte ich, wie seine Finger über meinen Hals hinglitten, als hätte er die Echtheit der Farbe prüfen wollen. Damit nicht zufrieden, rief er seinen Sohn herbei, und erst nachdem auch dieser erklärt hatte, daß er das Zeichen wiedererkenne, also kein Irrtum walte, gab er meinen Kopf wieder frei. Eine Weile betrachtete er mich durchdringend, wie in meinem Gesicht nach Aehnlichkeiten suchend, und nicht achtend des Professors, der uns gespannt überwachte, reichte er mir die Hand.

„Meine Augen sind alt, die meines Sohnes jünger," bemerkte er mit der ihm eigentümlichen, beinahe ausdruckslosen Ruhe. „Sehen vier Augen dasselbe, so muß es wahr sein. Sie sind heute nicht zum erstenmal hier. Das Bett Ihrer Mutter steht auf seiner alten Stelle, darinnen mögen Sie übernachten. Die Geister der gestorbenen Mütter suchen ihre Kinder. Vielleicht erscheint sie Ihnen im Traum."

Ich war so bewegt, daß ich nicht gleich eine Erwiderung fand, noch weniger war ich fähig, an eine Nutzanwendung des Vernommenen zu denken. Da unterbrach der Professor das plötzlich eingetretene Schweigen mit den Worten: „Und jetzt, alter Freund, sagen Sie uns, ob es Turvil oder Cyrus, der hier vor Ihnen sitzt. Der Name wurde ihm vor fünfundzwanzig Jahren geraubt, und er sehnt sich, so gerufen zu werden, wie es ihm gebührt."

„Shields hieß seine Mutter," antwortete Harry zögernd. Dann spielten Zweifel auf seinen tief gefurchten Zügen. Erst nach einer Pause angestrengten Nachdenkens fügte er mißmutig hinzu: „Wer ist Cyrus, wer ist Turvil? Ich weiß es nicht. Meine Mutter nahm das Geheimnis mit sich in die Erde hinab. Wer hätte daran gedacht, sie darum zu befragen?"

„Nenne dich hinfort Cyrus Turvil," versetzte der Professor zu mir gewendet, „und du führst auf alle Fälle den dir in der Taufe beigelegten Namen. Haben wir so viel ausgekundschaftet, mag ein gutes Glück uns auch weiter begünstigen."

„Ich sah nur den blauen Pfeil; wo ist der rote?" fragte Harry, der mich fortgesetzt mit unverkennbarem Wohlwollen überwachte.

„Wenn wir das wüßten!" entgegnete der Professor, „wie man den Zwillingen den Namen raubte, trennte man sie auch hinterlistigerweise voneinander; uns aber ist die Aufgabe zugefallen, nach dem Verschollenen zu forschen, und müßten wir die ganze Welt nach ihm absuchen."

„Meine Mutter war eine sehr weise Frau," erklärte Harry sinnend, „sie mochte bedacht haben, daß die Kinder voneinandergerissen werden könnten; daher gab sie jedem ein untrügliches Erkennungszeichen mit ins Leben."

„Was jetzt als ein großes Glück erscheint," versetzte der Professor aus vollem Herzen, „und ich gebe es immer noch nicht auf, in unserem ferneren Verkehr mit Ihnen diesen oder jenen Anhaltspunkt zu gewinnen, der mit dazu beiträgt, uns zunächst auf die Spuren derjenigen zu führen, die sich berufen fühlten, mit störender Hand gewissenlos in das Leben der Zwillingsbrüder einzugreifen."

Harry war nachdenklich geworden. Erst allmählich wurde er wieder gesprächiger. Erfuhren wir nichts Neues mehr, so gewährte es mir doch einen eigentümlichen, von Wehmut durchwobenen Genuß, ihn von meiner Mutter erzählen zu hören.

26. Kapitel.

Der Brief der Mutter.

Nach dem Abendessen, zu welchem sich außer uns nur braune charakteristische Gestalten um den langen Tisch reihten, blieben wir noch eine Weile im ernsten Gespräch beisammen. Dann führte der alte Harry uns über den schmalen Flurgang nach einem größeren Gemach, welches er als die Wohnung meiner Mutter bezeichnete. Freundlich, wenn auch einfach eingerichtet, schien es nur wenig in Gebrauch genommen zu werden. Für mich genügten die an dasselbe sich knüpfenden Erinnerungen, es mit einem Gefühl der Andacht zu betreten, teilnahmsvoll jeden einzelnen Gegenstand zu betrachten, von welchem ich voraussetzte, daß einst die Blicke einer armen verfolgten Dulderin auf ihnen ruhten. Bevor die gewöhnlichen melancholischen Träumereien vollständig Besitz von mir ergriffen, stellte Harry die Lampe auf den Tisch, und uns einladend, vor demselben Platz zu nehmen, ließ er sich ebenfalls nieder.

„Was gelten einem Manne Ruhe und Schlaf, wenn viele Gedanken sich in seinem Kopf begegnen?" hob er darauf an. „Ich habe noch manches zu erzählen, und dazu ist jetzt die rechte Zeit. Ich bin zufrieden: Was mir vor vielen Jahren aufgetragen wurde, heute kann ich es erfüllen. Mein Sohn braucht es nicht für mich zu thun, nachdem ich selbst meine alten Augen geschlossen habe." Er säumte einige Sekunden, und in unseren Zügen nur den einzigen Ausdruck ernster Spannung entdeckend, fuhr er in seiner eintönigen Weise fort: „Die Mutter der Zwillinge war ein Blatt der Pappelweide, welches vor dem leisesten Lufthauch zittert. Sie zitterte beim Anblick jedes Fremden; in jedem Fremden fürchtete sie einen Feind. Als sie fühlte, daß es mit ihr zum Sterben ging, bat sie mich und meine Frau, über ihre Kinder zu wachen, für sie zu sorgen, auf daß sie nicht aufwüchsen wie das Getier des Waldes. Sie sollten lernen, viel lernen, um sich dereinst einen guten Weg durchs Leben zu bahnen. Sie beauftragte mich, wenn der Tod sie plötzlich überraschen sollte, alle ihre Schriften an mich zu nehmen und nie aus den Händen zu geben, wer auch immer mich darum angehen möchte. Ebenso vertraute sie mir ihr ganzes Geld an — etwas über zweitausend Dollar waren es — das sollte ich zum Besten der beiden Knaben verwenden. Einen großen Brief hatte sie geschrieben und doppelt versiegelt. Der sei nur für die Augen ihrer Söhne bestimmt, meinte sie, aber ich dürfte ihnen denselben erst einhändigen, nachdem sie achtzehn Jahre alt geworden; vorher möchte es ihnen Schaden bringen. Hätte sie mir mehr gesagt, möchte ich die Kinder nicht von mir gelassen haben. Sie glaubte, daß sich keiner mehr um sie kümmern würde, und als ein Herr und eine reiche Lady eines Tages kamen und sie von mir forderten, gab ich sie heraus. Ich konnte nicht anders. Auch nach Briefschaften forschten sie, und die verheimlichte ich. Nur von dem Gelde redete ich, und das verlangten sie nicht. Ich glaube, es waren sehr schlechte Menschen; denn als ich wissen wollte, wo die Kinder geblieben seien und der Doktor darum schrieb, erhielt er keine Antwort. Ich konnte mein Versprechen nicht erfüllen. Sechzehn Jahre wartete ich, ich wartete achtzehn, ich wartete vierundzwanzig Jahre; von den Zwillingsbrüdern sah und hörte ich nichts. Ich glaubte, daß sie gestorben seien oder schlechte Menschen sie hinderten, zu mir zu gehen. Mein Herz war traurig; jetzt ist es froh. Vor mir sehe ich den einen Zwillingsbruder; ich gebe ihm, was seine Mutter mir für ihn anvertraute."

Mit den letzten Worten griff Harry unter das auf seiner Brust sich bauschende rote Flanellhemd, und ein sorgfältig in Leder eingeschlagenes Paketchen hervorziehend und vor sich auf den Tisch legend, öffnete er es behutsam. Ein Bündel zusammengeschnürter alter Schriften kam zunächst zum Vorschein, dann ein mit zwei Siegeln versehener starker Brief. Diesen überreichte Harry mir mit den Worten: „Da drinnen steht mehr, als ich weiß. Für Ihre Augen und die Ihres Bruders allein ist die Schrift bestimmt; ich brauche nicht mehr zu erfahren. Mein Versprechen habe ich gehalten; es ist gut so."

Zitternd vor Erregung hatte ich den Brief in Empfang genommen. Indem ich die Blicke auf die in feinen Zügen ausgeführte Aufschrift senkte, flimmerte es mir vor den Augen. Schwerfällig entzifferte ich die Worte: „An meine Söhne Cyrus und Turvil", und immer wieder las ich

sie, ohne an den Inhalt des Schreibens zu denken.

Da ertönte des Professors Stimme, indem er, meinen Gemütszustand erratend, mir ermutigend zurief: „Take it easy, Kohlmeise, take it easy. Streife ab die träumerische Schüchternheit; fasse klaren Blickes ins Auge, was auch kommen mag, ob Gutes, ob Böses. Einem Feinde mit der Waffe in der Faust unerschrocken zu begegnen, macht nicht allein den Mann."

Tief auf seufzte ich. Gewaltsam entwand ich mich dem unheimlichen Bann, von welchem ich noch eine Spur aus den Knabenjahren mit ins reifere Alter hinübergenommen hatte; gleich darauf breitete ich das erste Blatt des geöffneten Briefes vor mir aus.

„Teuerster Cyrus, teuerster Turvil! Innig geliebte Kinder," las ich nunmehr mit wachsender Selbstbeherrschung, „wenn meine bangen Wünsche sich erfüllten, meine heißen Gebete erhört wurden, so befindet ihr euch beim Lesen dieses Briefes in einem Alter, in welchem ihr für euch selbst zu denken und zu handeln vermögt. Als Cyrus und Turvil Shields seid ihr aufgewachsen und, sofern Gott es nicht anders fügte, dank der treuen Fürsorge Harrys mit Kenntnissen ausgerüstet, wie solche zu der vor euch liegenden schweren Aufgabe erforderlich."

So weit war ich gekommen, als ich, einem unwiderstehlichen Drange nachgebend, den Schluß der Mitteilungen suchte. Kaum aber hatte ich einen Blick auf die Unterschrift geworfen, als der Brief meiner Hand entfiel. Ein lähmendes, mir die Brust gleichsam zusammenschnürendes Gefühl, welches ich heute noch nicht zu beschreiben vermag, bemächtigte sich meiner. Wie der letzten Kraft beraubt, sank ich zurück. Die Augen starr auf die verhängnisvolle Unterschrift gerichtet, war ich unempfindlich dafür, daß der Professor bestürzt auf mich hinsah, sogar Harry angesichts der niederschmetternden Wirkung, welcher ich unterworfen war, beunruhigt dareinschaute.

„Kohlmeise," brach der Professor das jäh eingetretene Schweigen, und tiefe Besorgnis offenbarte sich in seiner Stimme, „was ist es, Kohlmeise? Take it easy und zeige dich als ein Mann. Bist in anderen Dingen doch kein zagendes Mädchen."

Ich war so erschüttert, daß ich keine Erwiderung hervorzubringen vermochte. Schweigend legte ich den Finger auf die Unterschrift und mit unsicherer Bewegung schob ich dem Professor den Brief zu. Zugleich starrte ich in sein Antlitz, um den Eindruck kennen zu lernen, welchen die ungeahnte Kunde bei ihm hervorrufen würde. Und wie ich, beugte auch er sich unter einem an Entsetzen grenzenden Schrecken. Lange dauerte es, bevor er die Blicke erhob und mit notdürftig erzwungener Besonnenheit begann: „Ellen Montague. Das ist freilich eine ungeahnte Lösung des Rätsels," und es mochte ihm vorschweben, daß es ein Montague, durch welchen Agathe, die einst seine ganze Herzensfreude bildete, so namenlos elend geworden. „Ja, Kohlmeise, Ellen Montague hieß deine arme Mutter, damit ist indessen nicht gesagt, daß du, selber ein Montague, in näherer Beziehung zu einem Hause stehst, aus welchem ein so schweres Verhängnis auf unseren Liebling, also auch auf mich hereinbrach. Beruhige dich also und gewöhne dich endlich daran, da, wo Unklarheit herrscht, nicht alles in der schwärzesten Farbe zu sehen."

Während dieser Rede hatten die Gedanken sich wie Blitze in meinem Kopfe gekreuzt. Als sei plötzlich die Gabe des Hellsehens über mich gekommen, gestaltete vor meinem Geiste sich alles zu einem einzigen figurenreichen Bilde. Ich sah die O'Neils, die mich aus den Händen des schrecklichen Weibes in Empfang genommen hatten und demnächst ein bestimmtes Monatsgehalt aus der Kasse des Hauses Montague bezogen. Ich sah dessen Chef — und ein anderer konnte es nicht gewesen sein — der bei meinem unerwarteten Anblick sichtbar heftig erschrak und mit grausamer Härte mich abfertigte. Ich sah ihn vor mir mit seinem schleppenden Gang, hier in den glänzenden Geschäftsräumen, dort auf dem Ufer des Stromes, als der verbrecherische Irländer mich an Bord des segelfertigen Schiffes lieferte. Ich sah seinen Sohn, jenen boshaften Knaben vor mir, dessen Ausbrüche der Verachtung und Mißhandlung ich über mich ergehen lassen mußte, und laut aufjammern hätte ich mögen in meiner Verzweiflung. Aber weiter arbeitete meine wild erregte Phantasie, Jahre und Ereignisse gewissermaßen in Zeitatome zusammendrängend. Was damals meiner kindlichen Beurteilungsgabe entging: in diesen Sekunden gewann es überwältigend Leben. Die Aehnlichkeit zwischen mir und dem braunlockigen jungen Bösewicht konnte nicht abgeleugnet werden, ebensowenig, daß mein Erscheinen in den Kassenräumen die Ursache gewesen, wegen deren ich so schnell außer Landes geschafft wurde. Dann erfüllte nur noch ein einziger Argwohn mein ganzes Sinnen und Denken, der furchtbare Verdacht, daß es mein eigener Bruder, der mich einst mit Füßen trat, mein eigener verworfener Bruder, welchem Agathe schamlos geopfert wurde. Wo sollte ich eine Erklärung dafür suchen? Durch die unerhörtesten Umstände bedingt, war der erste Verdacht ins Leben gerufen worden, und ebenso schnell entwickelte er sich zu einer entsetzlichen Ueberzeugung.

„Ich sehe nicht zu schwarz," antwortete ich dem Professor mit einer Heftigkeit, die ihn förmlich erschreckte, sogar den greisen Irokesen sichtbar befremdete, „aber in einen Höllenpfuhl blicke ich, in welchem alles sich einigt, mich um den Verstand zu bringen. Wie nahe die Beziehung, in welcher ich zu dem Chef des Hauses Montague stehe, errate ich nicht. Wohl aber weiß ich, daß ich meinem eigenen Bruder begegnete, als wir beide noch im Knabenalter standen, demselben Montague, der später Agathe sein Eigentum nannte!" und gehässig lachte ich auf, daß es durch das ganze Haus schallte.

Der Professor erbleichte, für mich ein Beweis, daß er meine Ueberzeugung, wenn auch nur meine Anschauungen teilte, und eine Weile dauerte es, bevor er sich hinlänglich gesammelt hatte, um zu antworten: „Kohlmeise, ich warne dich, laß dich nicht zu Mutmaßungen verleiten, für welche du keine sichere Unterlage findest und die nur dazu dienen können, dich heillos zu verbittern, dein klares Denkvermögen in einer ernsten Sache zu beeinträchtigen."

„So geben auch Sie wenigstens die Möglichkeit zu?" rief ich mit einem Hohn aus, welchen ich heute noch tief bereue.

Des Professors gütiges Antlitz erhielt einen strengen Ausdruck, und feierlich klang seine Stimme, indem er erwiderte: „Nichts gebe ich zu, Kohlmeise, oder ich machte mich einer ähnlichen Unbesonnenheit schuldig wie du. Hier ist der Brief deiner Mutter. Den lese zuvor, und ich müßte mich sehr täuschen, enthielte er nicht Aufschlüsse, welche diese deine krankhaften Phantasiegebilde heilen."

Ich nahm den Brief schweigend zur Hand, hatte indessen kaum die ersten bereits bekannten Zeilen gelesen, als die Buchstaben vor meinen Blicken ineinander verschwammen. Ich fühlte, daß ich unter den verwirrenden Eindrücken ohne jegliches Verständnis fortfahren würde, und schob den Brief mit einer ungestümen Bewegung dem Professor wieder zu.

„Ich kann nicht, ich kann nicht!" rief ich erbittert aus, „lesen Sie vor; aus Ihrem Munde klingt alles anders — mögen es immerhin die Worte meiner armen sterbenden Mutter sein," und abermals meiner Verzweiflung nachgebend, fügte ich gehässig hinzu: „Warum konnte ich nicht in der nordischen Heimat zwischen den verschwiegenen Bergen und den treuherzigen Menschen bleiben —"

„Take it easy," fiel der Professor freundlich warnend ein, als hätte er gewußt, daß diese drei Worte von seinen Lippen, geheiligt durch vieljährige Erinnerungen, einen besänftigenden Einfluß auf mich ausübten, „take it easy, Kohlmeise, und verschließe dich nicht allen Vernunftgründen. Ich begreife deine Erregung, aber auch, daß in der Einsamkeit zwischen den starren Gebirgsmassen, welche du heut fälschlich Heimat nennst, deine Phantasie zügellos geworden. Beherrsche dich, Kohlmeise, und ist es wirklich dein Wille, so lese ich gern für dich. Du findest unterdessen Muße, dich zu beruhigen, dich gewissermaßen vorzubereiten für vielleicht peinliche Erfahrungen, die nicht umgangen werden können."

Er nahm den Brief, dadurch mich einer Gegenbemerkung überhebend, und begann:

„Wenn meine bangen Wünsche sich erfüllten, meine heißen Gebete erhört wurden, so befindet ihr euch beim Lesen dieses Briefes in einem Alter, in welchem ihr für euch selbst zu denken und zu handeln

vermögt. Als Cyrus und Turvil Shields seid ihr aufgewachsen und, sofern Gott es nicht anders fügte, dank der treuen Fürsorge Harrys, mit Kenntnissen ausgerüstet, wie solche zu der vor euch liegenden Aufgabe erforderlich. In bescheidenen Verhältnissen habt ihr gelebt und euch ausgebildet. Das ist für euch ein größerer Gewinn, als hättet ihr, umringt von Ueberfluß und Glanz, streng gebotene Einschränkungen nie kennen gelernt. Bricht ungeahnter Reichtum auf euch herein, so werdet ihr euch dadurch nicht verblenden lassen. Wie eurem bisherigen Namen — ich bezweifle es keinen Augenblick — werdet ihr auch dem einzigen euch rechtlich gebührenden Ehre machen. Nie aber werdet ihr gegen eure Mutter einen Vorwurf daraus erheben, daß sie euch den Namen eures Vaters so lange vorenthielt. Ich mußte so handeln, wollte ich die Gefahren, welche euch schon bei meinen Lebzeiten bedrohten, noch über mein Grab hinaus ausdehnen. Bei dem Irokesen Harry seid ihr sicher genug untergebracht; ich darf mich daher der Zuversicht hingeben, daß in den beiden unter seinen Augen aufwachsenden Shields niemand die Miterben des weltbekannten Handelshauses Montague auch nur entfernt vermutet. Ich schreibe diesen Brief bei erträglichem Wohlbefinden. An das Glück, euch noch einmal als Männer zu sehen, glaube ich indessen nicht, und so will ich mit diesen Mitteilungen an euch gewissermaßen mein Haus bestellen.

„Ja, ihr seid zwei Montagues, und was in eurer ersten Jugend euch verweigert wurde, das wird im reiferen Alter, sofern ihr euch dessen nicht unwert zeigt, in um so reicherem Maße euch zu teil werden.

„Der jetzige Chef des Hauses, also euer Großvater, der schwerlich noch lebt, wenn ihr eure Ansprüche geltend macht, ist ein Mann von ungewöhnlicher Gemütshärte. Ich schreibe dies nieder ohne Gehässigkeit, obwohl er die Quelle aller meiner Leiden, sondern nur, um euch mit allen Verhältnissen vertraut zu machen, auf welche die gegen euren ehrenwerten Vater begangenen Ungerechtigkeiten zurückzuführen sind. Er gehörte aber zu jenen Menschen, bei welchen sogar die heiligsten Familienbeziehungen hinter irdischem Vorteil zurückstehen müssen. Ich behaupte damit nicht, daß er keine Liebe zu seinen Angehörigen hege, dagegen bemißt er deren Glück einzig und allein nach seinen eigenen Anschauungen, ohne sie selbst um ihre Wünsche zu befragen. Sein Gott ist der glänzende Name seiner Firma, sein einziges Streben, denselben zu einem weltbeherrschenden zu erheben. Solchen Regungen opfert er kaltblütig die Wohlfahrt der Seinigen.

„Zwei Söhne waren ihm beschieden. Der ältere, Frederik, war euer armer, mir und euch zu früh entrissener Vater; der andere, Reginald, also euer leiblicher Onkel, wird zu der Zeit, in welcher ihr dieses leset, längst als Chef des Hauses an die Stelle eures Großvaters getreten sein. Lebte euer Vater noch, so wäre dadurch nichts geändert worden; denn zwischen ihm und seinem Vater bestand ein Zerwürfnis, welches durch nichts ausgeglichen werden konnte, zumal euer Onkel Reginald alles in seinen Kräften Stehende aufbot, eine Annäherung zwischen beiden unmöglich zu machen. Und was hatte euer Vater verbrochen, um den unversöhnlichen Zorn des gefühllos berechnenden Familienoberhauptes gegen sich wachzurufen? Nicht mehr und nicht weniger, als daß er sein treues Herz einer armen Handwerkertochter schenkte und durch den ihm entgegengestellten, von den ernstesten Drohungen begleiteten Widerstand nur noch unerschütterlicher in seiner aufrichtigen Zuneigung zu ihr wurde. Sogar meine dringenden Vorstellungen scheiterten an seinem Willen, und doch liebte ich ihn so sehr, daß wir eines Tages ohne Sang und Klang vor den Altar des Herrn hintraten, um als Mann und Frau die Kirche wieder zu verlassen.

„Damit war der Bruch als unheilbar besiegelt. Hätte später wirklich eine Aussöhnung mit eurem Großvater angebahnt werden können, so trug der eigene Bruder dafür Sorge, daß die Gegensätze sich immer noch mehr verschärften. Was dabei spielte, welche Mittel aufgeboten wurden, euren Vater und besonders mich herabzusetzen, mag Gott wissen. Ich für meine Person hatte indessen stets die Empfindung, als ob die gegen den Willen seines Vaters vollzogene Verheiratung nur als willkommene Handhabe benutzt worden wäre, um eine endgültige Auseinandersetzung und Enterbung zu bewirken. Eine verhältnismäßig kleine Summe wurde eurem Vater wohl als Pflichtteil angeboten, allein der wies sie mit Entrüstung zurück. Seine ungeschmälerten Rechte verlangte er, oder nichts. In seiner treuen Herzensliebe zu mir fühlte er sich stark genug, sich aus eigenen Kräften emporzuarbeiten.

„Doch es sollte nicht sein. Gleich nach unserer Verheiratung siedelten wir nach Louisville über. Dort hatte euer Vater in einem umfangreichen Bankgeschäft eine Stellung gefunden, welche uns eine mehr als auskömmliche Einnahme sicherte und immer noch besser zu werden versprach. Daselbst verlebten wir beinahe drei Jahre, die ich mit dem Himmel auf Erden hätte vergleichen mögen, wäre der Schatten nicht gewesen, welchen die unglückseligen Familienverhältnisse auf unser ganzes Dasein warfen. Eine neue Sonne ging indessen für uns auf, als ihr beide geboren wurdet. Eine Sonne des Entzückens; eurem Vater aber war es nicht vergönnt, sich daran länger zu erfreuen, als etwas über sechs Monate hinaus. Dann legte er sich hin, um nicht mehr zu erstehen. Von Hause aus schwächlich, hatten Ueberanstrengung, vielleicht auch Kummer und heftige Gemütsbewegungen über das ihm zugefügte unverdiente Leid dazu beigetragen, sein Ende zu beschleunigen. In meinen Armen starb er, das niederdrückende Bewußtsein mit sich hinübernehmend, daß ich vor dem Beginn eines Kampfes ums Dasein stehe, in welchem auch ich schließlich unterliegen müsse. Meinen Zustand zu schildern, als ich mit einigen wenigen Freunden ihn zu Grabe geleitete, unternehme ich nicht. Was mich in dieser furchtbaren Prüfungszeit aufrecht erhielt, waret ihr allein mit euren kleinen lachenden Gesichtern. Nicht einmal euer Onkel erschien, um dem armen Toten die letzte Ehre zu erweisen. Ebensowenig erfüllte sich meine stille Hoffnung, daß das auf mich hereingebrochene Unglück die eherne Rinde schmelzen würde, welche sich um die Brust eures Großvaters gelegt hatte. Erst nach Ablauf von sechs Wochen traf Reginald eines Tages bei mir ein, um Vorschläge vor mir zu offenbaren, die mir heute noch, da ich dies niederschreibe, das Blut der Entrüstung ins Angesicht treiben. Eingeleitet wurden dieselben durch versteckte Anklagen, daß ich seines Bruders Verderben herbeigeführt habe; hieran aber schloß er den Rat, samt euch, meinen Kindern, die jetzt mein Einziges und mein Alles, meinen Mädchennamen wieder anzunehmen. Als Entgelt bot er mir eine hohe Summe, die Bedingung hinzufügend, daß ich nicht nur nach einer anderen Landschaft verziehe, wo niemand mich kenne, sondern auch mich verpflichte, die Namensänderung als unverbrüchliches Geheimnis der Vergessenheit anheimfallen zu lassen.

„Ob euer Großvater um den Vorschlag wußte, vermag ich nicht zu entscheiden. Dagegen bezweifle ich nicht, daß alles nur darauf berechnet war, eurem Onkel und dessen Nachkommen die Firma Montague und das ungeheure Vermögen als unbestreitbar zu sichern.

„Empört über die schamlose Zumutung, und aufs tiefste verletzt in der Seele eures edlen, rechtschaffenen toten Vaters, wies ich das Anerbieten einer sorgenfreien Zukunft für mich und für euch zurück. Es geschah mit Worten der Erbitterung, die indessen an dem verhärteten Gemüt eures Onkels wirkungslos abprallten; nur einen anderen Vorschlag zeitigten sie. Als ob ich unehrlich gewesen oder der Liebe eures Vaters mich unwürdig gezeigt hätte, bot er mir eine lebenslängliche hohe Rente unter der Bedingung, euch an ihn auszuliefern, damit ihr zu wahren Montagues ausgebildet werden könntet. Woher er den Mut zu einem solchen Ansinnen nahm, ist mir unbegreiflich. Ich kenne nur die einzige Erklärung, daß er als der Besitzer von Millionen sich für berechtigt hielt, einer aus der unteren Volksschicht hervorgegangenen schutzlosen Frau gegenüber jede Rücksicht aus den Augen zu setzen. Zugleich flammte in meinem armen, wirren Kopfe der Argwohn auf, daß der finstere Plan ihn beherrsche, euch auf die eine oder die andere Art seinem Gesichtskreise zu entrücken und das an euch auszuführen, was selbst zu thun ich mich weigerte, nämlich Schritte einzuleiten, welche euch um den Namen und die gerechten Ansprüche eures Vaters brachten.

„Meine Antwort auf diese schreckliche Zumutung lautete dahin, daß nur der Tod mich von meinen Kindern trennen könne, daß ich für meine Person gern allen Ansprüchen entsage, die mir als einer Montague vielleicht zuständen, dagegen nimmermehr eine solche Verpflichtung auch auf euch ausdehnen würde.

„Ein böser Blick aus seinen kalten Augen traf mich nach dieser Erklärung. Um seine Lippen zuckte ein feindseliges Lächeln — in meiner gänzlichen Ratlosigkeit überwachte ich ihn genau — und die Achseln zuckend meinte er, daß er es gut genug mit mir im Sinne gehabt habe, ich aber mich nicht beklagen dürfe, wenn ich unter den Folgen meines Eigensinnes und der aus diesem hervorgehenden Entscheidung zu leiden haben würde. Auch riet er mir von jedem Versuch ab, in irgend welche Beziehung zu ihm oder seinem Vater zu treten. Dadurch, daß ich ihnen jeden Einfluß auf eure Erziehung versage, habe ich das letzte Band zwischen ihnen und euch durchschnitten, und fänden nunmehr die mit Rücksicht auf euren Vater getroffenen Bestimmungen auch auf euch ihre Anwendung.

„Inwieweit Derartiges rechtskräftig begründet werden konnte, ahnte ich nicht; die Nachforschungen, welche ich darüber anstellte, dienten am wenigsten dazu, mich zu ermutigen. Wo ich anfragte, riet man mir, den Wünschen eures Onkels und Großvaters Rechnung zu tragen, und euch dadurch eine glänzende Zukunft zu sichern. Allein um solchen Preis euch von mir zu geben, das hätte ich nicht über mich gewonnen, und wäre mir die heiligste Bürgschaft für die Verwirklichung solcher Voraussetzungen geleistet worden. Nur den einzigen Erfolg hatten diese Ratschläge, daß ich auch gegen diejenigen argwöhnisch wurde, welche sie mir erteilten. Ich konnte mich von dem Verdacht nicht lossagen, daß euer Onkel mit seinem Reichtum alle Menschen auf seine Seite zog. Was hätte ich überhaupt von jemand erwarten dürfen, der sich kein Gewissen daraus machte, ein geängstigtes und gequältes Mutterherz förmlich zu zermalmen?

„Für sich unverrichteter Sache reiste Reginald ab. Erleichtert atmete ich auf, sobald ich ihn nicht mehr sah; sein letzter Blick aber brannte in meiner Seele fort, daß ich keine Ruhe mehr finden konnte. Wo ich ging und stand, und nie mehr, als wenn ich euch vor mir sah, folterte mich namenlose Angst. Ich vermochte mich von dem Bewußtsein nicht loszusagen, daß jemand, der mit den schamlosesten Forderungen vor mich hingetreten sei, keinen Augenblick schwanken würde, bei der ersten besten sich bietenden Gelegenheit zu irgend einem selbstsüchtigen Zweck meiner Kinder mich zu berauben. In dem Gefühl, daß die ununterbrochene Angst um euch meine ohnehin tief erschütterte Lebenskraft nur noch schneller aufreibe, entledigte ich mich daher zunächst meines ganzen Eigentums. Nur das Notwendigste behielt ich zurück, und so trat ich eines Tages meine Flucht nordwärts an. Als Frau Montague schied ich von dem Grabe eures Vaters und von den Stätten, auf welchen ich das höchste irdische Glück genossen hatte; als Frau Shields überschritt ich die Grenze von Kanada, wo ich glaubte, gegen alle ferneren Nachstellungen sicher zu sein. Mein Ziel lag ursprünglich tiefer im englischen Gebiet; als aber der Zufall, einen Fingerzeig des Himmels möchte ich es nennen, mich nach Harrys Kabin führte, gab ich die Fortsetzung meiner Flucht auf. Harry und die Seinigen gewannen eben mein ganzes Vertrauen, so daß der Gedanke, euch über kurz oder lang ihrer Obhut allein hingeben zu müssen, weniger Beunruhigendes in sich birgt. Wie lange ich noch lebe, steht in Gottes Hand. Auf alle Fälle findet ihr in dem ernsten Irokesen und seinen Angehörigen Freunde, von deren Gewissenhaftigkeit ich überzeugt sein darf. Was ich euch raten soll, weiß ich nicht. Aber ihr seid zur Zeit Männer, die der Aufgabe gewachsen sind, den Kampf mit denjenigen aufzunehmen, welche sich an eurem Vater, an eurer Mutter und an euch selber so schwer versündigten. Nur die eine Bitte richte ich aus bangem Herzen an euch: Wo man zur Sühne geneigt ist, da laßt Milde und Versöhnlichkeit walten. Sucht nach besten Kräften die Gegensätze auszugleichen, und es wird euch reichen Segen eintragen. Wo hingegen die alten feindseligen Gesinnungen die langen Jahre überdauerten, wo Habsucht und Herzlosigkeit sich einen, um euch zu unberufenen, unberechtigten Eindringlingen zu stempeln, da wahrt eure Rechte mit allen gesetzlichen Mitteln, schon allein um eurer Eltern willen, und ihr braucht nicht zu besorgen, daß der Tadel eurer Mitmenschen euch trifft.

„Und nun noch einige Worte der innigsten, heiligsten Liebe an euch, meine teuren, teuren Kinder, wie sie jetzt, da ihr so sanft in eurem Bettchen schlummert, noch keinem Verständnis bei euch begegnen —“

Hier verstummte der Professor. Mit schnellem Blick überflog er die letzten Seiten und die Blätter sorgfältig zusammenfaltend und vor mich hinlegend, kehrte er sich mir mit den Worten zu:

„Was folgt, liebe Kohlmeise, ist kaum geeignet für deine augenblickliche Stimmung. Du wirst es lesen, wenn du allein bist, dann aber einen doppelten Genuß darin finden, mag immerhin Wehmut denselben durchweben, deiner regsamen Phantasie freien Spielraum zu gewähren. Was zu wissen uns not thut, das haben wir erfahren. Wir besitzen die Mittel, dir zu deinem Recht zu verhelfen und das ist mehr, als je zu erringen wir erwarten durften.“

Vielleicht war es besser, der Professor hätte mit Lesen fortgefahren, denn als er schloß, da kannte ich nur allein die Regungen einer tiefen Erbitterung. Unter deren Einfluß lachte ich gehässig auf und unsäglich herbe fuhr ich fort:

„Weder freiwillige noch erkämpfte Sühne geben mir das zurück, was mir schamlos geraubt wurde. Ungeschehen kann nicht gemacht werden, was über mich und meinen Bruder verhängt wurde. Mich selbst hetzte und jagte man wie ein schädliches Tier in die Welt hinaus, wogegen man den Bruder zu einem Verbrecher erzog —“

„Halt an, Kohlmeise,“ fiel der Professor streng ein, „stelle nicht Behauptungen auf, von deren Wahrheit du unmöglich überzeugt sein kannst.“

„Ich bin davon überzeugt,“ versetzte ich rauh, „Sie selbst erzählten, daß mein Onkel Reginald seine Kinder bis auf eins verloren habe. Wer bürgt dafür, daß er nicht alle hingab und, um einen Erben für seine Firma zu sichern, den ersten besten von den beiden Zwillingen herausgreifen ließ? Gedenken Sie des Scheusals in der Verbrecherhöhle und dessen Enthüllungen. Den einen der beiden Brüder aus dem Wege zu schaffen, wurde diesem Weibe übertragen, mit dem anderen verschwand Reginald Montague spurlos. Und kein anderer als er war es, das sagt der gesunde Menschenverstand, und wundern sollte es mich nicht, wenn bei einer erneuten Anfrage die Drentel sich seines schleppenden Ganges entsänne, er müßte denn den ihn lähmenden Unfall erst nach jenen Tagen erlitten haben.“

„Und wäre Agathes Mann wirklich dein Bruder, was erst erwiesen werden soll,“ wendete der Professor mit etwas unsicherer Stimme ein, „so bliebe er immer der Sohn deiner Mutter. Sein Dahinsinken dürfte weniger ihm selbst, als denen zur Last gelegt werden, deren Aufgabe es gewesen wäre, darüber zu wachen, daß seine sträflichen Leidenschaften die besseren Regungen nicht überwucherten.“

Ich sah den Professor starr an. Unbegreiflich erschien mir die Milde seines Urteils über jemand, durch welchen er selbst so schwer gelitten hatte. Er mochte meine Gedanken erraten, denn nach kurzer Pause fuhr er, indem er mir die Hand reichte, noch gütiger fort:

„Wir wollen heute nicht weiter darüber sprechen. Du bedarfst der Zeit ungestörten Ueberlegens und Erwägens, mußt dich mit dem eben Vernommenen ausgiebig vertraut machen, bevor du zu einer bestimmten Anschauung dich bekennen darfst. Ein Endurteil ist überhaupt erst dann möglich, nachdem wir einen tieferen Einblick in alles gewonnen haben, was jetzt noch vor unseren geistigen Blicken als wirre Masse durcheinander wogt. Folge daher meinem Rat und lege dich nieder. Die Nacht ist weit vorgeschritten. Auch ich fühle mich erschöpft. Mit unserem alten Gastfreunde hier, dem wir so viel verdanken, wird es nicht anders sein. Versuche zu schlafen. Wenn die Morgensonne erst wieder ihre belebenden Strahlen uns zusendet, wird alles, was dich jetzt bedrückt, dir in einem andern Lichte erscheinen.“

Bereitwillig gab ich meine Zustimmung. Stille und Dunkelheit sehnte ich herbei, um mit mir allein zu sein. Meine Vergangenheit war ja keine derartige, daß es mir durch sie erleichtert gewesen wäre, mich unter den so plötzlich empfangenen Eindrucken hervorzuarbeiten. Zu viel war mit einem Schlage auf mich hereingebrochen.

Nachdem der alte Irokese sich unter Zurücklassung der zusammengeschnürten Briefe entfernt hatte, begaben wir uns zur Ruhe. Die Lampe erlosch. Nur noch wenige kurze Bemerkungen wechselten wir, dann herrschte im ganzen Hause tiefe Stille.

Ich lag in derselben Bettstelle, in welcher meine arme, verfolgte Mutter einst ihren letzten Atem aushauchte. Früher, als ich es erwartet hätte, entschlief ich; doch nicht die Mutter besuchte mich in meinen fieberhaften Träumen, wie der ehrliche Irokese voraussetzte, sondern Gestalten, unter deren Feindseligkeiten ich in meinen jungen Jahren zu leiden gehabt hatte. Allen voraus schritt ein schöner braunlockiger Knabe im schwarzen Sammetkleide. Mich verhöhnend und verlachend, stieß er fortgesetzt mit den Füßen nach mir, ohne daß ich ihm zu wehren vermochte. Es wiederholten sich in mir genau die Empfindungen jener weit zurückliegenden Tage. Ich fühlte sogar den Schmerz, welchen er mir durch die heftigen Stöße verursachte. An der Hand führte er Agathe. In ihrem roten Anzug prangte sie. Weinend suchte sie sich von dem Griff des boshaften Knaben zu befreien, allein es gelang ihr nicht. Vergeblich rief sie mich zu Hilfe. Ich besaß nicht die Kraft, mich zu rächen, nicht den Mut zu Drohworten; denn im Hintergrunde erkannte ich die mich bei jeder Gelegenheit verfolgenden Gespenster: Meike O'Neil, wie er den Riemen über seinem Haupte kreisen ließ und neben ihm Ben Groats, Arm in Arm mit Madge in ihren schlotternden Röcken und auf dem dünn behaarten Haupte das lächerlich schwankende Haarknäuel.

Lange, lange dauerte es, bevor undurchdringlicher Schatten alles vor mir verhüllte. — —

Folgenden Morgens führte der erste Gang uns vor das Grab meiner Mutter. Ein traulicher Winkel im schattigen Walde war es, wo sie schlummerte. Kleinere und größere Hügel umringten den ihrigen. Alle trugen die Merkmale pflegender Hände. Ein verwittertes Brett mit dem schwer zu entziffernden einfachen Namen „Shields" kennzeichnete ihr letztes Heim. Mit Bewußtsein hatte ich die Mutter nie kennen gelernt; und dennoch, wie durchzitterte mich tiefes Weh, als ich auf den kleinen Hügel niedersah. Eine Welt des Leids verkörperte sich gleichsam in dem vor meinen Blicken verschwimmenden Namen. Binnen kürzester Frist sollte an Stelle der verwitterten Planke sich eine Tafel mit ihrem vollen Namen: Ellen Montague erheben. —

Den Tag verbrachten wir noch in Harrys Kabin. Den größten Teil unserer Zeit verwendeten wir dazu, die von meiner Mutter hinterlassenen Briefschaften aufmerksam zu prüfen, und manches fanden wir unter denselben, was den letzten Zweifel an dem Erfolg des vor uns liegenden Unternehmens als ausgeschlossen erscheinen ließ. Der sich vor mir eröffnenden Aussichten vermochte ich nicht froh zu werden. Ueber das, was meine Stimmung umdüsterte, verlor ich zu dem Professor indessen kein Wort mehr. Er dagegen erriet leicht, was an meinem Inneren nagte und vermied ebenfalls, an Umständen zu rühren, welche wie eine mein ganzes Dasein verfinsternde Wolke über meinem Haupte hingen.

Gegen Abend schieden wir von Harrys Kabin und deren treuherzigen Bewohnern. Alle Möglichkeiten erwägend, hatten wir die genauesten Verabredungen mit ihnen getroffen. In Dundee beabsichtigten wir zu übernachten. Von dort sollte die Reise uns nach dem Süden führen.

27. Kapitel.

Eine Schreckensbotschaft.

Zehn Tage waren verstrichen, seitdem wir uns zur Reise nach Harrys Kabin rüsteten, und zwei nach unserer Heimkehr von Louisville, meiner Vaterstadt. Was nur immer dazu dienen konnte, meine Geburt und die damit verknüpften Anrechte festzustellen, hatten wir an uns gebracht; dagegen entdeckten wir nichts, wodurch der einmal in mir wachgerufene schreckliche Argwohn abgeschwächt worden wäre. Die in mir lebende tiefe Erbitterung hatte infolgedessen einen Höhepunkt erreicht, daß ich förmlich krankhaft die Stunde herbeisehnte, in welcher ich meinem Onkel als Ankläger gegenüber treten würde. Der Professor durchschaute mich offenbar, und wenn wir mit unserem Besuch bei Reginald Montague länger säumten, so geschah es auf seine Veranlassung. Freundlich beschwichtigend redete er fortgesetzt auf mich ein, jedoch ohne mehr zu erlangen, als mein Versprechen, ihm allein die Leitung des Verfahrens anheimzugeben. Und so standen wir endlich vor demselben Portal, vor welchem ich einst mit den Empfindungen eines zum Leben unberechtigten ängstlichen Geschöpfes in jedem mir Entgegentretenden einen Feind zu erblicken meinte. Wie viel hatte sich seitdem geändert. Sogar das prachtvolle Gebäude vor mir schien an Umfang verloren zu haben, es blendeten mich nicht länger Marmorsäulen und Vergoldungen. „Montague und Sohn," las ich im Vorbeigehen die Inschrift des gußeisernen Schildes. „Montague und Sohn," hallte es feindselig in meinem Innern nach, während wir langsam die breiten Marmorstufen erstiegen. „Was wird die nächste Zukunft bringen?" fragte ich mich zähneknirschend; „wer ist Montague, wer der Sohn?"

Die Kontorstunden waren längst abgelaufen. Zwei jungen Männern, augenscheinlich Buchhalter, begegneten wir noch. Im eifrigen Gespräch begriffen, würdigten sie uns kaum eines Blickes. Als wären auch sie meine Feinde gewesen, betrachtete ich sie finster von der Seite. Wie würden sie aufgehorcht haben, hätte ich ihnen die Wahrheit zugeschrieen!

Auf der obersten Stufe blieben wir stehen, um die Inschriften der verschiedenen Thüren zu lesen. Ein Kontordiener, unsere Unsicherheit gewahrend, trat uns mit den Worten entgegen, daß die Geschäftsräume seit einer Stunde geschlossen seien.

„Nicht Geschäftsangelegenheiten führen uns hierher," antwortete der Professor ruhig, „sondern der Wunsch, Herrn Reginald Montague einen kurzen Besuch abzustatten. Ich hoffe, wir treffen ihn zu Hause?"

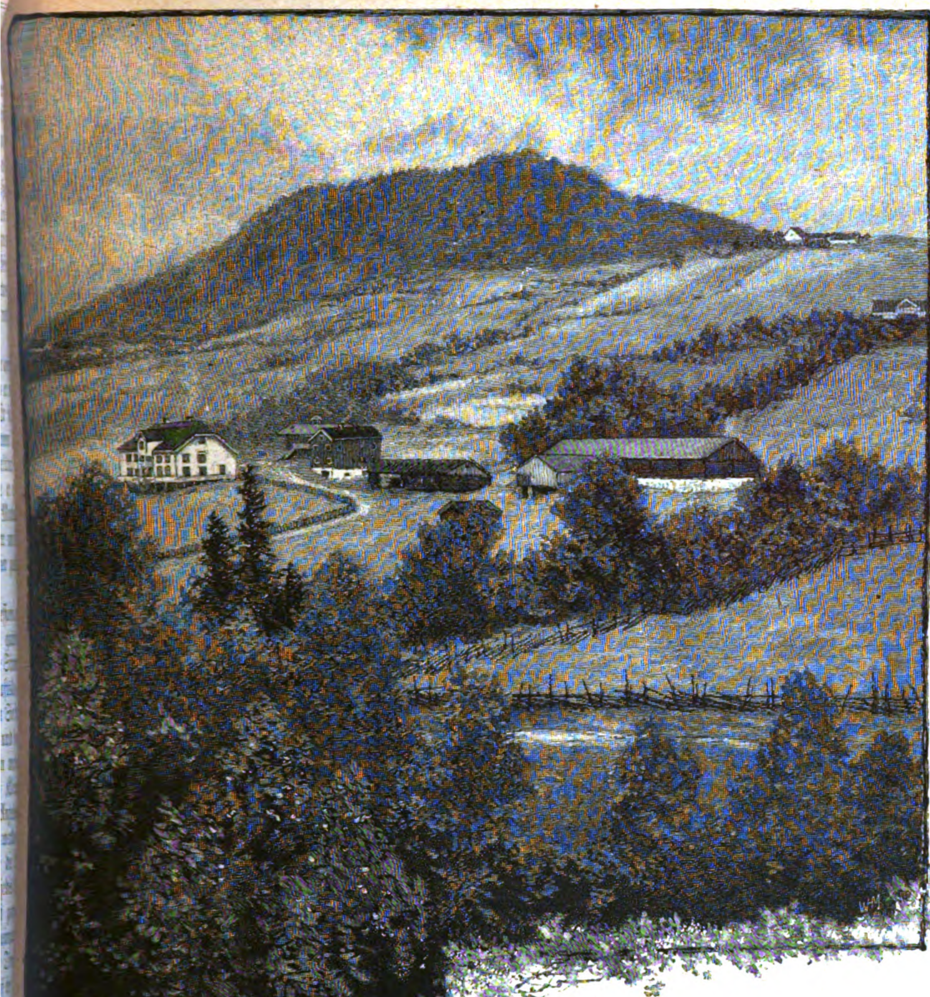
„Zu Hause wohl," hieß es zurück, „allein es ist die Zeit, um welche Herr Montague keine Audienzen zu erteilen pflegt."

„Gut, mein Freund," versetzte der Professor gelassen, „es gibt aber Besuche, die zu jeder Stunde vorgelassen werden müssen. Gehen Sie nur hinein und melden Sie den Professor Treßhold an."

Der Diener führte uns in ein fürstlich ausgestattetes Vorzimmer, wo er uns bat eine Minute zu verweilen. Er selbst verschwand durch eine mit kostbarem Teppichstoff verhangene breite Flügelthür. Nach kürzester Abwesenheit kehrte er mit der Nachricht zurück, daß Herr Montague im Begriff auszugehen, er daher um Wiederholung des Besuchs zu einer gelegeneren Zeit bitte.

In der Seele des Professors gekränkt sah ich zu ihm auf. Sein gutes Antlitz hatte sich leicht gerötet; seine Stimme klang dagegen vollständig leidenschaftslos, indem er antwortete: „So begeben Sie sich abermals hinein, mein Freund, und sagen Sie Herrn Montague, ich sei den weiten Weg von Brooklyn nicht wegen Kleinigkeiten gekommen, sondern in einer Angelegenheit, die keine Stunde aufgeschoben werden dürfe. Fügen Sie hinzu, ich wälze die Verantwortlichkeit für die Folgen jedes Säumnisses von mir ab, wenn ich gezwungen werde, unverrichteter Sache heimzukehren.

Wiederum verschwand der Diener geräuschlos, um uns gleich darauf bei seinem Gebieter einzuführen. Beim ersten Schritt über die Schwelle gewann ich einen vollen Anblick von ihm. Offenbar um der Notwendigkeit überhoben zu sein, uns zum Sitzen einzuladen, stand Reginald Montague neben seinem Schreibtisch, in Haltung und Miene eisigen, unnahbaren Hochmut zur Schau tragend. Obwohl zwölf Jahre verstrichen waren, seitdem ich ihn zum ersten- und letztenmal flüchtig sah, erkannte ich ihn doch auf der Stelle wieder, zu tief hatte damals sein Bild sich meinem geängstigten Gemüt eingeprägt. Ja, da stand er, mit seinem farblosen, von braunem Haar und Bart eingerahmten Antlitz und dem unerbittlich strengen kalten Blick mehr einer Statue, als einem Gebilde von Fleisch und Bein ähnlich. Vergeblich hätte man in seinen Zügen nach irgend einer Regung, gleichviel ob feindseliger oder versöhnlicher Natur, gesucht. Ihm sah niemand an, daß inmitten seiner ungezählten Schätze ein Schicksalsschlag nach dem anderen auf ihn hereingebrochen war. Weib und Kind hatte er ins Grab gelegt; von demjenigen, der in seine Fußstapfen treten sollte, durch die Kluft ihrer verschiedenartigen Neigungen weit getrennt, war trostlose Vereinsamung sein Teil geworden, und noch immer erhob er sein Haupt, als hätte er neben der starren Haltung auch die Unempfindlichkeit eines Felsens besessen. (Forts. folgt.)



Björnsterne Björnsons Gut (S. 93).

Björnsterne Björnson.

Vor drei Jahren feierte Björnsterne Björnson sein fünfundzwanzigjähriges Dichterjubiläum, das in ganz Skandinavien freudig begrüßt wurde.

Just vor fünfundzwanzig Jahren hatte ein blutarmer und blutjunger Student einem Kopenhagener Verleger sein Erstlingswerk angetragen. Leider nur eine Bauerngeschichte, ohne alle romantische Zuthat. Der erschrockene Buchhändler ließ sich endlich bewegen, ein so wenig versprechendes Opus anzukaufen. Seine Barmherzigkeit bewilligte sogar ein Honorar von ganzen drei — Speziesthalern. So erblickte „Synnöve Solbaken" das Licht der Welt. — „Solbaken" heißt: eine sonnige Bergstelle. Und voller Sonnenschein hatte auf diese Erstgeburt eines großen Dichters herabgelacht. Nicht nur in idealer Hinsicht. Auch materieller Erfolg blieb nicht aus und dieser Sonnenschein half in dem keimenden Genius neue und reifere Früchte zeitigen.

Björnson erzählte dem Schreiber dieses mit Behagen mehrere Anekdoten, welche die schnelle und plötzliche Berühmtheit, die den Autor der reizenden Novelle lohnte, kennzeichnen mögen. Bald nach Erscheinen des Werkes traf er z. B. auf einem Dampfer einen vornehmen Dänen, der großes Interesse an Norwegen bekundete. Dies sei letzthin noch verstärkt durch eine entzückende Dichtung aus Norwegens Hochlanden. Damit wies er der errötenden Autoreitelkeit ihr eigenes corpus delicti vor! Gegenseitige Vorstellung folgte — der Fremde war der damalige leitende Minister Dänemarks.

Geraume Zeit nachher erwartete unsern Dichter eine ähnliche Ueberraschung in einer Münchener Kneipe. Zwei Herren, die sich lebhaft über Skandinavien unterhielten, sich zugesellend, wird er gefragt, ob er von Björnson gehört habe. „Der bin ich selbst!" Und wer waren die beiden Herren? Verleger und Uebersetzer von „Synnöve Solbaken".

Ja, so reich an harten Kämpfen das Leben dieses außerordentlichen Mannes war und ist, über Mangel an Anerkennung hat er sich nie zu beklagen gehabt. Das Wesentliche zu seinem europäischen Ruhme haben aber wir Deutschen beigetragen — sagen wir es mit Stolz.

Wie immer. Jeder Skandinave, Russe, Ungar u. s. w. wird durch das Medium unserer enthusiastischen Aufnahme der Welt vermittelt, während das Volk der Dichter und Denker seiner eigenen Litteratur vielfach große freventliche Gleichgültigkeit entgegensetzt. Der Dank ist meist der gebräuchliche.

Auch hierin, wie in so manchem anderen, stellte sich Björnson seinen Landsleuten schroff gegenüber. Es sei ihm nicht vergessen, daß er während des französischen Krieges allein seine deutschfreundliche Gesinnung hochhielt. Und doch bleibt er in seiner persönlichen Vorliebe für die romanische Rasse der echte — nun ja, eben der echte Germane. Wer mag ihm verübeln, daß er von seinem einseitigen Standpunkt des norwegischen Republikaners aus jede geistige Fühlung mit dem Deutschen Reich verloren hat! Diese Mißstimmung mit den politischen Zuständen Deutschlands, deren historische Berechtigung und genetische Entwickelung er als Fremder schwer zu würdigen vermag, reißt ihn wohl zu ungerechtem und oberflächlichem Aburteilen fort. Können doch auch wir die Verhältnisse Skandinaviens von hier aus nur wenig beurteilen. Es gibt freilich auch Leute genug unter uns, die ohne irgend welches Verständnis für den Dichter denselben einfach aus politischer Sympathie für seinen Radikalismus großschreien. Der dänische Litterarhistoriker Brandes, früher ein Feind Björnsons, ist jetzt zum Herold seines Ruhmes geworden, sobald Björnson vom mystischen Puritanismus seiner Jugendzeit sich zum rücksichtslosesten Skeptizismus bekehrte. Charakteristischerweise läßt Brandes aber die eigentlichen dichterischen Vorzüge Björnsons unbeachtet, um seine ganze

Aufmerksamkeit der neuesten Entwickelungsrichtung Björnsons in dessen französierenden Salonstücken zuzuwenden. Unter diesen Stücken sind es gerade die unbedeutendsten, denen Björnson seine Popularität bei der Masse verdankt: „Das Fallissement“, dessen Schluß uns recht wenig erbaut, und der meisterhafte, aber nicht sonderlich tief angelegte Zweiakter „Die Neuvermählten“. Hoch darüber erheben sich „Leonarda“, „Das neue System“ und das gewaltige, obschon schwerfällige Problemstück „Ueber menschliche Kraft“, das wie ein cyklopischer Felsblock von der Bergeinsamkeit des Hochlandsdichters herniederrollte. Die innere Wucht dieses Genius, dessen Schöpfungen sich wie vulkanische Naturerscheinungen von ihm absondern und loslösen, wirkt ihrem Wesen nach so überwältigend, daß man manchmal bangt, der Schöpfer werde von der gedankenüberladenen Urgewalt seines Schaffens, dessen tiefbohrende Reflexion sich aus den innersten Eingeweiden des Weltgeheimnisses zu gebären scheint, selbst widerstandslos mit fortgerissen. Bezeichnend genug, daß in dieser wunderbaren Halluzination der nordischen Bergnatur (als ähnliche Bodenerzeugnisse sind Ibsens „Peer Gynt“ und „Brand“ zu begreifen) ein Bergrutsch den deus ex machina bildet. Einem Bergrutsch, einer Steinlawine gleicht diese ganze Dichtung, zu welcher Björnsons erster größerer Roman „Thomas Rendalen“ eine Ergänzung bildet, und welche in dem neuesten Werke des nordischen Magus eine Art Abschluß findet.



Björnsterne Björnson.

In „Thomas Rendalen“ wird einerseits der direkte Einfluß Darwins, zu dessen begeisterten Anhängern sich Björnson zählt, andererseits der indirekte Einfluß Zolas erkennbar. Hier soll das Problem der Vererbung in höchst eigenartiger Weise an einer Stufenreihe individueller Entwickelung von den Urahnen her zergliedert werden.

Eine jugendliche Vorliebe für Darstellung dämonischer Weiblichkeit verraten die Dramen „Maria Stuart“ und „Hulda“, in welchen, wie in den ersten Novellen, dem Weltschmerz der übliche Tribut gezollt wird. Björnson ist auch hier durchaus national. Der Weltschmerz des Normannen zeigt als Symptome berserkerhafte Kampfwut und Vikingerlust. Den landschaftlichen Hintergrund der wilden Tragödie „Hulda“ bildet zwar der kurze norwegische Sommer, in den schon der Winter in der Ballade „Niels Finn“ hereinblickt; aber die schwarze, blasse, lahme Hulda und ihr Geliebter sehnen sich nach Island, der alten Heimat der Freiheit, wo die Flammen des Hekla unter ewigem Schnee schlummern, wie die Leidenschaft unter verstellter Kälte. Die Flammen brechen hervor: sie stirbt den Feuertod mit ihrem Geliebten: „Das ist die Flamme meiner Liebe, Eiolf.“ Eine ähnliche dämonische Frauennatur tritt uns auch in der wundervollen Novelle „Das Fischermädchen“ entgegen. Hier wird jedoch der vorbereitende Kampf mit dem eigenen Selbst überstanden und die Epoche der Reife beginnt.

Hiermit korrespondieren die Mannesgestalten. Da sehen wir zuerst den jungen träumerischen Bauer mit seiner unbewußten Idealität (Thorbjörn, Eyvind, Arne), der sich hinaussehnt „über die hohen Fjällen“. Der junge Björnson verschmilzt mit ihnen



Björnsterne Björnsons Studierzimmer.

sein eigenes Selbst und man versteht sie nur halb, wenn man die Natur nicht kennt, aus welcher sie herausgewachsen.

Am 8. Dezember 1832 zu Quikne im Dovrefjeld geboren, hat Björnson seine Jugend abwechselnd in dieser Steinwüste und in Romsdal zugebracht. Dort starren die Gespensterberge, die Troltinderne, wo Eulen und Drachen Wache halten, während am Ende des Thals das majestätische Romsdalhorn sich in die Wolken bohrt. Aus diesem Felsgefängnis führt nur ein Thor, aber ein weltweites: der Ozean. Dorthin nach Molde, der paradiesischen Blumenstadt am Golfstrom, hatte der junge, träumend in sich verschlossene Genius in die Schule zu wandern. Wenn dann Millionen von Glühwürmchen überm Meer zu tanzen schienen und die Inselalpen im Alpenglühen verschwammen, da keimten in ihm die Gedanken, deren Frührot seinen Pfad bescheinen wird bis zum großen Abendrot der Erfüllung.

Seine zahlreichen weltberühmten Novellen aus Norwegens Hochlanden geben all diese Eindrücke mit wunderbarer Frische wieder. Das köstliche Erdbeeraroma dieser Poesie vereint sich mit dem stählenden Hauch einer Hochlandsluft, die alles Unreine beiseite fegt. Der Dichter sieht von seinem Bergthron aus alle Gebreste und Erbärmlichkeiten, an denen unsere Kulturmenschheit krankt, „hinter ihm in wesenlosem Scheine“ liegen.

Die eigentümliche Heldenrasse in Björnsons erster Periode wird in der zweiten von einer anderen Gattung verdrängt. Das sind keine Kraftgenies und schwärmerische Jünglinge mehr. Diese Herrschernaturen haben die unklare Gärung überwunden. Weil sie nicht nach Menschensatzung, sondern nach dem „Recht über den Sternen“ ihr Auge richten, schimpft man sie Irre, Tolle, Teufel.

Die Trilogie „Sigurd Slembe“, das großartigste Werk Björnsons und der gesamten skandinavischen Litteratur, stellt eine Beichte, eine Selbstbekenntnis dieses Kampferlebens dar. — Weil der treuherzige Jüngling das Ungewöhnliche als Möglichkeit im Innern trägt, hält man ihn für einfältig. Er wird verbittert und mit angeborner Demut verbindet sich erwachendes Selbstbewußtsein und Ahnung künftiger Größe. Unaufhaltsam reißt es ihn fort in abenteuerliche Bahnen; das ist „Sigurds Flucht“ (Teil I). — Früh berühmt, irrt „Sigurd in der Fremde“ (Teil II) umher und von seinem Ahasverusfluche würde ihn nur das Erreichen seiner Bestimmung erlösen. Er ist zum Herrschen geboren und besitzt ein Anrecht darauf; dies Recht aber wird ihm vorenthalten. Die Liebe (Audhild) sucht ihn noch einmal von seiner Bestimmung abzulenken. Aber er weist sie als unwürdige Schwachheit von sich: sucht er doch kein Glück, sondern Selbsterfüllung. — Er stürzt sich auf sein Ziel. Nachdem alle gütlichen Mittel erschöpft, greift er zu Gewalt und Verbrechen, entzweit sich als Brudermörder mit der Natur. Das Gesetz der Menschen stößt ihn aus und sein Rechtsbewußtsein wird durch die Reue der Schuld getrübt. Er fällt. Aber sein Besieger gibt zu, daß man unrecht gehandelt, aus Furcht, seiner Kraft ein geeignetes Feld zu verwehren. Denn sobald ein solcher Geist in den Kampf mit der Welt gedrängt wird, tritt er sie entweder zu Boden oder wird vernichtet. Doch das Große, das hier nur stückweise offenbaret wird, kann sich nach dem Tode zu herrlicher Bedeutung sammeln. Mit dieser Hoffnung stirbt Sigurd, sich selbst zur Sühne in die Gewalt der Feinde liefernd, einen grauenvollen Martertod, indem er das „Kreuzfahrerlied“ anstimmt, mit dem er seine Irrfahrten begonnen. Und das ist nun wahrhaft „Sigurds Heimkehr“ (Teil III).

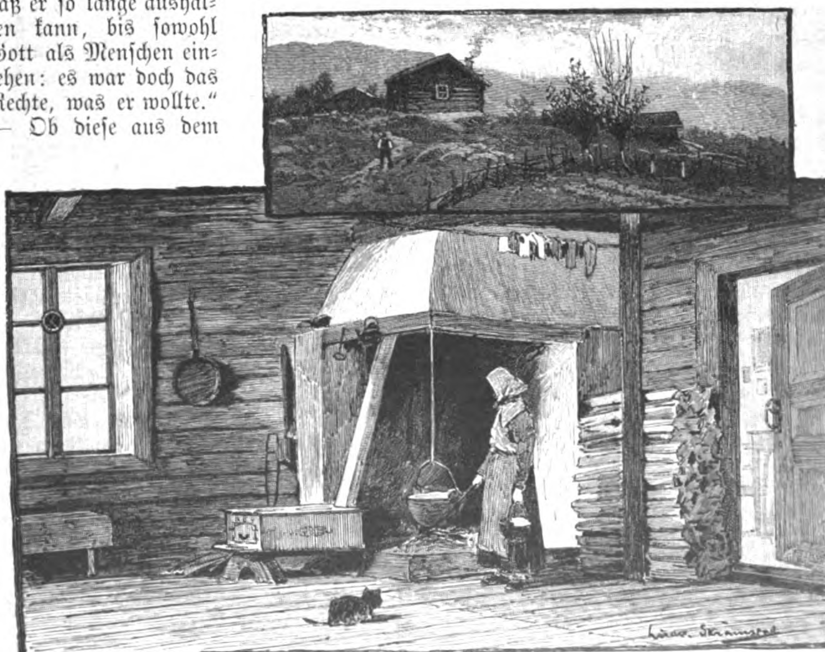
In dem Drama Björnsons „Zwischen den Schlachten“ spricht eine ähnliche Figur, König Sverre, über sich die großen Worte gelassen aus: „Es kann ja Männer geben, die über viel Volks gesetzt sind, deren Haupt und Stütze sie bilden. Sie müssen sich verschließen vor der Sorge, denn sie sollen allen Mut verleihen, wenn sie auch selbst keinen haben. Aber ich kenne einen, der so seelenstark ist, daß er so lange aushalten kann, bis sowohl Gott als Menschen einsehen: es war doch das Rechte, was er wollte.“ — Ob diese aus dem tiefsten Innern des Dichters hervorquellenden Worte je in volle Erfüllung gehen werden und ob es wirklich das Rechte war, was er wollte, wer weiß es? Aber, daß er stets nach bestem Wissen und Wollen wirkte, wird keiner zu bestreiten wagen, der je mit ihm in persönliche Berührung kam.

„Eine Wahrheit beginnt wie ein Sausen im Korne an einem Sommertage und wächst zu einem Brausen über den Wäldern. Doch, bis das Meer sie mit Donnerstimme dahinträgt und nichts mehr vernommen wird außer ihr.“ (Lied an das Freiheitsvolk im Norden.)

Der Dichter lebt seit einigen Jahren in Paris, in Gesellschaft seiner geistvollen Gattin und seiner siebzehnjährigen Tochter. Sein Gut Auleftad, seinen früheren ständigen Aufenthaltsort, verwaltet sein jüngster Sohn[1]). Dies Gut (S. 85) liegt in der gesundesten und lieblichsten Gegend Norwegens, in Gausdal, einem Nebenthal des großen Thälerzuges Gudbrandsdalen auf dem Wege nach Drontheim, wo sogar ein Sanatorium für Schwindsüchtige wegen der ungewöhnlich milden Luft errichtet wurde. Die Höhen ringsum sind niedrig, die Waldungen herrlich. Um die Villa zieht sich rundherum eine hölzerne Veranda. Die Nebenbauten liegen übrigens näher aneinander, als man nach dem Bilde urteilen sollte.

Im Sommer 1886, wo Björnson auf einige Monate nach Norwegen zurückkehrte und schon im Christinia-Fjord durch einen großartigen nationalen Ehrenempfang er-

[1]) Sein ältester Sohn Björn Björnson, der seine ganze Jugend und Lehrzeit in Deutschland, anfangs Musiker, dann Schauspieler (in Deutschland bei den Meiningern, in St. Gallen und am Hamburger Stadttheater engagiert) nimmt jetzt eine sehr geachtete Stellung in Christiania als Regisseur ein und wird zweifellos noch Bedeutendes leisten.



Am Herd eines Hauses in Gausdal.

freut wurde, sah Schreiber dieses Aulestad wieder nach langen Jahren. Es war viel Wasser zum Meere geflossen, seit ich zuletzt als angehender Weltfahrer mich dort umhergetrieben.[1]) Aber das Bild stand noch so lebhaft vor meiner Seele und alles war mir so altvertraut, daß ich bestätigen konnte, was man mir als Gruß entgegenrief, als spräche man von gestern: „Es hat sich nichts verändert.“ Außer dem Wasserfall, wo ich damals gefallen sei, da habe man eine Holzrinne gelegt, um das Ausgleiten auf dem schlüpfrigen Stein zu verhindern. Unter einem kleinen natürlichen Wasserfall baden Björnsons nämlich dort an wärmeren Tagen in freier Luft.

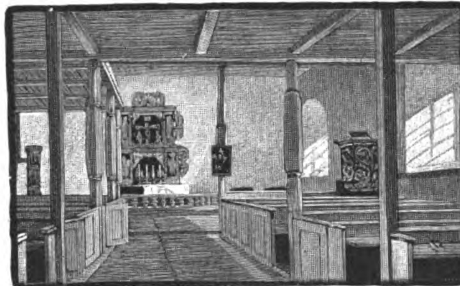
Man fährt morgens von Christiania mit der Bahn bis Hamar, wo der Kurierzug nach Trondjem für die Nordkapreisenden sich abzweigt, und von da mit dem Dampfer über den ganzen Mjösensee, den längsten Norwegens, bis Lillehammer, wo man abends anlangt. Von da erreicht man Aulestad in 2½ Stunden mit Skyds, jenen einsitzigen zweirädrigen Karriolen, mit einem Pferd davor. Nur wenige jener karmoisinrot angestrichenen Holzhütten, die man im Hochland findet, beleben das einsame Thal. Ich selbst habe die Tour jüngsthin von Hamar aus ganz allein mit Skyds gemacht, immer am Ufer des Fjords entlang durch die sternenklare Sommernacht, etwa zwölf Stunden Skydsfahrt, welche die große Anstrengung überreich belohnte.

Unvergeßlich wird es mir bleiben, wie das weiße Haus Aulestad auftauchte und auf der Veranda — es war Sonntagvormittag, Familie und Gesinde in die Kirche oder auf einen Spaziergang im Thale ausgeflogen — eine hohe breitschulterige Gestalt erschien und ein breitkrempiger Kalabreser sich winkend in Schwingungen versetzte. Björnson hatte mich schon in der Ferne erkannt und kam dem Gefährt entgegen. Keinerlei Veränderung schien mir in den altbekannten Zügen vorgegangen. Das mächtige Haupt hob sich immer noch so stolz und gebietend über die Köpfe der Menschen empor. Ueber der Granitwand dieser breiten steilen Stirn sträubte sich das blonde Löwenhaar in der alten üppigen Fülle, nur wenig ergraut. Durch die Brille leuchteten die stahlblauen Nordlandsaugen unter buschigen Brauen mit dem alten scharfen Glanz. Die fest aufeinander gepreßten Lippen und das eherne Kinn trugen unermattet den Stempel unbeugsamer Willenskraft.

In seinem elegant und traulich eingerichteten Studierzimmer steht seine Büste aus jüngeren Jahren. Er muß das Modell eines Sigurd, eines Vikingkönigs gewesen sein. So denke ich mir Harold Hardrada, der mit dem Rabenbanner „Land-Eida“, was da heißet „Weltverwüster“, die Meere durchzog. So denke ich mir auch Wilhelm den Eroberer, vor dessen Schlachtruf „Notredame et Dex aide!“ die tapfersten Paladine der Franken den Rücken wandten.

Mit wuchtig tapsigen Schritten, wie sein Wappentier und Namensvetter (Björn heißt „Bär“) wandelt er dort der Länge nach die Stube auf und nieder, indem er seine Pläne in diesem Schädel wälzt, der an eine Cyklopenmauer erinnert, hinter welcher ein Riese seine Waffen schmiedet.

[1]) Bei einer Verwundung am Fuß mußte ich damals wiederholt von Björnson in mein Zimmer getragen werden und der Meister rief mir lächelnd zu: „Na, Sie können doch sagen, Sie sind von Björnson im wörtlichen Sinne auf Händen getragen.“



In der norwegischen Kirche.

Pariser Gefängnisse.

Von

Eugen v. Jagow.

Diejenigen Pariser Gefängnisse, welche den größten geschichtlichen Namen besitzen, sind längst in Staub gesunken, und niemand wird die Force, das Châtelet und last, not least, die Bastille zurücksehnen, deren Nachahmung auf dem Marsfelde ein Hauptschmuck der Weltausstellung sein wird. Saint-Lazare und die Conciergerie haben freilich die Stürme der großen Revolution überdauert, aber die Tage wenigstens des erstgenannten Frauengefängnisses sind ebenfalls gezählt, und auch dieser Schande für Paris wird von niemand eine Thräne nachgeweint werden, es sei denn von den verderbtesten Insassen, welche sich nur in dem Brodem der empörendsten Promiskuität und einer quetschenden Enge in ihrem Elemente fühlen.

Wer weiß, vielleicht werden die Namen der modernen Gefängnisse unseren Nachkommen eine ähnliche Fülle geschichtlicher oder romantischer Vorstellungen erwecken, wie die Bastille oder die Conciergerie uns, vielleicht werden ihnen die Figuren Zolas und seiner Jünger so lebendig vor Augen stehen, wie uns diejenigen des älteren Dumas oder Eugène Sués. Die arme Marie Antoinette wird dann durch Luise Michel ausgestochen sein, und statt für Latude und die geheimnisvolle eiserne Maske, deren unschuldiger Träger zu lebenslänglichem Verlust seiner Freiheit und seiner Sprache verdammt war, wird man sich für das größere Rätsel interessieren, wie Wilson, der Schwiegersohn des ehemaligen Präsidenten der Republik, trotz seiner sonnenklaren Schuld in Freiheit bleiben konnte.

Paris besitzt zwei Männergefängnisse für die wegen eines Vergehens oder Verbrechens in Untersuchungshaft Befindlichen, nämlich Mazas und die Conciergerie, außerdem drei Strafgefängnisse, sogenannte Korrektionshäuser, nämlich Sainte-Pélagie, die Grande-Roquette und die Santé. Für die Frauen dagegen — gleichviel ob sie verurteilt sind oder nicht, ob sie gestohlen haben, wohl gar der Sittenpolizei unterstehen oder nur gegen ein Reglement verstoßen haben, vielleicht gar unschuldig sind — gibt es nur ein Gefängnis: das schon genannte Saint-Lazare. Das Gesetz fordert eine strenge Sonderung nicht nur dieser verschiedenen Kategorien, sondern auch derjenigen Personen, welche die Einzelhaft vorziehen, in Zellen. Letztere sind indessen nicht einmal in den Männergefängnissen in genügender Zahl vorhanden, noch weniger aber in dem verbauten ehemaligen Kloster von Saint-Lazare, das eigentlich nur für 500 Personen Raum hat, im Januar dieses Jahres aber 900, ja, in einem früheren Jahre sogar einmal 1800 beherbergte. Diese höchst summarische Statistik läßt die Lichtstadt in der That in einem recht seltsamen Lichte erscheinen.

Der Weg nach den Gefängnissen führt meistens durch das Polizeigewahrsam der verschiedenen Arrondissements von Paris und durch das Zentraldepot der Polizeipräfektur, und gerade diese beiden Etappen verdienen vielleicht eine größere Beachtung als manches der genannten Gefängnisse.

Der Aufenthalt im Violon — so nennt der Volksmund das Gewahrsam der verschiedenen Polizeiwachen — gehört nicht gerade zu den Pariser Annehmlichkeiten. Der neue Akademiker Graf d'Haussonville, dessen zahlreiche Arbeiten ich im folgenden vielfach benutzen werde, beschreibt ihn bis in die geringsten Einzelheiten.

Stellen Sie sich einen Maskenball in der Großen Oper vor. Schon die Treppe, auf deren Stufen je fünfzig Personen nebeneinander stehen können, gibt eine Vorstellung von den Größenverhältnissen des Innern. Der Zuschauerraum strotzt von Gold, das Foyer von buntem Marmor, und all diese Herrlichkeiten sind von magischem Lichte übergossen. Hinter einem der zahllosen schwarzen Dominos verbirgt sich das holde Antlitz einer neugierigen oder eifersüchtigen Ehegattin, welche, wie in etlichen Lustspielen und bisweilen auch in der Wirklichkeit, heimlich den Ball besucht hat. Unser modernes Aschenbrödel will sich endlich heimlich fortstehlen; aber es findet draußen seinen Wagen nicht, aufdringliche, champagnerfrohe Masken verfolgen sie, man täuscht sich über ihre Person und — man führt die Jammernde unbarmherzig in das nächste Polizeigewahrsam. Es befindet sich in einem Hintergebäude des Opernhauses selbst.

Die Zauberphantasie der Märchendichter hat keinen entsetzlicheren Gegensatz erdacht, und die Umkehrung des berühmten Goethe-

verses: „Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht" gibt nur eine unvollkommene Vorstellung von dem, was unsre zartnervige, unschuldige Dame beim Eintritt in den Violon empfinden muß. Der Polizeikommissar schläft daheim den Schlaf des Gerechten und will nicht geweckt oder — beim Tanzen in der Oper nicht derangiert werden, und sein Vertreter, der „chien", hat die Dame barsch abgewiesen: er ist an solche Ausreden gewöhnt. Seine Kunden wollen alle unschuldig sein. Er kennt das, und kurz und gut, Madame wird die Nacht statt in ihrem mit zarten Stoffen ausgeschlagenen Schlafzimmer, statt in ihrem spitzengeschmückten Bett auf einer Holzbank in einem eiskalten, vier Meter breiten und langen, finsteren Loche zubringen — und noch dazu in welcher Gesellschaft! Zehn andre weibliche Wesen sitzen zusammengekauert da und empfangen die Zitternde mit einem Schnapsdunst, mit dem Lallen der Trunkenheit, mit Verwünschungen wegen Störung der Nachtruhe oder gar mit schmutzigen Spottworten. Aus dem benachbarten Violon tönt das Schnarchen der Verhafteten männlichen Geschlechts, von Vagabunden und Trunkenbolden, unheimlich herüber, aus dem Wachtlokal dasjenige der Gardiens de la paix. Die Unglückliche findet nirgends Schutz, sie schweigt, duldet und weint.

Am andern Morgen wird sie vom Polizeikommissar verhört und, wenn sie Glück hat und der Irrtum sich aufklärt, entlassen. Andernfalls muß sie den Zellenwagen, den sogenannten „panier à salade", besteigen, welcher die Insassen des Violons dreimal täglich nach dem Zentraldepot der Polizeipräfektur schafft.

Die beiden engen Säle für die Frauen befinden sich dort wie die der männlichen Gefangenen in den Kellerräumen des Justizpalastes. Es fehlt an Licht, Luft und Raum; der Herr Architekt hatte, wie üblich, die praktischen Zwecke des Baues ganz aus dem Auge verloren und ist im Obergeschoß mit dem Raum wahrhaft verschwenderisch umgegangen.

In dem einen Saale kauern an einhundertundfünfzig meist noch jugendliche, weibliche Wesen zusammen, deren frecher Blick erraten läßt, welcher Kategorie sie angehören. Etliche von ihnen verbüßen dort, statt in Saint-Lazare, die übliche Haftstrafe von vier Tagen, also mitten unter denen, die noch gar nicht verurteilt sind. In dem andern Saale, in welchem die Schwestern vom Orden Marie-Josef ebenfalls die Aufsicht führen, werden diejenigen weiblichen Gefangenen untergebracht, welche gegen das gemeine Recht gesündigt haben oder gesündigt haben sollen. Ebenso in den Zellen. Letztere befinden sich sämtlich auf einem langen Gange, und der Anblick, welcher sich einem durch die kleinen Thürfenster bietet, ist oft gar jämmerlich. Finsterer Trotz in den Gesichtern wechselt mit Thränen und Verzweiflung, welche oft nervöse Krisen verursacht und die Ueberführung der Kranken ins Lazarett der Polizeipräfektur erforderlich macht. Und manche der Armen hat wahrlich Ursache, dem Schicksal zu grollen!

Eine Wöchnerin wird zu früh aus dem Spital entlassen. Sie sinkt ohnmächtig auf der Straße zusammen und verletzt sich noch dazu am Kopfe. Man schafft sie nach der Polizeiwache, und da sie obdachlos ist, wird sie — als Vagabundin ins Zentraldepot geschickt. Zu all ihrem Elend auch noch die Schande der Verhaftung! Und man denke nicht, daß das Unglück dagegen immer abstumpft! Haussonville erzählt von einer Spitzenarbeiterin, die ihr Augenlicht beinahe völlig eingebüßt hatte. Mitleidige Seelen verwenden sich bei der Polizeipräfektur mit Erfolg für ihre Unterbringung im Bettlerasyl von Villers-Cotterets, das jener untersteht. Da die Unglückliche indessen keine Pariserin ist, so muß sie zuvor für kurze Frist als Vagabundin im Zentraldepot verweilen. Dazu will sie sich aber nie entschließen, obgleich man ihr klar zu machen sucht, es geschehe ja nur um der Form willen und sie solle dort die ganze Zeit im Lazarett gepflegt werden. Eines schönen Tages verschwindet sie spurlos.

Gar rührend ist auch die von Haussonville mitgeteilte Geschichte jener blindgeborenen Klavierlehrerin, welche sich für eine große Romanschriftstellerin hielt. Aus der Pension entlassen, wo sie ihr Lehramt vernachlässigte, versank sie bald in tiefes Elend und ward schließlich wegen Professions- und Obdachlosigkeit verhaftet. Alle ihr angebotenen Geschenke wies sie stolz zurück, sie forderte nur eines: einen Verleger.

Vor dem Verlassen des Zentraldepots werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Männersäle, welche der Volksmund Blusen- und Hutsaal nennt. In letzterem wird die Aristokratie untergebracht, welche man, nach Balzac, am besten an ihrem Hute erkennt. So ernst und still es hier zugeht, so lustig und lärmend in dem Blusensaal, wo von den zweihundert Insassen wohl zwei Drittel den edlen Müßiggang, die Bettelei und die Strauchdieberei zum Lebensberufe erwählt haben. Unmöglich kann sich der Wächter unter ihnen aufhalten, denn sie würden ihm eines schönen Tages in einem Anfalle von schlechter Laune eine sogenannte „pousse" geben, d. h. an der Wand zerquetschen. Er thront daher auf einem Holzbalkon. Den mit Gebrechen Behafteten würde es vielleicht ähnlich ergehen, jedenfalls würden sie von diesen Wölfen in Menschengestalt verhöhnt werden, und man bringt sie daher in den Zellen unter. „Das Elend erregt kein Mitleid mit dem Elend," bemerkt Haussonville melancholisch.

Unsre Bekannte aus dem Opernball ist von demjenigen Beamten, welcher den Inhalt der „paniers à salade" sondert, den Mörder vom bloßen Berufsbettler, die Vitrioleuse von der Kupplerin scheidet und einem jeden seinen Weg vorschreibt, voraussichtlich sofort entlassen worden. Sie ist ja auch für ihre Neugier genügend bestraft. Aber nehmen wir nun an, ihr Gatte habe sie, — wie es seit der Einführung der Ehescheidung oft geschieht, — wegen Ehebruchs verhaften lassen. Dann wird sie zunächst in die „Souricière" und von dort aus vor das Zuchtpolizeigericht geführt, dessen Säle über der „Mausefalle" liegen, um dann, nach ihrer Verurteilung, abermals den grün und gelb bemalten „Salatkorb" zu besteigen und die Reise nach Saint-Lazare anzutreten. Handelt es sich übrigens um ein schwereres Vergehen oder um ein Verbrechen, so wird auch die Untersuchungshaft im Gefängnisse verbüßt.

Die Seinegefängnisse stehen bei den Vagabunden beiderlei Geschlechts wegen ihres milden Regimes, wegen der guten Gesellschaft, die man dort trifft, wegen der Freiheit, die man genießt, im allerbesten Rufe, und wer sich, zumal in der kalten Winterszeit, vom Staate verpflegen lassen will, der läßt sich mit Vorliebe in Paris festnehmen. Es ist das Nizza der Arbeitsunlustigen.

Kaum in Saint-Lazare angelangt, müssen die neuen Gäste ihre mehr oder weniger seidenen Kleider mit der unschönen grauen Gefängnistracht vertauschen, gleichviel welches Vergehens sie sich schuldig gemacht haben. Eine schreiende Ungerechtigkeit, die freilich mit derjenigen nicht verglichen werden kann, welche ehrbare Frauen mit den elendesten Dirnen unter ein Dach zwingt. Saint-Lazare hat in der That einen so bösen Ruf, daß ein Aufenthalt darin einen ewigen Makel hinterläßt. Und doch kann eine Gewerbetreibende, eine Marktfrau beispielsweise, nur weil sie gegen das Reglement verstieß, ebenso gut damit behaftet werden wie etwa Frau Clovis Hugues, die doch später, mit Recht oder Unrecht, glänzend freigesprochen wurde. In kurzer Frist wird Saint-Lazare freilich nur noch eine bestimmte Klasse weiblicher Wesen aufnehmen, um schließlich ganz zu verschwinden und durch einen Neubau ersetzt zu werden.

In demjenigen Viertel des Gefängnisses, in welchem die in Untersuchungshaft Befindlichen untergebracht werden, geht es selten ohne Weinkrampf und heftige Empörung ab. In zwei niedrigen Sälen auf kleinen, eng aneinandergerückten Stühlen verbringen dieselben den Tag, und die unschuldig Verhafteten, die vielleicht von der Nachsucht oder vom Neide bezichtigt worden sind, sind unfreiwillige Zeuginnen vertraulicher Gespräche zwischen den verworfensten Geschöpfen. In der Nacht verdoppeln sich die Qualen. Man bleibt zehn Stunden ohne Licht und in der Gesellschaft von zwei Leidensgefährten in einer engen Zelle. Es begreift sich, daß dieses enge Zusammenleben, welches auch im Viertel der Verurteilten die Regel ist, entsittlichend wirken muß. In der That verläßt manch junges Mädchen, welches bei seinem Eintritt in das Gefängnis der Stimme der Tugend und der Ehre noch nicht unzugänglich war, Saint-Lazare als abgefeimte Sünderin.

Es finden sich allerdings in Saint-Lazare auch einige Zellen, die aber kaum so groß sind wie ein Käfig für wilde Tiere und im Winter wegen ihrer Kälte, im Sommer wegen ihrer Hitze unbewohnbar sind.

Auf die Dauer, schreibt Haussonville, widersteht keine Natur den bösen Einwirkungen dieses Aufenthaltes, und — ein wahrer Hohn auf Paris, die Stadt der Zivilisation par excellence! — die Erlaubnis, seine ganze Strafzeit in solcher Zelle zu verbringen, gilt trotzdem als eine Gunstbezeugung des Direktors.

Die Bewohnerinnen von Saint-Lazare sollen zur Arbeit, zum Säumen von Taschentüchern, Laken ꝛc. und zu strengstem Schweigen angehalten werden. Die Praxis aber kümmert sich um den Buchstaben des Gesetzes wenig; man arbeitet so gut wie gar nicht, sondern schwatzt unablässig, natürlich in erster Linie über die Toiletten, die man schmerzlich entbehrt. Was mag aus dem Papagei, aus dem Hündchen geworden sein, die in der Wohnung zurückgeblieben sind? Oder man rühmt sich seiner vornehmen Verwandten, man hat Boulanger oder Gambetta gekannt. Nicht selten handelt es sich in der Dunstatmosphäre dieser dicht aneinandergedrängten Weiber natürlich auch um schlüpfrigere Dinge.

Und was geschieht, um die Unverdorbeneren vor dem Kontagium des Lasters und vor den bösen Ratschlägen zu schützen? — so gut, wie nichts. Eine Lehrerin erteilt unter Aufsicht der Ordensschwestern denen, welche es wünschen, Unterricht. Dieser zielt im wesentlichen auf die Hebung des Sittlichkeitsgefühles hin, auch fehlt es nicht an guten Ratschlägen, wie man sich nach der Entlassung aus dem Gefängnisse Arbeit und Unterkunft verschaffen kann. Diese neue Einrichtung soll schon einige gute Früchte getragen haben; indessen genügt sie nicht. Man braucht nur die katilinarischen Existenzen zu beobachten, welche in aller Frühe vor dem Gefängnisse stehen, um ihre aus demselben entlassenen, sich scheu umblickenden Opfer in Empfang zu nehmen, und man begreift, warum die Mehrzahl der letzteren rückfällig werden muß.

In den Männergefängnissen sind drei verschiedene Systeme planlos durchgeführt: in Sainte-Pélagie sind die Gefangenen Tag und Nacht beisammen, in der Grande-Roquette nur bei Tage, in der Santé oder wenigstens in einem Teile derselben ist dagegen die Einzelhaft durchgeführt.

Sainte-Pélagie ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein „fideles Gefängnis" oder ein „schlecht gehaltenes Gasthaus", wie Haussonville sich ausdrückt. Es hat kaum für 500 Platz und beherbergt 700, die zum Teil den Korridor als Wohnraum benutzen müssen. Eine Ueberwachung ist also schon bei Tage nicht möglich, geschweige denn in der Nacht. Besitzt doch Sainte-Pélagie nur zwei Schlafsäle und etliche kleine Zimmer, in welchen letzteren Gruppen von drei bis zwölf Personen ohne jede Sichtung untergebracht werden. Daß die Lehrlinge, welche vor dem gemeinen Recht noch ein wenig Respekt haben, hier fast immer ihren Meister, ihren Lehrmeister finden werden, versteht sich ganz von selbst.

Sainte-Pélagie war, wie Saint-Lazare, ein ehemaliges Kloster. Seltsame Metamorphosen, zu denen das Schicksal diese fromme Institution verurteilt hat! Das genannte Gefängnis war übrigens unter dem zweiten Kaiserreiche als das der politischen Gefangenen berühmt, und der bekannte Journalist Armand Carrel, der von Girardin im Zweikampfe erschossen wurde, schildert es schlimmer als die Kerker Venedigs und des Spielbergs. Vermutlich hatte er Silvio Pellico und Anastasius Grün indessen nicht gelesen. Wie dem auch sei, jene Zeiten sind vorüber. Viktor Hugo ist in Frankreich gestorben und selbst Rochefort ist es gestattet, im Heimatlande den „Intransigeant" zu leiten und das schöne Schauspiel seiner Verwandlung aus einem Antibonapartisten in einen Boulangisten vom reinsten Wasser in Paris selbst zu bieten. In der That sind die Gefangenwärter der politischen Abteilung zu Siebenschläfern geworden und sogar im wunderschönen Lenz fast erstaunt, wenn sie vom Kirchhofe des Père Lachaise her einige Gäste erhalten. Es handelt sich natürlich nicht um die umgehenden Geister der auf den Barrikaden gefallenen Kommunarden, sondern um die, welche deren Gedächtnis mit roten Blumen und Fahnen, Flammenreden und Pistolenschüssen feiern. Aber selbst die Herren Possibilisten, Flanquisten, Joffrinisten und Anarchisten sind, wie gesagt, seltene Gäste von Sainte-Pélagie, welche sich jetzt — zumal nach Abschaffung der Schuldhaft — im Verein mit der Santé, fast ausschließlich den kleinen Sündern am gemeinen Rechte widmet. Beide Gefängnisse beherbergen dieselbe Kategorie von Verbrechern, das eine empfängt diese in den ersten drei Tagen der Woche, das andre in den letzten drei, — und doch herrscht in Sainte-Pélagie Gemeinschaftshaft, in der Santé, deren Name eher auf ein Spital schließen läßt, teilweise wenigstens die Isolierhaft. Kann man sich etwas Inkonsequenteres, etwas Widersinnigeres vorstellen, und zwar etwas um so minder zu Rechtfertigendes, als über die Unzweckmäßigkeit der erstgenannten Form bei den Sachverständigen kein Zweifel mehr herrscht und es sich nur um eine finanzielle Frage handelt? Diese Knauserei an falscher Stelle ist um so — man könnte fast sagen unmenschlicher, als Frankreich für seine Verwaltung, seine öffentlichen Bauten und Weltausstellungen hundertmal mehr vergeudet, als zu einer gründlichen Gefängnisreform erforderlich wäre.

Die Santé ist bedeutend jüngeren Datums, d. h. sie wurde wenige Jahre vor dem Untergange des Kaiserreichs erbaut, und zwar zu einer Zeit, wo man — nach einem leidenschaftlichen Feldzuge gegen die Einzelhaft — für die Gefängnisfrage wieder gleichgültig geworden war; hängen doch selbst diese tief ins Volksleben einschneidenden Prinzipienfragen leider von der Mode ab. Sobald es aber an dem mächtigen Antriebe der öffentlichen Meinung gebricht, so waltet leicht die Beamtenwillkür, deren nachteilige Folgen sich vor allem aus dem Mangel jeglicher Einheitlichkeit, aus der fehlenden Durchführung eines alleinigen Grundsatzes offenbart. Das Ministerium des Innern schwärmte für das Gemeinschaftssystem, die Polizeipräfektur für das der Zellen, und da beide Recht behielten, so entstand eben die Santé, d. h. ein Zwitter, an dessen Beseitigung — eben um seiner verhältnismäßigen Jugend willen — nicht zu denken ist. In dem gemeinschaftlichen Viertel ist zwar für die Nacht eine Trennung durchgeführt, welche übrigens einen mündlichen Verkehr mit Hilfe der Abzugsröhren und Fenster nicht ganz ausschließt, aber dafür geht es bei Tage fast noch ungezwungener her als in Sainte-Pélagie. Das Rauchen — ein Sonderrecht in den bei der Verbrecherwelt gut beleumundeten Pariser Gefängnissen — ist nur das geringste Uebel. Man behauptet mit Recht, daß jene Diebs- und Einbrecherbanden, welche besonders die exzentrischen Viertel und Vorstädte von Paris unsicher machen, sich in den Seinegefängnissen gebildet und zusammengefunden haben. In der That ist es in keinem derselben möglich, die Insassen zu regelmäßiger Arbeit anzuhalten, zunächst, weil die Arbeitssäle zu klein sind, alsdann, weil es von dem Adjudikator der Arbeiten abhängt, wieviel er arbeiten lassen will. Eine dienstliche, erzieherische Maßregel wird mithin einem geschäftlichen Interesse untergeordnet.

Das Gemeinschaftssystem der Santé ist übrigens ein besonderes; es ist nämlich in sogenannte Viertel geteilt, welche die verschiedenen Verbrecherklassen sondern, so die wegen Bettelei, oder Landstreicherei, oder Diebstahl, oder Sittlichkeitsvergehen ꝛc. Verurteilten. Und doch ist diese Einteilung eine ganz oberflächliche und höchstens dazu geeignet, unter den Verbrechern Spezialisten auszubilden. Eine vernünftigere dagegen, welche die mehr oder weniger verstockten Uebelthäter absonderte, d. h. den sittlichen Maßstab wählte, scheint praktisch unausführbar. In der That sieht man sich oft gezwungen, in Ermangelung von Raum in einer der Abteilungen beispielsweise die Bettler in die Abteilung der Diebe zu schicken und umgekehrt. Unter solchen Verhältnissen, bei solchem Ueberwiegen der materiellen Rücksichten kann natürlich von einer vernunftgemäßen Sonderung, welche wenig Gefangene und ein zahlreiches Aufsichtspersonal, die Möglichkeit, sich um jeden einzelnen der wenigstens im Sommer unfreiwilligen Gäste zu kümmern, notwendig voraussetzen muß, noch viel weniger die Rede sein. Uebrigens hätte auch diejenige Absonderung, die wir als wünschenswert bezeichneten, so lange keinen Sinn, als sie nicht auch für die Nacht durchgeführt wird. Gegenwärtig verfügt man in den dem Gemeinschaftssystem huldigenden Vierteln zwar über fünfhundert Zellen, aber diese genügen nicht, und vier mächtige, stets gefüllte Schlafsäle bleiben fast ohne jede Aufsicht.

Die Grande-Roquette birgt, wie Haussonville es treffend bezeichnet, die allergefährlichsten Verbrecher, nämlich — den Pariser. Es führt den offiziellen Namen: „Depot der Verurteilten" und diente ursprünglich

nur dazu, die vom Zuchtpolizeigericht zu mehr als einjähriger Freiheitsstrafe Verurteilten, die Zuchthäusler und die zur Deportation nach Neu-Caledonien und Cayenne Verdammten provisorisch aufzunehmen. Seit jener Zeit werden auch die vom Zuchtpolizeigericht zu mehr als dreimonatlicher Freiheitsstrafe Verurteilten in die Grande-Roquette geschickt, wo ebenfalls, wie schon erwähnt, ein Mischsystem herrscht, welches mit dem von ihm nachgeahmten Auburnsystem wenig Verwandtschaft besitzt, sintemalen in Amerika selbst bei Tage und trotz des gemeinsamen Arbeitens jeder mündliche Verkehr untersagt ist, während in der Grande-Roquette gerade das Gegenteil der Fall ist. Hören wir nun Haussonville: „Wenn einer unsrer modernen Romanziers, wie dereinst Eugène Sue oder Balzac, einige Szenen des Gefängnislebens hätte wiedergeben wollen, so würde er seine Chourineurs oder Vautrins in die Grande-Roquette versetzt haben. Aber ich glaube, daß selbst Zola vor der Roheit ihrer Redeweise zurückschrecken würde. Und doch ist die Grande-Roquette seit Anfang des Jahres 1887 ihres gefährlichsten und turbulentesten Elementes, der Zuchthäusler, entledigt worden, und zwar wegen einer Empörung, welche diese angestiftet hatten und deren Beweggrund auf die Sitten in unsern Gefängnissen ein merkwürdiges Licht wirft. Der Polizeiwachtmeister, welcher über die Ruhe im Innern des Gefängnisses wacht, hatte es für zweckmäßig erachtet, einen jungen Menschen von achtzehn Jahren, Liebling der Zuchthäusler, von dem gemeinsamen Hofe in das sogenannte „Viertel der Abgesonderten“ (für Angeber oder begnadigte zum Tode verurteilte Verbrecher) zu versetzen. Tags darauf wurde der Wachtmeister von einer ganzen Bande empörter Zuchthäusler umringt, welche ihn zu ermorden planten. In der That verdankte er sein Leben nur der Dazwischenkunft eines Gefangenen, welcher ausrief, der Wachtmeister sei im Grunde genommen ein braver Mann und er habe recht gehabt. Seit dieser Empörung sind die Zuchthäusler in die Santé geschickt, wo sie in einer Zelle den Zeitpunkt ihrer Abreise erwarten.“

Die von Haussonville geschilderte Empörerszene war übrigens keineswegs die erste. Als einige Zeit zuvor zugleich mit dem Wechsel der Direktion ein Wechsel der Hausordnung eintrat, welche den Herren Verbrechern nicht behagte, erhielt der neue Direktor einen Kopfstoß gegen die Brust, welcher, dank der Geistesgegenwart seiner Unterbeamten, glücklicherweise nicht das Vorspiel zu einem Morddrama wurde. In Frankreich, oder doch jedenfalls im nördlichen, sind Kopf und Fuß nämlich die beliebtesten Waffen, in deren Handhabung sich zumal der Pariser Verbrecher als weit größerer Meister zeigt als mit der Faust.

Nach dieser kurzen Schilderung der verschiedenen Gefängnisse nur noch einiges wenige über zwei sehr verschiedenartige, aber gleich interessante Punkte, über die Geschichte des Zellensystems in Frankreich und über die Bettelei.

Bis zum Jahre 1875 huldigte man in Frankreich noch völlig dem Irrglauben, daß das „Zellensystem verrückt mache“. Von der kleinen Gruppe, welche in der Nationalversammlung den Antrag auf eine völlige Umgestaltung des Gefängniswesens stellte, zeichneten sich in erster Linie Herr Voisin und der als Jurist hervorragende Senator Bérenger aus. Der erstere hatte die holländischen und belgischen Gefängnisse sehr eingehend studiert, der letztere die französischen. Béringer stellte durch eine sehr gründliche Statistik fest, daß die Einzelhaft, selbst auf lange Jahre, nicht mehr Fälle von Irrsinn erzeuge, als dies bei dem Gemeinschaftssystem der Fall sei. Voisin dagegen zeigte, daß die Einzelhaft in Holland in sehr viel rationellerer Weise gehandhabt werde, denn sie trenne zwar die Verbrecher voneinander und schütze sie so gleichsam vor Ansteckung, setze aber eine starke moralische Einwirkung seitens des Gefängnisdirektors und der Mitglieder des Ueberwachungsausschusses voraus. Außerdem beschäftige man alle Gefangenen. Aus den schon erwähnten rein praktischen Gründen — es fehlte an Geld zu Neubauten oder Umbauten! — ging der erwähnte Antrag im französischen Parlamente nicht durch, und es liegt noch heute im Gefängniswesen gar vieles im argen, aber wenigstens ist das Zellensystem als das vernunftgemäßeste jetzt allgemein anerkannt, und jedes Jahr bringt Frankreich der Verwirklichung eines zweckmäßigen und einheitlichen Gefängnissystems immer näher.

Bettelei und Landstreichertum spielen zumal in Paris, eine bedeutsame Rolle. Vor etlicher Zeit erschien — ebenfalls in der „Revue des Deux Mondes“ — eine sehr bemerkenswerte Studie von Maxime du Camp über jenes merkwürdige Thema. Die Gesamtheit der Bettler erschien einem darin wie eine weitverzweigte, wohlorganisierte Genossenschaft mit verschiedenen Rang- und . . . Vermögensklassen, Bettlerbörsen und Agenturen, Arbeitgebern und Arbeitnehmern, mit einem Sonderrecht, das sich als ein Gewohnheitsrecht charakterisierte und — im Gegensatz zu dem der Diebe oder der Kollektivisten — Eigentums- und Erbrecht streng aufrecht erhält.

Es würde zu weit führen, wenn wir alle Berufsklassen der edlen Bettlerzunft aufzählen wollten; die Mitglieder der letzteren sind fast durchweg Spezialisten, gleichviel ob sie den durch Erbschaft und Verschwägerung erworbenen Platz vor der Modekirche innehalten oder im Abfassen zweckmäßiger, der Person des Angebettelten entsprechender Bittschriften den höchsten Grad der Kunst erreicht haben.

Der neue Pariser Polizeipräfekt, welcher sich von sämtlichen Polizeikommissaren der Arrondissements statistisches Material hat liefern lassen, scheidet die Bettler — freilich rein äußerlich — in Straßen- und Hausbettler. Die erste Kategorie bewohnt mit Vorliebe gewisse Straßen in solchen Häusern, die mit Schnaps- und Weinwirtschaften versehen sind. Im Durchschnitt gewinnt der Bettler zehn Frank täglich. Die meisten von ihnen sind wirklich Krüppel, etliche aber simulieren, oder suchen, wenn sie beispielsweise blind sind, das Mitleid noch durch das Erheucheln eines andern Leidens, wie nervöses Gesichterschneiden, zu erhöhen. Gewisse Krüppel sind bereits als Kinder zu bettlerischen Zwecken verunstaltet worden, so die, welche von den Pariser Bettleragenturen aus Spanien verschrieben und ausgebeutet werden, auf einem Rollwagen leben und darauf sogar in der Nacht, neben zehn oder zwanzig Leidensgefährten, in einer Remise zubringen. Die kleinen Blumenmädchen spielen selbst im zartesten Kindesalter eine Rolle, welche oft weit über die Straßenbettelei hinausgeht und nicht selten im Gerichtsgebäude abschließt. Die den Berufsbettlern gemachten Geschenke an Viktualien oder Bons auf Brot und Fleisch werden von ihnen grundsätzlich verkauft und meist — vertrunken.

Die Hausbettelei bringt noch mehr ein, auch ist sie minder gefährlich, und zwar aus dem guten Grunde, weil der, welcher sich durch schöne Worte und sein gutes Herz hat täuschen lassen, bei der Polizei selten eine Klage anhängig macht. Auch die Hausbettler haben in Paris einen Mittelpunkt, und zwar im Maubertviertel, das außerordentlich verkehrsreich ist.

Es wurden in Paris im Jahre 1886 9955 Personen, darunter 4660 männliche, wegen Bettelei verhaftet; nicht weniger als 14 685, darunter 13 579 männliche, wegen Landstreicherei. Da während des genannten Jahres im Zentraldepot nur 42 167 Personen weilten, so ergibt sich daraus, daß die Hälfte aller Verhaftungen in Paris dem Elend und der Trägheit zuzuschreiben ist. Von den erwähnten Bettlern und Landstreichern wird allerdings nur ein kleiner Teil (die dreimal Rückfälligen) vor Gericht gestellt und wiederum nur ein Bruchteil derselben verurteilt. Schon aus diesen Angaben erhellt die Unmöglichkeit, das Uebel zu beseitigen, ja selbst die Schwierigkeit, es auch nur zu verringern. Die große Zahl der Rückfälligen kreist beständig zwischen der Straße, dem Zentralbüreau und dem Gerichtshofe, und der Versuch, diesen Strom einzudämmen und von Paris abzulenken, ist um so aussichtsloser, als die Seinegefängnisse, wie wir gesehen haben, nichts weniger als gefürchtet sind. Sie bilden eben ein Konversationshaus; unterscheiden sich aber freilich u. a. auch darin von den Kasinos der Modebäder, daß sie nicht im Sommer, sondern vor allem im Winter gesucht sind.

Haussonville berichtet von zwei merkwürdigen Fällen, welche für die von ihm gewählte Haupteinteilung der Bettler, nämlich in die von Beruf und aus Not, charakteristisch sind. Der eine der ihm im Zentralbüreau vorgestellten Bettler „war ein Mann von leidlich anständigem Aeußern, der einer ehrenwerten Familie angehörte. Sein Sohn hatte im Lehrfache eine ziemlich hohe Stellung inne; er selbst, ehe-

maliger Steuerbeamter, bezog eine kleine Pension. Die Bettelei war bei ihm eine Leidenschaft, eine Manie, welche seinen Zigeunergewohnheiten entsprach. Er zog es vor, zu bummeln und von Kneipe zu Kneipe zu wallen, Zigarrenabfälle vom Bürgersteige aufzulesen und zu betteln, wenn ihm die Hilfsquellen ausgingen, als in seiner Wohnung ruhig zu leben und eine ehrenwerte Pfeife am Kaminfeuer zu rauchen ...."

Minder romanesk und sehr viel trauriger ist folgender Fall: „Eine arme Frau, die aus dem Gefängnis von Saint-Lazare entlassen worden ist! Rechtmäßige Gattin eines Pariser Arbeiters, war sie von diesem nach ihrem dritten Kinde verlassen worden. Von Beruf war sie Sacknäherin und ihr Einnahmeetat nur zu leicht aufzustellen. Sechs Sous für einen Sack und fünf Säcke den Tag (vorausgesetzt, daß die Bestellungen nicht ausblieben) macht dreißig Sous (oder nach deutschem Gelde etwas über eine Mark). Um drei Personen zu ernähren, unterzubringen und zu kleiden, war das doch nicht völlig genug. In der That gewöhnte sie sich allmählich ans Betteln, um auskommen zu können. Verhaftet, wieder in Freiheit gesetzt, hatte sie sich mehrmals wieder abfassen lassen. Auf diese Unglückliche traf völlig die Definition des Gesetzes zu: Bettlerin aus Gewohnheit und arbeitsfähig. In der That wurde sie vom Gericht zu drei Tagen Gefängnis verurteilt, und es handelte sich alsdann um die Frage, ob sie nach dem Bettlerdepot geschickt oder ihren Kindern zurückgegeben werden würde. Letzteres geschah. Und doch gehört dieser Fall offenbar in den Wirkungskreis der öffentlichen Wohlthätigkeit, und er erwies gleichzeitig die schlechte Organisation und die Unzulänglichkeit der von den Wohlthätigkeitsbüreaus verteilten Unterstützungen. Diese schlechte Organisation und diese Unzulänglichkeit der öffentlichen Wohlthätigkeit sind ein Schlußergebnis, zu dem man notwendig gelangen muß, wenn man ernster Arbeit unfähige Greise und Greisinnen, hilflose Krüppel, die aus den Spitälern als unheilbar Entlassenen unter der Anklage der Landstreicherei oder Bettelei erblickt. Alle diese im Kampfe ums Dasein Besiegten müßten aufgelesen werden wie die Verwundeten auf dem Schlachtfeld; statt dessen läßt man sie im vollen Licht der Sonne ihr Elend und ihre Wunden zur Schau stellen ..."

In der That ist das Armenbudget unzureichend und befindet sich überdies im Defizit, so daß die Unterstützungen und sogar die Zahl der auf der Liste der Hilfsbedürftigen Stehenden verringert werden müssen, während die der Hilfsbedürftigen wächst. Bei der außerordentlichen Kostspieligkeit der französischen Verwaltung und im besondern der Pariser Stadtverwaltung ist das freilich nicht verwunderlich. Trotzdem gilt es noch immer für ein Axiom, daß ganz Europa Paris um dieselbe beneidet. Wir bezweifeln das, während es anderseits zweifellos ist, daß die Pariser Hilfsbedürftigen sie dem großen Europa von Herzen gönnten.

Der vorstehende Aufsatz bliebe unvollständig, wenn wir nicht hinzufügten, daß das Frauengefängnis von Saint-Lazare, wie oben angedeutet, inzwischen eine tiefgreifende Reform erfahren hat. Immerhin bleibt das, was wir über dasselbe gesagt haben, von geschichtlichem und sittengeschichtlichem Interesse. Die zu geringen Freiheitsstrafen Verurteilten werden von jetzt ab in Nanterre, die zu längeren Gefängnisstrafen Verurteilten in Doullens untergebracht werden, so daß in Saint-Lazare nur die unter sittenpolizeilicher Aufsicht stehenden Frauenspersonen zurückbleiben, welche — da jetzt mehr Raum zur Verfügung steht — durchweg in Zellen isoliert werden können. Voraussichtlich wird aber auch das alte Kloster von Saint-Lazare demnächst durch einen Neubau ersetzt werden. Bemerkenswert ist übrigens die Betrachtung, welche eines der hervorragendsten Pariser Blätter, der „Temps", über die Veränderungen in Saint-Lazare anstellt.

„In dem Gefängnis von Saint-Lazare," schreibt das Blatt, „lebten wild durcheinander gewürfelt und zusammengedrängt in entsittlichendster Promiskuität alle Frauen und selbst die kleinsten Mädchen, welche wegen Vergehen wider das gemeine Recht oder wegen schlechten Lebenswandels verurteilt sind. In gewissen Jahren weilten da 1800 in Untersuchungshaft Befindliche, Verurteilte und Prostituierte. Erwägen Sie ferner, daß die Gebäude nicht für ihre jetzige Bestimmung errichtet wurden. Die Ueberwachung und die Aufrechterhaltung der Disziplin (— kann man das Wort hier mit Mannszucht verdeutschen? —) waren bei der Ueberfüllung doppelt schwierig. In der That hatte man ja die Gefangenen in drei Sektionen geteilt: die in Untersuchungshaft Befindlichen oder Verurteilten, die Dirnen und die kleinen Mädchen, welche eine bestimmte Zeit in einer Besserungsanstalt zuzubringen haben. Den Tag über ließ man sie in den betreffenden Sektionen arbeiten, aber mit der Nacht kam auch die Vermischung in den Schlafsälen. Es lag in der Natur der Sache, daß die Schlechten die Guten verdarben. Eine Frau, welche infolge eines geringen Vergehens das Gefängnis betrat, verließ es, unrettbar entehrt und verloren. Saint-Lazare war so ein Korruptionsherd geworden, der unter großen Kosten mitten in Paris unterhalten ward. Man hat das Uebel oft gekennzeichnet; alle Welt blieb taub. Heute, wo man die bessernde Hand angelegt hat und man sich von dem klare Rechenschaft gibt, was das Gefängnis an Fehlerhaftem und sogar Unleidlichem aufwies, schlägt jeder die Hände über dem Kopf zusammen und begreift nicht, daß man einen Flecken auf der Stirn von Paris selbst solange geduldet hat. Sie fragen, warum man diese Reform nicht schon vor siebzehn Jahren freier Stadtverwaltung vornahm. Ganz einfach deshalb nicht, weil unsre Aedilen sich um andre Dinge zu kümmern haben. Die reine Politik oder richtiger die reine philosophische Politik beschäftigt sie mehr als die Sorge um die Geschäfte, als die Lage der Frauen und Kinder in den Gefängnissen. De minimis non curant consules."



Ein außergewöhnlicher Hund.

Von

Fr. Gräßner.

Wenn einer oder der andere Leser an der Wahrheit einzelner Züge aus dem Leben des hier vorgeführten Hundes zweifeln sollte, so ist der Verfasser in der glücklichen Lage, sich auf das Zeugnis einer genügenden Anzahl lebender, glaubwürdiger Personen berufen zu können, welche Gelegenheit hatten, das Leben des geistig und körperlich außergewöhnlich entwickelten Tieres zu beobachten und seine zum Teil unglaublich erscheinenden Leistungen mit eigenen Augen angesehen haben.

Während meiner Stellung als Rektor in einer großen, im nordwestlichen Deutschland gelegenen Industriestadt wurde ein neues Schulgebäude für die meiner Leitung unterstellte Anstalt in einer damals sehr einsamen Gegend errichtet. Nur zwei Häuser lagen in ziemlicher Entfernung davon. Ihre unmittelbare Umgebung deutete aber keineswegs auf die Nähe einer großen Stadt. Die zahlreichen angrenzenden, mit mannshohen, undurchdringlichen Weißdornhecken eingefrie-

iaten Gärten, zwischen denen enge, versteckte Wege hindurchführten, ließen vielmehr auf die Nachbarschaft eines großen Dorfes schließen. Der den ganzen Komplex durchschneidende tiefe Hohlweg harrte zu dieser Zeit noch auf die Wohlthat einer Pflasterung und Beleuchtung durch Straßenlaternen. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß die Gegend am Tage fast sämtliche sogenannte Sonnenbrüder der Stadt, vulgo Bummler, vereinigte und des Nachts einen beliebten Schlupfwinkel für allerlei lichtscheues Gesindel bildete.

Das größere Haus, bisher von drei Eisenbahnunterbeamten und ihren Familien bewohnt, war infolge der in die verschiedenen Tageszeiten fallenden Dienststunden dieser Beamten Winter und Sommer niemals verschlossen und aus diesem Grunde von einigen jener Bassermann'schen Gestalten regelmäßig als Nachtquartier benutzt worden. Natürlich hatte ich von diesen Verhältnissen keine Ahnung, als ich das Haus, um in der Nähe der Anstalt zu wohnen, mietete und nach einer gründlichen Renovation bezog. Man denke sich meinen Schrecken, als mir am ersten Morgen nach erfolgtem Einzuge zwei Bummler, die auf dem Boden genächtigt hatten, auf der Treppe begegneten. Sie waren sich, da die Eingangsthür des Nachts verschlossen gewesen war, wahrscheinlich schon in der Abenddämmerung in das Haus geschlichen. Ihr Besuch gab die Veranlassung, mir einen großen Hund anzuschaffen, der nicht nur als Wächter des Hauses, sondern auch als Beschützer meiner erwachsenen Töchter bei abendlichen Ausgängen dienen sollte. Meine Wahl fiel auf eine fünf Monate alte deutsche Dogge, deren Eltern infolge ihrer Größe, Intelligenz und Treue bei den Hundeliebhabern der ganzen Umgegend in hohem Ansehen standen, zugleich aber auch wegen ihrer Bösartigkeit gefürchtet waren.

Als ich den Hund ins Haus brachte, war man über sein täppisches Wesen und einen bösen Blick nicht sonderlich erbaut. Er hatte sein Leben bisher in einem einsamen Hofe zugebracht, selten einen fremden Menschen gesehen, niemals ein Zimmer betreten, war daher vollständig verblüfft, als ich ihn in die Wohnstube führte und war von der Stelle zu bewegen, nachdem er seine Beine, um größeren Widerstand leisten zu können, wie ein Sägebock auseinander gespreizt hatte. Nach Verlauf einiger Stunden legte er sein unbeholfenes Wesen aber schon etwas ab und fühlte sich in seinen neuen Verhältnissen ziemlich heimisch. Trotz der plebejischen Verhältnisse, in denen er aufgewachsen, hat er niemals die geringste Unreinlichkeit zu Schulden kommen lassen. Auch durch andere Untugenden, welche jungen Hunden häufig anhaften, Zerknabbern von Schuhwerk und ähnlichen Gegenständen, Benaschen von Speisen u. s. f. hat er uns niemals einen Verdruß bereitet, obwohl er den größten Teil des Tages sich allein überlassen blieb.

Schon am zweiten Abend nach seiner

Ankunft gab er uns einen glänzenden Beweis von seiner Wachsamkeit und seinem mannfesten Mute. Kurz zuvor, ehe wir uns zur Ruhe begeben wollten, sprang er plötzlich von seinem Lager auf und verlangte, dabei leise knurrend, ins Freie gelassen zu werden. Nachdem wir ihm Stuben- und Hausthür geöffnet, erscholl auf der Treppe vor der letzteren plötzlich der ängstliche Ruf: „Halten Sie den Hund, der beißt!" Unser junger Wächter stellte ein bekanntes arbeitsscheues Subjekt, das leise die Thürklinke niedergedrückt hatte, um zu versuchen, ob es seine bisherige Schlafstätte nicht auch unter den jetzigen Bewohnern des Hauses zu behaupten vermöchte.

Seit diesem Abend hat keiner der ehemaligen nächtlichen Stammgäste diesen Versuch zu wiederholen gewagt; auch am Tage mied das umher streichende Gesindel unser Haus gänzlich; und öfterer waren wir Zeuge, daß noch entfernt von unserer Wohnung ein Strolch dem andern zurief: „In das Haus dort geh' nicht; da ist ein schlimmer Hund, der beißt!"

Von seiner maulwurfsglänzend-schwarzen Farbe, nur Brust und Pfoten besaßen weiße Abzeichen; erhielt er den Namen „Tom". Bei seiner Ankunft wog er 30 kg; in seinem dritten Lebensjahre erreichte er das Gewicht von 61 kg (war also bedeutend schwerer als Tyras, der Reichshund), maß bis zur Schulterhöhe 94 cm und von der Nasen- bis zur Schwanzspitze 1,75 m.

Selbstverständlich wurde er mein beständiger Begleiter auf meinen täglichen Ausflügen. Hier entwickelte er eine ungeahnte Lebhaftigkeit und Regsamkeit seines Wesens. Da ich mich selbst mit ihm nur wenig beschäftigte, verschaffte er sich auf eigene Art und Weise allerlei Kurzweil, verfolgte vorzugsweise mit unausgesetzter Aufmerksamkeit alles Thun und Treiben der Menschen und griff ohne weiteres in dasselbe ein, sobald es ihm unstatthaft erschien. Zank und Streit waren ihm z. B. höchst zuwider. Selbst wenn ziemlich weit entfernte Personen in heftigen Wortwechsel miteinander gerieten, stürzte er auf sie zu, stellte sich knurrend und zähnefletschend zwischen die Streitenden und brachte sie bald auseinander. Ebenso wenig duldete er es, daß jemand im aufgeregten Zustande auf mich einsprach. Als einmal in meiner Nähe betrunkene Arbeiter eine Dame in der gemeinsten Weise belästigten, ich sie deshalb zur Rede stellte und sie mich darauf verhöhnten und unter Drohungen auf mich eindrangen, warf sich Tom sofort dem Hauptschreier entgegen, richtete sich an ihm in die Höhe, legte beide Tatzen auf seine Schultern und knurrte ihm zähnefletschend ins Gesicht. Gab es eine Balgerei, so packte er den Obenliegenden beim Kragen, warf ihn auf die Seite und zeigte ihm ebenfalls sein glänzendes Gebiß, sobald derselbe sich ungehalten über seine Anmaßung zeigte. In seinem löblichen Bestreben, Frieden und Ordnung herzustellen, erlaubte er sich frei-

lich mitunter auch völlig unberechtigte Eingriffe in die Thätigkeit der Menschen und bereitete mir ernste Unannehmlichkeiten. So stellte er sich z. B. jedem Reiter drohend in den Weg, der im Galopp daher gesprengt kam, vielleicht weil ich und er durch einen solchen einmal mit Kot bespritzt worden waren. Das Tanzen duldete er ebenfalls nicht, selbst nicht einmal in meinem Hause, wahrscheinlich in der Meinung, es sei ein allem Anstand und guter Sitte zuwiderlaufendes Vergnügen. Als er einst bemerkte, wie eine Mutter ihren widerspenstigen Knaben auf dem Felde mit Stockschlägen strafte, sprang er auf die Frau zu, faßte sie am Arme und hielt die zum Tode Erschrockene fest, ohne sie zu beißen. Am meisten ärgerte er sich, wenn Fuhrleute ihre Pferde mißhandelten. Zunächst nahm er in drohender Haltung neben den gequälten Tieren Stellung; wagte ihr Peiniger dann nur noch einen Schlag, so wurde er mit solcher Vehemenz zu Boden geworfen, daß ihm Hören und Sehen verging. Sahe er dagegen, daß jemand kaum imstande war, einen schwer beladenen Schubkarren von der Stelle zu bringen, so eilte er hilfreich hinzu, erfaßte den Bock des Fuhrwerks mit den Zähnen und zog, mit rückwärts gerichtetem Körper, aus Leibeskräften.

Einen heillosen Respekt hatten die in dortiger Gegend zahlreich vertretenen Schnapsbrüder vor ihm. Wenn er einen derselben im sinnlos betrunkenen Zustande liegend fand, betupfte er ihn mit seiner kalten Nase im Gesicht oder streichelte ihn in nicht besonders subtiler Weise mit seiner Vorderpfote so lange, bis er sich regte, hielt ihm dann sein drohendes Gebiß dicht vor die Augen und zwang ihn, sich ruhig zu verhalten. Begegnete er einem solchen Trunkenbold später im nüchternen Zustande, umkreiste er ihn knurrend, so daß er stehen bleiben mußte, bis ich den Hund an mich rief.

In geradezu sündhafter Weise wurden von der lieben Jugend, ja selbst von vielen Erwachsenen, die Getreidefelder beim Einsammeln von Feldblumen zertreten. Nachdem ich nur ein einziges Mal einer wüsten Knabenschar um dieses Frevels willen einen Verweis erteilt, duldete Tom das Beschreiten eines Getreideackers in keinem Falle mehr. Ebenso verscheuchte er aus eigenem Antrieb regelmäßig die im Garten sich einstellenden Spatzen, seitdem er bemerkt hatte, daß diese Näscher dort nicht geduldet wurden. Kaum hatte er einige Male beobachtet, daß ich im Garten stoßende Maulwürfe erbeutete, indem ich durch einen Schlag mit dem Spaten den unterirdischen Wühler betäubte und dann aushob, als er sich in ähnlicher Weise und ganz auf eigene Faust an dieser Jagd beteiligte. Sobald er durch seinen Geruch einen Maulwurf in der Erde witterte, stürzte er sich in einem mächtigen Sprunge mit den beiden aneinandergelegten Vorderpfoten auf denselben und stieß ihn dann mit der Nase aus dem Bau. Uebrigens tötete er diese Tiere nur mit großem Widerwillen. Alle Felder der Umgegend säuberte

er gründlich von den hier herumlungernden, für das Heimwesen völlig wertlosen Katzen. Wenn er einen solchen Wild- und Vogelfeind aufgestöbert hatte, wartete er mit einem Angriffe so lange, bis er vor ihm Reißaus nahm, holte ihn dann mit wenigen Sätzen ein, ergriff ihn am Rückgrat und zermalmte es mit einem einzigen Biß. Nur ein einziges Mal wurde ihm von einem alten Kater, der sich auf den Rücken warf und den Angriff durch blitzschnelle Pfotenhiebe zu parieren verstand, die Schnauze förmlich zerfleischt; sonst liefen diese Kämpfe ohne die geringste Verwundung des Hundes ab und wurden zu Ende geführt, ehe ich einzuschreiten vermochte.

Eine komische Szene fand jedesmal statt, wenn ich zur Herbstzeit auf einem Kartoffel- oder Rübenacker einen Felddieb bemerkte. Mochte derselbe noch so weit entfernt sein, Tom stürzte wie ein Pfeil auf ihn zu, sobald ich mit dem Finger nach dieser Gegend zeigte und ein leises „Faß!" ausstieß. Vergeblich war dann das Ausreißen des Spitzbubens, umsonst das Wegwerfen des gestohlenen Guts, um besser laufen zu können; der leichtfüßige Hund überholte ihn bald und stellte ihn, bis ich heran kam oder er vermittelst der Pfeife zurückgerufen wurde.

Häufig führte uns der Weg an einer großen, eingefriedigten Wiese vorbei, auf welcher fast immer 40—50 Mastkühe und Bullen weideten. Sobald die Herde den ungewöhnlich großen Hund gewahrte, brauste sie wutschnaubend bis an die Umzäunung heran und forderte ihn durch Brüllen und Aufschaufeln der Erde mit den Hörnern zum Kampfe auf. In der Regel beachtete Tom ihr Gebaren nicht und trollte ruhig weiter, in welchem Falle uns die aufgeregten Stiere bis ans Ende ihrer Weide folgten; wenn er aber glaubte, mir eine Unterhaltung zu verschaffen, nahm er das Spiel an, setzte dann blitzschnell über die hohe Einfriedigung, schoß, teils über die gesenkten Köpfe hinweg, teils zwischen den Füßen hindurch, mitten durch den zusammengedrängten Haufen, umkreiste ihn einigemale lustig, jagte dann plötzlich, wenn ihn das Spiel ermüdete, in gerader Linie nach dem an der entgegengesetzten Seite vorüberfließenden breiten, Bache, verfolgt von den sich wie toll gebärdenden Wiederkäuern, erwartete sie hier bis zu dem Augenblick, wo sie abermals die Hörner senkten, um ihn zu durchbohren, brachte sich dann durch einen gewaltigen Satz nach dem jenseitigen Ufer in Sicherheit und bellte von hier aus seine verblüfft dareinschauenden Verfolger übermütig an.

Nicht selten bereitete er mir eine angenehme Ueberraschung, indem er gestohlenes Gut, welches die Diebe vorläufig im dichten Gestrüpp oder hohen Getreide versteckt hatten, aufspürte. Mit stolzem Selbstgefühl trug er mir dann dasselbe zu, um das wohlverdiente Lob in Empfang zu nehmen. So beförderte er auf einem Spaziergange ein Paar neue Stulpstiefeln, einen Reitzaum, eine Reitpeitsche und ein wertvolles Hundehalsband der Reihe nach aus einem hohen Roggenfelde. Der Eigentümer dieser Gegenstände hatte noch keine Ahnung von seinem Verluste, als ich ihn auf den Fund Toms aufmerksam machte.

In große Aufregung wurde er versetzt, wenn er bemerkte, daß mir die Ueberwindung von Hindernissen auf unseren gemeinsamen Ausflügen, z. B. das Ueberspringen von Gräben und Bächen, Ueberklettern von Einfriedigungen der Viehweiden Mühe und Anstrengung verursachte; ich hatte dann meine wahre Not, um mich seiner Hilfe zu erwehren; unbeschreiblich war schließlich sein Jubel, wenn die sich mir entgegenstellenden Schwierigkeiten glücklich überwunden waren; wie besessen rannte er dann, laut bellend, im Kreise um mich herum.

Am liebsten begleitete er eine zahlreiche Gesellschaft, besonders meine Klasse, 15 bis 17jährige Mädchen; er umschmeichelte dann alle Teilnehmerinnen der Partie so lange, bis sie ihm einen Schirm, Korb oder einen anderen Gegenstand zu tragen gaben; mit diesem schritt er stolz eine Strecke dem Zuge voraus, hatte dabei aber immer acht, daß niemand zurückblieb. In seiner Begleitung ging kein Mitglied der Gesellschaft verloren, mochte dieselbe auch noch so zahlreich sein. Nachdem ich einstmals mit 28 Schülerinnen soeben einen Wald, in welchem die Mädchen sich längere Zeit mit Blumen- und Beerenpflücken beschäftigt, passiert hatte und mit ihnen in einem nahe gelegenen Wirtshaus Einkehr halten wollte, rannte auf einmal der Hund, trotz alles Rufens und Pfeifens, in den Wald zurück. Ich zählte jetzt nochmals die Häupter meiner Lieben, wie ich vor einer Minute gethan, und siehe, ich hatte mich vorhin verzählt; es fehlte eine Schülerin. Sie traf erst nach längerer, in qualvoller Unruhe verstrichener Zeit in Begleitung Toms bei uns ein. Er hatte sie ziemlich tief im Walde aufgesucht. Ob er ihr Rufen gehört oder ob er sie aus irgend einem Grunde vermißt hatte, ist mir ein Rätsel geblieben.

Obwohl er durch den ununterbrochenen Verkehr mit allerlei fremden Menschen scheinbar ganz harmlos geworden, er ließ sich z. B. von jeder unverdächtigen Person streicheln und liebkosen, so rächte er sich doch für die geringste Neckerei oft recht empfindlich. Gassenbuben, die ihn durch Zurufe, Grimassen oder Werfen auf der Straße reizten, verfolgte er regelmäßig bis ins Haus, ja selbst bis in die Stube hinein, glücklicherweise ohne sie zu beißen. Wenn er, mit den Vorderpfoten auf dem Gesims eines geöffneten Fensters im Parterre liegend, wie ein von Langerweile geplagtes Menschenkind die Passanten auf der Straße musterte, Bekannte durch Wedeln des Schwanzes begrüßte, mißliebige Personen anknurrte, so durfte ein übermütiger Kobold von Lehrjunge nur die ausgespreizten Finger auf die Nase zu setzen, ihn anzugrinsen oder einen Gruß zuzurufen und er wurde in demselben Augenblicke von dem wie durch eine Feder aufgeschnellten und zum Fenster hinausfliegenden Hunde zu Boden geworfen. Als ein auf einem sogenannten Rollwagen vorbeifahrender roher Brauknecht es einmal wagte, ihm in dieser Situation einen Hieb mit der Peitsche über den Kopf hinweg zu versetzen, faßte ihn in demselben Moment der Hund auch schon am Kragen und schleuderte ihn mit solcher Wucht rückwärts auf sein Fuhrwerk, daß er dasselbe der ganzen Länge nach durchmaß und durch den unverschlossenen Hinterteil beinahe auf die Straße gestürzt wäre. Einstmals begleitete ich eine meiner Töchter in Gesellschaft des Hundes auf einer Landpartie. Unser Weg führte an einem tiefen Wasserbecken vorbei. Dort befanden sich 20—30 Feuerwehrmänner, die eine Uebung veranstaltet und, wie es schien, dem edlen Gerstensaft etwas reichlich zugesprochen hatten. Als sie den vorauseilenden großen Hund gewahr wurden, neckten sie denselben durch allerlei Zurufe und Bewegungen. Tom sah mich fragend an, wie er sich zu diesen Herausforderungen verhalten sollte. Nachdem ich ihm ein leises „Faß!" zugerufen, trabte er mit aufgehobenem Schwanze auf die lärmende Gruppe zu, die aber, je näher er kam, mehr und mehr verstummte und schließlich einer Reihe von Bildsäulen glich, als der Hund unter sie trat. Ohne sie nur eines Blickes zu würdigen, schritt er auf die in ihrer Mitte befindliche Feuerspritze los, hob den einen Hinterfuß zu einer gewissen Verrichtung in die Höhe, wahrscheinlich um seiner Umgebung auf hündische Weise seine Ueberlegenheit oder Verachtung gegen ihr Benehmen auszudrücken, und trollte dann mit einer Seelenruhe, als ob er sich allein hier befände, zu uns zurück. Obwohl nicht ästhetisch, wirkte die Szene doch so hochkomisch, daß sämtliche Wehrleute hinterher in ein herzliches Gelächter ausbrechen mußten. Es wäre eine Darstellung für den Pinsel eines Teniers gewesen.

Seiner gewaltigen Größe entsprach auch seine Körperkraft. Spielend trug er z. B. einen Henkelkorb von einem halben Zentner Gewicht weite Strecken. Einen ausgewachsener Heidschnuckenhammel, der ihn beim Vorübergehen gestoßen, wurde mir, ohne die geringste Verletzung zu erleiden, über zwei Einfriedigungen einer Eisenbahn hinweg zugetragen. Einen wütenden, drohend auf mich zuschreitenden Ochsen, der mit einer Anzahl Kühe zur Weide getrieben wurde, hielt er so nachdrücklich am Halse fest, daß das Tier vor Schmerz laut aufbrüllte und entsetzt davonlief, als es von seinem Angreifer befreit wurde. Die Wände einer starken, aus neuen Brettern hergestellten Transportkiste, in welcher er zur Zeit einmal versandt werden sollte und von welcher der Schreiner meinte, dieselbe sei für einen Tiger fest genug gearbeitet, zermalmte er schon auf der kurzen Strecke bis zum Bahnhofe zu Spänen. War er im Begriff, sich auf einen Gegenstand zu stürzen, der ihn in Wut versetzte, vermochte ihn selbst der stärkste Mann nicht zu bändigen,

er wurde wie ein Kind umgerissen und fortgeschleift.

An allen Familienerlebnissen nahm er wie ein Mensch Anteil. Wurde z. B. jemand bettlägerig, so saß er stundenlang an dem Lager des Kranken, schaute unverwandt nach dessen Angesicht und legte seine Schnauze oder Pfote leise auf die ihm entgegengestreckte Hand, um sein Mitleid auszudrücken. Kam ein Familienmitglied mit nassen Kleidern nach Hause, so beleckte er dieselben mit größtem Eifer, um sie zu trocknen. Er besaß nämlich selbst eine geradezu lächerliche Furcht vor heftigem Regen, teils weil er infolge der abgestutzten Ohren gegen das in den Gehörgang eindringende Wasser sich nicht zu schützen vermochte, teils aber auch, weil er leicht fror und deshalb glaubte, auch jedem anderen Geschöpf sei die Nässe so unangenehm wie ihm. Ereilte ihn im Freien ein Regenguß, so suchte er zunächst meinen Schirm als schützendes Obdach mitzubenutzen; wehrte ich ihn ab, so stürmte er voraus und verkroch sich bis zu meiner Ankunft hinter einem beliebigen Gegenstand, der Deckung gewährte; bot sich die Gelegenheit dar, so suchte er in seiner Verzweiflung nicht selten Schutz in Häusern, gleichviel, ob dieselben ihm bekannt oder wildfremd waren, nahm dann Platz neben dem warmen Ofen, unbekümmert um die im Zimmer versammelten, durch sein plötzliches Erscheinen nicht wenig erschreckten Bewohner. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß er, nicht gerade zum Vorteil der Schlösser in unserem eigenen Hause, alle nicht fest verschlossenen, sondern nur eingeklinkten Thüren zu öffnen vermochte. Traf eine Postsendung von einem in der Ferne weilenden Kinde ein, so konnte er vor Freude kaum die Zeit erwarten, bis der Inhalt ausgepackt wurde, ergriff dann den ersten besten, zum Vorschein gekommenen Gegenstand und eilte damit zu allen Familienangehörigen im Hause, die beim Auspacken nicht zugegen waren, um sie auf diese Weise von dem frohen Ereignis in Kenntnis zu setzen. Kehrte ein längere Zeit abwesendes Familienmitglied von der Reise zurück, während ich mich in der Schule befand, so eilte er sofort dahin, obgleich er es sonst nicht wagte, mir dort eine Visite zu machen, und suchte, indem er mir Stock und Hut herbeitrug und sich vor Freude wie unsinnig gebärdete, mich zum Fortgehen mit ihm zu bewegen. Gelang ihm dieses, so stürzte er vor mir ins Haus und brachte mir irgend ein Besitztum des Angekommenen entgegen, um mir anzudeuten, weshalb er mich geholt. Reiste dagegen ein ihm lieber Besuch wieder ab, so suchte er die Abfahrt zu verhindern, schleppte das Reisegepäck wieder aus dem Koupee und verfolgte den abfahrenden Zug eine weite Strecke mit Bellen und Heulen. Bei schweren, Kraft beanspruchenden Verrichtungen im Hause war er stets mit seiner Hilfe bereit; so trug er z. B. Kartoffeln und Kohlen im Henkelkorb aus dem Keller, beförderte die Waschkörbe nach der Bleiche und der Mangel u. s. f.; besaß überhaupt das Bestreben, jedem nach eigenem Wunsch und Gefallen zu leben. Kein Wunder daher, daß er bald der Liebling der ganzen Familie, besonders der weiblichen Mitglieder des Hauses wurde, die ihn freilich leider auch mit der Zeit verhätschelten und angenommene Unarten, welche später viel Verdruß und Aerger bereiteten, anfangs als interessante Eigenheiten belachten, anstatt sie zu bestrafen. Fühlte er sich z. B. auf seinem harten Lager, einer Strohmatratze, unbehaglich, so pflegte er während meiner Abwesenheit auf meinem Sofa der Ruhe; vereitelten ihm absichtlich darüber gebreitete harte Gegenstände sein Vorhaben, so nahm er auch mit dem härteren Sofa in der Kinderstube vorlieb. Auf diesem hatte er mit Erlaubnis die bekannte Krankheit, der die meisten jungen Hunde unterworfen sind, in schwerer Weise überstanden, wurde aber nach derselben ebenfalls nicht mehr darauf geduldet. Ueberrumpelte man ihn dennoch ein oder das andere Mal auf der verpönten Ruhestätte und rief ihm dann zu: „Tom! bist du krank?“ so blieb er ruhig liegen, schloß die Augen, stöhnte und ächzte laut, so daß jeder Fremde, der seine Verstellungskünste nicht kannte, annehmen mußte, er liege im Sterben. In der Regel gelang es ihm aber, sich, ehe die Thür geöffnet wurde, mit einem Satze vom Sofa zu schnellen; in diesem Falle stellte er sich mit der unschuldigsten Miene von der Welt daneben, suchte seine Verlegenheit durch lautes Gähnen und Dehnen seines Körpers zu vertuschen und war, wenn er nicht ausgescholten wurde, überzeugt, seine List sei ihm geglückt. Natürlich nahm er dann sein Ruheplätzchen von neuem ein, sobald er sich wieder allein im Zimmer befand. Gelang es ihm nicht, ein Sofa zu erobern, so begnügte er sich mit einem weichen Kopfkissen, indem er sich einen Puff von einem Sofa oder ein Paar Strümpfe aus dem Strumpfkorbe im Nebenzimmer auf sein Lager herbeiholte. Die wollene Decke, welche über das letztere gebreitet war, glättete er mit Hilfe von Nase und Pfoten mehrmals täglich so sorgfältig, daß sie nicht das geringste Fältchen zeigte; auch reinigte er sie von Zeit zu Zeit von dem auf ihr haftenden Staube, indem er sie mit den Zähnen faßte und heftig hin und her schüttelte.

Am ergötzlichsten war sein Benehmen, wenn sich ihm die Gelegenheit darbot, meinen Töchtern einen Gegenstand, mit welchem sie sich gerade bei ihrer Handarbeit beschäftigten, etwa ein Paar zusammengefaltete Strümpfe, einen großen Wollenknäuel u. s. f. heimlich, wie er sich einbildete, wegzustibitzen und in seinem großen Rachen verschwinden zu lassen. Suchten dieselben dann den geraubten Gegenstand absichtlich mit auffallender Emsigkeit, so hatte er seinen Zweck erreicht, er nahm unter besonders gemessener Haltung eine möglichst einfältige Miene an, um zu zeigen, daß er keine Ahnung von dem Grunde der stattfindenden Aufregung habe und gab das Vermißte unter schlauem Blinzeln nicht früher heraus, als bis man sich direkt an ihn mit der Frage gewandt hatte: „Tom! weißt du denn nicht, wo . . . hingekommen ist?“ War ich zufällig bei diesem Spiel zugegen, so kam er, ehe jene Frage an ihn gestellt und er mit einem Blick auf die Mädchen sich überzeugt, daß er nicht beobachtet wurde, unaufgefordert zu mir, sperrte sein Maul so weit auf, daß ich den gesuchten Gegenstand erblicken mußte, warf mir einen verständnisinnigen, schelmischen Seitenblick zu, um dann im Umdrehen das vorher gezeigte dumme Gesicht wieder anzunehmen und auf seinen Platz zurückzukehren.

Mir gegenüber erlaubte er sich niemals einen solchen Scherz. Ließ ich auf einem Spaziergange einen Gegenstand absichtlich fallen, so nahm er ihn entweder sofort auf und stieß mich entweder in demselben Augenblick mit der Nase an, um mich zum Umdrehen zu bewegen, oder er trug mir das Verlorene unverdrossen so lange nach, bis ich anfing zu suchen, um es mir hierauf, strahlend vor Freude, zu Füßen zu legen; natürlich erntete er in jedem Falle das für seinen Dienst erwartete Lob ein.

Unglaublich war sein schnelles Verständnis für unsere Wünsche und Befehle. Es sei mir gestattet, nur einige Thatsachen als Beleg anzuführen. Einmal hatte er mit seinen schmutzigen Füßen das frisch gescheuerte Wohnzimmer arg verunreinigt. Er wurde auf sein Vergehen aufmerksam gemacht, ausgezankt, vor die Thür gewiesen und belehrt, wie er sich auf der vor derselben liegenden Strohdecke zu reinigen habe. Seitdem hat er sich nicht wieder erlaubt, eher einzutreten, als bis er seine Füße selbst nach Möglichkeit vom Schmutz befreit hatte. Fehlte zufällig der Abtreter, so bellte er bittend so lange vor der Thür, bis jemand mit einem Lappen herauskam und ihm die Füße, die er dann der Reihe nach aufhob und zum Reinigen hinhielt, abrieb. Obgleich er die Schule aus eigenem Antrieb zu allen Tageszeiten besuchte, um die aus den Papierkörben von dem Kastellan gesammelten Viktualien in Empfang zu nehmen, wagte er niemals, wie bereits erwähnt, mir dort einen Besuch abzustatten. Rief man ihm dagegen zu Hause zu: „Tom! lauf schnell nach der Schule und hole den Papa!“ so stürmte er zunächst nach meinem Zimmer im Schulgebäude; fand er mich hier nicht, so ergriff er meinen Hut und brachte ihn nach dem Zimmer, in welchem ich mich gerade aufhielt. Begreiflicherweise waren mir diese Ueberfälle im höchsten Grade unangenehm, wenn ich mich, was einigemale vorkam, zufällig in einer Klasse oder Konferenz befand; denn auf meine Umgebung nahm der Hund in seinem Eifer nicht die geringste Rücksicht; mit Hilfe seiner Vordertatze riß er mit einem heftigen Ruck plötzlich die Thür auf und reichte mir die Kopfbedeckung entgegen, um anzudeuten, daß ich folgen sollte. Auch im eigenen Hause vermittelte er häufig die gegen-

seitigen Wünsche zwischen der Familie und mir. Mein Arbeitszimmer lag eine Etage höher als die Familienräume. Faßte ich plötzlich zu einer ungewöhnlichen Zeit den Entschluß, mit meiner Frau auszugehen, so brauchte ich nur zu sagen: „Tom! lauf zur Mama! wir wollen spazieren gehen!" und er flog wie ein Pfeil die Treppe hinab, suchte meine Frau auf und zog sie nach der Kleiderspinde. Sie verstand, was er wollte; kleidete sie sich nun wirklich an, so kehrte er mit freudigem Bellen in mein Zimmer zurück; gab sie dagegen einen ablehnenden Bescheid, stellte er sich mit langsamen Schritten und trauriger Miene wieder bei mir ein.

Selbst wenn die Ausführung einiger Befehle seiner ganzen Natur widerstrebte, vollzog er sie nach kurzem Kampfe mit sich selbst. Wie schon angegeben, besaß er einen grenzenlosen Abscheu vor dem Wasser und blieb, trotzdem ihm die Ausflüge über alles gingen, bei Regenwetter lieber zu Hause, ehe er sich der Gefahr aussetzte, bis auf die Haut durchnäßt zu werden. Da warf ich an einem heißen Sommertage meinen Spazierstock in einen tiefen, hochuferigen Teich und befahl dem Hunde, ihn herauszuholen. Unentschlossen umkreiste er, kläglich bellend, einige Augenblicke das unheimliche Gewässer, dann stürzte er sich todesmutig in das verhaßte Element und apportierte den Stock wie ein dressierter Pudel. Nachdem er für seine mutige That nach Gebühr belobt worden, forderte er mich von selbst auf, das Experiment noch einigemale hintereinander zu wiederholen und befreundete sich nach und nach in einem solchen Grade mit dem Wasser, daß er nicht nur freiwillige Schwimmtouren unternahm, sobald sich die Gelegenheit darbot, sondern sogar allerlei, vor seinen Augen hineingeworfene, untersinkende Gegenstände vom Grunde desselben heraus holte und es schließlich im Tauchen mit jedem Newfoundländer aufzunehmen vermochte. Er würde im Notfalle sicher auch einem in der Gefahr des Ertrinkens Schwebenden seine Hilfe nicht versagt haben; denn als mich in seiner Gesellschaft der Weg einmal an einer Badeanstalt vorüberführte, wo zufällig ein Knabe vom Sprungbrett sich in die Tiefe stürzte, warf sich der Hund sofort ins Wasser, schwamm ihm nach, ergriff ihn bei der Badehose und wollte den Widerstrebenden mit Gewalt ins Trockene bringen. Das Schießen mit Gewehren in seiner unmittelbaren Nähe brachte ihn geradezu in Verzweiflung. Um ihn zu kurieren, nahm ich ihn einmal mit ins Manöver. Als er bei dieser Gelegenheit ganze Salven um sich her aushalten mußte, verlor er völlig den Kopf, und ich hatte anfangs Mühe, ihn vor dem Durchbrennen abzuhalten. Nach und nach gewöhnte er sich aber so an den Gewehrknall, daß ich ihm kein größeres Vergnügen bereiten konnte, als Jagdausübende gelegentlich zu begleiten. Man sah es ihm dann an, daß er vor Ungeduld kaum die Zeit erwarten konnte, ehe der Jäger von seiner Schußwaffe Gebrauch machte. Das erlegte Wild apportierte er tadellos. Bei seinem ausgezeichneten Geruchssinn würde er in geeigneten Verhältnissen gewiß ein vortrefflicher Jagdhund geworden sein.

Es würde die Darstellung zu sehr ermüden, wenn ich alle seine übrigen Fähigkeiten und Begabungen, die man sonst als charakteristisches Merkmal nur bei gewissen Hunderassen voraussetzt, anführen wollte; bloß noch zwei Belege für seine außergewöhnliche Intelligenz will ich mir erlauben, hier mitzuteilen.

Eines Tages befand ich mich in Begleitung des Hundes in der Nähe des Bahnhofes, als eben ein Personenzug einlief. Gewohnheitsmäßig überblickte ich den Train, um vielleicht ein bekanntes Gesicht an einem Koupeefenster zu entdecken. Dabei wurde ich gewahr, daß Tom abwechselnd bald den Zug, bald mich aufmerksam beobachtete, offenbar in der Meinung, daß ich jemand erwartete. Begierig, zu wissen, ob ich seine Gedanken erraten, rief ich ihm zu: „Ja, Tom! lauf!" Da stürzte der Hund blitzschnell den Bahnkörper hinauf und hinter dem Zuge her, dem Bahnhof zu. Auf einem kurzen Umwege eilte ich ebenfalls dahin. Ich kam noch zur rechten Zeit, um mit ansehen zu können, wie er zunächst hastig alle angekommenen Reisenden durchmusterte, dann die geöffneten Koupees zweimal visitierte und schließlich, als er kein bekanntes, liebes Wesen angetroffen, traurig den Rückweg antrat. Seit dieser Zeit diente uns der Hund als der zuverlässigste Empfänger aller erwarteten, dem Hause nahestehenden Reisenden, besonders zur Nachtzeit. Sobald der betreffende Zug ankam, drängte er sich durch den dichten Menschenknäuel auf dem Perron bis an die Waggons heran, begrüßte schwänzelnd die erhofften Gäste, schmeichelte ihnen ein Gepäckstück ab, schritt mit demselben stolz voraus, bildete deshalb zugleich einen vortrefflichen Bahnbrecher und führte sie uns außerhalb des Perrons Stehenden auf dem kürzesten Wege zu.

Wie eine Münchhausensiade wird manchem Leser das folgende Erlebnis mit dem Hunde erscheinen. Kein Geringerer, als der Verfasser des „Tierlebens", welcher zur Zeit in meinem Hause verweilte, war Zeuge desselben und würde es jedenfalls als einen Beweis für die ungewöhnliche geistige Entwicklung eines Tieres in eine spätere Auflage seines berühmten Werkes aufgenommen haben, wenn ihm das Schicksal ein längeres Leben beschieden hätte. Regelmäßig gegen 7 Uhr morgens und abends passierte den Weg vor meiner Wohnung der Nachtwächter des nahe gelegenen Bahnhofes in Begleitung zweier großer Hunde. Wahrscheinlich hatte Tom mit den beiden früher einmal ein kleines Scharmützel gehabt; denn sobald sie in die Nähe meiner Wohnung kamen, mochten sie auch noch so still und ruhig vorüber trollen, sprang er erregt ans Fenster, donnerte sie mit seiner gewaltigen Stimme an und verlangte grollend, hinausgelassen zu werden, um mit ihnen einen frischen, fröhlichen Kampf zu beginnen. Damit es aber nicht zu einem solchen kommen sollte, wurde um die angegebene Stunde die Thür sorgfältig unter Verschluß gehalten. So war auch an dem betreffenden Tage die Zeit herangekommen, in welcher der Wächter seinen Dienst anzutreten pflegte. Im Freien herrschte eine ziemliche Dunkelheit, obgleich hoher Schnee die Erde bedeckte. Wie gewöhnlich begrüßte Tom auch heute seine vierbeinigen Gegner mit wütendem Gebell durch das Fenster. Während sich sonst seine Aufregung wieder legte, sobald die letzteren sich aus der Umgebung des Hauses entfernt hatten, nahmen heute seine feindseligen Kundgebungen kein Ende und steigerten sich zu immer heftigeren Wutausbrüchen, so daß ich mich schließlich veranlaßt sah, selbst ans Fenster zu treten. Da zeigte er mit der Pfote auf eine dunkle Stelle mitten im Wege, offenbar in der Meinung, daß ein Hund des Wächters sich dort befinde und durch sein Verweilen ihn zu höhnen wage. Der vermeintliche Feind war aber nichts weiter als die mit einem eisernen Gitter verschlossene Oeffnung eines Kanals, welcher das ablaufende Wasser einiger Brauereien und der soeben in Ruhe gesetzten Lokomotiven aufnahm, dessen durch das sogenannte Mundloch des Kanals entweichende Dämpfe den Schnee in seiner Umgebung hinweggeschmolzen und dadurch den dunklen Fleck erzeugt hatten. Damit der Hund sich selbst von seiner Täuschung überzeugen sollte, ließ ich ihn ins Freie. Wütend stürzte er dem Loche zu, beschnüffelte es von allen Seiten zweifelnd und knurrend einen Augenblick, kehrte dann mit wenigen Sätzen ins Zimmer zurück, prüfte vom Fenster aus nochmals die verdächtige dunkle Stelle und begab sich dann erst, wieder völlig beruhigt, auf seine Ruhestätte. Sein wiederholtes leises Knurren und Bellen in hohen Fisteltönen während seines Schlafes zeigte jedoch, daß er sich auch im Traume noch mit dem Ereignis beschäftigte.

Wer wäre nach einer solchen erlebten Thatsache noch im stande, dem Tier ein Seelenleben abzusprechen?

* * *

Leider besaß der Hund, wie bereits mitgeteilt, neben seinen glänzenden Eigenschaften auch verschiedene üble Angewohnheiten, die schon in seiner Jugendzeit das von ihm entworfene Bild wie vereinzelte, dunkle Punkte trübten, mit seinem fortschreitenden Alter zum Teil aber einen solchen unheilvollen Charakter annahmen, daß sie das Zusammenleben mit ihm immer mehr verleideten. Schon die Gier, mit welcher er trotz seiner reichlichen Fleischkost dem Aas nachstellte, das sich häufig unter dem Miste auf dem Felde befand, machten die Spaziergänge in seiner Gesellschaft oft unerträglich. Hatte ich ihn nicht fortwährend im Auge, so mußte ich befürchten, daß er, sobald ihm der Wind den Duft eines solchen Leckerbissens zuführte, mit vorgestreckter, schnüffelnder Nase schnurstracks durch Dick und Dünn auf denselben

losstürzte, auch wenn er noch so weite Strecken von unserem Wege entfernt lag. Hatte er seinen Appetit gestillt, so kam er wie ein armer Sünder zurückgeschlichen, wohl wissend, daß er der verdienten Züchtigung nicht entging, besserte sich aber keineswegs, sondern wurde von Jahr zu Jahr leidenschaftlicher auf ein solches ekelhaftes Mahl.

Während seiner Jugendzeit durften die Mädchen sich unbedenklich den Scherz erlauben, in seiner Gegenwart einen beliebigen Gegenstand in recht sichtbar zur Schau getragener Weise zu schmeicheln und zu liebkosen; er knurrte und bellte wohl diesen heftig an, zeigte jedoch durch sein komisches Gebärdenspiel, daß der an den Tag gelegte Zorn nur ein erkünstelter war; aber schon nach wenigen Jahren nahm sein Wesen bei diesem Spiel einen solchen bedrohlichen Charakter an, namentlich wenn es Menschen oder Tiere waren, die ihm bevorzugt wurden, daß man es aufgeben mußte, um nicht ein Unglück heraufzubeschwören. Je älter er wurde, desto mehr steigerte sich sein Haß gegen solche Hunde, mit welchen er früher einen Konflikt gehabt hatte. Diesen Haß trug er auch auf die Besitzer derselben über und nahm gegen sie eine eben so feindselige Haltung an, wie gegen ihre Hunde, so daß einige es nicht mehr wagen durften, die Straße vor meinem Hause zu passieren, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollten, von ihm insultiert zu werden.

Aus Furcht vor unliebsamen Händeln mit Hunden und Menschen mußten die Meinigen auch darauf verzichten, ihn als Begleiter mit nach der Stadt zu nehmen; denn es gab schließlich fast keine Straße mehr, in welcher nicht ein Hund sein Domizil gehabt hätte, mit dem er auf Kriegsfuß stand. Traf er mit einem solchen Kämpen zusammen, so war ich allein noch im stande, ihn von einem Kampfe auf Leben und Tod abzuhalten, allen übrigen Personen verweigerte er den Gehorsam, riß sie zu Boden, wenn sie seinen Angriff verhindern wollten, schleifte sie bis zu seinem Gegner und erwürgte denselben. Hatte er sich schon in seiner Jugend durch unbefugte Ausübung der Straßen- und Feldpolizei bei einem großen Teil des Proletariats verhaßt gemacht, so verfeindete er sich jetzt auch noch mit der Klasse der Wohlhabenden. Zugleich nahm er ein immer unfreundlicheres und mürrischeres Wesen gegen die Kinder an und zeigte sich selbstbewußter in seinem Auftreten erwachsenen Personen gegenüber. Während er früher z. B. den Schulkastellan durch Schmeicheleien zum Oeffnen der die Leckereien enthaltenden Schublade zu bewegen suchte, packte er ihn später, wenn er ihm nicht augenblicklich zu Willen war, mit allen Zeichen wirklichen Zorns am Arme und zog ihn mit Gewalt nach derselben. Hatte er sich in seinen ersten Lebensjahren außerordentlich feinfühlend gezeigt, so daß ihn ein unfreundliches Wort bitter kränkte, nahm er von den Meinigen jetzt Schelte und selbst Prügel mit völliger Gleichgültigkeit hin und drohte zu beißen, wenn ihm die Behandlung nicht paßte. Nur mir gehorchte er noch unbedingt und ertrug demütig die ihm wegen seines widerspenstigen Wesens erteilten Züchtigungen. Seine Anhänglichkeit und Sorge für mich schien sogar mit seinem Alter zuzunehmen. So warf er z. B. jeden sofort zu Boden, der mich anzufassen wagte. In welche seltsame Lage ich durch seine beständige Wachsamkeit für meine Person zuweilen versetzt wurde, mag der nachstehende Fall illustrieren. Eines Nachts überfiel mich ein Unwohlsein; ich machte Lärm, brachte dadurch das ganze Haus in Aufregung und schreckte zugleich auch den Hund von seinem Lager im Nebenzimmer auf, so daß er meinem Bette zueilte. Er begriff augenscheinlich, daß ich mich in einer gewissen Notlage befand, faßte aber in seiner großen Erregung die Situation falsch auf; denn als meine Frau die Schlafstube betreten wollte, fiel er sie drohend an und gestattete ihr nicht, sich meinem Bette zu nähern. Vergeblich waren alle Bemühungen, ihn durch Leckerbissen und Schmeicheleien wegzulocken, er hielt treulich neben mir Wacht und zeigte auch jedem andern Eindringling fletschend die Zähne. Da nahte die Zeit, um welche der erwähnte Bahnwächter seinen Heimweg antrat; jetzt verließ mein grausamer Beschützer auf einen Augenblick seinen Posten und stürzte nach dem Fenster meiner Arbeitsstube, um von dort seine Donnerstimme nach der Straße erschallen zu lassen. Dieser Moment wurde zu seiner Einschließung benutzt und ich von seiner Fürsorge befreit.

Er stand jetzt in seinem 7. Lebensjahre. Was bewährte Kenner der Hunderassen mir längst vorhergesagt hatten, traf ein: sein ursprüngliches, bösartiges Naturell, das Erbteil seiner gefürchteten Eltern, scheinbar durch den stetigen, jahrelangen Verkehr mit Menschen ertötet, kam wieder zum Durchbruch, sobald er gereizt wurde. Wie unbezähmbar dann seine Wut war, zeigte er ganz harmlosen Geschöpfen gegenüber. Spürte er z. B. einen Igel auf, so versetzten ihn die Verwundungen, welche er sich bei seinem Angriff auf denselben zuzog, in solche Raserei, daß er jedes Gefühl für Schmerz verloren zu haben schien; denn obgleich er sich die Schnauze so jämmerlich zerfleischte, daß er tagelang hinterher nicht im stande war, einen Bissen hinunter zu würgen, zermalmte er den armen Stachelhäuter regelmäßig zu einer unförmlichen Masse. Noch hatte er glücklicherweise bis jetzt keinen Menschen ernstlich verletzt. Da veröffentlichten die Zeitungen in kurzer Zeit hintereinander zwei Fälle, in welchen deutsche Doggen sich wie wilde Bestien gegen ihre eigene Herrschaft benommen hatten Die eine zerriß ihren Herrn, einen katholischen Geistlichen, als sie derselbe für ein Vergehen züchtigen wollte; die andere überfiel Mutter und Tochter, als beide nachts in ihr Besitztum, eine Villa bei Wiesbaden, zurückkehrten, zerfleischte die letztere und würde auch die Mutter, welche sie bereits in einer gräßlichen Weise zugerichtet hatte, getötet haben, wäre sie nicht noch rechtzeitig von der herbeigeeilten Dienerschaft erschlagen worden. Wie ein drohendes Gespenst verfolgte von jetzt ab mich Tag und Nacht der Gedanke, welche Schuld ich auf mich laden würde, wenn durch Tom ein ähnliches Unglück herbeigeführt werden sollte. Trotzdem er mir unentbehrlich geworden, konnte ich mich der Ueberzeugung nicht verschließen, es sei unbedingt notwendig, mich von ihm zu trennen. Ihn für schnödes Geld fremden Händen zu überlassen und einer ungewissen Zukunft preiszugeben, würde mir wie ein Verrat an meinem besten Freunde erschienen sein; ich beschloß daher, ihn an eine befreundete Person, welche sichere Garantie für eine liebevolle Behandlung bot, zu verschenken. In diesem Falle war ja auch die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß in fremder Umgebung, in welcher keine unliebsamen Erinnerungen so oft seine Rauflust erregten, der Hund nicht eine stete Gefahr für Menschen und Tiere sein werde. Er ging in die Hände eines entfernt wohnenden Herrn über, der häufig und immer auf längere Zeit in unserem Hause verkehrte, sich dann viel mit ihm beschäftigte und welchem der Hund fast ebenso zugethan war, wie einem Familienmitgliede. Wir waren daher gewiß zu der Erwartung berechtigt, daß er sich in seinen neuen Verhältnissen bald heimisch fühlen werde, hatten uns aber gründlich getäuscht; das treue Tier vermochte die Trennung von uns nicht zu überwinden. Trotz der steten Fürsorge seines neuen Herrn blieb er völlig gleichgültig gegen denselben; mußte er ihn begleiten, so schlich er traurig und niedergeschlagen, ohne die geringste Teilnahme gegen seine Umgebung, hinter ihm her; befand er sich allein, so verriet er sein Heimweh durch laute, klagende Töne; nichts machte ihm Vergnügen; er hatte alle Lust am Leben verloren, magerte immer mehr ab und wurde schließlich ganz stumpfsinnig. Wir ließen ihn deshalb zurückkommen. Bei seiner Ankunft bereitete er uns ebenfalls eine unvermutete Täuschung. Anstatt, wie wir erwarteten, vom Hundekoupee aus im tollen Lauf nach unserer Wohnung zu stürmen, schritt er wie ein armer Sünder, mit gesenktem Kopfe und Schwanze, hinter seinem Herrn her, würdigte keinen von uns eines Blickes, berührte keinen der dargebotenen Leckerbissen, sondern suchte sofort seine alte Ruhestätte auf. Seine frühere Munterkeit erlangte er nicht wieder. Ein gut gezielter Schuß bereitete seinem Leben ein jähes, völlig schmerzloses Ende.

Welche schweren Kämpfe zwischen Vernunft und Herz vorausgegangen, ehe der Entschluß in mir reifte, den Hund töten zu lassen, vermag nur der zu ermessen, welcher selbst einem lieben Geschöpf seine ganze Neigung zugewendet hat. Meinen Schmerz um den treuesten und opfermutigsten meiner Freunde teilten sämtliche Familienmitglieder. Heute, nach vier Jahren, wird er fast noch mit derselben Wehmut betrauert, wie ein abgeschiedenes, uns nahe gestandenes menschliches Wesen. Wir werden ihn nie vergessen.

Die schöne Nivernaiserin.

Von

Alphonse Daudet.

(Autorisierte Uebertragung von Wilhelm Kiehne.)

I.

Ein Schlag ins Gesicht.

Paris.

Die Straße Enfants-Rouges im Templeviertel. Eine Straße, nicht breiter wie ein Straßenkanal, mit stockenden Gossen, Schmutzpfützen, fauligen Gerüchen und weit offenen, unreines Wasser abführenden Hausrinnenausgängen.

Zu beiden Seiten turmhohe Häuser mit kasernenartigen Fenstern, zerstörten Scheiben, hinter denen keine Vorhänge sichtbar werden. Es sind diese Häuser teils Wohnungen von Arbeitern, Stubenhandwerkern und Maurern, teils Nachtlogis auswärts Beschäftigter.

Im Erdgeschoße Krämerläden, Schweineschlächtereien, Weinstuben, Maronenhandlungen, Brotbäckereien, Roßfleischläden.

Auf der Straße keine geputzten Damen und promenierenden Herren, nur hin und wieder ein Verkäufer aus den „Vier Jahreszeiten", der den Warenausschuß dieses Handlungshauses ausbietet, oder ein Trupp aus den Fabriken kommender Arbeiter mit der Arbeitsbluse unter dem Arm.

Es ist der achte im Monat, der Tag, an welchem die Miete zu zahlen und an welchem die Hauseigentümer, die oft schon haben vergeblich darauf warten müssen, das arme Volk auf die Straße setzen.

Da wimmelt die Straße von Umzugskarren, die mit eisernen Bettstellen, mit den Füßen nach oben gerichteten Tischen, aufgeschlitzten Matratzen und allerlei Küchengeschirr bepackt sind. Obwohl diese ärmlichen, arg verstümmelten Möbel von dem häufigen Transport aus den Bodenkammern, die schmierigen Treppen herab in die Kellerräume und umgekehrt schon viel gelitten haben und des stetigen Wechsels müde zu sein scheinen, hat man doch nicht vergessen, sie zu ihrer Schonung mit Stroh zu verpacken.

Die Dunkelheit bricht herein. Nacheinander entzünden sich die Gaslaternen, deren matter Schein sich in den Schaufenstern und den Wasserpfützen auf der Straße widerspiegelt.

Kalter Nebel senkt sich herab. Schnell eilen die Passanten aneinander vorüber.

In dem behaglichen Lokal einer anständigen Weinhandlung steht Vater Louveau, am Ladentisch angelehnt, und trinkt einem Schreiner zu.

Das biedere, stark gerötete und benarbte ungeheure Seemannsgesicht hellt sich in ein behäbiges Lachen auf, wobei sich die Augen weit öffnen.

„Die Sache wäre also abgemacht, Vater Dubac, Sie kaufen meine Holzladung zu dem vereinbarten Preise."

„Hand darauf!"

„Auf Ihr Wohl!"

„Auf das Ihrige."

Sie stoßen miteinander an und Vater Louveau leert mit zurückgeneigtem Kopfe und halbgeschlossenen Augen das Glas und schnalzt, den Wein auf seinen Geschmack prüfend, kräftig mit der Zunge.

Was ist dabei? Jeder Mensch hat seine Fehler und Louveaus Schwäche ist der Durst. Deshalb braucht man aber noch kein Trinker zu sein. Warum nicht gar! Auch würde eine gescheite Hausfrau das Schwelgen nicht dulden. Aber bei einem Leben, wie es der Seemann führt, der fast immer die Füße im Wasser hat, während der Schädel dem Sonnenbrande ausgesetzt ist, ist es durchaus nötig, ab und zu ein Glas hinter die Binde zu gießen.

Allmählich ist Vater Louveau in Geschmack gekommen, und als er auf dem Ladentisch, zwar nicht mehr ganz deutlich, einige Kupfermünzen bemerkt, schmunzelt er vergnüglich, da sie ihn an den Haufen blanker Thaler denken lassen, den er morgen bei der Holzlieferung einstreichen wird.

Noch ein letzter Händedruck — noch ein letztes Gläschen, und man trennt sich.

„Auf morgen also!"

„Rechnen Sie auf mich!"

Und der angeheiterte Seemann geht, sich vergnüglich reckend und streckend und mit der ausgelassenen Freude eines Schülers, der ein gutes Zeugnis in seiner Tasche mit nach Hause bringt, der Seine zu.

Was wird Mutter Louveau, seine gescheite Frau, sagen, wenn sie hört, daß er das Holz auf den ersten Schlag verkauft und dabei ein so gutes Geschäft gemacht hat?

Noch ein- oder zweimal solchen Handel, dann kann man sich ein neues Schiff kaufen und die „schöne Nivernaiserin", die bereits anfängt, leck zu werden, ausrangieren.

Das soll kein Vorwurf für sie sein, nein, denn sie war ehedem ein stolzes Fahrzeug, doch nun wird sie morsch und gebrechlich, gleich Vater Louveau, der auch nicht mehr so auf den Beinen ist wie in der Zeit, wo er auf den Flößen der Marne Schiffsjunge war.

„Aber was ist da unten los?"

Vor einem Hause hatte sich ein Haufen Neugieriger angesammelt, und inmitten des Menschenknäuels stand ein Schutzmann, der auf seinem Mützendeckel schrieb.

Nicht minder neugierig als die anderen trat auch der Seemann heran.

Was wird's sein?

Vielleicht ein überfahrener Hund, ein festgefahrener Wagen, ein im Rinnstein liegender Trunkenbold, irgend eine Sehenswürdigkeit — nein, ein kleines, auf einem Schemel sitzendes Kind, mit zerzaustem Haar und einem Zuckerbrot im Munde. Es reibt sich die Augen. Es weint, und durch die herabgeflossenen und auf dem ungewaschenen Gesichte herumgewischten Thränen sind auf demselben allerlei wunderlich gestaltete Schmutzflecken zurückgeblieben.

Ungerührt und pedantisch, als ob er einen eines Verbrechens Angeklagten vor sich habe, stellt der Beamte verschiedene Fragen an den kleinen Knirps und macht Notizen.

„Wie heißt du?"

„Totor."

„Viktor wohl?"

Keine Antwort; doch fängt der Kleine desto lauter an zu weinen und zu rufen: „Mama! Mama!"

Da tritt eine zwei Kinder nach sich ziehende, häßliche und schmutzige Arbeiterfrau aus der Menge hervor und wendet sich an den Schutzmann mit den Worten: „Lassen Sie mich machen!"

Sie kniet nieder, putzt dem Kleinen die Nase, trocknet ihm die Augen und ihm die Wangen streichelnd, spricht sie zu ihm freundlich: „Wie heißt deine Mama, mein Liebling?"

Aber auch sie brachte nichts aus dem Kinde heraus; es wußte offenbar nichts weiter.

Da wandte sich der Polizeimann an die Zunächststehenden: „Weiß denn niemand Auskunft zu geben?"

Und sich an den Kastellan des betreffenden Hauses wendend, fuhr er fort: „Sie müßten doch die Leute kennen." Doch auch dieser wußte nichts Näheres. Niemand hatte den Namen der Menschen erfahren. Der Wohnungswechsel kam zu oft vor.

Man wußte nur, daß die Mieter einen Monat dort gewohnt, daß sie nie einen Sou bezahlt und daß der Hauseigentümer sie, um sie endlich los zu werden, auf die Straße gesetzt habe.

„Was fingen sie denn den ganzen Tag an?"

„Nichts! Den Tag über tranken die Eltern und abends schlugen sie sich. Sie bewiesen ihre Zusammengehörigkeit nur dadurch, daß sie beide auf ihre Kinder losprügelten, zwei Knaben, welche in den Straßen bettelten und ausgestellte Waren stahlen. Eine nette Familie, wie Sie sehen."

„Glauben Sie, daß sie ihr Kind suchen werden?"

„Es wird ihnen gar nicht einfallen. Der Umzug gab ihnen die schönste Gelegenheit, es los zu werden. Es ist nicht das erste Mal, daß so etwas in den Umzugstagen vorkommt."

„Hat niemand die Eltern fortgehen sehen?" fuhr der Beamte fort.

Es stellte sich heraus, daß sie am Morgen abgezogen waren, der Mann,

einen Karren schiebend, die Frau, einen Pack in ihrer Schürze, hinterher die Knaben mit den Händen in den Taschen.

„Jetzt würde sie wohl niemand mehr erwischen," meinten die Auskunftgeber.

Irgend eine verabscheuende Bemerkung machend, wandten sich die meisten ab und setzten ihren Weg fort.

Seit Mittag wartete hier der Kleine.

Seine Mutter hatte ihn auf einen Stuhl gesetzt und ihm gesagt: „Sei artig, ich komme bald wieder."

Doch sie kam nicht.

Der Hunger quälte ihn entsetzlich. Die Obsthändlerin gegenüber hatte ihm ein Zuckerbrot gegeben, aber das war lange verzehrt, und der Kleine fing wieder an zu weinen vor Hunger und auch vor Furcht vor den um ihn herum bellenden Hunden, vor der Dunkelheit, die immer mehr hereinbrach, vor den fremden Gesichtern, die ihn von allen Seiten anstarrten. Sein kleines, ängstliches Herz schlug so heftig, wie das eines sterbenden Vogels.

Als noch immer mehr Leute zusammenströmten, nahm der Beamte, dem die Geschichte nachgerade zu langweilig wurde, das Kind an die Hand, um es nach der Wachtstube zu führen.

„Niemand macht also Anspruch darauf?"

„Einen Augenblick!"

Aller Augen wandten sich nach der Richtung hin, woher die Stimme kam. Und man erblickte eine wohlbeleibte Gestalt mit rotem Gesicht und kupfernen Ohrringen, welche vergnügt lächelte.

„Einen Augenblick! Wenn niemand es will, nehme ich es."

Aus der Menge ertönten laute Beifallsrufe: „Das ist brav, das ist schön von Ihnen, daß Sie das thun wollen."

Der durch den Wein, den Erfolg seines Handels und die allgemeine Zustimmung stark angeregte Vater Louveau drängte sich mit über der Brust gekreuzten Armen durch den Kreis von Gaffern.

„Na, freilich, was ist dabei, das ist doch eine einfache Sache."

Unter Beifallsrufen folgten ihm die Neugierigen zu dem Polizeikommissar, der ihn, wie üblich, einem Verhöre unterzog.

„Ihr Name?"

„Franz Louveau, Herr Kommissar, verheiratet und das, ich sage es offen, mit einer gescheiten Frau, und das ist ein Glück für mich, denn ich, ich bin gerade nicht sehr schlau. Ich bin kein Genie. ‚Franz ist kein Genie' sagt meine Frau."

So beredt war er noch nie gewesen. Die Zunge fühlte er sich wie gelöst; er war aufgelegt, wie jemand, der eben ein gutes Geschäft gemacht und eine Flasche Wein getrunken hat.

„Ihr Beruf?"

„Seemann, Herr Kommissar, Schiffspatron der ‚schönen Nivernaiserin'; ein altes Fahrzeug, das durch die Bemannung ein wenig ansehnlicher wird. Ah, ah, eine famose Schiffsmannschaft. Fragen Sie die Schleusenmeister von der Marinebrücke bis Clamecy. Kennen Sie Clamecy, Herr Kommissar?"

Die Umstehenden lachten. Doch fuhr Vater Louveau unbeirrt, freilich stammelnd und die Silben zum Teil verschluckend fort: „Ein schöner Ort, Clamecy, wissen Sie, mit einem schönen, reichen Holzstand, schönes Holz, Nutzholz, was alle Schreiner wissen. Da kaufe ich auch meine Holzschläge. He, he! ich habe Renommee durch meine Schläge. Ich habe Verständnis dafür, ich habe Ueberblick. Meinen Sie nicht? Doch das liegt nicht an meiner Klugheit — ich bin kein Genie, sagt meine Frau —, aber Ueberblick habe ich gewiß."

„Angenommen, ich sähe mir einen Baum an, von einer Stärke wie Sie, mit Erlaubnis, Herr Kommissar, so umwickele ich ihn mit einem Strick, wie dieser hier —"

Er hatte den Schutzmann ergriffen und umschlang ihn mit einem Bindfaden, den er aus seiner Tasche hervorgeholt.

Der Beamte sträubte sich.

„So lassen Sie mich doch in Ruhe!"

„Aber wenn — aber wenn — Ich will Ihnen, Herr Kommissar, zeigen — ich schlinge ihn um und dann, wenn ich das Maß habe, multipliziere ich, multipliziere ich — ich weiß wirklich nicht mehr, was ich multipliziere, das rechnet meine Frau aus, eine gescheite Frau, meine Frau."

Die Zuschauer ergötzten sich ungeheuer, selbst der Kommissar ließ sich hinter seinem Tische zu einem Lächeln herab.

Als die Ausgelassenheit sich ein wenig beruhigt, fragte er: „Was werden Sie aus dem Kinde machen?"

„Einen Rentier nicht, sicher nicht; ich glaube, in der ganzen Familie war kein Rentier; aber einen Seemann, einen tüchtigen Schiffsjungen, wie ich solche aus meinen anderen auch machen werde."

„Sie haben Kinder?"

„Ob ich Kinder habe? Eins, das schon läuft, eins, das noch saugt und eins — he, he, he! Etwas zu viel von dem Uebel, nicht wahr, für einen, der kein Genie ist. Mit dem Jungen werden es vier werden, doch was schadet das! Wenn drei Platz haben, werden auch vier unterkommen. Man drängt sich ein wenig aneinander, zieht den Leibriemen etwas an und versucht für sein Holz etwas mehr zu bekommen."

Und seine Ohrringe, durch sein herzhaftes Lachen in Bewegung gesetzt, schwangen hin und her, während er einen Blick der Genugthuung über die Anwesenden schweifen ließ.

Der Kommissar schob ihm ein großes Buch zu. Da Vater Louveau nicht schreiben konnte, machte er ein Kreuz unten auf die Seite, worauf ihm der Kommissar das Kind zuführte.

„Nehmen Sie den Kleinen mit, Franz Louveau, und ziehen Sie ihn gut auf. Wenn ich etwas Näheres über seine Person erfahren sollte, werde ich Sie benachrichtigen; doch ist es nicht wahrscheinlich, daß ihn seine Eltern jemals reklamieren werden. Was Sie anbetrifft, so scheinen Sie mir das Aussehen eines braven Mannes zu haben, ich habe Vertrauen zu Ihnen. Folgen Sie nur immer Ihrer Frau! Auf Wiedersehen! Trinken Sie auch nicht zuviel!" —

Die finstere Nacht, der kalte Nebel, das gleichgültige Auseinandergehen der Leute, die sich beeilten, nach Hause zu kommen, alles dieses war dazu angethan, den armen Tropf bald zu ernüchtern.

Kaum fühlte sich der Seemann mit seinem Stempelbogen in der Tasche und seinem Schutzbefohlenen an der Seite in der Straße allein, als er plötzlich seine Animiertheit schwinden fühlte und ihm das Außergewöhnliche seiner Handlungsweise zum Bewußtsein kam.

Er wäre doch immer derselbe, sagte er sich, ein Einfaltspinsel, ein Prahlhans. Konnte er nicht auch wie die anderen seinen Weg gehen, ohne sich in etwas zu mischen, das ihn nichts anging.

Dann stellte er sich die Wut seiner Frau vor.

Himmel, welcher Empfang! Es ist doch schlimm für einen armen, gutmütigen Mann, eine gescheite Frau zu haben.

Nie durfte er sich nach Hause wagen.

Ebensowenig ging es, zum Kommissar zurückzukehren.

Was anfangen? Was machen?

Sie schritten im Nebel weiter.

Er fing an zu gestikulieren, vor sich hin zu sprechen, daß es aussah, als präpariere er eine Rede.

Viktor schleppte sich mühsam durch den Schmutz.

Als Vater Louveau das gewahr wurde, blieb er stehen, nahm ihn auf seinen Arm und hüllte ihn in seine Jacke.

Die kleinen Arme schlangen sich ihm um den Hals, und bei ihrer Berührung schien er wieder Mut zu bekommen.

Er setzte seinen Weg fort.

Es war doch immerhin eine riskante Sache, setzte er seinen Gedankengang fort; wenn Mutter Louveau sie nicht einließ, wäre es zu spät, den Jungen nach der Polizei zurückzubringen; doch vielleicht behielt sie ihn doch eine Nacht, und dann hatte er wenigstens einmal ordentlich zu essen bekommen.

Sie hatten die Austerlitzbrücke erreicht, wo die „schöne Nivernaiserin" vor Anker lag.

Der süßlich fade Duft der Holzladung erfüllte die Luft.

Auf dem in der Dunkelheit fast verschwimmenden Flusse schaukelte eine ganze Flotte von Fahrzeugen.

Infolge der Wellenbewegung schwankten die Schiffslaternen hin und her und verursachten die sich kreuzenden Ketten ein kreischendes Geräusch.

Um sein Schiff zu erreichen, mußte Vater Louveau zwei durch Stege verbundene Barken passieren.

Mit unsicheren Schritten, ängstlich zitternden Beinen schob sich der durch das Kind, das ihm den Hals fast zusammenpreßte, beengte Seemann langsam vorwärts.

Ringsum dunkle Nacht!

Eine einzige kleine Lampe, deren matter Schein durch das Fenster der Schiffskoje fiel, und ein unter der Thür durchdringender Lichtstreifen erhellten spärlich die in der Stille der Nacht ruhende „schöne Nivernaiserin".

Aus der Küche erscholl die Stimme der Mutter Louveau, die ihre Kinder auszankte.

„Wirst du nun aufhören, Klara?"

Zum Umkehren war es nicht mehr Zeit; Louveau stieß die Thür auf.

Ueber die Pfanne geneigt, drehte ihm Mutter Louveau den Rücken zu, ohne sich durch seinen Eintritt stören zu lassen.

„Bist du es, Franz? Weshalb so spät?"

In dem sprudelnden Oel hüpften die Kartoffeln, und von dem aus der Pfanne aufsteigenden Brüten beschlugen die Fenster der Kabine.

Franz hatte den Jungen niedergesetzt, und als der Kleine in der im Zimmer herrschenden angenehmen Wärme seine Finger auftauen fühlte, verzog er den Mund zu einem Lächeln und sagte mit seinem dünnen Stimmchen: „Schön warm."

Mit einem Ruck drehte sich Mutter Louveau um, und indem sie auf das mitten im Zimmer stehende Kind zeigte, rief sie ihrem Manne in aufgebrachtem Tone zu: „Was ist das? Was soll das?"

„Eine Ueberraschung, he, he, he, eine Ueberraschung!"

Um seine Fassung nicht zu verlieren, lachte der Seemann laut auf; im Grunde wünschte er sich weit fort.

Und als seine den Zusammenhang halb erratende Frau ihn mit wütenden Blicken ansah, stotterte er die Geschichte in ganz anderer Weise, wie er sich vorgenommen, sie zu erzählen, mit furchtsam bittenden Augen gleich einem mit Schlägen bedrohten Hunde heraus.

Seine Eltern hätten es verlassen, er habe das Kind weinend auf der Straße gefunden.

Man hatte gefragt: „Will es denn keiner mitnehmen?"

Da habe er sich seiner angenommen, und der Kommissar habe ihm gesagt: „Das ist schön von Ihnen; nehmen Sie es!"

„Nicht wahr, Kleiner?"

Jetzt aber fuhr Mutter Louveau los: „Entweder bist du verrückt oder hast zu viel getrunken. Ist einem jemals eine solche Dummheit vorgekommen? Sollen wir denn ganz und gar verhungern? Denkst du denn, wir seien reiche Leute? Meinst du, wir hätten zuviel Brot zu essen oder zuviel Platz zum Schlafen?"

Franz blickte, ohne zu antworten, auf seine Schuhe nieder.

„Elender, sieh uns doch an! Dein Schiff ist durchlöchert wie mein Schaumlöffel und dir kann es noch einfallen, anderer Leute Kinder von der Straße aufzulesen."

Das hatte er sich schon alles selbst gesagt, der arme Tropf. Er dachte gar nicht daran, zu protestieren. Wie ein Verurteilter, dem die Anklage vorgelesen wird, ließ er seinen Kopf hängen.

„Du bringst das Kind dem Polizeikommissar zurück. Wenn er Umstände macht, es wieder anzunehmen, sagst du ihm, daß deine Frau es nicht wolle."

Mit drohend erhobenem Arm, die Pfanne in der Hand, ging sie auf ihn zu.

Der gute Kerl versprach, alles thun zu wollen, was sie wünsche.

„Laß nur gut sein, ärgere dich nicht weiter, ich habe es gut gemeint. Doch du hast recht. Soll ich ihn gleich wieder zurückbringen?"

Die Unterwürfigkeit ihres Mannes besänftigte Mutter Louveau. Vielleicht kam ihr auch der Gedanke, wenn es eins von ihren Kindern wäre, das in der Nacht verloren, den Vorübergehenden das Händchen verlangend entgegenstreckte.

Sie wandte sich wieder um, um die Pfanne auf das Feuer zu setzen, und sagte mürrisch: „Heute abend ist's zu spät dazu, das Büreau ist geschlossen und da du ihn angenommen hast, kannst du ihn auch nicht wieder auf die Straße schicken. Diese Nacht müssen wir ihn schon behalten, aber morgen früh —"

Mutter Louveau war wieder dermaßen in Wut geraten, daß sie das Feuer so heftig schürte, daß die Funken umherflogen.

„Aber morgen früh gnade dir Gott, wenn du mir das Hindernis nicht aus dem Wege räumst!"

Einen Augenblick war es still.

Ungestüm trug die Hausfrau das Tischgerät auf, dabei die Gläser zusammenstoßend und die Gabeln hinwerfend.

Klara zog sich erschrocken in einen Winkel zurück.

Der Säugling schrie auf seinem Lager. Viktor sah verwundert in die Kohlenglut; wahrscheinlich hatte er noch nie Feuer gesehen.

Noch mehr Freude war es für ihn, als er, eine Serviette um den Hals, einen Haufen Kartoffeln in der Schüssel, bei Tische saß.

Er schluckte wie ein Rotkehlchen, dem man an einem Wintertage Brotkrümchen hinstreut.

Mutter Louveau bediente den Kleinen ärgerlich, im Grunde jedoch ein wenig gerührt durch den großen Hunger des Kindes.

Die kleine, wieder dreist gewordene Klara streichelte es mit ihrem Löffel.

Der ganz konsternierte Louveau wagte nicht mehr, die Augen aufzuschlagen.

Als das Essen abgetragen und die eigenen Kinder zu Bett gebracht, setzte sich Mutter Louveau an das Feuer und nahm den Kleinen zwischen ihre Kniee, um ihm ein einigermaßen anständiges Aussehen zu geben.

„Man kann ihn doch nicht so im Schmutz zu Bett legen. Er hat sicher noch keinen Kamm gesehen."

Das Kind drehte sich wie im Kreisel unter ihren Händen.

So gewaschen und gereinigt hatte der arme, kleine Bursche mit seinem roten Stumpfnäschen und seinen runden Aermchen gar kein so häßliches Aussehen.

Mit einem Anflug von Genugthuung betrachtete ihn Mutter Louveau.

„Wie alt er wohl sein mag?"

Franz nahm seine Pfeife aus dem Munde, seelenvergnügt, wieder einmal ein Wort mitsprechen zu können.

Es war das erste Mal an diesem Abend, daß man an ihn eine Frage richtete; und wird man erst wieder gefragt, dachte er, so heißt das doch, daß man wieder in Gnaden angenommen sein soll.

Er erhob sich und zog seinen Bindfaden aus der Tasche.

„Wie alt? he, he! ich werde es dir sagen."

Er schlang seine Arme um den Jungen und wickelte den Faden um ihn, als habe er einen Baum von Clamecy vor sich.

„Was machst du denn da?"

„Potztausend! ich nehme Maß."

Doch schon hatte sie ihm den Strick entrissen und warf ihn in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers.

„Du armer Tropf, was für unsinnige Manieren hast du doch. Ein Kind ist doch kein Baum."

Allem Anschein nach hatte Franz heute abend kein Glück.

Ganz verlegen zog er sich zurück, während Mutter Louveau Viktor zu Klara ins Bett legte.

Das schlummernde Töchterchen nahm, die Hände ineinandergelegt, den ganzen Raum des Bettes ein.

Sie schien zu fühlen, daß man etwas an ihre Seite lege, streckte die Arme aus, stieß ihrem Schlafkameraden die Ellbogen in die Augen, drehte sich um und schlief weiter.

Man löschte die Lampe aus.

Die Seine, deren Wellen rings um das Schiff anschlugen, schaukelte das Bretterhaus hin und her.

Das aufgenommene Kind fühlte eine angenehme Wärme über sich kommen; mit dem ihm fremden Gefühle, als habe ihm eine liebkosende Hand über die Wangen gestrichen, schlossen sich seine Augen.

II.

Die schöne Nivernaiserin.

Klara war stets frühzeitig munter.

Als sie am Morgen erwachte, war sie ganz erstaunt, daß ihre Mutter nicht mehr da war und neben ihr auf dem Kopfkissen ein anderer Kopf lag.

Mit ihren kleinen Fingern rieb sie sich die Augen, ergriff ihren Nachtkameraden bei den Haaren und schüttelte ihn, kitzelte ihn dann mit ihren boshaften Fingern am Halse und zupfte ihn an der Nase. Unter solchen Martern erwachte Totor.

Mit weit geöffneten Augen blickte er verwundert um sich; er glaubte noch immer zu träumen und war ganz überrascht, daß sein Traum kein Ende nehmen wollte.

Ueber ihnen scharrten Tritte.

Man war damit beschäftigt, die Bretter

aus dem Schiff auf den Kai zu bringen, wodurch ein dumpfes Geräusch verursacht wurde.

Klara hob betroffen den Kopf, hielt den Finger an die Nase und zeigte dann nach oben, als wollte sie sagen: „Was ist das?“

Dubac, der Tischler aus der Vorstadt, war frühzeitig gekommen, um das Holz zu holen.

Vater Louveau war kaum wieder zu erkennen, so eifrig war er bei der Arbeit.

Die ganze Nacht hatte der gute Mann bei dem Gedanken, das frierende und hungernde Kind dem Kommissar zurückbringen zu müssen, kein Auge zugethan.

Er hatte sich für den Morgen auf eine neue Szene gefaßt gemacht, doch merkwürdigerweise kam Mutter Louveau nicht auf Viktor zu sprechen; sie schien andere Gedanken zu haben.

Mit der Verzögerung der Entscheidung glaubte Franz viel zu gewinnen.

Er suchte deshalb seiner Frau aus den Augen zu kommen; sie sollte nicht an ihn denken. Er arbeitete, daß ihm der Schweiß von der Stirn rann, da er fürchtete, wenn sie ihn müßig dastehen sähe, könne sie ihm zurufen: „Ach, du hast wohl nichts zu thun, bringe doch den Kleinen wieder dahin, woher du ihn geholt hast.“

Er arbeitete.

Der Bretterhaufen im Schiff wurde zusehends kleiner.

Dubac hatte schon drei Fuhren geholt. Mutter Louveau stand auf dem Stege, ihren Kleinsten auf dem Arme tragend, und schien gerade Zeit zu haben, die an ihr vorübergetragenen Bohlen zu zählen. Franz suchte sich die längsten und stärksten aus.

War ihm einmal ein Balken zu schwer, so rief er die Schiffsmannschaft herbei, ihm zu helfen.

Die Schiffsmannschaft der „schönen Nivernaiserin“ bestand aus einem einzigen Matrosen, der noch dazu einen Stelzfuß hatte.

Er war einst aus Mitleid aufgenommen worden, und als man sich erst an ihn gewöhnt hatte, behielt man ihn.

Der Invalide stemmte seinen Stelzfuß fest auf, hob mit aller Kraftanstrengung den Balken in die Höhe, und der von der Last gebeugte Louveau schritt mit ihm langsam die schwebende Brücke hinab.

Wie leicht hätte er da Malheur haben können!

Mutter Louveau dachte nicht daran.

Sie kam und ging und war dabei ganz in Betrachtung des kleinen Emil, der ihr an der Brust lag, versunken.

„Immer durstig, dieser Emil,“ dachte sie, „wie sein Vater.“

Er, Louveau durstig? — Heute nicht, ganz und gar nicht.

Während des ganzen Morgens war nach Weißwein noch nicht die Frage gewesen.

Er hatte sich kaum die Zeit genommen, den Schweiß von der Stirn zu wischen, viel weniger einmal mit Dubac anzustoßen.

Sogar als Dubac ihm vorschlug, erst ein Gläschen zu trinken, antwortete er kurz: „Später, jetzt haben wir keine Zeit.“

Er, ein Glas Wein ausschlagen!

Mutter Louveau war das ein Rätsel. „Er wird doch wohl bei Sinnen sein?“ dachte sie.

Auch mit Klara schien eine Veränderung vorgegangen zu sein.

„Es ist bereits acht Uhr vorüber, und noch hat sich die Kleine, die es sonst nicht im Bette läßt, nicht gemeldet.“

Und eilig, um zu sehen, wie solches zugehe, begibt sie sich in die Kabine hinab.

Franz, der es bemerkt, bleibt stehen, läßt die Arme sinken und, als ob ihm ein Knochen in der Kehle stecke, preßt es sich aus ihm heraus: „Jetzt kommt's! Sie hat sich Viktors erinnert, holt nun die Kinder herauf, und ich muß mich auf den Weg zum Kommissar machen.“

Aber was ist das? Mutter kehrt ganz allein zurück; sie lacht, sie winkt ihm.

„Sieh es dir nur einmal an, es ist zu spaßhaft.“

Der arme Tropf konnte diese plötzliche Fröhlichkeit kaum begreifen und mit vor Erregung schlotternden Beinen folgte er ihr wie ein Automat.

Die beiden Aeffchen saßen im Hemde und mit nackten Füßen auf dem Bettrande.

Sie hatten sich die von der Mutter in eine Ecke gestellte Suppenschüssel herangeholt, und da für die beiden Mäulchen nur ein Löffel vorhanden, stopften sie sich abwechselnd wie Vögel im Neste den Mund voll. Klara, die nicht genug kriegen zu können schien, hielt ihren Schnabel lachend vor den Löffel.

Zwar hatten auch Augen und Ohren ein paar Krümchen abbekommen, doch hatten sie nichts zerbrochen, nichts verschüttet.

Wenn man so die beiden Kleinen sitzen sah, mußte man unwillkürlich lachen.

Und Mutter Louveau lachte wieder.

„Sie unterhalten sich so gut, daß wir uns gar nicht um sie zu kümmern brauchen.“

Von der Wendung, die die Dinge zu nehmen schienen, glücklich gestimmt, kehrte Franz eilig an seine Arbeit zurück.

Die Lieferungstage waren für ihn gewöhnlich Ruhepausen, in welchen er alle Seemannskneipen am Bercykai aufsuchte. Auch dauerte die Abladung meist acht Tage, ohne daß Mutter Louveau böse darüber wurde. Aber dieses Mal gönnte sich Louveau weder ein Gläschen noch eine Erholungspause; eine fieberhafte Wut, sein Versehen wieder gut zu machen, hatte ihn gepackt, er arbeitete ohne Rast.

Der Kleine, als ob er verstünde, was ihm seine Sache gewinnen könne, that seinerseits alles, was Klara belustigte.

Zum erstenmal in ihrem Leben ging der Tag ohne Weinen hin, ohne sich zu stoßen, ohne die Strümpfe zerrissen zu haben.

Ihr Spielkamerad ließ es sich angelegen sein, sie auf das beste zu unterhalten; sie prügelte ihn dafür, neckte ihn beständig, und wenn sie ihn an seinem Lockenhaar herumzog, sah es aus, als habe sich ein Spitz über einen Pudel hergemacht.

Mutter Louveau entging Klaras zunehmende Zufriedenheit nicht, und sie mußte sich gestehen, daß sie von diesem kleinen Kindeswärter wenig Last haben würden. Man könne ihn vielleicht so lange behalten, bis das Holz abgeliefert, und es würde ja bei der Abreise noch Zeit genug sein, ihn wieder zurückzubringen, meinte sie im stillen.

Am Abend machte sie darum auch keine Anspielungen auf das Zurückschicken des Kleinen, stopfte ihn mit Kartoffeln voll und brachte ihn etwas früher zu Bett.

Klara betrachtete den Kleinen schon ganz als ihr Brüderchen; beim Einschlafen schlang sie ganz zärtlich ihre Arme um seinen Hals.

Die Ausladung der „schönen Nivernaiserin“ dauerte drei Tage, während welcher sich der gute Mann keine Zerstreuung, keine Abwechselung gestattete.

Am Mittag des dritten Tages war die letzte Fuhre geladen, das Schiff geleert, so daß es am folgenden Tage bugsiert werden konnte.

Franz hielt sich den ganzen Tag über auf dem Zwischendeck verborgen und besserte die Bordbekleidung aus, wobei ihn die ihm seit drei Tagen in den Ohren summenden Worte verfolgten: „Bringe ihn dem Kommissar zurück.“

Ach, dieser Kommissar!

Es war dieser auf dem Schiffe ebenso gefürchtet wie der in einem Puppentheater.

Er war zu einem Schreckgespenst geworden, und wenn Mutter Louveau Klara zur Ruhe bringen wollte, brauchte sie nur dieses Wortes Erwähnung zu thun.

Und der Kleine, sobald er sie diesen fürchterlichen Namen aussprechen hörte, schaute sie mit einem flehenden Blick traurig an. Er schien zu verstehen, was für eine Bedeutung dieses Wort für ihn hatte.

Das bedeutete für ihn mehr als Klara, mehr als Liebkosungen, mehr als Kartoffeln; es bedeutete die Rückkehr zu dem Elende, zu den Tagen ohne Brot, zu der Nachtruhe ohne Bett, zu dem Erwachen ohne Kuß.

Er kannte die Bedeutung dieses Wortes gar zu gut. Man hätte nur sehen sollen, wie er sich an Mutter Louveaus Kleid hing, als Franz am Tage der Abreise mit Zittern in der Stimme sagte:

„Nun, soll ich ihn zurückbringen, entweder oder?“

Mutter Louveau antwortete nicht.

Es schien, als sinne sie über ein Vorgeben nach, das es ihr ermöglichte, Viktor unauffällig zurückbehalten zu können.

Klara wälzte sich mit vor Thränen erstickter Stimme am Boden, schluchzte, daß sie ohne ihren Freund nicht leben könne, und mit schwermütiger Stimme sprach endlich die gescheite Frau:

„Armer Tropf, du siehst wohl ein, daß du wieder einmal einen dummen Streich gemacht hast. Jetzt müssen wir darunter leiden. Das Kind hat sich an uns ge-

wöhnt, Klara ist unzertrennlich von ihm, und es würde schwer halten, sie von ihm zu reißen. Ich muß versuchen, es zu behalten. Aber daß du dabei mithilfst. Das erste Mal, wo Klara wieder ungezogen ist, oder du dich betrinkst, kommt der Junge wieder zum Kommissar."

Vater Louveau war überglücklich.

Er wollte keinen Tropfen mehr trinken.

Mit glückstrahlendem Gesicht lichtete er die Anker und von einer ganzen Schiffsflotte begleitet zog die „schöne Nivernaiserin" von dannen.

III.

Unterwegs.

Viktor war unterwegs.

An der Landschaft vorüber, die sich mit ihren Häusern und Hütten im Flusse widerspiegelte, vorüber an gewaltigen Kreidefelsen, vorüber an Berg und Thal, den durch Schleusen aufgehaltenen ruhigen Lauf des Yonnekanals entlang nach den in ewigem Grün prangenden Wäldern von Morvan.

Franz war standhaft.

An das Steuerruder seines Schiffes angelehnt, hörte er nicht auf die ihm freundlich zurufenden Schleusenmeister und Weinhändler, die erstaunt waren, ihn gemächlich vorüberfahren zu sehen.

Er mußte sich freilich an das Steuer anklammern, um die „schöne Nivernaiserin" zu hindern, an den Schenken anzulegen.

So oft hatte das Schiff dieselbe Reise gemacht, daß es die Anhaltepunkte zu kennen schien und gleich einem Omnibusgaul bei den Stationen wie ganz von selbst anhielt.

Auf dem Bug hantierte die hinkende Schiffsmannschaft trübsinnig einen mächtigen Bootshaken, stieß die Hindernisse zurück oder rundete die Wendungen ab.

Sie hatte gerade nicht sehr viel zu thun, trotzdem hörte man Tag und Nacht auf dem Deck das Stampfen ihres Stelzfußes.

Der Mann war einer von denen, denen alles im Leben schief gegangen.

In der Schule hatte ihm ein Kamerad ein Auge ausgestoßen; ein unglücklicher Axthieb hatte ihn zum Krüppel gemacht; in einer Zuckersiederei war er in einen Bottich gefallen und darin abgebrüht worden.

Er würde als ein Bettler Hungers gestorben sein, wenn ihn nicht Louveau, der immer Ueberblick hatte, in einem Graben liegend aufgefunden und nach überstandener Krankheit als seinen Gehilfen auf sein Schiff genommen hätte. Es war damals zu einem eben solchen Streite wie Viktors wegen gekommen.

Die gescheite Frau war aufgebracht gewesen.

Louveau hatte klein beigegeben.

Und schließlich hatte man die Schiffsmannschaft behalten. Jetzt nahm sie teil an der Instandhaltung der „schönen Nivernaiserin" und genoß kein größeres Ansehen als die Katze und der Rabe auf dem Schiffe.

Vater Louveau steuerte so gut, und die Schiffsmannschaft manövrierte so flott, daß die „schöne Nivernaiserin" in zwölf Tagen den Fluß und die Kanäle passiert hatte und an der Brücke von Corbigny vor Anker ging, um in Frieden ihren Winterschlaf zu halten.

Von Dezember bis Ende Februar fahren die Seeleute nicht. Sie bessern während dieser Zeit ihre Schiffe aus und nehmen die Wälder in Augenschein, um die Frühlingsschläge auf dem Stamme zu kaufen.

Wenn sie sie zu einem billigen Preise erstehen konnten und auch das Herbstgeschäft ein gutes war, ist diese Ruhezeit eine angenehme Erholungspause.

Die „schöne Nivernaiserin" wurde zur Ueberwinterung vorbereitet: man nahm das Steuer ab, barg den Mast im Zwischendeck, entfernte alles Bewegliche vom Oberdeck, daß dieses einem Spiel- und Tummelplatze glich. —

Wie hatte doch Viktors Leben sich geändert!

Während der ganzen Reise war er ganz scheu und verblüfft, gleich einem in einem Käfige groß gewordenen Vogel, dem die Freiheit wiedergegeben wird und der vor Erstaunen vergißt, seine Flügel zu gebrauchen.

Die Schönheit des vor seinem Auge sich entrollenden Landschaftsbildes machte noch keinen Eindruck auf ihn; stumm ließ er alles an sich vorübergehen, so daß Vater Louveau, der ihn stillschweigend beobachtete, immer wieder zu dem Schlusse kam: „Er ist taubstumm."

Doch der kleine Pariser aus dem Templeviertel war es keineswegs.

Hätte er nur begreifen können, daß er nicht in sein früheres Elend zurückkehren müsse, daß der „Kommissar" keine Schrecken mehr für ihn bedeute, seine Zunge würde sich gelöst haben.

Allmählich fing er an aufzublühen, wie eine Kellerpflanze, die ans Sonnenlicht gebracht wird.

Er kauerte sich nicht mehr in den Winkel, sondern war zuweilen ausgelassen wie ein Wiesel. Die tiefliegenden Augen unter seiner gewölbten Stirn verloren ihre unruhige Beweglichkeit, und obwohl er meist zurückhaltend blieb, fing er doch an, in Klaras helles Lachen zuweilen einzustimmen.

Das Töchterchen liebte seinen Kameraden mit Leidenschaft, soweit man bei Kindern, die sich schlagen und vertragen, von einer solchen sprechen kann.

Obwohl sie eigensinnig wie ein kleiner Esel, hatte sie doch ein gutes Herz, und, wie gesagt, um sie artig zu machen, brauchte man nur des Kommissars Erwähnung zu thun.

Eben war man in Corbigny angekommen, da kam eine kleine Schwester zur Welt.

Da der kleine Emil erst achtzehn Monate alt und man trotz allen Fleißes nicht so viel erübrigen konnte, um eine Magd halten zu können, so mehrten sich damit die Lasten. Da hatte die Schiffsmannschaft, der es mit ihrem Holzbein schon sauer genug wurde, noch mehr zu thun, und dies that Mutter Louveau leid.

Niemand aus der ganzen Gegend kümmerte sich um sie, wohl aber hielten die Landleute mit ihrer Meinung über Louveau vor dem Herrn Pfarrer nicht zurück, der ihnen den Seemann als Beispiel hinstellte.

„Das ist alles recht gut, Herr Pfarrer, aber wenn man selbst schon drei Kinder hat, sich noch mit fremden abzugeben, das zeugt von keinem guten Herzen. Aber die Louveaus sind immer so gewesen. Den armseligen Ruhm haben sie, und alle Ratschläge, die man ihnen geben wollte, werden sie nicht ändern. Wir wünschen ihnen nichts Böses, doch wäre es ihnen ganz gesund, wenn sie einmal eine ordentliche Lektion bekämen."

Der Herr Pfarrer war ein braver Mann, ohne Falsch, der sich leicht überzeugen ließ und sich schließlich stets einer Stelle der heiligen Schrift oder der Kirchenväter erinnerte, um sich über seine Sinnesänderung zu beruhigen.

„Meine Pfarrkinder haben recht," sagte er sich, dabei mit der Hand über sein glattrasiertes Gesicht streichend. „Man muß die göttliche Vorsehung nicht versuchen."

Da aber die Louveaus sonst brave Leute waren, machte er ihnen gelegentlich einen Besuch.

Er fand die Mutter in einer alten Bluse und damit beschäftigt, Viktor eine Hose zu machen; denn der Bursche war ohne alles gekommen, und Lumpen duldete die Hausfrau nicht.

Sie bat den Pfarrer, Platz zu nehmen, und als er auf Viktor zu sprechen kam, dabei geschickt einflechtend, daß man ihn vielleicht in einem Waisenhause unterbringen könne, fiel ihm Mutter Louveau, die vor niemand ein Blatt vor den Mund nahm, rasch ins Wort: „Daß der Kleine eine Last für uns ist, ist ohne Zweifel, Herr Pfarrer, und damit, daß Franz ihn mitbrachte, hat er wieder einmal bewiesen, daß er kein Genie ist.

„Mein Herz ist auch nicht von Stein doch wenn mir der Junge in den Weg gekommen, ich hätte ihn, obwohl es mir schwer geworden wäre, gelassen, wo er war.

„Doch nun, wo wir ihn einmal angenommen haben, wollen wir ihn uns auch nicht wieder vom Halse schaffen, und wenn wir einst seinetwegen in Verlegenheit kommen sollten, werden wir doch bei niemand um Erbarmung betteln."

In diesem Augenblick trat, Emil auf dem Arme tragend, Viktor in das Zimmer.

Der Kleine, dem es gar nicht behagte, entwöhnt worden zu sein, wollte, wie um sich zu rächen; nicht mehr laufen. Bei der Annäherung jemandes verzog er das Mäulchen zum Weinen.

Durch den sich ihm bietenden Anblick gerührt, legte der Herr Pfarrer die Hand auf das Haupt des armen Jungen und sprach feierlich: „Die großen Familien segnet Gott."

Und erfreut darüber, daß ihm eine der Situation so angepaßte Sentenz in den Sinn gekommen, ging er fort.

Es war so, wie Mutter Louveau gesagt hatte: Viktor gehörte jetzt zur Familie.

Bei allem Brummen und Sagen, den

Bengel wieder zum Kommissar zurückzubringen, hatte sich die gescheite Frau an den Kleinen, der immer an ihrem Rocke hing, bereits gewöhnt.

Als Louveau einmal äußerte, daß er zuviel gehätschelt werde, antwortete sie wie gewöhnlich: „Du hättest ihn nicht nehmen sollen."

Von seinem siebenten Jahre an schickte sie ihn mit Klara zusammen in die Schule. Auf dem Wege dahin trug Viktor stets Tasche und Bücher.

Um ihr Vesperbrot vor dem unstillbaren Appetit der jungen Morvanier zu retten, stritt er sich mutig mit ihnen herum.

Eben so groß wie sein Kampfesmut war seine Arbeitslust, und obgleich er nur während des Winters, wo man nicht schiffte, die Schule besuchte, hatte er nach seiner Rückkehr die kleinen, wie ihre Holzschuhe schwerfälligen Bauern, die des Jahres zwölf Monate hintereinander über dem Abcbuch achzten, bald überholt.

Auf dem Heimwege von der Schule gingen Viktor und Klara fast immer durch den Wald, wo sie den Holzhauern beim Fällen der Bäume zuschauten. Oft schickte man Viktor, der als ein flinker und geschickter Junge bekannt war, in die Gipfel der Tannen, damit er das zum Fällen dienende Seil befestige. Wenn er Klara, je höher er stieg, desto kleiner zu werden schien und am höchsten Ende angekommen war, weinte sie oft aus Furcht, daß er fallen könne; und er, furchtlos wie er war, schaukelte sich dann, um sie zu necken, besonders stark.

Zuweilen besuchten sie auch Herrn Maugendre auf seinem Zimmerplatze.

Der Zimmermann war ein wie ein Stock trockener und magerer Mann.

Er wohnte, fern von allem Verkehr, außerhalb des Dorfes mitten im Walde.

Die ländliche Neugierde wurde durch die Zurückgezogenheit und das beständige Schweigen dieses Unbekannten, der aus Unter-Nièvre gekommen war, um sich einen entlegenen Zimmerplatz einzurichten, lange auf die Folter gespannt.

Seit sechs Jahren arbeitete er mit allen Kräften, fast ohne sich einmal eine Erholungspause zu gönnen, wie ein Tagelöhner, obgleich er viel zu seinem Leben ausgab, große Geschäfte machte und oft den Notar von Corbigny aufsuchte. Dem Herrn Pfarrer hatte er eines Tages mitgeteilt, daß er Witwer wäre. Mehr wußte man nicht über ihn.

Wenn Maugendre die Kinder herankommen sah, legte er seine Säge beiseite und plauderte freundlich mit ihnen.

Er hatte Viktor in sein Herz geschlossen und suchte ihn damit zu unterhalten, daß er ihn aus den Holzabfällen kleine Boote schnitzen lehrte.

Einmal sagte er zu ihm: „Du erinnerst mich immer an ein Kind, das ich verloren habe," und als fürchte er, zuviel gesagt zu haben, setzte er hinzu: „O, es ist lange, lange her."

Ein andermal sprach er zu Vater Louveau: „Wenn du Viktor nicht mehr behalten möchtest, laß ihn mir. Ich habe keine Erben, würde es mich um ihn etwas kosten lassen, ihn in die Stadt auf das Gymnasium schicken und nach bestandenem Examen in die Forstakademie eintreten lassen.

Franz aber wollte davon nichts wissen und lehnte das Anerbieten ab. Doch gab Maugendre die Hoffnung noch nicht auf, sondern wartete geduldig darauf, daß der Zuwachs der Familie Louveau oder irgend eine bedrängte Lage dem Seemann den Geschmack an die Adoptionen verleiden würde.

Der Zufall schien seinem Wunsche entgegenzukommen.

Mit Viktor schien das Unglück auf der „schönen Nivernaiserin" eingekehrt zu sein.

Alles ging seit der Zeit schief.

Das Holz fand schwer einen Käufer, und hatte man einen solchen gefunden, so stieß der Schiffsmannschaft am Tage vor der Lieferung sicher ein Unfall zu.

Schließlich wurde, als man eines schönen Tages im Begriffe war, nach Paris abzureisen, Mutter Louveau krank.

Bei dem unaufhörlichen Kindergeschrei verlor Franz den Kopf; er verwechselte die Suppe für die Kinder mit der Arznei für die Kranke, wodurch dieselbe so erregt wurde, daß er ihre Verpflegung Viktor überlassen mußte.

Zum erstenmal in seinem Leben kaufte der Seemann sein Holz. So oft er auch mit seinem Faden die Bäume umwickelte, immer wieder dasselbe Maß nahm, stets verrechnete er sich; Mutter Louveau fehlte eben.

In großer Aufregung machte er sich auf den Weg nach Paris, gab unterwegs das Kommando meist ganz verkehrt und fiel schließlich auf einen unredlichen Käufer, welcher den Umstand benutzte, ihn zu düpieren.

Mit schwerem Herzen kam er zurück.

„Arme Frau, werde bald gesund, oder wir sind verloren."

Allmählich erholte sich Mutter Louveau.

Hätten sie Mittel gehabt, sich ein neues Schiff kaufen zu können, das Geschäft wäre bald wieder flott geworden, aber durch die Krankheit waren alle Ersparnisse daraufgegangen, und der Verdienst reichte gerade hin, die „schöne Nivernaiserin", die immer der Reparatur bedurfte, ausbessern zu lassen. Viktor wurde eine schwere Last für sie. Er war nicht mehr das vierjährige Kind, das man in eine Jacke steckte und das der Handel nebenbei ernährte.

Er war jetzt zwölf Jahre und aß wie ein Mann, obgleich er mager geblieben war und man es ihm nicht ansah, daß er, wenn die Schiffsmannschaft sich irgendwie verletzt hatte, im stande war, das Schiff flott machen zu helfen.

Mit diesem ging es von Tag zu Tag schlechter. Auf der letzten Reise hatte man es kaum noch von der Stelle gebracht. Das Wasser drang an allen Seiten durch, Flicken konnten nicht mehr helfen, man hätte das ganze Boot neugestalten oder noch besser es durch ein neues ersetzen müssen.

An einem Märzabend, es war tags zuvor, als das Schiff nach Paris unter Segel ging, suchte Louveau Maugendre auf, um sich sorgenbedrückt von ihm zu verabschieden.

Der Zimmermann, nachdem er seine Holzrechnung geregelt, nötigte ihn, in seinem Hause eine Flasche zu trinken.

„Ich möchte mit dir ein Wort reden, Franz."

Sie traten ein.

Maugendre füllte ein paar Gläser, und sie setzten sich einander gegenüber an den Tisch.

„Ich bin, wie du vielleicht wissen wirst, nicht immer ein Einsiedler gewesen. Es gab eine Zeit, wo ich alles besaß, was dazu gehört, um glücklich leben zu können, ein wenig Vermögen und eine Frau, die mich von ganzem Herzen lieb hatte. Das war einmal. Ich habe es verloren und — durch meine Schuld."

Der Zimmermann hielt einen Augenblick inne; das Geständnis, das er auf den Lippen hatte, schnürte ihm die Kehle zusammen.

„Ich bin niemals ein schlechter Mensch gewesen, aber ich hatte ein Laster —"

„Du?"

„Ja, ich habe es noch; ich hänge zu sehr am Gelde. Das ist schuld an meinem Unglück."

„Aber wie ist das möglich, lieber Maugendre?"

„Du sollst es wissen. Bald nach unserer Verheiratung, nachdem uns ein Kind geboren, kam mir der Gedanke, meine Frau nach Paris zu schicken, damit sie dort eine Nahrungsstelle für sich ausfindig mache. Sie wollte sich nicht von ihrem Kinde trennen. ‚Aber, lieber Mann,' sagte sie mir, ‚wir verdienen so viel, wie wir brauchen; das viele Geld macht uns nicht glücklicher. Ueberlaß solchen Nebenverdienst den armen, mit Kindern belasteten Familien und erspare mir den Kummer, mich von euch trennen zu müssen.' „Ich wollte nichts davon wissen und zwang sie, nach meinem Willen zu thun."

„Und dann?"

„Ja, meine Frau fand eine Stelle, da sie aber das Kind nicht bei sich behalten konnte, gab sie es einer alten Frau, die ihr versprach, das Kind zu mir zurückzubringen, und begleitete es noch nach der Eisenbahn. Seitdem haben wir nichts wieder von ihm gehört."

„Und was sagte deine Frau dazu, armer Maugendre?"

„An den Folgen des Schreckens, den sie bei dieser Nachricht bekommen, ist sie gestorben."

Sie schwiegen beide. Louveau war von dem eben Gehörten im Innersten ergriffen, Maugendre überwältigt von den wieder wachgerufenen Erinnerungen.

Der Zimmermann ergriff zuerst wieder das Wort.

„Um zu sühnen, was ich verschuldet, verurteilte ich mich zu dem Leben, das ich bisher geführt. Zwölf Jahre habe ich so

gelebt, von allem zurückgezogen. Länger ertrage ich es nicht. Es schaudert mir bei dem Gedanken, sterben zu müssen, ohne einen Menschen um mich zu haben. Hast du Erbarmen mit mir, so gib mir Viktor als Ersatz für das Kind, das ich verloren habe."

Louveau war in großer Verlegenheit.

Viktor hatte sie schon viel gekostet, und wenn man sich jetzt, wo er eben anfing, sich nützlich zu machen, von ihm trennen wollte, würden alle Opfer, die man ihm gebracht hatte, vergeblich gewesen sein.

Maugendre erriet seine Gedanken.

„Natürlich," sagte er, „werde ich dich für die Ausgaben, die du seinetwegen gehabt, entschädigen. Auch würde es für den Kleinen gut sein, wenn du ihn mir ließest, und ich, so oft mir im Walde ein Forsteleve in den Weg kommt, muß ich mir sagen, daß mein Junge auch so ein schmucker Kerl hätte werden können. Viktor ist kein Sausewind, er gefällt mir und ich würde ihn, wie du mir glauben wirst, wie meinen Sohn halten. Laß ihn mir!" —

Am Abend, als die Kinder zu Bett gebracht waren, sprach Vater Louveau mit seiner Frau über diese Angelegenheit.

Mutter Louveau schien auf Maugendres Begehren eingehen zu wollen.

„Sieh, Franz, wir haben sicher für das Kind gethan, was in unseren Kräften stand. Gott weiß, daß wir es gern behalten möchten. Da sich nun aber einmal eine Gelegenheit bietet, es los werden zu können, ohne es dem Elend wieder preiszugeben, muß man sich ein Herz fassen."

Trotzdem sie so sprach, konnte sie nicht umhin, unwillkürlich ihr Antlitz nach dem Bette zu wenden, in dem Viktor und Emil fest und ruhig, wie es nur Kinder thun, schliefen.

„Armer Kleiner!" entschlüpfte es Franz. Dann war es eine Zeitlang still. Das Wasser schlug bald leise, bald heftiger gegen das Schiff, und ab und zu durchdrang das schrille Pfeifen der Lokomotive die Nacht.

Plötzlich brach Mutter Louveau in Schluchzen aus. „Gott erbarme sich unser! Franz, ich behalte ihn."

IV.

Schicksalsschläge.

Viktor stand in seinem fünfzehnten Jahre; mit einemmale war er in die Höhe geschossen, aus dem kleinen Burschen ein kräftiger, breitschulteriger Knabe geworden.

Wie ein alter Seemann kannte er die Fahrstraße, wußte er die Untiefen, witterte er den Wasserstand, lenkte er das Steuer. Er trug eine bauschige Bluse, die von einem roten Gürtel zusammengehalten wurde.

Hatte Vater Louveau ihm das Steuer überlassen, so kam Klara, die zu einem großen Mädchen herangewachsen war, zu ihm heran, setzte sich, mit dem Strickzeug in der Hand, an seine Seite und ließ dabei ihren Blick mit Wohlgefallen auf der ebenmäßigen Gestalt und seinen gewandten Bewegungen ruhen.

Die Reise von Corbigny bis Paris war das letzte Mal eine äußerst gefahrvolle gewesen. Durch ungeheure Herbstregengüsse angeschwollen, hatte die Seine alle Abdämmungen weggeschwemmt und wälzte sich mit reißender Schnelligkeit dem Meere zu.

Da der Fluß bereits bis zu den Kais gestiegen war, beschleunigten die besorgt gewordenen Seeleute ihre Lieferungen, zudem auch die von den Schreinern abgesandten Depeschen keine angenehmen Mitteilungen enthielten. Schon wurden Nachrichten laut, daß auch die Nebenflüsse ihre Dämme durchbrächen und das Land überschwemmten — und noch immer stieg die Flut.

Auf den Kais wimmelte es von Arbeitern, Gaffern, und Fuhrwerken, und unaufhörlich bewegten sich die großen Arme der Dampfkrähne.

Bald wurden die Weinkeller ausgeräumt und der Zucker in Kisten auf Rollwagen verladen.

Die Schiffer verließen ihre Koje, auch die Kais, an denen das Wasser immer höher emporstieg, wurden menschenleer, und die am Landungsplatze aufgefahrene Wagenreihe machte sich vor dem nahenden Hochwasser gleich einem fliehenden Heere eilig von dannen. Infolge des Hochwassers wollten auch die Louveaus fast daran verzweifeln, ihr Holz noch zu rechter Zeit liefern zu können.

Bei der großen Not mußten sie alle bis spät in die Nacht hinein bei dem Scheine der Gaslaternen auf dem Kai Hand mit anlegen, das Schiff zu räumen; gegen Mitternacht war die ganze Ladung am Landungsplatze aufgestapelt. Aber der Wagen Dubacs, des Tischlers, kam nicht mehr; endlich suchte man schweren Herzens sein Lager auf.

Es war eine schreckliche Nacht; laut rasselten die Ketten bei dem beständigen Schwanken der Schiffe; die „schöne Nivernaiserin" machte ein Geräusch, das wie das Seufzen eines von Schmerzen gepeinigten Kranken klang.

Da niemand ein Auge zu schließen vermochte, so erhoben sich Vater Louveau, seine Frau, Viktor und die Schiffsmannschaft schon bei Tagesanbruch; ihre Kinder ließen sie zurück.

Während der Nacht war die Seine noch gestiegen. Heftig bewegt und weit wie das Meer rollten ihre Wogen unter dem tief auf sie herabhängenden Himmel fort.

Auf den Kais zeigte sich nicht die geringste Spur von Leben, und kein Boot war auf der weiten Wasserfläche zu sehen, wohl aber Trümmer von Dächern und Zäunen, die die Strömung mit sich gerissen hatte. Aus der hinter den Brücken aufragenden Nebelwand trat in undeutlichen Umrissen die Notre Dame hervor. Man durfte keine Sekunde verlieren, denn schon hatte der Fluß die niederen Brüstungen des Hafens überstiegen und hatten die bewegten Wogen die Holzstöße ergriffen.

Eine mit Mühlsteinen beladene Barke schoß mit voller Wucht auf den Kai zu und zerspaltete von vorn bis hinten; ein entsetzliches Gewimmer erscholl, ein heftiger Strudel folgte und noch ganz erstarrt von diesem Schiffbruch, hörten die Louveaus auf dem Landungsplatze plötzlich ein lautes Jammergeschrei hinter sich.

Bei dem heftigen Wirbelstoß hatte sich die „schöne Nivernaiserin" losgerissen und entfernte sich bereits vom Ufer.

„Meine Kinder!" stieß Mutter Louveau aus.

Viktor war aus der Koje gestürzt und erschien, den Kleinsten auf dem Arm, auf dem Deck.

„Hinnehmen!"

„Ein Boot!"

„Ein Tau!" schwirrte es durcheinander.

Was sollte man machen? Es war nicht mehr möglich, sie noch zu erreichen.

Ganz aus der Fassung gebracht, stürzte die Schiffsmannschaft von einem Bord zum andern.

Beim Anblick des bestürzten Mannes und der jammernden Kinder wurde Viktor von Mut und Thatkraft beseelt.

Laut ertönte sein Kommando: „Tau ausgeworfen! — Noch einmal! — Zufassen!"

Dreimal versuchten sie es, doch hatte sich die „schöne Nivernaiserin" schon zu weit vom Kai entfernt; das Tau fiel ins Wasser.

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, stürzte Viktor ans Steuer, indem er rief: „Habt keine Angst, ich werde es schon machen!"

Und er schien es fertig bringen zu können, das Schiff sicher zu führen, denn mit einem kräftigen Stoß richtete er das Boot, das sich bereits auf die Seite gelegt hatte, wieder auf.

Louveau verlor den Kopf. Um zu seinen Kindern zu gelangen, machte er schon Anstalten, sich ins Wasser zu stürzen, doch Dubac hielt ihn am Arme fest.

Mutter Louveau bedeckte, um das Schreckliche nicht zu sehen, ihr Gesicht mit den Händen.

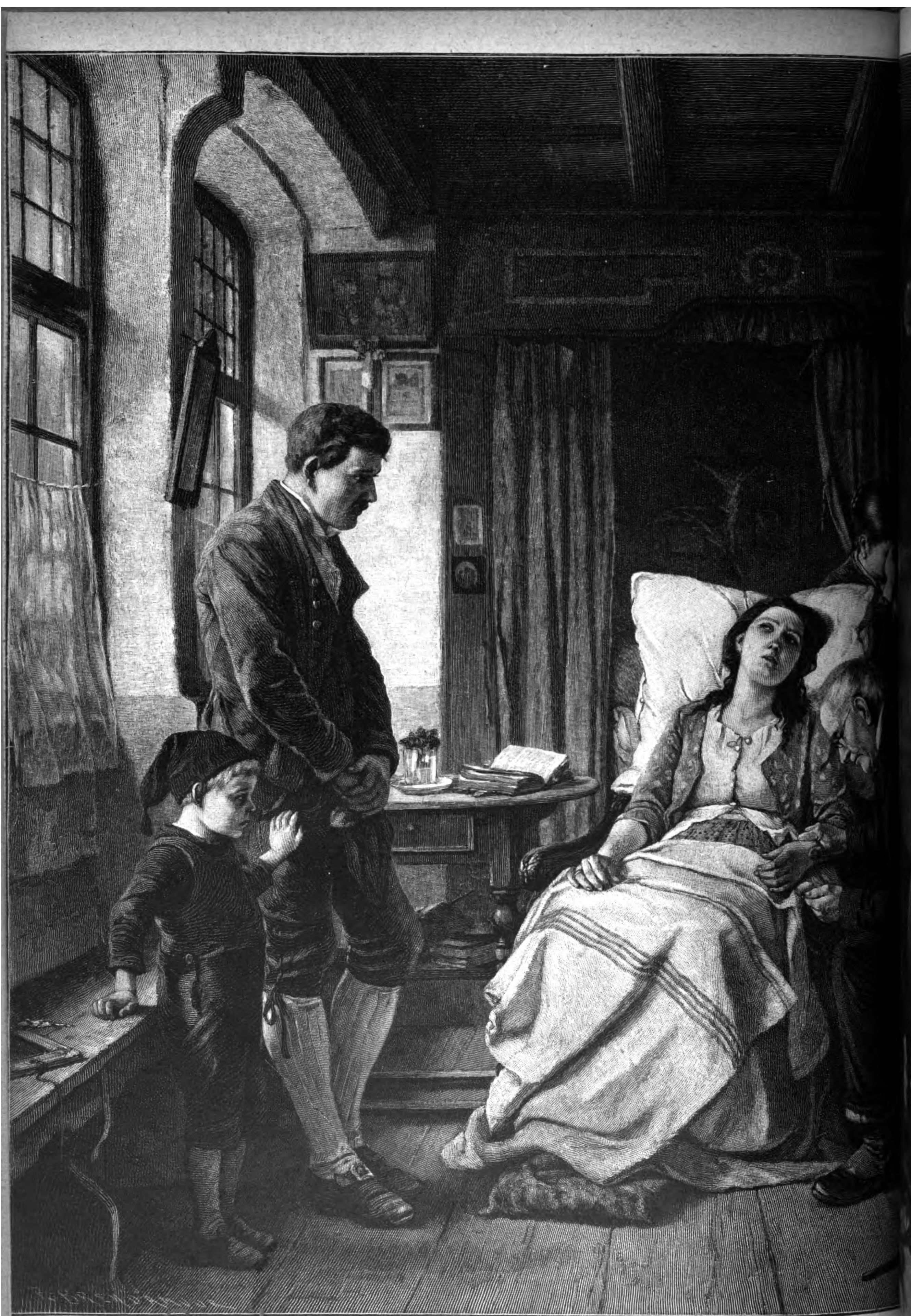
Die „schöne Nivernaiserin" war bereits mitten in der Strömung und schoß mit reißender Schnelligkeit auf die Austerlitzbrücke zu. Ruhig angelehnt saß Viktor am Steuer, den Kleinen Mut einsprechend, der Schiffsmannschaft Befehle erteilend. Er hatte die Gewißheit, in gutem Fahrwasser zu sein, denn er manövrierte das Schiff in der Richtung der roten Fahne, die in der Mitte des Hauptbrückenbogens aufgehängt war, um den Seeleuten den Weg anzuzeigen.

Würde man aber auch an den Brückenpfeilern vorbeikommen? Mit rasender Geschwindigkeit näherte sich die Brücke.

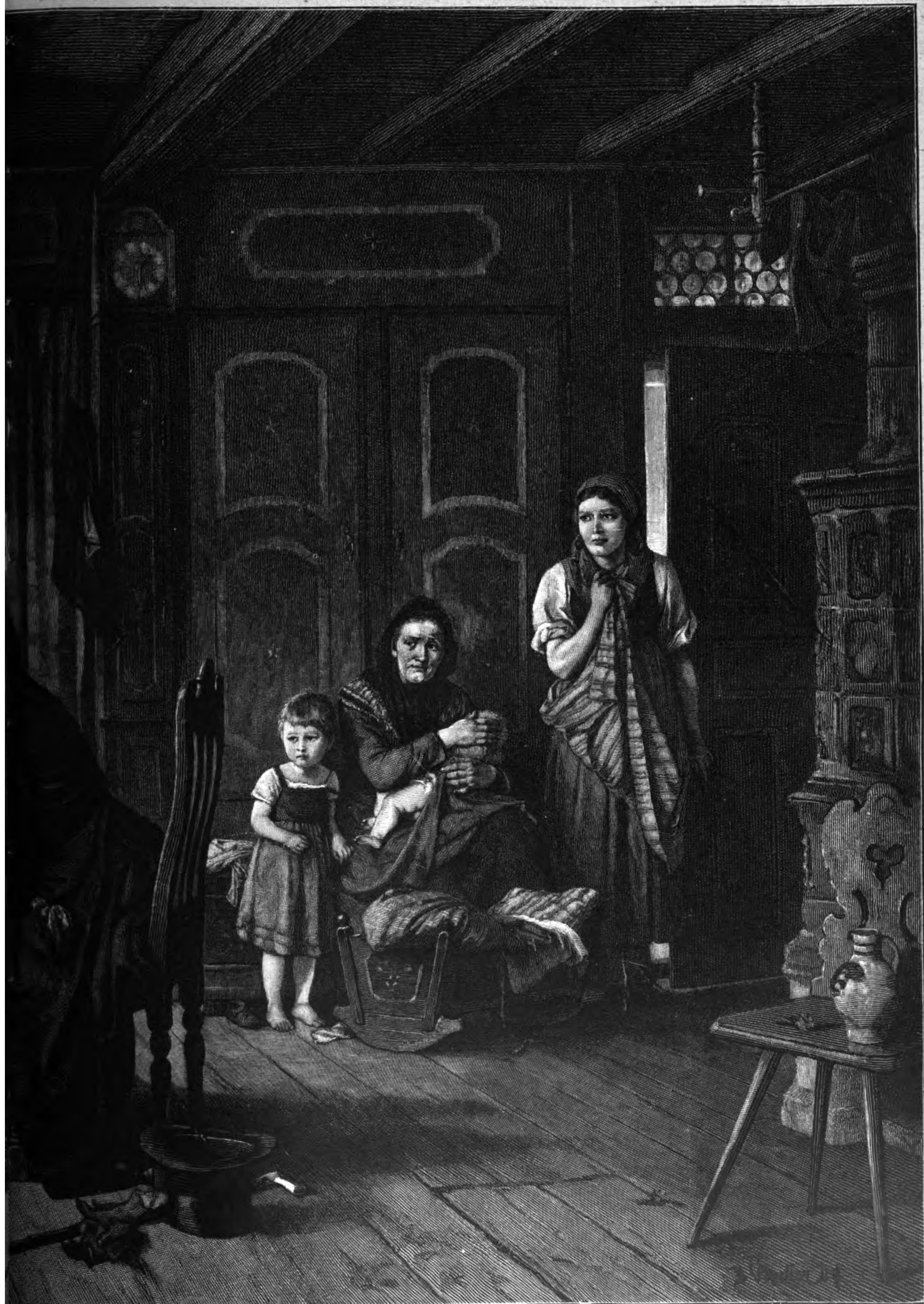
„Bootshaken zur Hand, Schiffsmannschaft! — Du, Klara, laß das Kind nicht los!"

Mit aller Kraft klammerte er sich an das Steuer an. Die Brücke war erreicht.

Mit furchtbarem Geräusch verschwand die „schöne Nivernaiserin" unter dem Jochbogen. Die auf der Brücke angesammelte



Eine bange Stunde.



Benjamin Vautier.

Menschenmenge konnte sehen, wie der Matrose mit dem Stelzbein mit dem Bootshaken fehlte und platt auf den Bauch fiel, während der Knabe am Steuer schrie: „Einen Haken! einen Haken!“

Jetzt war die „schöne Nivernaiserin“ mitten unter der Brücke. Ganz erstaunt war Viktor, daß er Zeit fand, die in die Steinquadern der Pfeiler gehauenen ungeheuren Wappen, die Fugen der Wölbung über seinem Haupte und weiterhin die Reihe der anderen Brücken zu betrachten.

Das Schiff stand.

Brückenleuten, die die Gefahr erkannt, war es gelungen, einen Haken in die Bordbekleidung zu werfen. Viktor sicherte bebend das Tau und, einem neuen Impulse folgend, näherte sich das Schiff mit der Schiffsmannschaft, den Kindern und dem fünfzehnjährigen Kapitän langsam dem Kai von Tournelle.

Ach, welche Freude am Abend, sich alle um die dampfende Mahlzeit in der Schiffskoje wiederzufinden, ohne Sorge darüber, daß die „schöne Nivernaiserin“, die auf das sicherste verankert und angekettet, sich abermals befreien könne.

Der kleine Held hatte den Ehrenplatz, den Kapitänsplatz, inne. Der Appetit war freilich nach dem schrecklichen Vorkommnis am Morgen nicht sehr groß, doch war das bange Herz leicht geworden, man atmete auf. Louveau und seine Frau blinzelten sich über den Tisch zu mehreren Malen verständnisinnig zu. Die Blicke schienen zu sagen: Wie wär's geworden, wenn wir ihn zum Kommissar zurückgeschickt hätten?

Mit zärtlichem Blicke überschaute Vater Louveau sein wieder vollzähliges Völkchen und lachte mit dem ganzen Gesichte.

So groß war die Freude, daß man hätte meinen können, es wäre ein großes Glück hier eingekehrt, ein neues Schiff erworben, das große Los gewonnen.

Der brave Seemann schlug Viktor mit den Fingern halb tot, eine Art, ihm seine Zärtlichkeit zu bezeugen.

„Ein Prachtkerl, der Viktor! — Welches Steuern! — Hast du es gesehen, Schiffsmannschaft? — Ich selbst hätte es nicht besser machen können, he, he, ich, der Kapitän!“

Vierzehn Tage lang stieß er solche Ausrufe aus, lief auf die Kais und erzählte jedermann von Viktors That.

„Hören Sie zu! Das Schiff lag schon auf der Seite. Da er — Ruck!“ und mit einer Handbewegung ahmte er den Stoß nach. —

Allmählich sank die Seine und damit rückte der Tag der Abreise heran.

Eines Tages, als Vater Louveau und Viktor damit beschäftigt waren, das eingedrungene Wasser aus dem Schiffe zu pumpen, überbrachte der Postbote einen Brief, der ein Siegel mit dem Stadtwappen trug.

Der Seemann erbrach das Siegel, unwillkürlich mit der Hand ein wenig zitternd, und da er nicht viel besser lesen als rechnen konnte, sagte er zu Viktor: „Buchstabiere du mir das!“

Viktor las:

„Büreau des Polizeikommissars. 12. Bezirk. Herr Louveau (Franz), Schiffspatron, wird hiermit aufgefordert, sich schleunigst in dem Büreau des Polizeikommissars einzufinden.“

„Ist das alles?“

„Ja, alles.“

„Was mag man von mir wollen?“

Louveau kam den ganzen Tag über nicht nach Hause.

Als er abends zurückkehrte, merkte man nichts mehr von seinem sonstigen heiteren Wesen, vielmehr war er mürrisch, finster und verschlossen.

Mutter Louveau wußte nicht, was sie dazu sagen sollte, und fragte ihn endlich, die Kleine spielte gerade auf dem Deck: „Was ist dir denn passiert?“

„Ich habe Kummer.“

„Wegen der Holzlieferung?“

„Nein, Viktors wegen,“ und er erzählte seinen Besuch beim Kommissar.

„Du kennst die Frau, die ihn verlassen hat?“

„Die war nicht seine Mutter.“

„Wirklich?“

„Sie hatte ihn gestohlen.“

„Wie hat man das erfahren?“

„Sie selbst hat es auf dem Sterbebette dem Kommissar gestanden.“

„Hat man dir den Namen der Eltern mitgeteilt?“

Louveau bebte am ganzen Leibe.

„Warum sollte man ihn mir sagen?“

„Weil man dich kommen ließ.“

Franz wurde verstimmt.

„Wenn ich ihn wüßte, würde ich ihn dir sicher sagen.“

Mit vor Zorn gerötetem Gesicht ging er fort und schlug die Thür hinter sich zu.

Mutter Louveau blieb bestürzt zurück.

„Was mag er nur haben?“

Ja, was er hatte. Als man an diesem Tage abfuhr, kannte man ihn kaum wieder. Er aß nicht, schlief unruhig und sprach im Traume. Er verantwortete sich sogar gegen seine Frau, zankte mit der Schiffsmannschaft, fuhr alle an und Viktor nicht zum wenigsten.

Wenn die Mutter ihn erstaunt fragte, was er vorhätte, antwortete er barsch: „Nichts habe ich; was wollt ihr nur von mir? Scheint alle verschworen gegen mich zu sein.“

Schließlich kam die arme Frau zu dem Gedanken: „Er wird wirklich noch verrückt.“ Und als er eines Abends, als das Gespräch auf Maugendre gekommen war, sich wie ein Rasender gebärdete, hielt sie ihn für vollständig wahnsinnig.

Man war am Ziele der Reise, kam in Clamecy an; Viktor und Klara plauderten vergnügt von der Schule, und eben hatte der Knabe geäußert, er freue sich, Maugendre wiederzusehen, als Vater Louveau auffuhr: „Höre mir von Maugendre auf, ich will nichts mit ihm zu thun haben.“

„Was hat er dir denn gethan?“ kam die Mutter dazwischen.

„Er hat mir gethan — hat mir gethan — das geht dich nichts an, was er mir gethan hat; ich bin der Herr!“

In der That, er spielte jetzt so gut den Herrn, daß er es fertig brachte, statt wie gewöhnlich in Corbigny vor Anker zu gehen, noch zwei Meilen höher vor einem dichten Walde anzulegen.

Er erklärte, daß Maugendre sie nur beim Handel zu übervorteilen gedächte, er könne mit anderen Käufern bessere Geschäfte machen.

In die Schule zu gehen, daran konnten Viktor und Klara bei der großen Entfernung nicht denken. Den ganzen Tag über trieben sie sich herum und machten sich aus den in Menge vorhandenen Weidenruten Flöten.

Waren sie ermüdet, warfen sie sich in die Wiesenblumen aufs Gras; Viktor zog ein Buch aus der Tasche und Klara las daraus vor.

Mit wahrhaftem Entzücken sahen sie der untergehenden Sonne nach, deren Strahlen zwischen dem Grün der Bäume durchdrangen und zitternde Lichter auf sie warfen, die ihnen das Haar vergoldeten; um sie das Summen von Tausenden von Käfern, in der Ferne die tiefe Stille des Waldes.

Da fühlten sie sich so wohl, so überaus glücklich, daß sie oft den Heimweg vergaßen und eilen mußten, um nicht zu spät nach Hause zu kommen. Dann ging's im raschen Tempo den bekannten Waldweg entlang, über den die hohen Fichten ihre Schatten warfen, und nicht eher mäßigten sie ihren Schritt, bis sie in einiger Entfernung vor sich den Mast der „schönen Nivernaiserin“ und in dem leichten, über dem Flusse lagernden Nebel einen schwachen Feuerschein erblickten. Da, wußten sie, war Mutter Louveau, welche im Freien über einem Reisigfeuer die Abendmahlzeit bereitete, ihr zur Seite Mimile, ganz zerzaust, gleich einem alten Federfittig, und die kleine Schwester, die sich auf der Erde herumkollerte.

Louveau und die Schiffsmannschaft rauchten gemächlich ihre Pfeife.

Eines Abends um die Essenszeit sahen sie jemand aus dem Holze treten und auf ihr Schiff zukommen.

„Sieh da, Maugendre!“

Es war der Zimmermann, dem man auf den ersten Blick ansah, daß er sehr gealtert, sehr weiß geworden war; in der Hand trug er einen Stock als Stütze; sein Sprechen klang beklemmt. Er kam auf Louveau zu und reichte ihm die Hand.

„Du hast mich verlassen, Franz; warum das?“

Der Seemann stammelte eine ganz verwirrte Antwort.

„Laß nur gut sein; ich will nichts von dir!“

Er sprach das mit so mattem Ausdruck, daß Mutter Louveau davon ganz gerührt wurde; und ohne die schlechte Laune ihres Gatten im geringsten zu berücksichtigen, nötigte sie ihn, sich zu setzen.

„Sie sind doch nicht krank, Herr Maugendre?“

„Doch, ich habe mich stark erkältet," kam es langsam und leise von seinen Lippen; er erzählte dann, daß er seine bisherige Wohnstätte verlassen, um in Hinter-Nièvre von seinen Renten zu leben.

„Ich kann sagen, ich bin reich, habe viel Geld, aber was nützt das mir; mein verlorenes Glück kann ich nicht wieder erkaufen."

Mit gerunzelter Stirn hörte Franz zu, und Maugendre fuhr fort: „Meine Einsamkeit verspüre ich mit jedem Tage schrecklicher; je älter ich werde, je mehr leide ich darunter. Früher zerstreute mich die Arbeit noch, aber seitdem ich dazu die Kraft nicht mehr habe, finde ich an nichts Gefallen mehr."

Unwillkürlich fiel sein Blick auf die Kinder; eben kamen Viktor und Klara mit einem Bündel grüner Weidenzweige zurück. Kaum hatten sie Maugendre bemerkt, da warfen sie ihre Last ab und eilten auf ihn zu.

Freundlich empfing er sie, wie immer, und sprach zu Louveau, der immer noch verdrießlich vor sich hinstarrte: „Wie glücklich bist du doch, daß du Kinder hast; ich habe keins," und ein tiefer Seufzer entfuhr ihm. Dann erhob er sich. „Adieu, Viktor, sei immer fleißig und deinen Eltern gehorsam!" dabei legte er ihm die Hand auf die Schulter und sah ihn lange an. „Wenn ich ein Kind hätte, denke ich mir, würde es wie Viktor aussehen."

Louveau zog das Gesicht in zornige Falten, als wollte er sagen: „Mache, daß du fortkommst!"

Und doch, als der Zimmermann sich zum Gehen anschickte, kam es wie ein Anflug von Mitleid über ihn, daß er nicht unterlassen konnte, zu sagen: „Iß doch einen Teller Suppe mit uns."

Wie gegen seinen Willen war es ihm über die Lippen gekommen und in einem Tone, der nicht gerade einladend war.

Kopfschüttelnd antwortete der Alte: „Danke, ich habe keinen Hunger. Sieh, wenn man so traurig gestimmt ist, wird es einem schwer, anderer Glück mit anzusehen," und auf seinen Stock gestützt, entfernte er sich.

Den ganzen Abend sprach Louveau kein Wort mehr. Während der ganzen Nacht wanderte er ruhelos auf dem Deck umher und am Morgen ging er fort, ohne jemand etwas davon zu sagen.

Er begab sich zu dem Pfarrer.

Das Pfarrhaus lag neben der Kirche; es war ein großes, einfaches Gebäude, vorn mit einem Hofe, hinten mit einem Gemüsegarten.

Vor dem Eingange scharrten Hühner und suchten sich ihre Nahrung; nicht weit davon weidete eine angebundene Kuh.

Louveau, der sein Herz durch den Entschluß, den er gefaßt hatte, erleichtert fühlte, öffnete mit einem schwachen Seufzer das Gitterthor, sich dabei sagend, daß er, wenn er wieder heraustrete, von seinem Kummer befreit sein würde.

Er fand den Herrn Pfarrer in der Kühle seines Speisezimmers sitzend; allem Anschein nach hatte er eben seine Mahlzeit beendet und schlummerte ein wenig, den Kopf etwas nach vorn über sein Gebetbuch geneigt. Durch Louveaus Eintritt erweckt, schloß er, nachdem er die Seite angemerkt, das Gebetbuch und lud den Seemann, der fortwährend seine Mütze zwischen den Händen drehte, ein, Platz zu nehmen.

„Da sind Sie ja, Franz, was wollen Sie denn von mir?"

Er wolle Rat suchen, wie er sagte, und bat, seine Geschichte erzählen zu dürfen.

„Sie wissen, Herr Pfarrer, ich bin nicht sehr klug, ‚ich bin kein Genie', he, he! sagt meine Frau," und nach dieser Vorrede trug er seine Angelegenheit in einem Atem und beständig seine Mütze betrachtend vor.

„Sie erinnern sich wohl, Herr Pfarrer, daß Maugendre Ihnen mitteilte, er wäre Witwer. Vor fünfzehn Jahren nämlich war seine Frau nach Paris gegangen, um eine Stelle zu suchen. Wie es Brauch ist, hatte sie ihr Kind dem Arzte gezeigt, und es dann einer Ammenbesorgerin anvertraut."

Der Pfarrer unterbrach ihn. „Was ist das, eine Ammenbesorgerin?"

„Das ist eine Frau, Herr Pfarrer, welche man beauftragt, neugeborene Kinder zu Ammen in der Provinz zu bringen. Solche Kinder werden von diesen Frauen in Menge in einem Korbe wie kleine Katzen, die ertränkt werden sollen, hingeführt."

„Das ist ja ein drolliges Geschäft!"

„Es befassen sich aber ganz ehrbare Leute damit, Herr Pfarrer, aber Mutter Maugendre war auf eine Frau gefallen, die niemand bekannt war, auf ein böses Weib, das Kinder zu erhaschen suchte, um sie an Tagediebe zu vermieten, die sie, um Mitleid zu erregen, auf ihren Bettelgängen mitnahmen."

„Was muß ich hören!"

„Die reine Wahrheit, Herr Pfarrer; diese Schurkin von Frau hat Scharen von Kindern an sich gebracht, unter ihnen auch das Maugendres. Bis zu seinem vierten Jahre behielt sie es bei sich, um ihm das Betteln beizubringen. Da es sich aber als Sohn eines braven Mannes stets weigerte, die Hand auszustrecken, verließ sie es eines schönen Tages auf der Straße, wodurch es seinem Schicksale überlassen war. Vor einem halben Jahre jedoch, als sie in einem Hospitale im Sterben lag, wurde sie von Gewissensbissen gepeinigt. Was das sagen will, Herr Pfarrer, weiß ich aus Erfahrung, das macht Höllenqualen," und als wolle er den Himmel zum Zeugen dafür anrufen, daß seine Worte Wahrheit seien, richtete der arme Mensch seine Augen gegen die Zimmerdecke. „Schließlich hat sie den Kommissar kommen lassen, hat ihm den Namen des Kindes genannt, und dieser hat ihn mir wiedergesagt. Er ist — Viktor."

Dem Pfarrer entfiel das Gebetbuch. „Viktor wäre Maugendres Sohn?"

„So ist es."

Der Geistliche konnte kein verständliches Wort hervorbringen, so betroffen war er; er stotterte etwas wie: Armes Kind, Finger Gottes. Er erhob sich, ging einigemal im Zimmer auf und ab, stürzte ein Glas Wasser hinunter und blieb schließlich, die Hände in seinen Gürtel gesteckt, vor Louveau stehen. Er schien über ein Schriftwort nachzusinnen, das er an das Ereignis anknüpfen könne, da ihm aber kein solches einfallen wollte, sagte er einfach: „Man muß das Kind natürlich seinem Vater wiedergeben."

„Das ist ja gerade mein Kummer, Herr Pfarrer. Sechs Monate lang habe ich ihn bei mir getragen, ohne jemand etwas darüber zu sagen, selbst meiner Frau nicht. Um des Kindes willen haben wir uns so viel Entbehrungen auferlegt, so viel Elend durchgemacht, daß ich nicht weiß, wie ich es fertig bringen würde, mich von ihm zu trennen."

Louveau sagte die Wahrheit, und man mußte den armen Franz nicht weniger bemitleiden als den beklagenswerten Maugendre. Das empfand auch der Herr Pfarrer, der, nicht wissend wie er Louveau trösten könne, mit erhobenem Antlitze um Erleuchtung von oben flehte; endlich, ohne daran zu denken, daß Louveau gekommen war, sich von ihm Rat zu erbitten, sprach er mit erstickter Stimme: „Ja, Franz, was ist da zu machen; was würden Sie an meiner Stelle thun?"

„Ich glaube doch, daß Maugendre Viktor wieder haben muß, Herr Pfarrer. An dem Tage, an welchem Maugendre unvermutet zu uns kam, ist mir das so recht zum Bewußtsein gekommen. Im innersten Herzen that es mir weh, ihn so alt, so gebrechlich, so niedergedrückt zu sehen. Ich kam mir vor, als hätte ich ihn beraubt, war beschämt wie ein ertappter Dieb. Da konnte ich mein Geheimnis nicht mehr länger bei mir behalten, ich mußte es Ihnen offenbaren."

„Und das haben Sie recht gemacht, Louveau," entgegnete der Pfarrer, froh darüber, daß ihm dieser selbst seine Trennung von Viktor vorschlug. „Einen Fehler gut zu machen, ist es niemals zu spät. Ich werde Sie zu Maugendre begleiten, gestehen Sie ihm alles."

„Morgen, Herr Pfarrer."

„Nein, Franz, sofort," und den Schmerz des armen Tropfs erkennend, der konvulsivisch seine Mütze drehte, fügte er bittend hinzu: „Ich bitte Sie darum, Louveau, da wir doch einmal entschieden haben."

V.

Maugendres Stolz.

Ein Sohn!

Maugendre hat einen Sohn!

Im Eisenbahnzuge, der mit rasender Geschwindigkeit Nevers zueilt, sitzt er ihm gegenüber und läßt ihn nicht aus den Augen.

Ohne auch nur ein Dankeswort zu sagen, hat der Alte seinen Sohn an sich gerafft und sich gleich einem Bauer mit dem großen Lose mit ihm davongemacht:

Nicht länger wollte er sein Kind seinem übrigen Schicksale überlassen, dazu hat er es zu lieb, nicht minder lieb als sein Geld; auch will er es für sich allein haben. Was gehen ihn andere an?

Vor Maugendres Ohren summt und brummt es unaufhörlich; sein Kopf glüht wie das Kohlenfeuer der Lokomotive des Schnellzuges, der ihn davonträgt.

Doch schneller, als ein Dampfroß es zu sein vermag, schneller als der schnellste Eilzug sind seine Gedanken; sie durchfliegen die Tage, Monate, Jahre und weilen bei dem zwanzigjährigen Viktor, der, bis zum Zerspringen mit Geld vollgepfropft, ein dunkelgrünes Kleid trägt, bei dem Schüler der Forstakademie mit dem Degen an der Seite und dem Klemmer auf der Nase, in einer Uniform, wie sie die Studenten tragen, mit Tressen und Goldborten besetzt.

Man kann das ja bezahlen. Da werden die Herren den Hut vor ihm ziehen und die jungen Damen bis über die Ohren in ihn verliebt sein, und etwas beiseite wird ein Alter mit schwieligen Händen stehen und sagen: „Das ist mein Sohn." — „Seht, mein Sohn."

Und „mein Sohn" — er träumt ebenfalls — ob auch von Barett und goldenem Lorgnon? — Es wird ihm schwer, die Thränen zurückzuhalten. Es war alles so plötzlich gekommen. Noch brennt ihm Klaras Kuß auf der Wange, sieht er, wie Vater Louveau sich abwendet, das bleiche Gesicht von Mutter Louveau, und Mimile ihm, um ihn zu trösten, ihren Suppennapf bringen. Er denkt an alle.

Wie wird es bei ihnen ohne ihn sein! Wie wird er ohne sie leben können! Der künftige Forstakademiker ist so geistesabwesend, daß er seinem Vater auf dessen Fragen nicht anders zu antworten weiß als: „Ja, Herr Maugendre."

Und der kleine Seemann von der „schönen Nivernaiserin" ist noch nicht am Ende seiner Trübsale. Es ist nicht so leicht, ein „Herr" zu werden; das kostet nicht allein Geld, auch Mühe und Entbehrungen.

Noch ist Viktor in solche Gedanken versunken, als der Zug mit schrillem Pfeifen über die Flußbrücke in die Vorstadt Nevers einfährt. Die engen Straßen mit den gedrückten Fenstern, an denen statt der Vorhänge Lumpenfetzen herunterhängen, kommen ihm so bekannt vor; es ist ihm, als müßte er das schon irgendwo vor langer Zeit einmal gesehen haben.

Jetzt haben sie das Pflaster unter den Füßen. Um sie kreist und lärmt das Bahnhofsgewühl, das Durcheinander von mit Gepäck belasteten Männern und Frauen, das Rollen der Droschken und schwerfälligen Eisenbahnomnibusse, die von mit Taschen und Plaids bepackten Reisenden im Sturm genommen werden.

Viktor und sein Vater verlassen mittels Droschke den Bahnhof. Der Zimmermann in seiner Gedankenrichtung: Viktor muß neu eingekleidet werden, beharrend, führt seinen Sohn geradewegs zu dem Akademieschneider. Beim Eintritt in den eleganten Laden öffnen ihnen neugekleidete Herren, die denen auf den an den Wänden aufgehängten kolorierten Kupfern gleichen, mit einem etwas herablassenden Lächeln die Thür, und ehe Maugendre sein Begehren kundgethan, legen sie ihm das neueste Blatt der Modes illustrées vor, welches einen rauchenden Gymnasiasten in Gesellschaft einer Amazone, eines Gentlemans im Jagdkostüm und einer Braut in weißem Seidenkleide darstellt. Der Schneider ist gerade mit einem eleganten Waffenrockmuster mit karierten Schößen und goldenen Knöpfen beschäftigt; er legt es dem Zimmermann vor, und mit vor freudigem Stolze strahlenden Augen ruft dieser: „Darin wirst du wie ein Militär aussehen." Ein ein Zentimetermaß um den Hals tragender Herr in Hemdsärmeln nähert sich darauf Viktor und nimmt ihm Maß. Bei dieser Verrichtung kommt dem zukünftigen Forstakademiker unwillkürlich der Gedanke an Vater Louveau, wie dieser ihm hat auch Maß nehmen wollen, und an die Erregtheit seiner gescheiten Frau über Louveaus Thorheit. Alles, was er verlassen, tritt ihm wieder vor die Seele, und seine Augen füllen sich mit Thränen.

Vor den großen Wandspiegel tretend, erkennt Viktor in dem sich ihm darbietenden Bilde eines stattlichen Jünglings im Uniformanzuge den Schiffsjungen von der „schönen Nivernaiserin" nicht wieder, und als er den Schneider seine alte Bluse wie ein Bündel Lumpen mit dem Fuße verächtlich unter den Arbeitstisch schieben sieht, ist es ihm, als habe er nun mit seiner Vergangenheit abgeschlossen, als solle ihm auch die Erinnerung daran geraubt werden.

„Die bedenklichen Folgen Ihrer ersten Erziehung müssen mit aller Energie beseitigt werden," sagte der Anstaltsdirektor streng bei Viktors Aufnahme, und um dem Zöglinge diese Umwandlung zu erleichtern, bestimmte man, daß er nur an jedem ersten Sonntage im Monat die Schule einmal verlassen dürfe.

O, wie er am ersten Abend in einem Winkel des kalten und finsteren Schlafsaales weint und schluchzt, während die übrigen Zöglinge laut schnarchen und der Aufseher beim trüben Schein der Nachtlampe einen Roman verschlingt. Wie sehr er in den Erholungsstunden leidet, während seine Kameraden ihn hänseln und necken.

Wie traurig er im Unterricht auf sein Pult niederblickt, zitternd vor den Zornausbrüchen des Magisters, der von Zeit zu Zeit heftig auf das Katheder klopft und dabei stets wiederholt: „Ein wenig Ruhe, meine Herren!"

Diese keifende Stimme rührt in Viktors Innern die ganze Fülle der schrecklichen Erinnerungen wieder auf und vergiftet ihm damit die Lebensluft. Die trüben Tage der ersten Kindheit treten wieder lebhaft vor seine Seele; die schmutzige Wohnung der Templevorstadt, die Prügel, die er täglich bekommen, das ewige Zanken. Alles, was er schon vergessen zu haben glaubte, taucht wieder auf in ihm.

Um davon abzukommen, zwingt er sich andere Vorstellungen auf, von Klara, von der „schönen Nivernaiserin", die wie Sonnenblicke in dem Dunkel seines Lebens sind, und das ist sicherlich die Ursache davon, daß der Präzeptor zu seinem Erstaunen auf allen Buchseiten Maugendres Zeichnungen von Schiffen findet, und mit hartnäckigem Eigensinn immer wieder dasselbe Fahrzeug, bald auf den schmalen Seitenrändern, wie in einen Kanal einlaufend, bald mitten im Lehrsatze und den geometrischen Figuren im Sturme scheiternd, bald auf den Meeren der Landkarte mit vollen Segeln einherfahrend, dargestellt.

Der Direktor, dem man über diesen sonderbaren Burschen immer und immer wieder eingehend berichtet hatte, ließ endlich Vater Maugendre kommen, der ganz erstaunt war, das von seinem Sohne zu hören.

„Er ist doch ein so ruhiger Junge."

„Starrköpfig und eigensinnig wie ein Esel."

„So begabt."

„Nichts begreift er."

Darum ist es jedermann unerklärlich, daß er mitten im Walde bei so kurzem Schulbesuch hat lesen lernen können und nicht auch ebensogut unter der Zucht eines gelehrten Magisters die Mathematik verstehen lernt.

Vater Maugendre war ganz verzweifelt. Seine Vorstellung von dem Förster schien schnell zu erblassen. Er wurde aufgebracht, dann flehte er wieder, machte allerlei Versprechungen.

„Willst du Privatstunden, besondere Lehrer? Ich will alles anwenden."

Viktor blieb.

Doch blieb er ein schlechter Schüler, was die Quartalzeugnisse schonungslos bestätigten.

Er selbst glaubte an seine Unfähigkeit. Täglich mehr versank er in sein dumpfes Brüten.

Was würden Klara und die andern sagen, wenn sie ihn in einem solchen Zustande sähen. Wenn sie doch kommen würden und ihn aus diesem Kerker befreiten; wie gern wollte er mit einem Stücke trockenen Brotes vorlieb nehmen. —

Und sie leiden in der That Not. Immer schlechter gehen die Geschäfte, immer gebrechlicher wird das Schiff. Viktor weiß das aus Klaras Briefen, welche er von Zeit zu Zeit mit einem von dem Direktor, dem diese heimliche Korrespondenz nicht gefällt, ärgerlich mit rotem Stift gekritzelten „vidi" von ihr erhält.

„Ach! wenn du doch bei uns wärst," sagen Klaras immer gleich zärtliche, aber auch immer betrübter geschriebene Briefe, „wenn du doch bei uns wärst! Es ist, als hätte uns mit dir auch unser Glück verlassen, und ich glaube, daß alles wieder gut würde, wenn du wiederkämst."

Nun wohl, Viktor wird auch alles wieder gut machen — wird ein neues Schiff erwerben — wird Klara glücklich machen — den Handel wird er in Schwung bringen — wird beweisen, daß man seine Liebe an keinen Undankbaren verschwendet hat; doch um das alles zu können, ist es nötig,

ein thatkräftiger Mann zu werden; zu erwerben, muß man etwas gelernt haben.

Mögen ihn die Kameraden necken, möge der Magister noch so heftig auf sein Pult schlagen und gleich einem Papagei immer wiederholen: „Meine Herren, ein wenig Ruhe“: Viktor wird nicht mehr duckmäuserig dasitzen, auch keine Schiffe mehr zeichnen; er wird nun arbeiten — arbeiten. —

„Ein Brief für den Schüler Maugendre.“

„Ah,“ denkt er, „das ist Klaras Weihe zu meinem Entschluß; sie will mir Mut machen, im Hinblick auf die dereinstige Freiheit.“

Viktor neigt sich über sein Pult, um die Adresse zu küssen, die sauber geschriebene, doch mit zitternder Hand, wahrscheinlich von der Schiffsschwankung hervorgerufen. Doch nein, nicht daher rührt die Unsicherheit der Schriftzüge. „Es ist vorbei, mein teurer Viktor; die ‚schöne Nivernaiserin‘ wird nicht mehr fahren; sie ist ruiniert, und wir sind es mit ihr. Man hat ein Schild darangehängt mit der Aufschrift: ‚Auf Abbruch zu verkaufen‘; Leute sind gekommen, die alles taxiert, alles numeriert haben, von dem Bootshaken bis zur Wiege der kleinen Schwester. Ich glaube, man will uns alles nehmen und verkaufen. Was soll aus uns werden? Die Mutter wird vor Kummer sterben und der Vater macht mir bange —“

Weiter las Viktor nicht; die Wörter tanzten ihm vor den Augen; sein Kopf glühte, in seinen Ohren summte es unaufhörlich. An das Studium dachte er nicht mehr — er fing an zu delirieren. Er wähnte sich auf dem Schiff mitten auf der Seine, wollte hinabtauchen in den Fluß, um seine Stirne zu kühlen. Dann war es ihm, als höre er den Ton einer Glocke, wohl von einem Bugsierer herrührend, der im Nebel vorbeifuhr; dann wieder war's wie das Brausen des Hochwassers, daß er rief: „Die Flut, die Flut,“ und ein Schauder ergriff ihn.

Auch den Inspektor mit seinen langen Haaren sah er in seinen Visionen und hörte ihn sagen: „Sie sind krank, Maugendre.“

Ja, Maugendre ist sehr krank. Freilich schüttelt der Herr Doktor, als ihn der arme Vater, der ihn aus der Krankenstube hinausgeleitet, mit vor Bangigkeit zitternder Stimme fragt: „Nicht wahr, er wird nicht sterben?“ sein ergrautes Haupt, doch merkt man es ihm an, daß er über den Zustand des Kranken nicht beruhigt ist.

Von dem grünen Rocke ist keine Rede mehr, nur wieder gesund werden, ist jetzt der einzige Wunsch.

„Wenn er davonkäme,“ hat der Doktor gesagt, „müßte er sofort aus der Anstalt entlassen werden.“

Ja, wenn er davonkäme!

Der Gedanke, sein eben wiedergefundenes Kind schon zu verlieren, dieser Gedanke läßt alle ehrgeizigen Wünsche des weich gewordenen Vaters vergessen. Gern will er auf die Verwirklichung seiner Träume verzichten, den Schüler der Forstakademie mit eigenen Händen begraben, wenn ihm nur Viktor erhalten bleibt. Er wirft sich über Viktors Bett. Der starke Baum ist bis auf den Kern zerspalten, Maugendres Herz weich geworden.

„Werde nur wieder gesund, mein Junge, du sollst reisen, sollst zu ihnen zurückkehren, wieder fahren, und das ist auch für mich gut, da ich dich doch dann öfter sehen kann.“ —

Die Ferien sind gekommen; nicht läutet die Glocke mehr zu den Arbeits- und Erholungsstunden, zum Mittag- und Abendessen, der Lehrsaal ist verödet, die Zöglinge weilen in der Freiheit.

In dieser stillen Zeit wird der Kranke nach Hause gebracht.

Ganz überrascht, sich in einem weißen Bett mit behagliche Dämmerung um ihn verbreitenden Vorhängen zu finden, schaut er um sich. Ihn gelüstet es, sich aufzurichten und umzusehen, wo er sich befinde, die Vorhänge beiseite zu schieben, doch hat er, obwohl er sich wie neu belebt fühlt, nicht die Kraft dazu.

Was ist das? Flüsternde Stimmen und ein leises Gehen wie auf Fußspitzen, und dann noch ein ihm sehr bekannt vorkommendes Geräusch, wie von dem Kehren mit einem Besen herrührend. Wo war doch das? War es nicht auf dem Deck der „schönen Nivernaiserin“? Natürlich, das ist es. Und seine ganze Kraft zusammennehmend, ruft der Kranke mit schwacher Stimme, die ihm freilich sehr laut scheint: „Heda! Schiffsmannschaft, heda!“

Da schieben sich die Vorhänge beiseite, und von der auf ihn hereinströmenden Lichtfülle halb geblendet, gewahrt er alle die teuren Seinen, die er in seinen Phantasien so oft gerufen hatte.

Alle! Klara, Maugendre, Vater Louveau, Mutter Louveau, Mimile, die kleine Schwester und der alte abgebrühte, wie sein Haken magere Reiher, der mit dem ganzen Gesichte lacht. Alle strecken ihre Hände aus, neigen sich über ihn, küssen ihn, drücken ihm die Hände, überstürzen sich mit Fragen — und er: „Wo bin ich? Woher kommt ihr?“

Doch der Herr Doktor hatte streng Schonung befohlen, und der Alte mit dem grauen Haar spaßte nicht dabei.

Man steckt dem Genesenden die Arme unter die Decke, und um ihn am Sprechen zu hindern, läßt Maugendre ihn nicht zu Worte kommen.

„Denke dir nur, schon sechs Wochen liegst du krank. Ich war gerade bei dem Direktor, um mich bei ihm über dich zu erkundigen. Zu meiner großen Freude teilte er mir mit, daß du jetzt arbeitetest wie ein Tagelöhner und sichtlich Fortschritte machest. Ich hatte soeben darum gebeten, dich einmal sprechen zu können, da stürzt ganz außer sich der Inspektor herein und stammelt, du habest ganz plötzlich einen Fieberanfall bekommen; ich eile zu dir, doch du erkennst mich nicht, hast Augen wie Feuerflammen und phantasierst stark. Mein armer Junge, du bist sehr krank gewesen. Keine Minute habe ich dich verlassen, fortwährend sprachst du von der „schönen Nivernaiserin“, von Klara, vom neuen Schiffe und was weiß ich noch alles. Dann erinnerte ich mich an deinen Brief, an den Brief von Klara, den man dir aus den Händen genommen und ihn mir gegeben und an den ich in der Aufregung gar nicht mehr gedacht hatte. Ich ziehe ihn aus der Tasche, lese ihn, schlage mich mit der Hand vor den Kopf, mir sagend, daß ich über meinen Kummer nicht die Not meiner Freunde zu vergessen brauche, und schreibe an sie, erhalte aber keine Antwort. Da mache ich mich eines Tages, wo es mit dir besser ging, auf und hole sie in mein Haus, wo sie auch jetzt wohnen und so lange wohnen werden, bis ihre Sache geordnet ist. Nicht wahr, Louveau?“

Allen stehen die Thränen in den Augen und trotz der Warnungen des Doktors zieht Viktor die Arme unter der Decke hervor und schlingt sie um seinen Vater. Maugendre fühlt, was er noch nie hat empfinden können, den Kuß eines zärtlichen Kindes auf seinen Lippen.

Am folgenden Tage eröffnet Maugendre seinen Hausgenossen, daß er nach Clamecy reisen werde, um für Louveau bei Bekannten, die eine große Holzlieferung übernommen, Beschäftigung zu suchen und die einen so tüchtigen Seemann sicher mit offenen Armen aufnehmen würden. Klara möge solange bei Viktor bleiben, ihn unterhalten und dadurch die bitteren Arzneien versüßen. Mutter Louveau würde wohl die Wirtschaft führen und Franz den Bau des von ihm übernommenen Gebäudes in der Grande Straße beaufsichtigen.

Bald kam Viktor das Bett verlassen. In einem Fauteuil sitzend, rollt ihn Klara ans Fenster und plaudert mit ihm, oft ganz allein.

„Klara, weißt du noch, wenn ich am Steuer saß und du mit dem Strickzeug in der Hand an meiner Seite warst?“

Errötend schlägt Klara die Augen nieder, und beide sind eine Weile stumm vor Glück.

Er ist nicht mehr der kleine Bursche mit der roten Mütze, dessen Füße, wenn er auf dem Bettrande saß, nicht den Boden berührten, und sie gleicht einer eben zur Jungfrau erblühenden Mädchenknospe.

„Komm recht früh, Klara, und weile, solange du kannst,“ wiederholt er jedesmal, wenn Klara ihn verläßt.

Wie schön muß es aber auch für sie sein, so bei einander am Fenster hinter den Vorhängen zu sitzen, miteinander zu speisen, zu plaudern, sich der ersten Kindheit zu erinnern, wo sie auf dem Bettrande mit demselben Löffel ihre Brotsuppe aßen. Ach diese Kindheitserinnerungen! Sie gehen von dem einen auf das andere zurück, so daß man immer Neues zu erzählen weiß. Ein Paar achtzigjährige Eheleute denkt nicht mehr als die beiden in der Krankenstube an die Vergangenheit.

Kommt es ihnen aber denn nicht in den Sinn, auch an die Zukunft zu denken? — Ach, sie denken wohl daran, wenn sie auch nicht davon reden. Das ist ja aber auch

...ht von nöten. Ein Händedruck, ein leises ...oten sind deutlicher als Worte, und in ...er Sprache reden sie den ganzen Tag, ...her es auch wohl kommt, daß sie oft ...schweigsam sind und daß ihnen die ...age so schnell dahinfließen und ihnen ...merkt ein Monat verstrichen ist.

...iktor kann wieder hinaus.

Zu dieser Zeit kehrt Vater Maugendre von seiner Reise zurück. Er findet alle bei ...ander. Sogleich fragte ihn der arme ...uveau gespannt: „Nun, kann man mich ...a unten gebrauchen?"

Maugendre kann ein schmunzelndes ...ächeln nicht unterdrücken: „Ob man dich ...en will, Alter? Man gebrauchte einen ...uen Schiffspatron, und als ich ihnen ...ich vorschlug, waren sie freudig einverstanden."

„Wer denn ‚sie'?"

Aber in seiner Freude fragt er nicht ...eiter, und ohne mehr erfahren zu haben, ...achen sich alle auf nach Clamecy.

Die Freude, als sie am Kanal ankommen!

Da, am Kai, ragt der Mast eines ...ständig neuen, prächtigen, von oben ...is unten bewimpelten Schiffes aus der ...rünen Flut.

„O, das schöne Schiff!" tönt es von ...en Lippen.

Louveau traut seinen Augen nicht; ...it offenem Munde und so erregt, daß ...m die Ohrringe hin und her schwingen, ...eht er da.

„Das ist zu schön! Ich würde es niemals wagen, mit einem solchen Schiffe zu ...ren; das ist zu gut zum Schiffen. Man ...ß es unter eine Glasglocke setzen."

Maugendre ist genötigt, ihn vorwärts ...uf die Brücke zu schieben, von welcher ...m die Schiffsmannschaft winkt.

„Wie! Sogar die Schiffsmannschaft ...t restauriert? Sie hat ja einen neuen ...n und ein ganz frisches Holzbein. ...as ist sehr hübsch von dem Schiffs...ummer, der ein umsichtiger Mann sein ...ß. Wie zweckmäßig hat er alles ein...ten lassen! Das Oberdeck von einer ...lustrade umgeben, mit Sitzbänken und ...ch ein Zeltdach vor dem Wetter geschützt. Der Schiffsraum faßt noch ein...al so viel wie ein anderes Schiff, und ...e Kojen, o die Kojen! Drei Zimmer, ...ne Küche, Fenster!"

Ganz überwältigt zieht er Maugendre ...n sich heran und stottert: „Aber mein ...ein Maugendre, du hast noch etwas ver...en, hast mir noch gar nicht gesagt, für ...n ich fahren soll."

„Möchtest du das wissen?"

„Ja, freilich!"

„Nun, für dich!"

„Wie — denn — das Schiff —"

„Gehört dir!" —

Die Ueberraschung! Ein Glück, daß ...r umsichtige Unternehmer auf dem Deck ...e Bank hat anbringen lassen. Louveau ...nkt darauf zusammen.

„Das ist ja nicht möglich — wie kann ...n das annehmen!"

Doch Maugendre weiß ihm zu antworten: „Du denkst wohl nicht mehr an meine alte Schuld, hast wohl ganz vergessen, was dich Viktor gekostet hat. Sei ruhig, Franz, ich bleibe immer noch dein Schuldner."

Und mit Thränen in den Augen fallen sie sich in die Arme und halten sich umschlungen wie Brüder.

Da, wie Maugendre es gewünscht, naht ein Zug aus dem Walde mit dem Herrn Pfarrer und einem Musikkorps an der Spitze.

Ganz Clamecy in Prozession ist gekommen, um dem Feste der Schiffsweihe beizuwohnen.

Und das Banner fliegt im Winde.
Und die Musik spielt: Zim! bum, bum!
Und alles jubelt.

Und über dem allen lacht freundlich die Sonne, in deren Strahlen das Silber des Kreuzes und die Musikinstrumente funkeln.

Ein schönes Fest!

Da verschwindet ein graues Segel vom Hinterteil des Schiffes und in goldenen Lettern auf blauem Grunde erscheint der Name: „Die neue Rivernaiserin".

Ein Hurra durchbraust die Luft. Ein Hoch der „neuen Rivernaiserin", daß sie so alt werden möge wie die alte, und in ihrem Alter glücklicher wie diese sein möge.

Indessen ist der Herr Pfarrer ans Schiff herangetreten. Hinter ihm haben sich die Sänger und Musikanten gereiht. Das Banner senkt sich.

„Benedicat Deus —"

Paten sind Viktor und Klara. Der Herr Pfarrer hat sie zu sich herantreten lassen; zitternd halten sie sich an der Hand; ganz verwirrt stammeln sie die Worte nach, die ihnen ein Chorknabe vorflüstert, während sie der Herr Pfarrer mit Weihwasser übersprengt:

„Benedicat Deus —"

Man möchte sie für ein junges, vor dem Altar stehendes Paar halten. Dieser Gedanke kommt allen, vielleicht ihnen selbst, denn sie wagen nicht aufzusehen und fangen immer mehr an zu zittern.

Endlich ist die Zeremonie zu Ende. Die „neue Rivernaiserin" ist geweiht; allmählich zerstreut sich die Menge. Vater Louveau wendet sich zu den Musikanten und stößt mit ihnen an; Maugendre hat währenddessen die Paten an die Hand genommen, und indem er Louveau zublinzelt, wendet er sich an den Herrn Pfarrer mit den Worten: „Die Taufe ist vor sich gegangen, Herr Pfarrer, wann die Hochzeit?"

Viktor und Klara werden über und über rot. Mimile und die kleine Schwester klatschen in die Hände, und inmitten des allgemeinen Enthusiasmus hängt sich der etwas angeheiterte brave Seemann an die Schulter seiner Tochter, lacht mit dem ganzen Gesichte, und sich über seinen schlechten Witz schon vorher freuend, spricht er: „Nicht wahr, Klara, jetzt könnten wir wohl Viktor dem Kommissar zurückbringen?"

Der Sänger der „bezauberten Rose".

Von

Dr. R. Lange.

Seit Kaiser Wilhelm I. in der stillen Charlottenburger Gruft den Todesschlaf schläft, um auszuruhen von den Thaten eines wunderbar reichen, Heil und Segen in Fülle spendenden Lebens, ist der 22. März, der Tag, an dem einst das ganze deutsche Volk sein „Macte senex imperator" dem Vielgeliebten zujubelte, ein Tag der stillen Wehmut und schmerzlicher Erinnerung für uns Deutsche geworden. Er ist vor allem dem Andenken des Geschiedenen geweiht und soll und wird es bleiben. Dennoch mag es mir vergönnt sein, bei der diesjährigen Wiederkehr dieses Tages den Leser auch an einen andern Sohn unseres Vaterlandes zu erinnern, dessen Haupt freilich keine Fürstenkrone, wohl aber der Dichterlorbeer schmückte und der seinerzeit in demselben Kampfe mitgefochten hat, in dem auch Kaiser Wilhelm als jugendlicher Prinz zuerst die Schrecken, aber auch die Ehren, die der Krieg bringt, kennen lernte. Ich meine Ernst Schulze, den Dichter der „bezauberten Rose". Denn wenn er auch nicht zu den größten und ruhmreichsten Sängern Deutschlands gehört, so verdient doch auch er in der Erinnerung seines Volkes weiter zu leben. Zwar ist er früh ins Grab gesunken, ehe er zur völligen Reife sich emporgerungen hatte, aber in der kurzen Zeit, die ihm zu leben vergönnt war, hat er viel mehr Schönes und Treffliches geschaffen, als die meisten ahnen.

Ernst Konrad Friedrich Schulze wurde am 22. März 1789 zu Celle als Sohn des dortigen Bürgermeisters geboren. Er ward ein frischer, munterer, zu Jugendstreichen aller Art aufgelegter Knabe, dabei gutherzig und offen. Daß es ihm an Anlagen nicht fehlte, zeigte sich bald, aber von Ordnung und geregeltem Fleiß mochte er damals nichts wissen. Er betrachtete sich, da er von anderen immer so beurteilt wurde, bald auch selbst als einen Menschen, aus dem nie etwas Rechtes werden würde. Erst später zeigte sich seine dichterische Anlage und der Hang zur Schwärmerei und Romantik, der ihm dann durch sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist. Als er fünfzehn Jahre alt war, verbrachte er oft lange Wochen auf einem abgelegenen Landgute einige Meilen von Celle, das sein Vater zu verwalten hatte und in dem ein Pächter mit seiner Familie hauste. Der junge Romantiker aber lebte dann trotz der immer erneuten Aufforderungen des Pächters nicht in dessen Haus, sondern bezog mutterseelenallein das halbverfallene Herrenschloß, das in einem ganz verwilderten Parke lag, und spann sich hier im großen Rittersaal oder im alten Himmelbett ganz in seine phantastischen Träume ein oder streifte draußen durch Moor und Heide und lauschte dem Rauschen des Windes, der durch die alten Tannen fuhr.

Siebzehn Jahre alt, bezog er 1806 die Universität Göttingen, um Theologie zu studieren. Sonderliche Neigung brachte er dazu nicht mit, und so war es denn natürlich, daß er sehr bald auf andere Gedanken kam. Gleich von Anfang an hörte er fast nur die ästhetischen und litterarhistorischen Vorlesungen des von ihm hochverehrten Professors Friedrich Bouterweck, der später (1822) seines Schülers sämtliche poetische Werke herausgab. So wurde er zum Philologen und ist es geblieben. Sein Wunsch war später, eine Professur in Göttin-

gen zu erlangen, und er hat später auch Vorlesungen gehalten. Aber wenn er auch, freilich nicht ohne Unterbrechungen, sehr fleißig und ernsthaft sich seinen Studien gewidmet hat, wenn es auch Zeiten gab, wo er, wie er selbst erzählt, „wie ein verliebter Schäfer tagelang einer einzigen Konjektur nachschlich und sie mit himmlischer Zufriedenheit durch die Sandwüste mächtiger Folianten verfolgte“, so hat er doch eine wirkliche Liebe zum philologischen Studium nie empfunden; oft genug spottet er ingrimmig über die Beschäftigung mit dem „Gesindel“, wie er die alten Schriftsteller nennt, und über „die heilige Philologie, die ihn in ihre knöcherne Arme genommen“. „Gelehrt wird man freilich auch wider Willen,“ meint er, „aber was bleibt von Geist und Phantasie übrig? Mir zum Glück noch so viel, um auf meine eigene Narrheit und auf meinen Jammer ein Spottgedicht machen zu können!“ Sein eigentliches Feld war und blieb immerdar die Poesie, für sie schlug sein Herz — und für die Liebe.

Jahrelang lebte er in Göttingen fröhlich dahin, und da er, auch darin ein wahrer Dichter, immer nur sang, was er lebte und fühlte, so atmen auch seine Gedichte aus jener Zeit Heiterkeit, Frohsinn, Lebenslust. Das Leben lag vor ihm, wie ein blühendes, duftendes, sonnendurchglänztes Gefilde. Das war die Zeit, von der er in seinen Elegieen sang:

Wahrlich, ich habe gelebt! Nicht reut mich die fröhliche Wildheit;
Fest an die feurige Brust drückt' ich das blühende Sein,
Küßte die scheidende Lust, und der nahenden lacht' ich entgegen,
Und zur geliebtesten Braut ward die Minute mir stets.

Das wurde anders, als er — es war gegen Ende des Jahres 1811 — Cäcilie Tychsen, die siebzehnjährige Tochter eines Göttinger Gelehrten, kennen lernte. Nur ein kurzes Jahr hat er sie gekannt, dann nahm der Tod sie hinweg — aber dieses Jahr entschied über sein ganzes späteres Leben. Cäcilie war ein schönes, außerordentlich begabtes, für alles Hohe empfängliches, tief empfindendes Mädchen, aber so zart besaitet, so ätherisch, daß man frühzeitig schon ahnen konnte, sie sei für die rauhe Erde nicht geschaffen. So wie sie entwickeln sich nur zu oft die Menschen, die dann in der Jugend schon hinweggenommen werden; es ist, als ob sie, da ihnen die Zeit zum Leben so kurz zugemessen ist, schneller sich entfalten, rascher alle Schätze des Geistes und Herzens sammeln und wieder spenden müßten.

Bei der ersten Bekanntschaft zog Cäcilie den Dichter nicht an, und er machte sich später Vorwürfe, daß er sie anfangs falsch beurteilt habe. Bald aber lernte er das seltene Mädchen lieben, und seine Liebe ward immer inniger, obwohl Cäcilie sie wenigstens nicht in dem Maße erwiderte, wie sie ihr entgegengebracht wurde. Sie war freundlich zu ihm und dankbar für seine Anhänglichkeit, aber weiter scheint sie nicht gegangen zu sein. Und der Dichter war damit zufrieden, mußte es schon deshalb sein, weil er nach kurzer Bekanntschaft schon erkannte, daß die Geliebte einem frühen Grabe zuwankte. Schon darum ist es zu einer bestimmten Erklärung zwischen beiden nicht gekommen.

Die Liebe zu Cäcilie ließ für den Dichter alles andere in den Hintergrund treten; sie bewirkte, wie er nach kurzer Bekanntschaft schon empfand, eine vollständige Umwandlung seines Wesens. Durch der Geliebten Einfluß erst erwachte in ihm die Liebe zum bedrängten Vaterlande, erst sie stimmte ihn religiös; aber freilich raubte ihm die Liebe auch seine Heiterkeit und Seelenruhe; dafür aber gab sie ihm erst die Dichterweihe und uns außer seinen poetischen Erzählungen auch eine Reihe der schönsten und zartesten Lieder und Gedichte. Ich erinnere hier an jene an Cäcilie gerichtete Epistel, von der er selbst sagt, hier sei, während er doch sonst unendlich viel schlechte Verse gemacht habe, eine solche Zartheit des Gefühls, eine so geistige Empfindung, daß man das Gedicht aus Luft gewebt nennen möchte. Und fürwahr, er hat recht; und da dies Gedicht für Schulzes ganze Art zu empfinden und wohl auch zu schwärmen, so bezeichnend ist, möge wenigstens eine Stelle daraus hier Platz finden:

„Als dich zuerst mein ird'sches Aug' erblickte,
Nicht Staunen war's, was da mein Herz empfand,
Du warst mir längst verbunden und bekannt,
Und jeder Traum, der früher mich entzückte,
Er lieh von dir sein gaukelndes Gewand.
Nie ließ mein Herz die süße Hoffnung schwinden,
Einst würd' ich auch auf meines Lebens Pfad
Den Genius des Traumes wiederfinden,
Der freundlich oft vor meine Seele trat.
Viel holde Bilder nahten mir und schwanden
Im raschen Tanz des ird'schen Gaukelspiels,
Umflochten mich mit leicht zerriss'nen Banden
Und wiegten sich, vom Hauch der Laun' entstanden,
Auf Funken nur des geistigen Gefühls.
Doch unentweiht umfloß das heil'ge Feuer
In meiner Brust ein namenloses Bild,
Kein fremder Reiz zerriß den zarten Schleier,
Worin es still und dämmernd sich gehüllt.
Da sah ich dich, und sieh, der Flor entbebte,
Der höchste Wunsch, der mir im Herzen lebte,
Der schönste Traum der Sehnsucht war erfüllt.“

Eine ganze Anzahl von Gedichten sind an Cäcilie gerichtet; er kannte damals kaum etwas anderes, was ihm wert schien, besungen zu werden, und in immer neuen Worten und Bildern gesteht er ihr, wie teuer, wie heilig sie ihm sei:

„In jedem Blick, in jedem gedämpften Laut,
Im stummen Gram und in des Frohsinns
Sonnigem Lächeln enthüllt mein Herz dir,

Daß du allein ihm Leben und Liebe bist,
Daß zart und innig jedes Gefühl in mir
Dein Eigentum ist, daß dein Blick nur
Kraft in die Brust mir und Milde senkte.

So weht belebend um das entkeimte Grün
Mit duft'gem Flug des sel'gen Lenzes Hauch,
So gaukelt freundlich in der Quelle
Rieselndem Silber der Rose Bildnis!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wie schon erwähnt, mußte der Dichter bald erkennen, daß der Geliebten Tage gezählt seien. Da kam immer gewaltiger die Schwermut über ihn. Ab und zu brach zwar wieder ein Sonnenstrahl der Hoffnung durch des Kummers dunkles Gewölk — aber schnell verschwand er wieder. Cäcilie hatte früher an einer heftigen Nervenkrankheit gelitten; seitdem war sie nie wieder ganz gesund geworden, und nun verzehrten sich ihre Kräfte mehr und mehr. Sie selbst sah den Tod kommen und sprach viel von ihm. Daß ihr Sänger auch in dieser schweren, hoffnungsarmen Zeit treu bei ihr ausharrte, sie zu erheitern, zu trösten suchte, ihr tausend kleine Liebesdienste erwies, blieb nicht ohne Eindruck auf des Mädchens Herz. Sie war dankbar für soviel Liebe, und das machte den armen Schwärmer so glücklich!

Und endlich starb sie, noch nicht achtzehn Jahre alt — es war am 3. Dezember 1812. Des Dichters Schmerz war tief und schwer. Trost gab ihm zuerst wieder die Dichtung. Der Gedanke stieg in ihm auf, die Verlorene in einem großen epischen Gedichte zu verherrlichen. Er wollte darin, wie er selbst schreibt, ihren Charakter bis in seine kleinsten Feinheiten darstellen. Deutsch sollte es sein, wie ihr Gemüt, und die Religion sollte das Hauptmotiv werden. In Cäcilie wollte er die christliche Sehnsucht nach dem Himmlischen und Ewigen darstellen. Rastlos ging er an die Ausführung seines Planes, und so entstand in verhältnismäßig kurzer Zeit sein bedeutendstes Gedicht, die romantische Epopöe „Cäcilie“. Die Form ist die freie Stanze des Oberon. Das Ganze enthält zwanzig Gesänge und behandelte den Sieg des Christentums über den Odinsdienst in Dänemark; es spielt zur Zeit Ottos I. Cäciliens Wundergestalt führt das christliche Heer zum Siege. Gelesen wird das Gedicht jetzt wohl nur noch wenig; das Ganze verschwimmt, wie Schulze selbst erkannte, etwas im Nebel, und die Gestalten haben kein rechtes Leben. Aber bewundernswert ist auch hier des Dichters reiche Phantasie und die Kunst der Schilderung, die sich ganz besonders in einzelnen prächtigen Episoden zeigt. Vor allem aber ist auch in diesem Gedicht der Vers meisterhaft gehandhabt: in Beziehung auf musikalische Klangfülle, auf leichten mühelosen Fluß der Rede scheut die „Cäcilie“ den Vergleich auch mit den besten Werken nicht.

Die letzten Jahre von Schulzes Leben sind wenig erquicklich. Nicht als ob er sich selbst untreu geworden und etwa gesunken wäre — nein, er blieb, der er war, und unerschöpflich war der Quell seiner Lieder. Was uns aber wenig erfreulich anmutet, ist die diese ganze spätere Zeit ausfüllende eigentümliche Doppelliebe des Dichters. Er blieb seinem eigenen Geständnis nach bis zum Tode Cäcilien treu und doch faßte er sehr bald nach ihrem Scheiden eine schwärmerische Liebe auch zu ihrer Schwester Adelheid. Er sah in der lebenden Schwester gewissermaßen ein anderes Ich der Gestorbenen; beide verschmolzen für ihn zu einer einzigen Gestalt. Er beweinte und beklagte die Tote und verlangte nach dem Besitz der Lebenden. So sagt er selbst:

„Mein Singen soll nur eine Herrin preisen,
Die doppelt stets mein zweifelnd' Aug' erblickt:
Dort in des Grabes ewig stummen Kreisen,
Hier mit des Lebens frischem Reiz geschmückt;
Und wenn auch hier zwei Namen sie benennen,
Nie kann mein Herz die holden Bilder trennen.“

Neben der toten widmet er nun auch der lebenden Schwester seine Lieder, und auch unter ihnen sind nicht wenige Edelsteine; sie finden sich besonders in dem „Poetischen Tagebuch“, das von 1813 bis 1817 reicht und in dem der Dichter in oft klassisch schönen und reinen Versen sein Fühlen und Denken, sein Lieben und Leiden uns enthüllt. Nur einige Stellen darf ich hier anführen. Vom 6. Januar 1814 stammen die Verse:

„Alles, wo ich weil' und gehe,
Muß Verlangen mir erregen,
Ewig ist von süßem Wehe
Mir die volle Brust erfüllt.
Und du kommst auf allen Wegen
Mir entgegen,
Holdes Bild!

Flieh' ich dich, so muß ich leiden,
Leiden, wenn ich dich erblicke,
Immer zwischen Sehn und Meiden
Schwankt mein Herz im raschen Streit,
Und mir naht, wohin ich blicke,
Leid im Glücke,
Glück im Leid.“

Wenige Tage später schrieb er die Verse nieder:

„Wenn ich still an deinen Blicken hange,
Quillt in mir ein wunderbares Leben
Und der Träume bunte Geister spielen
Um mich her in zauberischem Tanz.
Wie die Tön' im goldnen Harfenklange,
Leis' und laut sich ineinander weben,
So verflicht von wechselnden Gefühlen
Hell und dämmernd sich der holde Kranz.

Liebesküsse beut mir dann mein Sehnen,
Und in meinem Arme ruht mein Hoffen,
Was ich träumte, steigt vom Himmel nieder,
Aus dem Grab ersteht, was ich verlor,
Und es ist die Bahn zu allem Schönen,
Und des Sieges goldnes Thor mir offen,
Und es strebt mit mächtigem Gefieder
Mutig der erlöste Geist empor.“

Will uns schon die Doppelliebe des Dichters an und für sich nicht recht behagen, weil das ganze Verhältnis uns unklar erscheint, so steigert sich dies Gefühl noch dadurch, daß Schulze, obwohl Adelheid seine Liebe nicht erwiderte, doch nicht aufhörte, um ihre Ne

gung zu werben und ihr immer wieder sein Leid zu klagen in einer Weise, die uns jetzt nicht mehr so recht als eines Mannes würdig erscheinen will. —

Dauernde Heiterkeit kam nie wieder in des Dichters Seele, seit Cäcilie gestorben war. Zu dem Schmerz über seinen unersetzlichen Verlust und zu der unglücklichen Liebe, die ihn quälte, kam noch, daß auch seine Gesundheit zu wanken begann. Traurig und öde lag das Leben vor ihm. Da trieb's auch ihn, mit in den Krieg zu ziehen, durch den der Uebermut des fremden Eroberers vollends gebrochen werden sollte. Mit großer Freude hatte er im Jahre 1813 die deutschen Waffen Sieg auf Sieg erfechten sehen, und immer von neuem war der Wunsch in ihm aufgetaucht, auch zum Schwert zu greifen. Zum Preise der wieder errungenen Freiheit schrieb er sein bekanntes Gedicht: „Cäcilie, eine Geisterstimme“, und am 1. November jenes Jahres zeichnete er in sein „V. Poetisches Tagebuch“ das schöne Gedicht ein, das mit den Worten beginnt:

„Rosse wiehern, Waffen blinken,
Deutschlands Rächer sind genaht,
Und die bunten Fahnen winken
Zu des Ruhmes goldnem Pfad.
Soll ich stets dem Kummer dienen
Sehnsuchtsvoll und hoffnungslos?
Nimmer blüht die That des Kühnen
In der Ruhe trägem Schoß.“

Am 8. Dezember trat der Dichter in das Grubenhagische Jägerbataillon ein. Im Frühling erst zogen die Jäger ins Feld, um Davoust aus Hamburg vertreiben zu helfen, und nach einigen hitzigen Gefechten zog Schulze mit ihnen in die befreite Stadt ein. Das ungewohnte Kriegsleben hatte ihm wohl gethan, und frischer kehrte er nach Göttingen zurück; hier aber begann die alte Qual von neuem. Ab und zu schien er sich zwar im Verkehr mit Freunden aufzuraffen, aber das dauerte nie lange. Immer mehr verdüsterten Gram und Mißmut sein Gemüt. Ein Kolleg über Homer, das er eröffnete, wurde wenig besucht, und alle seine Bemühungen, eine feste Stellung zu finden, scheiterten. Sein wachsender Dichterruhm vermochte ihn über all' sein Leid nicht zu trösten. Als der Krieg wieder ausbrach, entschloß er sich nach einigem Schwanken, wieder mitzuziehen. Er wollte wieder in ein Jägerkorps eintreten, das sich auf dem Harz bildete; da er aber hier zu spät kam, kehrte er wieder nach Göttingen zurück. Immer dunkler wurde es in seinem Innern. „Wenn ich noch lange so in meiner stillen Abgeschiedenheit sitze,“ schrieb er damals an Adelheid, „und Vergangenheit und Gegenwart vergleiche, muß ich fürchten, wahnsinnig zu werden. In manchen Augenblicken kommt es mir vor, als sei ich es schon.“ — Die Familie der Geliebten und diese selbst wurden immer kühler und zurückhaltender gegen ihn, und endlich raffte er sich dazu auf, jeden Verkehr mit ihr abzubrechen. Der lange Brief (vom 25. und 26. Mai 1816), in dem er endlich Abschied von Adelheid nimmt, zeigt, wie furchtbar schwer ihm auch jetzt noch dieser Entschluß wurde.

Oft ersehnte er den Tod:

„Ich bin von aller Ruh' geschieden
Und treib' umher auf wilder Flut,
An einem Ort nur find' ich Frieden,
Das ist der Ort, wo alles ruht.

Und wenn die Wind' auch schaurig sausen
Und kalt der Regen niederfällt,
Doch mag ich dort viel lieber hausen,
Als in der unbeständ'gen Welt.“

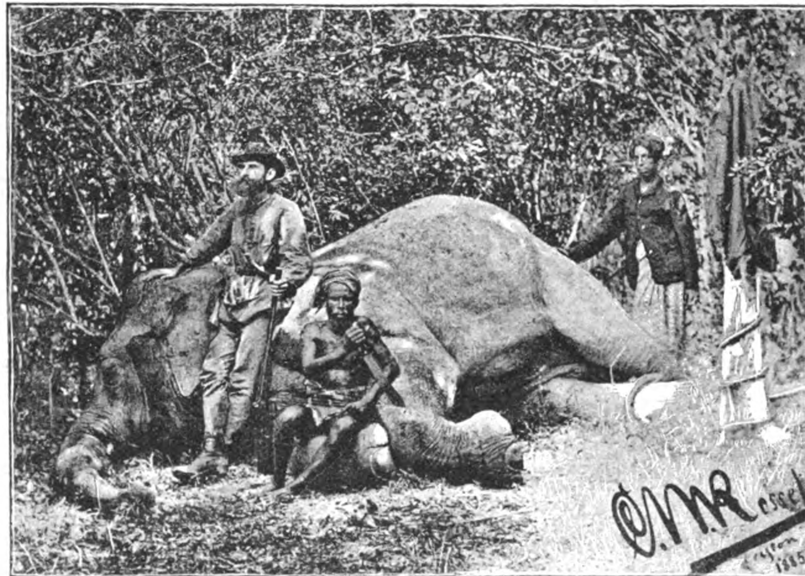
Er ahnte nicht, daß, was er ersehnte, ihm so nahe war! Von seiner Mutter hatte er die Anlage zur Schwindsucht ererbt, und seine Tage waren gezählt. Noch bis zum Anfang des Jahres 1817 blieb er in Göttingen; seine ganze Sehnsucht und sein Wille standen nach Italien, nach Rom, wohin zu kommen ihn einige seiner Freunde dringend aufforderten. Dort hoffte er, die Vergangenheit endlich vergessen und „sich für sein ganzes künftiges Leben Ruhe erkaufen zu können“. Die Hoffnung auf das Land seiner Sehnsucht sollte sich nicht erfüllen, aber sie hat ihn noch bis zu seinen letzten Tagen freundlich umgaukelt. Und noch eine andere Freude ward ihm zu teil. Schon erkrankt, hatte er seine „Bezauberte Rose“ geschrieben und sich mit ihr um den Preis beworben, den Friedrich Arnold Brockhaus in Leipzig für die beste poetische Erzählung ausgeschrieben hatte. Schulzes Gedicht wurde einstimmig für das beste erklärt und verdiente den Preis auch in der That trotz der nicht abzuleugnenden Weichlichkeit, die sich vielfach zeigt, schon durch die geradezu musterhafte Behandlung der wohllautenden Stanzen, durch die Anmut und den Liebreiz, der über dem Ganzen liegt. Nur wenige Tage, nachdem der Dichter die Nachricht von seinem Siege erhalten — er war unterdes ins väterliche Haus nach Celle übergesiedelt — schied er am 29. Juni 1817 aus dem Leben, das ihm soviel Lust und soviel Qual bereitet hatte. —

Ernst Schulze war ein echter Minnesänger, ein warm und tief empfindender Mensch, der, was er dachte und empfand, aus seinem übervollen Herzen hinaussingen mußte. Auch ihm gab die Gottheit, zu sagen, was er litt:

„Wie im Lenz an blüh'nden Zweigen
Immer junge Knospen keimen,
So entsprießt mit ew'gem Drange
Mir im Busen Lied auf Lied.

Singen oder ewig schweigen,
Sterben muß ich oder träumen,
Weil im Traum nur und Gesange
Mein verwelktes Leben blüht.“

Seine Kunst zu einem Gewerbe zu machen oder auch nur zum Lebensberuf, daran dachte er nicht; schon seine Gedichte drucken zu lassen, kostete ihm Ueberwindung. Es wäre ungerecht, wollte man ihn nur beurteilen nach seinen poetischen Erzählungen: gerade in den kleineren lyrischen Gedichten, vor allem in denen des „Poetischen Tagebuchs“, zeigt er die größte dichterische Kraft und den ganzen holden Liebreiz des Minnegesangs. Was uns nicht zusagen will, ist schon hervorgehoben; wer aber weiß, ob der Dichter, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, Italien zu sehen, wenn er reifer, selbstbewußter zurückgekehrt wäre und nicht so bald hätte scheiden müssen von der süßen, freundlichen Gewohnheit des Daseins, ob er dann nicht auch jenes Weichliche und Gestaltlose abgestreift hätte? Wohl möglich, daß er dann bei seiner unvergleichlichen Formbeherrschung und seiner tiefen Empfindung uns noch ganz andere Werke geschenkt hätte; doch — das Schicksal hat es nicht gewollt. Wir können ihn nur messen nach dem, was er uns wirklich hinterlassen hat; auch das ist viel, und sein Volk soll es ihm danken!



Elefantenjagden auf Ceylon (S. 168).

Elefantenjagden auf Ceylon.

Von

C. W. Rosset.

Elefantenherden sind auf Ceylon noch zahlreiche namentlich in den wasserreichen Ebenen des Ostens und Südens, auch des Nordostens, während sie in geringerer Menge auch in der gebirgigen Zentralprovinz bis zu dem 5000 Fuß hohen Nuwera Ellia vorkommen. Die Gefahr einer Elefantenjagd wird gewöhnlich für viel zu schlimm angesehen. In der That gefährlich sind nur die sogenannten Roge-Elefanten, alte Männchen, die im Laufe der Zeit sich von der Herde getrennt haben und, infolge ihres Einsiedlerlebens mutwillig und bösartig geworden, alles zerstampfen, zerbrechen und zerstören, was ihnen in den Weg kommt, und bisweilen sperren sie den Eingeborenen sogar die Verkehrsstraßen.

Im Januar 1885 rüsteten wir uns zu einer dreimonatlichen Elefantenjagd. Wir hatten von der Regierung auf Ceylon die Erlaubnis bekommen, so viel Elefanten zu schießen, wie wir wollten. Anfangs Februar machten wir uns von Paradenya aus, das in der Nähe von Kandy liegt, auf den Weg. Meine Jagdbegleitung bestand aus zwei Freunden von mir, den beiden Dr. S., zwei sing-

halesischen Dienern, einem Koch und etwa 20 Kulis, die als Träger dienten. Die Ausrüstung wurde von zwei Ochsengespannen und einem kleinen Eingeborenenwagen befördert. Wir legten die ganze Tour zu Fuß zurück, 8—12 englische Meilen täglich, und wandten uns zunächst nach der Ostprovinz zum Roogam Tang, etwa 20 Meilen von Batticaloa an der Ostküste. Am Tage vor der Jagd ruhten wir uns aus und setzten Gewehre, Munition und Proviant in Bereitschaft. Unsere Elefantentreiber (Tracker) mußten den Aufenthaltsort der Tiere auskundschaften.

In aller Frühe des Jagdtages verließen wir unser Lager mit einem Diener und etwa 20 Trägern, die Proviant und Waffen nachtrugen. Um 6 Uhr erreichten wir die erste Fährte. Die Gegend war eine große bewaldete Ebene mit vielen Bächen und kleinen Seen. Die Waldung, bestehend aus hohen, dicken Bäumen mit dornigem Gesträuch als Unterholz, bot ein verhältnismäßig günstiges Terrain dar, denn gewöhnlich hausen die Elefanten in unzugänglichen, 8—10 Fuß hohem Dorngestrüpp, das sie ohne Schwierigkeit durchwandern, wie eine Herde Schafe das Heidekraut. Bevor wir die Jagd antraten, stärkten wir uns durch einen kleinen Imbiß mit einem saftigen Schluck Whiskey und Sodawasser. Der Treiber ersieht sofort an der Fährte, ob der Elefant ein Männchen oder Weibchen ist. Da der Dickhäuter auf der Flucht alle fünf Minuten Losung fallen läßt und Zweige abknickt, so kann man daraus seine Nähe oder weitere Entfernung schließen, je nachdem die Losung noch rauchig und das abgerissene Gezweig noch frisch ist oder nicht. Im ersten Falle heißt es: „Aufgepaßt!" Ein Treiber schüttelt beständig an einem zu diesem Zwecke mitgenommenen Aschensäckchen, damit an der fortgewehten Asche die Windrichtung gesehen werden kann. Weht der Wind nach dem Elefanten hin, so muß ein großer Umweg gemacht werden. Das leiseste Geräusch macht das Tier aufmerksam; er sieht sehr schlecht, hört und wittert aber um so besser. Mit Hunden kann man ihm daher schlecht beikommen, Losung und Fährte bewiesen uns ein Weibchen mit einem zweijährigen Jungen. Hierbei war nun noch mehr Vorsicht nötig, als bei einem Männchen oder einer ganzen Herde. Nach mehr als sechsstündiger Verfolgung verloren wir denn auch die Fährte vollständig. Denn der Dickhäuter verstand, uns meisterhaft in die Irre zu leiten, indem er meilenlang Flußläufe aufwärts ging und sich ebensowenig scheute, über Berge zu klettern. Es war schon Mittag 1 Uhr und alle Hoffnung auf einen Erfolg der Jagd dahin. Die heiße Mittagssonne nötigte uns zur Rast, und wir wurden ziemlich träge. Indes durch die mitgebrachten Erfrischungen zu neuen Unternehmungen ermutigt, machten wir uns wieder auf die Suche, und die Müdigkeit war sofort verschwunden, als wir gegen 3 Uhr eine frische Fährte fanden, die augenscheinlich von einem Roge-Elefanten herrührte. Es mußte ein prächtiges Tier sein, zur hohen Kaste gehörig, wie die Eingeborenen sich ausdrücken, d. h. ein ausgewachsenes und schönes Exemplar. Durch dick und dünn, über Felsen und Flüsse ging die Verfolgung. Um 5 Uhr hörten wir in einem See ein Spritzen und Planschen. Einige Treiber beschlichen den Elefanten von der Seite. Sobald er ihrer ansichtig wurde, wandte er sich sofort aus dem See dem Walde zu. Die Treiber eilten zurück und führten uns geradeswegs zu der Stelle, wo der Elefant das Wasser zu verlassen im Begriff war. So wurde ihm der Weg abgeschnitten. Plötzlich erblickte ich das stolze Tier in 20 Schritt Entfernung. Todesstille trat ein. Ein stattlicher Riese war es, etwa 11 Fuß hoch, wie man ihn in den zoologischen Gärten Europas vergeblich sucht. Die Färbung war mattgrau und sehr sauber. Dieses imposanten und aufregenden Anblickes werde ich Zeit meines Lebens gedenken. Jetzt langsam und fast geräuschlos, Kopf und Rüssel hin und her wiegend, stolziert der Elefant gerade auf uns zu. Wir knieen in einer Reihe nieder, hinter uns Treiber und Diener mit ihren Reserveflinten. Der Dickhäuter wendet sich links um, und beiläufig erwähnt sei die merkwürdige Thatsache, daß Elefanten, sei es zum Angriff, sei es zur Flucht, stets linksum kehrt machen. Unser Elefant nähert sich auf 10 Schritt. Wir zielen in die Gegend zwischen Augen und Rüsselwurzel. Jetzt gebe ich das Kommando zum Feuern. In einem einzigen Knall entladen sich drei Schüsse. Ein ohrzerreißendes Gebrüll! Im Stehen geben wir noch eine Salve in die Gegend des Geschreis. Denn vor Pulverdampf konnten wir nichts mehr sehen. Plötzlich ruft einer, der Dr. S.: „Feuer! Feuer! Hier noch einer!" Durch das Gebüsch zu seiner Rechten sprengt ein gewaltiger Dickhäuter. Unsere Gewehre sind wieder geladen, und wir senden dem Flüchtling mehrere Schüsse nach, verfolgen ihn wenige Schritte und große Blutspuren zeugen von schwerer Verwundung. Wir kehren nun zu der Stelle zurück, wo der erste Elefant zusammengesunken sein mußte, und wollen uns die Siegestrophäe, seinen Schwanz, holen. Aber wie erstaunen wir, als wir den Platz leer finden! Nur große Blutlachen bedecken den Boden, und eine lange Strecke von Blutspuren an Bäumen und Gesträuchen zeigte uns die Richtung, in der das Tier entflohen war. Es wurde uns gleich klar: der Elefant, auf den wir zuerst feuerten, war derselbe, den mein Nachbar später zu seiner Rechten sah. Die Kugeln waren vermutlich zu hoch gegangen, und wenn sie oberhalb einer zwischen Augenlinie und Rüsselwurzel befindlichen Vertiefung einschlagen, so sind sie gefahrlos. Von der Seite ist eine größere Treffsicherheit mit tödlichem Ausgange an der Schläfe möglich.

Die Sonne ging unter, und der erste Jagdtag war zu Ende. Gut, daß der Elefant gewöhnlich im Kreisbogen seine Flucht sucht; so waren wir nicht allzu weit vom Lager entfernt. Aber trotzdem verfehlten wir den Rückweg in dieser stockfinsteren Waldung, und erst nach langem Umherirren kamen wir 11 Uhr nachts todmüde in unserem Lager an.

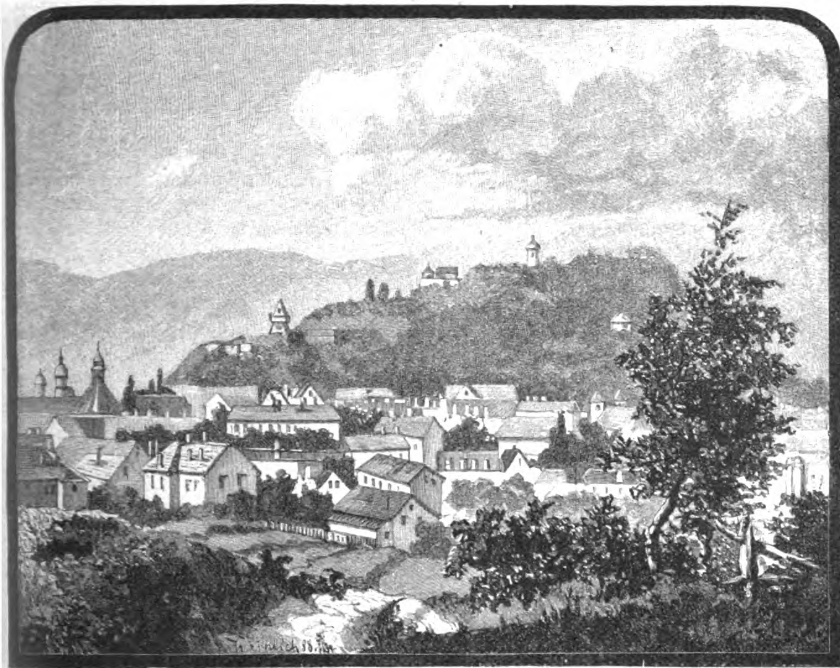
Eine zweite Jagd unternahmen wir etwa 15 englische Meilen westlich von Batticaloa an einem See. Sumpfiges Terrain, mit fast undurchdringlichem Dorngebüsch bewachsen, bedeckte eine Fläche von etwa 50 engl. Quadratmeilen Hier hatten wir als Lagerplatz ein sogenanntes Bungalo, d. h. ein für die Aufseher des Tangs, sowie für die Ingenieure der Regierung erbautes Haus. Mobiliar und Proviant mußten wir mitbringen. Schon einige Meilen bevor wir in diesem Bungalo ankamen, sahen wir die frischen Fährten zahlreicher Dickhäuter. Nach Aussage des Bungaloaufsehers sollte sich schon seit mehreren Nächten eine Herde im See zum Bade eingefunden haben. Wir machten uns zur Jagd auf den folgenden Tag fertig. Leider fehlten uns tüchtige Treiber und von einem guten und erfahrenen Führer hängt der Erfolg der Jagd ab.

Etwa 200 m vom Bungalo entfernt, trafen wir eine frische Fährte, die wir auch sogleich verfolgten. Als wir uns bei einem frugalen Mahle befanden, hörten wir wieder in wenig Schritt Entfernung ein starkes Geräusch. Kaum hatten wir Zeit, zu unseren Gewehren zu greifen. Wir erblickten einen Dickhäuter im dichtesten Dorngebüsch. Als wir uns näherten, hob er Kopf und Rüssel in die Höhe, das Zeichen zum Angriff. Unsere Stellung war äußerst ungünstig. Wir konnten nicht aufrecht stehen und den Elefanten wegen des Dickichts kaum sehen. Wiederholte Gewehrsalven und der Anblick so vieler Leute erschreckten den Dickhäuter. Er erhielt einen Schuß in den Rachen und stürzte zusammen. Das schrecklich brüllende Tier ward durch den Pulverdampf unsichtbar; eine erwartungsvolle bange Pause entstand. Aber mit dem Rauche war auch der Elefant verschwunden. Der Treiber meinte, der große Blutverlust könne nur von einem Schuß in die Rüsselwurzel herrühren, und das Tier werde bald verbluten. Wir begannen eine stundenlange Verfolgung und achteten weder der Dornen noch unserer Müdigkeit. Der Tag neigte sich, und wir mußten von der Jagd abstehen. Wie sahen wir aus! Die Jacken zerfetzt und Gesicht und Arme blutüberströmt. Wir schimpften den Treiber gehörig aus, daß er uns in so ungünstiges Terrain geführt habe.

Nach einigen Tagen Rast begannen wir eine neue Jagd unter Führung eines Treibers, der die Jagden des berühmten Elefantenjägers Gordon Cumming mitgemacht hatte. Der wußte die Sache geschickter anzufangen. Bald hatte er uns in unmittelbare Nähe eines Elefanten geführt. Wir schlichen uns ungesehen heran und stellten uns in schräger Linie hintereinander. Auf ein Zeichen von mir legten alle drei an, und dem ersten Schuß, den ich abfeuerte, folgten sofort die beiden anderen der Herren S. Ohne einen Laut von sich zu geben und ohne zu zucken, war er sofort mausetot. Die drei Schüsse waren sämtlich in die Schläfe gegangen. Um jedoch ganz sicher zu sein, gaben wir noch einen Schuß auf diese tödliche Stelle ab. Der Elefant, etwa 10 Fuß hoch, hatte nur einen Stoßzahn. Die Siegestrophäe, der Schwanz, war eines Tages mir durchs Los zugefallen. Ich machte mich sofort daran, ihn abzuschneiden, aber ich fand nur noch einen verwachsenen, etwa 14 cm dicken und 8 cm langen Stumpf. Noch heute laufen viele Elefanten auf Ceylon ohne Schwanz umher. In früheren Zeiten, so wird erzählt, machten englische Sportsleute große Wetten miteinander, wer vor dem Frühstück die meisten Elefanten erlegte, und zum Beweis mußte immer der Schwanz des erlegten Tieres vorgewiesen werden. Wenn ein Jäger mitten in eine Elefantenherde gerät, springen sie nach dem ersten Schuß verzweifelt im Kreise herum. Hierbei hat ein geübter Schütze Gelegenheit, mehrere Dickhäuter nacheinander zu treffen, wovon indes viele nur betäubt niedersinken, da die Kugel zwar die Nähe des Gehirns passiert, aber nicht hineindringt. Der Schwanz wird ihnen abgehauen, aber sie erholen sich wieder und laufen dann davon.

Unser Bild (S. 164) ist von den beiden Dr. S. vermittelst meines photographischen Apparates aufgenommen worden. Es zeigt den Schreiber dieser Zeilen, wie er sich, seine Flinte in der Hand, an den erlegten Elefanten anlehnt. Auf einem Beine des Dickhäuters sitzt der Tracker, und im Hintergrunde steht einer von meinen singhalesischen Dienern. Der abgehauene Schwanz liegt auf einem der Hinterbeine.

Wir führten noch mehrere Jagden mit Erfolg aus. Aber unseren Zweck, Elefantenembryone zu bekommen, erreichten wir nicht. Bald trennte sich unsere Gesellschaft. In dem Elefantensport aber hatte ich bald solch eine Sachverständigkeit erlangt, daß ich auch ohne Tracker erfolgreiche Jagden ausführte.



Graz gegen Westen (S. 172).

Aus der grün-weißen Steiermark.

Von

Eduard Weinlich.

Grün-Weiß, das sind die Farben der Steiermark; und grün ist das liebe Land allerorten zu schauen, bis zu den Höhen hinauf, wo weißschimmerndes Felsengestein und blinkender Schnee an die Stelle der Wälder und Matten tritt.

Kommt man vom Norden her durch die grauen Schluchten des Semmering, so fällt einem diese Eigenschaft gar lieblich auf. Das Auge sieht noch die wildprächtigen Felszacken, die schwindelnd tiefen Klüfte und Tobel, welche die verwegene Bahnlinie auf zahllosen kühn gewölbten Mauerbogen übersetzt, und ist noch voll all dieser pittoresken, schauerlich schönen Bilder, während uns schon die Finsternis des letzten Tunnels umfängt; nun überschreiten wir im Schoße des Berges die Grenze zwischen Niederösterreich und Steiermark und zugleich auch die höchste Stelle der Bahn und sehen, während wir wieder ins Freie rollen, mit Staunen, daß die Gegend mit einem Schlage eine ganz andere geworden ist. —

Weiche üppige Matten liegen zu beiden Seiten des Schienenweges, herrliche, hochstämmige Wälder ziehen sich an den sanftgerundeten Bergen hinan und im Thale liegen idyllische Ortschaften lieblich zerstreut auf dem grünen Plane. —

Und es ist, als sei hier Laub und Gras viel frischer und lebhafter in der Farbe als anderswo; mit innigem Behagen sehen wir den Kontrast mit den Felswüsten jenseits des Berges. —

So lieb und freundlich bleibt nun die Gegend bis hinab zur Hauptstadt; auch sie ist ringsum von Grün umgeben, überall taucht zwischen ihren roten Dächern die augenerfrischende Landesfarbe auf, und in ihrer Mitte, da baut sie sich gar zu ansehnlicher Höhe empor, denn mitten im dichtesten Häusergewirre ragt der grüne Schloßberg; er gibt der Stadt das charakteristische Gepräge, er bestimmt ihre Physiognomie und weither von allen Seiten sieht man seine waldige Höhe, das Wahrzeichen von Graz. —

Es ist nicht anders, als hätte das Waldgebirg des Landes hier eine Stadtwohnung genommen. Unter den Menschen hat es ihm aber gar wohl gefallen; die Fichten und Tannen, die Eichen und Buchen gedeihen so fröhlich inmitten der großen Menschenansiedlung, als stünden sie weit draußen auf freier Höhe, an den Wänden des Hochschwab oder der Veitsch. Freilich, seine liebsten Freunde sind dem guten Wald hier treu geblieben: alle Vöglein, die nur irgend in den Wipfeln wohnen, sind ihm hierher gefolgt, sie werden sorgsam gehegt und gepflegt; das Hochgebirg aber sendet ihm von Norden und Westen seine alpenfrischen Grüße hernieder. —

So steht der Schloßberg, ein Vorposten des Waldes inmitten der großen Stadt, und Häuser und Gassen drängen sich um seinen Fuß (S. 175). —

Er ist ganz isoliert und hängt mit keinem der Berge ringsum zusammen; im Norden der Stadt hat er aber einen kleinen Bruder, den Kalvarienberg; die beiden Felsbrocken soll niemand geringerer als der Teufel hierher geworfen haben.

Er wollte nämlich dem platten Schöckl, dem höchsten Berge der Umgebung, einen stattlichen Kopf aufsetzen, die Steine dazu hatte er gar aus Afrika herbeigeholt; aber eines der üblichen Hindernisse — hier eine fromme Wallfahrerschar — vereitelte seine Absicht, und seine Bürde fiel auf das Grazerfeld. —

Frühzeitig mag dieser wichtige strategische Punkt befestigt gewesen sein; urkundlich wissen wir's, seitdem die Türken ihre zahlreichen blutigen Einfälle ins Steirerland begannen. Die starke, ehedem für uneinnehmbar geltende Hochburg krönte noch zu Beginn dieses Jahrhunderts den steilen Felskegel, zuletzt wurde sie 1809 von Major Hacker mit 500 Mann und 26 Kanonen sieben Tage lang gegen 3000 Franzosen verteidigt. Als aber zu Wien der Waffenstillstand geschlossen wurde, mußte auch Graz den Feinden überantwortet werden, und sie rächten sich an der trotzigen Bergfeste mit Pulver und Spitzhacken so gründlich, daß wir heute nur noch wenige Mauerreste von dieser ehemals so imposanten Fortifikation mehr finden. Die zwei Türme aber, welche heute noch den Schloßberg so malerisch schmücken, kaufte die Grazer Bürgerschaft den Franzosen mit schwerem Gelde ab.

Später wurde der Berg friedlicheren Zwecken überwiesen, und ein Soldat selbst war es, der Feldzeugmeister Baron Welden, der ihn zu einem Wildparke eigenster Art umgeschaffen hat. Auf schön gepflegten Pfaden, ja sogar im bequemen Wagen kann man die Höhe erreichen. Oben dehnt sich ein schattiges Plateau aus; wenn wir dieses umschreiten, so können wir ganz Graz mit seiner fröhlichen mannigfaltigen Umgebung überblicken, ein Bild von entzückendster Schönheit und überreich an malerischen Einzelheiten (S. 190).

Wir sehen im Norden die steile, grüne Wand des Schöckl (S. 172), des 1342 m hohen Wetterpropheten von Graz, links davon die grauen Felshöhen gegen Gleinalpe und Hochschwab, die nur im Hochsommer von Schnee frei sind. Von dort her schlängelt sich das blaue Band der Mur durch das fruchtbare Gefilde, an der hochragenden Ruine Gösting vorüber.

Im Rundblick reihen sich nähere Waldberge an; schon zeigen sich die Kirchen und Kapellen auf den Bergkämmen, die im südlichen windischen Land so häufig werden. Darüber baut sich der breite Rücken der Koralpe auf, des gewaltigen Wächters an der Grenze von Steiermark und Kärnten. Dann verflacht sich das Land gegen Süden, die Mur zieht in breitem Bette durch die reichbebaute Ebene, am Horizonte sieht man das ferne Bacher-

gebirge und andere Höhen von Untersteier; näher zu uns liegt der langgestreckte Wildonerberg. Dann rasch herantretend der villenbedeckte Ruckerlberg. Aus dem Waldesdunkel der östlichen Hügel leuchtet die liebliche, doppeltürmige Wallfahrtskirche Mariatrost hervor und dann schließt der Rosenberg den Ring; an ihm ziehen sich die schönsten Gärten, die anmutigsten Landhäuser hinan; mit seinem Genossen, dem waldigen Rainerkogel, legt er sich vor den Schöckl. Ringsum, uns zu Füßen, breitet sich die Stadt aus.

Westlich fällt der Schloßberg steil und felsig zur Mur ab. Nur wenige schmale Gassen mit alten, hochgiebligen Häusern schmiegen sich an seinen Fuß. —

Oestlich schließt der ausgedehnte Stadtpark an den raschaufsteigenden Wald an; er ist an Stelle des ehemaligen Glacis und mit geschickter Benützung der langen, die alten Wälle überschattenden Alleen angelegt; auf dieser Seite stehen auch noch Reste der Stadtmauern. Südlich ziehen sich die Häuser und Gassen bis an die steile Bergwand hinan und einer der zur Höhe führenden Wege beginnt sogar in einem Hausthore der Sporgasse.

Wir blicken von unserem Standpunkte fast senkrecht auf das stattliche Häusermeer hinab und können uns mit Bequemlichkeit die Punkte aussuchen, die wir später, zu Thal gestiegen, in näheren Augenschein nehmen wollen (S. 169).

Wir sehen im Weichbilde der Stadt vier Brücken den rauschenden Fluß übersetzen. Ueber die mittelste Kettenbrücke geht es wie Ameisengewimmel hin und wieder; sie leitet den Hauptverkehr in die westlichen Stadtteile, und durch die lange Annenstraße zum Südbahnhof, den wir weit draußen, halbwegs von den Bergen liegen sehen. Eine schattige Allee führt von ihm noch weiter, bis an den Rand des ausgedehnten Thalbodens, zum fünftürmigen Schlosse Eggenberg.

Auf der Mur schwimmen Flöße dem Süden zu; seit kurzem bemühen sich auch zwei kleine Schraubendampfer, die reißende Strömung zu überwinden; aber das wilde Bergwasser scheint sich diese Neuerung nicht recht gefallen lassen zu wollen. Drüben, jenseits der Mur liegen die meisten industriellen Etablissements, hier herrscht die Arbeit.

Auf der entgegengesetzten Seite der Stadt bleiben die Häuser nicht lange zu engen Gassen vereinigt, Gärten und Anlagen schieben sich dazwischen, und bald jenseits des Stadtparkes beginnen die Villen und Landsitze, oft von verschwenderischer Pracht; hier sind die Heimstätten des Luxus und des Wohllebens.

Gegen Süden läuft die breite, stattliche Herrengasse mitten durch die Stadt; sie geht vom dreieckigen Hauptplatz aus, den das Denkmal des Erzherzogs Johann schmückt. Links drüben in den neuen Vierteln des Südostens ragt der hohe, schlanke Turm der Herz-Jesukirche empor und zwischen diesen markantesten Punkten breitet sich die Stadt aus, von deren roten Dächern das allenthalben hervorbrechende Grün gar lieblich absticht.

Etwas unterhalb des eigentlichen Schloßbergplateaus steht ein massiver achteckiger Turm, der in seinem Innern die größte Glocke des Landes, die „alte Liesel" birgt. Ihr sonorer, nicht zu verkennender Klang tönt dreimal täglich über die Stadt hin. So haben's die Grazer gehalten seit der großen Türkennot des Jahres 1664. Unter Kaiser Josef wurde diese Uebung aufgehoben. Aber den Bürgern ward es alsbald zu bang ohne den gewohnten Ton, und der Kaiser nahm auf ihr Bitten das Verbot wieder zurück.

Noch weiter unten liegt die Feuerbatterie, gleichfalls ein Rest des ehemaligen Festungsbaues, von der aus bei größeren Bränden die Stadt durch Kanonenschüsse alarmiert wird. Man gelangt über eine hohe, gemauerte Brücke zu ihr hinüber, unter der sich ansehnliche Trümmer der von den Franzosen gesprengten Kasematten befinden. Wandern wir durch eine schattige Kastanienallee wieder eine Staffel tiefer, so erblicken wir, scharf gegen die Stadt vorgeschoben, das merkwürdigste Bauwerk des Schloßbergs, den viereckigen, untersetzten Uhrturm (S. 175). Von einer hohen Dachhaube überragt, steht er trotzig auf der steilabfallenden Felsenkanzel und zeigt mit ungeheuren Zifferblättern nach allen vier Weltgegenden, wie viel die Uhr geschlagen hat; das Triebwerk ist äußerst kunstvoll eingerichtet. In diesem seltsamen, halb in der Erde versunkenen Bau soll der berühmte Schauspieler Brockmann das Licht der Welt erblickt haben. Wir schreiten, nachdem wir rasch Umschau gehalten, fröhlich weiter durch schönen Wald und kommen bald zu einer netten Restauration, dem Schweizerhaus, vor dem die Grazer dem Feldzeugmeister Welden von Hans Gasser ein Standbild errichten ließen. Reizend ist die Aussicht von der Terrasse über die Stadt und die Waldberge. Auf mannigfach sich kreuzenden Wegen können wir nun vollends zu Thal steigen und betreten bei dem altersgrauen Paulusthor den wohlgepflegten Stadtpark, in dem uns zunächst das weißleuchtende Marmordenkmal des Dichters Anastasius Grün (Graf Auersperg) in dunkler Laubnische vor Augen tritt. Dann sehen wir einen stattlichen Monumentalbrunnen, der im Jahre 1873 den Mittelpunkt der Rotunde in der Wiener Weltausstellung bildete; dahinter liegt ein Kaffeehaus, bei dem sich zur Sommerszeit, wenn Musik hier spielt, die elegante Welt von Graz sammelt. Da hört man viel italienisch sprechen, denn Graz wird von zahlreichen Familien aus Triest, Görz, Fiume als Sommerfrischort benutzt.


Der Schöckl (S. 171).

Wir blicken durch die schattigen Bäume links in die breite palastgeschmückte Elisabethstraße hinein, an deren Ende der Turm von St. Leonhard sichtbar wird, und biegen dann rechts ab, um durch das niedrige Burgthor in das Innere der Stadt zu gelangen.

Zunächst kommen wir zu der Domkirche. Sie wurde von Kaiser Friedrich III. im Jahre 1446 erbaut; am westlichen Portale hat er auch seinen bekannten Sinnspruch A. E. I. O. U. angebracht. Der Bau ist groß und stattlich, es krönt ihn aber nur ein kurzes, stämmiges Türmlein, kaum viel größer als ein Dachreiter.

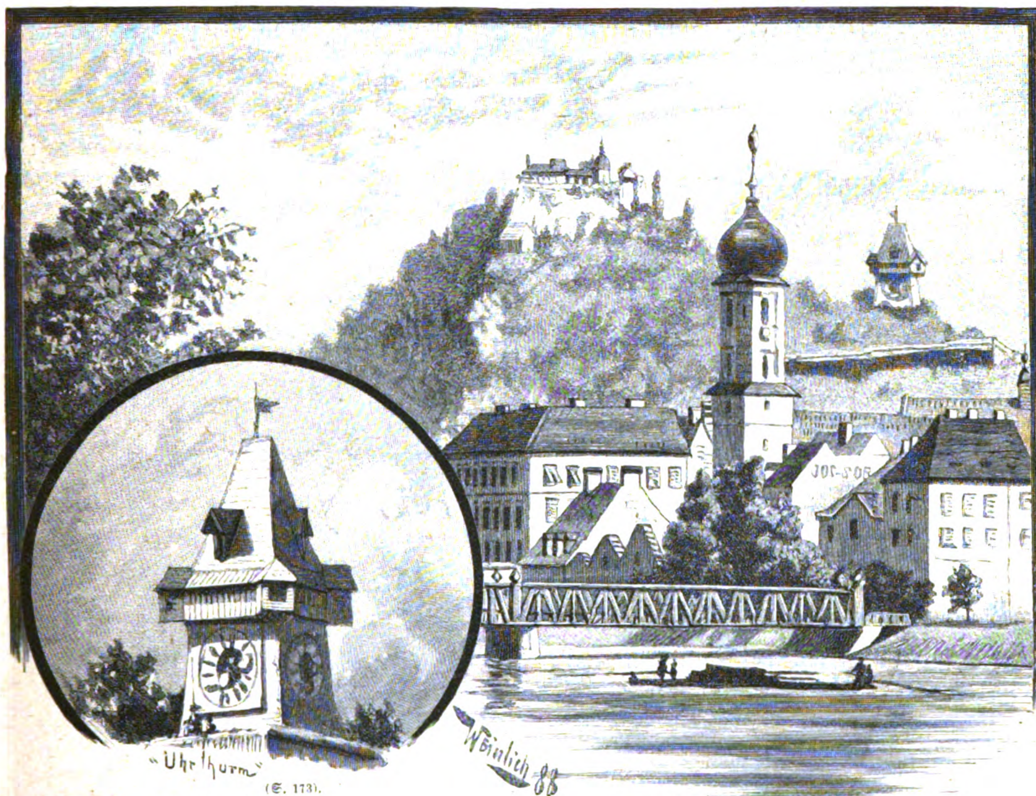
Gleich daneben sehen wir ein prunkvolleres Gebäude. Hier hat sich Kaiser Ferdinand II. ein Mausoleum gebaut (S. 180), dessen reiche Fassade eine der bemerkenswertesten Zierden der Stadt bildet. Wir müssen ein paar Schritte links in die Bürgergasse hinabgehen, und dann die breite Treppe hinansteigen. Die interessante Zusammenstellung von übereinander gereihten Rundgiebeln und Attiken macht im Verein mit den wohlproportionierten jonischen Säulen einen ganz prächtigen Eindruck. Im Innern ruhen die Eltern des Erbauers, Erzherzog Karl II. und seine Gemahlin in einfachem Grabgewölbe. Auch Erzherzog Johann war bis 1861 hier beigesetzt.

Dem Dome und dem Mausoleum gegenüber liegt die Karl-Franzens-Universität, auf der anderen Seite der Straße der kleine Burggarten. Wir kommen dann weiter am landschaftlichen Theater und dem Franzensplatz vorüber, durch die steile, enge Sporgasse auf den Hauptplatz (S. 178). Rechts und links altertümliche hochgieblige Häuser mit abenteuerlichen Wasserspeiern, unten an der Ecke des „Luegg", mit Lauben und mannigfacher Stuckarbeit an den dunkeln Wänden.

Den Hauptplatz ziert das Erzherzog-Johann-Denkmal, ein in großem Stile angelegter Monumentalbrunnen. Um die Statue des allverehrten, unvergeßlichen

Gönners und Förderers der Steiermark, reihen sich vier schönbewegte weibliche Gestalten, welche die Hauptflüsse des Landes, Enns, Mur, Drau und Save repräsentieren. An der Ecke der allzeit belebten Herrengasse steht das 1807 erbaute Rathaus, es wird eben bedeutend erweitert. Auf dem Platze, zu dem der Schloßberg überaus malerisch hereinblickt, fiel im Dezember 1671 das Haupt jenes Grafen Tattenbach, der als Statthalter der Steiermark mit Zriny und Frangepan in die Wesselenyische Verschwörung verwickelt war. Seine Genossen liegen auf dem Kirchhof von Wiener-Neustadt. Nun führt uns der Weg in die stattliche, menschenwimmelnde Herrengasse. Hier herrscht lebhafter, großstädtischer Verkehr, hier findet man die schönsten Läden der Stadt. Rechter Hand ruft uns eine verwitterte Tafel mit der Jahreszahl 1588 an der grauen, ernsten Fassade des Landhauses zu: „Das niemand sich untersteh' in diesem hochbefreiten Landhause zu rumohren, die Wöhr, Tolch oder Brodmesser zu zucken, gleichfalls mit andern Wöhren ungebühr zu üben, oder Maulstreich auszugeben“. — Im Hofe fallen uns edelproportionierte Bogengänge und eine wunderschöne, schmiedeeiserne Brunnenlaube auf. Die Stadtpfarrkirche auf der linken Seite birgt in ihrem Innern eine Himmelfahrt Mariä von Tintoretto.

Nun öffnet sich bald der Jacominiplatz, an den rechts der schöne botanische Garten des Joanneums anstößt, während links die schattigen Alleen des Karl-Ludwig- und Burgrings uns wieder zum Stadtpark zurückführen. Wir finden manch lauschiges, reizendes Plätzchen; sehen auch noch eine hübsche Erzstatue von Brandstötter, die „Waldlilie“, aus Roseggers „Waldschulmeister“, und eine Schillerbüste. Hier steht das zweite Theater von Graz, und nicht weit davon das Denkmal Kaiser Josefs. Dann mögen wir an der netten protestantischen Kirche vorüber längs den Häusern der Glacisstraße weiterschreiten, welche den Stadtpark östlich umsäumt; da gibt's noch eine Merkwürdigkeit zu schauen, die älteste Kirche von Graz, die Leechkirche (S. 182), bescheiden in einer Seitengasse gelegen. Sie ward von den Babenbergern gegründet und von den Habsburgern in ihrer heutigen Gestalt 1275 erbaut. Jetzt gehört sie dem deutschen Orden.



Partie am Schloßberg (S. 171).

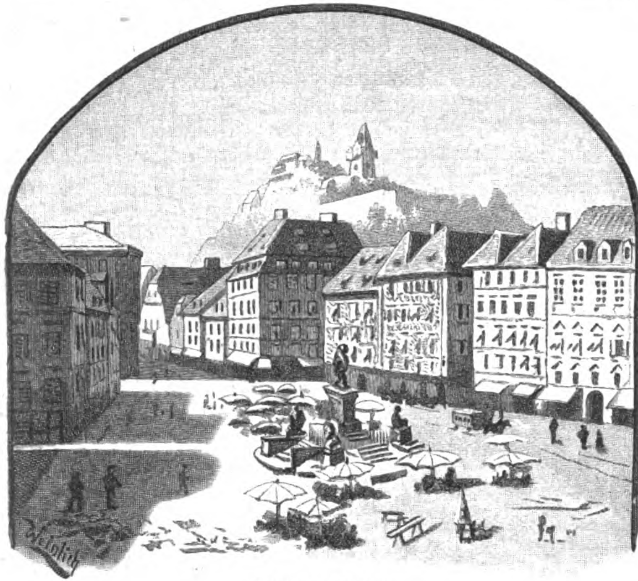
Das Bild von Graz ist nicht vollständig, wenn wir die Stadt nicht auch noch von einem außerhalb ihrer Grenzen gelegenen höheren Punkte sehen können, von dem aus sie sich, ihr grünes Wahrzeichen in der Mitte, dem Auge darstellt. —

Dazu eignet sich eine neue Anlage, der hohe, schlanke Turm der Hilmwarte, oberhalb des Hilmteiches (S. 185), ganz besonders gut. Ich möchte nicht gerade behaupten, daß der fabrikschlotartige Rohziegelbau mit der gekünstelten Dachkonstruktion just eine Zierde der Gegend wäre; aber seinen Zweck als Schaugerüste erfüllt er vortrefflich. —

Den lieblichen Hilmteich, auf dem sich die Grazer im Sommer mit Kahnfahren, im Winter mit Schlittschuhlaufen vergnügen, erreichen wir mittels Pferdebahn oder auch zu Fuß durch hübsche Villenstraßen sonder Mühe in einer halben Stunde. Er liegt am Rande der östlichen Waldgehänge. An einem schmucken Holzhause, von dessen Giebel uns freundliche Sprüche grüßen, vorüber, steigen wir durch prächtige Tannen zum Aussichtsturm hinan; seine bequeme Wendeltreppe erhebt uns rasch über die Wipfel der Bäume. Da liegt nun wieder die liebe Stadt mit ihren roten Dächern, ihren Türmen und dem allerorten hervorlugenden Grün vor uns. Der Schloßberg zeigt sich von Osten gar stattlich. Wir sehen ihn im Profil und er verbirgt uns keinen seiner interessanten Punkte. Darüber blauen die Berge der anderen Thalseite, rechts schließt der Schöckl an und im Rückblick schaut man in die Waldthäler des östlichen Landes. Wandern wir am Hilmteich links vorüber, so kommen wir zur weithin sichtbaren, doppeltürmigen Wallfahrtskirche Maria-Trost (S. 188). Eine steile Treppe führt hinan; oben blickt man durch das tannendunkle Thal gegen Graz hinaus; und von allen Seiten drängen sich die Nadelbäume heran, die schöne, stille Kirche zu umfassen. —

Unten im Thal führt die Straße weiter gegen Weiz an die junge Raab, und links abbiegend zu dem wunderthätigen Kaltwasserbade Radegund, das auf weiter Berghalde, am Fuß der dräuenden Schöcklwand gelegen, einen herzerhebenden Rundblick über die ganze südöstliche Steiermark bis nach Ungarn hinein bietet. Am Horizont blaut der steile Felskegel der Riegersburg, an den Hohentwiel gemahnend; rechts davon sieht man jene zwei ähnlich geformten Berge, von denen Bad Gleichenberg den Namen führt. —

Von Radegund gelangt man in kaum zwei Stunden auf das Schöcklplateau. Die Aussicht ist umfassend und steht mit ihrer hehren Pracht in keinem Verhältnisse


Hauptplatz (S. 174).

zu den geringen Mühen des Aufstieges. — Kehren wir von Maria-Trost heim, so mögen wir auf halbem Wege rechts einschwenken und auf guter Fahrstraße zum Rosenberg hinansteigen. Auf ihm reiht sich Garten an Garten, Landhaus an Landhaus. Ein stattliches Gebäude hat Professor Krafft-Ebing hier aufgeführt, so schön gelegen und so fröhlich zu schauen, daß man darüber die traurige Bestimmung desselben vergißt: es dient Gemütskranken zum heilsamen Aufenthalt. Auf der Höhe finden wir den „Stoffbauer" und die „Rose", zwei Ruheplätze, die allen hungrigen und durstigen Wanderern angelegentlichst empfohlen sein mögen. In lauschiger Waldschlucht am Fuß des Rosenberges liegt das stille Kirchlein Maria-Grün (S. 188). Herzerhebend ist allenthalben der Ausblick über die Stadt und ihre Gärten, über die Berge und die blühende Ebene, vom silbernen Bande der Mur durchzogen. Wer noch mehr und weiter sehen will, der kann auf dem Bergeskamme weiterschreitend die „Platte" mühelos erreichen. Die oben befindliche „Stefaniewarte" schimmert weit und breit ins Land hinaus.

Andere reizende Ausflüge gibt es, mehr als ich in diesem engen Rahmen beschreiben kann. Da ist das waldumhegte Tobelbad, dann Judendorf mit dem zierlichen Wallfahrtskirchlein Straßengel; die malerische Ruine Gösting, auf steilem Felsen über der Mur gelegen; die Burg von Thal, Schloß Eggenberg und noch unzählige schöne, leicht erreichbare Punkte.

Man kann in jedem Konversationslexikon nachlesen, daß die Hauptstadt der Steiermark bei 100000 Einwohner zählt; und der alte Cicerone oben auf dem Schloßbergplateau, der jedem, in dem er einen Fremden erkennt oder vermutet, ungebeten allerlei statistische Daten über die Stadt mitteilt, weiß uns genau zu berichten, wie viel „Pensionisten" sich darunter befinden, allein bei hundert Generale des Ruhestandes. Das ist charakteristisch. Die Zahl der Beamten und Offiziere, die sich nach mehr oder weniger rühmlich vollstreckter Dienstzeit hier angesiedelt haben, wächst mit jedem Jahre, daher denn Graz auch die „Pensionopolis" von Oesterreich genannt wird. Allenthalben begegnet man den strammen alten Herren, die auch im Zivilkleide den ehemaligen Militär nicht verleugnen können; es schlägt ihnen hier gut an, sie werden sehr alt, ein Beweis, daß es sich hier gar angenehm hausen läßt. — Aber die Jugend ist, Gott sei Dank, doch auch zur Genüge vertreten.

Die Karl-Franzens-Universität lockt von allen Seiten, namentlich auch aus den südlichen Provinzen der Monarchie Lernbegierige an; ebenso die technische Hochschule, die eben in einen neuen Prachtbau übersiedelt. Die Garnison stellt ein stattliches Kontingent flotter Offiziere, und der weibliche Teil der Jugend ist durch seine Anmut weithin berühmt: so sind alle Bedingungen gegeben, um das Gesellschaftsleben zu einem fröhlichen und angenehmen zu gestalten. —

Die jungen Damen, und noch mehr die verehrten Frauen Mamas beklagen sich zwar, daß in Graz so wenig geheiratet werde; es gäbe unter den disponiblen Herren nur Studenten, die noch nicht — oder Pensionisten, die nicht mehr zu Hymens Fackel schwören wollen; aber das ist schnöde Verleumdung und ließe sich durch statistische Daten widerlegen.

Das geistige Leben findet mannigfache Anregung; eifrig und mit Verständnis wird die Musik gepflegt; die Litteratur aber ist vor allem durch zwei Berühmtheiten vertreten, durch Hamerling und durch Rosegger.

Der Namen der Stadt dürfte windischen Ursprungs sein, aus gradec „Burg" entstanden; die ehemals übliche Bezeichnung „Grätz" ist längst verschwunden. Die Gegend war bis ins achte Jahrhundert slawisch, und wir brauchen auch heute noch gar nicht mehr weit gegen Süden vorzudringen, um in den Bereich windischer Sprache zu gelangen. Das heutige Graz selbst aber ist kerndeutsch; es weht hier eine frische, energische Luft in jeder Beziehung, das bringt die Nähe der Berge mit sich. Der deutsche Steirer gehört ja überhaupt zur Elitebevölkerung von Oesterreich, es ist ein wohlgebildeter, thatkräftiger, intelligenter Stamm, dem's nicht leicht einer gleichthut in den weiten Marken der Monarchie. Er weiß auch, was er wert ist und ist stolz auf sein schönes Land, in dem sich's so gut wohnen läßt. Der wackern Hauptstadt aber hab' ich nunmehr meinen Dank abgestattet; ich war ihr ihn schuldig; — denn aus ihren Mauern hab' ich mir mein süßes, holdes Weibchen geholt. —

Was thun wir, um uns abzuhärten?

Die Frage nach einem Mittel sich abzuhärten hängt so innig mit der allgemeinen Pflege der körperlichen Gesundheit zusammen, daß ich im Grunde am einfachsten thäte, auf eines der zahlreichen Bücher über Gesundheitspflege zu verweisen. Wer das befolgt, was die Hygieine lehrt, wird hart genug sein, um überwindlichen Schädlichkeiten des Lebens siegreich entgegenzutreten.

Da aber mein Lehrbuch der Hygieine noch nicht gedruckt ist, überhaupt vorläufig nur aus zahlreichen unbeschriebenen Bogen Normalpapiers besteht, mir auch mehr daran liegt, selbst Leser zu haben, als meinen schriftstellernden Kollegen Wißbegierige zuzuführen, so will ich heute versuchen, einige Punkte herauszugreifen, die besonders geeignet sind, die gewünschten Aufklärungen zu geben.

Wenn alle Menschen gleich wären, was sie zum Glück für den Abwechslung verlangenden Geist des Beobachters nicht sind, so würde es sehr einfach sein, eine Methode aufzustellen. Da nun aber ein jeder seine eigene Natur hat, die sich aus seiner Herkunft, Erziehung,


Mausoleum (S. 174).

Gewöhnung und Lebensweise erklärt, ist es grundfalsch, alle über einen Leisten schlagen zu wollen, wie es die überzeugungstreuen Verfechter eines selbsterprobten Verfahrens gewöhnlich gerne möchten. Wenn Herr A. die Folgen seiner überreichlichen Nahrungsaufnahme durch reine Pflanzenkost beseitigt und seine Gesundheit dadurch auf einen beneidenswerten Standpunkt gebracht hat, so folgt daraus **für ihn**, daß nun alle Menschen Vegetarier werden sollten; wenn Frau B. ihren schwachen Magen nach Bocks Vorschrift durch allmorgendliches Trinken von warmem Wasser kuriert hat und Herr C. seit dem Gebrauch netzgeknoteter Unterkleider keinen seiner bekannten furchtbaren Schnupfen mehr durchzumachen hatte, so möchten diese Glücklichen in uneigennützigster Menschenfreundlichkeit auch anderen diese Segnungen zu teil werden lassen. Die Absicht ist gut, aber — eines schickt sich nicht für alle, und jeder thut am besten, sich allein des Gewonnenen zu freuen und die Belehrung anderer den Fachmännern zu überlassen, welche in jedem Falle das Für und Wider erwägen können.

In der That lernt jeder am besten aus eigener Erfahrung, was ihn vor Erkältungen und ähnlichen Leiden schützt. Nur gewisse allgemeine Regeln gibt es, die zu besprechen schon deshalb Wert hat, weil auch ihre Uebertreibung Schaden bringen kann.

Die Abhärtung läßt sich niemals erzwingen, sondern immer nur allmählich und durch bedachtes Vorgehen erreichen. Wohl dem, der als Kind verständige Eltern und Erzieher gehabt und unbewußt zur Festigkeit und Gesundheit erzogen ist. Der kleine Körper des Kindes erleichtert die Maßregel sehr, welche bei weitem die wichtigste ist: **das Baden**. Hier wird nun freilich durch Uebertreibung sehr viel gesündigt. Wer der Ansicht ist, daß man sich nur in recht kaltes Wasser zu begeben brauche, um sich abzuhärten, wird bald mit blauer Nase und frostroten Händen den Kampfplatz verlassen. Das gesunde Bad soll wenig unter der 28° R. betragenden Körpertemperatur liegen, bei Kindern 27—26, bei Erwachsenen 27—25° R. warm sein; seine Dauer 5—10 Minuten. Das Flußbad, in dem ausgiebige Körperbewegung möglich ist, kann wesentlich kühler sein; im Seebade, dessen Salzwasser die Haut stärker reizt, werden Wärmegrade bis 11 und 10 herab noch günstig wirken, wenn die Dauer kurz genug bemessen wird, um das unübertreffliche Urteil eintreten zu lassen, das in dem wohligen Wärmegefühl nach dem Bade liegt. Wer sich nach dem Bade matt und kühl oder gar übel fühlt, hat zu kalt oder zu lange gebadet oder — was sehr zu beachten ist — sich nicht schnell und energisch genug abgetrocknet. Wer sich nach genommenem Bade wohl fühlt, wozu beim warmen Wannenbade eine nachfolgende kühlere Brausedouche beiträgt, wird die abhärtende Wirkung bald verspüren.

Dazu gehört nun noch, daß man auch sonst sich vernünftig versorgt, was Speise und Trank, Kleidung und Umgebungswärme betrifft. Nüchtern große Anstrengungen zu ertragen ist ebenso unzweckmäßig, wie allzu große Pausen zwischen den einzelnen Mahlzeiten zu lassen. Soll die Maschine gleichmäßig arbeiten, so muß sie regelrecht bedient werden. Die drei größeren und zwei kleineren Mahlzeiten unseres Klimas sind gute Errungenschaften jahrhundertelanger Volkserfahrung. Wer sich für gewöhnlich **regelmäßig** und **genügend** nährt, kann am ehesten ohne Schaden im Notfall einmal eine Mahlzeit entbehren.

Wer sich zu warm kleidet, verweichlicht sich, das ist allgemein bekannt. Ebenso richtig aber ist, daß wer sich ungenügend kleidet, sich nicht etwa abhärtet, sondern seine Widerstandskraft herabsetzt. Trotzdem wird gegen diese Thatsache außerordentlich oft gesündigt, gerade in der Absicht sich abzuhärten. Die Jugend in der Entwickelungsperiode hat ohnehin eine gewisse Neigung, Ueberzieher und ähnliche praktische Kleidungsstücke zu verschmähen, sei es weil das Anlegen derselben zu umständlich ist, sei es weil irgend ein bevorzugter Genosse keinen solchen trägt oder weil es flotter ansieht und was dergleichen Schülergründe mehr sind. Auch die Wärme der Umgebung soll weder zu groß noch zu gering sein.



Leechkirche (S. 176).

Wer dauernd im zu kühlen Zimmer sitzt, wird sich niemals abhärten, sondern höchstens eine chronische Erkältung davontragen. Sehen wir uns nur die Leute etwas genauer an, welche damit renommieren, daß sie stets im Kalten sitzen, ohne Ueberzieher gehen, den ganzen Morgen nüchtern bleiben u. s. w. — wir werden an ihnen allen manches auszusetzen finden. Ich habe wenigstens noch keinen solchen Abhärtungsfexen gefunden, mit dem ich hätte tauschen mögen. Es läßt sich eben dem Menschen seine Natur so wenig abgewöhnen, wie dem Pferde das Futter. Der Bauer, der erzählt, er habe seinem Gaul jetzt gerade das Fressen ganz abgewöhnt und da sei er zum Unglück gestorben, findet viele Spötter, aber fast ebenso viele Nachahmer, denn der Mensch thut gern selbst das, was er bei anderen bekrittelt.

Man kann nicht Kräfte bekommen, ohne sie zu üben, aber es wird niemand einfallen, durch unausgesetzte Arbeit dahin zu gelangen. So kann man sich auch nicht abhärten, ohne sich regelmäßig und immer wieder der frischen Luft und anderen Einflüssen, denen man widerstehen will, auszusetzen, aber auch dieser Arbeit, die der Körper leistet, muß zur rechten Zeit die Ruhe folgen. Und wohlgemerkt, wie nicht in jedem Arm die Fähigkeit steckt, Herkuleskünste zu verrichten, so ist auch nicht jeder in der Lage, es anerkannten Abhärtungsmeiern gleich zu thun. Wer ohne Unterzeug bei kaltem Wetter Schnupfen und Rheumatismus bekommt, thut besser, ein wollenes oder baumwollenes Hemd unterzuziehen, als abzuwarten, bis durch Gewöhnung sein Leiden chronisch geworden ist.

Dr. C. Klümpfgen.

Der Adept von Helmstedt.

Von

Paul Moldenhauer.

Wenige Meilen nordöstlich von Braunschweig liegt in der Nähe der waldbedeckten Hügel des Elm in anmutiger, wenn auch nicht eben malerischer Gegend das Städtchen **Helmstedt**, welches sich, heute nur wenig genannt und aufgesucht, bis in das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts als ansehnliche Universitätsstadt eines weitverbreiteten Rufes und zahlreichen Zulaufs erfreute. Im Jahre 1575 vom Herzog Julius von Braunschweig begründet und durch sorgsame Wahrnehmung ihrer Interessen seitens der Nachfolger des Stifters erfolgreich gefördert, hatte sich die Julia Carolina zu einer bedeutungsvollen Pflegestätte der Wissenschaften entwickelt. Sie sollte jedoch ein jähes Ende finden; denn als in unseres Vaterlandes unglücklichster Zeit der Faschingskönig Jérôme in Westfalen seinen erbärmlichen Thron aufschlug, befand er es — im Dezember des Jahres 1809 — für gut, die Universität aufzuheben und Helmstedt mit einem Schlage seines Rufes und Glanzes zu berauben.

Dieser Willkürakt des Königs Lustik traf die Stadt gerade zur Zeit ihrer höchsten Blüte; nie zuvor hatte sie einen regeren Besuch von Jüngern der Wissenschaft zu verzeichnen gehabt, und es war niemand zweifelhaft, daß sie auf bestem Wege war, selbst das berühmte Göttingen zu überflügeln.

Ohne sich der Uebertreibung schuldig zu machen, darf man behaupten, daß Elm-Athen, wie Helmstedt im Munde der für ihre alma mater begeisterten Studenten hieß, seine Bedeutung in den letzten fünfzig Jahren seines Bestehens fast ausschließlich einem einzigen Manne auf dem akademischen Lehrstuhle der medizinischen Fakultät zu verdanken hatte; in ihm war der Magnet zu suchen, der nicht allein die Hörsäle mit wissensdurstigen Jünglingen füllte, sondern auch gelehrte und ungelehrte Män-

ner, Angehörige des Volkes wie der höchsten Stände veranlaßte, in großer Zahl den Ort seiner Thätigkeit aufzusuchen. Indessen nicht sein fabelhaftes, durch Vielseitigkeit bestehendes Wissen, nicht die Art, wie er dasselbe seinen lauschenden Schülern mitzuteilen verstand, nicht auch die wohlverdiente Berühmtheit als ausübender Arzt, oder sein unbestreitbarer Ruf als einer der ersten Chemiker seiner Zeit war das Motiv, das die Mehrzahl seiner Bewunderer ihm zuführte; zu zählen waren die wenigen, welche der innere Drang, dem großen Manne ihre persönliche Verehrung darzubringen, oder ein wirklich wissenschaftliches Interesse nach Helmstedt trieb. Der große Haufe der ihn aufsuchenden Fremden ließ sich lediglich durch das ganz absonderlich Geheimnisvolle und Rätselhafte seines Auftretens anziehen. Halb als Gelehrter, halb als ein Charlatan und Renommist sich darstellend, hatte der „Primarius Professor Medicinae, Chemiae, Chirurgiae, Pharmaceutices, Physices, Botanices et reliquae historiae naturalis, Präsident der allerhöchst gestifteten medizinischen Gesellschaft, Mitglied medizinischer, physikalischer, ökonomischer, litterarischer Vereine, und Dominus praedii Weidensee," wie sich der Herzoglich Braunschweigische Hofrat Gottfried Christoph Beireis mit unnachahmlichem Stolze zu zeichnen liebte, zu einer ans Unglaubliche grenzenden Anzahl von Fabeln und skurrilen Schnurren Anlaß gegeben, die sich teils an seine Person, teils an seine selbstgeschaffene häusliche Umgebung knüpften. In wunderbarem Grade wußte er, der Eigenart jedes seiner Besucher sich anschmiegend, seine Kenntnisse und Besitztümer in stets neuen, immer aber gleißenden Farben schillern zu lassen, dergestalt, daß man in diesem fieberhaften Bemühen, sich unter allen Umständen ein in die Augen stechendes Air zu geben, sein eigentliches Lebensziel zu erkennen glaubte; sein sonstiges Wirken als Lehrer und Arzt verschwand für den minder genauen Beobachter fast völlig. Das äußerliche pomphafte Beiwerk, mit dem der rätselhafte Gelehrte sich wie mit einem goldstrotzenden, verschnörkelten Rahmen umgab, blendete die meisten seiner Mitbürger und fremden Besucher, seiner Amtsgenossen und Schüler, und verstimmte sie zum Teil. Je weniger sie sich aber imstande oder berufen fühlten, Beireis' Bedeutung als eines wahrhaft edlen Menschen und großen Gelehrten von seiner maßlos eitlen Selbstvergötterung zu scheiden, um so mehr ließen sie sich daran genügen, auf seine letztere und, darf man getrost behaupten, fast einzige Charakterschwäche alles Gewicht zu legen und durch Entstellungen, ja selbst Erdichtungen das Auffinden der echten Goldkörner seines Wesens dem unbefangenen, sein Wirken gegen seine Worte genau und sine ira et studio abwägenden Beobachter erheblich zu erschweren. Gegenüber den Schriften, in welchen Beireis auf Grund wahllos aneinander gereihter, zum Teil gänzlich unverbürgter, zum Teil entstellter und in ihrem Zusammenhange mit wirklichen Vorfällen schwer erkennbarer Anekdoten als ein verlogener, charakterloser Charlatan und Schwindler hingestellt wird, verschwinden beinahe die Bemühungen wohlmeinender Männer, das psychologische Rätsel, welches Beireis ohne Frage war, unter Berücksichtigung seiner persönlichen Anlagen und der Strömung seiner Zeit zu lösen; noch heute ist das Urteil über den Toten nicht immer ein vorurteilsfreies. Die Entstehungsgeschichte derartiger Anekdoten anzudeuten, werden wir später mehrfach Gelegenheit finden; es wird sich alsdann ergeben, daß, falls sie nicht gänzlich aus der Luft gegriffen oder mißverständlich geändert worden sind, Beireis eine in Wirklichkeit vorhandene Thatsache wohl ausgeschmückt und ruhmredig übertrieben habe in dem von niemand zu leugnenden Bestreben, seine Person stets in das hellste Licht zu stellen; aber nur solchen Leuten mag er wohl geradezu selbsterdachte Märchen aufgebunden haben, bei denen er voraussetzen konnte, daß sie ihre Unsinnigkeit auf den ersten Blick einsehen und als guten Scherz belächeln würden, oder die ihn durch gar zu kritiklose Einfalt und Leichtgläubigkeit kitzelten, seiner kühnen Phantasie schrankenlos Thür und Thor zu öffnen. Was die letzteren persönlich für einen Eindruck von ihm erhielten, konnte ihm gleichgültig sein; derjenige, den die von ihnen verbreiteten, nun ihrerseits als glaubhaft hingestellten Fabeln in der großen Menge erweckten, war ihm nicht unangenehm, da er stets seiner Eitelkeit schmeichelte. Von ersterer Klasse seiner Bewunderer aber meinte er wohl eine gänzliche Verkennung seiner Absichten nicht befürchten zu müssen; es waren nur wenige, die diese Erwartung rechtfertigten.



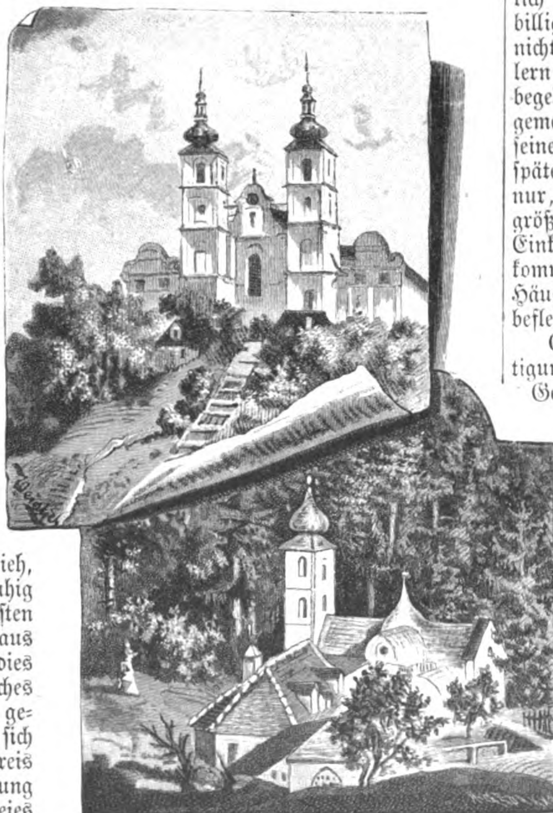
Am Hilmteich (S. 176).

Um zunächst einen Begriff von den Wunderlichkeiten zu geben, welche jeden Besucher ohne Ausnahme in Beireis' Wesen und Häuslichkeit erwarteten, bitten wir den Leser, mit uns das Haus des „Zauberers von Helmstedt", wie ihn Goethe nennt, zu betreten. Die Zeit der Besichtigung, welche der Hofrat nach tags zuvor erfolgter Anmeldung zu bestimmen pflegte,

war eine sehr verschiedene; der Fremde mußte es sich gefallen lassen, zu jeder Stunde des Tages, am frühesten Morgen sowohl wie spät am Abend „bestellt“ zu werden. Dafür aber bot ihm Beireis' liebenswürdige Gastfreundschaft und die bereitwillige, eingehende Vorzeigung und Erläuterung aller Sehenswürdigkeiten volle Entschädigung. In der sich automatisch öffnenden Thür des durchaus nicht altertümlichen und düsteren, sondern hell und freundlich aussehenden Hauses, dessen Fenster in dem seltenen Glanze von Spiegelscheiben strahlten, empfing den Eintretenden des Hofrats treuer Diener Leonhardt, dem mit seiner Familie ausschließlich die Mitbenutzung des umfangreichen Gebäudes gestattet war; Beireis selbst zeigte sich dem Fremden erst in einem hinteren Wartezimmer, zu dem man über einen mit verschiedenen Seltenheiten bestandenen, im übrigen einfach ausgestatteten und getünchten Flur gelangte. Hier befand sich u. a. der große Magnet, dessen Pole einst, nach der üblichen, an jedem Gegenstande haftenden Anekdote einen Bauersmann an den Metallknöpfen seines Rockes angezogen und festgehalten haben sollten. Auch in dem Vorsaale sah man bereits, gleichsam als Vorspiel, einige Wunderwerke, so einen Mohren aus Holz, der eine mit Tabak gefüllte Pfeife behaglich rauchte, und ein graues Männchen, das in der Hand eine eiserne Kugel hielt, nach deren Entfernung aus der Hand ein hoher Wasserstrahl aufstieg. Hierdurch wurde der Besucher gleich beim Eintritt in eine Stimmung versetzt, die bei vielen, wohl bei den meisten, die mitgebrachte, allgemein verbreitete Vorstellung von dem „Charlatan“ Beireis und den Wunsch, sich mit ihm und möglichst auch über ihn zu belustigen, nährte. Wie ganz anders wirkte dann aber das Eintreten des Hofrats selbst. Dieser nicht eben große Mann mit wachsbleichem Antlitz, in dem die hohe, vornehm gewölbte Stirn, die edelgeformte Nase, das kluge, bis zum höchsten Greisenalter unverändert scharf blickende Auge begründete Aufmerksamkeit erregte, dessen altmodische, zwar kostbare, aber von dem erwarteten aufdringlichen Prunk gänzlich freie Kleidung ihm durchaus nichts einem Charlatan Aehnliches, sondern eher eine gewisse feierliche Würde verlieh, seine Art, je nach dem Thema, ruhig oder begeistert unter lebhaften Gesten zu sprechen und gern und so recht aus dem Herzen zu lachen — alles dies hatte so unendlich wenig Lächerliches und machte im Gegenteil einen so gewinnenden Eindruck, daß man sich doppelt enttäuscht fühlte, wenn Beireis im weiteren Verlaufe der Unterhaltung seiner prahlerischen Eitelkeit freies Spiel ließ. Erlaubte man sich aber dann, angesichts seiner Schätze und seines unbestreitbar großen Wissens die Thatsächlichkeit seiner der Selbstberäucherung dienenden Geschichtchen zu bezweifeln, ohne jedoch auf besserem Wissen beruhende Gründe hierfür angeben zu können, so begann der Wunderliche das Gebiet des allenfalls Wahrscheinlichen gänzlich aufzugeben und seiner ausschweifend kühnen Phantasie die Zügel schießen zu lassen, bis niemand mehr Wahrheit von Dichtung sich zu unterscheiden getraute.

Die Sehenswürdigkeiten, welche Beireis' Haus enthielt, bestanden aus Sammlungen der verschiedenartigsten Dinge in seltener Vollkommenheit; ihr Umfang veranlaßte den Besitzer, jedem seiner Besucher die Frage vorzulegen, welche derselben er denn zu besichtigen wünschte. Die alsdann regelmäßig erfolgende Antwort: „Wenn es angeht, doch alle, Herr Hofrat“, gab ihm stets erwünschte Gelegenheit, mit einer seine Ueberschätzung kennzeichnenden und als typisch anzusehenden Uebertreibung lächelnd zu erwidern: „Ja, mein Lieber — da werden Sie sich darauf einrichten müssen, ein halbes Jahr bei mir zu verweilen.“ Es war in der That nicht zu leugnen, daß eine einigermaßen genaue Musterung der angehäuften Schätze einen Aufwand von mehreren Tagen erfordert hätte; dem allergeringsten Teile der Besucher aber war es vergönnt, öfter als einmal zur Besichtigung wiederzukommen; mit den meisten durchwanderte Beireis einmal die Sammlungen, ihnen zeigend und erörternd, wozu sich ihm gerade Anlaß bot. Dennoch verließen ihn alle hochbefriedigt von den gesehenen und gehörten Wunderdingen. Bei allem wissenschaftlichen und künstlerischen Werte, der zweifellos den Sammlungen eigen war, verwandte der Besitzer nicht die geringste Mühe darauf, sie zu ordnen oder auch nur vor dem Verderben zu schützen; in einem entsetzlichen Chaos lag, stand und hing alles durcheinander, angeblich, damit die größten Kostbarkeiten, unter dem Wust versteckt, hierdurch am sichersten vor Entwendung geschützt würden. Der größte Reiz dieser Unordnung lag für ihn aber augenfällig darin, daß er dem staunenden Besucher spielend die enorme Kraft seines Gedächtnisses vorführen konnte, indem er alles, dessen er gerade bei seiner Erörterung benötigte, ohne Besinnen aus diesem Wirrsal hervorzugreifen im stande war. In sonderbaren Widerspruch zu dieser Vernachlässigung trat die fast bei jedem Stück von neuem hervorgehobene Kostbarkeit, der unablässig betonte Geldwert jedes Objektes, unter denen verschiedene präsentiert wurden, deren Erwerb Unsummen gekostet haben sollte und deren Weiterveräußerung er selbst gegen fürstliche Gebote ablehnen zu müssen vorgab. Natürlich war auch dies eine seiner beliebten Uebertreibungen, darauf berechnet, sich selbst, den Besitzer so unerschwinglicher Seltenheiten, in den Augen der Welt über alles zu erheben. Immerhin bleibt es im höchsten Grade erstaunlich, woher ein Privatmann die Mittel zur Beschaffung derartiger Sammlungen gewonnen habe; denn obwohl Beireis nachweislich viele seiner Schätze bei Gelegenheit billig erwarb, zögerte er in anderen Fällen nicht, seinen allerorts thätigen Unterhändlern zum Ankaufe eines ihm besonders begehrenswert scheinenden Gegenstandes ungemessene Vollmachten zu geben. Ueber seine Vermögensverhältnisse werden wir später Näheres erfahren; bemerkt sei hier nur, daß er, ein echter Sammler, den größten Teil seiner nicht unbedeutenden Einkünfte seinem Steckenpferde zu gute kommen ließ und sich für seine Person und Häuslichkeit der genauesten Sparsamkeit befleißigte.

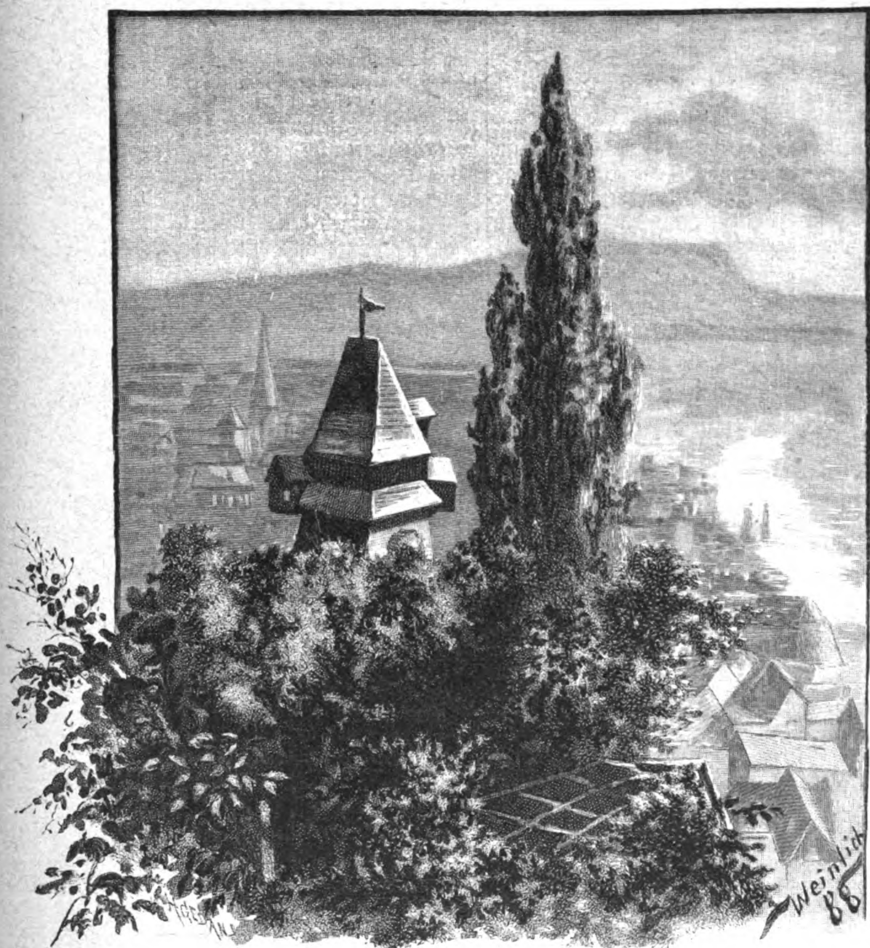
Gehen wir nunmehr unter Berücksichtigung der einschlägigen charakterisierenden Geschichtchen und Anekdoten die Hauptstücke seiner Sammlungen durch. Das lebhafteste Interesse bei Laien, denen der wissenschaftliche Teil weniger bedeutsam erschien, erregten stets die Automaten, welche Beireis an erster Stelle zu zeigen pflegte. Er rühmte sie, die trotz ihrer kunstvollen Zusammensetzung kaum eine andere Bezeichnung als mechanischer Spielereien verdienen, als unerreichbare Kunstwerke, Wunder der Mechanik von unschätzbarem Werte; vor allem machte er auf die goldstrotzende Kostbarkeit ihrer äußeren Bekleidung aufmerksam und brüstete sich mit den ungeheuren Summen, die er für ihre Er-



Maria-Trost (S. 177). – Maria-Grün (S. 178).

werbung und die etwa nötig gewesenen Reparaturen aufgewendet haben wollte. In erster Linie erwähnenswert sind die bekannten Vaucansonschen Kunstwerke: eine Ente, welche sich natürlich bewegte, schnatterte, unter Wasser tauchte, Körner fraß und — verdaute; ein provençalischer Pfeifer, der in sitzender Stellung mit der Linken ein Flageolet an den Mund führte und mit der Rechten in den von den Melodien erforderten Modulationen eine baskische Trommel schlug; endlich der weltberühmte Flötenspieler, der unter naturgetreuer Bewegung der Finger und des Kopfes, sowie der Zunge und Lippen zwölf einfache Stücke auf der Flöte vortrug. Von den zahlreichen Fabeln, welche, angeblich aus Beireis' Munde stammend, über die Automaten verbreitet waren, führen wir nur die folgende an, welche für die Entstehung vieler der bestehenden Märchen und den ihnen beizulegenden Wert für die Beurteilung von Beireis bezeichnend ist. Der Flötenspieler, welcher mit den anderen Automaten — darunter eine astronomische Uhr von Johann Baptist Homann, eine Zauberuhr von Pierre Jacques Dooz, und eine von Goethe praktisch erprobte Rechenmaschine — in einem feuchten Gartenzimmer stand, war durch Staub und Rost außer Thätigkeit geraten; ein in Helmstedt zufällig anwesender französischer Uhrmacher wurde von Beireis beauftragt, das Werk wiederherzustellen, machte sich aber, nachdem seine Kunstfertigkeit demselben völlig den Rest gegeben hatte, plötzlich auf Nimmerwiedersehen davon. Als man Beireis über die Thätigkeit des Franzosen befragte, antwortete er scherzend, er lasse jetzt dem Flötenspieler eine Einrichtung geben, daß er jedes Stück vom Blatt spielen könne; nach dem heimlichen Entweichen des Uhrmachers führte er den Scherz offenbar weiter, indem er den sich Erkundigenden mitteilte: der Franzose hole jetzt die Noten! Diese Worte wurden weiter erzählt, bis man ihren scherzhaften Charakter verkannte und sie für ernsthaft gemeint hielt; so kam es denn schließlich sogar so weit, daß ein hochachtbarer holländischer Gelehrter in einer seiner Schriften als eine von Beireis persönlich behauptete Thatsache angab: „Der Flötenbläser spielt jedes Stück vom Blatt!"

Nach den Automaten pflegte Beireis seine Instrumente zu zeigen, welche zum Teil von großem praktischen Wert waren;



Blick vom Schloßberg (S. 171).

indessen pflegte er sich hiermit nicht lan[...] aufzuhalten, da die physikalischen, astr[...]nomischen und mathematischen Appara[...] wenig Anlaß boten, selbstverherrlichen[...] Geschichten vorzubringen.

Es folgten sodann die Naturali[...] welche kostbare Seltenheiten enthielte[...] aber — in welchem Zustande! Die au[...]gestopften Tiere waren haarlos oder e[...]fiedert, die Herbarien von Insekten g[...]plündert, die Weingeistpräparate vertrockne[...] die Skelette auseinandergefallen. Diese Ve[...]nachlässigung, die er, wie wir bereits sagte[...] als absichtlich hervorgebracht hinzustelle[...] suchte, war nicht sowohl die Folge d[...] Gleichgültigkeit und Indolenz des H[...]rats, als vielmehr seiner thatsächlich[...] Unfähigkeit, in eigener Person dem Ve[...]falle zu wehren; einen anderen aber, u[...] wäre es der treue Leonhardt gewesen, [...] der Ordnung seiner zahllosen Schätze te[...]nehmen zu lassen, hätte er nie übers He[...] gebracht. So ließ er denn die Dinge ru[...] ihren Verlauf nehmen und suchte gu[...] Miene zum bösen Spiel zu machen, i[...]dem er u. a. dem über den Mottenfraß [...] einer prächtigen Kolibrisammlung befremde[...]ten Goethe erklärte, er habe das Ungezie[...] hierher konzentriert, damit seine übrig[...] Sammlungen davon verschont bliebe[...] Alles dies störte ihn jedoch keineswegs [...] seinem Eifer, die Sammlungen stetig [...] mehren. Nur insofern wurde er vorsi[...]tiger, als er in den letzten zehn Jahr[...] seines Lebens die neuerworbenen, oft se[...] wertvollen Seltenheiten nicht mehr zu d[...] bisherigen gesellte, sondern sie nach vi[...]leicht nur einmaliger prüfender Besich[...]gung in ihre Kisten gepackt und mit k[...]servierenden Stoffen bedeckt beiseite bra[...] und ihren Besitz sogar konsequent v[...]leugnete. An die anatomischen Präpara[...] knüpft sich manche heitere und kennzeic[...]nende Erzählung. Dieselben waren a[...] verschiedenen Privatsammlungen zusamme[...]gekauft und gaben ihrem derzeitigen B[...]sitzer eine nie übersehene Gelegenheit, m[...] der hierzu angeblich erforderlich gewesen[...] Aufwendung unendlicher Summen [...]prahlen. Unter denselben heben wir d[...] von dem berühmten Anatomen Joha[...] Nathanael Lieberkühn angefertigten [...] vor; sie bestanden aus 128 hermeti[...] zwischen zwei Glasplatten und 157 [...] feinen Goldblättchen in Messingkapse[...] unter geschliffenen Gläsern eingeschlo[...]nen Präparaten, welche die feinst[...] Organe zur Anschauung brachten: d[...] Nervensystem der Retina, die aufsauge[...] den Papillen des Magens, die zarte[...] Verästelungen der Bronchien. Aus[...]zeichnet waren auch die Nachbildunge[...] sie waren hergestellt nach Wachsmodelle[...] welche in Gips gehüllt und alsdann a[...]gebrannt wurden; die entstandenen Hö[...]lungen waren mit Silber ausgegossen u[...] bildeten nach Beseitigung der Gipshü[...] die eigentlichen Objekte. Der Wert die[...] Teiles der Beireisschen Sammlungen w[...] ein unbestreitbarer; der Hofrat freilich, [...] der allgemeinen Anerkennung nicht zufr[...]den, stellte denselben als unerreichbar h[...]



Auf dem Markt in Kairo. Von L. C. Müller.

sowohl ähnliche Sammlungen dieser Art sich im Besitze verschiedener Gelehrten befanden; mit gewohnter Ueberschwenglichkeit behauptete er: nur nach seinen Präparaten könne man die Heilkunde studieren, mithin könne sich außerhalb Helmstedts niemand zum Arzte ausbilden, solange er allein diese Präparate besitze. Vielfach rühmte er sich auch der von ihm selbst angefertigten Präparate, unter denen sich „unsichtbare" befinden sollten. Freilich suchte er deren Besichtigung unter den nichtigsten Vorwänden zu umgehen, indem er u. a. einmal behauptete, sie seien in Verwahrung bei einem Kollegen, nach dessen Tode er sie erst zurückerhalten würde; ein andermal erzählte er, es erfordere mehrere Stunden an Zeit, um sie in den Brennpunkt seines — beiläufig ganz einfachen — Mikroskops zu bringen. Bezeichnend ist auch folgende, verbürgte Anekdote, welche C. v. Heister mitteilt: „Eine große Rolle in den Aufschneidereien spielte die Fibra simplicissima, welche Beireis sich im Kolleg aus der Wade geschnitten haben wollte. Doch was sah man? Nichts eigentlich, als einen einfachen Strich. Rudolphi wurde sie auf einer Pinzette präsentiert; er sah aber nur ein ganz feines Haar. ‚Das ist nicht möglich — doch richtig, da hat mir wieder ein Acarus den Streich gespielt, das Präparat wegzufressen und sein Gespinst an die Stelle zu setzen', war des Hofrats famose Ausrede!" Man kann nach alledem kaum umhin, Beireis' angebliche „eigene Präparate" für Gebilde seiner im Dienste der Eitelkeit so viel des Unglaubhaften schaffenden Phantasie zu halten.

Nur im Vorübergehen lassen sich die gleichfalls durch wertvolle Seltenheiten und zahlreiche sich daran knüpfende Schnurren ausgezeichneten Sammlungen von Gemmen, Webereien und Stickereien, Büchern und Kupferstichen erwähnen; die Büchersammlung namentlich enthielt — nach C. v. Heister — u. a. 77 kostbare Manuskripte, 13 chinesische und türkische Werke, 26 Inkunabeln u. dgl. mehr. Wie Beireis zu behaupten liebte, besaß er jedes Werk in drei Exemplaren, eins zum Privatgebrauch, ein zweites für die Vorlesungen, das dritte zur Reserve! Die Wahrheit sprach er damit freilich nur hinsichtlich eines anatomischen Werkes von Gautier d'Agoty. Bezüglich der Münzen, deren Sammlung eine nahezu vollzählige war, freute er sich, neugierige Frager mit dem Scherz abzuspeisen, daß er ständig bei Herkulanum Leute sich halte, die für sein Kabinett graben und suchen müßten, sobald die von der italienischen Regierung beauftragten Arbeiter sich am Abend entfernt hätten. Bewundernswert war seine reich versehene Gemäldegalerie — ein Zimmer, in dem auf- und übereinander Schöpfungen der bedeutendsten Künstler aller Zeiten und Länder regellos und staubbedeckt hingen und standen. Wenn ein gewiegter Kenner neben echten, wunderschönen Kunstwerken eines Holbein, Lukas Cranach, Rembrandt, Dürer, Correggio, Tintoretto u. a. auch obskure Machwerke, fade Kopien entdeckte und es wagen wollte, dem Hofrat diese Meinung vorzutragen, dann legte sich Beireis ins Zeug, um an der Hand von kritiklosen Auktionskatalogen und der von ihm gezahlten, oft riesigen Rechnungen zu beweisen, daß nichts Unechtes in seiner Sammlung sei; höchstens gab er zu, in den angefochtenen Schaustücken Jugendwerke des von ihm vorgegebenen Urhebers zu sehen. War es doch, wie er in unnachahmlicher Selbsttäuschung behauptete, der Grundgedanke dieser Sammlung, daß sie, eine Art praktischer Kunstgeschichte, an je drei Werken jedes nur existierenden Malers die Entfaltung seines Könnens darlegen sollte, und zwar sei es ihm gelungen, bis auf ein ihm noch fehlendes Jugendwerk von Cimabue, von sämtlichen großen Künstlern das Erstlings- und Meisterwerk zusammenzubringen.

Wir schließen hieran die Anführung einer höchst charakteristischen Anekdote, die sich an eine von Beireis' ethnographischen Seltenheiten knüpfte. Der Berghauptmann August Ferdinand Graf von Veltheim hatte ihm ein japanisches Gewehr zum Geschenke gemacht, das jedem Fremden gezeigt wurde. Als Veltheim einmal persönlich einige Besucher dem Hofrat zuführte, erzählte dieser bei Besichtigung der Waffe mit gewohntem Stolze, daß ihm der Kaiser von Japan selbst dieselbe als Anerkennung seiner in aller Welt bekannten Verdienste habe überreichen lassen; und dies im Beisein des wahren Gebers! Man wird doch wahrlich nicht annehmen können, daß Beireis diese Geschichte seinen Gästen habe für wahr ausgeben wollen, wenn die Gefahr, einer offenbaren Lüge überführt zu werden, so handgreiflich nahe lag. Es zeigt sich vielmehr hier wie in vielen anderen Fällen, wo er gelegentlich Kollegen und anderen kenntnisreichen Männern Anekdoten von offenbarer Widersinnigkeit und oft lächerlicher Unwahrscheinlichkeit vortrug, daß es ihm einzig und allein darauf ankam, sich selbst zu verherrlichen, und war es auch nur, daß er scherzhaft übertreibend sich lobte; ihm genügte es, da das Erzählen derartiger Späße seine Lieblingsgewohnheit geworden war, wenn der erste Eindruck derselben auf den Gast ein ihm schmeichelnder war; gewann sein Zuhörer bei kurzem Nachdenken dann die Ueberzeugung, eine Unwahrheit gehört zu haben, so kam diese doch entweder ihm vorläufig kaum zum Bewußtsein, dank des Hofrats nimmer rastender, stets mit Ueberraschungen spielender Unterhaltung, oder aber Beireis verstand es, wie wir oben gelegentlich der Fibra simplicissima sahen, sich geistreich aus der Verlegenheit zu ziehen.

Am Schlusse unserer Wanderung durch Beireis' Sammlungen — er selbst gab ihre Anzahl auf 8, 13, auch 17 an — wollen wir das anziehendste und merkwürdigste Stück derselben, den vielgenannten großen Diamanten, nicht übergehen, über den allein so viel Fabeln in die Welt geschickt wurden, daß sie ein eigenes Buch füllen würden. Wenn man des Besitzers Worten trauen wollte, so war dieser der kostbarste Edelstein der Welt, an Wert die Summe der größten sonst bekannten Diamanten weit überragend und für den fürstlichsten Preis nicht feil. Letzteres war angeblich auch der Grund, weswegen er den Stein, der nach Goethe die Größe eines Gänseeies hatte, völlig klar und durchsichtig war und an den Seiten schwache nierenförmige Wölbungen aufwies, nicht schleifen ließ; wenigstens erklärte er dem Prinzen Heinrich von Preußen, er wolle gern die Million opfern, die der Schliff erfordern würde; aber welcher König wäre imstande, dann den Stein, der nur eine Königskrone zieren dürfte, ihm abzukaufen? Beiläufig taxierte er den Stein auf 6400 Karat, was nach der üblichen Berechnung unter Berücksichtigung des beim Schleifen unausbleiblichen Gewichtsverlustes einen Wert von etwa 2 Milliarden Mark ergeben hätte. In der That ein Kleinod ohnegleichen — wäre es nur wirklich ein Diamant gewesen! Wie aber die im wesentlichen übereinstimmenden Mitteilungen zuständiger Fachleute erwiesen haben, war der Stein nur ein immerhin selten großes und darum verhältnismäßig wertvolles Topasstück. Der wohl häufig vorgebrachte Zweifel an der von Beireis unter Anführung von mindestens 20 Proben behaupteten Echtheit, dem er sich höchstwahrscheinlich selbst auf die Dauer trotz seiner unerhörten Selbsttäuschung wohl nicht entziehen konnte, veranlaßte ihn, in den späteren Jahren seines Lebens mit der Vorzeigung seines Schatzes zurückhaltender zu werden; spaßhaft und für ihn bezeichnend waren die Ausflüchte, mit denen er die neugierigen Fragen seiner Besucher zu befriedigen suchte. So gab er vor, er habe ihn fortgegeben, um im Königreiche Westfalen — im Jahre 1808 — nicht zu unerschwinglicher Vermögenssteuer herangezogen zu werden; bald hieß es, er sei unter Schloß und Riegel und könne vor zwei Stunden nicht ausgepackt werden, bald: die Kaiserin Katharina II. habe soeben ihn zu sehen befohlen. Behauptet wurde auch, daß Beireis sich die Fähigkeit angemaßt habe, ihn augenblicks nach jedem beliebigen Orte hin und wieder nach Helmstedt zurückzuzaubern; indessen läßt sich diese Fabel auf Beireis' Worte nicht direkt zurückführen, sondern vermutlich aus der Thatsache erklären, daß er einem neugierigen Engländer den Stein als „gerade in Indien abwesend" ausgab, denselben aber mit größter Gemütsruhe hervorholte, als sein Gast tiefere Sachkenntnis verriet; es ist anzunehmen, daß zu dieser Zeit Beireis selbst noch die unumstößliche Ueberzeugung von der Echtheit des Diamanten besessen haben muß, denn später hütete er sich vor allem davor, Sachverständigen die Besichtigung zu gestatten. Aus dieser Besorgnis, daß einmal, vielleicht nach seinem Tode, das Nonplusultra eines Edelsteins seinen Nimbus einbüßen und nach seinem wirklichen Werte bemessen werden könnte, erklärt es sich, daß der Diamant unter

dem Nachlasse des Hofrats nicht aufgefunden wurde; wahrscheinlich hatte ihn der Besitzer zuvor vernichtet. Andeutungen dieser Absicht hatte er zeitweilig ziemlich offen, natürlich nicht ohne die ihm eigenen Hyperbeln, gegeben; wenigstens läßt es sich in diesem Sinne deuten, wenn er geheimnisvoll von dem Steine sagte: Aufsteigen soll er zum Urquell, von dem er ausging. Ferner erklärte er ein Jahr vor seinem Tode ganz unzweideutig einem Großneffen, daß man nach seinem Ableben den Diamanten nicht vorfinden würde. — Ebenso rätselhaft und völlig unaufgeklärt wie der Verbleib des Steins war auch seine Herkunft. Unter den zahllosen Varianten, die Beireis hierüber zum besten gab, führen wir nur an, daß er bald der Lohn für einen wunderbaren Heilerfolg sein, bald aus der ältesten Diamantengrube Bengalens zu Sumelpur (Sumsulpur) am Flusse Gruel durch besondere Sendlinge des Hofrats gewonnen sein sollte; auch hörte man, er sei vom Kaiser von China Beireis als Pfand für eine vorgestreckte Geldsumme gegeben, deren Rückerstattung wegen ihrer unberechenbaren Größe nie zu erwarten sei!

Die mit ungeahnter Reichhaltigkeit und in stets überraschendem Wechsel auf den Besucher anstürmenden Eindrücke machten die Besichtigung von Beireis' Sammlungen zu einer höchst ermüdenden, zumal der Hofrat bei jeder vorgezeigten Seltenheit die Echtheit und den gezahlten Preis aufs umständlichste an der Hand von Katalogen, einschlägigen Werken und Rechnungen zu erörtern pflegte. Dessenungeachtet aber ging keiner seiner Besucher von ihm, ohne hochbefriedigt, ja in seinen Erwartungen übertroffen zu sein; wohl im Sinne aller derer, die jemals Beireis' Gäste waren, sprach sich der Hofrat K. W. Böttiger in folgenden, seinen „Reisebemerkungen" entnommenen Worten aus: „Ich verließ diesen Mann mit einem sonderbaren Gefühl, mit einem Gemisch von Empfindungen, und es war mir ungefähr so zu Mut, als wenn man ein Märchen in ‚Tausendundeine Nacht' gelesen und neben den abenteuerlichsten Orientalismen die sublimsten Züge von dichterischer Einbildungskraft bewundert hat. Und doch hatte ich noch so wenig vom Ganzen gesehen!" Eben dieser liefert auch zu der häufiger berührten Legendenbildung nach ziemlich harmlosen von Beireis herrührenden Aeußerungen einen Beitrag, den wörtlich herzusetzen wir uns wegen seines hervorragenden Interesses nicht versagen mögen: „Als die Verlegung der Akademie von Helmstedt nach Wolfenbüttel vom Herzog mit vielem Eifer betrieben wurde, mußte jeder Professor einen Anschlag einreichen, wieviel wohl der Transport seiner Effekten, Bibliothek 2c. kosten würde. Beireis, der sich schon an und für sich gegen diese Neuerung sehr ereiferte, schrieb geradezu, daß sein Transport gar nicht zu taxieren, zu bewerkstelligen sei. Mündlich setzte er hinzu, daß viele, besonders exotische Seltenheiten, mit ganz eigener Kenntnis verpackt und vorgesehen werden müßten; daß er wohl vordem einen Kerl zum Aufwärter gehabt hätte, der dieses alles verstanden, daß dieser aber mit anderen Braunschweigern in den Amerikanischen Krieg gegangen und nie wiedergekommen wäre. Dieses veränderte die Fama bald dahin, daß Beireis gesagt habe, um seinen Transport zu besorgen, müsse er die Leute aus Amerika verschreiben. Ein Witzling schmückte es noch besser aus und verbreitete die Sage, Beireis müsse aus allen fünf Weltteilen Leute zum Transport seiner Sachen haben, weil die Kuriosa jedes Weltteils nur durch Eingeborene fortgeschafft werden könnten. In dieser letzten Gestalt hatte sich mir das Märchen auch wirklich schon in Braunschweig präsentiert."

Die bisherigen Ausführungen lassen leicht ersehen, daß für einen oberflächlichen Beobachter, der nur nach den auf Auge und Ohr wirkenden Erscheinungen an Beireis' Wesen urteilen mochte, die Gefahr nicht so sehr fern lag, in dem Hofrat einen zweiten Münchhausen oder mindestens einen durch seine Wunderlichkeiten recht amüsanten Kauz zu erblicken und dieses einseitige, persönliche Urteil über den „Wundermann" mit vollster Ueberzeugung als wahr zu verbreiten. Bei der jedem Menschen innewohnenden und gerade angesichts rätselhafter Erscheinungen zu Tage tretenden „Lust zu fabulieren" darf man auch die dem großen Publikum zur Last fallende Uebertreibung und Entstellung der Beireis zugeschriebenen „Lügen, welche hundert compurgatores nicht zur Wahrheit machen können", nicht eben sehr tragisch nehmen, soweit man die Ueberzeugung hegen zu dürfen glaubt, daß sich dieselbe nicht auf böse Absicht zurückführen läßt. Um so entschiedeneren Vorwurf aber verdient es, daß gerade von denjenigen, welche sich ein Recht zur Beurteilung von Beireis' Wesen anmaßten, am wenigsten Mühe angewandt wurde, die über ihn verbreiteten Gerüchte zu prüfen und nach Maßgabe ihrer Thatsächlichkeit zu beschneiden.

Unter „dem 2. Martii 1730" findet sich in dem Kirchenbuche von Sankt Blasius zu Mühlhausen, der ehemaligen freien Reichsstadt, folgende Notiz: „Herrn Cammerschreyber Johann Christian Beyreiß ein Sohn getaufft, genand Gottfried Christoph. Der Pathe war der Herr Geheimbrath Stüler." Hieraus ergibt sich, da es in Mühlhausen Gepflogenheit war, die Neugeborenen am zweiten Tage nach der Geburt zu taufen, daß Beireis am 28. Februar 1730 das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, einer seit mehreren Generationen hochangesehenen und nicht unbegüterten Familie angehörig, bekleidete in Mühlhausen die Aemter eines Senators, Kammerschreibers und Kriegskommissars; er war ein begabter und hochgebildeter Mann, der namentlich den Naturwissenschaften ein reges Interesse entgegengebracht zu haben scheint. Dieser Umstand im Verein mit den ungemein glücklichen Erfolgen, die er dank seiner Energie und Umsicht bei Ausübung seiner Amtspflichten in politisch bewegter Zeit zu verzeichnen hatte, verliehen ihm selbst über die Mauern seines Wohnortes hinaus einen nicht unbedeutenden Ruf, nach welchem er sich sogar im Besitze übernatürlicher Kräfte befinden sollte; so erzählte man sich, er wäre imstande, Feuersbrünste zu besprechen und durch in die Glut geworfene Holzplättchen, die mit seltsamen Figuren bezeichnet gewesen seien, zu dämpfen! Es dürfte zweifellos sein, daß der jugendliche Gottfried Christoph an der dem Vater gezollten Bewunderung zuerst das eigentümlich berauschende Gefühl kennen lernte, welches den Sohn eines ausgezeichneten Mannes gewöhnlich zu befallen pflegt und ihn widerstandslos antreibt, nun seinerseits den Vater womöglich noch zu überflügeln; in diesem Gefühle eines im Grunde berechtigten, strebsamen Stolzes dürften wir den Keim zu dem maßlos gesteigerten Ehrgeiz finden, der Beireis bis zu seinem Tode gänzlich in Beschlag nahm und sein Leben wie ein roter Faden durchzieht. Schon in frühester Jugend zeigte er viele Sonderbarkeit in seinem Wesen; er erschien auffallend ernst und nachdenklich, zog sich still vor den Altersgenossen zurück und legte eine leicht reizbare Erregbarkeit, blühende Phantasie, für ihn ein Danaergeschenk der Natur, und staunenswerte, ihm das Lernen zum Spiel machende und bis in das höchste Alter ihm treu bleibende Gedächtniskraft an den Tag. Die harmlosen Spiele einer glücklichen, mit dem Augenblick zufriedenen Knabenzeit hat er nie kennen gelernt, sondern stets ein über derartige Tändeleien sich stolz erhebendes Selbstbewußtsein zur Schau getragen. Fast möchte man, wäre eine derartige Frühreife nicht gar zu unwahrscheinlich, behaupten, er habe schon damals sich mit der bewußten Absicht getragen, einmal der Erste im Besitze alles irgendwie Begehrenswerten und Wissenswürdigen zu werden. In diesem Sinne führte er häufig selbst eine Thatsache an, deren Richtigkeit von einem seiner Verwandten verbürgt wird. Hiernach habe die Beschreibung der bekannten Vaucansonschen Automaten, die man ihm als Knaben zu lesen gegeben, einen derartigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er seinem Vater begeistert erklärte: er müsse dieselben einst sein eigen nennen. Wegen dieser Vermessenheit vom Vater gestraft, habe er unter Thränen gerufen: „Ich werde sie besitzen". Und 40 Jahre später besaß er sie. Sein gern vorgetragener Wahlspruch war: der Mensch könne alles erreichen und vollbringen, was er vernunftgemäß wolle, und die Befolgung dieses Wahlspruchs hatte in der That den eisernen Fleiß, den er auf seine Studien verwendete, die Beharrlichkeit bei Verfolgung seines einmal erwählten Zieles, die Beherrschung jeder erniedrigenden sinnlichen Leidenschaft zur Folge; sie aber war es auch, der man sein zähes Festhalten an seinen Gewohnheiten und einmal gefaßten Meinungen, mochte deren Irrtümlichkeit auch längst erwiesen sein, zur Last legen darf.

Bereits in seinem zwölften Jahre betrieb er, neben den alten Sprachen natürlich, das Studium des Französischen, Eng

...ischen und Italienischen, ferner der Geschichte, Physik, Mathematik und Musik, und leistete in allen Disziplinen für sein Alter Erstaunliches. Obwohl auf dem Gymnasium unfleißig, war er dennoch in den sämtlichen Klassen der Erste. Dies erklärt sich aus dem Umstande, daß seine häuslichen Studien, unter der Leitung von Hauslehrern betrieben, ihn fesselten und mit Leichtigkeit die Aufgaben der Schule einholen, ja überholen ließen. Auch sein Vater versäumte nicht, ihm aus seinem eigenen reichen Wissensschatze mitzuteilen.

Das eifrige Interesse, welches der junge Beireis für die Naturwissenschaften bewies, veranlaßte den Stadtphysikus Juch, einen Freund seines Vaters, ihm im Unterrichten des Knaben auf diesem Gebiete zu helfen. Welcher Art aber war die Weisheit, die dem Wissensdurstigen hier gepredigt wurde! Die Naturwissenschaft war zum Teil noch ein systemloses Gemenge von Vorstellungen, die oft in krassem Aberglauben und Unverstand ihren Ursprung hatten.

Dieses ziellose Umhertappen, das ausschließliche Hervorheben von Aeußerlichkeiten war für einen so außergewöhnlich reich beanlagten Knaben wie Beireis natürlich amüsant und anziehend, und er säumte auch nicht, seine leicht erfassende, glühende Phantasie mit dem bunten Formenkram zu erfüllen; welchen Einfluß derselbe auf den trotz aller Beanlagung unreifen, zu logischem Denken noch nicht fähigen, gewissermaßen denn geschulten Geist haben mußte, ist leicht erklärlich. Beireis ist von diesem Einfluß bis zu seinem Tode nie völlig frei geworden: daher das Charlatanähnliche in seiner äußeren Erscheinung. Daß er aber nicht wirklich Charlatan wurde, sondern namentlich als Arzt mit den althergebrachten Entartungen der Wissenschaft aufräumte, ist ein glänzendes Zeugnis für seinen scharfen, in das Wesen der Dinge eindringenden Verstand.

Der außerordentliche Eifer, mit dem der Knabe seinen Arbeiten oblag, der erstaunliche Erfolg, der ihn krönte, erregte allenthalben Aufmerksamkeit, die sich in der schmeichelhaftesten Bewunderung des Heranwachsenden zeigte.

In seinem 21. Lebensjahre bezog er, nachdem sein Vater verstorben war und die Familie nicht in den besten Verhältnissen zurückgelassen hatte, die Universität Jena. Dem Wunsche des Verstorbenen, wie den Familienüberlieferungen getreu, widmete er sich zu Anfang dem juristischen Studium; bald aber gewann seine unbezwingliche Vorliebe für die Naturwissenschaften die Uebermacht über ihn und er vernachlässigte Pandekten und Institutionen, um mit gewohntem Rieseneifer sich auf das Studium der Physik, Chemie und Heilkunde zu werfen. Obwohl er aber mit eisernem Fleiße seine Arbeiten betrieb, sich sogar gelegentlich praktisch als Arzt versuchte und über interessante Fälle mit berühmten Medizinern wie Prof. Stengel in Wittenberg und Junker in Halle in regem Briefwechsel stand, entzog er sich keineswegs mehr wie früher dem fröhlichen Treiben seiner Altersgenossen; so erzählte er später noch gern von den bedeutenden Trinkproben, die er in fideler Gesellschaft hätte ablegen müssen. Mehr aber, als zu den oft rohen und wüsten studentischen Gelagen fühlte er sich zu idealerem freundschaftlichen Verkehr hingezogen, wie er sich ihm in der „Gesellschaft der Verehrer der Dichtkunst" bot; in einem überschwenglichen, dem Geschmacke seiner Zeit entsprechenden Gedichte feierte er u. a. sein inniges Verhältnis zu einem Herrn von Hugßen.

Neben seinen wissenschaftlichen und schöngeistigen Bestrebungen betrieb er eifrig gymnastische Uebungen; in der Fechtkunst erreichte er eine unbestrittene Meisterschaft, mit der er sich noch als Greis gern brüstete. In der That besaß er bis zum höchsten Alter eine außergewöhnliche Körperkraft und liebte es, dieselbe bei jeder passenden Gelegenheit zur Schau zu tragen. Ließ er doch von seinem Diener wohl eine Goldbarre in das Auditorium schaffen, die er dann zum Staunen der hierzu nicht fähigen Zuhörer mit ungebogenem Arme aufhob; und wenn es keinem der Hörer im Kolleg gelingen wollte, die schweren Halbkugeln der Guerickeschen Luftpumpe auf den Tisch zu heben, so nahm der alte Herr den Apparat in die Hand und setzte ihn kaltblütig an seinen Platz. An der Erhaltung seiner Kraft hatte aber nicht allein deren stete Uebung, sondern in wohl noch höherem Grade Beireis' „rationelle" Lebensweise den Hauptanteil.

Er pflegte sehr einfach zu speisen: Kräuterthee mit altem Zwieback, Gemüse, Obst, altbackener Kuchen, zum Abend eine Wassersuppe waren seine ständigen Gerichte; Fleisch genoß er nur selten und sog es alsdann nur aus, um mit der bloßen Fleischfaser ohne Nährwert den Magen nicht zu belasten. Reichlichen Genuß von Zucker hielt er für heilsam und — für ein Zeichen von Geistesschärfe; dagegen erklärte er Hülsenfrüchte und namentlich die Kartoffel für dem menschlichen Körper höchst nachteilige Vegetabilien. Von letzterer behauptete er, daß ihr die Schuld zuzuschreiben sei, wenn die Menschheit von Generation zu Generation dem Idiotismus zuschreite; er hatte Gelegenheit, einst scherzhaft eine kleine Probe dafür an sich selbst zu machen. Die Gattin eines Freundes setzte ihm nämlich bei einem Mittagessen ein von Kartoffelmehl bereitetes Gericht vor, das er, mit seiner Zusammensetzung unbekannt, sich vortrefflich munden ließ. Man lachte ihn darauf unter Hinweis auf seine stete Behauptung aus; er aber erwiderte mit vortrefflichem Witz: „Da sehen Sie, wie ich mit meiner unablässigen Warnung im Rechte bin; die Kartoffeln haben mich so dumm gemacht, daß ich sie gar nicht einmal erkannt habe." Ebenso verwarf er den gewohnheitsmäßigen Genuß von Bier, Kaffee, Thee und Tabak; was namentlich den letzteren betrifft, so litt er das Rauchen in seinem Hause nie und ging nur in Gesellschaften, in denen ihm ein besonderes Zimmer vorbehalten war, um fern von dem Tabaksqualm und dem ihm gleich verhaßten Kartenspiele sich unterhalten zu können. So frugal er aber auch für seine Person lebte — wenn er Fremde bei sich zu Gaste geladen hatte, was mehrmals geschah, entwickelte er in Speisen und Getränken den größten Luxus; nur das Giftgewächs der Kartoffel war und blieb von seinem Tische verbannt. — Seine verständige Lebensweise war das Arkanum, daß er körperlich wie geistig bis zu seinem Todestage sich einer fast jugendlich frischen Rüstigkeit erfreute und während der letzten fünfzig Jahre seines Lebens nicht einen einzigen Tag des Krankseins zu verzeichnen hatte; dazu trat als miterhaltende Kraft seine Thätigkeit, die, obwohl ihn aufs äußerste anstrengend, ihm mehr Vergnügen als Mühe war. Wenn er unter diesen Umständen von sich sagte: „Ich habe meiner Seele so viele angenehme Unterhaltungen verschafft, daß ich jetzt in meinem 79. Lebensjahre noch immer nicht fühle, daß ich älter als 18 Jahre bin", so liegt unseres Erachtens kein Anlaß vor, diese Worte als „in die Kategorie seiner beliebten Flunkereien fallend" zu bezeichnen, wie es gleichwohl geschehen ist.

Doch wohin sind wir geraten!

Wir verließen Beireis in Jena, wo er mit unermüdlichem Eifer seinen wissenschaftlichen Studien oblag und neben denselben sich auf einem Gebiete praktisch bethätigte, welches wir demnächst einer genaueren Betrachtung unterziehen wollen. — Ohne seine Studien zum Abschluß gebracht zu haben, trat Beireis plötzlich im Juli des Jahres 1753 von Jena aus eine Reise an, als deren Ziel unter seinen Universitätsfreunden, die dem Scheidenden ein warmempfundenes Abschiedsgedicht widmeten, Frankreich angesehen wurde. Thatsächlich aber ist sein Aufenthalt in den nächsten, auf die Jenenser Periode folgenden Jahren nicht minder wie seine Beschäftigung während derselben in ein unaufgeklärtes Dunkel gehüllt. Wie leicht erklärlich, bot der rätselhafte Umstand, daß er eine nicht unbedeutende Spanne Zeit wie spurlos verschwunden war und sich kaum ein einziges sicheres Merkmal für seinen Aufenthalt an irgend einem Orte auffinden ließ, der geschwätzigen Fama eine prächtige Gelegenheit zur Verbreitung der wunderbarsten Fabeln, die um so leichter Glauben fanden, als Beireis in der ersten Zeit nach seinem Wiedererscheinen es mit fast ängstlicher Sorgfalt vermied, von jenen Jahren zu sprechen. So erzählte man sich und glaubte es auch, da er nie das Geringste an derartigen Märchen in Abrede zu stellen pflegte, daß er Spanien, Holland, Italien besucht und in Aegypten durch Pyramidenpriester (!) die magische Kunst kennen gelernt haben sollte. In dem von der Neugierde diktierten Streben, aus seinem eigenen, sonst doch wahrhaftig nicht mit selbstverherrlichenden Geschichten sparsamen Munde die Bestätigung jener Phantasiestücke zu vernehmen, fragte man ihn häufig und immer wieder nach den Erlebnissen seiner Reisen, ohne jedoch lange Zeit den gering-

sten Erfolg zu haben. Auf Beireis übte freilich das wiederholte Anhören der ihm zugeschriebenen Erlebnisse einen durchaus natürlichen und namentlich bei seiner Eigenart verständlichen Einfluß aus: er konnte sich, trotz seines festen Vorsatzes, ein ewiges Schweigen über seine — angeblichen — Reisen zu bewahren, der Verführung, auf die ihm vorgetragenen Fabeln bestätigend einzugehen und endlich sie in seiner beliebten Weise zu erweitern, nicht erwehren; so kam es denn, daß er im Alter sogar aus eigenem Antriebe dieses von ihm doch anfänglich energisch gemiedene Thema mit Vorliebe anschlug und ausnutzte. Mögen seine ersten Mitteilungen über die Reisen mit Wahrscheinlichkeit auch nur als geistreiche Abfertigungen aufdringlicher Neugierde angesehen werden dürfen und seine späteren, eigenerfundenen Märchen sich aus der noch jeden Tag wahrnehmbaren Erfahrung erklären, daß mancher Erzähler lustiger Geschichten dieselben als selbsterlebte ausgibt, um ihre Wirkung zu erhöhen, so muß man immerhin gestehen, daß Beireis als Erzähler seiner Reiseerlebnisse recht wenig vertrauenerweckend erscheint. Aus der großen Menge von Thatsachen, die für diese Behauptung sprechen, führen wir nur die folgende an, welche vielfach verbürgt ist und unwiderleglich zeigt, mit welcher Selbstgefälligkeit der Hofrat sich über seine Reisen zu verbreiten gelernt hatte, aber auch — welche Schlingen er sich selbst in seinen Erzählungen ahnungslos legte. Er befand sich einst bei dem bereits erwähnten Berghauptmann von Veltheim in einer größeren Gesellschaft, welcher u. a. der als Satiriker bekannte Hofrat Schrader beiwohnte. Als Beireis von seinen Reisen zu erzählen begann, zeichnete Schrader genau auf, wie lange Zeit jener sich an den einzelnen Orten aufgehalten haben wollte; am Ende des Vortrags fragte er Beireis nach seinem Alter und rief, als er es erfahren hatte, in gemachter Verwunderung aus: „Sie sind doch in allem wunderbar und ganz außerordentlich! Sind Sie ja doch nach dieser Berechnung bereits dreizehn Jahre vor Ihrer Geburt gereist!" Beireis ließ sich freilich durch die eklatante Blöße, die er sich gegeben, nicht verwirren, sondern setzte sich und die peinlich erstaunte Gesellschaft mit einem Scherz darüber hinweg. Bezeichnend für die Ungeniertheit, mit der er sich das umfassendste Wissen anmaßte und zugleich für die schlagfertige Geistesgegenwart, mit welcher er die ihm gestellten Fallen umging, ist folgendes Geschichtchen, das mehrfach verbürgt ist: In einer Gesellschaft legte man, augenscheinlich um seine oft gerühmte und, da man ihn nicht kontrollieren konnte, bewunderte Kenntnis der chinesischen Sprache auf die Probe zu stellen, ihm eine Thee- (oder Tusch-) Etikette vor, deren Ursprung und eigentliche Bedeutung durch Beschmutzen und Zerreißen der Ränder unkenntlich gemacht war. Gebeten, die darauf enthaltenen chinesischen Worte zu erklären, rief Beireis, der den gespannten Zuhörern wohl die verräterische Absicht, ihn zu blamieren, als echter Menschenkenner anmerkte, mit Emphase aus: „Wie kommen Sie in den Besitz dieses Papiers? Es enthält eine Stelle aus dem besten Romane, den Chinas Litteratur besitzt!" Spöttisch sah man ihn an; er ließ sich aber nicht beirren, sondern erfand im Augenblick einen spannenden Roman, den er so hinreißend vortrug, daß er aller Empfindungen fesselte und seine gesamte Zuhörerschaft die Veranlassung zu dieser Erzählung ganz und gar vergessen machte. Bei der interessantesten Situation erhob er das unscheinbare Zettelchen mit den Worten: „Dies ist die Stelle!" Am Ende des Romans waren alle derart begeistert, daß niemand mehr an die Prüfung der chinesischen Kenntnisse des Hofrats dachte und alle sich widerstandslos der Führung seiner weiteren Unterhaltung überließen.

Im September des Jahres 1756 kam Beireis plötzlich nach dreijährigem Verschollensein in seiner Vaterstadt Mühlhausen zum höchsten Erstaunen seiner Angehörigen wieder zum Vorschein; ihre Verwunderung wuchs, als er, der als wenig bemittelter Student nach Jena gegangen war, sie in seinem Koffer gewichtige Goldbarren und einen unbekannten roten, nach seiner Aussage wertvollen Stoff sehen ließ. Der Schleier, der über den Erwerb dieser Schätze von ihrem Besitzer gebreitet wurde, war indessen leicht zu lüften, wenn man Beireis' Thätigkeit während seiner Studienzeit verfolgt hatte, und mit Lösung dieses Rätsels war auch eine Handhabe gegeben, um seinem Aufenthalt während der Jahre 1753—56 wenigstens auf die Spur zu kommen. Bereits oben hatten wir den Stand der Naturwissenschaften und ihren Einfluß auf den jugendlichen Beireis im allgemeinen angedeutet. Die in seiner Knabenzeit ausgesäeten Keime hatten sich in ihm naturgemäß bei eingehenderem Studium der Gesetze, welche man damals den Erscheinungen der Natur unterlegte, in der einmal gegebenen phantastischen Richtung entwickelt, und es war somit nicht zu verwundern gewesen, wenn er, der wie wenige andere zu lebhaftester Bethätigung gerade der Phantasie neigte, endlich auch auf die noch rege betriebene Alchimie verfiel.

Beireis selbst hat es niemals geleugnet, daß er sich mit der Kunst des Goldmachens befaßt habe; er hat niemals gegen den ihm mit Vorliebe beigelegten Ruhm eines erfolgreichen Adepten Widerspruch erhoben; vielmehr hat er zu wiederholten Malen selbst seine Zuhörer in den Glauben versetzt, als ob er jenes vielbegehrte Ziel thatsächlich erreicht habe. Indessen hütete er sich wohl, mit unumwundenen Worten seine Meisterschaft in der Alchimie zu behaupten; nur in Andeutungen wies er darauf hin, mit Sicherheit rechnend, daß seine Hörer den beabsichtigten Sinn in seinen Worten wohl selbst herausfinden würden. Was ihn zu dieser sonst ungewohnten Zurückhaltung veranlaßte, war dasselbe Motiv, welches ihn abhielt, die häufig aus höchsten fürstlichen Kreisen an ihn ergangenen Aufforderungen zur praktischen Bethätigung seiner angeblichen Kunst regelmäßig abzulehnen: seine unverfälscht in seinem Charakter begründete und nur von einer maßlosen, aber dennoch niemand zum Schaden gereichenden Eitelkeit überwucherte Redlichkeit. Daß er die Ueberzeugung gewonnen hatte, das **Goldmachen** sei ein Ding der Unmöglichkeit, daran darf nicht gezweifelt werden; schreibt er doch — allerdings datiert der Brief erst vom 20. März 1767 — an den Leibmedikus Brückmann in Braunschweig u. a., daß er sehr in Anspruch genommen sei „mit Beantwortung so vieler, im alchimistischen Labyrinth herumirrender Goldkocher, Abfertigung der Afterchymisten, die aus Küchensalz mit großem Vorteil Salpeter machen wollten u. s. w." Auch aus Stellen anderer Briefe, sowie mündlichen Aeußerungen läßt sich schließen, daß er die alchimistischen Operationen in der Erkenntnis ihrer Erfolglosigkeit eingestellt hatte, und zwar mag dies aller Wahrscheinlichkeit nach gegen 1760 geschehen sein.

Wenn nun auch Beireis so wenig wie andere Adepten Gold herzustellen verstand, so läßt sich doch mit Sicherheit behaupten, daß er thatsächlich schon als Student und mehr noch in späteren Jahren aus seiner Beschäftigung mit der Alchimie Gold gewann — nämlich in Gestalt von Honoraren für die bei dieser Gelegenheit von ihm gemachten Erfindungen. Wie 1677 der Hamburger Alchimist Brandt, der in dem menschlichen Urin das große Arkanum der Goldbereitung suchen zu sollen glaubte, infolge seiner vielfachen Versuche mit dem Urin der Entdecker des Phosphors wurde, und wie viele andere Alchimisten durch die zufällig erzeugten chemischen Präparate der Wissenschaft und Industrie unbeabsichtigte Dienste zu leisten sich in der Lage sahen, so hatte auch Beireis die Beschäftigung mit den in der Alchimie in Frage kommenden Metalloxyden auf eine höchst wertvolle Erfindung geführt, welche nach sicherer Vermutung in die Zeit seines Jenenser Studiums fällt und ihm bereits damals zu reichen Geldmitteln verhalf, mit deren Hilfe er — eben jene rätselhaften Reisen auszuführen vermochte. Es waren zwei Farbstoffe, deren Bereitung sein Geheimnis war und ihm enorme Summen einbrachte; er selbst bezeichnete eine „Schmalte" genannte Farbe als von ihm herrührend, deren Bereitungsart er in einer Programmrede 1759 mitteilte. Die Hauptrolle spielte jedoch eine rote Farbe; welcher Art diese war, hat bisher nicht bestimmt nachgewiesen werden können; am wahrscheinlichsten bleibt die von Goethe aufgestellte Ansicht, daß dieser vielbesprochene, karminrote Stoff, der, wie erwähnt, auch bei der Rückkehr des Hofrats nach Mühlhausen allgemein angestaunt wurde, ein veredelter Krapp, also kein Metalloxyd gewesen sei. Die bedeutenden Einnahmen, die er lange Jahre aus der Herstellung seiner Präparate und ihrer geschäftlichen Verwertung zog, verbunden mit den Einkünften aus seiner Thätigkeit als Arzt und akademischer Lehrer, machten ihn allmählich zu einem reichen Manne.

Außer seinen Farbepräparaten werden ihm noch andere, industriell sehr wertvolle Erfindungen zugeschrieben, wie ein Verfahren, schnell und billig Essig zu bereiten, oder die Herstellung eines dem Kognak ähnlichen Branntweines. Sicheres ist hierüber nicht bekannt geworden; dagegen steht es fest, daß er mit weitschauendem Blick den wahren Wert von zielbewußt geleiteten chemischen Operationen ohne Phantasterei zu ermessen wußte, da er behauptete, es könne der erfahrene Chemiker aus dem des Wegwerfens Werten den größten Gewinn ziehen — ein Ausspruch, dem der heutige Stand der industriellen Chemie in wunderbarer Weise recht gegeben hat. Dieses prophetische, von ihm vielleicht weniger objektiv als vorstehend angeführte Wort hat vielfach Anlaß zu der Behauptung gegeben, er habe sich gerühmt, alles erfinden zu können. Hatte er dies thatsächlich einmal gesagt, so konnte, ja mußte ihm diese Prahlerei als die ungeheuerlichste Selbstüberschätzung ausgelegt werden; und thatsächlich finden wir in vielen bezüglichen Arbeiten über Beireis diese ihm in den Mund gelegte Aeußerung aufs schärfste verurteilt. Wie ganz anders aber, wie einfach und entlastend liest sich die nachstehend wiedergegebene Stelle aus dem in der Kasseler Allgemeinen Zeitung vom Jahre 1810 abgedruckten Aufsatze eines Schülers, der, weit entfernt, seines großen Lehrers Schwächen beschönigen zu wollen, nur mit gesundem Urteil ohne Voreingenommenheit Beireis' Charakter zu ergründen suchte und sich vielfach als zuverlässiger Gewährsmann gezeigt hat: „Beireis behauptete, alles erfunden zu haben, und diese Behauptung wird ihm als die größte Windbeutelei angerechnet. Bedenkt man aber, daß er denn doch außer sich noch zwei ganze Köpfe zugab, die doch auch etwas erfunden haben müßten, so ist man wohl berechtigt anzunehmen, daß jene Behauptung einen edleren, höheren Grund hatte als Eitelkeit und Windbeutelei. Mir ist es sehr wahrscheinlich, daß Beireis größtenteils Autodidaktos war, und wer sich ohne Lehrer strenge und ernsthaft mit den Wissenschaften, besonders mit den mathematischen und physikalischen beschäftigt, der kommt durch sein Nachdenken auf Sätze und Resultate, wovon er mit Recht behaupten kann, er habe sie für sich aufs neue erfunden. Daß dies des Beireis Meinung war, davon hat mich eine Aeußerung desselben unter Freunden und Vertrauten, daß er manches sage, um die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu reizen, überzeugt. Und in der That, nichts war angenehmer und lehrreicher, als wenn er uns darstellte, wie er etwas erfunden habe. Man sah hier den Hang des menschlichen Geistes in der Erforschung der Wahrheit und Auffindung der wichtigsten Entdeckungen, obgleich Beireis Zeiträume von Jahrhunderten in ein halbes Jahr zusammen drängte. Er lehrte hierdurch gewissermaßen die Kunst, zu entdecken und zu erfinden. Bei der Lebhaftigkeit seines Geistes konnte es aber auch hier nicht fehlen, daß Uebertreibungen vorkommen mußten."

Wie wir bereits erwähnten, hatte Beireis seine Beschäftigung mit der Alchimie in richtiger Erkenntnis ihrer Fruchtlosigkeit wenige Jahre nach der Rückkehr von seiner Reise aufgegeben; aber auch die Verfolgung und weitere Ausnutzung seiner praktischen chemischen Erfolge unterblieb seit dem Jahre 1761.

In Mühlhausen, wohin Beireis nach dreijährigem Verschollensein zurückgekehrt war, hielt er sich nur ganz vorübergehend auf; er begab sich alsdann über Braunschweig nach Helmstedt, welches er fortan nur noch auf Stunden bis an sein Lebensende verließ, ohne seine Heimat und seine Angehörigen ein einziges Mal wiederzusehen. Da er jedoch aus der Ferne in regem Briefwechsel mit ihnen blieb und sie reichlich unterstützte, so liegt kein Grund zu der Annahme vor, daß er sich überhebend oder durch einen Zwist entfremdet von ihnen zurückgezogen habe. Einzig und allein seine ungeheure Thätigkeit, die ihn unlöslich an Helmstedt fesselte, hat ihn abgehalten, die Familienbeziehungen eifriger zu pflegen. War ja doch auch hierin hauptsächlich der Grund dafür zu suchen, daß er sich niemals einen eigenen Herd, ein eigenes Familienleben gründete. Man hat behaupten wollen, daß Beireis ein Weiber- und Kinderfeind gewesen sei, und hat häufig aus dem Mangel eines veredelnden weiblichen Einflusses seine Sonderbarkeiten erklären wollen. Doch steht es als sicher fest, daß Beireis in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Helmstedt die ernste Absicht gehabt hatte, sich mit der jungen und geistreichen Witwe eines in Helmstedt verstorbenen — angeblichen — Kabinettsrates zu vermählen; aber die durch seinen Hund herbeigeführte Entdeckung unzweifelhafter Untreue der bereits mit ihm Verlobten hintertrieb die Ausführung dieser Absicht. Wenn Beireis auch später dem Herzog von Braunschweig gegenüber den Grabstein dieses Hundes als das Denkmal seines besten Freundes, dem er viel zu verdanken habe, bezeichnete, so war doch dieser fatale Zwischenfall weit entfernt, ihn thatsächlich zu verbittern. Er fühlte sich im Gegenteil stets in Damengesellschaft aufs angenehmste angeregt und schlug eine Einladung zu einer solchen nur in den zwingendsten Fällen aus. Aus diesem Umstande, sowie aus der Thatsache, daß Beireis als liebenswürdig galanter und geistvoller Erzähler die Kosten der Unterhaltung in geschicktester Weise ganze Abende hindurch zu tragen pflegte, nahm Goethe, der sich in seinen Tag- und Jahresheften häufig als ein wenig in Beireis' Charakter eindringender Kritiker zeigt, Veranlassung, den Gelehrten als einen eitlen, sogar von unlauteren Motiven erfüllten Gecken zu schildern: „Bei den Gastmahlen spielte der seltsame Mann seine jugendliche Rolle mit Behagen fort; er scherzte mit den Müttern, als wenn sie ihm auch wohl früher hätten geneigt sein können, mit den Töchtern, als wenn er im Begriffe, ihnen seine Hand anzubieten, wäre .... Gewiß war niemand gewandter und geschickter, Erbschleicherei zu erzielen, als er; ja es schien Maxime zu sein, sich dadurch eine künstliche Familie und die fromme Pietät einer Anzahl Menschen zu schaffen." Und an anderem Orte: „In Gesellschaften, besonders aber bei Tische gab er seiner Galanterie die ganz eigene Wendung, daß er sich als ehemaligen Verehrer der Mutter, als jetzigen Freier der Tochter oder Nichte ungezwungen darzustellen wußte; und man ließ sich dieses oft wiederholte Märchen gern gefallen, weil zwar niemand auf den Besitz seiner Hand, wohl mancher aber gern auf einen Anteil an seinem Nachlasse Anspruch gemacht hätte."

Dagegen ist Beireis' vorurteilsfreier Biograph K. v. Heister in der Lage, einen ihm seitens „einer hochverehrten Frau, welche ihren Namen nicht genannt haben will", zur Verfügung gestellten Brief mitzuteilen, welcher der wörtlichen Anführung wohl wert erscheint; derselbe lautet, soweit hier von Interesse: „Was Goethe 1805 bemerkt haben will, ist gänzlich falsch. Beireis war gegen alle Frauen, alt oder jung, hübsch oder häßlich, äußerst galant, dabei in den Häusern fast aller Professoren ein gewissenhafter und treuer Arzt. In dem sehr geselligen Helmstedt war er ganz den Frauen überwiesen; er spielte nicht Karten und rauchte keinen Tabak, kam sehr pünktlich und gab selbst viel Gesellschaften, wobei er sich mehr mit den Frauen unterhielt. Es war wohl keine, die ihm nicht Dankbarkeit für ärztliche Hilfe schuldig war, in deren Familie er nicht Lebensretter gewesen. Kein Wunder also, daß sich jede bemühte, ihm Aufmerksamkeiten zu erweisen und ihm zuzuhören, worin die gesellschaftliche Unterhaltung bestand. Als Mädchen, von 15 Jahren an, habe ich oft stundenlang neben ihm gesessen, ihm zugehört und mich seines Vortrags erfreut, der stets sehr belehrend war; und wie fühlte ich mich geehrt, wenn er mich dann zu Tisch führte."

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu dem Zeitpunkt zurück, mit welchem Beireis sich in Helmstedt niederließ. Sein aus dem Jenenser Studium herrührender Mangel an praktischen medizinischen Erfahrungen, welcher ihm persönlich während einer heftigen Krankheit fühlbar geworden war, veranlaßte ihn, sich von neuem als Student der Heilwissenschaft einschreiben zu lassen. Er hätte keine bessere Gelegenheit finden können, sein Wissen zu vervollständigen, als in Helmstedt unter der persönlichen Leitung des hochberühmten Lorenz Heister, welcher, seine Genossen auf dem Lehrstuhle weit an Gelehrsamkeit überragend, in Beireis mit sicherem Blick denjenigen Schüler erkannte, welcher ihm allein fähig schien, seine von dem damaligen Stande der Wissenschaft nicht selten abweichenden Lehren zu verstehen und weiterzubilden. Da Beireis dieses Vertrauen in seine Fähigkeiten durch eisernen Fleiß und eifrigste Hingabe an sein Studium lohnte, wurde er bald statt Heisters Schüler sein beständiger Assistent und Freund, der ihn in seiner Praxis bei allen

Behinderungen vertrat. Heister starb in seinen Armen 1758, aber nicht, ohne den Weg des vielversprechenden Studenten durch rühmliche Empfehlungen, namentlich bei dem Herzog, nach Kräften geebnet zu haben. Der Erfolg, mit dem Beireis weiterarbeitete, konnte keinem Einsichtsvollen verborgen bleiben; seine erste Frucht war es, daß im Jahre 1759 der junge Arzt an Stelle des eben verstorbenen Professors Krüger als Professor publ. ordinarius auf den Lehrstuhl der Physik berufen wurde, ohne zuvor Privatdozent oder außerordentlicher Professor gewesen zu sein, ja ohne sogar, wie sonst unerläßlich, zum Doktor promoviert zu haben. Letzteres holte er indessen zwei Monate nach seiner Berufung nach.

Zwei Jahre später, am 17. März 1762, ernannte ihn der Herzog unter gleichen Umständen zum Professor der Medizin; auch in diesem Falle erfolgte die Promotion erst einige Monate darauf. Wenn wir nun sehen, wie nunmehr eine Erhebung, eine Beförderung nach der anderen eintrat, fast Schlag auf Schlag, während Beireis sich sagen mußte, daß sie alle wohlverdient und eine schuldige Anerkennung seiner Fähigkeiten und Leistungen waren, so war es nicht verständlich, wenn er sich hierdurch in seiner stolzen Eitelkeit bestärken und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, sich selbst in schmeichelhaftester Weise durch Anführung der ihm von allen Seiten zu teil gewordenen Gunstbezeigungen zu verherrlichen.

Seine Verdienste fanden auch außerhalb seines engeren Wirkungskreises in Helmstedt reiche Anerkennung, welche in mehrfachen Versuchen, den berühmt gewordenen Gelehrten als Dozenten an andere Universitäten oder als Leibarzt an Fürstenhöfe zu ziehen, sich äußerte; Beireis jedoch lehnte die verlockendsten Anerbietungen ab, um seiner Julia Carolina treu zu bleiben. Dafür aber konnte er bei passenden Gelegenheiten es nie unterlassen, sich dessen zu rühmen, daß es in seiner Macht gelegen hätte, dem einen oder anderen Fürsten durch Annahme der Berufung einen Gefallen zu erweisen.

Es war in der That kein Wunder, wenn von zahlreichen Seiten der Wunsch laut wurde, einem Manne wie Beireis einen größeren, seinen Fähigkeiten angemessener erscheinenden Wirkungskreis zu geben; denn die Thätigkeit, die er als akademischer Lehrer und ausübender Arzt entwickelte, war eine geradezu unbegreiflich umfassende und erstreckte sich, worin ihr größter Wert gesehen wurde, fast ausschließlich auf Verfolgung praktisch-nützlicher Ziele, ohne sich von fruchtloser Theorie ablenken zu lassen. Es ist erstaunlich, welche Arbeitskraft in dem nicht eben besonders kräftig erscheinenden Gelehrten verborgen lag. Wie K. v. Heister erzählt und auch anderweit versichert wird, schlief Beireis nur drei Stunden täglich, und zwar von 12 bis 3 Uhr des Nachts. Er aß äußerst wenig, was einen verlangsamten Stoffwechsel und vermindertes Schlafbedürfnis bedingt. Von den 21 Stunden, welche er täglich lebte, verwendete er 1787, wo er auf dem Höhepunkte seiner Thätigkeit stand, 13 zu Vorlesungen, also wöchentlich 78 Stunden, während heute durchschnittlich der vierte Teil für übergenug gilt. Freilich minderte sich diese Zahl mit dem Fortgange seines Lebensalters; immerhin aber bleibt es wunderbar, daß er auch nur einige Jahre hindurch beharrlich an dieser gewaltigen Anstrengung festhalten konnte.

Die öffentlichen Vorlesungsverzeichnisse der Universität Helmstedt geben uns einen Begriff, wie vielseitig das Wissen war, über welches Beireis verfügte. Wir geben nachstehend eine aus denselben zusammengestellte Blütenlese der Gegenstände, welche Beireis im Laufe seiner Lehrthätigkeit vorgetragen hat. Es waren nach dem Werneburgschen Manuskript: Geschichte, Theorie und Encyklopädie der Arzneiwissenschaft; generelle und spezielle Pathologie; über die Nerven; über die Muskeln; Semiologie; über Kinderkrankheiten; Diätetik; allgemeine und besondere Therapie; Materia medica; Pharmazie; Kommentation zum württembergischen und braunschweigischen Dispensatorium; Medicina forensis; Geburtshilfe; Interpretation der Aphorismen des Hippokrates.

Theoretische und experimentale Naturlehre; Optik, Dioptrik, Katoptrik; Hydrostatik, Hydraulik, Aerometrie, Pyrometrie.

Theoretische und experimentale Chemie; Farbenlehre.

Naturgeschichte der Tiere; Botanik mit Exkursionen; Mineralogie; Metallurgie; über das Kochsalz.

Mathematik; Astronomie; Logik; Aesthetik; Musik; Malerei; Münzen.

Oekonomie; Gartenkultur; Forstwissenschaft; Bergwerkskunde; Zymotechnik.

De generatione hominum.

Ueber die Kunst, zu erfinden.

Ueber die Kunst, mit Nutzen zu reisen.

Es ist begreiflich, daß bei einem derartigen Repertoire nicht an eine alle Tiefen erschöpfende Bewältigung des gewählten Themas zu denken war, um so weniger, als Beireis die Gewohnheit hatte, sich beständig in Nebenbemerkungen und Anführungen, sowie im Erörtern von nicht direkt in seinen Vortrag gehörenden Thatsachen zu ergehen. So hieß es denn auch allgemein, daß man bei dem Herrn Hofrat eigentlich wenig von dem lernte, wofür man das Honorar erlegt habe; aber dessenungeachtet waren seine Kollegien, namentlich die naturwissenschaftlichen, stets bis auf den letzten Platz gefüllt, weil man überzeugt sein konnte, wenigstens an allgemeinerem Wissen gefördert zu werden. Beireis selbst war sich dieser Eigenart sehr wohl bewußt; „man wirft mir vor," pflegte er nach Lichtenstein und anderen Gewährsmännern zu sagen, „daß ich so viel von Dingen rede, die nicht zur Sache gehören; aber ich habe auch die Zeit dazu. Denn ich fange meine Stunden pünktlich an, ich schnupfe keinen Tabak, räuspere mich nicht und stottere nicht, womit meine Herren Kollegen so manchen Augenblick in ihren Kollegiis einbüßen."

Er hatte recht, wenn er sich so in Gegensatz zu seinen Amtsgenossen stellte; denn die ganze Art seines Auftretens als akademischer Lehrer hatte etwas derart vom Herkömmlichen Abweichendes, daß er als bahnbrechender Neuerer in der akademischen Lehrmethode angesehen werden kann. Während der Universitätsprofessor jener Zeit einzig und allein seiner Wissenschaft, oder besser seinem speziellen, eng abgeschlossenen Lehrfache leben durfte, ohne durch ein Nebenamt, eine bürgerliche Thätigkeit von derselben abgezogen zu sein, zeigte sich Beireis als ebenso tüchtiger, praktischer Arzt, wie als die Theorie erörternder Dozent, als ein ebenso umsichtiger Geschäftsmann bei Verwertung seiner chemischen Erfindungen und Vermehrung seiner Sammlungen, wie als wissenschaftlicher Forscher. Seine Kollegen waren — noch lange Zeit nach ihm — in allen Dingen des gemeinen, namentlich gesellschaftlichen Lebens völlig unwissend, ja unbehilflich bei den einfachsten Verrichtungen; je mehr sie sich in ihre Studien vertieften, jede Berührung mit dem bürgerlichen Treiben vermieden, ihre Studenten nur auf dem Katheder, das „profanum vulgus" nur bei feierlichen Gelegenheiten mit ihrem Anblick beehrten, um so mehr galten sie als Gegenstand allgemeiner Ehrfurcht. Anders Beireis. Er besaß und zeigte bei jeder Gelegenheit ein elegantes, weltmännisches Auftreten; er war ein angenehmer Unterhalter und darum gesuchter Gast in den Gesellschaften aller Kreise, dazu freundlich, human, selbst opferwillig für den niedrigsten Bauersmann und last not least, ein wahrer Freund seiner Schüler, die es ihm nach Kräften dankten; denn wenn es auch viele gab, die unter seinem sonderbaren Auftreten seine wahre Bedeutung nicht verstanden, so war doch keiner unter ihnen, der sie nicht geahnt, der seine Bemühungen roh mit Hohn und Spott vergolten hätte.

Das den Studenten im Hörsaale sich bietende Bild des Dozenten war bisher überall ein durchaus — man verzeihe das häßliche Wort — uniformes gewesen, bei welchem vornehmlich die gewaltige Allongeperücke als unzertrennlich erachtet wurde von der Würde des Professorentums. Beireis zeigte sich, den Brauch nichtachtend, ohne eine solche, das eigene Haar im Haarbeutel untergebracht. War dies schon gleichsam ein stummer Protest gegen seine in allen Schwächen der Pedanterie befangenen Kollegen, so dokumentierte er sich mehr noch durch seine Vortragsart als Vorkämpfer einer freieren akademischen Richtung, als welcher er sich nicht scheute, auch gegen den veralteten Disziplinarzwang offen die Fehde anzusagen. Bei den, im übrigen zweifellos höchst achtungswerten und grundgelehrten Dozenten seiner Zeit war es Sitte, aus einem von Semester zu Semester buchstäblich das gleiche bleibenden Kollegienhefte, welches „unwandelbar in Sätzen, Glossen und Witzen" war, in gleichförmigem, ein besonderes Interesse weder erweckendem, noch selbst

verratendem Tonfall vorzulesen. Beireis hielt — unerhört! — einen freien, belebten und anregenden Vortrag, den er mit zahlreichen, für ihn nicht selten kostspieligen Experimenten fesselnd unterstützte. Wenn auch er zu Beginn des Kollegs einen Leitfaden anführte oder einen kurzen Abschnitt zur Uebersicht diktierte, so ließ er sich hierdurch keineswegs in seinem vom Augenblick gebotenen Gedankengange beschränken; so schrieb er selbst an den öfters genannten Zimmermann: „. . . Meine eigenen Grundsätze arbeite ich zu eben der Zeit aus, da ich sie in die Feder vorsage, und folglich raubt mir diese Arbeit in der Woche keine Stunde.“

Nur so erklärt es sich auch, daß er trotz der überreich bemessenen Stundenzahl der Vorlesungen noch Zeit genug übrig behielt, um seine umfangreiche ärztliche Praxis in glänzender Weise versehen und sich wissenschaftlich bethätigen zu können.

Vielfach wurde Beireis' wissenschaftliche Thätigkeit von seinem Fürsten, dem Herzog von Braunschweig, in Anspruch genommen, welcher ihm unter schmeichelhaftester Anerkennung seiner Verdienste die Anfertigung von Gutachten über Vorkommnisse auf den verschiedensten Gebieten übertrug und ihn wiederholt mit Visitationen wirtschaftlicher Etablissements beauftragte.

Daß er die Anstrengungen aller dieser Arbeiten, mit denen sich nun auch noch seine ärztliche Praxis verband, bis in sein hohes Alter ertragen konnte, ist erstaunlich; in einem an Zimmermann gerichteten Briefe äußert er sich darüber: „Meine Seele ist von Jugend auf zu übertriebenen Arbeiten angewöhnet worden und sie hat daher eine Fertigkeit zu denken erlangt, die den Körper nicht angreift. Einige hintereinander folgende schlaflose Nächte, wenn notwendige und keinen Aufschub leidende Privataufsätze in ökonomischen, chemischen, physikalischen und medizinischen Dingen von Auswärtigen von mir verlangt werden, können freilich auch einige Zeit meinem Körper ein krankhaftes Ansehen geben; allein in einigen Tagen ist alles wieder verbessert.“

Es ist selbstverständlich, daß er häufig Ausdrücke der schmeichelhaftesten Bewunderung über diese unermüdliche Arbeitskraft und die durch sie erzielten Erfolge zu hören bekam; bedauerlich aber ist es, daß er sich hierdurch verleiten ließ, sich seinen weniger bevorzugten Kollegen gegenüber in oft unglaublicher Weise zu überheben; ja, er beurteilte auch fernerstehende, anerkannte Gelehrte in absprechendster Form. So sagte er u. a. einmal dem mehrfach erwähnten Hofrat Böttiger: „Hahn war ein großer Mechaniker und dieser verdient Achtung; da hat aber die Kanaille, der Leibniz, auch so etwas — es handelte sich um eine Rechenmaschine — erfinden wollen. Dieses hat er nur anderen abgestohlen.“

Wenn der sonderbare Gelehrte auch in der größeren, ersten Hälfte seiner Wirksamkeit als Lehrer in manchen Fällen nicht ohne Berechtigung sich zu den Kollegen in Gegensatz gestellt hatte, so verlor er dieses Recht im Laufe seiner späteren Lebensjahre mehr und mehr. Da er nicht Zeit hatte, durch eigene Forschung die neu ins Leben gerufenen Hypothesen gleichsam nachzuentdecken, beharrte er mit starrem Eigensinn auf seinen veralteten Systemen, wohl wissend, daß mit dem Lockern eines einzigen Grundsatzes der ganze alte, so oft von ihm verteidigte Bau zusammenstürzen mußte. Ein schlagendes Beispiel für dieses betrübende Stehenbleiben auf veraltetem Standpunkt bietet folgende, einem Briefe an den Superintendenten Helmuth zu Calvörde entnommene Stelle: „. . . Es läßt sich alles sehr deutlich widerlegen, was jetzt fast alle Physiker angenommen haben. So auch die närrisch ausgedachte Entstehung des Wassers aus Oxygen und Hydrogen, wovon noch neulich (ein) Herr Professor der Naturlehre aus Paris hier versicherte, daß es nun a priori durch Lavoisier und a posteriori von demselben und in Holland durch die Elektrizitätsmaschine deutlich erklärt wäre.“

Seine Praxis war eine ungemein ausgedehnte; sie umfaßte außerhalb Helmstedts die Umgegend in meilenweitem Umkreise und kein Tag verging, ohne daß Kutschen und Reitpferde vor seinem Hause hielten, um ihn abzuholen; seine Studenten sprachen daher viel von seiner „reitenden Praxis“. Selbst brieflich wurde er in zahlreichen Fällen, so von Berlin aus, konsultiert und es ereignete sich mehrfach, daß er Patienten, die von weither ihn persönlich aufgesucht hatten, in seinem eigenen Hause aufs gastfreundlichste Unterkommen gewährte. Zu jeder Stunde am Tage oder des Nachts zur Hilfeleistung bereit, machte er keinen Unterschied, ob ein Armer oder Wohlhabender seiner bedurfte; wie er es verstand, von Vermögenden reiche Honorare und kostbare Geschenke als schuldigen Ausdruck ihrer Dankbarkeit in Gemütsruhe anzunehmen, so bedachte er sich anderseits nie, die materielle Not bedürftiger Patienten durch reichliche Gaben aus eigenen Mitteln zu lindern. Rührend sind die Danksagungsbriefe, die ihm, selbst in Poesie, die überströmenden Gefühle glücklich Genesener ausdrückten. Es gab nicht wenige, die in seinem feierlichen Auftreten den Kranken gegenüber eine Bethätigung seiner Eigenliebe sehen wollten. Es war in der That auffallend, daß er stets in gewählter Toilette, säuberlich frisiert, gleichviel ob es Tag oder Nacht war, die Patienten besuchte, alsdann, bevor er ein Rezept schrieb, in einer Ecke des Zimmers betete und den Zeitpunkt der Genesung in vielen Fällen mit unfehlbarer Miene auf den Tag bestimmte. Seine Verordnungen waren einfach, bestanden zumeist im Verschreiben von Pflanzensäften, die er in seinem eigenen Laboratorium häufig selbst bereitete; mit erstaunlich sicherem Blick wußte er die jeweilige Krankheit nach Art und Höhegrad zu erkennen; sein wirksamstes Heilmittel, das bei folgsamer Anwendung seine Kraft selten versagte, war eine klug bemessene Diät, und eben dieses diätetische Prinzip seines Heilsystems ermöglichte es ihm, sich von dem Gange eines Leidens nach überstandener Krise auf lange voraus ein selten irrendes Bild zu entwerfen.

Bemerkenswert ist es, daß Beireis zahlreiche und schöne Erfolge auf dem Gebiete der Psychiatrie zu verzeichnen hatte, auf welchem man zu seiner Zeit noch fast völlig im Dunkeln tappte; freilich verdankte er diese Erfolge wohl weniger einer vorgeschritteneren theoretischen Erkenntnis der Seelenstörungen als seiner umfassenden Menschenkenntnis und der von wahrer Herzensgüte diktierten gewinnenden Freundlichkeit und Milde, mit der er jedem Patienten ausnahmslos begegnete.

Während seine Thätigkeit als akademischer Lehrer in seinen letzten Lebensjahren an Bedeutung verlor, zeigte er sich als Arzt fast bis zum letzten Atemzuge im Dienste der leidenden Menschheit thätig, unbekümmert um die ihm erwachsenden Mühen und Gefahren. Diese Selbstlosigkeit, die ihn keinen Hilferuf eines Erkrankten überhören ließ, war denn endlich auch unmittelbar die Ursache seines Ablebens. Ueber seine letzten Tage berichtet K. v. Heister: „Im September 1809 herrschte in Helmstedt die Gallenruhr. Der Achtzigjährige besuchte unermüdlich, Tag und Nacht, die zahlreich Erkrankten und stieg zu den armen Leuten viele Treppen hinauf. Er wurde selbst von der Krankheit ergriffen. In der Apotheke erschrak man über die riesigen, fast widersinnigen Mittel, welche er sich selbst verschrieb. Von seinem Tode überzeugt, wies der Kranke jeden Beistand zurück, auch besondere Pflege, Nachtwachen, Besuche. Ohne Schmerzen, nur mit Gott und sich selbst beschäftigt, erwartete er heiter und in höchster Seelenruhe den Tod, welcher am Morgen des 18. September erfolgte. Er wurde allgemein und auf das innigste in Helmstedt betrauert; denn wie vielen war er Helfer, Ratgeber, Wohlthäter gewesen!“

Jawohl — er war es gewesen; und wie zeigte sich die schuldige Dankbarkeit seiner Zeitgenossen? Kein Denkstein schmückte sein Grab, selbst dann nicht, als der Friedhof, der seine Asche barg, geschlossen und verlegt wurde; so ist denn heute nicht einmal die Stelle bekannt, wo der merkwürdige Mann, der verdienstliche Gelehrte und gutherzige Mensch, die ewige Ruhe gefunden hat. Und auch den Mangel einer äußeren Anerkennung seiner Verdienste würde man weniger zu bedauern haben, wenn diejenigen, die sich mit der Weiterverbreitung von Schilderungen aus seinem Leben befaßten, ernstlicher bemüht gewesen wären, seine unleugbaren Verdienste gerechter gegen seine gewiß ja nicht zu übersehenden Schwächen aufzurechnen. Aber selbst dies ist nur vereinzelt geschehen; in den Augen der meisten überwog Beireis' Erscheinung als unnachahmlicher „Virtuos der Persönlichkeit“ all seine Bethätigung auf dem Felde der Wissenschaft und echten Menschenliebe.

Das Erdmannshaus.

Von

Anton Freiherr von Perfall.

(Fortsetzung.)

Ach so, Familienangelegenheiten! — Habe schon davon gehört — daß Fräulein Tochter und der junge Graf — man spricht ja sogar von einer geheimen Verlobung. — Gratuliere! Gratuliere! Eine große Ehre."

Erdmann ward feuerrot.

„Sie hören ja allen Teufel," fuhr er jäh auf, „ich möchte Ihnen aber raten, dieses Gehörte nicht weiter zu erzählen, Herr Lehmann, sonst — sonst müßte ich mich an Sie halten. Hüten Sie sich davor und kümmern Sie sich nicht um anderer Leute Geschichten!"

Die drohende Haltung des Schmiedes ließen Lehmann einen eilenden Rückzug ratsam erscheinen.

„Nur nicht so hitzig. — Habe ja geglaubt, Ihnen Angenehmes zu sagen. — Wenn Sie wollen, bin ich schweigsam wie die Nacht. Adieu, Herr Erdmann, gute Geschäfte! — Und wie gesagt — wenn Sie mich brauchen — bin zu jedem Dienst bereit."

Mit dem Stöckchen herumfuchtelnd ging er bis auf respektvolle Entfernung rückwärts, wohl um den hitzigen Schmied nicht aus den Augen zu verlieren. Dann wandte er sich rasch und ging zur Hofthür hinaus.

Andreas spuckte mit einer verächtlichen Bewegung auf das Pflaster, warf noch einen schmerzlichen Blick auf die schwer gefährdeten Waffen und ging der Thür zu, über welcher in großen Lettern „Gutskanzlei" stand.

Der kurze Aufenthalt in diesen ehrwürdigen Räumen hatte eine eigentümliche Wandlung in ihm hervorgerufen, gegen die er selbst vergeblich ankämpfte, es drückte ihn etwas auf den Nacken, den er nicht mehr so gerade erheben konnte, wie er sonst gewohnt war. — Seine ganzen Lebensanschauungen und Neigungen griffen zurück auf längst vergangene Jahrhunderte, und es regte sich in ihm wieder die Ehrfurcht vor allem Althergebrachten. Graf Perin war jetzt, trotz seiner schlechten Verhältnisse, für ihn eine Respektsperson.

Er trat ein. Ein wohlgenährter alter Herr saß an einem massiven Schreibtisch von alter Arbeit und sah ihn mit einem ärgerlichen Ausdruck an, ohne seinen Gruß zu erwidern, während der große, auffallend schlanke Herr in tadelloser Salontoilette, der am Fenster lehnte, ihm sofort freundlich grüßend entgegentrat; eine stattliche Erscheinung, ein schneeweißer, mit großer Sorgfalt gepflegter Spitzbart gab dem edelgeschnittenen Angesicht mit dem milden, gewinnend blauen Auge etwas Ehrwürdiges. Eine kleine Hand von tadelloser Weiße, an der ein Brillant blitzte, stützte sich auf das Schreibpult. — Graf Perin!

Es war derselbe Kopf, der draußen am Gange aus Rüstungen und Hermelinen von allen Seiten auf Andreas herabblickte.

„Was wünschen Sie?" fragte er mit einer angenehmen, wohllautenden Stimme, während des Verwalters Miene am Tische immer mürrischer wurde.

„Mein Name ist Erdmann. — Der Schmied Erdmann aus der Burggasse," erwiderte Andreas.

Des Grafen Antlitz zog sich in Falten, seine ganze Haltung ward plötzlich eine andere, auch seine Stimme klang härter.

„Ach, Sie kommen wohl betreffs Ihrer Tochter und meines Sohnes Sergius? Eine unangenehme Geschichte — sehr unangenehm, Herr Erdmann — hat mir schon sehr viel Verdruß gemacht. — Aber Sie werden doch einsehen, Herr Erdmann —"

„Aber, Herr Graf," fiel Erdmann ein, der sich auf eine solche Anrede nicht gefaßt gemacht.

„Lassen Sie mich ausreden," unterbrach ihn dieser mit einer zurückweisenden Bewegung — „Sie werden doch einsehen, daß daraus nichts werden kann, daß das ganze Verhältnis nichts ist, als einer der vielen leichtsinnigen Streiche meines Sohnes, den Sie als vernünftiger Bürger nicht unterstützen sollen."

Erdmann verließ jetzt seine Ruhe.

„Herr Graf, sparen Sie sich jedes Wort!" entgegnete er heftig. „Eigentlich sollte das erst zuletzt kommen, aber unter diesen Umständen muß ich es Ihnen gleich sagen, Herr Graf, wie die Unterstützung ausgesehen hat, die Ihr Herr Sohn von mir erfahren. Ich habe ihm rundheraus mein Haus verboten, habe ihm erklärt, daß ich meine Tochter nur einem Mann geben kann, der auch eine Familie ernähren kann."

Der Graf biß die Lippen zusammen und trommelte mit den zarten Händen auf der Platte des Schreibtisches.

„Daß mir ein noch so hoher Name nichts helfen kann, ja, daß ich selbst ein Feind bin von solch unnatürlicher Ehe. Das alles habe ich ihm gesagt, dem jungen Herrn, und auch das noch, daß ich von ihm als Ehrenmann erwarte, daß er meiner Gilde nicht hinterwärts nachstelle. — Er hat es aber doch gethan, und ich hätte den Herrn Grafen selbst ersucht, der Sache ein Ende zu machen, erst später allerdings, nachdem ich die Hauptsache erledigt, wegen der ich eigentlich hier bin, da Sie mich aber selbst darum anreden, mußte es gleich heraus."

„Wenn die Sache sich so verhält, und das Mädchen wirklich von Ihnen nicht unterstützt wird, so beruhigen Sie sich, ich werde das Meinige dazu thun. Aber offen gesagt, Herr Erdmann, der Verdacht, daß das Verhältnis von den Eltern des Mädchens unterstützt wird, liegt sehr nahe, viel näher als die Annahme einer so schroffen Abweisung Ihrerseits, die fast noch unglaublicher wird, wenn man die Gründe hört, die Sie dazu bewegt haben sollen. Mangel an sicherer Existenz und dergleichen! Wie kommen Sie dazu, bei einem Grafen Perin sich darum Sorge zu machen?" entgegnete, eine reservierte kühle Haltung annehmend, Graf Perin.

„Ich sehe, Sie halten mich für einen Lügner, was dem Erdmann allerdings noch nie begegnet ist! Sie können es nicht begreifen, daß der Erdmann sich nicht glücklich schätzt, seine Tochter Gräfin Perin werden zu sehen? — vielleicht können Sie es begreifen, wenn ich Ihnen sage, warum ich eigentlich hier bin."

Das schroffe Benehmen des Grafen machte es Erdmann leichter, mit seinem Anliegen herauszurücken.

„Ihr Herr Sohn Sergius," fuhr er fort, „ist ein Freund meines Sohnes Sixtus — Korpsbruder sogar. Die jungen Leute denken einmal anders über die Geburtsunterschiede als wir Alten. — Leider! — Mir paßte der Umgang auch nicht. Ein Graf Perin hat andere Ansprüche ans Leben und Bedürfnisse, wie ein Erdmann haben soll. Aber was kümmern sich heutzutage die Herren Söhne um die Ansichten der Väter! Es kam so, wie ich gedacht, mein Sixtus wurde in ein Leben hineingerissen, das für seine Verhältnisse viel zu kostspielig war."

Der Graf konnte einen Seufzer nicht unterdrücken.

„Die Folge davon waren Schulden, und auch diese wurden von den beiden Herren in Kompanie gemacht. Auch Ihr Sohn lebte über seine Verhältnisse. Es wird Ihnen gewiß schon Sorgen genug gemacht haben! Ich zahlte, solange ich konnte, aber jetzt sind schlechte Zeiten, man kann sich selbst kaum durchhelfen; da kommt der Bursch heute daher mit einer Ehrenschuld von tausend Thalern! Haben Sie denn von der Geschichte nichts gehört, Herr Graf?"

Der wurde sichtlich ungeduldig.

„Aber wie komme ich denn dazu, von einer Schuld Ihres Sohnes zu hören, mein Herr? Oder wollen Sie vielleicht meinen Sergius verantwortlich machen? Was kann er dafür, wenn Ihr Sohn in Kreisen sich bewegt, die für ihn nicht geeignet sind?"

„Also kein Wort hat er Ihnen davon gesagt, der Herr Sohn?" fuhr in erregtem Ton der Schmied fort, „das ist allerdings stark! So hören Sie es von mir, Herr Graf, die tausend Thaler sind die Schuld Ihres Sohnes, mein Sixtus hat nur gutgestanden mit seinem Namen für die Summe, die er sonst nicht bekommen hätte. Und da er sein Ehrenwort nicht einlösen konnte,

wohl zu feig war, seinem Vater ein offenes Bekenntnis abzulegen, überließ er die ganze Geschichte seinem Freunde. Der reiche Erdmann sollte bezahlen! Jetzt, Herr Graf, begreifen Sie vielleicht auch, daß ich kein Lügner bin und mich nicht danach sehne, meine Gilde als Gräfin zu sehen."

Die Entrüstung, die wieder in ihm aufstieg, riß ihn mit fort. Der Graf, der nur mühsam eine gewisse Ruhe heuchelte — die Blässe seines Antlitzes, die zitternde Hand straften ihn Lügen — hieß mit einer kurzen Bewegung den Schreiber am Tisch sich entfernen; mit einem cynischen Lächeln verschwand dieser.

„Sie kommen natürlich," begann der Graf, ohne sich im geringsten wegen des dem Schmiede angethanen Unrechts zu entschuldigen, „um von mir die Zahlung der Summe zu fordern? Nicht mehr als billig! Und wann ist der Termin?"

„Morgen!" entgegnete Erdmann kurz.

Der Graf wischte sich über die feuchte Stirn, seine Züge wurden schlaff, wie die eines plötzlich Erkrankten.

„Morgen," wiederholte er, „und ‚Auf Ehrenwort' steht unter dem Namen meines Sohnes?"

„Und unter dem des meinen," fügte Erdmann bei, in einer häßlichen Regung einen Moment die Seelenangst des Grafen mit Genugthuung betrachtend.

„Dann ist er verloren! Er muß seinen Rock ausziehen — ich kann bis morgen die Summe nicht zahlen."

Er schien in seiner Herzensangst diese Worte zu sich selbst zu sprechen und auf den Schmied ganz vergessen zu haben; plötzlich hob er mit einem ganz veränderten Ausdruck das gesenkte Haupt.

„Sie wissen ja selbst als Geschäftsmann, wie oft eine Zahlung sehr ungelegen kommen kann. — Ich hatte große Ausgaben in der letzten Zeit — es fällt mir wirklich schwer in diesem Augenblick."

Trotz der angewandten Energie lag doch die größte Verzweiflung in den Zügen des Grafen. — Der Schmied sah ihm fest ins Auge.

„Es ist Ihnen nicht nur schwer in diesem Augenblick, sondern unmöglich, Herr Graf," sagte er. „Zu was diese Verstellung unter Männern?"

Der Graf fuhr mit einer schlimmen Erwiderung auf der Lippe auf. Erdmann legte seine Hand auf seine Schultern, der Ausdruck seiner ernsten und doch so milden blauen Augen mußte fascinierend wirken auf Graf Perin — er ließ das stolze Haupt schweigend sinken.

„Ich bin selbst in einer schlimmen Lage, Herr Graf, da hat man einen geschärften Blick, aber auch ein mitfühlendes Herz. Was ich in der Sache thun kann, thue ich ja gerne. — Der Sixtus ist ja am Ende mit schuld daran — aber wie gesagt, es ist zum Teufel holen, daß es gerade jetzt sein muß."

Er kraute sich ärgerlich das noch immer üppige Haar.

„Nichts davon, Herr Erdmann," erwiderte, seinen ganzen Stolz zusammennehmend, der Graf. „Gerade weil Ihr Sixtus gut stand, ist es eine doppelte Ehrenschuld meines Sohnes und kann von einem Bezahlen Ihrerseits keine Rede sein." Er versank wieder in Nachdenken.

„Wären Sie nur um eine Viertelstunde früher gekommen — oder halt" — er fuhr sich an die Stirne — „ich kann ihn ja zurückholen lassen, er kann noch nicht weit sein."

Graf Perin wollte eben die Glocke am Tische berühren. Der Schmied fiel ihm in die Hand.

„Den Herrn, der eben das Zimmer verließ, als ich gekommen, wollen Sie holen lassen?" fragte er, starr den Grafen anblickend, der noch immer die Hand an der Glocke hatte.

„Kennen Sie den?" fragte der Graf.

„Er sprach mit mir eben am Gang draußen. — Der Lehmann, nicht? Und was soll der Lehmann?"

„Aber Herr Erdmann," fuhr der Graf auf, „Sie sind neugierig!"

„Die schönen Waffen soll er Ihnen abkaufen für tausend Thaler, nicht? die da draußen hängen?" fuhr der Schmied unbekümmert um die Erregung des Grafen fort. „Das dulde ich aber nicht. Nein! das duld ich nicht!" Er schlug mit der Faust auf den Tisch.

Der Graf trat fast ängstlich zurück, als habe er es mit einem Verrückten zu thun. „Wie kommen Sie zu einer solchen Vermutung, und wie können Sie vom ‚Dulden' und ‚Nichtdulden' sprechen in meinem eigenen Hause?" entgegnete er.

„Er selbst, der Jude, hat es mir aber gesagt," fuhr Erdmann fort, „daß er die Waffen gern haben möchte, daß Sie aber einen zu hohen Preis dafür verlangen. Herr Graf! Sehen Sie, ich bin ein Bürgersmann, ein einfacher Schmied, aber wenn ich nur ein Stück aus dem Erdmannshaus hergeben müßte! — mein Gott, es wird ja vielleicht bald so kommen — aber es wird dann sein, als schnitten sie mir ein Stück Fleisch heraus. Und Sie, ein Graf Perin — wollen die Waffen, die Ihre Ahnen ruhmreich geschwungen, die ihre starke Faust vielleicht noch im Tode umklammert hielt, dem Lehmann geben? Herr Graf, das kann nicht sein! Es muß Ihnen das Herz brechen — eher alles! alles!"

„Wenn aber das Alles schon geschehen ist, Herr Erdmann?" erwiderte der Graf, der, anfangs schmerzlich betroffen, seine entsetzlichen Verhältnisse vor diesem Mann so aufgedeckt zu sehen, plötzlich von dem warmen, ihm ganz unerwarteten Interesse an seinen auch ihm heiligen Familientraditionen tief erschüttert war. „Wenn es das Letzte ist, womit ich bis morgen die Ehre meines Sohnes retten kann?" Das blaue Auge war feucht.

„Dann, Herr Graf, dann nehmen Sie die angebotene Hilfe eines ehrlichen Mannes ohne weitere Bedenken an — und — und — behalten Sie die braven Waffen!" Auch Erdmanns Stimme stockte.

Graf Perins Stolz war gebrochen — Thränen rollten in den schneeweißen Bart, die kleine zitternde Hand ergriff die derbe Schmiedefaust und drückte sie fester, als man ihr zutraute. Einen Augenblick war es mäuschenstill.

„Ich nehme es an. — Sie sind ein Ehrenmann. — Verzeihen Sie mein Mißtrauen von vorhin. — Ich bin krank. — Es lastet so viel auf mir. — Ich werde es Ihnen nie vergessen" — brachte der Graf abgerissen, stückweise hervor — es kam aus einer gequälten Brust.

„Ich verlange nur eines dafür, Herr Graf," entgegnete Erdmann, „halten Sie Ihren Sohn von meinem Mädel fern. Sie hat heißes Blut und will oben hinaus. Wenn ich eine Schande erleben müßte — es brächte mich um."

„Seien Sie versichert, er wird den Retter seiner Ehre zu achten wissen. Bei allem Leichtsinn ist er doch ein Edelmann."

Erdmann atmete schwer auf, eine böse Ahnung lastete auf ihm, die er nicht los werden konnte.

„Also abgemacht," sagte er, sich zum Gehen wendend, „den Wechsel übernehme ich bis auf weiteres und die Waffen bleiben im Hause."

„Auf baldiges Wiedersehen, Herr Erdmann." Der Graf reichte ihm nochmals die Hand. „Sie werden den Weg nach Herrenwörth hoffentlich bald wieder finden, dann will ich Ihnen noch vieles zeigen aus alter Zeit, da Sie solch eine Freude daran haben. Jetzt habe ich ein anderes, minder angenehmes Geschäft. Ich will meinem Sohn ins Gewissen reden, ihm sagen, daß ein wackerer Handwerksmann seine Ehre und die braven Waffen, wie Sie sie nennen, gerettet hat."

Als Erdmann den Korridor entlang schritt, schmunzelte er zufrieden beim Anblick des Rüstzeuges an der Wand.

Es war ihm als winkten ihm die alten Herren da oben aus den stählernen Halsbergen und Spitzenkragen freundlich zu. Er dachte den Augenblick nicht an die tausend Thaler, die er aufbringen mußte bis morgen.

Die Croquetspieler im Parke waren verschwunden.

Ein heftiger Wind brauste in den uralten Linden, in den Akazien, beugte die schlanken Pappeln, wirbelte klirrend das vorjährige Laub von den Wegen auf und jagte schwere, dunkle Wolkenballen von Westen über das Schloß hin.

Erdmann fürchtete sonst kein Gewitter, jetzt war ihm bang wie einem Kinde. Wenn der Blitz das Erdmannshaus träfe und er nur noch seine rauchenden Trümmer anträfe?!

Er beschleunigte seine Schritte.

Kapitel VI.

Das waren böse Tage im Erdmannshaus, nach dem Besuch des Andreas in Herrenwörth! Monikas Augen waren verdächtig gerötet und geschwollen, sie ruhten immerwährend mit forschendem Ausdruck auf den abgehärmten, düsteren Zügen des

Andreas, dem auch die Arbeit nicht mehr über seine Sorgen hinweghalf.

Gildes jetzt immer verdrossenes, unzufriedenes Gesicht, ihr teilnahmsloses, kühles Wesen, das nur den Aerger widerspiegelte, durch die schlechten Verhältnisse in ihrem Aufwande behindert zu sein, trug nicht dazu bei, die Last auf Andreas' Schultern zu erleichtern. Auf Sixtus hatte die Szene mit dem Vater keinen so nachträglichen Eindruck gemacht als es den Anschein hatte.

Der Wechsel war bezahlt vom Vater — das erfuhr er von Sergius, der ihn mit Dankesworten überschüttete — auf welche Weise bezahlt, das las er in dem kummervollen Antlitz des Vaters, und da ihm dieses Lesen peinlich war, ließ er sich selten sehen unter dem Vorwand ernsten Studiums.

Valentin allein hatte sich nicht geändert. Sein einfacher, genügsamer Sinn, das stolze Bewußtsein seiner Arbeitskraft half ihm über alles hinweg. Sein ganzes Wesen wurzelte mehr in der Gegenwart, als das des Vaters, dessen ausgeprägten Sinn für Althergebrachtes er zu dessen Verdruß nicht geerbt. Ihm war die Arbeit für sich Lebenszweck und Genuß, und wenn alles zusammenbrechen sollte, dann schwang er eben in Gottes Namen seinen Hammer in einer fremden Werkstätte. Mit diesem Gedanken, der für Erdmann fürchterlich war, hatte er sich im stillen schon lange ausgesöhnt; und noch einen Schatz bewahrte seine breite Brust, ein kindliches Gottvertrauen, einen tiefreligiösen Sinn, dem das skeptische Lächeln Sixtus' und selbst die derben Späße des Vaters, die in dieser Beziehung sehr freie Ansichten hatten, nichts anhaben konnten. Er dachte nicht, er fühlte bloß, und so blieb ihm der Glaube.

Es kam nicht selten vor, daß er nach Feierabend einen Sprung in die der Schmiede gegenüberliegende „Heiligegeistkirche" machte. Da herrschte eine so frische Kühle in dem hohen Gewölbe. Diese heimliche Stille that ihm so wohl nach dem Lärm des Tages, und ohne ein Gebet zu sprechen, fühlte er so erhaben. Diese riesigen Pfeiler und Wölbungen zogen seine ganze Seele gleichsam nach oben — diese purpurnen dunkelblauen Lichter, die, durch die Glasmalerei brechend, in allen Winkeln und Ecken ihr mystisches Wesen trieben, versetzten ihn, dessen Phantasie durch den Gedanken nicht gestört wurde, in eine andere geheimnisvolle Welt, die hoch erhaben war über die, in der er sich des Tags über bewegte. Das war für ihn eine unendlich süße, fast wollüstige Ruhe, die er nicht mehr missen konnte.

Es war in der zweiten Woche nach dem Besuche in Herrenwörth. Der Vater mußte schlimme Nachrichten erhalten haben, er arbeitete den ganzen Tag nicht und schloß sich in sein Zimmer ein; des Abends kam er in die Werkstatt. Valentin erschrak bei seinem Anblick. Die ganze starke Gestalt war förmlich in sich zusammengesunken, die Augen lagen in grauen Höhlen, der Bart war zerzaust, unordentlich, er sah nicht wie sonst nach der Arbeit der Gesellen.

„Plag dich nicht, Valentin," sagte er mit bitterem Ausdruck, „damit ist nichts mehr geholfen. Ich muß morgen den Bankerott ansagen, — es geht nicht mehr," sprach er leise. „Die Maschinenfabrik Böhme und Kompagnie hat heute ihre Zahlungen eingestellt, der Posten ist so gut wie verloren, Graf Perin kann auch nicht zahlen, die tausend Thaler könnten mich noch retten, es wäre ein Betrag zum Weiterwirtschaften."

Valentin schnitt die Verzweiflung des Vaters mehr ins Herz, als diese Nachricht, die ihm nicht unerwartet kam. „Kopf oben, Vater," sagte er, den Hammer weglegend, „ich wußte es ja schon längst, wie es kommen würde mit dem verdammten Eisenhandel. Wir sind Schmiede und keine Händler und hätten beim Handwerk bleiben sollen."

Und wer ist denn schuld, daß ich nicht dabei geblieben?" wendete Andreas ein. „Meine Kinder, der Sixtus und die Gilde, für die der Ertrag des ehrlichen Handwerks nicht mehr langte, da habe ich mich verleiten lassen —"

„So müssen wir eben wieder werden, was wir waren, Vater, — einfache Schmiede — Arbeiter! Unser Herrgott hat uns ja tüchtige Arme verliehen, die helfen überall durch."

„In fremden Dienst — nicht?" entgegnete der Schmied. „Das sagst du so ruhig, und im Erdmannshaus soll von nun an ein Anderer arbeiten. Und du glaubst, daß ich das ertragen kann, daß ich mich so mir nichts dir nichts auf die Straße setzen lasse wie einen Hund? — Ja, Herrgott! Was habe ich denn für Söhne? Der Eine hat mich mit seinem Herrenspielen zu Grunde gerichtet, der Andere nimmt geduldig sein Werkzeug und verläßt ohne umzuschauen sein Vaterhaus, in dem seit Jahrhunderten die Erdmanns gesessen."

Andreas achtete in seiner Erregung gar nicht mehr, daß das Lärmen der Hämmer um ihn her aufgehört, die Gesellen die Köpfe zusammensteckten und erstaunt auf den wütenden Meister herüberblickten.

„Und was hilft das Toben, Vater?" entgegnete gefaßt Valentin. „Sag selbst, was kann uns denn retten, wenn es einmal so weit ist, als die Arbeit, die ja auch unter einem anderen, fremden Dache keine Schande ist. Ich weiß recht gut, was das für dich ist, aus diesem Haus zu müssen, und ich wäre recht schlecht, wenn ich dabei gleichgültig sein könnte, aber ein Schmied, der immer mit dem spröden Zeug da herum arbeitet, der muß auch ein bißchen geerbt haben davon, meine ich, und auch einige feste Schläge ertragen können, ohne in Stücke zu gehen. So schlechtes Zeug hast du immer verachtet! Was soll denn die arme Mutter thun, wenn wir so ratlos sind?"

„Höre mir mit der Mutter auf," entgegnete der Schmied etwas ruhiger, die ist ja an allem schuld mit ihrem Hochmut. Wenn's nach ihr gegangen wär', wärst du ja auch ein Herrischer geworden, und ich säße jetzt allein da in meinem Jammer."

Der Gedanke beruhigte offenbar den furchtbaren Sturm in seinem Inneren.

„So habe ich wenigstens dich, Valentin, der mich nicht verlassen wird, was auch kommen mag. Was du vorhin von dem Eisen gesagt, da hast du schon recht, auch ich will gerade nicht zu dem schlechten Zeug gerechnet werden, aber du weißt nicht, Valentin, wie das schmerzt, hinaus zu müssen aus diesem Haus, das ich so lieb gehabt, das mein Stolz war! Das weißt du nicht, Valentin."

Das Haupt sank schwer zur Brust herab, die eine Hand krampfte sich in die Schultern des Sohnes, während die andere sich vor das Gesicht legte, um die Thränen zu verbergen, deren sich der starke Mann schämte.

„Vertrau auf unsern Herrgott, Vater!" erwiderte in felsenfester Ueberzeugung Valentin, „wenn er will, gewinne ich mit meinen Armen das Erdmannshaus wieder zurück, und wäre es tausendmal verloren."

Andreas schüttelte ungläubig den Kopf.

„Damit hat's gute Wege, armer Junge. Aber ich danke dir, es trägt sich leichter, wenn man solche Worte hört. Laß es dir nur nicht rauben das Gottvertrauen, ich geb' was drum morgen!"

Er strich dem Sohn über die üppigen blonden Locken, sah ihm tief in die treuen Augen, als suche er darin einen Schatz, der ihm fehlte, und verließ tiefgebeugt die Werkstatt.

Jetzt erst packte es auch Valentin, als er die gebeugte Gestalt des Vaters verschwinden sah, er fühlte jetzt die ganze Wucht des Schlages, der morgen diese Schultern treffen sollte. Die Gesellen waren wieder an der Arbeit, sie achteten nicht auf sein plötzliches Verschwinden. Es trieb ihn hinüber in die Heiligegeistkirche. Da ward ihm noch jeder Herzenskummer erleichtert; er wußte es von der bösen Zeit her, wo Fevi ihn verließ.

Tiefe Schatten breiteten sich schon über das Mittelschiff, aus denen das eintönige, rhythmische Gemurmel Betender in die hohe Wölbung hinaufstieg. Auf dem Hauptaltar brannten vier Lichter, deren fahler, gelber Schein die nächste Umgebung beleuchtete. Dunkle Gestalten bewegten sich, in der Dämmerung doppelt so groß erscheinend, dazwischen räusperte und hustete es in allen Ecken — es war wohl Rosenkranz. Das war kein Platz für Valentin. Diese sinnlosen Gebete wälzen keine Last vom schwerbedrängten Herzen, das kann nur eine stumme, sich ganz in das Mystische versenkende Andacht einer gläubigen Seele.

Er schlich auf den Fußspitzen, um niemand zu stören, an den Betenden vorüber, einer Seitenkapelle zu, die er oft zu besuchen pflegte. Dort befand sich ein Madonnenbild, das er besonders verehrte. Er verstand nichts von Malerei, aber das

selige Beisammensein der Gottesmutter mit ihrem liebreizenden Kinde, das den ganzen bestrickenden Zauber Rafaelscher Kindergestalten an sich hatte, ergriff ihn zu Thränen, ein überirdisches Glück leuchtete aus diesen jungfräulichen Zügen, das ihn immer selbst förmlich ansteckte. Er mußte immer mit dem Kinde lächeln, das seine Arme jubelnd nach der Mutter ausstreckte, und ohne daß er es wußte, stand er ganz im Banne der Kunst, die in dem jungen Schmiede ihre hohe Mission ganz und voll erfüllt hatte.

Ein matt violettes Licht fiel durch das farbige Fenster und erfüllte unendlich sanft jeden Raum der fast ganz abgeschlossenen Kapelle. Im Hintergrunde flüsterte es. Valentin wandte sich um, es kam aus dem mit grünen Vorhängen behangenen Beichtstuhl. Eine weiße Soutane leuchtete daraus und eine männliche Hand lag auf der dunkeln Brüstung, die sich hier und da heftig bewegte. Der Sünder war nicht sichtbar.

Valentin kehrte sich wieder zu dem Madonnenbild. Da lag ja eine Welt von Versöhnung und Liebe darin, wie sie der Priester dort nicht bieten konnte. Er kniete in den alten, wurmstichigen Betstuhl und konnte kein Auge wenden von diesem göttlichen Antlitz, um das jetzt glorienhafte Lichter spielten. Er lispelte kein Wort, aber in seinen feuchten, andächtigen Augen lag ein brünstiges Gebet, zu dem das Gemurmel von draußen wie Hohn klang.

Die Thür des Beichtstuhles knarrte, ein junger Priester in weißem Chorrock rauschte an ihm vorüber in eine Seitenthür verschwindend, dann trat jemand hinter ihm in den Stuhl, wohl das Beichtkind, er wandte sich nicht um, so versunken war er im Gebet.

Lange war es still, nur das ewige Licht in der silbernen Ampel knisterte hier und da auf. Plötzlich schluchzte es hinter ihm mühsam, erstickt. „Ein Leidensgenosse," dachte Valentin. Doch das Schluchzen wurde zum Weinen — es war ein weibliches Weinen. Töne höchsten Seelenschmerzes rangen sich aus einer gemarterten Brust. Valentin wandte sich um.

Ein Mädchen kniete einige Stühle rückwärts und verdeckte, wohl aus Scham, beobachtet zu sein, das Antlitz mit beiden Händen. Die ganze Gestalt kam ihm so bekannt vor, trotz der Dunkelheit, er konnte sich nicht mehr davon abwenden, jetzt entfernte sie die Hände und nestelte am Kleide, wohl um das Taschentuch zu suchen. Valentin sprang in die Höhe — das Mädchen erhob erschreckt den Kopf.

„Fevi!" flüsterte er, mit vorgebeugtem Kopfe die Dunkelheit durchdringend.

Diese verbarg ihr Antlitz von neuem.

„Was hast du denn auf dem Herzen? Hat er dich am Ende verlassen, der Sixtus, weil's Unglück hereinbricht? Das thut weh, ich hab's selbst erfahren! — sag, ist's so?"

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe. „Er konnt' nicht anders."

„Konnt' nicht anders?" erwiderte bitter im Flüsterton Valentin. „Ich weiß einen, der dich nicht verlassen hätte, wenn die ganze Stadt eingestürzt wäre. — Fevi, ich kann dich nicht so weinen sehen."

Der junge Schmied verließ seinen Stuhl und näherte sich dem verzweifelten Mädchen.

„Reiß' raus die Lieb, es ist nicht die rechte, und dann zeigt dir Die da oben —" er deutete auf das Bild, „vielleicht den rechten Weg. B'hüt Gott, ich will dich nicht stören in deiner Andacht."

Er wandte sich zögernd, als erwarte er eine Antwort.

„Die will nichts mehr von mir hoffärtigem, leichtsinnigen Ding wissen," flüsterte die weinende Fevi.

Valentin wußte, welcher Vorwurf sie quälte, er sah aber auch mit Frohlocken, wie die Reue mächtig in diesem Mädchenherzen sich regte und mit der Reue die Erinnerung an ein treues Herz, das sie leichtsinnig verschmäht.

„Wenn sie aber den, dem du am wehesten gethan durch deinen Leichtsinn, gerade jetzt hergezogen hätt', um dir zu verzeihen, glaubst du dann auch noch, daß sie nichts von dir wissen will?" lispelte er.

Fevi blickte unter Thränen auf zu dem Schmied.

„Dann thät' ich ihr danken mein Lebtag," sagte sie mit innigem Ausdruck.

„So dank ihr, Fevi," sagte der Schmied, ihr die Hand reichend. „Da ist weiter kein Platz zu solchen Reden, wenn du ein Herz brauchst, was ehrlich für dich schlägt, so frag nach dem Valentin." Er warf noch einen Blick auf die Madonna, es war, als ob sie ihre liebesseligen Blicke einen Augenblick auf ihn richtete, ein wonniges Gefühl durchzuckte ihn. Dann schlich er leise fort in den Kirchenraum, wo eben die Rosenkranzbeter sich lärmend entfernten.

Die Unbeständigkeit Fevis hatte Valentin tiefer betroffen, als er sich merken ließ. Er hatte sich mit dem Gedanken, sie zu seiner Hausfrau zu machen, schon ganz vertraut gemacht, obwohl das Verhältnis noch lange nicht so weit gediehen war und sich über die gewöhnlichen Liebeständeleien nicht erhob. Er wußte, daß Fevi ihn lieb habe, daß sie vortrefflich zusammenpaßten in allen ihren Neigungen, und daß die plötzlich auflodernde Flamme zu Sixtus ein Strohfeuer war.

Auch in dem plötzlich veränderten Wesen Fevis, die früher so einfach und kindlich, plötzlich die Dame spielen wollte, erkannte er immer den bösen Einfluß Gildes.

Im geheimen hoffte er auf baldige Heilung von dieser Krankheit, er verlor kein Auge von ihr, und jetzt traf er mit ihr gerade in dem Augenblicke der höchsten Krisis zusammen dort vor dem Madonnenbilde. War das Zufall oder höhere Fügung? Er glaubte in seiner glücklichen Einfalt das letztere und betrat voll neuen Mutes das Vaterhaus, über dem düsteres Schweigen lag.

Fevi kniete noch lange in der stillen Kapelle, aber vergebens flehte sie um einen Strahl der Himmelsklarheit, die aus dem Auge der Gottesmutter auf sie herableuchtete; der Zwiespalt ihrer Seele wollte sich nicht lösen, ja Valentins tröstende Worte, die sie den ersten Augenblick beglückten, fachten ihn erst recht an. Das alte Gefühl für ihn stieg in ihr wieder auf, und sie verachtete sich ob dieser neuen Unbeständigkeit ihres Herzens. „Zeige mir den Weg, Gebenedeite!" flehte sie in verzehrender Herzensangst.

Der Tag, vor dem Andreas seit Monaten gezittert, war gekommen. Er wollte wenigstens ehrlich enden. Das gerichtliche Siegel prangte an allen Thüren, die Werkstatt war leer, kalt, dunkel wie ein Grab, zum erstenmal seit Jahrhunderten waren darin die Feuer erloschen. Die Nachbarn standen in Gruppen unter der Hausthür und besprachen mit dem bekannten wohligen Mitleid den Bankrott Erdmanns.

„Da hat sie's mit ihrer Nobelthuerei die stolze Moni! Und was wird jetzt Fräulein Gilde anfangen? Mit dem Grafen ist's jetzt aus, der mag nimmer, da heißt's arbeiten. Arbeit'n? Die Gilde? Eher — Das hat er jetzt davon der Andreas von all dem Ruß und Staub, den er g'schluckt hat das ganze Jahr für seine Kinder!"

Solche Redensarten gingen von Mund zu Mund, selten wurde ein herzliches Bedauern, aufrichtiges Mitleid laut über das Unglück Erdmanns, keiner dieser Leute dachte daran, daß mit ihm ein blühender, kräftiger Zweig von ihrem eigenen Stamm gewaltsam abgerissen und der edle Saft, der aus der offenen Wunde rann, auch ihnen entzogen wurde.

In der Stube oben saß Erdmann in dem alten Lehnstuhl, bleich, verfallen, ein Zeitungsblatt in der Hand. Sein brennendes Auge ruhte auf einer fett gedruckten Annonce.

„Schmiedeanwesen! Zur exekutiven Feilbietung des in die Konkursmasse Andreas Erdmann gehörigen Hauses, Nr. 34 Burggasse, bekannt unter dem Namen ‚Erdmannshaus', wurde der erste Termin auf Montag den 30. September, Vormittag elf Uhr, durch das königliche Bezirksamt angeordnet.

Massenverwalter Dr. Georg Hueber.

In dem Hause befindet sich eine renommierte Schmiede mit alter, vortrefflicher Kundschaft."

Er fing immer wieder von vorne an, jeder Buchstabe brannte ihm ins Herz und doch konnte er nicht ablassen davon. Besonders der Nachsatz „eine renommierte Schmiede mit alter, vortrefflicher Kundschaft" preßte ihm das Naß in die Augen. Daneben Monika mit verweintem Antlitz, stummen Vorwurf in den gramverzehrten Zügen, sie wagte die Augen nicht zu erheben im Bewußtsein ihrer schweren Schuld. In der Fensternische stand Sixtus und Gilde in leisem Gespräch begriffen. Heute war der 30. September, in einer Stunde begann die Auktion.

„Wo ist denn der Valentin?" unterbrach die Meisterin die bange Stille, „in einer solchen Stunde soll doch keines fehlen von der Familie."

„Der hat Besseres zu thun, Moni!“ entgegnete Andreas mit einem vielsagenden Blick auf Sixtus, „er sucht eine Stelle für ihn und — und mich.“

Das letzte Wort kam schwer heraus.

„Eine Stelle? Was für eine Stelle denn?“ fragte erstaunt Moni.

„Ihr seid komische Leute,“ erwiderte der Schmied, „was für eine Stelle! Eine Schmiedgesellen- oder wenn es gut geht eine Werkmeistersstelle! Von was sollen wir denn sonst leben? Vielleicht von der Wissenschaft Sixtus'? Oder dem Klavierspiel Gildes?“ Er lachte spöttisch auf.

„Ich werde dir nicht zur Last fallen, Vater,“ bemerkte Sixtus, „ich habe mich schon um eine Stellung umgesehen.“

„Und ich auch nicht,“ fuhr Gilde auf, „ein junges Mädchen mit meinen Kenntnissen kann sich schon allein durchbringen.“

„Du — du auch nicht, Mädel!“ wandte er sich gegen Gilde, „du willst allein in die Welt hinaus mit deiner Unerfahrenheit! Daß du dem sauberen Grafen vollständig ins Garn läufst, das er um dich gespannt! Und glaubst du denn, ich muß das jetzt dulden, weil ich ein armer Mann bin? Glaubst du, jetzt hätte ich nicht mehr das Recht, meine Hausehre zu wahren, weil ich kein Haus mehr habe? Fehl geschossen, Mädel! Jetzt halte ich sie erst recht hoch, als das einzige, was ich noch habe, und wehe dem, der danach greift. Ich kann's nicht glauben, Gilde, daß du deinen alten Vater jetzt verlassen kannst, wo er im Unglück ist! Schau, ich will dir ja keinen Vorwurf machen, du bist jung und schön, und die Eltern sollten die Gescheiteren sein, aber ganz ohne Schuld an dem heutigen Tag bist du doch nicht. Der Sixtus ist ein Mann, der kann's ja probieren, es wird ihm auch schwer genug fallen nach dem Leben. Nicht wahr, Gilde du bleibst bei uns?“ es klang wie eine Bitte, „es soll dir nichts abgehen, Valentin und ich werden dafür sorgen.“

Gilde ward feuerrot, diese Bitte des Vaters um ihr Bleiben, wo sie nichts als Vorwürfe erwartete, beschämte sie; diese innige Liebe, die darin lag, packte doch ihre mehr leichtsinnige als schlechte Natur. Sie ging auf den Vater zu, umarmte ihn und drückte einen Kuß auf seine bleichen Lippen. „Ich bleibe bei dir!“ sagte sie zärtlich, und ihre Thränen rannen in den Bart des Vaters.

Dieser atmete erleichtert auf und streckte in seiner weichen Stimmung die Hand aus nach Moni, die ihm die ganze Zeit keinen Trost zu spenden wagte. „Komm' her, Mutter!“ sagte er mit einem fast freudigen Ausdruck im Antlitz, „wir wollen uns nicht mehr böse sein und zusammen das Unglück tragen, wie einst das Glück.“

Moni ergriff die dargebotene Rechte und drückte sie schluchzend an die Lippen, Andreas zu Füßen sinkend.

„Na, Sixtus,“ rief der Schmied, „willst du allein bleiben?“

Zögernd näherte er sich, da riß auch ihn die Gewalt des Augenblicks zu den Füßen des Vaters. „Verzeih,“ stammelte er.

Sie glichen Schiffbrüchigen, die umtost von den erregten, immer höher steigenden Wellen sich zusammendrängen auf dem Wrack, alle Unterschiede, alle Feindschaft vergessend, den sichern Tod vor Augen.

Da trat Valentin ein, er stutzte beim Anblick der innig vereinten Gruppe, eine solche Harmonie war ihm seit lange fremd in seiner Familie. Was das Glück nicht zustande gebracht, das Unglück hat es vermocht. Sein ohnehin freudiges Antlitz erhellte sich noch mehr. „Vater!“ rief er, „ich komme mit froher Botschaft, ich habe Arbeit für mich und dich.“

„Wo denn?“ fragte mit bitterem Lachen Andreas.

„Bei Böhme in der Maschinenfabrik; sie eröffnet nächste Woche wieder die Arbeit, eine Aktiengesellschaft hat sie gekauft.“

„In einer Fabrik!“ fuhr Erdmann auf, „und gerade in der, die mich zu Grunde gerichtet,“ er schüttelte den Kopf, „und was soll ich denn in einer Fabrik?“ Er sprach das letzte Wort so gehässig, mit zusammengebissenen Zähnen.

„Einen tüchtigen Werkmeister machen, wie sie notwendig einen brauchen, und ich arbeite unter deiner Führung als Geselle,“ entgegnete Valentin etwas verdrossen, daß die Nachricht, auf die er so stolz war, keine freudigere Wirkung hervorgebracht.

„Was Werkmeister und Geselle! Fabrikarbeiter! Nenn's nur beim richtigen Namen.“ Er erhob sich jäh und ging erregt im Zimmer auf und ab.

„Warte doch wenigstens, bis die Versteigerung vorüber,“ meinte Moni, die es dem armen Andreas ansah, wie schwer ihm der Entschluß ankam.

Dieser sah auf die Uhr: „zehn Minuten auf elf Uhr. Die Herren werden gleich kommen, es ist zwar umsonst, es bleibt uns kein Heller, aber zur Fabrik ist ja immer noch Zeit.“

„Ich muß bis Abends Nachricht bringen, es haben sich ein Dutzend um die Stelle beworben,“ sagte enttäuscht Valentin.

„Wenn bis dahin sich kein anderer Ausweg bietet, nehme ich's an,“ erwiderte mit gepreßter Stimme Andreas.

Gilde warf einen unfreundlichen Blick auf Valentin, den wackeren Pilot, der den Schiffbrüchigen Trost zu bringen glaubte. Der Gedanke, ihr Leben als Tochter eines Fabrikarbeiters zubringen zu müssen, entsetzte sie. Das waren ja die Parias der Menschheit, der unterste Stand. Fast reute sie schon ihr Versprechen, das sie vorhin dem Vater in Aufwallung ihres Herzens gegeben. Was wird Sergius dazu sagen, dessen Liebe zu ihr, durch das strenge Verbot des Vaters, durch die immer wachsenden Schwierigkeiten einer Annäherung eher gewachsen war. An dieser Klippe mußte auch die heißeste Liebe zerschellen, ihrer Ansicht nach — ein Graf Perin und ein, sie wagte es kaum zu denken, ein Fabrikmädchen!

Am Flur unten wurde es laut, Andreas fuhr zusammen. Er trat an das Fenster. Ein Wagen hielt vor dem Hause, ein Herr im schwarzen Anzuge stieg aus; es war ihm, als handle es sich um ein Begräbnis, und es handelte sich auch um ein Begräbnis, um das Begräbnis des Erdmannshauses. Unter allen Thüren der Nachbarhäuser standen gaffende Menschen. Er fuhr sich ans Herz, atmete schwer auf. „Wartet es heroben ab, Kinder!“ sagte er.

Moni verlor alle Fassung; mit einem jähen Aufschrei „Andreas!“ hing sie sich an seinem Hals. Unsäglicher Schmerz, bitterer Vorwurf, alles hingebende Liebe lag in diesem markerschütternden Schrei.

Dieser löste die Arme der erschütternden Frau, drückte einen Kuß auf ihre Lippen — ein göttliches Vergeben! — und verließ eilends die Stube.

Unten war es lebendig. Auf dem Gange, in der Stube, in der Werkstatt drängten sich Kauflustige, das Erdmannshaus war eine gesuchte Ware, die heute für jeden erreichbar, der bezahlen konnte. Man umstand die riesigen Ambosse, probierte unter Gelächter die schweren Hämmer, die die wenigsten heben konnten. Die Herren vom Gerichte nahmen in der Nebenstube Platz.

Als Erdmann sich zeigte, stieß man sich mit der Schulter, ein Gewisper ging umher, kalte Blicke trafen ihn von allen Seiten. Niemand, selbst seine Bekannten nicht reichten ihm die Hand, er war ja jetzt arm — ein Proletarier! Nur einer drängte sich vor, Erdmann stieg die Zornesröte empor, der Lehmann mit derselben schmutzigen Weste, mit demselben schlauen Lächeln wie damals in Herrenwörth.

„Warum sind Sie nicht gekommen, Herr Erdmann? Hab's Ihnen doch angeboten. Das Haus wär' noch Ihr eigen.“

„Auf wie lange wohl?“ entgegnete der Schmied.

Lehmann zuckte die Achseln. „Das weiß man nicht, die Zeiten können sich ändern. Nun ich weiß es wenigstens zu schätzen das Erdmannshaus mit seinen alten Traditionen,“ setzte er spöttisch dazu, „viel mehr als der Graf Perin seine Waffen. Ich hab' sie doch bekommen, ich hab's Ihnen ja gesagt.“

„Wollen Sie es denn kaufen?“ fragte der Schmied.

„Zu was bin ich denn sonst hier und“ seine — kleinen Augen schweiften forschend umher — „von denen da kommt dem Lehmann keiner vor. Es muß Sie doch freuen, Ihr Anwesen in soliden Händen zu wissen.“

Erdmann drehte sich alles vor den Augen. Er dachte an seine Ahnung damals in Herrenwörth — genau so war es gekommen und rascher als er geglaubt. Zum Glück rief ihn ein Gerichtsdiener ab, er hätte sonst den Lehmann in seinem Zorn an der Kehle gefaßt.

Die Versteigerung begann, alles drängte in die Stube, voran Lehmann.

Der Auktionator pries die Vorteile des Anwesens, die Rentabilität desselben. Die Schmiede sei die älteste, renommierteste der ganzen Stadt, ein tüchtiger Mann müsse darauf reich werden.

Das waren alles Geißelhiebe für Andreas, der wie ein Verdammter unter der

Thür stand. Die Steigerung ging trotzdem auffallend matt.

Der bleiche Andreas schien allen eine stumme Warnung, er war ja als ein solider, tüchtiger Handwerker bekannt, und doch verdarb er auf dem Anwesen. Da mußte es doch seinen Haken haben! Die näheren Umstände waren ja den meisten unbekannt. Lehmann allein verriet starke Kauflust.

„Ist ein Angebot gemacht worden," ertönte seine scharfe Stimme und bot mehr.

„Fünfundsechzigtausend!" rief eine Stimme.

„Siebzigtausend," schrie nun Lehmann, triumphierende Blicke herumwerfend, mit der schweren Uhrkette spielend. Alles verstummte.

„Siebzigtausend," wiederholte der Auktionär heiser. Niemand rührte sich. Ein Gemurmel ging durch die Versammlung. Achselzucken. Viele entfernten sich kopfschüttelnd.

„Siebzigtausend zum erstenmal," klang es wieder.

Erdmann hielt sich am Thürpfosten fest, sonst wäre er gefallen. Nicht einmal die Ausstände wurden gedeckt, wenn nicht mehr geboten wurde, und der Lehmann, der Wucherer, den er so haßte, sollte einziehen in das Haus seiner Väter!

„Siebzigtausend zum zweitenmal! Kein Preis, meine Herren, für dieses herrliche Anwesen."

Der Vorsitzende wurde sehr ungeduldig. Lautlose Stille herrschte, Lehmann trommelte mit den Fingern auf der weißen Weste und lächelte Erdmann zu.

„Siebzigtausend zum dritten und letztenmal. Herr Salomon Lehmann," wandte er sich an den Vorsitzenden, der den Namen in das Register eintrug.

Alles entfernte sich lärmend mit ärgerlicher Miene, heftigen Bewegungen. Lehmann trat mit tiefen Bücklingen zu dem Gerichtstisch und unterzeichnete das Schriftstück. Er war jetzt Besitzer des Erdmannshauses. Dann trat er zu Erdmann.

„Verdammt viel Geld für das alte Haus! Siebzigtausend! Wenn ich nicht so viel Interesse daran hätte! Wollen Sie nicht die Schmiede pachten, darüber ließe sich reden —"

Der Antrag kam Erdmann überraschend. Einen Augenblick schwankte er. Er konnte dann wenigstens in den lieben Räumen bleiben, in der alten Werkstatt weiter arbeiten. Das wäre am Ende doch eher zu ertragen als die Fabrik! Nur einen Augenblick, dann belehrte ihn ein Blick in das schadenfrohe Gesicht des Wucherers, daß dieses Brot für ihn noch bitterer sei.

Er ließ ihn ohne Antwort stehen und ging nach oben. So steil schien ihm die Treppe noch nie. Er mußte jeden Augenblick stehen bleiben, um Atem zu schöpfen.

Oben hatten sich unterdessen zwei Gruppen gebildet.

Valentin sprach der unglücklichen Mutter Trost zu, so schwer ihm selbst ums Herz war, und gab sich alle erdenkliche Mühe, ihre Aufmerksamkeit von dem Vorgange unten abzulenken.

Sixtus und Gilde standen im eifrigen Gespräch vertieft in der Fensternische und machten ihre Pläne für die Zukunft. Ersterer sah ein, daß an ein Weiterstudieren, das hieß bei ihm so viel als von vorne anfangen, nicht mehr zu denken war. Er mußte sich um irgend eine Kanzleistelle bei einem Anwalt umsehen. Ein schlimmer Ausweg, dessen Perspektive sehr düster war. Eine vollständige Trennung von der Gesellschaftssphäre, in der er bisher gelebt, war die notwendige Folge. Ein arbeitsvolles, reizloses, monotones Leben lag vor ihm, vor dem ihm ekelte. Jetzt wäre für ihn selbst Fevi eine wünschenswerte Partie, sie hätte ihn wenigstens vor Nahrungssorgen geschützt. Fast reute es ihn, daß er ihr abgeschrieben. Aber der alte Bäckermeister hätte ihn, den Mittellosen, ja doch zum Hause hinausgejagt. Und Sergius, der es noch toller getrieben wie er, der mit schuld war an dem Ruin seines Hauses, blieb doch der Graf Sergius und glänzte in seiner Uniform. Das schien ihm eine bittere Ungerechtigkeit. Er fühlte jetzt wieder den alten Haß aufsteigen gegen die bevorzugten Stände, wie damals, als er im Korb lag und sein Vater in diesen fremden Kreis trat, von allen belächelt. Sie waren ja an allem schuld. Zuerst rissen sie ihn in ihren Strudel, ließen ihn seine Herkunft vergessen, solange er Geld im Beutel hatte, jetzt, wo er geleert, werden sie ihm den Rücken kehren. Jetzt ist er wieder der Niedriggeborene, der Handwerkerssohn. Er dachte sich das alles so aus, ohne Veranlassung, und sprach sich in einen förmlichen Haß hinein.

Gilde pries ihn noch glücklich, er könne sich wenigstens frei durchs Leben schlagen und mit einigem Glück doch hinaufkommen; kein Mensch frage dann nach seiner Abkunft. Aber sie sei an die Familie gekettet, verdammt, in der stinkenden Fabriksatmosphäre unter dem niedrigsten Volk in den kümmerlichen Verhältnissen eines Arbeiters weiter zu leben, wenn sie dem Vater ihr Versprechen halten wollte. Was soll Sergius dazu sagen? War es ihm dann noch möglich, mit ihr zu verkehren, ohne seine Stellung zu verlieren? Von Heirat gar nicht zu sprechen.

„Ich kann und darf es nicht! Gerade Sergius zuliebe nicht, den ich mit ins Verderben hineinziehen würde. Er würde mir in die Fabrik folgen und selbst arbeiten, lieber als mich lassen, ich weiß es. Und darum darf ich dem Vater nicht folgen. Was weiß er von unserer Liebe! Von der Aufopferung, deren Sergius fähig ist!"

Sixtus hatte tiefes Mitleid mit der schönen Schwester. Wie sollte dieses verwöhnte, leidenschaftliche, lebenssüchtige Mädchen sich in diese Verhältnisse fügen? Das war ja unmöglich. Er mußte ihr recht geben, nur ihre schwärmerische Ansicht von Sergius teilte er nicht. „Arbeiten wird Sergius nicht, auch deinetwillen nicht," sagte er lächelnd, „und da er nicht zu dir herunter kann, mußt du zu ihm hinauf auf irgend eine Weise, obwohl ich, offen gesagt, überhaupt die Möglichkeit nicht einsehe, wie ihr zusammenkommen sollt! Dein Versprechen dem Vater gegenüber war etwas voreilig. Für jetzt mußt du mit ihm, mit der Zeit wird er selbst die Unmöglichkeit einsehen, dich in seiner Sphäre zu halten. Mir thut er ja so leid, der arme Vater, und auf dich hält er ja alles, es wäre häßlich von dir, ihn jetzt zu verlassen."

Andreas trat ein und schnitt das Gespräch ab.

„Wir nehmen den Antrag von Böhme an, Valentin," sagte er fest. „Lehmann ist der Käufer. Siebzigtausend Mark! Dieses Haus um siebzigtausend Mark! Er hätte mir die Schmiede in Pacht gegeben, vielleicht hätte ich's thun sollen, aber" — er riß sich das Hemd auf und rang nach Luft, „aber ich kann's nicht, es fräß' mich auf, man muß so ein Geschwür auf einmal herausschneiden, wie es auch schmerzt. Komm, Moni, weg mit den Thränen," er wischte ihr zärtlich über die Augen, „und frisch daran! Wenigstens sind wir alle beisammen, und wenn wir fest zusammenhalten, wird unser Herrgott doch ein Einsehen haben! Hast du denn allen Mut verloren?" fügte er bei, als Moni in einen neuen Thränenstrom ausbrach. „Willst am End' auch den Andreas verlassen?"

„Verlassen — ich dich? Den ich ins Unglück gebracht?" sagte sie, sich an ihn anklammernd, „der jetzt kein schlimmes Wort für mich hat, obwohl ich's so verdiene? Ins Elend gehe ich für dich, wenn's sein muß. Arbeiten will ich wie die unterste Magd, und will keinen Laut von mir geben, wenn ich nur bei dir sein und deinen Kummer mittragen kann bis an mein Ende."

Sie beugte ihr Haupt an der breiten Brust ihres Mannes. Die Erregung nahm ihr die Stimme. Er war ihr ein Gott in diesem Augenblick, der schwer geprüften, von bitteren Vorwürfen gepeinigten Frau.

Valentin lachte im stillen. Vier kräftige Arme! Arbeit! Und so innige, alles duldende Liebe! Dann fehlte es nicht so weit, da war überall eine Heimat.

Gilde und Sixtus nötigte diese Seelenstärke der Eltern Ehrfurcht ab, eines solchen Heroismus waren sie nicht mehr fähig.

Von unten herauf ertönte die Stimme Lehmanns, der sein Eigentum besichtigte. Andreas schnitt sie nicht mehr ins Herz, wie vor einer halben Stunde. Er nahm ja doch einen Schatz mit aus dem Erdmannshaus, den dieser ihm nicht bezahlen konnte, sein treues Weib und seine lieben Kinder; daß ein häßlicher Wurm sich darin eingenistet hatte, ahnte er noch nicht.

Kapitel VII.

Sixtus hielt diesmal Wort, er fiel dem Vater nicht weiter zur Last. Ein Advokat, alter Herr der Rhenania, nahm ihn mehr aus Mitleid als seiner Brauchbarkeit halber in seine Kanzlei. Die Arbeit



kam ihm leichter an, als er sich dachte, nur die geringschätzige Behandlung, das gänzliche Ignorieren der ab und zu gehenden Klienten des Doktors Stör empörte oft sein Blut. Auch betreffs der Gesellschaft hatte er sich nicht geirrt; alte Bekannte grüßten ihn kürzer, oberflächlicher, die Rhenanen schienen durchaus nicht entzückt, einen gewöhnlichen Schreiber unter ihre Leute zu zählen, und die erbetene Philistrierung wurde ihm aus verschiedenen vorgeschützten Gründen vorderhand nicht gewährt.

Selbst Sergius zog sich auffallend, wenigstens an öffentlichen Orten, von ihm zurück. Der mußte es wohl. Der Verkehr mit einem Kanzlisten wurde gewiß nicht gerne gesehen beim Regiment.

Seine monotone, geisttötende Arbeit ließ ihm Zeit genug, über das „Einst“ und „Jetzt“ seine Gedanken zu machen; diese wurden immer verbissener. Er war zu etwas Besserem geboren, an Geistesgaben seiner Ansicht nach all den anderen, die ihm vorausgeeilt, weit überlegen, und nur das verfluchte Geld hinderte am Weiterkommen. Daß er bei fleißigem Studium schon sein Examen gemacht haben und sich eine ihm angemessene Stellung hätte erwerben können, das gestand er sich nicht. Er war der vom Unglück Verfolgte, Ausgestoßene, ein Opfer der Geburt, der Vorurteile, ein Dulder! Die unselige Halbbildung, die er sich erworben, gärte in seinem Innern, irgend wo gehörte oder gelesene, schlecht verdaute philosophische Sentenzen, die er sich, wie sie ihm bequem, zurechtlegte, die alten Schlagwörter von Freiheit, Gleichheit, Menschenrecht, wie er sie in den gelegentlich durchblätterten Schriften Rousseaus, St. Simons, Lassalles aufgeschnappt, kamen ihm wieder in den Sinn; er, der sich jahrelang geschämt, der Sohn eines Handwerkers zu sein, der in üppigem, müßigem Genußleben keinen Blick geworfen auf die unter dem Druck der Armut und Not lebende Menschheit, fühlte auf einmal eine sittliche Entrüstung über diese unnatürlichen Verhältnisse. Der Gehalt war, seiner untergeordneten Stellung angemessen, gering. Er mußte nun seine bisherige Wohnung aufgeben und bezog ein bescheidenes Dachstübchen in der Altstadt.

Anfangs kümmerte er sich nicht um seine Stubennachbarn; soviel er von ihnen gesehen, waren es lauter „Kaffern“, ihrem heruntergekommenen Aussehen nach. Keine Gesellschaft für ihn, den noch die Atmosphäre der eben verlassenen Welt umgab. Auch diese betrachteten Sixtus in seiner tadellosen eleganten Kleidung, die er aus dem Schiffbruch gerettet, mißtrauisch, wie einen Eindringling in ihrem Revier. Von der geschwätzigen Hausfrau erfuhr er, ohne danach zu fragen, alle Personalien, als sie ihm zum erstenmal den mageren Kaffee auf die Stube brachte.

„Da nebenan der Maler Wölfl, ein braver Herr, aber ein schlechter Zahler, und einen Schmutz, eine Unordnung hat er in seinem Zimmer. Atelier nennt er es! Der ganze Mensch ist ein großer Oelfleck. Und dann wissen Sie,“ sie lächelte verschmitzt, „ich bin gerade auch keine Heilige und weiß, wie man's in der Jugend treibt; aber was der für ein Volk da heraufschleppt. Ich danke! Sag' ich was, heißt's: ‚Aber Frau Dreher, Sie wissen doch, daß ein Künstler Modelle braucht!‘ Will ich mein Geld: ‚Warten Sie nur noch bis zur nächsten Ausstellung, dann nehme ich so wie so ein größeres Atelier und zahle Sie doppelt.‘ Nummer dreiundzwanzig, neben dem Wölfl, wohnt ein Litterat, von Strehlen schreibt er sich. Ein lieber, junger Mensch; Augen hat er Ihnen, ich möchte immer weinen, wenn ich ihn anschaue. Er schreibt den ganzen Tag, den ganzen Tag, und auch in der Nacht ist noch keine Ruh; da geht er umeinander wie ein Narr und red't mit sich selbst, daß mir ganz angst wird. Aber er kommt doch auf keinen grünen Zweig, er schaut aus wie die Not, aber — zahlt pünktlich! Neulich sind Leute vom Gericht gekommen, wie er fort war, und haben alles durchsucht in seinem Zimmer, alles durcheinander geworfen, Schriften und Bücher, auch seinen Koffer haben's aufgesprengt. Er soll's mit den Sozialisten halten. Mein Lebtag nicht. Der brave Mensch mit den guten Augen. Ich habe mich zu tot geärgert. Der daneben auf Nummer einundzwanzig, den Windbeutel, den haben's ungeschoren gelassen und gerad' dem traute ich was Böses zu. Geht Ihnen alleweil daher wie ein Graf, mit einem Diamant am Finger und an der Kravatte, macht die Nacht zum Tag, arbeit' nichts und ein G'schau hat er Ihnen, daß einem unheimlich wird! Zahlen thut er, das ist wahr. Wär' aber doch froh, wenn ich ihn draußen hätt'.“

Diese Schilderung machte Sixtus natürlich nicht begierig, seine Hausgenossen kennen zu lernen, höchstens den Litteraten, der es mit den Sozialisten halten soll. Der war aber den ganzen Tag nicht zu sehen. In kurzer Zeit war ihm aber dieses einsame Leben doch verleidet. Seinen früheren Kameraden wollte er sich nicht aufdrängen, wenn sie ihn auch nicht direkt zurückgewiesen hätten; in seiner Familie hatte er keine Aussicht, Zerstreuung zu finden, er hatte sie in ihrem neuen Heim noch nicht einmal während der zwei verflossenen Wochen aufgesucht. Eines Tages, als er in grämlicher Stimmung vom Büreau heimkehrte, stand die Thüre von Nummer fünfundzwanzig weit offen, Wölfl, der Maler, saß auf einem alten zerflickten Koffer, mit unendlichem Behagen eine Zigarrette rauchend, während unsichtbar hinter der Thüre eine kichernde Mädchenstimme hörbar war. Wölfl, offenbar in seliger Laune, nickte Sixtus freundlich zu.

„Nur hereinspaziert, Herr Erdmann!“ rief er, „oder hat mich Frau Dreher bei Ihnen so schwarz gemacht, daß Sie für Ihre Unschuld fürchten?“

Das Kichern artete in helles Lachen aus hinter der Thüre.

„Lili! Lili!“ rief er, mit dem Finger drohend, „du bringst mich um meinen guten Ruf.“

Sixtus trat ein. Schwerer Oel- und Firnißgeruch schwängerte den engen Raum, ein unsagbarer Durcheinander von Farben, Leinwandlumpen, zerbrochenen Bilderrahmen, Tabak, Pfeifen, bunten Kostümstücken erfüllte ihn. Mitten unter dem Trödel Wölfl in einem mit der ganzen Farbenskala beschmierten Leinwandkittel, ein rotes Fez auf dem Kopfe. Ein mächtiger, verwilderter Bart mit weit abstehender buschiger Schnurre bedeckte das Gesicht bis unter die klugen, lustigen Augen, die wieder von dicken, an der Nasenwurzel zusammenlaufenden Augenbrauen beschattet waren; die unförmlichen großen Füße staken in zerschlissenen Hausschuhen. In der Mitte der Stube, vor Wölfl, stand eine Staffelei mit einem eben in der Arbeit begriffenen Bilde. Auf den ersten Blick war es schwer daraus klar zu werden, obwohl es fast beendet war. Dunkelblaue hochgewölbte Meereswogen, sich überstürzend, rollen gegen wildzerklüftetes Felsgestade, auf welchem eine Gruppe bocksfüßiger Satyren, dicht zusammengedrängt, mit gierig faunischen Blicken auf das schneeweiße Meerweibchen zu lauern scheinen, das, in einer Wogenwölbung friedlich ruhend, jeden Augenblick auf den Strand geschleudert werden muß. Ueber das ganze spannt sich blauer Himmel mit leuchtenden weißen Wolkengebilden. Der phantastische Vorgang war lebendig geschildert, die göttlich wohlige, leidenschaftslose Ruhe in den schönen Gliedern des Meerweibchens, dem das Tosen der See ein süßes Schlummerlied zu sein schien, die urwüchsige und deshalb nicht verletzende Begierde in den jede Muskel anspannenden Satyren, denen der Humor nicht fehlte, die märchenhafte Stimmung in der Natur war vortrefflich getroffen. Wölfl war offenbar, wenn auch nicht ein Schüler, so doch ein Verehrer Meister Böcklins der leuchtenden phantastischen Farbengebung nach, die sich in den schärfsten Kontrasten zu gefallen schien. Natürlich fehlte diese unnachahmliche, mystische Harmonie, diese höchste Poesie der Farbe, die uns an die Bilder dieses Meisters fesselt.

Sixtus verstand nicht viel von der Kunst, er hatte, wie die meisten Studenten, keine Zeit gefunden, ihr Aufmerksamkeit zu schenken, doch war er sichtlich überrascht. Nach dem Urteil der Frau Dreher hatte er eine solche Leistung nicht erwartet.

Wölfl, die Beine übereinandergeschlagen, in der einen Hand die noch nasse Palette, zwinkerte mit den Augen bald nach dem Bilde, bald nach Sixtus, selbstzufrieden vor sich hinlächelnd. Da rauschte es in der Ecke, Sixtus hatte das weibliche Lachen ganz vergessen über dem Bilde — eine spanische Wand wurde auf die Seite geschoben und ein junges, schlankes Mädchen trat hervor, mit einer niedlichen weißen Hand eben den letzten Knopf ihres einfachen Kleidchens zuknöpfend — das Meerweibchen!

„Lili, die Muse meiner Kunst. Wenn ich Glück habe mit dem Nixchen," er deutete auf das Bild, „binnen kurzem Frau Wölfl," stellte er das hübsche Mädchen mit dem bezaubernden Lächeln, mit dem schelmischen Nixenblick Sixtus vor.

„Und das Bild, wie gefällt es Ihnen? Nicht übel, was? Und das wird in einer solchen Schaluppe gemalt, während in den noblen Ateliers ein Schund — A was! Schwamm drüber!"

Er machte eine verächtliche Bewegung.

„Vortrefflich, Herr Wölfl! Ich bin, offen gesagt, selbst überrascht, ein solches Kunstwerk hier zu finden," entgegnete Sixtus, dessen Sympathie für den verkannten, zurückgesetzten Maler sofort rege war. Er war ja sein Leidensgefährte. „Doch glaube ich, hat Fräulein Lili auch großen Anteil daran an dem Gelingen," fügte er galant bei, indem sein Blick vergleichend von dem Meerweibchen zu Lili hinüberirrte, auf deren Wangen. zu seinem Erstaunen, eine leichte Röte emporstieg — sie war ja ein Modell!

„Da haben Sie recht, Herr Erdmann, ganz recht! Ja, die habe ich ihnen vor der Nase wegstibitzt, den ‚großen Künstlern'. Die Wut können Sie sich denken! Es ist ihnen unbegreiflich, wie die schöne Lili zu dem armen Teufel, dem Wölfl, kommt. Mein Gott! Ich könnte es ja nicht leisten, aber die Liebe, die göttliche Liebe! — Ja, lachen Sie nur! — Es ist mir selbst ein Rätsel."

Die kleinen, lustigen Augen gewannen auf einmal einen innigen Ausdruck.

„Das ich dir vor diesem Herrn da lesen will, wenn es ihn nicht langweilt. Vielleicht verzeiht er dir dann, daß du mich zu deiner Frau machst," fügte Lili bei, der das Erstaunen Sixtus' über die Erklarung des Malers nicht entgangen. „Ich bin ein Modell," begann sie, „ich mache kein Hehl daraus. Wer weiß, wo ich aufwuchs, wird mir daraus keinen Vorwurf machen. In einer finsteren, schmutzigen Gasse unter unzähligen, ebenso schmutzigen Kindern, Frauen und Männern. Wer eigentlich meine Eltern waren, weiß ich nicht. Da schrie, keifte und schlug alles durcheinander, wir gehörten alle nur einer großen Familie an, dem Elend! Da erstickt alles in einer Kinderbrust, Scham, Liebe, Glaube und wie die schönen Dinge alle heißen, die nur im Lichte gedeihen. Ich war noch ein Kind, da starb eine der Frauen, es war gerade die, die mich am meisten gequält und geschlagen — sie sagten mir, es sei meine Mutter. Ich weinte nicht, ich war froh, der Quälerin los zu sein. Da kam ich auf die Straße, selbst in diesen Winkeln war kein Raum mehr für mich. Ich verkaufte Veilchen — wie glücklich war ich jetzt! — In aller Früh ging's zur Stadt hinaus in den Wald, um die duftigen Blumen zu holen, das war eine Lust! Die strahlende, wärmende Sonne, das frische Grün der Wiesen und Wälder, die balsamische Luft, alles war mir neu. Das Geschäft ging, man kaufte die Blumen und blickte lüstern nach der Geberin; man nannte mich schön, überhäufte mich mit Schmeicheleien. Ein junger Künstler malte mich mit meinen Blumen, es war meine erste Sitzung. Das Bild machte Aufsehen, ich wurde mit verlockenden Anträgen überhäuft, jeder wollte mich malen. Solange es Blumen gab, wollte ich davon nichts wissen, es war zu schön draußen im Freien und ich hatte es so lange entbehrt. Da kam der Herbst, die Blumen blieben aus, Arbeit konnte ich keine, die Not begann wieder. Mit Entsetzen dachte ich daran, wieder in die schmutzige Straße zurück zu müssen — das hätte ich jetzt nicht mehr ertragen. Ich nahm einige Anerbieten von Künstlern an, es ist doch keine Schande, sich als Blumenmädchen malen zu lassen! Doch der warme Sonnenschein hatte mich gereift, ich war kein Kind mehr, kein Blumenmädchen ich war ein Weib geworden. Das machte mich den Künstlern noch begehrenswerter. Andere Anforderungen wurden an mich gestellt, ich sträubte mich, ein ungewisses Gefühl in meinem Innern empörte sich dagegen, man verlachte mich, und als auch das nichts half, reizte man meine Eitelkeit, ließ man mich eine Ehre darin erblicken, der Kunst zu dienen, zum Schaffen zu begeistern. Grundsätze hatte ich keine, woher denn? — Wo ich aufgewachsen, war Scham ein unbekanntes Wort. Ich folgte den Zureden und wurde, was ich noch bin — ein Modell! Mit dem bißchen Sonnenschein, mit den Blumen war es aus. — Was es mit der versprochenen Ehre für ein Bewandtnis hatte, bekam ich bald heraus, als ich meine Kolleginnen kennen lernte, und ich konnte den Künstlern ihr geringschätziges, oft geradezu verächtliches Betragen nicht verargen. Ich machte Karriere, jede Stunde einer Sitzung wurde mir reichlich bezahlt, ich verdiente das Zehnfache wie mit den Blumen, und doch sehnte ich mich nach ihnen zurück. Ich kam über die verächtliche Behandlung nicht hinweg, die mir zu teil wurde. Woher dieser Stolz in mich kam, weiß ich nicht! — Da kamst du und batest mich um eine Sitzung, du könnest den hohen Preis nicht bezahlen, aber es hinge dein ganzer Erfolg davon ab. Deine bescheidene Bitte rührte mich, jetzt konnte ich doch auch einmal im Leben großmütig sein und glücklich machen, ich folgte dir. Du warst ganz anders wie die übrigen, kein schlechter Scherz kam über deine Lippen, und als die Sitzung beendet, drücktest du mir so warm die Hand. Das that mir unendlich wohl. Ich kam wieder und wieder, du erklärtest mir, es ginge weit über deine Mittel, mit einem schmerzlichen Blick auf die unvollendete Skizze. Ich lachte dich aus, ich thäte es ja gerne umsonst, da traten dir die Thränen in die Augen und du küßtest mir die Hand. Seit der Zeit liebe ich dich, Hermann."

Der schelmische Ausdruck war verschwunden aus dem schönen Antlitz während der Erzählung, er hatte einem bald trotzigen, bald wehmütigen Platz gemacht; der bittere Kampf um die Existenz, den sie geführt, spiegelte sich darin; nur zuletzt ruhte ihr großes Auge mit einem seelenvollen Blicke auf dem Maler, der seine Zigarette zerkaute, wohl um die in ihm aufsteigende Bewegung zu verbergen.

„Und kein anderer soll dich mehr malen, als der Wölfl — dein Mann!" rief er, auf sie zueilend und sie umarmend.

Sixtus war starr, er hatte sich nach der Schilderung Frau Drehers den Maler und „was er mit sich schleppt" ganz anders gedacht.

„Das haben Sie auch nicht gedacht, Herr Erdmann," sagte lachend Wölfl, „daß Sie da so mir nichts dir nichts zu einer Verlobungsfeier kommen! Nur schade, daß der Strehlen die Lebensgeschichte Lilis nicht angehört hat, das wäre Wasser auf seine Mühle! — Kennen Sie ihn nicht, den Strehlen?" fragte er Sixtus.

„Den Schriftsteller nebenan? Nein! Nur gehört habe ich von ihm — ein Sozialist, was?"

„Vom reinsten Wasser, er glaubt selbst daran," erwiderte der Maler. „Und das ist verdammt selten."

„Na, na, ein bißchen Sozialisten sind wir alle in der Dachstube," sagte Sixtus, „und Sie hätten allen Grund dazu, Herr Wölfl. Bei Gott! Wenn man trotz allem Streben, aller Arbeit nicht fortkommt und sieht, wie andere mühelos prassen —"

„Bravo! Bravo!" rief Wölfl, „ganz Strehlenscher Ton! Sie werden sich gut vertragen miteinander. Was mich betrifft, pfeife ich auf alle Politik und derlei Schwindel, es wird mir immer schlecht dabei; wir Künstler brauchen ruhige Zeiten. Sagt nicht der Strehlen neulich, es sei ein Verbrechen vom Staate, nur einen Heller für die Kunst auszugeben, die nur von dem geringsten Teil des Volkes verstanden und genossen werden könnte, solange ein Mensch hungert. — Der Teufel hol' solch verrückte Ideen! Hab' selbst schon gehungert und weiß wie's thut, ist mir aber nicht eingefallen, deshalb jeden Reichen zu hassen. Es geht einmal nicht anders und man muß die Sache mit ein bißchen Humor betrachten, dann geht's schon."

Sixtus ärgerte sich, Wölfl so wenig gereizt zu sehen.

„Fragen Sie doch Fräulein Lili, ob in den schmutzigen Gäßchen, von denen sie erzählte, noch Humor zu finden ist! — Hat dieser Strehlen nicht am Ende doch recht, wenn er behauptet, daß solche Pestwinkel erst gesäubert gehören, ehe man für die Kunst Geld ausgibt, von der nicht einmal der Name dahin dringt?"

„Falsch, total falsch!" brauste der Maler jetzt auf, mit heftiger Bewegung. „Redensart! Die bildende Kunst allein kann auf die Masse veredelnd wirken, mehr als alle Schulen und Kirchen miteinander! Die Griechen haben's begriffen. Ja wohl! Und die veredelte Masse wird dann diese Pestwinkeln selbst nicht mehr dulden, von Innen heraus muß

die Menschheit sich umformen und bessern, nicht von Außen mit roher Gewalt oder Polizeimaßregeln! Das ist alles umsonst! Oeffnet sie dem Licht diese Pestwinkeln, zerrt sie heraus diese Unglücklichen, füllet mit Gold ihre Taschen, sie werden das Licht gar nicht vertragen können wie die Maulwürfe und mit leeren Taschen bald wieder andere Winkel aufsuchen — und es bleibt die alte Geschichte! Von Innen heraus, sage ich Ihnen, Herr Erdmann, muß der Kampf geführt werden und in diesem Kampfe ist die Kunst die Bannerträgerin!"

Den struppigen, vierschrötigen Mann hatte es gepackt wie Begeisterung, die kleinen Augen leuchteten feurig auf unter den buschigen Brauen.

Sixtus schüttelte ungläubig den Kopf.

„Sagen Sie mir einmal, Herr Wölfl, auf welche Weise soll z. B. dieses Bild hier diese Mission der Kunst erfüllen, die Sie ihr zuschreiben? Das begreif' ich nicht! Ein ehrwürdiges Bauwerk, ein Bild, das irgend eine große That aus der Geschichte darstellt, da läßt sich am Ende darüber streiten. Aber dieses Meerweibchen! Bei aller Achtung vor seinen entzückenden Reizen. Diese lüsternen Faunen! Was haben die mit der Veredelung des Volkes zu thun?"

„Sehr viel haben sie damit zu thun, wenn es auch das Volk noch nicht ahnt, wenn es auch nur ein Sandkorn ist zu einem gewaltigen Bau. Die Schönheit veredelt in jeder Form und ihr Verständnis führt zur Natur zurück, von der alles Heil kommt. Sie spricht aus diesen rhythmischen Gliedern, aus diesen in wilden Akkorden sich wälzenden Wogen, aus diesem lichtvollen Gewölke, mehr oder minder mächtig, je nachdem es mein Vermögen war, sie zum Ausdruck zu bringen, zu dem Beschauer, und legt dort, wenn auch leider selten genug, einen befruchtenden Keim, der nie ganz verloren geht! Millionen solcher Keime geben dann erst das Samenkorn ab, aus dem die herrliche Frucht der erkannten Schönheit einst sich entwickeln wird, wahre Menschlichkeit, die Harmonie des Wollens! Und sie wird kein Elend dulden, mag es noch so schwere Opfer kosten, weil das Elend häßlich ist, und sie alles Häßliche haßt! Jetzt wissen Sie, wie ich über die Lösung der sozialen Frage denke, ein armer Teufel, der selbst nichts zu nagen und zu beißen hat, aber ein Künstler!"

Sixtus glaubte zu träumen! Lili, das Modell, erzählt eine rührende Liebesgeschichte, aus der trotz allem Elend ein im Innersten unverdorbenes Herz, echte Liebe spricht. Wölfl, „der Oelfleck", der verkannte, verlachte Maler, der sich in einem Dachstübchen herumdrücken muß, trotz seines entschiedenen Talentes, schwärmt von der hohen Mission der Kunst, daß ihm selbst ganz heiß wird. Beiden hatte das Elend, die Not, die Verachtung und Ungerechtigkeit, die sie erfahren, ihre heiligsten Gefühle nicht rauben können, keine Verbitterung klang aus den begeisterten Worten des armen Malers; die Kunst, die ihn kaum leben ließ, war sein höchstes Ideal, er war glücklich, nur einen unsichtbaren, unendlich kleinen Keim legen zu können zu der künftigen, unendlich entfernt liegenden Wiedergeburt der Menschheit, die ihn darben ließ in der Dachstube. Wie erbärmlich kam er sich daneben vor! „Ich kann nur Ihren Mut bewundern, mit dem Sie alle diese Widerwärtigkeiten des Lebens ertragen," konnte er sich nicht versagen, dem Maler zu erwidern. „Wir sind ja am Ende Schicksalsgenossen, beide Stiefkinder des Glückes, unser Leben ist ein fortgesetzter Kampf!"

„Schicksalsgenossen?" fragte erstaunt Wölfl. „Und was kämpfen Sie denn für einen Kampf, Herr Erdmann?" Sein kluges Auge sah ihn durchdringend an.

„Gegen was haben Sie schon Ihre geistigen und körperlichen Sehnen angespannt, um Ihr heißestes Wollen zur That zu machen, alle Hindernisse verachtend? Haben Sie schon gehungert dafür, unzählige Nächte schlaflos durchgemacht? Nein, das haben Sie nicht! Ich kenne Ihre Geschichte! Sie sind im Feldlager verweichlicht, erschlafft, und als dann zum Kampf gerufen wurde, da fehlte es an der Muskulatur des Armes und des Willens. Sie streckten die Waffen, ehe es noch recht begann, und lästern nun über den allzumächtigen Feind, den zu bezwingen Sie die Kraft und den Mut nicht hatten! — Nehmen Sie mir das nicht übel, Herr Erdmann, ich meins nicht schlimm und Sie sind ja um so viel jünger als ich, da kann man schon einen guten Rat annehmen. Hüten Sie sich vor dem Strehlen!" Wölfl erhob warnend den Finger.

„Sie sind ein vortreffliches Material für diese Leute! Aber jetzt genug davon. Zünden wir uns eine frische Zigarette an und trinken eins auf den guten Erfolg des Meerweibchen!"

Er lächelte Lili schalkhaft zu, die während dieser Unterredung in den verschiedenen Skizzenmappen herumgestöbert. Wölfl holte eine schon angebrochene Flasche Rotwein unter Oel- und Firnißflaschen herunter und bot Lili und Sixtus die Zigarettendose an. Die liebliche Lili, die mit so unnachahmlicher Grazie die glimmende Zigarette zum Munde führte, mit ihrem heiteren Geplauder, die derben Witze und das schallende Gelächter Wölfls ließen Sixtus alle Sorgen vergessen.

Es war schon spät in der Nacht, als sie aufbrachen, das herabgebrannte Kerzenlicht zwang sie dazu. Sixtus fühlte sich um vieles leichter, seine Situation schien ihm nicht mehr so verzweifelt. Der starke Wein — Wölfl hatte seinen ganzen Vorrat geopfert — mochte wohl mit daran schuld sein, hauptsächlich war es aber die heitere Lebensauffassung des Malers, die diese Wirkung erzielte; daß dieselbe auf einem strengen Pflichtgefühl basierte, daran dachte er nicht. Um eines beneidete er ihn, — um Lili!

Als er auf den finsteren Gang hinaustrat, um sein Zimmer aufzusuchen, fiel ein greller Lichtstreif aus Nr. 23.

Strehlen war noch bei der Arbeit. Wie ein Magnet zog ihn der Streif. „Hüten Sie sich vor dem Strehlen!" sagte Wölfl. „Ein lieber Mann mit seinen schönen Augen," sagte Frau Dreher. Es wäre doch interessant, den Mann kennen zu lernen. Er war zu aufgeregt, um schlafen zu können, der Wein rumorte in seinem Gehirn, und dieser ließ ihn auch alle Bedenken vergessen, einen Fremden, der noch dazu arbeitet, in so später Stunde zu stören. Er schlich an die Thüre und horchte, das Knistern einer Feder war der einzige Ton, der herausdrang; ohne daß er es wußte, klopfte er leise und trat ein ohne das „Herein" abzuwarten.

Ein junger magerer Mann in dunkler Kleidung sprang von einem mit Schriften und Büchern belegten, von einer Lampe mit grünem Schirm hell erleuchteten Tisch auf. Es entging Sixtus nicht, daß er ein Blatt mit rascher Bewegung in die Tasche schob. Der Ausdruck ängstlichen Erstaunens lag auf den bleichen, regelmäßigen Zügen, die großen, schwarzen, allerdings schönen Augen ruhten mit einem gehässigen, bösen Ausdruck auf dem Eintretenden.

„Entschuldigen Sie Herr v. Strehlen mein ganz unqualifizierbares Benehmen, zu so später Stunde Sie zu belästigen," sagte Sixtus. „Mein Name ist Sixtus Erdmann, Ihr Hausgenosse." Der gehässige Ausdruck in Strehlens Gesicht war verschwunden, ein freundliches Lächeln umkräuselte den schönen Mund, er atmete erleichtert auf.

„Wir haben etwas stark gekneipt nebenan bei Herrn Wölfl. Da sah ich noch Licht bei Ihnen und ich wollte Sie ja schon lange besuchen."

„Keine Entschuldigung, Herr Erdmann!" entgegnete Strehlen, einen etwas defekten Strohsessel Sixtus anbietend. „Es freut mich ja von Herzen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Also bei Wölfl haben Sie gekneipt? War Lili auch dabei?"

„Gewiß, wir feierten die Verlobung," entgegnete Sixtus.

„Ein komisches Pärchen, nicht wahr?" sagte Strehlen. „Kennen Sie Lilis Geschichte?"

„Sie hat dieselbe vor mir erzählt, obwohl sie mich zum erstenmal gesehen! Ein Unikum als Modell!"

„Wie er als Künstler," entgegnete Strehlen. „Nach allen Mißerfolgen immer der alte Idealist und Schwärmer. Man siehts ihm nicht an! Sie müssen ihn einmal hören, wenn er seine Weltbeglückungsideen entwickelt, das ist drollig!"

„Hab sie eben gehört, jedenfalls ganz geistreich, wenn auch phantastisch und undurchführbar!" bemerkte Sixtus.

„Finden Sie? Interessieren Sie sich also für soziale Probleme, Herr Erdmann?" Strehlen rückte seinen Stuhl näher zu Sixtus.

„Ich habe allen Grund dazu," erwiderte dieser, „habe ich doch in kurzer Zeit schlimme Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht."



Waldweben. Von H. Zuber.

„Wieso?" Strehlen schien sich sehr für diese Erfahrungen zu interessieren, so rasch stieß er diese Worte hervor, während er die Lampe so drehte, daß ihr voller Schein Sixtus traf, er aber noch im Schatten saß.

„Kennen Sie das Erdmannshaus, die alte Schmiede in der Burggasse?" fragte Sixtus.

„Kann mich gerade nicht erinnern, und was ist damit?"

„Dieses Erdmannshaus mit der berühmten Schmiede gehörte meinem Vater, es ist eines der schönsten, reichsten Anwesen der Altstadt. Ich studierte als Sohn eines reichen Bürgers Jus."

„Und?"

„Und heute ist mein Vater Werkmeister in der Maschinenfabrik von Böhme, die jetzt einer Aktiengesellschaft gehört. Mein Bruder ebendort Schmiedegeselle, ich Schreiber bei Doktor Stöhr! Das sind doch kleine soziale Veränderungen in kurzer Zeit, die einem nachdenken machen."

Diese Veränderungen schienen Strehlen noch mehr Nachdenken zu machen, als Sixtus selbst.

Er schwieg einige Zeit, Sixtus' ganze Gestalt musternd. „Allerdings einschneidende Veränderungen," begann er dann plötzlich. „Bei Böhme in der Maschinenfabrik arbeitet jetzt Ihr Vater? Als Werkmeister? Hm! Und Sie mußten Ihr Studium aufgeben, das ist hart!"

Er fuhr sich zerstreut über die hohe Stirn.

„Und wie trägt Ihr Vater sein Los?" fragte er weiter.

„Leichter wohl als ich," entgegnete Sixtus. „Der Unterschied ist auch nicht so einschneidend wie bei mir. Er ist von Jugend auf an Arbeit gewöhnt."

„Und Sie nicht?" warf mit einem sarkastischen Lächeln Strehlen ein.

„Ich verkehrte wenigstens in einer ganz anderen Sphäre, in der besten Gesellschaft, während mein Vater von jeher —"

„Nur mit dem Arbeitervolke verkehrte, wollen Sie sagen. — Er war aber doch sein eigener Herr, ein Bürger, jetzt ist er ein Sklave, halten Sie das für leicht? Sie verlieren meiner Ansicht nach beide gleich, und beide das Höchste, die Freiheit! Das andere —!" Er schnalzte verächtlich mit dem Daumen. „Ihr Vater fühlt es vielleicht nicht so wie Sie, aber er wird schon darauf kommen in der Fabrik! Waren Sie schon draußen!"

„Bis jetzt noch nicht."

„Ein Hundeleben, sag' ich Ihnen und dabei kaum das tägliche Brot. Eine Aktiengesellschaft, sagen Sie, hat jetzt die Fabrik? Dann wird's noch schlimmer, diese Aktionäre sind ja unersättlich, dreißig bis vierzig Prozent, dabei wird dem Arbeiter der letzte Schweißtropfen ausgepreßt! Da wird er schauen, der Vater, und die Fäuste ballen in ohnmächtiger Wut. Da soll man diesen Idealisten, den Wölfl, einmal hinaussperren nur auf ein halbes Jahr, ob er dann nicht andere Ideen bekommt. Die Kunst soll die soziale Frage lösen? Wer das erwarten kann!"

„Und wissen Sie einen Weg, worauf sie schneller gelöst wird, Herr v. Strehlen?" fragte Sixtus.

„Ja, ich weiß ihn, Herr Erdmann," entgegnete fest der Litterat, sein blasses Gesicht rötete sich.

„Warum machen Sie denn ein Geheimnis daraus?"

„Wer sagt Ihnen, daß ich ein Geheimnis daraus mache? Ihnen gegenüber vielleicht."

„Das ist unnütz!" entgegnete verletzt Sixtus. „Ich kenne Ihr Glaubensbekenntnis, Sie sind Sozialist. Jedermann im Hause weiß, warum neulich Ihr Zimmer durchsucht wurde. Ihr Mißtrauen gegen mich ist ungerecht. Gerade gegen mich, der ich am wenigsten Grund habe, Sie zu verraten, der ich, offen gesagt, gekommen bin, um — warum soll ich es leugnen — Ihre Freundschaft zu suchen. Ich bin bis jetzt wie ein Blinder durchs Leben gegangen, mein Unglück hat mir die Augen geöffnet, ich sehe, wie faul und morsch die ganze Gesellschaft, wie ihre ganze Geschichte, eine Geschichte der Unterdrückung der Schwächeren ist. Ich habe nicht im Sinne, in der Kanzlei des Doktor Stöhr zu verkümmern, ich will auch etwas leisten für die Menschheit, für die Reform der Gesellschaft. Ich möchte auch wenigstens ein Samenkorn dazu streuen, wie dieser Wölfl, und da ich kein Künstler bin und ebensowenig wie Sie an die Frucht gerade dieses Samenkorns glaube, so kam ich zu Ihnen, Herr v. Strehlen. Lernen Sie mich säen. Ich glaube immer, Sie wissen die rechte Art." Der Wein, die begeisternden Worte Wölfls, die ihn beschämt, die Unzufriedenheit mit seinem Lebenslos, erwachter Ehrgeiz, vielleicht einmal eine Rolle zu spielen in der, wie er glaubte, nahe bevorstehenden sozialen Umwälzung, das alles gärte mächtig in ihm und brach sich jetzt Bahn.

Strehlen betrachtete lächelnd den in seiner normalen echten Begeisterung wirklich schönen Sixtus und ergriff die dargereichte Rechte des jungen Mannes.

„Ich vertraue Ihnen, in Ihrem Alter kann man nicht so lügen. Ich will Sie säen lernen auf meine Art," die Hand Sixtus' nervös schüttelnd. „Aber stellen Sie sich das nicht so leicht vor, mit der Ruhe ist es aus, Arbeit und wieder Arbeit, keine Schmiedearbeit, das kommt erst zuletzt, zuvor nur Maulwurfsarbeit, die das Licht scheut — und der Lohn? Das Gelächter der Menge, für die wir arbeiten, die Verbannung, das Gefängnis!"

„Und das Bewußtsein, die Rächer der Unterdrückten zu sein," schloß Sixtus von dem eigentümlichen, in die Seele dringenden Blick Strehlens fanatisiert.

„Wenn Sie das haben, Erdmann, dann nenn' ich Sie Bruder, dann sind Sie reif, dann habe ich kein Geheimnis mehr vor Ihnen, Verrat könnte Ihr Tod sein. Kommen Sie morgen zur selben Stunde, da beginnt der Unterricht. Gute Nacht, Sixtus." Er drückte innig seine Hand und küßte den Jüngling auf den Mund.

„Und noch etwas — zeige dich in deinem Wesen nicht verändert, lasse den Kopf nicht tiefer hängen wie sonst und verkehre öffentlich nicht mit mir. Man beobachtet mich und gerade deine Unverdächtigkeit macht dich uns wertvoll. Auf morgen abend, Sixtus!"

Er winkte dem unter der Thür Stehenden freundlich zu und wandte sich wieder zur Arbeit.

Sixtus wankte betäubt von all den Eindrücken über den finsteren Gang seinem Zimmer zu.

Aus Nr. 23 drang lautes Schnarchen, Wölfl träumte wohl schon von dem Meerweibchen. Aus dem Zimmer des Litteraten zuckte der schmale Lichtstreif wie eine blutige Klinge in sein Auge. Der Kuß des Rächers brannte auf seinen Lippen und ließ ihn nicht schlafen.

Kapitel VIII.

Die Maschinenfabrik Böhme, mit der zugleich ein eigenes Hüttenwerk verbunden war, — jetzt im Besitze einer Aktiengesellschaft — war wieder in vollem Gange. Der frühere Besitzer schien genügend aus dem Schiffbruch gerettet zu haben, um einer der Hauptaktionäre der neuen Aktiengesellschaft zu werden, welche die Fabrik unter Beibehaltung des alten Firmanamens übernommen. Die Arbeitslöhne wurden etwas reduziert, wem es nicht paßte, wurde entlassen, man hatte so zu viel, und der neue Direktor verstand keinen Spaß. Der erste Jahresabschluß sollte ein großartiger werden, das war sein einziges Trachten. Ein tosender Lärm stieg empor Tag und Nacht aus den unzähligen Schmied- und Schlosserwerkstätten, aus den Hochöfen und Schmelzwerken, die zusammen eine rauchende, pustende, feuersprühende, kohlengeschwärzte Stadt bildeten.

Ein Hymnus der Arbeit, wie er großartiger nicht gedacht werden kann! Und wie das alles ineinandergriff! Diese tausend angespannten Muskeln, diese unzähligen knurrenden, schnurrenden Räder und Rädchen, dicht verschlungene Treibriemen; welche Ordnung herrschte in diesem scheinbaren Durcheinander! Das Ganze glich einem riesigen Lebewesen, dessen unzählige Glieder und Gliedchen nur von einem Willen und zu einem Endzweck bewegt werden. Und welche Summe von verschiedenartigen Bewegungen, von den riesigen Flamm- und Schachtöfen des Hüttenwerks, in deren Schlund der Arbeiter das rohe Erzgestein schüttet, wie es der Erde entnommen, bis herab zum Polierhaus, wo die fertiggestellte Maschine ihren letzten Schliff erhält. Ein Mikrokosmos, der den Makrokosmos beschämt durch sein Zielbewußtsein, durch sein Ausnutzungs- und Verwendungssystem.

Die Arbeiterquartiere um die Fabrikgebäude sich anschließend, unterschieden sich wenig von diesen, dieselbe Monotonie und Nüchternheit, derselbe Ruß und Rauch. Es waren am Ende auch nur Maschinenmagazine, wie die andern dort, nur daß an die Stelle von Eisen und Stahl Fleisch und Muskeln traten.

Andreas Erdmann hatte es noch gut getroffen, er war wenigstens Werkmeister, das heißt, er hatte sechs bis sieben Gesellen, darunter auch seinen Valentin, unter sich und arbeitete ziemlich selbständig in der Schmiede, die in dem Trakte der Hüttenwerke sich befand. Dadurch hatte er doch wenigstens den Charakter eines Handwerkers beibehalten und war noch nicht ganz aufgegangen in der großen Arbeiterarmee.

Die ihm zugeteilte Wohnung befand sich in dem Schmiedegebäude selbst und wenn sie auch für den ehemaligen Besitzer des stattlichen Erdmannshauses sehr primitiv war, hatte sie doch den Vorteil, von den Massenquartieren getrennt zu sein, in denen jede Individualität, die Familie selbst aufgeht in der Allgemeinheit.

Moni verstand es vortrefflich ihren Andreas, wenigstens innerhalb seiner vier Wände, die alten Gewohnheiten eines wohlhabenden Bürgers nicht missen zu lassen. Verschiedene aus dem Bankrott gerettete, ihm persönlich werte Gegenstände und Möbel gaben den beiden Wohnzimmern ein behagliches, wohlhabendes Aussehen. In ihrem Aeußeren gab sie sich trotz der bescheidenen Verhältnisse alle Mühe, Andreas den Unterschied von einst und jetzt nicht fühlbar zu machen. Auch die Arbeit sagte ihm zu. Die unzähligen Pferde im Dienst der Fabrik waren zu versehen, das ganze Wagenmaterial in Ordnung zu halten, es war doch immer noch selbständige Arbeit. Die Beamten erkannten bald, daß sie in ihm eine tüchtige Kraft erworben, und behandelten ihn mit aller Achtung, dazu kam die konservative Kraft des Familienlebens, sein immer noch reger, durch das Unglück eher noch gehärteter Sinn für das Historische, die Tradition. Kein Wunder, wenn beim Werkmeister Erdmann die kommunistische Luft, die alle diese Räume durchwehte, nicht recht angreifen wollte.

Und sie wehte stark, seitdem die Löhne von neuem herabgedrückt wurden. Düstere Gesichter, heimlich geflüsterte Drohungen, unwillige Arbeit überall.

In der Schmiede da ging es noch, Andreas Erdmann ging ja mit gutem Beispiel voran, mit dem Fleiße und der Zufriedenheit; auch in den übrigen Werkstätten ließ die vielgestaltige, den Geist des Arbeiters doch etwas in Anspruch nehmende Thätigkeit das Sinnieren über diese Verhältnisse nicht recht aufkommen. Aber in dem Hüttenwerk oben, wo die höllische Hitze, die vergiftete Luft böse Gedanken erzeugt, alle Leidenschaften aufstachelt, wo um dürftigen Tagelohn die Menschen zum toten Karren, zum willenlosen Hebel herabgewürdigt, oder an ewig lodernden, ihre Lebenskraft verdorrenden Feuern gebannt sind, wie Verdammte, oder den genäßten Schwamm vor dem Munde, fahlen Antlitzes unter höllischen Schwefeldünsten hin und her karrend, sich Tag für Tag vergiften, da gärte es in allen Winkeln, da trafen die Ingenieure und Beamten oft Blicke, die sie besorgt machten.

Andreas, der öfters in diesen Räumen zu thun hatte, ergriff ein Schauer, so oft er sie betrat. Diese teuflische Hitze, die lodernden brennenden Feuer ringsumher, deren greller Schein die geschwärzten, halbnackten, von Schweiß erglänzenden Gestalten der Arbeiter phantastisch umzuckte. Das dumpfe, ohrenbetäubende Grollen und Rauschen der aufgeschütteten Erze — der unzählig sich auf und ab bewegenden „Hunte“ — das alles vereinigte sich zu einem Bild, das nur Breughels Pinsel hätte malen können. (Fortsetzung folgt.)

Der Sirius.

Von

Andreas Welthusen.

Wer hätte nicht schon von jenen „Sternen Südafrikas“ gehört, welche fast in der ganzen zivilisierten Welt das Diamantenfieber erzeugten und ganze Ströme von gewinnsüchtigen Wanderern in die Flußthäler des Orange und des Waal lockten?

Es war im Jahr 1867, als auf der Farm eines Boers am Orangefluß ein „blankes Steinchen“ gefunden wurde. Die Kinder des Boers spielten mit dem kleinen glänzenden Dinge, und niemand hatte eine Ahnung davon, wie wertvoll es war. Da kam einer jener reisenden Händler, welche ihre Waren von Ort zu Ort führen und den Farbigen so willkommen sind als den weißen Ansiedlern, und sah das schimmernde Spielzeug.

„Von wo habt Ihr das kleine Ding, Ohm?“ fragte der Händler.

„Weiß nicht, Ohm,“ antwortete der Boer; „die Kinder, glaub' ich, fanden's im Sande. Es glänzt wie jene weißen Steine, von denen schon in der Bibel die Rede ist.“

„Es mag ein Kiesel sein, der so durchsichtig wie Glas ist, vielleicht auch ein Stückchen geschliffenes Glas. Wißt Ihr was, Ohm? Gebt es mir, Eure Kinder sollen dafür ein besseres Spielzeug haben.“

Die Kinder griffen mit Vergnügen nach dem Hampelmännchen, welches ihnen der Händler darreichte.

„Von Herzen gern,“ sagte der Boer lachend und ließ selbst das Hampelmännchen spielen.

Der Händler reiste nach Colesberg und zeigte das „kleine Ding“ den Gästen des Hotels, in welchem er logierte.

„Seht ihr einmal zu,“ sagte er, „was es sein mag; vielleicht ist es ein Edelstein. Ich habe schon versucht, ob es Glas schneidet, und es thut's.“

„Gebt doch her,“ versetzte einer und machte mit dem Steinchen einige Risse in die Fensterscheibe.

„Ach was!“ spottete ein anderer, welcher es in die Hand nahm und von allen Seiten betrachtete; „es sieht nach nichts aus, solche Kritzel im Glase macht jeder Feuerstein.“

Damit warf er das Steinchen übermütig zum Fenster hinaus. Glücklicherweise fand der Händler das aus dem Staube hervorglitzernde Mineral wieder, und als er nach Grahamstown gelangte, ließ er es von zwei Naturkundigen untersuchen.

„Es ist ein echter Diamant,“ entschieden diese, „und er wiegt 22½ Karat.“

Der Diamant kam nach Kapstadt in die Hand des Kolonialsekretärs, welcher ihn zur Schätzung nach London schickte. Die Taxe lautete auf 500 Pf. St., für welchen Preis ihn der Generalgouverneur erstand. Der Händler strich hocherfreut sein Geld ein und begab sich wieder zu dem wohlthätigen Ohm — dies ist ein unter den Boers allgemein verbreitetes Freundschaftswort. Er brachte ein zweites „kleines Ding“ von 8⅞ Karat heim, wofür ihm derselbe Käufer 200 Pf. St. zahlte.

Die Sache wurde ruchbar, und nun begann ein Suchen nach den glänzenden Steinen, welches bisher noch nicht aufgehört hat. Die Eingebornen glaubten, es seien Talismane, welche den Weißen als Zaubermittel dienten. Sie suchten mit ihren schnellen und scharfen Augen das Ufer des Orangeflusses ab und entdeckten in wenigen Wochen weitere zehn Wertsteine. Im nächsten Jahre sah man bei Pniel am Waal Hunderte von Diamantengräbern, welche mit der Pike in der Hand den edlen Sandboden durchforschten und noch ein Jahr später brach das Diamantenfieber aus, welches wie eine ansteckende Krankheit durch die ganze Kapkolonie ging.

Ein Kaster nämlich, namens Swartboi, das heißt Schwarzbursche, fand einen „blanken Stein“ und ging damit nach Hopetown in den nächsten Kaufladen.

„Hier,“ sagte er, seinen Fund auf den Ladentisch legend, „schön Medizin für die Amalungi (Weiße). Mir geben Rum, Perlen, Flint, schwarz Sand (Pulver), rund Kugel, wollen Deck und viel bunt War und 100 Geld.“ Er meinte damit 100 Pf. St.

Der Gehilfe wollte in Abwesenheit seines Prinzipals eine so große Summe nicht daranwagen und lehnte das Geschäft ab. Swartboi ging mit seinem Schatz zu dem Farmer Niekirk und forderte hier das doppelte. Der Farmer verstand seinen Vorteil besser und gab Swartboi 500 Schafe, einige Pferde und so viel Waren, daß der glückliche Verkäufer vermeinte, sich damit sein lebenlang betrinken, putzen und am Knallen vergnügen zu können. O Swartboi, wenn du gewußt hättest, was deine „Medizin“ wert war! Niekirk erhielt dafür von dem großen Hause Lilienfeld und Brüder in Hopetown 11 200 Pf. St., nach deutschem Gelde 224 000 Mark.

Und dieser selbe Stein ist es, der unter dem Namen „Stern von Südafrika“ berühmt geworden ist. Es war ein prächtiger, rein weißer Diamant von herrlichstem Wasser und 83½ Karat schwer. Zuerst durch Südafrika, dann durch England im Triumph umhergeführt, erregte er durch seine Größe

und Schönheit großes Aufsehen. Der Kronjuwelier Hunt in London kaufte ihn für 11500 Pf. St. und übergab ihn einem Diamantenschleifer in Amsterdam. Erst in dem daraus geschliffenen Brillanten entfaltete sich die ganze Pracht des Steines. Graf Dudley erstand ihn für seine junge schöne Gattin um den Preis von 25 000 Pf. St.

Seit dieser Zeit befand sich ganz Südafrika in fieberhafter Aufregung. Ein Strom von Menschen bewegte sich nach dem Lande der Diamanten. Zunächst die benachbarten Boers, welche ihre Farmen mit Weib und Kind verließen, dann Kaufleute, Jäger, Hirten, Soldaten, Matrosen, Beamte u. a. Die Dienstherren hatten ihre Not, denn die Farbigen entliefen ihnen zu Hunderten, um sich Flinten und so viel Geld zu erwerben, um eine Frau kaufen zu können. Und die meisten fanden sich nicht getäuscht, denn in keinem Lande der Welt sind bisher so viele Diamanten in kurzer Zeit gefunden worden als in West-Griqualand — so nannten die Engländer den Diamantendistrikt, nachdem sie ihn annektiert und der Kapkolonie einverleibt hatten. Es entstanden ganze Städte, welche von Diggern (Gräbern) und ihrem Anhange bevölkert waren, wie Pniel, Klipdrift, New-Rusch u. a.; und bis auf den heutigen Tag ist die Ergiebigkeit der südafrikanischen Diamantendiggings noch nicht erschöpft.

Im Jahre 1872 ereignete sich der größte Glücksfund, den jemals ein Mensch gemacht hat. Ein junger Franzose arbeitete am Vaal, vier Stunden weit von New-Rusch, für den Kaufmann Spalding. Am 6. November vormittags hatte er kaum die ersten Spatenstiche gethan, als ihm ein heller Schimmer plötzlich in die Augen leuchtete. Er griff zu und blieb vor freudigem Schreck in buchstäblichem Sinne des Worts sprachlos, erst einige Tage später gewann er den vollen Gebrauch der Zunge wieder. Es war ein Stein von der schönsten Form, nämlich ein ziemlich regelmäßiges Oktaeder — ein von acht gleichen und gleichseitigen Dreiecken umschlossener Körper — dabei vollständig durchsichtig und fast so groß als ein Hühnerei. Es soll auf der ganzen Erde nur einen einzigen Diamanten geben, welcher größer ist; derselbe gehört dem Sultan von Mattam auf Borneo und wiegt 367 Karat. Der holländische Gouverneur hätte ihn gern für seinen König erworben, aber er bot vergebens zwei Kanonenboote und eine Million Mark dafür. Spaldings Diamant wog 288½ Karat, so daß derselbe also der zweitgrößte Diamant ist, welcher bis jetzt existiert. Allerdings ist er nicht rein weiß, sondern gelblich und hat einen kleinen schwarzen Flecken nahe an der Oberfläche; er wäre sonst unschätzbar gewesen.

Nicht genug daran, derselbe junge Franzose zog im nächsten Augenblicke mit einem zweiten Griffe noch einen andern riesen Diamanten hervor, welcher schön weiß war und 50 Karat wog. Einige schwarze Flecken in seiner Mitte stellten ziemlich genau das Bild zweier Fliegen dar, die in den Stein eingeschlossen waren, weshalb er der Fliegendiamant genannt wurde. Beide Steine kamen nach New-Rusch, wo sie gegen ein Eintrittsgeld zur Schau ausgestellt wurden und ganze Scharen von Diggern heranzogen. Wie viele Millionen der glückliche Besitzer für seine Steine erhalten hat, ist hier in der Kapkolonie nicht bekannt geworden.

Dies ist in kurzem die Geschichte der südafrikanischen Diamantenfelder. Ich kannte sie, brachten doch alle unsere Zeitungen wöchentliche Berichte aus West-Griqualand; ich hatte auch manchen Schwarzen gesehen und gesprochen, der aus den Diggings mit seiner Beute zurückgekehrt war: aber ein wohlunterrichteter Digger, von dem ich näheres hätte erfahren können, war mir noch nicht zu Gesicht gekommen.

Da führten mich einmal meine Geschäfte — ich geleitete unsere lang bespannten und mit Wolle hoch beladenen Ochsenwagen nach Durban — in die Hauptstadt von Natal, nach Maritzburg. Hier las ich in einer Lokalzeitung folgende Annonce:

„Ein erfahrener Digger, welcher von New-Rusch nach Europa zurückkehrt, ist bereit, ausführliche Auskunft und Ratschläge jeder Art über sein bisheriges Geschäft zu erteilen. Man zahlt 1 Pf. St."

Die Wohnung des seltsamen Ratgebers war genannt. Ich wagte die kleine Summe daran, um meinem Wissensdurst zu genügen, und sollte es nicht bereuen.

Ich fand in dem Digger einen gebildeten Mann. Er war von Geburt ein Deutscher, Schiffskapitän von Beruf, und hatte fünf Jahre lang die Pike gehandhabt. Umgeben von seinem Handwerksgerät, einem eisernen Sortiertisch mit Sortierlineal, Sieben aus Drahtgeflecht und durchlöcherten Zinkplatten, einer Wiege, Picken, Schaufeln, Eimern aus Ochsenhaut, Seilen und andern Werkzeugen, und angethan mit grober Diggersbluse beschrieb er mir wie man den „Diamantenstoff" — so nannte er die den Edelstein enthaltende Erde — grub, hackte, hob, siebte oder in der Wiege schüttelte und wusch, und wie man endlich das zubereitete Material auf den Sortiertisch brachte und mit dem eisernen Lineal auseinander schob, um die glitzernden Steinchen herauszulesen. Er zeigte mir die Kiesel der Flußdiggings und die Tuffe der Trockendiggings, wo die kostbaren Steine eingebettet sind. Er berichtete über die „Kopjee", jene rätselhaften Hügelkuppen, welche in Felsenkessel eingeschlossen die zahlreichsten Diamanten enthalten und gleich Bergwerken bearbeitet werden. Er kannte die verschiedenen Diamantsorten, die Lebensweise der Diggers, die Gefahren und Krankheiten, denen sie ausgesetzt sind, die Uebelstände der englischen Gesetzgebung, welche die Spitzbuben begünstige und dem ehrlichen Manne Hemmschuhe anlege, die Diebereien der schwarzen Arbeiter, die Preise der Lebensmittel, der Wohnungen, der „Claims", das sind die kleinen Landparzellen, welche für ungeheure Summen verpachtet werden, und beschrieb das alles so genau und anschaulich, daß ich mich vermaß, das Diggerhandwerk binnen einer Stunde begriffen zu haben.

Doch darüber gehe ich hinweg.

Ich bemerkte, daß die Blicke meines Lehrmeisters sich wiederholentlich auf seine linke Hand richteten, wo an dem Ringfinger ein einziger Diamant prangte. Er drehte die Hand oftmals hin und her und ließ wohlgefällig den Stein sich vor seinen Augen spiegeln.

„Es ist ein rein weißer Diamant," sagte ich fragend, „den Sie da am Finger tragen."

„Dies ist der schönste aller Diamanten," versetzte er mit Stolz, „die ich jemals gesehen; und ich habe ihn so gefunden, wie Sie ihn sehen, und so einfassen lassen, wie ich ihn gefunden habe. Keines Schleifers Hand hat ihn berührt; die Natur hat ihn vollkommener gebildet, als es irgend ein Künstler vermocht hätte. Er wiegt nicht viel über 3 Karat und würde nach seinem Gewichte kaum 300 Pf. St. wert sein. Aber nun beachten Sie — hierbei zog er den Ring vom Finger und gab ihn in meine Hand — beachten Sie diesen regelmäßigen Kristall; drehen Sie ihn um, und sehen Sie genau zu, ob es nicht das regelmäßigste Oktaeder ist, das es geben kann. Da ist keine Kante, keine Ecke, keine Fläche abgerundet, kein Dreieck ungleichmäßig; dieser Brillant ist vollkommen. Und nun untersuchen Sie die Farbe — so — so — halten Sie ihn gegen das Fenster. Da ist kein Flecken, kein Streifen, kein Riß; alles ist rein weiß und durchsichtig, als wäre es ein kristallisierter Wassertropfen — er ist vom reinsten Wasser. Das Feuer aber — so — so — halten Sie ihn gegen das Licht — sehen Sie diesen hellen Glanz, dieses wundervolle vielfache Farbenspiel? Alle diese Regenbogenfarben? Sehen Sie? Diese Feuerstrahlen? O, und das alles hat die Natur allein geschaffen! Herr des Himmels! Sie hat ihn gebildet, sie hat ihn geschliffen, sie hat ihn poliert! Wunder über Wunder! Ach, ich bin nicht wert, ihn zu tragen!"

Der Mann war in voller Begeisterung, als er so sprach, und steckte mit innig befriedigtem Lächeln das Kleinod wieder an seinen Finger. In der That war das Feuer des kleinen lichtbrechenden Kristalls so strahlend, daß ich mich mit Entzücken daran weidete. Wie man am Probierstein die Goldhaltigkeit eines Metalls prüft, so hätte dieser Diamant einen Probestein abgeben können, um die Reinheit, die Durchsichtigkeit und den Glanz aller übrigen Diamanten danach zu messen.

„Besitzen Sie noch andere Diamanten?" fragte ich.

„Die meisten habe ich verkauft," entgegnete der Digger, während er nach einer schlechten Schwefelholzbüchse langte und den Inhalt derselben auf einen Bogen weißen Papiers schüttete; „aber hier habe ich mir noch zum Andenken an meine harte Diggerlaufbahn eine Auslese von verschiedenen Diamantensorten aufgehoben."

Die kleinen Steine glitzerten mir verführerisch in die Augen, ihr Besitzer aber schob sie gleichgültig auseinander und fuhr dann fort: „Dies hier" — er gab mir dabei einen weißen Stein in die Hand — „ist ein sogenannter Glasstein und gehört zu der wertvollsten Sorte; allein, was bedeutet er gegen meinen — meinen Schatz hier! Weiß ist er — ja — aber die Linien und Winkel sind nicht mathematisch genau, und sein Glanz — nun, Sie sehen es selber — nicht wahr? — Ich für mein Teil schätze diesen anderen hier, den man einen Froststein nennt, höher; er wird, obgleich er jetzt wegen seiner gereifelten Oberfläche nur durchscheinend ist, doch in der Hand des Steinschneiders und Polierers das volle Feuer erlangen. Hier sehen Sie einige Phantasiesteine — sie sind braun, violett, auch blau — dieser hier goldlicht — aber von reiner Farbe. Den vierten Rang nehmen diese Diamanten hier ein — sie sind von unreiner Farbe, meist gelblich und spielen mitunter ins Braune und Graue — man hat die letzteren schwarze Diamanten genannt und viel Redens von ihnen gemacht. Das übrige da ist schlechtes Zeug — schlechtes Zeug, das — Splitter und Schnitzel nennt man sie, wenn sie auch zuweilen bis 20 und 30 Karat schwer gefunden werden — unregelmäßig geformt und ungleich gefärbt. Das ist alles nichts gegen meinen Solitär hier, meine Wonne, meinen Sorgenbrecher, das wundervollste Kleinod, welches Mutter Natur jemals in ihren unterirdischen Werkstätten geschaffen hat."

„Kennen Sie denn," fragte ich, „die großen berühmten Diamanten, den Großmogul, den Kohinor, den Stern des Südens, und wie sie alle heißen? Ich sollte meinen, daß dieselben schon vermöge ihrer Größe einen helleren Glanz verbreiten müßten."

„Nein, mein Herr, nein und tausendmal nein," versetzte der Gefragte eifrig. „Im kleinsten Punkt die größte Kraft — das ist entscheidend. Ob ich sie kenne, jene berühmten Steine? Ich habe sie studiert und einige von ihnen gesehen. Hier sind sie, natürlich nur im Modell."

Damit brachte er eine Kiste hervor und öffnete sie. Auf weißem Atlas lagen zwölf Modelle, nach Größe und Schliff genau so geformt und ähnlich gefärbt, wie ihre Urbilder, freilich ohne ihre Härte, ihre Durchsichtigkeit, ihren Glanz, ohne „Wasser" und „Feuer".

„Dies ist der ‚Sultan'," fuhr mein Mentor fort, indem er auf das größte Stück seiner Sammlung zeigte, „der sich in den Händen eines schwachsinnigen Malaienfürsten befindet. Er hat eine ebene Grundfläche, wie Sie sehen, und ist als Rosette geschliffen, während die meisten übrigen als Brillanten geschliffen sind, d. h. wie Doppelkegel mit ihren Grundflächen aneinander stoßen. Er soll 367 Karat wiegen. Aber wissen Sie, was der holländische Resident Gronovius von ihm erzählt? Nein? Hahaha! Die alte Sultanin — so erzählt er — hütete den Stein wie der Drache das goldene Vlies; aber sie versprach, ihn mir zu zeigen, ich sollte der erste Europäer sein, der den Schatz der Malaien zu sehen bekäme. Ihr Vater habe jeden zum Tode verurteilt, der einen Zweifel an der Echtheit des Steins geäußert, und sie hüte ihn wie das Auge im Kopfe; denn wenn er verloren ginge, so wäre es aus mit Borneo, die Fremden würden das Land vollends erobern und alle Malaien vernichtet werden. Die Alte traf nun alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln und ließ den Palast von Mattum mit Kriegern umstellen und Thore und Thüren verschließen. Darauf führte sie mich in die Schatzkammer und brachte aus den Umhüllungen von vielen Kisten und Schachteln das Kleinod von Borneo hervor. Doch wer malt mein Erstaunen, als ich es in meiner Hand hielt! Es war nichts weiter als ein hübsches Stück Bergkristall, auf einer Seite abgebrochen und auf der anderen mehrfach geschliffen. Ich hätte keine zehn Gulden dafür gegeben. — Hahaha! Das sagt Gronovius, der im Jahre 1829 Resident an der Küste Kayong war. Aber die Welt glaubt noch heute an den ‚Sultan'. und die Antwerpener, welche das Modell davon verkaufen, lassen es sich gut bezahlen. Haha!"

„Was halten Sie denn vom ‚Braganza', welchen der König von Portugal besitzt?"

„Von dem, der 1680 Karat wiegt und größer ist als ein Gänseei? O, das ist bekannt. Er ist nichts als ein Topas, immerhin wegen seiner Größe ein kostbarer Edelstein, aber kein Diamant."

„Mein Großvater hat auf der deutschen Universität Helmstedt studiert und er berichtet, wie in unseren Familienakten von seiner eigenen Hand geschrieben zu lesen ist, daß der berühmte Professor Beireis den größten aller Diamanten vorgezeigt habe."

„Vorgezeigt? Bitte, mein Herr, erzählen Sie. Die Geschichte der Diamanten ist mir ziemlich bekannt, aber von Beireis habe ich nur als von einem gelehrten Sonderling und Charlatan gehört."

„Beireis machte große Reisen und kam mit bedeutenden Geldsummen nach Helmstedt, wo er eine Professur erhielt und Leibarzt des Herzogs von Braunschweig wurde. Er besaß eine kostbare Gemäldesammlung, ein reichhaltiges Münzkabinett, sehr gute physiologisch-anatomische Präparate und andere Seltenheiten, wie kaum irgend ein zweiter Privatmann zu seiner Zeit. So hatte er die berühmte Vaucansonsche Ente erstanden. Sie war von Messing; aber wenn sie wie ein Uhrwerk aufgezogen wurde, so fraß sie das ihr vorgeworfene Futter, wobei sie mit den Flügeln schlug, und gab es verdaut wieder von sich."

„Haha, mein Herr, haha!" lachte mein Zuhörer, indem er sich den Bauch hielt. „Eine kostbare — Ente — das — die Guanohändler sollten sie sich anschaffen. Wenn's nur nicht ein ‚Sultan' unter den Automaten ist."

„Keineswegs, Herr Kapitän, die Sache ist vollständig beglaubigt, eben so sicher, wie die beiden anderen Automaten, welche aus der Hand des Mechanikers Vaucanson in den Besitz des Professors Beireis übergegangen waren. Der eine stellte einen Flötenbläser in Lebensgröße vor, welcher auf seinem Instrument mit den Fingern spielte und Luft hineinblies, ganz so wie ein lebender Künstler. Der andere war ein Esel, der geblümtes Zeug webte. Der Kardinal Fleury nämlich hatte Vaucanson zum Inspektor der Seidenmanufakturen ernannt. Die Weber von Lyon aber hielten die Maschinen des Inspektors für Zauberwerke, und da sie fürchteten, daß dieselben ihren Arbeitslohn schmälern würden, so drohten sie ihn zu steinigen. Zur Strafe dafür fertigte er den webenden Esel."

„Prächtig! Prächtig! Bitte sehr, fahren Sie fort."

„Mein Großvater hat diese drei Automaten selbst gesehen und zwar in Thätigkeit, denn der Besitzer zeigte sie den Studenten oftmals. Aber nur sehr selten und nur in vertrauten Kreisen brachte der gelehrte Mann seinen höchsten Schatz, seinen Diamanten hervor, den er ‚Kaiser von China' nannte. Dieser kostbare Edelstein, pflegte er dabei zu sagen, ist ein Diamant von 6400 Karat und so viel wert, daß alle Fürsten der Erde nicht reich genug sind, ihn zu bezahlen. Kienlung, der Kaiser von China, hat ihn mir für eine große Summe verpfändet; aber er hat das Geld für seine vielen Kriege verbraucht, und ich fürchte, daß sowohl Kapital als Zinsen verloren sind. Kienlung, der Sohn des Himmels, war der Freund meiner Jugend, wie er überhaupt ein Freund der Christen war, er selbst ein frommer und gelehrter Mann und hervorragender Dichter. Sein Lobgedicht auf den Thee ist berühmt, und er hat es mir mit höchsteigener Hand überreicht. — Wenn der Professor seinen Diamanten sorgfältig wieder eingepackt hatte, holte er regelmäßig einen Band mit chinesischer Schrift herbei und las den verdutzten Zuhörern die kaiserlichen Lobverse vor, von denen sie kein Wort verstanden."

„6400 Karat! O, über den Schwindler! Das Meer hat seine Seeschlangen, die Luft ihre Vögel Rock und Greif, die Erde ihre Drachen, und die Bergwerke ihren ‚Kaiser von China'. 6400 Karat sind mehr als zwei Pfund. Hat man jemals so etwas gehört? Was sagte denn Ihr Großvater dazu?"

„Der Schluß seines Berichts lautet also: ‚Die Spötter unter uns pflegten zu sagen, daß der Sohn des Himmels seinem Freunde einen langen Zopf angehängt habe, denn er habe ihm für gutes Geld wässerigen Thee und — einen Kieselstein angeschmiert.'"

„Eine köstliche Geschichte das — der ‚Sultan' ist ein Kind gegen den Kaiser von China."

Mein Mentor fuhr in seinen Erklärungen fort und knüpfte daran die Geschichte jener bekannten großen Diamanten, des „Orlow", „Großherzog von Toskana", „Regent", „Kohinoor" und so fort bis

zum „Sancy". Endlich kam er zum Modell Nr. 12.

„Erkennen Sie Nr. 12?" fragte er. „Es ist mein kleiner Afrikaner, und ich glaube er verdient seinen Platz. Obgleich so klein, so ragt er doch über alle seine Nachbarn dadurch hervor, daß die schöpferische Natur allein ihm vollendete Form und Schönheit gab."

„Sicherlich, Ihr kleiner Afrikaner würde in einer Sammlung von Diamantkristallen sogar den ersten Platz verdienen, denn ich habe immer gehört, daß eine ungehinderte vollkommene Kristallisation sehr selten stattfindet. Er ist in dieser Beziehung einzig, wie es der blaue Diamant Hopes und der grüne Dresdener wegen ihrer schönen Farbe sind. Nur ein angemessener Name fehlt ihm noch."

„Ein angemessener Name! Ja, mein Herr, Sie verstehen mich. Wie oft habe ich mir schon den Kopf zerbrochen, denselben zu finden! Aber wie ich auch sinne, ich bringe es nicht fertig. Stern — Berg — Meer des Lichts — das alles ist verbraucht. Wenn ich nur nicht Meier hieße, so würde ich meinen Namen dazu verwenden, den Namen des Finders; allein ich sehen ein, das wäre gar zu wenig [illegible]nich."

„Allerdings," erwiderte ich lächelnd, „Meier, Müller, Schulze sind zwar gute und gebräuchliche Personennamen, aber für einen Diamanten —"

„Was meinen Sie zu ‚Feuerstrahl'?"

„Feuerstrahl? Hm! Etwas zu brennend — wie soll ich sagen? — und ein weißer Feuerstrahl ist sehr ungewöhnlich. Wie wäre es mit ‚Hesperus'?"

„Hesperus — hm — Abendstern — Morgenstern —"

„Oder mit ‚Sirius'?"

„Sirius — Sirius — ei, das läßt sich hören."

„Der Sirius ist der glänzendste aller Fixsterne, er hat ein weißes Licht, die Kunst hat keinen Teil an ihm."

„Ja, ja, mein Herr!" rief Kapitän Meier jubelnd aus. „Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen — ich danke Ihnen, danke Ihnen tausendmal. Sirius! O mein herrlicher Sirius! Sehen Sie, wie er strahlt! Es scheint, als wüßte er — sehen Sie?"

Dabei drehte er seine Ringfinger hin und her und blickte glückselig bald auf mich, bald auf sein geliebtes Kleinod.

„Welche Macht hat doch der Schein!" sagte ich nicht ohne Absicht. „Ein Stück schwarzender Kohle fassen wir nicht einmal gern an; wenn es aber kristallisiert ist, dann wird es zum Juwel, zum Freudenspender."

„Auch der Saphir und der Rubin sind nichts anderes als kristallisierter Thon; aber vergessen Sie nicht, daß der Diamant noch immer der seltenste und der härteste und der durchsichtigste aller Edelsteine ist, daß er die beste Politur annimmt und bewahrt und daß er das Licht in tausendfachem Farbenspiel bricht wie kein anderer Körper auf Erden. Und nur in einem Punkte machen ihm Rubin, Saphir und Smaragd den Sieg streitig, nämlich durch die Schönheit ihrer Farbe. Sonst ist nichts in der irdischen Welt mit ihm vergleichbar."

Nach diesen Worten vertiefte sich der Kapitän wieder in seinen Ring.

„Sie kennen doch Ihren Rückert?" nahm ich wieder das Wort. „Wissen Sie, welchen Vergleich er aufgestellt hat? Er sagt:

‚Der beste Edelstein ist, der selbst alle schneidet,
Die andern und den Schnitt von keinem andern leidet;
Das beste Menschenherz ist aber, das da litte
Viel lieber jeden Schnitt, als daß es andre schnitte.'"

Der Kapitän horchte auf, und ein wonniges Lächeln ging über seine harten Gesichtszüge, als ich die Verse in deutscher Sprache recitierte — wir hatten bisher englisch gesprochen.

„O, mein Herr," sagte er mit Wärme und in deutscher Sprache, indem er mir die Hand schüttelte, „Sie sind ein Deutscher, Sie sind mein Landsmann. Wie glücklich bin ich, nach so langer Zeit wieder einmal die süßen Laute meiner Muttersprache zu hören. Bitte, sprechen wir deutsch miteinander."

„Meine Mutter war eine Deutsche, und ich habe gleich meinem Vater und meinem Großvater auf deutschen Universitäten studiert."

„Und wie lauteten doch die schönen Verse Rückerts? Haben Sie die Gefälligkeit und sagen Sie mir dieselben noch einmal her."

Ich that nach seinem Wunsch, worauf er versetzte:

„Ja, ja, ich verstehe, Sie wollen mir eine Lehre geben und Sie thun recht daran. Aber glauben Sie nicht, daß ich mein Herz ganz und gar an irdische Dinge hänge. Nein, nein, ich habe mit meinem Kleinod etwas anderes vor und Sie sollen hören, was ich meine. Doch dies bleibt vorläufig noch unter uns, denn noch niemand weiß davon. So hören Sie denn, daß ich nicht wert bin, wie ich schon gesagt habe, den ‚Sirius' zu tragen; er soll die Hand der Erhabensten, der Herrlichsten zieren, und das ist keine andere als Augusta, die Kaiserin von Deutschland, meine Kaiserin. Seit ich von den großen Thaten gehört habe, welche Kaiser Wilhelm und Bismarck und Moltke und alle die greisen und jungen Helden in Frankreich vollführt, bin ich ein glücklicher Mann, ich bin stolz auf den deutschen Namen. Welche Schmach, welche Schmerzen habe ich nicht erlitten, wenn ich in so viel fremden Landen unseren Namen verachtet sah! Jetzt sind wir wieder zu Ehren gekommen, jetzt endlich ist mein Vaterland einig und groß geworden. Wie schal und elend kommen mir diese Engländer hier vor! Und diese Schwarzen, mit denen sie sich balgen! Nein, ich gehe wieder nach Deutschland zurück, das in aller Welt herrlich dasteht. Da will ich das Glück und die Ehre genießen, eines solchen Kaisers Unterthan zu sein. Und wenn ich die Freude haben könnte, diesen Stein an der Hand Ihrer Majestät der Kaiserin zu sehen, den schönsten Stein, den die Erde erzeugt hat, an der Hand der erhabensten Fürstin, so wollte ich mein Haupt in Frieden niederlegen."

Der Mann war mir mit seinem Diamanten-Enthusiasmus etwas befremdlich vorgekommen, sein Patriotismus erwärmte mich.

„Ich fühle Ihnen nach," entgegnete ich, „denn ich liebe das Vaterland meiner Mutter; und wäre ich nicht schon hier gewesen und durch meinen Beruf als Farmer verpflichtet, so hätte ich mich gern in die Reihen der deutschen Helden gestellt."

„O mein teurer Landsmann!" sagte der Kapitän, mir seine Hände entgegenstreckend; „ich freue mich, hier in Südafrika solcher Gesinnung zu begegnen. Aber wird Ihre Majestät auch mein Geschenk annehmen? Ich sage mein Geschenk, denn es soll ein Dank sein, wenn auch nur ein geringer Dank für all den Ruhm und all die Ehre, die uns Deutschen geworden ist. Es würde mich tief verletzen, wenn man mir einen Preis oder einen Orden oder dergleichen bieten sollte. Sie verstehen mich. Wird man es nicht für zu kühn halten, daß ich es wage? — Wie?"

„Mein lieber Landsmann," antwortete ich, „Ihr ‚Sirius' ist kostbar, aber ein patriotisches Herz ist viel köstlicher, und wenn Sie den Dank desselben in solcher Weise abstatten, so wird Ihre Kaiserliche Majestät den Sinn Ihrer Gabe verstehen und sich huldvoll herablassen —"

„Will's hoffen, will's hoffen!" rief der Kapitän und rieb sich vergnügt die Hände.

Als ich ihn verließ, waren wir gute Freunde geworden. Er begleitete mich noch bis zu meinem Hotel. Ich gab ihm meine Adresse und er versprach mir, von dem Schicksal seines „Sirius" Nachricht zu geben.

Ein halbes Jahr später lief bei mir folgendes Telegramm ein:

„An den Farmer Andries Welthusen auf Friedrichsruh am Mordbach bei Eastcourt. Mein ‚Sirius' glänzt jetzt an der geziemenden Stelle. Meier."

Lebende Bilder.

Historische Erzählung von

Louis Nötel.

Seit acht Tagen regnete es fast unaufhörlich. Das ist überall unangenehm, sowohl im Gebirge, wie auf flachem Lande, und so auch am Ostseestrande in dem aufblühenden kleinen Badeorte G.

„Das ist ein verpfuschter Sommer," sagte der Geheime Oberpostrat von Bienenkorb zu seinem Kousin, dem gleichnamigen Geheimen Oberfinanzrat Bienenkorb ohne „von".

„Total verpfuscht!" replizierte der letztere dem ersteren. „Indessen unsereiner kann

sich noch die Zeit mit einem Spielchen oder dergleichen vertreiben, aber die arme Frau — —."

„Die malt!" hohnlächelte der Vetter mit „von".

„Was denn? Wo denn? Bei solchem Wetter kann man doch unmöglich seine Staffelei auf der Düne aufstellen, und sie malt doch nur nach der Natur."

„Weiß ja, habe sie neulich am Strande interviewt, sie war gerade dabei, dies Bild da zu entwerfen. ‚Sanftleben auf Wassergerölle' nannte sie's ja wohl?"

„Warum nicht gar! ‚Meeresstille'! Es ist fertig und harrt nur noch des Rahmens."

„Fertig! Ah bah, da sehe ich ja noch eine Menge weißer Batzen, die müssen doch erst übermalt werden!"

„Wo denn?"

„Na da, da und da!"

„Das sind ja weiße Möwen, die übers Wasser streifend den nahenden Sturm verkünden!"

„So — so — Möwen, — das muß aber dem Menschen doch erst gesagt werden!" meinte der boshafte aristokratische Herr Vetter. „Ja, sie hat Talent — deine Gattin —, das muß ihr der Neid lassen. Kostspielige — ah, ich wollte sagen — kostbare Sachen das!"

„Nu, nu es geht! — Ein Vergnügen muß der Mensch doch haben! Ich meinesteils habe keinen Sinn für so etwas und das ist ihr größter Kummer! Mit den Möwen da ging mir's gerade wie dir, ich sah keine Schnäbel und kein Gefieder! Mein Robert meinte aber, das müsse so sein, es sei dies die moderne Art zu malen —, Spritzarbeit!"

„Dein Robert sollte mit seinen boshaften Bemerkungen doch wenigstens seine nächsten Anverwandten schonen. Er soll's nicht zu weit treiben in seinem tollen Uebermut. Man verzeiht der Jugend zwar manches, aber alles muß seine Grenzen haben. Meine Alte hat ihn gewaltig auf dem Zuge und wäre mein Aribert nicht so ein überaus gutes Schaf, er hätte ihn wegen Insulten schon längst fordern müssen."

„Höre du — nichts über meinen Robert; das ist meine Freude, mein Stolz. Aus dem wird noch etwas! In dem Jungen ist alles Leben und Bewegung und was er anfaßt, das gelingt ihm! Und Einfälle hat er —, na, wenn der nicht wäre, was sollte dann die Gesellschaft hier vor Langerweile anfangen? Wäre wohl dein Herr Aribert im stande, etwas zur allgemeinen Erheiterung beizutragen? Im Gegenteil, wer es bei dem elenden Wetter nicht schon längst geworden, der muß in seiner Nähe melancholisch werden. — Im übrigen jedoch sind beide Jungen gut und brav, das wird ihnen niemand bestreiten und am wenigsten ich!"

„Hören wir auf, uns über unsere Sprößlinge zu unterhalten, es weiß ein jeder, was er an dem Seinen hat. Setzen wir uns lieber zusammen und machen wir einen vorläufigen Ueberschlag, was uns der für morgen projektierte Zauber kosten wird. Du, wenn wir uns bei der Geschichte tüchtig einseifen, ist nur dein gottloser Junge, der Robert, daran schuld, denn er hat die Geschichte mit der Abendunterhaltung und den lebenden Bildern zum wohlthätigen Zwecke ins Leben gerufen!"

„War denn das nicht eine ganz hübsche Idee! Und wurde dieselbe nicht gerade von deiner Gnädigen mit Begeisterung aufgenommen?"

„Leider! Es geht mir stark an den Geldbeutel. Der Anzug für Aribert, und was sonst alles drum und dran hängt! — Na, meinethalben, die Frauen haben ihren Willen und sind vergnügt, und die deine noch dazu — das Arrangement der Bilder. Sie befindet sich in ihrem Fahrwasser. Du mußt ja die letzten Tage über gelebt haben wie Gott in Frankreich!"

„Du beurteilst meine Lage nach der deinigen. Die gnädige Frau Kousine ist ebenfalls um den Finger zu wickeln, seitdem mein Robert freiwillig zu gunsten deines Aribert auf die Darstellung des Liebhabers in den lebenden Bildern verzichtete. Der arme Bursche! Aus seinem Kopfe entsprang die Idee und zum Danke dafür darf er sich jetzt höchstens als Bühnenarbeiter nützlich machen und ungesehen den Vorhang auf- und niederziehen."

„Dafür entfallen bei dir auch die Regiekosten. Die Geschichte kostet mich einen netten Batzen! Die ganze Garderobe für den Jungen mußte ich nach Angabe der Malmutter — ach entschuldige — deiner Gattin — aus Berlin kommen lassen; na und diese hat in nichts gespart. Warum mußte das nun gerade ungarisches Magnatenkostüm sein? Die Tracht der hiesigen Strandbewohner wäre auch malerisch genug gewesen und jedenfalls weniger kostspielig."

„Aber dann hätte die ungarische Gräfin, die ehemalige Opernsängerin, ihre Mitwirkung versagt, und diese wurde doch speziell von deiner Gnädigen für die Sache gewonnen, und ihr zuliebe und aus Rücksicht auf die Etikette mußte ja auch, auf Anordnung deiner lieben Ehehälfte, der bürgerliche Bienenkorb dem adligen Kousin weichen."

„Vetter, jetzt kein Wort mehr über unsere Söhne! Wollen wir uns etwa gar dieserhalb entzweien. Lassen wir den Dingen ihren Lauf und kümmern wir uns nur um das Materielle bei der ganzen Unterhaltungsgeschichte. Wer zuletzt lacht, lacht am besten! — Und das bist jedenfalls du, denn du behältst dein Geld und ich das Magnatenkostüm! Das kann ich mir dann einpfeffern. — Komm, spendieren wir uns einen Kognak auf den Aerger!"

Und beide Bienenkörbe verschwanden in einer Nische in unmittelbarer Nähe des Büffetts. —

Der siebzehnjährige Aribert, von welchem seither in für ihn nicht besonders einnehmender Weise gesprochen wurde, war ebenso wie sein Kousin Robert Primaner eines Gymnasiums der Residenz. — Beide jungen Leute waren von der Natur durchaus nicht stiefmütterlich behandelt worden, aber während bei Robert alle Vorteile eines solchen Naturgeschenkes zu Tage traten und auch von dem Eigner nach Kräften ausgenützt wurden, war gerade das Gegenteil bei Aribert der Fall. Zum größten Aerger seiner Mama wurde ihr einziger Sohn, auf welchem allein die Zukunft der Geschlechter derer von Bienenkorb beruhte (sein Großvater war nämlich um irgend eines Verdienstes willen vom verstorbenen Fürsten in den erblichen Adelstand erhoben worden), in allen und jeden Dingen, die sich vor den Augen der Gesellschaft abspielten, stets durch Robert in den Schatten gestellt.

Anders verhielt es sich aber mit solchen Eigenschaften, die dem Auge der Welt nicht auf den ersten Blick erkennbar sind und einer der Badgäste, ein finster blickender dunkler Ehrenmann aus dem Wupperthale, welcher im Hotel wohnte und Ariberts Zimmernachbar war, hatte einmal über diesen sich geäußert: er sei ein Jüngling nach dem Herzen Gottes, während der kecke, ungenierte Robert ein Sohn Belials genannt zu werden verdiente.

Aribert war ein durchaus harmloser und gutmütiger Mensch und, wie bereits gesagt, auch ganz und gar nicht häßlich. All das Eckige, das seiner Art, sich zu gerieren, anhaftete, war nicht etwa angeboren, sondern anerzogen. Sein Gesicht konnte sogar für hübsch und seine Erscheinung für angenehm gelten, wenn nicht die weit über das natürliche Maß herabhängenden Augenlider dem erstern einen Anstrich von Blödheit und die auffallende Steifheit des Ganges dem ganzen Habitus etwas Hölzernes verliehen hätte.

Das Herabhängenlassen des oberen Augendeckels war ihm nach beharrlicher Uebung endlich geglückt. Er hatte sich dieser nicht leichten Aufgabe auf Befehl der Frau Mama unterziehen müssen, welche in dieser Körperverrenkung etwas überaus Vornehmes erblicken mochte.

Die beiden Familien Bienenkorb, wenngleich ziemlich nahe verwandt, waren nicht sonderlich befreundet miteinander. Die beiden Geheimräte trafen sich zwar regelmäßig im Klub und besuchten auch, wie Figura zeigte, ein und dasselbe billige Seebad, aber sie konnten sich beide doch dem Einflusse ihrer besseren Hälften nicht gänzlich entziehen, der darauf gerichtet war, den Verkehr nur insoweit aufrecht zu erhalten, als ihn das Dekorum gebieterisch erheischte. Wie hätten auch die beiden Frauen miteinander sympathisieren können? Die adelstolze Geheime Oberposträtin und die kunstbegeisterte Geheime Oberfinanzrätin, die, wie der Leser schon aus einer ihrem Widerpart entschlüpften Aeußerung entnommen haben mag, in der Gesellschaft den Spottnamen „Die Malmutter" führte. Daß beide Mütter im stillen darauf hinwirkten, auch den Umgang zwischen ihren beiden in gleichem Alter stehenden Söhnen auf das absolut Notwendigste zu beschränken, wird unter solchen Umständen niemanden verwundern.

So wenig nun auch Robert Ursache gehabt haben mochte, seinen Kousin um irgend etwas zu beneiden, und noch weniger ihn anzufeinden, so hätte er doch die Thatsache nicht in Abrede stellen können, daß ihn die Bevorzugung Ariberts gelegentlich der Mitwirkung in den lebenden Bildern insgeheim doch wurmte. Er, der gefeierte Liebling der jüngeren und das verhätschelte Schoßkind der bejahrteren Damen, mußte ruhig dabei stehen und zusehen, wie der hölzerne Herr Kousin mit dem ewig gesenkten Augendeckel die üppig entfaltete ungarische Rose in den Armen halten und gar einen Kuß auf ihre Lippen drücken durfte!

Aber was konnte und durfte er dagegen thun? Die beiden Mütter hatten es so beschlossen, die Väter selbstverständlich eingewilligt, und er, der geniale Schöpfer des Ganzen, mußte schon aus Bescheidenheit zu gunsten des von der Gesellschaft ziemlich vernachlässigten Anverwandten vom Schauplatze des öffentlichen Wirkens abtreten. Jedoch der Groll ließ sich nicht unterdrücken, und wie hätte er sich darum die Gelegenheit entgehen lassen können, welche ihm, ganz ohne sein Zuthun, der Zufall verschaffen sollte, sich für die erfahrene Zurücksetzung dadurch zu rächen, indem er dem bevorzugten Günstling der adligen Frau Tante zu einer Niederlage verhalf, welche ihm die Lust, und sei es im schönsten Kostüme, nochmals in lebenden Bildern mitzuwirken, für alle Zeiten verleiden mußte.

Der Abend, welcher für Aribert so verhängnisvoll verlaufen sollte, war angebrochen. Dem Primaner Robert war die Aufgabe zugefallen, während der Produktion das Aufziehen und Fallenlassen des Vorhanges zu überwachen. Zwei Minuten lang, so hatte die Malmutter verfügt, und nicht um eine halbe Sekunde länger wird je ein Bild gezeigt; verlangt das Publikum ein oder das andere Bild da capo, so wird der Vorhang nochmals aufgezogen und nach Verlauf von nur e i n e r Minute wieder herabgelassen.

Vor gedrängt vollem Saale begann die Vorstellung.

Aribert und die ungarische Gräfin hatten die Nummer vier. Die Situation war diese. Ein ungarisches Edelfräulein in prächtigem Nationalkostüm kniet halb auf der Erde und pflückt Veilchen, ihr Geliebter in reicher ungarischer Magnatentracht war unversehens dazu gekommen, hat sie von rückwärts beschlichen und mit dem Arme um die Taille gefaßt. Erst heftig erschrocken, hat sie sich ihm zugewendet und blickt ihm nun wonnetrunken ins liebe Auge.

Während der vorhergehenden Nummer (einer längeren Deklamation) lehnte Aribert in seinem prächtigen Kostüm, eine fast verletzende Gleichgültigkeit zur Schau tragend, mit herabhängendem Augendeckel an einem Pfosten und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Die artistische Leiterin des choreographischen Teiles der Abendunterhaltung, die sogenannte Malmutter, stand unweit von Aribert. Sie hielt einen Malerstock in der Hand, an dessen oberem Ende ein weißes Taschentuch geknüpft war und welches Requisit die Bestimmung hatte, dem am Vorhang postierten Robert das Zeichen zum Aufziehen und Fallenlassen desselben zu geben.

Eben hatte die Zwischenmusik begonnen, da richtete die Frau Direktorin in schneidendem Tone an den darob erschreckten Aribert die Frage: aus welchem Grunde er der Vorschrift entgegen den langen Schnurrbart nicht angeklebt habe, und ob er vielleicht gar die Absicht hege, sich noch andere willkürliche Aenderungen in dem von ihr für gut befundenen Arrangement zu erlauben?

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," erwiderte Aribert in höflichstem Tone, „ich habe mir vom Theaterfriseur in der Residenz einen geknüpften Schnurrbart eigens zu diesem Zwecke anfertigen lassen. Derselbe wird nicht mit Gummi aufgeklebt, sondern vermittelst Drahtklammer am Nasenbein befestigt. Die Klammer aber zwickt etwas stark und so wollte ich bis zum letzten Momente mit dem Einsetzen warten. Hierneben auf dem Tische liegt der Bart bereit, sobald die Musik zu Ende ist, befestige ich ihn am gehörigen Platze."

„Hm" machte die Geheimrätin und sich dann zu ihrem Gatten kehrend, der eben einen Rundgang durch die Garderoberäumlichkeiten beendet hatte, sagte sie: „Eigentümlich, alle übrigen mitwirkenden Herren k l e b e n sich die Bärte auf. Der hohe Adel muß natürlich wie gewöhnlich etwas voraus haben!"

„Jawohl," meinte der gefällige Gatte und wahrscheinlich, um nur etwas zu sagen, fügte er die Phrase hinzu: „Das Ei will immer klüger sein als das Huhn!" Danach nahm er aus seiner Tuladose eine kräftige Prise Spaniol. Der Herr Geheime Oberfinanzrat war dieses scharfen Tabaks seiner Augen wegen benötigt. Noch aber hatte er die beiden Finger nicht vollständig bis zur Nase erhoben, als sein Blick demjenigen seiner Ehehälfte begegnete und ihm vor Schreck darüber die offene Dose aus der Hand und samt ihrem kostbaren Inhalte auf die weltbedeutenden Bretter herabfiel.

Die Malmutter hatte nämlich in voller Entrüstung den Kopf in die Höhe geworfen und ihn mit durchbohrendem Blicke von oben bis unten gemessen.

„Wer ist das Ei und wer das H u h n?" fragte sie in gereiztem Tone.

Der gutgezogene Ehemann verbiß seinen Unmut, nahm die von seinem Sohne ihm dargereichte inhaltslose Dose entgegen und fand für gut, sich unverzüglich rückwärts zu konzentrieren, indem er etwas, das einer Entschuldigung gleichkommen konnte, vor sich hinmurmelte und woraus allenfalls zu entnehmen war, daß er sich nur im Ausdrucke vergriffen und eigentlich H a h n hatte sagen wollen. Niemand von den Anwesenden konnte es bemerkt haben, daß Robert, gleich sei es hier gesagt, einer t e u f l i s c h e n Eingebung folgend, den braunen Schnurrbart Ariberts vom Tische genommen und diesen mit einer Gewandtheit, welche auch einer besseren Sache zu Nutzen hätte gereichen können, in dem auf dem Boden liegenden Tabakshäufchen mehrere Male kräftig um- und durchgerieben und dann wieder auf seinen früheren Platz gelegt hatte.

Mit rauschendem Beifalle waren die ersten drei Bilder aufgenommen worden. Ein jedes mußte da capo gezeigt werden.

Nun kam das Vierte und letzte, die Krone des Abends.

Die Frau Geheime Oberfinanzrätin, obgleich eine abgesagte Feindin jeder öffentlichen und demonstrativen Huldigung, hatte sich dennoch im geheimen vorgenommen, schon um den Neid ihrer adligen Kousine zu wecken, nach diesem letzten Bilde, dem doch unfehlbar zu erwartenden Verlangen des Publikums nach persönlichem Erscheinen auf der Bühne Folge zu geben und sich für die ehrende, aber wohlverdiente Auszeichnung bescheidentlich durch Verneigen zu bedanken.

Aber der verantwortliche Regisseur denkt und ein Unberufener hinter den Kulissen lenkt — z u w e i l e n!

Aribert hatte, nachdem er den Schnurrbart an gehörigem Orte befestigt hatte, das Podium bestiegen und die ihm vorgeschriebene Position eingenommen.

Zu seinen Füßen, den Körper anmutsvoll zurückgebeugt, kniete die schöne Ungarin. Mit ihren himmlisch schönen Augen blickte sie voll in das schläfrige Antlitz Ariberts, dessen Augendeckel heute noch länger als sonst herabzuhängen schienen. Starr wie aus Lehm geknetet stand er da. Man hätte annehmen können, er schlöße absichtlich die Augen, um den Gefahren zu entgehen, die jeden anderen seines Geschlechtes beim Anblick dieser reizvollen Büste bedroht haben würden.

Das Kommandowort „fertig!" ertönte; die Malmutter winkte mit der Signalstange und der Vorhang flog in die Höhe.

„Joseph und Potiphar!" sagte der Finsterling aus dem Wupperthale halblaut vor sich hin.

Niemand achtete darauf; aller Augen waren auf das herrliche Bild gerichtet. Ein Ausruf der Bewunderung entrang sich den Lippen aller Anwesenden und ein nicht endenwollender Beifallssturm durchzitterte die Luft.

Das Künstlerherz der Geheimen Oberfinanzrätin erzitterte vor Freude und gleiches Gefühl schwellte das Mutterherz der Geheimen Oberpoaträtin, die auf der ersten Sperrsitzreihe saß. Da — plötzlich drohten beide eben erwähnten Herzen mit jähem Rucke stille zu stehen! — War es Augentäuschung oder entsetzungsvolle Wirklichkeit? Die männliche Figur des Bildes schien aus dem Rahmen treten und lebendig werden zu wollen! Es mußte so sein, denn nicht nur die scharfen Augen beider beteiligten Mütter hatten es bemerkt, alle, alle im Saale Anwesenden mußten es gesehen haben und noch sehen, denn der frenetische Beifallsjubel hatte sich plötzlich in wieherndes und weihin schallendes Gelächter verwandelt. Ja der Geheime Oberpostrat von Bienenkorb, obschon Vater des unglücklichen Mimen, konnte der Natur nicht gebieten

und verfiel in einen Lachkrampf, an welchem er fast erstickt wäre.

Und was war die Ursache für solch überraschend schnellen Umschlag in der Stimmung des Publikums?

Aribert von Bienenkorb, welcher von seiner Aufgabe, ein Bild darzustellen, zwar derartig durchdrungen war, daß jede Muskel seines Körpers wie aus Stein gehauen erschien, konnte indessen den Menschen in sich doch nicht so weit verleugnen, daß er auch das Atemholen eingestellt hätte. Bei dieser Funktion, welche durch die Nase bewerkstelligt werden mußte, hatte der Aermste eine beträchtliche Menge des pulverisierten Tabakkrautes in sein bis dahin noch jungfräuliches Riechorgan eingesogen und wie ein Verzweifelter wehrte er sich gegen die unfehlbar zu erwartende Explosion!

Es war auch zu komisch anzusehen! Jeder einzelne Kopfnerv, jedes Aederchen, jeder noch so verborgen liegende Gesichtsmuskel war in krampfhafte Anspannung versetzt, um das loszubrechendrohende Ungewitter so lange wenigstens zurückzuhalten, bis der Vorhang gefallen sein würde. — Aber der niederträchtige Leinwandfetzen war durchaus nicht entgegenkommend. Die noch fehlende halbe Minute wurde ein Jahr für den in Todesangst schwebenden Jüngling in Magnatentracht. Der böse Vetter am Vorhange hätte die Zeit wohl etwas abkürzen können — aber nein, sein schwarzes Gemüt fand Gefallen an des bevorzugten Vetters Todesqualen und der Vorhang fiel nicht.

Endlich war's vorbei mit Ariberts Widerstand gegen die unabweisbaren Folgen des eingesogenen Reizmittels und ein nervenerschütterndes Niesen verhalf dem krankhaft unnatürlichen Zustand zu einem raschen und drastischen Schlusse. Noch hielt er zwar den linken Arm steif in der Luft, da aber folgte dem ersten ein zweites, bei weitem mächtigeres Niesen auf dem Fuße nach, das den ganzen Körper erzittern machte; dabei verlor er das Gleichgewicht, rutschte aus und sank mitsamt der auf seinem rechten Arme ruhenden süßen Last unsanft auf den Boden nieder. Die ungarische Attila bedeckte liebevoll den schauerlich komisch schweren Sündenfall.

Für einen Augenblick verstummte das homerische Hohngelächter, denn die allbeliebte schöne Dame konnte Schaden genommen haben. Deutlich hatte man es hören können, wie ihr Hinterkopf auf die Dielen niederschlug, wobei ihr unwillkürlich ein lauter Schrei entfuhr. Gleich darauf aber hörte man ein helles frisches Lachen unter der pelzverbrämten Decke und augenblicklich war die frohe Laune wiederhergestellt; des Klatschens und Lachens war kein Ende.

Da erbarmte sich endlich der Vorhang und fiel!

Dem nicht endenwollenden Verlangen des Publikums nach einer Wiederholung des Bildes konnte natürlich keine Folge gegeben werden, denn erstens hatte die ungarische Gräfin, nachdem sie zuvor ihren ungezogenen Liebhaber recht unsanft zur Seite geschoben und mit Hilfe des rasch herbeigeeilten Robert wieder festen Boden gewonnen hatte, sofort den Schauplatz ihres tiefen Falles verlassen und sich laut lachend in den Saal begeben, wo sie sofort von ihrem Gatten in Empfang genommen und vom gesamten Publikum beglückwünscht und zugleich bedauert wurde. — Die muntere junge Frau war der Magnet für alle Anwesenden, und heiter und froh unterhielt man sich noch bis spät in die Nacht hinein über das unprogrammmäßige komische Intermezzo.

Oben aber auf den weltbedeutenden Brettern hatte sich hinter geschlossener Gardine mittlerweile eine andere Szene abgespielt, deren Held der unglückliche Magnatenjüngling war. Nachdem der Vorhang gefallen, stürzte die Malmutter auf die Bühne. Ihre Aufregung war eine derartig große, daß ihr die Worte versagten, sie mußte ihre Zuflucht zur Pantomime nehmen. Mit hochgeschwungenem Malerstock, an dessen oberem Ende das weiße Fähnlein in Schlangenlinien die Luft durchschnitt, fuhr sie auf den unglücklichen Aribert los, der sich unter unaufhörlichem Niesen noch nicht völlig vom Boden erhoben hatte und — wer mag wissen, was hätte geschehen können, wenn nicht Robert seinem Opfer zu Hilfe geeilt und Aribert schützend in seine Arme geschlossen hätte.

„Sie sind ein Ri — —" Das Wort blieb unausgesprochen, denn das Elternpaar des Schlachtopfers trat auf die Szene, und niemand konnte somit erfahren, ob die sonst so sanfte Malkünstlerin den hoffnungsvollen jugendlichen Anverwandten als zur Gruppe der bekannten schwerfälligen gehörnten Haustiere, die als überaus nützlich überall anzutreffen sind, oder zu jenen ungeschlachten gepanzerten Säugetieren gezählt wissen wollte, die sich am Nil und Umgegend umherzutreiben pflegen.

Aribert konnte nichts erwidern als „Hatschi!", wobei er sich unter fortwährenden Verbeugungen wie ein Kreisel um sich selber drehte.

„So lang Sie sind, so —," das übrige ließ die Malmutter wiederum unausgesprochen.

„Hatschi! Hatschi!" brüllte Aribert.

„Alles ist verdorben durch diesen —" Auch hier überließ es die erzürnte Kunstleiterin den anwesenden Eltern, sich selbst das Ende des Satzes auszudenken. „Hatschi! Hatschi! Hatschi!" brauste es durch die Luft.

Eben wollte sich das geheimrätliche Ehepaar „von" Bienenkorb ins Mittel legen, als Robert der peinlichen Situation dadurch ein jähes Ende bereitete, indem er das Klingelzeichen gab und dadurch den noch nicht vollständig erloschenen Applaus im Auditorium zu lebhafter Beifallssalve anfeuerte.

Der Ruf nach der Arrangeurin des genußreichen Abends war jetzt ein allgemeiner. „Alles von der Bühne!" kommandierte Robert, „Mama tritt hinaus!"

Wohl oder übel mußten sich Herr und Frau von Bienenkorb zurückziehen und ihren niedergebeugten, niesenden Sprößling mit sich fortnehmen.

Die Malmutter genoß den Triumph, sich dreimal vor die Rampe gerufen zu sehen und sich im ganzen neunmal graziös verneigen zu können.

Im ersten Augenblick befürchtete man bei Aribert eine kleine Gehirnerschütterung infolge der gewaltigen Exspiration; glücklicherweise erwies sich diese Furcht als grundlos. Das krampfhafte Niesen aber hielt auch dann noch an, als der ominöse Schnurrbart längst aus dem Gesichte entfernt war, denn als schon das Krähen der Hähne den nahenden Tag verkündeten, fand es der im Nebenzimmer einquartierte Wupperthaler für angezeigt, einen Stiefelzieher gegen die dünne Scheidemauer zu schleudern und wutentbrannt auszurufen: „So hören Sie doch endlich einmal auf mit dem ewigen Niesen, das ist ja zum Teufelholen!" Doch schnell sich verbessernd fügte er hinzu: „Helf Gott!"

* * *

Vielleicht gereicht es der kleinen Geschichte zur Empfehlung, wenn ich sie als nicht vollständig erfunden bezeichne. Im letzten Sommer traf ich auf meiner Ferienreise mit einem Kollegen, dem jungen Schauspieler X., zusammen und gemeinschaftlich machten wir eine Postwagenfahrt nach einem bedeutenden Seebadeorte. Unterwegs hatten wir einen mehrstündigen Aufenthalt in einem etwas abseits vom Weltverkehr liegenden Stranddorfe. Hier, sagte mein Reisegefährte, habe seine theatralische Karriere vor zehn Jahren ihren Anfang genommen, und er erzählte mir die vorstehende kleine Episode aus seinem seither vielbewegten Leben.

Mein Kollege war nämlich identisch mit dem, in vorangegangener Erzählung „Aribert" genannten, damals siebzehnjährigen Primaner. Jene Niederlage, an der er vollkommen unschuldig war, hatte ihm so vielen Spott und Hohn eingetragen, daß er alsbald den festen Entschluß faßte, diese Scharte auszuwetzen und sich ausschließlich der Bühne zu widmen. — Er verschwand aus dem Elternhause und kam erst dann wieder zum Vorschein, als er sich in der Kunstwelt schon eines ehrenvollen Rufes zu erfreuen hatte.

„Und Ihr boshafter Anverwandter?" frug ich.

„Er hatte reumütig alles eingestanden und ich habe ihm nichts nachgetragen. Ich bin ihm im Gegenteile jetzt dankbar, war er doch die Ursache, daß ich das geworden, was ich heute bin, wenngleich es sicherlich nicht in seiner Absicht lag."

„Und was ist aus ihm selbst geworden?"

„Er ist verheiratet und betreibt und leitet eine ihm von seinem Schwiegervater überlassene Leimfabrik!"

Zu was allem es der Mensch doch bringen kann? Aus dem melancholischen Jüngling mit den herabhängenden Augendeckeln war also ein Komiker von Renommee, und aus dem aufgeweckten und voller Tollheiten steckenden Robert ein — Leimsieder geworden!

Kleine Ursachen — große Wirkungen!



Friedrich v. Bodenstedt.

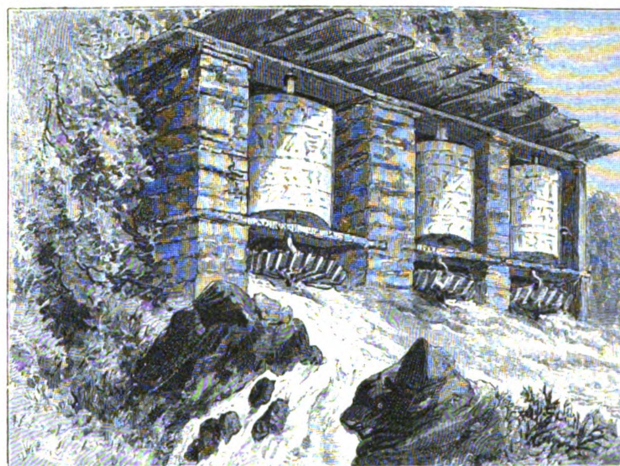
(Zum 70. Geburtstag.)

Wenn es einem Dichter beschieden ist, ein hohes Alter mit ungeschwächter geistiger wie schöpferischer Kraft zu erreichen, so wird ihm die schöne Genugthuung, seine Lebensarbeit von den Mitlebenden als etwas Abgeschlossenes gewürdigt zu sehen und somit sich selbst als eine in der Flut der Erscheinungen festbestehende Gestalt zu erblicken.

Eine solche Gunst des Geschicks ist Friedrich v. Bodenstedt zu teil geworden. Eine verhältnismäßig früh errungene Volkstümlichkeit hat ihn seiner Nation wert gemacht und jetzt, da er die Schwelle des Greisenalters überschritten, darf er mit dem, was eigenes Verdienst, wie Anerkennung und Anteil ihm gegeben, vollauf zufrieden sein.

In dem ersten Bande seiner jüngst erschienenen Erinnerungen beginnt er uns mit seinem Dasein selbst bekannt zu machen, eine reizvolle und willkommene Gabe, deren Vollendung in einem zweiten Bande dieser „Erinnerungen", die im „Allgemeinen Verein für Deutsche Litteratur" in Berlin erscheinen, nahe bevorsteht.

Der erste Band reicht von der Kindheit des Dichters an bis zu seinem Aufenthalt in München, der im Jahre 1846 begann. Es ist also die Zeit des Werdens, Lernens und Wanderns, die uns lebensvoll und eingehend geschildert wird. Mehr wie fast ein zweiter deutscher Poet ist v. Bodenstedt ein Wanderer gewesen der besonders Rußland, den Kaukasus, den Orient und Amerika mit offenen Sinnen, lebendigster Phantasie und bewundernswert feinem Verständnis und Nachempfinden durchzogen und in seinen Schriften die Kultur und Poesie ferner Länder geschildert hat. Man kennt ihn als verdienstvollen Uebersetzer Puschkinscher und Lermontowscher Poesieen, zu einer Zeit, da diese großen Dichter im Ausland noch fast unbekannt waren. Als Frucht seiner Wanderung durch die Gebiete der Kosaken erschien bereits 1845: „Die poetische Ukraine", eine Sammlung von Volksliedern nebst einer jenes Volk betreffenden geschichtlichen Einleitung.



Von Wasser getriebene Gebetsmühlen in Tibet (S. 268).

Von Rußland aus durchzog der beobachtende, forschende und sammelnde Dichter über das schwarze Meer, Odessa und Konstantinopel, die griechischen Inseln und Kleinasien und kehrte im Jahre 1846 mit Manuskripten, Studien und Erinnerungen reich beladen in die Heimat und nach München zurück. Kurz darauf im Jahr 1848 erschien dasjenige Werk, welches seinen Namen zuerst im Vaterlande bekannt machte: „Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen" und bald darauf das Reisewerk: „Tausend und ein Tag im Orient", welches einen bedeutenden Erfolg zu verzeichnen hatte. In dasselbe sind Nachbildungen persischer, kurdischer, tatarischer, armenischer, georgischer und tscherkessischer Lieder eingeflochten, die von der seltenen Fähigkeit des Verfassers, in fremde Dichtung, ihren Geist und ihre Form einzudringen, ein erstaunliches Zeugnis ablegen. Wie sehr er die Eigentümlichkeit der durchforschten Gebiete erkannt hat, zeigt dieses Reisewerk deutlich und er konnte nach seiner eigenen Aussage mit Lermontow ausrufen:

„Du greiser Kaukasus, ich grüße dich!
In deinem Reich kein fremder Gast bin ich;
Schon oft, gar oft durchzogen meine Träume
Mit dir des Ostens sonnenvolle Räume."

Neben den erwähnten Werken aber zeitigte der Aufenthalt v. Bodenstedts in Tiflis, wo er den Unterricht des gelehrten Mirza-Schaffy genoß, jene eigenartige Sammlung von Poesieen, die unter dem Namen jenes Weisen einen Weltruf erlangten und infolge ihrer orientalischer Spruchweisheit nachgebildeten Form lange als Uebertragungen galten, bis es sich herausstellte, daß kein anderer als Bodenstedt selbst der Dichter derselben sei. Diese Lieder sind bekanntlich in sämtliche europäische und viele außereuropäische Sprachen übersetzt worden und als Dichter Mirza-Schaffys wird v. Bodenstedt vornehmlich in der Litteratur fortleben, so manche Schöpfung auch später seinem unermüdlichen Schaffensdrang entsprungen ist. An der Anmut, Weisheit und Formschönheit dieser kleinen Dichtungen, die wie kunstvoll geschliffene Edelsteine in vielen Farben und Lichtern zittern, blitzen und leuchten, wird noch manches nachlebende Geschlecht sich erfreuen, denn in ihnen vermählen sich orientalische Formschönheit und deutsches Gemütsleben in seltenem Bunde. Diesen Liedern folgte bald eine Sammlung „Gedichte" und ein Epos: „Ada, die Lesghierin", die aber nach dem Erfolg des „Mirza-Schaffy" nicht den erhofften Eindruck hervorriefen. Der Grund lag zum Teil darin, daß man damals in Bodenstedt vornehmlich den meisterhaften Dolmetscher slawischer und orientalischer Poesie erblickte und der erste Eindruck, den das Publikum von einem Autor erhält, meist lange maßgebend für seine Beurteilung desselben bleibt, bis er zur Genüge und wiederholt bewiesen, daß er auch in anderen Regionen, als den zuerst gewohnten, heimisch ist.

Inzwischen hatte der Dichter auch seine journalistische Begabung erwiesen, indem er im Jahre 1848 die Leitung des damals liberalen „Oesterreichischen Lloyd" zu Triest übernahm, eine Thätigkeit, die er später als Redakteur der „Weserzeitung" fortsetzte. Im Jahre 1849 war er als Vertreter der preußischen Freihandelspartei in Paris und 1850 in Frankfurt. Wie man ersieht, ist es eine ungemein vielseitige und lebensvolle Persönlichkeit, die uns in dem Dichter entgegentritt. Seine Welt war nicht am Schreibtisch und in der Arbeitsstube abgeschlossen; der Atem des Lebens erhielt auch ihn lebendig und nach manchen Seiten schaffend, anregend und befruchtend. Das Jahr 1854 sah ihn abermals in München und zwar war er dem Ruf des Königs Maximilian von Bayern gefolgt, der ihn als Professor der slawischen Sprachen an die dortige Universität berufen hatte. Hier zählte er zu dem Dichterkreise, der sich um den kunstsinnigen und hochgebildeten Fürsten sammelte und welchem Geibel, Heyse und Schack angehörten. Im Jahre 1866 übernahm er die Professur der altenglischen Litteratur und beteiligte sich auf Wunsch des Königs insofern an der Leitung des Hoftheaters, als er die Auswahl und Einstudierung der klassischen Stücke übernahm. Bedenkt man, daß mit diesen Aemtern eine fruchtbare litterarische Thätigkeit Hand in Hand ging, so erkennt man den rastlosen Drang nach



Osterhase (S. 283).

Bethätigung, der einen hervorragenden Zug in der Physiognomie dieses Dichters bildet. Unzweifelhaft wird der zweite Band seiner „Erinnerungen“ über diese Periode seines Lebens interessante Aufschlüsse bringen. Während derselben erschienen ein neuer Band Gedichte unter dem Titel: „Aus der Heimat und Fremde“, die Tragödie „Demetrius“, das Lustspiel „König Autharis Brautfahrt“ und zahlreiche Prosaschriften, wie Uebersetzungen mehrerer Erzählungen Turgenjews, der durch ihn zuerst einem größeren Teil des deutschen Publikums bekannt wurde. Wie man hieraus ersieht, sind bei aller Mannigfaltigkeit seiner Thätigkeit gewisse leitende Ideen zu erkennen, die alles Zerstreute in einen Brennpunkt zusammenfassen und seine Lebensarbeit als ein Ganzes erscheinen lassen.

In engem Zusammenhang mit seiner Professur der altengl. Litteratur steht dasjenige Werk, welches v. Bodenstedt auch einen hervorragenden Platz als Litterarhistoriker sichert, nämlich: „Shakespeares Zeitalter und die Werke seiner Zeitgenossen“. Es beruht auf gründlichen Studien, die zum Teil in England selbst gemacht wurden. Wohl durch diese Studien angeregt, erschien bald darauf die Uebertragung von Shakespeares Sonetten, dieser merkwürdigen Sammlung von Selbstbekenntnissen des großen Dichters, welche Bodenstedt mit einer vorzüglichen Einleitung versah, die geeignet ist, manches Dunkle und Rätselhafte in den Sonetten zu erklären. Bodenstedts Doppelnatur als Litteraturforscher einerseits und Dichter und Uebersetzer anderseits zeigt sich auch hier in seiner eingehenden Beschäftigung mit der großen Litteratur des Inselreichs. Er thut sich in der Forschung an sich selten genug; es ist ihm vielmehr daran gelegen, die Geistesgrößen, denen er ein so liebevolles Studium widmet, auch seinem Volk zugänglich zu machen, und so entstand im Verein mit Gildemeister, dem hervorragenden Verdeutscher Byrons, mit Paul Heyse, Wilbrandt und anderen eine Uebersetzung sämtlicher Dramen Shakespeares, welche in den Jahren 1866—72 in Leipzig erschien und sich durch Treue gegen das Original auszeichnet, wenn sie auch die Arbeiten Schlegels und Baudissins nicht zu verdrängen vermochte.

Durch seine Leitung der klassischen Aufführungen an der Münchener Hofbühne war der bühnenbegeisterte Herzog von Meiningen auf v. Bodenstedt aufmerksam geworden und so berief er den Dichter, dessen litterarischer Ruf bereits festgegründet war, im Jahre 1866 als Leiter der Hofbühne nach Meiningen. Seiner Führung verdanken die „Meininger“ ein gutes Teil ihrer Erfolge, denn das litterarisch geläuterte Urteil wie die Hingebung an den poetischen Bestandteil der Bühnendichtungen, welche v. Bodenstedt auszeichnete, verfehlte den Eindruck und Einfluß auf die ihm anvertraute Bühne nicht. Der Herzog lohnte den Dichter durch Verleihung des Adels und durch fortgesetzte Huld.

Die litterarische Thätigkeit des Rastlosen neigte sich mit zunehmendem Alter wie dem Zuge der Zeit folgend, vorzugsweise dem Epischen zu und es entstand eine Reihe von Erzählungen, so: „Vom Hofe Elisabeths und Jakobs“, „Aus deutschen Gauen“, „Das Narrenhaus in Eschenwald“, in welchem eigene Erlebnisse dichterisch verarbeitet worden. Aber die Poesie übte noch hin und wieder ihren alten Zauber auf ihn und wie ein Nachklang seiner liederreichen Jugend erschien im Jahre 1874 die Gedichtsammlung: „Aus dem Nachlaß des Mirza-Schaffy“ und 1886 die Gedicht- und Spruchsammlung: „Neues Leben“, dem das Epos „Sakuntala“ folgte.

Bisher liegen von den „Gesammelten Schriften“ des Dichters zwölf Bände vor, die aber einer Ergänzung durchaus bedürftig sind, um der Mit- und Nachwelt ein treues Bild seiner vielumfassenden, schöpferisches Studium und Forschen mit eigener dichterischer Bethätigung vereinigenden Lebensarbeit zu geben.

Seine schon erwähnten „Erinnerungen“ aber werden der Nation einen tiefen Einblick in ein Dasein geben, welches geistig wie räumlich auf Erden weite Kreise gezogen, Kreise, deren Spuren nicht verweht sind, so daß der Dichter am Abend seines Lebens von sich sagen kann:

„Nennt man die besten Namen,
Wird auch der meine genannt.“

Ihm ist manche Herrengunst zu teil geworden, aber immer ist er ein Freier im Geiste geblieben. Seit Jahren lebt er im Kreise seiner Familie in Wiesbaden, und dort werden ihn auch an seinem siebzigsten Geburtstag die Grüße und Glückwünsche seiner Freunde und Verehrer aus nah und fern antreffen!

Durch Wasser getriebene Gebetsmühlen.

Wie die erhabensten religiösen Ideen und die edelsten Religionslehren der Profanierung und Verballhornung durch Eigenliebe und Uebereifer einzelner Bekenner verunstaltet und verdorben werden, das zeigt uns namentlich das Religionssystem des Buddhismus, zu welchem sich die Mehrzahl der Einwohner Asiens, eine Gesamtzahl von mehr als 1¼ Milliarden, bekennen. Die so einfache und sinnige Lehre Gautama Buddhas ist in ihrem Vordringen nach Norden, namentlich in Tibet, ganz abscheulich verballhornt und in leeren Formendienst verwandelt worden. Eine unsägliche Menge abergläubischer Bräuche und Auffassungen und hohler Formen hat sich in die Religion der Tibetaner und nördlichen Buddhisten überhaupt eingedrängt und seine unnatürlichste Ausbildung in dem kirchlichen System des Lamaismus gefunden. Die Lehre Gautamas legt einen hohen Wert auf das Gebet und namentlich auf dessen Innigkeit und Inbrunst, die tibetanische Religion nur auf die quantitative Seite desselben, auf seine möglichste Wiederholung. Jeder Tibetaner führt daher einen Rosenkranz mit 108 Perlen bei sich, um an diesen seine guten Worte abzuzählen, welche ihm die Stelle der guten Werke ersetzen müssen; aber damit nicht genug, lehren ihn auch seine Priester, daß er selbst leblose Dinge für sich beten lassen kann, damit sie ihm von Gott gutgeschrieben werden. Der einzelne Tibetaner errichtet daher „Gesetzesbäume“, d. h. hohe Flaggenstangen mit seidenen Wimpeln und Fahnen daran, auf welchen die sechs heiligen Silben: „Om Mani padme hum“ (wörtlich: Ah, das Juwel ist in dem Lotus, dem Sinne nach: Die selbstschaffende Kraft ist im Kosmos) gestickt oder geschrieben stehen. So oft der Wind die Fahne entfaltet, gilt dies als ein Gebet, welches dem Errichter des Gesetzbaumes Segen bringt. Darum sieht man auch allenthalben in Tibet diese Gesetzbäume. Allein vielleicht die wunderbarste Erfindung, welche der Tibetaner ersonnen hat, um Segen auf sich zu lenken, sind die bekannten Gebetsräder oder -mühlen — jene merkwürdigen Maschinen, welche, mit auf Papierstreifen geschriebenen Gebeten, Zaubersprüchen, Dharanis (magischen Phrasen), oder Stellen aus den heiligen Büchern angefüllt, in den Städten auf jedem freien Platze, auf dem Lande neben jedem Weg und Pfade stehen und sich in jedem Strome drehen oder auf jedem Hügel durch Windmühlenflügel bewegt werden. Eine derartige Gebetsmühle, aus drei senkrechten, an einer Art Turbine befestigten Cylindern bestehend, welche irgend ein frommer reicher Mann in einem Flüßchen der dreimal heiligen Thäler von Tibet hat aufstellen lassen, um sich des Himmels freigebigsten Segen zu verdienen, führt der Holzschnitt unseren Lesern vor.



Gewürznelkenbaum (S. 270).

Unser Hausgarten.

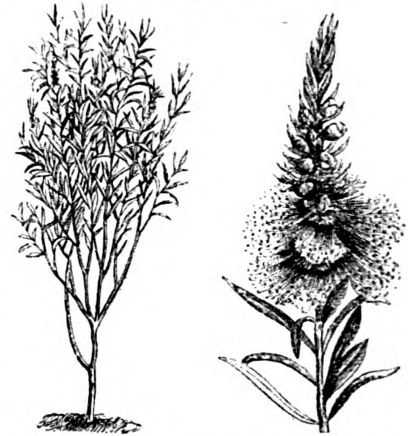
Von

O. Hüttig.

Myrtengewächse.

Es sind dies aromatische Bäume und Sträucher mit gegenüber- oder quirlständigen, immergrünen, lederartigen Blättern und schönen Blüten. Die ungefähr 1800 Arten der Familie sind in den Tropen, in Neuholland und im südlichen Europa einheimisch.

Obenan steht unsere gewöhnliche Myrte (Myrtus communis L.), eine bei uns allbekannte und beliebte Topfpflanze, die in den Ländern am Mittelmeer wild oder verwildert wächst, in Portugal große Flächen Landes bedeckt, auch bei Rom und Neapel viel gefunden wird, aber bei Konstantinopel und am ganzen Bosporus entlang angepflanzt ist, aus deren jungen Zweigen die grünen Jungfern- und Brautkränze gewunden werden (die Juden ziehen die großblätterige Spielart vor, bei der stets drei Blätter quirlartig beisammen stehen), und es ist Gebrauch bei unseren Mädchen, das Bäumchen dazu selbst zu ziehen, weshalb sie schon in der Jugend einen Trieb dicht unter einem Blattpaar abschneiden, ihn in ein Töpfchen mit stark sandiger Heideerde stecken und, nachdem sie es angegossen, mit einer Glasglocke oder einem Trinkglase bedecken, das, weil die Erde immer feucht gehalten werden muß, das verdunstende Wasser tropfenweise anzieht und deshalb im Innern öfters abgetrocknet werden muß. Solcher Steckling schlägt bald Wurzeln, wonach er die Glasglocke entbehren kann und bald danach in eine kräftigere Erde zu versetzen ist, in eine mit etwas Lehm vermischte Heideerde, in welcher er binnen wenigen Jahren so groß wird, als der Jungfrau Herz ihn sich nur wünschen mag. Wenn sie den Steckling von einer reich- und gefülltblühenden Pflanze genommen hat, wird ihre Freude an den jährlich im Sommer erscheinenden Blüten groß sein. Uebrigens ist es bekannt, daß das Myrtenbäumchen sich am Fenster des Wohnzimmers ganz wohl befindet; wird es groß wie ein Baum, muß man es über Winter im kühlen, aber frostfreien Raum unterbringen und nur während des Wachstums im Frühjahr stark gießen.



Eisenholzbaum (S. 271). Reiherbuschbaum (S. 271).

Die Myrte gilt als Sinnbild der Jugend und Schönheit und war schon im Altertume, bei den Griechen, der Aphrodite geheiligt, die sich unter dem schönen Baum zu verstecken suchte, als sie den schäumenden Wogen des Meeres entstiegen war. Die römische Venus Murtea wurde mit Myrten bekränzt und auch die eleusinischen Priester trugen einen Myrtenkranz; auch wurde bei Triumphen, wenn der Sieg kein Blut gekostet hatte, die Myrte benutzt, einen Kranz aus ihren Zweiglein zu winden, eine Corona ovis, womit man das Opfertier, ein Schaf, zu schmücken pflegte.

Die Blätter der Myrte erscheinen, wenn man sie gegen das Licht hält, wegen der in ihnen befindlichen Oeldrüsen stark und vielfach punktiert. Das erklärten die Alten durch folgende Sage: Phädra, die zweite Gattin des großen Helden Theseus, Königs von Athen, Besieger der berüchtigten und schrecklichen Straßenräuber Periphetos und Sinis im Labyrinth von Kreta, aus dem er nur mit Hilfe seiner ersten Gattin Ariadne („Faden der Ariadne“) erlöst werden konnte, der Erleger des Minotaurus, jenes Geschöpfes halb Tier, halb Mensch, welches von den Jünglingen und Jungfrauen lebte, welche die Athener ihm als Tribut liefern mußten, Phädra, sagen wir, die Gattin dieses gewaltigsten aller griechischen Helden, verleumdete wegen verschmähter Liebe ihren Stiefsohn Hippolytos, der, vom Vater unschuldig verfolgt, auf der Flucht umkam, weshalb sie, die reuige Phädra, in ihrer Schwermut einem bei Tronzen stehenden Myrtenbaum die Blätter durchstach und sich daran erhängte, bei Tronzen, jener uralten Stadt in der Landschaft Argolis im Peloponnes, die, nahe dem saronischen Meerbusen gelegen, dem Pittrus, Großvater des Theseus, zur Residenz angewiesen war.

Die Früchte des Myrtenbaumes sind erbsengroße Beeren, die, mit Wein übergossen, in Griechenland als beliebtes Mittel gegen Magenbeschwerden, besonders bei kleinen Kindern, benutzt werden. Dieser Gebrauch scheint schon sehr alt zu sein, denn nach Apicius, dem Verfasser eines lateinischen Werkes „Ueber die Kochkunst der Römer“, wurden die Beeren bis zur Einführung des Pfeffers als Gewürz einer Menge von Speisen beigegeben. — Das berühmte Engelswasser (Eau d'ange), das verschwundene Schönheit wieder herstellen soll, wurde durch Destillation aus den Blüten der Myrte bereitet, obwohl nicht diese, sondern die Früchte und Blätter, besonders die letzteren, aromatisch sind.

Die Bedeutung der Myrte ist groß, aber der materielle Ertrag, welchen der Baum liefert, verhältnismäßig gering. In dieser Beziehung leisten andere Mitglieder der großen Familie viel mehr. So der Gewürznelken- oder eigentlich Gewürznägeleinbaum (Caryophyllus aromaticus L., S. 269), ein auf den Molukken (Archipel im Stillen Ozean zwischen dem 5.° südlicher und 3.° nördlicher Breite, 142—152.° östlicher Länge von Ferro) einheimischer, auf den Antillen u. s. w. angebauter, 9—13 m hoher immergrüner Baum. Derselbe war früher ausschließliches Eigentum der holländisch-ostindischen Kompanie, welche ihn nur auf vier Inseln angebaut hatte; die Ausführung desselben war, wie „Leussis' Synopsis der Pflanzenkunde“ berichtet, bei Todesstrafe verboten. Trotzdem glückte es 1770 dem französischen Statthalter von Isle de France, Herrn Poivre, der mit zwei kleinen Schiffen Gewürznägelein und Muskatnüsse aufsuchen ließ, den Verfolgungen des holländischen Geschwaders zu entgehen und den geraubten Gewürznelkenbaum nach den Seschellen, einer Inselgruppe des Indischen Ozeans, und nach der Insel Bourbon zu bringen, von wo er 1773 durch die Franzosen auch nach Cayenne kam, wo er nun sehr gut gedeiht.

Die kurz vor dem Entfalten abgenommenen und dann getrockneten Blütenknospen — an der Abbildung links oben in natürlicher Größe — riechen gewürzhaft, schmecken scharf bitterlich und heißen im Handel Gewürznelken oder Gewürznägelein (Caryophilli aromatici der Apotheker), letzteres, weil sie die Gestalt eines kleinen Nagels haben. Sie werden beim Einmachen von Früchten, bei Bereitung verschiedener Liköre u. s. w. gebraucht und sind bei Schwäche des Magens auch heilkräftig. Sie enthalten viel flüssiges Oel, das Nelkenöl (Oleum caryo-

phyllum), und einen eigentümlichen Stoff, das Karyophyllin, welches nur in den besseren Sorten, in den sogenannten Amboina- oder Königsnelken vorkommt. In der Arzneikunde werden die Gewürznelken zu vielen Zusammensetzungen, namentlich zur Gewürztinktur (Tinctura aromatica) benutzt, welche gewisse Verdauungsbeschwerden beseitigen hilft. Das Nelkenöl wird wegen seiner fäulnisverhindernden („antiseptischen") Eigenschaften häufig zu Zahntinkturen, Pillen u. a. gebraucht. — Gute Gewürznelken müssen schwer sein, sich aber leicht zerbrechen lassen und ihre Blütenköpfe noch besitzen; sie müssen fein gewürzhaft riechen und beim Zerbrechen Oel von sich geben, welches ihnen, leider aus Gewinnsucht, oft schon vorher durch Destillation entzogen ist. Caryophyllus wird im warmen Gewächshause kultiviert, scheint aber nur in größeren botanischen Gärten, wohl auch bei Haage und Schmidt in Erfurt vorhanden zu sein.

Von anderen Verwandten der Myrte wurde der Blaugummibaum (Eucalyptus Herix.) bereits im Märzheft 1883 besprochen. Dagegen ist der Jambusenbaum (Jambosa australis DC. u. a., S. 271) zu erwähnen, dessen apfelgroße, rosenartig riechenden roten Früchte von den Tropenbewohnern als Obst gegessen und zu kühlenden Getränken benutzt werden. Unser Baum stammt aus Neuholland und ist eine Zierde unserer Gärten im Sommer und kalter Gewächshäuser im Winter. — Aehnliches gilt vom schuppigen Kajaputbaum (Melaleuca squamea Labill., S. 272), dessen gewürzhafte Blätter und Früchte als Heilmittel und zum Räuchern verwendet werden; auch geben sie durch Destillation ein flüchtiges, stark riechendes und grüngelbliches Oel, das Kajaputöl, welches in der Heilkunde zu den besten Mitteln gegen Reißen, Lähmungen, Zahnschmerzen, Krämpfen u. s. w. gehört. — Eine ebenso beliebte Pflanze unserer Gärten, Gewächshäuser und Blumenfenster ist der immerblühende Reiherbusch oder Eisenholzbaum (Metrosideros semperflorens Hort., S. 270), der ein hartes, beinahe unzerstörbares Holz besitzt, das zu Ankern, Steuerrudern u. dergl. mehr verarbeitet wird. Die Blüten dieser wie der vorigen Pflanze stehen in der Form einer Flaschenbürste zusammen, was ihnen ein eigentümliches Ansehen gibt. — Schließlich sei noch erwähnt, daß auch der Granatbaum (Punica granatum L.) zur Familie der Myrten gehört. Er trägt im südlichen Europa bis Tirol eßbare Früchte (Granatäpfel) mit angenehm säuerlich schmeckendem Samen. Wegen der karmin- und orangeroten, im hellen Laube glühenden Blüten (das Sinnbild feuriger Liebe) wird der Baum bei uns viel in Töpfen und Kübeln gezogen; zum Winteraufenthalt genügt ihm ein frostfreier Keller. — Sämtliche hier genannten Pflanzen sind bei den rühmlichst bekannten Herren Haage und Schmidt in Erfurt vorrätig.

Was die Mode Neues bringt.

Von

Ida Barber.

Jene belebende Kraft, die draußen in Wald und Flur Wunder schafft, die Natur in neuem Glanz erstehen läßt, scheint auch in Kreisen unserer Modeindustriellen ihre Wirkung auszuüben. Die großen Werkstätten, in denen kunstgeübte Hände im Dienste der Göttin Mode thätig sind, weisen eine Fülle bemerkenswerter Neuheiten auf; unsere Webmanufakturen sind bemüht, die Konkurrenz mit den englischen und französischen aufzunehmen; ihre Erzeugnisse dürfen als gleichwertige anerkannt werden, wenn nicht das Vorurteil, daß alles Gute vom Ausland kommen müsse, noch zu viele in seinem Bannkreis festhielte. Die inländischen Modestoffe wie Norma (reine Wolle mit fischbeinbreiten Streifen), Plaid rayé (mit Kreuzstreif), Selika (melierter Fond mit glattem Streif), Remo



Jambusenbaum (S. 271).

(Kreuzgewebe mit Haarstreif) sind diesmal in reizenden Musterungen vorrätig; der Cachemir allemand zählt, namentlich in Schwarz und Stahlgrau, zu den beliebtesten Modestoffen und hat vor den ausländischen Kaschmirs den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß er keinen Speckglanz annimmt; — ein sehr dauerhaftes Gewebe, dem englischen Kammgarnstoff ähnlich, wird unter dem Namen Vigoureux in den Handel gebracht und viel gekauft. — Ist es nicht sonderbar, daß, so viel Wert man auch darauf legt, heimische Fabrikate in den Vordergrund der Mode zu stellen, stets ein ausländischer Name die Einführung ermöglichen muß? So empfiehlt man



Kajaputbaum (S. 271).

uns als neuestes: Crêpe rayé, Beige croisé, Grosgrain, Cheviot, Ottoman, Cord, alles Stoffe, die im Inlande gefertigt werden; trotz aller nationalen Begeisterung ist man noch immer in dem Wahne befangen, der fremde Name helfe dem heimischen Produkte zu größerer Verbreitung. — Zu den beliebtesten Modestoffen zählt eine Art Wollatlas, mit stumpfen Ripsfäden durchzogen, ferner ein blaugrün karrierter Tuchstoff, den man gern mit passendem Samt eint. Glatte Wollgewebe mit astrachanartig gerauhten Bordüren, die zum Besatz verwendet werden, erfreuen sich gleichfalls großen Beifalls. — Von ärztlicher Seite werden die von Ferdinand Jakob (Dinslaken, Rheinprovinz) fabrizierten porös wasserdichten Stoffe als eine beachtenswerte Neuheit empfohlen. Sie haben den Vorteil vor den gummierten Stoffen, daß sie weder riechen, kleben noch brechen, bei äußerst leichtem Gewicht sehr warm halten und wohl die Luft, aber niemals die Feuchtigkeit durchlassen; letzteres ist dadurch ermöglicht, daß nur die Faser der Stoffe durch eine besondere Methode imprägniert wurde, die Poren aber offen blieben. Jeder Stoff, der die Fabrik in Dinslaken verläßt, ist zuvor einer 6wöchentlichen Regendouche unterworfen worden und gelangt erst dann zum Versandt, wenn er sich als vollkommen wasserdicht erwiesen. Man hat lange experimentiert, um einen Stoff zu fertigen, der dem Wasser den Eintritt wehrt, der Luft aber den Austritt gestattet; diese Doppelaufgabe, Wasserdichtigkeit und Porosität, erfüllen gedachte Stoffe, die jetzt in Wolle, Leinen und Loden in den Handel gebracht werden und sich schnell den Weltmarkt erobern dürften.

Da gute Wollstoffe ihren Preis behaupten, minderwertige Seidengewebe aber oft zu fabelhaft billigen Preisen eingeführt werden, macht sich bereits eine Vorliebe für leichte Seidenstoffe, die statt der wollenen zu Besuchs- und Promenadetoiletten verwendet werden, geltend. Neben schwarzen Seidenkaschmirs behaupten sich für diese Zwecke Peau de soie, ein stumpfes, atlasartiges, sehr solides Gewebe, ferner Pekin mit Diagonalbild, Surah-Pekin in schmalen Streifen; für den Sommer sind wasserechte, indische Foulards (geblümt und gestreift), seidene Spitzenstoffe und seidene Lodengewebe in Aussicht genommen. Ein echter Saisonartikel scheint das von G. Henneberg (Zürich) eingeführte Schweizer Seidentuch zu werden; der Zettel dieses als Ersatz für weißwollene Tuch- und Flanellroben zu verwendenden Gewebes ist ganz Seide, die Schußfäden aus best gezwirnter Lamawolle gefertigt; da das Seidentuch einen veloursartigen Faltenwurf hat und obschon billig, sehr distinguiert aussieht, dürfte es sich viele Freundinnen erwerben. Man verwendet es jetzt mit Vorliebe zu den Toiletten der Konfirmandinnen, zu einfachen Gesellschaftskleidern und zu den langen, wallenden Theaterbourneaux, die mit Stahl- oder Silberstickereien umrandet, auch wohl mit plissierten, echten Spitzen besetzt, im Toilettenrepertoire jeder eleganten Dame Aufnahme finden dürften. — Die an den Kaiserhöfen in Wien und Berlin herrschende Trauer und Halbtrauer hat die Mode nicht unwesentlich beeinflußt. Selbst Damen, die in gar keiner Beziehung zum Hofe stehen, finden es comme il faut, schwarze Toiletten zu tragen. Sie lassen dieselben zumeist im Genre Sappho fertigen, schlingen die von der Achsel faltig herabwallenden Stofflagen unterhalb der Taille durch breiten Silbergurt, der aus feinstem Filigran gefertigt, mit dem Diadem grec übereinstimmt, das die Haarpuffen in Hälften teilt. Zu den Sapphokleidern ist, da die kroisierten Stofflagen die Körperform nicht plastisch hervortreten lassen, ein Mieder durchaus nicht mehr obligat. Damen, die die Bequemlichkeit lieben, haben denn auch auf das zur Zeit der Panzertaillen und Polonaisen unentbehrliche Mieder verzichtet und zählen die im Genre Sappho gehaltenen Kostüme zu den praktischsten, die wir seit Jahrzehnten gehabt: sie sind für schlanke wie korpulente Damen gleich vorteilhaft und werden voraussichtlich einen Umschwung in der seither gültigen Mode bewirken.

Wie faltenreich und phantastisch man auch jetzt die Kleider gestaltet, so einfach bleibt das Mantelet; es hat immer dieselbe prall anliegende, glatte Form, wird bald aus Perlenstoff, bald aus Metlassé oder Samt gefertigt, bald mit Jet, Possamenterien, bald mit Marabouts oder gestickten Bordüren besetzt.

Durch recht anmutende Neuheiten haben uns unsere Modistinnen überrascht. Bei der Preiskonkurrenz, die jüngst die „Wiener Mode" eröffnete, hatten sich 22 Hutfirmen beteiligt. Der erste Preis von 100 fl. wurde einer reizenden Kapotte aus mausgrauem Tuch, mit Stahlstickerei geziert, zuerkannt; der zweite (50 fl.), einer Kapotte Libelle, aus Strohspitzen und Goldflieder gefertigt; der dritte (25 fl.), einer Kapotte Adrienne, die einen aus Jet gebildeten Schmetterling darstellt; sämtliche preisgekrönten Hüte sind aus dem Atelier F. Th. Keyzlar (Wien) hervorgegangen und dürften Schule machen; auffallend, die Schmetterlingskapotte hat viele Nachahmungen gefunden und zeichnet sich durch besondere Kleidsamkeit aus. — Der Hut hat weder Kopf noch Schirm; zwei flügelartige Jetteile liegen auf einem mit Rosen gedeckten Bügel auf; statt des schwarzen Jet werden auch Bronze- und Granatperlen verwendet; der Bügel ist dann mit Blumen gleicher Farbe garniert. Der eigentliche Frühjahrshut scheint ein Gemisch von Tüll, Blumen und Spitzen, ein echtes Phantasiegebilde, werden zu sollen. Der Directoirehut hält sich vielleicht noch in dieser Saison, wird aber allem Anschein nach im Sommer den kleineren und solid geformten Tonking- und Nizzafaçons weichen, runden, tellerförmigen Hütchen, die auf einem mit Blumen geschmückten Rand aufliegend, als Rund- wie Kapottehut getragen werden können, je nachdem man sie mit oder ohne Bindeband ausstattet.

Viel Meinung gibt sich für die leichten, aus farbigen Strohspitzen gemachten Schäferhüte kund; der Kopf ist aus Hanf, Liseret, oder englischem Stroh, der weite Schirm aus durchbrochenen Fiesoliebordüren gefertigt. Zum Aufputz dieser duftigen, echt sommerlichen Hüte wird ein zur Strohspitze passender, spinnwebfeiner Gazestoff verwendet, aus dessen kunstvoll geschlungenen Falten kleine Streublümchen hervorlugen.

Mädchen- und Knabenhüte sind zumeist aus zweifarbigem Stroh genäht, erstere mit breiten Elsaßmaschen, letztere mit gemustertem Gazeband garniert. — Die Herrenhüte zeigen wenig Abweichung von denen des Vorjahres; ist ja überhaupt die Herrenmode wenig Schwankungen unterworfen. — Die Pariser „Tailleurs" machen Stimmung für mausgraue Tuchfracks, karrierte Ueberzieher, hellseidene Westen 2c. Bei einem Balle, den die dortige Schneidergenossenschaft jüngst im Hotel Kontinental veranstaltete, erschienen die Herren in grauen Fracks, weißen seidenen Westen, schwarzseidenen Kniestrümpfen und kurzen schwarzseidenen Beinkleidern. Man erzählt, daß die Pariser jeunesse dorée, die dem Ball wie einer Art Modeausstellung beiwohnte, der neuen Tracht vollste Anerkennung zollte! — Bei uns wird die Herrenwelt von derartigen Exzentrizitäten wenig Notiz nehmen. Wien insonderheit zeichnet sich durch eine sehr einfache und in vornehmem Stil gehaltene Herrenmode aus. Tonangebend für Wien ist J. Rothberger; keine Hauptstadt des Kontinents hat ein Warenhaus, das wie der Rothberger-Bazar durch alle fünf Stockwerke hinauf mit den einfachsten wie elegantesten Herrenkonfektions gefüllt, elektrisch beleuchtet, im großen Stil eingerichtet ist; es gilt als Sehenswürdigkeit Wiens und wird von Fremden eingehend gewürdigt. Die große, vom Parterre in die oberen Stockwerke hinaufführende, im Rokokostil gehaltene Freitreppe mit Gitter von Goldrelief und roten Samtteppichen macht, namentlich bei elektrischer Beleuchtung, einen monumentalen Eindruck. Dem Aeußeren entsprechend ist die Einrichtung der Warenlager und Ateliers; die Schneider arbeiten an weißen, marmornen Tischen; Zuschneide- und Nähmaschinen neuesten Genres sind in Verwendung; während die ersten drei Stockwerke vom Warenlager eingenommen sind, befinden sich im vierten und fünften die Ateliers und die Buchhaltung. Im Souterrain ist eine Abteilung für diejenigen, die nicht gerade mit Glücksgütern gesegnet sind, aber doch gern ein Kleidungsstück „aus gutem Hause" tragen; es ist das die sogenannte „Schwemme", in der der kleine Mann seinen Bedarf zu mäßigsten Preisen deckt.

Indem ich heute prüfenden Blickes die im ersten Stock aufgestapelten Nouveautés mustere, gewahre ich, daß bei aller Solidität der Form doch manche Abweichung sich geltend macht; so werden die Ueberzieher kürzer als im Vorjahre getragen, aus lichten drapfarbigen Cheviots, oder melangiertem Venischen gefertigt; der Menzikoff aus englischem, gestreiftem, oder klein quadrilliertem Stoff gilt als eigentlicher Modeartikel. Das Sacco mit seidenem Revers und seidenem Einfaß, der lange englische Taillenrock aus Kammgarn, zweireihig, zum Knöpfen, das Coachmanjackett mit passendem Gilet, sind zumeist in dunklen Farben vorrätig. Zu braunen und dunkelbraunen Röcken werden lichtere Beinkleider gewählt; der Anzug aus gleichem Stoff ist durch eine gestickte Weste gehoben. — Die Form der Westen differiert merklich von der des Vorjahres; sie sind tiefer ausgeschnitten, teils mit, teils ohne Shawlkragen, einreihig wie zweireihig, immer aber so gehalten, daß der Spiegeleinsatz des Hemdes zur Geltung kommt. Dieser ist nicht mehr glatt wie eine geweißte Wand, sondern geschmackvoll gefaltet, mit Handstickereien geziert, und trägt nicht unwesentlich dazu bei, dem sonst oft recht einförmigen Herrenanzug ein air de noblesse zu verleihen.

Für die Wäscheindustrie ist diese Neuerung von unschätzbarem Wert, sie dürfte aber auch für die Herrenwelt selbst nicht unerwünscht sein; die hohe Tuchweste war bei 18° R. gerade kein angenehmes Kleidungsstück; auch bezüglich der Kleidsamkeit ließ sie vieles zu wünschen übrig.

Die Herren der Schöpfung sind zwar in diesem Punkte wenig anspruchsvoll, vom ästhetischen Standpunkt aus sollte man aber doch Moden, die jeder Schönheitsidee Hohn sprechen, von der Bildfläche bannen. Daß dies mit den hohen Gilets und glatten Wandeinsätzen geschehen, ist offenbar ein Fortschritt, der Anerkennung verdient.

Unsere Reisezeitung.

An unsere Leser!

Durch die freundliche Aufnahme, welche unsere Reisezeitung allenthalben bei unseren geschätzten Lesern gefunden hat, veranlaßt, haben wir uns entschlossen, bei bevorstehendem Wiederanfange der Reisesaison den Umfang unserer Rubrik zu erweitern, den einzelnen Objekten eine eingehendere Behandlung zuzuwenden.

Wir hoffen, daß die Reisezeitung in ihrer neuen Gestalt ebenso wie bisher den Beifall unserer verehrten Leser erringen werde. **Die Redaktion.**

Zigeunerleben in Ungarn. Der Reisende, der eine Tour in die Zentralkarpathen unternommen, versäume es nicht, von der Station Poprad-Félka der Kaschau-Oderberger Eisenbahn aus eine Wagenfahrt ins Gömörer Komitat nach Dobschau zu machen. Denn abgesehen von den vielfachen Schönheiten und Reizen der ganzen Fahrt, von der erhabenen Pracht der vor der Stadt Dobschau liegenden Dobschauer Eishöhle, bietet sich hier Gelegenheit, die Niederlassungen, das Leben und Treiben der ungarischen Zigeuner in ihrer ganzen Eigenart kennen zu lernen.

Draußen vor den Dörfern da liegen an sanft ansteigenden Hügellehnen die niederen, kaum einen Meter hohen Erdhütten der armen braunen Enterbten. Nur das spitz zulaufende Dach blickt, mit Laub und Dünger bedeckt, aus der Erde hervor. Das kleine viereckige Loch an der Vorderseite, knapp unter dem Eingange, gestattet den Eintritt nur auf allen vieren kriechend. Ein Blick durch diese Thür zeigt das ganze grenzenlose Elend, das in der Hütte herrscht. In einem Winkel ein Haufen halbverfaultes Stroh als Lagerstätte, einige zerbrochene Kochgeschirre und ein primitiver Kochherd, der seinen Rauchabzug durch das Eingangsloch hat, dies sind die Einrichtungsstücke der Zigeunerhütte, in der Mensch und Tier friedlich bei einander wohnen.

Die ungarischen Zigeuner, die trotz ihrer Armut ihren ursprünglichen Humor nie verleugnen, immer guter Laune und frohen Mutes sind, fristen in den Dörfern, in denen sie sich einer verhältnismäßig glimpflichen Behandlung erfreuen, auf die mannigfachste Weise ihr Dasein. Die einen ziehen als Kesselflicker, Huf- und Nagelschmiede ruhelos von Ort zu Ort; trägt ihnen ihre Beschäftigung nicht genug ein, dann verlegen sie sich aufs Betteln und hier und da wohl auch aufs Stehlen. Die bettelnden Zigeuner verstehen es auf eigentümliche Weise, durch ihre halb aufrichtige, halb höhnische Unterwürfigkeit, durch schlaue, originelle Einfälle und besonders durch die raffinierte Schaustellung ihres Elends, das Herz zu rühren und dem von Mitleid ergriffenen Reisenden eine Gabe abzulocken. Zum Danke dafür singen sie dann eines ihrer Lieder, ein Kauderwelsch von Zigeunerisch und Ungarisch, in schrillen, schreienden Tönen. Andere wieder siedeln sich bei den Dörfern an und verdingen sich zeitweise zu Handlangerarbeiten, die sie dann leidlich ordentlich verrichten. — Schon unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia hatte man versucht, die Zigeuner zu stabiler, regelmäßiger Arbeit heranzuziehen. Man verteilte Bauerngüter unter sie, schaffte offiziell den Namen der Zigeuner ab und nannte sie „Neubauern“. Es half nicht viel. Die bei den Bauern untergebrachten Jungen entliefen ihren Lehrherren und gingen samt ihren Eltern auf und davon. — Ein gewisser träumerischer Zug, der allen Zigeunern eigen, erschwert ihnen die regelmäßigen Beschäftigungen ungemein und zieht sie mit unwiderstehlicher Macht zu der gewohnten Lässigkeit hin. Von den Zigeunern erfreuen sich die Musikanten allüberall der meisten Beliebtheit. Auf dem schönen Sommerschlosse des Edelmannes und in der Hütte des Bauern, in der einsamen Tscharda und im prunkvollen Stadthotel, da spielt der Zigeuner seine Weisen. Bei dem harmonischen Strich der Violine, die er oft meisterhaft zu spielen weiß, wirbeln und drehen sich die Paare im feurigen Tschardas; nur er allein versteht ungarische Nationallieder zu spielen. — Alles um ihn her jauchzt und jubelt, nur der Zigeuner bleibt ernst und traurig. Mit seinen schwarzen, glühenden Augen starrt er traumverloren ins Leere, während die Finger den Bogen führen, ruhelos vom Nachmittag bis zum späten Abend, bis die Fiedel den müden Händen entfällt. Dann schleicht er sich heim in seine elende Hütte, der arme Geächtete, scheu und furchtsam wie ein Dieb, wenngleich hinter der braunen Haut vielleicht ein braves Herz schlägt, unbemerkt und unerkannt — das ist Zigeunerlos. — — —

Von einer Kasbekbesteigung durch Osseten berichtet der „Globus“: Die Lorbeeren der überseeischen Kaukasusreisenden, die weither für teures Geld gereist kommen, haben einem Osseten T. S. Tulatow keine Ruhe gegönnt. Aus seinem 25 km südwestlich von Wladikaukas am Fuße des Kasbek gelegenen Heimatsdorfe Koban wanderte er schon am 8./20. Juli v. J. ins Dorf Tmenikou. Dort hatte der Gebirgsjäger Tepsarulo Zacharow einst, im Jahre 1865, unter dem Mailiewgletscher heiße, salzige Eisenwasser entdeckt und in schwerer, jahrelanger Arbeit einen Badeort mit 8 steinernen Häuschen für die Kranken geschaffen, die weit aus dem Gebirge hierherströmen.

Tulatow und Zacharow machten sich nun gemeinsam an die Besteigung. Gleich von den Mineralquellen aus gingen sie an der linken Seite des Mailiewgletschers hin, erreichten nach 3 Stunden die Alpenweide Kolka, rasteten auf ihr, um dann über den Mailiewgletscher hinüber auf die Gehänge des Kasbek am Zybir-choch hinaufzuklimmen. Nach 2 Stunden gelangten sie zu einem Gletscher, auf dem sie mit Gefahr eines Absturzes in ungeheure Tiefen $1/2$ Stunde lang ihren Weg ins Eis einhauen mußten. Hierauf ging es über Hügel etwa $1/4$ Stunde lang, dann kamen die Bergsteiger an einen Gletscher, über den sie sich ihren Weg durch eine Stunde mit der Haue bahnen mußten. Abermals wurde ein Hügel überschritten und die beiden langten bei einem gelben turmartigen Berge an, den Tulatow nach seiner Farbe Bur-choch (ossetisch „gelber Berg“) nannte. Hier wurde Rast gehalten. Inzwischen trat ein heftiges Schneetreiben ein, so daß sich die Bergsteiger gezwungen sahen, zu den Mineralquellen zurückzukehren.

Am 7./19. August kam Tulatow in Begleitung seines Dorfgenossen Alibek Kanukow wieder zu Zacharow, Tags darauf um 10 Uhr vormittags stiegen die 3 Osseten zum Fuße des Zybir-choch hinauf, von wo sie am 9./21. August um 5 Uhr morgens die Bergbesteigung begannen. Am Bur-choch hielten sie kurze Rast, dann fingen sie an, den Gletscher des Kasbek emporzuklimmen. — Wenngleich den Himmel drohende Wolken überzogen und ein arger Wind zu wehen begann, gelangten die Wanderer doch nach einstündigem Gange bis zu einem ebenen Flecke, von welchem aus sie am Nordabhange des Kasbek, unmittelbar über dem Dowdorakthale, einen schneefreien Hügel gewahrten, wohin sie sich begaben, um hier zu ruhen, zu essen und ihre Eiseisen auszubessern. — Auch diesmal trat während der Rast ein solch heftiger Schneesturm mit Hagelwetter ein, daß die Bergsteiger nach vergeblichen Mühen, zur Kasbekspitze aufzusteigen, mit knapper Not auf den alten Weg zu den Mineralquellen zurückfanden. Nachdem sie den allerschwierigsten Weg bereits zurückgelegt hatten, unterlag es keinem Zweifel mehr, daß sie ihre Fahne auf dem Kasbekgipfel aufgepflanzt hätten, wenn der Orkan nicht die Besteigung unmöglich gemacht haben würde.

Ueber Sommerfrischen im Erzgebirge enthält die erste Nummer des Erzgebirgevereines einen sehr wichtigen Artikel, der es sich zur Aufgabe macht, die unverantwortlichen Zustände in ungeschminkter Wahrheit darzustellen. — Wir wünschen aufrichtig, daß der Zweck dieses Aufsatzes erreicht und die schweren Mißverhältnisse bald beseitigt würden, welche einem regeren Besuche des schönen Erzgebirges abweisend entgegenstehen.

Ausgeführte Wintertouren.

Raunspitze (1641 m) 12. Dezember v. J., Westwand; 12 St.
Elmauer Halbspitze (2775 m) 15. Dezember; 15 St.
Tretfauer Kaiser (2325 m) 17. Dezember; 14 St.
Hintere Kesselschneide (1980 m) 5. und 6. Januar d. J.
Hohes Brandjoch (2579 m) 20. Januar d. J.; $16\frac{1}{2}$ St.
Widderstein (2531 m) 3. Jan. d. J.; Hochkrumbach; $3\frac{1}{2}$ St.
Seesaplana (2963 m) 14. Jan. d. J., Schruns-Bludenz; 20 St.
Rößler (3239 m) 17. Januar d. J.
Zsigmondyspitze (3081 m) 21. Januar d. J.
Schreckhorn (4080 m) 16. Januar d. J.
Mönch (4105 m) 19. Jan. d. J., Berglihütte; $4\frac{1}{2}$ St.

Den Kilima Ndscharo hat, einem Berichte aus Sansibar vom 28. Dezember v. J. zufolge, der deutsche Rittergutsbesitzer Ehlers-Lankow von der Nordseite aus bestiegen.

Erdbebenmeldungen. Semmering, 4. Februar, 5 Uhr morgens: Erdbeben mit starkem unterirdischem Getöse. — Klagenfurt, 27. Januar: 10 Uhr 49 Min. nachts bedeutender Erdstoß, Nordost-Südwest, Dauer 2 Sekunden. — Franz bei Cilli, 27. Januar, $3/4$ 11 Uhr, Dauer 5 Sekunden.

Die Schutzhütte in der Schobergruppe im Debantthale wird heuer durch die Sektion Linz des D. u. Oesterr. A.-V. hergestellt.

Die Kaindlhütte am Großen Wiesbachhorn ist nunmehr vollständig trocken gelegt und mit neuem Kochherde versehen worden.

Von der Alpe Bedole bis zur Mandronhütte wird von der Sektion Leipzig des D. u. Oesterr. A.-V. ein Saumpfad hergestellt.

In den Sannthaler Alpen wurde der Steinersattelweg aus dem Logarthale nach Krain instandgesetzt.

Eine Besteigung des Elbrusgipfels versuchten im August v. J. Baron Ungern-Sternberg und der russische Offizier M. Golombiersky in Begleitung von 9 Kosaken. Nach unsäglichen Mühsalen erreichten die Reisenden, welche am 23. August von der Thalstation aufgebrochen waren, dann in der Nacht ober dem Iriktschaigletscher und tags darauf auf einem Firnplateau in ca. 14700 m Höhe biwakiert hatten, den Sattel zwischen den beiden Elbrusgipfeln am 25. abends. Hier zwang ein am 26. eingetretener furchtbarer Orkan die Expedition zu schleunigem, fluchtartigem Rückzuge.

Eine neue Tropfsteinhöhle wurde im Kanton Bern, etwa $1\frac{1}{2}$ km von dem Dorfe Reclère entfernt, entdeckt. Die Höhle hat eine Länge von etwa 1600, eine Breite bis zu 600 und eine Höhe von 10 bis 20 m.

Ein vollständig mit Haut, Haar und Fleisch erhaltener Mammutkörper ist in Sibirien an einem zum Jenisseisystem gehörenden Flusse (Bolachna?) entdeckt worden. Vom Wasser sind freigespült und demnach sichtbar ein Stoßzahn, ein Teil der Stirn und ein Ohr, das von den Hunden schon stark benagt worden ist. (Globus.)

Die Statuten des **österreichischen Vereins zur Befreiung der Sklaven in Afrika** wurden von der Statthalterei genehmigt. Im Büreau (Wien I, Adlergasse Nr. 1) werden fortwährend Beitrittserklärungen entgegengenommen.

Die im **deutschen Reichstage** eingebrachte ostafrikanische Vorlage ist angenommen worden; Hauptmann Wißmann geht als bevollmächtigter deutscher Reichskommissär nach Afrika.

Charakter und Handschrift.

Von H. Amselmann.

XX.

Die Graphologie kennt außer den einzelnen Zeichen noch ein Mittel, auf die Eigenschaften der Menschen zu schließen. Das sind die Resultanten. Die Resultante ist, wie das Wort besagt, ein Ergebnis von zwei oder mehr Faktoren, oder graphologisch ausgedrückt: das Ergebnis aus zwei graphologischen Zeichen. Die Resultanten zeigen uns somit Eigenschaften, die durch einfache Zeichen nicht gegeben sind. Ein Beispiel mag dies erläutern:

Ruhige Schrift: . . . . Ruhe Runde, auf Güte deutende Schrift: Güte	Resultante: Geduld.

d. h. es ergibt sich leicht der Schluß, daß jemand, der gütig, mild und zugleich ruhig ist, auch Geduld besitzt; Güte und Sanftmut besitzen ein graphologisches Zeichen, nämlich, wie wir früher nachgewiesen haben, eine runde, von Ecken freie Schrift. Ruhe und Gleichmäßigkeit besitzen ebenfalls ein graphologisches Zeichen, nämlich eine gleichmäßige, wenig bewegte Schrift. Geduld aber besitzt kein besonderes Zeichen; diese Eigenschaft ergibt sich aus zwei bereits feststehenden Zeichen: das ist eine Resultante.

Es ist namentlich Crépieux-Jamin, der sich mit Erfolg auf das Studium der Resultanten verlegt und in seinem Buch eine Reihe derselben veröffentlicht hat. Wir reproduzieren hier zwei davon:

1.

Stark geneigte Schrift: Sensibilität Starke Haken u. Ecken: Festigkeit	Gemäß., i. Zaum geh. Sensibilität.

2.

Zurückgebogene Endungen: Egoismus Sehr schiefe Schrift: Leidenschaft Lange Querstriche der t: Lebhaftigkeit	(Neigung zur) Ungerechtigkeit.

Aber Crépieux-Jamin hat sich auch das Verdienst erworben, nachzuweisen, daß man einen und denselben Charakterzug durch verschiedene Resultanten erhalten kann. Wir können dies nicht besser illustrieren, als durch ein Beispiel, das er selber gibt:

1.

Sehr schiefe Schrift: Sensibilität Große Schrift: Stolz, Selbstbewußtsein	Empfindlichkeit.

2.

Sehr schiefe Schrift: Sensibilität L, dessen untere Partie stark ausgebildet ist: Eitelkeit	Empfindlichkeit.

3.

Sehr schiefe Schrift: Sensibilität Aufwärts steigende Schrift: Ehrgeiz	Empfindlichkeit.

4.

Sehr schiefe Schrift: Sensibilität D spiralig gerollt: Anspruchsvolles Wesen	Empfindlichkeit.

Nun darf man freilich eines nicht vergessen: Durchschnittlich ergeben die Resultanten keine sehr hervorstechenden, direkt neuen Züge. Wenn wir z. B. nun auf die eben mitgeteilte vierfache Resultante zurückkommen, Stolz, Eitelkeit, Ehrgeiz, anspruchsvolles Wesen in einer Schrift finden, so schließen wir daraus von vornherein, wenigstens in der Regel, auf Empfindlichkeit. Aber man darf dennoch nicht übersehen, daß das Mittel der Resultanten manchen Nebenzug finden oder doch bestätigen hilft, daß also ein vollständiges Bild nur durch sie ermöglicht wird.

Man bewahre aber immer kaltes Blut und hüte sich vor übereilten Schritten. Mission verfiel auf dem Gebiet der Resultanten geradezu in Lächerlichkeit und auch Crépieux-Jamin war nicht im stande, sich vor Uebertreibungen zu bewahren. Folgendes Beispiel mag genügen:

Steigende Zeilen: Feuer Kurze Endungen: Sparsamkeit Lebhafte Schrift: Lebhaftes Wesen Schiefe Schrift: Sensibilität	Liebe zum Spiel.

Nun findet man Liebe zum Spiel bei den verschiedensten Naturen; aber eine von Crépieux-Jamin geforderte Eigenschaft hat gewiß mancher Spieler nicht: Sparsamkeit. Die einfache Ueberlegung, daß der leidenschaftliche Spieler in der Regel ein Verschwender ist, hätte ihn vor dieser übereilten Resultante bewahren können. —

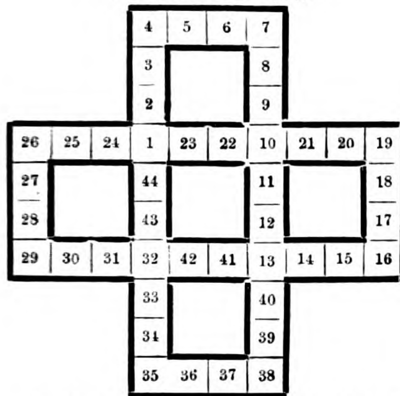
Hiermit sind wir mit dem System der Graphologie, mit den theoretischen Erläuterungen, zu Ende.

Unsere Kunstbeilagen.

Freude ist eingekehrt im Haus, denn den Eltern ist ein Kindlein geboren und der Freude ist Schmerz gefolgt, denn die nächst Gott dem kleinen Wesen das Leben spendete, hat schwere Krankheit erfaßt. „Eine bange Stunde“ brach an, das Licht des Hauses droht zu erlöschen, bedenklich zählt der alte Arzt die Schläge des Pulses, schmerzlich bangend lauschen angstvoll die Umgebenden den schweren Atemzügen der Kranken, zu deren Seite die Bibel aufgeschlagen liegt, aus der sie Trost und Seelenstärke schöpfte. Das ist der Vorgang, den Meister Vautier auf seinem prächtigen Bilde erfaßt und mit ergreifender Gewalt dargestellt hat. Aber so tieftraurig auch dieser Vorgang ist, so liegt doch ein Etwas über das Gemälde gebreitet, das dem Beschauer die verheißungsvolle Gewißheit gibt, daß alles sich zum guten wenden wird. — Belebt und vielgestaltig ist L. C. Müllers „Markt in Kairo“, die Szene dem Leben abgelauscht und mit schönem Können auf der Leinwand festgehalten. — Der geheimnisvolle Zauber des Waldes erfaßt uns beim Anblick von Zubers Blatt „Waldweben“ und trotz Schnee und Eis, die jetzt noch die Natur in Banden halten, tönt es laut in uns: „Es muß doch Frühling werden!“

Zum Kopf-Zerbrechen.

Wortkettenrätsel.



In jedes Feld der obigen Figur ist **eine** Silbe einzutragen. Dadurch sollen 24 Wörter gebildet werden, deren jedes drei Silben umfaßt; die Schlußsilbe des vorangehenden Wortes ist immer zugleich die Anfangssilbe des nachfolgenden. Die Schlußsilbe des letzten Wortes ist zugleich der Anfang des ersten, so daß eine geschlossene Wortkette entsteht. Die einzelnen Wörter sind: 1) 1, 2, 3 eine Stadt an der Oder, 2) 3, 4, 5 eine Insel des ostindischen Archipels, 3) 5, 6, 7 ein Malername der niederländischen Schule, 4) 7, 8, 9 ein Monat, 5) 9, 10, 11 ein hervorragender Künstler des Barockstils, 6) 11, 12, 13 eine alte Stadt am Tigris, 7) 13, 14, 15 eine Stadt in Oberitalien, 8) 15, 16, 17 ein ehemaliges Königreich in Europa, 9) 17, 18, 19 ein französischer Klassiker, 10) 19, 20, 21 ein Staat der nordamerikanischen Union, 11) 21, 10, 22 ein Prophet des alten Bundes, 12) 22, 23, 1 eine durch ihre Ruinen bekannte, verfallene Stadt in Vorderindien, 13) 1, 24, 25 eine Stadt in Dalmatien, 14) 25, 26, 27 ein durch eine Schlacht (1866) bekanntes Dorf in Böhmen, 15) 27, 28, 29 ein Reich im Sudan, 16) 29, 30, 31 eine Stadt in Krain, 17) 31, 32, 33 eine russische Festung, 18) 33, 34, 35 eine Landenge in Amerika, 19) 35, 36, 37 ein Frauenname, 20) 37, 38, 39 eine Grazie, 21) 39, 40, 13 ein amerikanischer Baum mit eßbarem Marke, 22) 13, 41, 42 eine Vorhalle, 23) 42, 32, 43 eine Geliebte des Zeus und 24) 43, 44, 1 eine Stadt in Portugal.

Charade.

(Dreisilbig.)

[Einer eingebildeten Schönen ins Stammbuch.]

Schön bist du, wie's nur die Ersten sind,
Die Letzten dein wie sie's nur wen'gen sind,
Und gern 'ne Frau, wie du, ich nähme,
Die ganz, doch nicht am Ganzen gleich dir käme.

Homonym.

(Auf die Franzosen.)

Dieweil, der Deutschen Gründlichkeit verspottend,
Ihr's stets gewesen:
So wurdet ihr's,
Da ihre Heere euch bedrohten. E. v. H.

Logogriph.

Es ist ein Vogel,
Ein Freund der Nacht;
Hast ohne Fuß du
Es dir gedacht,
Gehen ihm stetig
Andre voran —
Beim Militär man es
Wahrnehmen kann.

Charade.

Fühlst in deinem Herzen brennen
Du das zweite Silbenpaar,
Darf es nie die Erste kennen,
Soll's beständig sein und wahr.
Ueberall in Wald und Flur
Findest du des Ganzen Spur. E. N.

Dreisilbige Charade.

Die Erste ziert und ehrt den Mann;
Sie hilft die Not bezwingen;
Dem, der sie nicht bewahren kann,
Wird Großes nie gelingen.
Durch sie kann in den letzten zwei
Sich solche Kraft entfalten,
Daß sie, von allem Wanken frei,
Sich immer gleich erhalten.
Wo sich jedoch das Ganze regt,
Muß streng man widerstreben;
Denn wer es auszuüben pflegt,
Wird viel Verdruß erleben. E. L.

Rätsel.

Die Gaben sind's, die du den Armen spendest,
Das Veilchen ist's, das im Verborg'nen blüht;
Die Bitten sind's, die du zum Himmel sendest,
Die Sehnsucht ist's, die dich zur Heimat zieht.
Die Lerchen sind's, die froh zum Aether steigen,
Nicht ist's der Spatz, auch nicht die Nachtigall,
Die Geister sind es, die dem Wein entsteigen,
Die Männer, Frauen, Kinder sind es all'.
So wenig aber sind's die Menschenkinder,
Als es die Tugenden derselben sind;
Doch merke dir: Sagst du von einem Sünder,
Daß der es sei, ich's in der Ordnung find'.
Verriet ich mehr, ich glaub', zu raten bliebe
Dir nichts, drum sag' noch eins ich nur:
Die Wellen sind's „des Meeres und der Liebe“,
Und nun genug! Verfolg' der Deutung Spur! —

Logogriph.

Ein Schiffer, den die Alten warnten,
„Trau nimmer den empörten Wogen“,
Verlacht der Weisen Rat
Und glaubt', er wär — es!
Er stach in See; da warf ein Wirbel
Jäh ihn an schroffe Felsenwände,
Ein Schrei! — dann alles still —
Er war — ein Zeichen mehr!

Rebus.



Logogriph.

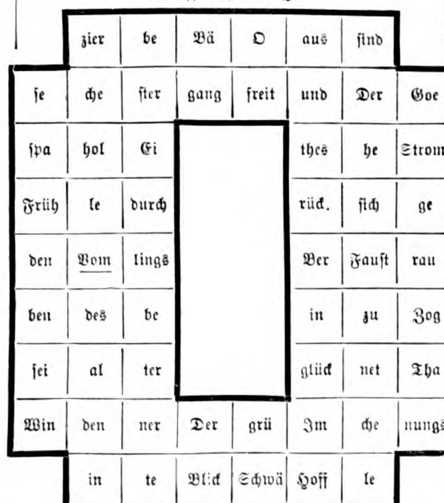
Wenn ich, der Sorgen Last erliegend,
Es bin mit u, so nahst du mir
Mit a und scheuchst die Falten
Von der Stirn mit linden Küssen. E. v. H.

Zahlenrätsel.

(Sechs Buchstaben.)

Fünf, sechs, eins, zwei war ganz mit Recht
Zu seiner Zeit verhaßt bei allen;
Denn was als niedrig gilt und schlecht,
Hat stets am meisten ihm gefallen.
Verwunden kann sechs, eins, zwei, drei,
Doch kann's die Schmerzen auch versüßen;
Erschließt sich's umgestellt im Mai,
Wird jedermann es froh begrüßen.
Sechs, eins, vier, drei liebt Zank und Streit,
Kann rasch der Freundschaft Band zerreißen;
Mein Ganzes ist voll Süßigkeit,
Man mag es küssen oder speisen. E. L.

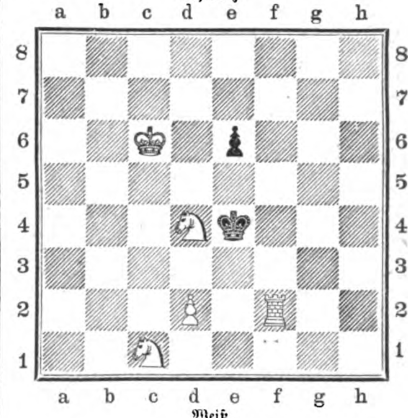
Rösselsprung.



Schachaufgabe Nr. 58.

Von E. Petsch-Manskopf in Frankfurt a. M.

Schwarz.



Weiß.

(5 + 2 = 7.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen L.

Von Dr. Konrad Bayer in Olmütz.

Weiß: Kc7. Dh6. Tb4, g4. Bd2, d3, f5.
Schwarz: Kd5. Sc4, e4. Bb5.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 57.

1. Tb3—b6 Ke4—f5 / 1. .... Ke4—d3
2. Tb6—g6 Kf5—g6:, e4 / 2. Tb6—b1 Kd3—c4
3. La4—c2 ≠. / 3. La4—b5 ≠.

2. .... Kd3—d2 / 2. .... Kd3—e4
3. Tb1—d1 ≠. / 3. La4—c2 ≠.

Lösung von Nr. XLIX.

1. Se2—d4 Ke5—d4: / 1. .... e7—e6
2. Lb4—c3 ≠. / 2. Sd4—c6 ≠.

Auflösung der Damespiel-Aufgabe v. Nr. 7.

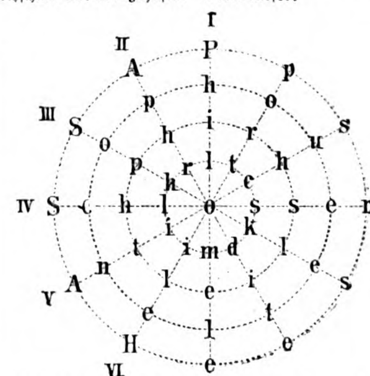
1. d6—c7 b8—d6 + / 4. a3—e+ + + + a5—b4 +
2. e1—f2 Df2—e1 + / 5. c1—b2 b4—a3
3. b2—c3 De1—b4 + / 6. b2—c3 e5—d4 (f4)
7. e3—c5 (g5) + gewinnt.

Skat-Auflösung von Nr. 36.

A hat: Eine nicht zählende Karte in Pique, z. B. Pique-9, außerdem Coeur-König, Coeur-9, Coeur-8, Coeur-7, Carreau-Aß, Carreau-König, Carreau-Dame und zwei nicht zählende Karten in Carreau, z. B. Carreau-9, Carreau-8. A bringt zuerst Coeur-König, C nimmt mit Coeur-Aß und spielt Atout, worauf A Pique-9 abwirft. Die Gegner erhalten dann noch zwei Pique-Stiche, A wimmelt Carreau-König und Carreau-Aß und die Gegner haben 61 Points.

Auflösungen zu Heft 7, S. 1993—95.

Dreisilbige Charade: Frauenhut. **Anagramm:** Kochschule — Hochschule. **Zweisilbige Charade:** Wortspiel. **Doppelsinn-Rätsel:** Kiel; Feder- und Schiffskiel; Hochschule und Kriegshafen. **Kreisrätsel:**

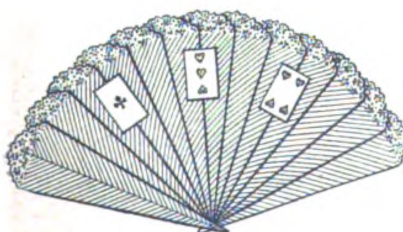


Rätsel: Rheingold. **Charade:** Feuertaufe. **Rebus:** Nimm dich immer in acht vor Denen, welche auch im Zorn ein lächelndes Gesicht zeigen. **Palindrom:** Beil — lieb. **Rebus:** Kalauer. **Auflösung des Rätsels in Heft 6:** Die Vorsilbe „un“ (Unglück — Unfriedfertige — Unverstand — Unmut — Unhöflichkeit — Unlust — Undank).

Flamingo und Marabu.

Wer gen Süden reist und den Bereich des Mittelländischen Meeres betritt, der trifft an der Meeresküste und namentlich an den Ufern der größeren Seen und den Altwassern der Ströme eine Anzahl größerer Stelzvögel, unter denen ihm namentlich zwei durch ihre Größe und ihre Färbung in die Augen fallen. Der eine ist der eigentümlich gebaute weißliche aber mit dem schönsten Rosenrot überhauchte **Flamingo** oder Flamming, Phoenicopterus roseus, welcher in sechs Arten über die Alte und Neue Welt verbreitet ist und durch seine hochragende Gestalt, sein schönes, weithin sichtbares Gefieder und seine eigentümlichen Stellungen die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich zieht. Der Flamingo kommt hier und da, wenn auch selten, in einzelnen Exemplaren, von Stürmen verschlagen oder unabsichtlich verflogen, auch bei uns in Deutschland vor, allein sein eigentlicher Verbreitungsbezirk fängt schon auf Sardinien und Sizilien an und reicht von dort über den ganzen Nordrand von Afrika und dessen Strandseen bis zum Sudan und von dort ostwärts über Kleinasien bis zur Wolga. Ueberall bevorzugt er Strandseen mit salzigem oder brackigem Wasser und den Meeresstrand, während man ihn an süßen Gewässern nur ausnahmsweise und selten findet. Vom 15° n. Br. nach dem Aequator hin trifft man den Flamingo aber auch häufig zusammen mit dem andern interessanten Stelzvogel, der eigentlich einer der Charaktervögel des äquatorialen Afrikas ist, nämlich mit dem **Marabu** oder Kropfstorche, Leptoptus crumenifer oder Argala, einem gefräßigen Burschen, der von weitem aussieht wie ein Mann in einem Frack, und den man im tropischen Afrika beinahe an jeder Pfütze antreffen kann, obwohl er seiner schönen krausen Schmuckfedern wegen emsig gejagt wird. Da er aber ziemlich frech und leicht zu zähmen ist, und als Fischer und Aasfresser dem Menschen und dessen Haushalt wenig oder keinen Schaden zufügt, so wird er von den Eingebornen des dunklen Erdteils meist geduldet; er beseitigt so eifrig wie ein Aasgeier alle tierischen Ueberreste und Abgänge, wie Eingeweide, Aas u. s. w. Auf den Europäer machen die steife Haltung und der ruhige gemessene Ernst des Marabu im wilden Zustand wie in der Gefangenschaft immer einen mehr oder weniger komischen Eindruck, obwohl er eigentlich ein herzlich langweiliger Vogel ist, und in den Tiergärten gewöhnlich den Spitznamen „Geheimer Rat" erhält, denn er erinnert mit seinem rötlichen Kopf, seinen hellen Beinen und seinen dunklen Flügeln unwillkürlich an einen vom Alter krummgezogenen und gebückten Höfling mit schwarzblauem Frack, engen weißen Beinkleidern und feuerroter Perücke, welcher in altväterischer Grandezza ruhig an einer Stelle stehen bleibt und sich scheu und ängstlich fortwährend in seiner Umgebung umschaut, als fürchte er, irgendwo Anstoß zu erregen, der aber außerdem eine unverwüstliche Ruhe beobachtet. An passenden Oertlichkeiten lebt der Marabu scharenweise und baut sich vor dem Eierlegen auf den Seitenästen großer Affenbrotbäume ein rohes Nest von dürren Stecken, worin er sein ziemlich großes und zahlreiches Gehege ausbreitet. Den erfolgreichen Elefanten- und Nashornjägern folgen immer einige Marabus und Sattelstörche, um sich an dem zurückgelassenen Fleisch solcher Kolosse gütlich zu thun.

Marabu (S. 280). Flamingo (S. 280).



Der verzauberte Fächer (S. 281).

Salonmagie.

Von

Alexander.

Der bezauberte Fächer.

Ein hübsches Experiment, welches mit Hilfe eines dazu vorbereiteten Fächers ausgeführt werden kann, besteht darin, daß der Künstler drei Karten ziehen läßt, diese in einen kleinen Kasten legt, den er auf den Tisch stellt. Alsdann bringt er einen Fächer herbei, den er eine Dame bittet auseinanderzuhalten, um sich zu überzeugen, daß weder auf der einen, noch auf der anderen Seite sich irgend eine Zeichnung oder dergleichen befindet. Nachdem dies geschehen, erbittet er sich ein Tuch, überdeckt damit den Fächer, den er unter demselben auseinanderschiebt, und reicht beides einer anderen Persönlichkeit mit dem Ersuchen, die Gegenstände etwas hoch zu halten. Alsdann tritt er zurück, berührt den auf dem Tische stehenden Kasten mit seinem Zauberstabe, öffnet denselben und zeigt, daß die Karten daraus verschwunden sind, sich gegenwärtig aber auf dem Fächer vorfinden. Jetzt nimmt er denselben entgegen, zeigt nach allen Seiten die darauf befindlichen Karten, klappt ihn zusammen, bedeckt ihn wieder mit dem Tuche und zeigt bei nachmaligem Oeffnen, daß die Karten wieder verschwunden und in das erwähnte Kästchen zurückgekehrt sind. Die Ausführung des Kunststückes beruht zunächst auf dem dazu besonders präparierten Fächer, die Herstellung eines solchen ist mit keiner großen Schwierigkeit verknüpft, zumal die meisten käuflichen Fächer nach dem Systeme eingerichtet sind, welches zur Ausführung des Kunststückes erforderlich ist; anderenfalls kann man, besitzt man einiges Geschick in derartigen Arbeiten, einen solchen sich selbst anfertigen, oder von einem Buchbinder herstellen lassen. Es kommt nämlich darauf an, daß das schmale Verbindungsband des Fächers (Fig. 2 a a) in der erforderlichen Weise, in der **Mitte** eines jeden einzelnen Flügels, durch den er sich nach dem nachfolgenden hindurchzieht, befestigt ist. Nach Umständen ist ein starker Seidefaden noch besser dazu geeignet. Fig. 2, welche drei auseinandergehaltene einzelne Flügel zeigt, wird die Sache noch verständlicher machen. Das Band a a begibt sich unterhalb des ersten Flügels durch die Mitte zu der unteren Seite des zweiten, und von hier in gleicher Weise nach dem dritten u. s. w. nach den übrigen Flügeln. Wird dann der Fächer schließlich auf dem Bande zusammengeschoben, nachdem er vorher natürlich mit einer kleinen Verbindungsachse versehen, so muß je die eine Hälfte die andere decken. Daraus folgt nun, daß, wenn der Fächer nach **links** auseinandergeschoben wird, eine gänzlich verschiedene Seite sichtbar wird. Auf diese Seite nun werden die drei verschiedenen Karten gemalt, wie Fig. 1 zeigt, die jedoch nicht sichtbar sind, wenn der Fächer nach rechts verschoben ist. Bringt also der Künstler den Fächer herbei, so zeigt er, denselben nach rechts öffnend, die beiden leeren Seiten. Auch kann er den geschlossenen Fächer ruhig einer Dame zum Oeffnen geben, da es niemand einfallen wird, den Fächer nach links zu öffnen, zumal wenn er denselben bereits etwas geöffnet hat.

Soll aber die Wirkung noch effektvoller sein, so muß er sich vorher mit einer Dame verständigen, die den Fächer mitbringt, und der er nach Beendigung des Kunststückes einen anderen ähnlichen, unvorbereiteten Fächer, den er Gelegenheit gefunden, mit diesem zu vertauschen, zurückgibt.

Was nun die Karten anbetrifft, so wird der Dilettant da freilich auf einige Schwierigkeiten stoßen, wenn er es nicht vielleicht versteht, die bestimmten drei Karten zu forcieren, d. h. jemand zwingen, diese zu ziehen. Diesem Uebelstande kann man aber dadurch abhelfen, daß man von den betreffenden Karten je sechs gleiche im Spiele hat, zwölf oben und sechs unten, und nun von diesen je eine Dame eine ziehen läßt.

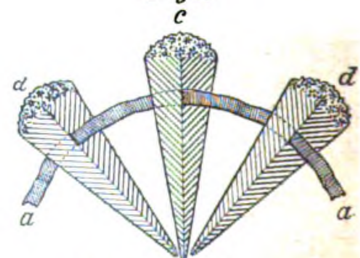
Das Kästchen, in welchem die Karten changiert werden, ist länglich viereckig, mit anhängendem Deckel und groß genug, die Karten aufzunehmen. Dasselbe, im Innern schwarz, hat einen gleichen doppelten Boden, welcher zur Zeit im Deckel liegt, beim Schließen aber auf die Karten herabfällt, sowie beim Umdrehen dieselben wieder zum Vorschein bringt. Da die genaue Herstellung eines solchen Kästchens bereits in dem Märzheft, Nr. 6, Jahrgang 1886, Seite 1262 beschrieben ist, so verweisen wir dorthin.

Der gestirnte Himmel im April.

Um die Mitte des April neigt sich im Nordosten das Sternbild der Zwillinge dem Untergange zu und mehr gegen Norden kann man noch die strahlende Kapella im Fuhrmann tief am Horizont erblicken. Im Süden stehen die unansehnlichen Sternbilder des Becher und des Raben. Im Osten ist Bootes schon hoch über den Horizont hinaufgekommen und nordöstlich davon erblickt man das schöne Sternbild der Krone, dessen helle Sterne wie ein Kranz gruppiert sind. Daran reiht sich gegen den Horizont hin das Sternbild des Herkules, welches dadurch merkwürdig ist, daß sich unsere Sonne gegen dasselbe hinbewegt. Unmittelbar am nordöstlichen Horizont wird das Sternbild der Leier sichtbar, dessen Lage durch den hellen Stern Wega leicht aufgefunden werden kann. Am 6. April Mond in Erdferne, am 8. erstes Viertel, am 15. Vollmond, am 18. Mond in Erdnähe, am 22. letztes Viertel, am 30. Neumond. Von den Planeten ist Merkur in diesem Monat unsichtbar, Venus kann als Abendstern noch gesehen werden, doch neigt sich ihre Sichtbarkeit nun zu Ende. Mars ist unsichtbar. Ziemlich gut kann man jetzt den Jupiter beobachten, doch geht derselbe erst in den Morgenstunden auf. Saturn steht $7\frac{1}{2}$ Uhr im Meridian und gewährt einen prächtigen Anblick im Fernrohr, denn sein Ring ist weit geöffnet und kehrt uns die Südseite zu. Uranus steht im Sternbilde der Jungfrau, kann aber nur mit Hilfe einer Sternkarte und eines kleinen Fernrohrs aufgefunden werden. Für diejenigen, welche diesen Planeten suchen wollen, sei bemerkt, daß der Ort desselben am 15. April ist: Rektaszension 13° 14 m südl. Deklination 7° 6^1.

Ein Wink zu gunsten der deutschen Ornithologie.

In dem weiten Gebiete der Naturwissenschaften gibt es kaum eine wissenschaftliche Disziplin, welche sowohl als



Der bezauberte Fächer (S. 281).

Wissenschaft wie als Sport so viel Genuß und Anregung bietet, wie die **Ornithologie.** Das Leben der Vögel in unserer Umgebung, ihre Sitten, ihr Kunsttrieb im Nestbau, ihre Wanderungen, ihre Beziehungen zum menschlichen Haushalt, ihr Gesang, kurz alle Erscheinungen und Lebensäußerungen von ihnen, welche wir in unserer engeren und weiteren Umgebung bemerken, üben auf den denkenden und empfänglichen Menschen, auf den Freund der „stummen Kreatur", auf den Beobachter der Natur und ihrer Geschöpfe und Phänomene einen großen bleibenden Eindruck von stets wachsendem Reiz. Namentlich ist es die reifere Jugend gebildeter Stände in Stadt und Land, welcher die Beschäftigung mit Ornithologie ein sehr lebhaftes Interesse einflößt und den Blick für das Naturleben erschließt und erweitert und einen noch dauernderen Reiz gewährt als z. B. die Entomologie. Dies macht sich besonders in England und Amerika geltend, wo die gebildeten Klassen sich weit häufiger und eingehender mit Ornithologie beschäftigen als bei uns, wo das Interesse für diese Wissenschaft und für das Vogelleben noch verhältnismäßig seltener ist als anderwärts, obwohl wir Deutsche in dieser Wissenschaft schon sehr Bedeutendes geleistet haben und eine Litteratur besitzen, welche sich mit dem Besten von derjenigen anderer Nationen messen kann. Diese Gedanken stiegen in uns auf, als wir jüngst eines der besten populären Werke dieses Gebiets prüften, nämlich: „**Die Vögel von Mitteleuropa und ihre Eier; eine Naturgeschichte fast sämtlicher Vögel Europas,** mit besonderer Berücksichtigung ihrer Fortpflanzung, von **Fürchtegott Gräßner.** Dritte vermehrte und umgearbeitete Auflage mit 440 Abbildungen auf 24 kolorierten Kupfertafeln" (Dresden, Wilh. Bänsch). Dieses Buch ist eine sehr glückliche Lösung des Problems einer guten populären naturwissenschaftlichen Darstellung und eine höchst dankenswerte Ergänzung zu allen Naturgeschichten und Zoologien, selbst zu dem ausgezeichneten „Tierleben" von **Brehm,** denn es gibt die ganze zentraleuropäische Ornis in gedrängter, übersichtlicher und erschöpfender Darstellung, also das dankenswerteste praktische Material für den deutschen Ornithologen und Sammler, sei er nun Anfänger oder beschäftige er sich schon seit Jahren praktisch mit der Ornithologie. Das Werk steht auf dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft und folgt einer sehr verständigen Einteilung, indem es uns der Reihe nach die Singvögel in ihren verschiedenen Gruppen und Sippen, die Raubvögel, Sperrvögel, Klettervögel, die Tauben, Hühner, Stelz- und Schwimmvögel, sowohl die einheimischen, wie die vorüberwandernden, vorführt und jede einzelne Gattung und Art nach Gestalt, Lebensweise, Standort und Vermehrung mit deutlicher Hervorhebung ihrer diagnostischen Merkmale schildert. Der Text ist kurz und bündig, klar und erschöpfend für das allgemeine Bedürfnis. Die 24 Tafeln enthalten sehr naturgetreue und hübsch kolorierte Abbildungen von ebenso vielen Eiern unserer mitteleuropäischen Vögel und führen somit leicht und spielend in die Eierkunde ein, welche ein sehr interessanter und unterhaltender Teil der Ornithologie ist und namentlich unserer Jugend zur anregenden Beschäftigung und zur Anlegung von Sammlungen mit Fug angelegentlichst empfohlen werden kann, denn Sammlungen von Eiern und Nestern sind nicht nur etwas sehr Hübsches und Lehrreiches, sondern ihre Anlegung auch etwas sehr Gesundes und Ersprießliches für die Jugend unserer gebildeten Stände, die nur allzusehr an Stubenluft und Schulbank gebannt ist und nur allzusehr Gefahr läuft zu „verhocken". Um Eier und Nester zu sammeln, Vögel zu fangen für das Ausstopfen u. s. w., muß der Knabe und Jüngling hinaus in die freie Natur, in Wald und Flur, muß sich im Freien herumtummeln, den Blick und alle Sinne schärfen, beobachten lernen und in seinen Mußestunden ein freisames, wohlthuendes, kräftigendes Wanderleben über Berg und Thal führen, das ihm Kraft und Frische gibt, den geistigen Horizont erweitert und ihn mit der ganzen organischen Natur und ihrem Leben vertraut macht. Die Beschäftigung mit der Ornithologie hat daher einen großen sittlichenden pädagogischen Wert, der namentlich in unseren Tagen einseitiger, gelehrter und auf bloßen Gedächtniskram hinzielender Bildung nicht zu unterschätzen und sehr in Erwägung zu ziehen ist, und insbesondere die Beachtung liebevoller und denkender Väter verdient, denen es um eine gesunde, kräftigende und naturgemäße körperliche, geistige und seelische Entwickelung ihrer Söhne zu thun ist. Wir glauben uns aus eigenster Erfahrung vollkommen berechtigt, ja verpflichtet, diesen Punkt zu betonen und wackeren Jünglingen eine derartige Liebhaberei und Beschäftigung zu suggerieren, welche ihnen lebenslang einen ebenso nützlichen wie angenehmen und interessanten Zeitvertreib für müßige Stunden verspricht. Dabei möchten wir der Verlagshandlung des obigen Werkes nur möglichst viele Abnehmer wünschen, um sie zu veranlassen, daß sie dem obengenannten Werke noch eine Ergänzung anfüge, nämlich ein Bilderwerk über die zentraleuropäischen Vögel selbst in so getreuen Abbildungen, wie sie in dem bekannten klassischen Werke von **Naumann** gegeben sind. Nichts wäre leichter, nützlicher und für einen großen Teil des Publikums erwünschter, als wenn die ohne Zweifel noch vorhandenen Platten des Naumannschen Werkes dazu benutzt würden, ein Bilderwerk im Anschluß an das Gräßnersche zu veranstalten, welche das letztere ergänzen würde und die Ornis unserer Zone in guten bildlichen Darstellungen darböte.

Der Osterhase.

Der Buchhandel lebt im Zeitalter der Attrappen und nachdem uns bereits ein honigduftender Lebkuchen, eine fein in Stanniol verpackte Schokoladetafel und zuletzt sogar ein Halbmond beschert worden ist, hinter denen sich litterarische Gaben bargen, ist nun auch der Osterhase, dessen Ursprung zu ergründen den Gelehrten bisher „vergeblich gelungen", in leibhaftiger Gestalt statt wie bisher im Busch und Krautfeld, auf dem Büchertisch erschienen. Von allen Attrappenbüchern ist der Osterhase jedenfalls das an sich gelungenste, denn die papierenen Lebkuchen und Schokoladetafeln stehen in gar keinem Zusammenhang mit ihrem Inhalt, ja befinden sich sogar in einem Widerspruch mit diesem, während das märchenhafte Fabeltier, dem die Ostertage der Kindheit geheiligt sind, zu einem solchen Scherz wie geschaffen erscheint. Und da handelt es sich auch nicht um „Vorspiegelung falscher Thatsachen", wie unsere Juristen sagen würden, sondern hier erscheint Inneres und Aeußeres in ungetrübter Harmonie. Um das originelle Buch, das sein Entstehen der jungen Verlagshandlung von Felix Krais in Stuttgart, die mit Metzgers „Weltlexikon" erfolgreich und würdig ihrer verlegerischen Laufbahn im vorigen Jahre begann, dankt, nicht mit dürren Worten beschreiben zu müssen, haben wir hier ein verkleinertes Konterfei auf die erste Seite des Sammlers gesetzt, und bemerken nur, daß das Buch genau in dieser Form vor uns liegt: in Relief gepreßt, farbenprächtig, eine sinnige Kindergeschichte vom Osterhasen in seinem Innern bergend, der Fedor Flinzer den künstlerischen Schmuck in Gestalt von vielen Illustrationen verliehen hat. Eltern! Hört und laßt euch sagen, wenn ihr diesmal dem kleinen Volk die bunten Eier versteckt, setzt ihnen den Osterhasen daneben, der als ihr Erzeuger gelten mag. Mit der originellen Erscheinung und dem hübschen Inhalt verbindet er enorme Billigkeit (1 M.) und hat vor seinen Brüdern aus Zucker, Schokolade oder sonstigem süßen Stoff den großen Vorzug voraus — — er verdirbt den Magen nicht. Also Glück auf deinen Weg, Meister Lampe, und wie es im Kinderliede heißt:

„Häschen hüpf', Häs - - chen hüpf'!" K.

Ueber die Abstammung der Hohenzollern.

Das in unseren Tagen aus der Reihe der regierenden deutschen Dynastien ausgeschiedene Haus der Welfen gilt als der älteste Fürstenstamm deutschen Geblütes. An der Welfin Judith Namen knüpft sich das wichtigste Ereignis des frühesten Mittelalters. Der Vertrag von Verdun, die Geburtsstunde der drei modernen Völker: der Deutschen, Franzosen und Italiener, Judiths — Ludwig des Frommen Gemahlin — verzehrender Ehrgeiz hatte den Anstoß gegeben zu den Kämpfen, die dies Resultat herbeiführten. Aber den bedeutenden Einfluß eines einzelnen Gliedes des Welfenhauses übertrifft fast noch an Bedeutung die gewaltige Stellung desselben am Ausgang des 17. Jahrhunderts. Das Machtgebiet Heinrichs des Löwen erstreckte sich über das ganze Norddeutschland und Bayern und enthielt der entwickelungsfähigen Keime genug zu einem gutgeordneten, in sich geschlossenen Gemeinwesen. Es ist der erste deutlich erkennbare Ansatz zu einem wirklichen Staat, ganz geeignet, dereinst der feste Kern zu werden, um den sich alle deutschen Stämme zur Einheit zusammenfanden. Und darum müssen wir die Zertrümmerung dieses Welfenstaates durch die Hohenstaufen von unserem heutigen Standpunkt aus als ein Unglück für Deutschland ansehen, so sehr dieselbe auch durch die politische Lage von damals notwendig und gerechtfertigt war. Ja, hätten die Staufen etwas anderes an die Stelle des Welfenstaates zu setzen vermocht, hätten sie die Einheit auf ihrem Wege durchführen können, dann freilich hätten wir nichts zu beklagen. Nun aber ist es anders gekommen, und nachdem Deutschland durch ein Meer von Blut und Thränen hindurchgegangen, ist den Zollern gelungen, was den Welfen und Staufen nicht gelingen sollte. Damals freilich waren die Zollern noch kleine Grafen im Schwabenland, deren künftige Größe niemand ahnen konnte. Und doch hatten sie auch damals schon eine große Vergangenheit hinter sich. Erst der neueren Geschichtsforschung ist es gelungen, das Dunkel aufzuhellen, das bisher über dem Urstamm unseres ruhmreichen Herrscherhauses lagerte. Entgegen der bisherigen Annahme, daß die Zollern von den fränkischen Grafen von Abenberg abstammen, hat L. Schmidt in Tübingen (1884, Lauppsche Buchhandlung) nachgewiesen, daß die Grafen von Zollern die Nachkommen des alten mächtigen Geschlechts der Burkardinger sind. Der Ahnherr desselben, Hunfried, war unter Karl dem Großen Herzog von Rätien und Istrien und Großgrundbesitzer im südlichen Schwaben. Hier fanden seine Nachkommen das eigentliche Feld ihrer Thätigkeit. Einer derselben, Burkhard, rang mit König Konrad I. um die königliche Stellung in Schwaben und büßte dies Streben 911 mit dem Tode; ein anderer Burkhard hatte diese Stellung unter dem Namen eines Herzogs wirklich inne und schlug den König Rudolf II. von Burgund aus welfischem Stamm 920 bei Winterthur aufs Haupt, der erste feindliche Zusammenstoß zwischen Welfen und Hohenzollern. Auf die Schlacht aber folgte eine Hochzeit und die Geburt jener Adelheid, die als Königin von Italien und Gemahlin Ottos I. von so folgeschwerem Einfluß auf die Kaiserpolitik ihres Gemahls gewesen ist; in ihren Adern rollte burkardingisches (zollerisches) und welfisches Blut zugleich. Der letzte Herzog von Schwaben burkardingischen Stammes war Burkhard III. Er folgte in dieser Stellung dem Sohne des Kaisers Otto, Liudolf, kämpfte tapfer in der Ungarschlacht auf dem Lechfelde und war der Gemahl der durch Scheffel poetisch verherrlichten Herzogin Hadwig, eine Nichte Ottos I. Mit diesem Burkhard stirbt die herzogliche Linie des Hauses aus, in verschiedenen Nebenlinien aber wird das Geschlecht weitergeführt. Diese Seitenlinien als Teile des burkardingischen Gesamthauses und wieder eine derselben als Wurzel des 1061 zum erstenmal genannten Zollernstammes nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst des Verfassers. Vergeblich wäre es bei einem solchen Nachweis nach einer Familie mit dem gleichen Namen Zollern zu forschen, denn dieser Name ist von dem Burgsitz Zollern genommen. Die Sitte aber, sich nach einer Burg zu nennen, kommt erst im 11. Jahrhundert bei dem hohen Adel auf. Bis dahin hießen Grafen und Herzöge nach dem Amtssprengel, den sie inne hatten. Erst als das Amt, d. i. die Grafschaft oder das Herzogtum, zerfiel und sie die Reste der zerfallenden Gaue zu erblichen Gebieten mit fürstlichen Hoheitsrechten zusammengethan hatten, fingen sie an, sich nach den Wohnsitzen zu nennen, von denen aus sie vorzugsweise die Verwaltung dieser Gebiete führten. So hieß der bekannte Gegner Heinrichs IV. Graf Otto „von Nordheim", nicht „vom Leinegau", seinem Amtssprengel. Uralt aber war eine andere Sitte: gewisse Taufnamen in ein und demselben Geschlechte immer wiederkehren zu lassen. Nach diesen Namen werden jene Geschlechter noch heute unterschieden. Man spricht von Konradinern, Brunonen, Burkardingern ꝛc. Dieselben Namen, Burkhard und Werner, die im alten Burkardingischen Hause heimisch waren, kehren nun auch bei den Zollern jahrhundertelang immer wieder. Vor allem aber: diese Zollern sind bei ihrem ersten Auftauchen im Besitze des Scherragaues in Schwaben, d. h. desjenigen Gebietes, das vor ihnen das „Burkardinger" genannte Haus von Anfang an innehatte. Daher ist es nahezu gewiß, daß die Zollern mit den Burkardingern eines Stammes sind. Das Auftauchen des Namens „Zollern" ist also so zu erklären: Die Grafen des Scherragaues, einer der Seitenzweige der alten Burkardinger, nannten sich im 11. Jahrhundert, der allgemeinen Sitte des hohen Adels folgend, nicht mehr Grafen von Scherragau, sondern nach der in demselben gelegenen Burg Zollern „Grafen von Zollern" und werden als solche 1061 zum erstenmal in einer zuverlässigen Quelle aufgeführt. In ähnlicher Weise läßt sich die Verwandtschaft der Zähringer und der Grafen von Nellenburg mit den Burkardingern nachweisen. Hier dürfte es nun noch von Interesse sein, darauf zu weisen, daß von den Zollern mehrere Seitenlinien, wie die der Grafen von Hohenberg, sich abzweigten, daß durch Heirat in das Haus des Grafen von Ortenberg frühzeitig elsässische Besitzungen an die Zollern kamen, und daß der Stammvater der königlichen und fürstlichen Linie der Hohenzollern, Graf Friedrich III. (gest. um 1200), der erste Burggraf von Nürnberg war.

Dr. Kaufmann.

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Pröpper.

April.

Salat-Sandwichs. Man bestreiche dünne Schnitten von gutem Roggenbrot ziemlich fett mit frischer Butter, belege die Hälfte mit gehacktem Schinken, Kalbsbraten oder Geflügel und beträufle dies mit etwas durch Essig verdünnten Senf; gebe dann kleingeschnittene Garten- oder Brunnenkresse oder Schnittlauch darauf, die andere Hälfte der Brotschnitten darüber und drücke sie fest aufeinander; teile sie mit scharfem Messer in zierliche Vierecke und garniere sie mit Radieschen.

Hühnersuppe. Man koche zwei Hühner weich, entferne die Haut, schneide die Brust in feine Streifchen (Filets) und stoße alles übrige mit sechs hartgekochten Eidottern und zwölf abgezogenen Mandeln im Mörser sehr fein, rühre dann langsam die Brühe daran und lasse das Ganze mit ein paar abgerindeten Weißbrötchen durchkochen, gebe die Suppe durch ein Haarsieb, koche sie nochmals auf, ziehe sie mit drei Eidottern ab und lege die Filets hinein.

Dorsch auf der Schüssel. Man schneide den gut gereinigten, gewaschenen, abgetrockneten, jedoch nicht gespaltenen Dorsch in Stücke und bestreiche eine starke Porzellanschüssel gut mit Butter, lege die Fischstücke darauf und auf jedes eine Zitronenscheibe ohne Schale und Kerne und eine Sardelle, streue über das Ganze Salz, Kapern, etwas fein abgeriebene Zitronenschale und kleine Butterstückchen und gebe etwas Wein und Essig darunter (für 1½ Kilo Fisch ½ l Wein, einen Theelöffel Essig, 60 Gramm Butter). Nun stelle man die Schüssel, fest zugedeckt, über einem Gefäß mit kochendem Wasser in den mäßig heißen Ofen (Röhre) und lasse den Fisch weich dünsten, wobei man ihn fleißig mit der sich darunter bildenden Sauce begießt, bis er sich von den Gräten zu lösen anfängt (nach einer halben bis dreiviertel Stunde etwa) und garniere ihn beim Servieren auf seiner Schüssel, mit kleinen Salzkartoffeln, die man mit gehackten Kräutchen, Petersilie, Pimpinelle, Estragon bestreut hat.

Sauerampferpüree mit Flädlein. Man nehme etwa vier Handvoll Sauerampfer, den man bloß von den Stielen streift, wäscht, das Wasser etwas auspreßt und ihn mit Butter und wenig Mehl dämpft, dann Bouillon, und eben vor dem Anrichten sauren Rahm und ein paar Eidotter daran thut und Flädlein dazu reicht.

Flädlein. Man rühre vier Eßlöffel Mehl, ¼ Liter Milch und vier Eier zu einem leichtfließenden Teig, gieße einen Löffel davon in die heiße, nur mit einer Speckschwarte ausgeriebene Pfanne und das übrige, was nicht hängen bleibt, wieder heraus, daß ein ganz dünner Kuchen bleibt,



Ein Auswandererzug in Berlin.

der rasch auf beiden Seiten gelb gebacken und gleich zusammengerollt wird, dann sofort auf eine erwärmte Schüssel gelegt, die folgenden zuerst daneben und hierauf eine zweite Lage, quer darüber und möglichst schnell serviert.

Gebratener Birkhahn. Man lasse ihn, wenn er jung ist (alte Tiere müssen vor dem Braten gebeizt werden), zwei bis drei Tage ungerupft hängen, rupfe ihn dann und wische ihn mit einem Tuch recht sauber ab und aus, denn gewaschen darf er nicht werden, spalte und dressiere ihn, bestäube ihn mit Salz und umbinde ihn mit Speckscheiben; lasse nun in der Bratkasserolle reichlich Butter bräunen, lege den Birkhahn hinein und brate ihn in dem sehr heißen Ofen (Röhre) unter fleißigem Begießen mit der Butter, welcher man nach einer Viertelstunde etwas Bouillon zusetzt, schön goldbraun und saftig; stecke ihm beim Anrichten einen grünen Zweig in den Schnabel und umlege ihn mit Brunnenkresse, welche man mit etwas Essig und Salz angefeuchtet hat. Die Sauce wird durchgeseiht, entfettet und mit etwas dickem, sauren Rahm verrührt. Ein junger Hahn braucht eine halbe Stunde, ein älterer drei Viertelstunden und es sind diese im Frühjahr, die jungen im Herbste am besten.

Mayonnaise von Truthuhn-Eiern. Man schneide die hart gekochten Eier (zwölf bis fünfzehn Minuten lang) quer durch in zwei Teile, nehme das Gelbe heraus und an der untern Seite eine Spitze ab, bereite dann eine Farce aus fein gewiegter Zunge, Sardellen, roten Rüben und Kapern, fülle die aufrecht gestellten Eierhälften damit, träufle ein paar Tropfen feines Oel und Zitronensaft darüber, bedecke es mit dem geriebenen Gelben der Eier und richte auf runder Schüssel über **Mayonnaise-Sauce** an.

Zu dieser gebe man in eine Schale einen halben Theelöffel gehackte Schalotten, einen Theelöffel gehackten Estragon oder Petersilie, einen Theelöffel Zucker, einen gestrichenen Theelöffel Salz und einen Eidotter, rühre nach und nach vier Eßlöffel Oel und zwei Eßlöffel feinen Essig hinein und eben vor dem Anrichten 1/8 Liter geschlagenen Rahm.

Makkaroni auf italienische Art (Timpano di Maccheroni). Man koche 1/4 Kilo in 10 Zentimeter lange Stückchen gebrochene Makkaroni in gesalzenem Wasser ab, lasse sie auf einem Seiher ablaufen und lege die Hälfte davon in eine mit Butter gut ausgestrichene Puddingform; dann mische man einen tiefen Teller voll geriebenen Parmesankäse, 1/8 Kilo gehackten Schinken, einige in Butter angedämpfte fein gehackte Schalotten, die abgeriebene Schale eines Zitronenviertels und etwas weißen Pfeffer untereinander und streue dies über die Makkaroni; gebe die andere Hälfte derselben darauf und gieße 1/2 Liter süßen Rahm, den man mit fünf Eidottern und dem Schaum von fünf Eiweiß vermischt hat, darüber, backe den Pudding etwa eine Viertelstunde und serviere ihn gleich in der mit einer Serviette umsteckten Form.

Rhabarbertorte. Man belege eine Tortenform mit 1 Zentimeter dick ausgerolltem mürben Teige (180 Gramm Mehl, 125 Gramm Butter, 60 Gramm Zucker, ein Ei), fülle sie mit zu 3 Zentimeter langen Stücken geschnittenem Rhabarber und gebe reichlich Zucker dazu; schließe mit einem Deckel von dem Teige, mache in dessen Mitte eine fingerdicke Oeffnung, bestreiche ihn mit verklopftem Ei und backe die Torte schön gelb.

Ein Auswandererzug in Berlin.

In Verbindung mit dem Norddeutschen Lloyd und seinen überseeischen Postschiffen gingen früher und gehen freilich noch an gewissen Tagen sogenannte „Auswandererzüge" von Berlin ab, welche die aus den verschiedenen nördlichen und östlichen Provinzen der Monarchie, aus Böhmen und Polen kommenden Europamüden sammelten, um sie für die an bestimmten Tagen von Hamburg und Bremen abgehenden Lloyddampfer abzugeben und denselben den längeren Aufenthalt in den Hafenstädten zu ersparen. Der Abgang dieser Züge hatte für den unbeteiligten Zuschauer etwas ungemein Ergreifendes. Dem Menschenfreund und Patrioten schnitt es tief in die Seele, so viele tüchtige Arbeitskräfte aus dem Vaterlande scheiden zu sehen — scheiden mit oft kopflosem Leichtsinn, mit sanguinischen Hoffnungen, mit stumpfem Gleichmut oder mit rohem Jubel — und an das künftige Los so vieler dieser armen Bethörten denken zu müssen, welche, mittellos und ohne Land und Leute und die Sprache drüben jenseits des Ozeans zu kennen, diese Reise über See wagten. Als ich den ersten derartigen Auswandererzug in Berlin sich füllen sah, als ich die Hast erblickte, mit welcher sich jung und alt mit dem bißchen ärmlicher Habe in die Waggons drängten, in brutaler Selbstsucht um die Plätze plagten und unter dem Einfluß des Branntweins alle tierischen Seiten des Menschen entfalteten, als ich den wilden Lärm und das selbstsüchtige Treiben dieser Hunderte sah, welche sich beeilten, der Heimat Valet zu sagen, als in den wenigsten Gesichtern dieser Auswanderer auch nur der leiseste Zug von Wehmut fehlte, welchen die Thatsache des Scheidens von der heimatlichen Scholle hervorrief, da krampfte sich mir das Herz zusammen, und unwillkürlich trat mir das Wort „Völkerdünger" auf die Lippen. Ja, Völkerdünger! es waren unverkennbar so viele verkommene Existenzen, so viele gedankenlose Menschen darunter, welche stumpf und gleichgültig, apathisch in ihr Elend rannten. Malerisch und belebt war der Auftritt, aber unerquicklich, mitleiderregend im höchsten Grade. Die wenigsten ahnten auch nur entfernt die Mühsale, Prüfungen, Enttäuschungen und Entbehrungen, denen sie entgegengingen, den furchtbaren Kampf ums Dasein, der ihrer wartete, wenn sie sich durchringen wollten — ein Kampf, dessen siegreiches Bestehen ihnen auch im Vaterlande das tägliche Brot und Auskommen gesichert haben würde! Während ich noch tief ergriffen so dastand und in das lärmende Gewühl blickte, kamen zwei reinlich gekleidete junge Leute, anscheinend junge Handwerker, mit Bändern und Sträußen am Hute, an mir vorüber und sangen:

„Amerika, du nimmst uns an,
Reichst uns die Bruderhand,
Und gibst dem deutschen Pilgersmann
Ein neues, ein schönres, ein bessres Vaterland."

Der Vers war mir bekannt: er ist aus Gutzkows Schauspiel „Die Auswanderer", das ich vor vierzig Jahren einmal hatte aufführen sehen. Arme bethörte Jungen! dachte ich und Thränen traten mir ins Auge; mögt ihr nie den rauhen Griff dieser schwieligen Bruderhand der Yankees erfahren und wirklich ein besseres Vaterland finden! Und mit tiefer Erschütterung wandte ich dem Schauspiel den Rücken.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda. — Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

K. 45 in Mülhausen. Leider für uns nicht verwendbar. Wir haben das Schriftstück an Ihre Buchhandlung gesandt, von der Sie es abholen können.

O. W. in L. Weder Ihre Fabel noch Ihre Aphorismen haben uns gefallen. Sind Sie etwa Klempnergeselle, daß Sie solches Blech verarbeiten?

A. M. in T. Das können wir Ihnen nicht sagen. Gehen Sie aber zu einem Apotheker dort, der wird Ihnen nach jeder Richtung hin Auskunft geben und das Pulver auch machen.

L. P. in W. Das Zusammenlegspiel wollen wir gern gelegentlich verwenden. Wegen des ungebrochenen Exemplars wenden Sie sich am besten an Ihren Buchhändler. Wir hätten Ihnen das Blatt direkt geschickt, doch haben Sie vergessen, Ihre Adresse anzugeben.

L. M. in L. Auf den Umweg über Ihr Gedicht wird sich schwerlich jemand für Torquato Tasso und sein Schicksal begeistern lassen. Das Poem ist kühl bis ins Herz hinein.

K. B. in K. Sie haben sich im voraus für uns den Kopf zerbrochen, um die Gedanken zu erraten, die uns bei der Lektüre Ihres Gedichtes kommen werden. Aber Sie haben fehlgeschossen! Wir dachten nur das eine, an das Sie nicht dachten: Es ist unglaublich, welche Albernheit zu lesen einem Redakteur zugemutet wird.

L. Sch. in D. Da Ihre Bestrebungen nach Afrika zu kommen, bisher vergebliche gewesen und Ihnen auch Herr Dr. Meyer auf dreimalige Zuschrift nicht geantwortet hat, raten wir Ihnen, es einmal bei dem Großkaufmann Wörmann in Hamburg zu versuchen.

O. E. in T. „Ich weiß einen Tannenbaum" (ich weiß sogar mehrere), Sie wissen auch „einen Steinblock", aber offen gestanden ist diese Wissenschaft zu gering, um Sie zum Dichter zu machen. Auch das „schwarzbraune Schätzlein" hat Ihren dichterischen Kohl nicht fett zu machen vermocht. Also abgeblitzt!

W. Th. in D. Das thut uns leid, wenn es uns auch erklärlich und ein Fingerzeig ist.

J. F. in A. Wie vorstehend! Ihnen zu einem Briefwechsel mit einem deutschen Mädchen zu verhelfen, können und mögen wir nicht. Wir möchten gern nach allen Richtungen hin dienen, aber nur nicht als Gelegenheitsmacher. Sie scheinen sich auch die deutschen Mädchen anders zu denken als sie sind, die warten nicht auf einen Studenten in Siebenbürgen, der sogar fürs Briefschreiben „Feschheit" verlangt, sondern sie sind ganz zufrieden mit ihrer guten deutschen Jugend daheim.

P. St. T. in W. Ein Gedicht auf die Leiden des Kronprinzen Friedrich Wilhelm käme jetzt doch sehr post festum und wir könnten es nicht brauchen, auch wenn es besser wäre als es in der That ist.

F. v. B. in P. Wir haben genug, unser Herz verlangt nicht nach mehr!



Weltpost.

E. H. in N. Sie singen:
„Wenn denk ich, wenn in den Abendstunden
Ich einsam an dem Fenster stehe,
Nach dem besternten Himmel sehe,
Und klage, daß das Glück mir ist entschwunden."

Ja, da kann es ja mit dem Denken an „Sie" und dem Unglück nicht ganz so schlimm sein. Denn einmal beschränken Sie Ihren Schmerz weise auf die Abendstunden, wo Sie vermutlich ohnehin nichts zu thun haben, und dann haben Sie zu Liebes- und andern Schmerzen einen bestirnten Himmel nötig. Da fehlt es ja an Schmerzensfasttagen oder richtigen ...nächten nicht. Das stimmt uns aber ... mitleidig genug, um Ihr Gedicht vor Vernichtung zu retten.

B. in G. Dilettantrig! spielen Sie nicht mit dem Feuer und nicht mit dem großen Schmerz, der als „letzten Glückesstrahl im Leben" den Tod am Herz des geliebten Weibes ...wünscht. Dazu gehört ein tieferes, ...eres Empfinden, als aus Ihren schwach...igen Reimereien zu Tage tritt.

L. L. in St. D. Ihre patriotische Begeisterung ist gewiß ehrlich, aber Ihr dichterisches Können ist unter Null. Gedankengang und Form Ihres Lenzgedichtes entsprechen ... wenig selbst den bescheidensten Anforderungen.

A. R. in W. Es ist das auch ein „Zeichen der Zeit", daß angesichts des furchtbaren Dramas, das sich in Oesterreich abgespielt hat, sensationslüsterne Reporter mit allen möglichen lügenhaften Notizen ungestraft ihr Wesen treiben dürfen. Wenn sie die Majestät des Todes kühl läßt und sie nicht menschlich erzittern bei dem Gedanken der schweren Stunden, die dem Entschluß des unglücklichen Fürstensohns vorausgegangen sein mögen, so sollte sie ihr Mitgefühl für die ... getroffenen Eltern doch wenigstens ausnahmsweise einmal von ihrem rohen und ...losen, gewissenlosen Treiben abhalten.

A. H. in H. Sie wollen „ohne jede Vorbildung" plötzlich Jura studieren? und ... nach dem „passendsten Lehrinstitut". ... können sich das Studium der Rechte ... so auszumalen, wie etwa den ... in der Freiwilligenpresse. Sie können die Rechte nur auf einer Universität ..., zu deren Besuch Ihnen wiederum der erforderliche Besuch eines Gymnasiums ... ist; wir rathen Ihnen aber nach ... in Ihre Börse entschieden ab.

J. R. in O. Wir sahen leider das ... nicht, um uns selbst den vergnügten ...blick zu verschaffen, danken aber nichtsdestoweniger für den freundlichen Hinweis.

C. F. in F. Die betreffenden Verse ... von dem Humoristen Busch.

R. W. in B. Zur Imitation bunter ...lasungen empfehlen wir Ihnen, sich mit dem Geschäft von Paul Maucke in Berlin ... (Königgrätzerstr. 26) in Verbindung zu ..., das auch sonst für alle Handarbeiten ...werte Auskunft und praktische Unterweisung erteilt.

Mehrere Abonnenten. Es scheint, ... die Menschheit immer zartnerviger und ... die Kunst des Redigierens der reine Eiertanz zwischen den spitzen Reden „mehrerer Abonnenten" wird. Wie wir nun sehen, ist ... nicht genug, tausenderlei Empfindlichkeiten ... Bezug auf den Text zu schonen, alles ...ständig auf den Bildern zuzudecken, was ... Seelen als eitel Spekulation auf Sinnlichkeit ansehen, nun sollen auch ... die Menschen mit dem Lack falscher ...heitsempfindung angepinselt werden! ... verlangen, daß eine illustrierte Zeitschrift ... auch durch die Illustrationen ... Gemüt und Geist veredelnd wirken" ... und beklagen sich über die Wiedergabe ... Lappländer, von denen Sie sagen, ... solche Scheusale nur abstoßen und ... niemand anziehen". Die Sache hat eine ... komische, aber sie hat auch eine sehr ... Seite, denn in Wahrheit klagen Sie ... Schöpfung an und sündigen gegen das ... Gebot der christlichen Religion, ... umfassende Liebe. Sie vergessen, daß ... hinter der Ihnen abstoßend erscheinenden Hülle ein menschlicher Geist wohnt ... vielleicht ein Herz, treuer und feinfühlender, als das manches Pharisäers, der mit ...willigem Blick auf den Spiegel beim ... jener Illustration in das Wort ausbricht: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht ... diese." Aber auch von alledem abgesehen, ist es redaktionell eine Ungeheuerlichkeit, derartiges zu verlangen, Sie verschließen ... dieser Forderung einer Zeitschrift ... Gebiet der Ethnographie, das ... für die Illustration die denkbar günstigsten Vorlagen und in vieler Beziehung ... Interesse (gerade heute!) bietet.

E. P. in T. Nichts für uns.

Weltpost.

H. S. in D. Der Verfasser des Aufsatzes über Nährstoffe der Pflanzen ist Professor in Jena, vielleicht wenden Sie sich an ihn; wir sind nicht in der Lage, Ihre Anfrage zu beantworten.

E. L. in D. Der betreffende Aufsatz wurde speziell für uns von einem Mitarbeiter geschrieben, der die Ruinenstadt aus eigener Anschauung kennt. Das Heft können Sie jederzeit nachbeziehen.

M. R. in W. Der Verfasser des Gedichts zu unserem Preisrösselsprung ist M. Wihnyk, der Komponist des Rösselsprungs selbst der Redakteur unserer Schachabteilung, Hans v. Minckwitz.

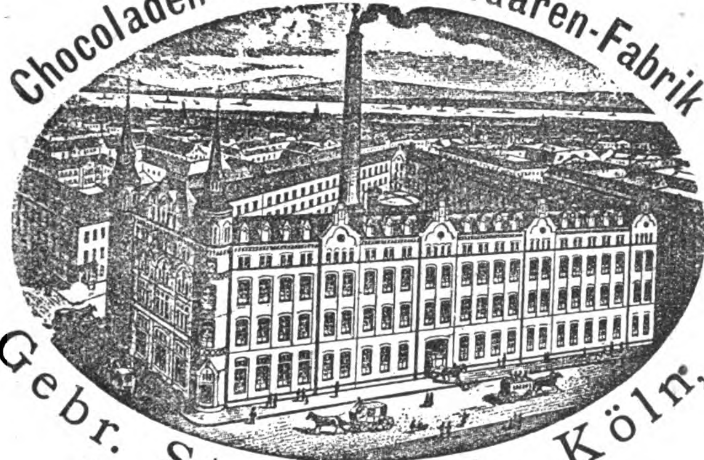
Dr. G. H. in G. Wir sind in der Lage, Ihnen Näheres über die Leipziger Fahrradausstellung, welche vom 23. d. M. bis 3. März abgehalten wird, mitzuteilen, was auch andere Freunde des Radsports interessieren wird. Die Ausstellung wird eine außerordentlich vielseitige werden und dürfte weiteste Kreise interessieren. So will u. a. der Deutsche Radfahrerbund eine landschaftliche Gruppe nebst Bundesehrenzelt senden. In letzterem werden nur Sachen enthalten sein, die einerseits von dem Umfange und der Bedeutung des Deutschen Radfahrerbundes Zeugnis geben, anderseits sich auf den Beginn des Radfahrsportes in Deutschland beziehen. Im Mittelpunkt des Zeltes wird sich die lebensgroße Büste des Freiherrn von Drais, des Erfinders des Fahrrades, befinden und darunter die von Bundesmitgliedern errungenen Ehrenpreise von gekrönten Häuptern, Fürstlichkeiten oder sonstigen Stiftern außerhalb des Bundes, meist Sachen von hohem künstlerischem Werte. Gau- und Vereinsbanner werden das Ganze abschließen. Zu dem an drei Abenden abzuhaltenden Konkurrenzfahren sind nicht weniger denn 81 Nennungen erfolgt, die sich wie folgt verteilen: Kampf um die Meisterschaft von Europa im Kunstfahren auf dem Zweirad fünf, und zwar sind hierbei vertreten die Städte Bernburg, Köthen, Hannover, Nürnberg und Ottensen bei Altona; für das Einzelkunstfahren liegen acht Nennungen vor, darunter außer den eben genannten noch Berlin und Köslin; am Reigenfahren beteiligen sich vier resp. fünf Klubs, am Kürfahren zehn und am Fußradfahren fünf Herren. Als Preise sind ausgesetzt neben einem goldenen Meisterschaftsehrenzeichen, künstlerisch ausgeführte Ehrenurkunden und Wertgegenstände. Auf der Ausstellung werden ca. 150 Aussteller des In- und Auslandes vertreten sein, besonders auch England. Neben Fahrrädern aller Konstruktionen, Fabriken und Marken kommen auch historische Fahrräder zur Ausstellung, darunter das vom Erfinder Freiherrn von Drais selbst gebaute und gefahrene. Einzelteile werden selbstredend in hervorragender Weise da sein, und sind gerade diese dazu geeignet, Zeugnis für die große Bedeutung zu geben, welche das jüngste Kind der Eisen- und Stahlindustrie gewonnen hat. Das Radfahren ist schon lange nicht mehr allein Sport, die ernste, praktische Seite ist nicht zuletzt von den Behörden erkannt, wofür die Ausstattung der höheren Wegebaubeamten in Schlesien mit Dreirädern ein Beweis neuesten Datums ist, ganz abgesehen davon, daß das Dreirad für Militärzwecke schon längere Zeit Verwendung findet. Nach den bisherigen Anfragen und Anmeldungen zu schließen, läßt sich auf einen ganz bedeutenden Fremdenzufluß rechnen. Um den vielfachen Anfragen zu genügen, bringen wir hier nochmals die Namen des geschäftsführenden Komitees: G. Adolf Simon (Vorsitzender), Theophil Weber (Schriftführer) und Rob. Höfer (Kassierer). Das Ehrenkomitee wird von den Spitzen der höchsten Behörden in Leipzig gebildet. Für genügende und möglichst billige Unterkunft wurde nach Möglichkeit Sorge getragen und gibt der Schriftführer auf Anfragen gern Auskunft. Dauerkarten, gültig zu fortgesetztem Besuch der Ausstellung und sämtlichen Festlichkeiten inkl. der Eröffnungsfeierlichkeiten, werden zum Preise von zehn Mark abgegeben. Als Beweis dafür, daß die Ausstellung nichts weniger als einseitig sein wird, nennen wir heute nur den total in Eisen und Stahl ausgeführten zweirädrigen Ponywagen der Firma Paul Focke & Cie. in Leipzig, der insofern vollständig originell und neu in Deutschland ist, als dessen hohe Stahlräder mit Gummi und dreireihiger Anordnung der Stahlspeichen auf Kugellager ruhen, wodurch, wie beim Fahrrad, die Reibung auf ein Minimum herabgedrückt wird.

L. L. in K. Die gewünschte Auskunft müssen Sie sich schon von der deutschen Kolonialgesellschaft direkt holen. Deren Sitz ist in Berlin. Nähere Adresse nicht nötig.

General-Agentur für Australien: Weiler, Heidepriem & Co., Melbourne.

Eigenes Haus in New-York, 5 Worth Street: Schilling, Stollwerck & Co. mit Abzweigungen in Chicago, St. Francisco, Yokohama und Shanghai.

Chocoladen- und Zuckerwaaren-Fabrik



Gebr. Stollwerck, Köln,

Kaiserl., Königl., Grossherzogl. etc. Hoflieferanten.

General-Agentur für England: J. HARTL, London, Herbert-Street 51 & 52.

Zweigniederlassungen in Berlin, 44 Kronenstrasse. Wien, 8 Hohermarkt. Frankfurt a. M., 3 gr. Bockenheimerstr. Breslau, 31 Schweidnitzerstr. Amsterdam, 101 Kalverstraat. Brüssel, 76a Boulevard Anspach.

Dampf- und Maschinenbetrieb von 550 Pferdekraft.

Beste Rohmaterialien — sorgfältige Verarbeitung.

Feine Ess- und Trink-Chocoladen.

Cacao in Pulver und Tafeln. Schnelllöslicher Puder-Cacao.



Die Fabrik ist brevetirte Lieferantin der meisten europäischen Höfe und ihre Fabrikate wurden durch 34 Ehren-Diplome goldene und silberne Medaillen ausgezeichnet.



Chocoladen in Phantasie-Packungen in der reichsten Auswahl; **Marzipane, Bonbons, Confecte** etc. **Feine Dessert-Bonbons, conservirte Früchte** und **Marmeladen.**

Brause-Limonade-Bonbons mit verschiedenem Geschmack.

Alleinige Fabrikanten von

Dr. Michaelis' Eichel-Cacao.

Als ein tägliches diätetisches Getränk, sowie als ein nährendes Heilmittel bei Brechdurchfall und Diarrhoë von den ersten Autoritäten der medicinischen Wissenschaft empfohlen.

☞ **Durch die neuesten Verbesserungen unserer Chocolade-Maschinen eigener Construction wird nicht nur in Geschmack, Aroma und feiner Verarbeitung der Chocolade, bedeutender Fortschritt erzielt, sondern auch durch automatisch wirkende Vorrichtungen die Berührung der Chocoladen durch Menschenhand auf die wenigstmögliche herabgemindert.**

Stollwerck'sche Chocoladen, Cacaos & Zuckerwaaren sind allerorts käuflich.

Weltpost.

M. H. H. in M. Die Reime in Ihrem Gedicht lassen zu wünschen übrig, sonst gefällt es uns. Wenn Sie das wenig geschmackvolle „Triefen" herausputzen können, wollen wir das Gedicht gelegentlich bringen.

D. in C. Freundlich dankend abgelehnt!

R. C. in N. Sie wollen ein „billiges Weltbad?" Da kann Rat werden. Wie aus einem Schriftchen hervorgeht, welches der Verfasser im Selbstverlage für 15 kr. = 25 Pfg. erscheinen läßt, und zwar bereits in 9. Auflage, kann sich der Kranke, der nach Wildbad Gastein zu gehen beabsichtigt, in vielen Fällen daheim heilen, indem er das Wasser aus Bad Gastein bezieht. Zur Orientierung kaufe man sich das Schriftchen: „Ueber Wildbad Gastein und den Gebrauch des versendeten Gasteiner Heilwassers", dargestellt von Dr. Gust. Pröll, prakt. Arzt zu Meran (Winter) und Bad Gastein (Sommer).

S. K. in W. Die Adresse des Arztes ist Stuttgart, Olgastraße 93.

Den drei holden Mägdelein in Leipzig, die da in der Weltpost der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" Heft 3 pro 1888/89 gern Auskunft haben wollen über die Oertlichkeit der Sage des citierten Gedichtes: „Setzt sich ein holdes Mäadelein . . . . ." kann ich dienen, wie vielleicht noch andere Abonnenten in Deutschlands Gauen.

Wandert ihr von dem Bade Juliushall in Harzburg, im Harzgebirge gelegen, in dem Thale der stürmischen und brausenden Rodau flußaufwärts nach dem lieblichen Wasserfall, so passiert ihr nach ungefähr 20 Minuten rechter Hand den sogenannten Brautstein; der Name ist daran geschrieben mit weißer Oelfarbe. Von dem geht die Sage, welche in obige angefangene Verse gekleidet ist.

Viel Glück zur lustigen Fahrt in nächster Sommerfrische.

W. in R.

Der Dilettant.

Musterblätter für Laubsäge-, Schnitz-, Einlege- etc. u. div. häusl. Kunstarbeiten. Durch sämtl. Buchhandl. u. Postbeh. pro Halbj. 2 M zu bez. Proben 20 ₰ in Briefm. Mey & Widmayer's Verlag in München.

Gediegene kaufmännische Ausbildung – giebt *Stellung* und *Existenz*. –
Prospect Probebrief gratis. Brieflicher prämiirter Unterricht **BUCHFÜHRUNG** Probelection Schnellschönschrift gratis.
Correspondenz, Rechnen Kontorarbeit.
Erstes deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede – Elbing.

Permanente Ausstellung von Neuheiten auf hauswirthschaftlichem Gebiete.
KARL HIRSCH & Co. BERLIN W.
Leipziger Strasse 2.

FUER UNSERE KRANKEN!

Kostenfrei für Jedermann hat die Direction des Sanjana-Institutes zu Egham (England) eine neue Aufl. der Sanjana-Heilmethode in **deutscher** Sprache herausgegeben. — **Die Sanjana-Heilmethode ist das berühmteste Heilverfahren der Neuzeit und beweist sich von ganz wunderbarem Erfolge bei allen Stadien der Lungenschwindsucht, chron. Lungen-Catarrh, Verhärtung der Lunge, tuberculöser Erweichung, Asthma, Emphysem; bei Nerven-, Gehirn- und Rückenmarks-Leiden, sowie bei allen hieraus resultirenden Krankheitszuständen.** Jedermann erhält die Principien dieser Heilmethode **gratis u. franco durch den Secretär der Sanjana-Company,** Herrn Paul Schwerdfeger zu **Leipzig.** NB. Zahlreiche Zeugnisse über die erstaunliche Wirkung der Heilmethode sind jedem Exemplare beigegeben. [3399]

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Entöltes Maisproduct. Zu **Puddings, Fruchtspeisen, Sandtorten** etc. und Entöltes Maisproduct. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speciell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.**

Grossherzogl. Sächs. Hofpianoforte-Fabrik von

L. Römhildt, Weimar.

Prachtvoller Ton! **Specialität:** Einfache stylgerechte Gehäuse!

Geradsaitige und kreuzsaitige **Export-Pianos** in 8 verschiedenen Modellen. Prämiirt auf 10 Welt- und grossen Provinzial-Ausstellungen mit ersten Preisen. Lobende Anerkennungen von *Dr. Franz Liszt, Hans von Bülow, Lassen, Müller-Hartung* und anderen. Kontraktliche **5jährige** Garantie bei **feuchtestem** Standort. — ***Günstige Ratenzahlungen. — Preis-Kourante gratis.***

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwaaren-Fabrik von: **von Elten & Keussen, Crefeld,**

Fabrikmarke. V. E. & K. Gegründet 1873.

direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.

In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikpreisen:

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weisse und Crême Seidenstoffe, schwarz und weiss carrirte und gestreifte Seidenstoffe, farbige Seidenstoffe und Rohseidenstoffe, schwarze Sammete und Peluche etc. etc. Man schreibe wegen Zusendung der reichhaltigen Mustercollection. [3208]

Erfrischende, Abführende, Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**

Hemorrhoïden, Congestion, Leberleiden Magenbeschwerden

Paris, E. GRILLON, 27, rue Rambuteau

IN ALLEN APOTHEKEN.

IN DEN APOTHEKEN:

ENGELHARD'S Isländisch Moos-Pasta gegen HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

HERMANN SCHERRER'S LODEN-ARTIKEL geniessen Weltruf. Illustr. Kataloge gratis.

Herm. Scherrer, München, Neuhauserstr. 3

Glas-Schreibfedern

3 Stück Proben für M. 1.40. Briefmarken.

von GUSTAV PICKHARDT in Bonn

Gesetzlich geschützt. Gesundheit ist Reichthum. Fabrik Marke.

Dr. med. Lahmann's diätet. Nährmittel.

Nährsalz-Cacao-Pulver, leichtlöslich, ohne schädliche Alkalien (Soda, Pottasche), per Pfund 3 M.

Nährsalz-Chokolade. Beiden Sorten leichte Verdaulichkeit, höchster Nährwert eigen; gewöhnlicher Chokolade vorzuziehen. Blutarmen und schwächlichen Personen besonders empfohlen, per Pfd. 1.60 u. 2 M.

Vegetabile-(Pflanzen)**Milch,** Kindernährmittel, **kein Mehlpräparat,** macht, vermischt mit Kuhmilch, letztere für Säuglinge verdaulich. Viele dankbare Anerkennungs-Schreiben. Per Büchse 1,30 M.

Pflanzen-Nährsalz-Extrakt enthält die für die Blutbildung so nötigen Nährsalze. Per Topf 1,70 M. [3364]

Alleinige Fabrikanten: **Hewel & Veithen, Köln a. Rh.,** Chokoladen-Fabrik.

Man verlange und ersehe Näheres aus Gratis-Broschüre.

General-Depôt für England: **Andre & Co., Haekney-London.**

Besten Schutz

bietet Jedermann eine gute und zuver-lässige Waffe. Wer eine solche an-schaffen will, verlange das ausf. ill. **Waffenalbum** von **Joh. Wahl,** Waffengeschäft, **Stuttgart.** [318

Für die Gebildeten aller Stände!

„Tägliche Rundschau" mit täglicher Unterhaltungs-Beilage unter Mitwirkung von mehr als hundert der berühmtest. Schriftsteller u. Gelehrten Deutschl.

Verlag von B. Brigl, Berlin.

Preis: vierteljährl. 5 Mk. bei allen Reichspostanstalten u. Zeitungsspediteuren.

Weltausstellung Brüssel 1888, gold. Med

Kranken-Fahrstühle

für Zimmer u. Straße. Schlaf- u. Ruhesessel, Universal-Trag- u. Zimmerleibstühle verstellb. Kopfkiss., Bett-tische etc. i. anerk. Güte. Cat. frc. **Köhler & Co.** Hofl., Heidelb

---

Bestes Putzmittel der We

UNIVERSAL-METALL-PUTZ-POMADE A. V. & Co. Schutzmarke. ADALBERT VOGT & Co. BERLIN FRIEDRICHSBERG. Preise, goldene u. silberne M

Man achte auf Firma und Schutzm

Flechten, auch Gesichts Bartflechten, mit Erfolg b

Joseph Kulla, Elberf

---

7 **C. L. Flemming**
Klobenstein b. Schwarzenbe
empf. kleine Leiterwagen f. Kind
wachsene m. abgedr. Eisenachs. gut beschlag.
25 50 100 Ko. Tragfähigk
7.—, 12,—, 18,—M. pr. St. bla
Franko nach allen Stat. Deutschl. u.
Illustr. Preislisten gratis!

Ziegenbockwagen, Kindersch
Weihnachtsgeschenke für Kinder
wachsene. Illustr. Preislisten

Chem. Tinten in Pulverform löslich, gleich nutzen. — teste, un liche, nie bl

von **Dr. PITSCHKE,** Chemiker in BONN.

Eisen-Gallustin

vom Kaiserl. General-Postamt dur fügung empfohlen. Probepäckchen 80 Pfg. Amtlich geprüfte Normal Tintenklasse I. à Liter 1 Mark 14 Mark. Alle Sorten feinster fart nach Wahl der Farbe à 1/2 Liter Versend. unter Nachn. oder vorh. Preis-Cour. u. Prosp. frei. Wiederv

Königliches Conservatorium der Musik zu Leipzig.

Die Aufnahme-Prüfung findet **Mittwoch den 24. April,** Vormittags 9 Uhr statt. Der Unterricht erstreckt sich [...] Harmonie- und Compositionslehre, Pianoforte, Orgel, Violine, Viola, Violoncell, Contrabass, Flöte, Oboe, Clarinette, [...]ott, Waldhorn, Trompete, Posaune, Harfe — auf Solo-, Ensemble-, Quartett-, Orchester- und Partitur-Spiel — Solo- [...] Chor-Gesang und Lehrmethode, verbunden mit Uebungen im öffentlichen Vortrage, Geschichte und Aesthetik der [...]ik, italienische Sprache und Declamation — und wird ertheilt von den Herren: Professor **F. Hermann,** Professor [...]R. **Papperitz,** Organist zur Kirche St. Nicolai, Kapellmeister Professor Dr. **C. Reinecke, Th. Coccius,** Universitäts-[...]essor Dr. **O. Paul,** Dr. **F. Werder,** Musikdirector Dr. **S. Jadassohn, L. Grill, F. Rebling, J. Weidenbach, C. Piutti,** [...]anist zur Kirche St. Thomä, **B. Zwintscher, H. Klesse,** kgl. Musikdirector Professor Dr. **W. Rust,** Cantor an der [...]masschule, **A. Reckendorf, J. Klengel,** Kammervirtuos **A. Schröder, R. Bolland, O. Schwabe, W. Barge, G. Hinke,** [...]**umpert, F. Weinschenk, R. Müller, A. Brodsky, P. Quasdorf, E. Schüecker, H. Sitt, W. Rehberg, C. Wendling,** [...]**entzsch, P. Homeyer,** Organist für die Gewandhaus-Concerte, **H. Becker,** Frau Professor **A. Schimon-Regan,** den [...]en **A. Ruthardt, G. Schreck, C. Beving, F. Freitag.**

Die Einweihung des **neuen grossen Gebäudes,** welches von der **Stadt Leipzig** dem Königlichen Conservatorium [...]htet worden ist, hat am 5. Dezember 1887 stattgefunden.

Die Direction der hiesigen **Gewandhaus-Concerte** gewährt den Schülern und Schülerinnen des Königlichen [...]ervatoriums freien Zutritt nicht nur zu den sämmtlichen General-Proben der in jedem Winter stattfindenden **Gewandhaus-Concerte,** sondern in der Regel auch zu den **Kammermusik-Aufführungen,** welche im Gewandhause [...]halten werden.

In den Räumen des Instituts sind zu Unterrichtszwecken drei Orgeln aufgestellt.

Mit Rücksicht auf die Befähigten zu ertheilende **vollständige Ausbildung für die Oper** ist in dem neuen Hause [...] **Uebungs-Bühne** errichtet.

Das Honorar für den Unterricht beträgt jährlich 360 Mark, welches in 3 Terminen: Ostern, Michaelis und [...]hnachten, mit je 120 Mark pränumerando zu entrichten ist. Ausserdem sind bei der Aufnahme 10 Mark Ein-[...]begebühr zu zahlen.

Ausführliche Prospecte werden vom Directorium unentgeltlich ausgegeben, können auch durch alle Buch- und [...]ikalienhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Leipzig, Februar 1889.

Das Directorium des Königlichen Conservatoriums der Musik.

Dr. Otto Günther.

Illustrirter Rosenkatalog.

Einzig in seiner Art!
Enthält **Eintheilung der Rosen** nach **Farbe, Duft, Bau und Treibfähigkeit etc.**

„Gute Rathschläge".
Arbeitskalender nach Monaten geordnet, speciell für Rosen.

Versand gratis u. franco.

Schmidt's Rosen

J. C. Schmidt, Hoflieferant,
Erfurt. [3499]
Telegr.-Adresse: **Blumenschmidt.**

[...]ürttemberg. landwirtschaftliche Akademie Hohenheim.

Das **Sommersemester** beginnt am **Dienstag den 2. April d. Js.** Prospekt und [...]verzeichnis mit Gutswirtschaftsplan versendet die unterzeichnete Stelle auf Ver-[...] gratis.

Hohenheim, im Januar 1889.

K. Akademiedirektion.
Vossler.

[...]ie „Allgemeine Zeitung"
(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)
früher in Augsburg erschienen

[...]Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mark vierteljährlich [...]rk **für die zwei letzten Monate, 3 Mark für den letzten Monat des** [...]als) zu beziehen. Preis bei direkter Versendung unter Streifband monatlich [...] Mark (M. 5. 60. für die anderen Länder des Weltpostvereins).
[...]rtalpreis bei wöchentlicher Versendung im Weltpostverein Mark 12.
Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

[...]artikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. **in Nr. 29 bis 35.**

Die Afrika-Debatte im Deutschen Reichstag. — Der Geist in der russischen Ca-[...] — Der Tod des Kronprinzen Rudolf. — Die Zukunft Frankreichs. — Die [...] Verwaltungsreform und deren Abschluß. (I.)
[...] „Geist der Gesetze" in Deutschland. Von E. Guglia. (I./III.) — Zur Er-[...] an Heinrich Wilhelm Heerwagen. — Ausstellung im k. Kupferstichcabinet zu [...] Von R. Steche. — Jean Paul in München. Von P. Nerrlich. — Hans [...] Grüns Skizzenbuch. Von W. Lübke. — Streifzüge eines Münchners im Norden [...]rika's. — Karl Elze (Nekrolog.) Von K. Warnke. — Zur Alterthumskunde. Von [...]artwig. — König Jérôme von Westfalen und seine Residenz. Von H. Brunner. — [...]sche Buch über Nordafrika. — Wolf Traut und der Artelshofer Altar.
Die Handelsverträge der europäischen Staaten am Schluß des Jahres 1888.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.



Deutsche
Militairdienst-Versicherungs-Anstalt
in Hannover.

Eltern von Söhnen unter 12 Jahren werden auf obige, 1878 errichtete, unter Oberaufsicht der Königl. Staatsregierung stehende Anstalt aufmerksam gemacht. — **Zweck derselben:** Wesentliche Verminderung der Kosten des ein- wie dreijährigen Dienstes für die betr. Eltern, Unterstützung von Berufssoldaten, Versorgung von **Invaliden.** Je früher der Beitritt erfolgt, desto niedriger die Prämie. Im Jahre 1887 wurden versichert 20,000 Knaben mit ℳ 23,000,000 Capital. — **Status Ende 1887:** Versicherungs-capital ℳ 90,000,000; Jahreseinnahme ℳ 5,500,000; Garantiemittel ℳ 15,000,000; Invalidenfonds ℳ 113,000; Dividendenfonds ℳ 562,000. Prospecte 2c. unentgeltlich durch die Direction und die Vertreter. [2872]

Cibils
Fleisch-Extracte

liefern die ***wohlschmeckendsten*** *und* ***kräftigsten Suppen.***

16 Medaillen und Ehrendiplome.

Bad Thalkirchen bei München
Wasserheil- und diätetische Anstalt.

Electrotherapie u. Massage w. v. d. **Aerzten selbst** ausgeübt. Für Nervenleiden, (Schwächezuständen), Verdauungs- u. Circulationsstörungen, Fettsucht u. Gicht; Morfiumentziehungskuren (allmählig). **Zimmer sammt ärztl. Bes. u. sämmtl. Bädern** v. M. 2.50 an p. Tag. Ausführliche Prospecte franco u. gratis versendet

Dr. V. Stammler.



Lenzeslust. Von Robert Beyschlag.

Sein letzter Toter.

Von

Fritz Mauthner.

Die entsetzliche Begebenheit, welche hier erzählt werden soll, hat sich in einer mittleren polnischen Stadt zugetragen. Nicht einmal der Umstand, in welchem der drei Kaiserreiche jene polnische Gegend gelegen ist, darf verraten werden; es ist das nicht etwa Geheimniskrämerei, sondern eine fest eingegangene Verpflichtung des Erzählers. Da der Leser somit über den Schauplatz der Geschichte getäuscht werden mußte, so kann es ihm gleichgültig sein, wenn auch die Namen und einige hervorspringende Kennzeichen der Personen verändert wurden.

In jener Stadt also machte vor einigen Jahren der Ausbruch einer Epidemie im Hospitale des Zuchthauses nicht geringes Aufsehen. In rascher Folge starben daselbst im Laufe eines einzigen Sommers gegen fünfundzwanzig Sträflinge an derselben rätselhaften Krankheit, einem typhösen Fieber, welches sich doch wieder durch einen bis auf die Stunde regelmäßigen Verlauf und durch unbedingt tödlichen Ausgang von den bisher bekannten Erscheinungsformen der Krankheit unterschied.

Wenn gesagt wurde, daß diese Epidemie in der Stadt Aufsehen erregte, so war das nicht ganz genau. Im Grunde erfuhr man selbst in der nächsten Umgebung des Zuchthauses anfangs gar nichts von der Gefahr und kümmerte sich auch später nicht darum, ob einige Verbrecher mehr oder weniger hinter den starken Mauern atmeten; plötzlich aber belehrte man sich durch die Zeitungen darüber, daß die Epidemie bei allen gelehrten naturwissenschaftlichen Körperschaften von Europa und Amerika zu heftigen Streitigkeiten Anlaß gäbe, und daß angesehene Aerzte aus aller Herren Länder auf dem Wege in der Stadt seien, deren Sträflinge an einer interessanten neuen Krankheit starben.

Da bis jetzt außerhalb des Zuchthauses arm und reich von der Seuche verschont geblieben war, konnte der Lokalpatriotismus sich gütlich thun und auf die rätselhafte Krankheit in der Weise stolz sein, wie etwa auf die alte Kirche oder auf die neue Pferdebahn. Und so waren die Bürger ganz vergnügt und dankten nächst der Vorsehung dem guten Doktor Wisin dafür, der das interessante Unheil zuerst entdeckt und beschrieben. Er hatte zwar keinen einzigen Kranken zu heilen vermocht, war aber so glücklich gewesen, die nahe Verwandtschaft des Typhus Wisini mit Erscheinungen festzustellen, wie sie bei einer gewissen neuen Gattung von Tierversuchen zu Tage trat. Doktor Wisin hatte damit nicht nur die Stadt, sondern auch sich selbst bekannt gemacht, und seine Mitbürger nahmen ihm das nicht übel. Sie beschäftigten sich sogar lebhaft mit ihm, und weil er jeden geselligen Verkehr ablehnte und selbst in den Häusern, welche den Gefängnisarzt jetzt zu ihren Kranken riefen, kein Wort mehr zu sprechen pflegte, als sein Beruf erforderte, so blieb den dankbaren Leuten nichts weiter übrig, als sich hinter seinem Rücken mit ihm abzugeben, seiner Vergangenheit nachzuspüren und eine Erklärung für die Wunderlichkeiten des unheimlichen Mannes zu suchen.

Ganz unbemerkt war Doktor Alexander Wisin schon damals nicht geblieben, als er sich vor etwa einem Jahre niedergelassen hatte. Selbst Männer schauten ihm auf der Straße nach, und die gebildeten Damen verglichen ihn mit dem fliegenden Holländer. Sein langer, schmaler, schwarzer Bart, seine totenbleiche Gesichtsfarbe und sein festgeschlossener dünner Mund mußten alles für die Aehnlichkeit thun. Wenn er den Hut abnahm und sein kahler Schädel etwas prosaisch seine hochgewölbte Stirn fortsetzte, dann litt das Bild des fliegenden Holländers einigen Schaden. Der düstere Ernst, der die weiblichen Kranken entzückte, war gerade mit Beginn der Epidemie von ihm gewichen; er war eben mit Leib und Seele Arzt und Forscher, und da konnte man es ihm nicht übel nehmen, wenn das Auftauchen einer schweren Pest ihn erfreute, wie den Pflanzensammler eine seltene Blume.

Doktor Wisin war russischer Abstammung; hatte in Berlin und Paris studiert und dann viele Jahre auf Reisen zugebracht. Unmittelbar vor seiner Niederlassung im jetzigen Wohnorte hatte er sich einer wissenschaftlichen Untersuchungsreise angeschlossen, welche von St. Petersburg aus nach dem Stillen Ozean und von dort bis nach der Fieberinsel Camorta vorgedrungen war, um einer furchtbaren, typhusartigen Landplage mit dem Mikroskop auf den Leib zu gehen. Es hatte in seinem Plane gelegen, sich nach der Rückkunft in Petersburg selbst der Forschung zu widmen und in der neuen Wissenschaft der Bakterienlehre eine Stellung zu erobern, die seinem Ehrgeize entsprach. Durch welche Schicksale der kaum 30jährige Arzt dann nach Polen verschlagen worden war, darüber gingen die Berichte auseinander. Die einfachste Annahme: daß seine Untersuchungsreisen noch nicht zu Ende geführt waren, und daß er als Gefängnisarzt unter günstigeren Bedingungen die Arbeit vollenden wollte, welche die Wissenschaft von ihm erwartete, diese Annahme schien den wenigsten zu genügen. Einige ältere Aerzte, welche den Doktor Wisin um seinen schönen Bart oder um seinen Ruhm beneideten, brachten seltsame Gerüchte über ihn in Umlauf. Der Leiter jener Forschungsreise habe den jungen Arzt plötzlich heimschicken müssen, weil seinetwegen ein gefährlicher Aufstand der Eingebornen ausgebrochen sei; allgemein sei er beschuldigt worden, daß er dem Volke anstatt Heilmitteln nur Gift einflöße. Solche Nichtswürdigkeiten würden zwar den europäischen Aerzten von den Wilden immer nachgesagt, aber es lasse sich nicht leugnen, daß gerade unter der Behandlung Doktor Wisins eine ungeheure Sterblichkeit um sich gegriffen habe. Diese Geschichten hätten in Petersburg gegen ihn so sehr verstimmt, daß man ihn fallen ließ, trotzdem er der einzige war, der von Camorta greifbare Ergebnisse der mikroskopischen Forschungen heimbrachte.

Jüngere Kollegen, welche sich für die neue Methode und den Doktor Wisin begeisterten, lachten über solche Ammenmärchen und fanden es ganz begreiflich, daß der geniale Entdecker gerade ihre Stadt zum Mittelpunkt seiner Thätigkeit gewählt habe; denn hier seien dieselben topographischen und klimatischen Bedingungen wie auf dem Seuchenherde der Fieberinsel vorhanden, und der divinatorische Scharfblick des Doktor Wisin sei durch das plötzliche Auftreten der Epidemie im Zuchthause glänzend dargethan worden.

Die Damen suchten die Frau im Leben des Doktors. Aber sie konnten nirgends eine ungetreue Gattin oder eine früh verstorbene Braut finden, und konnten sich nicht damit begnügen, die Stiefschwester Wisins, die ernste Sabine, für die Weltflucht ihres Bruders verantwortlich zu machen.

Sabine Wisin hatte nach dem Tode ihrer Eltern, während der langen Reisen Alexanders, bei einer alten Verwandten in der polnischen Stadt gehaust. Noch vor der Rückkehr des Arztes war die Verwandte gestorben; Sabine war in sorgenfreien Verhältnissen daselbst zurückgeblieben

und hatte wohl ihrem Bruder die erste Veranlassung gegeben, gerade diesen Ort zu seiner Heimat zu wählen.

Sicher war für die Herren — die Damen waren anderer Meinung — daß Doktor Wisin für seinen Lebensberuf auch in der liebevollsten Gattin keine solche Hilfe hätte finden können wie in seiner Schwester. Sie war keine berückende Schönheit, und den Bewegungen ihrer großen Gliedmaßen mangelte ein wenig die mädchenhafte Anmut, die gerade in polnischen Gegenden so viel gilt; auch hatten ihre fünfundzwanzig Jahre ihr schon das erste jugendliche Rot von den Wangen gestreift; dennoch hätte es ihr mit ihrer mächtigen, wohlgebauten Gestalt, ihren ruhigen, regelmäßigen Gesichtszügen, ihren flackernden, schwarzen Augen und ihrer ungewöhnlich weichen und gewinnenden Sprache an gesellschaftlichen Erfolgen nicht gefehlt. Sie aber lehnte auch für sich jeden Verkehr ab und lebte mit ihrem gelehrten Bruder wie in einer klösterlichen Gemeinschaft. Sie sorgte für ihn, der bei aller berufsmäßigen Eingenommenheit doch in Kleidung und Essen, in Wäsche und Hausrat unwillkürlich die Ansprüche eines verwöhnten Mannes stellte, wie die treueste Wirtschafterin; und da sie ihm aus deutschen, französischen und englischen Werken mitunter vorlesen konnte, auch zum Ordnen seiner täglichen Notizen über zahlreiche Tierversuche sich anstellig und zuverlässig erwies, so hatte sie wirklich mehr zu thun als die meisten Damen der Stadt, die gar nicht begreifen konnten, wie Sabine es nur in ihrem Bannhause vor Bangen und Langeweile aushielt.

Dieses Haus, welches Doktor Wisin mit seiner Schwester und seinem unheimlichen Diener, Herrn Schrimm, allein bewohnte, lag allerdings dicht neben dem Zuchthause, weit draußen vor der ehemaligen Stadtmauer. Wenn der Arzt zu einem seiner neuen vornehmen Kranken in die Stadt gerufen wurde, so hatte er bis zu dem nächsten Stadtthore mehr als zehn Minuten zu gehen, für die kleinen Verhältnisse ein beträchtlicher Weg. In der Nähe seines Hauses wohnte außer einigen Beamten der Anstalt nur polnisches Gesindel, welches nur äußerst selten nach einem Arzte schickte und ihn dann gewiß nicht durch einen hohen Lohn erfreute. So wuchs seine Praxis durchaus nicht so schnell wie sein Ruf. Aber Doktor Wisin wollte ja auch nicht Geld verdienen; ihm waren alle Krankheiten des Pöbels, die keine Verwandtschaft mit typhösem Fieber zeigten, völlig gleichgültig, und die reichen Plagegeister, die ihn wegen jeder Kinderkrankheit und wegen jeder Erkältung von der Arbeit riefen, hätte er überhaupt nicht in Behandlung genommen, wenn ihm nicht daran gelegen gewesen wäre, um seiner Stellung willen die einflußreiche Bürgerschaft günstig zu stimmen.

So lag ihm denn sein Haus ganz bequem, und wenn es auch nach außen hin einen noch so verwitterten Eindruck machte, es bot doch in den großen Räumen zu ebener Erde und in den kleinen Stuben des ersten Stockwerkes reichlich Raum für ihn und Sabine, für seine Bibliothek und für die Waffensammlung, die er aus Indien mitgebracht hatte. Dazu bot das Grundstück einen stattlichen Garten, in welchem er des Abends ungesehen auf und nieder stürmen konnte, „wenn's ihn packte", wie der Diener sich ausdrückte; und ein Seitenflügel, ein ehemaliges Stallgebäude, hatte ausgereicht, um in großen und kleinen Käfigen die Tiere aufzunehmen, deren er für seine Versuche bedurfte. Im Garten selbst wühlten immer eine Menge Kaninchen umher, während einige Hunde niedriger Abstammung miteinander und mit den drolligen Karnickeln ihr Spiel trieben wie eine Bande Straßenkinder, die hinter die Schule gelaufen sind; das waren die gesunden Tiere, welche ihre Bestimmung noch nicht erfüllt hatten, das Krankheitsgift eingeimpft zu bekommen. Ein prächtiger dunkelbrauner Bernhardiner, Pluto, der dem Arzte überallhin folgen durfte und oft vor dem Hause eines Kranken majestätisch hingelagert die Rückkehr des Herrn erwartete, gehörte natürlich nicht zu den Versuchstieren.

Sabine hatte ihr Schaudern kaum zu verbergen vermocht, als ihr Bruder die große Marteranstalt eingerichtet hatte; die unerklärliche Angst, welche den Abschaum, der dort um den Garten herum wohnte, vor jedem Winseln eines Hundes zittern ließ, hatte auch sie befallen. Umsonst zwang sie der Bruder, ihm einmal in die Hundeklinik zu folgen. Sie sollte sich überzeugen, daß aller Lärm nur von den spielenden Tieren im Garten herrührte, daß in dem Versuchsraume selbst fast feierliche Stille herrschte wie in einem gutgeleiteten Hospital; sie mußte zugeben, daß die meisten von den Mäusen, Kaninchen und Hunden in ihren Käfigen ganz munter um sich blickten oder von ihrem sauberen Futter fraßen, daß die schon erkrankten Tiere eben wie Menschen auch mit glanzlosen Blicken dalagen und traurig ihr Schicksal erwarteten. Sabine hatte aber noch etwas anderes gesehen. In einem Schreine von dicken Glasplatten standen in sauber geschnitzten Holzbehältern eine lange Reihe von Glasröhren, von denen jede zur Hälfte mit einer unheimlich gefärbten Masse gefüllt und oben mit einem Pfropfen mit schneeweißer Watte verschlossen war. An jeder Röhre war ein Zettel mit einigen Worten von Doktor Wisins Hand festgebunden. Der ganze Schrein war mit einem Sicherheitsschloß versehen, zu welchem der Arzt den Schlüssel immer bei sich trug. Sabine glaubte zu wissen, daß jedes dieser Röhrchen die sicheren Keime zu den grauenvollsten Krankheiten enthielt, und daß die wenigen Tropfen genügten, um in der Hand von wahnsinnigen Mördern die Erde zu entvölkern, und daß mit diesen Giften hier an den armen Tieren Versuche angestellt wurden. Sie brauchte alle ihre Selbstbeherrschung, um nicht niederzusinken. Eilig floh sie hinaus in das Sonnenlicht des Gartens, wo der schöne Bernhardiner sie mit Freudensprüngen umbellte. Er war vorhin weder durch Befehle noch durch Schläge zu bewegen gewesen, mit den Geschwistern den Raum zu betreten.

Sabine brauchte dieses Arbeitsfeld ihres Bruders niemals wieder zu schauen. Herr Schrimm war für alle Obliegenheiten ebenso ausreichend wie unersetzlich. Ehemals Anatomiediener einer kleinen deutschen Universität, hatte er jetzt die ihm zusagendste Stellung gefunden, nachdem er früher zweimal mit dem Strafgesetz in Berührung gekommen war und dann in so manchem Lande so manches Handwerk gepfuscht hatte. Hinten in Indien, auf der Fieberinsel, wohin er als Handlanger eines der Petersburger Professoren mitgegangen war, hatte er freiwillig den Herrn getauscht, um Wisins Faktotum zu werden. Dieser hatte alle Ursache zufrieden zu sein. In Indien hatte Herr Schrimm — dieser Titel war seine einzige Eitelkeit, seitdem ihn der Strafrichter einfach Schrimm angeredet hatte — die Pflichten von zwanzig dienenden Eingebornen erfüllt und außerdem bei der Forschungsarbeit jeden leisesten Wink verstehen gelernt. Jetzt hatte er gar sich als Tausendkünstler offenbart. Die ganze Hundeklinik war das Werk seiner Hände. Er hatte die Käfige gebaut, hatte den Glasschrein zusammengefügt und die eigentümlichen Schieber ersonnen, auf denen den Mäusen ihr Fraß vorgesetzt wurde; er war es auch, der neue Versuchstiere — die Kaninchen vermehrten sich allerdings mehr als hinlänglich von selbst — zur Stelle schaffte, wenn die alten verbraucht waren; er ließ die Leichname der Opfer verschwinden.

An nichts konnte sich Sabine so schwer gewöhnen, als an die rätselvolle Vertraulichkeit zwischen Alex und diesem Diener. So viel Mühe sie sich auch gab, ihren unwillkürlichen Abscheu vor Herrn Schrimm zu bemeistern, es gelang ihr nur schlecht. Entsetzlich war es ihr lange Zeit, sich von ihm irgend etwas reichen zu lassen. Mit seinem elfenbeinglatten Schädel, seinen hohlen, wimperlosen und brauenlosen Augen, seinem breiten Maule voll großer Zähne, seinem hageren Leibe sah er aus, wie schlechte Maler des Mittelalters den Tod darstellten. Gesicht und Hände erschienen wie von Pergament überzogene Gerippe; und die Vorstellung drängte sich auf, daß unter den schlappen Gewändern die nackten Rippen verborgen waren.

Und zu diesem Menschen, dem die besseren Straßenköter mit eingezogenem Schweife auswichen, hatte ihr Bruder mehr Vertrauen als zu ihr.

„Außer uns beiden soll niemand sehen, was wir treiben," pflegte Herr Schrimm vertraulich zu sagen. Aus seiner gewählten, nur selten den ungebildeten Mann verratenden Sprache war der Tonfall seiner sächsischen Heimat kaum herauszuhören.

Fast gänzlich von der übrigen Welt abgeschlossen, führten so die drei ungleichen Menschen ihr thätiges Dasein

weiter und ließen sich nicht so leicht in ihren täglichen Aufgaben stören. Die berühmten und unberühmten Aerzte, welche aus der Nähe und Ferne kamen, um die Krankheit der Sträflinge zu studieren, rechneten allerdings darauf, von dem Urheber des ganzen Lärms, von dem Entdecker und Taufpaten der Seuche gastfreundlich aufgenommen zu werden. Doktor Wisin begnügte sich aber damit, die Forscher höflich in das Hospital einzuführen und dort alle Notizen, Tagebücher und Apparate, vor allem aber die Kranken selbst vollkommen zu ihrer Verfügung zu stellen. Dem Ansinnen, seine eigenen Arbeiten kennen zu lernen, widersetzte er sich entschieden, bald mit nervöser Hast, bald mit ironischem Lächeln. Er habe noch gar nichts erreicht, er müsse sich vor dem Herrn Kollegen schämen, der gewiß viel rascher zu einem Ziele kommen werde. So oft dann einer von den gelehrtesten Herren nach etlichem Kopfschütteln und Achselzucken abgereist war, stürmte wohl Doktor Wisin noch bleicher als sonst im Garten auf und nieder und lächelte doch wieder trotzig, wenn Herr Schrimm auf die Schwelle der Hundeklinik trat und die Universitäten und Professoren verspottete.

Ein einziger Mensch durfte das Bannhaus betreten, ohne von Herrn Schrimm in schroffer Weise fortgeschickt zu werden. Es war ein Jurist, der schon seit Jahren die Geldangelegenheiten Sabinens besorgt, dann die Erbschaftsverhandlungen geleitet und auch den Hauskauf für Doktor Wisin geordnet hatte. Rechtsanwalt und Stadtrat Baltzer war ein stattlicher, ruhiger Mann von kaum vierzig Jahren und bildete mit seiner guten Laune, seiner frischen Farbe und seinem hellblonden, kurzen Vollbarte einen völligen Gegensatz zu Alexander Wisin. Daß auch sein Haupthaar sich schon zu lichten begann, gab ihm selbst Anlaß zu vielen harmlosen Scherzen. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, jeden Sonntagabend im Hause Alexander Wisins zuzubringen, wenn es ihm nicht gelang, die Geschwister zu einem längeren Gang ins Freie zu überreden. Der Arzt duldete die regelmäßigen Besuche Otto Baltzers, weil Sabine bei seinen munteren Gesprächen sichtlich auflebte und ohne eine solche Zerstreuung vielleicht doch einmal daran gedacht hätte, das unfreundliche Heim des Bruders zu verlassen. Das Mädchen selbst empfing den einzigen Freund jedesmal so herzlich, als es überhaupt in ihrer Art lag; aber von irgendwelchem Liebesgetändel war zwischen den beiden nicht die Rede, und Herr Schrimm, der bei der Arbeit hier und da derlei Anspielungen wagte, irrte sicherlich. Herr Schrimm war vielleicht nur darum so freundlich gegen den Rechtsanwalt, weil er in ihm einen Bewerber um die Schwester des Herrn sah. Dann wäre Wisin eines Tages mit seinem Diener allein gewesen, und diese Aussicht schien das Faktotum ebenso zu ergötzen, als sie den Arzt entsetzte. —

Am ersten Sonntage des Septembers machte der Rechtsanwalt plötzlich allen Zweifeln ein Ende.

Sie saßen am äußersten Ende des Gartens in einer dämmerigen Laube von wildem Wein, in deren Mitte ein rundes Tischchen um den Stamm eines riesigen Birnbaums kunstreich angebracht war. Rechtsanwalt Baltzer, der sonst die Hauptkosten der Unterhaltung zu bestreiten pflegte, war heute ziemlich schweigsam. Als Sabine plötzlich fortging, um für ihren unablässig qualmenden Bruder frischen Zigarrenvorrat zu holen, blickte er ihr lange nach, wie sie — von den garstigen Hunden umbellt — eilig dahinschritt und doch wieder einen kleinen Umweg nicht scheute, um in möglichst weiter Entfernung an Herrn Schrimm und seiner Hundeklinik vorüberzukommen. Auch Doktor Wisin hatte es bemerkt und zuckte ärgerlich die Schultern.

„Sie wird sich schon gewöhnen," sagte er wie eine Antwort, um eine Bemerkung des Rechtsanwalts zu unterdrücken.

Dieser aber warf den Rest seiner Zigarre plötzlich nach einem der Kläffer, der Sabine eben belästigt hatte, faltete dann beide Hände vor sich auf dem Tische und sagte: „Sie wird sich nie daran gewöhnen und sie soll es nicht. Herr Doktor, ich kann es heute ebensogut vorbringen wie später. Ohne viel Worte: Fräulein Sabine hat es mir angethan. Ich bin so verliebt, als ein Vierziger nur sein kann, und ich glaube, Fräulein Sabine sieht mich ganz gern, wie eben ein so ruhig gutes Wesen einen alten Knaben wie mich gern sehen kann. Also mit einem Worte: Geben Sie mir Sabine zur Frau! Sie soll es keine Stunde ihres Lebens zu bedauern haben."

Und nun war Baltzer dennoch aufgesprungen und stand mit lebhaft geröteten Wangen vor Sabinens Bruder. Seine Augen wurden feucht, als er wiederholte: „Nicht wahr, Sie geben mir Sabine zur Frau?"

Wisin antwortete nicht gleich. Während er den dichten Tabaksrauch in raschen Stößen aus dem Munde paffte, suchte er nach einer höflichen Form der Ablehnung. Der Antrag hatte ihn überrumpelt, aber nicht eigentlich erschreckt. Ja, es war eigentlich ganz gut so. Dieser brave Herr Rechtsanwalt war ihm immer unangenehm gewesen; nun holte er sich seinen Korb und kam nicht wieder. Und ein klein wenig von der Schadenfreude spielte unter dem schwarzen Schnurrbart um die Lippen, als er endlich sagte: „Sie sprechen da von unmöglichen Dingen. Meine Schwester ist nun einmal entschlossen, einem unwürdigen Junggesellen wie ich ihr Leben zu weihen."

„Aber Sie dürfen das Opfer nicht annehmen, Herr Doktor. Sabine ist nicht dafür geschaffen, in der Gesellschaft von Herrn Schrimm und diesen Hunden ihr Leben zu verbringen."

Nun erhob sich auch Wisin. Er war noch um einen Schatten bleicher als sonst, und aus seinen dunklen Augen schoß es so böse und so verächtlich, daß Baltzer unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Mit seiner leisesten Stimme sagte Wisin: „Ob ich das Opfer Sabinens annehmen soll oder nicht, ob es überhaupt ein Opfer ist, auf die landläufigen Ehefreuden zu verzichten, darüber hat ein Fremder nicht zu urteilen."

„Ich bin . . ."

„Sie sind ein Fremder für uns. Sie hätten das nicht von mir zu hören brauchen, wenn Ihre Gefühle nicht doch jugendlicher wären, als Ihre Jahre glauben lassen."

Baltzer schüttelte langsam die Ueberraschung ab, mit welcher er die schroffe Abweisung zuerst aufgenommen hatte. Er hatte das einfach nicht für möglich gehalten. Indessen, wenn Wisin sich so feindselig benahm — der Rechtsanwalt war um des Mädchens willen gekommen, und er sprach: „Wir sind fertig miteinander, Herr Doktor. Fräulein Sabine ist die Herrin ihrer Hand. Ich will sie selbst um die Entscheidung fragen."

„Dort kommt sie eben zurück," rief Wisin gleichmütig. „Ich will Sie mit ihr allein lassen, damit Sie nicht glauben, daß ich auf die Entschließung meiner Schwester irgendwelchen Einfluß zu nehmen suche."

Sabine blieb erstaunt stehen, als sie die Herren erregt einander aufrecht gegenüber sah, denn auch in dem unbeweglichen, bleichen Gesichte ihres Bruders nahmen ihre Augen die Veränderung wahr. Wisin machte es kurz.

„Der Herr Rechtsanwalt hat mit dir zu reden, Sabine," sagte er freundlich. „Ich will inzwischen bei den Pensionären des Herrn Schrimm meinen Abendbesuch machen."

Als Sabine mit dem Rechtsanwalt allein war, setzte sie sich mit niedergeschlagenen Augen auf die Bank, weit von ihm fort, lud ihn mit einer Handbewegung ein, gleichfalls Platz zu nehmen, und schien ihm ebenso rücksichtslos wie ihr Bruder das Wort abschneiden zu wollen.

„Sprechen Sie es nicht aus, lieber Herr Baltzer," sagte sie leise mit ihrer weichen Stimme. „Welche Aenderung auch immer Sie herbeizuführen wünschen, rechnen Sie nicht auf meine Dankbarkeit. Für meinen Bruder zu sorgen ist mir eine ernste Pflicht. Und seitdem Sie uns in diesem finsteren Hause mitunter aufsuchen, fühle ich mich auch gar nicht mehr verlassen. Lassen Sie es damit gut sein und schaffen Sie nicht selbst einen Störenfried in unserem Verkehr."

„Ich höre nichts, als daß Sie mich gern kommen sehen, und darum sage ich erst recht: Sabine, wenn Sie mich nur ein bißchen lieb haben, so werden Sie meine Frau."

Das Mädchen blickte einen Augenblick mit einem dankbaren und glücklichen Lächeln zu dem Manne hinüber, der herzlich beide Arme nach ihr ausgestreckt hatte. Sie fühlte, daß sie ihm gut war und daß sie ihm gern gefolgt wäre, wenn er sie mit jugendlicher Lust an sich gerissen, ihr den

ersten Kuß aufgezwungen und sie als seine Braut aus diesem entsetzlichen Hause geführt hätte. Ja, wenn sie beide jünger gewesen wären! Freilich, das Liebesbedürfnis, das sie empfand, deren Lippen noch unberührt waren, war nicht geringer geworden. Aber wenn der Mann, der um sie warb, sie nicht im Sturm eroberte, wenn er so freundlich und besonnen ihr zuredete, dann durfte auch sie nicht unbedacht sein, dann mußte sie ihrer Pflicht genügen, wie es sich für ein verständiges alterndes Mädchen schickte. Und so sagte sie ihm rundweg, daß sie es als ihre Lebensaufgabe betrachte, ihrem Bruder zu dienen.

Noch vor einer Stunde hätte Baltzer es für möglich gehalten, daß er sich dem sonderbaren Haushalte anschloß, und daß Sabine ihre Zeit zwischen ihm und ihrem Bruder teilte. Seit dem unerklärlichen Auftritte mit Wisin jedoch und seitdem er das Grauen wahrgenommen hatte, mit welchem das Mädchen sein Lebensopfer brachte, kam er mit einem solchen Vorschlage gar nicht erst hervor. Und dennoch gab Sabine auf den Gedanken Antwort. Für Baltzer könnte aus einem Zusammenleben mit Alex kein Glück erwachsen; nur eine Schwester, nur gerade sie hätte Geduld genug für solch ein Amt. Und sie erzählte dem Freunde, wie um sich zu rechtfertigen, die Geschichte ihres geistigen Lebens.

Sie hatte als junges Mädchen in einer modernen russischen Töchterschule einige Blicke in die wissenschaftliche Bewegung der Gegenwart thun dürfen. In einem Kreise von gleichalterig jungen Damen aus den besten Familien sei sie doch von radikalen, emanzipationslustigen Strömungen umgeben gewesen. Die Brüder und Freunde der Schülerinnen hätten offen und heimlich die materialistische Weisheit herzugeschleppt, die gerade damals, vor etwa zehn Jahren, in halbgelehrten Werken unter dem halbgebildeten Volke zu werben begann. Die Studenten der Medizin, allen voran ihr Bruder Alex, hätten geradezu den Nihilismus, Atheismus und Gott weiß was alles gepredigt. Und aus diesem kindischen Titanengeschlechte sei sie dann plötzlich durch einen Familienratschluß in eine deutsche Schule versetzt worden, wo sie nur plappern und klimpern lernen sollte. Und dann habe sie hier im Hause ihrer alten Verwandten noch die Wirtschaft führen und schweigen gelernt.

„Begreifen Sie jetzt, lieber Herr Baltzer, wie überaus selig ich war, als mein gelehrter Bruder hierher kam, mich zur bescheidenen Genossin seiner Arbeit machte und mich wieder manchen Blick thun ließ hinter den Vorhang der Forschung, nachdem ich die Jahre hindurch von jedem ernsten, freien, männlichen Gedanken getrennt gewesen war.“

Baltzer ließ sich nicht täuschen. Er hörte wohl heraus, daß Sabine in den Büchern ihres Bruders ihr Genügen nicht gefunden hatte, daß sie auf ihre eigenen Emanzipationsgelüste wie auf eine jugendliche Verirrung zurücksah. Und mit gutmütigem Spotte sagte er ihr geradezu, daß die Enttäuschung, die sie erfahren habe, ihm ganz lieb sei, und daß sie auch bei ihm, einem Rechtsanwalte, eine recht hübsche Bibliothek finden werde und nicht nur juristische Fachschriften.

Sabine gab zu, daß ihr jugendlicher Ueberschwang vorüber sei, und daß sie jetzt noch eine höhere Aufgabe an dieses Haus fessele. Lange wollte sie nicht deutlicher mit der Sprache heraus; es wären die Geheimnisse ihres Bruders. Doch da Baltzer sehr traurig dreinsah, durfte sie auf einmal mitteilsamer werden. Das Geheimnis bestehe ja nur darin, welche Methode ihr Bruder anwende und wie weit er gelangt sei. Und davon wisse sie selber kaum etwas. Das Ziel aber, wonach in vielen Städten die ersten Gelehrten der Zeit rangen, das war ja aller Welt bekannt, nur daß es kein anderer früher erreichen durfte als ihr Bruder. Ihre Augen leuchteten. Als wäre es ihr eigenes Werk, so begeistert schilderte sie das Bemühen der Wissenschaft, die Herrschaft über die furchtbarsten Krankheitsgifte zu gewinnen. Bald werde Alex mit dem Fiebergift umgehen können wie mit leblosen, gehorsamen Geschöpfen. Er werde die entsetzlichen Bacillen zwingen, sich in seinen Glasröhren langsam zu gutmütigen Wesen zu verwandeln, welche den Menschen gegen die Bosheit ihrer Verwandten schützten, und dann werde er in seinen Glasröhren die harmlosen, schützenden Bacillen langsam ihr gräuliches Gift wiedergewinnen lassen. Er werde eine Wissenschaft gründen, in deren Händen die mikroskopischen Stabtierchen Gehorsam lernen sollten, wie ein Heer Soldaten unter einem genialen Feldherrn.

Baltzer unterbrach sie scharf: „Und wenn den kranken Menschen auch nicht geholfen wird und sie den Herren Gelehrten auch keinen Dank schulden, so wird die Wissenschaft wenigstens mit sich selber zufrieden sein. Und aus Eifer für diese Wissenschaft wollen Sie mit Herrn Schrimm in einem Hause weiterleben. Wissen Sie, Fräulein Sabine, daß ich die Wissenschaft von dieser Stunde ab hassen werde als die herzloseste Tyrannin und Mörderin, die je ein Menschenherz bezwungen hat?“

Sabine hatte erschreckt innegehalten. Jetzt blickte sie wieder zuversichtlich zu Baltzer hinüber und nickte.

„Sie haben recht, lieber Freund. Solche Gedanken mache ich mir oft. Meine Schwärmerei für diese Dinge ist Strohfeuer. Ich möchte mich gern überreden und dann spreche ich die wüsten Träumereien nach, mit welchen Alex mich oft bis abends zu quälen liebt. Glauben Sie mir, er leidet furchtbar. Er ist das elendeste Opfer seiner Wissenschaft, er ist von ihr wie besessen.“

„So halten Sie aus Mitleid bei ihm aus?“

Sabine beugte sich über das runde Tischchen und zog Baltzer an seinen Händen zu sich herüber. Aus angsterfüllten Augen starrte sie ihn an, dann sagte sie: „Dort steht er an der Schwelle. Schauen Sie ihn an. Wissen Sie noch nicht, warum ich bei ihm aushalten muß bis zu seiner letzten Stunde? Er ist gezeichnet. Wer das nicht auf seiner Stirn liest, der liebt ihn nicht, wie ich meinen Bruder Alex liebe. Er verläßt sich auf mich. Ihm steht ein früher Tod bevor oder etwas noch Schlimmeres, noch Grauenhafteres, was ich nicht fassen, nicht ahnen kann, worüber ich nicht denken will. Er glaubt an meine unerschütterliche Liebe. Er soll sich nicht in mir täuschen. Ich will frei sein an dem Tage, da er mein Leben braucht.“

Sabine sank zurück, und in einem Strom von Thränen brach sich der Schmerz Bahn, den ihr Entschluß sie kostete.

„Wenn Ihr Bruder krank ist, so sollten Sie alles anwenden, um ihn aus seinem Berufe herauszureißen.“

„Sie haben recht, seine Forschung ist sein Tod, aber sie ist auch sein Leben. Doch was ich für ihn fürchte, das können Sie nicht verstehen, weil ich es selbst nicht sagen könnte. Er ist ja jetzt ziemlich ruhig, ja fast heiter, seitdem die Krankheit im Hospital ihn ganz und gar beschäftigt. Aber Sie hätten ihn beobachten müssen, als er den ersten Fall entdeckte, und schon wochenlang vorher. Wahrscheinlich hatte er in seinen Versuchen eine Lücke gefunden. Die Epidemie kam für den Gelehrten offenbar wie gerufen. Aber sein gutes Herz litt furchtbar darunter, nicht anders, als wenn er für alle Schrecken verantwortlich wäre, als ob nicht Gott, sondern er den Tod in die Welt gesetzt hätte. Der erste Abend war besonders schrecklich. Ohne mich zu begrüßen, stürmte er in den Garten, und mit beiden Händen verzweiflungsvolle Gebärden beschreibend, lief er auf und nieder, zertrat Blumen und Beete und lachte einigemal ganz abscheulich zum Himmel auf, wenn die widerwärtigen Hunde lustig um ihn her bellten, als glaubten sie, er spiele mit ihnen. Ich weiß nicht, ob meine Worte Ihnen deutlich gemacht haben, warum ich in so unsäglicher Angst neben ihm her lebe. Jedenfalls schweigen Sie gegen jedermann darüber, und von Ihrer Absicht sei nicht mehr die Rede, wenn Sie wieder herkommen.“

„Es schmerzt mich, Fräulein Sabine, aber nach Ihrem Bescheid muß ich von Ihnen Abschied nehmen. Ich habe vorhin mit Ihrem Bruder heftige Worte gewechselt, und auch sonst würde es mir recht schwer fallen, Sie wiederzusehen und dennoch meine Hoffnungen zu begraben.“

Er hatte sich schwerfällig erhoben und reichte dem Mädchen traurig seine Hand. Zögernd legte sie die ihrige hinein und hatte ihre liebe Not, nicht aufs neue in Thränen auszubrechen.

„Ich weiß, Sie werden mir dennoch gut bleiben,“ sagte sie leise mit einem wehmütigen Lächeln. „Ich darf Sie darum geradezu um etwas bitten. Wenn es kommt — und es wird kommen — und wenn ich die Qual allein nicht ertragen kann, so werde ich Sie zu Hilfe rufen und Sie werden mir zur Seite stehen, nicht wahr?“

Baltzer drückte ihr nur fester als je die Hand und schritt von dannen, um sich nicht auch noch sagen lassen zu müssen, daß er zu rührselig für seine Jahre war. Und so war es ihm ganz lieb, daß Doktor Wisin, der sehr eifrig in Herrn Schrimm einzureden schien, so that, als bemerkte er das Fortgehen des einzigen Hausfreundes nicht. Um so freier äußerte das Faktotum seine Verwunderung; die Runzeln auf seiner Stirn schoben sich hin und her, als wollten sie ein bedenkliches Kopfschütteln über diesen Ausgang der Werbung zeichnen.

Baltzer sprach natürlich kein Wort über den aufgeregten Zustand Wisins und über seine eigenen Angelegenheiten; dennoch wollte man in der Stadt bald wissen, daß der allgemein geachtete Rechtsanwalt und Stadtrat mit Wisins gebrochen habe. Und unberechenbar und unvernünftig, wie die Schlüsse der öffentlichen Meinung nun einmal sind, behauptete jedermann, der Rechtsanwalt habe einen Korb bekommen, behauptete aber auch, er meide das unheimliche Haus aus tieferen Gründen. Solange er der einzige Freund von Wisins gewesen war, hatte dies wie eine besondere Ehre zu Baltzers Ansehen nur beigetragen. Jetzt schien seine Entfremdung plötzlich etwas wie einen Makel auf den Fieberarzt und seine Schwester zu werfen.

Freilich stand diese Erscheinung nicht ganz allein, der Stern des Doktors Wisin hatte seinen Zenith überschritten, wenigstens für den Horizont der Stadt. Mochte man in Amerika, in London, Berlin und Paris immer noch große Abhandlungen über den Typhus Wisini schreiben, seine Mitbürger fingen an, sich von ihm enttäuscht zu fühlen. Die ungleichartigsten Erfahrungen mochten zusammengewirkt haben, um gegen ihn Zeugnis zu geben. Er hatte die reichen Familien, die ihn zu ihrem Arzte gemacht hatten, als er in Mode kam, vernachlässigt und durch Gleichgültigkeit gegen ihre kleinen Leiden erbittert, er hatte verschiedene Mütter durch den deutlich erklärten Abscheu, den er vor der Ehe äußerte, beleidigt, er hatte dem Pöbel seiner Nachbarschaft höchlich mißfallen, weil er in tödlichen Fällen sich mehr für die Frage der Vererbung und Ansteckung, als für die Schmerzen des Kranken interessiert, und weil er keine Rezepte verschreiben wollte; er hatte endlich die städtische Verwaltung des Hospitals vor den Kopf gestoßen, da er auch in Nebenfragen immer rechthaberischer wurde und sich nicht wie ein Beamter, sondern wie der Herr der Anstalt benahm.

Den Ausschlag zu seinen ungunsten gab aber der an sich ganz erfreuliche Umstand, daß die Epidemie wie auf höheren Befehl auf einmal kraftlos wurde. Seit Mitte Oktober gab es keinen neuen Fall, der tödlich verlaufen wäre. Und rätselhaft, wie manches andere in dieser ganzen Geschichte, war es auch jetzt, daß die Abschwächung des Giftes ohne jeden Uebergang erfolgte. Alle Sträflinge, welche bis zu einem bestimmten Tage das Hospital betraten und dann daselbst am Typhus Wisini erkrankten, waren ohne Ausnahme unter ähnlichen Kennzeichen fast genau nach derselben Frist gestorben; und alle anderen, welche nach jenem Tage gemeldet wurden, kamen nach der gleichen Anzahl Tage eines heftigen Fiebers mit dem Leben davon. Nun mochten die gelehrten Herren sich über solche Zufälligkeiten die Köpfe zerbrechen; in der Stadt selbst verlor die Epidemie und ihr Arzt viel an der allgemeinen Achtung, seitdem es keine Tote mehr gab.

In diese Stimmung traf es wie ein langerwartetes, erlösendes Wort, als anfangs November aus Berlin endlich auch der erste Fachmann für solche Untersuchungen in die Stadt kam und aus seiner Abneigung gegen den leitenden Arzt kein Hehl machte. In Indien habe Doktor Wisin nur Unheil angerichtet und wissenschaftlich nichts erreicht; hier liege zwar eine merkwürdige Thatsache vor, aber zu ihrer fachmännischen Ausbeutung sei nichts geschehen. Die Krankheitsform sei nicht neu; nur aus Eitelkeit könne Doktor Wisin ihr seinen Namen beigelegt haben. Ueberraschend sei nur die feststehende Gleichartigkeit der an sich nicht seltenen Einzelerscheinungen, wenn anders die Tagebücher des Hospitals ehrlich und nicht etwa nach einer vorgefaßten Meinung geführt seien. Unerhört sei auch die plötzliche Abschwächung, welche fast an die absichtlichen Versuchsreihen bei Vivisektionen erinnere. Item: Wenn Herr Doktor Wisin für die Entwickelung und Entartung der organischen Krankheitskeime eine Erklärung wisse, wenn er die Bacillen gefunden und deren Gift durch Züchtung beherrschen gelernt habe, so möge er sich bei dem Gerichtshofe der europäischen Wissenschaft melden. Wo nicht, so habe er nicht das mindeste Verdienst; dann sei eben eine medizinische Frage mehr auf der Welt, und diese sei nicht von dem strebsamen Doktor Wisin, sondern von den armen Kranken selbst gestellt worden. Eine vorgefaßte Meinung des leitenden Arztes müsse er auch darin finden, daß die Opfer des ersten Zeitabschnittes sofort aufgegeben worden seien und die eigentliche Heilkunde so gut wie nichts für ihre Rettung gethan habe.

Die Erklärungen dieses Professors, die er entschieden genug seinen älteren Kollegen gegenüber abgab, verbreiteten sich nicht ohne Entstellung und Uebertreibung, und Doktor Wisin hatte bald in der inneren Stadt keinen einzigen Menschen mehr, der sich ihm anvertraut hätte. Auch von den ärmsten Leuten ließ ihn nur noch rufen, wer umsonst keinen anderen Arzt haben konnte. Wisin selbst wußte das alles, aber er verlor darum sein böses Lächeln nicht. Er schien doch viel gearbeitet zu haben und seiner Ergebnisse bald gewiß zu sein. Im Hospitale, in der Abteilung für Fieberkranke, herrschte er nach wie vor unumschränkt. Trotzdem die Epidemie so gut wie vorüber war, wirtschaftete er lebhaft mit seiner goldenen Nadelspritze umher, und die Sträflinge waren es zufrieden, da er in seiner guten Laune die Küche nicht schonte und ihnen die besten Sachen reichlich verordnete. —

Anfangs Dezember beobachtete er eine neue, ganz leichte Form der Epidemie. Die andern Aerzte und die Kranken selbst lachten über seinen Einfall, weil das Fieber diesmal so gering war, daß fast niemand sich von selber dazu meldete und der Arzt es erst mit dem Thermometer nachweisen mußte.

„Wir werden erst krank, wenn er uns die Glasröhre unter die Achsel schiebt," sagten sie lachend.

Es war gegen Mitte Dezember, als Wisin einmal zu ungewohnter Zeit nach Hause kam und mit den Worten: „Ich bin entlassen!" zu Sabine in die Bibliothek trat.

In raschen Fragen und Antworten gaben die Geschwister ihrer ersten Erregung Ausdruck. Sabine, der sich das Herz ängstlich zusammenkrampfte, wollte immer wieder wissen, was man Alex vorzuwerfen habe, und konnte nicht an die Vorwände des Abschieds glauben.

„Sie haben anfangs meine Religion als Hauptsache behandelt. Sie haben gesagt, daß ein Nichtkatholik unmöglich segensreich in einem katholischen Hospitale wirken könne. Ich habe sie zuerst ausgelacht und ihnen dann alles mögliche angeboten: mit den Sträflingen in die Kirche zu gehen, oder meinetwegen auch gleich überzutreten, wenn es sein muß."

„Das hättest du thun können, Alex? Das glaub' ich nicht! Niemals hättest du dich dazu verstanden, deine Ehre preiszugeben und einen Glauben zu heucheln, der nicht der unseres Vaters war! Ich weiß, du bist auch kein Orthodoxer der russischen Kirche! Aber auch der Unglaube gibt kein Recht zum Uebertritt!"

Wisin blickte seine Schwester mit einem bösen Hohnlächeln an.

„Ich habe meinen Forschungen schon so große Opfer gebracht," sagte er grimmig, „daß es auf das bißchen Eidbruch gar nicht mehr ankommen kann. Aber sie wollten meine Nachgiebigkeit nicht einmal annehmen. Als es mit meiner Religion nichts war, machten sie mir meine Verschwendung zum Vorwurf. Ich soll den armen Teufeln, an welchen ich studierte, bald ein Hühnerbein, bald ein Glas Bordeaux zuviel verschrieben haben. Um solcher Lumpereien willen sollte ich mein Werk unterbrechen! Ich hielt noch an mich und versprach, die Kranken von jetzt ab nach Möglichkeit hungern zu lassen. Da rückten sie endlich damit vor: ich hätte den Kranken zu wenig Medizinen verschrieben. Als ob nicht jedem von den Sträflingen damit ein Gefallen geschah, daß er starb! Und als ob gegen den Typhus Wisini schon ein Kraut gewachsen wäre! Da mußte ich natürlich gehen, sofort! Die Standesehre gebot es mir! Die Standesehre! Als ob ich ein Arzt wäre, einer der tausend Quacksalber, welche sich und den Kranken einreden, daß sie helfen wollten und könnten! Als ob wir der Hospitäler wegen da wären! Die Hospitäler sind unsertwegen da, der Wissen-

schaft wegen! Aber was half's auch, wenn ich mit ihnen weiter zankte. Es war beschlossene Sache, mich zu entfernen. Der Stadtrat war darüber einig geworden, auch dein Freund Baltzer hat gegen mich gestimmt. Die Herren sind ja Fachleute!"

Wisin hatte sich mit dem Ellbogen auf ein Brett seiner Bibliothek aufgestemmt und ließ den rechten Fuß im raschesten Takte auf und nieder vibrieren. Seine Augen schweiften über eine Reihe gleichmäßig eingebundener Bücher, welche die Klassiker der Medizin von Aristoteles bis Pasteur und Koch enthielten.

Sabine verstand die irren Blicke ihres Bruders. Unter diesen ersten Größen der Wissenschaft sollte sein Hauptwerk über die Fiebererreger seinen Platz finden, sonst war ihm sein ganzes Leben nicht lebenswert. Und weil sie nicht geringer von ihm und seiner Aufgabe dachte, wurde es ihr leicht, den rechten Ton zu finden, als sie mit begeisterten Augen zu ihm trat und ihm zuredete. Er sei ja schon auf dem besten Wege, sei dem Ziele schon nahe und werde es allen Schikanen und Störungen zum Trotze ruhmvoll erreichen. Seine Ernte im Hospitale habe er ja schon eingeheimst; jetzt sei es vielleicht gut, daß er abschließe und die gewonnenen Beobachtungen verarbeite; die Epidemie sei ja im Erlöschen. Jetzt solle er alle die unzähligen statistischen Notizen in Ruhe durcharbeiten.

Wisin schien nicht auf sie zu hören. Bei ihren letzten Worten aber schüttelte er langsam den Kopf und sagte kaum hörbar: „Noch ein Vierteljahr nur! Die Kraft wäre wieder gewachsen und der Typhus Wisini hätte den Weg zurückgenommen bis zu seiner stärksten unentrinnbaren Zerstörungswut. Dann wäre ich fertig gewesen und hätte der Welt etwas Großes bieten können: eine Sammlung von tödlichen und von schützenden Bacillen."

Sabine ließ nicht nach. Sie wolle sich kein Urteil anmaßen; aber nach dem, was er ihr hier und da mitgeteilt habe, könne die Beobachtung neuer Fälle für seine Zwecke nicht mehr viel bedeuten. Er habe ja dafür seine Opfertiere. Und wenn seine Vorhersagung eintreffe, wenn die Epidemie wieder zunehmen würde, so könnte man ihm unmöglich den Zutritt verweigern.

„Die Epidemie ist erloschen, ich habe mich geirrt. Sie kommt nicht zu den Pfuschern!" sagte er mit einem wüsten Lächeln. Und während seine rechte Hand nervös mit der Nadelspritze spielte, zog er eine andere Vierteljahrsschrift hervor, um über dem Buche seinen Zorn zu vergessen. Sabine beruhigte sich, wenn sie Alex an der Arbeit sah. Dann überwand er rasch jede körperliche und geistige Verstimmung und rechtfertigte in der That ihren Glauben, daß der Fanatismus seines Forschungsdranges sein Denken zu vollkommen ausfüllte, um für menschlichere Gefühle darin Raum zu lassen. So überließ sie ihn für heute sich selbst und hoffte von dem erzwungenen Verzicht auf klinische Thätigkeit alles Gute; vielleicht stürzte sich Alex jetzt mit der ganzen zusammengehaltenen Kraft auf die Vollendung seines Werkes und vielleicht wich der Todesschatten von seiner Stirn, wenn er allgemein anerkannt neben den Ersten seines Faches dastand.

Doch es kam anders, und von Tag zu Tag mehr verdüsterte sich das Leben im Bannhause. Wisin ließ bald seine Bücher liegen und verbrachte auch bei Herrn Schrimm morgens und abends nur so viel Zeit, wie die Beobachtungen notwendig erforderten. Er benahm sich wie ein Mensch, der zu einer großen einschneidenden That alles vorbereitet hat und nur mit wachsender Ungeduld das Zeichen erwartet, den Entschluß auszuführen. Während er im Hospitale durch die Epidemie zu übermäßiger Arbeit genötigt wurde, hatten wohl mit seiner fast übermütigen, kampflustigen Stimmung die schweren Stunden abgewechselt, in denen er sich, nur von Sabine und Herrn Schrimm beobachtet und ihrer nicht achtend, wie ein Verzweifelter gebärdete. Jetzt war er wieder so, wie vor dem Ausbruch der Epidemie. Kraftlos und willenlos ging er im Hause und im Garten umher, unruhig und ungeduldig, als erwartete er eine Hilfe von außen. Daß seine wissenschaftliche That ihm allein im Sinne lag, das konnte man wohl an der gänzlichen Stumpfheit merken, die er jeder anderen Anregung entgegensetzte; aber er förderte die Arbeit nicht, weder durch Schreiben, noch durch Sinnen; er schob die Schuld für seine Arbeitsunfähigkeit eigensinnig auf seine Entfernung vom Hospital.

Umsonst spannte Sabine ihre Aufmerksamkeit aufs äußerste an, um jede kleine Störung von ihm fern zu halten und ihm sein Arbeitszimmer behaglich erscheinen zu lassen, umsonst meldete sich Herr Schrimm täglich einigemal, um durch seine Beobachtungen über die Versuchstiere Wisins Geist auf sein Ziel hinzulenken. Alex begegnete der Schwester unfreundlich und jagte Herrn Schrimm zornig in seine Anstalt zurück. Sabine schauderte zusammen, als sie einmal bis in ihre Stube hinauf den Bruder rufen hörte: „Gehen Sie zum Henker mit Ihren Hundegeschichten! Die berühmten Professoren sind zu Hunden in die Schule gegangen und was von Hunden zu lernen ist, das weiß ich längst. Ich aber brauche Menschen, und die hat man mir genommen, gestohlen. Nicht einmal einen Mörder, der schon zum Galgen verurteilt ist, wollen sie mir gönnen."

Sabine hörte nicht, was Herr Schrimm erwiderte. Sie vernahm nur sein klangloses Lachen und einen Wutschrei ihres Bruders, der sein Faktotum diesmal ernstlich mit Schlägen zu bedrohen schien.

Nicht wie ein hungernder junger Arzt, der ohne Empfehlungen seinen Beruf angetreten hat, nein, wie ein frommer Sünder seinen Priester, wie ein Verdurstender einen Tropfen Wasser, so erlauerte Wisin jetzt einen Kranken, einen kranken Menschen, den er studieren konnte — vergebens. In Grabesruhe lag das Bannhaus da. Seit Baltzers Verabschiedung zog kein Besucher mehr die Klingel, Sabine glitt unhörbar von Stube zu Stube, und Herr Schrimm, dem die Verbindung mit der Außenwelt oblag, kam und verschwand wie ein Schatten. Niemand im weiten Umkreis der Stadt dachte mehr daran, den verfemten Doktor Wisin zu Hilfe zu rufen.

Da trieb es den Arzt hinaus, um sich unerkannt selber seine Kranken zu suchen. Als Wohlthäter betrat er die Hütten des elendesten und schmutzigsten Pöbels, er brachte Wein und Nahrungsmittel mit, er bestach die Kinder mit Näschereien und die Eltern mit barem Gelde, bis es ihm gelungen war, und die Familie Vertrauen faßte zu dem unheimlichen fremden Manne. Dann gab er sich wohl als ein Arzt zu erkennen, und wo in den Hütten jemand seiner Hilfe bedurfte, da weigerte er sich nicht. Er verschrieb den armen Leuten keine teueren Rezepte und machte für die Ernährung keine unmöglichen Vorschriften. Die Arzneien brachte er selber mit und gab sie umsonst her, ebenso die köstlichen Stärkungsmittel. Und man sah, welche Freude ihm die Ausübung des Berufs um ihrer selbst willen machte; seine Augen leuchteten wieder, so oft er seine geheimnisvolle Nadelspritze hervorholte und an den armen Leuten seine Künste erprobte.

In der Stadt selbst und in seiner Vorstadt war es ihm freilich nicht gelungen, das Mißtrauen zu durchbrechen. Da nahmen selbst die ärmsten Bettler seine Geschenke nur mürrisch entgegen und ließen ihre Kranken lieber ohne Arzt, als daß sie den Doktor Wisin an ihr Bett gelassen hätten. Aber jenseits der entgegengesetzten Vorstadt drüben über dem Flusse, mitten in einem Sumpfe, unter den verschimmelten Strohdächern einer verkommenen Ortschaft, deren Name zu deutsch „Im Röhricht" hieß, da hatte er seine Anhänger endlich gefunden, und sie blieben ihm auch dann noch treu, als das Gerücht von seiner Verfemung nach Wochen zu ihnen drang. Sie wußten besser als die dummen Städter, was sie an diesem verkannten Wundermanne hatten, der selbst gegen die gräßlichste von allen Krankheiten Mittel mitbrachte: gegen den Hunger.

Seit dem Beginn dieser seltsamen Landpraxis hatte sich die Stimmung Wisins langsam, aber stetig wieder gehoben. Die Arbeitslust war wieder da und die schweren Anfechtungen, welche sonst die Freudigkeit der Forschung unterbrachen und ihn einsam in den Garten stürmen ließen, hatten sich noch nicht eingestellt. Sehr viel mochte zu der Besserung seines ganzen Wesens der Stolz auf das Eintreffen seiner Prophezeiung beitragen. Zwar unter den Sträflingen war und blieb die Epidemie erloschen; vielleicht waren die anderen Aerzte, die Pfuscher, auch nur zu kurzsichtig, um das Fortschleichen der Krankheitskeime verfolgen zu können. Aber im Röhricht, da war es, wie Sabine aus einigen Andeutungen erfuhr, Alex schon gelungen, den Typhus Wisini in seiner schwächsten Erscheinungsform nachzuweisen. Die Leute spürten gewöhnlich nur einige Mattigkeit oder fühlten sich auch gar nicht krank, ...

rtrefflicher Arzt jedoch erkannte die Art ꝫ Leidens trotzdem und heilte sie und terstützte die Genesenden, so daß sich fast i Zudrang nach der kleinen Seuche entickelte und die Befallenen von den anderen neidet wurden.

Doch von Monat zu Monat nahmen die rscheinungen an Heftigkeit zu. Im Röhricht hlich sich langsam eine unklare Beängstiung ein, während Doktor Wisin wieder auf m Höhepunkt seines Forschungseifers anelangt war. Wieder, wie zur mörderischsten eit der Epidemie, gab er sich mit Lust nd fast mit Uebermut seiner Aufgabe hin; ieder verbrachte er viele Stunden bei den Versuchstieren; aber wilder denn je gebärte er sich des Abends, wenn der Zweifel der die Verzweiflung über ihn kam. Auch er Schlaf floh ihn; Sabine hörte den rmen Bruder ganze Nächte in seiner Stube uf und nieder gehen und mit halblauten Klagen sich martern. Nur einmal hatte sie in ihrer Angst den Schlafrock übergeworfen und an seiner Thür gelauscht; sie that es nicht wieder. Was sie da hörte, flößte ihr ein neues Grauen ein, und unsägliches Mitleid mit Alex, der ja der allerpflichttreueste Arzt war und sich dennoch mit grundlosen Selbstvorwürfen peinigte. „Absolution für einen Mörder!“ Das hatte sie deutlich verstanden; als ob Alex nun doch katholisch geworden und sich in seinem Berufe einer Schuld bewußt wäre.

Es war gegen Ende April; das Frühjahr hatte sich bisher nur mit Wind und Regen eingestellt; Wisin aber wanderte täglich bei dem abscheulichsten Wetter nach dem Röhricht, wo die Seuche sich inzwischen drohend genug entwickelt hatte. Noch war kein Mensch gestorben, noch hatte die Kunst des Arztes jedesmal gesiegt, aber ein furchtbares Fieber hatte viele niedergeworfen, und wo Wisin sich zeigte, da begegneten ihm angstvolle und feindselige Blicke. Man wollte bemerkt haben, daß das Fieber in keiner Hütte ausbrach, wo Wisin nicht schon früher erschienen war. Ein furchtbares Grauen vor dem Wohlthäter, der mit seinem Gelde die Seuche umhertrug, hatte sich der ganzen Ortschaft bemächtigt. Man gab ihm nicht die Schuld, daß er die Leute absichtlich vergifte, man sah in ihm immer noch den Wunderthäter, der zur Rettung der Armut berufen war, aber auch zugleich den von bösen Geistern Umringten, der immer an seine Wohlthat das Entsetzen zu knüpfen gezwungen war.

Da schlug die Stimmung auf einmal um. Ein alter Fährmann, der bis vor kurzem das medizinische Orakel der Ortschaft gewesen war und dem eindringenden Stadtarzte feindlich gegenüber gestanden hatte, war durch das Zureden aller Nachbarn dazu gebracht worden, die Hilfe des Doktors in einer schweren Augenkrankheit anzurufen. Das Uebel verschwand mit erstaunlicher Schnelligkeit, und schon wollte die Stellung Wisins sich aufs neue befestigen, als der Fährmann selbst plötzlich von der Seuche gepackt wurde. Die gräßlichen Verwünschungen, die er im Fieber gegen Wisin ausstieß, wurden nun vom ganzen Röhricht wiederholt, und über Nacht vollendete sich der Umschwung. Doktor Wisin war der leibhaftige Gottseibeiuns, der mit seinen Geschenken Leib und Seele der Armen erkaufte. Und als er am nächsten Vormittage von Pluto begleitet durch den strömenden Regen herbeieilte, um nach seinen Kranken zu sehen, da fand er das Röhricht in hellem Aufruhr. Gegen hundert meist ältere Leute standen, mit Heugabeln und Sensen bewaffnet, vor der ersten Hütte und wehrten ihm den Zutritt zum Dorf. Niemand wagte es, ihn zu berühren; die Furcht vor seiner Macht war zu groß. Aber sie drohten ihm mit dem Tode, wenn er sich noch einmal im Röhricht sehen lasse.

Mitten in den Pfützen der schlechten Straße, völlig durchnäßt und vom heulenden Winde gepeitscht, hielt Wisin ihnen stand, wohl eine Stunde lang. Umsonst war seine eifrige Beredsamkeit, umsonst versuchte er es, zwei Heugabeln beiseite zu drängen und sich zwischen ihnen einen Weg zu bahnen. Umsonst wollte er den Bernhardiner gegen die Leute hetzen. Ueberall starrten ihm Sensenspitzen entgegen, und er mußte sein Vorhaben aufgeben.

Als er nach dem Bannhause zurückkehrte, sah er zum Erschrecken aus. Aber diesmal war sein Wille nicht gebrochen wie nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus.

Er war zu nahe am Ziele, um sich jetzt noch durch die Feigheit des polnischen Gesindels da draußen um den Lorbeer bringen zu lassen. Mochte der Pöbel im Röhricht für sein erbärmliches Leben zittern, mochte der letzte Tagelöhner mit alberner Wertschätzung an seinem Leben hängen, mochte diesem ganzen Abschaum der Menschheit der rühmliche Tod für die Wissenschaft ein fremder, unfaßbarer Gedanke sein, Alexander Wisin ließ sich auf seinem Wege nicht mehr aufhalten. Diese Hunde wollten ewig leben, nun, so mochten sie sich immerhin noch eine Weile weiterhungern. Ohnedies hatten die armen Teufel ihr Scherflein für die Forschung längst beigesteuert. Das unter ihnen wütende Fieber hatte zu schönen Beobachtungen genügt. Wenn er nur noch einen Todesfall hätte unters Mikroskop bringen können, wenn er dann einen völlig gleichen Fall hätte heilen können, so wäre die Undankbarkeit der Leute im Röhricht kaum mehr als ein lustiger Spaß gewesen. Dann war seine Aufgabe abgeschlossen, dann konnte Doktor Wisin mit Ergebnissen hervortreten, die alle verwandten Leistungen der Wissenschaft übertrafen. Ihm hatte Glück und Eifer die ganze Erscheinungsweise, die sonst mühsam durch Tierversuche zusammengebracht wird, an leidenden Menschen gewährt. Nur noch ein einziger, tödlich verlaufender Fall, und Wisin konnte sich für den Herrn des Fiebergifts erklären.

Seine Aufregung war so groß, daß er mit Sabine und mit Herrn Schrimm unaufhörlich über seine Untersuchungen sprach. Nur daß er der Schwester wohl einige Geheimnisse der Werkstatt verschwieg, vielleicht weil sie für ihre Ohren zu häßlich waren, vielleicht auch, weil an ihrer Geheimhaltung wirklich das Schicksal des Entdeckers hing. Dann war es aber doch auffallend, daß Herr Schrimm in alles eingeweiht erschien.

Von Sabine duldete Wisin nicht den leisesten Zweifel, nicht das mindeste Bedenken, von seinem Diener ließ er sich offenen Hohn gefallen. Herr Schrimm hätte sich niemals aus dem Hospital vertreiben lassen, er hätte sich im Zuchthause häuslich niedergelassen und hätte lieber einen Mord begangen, als das üppige Arbeitsfeld zu verlassen. Und dann hätte Herr Schrimm sich durch alle Heugabeln der Welt nicht aus dem Röhricht vertreiben lassen; Doktor Wisin war doch nicht unbewaffnet, er hatte ja seine Nadelspritze. Jedesmal hatte Sabine einen verdorbenen Tag von unerträglicher Pein, wenn sie die Hohnreden des Faktotums zufällig anhören mußte, wie eben in diesen schlimmen Tagen, weil ihr Bruder sich bei dem Streite mit den Bauern ein leichtes Fieber geholt hatte und das unter ihrer Pflege in der Stubenwärme auskochen lassen mußte. Ihre Angst, daß Alex selbst am Typhus Wisini sterben könnte, überwog anfangs die Scheu vor Herrn Schrimm; je wohler aber ihr Bruder sich fühlte, desto weher wurde ihr ums Herz, so oft der alte Anatomiediener die Wohnräume betrat. Sie wollte sich einreden, daß nur ein frauenhaftes Vorurteil ihr den Schauder vor der Hundeklinik und deren Beherrscher eingab; aber einige Worte, welche Herr Schrimm gerade an dem Tage sprach, als Alex sich zum erstenmal wieder den Aufenthalt im Freien gestattete, ließ Sabine erkennen, daß das Faktotum wirklich der böse Dämon ihres Bruders war.

Alex ging an ihrem Arm hin und wieder, zu neuer Arbeit lebhaft erregt; schon morgen wollte er wieder auf die Suche gehen und nicht rasten, bis er seinen Toten gefunden hatte. Herr Schrimm arbeitete mit dem Spaten, um das Hauptbeet zu bestellen. Er wollte den Kohl für seine Kaninchen wieder selbst zu bauen versuchen. Die Geschwister glaubten, daß er auf ihr Gespräch nicht achtete.

Sabine hatte widerstrebend ihres Bruders leidenschaftliche Sehnsucht nach neuen Opfern der Seuche wahrgenommen.

„Und du bist sicher, Alex, daß diese Menschen nicht umsonst gestorben sind, daß deine Entdeckung den armen Kranken zum Segen gereichen wird?“

Da ließ Herr Schrimm den rechten Fuß, mit dem er eben zustoßen wollte, auf dem Eisen des Spatens ruhen, legte seine Knochenhände kreuzweis über den Griff, richtete seinen hageren Leib, um welchen das graue Wollhemd und die grüne Gartenschürze im Winde schlotterten, hoch auf und blickte verächtlich vor sich hin. Er sah heute völlig so aus wie der Tod als Totengräber auf alten Holzschnitten; es fehlte nur Sanduhr und Hippe.

Alex hatte gar nicht hingesehen und wußte nicht, warum die Schwester sich ängstlicher an seinen Arm schmiegte. Er hatte innegehalten, um das Mädchen nicht

zu sehr zu erschrecken. Jetzt sprach er wieder laut und eindringlich von der alles überragenden Majestät der Wissenschaft. Sabine dürfe sich nicht mit dem Pöbel im Röhricht auf denselben niedern Standpunkt stellen, dürfe von der hohen Frau, der heiligen Wissenschaft, nicht irdische Vorteile verlangen. Das sei heidnischer Götzendienst wie die Frömmigkeit der Leute, welche die guten Werke um zeitlichen Lohnes willen thun. Der Kriegszug eines Königs werde nicht mit demselben Maße gemessen wie die Thaten eines habsüchtigen Seeräubers, und so dürfe die Lebensaufgabe eines echten Naturforschers nicht mit der nutzbringenden Geschicklichkeit des Zahnreißers verglichen werden.

„Wir wollen der Menschheit nicht helfen!" rief Wisin grimmig, während er die Arme verschränkte und mit glänzenden Augen auf die Schollen starrte, die Herr Schrimm aufgeworfen hatte. „Die Menschheit ist nur ein Tropfen in dem Weltmeer der Natur Und die Natur will sich nicht helfen lassen. Sie spottet unser, wenn wir sie meistern wollen; aber sie hilft uns, wenn wir sie zu erklären suchen. Die Natur ist ein gelehrtes Weib, aber kein Blaustrumpf; sie ist rücksichtslos. Sie ist die gewaltigste Mörderin. Und die Wissenschaft kann sie nur dann verstehen, wenn sie mit ihr um die Wette mordet."

„Das ist ja unmenschlich!" rief Sabine händeringend.

Herr Schrimm wandte ihr frech sein Knochenantlitz zu und sprach hart: „Warum sollen denn die Zweibeinigen so viel vor meinen Tieren voraushaben, gnädiges Fräulein. Es sind die besten Menschen, die nicht lachen und nicht lügen können, wie die Tiere. Was meinen Sie denn, haben denn die Mäuse und Frösche, die wir zerschneiden, und die Schmetterlinge, die wir aufspießen, nicht auch ein Herz?"

Wisin lachte über die mangelhafte Gelehrsamkeit des Anatomiedieners und fuhr fort: „Unsere Wissenschaft, liebe Sabine, kennt Beispiele von erster Seelengröße. Wir wissen von begeisterten Schülern, welche die Wirkung von Giften an sich erprobten, um dem verzweifelten Meister in der Todesnot seiner Forschung beizustehen. Wie sich das schöne Mädchen ans Kreuz schlagen ließ, damit der Vater, ein berühmter Maler, Studien für sein Marterbild machen konnte, so hat es Modelle in der Naturwissenschaft gegeben, die willig starben, um in der heiligen Geschichte der Wissenschaft unsterblich fortzuleben. Was, Herr Schrimm? Sollte man nicht einen Aufruf erlassen, damit sich Freiwillige melden?"

Und mit weitaufgerissenen, gläsernen Augen blickte Wisin bald auf seine Schwester, bald auf den Diener und schien auf ihre Zustimmung zu lauern. Sabine zitterte vor Entsetzen. Herr Schrimm hatte seine Arbeit wieder aufgenommen und sprach tief zur Erde gebeugt: „Auf Freiwillige ist kein Verlaß. Die tollen Menschen leben gar zu gern. Man muß die Rekruten nehmen, wo man sie findet."

Das mochten so die Scherze sein, wie sie im Seziersaal üblich waren. Was aber im Munde ihres Bruders wie ein dichterisches Spiel der Einbildungskraft klang, das schien Mordlust, wenn der Diener es wiederholte. Sabine konnte sich kaum auf den Knien erhalten. Sie mußte ins Haus fliehen, um dem Bruder ihre Schwäche nicht zu verraten.

Sie fühlte sich tagelang krank und hätte sich auch dann kaum erholen können, wenn sie Herrn Schrimm so bald hätte wiedersehen müssen. Glücklicherweise wurde ihr jetzt durch die Genesung ihres Bruders der Anblick des Faktotums entzogen.

Alex stürzte sich leidenschaftlich in die Jagd nach der einzigen Beute, die er suchte. Aus Gründen, die er verschwieg und die mit seinen Prophezeiungen zusammenhingen, mußte er gerade in diesen Wochen einen Fall von tödlichem Typhus Wisini entdecken oder der letzte Strich an seinem Werke mußte wieder für Monate hinausgeschoben werden. Wieder drängte er sich in die Hütten der Armut ein. Während der Frühling in voller Pracht mit Sang und Duft heraufgekommen war, die Heide mit Blumen überdeckt hatte, und auch in jedem Gärtchen der Stadt, vor jedem Strohdach des Pöbels mit hochzeitlichem Geschmetter der Vögel und dem hochzeitlichen Prunken der Blüten seinen jubelnden Einzug hielt, während Sabine beim offenen Fenster die geheimnisvoll wirkende Heideluft einsog und sich erneute Sehnsucht nach dem guten Freunde Baltzer in die Seele trank, irrte Alexander Wisin von Flecken zu Flecken, rund um die Stadt, und suchte bei den Aermsten der Armen, in Verbrecherhöhlen und bei hungernden Witwen nach einem Kranken oder nach einem Gesunden, der sich ihm vertraute. Es war vergebens. Sein Erscheinen im Röhricht hatte die ganze Gegend mit Schrecken erfüllt. Man wußte, daß seine Geschenke die Seuche brachten. Jedes Kind kannte ihn und wich ihm aus. Mancher Stein flog aus der Ferne an seinem Kopfe vorüber.

Je fruchtloser seine Bemühungen außerhalb des Hauses waren, desto wilder äußerte sich sein Arbeitstrieb in der Hundeklinik. Er häufte Versuch auf Versuch und hörte nicht auf Herrn Schrimm, der sich dem Vernichtungskriege gegen seine Tiere widersetzte.

Noch war die Frist nicht abgelaufen, binnen welcher Wisin nach seiner eigenen Meinung den tödlichen Fall, das Schlußglied seiner Beobachtungskette, finden mußte, und schon hatte er den ganzen Park seiner Versuchstiere geopfert. Herr Schrimm weigerte sich, den Bestand zu erneuern. Still wurde es im Versuchsraum, still im Garten des Bannhauses. Nur der große Bernhardiner bellte mitunter freudig auf, während er in mächtigen und doch anmutigen Sätzen seinen Herrn umsprang. Wisin betrachtete das treue Tier oft mit nachdenklichen Augen, während seine zitternden Finger mit der goldenen Nadelspritze spielten.

Und eines Morgens lag der Hund mit geröteten Augen krank auf der Schwelle vor der Bibliothek und widersetzte sich nicht, als ihn Herr Schrimm mit seinem trockenen Lachen in den Versuchsraum schleppte.

Sabine wußte nicht, daß auch der Bernhardiner durch das Gift erkrankt war, als dessen Herrn sich Wisin betrachten durfte. Sie war ohnedies über den drohenden Verlust des schönen und treuen Hundes betrübt genug und gab die Hoffnung nicht gleich auf. So oft ihr Bruder das Haus betrat, mußte er ihr Rede stehen, und wenn er sie heftig anfuhr und ihr verbot, noch einmal nach dem unvernünftigen Vieh zu fragen, so entschuldigte sie ihn mit seiner gesteigerten Erregtheit und seiner sicherlich nur schwer unterdrückten Trauer um den prächtigen Hund. Der war sein Liebling gewesen, wenn Alex überhaupt außer seiner Wissenschaft irgend etwas liebte.

Am dritten Tage nach Plutos Erkrankung überwand sie endlich ihren Widerwillen gegen Herrn Schrimm und sein Reich, nur um sich über das Schicksal des Tieres Gewißheit zu verschaffen. Bis zum Abend hatte sie vergebens darauf gewartet, daß ein freundlicher Blick ihres Bruders ihr den Mut gab, noch einmal zu fragen. Aber Alex war noch gereizter und jähzorniger als sonst. Die Frist, welche er sich selbst für Entdeckung des letzten notwendigen Todesfalls gesteckt hatte, drohte abzulaufen. Heute früh hatte er sich in seiner Verzweiflung auf Umwegen in die elendste Hütte des Röhrichts zurückgewagt, wo der schwarze Hunger herrschte und von nirgends her eine Rettung möglich schien. Dorthin hatte er Branntwein und Brot und sogar Fleisch gebracht, nicht als Kaufpreis, nein, nur um fürs erste Beziehungen wieder anzuknüpfen. Aber der Krüppel, der mit seiner Mutter und seinen zahlreichen Kindern die erste Hütte bewohnte, hatte die Nahrungsmittel mit Ekel auf die Straße geworfen und nur die Branntweinflasche, die glücklicherweise nicht zerbrochen war, vor dem Verderben gerettet. Das war auch was anderes: der Brantwein war so gut, daß ihm nicht einmal die Berührung des Fieberdoktors schadete.

Das und mehr noch erfuhr Sabine: darum wollte sie ihren Bruder nicht durch Ungehorsam aufbringen und entschloß sich, selbst nach dem kranken Pluto zu sehen. Sie schlug ein schwarzes Tuch um Kopf und Schultern und eilte durch den dunklen Garten nach dem Versuchsraume, der von einer hängenden Petroleumlampe und von einer eigentümlichen hellen Flamme, welche dem Mikroskope diente, gut beleuchtet war. An der Schwelle blieb sie erschrocken stehen. Ihr Bruder und Herr Schrimm schienen in einem heftigen Streite begriffen. Der Arzt ging mit mächtigen Schritten hin und her und schrie so laut, daß Sabine ihn zuerst kaum verstand, Herr Schrimm putzte gelassen den Glasschrein, ließ aber bei dieser Beschäftigung seinen zornigen Herrn nicht aus den Augen. Ein Blick auf die leeren Käfige überzeugte Sabine, daß kein einziges der Versuchstiere mehr vorhanden war. In dem größten Gelasse

lag Pluto lang ausgestreckt auf der Seite; sie konnte nicht sehen, ob er noch lebte. Sie überlegte, ob es besser wäre, den Streit der Männer durch ihr plötzliches Erscheinen zu schlichten oder ob sie sich zurückziehen und später wiederkommen sollte.

So viel verstand sie sofort, daß ihr Bruder seinem Faktotum vorwarf, ihn im entscheidenden Augenblicke im Stich gelassen zu haben. Der Ton zwischen dem Arzte und seinem Gehilfen war Sabine immer sonderbar erschienen; dennoch erschreckte sie jetzt die Roheit der Zornausbrüche bei ihrem Bruder und die kalte Frechheit des Herrn Schrimm. Das erste, was Sabine ganz deutlich verstand, war der Ruf:

„Und Ihre Bosheit, Ihr Eigensinn ist unerträglich. Ich möchte Tag und Nacht Versuche machen und Sie haben mir nicht eine elende Maus gebracht." Alex hielt die Nadelspritze kunstgerecht zwischen Mittel- und Zeigefinger der rechten Hand; der Daumen lag spielend auf dem Stempel.

„Lassen Sie mich in Ruhe! Sie sind blind mordlustig wie ein tollgewordenes Raubtier. Mit Tieren ist Ihnen nicht gedient. Und weil Sie keinen Menschen finden können, darum sind Sie wütend."

„Schweigen Sie!" rief Alex außer sich. „Die Hyäne will den Löwen ein Raubtier schimpfen! Sie sind nichtswürdig, hämisch. Sie wissen ganz gut, warum ich gerade jetzt mit meiner Entdeckung heraus muß. Es ist der letzte Augenblick! Ich kann gar nicht daran denken, daß gerade heute ein anderer, einer von den verdammten Professoren, mit der ganzen Arbeit fertig geworden sein kann."

„Das kann keiner," sagte Herr Schrimm mit fester Stimme, und zog seinen Mund noch breiter als sonst. „Um zu thun, was wir gethan haben, muß man eine feste Hand haben, wie Sie, und ohne Vorurteil sein. Ihrer bin ich sicher. Nachdem Sie's dem Pluto beigebracht haben und das bloß zum Zeitvertreib, werden Sie auch einen Menschen nicht verschonen, und wäre es Ihr bester Freund!"

„Schweigen Sie — oder . . ."

Sabine vermochte nicht weiter zu hören. Die Erkenntnis, daß ihr Bruder seinen Liebling zum Opfer gebracht habe, war zuviel für sie. Es war ihr ganz klar, daß Herr Schrimm recht hatte, daß die Wissenschaft aus Plutos Tode keinen Vorteil zog, daß ihr Bruder nur unter dem Zwang einer krankhaften Erregung so abscheulich gehandelt hatte. Aber nein, Alex war nicht so schlecht, er war nur unglücklich! Das Entsetzliche, was sie für ihn gefürchtet hatte, jetzt schien es über ihn hereinzubrechen. Sie fühlte sich diesen Schrecknissen gegenüber zu schwach; ein Freund, ein Mann mußte zu Hilfe kommen, sie mußte Baltzer rufen.

Mühselig schleppte sie sich von der Schwelle der Hundeklinik zum Hause zurück. Schon hatte sie die Hinterthür geöffnet, als sie aus dem Seitengebäude einen wilden Aufschrei ihres Bruders, gleich darauf ein

Gepolter und das laute Hohnlachen des Herrn Schrimm vernahm. Sabine hielt sich an der Klinke fest und sah und hörte, was vorging, ohne etwas anderes dabei zu denken, als:

„Alex darf nicht wahnsinnig werden, Baltzer muß uns retten!"

Herr Schrimm stürzte hochaufgerichtet nach rückwärts über die Schwelle in den Garten. In der ausgestreckten rechten Hand hielt er irgend ein glänzendes Ding, womit er den Doktor Wisin abwehrte, und plötzlich stehen bleibend, rief er mit seiner knöchernen Stimme:

„Sie sind verrückt, Herr Doktor Wisin, bleiben Sie mir mit Ihrem Typhusrevolver vom Leibe oder ich wehre mich. Keinen Schritt weiter! Sie sind verrückt, sage ich Ihnen! Machen Sie keine Dummheiten! Suchen Sie sich einen anderen aus, mich werden Sie zeitlebens brauchen. So schnell können Sie mich nicht umbringen, daß ich nicht noch Zeit hätte, Sie vor aller Welt anzuklagen. Hüten Sie sich vor mir, Doktor Wisin!"

Sabine ertrug es nicht länger. Sie überzeugte sich nur, daß Alex den Versuchsraum nicht verließ; dann wankte sie, von Frost und Angst geschüttelt, an ihren Schreibtisch. Dreimal mußte sie kraftlos die Augen schließen, bevor sie den Rechtsanwalt Baltzer in wenigen Zeilen ersucht hatte, wenn möglich sofort oder morgen früh zu ihr zu kommen. Dann raffte sie sich noch einmal auf, steckte das Blatt in einen Umschlag, setzte die Aufschrift darauf und schlich auf die Straße. Sie rief einen Knaben, der vorüberlief, und übergab ihm das Schreiben zur Besorgung. Als sie ihn, vergnügt über ihr ansehnliches Geldgeschenk, forteilen sah, atmete sie freier auf. Aber es wurde ihr schwer, sich wieder in ihre Stube hinaufzuschleppen. Dort brach sie vollends zusammen. Wie leblos lag sie auf dem Sofa und hatte nicht mehr die Kraft, sich zu Bett zu legen oder auch nur eine Decke überzuwerfen. Ein Schüttelfrost hatte sie gepackt.

Sie mochte noch nicht lange Zeit so verlassen zugebracht haben, sie vernahm das Angelusläuten aus der nahen Kapelle des Zuchthauses, als Alex hastig die Thür aufriß und die dunkle Stube betrat. Seine Brust arbeitete schwer. Er konnte sie nicht sehen, und sie war nicht im stande, ihn zu rufen. So stürmte er eine Zeitlang hin und her, griff mit allen zitternden Fingern hastig in der Luft umher und murmelte dazu stoßweise seine unklaren Reden. Plötzlich, als er eben innehielt und seine linke Hand rasch nach einem Wahngebilde ausstreckte, hörte er einen tiefen Seufzer. Er schrak so heftig zusammen, daß er nicht gleich von der Stelle konnte.

„Bist du es, Sabine?" flüsterte er fast weinend, wie ein ertappter, feiger Verbrecher. Als ihm wieder nur ein Seufzer antwortete, steckte er eilig Licht an und trat an Sabine heran.

„Du hast ja das Fieber!" rief er in wilder Bewegung. Dann aber zeigte er

sich sofort als besorgter Pfleger. Er deckte Sabine aufmerksam zu und bereitete ihr rasch einen warmen Trank. Dann saß er, ihre Hand in der seinigen, freundlich da und wartete, daß der Fieberfrost sich legte. Nur seine Augen wanderten unruhig über die Kranke hin, und seine Finger zuckten immer wieder nach seiner Westentasche.

Der Trank that bald seine Wirkung. An Stelle der Kälte trat die Fieberhitze, und als endlich ein tüchtiger Schweiß ausbrach, konnte Sabine wieder klar um sich blicken und ihre Gedanken ordnen.

„Ich habe wohl närrische Reden geführt, während ich hier allein zu sein glaubte?" fragte Alex mit unsicherer Stimme.

„Ich war kaum bei Bewußtsein," erwiderte sie. „Jetzt ist mir viel besser. Ich danke dir. Was fehlt mir denn eigentlich?"

„Du hast das Fieber," sagte Alex.

„Dein Fieber?" fragte sie erschreckt.

Ihr Bruder antwortete nicht, sondern stierte sie wie geistesabwesend an. Sie fühlte sich von Todesschauern bedrängt. Sie hatte heimlich noch auf Glück gehofft und nun sollte sie sterben. Sie schloß die Augen.

So überlegte sie. Ihr Bruder mußte wahnsinnig sein. Nur diese entsetzliche Erkenntnis schützte sie vor der Todesangst. Sie hatte Alex zu oft über den Typhus Wisini reden gehört und wußte, daß die Krankheit zuerst nicht so hitzig auftrat. Sie hatte sich eben nur erschreckt. Nicht sie war in Gefahr, sondern Alex. Und sie versuchte einen scherzhaften Ton anzuschlagen: „Das wäre eine hübsche Geschichte für dich und deine Herren Kollegen, wenn der Fall, den du suchst, gerade in deinem eigenen Hause zu finden wäre. Du könntest dann stolz auf deine Schwester sein."

Wisin starrte sie aus weitaufgerissenen Augen an. „Denkst du wirklich so groß, Sabine? Du könntest mich begreifen? Sabine, ich bin ja dein Bruder! Was mutest du mir zu!"

„Sei nur ruhig, Alex. Ich werde morgen wieder gesund sein. Sei nur ruhig, damit du nicht selbst krank wirst. Nicht wahr, ich habe nicht dein Fieber?"

Alex hatte Daumen und Zeigefinger der rechten Hand in die Westentasche gesteckt und spielte dort nach seiner Gewohnheit mit der Nadelspritze. Plötzlich richtete er sich hoch auf, legte beide Hände auf den Rücken und sagte fast höhnisch: „Gewiß, du wirst ja morgen wieder gesund sein."

Ein banges Schweigen folgte. Sabine horchte hinaus, ob Rechtsanwalt Baltzer nicht zu Hilfe kam. Wisin ging mit schnellen Schritten auf dem Teppich hin und her. Plötzlich blieb er wieder vor dem Sofa stehen und begann: „Das wäre so einer von den tragischen Konflikten, wenn ein liebender Bruder nur durch den Tod der Schwester sein höchstes Lebensziel erreichen könnte. Du mußt nicht erschrecken, Sabine, es ist nur so eine verrückte Doktorfrage. Aber warum soll es nicht sein dürfen? Warum soll ein junges Mädchen sein Leben nicht so opfern dürfen, wie wir? Wir opfern der Wissenschaft

unsere Jugend und unsere Lebensfreude, jeder Blutstropfen und jede Gehirnfaser arbeitet nur für die Wissenschaft; so bringen wir alle das Opfer eines langen, entsagungsvollen Lebens. Warum soll ein junges Mädchen nicht mit einem einzigen kühnen Schritt die Forscher an Mut und Verdienst erreichen können?"

„Gewiß, gewiß," flüsterte Sabine beschwichtigend.

Baltzer erschien noch immer nicht. Er hielt es wohl für besser, erst morgen bei Tage zu kommen.

„Du bist sehr aufgeregt," sagte sie. „Du weißt, ich liebe das Mittel sonst nicht und warne dich oft davor. Heute aber bitte ich dich selbst: nimm etwas Morphium und gehe zur Ruhe. Ich kann nicht länger mit dir sprechen."

Alex blickte aus leeren Augen auf sie nieder; seine Züge waren wie gelähmt, er bedurfte einer Anstrengung, um sprechen zu können. Schnell drehte er die Nadelspritze zwischen den Fingern beider Hände.

„Wie du willst, Sabine," sagte er endlich. Zweimal bewegte er die Lippen, ohne daß ein Laut hörbar wurde, dann sprach er schwerfällig, als wäre er berauscht: „Auch dir wird eine Morphiuminjektion gut thun. Du würdest sonst nicht schlafen können."

Alex reckte sich empor.

„Ich hole das Nötige aus meinem Arbeitszimmer," sagte er mit fester Stimme. Dann verließ er mit schweren Schritten die Stube.

* * *

Rechtsanwalt Baltzer, der in behaglichen Verhältnissen das alte, wohl eingerichtete Haus bewohnte, von dessen erstem Stocke aus immer noch seine Mutter für ihn sorgte, hatte seit seiner unglücklichen Werbung nichts mehr von sich hören lassen, aber darum doch nicht auf jede Hoffnung verzichtet, Sabine zur Frau zu gewinnen. Gerade weil er sich als einen ruhigen, gesetzten Mann fühlte, glaubte er, eine Weile zuwarten zu können, bis der Lebenslauf des Dr. Wisin seinen jugendlichen, tosenden Charakter verlor und zwischen sicheren Dämmen nützlich dahinfloß. Seine Kenntnis von Welt und Menschen ließ ihn ein fröhliches Ende vorhersehen. Der wilde Ehrgeiz, der den jungen Arzt plagte und ihn krank machte, dermaßen, daß seine Schwester nur der Sorge um ihn lebte, dieser Ehrgeiz mußte so oder so sich selber verzehren. Entweder Wisin leistete wirklich etwas Außerordentliches, dann wurde er bald berühmt und zufrieden und behäbig, und hörte jedenfalls auf, für Sabine ein Gegenstand des Mitleids zu sein. Oder Wisin scheiterte mit seinen wissenschaftlichen Bestrebungen; dann kam nach einiger Verzweiflung die stillere Zeit der Einkehr, die hohen Ziele wurden in die Rumpelkammer zu anderen Jugenderinnerungen gelegt, und in irgend einer anderen Stadt wurde ganz bescheiden der ärztliche Beruf aufgenommen, es wurde eine gute, hübsche, kleine Frau Doktorin geheiratet und Sabine wurde frei.

So ordnete Rechtsanwalt Baltzer nach seiner Geschäftserfahrung die Zukunft und befand sich dabei recht wohl. Er hütete sich, den einen oder den anderen Weg Wisins zu beschleunigen; dazu glaubte er kein Recht zu haben. Als Wisin seiner Stellung im Krankenhause enthoben werden sollte, gab er nach seinem Gewissen seine Stimme ab, mit der Mehrheit des Stadtrats gegen den Arzt. Als das Gerücht anfing, Wisin für einen überspannten, einer Gemütskrankheit verfallenen Menschen zu halten, da widersprach Baltzer nicht, hielt jedoch nach seinen eigenen Eindrücken das Urteil der Leute für falsch. Er konnte nicht daran zweifeln, daß Wisin bei aller seiner Ueberreiztheit doch ganz verständig und zielbewußt die Methode der neuen Wissenschaft innehielt. Er war sogar geneigt, eher an einen Sieg, als an eine Niederlage Wisins zu glauben.

Seitdem die tonangebenden Berliner Gelehrten sich jedoch gegen den Entdecker des Typhus Wisini ausgesprochen hatten, und die Stadt deshalb ihn langsam aus dem Kreise ihres Anteils und selbst ihrer Gespräche hatte entschlüpfen lassen, begann der Rechtsanwalt plötzlich den Spuren des Fieberdoktors nachzuforschen. Wenn Wisin nach der Meinung der Sachverständigen seinen wissenschaftlichen Ehrgeiz nicht befriedigen konnte, und wenn er dennoch nicht Verzicht leisten wollte, so entschwanden die beiden Möglichkeiten, die Sabine als Braut in das stattliche Haus des Rechtsanwalts führen konnten. Wenn Wisin in der That ein Gemütskranker war, dann war Sabine an ihren armen Bruder sein lebenlang gefesselt.

Und was der Arzt jetzt in der Umgegend der Stadt trieb, das erschien in Baltzers forschenden Augen allerdings wie das Thun eines Wahnsinnigen. Weder die Behörde noch die anderen Doktoren hatten eine rechte Ahnung von den Ereignissen im Röhricht. Aber Baltzer benutzte alle seine Beziehungen zu den Wohlthätigkeitsanstalten der Stadt und zu den Beamten des Armenwesens, um genaue Nachrichten über Wisin einzuziehen. Da erfuhr er bald, wie sich der Fieberdoktor unaufhaltsam den Weg in die ärmsten Hütten bahnte, wie er dort erst als Segensspender bewundert und dann als Unheilbringer vertrieben wurde. Auch von den allerletzten vergeblichen Anstrengungen, in anderen Ortschaften Vertrauen zu erwerben, erhielt der Rechtsanwalt Nachricht.

Nun kam es bei der unwissenden und abergläubischen Bevölkerung häufiger vor, daß einzelnen Persönlichkeiten ungeheuerliche Dinge nachgesagt wurden. Sollte doch beim letzten Auftreten der Cholera vom Frauenverein der Stadt vergiftete Brote ausgeteilt worden sein. Darum wurde das Geschwätz des Pöbels auch von den wenigen, die es kannten, nicht ernst genommen. Nur Baltzer ließ es sich nicht verdrießen, der Entstehung der furchtbaren Gerüchte nachzuforschen, und gewann so allmählich die Ueberzeugung, daß der Geist des Doktor Wisin durch die fixe Idee gestört war, überall einen Fall von Typhus Wisini zu sehen, selbst in den leichtesten Fieberanfällen armer Teufel, welche sonst nicht daran dachten, wegen eines kleinen Unwohlseins gleich den Arzt zu rufen. Noch bedenklicher waren die späteren Erscheinungen, als das heftige Fieber im Röhricht wütete, und vielleicht nur der Aufstand der Ortschaft den Fiebertod selbst verhindert hatte, das Röhricht heimzusuchen.

Der Gedanke war entsetzlich für den Rechtsanwalt. Kein einziger unter den Gebildeten glaubte zwar an die Schuld Wisins. Wenn aber die Angst des Pöbels das Richtige getroffen hatte, wenn Wisin wirklich die Seuche verbreitete, die er aufzusuchen vorgab, so war er der grauenhaftesten Form des Wahnsinns verfallen. Niemals hätte der gemessene Rechtsanwalt es fassen können, daß ein Forscher bei vollem Bewußtsein und mit Ueberlegung für seine Wissenschaft zum Mörder werden konnte; schon die Marter unzähliger Versuchstiere schien ihm ein Greuel, den er nur gegen sein natürliches Gefühl dem billigenden Urteil der Fachleute überließ.

Daß der Fanatismus der Kirche, daß die Leidenschaft eines Eroberers auch in der Seele eines Naturforschers Raum finden könnte, das fiel ihm gar nicht ein. Wenn Wisin so unmenschliche Verbrechen beging, so war er wahnsinnig. Und Baltzer hatte keine Ruhe mehr, seitdem dieser Verdacht in ihm wach geworden war; er durfte den Bruder Sabinens nicht schonen, er mußte bei der Behörde die Anzeige machen, wenn der Verdacht nur halbwegs begründet war und wenn es dem Unglücklichen gelang, einen neuen Boden für seine tolle, fanatische Thätigkeit zu finden.

In dieser Stimmung, welche den sonst so ruhigen Mann ganz zu verstören drohte, fand Rechtsanwalt Baltzer eines Abends in der eben angelangten Berliner Zeitung einen Aufsatz, der seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Nach dem eingehenden Berichte hatte derselbe Gelehrte, welcher zuerst ungünstig über Wisin gesprochen hatte, soeben eine Untersuchung über die Epidemie zu Ende geführt und für die Fachgenossen veröffentlicht.

Baltzer begab sich sofort mit dem Zeitungsblatte zu einem befreundeten Arzte, um sich erklären zu lassen, was er nicht verstand. Der Berliner Gelehrte behauptete, unterstützt von seinem europäischen Ansehen, daß es einen besonderen Typhus Wisini nicht gäbe, daß sämtliche Erscheinungen im Hospital des Zuchthauses der polnischen Stadt an zahlreichen Tierversuchen nachgewiesen seien, daß er den Krankheitserreger, dessen Gift langsam geschwächt und wieder gestärkt werden konnte, nach mühseligen Arbeiten rein und unabhängig von dem Kranken unter dem Mikroskop sichtbar gemacht habe. Auf den Zufall, daß die Erscheinungen im Krankenhause so hübsch regelmäßig aufgetreten waren, ließ sich der Berliner gar nicht ein; das sei jedenfalls nebensächlich und vermutlich nur eine Selbsttäuschung des immerhin verdienstvollen behandelnden Arztes gewesen.

Baltzers Freund gab diese Auskünfte nicht ohne Schadenfreude.

„Damit ist Wisin ein toter Mann," sagte er schließlich. „Wenn er zu Hause wirklich in dieser Sache gearbeitet hat, so ist er von den Berlinern überholt worden. Das wird ihm den Gnadenstoß geben."

Baltzer kehrte mit schweren Gedanken nach Hause zurück. Es lastete auf ihm, daß er sich über seine Pflicht nicht klar werden konnte. Und nun kam die Sorge dazu, welchen Rückschlag dieses neue Ereignis auf das Leben Sabinens üben werde.

Zu Hause fand er die Zeilen des lieben Mädchens vor, die ihn für heute oder morgen zu ihr beschieden. Gegen sieben Uhr war der Brief abgegeben worden, jetzt war die neunte Stunde vorüber. Nach den Gewohnheiten der Stadt war es jetzt für seinen Besuch zu spät geworden. Schon wollte er zu seiner Mutter hinaufgehen und mit ihr erwägen, was wohl für Wisin zu thun übrigbleiben werde; da plötzlich glaubte er Sabinens Brief nicht mehr deutlich vor sich zu sehen, sondern die Worte in flehendem Tone aus ihrem Munde zu hören. Er stieg den ersten Treppenabsatz nicht vollends hinauf und kehrte um. So sehr drängte ihn die Sorge um Sabine zur Eile, daß er gegen die Sitte des Städtchens einen der wenigen Mietwagen, der gerade gemächlich die Heimfahrt antreten wollte, anrief und bestieg. Der Kutscher, der den Rechtsanwalt kannte, konnte nicht anders glauben, als daß ein Sterbender seinen letzten Willen aufsetzen wollte.

Als Baltzer vor dem Bannhause hielt, sah er nur die Wohnstube im ersten Stockwerk erleuchtet; die Arbeitszimmer unten, in denen Wisin bis spät in die Nacht zu studieren pflegte, waren dunkel. Die Geschwister waren also bei einander.

Mit raschen Schritten eilte der Rechtsanwalt hinauf und stand vor der Thür einen Augenblick still; doch bevor er noch angeklopft hatte, hörte er Sabine leise und ungeduldig rufen: „Nicht wahr, Sie sind's, Baltzer? Herein, herein!"

Er trat ein und eilte auf Sabine zu, die sich mühsam auf dem Sofa aufrichtete. Er bat sie, liegen zu bleiben, ließ sich über ihr Befinden beruhigen und gab für sein spätes Erscheinen die Erklärung.

„Es ist mir doch lieb, daß Sie noch heute so freundlich waren," sagte sie. „Aber Sie dürfen mich nicht verraten; Sie müssen für Ihr plötzliches Kommen einen annehmbaren Grund finden."

Baltzer dachte an die Berliner Zeitung in seiner Tasche und nickte. Dann faßte er ihre heiße Hand, machte einen ungeschickten Versuch, einen Kuß darauf zu drücken, stellte sich der Freundin ganz und gar zur Verfügung und forderte ihr volles Vertrauen.

„Ich habe Sie ja herbeschieden. Was wollen Sie noch mehr?" sagte sie traurig lächelnd. Als sie jedoch den Anlaß zu ihrer verstärkten Angst mitteilen sollte, da stockte sie wieder. Vielleicht war ihr Denken durch die Fieberhitze verwirrt, vielleicht hielt sie ihren Hilferuf für ein Unrecht an dem Bruder, genug, sie glaubte auf einmal keinen besonderen Grund zur Furcht mehr zu haben. Oder hatte die Nähe Baltzers so beruhigend auf sie gewirkt?

Sie ließ ihm ihre Hand und erzählte, was ihr von den Ereignissen der letzten Zeit besonders haften geblieben war. Baltzer sollte selbst den Schlüssel finden zu dem rätselhaften Gebaren ihres Bruders. Der Rechtsanwalt reihte die einzelnen Thatsachen an die Ergebnisse seiner Nachforschungen, er glaubte seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt zu sehen, aber er wunderte sich, daß Sabine ohne ein besonders grelles Vorkommnis nach ihm gesandt haben sollte. Da er das offen aussprach und die leise Frage einfließen ließ, ob Sabine auch ohne einen ungewöhnlichen Schrecken ihn wiederzusehen wünschte, begann das Mädchen erst zögernd, dann immer aufgeregter und hastiger, die Erlebnisse des heutigen Abends zu erzählen. Von dem Streit und Kampf zwischen Alex und Herrn Schrimm hatte sie nur eine unklare Vorstellung, als wie von einer unerwarteten Roheit ihres Bruders. Aber die sinnlose Hinschlachtung des Bernhardiners hatte einen fürchterlichen Eindruck auf sie gemacht; sie mußte ihren ganzen Verstand zusammennehmen um sich zu sagen, daß diese That nicht vor den Strafrichter gehöre. Nach ihrem Gefühle war es ein Verbrechen.

„Ich habe es Ihnen ja damals schon gesagt, Baltzer. Und nun ist es wirklich über ihn gekommen."

Baltzer widersprach nicht, sondern starrte in ernstem Sinnen vor sich hin. Da rief sie entsetzt: „Nein, er ist nicht wahnsinnig! Sie dürfen mich nicht von ihm trennen! Ich lasse ihn nicht. Er ist nicht wahnsinnig; es ist etwas anderes, größeres. Ich kann es nicht nennen. Er träumt! Sie sollen mir ihn wecken, aber ihn nicht zu Grunde richten. Wer seine Reden gehört hätte, vorhin, zu mir, er saß auf Ihrem Stuhle und hielt meine Hand so liebevoll wie Sie, wer das gehört hätte, der müßte ihn schon darum für wahnsinnig halten. Aber er ist es nicht, er ist nur so grenzenlos unglücklich."

Baltzer ließ sich genau berichten, was Sabine seit der Absendung des Briefes gethan und erfahren hatte. Dann erhob er sich. Seine Augen hatten jeden Schimmer ihres freundlichen Ausdrucks verloren, Sabine fürchtete sich vor ihm, aber sie freute sich, ihn gerufen zu haben. Er sah entschlossen aus, wie einer, der helfen kann und will.

„Wo ist Ihr Bruder jetzt?" fragte er kurz.

„Er ging hinunter, eine Morphiuminjektion für mich zu besorgen. Er hat recht; ich könnte wohl sonst kein Auge schließen."

Baltzer verlor beinahe die Haltung, die er gern vor Sabine bewahrt hätte. Er war bleich geworden und wischte sich einige Schweißtropfen von der Stirn. Dann fragte er möglichst ruhig: „Und sonst hat Ihnen Alex noch kein Mittel gegen Ihr Fieber gegeben? Haben Sie bis jetzt keine Arznei von ihm eingenommen?"

„Nein. Sie wissen ja, er hält nicht viel von Arzneien. Es wird schon wieder gut werden . . . Wohin gehen Sie?"

„Zu Alex."

„Es ist recht. Aber seien Sie gut und geduldig, meinetwegen. Und entschuldigen Sie vor allem Ihren Besuch."

Baltzer verließ die Stube, ohne Sabine die Hand zu reichen; sie wäre sonst über die Eiseskälte seiner Finger erschrocken. Als er auf dem Flur angelangt war, sah er die Thür zur Bibliothek weit offen und drinnen helles Licht. Am Tische saß Wisin und starrte in die Flamme. Er mochte eben etwas in das große Buch vor ihm geschrieben haben, seine Rechte mit der Feder ruhte noch darauf, die Linke hielt fast zierlich seine goldene Nadelspritze.

Entschlossen trat Baltzer mit einem festen Schritt über die Schwelle. Er machte sich auf einen schlimmen Empfang gefaßt. Wisin aber sprang verstört in die Höhe und schien vergessen zu haben, wie unfreundlich er sich von dem späten Gaste und wohl auf Nimmerwiedersehen getrennt hatte. Ohne weitere Begrüßung zeigte er auf das kleine Werkzeug in seiner Linken und sagte rasch, als ob er es eingelernt hätte: „Meine Schwester hat etwas Fieber. Ich fürchte, es wird sich verschlimmern. Hier, das ist Morphium für die Kranke. Ich war damit drüben bei Herrn Schrimm, um es mikroskopisch zu untersuchen. Solche Mittel erfordern die äußerste Aufmerksamkeit."

Die Verlegenheit, mit welcher er begonnen, hatte sich allmählich in Hohn verwandelt. Baltzer konnte sich kaum mehr bemeistern. Seine Augen hatten unwillkürlich gesucht, was in dem Buche stand. Da hatte Wisin mit seinen großen Zügen das Datum des Tages aufgeschrieben und darunter: „neuneinhalb Uhr abends, der letzte Versuch."

Wisin wandte sich ruhig zur Thür, als ob er zu seiner Schwester gehen wollte. Da trat ihm Baltzer schwer atmend in den Weg und rief mit zitternder Stimme, die überlaut begann, um bis zum leisesten Flüsterton zu sinken: „Herr Doktor Wisin, können Sie mir auf Ehrenwort erklären, daß dieses Mittel Ihrer Schwester nicht schaden wird?"

Wisin schien bei dem ersten Worte Baltzers zurücktaumeln zu wollen; doch rasch hatte er sich gefaßt und richtete sich gewaltsam zu seiner vollen Höhe empor.

„Dieses Mittel ist zuverlässig," sagte er mit demselben Hohne wie vorhin. Dann warf er den Kopf zurück und sagte mit plötzlich veränderter Stimme: „Und darf ich fragen, Herr Rechtsanwalt, was mir zu so ungewöhnlicher Stunde die Ehre Ihres Besuches verschafft? Ich dachte, wir hätten uns das letzte Mal zur Genüge für unser ganzes Leben ausgesprochen."

Baltzer ließ den Arzt nicht aus den Augen. Er zog das Zeitungsblatt lang-

sam hervor und sagte mit unerbittlichem Ernst: „Ich habe hier eine Nachricht gefunden, von der ich glaubte, daß sie für Ihr Leben von Bedeutung sein kann. Vielleicht gibt sie Ihnen Anlaß, Ihre Beziehungen zu Sabine und zu mir neu zu ordnen. Lesen Sie!"

Wisin entfaltete unter dem Zwange von Baltzers strengen Augen das Blatt und blickte widerwillig auf die bezeichnete Stelle. Doch kaum hatte er nur die Ueberschrift gelesen, als Aschfarbe sein bleiches Gesicht überzog. Die linke Hand, in der er die Nadelspritze hielt, zitterte heftig. Er sank kraftlos in den Stuhl nieder und richtete seine Augen wie ersterbend auf den Gast. Baltzer rührte sich nicht von der Stelle. Da that Wisin einen tiefen Atemzug und las den Aufsatz langsam und mit Unterbrechungen, wo er wie todmüde die Augen schloß, bis zu Ende. Dann lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und schaute den Rechtsanwalt an, als ob er dessen Gedanken lesen wollte. Baltzer hielt den Blick nur schwer aus. Ihm war zu Mute, als habe er ein Todesurteil gefällt und der arme Sünder flehe ihn um Gnade an.

Plötzlich stand Wisin auf und machte einige Schritte nach seinen Büchern zu. Als er den breiten Tisch zwischen sich und den Gast gebracht hatte, wandte er sich mit leuchtenden Augen um und sagte höflich:

„Sie fragten eben, ob ich die Unschädlichkeit des Mittels mit meiner Ehre bezeugen kann. Ich will es mit meinem Leben thun."

Auch wenn Baltzer nicht durch sein Entsetzen wie gelähmt gewesen wäre, er hätte es nicht verhindern können. So schnell hatte Wisin mit zwei Fingern der freien Hand die Haut an seinem Halse gehoben und die Nadel eingeführt.

Jetzt stürzte Baltzer auf ihn zu. Wisin hatte das Werkzeug müde lächelnd weggelegt und wollte einen Scherz machen; als er aber Sabinens Freund mit gerungenen Händen vor sich stehen sah, da verließ auch ihn seine Selbstbeherrschung, und mit einem übermächtig hervorquellenden Jammerruf warf er sich an Baltzers Brust und rief mit gedämpfter Stimme, während sich seine Züge verzerrten:

„Retten Sie Sabine! Schützen Sie auch mich um ihretwillen!"

Beide Männer konnten vor Bewegung nicht weiter sprechen. Baltzer fühlte, daß Mitleid ihn gegen seinen Willen weich stimmte, und versuchte vorsichtig den Arzt zu einer Beichte zu bewegen. Wisin aber hatte seine Schwäche überwunden. Er schlug wieder einen ruhigeren Ton an, dankte herzlich für die Mitteilung des Aufsatzes und bat den Rechtsanwalt, er möchte doch recht häufig nach Sabine sehen.

„Vielleicht gehen Sie gleich zu ihr hinauf? Ich bedarf der Ruhe."

Baltzer kehrte nur langsam zu dem Mädchen zurück, um sie nicht durch sein Aussehen zu erschrecken. Etwas gesammelt trat er bei ihr ein und suchte sie nach Möglichkeit zu beruhigen. Nach seiner Meinung sei Alex körperlich krank und werde eine treue Pflegerin nötig haben; darum müsse Sabine sich nicht weiter aufregen, sondern nur gesund zu werden trachten. Alex habe sich schon schlafen gelegt. Wenn Sabine nichts dagegen habe, so werde Baltzer nun häufig herkommen; er habe sich mit Alex ausgesöhnt.

Mit dieser frohen Nachricht ließ er sie allein.

Die beiden nächsten Tage vergingen ohne einen wichtigen Vorfall. Sabine mußte das Bett hüten, war aber etwas heiterer geworden. Der Rechtsanwalt, der früh und abends zu ihr kam, vernahm von ihr, daß Wisin etwas leidend scheine, vor allem aber an hypochondrischen Grillen leide. Er beobachte sich selbst sehr genau, seinen Puls, seine Temperatur, und trage alles in das wissenschaftliche Tagebuch ein. Gegen Sabine sei er freundlich, ja zärtlich. Von ihm, dem Rechtsanwalt, habe er mit großer Wärme gesprochen als einem zuverlässigen Manne. Und Sabine lächelte beglückt.

Am dritten Tage brach bei Wisin ein furchtbares Fieber aus. Nun ließ es sich Sabine nicht nehmen, ihn trotz ihrer Schwäche zu pflegen. Aber Alex duldete sie nur tagüber an seinem Lager; bei Nacht mußten Herr Schrimm und Baltzer abwechselnd bei ihm wachen. Auf dem Nachttisch lag das große Buch, in welches er mühsam Notizen eintrug, so oft er seinem Geiste etwas Klarheit abzwingen konnte.

Während Sabine um ihn war, brachte er auch im schlimmsten Anfall kein deutliches Wort über die Lippen; er schien sich auch jetzt noch in seiner Gewalt zu haben. Vor den Männern scheuten sich seine Phantasien nicht. Bald glaubte er im Röhricht zu sein und Schlangen unter die armen Leute auszuteilen. „Sie schmecken gut, sie beißen nicht!" rief er dann immer mit grausigem Lachen. Bald lief er auf der westindischen Insel Camorta rastlos umher und suchte seinen letzten Toten. 999 Sträflinge hatte er schon begraben, aber den Tausendsten konnte er nicht finden, und wenn er seinen letzten Toten nicht fand, so zog der Henker von Berlin seine weißen Handschuhe an, und das Bibliothekzimmer war voll von Professoren, die ihn anglotzten, während er rastlos auf der Insel Camorta umherlief und sein großes Buch über den Typhus Wisini suchte und es nicht finden konnte.

Der Rechtsanwalt ertrug es kaum. Wenn er aber gegen zwei Uhr morgens von Herrn Schrimm abgelöst wurde und die Augen des Knochenmannes mit kaltem Hohn auf den Kranken gerichtet sah, dann wurde es ihm wieder schwer, diesem die Wache zu überlassen.

Fünf Tage und Nächte waren verflossen, seitdem Sabine den Freund zu Hilfe gerufen hatte. Mitternacht war vorüber und Baltzer saß erschöpft von Wachen und Grauen an Wisins Lager. Der Kranke hatte wieder, wimmernd vor Angst, nach seinem letzten Toten gesucht, von dem er nur wußte, daß er sein Liebling war und schön bellen konnte wie ein Hund, und ihm freundlich die Hände streicheln wie ein junges Mädchen. Plötzlich richtete Wisin sich empor, nachdem er sich wie in Krämpfen herumgeworfen hatte, und sagte leise, röchelnd vor Anstrengung:

„Morgen wird es zu spät sein. Heute zwinge ich noch die zwei Worte."

Dann schrieb er beim Scheine des Nachtlichts einige Buchstaben in sein Buch. Doch bald hielt er inne.

„Es geht nicht. Dieses Buch. Dem Berliner, der mir zuvorgekommen ist. Schicken Sie es hin, wenn es vorbei ist. Er soll es benützen."

„Und Sabine?" fragte Baltzer erregt. „Sind Ihre Beobachtungen, die Sie der Wissenschaft hinterlassen wollen, so viel wert, daß Sie deshalb das Geheimnis preisgeben wollen?"

„Nur für die Wissenschaft. Für die Menschheit nichts. Vernichten. Vernichten also. Und noch eins. Schwören Sie, Baltzer. In der Baracke — der Glasschrein — alle Seuchen der Welt sind drin. Ich will Ruhe haben. Aus dem Glasschrein werden sie kommen und die Menschen morden bis auf den letzten Mann. Dann findet sich der letzte Tote von Camorta. Schwören Sie, Baltzer. Die Gifte vernichten."

„Wie sind die Gifte zu vernichten?" fragte Baltzer, den es kalt überlief.

„Nur durch Feuer. Durch Feuer. Durch Feuer. Sonst kommt Herr Schrimm — ich höre ihn schon kommen — und trägt die Seuchen über Land und Meer. Er ist immer so hart gegen Pluto gewesen. Ich habe keine Zeit. Ich muß den Toten von Camorta suchen."

Und Wisins Bewußtsein verlor sich wieder in schauerlichen Phantasien.

Herr Schrimm kam zur Ablösung, aber Baltzer blieb neben ihm bei dem Kranken. Erst als der Morgen graute, wagte er es, heimzukehren. Doch seine Sorge ließ ihm keine Ruhe. Lange Zeit wandelte er in der kühlen Dämmerung hin und her.

Plötzlich wurde es lebendig in einer von den Seitenstraßen. Feuer! hörte er rufen, und er stürzte nach dem Bannhause zurück. Dort mußte Feuer sein! Mit einem Schlage erschienen von überall her Menschen. „Es brennt im Gefängnis — nein — im Bannhause."

Nach wenigen Minuten war Baltzer zur Stelle. Die Feuerspritze des Zuchthauses war in voller Arbeit, den Brand der Hundeklinik auf seinen Herd zu beschränken. Mit Baltzer zugleich erschien eine städtische Spritze. Das Bannhaus selbst war außer Gefahr.

Oben fand Baltzer den Doktor Wisin bewußtlos in seinem Bette; ihm zu Häupten kniete weinend Sabine.

Erst später erfuhr er, was zu erfahren war. Sabine hatte vor Sorge keinen Schlaf gefunden und war plötzlich durch wildes Schreien und einen harten Fall aufgeschreckt worden. In der Krankenstube des

Bruders fand sie Herrn Schrimm, der sich mühsam vom Boden aufrichtete und ihr zurief, der Doktor sei tobsüchtig geworden und mit dem Buche fortgelaufen. Bevor sie noch überlegen konnte, sei Herr Schrimm mit wilden Flüchen hinweggeeilt und aus der Baracke habe die helle Flamme herausgeschlagen.

Wisin hatte man so, wie er jetzt dalag, im Garten gefunden. Herr Schrimm hatte sich nicht wieder blicken lassen.

Gegen Mittag starb Wisin, ohne sein Bewußtsein wieder erlangt zu haben.

Wenige Tage nach seinem Begräbnis übersiedelte Sabine in das Haus der Frau Baltzer, weil der eine herzugerufene Arzt, Baltzers Freund, es für wünschenswert hielt, daß sie den Schauplatz so düsterer Begebenheiten verließ; sie wäre durch den Anblick der Brandstätte stündlich an ihren Bruder erinnert worden.

Und die Stadt zu verlassen, dazu hatte das Mädchen unter der Wucht des ersten Schmerzes keine Kraft, später wohl keine Lust mehr.

Die Bekannten Baltzers schüttelten anfangs über diese Anordnung ihre Köpfe; aber sie gewöhnten sich daran, in der Schwester des unheimlichen Fieberdoktors die künftige Frau des Rechtsanwalts zu sehen. Sabine lernte unter der Führung der alten Dame, die in ihrer Jugend auch nur ein bischen französisch und englisch sprechen und Pianoklimpern gelernt hatte, eine stillere, kleine Welt kennen, welche man sich ebensogut mit Pflichten füllen und schmücken konnte, wie die Aufopferung für einen genialen Forscher.

Das Andenken Wisins wurde nicht getrübt. Herr Schrimm blieb verschwunden. Die Aufzeichnungen und Präparate Wisins waren zu Asche geworden, und auf seinem Leichenstein draußen inmitten der Gräber der russischen Gemeinde stand nichts als sein Name. Baltzer schlug eine bezügliche Inschrift vor: „Ein Opfer seiner Wissenschaft." Aber Sabine lehnte alles ab. Sie bestimmte zu Ehren des teuern Toten, daß der große Garten des Bannhauses dem Hospitale des Gefängnisses gehören und von den kranken Sträflingen zur Erholung benützt werden sollte, und der Rechtsanwalt erreichte es nach mancher Mühe bei der Verwaltung, daß die Schenkung angenommen wurde.

Das Grab Wisins sollte mit weißen Lilien bestellt werden; doch sie gediehen nicht recht. Der Boden sei zu fruchtbar, sagte der Gärtner. Dafür wuchert es von Heidekraut und giftigem Rittersporn. Und wenn die beiden Knaben später mit einem Feldstrauße vom Grabe des geheimnisvollen Onkels Alex nach Hause kamen, so küßte wohl die Mutter ihre Kinder auf die Augen und warnte sie vor den wilden Blumen.

Aus Omar Chejam.

Von

Friedrich von Bodenstedt.

1.

Ich kann nicht Jedem meine tiefsten Gedanken
Enthüllen: sie bewegen sich in Schranken
Wo eingeweihte Geister nur zu finden;
Ich kann kein Licht anzünden für die Blinden.

2.

Dieser Krug ist, wie ich, unglücklich lebendig gewesen,
In schöne Augen und Locken verliebt unverständig gewesen.
Dieser Henkel am Halse des Krugs war einst ein Arm,
Der in Umhalsung der Schönen unbändig gewesen.

3.

Durchschaute das Herz das Geheimnis des Lebens,
So erforscht' es den Tod und auch Gott nicht vergebens.
Kannst du heute, noch ganz bei dir selbst, nichts gewahren:
Was wirst du morgen, wenn ganz dir entfremdet, erfahren?

4.

Wenn die Himmel sich spalten,
Wenn die Sterne erkalten,
Dann auf deinem Pfade,
Herr der Strafe und Gnade,
Werd' ich dich fragen,
Du sollst mir sagen:
Warum nahmst du das Leben
Das du selbst mir gegeben?

5.

Nicht bloß vor den Ohren unwissender Thoren,
Selbst vor Nachtigallen darf kein Wort erschallen
Unser Höchstes, Geheimstes zu enthüllen.
O Herr, welche Qual, dies Gebot zu erfüllen!

6.

O Freund, die Zeit droht uns hinzuraffen,
Wir sind in der Welt nicht zum Bleiben erschaffen,
Doch solang wir am Wein hier erfrischen uns,
Glaub, Freund, Gott selber ist zwischen uns!

7.

Lange bin ich zwischen Reben und Rosen gewandelt,
Vom launischen Schicksal meist schlecht behandelt;
Allein, hatt' ich auch der Enttäuschungen viele,
Such' ich doch keinen andern Weg mir zum Ziele.

8.

Füll' mir den Becher! Mein Herz steht in Flammen,
Und wie Quecksilber nur hält das Leben zusammen.
Des Glückes Erwachen ist nur ein Traum
Und das Feuer der Jugend zerstiebt wie Schaum.

9.

Schlank wie die Cypresse seh ich dich prangen,
Von gutem Geruch, zart wie Tulpen die Wangen:
Doch bleibt mir's ein Rätsel, warum in die Wildnis
Des Lebens der Schöpfer gezaubert dein Bildnis!

10.

Vom Glauben zum Unglauben ist nur ein Hauch,
Wie von der Gewißheit zum Zweifel hin auch;
So mach' uns der winzige Sprung keine Not:
Trennt doch nur ein Hauch selbst das Leben vom Tod.

11.

Im Reich der Hoffnung magst du schwärmend minnen:
Im Reich der Wirklichkeit sei dir ein Freund genug,
Der sich'rer als der Gläubigen Pilgerzug
Nach Mekka, dich den Himmel läßt gewinnen.

12.

Da ein Tag dahineilt auf flüchtigen Sohlen,
So schnell wie Ausatmen und Atemholen:
Trink Wein, denn du weißt ja, die Welt geht zu Grunde;
So sei's auch mit dem, was du führest zum Munde.

13.

O Schicksalsrad, dein Rollen ist Verderben!
Das Herrlichste und Schönste läßt du sterben.
Grausamer als die Erde noch bist du,
Die so viel Schätze deckt mit Erde zu.

14.

Schnell wie der Wüstenwind entflieht mein Leben;
Allein solang mir Odem noch gegeben,
Mach' ich mir um zwei Tage keinen Gram:
Den Tag der schon verging und den der noch nicht kam.

15.

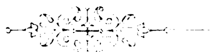
Dieser Prachtrubin kommt aus besonderem Schacht;
Diese Perle ist von ganz besonderer Pracht;
Aller Daseinswunder Rätsel erklärt
Sich nur aus der Liebe besonderer Macht.

16.

Man muß nicht klagend an jede Pforte pochen;
Gute Tage versöhnen mit schlimmen Wochen:
Die goldenen Kugeln, die deine Blicke
Am Himmel erspäh'n, werfen deine Geschicke.

17.

Den morgigen Tag kannst du heute nicht seh'n,
Schon den bloßen Gedanken daran nicht versteh'n:
D'rum wachsamen Geistes verbring nicht vergebens
Das unwiederbringliche Heute des Lebens!





Front des Plantin-Hauses (S. 339).

Das Plantin-Haus in Antwerpen.

Von

K. Lorck.

Das im vergangenen Jahr eingeweihte prachtvolle Buchhändlerhaus in Leipzig umschließt außer der höchst wertvollen Fachbibliothek des Börsenvereins der deutschen Buchhändler auch „das deutsche Buchgewerbemuseum“, das dank der großen Liberalität der kgl. Regierung, sowie der Landstände Sachsens und der lebhaften Beteiligung des deutschen Buchgewerbes bereits Schätze von großem Wert birgt und mit der Zeit ein nationales Institut hohen Ranges zu werden verspricht.

Jedoch so großen Reichtum auch das Museum an Erstlingserzeugnissen der Buchdruckerpresse aufzuweisen vermag, so arm ist es an technischen Reliquien, die es klar stellen könnten, wie das Material beschaffen war, mit welchem diese Erzeugnisse in einer Vollkommenheit hergestellt wurden, die uns, nach dem damaligen Entwickelungszustande der Technik, fast fabelhaft erscheinen muß.

Wenn nun eine Anstalt, die sich noch in den ersten schwierigen Entwickelungsjahren befindet, sich nach einer Richtung hin noch ein Armutszeugnis ausstellen muß, so hat dies an sich sicherlich nichts Erschreckendes. Das Bedenkliche liegt nur darin, daß so gut wie keine Aussicht vorhanden ist, daß diese Armut sich je in Reichtum umwandeln könnte. Denn kaum steht es zu hoffen, daß es Entdeckerspürsinn oder systematischem Forschen gelingen werde, ein bis jetzt unter Asche und Schutt vergrabenes typographisches Pompeji, Olympia oder Pergamon ans Sonnenlicht zu fördern. Die Kachelöfen und Schmelztiegel haben die typographischen Pressen, Schriften, Setzkasten, Holzschnitte u. dergl. aufs gründlichste verschlungen, so daß manches aus der Erfindungs- und ersten Fortbildungsgeschichte der Buchdruckerkunst uns wohl stets unklar bleiben wird.

Zwar hat ein Keller in dem Gutenbergschen Druckhause (S. 330) „Zum Jungen“ in Mainz dem Buchgewerbemuseum einige mit Ratssiegeln versehene und durch Dokumente beglaubigte Ueberreste einer sehr alten Presse eingebracht; es gehört jedoch ein guter Teil Einbildungskraft dazu, um anzunehmen, daß diese Reste derjenigen Druckpresse angehört hätten, auf welcher Gutenberg ein Meisterstück aller Zeiten, die 42zeilige Bibel druckte.

Nur einer Druckstadt der Welt blieb es vorbehalten, uns in eine Druckerwerkstätte einführen zu können, die, wenn auch nicht der allerersten Periode der Kunst, so doch einer Zeit angehört, die 300 bis 350 Jahre hinter uns liegt. Bedenken wir noch, daß, nach den allerersten Fortschritten, das Druckmaterial vor dem Jahre 1500 keine großen Verbesserungen erfahren haben kann, so würde eine Offizin aus den Jahren 1480—1500 dem Wesen nach uns kein anderes Bild haben zeigen können als das, welches eine in wirklichem Arbeitszustande erhaltene Druckerei aus dem 16. Jahrhundert, und zwar eine sehr bedeutende, uns bieten kann.

Denn um eine solche handelt es sich in dem vorliegenden Fall, nicht um eine, wenn auch mit größter Gewissenhaftigkeit veranstaltete Sammlung gleichzeitiger Reliquien zu einem Gesamtbild einer alten Druckerei. Thatsächlich stehen wir, indem sich die Eingangsthür hinter uns schließt, inmitten der berühmtesten Druckerei des 16. Jahrhunderts, wie sie aussah, wenn die Arbeiter mit dem Schlage der Mittagsglocke in aller Eile Schürze und Werkzeug beiseite gelegt hatten, um nach Stärkung des Körpers nachmittags die Arbeit wieder aufzunehmen.

Die Stadt, welche das Mekka der Jünger Gutenbergs heute bildet und wohl noch weitere drei Jahrhunderte und mehr bilden wird, wo dem Pilgernden nicht bloß eine ferne Aussicht auf das „Paradies des Druckes“ eröffnet wird, sondern wo dies sich ihm sofort erschließt, heißt Antwerpen und das „Paradies des Druckers“ — wie sich ein begeisterter Jünger Gutenbergs und angesehener Schriftsteller im fernen Westen ausdrückt — ist das Druck- und Wohnhaus des berühmten Buchdruckers Christoph Plantin auf dem Freitagsmarkt,



Gutenbergs Druckhaus in Mainz (S. 330).



Druckerzeichen Plantins (S. 340).

das, von den direkten Nachkommen und Geschäftsnachfolgern des Gründers durch acht Generationen sorgfältigst gehütet, 1875 in den Besitz der Stadt Antwerpen überging und damit dem Publikum eröffnet wurde.

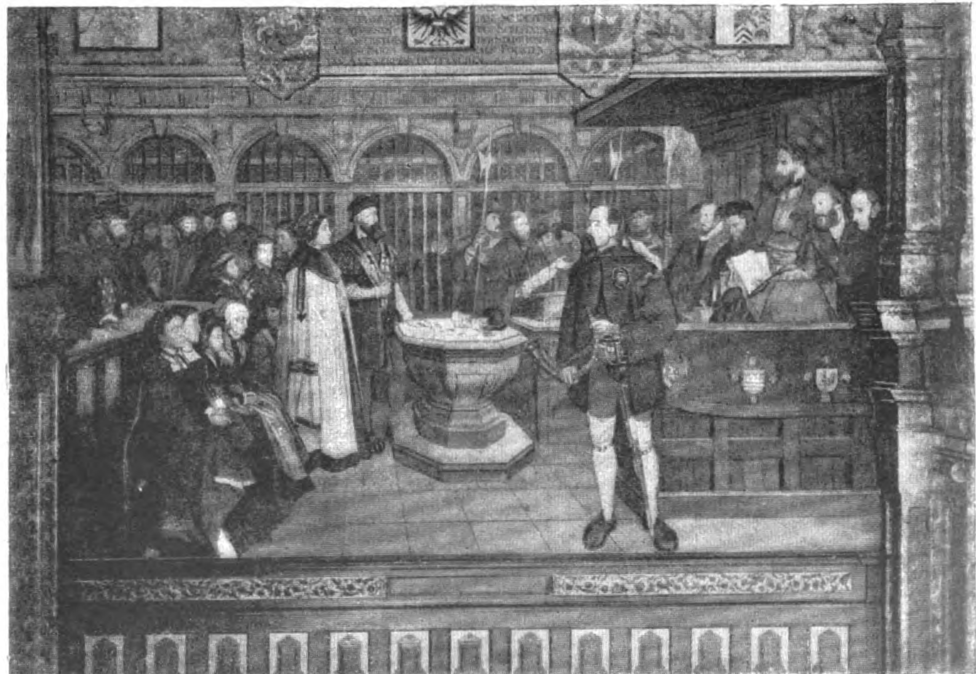
Bevor wir jedoch das „Paradies" betreten, haben wir die Pflicht, des Mannes zu gedenken, den wir als Urheber des einzigen Museums zu betrachten haben und dem das irdische Leben sich nicht immer zu einem Paradies gestaltete. Es dürfte um so gebotener erscheinen, demselben einige Gedenkblätter zu widmen, da der Tag des Jahres — der erste Juli — im ewigen Kreislaufe der Erde seit dem Todestage Christoph Plantins in wenigen Monden zum dreihundertstenmale wiederkehrt; denn der verdiente Mann ging, nach 75 meist in Unruhe und Sorgen verbrachten Lebensjahren, am 1. Juli 1589 zur ewigen Ruhe ein.

Christoph Plantin (S. 368), französischer Herkunft, war im Jahre 1514 in der Nähe von Tours geboren. Sein Vater, ein unruhiger Geist, zog mit seiner Familie von einer Stadt zur anderen, so daß Christoph erst ziemlich spät in Caen in die Druckerlehre kam. Er besaß für Buchbinder- und Vergolderarbeiten ein großes Geschick und ließ sich als Buchbinder in Paris nieder, zog aber 1548 mit seiner Frau, Johanne Rivière, nach Antwerpen.

Diese Stadt war auf Kosten Brügges ein mächtiger Handelsplatz geworden, nahm außerdem in Kunst und Wissenschaft eine bedeutende Stellung ein und bildete einen Mittelpunkt der reformatorischen Bewegung.

Plantin fand dort als Buchbinder eine gute, ihm wohlwollende Kundschaft, eröffnete auch noch einen kleinen Buchladen, während seine arbeitsame Frau eine Putzhandlung betrieb. Im Jahre 1550 wurde er in die St. Lucas-Gilde, wohin auch die Künstler und Holzschneider gehörten, als Buchdrucker aufgenommen, doch konnte er erst, nachdem er 1555 ein Haus auf dem Freitagsmarkt erworben hatte, dort eine vollständige Offizin errichten. Die Zeremonie einer derartigen Aufnahme bezw. Leistung des Bürgereides zeigt das unten wiedergegebene Bild.

Die Anfänge waren nur klein; 1555 erschienen zwei kleine Bücher, 1556 folgten vier; 1557 acht, 1558 bereits vierzehn, zum Teil umfangreiche und bedeutende Werke. Mit dem Beginn der sechziger Jahre war er als Buchdrucker wohl renommiert, leicht hätte es aber ein schlechtes Ende mit ihm nehmen können. Obwohl äußerlich ein guter Katholik, huldigte er doch sektiererischen Neigungen und als 1565 ein ketzerisches Buch in seiner Offizin gedruckt war, wurde schwere Anklage gegen ihn erhoben, doch gelang es nicht, gegen ihn genügende Beweise der Mitschuld beizubringen, während zwei seiner Arbeiter zu der Galeere verurteilt wurden. Nichtsdestoweniger fühlte er sich nicht sicher und verzog auf anderthalb Jahre nach Paris. Sein Hab und Gut wurde zu gunsten seiner Gläubiger verkauft, doch wohl schwerlich ohne Einverständnis mit Plantin, der nach seiner Rückkehr im Verein mit seinem Hauptgläubiger und mehreren anderen angesehenen Persönlichkeiten eine Geschäftsgesellschaft gründete, deren verantwortlicher Leiter Plantin wurde. Bereits im Jahre 1567 konnte er sich von seinen Gesellschaftern unabhängig machen, gegen die er nunmehr sich nicht sehr ehrenhaft benahm, indem er sie in den Verdacht der Sektiererei brachte, sich selbst aber in Gunst der oberen Behörden als ein strenger Rechtgläubiger festzusetzen verstand. Hiermit wuchsen sein Ansehen und sein Geschäft, so daß er gegen Ende der sechziger Jahre 7 Pressen und 40 Arbeiter beschäftigte. Der König von Frankreich und der Herzog von Savoyen machten ihm die vorteilhaftesten Anerbieten. In dem mächtigen Kardinal Granvella hatte er den einflußreichsten Gönner und 1570 ward er vom König Philipp II. von Spanien zum Prototypographus Regius ernannt, was nicht bloß ein Ehrentitel, sondern ein wirkliches Amt war, welches dem Plantin die oberste Aufsicht über die verschiedenen Innungen der Buchdrucker, der Holzschneider und der autorisierten Buchdrucker ge-



Eine italienische Familie legt den Bürgereid im Stadthaus ab.

währte, jedoch mit mancherlei Mühen und Verdrießlichkeiten verbunden war, die Plantin veranlaßten, 1576 diese ehrenvolle Stellung aufzugeben.

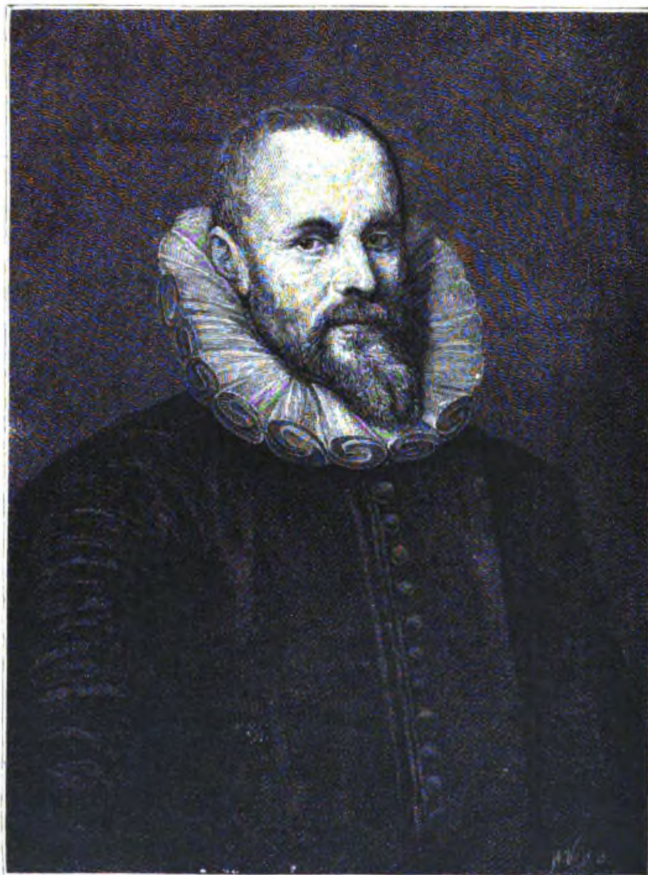
Sein Hauptansehen durch Jahrhunderte erlangte Plantin durch seine monumentale königliche Polyglott-Bibel. Bereits der berühmte Aldus Manutius in Venedig hatte sich mit einem ähnlichen Gedanken beschäftigt, und eine Probeseite in Folio in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache befindet sich in der Nationalbibliothek in Paris. Der mächtige und gelehrte Kardinal Ximenes brachte den Gedanken zur Ausführung durch die berühmte Complutensische Polyglotta, die in den Jahren 1514 bis 1517 in Alcala de Henares (Complutum) durch Wilhelm Brocario gedruckt wurde. Diese war aber eine große Seltenheit geworden, als König Philipp II. den Plan eines ähnlichen Werkes faßte und ausführte, nachdem der Kurfürst August von Sachsen den seinigen zu gunsten des Königs aufgegeben hatte. So entstand in den Jahren 1568—1573 die Biblia sacra hebraice, chaldaice, graece et latine Philippi II. reg. cathol. pietate et studio ad sacrosanctae ecclesiae usum Christoph. Plantinus excudit Antwerpiae. Der König bewilligte 24000 Gulden Beitrag zu den Kosten, außerdem einen Vorschuß von 6000 Dukaten und bestellte seinen Kaplan Arias Montanus als litterarischen Ueberwacher, der außer seinem Gehalt vom König jährlich 300 Kronen von Plantin erhielt. Für die Textrevision wurde eine Anzahl tüchtiger Gelehrter gewonnen. Die Schriften lieferte der berühmte Pariser Schriftgießer Wilhelm le Bé. 40 Arbeiter waren fortwährend mit dem großen Werk in acht mächtigen Foliobänden beschäftigt. Die Auflage bestand außer 12 Pergamentabdrücken für den König in 1200 Exemplaren, davon 40 auf Imp.-Velin in zwei Sorten, 200 auf Royal-Velin und 960 auf Royal-Papier. Die Preise waren mäßig gestellt; ein gewöhnliches Exemplar kostete 35 Kronen.

Das Werk brachte Plantin hohe Ehre und indirekte Vorteile, der direkte Nutzen war kaum ein großer, namentlich da der König ihn mit der Zahlung im Stich ließ, und sogar seine augenblicklichen Schwierigkeiten durch neue Aufträge erschwerte. Plantin selbst behauptet, er habe direkte Verluste gehabt, und erging sich in bittere Klagen, doch sind diese vielleicht nicht so ganz wörtlich zu nehmen, denn Plantin war ein schlauer Geschäftsmann, der sich nicht gern in die Karten blicken ließ. Indes, es waren doch viele große Verdrießlichkeiten mit dem Werke verbunden. Der Papst Pius V. verweigerte seine Approbation, und eine Schlichtung dieser Differenz gelang erst mit dessen Nachfolger Gregor IX. im Jahre 1572. Ferner erhoben sich in Spanien selbst ernste Hindernisse durch die Inquisition und nur mit großer Mühe gelang es, dem Schicksal zu entgehen, daß das Werk auf den index librorum prohibitorum gesetzt wurde.

Doch weder diese Verdrießlichkeiten, noch die ihn treffenden Verluste durch die „spanische Furie", die Kriegsunruhen und die Belagerung Antwerpens konnten Plantins Thätigkeit hemmen. Mit Zustimmung seiner Kreditoren ging Plantin sogar 1582 nach Leyden, wo er sofort zum Universitätsbuchdrucker ernannt wurde. Erst nach drei Jahren kehrte er nach Antwerpen zurück, die nun eine gut katholische Stadt geworden; aber mit dem Flor der Stadt war es vorbei.

Plantin jedoch ließ sich nicht brechen, wenn er auch sich zu biegen wußte. Großen Gewinn brachten ihm die Privilegien des Druckes der kirchlichen Werke für Spanien und dessen Kolonien, doch wurde der wissenschaftliche Verlag darüber nicht vergessen. Die Zahl der von Plantin von 1555 bis zu seinem Tode gedruckten Werke reicht an 1500 heran, darunter manche von großem Umfang und wirklicher Bedeutung. Aber mit aller Tüchtigkeit und Charakterstärke würde es Plantin schwer gewesen sein, die bösen Zeiten zu überstehen, wenn er nicht in seinen beiden Mitarbeitern, später Schwiegersöhnen, Franz Raphelingius (S. 337) und Johannes Moretus (Jean Moerentorff) (S. 335) zwei vorzügliche Stützen gehabt hätte, der dritte Schwiegersohn, Giles Bey, ein tüchtiger Buchdrucker, leitete die Filiale in Paris. Raphelingius hatte in Paris eifrigst Griechisch und Lateinisch getrieben und seine Studien in Cambridge vollendet. Er wurde von Plantin als Korrektor angestellt. Als dieser jedoch auf Grund der drohenden Belagerung Antwerpens 1582 nach Leyden ging, leitete Raphelingius das Stammgeschäft und den Buchhandel, nach der Rückkehr Plantins ging Raphelingius nach Leyden und wurde dort Professor der hebräischen Sprache.

Als kaufmännische Stütze war Moretus für Plantin noch wichtiger. Durch die Hilfe beider ward es ihm möglich, die wichtige Verbindung mit der Frankfurter Messe in regelmäßigem Gang zu erhalten. In dem Archiv des Hauses befinden sich eine Reihe von ganz detailliert geführten Meßkontobüchern. Das erste Buch stammt aus dem Jahre 1579; die Reihe von 1586 bis 1631 ist vollständig, sie gewährt einen sehr interessanten Einblick in manche Verhältnisse und liefert wertvolle Beiträge zur Geschichte des deutschen Buchhandels, die auch von dem Geschichtsschreiber des Buchhandels, Fr. Kopp, als solche benützt wurden. Die Reise nach Frankfurt legte man teilweise zu Wagen, teilweise auf dem Schiffe oder zu Pferde zurück, was nicht ohne Gefahren war; so wurde 1586 der Meßgehilfe Plantins, Peter van Thongen, von Soldaten beraubt und gefangen genommen. 1579 sandte Plantin sechs Fässer mit 5212 Büchern nach Frankfurt. Außer seinem eigenen vertrieb er auch fremden Verlag, z. B. die Stiche des berühmten Hubert Goltzius, Globen u. a. m. Die Zahl der Neuigkeiten ist anfänglich unbedeutend. Das Jahr 1565 weist nur einen Artikel auf, 1566 drei, 1567 sechs. Dies ändert sich jedoch sehr mit dem Jahre 1568,



Johannes Moretus (S. 336).

und die Zahl der Neuigkeiten hält sich dann lange Zeit auf 25—35.

Plantin war für die gute Ausstattung und Korrektheit seiner Druckwerke sehr besorgt, wenn er in dieser Hinsicht auch nicht bahnbrechend war. Seine Schriften sind gut, hauptsächlich in den größeren Graden. Behufs der künstlerischen Ausstattung seiner Bücher konnte er über vorzügliche Kräfte verfügen. Auch für die Korrektheit wurden alle Anstrengungen gemacht (S. 356), doch waren seine Korrektoren mehr Redakteure als Buchstabenjäger. Der erste unter diesen war der berühmte Kornelius von Kul (Kilianus), der während seines 50jährigen Wirkens im Plantinschen Hause viel zu dessen Ruhm beitrug. Kilianus war die Anspruchslosigkeit selber und machte Plantin das Leben nicht schwer.

Hilfreiche Hand leistete ebenfalls der gelehrte Theodor Pullmann, anfänglich von Profession ein Walkmüller, jedoch von Jugend auf den Wissenschaften mit Leidenschaft ergeben. Leider ging Pullmann in seiner kastigatorischen Behandlung der Klassiker oft über die erlaubten Grenzen. Sehr zu statten kam Plantin der innige Verkehr mit dem berühmten Justus Lipsius. Außer den Klassikern druckte Plantin viele prachtvoll ausgestattete Missale, Bibeln und andere künstlerisch geschmückte Bücher.

Die Zahl der von 1555 bis zu seinem Todestage, den 1. Juli 1589, gedruckten Werke reicht an 1500 heran, darunter viele von großem Umfang. Sein Nachlaß wurde auf 135 718 Gulden geschätzt, d. h. nach heutigem Geldwert ca. 1 200 000 Frank, oder gerade die Summe, welche die Stadt Antwerpen für die Ueberlassung des Museums Plantin zahlte. Die erschwerenden Verhältnisse, unter welchen das obige Resultat erreicht wurde, sprechen für die ungemeine Tüchtigkeit und Thätigkeit Plantins, sowie für seine Charakterstärke, der er nur in seinen religiösen Ansichten in einer ihn allerdings nicht ehrenden Weise untreu wurde. In ungemeinem Grad besaß er das Talent, die Kräfte anderer sich dienstbar zu machen; es erstreckte sich nicht nur auf seine litterarischen Mitarbeiter und seine Schwiegersöhne, sondern ebenfalls die Töchter mußten im Kontor und im Korrektorenzimmer gute Dienste leisten. Daß die Frau auch zu den Erwerbenden gehörte, wurde bereits oben erwähnt.

Den Bestimmungen Plantins gemäß, sollte das Antwerpener Geschäft ganz in die Hände des Johannes Moretus gelegt werden, überhaupt stets in einer Hand bleiben. Moretus' Aufgabe war durchaus keine leichte, denn die Hinterlassenschaft bestand in Häusern, Druckereieinrichtungen und Bücherlagern, die selbstverständlich nicht flüssige Kapitalien waren, im Gegenteil solche zum Betrieb nötig machten und die Zahl der Legate und Renten, welche auf der Erbschaft ruhten, war eine bedeutende. Moretus verstand jedoch die Stellung des Hauses in ehrenvoller Weise zu behaupten. War er auch selbst kein gelehrter Mann, so verstand er es doch vortrefflich, mit Gelehrten zu verkehren. Der Druck der liturgischen Bücher brachte gute Einnahmen. Namentlich ein päpstliches Breve aus dem Jahre 1597, welches ihm für die Dauer von 10 Jahren das Alleinrecht gewährte, die in Rom erschienene neue Bearbeitung der Vulgata für alle Länder jenseits der Alpen zu drucken und zu verbreiten, gereichte ihm zum größten Vorteil. — Auch sein ihm nachfolgender Sohn Balthasar I. (S. 344), der Enkel Balthasar II. und der Urenkel Balthasar III. hielten den Namen in Ehren, wenn sie geschäftlich auch dem Stammvater Johannes nicht gerade gleichkamen. Die spanischen Privilegien waren eine reiche Quelle der Einnahmen. Auf die Dankbarkeit der Nachwelt hat Balthasar I. einen besonderen Anspruch, denn ihm schuldet sie einen großen Teil der Kunstschätze, welche das Museum in sich schließt.



Franziskus Raphelingius (S. 336).

Der Rückgang des Hauses datiert von dem Tode Balthasars III. 1699. Während des 18. Jahrhunderts verlor es seine Stellung als erstes Druckhaus ganz; es war nur eine Fabrik religiöser Bücher, und die Besitzer befaßten sich mehr mit Geldoperationen



Büste von Balthasar Moretus über dem Eingang im Hof.

als mit Bücherspekulationen. Mit dem Jahre 1808 hörten die spanischen Privilegien und mit 1867 jede geschäftliche Thätigkeit auf. Aber das Haus mit seinem kostbaren Inhalt war bis jetzt ungestört erhalten, wenn auch jedem unberufenen Auge unsichtbar. Nur wenige hatten Kenntnis von dem Schatze, welcher Gefahr lief, den Antiquaren in die Hände zu fallen, oder als altes Holz und Metall verbrannt oder eingeschmolzen zu werden. Glücklicherweise gab es unter den wenigen doch einige Männer in Antwerpen, welche den Wert zu schätzen wußten, und den Versuch wagten, die Sammlungen zu retten. Emanuel Rosseels und Max Rooses (jetzt Konservator des Museums) und der für die Sache begeisterte Bürgermeister von Antwerpen, Leopold de Wael, suchten Stadt und Regierung für die Sache zu erwärmen. Letztere schien, angefeuert durch die lebhafte Teilnahme, welche der Graf von Flandern der Angelegenheit zeigte, geneigt, einen großen Teil der Kosten auf sich nehmen zu wollen, doch schrumpfte dieser auf 200 000 Frank zusammen, während die Stadt den hochherzigen Beschluß faßte, 1 000 000 Frank daran zu setzen. Für diese Summen wurde Haus und Inhalt im Jahre 1875 Eigentum der Stadt und hiermit ein graphisches Museum, welches mit jedem Jahr im Wert steigt, für alle Zukunft geschaffen.

Die Straßenfronte des Plantinschen Hauses oder richtiger Häuserkomplexes (S. 328) bietet nichts Hervorragendes und läßt kaum den kostbaren Inhalt erraten. Eine Steinplatte über dem Thorweg zeigt uns eine aus den Wolken über eine Tischplatte herausragende Hand, welche ein Zirkelmaß



Justus Lipsius' Arbeitszimmer.

hält, von dessen Schenkelspitzen die eine auf die Unterlage von der Hand fest angedrückt wird, während die andere, von dem Daumen und dem Zeigefinger der Hand geführt, einen Kreis beschreibt. Eine Unterschrift um diesen lautet: „Labore et constantia!“ Der Fachmann erkennt das Druckerzeichen Plantins (S. 331) und er weiß somit, daß er vor dem Druckhaus des berühmtesten Buchdruckers des 16. Jahrhunderts steht, er weiß auch, daß er in der sinnbildlichen Darstellung eine Andeutung der Festigkeit, verbunden mit Beweglichkeit, zu suchen hat, Eigenschaften, die, verbunden mit Arbeit und Ausdauer, eben den Mann, mit dem wir es hier zu thun haben, so charakterisieren, wie er sich durch sein ganzes Leben bewährt hat.

Das Innere des Hauses ist mit ungemeinem Geschick von dem Architekten Pierre Dens restauriert. Nichts erinnert an die Gegenwart; nichts Fremdartiges stört die Illusion; Wände, Decken, Fenster, Möbel, Gemälde, Bücher, Pressen, Schriften, Inventar, alles ist aus einem Guß und versetzt den Besuchenden mit einem Schlage um 300 Jahre in der Zeit zurück. Die Täuschung ist so groß, daß es kaum jemand stutzig machen würde, wenn er die Thür zum Konferenzzimmer (S. 350) aufmachte, dort am eichenen Tische den Plantin in eifriger Verhandlung mit Nulas, Justus Lipsius, Arias Montanus und seinen getreuen Mitarbeitern erblicken würde.

In dem ersten Zimmer wird man noch wenig an das Buchgewerbe erinnert. Das Auge wird zunächst durch ein Fenster in Oktogonform angezogen, welches auf den Hof geht und diesen durch die bunten Gläser mit seinen monumentalen Erinnerungen an die Nachfolger des Plantin und deren Frauen in farbigem Lichte erscheinen läßt. Dann schweift das Auge empor zu den schweren Deckenbalken und wieder an den alten gewebten Tapeten herunter und ruht auf einer großen, mit Schildpatt ausgelegten Tafelplatte; auf einem schweren, eichenen Büffett, besetzt mit seltsam geformten Töpferarbeiten und auf einem noch seltsameren Gemälde: Straßenleben im alten Antwerpen.

Ueber dem Kaminkörper des zweiten Raumes hängen die Bilder Plantins und der Jeanne de Rivière, eine Frauengestalt, wie sie uns Rembrandt vorzuführen liebt.

Plantin ist in seinem 64. Jahre gemalt, ein unzweifelhaft strammer, sich raschen Gehorsam verschaffender Mann, ein Franzose aus der alten Schule, nervig, mutig und ausdauernd mit der Type eines Condé oder Coligny. Auch die Bilder einiger der Töchter schmücken die Wände. Wer jedoch die ganze weibliche Familie abgebildet sehen will, muß sich in den Dom bemühen, wo er sie, auf einem Flügel des dreiteiligen Altarbildes über dem Grabdenkmal Plantins, von van den Broeck gemalt, erblicken wird (S. 346).

Weiter treffen wir noch auf die Bilder von mehreren der gelehrten Freunde Plantins, darunter den ernsthaften Beichtvater Philipps II. und Justus Lipsius. Ein Schaukasten in der Mitte des Saales umfaßt Zeichnungen von fast allen zeitgenössischen Künstlern Antwerpens. Nicht am wenigsten interessiert eine quittierte Rechnung Rubens über 328 Stiche des Hubert Goltzius, bezahlt mit 4920 Gulden in Geld und 1000 Gulden in Büchern.

Mit Front nach einer Nebenstraße befindet sich der alte Buchladen mit den ursprünglichen Möbeln und Inventar, selbst die Goldwage ist vorhanden. Eine buntscheckige Büchersammlung ist in den Regalen aufgereiht. Angeschlagen ist ein Verzeichnis verbotener Bücher, wozu Plantins Offizin, welche auf den Befehl des Herzogs Alba das Verzeichnis druckte, zwei Beiträge selbst geliefert hat. Ein anderer Anschlag des Rats verzeichnet die für eine Anzahl volkstümlicher Werke zulässigen Preise, wer höhere sich zahlen läßt, wird mit einer Buße von 25 Gulden belegt. Die Töchter des Plantin arbeiteten hier in einem, durch eine Glaswand abgetrennten Raum und erschienen in dem Laden, wenn der Bursche die Anwesenheit von Käufern ihnen anzeigte.

In dem anstoßenden Raum befindet sich eine Anzahl von gewirkten Tapeten und interessanten Möbeln, ein großes Büffett mit altem Porzellan, Schränke aus Eichen- und Ebenholz, prächtig geschnitzte Stühle und Tische. Am merkwürdigsten ist ein Harpsichord mit drei Reihen Tasten, allerdings erst im Jahre 1735 von dem Prediger und Organisten am Dome zu Roermond Jak. Joh. Coenen angefertigt, aber von einem ganz altertümlichen Aussehen.

Das Korrektorenzimmer (S. 352) ist im einfach ernsten Stil gehalten mit einem schweren, eichenen, über zwei Fenster hinwegreichenden Arbeitstisch, an den Wänden hängen die Porträte von Pullmann und Kilianus.

Der Druckersaal (S. 349 u. 361) gibt nicht das rechte Bild von der Bedeutung der Druckerei, als Plantin 22 Pressen beschäftigte; für diese hätte der jetzt vorhandene Raum nicht genügen können. Er befindet sich in dem Zustand von 1576 mit 7 Pressen mit den Farbetischen und den Auslegebänken, sowie mit einer Anzahl von Setzpulten. Wie winzig sehen diese Pressen aus, wie klein ist die Druckfläche, wie roh alles Zubehör. Und doch stammen von diesen Pressen die königlichen Polyglotten und das römische Missale mit seinem heute noch tiefschwarzen und glühendroten Druck. „Aber der Mann ist größer wie die Maschine, und Plantin ist der Mann, der über seinen Pressen steht.“ Die Kosten solcher Pressen waren nicht groß, ungefähr 50 Gulden per Stück. In dem Ausgabenbuch steht notiert 45 Gulden für kupferne Platten für die Pressen. Man sieht also, daß Plantin die Vorteile des saubern Drucks vollkommen würdigte.

Sieben Räume sind der Ausstellung von Stichen und Holzschnitten (S. 354) gewidmet, von Abdrücken sowohl als von Platten.

Die Zahl der Kupferplatten beträgt etwa 2000, der Holzschnitte etwa 15000. Keine Druckerei vor dem 19. Jahrhundert kann etwas der Zahl nach Annäherndes aufweisen, und was den innern Wert betrifft, frägt sich's, ob aus dem 19. Jahrhundert Konkurrenz vorhanden ist. Rubens, van Dyck, Jordaens, Tenniers, Bolswert, Vorsterman, Pontius, Edelinck 2c. finden sich in den prachtvollsten Abdrücken vor. Zwei Räume enthalten die Ueberreste der Schriftgießerei. Die ersten Schriftgießereien, die für Plantin arbeiteten, waren Gujot und van Everbroeck in Antwerpen, Stempel lieferten Rob. Granjon in Lyon, Guillaume le Bé in Paris, auch Hautin in Rochelle, van der Keere in Tours und Bomberghe in Köln. 1563 goß Plantin selbst. Eine eigentliche Bedeutung erhielt jedoch die Schriftgießerei erst im Jahre 1600. Wir sehen in diesem Raum das ziemlich rohe Handwerkszeug, die Probeabzüge der Schriften u. dgl. (S. 362).

Für die Freunde alter Möbel und alten Hausgerätes ist das Schlafzimmer des letzten Moretus sehr anziehend. Die große Bettstelle, in Eichenholz geschnitten, welches durch das Alter ganz schwarz geworden ist, wird von einer gestickten Seidendecke bedeckt, ein Meisterstück der Handarbeit; daneben steht ein ganz dunkel gewordener Betschemel und ein ebensolcher Kleiderschrank, der sich schwach in dem stumpf gewordenen Spiegel abzeichnet.

Die Wände sind mit gedruckten, vergoldeten Ledertapeten bedeckt, darauf hängen alte Stiche und ein in Holz geschnittenes Kruzifix. Seiner Zeit ist alles elegant gewesen, jetzt ist es zwar bewundernswert, aber tot und reizlos in dem kleinen Raum; ohne Leben und Wärme, wie in der Schriftgießerei die Oefen und die Schmelztiegel.

Es ist nicht ein Raum vorhanden, in welchem sich nicht Gegenstände von Interesse finden, seien es Bilder oder Reliquien, genug, um den Enthusiasmus selbst des grämlichsten Beschauers zu erwecken. Doch konzentriert sich das Hauptinteresse in dem Museum eines Druckers auf dessen Bücher. Mit Recht bildet deshalb die Bibliothek den Schluß des Ganzen und den Kulminationspunkt.

Dieselbe ist reich an den ältesten wertvollsten Büchern, darunter die 36zeilige Bibel, die man jetzt vielfach ebenfalls für ein Werk Gutenbergs und zwar für ein noch älteres als die 42zeilige hält. Diese Schätze sind nicht vom Standpunkt des Bibliophilen oder Bibliomanen gesammelt, sondern der Textvergleichung bei den neuen Ausgaben wegen.

Die Sammlung der eigenen Druckwerke Plantins ist eine äußerst reiche, jedoch keine ganz vollständige. Sie ist nicht chronologisch geordnet, es ist deshalb notwendig, den Katalog Rubens' zu Hilfe zu nehmen, wenn man die Fortschritte Plantins von Jahr zu Jahr verfolgen will. „Er ist ganz Geist," schreibt Montanus, „an Essen, Trinken und Ruhen denkt er wenig, er lebt nur, um zu arbeiten."

Den wertvollsten Teil der ca. 14000 Bände bilden jedoch nicht die gedruckten, sondern die geschriebenen Bücher. Hier zeigt sich Plantin als der vollendete Geschäftsmann, wir lernen ihn nicht allein in seinem Handeln, sondern auch in den Motiven zu einem solchen kennen. Hier finden wir seine Korrespondenz mit dem König und den höchsten Behörden, mit Künstlern und Männern der Wissenschaft, daneben die Rechnungen der Arbeiter, Verkaufsanerbietungen, Inventuren, Anweisungen in betreff des Druckes von Werken, Zänkereien mit Geldverleihern über die zu hohen Zinsen und die zu großen Sicherheiten, die sie verlangen, das Handeln mit den Gelehrten über das Honorar, mit Buchhändlern um den Rabatt, die Klagen über ausgebliebenes Manuskript, Berechnung über die Trinkgelder, die Plantin an Hoch- und Niedrigstehende zu verabreichen hat. So reich wie das Museum ist, um das häusliche Leben im 16. und 17. Jahrhundert zu erläutern: die Klarheit, welche das Archiv über das geschäftliche und häusliche Leben Plantins gibt, ist doch eine noch größere.

Das Auge ermüdet zwar nicht an dem Schauspiel, welches sich demselben darbietet; doch der Kopf kann das nicht alles auffassen, ordnen und behalten, was sich ihm aufdrängt. Ruhe ist nötig, um alles zu sammeln. Wo sollen wir diese besser suchen als auf der Bank unter dem Bogengang des Hofes (S. 365), wo Plantin und Moretus an heißen Tagen die Kühle aufsuchten, wo sie ihre Pläne durchsprachen und zur Reife brachten, wo sie sich über die Einteilung der vorhandenen Mittel berieten, um jedem gerecht zu werden, wo sie des Tages Freude und des Tages Last treu miteinander teilten.

Wahrlich, dieser Hof ist in seiner vollkommenen Abgeschlossenheit und doch den Gedanken Stoff zur Unterhaltung bietend, wie gemacht, um die Nerven für das Getriebe zu stärken, welches uns erwartet, sowie die Straßenpforte sich uns wieder aufthut. Der Hof bildet ein großes Viereck, von welchem drei Seiten noch das ursprüngliche Aussehen bewahren, während die vierte Seite von einem niedrigen Bau neueren Datums eingenommen wird.

Unter den rechten Flügel und unter einen Teil des Hintergebäudes zieht sich der oben erwähnte Bogengang hin. Ein 300jähriger Weinstock bedeckt vollständig den ganzen Flügel, durch die Zweige und Blätter lugen die bleigefaßten Fenster her-



Balthasar Moretus. Nach einem Gemälde von Erasmus Quellyn (S. 338).

vor, hinter welchen Lipsius seine Bücher schrieb und Raphelingius, Pullmann, Kilianus, Arias Montanus u. a. ihre aufreibende Tretmühlenarbeit des Emendierens und Kastigierens unverdrossen einen Tag nach dem anderen betrieben. Wie oft mögen der hofmännische van Dyck und der heitere Rubens, schön angethan in Samt und Seide, glitzernd von Juwelen, durch den Hof geschritten sein! Selbst den blutigen Herzog Alba und den verschmitzten Kardinal Granvella konnte man dort treffen, nicht zu reden von weltlichen und geistlichen Würdenträgern aller Art. Hier kreuzten sich jüdische Patriarchen und Rabbiner mit Kapuzenträgern aus Rom, schwarzrobige Professoren aus Leiden, spitzhütige Puritaner, Gelehrte aller Art.

Doch wir dürfen nicht vergessen, daß das bunte Leben des 19. Jahrhunderts, wo für Träumer kein Raum ist, auf uns wartet. Darum lebe wohl, du anspruchsloses und doch so dauerhaftes Monument, welches durch treue Verbindung der Feder mit Gutenbergs Kunst dem einfachen Bürger errichtet wurde, während die prunkvolle Statue des auf hohem Piedestal thronenden Herzogs Alba, welcher die Welt mit dem Schwerte reformieren wollte, längst gestürzt wurde und spurlos verschwunden ist!

Eine Episode aus Hermann Hendrichs Künstlerleben.

Von

Anna Löhn-Siegel.

Wenn Hermann Hendrichs, der berühmte Held und Liebhaber des Berliner Hoftheaters in den Fünfziger und Sechziger Jahren, Freunde oder Bekannte durch seine mit Merkwürdigkeiten und kostbaren Andenken geschmückten Wohnräume führte, pflegte er die Geschichte des Erwerbes der einen oder andern Herrlichkeit hinzuzufügen. Ich hätte ihn stundenlang plaudern hören können, wie er mit liebenswürdigem Humor Thatsachen und Persönlichkeiten um einen interessanten Gegenstand seiner Sammlung gruppierte und seine Mitteilungen mit charakteristischem Mienen- und Gebärdenspiel begleitete.

Entzückt blickte ich u. a. auf eine äußerst kunstvoll emaillierte, reich mit Brillanten besetzte Taschenuhr ältlicher Form, die in einem Kästchen präsentiert wurde, welches — wunderlich genug — mit einem schwarzen übersponnenen Knopf und seidener Schlinge geschlossen wurde, als der Besitzer des Kleinods folgendes erzählte:

Mit dieser Uhr und diesem Knopf von einem Frack hängt eine schnurrige Geschichte aus meinen Jugendtagen zusammen. Es war nicht lange nach Erfindung der Eisenbahnen. Nur erst wenige Schienenwege kreuzten die Landkarte, überall mußte sich die Post ins Mittel schlagen. Ich führte, als ich mich noch nicht lange auf dem Kothurn bewegte, einmal einige Zeit lang den Namen „Sternwald“, spielte an einem Stadttheater mit großem Beifall und lebte sehr heiter und gesellig. Landestrauer brachte dem Theater einige Tage Ferien, dies benutzte einer meiner reichen Gönner, der Bankier Wendhaupt, und lud mich zu einer solennen Jagdpartie ein, 10 oder mehr Meilen von meinem Engagementsort entfernt. Auf dem Rückwege wollte ich einen guten Freund besuchen, der seit kurzem unter die Landwirte gegangen war und ein ansehnliches Bauerngut in jener Gegend besaß. Da mußte ich denn erst mit der Post ein kleines Nest von Städtchen erreichen, um von dort aus zu Fuß nach dem Dorfe zu gelangen, das meines Freundes Wohnort geworden war. Das kleine Nest, in welchem die Post mündete, hatte jüngst einen Spitznamen erhalten: Beutelloch, denn eines Tages sollten sämtliche Postbeutel eingeschnittene Löcher gehabt haben. Ein günstiger Zufall — wie ich später erfuhr, ein fein angelegter Plan — vermittelte, daß mir auf halbem Wege derjenige entgegenkam, den ich auf seiner Hufe aufsuchen wollte.

„Hollaho! Sternwald!“ schmetterte es aus einer unscheinbaren Halbchaise hervor, die von einem trägen Ackergaul gezogen wurde. „Dich suche ich!“

„Und ich dich, Freund Hillmann! Woher weißt du, daß ich komme?“

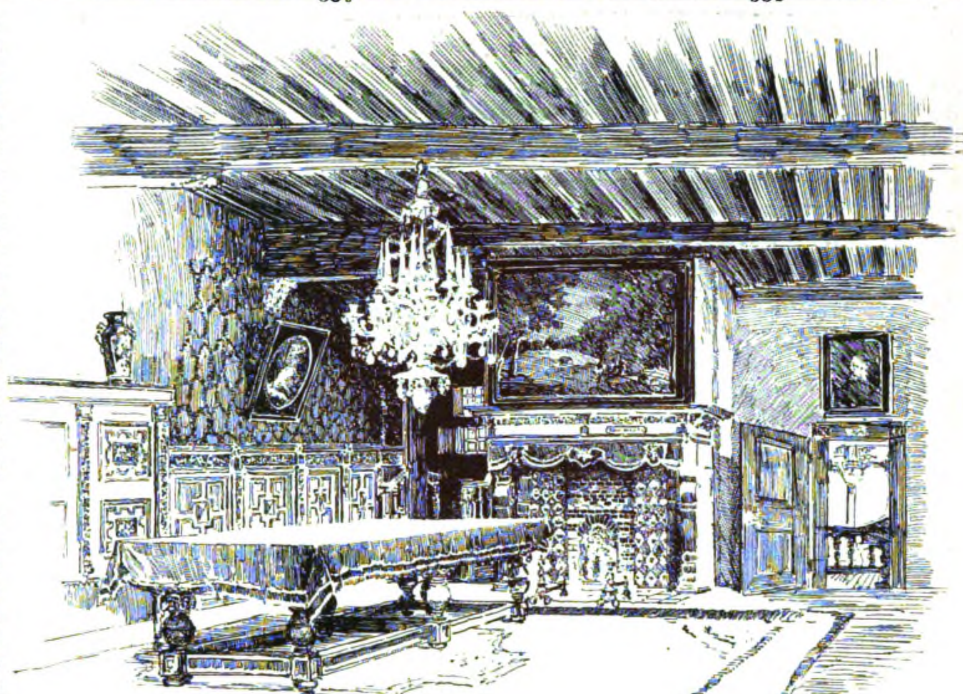
„Vom Bankier Wendhaupt, bei dem du zur Jagd geladen warst. Ich hatte auch eine Einladung erhalten, konnte aber nicht abkommen. Feldarbeit, viel Feldarbeit! Nach Beutelloch mußtest du jedenfalls, um die Eisenbahn zu erreichen. Die Jagdpartie war gestern zu Ende — ergo —“

„Prächtig, prächtig, Herzensbruder! Aber trotz deiner Berechnung hätten wir uns doch verfehlen können. Man braucht nicht gerade über Beutelloch zu fahren, um den Schienenstrang zu erreichen, man kann auch über Selzheim —“

„So wär' ich bis Selzheim gefahren. Ich hätte dich gesucht, wie Orpheus seine Ehehälfte, bis ich dich fand. Du sollst



Jeanne de Rivière und ihre sechs Töchter. Nach einem Altarbild von van den Broeck (S. 341).


Konferenzzimmer (S. 340).

eine Komödie am hellen Tage spielen. Ich habe es heilig versprochen, dich zu bringen. Ja, eine Komödie! Nur für einige Stunden. Nicht länger, als ihr im Theater braucht, um ein großes Trauerspiel abzuschlachten. Und deshalb setze dich zu mir in die Chaise und laß dich von mir nach Beutelloch zurückfahren. Dort steht doch wohl dein Garderobekoffer? Jagdkostüm und Gesellschaftsfrack? Du hast doch sicherlich einen pompösen Frack mit? Deinen besten? Bei Wendhaupts wird ja viel auf feine Toilette gehalten. Die gnädige Frau läßt ohne Frack niemand zum Handkuß heran."

Ich hörte einigermaßen verdutzt zu. Endlich sagte ich kopfschüttelnd: „Du kommst mir etwas sonderbar vor, Bruder. Einen guten schwarzen Anzug hab' ich mit, versteht sich. Das Hauptsouper wird bei dem großen Börsenfürsten stets in Galatoilette eingenommen, nicht im Jagdkostüm. Aber welche Absichten hast du mit meinem Frack?"

„Setz dich zu mir, Sternwald, und nun vorwärts. Hüa! Hüa! Mein Gaul ist faul —"

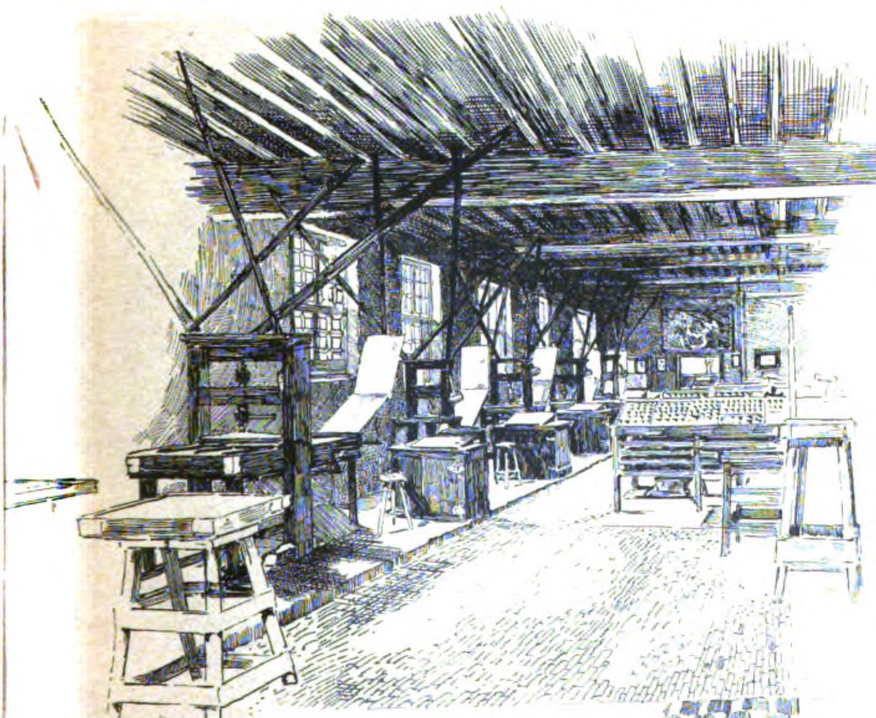
„Und ich bin gespannt, Hillmann! Was ist denn bei dir los, daß du den Komödianten in mir suchst?"

„Höre andächtig zu. Graf Z. ist der Schloßbesitzer in unserm Dorf. Ein erzvornehmer reicher Herr, ein Großgrundbesitzer, dem alle Rittergüter in der Nachbarschaft gehören —"

„Ich weiß, ich weiß. Du hast ihn mir schon einmal genannt, aber nicht gerade als einen der umgänglichsten Aristokraten geschildert."

„Dennoch bin ich ihm verbunden. Weit mehr aber noch der Frau —"

„Ei, Freundchen, wie soll ich das verstehn? Gehst du etwa auf Kourmacherfüßen?"


Der Druckersaal (S. 342).

„Das fehlte! Aber ich bin Gutsbesitzer im gräflichen Bezirk, und die Frau hat überaus freundlich und uneigennützig vermittelt, daß mir der Graf eine große Gefälligkeit bezüglich der Regulierung einer Feldmark erwies. Er ist nämlich so etwas wie ein Sonderling, und da muß man sich an die höchst einsichtsvolle, weltkluge Gräfin halten, um das zu erlangen, was er gewähren oder abschlagen kann. Und weißt du, bei so nahen, nachbarlichen Beziehungen, wie die unsern, wo die Besitztümer an Feld und Wald aneinander grenzen, ist es von großer Bedeutung —"

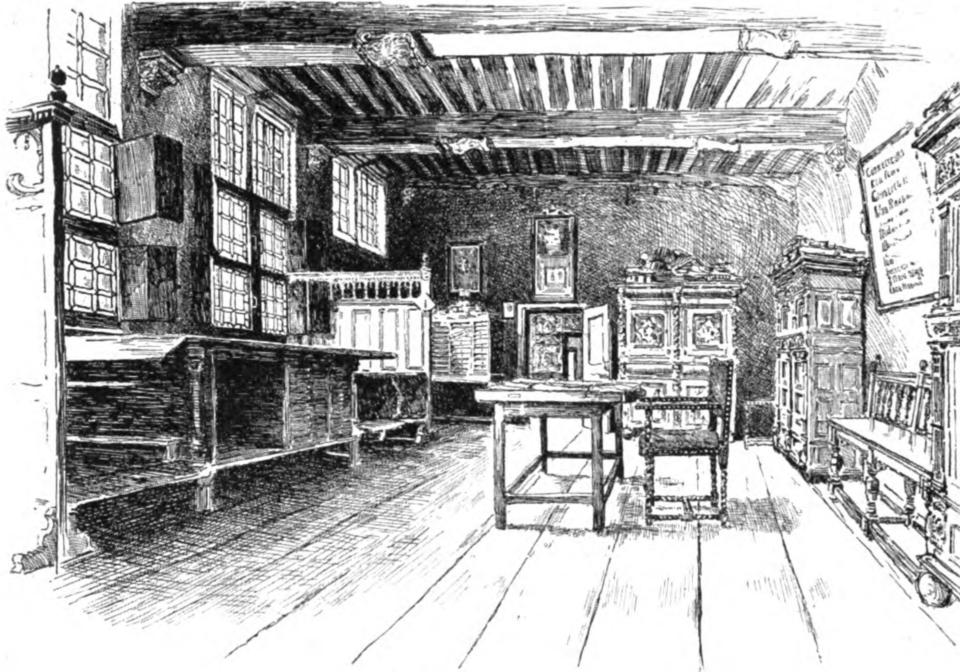
„Ich verstehe vollkommen. Gute Nachbarn und desgleichen. Aber ich? Soll ich der Gräfin aus Dankbarkeit für die dir erwiesene geschäftliche Vermittlung bei ihrem sonderbaren Gemahl in meinem Kavalierfrack eine Komödie vorspielen?"

„Nein, Sternwald, der Gräfin nicht, aber dem Grafen. Die Gräfin muß mitspielen."

„Höre, das wird ernsthaft. Ich bin zu jedem lustigen Karnevalsstückchen bereit — da kennst du mich. Aber einem solchen mächtigen Herrn einen Streich spielen —"

„Laß mich ausreden, Bruder — ah, da sind wir schon in Beutelloch und — holla! was seh' ich? Da steht ja des Grafen Phaethon mit den vier schwarzen Hengsten vor dem Postgebäude? Teufel, das geht schief! Ist denn der Schloßherr von seiner Reise schon zurückgekehrt? Er sollte doch wenigstens acht Tage fortbleiben? Hm! Hm! Was ist da zu thun? Er darf dich nicht sehen."

„Mich nicht sehen? Und ich soll ihm doch eine Komödie vorspielen? Eine unsichtbare? Das wäre neu. Freundchen, es ist doch im Oberstübchen bei dir richtig?



Korrektorenzimmer (S. 342).

Oder hast du ein starkes Frühstück mit Madeira zu dir genommen?"

„Brrr! Brrr!" redete inzwischen Hillmann seinen Gaul vertraulich an, und der Faulpelz stand mit Vergnügen still, aber wir hielten im freien Felde an.

„Nimm die Zügel, Sternwald!" rief der Freund; „ich eile zum Postgebäude und sehe, ob es der Graf selbst ist oder die Gräfin mit dem Sohn. Der junge Herr dürfte in diesen Tagen nach Haus kommen, die Militärakademie hat Ferien —"

Ich nahm die Zügel und drückte nochmals mein Bedenken über das rätselhafte Vorhaben aus. Die Sache wurde mir unheimlich. Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen, und nun vollends gar Komödie spielen!

Hillmann rief zurück: „Wenn ich winke, so kommst du mir nach!"

Es dauerte nicht lange, so flatterte das gelbseidene Taschentuch Hillmanns in der Luft und ich und der Gaul näherten uns auf dies Stichwort langsam dem Gebäude.

Hillmann übergab dem Hausknecht sein Gefährt und führte mich in ein Privatzimmer des Posthalters, mit welch letzterem er befreundet war. Dann flüsterte er mir zu:

„Hier bist du sicher, der Posthalter überläßt uns das Zimmer auf ein Stündchen!"

„Sicher?" fragte ich staunend. „Bin im denn in Lebensgefahr?"

Hillmann antwortete nicht, sondern ging seinem Gegenstand direkt zu Leibe.

„Es ist die Gräfin mit dem jungen Sohne!" versicherte er tröstend. „Sie sind im vorderen Wartezimmer und nehmen den Kaffee. Der Graf ist gottlob! noch verreist. Ich lasse deinen Koffer hierherschaffen, du ziehst den Frack an —"

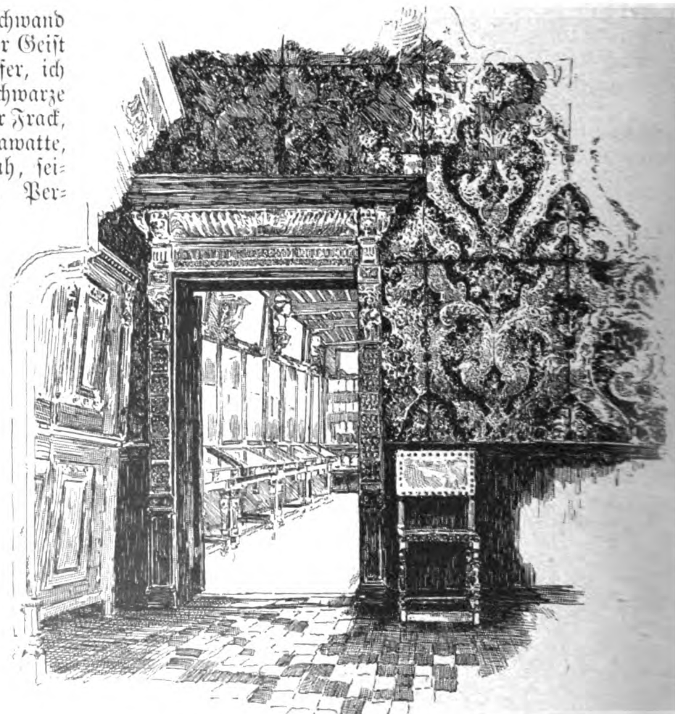
„Was in aller Welt soll nur immer mein Frack bei der Geschichte?" rief ich halb lachend, halb ärgerlich. „Laß mich endlich klar sehen, Freund, oder ich thue nicht mehr mit, wie wir Schauspieler zu sagen pflegen."

„Deine Rolle wird dir die Gräfin in höchst eigener Person übertragen und auseinandersetzen, ich gehe, sie von deiner Ankunft in Kenntnis zu setzen, während du hier Toilette machst. Sie wird entzückt sein." —

Hillmann verschwand eiligst, ein dienstbarer Geist brachte mir den Koffer, ich kleidete mich um, schwarze Pantalons, schwarzer Frack, weiße Weste und Krawatte, Klapphut, Handschuh, seidenes Taschentuch, Perloques an der Uhrkette — ich fand, daß ich nobel aussah, ohne Renommage! Aber plötzlich fiel mir wieder ein, daß ich mich doch gar zu übereilt zu einer Komödie hergegeben habe, deren Zweck und Inhalt ich nicht einmal kannte, und die mir möglicherweise die Feindschaft eines mächtigen Aristokraten auf den Hals hetzen konnte. Allerdings garantierte Hillmanns Charakter und rechtschaffene Gesinnungsweise für die Unverfänglichkeit der dramatischen Vorstellung; aber ich konnte mich doch auch unsterblich lächerlich machen. Der Ruf meines Fiasko in der „Komödie am hellen Tage" würde bis in die Stadt und an das Theater dringen, an welchem ich angestellt war, die Zeitungen würden im Auftrage meines hochgräflichen Feindes über mich herfallen, meine Stellung in der Gesellschaft, mein Engagement stand auf dem Spiele! Ich gestehe es: der Mut, auf der leichtsinnig betretenen Bahn weiter vorwärts zu schreiten, verließ mich, trotz aller Neigung, dem Freunde gefällig zu sein und ein heiteres Komödiantenstückchen zu liefern.

„Ausziehen! Abkommandiert! Jeder ist sich selbst der Nächste," murmelte ich verdrießlich und zog den Frack wieder aus. Als ich aber die weiße Weste abkommandieren wollte, trat mein Freund ins Zimmer. Seine freudestrahlende Miene bedeckte sich mit den Wolken des Unmuts, als er mich im Auskleiden begriffen fand.

„Du bist wohl verrückt? Willst mich blamieren? Man sieht deinem Erscheinen mit heißem Sehnen entgegen!" rief er finster, und ohne meine Bedenken, die ich mit schlechtverfehltem Zorn hervorsprudelte,



Eingang zu dem Stichkabinett (S. 342).

zu beachten, hing er mir den vielberufenen Frack wieder auf, drückte mir Handschuhe und Klapphut in die Hände, erfaßte mich am Arme und riß mich zur Thür hinaus. „Die Gräfin wartet!“ flüsterte er ärgerlich, und ich, ganz verblüfft durch seine energische Behandlung meiner Toilette und meiner Person, forschte nur noch leise, ehe wir in das Zimmer, worin sich die Dame befand, eintraten:

„Aber welche Rolle soll ich jetzt spielen? Gesetzter Liebhaber? Unternehmender Held?“

„Feiner Mann! Mann von Welt! Galantuomo!“ zischelte der Freund, und im nächsten Augenblick stand ich vor einer hochgewachsenen, eleganten Dame in mittleren Jahren, einer noch immer hervorragenden Schönheit unter den Brünetten, welche lächelnd die goldene Lorgnette ansetzte, um mich zu beaugengläsern, während sie mir einen gnädigen Gruß zunickte.

Ich hatte erst vor kurzem den Grafen Appiani in „Emilia Galotti“ gespielt. „Also ganz Appiani!“ sagte ich zu mir selbst. „Durchweg Appiani!“

Die Gräfin schien mit meinen „Allüren“, die sie sorgfältig beobachtete, zufrieden zu sein. Ich durfte die Fingerspitzen ihrer schönen Hand küssen, sie lud mich zum Sitzen ein, ließ mir Kaffee präsentieren, stellte mich dem gräflichen Sohne vor, einem Jüngling von beiläufig 16 Jahren, und lächelte meinem Freunde Hillmann verbindlich zu, gleich als wollte sie sagen: „Ich danke dir, du hast mir den rechten Mann geliefert.“

Hillmann war außerordentlich vergnügt, sein Zorn über meine beabsichtigte Fahnenflucht hatte sich gelegt, als ich so geschniegelt in Frack und Krawatte vor ihm saß und den Galantuomo aus allen Prädikamenten spielte, etwas, das mir einer schönen Frau gegenüber nicht die geringste Ueberwindung kostete. Im Gegenteil, seitdem ich die Schönheit meiner Partnerin in der Komödie konstatieren mußte, fand ich das Abenteuer überaus pikant und der Verfolgung wert. Ich war ein hübscher erster Liebhaber, von den Damen gern gesehen, und fühlte mich wohl und sicher, denn Hillmann hatte mich mit meinem Theaterzettelnamen vorgestellt. Wenn ich mich also auch appianihaft gebärdete, ich durfte doch Sternwald sein.

Der erste leise Anstoß kam, als der gräfliche Bediente eintrat und unterthänigst fragte, ob der Kutscher ausspannen solle oder ob die Gnädige bald wieder abzufahren beabsichtige.

„Nicht ausspannen!“ befahl die Gräfin, und absichtlich laut richtete sie die Frage an mich: „Sie begleiten uns doch, Herr Baron?“

Der Diener warf, nachdem er sich verbeugt hatte, noch einen neugierigen Blick auf den „Herrn Baron“ und Gast des gräflichen Hauses und ging ab.

Also ich war zum Baron avanciert, war baronisiert worden, ohne einen Schimmer von Baronie zu besitzen. Nun, das passierte mir auf dem Theater fast täglich.

„Daß uns nur niemand stört, Herr Hillmann,“ lispelte die Gräfin, indem sie sich graziös nach meinem Freunde umwandte, der hinter ihrem Stuhle stand.

„Ich sorge dafür, gnädige Frau!“ antwortete dieser dienstbeflissen und verließ das Zimmer, während er mir mit Händen und Augen Zeichen machte, die ich nicht verstand. Ich warf ihm einen Blick zu, der bedeuten sollte: „Nur Baron? Eine Art Baron Schniffelinski aus der Posse ‚Der Kammerdiener‘? Wenn's weiter nichts ist? Ich war schon manches dutzendmal Kaiser und König!“ Kaum befanden wir uns allein, die Gräfin, der Herr Sohn und meine Wenigkeit, als die hohe Frau sich zutraulich zu mir neigte und mit gewinnendem Lächeln sagte: „Herr Hillmann, Ihr Freund, hat mir versichert, Sie würden die Güte haben, mich durch Uebernahme einer Rolle, die ich Ihnen kennzeichnen werde, und die für Ihr schönes Talent eine Bagatelle ist, zu großem Danke zu verpflichten.“

Ich verbeugte mich anstandsvoll, aber schweigend, ganz im Charakter Appianis. Die Gräfin fuhr nach einem kurzen Räuspern fort: „Es handelt sich darum, auf einige Stunden den Baron von Brandenstein darzustellen, einen Mann von Einfluß in den Kunstkreisen der Residenz, denselben, der kürzlich für den Umbau des Museums mit Nachdruck eingetreten ist. Sie haben vielleicht davon gehört?“



Korrektoren bei der Arbeit. Nach einem Gemälde von Pierre van der Oudera (S. 337).

„Ich bedaure,“ sagte ich mit leichtem Achselzucken. „Aber ich muß um nähere Andeutungen bitten, gnädige Frau.“

„Das versteht sich,“ flüsterte die Gräfin und begann nach einer kleinen Pause in lebhafterem Redetempo: „Wir besitzen eine kostbare Familiengalerie, zum größten Teil von der Hand bedeutender Künstler, sie füllt drei Säle des alten Schlosses, ein beneidenswerter Schatz, den unsern Nachkommen integer zu überliefern heilige Standespflicht ist“.

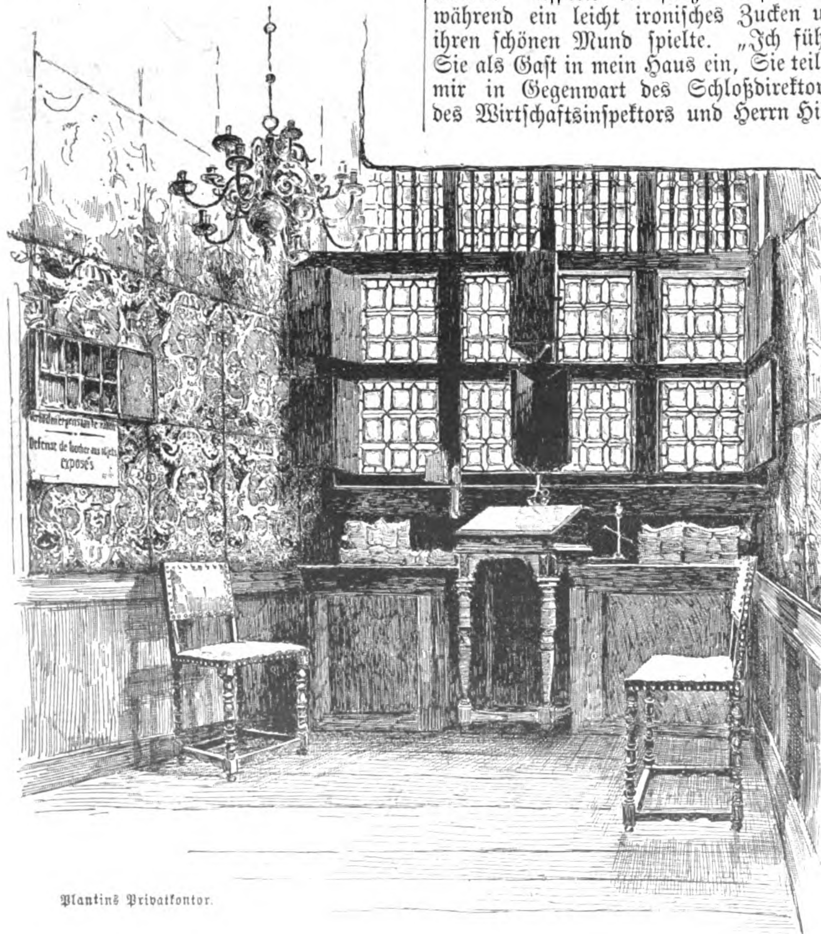
Der junge Sohn, Graf Arthur, machte hier eine beteuernde Kopfbewegung und eine hohe Röte überflog seine Stirn.

Die Gräfin runzelte die ihrige, indem sie zögernd sprach: „Mein Gemahl denkt leider in diesem einzigen Punkte anders als seine Standesgenossen, ich will mich nicht weiter aussprechen, es würde gegen Delikatesse und Anstand sein. Daß ich mich kurz fasse: er hat die kostbare Familiengalerie, das zum Teil uralte teure Vermächtnis unserer Ahnen, dem Fürsten des Landes für das Museum der Residenz zum Geschenk angeboten. Der Fürst hat sich über die Absicht äußerst anerkennend ausgesprochen, aber glücklicherweise noch nicht den Accept. Ich und mein Sohn

jedoch sind fest entschlossen, die Sache zu hintertreiben."

Abermalige, lebhaft bestätigende Kopfbewegung des jungen Grafen.

„Die ältere Schwester des Fürsten, die ihm sozusagen Mutter war, ist mir sehr wohlgesinnt," redete die Gräfin immer bewegter, während ihre Wangen sich hold röteten, ihre Gestalt sich hoch aufrichtete. „Ich habe ihr geschrieben, sie begreift meine Sorge vollkommen und sagt mir ihre Hilfe zu. Aber leider ist sie kränklich und wird noch einige Zeit im Süden verweilen müssen, ehe sie herbeieilen und dem Plane meines Gemahls mit Entschiedenheit entgegenwirken kann. Dennoch hat sie die Güte gehabt, ihrem Bruder zu schreiben, er möge mit dem Ausspruche des Accepts warten, bis sie ihm eine auf den Gegenstand bezügliche interessante Mitteilung werde machen können. Aber nun ist vor allen Dingen mein Gemahl zu fürchten, dem die Sache schon zu lange dauert. Sobald er von seiner Reise zurückgekehrt sein wird, will er sein unbegreiflich hochherziges Anerbieten wiederholen und die schleunige Annahme des Geschenkes durch einen Freund in der Umgebung des Fürsten zu bewirken suchen. Dann wäre alles verloren. Sie würden, mein Herr, die Gefahr in ihrem ganzen Umfange begreifen, wenn Sie die Sinnesart meines Gemahls kennten. Was er sich einmal als edel und hochherzig in den Kopf gesetzt hat, das sucht er zur Ausführung zu bringen, es koste, was es wolle, und sollte er es später auch wieder bereuen."



Plantins Privatkontor.

Die Gräfin hatte sich in eine ungeheuchelte Erregung hineingesprochen. Der junge Sohn wischte sich den Schweiß von der Stirn. Ich blieb in der Rolle Graf Appianis, ich drang nicht in die heftig bewegte Dame und harrte mit ernster, doch teilnahmvoller Miene, die sich in meinen zusammengezogenen Augenbrauen und gekniffenen Lippen dokumentierte, ihrer weiteren Auseinandersetzungen, obgleich ich ihre feudalen Empfindungen nicht nachzufühlen vermochte. Was ging denn den berühmten Ahnen ab, wenn sie in das berühmte Museum eintraten? Sie konnten nur noch berühmter werden, während sie jetzt, unbekannt und unbeachtet, in einem alten Schlosse hingen und immer rembrandtischer nachdunkelten. Die trefflichen Künstler, die sie gemalt hatten, würden jubeln, wenn sie ihre Werke im Museum zu vollster Geltung kommen sähen.

„Und nun zu Ihrer Mission, Herr — Sie erlauben mir, daß ich Sie schon jetzt, um der Gewöhnung willen — Baron nenne?" lispelte die stolze Aristokratin, während ein leicht ironisches Zucken um ihren schönen Mund spielte. „Ich führe Sie als Gast in mein Haus ein, Sie teilen mir in Gegenwart des Schloßdirektors, des Wirtschaftsinspektors und Herrn Hillmanns mit, daß Sie, Baron von Brandenstein, im Auftrage des neuernannten Direktoriums des Kunstmuseums kommen, um meinem Gemahl **vertraulich mitzuteilen**, daß er sich mit der Antwort auf sein großmütiges Angebot noch gedulden möge, weil der Umbau des Museums noch nicht definitiv beschlossen sei. Die Aufnahme einer Anzahl von Gemälden, die den Raum von drei großen Sälen beanspruche, bedürfe einer reichlichen Ueberlegung. Sie verstehen, mein Herr, es gilt nur, die Hast und Dringlichkeit meines Gemahls zu mäßigen, möglichst abzukühlen, ja, ihn durch die halbe Ablehnung, die seine Empfindlichkeit in der Verzögerung der Antwort erblicken wird, zu verstimmen. Da er nicht zugegen ist, und da er die Angelegenheit in **meiner** Darstellung kennen lernt, so darf ich mit Sicherheit annehmen, daß ich die Galerie für unsere Familie rette und ihm selbst Reue erspare. Denn Sie müssen wissen, daß der Graf schon manches Mal gern rückgängig gemacht hätte, was er vorher — seltsamerweise — mit einem Eifer erstrebte, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Es ist dies eine Eigentümlichkeit, die mich zuweilen nötigt, einzuschreiten, wo Frauen ihre Hände sonst nicht einzumischen pflegen. Ihr Freund hat ähnliches in Erfahrung gebracht, und daher rührt seine freundliche Gefälligkeit für mich, die mir zu Ihrer werten Bekanntschaft verholfen hat. Mein Gemahl wird also, wenn Baron Brandenstein seine vertrauliche Mission überzeugend ausgeführt hat, keinen weiteren Schritt thun, um das Accept zu beschleunigen, das verbietet ihm sein Ritterstolz. Er müßte auch fürchten, ein Dilemma zwischen dem Fürsten und dem Direktorium des Museums heraufzubeschwören, wenn er gar zu dringlich aufträte, und wird es also vorziehen, zu warten — bis — nun, bis unsere hohe Gönnerin und gütige Vermittlerin, die Schwester des Landesoberhaupts, zurückgekehrt sein wird.



Zimmer im Plantinschen Haus.

Und nun bitte ich um Ihre Entscheidung, mein Herr, die mir augenblicklich am wichtigsten ist."

Eine Pause trat ein. Mutter und Sohn sahen gespannt auf mich. Der Sohn mehr forschend, die Mutter etwas siegesgewisser, vielleicht im Gefühl ihrer anmutigen Persönlichkeit.

Was sollte ich thun? Ich war doch schon zu weit gegangen, um noch jetzt nein zu sagen. Auch stärkte mich das Bewußtsein, eine so hohe Alliierte zu haben, die Schwester des Fürsten, eine Dame von Geist und großem Einfluß auf die Regierungsgeschäfte. Dem Herrn Grafen selbst eine spätere Reue zu ersparen, war sogar verdienstvoll und dankbarer Anerkennung wert. Da ich im übrigen frei, d. h. nicht am fürstlichen, sondern an einem Stadttheater des Landes angestellt war, konnte selbst ein Fiasko in der aufgezwungenen Baronsrolle keinen ungünstigen Einfluß auf meine Stellung ausüben, höchstens als Reklame für mich dienen und mich in der Aristokratie des Landes interessant machen.


Statuette der Madonna mit dem Kinde im Druckersaal (S. 342).

Also frisch drauf los geschauspielert, der Graf ist ja meilenweit entfernt und mit Wirtschafts- und Schloßinspektoren will ich schon fertig werden.

„Gnädigste Frau," faßte ich mein Ultimatum zusammen, „ich bin zu Ihren Diensten."

Mutter und Sohn standen freudig bewegt auf und drückten mir die Hände. Ihre Gesichter strahlten, die Lippen der Gräfin zitterten leise, als sie einige gerührte Dankesworte stammelte. Ich hätte diese feingeformte dunkelrote Mundblüte nur gar zu gern geküßt. Es mußte auch wohl ein Funke in meinen Blicken sprühen, der nicht auf tugendhafte Entsagungsfreudigkeit schließen ließ, denn die hochgeborene Dame zog rasch die Hand aus der meinigen und ihre Züge drückten eine stolze Kühle aus.

Schnell schwang ich mich auf mein Appiani-Piedestal zurück und wir fuhren im besten Einvernehmen ab.

Hillmann und sein Ackergaul stolperten hinterdrein. Er hatte mir einen Blick vollkommenster Zufriedenheit zugeworfen, die Gräfin auch nickte ihm mit dankbarem Ausdruck, der Sohn salutierte militärisch und lächelte.

Ich fand eine glänzende Aufnahme im Schloß, man führte mich mit ausgesuchtem Zeremoniell, das die Wichtigkeit meiner Person und Sendung ins hellste Licht stellen sollte, in die Prachtgastzimmer. Grüne Atlastapeten, grüne Samtmöbel, grüne Stoffvorhänge an Fenster, Thüren und Himmelbett! Noch heute, wenn ich daran denke, schimmert alles grün vor meinen Augen. Ich bekam einen besonderen Kammerdiener, hatte aber nichts weiter zu befehlen, als: er solle mir Wasser über die Hände gießen, denn da mein Koffer nicht mitgenommen worden war, konnte ich an meiner Toilette nicht die geringste Aenderung vornehmen. Die vorsichtige Gräfin sandte mir inzwischen eine schriftliche Instruktion, in welcher sie von mir, dick unterstrichen, als vom Baron Brandenstein redete, und die ich, an schnelles Memorieren beim Theater gewöhnt, sofort auswendig lernte.

Ich war eben damit fertig geworden, als man mich zu einem Dejeuner à la fourchette hinab ins erste Stockwerk rief. Mit Grandezza öffnete der Diener die Thür zum Speisesaal, mit freiem Anstand trat ich ein, die Gräfin blickte mit Wohlgefallen auf ihr Geschöpf. Ich wurde der Zeugenschaft, d. h. dem Schloßdirektor, dem Wirtschaftsinspektor, dem in Eile herbeigerufenen Arzt des Dorfes und dem Direktor auf den gräflichen Eisenhütten vorgestellt, oder umgekehrt, die Leute mir, der Respektsperson! Alles gelang unbeschreiblich feierlich, ich redete wenig und langsam, in kurzen Sätzen, was ich sehr vornehm fand, und dachte immer an Emil Devrients Graf Appiani, eine anerkannt treffliche Leistung. Endlich erhob ich mich und ergriff das Glas mit Sekt. In einen Toast auf den Grafen als eminenten Protektor der Künste wandelte ich das wohlmemorierte Skriptum der Gräfin um, und auch das von der schönen Intrigantin darin ausgedrückte tiefe Bedauern, daß möglicherweise gebieterische Umstände verhindern würden, das hochherzige Anerbieten des Schloßherrn bezüglich der Familiengalerie abzulehnen, wußte ich mit hinreichend schmerzlicher Betonung hervorzuheben, und mit einem gewissen Zögern und halb verlegenem Niederblick auf meinen silbernen Teller zu unterstützen, so daß Freund Hillmann mir später versicherte, er habe sich allen Ernstes geängstigt, ich würde stecken bleiben.

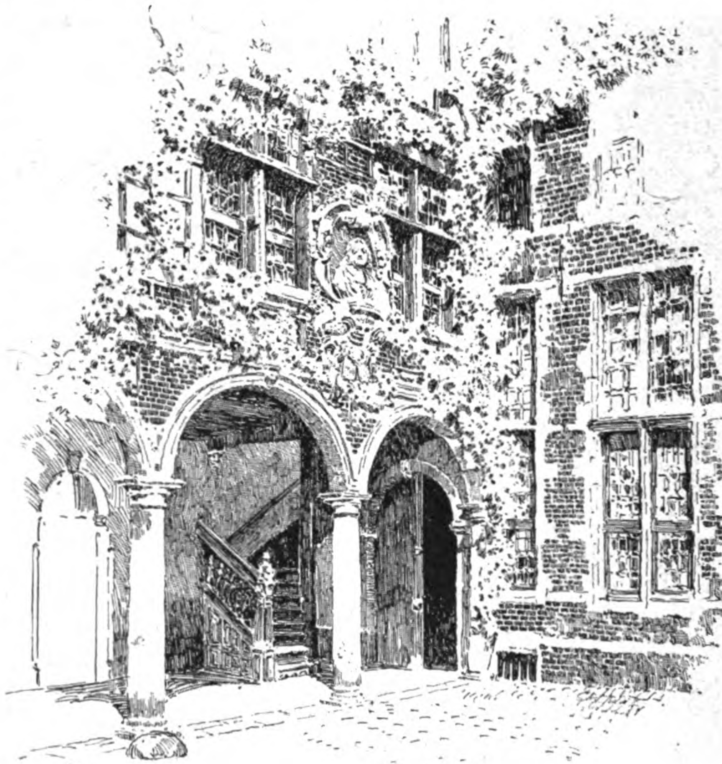
Die Gräfin spielte meisterhaft. Ich gewann die Ueberzeugung, daß in ihr eines der großartigsten Schauspielertalente für feine Charakter- und Intrigantenrollen dem Theater verloren gegangen sei.

„Ah," sagte sie mit scharfer Betonung und einem ungnädigen Blinzeln der Augen, „Sie sind der Vertrauensmann des Direktoriums und sollen so zart als möglich die bevorstehende Ablehnung vorausverkünden, Herr Baron? Wir sind nicht schwer von Begriff, Sie brauchen sich nicht deutlicher zu erklären, wir verstehen alles."

Ich wollte etwas erwidern, d. h. ich that so, denn ich wußte in der That nicht, was ich sagen sollte, aber die Gräfin ließ mich wohlberechnet nicht zu Worte kommen. Ich hätte ja möglicherweise etwas Dummes sagen können, die schriftliche Instruktion war ja bereits abgewickelt.


Die Schriftgießerei (S. 343).

Gewiß ist übrigens, daß wir beiden Improvisatoren für die anwesenden Beamten undurchdringlich waren. Sie suchten die Direktive für eine etwaige Aeußerung in den Mienen der erhabenen Herrin zu lesen, und nur der Schloßdirektor wagte eine selbständige Bemerkung, indem er sagte, die Ablehnung würde ihn als treuen Diener seines Herrn zwar schmerzlich berühren, aber im Gefühle des gerechten Stolzes auf den hohen Familien- und Kunstbesitz, der dem Schloß alsdann verbliebe, würde dieselbe ihn auch erfreuen.

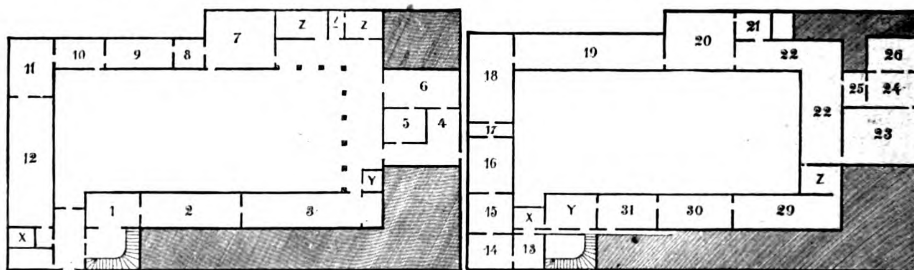


Im Hof des Plantin-Hauses (S. 345).

Die Gräfin war, wie wir am Theater sagen, bombenfest in ihrer Rolle, sie hob rasch und mit scheinbar mühevoll unterdrückter Empfindlichkeit die Tafel auf und trat gleich wie in heftiger Erregung zum nächsten Fenster, indem sie ihr Taschentuch zwischen den Fingern zerknitterte.

Desto schlechter spielte der Herr Sohn. Sein Antlitz leuchtete vor Freude, er schnalzte sogar mit der Zunge. Die Mutter ignorierte alles. Als sie sich von ihrer gut in Szene gesetzten Bewegung erholt hatte, trat sie wieder zur Tafel und schlug mir einen Besuch der Galerie vor, damit ich — fügte sie mit köstlicher Ironie hinzu — beurteilen möge, welcher Verlust dem Museum bevorstehe.

Ich verneigte mich schweigend. Nur der junge Graf und Hillmann begleiteten uns, die anderen Herren mochten die altehrwürdigen Galeriegesichter schon zu oft gesehen haben und blieben vergnügt bei der Flasche zurück, wobei ich ihnen gar gern Gesellschaft geleistet hätte, wenn ich nicht — leider Baron von Brandenstein gewesen wäre.



Plan des Plantin-Moretus-Museums. Parterre: 1, 2, 3 Vorplätze, 4, 5 Werkstatt, 6 Saal der gewirkten Tapeten, 7 Korrektorenzimmer, 8 Büreau (Kontor), 9 Zimmer von Justus Lipsius, 10 Vorraum (Vorsaal), 11 Schriftmagazin, 12 Druckersaal, X Portierszimmer, Y auf dem Hof sehendes Treppenhaus, Z Dienerraum. 1. Stock: 13, 14 Vorderzimmer, 15, 29, 30 Bibliothek, 16, 18, 22 Xylographie, 17 Vorraum, 19 Kupferstichplatten, 20, 24 Sprechzimmer, 21 Zimmer für die Erlaubniserteilung, 23 Saal der Antwerpener Xylographen, 25 Hinterzimmer, 26 Schlafzimmer, 31 Archiv, X Lesezimmer, Y Büreau des Direktors, Z auf den Hof führendes Treppenhaus.

Die größte Anstrengung für mich kam jetzt. Schmeichelhaftes über die alten Perücken, Wämser und Harnische zu sagen, die für den Schauspieler höchstens ein Kostüminteresse haben konnten, eine lange Reihe von Herren und Damen, deren Erscheinungen ohne hervorragenden Reiz waren, und doch von der Gräfin und ihrem Sohne förmlich angeschwärmt wurden — das ging über meine Kräfte. Ich mußte einen Kampf mit mir selbst bestehen, um einige saftige Kulissenwitze von meinen Lippen zu bannen, die sich mir beim Anblick der alten Herrschaften mit ihren Wappen, Hunden, Vögeln, Grafenkronen, Schloßabbildungen, und was dergleichen feudale Abzeichen mehr waren, unwillkürlich aufdrängten.

Nur die Liebenswürdigkeit der Gräfin und ihre feinen Lobsprüche über meine „charmante Komödie" erhielten mich auf der Höhe der mir aufgedrungenen gesellschaftlichen Position.

Als ich mich gerade in heitere Betrachtungen über den gewaltigen Haarbeutel auf der blanken Stahlrüstung eines der hervorragendsten ritterlichen Herren versenken wollte und bei diesem Beutel schon ganz vergnügt an die Post von Beutelloch dachte, die mich bald heimwärts tragen würde, als die Gräfin laut triumphierend das durch unsere Hände gesponnene Schicksal pries, wodurch auch dieser Held dem Schlosse seiner Ahnen erhalten bliebe, als der junge Graf ebenso pathetisch als anachronistisch erklärte, der Hochherrliche mit dem Haarbeutel habe schon unter Gottfried von Bouillon um Jerusalem mitgekämpft, da wurde urplötzlich die auf dem Schloßhofe unter den hohen Fenstern unseres Saales herrschende Ruhe durch Laufen, Rufen und Hundegebell unterbrochen. Zugleich ertönte Pferdegetrappel, eine Karrosse rollte schwunghaft über das Pflaster und hielt vor der Rampe des Hauptgebäudes still.

Wir sahen uns betroffen an, die Gräfin erbleichte, stotterte eine Vermutung: Gäste möchten gekommen sein — aber im Ahnensaal von einer bösen Ahnung überfallen, blickten wir sämtlich gespannt zur Thür. Sie öffnete sich auch schon, der erste Kammerdiener trat ein und meldete, der Herr Graf sei soeben zurückgekehrt.

Einen Augenblick lang stand die Verfasserin der bisher so wohl gelungenen Komödie, die jetzt in ein Trauerspiel umzuschlagen drohte, verwirrt, auch ich muß etwas von einem Ritter von der traurigen Gestalt zur Schau getragen haben, denn als meine edle Partnerin sich ein wenig gefaßt hatte, galt ihre erste Sorge mir.

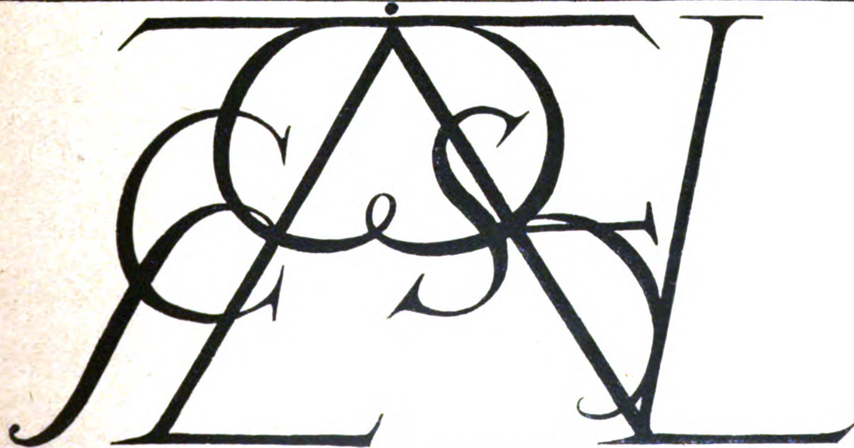
„Bleiben Sie fest in Ihrer Rolle," raunte sie mir zu. „Vornehm-sicher — nur das kann uns retten. Mein Gemahl kennt den Baron von Brandenstein nicht, er hat ihn niemals gesehn. Und du, Arthur," flüsterte sie dem Sohn ins Ohr, dem die lehrreiche Rede über den Anherrn, den Gottfried von Bouillon zum heiligen Grab geleitet hatte, zur Hälfte im Halse stecken geblieben war, „du, Arthur, benimm dich klug, verrate dich nicht durch unzeitiges Lächeln. Du, der einstige Erbe, ersehnst die Erhaltung dieses hochherrlichen Familienbesitzes nicht minder lebhaft als ich, zeige, daß du würdig bist, einst in diesen Räumen zu herrschen.

Der Sohn nahm eine stramme militärische Haltung an und salutierte vor der imponierenden Mama. Ja, imponierend war sie. Wie eine Kaiserin Katharina gebärdete sie sich. Schreck und Verwirrung waren aus ihren klassischen Zügen verschwunden und ein diplomatisches Lächeln spielte um ihren feinen Mund, als sie mit der siegesgewissen Ruhe eines erprobten Feldherrn vor der Schlacht, uns folgendermaßen haranguierte: „Also Ruhe, Sicherheit, Heiterkeit. Die da droben segnen unser Beginnen! Bewegen wir uns gegen die Eingangsthür, um den Schloßherrn gebührend zu empfangen. Es ist gut, daß er uns gerade hier in der Familiengalerie findet, und daß er durch den Schloßdirektor den Zweck Ihres Besuchs Herr Baron, bereits erfahren haben wird. Der Direktor ist ein treuer Beamter, als solcher eine Perle, aber er kann nichts auf dem Herzen behalten. Manche nennen ihn deshalb plauderhaft. Im vorliegenden Falle ist das nützlich. Vorstellung, Auseinandersetzung wird überflüssig und erspart Verlegenheiten — besonders Ihnen, Herr Ba—“

Die Saalthür öffnete sich, zwei Diener schritten in Marschtempo voraus und pflanzten sich zu beiden Seiten der Thürflügel auf. Ich gestehe, daß mich ein Gefühl beschlich, als solle ich vor das hochnotpeinliche Halsgericht treten, mein Herz klopfte hörbar — der letzte Schauspielerwitz, der wie ein erstorbenes Flämmchen in mir aufzuckte, stammelte auf gut berlinisch: Hoher Herr Jerichtshof, Herr Präsendent — aber still, klopfendes Herz — Schweißtropfen, rieselt nicht herab auf die weiße Baronsweste — — der Graf stand vor mir.

Die ersten Worte, die er zu mir sprach, vernahm ich nicht. Im Vollbewußtsein der verhängnisvollen Situation, in die ich mich durch meine Gefälligkeit gegen Freund Hillmann und durch eine nicht wegzuleugnende schauspielerische Abenteuerlust versetzt hatte, stiegen mir die Blutwellen des Herzens mit einemmale zu den Ohren empor und machten dort ein dumpfes Geräusch! Dazwischen krachten wie Böllerschüsse durch mein Hirn die Gedanken: „Hinauswerfen steht mir bevor! Schmachvollster Treppenhinabwurf! Kammerdienerfäuste werden meinen besten Frack bearbeiten. Beulen, die meine jugendliche Männerschönheit und meinen Appianianstand auf einige Zeit von der Bühne verbannen, Beulen und Wunden werden die einzigen Lorbeeren sein, die mir dies unglückselige Flötenspiel einträgt —“ doch still, der Graf wartet auf eine Antwort und ich weiß nicht, was er zu mir gesagt hat. Jetzt rettete mich aber thatsächlich der Schauspieler. Mir fiel eine Rede aus dem damals oft gegebenen Lustspiel „Diplomatenstück





C. Plantin. Nach einem Stich von H. Goltzius (S. 331).

chen“ ein, worin ich einen Herrn von Racker gespielt hatte, der sich in allen Verlegenheiten durch wohltönende, aber nichtssagende Phrasen zu helfen weiß. Racker sagt in einer ähnlichen Lage, wie die meine war: „Herr Graf, ich hatte die Hoffnung schon aufgegeben, der Ehre teilhaft zu werden, Sie persönlich zu begrüßen. Da es ein unerwartetes günstiges Ereignis aber so fügt, so bitte ich Sie, die Versicherung nicht als Phrase aufzunehmen, daß ich dies Glück vollkommen zu würdigen weiß.“

Der Schloßherr schien von der mit künstlerischer Gewandtheit gesprochenen und mit einer hochanstandsvollen Verbeugung begleiteten Rede nicht unangenehm berührt zu sein und ich hatte — Hauptsache! durch den Herrn von Racker meine Fassung wiedergewonnen. Die Gräfin blickte abermals mit Stolz auf ihren Partner. Ich haßte sie im selben Augenblicke ein wenig. „Du bist an allem schuld, Intrigantin, Kaiserin Katharina, Ahnenbilderstürmerin!“ durchzuckte mich ein rachsüchtiges Empfinden. Sie aber lächelte dem Gatten sirenenhaft zu und schien zu denken: „Einst wird er es mir noch **danken**, daß ich ihm, seinem Sohne und seinen Urenkeln die teuerwerte Galerie erhalten habe.

Der Graf küßte ihr die Hand und sagte: „Mein liebes Kind, das Gericht hatte wieder einmal übertrieben. Mein persönliches Erscheinen auf deinen Gütern wäre nicht nötig gewesen, um die verdrießlichen Angelegenheiten mit dem Oberinspektor zu ordnen. Das Vorgefallene hätte sich durch Berufung einiger Gendarmen ebensowohl begleichen lassen. Jetzt sind Ruhe und Ordnung wiederhergestellt.“

Der Sohn erhielt einen kräftigen Händedruck und salutierte vor dem Familienoberhaupt. Hillmanns Verbeugung wurde mit einem herablassenden Nicken erwidert.

Aber jetzt wandte sich der Graf wieder an mich, und zwar mit gerunzelter Stirn und zusammengezogenen Brauen: „Was Ihre Sendung betrifft, Herr Baron von Brandenstein, so kenne ich bereits den Inhalt derselben. Kein Ja! Kein Nein! Geduld! Warten, Umbau des Museums! Recht schön, aber ich höre die grundsätzliche **Ablehnung** aus allen Floskeln heraus — Sie verzeihen den unziemlichen Ausdruck, der mir in der Erregung entschlüpfte. Er galt nicht demjenigen, den man der vertraulichen Mitteilung an mich wert hielt, sondern der Mitteilung selbst. Der Gesendete, dessen Bekanntschaft mich erfreut, kann das Herbe der Sendung ja nur mildern.“

Ich verbeugte mich mit Aplomb.

„Aber setzen wir uns,“ sagte der Graf in einem weniger alterierten Tone und trat bei dieser Gelegenheit zum erstenmale aus dem Schatten der hohen, mit zum Teil lebensgroßen Bildern bedeckten Wände.

Er war offenbar viel älter als seine Gemahlin. Reste einstiger Schönheit dämmerten aus den faltigen, bartlosen Zügen hervor, der Gesichtsschnitt war edel, aber es lag etwas Strenges, Hartes in diesen Linien. Der kalte Strahl aus den hellblauen Augen unterstützte den Eindruck noch. Die hagere, knochige Gestalt überragte die volle, stattliche seiner Gemahlin nur wenig. Neben der Gräfin erschien der Schloßherr und Großgrundbesitzer fast unbedeutend. Die Bewegungen waren rasch und energisch, nicht selten gebieterisch. Man konnte leicht die Ueberzeugung gewinnen, daß dieser Mann halsstarrig an einer Lieblingsidee haften würde, wenn es nicht gelänge, seinen Stolz bis zur freiwilligen Aufgabe derselben zu reizen.

„Setzen wir uns,“ wiederholte er und fuhr sich mit der Hand rasch durch das wellige Grauhaar. Seine Stimme klang gezwungen höflich. An meinem zögernden Schritt mochte Kaiserin Katharina erkennen, daß mir (dem Opfer ihrer Verlegenheitskomödie) immer schwüler zu Mute wurde. Sie senkte das Haupt und sann zweifellos auf Rettung.

„Ich muß Sie doch bitten,“ begann der Graf von neuem, indem er auf mehrere altväterische, hochlehnige Stühle in der Ecke des Saales deutete, die aus Wallensteins Senizimmer hierher gekommen zu sein schienen, „ich muß Sie bitten, Herr Baron, mir noch einige nähere Andeutungen über diejenigen Herren des Direktoriums zu geben, deren Ansichten meinem uneigennützigen Angebot feindlich gegenüberstehen, wie ich nur zu wohl begreife. Auch in der Abteilung für Kunstsachen im Ministerium des Innern vermute ich — wohl nicht mit Unrecht — daß Gegner vorhanden sind, denen der Bau oder die Einräumung von drei Sälen ein zu — kostbares Aequivalent für das Geschenk einer ganzen, hochansehnlichen Familiengalerie dünkt.“

Der neuerdings verschärfte Ton des Grafen und das ungnädige Blinzeln seiner Augen überzeugten mich, daß ich, wenn ich **diesen** Stoß nicht zu parieren wußte, verloren, verraten war. Das Museumsdirektorium und die ministerielle Abteilung für Kunstsachen bildeten **eine** unbekannte Wüste in meinem Hirn. Ich raffte mein schauspielerisches Können zusammen und während ich tief empfand, daß ich hier nicht weiter konnte, fiel mir wieder etwas von dem Phrasentum des Herrn von Racker ein, dessen Situation im letzten Akte die größte Aehnlichkeit mit der meinigen hatte. Mit Gemessenheit entgegnete ich meinem Peiniger: „Herr Graf, einem auf den Höhen der Gesellschaft und des Lebens stehenden Manne brauche ich nur anzudeuten, daß es Fälle gibt, wo Schweigen minder empfindlich berührt, als die redlichsten Versuche, unliebsame Thatsachen abzuschwächen. Erlassen Sie mir eine Aufgabe, die ich mit meiner Dankbarkeit für den Empfang, der mir persönlich hier geworden ist, nicht in Einklang zu bringen wüßte“.

Ein Blitz aus den schönen Augen der Gräfin sagte mir, daß ich ins Schwarze getroffen, und vermittelst Herrn von Racker den Riegel für peinvolle Erörterungen vorgeschoben hatte.

Der Graf erhob sein Haupt, strich langsam sein bartloses Kinn, kniff die Lippen zusammen und sagte mit einer Empfindlichkeit, die selbst der Weltmann in ihm nicht zu dämpfen versuchte: „Ich verstehe. Brechen wir ab. Allein ich hoffe dennoch —“

„Herr Gott! was denn **noch**?“ tönte es angstvoll in meinem Innern. „Was wird denn **noch** kommen, um mich Unseligen schonungslos zu entlarven? Racker! Samiel! Hilf!“

Und Samiel half — durch die Gräfin, die schöne Lucifera. Sie begriff längst das Qualvolle meiner Lage und wußte nur nicht sogleich, welche Rettungsstange sie mir hinreichen sollte, daß sich ihr sinkender Schwimmer daran klammere.

„Mein teurer Freund,“ sagte sie mit ihrem süßesten Diplomatenlächeln zum Grafen, „ich muß dir eine schmerzliche Täuschung bereiten, aber die Zeit drängt. Unser werter Gast hat es mir zur Pflicht gemacht, ihn zur rechten Stunde an sein Rückfahrt zur Poststation zu erinnern, wei er noch heute abend in der Residenz sei und beim englischen Gesandten zum Whist klub eintreffen muß. Es ist ja natürlic daß du ihn gern länger an dein Hau fesseln möchtest und die Hoffnung aus sprechen wolltest, er werde unsere Gas freundschaft nicht verschmähen, allein d Zeit ist da, an welche zu mahnen ich ih versprochen hatte.“

Ich dankte äußerst lebhaft und ve sicherte, ich würde ohne dieses gütige Mah wort in so schätzbarer Gesellschaft mich un den englischen Gesandten total vergess haben.

Der ältliche Mann einer jünger schönen Frau schien es angenehm zu e pfinden, daß die Holdselige keinen W auf das längere Verweilen meiner jugen lichen, damals wahrlich nicht übeln Pers legte. Ein wirksames Moment, das Schlaue gewiß in Betracht gezogen hat

Er stimmte höflich bedauernd ein, d die Zeit allerdings da sei, ich schilde das englische Rendezvous dringlich, bea wortete einige Fragen des Grafen n dem Gesandten Britannias, den ich nati licherweise nicht kannte, mit kühnen Supp sitionen, und wir verließen den Ahnensa in welchem sich die beängstigende Ahnu bis zu einem gewissen Grade verwirkli hatte.

Der Graf befahl, daß mich seine Eq page nicht zur Poststation nach Beutell sondern direkt zur Eisenbahn bringen sol er ersuchte Hillmann, wenn es seine Z erlaube, mich zu begleiten, wir schwang uns wie neu belebt in die blausam Halbchaise — ein zeremonielles Verbeu des Schloßherrn, ein militärisches Grü des gräflichen Jünglings, über dessen G sicht ein frohes Lächeln schlich, ein le Druck von der Hand der schönen Kaise Katharina, als ich ihr die Fingerspi küßte, und hui! flogen wir zum Schl hofe hinaus, daß Kies und Funken stob

Hillmann hatte nicht übel Lust, m zu umarmen, ich lehnte mit einem B auf den Kutscher jede Vertraulichkeit

– noch immer im Charakter Graf Appianis. Da drückte er mir unter der ledernen Wagendecke die Hand, daß die Knöchel knirschten. Auf der Eisenbahnstation durch die Kraft der herrlichen gräflichen Schimmel wie im Flug angelangt, drückte mir Hillmann nochmals die Hand, jedoch um mich zu zwingen, ein großartiges Trinkgeld für den Rosselenker anzunehmen, denn er wußte, daß meine Kasse damals an der Abzahlung von Schulden verschiedener Art laborierte, und ich mußte die Hilfe annehmen, um Appiani bis zum Schlusse zu bleiben.

Im Wartezimmer erster Klasse, das immer einsam ist, angelangt, begann ich hin und her zu rasen und zu stöhnen: „Nie, nie, nie wieder in meinem Leben kriegt man mich zu solch einer Komödie am hellen Tage, und wenn statt einer alten Ahnengalerie ein Kaiserreich auf dem Spiele stände —“

Hillmann versicherte, er habe seine Idee selbst herzlich bereut, als der Graf so unerwartet zurückgekehrt sei, aber ich könne stolz sein, daß ich die Rolle so glänzend zu Ende geführt.

Während dieses flüchtigen Gedankenaustausches trockneten wir uns die letzten Tropfen Angstschweiß von der Stirn und ich seufzte: „Außerdem bleibt noch immer unentschieden, ob der Graf seinen hartnäckigen Sinn beugt und den kränkenden Andeutungen Baron von Brandensteins Gefolgschaft leistet — “

In demselben Augenblicke donnerte der Zug herbei, Hillmann geleitete mich mit ausgesuchtem Zeremoniell zu einem Koupee erster Klasse, der gräfliche Kutscher und Empfänger des hohen Trinkgeldes trat wie ein Soldat vor dem Kommandierenden an, ich ignorierte ihn vornehm und stieg ein. Im Wonnegefühl, von dem unerträglichen Zwang erlöst zu sein, vergaß ich mich noch im allerletzten Augenblicke und rief dem Freunde vom Koupee aus zu: „Schicke mir sogleich meinen Koffer nach!“

Diesmal war Hillmann der bessere Komödiant, er sah sich gar nicht nach mir um, sondern redete den Bahnhofsinspektor an, als habe mein Ruf ihm gar nicht gegolten. Brief und Koffer kamen bald an. Sieg auf der ganzen Linie! lautete der Inhalt des ersteren. Der Graf, unmerklich geleitet von der schönen Intrigantin, versteifte sich jetzt, weil sie das Gefühl der Beleidigung über die indirekte Ablehnung seines Angebots in ihm wach zu halten und zu steigern verstand, ebenso sehr auf den **Fortbesitz** der Galerie, als er früher die Aufnahme derselben in das Museum betrieben hatte. Ja, er setzte ein Dokument auf, das die Bestimmung enthielt, die Galerie habe unter allen Umständen in den drei Sälen des Schlosses zu verbleiben, die sie jahrhundertelang geziert, es sei denn, daß das Gebäude verfalle und ein Neubau sich notwendig mache.

Mutter und Sohn waren überglücklich. Der Sohn, der als Schauspieler nichts taugte, hatte sich als gutes Kind gezeigt und gegen Hillmann sein Bedauern über die unabweisliche Notwendigkeit dieser „schlechten Komödie“ geäußert.

Die adels- und familienstolze Mutter dagegen war von ihrem Recht, diese Kriegslist um eines erhabenen Zweckes willen auszuführen, so tief durchdrungen, daß sich in ihrer Seele keine Empfindung regte, die einem Bedauern ähnlich sah. Sie dankte mir — nicht mit Worten, denn die hätten sie als Verfasserin des Gelegenheitsstückes verraten können — aber durch Uebersendung der kostbaren Uhr, die Sie hier soeben bewundert haben. Der Zeiger deutet die dritte Stunde an, dieselbe, zu welcher der Graf zu unserem Entsetzen in den Schloßhof fuhr.

Ein Zettelchen lag im Kästchen, worauf stand: „Keinen Dankbrief, ich bitte! Dieses Zettelchen muß verbrannt werden.“

Ich aber habe nie wieder eine solche Improvisation übernommen. Apage te! Baron ohne Lampenlicht, Appiani am Tage! Von dem vielberufenen Frack, in welchem der arme Teufel von Komödiant geschwitzt hat, um hohen Familieninteressen zu dienen, die ihm ganz gleichgültig waren, trennte ich einen Knopf ab und befestigte ihn zum Andenken an die unfreiwillige Lustspielleistung an dem Kästchen, welches die Uhr enthält.“

Das Erdmannshaus.

Von

Anton Freiherr von Perfall.

(Fortsetzung.)

War es ein Wunder, wenn mitten in dieser Hölle dem heimatlosen, familienlosen Arbeiter, der, auf einige Stunden erlöst von seiner Qual, seine verödete kalte Wohnung dort im Arbeiterheim flieht, um in der Kneipe Vergessenheit zu suchen seines Jammers, das Phantasiegebilde der sozialistischen Menschheitsfamilie verlockend vorschwebt?

Was Andreas aufrecht erhielt im Unglück, das alles fehlte diesen, der Trost der Familie, der Stolz der Tradition, die Menschenwürde, die das Leben eher erhaltende als zerstörende Arbeit, und Erdmann war zu gerecht, um das nicht einzusehen, um den Geist der Empörung in diesen Räumen nicht verzeihlich zu finden. Vergebens zerbrach er sich den Kopf, woran es da eigentlich fehle? Wie den Leuten zu helfen sei? Die Arbeit mußte ja gethan werden! Bessere Löhne? Was war damit im großen gedient, diese Leute glichen Soldaten im Felde. Wo die Lebensdauer so fraglich, wer wird da sparen wollen! Materielle Sicherung des im Dienste der Gesellschaft beschleuniaten siechen Alters? Und warum sind gerade diese dazu prädestiniert zu einem frühen und siechen Alter? lautet die Gegenfrage. Und wenn die kommunistische Idee, die in diesen Köpfen spukt, verwirklicht würde, wenn die große, vielgerühmte Gleichheit nach Besitz und Recht durchgeführt wäre? Wer wird dann hier arbeiten wollen? Wer kann dazu gezwungen werden? Und doch braucht man dann auch noch Eisen und Stahl!

Die Natur selbst, die Allbezwingerin, die keine absolute Gleichheit kennt, welche besteht und ewig sich ergänzt, durch den Wechsel und die Mannigfaltigkeit der Formen, wird binnen kurzem neue Scharen diesen Werkstätten zuführen im nie endenden Kreislauf.

Valentin, an dessen Ohr die Flüsterstimmen der Unzufriedenheit ebenso deutlich trafen, hatte dafür absolut kein Verständnis. Was wollte man denn? striken? revoltieren? Die Gesellschaft ruinieren, die einem das Brot gab? Was war denn damit gethan? Hatten sie nur einen geringen Anteil an dem Ertrag des Ganzen, so hatten sie dafür auch gar keinen Anteil an den Sorgen und Gefährnissen desselben. War der Vater doch selbst Arbeitgeber und vielbeneidet von den Gesellen, die in aller Seelenruhe ihren Lohn einstrichen, während dieser grau wurde von Sorge und Kummer und zuletzt ebensowenig hatte wie diese. Der Begriff des Risikos, welchen die arbeitende Klasse so wenig besitzt, war ihm aus eigener Erfahrung klar. Mit derben Worten wies er alle Versuchungen zurück.

Am schwersten fügte sich Gilde in die neuen Verhältnisse. Es war ja eine andere Welt, in der sie jetzt lebte, vollständig abgesondert von der bisherigen, und in dieser Welt war alles nivelliert, aufgesaugt. Wie die unzähligen Gebäude alle denselben Anstrich, alle dieselbe Form und Monotonie besaßen, so war es auch bei den Menschen, welche darin wohnten, der ewige Rauch und Kohlenruß überzog alles mit einer gleichmäßigen schwarzgrauen Schichte — Häuser, Menschen!

Gilde hing noch mit allen Fäden an ihrem früheren Leben und dachte auch nicht daran, diese zu zerreißen, knüpfte sie doch einer daran, der ihr überhaupt unzerreiß-

bar schien — ihre Liebe zu Sergius! Aber auch in ihren äußeren Gewohnheiten machte sie ihrer neuen Sphäre keine Konzessionen.

Sie kleidete sich noch ebenso geschmackvoll. Hatte sie doch einen Vorrat von Toiletten, der gewiß einige Jahre vorhielt. Sie trug das Köpfchen ebenso hoch wie früher.

Erstaunt fragte man sich anfangs, wenn sie über den schwarzen Hof auf den Fußspitzen trippelte, mit einer eleganten Bewegung die Schleppe an sich ziehend, um sie nicht zu beschmutzen, wer die junge Dame sei? Hieß es dann: Frl. Gilde, die Tochter des neuen Werkmeisters Erdmann in der Schmiede, so ärgerten sich die Arbeiter, welche größtenteils die frühere Stellung des Mädchens nicht kannten, über diese Ueberhebung, während die jungen Beamten sich mit den Augen vielsagend zulächelten und die Damen oben im Direktionsgebäude ihre spitzigen Bemerkungen machten über die ‚Eiserne Gräfin', ein Spitzname, der, von einem lustigen Gesellen ausgehend, die Runde in der ganzen Fabrik machte.

Sie bemerkte wohl diese Blicke und Reden, und wenn sie denselben auch ihren ganzen Stolz entgegensetzte, so brachten sie ihr doch tiefe Wunden bei.

Andreas that alles, um seiner Gilde, die ihr Versprechen treu gehalten, das Leben nur einigermaßen erträglich zu machen, aber er fühlte sehr wohl, daß ihm eben alle Mittel dazu fehlten, daß sein Kind allmählich verkümmern müsse in dieser fremden Atmosphäre; und das war sein größter Kummer. Anderseits hoffte er, daß sie die Unmöglichkeit ihres Verhältnisses zu Graf Perin, dessen Fortbestehen er wohl wußte, obwohl er es ihr gegenüber vollständig ignorierte, endlich einsehen würde, und so der Hauptgefahr entginge, die ihr seiner Ansicht nach drohte. Doch gerade darin irrte sich Andreas. Ihr ganzes früheres Leben erschien ihr gerade von hier betrachtet, doppelt verlockend, doppelt wünschenswert; je weniger sie das Leben genießen konnte, desto eifriger arbeitete ihre rege Phantasie, desto heftiger wuchs ihre Begierde danach, und Sergius erschien ihr in dieser verhaßten Umgebung doppelt verführerisch, wie ein Erlöser. Tag und Nacht beschäftigte sie sich mit ihm, es war ihre letzte Hoffnung; wie eine Ertrinkende klammerte sie sich an ihn. Sie hatte ihn seit der Katastrophe im Erdmannshaus nicht sprechen können, er war im Manöver und schrieb aus dem Lager so leidenschaftliche, so feurige Briefe. Er hatte noch keine Ahnung von ihrem Unglück und sie wagte es nicht ihm zu schreiben, er sollte es aus ihrem eigenen Munde hören, dann erträgt er es eher.

Endlich erhielt sie Nachricht, er sei wieder in der Stadt. Der Brief war noch immer an das Erdmannshaus adressiert, er wußte noch immer nichts. Was kümmert sich ein junger Offizier — er war Lieutenant geworden — um solche Verhältnisse! Nichts hielt sie mehr zurück, all' ihre Nerven waren gespannt auf das Wiedersehen — er wird irgend etwas Großes, Unvermutetes erfinden, um mich aus diesem Jammer zu retten, dachte sie.

Die Mutter, welche seit dem Verlassen des Erdmannshauses von einer Geheimthuerei hinter dem Rücken Andreas' nichts mehr wissen wollte, und nun selbst die Unmöglichkeit dieses Verhältnisses einsah, mußte hintergangen werden.

Das war nicht so leicht! Sie kannte ihre Schliche, die sie bisher unterstützt. Da kam ihr ein Brief Fevis sehr gelegen, die sie dringend zu sprechen wünschte; da konnte die Mutter auch nicht nein sagen, die selbst leider das Haus nicht verlassen konnte.

Gilde flog nur so über die mit Kohlengries belegten Wege der Fabrik, um ja keine Minute der kurzbemessenen Zeit zu verlieren. Zu Fevi mußte sie, die Mutter konnte ja nachfragen. Diese, voll Mitgefühl, wollte alles hören über die neuen Verhältnisse Erdmanns, besonders über Valentin, wie er sich in die neue Lage finde, was er für Aussichten habe. Was wußte Gilde davon! Der Boden brannte unter ihren Füßen. Fevi konnte sie nicht halten. Plötzlich brach sie auf, unter irgend einem Vorwand, und eilte zum Rendezvous mit Sergius.

Er war nicht da. Das war zum erstenmale. Eine unsagbare Angst befiel sie. Wenn er nicht käme? Gar nicht mehr käme? Die ganze Furchtbarkeit dieses Falles stand ihr jetzt vor Augen. Mit ihr erlosch ja der letzte Funke von Hoffnung. „Ich will zu ihm, ich muß zu ihm, wenn er nicht kommt," sagte sie sich nach weiteren 5 Minuten. Sie vergaß alles! Ihren Stolz! Ihren Vater! Ihre Ehre! Da bog er um die Ecke — nicht in Uniform — in Zivil! Sie erkannte ihn von weitem und eilte ihm entgegen.

„Sergius!" rief sie. Er winkte abwehrend mit der Hand und sah sich nach allen Seiten um. Was hatte er doch heute? Sie ergriff seine Hand und ließ sie nicht mehr los, ihre ganze Gestalt bebte von höchster Erregung, Thränen rannen über ihre blühenden Wangen, heiße Leidenschaft, kühne Hoffnungen trieb ihr Blut, spannte ihre Nerven bis zur äußersten Möglichkeit. Sergius war sichtlich betroffen von diesem elementaren Ausbruch, er zog sich gewissermaßen verletzt in sein Inneres zurück und erschien auffallend kalt. „Ich habe alles von Sixtus erfahren," begann er ohne sichtliche Erregung, „es ist entsetzlich, nichts als Unglück bei dir und mir, was läßt sich denn da machen?"

Kein Wort des Mitleides, des Schmerzes über ihre Leiden, über ihre gefährdeten Hoffnungen!

Gilde schauderte in ihrem Innern.

„Du mußt mich retten, Sergius!" sagte sie mit zitternder Stimme, „ich kann so nicht leben, ich bin für dich verloren, da wo ich jetzt bin."

„Ich weiß es! Ich weiß es! Wer konnte das ahnen!" entgegnete er offenbar ratlos. „Aber wie denn? Wie denn?"

Er ging mit Gilde unter einen Thorweg, da die Vorübergehenden bereits a[...] merksam wurden auf das in seiner E[...] regung nichts achtende Mädchen.

„Ich besitze nichts, es wäre ohn[...] schwer gegangen, man hat in dieser [...] ziehung eigene Ansichten beim Mili[...] aber jetzt, wo dein Vater alles verl[...] und in der Fabrik arbeitet — du gla[...] nicht wie das häßlich klingt für uns — Fabrikarbeiter! Jetzt sehe ich nicht m[...] hinaus! Es ist zum Verzweifeln!"

Er sah Gilde im Nachdenken ver[...] ken an.

Das in seiner Erregung bezauber[...] Antlitz der Geliebten, ihre von inn[...] Schmerz verklärten Augen, dieses unen[...] Hingebende, Vertrauende in ihrem gan[...] Wesen erregte die alte glühende Leide[...] schaft in der im Anblick der unüberst[...] lichen Hindernisse fast schon erkalteten Br[...] Sergius'.

„Gib selbst einen Rat!" sagte er [...] weichem Tone.

„Wie kann ich raten?" versetzte Gil[...] verzweifelt, „da hilft kein Rat, nur all[...] verachtende Liebe, und die — die feh[...] dir wohl — für mich, Sergius!"

Sie brach in Thränen aus.

„Aber Gilde, sei doch nicht ungerech[...] Was soll ich denn thun? Fliehen zu[...] sammen? Mit was? Wohin?" Bei[...] schwiegen, vergebens einen Ausweg suchen[...] „Vor allem mußt du aus der Fabrik heraus," begann Sergius nach einer Weile. „Du hast ja viel gelernt, du kannst dich um irgend eine Stellung umsehen, als Lehrerin, Gouvernante. Vielleicht hast du Talent zur Bühne. Die Verlobung mit einer Schauspielerin oder Sängerin ist nichts Auffallendes in unseren Kreisen. Ich habe eine kleine Erbschaft gemacht und kann vorderhand für dich sorgen. Mein Vater ist deinem verpflichtet wegen der 1000 Thaler mit denen er ihm ausgeholfen, kurz, es kan[...] gehen! Einen andern Weg weiß ich nicht."

Gilde richtete sich wieder auf, das wa[...] ja ihr sehnlichster Wunsch, dieser Vorschla[...] Sie ging mit Enthusiasmus darauf ein[...]

„Wenn nur der Vater einwilligt!" be[...] merkte sie.

„Er muß einwilligen! Er hat kei[...] Recht dich zu halten. Außerdem bist du [...] majorenn — und willigt er nicht ein — nun so mußt du eben wählen zwischen mi[...] und ihm — auch ich bringe Opfer!"

„Und mir soll keines zu schwer sein!" entgegnete Gilde.

„Morgen verlasse ich die Fabrik offe[...] oder im geheimen, niemand soll mich halte[...] und eile zu dir."

Sergius war einen Moment betroffe[...] von diesem kühnen Entschluß. Es reu[...] ihn fast, sie dazu getrieben zu haben. Vo[...] jetzt ab war er verantwortlich für i[...] Schicksal, doch er konnte nicht mehr zurü[...] und am Ende winkte ihm verführeris[...] das ungestörte Beisammensein mit der G[...] liebten.

„Ich werde für passenden Aufentha[...] sorgen, steige nur morgen im Hotel Im[...] perial ab, wenn du wirklich standhaft bleibs[...] ich werde dich des Abends aufsuchen."

„Ich komme, Sergius!“ flüsterte selig Gilde, die am Ziele ihres Wunsches angekommen zu sein glaubte, „und vertraue auf dich!“

„Also abgemacht, auf Wiedersehen!“ Sergius küßte ihre glühende Wange, und eilte leichten Schrittes davon, als fühle er nicht die furchtbare Verantwortung, die er eben auf sich geladen.

Gilde eilte mit hochschlagendem Herzen zur Fabrik zurück. Ihr ohnehin schon feststehender Entschluß wurde beim Anblick des verhaßten Ortes noch bestärkt. Heute noch wollte sie mit dem Vater sprechen.

Der war eben von der Arbeit heraufgekommen mit Valentin, und saß an dem sauber gedeckten Tisch beim Abendbrot, das Moni eben auftrug. Das gemütliche reinliche Stübchen, das jetzt der sanfte Schein einer Lampe wohlig beleuchtete, das saubere Tischzeug, die zufriedenen Gesichter der beiden Männer, die offenbar mit gesundem Appetit die wohlverdiente Mahlzeit erwarteten, welche die sorgsame Hausfrau eben dampfend hereinbrachte, dieses ganze Interieur bildete einen schneidenden aber unendlich wohlthuenden Kontrast mit dem Zischen und Lärmen mit dem rastlosen Treiben draußen, mit dem grellen, einer Feuersbrunst gleichenden Schein der zum Nachthimmel emporschlagenden Feuer aus den Hochöfen.

Erdmann ahnte es nicht, daß in diesem Kontraste vielleicht allein die Lösung liege der großen Frage, mit der er sich oft das Hirn gemartert. Wie können diese Leute mit ihrem Lose ausgesöhnt werden? Durch die Familie, durch das Bewußtsein, ein Heim zu haben, sei es noch so ärmlich.

Gilde trat in den Lichtkreis. Die Mutter betrachtete sie mit mißtrauischen Blicken.

„Wo warst du so lange?“ fragte Andreas, ihr gerötetes Gesicht, ihr fliegender Atem fiel ihm auf.

„Bei Fevi!“

„Bis jetzt?“ fragte ungläubig der Vater.

„Und noch anderswo.“ Sie warf den Ueberwurf auf das Bett und setzte sich in den Schatten. Die Mutter zuckte zusammen.

„Anderswo? Du wirst doch nicht —“, sie blickte ängstlich auf den Vater, dessen Stirne sich in Falten zog.

„Ich suchte eine Stellung; ich kann und will euch nicht länger zur Last fallen,“ sagte sie fest.

Andreas warf zornig das Messer auf den Tisch.

„Madel!“ fuhr er auf. „Laß mich in Ruh mit deinen Stellungen. Du bleibst, es geht dir nichts ab bei uns, denke ich.“

„Aber Vater, ich beklage mich ja nicht, aber du kannst doch nicht verlangen, daß ich hier verkümmere nutzlos. Was soll denn hier aus mir werden? Zu was hast du mich denn erziehen lassen? Doch nicht für eine Maschinenfabrik?“

Andreas stand auf, der Appetit war ihm vergangen. Er konnte ihr in seinem Innern nicht einmal so unrecht geben, sie war wirklich zu gut für hier, aber er kannte auch ihren Charakter, er wußte sehr wohl, daß Graf Sergius noch immer ihr Geliebter war und jetzt das arme, hilflose Mädchen als willkommene Beute betrachten und vollends bethören wird. Es funkelte ihm vor den Augen bei diesem Gedanken, er durfte sie nicht fortlassen.

„Und welche Stellung willst du denn suchen?“ fragte er.

„Als Gouvernante, in einem Geschäft. Ich habe bereits Aussicht, eine zu bekommen.“

„In M. selbst?“ fragte der Vater weiter.

„Wenn irgend möglich in M., schon um in eurer Nähe zu sein,“ setzte Gilde, wie sie glaubte, in schlauer Berechnung bei.

Andreas aber lachte bitter auf.

„Oder vielmehr in der Nähe des Grafen Perin,“ fuhr er auf, der Name allein genügte, ihn in Wut zu versetzen. „Ja, deshalb willst du in M. bleiben, oder vielmehr deshalb willst du fort von hier — und deshalb“ — er blieb vor ihr stehen und durchbohrte sie mit seinem Blick — „lasse ich dich keinen Schritt fort! Oder glaubst du vielleicht, ich sei so blind, das alles nicht zu bemerken? Glaubst du denn, wir wissen nicht, wo du so lange warst?“

Gilde bebte an allen Gliedern, so hatte sie den Vater nie gesehen, sie wagte kein Wort mehr zu sagen. Auch Moni und Valentin schwiegen. Andreas war auf das äußerste gereizt, jedes Wort hätte seine Wut zum Ausbruch bringen können, und dann war er fürchterlich! Aller Friede, alles Glück, das eben noch über diesem Raum zu liegen schien, war weg. Das Abendbrot stand unberührt auf dem Tisch.

Gilde weinte laut hinten in der finsteren Ecke.

„Gehe zu Bett und lasse das Weinen,“ herrschte der Vater, seinen Gang durchs Zimmer unterbrechend. „Vielleicht bist du morgen vernünftiger.“

Gilde folgte dem Befehl und verließ das Zimmer.

„Keinen Schritt kommt sie mir aus dem Haus,“ tobte der Alte von neuem, den der Gedanke an den jungen Grafen nicht mehr verließ.

„Andreas,“ wagte Moni vorsichtig zu entgegnen, „behandle die Sache doch ruhig. Mit Gewalt machst du es noch schlimmer. Wenn sie ihren Kopf auffetzt und uns trotzt! Was können wir machen; sie ist mündig.“

„Und weil sie mündig ist, hat sie deshalb das Recht, eine — Dirne zu werden?“

„Andreas,“ fuhr entsetzt Moni auf vor dem schrecklichen Wort, ihr Antlitz in die Hände verbergend.

„Nun ja, das ist ja doch das Ende vom Liede, und ehe ich das dulde, ehe dieser Graf“ — er hob die Faust drohend empor — „eher kümmere ich mich nicht um dieses Recht und sperre sie ein. Geh zu Bett, Moni, und laß mich allein; ich habe meine böse Stunde, und da könnte allerhand mit herauskommen, was mir später leid thäte. Vielleicht ist's morgen besser. Geh, Moni!“

Sie reichte ihm die Hand mit einer flehenden Gebärde. „Rege dich nicht noch mehr auf. Ueber solche Dinge muß man schlafen.“

Er nickte ihr zerstreut zu — und war allein.

Er lehnte an dem Fensterkreuz und blickte hinaus in die von den hochlodernden Flammen taghell erleuchtete Nacht.

Das Rasseln der Hunte, das metallene Rauschen der Kohle, das Knistern und Knirschen der ewig genährten Flammen drangen aus dem Hüttenwerk herüber, über dem ein dunkelrot glühender Dampf in schweren Schwaden auf und ab wallte. Ein unendliches Weh hob die breite Brust, und die sehnigen Finger umklammerten krampfhaft das Fensterkreuz, als wollten sie es zerdrücken. Sein ganzes Leben zog an ihm vorüber. Die glückliche Jugend im Erdmannshaus, wo er unter des guten Vaters Führung das Handwerk erlernt. Sein Vater, der stolze, eigenartige Mann, wenn der ihn jetzt sähe! — hier! er seufzte schwer auf bei dem Gedanken. Seine junge Liebe zur schönen Moni — und dann, wie er einzog als Meister in die bekränzte Werkstatt, noch bei Lebzeiten des guten Vaters! Das war ein Tag! Die ganze Burggasse sprach davon, und im „Bären“ war ein großes Mahl. Dann kam der Valentin, wie er ihn über den Amboß hielt, „Valentin, der Schmied!“ Da jauchzten die Gesellen und schwangen die Hämmer! Eine Thräne kollerte in den ergrauten Bart. Dann Sixtus und Gilde! Da begann sie, die Verwitterung, die Fäulnis. Zwei kernige, gesunde Aeste wurden abgehackt vom väterlichen Stamme, und durch die offene Schnittwunde drang sie ein und fraß sich bis zum Kerne. Dann kam der Sturm und warf ihn zu Boden.

War er nicht tausendmal unglückseliger wie die da oben, deren dunkle Gestalten um die Feuermündungen gaukelten wie Höllenerscheinungen? Doch nein! Er hatte ja noch seine Familie, die ihm alles tragen half, die er rechtlich ernähren konnte, und diese mußten allein Schlimmes ertragen oder das Elend eines hungernden Weibes, verkümmerten Kindes dazu. Und diese Familie, sein Einziges noch, sollte auch in Trümmer gehen? Am Ende entehrt, geschändet werden? Dann! Ja dann, das fühlte er jetzt, dann war er zu allem fähig! Dann war der Groll der Gequälten da oben eitel Kinderspiel gegen seinen Grimm. Dann war er der König der Gequälten, der ihr Schicksal Verfluchenden! Und das Aergste war ihm dann das Nächste!

Lange stierte er, von wilder Phantasie verfolgt, in die jäh aufschießenden Flammenzungen, bis der Schlaf ihn übermannte.

Des andern Tages schien alles vergessen zu sein. Andreas war ununterbrochen bei der Arbeit. Gilde war still und kleinlaut und versicherte die Mutter auf ihr Befragen, sie habe ihren Plan vorderhand aufgegeben. Beim Mittagessen wollte niemand die Sache berühren, man hatte an der gestrigen Aufregung genug. Die nervöse Aufregung, in der sich Gilde

zu befinden schien, die Blässe ihres Antlitzes, das Zittern ihrer Hände, der unsichere, scheue Blick wurden für eine Nachwirkung der gestrigen Szene gehalten, und Andreas bereute seine Heftigkeit bei diesem Anblick.

Als sie dann des Abends mit rotgeweinten Augen und mit einer kindlichen Zärtlichkeit, die er seit lange an ihr vermißte, den Eltern frühzeitig „Gute Nacht" sagte — sie fühlte sich unwohl und wollte früh zu Bett — da hätte er selbst bald geweint und verzieh ihr alles. Sie war ja ein herzensgutes Kind, und daß es ihr hier nicht behagte, konnte er ihr nicht verdenken.

Andreas fühlte sich wieder der schwersten Sorge ledig; die bösen Gedanken von gestern am Fensterkreuz blieben heute aus.

Gilde hatte sofort eingesehen, daß sie mit dem Willen des Vaters das Haus nie verlassen werde. Sein nur zu begründeter Verdacht betreffs Sergius' verdarb alles, so mußte es denn wider seinen Willen geschehen. Sie mußte fliehen. Den Thatsachen gegenüber wird er denn schon Vernunft annehmen.

So fest dieser Entschluß in ihr stand, er kam ihr doch härter an, als sie dachte. Unsagbare Bangigkeit überkam sie den Tag über. Die ungewisse Zukunft, die vollständige Abhängigkeit von Sergius lag ihr schwer auf der Seele. Außerdem fühlte sie jetzt zum erstenmale die heiligen, unzerreißbaren Bande, die jedes Kind, auch das verdorbenste an die Familie, an die Eltern bindet. Sie dachte des tödlichen Schmerzes, den sie ihm bereitet für all seine Opfer. Sie dachte mit Furcht an den unbezähmbaren Zorn, welcher den Vater ergreifen würde; und als er ihr ahnungslos abends die Hand reichte und sie auf die Stirn küßte mit den Worten: „Ich danke dir, Gilde, es wird schon noch recht werden!" da schwankte sie, da hörte sie noch einmal die Stimme ihres guten Genius: „Geh nicht."

Sie schlief allein eine Stiege höher. Sie hörte den Vater die Hausthür schließen, dann das Schlafzimmer betreten. Sie beugte sich zum Fenster hinaus, das Licht unten erlosch, alles war still im Hause. Sie seufzte schwer auf und blieb lange mitten im Zimmer stehen. Noch kämpfte es in ihrem Innern. Plötzlich nahm sie einen Ueberwurf über die Schultern, das kleine Köfferchen in die Hand, das bereit stand, und verließ auf den Zehenspitzen das Zimmer. Die Treppe knarrte so laut. Sie blieb stehen und horchte. Es war stockfinster im Treppenhaus. Sie mußte an dem Schlafzimmer der Eltern vorbei. Es war mäuschenstill darin. Das Herz schlug ihr bis an den Hals. In die Werkstatt führte eine eigene Thür vom Erdgeschoß aus, diese blieb immer offen, von da aus mußte sie durch das fast den Boden berührende Fenster den Ausgang gewinnen. Vorsichtig tappte sie in der schwarzen Finsternis an den Wänden umher. Jetzt hatte sie die Thür zur Schmiede erreicht, sie war wirklich offen. Ein greller, wogender Schein drang ihr entgegen und erleuchtete die ganze Schmiede. Er fiel durch die hohen Fenster herein! Die Hausmütze des Vaters lag auf dem blinkenden Amboß, die sie ihm einst zum Christfest gestickt. Seltsam! Der Anblick dieses unbedeutenden Gegenstandes erschütterte sie tief, machte sie noch einmal zaudern. Ein heißer Kampf spiegelte sich in ihren vom Feuerschein hell erleuchteten Zügen. Mit einer gewaltsamen Bewegung kehrte sie sich dann ab, öffnete das Fenster, ließ das Köfferchen hinab und sprang gewandt wie eine Katze nach ins Freie.

Die Feuer erhellten den ganzen Weg vor dem Hause. Leicht konnten Arbeiter aus dem Hüttenwerk sie beobachten, sie mußten sie ja für eine Diebin halten. Vergebens suchte sie einen anderen Weg, sie mußte über den Platz — sie setzte an, wie ein gehetztes Wild, und war mit einigen Sprüngen in dem Schatten verschwunden, den die gegenüberliegenden Schuppen warfen. Jetzt war sie frei! Sie atmete auf und wischte sich den Angstschweiß von der Stirn. Vor ihr lag die Schmiede, in glühende Lohe getaucht, hinter ihr die in finsterer Ruhe sich dehnende Maschinenstadt, weiter hinaus die glänzende Lichterreihe von M., deren Strahlen wie glühende Pfeile von allen Seiten in ihr Auge schossen. Dieser wandte sie sich zu und verschwand in der Dunkelheit.

Als Moni des andern Tages erwachte, war ihr erster Gedanke „Gilde". Was könnte sie denn nur dem armen Kinde für eine Freude machen, daß es sich wenigstens etwas mit ihrem Lose aussöhne? Sie zerbrach sich vergeblich den Kopf. Was gibt es denn für eine Freude für ein junges Herz, das hoffnungslos liebt? Sie kleidete sich an und ging die Treppe hinauf, sie wollte einmal recht herzlich mütterliche Zwiesprache mit ihr pflegen. In der Morgenstunde, nach einem erquickenden Schlafe, allein mit ihr, der Mutter, der Geschlechtsgenossin, wird sie gewiß auftauen und ihr ganzes Herz ausschütten. Zuerst horchte sie an der Thür. Das arme Kind schlief wohl noch. Kein leiser Atem drang heraus. Vorsichtig drückte sie die Klinke und beugte sich in das Zimmer.

Das Herz stand ihr still. Das Bett war unberührt, die Kommode stand offen — Wäsche und Kleinigkeiten lagen umher — überall Spuren einer plötzlichen Abreise. Moni wankten die Kniee, sie mußte sich niedersetzen, um nicht zu fallen. „Gilde war entflohen — zu" — sie stöhnte schmerzlich auf — „zu Sergius geflohen". Der plötzliche Umschwung von der schönsten Hoffnung, ihr Kind durch den ganzen Reichtum ihrer mütterlichen Liebe wieder zurückgewinnen zu können, zu dem verzweifelten Bewußtsein, es auf immer verloren zu haben, war zu groß. Die arme Frau fühlte ihre Glieder, ihr Gehirn den Dienst versagen. Lange saß sie so — stumpf, gedankenlos. Da ertönte von unten die schallende Stimme Andreas' aus der Werkstatt — sie fuhr zusammen.

Wenn er das erfährt! — und er muß es erfahren, und zwar gleich! Noch ist vielleicht etwas zu thun!

Mühsam schleppte sie sich die Treppe hinab, zur Werkstatt. Andreas sah erstaunt von der Arbeit auf, als Moni eintrat, bleich, verstört. Sie ließ sich sonst nie in der Werkstatt sehen.

„Hast du Gilde nicht gesehen, heute?" fragte sie, nicht ohne plötzlich erwachte schwache Hoffnung, das Mädchen könnte doch in aller Frühe schon ausgegangen sein.

„Aber, Moni, du weißt doch, daß Gilde keine Frühaufstehezin ist!" entgegnete Andreas. „Aber was ist denn mit dir? Wie siehst du denn aus?" Er sah ihr besorgt in das Gesicht.

„Sie ist nicht in ihrem Zimmer, Andreas," sagte Moni, mit Entsetzen den aufsteigenden Verdacht in dem Gesichte ihres Mannes beobachtend.

„Nicht in ihrem Zimmer? Am Ende gar nicht im Hause?" fragte der Schmied in höchster Unruhe.

Moni ergriff ihn bei der Hand. „Nimm dich zusammen," flüsterte sie ihm zu, „die Gesellen beobachten dich — Gilde ist fort!"

„Fort? ganz fort? — Durchgebrannt also?" schrie er trotz der Mahnung Monis, ihre Hand von sich stoßend. „Durchgebrannt — diese Nacht?"

Die Mutter nickte, ihr Antlitz hinter der Schürze verbergend.

„Valentin!" rief der Schmied streng, winkte dem jungen Mann, der, an dem Feuer beschäftigt, die Szene gar nicht beobachtet hatte, und verließ mit Moni die Werkstatt. Dieser folgte den Eltern ins Wohnzimmer. Der Vater war nicht mehr zu kennen, sein verzerrtes, bleiches Antlitz, seine wild rollenden Augen hatten etwas Teuflisches. Er ging mit schweren Schritten, die Hände auf dem Rücken, umher. Die Mutter saß in Thränen aufgelöst am Tisch. Valentin war an derlei Szenen seit den letzten Wochen gewöhnt, doch so sah er den Vater noch nie.

„Gilde ist durch — zu ihrem Liebhaber!" keuchte er hervor. „Mitten in der Nacht! Du gehst augenblicklich zu Sixtus in die Stadt —; Mariengasse Nr. 12 über vier Stiegen — wenn er noch einen Funken von Ehre im Leibe hat, soll er das Mädel zurückbringen und seinen sauberen Freund, den Grafen, über den Haufen schießen wie einen tollen Hund! Er ist ja satisfaktionsfähig, wie sie's nennen, diese Ehrenmänner! Thut er's nicht — ist ihm der Schänder seiner Schwester zu gut dazu — thue ich's! — aus freier Hand! mit dem Hammer, wenn's sein muß!"

Jede Muskel an dem herkulischen Leib des Mannes war gespannt; es lag nichts Menschliches mehr in den haßerfüllten Zügen.

„Auf was wartest du denn noch? — Bringt dich das auch noch nicht in Hitze, Mensch?" herrschte er den zagenden Valentin an.

„Ich möchte erst bei der Fevi nachfragen, vielleicht ist Gilde bei ihr," wagte dieser zu bemerken.



Grablegung Christi. Von Friedrich Keller.

„Zum Teufel mit deiner Fevi!“ schrie er ihn an. „Glaubst vielleicht, die ist besser? Dann geh' ich selbst — aber nicht zu Sixtus, sondern gleich an den rechten Platz!“ Er warf seinen Lederschurz in die Ecke und griff nach seinem Rock.

Moni flehte mit aufgehobenen Händen zu Valentin hinüber.

„Bleib, Vater, ich gehe zu Sixtus und komme so rasch als möglich zurück, gewiß mit besserer Nachricht, als du erwartest. Ich glaub's nun einmal nicht von der Gilde.“

Andreas sah ihn fast verächtlich an. „Bis du was glaubst,“ sagte er verletzenden Tones, „geht's freilich lang her, mit deinem albernen Vertrauen!“

Valentin warf der Mutter einen verständnisvollen Blick zu und entfernte sich.

Bei Andreas trat die Reaktion ein. Er hatte sich weich getobt. Er sank auf einen Sessel und weinte wie ein Kind.

Jetzt war für Moni die Zeit gekommen. „Und wenn nun der Graf wirklich von der Flucht Gildes nichts weiß, wenn sie wirklich nur eine Stellung suchen will, und wenn Sixtus wirklich, der Aufforderung folgend, den Grafen fordert und das Duell anders ausgeht als du erwartest? Was dann? Dann opferst du in deinem unbändigen Zorn nutzlos dein zweites Kind und machst das Unglück noch größer. Und was soll denn überhaupt ein Duell? Wird dadurch Gilde wieder ehrlich, wenn sie wirklich unehrenhaft sich aufführen sollte? Bei ruhigem Blut kannst du das nicht wollen.“

Andreas erhob den Kopf und horchte auf die Worte seiner Frau. Von des Grafen Mitschuld war er allerdings fest überzeugt, aber der Gedanke am Ende am Tode seines Sohnes schuld zu sein, den Moni jetzt eingegeben, entsetzte ihn. Wo blieb dann die Rache? Er schritt gegen das Fenster, ob Valentin noch zu sehen, doch der war schon verschwunden.

„Du hast recht, Moni,“ sagte er etwas beruhigt, „ein Duell ist ein Unsinn. Gott, ich kann's aber nicht glauben, daß so was straflos bleiben soll! Sie kann's ja nicht allein ersonnen haben, die Gilde. Ich kann's nicht glauben von ihr! Aber wenn der Sixtus deshalb — Herrgott, daß ich das nicht gedacht! Meinen Ueberrock, Moni, rasch!“

Eine Angst erfaßte auf einmal Andreas. „Ich muß Valentin nach, zu Sixtus. Es darf ja nicht sein!“

Moni holte das Verlangte. „Aber laß dich nicht wieder hinreißen, Andreas!“ warnte sie. „Ueberlaß alles Sixtus, der kann am ehesten alles wieder in die Reihe bringen. Gilde hält viel auf ihn.“

„Nur zu viel!“ entgegnete Erdmann, den Rock anziehend, „wenn er am Ende auch im Spiele wäre! Himmel! der Gedanke ist mir noch gar nicht gekommen.“

„Was dir nicht alles einfällt — der Sixtus wird sich eine solche Last aufladen,“ beschwichtigte ihn die Mutter. „Also Ruhe, Alter!“ sie drohte mit erzwungenem Lächeln, das ihr nicht vom Herzen kam, mit dem Finger — „es ist vielleicht nicht halb so schlimm als wir denken.“ Sie küßte Andreas, der sich in höchster Eile zum Gehen wandte, auf die Wangen, und sah ihn dann besorgt über den Hof der Stadt zuschreiten; zwar kannte sie den schnell aufflammenden Jähzorn ihres Mannes, der sich rasch legte und der Besonnenheit Platz machte, aber doch war ihr unendlich bang, wie sich alles entwickeln werde.

Andreas hatte Sixtus seit dem Verkauf des Erdmannshauses nicht mehr gesehen. Es gefiel ihm, daß er den Entschluß, sich selbst durchs Leben zu bringen, so energisch durchführte. Er hatte ihm diese Willensstärke gar nicht zugetraut, ja er verzieh ihm darüber sogar sein rücksichtsloses Fernbleiben von der Familie.

Er stieg, ohne einem Menschen zu begegnen, die vier Treppen empor. Frau Dreher öffnete ihm.

„Ist Herr Erdmann zu Hause?“

Mit einem forschenden, mißtrauischen Blick betrachtete sie den Schmied, dessen Toilette nichts weniger als sorgfältig war.

„Zu Hause ist er schon. Er steckt halt wieder drüben bei seinem Freund, dem Herrn von Strehlen. Aber ich will ihn holen. Gehen Sie nur da hinein in Nr. 21.“

Erdmann folgte der Weisung, erleichtert aufatmend. Er war also Valentin zuvor gekommen, der sich wohl bei Fevi verhalten hatte.

Das Zimmer war ärmlich, ein Bett, ein Stuhl, ein offener Koffer mit Wäschestücken, ein Tisch; auf letzterem die Unordnung eifriger Arbeit. Eine Broschüre lag aufgeschlagen in der Mitte. Andreas betrachtete sie. „Was wir wollen“, stand auf dem Umschlag.

Sixtus trat ein, höchlich erfreut von dem Besuch des Vaters, eine Herzlichkeit sprach aus seiner Begrüßung, die Andreas seit lange fremd an ihm war.

„Sei nicht böse, daß ich euch so lange nicht aufgesucht,“ begann er, „ich weiß, es ist unverantwortlich, aber meine neue Thätigkeit — und offen gesagt — ich wollte dir nicht unter die Augen treten sobald; ich dachte, es müßte dir der Groll aufsteigen bei meinem Anblick — aber heute wollte ich dich aufsuchen. Du mußt wissen, daß dieser verflossene Monat einen anderen Menschen aus mir gemacht; die liebe Not ist die beste Lehrmeisterin. Aber sag mir, was führt denn dich hierher?“

„Ein Unglück — was sonst!“ entgegnete Andreas.

Sixtus erbleichte. „Ist der Mutter etwas zugestoßen?“

„Nein, aber Gilde!“

„Was ist mit Gilde?“

„Das weißt du nicht?“ Ein stechender Blick traf Sixtus.

„Nichts weiß ich, gar nichts, spreche doch.“

„Du weißt wirklich nichts davon, Sixtus, auf deine Ehre nichts?“

„Auf meine Ehre nichts! Spreche, was ist damit?“

Andreas war sichtlich erleichtert durch die Versicherung des Sohnes.

„Gilde ist fort! Entflohen! Zum Grafen Sergius wohl!“ sagte der Schmied, seinen Argwohn noch nicht ganz fallen lassend.

„Zu Sergius? Das ist unwahrscheinlich,“ entgegnete Sixtus, den die Flucht der Schwester nicht sehr zu überraschen schien. „Sie ist entflohen, weil du sie freiwillig nicht gehen ließest, wohl um eine Stellung zu suchen. Das mußte so kommen! Offen gesagt, Vater, da draußen ist kein Platz für Gilde. Aber zu Sergius, das glaube ich nicht. Das wäre von beiden Wahnsinn!“

Andreas war starr über die Ansicht Sixtus', „es mußte so kommen“. „Du findest es also natürlich, daß eine Tochter bei Nacht ihr elterliches Haus verläßt, wie eine Diebin? Gut! Ihr seid einmal anders geartet wie wir. Aber ich sage dir, sie ist mit Sergius im Einverständnis, ich lasse mir das nicht nehmen. Und verlange von dir, du sollst diesen — diesen“ — er unterdrückte mit Mühe seinen aufsteigenden Zorn — „diesen Herrn, der ja doch dein Freund ist, zu Rede stellen, ihm sagen, daß es braver Leute Kind ist, das er verführt, das Kind des Mannes, der seinen Vater aus den Händen des Lehmann gerettet. Nein! Das sag ihm nicht. Der alte Graf hat ja die tausend Thaler redlich zurückbezahlt vorige Woche — leider um zwei Wochen zu spät. Das wäre häßlich, ihn daran zu erinnern. Sag ihm —“

„Aber Vater,“ fiel Sixtus ein, „vor allem muß ich doch erfahren, ob Sergius überhaupt in die Sache verwickelt ist. Ich stehe nicht mehr gut mit ihm. Seit ich Kanzlist bin, ist es aus mit der Freundschaft des Herrn Grafen. Ich werde ihm schreiben, er wird mir die Wahrheit sagen, dann ist es noch immer Zeit zum Handeln. Am besten wäre es, Gilde nachzusuchen. Aber wo finden? Kurz, überlasse die Angelegenheit mir, sei versichert, ich werde ihn nicht schonen, wenn etwas daran ist. Meine Sympathie für diese Herren ist ziemlich erloschen — mehr als erloschen. Hat Gilde aber das Haus nur deshalb verlassen, um sich eine ihr angemessene Stellung zu suchen, dann, Vater, mußt du vernünftig sein, darin kann ich ihr nicht unrecht geben; sie ist einmal für das Leben erzogen und würde bei euch draußen geradezu zu Grunde gehen.“

Andreas seufzte schwer auf. „Glaubst du wirklich? Nun denn — es ist hart — aber in Gottesnamen, wenn sie sich ehrlich durchbringen kann — ganz wird sie deshalb ihren Vater doch nicht vergessen.“

Es klopfte an der Thür. Von Strehlen trat ein, wandte sich aber, eine Entschuldigung murmelnd, zum Gehen, als er Andreas bemerkte.

„Bleib doch, Strehlen,“ forderte ihn Sixtus auf. — „Mein Vater — mein Freund, Herr von Strehlen, Journalist.“

Strehlen verneigte sich achtungsvoll vor Andreas. „Habe schon viel von Ihnen gehört durch Sixtus,“ begann er, „Ihr Schicksal hat mich tief ergriffen. Es muß

Ihnen schwer ankommen, nach solchen Tagen, wie Sie erlebt, die Arbeit bei Böhme."

„Arbeit kommt mir keine schwer an, mein Herr," versetzte Andreas, dem nichts zuwiderer war, als Mitleid zu erwecken. „Und ich kann mich auch nicht beklagen. Für meine früheren Tage können ja die Herren bei Böhme nicht."

„Das allerdings," Strehlen schloß sein schönes Auge halb und lächelte gewinnend. „Allerdings! Arbeit ist ja unser aller Los, aber es handelt sich nur um die Verteilung, meine ich — nur nicht alle Arbeit für den einen — aller Genuß für den anderen — das meine ich, Herr Erdmann. Bei Ihnen mag's ja gehen, Sie sind Werkmeister, aber sehen Sie sich die übrigen an. Im Hüttenwerk oben z. B., die armen Teufel haben doch ein Recht sich zu beklagen, meine ich, nicht, Herr Erdmann?" Das große Auge öffnete sich und ruhte mit einem gewinnenden, unendlich anziehenden Ausdruck auf Andreas, der sich seinem Einfluß, trotz der Antipathie, die ihm dieser, ihm weibisch erscheinende Mann einflößte, nicht ganz entziehen konnte.

„Die sind schlimm daran, allerdings. Da haben Sie recht, sie sind mir selber leid. Aber können Sie's ändern?"

„Ich nicht," versetzte der Journalist.

„Und wer denn?" fragte Erdmann.

„Die Gesamtheit, die Masse kann es, die Millionen Köpfe und Arme, die im sklavischen Dienste einer lächerlichen Minderheit, um erbärmlichen Lohn sich abquält. Die Millionen der Arbeit gegen die Tausende des Genusses! Eins zu tausend! Was sagen Sie zu der Gleichung?" Das Angesicht des Journalisten war gerötet, sein Auge schoß Blitze.

„Daß es zum Glück Millionen Köpfe und Arme, und nicht ein Kopf und ein paar Arme mit der Kraft einer Million sind! Wenn das einmal der Fall wäre, könnte es sich blutig lösen das Gleichnis, das gebe ich zu. Gott sei Dank hat es damit noch gute Weile!"

„Gott sei Dank?" Strehlen zuckte mitleidig die Achseln.

„Und wer sagt Ihnen denn, daß es nicht jeden Augenblick der Fall sein kann, daß sich ein solcher Kopf findet? Des Armes braucht es gar nicht, der diese Million Kraftteile zu einer Riesenkraft vereint, die er leitet und lenkt?"

Andreas mußte fast lachen, es kam ihm der Gedanke, dieser schwächliche, engbrüstige Bursche da vor ihm maße sich am Ende an, diesen Kopf zu besitzen.

Er konnte dieses „Federvolk" von jeher nicht recht vertragen, das, wie er glaubte, schon so viel Unheil angerichtet in der Welt. Da hatte er jetzt ein Prachtexemplar vor sich.

Und doch, wider seinen Willen, packten ihn die Worte dieses Mannes, es lag etwas Erschreckendes darin, in der Vorstellung dieser Millionen Arme im Dienste einer einzigen Idee, etwas alles Vernichtendes, und der schmächtige Mann vor ihm wuchs zu einem Riesen.

„Sie meinen also auf deutsch, mit Gewalt müßten sich die Leute helfen?" sagte er.

„Gewalt gegen Gewalt, der Schwächere muß dem Stärkeren weichen, das ist das Gesetz der Natur."

„Und der Schwache ist bis jetzt der Arbeiter, bis der Kopf sich findet," sagte lachend Andreas.

„Ihn zum Stärkeren zu machen, ist unsere Aufgabe," entgegnete Strehlen.

„Ihre Aufgabe?" fragte erstaunt Andreas.

Strehlen war verwirrt.

„Unsere! Damit meine ich die Aufgabe eines jeden Menschen, der es mit dem Arbeiterstand redlich meint. Also auch Ihre, da Sie selbst diesem Stande angehören."

„Und wie sollen wir diese Aufgabe anpacken?" fragte der Schmied, der mit diesem interessanten Gespräch selbst Gilde vergessen hatte.

„Sehr einfach. Wir müssen dem Arbeiter zeigen, worin seine Stärke beruht. In der wohlorganisierten Association gegen das Kapital, die Arbeitgeber, die vor keinem Opfer des Einzelmannes zurückschreckt, sei es auch das Leben! Das geht freilich nicht auf einmal. Das ist ein Werk, das Zeit braucht und einen Bienenfleiß, ein Werk, wobei man das scheinbar Unbedeutende, Zwecklose nicht aus dem Auge verlieren darf. Es würde mich sehr interessieren, die Zustände bei Böhme genau zu studieren; gewiß können Sie mir dabei behilflich sein. Wenn Sie erlauben, komme ich nächstens mit Sixtus zu Ihnen, morgen vielleicht —" Strehlen wurde immer zudringlicher, das mißfiel Andreas.

„Wenn Sie wollen," erwiderte er in dem gewissen zweideutigen Tone, worin sein Nichtwollen lag.

Doch Strehlen schien diese Nüance gar nicht zu beachten und nahm mit Dank die „Einladung", wie er es nannte, an.

„Uebrigens, Sixtus," sagte Andreas, „haben wir etwas Wichtigeres zu thun, als über den Sozialismus zu disputieren. Sie entschuldigen, Herr von Strehlen, aber ich habe mit meinem Sohne über Familienangelegenheiten zu sprechen."

„Das heißt, ich störe — nun, wir werden schon noch besser bekannt werden, Herr Erdmann, und Sie werden mich noch einmal besser verstehen. Also auf Wiedersehen morgen bei Böhme."

Ein von Andreas unbemerkter Augenwink Strehlens hatte zur Folge, daß Sixtus auf einige Minuten mit ihm das Zimmer verließ.

„Du gehst also heute noch zu Sergius," sagte Andreas zum rasch zurückgekehrten Sohne.

„Heute abend, vorher ist er nicht zu treffen, da er den ganzen Tag Dienst hat. Es wird am besten sein, du bleibst unterdes in der Stadt und wartest irgendwo auf mich, bis ich dir Nachricht bringe," meinte Sixtus.

Dieser Vorschlag fand bei Andreas Beifall, es war unterdes Mittag geworden. Valentin war noch immer nicht gekommen, man wartete auch nicht auf ihn. Sie gingen in Sixtus Stammkneipe zum Essen.

Andreas machte kein Hehl daraus, daß die Gesellschaft Strehlens ihm für seinen Sohn gar nicht recht passe, er stecke ihn am Ende an mit seinen verrückten, übertriebenen Ideen. Sixtus verteidigte ihn mit einer Wärme, daß Andreas annehmen mußte, seine Befürchtungen seien bereits eingetroffen.

Und so war es auch. Sixtus war seit einer Woche ganz im Banne dieses Mannes, es war, als ob er ihn mit dem Kuß in jener Nacht ganz verzaubert hätte. Was er sprach, war so sonnenklar, schien so unwiderleglich, seine Begeisterung schien so echt, und was Sixtus am meisten schätzte, so uneigennützig; mit diesem Talent hätte Strehlen sich ja eine sorglose Existenz verschaffen können, anstatt sich in der Dachstube mit dem Volkswohl zu beschäftigen. Er erschien ihm im verklärten Lichte eines Märtyrers der Menschheit, seine Züge, seine geisterhaften Augen hatten etwas Asketisches, Uebersinnliches. Das war ein anderes Feld der Thätigkeit, als die Schreibstube des Doktor Stöhr. Alle guten geistigen und sittlichen Kräfte, die so lange gebannt in ihm waren, traten jetzt wieder energisch hervor, und er glaubte sie nicht besser verwenden zu können, als in der Thätigkeit, die Strehlen ihm bot, in der Sorge für das Wohl der Unterdrückten. Daß seine eigene Verbitterung, die bösen Erfahrungen, die er gemacht, die Zurücksetzung, die er erduldet, ein Hauptmotiv dazu war, gestand er sich nicht ein.

Strehlen weihte ihn in die gefährlichsten Geheimnisse ein, vor denen selbst der mutige Sixtus anfangs zurückschreckte; zuletzt reizte den überreizten, moralisch doch ungesunden jungen Mann, diese Abenteuerlichkeit.

Strehlen war ein Hauptmitglied der internationalen Propaganda. Er stand in Verbindung mit allen Ländern, er kannte alle Fäden, alle Maschen des großen, verderblichen Netzes, das sich nur für den Eingeweihten sichtbar über ganz Europa gezogen. Er war auch der Redakteur des „Alarm", der in Zürich gedruckt, jede Woche in Tausenden von Exemplaren über die deutsche Grenze geschmuggelt, dann in geschickter Weise an die verschiedenen Agenturen zur Verbreitung unter das Volk, hauptsächlich den Arbeiterstand, verteilt wurde. Und Sixtus war seit einer Woche sein Mitarbeiter. Bisher wollte es ihm in M., das keine große Fabriksbevölkerung besaß, nicht gelingen, den „Alarm" an den Mann zu bringen, und schon lange richtete er sein Augenmerk auf das Böhmesche Etablissement. Trotz aller Findigkeit konnte er keine Gelegenheit gewahren, „dort zu arbeiten", wie er sich ausdrückte. Da kam ihm die Bekanntschaft mit Sixtus sehr gelegen, ja er wartete mit Sehnsucht auf dieselbe, und er mußte seine ganze Selbstbeherrschung bewahren, als Sixtus damals in sein Zimmer trat und selbst seine Freundschaft anbot.

Was seine Uneigennützigkeit betraf, so schien dieselbe auf den ersten Blick durch die Dürftigkeit seiner Erscheinung, seine Wohnung bewiesen zu sein; indes schien diese Arbeit doch ihren Mann zu ernähren, denn Strehlen besaß weiter kein Einkommen, und die spärlichen Artikel, die von seiner Feder hier und da in einem Lokalblatt erschienen, mit möglichst unverfänglichem Inhalt, waren mehr ein Deckmantel für die sonst der Polizei zu verdächtigen Blößen seiner Existenz. Auch ein gereifterer Menschenkenner als Sixtus konnte diesen Mann nicht ganz durchschauen. Diese Mischung himmelstürmender flammender Begeisterung, die unmöglich ganz gefälscht sein konnte, mit einem fast abstoßenden Cynismus machten oft ebenso irre, wie seine bald schwärmerischen, die edelsten Gefühle ausstrahlenden, bald unendlich heimtückisch und bösartig blickenden Augen.

Sixtus war überhaupt viel zu oberflächlich, als daß er seinen Freund auf die Echtheit geprüft hätte. Ihm genügte der äußere Schein, die phrasenhaften, verlockenden Menschenbeglückungsideen, die in seinem zerwühlten, mit sich und der Welt zerfallenen Gemüte, einen günstig vorbereiteten Nährboden fanden. Sein Nachbar Wölfl warnte oft vergebens. Was wollte der Narr mit seinen utopischen kindlichen Träumen von der Schönheit den sonnenklaren Deduktionen Strehlens gegenüber?

Ein neues, wie Strehlen glaubte, äußerst dankbares, geeignetes Opfer war der alte Schmied. Das erkannte er auf den ersten Blick, trotz der ziemlich kühlen Aufnahme, die ihm dieser zu teil werden ließ. Verdorbene Bürger und Handwerker lassen nie im Stich, dachte er sich. Als er sich doch wohl oder übel entfernen mußte, versäumte er es nicht, Sixtus, der ihm einen Augenblick folgte, rasch ein Lokal zu nennen, wohin er nachmittags den Vater bringen sollte, um dieses spröde, aber gute Material weiter bearbeiten zu können.

Sixtus war so an Gehorsam gewöhnt, Strehlen gegenüber, daß nicht einen Augenblick in ihm ein Bedenken aufstieg, mit seinem Vater ein solches Spiel zu treiben. Nach dem Essen schlug er ihm einen kleinen Spaziergang vor und wußte es so einzurichten, daß er an dem bewußten Lokal vorüberkam. Es war eine Destillation, die er schon oft mit Strehlen aufgesucht. „Der Schnaps ist das Getränk des Volkes, und wir, als seine besten Freunde, müssen auch das mit ihm teilen. Es steckt was Revolutionäres darin und das bedarfst du in deinem etwas verdickten, trägen Bürgerblut," sagte dieser lachend, als er Sixtus zum erstenmal hinaufführte, der gegen solche Lokale begreiflicherweise eine starke Abneigung zeigte.

Sixtus war es ein leichtes, den im eifrigen Gespräch begriffenen Vater mit hineinzuziehen. Sixtus durchschritt das Verkaufslokal. Der Wirt nickte ihm wie einem alten Bekannten zu. Daneben befand sich eine kleine finstere Kneipe, mit von alkoholischen Dünsten geschwängerter Luft erfüllt, von zwei trübe flackernden Gasflammen erleuchtet.

Einige Arbeiter saßen an dem einen Tisch, ihre Thonpfeifen rauchend. Sie flüsterten sich gegenseitig zu, als Andreas mit seinem Sohne eintrat. Dieser nahm an dem Nachbartische Platz. Sixtus bestellte zwei Absinth. Strehlen trank ihn so gern, da gewann er ihm bald auch Geschmack ab.

Andreas fühlte sich offenbar nicht heimisch, und er drückte Sixtus seine Verwunderung aus, wie er, der doch sonst den Kopf so hoch trug, in dieser Kneipe sich heimisch fühlen könne.

Sixtus behauptete, er käme da sehr interessanten Menschenstudien nach, und da er stark im Sinne habe, sein Brot mit der Journalistik zu verdienen, sei das ja die Hauptsache. Ein bleiches Mädchen brachte zwei Absinth. Andreas hatte in seinem Leben noch keinen getrunken. Er nippte und schob das Gläschen mit einer Bewegung des Ekels zurück.

„Das ist nichts für mich," sagte er.

„So habe ich auch gedacht, das erste Mal. Aber die Wirkung ist großartig! Weckt alle Lebensgeister und macht alles leichter ertragen," meinte Sixtus.

Das Gespräch kehrte wieder zu Gilde zurück. Plötzlich öffnete sich die Glasthür zum Verkaufslokal und Strehlen trat ein. Die Arbeiter grüßten am Tisch daneben, er schien die Erdmanns nicht zu beachten und wollte sich eben zu diesen setzen, da rief ihn Sixtus, obwohl ihm der Vater ein Zeichen gab, er soll ihn nur sich setzen lassen.

Strehlen schien sehr erfreut über dieses glückliche Zusammentreffen und setzte sich zu ihnen. Er ließ Wein kommen, als er das unberührte Glas von Andreas sah, und bewirtete die beiden wie seine Gäste. Das Gespräch kam bald rasch in Gang und Strehlen wußte so viel Interessantes aus seinem Leben zu erzählen, daß Andreas darüber seine Abneigung ganz vergaß und aufmerksam zuhörte. Dabei trank er, ohne daß er es merkte, ein Glas nach dem anderen, der Wein mundete ihm. Zuletzt gelang es Strehlen, gewandt das Gespräch von neuem auf die sozialen Verhältnisse hinüberzuspielen; seine genaue Kenntnis in allem, was das Handwerk, die Lohnverhältnisse betraf, bis zu den kleinsten Details der verschiedenen Hantierungen herab, das warme Interesse für alle Leiden seines Standes, das alles überraschte den Schmied. Was hatte am Ende der arme Teufel, der sich kümmerlich durchs Leben schlug, davon. Die scheinbare Uneigennützigkeit, die Sixtus bestach, bestach jetzt auch Andreas. Er sah Strehlen jetzt mit ganz anderen Augen an wie vorher. Hatte er nicht selbst solche Gedanken, als er damals in der Nacht hinüberblickte auf die Hüttenwerke? Der starke, ungewohnte Wein rötete sein Antlitz, erzeugte kühne Gedanken in seinem Gehirn; zuletzt mischte er sich selbst mit Eifer in das Gespräch und merkte nicht mehr auf die verrinnende Stunde. Plötzlich fiel ihm doch wieder Gilde ein. Er blickte auf die Uhr.

„Donnerwetter, schon sechs Uhr. 's ist höchste Zeit, daß du den Grafen aufsuchst," sagte er zu Sixtus.

„Und du erwartest mich hier," sagte dieser.

„Zuerst muß ich etwas frische Luft schöpfen. Ein verdammter Qualm da herinnen," sagte Andreas, mit der Hand über das gerötete Gesicht fahrend. „Ich begleite dich ein Stück weit."

Man brach auf, Strehlen mit. Im Laden vorne trank man noch einen Bittern.

Draußen war schon die Nacht eingefallen, die Laternen brannten. Als Andreas an die Luft kam, fühlte er einen Schwindel, er mußte sich an Sixtus anhalten, seine Schritte waren unsicher. Sie traten in die Hauptstraße. Alles drängte sich auf den Trottoirs, an den hell beleuchteten Läden vorbei. Vor dem Theater, dessen Eingang hell erleuchtet, rollte Wagen auf Wagen. Es wurde eine neue Oper gegeben. Einen Augenblick war es unmöglich, vorbeizukommen, und die drei sahen dem Gedränge zu.

Plötzlich packte Andreas Sixtus an der Schulter und deutete auf einen Wagen, der eben vor dem Portal hielt. Ein Herr und eine Dame stiegen aus. — Sergius mit Gilde!

Sixtus ergriff unwillkürlich die Hand des Vaters, der seine Sprache verloren zu haben schien. Plötzlich riß er sich los. „Schurke!" schrie er auf und sprang in den leeren Raum, den ein Polizist frei hielt vor der andrängenden Menge. Er war nahe daran, Sergius zu ergreifen, der im ersten Augenblick wohl nicht wußte, daß dieser Ruf ihm galt. Da packte der Polizist den sich sträubenden Andreas und drängte ihn zurück. Sergius und die Dame, die sich ängstlich an ihn drängte, verschwanden im Theater. Sixtus und Strehlen drängten sich durch die Menge, die jetzt voller Neugierde den Polizisten und den wütenden Schmied umstanden.

„Der Mann ist etwas angetrunken und hat sich in der Person geirrt," beschwichtigte Sixtus den Polizisten. „Er wird sich sofort mit uns ruhig entfernen."

Unterdes war Andreas auch wieder zur Vernunft gekommen und verhielt sich ruhig. Der Polizist, am Ende froh, den Skandal beendet zu sehen, ließ ihn gehen. Die Menge zerstreute sich lachend, den Vorfall besprechend.

„Nun, wer hat denn jetzt recht?" wandte sich der Schmied zu Sixtus. „Willst du jetzt noch zu dem Schurken gehen und ihn fragen, ob er von Gilde weiß? Meine Gilde vor der ganzen Welt herumschleppen wie eine Dirne! O, es ist zu erbärmlich!"

Seine Stimme klang wie von Thränen umschleiert.

„Und warum wagt er es? Weil sie ein Arbeiterkind, ja wohl! Die muß es sich ja noch zur Ehre rechnen! Aber warte, das Arbeiterkind soll bitter gerächt werden! Sie haben recht, ganz recht, Herr von Strehlen, es muß anders werden! Sie nehmen unseren Schweiß und unsere Töchter dazu! Der Teufel halte da still! Kommt, wir

wollen zurück in die Schnapsbude. Du sagst ja, es trägt sich leichter mit dem Absinth, Sixtus!"

Die furchtbare Erregung machte ihn noch mehr betrunken. Sixtus und Strehlen nahmen ihn in die Mitte und gingen von neuem der Destillation zu. Ersterer war nicht minder erbittert als der Vater, er dachte gerade so wie er. Sergius hätte es nie gewagt, sich mit seiner Schwester öffentlich zu zeigen, solange er selbst seiner Gesellschaft angehörte, bei der Schwester des Schmiedes, der Tochter des Fabrikarbeiters lag ja nichts daran. Dazu hetzte Strehlen, im Innern triumphierend über den günstigen Zufall.

Es ging lärmend zu in der Kneipe. Andreas war außer Rand und Band, die Dämonen des Branntweins schwangen über ihn ihre Geißel. Sixtus hörte, die Unterlippe kauend, den Verwünschungen und Drohungen des Vaters zu, er dachte an wirksame, sichere, treffende Rache. Strehlen faßte die Sache von einem ganz anderen Standpunkte aus auf. „Das seien die ganz natürlichen Konsequenzen der modernen Gesellschaftsorganisation. Es sei ganz falsch und zeuge von einer kleinlichen Seele, sich in den einzelnen Fällen an einzelne Personen zu halten, auch wenn einen dieser einzelne Fall ganz besonders beträfe und verletze. Das große Ganze müsse man immer im Auge behalten; die unwürdige, der Wichtigkeit seines Berufes durchaus nicht angemessene Stellung des Arbeiterstandes, nicht das daraus resultierende frivole Benehmen eines Kavaliers; den ganzen Stand der Besitzenden, nicht diesen unbedeutenden, leichtsinnigen Grafen." Doch für diese Sophismen schienen beide Erdmanns nicht recht reif zu sein, auch waren sie in einer zu großen Erregung, um darauf zu hören.

Bald beschloß Andreas zu warten, bis das Theater zu Ende und dann dem Pärchen abzupassen; bald, auf der Polizei die Anzeige zu machen.

Strehlen lachte zu diesen kindlichen Beschlüssen. Im ersten Falle würde er einfach arretiert werden, im zweiten Falle ausgelacht. Was kümmere sich die Polizei um die entlaufene Tochter eines Arbeiters!

Dann kam er wieder auf das Duell zurück. Er kam jetzt erst dazu, Sixtus von der Sendung Valentins zu unterrichten, der sich wohl bei Fevi, wo er Gilde vermutete, zu lange aufgehalten. „Wenn er den Elenden über den Haufen schösse!"

„Oder er mich," wandte Sixtus ein, „er ist gewandter in diesem Handwerk. Nein! Ich weiß eine sicherere, vernichtendere Rache!" Er lachte bösartig vor sich hin.

Andreas und Strehlen waren neugierig, die Art derselben zu erfahren.

„Ich züchtige ihn öffentlich, wie er Gilde öffentlich schändet. Dann muß er seinen Rock ausziehen nach militärischen Grundsätzen. Gelernt hat er nichts, arm ist er, was bleibt ihm dann über? Eine Kugel oder Arbeit! Und ich glaube, er wählt die erstere, dann ist Gilde gerächt und gerettet!"

Andreas, den der bittere Gram und der Branntwein ganz verändert zu haben schien, war entzückt von diesem Plane; auch Strehlen mußte die Unmittelbarkeit dieser Rache zugestehen, er fürchtete nur für die Ausführung. Sergius werde sich im Bewußtsein seiner Schuld wohl vor ihm in acht nehmen.

Man trank auf guten Erfolg. Sixtus betäubte die in ihm aufsteigende Besorgnis, die Strehlen geweckt, sein Vorsatz möge mißlingen; Andreas seinen verzehrenden Kummer, seine Schmach, die Verachtung seines eigenen unwürdigen Zustandes. Nur Strehlen blieb immer gleich nüchtern, nicht einmal um eine Schattierung geröteter erschien das bleiche Gesicht.

Als endlich der Wirt die Lichter löschte — die Polizei sah ihm streng auf die Finger — verließen sie das Lokal.

Andreas schwankte bedenklich, trotzdem nahm er das drängende Anerbieten Sixtus', ihn zu begleiten, nicht an; ja, er geriet in hellen Zorn. Er sei nicht betrunken, das sei nur die innere Wut, die ihn ganz wirr mache.

„Besorg's ihm nur gut, dem Räuber meiner Gilde!" rief er Sixtus mit schwerer Zunge zu. „Auf Wiedersehen morgen in der Fabrik, Herr Strehlen." Er schüttelte dem Journalisten wie einem alten Freund die Hand. 's ist nicht alles in Ordnung! Sie haben ganz recht! Kommen Sie nur."

Andreas stammelte immer mehr und machte sich, laut vor sich hinräsonierend, schwankenden Trittes auf den Heimweg.

Die Straßen der Vorstadt waren leer, dürftig von Gasflammen erleuchtet. Er stolperte jeden Augenblick auf dem holperigen Pflaster.

An der Ecke standen Polizisten. Sie beobachteten argwöhnisch den wilden, abgebrochene Worte ausstoßenden Mann mit dem unsicheren Schritte, folgten ihm wohl eine Zeitlang.

Endlich gingen die Häuser aus, der Lärm der Hüttenwerke drang durch die Nacht, wie ein riesiger Brand zuckten die feurigen Lohen zum Firmament; den Weg weithin beleuchtend, rollten die blutroten, von innen heraus erglühenden Dämpfe über die in ihrem grellen Schein schwarz hineinragenden Hütten, Hallen und Schloten.

Andreas brachte dieser Anblick etwas zur Besinnung. Er blieb stehen, wie gebannt von dem düster prächtigen Anblick.

Es kam ihm vor, als stünde die ganze Welt in Flammen und die Millionen Arme, von denen Strehlen gesprochen, schürten unablässig. Wohin er blickte, Glut! Hei, wie das brannte! Das ganze Werk, die ganze Stadt mit dem Erdmannshaus, mit Gilde und ihrem Buhlen! In ihm selbst brannte es, in seinen Eingeweiden, auf seinen glühenden Wangen, und heißer Dampf versengte sein Gehirn! Er lachte hell auf und drehte sich im Kreise. Flammen überall, in ihm, außer ihm! Alles mußte verbrennen, auch sein Elend, seine Schande! Plötzlich griff er sich an die Stirn und rannte wie ein Rasender den Flammen zu, oft strauchelte er und richtete sich schmutzbesudelt wieder auf. Er achtete es nicht. Keuchend, schweißtriefend stand er auf einmal vor der Schmiede. Das Wohnzimmer zu ebener Erde war erleuchtet. Er blickte hinein.

Von der Lampe Schein getroffen, lag Monis ergrautes Haupt auf dem Tische, die Hände waren zum Gebet gefaltet. Der Schlaf hatte sie überrascht. Der Anblick erweckte ihn aus seinem fürchterlichen Traume. Sie lebt, sein Haus stand noch. Und er — er griff sich an die nasse Stirn, er sah herab auf seine beschmutzte Kleidung — er war wohl betrunken! Er, der Schmied Erdmann, von Branntwein trunken! Er sank in die Knie und verbarg sein Antlitz in den Händen vor Scham. Plötzlich erhob er sich und pochte an das Fenster. Moni fuhr erschreckt auf, einen Schrei ausstoßend.

„Ich bin's," rief er, „öffne!"

Er wischte den Schmutz von seinen Kleidern, ordnete mit den Fingern den verzerrten Bart, das zerzauste Haar. Wie ein Kind, das die Rute fürchtet, suchte er alle Spuren seines Zustandes zu verbergen. Moni öffnete und wollte ihm, von der peinlichen Angst über sein langes Ausbleiben erlöst, in ihrer Freude um den Hals fallen.

Doch wie vor etwas Entsetzlichem scheute sie zurück. Der Geruch des Branntweins, die unsichere Haltung Andreas' verrieten ihr alles! Sie ging in das erleuchtete Zimmer und betrachtete, zitternd an allen Gliedern, die beschmutzte, wankende Gestalt ihres Mannes.

„Andreas! Nur das nicht!" schrie sie auf und sank in den Sessel. Er aber, der riesige Mann, fiel vor ihr auf die Knie und barg sein Haupt in ihren Schoß.

„Verzeih," stammelte er, „ich that's in der Verzweiflung. Gilde ist eine Verlorene!"

Das war ein Stich in das Mutterherz, es zuckte zusammen und die Hand griff nach der Wunde. Doch ein Blick auf den durchsichtigen Scheitel in ihrem Schoße ließ sie ihren wilden Schmerz unterdrücken; sie beugte sich auf ihn herab und küßte ihn und netzte ihn mit ihren heißen Mutterthränen.

Die Oellampe erlosch mit einem schluchzenden Ton, wie der letzte Seufzer eines Sterbenden. Der Feuerschein, der von draußen hereinfiel, übergoß das in sich versunkene Paar mit roten Gluten.

Kapitel IX.

Strehlen und Sixtus kamen den anderen Tag nicht, wie sie versprochen hatten. Andreas war froh darüber. Ehe noch der Tag anbrach, war er schon bei der Arbeit. Eine finstere Wolke lag auf seiner Stirn. Er konnte niemand in die Augen sehen, und als Valentin sich entschuldigte, er habe sich bei Schwarz etwas lange verhalten, die so viel Teilnahme zeigten, und sei darüber zu spät zu Sixtus gekommen, gab er ihm gar keine Antwort. Da er von dem gestrigen Zustande des Vaters

keine Ahnung hatte, er lag schon längst im Bette, als dieser heimkam, schob er das finstere, scheue Wesen des Vaters auf das Unglück mit Gilde, das ja auch ihn schwer bedrückte; er hätte gern Näheres erfahren, wagte aber nicht zu fragen. Fevi wußte keinen Aufschluß zu geben, dafür aber vom Herzen kommenden Trost. Sie schien ihrem ganzen Aussehen nach, das seine frühere Frische und Jugendlichkeit wieder erlangt, von ihrer Herzenskrankheit geheilt zu sein. Und was Valentin besonders freute, er traf sie wieder wie früher im einfachen Arbeitskleide in der Bäckerei beschäftigt, das schien ihm das sicherste Zeichen der Heilung; er vergaß darüber fast den Zweck seines Herkommens.

„Siehst du," sagte er zu ihr, „daß ‚sie' dir den rechten Weg gezeigt; ja, sie läßt niemand im Stich, der an sie glaubt, wenn's auch oft lange dauert, bis man ihre Hilfe merkt."

Fevi verstand den traurigen Blick, der sie bei den letzten Worten aus den treuen Augen Valentins traf.

„Wenn's noch solange dauert, man muß nur Geduld haben und festes Vertrauen, dann kommt's doch, wie man sich's gedacht." Sie drückte die Hand Valentins, der in diesen Worten die Verheißung des künftigen Glückes hörte, das er so oft erbeten von der Madonna in der kleinen Seitenkapelle. Kein Wunder, wenn ihm heute alles leichter vorkam und es ihm doppelt wehe that, dem Vater gar nicht helfen zu können. Daß es bittere Scham war über seine gestrige Aufführung, die dem Vater die Augen niederdrückte, ahnte er wohl nicht. Moni sprach kein Wort darüber und gab sich alle Mühe, in ihrem ganzen Benehmen nicht den geringsten Vorwurf merken zu lassen.

Ein Brief von Gilde war in der Frühe angekommen. Sie öffnete ihn mit zitternden Händen.

„Verzeiht meine Flucht, Ihr habt mich ja dazu gezwungen. Ich bin fest entschlossen, mir eine meinen Kenntnissen entsprechende Lebensstellung zu suchen und so der Hand meines geliebten Sergius, unter dessen männlichem Schutz ich mich befinde, würdig zu werden. Sergius ist ein Edelmann und ich bin noch immer Eure Gilde, die dem Vater keine Schande machen wird, wenn er es nicht selbst thut durch unbedachtes, gewaltsames Benehmen wie gestern vor dem Theater. Halte ihn davon ab, liebe Mutter, es führt zu nichts Gutem, und ich lasse mich durch nichts abbringen von meinem Plan.

Es küßt Dich Deine Gilde."

Es sprach aus diesen Zeilen eine Charakterfestigkeit, die sie etwas beruhigte. Eine Verlorene, wie der Vater meinte, war sie sicherlich noch nicht. Sie hoffte, mit diesem Briefe auch diesen etwas zu beruhigen, und las ihm denselben vor.

Er rief offenbar in dem Schmied verschiedene Gefühle wach. Einerseits konnte er die ruhige Entschlossenheit, die aus den kurzen, festen Worten sprach, nicht leugnen, das war nicht die Sprache eines leichtsinnigen Mädchens, das nur dem Genuß nachläuft, darin lag volle Kampfbereitschaft; anderseits verletzte ihn die scharfe Beurteilung seines gestrigen Auftretens tief, um so tiefer, je mehr er die Berechtigung dieses Vorwurfes einsah. Er hatte sich wirklich erbärmlich benommen, nicht nur aus sittlicher Entrüstung über Gilde, sondern mehr noch, weil er angetrunken war, und heute wird sich sein Sohn Sixtus noch erbärmlicher benehmen, mit seiner Billigung. Siedend heiß stieg es ihm auf beim Anhören des Briefes. Er fühlte sein ganzes Unrecht, wie er selbst die Sache mit Gilde durch seine Hitze auf die Spitze trieb. Aber jetzt konnte er nicht mehr zurück, sein unseliger Eigensinn ließ ihm das als Schande erscheinen. So wußte er sich denn nicht anders zu helfen, als sich von neuem in eine Wut gegen Sergius hineinzureden, der an allem Unglück schuld sei und gezüchtigt werden müsse. Das, was die Gilde von ihm schreibe, sei alles dummes Geschwätz eines verliebten Mädels, dem der Graf den Kopf verrückt, er denke gar nicht ans Heiraten. Man müsse die Rache mit einem Gewaltstreich enden und Gilde wider ihren Willen aus dem Netze des Verführers befreien. Sixtus sei derselben Ansicht und habe vielleicht den Gewaltstreich schon vollführt.

Moni erschrak. Was konnten sie gestern beschlossen haben? Wenn Andreas in seinem trunkenen, aufgeregten Zustande am Ende den Sixtus zu einer unseligen That aufgereizt hätte, die er heute im nüchternen Zustande selbst nicht mehr billigen könne? Sie bat vergebens um näheren Aufschluß, die Ungewißheit vergrößerte noch ihre Besorgnis.

Nachmittags kam Strehlen — allein! Er traf keine freundlichen Gesichter. Andreas war viel zu natürlich, um nicht ein peinliches Gefühl bei seinem Anblick zu verraten. Der ganze gestrige Tag erschien ihm ja wie ein wüster Traum, aus dem er, Gott sei Dank, erwacht. Strehlens Anblick stellten ihm alle häßlichen Szenen von gestern wieder vor Augen. Moni, der sich der Journalist in liebenswürdigster Weise vorstellte, empfand eine instinktive Abneigung gegen diesen Menschen, die sich noch steigerte, als sie erfuhr, daß er der Genosse, wahrscheinlich der Anstifter der gestrigen Ausschweifung ihres Mannes war. Dies alles schien Strehlen nicht aus der Fassung zu bringen. Auf die gespannte Frage des Schmiedes nach Sixtus, der doch versprochen habe, mitzukommen, teilte ihm Strehlen mit einer lächelnden Miene mit, es sei alles so gekommen, wie er erwartet, das käme davon, wenn man auf seinen Rat nicht höre.

Andreas wurde unwohl bei dieser Einleitung, die schlimme Nachrichten verhieß.

„Der Racheplan ist kläglich mißlungen," erzählte Strehlen. „Sixtus suchte den jungen Grafen in einem Caféhause auf, wo die Herren Offiziere gewöhnlich verkehren, er war richtig dort. Sixtus trat an seinen Tisch, wo er mit einigen Kameraden Karten spielte, und wollte dem Ahnungslosen einen Schlag in das Gesicht versetzen. Es wäre ihm auch gelungen, Graf Sergius war eifrig im Spiel vertieft, aber einem Kameraden, der dem Spiele zusah, fiel das aufgeregte Wesen des eilig hereinkommenden Sixtus auf, er witterte etwas, parierte den Schlag und packte ihn. Großer Aufruhr im Lokal natürlich! Das Ende, wie ich voraus gesagt, daß man einen Gendarmen holte und Sixtus, übel zugerichtet, arretierte. Der Schlag, der den Grafen unmöglich machen sollte, machte ihn für alle Zeiten in der Gesellschaft unmöglich und der Graf lachte ihn aus. Es wird ihm einige Tage Gefängnis kosten."

Strehlen konnte eine gewisse Genugthuung, so richtig prophezeit zu haben, nur schwer verbergen, vielleicht hatte er auch noch andere Gründe, sich über den Ausgang zu freuen.

Auf Andreas machte diese Nachricht einen vernichtenden Eindruck. Die guten Geister hatten in seinem Innern wieder die Oberhand gewonnen, er empfand die tiefste Reue über sein gestriges Benehmen; er sah sehr wohl ein, daß sein Zorn ihn zu weit geführt. Aber jetzt bei dieser Nachricht stürmten wieder von neuem die Dämonen der Rachsucht, des Hasses auf ihn ein. Sixtus, der doch von ihm selbst zu dieser unüberlegten That getrieben ward, war öffentlich blamiert; Sergius, der Unglücksstifter, triumphierte, verlachte ihn! Das konnte er nicht verwinden. So war er denn wirklich machtlos diesem Menschen gegenüber und mußte sein Kind mit sehenden Augen ins Verderben ziehen sehen?

Ein bittrer Groll gegen die ganze Gesellschaft stieg in ihm empor, die solches Unrecht duldet und die zündenden Worte Strehlens von gestern klangen wieder an sein Ohr.

Als dieser ihn an sein Versprechen erinnerte, ihn in der Fabrik herumzuführen, weigerte er sich nicht, wie er zuerst sich vorgenommen. Strehlen interessierte alles. Er knüpfte mit den Arbeitern harmlose Gespräche an, die ihn um seiner genauen Kenntnisse willen für einen Sachverständigen hielten, fragte nach ihren Löhnen, nach ihrer Arbeitszeit, nach ihren Wohnverhältnissen und Familien. Er wußte durch scheinbar unverfängliche Fragen die Leute auf ihre Zufriedenheit und Unzufriedenheit zu prüfen; wo erstere sich zeigte — es war zu seiner Freude auffallend selten — drückte er seine Verwunderung aus über die Genügsamkeit der Betreffenden, „so tüchtige Leute könnten doch mehr fordern"; wo letztere, da glitt ein bitterer, weltschmerzlicher Zug über sein schönes Antlitz und ein „Schändlich", „Unverantwortlich", „Arme Leute" kam über seine Lippen; oder sein ausdrucksvolles Auge richtete sich gegen den Himmel, wie um von dort Hilfe für die Armen zu erflehen. Besonders im Hüttenwerk oben hatte er zu letzterem reichliche Gelegenheit. Da war die Unzufriedenheit eine unverhehlte und machte sich in den derbsten Ausdrücken gegen die Direktion und die Gesellschaft Luft. Da mußte denn

auch er derber heraus mit seinen Ansichten; der Boden brauchte hier keine Sonde, er sah bis auf den tiefsten Grund. Während er eben mit einigen Heizern, die bei den Flammöfen beschäftigt waren, in eifrigem Gespräche begriffen war und sich, wie es schien, die Einrichtung der Oefen erklären ließ, unterhielt sich Andreas mit einem Aufseher über geschäftliche Dinge. Strehlen benutzte diese Gelegenheit und drückte im geheimen einem der Arbeiter ein Zeitungsblatt in die Hand.

„Vorsicht!“ lispelte er ihm zu, der nickte verständnisinnig; er wußte wohl, um was es sich handle.

„Ihr werdet darin manches finden, was Ihr einmal brauchen könnt. Gebt es weiter, wenn Ihr es gelesen habt.“

Andreas bemerkte davon nichts. Strehlen drängte weiter und fand noch oft auf seinem Rundgang die gleiche Gelegenheit. Mit zufriedener Miene, in der heitersten Laune kehrte er in Andreas' Haus zurück. Als er sich mit herzlichem Dank empfahl und sein baldiges Wiederkommen mit Sixtus versprach, zögerte er einen Augenblick — seine rechte Hand ruhte in der Brusttasche, als wollte sie etwas herausziehen — plötzlich zog er sie zurück, mit einem forschenden Blick auf den Schmied, und ging.

Die nächsten Tage verflossen in stetiger, ruhiger Arbeit; nur Andreas ging es nicht mehr so von der Hand. Er stand oft, die längste Zeit grübelnd, in der Werkstatt, ohne einen Schlag zu führen, und was Valentin an Andreas am meisten in Erstannen setzte — kaum war Feierabend, begab er sich, wenn auch nur auf kurze Zeit, in die Arbeiterkneipe hinüber, die in der Fabrik selbst, von der Gesellschaft aus, gehalten wurde, „um auf eine Stunde wenigstens seines Kummers ledig zu werden,“ sagte er der ihn schüchtern zur Rede stellenden Moni. Diese schrieb auch das dem bösen Einfluß dieses verdächtigen Strehlen zu und teilte diese ihre Meinung Valentin mit, der bei dem letzten Besuch desselben gerade abwesend war. Dieser hatte bereits in der Fabrik manche Nachfrage nach diesem sonderbaren Fremden vernommen, den sein Vater dort eingeführt, und sein natürliches Gefühl gab ihm ein, daß es damit eine besondere Bewandtnis haben müsse. Was wollte dieser Mann, der doch der ganzen Schilderung nach kein Arbeiter war, da außen? Er beschloß, auf der Hut zu sein und ihn zu beobachten.

Einige Tage darauf kam er mit Sixtus. Andreas und Moni erschraken über das Aussehen des letzteren. Diese eingefallenen gelben Wangen, die tief liegenden von dunklen Rändern umgebenen Augen! Die Gefängnisluft allein konnte das nicht bewirken; es war, als ob in seinem Innern ein alles verdorrendes Feuer brenne. Und das brannte auch, das Feuer des Hasses, den er gegen die ganze menschliche Gesellschaft empfand, das Feuer des Neides, der Mißgunst, gekränkten Ehrgeizes! Das höhlte seine Wangen, machte seinen Blick fiebern. Die Folgen seines unüberlegten Angriffes auf Sergius waren für ihn sehr schlimm. Das Korps sprach perpetuelle Dimission aus auf die Beschwerden des Grafen; Doktor Stöhr entließ den öffentlich Blamierten aus seiner Kanzlei. Er stand verlassen, brotlos da, und hätte ihm sein Freund Strehlen nicht das großmütige Anerbieten gemacht, vorderhand für ihn zu sorgen, er hätte wieder zum Vater zurückgemußt oder zu Hacke und Schaufel greifen müssen.

Von jetzt ab war er ein gefügiges Werkzeug Strehlens, des litterarischen Proletariers, der an dem Staat, dessen Einrichtung und Gewalten er haßte in der Meinung, von ihm in seiner Existenz betrogen worden zu sein, am empfindlichsten durch heimliche Angriffe auf die Gesellschaft sich rächen zu können glaubte.

Sixtus fühlte sich ja in demselben Falle. Jetzt war er im vollsten Sinne des Wortes ein Genosse Strehlens.

Das Gift, von dem er voll war, versäumte er nicht, auch in die Brust des Vaters zu träufeln, bei dem in umgekehrter Weise der Groll auf die Gesellschaft in Groll gegen den Staat sich verwandelte. Auf verschiedenen Wegen näherten sich beide erschreckend rasch dem gemeinsamen Ziele. Die Umgänge in der Fabrik wiederholten sich. Sixtus und Strehlen wurden immer vertraulicher mit den Arbeitern, man begrüßte sie von allen Seiten mit heimlichen Blicken.

Der „Alarm“ hatte die weiteste Verbreitung gefunden. Den Aufsehern und Beamten waren diese beiden etwas abgerissen aussehenden Individuen lange aufgefallen; doch die Auskunft, die sie erhielten, der eine sei der Sohn des Werkmeisters Erdmann, lenkte ihre Aufmerksamkeit wieder ab, da war ja nichts Auffallendes daran.

Andreas verlor durch diese Besuche viele Stunden Arbeit, auch konnte er es nicht vermeiden, mit den beiden hier und da ein Gläschen Absinth in der Konsumkneipe einzunehmen.

Was ihn jetzt am meisten auseinanderbrachte, das waren die höhnischen Redensarten, die über „die eiserne Gräfin“, deren Flucht kein Geheimnis blieb, in der Fabrik umhergingen. Einmal kam es zu einer ernstlichen Rauferei in der Kneipe, wobei Erdmann seine mächtigen Fäuste derart spielen ließ, daß es einige Verwundete gab, und die Nachricht davon bis zur Direktion kam. Ein derber Verweis mit Androhung der Entlassung waren die Folge.

Valentin fühlte von der ersten Begegnung an einen instinktiven Haß gegen Strehlen, und derselbe schien auf Gegenseitigkeit zu beruhen. Schon in ihrem Aeußeren lag ein so krasser Widerspruch, der jedem auffallen mußte, der sie nebeneinander sah.

Valentin, der jetzt in seiner Vollkraft strotzende Jüngling mit dem ehrlich offenen Blick, den derben Arbeitsfäusten, ein ideales Modell der erhaltenden, frisch sprossenden Kraft im Staate. — Strehlen mit dem schwindsüchtig verbrauchten Körper, den fiebrig glänzenden Augen, mit dem weichlich weibischen, unbeständigen Blick, den zarten nervös zitternden Händen — ein ideales Modell der Verwitterung, des schleichenden, verderblichen Fiebers im Staatskörper.

Er bat im Verein mit der Mutter Andreas, diesem Schleicher die Thür zu weisen. Das sei doch kein Umgang mit ehrlichen Arbeitern, dieser schwatzhafte Nichtsthuer, der überall umherschleicht wie das Unglück und einem nicht gerade in die Augen schauen kann. Den Sixtus habe er schon angesteckt, und nun wolle er sich auch noch an den Vater machen.

Der sonst so ruhige, etwas phlegmatische Valentin geriet in eine bei ihm unbegreifliche Wut, wenn nur der Name Strehlen genannt wurde.

Andreas dagegen verteidigte ihn energisch. Er habe ganz vernünftige Ansichten, wenn auch oft übertrieben; jedenfalls habe er ein Gefühl für seine Leiden, und an Sixtus habe er als wahrer Freund gehandelt. Kurz, die warnende Stimme seines Sohnes verhallte ungehört. Strehlen war der Hausfreund. —

Unterdessen wurde es Gilde durchaus nicht so leicht, wie sie und Sergius geglaubt, eine passende Stellung zu finden, das heißt, was sie und Sergius passend fanden.

Mit der Hände Arbeit, das ging nicht, behauptete er, für eine künftige Gräfin; zu einer Erzieherin hingegen langte die oberflächliche, größtenteils schon vergessene Errungenschaft der Pension nicht recht. Ihre letzte Hoffnung war die Bühne. Schönheit und Geist waren hier allein maßgebend, und diese beiden Eigenschaften besaß sie ja im höchsten Maße, wie sie glaubte. Auch fühlte sie das Peinliche ihrer jetzigen Stellung sehr wohl, alle Sophismen halfen ihr darüber nicht hinweg. Graf Sergius war ihr Ernährer. Sie hatte genügend Lebenserfahrung, um die daraus folgenden Konsequenzen beurteilen zu können, abgesehen davon, daß Graf Sergius nicht die Mittel besaß, dieses Verhältnis länger fortzusetzen.

Nach Hause zurückkehren, oder Mangel erleiden — lieber sterben! In den wenigen Wochen hatte sie an der Seite Sergius' das großstädtische Leben mit all seinen Reizen und Vergnügungen vollauf genossen, eigentlich erst recht kennen gelernt, eine Rückkehr aus diesem Taumelleben schien ihr unmöglich.

Sergius that alles, um ihren Wunsch betreffs der Bühne zu verwirklichen. Er wußte ja selbst, daß seine Mittel keinen Monat mehr reichen würden, den nicht geringen Aufwand Gildes zu bestreiten. Er verschaffte ihr einen alten tüchtigen Schauspieler als Lehrer, der Gilde nicht alles Talent absprach, obwohl er kein Hehl daraus machte, daß sie mehr auf ihre schöne Erscheinung als auf dieses bauen müsse.

Bereits wurde sein Vater und noch mehr sein Oberst auf dieses Verhältnis aufmerksam. Er trug es auch in seiner durch die Freiheit des Umganges immer mehr wachsenden Leidenschaft zu unbesonnen zur Schau. Warnungen wurden ihm zu teil, Androhung der Versetzung. Man glaubte von dieser Seite, Sergius

sei in die Netze einer schlauen Kurtisane gefallen, und gab sich alle Mühe, ihn wider seinen Willen daraus zu befreien.

Unter diesen Umständen mußte er sich eilen, Gilde unterzubringen. Hatte sie einmal eine Stellung an einer Bühne, lag ja die Sache anders und die Ausgaben hörten auf. Nach vielen Bemühungen gelang es ihm, einen Direktor einer der untergeordneten Bühnen der Stadt zu einem Engagement zu bewegen.

Ein Graf Sergius als Gönner, dachte der berechnende Geschäftsmann, der die Verhältnisse des jungen Mannes nicht kannte, das hat prächtige Toiletten und braucht wenig Gage; hübsch ist sie auch, das übrige wird sich finden.

Gilde trat unter dem vielversprechenden Namen „Belloni" in das Engagement und verständigte in einem Brief ihre Eltern voll Selbstbewußtsein von ihrem neuen Berufe.

(Schluß folgt.)

Der Laubausbruch der Buche.

Von

Oberförster Habenicht.

Noch ist der Wald an den Nordhängen und in den Hochlagen, wohin die erwärmenden Strahlen der Frühlingssonne nur spärlich dringen, in die schneeige Decke des Winters eingehüllt und die darunter ruhende, von Moospolstern nur hin und wieder unterbrochene Laubschicht dem spähenden Blick verschlossen, noch hat hier, wo die erstarrten Bäume aus dem festgelagerten Schnee regungslos hervorragen, kein Frühlingshauch die ersten Spuren der Vegetation wachgerufen, noch die Natur ihren Winterschlaf nicht beendigt — und schon erscheinen dort an den südlich geneigten, mit niedrigem Gesträuch lückig bedeckten Bodenstellen, wo die frühlingswarme Sonne den Schnee längst weggeschmolzen, die Erdrinde bloßgelegt und erwärmt und die in ihr schlummernden Keime hervorgelockt hat, die ersten Vorboten des Frühlings, welche verheißungsvoll die Zeit des wiedererwachten Lebens der Natur in Wald und Flur verkündigen.

Herangewachsen unter den Bäumen des Waldes, in dessen Boden und unter dessen Schirm sie eine gedeihliche Heimatsstätte fanden, und das in der Natur pulsierende Leben mit ihnen teilend, geben sie uns durch ihre Blütezeit ein Erkennungszeichen für das Aufsteigen des von den Wurzeln aufgenommenen, in die Zellen und Gefäße des Baumes und der Knospen übergeführten Nahrungssaftes, damit zugleich die erste Lebensthätigkeit des Baumes andeutend. Vermögen wir doch nur aus bestimmten äußeren Anzeichen des Pflanzenlebens auf die im Innern des Baumes vorgehenden, der Beobachtung sich entziehenden Veränderungen zu schließen, und dürfte es deshalb nicht überflüssig erscheinen, die in dieser Beziehung in Betracht kommenden, als Frühlingsboten bezeichneten, in ihrer Blütenfolge gewissermaßen eine Skala von dem Beginn der Ernährungsthätigkeit bis zum Laubausbruch der Bäume bildenden Waldpflanzen hierunter folgen zu lassen.

Da ist zuerst der allen anderen noch im Winterschlafe verharrenden Knospen und Keimen seiner Umgebung vorausgeeilte Seidelbast, Daphne mecereum, ein trotz seiner schädlichen Eigenschaften beliebter Zierstrauch des Waldes, dessen dicht zusammensitzenden rosenroten, mit dem braunen Gebüsch seltsam kontrastierenden Blüten je nach der Strenge des Winters von Anfang Februar bis Ende März sich entfalten. Bald nach ihm erhebt das liebliche Schneeglöckchen, Leucojum vernum, mit seinem schneeweißen, am Rande gelbgrün gezackten, am aufrecht stehenden grünen Stengel hängenden Glöckchen das Köpfchen aus der Erde, unbekümmert darum, ob es die vom Herbst vorsorglich über sein Keimbett gelegte Laubschicht mit dem jungen Sproß durchbohren muß, um seinen frischen Frühlingsgruß dem Menschenherzen zuzurufen. An Schönheit unter den Waldblumen vielleicht von dem Maiglöckchen, Convallaria majalis, übertroffen, wird doch keines mit lebhafterer Freude begrüßt als dieses zarte, nach den Worten des Dichters „den Frühling einläutende Schneeglöckchen". Warmer Sonnenschein läßt schon einige Tage nach dem Erscheinen der ersten Blattsprossen die Blüte aus der Blätterscheide hervortreten. Aber noch sind seine letzten Blüten nicht verwelkt, noch birgt das Gesträuch, wo es sich dichter schließt, einzelne verspätete Nachkömmlinge, so treten schon neue Geschlechter an die Stelle. Erst vereinzelt und verborgen, die Blüte kaum halb geöffnet, bald aber in größeren Trupps beisammen, sehen wir aus dem lichten Gebüsch des Waldes das an das Veilchen erinnernde Leberblümchen Hepatica triloba, dem sich hin und wieder das Windröschen, Anemone nemorosa, zugesellt, aufblühen — ein buntes Bild von Blau und Weiß auf dunklem Waldgrunde. Ihre Blütezeit erfolgt, wenn nicht durch ungewöhnliche Witterung gezeitigt oder hinausgerückt, in der Regel in der ersten Hälfte des Monats April und ist gleichsam das Signal zum Erscheinen aller noch im Schoße der Erde ruhenden Keime, sowie der in den Knospenhüllen geborgenen Blätter. Wir könnten die Reihe der frühlingverkündenden Waldpflanzen noch vervollständigen, wollten wir alle, deren Blütezeit in diese Periode fällt, aufzählen, allein für den vorliegenden Zweck genügt es, die durch ihr äußeres Wuchsverhalten für das gesamte beginnende Pflanzenleben besonders bezeichnenden, speziell der Kalkflora angehörenden Waldblumen namhaft zu machen.

Wenn wir uns die Aufgabe gestellt haben, die ersten Lebenserscheinungen des Laubholzes nach dem Winterschlafe, insbesondere die bei dem Aufbruch der Knospen, bei der Bildung der Blätter und Triebe sich vollziehenden Wandlungen mit Hilfe der nebenstehenden, nach der Natur entworfenen Zeichnungen näher ins Auge zu fassen, so darf nicht unerwähnt gelassen werden, daß die nachfolgenden Beobachtungen sich auf die Buche als die am weitesten verbreitete Holzart beziehen, um so weniger, als die verschiedenen Holzarten ungleich organisierte Knospen haben und folglich auch unter anderen Bedingungen ihren Trieb entwickeln.

Um uns die den Knospen zur Hervorbringung des neuen Stammgebildes obliegenden Arbeitsleistungen zu erklären, müssen wir uns zunächst eine Vorstellung von der Organisation der Knospe verschaffen, und wird deshalb dieser Stammteil nach seiner äußeren und inneren Beschaffenheit einer näheren Betrachtung zu unterziehen sein.

Die Knospe ist ein Vermehrungsorgan, welches sich als ein kleiner, elliptisch geformter und mit vielen Deckschuppen besetzter Ansatz an dem Stamme darstellt. Da schon aus der Endknospe des Sämlings sich ein Trieb mit Knospen entwickelt und in der Regel alle Knospen zur Bildung künftiger Triebe benutzt werden, aus den Trieben aber immer wieder neue Knospen und aus diesen wieder neue Triebe hervorgehen, so ist es erklärlich, daß mit jedem Jahre die Zahl der sich ausbildenden Triebe größer wird und demgemäß eine stetige Vermehrung des Stammes eintritt. Jeder aus dem Knospenvermehrungsorgane hervorgehende neue Stammteil gleicht innerlich wie äußerlich dem Mutterstamme, welchem er seine Entstehung verdankt.

In der Knospe ruht der Embryo zur Entwickelung eines neuen Stammgebildes so weit vorbereitet, daß Achse und Blätter des künftigen Triebes, obgleich in minimaler Größe und dicht zusammengedrängt, doch mit bloßem Auge sich genau unterscheiden lassen. Da jedoch der mit der Spitze der Achse fortwachsende Sproß die meisten Blätter erst später erzeugt, so bemerken wir nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl derselben, welche an der Achse abwechselnd so übereinander gestellt sind, daß die ersteren die folgenden regelmäßig decken. Von bleicher blaßgrüner Farbe sind diese Blätter in der Richtung der Seitennerven dicht gefaltet und mit vielen weichen Wimpern besetzt, wesentlich deshalb, damit sie im Schoße der Knospenhülle warm gebettet ruhen.

Zu ihrer Entwickelung bedarf die Knospe einer langen Zeit, denn sie wird gleichzeitig mit der Bildung der Blätter erzeugt und erreicht ihren vollständigen Ausbau erst im nächsten Frühjahr vor dem Ausbruch neuen Laubes. Ist dieselbe nun während dieser langen Dauer den verschiedensten Witterungseinflüssen ausgesetzt, so folgt, daß sie ebensowohl gegen die Hitze des Sommers als gegen die Kälte des Winters, außerdem aber noch gegen Regen, Schnee, Hagel und Eis geschützt

sein muß, wenn anders die äußerst empfindlichen Teile des jungen Triebes lebensfähig erhalten bleiben sollen. Daß das in der That der Fall ist, zeigt die außerordentliche Ausrüstung der Knospe, zu deren Umhüllung 25 bis 30 meist trockenhäutige Schuppen dienen, die wie die Ziegel eines Daches dicht und fest übereinander liegen und den im Innern eingeschlossenen Stammembryo gegen alle Unbilden schützen. Von den atmosphärischen Einwirkungen abgesehen, ist diese Sicherheit auch insofern geboten, als der junge Trieb mancherlei anderen, namentlich durch Tiere verursachten Beschädigungen ausgesetzt sein würde, in welcher Hinsicht auch die braune borkenähnliche Färbung der Knospenhülle jedenfalls nicht ohne Bedeutung ist, die z. B. bei Bergahorn aus grünen, bei Eschen aus schwarzen Schuppen besteht und darum auch viel eher in die Augen der Insekten fallen muß.

Lösen wir die Deckschuppen eine nach der anderen von der Knospe ab, so werden wir wahrnehmen, daß die äußeren Schuppen braun, chlorophyllos und am Grunde nur etwas bewimpert sind, wobei die ersteren, in der Entwickelung zurückgebliebenen, an der Basis der Knospe gedrängter stehen als die folgenden, daß dagegen, je mehr wir uns dem Mittelpunkte nähern, die Schuppen allmählich zarter und weicher werden, auch durch eine bleiche, blaßgrüne, den jungen Laubblättern ähnliche Farbe, sowie durch eine reichere Bewimperung sich von den äußeren unterscheiden. Sind wir so bis zu dem ersten Laubblatt vorgedrungen, dessen blattähnliche Form und weißbewimperter Rand sofort ins Auge fallen, so ist es leicht, auch die übrigen Blätter, von welchen jedes einzelne wieder durch Hüllschuppen von dem vorhergehenden getrennt ist, loszulösen. Bei fortgesetzter Abtrennung der Hüllschuppen sind wir im stande, aus der Knospe 5—6 deutlich erkennbare, eiförmig gestaltete Laubblättchen samt der Achse mit dem feinen, büschelig erscheinenden Endtriebe freizulegen. Mit der Erzeugungskraft ausgestattet, den jungen Trieb bis zu seiner vollen Entwickelung auszugestalten, bildet letzterer die Vegetationsspitze der mit den Blättern besetzten Achse.

Die Knospen unserer Laubhölzer entspringen bekanntlich aus den Blattwinkeln der Aeste und Gipfel. Dieser Stellung entsprechend werden nun die aus den Blattwinkeln der Aeste hervorgehenden Triebe Seitentriebe oder auch Aeste, die aus dem Gipfel zur Verlängerung des Stammes oder der Aeste sich bildenden Triebe Gipfeltriebe genannt. Eine Uebereinstimmung der Aeste mit der Stellung der Blätter darf daraus jedoch nicht gefolgert werden, weil häufig Unregelmäßigkeiten dadurch eintreten, daß nicht jedes Blatt eine Knospe birgt und ebensowenig jede Knospe einen Trieb hervorbringt. Hinsichtlich der Verbindung der Knospen mit dem Aste bleibt noch zu erwähnen, daß jene nicht unmittelbar aufsitzen, sondern durch einen kurzen, etwas höckerigen Ansatz mit dem Aste verbunden sind, wogegen die Gipfelknospen auf einer ebenfalls höckerigen, aber verlängerten Fortsetzung des Triebes haften.

Fig. 1 stellt eine Knospe im Ruhezustande, Fig. 2 eine ebensolche mit freigelegtem Sproß dar. In dem Ruhezustande beharrt die Knospe so lange, bis Sonnenlicht und Wärme, diese beiden treibenden Faktoren, die Lebensthätigkeit des Baumes erwecken, d. h. die Wurzeln und Gefäße zum Aufsaugen der Flüssigkeiten anregen, wobei der Druck des Nährstromes stark genug ist, um bis zu dem höchsten Gipfel eines Baumes zu dringen und die kleinste Knospe zum Schwellen zu bringen.

Fig. 1. Fig. 2.

Von dem Moment des Schwellens ab beginnen die Knospenorgane eine rege Thätigkeit. Die Achse streckt und erweitert sich und nötigt dadurch die Knospenhülle zur Längenausdehnung, mit der Achse rücken die aufsitzenden Blätter auseinander, um ihrer weiteren Ausformung obzuliegen, wobei sie die Seitenwände der Hülle nach außen drücken; aus dem Endtriebe entwickeln sich inzwischen neue Blattgebilde zu den vorhandenen, welche sich während dieses Vorganges intensiver mit Chlorophyll färben.

Mit diesen inneren Veränderungen lockern und weiten sich gleichzeitig die an Umfang in demselben Verhältnis wie jene zunehmenden Deckschuppen, um ihre Schützlinge, die jungen Triebblätter, nicht vor der Zeit der freien Luft auszusetzen. Die Erweiterung der Deckschuppen tritt hauptsächlich an ihrer Basis ein, soweit der untere bedeckte, mehr blattartige Teil der Schuppe reicht, der obere trockenhäutige Teil partizipiert an dem Wachstum dagegen fast gar nicht. Jedoch wohnt

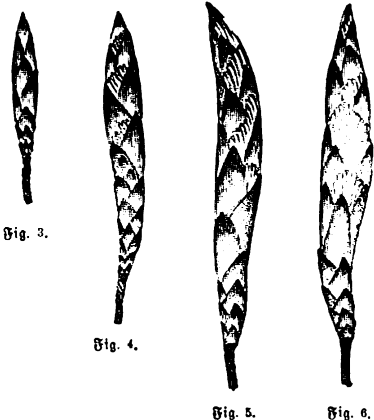


Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5. Fig. 6.

nicht allen Deckschuppen die Eigenschaft des Mitwachsens in gleichem Grade bei, denn während wir an den oberen, etwa von der dritten bis vierten Schuppe an eine ziemlich beträchtliche Ausdehnung nach der Spitze hin bemerken, zeigen die unteren Schuppen selbst bis zum Ausbruch der Blätter nur eine mäßige Vergrößerung. Der Grund dafür ist darin zu sehen, daß den äußersten Deckblättchen die Wachstumsfähigkeit fehlt, da sie durch nichts geschützt waren. Aber gerade deshalb mußten noch andere Hüllblättchen folgen, die mit dem Pfleglinge fortwachsend die Aufgabe des Schützens besser erfüllen konnten.

Um die in der Knospe enthaltenen Organe weiter auszubilden, ist dieselbe mit einer Reservenahrung versehen, welche teils im jungen Triebe selbst, teils in den ihn umgebenden Hüllschuppen, teils auch in der Nachbarschaft des Mutterstammes aufgespeichert liegt. Von dieser Substanz müssen die Organe so lange zehren, bis die Blätter ausgewachsen und im stande sind, die Stoffverarbeitung selbst zu übernehmen.

Durch die den Blättern obliegende Assimilation des Nahrungssaftes, Umwandlung unorganischer in organische Stoffe, wird das ganze Leben und Wachstum der Pflanzen bedingt.

Die Figuren 3—6 veranschaulichen Knospen in angeschwelltem Zustande.

Vergleichen wir die Knospe im Ruhezustande mit der geschwellten kurz vor dem Laubausbruch, so fällt ebensowohl der gestreckte Bau und Umfang als die Ausdehnung der Hüllschuppen ins Auge. Wir finden eine Erklärung dafür in der fortschreitenden Verlängerung der Achse, aus deren Endspitze sich immerfort neue Blattgebilde loslösen, in der immer weiteren Ausgestaltung der vorhandenen und der fort und fort hinzutretenden Blätter, sowie in der Fähigkeit der Deckschuppen, sich bis zu einem gewissen Punkte in demselben Maße auszudehnen, wie die innern Organe an Umfang zunehmen. Das Wachstum der Deckschuppen ist erst zu Ende, sobald die Lebensquelle derselben versiegt, der Vorrat an Reservenahrung verzehrt ist, in welchem Falle die jungen Blätter sofort die Hülle durchbrechen, anfangs nur mit dem durch Wimpern geschützten Rande, bis nach und nach die ganze Blattfläche zum Vorschein kommt. Es wird in dieser Weise ein Stück nach dem anderen vorgeschoben, um das Blatt an den freien Stand, je nach der Temperatur, bald rascher, bald langsamer zu gewöhnen.

Die die Hülle zuerst verlassenden Blätter sind in der Regel am weitesten ausgeformt, erreichen auch die normale Größe am frühesten, während die später erscheinenden, von dem oberen Teile der Achse ausgehenden und von den Hüllschuppen nur kurze Zeit beschützten Blätter beim Heraustreten sich meist noch im Anfangsstadium ihrer Ausbildung befinden. Erst nachdem 4—5 Blattpaare ausgebrochen sind, tritt auch das zu unterst der Achse befindliche, von den Hüllschuppen am längsten eingeschlossene Blattpaar heraus, ohne sich aber in dem Maße wie die vorangegangenen zu ent-

wickeln. Der Grund für diese Erscheinung ist zweifellos auch hier in der Entwickelungsperiode der Knospe zu suchen, da ihre Schuppen einen Mantel bilden, der nicht mitwachsen konnte, die Schutzbefohlenen daher bei früherem Heraustreten der ungewohnten sonnigen oder auch rauhen Außenwelt preisgegeben sein würden.

Bei Beobachtung des Blattausbruchs können wir die Wahrnehmung machen, daß innerhalb des Waldes die Knospen der nicht weit über der Erde sich erhebenden Zweige mindestens um einige Tage früher die Blätter entfalten, als die Kronen der Bäume, ein Umstand, welcher einesteils in dem Schutze gegen rauhe und kalte Winde, anderenteils in der wärmeren Temperatur im Innern des Waldes vermöge der größeren Nähe der wärmeausstrahlenden Erdoberfläche eine Erklärung findet. Betrachten wir nun den Blattausbruch einer Knospe, so zeigt sich, daß die Blätter weder gleichzeitig noch in bestimmter Reihenfolge heraustreten, sondern daß die Mittelblätter der Achse zuerst aus ihrer Hülle scheiden und nach ihnen die am meisten entwickelten, sei es nun in der Richtung nach aufwärts oder nach abwärts, so also, daß die Blattentfaltung von der Mitte ausgeht und von hier aus sich nach oben und unten fortpflanzt.

War schon angedeutet, daß das Blatt in der Knospe mit vielen Wimpern besetzt ist, so muß noch hervorgehoben werden, daß diese einige Zeit nach dem Laubausbruch verschwinden, bis dahin aber teils zum erwärmenden Schutze dienen, teils ähnlich wie die Blätter durch Einsaugung der Flüssigkeiten funktionieren, teils auch wohl eine allzu schnelle Ausdünstung der saftreichen, aber noch äußerst zarten Blätter so lange verhindern, bis diese lederartiger geworden sind.

Die im Schoße der Knospenhülle eingebetteten Blätter sind bei dem für ihre Entwickelung sehr beschränkten Raume in eine mit den Seitennerven des Blattes korrespondierende Faltenlage gebracht, welche die denkbar kleinste Ausdehnung einnimmt — eine Einrichtung, die unwillkürlich an einen zusammengeschlagenen Fächer erinnert. Infolge dieser Faltenlage erscheint der Rand des Blattes nach dem Heraustreten aus der Hülle anfangs gekerbt, später, nachdem die Falten des Blattes sich etwas verflacht haben, mehrenteils gebuchtet und erst nach vollständiger Entwickelung desselben ganzrandig, wie bei dem normalen Blatt. Es leuchtet ein, daß die Blattentfaltung nur dadurch möglich werden kann, daß die Blattachse sich verlängert und so die ursprünglich nahegelegenen Blattrippen mehr und mehr voneinander entfernt werden, wodurch eben erst die Ausspannung des Blattgewebes zustandekommt.

Das Wachstum der Blätter nimmt in gleichem Verhältnis mit der Temperatur zu und ab, und es macht dabei Tag- oder Nachtzeit keinen wesentlichen Unterschied.

Die mit den Blättern an demselben Punkte haftenden und gleich diesen mit der Längenausdehnung der Achse auseinander gerückten Hüllschuppen schrumpfen nach dem Ausbrechen des von ihnen versorgten Blattes zusammen und sitzen wie braune, bandförmige Flattern an dem jungen Triebe,


Fig. 7.


Fig. 8.

um über kurz oder lang zu Boden zu fallen. Sie haben die ihnen obliegende Aufgabe, den zarten Sproß gegen schädliche Witterungseinflüsse und sonstige Gefahren zu schützen, ferner die Organe desselben während ihrer Entwickelungsdauer mit der nötigen Nahrung zu ihrer Ausgestaltung zu versorgen, erfüllt und bedecken nun zu Milliarden — ein willkommenes Material für den Nestbau mancher Waldsänger — den Boden des Buchenwaldes.

Die Figuren 7—9 zeigen den ersten Ausbruch der Blätter.

Bei näherer Betrachtung des Blattes bemerken wir auf der von Chlorophyll durchdrungenen Fläche desselben zunächst einen vom Stiel nach der Spitze sich erstreckenden Haupt- oder Mittelnerv, von dem aus sodann nach beiden Seiten eine Anzahl schwächerer, durch ein die Assimilation bewirkendes feines netzartiges Gewebe miteinander verbundener Nerven nach dem Rande des Blattes hinauslaufen.


Fig. 9.

Als Träger der Blattfläche sind diese Nerven zugleich die Kanäle, welche die Zu- und Ausfuhr der Nahrungssäfte nach den zwischen ihnen liegenden Zellen und Gefäßen vermitteln und nehmen insofern eine wichtige Stelle im Wachstum der Pflanze ein. Als Zuleitungskanal der Säfte vom Stamme nach den Blättern, insbesondere nach den Blattnerven, dient das die Fortsetzung des Mittelnervs bildende, aus dem Stamme hervorgehende Röhrensystem, welches wir Blattstiel nennen.

Wenden wir uns wieder der Entwickelung des jungen Stammgebildes zu. So lange die Sproßspitze noch von Hüllschuppen eingeschlossen ist, wächst auch der junge Trieb fort, indem dessen Achse sich immer weiter vorschiebt und mit neuen Blättern besetzt, wenn diese auch infolge des frühzeitigen Erscheinens im Anfange den zuerst entfalteten an Umfang erheblich nachstehen. Erst nachdem die Hüllschuppen bis zu den letzten Blattgebilden sich losgelöst und in vertrocknete Anhängsel umgewandelt haben, nachdem an Stelle der wachsenden Endspitze ein kleines, die Reihenfolge der Blätter abschließendes Blättchen getreten ist, kann der Trieb als beendigt angesehen werden. Sein Wachstum ist damit übrigens nicht abgeschlossen, dieses dauert vielmehr so lange fort, bis die Achse des Triebes verholzt ist, die Blätter zu ihrer natürlichen Größe sich ausgeformt haben und gleichzeitig die Ansätze neuer Knospen in den Blattwinkeln erfolgt sind.


Fig. 10.

Der in verhältnismäßig kurzer Zeit erwachsene Trieb verlangt zu seiner vollständigen Ausgestaltung, Reife und Verholzung eine weit in den Sommer reichende Dauer. Welche Ausdehnung derselbe erreicht, hängt von mancherlei Umständen ab: Witterungsverhältnisse, Bodenzustand und Alter des Mutterstammes können bei Voraussetzung günstigen Zusammenwirkens denselben bis zu 1 m Länge heranwachsen lassen, wie sie andernfalls wieder 20 bis 30 cm lange Triebe und diese ohne Frage in weit größerer Anzahl hervorbringen.

Die Zeit vom Schwellen der Knospe bis zum Laubausbruch ist von der Temperatur des Frühlings abhängig; reichen für gewöhnlich 8—14 Tage, so kann diese Zeit sich verdoppeln, wenn milde Witterung in andauernd rauhe und kalte umsetzt.

In den Figuren 10 und 11 sind die entwickelten Triebe im ersten Stadium dargestellt.

Nachdem bis dahin die Knospe mit dem Knospentriebe Gegenstand der Erörterung war, erübrigt noch, uns die Verwandlungen kurz zu vergegenwärtigen, welche der Wald in dieser, seine Blattentfaltung umfassenden Periode darbietet. Richten wir zu diesem Zweck unseren Blick in die Laubholzberge — sofern in deren Nähe zu wohnen uns vergönnt ist —, so werden wir wahrnehmen, wie mit dem Beginn des Frühlings das knospenbraune Kronendach des Waldes unmerklich in eine violette Färbung übergeht, die sich allmählich mehr und mehr aufhellt, wenn zwischen den braunen Schuppen der Knospen die jungen Blätter hervortreten, wie hiernach erst an dem einen, dann an dem anderen Punkte ein grüner Zweig oder Baum auftaucht, wie bald darauf die frischbelaubten Zweige und Bäume an immer mehr Stellen erscheinen, einen Schimmer auf dem violetten Grunde verbreitend, als ob ein grüner Schleier darüber gezogen sei, wie dann derselbe um so intensiver wird, je mehr ihn die belaubten Kronen durchbrechen und je dichter Baum an Baum ergrünen, bis endlich diese alle zu einem Laubdach sich gewölbt haben und nun der Wald in seiner vollen Frühlingsherrlichkeit, in seinem ganzen Blätterschmucke vor uns erscheint.



Fig. 11.

Wie und wo uns auch der Frühling entgegentritt, nirgends wird das neuerwachte Naturleben in uns lebhafter zum Ausdruck kommen, als beim Anblick eines grüngewordenen, berg- und thalbedeckenden, in sonnenhellem Licht erglänzenden Buchenwaldes.

Die französische Revolution.

Von

Gottlob Egelhaaf.

Die Franzosen schicken sich heute an, das Jubiläum ihrer „großen" Revolution zu begehen, welche vor hundert Jahren ihren Anfang genommen hat und ohne Frage zu denjenigen Ereignissen der Geschichte gehört, welche das ganze Leben der französischen Nation und weiterhin den politischen, moralischen und gesellschaftlichen Zustand von Europa umgestaltet haben. Die Feier wird freilich von keinem einigen Volke begangen werden. Die Partei, welche in dem vor einem Jahrhundert erfolgten Bruch zwischen Königtum und Volk die Quelle alles Unheils erblickt, von dem Frankreich seither getroffen worden ist, erhebt sich in berechtigtem Abscheu gegen den Versuch, den 1793 verübten Königsmord angesichts der Lehren der Geschichte aufs neue zu verherrlichen oder doch zu beschönigen, wie dies noch im September 1888 durch keinen geringeren als den Minister Lockroy bei der Enthüllung der Bildsäule Dantons in Arcis sur Aube geschehen ist. Die furchtbare Schuldrechnung der dritten französischen Republik ist nicht geeignet, die Nation zum Schwingen des Weihrauchfasses für die erste Republik zu ermutigen. Trotzdem wird man von den Republikanern eine Fülle von schönen Worten über den Segen zu hören bekommen, welcher durch den 1789 eingeleiteten Umsturz der alten Ordnung der Dinge auf die Nation ausgeströmt sein soll, und es ist sehr möglich, daß eine große Zahl von Leuten jenseits und noch mehrere vielleicht diesseits des Rheins diesen Schilderungen Glauben beimessen werden. Es ist deshalb von ganz hervorragender Wichtigkeit, daß man sich ein nicht von Redensarten umhülltes, sondern der Wahrheit entsprechendes Bild von Ursprung, Verlauf und Wesen der französischen Revolution mache und die Frage beantworten lerne, ob ihren Grundsätzen etwa auch fernerhin nachgelebt werden soll oder ob denselben Widerstand entgegengesetzt werden muß.

Der Ursprung der Revolution kann nur erkannt werden, wenn man die Zustände Frankreichs vor der Revolution untersucht hat. Man bezeichnet die Ordnung der Dinge, welche vor der Revolution bestand, als „das alte Regiment", l'ancien régime.

I.

L'ancien régime.

Die Grundlage des alten Regiments ist die nationale Monarchie, wie sie während des Mittelalters, namentlich von Ludwig VI., VII. und IX., von Karl VII. und Ludwig XI. und XII. begründet, nach den Stürmen der Bürger- und Religionskriege durch Heinrich IV. hergestellt und durch Richelieu und Ludwig XIV. ausgebaut worden ist. Man kennt das Schlagwort des letzteren, das er nach einer freilich unverbürgten und im einzelnen nicht einmal wahrscheinlichen Erzählung im April 1655 vor dem Pariser Parlament, dem er im Jagdrock und die Peitsche in der Hand gegenüber getreten wäre, ausgesprochen haben soll: „l'état, c'est moi", d. h.: der Staat ist sozusagen in mir, dem Könige, verkörpert; beide sind untrennbar; wer dem König nicht gehorcht, vergeht sich wider den Staat. Ob das Wort jemals gesprochen worden ist oder nicht — auf alle Fälle entspricht es dem Sachverhalt, wie er sich unter Ludwigs Regierung allmählich herausgebildet hat. Kaum war er durch den Tod des Kardinals Mazarin seines bisherigen Leiters und Lehrers entledigt, so nahm er alsbald die Zügel der Regierung in seine Hand und umgrenzte selbst den Geschäftskreis seiner Minister, die von nun ab nicht mehr einem Premierminister Bericht zu erstatten hatten, sondern ihm, dem König, selbst. Es gab, wie Voltaire es ausdrückt, in Frankreich vom März 1661 an nur noch einen Herrn und sonst lauter Unterthanen. Nicht in dem Sinne freilich ist dies zu verstehen, als ob der König etwa alle Rechte seiner Unterthanen aufgehoben hätte. Er ließ ruhig die Landtage der einzelnen Provinzen beschließen, daß sie diese oder jene Steuer nicht bewilligen wollten, und trieb sie doch ein. Er ließ ebenso ruhig städtische Magistrate von den ihnen zustehenden autonomen Rechten Gebrauch machen und legte ihnen dann so lange Soldaten ins Quartier, bis sie sich beugten. Der Adel hatte eine gewaltige gesellschaftliche und wirtschaftliche Stellung; ihm waren thatsächlich alle höheren Aemter bei Hof und im Heere vorbehalten: ein Bürgerlicher brachte es höchstens zum Staatsrat. Aber auch der Adel kam mit Zittern den Geboten des Herrschers nach; Turenne ist 1668 vom Calvinismus zur katholischen Kirche übergetreten, weil es ihm nicht gezieme einen anderen Glauben zu bekennen, als sein Herr. Ein furchtbares Mittel des königlichen Despotismus waren die lettres de cachet, die Verhaftsbefehle. In Frankreich gab es keine Habeascorpusakte: wen ein königlicher Verhaftsbefehl traf, der wanderte ohne richterliches Verfahren oft auf Jahre, manchmal auf immer in ein Staatsgefängnis; die Opposition ward mit einem Schlage gründlich stumm gemacht, wenn es dem Selbstherrscher so

beliebte. Fortwährend allerdings bäumte sich der Geist der Selbständigkeit in den fünfzehn obersten Gerichtshöfen oder Parlamenten auf, vor allem in dem von Paris; diese römischen Juristen übertrugen, was sie im corpus juris fanden, auf ihre Zeit und ihr Land; sie behaupteten, daß sie jetzt in Frankreich das seien, was einst im kaiserlichen Rom der Senat gewesen war, die einzige den Cäsar beschränkende Körperschaft, und sie forderten, daß einem königlichen Erlaß erst dann Gültigkeit zuerkannt werde, wenn sie ihn in ihr Protokollbuch „einregistriert" hätten. Aber auch den Widerstand der Parlamente zu brechen gab es ein Mittel: der König — in den Provinzen sein Statthalter — erschien in eigener Person in der Sitzung des Pariser Parlaments und hielt ein sog. lit de justice ab; er befahl, daß das Gesetz gebucht werde, und vor dem bestimmt kund gegebenen Willen des Monarchen verstummte der Widerstand. Die katholische Kirche war in Frankreich mit gewaltiger Macht ausgerüstet, aber einen großen Teil ihrer Pfründen besetzte der König; er schützte diese „gallikanische" Kirche in ihren Rechten gegen Rom; hinwiederum spielte er die Parlamente gegen die Kirche aus, wenn dieselbe ihre Befugnisse zu überschreiten schien, und ließ durch Beschlüsse dieser Parlamente die Rechte des Staates verteidigen; so gewann er von verschiedenen Seiten her entscheidenden Einfluß auch auf die Kirche. Nirgends, sagt Voltaire, als in Frankreich ist der Klerus ein staatlicher Stand geworden.

Es ist sonach wahr, was Franz August Mignet in seiner trotz mancher Mängel klassischen „Histoire de la révolution française" gesagt hat: „Die Regierung war in Frankreich seit Ludwig XIV. mehr noch willkürlich als despotisch; denn die Monarchen konnten viel mehr, als sie thaten. Schwache Schranken standen dem maßlosen Gebrauch dieser ungeheuren Autorität entgegen. Die Krone verfügte über die Personen durch die Verhaftsbefehle, über das Eigentum durch die Einziehung desselben, über das Einkommen durch die Steuern." Es war so weit gekommen, daß man sich darüber stritt, ob in Frankreich überhaupt noch von einer Verfassung die Rede sein könne, oder ob nicht vielmehr der einzig sichere Satz der sei, daß alles ins Belieben des Königs gestellt sei. Ludwig XIV. hat in diesem Sinne die Frage erwogen, ob ihm nicht so gut wie dem Schah von Persien oder dem Sultan das Eigentumsrecht auf alle Aecker seines Reichs zustehe; er erklärte dem Papst, er sei dazu da, anderen als Beispiel und Muster zu dienen, nicht aber nach anderen sich zu richten. Und wie er in seinem Innern dachte, so scholl es ihm von außen entgegen. „Die Könige sind Götter", erklärte der Bischof von Meaux; „sie tragen auf ihrer Stirn ein göttliches Wahrzeichen".

Nun braucht man nicht zu denken, daß diese königliche Allgewalt an sich notwendig etwas Unpopuläres und unmittelbar Schädliches hätte haben müssen. Wie es demokratische, wie es aristokratische Zeitalter gibt, so gibt es auch monarchische, ja absolutistische; keine Verfassung ist die unbedingt und unter allen Umständen nützliche und gute: die Zeiten schaffen sich jeweils diejenige, welche sie bedürfen. So war im 17. und noch am Anfang des 18. Jahrhunderts die geschichtliche Strömung dem Absolutismus günstig; denn derselbe brach die Macht des Adels, welche schwer auf den Massen lastete, und er ward so ein Zuchtmeister zur Gleichheit aller und weiterhin zur Freiheit. In Dänemark und in Schweden ist so vom Volk selbst das Königtum mit schrankenloser Gewalt bekleidet worden; niemandem auf Erden, erklärte der schwedische Reichsrat 1693, sei der König Rechenschaft schuldig; als christlicher Fürst könne er sein Reich ganz nach seinem Gutdünken regieren. Die Voraussetzung war dabei allerdings, daß der König, seiner Pflicht vor Gott sich bewußt, zum Wohl des Volkes regiere; aber in Frankreich ist dies auch lange der Fall gewesen. Mit welcher unermüdlichen Sorgfalt hat Heinrich IV. an der Herstellung des durch dreißigjährigen Bürgerkrieg zerrütteten Volkswohlstandes gearbeitet; wie großer Ernst war es ihm mit dem Wort, das ihm zugeschrieben wird: „Ich will, daß jeder Bauer am Sonntag sein Huhn im Topfe habe." Und auch Ludwig XIV. war auf seine Art gewiß bemüht, zum Wohl des Volkes zu regieren; auf seiner Seite und der seines Ministers Colbert war stets das lebendige Gefühl für das allgemeine Interesse, das es oft genug gegen die Selbstsucht der Einzelnen zu verteidigen galt, dem niemand Bahn brach, wenn es nicht die paar Männer an der Spitze der Regierung waren. Man darf nur an das großartige Straßennetz erinnern, mit welchem Colbert das Land überdeckte, an die Schaffung und Beschirmung so vieler Gewerbszweige, an die Gründung von Seehäfen, die Anlegung des Kanals von Languedoc, welcher das Mittelmeer mit dem Atlantischen Ozean verband, an die Organisation der Kolonien, die Errichtung einer Handelsflotte, die Unterdrückung einer Menge von Mißbräuchen im Steuersystem, die Vereinfachung der Steuerverwaltung. Nimmt man dazu die Blüte von Kunst und Wissenschaft, für welche der König und sein Minister gleich lebhaft eintraten, so begreift man wohl, wie sich in Frankreich die Ansicht bilden konnte, es gebe vier Epochen des Glanzes in der Geschichte: erstlich das Jahrhundert von Perikles bis Alexander, zweitens die Zeit des Cäsar und Augustus, drittens die Renaissance und viertens die Zeit Ludwigs XIV.

Es ist aber auch bekannt genug, daß dieses vierte Blüte-Zeitalter nicht allzu lange gedauert hat. Die Gelder, welche Colbert durch Entwickelung der wirtschaftlichen Thätigkeit und sparsame Verwaltung dem Staatsschatze zugeführt hatte, dienten am letzten Ende vornehmlich dazu, die Banden von Melac und Monclar zu bewaffnen; eine Aera der gewaltsamsten Eroberungskriege erweiterte die Grenzen Frankreichs nach allen Seiten hin, legte ihm aber auch die furchtbarsten Opfer auf und führte schließlich dazu, daß die kaum geordneten Finanzen wieder in heillose Zerrüttung gerieten. Während des pfälzischen Kriegs standen Tausende von Webstühlen in Lyon und Tours still; Kaperschiffe raubten zahllose Kauffahrer aus; der Salzhandel des Nordwestens nach Spanien und Portugal hörte auf; Lille allein mußte „200000 Patacons zu des Königs Dienst herschießen"; eine Masse neuer Aemter wurde geschaffen und an Leute verkauft, welche sich dann am Volk schadlos hielten; so das Amt der Bier-, Wein- und Gemüseaufseher, der Korn- und Mehlmesser, der Butterschmecker, der Bart- und Perückenbeschauer; man rechnet, daß so von 1691 bis 1709 volle 40000 großenteils unnütze Aemter geschaffen wurden, um mit dem für sie gezahlten Gelde die steigenden Anforderungen an die Kriegskasse jeweils von heute auf morgen zu bestreiten. Alle Wirtschaften wurden enormen Berufsabgaben unterworfen; die Steuer vom Faß Bier, vom muid, stieg von 1 Livre 17 Sous auf 5 Livres 5 Sous. Noch Colbert selbst sah sich genötigt, des holländischen Krieges wegen das von ihm begründete System weiser Besteuerung zu verlassen; bei seinem Tode — 1683 — soll er gesagt haben: „Ich will vom König nichts hören; hätte ich für Gott so viel gethan, wie für diesen Menschen, so würde ich zweimal selig; so weiß ich nicht, was mir bevorsteht." Man setzte seine Leiche bei Nacht bei, weil man einen Auflauf fürchtete; zwei Spottgedichte liefen um, nach welchen Charon ihn alsbald ersäuft haben sollte, aus Angst, er möchte auf seine Barke und die Ueberfahrt eine Steuer legen; sein Tod sei ein Beweis, daß Frankreich ganz herabgebracht sei: denn wenn es noch etwas zu holen gäbe, so wäre dieser Dieb nicht gestorben.

Trotz alledem war Ludwigs XIV. Regierung nicht ohne Großartigkeit. Man vergaß ihm die Siege über die Spanier, Engländer, Holländer und Deutschen nicht; selbst die Niederlagen von Höchstädt, Turin, Malplaquet hatten ihn nicht gedemütigt; der Friede von Utrecht-Rastatt-Baden ließ Straßburg in seinen Händen. Nun aber folgte auf ihn von 1715—1774 sein Urenkel Ludwig XV., und unter ihm erlitt das Ansehen des Königtums einen furchtbaren Stoß. Der König selbst war ein schwacher, von Weibern abhängiger Mensch, der allmählich in einen solchen Pfuhl der Unsittlichkeit versank, daß niemand mehr ihn achtete; vollends als die schmutzig-habsüchtige Dubarry Einfluß auf ihn gewann und im parc au cerfs eine mit geraubten oder verführten Mädchen gefüllte Anstalt für den alternden Lüstling gegründet wurde. Von Arbeiten, Nachdenken, Prüfen war bei Ludwig XV. keine Rede; er entschied niemals aus gerechter Abwägung von Für und Wider, sondern so wie es ihm bequem war; wenn Minister vor ihn traten und Reformen

vorschlugen, so setzte er ihnen behaglich auseinander: so sei es von jeher gewesen und sie würden es auch nicht ändern.

Fehlte unter diesem Herrscher der Monarchie das, was sie vor allem bedarf, die unbedingte Hingabe ihres Trägers an seinen hohen Beruf und das daraus erwachsende sittliche Ansehen beim Volke, so ward sie noch überdies von weiteren Schlägen getroffen. Die auswärtigen Kriege, welche Frankreich führte, brachten ihm zwar 1735 die Aussicht auf Lothringen und 1766 dessen wirklichen Besitz; aber aus dem österreichischen Erbfolgekrieg ging das Land ohne Gewinn, aus dem siebenjährigen ging es mit dem Verlust von Canada hervor, und die französischen Waffen waren durch die schmähliche Niederlage von Roßbach und die Zuchtlosigkeit der Soldaten vor aller Welt bloßgestellt worden. „Unsere Feldherren im Siebenjährigen Krieg," gesteht Albert Duruy zu, „waren nicht bloß unglücklich, sie waren lächerlich; Friedrich II. sparte sich gegen die Oesterreicher und Russen und ließ die Franzosen seit Roßbach nur durch seine Lieutenants bekämpfen." Dazuhin waren die Staatsfinanzen durch die kolossalen Kosten der beiden Kriege in einen trostlosen Zustand geraten; man hat berechnet, daß der österreichische Erbfolgekrieg 1192, der siebenjährige 1289 Millionen Livres verschlungen habe und daß durch beides die jährlich zu zahlenden Zinsen der Staatsschuld um über 120 Millionen vermehrt worden seien. Diese furchtbare Steigerung der öffentlichen Lasten ward nun aber nicht etwa auf die Schultern von ganz Frankreich verteilt; sie lastete vielmehr zum größten Teil auf dem sog. tiers-état, dem dritten Stande der Bürger und Bauern. Die beiden bevorrechteten Stände, der Adel und der Klerus, zahlten ihren vollen Teil nur an den 308 Millionen Verbrauchssteuern; dagegen an den 171 Millionen, welche die Grund- und Kopfsteuer abwarf, entrichteten sie 33 Millionen zu wenig; man kann leicht berechnen, daß weitere 26—27 Millionen für Provinzialmiliz und Straßenbauten ausschließlich von den Bauern zu tragen waren, welche ja unentgeltlich fronen mußten; die Kirche erhob rund 150 Millionen an Zehnten und Gebühren, der Adel 40 Millionen an Zöllen und Stempelgebühren. Wenn H. von Sybel in seiner unvergleichlichen „Geschichte der Revolutionszeit", I 37, die Gesamtsumme aller Jahresabgaben in Frankreich auf 880 Millionen anschlägt, so kann man den Satz ruhig aussprechen, daß der dritte Stand davon zum voraus fast ein Drittel, nämlich 250 Millionen, allein aufbrachte und erst an den übrigen 630 Millionen Adel und Klerus ihren Teil trugen. Man kann sich denken, mit welcher Bitterkeit die 29/30 der Nation, welche den tiers-état ausmachten, auf das Dreißigstel blickten, welches sie erstens aussog und zweitens selbst nur einen ungebührlich kleinen Teil der Staatskosten trug. Und dazu kam, daß man sich durch Kauf eines privilegierten Amtes von der Pflicht, Steuer zu zahlen, befreien konnte; wer nicht befreit war, hatte dann einfach den entstandenen Ausfall durch höhere Beiträge seinerseits zu decken. So ist es vollkommen wahr, wenn Albert Sorel in seinem Buch „L'Europe et la révolution française" I 95 sagt: „à mesure que les impôts s'élèvent, on étend les privilèges qui en exemptent. C'est le système de l'impôt progressif à revers." Wenn sonst die Steuer mit dem Vermögen steigt, so stieg sie damals in Frankreich mit dem Unvermögen; wer wenig hatte, von dem ward um so mehr gefordert. Man kann sich ausmalen, wie eine solche Belastung namentlich auf die zahlreiche Klasse der Kleinbauern wirkte; diese hatte nach den Beobachtungen Arthur Youngs, eines ausgezeichneten Landwirts, welcher Frankreich kurz vor der Revolution bereiste, ein Drittel des gesamten Bodens inne, und Turgot klagt wohl darüber, daß ein Grundstück, welches für eine Familie ausreichend wäre, bei eintretendem Erbgang unter fünf bis sechs Kinder geteilt werde; es sei unmöglich, daß diese Leute alle vom Ertrag ihres Bodens leben könnten. Young fand, daß vigneron und misérable, Weingärtner und Armseliger, Begriffe seien, welche sich deckten; und auf diese, stets mit Hunger und Verzweiflung ringende Bevölkerung wälzte man nun ohne Erbarmen Steuer auf Steuer. Dabei brach das zahlreiche Wild oft in die Saaten der Bauern, und wenn ein Landmann sich selbst das Jagdrecht anmaßte, so lief er Gefahr, auf die Galeere zu kommen.

Es ist nun freilich wahr, nicht überall lagen die Dinge so schlimm: in der Provinz Anjou hatte sich der Adel noch die alte Schlichtheit der Sitten erhalten; er blieb auf dem Lande und verpraßte nicht in ein paar Monaten hauptstädtischen Genußlebens, was das Jahr einbrachte; seine Bauern wurden deshalb von ihm geschont, sie waren wohlhabend und der Aristokratie ergeben; in der Vendee war es ähnlich bestellt. Solche Ausnahmen sind tröstlich; aber sie waren selten und es gab auch sehr unerfreuliche Ausnahmen, insofern die Lasten oft in benachbarten Gegenden sehr ungleich waren. Die Stadt Compiègne, mit 1671 Feuerstätten, zahlte 8000 Frank Grundsteuer; das nahe Dorf Canly mit 148 Feuerstätten zahlte 4475, also im Verhältnis etwa sechsmal so viel. Man kann sich denken, daß solche Ungleichheiten die Verbitterung der Benachteiligten im höchsten Grade hervorriefen; man vermißte die ausgleichende Hand der Gerechtigkeit, das rettende Eingreifen des Staates, und man ward notwendig unzufrieden und wünschte einen gründlichen Umschwung.

Der ausgezeichnete französische Historiker Alexis Tocqueville († 1856) hat nun in seinem tiefgründenden Werke „L'ancien régime et la révolution" (S. 45 ff.) den wahren Satz ausgesprochen, daß zwar in ganz Europa damals dieselben Einrichtungen, die sich als Ueberreste des mittelalterlichen Feudalwesens darstellen, noch ebenso bestanden wie in Frankreich, ja daß sie teilweise in schrofferer Gestalt bestanden und einen härteren Druck auf das Volk ausübten, als in Frankreich selbst dies der Fall war: daß aber trotzdem der Umsturz des Feudalsystems deswegen gerade von Frankreich ausging, weil die Bauern eben nicht mehr Leibeigene, sondern freie Kleingrundbesitzer waren und deshalb die Unbilligkeit des auf ihnen lastenden Druckes stärker empfanden. Der Adel hatte seine politische Bedeutung verloren; um so härter fühlte man es, daß er sozial noch bevorrechtet war, daß sein Wild die Saaten des Bauern zerstampfte und abfraß, ohne daß man es erlegen durfte, daß man an der Brücke ihm Maut entrichten, auf seinen Märkten für das ausgebotene Korn Zoll bezahlen, das Getreide in seiner Mühle mahlen und das Brot in seinem Ofen backen mußte. „Und war man mit dem Adel fertig, so erschienen andere Leute in schwarzen Röcken und beanspruchten den besten Teil der Ernte. Man stelle sich die Lebenslage, die Bedürfnisse, den Charakter, die Leidenschaften solcher Leute vor und ermesse, wenn man es vermag, die Unsumme von Haß und Neid, welche in ihren Herzen sich aufgehäuft haben." Sie fühlten, daß sie nur halb vom Adel emanzipiert waren: gerade weil sie die Freiheit zu kosten angefangen hatten, wollten sie derselben ganz teilhaftig werden. Es war derselbe Fall, wie im 16. Jahrhundert in Deutschland, wo vielfach das Gedeihen der Bauern den Bauernkrieg ebenso veranlaßte wie ihr Elend.

Aber es kam nun in Frankreich noch etwas anderes hinzu, was diese Empfindung vorhandener Unbill schärfte. Im Frankreich traten nämlich im 18. Jahrhundert neue Meinungen auf, durch welche das Bestehende gänzlich verurteilt wurde; die Mißbräuche und Uebelstände erweckten von selbst den Geist der Kritik. Voltaire richtete seine scharfen Pfeile wider die katholische Kirche, welche ihm als der organisierte Aberglaube erschien; diesem Aberglauben galt sein bekanntes Wort: „écrasez l'infâme!" Und die Materialisten der „Encyklopädie" erklärten bald nicht bloß der römischen Kirche den Krieg, sondern jeder Form von Religion und religiösem Leben. Den Despotismus ließ Voltaire gelten; aber es mußte derjenige sein, welchen damals Friedrich der Große vertrat, der aufgeklärte Despotismus, welcher den Wahlspruch hatte: „Nichts durch das Volk, aber alles für das Volk!" Duldung und Aufklärung, das müssen nach Voltaire die Leitsterne des Herrschers sein. Einen Schritt weiter geht Montesquieu, welcher in seinem „Esprit des lois" 1748 den Despotismus für verwerflich und die Republik für undurchführbar erklärte und demgemäß das Heil in einer gemischten Verfassung erblickte, wie sie seiner Meinung nach in England bestand, wo die Monarchie mit der Volksfreiheit versöhnt war. Er warnt alle Staaten davor, ihren Grundsatz zu überspannen und zu mißbrauchen; dabei gehen alle zu Grunde; maßvolle

Bethätigung ihres Wesens allein sichert ihnen Dauer. Die Verfassung, wie sie zur Zeit in Frankreich besteht, wird sonach von Montesquieu verurteilt; man muß sie reformieren, man muß den in England bestehenden Zustand auch diesseits des Kanals herstellen und die gesetzgebende, ausführende und richterliche Gewalt jede für sich getrennt organisieren. Die Freiheit besteht darin, daß man alles thun darf, was die Gesetze erlauben; aber die Gesetze selbst werden zur Gefahr, wenn ein Monarch oder ein Senat die Fähigkeit hat, tyrannische Gesetze zu erlassen und sie tyrannisch auszuführen. Ist weiterhin die richterliche Gewalt mit der gesetzgebenden verknüpft, so sind Leben und Freiheit der Bürger der Willkür preisgegeben, weil der Richter zugleich Gesetzgeber ist; ist endlich die richterliche Gewalt mit der ausführenden vereinigt, so würde der Richter die Gewalt eines Unterdrückers erlangen. Vollends ist alles verloren, wenn ein Mann oder eine Körperschaft alle drei Befugnisse in sich vereinigt, wie es unter den Monarchien in der Türkei, unter den Republiken in Venedig der Fall ist; in beiden Staaten bedient sich die Regierung derselben gewaltsamen Mittel, um sich zu behaupten. In der Trennung der Gewalten liegt also das Heil — das ist Montesquieus praktisches Ergebnis. Es ist freilich seltsam genug, daß er, welcher den venetianischen Despotismus so scharf erkennt und charakterisiert, den wahren Zustand der englischen Dinge nicht erkannt hat, wo thatsächlich das Parlament fast alle Gewalt in sich vereinigte. So ist es gekommen, daß durch Montesquieus Schule, welcher bald alle wirklich aufgeklärten und zugleich praktischen Staatsmänner angehörten, die Losung aufkam: Freiheit wie in England! während diese, auf strenger Dreiteilung der Gewalten beruhende, Freiheit in England selbst genau betrachtet gar nicht existierte.

Montesquieus Ideal ist im ganzen die gemäßigte Monarchie. Ihn aber überbietet bei weitem der Genfer Jean Jacques Rousseau, welcher in seinem 1762 erschienenen „Contrat social“ die äußerste Demokratie als die an sich einzig naturgemäße Verfassung preist. Er will, wenn man ihn um seine Herzensmeinung fragt, nichts wissen von einer Monarchie, vollends einer solchen von Gottes Gnaden; in einem Gedicht an Friedrich den Großen nennt er sich l'ennemi des rois. Die Grundlage aller staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung ist vielmehr die absolute Gleichheit und Freiheit aller Menschen. Da nun aber der Schwache vom Starken fortwährend bedroht wird, so empfiehlt es sich, daß ein Vertrag aufgerichtet wird, welcher alle ursprünglich Freien nunmehr bindet, aber auch alle schützt, allen Anteil an der Regierung gewährt. Die Souveränität ruht in allen, d. h. im Volke; alle Beamten, selbst die Könige, sind nur auf Widerruf angestellt; dem Volk muß von Zeit zu Zeit die doppelte Frage vorgelegt werden, ob es die bestehende Regierung nicht ändern und ob es die Beamten nicht wechseln will. Der Wille der Mehrheit ist als allgemeiner Wille anzusehen; in dringenden Verwaltungsfällen reicht eine Stimme Mehrheit hin, um den „allgemeinen Willen“ zu stande zu bringen.

Man hat Rousseau schon oft so mißverstanden, als ob er, „der Prophet der Revolution“, diese absolut demokratische Staatsform, bei welcher das Volk niemals Abgeordnete wählt, sondern über alles selbst direkt abstimmt (das jetzt sog. Referendum), habe überall eingeführt sehen wollen. Das ist seine Ansicht entschieden nicht gewesen. Er gibt ausdrücklich zu, daß für große Staaten die Monarchie thatsächlich doch am besten passe, und meint einmal sogar, wenn eine Aristokratie aus lauter Weisen gebildet werden könnte, so wäre das die beste Staatsform. Sein demokratisches Staatsideal erklärte er für ausführbar nur in kleinen Staaten, wo die Menschen vom Landbau leben und einfache Sitten bestehen; je größer der Staat, desto weniger kann das Volk selbst seine Geschäfte besorgen: das sieht Rousseau sehr wohl ein: aber, wirft er ein, im Altertum hat es solche Stadtstaaten gegeben und solche fordere ich. Aber eben die Bedingungen nun, an welche Rousseau selbst die Durchführbarkeit seiner Ideen geknüpft hat, wurden von seinen Anhängern übersehen. Der Schule Montesquieus, welche die gemäßigte Monarchie anstrebte, trat bald übermächtig die Schule Rousseaus entgegen, welche die unbedingte Demokratie überall, auch in großen Staaten, verlangte. Und da diese Demokratie ihrer Ansicht nach das allein Berechtigte, weil allein Vernunftgemäße war, so entwickelte sich folgerichtig die Lehre vom allmächtigen demokratischen Staat. Die volonté générale, die in der Volksversammlung ermittelt wird, ist befugt, allen individuellen Widerstand zu zermalmen. Es sind die Ideen des Robespierre, St. Just und Couthon, welche naturgemäß aus der Saat emporwachsen, welche der Contrat social erstmals ausgestreut hat.

Fassen wir alle Momente des Zustandes zusammen, wie er beim Tode Ludwigs XV., am 10. Mai 1774, sich darstellt. Die Person des Königs war tiefster Mißachtung verfallen; die Institution des Königtums selbst begann in Zweifel gezogen zu werden, mindestens forderte man dessen Beschränkung durch eine Verfassung mit Volksrechten; die Finanzen waren zerrüttet; gegen die feudalen Privilegien hatte sich der darunter leidenden Massen eine gewaltige Erbitterung bemächtigt und die Theorie brach über dieselben den Stab. Nicht in Frankreich nur war man unter diesen Umständen gewiß, daß eine totale Umwälzung vor der Thür stehe: der Deutsche Forster schrieb schon 1779: „Die Dinge können nicht bleiben, wie sie sind; alle Anzeichen deuten darauf hin;“ und 1782: „Europa steht vor einer schrecklichen Revolution; die Masse ist so verdorben, daß ein Aderlaß wohl notwendig werden kann;“ und Jacobi erklärte, er wünsche eine allgemeine Ueberschwemmung durch Barbaren, damit dieser stinkende Sumpf aus Europa weggeschwemmt und die jungfräuliche Erde bloßgelegt werde. Eine Ueberschwemmung durch Barbaren — das waren wieder Rousseaus Gedanken, welcher von der Vernichtung der Ueberkultur, von der Rückkehr zu der seit Jahrtausenden verlassenen Natur allein das Heil erwartete. In der heutigen Gesellschaft ist nach Rousseau alles Zwang, Unnatur und Unterwerfung; wir werden geboren, leben und sterben in der Sklaverei: hier kann nur eine totale Zertrümmerung Hilfe bringen.

II.

Die Anfänge Ludwigs XVI.

Der neue Monarch ward mit ausschweifenden Hoffnungen von seinem Volke begrüßt, das in seiner ungeheuren Mehrheit trotz allem noch bis ins Mark der Knochen royalistisch war. Wer den Franzosen Abneigung einflößte, das war nicht Ludwig XVI. selbst, sondern seine Gattin, die „Oesterreicherin“ Marie Antonie oder, wie die Franzosen sagen, Antoinette, die Tochter Maria Theresias, damals 19 Jahre alt: schön, heiter, lebenslustig, sehr lebhaften Geistes, gemütsvoll, eine liebreiche Gattin, aber von ihren Hofleuten verleumdet, dem Volk stets eine Fremde, in der Politik immer mehr österreichisch als französisch gesinnt, in ihrem Benehmen nicht stets so vorsichtig, daß eine bösartige Kritik nicht hätte Handhaben finden können. Der König selbst war, wie treffend gesagt worden ist, ein Fürst, wie er in Idyllen und moralischen Erzählungen vorkommt, voll Herzensgüte, treu gegen alle, welche er einmal in sein Herz geschlossen hatte, bescheiden, sanft, von aufrichtiger Frömmigkeit. Aber diese Fähigkeiten, welche in ruhigen Zeiten genügt hätten, den König zum beliebtesten Manne in Frankreich zu machen, ihm eine glückliche Regierung zu ermöglichen, waren gänzlich unzureichend unter den außerordentlichen Verhältnissen, welche Ludwigs XVI. Eingreifen erheischten. Frankreich brauchte einen Monarchen, wie es deren schon viele gehabt hatte, welcher nicht bloß „zu lieben, zu verzeihen, zu leiden und zu sterben, sondern zu regieren verstand“: welcher, wie einst seine Ahnen im Mittelalter, entschlossen die Sache des dritten Standes zu der seinigen machte, ihn von den Lasten befreite, unter welchen er seufzte, und so das Volk gerade dadurch leitete, beherrschte, in der Hand behielt, daß er seinen Wünschen nachkam. Wenn das geschah, so war mit Sicherheit zu erwarten, daß die nationale Monarchie, weit entfernt durch die Revolution weggefegt zu werden, vielmehr neue Wurzeln treiben würde durch die Reform. Es war eine schicksalsschwere Stunde; die französische Nation erwartete von ihrer Dynastie, daß sie, wie so oft schon, sich größer zeigen werde als die ihr gestellte Aufgabe, daß sie das Vaterland retten und so abermals darthun werde, daß die Monarchie, weil sie

von allen Staatsformen am meisten Initiative besitzt und am raschesten den Dingen auf den Leib zu rücken vermag, auch die, praktisch genommen, für alle diejenigen Zeiten beste Staatsform ist, welcher große soziale Aufgaben gestellt sind, welche neue Organisationen der Gesellschaft zu gründen haben.

Es war eine entscheidende Probe für die französische Monarchie. Und mit Betrübnis und Schmerz muß man es sagen: der Monarch, welcher damals an der Spitze des Staates stand, hat diese Probe nicht bestanden: so wacker und ehrenwert er an sich war, ein König im eigentlichen Sinne des Wortes war er nicht. So ward die Monarchie gewogen — und zu leicht befunden.

Ein König muß erst prüfen, dann sich entscheiden, endlich wollen — wollen aber mit ganzer Kraft. Gerade hier jedoch versagte Ludwigs Natur gänzlich. „Die Schwäche und Unentschlossenheit des Königs," sagte sein eigener Bruder Stanislaus, Graf von der Provence, der spätere Ludwig XVIII., „sind über allen Begriff. Man stelle sich eingeölte Elfenbeinkugeln vor und versuche sie beisammen zu halten, das wäre noch leichter, als meinen Bruder dahin zu bringen, daß er folgerichtig **ein** Ziel im Auge behält und es bis zur Erreichung verfolgt." So geschah es, daß der König, statt die Dinge zu leiten, bald genug ihr Spielball wurde, bis er zu Grunde ging.

Zunächst schien es, als ob in der That die Monarchie einen entschlossenen Anfang mit der Politik der Reformen machen werde. Ludwig berief in sein Ministerium Männer wie St. Germain, Malesherbes und Turgot, die als entschiedene Vertreter der neuen Ideen galten. **St. Germain** that Großes für die Herstellung des unter Ludwig XV. so namenlos verwahrlosten Heeres, führte im wesentlichen die Lineartaktik Friedrichs des Großen ein, ohne die alte, zum Vorstoß mit blanker Waffe so geeignete Kolonnenstellung ganz fallen zu lassen, welche bei vielen als dem ungestümen nationalen Charakter allein entsprechend galt, und brachte das Heer auf 208 Bataillone, 216 Schwadronen und 7 Artillerieregimenter; im amerikanischen Krieg hat dieses Heer durch tapfere Thaten und strahlende Manneszucht die Schmach von Roßbach in Vergessenheit gebracht. **Malesherbes** hat als Vorstand des Obersteuerhofes das Fiskalwesen zu reformieren versucht und Preß- und Gewissensfreiheit, Erneuerung des die Calvinisten schützenden Edikts von Nantes: Abschaffung der lettres de cachet erstrebt; er besuchte selbst die Gefängnisse und setzte die Verhafteten in Freiheit. **Turgot** trat an die Spitze des Finanzamtes; er war von allen dreien der größte und entschiedenste Reformer; als man ihn dem König als Gottesleugner verdächtig machen wollte, gab Ludwig, dieser fromme Christ, die Antwort, welche Voltaire noch mit Entzücken vernahm: „Er ist ein ehrlicher Mann; das genügt mir." Auf Turgots Antrag verfügte der König im

Januar 1776 die Aufhebung der Kornzölle, die beim Uebergang des Getreides von einer Provinz in die andere erhoben wurden, und dem Getreidewucher so großen Vorschub leisteten, ferner die Auflösung von Zünften und Gilden, die Beseitigung der Fronden; Turgot beantragte, daß die Stelle aus dem Königseide wegfalle, welche den König zur Ausrottung der Ketzer verpflichtete. Turgot war vollkommen freisinnig, aber eben deshalb war er dafür, daß dem König die absolute gesetzgeberische Gewalt zustehe; er wußte wohl, daß vorläufig die Annahme des Montesquieuschen Staatsideals von der räumlichen Teilung der drei Gewalten nur den Verzicht auf alle Reformen bedeutet hätte, und kannte auch den Starrsinn der Parlamente, welche, von Ludwig XV. fast vernichtet, von Ludwig XVI. aber soeben neu bestätigt, sich gegen alle Maßregeln auflehnten, welche den Adel, dem auch sie angehörten, zu verkürzen geeignet waren. Man erlebte ein lit de justice, durch welches der König die Protokollierung der Januar-Erlasse erzwang; aber es war ein Pyrrhussieg der Reform. Leider hat die Königin, deren Hofhalt von Turgot eingeschränkt wurde, an der Minierarbeit gegen ihn und Malesherbes sich beteiligt; am 12. Mai 1776 erhielt letzterer auf sein Ansuchen die Entlassung, während er eine energische Kundgebung des Königs zu seinen Gunsten hätte erwarten dürfen, und Turgot empfing den Befehl sich zurückzuziehen: er, von dem der König kaum erst bezeugt hatte: „Nur ich und Turgot lieben das Volk." „Sie sind glücklicher als ich; Sie können abdanken," sagte der König damals zu Malesherbes. Das sind Worte, die besser als alles die Schwäche des Monarchen charakterisieren. Man entnimmt ihnen, daß Ludwig Malesherbes und Turgots Absichten teilte, daß er, wie seine Minister, des Widerstandes, der sich erhoben hatte, überdrüssig war. Für einen Mann von dem Schlag Heinrichs IV. wäre das ein Anlaß gewesen, die Gegnerschaft mit einem Quos ego! niederzuschmettern; Ludwig XVI. wich vor ihr zurück. Man braucht nicht mehr, um ihn von Grund aus kennen zu lernen: kaum, daß er sich seiner Gemahlin versagte, welche Turgot in die Bastille, das alte Gefängnis für Staatsverbrecher, zu schicken vorhatte.

Zwei Jahre und einen Tag hatte die Periode der Reform gedauert, wenn man sie von Ludwigs Regierungsantritt an rechnet; der 12. Mai 1776 ist ein verhängnisvoller Tag in der Geschichte Frankreichs. Nunmehr folgte ein grundsatzloses Hin- und Hertasten, ein System der bloßen Ausflüchte, der Palliativmittel, wodurch das Uebel nicht beseitigt, sondern nur zeitweise gemildert und vertuscht werden konnte. Zunächst ward die Leitung der Finanzen dem aus Genf stammenden Bankier **Necker** übertragen, welcher aber als Protestant, als Fremdling, als Bürgerlicher so viele Rücksichten auf den Klerus, die nationalen Empfindlichkeiten, den Hof und den Adel zu nehmen hatte, daß von durchgrei-

fenden Maßregeln auch dann nicht hätte die Rede sein können, wenn Necker ein Mann von großen Gesichtspunkten und durchgreifendem Willen gewesen wäre. Er erhob keine neuen Steuern, weil das seit Turgots Auftreten moralisch unmöglich geworden war, und deckte dafür die klaffenden Lücken des Staatshaushaltes mit fortwährenden Anleihen zu. Unter ihm wurde die Finanzfrage, die schon vorher dringlich gewesen war, die brennendste von allen, weil der amerikanische Krieg wieder ungeheure Summen erforderte; binnen fünf Jahren nahm Necker 530 Millionen auf. Im Jahre 1781 trat er zurück, weil er sah, daß tiefgreifende Maßregeln nicht länger verschoben werden konnten, und nun folgten die Ministerien von Joly de Fleury, Vergennes, Ormesson und 1783 **Calonne**, unter welchen namentlich letzterer durch leichtfertiges Schuldenmachen die Not des Staates aufs äußerste steigerte. Als Calonne nicht mehr aus noch ein wußte, so veranlaßte er im Dezember 1786 den König zur Berufung der **Notabeln**, d. h. angesehener Männer, 144 an der Zahl, unter welchen sich neben einer Masse von 123 Edelleuten und 14 Erzbischöfen und Bischöfen nur 7 Bürgerliche befanden — ein sprechendes Beispiel von dem Wesen des ancien régime. Diesen Notabeln schlug Calonne mit einem politischen Anpassungsvermögen, das erstaunlich ist, als zweckdienlichstes Heilmittel die Abschaffung aller Steuervorrechte von Adel und Klerus vor; er erklärte, es sei ein wahres Glück für den Staat, daß so viele Mißbräuche in ihm bestünden: man könne dadurch so leicht Geldquellen für ihn erschließen. Das Wort bezeichnet schlagend die Leichtfertigkeit des Ministers; er verlor darüber im April 1787 seinen Posten, zwei Tage nachdem ihm Ludwig noch aufs bestimmteste seine Unterstützung zugesichert hatte. Aber das Wort „Beseitigung der Vorrechte" war einmal von amtlicher Stelle gefallen; Calonnes Sturz hat wie der von Turgot die Krisis nicht aufgehalten, sondern nur beschleunigt. Die Notabeln selbst erklärten, daß sie, weil bloß vom König berufen, nicht als Vertreter des Volkes gelten und also auch nichts bewilligen könnten; das Pariser Parlament forderte mit klaren Worten, daß man die Stimme der Nation vernehmen und den seit 1614, also seit 173 Jahren nicht mehr berufenen Reichstag, die états généraux, einberufen solle. Das Ministerium **Brienne**, das diesen radikalen Umschwung, den Sturz des absoluten Systems, durch Eintreibung von Stempelsteuern vermeiden zu können hoffte, brach im August 1788 unter dem Druck der mächtig erregten öffentlichen Meinung zusammen; indem der König Necker, in dem alle Welt den Bahnbrecher einer neuen Zeit zu sehen naiv genug war, zum zweitenmal ins Amt berief, war auch die Frage entschieden, ob die Monarchie absolut bleiben könne oder ob sie die Hilfe des Reichstags zur Abstellung eines Fehlbetrags im Staatshaushalt bedürfe, welcher jährlich auf volle 198 Millionen Livres

gestiegen war. Ludwig willigte in die Berufung der Reichsstände; das ancien régime erklärte damit vor aller Welt, daß es bankrott geworden war; wie 1302 rief das Königtum selbst die Nation herbei, um eine schwere Krisis mit ihr zusammen zu überwinden. Aber sofort erhob sich eine neue Frage. Im Jahre 1614 hatte die Reichsversammlung aus drei Kammern bestanden, welche gesondert berieten und abstimmten: aus der Kammer der Adligen, der der Geistlichen und der der Bürgerlichen. Es erschien der neuen Zeit und ihren Aufgaben nicht entsprechend, daß man diese Scheidung aufrecht erhalte; das hieß den neuen Wein in alte Schläuche fassen; Abt Sieyès mahnte in einer berühmt gewordenen Flugschrift, daß der dritte Stand nichts bedeute, während er doch die große Mehrheit der Nation ausmache: er wolle von jetzt ab etwas gelten. In dieser Frage waren auch viele Adlige, welche sonst liberal dachten, unzugänglich. Necker bewog am Ende den König zu einer halben Maßregel: der dritte Stand sollte doppelt so viel Abgeordnete wählen, als je einer der bevorrechteten, so daß rund 600 Bürgerliche 300 Adligen und 300 Geistlichen gegenüberstanden. Sollte dieses Uebergewicht etwas bedeuten, so mußten alle 1200 in *einer* Versammlung vereinigt sein: das war durch die klarste Folgerichtigkeit gefordert; aber die Regierung, die A gesagt hatte, hütete sich B zu sagen. Sie ließ sich wieder am Ende das abtrotzen, was sie selbst angebahnt hatte und von vornherein als freie Gabe hätte gewähren sollen. Seit 1788 waren die Wahlen zum Reichstag im Gang; am 5. Mai 1789 erfolgte die Eröffnung desselben im Königsschloß zu Versailles. An der Stätte, wo Ludwig XIV. seinen Absolutismus zur Schau gestellt hatte, zog jetzt die neue Zeit ein.

III.

Verfassunggebende Versammlung (la Constituante) bis zum 6. Oktober 1789.

Die Frage, welche zur Berufung der Reichsstände geführt hatte, war die der Abstellung des Defizits; Necker hielt hierüber gleich am Tage der Eröffnung einen langen Vortrag, in welchem er die Höhe des jährlichen Abmangels auf 56 Millionen angab, während sie in Wahrheit 198 Millionen betrug: er leitete daraus die Möglichkeit her, einen so unbedeutenden Fehlbetrag durch Ersparnisse an den Ausgaben zu decken, und daraus wieder zog er den Schluß, daß die Berufung des Reichstags eigentlich nicht notwendig gewesen und somit ein Ausfluß der königlichen Gnade sei. Wie er die finanzielle Lage verschleierte, um sein eigenes leichtsinniges Schuldenmachen nicht eingestehen zu müssen, so verschleierte er die politische.

Vor ihm standen links vom Thron die Edelleute in reich galonierten Mänteln, mit Degen und Federhut, rechts die Prälaten in farbigen Prachtgewändern und weißen Chorhemden und die Landpfarrer in ihrer bescheidenen Amtstracht; die bürgerlichen Abgeordneten in schwarzen Röcken, von denen hinten ein schmales seidenes Mäntelchen herabhing, füllten den Hintergrund des Saales aus. Man gab ihnen zu fühlen, daß sie erst an dritter Stelle ständen; aber bald zeigte sich, daß die Dinge in Wahrheit ganz anders lagen, als die Höflinge sich dieselben dachten. Die Vertreter des dritten Standes hatten die Empfindung, daß sie das Volk vertraten, dem geholfen werden müsse; sie standen auf dem Standpunkt, den Sieyès entwickelt hatte: sie wollten zur Geltung kommen, und sie hatten einen Anhaltspunkt für ihr Verhalten an den sog. cahiers, den „Heften“, in welchen nach der alten Gepflogenheit die Wähler den Gewählten ihre Beschwerden und Wünsche schriftlich übergaben. Die cahiers, welche dem dritten Stand seine Aufgabe vorzeichneten, forderten Abstimmung in *einer* Reichsversammlung nach Köpfen, Abschaffung aller feudalen Vorrechte, gleiches Erbrecht, Gleichheit der Steuern, Befreiung der Bedürfnisse der Armen von der Steuer, Wahl der Geistlichen durch das Volk, Abschaffung oder doch Verminderung der Klöster, der geistlichen Stiftungen und Zehnten; Gesetzgebung durch König und Volk zusammen; Steuerbewilligung erst, nachdem eine Verfassung errichtet ist. „Gebe der Himmel,“ sagt ein Dorf der Normandie, „daß der Monarch die Verteidigung des armen Bürgers, welcher durch die Schreiber, die Herren, die Richter und den Klerus tyrannisiert wird, in seine Hand nehmen möge.“ „Sire,“ schreibt ein Dorf der Champagne, „alles, was man uns von Eurer Seite schickte, zielte immer darauf ab, Geld zu erhalten. Man machte uns Hoffnung, daß das aufhören werde, allein es wurde immer ärger. Wir hielten uns deshalb nicht an Euch, so sehr liebten wir Euch, sondern an Eure Beamten, welche ihre eigenen Geschäfte besser zu besorgen verstehen als die Eurigen. Wir glaubten, daß sie Euch täuschten, und wir sagten uns in unserem Kummer: ‚wenn unser guter König das wüßte!‘ Wenn Ihr die armseligen Hütten sähet, die wir bewohnen, die elende Nahrung, die wir zu uns nehmen, so würdet Ihr gerührt sein; das würde Euch besser als unsere Worte sagen, daß wir nicht mehr können und daß man uns erleichtern muß[1]).“

Welch rührende Anhänglichkeit an den König, welch unerschütterliches Vertrauen spricht aus solchen Aktenstücken! Aber wenn geholfen werden sollte, so mußte der dritte Stand in die Lage versetzt werden, die Uebelwollenden unter den Privilegierten zu überstimmen: er bestand deshalb auf der Forderung der *einen* Kammer und nahm am 17. Juni auf Antrag von Sieyès den Namen *assemblée nationale* an, womit ausgesprochen war, daß außerhalb dieser Versammlung die Nation nicht existiere, daß also die Kurien von Adel und Klerus, welche noch für sich tagten, nicht als Teile der rechtmäßigen Volksvertretung angesehen werden dürften. Jetzt gelang es der reaktionären Hofpartei, den König zum Eingreifen zu bewegen; am 20. Juni ward der Sitzungssaal der Nationalversammlung geschlossen und öffentlich angekündigt, daß am dritten Tag der König selbst vor den Ständen erscheinen werde, um seinen Willen kundzuthun. Die Erklärung war so rücksichtsvoll als möglich gehalten; aber über ihre Tragweite konnte sich niemand täuschen: die Nationalversammlung beschloß denn auch nicht zu weichen, und den Sinn der bevorstehenden königlichen Kundgebung noch nicht kennend, aber ihn als sicher annehmend, leisteten ihre Mitglieder den Schwur, „daß sie sich niemals von der Nationalversammlung trennen und sich allenthalben versammeln wollten, wo die Umstände es gestatten, bis die Verfassung des Königreichs vollendet und auf festen Grundlagen errichtet sein werde.“ Diesen Eid haben die Abgeordneten auch gehalten. Als der König am 23. Juni in feierlicher Sitzung befahl, daß die drei Stände nach drei Kammern beraten sollten, da antwortete einer der Abgeordneten dem Oberzeremonienmeister Marquis de Brézé, welcher den Befehl ausgeführt wissen wollte: „Wenn Sie Auftrag haben, uns aus diesem Saal zu entfernen, so lassen Sie sich auch den Befehl zur Anwendung der Gewalt geben; denn wir werden unsere Plätze nur vor den Bajonetten räumen.“ Auf den genauen Wortlaut, welcher in ein paar Einzelheiten nicht durchaus feststeht, kommt es hier so wenig an als bei den Worten, mit welchen Luther in Worms beteuert hat, daß er im Gewissen gebunden sei, sich nur vor Gottes Wort zu beugen. Der Sinn war, daß die Nationalversammlung da sein und da bleiben werde, nach der königlichen Erklärung wie vor derselben; und als Ludwig XVI. dies wahrnahm, soll er gesagt haben: „Nun, wenn sie nicht gehen wollen, so mögen sie bleiben!“ Die Anwendung von Gewalt lehnte er ab; er wollte kein Blutvergießen. Das ist menschlich schön; das Wort selbst jedoch konnte nur ein so absolut bestimmbarer König aussprechen. Der Abgeordnete aber, welcher dem unwiderruflichen Entschluß der „communs“ von Frankreich lapidaren Ausdruck gegeben hatte, war der fähigste Kopf der ganzen Versammlung, der einzige große Staatsmann des damaligen Frankreich, Gabriel Honoré Riquetti Graf von *Mirabeau*, geboren am 9. März 1749, der Altersgenosse Goethes, ein Mann von stürmischer Vergangenheit, welcher selbst schwer unter den Willkürlichkeiten des ancien régime gelitten hatte: Viermal, auf der Insel Rhé, in Manosque, auf Schloß If bei Marseille, im Fort de Joux hatte er infolge von lettres de cachet gefangen gesessen, war auch, und das nicht ohne Grund, wegen Entführung der Frau eines Gerichtspräsidenten, zur Enthauptung im Bilde und zu 40 000 Livres Entschädigung verurteilt worden. So gewaltsam sein Wesen war, so groß war seine Einsicht

1) Bei Taine, Les origines de la France contemporaine, I, 485–486.

und seine Thatkraft; als einen Vorkämpfer gegen den Despotismus sandte ihn die Stadt Aix in die Reichsstände, weil seine Standesgenossen nichts von ihm wissen wollten.

Wie der König seinen eigenen Worten vom 23. Juni keinen Nachdruck zu geben wagte, sondern vor der Nationalversammlung die Waffen streckte, so gingen allmählich die meisten Geistlichen, voran die Landpfarrer, und die meisten Edelleute zum dritten Stand über. Schon am 22. Juni waren 148 Geistliche im Sitzungssaal der communs erschienen; am 25. fand sich des Königs ränkevoller Vetter, Philipp Herzog von Orleans, mit 47 Adligen ein; am 27. erteilte der König, damit er nicht vollkommen beiseite liegen bleibe, den förmlichen Befehl, daß alle drei Stände sich vereinigen sollten. Es war das unbedingte Gegenteil dessen, was er vier Tage zuvor urbi et orbi als seinen Willen verkündigt hatte; alle Welt wußte von jetzt ab, daß dies schwache Rohr sich von jedem Winde beugen lasse. So gab auch die Reaktionspartei ihre Sache noch nicht verloren; sie hatte eine Niederlage erlitten, aber der Feldzug war damit noch nicht entschieden. In der zweiten Juliwoche bemerkte man, daß immer mehr Truppen, bis zu 30000 Mann, nach Paris und Versailles gezogen wurden; die Nationalversammlung bat auf Antrag Mirabeaus den König um Rücknahme dieser Maßregel, an welche sich schweres Unheil knüpfen werde: als Antwort erfolgte am 11. Juli die Entlassung Neckers, verschärft durch den Befehl, daß derselbe ohne Säumen noch Aufsehen den Boden des Königreichs verlassen solle. Die Aufregung über dieses Ereignis war ungeheuer; alsbald stecken die Patrioten, von einem jungen Advokaten Camille Desmoulins dazu aufgefordert, grüne Blätter als Erkennungszeichen an ihre Hüte; auf dem Rathause bildet sich am 12. ein Ausschuß, welcher über die Sicherheit und Ruhe der Hauptstadt wachen soll, und dieser ruft eine Bürgerwehr von 48000 Mann unter die Waffen. Schon hat der König wieder nachgegeben und den Abmarsch der von der Opposition bearbeiteten und ganz unzuverlässigen Truppen angeordnet, als am 14. eine Volksmasse sich auf das Invalidenhaus stürzt, dort 28000 Flinten und 20 Kanonen raubt; ein anderer Schwarm wälzt sich gegen die Bastille als die Zwingburg von Paris, das Symbol des Despotismus. Die alte Feste, nur von 138 Mann — einer Handvoll Invaliden und einer Schar Schweizer — verteidigt, wird genommen und der Befehlshaber Delaunay samt seinem Major ermordet: das Gebäude selbst wurde später niedergerissen. Es war ein Sieg des bewaffneten Pöbels, und vor diesem beugte sich zunächst alles; in den Provinzen führte die Nachricht erst von einer drohenden Reaktion und dann vom Sturm auf die Bastille zu einem furchtbaren Ausbruch der seit lange mehr und mehr angeschwollenen Unzufriedenheit. Die Bauern wollten unter keinen Umständen das Joch länger tragen oder gar ruhig zusehen, daß es neu befestigt werde: sie erhoben sich und eine neue „Jacquerie“ wie im 14. Jahrhundert brauste durch das Land; allein im Maconnais sind 74 Schlösser verwüstet worden; in der Freigrafschaft brannte jeden Tag ein anderes Schloß. Der König hatte sofort nach dem 14. Juli Necker zum drittenmal ins Ministerium berufen und war selbst in Paris erschienen, um die Gemüter zu beruhigen: er steckte die Farben von Paris, blau und rot, an seinen Hut; er genehmigte die Wahl Baillys, des Präsidenten der Versammlung, zum Oberbürgermeister von Paris und die des freisinnigen Marquis de Lafayette, welcher vor zwölf Jahren den Amerikanern auf eigene Faust zu Hilfe gezogen war, zum Befehlshaber der Bürgerwehr, welche garde nationale heißen und Paris gleichermaßen vor der Reaktion wie vor der Revolution beschützen sollte. So schien alles wieder in ruhige Bahnen zurückzukehren; an der Nationalversammlung aber war es, durch einen entschlossenen Schritt dem Erreichten die gesetzliche Weihe zu geben und aller Welt kundzuthun, daß es im Punkt der Abschaffung der mittelalterlichen Lasten kein Rückwärtsgehen mehr gebe. *Diesen Sinn hatten die Beschlüsse, welche in der berühmten Nacht des 4. August gefaßt wurden.* Man schaffte hier die Frondienste ohne alle Entschädigung der Herren, die sonstigen Lehnsrechte gegen eine gewisse Schadloshaltung ab; zum Gedächtnis dieser Sitzung, die von abends 8 Uhr bis morgens 2 Uhr dauerte, sollte eine Münze geschlagen und Ludwig XVI. als „Wiederhersteller der französischen Freiheit“ begrüßt werden. Noch war die Mehrheit der Versammlung gut monarchisch gesinnt, und wie falsch die Meinung ist, als ob die beiden bevorrechteten Stände insgesamt von schroffer Selbstsucht verblendet, allen Reformen abgeneigt gewesen wären, das sieht man daran, daß der Anstoß zu den Beschlüssen von dem Herzog von Aiguillon ausging, welcher dadurch doch enormen Schaden an Geld erlitt, und daß die Prälaten ihm ohne viel Umstände beipflichteten. Es war ein echt französischer Schwung in die Versammlung gekommen; sobald einmal das Eis gebrochen war, folgten sich die Erklärungen der Bevorrechteten, daß sie auf dies Recht und auf jenes Verzicht leisten wollten; auch die städtischen Vertreter gaben ihre Zünfte auf. Es ergab sich, wie wahr die Ansicht war, daß alle Welt die Privilegien an sich verwerfe und jedermann nur gerade *seine* Privilegien zu verteidigen gewillt sei, nicht aber die anderer: so ward die Reform gerade deshalb so leicht durchgeführt, weil sie so radikal war, weil sie alle Vorrechte mit einem Schlage mit sich fortnahm. Wenn aber seitens mancher Betroffenen laute Klagen geführt und in Erinnerung an einen anderen Augusttag — des Jahres 1572 — von einer „Bartholomäusnacht des Eigentums“ gesprochen ward, so ist dagegen mit Recht gesagt worden, daß der 4. August nur das begrub, was seit dem 14. Juli ohnehin tot war. Niemand hätte es wagen dürfen, die Ungleichheit unter den Menschen, die Ausbeutung der Bauern durch ihre Herren aufrecht zu erhalten, beziehungsweise wieder herzustellen.

Mit dem 4. August war ein Hauptziel der Bewegung erreicht; es blieb noch übrig die Vereinbarung einer Verfassung und die Beseitigung des Defizits. Zunächst nahm die Nationalversammlung die erste Aufgabe in Angriff, getreu dem Schwur, welchen sie am 20. Juni im Ballhause geleistet hatte. Als eine Art von allgemeinem Programm wurden am 27. August die sog. droits de l'homme, die „*Menschenrechte*“, verkündigt: die Menschen werden frei und gleich in ihren Rechten geboren und jede politische Verbindung hat den Zweck, ihnen die Güter der Freiheit, des Eigentums, der Sicherheit und des Widerstands gegen Unterdrückung zu erhalten. Es folgte auf diesen Tag wohlmeinender, aber vieldeutiger und widerspruchsvoller Phrasen eine Reihe von harten, aber ideenreichen Kämpfen um die Grundpfeiler der Verfassung: die Rechte des Königs und des Parlaments. An der Monarchie hielt man fest; aber man umschränkte sie so sehr als möglich. Die Forderung eines Oberhauses wie in England, wofür die Montesquieusche Schule eintrat, wurde unter dem Eindruck der Lehren Rousseaus abgelehnt: es sollte nur eine einzige Kammer geben und sie sollte als Vertreterin des Volks nicht unter dem König stehen, sondern neben ihm. Man war sich bewußt, daß man den Engländern jetzt im Punkt der Freiheit voran sei: man hielt sich für zu gut, um von ihnen zu lernen. Der heftigste Kampf erhob sich über die Abgrenzung der Befugnisse der einzigen Kammer; es ward ihr sogar das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden zugeteilt, und bei der Frage, ob der König befugt sein solle, gegen Beschlüsse des Parlaments Einsprache zu erheben, forderte die äußerste Linke die Beseitigung jedes monarchischen Vetos. Dagegen focht Mirabeau für das Veto, und zwar für das absolute im Gegensatz zum bloß suspensiven, also für das Recht des Herrschers, einen ihm gefährlich erscheinenden Beschluß der Kammer ein für allemal durch sein Nein abzuthun, nicht aber seine Durchführung bloß für bestimmte Zeit aufzuschieben. Ewig denkwürdig bleiben diese Kämpfe deshalb, weil man damals klar empfand, daß das suspensive Veto als das Grab der Freiheit, als die Errichtung der Tyrannei der vielköpfigen Parlamentsmehrheit anzusehen sei, welche tausendmal schlimmer ist als die Tyrannei eines einzigen. Im Namen der Freiheit selbst mußte die Befugnis für die Krone gefordert werden, die Minderheit durch das absolute Veto zu schirmen, sich als Wall aufzuwerfen gegen die Maßlosigkeit einer im Wahlkampf siegreich gebliebenen Partei. Die Konventswirtschaft ist das schlimmste aller politischen Uebel: was Frankreich binnen weniger Jahre am

eigenen Leibe schaudernd erlebte, das riet Mirabeau, solange es Zeit war, zu verhüten. Es war vergeblich, weil Necker schwach genug war, dem König zu raten, er solle das suspensive Veto als eine Art von Ausgleich zwischen den äußersten Standpunkten — absolutes und gar kein Veto — sich gefallen lassen. So wurde am 11. September in der That dem König mit 673 gegen 225 Stimmen ein bloß suspensives Veto zuerkannt, worauf vier freisinnige, aber aufrichtige Royalisten aus dem Verfassungsausschuß austraten, und nachdem der König sich den Beschlüssen der Versammlung anbequemt hatte, wurde am 21. September das Veto näher so bestimmt, daß, wenn das Parlament in drei Legislaturperioden (eine zu zwei Jahren gerechnet) nacheinander denselben Antrag wiederholt angenommen hat, derselbe Gesetzeskraft erlangen soll, auch wenn der König ihm nicht beistimmt. Das war die verhüllte Republik: das Parlament kann von nun ab, wenn es nur einig bleibt, dem Monarchen seinen Willen aufzwingen, während der Monarch seinerseits kein Mittel hat, ebenso mit dem Parlamente zu verfahren. Jede wahre Verfassung beruht auf der Gleichberechtigung der in ihr vereinigten Gewalten; dies Gleichgewicht aber war in dem französischen Staatswesen von nun ab zu Gunsten der Nationalversammlung verschoben. Man kann das, historisch betrachtet, wohl begreifen; die Franzosen kamen von der absoluten Monarchie her und meinten den König, dessen sie doch nicht entraten wollten, auf alle mögliche Weise fesseln zu müssen, daß er nicht wieder in den alten Absolutismus zurückfalle. Soll, so ist gefragt worden, ein Mann sich der Einsicht aller widersetzen dürfen? Aber sehr richtig fragte Mirabeau dagegen: wenn das Parlament tyrannisch ist, was gibt es dann beim suspensiven Veto für ein anderes Mittel, sich des Tyrannen zu entledigen, als den Aufruhr?

Die schiefe Ebene war betreten; man glitt langsam, aber unaufhaltsam auf ihr abwärts. In Paris herrschte Brotmangel: man glaubt, daß des Königs Vetter, der reiche Herzog Philipp von Orleans, denselben künstlich gesteigert habe, um einen Aufstand herbeizuführen, seinen Vetter zu entthronen und sich als Regenten für den minderjährigen Dauphin einsetzen zu lassen: er nannte sich später, um den Revolutionären genehm zu sein, Philipp Egalité: er spielte unter der Monarchie eine ähnliche Rolle wie unter dem zweiten Kaiserreich der „rote Prinz“ Jerome Napoleon; er gab sich als den fortgeschrittensten unter den Prinzen des königlichen Hauses aus. Es ward die Losung ausgegeben, daß der König unter seinen Parisern wohnen müsse, damit er ihre Not sehe und ihr steure; am 5. Oktober zogen 40000 Menschen, Männer und Weiber der Halle, nach Versailles und erpreßten von dem König die Zusage, er wolle die Uebersiedelung nach Paris in Erwägung nehmen. Als endlich morgens 2 Uhr alles die Ruhe gesucht hatte, erfolgte plötzlich um 6 Uhr ein Ueberfall auf das königliche Schloß; die Königin konnte sich kaum noch in ihre Kleider werfen, um zu ihrem Gemahl zu flüchten; die Garden wurden niedergemacht; erst nach einer entsetzlichen Stunde erschien Lafayette mit der Bürgerwehr und stellte die Ordnung her. Der Spott der Frau von Staël war wohl verdient: „Diese Herren sind wie der Regenbogen; sie erscheinen immer nach dem Gewitter.“ Aber das Ende war, daß König und Nationalversammlung noch am 6. Oktober nach Paris übersiedelten; inmitten einer von revolutionären Leidenschaften erfüllten entzündlichen Masse entbehrten sie jetzt aller Bürgschaften für die Freiheit ihrer Entschlüsse.

IV.

Die Revolution vom 6. Oktober 1789 bis zum 21. September 1791.

Ueber die Ereignisse der nächsten Epoche der Revolution müssen wir kürzer hinweggehen. Mit dem Augenblick, da König und Nationalversammlung sich an Paris ausgeliefert hatten, war die Notwendigkeit eines festen Steuermanns für das durch Klippen segelnde Staatsschiff eine besonders dringliche geworden; aber der Mann, welcher dazu befähigt gewesen wäre, Mirabeau, wurde durch einen von Neid und Thorheit eingegebenen Beschluß des Parlaments vom 7. November von Ergreifung der Zügel abgehalten: kein Abgeordneter sollte diesem Beschlusse gemäß zugleich Minister sein dürfen. Es war dies das genaue Gegenstück zu England, wo das Parlament seine Allmacht gerade darauf gründete, daß die Minister aus seiner Mitte entnommen werden mußten. Den Einfluß auf die Beratungen des Parlaments, den eine gewaltige Popularität, eine mächtige Rednergabe und große staatsmännische Anlagen gewähren, konnten die Feinde Mirabeau nicht rauben; aber **das** konnten sie verhindern, daß Regierung und Nationalversammlung von **einem** klaren und festen Willen geleitet wurden. Die Versammlung begann, nachdem die Grundlagen der Verfassung festgestellt waren, sich mit der Neuordnung aller übrigen Verhältnisse und der Beseitigung des Defizits zu beschäftigen; zu letzterem Zweck wurde am 20. Dezember auf Antrag des Bischofs von Autun, Talleyrand, beschlossen, die Kirchengüter bis zum Betrag von 400 Millionen Livres zu verkaufen und die gleiche Summe an Papiergeld auszugeben, die sogenannten Assignaten, jede zu 1000 Livres, mit 5% verzinsbar, an allen Staatskassen zum vollen Werte anbringlich, mit Gültigkeit bis 1795; dann sollen sie vernichtet werden. Es war ein einfacher Akt des Raubs; man nahm der Kirche ihr Eigentum, weil man sich anders nicht zu helfen wußte und weil man die Macht hatte; man erklärte zur Begründung, daß das Kirchengut prinzipiell Nationalgut sei. Natürlich mußte der Staat nun für den Unterhalt der Kleriker sorgen; es wurde also bestimmt, daß jeder Pfarrer sein Haus und mindestens 1200 Livres jährlich haben soll, womit für die Mehrzahl besser gesorgt war als bisher; die Bischöfe und Erzbischöfe sollen entsprechend höhere Bezüge haben. Bald folgte, am 12. Juli 1790, die sogenannte „Zivilkonstitution des Klerus“ nach, welche in echt Rousseauscher Weise die Geistlichen nicht mehr aus der Einsetzung durch den Bischof, sondern aus der Volkswahl hervorgehen ließ; ebenso sollten die Bischöfe selbst gewählt werden. Es war ein radikaler, ja ein tödlicher Eingriff in das innere Leben der Kirche; er entsprach aber der fast allgemeinen Strömung in der Versammlung, welche alles dem Volkswillen untergeordnet sehen wollte; auch die Richter sollten gewählt werden (und nur auf sechs Jahre), ganz wie der contrat social dies bezüglich der Beamten gefordert hatte. Damit der Volksstaat seiner Kleriker sicher ist, sollen sie laut Beschluß vom 27. November den Eid auf Gehorsam gegen König und Gesetz und auf die Aufrechterhaltung der Zivilverfassung schwören. Wie in Kirche und Justiz alles erneuert wurde (die 15 Parlamente wurden unter der Form unbestimmter Ferien aufgehoben), so in der Verwaltung; an Stelle der alten historischen Provinzen Isle de France, Normandie, Pikardie u. s. w. traten 83 Departements; die Leitung derselben untersteht je einem Präfekten; für jedes Departement soll es einen Bischof geben, über je zehn Bischöfen soll ein Erzbischof stehen. Am 20. Juni 1790 wurden alle Adelstitel: marquis, chevalier, écuyer, comte, vicomte, messire, prince, baron, vidame, noble, duc u. s. w. abgeschafft; es sollte keinen Erbadel mehr geben und jeder Bürger nur seinen Familiennamen führen. Am 14. Juli 1790 ward dann das große Verbrüderungsfest auf dem Marsfelde begangen, wozu fast eine halbe Million Menschen herbeiströmte; der König wohnte mit seiner ganzen Familie der Feier an, auf welcher die Fahnen der Nationalgarden der Departements geweiht und von allen Anwesenden, denen Lafayette die Formel vorsprach, Gehorsam der Nation, dem Gesetz und dem König geschworen ward; Ludwig seinerseits gelobte, daß er seine verfassungsmäßige Gewalt anwenden wolle, um die Verfassung aufrecht zu halten und die Gesetze auszuführen.

Die Eintracht, welche an diesem feierlichen Tage zu herrschen schien, war freilich mehr auf der Oberfläche als in Wahrheit vorhanden. Der König hatte als katholischer Christ schwere und sehr gerechtfertigte Bedenken gegen die Zivilkonstitution des Klerus, welche zwei Tage vorher von der Versammlung nach dreimonatlicher Beratung angenommen worden war. Er sah von ihr den Beginn des Bürgerkriegs voraus; denn so „philosophisch“ die Versammlung in ihrer Mehrheit war, so katholisch waren die Massen; es litt keinen Zweifel, daß sie hinter den Geistlichen stehen würden, welche von dieser Laisierung und Revolutionierung der Kirche

nichts wissen wollten. Aber Ludwig XVI. fühlte sich nicht stark genug, der Versammlung zu trotzen; leider war der Mann, welcher Freiheit und Autorität zu versöhnen sich bemühte, welcher seit geraumer Zeit des Königs geheimer Ratgeber war und von ihm einen Monatsgehalt bezog, Mirabeau, in dieser Sache, so scheint es wenigstens, so radikal und verblendet wie die Mehrheit der Versammlung; so viel an ihm lag, hat er die Herausforderung an das katholische Gefühl noch verschärft. Mit innerstem Widerstreben, aber keine Möglichkeit des Entrinnens sehend, unterschrieb Ludwig am 24. August die Zivilkonstitution, und als der Papst derselben seine Genehmigung, wie er dies mußte, wirklich versagte, und nun nach Voidels Antrag am 27. November jener Eid von den Geistlichen bei Strafe der Absetzung gefordert ward, da hieß er am 26. Dezember auch dieses Strafgesetz gegen die „réfractaires" vom Klerus gut. Aber er war sich bewußt, daß damit die Grenzlinie zwischen dem, was er hinnehmen durfte und was nicht, überschritten sei. Solange es sich nur um ihn als König handelte, hatte er alles ertragen; seit aber sein katholisches Gewissen beunruhigt, sein Seelenheil in Frage gestellt wurde, seitdem war er entschlossen zum Kampf und erwartete nur die dazu günstige Zeit. „Ich würde lieber König von Metz als von Frankreich in einer solchen Lage sein," sagte er, nachdem er den Beschluß gegen die eidweigernden Priester unterzeichnet hatte; „aber das wird nicht mehr lange dauern." Selbst Mirabeau war seit langem der Ueberzeugung, daß der König sich mit der Versammlung nicht vertragen könne; er dachte sogar daran, die Unbeliebtheit der Zivilverfassung des Klerus zum Ausgangspunkt einer royalistischen Reaktion zu machen; er riet dem König, an das Volk Berufung einzulegen und durch Wahl einer neuen Versammlung die monarchische Stellung, aus welcher man ihn verdrängt hatte, zurückzugewinnen. Ein solches Vorgehen war freilich nur möglich, wenn Ludwig nicht in Paris war; sonst war er sofort Ziel eines Aufruhrs, einer journée, wie er sich ausdrückte. Mirabeaus ursprüngliche Ansicht war, daß der König sich kurzerhand der hauptstädtischen Radicaille dadurch entziehen solle, daß er sich in eine gut freisinnige und gut königliche Stadt der Provinz, etwa nach Rouen, begebe. Aber seit der große, leidenschaftliche Mann am 27. November dem Antrag Voidel beigestimmt hatte, vielleicht doch nur, weil er von einer Opposition gegen denselben den Zusammenbruch seines Einflusses auf das Parlament fürchten mußte — schon lange galt er den Aeußersten als Verräter — seitdem war er dem König verdächtig und ohne alle Geltung bei demselben. Er starb vier Monate hernach, am 2. April 1791; man begrub ihn im Pantheon; nun er dahin war, kam es jedermann zum Bewußtsein, was man an ihm verloren hatte. Sein Verschwinden ließ eine Lücke, die niemand ausfüllen konnte; für den König gab es jetzt vollends kein Bindeglied mehr mit der Versammlung. Schon lange trug er sich mit Fluchtgedanken; man lenkte seinen Willen auf Metz, wo der General Bouillé über treue Regimenter verfügte; von seinem Bruder, dem Grafen Artois, und anderen „Emigranten", welche der Bastillesturm zur Auswanderung getrieben hatte, kamen die erlogensten Berichte über die Absichten des Kaisers Leopold II.: er sollte am 15. Juli 150 000 Mann absenden wollen, um seine Schwester, Marie Antoinette, zu befreien; der König könne das in Ruhe in Paris abwarten, weil ein Manifest des Kaisers die Stadt für alle Gewaltsamkeiten, welche etwa vorfallen würden, verantwortlich machen werde. Diese, den wahren Absichten des Kaisers ganz entgegengesetzten Berichte erschreckten den König aufs äußerste; er wollte nicht mit Hilfe fremder Bajonette sein Recht wieder zurückerobern, sondern dieselbe durch die Dankbarkeit seines Volks wieder erhalten, dem er gesicherte Zustände, Religion und Freiheit zu gewähren vorhatte. Aus diesen psychologischen Voraussetzungen, der Abneigung gegen die atheistischen Demokraten und der Furcht vor unzeitigem Eingreifen des Auslands, erklärt sich die Flucht des Königs vom 20. Juni 1791; sie ward so heimlich vollzogen, daß sie gelungen wäre, wenn den Flüchtlingen nicht mit den steigenden Aussichten der Rettung selbst allmählich die nötige Vorsicht abhanden gekommen wäre und wenn sie sich von vornherein mehr beeilt hätten. So wurde der König am 21. Juni im Varennes festgenommen und nach Paris zurückgebracht. Es war eine an dem Staatsoberhaupt vollzogene gewaltsame Handlung; denn wer konnte an sich demselben verwehren, daß er sich nach Metz begab? Die Flucht und deren Verhinderung zeigen deutlich, was die wahre Lage Frankreichs war; die Gewalten, welche in der Verfassung vereinigt werden sollten, waren vom tiefsten Mißtrauen gegeneinander erfüllt; die Versammlung erklärte den König, sobald seine Flucht bekannt ward, einstweilen für seines Amtes enthoben, und drei Monate hatte man in Frankreich die vorläufige Republik. Dieser Zustand bedrohte den Frieden Europas; Kaiser Leopold II., so abgeneigt er dem Kriege war, so wenig er auch jetzt auf das leidenschaftliche Drängen der Emigranten nach Gewalt hörte, konnte doch seine Schwester nicht ganz verlassen und nicht ruhig zusehen, wie in Frankreich die Monarchie zusammenbrach. Hier gab es ein monarchisches Gesamtinteresse; dieselben Autokraten, welche sich bisher oft genug befehdet hatten, mußten sich eng aneinander schließen, um das Obsiegen der antimonarchischen Prinzipien zu verhüten. In Pillnitz bei Dresden kamen Leopold und Friedrich Wilhelm II. von Preußen zusammen und erließen hier eine Erklärung, welche die Herstellung der Ordnung und der Monarchie in Frankreich als eine für ganz Europa wichtige Sache bezeichnete und mit thätiger Einmischung drohte, falls alle Mächte sich zur Mitwirkung herbeilassen würden. Der Kaiser wußte genau, daß dieser Fall schlechterdings nicht eintreten würde, weil England für kriegerische Maßnahmen nicht zu haben war; er betrachtete auch durchaus nicht, wie Gustav III. von Schweden dies that, als einziges Heilmittel le fer et le canon; er war bei seinem Schwager und bei den gemäßigten Mitgliedern der Versammlung für einen gütlichen Ausgleich thätig; die Erklärung sollte nur die Pariser Demokraten schrecken; insofern war sie, wie Mallet du Pan gesagt hat, „eine erhabene Komödie". Thatsächlich wurde Leopolds Wunsch erfüllt; am 16. September genehmigte Ludwig XVI. die ganze Verfassung, in welcher ihm nach harten Kämpfen persönliche Unverletzlichkeit gewährleistet war, und trat damit als konstitutioneller Monarch aufs neue an die Spitze der Nation. Er war überzeugt, daß er nicht anders handeln könne: „die niedere Klasse schwärmt für Ungebundenheit, die höhere für Gleichheit; jene sieht sich beachtet, diese erblickt nichts mehr über sich". Es war keine Wahl als abzuwarten, ob der Traum der Nation sich erwahren würde, „welche von der Verfassung einen seligen Zustand erhoffte"; nur wenn es anders kam, als alle Welt annahm, so ließ sich eine Zustimmung des Volks zur Abänderung dieser Verfassung erwarten. Am 21. September ging dann die Versammlung auseinander, nachdem sie ihren Schwur gehalten und Frankreich eine Verfassung gegeben hatte. Außerdem hatte sie die mittelalterlichen Vorrechte beseitigt und neue Einnahmequellen erschlossen; im ganzen hatte sie den Erwartungen, welche auf sie gesetzt worden waren, in der That entsprochen.

V.

Die gesetzgebende Versammlung. 1791—1792.

Die Aufgabe der nach einem kleinen Zensus in indirekter Abstimmung neu gewählten Nationalversammlung wurde schon durch den Namen bezeichnet, welchen sie führen sollte: l'assemblée législative. Die Verfassung war abgeschlossen, die Grundlage des öffentlichen Lebens stand fest; es galt nunmehr die Gesetzgebung Frankreichs so zu gestalten, daß sie mit der Verfassung übereinstimmte. Das war eine ungeheure Aufgabe, welche die äußerste Arbeitsamkeit bedingte und auch mit der größten Hingabe von einer einzigen Versammlung nicht zu lösen war; man darf nur an die Schwierigkeit der Schaffung eines nationalen Rechtsbuchs denken. Jedenfalls erforderte diese Aufgabe den Geist vollster Sachlichkeit und ausdauerndsten Fleiß. In Wahrheit hat die Legislative, obwohl auf ihre 745 Mitglieder 400 Juristen kamen, es also an Arbeitskräften nicht fehlte, ihre Aufgabe kaum in Angriff genommen, geschweige gelöst. Durch einen seltsamen Mißgriff hatte die Konstituante verboten, daß eines ihrer Mitglieder in die Legislative eintreten dürfe; diese sollte etwas

ganz Neues sein, nicht gebunden durch irgend welche Rücksicht, noch irgend welche Beziehung zur Vorgängerin. Nachdem Frankreich 175 Jahre lang ohne reichsständisches Leben gewesen war, hatte es in den Jahren 1789—1791 etwas parlamentarisches Kapital angesammelt; kaum war es gewonnen, so faßte man den Beschluß, sich seiner nicht zu bedienen. Die Folge war, daß alle erprobten Männer aus der Legislative ausgeschlossen waren; sie bestand aus Neulingen, aus mittelmäßigen Menschen, welche sich von den gewandtesten Rednern bestechen ließen, und diese waren, wie das so zu sein pflegt, meist auf der Linken zu finden. Die konstitutionelle Rechte, die sog. feuillans, welche ehrlich die Verfassung samt dem Königtum aufrecht halten wollten, zählten nur 100 Mitglieder, das ihnen nahe stehende, aber nicht zuverlässige Zentrum 60. Mehr als doppelt so stark war die Linke, die Jakobiner; sie musterte 330 Mann. Die Mehrheit aber in der Versammlung hatte weder die Rechte noch die Linke; sie hing ab von etwa 250 in der Mitte stehenden Abgeordneten, welche bald nach rechts, bald nach links fielen, im ganzen aber von Haß gegen den Hof, die Aristokraten, die Priester erfüllt waren und die Revolution gegen die Gegenrevolution nur durch schneidige Maßnahmen schützen zu können glaubten. Bei dieser Stimmung waren sie leichter für die Linke zu gewinnen als für die Rechte. *Mit einem* Wort: die Verfassung vom Jahre 1791 konnte, kaum in Kraft getreten, schon als halb verloren gelten; nicht ganz ein Viertel der Reichsversammlung stand ehrlich zu ihr.

Die Jakobiner zerfielen wieder in eine äußerste Linke, welche von dem als Mitglied der Konstituante außerhalb der Versammlung stehenden Robespierre geleitet wurde, und in die sogenannten Girondins oder Brissotins, so genannt, weil sie zum guten Teil in dem Departement der Gironde gewählt und von Brissot geleitet waren, einem ruhelosen Agitator, welcher die bedenklichsten Mittel nicht scheute, um an sein Ziel zu kommen; er war, sagt ein Bericht über ihn, ohne allen Sinn für die Wahrheit, ohne moralischen Takt, ohne Verständnis für die Tragweite des Wortes. „On disait brissoter pour intriguer.“

Mit Brissot verband sich auch einer der abtrünnigen Priester, Abbé Sieyès; er haßte den Hof wie Brissot und war überzeugt, daß Ludwig XVI. sich niemals ehrlich mit dem neuen Zustand der Dinge aussöhnen werde; ein Wechsel der Dynastie erschien ihm notwendig, um denselben zu befestigen. Für einen solchen Fall hielt sich des Königs Vetter Philipp von Orleans in Bereitschaft; was 1830 thatsächlich geschah, daß die Bourbons von ihren Vettern abgelöst wurden, das suchte er schon 1791 durchzusetzen. Brissots Gedanken aber gingen weiter; er hielt nicht bloß einen Wechsel der Dynastie für notwendig; er durchdrang sich mit dem Gedanken, daß die Revolution sich mit dem alten Europa im Kampfe messen und dasselbe vernichten müsse. Weil er England, Holland, die Schweiz und Amerika gesehen hatte, so hielt er sich vor allen für befähigt, die auswärtige Politik zu beurteilen. Die Versammlung bildete 23 Ausschüsse für alle möglichen Angelegenheiten und nahm damit den sechs Ministern ihre Geschäfte ab; es war schon das System parlamentarischer Allgewalt, das später der Konvent auf die Spitze trieb und das man deshalb mit dem Namen der „Konventswirtschaft“ zu bezeichnen pflegt. In dem diplomatischen Ausschuß, welcher aus zwölf Mitgliedern bestand und auf je drei Monate gewählt wurde, führte Brissot das große Wort. Mittels dieses Ausschusses ist es den Girondisten gelungen, den Krieg mit Oesterreich, Preußen und dem Deutschen Reich unvermeidlich zu machen, trotz der Friedensliebe, welche aus den triftigsten Gründen in Berlin und Wien herrschte, von Regensburg gar nicht zu reden. Der einzige wirkliche Beschwerdegrund, den Frankreich hatte, war der gewesen, daß man in Deutschland die Emigranten sich in Koblenz hatte bewaffnen, organisieren und zum Krieg schüren lassen; jeder Anlaß zur Klage war aber dadurch beseitigt worden, daß der Kurfürst von Trier die Entwaffnung und Zerstreuung der Auswanderer geboten hatte. Dagegen war von französischer Seite nichts geschehen zur Entschädigung der im Elsaß begüterten deutschen Reichsfürsten, welche durch die Aufhebung der feudalen Lasten schwer in ihren Einkünften geschädigt waren und auf die doch die französischen Gesetze nicht als anwendbar angesehen werden konnten. Die Girondisten wollten aber von Einlenken gegenüber dem alten Europa nichts wissen; sie hielten Avignon fest, welches doch seit mehr als 400 Jahren dem Papste gehörte, sie drängten den König zu einem Dekret, welches die eidweigernden Priester aller bürgerlichen Rechte beraubte und sie auf dem gleichen Fuß behandelte, wie Ludwig XIV. die Calvinisten behandelt hatte. Dieses Dekret zu unterschreiben, weigerte sich der König standhaft; aber am 25. Januar ward er gezwungen, an seinen Schwager Leopold die Anfrage zu richten, ob er auf alle Unternehmungen gegen Frankreich verzichten wolle: wenn der Kaiser verneinend antwortet, so soll ihm am 1. März der Krieg erklärt werden. Auf ein so schroffes Vorgehen war nur eine Antwort möglich; die deutschen Mächte, welche über gütliche Vorstellungen niemals hatten hinausgehen wollen, setzten sich in Verteidigungszustand; an Stelle Leopolds, welcher am 1. März 1792 starb, nahm sein Sohn Franz II. den Handschuh auf. Am 10. März sprengten die Girondisten das gemäßigte Ministerium und zwangen dem König eins aus ihrer Mitte auf; am 20. April mußte er mit schwerem Herzen den Krieg gegen Oesterreich beantragen, aus dem der gegen Preußen mit Notwendigkeit folgte.

Dieser Krieg begrub die Monarchie: die Girondisten hatten in dieser Richtung nicht falsch gerechnet. Im Volk war man überzeugt, daß der König und seine Gemahlin, die verhaßte Autrichienne, den Sieg der Deutschen innerlich wünschten; ein unvorsichtiger Satz im Manifest des Herzogs von Braunschweig, welcher ein österreichisch-preußisches Heer gegen Paris führen sollte, gab diesen Empfindungen noch erneute Nahrung: der Herzog drohte Paris für den Fall, daß dem König und seiner Familie irgend welcher Zwang angethan werde, mit „einer exemplarischen und für immer denkwürdigen Rache und einer gänzlichen Zerstörung“. Das hieß den König offen unter den Schutz der deutschen Bajonette stellen, welche Frankreich bedrohten; er erschien als der Verbündete der Feinde. Nichts konnte seinen Gegnern in Paris gelegener kommen; schon am 20. Juni hatte wieder eine journée stattgefunden, weil Ludwig in die Deportation der eidweigernden Priester nicht willigen wollte: stundenlang war der König in der Gewalt der Rebellen gewesen. Jetzt schritten die äußersten Jakobiner zur Gewalt, weil sie die Nationalversammlung denn doch abgeneigt fanden, den König kurzerhand abzusetzen. Am 10. *August erhoben sich die Massen von Paris*: das Schloß der Tuilerien ward im Sturm genommen, die Schweizergarde niedergemacht; die Versammlung sprach unter dem Druck des Entsetzens die vorläufige Amtsenthebung des Königs aus, welcher mit seiner Familie bei ihr Schutz gesucht hatte. Die Geschichte kennt wenige solche Tage des Bluts, des Verrats, des Schreckens und der Gewalt wie diesen 10. August. An ihm triumphierte eine kleine, aber rührige und mächtige Partei über den König, die Nationalversammlung, die Nation selbst; auch die Gironde gehörte zu den Besiegten; ein solches Vergehen war selbst ihr zuwider. Das Entscheidende war, daß die Jakobiner eben am Morgen des 10. August den rechtmäßigen Gemeinderat von Paris gesprengt und einen aus ihrer Mitte gebildet hatten; seitdem beherrschte „die Commune“ von Paris ganz Frankreich. Einer der folgerichtigsten unter den Parteigängern der Republik war *Danton*, welcher nunmehr Minister der Justiz ward: er wollte das Werk des 10. August vervollständigen und, nachdem man den König und seine Familie im Temple gefangen gesetzt hatte, die königliche Partei unschädlich machen. Mit der Losung: „Il faut faire peur aux royalistes!“ wurden die gräßlichen „*Septembermorde*“ vollzogen, d. h. etwa 2000 eingekerkerte Priester und Royalisten nach einem äußerst summarischen Verhör hingerichtet. „Kinder,“ erzählt Heinrich von Sybel, „ließ man das Blut der Aristokraten trinken; Weiber verstümmelten die Leichname ... In der Salpetrière, einem Frauengefängnis, befriedigten die Arbeiter der ‚Commune‘ an den Opfern zuerst ihre Wollust, dann ihren Blutdurst; in Bicêtre metzelte man unter mehreren hundert Gefangenen 43 Knaben unter 16 Jahren nieder und wandte Artilleriefeuer an, um in kurzer Frist eine mög-

lichst große Menschenmenge hinzuschlachten ... Mehr Detail zu wiederholen, als erforderlich ist, um Triebfedern, Urheber und Zweck der Frevel zu bezeichnen, hieße den Beruf des Geschichtschreibers beflecken.“

Unter dem Eindruck dieser Greuel ward die convention nationale gewählt, welche über die künftige Verfassung Frankreichs entscheiden sollte. Am 21. September 1792 trat sie zusammen: am Tag vorher scheiterte der Herzog von Braunschweig an den „Thermopylen Frankreichs“, an Dumouriez' Stellung bei Valmy, und indem die deutschen Heere auf den Rhein zurückwichen, ergossen sich die französischen Scharen auf allen Seiten über die Grenzen: am Ende des Jahres 1792 waren Belgien, Mainz, Savoyen in ihren Händen.

VI.

Der Konvent. Schreckensherrschaft.

Der 10. August hatte über Ludwigs XVI. Schicksal entschieden: er war vorläufig abgesetzt und gefangen, um bald ganz abgesetzt und auf Leben und Tod angeklagt zu werden. Die Royalisten waren hingemordet worden: weshalb sollte man den Roi selbst schonen? Am 21. September sprach der Konvent auf den Antrag der Girondisten den Satz aus: „Das Königtum ist abgeschafft;“ die Heere, welche in die Nachbarstaaten eindrangen, ließen den Ruf erschallen: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit; Friede den Hütten, Sturz den Palästen!“

Aber mit der völligen Beseitigung des Königtums waren die äußersten der Jakobiner, welche seit Sommer 1792 den Namen „Der Berg“ führten und von Robespierre geleitet wurden, noch nicht zufrieden. Sie wollten den Tod des Königs, um jede Wiederkehr der Monarchie unmöglich zu machen; eine Nation, welche das Blut Ludwigs XVI. vergossen hatte, würde, so rechnete der Berg, sich niemals mehr mit seiner Dynastie ehrlich aussöhnen; und wer möchte leugnen, wenn er die französische Geschichte seit 1792 überblickt, daß die satanische Berechnung ihren guten Grund gehabt hat? Die Bourbons sind wohl 1814 wiedergekehrt, aber nur, um 1815 abermals, nach 15 weiteren Jahren ein drittes Mal zu verschwinden. Als die Gironde die Absicht des Berges erkannte, da hat sie versucht, das Ungeheure zu verhindern; sie ahnte, daß mit dem König das Bollwerk dahinsinken würde, das Leben und Freiheit jedes Franzosen vor der blutdürstigen Willkür der Radikalsten unter den Radikalen beschützte. Ein Kampf von unerhörter dramatischer Spannung entbrannte zwischen den Parteien, welche bis vor kurzem brüderlich zum Sturz der Monarchie zusammengewirkt hatten; seit Jahren war die Person des Königs nicht von solcher Bedeutung gewesen als jetzt, da er arm, verlassen, gefangen im Temple saß, ohne jedes Mittel auf die Gestaltung seiner Zukunft einzuwirken. Die Gironde stellte den Antrag, daß man die Entscheidung über das Los des Königs einer allgemeinen Abstimmung des Volks unterbreite; es konnte nichts Demokratischeres geben, als diesen Vorschlag. Aber die Männer des Berges, welche sich rastlos als die wahren Vertreter der Volksfreiheit aufspielten, waren gegen die Befragung des Volks, weil sie wußten, daß dasselbe, wenn es zum Worte gelassen werde, mit ungeheurer Mehrheit, seinen royalistischen Gefühlen getreu, die Freisprechung Ludwig „Capets“ beschließen werde. „Das Volk,“ so sagte der Berg, „ist nicht reif zu einer solchen Abstimmung; es wird sich von den Aristokraten, den Verrätern, bethören lassen und für sein eigenes Verderben stimmen, für das Leben des Tyrannen.“ Die Berufung ans Volk ward am 13. Januar mit 424 gegen 283 Stimmen abgelehnt; noch blieb die Hoffnung, anstatt des Todes eine andere Strafart, etwa Kerker, durchzusetzen. Aber auch diese Hoffnung war eitel; die Männer des Berges sahen ihr Opfer so gut wie am Boden liegen; sie ließen es sich nicht mehr entgehen. Die Septembermörder drangen auf die Galerien, in den Saal des Konvents selbst; sie bedrohten jeden, welcher für Gefängnis stimmte, mit der Rache des Volks. So ward am 17. Januar mit 361 Stimmen der Tod des Königs beschlossen. Rechnet man die gegnerischen Stimmen zusammen, welche für Aufschub des Todes oder für Gefängnis sich aussprachen, so erhält man die Zahl 360. Mit einer einzigen Stimme Mehrheit ward das Verbrechen des Königsmordes beschlossen; es verdient für ewige Zeiten aufbehalten zu bleiben, daß die Mehrheit nur dadurch zu stande kam, daß des Königs tückischer Vetter, Philipp von Orleans, genannt Egalité, „aus Pflichtgefühl“ für den Tod des Tyrannen stimmte: er hätte es freilich nur unter einer Bedingung wagen dürfen, von der Masse der Jakobiner abzuweichen, welche ihn längst an der Kehle hielten: um den Preis seines elenden Lebens, das er dann doch nur gefristet, nicht gerettet hat. Am 20. Januar nahm Ludwig XVI. Abschied von den Seinen: „es war,“ wie Heinrich von Sybel an einer seiner großartigsten Stellen sagt, „ein Ausbruch lang gehäuften Jammers zwei Stunden hindurch, eine einzige, nicht endende, mit Schluchzen erfüllte Umarmung — nun ist auch das überwunden, sagte der König nachher, warum muß man auch lieben und geliebt sein in solchen Schmerzen; denken wir jetzt an das eine, was not thut, an das ewige Heil.“ Am Morgen des 21. ward Ludwig zum Blutgerüst geführt: er erlitt den Tod mit christlicher Geduld und königlicher Größe; an diesem Tage, wo er, das Ende vor Augen, noch seines armen, von blutdürstigen Tyrannen niedergeworfenen Volkes mit väterlicher Liebe gedachte, offenbarte er alles, was von Tugenden an ihm war. „Er war der einzige Mensch in Paris,“ — so sagt wieder Sybel, und wer vermöchte es besser zu sagen? — „der an jenem Tage den Frieden in seiner Seele besaß. Die zahmeren Anhänger der Revolution wanden sich unter dem Druck des Gewissens, die Gironde sah den eigenen Sturz vor Augen, die Jakobiner knirschten über die Einsamkeit ihres Siegesjubels. Den Tag über blieben alle Läden in Paris geschlossen, die Stille eines dumpfen Staunens lag auf der Stadt, abends wurden die auf Befehl eröffneten Theater spärlich besucht. ‚Die Frauen waren an jenem Tage traurig,‘ sagt ein jakobinisches Journal, ‚das trug nicht wenig zu dem düstern Anblicke der Stadt bei.‘“

Ein scharfblickender englischer Beobachter schrieb damals: „Das Los des unglücklichen Ludwig XVI. gibt sehr ernste Gedanken über das Benehmen unserer oppositionellen Schriftsteller ein. Die litterarischen Banditen, welche jetzt Frankreich regieren, haben ihr Werk damit begonnen, daß sie den Privatcharakter des Königs lächerlich machten; vom Lächerlichen gingen sie über zur Schmähung; von der Schmähung zum Verrat. Die erste Spottschrift, welche den König in den Augen seiner Unterthanen herabsetzte, hat ihm vielleicht schon den Weg vom Palast zum Schafott geöffnet.“

Das Urteil trifft mit zermalmender Wucht die Gironde, welche mit unglaublicher Kurzsichtigkeit gegen den König und für die Schreckensmänner gearbeitet hatte. Sie stand vor dem Abgrund, und es vergingen nicht viel über vier Monate, so war sie hinabgestürzt. Am 2. Juni wurde der Konvent von den Pariser Pöbelmassen, den Ohnehosen, sansculottes, gezwungen, die Häupter der Gironde gefangen setzen zu lassen, 2 Minister und 30 Abgeordnete. Zwei Drittel der Konventsmitglieder enthielten sich aus Scham der Abstimmung; 50 Mitglieder der Rechten erhoben sich sogar, vom Zorn übermannt, für die Girondins; aber der Berg stimmte mit Ja und er behielt recht. Der Konvent hat sich dadurch selbst verstümmelt; er war nichts mehr als lignum atque cadaver, unbedingt in der Hand der Robespierre und Genossen. Diese legten noch im Juni 1793 dem Volk selbst die „Verfassung vom Jahre 1793“ vor, welche alle möglichen Freiheiten enthielt, und in 7000 Gemeindeversammlungen ward sie gutgeheißen. „Es gab,“ sagt Taine, „naive Leute, die noch an amtliche Erklärungen glaubten und durch die Verfassung in stand gesetzt zu werden hofften, mit der Wahl einer neuen Versammlung (welche die Verfassung verhieß) die ehrenhaften Abgeordneten zurückzuführen und die herrschenden Schufte auszuschließen.“ Es war eine grausame Täuschung. Alsbald setzten die Machthaber die Verfassung außer Kraft, weil sie erst nach Beendigung des Kriegs ohne Schaden in Wirksamkeit treten könne, und es ward allen klar, daß die Jakobiner jetzt so wenig als im Januar willens waren, dem französischen Volke das Recht freier Selbstbestimmung zu lassen; denn der erste Gebrauch, den es davon gemacht hätte, wäre die Vernichtung des Bergs gewesen. Der Nation blieb nur ein Recht: ihren Tyrannen zu gehorchen. Dahin war man mit der Revolution gelangt, daß eine weit schlimmere Despotie als die des

ancien régime sich über Frankreich legte. Das Land hat diese Vergewaltigung nicht schweigend hingenommen; es erhob sich der Norden, voran die Normandie, der Westen, vor allem die königstreue und katholische Vendée, der Süden mit Lyon, Toulon, Marseille; der Stahl einer hochherzigen Normande, Charlotte Corday, traf rächend den scheußlichen Demagogen Marat, „der alle Fehler des Menschengeschlechts in sich vereinigte". Aber die Heerscharen des Konvents warfen diese konservative Bewegung blutig zu Boden; Lyon ward größtenteils in die Luft gesprengt, Toulon verlor drei Viertel seiner Bevölkerung: bei seiner Einnahme ging zum erstenmale das militärische Gestirn Napoleon Bonapartes leuchtend auf. Am furchtbarsten wütete Carrier, welcher als Deputierter des Konvents, will thatsächlich sagen seiner Beherrscher, Nantes zu züchtigen hatte: er ließ, um rascher aufzuräumen, die „Verräter" auf die sog. bâteaux de soupappe bringen, auf Schiffe, deren Boden weggezogen werden konnte: in der ersten dieser „noyades" wurden 90 eidweigernde Priester ertränkt, bei der zweiten kamen 129, bei der dritten 800 „Verräter" an die Reihe. Carrier ließ dabei Ehegatten oder Brautpaare aneinander binden: man nannte das in der Sprache der Sansculotten les mariages de Vendée. Am 16. Oktober ward Marie Antoinette guillotiniert, welche der Kummer trotz ihrer erst 38 Jahre grau gemacht hatte; am 31. folgten ihr die Häupter der Girondins im Tode; am 6. November fiel das Haupt Egalités, weil auch er ein Capet, also ein Verräter war. Er war es, allerdings nicht an den Jakobinern, aber an seinem Hause, an Ehre und Pflicht; sein Tod gewährt fast eine düstere Genugthuung inmitten so vieler Greuel. Am Ende wurden in Paris täglich durchschnittlich 60—70 Menschen vom „Revolutionstribunal" verurteilt und durch das Fallbeil hingerichtet; man „demoralisierte dadurch die Guillotine", man nahm dem Tod seine Schrecken; im Gefängnis wurden von denen, welche ihres Lebens nicht mehr einen Tag sicher waren, Theaterszenen aufgeführt und Liebschaften angeknüpft; die natürliche Lebenslust rang dem Grausen noch vergnügte Stunden ab. Am 10. Mai 1794 ward auch des Königs Schwester, Madame Elisabeth enthauptet; der „Dauphin", bezw. der rechtmäßige König Ludwig XVII., ein Knabe von acht Jahren, ward schon im Sommer 1793 dem rohen Schuster Simon übergeben, unter dessen Behandlung seine Gesundheit, wie man dies seitens der Sansculotten wünschen mußte, bald untergraben ward; im Juni 1795 ist er 10jährig gestorben. Wie man den Thron gestürzt hatte, so den Altar; im Oktober 1793 ward die Religion abgeschafft und am 10. November das Fest der Vernunft begangen, wobei eine schöne Opernsängerin Maillard in durchsichtigem Florkleide die Göttin der Vernunft darstellte und dem Konventspräsidenten Laloi den Schwesterkuß applizierte. Damals beantragte Hebert, man solle alle Kirchentürme abtragen, weil sie gegen die allgemeine Gleichheit verstießen; die christliche Zeitrechnung ward abgeschafft und nach Jahren der Republik gerechnet, deren erstes mit dem 22. September 1792 begann; die Monate, die Tage erhielten neue Namen (so der Mai und ein Teil des Juni Prairial, weil die Wiesen, les prairies, sich da begrünen); auch den Kindern wurden heidnische statt der christlichen Namen beigelegt. Handel und Wandel lagen entsetzlich danieder, nicht bloß infolge des Krieges, welcher seit Sommer 1793 eine für die Republik immer günstigere Wendung nahm, sondern weit mehr infolge des Schreckensregiments; die Begriffe reich, Aristokrat, Verräter wurden allmählich gleichbedeutend. Wer Geld hatte, verbarg es; unter der Konstituante, sagt jener englische Bericht, hatte man sein Gold versteckt, unter der Legislative sein Silber; jetzt, unter dem Konvent verbirgt man das Kupfer; wir leben in einem neuen eisernen Zeitalter; Eisen ist das einzige Metall, das man noch sieht. Den täglichen Bedarf bestritt man mit Assignaten; da aber die kleinste noch auf 5 Livres lautete, so konnte man auf kleinere Einkäufe nichts herausbekommen; am Ende schufen die Gemeinderäte Scheine bis zu 5 Sous abwärts, die aber auch rasch verschwanden; so „depopularisierte das Papier die Revolution", die ohnehin wenig Popularität genoß.

Ganz unglaublich war die moralische Schlechtigkeit der Führer dieser Revolution. Sie gingen aus den untersten Schichten des Volks hervor oder stützten sie sich doch auf dieselben; die Proletarier lebten auf Kosten der Reichen; wer die Volksversammlungen der „Sektionen" besuchte, bezog 2 Frank täglich; das Brot bekam einen höchsten Preissatz, über welchen die Bäcker nicht hinausgehen sollten; damit sie bestehen konnten, gab ihnen der Staat Zuschüsse, die natürlich aus den Taschen der Reichen bestritten wurden. Kein Wunder, daß die öffentlichen Ausgaben sich unter dem jakobinischen Regiment vervierfachten; in vier und einem halben Jahr verschlangen Revolution und Krieg 5350 Millionen über die ordentlichen Ausgaben hinaus. Das Wesen der Regierung der Schreckensmänner war wirtschaftlich angesehen räuberischer Kommunismus; und Räuber verdienten alle die 5—6000 Menschen zu heißen, welche damals Paris und Frankreich beherrschten und aussogen. Nach Taines Schilderungen „waren alle diese 6000 von demselben Haß erfüllt gegen die Verbrecher in Sänften, gegen die Reichen und Besitzenden. Diesen Leuten hat die Revolution eine reiche Weide für ihre Begierden und Laster zur Verfügung gestellt; bestrafte Diebe, Fälscher, Betrüger, Sträflinge aller Art, Handwerker mit der geringsten Kenntnis der Orthographie, Trunkenbolde leiteten überall die Geschäfte. Man sehe sich nur einmal einen solchen Mann in der Nähe an wie Buchot, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Robespierre selbst zweimal als einen braven, fähigen, energischen und für die wichtigsten Geschäfte brauchbaren Mann bezeichnet hat, in Wahrheit ein Schulmeister aus dem Jura, dessen Unwissenheit und gemeine Art alle Phantasie übersteigen. Seine Untergebenen meiden ihn, und er selbst befindet sich nie in seinem Büreau. Um eine Unterschrift zu erlangen, muß man ihn im Café aufsuchen, wo er im Trunk seine Tage verbringt. Dabei ist er noch ein unschädlicher Mann. Schlimmere Seiten weist der Kommandant der Nationalgarde, Henriot, auf, dessen Tagesbefehle wahre Kunstwerke des Blödsinns eines Trunkenboldes und eines im Branntweinfusel rasenden Tyrannen bilden." In ähnlicher Weise „fällt auch die Provinz in die Hände ihrer Provinzial-, Kreis-, Stadt- und Dorfbanditen, und es setzen sich Konfiskationen mit Unterschlagungen und Erpressungen in ununterbrochener Reihe fort".

Es war unmöglich, daß ein solches Regiment über eine hochgebildete Nation Dauer hatte. Im April 1794 fiel Danton durch Robespierre und seinen Anhang; der Urheber der Septembermorde ging übersatt des Lebens und seiner Schalheit gelassen in den Tod. Robespierre stellte die „Verehrung des höchsten Wesens" wieder her; er war Voltairianer, nicht aber Atheist. Das „Triumvirat" Robespierre, St. Just und Couthon entwarf jetzt den Plan, welcher von der bis zum Wahnsinn getriebenen radikalen Folgerichtigkeit dieser Männer Zeugnis ablegt, alle Kinder nach den Grundsätzen der kommunistischen Revolution zwangsweise erziehen zu lassen und so eine ganz neue Generation zu schaffen. Es war auch eine Idee, die auf Rousseau zurückgeht; aber es kam nicht einmal zum Versuch der Ausführung. Am 9. Thermidor, am 27. Juli, ward Robespierre von seinen Gegnern im Konvent niedergestimmt; das Revolutionstribunal verurteilte ihn zum Tod, den er am 10. Thermidor erlitt; mit ihm wurden 22 Jakobiner guillotiniert, unter ihnen St. Just, Couthon und Henriot. Als Robespierres Haupt fiel, klatschten die Zuschauer mehrere Minuten lang.

So hatten die Schreckensmänner nach einer Herrschaft von nicht vierzehn Monaten sich selbst aufgerieben; „die Revolution fraß gleich Saturn ihre eigenen Kinder". Mit dem 10. Thermidor begann eine Reaktion, welche zunächst zur Errichtung der gegenüber den radikalen Ansichten sehr konservativ angehauchten Verfassung vom Jahre III (1795) führte, durch die ein Direktorium von fünf Mitgliedern an die Spitze des Staates gestellt wurde. Dieses konnte aber nur dadurch ins Amt treten, daß sowohl die Jakobiner und Sansculotten (am 20. Mai 1795) als die Royalisten (am 5. Oktober) mit Waffengewalt überwältigt wurden; dort wurde die Rückkehr zur Commune, hier die zur Monarchie gefordert. Die Niederwerfung der Royalisten war das Werk Napoleon Bonapartes; als die Direktoren durch Bestechlichkeit und Unfähigkeit sich ebenfalls abgenutzt hatten,

da fegte er sie mit dem Degen weg und ließ sich am 10. November 1799 zum ersten Konsul ausrufen. Es war der Anfang zur Herstellung der Monarchie; im Mai 1804 wählte die Vertretung Frankreichs Bonaparte zum Kaiser, und am 2. Dezember ward er in der Kirche Notre Dame feierlich gekrönt.

Wir sind am Schlusse. Frankreich hat allen Grund, diejenige Revolution zu feiern, welche dem Absolutismus und den feudalen Vorrechten ein Ende bereitete; die Menschheit wird diese Feier mitbegehen können. Aber diese Revolution ward im wesentlichen im Herbst 1789 abgeschlossen. Was nachher folgte, die Vergewaltigung von Religion und Kirche, der Königsmord, der Volksmord, die Revolution der Jahre 1792—1794, das gehört zu denjenigen Teilen der Geschichte, welche man aus den Jahrbüchern der Menschheit wegwünschen möchte; diese furchtbaren Erinnerungen zu verherrlichen, ist eine Schmach, die der Idee wahrer Freiheit und Volkswohlfahrt angethan wird. Die alten Aegypter, sagt Taine in seiner Vorrede, hatten in ihren Tempeln goldgestickte Vorhänge, hinter welchen der Gott des betreffenden Heiligtums wohnen sollte. Lüftete man den Vorhang, so zeigte sich ein Krokodil, eine Schlange oder ein anderes Ungetüm. In ähnlicher Weise birgt sich hinter den demokratischen Phrasen, womit die Revolution verherrlicht wird, ein blutdürstiges Ungeheuer, nicht der Verehrung wert, sondern des Abscheus.

Der Mönch von St. Bernhard.

Von

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Durch des St. Bernhard Felsenklüfte fegte
Dezembersturm schon hin den Winterschnee,
Der bis zu seinem Fuß hinab sich legte.

Auf steilen Pfaden, rings durch die verwirrten
Felslabyrinthe eilend, mühten sich
Die Mönche um die Rettung der Verirrten.

Und emsig war in seiner Pflicht kein andrer
Wie Bruder Jacopone, oft erschien
Ein gottgesandter Engel er dem Wandrer.

So finster, daß er sich hinaus nicht wagte,
War keine Nacht, kein Abgrund ihm so tief,
Daß er in ihn hinabzuklimmen zagte.

Und bis der Tag mit matten, gelben Streifen
Am Himmel aufstieg, gönnt' er sich nicht Rast,
Hin durch des Berges Wüstenei zu schweifen.

Sobald er eines Wandrers Spur gefunden,
Durch Flockentreiben und des Sturms Geheul
Folgt er ihr nach mit seinen treuen Hunden.

Wo sie Verlorne witterten, fortscharrten
Den Schnee die Klugen, und heran in Hast
Flog er zur Rettung der schon halb Erstarrten.

Er taut mit seinem Hauch die Eisesdecke,
Die sie umgibt, und drückt auf ihren Mund
Den seinen, daß er sie zum Leben wecke.

Er legt, zu prüfen, ob sich's drin noch rege,
Die Hand auf ihre Brust und jubelt, wie
Er fühlt des neubelebten Herzens Schläge.

Und während mehr und mehr das Blut in warmen
Strömungen sie durchfließt, ins Kloster trägt
Er die Geretteten auf seinen Armen.

Stets vor den Mönchen hüllt er sich in Schweigen;
Sie ahnen, daß er ein Geheimnis birgt,
Allein sein Inn'res will er keinem zeigen.

Nur Einem, der Italien Heimat nannte
Gleich ihm, dem greisen Piero, hier und da
Gönnt er's, daß er das Schweigen vor ihm bannte.

Einst, als der Mond in wolkenloser Helle
Herabschien und den Wandrer nicht Gefahr
Bedrohte, saß er mit ihm in der Zelle

Und nahm das Wort: „Um was du oft mich batest,
Von meiner Jugend Tagen will ich dir
Erzählen, wie du's von den deinen thatest.

Wer mit der Kutte hier in enger Klause
Mich sieht, ahnt nicht, welch stolzes Wappenschild
Das Thor geschmückt an meinem Vaterhause.

Im Heer Neapels hatten meine Ahnen
Nach eigner Wahl gedient, und ich, wie sie,
Trat früh schon unter der Bourbonen Fahnen.

Im alten Schlosse von Castellamare,
Das mich mit andern Zöglingen des Kriegs
Umfing, verflossen mir die Knabenjahre.

Freund, wie zum Zwillingsbruder mir erschaffen,
War mir Michele, stets im Lernen mir
Gesellt, wie in den Uebungen der Waffen.

Die Felsenhöhn erklommen wir zusammen
Und lachten froh einander zu, wenn wir
Vereint die blaue Meeresflut durchschwammen.

Der Freiheit, die von Land zu Land die Kronen
Der Zwingherrn niederwarf, zujauchzten wir
Und jubelten beim Sturze der Bourbonen.

Und Treue — lache nicht der zwei Kadetten
Und ihrer Schwärmerei — zuschwuren wir
Der Göttin, welche Kerker sprengt und Ketten.

Als dann zu Jünglingen erblüht wir waren,
In einem Bataillon ausrückten wir
Nach Norden mit Vittorios Kriegerscharen.

Bei Itri und bei Fondi bald entspannen
Gefechte sich, denn durchs Gebirg versprengt
Noch streiften Söldnertruppen des Tyrannen.

Indessen ich die Kugeln um die Schläfe
Mir sausen hörte, dacht' ich bange: Weh,
Wenn ihrer eine nun Michele träfe!

Fort ohne ihn zu leben — es zu denken
Vermocht' ich nicht und fleht empor zu Gott,
Daß in derselben Schlacht wir beide sänken.

Dem Kreuz Savoyens folgten vor die Feste
Gaëta wir: dort Trotz dem neuen Herrn
Noch boten des Bourbonenheeres Reste.

Das Lager schlugen wir, umringt von Schanzen,
Vor ihren Mauern, und wir hofften, bald
Italiens Banner auf den Wall zu pflanzen.

Doch — daß ich Tapferkeit am Feind auch rühme,
Gebeut die Pflicht mir — nicht so schnell gelang
Der Sturz Gaëtas unserm Ungestüme!

Träg schwanden Wochen hinter Wochen; selten
Kam Wechsel in das Einerlei, indem
Uns Tag auf Tag hinfloß in unsern Zelten.

Die Eine Kurzweil hatten wir: zum Feste
Lud die und jene wohl von uns Graf B.
In seine Villa hier und da als Gäste.

Mit hangenden Balkonen und Estraden
Aus blühnder Gärten Mitte sah das Schloß
Hinunter zu den lachenden Gestaden.

Die Gräfin Adalisa, mit dem Greise
Durch Zwang vermählt, sah flüchtig nur und kurz
Ich in der andern Festgenossen Kreise;

Allein so oft ihr Blick auf meinem ruhte,
War mir: mit Glück fürs ganze Leben sei
Für mich erfüllt die schwindende Minute.

Wenn ich ins Lager heimgekehrt, noch lange
In hohen Schlägen ging mein Herz, berauscht
War mir das Ohr von ihrer Stimme Klange.

In ihrer Augen Strahlen mich zu sonnen
Zweimal ward ich begnadigt, dann nicht mehr,
Und wie ein Traum war alles mir zerronnen.

Vor jedem blieb ich stumm; allein Michele
Ward mein Vertrauter; faltenlos ja lag
Vor ihm stets ausgebreitet meine Seele!

Und insgeheim nun, wie mir's sei beschieden,
Nur einmal noch die Herrliche zu schaun,
Half er mir Rat ersinnen, Pläne schmieden.

Des Morgens, als wir uns im Zelt berieten,
Ein Brieschen bracht ein Knabe mir und sprach:
Die Gräfin läßt Euch ihren Gruß entbieten.

Ich nahm das Blatt und las: Für eine, diese,
Die nächste Nacht allein, ist fern der Graf,
Erfreut durch Euer Kommen Adalise!

Die Lippen auf das Schreiben wonnetrunken
Geheftet, kaum erwarten konnt' ich mehr
Die Stunde, bis das Tagsgestirn gesunken.

Im Rausch, der alle Sinne mir berückte,
Schon sah ich's Abend werden, als dahin
Durchs Hirn mir plötzlich ein Gedanke zuckte.

Zum Herzen drang es mir gleich einem kalten
Dolchstich: Die Reihe traf mich diese Nacht,
Die Wache nächst dem Festungsthor zu halten.

Verloren nun das Glück, das meiner harrte!
Allein: Die Wache halt' ich gern für dich,
Rief mir der Freund zu, als ich finster starrte.

Einmal und abermal, um ihm zu danken,
Sank ich ihm feurig an die Brust und flog
Zum Schlosse, als die Abendschatten sanken.

Ahnst du, mein Piero, nun, warum der Frieden
Auf immer von mir wich? Der Morgen kam,
Doch ewig Nacht ist es um mich hienieden.

Als Leiche, da ich wiederkam vom Schlosse,
Fand ich Michele: auf der Wacht ereilt
Hatt' eines ihn der feindlichen Geschosse.

Der Einzige, der Theuerste von allen,
Die ich auf dieser Erde je gehabt,
Um meinethalb, durch mich war er gefallen.

Doch ob auch aus der Wunde — schrecklich offen! —
Sein Blut vorquoll, lang glauben mocht' ich nicht,
Daß ihn ins Herz das heiße Blei getroffen.

Erst als das Grab ihn deckte, wild von dannen
Stürmt' ich, um in der här'nen Kutte mich
In diese Bergeswildnis zu verbannen.

Hier, wenn ich die im Schnee Verirrten suche,
Wenn ihrer Eines Rettung mir gelingt,
Fühl' ich die Seele freier von dem Fluche.

Ich sink' auf den Erstarrten, überdecke
Mit Küssen ihn, und atmet er, glaub' ich,
Daß ich Michele neu zum Leben wecke!

Hörst du? der Föhn erwacht, vom Berghang drüben
Bedroht Lawinensturz die Wanderer;
Ich eil' hinaus, um meine Pflicht zu üben."



Fig. 11. Aus Engbefield.

Vasen und ihre Verzierung.

Von

Dr. A. Eisenhart.

Die Vasen haben in der Kunstgeschichte eine hervorragende und sehr interessante Rolle gespielt und nehmen auch noch im heutigen Kunstgewerbe eine bedeutende Stelle ein. Ihre Verzierung ist kein unwesentliches Element in der allgemeinen Kunstgeschichte und folgt unbedingt gewissen allgemeinen ästhetischen Regeln, welche sich aus der Entwickelungsgeschichte der Vasentechnik herausdemonstrieren lassen und ein kunsthistorisches Interesse beanspruchen. Wir versuchen daher in nachstehendem Aufsatz nicht sowohl eine Geschichte der Vasentechnik als vielmehr eine Untersuchung der Entwickelung der Vasen**verzierung** zu geben, welche in ästhetischer wie in kunstgewerblicher Beziehung nicht uninteressant und einigermaßen lehrreich sein dürfte.

Was verstehen wir zunächst unter Verzierung? Genau genommen heißt Verzieren: die Schönheit irgend eines Gegenstandes



Fig. 1. Aus Audleys „Keramische Kunst in Japan".

erhöhen, indem wir ihm Zierat oder vielleicht Farbe hinzufügen und etwa so seinen Eigenwert erhöhen. Diese Verzierung kann im vorliegenden Falle plastisch oder malerisch sein, und es kommt hierbei darauf an, wenn wir ein Gefäß verzieren: ob die Verzierung dann nur um des Gefäßes willen, das man verziert, vorgenommen wird, oder ob das Gefäß nur zur Unterlage, zum Träger eines Kunstwerkes dient. Im erstern Falle ist die verzierende Arbeit nur eine dienende Kunst, im zweiten Fall erhebt sie sich zur freien, selbständigen Kunst. Die Geschichte der Vasentechnik zeigt uns beide Fälle, auch Uebergänge und Ausschreitungen beider im Verlauf ihrer Entwickelung, sowie augenfällige ästhetische Gesetze, welche dabei zur Geltung kommen und aus den zu verzierenden verschiedenartigen geschweiften Formen mit Notwendigkeit entstehen. Der Verzierer ist an diese Gesetze mehr oder weniger gebunden, denn er muß die Formenschönheit einer gelungenen Vase achten; er darf ihr durch seine Malerei oder Plastik nicht widersprechen oder sie aufheben, sondern er muß sie zu erhöhen suchen. Inwiefern daher in irgend einer Arbeit das malerische oder das dekorative Element vorwalten dürfe, darüber kann nur jenes Gefühl für Harmonie und Anstand entscheiden, welches gewissermaßen das künstlerische Gewissen bildet und gleich dem sittlichen Gewissen ebenfalls der Zucht und Schulung bedarf.

Wenn man daher Skulptur oder Malerei auf irgend einen Gegenstand anwendet, so müssen die malerischen oder plastischen Elemente und das Dekorative im Verhältnis zu der unabhängigen Wichtigkeit des Gegenstandes stehen. Besitzt dieser Gegenstand schon Schönheit für sich, so hat die Verzierung nur diese Schönheit zu heben, darf aber nicht die Aufmerksamkeit davon abwenden. Eine gelungene Vase ist an sich schon plastisch oder architektonisch schön; die Verzierung soll diese hervorheben, accentuieren, sie darf derselben nicht feindlich und unsympathisch gegenübertreten; die Kunstform, welche als Zierat angewendet wird, muß etwas von ihrer eigenen Freiheit aufgeben und gleichsam dem Aussehen des zu verzierenden Gegenstands Rechnung tragen. Es ist damit wie mit der Frauentracht: das schönste Gewand sieht nicht gut aus, wenn es der Trägerin nicht paßt, und die Trägerin sieht, was noch weit wichtiger ist, in demselben nicht gut aus. Wir alle kennen Personen, deren Kleider (um einen volkstümlichen Ausdruck zu gebrauchen) aussehen, als hätte man sie ihnen mit einer Gabel übergeworfen; und dies ist gerade die Art und Weise, in welcher ein großer Teil der Verzierung



Fig. 2. Aus Audleys „Keramische Kunst in Japan".

angewandt wird. Da der wirkliche Zweck ein malerischer ist, so werden überall Verzierungen angebracht, wo nur Raum dafür vorhanden ist, und das Ergebnis davon hat dann das überladene schlampige Aussehen einer mühsam und überreich schlecht gekleideten Frau. Natürliche Formen sind in dieser Hinsicht die mühsamsten: sie haben einen Eigensinn, welcher sie wider-

spenstig macht, sich der Gestalt irgend eines anderen Gegenstandes anzupassen. Die Oberflächen der verzierten Vasen sind so gekrümmt und modelliert, daß sie durch



Fig. 3. Aus Audleys „Keramische Kunst in Japan".

Verkürzung alles verdrehen, was darauf angebracht wird. Es gibt Teile ihrer Oberflächen, wo diese Verzierung eine außerordentliche ist und das Fortlaufende der Zeichnung in einer Weise unterbrochen wird, daß jede darauf angebrachte natürliche Gestalt verzerrt und ruiniert wird. Man sollte meinen, man brauche diese Bedingungen nicht erst hervorzuheben, aber sie werden doch beständig verletzt.

Es fragt sich nun: welche Motive soll man zu Verzierungen wählen? Hier gibt es eine unerschöpfliche Menge von Formen, welche die Menschen für diese Zwecke erfunden haben und die für dieselben passen und denen noch unzählige neue so schnell hinzugefügt werden können, als Dekorateure sie zu erfinden imstande sind. Ein Kreis oder Halbmond, eine Rosette oder ein Schnörkel war durch Verkürzung nicht entstellt oder durch Biegung um die Schulter einer Vase nicht verzerrt, während ein belaubter Zweig, und noch weit mehr eine Menschen- oder Tiergestalt durch Verzerrung ihren ganzen Reiz verliert, verwandeln sich diese einfacheren Formen nur in neue und harmonische Gestalten. Ihre gedrängte Anordnung gibt eine Reihe eng verwandter Gestalten, welche einen neuen Reiz darbieten, wie geschickte Variationen über ein melodisches Thema. Derartige Stoffe liefern daher eine bessere dekorative Zeichnung, als schönere natürliche Formen. Eine flache Platte kann mit irgend einem Gegenstand in beliebigem Umfang bemalt werden, da sie dann kein verzierter Gegenstand, sondern ein Gemälde ist und als solches beurteilt werden muß. Die meisten Vasen haben Teile mit einer vergleichsweise flachen Oberfläche, wo sich dekorative Beschränkungen nicht sehr fühlbar machen und wo sorgfältig gewählte und angewendete natürliche Formen mit mehr oder weniger Freiheit der malerischen Behandlung angewandt werden können. Andere Teile ihrer Oberfläche, stark modelliert oder eng begrenzt, erfordern eine streng dekorative Behandlung, und es sind daher solche Formen aus ihnen zu verbannen. Manche Vasen — worunter z. B. eine chinesische und japanesische — von einfacher Gestalt und wenig oder gar keiner Gliederung legen dem Dekorateur nur geringen Zwang auf, geben ihm aber auch nur Spielraum für seine dekorative Geschicklichkeit. Andere Vasen, z. B. griechische, mit sorgfältig gegliederten Formen und schief begrenzten Einteilungen der Oberfläche, nehmen ihn sehr für seine Aufgabe in Anspruch, spornen ihn aber auch zur besten Anstrengung seines Könnens an.

Sorgfältig verzierte antike Vasen werden beweisen, daß diese Unterscheidungen auch ihren Malern bewußt waren (vgl. Fig. 7, 9, 14 u. 20), und einiges Nachdenken wird zeigen, daß unsere heutigen Dekorateure diesen Punkt zu ignorieren suchen und nur die chinesischen und japanischen Vasen nachahmen, welche aber neuerdings keine Kunstwerke mehr sind wie früher, sondern nur Erzeugnisse des Kunstgewerbes, welche gleichsam nach der Schablone oder Mode angefertigt und mit denen wir von Japan aus überschwemmt werden. Wenn wir auf die früheren sorgfältigeren Arbeiten der japanischen Töpfer zurückblicken, so werden wir finden, daß sie sich so sorgfältig nach den Gesetzen der wirklichen Dekoration richteten wie die Griechen selbst. Sie strebten niemals so angelegentlich nach der reinen Form wie die Griechen und haben daher dieselben in diesem Stücke auch nicht erreicht. Ihre Eigentümlichkeit war stets mehr oder weniger Vorliebe für Naturalismus und malerische Behandlung, und hier sind die Unterschiede zwischen der griechischen und japanischen Kunst am



Fig. 4. Aus Laus „Chinesischen Vasen".

augenfälligsten. Allein es ist interessant, wahrzunehmen, daß in dem uns hier beschäftigenden Kunstzweig das System der Technik so ziemlich das gleiche und die Reihenfolge der Veränderungen trotz der großen Divergenz des Charakters einander sehr ähnlich gewesen ist. In beiden reicht die Entwickelung von einem frühen Zeitraum des Formalismus zu einem späten der Freiheit — bei den Japanern sogar zu einem Zeitraum großer Zügellosigkeit. Bei beiden ist in ihrer schönsten Periode weder Freiheit noch Formalität zur absoluten Herrschaft gelangt, und wir können meines Erachtens füglich sagen, daß der Gipfelpunkt jeder natürlich entwickelten Kunst, welche eine Zeit strenger Formalität durchlebt hat, eine Zeit der Be-



Fig. 6. Aus Audleys „Keramische Kunst in Japan".

schränkung gewesen ist, welche sich durch ein Gleichgewicht zwischen Regelmäßigkeit und Freiheit auszeichnete, und daß der Untergang der Ordnung in der Freiheit immer ein Anzeichen von Zerfall ist.

Wenn wir zwei von den vier Abbildungen japanesischer Vasen, welche wir hier geben (Fig. 2 u. 3), untersuchen und sie mit griechischen Exemplaren vergleichen, so werden wir sehen, daß die Vertretung und Anwendung der Dekoration bei beiden dieselbe ist. Wir können meines Bedünkens sehen, daß dem Japanesen etwas mehr am Verhältnis seiner Ausschmückung an sich lag und der Grieche größere Sorgfalt auf seine Vase verwandte, oder daß der Japanese mehr deren malerischen Anblick und weniger deren Gestalt im Auge hatte, als der Grieche. Gleichwohl trug der eine so gut wie der andere dabei Sorge, seine malerische Ausschmückung auf die breitere Oberfläche zu beschränken, wo die Darstellungen am wenigsten verzerrt werden würden. Augenscheinlich war die hauptsächliche Verzierung auch berechtigt, den bedeutendsten Raum einzunehmen; aber dies ist nicht alles. Man wird sehen,

daß die Ränder, die Verbindung der Glieder, die Stellen mit einer jähen Biegung, wo das angewandte Ornament einer groben Verkürzung ausgesetzt ist, mit Gestalten von sehr verschiedener Art bedeckt sind, welche durch ihre Anordnung nicht leiden, sondern vielmehr gewinnen.

Während die breitere Fläche des Vasenkörpers in jedem Falle mit einer freien Darstellung natürlicher Formen bedeckt ist, sind die Gliederungen des Randes und des Fußes oder der Grundlinien, wo, wie in Fig. 4 beim Fuß vorhanden — selbst die Vereinigung von Rumpf und Hals, obwohl diese nicht gegliedert ist — gewissenhaft durch ein konventionelles Ornament begrenzt, das so gewählt ist, daß es sich der Anschwellung oder Zusammenziehung des Umrisses anpaßt: die steigenden Linien um die Basis herum und der herunterfallende Besatz am Halse bezeichnen die aufrechte Tendenz der Vase: Die Strahlung, welche diesen Linien durch die Verkürzung gegeben wird, erhöht die Wirkung der Modellierung, die perspektivische Anhäufung der ornamentalen Formen gegen den Umriß hin, rechts und links, leiht ihrer Anordnung eine reizende Mannigfaltigkeit und zeigt die Gestalt der Vase durch die Betonung ihrer Rundung. Das breite Band um die Naht der Sathuma-Vase (Fig. 2) herum ist notwendig, um ihren ungewöhnlichen Hals zu vermitteln. Ich vermute sogar, daß dieses Band sein Vorkommen in dem Ueberbleibsel eines anderen Streifens hat, welcher in anderen Vasen von derselben Ware die Anheftungsstelle zweier Ringe anstatt der Griffe oder Handhaben (Henkel) bezeichnet, und daß diese selbst nach meiner Mutmaßung Ueberbleibsel der Ringe sind, welche zu einem ähnlichen Zwecke an Bronzevasen befestigt waren. Wir müssen auch auf die Mühe achten, welche man sich bei der Sathuma-Vase gegeben hat, um einen Uebergang von der Strenge des konventionalen Ornaments in die Freiheit des Gemäldes einzuführen, indem man den mit Hörnern versehenen Strich am Grunde und das deutlicher bezeichnete Band von ähnlichem Charakter an der Verbindung des Halses dazwischen angebracht hat.

Fig. 6 veranschaulicht einen japanischen Krug von mehr archaischem Typus, auf welchem gar keine natürlichen Formen angebracht sind, sondern nur konventionale, aber seinen Linien sorgfältig angepaßte Ornamente. Die Wirkung des Ganzen in Farbe, Behandlung und Detail ist merkwürdig ägyptisch. Fig. 1 gibt das entgegengesetzte Extrem freier Ungebundenheit in der Behandlung. Es ist ein moderner nachgemachter Sathuma-Krug und vertritt gut diejenige Phase japanischer Kunst, an welche wir am meisten gewöhnt sind. Die Malerei ist in ihrer Art trefflich, und diese Art ist gerade diejenige, welche am häufigsten zum Muster genommen wird. Die Formen haben gar keine Beziehung zur Vase selbst, sondern sind nur darauf gelegt. Könnte man sie abstreifen, so würde man sie ebenso passend auf irgend einem andern Stücke eines ganzen Speiseservices anbringen können. Der Krug hat allerdings keine nennenswerte Gestalt, und so ist er keinem sonderlichen Unrecht wegen der Geringschätzung ausgesetzt, mit welcher seine Gestalt behandelt wird. Behufs klaren Urteils müssen wir zwischen der malerischen Eigenschaft der darauf angebrachten Malerei und der Schwäche der Verzierung unterscheiden. Wir dürfen dem Gemälde, das sich auf unserem vorstehenden Holzschnitt nur unvollständig darstellt, die Vorzüge der japanischen zeichnenden Kunst zuschreiben: Freiheit, Genauigkeit, Sicherheit, Bestimmtheit und malerischen Charakter der Zeichnung und Reiz der Farbe. Betrachtet man es aber als eine Dekoration, als eine Bekleidung der Vase, so ist das Gemälde weibisch und fade. Die beiden zusammen machen keine Zeichnung. Ohne die einzige Bemühung um Abpassung, welche sich darin kundgibt, daß das Gemälde im Umlauf um den Krug wieder in sich selbst zurückkehrt, könnte man es ebensogut aus dem nächsten chromolithographischen Abziehbild herausschneiden und auf den Krug kleben. Wir kaufen solche Dinge und betrachten sie mit Genugthuung; wir freuen uns über ihre geschickte Ausführung und ihren malerischen Effekt und übersehen ihre dekorative Unzulänglichkeit, wie wir die Stimme des Pfaus über dem Glanz seines Gefieders vergessen. Allein, wenn wir erwägen, was wahre Dekoration ist, oder wenn wir uns nach Mustern zur Nachahmung umsehen, so müssen wir uns von ihrer Unzulänglichkeit Rechenschaft geben.

Selbst die morgenländischen Völker, bei denen wir uns nach Strenge des Vorbildes umzusehen am wenigsten geneigt sind, haben dieselbe Lehre für uns. Wenn z. B. ein persischer Künstler eine Zeichnung für irgend einen Gewebestoff zu liefern hat, so mag er sich mit voller Freiheit des reichen Ornaments mit Pflanzen und Tieren (Fig. 8 b) bedienen. Handelt es sich aber um einen Teller mit seinem fest umschriebenen Umriß, seinem Rand und seiner vertieften Mitte, so muß er ein nahezu geometrisches Ornament wählen, wie das in Fig. 8 a.

Werfen wir nun einen Blick auf die Verzierung von griechischen Vasen. Die Grundsätze, welche wir erörtert haben, finden sogar in dem sehr alten archaischen Stil Anwendung. Als die Menschen zuerst ihr Töpfergeschirr zu bemalen begannen, war ihr einziger Zweck dabei, es nach besten Kräften aufzuputzen, und sie lernten gut verzieren, ehe sie gut zeichnen lernten. In den Fig. 16 und 17 sehen wir die



Fig. 5. Nach einer Vase in der Münchener Sammlung.

Basis schon mit einem strahlenförmigen Ornament gleich der Krone einer Blüte geschmückt, welche die schwellende Gestalt und das Emporstreben dieses Teils der Vase veranschaulicht. Die Aehnlichkeit mit den von uns untersuchten japanischen Vasen springt hier in die Augen. Dieses Ornament wechselt im einzelnen und kommt wegen seiner besonderen Angemessenheit und Verwendbarkeit von dem frühesten bis zum spätesten Zeitraum, wo die schwarze Glasur alles gemalte Ornament verdrängte, beharrlich vor. Dasselbe stammt offenbar aus Aegypten, wo man es um die Basis des Schafts der Lotossäulen hervorspringen sieht, welche merkwürdigerweise dem unteren Ornament an der japanischen Flasche (Fig. 3) gleicht. In den späteren Vasen mit erhabener Arbeit ist es gewöhnlich ersetzt durch nebeneinander liegende Rundstäbe, Rinnen und Kannelierungen (Fig. 7, 18 und 19), welche noch immer den Meridianlinien des Körpers, wie sie aus dem Fuße entsprangen, folgen, diese veranschaulichen und der Form Schwung geben.





a Fig. 8. Aus Racinets „Polychromem Ornament". b

Die wichtigste Gliederung oder Einteilung ist der Ansatz des Halses, und auf diesen verwendet der Dekorateur daher besondere Sorgfalt. Gerade wie es zu allen Zeiten der Instinkt der Frauen gewesen ist, ihren Hals und Handgelenke mit Bändern und Spangen zu schmücken und ihre Taillen mit einem Gürtel zu umgeben, so griff der Dekorateur nach den Gliederungen seiner Amphora oder seines Lecythus als dem natürlichen Ruhepunkt seines Ornamentes. Die Schulter, wo der Körper der Vase zusammengerafft wird, und die große Veränderung der Form vertritt, ist wiederum der Ort, wo die Meridianlinien von Wert werden. Demzufolge zeigt sich hier die allgemeine Anordnung, diesen Punkt mit einem strahlenbildenden Ornamentstreifen zu umgeben, welcher sich über die Schulter hinunter verbreitet und diese Linien in gleicher Weise bezeichnet, wie sie in der Basis bezeichnet sind (Fig. 9 und 10). Natürlich wird diesem abwärts hängenden Ornament nicht derselbe elastische Schwung gegeben, wie demjenigen an der Basis. Hier sehen wir wiederum eine Analogie bei der natürlichen Neigung der Frauen, um Hals und Nacken einen sich ausbreitenden Spitzenkragen oder ein Halsband von Perlen oder Gehängen zu tragen, welche über die Brust und Schultern herabfallen. Die Schulterzieraten an vielen Amphoren gleichen so sehr den Formen antiker Halsbänder und Krägen, daß sie uns den Gedanken nahelegen, der Maler habe auf seiner Vase diesen Zierat kopiert, womit er seine Geliebte schmückte, und einigermaßen mit derselben Neigung. Fig. 20 ist ein reizendes Beispiel von dieser halsbandartigen Verzierung.



Fig. 7. Die Vase von Sosibios.

Wir dürfen nicht verfehlen, auch noch den weiteren Dienst zu beachten, welchen diese beiden strahlenbildenden Bänder versehen, indem sie das Auge, das eine nach oben, das andere nach unten, bis zur Mittelfläche der Vase lenken und die Aufmerksamkeit auf das mittlere Gemälde leiten, welches wahrscheinlich der wichtigste Teil von des Künstlers Arbeit ist und das Interesse des Ganzen in dem dominierenden Teile konzentriert. Es ist eine vorzügliche Eigenschaft in einem Randbande, wenn es so gezeichnet ist, daß es die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand leitet, welchen es umschließt, und dies ist ein Grund, weshalb Randbänder mit ausstrahlenden Linien sehr hübsch und passend sind, wenn es gilt, eine zentrale Verzierung oder ein Gemälde recht hervorzuheben, während laufende Ränder am wirksamsten sind, wenn sie einen leeren Mittelpunkt umgeben. Man sieht jedoch oft auch eine deutlich bandartige Verzierung gürtelartig um die Schulter einer Vase laufen, als sollte sie sie fest zusammenhalten. Dies mag, besonders bei den späteren Vasen, die Stelle bezeichnen, wo die Henkel angebracht werden, wie in Fig. 7, 12 und 13. Derartige Bänder werden oft in anderen Lagen gebraucht, so oft die Zeichnung einer Verstärkung oder Stütze bedarf und ist, bis



Fig. 9. Nach einer Vase im Museo archeologico in Florenz.

in einen späten Zeitraum herein, bein
allgemein als Basis oder stehender Bo
für die Figuren, welche das mittlere G
mälde bilden. In dieser letzteren La
bedient man sich der Winkelschnur, um d
festen Boden zu typifizieren und eine lan
schaftliche Ansicht anzudeuten (Fig. 5 u
12), während das Wellenlinienornam
der angenommene Typus des Mee
war, und ein Seegemälde oder eine S
begleitete, worin Meeresgötter anwe
waren. Dieser typische Brauch kam je
anscheinend
in einer sp
ren Zeit
und auf
rein defor
ven Erw
gungen.
Hals sel
wurde na
lich für eine
sondere Be
rung auf
spart. Die
manchmal
dichtes
von Sch
keln, das
symmetri
um eine
tellinie sch
und dessen
mente in
cher Weise
oben und
unten d
und so
Glieder
und unten
einander zu verbinden suchen.

An späteren Vasen fanden wi
den Hals mit dichten Gürteln vo
beer-, Epheu- und anderen Kränzen
20, 23), oder mit freiem Palmenorn
(Fig. 23) oder mit einer Figureng
(Fig. 13, 14) verziert. In den spä
apulischen, weitmündigen Amphoren
hohen Krateren ward es Mode, einen
zierat von reichem und verwic
Rollenwerk (Fig. 35) anzuwenden
wollen hier etwas verweilen, um
aufmerksam zu machen, wie ungeschi
den Fig. 4 und 13 das Paneel mit
scharfen Winkeln den Fehler in der
stalt der Vasen hervorhebt, die
Ausbauchung in der Krümmung
breitesten Punkte, eine Wirkung,

in einer perspektivischen Ansicht zwar gemildert werden, aber nicht ganz verloren gehen würde. Auf dem Uebergangspunkte von den roten Vasen zu den schwarzen zeigte sich die Neigung, das Bild auf dem Rumpf der Vase in einem viereckigen Feld mit einem roten Grunde darzustellen, ährend der größte Teil der Vase schwarz ar; dies war ein natürlicher Schritt in er Entwickelung, aber vielleicht nicht der ücklichste. Und gleichwohl entstand eine dlose Mannigfaltigkeit und eine Gelegenit für viele Kraft und Reichtum der irkung, als erst einmal die teilweise rbige Einteilung angenommen nd die verhältnismäßige usteilung der Massen on Licht und Dunkel um bewußten Zwecke urde. Viele der dieser Weise verrten Vasen geren zu den zierhsten und wirungsreichsten, lche sich bis f uns erhalten ben. Fig. 14 ist gutes Beispiel, wohl unsere Zeichng leider unvollndig ist.

Schon von einer sehr hen Zeit an pflegte man ß, Rand und Henkel darch hervorzuheben, daß man sie mit dem warzen Firnis bedeckte, in welchen die namente hineingemalt wurden, und diese deckung wurde in den meisten Fällen nterbrochen fortgesetzt, bis zu den ten Beispielen. Es war die naturmäßeste Behandlung für Teile, welche rch ihre Stellung die stärksten sein ßten, denn jedermann fühlt, um wiel stärker die dunklen Teile irgend einer ruktur dem Auge erscheinen als die len. Man hat diesen Brauch von einem heren Wunsche abgeleitet, das Ausen von Metallarbeit nachzuahmen und Idee hervorzurufen, als verstärke man Thon durch Versteifung der geschwärz Glieder mit Bronze. Wie dem nun h sein mag, der natürliche Wunsch,



Fig. 12. Aus Laus „Chinesischen Vasen".

diesen schlankeren Teilen ein stärkeres Aussehen zu geben, und der künstlerische Drang, die begrenzenden Glieder der Zeichnung stärker hervorzuheben, sind genügende Rechtfertigung für diese Methode. In einigen Vasen, wo der Rand, die Henkel und sogar der Fuß nackt gelassen (wie in Fig. 23) oder nur mit einer leichten Verzierung bedeckt worden sind, wie wir es in Fig. 22 sehen, da geschah es mit einigem Opfer der Sonderung in der Wirkung der Zeichnung. Nur die mühsam verzierten, überladenen Vasen scheinen vernünftige Versuchung abgegeben zu haben, den verschwenderischen Prunk ihrer Verzierung auch auf diese Glieder auszudehnen. Wir sehen dies in Fig. 5, wo der vorwaltende Reichtum sogar bis zur architekturalen Verzierung des Randes getrieben wird. Allein selbst hier ist der Fuß einfach gehalten — er ist in der That so klein, daß er für nichts zählen würde, wenn er nicht als solide Masse gelassen worden wäre — und doch verhindern der Reiz des Umrisses und die Kraft der Wirkung nicht den Wunsch, es möchte um des Kontrastes willen am oberen Ende eine einfache Fläche vorhanden sein. Die Gestalt der Henkel und des Randes zeigen feine, beiläufig bemerkt wie der Handgriff an vielen anderen Vasen, den Einfluß der sogen. Metalltechnik, sie hätten zierlicher gewesen sein mögen, wenn sie von rein plastischer Zeichnung gewesen wären, allein sie passen wenigstens gut zum allgemeinen Umriß der Vase.



Fig. 10. Aus der Mosesschen Sammlung.

Die Anheftung der Henkel war immer eine kritische Sache, denn sie übte einen großen Einfluß auf die Schönheit der Kontur, und in der Verzierung bemüht man sich, ihre Anbringung so innig wie möglich zu machen. Zu diesem Zweck bediente man sich eines besonderen Ornaments, um den Henkel mit dem Rumpf zu verbinden, so daß jener sozusagen aus diesem entsprang, oder vom Verbindungspunkte ausstrahlte. Es war gewöhnlich eine Gruppe von Palmen und Knospen, an gewundenen Stengeln aufgereiht (Fig. 15, 24, 25), zuweilen auch ein einzelnes, gleich einem Flügel angebrachtes Anthemion (Fig. 26), gerade am Grunde des Henkels. Derselbe Zweck verführte den Zeichner der Vasen mit erhabenen Figuren, gelegentlich den Henkeln die Gestalt von Weinreben zu geben, deren Nebenzweige und Triebe sich um den Becher der Vase rankten und sie umkreisten wie bei der Warwick-Vase (Fig. 27). Allein dieser glückliche Gedanke überholte sich selbst, denn die Henkel, wenn sie auch noch so hübsch an die Vase angepaßt sind, simu-

lieren doch ein fremdartiges Wachstum und eine verschiedene Substanz und scheinen immer auf dem Punkte zu stehen, aus ihrer gezwungenen Verbindung sich ablösen zu wollen. Was gar die von Schlangen gebildeten Henkel betrifft, so sagen wir wohl von diesen so wenig wie möglich.



Fig. 16. Aus Laus Werk.

Wenn wir uns zu den Vasen von der einfachsten Form wenden, z. B. dem flachen Becher oder der Trinkschale (Fig. 10), so werden wir hier die Bedingungen weniger verwickelt, aber sorgfältig berücksichtigt finden. Die Verzierung ist hier ausnehmend gelungen. Die Grenze der Zeichnung und der Umriß der Höhlung sind durch eine Einfassung fest bestimmt. In einer rein dekorativen Zeichnung würde der Mittelpunkt natürlich entweder durch ein zentrales Ornament oder durch die Ausstrahlung desselben von der Mitte bezeichnet werden; allein bei der malerischen Behandlung ist dies nicht thunlich. Auch gibt es eigentlich in einer runden Scheibe, wie wir sie hier haben, kein Oben oder Unten, um die Bedeckung derselben mit einer figürlichen Komposition zu rechtfertigen, welche sich eigentlich nur unter einem Gesichtspunkte gut macht. Allein man findet eine Entschuldigung in der Stellung der sonst nutzlosen Henkel, welche, wie unsere Zeichnung zeigt, direkt auf dem Rande angebracht sind. Sie bilden eine horizontale Achse, gleichsam einen Horizont für das Gemälde, und dies war, nach meiner Mutmaßung, wohl der wirkliche Beweggrund, sie in dieser Stellung anzubringen, welche für die Gestalt der Schale nicht besonders vorteilhaft ist. Die figürliche Komposition selbst ist merkwürdig gedrängt und mit wunderbarer Geschicklichkeit dem



Fig. 13. Aus Laus „Chinesischen Vasen".



Fig. 14. Aus Laus „Chinesischen Vasen“.

gegebenen Raum angepaßt. Es wird nicht mehr von dem Grunde gezeigt, als für das entsprechende Relief der Figuren nötig ist. Sie überschreiten allerdings hier und da die Randeinfassung etwas — eine Freiheit, welche jedoch nicht mißfällt, wenn die Linien der Figuren so gehorsam gegen ihre Grenze sind wie diese, sondern durch ihre Freiheit der Kraft der Komposition eher Nachdruck verleiht. Geschieht dies jedoch nur in dieser Absicht, wie wir es heutzutage beständig sehen, so ist es ein abgedroschener und langweiliger Kunstgriff. Diese Gedrungenheit der Komposition, eine besondere Gabe der Griechen und in ihrem Ornament (Fig. 28, 30) ebenso bemerkenswert, ist eine der hauptsächlichsten Eigentümlichkeit ihrer unerreichten Gabe der Zeichnung. Sie gibt Kraft und Reichtum, wie genaue Harmonie in der Musik, und ist wirklich ebenso schwer zu handhaben. Allein gerade die Dichtheit macht es gebieterisch notwendig, daß die Zeichnung fest umschrieben sei. Wenn der äußere Kranz von Lorbeerblättern unterdrückt würde, so würde die Komposition scheinbar auseinanderfliegen wollen. Ein ausstrahlender Rand, wozu die Gestalt des Gefäßes einladet, würde nicht straff genug sein, die Zeichnung zusammenzuhalten; aber der hier angewandte Kranz ist für diesen Dienst fest genug. Mehrere andere der von uns abgebildeten Vasen zeigen seine analoge Anwendung.



Fig. 18. Aus dem Werk von Moses.

Wenn wir die griechische Töpferkunst in geschichtlicher Aufeinanderfolge untersuchen, so sehen wir, wie sie im Verlauf der Jahrhunderte die Oberfläche allmählich mit einer Bedeckung von schwarzer Glasur oder Firnis überbreitet. Bei der Unbestimmtheit und Unsicherheit der Chronologie kann man keine festen Daten dafür angeben, und es genügt uns daher hier, daß man die künstlerische Entwickelung, von ihrem ersten systematisch gebildeten Stile an bis zu ihrem endlichen Zerfall, im allgemeinen in fünf Jahrhunderte, vom siebenten bis zum zweiten vor Christo, einschließen kann. Der erste Stil, welcher die verschiedenen Namen des asiatisierenden, korinthischen, dorischen, ägyptischen, phönizischen ꝛc. erhalten hat, ist in unsern Figuren 16, 17 und 29 dargestellt. Die schwarze Färbung trat auf am Fuß, Rand und den Henkeln; die Verzierung in derselben Farbe, erhöht durch Rot oder Violett und zuweilen durch Weiß, besteht meist aus Tieren, die, in Anordnung und Typus asiatisch, in horizontalen Streifen um die ganze Vase herumlaufen; die Zwischenräume derselben sind mit Rosetten und Blumen ausgefüllt, — eines der Anzeichen einer Zeit, wo Griechenland sich der Herrschaft fremder Ideen noch nicht entzogen hatte. Bald darauf kam eine künstlichere Verteilung auf: breite schwarze Bänder begannen zu erscheinen, welche die Oberfläche in zwei oder drei kontrastierende Zonen schieden. Eine malerische Gruppe menschlicher Gestalten ersetzte die Aufzüge von Tieren und nahm die breite mittlere Fläche ein; ein fein gezeichnetes konventionales Ornament begrenzte die Gemälde und bezeichnete die Abteilungen, bildete verschönernde Gürtel oder gruppierte sich um die Henkel (Fig. 15, 21, 22). Der schwarze Ueberzug waltet vor und die Malereien wurden bald auf Felder beschränkt, welche in der Farbe des Thons aufgespart worden waren. Dies war die Periode der sogen. Vasen mit den schwarzen Figuren. Die Figuren waren noch immer mit archaischer Unbehilflichkeit in Schwarz gezeichnet, allein das Ornament wurde mit ausnehmendem Reichtum und Schönheit entwickelt (Fig. 21, 32, 34).



Fig. 17. Aus Laus „Chinesischen Vasen.“



Fig. 20. Aus dem Werk von Moses.

Hierauf ging mit der Malerei eine Wandlung vor, welche so groß war, wie die Veränderung eines photographischen Negativs in ein Positiv. Als der Maler Gewandtheit und Freiheit in der Zeichnung der menschlichen Gestalt erlangte, war es nun natürlich, daß ihn schwarze, nur mit einigen eingekritzelten Strichen gehobene Schattenrisse nicht mehr befriedigen konnten. Was die großen Maler diese ganze Zeit über thaten, wissen wir nicht; der Vasenmaler aber, obwohl er seine Kontur mit Freiheit und Genauigkeit zeichnete, scheint in dieser Periode niemals für seine Gesichter, Glieder oder Gewänder, niemals von einem Umriß umschlossene Räume angenommen zu haben, wie wir thun: er wollte die Dinge nicht allein im Umriß, sondern als Farbenmassen sehen [1]). Wenn er daher die Gesichter und Glieder seiner Frauen durch größere Feinheit oder Schönheit von den schwarzen Silhouetten der Männer unterscheiden wollte, so ließ er sie nicht in der Farbe des Thons, sondern füllte sie mit Weiß aus; auch Haar und Bart alter Männer malte er weiß oder rot, während die Gesichter schwarz waren. Eine weitere Veränderung nahm er vor, indem er die Figuren erst im Umriß zeichnete und dann, anscheinend weil er seine Silhouette nicht vergessen konnte oder aus bloßem Vergnügen an der Gegenüberstellung von Farbmassen, den Grund um sie herum solid mit der schwarzen Glasur ausfüllte. Dies war eine absolute Metamorphose, denn anstatt schwarzer Silhouetten auf einem Grund von rotem Thon wurden die Malereien mit einemmale Gemälde in Rot auf einem schwarzen Grunde und der Künstler war nun in der Lage, seinen Figuren und Gegenständen so viel Detail beizufügen, als er ihnen nur geben wollte. Er selbst erschien nur ganz umgewandelt. Seine Zeichnung war nicht mehr steif und archaisch



Fig. 19. Aus dem Mosesschen Werk.

[1]) Eine deutliche Ausnahme von diesen Gewohnheiten erscheint später in den attischen weißen Lecythen oder Krügen (Fig. 31), in welchen für die ganze Malerei ein weißer Grund angelegt ist und auf demselben Figuren skizziert werden, oft nur im Umriß, wie wir sie heutzutage skizzieren.

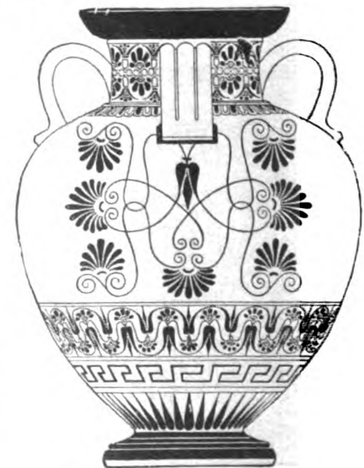


Fig. 15. Aus Laus „Chinesischen Vasen“.

wie zuvor, sondern wurde frei, natürlich und anmutig, seine Haltungen mannigfaltig und malerisch, seine Komposition geschickt. Die Zeichenkunst der Vasen mit den roten Figuren dieser Periode, einer Art Blütezeit, ist merkwürdig; in Anbetracht der technischen Forderungen derart sind die besten Vasen dieser Periode staunenswert.

Die Vase hatte sich mittlerweile aus einer roten in eine schwarze verwandelt. Der glasierte Ueberzug hatte sie in Beschlag genommen. Erst wurde ein Band oder zwei vom Rot aufgespart, um mit Linien von schwarzer Verzierung (Fig. 9, 13, 14) bedeckt zu werden; allein diese verschwanden bald und das ganze Ornament ward eingeschlossen gleich den Figuren. Das war mühsam, und der rein ornamentale Teil ward wahrscheinlich einer minder geübten Hand übertragen und verschlechterte sich. Die Menge der Verzierung verminderte sich, die Figurenkomposition ward vereinfacht, bis wir nur eine schwarze Vase mit einer oder zwei frei behandelten Figuren in Rot an den Seiten finden, und zuletzt überzog die Glasur das ganze Gefäß, Gemälde und Verzierungen verschwanden und mit der Vasenmalerei war es zu Ende.



Fig. 21. Aus Laus „Chinesischen Vasen".



Fig. 22 Aus Laus „Chinesischen Vasen".



Fig. 23. Aus dem Mosesschen Werk.

Vor dem endlichen Untergang fand noch eine Art Wiederaufleben statt in den sogen. überladenen Vasen, die besonders für die Kolonien in Großgriechenland charakteristisch sind. Diese Vasen waren sehr groß, zuweilen vier oder fünf Fuß hoch und mit einer mühsamen Komposition oder Nebeneinanderstellung von Figuren bedeckt und reich in Rot, Gelb, Orange und Weiß auf ihrem schwarzen Grunde prangend. Das Profil der großen Krateren oder Amphoren dieser Periode (Fig. 5) ist oft sehr schön; ihre Verzierung ist überladen und hat viele von den Eigentümlichkeiten verloren, welche der besten griechischen Arbeit das gaben, was wir Stil nennen; allein in all ihrer Ueberwucherung wurde Klarheit und Angemessenheit in der Austeilung des Ornaments und seinem gebührenden Verhältnis zur Vase rein aus dem Auge verloren.

Bei allen Theorien über Verzierung hängt die Art, wie der Dekorateur sein Töpfergeschirr behandelt, in Wirklichkeit von dem Werte ab, welchen er auf dasselbe legt. Der Krug, wie er aus dem Brennofen kommt, hat zu seiner Empfehlung nichts als seine Gestalt. Ist diese dürftig und uninteressant, so wird der Verzierer sich keine große Mühe geben, sie zu entfalten. Hat sie eine Schönheit, die ihn nicht anspricht, so wird er sich keine Mühe geben, dieselbe hervorzuheben. Der griechische Künstler liebte seine Vase: er bethätigte seine Verwunderung für sie durch feine Behandlung derselben; er versah sie mit einem wohlgewählten Gewande und hing ihr ein hübsches Halsband um den Nacken. Unser heutiger Verzierer betrachtet eine Vase teilnahmsloser — sie ist ihm nur ein Raum, auf welchem er seine Verzierungen anbringen soll. Zart modellierte und gegliederte Formen sind ihm eher ein Hindernis als eine Anregung; er bevorzugt die flachsten Oberflächen und die einfachsten Gestalten, und wir dürfen ihn darob nicht mit Strenge tadeln; seine Arbeit ist oft sehr geschickt und angenehm, wie es nur als Verzierung sein kann — es ist nur am unrechten Orte angebracht. Darunter leidet sowohl die Arbeit selbst, wie der Gegenstand, auf welchem dieselbe verwendet wird. Sie sollte sich auf Flächen, Wandfelder oder andere Lagen und Gegenstände beschränken, für welche eine derartige Behandlung passend. Wenn er dies vergißt, so sieht er sich nach irgend einem anderen Gegenstand, welcher ihm eine passende und augenfällige Oertlichkeit dafür darbietet, und greift auf die Vase, wie sich die Fliege auf einen Gipsabguß setzt. Hier z. B. (Fig. 33) ist eine behufs der Veröffentlichung angefertigte und als Modell angebotene Zeichnung, welche als Dekoration für einen Krug bezeichnet ist. Aber der Künstler hatte keinen besonderen Krug im Auge und es konnte ebensogut eine Zeichnung für eine gemalte Fensterscheibe, einen blechernen Wassereimer oder einen Stuhlschoner sein. Die Linien, welche er um dieselbe legte, haben keinen Wert; es ist keine dekorative Zeichnung, sondern nur eine Skizze von einem Veilchenstrauß, welcher unten kantig abgeschnitten worden ist, weil sie einen Abschluß haben muß. Diese Art von Zeichnung ohne Inhalt und Bedeutung hat sich über das ganze Kunstgewerbe verbreitet, entbehrt aber allen künstlerischen Wert und ist als ein Auswuchs künstlerischer Bestrebungen zu betrachten. Man kann keine Zeichnung für die Verzierung einer Vase im allgemeinen entwerfen, sonst sinkt die Vasenmalerei zur Potichomanie herab. Jeder Entwurf zu einer Vasenmalerei muß einem konkreten Fall nach Gestalt und Größe der Vase angepaßt werden und verlangt einen tüchtigen findigen Künstler. Alle Mängel, Verirrungen und Unzulänglichkeiten des sogenannten Dekorateurs rühren von seiner Gleichgültigkeit gegen den zu verzierenden Gegenstand her, und die Wurzel dieser Gleichgültigkeit ist meines Erachtens nur ein Mangel an Empfindung und Empfänglichkeit für die Eigenschaften der Form.



Fig. 25. Aus Laus „Chinesischen Vasen".

Und so werden wir wieder zurückgeführt auf die Gedanken, von denen wir im Anfang dieses Aufsatzes ausgingen: auf die Wichtigkeit des Studiums der schönen Form. Mit dieser muß auch die Verzierung im Verhältnis und Einklang stehen, und darauf haben die Alten sich trefflich verstanden. Die Kunst des gegenwärtigen Jahrhunderts hat gegenüber von derjenigen des vorigen ganz entschiedene Fortschritte gemacht — wir erinnern nur an Landschaft und Kolorit, — aber in der Ornamen-



Fig. 24. Nach Laus „Chinesischen Vasen".



Fig. 26. Aus Laus „Chinesischen Vasen".



Fig. 28. Aus Laus „Chinesischen Vasen“.

tation sind wir nicht in gleicher Weise fortgeschritten, obwohl wir Leistungen zu verzeichnen haben, auf welche wir, soweit es sich um Farbe handelt, stolz sein dürfen. Da aber gerade in der Ornamentation noch ein weiterer mächtiger Faktor, die Mode, mitspielt, so ist uns Modernen der Takt und das feine Gefühl in Beziehung auf Verzierung im allgemeinen etwas abhanden gekommen, wie auch aus dem oben Erörterten über Vasen genugsam hervorgehen dürfte.

Vermögensverwaltung.

Von

Mathilde Lammers.

Es gibt in England einen Edelmann, den Herzog von Portland, dessen Einkommen allein aus seinem Baarvermögen, abgesehen von dem Ertrag seiner liegenden Gründe, sich auf tausend Pfund Sterling, gleich zwanzigtausend Mark täglich belaufen soll. In Deutschland ist vielleicht ein solcher bedauernswerter Krösus nicht zu finden, wenn auch manche Leute da sind, denen die Aufgabe geworden ist, jährlich ein paarmal hunderttausend Mark zu verbrauchen. Ungleich größer ist die Anzahl derer, die es mit aller Anstrengung kaum auf ein paar hundert Mark jährlich bringen. Dazwischen die ganze Stufenleiter von dürftigen, kleinen, mittleren, reichlichen, reichen Einkommen, deren jedes in seiner Art besondere Schwierigkeiten in der Verwaltung bietet und daher eine besondere Verwaltungskunst nötig macht. Dem Reichen fällt die Sorge zu, den unzähligen Anforderungen gerecht zu werden, die von allen Seiten an seinen Beutel gestellt werden, und den Ueberschuß sicher und gedeihlich anzulegen. Der Wohlhabende muß sein Schifflein zwischen zwei Klippen hindurchsteuern; er gerät leicht in Gefahr zu leben wie ein Reicher, und schon dadurch, aber auch sonst leichter als dieser, in die Gefahr, so viel von seinem Besitz einzubüßen, daß er nicht mehr zu den Wohlhabenden gehört. Bei den geringer Bemittelten aller Stufen ist große Sorge das Auskommen: das heißt die Deckung der Lebensbedürfnisse nach dem Maß ihrer Dringlichkeit, mittels einer gegebenen Summe, die nur einen mehr oder minder engen, oder auch gar keinen Spielraum läßt.



Fig. 29. Aus Laus „Chinesischen Vasen“.



Fig. 30. Aus dem Lauschen Werk.

Ergibt nun schon die Höhe der Einkünfte eine lange Stufenleiter, von den paar hundert Mark der armen Fischerwitwe zu den hunderttausenden oder Millionen des Börsenfürsten, so ist noch viel länger und mannigfaltiger die Reihe der Dinge, für welche diese Summen in einem einzigen Lande mit gleichartiger, christlich-zivilisierter Bevölkerung ausgegeben werden. Die sechstausend Mark, von welchen die eine gebildete Familie ein ganzes Jahr lang lebt, gibt eine andere, nicht höher gebildete für die Sommerreise allein, für die Einrichtung eines Zimmers, für ein einziges Fest aus. Wiederum verbrauchen jene, die doch schon zu den Leuten gehören, welche sich einschränken müssen, für ihr Vergnügen vielleicht das Jahr hindurch so viel, daß ein armer Taglöhner mit vielen Kindern Wohnung und Kleidung davon bestreiten könnte. Die Bedürfnisse sind eben unendlich verschieden, und nach den Bedürfnissen richten sich die Ausgaben. Wer ein Vermögen zu verwalten hat, darf nicht bloß fragen: Wie schaffe ich mir Einnahmen? und denken, das weitere finde sich von selbst; sondern er muß vor allem fragen: Wonach haben sich meine Bedürfnisse zu richten?



Fig. 27. Warwick-Vase nach dem Mosesschen Werk.

Die gewöhnlichste Antwort, welche diese Frage, wenn nicht ausdrücklich, so durch die Praxis findet, ist: Nach dem Hergebrachten. Das haben wir im Elternhause, das haben wir von Anfang unserer Ehe an so gehabt, das haben unsere Bekannten, unsere Standesgenossen so! aus diesen Vordersätzen folgt für die allermeisten Leute mit mathematischer Sicherheit: Das muß man so haben! was so viel heißen soll als: Das müssen wir haben. Es ist auch gar nicht zu bezweifeln, daß diese Art der Entscheidung über die Bedürfnisfrage nicht nur eine sehr bequeme, das Nachdenken ersparende, sondern in vielen Fällen die richtige ist. Freilich, die älteren von uns Jetztlebenden wissen, daß innerhalb eines Menschenalters in allen Ständen unseres Volkes die Bedürfnisse nach Zahl, Art und Kostspieligkeit ganz überraschend, schneller als zu irgend einer Zeit vorher, gestiegen sind. Ein Handwerker lebt jetzt besser, das heißt reichlicher, üppiger, als vor fünfzig Jahren ein hoher Beamter. Eine Erzieherin in einer bürgerlichen Familie würde sich schlecht behandelt fühlen, wollte man ihr ein solches halbdunkles Kämmerlein mit dürftigster Einrichtung anweisen, wie dasjenige war, in welchem Se. Exzellenz der Wirkliche Geheimerat und herzoglich sächsische Staatsminister J. W. von Goethe den letzten Atemzug tat. Die Grenzlinie zwischen Bedürfnis, Annehmlichkeit und Ueberfluß ist außerordentlich schwankend, nicht bloß nach den verschiedenen Zeitaltern, Ständen, Gesellschaftsklassen, örtlichen Verhältnissen, auch nach Art der Familien und einzelnen. Im ganzen aber kann man behaupten, daß der Ueberfluß die Neigung hat, zur bloßen Annehmlichkeit zu werden, die Annehmlichkeit die Neigung, sich als Bedürfnis aufzuspielen. Die weise Regel: Erst muß man für das Notwendige, dann für das Nützliche, danach für das bloß Angenehme sorgen, ist also erst dann anwendbar, wenn man für seine eigenen Verhältnisse darüber im reinen ist, was man als Bedürfnis, was als Annehmlichkeit, was als Ueberfluß anzusehen hat. Vor dreißig Jahren gab es viele bürgerliche Kreise in Deutschland, deren gesunde Mitglieder im Sommer im Flusse badeten, warme Bäder aber überhaupt nicht nahmen. Jetzt sehen in denselben Kreisen viele Leute ein wöchentliches warmes Bad als eine Notwendigkeit, eine Badeeinrichtung im Hause als eine große Annehmlichkeit an; ja, nicht wenigen ist diese Annehmlichkeit bereits Bedürfnis geworden.



Fig. 31. Aus Laus „Chinesischen Vasen“.

Gewiß muß hierin jeder dem Herkommen einen beträchtlichen Tribut zollen. Jeder ist in seinem Lebenszuschnitt bis zu

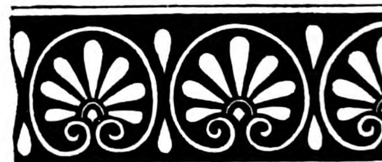


Fig. 30. Aus dem Lauschen Werk.

einem gewissen Grade von den Gewohnheiten seiner Familien- und Standesgenossen abhängig; er muß also die Grenzen zwischen Bedürfnis, Annehmlichkeit, Ueberfluß im allgemeinen so ziehen wie sie. Und doch gilt wieder für jeden einzelnen, wie für jeden Stand und jede Volksklasse: Die Bedürfnisse müssen sich nach den Einnahmen richten. Sobald dieser Grundsatz verlassen wird, ist der wirtschaftliche Untergang nur eine Frage der Zeit. Das Bestimmungsrecht in letzter Instanz darf sich daher auch niemand nehmen lassen, denn er bleibt zuletzt für sein Schicksal verantwortlich. Es ist, von einzelnen Adelskreisen abgesehen, nicht Sache der Standesgenossen, einen wirtschaftlich Schiffbrüchigen über Wasser zu halten; die Rücksicht auf standesgemäße Lebensweise kann daher bei der Ausmessung der Bedürfnisse auch nie die letzte und höchste sein. Einen zuverlässigen Gradmesser für die Höhe des Verbrauchs im ganzen gibt dagegen die Einnahme ab. Wachsende Bedürfnisse sind also nur bei steigenden Einnahmen zulässig; ein Fallen der Einnahme bedingt mit Notwendigkeit, daß man manches als überflüssig aufgibt, was bis dahin als Annehmlichkeit oder Bedürfnis Ausgaben veranlaßt hat. Schließlich ist es der eigene Wille, der in den meisten Fällen entscheidet, ob eine Ausgabe gemacht werden soll oder nicht; es ist aber sehr selten möglich, nur durch den eigenen Willen die Einnahmen zu steigern oder ihr Sinken aufzuhalten.



Fig. 33. Moderne Vasenzeichnung.

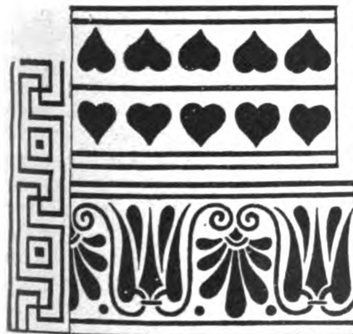


Fig. 34. Aus Laus „Chinesischen Vasen".

Wenn es auf der Hand liegt, daß sich in unserem Vaterlande seit einem Menschenalter die Bedürfnisse ganz gewaltig gesteigert haben, so müßte daraus — eine gesunde Wirtschaftsführung vorausgesetzt — der Schluß gestattet sein, daß auch eine dementsprechende erhebliche Steigerung des Nationalvermögens stattgefunden habe. Allerdings ist dasselbe seit langer Zeit in stetigem Wachstum begriffen. Der Reichshaushalt ist in den fünfzehn Jahren von 1872 bis 1887 in Einnahme und Ausgabe auf mehr als das Doppelte gestiegen: von rund 340 Millionen auf rund 696 Millionen Mark. Das Volksvermögen in Württemberg, d. h. der gesamte Besitz an Grund und Boden, Gebäuden, Verkehrsmitteln wie Eisenbahnen u. a., beweglichen Gütern und Forderungen an das Ausland, wurde im Jahre 1863 auf 4646 Millionen Mark, im Jahre 1884 auf 9006 Millionen, also fast das Doppelte, geschätzt; auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, verhält sich diese Steigerung aber schon nicht wie 4,6 : 9,0, sondern wie 3 : 5. Nach diesem Maßstabe würde das gesamte Volksvermögen im Deutschen Reich in jenen einundzwanzig Jahren von 102600 Millionen auf 211600 Millionen gestiegen sein. Vielleicht ist diese letzte Ziffer reichlich hoch gegriffen, und es muß dabei bedacht werden, daß die Bevölkerung sich gleichzeitig von 38 Millionen auf 46 Millionen gehoben hat. Für unsere Untersuchungen wichtiger ist das Volkseinkommen, denn danach läßt sich erst annähernd beurteilen, wie weit eine Erhöhung des Lebenszuschnitts: Verwandlung des Ueberflüssigen ins Notwendige, berechtigt ist. Für Preußen schätzt ein bekannter Volkswirt das Volkseinkommen im Jahre 1872 auf 6969 Millionen Mark, im Jahre 1881 auf 8228 Millionen. Das bedeutet aber, wenigstens für die Jahre 1877 bis 1880, nicht etwa eine Steigerung, sondern der frühere Kopfbetrag von 323 Mark war auf 308 Mark im Jahre 1881 heruntergegangen. Beruhen diese Angaben auch alle nur auf ungefähren Schätzungen, so würde doch die letzte allein schon Grund zu der Frage geben: Ist unsere Wirtschaftsführung gesund zu nennen? Denn niemand wird behaupten wollen, daß unser gesamter Lebenszuschnitt seit dem Beginn der achtziger Jahre irgendwie erheblich eingeschränkt worden sei. Man mag den Gelehrten überlassen, jene Frage für das ganze Reich zu entscheiden; es ist jedenfalls hochwichtig, daß der einzelne sie sich für seinen eigenen Haushalt vorlege und sich klarmache, ob sein gesteigerter Verbrauch von einem in demselben

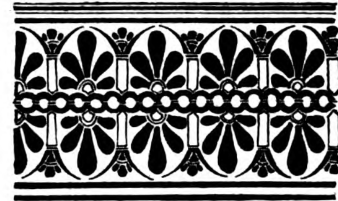


Fig. 32. Aus Laus „Chinesischen Vasen".

Verhältnis steigenden Einkommen gedeckt ist. Müssen viele einzelne das verneinen, so befinden wir uns als Volk auf einer schiefen Ebene, welche durch alle unsere politischen Erfolge, durch alle unsere Machtstellung nach außen nicht gerade gerichtet werden kann.

Abgesehen von örtlichen Verschiedenheiten wird man wohl sagen dürfen, daß um die Mitte unseres Jahrhunderts eine gebildete Familie des Mittelstandes durchschnittlich 800 bis 1000 Thaler im Jahr verbrauchte. Wenigstens fand man es damals berechtigt, wenn ein Beamter, ein Geistlicher, ein Lehrer sich verheiratete, sobald sein Einkommen der niedrigeren von diesen beiden Summen nahe gekommen war, und die Fälle waren und sind ja in Deutschland selten, daß der Ertrag der Arbeit des Mannes durch Kapitalbesitz erheblich gesteigert wird. Heute wird eine gebildete Familie mit einer Durchschnittszahl von fünf oder sechs Köpfen, wenn sie dieselbe gesellschaftliche Stellung einnimmt wie die vorhin genannten, mit weniger als 6000 Mark kaum reichen, ein Einzelhaushalt in diesen Ständen in der Regel an 2000 Mark hinankommen.

Jeder nun, der am Schlusse des Jahres keine Schulden und gar noch ein paar Goldstücke in der Kasse hat, ist anscheinend berechtigt, sich für einen guten Wirt zu halten, da sein Verbrauch seine Mittel nicht überstiegen hat, ob er auch viel reichlicher gelebt habe, als es vor vierzig Jahren Sitte war. Aber wenn man genauer zusieht, so ist das doch ein Trugschluß. Mag es immerhin die nächste Pflicht eines jeden sein, mit den ihm zufließenden Mitteln seinen Bedarf zu decken, so sind wir doch nicht 46 Millionen Einzelwesen, die zufällig zusammen auf derselben Scholle wohnen und deren jedes nur an sich zu denken hätte. Sondern wir bilden, in Familien, Gemeinden, Kreise, Provinzen zusammengeschlossen, ein Volk, ein Reich, und je mehr wir in unseren Tagen Grund haben, uns dieser Reichsgenossenschaft zu freuen und Gott dafür zu danken, desto mehr sind wir auch verpflichtet, jeder an seinem Teile dieses Reiches Wohlfahrt zu fördern, seinen Bestand sichern zu helfen. Das



Fig. 35. Geschnörkeltes Ornament, aus Laus „Chinesischen Vasen".

geschieht aber nicht bloß dadurch, daß man seine Steuern bezahlt, seine Wehrpflicht ableistet und ein oder das andere öffentliche Ehrenamt bekleidet.

Wir haben oben als Kopfbetrag des Einkommens in unserem Vaterlande für das Jahr 1881 die Ziffer 308 Mark festgestellt. Wäre sie von da bis heute (wofür mir die Angaben fehlen), was aber nicht unwahrscheinlich ist, auf rund 300 Mark herabgegangen, so erhellt daraus mit aller Sicherheit eins: daß der Kopfverbrauch auch nicht mehr als durchschnittlich 300 Mark jährlich betragen dürfte. Das ist aber in Wirklichkeit nicht der Durchschnittsbetrag, sondern etwa das Mindestmaß unseres Verbrauchs. Mit Ausschluß der Kinder in den ersten Lebensjahren dürfte es heutzutage schwerlich irgendwo in Deutschland möglich sein, die gesamten Bedürfnisse eines einzelnen Menschen mit weniger als jener Summe zu decken. Diejenigen, welche mehr als den Durchschnitt einnehmen, haben also offenbar die Pflicht — falls wir in einem geordneten Staat und einem christlichen Lande leben — das Untermaß wettzumachen, welches den Durchschnitt an der anderen Seite begrenzt: denen, die nicht das zum Leben Nötige haben, von dem Ihrigen mitzuteilen. Insofern aber ein großer Teil der allermeisten Einkommen, besonders in Deutschland, **Arbeitsertrag** in Gestalt von Lohn, Gehalt, Geschäftsgewinn ist, und insofern erfahrungsgemäß bei den wenigsten Menschen die Arbeitskraft unvermindert bis ans Lebensende vorhält, hat jeder die Pflicht, für die Zeit der verminderten oder ganz aussetzenden Erwerbsfähigkeit zu sorgen. Das wirtschaftliche Gedeihen unseres Vaterlandes ist erst dann als gesichert anzusehen, wenn alle, deren Einkommen jenen Durchschnitt übersteigt, ihr Einkommen zu drei gesonderten Zwecken anwenden.

Der erste und nächste ist natürlich das Auskommen. Das bedeutet zunächst, daß man seine sämtlichen Bedürfnisse mit seinen Einnahmen deckt, und wo die Einnahmen nicht hinreichen, die Bedürfnisse beschneidet. Soviel versteht sich in der Theorie für einen rechtlichen Menschen ganz von selbst, wenn auch die Praxis oft zu wünschen übrig läßt. Der zweite Zweck des Einkommens ist die Vorsorge für die Zeit und die Fälle, wo es nicht reicht, und läßt sich wieder in drei Zweige sondern: die Sorge für die Zukunft der Kinder, die Altersversorgung, die Ansammlung von Kapital. Manchmal ist mit dem dritten das zweite gegeben; es sollte aber nie als gleichbedeutend mit dem ersten angesehen werden. Das heißt, nicht damit ist die Zukunft der Kinder genügend versorgt, daß die Eltern ein Kapital für sie sammeln. Denn Kapitalien können verloren gehen, und selbst wenn sie vorhalten, so lebt der Mensch nicht von Brot allein. Sondern die Kinder sind versorgt, wenn jedes beim Eintritt ins reifere Alter die Ausbildung für einen bestimmten Lebensberuf mitnimmt, durch dessen Ausübung ihm die wirtschaftliche Selbständigkeit gewährleistet ist. Das gilt von Töchtern so gut wie von Söhnen. Nur für den Fall, daß schwachsinnige oder sonst mit starken Gebrechen behaftete Kinder da sind, darf die elterliche Fürsorge von der Erziehung zur Lebensarbeit absehen und ihr Augenmerk auf eine Versorgung durch Stiftungen oder durch Vermögensanhäufung allein richten.

Sind Kinder da, so verdient diese Verwendung des Einkommens gleich neben dem Auskommen berücksichtigt zu werden, die Altersversorgung, wenn sie nicht, wie bei den meisten Beamten, durch Ruhegehalt bereits gegeben ist, in Gestalt von Einkauf in gewisse Kassen, von Lebensversicherung und ähnlichem an zweiter Stelle. Denn wenn thatsächlich nicht beides möglich wäre, so ist aus leicht erkennbaren Gründen für den, der Kinder hat, jenes die nähere Pflicht und wird im Notfall bei gut geratenen Kindern auch einer Altersversorgung gleichkommen.

Den dritten Zweig dieses Zweckes aber, die Fürsorge für die Zukunft durch Ansammlung eines Kapitals, obgleich er für dringlicher angesehen zu werden verdient, als jetzt bei uns wohl im allgemeinen der Fall ist, sollte man nie gesondert voran, sondern entweder gemeinsam mit dem letzten Zweck alles Einkommens, oder hinter demselben bedenken. Dieser letzte Zweck, auf den wir als Reichsbürger und Christen nicht minder verpflichtet sind als zur Bestreitung unserer Bedürfnisse und zur Fürsorge für die Zukunft, ist die Sorge für die, die nicht genug haben, für Arme und Notleidende aller Art, für alles, was dem gemeinen Nutzen dient. Das ist eine Wehrpflicht, zu der jeder Reichsangehörige berufen ist, dessen wirtschaftliche Kräfte irgendwie dazu ausreichen, so wie zur militärischen Wehrpflicht alle körperlich tauglichen Individuen berufen sind. Wer da meint, nur reiche Leute könnten und müßten regelmäßig einen Teil ihres Einkommens für diese Zwecke verwenden, der müßte in unser Volksheer nur Einjährig-Freiwillige und Kadetten eintreten lassen. Man kann getrost sagen, jeder der nicht selbst zu den Unterstützten gehört, hat die Verpflichtung, andere zu unterstützen. Es kann sein, daß kein Geld dafür aufzubringen ist — obwohl das Scherflein der Witwe eine mächtige Sprache redet —: nun, so ist in Ablösung dieser Pflicht nicht selten der Einsatz von Kraft und Zeit, ein guter Rat, eine Fürbitte, freundliche Teilnahme mehr wert als Geld.

Unmöglich ist, allgemeine Regeln für das Verhältnis aufzustellen, in welchem diese drei Zwecke aus einem gegebenen Einkommen bedacht werden sollen. Je niedriger das Einkommen, desto höher der Prozentsatz, welchen die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, namentlich die Nahrung in Anspruch nehmen, desto geringer also der Rest, den sie für den zweiten und dritten Zweck überlassen. Jener französische Bauer, der Heinrich dem Vierten sein Budget von zwölf Sous täglich vorlegte, hatte einfach drei gleiche Teile gemacht: vier Sous verbrauchte er, vier Sous wandte er an seine Kinder, was er zugleich als seine Kapitalanlage bezeichnete, und vier Sous gab er seinen alten Eltern, was er Schuldentilgung nannte. Der Pharisäer, auf den wir alle mit gerechter Verachtung herabsehen, gab den Zehnten, also den zehnten Teil seines Einkommens, an die Armen. Ich fürchte, so hoch wie jener Bauer und dieser Israelit gehen nicht viele von uns in der Bemessung der Liebesgaben; es mag auch wohl nicht mehr thunlich sein. Aber eine gute Vermögensverwaltung ist nur die, welche zum Gedeihen des Ganzen beiträgt, und sie ist nur möglich, wenn wir uns unsere Bedürfnisse nicht über den Kopf wachsen lassen.

Frühlingsgruß.

Der Lenz ist gekommen!
Schon prangt es im Walde,
Schon schießt es und sprießt es
Und grünt's auf der Halde:
Schon braust es und schallt es
In jubelndem Klingen,
Und knospende Blümlein
Zum Lichte sich ringen.
Schon schmettern die Vöglein
Helljauchzende Lieder,
Helljubelnde Sänge,
Denn — Frühling ward's wieder!
Und — „Frühling ward's wieder!"
So klingt's allerwegen
Mit himmlischen Tönen
Dem Menschen entgegen,
Und es schwinden im Fluge
Die Sorgen und Schmerzen,
Und göttliche Wonne
Zieht ein in die Herzen.
O Dank drum dem ew'gen
Allmächtigen Vater,
Dort über den Wolken
Dem treuen Berater,
Der wieder so gnädig
Nach Kummer und Leiden
Gesandt nun die Tage
Der seligsten Freuden.
Doch du, der so oft schon
Die Sorgen genommen,
Auch dies Jahr von Herzen
Sei, Frühling, willkommen!

* * *

Ja, so werd's nun Frühling allen
Denen noch in Weh und Schmerze,
Denen noch in tiefem Leiden
Zuckt das schwergetroffne Herze;
Deren Auge voller Thränen,
Wenn der erste Morgen grauet,
Deren Auge voller Thränen
In die Abendsonne schauet.
Frühling in Palast und Hütte!
Frühling allen Armen, Kranken!
Frühling allen Schwergeprüften,
Allen sorgenden Gedanken!
Frühling dir auch, teurer Kaiser,
Stolzer Held aus stolzem Stamme,
Welchem unauslöschlich glühet
Heiliger Begeist'rung Flamme!
Enkel unsers Wilhelm, Frühling
Dir noch viele lange Jahre,
Lange Jahre deinem Volke
Der Allmächt'ge dich bewahre!
Frühling unserm Vaterlande,
Unserm teuern, unserm lieben!
Mög' es wachsen stolz und mächtig,
Wie es immer noch geblieben!
Deutsches Reich, du herrlich hohes,
Land des Ruhmes, Land der Tugend,
Blüh', o Hermanns heilig Erbe,
In der Vollkraft ew'ger Jugend!
Und nun endlich allen, allen
Neuen heil'gen Frühlingsfrieden!
Friede, schönste Himmelsgabe,
Sei auch ferner uns beschieden:
Bleib' mit deinem milden Segen
Alle Zeiten uns erhalten
Als der Bürge wahrsten Glückes
— Gott im Himmel woll' es walten!

Dietrich Hafner.



Heimkehr vom Kirchgang. Von A. Guillou.

Das Haus Montague.

Erzählung in drei Bänden von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Unseren höflichen Gruß beantwortete er durch leichtes Neigen seines Hauptes. Einen prüfenden Blick warf er auf den Professor. Als er darauf mich ähnlich betrachtete, fühlte ich das Zagen, welches mich beim ersten Wiedersehen beschlich, schwinden. Meiner Eltern gedenkend, von deren Gräbern ich vor wenigen Tagen erst fortgenommen war, richtete ich mich höher auf. Anstatt seinen Blick zu meiden, sah ich mit finsterem Trotz, gleichsam herausfordernd in seine Augen.

„Ihrem dringenden Gesuch habe ich nachgegeben,“ eröffnete Montague alsbald das Gespräch, und ausdruckslos, wie das Tönen eines angeschlagenen Kiesels, klang seine Stimme, „ich erlaube mir aber, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die von Ihnen gewählte Stunde eine sehr ungewöhnliche. Ungern opfere ich viel von der mir nur kärglich zugemessenen Muße.“

„Ungewöhnliche Ereignisse bedingen ungewöhnliche Maßnahmen,“ versetzte der Professor mit tiefem Ernst, „ich würde es sonst schwerlich über mich gewonnen haben, eine Schwelle zu überschreiten, auf deren anderer Seite, wie mir zur Genüge bekannt, ich als unwillkommener Gast erscheine.“

„Sprechen Sie offen, Herr Professor,“ lautete die frostige Antwort, „Sie wollen mich daran mahnen, daß ich meiner Schwiegertochter den Verkehr in Ihrem Hause untersagte, nicht geneigt war, zu dulden, daß Fremde, Unfrieden stiftend, zwischen sie und meinen Sohn traten.“

In des Professors Antlitz schoß die Röte des Unwillens; er erwiderte indessen mit ruhiger Höflichkeit: „Indem Sie dieses Umstandes in Gegenwart eines Ihnen Unbekannten erwähnen, offenbaren Sie ein gewisses Vertrauen zu demselben. Ich dagegen lehne es ab, jetzt auf die von Ihnen angedeuteten Verhältnisse näher einzugehen. Andererseits fühle ich mich verpflichtet, Ihnen zunächst in diesem jungen Mann einen Herrn Montague vorzustellen, den einen Zwillingssohn der in Kanada in Farmers Kabin verstorbenen Frau Montague, der Gattin Ihres nur zu früh dahingeschiedenen Bruders.“

Wäre das Dach des Hauses mit berstendem Krachen niedergebrochen, um uns alle zu zermalmen und zu begraben, es hätte die Wirkung auf Reginald keine vernichtendere sein können, als sie jetzt durch die ruhige, einfache Mitteilung erzielt wurde. Und dennoch bewies er eine Willenskraft und eine Selbstbeherrschung, wie sie eben nur im Laufe vieler Jahre herzlosen Benehmens entstanden sein konnten. Nur die Lehne des ihm zunächst stehenden Stuhls ergriff er, um sich zu stützen, während sein Antlitz den äußeren Charakter vergilbten Marmors erhielt. Ausdruckslos suchte er in des Professors Augen. Er wollte offenbar Zeit gewinnen, sich für eine Erwiderung zu entscheiden. Sich mir zuzukehren, der ich ihn mit tödlicher Spannung unverwandt anstarrte, scheute er sichtlich. So verrann beinahe eine Minute in lautloser Stille; dann hob Reginald mit merklich veränderter, jedoch noch immer eisiger Stimme an: „Herr Professor, ich hoffe, Sie finden gerechtfertigt, wenn ich Sie ersuche, meine Familienangelegenheiten nicht zu den Ihrigen zu machen; ebenso gerechtfertigt, irgend welchen zufällig entstandenen Märchen, die Ihnen, wer weiß woher zugetragen wurden, ohne weiteres Glauben beizumessen.“

Der Professor warf mir einen ängstlich beschwichtigenden Blick zu. Dann zog er ein Paket Papiere aus der Tasche, und auf dieselben weisend, sprach er, jedes einzelne Wort besonders betonend: „Ich erwartete Ihre Zweifel und versah mich mit allem, was dazu dienen kann, Ihren Unglauben zu besiegen. Ich ersuche Sie daher, mir zu gestatten, die betreffenden Beweismittel Ihrer Prüfung zu unterbreiten.“

„Die Wahrheit bedarf keiner Beweismittel,“ versetzte Reginald mit etwas weniger Sicherheit, „und die lautet dahin, daß die Familie meines verewigten Bruders ausstarb. Was darüber hinausreicht, entzieht sich meiner Beurteilung. Versetzen Sie sich in meine Lage, und Sie werden meine Anschauung teilen. Weit entfernt davon, die Ehrenhaftigkeit des jungen Herrn da anzuzweifeln, lebe ich doch unter dem Eindruck, daß er sich zu Besserem hätte hergeben können, als, wenn auch in gutem Glauben, an Stelle eines längst Verstorbenen zu treten —“

Er verstummte vor der geräuschvollen Heftigkeit, mit welcher ich ihm einen Schritt näher trat. Meine sonst schwer zum Durchbruch gelangende Leidenschaftlichkeit war mit einem Schlage wachgerüttelt worden. Ich fühlte mich als Mann vom Kopf bis zu den Zehenspitzen hinunter, fühlte mich frei von jener träumerischen Zaghaftigkeit, welche der Professor vielfach an mir tadelte.

„Herr Reginald Montague,“ redete ich ihn zuversichtlich an, und woher mir plötzlich die Worte kamen, ich weiß es nicht, „der Beweise, die Ihnen aus Höflichkeit geboten wurden, bedarf es nicht weiter. Hier stehe ich vor Ihnen, der Sohn Ihres verratenen Bruders und einer armen, ins Grab gehetzten Dulderin. Hier stehe ich vor Ihnen, ebenso berechtigt zu dem Namen Montague, wie Sie selber. Ich stehe vor Ihnen, um Rechenschaft zu fordern für die Verfolgungen, welche Sie aus leicht erklärlichen Gründen gegen meine Mutter einleiteten; Rechenschaft dafür, daß Sie einer verworfenen Person sich bedienten, um die hilflosen Zwillinge jener armen Mutter, nachdem dieselbe kaum zur Ruhe gebettet worden, einem stillen, sicheren Heim zu entreißen. Rechenschaft von Ihnen zu fordern, daß Sie einem elenden irischen Verbrecher mich überantworteten, um mich vielleicht in dessen Fußstapfen treten zu sehen! Rechenschaft dafür, daß Sie mir Namen und Heimat raubten, Rechenschaft für alles, was ich litt und erduldete. Mag ich im Verkehr mit einfachen, aber ehrlichen Leuten selber nur ein einfacher Mann geworden sein, so beging ich doch nichts, wodurch ich des Namens meines Vaters unwürdig geworden wäre. Mit denselben Augen, wie jetzt, betrachteten Sie einst den mißhandelten Pflegesohn jenes O'Neil, als er, nach dem Blutgelde ausgeschickt, hier in diesem Hause vor Ihnen stand und der Entschluß in Ihnen reifte, mich übers Meer zu schicken, von woher die Rückkehr mir abgeschnitten, ich also nicht mehr Ihnen unter die Augen treten konnte.“

Nachdem ich, nunmehr auf dem Gipfel meiner wilden Erregung, geendigt hatte, warf ich einen zweifelnden Blick auf den Professor. Erstaunt, wie seinen Sinnen nicht trauend, sah er auf mich hin. Ob ich seinen Tadel verdient hatte, ob er mein Vorgehen billigte, ich erriet es nicht. Meinen nächsten Gedanken auszuspinnen hinderte mich Reginald, indem er, einem gewissen Selbsterhaltungstriebe blindlings nachgebend, eigentümlich schneidend fragte: „Sind Sie fertig, junger Mann?“

„Nein, noch nicht,“ antwortete ich entschlossen, „nicht eher, als bis ich weiß, was aus meinem Bruder geworden ist; nicht eher, als bis Gerechtigkeit geübt worden. Ja, im vollsten Umfange mache ich meine Ansprüche geltend; und nicht etwa um des elenden Reichtums willen — der möchte meinetwegen in Feuer und Flammen aufgehen — sondern um der Erinnerung an meine Eltern willen, um nachträglich zu sühnen, was an ihnen verbrochen wurde, und zwar von denjenigen, die, anstatt in treuer Anhänglichkeit —“

In dem Vorzimmer ertönten hastige Schritte. Die Thür wurde aufgerissen und herein stürmte ein Mann, der offenbar zu den Beamten des Hauses gehörte. Auf seinem verstörten bleichen Gesicht prägte sich aus, daß er der Träger einer unheilvollen Kunde, Entsetzen ihm die letzte Besonnenheit geraubt hatte.

„Herr Montague!“ rief er nach Atem ringend aus, und er beachtete weder mich noch den Professor, „ein furchtbares Unglück hat sich ereignet. Die Pferde sind mit dem jungen Herrn durchgegangen — er fuhr selber — den Kutscher trifft keine

Schuld — der Wagen zerschmetterte an einer Hausecke — der junge Herr ist tot — die Dame, die ihm zur Seite saß, schwer verletzt — sie bringen ihn —"

„Seine Frau?" fiel der Professor erbleichend ein und ich fühlte, wie das Blut in meinen Adern stockte.

„Nicht seine Frau," antwortete der Mann über die Schulter, und wieder zu Reginald gewendet, fuhr er dringender fort: „Was soll mit dem jungen Herrn werden? Nach seiner Wohnung war es zu weit — sie bringen ihn hierher —" er kam nicht weiter. Reginald, dessen Antlitz während dieser überstürzten Mitteilungen mehr und mehr ein leichenhaftes Aussehen erhielt, schien Sprache und Empfindung zugleich verloren zu haben. Einigemal griff er mit beiden Händen nach der Stuhllehne, jedoch ohne sie zu fassen, dann taumelte er zurück, daß der Ueberbringer der niederschmetternden Nachricht kaum Zeit fand, einen Stuhl heranzuziehen, auf welchen er kraftlos niedersank.

„Tot — tot," lispelte er, und stier sah er ins Leere, „tot — verwaist die Firma —" Ein Schauder durchrieselte ihn, als durch die offenen Thüren das durch die Entfernung gedämpfte Geräusch hereindrang, mit welchem Männer, unverkennbar eine Last zwischen sich tragend, langsam die Treppe erstiegen.

Erschüttert starrte der Professor auf den gänzlich gebrochenen Mann nieder, der eben noch wähnte, vermessen jeder Schicksalsfügung trotzen zu können. Ich selbst hatte die letzte Fassung verloren. In meinen Ohren heulte es, meine Augen blickten wie geblendet. Für mich hatte das jähe Ende des jungen Mannes eine doppelte Bedeutung.

Aus diesem einer Betäubung ähnlichen Zustande weckte mich der Professor.

„Kohlmeise," raunte er mir zu, und mit festem Griff meine Hand packend, zog er mich mit sich fort der Thüre zu, „hier ist unseres Bleibens nicht länger. Wo das Schicksal seinen Schiedsspruch fällt, da müssen die Stimmen der Sterblichen schweigen. Weshalb konnte das Unglück nicht früher oder später auf ihn hereinbrechen? Weshalb mußten wir gerade jetzt bei ihm sein? Das ist mehr als Zufall. Will der Himmel jemand strafen, so weiß er ihn gerade dann zu treffen, wenn es ihn am tiefsten beugt. Wunderbar — wunderbar; der alte Mann da drinnen ist jetzt ganz vereinsamt."

„Er war es längst," preßte ich beinahe unbewußt zwischen den fest aufeinander ruhenden Zähnen hervor. „Er klagte um die verwaiste Firma, nicht um den Sohn. Was konnte ihm der sonst noch gelten." Wirre Bilder, sich grauenhaft durcheinander windend, drohten meinen Geist zu umnachten.

„Take it easy," drang es von des Professors Lippen wie ein besänftigender Zauberspruch zu meinen Ohren, „take it easy, gute Kohlmeise. Komm, komm. Lassen wir hinter uns Nacht und Finsternis. Richte deine Blicke nach vorne; wer weiß, wie bald ein freundliches Morgenrot dich grüßt."

Wir waren in die Vorhalle hinausgetreten, von welcher die breite Treppe ins Erdgeschoß hinabführte. Die Männer, zwischen sich auf ausgespannten Tüchern den Verunglückten tragend, hatten bereits die obersten Stufen erreicht, uns dadurch den Weg verlegend. Nach einem flüchtigen Blick auf die unheimliche Last kehrte der Professor sich schaudernd ab. Ich dagegen, einem furchtbaren Zauber unterworfen, vermochte meine Augen nicht von ihr abzuziehen. Ja, da lag er vor mir auf der Notbahre, derselbe Knabe, der mich einst mit den Beweisen seiner Verachtung überschüttete, derselbe Mann, der zu Agathes Verderben geboren wurde. Das von braunen Locken umwogte Antlitz mit dem gefallsüchtig emporgedrehten Schnurrbart war noch immer schön. Mochte der Tod ihm seine unverkennbaren Merkmale aufgedrückt haben, so ruhte es auf den erstarrenden Zügen doch wie ein seltsamer Ausdruck des Hohnes. Das unzweideutige Gepräge eines übersättigten Wüstlings war durch die letzten Nervenzuckungen festgebannt worden. Fern blieben mir in jenen Minuten Regungen des Mitleids, aber auch der Befriedigung. Ich war überhaupt keines Gedankens fähig, fühlte nur Sausen und Heulen in meinen Ohren, kannte nur die einzige Empfindung namenlosen Grauens. Eine Donnerstimme glaubte ich zu hören, welche mir befahl, den Nacken des Toten zu prüfen. Ich hob die Hand, ließ sie indessen schaudernd wieder sinken. Ich fürchtete ein Geheimnis zu enthüllen, von welchem ich eine vernichtende Wirkung voraussetzte. Dumpf wog ich marternde Ungewißheit und eine gräßliche Offenbarung gegeneinander ab, ohne zu einer Entscheidung zu gelangen. Ein derartiger Kampf war zu viel für mich, ich wähnte, auf der Grenze des Wahnsinns zu stehen.

Da fühlte ich die Hand des Professors in der meinigen. Die Treppe war frei. Wie betäubt folgte ich meinem gütigen Freunde ins Erdgeschoß hinab. Schweigend verließen wir das fluchbelastete Haus. Eine weite Strecke waren wir gegangen, als der Professor, vollständig im klaren über meine Stimmung, in feierlichem Tone anhob: „Was wir in der letzten Stunde verlebten, Kohlmeise, erzähle es in späteren Tagen, und du wirst Zweifeln an deiner Glaubwürdigkeit begegnen. Wie ich heute, wird man fragen: Weshalb konnten wir nicht zwei Tage früher dorthin gehen, weshalb unseren Besuch nicht aufschieben? Weshalb mußten wir gerade zugegen sein, als die entsetzliche Kunde eintraf? Wer vermöchte die Laune des Geschicks zu ergründen? Es geht seine eigenen Wege, ohne die Sterblichen um ihre Wünsche und Hoffnungen zu befragen. Hier zermalmt und vernichtet es, dort richtet es freundlich auf. Und so wirst auch du die jüngst empfangenen Eindrücke allmählich überwinden und wieder frei und fröhlich, wie der Vogel, dessen Namen ich dir scherzhaft beilegte, die Tage an dir vorbeirollen lassen. Aber einer anderen gedenke ich, die nicht dazu geschaffen, verhängnisvolle Heimsuchungen ohne die nachteiligsten Folgen über sich ergehen zu lassen. Ich meine Agathe. Wie wird sie diese neue Prüfung ertragen? Wer wird ihr die furchtbare Nachricht überbringen? Wie gewöhnlich, geht man auch in diesem Falle ohne Zweifel rücksichtslos zu Werke. Wer weiß, ob man es für der Mühe wert hält, sie heute schon über alles zu unterrichten? Da habe ich mich denn entschlossen, jetzt zu ihr zu gehen. Vorsichtig will ich sie vorbereiten, bevor ein anderer ihr das Schreckliche zuschreit. Begib dich also nach Hause und erzähle der guten Penelope unsere Erlebnisse. Ich stehe unterdessen dem armen lieben Kinde zur Seite — heute hindert mich ja keiner. Ist auch eine unerträgliche Fessel gefallen, so geschah es doch auf eine Art, die zu entsetzensvoll, als daß das arme Herz unter diesem neuen Verhängnis nicht zusammenbrechen sollte. Ja, Kohlmeise, geh und erwarte mich, wenn es auch spät werden sollte."

Mit einem Händedruck schieden wir voneinander. Wie ich nach Hause gelangte, ich weiß es nicht. Ich sah nichts, hörte nichts während meines langsamen Einherschreitens. Mechanisch zog ich an dem bekannten Glockengriff. Erst als Frau Painelow zwischen den Gitterstangen hindurch mir grüßend die Hand reichte, fuhr ich wie aus tiefen Träumen empor. — —

Die Nacht war weit vorgeschritten, als der Professor endlich heimkehrte und Frau Painelow und ich, die wir in banger Erwartung und ernsten Gesprächen nachhängend so lange bei einander gesessen hatten, ihm den Thorweg öffneten. Geneigten Hauptes begab der Professor sich in seine Wohnung, wohin wir ihm folgten.

„Er ist also tot," erzählte er düsteren Blickes, und erschöpft sich auf seinen Stuhl werfend, fuhr er fort: „gestorben in seinen Sünden; denn diejenige, die sich an seiner Lustfahrt beteiligte und jetzt mit gebrochenen Gliedern im Spital liegt, ist dieselbe verworfene Person, welche es verstand, ihn nicht nur hinterlistig auszubeuten, sondern ihn auch seiner Häuslichkeit zu entfremden. Ich wiederhole nochmals: Wen der Himmel zu strafen gedenkt, den weiß er auch zu finden."

Mich durchrieselte es eisig. Nur mit den das furchtbare Ereignis begleitenden Nebenumständen beschäftigt, hatte der Professor offenbar vergessen, daß seine Mitteilungen mich doppelt qualvoll ergreifen mußten. Da keine Erwiderung folgte, unsere Blicke dagegen mit ängstlicher Spannung an seinen Lippen hingen, nahm er nach kurzer Pause in unendlich schwermütigem Tone seine Mitteilungen wieder auf: „Als ein Glück preise ich, daß der Verstorbene nicht zu Agathe gebracht wurde, mithin das Nähere über seine Todesfahrt ihr verborgen blieb. Arme Agathe, war es denn nicht genug, daß deine Mutter ihre letzten Lebenstage in Gram und Sorgen verbrachte? Mußte auch dir ein Leidens-

Kelch nach dem anderen gereicht werden? Arme Agathe, wie schwoll mir das Herz vor Jammer, als ich vor dich hintrat und deine Augen so bange schauten, als hättest du für unmöglich gehalten, daß meinem unerwarteten Erscheinen etwas anderes, als traurige Ursache zu Grunde liege. Ja, sie sah zu mir auf, als hätte mein Anblick allein ihr schon die Wahrheit verraten gehabt. Kein Wort vermochte sie hervorzubringen. Erst als ich sie zu ihrem Sitz zurückführte, neben ihr Platz nahm und ihre Hand mit meinen beiden ergriff, rief sie klagend aus: ‚Sprich es aus, was abermals auf mich hereingebrochen ist — die Ungewißheit, sie tötet mich.‘

„Da drückte ich ihre Hand fester, und ihr tief in die durch Angst vergrößerten Augen schauend, sagte ich, daß ihr Mann eines jähen Todes gestorben sei. Darauf neigte sie ihr Haupt tief und wie plötzlich der Lebenskraft beraubt, sank ihre sonst so anmutige Gestalt erschöpft in sich zusammen. Sie hatte sich entfärbt; aber kein Laut der Klage verließ ihre Lippen, trocken blieben ihre Augen. Und sie wäre die Letzte gewesen auf Gottes großer Welt, neben den sanften Regungen des Mitleids und Erbarmens heuchlerisch Empfindungen zur Schau zu tragen, wie sie solche in Wahrheit nie kennen lernte, ich meine Empfindungen inniger Zuneigung zu ihm, in dessen Gewalt es immerhin gelegen hätte, wenigstens ihre Achtung zu erwerben.

„Stumm saß sie da. Indem ich das Ereignis so weit schilderte, wie für ihr Ohr geeignet, schienen meine Worte spurlos an ihr vorüber zu gehen. Um irgend welche Betrachtungen über ihre augenblickliche Lage anzustellen, war sie zu tief erschüttert. Den Unglückseligen hatte sie nie geliebt, nie Vertrauen zu ihm besessen, aber ein Verbrechen wäre es gewesen, ihr Raum für den Gedanken zuzuschreiben, daß eine Fessel gelöst worden, die ihr oft genug ärger als der Tod erschienen war. Nein, Betrachtungen, wie sie mich selbst fortgesetzt bestürmten, konnten in ihrem Gemüt keine Wurzel schlagen. Aber zu mir auf sah sie wehevoll und von ihren Lippen floß es mit dem Ausdruck einer heiligen Ueberzeugung, eines tiefen inneren Friedens: ‚Gott ist mein Zeuge, daß ich die Pflichten gegen ihn nie verletzte; nie etwas unternahm, wodurch ich seines Vertrauens unwert geworden wäre. Wie im Leben, will ich auch im Tode getreulich zu ihm stehen. An seine Seite gehöre ich —‘

„Ich schnitt ihr das Wort ab, wies darauf hin, daß man nicht einmal für nötig gehalten habe, sie von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen, mein Besuch bei ihr nicht geahnt werde, sie daher warten möge, bis der Ruf an sie ergehe. Bitterlich weinte sie zu meiner Erklärung. In dem Gefühl einer demütigenden Zurücksetzung und gänzlicher Vereinsamung nahm sie meinen Rat mit demselben kindlichen Vertrauen entgegen, wie einst hier in meinem Hause. Und befremden konnte es nicht, wenn sie nicht nach ihm forschte, der die wenigsten Nächte und auch dann nur die Morgenstunden nach den wüsten Schwelgereien im eigenen Hause verbrachte. Ja, sie war tief erschüttert, wenn auch nicht in der Weise, wie wohl geschieht, wenn zwei Herzen auseinander gerissen werden und das überlebende sich verblutet. Daher gelang es mir auch trotz des Ernstes der Stunde, ihre Aufmerksamkeit allmählich anderen Dingen zuzuwenden. Von dir sprach ich, daß du wieder unter den Lebenden aufgetaucht seiest und nur die dringendsten Rücksichten dich gehindert hätten, sie aufzusuchen. Das Weitere verschwieg ich, muß verschwiegen bleiben, bis wir erst selbst volle Klarheit in der ganzen Angelegenheit gewonnen haben.

„Indem ich deiner gedachte, mochten die hier verlebten jugendseligen Tage ihr doppelt rosig vorschweben, mochte sie einen Vergleich aufstellen zwischen dem trostlosen Dasein, welches sie an der Seite eines ungeliebten — o, mit an Widerwillen grenzender Scheu betrachteten Mannes führte, und den Stunden, in welchen ihr hier alle Herzen so warm entgegenschlugen. Denn als ich mich verabschiedete, sprach sie mit einer mir sonst an ihr fremden düsteren Entschiedenheit: ‚Ich werde in der nächsten Zeit einen schweren Stand haben. Man verzeiht mir nie, daß ich mein kleines Kindchen so bald wieder hingeben mußte, und manche Demütigungen werde ich deshalb noch über mich ergehen lassen müssen. Mich soll das indessen nicht abhalten, dem Toten bis ans Grab getreu zu sein, wie ich es einst vor dem Altar gelobte. Doch die schweren Tage gehen dahin und andere folgen; Tage, in welchen ich meine Zukunft selbst berechtigt ins Auge fassen darf. Dann aber komme ich zu dir und Frau Painelow, um nie mehr von euch zu gehen. Die Opfer, welche von mir gefordert wurden: einem heillosen Zwange nachgebend, habe ich sie gewissenhaft gebracht. Jetzt ist es an mir, über mich selbst zu verfügen und zu entscheiden.‘

„Sie küßte mich zärtlich, wie in den holdesten Kindestagen, und die innigsten Grüße trug sie mir an ihre Kohlmeise und die liebe Frau Painelow auf. Ihre letzten Worte enthielten die Bitte, mich vorläufig fern von ihr zu halten. Sie sei stark genug, meinte sie, das zu tragen, was ihr auferlegt worden; jeder von meiner Seite unternommene Versuch einer freundlichen Vermittelung würde ihr nur neue Demütigungen eintragen.

„So sprach Agathe, und mein Herz krampft sich zusammen, wenn ich erwäge, daß sie für den vereinsamten alten Mann in der That nie mehr, als eine seiner stolzen Firma dienende Sache gewesen, ein Exempel, in welchem er sich verrechnete."

„Wie sieht das arme Kind aus?" fragte Frau Painelow schüchtern, als hätte sie die Antwort gefürchtet, „Jahre sind verstrichen, seitdem ich zum letztenmal in das liebe Gesicht schaute; da mögen Gram und Herzeleid es arg gezeichnet haben."

Diese Frage war aus meiner Seele gesprochen. Ich richtete mich auf, und wie die Augen der guten Alten, hingen auch die meinigen in tödlicher Spannung an den Lippen des Professors.

„Gehen Sie in den Garten, meine liebe Frau Painelow," antwortete er trübe, „da stehen weiße Lilien, die noch nicht lange ihre Kelche erschlossen. Unter diesen suchen Sie eine, welche ihre Schönheit und ihren süßen Duft noch nicht verlor, deren Haltung aber verrät, daß giftiges Gewürm ihr Mark benagte, und Sie haben ein Bild Agathes."

Frau Painelow neigte das Haupt und weinte heiße Thränen auf ihre gefalteten Hände. Ich selbst hatte die Empfindung, als ob jemand mit kralliger Faust mitten in mein Herz hinein gegriffen habe, um es grausam zu zerfleischen.

Der Professor war nachdenklich geworden. Eine Weile saßen wir noch schweigend bei einander, dann trennten wir uns mit beinah stummem Gruß. Was waren alle meine früheren Erlebnisse, die Erlebnisse vieler Jahre, im Vergleich mit den Erfahrungen des heutigen Tages?

III. Band.

27. Kapitel.

Die junge Witwe.

Zwei Wochen waren verstrichen; das Grab hatte sich über dem jäh aus dem Leben Gerissenen geschlossen, und noch immer zögerten wir, unseren Besuch bei Reginald Montague zu wiederholen. Es schwebte uns vor, daß wir abgewiesen werden würden und erwogen bereits, für welche Schritte wir in solchem Falle uns am geeignetsten zu entscheiden hätten, als ein Brief eintraf, in welchem Reginald den Professor aufforderte, zur bestimmten Stunde, jedoch ohne Begleitung, sich zu ihm zu bemühen. Willkommen hieß ich, zurückbleiben zu dürfen, und schwankend zwischen ernsten Befürchtungen und unbestimmten Hoffnungen begab der Professor sich auf den Weg.

Als er zu Reginald hineingeführt wurde, erschrak er über die Veränderung, welche innerhalb der verhältnismäßig kurzen Zeit in dessen Aeußerem stattgefunden hatte. Ein Bild der Hinfälligkeit saß er auf seinem Armstuhl vor dem mit Briefschaften überladenen Schreibtisch, ein sicheres Zeichen, daß die furchtbarsten Gemütsbewegungen ihn nicht hatten hindern können, als Chef den Gang seines weitverzweigten Geschäftes selbst zu überwachen. Wie in früheren Tagen war er auch heute sorgfältig gekleidet und frisiert. Sein Antlitz, noch hagerer, schien sich in Holz verwandelt zu haben. Schärfer senkten die Falten sich in seine fahle Haut, den Ausdruck finsterer Entschlossenheit erhöhend. Auf ein einladendes Zeichen nahm der Professor ihm gegenüber Platz, und nur in seltenen Fällen seinen Blicken flüchtig begegnend, hob Reginald mit einer Stimme an, die fast noch thönerner klang, denn je zuvor: „Ich habe Sie zu mir gebeten, um mit Ihnen noch dieses oder jenes zu vereinbaren, bevor ich mich entschließe, zu gunsten meines Hauses wichtige Ent-

Schuld — der Wagen zerschmetterte an einer Hausecke — der junge Herr ist tot — die Dame, die ihm zur Seite saß, schwer verletzt — sie bringen ihn —"

„Seine Frau?" fiel der Professor erbleichend ein und ich fühlte, wie das Blut in meinen Adern stockte.

„Nicht seine Frau," antwortete der Mann über die Schulter, und wieder zu Reginald gewendet, fuhr er dringender fort: „Was soll mit dem jungen Herrn werden? Nach seiner Wohnung war es zu weit — sie bringen ihn hierher —" er kam nicht weiter. Reginald, dessen Antlitz während dieser überstürzten Mitteilungen mehr und mehr ein leichenhaftes Aussehen erhielt, schien Sprache und Empfindung zugleich verloren zu haben. Einigemal griff er mit beiden Händen nach der Stuhllehne, jedoch ohne sie zu fassen, dann taumelte er zurück, daß der Ueberbringer der niederschmetternden Nachricht kaum Zeit fand, einen Stuhl heranzuziehen, auf welchen er kraftlos niedersank.

„Tot — tot," lispelte er, und stier sah er ins Leere, „tot — verwaist die Firma —" Ein Schauder durchrieselte ihn, als durch die offenen Thüren das durch die Entfernung gedämpfte Geräusch hereindrang, mit welchem Männer, unverkennbar eine Last zwischen sich tragend, langsam die Treppe erstiegen.

Erschüttert starrte der Professor auf den gänzlich gebrochenen Mann nieder, der eben noch wähnte, vermessen jeder Schicksalsfügung trotzen zu können. Ich selbst hatte die letzte Fassung verloren. In meinen Ohren heulte es, meine Augen blickten wie geblendet. Für mich hatte das jähe Ende des jungen Mannes eine doppelte Bedeutung.

Aus diesem einer Betäubung ähnlichen Zustande weckte mich der Professor.

„Kohlmeise," raunte er mir zu, und mit festem Griff meine Hand packend, zog er mich mit sich fort der Thüre zu, „hier ist unseres Bleibens nicht länger. Wo das Schicksal seinen Schiedsspruch fällt, da müssen die Stimmen der Sterblichen schweigen. Weshalb konnte das Unglück nicht früher oder später auf ihn hereinbrechen? Weshalb mußten wir gerade jetzt bei ihm sein? Das ist mehr als Zufall. Will der Himmel jemand strafen, so weiß er ihn gerade dann zu treffen, wenn es ihn am tiefsten beugt. Wunderbar — wunderbar; der alte Mann da drinnen ist jetzt ganz vereinsamt."

„Er war es längst," preßte ich beinahe unbewußt zwischen den fest aufeinander ruhenden Zähnen hervor. „Er klagte um die verwaiste Firma, nicht um den Sohn. Was konnte ihm der sonst noch gelten." Wirre Bilder, sich grauenhaft durcheinander windend, drohten meinen Geist zu umnachten.

„Take it easy," drang es von des Professors Lippen wie ein besänftigender Zauberspruch zu meinen Ohren, „take it easy, gute Kohlmeise. Komm, komm. Lassen wir hinter uns Nacht und Finsternis. Richte deine Blicke nach vorne; wer

weiß, wie bald ein freundliches Morgenrot dich grüßt."

Wir waren in die Vorhalle hinausgetreten, von welcher die breite Treppe ins Erdgeschoß hinabführte. Die Männer, zwischen sich auf ausgespannten Tüchern den Verunglückten tragend, hatten bereits die obersten Stufen erreicht, uns dadurch den Weg verlegend. Nach einem flüchtigen Blick auf die unheimliche Last kehrte der Professor sich schaudernd ab. Ich dagegen, einem furchtbaren Zauber unterworfen, vermochte meine Augen nicht von ihr abzuziehen. Ja, da lag er vor mir auf der Notbahre, derselbe Knabe, der mich einst mit den Beweisen seiner Verachtung überschüttete, derselbe Mann, der zu Agathes Verderben geboren wurde. Das von braunen Locken umwogte Antlitz mit dem gefallsüchtig emporgedrehten Schnurrbart war noch immer schön. Mochte der Tod ihm seine unverkennbaren Merkmale aufgedrückt haben, so ruhte es auf den erstarrenden Zügen doch wie ein seltsamer Ausdruck des Hohnes. Das unzweideutige Gepräge eines übersättigten Wüstlings war durch die letzten Nervenzuckungen festgebannt worden. Fern blieben mir in jenen Minuten Regungen des Mitleids, aber auch der Befriedigung. Ich war überhaupt keines Gedankens fähig, fühlte nur Sausen und Heulen in meinen Ohren, kannte nur die einzige Empfindung namenlosen Grauens. Eine Donnerstimme glaubte ich zu hören, welche mir befahl, den Nacken des Toten zu prüfen. Ich hob die Hand, ließ sie indessen schaudernd wieder sinken. Ich fürchtete ein Geheimnis zu enthüllen, von welchem ich eine vernichtende Wirkung voraussetzte. Dumpf wog ich marternde Ungewißheit und eine gräßliche Offenbarung gegeneinander ab, ohne zu einer Entscheidung zu gelangen. Ein derartiger Kampf war zu viel für mich, ich wähnte, auf der Grenze des Wahnsinns zu stehen.

Da fühlte ich die Hand des Professors in der meinigen. Die Treppe war frei. Wie betäubt folgte ich meinem gütigen Freunde ins Erdgeschoß hinab. Schweigend verließen wir das fluchbelastete Haus. Eine weite Strecke waren wir gegangen, als der Professor, vollständig im klaren über meine Stimmung, in feierlichem Tone anhob: „Was wir in der letzten Stunde verlebten, Kohlmeise, erzähle es in späteren Tagen, und du wirst Zweifeln an deiner Glaubwürdigkeit begegnen. Wie ich heute, wird man fragen: Weshalb konnten wir nicht zwei Tage früher dorthin gehen, weshalb unseren Besuch nicht aufschieben? Weshalb mußten wir gerade zugegen sein, als die entsetzliche Kunde eintraf? Wer vermöchte die Laune des Geschicks zu ergründen? Es geht seine eigenen Wege, ohne die Sterblichen um ihre Wünsche und Hoffnungen zu befragen. Hier zermalmt und vernichtet es, dort richtet es freundlich auf. Und so wirst auch du die jüngst empfangenen Eindrücke allmählich überwinden und wieder frei und fröhlich, wie der Vogel, dessen Namen ich dir scherzhaft

beilegte, die Tage an dir vorbeirollen lassen. Aber einer anderen gedenke ich, die nicht dazu geschaffen, verhängnisvolle Heimsuchungen ohne die nachteiligsten Folgen über sich ergehen zu lassen. Ich meine Agathe. Wie wird sie diese neue Prüfung ertragen? Wer wird ihr die furchtbare Nachricht überbringen? Wie gewöhnlich, geht man auch in diesem Falle ohne Zweifel rücksichtslos zu Werke. Wer weiß, ob man es für der Mühe wert hält, sie heute schon über alles zu unterrichten? Da habe ich mich denn entschlossen, jetzt zu ihr zu gehen. Vorsichtig will ich sie vorbereiten, bevor ein anderer ihr das Schreckliche zuschreit. Begib dich also nach Hause und erzähle der guten Penelope unsere Erlebnisse. Ich stehe unterdessen dem armen lieben Kinde zur Seite — heute hindert mich ja keiner. Ist auch eine unerträgliche Fessel gefallen, so geschah es doch auf eine Art, die zu entsetzensvoll, als daß das arme Herz unter diesem neuen Verhängnis nicht zusammenbrechen sollte. Ja, Kohlmeise, geh und erwarte mich, wenn es auch spät werden sollte."

Mit einem Händedruck schieden wir voneinander. Wie ich nach Hause gelangte, ich weiß es nicht. Ich sah nichts, hörte nichts während meines langsamen Einherschreitens. Mechanisch zog ich an dem bekannten Glockengriff. Erst als Frau Painelow zwischen den Gitterstangen hindurch mir grüßend die Hand reichte, fuhr ich wie aus tiefen Träumen empor. — —

Die Nacht war weit vorgeschritten, als der Professor endlich heimkehrte und Frau Painelow und ich, die wir in banger Erwartung und ernsten Gesprächen nachhängend so lange bei einander gesessen hatten, ihm den Thorweg öffneten. Geneigten Hauptes begab der Professor sich in seine Wohnung, wohin wir ihm folgten.

„Er ist also tot," erzählte er düsteren Blickes, und erschöpft sich auf seinen Stuhl werfend, fuhr er fort: „gestorben in seinen Sünden; denn diejenige, die sich an seiner Lustfahrt beteiligte und jetzt mit gebrochenen Gliedern im Spital liegt, ist dieselbe verworfene Person, welche es verstand, ihn nicht nur hinterlistig auszubeuten, sondern ihn auch seiner Häuslichkeit zu entfremden. Ich wiederhole nochmals: Wen der Himmel zu strafen gedenkt, den weiß er auch zu finden."

Mich durchrieselte es eisig. Nur mit den das furchtbare Ereignis begleitenden Nebenumständen beschäftigt, hatte der Professor offenbar vergessen, daß seine Mitteilungen mich doppelt qualvoll ergreifen mußten. Da keine Erwiderung folgte, unsere Blicke dagegen mit ängstlicher Spannung an seinen Lippen hingen, nahm er nach kurzer Pause in unendlich schwermütigem Tone seine Mitteilungen wieder auf: „Als ein Glück preise ich, daß der Verstorbene nicht zu Agathe gebracht wurde, mithin das Nähere über seine Todesfahrt verborgen blieb. Arme Agathe, war es denn nicht genug, daß deine Mutter ihre letzten Lebenstage in Gram und Sorge verbrachte? Mußte auch dir ein Leid

Kelch nach dem anderen gereicht werden? Arme Agathe, wie schwoll mir das Herz vor Jammer, als ich vor dich hintrat und deine Augen so bange schauten, als hättest du für unmöglich gehalten, daß meinem unerwarteten Erscheinen etwas anderes, als traurige Ursache zu Grunde liege. Ja, sie sah zu mir auf, als hätte mein Anblick allein ihr schon die Wahrheit verraten gehabt. Kein Wort vermochte sie hervorzubringen. Erst als ich sie zu ihrem Sitz zurückführte, neben ihr Platz nahm und ihre Hand mit meinen beiden ergriff, rief sie klagend aus: ‚Sprich es aus, was abermals auf mich hereingebrochen ist — die Ungewißheit, sie tötet mich.‘

„Da drückte ich ihre Hand fester, und ihr tief in die durch Angst vergrößerten Augen schauend, sagte ich, daß ihr Mann eines jähen Todes gestorben sei. Darauf neigte sie ihr Haupt tief und wie plötzlich der Lebenskraft beraubt, sank ihre sonst so anmutige Gestalt erschöpft in sich zusammen. Sie hatte sich entfärbt; aber kein Laut der Klage verließ ihre Lippen, trocken blieben ihre Augen. Und sie wäre die Letzte gewesen auf Gottes großer Welt, neben den sanften Regungen des Mitleids und Erbarmens heuchlerisch Empfindungen zur Schau zu tragen, wie sie solche in Wahrheit nie kennen lernte, ich meine Empfindungen inniger Zuneigung zu ihm, in dessen Gewalt es immerhin gelegen hatte, wenigstens ihre Achtung zu erwerben.

„Stumm saß sie da. Indem ich das Ereignis so weit schilderte, wie für ihr Ohr geeignet, schienen meine Worte spurlos an ihr vorüber zu gehen. Um irgend welche Betrachtungen über ihre augenblickliche Lage anzustellen, war sie zu tief erschüttert. Den Unglückseligen hatte sie nie geliebt, nie Vertrauen zu ihm besessen, aber ein Verbrechen wäre es gewesen, ihr Raum für den Gedanken zuzuschreiben, daß eine Fessel gelöst worden, die ihr oft genug ärger als der Tod erschienen war. Nein, Betrachtungen, wie sie mich selbst fortgesetzt bestürmten, konnten in ihrem Gemüt keine Wurzel schlagen. Aber zu mir auf sah sie wehevoll und von ihren Lippen floß es mit dem Ausdruck einer heiligen Ueberzeugung, eines tiefen inneren Friedens: ‚Gott ist mein Zeuge, daß ich die Pflichten gegen ihn nie verletzte; nie etwas unternahm, wodurch ich seines Vertrauens unwert geworden wäre. Wie im Leben, will ich auch im Tode getreulich zu ihm stehen. An seine Seite gehöre ich —‘

„Ich schnitt ihr das Wort ab, wies darauf hin, daß man nicht einmal für nötig gehalten habe, sie von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen, mein Besuch bei ihr nicht geahnt werde, sie daher warten möge, bis der Ruf an sie ergehe. Bitterlich weinte sie zu meiner Erklärung. In dem Gefühl einer demütigenden Zurücksetzung und gänzlicher Vereinsamung nahm sie meinen Rat mit demselben kindlichen Vertrauen entgegen, wie einst hier in meinem Hause. Und befremden konnte es nicht, wenn sie nicht nach ihm forschte, der die wenigsten Nächte und auch dann nur die Morgenstunden nach den wüsten Schwelgereien im eigenen Hause verbrachte. Ja, sie war tief erschüttert, wenn auch nicht in der Weise, wie wohl geschieht, wenn zwei Herzen auseinander gerissen werden und das überlebende sich verblutet. Daher gelang es mir auch trotz des Ernstes der Stunde, ihre Aufmerksamkeit allmählich anderen Dingen zuzuwenden. Von dir sprach ich, daß du wieder unter den Lebenden aufgetaucht seiest und nur die dringendsten Rücksichten dich gehindert hätten, sie aufzusuchen. Das Weitere verschwieg ich, muß verschwiegen bleiben, bis wir erst selbst volle Klarheit in der ganzen Angelegenheit gewonnen haben.

„Indem ich deiner gedachte, mochten die hier verlebten jugendseligen Tage ihr doppelt rosig vorschweben, mochte sie einen Vergleich aufstellen zwischen dem trostlosen Dasein, welches sie an der Seite eines ungeliebten — o, mit an Widerwillen grenzender Scheu betrachteten Mannes führte, und den Stunden, in welchen ihr hier alle Herzen so warm entgegenschlugen. Denn als ich mich verabschiedete, sprach sie mit einer mir sonst an ihr fremden düsteren Entschiedenheit: ‚Ich werde in der nächsten Zeit einen schweren Stand haben. Man verzeiht mir nie, daß ich mein kleines Kindchen so bald wieder hingeben mußte, und manche Demütigungen werde ich deshalb noch über mich ergehen lassen müssen. Mich soll das indessen nicht abhalten, dem Toten bis ans Grab getreu zu sein, wie ich es einst vor dem Altar gelobte. Doch die schweren Tage gehen dahin und andere folgen; Tage, in welchen ich meine Zukunft selbst berechtigt ins Auge fassen darf. Dann aber komme ich zu dir und Frau Painelow, um nie mehr von euch zu gehen. Die Opfer, welche von mir gefordert wurden: einem heillosen Zwange nachgebend, habe ich sie gewissenhaft gebracht. Jetzt ist es an mir, über mich selbst zu verfügen und zu entscheiden.‘

„Sie küßte mich zärtlich, wie in den holdesten Kindestagen, und die innigsten Grüße trug sie mir an ihre Kohlmeise und die liebe Frau Painelow auf. Ihre letzten Worte enthielten die Bitte, mich vorläufig fern von ihr zu halten. Sie sei stark genug, meinte sie, das zu tragen, was ihr auferlegt worden; jeder von meiner Seite unternommene Versuch einer freundlichen Vermittelung würde ihr nur neue Demütigungen eintragen.

„So sprach Agathe, und mein Herz krampft sich zusammen, wenn ich erwäge, daß sie für den vereinsamten alten Mann in der That nie mehr, als eine seiner stolzen Firma dienende Sache gewesen, ein Exempel, in welchem er sich verrechnete."

„Wie sieht das arme Kind aus?" fragte Frau Painelow schüchtern, als hätte sie die Antwort gefürchtet, „Jahre sind verstrichen, seitdem ich zum letztenmal in das liebe Gesicht schaute; da mögen Gram und Herzeleid es arg gezeichnet haben."

Diese Frage war aus meiner Seele gesprochen. Ich richtete mich auf, und wie die Augen der guten Alten, hingen auch die meinigen in tödlicher Spannung an den Lippen des Professors.

„Gehen Sie in den Garten, meine liebe Frau Painelow," antwortete er trübe, „da stehen weiße Lilien, die noch nicht lange ihre Kelche erschlossen. Unter diesen suchen Sie eine, welche ihre Schönheit und ihren süßen Duft noch nicht verlor, deren Haltung aber verrät, daß giftiges Gewürm ihr Mark benagte, und Sie haben ein Bild Agathes."

Frau Painelow neigte das Haupt und weinte heiße Thränen auf ihre gefalteten Hände. Ich selbst hatte die Empfindung, als ob jemand mit kralliger Faust mitten in mein Herz hinein gegriffen habe, um es grausam zu zerfleischen.

Der Professor war nachdenklich geworden. Eine Weile saßen wir noch schweigend bei einander, dann trennten wir uns mit beinah stummem Gruß. Was waren alle meine früheren Erlebnisse, die Erlebnisse vieler Jahre, im Vergleich mit den Erfahrungen des heutigen Tages?

III. Band.

27. Kapitel.

Die junge Witwe.

Zwei Wochen waren verstrichen; das Grab hatte sich über dem jäh aus dem Leben Gerissenen geschlossen, und noch immer zögerten wir, unseren Besuch bei Reginald Montague zu wiederholen. Es schwebte uns vor, daß wir abgewiesen werden würden und erwogen bereits, für welche Schritte wir in solchem Falle uns am geeignetsten zu entscheiden hätten, als ein Brief eintraf, in welchem Reginald den Professor aufforderte, zur bestimmten Stunde, jedoch ohne Begleitung, sich zu ihm zu bemühen. Willkommen hieß ich, zurückbleiben zu dürfen, und schwankend zwischen ernsten Befürchtungen und unbestimmten Hoffnungen begab der Professor sich auf den Weg.

Als er zu Reginald hineingeführt wurde, erschrak er über die Veränderung, welche innerhalb der verhältnismäßig kurzen Zeit in dessen Aeußerem stattgefunden hatte. Ein Bild der Hinfälligkeit saß er auf seinem Armstuhl vor dem mit Briefschaften überladenen Schreibtisch, ein sicheres Zeichen, daß die furchtbarsten Gemütsbewegungen ihn nicht hatten hindern können, als Chef den Gang seines weitverzweigten Geschäftes selbst zu überwachen. Wie in früheren Tagen war er auch heute sorgfältig gekleidet und frisiert. Sein Antlitz, noch hagerer, schien sich in Holz verwandelt zu haben. Schärfer senkten die Falten sich in seine fahle Haut, den Ausdruck finsterer Entschlossenheit erhöhend. Auf ein einladendes Zeichen nahm der Professor ihm gegenüber Platz, und nur in seltenen Fällen seinen Blicken flüchtig begegnend, hob Reginald mit einer Stimme an, die fast noch thönerner klang, denn je zuvor: „Ich habe Sie zu mir gebeten, um mit Ihnen noch dieses oder jenes zu vereinbaren, bevor ich mich entschließe, zu gunsten meines Hauses wichtige Ent-

scheidungen zu treffen. Sie wissen, mein Sohn ist gestorben. Die von meinem Vater begründete und jetzt von mir vertretene Firma würde also nach meinem Tode in Verfall geraten. Das darf nicht geschehen; ein Vermögen, welches gleichbedeutend mit einer Weltmacht, darf nicht zersplittert werden. Vor einigen Wochen stellten Sie mir einen jungen Mann unter dem Namen Montague vor. Ich setze voraus, Sie hätten damit gezögert, befänden sich nicht unanfechtbare Beweise dafür in Ihren Händen —"

„Sie stehen zu Ihrer Verfügung," hob der Professor, in die Brusttasche greifend, an, als Reginald ein ablehnendes Zeichen gab und fortfuhr:

„Ihr Wort, daß jener junge Mann ein wirklicher Montague, sogar ein Enkel meines verstorbenen Vaters, genügt mir vollkommen. Es handelt sich jetzt nur darum, ob er die Eigenschaften besitzt, welche ihn befähigen, nachdem er in eine streng geregelte Thätigkeit eingeführt worden und einige Uebung erlangte, zu seiner Zeit die Leitung meiner Firma zu übernehmen."

„Ich bürge dafür," antwortete der Professor förmlich verwirrt, wie er mir erzählte, durch das Entgegenkommen, welches nach allen bisherigen Erfahrungen so weit außerhalb seiner Berechnung gelegen hatte. Ob aber Reginald in seinen Kundgebungen irgend welchen, durch den jüngsten herben Schicksalsschlag erzeugten milden Regungen nachgab, oder geleitet wurde durch den starren Willen, die angehäuften Schätze über seinen Tod hinaus in einer Hand zusammengehalten zu wissen, verstand er mit seinem ehrlichen Gemüt nicht zu unterscheiden, kümmerte ihn auch wenig.

„Er scheint nicht ungebildet zu sein," bemerkte Reginald ohne den leisesten Tonfall in seiner Stimme.

„Der Same zu höherem Wissen, welcher einst in die junge Brust gelegt wurde," erklärte der Professor, „ist nicht nur aufgegangen, sondern er selbst hat es auch verstanden, trotz der schwierigsten Verhältnisse seine Kenntnisse noch zu bereichern. Sogar in einem kaufmännischen Geschäft bewegte er sich mehrere Jahre als wirkendes Mitglied."

„Das will nicht viel sagen," versetzte Reginald gelassen, „die Grundsätze, welche einem Krämer vorwärts helfen, können auf eine Weltfirma keine Anwendung finden. Aber immerhin: Ihre Mitteilungen lassen auf einen gewissen Grad von Energie schließen, und das ist eine Hauptbedingung. Es berechtigt zugleich zu der Voraussetzung, daß er durch Fleiß und Ausdauer das zu ersetzen sucht, was zu lernen er bisher keine Gelegenheit fand; nebenbei ist er ein Montague, und die zeichneten sich von jeher durch eiserne Willenskraft aus. Nachdem Sie mich darüber aufklärten — und ich habe keine Veranlassung, Ihre Darstellungen zu bezweifeln — stehe ich nicht an, einzuräumen, daß ich geneigt bin, den jungen Mann zu meinem Nachfolger auszubilden. An ihm ist es dagegen, sich des in ihn gesetzten Vertrauens würdig zu zeigen, und ich werde sicher noch lange genug leben, um das zu beurteilen. Schließe ich dereinst meine Augen, so muß es in der Ueberzeugung geschehen, daß die Ordnung meines Hauses keine Störung erleidet."

Er runzelte die Stirn leicht und sah vor sich nieder, das einzige Merkmal der Ueberwindung, welche es ihn kostete, seine Erklärungen weiter auszuspinnen. Der Professor beobachtete ihn mit ängstlicher Spannung. Begrüßte er einerseits frohlockend, daß die Wandlung meiner Lage ohne große Schwierigkeiten sich zu vollziehen versprach, so berührte es ihn andererseits schmerzlich, in Reginalds Worten und Wesen nicht den leisesten Anklang an sanftere Gemütsbewegungen zu entdecken. Ob ein Sohn seines Bruders oder jeder andere zu dem Namen Montague Berechtigte: der eine war ihm offenbar so willkommen wie der andere, um ihn als Haupttriebrad der gewaltigen Handelsmaschine einzufügen, wenn er nur die zuversichtliche Hoffnung auf den Fortbestand der Firma und das ungehemmte Anhäufen neuer Schätze hegen durfte.

„So weit wären wir im klaren," nahm Reginald nach einer längeren Pause seine Mitteilungen wieder auf, als hätte er reiflich überlegte Willensäußerungen jemand in die Feder diktiert, „nur eine Bedingung stelle ich noch, bevor ich fortfahre, und ich bezweifle nicht, daß Sie als einsichtsvoller Mann dieselbe zu würdigen wissen. Seit meiner frühesten Jugend bin ich gewohnt, überall, bis wohin auch immer mein Wirkungskreis reicht, meinen Willen allein als maßgebend gelten zu lassen. Der Erfolg hat gelehrt, daß ich stets das Richtige traf, wenigstens soweit menschliche Kräfte und menschliche Berechnung den Ausschlag gaben. Entschied das Geschick in anderen Dingen gegen meine Wünsche, so kann das nicht mir zur Last gelegt werden — doch das gehört nicht hierher. Ich wollte damit nur andeuten, daß auch in Zukunft mein Wille allein entscheidet. Um nichts will ich befragt werden, am wenigsten dürfen meine Familienverhältnisse und das, was in irgend einer Beziehung zu denselben steht, jemals berührt werden. Es könnte sich sonst ereignen, daß ich mich von allem zurückzöge und die Welt ihren Lauf nehmen ließe. Das prägen Sie dem jungen Manne dringend ein, damit er lernt, seine schnelle Zunge im Zaume zu halten. Er steht zu mir überhaupt nur in dem Verhältnis eines Kontorarbeiters, wie jeder andere, den ich in meinem Hause beschäftige. Ich hoffe, Herr Professor, Sie werden meinen Anschauungen ihre Berechtigung nicht aberkennen und auf meine Bedingungen eingehen."

„Zuverlässig geschieht das," antwortete der Professor, und er gewann den Eindruck, als ob er selbst das einzige fühlende Wesen in dem Hause gewesen wäre. „Ihre Bedingung wird als Befehl geachtet und geehrt werden."

Reginald neigte das Haupt billigend und sprach weiter: „Soviel ich weiß, besitzt oder besaß der junge Mann einen Bruder oder vielmehr Zwillingsbruder. Da stelle ich Ihrem Schützling zunächst die Aufgabe — mit seinem Eintreten in das Kontor eilt es nicht, zumal ich noch immer einer großen Lebenskraft mich erfreue — nach seinem Bruder zu forschen und damit nicht länger zu säumen, als es durch etwaige Vorbereitungen bedingt wird. Ich will Gewißheit haben, ob derselbe noch lebt oder wo und wie er sein Ende nahm. Ich muß mein Haus dagegen schützen, daß später jemand auftaucht und Zwistigkeiten in mein Geschäft trägt; denn solche bilden den ersten Grund zu dem Verfall selbst der stärksten Firma. Nur ein Wille darf herrschen. Was Familienhader verdirbt, kann weder durch Scharfsinn noch durch Umsicht, am wenigsten aber durch sentimentale Gemütsregungen ersetzt werden."

Durch die Offenbarung solcher Grundsätze förmlich eingeschüchtert, bemerkte der Professor eifrig: „Ihr Auftrag steht im vollsten Einklange mit den Wünschen Dirks —"

„Dirk? Wer ist Dirk?" fiel Reginald ruhig ein, „ich kenne keinen Dirk. Ich hoffe, Sie sind Ihrer Sache hinlänglich sicher, um den jungen Mann Montague zu nennen. Ich für meine Person will wenigstens keinen anderen Namen hören."

Der Professor verneigte sich zustimmend und sprach weiter: „Also Montague. Ueber den Vornamen bin ich noch im Zweifel, ob Cyrus, ob Turvil —"

„Nennen wir ihn Turvil. Ein möglicher Irrtum kann später berichtigt werden," warf Reginald wieder ein und der Professor fuhr fort: „Von ganzem Herzen pflichte ich Ihnen bei. Ich wollte mir nur erlauben, darauf aufmerksam zu machen, daß es sehr schwierig, mit Nachforschungen zu beginnen, solange keine Spur vorliegt, von welcher man ausgehen kann."

„Ich mußte glauben, daß auch nach dieser Richtung hin Sie mit allem Erforderlichen ausgerüstet seien," hieß es ausdruckslos zurück.

„Bisher stand ich von dem Versuch genauer Erkundigungen ab, weil andere Ereignisse in den Vordergrund traten," erklärte der Professor und fügte berechnend hinzu: „auch widerstrebte es mir, mich abermals an die Quelle zu begeben, aus welcher ich die ersten Aufschlüsse über vergangene Tage schöpfte."

Reginald legte seine farblosen Lippen etwas fester aufeinander, erwiderte aber schon in der nächsten Sekunde beinahe klanglos: „Ich verstehe Sie nicht, bin indessen bereit, da, wo Ihre eigene Kenntnis nicht ausreicht, mit einigen Andeutungen nach besten Kräften auszuhelfen. Die Angelegenheit ist zu wichtig; denn bevor ich Gewißheit über jenen Cyrus erlangte, unternehme ich keinen endgültigen Schritt. Ich halte nämlich die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, daß Cyrus sich noch besser zu meinem Nachfolger eignet, als Turvil;

von einem Vorzug der Erstgeburt kann in diesem Falle nicht gesprochen werden."

„So würde Turvil Montague mit Freuden zurücktreten," versetzte der Professor in seiner herzlichen Freundschaft für mich zuversichtlich, „er besitzt ein warmes Gemüt und unbegrenzte Selbstlosigkeit."

„Gute Eigenschaften," meinte Montague frostig, „bei einem Handelsherrn dürfen sie aber nicht die Vernunft überflügeln. Doch das nebenbei. Jetzt vernehmen Sie — und nochmals bitte ich, mit Fragen mich zu verschonen, wogegen ich selbst so ausführlich sein werde, wie es mir möglich: Eine Strecke am Hudson hinauf, da, wo der eigentliche Geschäftsverkehr aufhört, liegt inmitten von Holzhöfen ein einsames Häuschen — ich werde zu seiner Zeit einen Kassendiener beauftragen lassen, Ihnen den Weg dorthin zu zeigen. In dieser Hütte lebt eine alte Kapitänswitwe namens Blount, welche seit dem Tode ihres Mannes, der eins meiner Schiffe fuhr, eine Pension von mir bezieht. Zu der begeben Sie sich und fragen Sie nach einem gewissen John Blount, der einst ihrem Manne anvertraut wurde, und ich müßte mich sehr täuschen, wäre die nicht im stande, Sie wenigstens auf dessen Spuren zu bringen. Im übrigen soll sie eine geschwätzige Person sein, der man nicht jedes Wort glauben darf. Was Sie da erfahren, kümmert mich nicht, will ich auch nicht wissen — ich meine, es braucht nicht zwischen uns zur Sprache gebracht zu werden. Hegen Sie die Hoffnung, daß die Spuren, auf welche Sie dort stoßen, Ihren jungen Mann an sein Ziel führen, so stellen Sie ihm anheim, sich ohne großen Zeitverlust auf den Weg zu begeben. Vorher werde ich Sie noch sehen und Ihnen Kreditbriefe für ihn ausfertigen lassen. Als ein Montague muß er so gestellt sein, daß er in Verfolgung seines Zweckes mit den ihm zur Verfügung gestellten Mitteln nicht zu geizen braucht. Dafür erwarte ich von ihm, daß er mir entweder jenen Cyrus zuführt oder die verbürgte Nachricht seines Todes überbringt. Ich binde ihn ebensowenig an Zeit wie an begrenzte Summen."

„Dürfte er sich vorstellen, um seine Aufträge persönlich in Empfang zu nehmen?" fragte der Professor.

„Es wäre überflüssig," hieß es kalt zurück, „besitzt er ernsten Willen und ausreichend Mittel, so findet das übrige sich von selbst. Damit betrachte ich diese Angelegenheit als erledigt und gehe zu einer anderen über: Die Witwe meines Sohnes, die mich in meinen zuversichtlichen Erwartungen so bitter täuschte, wird sich in dem großen verödeten Hause ihres abberufenen Mannes wahrscheinlich vereinsamt fühlen. Da sie durch einen Schiedsspruch vollkommen unabhängig geworden und über ihr ansehnliches Vermögen frei verfügen darf, so hindert sie nichts, ihren Wohnsitz nach eigenem Ermessen zu wählen. Unter meiner Obhut wird sie in unserer beiderseitigen Erinnerungen willen schwerlich bleiben mögen. Ebensowenig traue ich ihr viel Sehnsucht nach ihren Verwandten im Süden zu. Daraus folgere ich, daß sie am liebsten, wenigstens vorläufig, zu Ihnen übersiedelt. Doch ich wiederhole: sie kann handeln, wie es ihr am meisten zusagt — teilen Sie ihr das ausdrücklich mit — ich habe kein Anrecht mehr an sie. Weder mir noch irgend einem anderen ist sie Rechenschaft über ihr Thun und Lassen schuldig. Nur auf eins möchte ich dringen, nämlich, daß sie mit ihrem Besuch mich verschont, überhaupt davon absteht, irgend welche Ratschläge von mir selbst nachzusuchen. Deuten Sie das indessen nicht als eine Anwandlung kindischer Schwäche, sondern als einen Ausfluß des wohlerwogenen Willens, uns beiden Gespräche zu ersparen, welche doch immer den Charakter des Erzwungenen tragen würden. Ich werde ihr einen gewandten, mit den Verhältnissen einigermaßen vertrauten Buchhalter schicken, der ihre Vermögensangelegenheiten ordnen und auch fernerhin im Auge behalten soll. Eine Frau Montague muß frei von Sorgen bleiben bis an ihr Ende.

„Damit ist alles erledigt, was mich veranlaßte, um die Ehre Ihres Besuchs zu bitten. Ich stehe aber weiter zu Diensten, wenn ich über dieses oder jenes mich nicht klar genug ausgedrückt haben sollte, oder über die nächsten Schritte noch Zweifel bei Ihnen walten sollten."

Der Professor, gleichsam fröstelnd unter dem Einfluß der empfindungslosen Kälte, mit welcher Reginald zu ihm gesprochen hatte, und in dem Gefühl, daß dieser seiner Gesellschaft enthoben zu sein wünschte, erklärte sich mit allen Anordnungen einverstanden. Sich erhebend, warf er einen Blick des tiefsten Mitleids auf das geneigte Haupt Reginalds, dessen ganze Kraft es sichtbar erforderte, die eherne Rinde, welche sich um seine Brust gelegt hatte, nicht zerspringen zu lassen. Dann fügte er hinzu: „Sollten wirklich Zweifel auftauchen, so ist nach Ihrer Auffassung die heutige Zusammenkunft ja nicht die letzte, zu welcher Sie mir Gelegenheit geboten haben. Dagegen mögen Sie mein Versprechen hinnehmen, daß Ihren Wünschen bis ins kleinste hinein Rechnung getragen werden soll."

„Meine Wünsche drehen sich in einem Kreise, dessen Mittelpunkt die Wohlfahrt meiner Firma," antwortete Montague ablehnend; gleich darauf lag die Thür zwischen ihnen.

Als der Professor auf die Straße hinaustrat, so schilderte er mir seine Empfindungen, atmete er auf, als hätte die Atmosphäre in dem Hause des Millionärs ihm die Brust beengt gehabt. Befriedigte ihn auf der einen Seite der Erfolg, um welchen reicher er heimkehrte, so peinigte ihn auf der anderen das Bewußtsein, denselben nur allein auf herzlose Berechnungen zurückführen zu dürfen. Er hatte einen Egoismus kennen gelernt, in welchem alle milderen Regungen, selbst die heiligsten, im Laufe der Jahre gestorben waren. Zugleich bewunderte er die Umsicht und Entschiedenheit, mit welcher Reginald jeden Anklang an die Vergangenheit ein für allemal gewissermaßen aus seinem Gesichtskreise bannte.

Freundlich grüßte ihn dagegen die Hoffnung, Agathe, seinen Liebling, in nächster Zeit wieder unter seinem Dach zu sehen. Was Reginald dazu bewegte, sich gleichsam von ihr loszusagen, kam jetzt ja nicht mehr in Betracht. Es erfüllte ihn der einzige Gedanke, sie, das Vermächtnis einer geliebten Verstorbenen, in sicherer Obhut zu wissen, sie zu hegen und zu pflegen, sie neu erblühen zu sehen, wie eine erkrankte Lieblingsblume im Garten, die er vor allen ihren frischen und fröhlichen Schwestern liebevoll bevorzugte. —

Zu Hause eintreffend, wo Frau Painelow und ich seiner ängstlich harrten, erzeugten seine Mitteilungen namenloses Erstaunen und die innigste Freude. Frau Painelow weinte, während ich der Zeit bedurfte, um mit dem Wechsel meiner Lage mich zu befreunden. Ermutigend, wie die von Reginald mir zuerkannte Aufgabe lautete: Ich hatte zu viel erlebt, war allmählich zu mißtrauisch geworden, um hinter seinen Anordnungen nicht eine neue Verräterei zu argwöhnen. Vergeblich wies der Professor auf die letzten an mich gerichteten Worte meiner Mutter hin, daß der freiwillig gebotenen Sühne Versöhnlichkeit entgegengetragen werden solle: Ich konnte mich von dem Verdacht nicht lossagen, daß es sich abermals darum handle, mich, den lebendigen Zeugen heilloser Ränke, zu beseitigen, wenn auch nur, um durch meinen Anblick nicht an die Vergangenheit erinnert zu werden. Und was sollte ich davon denken, daß ich jetzt plötzlich auf die Spuren meines Bruders geführt wurde? Wer war mein Bruder? Wer war jener John Blount? Für mich gab es nur ein Mittel zur Ueberzeugung: Der rote Pfeil. Wie das Bewußtsein eines begangenen Verbrechens lastete auf mir, durch Zaghaftigkeit gehindert worden zu sein, die Hand prüfend an einen Toten zu legen. Wo und wie ergründete ich heute noch die ohne Zweifel sorgfältig verheimlichte Wahrheit? —

„Du weißt jetzt alles," endigte der Professor folgenden Tages ein zwischen uns geführtes langes ernstes Gespräch, „da schwebt mir vor, daß es Agathe doppelte Freude bereitet, wenn du selber sie über alles deine Person Betreffende unterrichtest. Ja, Kohlmeise, geh zu ihr. Sei der Träger meiner Botschaft an das liebe Kind, und wenn ich glaube, daß du mit deinen Berichten zu Ende gekommen, geselle ich mich euch zu. Ich selber will Agathe bitten, mir die Stunde zu bestimmen, in welcher ich ihre Uebersiedelung bewirken soll." —

Eine Stunde später ließ ich mich bei Agathe als Turvil Montague anmelden; so war es zwischen dem Professor und mir vereinbart worden. Da sie irgend eine Botschaft von Reginald voraussetzte, wurde ich ohne Zeitverlust vorgelassen. In ein prunkhaft ausgestattetes Zimmer eintretend, fiel mein erster Blick auf eine etwas über die Mittelgröße hinausragende

schlanke Frauengestalt im einfachen Traueranzuge. Sich mit der rechten Hand leicht auf den Tisch stützend, rief es den Eindruck hervor, als ob sie gegen eine Anwandlung von Schwäche kämpfe. Sie scheute indessen niederzusitzen, offenbar um nicht in die Lage zu geraten, einen ihr fremden Verwandten zu längerem Verweilen einladen zu müssen.

Nach der ersten höflichen Verneigung blieb ich in der Nähe der Thür stehen. Ich fühlte, wie ich erbleichte, die Empfindungen, welche mich beim Anblick des einst so vertrauten lieblichen Kindes bestürmten, sich in meinen Zügen ausprägten. Scharf zu der schwarzen Bekleidung kontrastierend, leuchtete mir ein zartes Marmorantlitz entgegen. Ein Marmorantlitz, und doch von einer so überwältigenden madonnenhaften Schönheit, wie es im Schmuck der üppigsten Farben blühender Gesundheit nicht bezaubernder hätte gedacht werden können. Ein Ausdruck rührender Ergebung beherrschte dasselbe. Es wirkte auf den beinah durchsichtigen Zügen das matte Ringen nach Festigkeit. Aus den großen Augen strahlte dagegen statt des einstigen kindlichen Frohsinns tiefe Schwermut. In ergreifender Weise schienen sie um Nachsicht, um Erbarmen zu flehen. Der Fassung beraubt, sah ich auf das Wehmut erzeugende Bild hin. Es stockten die Worte, welche mir auf den Lippen schwebten.

Ja, da stand sie vor mir, die holde Gespielin meiner Knabenjahre. Jeden Zug des lieben Antlitzes erkannte ich wieder, und doch war kein einziger derselben geblieben. Meine Brust schwoll mächtig, indem ich das rotwangige Kind früherer Tage mit den wildwogenden Locken mir vergegenwärtigte, und jetzt in dem bleichen Antlitz eine einzige lange Leidensgeschichte las; eine Geschichte, erzählend von dem jähen Zusammenbrechen aller frohen Jugendhoffnungen, von dem Abschließen mit allem, was geeignet, dem Leben Reize zu verleihen, die entschwindenden Tage mit freundlichen Lichtern zu schmücken.

Auch Agathe betrachtete mich regungslos. Sichtbar eingeschüchtert durch das Schweigen des ihr Fremden, durch meine Starrheit und die wohl in meinen Augen zum Ausdruck gelangende schmerzliche Teilnahme, sah sie schärfer zu mir herüber. Wie zu einer Frage öffnete sie die Lippen, und Befangenheit, sogar Scheu gewann wieder die Oberhand; in ihrer Haltung verriet sich die Neigung, sich zu entfernen.

Doch nur einige Sekunden dauerte diese Regung. Dann vergrößerten ihre Augen sich in unsäglichem Erstaunen. Als aber das einst so vertraute: „Agathe", wie es Jammer und Freude zugleich aus meiner Brust emportrieben, ihr Ohr erreichte und damit die längst verschollenen Zeiten überwältigend neues Leben in ihrer Erinnerung gewannen, da war es, als ob verjüngte Kraft ihre zarte Gestalt durchströme, ein rettendes Gestade ihr winke nach langem trostlosen Umherirren auf unendlicher öder Wasserwüste.

Ihren Halt gab sie auf; sich von der Stelle zu rühren vermochte sie dagegen nicht. Aber beide Hände streckte sie mir entgegen, und während heiße Thränen ihren Augen entstürzten, verließ ihre Lippen nur das einzige, ihre ganze Freude, ihren aus dem Kindesalter mit herübergenommenen unveränderten Sinn verratende Wort: „Kohlmeise", daß es mich bis ins Mark hinein erschütterte. Doch im nächsten Augenblick stand ich vor ihr, ihre Hände ergreifend, und abermals ertönte es so innig und doch so wehevoll: „Kohlmeise, liebe Kohlmeise", und wie in den goldnen Kindertagen küßte sie mich. Dann lächelte sie schwermütig, zwischen Thränen hindurch; ein rosiger Hauch eilte über ihre Wangen, während ihre schlanken Finger sich krampfhaft in meine Hände einnestelten.

„Ach, Kohlmeise," fuhr sie, gegen Rührung kämpfend, fort, „so bist du dennoch zurückgekehrt — der Professor erzählte es mir bereits — ich konnte es kaum glauben. Daß ich das noch erleben durfte. Ich hätte es nie zu hoffen gewagt." Sie mochte in meinen Augen schmerzliche Bewegung lesen, denn wie sich entschuldigend, fügte sie hinzu: „Ja, Kohlmeise, wir haben uns sehr verändert in den langen Jahren — ich erkannte dich nicht — auch lag mir der Gedanke so fern, daß du gerade hierher kommen würdest"; und mit wachsender Lebhaftigkeit, wie um mich nicht zu Worte kommen zu lassen: „In uns dagegen ist keine Wandlung vor sich gegangen, das lese ich in deinen Augen, mag unsägliches Leid auf mich hereingebrochen sein" — und ihre Stimme zitterte — „denn was ich erduldete, wie die Menschen mich feindselig verfolgten, du kannst es nicht ahnen —"

„Alles wird anders jetzt, Agathe," fiel ich tröstlich ein, „anders und besser. Von dem Professor komme ich; er selbst beauftragte mich, dir freundliche Nachrichten zu überbringen, wenn sie dir nicht schon auf einem anderen Wege zugegangen sein sollten. Alles ordnete er in deinem Sinne. Von dir allein hängt es ab, wie bald du zu ihm und Frau Painelow übersiedelst. Sie wie Haus und Garten, alles, alles erwartet dich sehnsuchtsvoll, um dir zu Diensten zu sein."

Agathe sah erstaunt zu mir auf. Wie Unglaube lugte es aus ihren Augen.

„Ist das wahr, Kohlmeise?" fragte sie befangen, und sie mochte den vor ihr stehenden gereiften Mann mit dem eingeschüchterten Knaben vergleichen, der einst nach ihren Angaben eingekleidet wurde, denn das regsame Blut schmückte plötzlich ihr weißes Antlitz mit einem Hauch frischer Jugendfarbe, „ist es denn wirklich wahr? Soll mir ein Traum erfüllt werden, welchen ich so lange über die Grenzen des Möglichen hinauswies?"

„Er wird erfüllt, baue darauf," beteuerte ich aus überströmendem Herzen. „Aber eine lange Geschichte ist es; viel, was ich dir anzuvertrauen habe. Erst, nachdem du alles erfuhrst, wirst du keine Zweifel mehr hegen."

„Dann komm, komm," antwortete Agathe, nach der ersten heftigen Aufregung sichtbar erschöpft, und meine Hand ergreifend, führte sie mich nach dem Sofa hinüber, auf welches wir uns nebeneinander niederließen.

„Doch weshalb wähltest du meinen eigenen Namen, um dich bei mir einzuführen?" bemerkte sie träumerisch, „das alte vertraute ‚Kohlmeise' hätte genügt, daß ich dir entgegengeeilt wäre."

„Der Leute wegen mußte ich meinen wahren Namen nennen," hob ich an, als Agathe erbleichend einfiel:

„Dein Name? Du bist ein Montague?"

„Turvil Montague," bestätigte ich freundlich, „du weißt, über meine Vergangenheit schwebte geheimnisvolles Dunkel, und du kannst nicht mehr erstaunen, als ich vor kurzem erst bei der verbürgten Kunde, daß mein verstorbener Vater der Bruder des jetzigen Chefs des Hauses Montague gewesen."

Während dieser Enthüllung hatte Agathe ihre Hand leise aus der meinigen zurückgezogen. Verwirrung prägte sich auf ihrem guten Antlitz aus. Aengstlich schlug sie die Augen vor meinen Blicken nieder. Daß auch ich ein Mitglied jener Familie, von welcher ihr so viel Kummer und Gram gekommen, schien sie schmerzlich zu berühren, ihre bisherige Vertraulichkeit zu erschüttern. Ich erriet ihre Empfindungen, und ihre Hand wieder nehmend, sprach ich liebreich zu ihr, wie ein Bruder: „Meine Schuld ist es nicht, wenn ich ein Montague geworden. Dich aber bitte ich so recht von Herzen, in mir nie etwas anderes zu sehen, als deine getreue Kohlmeise aus des Professors Garten. Wer weiß, ob unter dem veränderten Namen und im Besitze von Reichtümern ich jemals so glücklich sein werde, wie in jenen Stunden, welche wir gemeinschaftlich unter dem Schutze unseres väterlichen Freundes und der guten Frau Painelow verlebten. Beruhige dich also. Wie du einst frei über mich verfügtest, mir Ratschläge erteiltest, ich aber deine Anordnungen als unumstößliche Befehle hinnahm, so höre du jetzt auf mich. Und im Grunde spricht der Professor ja durch meinen Mund zu dir, und lange dauert es nicht, bis er selber dich hier begrüßt und meine Worte bekräftigt." Dann begann ich zu erzählen, wie die Tage mir verstrichen, seitdem ich gewaltsam entführt worden, mein Ringen und Kämpfen in der Fremde, die herben Enttäuschungen und die Grausamkeit, mit welcher mein holder Liebestraum unheilbar vernichtet wurde; zu schildern meine Heimkehr und endlich die Ereignisse, welche auf die letzten Wochen entfielen. Sorgfältig vermied ich dabei, das zu erwähnen, was ihre Scheu vor meinem Onkel hätte erhöhen können. Wie beiläufig berührte ich das peinlich Wirkende, um mit wachsender Wärme der von unserem gemeinschaftlichen Verwandten getroffenen Bestimmungen zu gedenken.

Aufmerksam lauschte Agathe. Immer wieder suchten ihre gespannten Blicke meine Augen. Ich las in ihren Zügen, wie zu dem Erstaunen über die wunderbaren Er-

Erlebnisse sich Betrachtungen über die Wandlung gesellten, welche im Laufe der Jahre in dem Wesen des blöden Spielgefährten stattgefunden hatte. Die ernste, überzeugungstreue Sprache der einstigen Kohlmeise schien sie nicht fassen zu können. Es entging mir nicht, daß sie, die vor Zeiten im geschwisterlichen Verkehr in herzigster Weise mich tyrannisierte, jetzt meine Ueberlegenheit anerkannte, indessen ohne dadurch sich mir entfremdet zu fühlen. Beruhigt saß sie neben mir. Es beherrschte sie in erster Reihe die Freude über das ungeahnte Wiedersehen, und von solcher getragen, lauschte sie Stunde auf Stunde, ohne mich auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen. Und wie lange, wie sehr lange war es her, daß jemand so aufrichtig, so liebevoll zu ihr sprach, ängstlich ihre Lage berücksichtigte und das, was bisher eine Quelle nie versiegenden Grames für sie gewesen, daher bei der leisesten Berührung einen bitteren Nachhall in ihr erwecken mußte. —

Als der Professor eintraf, saßen wir noch immer in ernste Gespräche vertieft beisammen. Kaum aber erblickte sie ihren alten väterlichen Freund, von welchem sie, bis auf dessen jüngsten Besuch, seit Jahren streng geschieden gehalten wurde, da warf sie sich an seine Brust, und so heftig schluchzte sie, als ob ihr armes geknechtetes Herz nunmehr gänzlich gebrochen wäre. Sie weinte sich aus, wie damals, wenn sie nach irgend einem erlittenen kleinen Unfall von ihm aufs Knie gehoben wurde, in dem Bewußtsein, nunmehr gegen alle Fährnisse der wechselnden Zeiten gesichert zu sein, sich zärtlich an ihn anschmiegte.

Spät erst brachen wir auf. Was auch immer uns bewegte: Es trug uns das Bewußtsein, einen Trost zurückgelassen zu haben, welcher Agathes Augen gewiß seit lange, lange zum erstenmal wieder zu einem beruhigenden Schlummer, zu tröstlichen, von freundlichen Hoffnungen durchwebten Träumen schloß. —

28. Kapitel.

Bei der Witwe Blount.

Eine Woche sollte noch entschwinden, bevor Agathe ihre Uebersiedelung bewirkte. Es erforderte diesen Zeitraum, nicht nur um die ihr zunächst liegenden Angelegenheiten zu ordnen, sondern auch die für sie bestimmten Räume einzurichten. Der ihr zu Gebote stehenden Dienerschaft gedachte sie gänzlich zu entsagen. Sich mit dem Beistande ihrer geliebten Frau Painelow allein zu begnügen, erschien ihr wie ein Geschenk des Himmels. Durch nichts mehr wollte sie an den Glanz erinnert werden, welcher so lange das Traurige ihrer Lage gleisnerisch verhüllte. —

Unermüdlich in seiner Sorge für andere, hatte der Professor schon den folgenden Tag zu unserem Besuch bei der Kapitänswitwe bestimmt und bedachtsam die Vorbereitungen dazu getroffen. Ein Kontordiener Reginalds führte uns so weit, daß wir in der Wahl unseres Zieles nicht mehr irren konnten, dann entließen wir ihn.

Einige hundert Schritte wanderten wir noch, und vor uns lag ein unansehnliches einstöckiges Haus, welches nur dadurch gegen das Ueberwuchern durch immer weiter hinausrückende Straßen, Holzhöfe und Lagerplätze geschützt wurde, daß Reginald das kleine Grundstück von einem sehr umfangreichen Besitz abgegrenzt und der alten Frau bis an ihr Lebensende zugesichert hatte. Eine besonders große Wohlthat durfte es kaum genannt werden, indem die Zinsen des auf das Häuschen zu berechnenden Kapitals durch das Wachsen des Bodenwertes vielfach ausgeglichen wurden. Außerdem war das hüttenähnliche Gebäude in zwei Hälften geteilt, deren eine die Kapitänswitwe bewohnte, während die andere dem Wächter des Holzplatzes, einem invaliden Matrosen, eingeräumt worden war.

Durch einen einfach umzäunten, mit erträglicher Sorgfalt gepflegten Vorgarten gelangten wir auf einen engen Flurgang, welcher die beiden Wohnungen voneinander schied. Der Matrose befand sich in seiner Wärterbude. Es bedurfte daher keines weiteren Nachforschens. Wir brauchten nur durch eine unverschlossene Thür zu treten, und vor uns sahen wir Frau Blount. Auf einem altgedienten gepolsterten Wiegenstuhl saß sie neben dem Tisch am offenen Fenster, trotz der herrschenden Sommerwärme eine wollene Decke über Füße, Kniee und Schoß gezogen. Sehr freundlich nahm ihre Umgebung sich nicht aus, zumal Sauberkeit nicht als erstes Hausgesetz galt, allein es fehlte doch nichts, was zur Bequemlichkeit des im allgemeinen anspruchslosen hohen Alters hätte beitragen können. Am wenigsten einladend erschien die Greisin selber. Unter einer gehäkelten grellfarbigen wollenen Haube lugte nämlich ein lederartiges Gesicht hervor, in dessen jeder Falte ein Uebermaß von Mißtrauen und Gehässigkeit sich eingenestelt hatte. Die dürren Hände hatte sie auf der Krücke eines Stockes übereinander gelegt, und so verbissen spähte sie mit den entzündeten Augen über die große Hakennase, die eingefallenen Lippen des zahnlosen Mundes und das vorspringende, mit weißen Bartproben besetzte spitze Kinn hinweg, daß man sie mit einer menschenfeindlichen Märchengestalt hätte vergleichen mögen.

„Sind wir richtig hier bei der Witwe Blount?“ redete der Professor sie alsbald an.

„Den Herren zu dienen,“ antwortete das Weib, welches unstreitig schon durch das Fenster unserer ansichtig geworden war, wunderlich grinsend, „ich kalkulier', es muß ein wichtiges Gewerbe sein, welches die Gentlemen dahin führt, wo sonst nur Gesindel aus und ein geht.“ und belustigt lachte es, als es scharfsinnig in meinem Gesicht entdeckte, wie es an dem düsteren Ort mich unheimlich anwehte. Schwebte mir doch vor, daß wie ich selbst einst ruchlosen Händen durch noch ruchlosere Mittelspersonen überantwortet worden war, man mit jenem rätselhaften John Blount ähnlich verfuhr.

„Ja, gute Frau, ein wichtiges Gewerbe,“ bestätigte der Professor, „und es soll Ihnen nicht unbelohnt bleiben, wenn der Zweck, welcher uns zu Ihnen führte, auch nur einigermaßen erfüllt wird. Wir wünschen nämlich Auskunft über ein Kind zu erhalten, welches vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren Ihren Händen anvertraut und später vermutlich zur See geschickt wurde.“

„Fünfundzwanzig Jahre sind eine lange Zeit, kalkulier' ich,“ erwiderte die Alte, und mir so wenig wie dem Professor entging, daß es wie Verständnis in den verkniffenen schwarzen Augen aufleuchtete, „da gehört schon ein scharfes Gedächtnis dazu, um darüber hinauszudenken. Sind manche Kinder unterdessen zwischen hier und New York groß geworden, und mag der Henker wissen, ob Sie bei mir vor die richtige Thür gekommen.“

„Ich meine den Knaben, auf dessen Rechnung Sie heute noch ein Monatsgeld beziehen,“ erklärte der Professor.

„Monatsgeld?“ fragte das Weib giftig, „auf Rechnung eines Kindes? Der Teufel reitet Sie, wenn Sie dergleichen behaupten. Ja, ein Monatsgeld beziehe ich, aber das gilt meinem verstorbenen Manne; der war ein Schiffskapitän, der anderen Leuten ein gut Stück Geld verdiente.“

„Vielleicht entsinnen Sie sich eines Knaben, der auf dem Nacken, dicht unterhalb des Haars ein seltsames Muttermal trug?“ fragte ich selber jetzt mit gleichsam atemloser Spannung.

„Muttermal?“ hieß es abermals grimmig, „ja, ein Knabe ist von mir mühsam herangefüttert worden, und Male trug er ebenfalls, aber die rührten von Dornen oder Schlägen her, und keinen Tag kam er nach Hause, ohne ein neues mitzubringen. Die ärgsten waren solche, die er in seine Kleider riß, denn die heilten nicht aus, wie seine zerfetzte Haut. Und unter dem Haar meinen Sie? Kalkulier' wenn ich ihn kämmte, hatte ich nach anderen Dingen zu suchen, als nach elenden Muttermalen, die meist vom Teufel selber gezeichnet werden.“

Ich sandte dem Professor einen trostlosen Blick zu. Mein Mut war gesunken. Ich fühlte mich unfähig zu neuen Fragen, die indessen von dem Professor alsbald wieder aufgenommen wurden.

„Wohlan, gute Frau,“ fuhr er fort, „Sie erwähnen eines unter Ihrer Obhut herangewachsenen Knaben; das kann nur jener John Blount gewesen sein. Liegt es in Ihrer Gewalt, mir Auskunft über dessen späteren Verbleib zu erteilen, so soll die kleine Mühe Sie nicht gereuen.“

Die Alte grinste schadenfroh, sann ein Weilchen nach und antwortete geheimnisvoll: „Wer weiß, ob das Untier noch lebt; denn hier ist's nicht älter geworden, als höchstens fünfzehn Jahre. Wohin es dann gekommen, weiß ich nicht. Aber ich kenne jemand, der es Ihnen verraten kann, wenn ihm der Kopf danach steht, und der hat ihn zuletzt gesehen, kalkulier' ich.“

„Die erste Jugend verbrachte er wenigstens bei Ihnen,“ nahm der Professor wieder das Wort, nachdem er sich überzeugt

hatte, daß es mir widerstrebte, zu neuen Enthüllungen die Hand zu bieten.

„Die ungeratene Brut wohnte freilich bei mir," bestätigte die Alte höhnisch, „und wenn je ein Sündenkind den Tag dreimal Schläge verdiente, kalkulier' ich, so war's der John Blount — Gott sei's geklagt, daß er meinen ehrlichen Namen trug. Verfuhr er doch mit den Menschen, als hätte er's mit Viehzeug zu thun gehabt, dem man ungestraft jeden niederträchtigen Streich spielen darf. Ja, so war's mit dem John Blount, und ist's heute wohl noch, wenn er nicht am Galgen endigte. Lebt er aber, so gedenkt er meiner täglich, kalkulier' ich, denn heimgezahlt hab' ich's ihm nach Gebühr, und nachdrücklicher wär's geschehen, hätte ich selber nicht Furcht vor ihm gehabt, daß er mich einmal nachtens in meinem Bett abwürgte. Gutes steckte wenigstens nicht in ihm drinnen; denn ein Kind, das nur 'nen Blick in ein Buch zu werfen braucht, um zu verstehen, was da geschrieben steht, in dem steckt der Böse leibhaftig, kalkulier' ich. Weil er aber mehr verstand und trotz seiner Faulheit mehr lernte, als die Nachbarskinder, verfuhr er mit ihnen, als wären's seine Nigger gewesen. Wie ein Aal so beweglich war er, und aus seinen Augen sprühte richtiges Höllenfeuer, sobald er Schläge erhielt oder Holz und Wasser nach der Küche schleppen sollte. Zu träge zur Arbeit, rührte er seinen Körper nur gern, wenn es seinen Streichen galt, dann aber waren seine Knochen wie aus Stahl zusammengeschweißt. Kein Tag verging, an dem er nicht andere Burschen, die älter und stärker, als er, mißhandelt hätte oder braun und blau geschlagen nach Hause gekommen wäre. Dabei klagte die verstockte Satansbrut nie. Er wäre lieber unter meinen Händen gestorben, bevor er eine Thräne vergossen oder Besserung angelobt hätte —"

Hier unterbrach heftiger Husten die Alte, die sich allmählich in eine wahre Wut hineingeredet hatte. Was ich über ihre Mitteilungen denken sollte, blieb mir rätselhaft. Ich fragte mich nur, was aus einem solchen jungen Bösewicht geworden sein könne. Zugleich vergegenwärtigte ich mir Agathes toten Gatten. Die Aufschlüsse, welche ich in dem einen Augenblick wünschte, fürchtete ich in dem anderen wieder. Dumpf wog ich die Fehler des einen gegen die des anderen ab. Unter solchen Eindrücken fragte ich, nachdem die Alte ihren Hustenanfall niedergekämpft hatte, mit einer gewissen Todesverachtung: „So beging er wenigstens keine schlechten Streiche?"

„Sind die noch nicht schlecht genug?" lautete die mit erneuten Kräften erteilte Antwort. „Gestohlen hat er zwar nicht, auch nicht gelogen; allein gerade darin lag seine Niedertracht, kalkulier' ich. Sogar ohne darum befragt zu werden, redete er die Wahrheit. Vor mich hin stellte er sich, und die Arme über der Brust gekreuzt, erzählte er mir zum Hohn, was er wieder verbrochen hatte, und das war arg genug. Während die Kärrner ein Viertelstündchen beim Branntwein saßen, hatte er des einen oder des anderen Pferd ausgespannt, um darauf herumzureiten. Wenn dann die Leute nicht wußten, wo sie ihr Viehzeug suchen sollten, brachte er's selber bis in die Nachbarschaft, und bevor ihn einer fassen konnte, lief er davon, um aus der Ferne alle zu verhöhnen. Sogar nach den Schiffen schlich er hinauf, wo er die Masten erkletterte und Knoten in die Wimpel schlug. Die Matrosen aber, anstatt ihn über Bord zu senden, lachten zu seinen Streichen, hießen ihn 'nen fixen Jungen, und das verdarb ihn vollends. Denn mich nannte er 'ne alte Hexe und behauptete, daß ich des Teufels Großmutter wohl sein möchte, aber nimmermehr seine leibliche Mutter. Und das sollte kein Sündenkind gewesen sein? Da gäbe es überhaupt keine auf Erden, und meinem Schöpfer dankte ich, als ich die Brut endlich auf gute Art los wurde. Geschah's nicht wegen der zwölf Dollars, so hätte ich ihn schon nach den ersten Kinderjahren aus dem Hause gejagt; damit wäre ihm selber freilich am meisten gedient gewesen, kalkulier' ich. Denn ein Straßenräuber steckte in ihm drinnen, das reden mir ein Dutzend Advokaten und Geistliche nicht aus."

Verstört sah ich auf den Professor, der meine Bitte verstand und sich der Alten mit der Frage zukehrte: „Entsinnen Sie sich, wer das Kind einst zu Ihnen brachte?"

„Wohl ist mir noch gegenwärtig, daß der Schlingel eines Abends da war," versetzte Frau Blount redselig, „wer ihn aber herbeitrug, hat selbst mein Mann bis zu seinem seligen Ende nicht erfahren. Er wurde nämlich vor die Thür gerufen — damals wohnten wir der Stadt näher und in einem geräumigeren Hause — und da händigte ihm jemand ein großes Paket und einen Beutel mit hundert Dollars ein, auch eine Schrift, auf welche er allmonatlich in irgend 'nem Geldgeschäft zwölf Dollars erheben sollte. Wir seien kinderlos, da möchte ein angenommener Sohn uns willkommen sein, hatte er ihm noch im Dunkeln zugeraunt, und bevor mein Mann in seinem Erstaunen recht um sich wußte, war er verschwunden. Das Bündel enthielt denn auch ein Bürschchen, dem man nicht ansah, was drinnen steckte, und so sehr es uns gereute, trotz aller Nachforschungen wurden wir es nicht wieder los. Anfänglich ging's auch, ich meine die ersten Jahre, als es aber erst über den Tisch sehen konnte, nahm die Not mit dem Unband kein Ende, daß ich tausendmal den Abend verwünschte, an welchem er uns ins Haus schneite, kalkulier' ich."

„Wie kam er schließlich aus Ihren Händen?" forschte der Professor weiter.

„Das ist bald gesagt," antwortete die Alte mit verbissenem Hohn. „Mir selbst war der Taugenichts eine rechte Last geworden, daß ich meinem Manne, so oft er heimkehrte, jedesmal die Ohren vollklagte. Da kam's ihm denn gelegen, als er eines Tages eine Zuschrift erhielt, laut deren unser John fürs Seefahren bestimmt wurde, wir das Monatsgeld aber weiter beziehen sollten."

„Von wem die Pension stammt, wissen Sie nicht?"

„Nicht mit 'ner Silbe. Wußte es mein Mann, so hat er's verschwiegen. Mag auch wohl den Rat erhalten haben, den Schlingel irgendwo abzusetzen, denn er nahm ihn mit fort, brachte ihn aber nicht wieder zurück. Steckt irgend ein Unrecht dahinter, ist's für uns ein Geheimnis geblieben, und da es heute keinem mehr schadet, mag ich frei darüber reden. Im übrigen ist an dem Taugenichts wenig gelegen. Ehre hätte er uns nimmermehr eingetragen."

Grübelnd sah der Professor vor sich nieder. Ich wußte, daß er zur Zeit allein an mich dachte, sich die Stimmung vergegenwärtigte, in welcher ich mich nur befinden konnte. Die Blicke der Alten flogen unterdessen neugierig zwischen uns hin und her. Ihr war es gleichgültig, welchen Eindruck ihre Schilderungen auf uns ausübten. Der rätselhafte John Blount war ihr stets ein Dorn im Auge gewesen, daher gewährte es ihr eine gewisse Befriedigung, nachträglich noch für die von ihm erlittenen Unbilden sich an seinem Andenken gewissermaßen zu rächen.

„Ich wünsche, Sie hätten Freundlicheres über ihn zu berichten gehabt," bemerkte der Professor endlich, und er legte ein Geldstück auf den Tisch, welches die Alte sofort in der kralligen Hand verschwinden ließ.

„Mehr, als die Wahrheit, kann ich nicht verraten," hieß es schadenfroh zurück, „was nicht auf gutem Boden gewachsen ist, kann nicht in 'ne gute Frucht umgewandelt werden, kalkulier' ich, und da wär's sündhaft, einem Taugenichts Heiligkeit anreden zu wollen."

„So bliebe nur übrig, den Mann aufzusuchen, der über den Verbleib John Blounts genauere Auskunft zu erteilen vermag," erwiderte der Professor hastig, offenbar um die Wirkung „des schlechten Bodens" bei mir zu verwischen.

„Da brauchen Sie nicht weit zu gehen, kalkulier' ich," versetzte das Weib grinsend; „keine zweihundert Ellen stromaufwärts, da finden Sie auf unserem Holzplatz 'nen kleinen Bretterbau, der sich ausnimmt, wie 'n richtiges Quarterdeck. In dem wohnt er als eine Art Kettenhund von wegen des Holzdiebstahls — Vanish heißt er — und an 'ner Kette liegt er ebenfalls mit seinem Schaden im Rückgrat, der ihn an der freien Bewegung hindert. Es ist gut Wetter heute, da haben Sie nicht nötig, viel nach ihm zu suchen. An solchen Tagen sitzt er gerne vor der Thür, kalkulier' ich, und benutzt den Tabak auf dreierlei Art. Er raucht nämlich, kaut und schnupft, und setzt dabei ein Gesicht auf wie 'n richtiger Kettenhund, der jedem die Zähne weist. Den reden Sie also mit Vanish an, und zeigen Sie ihm ein Stück Geld zu Tabak, so mag er Ihnen wohl Rede stehen. Aber seien Sie vorsichtig," fügte sie boshaft hinzu, „denn geben Sie ihm ein Wort, das ihm nicht ansteht, so wirft er Ihnen statt der Auskunft ein Scheit Holz an den Kopf, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht."

„So wollen wir unser Heil bei ihm versuchen," versetzte der Professor, und mir einen Wink gebend, schritt er auf die Thüre zu. Das höhnische Lachen der verbitterten Greisin beantwortete er mit einem kurzen Scheidegruß, und gleich darauf befanden wir uns auf der Straße.

„Keine beneidenswerte Aussichten, die sich vor mir eröffnen," redete ich den Professor an, nachdem wir einige Schritte schweigend [illegible] hatten. „Die Schil[illegible]tmutigten mich voll[illegible] wieder frage ich, wer [illegible]lount? Das seltsame [illegible] ihr nimmermehr entgehen können. Dichter zieht sich für mich der Schleier um das Geheimnis zusammen. Ich weiß nicht mehr, was ich fürchten, was ich hoffen soll. Hier eine zügellose Räubernatur, dort in seinem Grabe ein tief gesunkener Wüstling: Wer ist der Sohn meiner Mutter? Wo finde ich Aufklärung? Was von dem Hause meines Onkels ausgeht, was von seinen Kreaturen: ich glaube nichts mehr. Ueberall argwöhne ich Ränke, darauf berechnet, mich zu verwirren und auf Abwege zu lenken."

„Take it easy, meine liebe Kohlmeise," beruhigte der Professor in seiner gütigen Weise, „dein erbittertster Feind sind eben deine Wahnvorstellungen. In den Jahren, in welchen du vorzugsweise auf den Verkehr mit deiner Phantasie angewiesen warst, hast du ihr zu viel Gewalt über dich eingeräumt. Sie überflügelt dein logisches Denken und schafft Zerrbilder, wo du nur freundlichen und den an diese sich anschließenden ermutigenden Hoffnungen Raum geben solltest, und daraus erwachsen dir die vielen bitteren Stunden. Von dem Versuch, meine Anschauungen zu den deinigen zu machen, wenigstens in der vor uns liegenden Angelegenheit, stehe ich ab. Es würde mir nie gelingen, deine Zweifel zu beseitigen, zumal ich selbst von manchen Dingen nicht als von vollendeten Thatsachen sprechen kann. Aber einen Rat erteile ich dir aus vollem Herzen: anstatt dich immer wieder mit ernsten Bedenken und trüben Mutmaßungen zu beschäftigen, fasse das dir gesteckte Ziel ins Auge, und ohne nach rechts oder links zu sehen, arbeite unbeirrt auf dasselbe zu. Zu häßlichen Grübeleien ist es früh genug, wenn du vor Thatsachen stehst, die nicht mehr abgeändert werden können, dann aber deine ganze Aufmerksamkeit, deine ganze Willenskraft erheischen, selbst den trübsten Verhältnissen Lichtseiten abzugewinnen, oder, wo solche nicht zu entdecken, ihnen solche zu schaffen."

Gütig und überzeugend, wie des Professors Stimme klang: meine Zweifel blieben dieselben. Er konnte den Glauben nicht erschüttern, daß mein Gefühl mich richtiger führe, als ihn sein bedachtsames Erwägen. Ihn zu widerlegen versuchte ich nicht, aber noch in tiefster Erregung über das, was ich von der alten Kapitänswitwe erfahren hatte, stieß ich förmlich hervor: „Was aus meinem Bruder geworden sein mag und wie auch immer die Rätsel sich lösen: ich fühle mich außer stande, je wieder mit dem erbittertsten Feinde meiner toten Eltern in persönlichen Verkehr zu treten."

„Ueber kurz oder lang wirst du anderen Sinnes werden," versetzte der Professor zuversichtlich, fast streng, „denn das Schicksal versteht es, selbst den zähsten Willen mürbe zu machen. Vergiß nicht die Worte deiner Mutter, die bangen Herzens zur Versöhnlichkeit ermahnte, wo die Sühne freiwillig geboten werde."

„Wer bürgt für die Aufrichtigkeit der freiwillig gebotenen Sühne?" fragte ich herbe, und bevor ich fortzufahren vermochte, drang des Professors begütigendes: „Take it easy" zu meinen Ohren.

„Ja, Kohlmeise, take it easy," wiederholte er eindringlicher, „und wenn du mir eine Freude bereiten willst, so vermeide in Zukunft so viel wie möglich, unser Gespräch abermals in diese unsicheren Bahnen zu lenken. Es kommt nichts dabei heraus. Wo meine Ratschläge nichts fruchten, da muß es dem Geschick überlassen bleiben, dich zu belehren."

Statt zu antworten, drückte ich des Professors Hand. Er verstand die stumme Bitte um Nachsicht, das bewies sein kräftiger Gegendruck.

An einer hohen Umzäunung hinschreitend, hatten wir einen breiten Thorweg erreicht. Durch denselben tretend, fielen unsere ersten Blicke auf gewaltige Vorräte von Bauhölzern. Zwischen denselben hervor kroch gleichsam an zwei Krücken ein Mann, dessen Ziel eine seitwärts stehende Hütte, wie sie uns von der Witwe Blount beschrieben worden war. Oben vollständig gesund und kraftvoll gebaut, hatten die Beine infolge eines Unglücksfalls beinahe die letzte Widerstandsfähigkeit verloren. Durch die gekrümmte Haltung bedingt, schien er seit den Knabenjahren im Wachstum zurückgeblieben zu sein, um so auffälliger traten dafür seine breiten Schultern hervor und das zottig behaarte Stierhaupt mit der weit nach hinten geschobenen blauen schottischen Filzmütze, ihm in der That gewisse Aehnlichkeit mit einem Kettenhunde verleihend. Das Geräusch unserer Schritte erregte seine Aufmerksamkeit. Er blieb stehen, und sich schwerfällig herumarbeitend, zeigte er uns ein breites, wetterzerrissenes Gesicht, welches, oben von ergrautem buschigen Haupthaar, unten dagegen von einem unförmlichen Kehlbart eingerahmt, wiederum die Bezeichnung „bissig" verdiente. Entstellt wurde dasselbe noch besonders durch eine Auftreibung der linken Wange, welche als Tasche für einen ansehnlichen Tabaksvorrat diente. Zwischen den Zähnen hing eine Thonpfeife, die so kurz, daß es den Eindruck hervorrief, als hätte die derselben entströmende Hitze die gerötete fleischige Nase angesengt gehabt. Dabei wirbelte der ihr entquellende Dampf so dicht vor seinen kleinen braunen Augen vorüber, daß er fortgesetzt gezwungen war, zu blinzeln.

„Wir suchen einen gewissen Vanish," redete der Professor die gnomenhafte Erscheinung ohne Säumen an, „hierher wurden wir gewiesen und hoffen, vor die richtige Thür gekommen zu sein."

Vanish brachte seinen Körper mit Hilfe der Krücken ins Gleichgewicht, und mit der dadurch frei werdenden Hand die Pfeife aus dem Munde nehmend, prüfte er uns zunächst grimmig mißtrauischen Blickes; dann erklärte er mit heiser knarrender Stimme: „Vor die richtige Thür, Mann, und des Henkers will ich sein, wenn Gentlemen von Ihrer Sorte oft hier anlaufen. Ich rechne, wenn Sie den Bob Vanish suchen, müssen Sie auch 'ne Ursache irgend einer Art haben."

„Zuverlässig," bestätigte der Professor, „aber mit wenigen Worten ist das nicht gesagt; daher möchte ich Ihnen raten, irgendwo niederzusitzen und es Ihren Gliedern bequem zu machen."

„So kann nur ein Gentleman reden," meinte Bob Vanish unwirsch. Die Pfeife wanderte wieder zwischen die Zähne; er selbst schwankte auf seinen Krücken herum, und nach der Bretterbude hinüberhinkend, ließ er sich vor derselben auf eine aus vier Pfählen und einer kurzen Planke hergestellten Bank nieder. Doch erst nachdem er die Krücken mit dem oberen Ende dicht neben sich auf die Bank gelegt und, dieselben als stützende Unterlagen benutzend, die kraftlosen Beine über deren schrägen unteren Teil gehoben hatte, nahm er das Gespräch wieder auf.

„Ein richtiger Gentleman," begann er, „taxiert sich nicht zu vornehm, da drinnen aus meiner Wachkoje zwei Schemel herauszuholen, rechne ich. Namentlich Sie da, alter Gentleman, sind wohl bejahrt genug, um unbequemes Sitzen bequemem Stehen vorzuziehen."

Während der Professor das Zutreffende dieser Behauptung bereitwillig anerkannte, holte ich die Schemel herbei, und vor dem alten Bullenbeißer Platz nehmend, hob der Professor ungesäumt an: „Ich halte Sie für einen Mann, der kein Freund von vielen Umwegen; da will ich die Ursache, welche uns hierherführte, mit kurzen Worten vorausschicken —"

„Recht so, Mann," knurrte Bob Vanish, seine Worte mit mehreren qualmigen Rauchwolken begleitend, „wo's ohnedem geht, bringt's Vieren und Wenden nur Zeitverlust; steuern Sie daher geruhig auf Ihr Merkmal los."

„Gut, mein lieber Vanish," fuhr der Professor fort, „ich erblicke in Ihnen eine einsichtsvolle Natur, die mir meine Aufgabe erleichtert, und so merken Sie auf: Wir befinden uns nämlich auf der Jagd nach einem gewissen John Blount, der seine Knabenjahre im Hause des Kapitän Blount verlebte und von diesem an Bord seines Schiffes genommen wurde. Ich schicke voraus, daß ich für jeden Dienst, welchen Sie uns durch Ihre zuverlässigen Mitteilungen leisten, mich erkenntlich zeige."

„John Blount?" wiederholte Vanish mit einem durchdringenden Blick zuerst

auf mich und dann auf den Professor. „Also John Blount? Verdammt! Mit dem Erkenntlichzeigen hat's indessen seine guten Wege, rechne ich. Müßte es sich doch zuvor herausstellen, ob meine Mitteilungen auch mehr als 'n Strohhalm wert sind. Nun ja denn," und schärfer sah er in meine Augen, „den John Blount kannte ich einst so genau, wie mein eigen ehrlich Gallion im Rasierspiegel. Berechne ich aber die Zeit, die seitdem verstrich, und betrachte ich mir den jungen Gentleman da, sollt's mich nicht erstaunen, wäre er selber der John Blount. Nur die Wildheit fehlt in seinen Augen — die legt sich freilich zuweilen mit den Jahren — und dann, rechne ich, wie ich ihn kannte, besaß er auch mehr Anlagen, ein handfester Maat zu werden, wogegen der junge Herr hier an 'nen Hering gemahnt —"

„Nein, der ist nicht John Blount," fiel der Professor lebhaft ein, und in dem Blick, welchen er mir zuwarf, offenbarte sich heller Triumph über die Verwechselung der Person, „aber verwandt ist er vielleicht mit ihm, eine Vermutung, welche durch die von Ihnen hervorgehobene Aehnlichkeit bestätigt wird. Damit haben Sie zugleich eine Erklärung dafür, daß uns an zuverlässigen Nachrichten über den verschollenen jungen Mann so viel gelegen."

„Von 'ner richtigen Aehnlichkeit redete ich nicht," erklärte Vanish, und das eine Auge zukneifend, betrachtete er mich mit dem anderen um so schärfer, „denn nach einer solchen mag jemand lange suchen, wenn er sie zwischen 'nem glatten Kindergesicht und dem Gallion eines Mannes abschätzen soll, dem ein ordentlicher Bart ums Kinn gewachsen ist. Es verhält sich damit, wie mit 'ner Lustjacht und 'nem Vollschiff; eins ist dem anderen ähnlich und auch wieder nicht."

Jetzt suchte ich des Professors Augen, und ich fürchte, mit einem Anfluge bitteren Spottes. Der aber hatte sich abgekehrt und ließ seine Blicke mißmutig über die Holzvorräte hinschweifen. Vanish dagegen, nachdem er, wie zu einem besonders schwierigen Werk sich rüstend, den dreifachen Zweck des Tabaks gemächlich zum erneuten Ausdruck gebracht hatte, begann zu erzählen:

Kapitel 29.

Bob Vanish.

„Viel weiß ich selber nicht von dem John Blount; was ich aber weiß, ist zuverlässig wie 'ne richtige Längen- und Breitenberechnung, und reicht bis zu der Stunde, in welcher ich mich von ihm trennte. Seitdem sind an die zwölf, dreizehn Jahre verstrichen. Hab' recht oft an ihn gedacht in dieser Zeit, und was aus ihm geworden sein möchte; doch der war eine verwegene, aufsätzige Natur, und solche Leute gehen nicht leicht zu Grunde. Ich selber fuhr nämlich 'ne Reihe von Jahren als Bootsmann unter dem Kommando des Kapitäns Blount. Der war verrufen wegen seiner grausamen Menschenquälerei; trotzdem wurde ich ziemlich gut fertig mit ihm. Trug er aber dem John Blount keine große Freundlichkeit nach, so konnt's nicht erstaunen; denn so oft er von der Reise heimkehrte, fand er 'ne ganze Ladung Halunkenstreiche vor, die sein Pflegekind ausgeführt hatte, und für die er obenein oft genug mit Geld aufkommen mußte."

„Hoffentlich wurden ihm keine unredlichen Handlungen zum Vorwurf gemacht?" warf der Professor, offenbar um den alten Teer in seinen Mitteilungen zu lenken, bedachtsam ein.

„Gestohlen hat er nicht," bestätigte Bob Vanish der Witwe Blount vorausgegangene Aussage, „denn dreht jemand den Leuten Nasen, so liegt immer noch keine Unehrlichkeit drinnen. Ich selber konnte ihn gut leiden von wegen seiner Wildheit und tollen Lustbarkeit, und hatte er einmal seinen eigenen Kopf aufgesetzt, so machten weder Drohungen noch Schläge ihn anderen Sinnes. Deshalb sagte ich schon immer: der wird noch einmal totgeschlagen, sagte ich, oder er wird ein großer Mann; denn schreiben konnte er wie 'n Schiffsreeder, und vorlesen wie 'n Dorfküster, der seine Schriften auswendig kennt. Doch ich wollte erzählen, wie es sich ereignete, daß er von hier fortkam.

„Wir hatten Ladung eingenommen und sollten ums Kap Horn herum nach San Francisco, zuvor aber Acapulco anlaufen. Da nahm der Kapitän mich am letzten Tage vor dem Ankerheben beiseite und sagte zu mir: ‚Bob Vanish,' sagte er, ‚mit dem John hab' ich's satt. Der ist uns nämlich über 'n Kopf gewachsen, trotz seiner Jugend,' sagte er, ‚da gedenke ich, ihn an Bord zu nehmen, wo er bald fügsamer werden wird. Du aber sollst auf ihn obacht geben, auf daß er nicht alles im Mutwillen kieloberst kehrt, sondern ordentlich mit Hand anlegt.' Er meinte noch, das Metier als Schiffsjunge würde dem Schlingel nicht gefallen und wir möchten unsere Not haben, ihn mit Güte an Bord zu schaffen; wenn hingegen jemand glaubte, daß er das Salzwasser scheue, so hatte er sich mächtig verrechnet. Denn einen zweiten Jungen sah ich nie, der gleich ihm von Anbeginn die schwere See stand, und ein Eichhorn hätte nicht munterer in 'nem Hickorybaum mit reifen Nüssen herumklettern können, als er sogar bei steifer Kühlte in der Takelage lustwandelte. Ich sagte auch zu ihm, ‚John Blount,' sagte ich, ‚wenn je 'ne echte Salzwassernatur auf dem Festlande ausgebrütet wurde, so bist du es.'

„Da verhöhnte er mich lästerlich, daß ich ihm an den Kragen wollte; doch bevor ich ihn packte, saß er 'n halb Dutzend Ellen hoch in den Wanten, und mich lustig angrinsend, redete er zu mir herunter: ‚Bob Vanish,' sagte er, ‚du bist eine gute Haut, jedoch um mich zu schlagen, bist du lange nicht gut genug. Und das sage ich dir,' sagte er, ‚zu Hause habe ich mehr als zu viele Mißhandlungen aufgeladen; schlägt mich jetzt noch jemand, so stoße ich ihm mein Kappmesser in den Leib, und im nächsten Augenblick springe ich über Bord. Seien wir also lieber gute Freunde,' redete das Bürschchen auf mich ein, als wär's gleichalterig mit mir gewesen, ‚dafür will ich dir auch anvertrauen, daß ich von einer Seemannsnatur gerade so viel an mir habe, wie du von 'ner Kanzelnatur. Thue ich indessen meine Schuldigkeit und noch 'ne Kleinigkeit drüber,' sagte er, ‚so geschieht's, weil ich keine fremde Finger in meinen Haaren fühlen möchte, und Schläge höchstens einem tückischen Hunde gebühren. Sonst ist mir das Salzwasser genau ebenso lieb, wie deinen Augen 'ne Prise Tabak aus deinem Hammelhorn. Ich hasse, an ein Schiff gebannt zu sein. Frei bewegen muß ich mich können,' sagte er, ‚und sind meine eigenen Füße nicht schnell genug, will ich einen Gaul zwischen den Knieen fühlen. Was thu' ich mit 'nem Schiff,' sagte er, ‚das stumm und ohne Widerrede dem Steuer gehorcht und keinen Atem hat? Da ist's mit den Gäulen anders. Die sind so viel stärker als der stärkste Mann, und doch müssen sie ihn tragen; eine rechte Lust aber muß es sein, mit 'nem Pferde um seinen freien Willen ordentlich ringen,' sagte er, ‚und bevor ich das versuchte, geb' ich mich nicht zufrieden. Doch das sage ich nur dir allein,' sagte er. ‚Kein anderer darf's wissen, am wenigsten der Kapitän. Verrätst du mich dennoch, so magst du auf der Hut sein, daß ich nicht im Schlaf dich abwürge, wie ich's der alten Hexe daheim androhte, so lieb ich dich sonst habe,' sagte er.

„Ja, so redete das Ding von 'nem Jungen, daß ich schier erstaunte über die Gedanken, die in seinem Kopf spukten und die er so fein verständlich in Worten von sich gab. Dabei lugte er mit seinen großen blauen Vortoplichtern so mutwillig und doch so mannhaft zu mir nieder, daß ich ihm angelobte, weder ich noch eine andere Hand sollte ihn je in Feindschaft berühren, und er möchte nur unbesorgt herunterkommen.

„Er kam auch — sein Vertrauen gefiel mir ausnehmend — gab mir die Hand und meinte, ich sei der ehrlichste Seehund, der je in seiner Jugend ums Hängen herumgeviert sei, sagte er. Verdammt, ja so redete er. Ueber alte ausgewachsene Leute stellte er sich, und doch konnte man ihm nicht gram sein.

„Gut also. Wir gingen ums Kap Horn herum und erreichten endlich den Hafen von Acapulco, wo wir beilegten, um dieses und jenes zu löschen und anderes einzunehmen. Als wir nach Ablauf einer Woche uns anschickten, wieder loszumachen, nahm der Kapitän mich abermals beiseite. ‚Bob Vanish,' sagte er, ‚du bist ein verständiger Mann und wirst längst eingesehen haben, daß wenn ich den John wieder heimbringe, die Not mit meiner Frau von vorn anfängt,' sagte er. ‚Auch für den Jungen ist es ratsamer, er bleibt in der Fremde. Der mit seiner

Verwegenheit kommt überall durch. Nimm also die Jolle und rudere mit ihm nach der Stadt hinüber. Dann nehmt euern Kurs 'ne Strecke landeinwärts,' sagte er, und da läßt du ihn auf die eine oder die andere Art abtreiben. Wie du's anfängst, ist deine Sache. Nur so viel sage ich dir: an Bord bringst du ihn nicht zurück,' sagte er.

„Als ich das vernahm, dauerte mich das Bürschchen, daß ich Einwendungen machen wollte, schwieg indessen, weil ich nichts geändert hätte, und überholte die Sache ordentlich in meinem Kopf. Den John Blount kannte ich von Grund aus; da rechnete ich, daß er auf jeder anderen Stelle besser geborgen sei, als in der Obhut des Kapitäns und seiner Frau daheim. Wie gesagt, so geschah es. Wir ruderten ans Land, tranken zuvor eins in der Stadt, dann redete ich Blount vor, ich hätte für den Kapitän in der Nachbarschaft ein Gewerbe auszurichten, und er möchte mich begleiten. Dazu lachte der Junge wie ein Spitzbube, kehrte sich aber seitwärts, um es vor mir zu verheimlichen, und so machten wir los."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Tier und Pflanze.

Von

Moritz Alsberg.

Es ist jetzt etwa ein Jahrzehnt entschwunden, seitdem der inzwischen verstorbene Straßburger Botaniker de Bary die Aufmerksamkeit der Naturforscher zuerst auf eine höchst bemerkenswerte Vereinigung organischer Wesen zum Zwecke gegenseitiger Hilfeleistung hinlenkte — eine Vereinigung, für welche er die Bezeichnung „Symbiose" (wörtlich: Zusammenleben) in die wissenschaftliche Nomenklatur einführte. Während es sich bei den bekannten Tierstaaten der Bienen und Ameisen um ein Verhältnis handelt, wobei eine Anzahl von Wesen der nämlichen Gattung und Art zu einer der staatlichen Organisation ähnelnden Gemeinschaft miteinander verbunden sind, und während bei dem Parasitismus (Schmarotzertum) der eine Organismus regelmäßig auf Kosten des anderen lebt — im Gegensatz hierzu finden wir bei der Symbiose völlig verschiedene Lebewesen, unter Umständen sogar Tier und Pflanze zu einem Bunde, der für beide Teile gewisse Vorteile bietet, aneinandergekettet. Daß Wesen, die in ihrer körperlichen Bildung sich sehr erheblich voneinander unterscheiden, doch im stande sind, sich gegenseitig wichtige Dienste zu leisten — hierfür bietet das Zusammenleben des Einsiedlerkrebses (Bernhardkrebses) mit der orangefarbigen Seerose (Adamsia palliata) einen interessanten Beleg. Der besagte Krebs birgt nämlich seinen nackten Hinterleib regelmäßig in Muschelschalen, die zugleich der Seerose einen Anheftepunkt bieten, und indem er die Muschelschale mit sich fortschleppt, erhält die Seerose Gelegenheit, den Ort zu wechseln und auf diese Weise an verschiedenen Stellen des Meeresbodens, Nahrung zu suchen. Anderseits besteht der Gegendienst, den die Adamsia dem Einsiedler leistet, darin, daß sie aus den zahllosen Nesselkapseln, womit ihre langen Fangfäden bedeckt sind, ähnlich den Haaren der Brennessel einen ätzenden Saft ausscheidet und auf diese Weise ihren Genossen gegen die Nachstellungen seiner Feinde schützt. Vom Gesichtspunkte der Symbiose müssen auch die über die ganze Erde verbreiteten Flechten beurteilt werden. Während man vor de Bary dieselben noch für einfache Pflanzen hielt, unterliegt es jetzt keinem Zweifel, daß die Flechte eine Vereinigung von Algen und Pilzen — also von zwei wesentlich verschiedenen pflanzlichen Lebewesen — zu einem gemeinschaftlichen Haushalt darstellt. Während die Pilze in der Gestalt von farblosen verästelten und zu einem Netzwerk verbundenen Fäden die Hauptmasse der Flechte ausmachen, sind in den Maschen des Geflechts die kugeligen, bald grün, bald gelb gefärbten Algenzellen — die sogenannten Gonidien — enthalten. Auch beruht die Unterstützung, welche die zur Flechte vereinigten Pilze und Algen sich gegenseitig leisten, auf der verschiedenen Ernährungsweise der in Rede stehenden Organismen. Indem die Maschen des Pilzgeflechts die für das Gedeihen der Algen unentbehrliche Feuchtigkeit zurückhalten, und indem die Pilze von jenen löslichen Salzverbindungen, die sie ihren Substraten entziehen, einen Teil an die Algen abgeben, wird das Gedeihen der letzteren gefördert, während anderseits die zerfallenden Algen den Pilzen die zu ihrer Ernährung erforderlichen organischen Stoffe bieten. Indem also Pilze und Algen bis zu gewissem Grade in ihrer Ernährung sich ergänzen — auf diese Weise entsteht aus dem symbiotischen Verhältnis dieser beiden niederen pflanzlichen Lebewesen ein zusammengesetzter Organismus von außerordentlicher Lebenszähigkeit, der als Pionier der organischen Natur an Orten, wo sonst nichts Lebendiges bestehen kann — im Eise der Polargegenden und auf den höchsten Alpengipfeln, auf humusfreien und wasserleeren Felsen und an ähnlichen Punkten — noch fortzukommen vermag. Ein Verhältnis wie das soeben erwähnte pflegen einzelne Naturforscher auch als „Mutualismus" (d. h. gegenseitige Dienstleistung) zu bezeichnen, und nach dem Ausspruche Hertwigs unterliegt es keinem Zweifel, „daß in den besagten Fällen die beiden zu einem Haushalte verbundenen Lebewesen sich ebenso verhalten wie zwei Socii in einem wohlgeordneten Geschäft, welche sich in ihrer Arbeit unterstützen und den erzielten Gewinn redlich teilen." Auf einem symbiotischen Verhältnis beruht auch das Vorkommen der Mycorrhiza an den Wurzeln zahlreicher Bäume, insbesondere aus den Pflanzenfamilien der Kupuliferen, Salicineen, Koniferen u. s. w. Aus der letzterwähnten Pflanzengruppe sind es beispielsweise die Kiefer, Weimutskiefer, Fichte, Tanne und Lärche, an deren Wurzeln der besagte Pilz besonders häufig angetroffen wird. Derselbe dient offenbar dazu, den Bäumen außer dem nötigen Wasser und den mineralischen Bodennährstoffen auch noch organische, direkt aus dem Humus und den verwesenden Pflanzenresten entlehnte Stoffe zuzuführen — eine Thätigkeit, bei der er zugleich die für das eigene Bestehen erforderlichen Nährsubstanzen findet. Auf ein symbiotisches Verhältnis sind ferner auch jene Beobachtungen zurückzuführen, denen zufolge bei einer ganzen Reihe von niederen Tieren, wie z. B. bei Infusorien und auch bei etwas höher organisierten tierischen Wesen, wie z. B. beim Armpolypen (Hydra), beim Süßwasserschwamm (Spongilla) u. s. w., grüngefärbte pflanzliche Zellen vorkommen sollen — eine Beobachtung, aus der man anfangs folgern zu müssen glaubte, daß das Vorkommen des Chlorophylls (Blattgrüns) in den Zellen keineswegs eine besondere Eigentümlichkeit des Pflanzenreichs darstelle und daß eine scharfe Scheidung zwischen Tier- und Pflanzenwelt überhaupt nicht durchzuführen sei. Die oben erwähnte Thatsache hat nun in neuerer Zeit ihre Erklärung dahin gefunden, daß die bei den besagten Tieren vorkommenden grüngefärbten Zellen nichts anderes sind als Algen, die zu den Tieren, in denen sie leben, in einem symbiotischen Verhältnis stehen. Gewisse Versuche haben nämlich dargethan, daß diese in keiner Weise von anderen niederen pflanzlichen Gebilden sich unterscheidenden Zellen in den betreffenden Tieren die für ihre Existenz erforderlichen Bedingungen finden und daß dieselben anderseits durch ihre Assimilationsprodukte den Tieren, die sie bewohnen, bei ihrer Ernährung zu gute kommen.

Als eins der bemerkenswertesten Beispiele von Symbiose, ja geradezu als ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Tier und Pflanze ist jenes Verhältnis zu bezeichnen, in welchem zufolge neuerer Untersuchungen gewisse Ameisengattungen im tropischen Amerika zu gewissen Bäumen jener Region stehen. Daß der südamerikanische Armleuchterbaum (Cecropia adenopus) von der Aztekenameise (Azteka instabilis) bewohnt wird, diese Thatsache ist schon seit einiger Zeit bekannt; indessen war man über die Natur dieses Zusammenlebens bis vor kurzem nicht genügend unterrichtet, und ist es das Verdienst des Bonner Gelehrten A. T. W. Schimper [1]), bei Gelegenheit einer kürzlich nach Brasilien unternommenen Forschungsreise in Gemeinschaft mit dem daselbst

---

1) Schimper hat seine in Brasilien gemachten Beobachtungen in dem Buche „Die Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Ameisen im tropischen Amerika" Jena 1888, niedergelegt.

lebenden deutschen Naturforscher Fritz Müller, Genaueres über das besagte Verhältnis festgestellt und zugleich in eklatanter Weise den Einfluß nachgewiesen zu haben, den die Ameisen im tropischen Amerika auf die Ausbildung der dortigen Vegetation ausüben. Eine der bemerkenswertesten Erscheinungen im tropischen Amerika sind die daselbst lebenden Blattschneiderameisen. Ebenso wie bei uns gewisse Kulturgewächse von der Raupe des Kohlweißlings heimgesucht werden und wie zu gewissen Zeiten in ausgedehnten Länderstrecken Asiens und Afrikas grünende Wälder und Felder durch verheerende Heuschreckenschwärme in Einöden verwandelt werden — in analoger Weise sind es die zuletzt erwähnten Ameisen, die, indem sie in großen Scharen die Bäume überfallen und mit ihren Oberkiefern Fragmente bis zur Größe von Zehnpfennigstücken aus dem Rande der Blätter herausschneiden, der Vegetation Südamerikas höchst gefährlich werden. Nun ist es aber bemerkenswert, daß nicht alle südamerikanischen Bäume in gleicher Weise von der zerstörungssüchtigen Ameise zu leiden haben. Während die aus der Alten Welt stammenden Kulturgewächse, sobald sie in Brasilien angesiedelt werden, sofort den Verheerungen des Insektes unterliegen, haben doch gewisse eingeborne Bäume Südamerikas sich ein Schutzmittel höchst bemerkenswerter Natur zu erwerben verstanden. Dieses Schutzmittel besteht nämlich darin, daß die betreffenden Bäume gewisse Eigenschaften zur Entwickelung bringen, welche eine andere Ameisengattung dazu veranlassen, auf bezw. in ihren Stämmen ihren Wohnort aufzuschlagen und auf diese Weise eine ständige Besatzung zu bilden, welche den betreffenden Baum in erfolgreicher Weise gegen die Angriffe der Blattschneiderameise verteidigt. Der bereits erwähnte Armleuchterbaum der Provinz St. Katharina wird nach Schimper und Müller ausschließlich von Aztekenameisen bewohnt, denen die quergefächerten Hohlräume des Stammes eine für ihre Nester sehr geeignete Lokalität bieten. Die Besiedelung junger Stämme erfolgt in der Weise, daß ein befruchtetes Weibchen — die spätere Königin des Ameisenstaates — durch eine von ihr genagte Oeffnung in eine der obersten Kammern des Stammes eindringt. An der verletzten Stelle entsteht eine Wucherung, welche die Oeffnung wieder verschließt und zugleich für die Königin reichliche saftige Nahrung erzeugt. In jenen seltenen Fällen, wo der Armleuchterbaum an seinen Blättern die von der Blattschneiderameise bewirkten Zerstörungen erkennen ließ, fehlte nach den Beobachtungen der obenerwähnten Gelehrten regelmäßig die als Besatzung des Baumes fungierende Aztekenameise, während anderseits auch nicht ein einziges unversehrtes Exemplar des besagten Baumes sich fand, das nicht auch zugleich von der letzterwähnten Ameisenart bewohnt war. Auch lassen die Untersuchungen Schimpers keinen Zweifel darüber bestehen, daß gewisse Vorrichtungen des in Rede stehenden Baumes offenbar dazu dienen, die ihm schutzgewährende Ameise anzulocken. Wenn man jene obenerwähnte Eingangsöffnung genauer untersucht, so stellt sich heraus, daß dieselbe regelmäßig in einem Grübchen am oberen Ende einer flachen Rinne sich befindet, die in senkrechter Richtung von der Ansatzstelle des nächstunteren Blattes nach oben geht. Auch fehlen an der bezeichneten Stelle des Armleuchterbaumes alle verholzten oder irgendwie zähen und das Durchbohren erschwerenden Gewebselemente. Mit andern Worten: durch die besagte Struktur wird es der die Schutzbesatzung bildenden Ameise ganz außerordentlich erleichtert, in das Innere des Baumes behufs Besiedelung desselben einzudringen.

Muß schon die soeben erwähnte Einrichtung, welche mit höchster Wahrscheinlichkeit als eine Anpassung des Baumes an gegebene Verhältnisse zu betrachten ist, unser Erstaunen erregen, so wächst dieses Erstaunen noch, wenn wir erfahren, daß dem Armleuchterbaum noch ein anderes Hilfsmittel zur Verfügung steht, welches ganz besonders dazu angethan ist, die Verteidigung des Baumes zu einer möglichst vollständigen zu machen. Auf den Blattstielen der Ameisen-Cekropia befindet sich nämlich ein brauner samtartiger Haarüberzug, in welchem, lose durch die Haare festgehalten, zahlreiche Insekteneiern gleichende Körperchen liegen. Letztere, welche Eiweißstoffe und fettes Oel in beträchtlichen Mengen enthalten, sind zu Nahrungsmitteln für die Ameisen in hervorragender Weise geeignet und werden daher von denselben aufs eifrigste gesammelt. Auch liegt es auf der Hand, daß das Einsammeln dieser aus der Rinde des Blattpolsters sich bildenden, nach dem zuvor erwähnten Naturforscher als „Müllersche Körperchen" bezeichneten Nahrungsstoffe dem Armleuchterbaum indirekt zum Vorteil gereicht. Beinahe jeden Tag kommen an jedem einzelnen Blattpolster einige neue Körperchen zur Reife, und indem die Schutzameisen Veranlassung haben, Tag für Tag die Blätter des Baumes nach den besagten Nahrungsstoffen abzusuchen, üben sie damit zugleich eine Art Patrouillendienst aus, welcher sehr wohl geeignet ist, die zerstörungssüchtigen Blattschneiderameisen von dem Baume fern zu halten. Daß die Pflanze jene wichtigen Nährstoffe absondern sollte, ohne einen entsprechenden Nutzen davon zu haben — dies ist absolut undenkbar; zudem erhält der Schluß, daß die Erzeugung dieser Körperchen lediglich durch Rücksichtnahme auf die dem Baume nützlichen Ameisen zu erklären ist, noch dadurch eine besondere Stütze, daß einer dem Armleuchterbaum nahe verwandten Cekropia-Art sowohl die als Ameisennahrung dienenden Körperchen, wie das obenbeschriebene, das Eindringen der Ameisenkönigin in das Innere des Stammes erleichternde Grübchen vollständig fehlen. Der letzterwähnte Baum ist vermöge seiner wachsartigen, überaus glatten Oberhaut für alle nichtfliegenden Insekten — somit auch für die Blattschneider — absolut unzugänglich und bedarf daher keiner solcher Einrichtungen, wie diejenigen es sind, welche bei dem Armleuchterbaum für die Anlockung, den Unterhalt und Wachtdienst der Schutzameisen sich als besonders zweckmäßig erweisen. Wenn wir das höchst bemerkenswerte Verhältnis in Betracht ziehen, in welchem die Aztekenameise zum südamerikanischen Armleuchterbaum steht, so sind wir gewiß berechtigt, von demselben als von einem „Schutz- und Trutzbündnis zwischen Pflanze und Tier" zu reden. Auch ist — wie wir hier einschalten wollen — der Armleuchterbaum keineswegs das einzige Gewächs, bei dem sich Einrichtungen, wie wir sie oben beschrieben haben, nachweisen lassen. Etwas ganz Aehnliches findet sich zufolge neuerer Forschungen bei einer mittelamerikanischen Akazienart (Acacia sphaerocephala), welche in hohlen Stacheln den Ameisen Wohnung und in napfförmigen an der Blattspindel befindlichen Nektarien, sowie in eigentümlichen an der Spitze der Blättchen befindlichen Gebilden, die in jeder Beziehung den „Müllerschen Körperchen" ähnlich sind, auch Nahrungsstoffe liefert. Bei einem von Beccari neuerdings auf Borneo entdeckten Gewächs (Clerodendron fistulosum), dessen hohle Stengelglieder Ameisen beherbergen, sind die Bohrstellen in gleicher Weise wie beim Armleuchterbaum durch besonders zarte Ausbildung des Gewebes vorgezeichnet.

Ueberhaupt häufen sich von Jahr zu Jahr die Beobachtungen, welche die zwischen Tieren und Gewächsen insbesondere zwischen Insekten und der Pflanzenwelt bestehenden Beziehungen immer deutlicher hervortreten lassen. Wer hat z. B. noch vor zwei Jahrzehnten auch nur eine Ahnung davon gehabt, daß die auffallende Färbung und der Wohlgeruch der Blüten insofern für die Gewächse sich als nützlich erweist, als durch diese Eigenschaften die von Blume zu Blume fliegenden und durch Verschleppung des Blütenstaubes die Befruchtung bewirkenden Insekten angezogen werden?

Was endlich noch die Frage anlangt, ob nicht der Mensch ebensolche Hilfsmittel, wie sie in den obenbeschriebenen Fällen den Gewächsen zum Schutze dienen, für seine Zwecke mit Vorteil verwenden könne, so ist L. Kny nur einem von der Natur gegebenen Winke gefolgt, wenn er neuerdings vorgeschlagen hat, bei besonders wertvollen Bäumen durch geeignetes Bestreichen derselben mit Zuckerlösung Ameisen als Schutzwache gegen Raupen in den Baumkronen anzusiedeln.

Auch eine Art Missionär.

Von

Bernhard Hoff.

Deutsch von Emil Jonas.

Ich verleumde nie mehr einen Leierkasten. Und noch mehr, um eine Sünde aus alten Tagen abzubüßen, wo ich so oft die Leierkastenmänner verflucht habe, ihnen zwanzig Pfennige gab, damit sie endlich aufhören sollten, Kranke im Hause gelogen habe, um sie damit zu verjagen — lasse ich jetzt ohne Widerspruch selbst General Bertrams veraltete Abschiedsklage über mich ergehen.

Und weshalb? Ich will es kurz erzählen — weshalb mir seit vorigem Jahr die Orgeldreher eine Art Missionäre hier in der Welt zu sein scheinen, ja wirkliche Missionäre: sie predigen auch ihr Evangelium und sogar an den Orten, wohin das „Licht des Evangeliums“ sonst nicht dringt.

Es war in Tirol, wo ich bekehrt wurde.

Mitten in dem Schloßleben — dem Nichtsthun gewidmet —, das wir bei Sophie Menter auf Schloß Itter führten; in den langen, unendlichen Träumereien unter den Bäumen des Schloßberges, die Augen auf das Thal gerichtet: bei der reichlichen Nahrung und der guten Verdauung mitten in dieser echt paradiesischen Existenz gab es gewisse Schreckenstage, welche unbarmherzig uns daran erinnerten, daß kein Glück vollkommen ohne Wolken ist.

Wenn Johann — „der musikalische Diener“ genannt, weil er beim dritten Hahnenruf gewisse heimliche Fingerübungen auf dem schmerzlich jammernden Flügel der Schloßfrau zu beginnen pflegte — wenn dieser Johann meldete, daß er bereit sei, und einer der Herren blaß die Gesellschaft verließ, um sich mit Johann in dem Badezimmer einzuschließen, fühlten auch wir, die das Los an diesem Tage nicht traf, eine gewisse Beklemmung.

Was er selbst fühlte, er, der steif vor Schreck unter Johanns unbarmherzig rasierendem Messer litt — das will ich nicht zu beschreiben versuchen.

Wie gesagt, der Prozeß ging im Badezimmer vor sich. Das heimliche Gemach wurde „die Folterkammer“ genannt. Ich glaube, jeder von uns träumte des Nachts von Johanns fürchterlichem Messer.

Welches Wunder also, daß wir alle begehrlich nach dem Strohhalm einer Hoffnung griffen, die in der plötzlich auftauchenden Mitteilung enthalten war — ich vermute, daß sie von Johann selbst mit Freude verbreitet worden ist; denn der musikalische Diener war selbst so wenig von seiner eigenen Tüchtigkeit in der Barbierkunst erbaut, daß er vor Angst am ganzen Körper zitterte, während er uns marterte — was übrigens keineswegs die Annehmlichkeit und Gefahrlosigkeit der Behandlung erhöhte —, daß in Hopfgarten sich ein Schneider befände, der sich mit Barbieren beschäftige.

In der Ueberzeugung, daß der Schneider uns jedenfalls nicht schlimmer behandeln würde — wallfahrteten wir zu ihm hinab. Nie ist ein armseliger Tiroler Flecken schmutziger, finsterer und enger gebaut worden als die Stadt Hopfgarten. Gassen schlängeln sich hin und her zu einem wahren Labyrinth, in welchem die Sonne und das Licht des Himmels nur als ein reines Märchen bekannt zu sein scheint. Baufällige Brücken führen plötzlich über Bäche, die sich zwischen den Häusern — und welchen Häusern! — verirren.

In einem dieser Häuser fanden wir den Schneider.

In einem kleinen Raum mit niedriger Decke und halb finster selbst jetzt, wo die Julisonne klar über Land und Berge schien, arbeiteten die beiden jungen Söhne des alten Meisters gebeugt über das heiße Bügeleisen. In einer Ecke sah man den Herd, längs der Langwand standen zwei breite Betten und zwischen den Fenstern hing die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde auf dem Arm.

Man sah es sofort: hier drinnen glitt das ganze Leben dieser Menschen dahin. Hier arbeiteten sie, hier kochten, speisten, schliefen sie — und beteten sie. Hier wurden sie geboren, hier wurden sie alt und hier starben sie.

Und unwillkürlich beugte ich mich, obwohl mein Kinn ganz voll Seife war, vornüber, um zu sehen, welche Aussicht man wohl von diesen Fenstern aus habe.

Dicht vor den Fensterscheiben lag ein altes Haus, ein finsteres, schief hängendes Haus, ganz so wie das des Schneiders.

Nachdem ich diese „Aussicht“ gesehen hatte, richtete ich die Augen auf den jungen Mann — einen der Söhne —, der das Bügeleisen auf dem Tische geführt und mich mit seiner Seife eingeschmiert hatte. Es war ein hübscher Bursche, schlank und hager, vielleicht vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahre alt mit einem Paar melancholischer Augen in einem regelmäßigen Gesicht. Er sprach am ersten Tage kein Wort, aber seine Augen folgten uns unablässig, bis wir gingen.

Und später — besonders wenn ich nur in Gesellschaft mit Vassili, dem Russen, kam — begann er zu sprechen (mit einer eigentümlich furchtsamen und zaudernden Stimme, welche den Eindruck machte, als habe er nie den Mut gehabt, sie zum lauten Sprechen zu gebrauchen): Er wüßte, wir kamen vom Schlosse Itter. Wir wohnten wohl dort während des Sommers? Aber sonst wären wir vielleicht aus Wien?

„Nein, nicht aus Wien. Weit, weit, viel weiter her als aus Wien.“

„So — weiter als aus Wien?“ Es war, als ob seine Gedanken oder selbst seine Träume nie einen längeren Weg als nach Wien gefunden hätten, und erst das nächstemal, als wir kamen, fragte er: „Woher sind Sie denn?“

Wir erzählten, Vassili, daß er aus Rußland, und ich, daß ich aus dem Norden sei. Und wir erzählten ihm von diesen fernen Ländern und von seinem Wien — denn auf Wien kam er doch gar oft in seinen Fragen zurück — während er unserer Erzählung mit einer sehnsuchtsvollen Andacht in seinen melancholischen Augen zuhörte.

Der Juli war fast zu Ende und es begann August zu werden.

Da fragte er eines Tages und eine plötzliche Röte stieg in seinem Gesicht auf —: „Wann werden . . . Sie reisen?“

Es lag etwas in dem Ton dieser Worte, daß ich ihn sofort verstand: jetzt reisten wir bald, wir, die ihm eine Botschaft vom Leben gebracht hatten; und dann kam der weiße Winter und die finsteren Tage, die langen Abende.

Und ich sagte: „Aber weshalb reisen Sie nicht selbst? Können Sie nicht singen — oder auf der Zither spielen?“

„Ja,“ sagte er.

„Dann sollten Sie reisen.“

„Der Vater ist zu alt, und h e r n a c h,“ fügte er hinzu, „w i r d e s z u s p ä t.“

Ich sah mich forschend in der dunklen Stube des Schneiders um an diesem Tage, als ich ging. — Und dann gingen Vassili und ich hinab zum Schneider, um uns dort zum letztenmal barbieren zu lassen. Wir waren ganz betrübt, wir beide, sowohl Vassili als auch ich. Wir konnten es gar nicht aussprechen, es sei heute das letztemal, daß wir hier seien, und daß es jetzt mit dem Barbieren zu Ende sei.

Aber er hatte es erraten oder es sich ausgerechnet.

„So reisen Sie also jetzt?“ sagte er.

„Ja, jetzt reisen wir.“

Noch sehe ich die Stube vor mir, das halbfinstere Zimmer, den Herd, die Madonna und die beiden Betten und die beiden jungen Männer, bleich auf ihrem Tisch am Fenster — mit der Aussicht auf das Haus des Nachbars.

„Ja, jetzt reisen wir.“ . . . .

Da, als Vassili diesen Satz wiederholte, hörten wir ein Instrument anstimmen, eine Drehorgel, die draußen auf der Gasse den „Fatinitzamarsch“ ableierte . . . und schnell mit einem ganz fröhlichen Gesicht öffnete der junge Mann das Fenster, so daß die heitere Musik klar und deutlich zu ihm hereindrang.

Die Musik von Wien. Die Lebensfreude — ausgesetzt für die Drehorgel, aber doch eine Botschaft aus der Welt, jener großen Welt, die hinter der Mauer des Nachbarhauses verborgen lag.

Die Drehorgel fuhr zu spielen fort, während wir gingen.

Nun wohl, — seit jenem letzten Tag, wo ich von dem Schneider in Hopfgarten barbiert wurde, sage ich kein böses Wort mehr über die Drehorgel, selbst wenn sie noch so falsch spielt.



Ruine Eldena (S. 522).

Greifswald.

Ein deutsches Städtebild.

Von

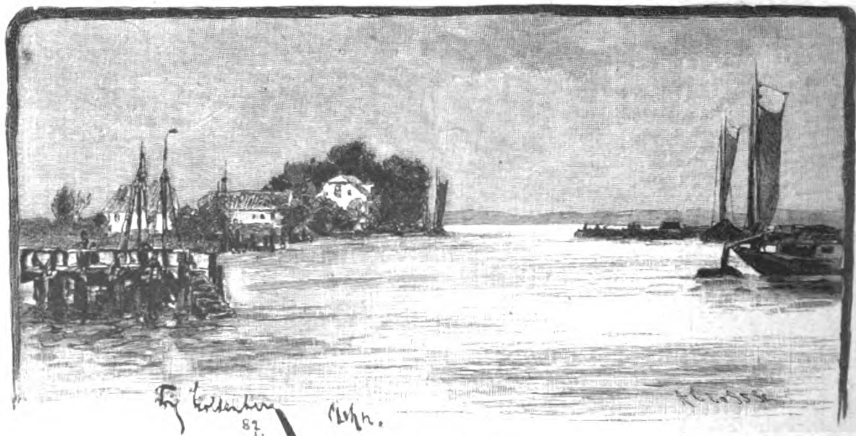
Oskar Schwebel.

Geschichtliche Erinnerungen weihevoller Art schweben auch über dem rügisch-pommerschen Küstenlande. — „Es war am Tage des Märtyrers St. Veit, am 15. Juni des Jahres 1168, als es den vereinten Bemühungen des Dänenkönigs Woldemar, der Pommernfürsten Kasimir und Bogislaw, des Abodriten Pribislaw, sowie der Bischöfe Absalon von Roeskilde und Berno von Schwerin nach heißem Kampfe gelang, die Tempelfeste Swantowits, des lichten Gottes der ranischen oder rugianischen Slawen, auf dem Vorgebirge Arkona zu erobern. Bischof Absalon, schimmernd im Schmucke der Waffen, warf mit eigener Hand die Brandfackel in die Burg des rügischen Götzen; prasselnd loderten die Flammen auf, bald hatten sie die Zinnen der Götterburg erreicht und die Stanitza, das geweihte, lorbeerverleihende Banner des Gottes, zu Asche verwandelt. Die überwältigten Heiden gelobten, die Lehre Christi anzunehmen. Am folgenden Tage aber vollendeten die Dänen Esbern und Suno Ebbeson die Zerstörung der hochberühmten Tempelstätte: die Vorhänge, welche das riesenhafte Götterbild gleich purpurnen Wolken verhüllten, wurden gelüftet, und von den Arthieben des Bischofs Absalon getroffen, stürzte die Statue Swantowits' krachend zu Boden. Damit war der Fall des slawischen Heidentums auch für das Land der Ranen endgültig entschieden; der große, edle Bischof Berno konnte segensvoll nun seine stillfriedliche Wirksamkeit entfalten: dem deutschen Mönche und dem deutschen Kaufmanne waren die Pfade fortan auch auf Rügen und in Vorpommern geebnet."

Vier Jahre darauf, um 1172, erfolgte die Stiftung des Klosters Dargun nördlich vom Kummerower See im „Lande der Circipaner". Freigebig verlieh Fürst Kasimir von Pommern den Schülern des heiligen Robert, den Brüdern von Cisterzium, zu ewigem Eigentum, was ihnen die Edlen Zulmar, der Sohn Tessemers, Mirezraw, Monek der Mundschenk und Kotimar an Geländen, Fischereien und salzhaltigen Quellen in dortiger Gegend zu ihrem Seelenheile geschenkt hatten; ehrfurchtgebietend erhoben sich bald darauf die hohen Giebel eines noch heute vorhandenen Gotteshauses, während die Heidengräber und die vom Beile gezeichneten Bäume allmählich verschwanden: der Klosterkirche von Dargun.

Ein Menschenalter später, ums Jahr 1200, widmete sich auch der von Pommern unabhängige Fürst Jaromar von Rügen dieser so heilsamen, so reichgesegneten kolonisatorischen Arbeit. „In dem niedrigsten Teile von Vorpommern — dort, wo das Flüßchen Hilda, die spätere Recknitz, Rega oder der Ryck, mit fast unmerklichem Gefälle in die Meeresbucht einmündet, lag auf dem linken Ufer, in dichtem Eichen- und Buchenwalde, ein Gehöft, nach jenem Flusse gleichfalls Hilda genannt, zu welchem auch all die Salzquellen in der Nachbarschaft gehörten: Martin, Jaromars Münzmeister, hatte dieselben dem Kloster Dargun einstmals mit frommem Sinn vermacht. Das Waldrevier ringsum war fruchtbar und anmutig; man hatte den Forst an einzelnen Stellen bereits gerodet. Auch die Nähe der See lud zu einer Ansiedelung ein. Im Nordwesten freilich lag noch ein weites Moor, von Salzadern durchzogen. Hier winkte den frommen Brüdern von Dargun eine reichlich lohnende Arbeit. Wild aber und von Waffenklang durchdröhnt war immer noch die Zeit; das junge Kloster Dargun selbst wurde in den Kriegen des Königs Kanut VI. von Dänemark und der rügischen Fürsten mit den Pommern zerstört.

Fürst Jaromar von Rügen berief daher im Jahre 1207 den Konvent der Mönche aus Dargun und einige Insassen des seeländischen Klosters Esrom nach der Marienkirche von Hilda. Auf diese Weise entstand am 18. Februar 1207 das berühmte Kloster Hilda oder Eldena (S. 520). Jaromar schenkte demselben, wie er in der Stiftungsurkunde selbst sagt, ‚ein Mäßiges von seiner nur mäßigen Habe', das Dorf Redos, sowie ‚die Sülze', die Höfe von



Ryckmündung (S. 523).

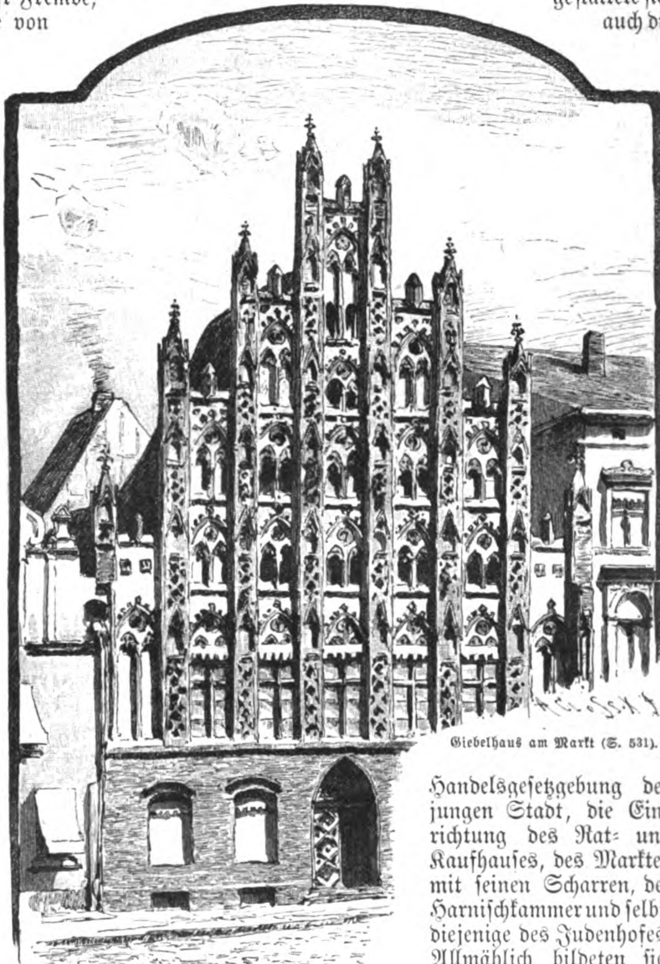
Wampen, Leist und Darsim, das Dorf Kemnitz und den Wald zwischen Hilda und Gützkow, bald darauf, 1209, aber auch noch andre Güter und die Berechtigung, Dänen, Deutsche und Slawen, Handwerker und Künstler auf seinem Grund und Boden anzusetzen, Kirchen und Pfarren zu stiften, sowie Wirtshäuser und Herbergen nach dänischem, deutschem oder slawischem Brauche zu eröffnen. Der erste Abt des Klosters Hilda oder Eldena, welches an der ‚dänischen Wyck‘ im Lande ‚Wusterhusen‘ unfern der Flußmündung Hilda erbaut wurde, war ein Däne, welcher von seinen Landsleuten Livinus, von den Slawen aber Jwan genannt wurde."

In dieser Weise geben uns die Greifswalder Professoren Berthold und Pyl, die Geschichtsschreiber von Pommern und Rügen, ein **Bild** von der Kolonisierung der Landschaft an der Mündung des Ryckflusses. Es war eine harte Arbeit, welche den Ansiedlern hier oblag; selbst die mäßigste Stauflut trieb das sumpfige Wasser damals landeinwärts; allein es hat ein reicher Segen den vielgetreuen Bemühungen der Ansiedler auch hier nicht gefehlt. In hoheitsvoller Ruhe ergießt der Ryck sich heut ins Meer, von Segeln reich belebt, schiffbares Gut, wie ihm gebührt, ins Land hineintragend, schiffbares Gut nicht minder auch versendend (S. 522).

Getreu bewahrten nun die edlen Fürsten von Rügen dem neuen Kloster Hilda ihre Gunst. Auch Wizlaw II. bestätigte im Vereine mit dem Herzoge Wartislaw III. von Pommern den Mönchen die Befugnis, „Fremde im Klostergebiete anzusiedeln und Markt zu halten". Diese letzterwähnte Berechtigung aber war's, welche sehr bald die Veranlassung dazu wurde, daß westlich von der Abtei auch ein Flecken entstand. Schon im Jahre 1248 taucht derselbe unter der Bezeichnung „Griphiswald" in der Geschichte auf. „Griphiswald!" — war doch der Greif, der schätzehütende, das gemeinsame Wappentier, in all den sonst so verschiedenartig geschmückten Bannern und Schilden der Fürsten von Rügen und der Herzöge von Pommern, welch letztere sich selbst als das Geschlecht der „Greifen" zu bezeichnen pflegten! — Der alte Chronist Schwarz weiß es freilich anders und erzählt uns, daß die Mönche vom Kloster Hilda im Walde einst ein Greifennest gefunden und die geflügelten Ungetüme mit zauberkräftigem Worte in wüste Ferne verbannt hätten: eine Legende, welche den Sieg der deutschen Arbeit, der Pflugschar und des Beiles, allegorisch darstellt.

Im Jahre 1249 nahm der Herzog Wartislaw III. von Pommern den neuerbauten Flecken Greifswald mit der Vogtei vom Kloster Hilda zu Lehen; Abt Sueno II. übertrug ihm in der Klosterkirche von Eldena vor einer glänzenden Versammlung von Geistlichen und Edlen die Fürsorge für das Gedeihen der neuen bürgerlichen Ansiedelung. Am 14. Mai 1250 erhielten die Bürger von Greifswald durch herzogliche Gnade auch das lübische Recht. Damit aber war die mönchische Anlage des Klosters Hilda dem prangenden Kranze der deutschen Städte an der Ostsee einverleibt. Wetteifernd regten sich nun alle Kräfte, um Glück und Ordnung, Recht und Freiheit zu begründen. Fürwahr, wohl war es eine Lust, damals zu leben!

In der That, es waren Tage unvergeßlicher, wundersamer Regsamkeit, welche damals all jenen Stätten gekommen waren, auf welchen deutsche Gemeinwesen erwuchsen. In Scharen kamen die Ansiedler, oft Fremde, wie es z. B. die von Professor Dr. Theodor Pyl uns mitgeteilten Namen alter Greifswalder Familien, derer von Bornholm, Gotland, Calmar, von England, von Stockholm, der Dänen, Jüten, Friesen, Fläming, derer von Utrecht, Mastricht und Roermunde bezeugen, zum größeren Teile aber Westfalen, Niedersachsen und Holsteiner, wie z. B. die hochangesehenen Geschlechter von Dortmund, von Herford, von Minden, von Soest und von der Lippe, die Sasse, Westfal, Holst, von Kiel und von Quistorp, vielleicht auch Slawen, wie die von Corswant, Letzenitz und Plubenow. Langsam und mit feierlicher Würde stiegen nunmehr die Kirchen und Hospitäler auf, zuerst St. Nikolai, dem gütigen Patrone der Kaufleute und Seefahrer geweiht, dann St. Marien, das Heiligtum der holden Himmelskönigin, welche als „der Stern der Meere" galt; zuletzt „der heil. Geist" als Zufluchtsstätte einheimischer Siechen und „St. Georg" als Herberge der Fremden, der Heimatlosen und der „Elenden" im besonderen Sinne jener Zeit, d. h. der Aussätzigen und der von heiliger Fahrt gebeugt heimkehrenden Pilger. Vor allem aber galt es, die junge deutsche Stadt mit doppelten Wällen und mit dreifachen Gräben, mit zinnengekrönten Mauern und mit trutzenden Weichhäusern zu schützen. Dann erst wandte man sich der inneren Einrichtung des Gemeinwesens zu; man erwählte einen Rat, welcher nachmals aus drei Bürgermeistern, den sogenannten Prokonsuln, und aus 24 Ratsherren, den Konsuln, zusammengesetzt war. Ihm lag vor allem der Verkauf der Hausstellen an die einziehenden Bürger ob, ihm auch die Pflicht der Stadtverteidigung und die Rechtspflege, welche er den Schöffen übertrug. Nach lübischem Vorbilde gestaltete sich auch die Handelsgesetzgebung der jungen Stadt, die Einrichtung des Rat- und Kaufhauses, des Marktes mit seinen Scharren, der Harnischkammer und selbst diejenige des Judenhofes. Allmählich bildeten sich dann die Namen der Straßen und Thore heraus.



Giebelhaus am Markt (S. 531).

Außer den Kuh-, Brück-, Knopf-, Büch-, Fisch-, und Hunnenstraßenthoren, welche die Verbindung mit dem Ryckflusse und mit dem Boltenhäger Teiche, der seeartigen Erweiterung des Rycks von Wackerow bis Lewenhagen, durch Schiffe und Schuten vermittelten, erhielt die Stadt vier starkbefestigte Hauptthore, von welchen die nach Wolgast und Gützkow hinführenden Ausgänge nach den „Müllern" und „Fleischern" benannt wurden, während die nach Stralsund, sowie nach Grimmen und Loitz hingewendeten Thore von den Geschlechtern Steinbecker und Bette ihren Namen empfingen. Am Ausgange der „Langenfuhrstraße" befand sich außerdem noch das

„heimliche Thor"; zwischen dem Betten- und Fleischerthor aber lag die „porta Anglorum" und beim „Schuterhagen" eine Pforte zur Ueberfahrt über den „Boltenhäger Teich", welche vermittelst einer „Schute" erfolgte. Die Straßennamen aber wurden zum Teile von den Gewerben ihrer Bewohner, zum Teile von Familien entlehnt. Wir finden deshalb Bezeichnungen wie die „Rakower"-, die „Steinbecker"-, die „Capunen"-, „Stremelower"-, die „Fleischer"-, „Messerschmiede"-, „Eisenmenger"- und „Weißgerberstraße", die „platea Judaeorum" und den „Schuhhagen" in Alt-Greifswald vor.

Unter der milden Lehnsherrlichkeit der Mönche von Hilda, unter der wohlwollenden Pflege sowohl der Fürsten von Rügen wie der Herzöge von Pommern wuchs die junge Stadt Greifswald mit überraschender Schnelligkeit heran. Schon ums Jahr 1264 begegnen wir neben den altstädtischen Kirchspielen von St. Nikolai und St. Marien auch dem neustädtischen Sprengel von St. Jakobi; das Heilige-Geist-Hospital hatte den Patronat dieses dritten, dem Patrone der Wallfahrer, dem Geleiter der Schiffer geweihten Gotteshauses inne. In jenem Jahre 1264 aber wurde die Neustadt mit der Altstadt Greifswald auf ewige Zeiten zu einem einigen Gemeinwesen verbunden. Ein Vogt nur sollte sein, wie Herzog Wartislaw III. bestimmte, ein Forum und ein Recht.

Wie alle Bürgerschaften des Mittelalters suchte indessen nunmehr auch die Stadtgemeinde von Greifswald sich daheim vor böser Nachbarschaft zu wahren. Die Verhältnisse lagen eigentümlich genug. War doch die Stadt auf einem Platze erbaut, auf welchem die Grenzen von acht Territorialherren einander berührten! So lag die Steinbecker Vorstadt im Gebiete der Fürsten von Rügen. Jenseits des Ryckflusses nach der Ostsee zu aber war Greifswald von den eldenaer Klostergütern Neuenkirchen und Ladebo umgeben, während es an der Stralsunder Landstraße die Herren von Gristow, eine Seitenlinie der rügischen Fürsten, und die von Dotenberg zu Nachbarn hatte. Das südliche Stadtfeld ferner war den Herzögen von Pommern unterthan; weiterhin aber erreichte man durch das Fleischerthor die Grafschaft Gützkow und durch das Bettenthor die Herrschaft Loitz. Es zeugt für die große Klugheit des Rates der jungen Stadt, daß er mit all diesen Herren und Herrlichkeiten ein ziemlich friedliches Einvernehmen herzustellen wußte und sich auch die mütterliche Freundschaft des Klosters Hilda oder Eldena im großen und ganzen zu erhalten verstand.



Universität (S. 535).

Bald aber trieb es diese regsamen Bürger des 13. und 14. Jahrhunderts in die Ferne. Die Stadt war durch ihre Lage auf den überseeischen Verkehr angewiesen; mit frischem Mute, mit einem kühnen Drange nach Erwerb und Thätigkeit gab die Einwohnerschaft sich dem Handel und der Schiffahrt hin. Auch die Greifswalder huldigten jenem Wahlspruche, welcher an dem Bremer Hause „zur Schiffahrt" aufgezeichnet ist:

„Navigare necesse est;
vivere non necesse!" —

„Es ist unsere Pflicht, die See zu pflügen; ob wir dabei sterben, darauf kommt es nicht an."

Mit Norwegen schloß die Stadt schon im Jahre 1262, mit Dänemark im Jahre 1280 einen Handelsvertrag ab, in welchem die Könige Haquin IV. von Norwegen und Erich VII. von Dänemark den Greifswalder Bürgern volle Handelsfreiheit in ihren Landen zusagten. Bei Falsterbo auf der Küste von Schonen erhielten neben den Stralsundern nun auch die Greifswalder eine „Bitte" mit der Befugnis, sich dort Fischerhütten zu erbauen und für die Zeit der schonischen Märkte einen Vogt zu bestellen, welcher das hohe und das niedere Gericht, sowie den Blutbann über seine Landsleute auszuüben hatte. Gern opferte der Rat von dem Vermögen der Stadt, um derartige Vergünstigungen in möglichst großer Anzahl sich zu sichern. Wir führen hier nur zwei weitere Erfolge dieses klugen und weitausschauenden Verhaltens des Greifwalder Rates an: „Im Jahre 1296 erließ Herzog Bogislaw IV. von Pommern der Stadt die Kriegsfolge, so daß die Bürgerschaft hinfort nur zur Verteidigung ihrer eigenen Ringmauern verpflichtet blieb; er verzichtete ferner auf sein Recht, einen Wohnhof in der Stadt zu erbauen und eine Burg in dem Gebiete zwischen der Peene und dem Meere anzulegen; er schenkte endlich der Stadt „das Gewässer von der Peene und dem Ruden ab bis zum Ryck mit allen Rechten auf dem Wasser und dem Ufer. Im Jahre 1297 gestattete dann Fürst Wizlaw II. von Rügen den Greifswaldern die Anlage eines neuen Hafens am Ausflusse des Ryck „neben der dänischen Wyck".

Zu Selbständigkeit erstarkt, von gerechtem Vertrauen auf die eigene Kraft und von kühnem Unternehmungsgeiste beseelt, schloß sich bereits um diese Zeit die Stadt der deutschen Hansa an; die „Bergenfahrer" und die „Schonenfahrer" aber fanden sich in dem Bewußtsein der alten Wahrheit, daß Macht und Einfluß nur durch Eintracht zu erreichen sind, zu „Kompagnien" zusammen. Diese „oberste" und „unterste Kompagnie" haben mit eigentümlichen Gesetzen und getrennt bis in das 18. Jahrhundert hinein fortbestanden.

Wer aber um die Wende des 13. Jahrhunderts mit Hoffnung auf Gewinn und Ehren sein Auge in die Ferne richten wollte, der mußte eins vor allen Dingen sein: ein waffenkundiger Mann. Die Kaufleute und Seefahrer des Mittelalters waren daher zu einem guten Teile Krieger. Dieser kampfesfrohe Geist bethätigte sich innerhalb der Bürgerschaft von Greifswald schon sehr früh, und auch er hat sich erhalten durch die Flucht der Jahrhunderte, die Einwohner bald mit Lorbeerreisern überschüttend, bald aber auch sie beugend unter harte Not. Mutig hatte Greifswald in

den Jahren 1311 und 1312 an dem Kampfe der Hansastädte gegen den König Erich Menved von Dänemark teilgenommen; unglücklich aber war des Streites Ausgang: im Jahre 1313 hatte die Stadt den Dänen nicht weniger denn 3000 Mark Silbers als Buße zu entrichten. Ein solcher Mißerfolg erschütterte jedoch den festen Sinn der Bürger nicht. —

Um den St. Martinstag des Jahres 1325 erlosch das Geschlecht der alten Fürsten von Rügen mit jenem Witzlaw III., dessen süßer Liedermund zur Minnesinger-Harfe einst so sehnende und so jubelnde Weisen angestimmt hatte. Nach einem Erbvertrage von 1321 besaß der Herzog Wartislaw IV. von Pommern das Recht der Erbfolge, welches ihm indessen von dem Könige Christoph von Dänemark bestritten wurde. Während des hierüber ausgebrochenen Zwistes starb Herzog Wartislaw am 1. August 1326 zu Stralsund, nur unmündige Söhne hinterlassend. Da gaben die Bürger von Greifswald die Losung aus: „Lieber den Tod als Dänemark“; mit Freuden nahmen sie den jungen Herzog Bogislaw, den ältesten der Prinzen Wartislaws, in ihren starken Mauern auf. Mannhaft setzten sie dann vor allen anderen Hab' und Leben an die Verteidigung des guten Rechtes der Greifen auf die rügische Erbschaft.

Es nahte jetzt eine Zeit schwerer Gefahren; auch die Fürsten von Mecklenburg und Weile gesellten sich zu den Feinden Greifswalds. Unbeirrt aber durch die Zahl ihrer Dränger führten die Bürger von Greifswald die verwitwete Herzogin Agnes in die Wohnung des damaligen Propstes Konrad, in das heutige Kreisgerichtsgebäude, ein; die Söhne der verwitweten Fürstin aber brachten sie aufs Rathaus. Wie die treuen Männer da das edle, hilflose junge Blut erblickten, erwachte ein Sturm begeisterter Opferfreudigkeit. Unter den wallenden Fahnen mit dem Greifenbilde zogen die Bürger, die Söldner aus; die Anklamer und Demminer stießen zu ihnen; Loitz wurde erstürmt, ein Anschlag auf Greifswald aber abgewiesen. Dann kam's am 2. Oktober 1327 beim Dorfe Griebenow zum Kampfe. „Blutig wurde auf beiden Seiten gestritten, bis Gott den Städtern den Sieg verlieh.“ Das erbeutete Banner der Feinde wurde in Greifswald eingebracht. Freilich, alle schwergerüsteten Greifswalder Reiter bedeckten mit den mecklenburgischen Reisigen zugleich die Wahlstatt. In einem zweiten Treffen bei Völschow gleichfalls besiegt, verstanden sich Herzog Heinrich von Mecklenburg und der Dänenkönig Erich dann am 27. Juni 1325 zu dem Frieden von Brodersdorf; die rügische Insel und das rügische Festland wurden für immer mit Pommern vereint. Die Bürger von Greifswald hatten etwa 38000 Mark Silbers für ihre jungen Fürsten geopfert. Im Jahre 1331 stifteten sie eine jährliche „Siegesmesse“ und das „Fürsten- oder Weckenfest“, bei welchem Bier und Weißbrot an die Armen verteilt wurde, — alles zum Gedächtnisse der Heldenthaten vor Loitz und Griebenow. Die jungen Herzöge aber erließen der Stadt die Orbede und forderten jährlich fürder nur ein Ehrengeschenk von einer Tonne Meth und einer Tonne Rheinwein.

Ebenso mutig und männlich bewiesen sich die Greifswalder auch in dem zweiten rügischen Erbfolgekriege von 1351 und in dem großen Kampfe der Hansa gegen König Waldemar III. Atterdag („Es ist noch ein Tag!“) von Dänemark. Der Dänenkönig spottete freilich in seiner derben Weise:

„Seven und seventigh hensen
Hefft seven und seventigh gensen;
Wo mi de gensen nich bîten:
Na de hensen frage ik nich en sh—!“

Allein die „Hensen“ siegten glänzend bei Kopenhagen und bei Helsingör; ingrimmig raubten und brannten sie dann auf Seeland und auf Fühnen. Am 24. Mai 1370 endlich wurde der glanzvolle Friede von Stralsund abgeschlossen. Schonen verblieb als Pfand im Besitze der Hansastädte, und die Wahl der Dänenkönige wurde fortan von der Bestimmung deutscher Bürger abhängig. Nimmer wieder hat nach Bertholds Worten „solcher Glanz über deutschen Städten gestrahlt“.

Nicht minder ruhmvoll wurde dann aber von Greifswald auch der Kampf gegen jene furchtbaren Seeräuber aufgenommen und durchgeführt, welche unter dem Namen der „Vitalienbrüder“ oder der „Likendeeler“ am Schlusse des Jahrhunderts ihre Häupter so übermütig erhoben, — der

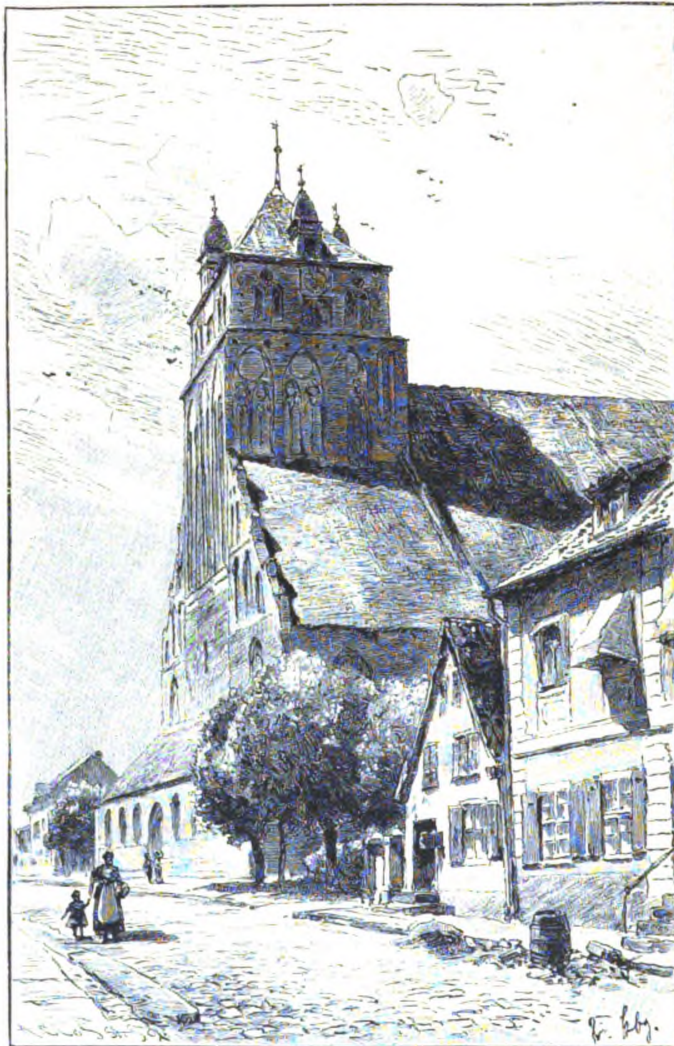


Nikolaikirche (S. 531).

Kampf gegen Godeke Michels und den sagenberühmten Störtebecker. Diese Heldenzeit der Stadt Greifswald, welche den Bürgern auch goldene Beute brachte, ist zwar dem deutschen Volke heute nur noch wenig gegenwärtig; wer Greifswald aber selbst besucht, der erblickt es, wie sie in prangenden Beuten ihren monumentalen Ausdruck gefunden. Damals entstanden diese herrlichen drei Giebelhäuser an der Ostseite des großen Marktes, von welchen unsere Abbildung (S. 525) uns eines vorführt, damals die kirchlichen Neubauten in blühendem, gotischem Stile: der Chor der Jakobikirche, der Turm und der Chor der Nikolaikirche (S. 530), die Turmvorhalle und die südliche

Kapelle bei St. Marien (S. 533). Der fromme Sinn der alten Bürger von Greifswald aber bethätigte sich glänzend auch noch in der Stiftung von zehn Armenhäusern, von welchen das „Waisen- und Arbeitshaus", sowie zwei sogenannte „Konvente" in der Rakowerstraße noch heute fortbestehen, und in letztwilligen Verfügungen über Almosenverteilungen und Seelenmessen.

Schon das 15. Jahrhundert bezeichnet indessen auch für die Stadt Greifswald eine Zeit des Niederganges. Unzählige endlose Fehden zerrissen das Pommernland; Zucht und Ordnung zerfielen: es war jedermanns Hand wider den andern. Ganz allgemein aber ward die Friedlosigkeit und das Verderben, als nach dem Tode des Herzogs Wartislaw VIII. der stolze Stralsunder Oberkirchherr Cordt Bonow für die Herzogin Agnes und deren Söhne die Regentschaft übernahm. Der arge Prälat, in nahem Verhältnisse zu der verwitweten Herzogin stehend, wurde endlich zwar von dem Marschall Degener von Buggenhagen im Jahre 1419 beim Dorfe Groß-Kiesow erschlagen; aber die Ruhe kehrte doch noch nicht zurück. Die Sippe des Getöteten, die Behr, Voß und Zepelin, übernahmen die Blutrache; Viecke Behr spaltete dem Marschall Degener in Gegenwart des Herzogs Wartislaw IX. auf der Mühle von Garbodenhagen bei Stralsund das Haupt. Jetzt verfolgten die Greifswalder ihrerseits jene Edelleute aufs blutigste; ihre Burg Süßerow wurde gebrochen; ein Henning Behr wurde durch die Stadt geschleift und gerädert. Mit Kraft und Entschiedenheit trat endlich Wartislaw IX. diesen blutigen Greueln entgegen; er stiftete ein Landgericht und erteilte den Bürgern von Stralsund, Greifswald, Anklam und Demmin das „goldene Privilegium", welches dieselben gewissermaßen zu Hütern der öffentlichen Ordnung bestellte.



Marienkirche (S. 532).

In dieser schweren Zeit wuchs ein Mann heran, der einst ein Wohlthäter seiner Vaterstadt Greifswald werden sollte. Es war Herr Heinrich Rubenow, altpatrizischen Geschlechtes, welcher seine gelehrte Bildung auf der Universität Rostock erhalten und im Jahre 1447 auf der Hochschule Erfurt die Würde eines Doktors des kaiserlichen Rechtes erworben hatte. Als Syndikus und Bürgermeister von Greifswald, als Rat des skandinavischen Unionskönigs Erich und des Herzogs Wartislaw IX., als Staatsmann und als Krieger gewann er sehr bald die leitende Stellung in der pommerschen Hansa. Für Greifswald aber übernahm er die Ordnung der Gesetze, des Marktverkehrs und des gelehrten Unterrichts. Drei große Werke waren es, die er den kommenden Geschlechtern hinterließ: die „17 Statuten" und die „Bürspreke", sowie die Universität. Mit rastlosem Eifer hatte er sich um das Zustandekommen einer pommerschen Hochschule bemüht; am 17. Oktober 1456 trat dieselbe, das „studium generale", Rubenows „novella plantatio", endlich auch ins Leben. Herzog Wartislaw IX. bestellte Rubenow zum Vizekanzler der Hochschule und zu seinem eigenen Vizedominus; er übergab ihm die silbernen, mit goldenen Kronen geschmückten Zepter der Universität. Die Nikolaikirche zu Greifswald wurde durch den Bischof Henning Iven von Kammin gleichzeitig zu einer Dom- und Kollegialkirche erhoben; man wollte den Lehrern der Hochschule mit Domherrenstellen gern und reichlich lohnen.

Es war indes ein blutiges Ende, welches Heinrich Rubenow, der große Wohlthäter seiner Mitbürger, finden sollte. Wider das Recht der Stadt jagte Herzog Erich II. von Pommern im August 1457 im Walde von Horst, welcher der Stadt verpfändet war; ja, er zwang die Unterthanen von Greifswald zu Jagdfrondiensten. So zog Dr. Heinrich Rubenow gewaffnet aus und überfiel am 22. August die Jagdgesellschaft. Die letztere stob auseinander; Herzog Erich selbst entkam; aber er gelobte dem Bürgermeister und Kanzler blutige Rache. Ein Mann wie Rubenow, das wußte der Herzog, mußte Feinde haben; Erich benutzte den Dr. Heinrich Bukow, den Bürgermeister Dietrich Lange und den Magister Johann Hane, um einen Aufstand gegen Rubenow zu erregen.

Der letztere floh am 22. September 1457 von Greifswald nach Stralsund. Wohl kehrte er schon am 12. Dezember desselben Jahres mit Ehren zurück; — Herzog Erich hatte bei Kordeshagen, unweit von Stralsund, Kaufleute, welche nach Bard zogen, räuberisch überfallen, was man nachmals als den „schnellen Markt zu Bard" bezeichnete; er hatte die Hansa hierdurch tödlich verletzt; — dennoch erlag Dr. Heinrich Rubenow endlich dem Hasse seiner Feinde. Dietrich Lange und der Doktor Bukow nahmen im Einverständnisse mit Klaus von der Osten den Höcker Klaus Hürmann und einen gewissen Damerow in Sold, um Rubenow zu ermorden. Am 31. Dezember 1462 befand sich der Bürgermeister in der Ratsschreiberei, „in der Winterstube nahe am Ofen". Da trat Klaus Hürmann ein; er zog ein Beil unter dem Mantel hervor und spaltete dem Arglosen das Haupt. Rubenows Blut befleckte Wand und Estrich.

Auf Greifswald lag nunmehr der Fluch der bösen That; nimmer vermochte man in nächster Zeit, Frieden und Ruhe zu erlangen. Bald hieß es: „Die Freunde Rubenows sollen in Säcken in den Ryck geworfen werden!" — Bald wiederum: „Der Herzog Erich naht mit Heeresmacht!" Endlich ermannte sich die Stadt. Der Ratmann Henning Hennings, ein Schwestersohn der Witwe Rubenows, der Katharina

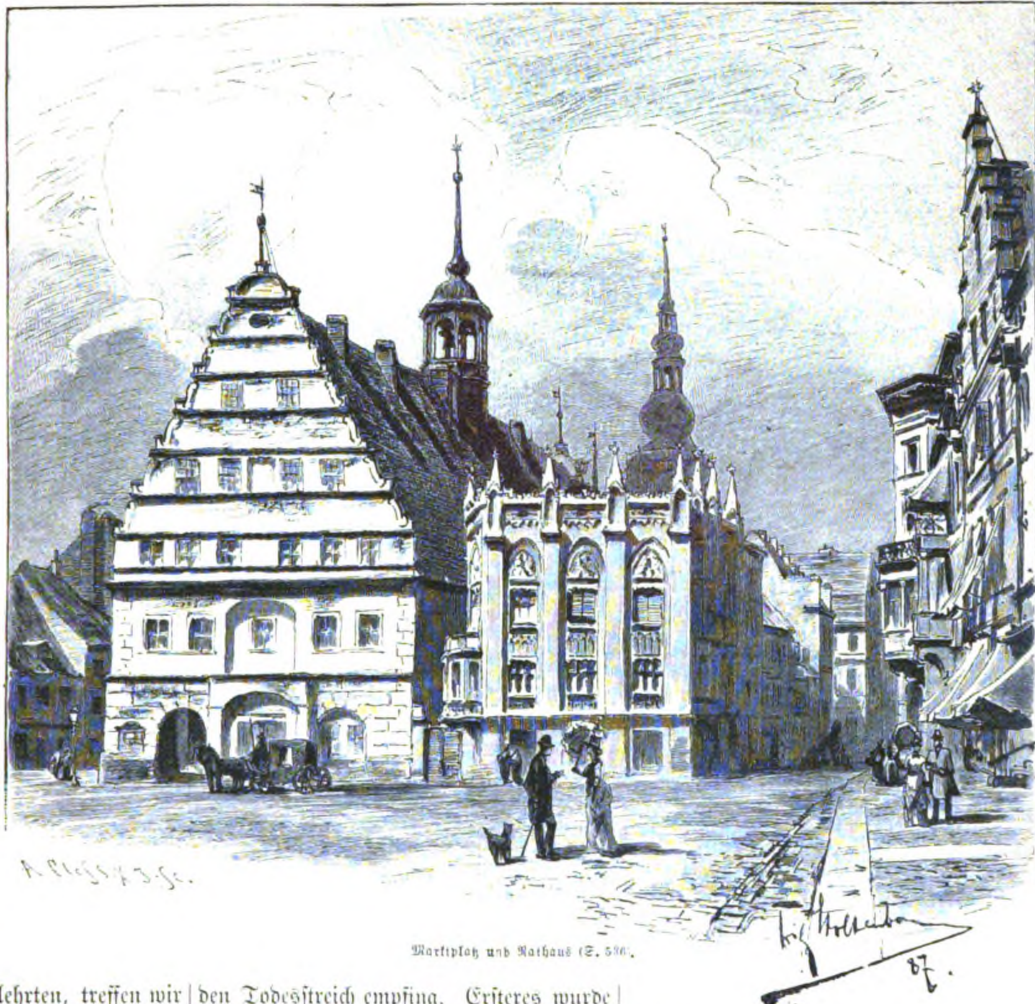
Hilgemann, erhob sich als der Rächer Rubenows; er ließ den sühnefordernden Ruf: „To Jodute!" ertönen, stürmte mit dem Volke nach den Wohnungen der Mörder Rubenows, erschlug Dietrich Lange wie Klaus von der Osten und ließ deren Leichname am 13. August 1463 auf Räder flechten. Furchtbare Ereignisse; — „allein eine versöhnende Hand trug sie nachmals in die Annalen der Universität ein". In ihnen liest man:

„Mögen alle zu ewigem Frieden ruhen, dieweil sie große Gönner und Erhalter der hohen Schule gewesen." —

Noch heute blüht Rubenows Stiftung in hohem Segen fort; das jetzige Universitätsgebäude (S. 527) ist freilich erst im Jahre 1750 von Andreas Meyer errichtet worden. Denkmäler aber auf Dr. Heinrich Rubenow, den hanseatischen Staatsmann, Krieger und Gelehrten, treffen wir auch in dem modernen Greifswald noch an vielen Orten an. In St. Marien befindet sich noch jetzt ein gravierter Denkstein mit dem Bilde des Gekreuzigten, St. Marias und einer knieenden Figur. Auf ihm die Inschrift:

„Uppen nyen jares avende des lesten daghes des jars der bort christi MCDLXII wart slagen her hinrich rubenow, doctor in beyden rechten und borghmester hyr."

In St. Nikolai befindet sich das sogenannte „Rubenowbild", den Herzog Wartislaw mit den ersten Professoren der Universität und Dr. Heinrich Rubenow darstellend. Man besitzt auch sonst noch Rubenowbilder; „sie alle zeigen ein ernstes, entschlossenes Antlitz mit einem Zuge von Melancholie, mit herabhängendem, kurzem Haar und kleinem Barte. Bekleidet ist der Doktor mit einem Purpurmantel und einer mit Pelz verbrämten Mütze." Ein Denkstein freilich in der Franziskanerkirche, welcher die bedeutungsvolle Inschrift: „Erbarmet euch unser, weil uns die Hand des Herrn getroffen hat!" enthielt und auch Katharine Hilgemanns Bild trug, ist untergegangen. So auch Rubenows Wohnhaus, welches mit den drei Windspielen seines Wappens geschmückt war, und die „Schreiberei", in welcher er



Marktplatz und Rathaus (S. 536).

den Todesstreich empfing. Ersteres wurde im Jahre 1800, — letztere ward 1878 abgebrochen. Bei den Kleinodien der Universität, dem Purpurmantel und der Kette des Herzogs Ernst Bogislaw von Croy, dem Teppiche der Herzogin Anna von Croy und dem Siegelringe Bogislaws XIV. wird ferner auch noch heute der Ring eines Eber Burow aufbewahrt, welcher ein Freund und Verwandter des Rubenowschen Hauses gewesen. Einen größeren Bürger als den Doktor Heinrich hat die Stadt Greifswald nimmer gesehen; mit Fug und Recht befindet sich daher das Reliefporträt Rubenows an jenem Denkmale von bronziertem Zink, welches, fast 14 m hoch, im Jahre 1856 zur 400jährigen Jubelfeier der Universität vor dem Universitätsgebäude errichtet worden ist. Auch Rubenows wertvolle Bibliothek ist noch im Besitze der Hochschule. Oft schien's uns im Verkehr mit Greifswalder Studenten mit den wackeren „Pommern", „Westfalen" und „Preußen", als sei etwas von Rubenows mannhaft-stolzem Geiste noch heut ein Erbe der akademischen Jugend von Greifswald.

Allgemeines Interesse gewinnt die Geschichte der wackeren Hansastadt Greifswald nun erst wieder in der reformatorischen Zeit. Da waltet auf dem hochgegiebelten Rathause (S. 536), gewaltig wie Rubenow, der Bürgermeister Nikolaus Smiterlöw, bis ihn die Zünfte vertreiben; da ziehen die Bürger, in Waffen starrend, aus, um Wolde, das Raubschloß der Malzan, zu brechen; da lehrt der berühmte paduanische Professor Peter von Ravenna — „der seltsamste Vogel Minervas, der je über die Alpen geflogen" — an der Hochschule, um im Jahre 1503 doch endlich dem unsteten Drange seines Herzens zu folgen, nach Köln zu wandern und ein Opfer mönchischer Verfolgung zu werden. Er ist spurlos in der Fremde verschollen. „Da wird auch Hutten, heimatslos und krank, der 21jährige Poet, im Jahre 1509 nach Greifswald verschlagen." Der Bürgermeister Wedigo Loetz nahm ihn in sein Haus auf. Noch heut ist's dunkel, warum Ulrich von Hutten an einem eisigen Morgen des Winters 1509 das Patrizierhaus wieder verlassen hat, „nur seine Gedichte im Bündel", — warum die Loetz, Wedigo und Henning, Vater und Sohn, die Stadtknechte dem Ritter nachgesendet und die ihm dargereichten Kleider ihm auf dem eingefrornen Sumpfe zwischen der Weststadt und dem Heiligen-Geist-Hofe wieder entrissen haben. Hutten entfloh nach Rostock; von hier aus schleuderte er dann den Loetzen die ingrimmigsten An-

klagen und den beißendsten Spott entgegen. An Ehren freilich hat auch der Ritter Hutten bei **dem** Handel nicht gewonnen. —

Nur unter harten Kämpfen errang die neue Lehre in Greifswald den Sieg. Noch immer stand die Stadt in einem nahen Verhältnis zur Abtei Eldena; aber der „fürstlich-reiche" Konvent des Klosters drohte bereits zu veröden; der Abt Ewald Schinkel sendete damals den Bruder Lorenz bis nach den Niederlanden hin, um Novizen anzuwerben. Dennoch hielt sich der Katholizismus in Greifswald und Eldena bis in die Jahre 1533/34. Da erschienen die Kommissare der Herzoge Philipp und Barnim auch am Ryck; sie visitierten und registrierten mit habgierigen Blicken das Kirchengut und verhalfen dem lutherischen Prädikanten „Ehren" Kniepstro, der als Studiosus zu Frankfurt an der Oder im Jahre 1518 mit Johann Tetzel einst gar scharfe Lanzen im Disputatorio gebrochen, zu einem hocherwünschten Siege. In Eldena aber trat der „Doktor Pommer", Herr Johann Bugenhagen, zugleich mit Ernst und Milde auf; er prüfte die Mönche, ob sie zum Studium nach Wittenberg gesandt werden könnten. Die Herzöge Philipp und Barnim bemächtigten sich unterdessen des Klosterschatzes und schenkten dem Sakristan Anton Remmelding dafür — eine buntgestickte Kasel. Abt Ewald Schinkel selbst nahm mit einem Leibgedinge von 75 Mark Silber vorlieb. Das Greifswalder Domstift ging nunmehr in den Besitz der Universität über; in den hehren Kirchen der Stadt, in St. Nikolai und St. Marien, aber wurde der Schmuck des alten Kultus zum größten Teil beseitigt. Es ist den Greifswalder Kirchen nicht viel mehr verblieben als hier und dort ein Grabstein, ein Bild, eine Schnitzerei, eine Inschrift, ein lateinischer Spruch oder ein altpatrizischer Wappenschild. Hier in St. Marien die Zeichen der Gruwel, Corswant und Völlschow; dort in St. Nikolai das Denkmal des Abtes Hartwich von Eldena und die ernsten Sprüche:

„Generatio advenit, generatio praeterit,
Tene prudentiam, vita stultitiam."

Das ist nicht viel von alter Kunst. Beredt aber sprechen diese Gotteshäuser gleichwol von der alten Zeit. Obwohl die Turmspitzen entweder nicht vollendet worden oder im Laufe der Zeiten zusammengestürzt sind, steigen diese Backsteinkirchen machtvoll auf, wuchtig und trutzig wie althansisches Bürgertum, Marken dem Schiffer auf der See, mit ihrer imposanten Ruhe Frieden **ihm** nicht minder in die Seele träufelnd als dem bedrängten und geängsteten Menschenkinde, welches zu Lande ihnen naht. —

Mit dem Abschlusse des Mittelalters verliert die Geschichte von Greifswald ihren dramatischen Reiz. Nicht etwa, daß die bürgerlichen Kämpfe jetzt für immer schwänden; allein sie werden hier ebenso kleinlich wie überall im Deutschen Reiche; die althansische Größe war eben unwiederbringlich dahin. Doch weiter! Der 30jährige Krieg entladet sich gleich einem furchtbaren Gewitter auch über Greifswald; die Kaiserlichen nehmen unter dem Obristen Perusi hier ihren Sitz, während Stralsund sich glorreich gegen Wallenstein verteidigt. Da wächst die Not in furchtbarer Weise; man muß Münzen aus Zinn herstellen; sie tragen die Inschrift:

„Necessitas Gripswaldiæ."

Endlich wird Perusi am 11. Juni 1631 von schwedischen Reitern erschossen; König Gustav Adolf zieht ein: man feiert fortan ein „Perusiusfest". Gütig sucht noch Bogislaw XIV., der letzte seines Stammes, seiner Stadt Greifswald dauernd **dadurch** aufzuhelfen, daß er Kloster Eldenas rauchgeschwärzte, heut so hold umgrünte Trümmer samt 21 Dorfschaften ihr vereignet. Dann aber geht der letzte edle Greif zur Ruhe; er verscheidet am 20. März 1637 auf dem Schlosse zu Stettin. Treue Diener hüteten seine Leiche 17 Jahre lang, bis sie 1654 endlich im Dome zu St. Otto der Oderstadt Stettin in die heimische Erde versenkt ward.

Pommern befand sich nunmehr unter schwedischer Herrschaft; von einer Zugehörigkeit Greifswald zur Hansa war nimmermehr die Rede. Auf der „Oie", jener kleinen Insel, welche die Einfahrt in den Greifswalder Bodden bewacht, hatte jetzt der Feldmarschall Wrangel sich festgesetzt. Man kann nicht sagen, daß es den Pommern unter schwedischer Herrschaft **schlecht** ergangen sei; die Greifswalder waren daher auch wenig geneigt, sich dem Großen Kurfürsten zu ergeben, als er sein Erbrecht auf Pommern geltend machte. Mutig schlugen die Bürger unter dem schwedischen Kommandanten Müller von der Lühe im Jahre 1659 den Angriff Friedrich Wilhelms zurück, und auch 1678 kapitulierte der Obrist Vinting erst dann, als der Große Kurfürst nach vier Monate währender Belagerung sein furchtbares Bombardement begann. Das Tagebuch des Kammerherrn von Buch gibt anziehende Einzelheiten aus diesen Kämpfen vor Greifswald an.

Indes, noch währte es lange Zeit, ehe das Haus Hohenzollern erhielt, was ihm rechtmäßig gebührte: das Erbe der Greifen. Noch kamen für Greifswald die Tage der „Burggrafen" König Karls XII., wie jetzt die Bürgermeister hießen, die Stürme des Siebenjährigen Krieges und der Franzosenzeit; erst im Jahre 1815 gelangte Greifswald mit Neuvorpommern an Preußen. Die alte, ehrenreiche Hansastadt hatte damals nur etwa 7000 Einwohner; jetzt zählt sie deren dreimal soviel. Erst die Hohenzollernzeit hat dann auch die Liebe zu den großen Erinnerungen Greifswalds wieder erweckt; erst sie hat die Altertümer, diese ragenden Kirchen und Giebelbauten, sorglich gepflegt und Rubenows Stiftung, das Kleinod der alten Bürger, zu neuem Ruhme geleitet.

Ehe wir indessen die Stadt mit ihren lieblichen Wandelbahnen und den schattigen Anlagen auf den Kronen der alten Wälle verlassen, begeben wir uns noch einmal zu jener Stätte, welche wir zuerst betreten haben.

„Mein Eldena, um deine grüne Trümmer
Rankt die Erinn'rung sich, dem Epheu gleich!"

singt auch der Greifswalder Bursch und der Schüler der landwirtschaftlichen Hochschule von Eldena (S. 520). Welch köstliche Ruhe hier im „Elisenhaine" und drüben bei dem Fischerdorfe Wyck, dem beliebten Badeorte! In den herrlichen Ruinen des Klosters aber treffen wir noch manchen grauen Grabstein an; Aebte des Stiftes, geharnischte Söhne des alten Hauses der Lepel mit lockigen Häuptern, friesische Bürger von Greifswald treten uns auf ihnen entgegen, — betend, das Schwert oder den Abtsstab und das Breviertäschlein haltend. Wie uns das so lebendig in die alte Zeit versetzt! Nicht fern im Walde aber steht eine Eiche von vier Metern im Umfang, mit Epheu bis in die höchsten Zweige umrankt. Die Gruppe macht einen gewaltigen Eindruck; „sie bildet ein Stück Urwald, welches uns mitten in dem wohlgepflegten Forste hoffentlich noch recht lange erhalten bleiben wird". Ja, wenn die Eiche und der Epheu berichten könnten von den fromm-fröhlichen Vätern des Klosters und von den mannhaften, hochsinnigen Bürgern von Greifswald, die hier einst Ruhe gesucht! — Lebensvoller würde dann die alte Zeit vor unsern Blicken stehen.

Deutsche Sprachinseln in Italien.

Von

Woldemar Kaden.

„Der Zweig eines Volkes, der über ein völkerscheidendes Gebirge sich hinüberstreckt, wird unwiderstehlich nach und nach in das fremde Volk eingeschmolzen, wenn nicht vom Bildungsmittelpunkte der eigenen Nationalität außerordentliche Anstrengungen ausgehen, seine Sprache und Sitten zu retten."
(Fr. Th. Vischer, „Altes und Neues".)

An der deutschen Nordseeküste, abgeschieden vom Mutterfestlande, liegen, weder durch Natur noch durch Kunst geschützt, die kleinen Eilande der Halligen. Das Meer umringt sie, oft geht seine Flut über sie hin; die Woge nagt an ihrem Saume und bröckelt jedes Jahr neue Stücke von ihnen los, und ihre Bewohner können die Jahre und Tage zählen, wo dereinst das Erdteil ihrer Kinder für immer dahingegangen sein und das Dampfboot ungehindert über die Tiefen dahingleiten wird, in denen ein gutes Stück gesunden Deutschtums wie ein märchenhaftes Vineta dahingesunken.

Diesen Halligen gleich liegen und lagen im Süden des deutschen Sprachkontinents, über seiner Grenze, jenseits der völkerscheidenden Alpen zahlreiche deutsche Sprachinseln, die einst, zur Zeit der Völkerstürme, der Völkerwanderungen und später von der Muttererde sich losgerissen, oder als Neubildungen aus dem Meer der Lingua romana hervortraten und durch Jahrhunderte mit der germanischen Mutter

Fühlung behielten. Aber die fremde Völkerflut umwogte sie unausgesetzt, sie nagte an ihnen; viele deckt bereits die Flut und nur ein gutes Auge vermag die Schollen und Trümmer in der Tiefe zu erkennen; aber wenige trotzten dem Anprall, und gleichgültig fahren heute die deutschen Gedankenschiffe über die Stellen hinweg, wo ein solches Stück Vaterland im Grunde liegt.

Wer, wenn er in seinem südwärts, die Brennerstraße hinabhastenden Eisenbahnzuge sitzt, und des Weges fährt, den einst die Cimbern und Teutonen, die deutschen Kaiser, die deutschen Heere zogen, wird berührt durch den Gedanken an dem Untergange geweihte, an bereits untergegangene deutsche Sprachinseln? Er ist in Südtirol, in dem von Jung-Italien so heiß begehrten Trento, und welsche Laute erfüllen es; er steigt in die Ebene von Verona hinab und einzig das Italienische hat noch Berechtigung, kaum daß er bei dem Namen Veronas sich erinnert, welche Bedeutung diese Stadt in der gotisch-lombardischen Zeit besaß, da der Ostgotenkönig „Dietrich von Bern", d. h. Theoderich von Verona, hier seinen Sitz hatte und die „homines teutonici" in den Thälern und Bergen ringsum in Ehr' und Ansehen standen und mitten unter den Welschen ihre deutschen Burgen bauten, ihr selbständiges Wesen führten.

Es mag wohl kommen, daß ein absonderlicher Fußwanderer, der es nicht so eilig nach Florenz, Rom und Neapel hat, sich in die Veroneser Berge, ins Friaul verirrt, irgend einen alten Mann, ein altes Weib fragt und zu seiner Verwunderung in einem verschollenen Dialekte hört: „Gatar a Berne?" (Geht Ihr nach Verona?") Oder daß ein blonder Knabe ihm auf die Frage nach seiner Herkunft antwortet: „I pi an Cimbar!" Und die Alten: „Bir saint Cimbarn; bir prechten Cimbar." („Wir sind Cimbern, wir sprechen cimbrisch") Der Wanderer steht alsdann am Ufer einer der bekannten Sprachinseln in Italien, die von Leuten germanischen Stammes bewohnt sind, wie man bei näherem Zusehen aus ihrer Sprachweise, aus gewissen Sitten, Legenden, ihrer Tracht, ihrer Art zu bauen, oder aus Dokumenten, die den Gebrauch der deutschen Sprache in früheren Jahrhunderten bekunden, erkennen kann.

Das vornehmste dieser Gebiete ist das deutsche Südtirol, das mittagwärts vom Brenner das Eisack-, Wipp- und Pusterthal, das obere Etschthal mit seinen Nebenthälern umfaßt und sich bis Salurn unterhalb Bozen erstreckt.

Von geringerer Ausdehnung, aber wichtiger und interessanter sind die deutschen Sprachinseln, die gewisse Thäler und Gebirgshänge an den Wasserläufen der venetischen Abdachung und im Po-Becken einnehmen.

Ihrer Gruppierung nach werden sie gewöhnlich (s. Arturo Galanti, „I Tedeschi sul versante meridionale delle Alpi") in drei Regionen zusammengefaßt: eine zentrale in Welschtirol, eine östliche im Friaul, eine westliche in Piemont.

In der zentralen Region finden sich im Norden des Nocethales, im Noesthale die rein deutschen Gemeinden Laurein, Proveis, St. Felix und Unsere Frau im Walde oder Frauenwald. Auch der Hauptort Fondo muß einst deutsch gewesen sein, wie aus Inschriften an Häusern, aus ganz deutschen Familiennamen und vielen deutschen Benennungen häuslicher Geräte u. a. erhellt, jetzt aber sind die Leute Italiener. In Proveis jedoch sind sie Deutsche und wollen Deutsche bleiben; es fällt hier keinem Burschen oder Mädchen ein, wenn sie die italienische Sprache auch gut inne haben, eine Ehe mit einem italienisch Redenden einzugehen. An den Quellen der Brenta, nicht weit von Pergine, liegt eine Dörfergruppe, Aichlait, Gereut, Floruz und Palai, von Deutschen bewohnt, welche den sonderbaren Namen der „Mocheni" führen. Zur Etymologie dieses Namens, der als Spott- und Uebername gebraucht wird, ist gesagt, er sei entstanden, weil diese Leute in ihre Rede gar häufig das Wort „moche" (machen) verflochten haben. Zu diesen Mocheni mag auch Vignola gerechnet werden. Weiter über den Quellen des Astico findet sich St. Sebastian, daneben das enge Thal Folgereit, und drei Stunden von St. Sebastian, gegen Osten, am Rand einer Hochebene Luserna. Diese Hochebene ist jene der vielgenannten „Sette Comuni", sie ist bereits mit Ausnahme des zum Trento gehörenden Luserna italienisches Gebiet.

Jenen ebengenannten deutschen Gemeinden Welschtirols wären noch die Orte anzufügen, von denen nachgewiesen wird, daß in ihnen einst das deutsche Element vorherrschte. Diese sind Nave S. Rocco, Grumo, Mezzotedesco (Deutschmetz) und Rovere della Luna (Eichholz) auf dem rechten, Lavis, Faedo und St. Michael auf dem linken Etschufer. Deutsch sprach man ferner zu Casleß und in den anderen Gemeinden des Avisiothales, in dem ganzen Thal und in der bergigen Zone von Pinè zwischen Pergine und dem Val Cembra, selbst in der Gemeinde Pergine und in ihrer Nachbarschaft; am Caldenozzosee, in Castagnè, Cento, Mattaro und Calceranica; ferner in Lavarone (Lafraun), auf allen Höhen, welche die Brenta linksseitig begleiten, bis Borgo in Valsugana und endlich in den Thälern der Ronchi und des Terragnolo, in Mallarsa und auf den Bergen westlich von Rovereto längs des Ostufers des Gardasees.

Die Deutschen, welche noch heute zerstreut und vergessen in den Thälern des Avisio, des Fersina, der Brenta und des Noce sich finden, werden auf gegen 7000 geschätzt.

Von den Tridentiner Alpen gehen wir zu den Venetischen über und stoßen hier auf die „Sette Comuni" im Vicentinischen, und auf die „Tredici Comuni" im Veronesischen, zwei gebirgige Gebiete an der äußersten Ostgrenze der Rätischen Alpen: das eine oberhalb Veronas, das andere oberhalb Vicenzas. Nur in wenigen kleinen Ortschaften erklingen heute hier noch deutsche Laute; ganz zweifellos aber ist, daß unsere Sprache vorzeiten in diesen Gegenden große Verbreitung hatte.

Die „Sieben Gemeinden" liegen auf der Gebirgslinie, die zwischen dem Astico und der Brenta sich hinzieht, zum Teil auf einer ziemlich ausgedehnten, bis 1000 m ü. M. sich erhebenden Hochfläche, zum Teil am östlichen und südlichen Hange derselben, mit einem Flächenraum von etwa 6000 Hektar und einer Bevölkerung von annähernd 26 000 Seelen. Diese Gemeinden heißen Asiago (Slege), Roane (Roban), Rozzo (Rotz), Gallio (Ghael), Fozza (Wüsche), Enego (Genebe), S. Giacomo di Lusiano (Lusan). In Lusiano und Enego ist die germanische Sprache schon längst verklungen, in den anderen Gemeinden findet sie als Trümmerwerk sich neben der italienischen. In Roane und Fozza ist es die Sprache des Hauses und der Familie.

Durch Luserna, das, wie bereits erwähnt, auf derselben Hochfläche liegt, aber zu Tirol gehört, werden die VII Comuni mit dem deutschen Gebiete des Trento in Verbindung gebracht.

Die diesen VII durch Sprache und Sitten verwandten XIII Comuni liegen östlich von der Etsch zwischen Verona und Ala ebenfalls auf einer Hochfläche und auf Bergzügen, die von der Lessinikette mittagwärts sich abzweigen und in der Ebene verlaufen. Ihre Namen sind Erbezzo, Bosco Frizolane oder Chiesanuova, Val di Porro, Cerro, Roverè di Velo, Porcara oder Tavereole, Saline, Velo, Azarino, Campo Silvano, Badia Calavena, Selva di Progno, S. Bartolommeo tedesco. Die deutsche Sprache lebt aber ausschließlich nur noch in zwei Ortschaften: in Campo Fontana (Fontà) und in Ghiazza (Gliezen). Die Bevölkerung beträgt gegen 14000 Seelen.

Die VII und die XIII Gemeinden sind deutsche Sprachinseln sozusagen und als Ueberreste eines Sprachkontinents anzusehen, denn nicht nur, daß die heute entschieden getrennten einst mit dem Norden und unter sich durch Zwischenglieder in Verbindung standen, es breitete sich dieses Sprachgebiet auch auf viele Ortschaften weiter gegen Süden hin aus. Die beiden Sprachinseln sind Hochflächen, wurden also in ihrem Eigenwesen durch die Natur ihrer Lage länger erhalten, während die deutsche Sprache im Flachlande, allen Einflüssen preisgegeben, rascher von der italienischen aufgesaugt, dahinschwand. Nachgewiesenermaßen sprach man im 17. und 18. Jahrhundert noch deutsch in Recoaro und in Velo d'Astico; im 16. in verschiedenen Gemeinden des Chiampothals, im Agnothal, in den Thälern der Conti, der Signori, von Posina und zu Enna zwischen Tretto und Recoaro; ebenso in den jenen VII Comuni sich westlich anschließenden Ortschaften und in Torrebelvicino bei Schio und in Tonezza; im

15. Jahrhundert in Schio und in Tretto, auf den Höhen von Malo zwischen Schio und Vicenza und in Priambona, Campopiano, Faedo und Laguzano.

Orts- und Familiennamen deutschen Ursprungs finden sich noch zahlreich im Val Posina oberhalb Recoaro, in Recoaro selbst, in Tretto, Schio, St. Orso, in Magrè bei Schio und bis in die Nähe des Lago di Simon, südwestlich von Vicenza. Freilich ist es schwer, aus Crove: Gruben, aus Visele: Wiese, aus Loata: Leite, aus Sea: See heraus zu lesen und zu hören. Priester aus Deutschland gekommen oder berufen, standen bis ins 15. und 16. Jahrhundert hinein den Gemeinden von Arzignano, Nogarola und Durlo (im Chiampothal), den Gemeinden des Agnothales, von Conco, Rovegliano, Arsiero, Caltrano und Chiuppani, von Montecchia (zwischen Vicenza und Verona) und einiger Ortschaften selbst zwischen Vicenza und Padua, hauptsächlich auf den Monti Berici, u. a. vor.

Deutschen Ursprungs soll der Name des Berges Baldo, Ostufer des Gardasees, sein, so auch verschiedene Ortsnamen in lombardischen Alpenthälern, wie Dorso, Ansuro (Ansuhr), Erbanno (Heerbann), Lando (Land), Borno (Born) u. a. Diese Namen können freilich nicht als Beweis dienen dafür, daß das ganze anliegende Gebiet, über das jene deutschbenannten Orte und Schlösser ausgesät lagen und liegen, ausschließlich von Deutschen besetzt war.

So viel vorläufig über die Zentralregion.

In dem östlichen oder friulanischen Gebiet gelang es den Deutschen, nur in drei Ortschaften sich wirklich festzusetzen: in Bladen oder Pladen (it. Sappada), in Zahre (it. Sauris) und in Tischelwang oder Tischlein (it. Timau), drei getrennte, aber benachbarte Inseln, die man oberhalb Ampezzo und Tolmezzo, zwischen den Quellen der Piave und des Tagliamento (Karnische Alpen) zu suchen hat. Bladen ist eine aus dreizehn kleinen Ortschaften bestehende Gemeinde von 1400 Einwohnern, Sauris hat deren 800, und nur wenig mehr zählt Timau. Nevò, eine Häusergruppe bei Timau, erscheint in den alten Kirchenbüchern als Nußdorf, und seine Bewohner, wie jene des nahen Fleckens Ligusolo, haben deutsche Familiennamen.

Wandert man von Sappada und Sauris aus gegen Pordenone, Udine und Cividale, so stößt man auf Orte und Berge, deren Namen in der Ueberlieferung unter zwei verschiedenen Formen: friulanisch und germanisch, auftreten. Ampezzo, deutsch Petsch, Tolmezzo = Schönfeld, Venzone = Peißelsdorf, Gemona = Clemaun (einst Claudia Emona), alter Mittelpunkt des Handels mit Deutschland, Castelnovo = Neuenhaus, Pordenone = Portenau, Cividale = Sibidat, Udine = Weiden, Monfalcone = Neumarkt, Viglia = Fidelsdorf, Duino = Tybein, Mestre = Meisters.

Thomasin von Zirkläre (Tommasino dei Cerchiari), ein Dichter des 13. Jahrhunderts, zu Gemona lebend, dichtete in deutscher und romanischer Sprache.

Viele Schlösser in Friaul (s. Zahn, „Die deutschen Bürger in Friaul") hatten im Mittelalter deutsche Namen. Man findet sie gleichsam in zwei Reihen aufmarschiert, die eine, gegen Cividale gerichtet, im Südosten, die andere, dem Laufe des Tagliamento folgend, im Südwesten; auf letzterer Reihe liegen Solimberg (Schönberg), Spilimbergo (Spingenberg), Richimweld (Reichenfeld), Moccumberg (Münchenberg); die Südostlinie bilden Starhenberg, Assenstein, Satimberg (Schattenberg), Rabinstein, Pattinstein (Perchtenstein, ital. Partistagno), Grafenberg, Grusberg (Urus- oder Auersberg), Gronumberg (Kronen- oder Grünberg), Dorimberg, Haumberg und Strassold.

Auf Schloß Grafenberg oder auf Soffunberg dichtete Hartmann von Aue ausgangs des 12. Jahrhunderts. Viele deutsche Adelsfamilien (wie die Andechs, Peckau, Grafen von Görtz, Herzöge von Oesterreich und von Sachsen, Herbertstein, Ech, Mels, Auersperg, Eppenstein, Ortenburg u. a.) besaßen im Friaul Güter, auch viele deutsche Klöster und Abteien fanden sich, und was die lombardischen und friulanischen Burgen deutschen Namens betrifft, so irrt man nicht in der Annahme, daß sie fast alle oder wenigstens zum größten Teil von mittelalterlichen Lehensträgern gegründet waren. Den Burgen und Besitzungen ist kaum der deutsche Name geblieben, um sie herum wohnt kein Bauer, der nicht friulanischen Dialekt spräche. Alle diese Herzoge, Grafen und Barone, Vasallen und Hörige, die auf dem breiten italischen Sprachmeer vereinzelt schwammen, mußten bald in diesem untergehen; während jene, die in einem größeren, vorher schon bestehenden germanischen Zentrum standen, wo frisches Blut vom Mutterlande zufließen konnte, Sprache und Sitten auf länger hinaus erhielten.

Irren würde, wer auf Grund der großen Verbreitung des Deutschtums im Friaul annehmen wollte, daß dieses ein ganz deutsches Land gewesen.

Wir schreiten hinüber zur westlichen oder piemontesischen Region. Diese liegt, wie ihr Name sagt, in der Provinz Piemont. Nur eine dieser westlichen Inseln gehört zum schweizerischen Kanton Tessin: Bosco, denn sie liegt im Val Rovana, nordwestlich von Locarno, am Lago Maggiore. Im Westen haben wir die Val Maggia, und von dieser, durch eine Bergkette geschieden, wendet sich mittagwärts die Val Formazza oder das Pomatterthal, das piemontesisch ist. Hier nun ist die Vorgemeinde Ponmatt oder Pommat an den Tosaquellen deutsch. Geht man dieser Tosa in Val d'Ossola nach bis nahe an ihrer Mündung in den See, so gelangt man nach Ornavasco (Urnavasch) an der Simplonstraße. Wendet man auf dieser Straße sich gegen das Wallis, so trifft man, noch vor der Paßhöhe, in Val Vedro auf den deutschen Dialekt des Oberwallis in zwei von Brieg abhängenden Pfarreien: Simpelen (Simplon, ital. Sempione) und Ruden (Gondo).

Weiter gegen den Monte Rosa zu, in den im Süden und Osten ihm anliegenden Hochthälern, finden sich sieben von deutscher Bevölkerung bewohnte Gemeinden, von Albert Schott als Silvier (Monte Rosa = Mons Silvius) bezeichnet. Am oberen Laufe des Lys, eines Nebenflusses der Dora Baltea im Lysthale, liegen in einer Höhe, wo schon ganz alpines Klima herrscht, zwischen Kastanienwäldern zunächst Issime, höher hinauf Gabi, dann Gressoney St. Jean und dicht am Rande der Gletscher Gressoney la Trinité; an den Sesiaquellen im großen Sesiathal: Allagna; an einer Quelle des Sarmenta, eines Nebenflusses des Sesia: Rima San Giuseppe; an den Anzaquellen, deren Wasser der Tosa zufließen, im Anzascathal: Macugnaga; und endlich, inmitten italienischer Gemeinden, südlich vom letztgenannten Thale: die Gemeinde Rimella.

Es ist verwunderlich, in einem Orte mit ausgesprochen französischem Namen wie Gressoney St. Jean deutschredende Bewohner zu finden. Das mag wohl einen Etymologen zur Deutung des Namens als „Kressen-Au" verleitet haben, während andere Sprachgelehrte ihn gar von „grex sonax", Herde mit Glöckchen läutende Herde, herführen wollten.

In den genannten sieben Gemeinden zählt man gegenwärtig 7400 Einwohner, das deutsche Element am Fuß der penninischen Alpen muß aber dereinst eine weit größere Ausdehnung gehabt haben; die deutschen Gemeinden grenzen auch hier dicht aneinander und außerdem sprach man deutsch noch in zahlreichen anderen Gemeinden, wie man denn jetzt noch Spuren deutschen Gepräges in den Dialekten des großen Aostathales, längs des Laufes der Dora Baltea, in den Typen und dem anthropologischen Charakter der Bewohner und in vielen Urkunden gefunden hat.

So schrieb der Schweizer Historiker Tschudi in seiner „Gallia Comata" im 16. Jahrhundert, daß in Valsesia es ein deutsches Kirchdorf, genannt Presmello (Preßmilch) gab, dessen Einwohner als treffliche Maurer und Steinmetzen bekannt waren. Von diesem Dorfe ist keine Spur übrig geblieben.

Im Val d'Ayas, westlich vom Losathal, heißt ein kleiner Bezirk „Cantone degli Alemanni", deutsch wird nun hier zwar nicht mehr gesprochen, aber viele Familien und Besitztümer führen noch gut deutsche Namen. In der Valle Vogna, wo jede Spur lebendigen Deutschtums längst verwehte, erinnern noch Namen von Orten an die Zeit, wo es auch hier blühte; wie aus alten Märchen klingt es herüber: Wasser, Hoch, Platte, Grabe, Tanne, Stotz, Grate, Scilte.

Auch in den sieben Gemeinden ist das Deutsche stark im Rückgange, es lebt so eigentlich nur noch in Gressoney und in Formazza. Nachzuweisen ist, daß in Ornavasco bis 1771 deutsch gepredigt, in Ri-

mella bis 1829 deutsche Schule gehalten ward.

In den VII und den XIII Gemeinden und in jenen am Monte Rosa also spricht man deutsch? Was für deutsch? Die Frage erscheint trotz der Hunderte von Büchern, die über dieses Thema veröffentlicht wurden, noch nicht befriedigend gelöst zu sein. Der ruhige Franz Tappeiner sagt in seinen „Studien ꝛc." 1883, daß die deutschen Sprachforscher über die deutsche Mundart der genannten „Inseln" sich noch nicht klar ausgesprochen haben. Münster und Björestahl erkannten in den Sprachen der VII und XIII Gemeinden eine gewisse Verwandtschaft mit der alten Sprache der südlichen deutschen Stämme, also mit dem Althochdeutschen; Murators, Maffei, William Edwards, König Johann von Sachsen u. a. mit dem Niederdeutschen, andere mit der skandinavischen Sprache, noch andere mit dem Gotischen. So sagt man in Gressoney, Issime u. a. O. **Atto** oder **Atta** für Vater, und Atta findet im Gotischen sich neben Fadar; **köden** in den VII Gemeinden, **kuden** in den XIII; chjedan am Monte Rosa bedeutet **reden**, gotisch **qvithan**, ahd. **quedan**. Ein Nebenfluß des Lys (Lesa) heißt Lö-Bach, und Loo (ahd. Löh) ist ein uraltes deutsches Wort und heißt Wald; es findet sich in vielen Ortsnamen als -loo, -lau, -loch vor.

Der bayrische Philolog Schneller, der den „cimbrischen" Dialekt am eingehendsten studierte, fand, daß er den Stempel einer Epoche trage, die nicht über das 12. und 13. Jahrhundert hinausreicht, also dem Mittelhochdeutschen angehört; auch von den anderen deutschen Gemeinden wurde das Gleiche behauptet. Nun aber sollen die Namen der Flüsse **Brenta** und **Bacchiglioni**, die auf eine gewisse Strecke der deutschen Zone Venetiens und Trients angehören, deutschen Ursprungs sein. Die Brenta, im Altertum Medoacus, wird mit diesem Namen schon in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts genannt, wo Venanzio Fortunato di Valdobbiadene in seiner „Vita S. Martini" schreibt: „Hinc tibi **Brinta** fluens iter est." Daraus also, und wenn man den Namen von **Brüntz** (im Altd. Quelle bedeutend, jetzt Brunnen) ableitet, wäre zu schließen, daß Deutsche schon vor dem 6. Jahrhundert an den Brentaquellen gesessen haben. Und so entstammt der Name des Bacchiglione dem germanischen **Bach** (Bächele, Bächlein.)[1]

Die Leute der Gemeinden selbst nennen sich, wie oben gesagt, **Cimbern** und ihre Sprache die **Cimbrische**, und so hat man sich denn nach Kräften bemüht, sie als Nachkommen jener Cimbern darzustellen, die im 2. Jahrhundert v. Chr. aus dem germanischen Norden kamen und sechs römische Heere vernichteten, zuletzt an der Athesis (Etsch) Q. Lutatius Catulus aus dem verschanzten Lager trieben, bis Marius sie auf den Raudischen Feldern bei Verona vernichtete. Nun wäre die Sache sehr einfach: die Reste der geschlagenen Cimbern warfen sich, obschon der Weg dahin ziemlich weit war, in die Berge nördlich von Verona, wo ihnen die rauhen Bewohner der Rätischen Alpen Land anwiesen, wo sich ihre nordische Sprache durch sechs Jahrhunderte der Römerherrschaft erst und dann über diese hinaus erhielt bis auf unsere Tage. Das wäre recht ehrenhaft, und die Leute in den VII und den XIII Gemeinden glauben daran wie an das Evangelium. Als 1709 Friedrich IV., König von Dänemark mit großem Gefolge von Vicenza nach Asiago hinaufstieg, wurde er mit dem Geschrei: „Es lebe unser König" von den „Cimbern" empfangen, denn aus Dänemark sollten die ja möglicherweise kommen. Diese cimbrische Erinnerung ist aber nichts als eine rein litterarische im 14. Jahrhundert aufgekommene, und die „Volksüberlieferung" thut nichts, als diese wiederholen. Ganz zweifellos hatten die Bewohner der VII und XIII Gemeinden ihre eigentliche Abstammung und Herkunft vergessen, nahmen nun die von den Litteraten der Renaissance Vicenzas erdichtete Legende sehr wohl auf und halten sie in ihren Nachkommen für wahr. Schneller in seiner Schrift: „Ueber die **sogenannten** Cimbern" war der erste, der diesen Ursprung nachwies. Was wurde, auch in diesem Jahrhundert noch nicht alles zu dem Cimberbeweis hervorgesucht: Eigennamen wie Cimberle, Cimberlin, Gerätsnamen wie „Cimberache", wie auf cimbrisch die Art heißen sollte, die sich als einfache **Zimmerhacke** entpuppt. Und so mögen wir bei diesen Namen viel eher an Zimmerleute, Zimmern, Zimbar (Holzbau ahd.), Zimbra, ein altdeutscher Ortsname, und selbst an die Völkerschaft der Symbri denken, nicht mehr aber an die eigentlichen Cimbern.

Uns genügt, daß wir es mit germanischen Lauten und Leuten zu thun haben, obschon es uns schwer fällt, eine **Verständigung** mit ihnen zu erzielen, was schon Francesco Corna, ein Dichter des 15. Jahrhunderts erkannte, wenn er sagt:

„La lingua loro al germanico pende
Ma con buoni Tedeschi non s'intende."

Aber ihre Weise ist deutsch. So ist ihre Art zu bauen germanisch, wie Tacitus in seiner „Germania" sie beschreibt: „Sie dulden keine aneinander gebauten Wohnungen. Einsam und abgesondert bauen sie sich an, wo eine Quelle, eine Aue oder ein Gehölz ihnen wohlgefällt. Dörfer legen sie an, nicht wie wir (Römer) mit fortlaufenden aneinander gebauten Häusern. Jeder macht sich einen freien Platz vor sein Haus, entweder zur Abwehr von Feuersgefahr oder aus Unkenntnis der Baukunst." In den deutschen Gemeinden der italischen Alpenhänge finden wir nur ein kleines Zentrum von Gebäuden, deren Kern die Kirche ist; an diese schließen sich an die Pfarre, die Schule, das Gemeinde- und Gasthaus; der Rest der Wohnungen ist zerstreut in langen Abständen und bildet nur hier und da kleine Gruppen wie die italienischen „Casali". Mag nun der Name der Zentralstätten keltisch und ligurisch, rätisch oder romanisch sein, die einzelnen Höfe und Weiler haben immer rein deutsche Namen gehabt, was darauf deutet, daß die Deutschen als Einwanderer zu betrachten sind. Die ersten mögen ja als Flüchtlinge gekommen sein, die sich auf sichernden Höhen ansiedelten, dann aber wurden sie stärker, auch durch neue Zuzüge, und stiegen von den Bergen in die fruchtbareren Thäler herab. Fanden sie da an einem von Eingeborenen schon bewohnten Hauptorte einen Namen schon vor, so modelten sie diesen sich nach deutschem Munde, die neubegründeten wurden deutsch getauft.[1]) Das waren jedoch nur Aeußerlichkeiten, sie blieben aber auch ihrem Wesen, ihren Sitten und Gebräuchen treu. Molon schreibt über die VII Gemeinden: „Charakteristisch ist ihnen die Treue gegen die Häupter, traditionell die Achtung vor den Vorgesetzten. Die Sitzungen wurden öffentlich gehalten; die verschiedenen Lebensabschnitte, Verträge und häusliche Ereignisse feierte man durch Gelage, in denen die Unmäßigkeit hergebrachte Sache war. Die Verhandlungen führte man beim Glas, wo niemand sich verstellte, die Beschlüsse wurden bei nüchternem Zustande gefaßt. Sie tättowierten sich, wie es die alten Germanen gethan haben sollen" u. v. a. m.

Christian Schneller („Skizzen und Kulturbilder aus Tirol-Innsbruck 1877") hatte damals noch Gelegenheit, in Giazza mit cimbrischen Leuten zu reden, und auf seine Frage an eine Alte, ob die verliebten Burschen der VII Gemeinden auch „Fensterlen" gehen, wird ihm die Antwort, daß solches gegen die gute Sitte sei, trotzdem aber mancher Knabe abends ins „Filo", um mit seinem Schatz zu sprechen, aber...

„An botte (una volta) ist gawest a buobe, dear ist gangen a filo gan ar diarn verre ute Funta (weit außerhalb Fontane) ze röden 'n dar diarn. Ar hat garödt a weil, und doßo (nachher) ist ar gangen huam. Wenne ar ist gawest an halbern weg, saint gawest zwai tötschen (teza. Heuschober), halb oane vor saite (auf jeder Seite einer); huach ute de tötschen ist gawest an Orke (Orco, ital., Menschenfresser), und dear hat gatan öppes, was ich net mak köu'n (köden, sagen). Der buabe hat gasorchtet sich, hat gahan in der gajosse (Tasche) a Pistol, hat gaschiasset au drin und ist gangen per aria a looch saur (Feuerlohe). Ma hat im gaschaitart (zerscheitert, zerrissen) de haut und hat ime gatan weah. Doßo hat er sich gabindet, ist kent huam und hat sich medi-

---

[1]) In Vicenza und in Padua heißt er bis in das 13. Jahrhundert **Retrone**.

[1]) Christian Schneller teilt in seinen „Skizzen und Kulturbildern aus Tirol" aus dem Büchlein eines Pfarrers der XIII Gemeinden, Marco Pezzo, „Novissimi illustrati monumenti dei Cimbri ne' monti Veronesi etc. (Verona 1875)", verschiedene deutsche **Weilernamen** (meistens auch Familiennamen) mit: Losa oder Laasa, Weßjarde, Latta, Leder, Kalch, Mittereben, Mitterthal, Weisenprann, Purghel, Kriachar, Zagari, Nauti, Gheri, Griez, Wuchsii (Fuchs), Zot, Lab, Scioler (Schuler), Seeli, Aser, Bergari, Kunichi, Baltari, Spitzer'e, Eche, Kriacharbeje, Biterli, Valdi, Waltbenche u. a. m. Nur wenige derselben sind in neueren Karten noch angeführt. Ganz südlich bei Tregnago begegnet man noch einem Weilernamen **Anderlan**. Allerliebst nimmt in Val dei Signori sich ein Weilername „Gisbente", d. i. Geschwende, aus.

kart (kuriert). Sei Muatter hat köudt (gesagt): gea net mear ba nacht in volta (herum); an andre botte (ein andermal) tokkarter (halb ital. von tocarre, begegnen, halb deutsch: dir) mear ubal. Ar hat gavolgat und ist net mear gangen gan dar diarn."

Eine andere solche Geschichte ist:

„An botte saint gawest ba nacht a kutte (Menge) leute in amma stalle und han gasingat. Saint gawest anche (ital. auch) drai diarn, und ist kent oans an de tur (ist jemand zur Thür gekommen) und hat köudt: Wear hat gasinget? Und hat köudt a diarn: De kua (Kuh) hat gasinget. Alla mattina (ital.: am Morgen) saint sie gawest alle kua toat. Was ist gawest, vun deme woasset ma nicht, ma ist gawest an Orke. B'ar nacht muaß ma net enköu'n (d. i. enköden, antworten, vgl. got. andquithan) 'n niaman, darweil che ma woasset nicht, wear es ist."

Eine Probe des Dialektes der Monte-Rose-Gemeinden entnehme ich dem Werke Giovanni Papantis: „I Parlari italiani ecc. Livorno 1875." Es ist die 9. Novelle des ersten Tages aus Boccaccis „Decamerone", die Papanti in allen Dialekten Italiens erzählen läßt, darunter sind auch die deutschen Dialekte von Allagna, Formazza, Macugnaga, Gressoney und die aus den VII und XIII Gemeinden.

Wir führen den von Macugnaga in Valle Anzasca:

„So denn inn-ech daß en denne zitte vam ierschte Henig (König) van Cipri, derna daß hett der Gottifre van Buglione gwonnet di Helgo-ierter, ischt kschien, daß en edilfrau van Guasconia ischt canget en antheise zem Grab, und wi esch van da ewegcanget, und emomkon zt'Cipri, isch kuon van es par owatlig manna groblich tratirti; wi, anni en kein droscht, hetschi van dem gibrescht, hett xennot zcan hlagoschi zem Henig; aber era ischt kon gseiz van es welem, daß schia tete varlire d'arbet, vege or wiere kzin van setege schlechte Cettag, und van selig wienig gutesch, daß er nit noma hette, nit mit rechtikeit kschtrafet der andro unrechtigi, aber er hette noch clettet (gelitten) die weli sind em kon anni borge chandlich gmachti: en der deschi, daß itliß daß hette kan appos braschț, der hettischi entladet mit im zmacho appos schand."

Nun hier ist wohl der Fall, wo das Wort des obenerwähnten italienischen Dichters wahr wird:

„Ihre Sprache mag sich ums Deutsche drehen,
Mit Hochdeutschen wird sie sich schwer verstehen."

Etwas menschlicher ist die Sprachweise der „Gebildeten" in Gressoney St. Jean und Gressoney la Trinité. Hier eine Probe davon, die Novelle fährt fort:

„Auf das verlor d'Frau alle Hoffnung der Rache, und zur Trost was Chummers sann sie, dem Cheneg, sie Elend vorz'wise. Sie stellte sich also weinend vor en und sagte: „Herr, e chemme ni vor dir um Rache z'verlange wegen der erlittenen Schmach, aber daher erbete ich dech, mech z'lere, wie du jene, die, wie ech höre man dir antiege, duldest, damet ech durch diese Lere erfuare, mine mit Geduld z'vertruage, die ech dir, Gott weis's wenn's möglich wäre, giere oberge täte, denn du best so ä guete Träger."

Allagna (Valsesia) schließe die Novelle ab: „Der Chinig, bis dua blumde und fule, als wenn er wäre erwached vom Schlof, hed ongfonge stroffe die schand die ist gschi gthoni der Frau, und van dam uweg ist er gschi a strenke verfolger alleru derjenigu die eswos schind bgange gegen die Ehr finer Chroo."



Friedliche Gesellschaft. Von Ahrendts.



Der Fächer.

Von

Ferd. Luthmer.

Dem Fächer wollen wir eine kurze Betrachtung widmen — der mächtigsten unter den Waffen im Arsenal der Schönheit — der vielseitigsten, weil sie gleichzeitig Verteidigungs- und Angriffswaffe ist. Aber man erwarte hier keine kritische Unterweisung über den Gebrauch der Fächer — ebensogut könnte eine Encyklopädie über den Gebrauch des Auges geschrieben werden — und eine Dame, der man die Handhabung des Fächers lehren müßte, thäte wohl, dies gefährliche Rüstzeug nie in die Hand zu nehmen! — Was uns hier kurz beschäftigen soll, ist das Stückchen Kunst, das sich von alters her an den Fächer geknüpft hat.

Ja, von alters her — denn ziemlich so alt wie die Menschheit selbst wird auch dies Gerät sein; wenn auch das Palmenblatt, mit welchem die Göttinnen von Sem, Ham und Japhet sich Kühlung zugeweht haben, von dem modernen Klappfächer kaum minder verschieden ist als die Bestimmung dieses letzteren von seinen Vorfahren in der alten Welt. Die moderne Dame, die noch einen letzten befriedigten Blick in den Spiegel wirft, der ihre Balltoilette zurückstrahlt, und dann als allerletztes nach dem Maraboutfächer greift: sie denkt wohl kaum daran, daß der Urahne dieses graziösen Gerätes ein Vorrecht von Königen und hohen geistlichen Würdenträgern war. Die Aegypter und Mesopotamier, die so freundlich waren, uns in ebenso deutlich wie solid ausgeführten Wandbildern genaue Kunde von den intimsten Kleinigkeiten ihres Kulturlebens zu geben, weisen prachtvolle Exemplare von Federfächern auf. Meist einen festen Halbkreis bildend, werden dieselben an langen Stielen in der Umgebung der Fürsten bei Aufzügen einhergetragen und dienen ebenso dem praktischen Bedürfnis, diese distinguierte Person vor dem tropischen Sonnenbrand zu schützen, wie sie zur Großartigkeit und dem Pomp der Aufzüge wirkungsvoll beitragen.

Die griechischen Vasenbilder zeigen uns die Damen des alten Athen und Korinth in graziösen Bewegungen mit dem Fächer beschäftigt, der, meist die Form des Palmblattes nachahmend, ein ebenso wichtiges und kunstreich behandeltes Toilettestück gewesen zu sein scheint, wie der Handspiegel. Daß die Römerinnen auch hierin nicht hinter ihren Geschmacksmustern in Hellas zurückstanden, ist uns aus zahlreichen Citaten der römischen Dichter und Historiker ebenso bekannt, wie daß zur Zeit der allgemeinen Sittenerschlaffung unter den späteren Kaisern der Fächer auch zur Ausstattung des durch die Thermensäle flanierenden Elegants männlichen Geschlechtes gehörte

Das Mittelalter berichtet nicht weniger von Fächern, die durch den Reichtum ihrer Ausstattung imponierten. Alle diese Fächer scheinen die ursprüngliche Form des Palmblattes beibehalten zu haben, welche meist durch bunte, an einem Stiel befestigte Federn gebildet wurde.

Erst die Renaissancezeit bringt uns eine abweichende Form, die auch wohl aus dem Orient stammt und auf dem Seewege über das mächtigste Emporium des Mittelalters, Venedig, ins Abendland Eingang fand. Es sind kleine Fahnen, viereckig oder rund geschnitten, aus Pergament und Seide, mit Malerei und Stickereien, oft auch mit einem Federrand versehen, die mit einer Seite lose an einen Stab befestigt sind, um welchen sie sich schwingen lassen. — Aber auch diese Form, die man speziell venezianische Fächer nennt, für welche aber die Sammlung des Prinzen von Wales herrliche indische Muster aufweist, wird bald verdrängt durch den Klappfächer, der im 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart im ganzen Abendlande die Alleinherrschaft führt. Auch er ist ein zuerst in Italien nachgeahmtes Geschenk der Ostasiaten; ja, wahrscheinlich haben wir in ihm das erste Beispiel des Einflusses zu sehen, den Japan auf unser Kunstgewerbe ausübte, und der sich neuerdings namentlich in der französischen Industrie so gewaltig auszubreiten beginnt.

Der ursprüngliche Klappfächer war für unsere Vorstellung enorm groß. Erst im 17. Jahrhundert sehen wir ihn bescheidene Maße annehmen. Immer bietet die ausgebreitete Fläche willkommene Gelegenheit zu künstlerischem Schmuck durch Malerei, Stickerei und die verschiedenen Techniken der Spitzenbereitung. Wie groß der Luxus dieses Schmuckgerätes war, ersehen wir aus der Notiz, daß ein Fächer, den die Königin Margarete von Navarra der Margarete von Lothringen schenkte, den für das Ende des 16. Jahrhunderts hohen Preis von 1200 Thalern kostete. Derselbe war von Perlmutter, mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Neben dem materiellen, sehen wir den künstlerischen Wert des Fächers im 18. Jahrhundert enorm gesteigert. Neben einer Unzahl namenloser Maler, deren Grazie und Geschmack heute einen respektierten Platz in der Künstlerwelt sichern würden, sehen wir bedeutende Künstler, wie Watteau und Boucher sich angelegentlich mit dem Malen von Fächern beschäftigen. Kein Wunder, daß die Hand dieser Männer den für die Mode geschaffenen Werken einen dauernden Wert verlieh und sie auch heute noch zu gesuchten Gegenständen der Sammlungen macht. Wenn wir hören, wie die Kaiserin-Witwe von Rußland, die Kaiserin Eugenie und eine Baronin von Rothschild in dieser nobelsten aller Sammlerpassionen rivalisieren, und wie letztere allein drei echte Watteau-Fächer ihr eigen nennt, so muß man bekennen, daß es hier wieder die Kunst im Hause ist, welche ein Luxusgerät wahrhaft geadelt hat.



Aegyptisch-griechisch-orientalischer Fächer.

Eine andere Form des Fächers, welche noch mehr als der durch seine Faltungen der Zerstörung ausgesetzte Klappfächer zu künstlerischer Ausbildung einlädt, ist der namentlich in Frankreich ausgebildete „Ecran“, der Kaminfächer, eine in einen leichten Rahmen gespannte Fläche zartesten Stoffes, welche beim Plaudern am Kamin das Gesicht vor den direkten Strahlen des Feuers zu schützen bestimmt ist.

Unter den tausend Diensten, zu welchen der Fächer in der Hand einer schönen Frau bestimmt ist, kann unter Umständen auch der des Präsentiertellers auftreten, um eine Rose, eine Karte oder einen anderen leichten Gegenstand graziös zu überreichen. Ein Dejeuner dagegen, aus Thee- und Milchkannen, Zucker- und Theebüchse damit zu präsentieren, wäre ein Gedanke, der ängstlichen Gemütern Schrecken verursachen könnte. Und doch gibt es zu solchem Behuf halb ausgebreitete Fächer aus Porzellan oder Metall — ein Beweis, wie sinn- und geschmacklos noch immer unsere Fabrikation im Forschen nach neuen Motiven neben das Ziel trifft.

Der moderne Fächer nimmt, wie das im Zug unserer Zeit liegt, seine Dekorationsmotive mit freier Willkür aus allem, was die Vergangenheit uns hinterlassen hat, und schafft damit — wer wollte es leugnen, auch für solche, die sich keine echte Watteau oder Boucher gestatten können. Der Klappfächer ist die überwiegende Form, doch hat auch der feste Fächer reizende Bildungen aufzuweisen. Eine der graziösesten ist das natürliche, getrocknete Palmblatt mit einer leichten Dekoration aus frischen Blumen und Bändern, die natürlich zu jedem Gebrauch erneuert werden müssen. Und im Gebrauch des Fächers geben unsere Damen ihren Vorgängerinnen an dem galanten Hof der französischen Könige nichts nach. Man f...



„Ecran“, venetianischer Palmenfächer, französischer Klappfächer.

darüber nicht beredter sprechen, als die geistvolle Johanna von Sydow, deren Worte hier den Schluß bilden mögen: „Wenn die Lippe schweigt und das Auge nicht reden darf, da spricht der Fächer. Ein peinlicher Moment, eine ungeschickte Lage im Salon — der Fächer hilft darüber hinweg. Er verbirgt und verrät. Das Entzücken der Männer — die Verzweiflung der Rivalinnen, die Tarnkappe, die im geeigneten Moment herabfällt und eine holde Uebereilung, einen reizenden Mißgriff verdeckt, ist der Fächer vielleicht das gefährlichste Spielzeug, das wir haben."

Vom Sago.

Von

O. Hüttig.

Der Sago wurde von dem berühmten italienischen Reisenden **Marco Polo** (geb. 1256, † 1323) in den ersten Proben nach Venedig gebracht; erst 1741 wurde er in Deutschland bekannt; er ist weiß, braun oder rötlich und heißt **Perl-Sago**, wenn er aus gleichmäßig runden Körnern besteht; er wird aus verschiedenen Palmarten gewonnen und ist deshalb an Güte sehr verschieden. In Frankreich unterscheidet man den alten **molukkischen Sago** (Sagou moluquois) von dem **Tapioka-Sago** (Tapioca). Letzterer stammt von der Wurzel des **Maniok-** oder **Kassawa-Strauches** (Jatropha Manihot L. oder Manihot utilissima Pohl), ein 2—2½ m hoher Strauch aus dem tropischen Amerika, wo er eine der wichtigsten Nahrungspflanzen ist, deren Wurzel (Yuca oder Stärkewurzel) auch in Spanien benützt wird, weil sie außerordentlich reich ist an Stärkemehl, dabei aber einen heftig abführenden, weil giftigen Milchsaft enthält, der aber, flüchtig wie er ist, durch Auspressen, Waschen, Trocknen, Kochen oder Rösten der Wurzel entfernt wird, wonach ein Mehl übrig bleibt, das den Südamerikanern, namentlich den Brasilianern, auch den Spaniern und Portugiesen, in Algerien u. s. w., wie uns die Kartoffel, ein unentbehrliches Nahrungsmittel geworden ist. Das mit Pflanzenfasern noch vermischte, also noch nicht vollständig gereinigte Stärkemehl heißt **Kassawa** oder **Manioka** und ist dem Neger die beinahe einzige Nahrung; dagegen wird das gereinigte, also feinere, bei den Portugiesen **Tapioka** genannte Stärkemehl zu Brot gebacken und zu feinen Speisen benützt; es hat die Form des Sago und kommt als solches in den Handel, wird auch bei uns in Suppen gekocht und so gegessen. Zur Bereitung des leicht verdaulichen Kassawabrotes werden die fleischigen, oft 15 kg schweren Wurzelknollen zerrieben, mit Weizenmehl vermischt und in runde flache Kuchen geformt und im Ofen gebacken; auch bereiten die Indianer aus ihnen ein berauschendes Getränk; aus den Blättern bereitet man Salat oder Gemüse. Die Samen sind abführend und erzeugen Erbrechen. Die Pflanze, welche zur Familie der Wolfsmilchgewächse (Euphorbiaceae) gehört, ist in unseren Warmhäusern, namentlich in den botanischen Gärten, nicht selten, denn sie ist schön, hat handförmige, 3—7mal geteilte, langgestielte Blätter, hübsche Blütenrispen und kugelförmige Früchte. Während der wärmsten Sommermonate im Halbschatten auf dem Roste stehend, wird sie dem Ziergarten eine hervorragende Zierde sein. Samen und Pflanzen mehrerer Arten sind bei Haage und Schmidt in Erfurt vorrätig.

Der echte oder **molukkische Sago** ist in kaltem Wasser unlöslich und darf sich in heißem Wasser nur aufblähen, aber, auch nachdem er durchscheinend geworden, seine Form nicht ändern. Er besteht aus reinem Stärkemehl, und deshalb glaubt man, aus der Kartoffel auch Sago, den **Kartoffel-Sago**, bereiten zu können; aber dieser ist zwischen den Fingern leicht zerreiblich und wird in heißem Wasser zerkocht, d. h. zum Brei. Der **echte Sago** wird uns von **Rumphs Sagopalme** (Sagus oder Metroxylon Rumphii W. oder Metroxylon sagus Roxb.) geliefert, auch von anderen Arten wie Sagus farinifera Lam. der mehlgebenden, und S. laevis Rumph., der glatten Sagopalme, die in Ostindien; besonders auf den Molukken, unter dem oder wenig südlich vom Aequator — zwischen Celebes und Neu-Guinea — ganze Wälder bilden oder auch angebaut vorkommen. Es sind Fiederpalmen (im Gegensatz zu Fächerpalmen) mit 5—9 m hohem Stamme und trockenen, wie Tannenzapfen schuppigen, aber glänzenden Früchten und 6—8 m langen Blättern. Der innere Teil des Stammes besteht ganz aus einem weißen weichen Marke, das von einer nur 5 cm dicken Holzschicht umgeben ist. Das Mark liefert, wie bereits gesagt worden, den echten Sago des Handels; in Ostindien dient es, auf verschiedene Weise zubereitet, zur täglichen Nahrung der Einwohner. Der Stamm wird zum Zweck der Ernte gefällt und gespalten; das Mark nimmt man heraus, schlämmt es durch Wasser und körnelt das Satzmehl durch Gefäße mit kleinen runden Löchern, und der Sago ist so gut wie fertig. Die Indier benutzen das meiste Sagomehl, von dem ein Baum bis 250 kg liefern kann, zu Brot in Kuchenform oder zu einem wohlschmeckenden Brei; die Kuchen werden in irdene, vorher erhitzte Formen gedrückt und sind in wenigen Minuten fertig; sie haben in der Mitte ein Loch, vermittelst welchem sie auf einem Stock aufgereiht und so auf den Markt gebracht werden, wo sie namentlich vom ärmeren Volke gern gekauft werden, dessen Hauptnahrung sie bilden. — Die Blätter dienen zum Decken der Hütten, die Blattstiele zu Zäunen, Sesseln u. s. w. — **Die hohe Sagopalme** (Sagus elata Rainw.) von Celebes liefert eine geringe Sorte von Sago, aber der Stamm von hartem Holz den Stoff zur Verfertigung von Werkzeugen. Das steinharte Eiweiß der Samen, sogen. Tahiti- oder Steinnüsse, der Sagopalme auf den Südseeinseln (Sagus amicarum Wendl.) wird zu Knöpfen u. dgl. verarbeitet. Die Blattfasern der **fädenliefernden Sagopalme** (S. filaris Rumph.) dienen als Webstoff. — Die Sagopalmen sind sehr schön, bei uns aber nur in botanischen Gärten vorhanden; in den uns vorliegenden zahlreichen Pflanzen- und Samenverzeichnissen europäischer Handelsgärtner haben wir sie nicht gefunden; vorrätig sind doch **Samen** von Rumphs Sagopalme bei H. Dammann d. j. in Breslau.

Der echte Sago kommt bei uns kaum oder nur sehr selten vor, desto mehr aber der, welcher aus dem Mark der **Zapfenpalmen** oder **Palmfarne** (Cycadeae) bereitet wird. Die hierher gehörenden Pflanzen sind sehr alten Ursprungs, denn sie bildeten in der Oolithen-Periode oder während der Juraformation unserer Erde einen Hauptbestandteil der damaligen Flora: sie machten wohl 1/10 jener Pflanzenwelt aus; sie waren und sind heute noch hohe walzige, mit schraubenartig gestellten, breitgefiederten Blättern besetzte Stämme, die bei der überall gleichen Wärme sich ziemlich gleichmäßig auf der ganzen Erdoberfläche verteilt fanden. Heute findet man sie in der mäßig warmen Zone, in China, Japan, Ostindien, Australien, auf dem Kap der guten Hoffnung, in Mexiko u. a. O. Bei uns gehören sie über den Winter in das mäßig warme Gewächshaus oder ins Wohnzimmer; während des Sommers kann man sie halbschattig im Freien, z. B. unter hohen Bäumen des Blumengartens, aufstellen. Einige wenige Arten, die vom Indischen Archipel, sind im Warmhause unterzubringen, wie Cycas Rinminiana Rgt., Rumphii Miq., Glauca Miq.; auch die von Hildebrandt von Ostafrika eingeführte C. Thouarsi R. Br. — Allbekannte Gattungen und Arten dieser in unseren Gewächshäusern, Winter- und Zimmergärten gern gesehenen Pflanzenfamilie sind die „schneckenartig eingerollte" oder „großblätterige" Sagopalme (Cycas circinalis L.) und der „umgerollte" Palmfarn (C. revoluta L.). Von ersterer dienen die jungen, eben entwickelten Blätter den Bewohnern von Sumatra als Gemüse, d. h. die Stiele werden wie bei uns der Spargel zubereitet und gegessen. Die Früchte werden mit Zucker verspeist; aus dem Mark bereitet man Brot und eine Sorte Sago, der dem von der echten Sagopalme (s. o.) wohl ähnlich ist, ihm im Geschmack aber bedeutend nachsteht. Der „umgerollte" Palmfarn entwickelt feinbehaarte und gerollte Blätter; die in den ersten Wochen ihres Lebens die Form eines Krummstabes zeigen; im späteren Lebensalter sind sie überall, wenigstens in Deutschland, als „Palmzweige" zur Ausschmückung von Särgen und Gräbern, wie zur Anfertigung von Trauerkränzen mehr beliebt als die von anderen Arten der Palmen und Zapfenpalmen, weshalb sie einen bedeutenden Handelsartikel bilden und die Pflanzen selbst in eigens für sie bestimmten Gewächshäusern gezogen werden. Das Mark im Stamme und der Same (im Zapfen) dieser Palmfarne werden in China, Cochinchina und Südafrika zu Brot gebacken und die Samen derselben heißen deshalb **Kafferbrot**, auch die der Hirnpalmen Encephalartos lanuginosus Jacq. und E. caffer Thbrg.

Zu den Hirnpalmen gehören noch zwei schöne Arten, nämlich **Hildebrandts**, des berühmten aber verunglückten Afrikareisenden, **Brotpalme** (Encephalartos Hildebrandti A. Br. et Bé.) und die „lockige" Brotpalme (E. villosus Lehm.) aus Natal; der letzteren Blätter sind wollig und die Blättchen (die mit dem Stengel zusammen das Blatt oder den „Wedel" bilden) mit 3—5 stachelspitzigen Zähnen versehen. — Hierher gehört auch **das eßbare Dioon** (Dioon edule Lindl.) aus Mexiko; es entwickelt mehr als einen Meter lange Wedel mit regelmäßig gestellten, harten und stachelspitzigen Blättchen. Letztere sind wie die Blattstiele graugrün und wollig, während die Zapfen und am Stamme bleibenden Blattschuppen braunwollig erscheinen. Die Samen sind genießbar und werden gern gegessen. — Sämtliche Gattungen und Arten der Zapfenpalmen sind in ihrer Heimat ganz außerordentlich nützliche Bäume und mögen hiermit den Kolonieschwärmern aufs beste empfohlen sein; es gibt von ihnen etwa neunzig Arten, über deren Anpflanzung und nutzbringende Kultur der im Juli 1888 in Afrika am Sumpffieber verstorbene **Heinrich Semler** durch sein ausgezeichnetes Buch „Die tropische Agrikultur" Wismar 1886, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, genügend ausführliche Mitteilungen macht. Was die Kultur der Zapfenpalmen in unseren Gewächshäusern und Zimmergärten betrifft, so ist sie ziemlich einfach. Die Pflanzen überwintern am besten bei 10—12° C. (8—10° R.) Wärme; nur kurz vor dem Austreiben und während des Wachstums vertragen sie eine höhere Temperatur und viel Feuchtigkeit in der Luft wie an den Wurzeln; im Hochsommer, also nach Abschluß des Wachstums, können sie in halbschattiger Lage im Freien stehen, und sie werden sich dann auch mit weniger Wasser begnügen. Beim Verpflanzen, was jährlich vorzunehmen nicht nötig sein wird, schneidet man etwa abgestorbene und kranke Wurzeln aus, läßt aber die gesunden ganz unberührt. Eine Mischung von Laub- und Mistbeeterde, mürbem Lehm, Heideerde, scharfem Sand oder grober Koksasche mit feinen Hornspänen, Holzkohlen- oder Ziegel- und Kalksteinbrocken sagt ihnen am besten zu; man vergesse nur nicht eine Schicht von Holzkohlen- oder Ziegelstücken, Topfscherben oder dergl. auf dem Boden des Gefäßes zur Erleichterung des Abzugs von Wasser, das bei allen Topfgewächsen fortwährend wechseln muß, weil es sonst versauert und die Pflanzen schädigt, die bei sog. Verstopfung stets krank werden; auch sollte der mit einer Anschwellung beginnende Stamm stets auf, nicht in der Erde stehen.

Die **Vermehrung der Zapfenpalmen** kann durch Samen und Stammstücke geschehen. Erstere, meist aus dem Vaterlande eingeführt, keimen nur selten dem Liebhaber; dagegen sind die eingeführten Stämme [illegible] gebrauchen, die gewöhnlich ohne Wurzeln und ohne Bl[illegible] im Innern oft krank, aus ihrer Heimat zu uns kom[illegible]. Diese Stämme muß man stets untersuchen, indem [illegible] unten ein Stück abschneidet und, ist das Innere krank, [illegible] eine Scheibe nach der anderen absägt, bis man den [illegible] fang des gesunden Stammes erreicht. Dieser, die [illegible] mit Holzkohlenstaub eingerieben, sonst in Moos einge[illegible] wird auf der wärmsten Stelle des Warmhauses auf[illegible] am besten „auf warmen Fuß", auf ein Mistbeet und [illegible] einen Glaskasten von der äußeren Luft abgeschlossen [illegible] ihm wieder zugelassen wird, sobald er beginnt, Blä[illegible] und gleichzeitig Wurzeln zu bilden. Etwaige Seitentrie[illegible] können, als Stecklinge behandelt, junge Pflanzen lie[illegible] — Die abgeschnittenen Stammteile mit ihrer Rinde wer[illegible] nachdem sie von ihrem fauligen Innern gereinigt und [illegible] Holzkohlenstaub eingerieben worden, durch strahlenför[illegible] aus dem Innern geleitete Schnitte in kleinere Stücke [illegible] teilt und als Stecklinge behandelt, weil unter der R[illegible] schlafende oder auch Nebenknospen vorhanden sind, [illegible] starker Wärme durchbrechen und leicht wurzelnde [illegible] liefern; dann kann man die Scheibenstücke nochmals [illegible] so viele Stückchen zerteilen, als Triebe mit Wurzeln [illegible] handen sind. Das Austreiben solcher Stücke bewirkt [illegible] am leichtesten in sehr warmer, feuchter Luft unter [illegible] Glasglocke oder Glasscheibe, von welcher der auf [illegible] inneren Seite sich bildende Tau täglich abzutrocknen [illegible]

Schließlich müssen wir noch der **Batate** oder [illegible] **dischen Kartoffel** (Ipomoea batatas L. oder Ba[illegible] tas edulis Chois., in Indien Patatoes) gedenken. [illegible] ist dies eine ausdauernde, in beiden Indien [illegible] Schlingpflanze mit 3 m langem Stengel und [illegible] Wurzeln, die roh oder sonst verschiedenartig zubereitet [illegible] bei uns die Kartoffeln gegessen werden; ihr Stärkemehl wird ebenfalls zu Sago verwandelt oder zu Brot verbacken, weshalb die Pflanze in den tropischen und subtropischen Ländern, im nördlichen Afrika und in Südeuropa [illegible] baut wird. Die faustgroßen, meist walzig-[illegible] nahrhaften Wurzelknollen (auch Kamoten genannt, [illegible] Abkürzung des aztekischen, also hochländisch-mexikanischen Namens Cacamotik) schmecken sehr angenehm süß. [illegible] Westindier bereiten aus ihnen durch Gärung mit Zu[illegible] ihren Mobby (Marmoda der Portugiesen), ein [illegible] schmeckendes berauschendes Getränk, welches sich aber [illegible] fünf oder sechs Tage hält. Die Bataten sind in man[illegible] Ländern Amerikas, z. B. Brasilien, mit Mais die [illegible] Nahrung der Arbeiter und werden in vielen [illegible] angebaut, weshalb sie auch für unsere Kolonien zu [illegible] sein dürften. Nicht minder wichtig ist eine nahe Verwandte der ebengenannten Pflanze, nämlich die **Jalapen-Trichterwinde** (Ipomoea purga Hayne oder [illegible] Jalapa L.) aus Mexiko, eine ausdauernde Pflanze, deren birnförmige Wurzelknollen als Radix jalapae ein unentbehrliches Heilmittel geben, auch zur Anfertigung [illegible] Pillulae purgantes und einem medizinischen Ku[illegible] (Panis laxans) verwendet werden, weshalb auch [illegible] Pflanze zum Anbau im tropischen bezw. subtropischen Afrika bestens empfohlen sein mag.

Waldmeisters Einzug.

Zur Zeit, wo uns Schnee und Eis verläßt und [illegible] ziger Waldesduft uns hinausruft, um mit vollen [illegible] draußen neuen Lebensodem zu trinken und auf[illegible] uns Brust und Seele zu weiten, da grüßen uns unter [illegible] knospenden Bäumen Waldmeister und Maiglöckchen [illegible] Herolde im Triumpheinzuge des siegreichen jungen [illegible] lings. Waldmeister grüßt die deutschen Männer [illegible] Jünglinge, Maiglöcklein die deutschen Frauen und Jungfrauen. Insonders deutsch sind diese lieblichen Frühlingsboten, und sie teilen sich mit der deutschen Tanne — [illegible] Weihnachtsbaume — in den seligen Beruf, unsere [illegible] schen Brüder und Schwestern jenseits des Weltmeeres [illegible] im hohen Norden und heißen Süden an deutschen [illegible] und deutsche Sinnigkeit zu mahnen und deutsches [illegible] in der Fremde zu kräftigen; vor allem aber bringen [illegible] ihre traute Heimat in den allerbesten Geruch. [illegible] Waldmeister teils getrocknet, teils als Essenz — [illegible] des Geistes — zur Erfüllung seiner Kulturmission [illegible] weite Welt, so geht dagegen Maiglöckchen als [illegible] Pflanzenkeim aus dem Vaterlande. Zu letzterem [illegible] besteht in der preußischen Provinz Sachsen eine [illegible] Maiglöckchenkultur, welche viele Morgen Landes [illegible] Einiges Nähere darüber wird unsere Leser [illegible] essieren. Im Oktober, wenn der Sommer uns [illegible] hat, beginnt in der alten Lutherstadt Wittenberg [illegible] in Erfurt und Quedlinburg die Ernte der Maiglöckchenkeime. Die Wittenberger Keime werden von allen [illegible] nern und Händlern bevorzugt und besser bezahlt [illegible] dere. Eigentümlich ist es, daß sich die Kultur nur [illegible] wenigen Orten und noch seltener mit solchem Erfolge in Wittenberg, ermöglichen läßt, und auch dort [illegible] auf die Schloßvorstadt beschränkt, deren überaus [illegible] barer, mit Sand gemischter Moorboden sich [illegible] dazu eignet. Erst vor etwa zehn Jahren ist sie [illegible] weise — wenn wir nicht irren, durch die Gebrüder [illegible] — dort eingeführt, wo man jetzt selten einen Gart[illegible] Maiglöckchenbeete bald von größerer, bald von ge[illegible] Ausdehnung sehen wird, während die größeren [illegible] Aecker bis zu fünf Morgen mit Maiglöckchen bestellt [illegible] Die Kultur ist hier eine zweijährige, in geringerem [illegible] sind drei Jahre notwendig, um blütenkräftige Ke[illegible] erzielen; doch werden die unfreiwilligen dreijährigen [illegible] so üppig. Hauptumschlagstelle für Maiglöckchenkeime [illegible] Berlin; die dortigen Großhändler schließen schon [illegible] jahr und im Sommer mit den Züchtern über [illegible]

Produktion des nächsten Herbstes ab; Wittenberg hat schon im März nichts mehr abzusetzen für den nächsten Winter. Von Berlin aus, wo Anfang Oktober die ersten Sendungen der Züchter eintreffen, gehen die Keime nach allen Windrichtungen, nach Frankreich, Italien, den nordischen Ländern, besonders Rußland, vorzugsweise aber nach England und von da nach Nordamerika. Dort werden die Keime wieder der Erde anvertraut und treiben schneller oder langsamer, je nachdem wann sie ihre wonnigen Blüten den frühlingsharrenden Menschen darbringen sollen. Maiglöckchen bilden den beliebtesten Schmuck auf dem Weihnachtstische der vornehmen Häuser in Rußland. Wenn der Schnee draußen knirscht und die Eisdecken der Flüsse krachen, wenn die Schellen der Schlitten in jäher Hast durch die Straßen klingeln, dann läutet unter dem blumenlosen Tannenbaume im hellen Lichterscheine das keusche, deutsche Maiglöckchen den heiligen Christabend in voller Blütenpracht ein, leise flüsternde Zwiesprach haltend mit dem summenden nordischen Theekessel, dem es erzählt ein wundervolles Märchen von dem sonnigen deutschen Frühling, der es zur Zeit in den heimatlichen Wäldern wachküßt und ihm den Bräutigam gesellt, den luftspendenden, sangesfreudigen Waldmeister.

Unsere Reisezeitung.

Von

F. W. Soukup.

Neueres und Neuestes über den Kaukasus. Durch die vorjährigen Ereignisse im kaukasischen Hochgebirge und die darauf gefolgten Berichte und Erörterungen in Fachkreisen und Zeitschriften ist dieses, bis nun im allgemeinen weniger beachtete Gebirge mit einemmal in den Vordergrund des Interesses gerückt worden. — Wir haben in der letzten Nummer unserer „Reisezeitung" von einer Besteigung des Kasbek, dem einen der zwei bekanntesten Hochgipfel des Kaukasus (der zweite ist bekanntlich der Elbrus), durch Osseten Notiz genommen. Wir sind heute in der Lage, zu diesem interessanten Thema weiteres zu bringen. Der bekannte Reisende M. v. Déchy in Budapest veröffentlicht in den „Mitt. d. D. u. Oest A.-V." einen Aufsatz. Er weist zunächst auf einige Arbeiten der jüngsten Zeit, die auf den Kaukasus Bezug haben, hin. In dem Werke „Der Kaukasus und seine Völker" von R. v. Erckert findet sich eine sehr richtige Ausführung. Der Verfasser sagt nämlich darin, daß unter dem Namen Kaukasus im gewöhnlichen Leben etwas Doppeltes verstanden wird, d. h. es werden zwei nicht ganz identische, mit diesem Namen verbundene Begriffe nicht gehörig unterschieden, und zwar der Kaukasus als Gebiet oder Landschaft und als Gebirge oder Gebirgsland. Das Hervorheben dieses Umstandes ist nur zu wichtig. Der Verfasser sagt in schöner Auffassung: „Der Gebirgsrücken des Kaukasus ist der Rückgrat der kaukasischen Welt, das Knochengerüst für die Natur der Landschaft, der Nerv zum Fleisch und Blut ihrer Bewohner."

Eine höchst wertvolle Bereicherung hat die Kaukasus-Litteratur durch die neueste Publikation des Dr. Gustav Radde erhalten, welcher mit seinem „Aus den daghestanischen Hochalpen" die geographische Kenntnis des östlichen Teiles der Kaukasuskette in ihrem Kammstücke vom Schahdagh zum Dulty und Bogos wesentlich fördern wird. Wohl am meisten wird die Alpinisten das im „Alpine Journal" veröffentlichte Tagebuch einer 1887 unternommenen Reise im zentralen Kaukasus des Herrn D. W. Freshfield, Generalsekretärs der geographischen Gesellschaft in London, interessieren. Freshfield hat sich unvergängliche Verdienste um die Erforschung des kaukasischen Hochgebirges erworben. Mit den zwei von Freshfield im Jahre 1887 überschrittenen Gletscherpässen ist jetzt die Zahl der von Reisenden begangenen Uebergänge über die Kette, welche zwischen dem Ingurthale und den nördlichen Querthälern streicht, auf sechs gestiegen und zwar wurden zum erstenmal überschritten: 1868 der Dongussorunpaß von Freshfield, Moore und Tucker, 1884 der Betschopaß und 1885 der Dschipenpaß und der Tuber-Tschegempaß von Déchy, 1887 der Adyr-Mestiapaß und der Zanner-Besinghipaß von Déchy und Freshfield.

Der Gottesglaube der Neger auf der Goldküste. Der Baseler Missionar Schmid in Aburi teilt hierüber im „evangelischen Heidenboten" folgendes mit. Die Eingeborenen unterscheiden sehr bestimmt zwischen Gott, dem Schöpfer und Erhalter der Welt, und den von ihm erschaffenen und ihm untergeordneten Geistern oder Dämonen. Was sie von Gott wissen, drückt sich in den Namen aus, die sie ihm geben. „Onyame", zu deutsch „der Prächtige, Herrliche", ist die gewöhnlichste Bezeichnung. Außerdem nennen sie ihn den „Gewaltigen" und den „Allmächtigen", den „über alles Hinausreichenden", den „Schöpfer der Dinge" u. s. w. Seit uralter Zeit aber steht Gott mit den Menschen nicht in unmittelbarem Verkehre, und ebensowenig fühlen sich die Neger veranlaßt, ihm durch Opfer und Gebet oder sonstwie ihre Verehrung zu bezeigen. Weder die Liebe zu Gott, noch die Furcht vor ihm macht sich im Leben der Neger als eine bestimmende Macht geltend. Doch fehlen Spuren von Gottesfurcht nicht ganz. Wenn zwei miteinander eine böse That planen, so sträubt sich vielleicht im letzten Augenblick noch einer von ihnen und gibt als Grund an: „Misuro Onyame", d. h. „Ich fürchte Gott." Uebrigens sind die Gedanken und Vorstellungen über Gott bei den Negern sehr verschwommen. Nach dem einen ist Gott das sichtbare, lichte Himmelsgewölbe, das sich über Erde und Meer ausbreitet, nach andern ist der Himmel nur „Gottes Angesicht". — Daß Gott den Menschen Böses zufüge, Unglück und Leiden schicke oder sie gar um ihrer Sünden willen strafe, das traut ihm im Grunde niemand zu. Er ist vielmehr der Gütige und Barmherzige, der sich namentlich der Unterdrückten und der Notleidenden unter seinen Geschöpfen annimmt. Diese Anschauung kommt in vielen Sprichwörtern zum Ausdruck.

Die Indianer Kanadas. Der Generalinspektor für Indianerangelegenheiten in Kanada, Dewdney, befürwortet in seinem kürzlich ausgearbeiteten Berichte über das Jahr 1888 die Weiterverfolgung der bisher eingehaltenen Politik, die Indianer nach und nach mit der übrigen Bevölkerung zu verschmelzen. Dies wird hauptsächlich dadurch zu erreichen gesucht, daß man sie in Ackerbau und Handwerken unterweist und den Sinn für seßhaftes Leben und Häuslichkeit in ihnen zu wecken trachtet. Die günstigsten Resultate wurden in dieser Beziehung bis nun mit den Indianern in Ontario erzielt. Die Gesamtzahl der Indianer im Jahre 1888 war 124 589.

Aus Aquila in den Abruzzen werden heftige Erdbeben gemeldet, die bald in schwächeren, bald stärkeren Erschütterungen, fast ununterbrochen seit etwa einem Monate andauern. In den höher gelegenen Stadtteilen sind die Stöße weniger heftig wahrnehmbar. Die geängstigte Bevölkerung hat die Häuser verlassen und sammelt sich auf den freien Plätzen an.

Auf dem Gaisberge bei Salzburg, welcher von der Gaisbergbahngesellschaft angekauft worden ist, soll durch diese Unternehmung eine Anzahl von Hotels nach einem eigenen Plane neu errichtet, resp. umgebaut werden und so soll auf dem Gaisberge ein Etablissement entstehen, welches mit der Zeit gleich dem Rigi, vom internationalen Reisepublikum besucht werden wird.

Eine Fahrpreisermäßigung für Bergführer im Umfange von 50% haben die Generaldirektion der österreichischen Staatsbahnen, sowie der Südbahngesellschaft über eifriges Bemühen der alpinen Vereine zugestanden.

Tour- und Retourkarten für weitere Distanzen zu sehr ermäßigten Preisen für die Zeit vom 1. Mai bis 30. September einzuführen, hat die k. k. priv. Südbahngesellschaft beschlossen. Dieses neue Zugeständnis der populären Bahngesellschaft wird in den Kreisen der Vergnügungsreisenden wie der Sommerfrischler gewiß sehr sympathisch aufgenommen werden.

Das Oberammergauer Passionsspiel wird im künftigen Jahre, nach einem Zeitraum von 10 Jahren, wieder in wenig veränderter Form zur Darstellung gelangen.

Aus dem Isergebirge (Böhmen), wird von der schrecklichen Not der dortigen Waldbevölkerung, hervorgerufen durch den steten Rückgang der in diesem Gebiete heimischen Glasindustrie, berichtet. Schleunige Hilfe thut dringend not. Der Stadtrat von Gablonz hat sofort eine Sammlung zur Unterstützung der Bedürftigen eingeleitet und werden freundliche Gaben an denselben erbeten.

Die originellen „Hörnerschlittenfahrten", die seit langer Zeit von den Bergen des Riesengebirges herab ausgeführt werden, sind infolge des Schneefalles als ein neuer Sport auch in der Bautzener Gegend eingeführt worden.

Die neue Achenseebahn von Jenbach zum Achensee (Tirol) ist im Bau bereits so weit vorgeschritten, daß die Eröffnung zum 1. Juni d. J. zu erwarten ist.

Die Gletscher Schwedens sind nach den langjährigen Forschungen von Dr. Svenonius, über welche dieser kürzlich der geographischen Gesellschaft zu Stockholm berichtete, viel bedeutender, als man bisher gewöhnlich meinte. Sie zerfallen in etwa 20 verschiedene Gruppen, welche sämtlich zwischen 67 und 68½° n. Br. liegen; ihre Gesamtzahl beläuft sich auf mehr als 100 und sie bedecken eine Fläche von mindestens 400 qkm Inhalt. Die größte Gletschergruppe ist die Sorjikgruppe, deren Eismassen zwischen 65 und 75 qkm Fläche bedecken. (Gisbert, „Der Tourist".)

Ausgeführte Wintertouren.
Erlkopf (2415 m) 29. Dezember v. J., Zirl; 10 St.
Mädelegabel (2643 m) 2. Januar d. J., Waltenbergerhaus — Oberstdorf; 14 St.
Zugspitze (2960 m) 26. Dezember v. J., Ehrwald; 9 St.
Sonntagshorn (1962 m) 19. Januar d. J., Lofer; [illegible] St.

Gestorben. Carl Deschmann, als Geschichtsforscher für Krain bestens bekannt, am 11. März 1889.

Periodische Litteratur. „Mitteilungen des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins" Nr. 4, 5. „Oesterr. Touristenzeitung" Nr. 5, 6. „Der Tourist" (Berlin) Nr. 18. „Globus" Nr. 11, 12. „Glückauf" (Organ des Erzgebirgsvereins) Nr. 2. „Mitteilungen der geographischen Gesellschaft zu Jena", Band VII, Heft 3 und 4.

Ein neuer Muskelstärker.

Die mangelnde Muskelbewegung gilt nach Aussage von Aerzten als die Quelle zahlreicher Erkrankungen und Funktionsstörungen. Gelehrte, Beamte, all die besser situierten Frauen, die es — Gott sei Dank — nicht nötig zu haben glauben, selbst Hand anzulegen, leiden infolge mangelnder Muskelthätigkeit eminenten Schaden an ihrer Gesundheit; Nervosität, Fettleibigkeit, Podagra, Herzverfettung treten ein und alle Kunst der Aerzte, Badekuren und Massage erweisen sich in den meisten Fällen fruchtlos, wenn dem Organismus nicht durch eine Art hygieinischer Arbeit geholfen wird, die die Muskelkraft hebt, den Fettansatz beseitigt, die Respiration fördert.

Es ist das große Verdienst eines jungen Wiener Arztes, des Dr. Gustav Gärtner, einen Apparat erfunden zu haben, der besser als Reiten, Turnen, Schwimmen, Bergsteigen und alle sonst zur Kräftigung empfohlenen Kuren auf die Muskelthätigkeit einwirkt; es ist dies der Ergostat, zu deutsch Arbeitssteller, eine Maschine, die in jeder Wohnung plaziert werden kann und sich ihrer hygieinischen Vorzüge wegen überraschend schnell eingeführt hat.

Dr. Gärtner steht auf Seite derjenigen Aerzte, die die physische Arbeit als eines unserer größten Heilmittel ansehen; sein Ergostat basiert auf der Anschauung, daß die großen und kräftigen Körpermuskeln durch eine andere Bewegung, als sie Reiten, Schwimmen, Bergsteigen 2c. gewähren, intensiv gekräftigt werden müssen; das Bergsteigen beispielsweise ist eine Arbeit, die fast ausschließlich von der Muskulatur der Unterextremitäten aufgebracht wird; das Reiten ist für den Geübten schon keine Arbeit mehr, beim Turnen werden vielfach nur die oberen Körperteile angestrengt, der Ergostat will aber, indem er den Patienten die Kurbel drehen läßt, Kräftigung aller Körpermuskeln bewerkstelligen. Es ist durch tausendfältige Erfahrung erwiesen, daß ein Mensch an keiner anderen Vorrichtung mit solcher Leichtigkeit große Arbeitsleistungen aufbringt, wie an der Kurbel. Die Kurbelarbeit hat den seither noch nicht genug gewürdigten hygieinischen Vorteil, daß die größten Muskelmassen des Körpers, die Muskeln der Wirbelsäule, der Hüften angestrengt und gekräftigt werden.

Die Muskulatur aller vier Extremitäten greift unterstützend ein. Der Mensch legt sich zunächst auf die Kurbel, wobei neben der Wirkung seines Körpergewichts auch die Muskulatur der Vorderfläche des Bauches und die Beuger des Hüftgelenkes in Thätigkeit geraten; dann aber erhebt er sich und die Kurbel mit Hilfe der Strecker der Wirbelsäule und des Hüftgelenkes. Die Muskeln der Arme werden während jeder Umdrehung ebenfalls angestrengt, ohne gerade die relativ schwache Muskulatur der Vorderarme und der Hand über Gebühr in Anspruch zu nehmen.



Muskelstärker.

Ein großer Vorzug der Arbeit an der Kurbel ist auch darin zu finden, daß sie keinerlei Geschicklichkeit erfordert, also von jedermann geleistet werden kann. Die Kurbelarbeit bewirkt ohne Hinzuthun der Atmungsmuskeln eine rhythmische Veränderung des Brustkastens, da unwillkürlich die Atmung in Uebereinstimmung mit dem Rhythmus der Drehungen gebracht wird. Die durch die Arbeit am Ergostat erzielte Lungenventilation ist um so ausgiebiger, da die schwere Arbeit das Sauerstoffbedürfnis wesentlich erhöht.

Hat sich der Ergostat durch diese Vorgänge allen jenen, die an Atemnot, Asthma 2c. leiden, förderlich erwiesen, so noch weit mehr den von übergroßer Korpulenz Geplag-

Meteorologische Berichte aus den Ostalpen (Januar 1889). Zusammengestellt vom Deutschen und Oesterr. Alpenverein.

Station	Luftdruck					Temperatur					Niederschlagsmenge des Monats in mm
	Mittel	Maximum		Minimum		Mittel	Maximum		Minimum		
	mm	mm	am	mm	am	° C.	° C.	am	° C.	am	
Lindau	—	—	—	—	—	−2,49	+5,4	8.	−9,1	15.	19
Wendelsteinhaus	617,94	926,8	28.	605,3	12.	−5,41	+4,8	18.	−15,4	21.	21
Rosenheim	726,6	736,5	28.	712,0	12.	−3,3	+6,7	31.	−14,2	29.	17
Traunstein	712,2	721,0	28.	696,2	12.	−4,0	+7,7	31.	−14,0	29.	27
Salzburg	727,6	739,6	28.	710,3	12.	−1,8	+4,0	30.	−12,2	5.	19
Untersberghaus	618,62	627,7	28.	605,7	12.	−5,0	+3,4	17.	−16,2	23.	77
Trieben	701,06	710,07	28.	689,05	12.	−4,2	+2,0	11.	−11,7	29.	13,5
Reichenau	721,9	730,5	28.	712,1	12.	−3,0	+4,0	31.	−11,5	5.	9
Toblach	662,0	671,0	28.	651,0	12.	−7,5	+1,0	1.	−22,0	24.	26
Klagenfurt	727,37	737,2	28.	716,4	12.	−5,38	+2,4	21.	−19,8	25.	21,9
Hochobir	593,0	601,5	18.	584,0	12.	−8,1	+0,9	1.	−20,2	24	38

ten. — Es zeigte sich, daß fast in allen Fällen die Einfügung der körperlichen Arbeit in das gewohnte Tagewerk genügt, um eine sehr energische Entfettung mit Gewichtsabnahme von mehr als 1 kg in der Woche zu bewirken. Die Patienten brauchen sich, um diese Gewichtsabnahme zu bewirken, durchaus nicht in ihrer Diät einzuschränken; sie spüren sehr bald, daß der Herzschlag kräftiger, der Puls voller wird, daß die Atmung leichter von statten geht. — Ein dankbares Publikum hat sich der Ergostat ferner in Kreisen der Nervenkranken erworben. Uebereinstimmend wird von all diesen Patienten berichtet, daß von dem Tage an, wo die Ergostatarbeit begann, die schlaflosen Nächte aufhörten und ein erquickender, fester Schlaf sich einstellte.

Ein nicht zu unterschätzender Vorteil des Ergostats ist ferner, daß er Eßlust und Verdauung vorteilhaft beeinflußt, die Zirkulation des Blutes beschleunigt, Stauungen und Hämorrhoidalbeschwerden hebt. Menschen, die angestrengt geistig arbeiten, infolgedessen oft an Kongestionen leiden, sehen nach andauernder Gehirnthätigkeit die Arbeit am Ergostat als eine Wohlthat an, die wesentlich zur Hebung der ungeschwächten Funktionsthätigkeit des Gehirns beiträgt. — In England geht man bereits daran, den Ergostat zur Heilung von seitlichen Verkrümmungen der Wirbelsäule anzuwenden. Es ist klar, daß die richtige Verwendung des Apparats eine kräftige Entwickelung der Wirbelsäulenmuskulatur herbeiführen und damit das Entstehen jener gefürchteten Verbildung hintanhalten muß.

Obschon die Erfindung noch neu, sind bereits mehr als 800 Apparate nach aller Herren Länder verschickt worden. Wer einmal den Segen der Arbeit am Ergostat kennen gelernt, möchte ihn um keinen Preis meiden. Die Firma Waldek, Wagner und Benda, k. k. Hoflieferant (Wien), hat das Patent erworben und diese treffliche Erfindung dem großen Publikum zugänglich gemacht. Wie seiner Zeit Professor Bock sagte: „In keinem Familienzimmer sollte ein Turnapparat fehlen“, so möchten wir heute sagen, daß in keiner Familie, in der man auf rationelle Gesundheitspflege hält, der Ergostat fehlen dürfe. — Geheimrat v. Nußbaum sagte jüngst in einem Vortrage, den er im chemischen Hörsale in München hielt: „Ich bezweifle nicht, daß der Ergostat zum Wohle der Kinder eine bedeutende Vergrößerung erfahren wird. Wer sein Gehirn viel anstrengen muß, keine Gelegenheit hat zu größeren Muskelarbeiten, wie Bergsteigen, Gartenarbeit, Schreinerei, Holzspalten, würde mit dem größten Vorteil einen solch kleinen Apparat gebrauchen, der billig ist, in jedem Winkel Platz hat und eine vortreffliche Entlastung des Gehirns und der Nerven bewirkt.“


Im Frühling. Von Hugo Darnaut.

Im Frühling.

(Zu dem Frühlingsbild von H. Darnaut.)

Wenn der Schnee aus den Thälern und Hängen weicht und nur da und dort noch in schattigen Halden und Schluchten langsam der Sonne weicht, welche seit der Tag- und Nachtgleiche etwas mächtiger geworden, dann lockt es den Menschen ins Freie, um den Einzug des Frühlings auf Schritt und Tritt zu belauschen. Mit der ganzen belebten Natur fühlt sich der Mensch auch neu belebt, in seinen Kräften erfrischt, in seiner Stimmung erheitert, das Herz erleichtert und von Thatkraft geschwellt, Geist und Körper von einer regen Empfindung wohliger Daseinsfreude durchdrungen. Schon der erste Schritt hinaus in den Garten zeigt uns die ersten, bald schüchternen bald kräftigen Regungen neuen Lebens: die noch entblätterten Gewächse bekommen Farbe und schwellen ihre Knospen. Nieswurz, Schneeglöckchen und Seidelbast entfalten ihre Blüten, die Sahlweide und der Haselnußstrauch zeigen ihre Kätzchen, die Korneelkirsche ist im Begriff ihre gelben Blütchen zu entfalten, Krokus, Hyacinthen, Tulpen und Narzissen recken ihre Spitzen aus dem Boden, alle immergrünen Gewächse zeigen eine kräftigere Färbung. Die Bienen fliegen aus, die Vögel zwitschern und bereiten sich zum Nestbau, und in den Teichen zeigen sich die ersten Frösche. Ueberall sproßt und ringt neue Lebensthätigkeit. Es zieht den fühlenden, denkenden, empfänglichen Menschen mit Macht hinaus aus dem Qualm der Städte, ins Freie, in Feld und Wald, in die weitere Flur, die, getränkt von der Winterfeuchtigkeit, ein emsiges Regen neuen Pflanzenwachstums zeigen und den Menschenfleiß ermuntern und herausfordern zur Bestellung der Felder. Schon sehen wir den Landmann mit Pflug oder Hacke oder Spaten draußen in den Aeckern, schon knubbern die Schafe auf dem Anger das junge Gras vom Rasen und die Enten gehen in die Felder um Schnecken und Larven und Würmer zu suchen. Im Dorfe ist schon alles im Freien geschäftig, froh der engen dumpfigen Stube entronnen zu sein; jung und alt erfreut sich des frischen Windes, welcher die Luft reinigt und den Ueberschuß der Feuchtigkeit aufsaugt, und achtet selbst des polternden Frühlingssturmes nicht, welcher hier und da noch leichte Schneeflocken oder Hagelkörner daher trägt, mit denen der verdrängte Winter Abschied nimmt. Es ist als ob über der ganzen Natur eine neue besondere Stimmung liege, gemischt aus Frieden und Hoffnung, voll lockender Versprechungen, welche der grünende Rasen, die grünende Hecke, die knospenreichen, der Blüte nahen Obstbäume, der säuselnde Wald uns entgegenbringen. Besonders der Abendfriede, der uns auf dem Saum des Dorfes gleichsam umweht und von dem uns der Zeichner unseres vorstehenden Bildes mit wenigen Strichen eine so traute und anschauliche Skizze zu geben gewußt hat, macht einen tiefen und wohlthuenden Eindruck auf unser Gemüt. Wer aber diesen Eindruck noch vertiefen und die dadurch hervorgerufene Stimmung noch verstärken will, der wandle kurz vor Sonnenuntergang noch gemütlich durch den Wald oder dem Waldsaum entlang und versenke sich in die Natur. Dieser stille Friede, dieses sanfte Säuseln der Wipfel, dieser frische Waldeshauch, dieser mannigfaltige Vogelgesang, wovon mit der sinkenden Dämmerung allmählich Stimme um Stimme verhallt, bis der Abendstern am Firmament aufleuchtet und das Jauchzen der Eule den Anbruch der Nacht verkündet und der ganze Wald sich in Dunkel und Schweigen hüllt — ein solcher Abendspaziergang ist für den Menschen von Gemüt und Naturgefühl ein unsäglicher Genuß und erfüllt ihn ganz mit jener holden Ruhe und jenem stillen Frieden, welcher aus dem ganzen Frühlingsweben so innig und mächtig zu unserem Gemüte spricht.

Der gestirnte Himmel im Mai.

Mitte Mai glänzt gegen 10 Uhr abends das Sternbild des Bootes hoch am Südhimmel; östlich davon stehen Krone und Herkules und die Konstellation der Leier ist nun schon ziemlich hoch über dem nordöstlichen Horizont emporgekommen. Der große Bär steht im Nordwesten und neigt sich immer tiefer. Kapella ist im Nordnordwesten am Untergehen. Im Norden endlich steht am Horizont das Sternbild der Kassiopeia. Wendet man sich von hier östlich, so kann man auch schon den größten Teil vom Sternbilde des Schwans erkennen und ebenfalls einen Teil der Konstellation des Adler. Im Südosten endlich streift der Skorpion den Horizont und man erblickt dort den glänzenden Stern Antares.

Am 3. Mond in Erdferne, am 8. erstes Viertel, am 15. Vollmond, am 16. Mond in Erdnähe, am 21. letztes Viertel, am 29. Neumond, am 31. Mond in Erdferne.

Merkur steht am Abendhimmel und kann gegen Ende des Monats gut gesehen werden. Venus geht der Sonne vorauf, ist aber anfangs noch unsichtbar, später strahlt sie sehr hell. Mars bleibt unsichtbar. Jupiter geht anfangs um Mitternacht, später schon um 10 Uhr abends auf, er wird immer besser sichtbar. Saturn kommt immer früher in den Meridian und geht zuletzt schon um Mitternacht unter, so daß seine Sichtbarkeit beschränkt ist.

Unsere Kunstbeilagen.

Im vorigen Heft befand sich ein angeblich von Angler herrührendes Bild: „Zu Tode müd“. Diese Bezeichnung ist irrig und war durch eine falsche Buchung des betr. Stockes veranlaßt worden. In Wirklichkeit ist der Künstler ein Italiener Namens B. Guiliano, der sein Bild „In sich gegangen“ getauft hat, was wir hiermit im Interesse des italienischen Malers und zur Steuer der Wahrheit mitteilen. — Unter unseren diesmaligen Vollbildern mahnt Kellers tiefempfundene „Grablegung“ an das heilige Osterfest. R. Beyschlag hat in dem Bilde „Lenzesluft“ die Zeit des Frühlings auf sein Bild gebannt und Natur und Menschen mit feiner Harmonie zusammengestimmt. Einen französischen Meister, A. Guillou, hat das Bild „Heimkehr vom Kirchgang“ zum Schöpfer, das sowohl in der Gesamtanlage wie in der Durchführung der Details den befriedigendsten Eindruck hervorruft.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Becher-Arithmogriph.

1	2	3	4	5	6	7
	2	6	8	9	3	
	6	2	6	7	10	
	8	11	7	3	2	
	12	13	3	2	7	
	14	6	15	16	3	
	11	6	9	10	16	
		17	3	3		
	17	5	11	3	2	
5	6	18	11	5	15	17

Wenn man die Zahlen der obigen Figur durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so erhält man 10 Wörter, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines berühmten Komponisten und Virtuosen ergeben. Die Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, nennen einen berühmten Romanschriftsteller unserer Zeit. Die einzelnen Wörter bezeichnen:

1. Einen beliebten Romanschriftsteller und Dichter unseres Jahrhunderts.
2. Einen berühmten Geschichtsforscher.
3. Einen bedeutenden französischen Physiker.
4. Einen großen Strom.
5. Einen Kleinen.
6. Einen dramatischen Dichter unserer Zeit.
7. Einen alttestamentlichen, männlichen Namen.
8. Ein Gewässer.
9. Ein Sternbild des Tierkreises.
10. Einen berühmten Geschichtsschreiber.

Anagramm-Aufgabe.

Aus je zwei Wörtern soll durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort gebildet werden. So wird aus:

1. Serben und Trug ein sagenberühmter Berg im Salzkammergut,
2. Heu und Main ein Bad in Hessen,
3. Evans und Pisa ein römischer Kaiser,
4. Narde und Sieg ein Vogel,
5. Ai und Hunger ein gesegneter Gau im deutschen Vaterland,
6. Hut und Ahorn ein Teil des Auges,
7. Aline und Nestor eine politische Partei in Frankreich,
8. Golf und Main ein Vogel,
9. Amsel und Fuder eine Operette von Strauß,
10. Reiter und Tang ein Vergnügungsplatz der Berliner,
11. Kali und Rand ein hoher Würdenträger,
12. Eder und Laon eine Zierpflanze,
13. Meiler und Turm ein Vierfüßler,
14. Reval und Siam eine Weinsorte,
15. Gran und Teil ein Musikinstrument,
16. Geld und Bruno ein deutsches Land,
17. Feder und Ulan eine südamerikanische Inselgruppe,
18. Anam und Asti eine australische Insel.

Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben ein Sprichwort.

Charade.

(2 Silben.)

Das Ganze war das Ziel, das ich mir setzte;
Doch weil es auch das Erste war,
Braucht es das Zweite,
Bis ich das Ganze erreicht. E. v. H.

Homonym.

Entfliehst du dem, was es dir sendet,
In ihm, so magst von Glück du sagen;
Auf Erden hast du's sonst vollendet,
Vollendet Freuden und auch Klagen.

Whist-Aufgabe Nr. 12.

A spielt mit dem Strohmann. Carreau ist Atout. B ist Vorhand.

Strohmann hat: Carreau-Aß, Carreau-König, Carreau-Dame, Carreau-Bube, Carreau-10, Carreau-9, Treff-Aß, Treff-König, Pique-Dame, Pique-10, Pique-9, Coeur-Aß, Coeur-König.

A hat: Carreau-8, Carreau-7, Carreau-6, Treff-Dame, Treff-Bube, Treff-10, Pique-8, Pique-7, Pique-5, Pique-3, Coeur-Dame, Coeur-Bube, Coeur-10.

A verliert den Trick. Wie saßen und wie fielen die Karten.

Silbenrätsel.

Folgende Silben sind zu 13 Wörtern zusammenzustellen. Wenn diese richtig geordnet, ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines den Lesern von „Vom Fels zum Meer" schon mehrmals entgegengetretenen Schriftstellers, während die Schlußzeichen, in der Richtung von unten nach oben, einen seiner in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsätze bezeichnen.

as ar aet ac al ad di de en en e el er er er em ev fie gh he hs it ke ka len lu me ma nh ng ne ne ni nd oc oe os p rb rb rib ri si tic us wacy zu

Die Wörter bezeichnen: 1. einen jauchzenden Zuruf, 2. ein Oekonomiegerät, 3. einen deutschen Schriftsteller der Gegenwart, 4. eine Stadt im Rheinlande, 5. einen spartanischen König, 6. Stadt in England, 7. einen Fürstenschmuck, 8. eine allgemeine Eigenschaft der Körper, 9. den Namen einer weiblichen Person, 10. einen italienischen Schriftsteller, 11. eine County der Grünen Insel, 12. ein sagenhaftes Ungetüm, 13. eine Stadt in Frankreich.

Rebus.



Logogriph und Homonym.

Es gibt sich reich an krassen Widersprüchen:
Der eine strebt von ihm mit schweren Flüchen,
Der andre möcht wohl Tag und Nacht drin weilen,
Den dritten sieht man rastlos es durcheilen.

Nun nimmt es noch ein Zeichen in sich auf,
So endet drin dein ird'scher Lauf;
So mancher König ward schon drauf geschlagen,
Und Künstler hat's zu hauf getragen.

Willst du zum Schluß ihm noch ein Zeichen schenken,
Wirst du gleich an alte Zeiten denken;
Denn wer nicht Recht und Gottes Wort heut spricht,
Der braucht das ganze Jahr es nicht.

Skat-Aufgabe Nr. 37.

Bei einem Muß-Grand hat A (Vorhand) die folgenden Karten: Treff-Bube, Pique-Bube, Treff-Aß, Treff-König, Coeur-10, Coeur-König, Coeur-7, Carreau-Aß, Carreau-10, Carreau-8.

Die Karten sitzen für A so günstig, daß er in seinen Stichen 92 Points mehr erhält als die Gegner. Im Skat liegen zwei leere (nicht zählende) Karten.

B hat in seinen zehn Karten 4 Points mehr als C.

Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels?

Füllrätsel.

	i	*	*	o	
	l	*	*	e	
	s	*	*	m	
	r	*	*	i	
	o	*	*	o	
	s	*	*	r	

Die 24 leeren Felder des Quadrats sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die dritte und die vierte senkrechte Reihe *, sowie die sechs wagerechten Reihen bekannte Namen ergeben.

Die 8 Wörter (aber in anderer Folge) sind: 1. Ein deutscher Dichter. 2. Ein beliebter Schriftsteller unserer Zeit. 3. Ein Bewohner des arktischen Amerika. 4. Ein hervorragender Maler des 19. Jahrhunderts. 5. Ein berühmter englischer General. 6. Ein alttestamentlicher männlicher Name. 7. Ein Fest. 8. Ein Stein.

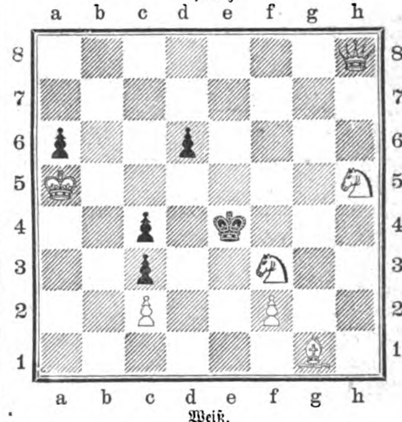
Homonym.

Wären es meine Töchter bereits, sagte ein Familienvater, meine Miene wäre es nicht.

Schachaufgabe Nr. 59.

Von A. Pauli in Ziesar.

Schwarz.



Weiß.

(7 + 5 = 12.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen LI.

Von Fr. Herben in Sittard.

Weiß: Ke2. Td4. Ld8, f7. Se3. Bb4.
Schwarz: Ke5. Bd7.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 58.

1. Tf2—f3	e6—e5	1.	Ke4—d4:
2. d2—d3 +	Ke4—d4:	2. Tf2—f4 +	Kd4—e5
3. Sc1—e2 ≠.		3. Sc1—d3 ≠.	
	1.	Ke4—e5	
	2. Sc1—e2	Ke5—e4	
	3. Tf3—e3 ≠.		

Lösung von Nr. L.

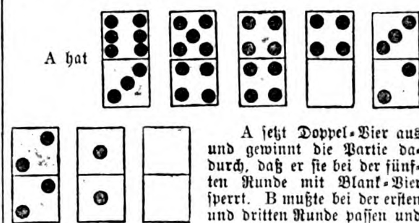
1. d3—d4	Kd5—d4:	1.	S zieht
2. Dh6—d6 ≠.		2. Dh6—c6 oder e6 ≠.	

Eingelaufene Lösungen.

XLIX wurde gelöst von Dr. Waltz in Heidelberg, Paul Heubauer in Chemnitz. Nr. 56 von Dr. Waltz in Heidelberg, Dr. Friedrich in Berlin.

Domino-Aufgabe Nr. 11.

A, B und C nehmen je acht Steine auf. Vier Steine, darunter zwei mit der einen Hälfte Blank, bleiben verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft. C hat auf seinen Steinen 10 Augen mehr als A, aber 10 Augen weniger als B.



A setzt Doppel-Vier aus und gewinnt die Partie dadurch, daß er sie bei der fünften Runde mit Blank-Vier sperrt. B mußte bei der ersten und dritten Runde passen und setzte bei der zweiten Runde Doppel-Drei. C setzte vier Steine mit zusammen 31 Augen.

Die Summe der Augen auf den 11 gesetzten Steinen beträgt 80.

Welche Steine lagen im Talon? Welche Steine behielt C? Wie war der Gang der Partie?

Auflösungen zu Heft 8, S. 277—279.

Wortkettenrätsel: 1. Ratibor, 2. Borneo, 3. Ostade, 4. Dezember, 5. Bernini, 6. Ninive, 7. Verona, 8. Navarra, 9. Racine, 10. Nevada, 11. Daniel, 12. Ellora, 13. Ragusa, 14. Sadowa, 15. Wadai, 16. Idria, 17. Anapa, 18. Panama, 19. Maria, 20. Aglaia, 21. Agave, 22. Veranda, 23. Danae, 24. Evora. **Charade:** Ein Bild, Bildung, Einbildung. **Homonym:** Flüchtig. **Logogriph:** Nachtrabe, Nachtrab. **Charade:** Maßliebe. **Dreisilbige Charade:** Mutwille. **Rätsel:** Zweisilbig. **Logogriph:** Gescheiter, gescheitert. **Rebus:** Karolinen. **Logogriph:** Anmutig, unmutig. **Zahlenrätsel:** Rosine (Nero, Eros, Rose, Eris). **Rösselsprung:**

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter in seiner Schwäche
Zog sich in rauhe Berge zurück.
(Der Osterspaziergang aus Goethes Faust.)

Immerwährender Kalender.

(Zu der Extrabeilage in diesem Heft.)

Tafel I. Wochentag und Datum.

Zur sicheren Bestimmung eines Tages sind zwar **drei** Angaben ausreichend, nämlich **Jahr**, **Monat** und **Monatstag**, man pflegt aber gern noch **viertens** den **Wochentag** hinzuzufügen; derselbe ist zwar überflüssig, wird aber doch in vielen Fällen gewünscht. Es entsteht daher häufig die Aufgabe: **Zu einem gegebenen Datum den Wochentag zu finden.** Zu diesem Zweck gibt es seit undenklichen Zeiten allerlei Hilfsmittel, Formeln und Tabellen. Die **hier** vorliegende Tafel I löst diese Aufgabe für alle Jahre der christlichen Zeitrechnung mit der größten Leichtigkeit und zwar ebensowohl für den Julianischen, als auch für den Gregorianischen Kalender.

Die nötigen Anweisungen für den Gebrauch finden sich auf der Tafel selbst; man sieht z. B., daß das Jahr 1616 vom 1. März an den Julianischen Sonntagsbuchstaben *F* und den Gregorianischen Sonntagsbuchstaben *B* besitzt; daraus ergibt sich weiter, daß der 26. April 1616 nach dem alten Stil (Todestag von Shakespeare) auf einen Dienstag — nach dem neuen Stile (Todestag von Cervantes) auf einen Samstag fällt.

Dieselbe Tafel ist auch zur Lösung der umgekehrten Aufgaben zu gebrauchen, nämlich zur Bestimmung von **Jahr**, **Monat** und **Monatstag**, wenn jedesmal die drei anderen Elemente gegeben sind; doch haben diese Aufgaben im allgemeinen **mehr als eine** Lösung und können nur durch besondere Angaben oder zufällige Umstände eindeutig gemacht werden. So findet man z. B., daß im Juli 1885 die Montage auf den 6., 13., 20. und 27. fallen; — ferner, daß im Jahr 1886 nur der August mit einem Sonntag beginnt — endlich, daß es in diesem Jahrhundert nur noch zwei Jahre gibt, in denen der 21. Dezember auf einen Sonntag fällt, dies sind nämlich die Jahre 1893 und 1899.

Für die Zeit **vor** Christo ist die Tafel auch zu gebrauchen; man verfährt dabei wie folgt: Die Jahreszahl aus der Zeit **vor** Christo subtrahiert man von der Zahl 701 oder 1401, oder 2101 u. s. w., überhaupt von einer Zahl, welche um 1 größer ist als ein Vielfaches von 700[1], dadurch findet man die Zahl eines Jahres **nach** Christo, welches im alten Stil in Bezug auf die Wochentage genau mit jenem Jahre **vor** Christo übereinstimmt. Man sieht hieraus u. a., daß in der Zeit vor Christo die Jahre 1, 5, 9 . . . (allgemein $4n + 1$) als Schaltjahre zu betrachten sind.

Um ein Beispiel anzuführen, benutzen wir den „ersten Schöpfungstag", wie ihn der bekannte Chronologe **Petavius** angibt, nämlich den 26. Oktober 3984. Subtrahiert man diese Jahreszahl von 4201, so findet man 217, dieses Jahr **nach** Christo hat den Buchstaben *E*, und danach findet sich, daß der 26. Oktober ein Sonntag ist, wie es auch dem Mosaischen Schöpfungsbericht entspricht. — **Jean Paul**, der im „Titan" eine Gelegenheit benutzt, um vom Geburtstag der Welt zu reden, gibt (ebenfalls auf Petavius sich berufend) irrtümlich den 22. Oktober an, als den Tag, an dem die Welt auf die Welt gekommen sei.

Tafel II. Der Ostervollmond.

Auch auf dieser Tafel findet eine doppelte Einstellung statt, die erste erfolgt mit Hilfe des Griffes *X* und gibt für jedes Jahr nach Christo die sogen. „goldene Zahl"; — die zweite gibt auf der mittleren Scheibe für jede goldene Zahl den zugehörigen Ostervollmond, und zwar je nach der Stellung der Pfeiler entweder für den alten Stil (Julianisch) oder für den neuen Stil (entsprechend der in Rede stehenden Mondperiode). — Man findet z. B. für das Jahr 1027 die goldene Zahl 2, und danach als Julianischen Ostervollmond den 25. März; der darauf folgende Sonntag ist nach Tafel I der 26. März (der Sonntagsbuchstabe des Jahres ist *A*). Ostern fiel also im Jahr 1027 auf den 26. März; an diesem Tage wurde Kaiser Konrad II. zu Rom gekrönt.

Als Beispiel für den **neuen** Stil möge der Todestag des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen dienen; derselbe starb nämlich am Pfingstfest (d. i. gerade 7 Wochen nach Ostern) des Jahres 1840. Dies Jahr hat die goldene Zahl 17, also bei der Stellungszahl 3, den Ostervollmond am 17. April. Der Sonntagsbuchstabe ist *D*, folglich ist Ostern am 19. April und Pfingsten 49 Tage später, d. i. am 7. Juni.

Auch die umgekehrte Aufgabe läßt sich mit Hilfe derselben Tafel lösen, man kann nämlich diejenigen Jahre bestimmen, in denen Ostern auf einen gegebenen Termin fällt. Zu diesem Zwecke muß man zunächst **die** Jahre aufsuchen, in denen der Ostervollmond in die Woche vor dem gegebenen Datum fällt; allerdings ist man dabei immer auf einen gewissen Zeitabschnitt, etwa auf ein Jahrhundert, beschränkt. Man kann sich z. B. auf diese Weise leicht davon überzeugen, daß Fürst von Bismarck in seinem Leben nur dreimal das Vergnügen hatte, seinen Geburtstag am 1. Osterfeiertag zu feiern, nämlich in den Jahren 1866, 1877 und 1888.

Wer sich für den kirchlichen Festkalender interessiert, kann hieran leicht noch manche andere Aufgabe anknüpfen; z. B.: In welchen Jahren fällt Fronleichnam auf Sankt Johannis? Eine einfache Ueberlegung lehrt, daß dies nur dann geschehen kann, wenn Ostern auf den 25. April fällt, und dies geschah in unserem Jahrhundert nur einmal, nämlich im Jahre 1886.

[1] Es erklärt sich dies dadurch, daß es ein Jahr 0 nicht gibt.

Für junge Mädchen.

Es ist allezeit Schriftsteller und noch mehr Schriftstellerinnen als dankbare Aufgabe erschienen, jungen Mädchen den Weg aus der Kinderstube ins Leben zu weisen und besonders das letzte Jahrzehnt hat uns von Spamers Brevier angefangen eine ganze Reihe von Werken beschert, die jene Aufgabe zu lösen versuchten. Jetzt gesellt sich diesen Büchern ein neues zu unter dem Titel „Aus der Töchterschule ins Leben" — herausgegeben von Amalie Baisch (Stuttgart 1889, Deutsche Verlagsanstalt), das in zwei Hauptabteilungen Antwort gibt auf die Fragen: wie soll ein Mädchen sein und was kann ein Mädchen werden? Die Herausgeberin, die sich tüchtiger Mitarbeiter versicherte, von der aber doch die hübschesten Kapitel selbst herrühren, hat es verstanden, dem Charakter des Ganzen das Einheitliche zu geben und jedenfalls dankt ihr der Leser, daß die jungen Damen nicht mit ledernen Abhandlungen gelangweilt, sondern durch anziehende Plaudereien gefesselt werden. Es sind weniger spezifizierte Angaben, als Anregungen und Gesichtspunkte, welche die Herausgeberin bietet, und gerade dadurch wird dem Buche der Charakter des Allgemeingültigen gewahrt, der nur zu leicht verloren geht, wenn der Herausgeber solcher Bücher seine Leserinnen mit Inventaren und Bücherauszügen, Rezeptchen und was dergleichen mehr ist aufwartet. Das artet auch bei ernstem Bemühen leicht in eitel Spiegelfechterei aus, während hier ohne alle Aufdringlichkeit der junge Geist auf den rechten Weg geleitet, aber seiner Individualität es überlassen wird, die Nutzanwendung des Gehörten für seine Verhältnisse zu machen. — Junge Mädchen, die gezwungen sind, einen eigenen Beruf zu wählen, möchten wir besonders auf den zweiten Teil verweisen, in dem die verschiedenen weiblichen Berufsarten beleuchtet, die Erfordernisse, die sie voraussetzen, sowie ihre Glanz- und Kehrseite klärlich dargestellt werden. Da ist manch beherzigenswertes Wort zu finden. Für die praktische Seite ihres Buches möchten wir der Verfasserin für eine zweite Auflage die Beihilfe Fräulein Mathilde Lammers' empfehlen, deren gesunde und verständige Anschauungen sicher noch zur Bereicherung beitragen werden. Im ersten Teil dürfte der Abschnitt über die Lektüre eine Umarbeitung erfahren, besonders müßte das Verzeichnis der Bücher erweitert werden oder ganz wegfallen, das den „Grundstock edler Geistesprodukte" mit einem vieldeutigen „unter anderen" beginnt und dem nichtssagenden „andere mehr" beschließt. Zu einem „Grundstock edler Geistesprodukte" auch für junge Mädchen gehören doch wohl außer Freytag (Bilder), Scheffel (Trompeter), Jahn (Mozart), Springer (Raphael) u. Ebers (ägypt. Romane), ganz abgesehen von vielem Neuen, auch manche Dichter der klassischen Periode, bei deren Auswahl der Verfasser des betreffenden Abschnitts besonderen Geschmack und Takt beweisen konnte. Wir hätten dafür, unbeschadet ihres bedeutenden Wertes lieber Jahn und Springer vermißt, die ohnehin kaum überall dem Verständnis junger Damen angemessen sein dürften. Den Beschluß des Buches macht ein gutes Namen-, vorzugsweise aber Sachregister, wodurch das Buch zugleich zum Nachschlagewerk wird. — Gediegene Ausstattung vereint sich mit dem guten Inhalt und so kann „Aus der Töchterschule ins Leben" auch nach dieser Richtung hin mit Recht als vortreffliches Geschenkbuch für junge Mädchen empfohlen werden.

Fragen.

Was hat ein guter Witz mit einem Paar Holzschuhen gemein? (Antwort: Je trockener sie sind, desto besser klappen sie.

Welches ist die Spitze eines Kreises? (Antwort: Der Landrat.)

Wozu sind die Hühneraugen? (Antwort: Damit die Hühner sehen können.)

Wann hat das Streichholz Sonntag? (Antwort: Wenn es ausgeht.)

Welche Soldaten tragen die größten Helme? (Antwort: Die die größten Köpfe haben.)

Welches weiße Säugetier kann hinten und vorn nichts sehen? (Antwort: Ein blinder Schimmel.)

Weshalb steht der Storch auf einem Bein? (Antwort: Weil er das andere hochgezogen hat.)

Woran ist Wrangel gestorben? (Antwort: Am Pariser Platz.)

Wo liegt der Hase am wärmsten? (Antwort: In der Bratpfanne.)

Wo gibt es die meisten Soldaten? (Antwort: Beim Militär.)

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Pröpper.

Mai.

Bremer Aalsuppe. Man gebe feine Gerste in Bouillon, und wenn dies eine Stunde gekocht hat, Blumenkohl, Möhrchen, Sellerie, grüne Erbsen, Petersilie, Estragon, Salz und Pfeffer dazu und lasse es zusammen eine Viertelstunde kochen, thue nun einen hübschen, in Stücke geschnittenen Aal hinein und ziehe, wenn dieser gar ist, die Suppe mit Eidottern, süßem Rahm und Zitronensaft ab.

Italienische Spatzen-Croquetten. Man dämpfe eine gute Portion gereinigter und gesalzener Spatzen (Sperlinge) mit Butter, Bouillon, Rahm und Zwiebel, stoße sie dann fein und treibe sie durch ein Sieb; forme längliche Croquetten davon, wende sie in verklopftem Ei und Mehl um und brate sie in Butter.

Gratinierter Spargel mit Rauchfleisch. Man koche 1 k schöne Spargel in gewöhnlicher Weise, aber nur halbweich, lege ihn auf eine längliche Schüssel und übergieße ihn mit 1/2 l Beschamelle; überstreue ihn mit 80 g geriebenem Weißbrot, Zwieback oder Parmesankäse, gebe 60 g Butter in Stückchen darauf, backe es hochgestellt, im Ofen (Röhre) bei guter Hitze eine Viertelstunde und serviere in der Schüssel, mit Rauchfleisch, in feine Scheiben geschnitten und mit Petersilie garniert, dabei.

Beschamelle. Man lasse 20 g Butter heiß werden, rühre sie mit einem reichlichen Eßlöffel feinem Mehl und zwei Eßlöffel Wasser glatt an und so viel kochende Milch daran, daß man 1/2 l Sauce erhält, die mit einer kleinen geriebenen Zwiebel, Pfeffer, Muskatnuß und Salz gewürzt wird.

Hamburger Rauchfleisch. Man halte ein schönes, saftiges, etwa 3 k schweres Stück Rindfleisch in stark kochendes Wasser, nehme es aber gleich wieder heraus und reibe es mit feinem Salz und etwas Salpeter kräftig und so lange, bis es ganz weiß ist; thue es dann in einen irdenen Topf, decke es zu und lasse es vier Tage so stehen, währenddessen man fleißig nachsieht, ob das Fleisch etwa Pökel ziehe, welches nicht sein darf, und man alsdann das Fleisch gleich braten muß, wodurch der Saft sich wieder zurückzieht. Nach den vier Tagen wird es in Papier gebunden und vier Tage lang vorsichtig geräuchert. Es ist so zart wie Gansbrust und ein guter Ersatz für **rohen Schinken**, wo man diesen, aus Furcht vor den indessen so ziemlich aus der Mode gekommenen **Trichinen**, vielleicht nicht gerne essen möchte.

Farcierter Kalbsschlegel mit buntem Kartoffelsalat. Man durchschneide an der langen Seite die Haut und schiebe vorsichtig die Hand darunter, so daß die Haut der oberen Seite sich löst; streiche dann mit einem breiten Messer die unten angegebene Farce unter die Haut und nähe diese wieder zusammen, brate den Schlegel unter fleißigem Begießen mit brauner Butter und zuletzt mit 1/2 l saurem Rahm, etwa zwei Stunden und lasse **Kartoffelsalat** dazu reichen.

Zur **Farce** hacke man 80 g Luftspeck, 125 g gewässerte Sardellen und zehn, im eigenen Safte eingemachte Champignons ganz fein und vermische es mit einer Prise feinem weißen Pfeffer, ganz wenig fein abgeriebener Zitronenschale und 75 g zu steifem Schaum gerührter Butter.

Bunter Kartoffelsalat. Man schneide abgekochte Möhren, Sellerie, rote Rüben, sowie saure Gurken in ganz feine Würfel, von jedem einen Eßlöffel voll und schneide auch von einigen hartgekochten Eiern das Weiße und die Hälfte der Dotter kleinwürfelig, füge einen Eßlöffel eingelegte Perlzwiebelchen hinzu und mische alles untereinander; streiche die übrigen Eidotter durch ein Sieb, verrühre sie mit reichlich Oel, halbsoviel Essig, einer fein geriebenen Chalotte, Salz, einer Prise Pfeffer und etwas Johannisbeergelee, gebe die vorbereiteten Ingredienzen dazu und das Ganze über die in der Schale gekochten und in nicht zu dünnen Scheiben geschnittenen Kartoffeln und schwinge sie damit.

Tauben-Auflauf. Man koche, am besten tags vorher, ein paar schöne, junge Tauben in kurzer Brühe weich und backe, wenn man nun die Speise bereiten will, zwei Eierkuchen, nur auf einer Seite hellgelb; lege den einen auf den Boden einer Porzellan-Auflaufform und die in mundgerechte Stückchen geteilten Tauben, etwas abgebrühte, klein geschnittene Kalbsbriesen, Champignons, Salz, wenig Pfeffer und reichlich geriebenen Parmesankäse darüber, gieße 1/8 l, mit vier Eiern verklopften Rahm darauf und bedecke es mit dem zweiten Kuchen, bestreue es noch mit etwas Parmesankäse und backe den Auflauf drei Viertelstunden lang.

Sagokuchen. Man wasche 125 g echten Sago mit warmem Wasser und brühe ihn mit kochendem Wasser an, lasse ihn eine Viertelstunde darin stehen, dann in 3/4 l kochender Milch dick einkochen und schütte ihn zum Erkalten auf eine Schüssel. Unterdessen rühre man 125 g Butter zu Schaum, gebe sechs Eidotter, den Sago und die abgeriebene Schale einer Zitrone hinzu, verrühre dies eine Stunde lang, würze mit Zucker und Zimt und mische den Schnee von sechs Eiweiß darunter, fülle es in eine gebutterte und mit geriebenem Weißbrot bestreute Form und backe den Kuchen schön gelb, stürze ihn und reiche in einer Sauciere Johannisbeergelee dazu.

Tyroler Brot. Man bereite aus 1/2 k Mehl, 1/4 k Butter, zwei Eiern, fünf Dottern, drei Eßlöffeln Hefe und sechs Eßlöffeln Milch einen Teig und lasse ihn gehen; stoße dann 1/4 k abgezogene Mandeln mit 1/4 k Zucker und füge die klein geschnittene Schale einer Apfelsine, drei Eier und vier Dotter hinzu; rolle nun den Teig fingerdick aus, bestreiche ihn mit der Mandelmasse und bestreue ihn mit fein geschnittener Succade, rolle ihn zusammen und forme ihn zu einem Kranze, den man auf ein mit Butter bestrichenes Backblech legt, mit Eiweiß bestreicht, mit Zucker bestreut und in guter Hitze backt.

Gute Antwort.

Der alte Professor Tholuck in Halle, der berühmte Theolog, liebte es, in Gemeinschaft mit Studierenden Spaziergänge zu machen und sie durch unerwartete Fragen zu überraschen und in Verlegenheit zu setzen.

Als er eines Tages mit mehreren jungen Studenten eine Straße in Halle passierte, fragte er einen derselben, während man einem alten baufälligen Hause gegenüberstand:

Immerwährender Kalender.

Zusammensetzung.

—— —— im untenstehenden Horizontaldurchschnitt sind zwei Messingflitterchen vom Maskenstaat; durch das eine wird ein Stift gesteckt, der Kopf recht flach unten, das Flitterchen darauf; dann folgt Pappscheibchen E; dann die große runde Scheibe B; dann die Haupttafel A darauf, Griff X durchstecken; dann Pappscheibchen D; dann das andere Messingflitterchen; dann wird der Stift abgekniffen und umgenietet, aber nicht zu fest, der bessern Drehung halber (wenn man zu fest vernietet, dreht sich mit der einen Scheibe auch die andere); endlich die ob. runde Scheibe mit Leim auf das ob. Pappscheibchen aufgeleimt.

C

Man richte diesen Pfeil auf die Anfangsziffern der Jahreszahlen alten Stils (Julian) — dann findet man über den Endziffern jeder Jahreszahl den Julianischen Sonntagsbuchstaben des Jahres.

Man richte diesen Pfeil auf die Anfangsziffern der Jahreszahlen neuen Stils (Gregorian) — dann findet man über den Endziffern jeder Jahreszahl den Gregorianischen Sonntagsbuchstaben des Jahres.

04	(04)	03	02	01	00	(00)
10	09	08	(08)	07	06	05
(16)	15	14	13	12	(12)	11
21	20	(20)	19	18	17	16
27	26	25	24	(24)	23	22
32	(32)	31	30	29	28	(28)
38	37	36	(36)	35	34	33
44	43	42	41	40	(40)	39
49	48	(48)	47	46	45	44
55	54	53	52	(52)	51	50
60	(60)	59	58	57	56	(56)
66	65	64	(64)	63	62	61
(72)	71	70	69	68	(68)	67
77	76	(76)	75	74	73	72
83	82	81	80	(80)	79	78
88	(88)	87	86	85	84	(84)
94	93	92	(92)	91	90	89
–	99	98	97	96	(96)	95

Endziffern der Jahreszahlen alten u. neuen Stils.

B

A

Die Endziffern der Schaltjahre sind fett gedruckt, — ebenso die Anfangsziffern der Saecularschaltjahre alten und neuen Stils.

Mit Hilfe des Griffes X bringe man den Monat über den Sonntagsbuchstaben des Jahres, dann zeigt der „monatliche Datumzeiger" die zusammengehörigen Wochen- und Monatstage.

Dieses Feld ausschneiden!

Die Endziffern der Gemeinjahre sind nicht fett gedruckt, — ebenso die Anfangsziffern der Saeculargemeinjahre neuen Stils

Sonntagsbuchstaben der Jahre Julian und Greg.

Sonntagsbuchstaben der Jahre alten und neuen Stils

Die Saecularjahre alten Stils sind sämmtlich Schaltjahre. Anfangsziffern der Jahreszahlen alten Stils (Julianisch)

Julius Caesar führte den Julianischen Kalender ein am 1. Jan. 45 vor Christo

Jedes Schaltjahr hat zwei Sonntagsbuchstaben, der erste (über den eingeklammerten Endziffern) gilt für die Monate Januar und Februar, der andere für März bis December.

Monatlicher Datumzeiger

So. Mo. Di. Mi. Do. Fr. Sa.

Dieses Feld ausschneiden!

Papst Gregor XIII. führte den Gregorianischen Kalender ein am 15. Okt. 1582 nach Chr.

Jedes Gemeinjahr hat einen Sonntagsbuchstaben. In den Saeculargemeinjahren (nur im neuen Stile) gilt die eingeklammerte 00 für das ganze Jahr.

Anfangsziffern der Jahreszahlen neuen Stils (Gregorianisch). Nur die durch 400 teilbaren Saecularjahre n. St. sind Schaltjahre.

X

a

Die Linie a—b ist durchzuschneiden.

b

C — Obere runde Scheibe (kleinere) — C

„Was würden Sie sagen, wenn das Haus jetzt plötzlich einstürzte?“

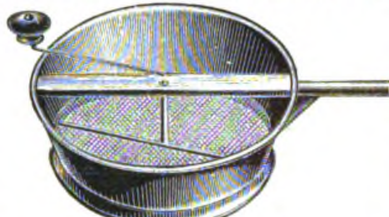
Ohne Zögern erwiderte derselbe: „Was für Einfälle doch mitunter so ein altes Haus haben kann!“

Eine neue Gemüsepflanze.

Vor einigen Jahren hat ein Herr Dr. Bretschneider eine in China und Japan heimische Pflanze, deren botanischer Name Stachys tuberifera ist, nach Paris gesandt, da dieselbe eine unzweifelhafte Bedeutung als Gemüsepflanze besitze. Seitdem sind besonders in den auf dem Gebiete der Gartenkultur berühmten Züchtereien zu Croisnes Kulturversuche mit der Pflanze angestellt worden, welche die Erwartungen übertroffen haben. Im vergangenen Winter kamen bereits zahlreiche Knollen der Pflanze nach London, wo sie die größte Anerkennung fanden. Die Pflanze, welche deutsch mit dem Namen Knollen-Ziest bezeichnet wird, treibt gleich unserer Kartoffel unter der Erde zahlreiche, jedoch gegliederte Ausläufer, an deren Enden spindelförmige, kurzgestielte Knollen entspringen, die freilich ziemlich klein sind. „Diese Kleinheit“, sagen die „Ind. Bl.“, denen wir diese Mitteilung entnehmen, mit Recht, „ist allerdings ein Uebelstand, der aber gewiß durch mehrjährige Züchtungen gehoben wird, wie es auch bei der Kartoffel der Fall war. Von der Kartoffelknolle, dem weitverbreitetsten Volksnahrungsmittel in unseren Flachlanden, unterscheidet sich diese Knolle dadurch, daß sie nicht wie jene lange Zeit aufbewahrt werden kann, sondern sie muß frisch als Gemüse zubereitet werden und besitzt dann einen überaus angenehmen Geschmack, der ungemein und auffallend an Kastanien erinnert. Gerade dieser Umstand, wie auch die Reichhaltigkeit der Ernte und die geringen Ansprüche, die diese Pflanze an den Boden und an das Klima erhebt, denn sie ist an allen Orten, wo sie bislang zur Kultur gelangte, sehr kräftig und gleichmäßig entwickelt worden, sichert derselben eine allgemeine Einführung auf dem europäischen Kontinente und eine ausgedehnte Verbreitung. Ueber den Nährwert dieser neuen Gemüsepflanze möchte ein Vergleich mit der Kartoffel eine brauchbare Uebersicht gewähren. Den Hauptbestandteil aller Pflanzennahrungsmittel bildet Wasser; die Kartoffel enthält davon im Durchschnitt 75,5%, der Knollen-Ziest fast ebensoviel, 74,2%. In dem Restteile, der Trockensubstanz, sind verschiedene chemische Körper enthalten, welche für die Ernährung in Betracht zu ziehen sind, so das Stärkemehl, die Proteinsubstanzen, die Fette und die mineralischen Aschen, deren Phosphorsäuregehalt von großer Wichtigkeit ist. Nutzlos und nicht als ernährender Faktor zu verwenden ist die Holzfaser. Nun führt die Kartoffel an Stärkemehl 20,7%, der Knollen-Ziest 17,8%, erstere an Proteinsubstanzen 2,0%, letztere 4,3%. Der Gehalt an Fetten bewegt sich noch in auffallenderen Verhältnissen: die Kartoffel hat 0,1%, der Knollen-Ziest 0,5% Asche, mineralische Bestandteile sind in der Kartoffel im Durchschnitt 1,0%, in dem Knollen-Ziest 1,8%, mit 0,3% Phosphorsäure enthalten. Die Holzfaser ist endlich in der Kartoffel mit 0,7%, in dem Knollen-Ziest mit 1,3% vertreten. Aus dieser vergleichenden Uebersicht erhellt der nährende Wert dieses neuen Knollengemüses auf den ersten Blick. Die Proteinsubstanzen, reich an Stickstoff, dienen in unserem Körper zum Aufbau und zur Erhaltung des Muskelfleisches und der Nervensubstanzen — die Zufuhr von Fetten hindert das Oxydieren, d. h. den Verbrauch der aufgespeicherten Fettkörper. In beiden Beziehungen verspricht die chemische Zusammensetzung unseres Ziestes Großes zu leisten; sein der Kartoffel fast gleichkommender Gehalt an Stärkemehl befähigt diese Pflanze im Verein mit dem hohen Wassergehalt, in gleicher Weise für eine günstige Anhäufung neuer Fettkörper in unserem Organismus zu sorgen, und der bedeutende Reichtum an Phosphorsäure, den die Aschen aufzuweisen haben, kommt der allgemeinen Ernährung vorzüglich zu statten. Mit der Einführung dieser überaus empfehlenswerten und vielverheißenden Neuheit kann dem Gartenbau nur gedient sein. Allerdings müssen noch zahlreiche Züchtungsversuche und die verschiedenartigsten Kreuzungen zwischen den einzelnen Varietäten, welche sich bald an den einzelnen Standorten und Klimaten herausbilden werden, vorgenommen werden, um zu rationellen Ausbeuten durch die Gärtnereien zu gelangen. Aber es sind alle Anlagen in dieser neueingeführten Pflanze vorhanden, um derartige Erwartungen erfüllen zu können.“

Neues für unsere Hausfrauen.

Neues Mehlsieb mit Rotationsbewegung. Zur Bereitung von Backwerk und Mehlspeisen wird das Mehl bekanntlich vorher fein gesiebt, was bisher geschah, indem man es mit einem Quirl durch ein Sieb rührte. Einerseits nimmt aber dieses Durchrühren, wobei es sich besonders um das Zerdrücken der zahlreichen Mehlklümpchen handelt, längere Zeit in Anspruch, andererseits staubt das Mehl bei dieser Arbeit in unangenehmster Weise. Das neue patentierte Mehlsieb hilft nun diesen Uebelständen in jeder Hinsicht ab. Unmittelbar auf dem Drahtboden desselben befindet sich eine, mittels einer Kurbel zu drehende Blechstange; sobald das Mehl in das Sieb hineingeschüttet ist, setzt man die Kurbel und mit ihr die Blechstange in Bewegung, wodurch man das Mehl in kürzester Zeit durchgesiebt und die in demselben befindlichen Klümpchen aufs leichteste aufgelöst. Da stets nur die unterste Mehlschicht bewegt wird, das höher liegende Mehl aber vollkommen ruhig liegt, so kann sich bei Benutzung des patentierten Siebes auch nicht der geringste Staub entwickeln. Ferner sei darauf hingewiesen, daß das neue Gerät — wenn auch hauptsächlich für Mehl bestimmt, sich ebenso zweckmäßig zum Durchsieben von anderen Lebensmitteln wie Zucker, Schokolade, geriebenes



Neues Mehlsieb.

Brot u. dergl. erweist. Die Ausführung des Mehlsiebes, dessen Wandung aus Weißblech und dessen Boden aus verzinntem Drahtgewebe besteht, ist eine außerordentlich solide und übertrifft die der gewöhnlichen Haarsiebe bei weitem, so daß solches auch nach dieser Richtung hin bestens zu empfehlen ist. Das Sieb wird in drei Größen und zwar mit einem Durchmesser von ca. 20, 24, 28 cm gefertigt und kostet 2.25, 2.75, 3.75 Mark.

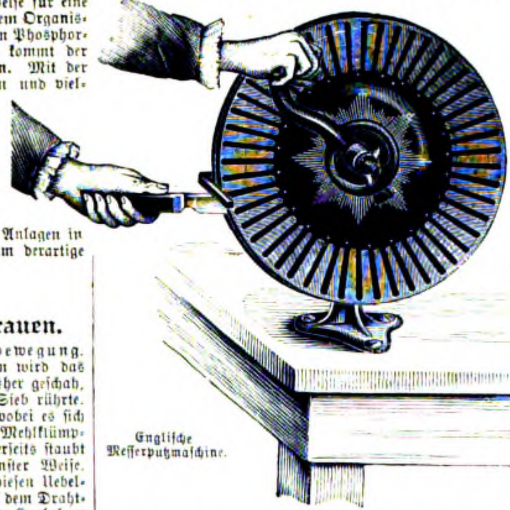
Neue Patent-Stahldrahtbürste. Zum Reinigen von Parkett-Fußböden bedient man sich bekanntlich vielfach zusammengeballter Stahlspäne, mit denen man auf dem Holz des Fußbodens umherfährt. Das Parkett wird hierdurch allerdings von dem darauf haftenden Staub und Schmutz befreit, indessen ist diese Arbeit eine äußerst umständliche und zeitraubende. Die untenstehend abgebildete Stahldrahtbürste zum Reinigen von Parkettfußböden erfüllt diesen Zweck weit besser und ist außerordentlich bequem und leicht zu handhaben. In der Form gleicht sie einer gewöhnlichen Scheuerbürste und besitzt lange stählerne Drähte, so daß sie der baldigen Abnutzung nicht ausgesetzt ist. Zweifellos wird das kleine



Patent-Stahldrahtbürste.

Hausgerät gern von allen, welche bisher beim Reinigen des Parketts auf die vorerwähnte primitive Art verfuhren, an Stelle der Stahlspäne eingeführt werden, da die Vorteile desselben klar ersichtlich sind. Der Preis der Patent-Stahldrahtbürste beträgt 4.50 Mark.

Neue englische Messerputzmaschine (The „Sun“, Knife Cleaner). Zum schnellen Reinigen der Tischmesser bedient man sich seit Jahren englischer Maschinen in Trommelform und erzielt mit denselben, wenn sie gut gearbeitet sind auch meist recht zufriedenstellende Erfolge. Diese Maschinen sind indessen ziemlich teuer, so daß von ihrer Anschaffung häufig Abstand genommen wird und man billigere Apparate kauft, deren Qualität keine gute ist und welche ihren Zweck nur mangelhaft erfüllen, die Messer sogar häufig verderben. Die untenstehend skizzierte Maschine leistet nun trotz ihres immerhin mäßigen Preises Außerordentliches, sie putzt nur ein Messer auf einmal, indessen mit solcher Schnelligkeit, daß binnen kurzer Zeit eine größere Anzahl vollkommen gereinigt ist. Den wesentlichsten Vorteil bietet indessen die überaus



Englische Messerputzmaschine.

einfache Konstruktion dieses Apparates, welche Reparaturen, die bei den bisherigen Maschinen so häufig vorkommen und meist recht kostspielig sind, fast zur Unmöglichkeit werden läßt. Die neue Messerputzmaschine besteht aus zwei stählernen, an ihren Außenseiten in Federn auslaufenden, runden Platten, welche am Rande mit Lederstreifen versehen sind. Die stählernen Federn drücken diese letzteren fest gegeneinander, so daß das Messer, welches man dazwischensteckt und mit dem Rücken der Schneide gegen den für diesen Zweck am Apparate angebrachten eisernen Stab drückt, aufs schnellste geputzt und poliert wird. Neben der Kurbel befindet sich eine Oeffnung, welche zur Aufnahme des Schmirgelpulvers bestimmt ist, das sich von hier aus durch das Drehen der ganzen Fläche der Lederstreifen mitteilt. Für den Gebrauch ist zu bemerken, daß das Messer, wie bereits oben angegeben, mit der scharfen Seite nach unten zwischen die Platten geschoben wird, wobei man dasselbe nur ganz langsam bewegt, während die Kurbel so rasch als möglich zu drehen ist. Der Erfolg, den man auf diese Weise erzielt, wird in jeder Hinsicht zufriedenstellen. Die neue englische Messerputzmaschine wird in zwei Größen und zwar in einem Durchmesser von ca. 36 resp. 28 cm gefertigt und kostet 33 resp. 22 Mark. Für Haushaltungen ist die kleinere Nummer im allgemeinen ausreichend.

Bezugsquelle sämtlicher Neuheiten: Königl. Hoflieferant E. Cohn, Berlin S.W., Leipzigerstr. 88.

Ein Dorf in der Eifel.

Das öde und unfruchtbare Plateau ist der nordwestlichste Teil des niederrheinischen Schiefergebirges, von Mosel, Rhein und der belgischen Grenze eingeschlossen, eine verarmte, dünnbevölkerte, verkehrslose Gegend, obwohl seit 1871 durch die Eifelbahn Düren-Kall-Trier dem allgemeinen Verkehr nähergerückt. Die Landschaft dieser großwelligen Hochebene ist für den Geologen sehr interessant, aber nur teilweise malerisch, obwohl die vielen vulkanischen Bildungen und die vielen tief eingeschnittenen waldigen und felsigen Thäler dem Gelände einige Mannigfaltigkeit geben und teilweise sogar hohe landschaftliche Reize entfalten. Ueber den Schiefer, welcher den Untergrund des ganzen Hochlandes bildet, über die Sandsteine und Dolomite lagern schlackige Basalte und Trachyte und bezeugen im Verein mit den langhin sich erstreckenden Lavaströmen, den wassergefüllten Kratern und kraterförmigen Löchern, den sogenannten „Maaren“, daß hier einst vulkanische Kräfte thätig waren und das unterirdische Feuer zu Tage trat. Aber zwischen den kahlen Höhen und den waldigen oder felsigen Thälern liegen auch einzelne, einfache, anspruchslos trauliche Dörfer, umgeben von einem dünnen Kranz mühsam erhaltener Obstbäume, und tragen den Stempel der Armut und Genügsamkeit ihrer Bewohner; und eines dieser schlichten, beinahe weltfernen Eifeldörfer führen wir unseren Lesern auf umstehendem Holzschnitt (S. 575) vor. Manche dieser Dörfer machen einen beinahe melancholischen Eindruck, und doch begrüßt sie der Wanderer als angenehmen Kontrast zu den zurückgelegten rauhen und einsamen Strecken mit einer gewissen dankbaren Freude, sich wieder unter Menschen zu sehen.

Verkäuferin in Rußland.

Der Kleinhandel im Umherwandern ist in Rußland noch üblicher als bei uns und trägt wesentlich zur Belebung des Straßenverkehrs bei. Alle kleineren und direkteren Lebensbedürfnisse werden von umherwandernden Händlern und Hausierern unter lautem Anpreisen feilgeboten, denn der Russe hat einen angeborenen Handelsgeist und zieht jede Art des Verkaufs dem ruhigen Betrieb eines seßhaften Handwerks vor. Dieser lebhafte Verkehr der Händler und Hausierer auf den Straßen verschafft dem Fremden eine willkommene Gelegenheit, einen Blick ins Volksleben zu thun und sich mit der schwierigen Sprache bekannt zu machen und die Typen des Volks kennen zu lernen. Schade, daß dieses Volksleben heutzutage nicht mehr so bunt und eigenartig ist wie früher, denn auch in Rußland kommen die Volkstrachten immer mehr ab, weil die Armen sich nicht mehr in die selbstgewobenen Stoffe und die herkömmlichen Trachten kleiden, sondern denselben die erbettelten abgelegten Kleider der besseren Stände und die Kleider vom Trödelmarkt vorziehen. Selbst in dem heiligen Moskau, der russischsten aller russischen Städte, die in so vielen Dingen ungemein konservativ ist, scheint die Volkstracht, namentlich beim weiblichen Geschlechte, noch ein Zeichen von einiger Wohlhabenheit zu sein und wird mit Ostentation vorwiegend von den Dienerinnen guter Bürgerhäuser und vornehmer Adelsfamilien getragen, während die Mehrzahl der gewöhnlichen Händlerinnen und Hausiererinnen sich in den verblichenen und verkommenen Ueberresten der modischen Tracht kleidet wie die Straßenhändlerin auf unserem Bilde (S. 574). Mit der Tracht aber geht sehr häufig auch der spezifische nationale Typus verloren, wie anderwärts auch.

Hüttig und Nötel.

„Vom Fels zum Meer“ hat abermals zwei Mitarbeiter durch den Tod verloren, den Gartendirektor Bernhard Hüttig und den Hofschauspieler Louis Nötel. Der erstere hat jahrelang im „Sammler“ gärtnerische Artikel veröffentlicht, die, wie eine reiche aus ihnen sich entwickelnde Korrespondenz bewiesen hat, stets lebhaftes Interesse fanden. Seine fleißige, nimmerrastende Feder hat uns in die Lage versetzt, daß wir noch bis zum September Hüttigsche Manuskripte an der altgewohnten Stelle zum Abdruck bringen können. Hüttig ist nur 61 Jahre alt geworden (geb. Rauscha, 1. April 1827). Seine praktischen Handbücher für den Gartenbau sichern ihm ein gutes Andenken. — Von Louis Nötel enthielt noch das letzte Heft dieser Zeitschrift einen Artikel, der nun der letzte an dieser Stelle geworden ist. Ein Wiener Schriftsteller schreibt uns über den Dahingeschiedenen das Folgende:

Der kürzlich in Wien verstorbene Komiker und Schriftsteller Louis Nötel war am 25. Januar 1837 zu Darmstadt geboren. Er konnte weder im Leben noch auf der Bühne die Darmstädter Mundart verleugnen. Diese Eigentümlichkeit trat jedoch der Wirkung seiner Rollen selten störend in den Weg; selbst in klassischen Stücken hatte man sich an das Darmstädter-Deutsch dieses Komikers gewöhnt. Mit der mundartlichen Ausdrucksweise verbanden sich freilich eine große Deutlichkeit und eine geradezu unübertreffliche Natürlichkeit. Man hatte bei Herrn Nötel nie den Eindruck, daß er auswendig gelernte Worte spreche, daß er die Gedanken eines anderen zum Ausdruck bringe, sondern man glaubte stets Selbstgedachtes und Selbstempfundenes von ihm zu hören. Unsere ersten Hofschauspieler achteten denn auch die künstlerische Eigenart dieses kleinen Mannes in außergewöhnlicher Art. Emerich Robert, der treffliche „Koriolan", der gewaltige „Oedipus" des Burgtheaters, sagte uns einmal, der Darsteller kleiner komischer Rollen stehe im selben Verhältnis zum tragischen Schauspieler, wie der humoristische Sittenmaler zu dem Schöpfer großer Geschichtsbilder. Der Vergleich mag, wie die meisten Vergleiche, auf einem Fuße hinken, aber er schließt doch eine gewisse Wahrheit in sich. Jedenfalls gehört viel Selbstverleugnung, viel Pflichtgefühl und viel künstlerische Disziplin dazu, um einen so eng begrenzten Wirkungskreis stets — einer ersten Bühne würdig — auszufüllen. Nun, diese für den Schauspieler so wertvollen Vorzüge besaß Nötel in hohem Grade. Er fühlte sich vollständig von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er mit der sorgfältigen Ausarbeitung und gewissenhaften Durchführung seiner kleinen Röllchen dem Ensemble des Burgtheaters wichtige Dienste leiste, und sein Ehrgeiz war nicht: Großes, sondern das Seinige gut zu machen.



Ein Dorf in der Eifel (S. 573).

In seiner Laufbahn war Herr Nötel niemals sonderlich vom Glücke begünstigt. In Künstlerkreisen ist sein „Pech" geradezu sprichwörtlich geworden. Als Franz Jauner das Ringtheater übernahm, holte er den (von den meisten unbemerkten) Komiker aus der „Burg" hervor und ernannte ihn zum Oberregisseur seiner Bühne. Auch als Schauspieler nahm Herr Nötel im Ringtheater eine erste Stellung ein. Bei der Eröffnungsvorstellung gab er den Bürgermeister im „Rattenfänger von Hameln" und an kommenden Lustspielabenden spielte er zur Ueberraschung der Wiener erste komische Rollen in sehr wirksamer Art. Da kam jener furchtbare 8. Dezember, und mit ihm der Brand des Ringtheaters, welcher das Haus einäscherte und die Künstlerschar auseinanderjagte. Nötel wurde zwar nicht von der Behörde zur Verantwortung gezogen, aber die Aufregung jener Tage setzte ihm stark zu. In den Gerichtsverhandlungen kam die tragikomische Einzelheit zu Tage, daß Nötel beim Ausbrechen des Feuers ein Päckchen Visitkarten „gerettet" hatte. Der arme Teufel war eben in solcher Verwirrung, daß er das Nächste ergriff, was ihm in die Hände fiel, und damit das Freie suchte . . . Das Machtgefühl, welches Nötel als künstlerischer Leiter einer großen Bühne empfand, die Genugthuung, welche ihm die Durchführung großer Rollen bereiten mochte, die Annehmlichkeit, einen bedeutenden Gehalt zu beziehen — dies alles war rasch vorüber. Nötel mußte sich glücklich schätzen, daß ihn der damalige Direktor des Hofburgtheaters, Adolf Wilbrandt, wieder aufnahm, daß er ihm seine bescheidene Stellung wieder zurückgab.

Russische Verkäuferin (S. 573).

In jener Zeit hatte Baumeister den komischen Einfall, den vom „Pech" Verfolgten jemand mit den Worten vorzustellen: „Herr Nötel, der das Ringtheater angezündet hat!" Der andere konnte das Lachen kaum halten, und Nötel ließ seine blauen Augen weit aus den Höhlen hervortreten, so daß Baumeister rief: „Aha, er steckt die Knöpfe 'raus." Die Augen Nötels hatten in der That etwas „Knopfartiges", sie konnten seinem Gesichte den Ausdruck großer Dummheit und Blödigkeit verleihen —, was dem Komiker sehr häufig zu statten kam. Als dummfrecher Bedienter oder als bornierter Kleinbürger bot Nötel meist köstliche Figuren.

Daß diese Dummheit nur gespielt war, und daß Nötel in Wahrheit Geist und Bildung besaß, beweisen seine zahlreichen Schriften. Freilich hat der Verstorbene auch als Schriftsteller im ganzen wenig Glück gehabt. Sein Lustspiel „Der deutsche Michel" wurde zwar im Burgtheater aufgeführt, aber der Erfolg war kein glänzender, und im ganzen dürften die dramatischen Werke Nötels wenig Geld und wenig Ehre eingetragen haben. Sein Pech als Tragödiendichter hat Nötel selbst einmal in launiger Weise geschildert. Das dramatische Gedicht „Der flammende Stern" hatte, wie der Verfasser sagt, das „Glück", in fast alle deutschen Freimaurerlogen Eingang zu finden; weil die an solchen Orten aufbewahrten Bücher selten oder nie benutzt würden, sei Aussicht vorhanden, daß sein dramatisches Erstlingswerk späteren Geschlechtern nicht ganz verloren gehe. Das gleichfalls in gebundener Sprache verfaßte Trauerspiel „Karl der Große" wurde durch den Buchhandel vertrieben und in alle Welt gesendet.

Zwei Jahre später waren sämtliche Exemplare wieder zum Verleger zurückgekehrt bis auf eines, welches von einem Apotheker in Ungarn gekauft worden war. „Für Ungarn hatte ich alle meine Tage ein Faible; nicht so für Apotheker; jetzt liebe ich auch diese." — Auch die Tragödie „Er war einmal" ist nicht lebendig geworden. — Die humoristischen Erzählungen „Vom Theater", welche in den Jahren 1879—1883 in Leipzig bei Reclam erschienen sind, mögen wohl viele Leser gefunden, wenn auch dem Verfasser wenig Geld eingetragen haben. Die Schauspiele „Eine Frau vom Theater", „Im Banne des Vorurteils" und „Die Kohlenprinzessin"; die Lustspiele „Sternschnuppen" und „Moses" konnten es sämtlich nicht zu kräftigen Bühnenerfolgen bringen. Im Vereine mit dem Schauspieler Herrn Dr. Rudolf Tyrolt verfaßte Nötel eine Posse „Der Schuß ins Schwarze", welche im Wiener Fürsttheater, einer sommerlichen Praterbühne, gegeben worden ist, ohne großen Beifall zu finden.

In der letzten Zeit eröffnete sich für den Schriftsteller und Familienvater Nötel durch das Entstehen des „Deutschen Volkstheaters" eine neue Hoffnung. Der Verstorbene beteiligte sich sehr lebhaft an der Gründung dieser Bühne; er gehörte sogar dem Ausschuß des Theatervereines an. Als man ihn darüber zur Rede stellte, daß er als Hofschauspieler an der Gründung eines anderen Wiener Theaters mitwirke, gab er mutig zur Antwort: „Ich bin nicht nur Hofbeamter, sondern auch Schriftsteller und Familienvater!"

Das Haus des Volkstheaters ist gebaut, aber Nötel mußte vor der Einweihung dieses Hauses sterben. Wir wollen nur hoffen, daß die neue Bühne der Frau und der Tochter ihres Mitbegründers, welche beide Schauspielerinnen sind, eine bleibende Heimstätte gewähren möge.

Die traurige und schmerzvolle Art, in welcher Louis Nötel gestorben ist, hat die Sympathien für ihn und seine Hinterbliebenen noch gesteigert. Mit einer geringfügigen Selbstoperation am Fuße verursachte Nötel das Leiden, dem schließlich sein Leben zum Opfer fiel. Er mußte vor seinem Tode noch die Verstümmelung seines Körpers erdulden. Der Tod mag ihm wahrlich eine Erlösung gewesen sein; vielleicht das größte Glück seines Lebens! In der Wiener Theatergeschichte hinterläßt Nötel einen, wenn auch nicht prunkvollen, so doch ehrenvollen Namen, und wenn seine Gebeine vermodert sind, werden vielleicht auch seine Stücke zur Aufführung gelangen. R.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda. — Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Weltpost.

J. O. in R. Wir respektieren Ihren Wunsch und üben an Ihren Gedichten keine Kritik (die sie ohnehin nicht verdienen).

G. H. in P. F. Senden Sie uns den Brief, dann werden wir ihn befördern.

M. K. 205. Ihre Lösung traf ein, als das Resultat der Verlosung bereits mitgeteilt war. „Zu spät also."

M. S. in C. Das gehört in das Gebiet des Arztes, der besseren Bescheid weiß in solchen Dingen als wir.

M. L. in G. Gestorbenes Liebesglück, das schon Tausenden von Dichtern als Vorwurf diente, wirkungsvoll dichterisch neu zu behandeln, fehlt Ihnen die Kraft.

Th. G. in P. Ist irgend ein „Stahlreiter" imstande, nachfolgende Fragen, die ein Abonnent an uns stellt, zu beantworten? Wir wären ihm sehr dankbar.

1) Welche Firma baut in Deutschland die besten Fahrräder, sogenannte Sicherheitsfahrräder?

2) Woher bezieht die deutsche Armee dieselben; sind es Sicherheitsfahrräder oder „Bicycles"?

Georg Berndt in **Graz** wird hierdurch benachrichtigt, daß eine Sendung unserer Redaktion an ihn als unbestellbar zurückkam.

A. St. in Sch. Handschriftenbeurteilungen werden, wie schon öfter hier angezeigt, nicht direkt erteilt.

K. W. in W. Ihre Gedichte stehen über dem Niveau der uns zumeist eingesandten Reimereien, aber wir haben doch keine Verwendung dafür. Die Handschrift sandten wir Hrn. Amselmann.

K. J. in K. Behalten Ihren Wunsch im Auge und bringen nächsten Sommer den Artikel; war längst vorbereitet.

M. K. in W. Wenn Sie wirklich sich als „armer Mann" fühlen, weil Sie nicht wissen, wie Sie mit Ihren gefiederten Freunden umgehen sollen, so „kann Ihnen geholfen werden": gehen Sie in die nächste beste Buchhandlung und verlangen Sie die Bücher von Karl Ruß. Probatum est.

F. J. in C. „Ihr Graphologe ist recht grob" — natürlich, weil er in Ihren Krickelfüßen die „schöne Seele" nicht erkannt hat. Wenn wir die Gedichte auch nach Handschrift beurteilen sollten, würden wir vermutlich noch viel gröber sein. Versuchen Sie also lieber die Redaktionsgötter nicht.

C. C. in G. Ihre „Devisen" (woher haben Sie den mehr im vorigen als im laufenden Jahrhundert üblichen Titel aufgelesen?) sind, wie es bei Shakespeare, d. h. in einer unguten Uebersetzung des Hamlet heißt: „öde, ekel, schaal und unersprießlich". Am schlagendsten ist noch die Devise „Auf meine Saalthür", obgleich ihr der Schluß fehlt:

Es unterscheidet sich der Mensch vom Schwein,
Daß dieses schmutzig, jener rein.

und auch das ist nicht einmal immer wahr!

M. N. in L. Porträtvisitenkarten, und zwar zu sehr billigen Preisen, fertigt H. Worthmann in Berlin, Holzgartenstr. 5.

Weltpost.

v. C. in O. b. P. Da Sie selbst kutschieren und doch jede mögliche Sicherheit haben wollen, empfehlen wir Ihnen und allen Fahrenden Kimmich's ausgezeichneten Moment-Ausspanner beim Durchgehen der Pferde, der sich vortrefflich bewährt hat und ganz dazu angethan ist, manchem Verlust an Menschenleben vorzubeugen. Die neue, unter Nr. 43834 im Deutschen Reich patentierte Erfindung besteht aus einer ebenso einfachen als dauerhaften und sicher funktionierenden Vorrichtung, welche, wenn die Pferde durchgehen wollen, sowohl vom Kutscher als auch von den Insassen des Wagens in Thätigkeit gesetzt werden kann, worauf sich sofort die vier Stränge von der Sprengwage und die beiden Aufhalter von der Deichsel aushängen. Es bedarf nur eines kurzen Zuges an einer Kette, um die Pferde vollständig vom Wagen zu trennen und diesen zum Stehen zu bringen. Der ganze Vorgang, welcher von Menschenleben schwere Gefahr abwendet, ist das Werk eines Augenblicks. Beziehen können Sie den Mechanismus von der Firma Georg Engler in Stuttgart.

M. in G. Ein Herbstlied im Frühjahr? Und was für eins! „Ach wir Armen!"

Nebel hat den Park verschlungen,
(Beneidenswerter Appetit!)
Der in bunten Farben prangte —
Der Sonne ist es nicht gelungen,
Daß er vor ihr zur Erde wankte!

Undurchsichtig, kühl und farblos,
Deckt er Form und Farben zu,
Und die Luft ist still, gesanglos —
Ach! der Sommer ging zur Ruh!

Hebt er (der Sommer?) sich und zeigt, was übrig
Von dem Schmuck in der Natur,
Hängen bald die Wolken niedrig. —
(Das ist besser als der Brotkorb)
Gestalt der Feuchte wechselt nur!

Wie unzähl'ge solcher Klagen,
Werden laut aus Menschenmund . . . .
Selten hört' ich jemand sagen,
Natur sei schön zu jeder Stund!

Ich will es wagen und behaupten:
An jedem Tag sei schön die Welt. —
Wenn Zeit und Regen Blätter raubten,
Wird Ast und Zweig ins Licht gestellt!

Schwanken Nebel hin und wieder,
Tritt malerisch hervor, was hoch, —
Rieselt dichter Regen nieder,
Bleibt uns das Spiel der Tropfen noch!
(Ihr Gedicht ist auch so ein Spiel der Tropfen, von der Sorte nämlich, die nicht alle wird.)

Brennt die Sonne glühend, sengend,
Ist der Himmel tief und blau —
War das Tageslicht zu blendend,
Nachts zu gold'nen Sternen schau!
(Blühe Blödsinn!)

Ist es windig und auch frostig,
Weitet sich der Horizont —
Gesenkten Hauptes — eil'n viele hastig,
Wer aber aufschaut, wird belohnt!

Senkt der Schnee sich, fliegen Flocken,
Auf Berg und Straßen gleich gelenkt —
Wie wenn ein Greis in Silberlocken
Mit mildem Urteil Sünder deckt!
(So ein Greis thut Ihnen auch not.)

Heult der Sturm und sendet schaurig
Stoß auf Stoß an unser Haus —
Scheint mir nur das eine traurig:
Daß ich nicht darf zu ihm hinaus!
(Nun wird uns manches klar, das „Flügelkleid" scheint Ihnen näher zu liegen, als Ihrem Gedichte gut ist.)

Woher die Luft, wo fährt sie hin?
Vorüber nur an uns, vorüber . . .,
Sie will uns locken, unsern Sinn,
Zieht sie hinauf — hinüber!
(Erkälten Sie sich nur nicht in dem Zug.)

A. L. in W. Ihr Gedicht entspricht unseren Anforderungen leider nicht.

H. T. in W. Ihr Rätsel haben wir gern acceptiert und werden es gelegentlich bringen.

M. N. in L. Gustav Freytag lebt während des Winters in Wiesbaden, im Sommer in Siebleben, was Sie eigentlich wissen sollten, da Sie uns Ihre Verehrung über des Dichters Selbstbiographie kundgeben, in der jener Wechsel des Aufenthalts in besonders anmutiger Weise erzählt wird.

P. C. in W. Direkte Antworten in Sachen „Graphologie" werden nicht gegeben. Doch haben wir Ihren Brief Herrn Amselmann gesendet.

L. H. in K. Dank für die Auflösungen, die immer 14 Tage nach Ausgabe des Heftes eintreffen müssen, um rechtzeitig zu kommen. Ihr Wunsch, der Weltpost einen anderen Platz als neben den Inseraten zu geben, läßt sich leider nicht erfüllen.

Weltpost.

R. G. in W. „Das größte Kunstwerk der Gegenwart“ überschreiben Sie Ihren Aufsatz. Und um was handelt es sich? Um den geschmacklosen Eiffelturm, der uns nichts anderes bedeutet, als die Eisen gewordene Reklame des 19. Jahrhunderts. Auch die „Wunder der Konstruktion“ sind uns nicht eben „Wunder“, wie wir denn überhaupt der Meinung sind, daß in den technischen und Naturwissenschaften der praktischen Verwendbarkeit und Verwertung der entdeckten Gesetze gegenüber der Anerkennung dieser Entdeckung selbst eine viel zu große Hochachtung bewiesen wird.

A. G. jr. in B. Unser Redaktions-Ben-Akiba hat uns Ihren Brief stumm und ohne die Phrase: Alles schon dagewesen! überreicht, denn Ihre Zeilen enthalten zum erstenmal seit Bestehen dieses Blattes die inhaltsschwere Frage: „Was soll man thun, um Kunstreiter zu werden?“ Und Sie fragen gleich nach einem Institut, wie man etwa nach einem Polytechnikum oder einer Universität fragt. Edler Junior, da ist unser Latein zu Ende! Wir sind zwar täglich gezwungen, den Eiertanz zwischen den spitzen Zungen unserer Beurteiler auszuführen, aber das ist doch mehr Seiltänzer als Kunstreiter und in dieser „Kunst“ sind wir lediglich Autodidakten. Wenn Sie jedoch ernstlich alle Schiffe hinter sich verbrannt haben und im Zirkus Ihr Glück zu finden hoffen, so sei Ihnen gesagt, daß Herr Direktor Renz jedenfalls der Eingeweihtere ist als wir.

B. Oberförster in E. Freundlichen Dank für Ihre gütige Zuschrift. Die Verf. hat es gewiß nicht so böse gemeint und jedenfalls Zeiten und vielleicht auch Gegenden im Auge gehabt, in denen die Verhältnisse betreffs der Förster noch anders liegen.

M. R. in W. Wir stehen ganz auf Ihrer Seite, so sehr wir die Reinigung unserer schönen Sprache von fremden Zuthaten begrüßen, ebenso sehr stehen wir doch auf Seiten der Männer, die jetzt energisch den Leuten auf den Pelz kommen, die der lächerlichen Sucht verfallen sind, neue Worte im Handumdrehen für gute alte zu schaffen. Im übrigen trösten Sie sich: gestrenge Herren regieren nicht lange, und die Reaktion bleibt niemals aus.

O. v. U. Lassen Sie doch die Misepeterei unterwegs. Wenn man diese ewigen Lamentos von Gräbern, Weh, Schmerz, Grabeshügeln und was derartige anmutige Dinge mehr sind, immer und immer wieder lesen soll, kriegt man schließlich das Redigieren im allgemeinen und die Weltpost im besonderen satt. Blühender Blödsinn à la bonheur, aber diese fade Schmerzensdudelei muß auch den ruhigsten Menschen schließlich aus dem Häuschen bringen. Nicht klagen, nicht jammern, sondern forsch vorgehen gegen die Gründe der Klage und des Jammers, da liegt's!

Abonnent in Linz. Druckfehler-Entstellung.

M. in A. Ein deutsches Drama wollen Sie an einer deutschen Bühne anbringen und sind gänzlich unbekannt? Das heißt: Sie wollen den Bodensee austrinken oder den Rigi auf den Kreuzberg setzen, oder was immer nach gemeinen Begriffen undenkbar und unglaublich ist. Nehmen Sie das Genie Goethes und die dramatische Meisterschaft Schillers und fliegen Sie von einem Ende Deutschlands bis zum anderen und ermangeln der Konnexionen — so ist all Ihre Mühe umsonst und alle Ihre Hoffnung vergeblich. Wer da noch glaubt, daß die Güte eines Stückes für seine Annahme maßgebend sei, der hat — die allergeringsten Aussichten. Aber machen Sie doch einmal einen Versuch mit dem Deutschen Theater in Berlin oder mit Barnay ebenda, oder aber suchen Sie Ihr Heil bei irgend einem Theateragenten — die Hoffnung lassen Sie aber überall draußen.

E. W. in F. Wenden Sie sich an den Direktor des Oriental. Seminars, Professor Dr. Sachau in Berlin. Für Chinesisch sowohl wie für Japanisch sind je drei Lehrer angestellt.

Weltpost.

W. Stovonni. Das Werk „Isis" ist uns nicht bekannt und wir können Ihnen auch nichts darüber sagen, da es uns nicht gelang, desselben habhaft zu werden. Hat es wirklich so viel Aufsehen erregt, wie Sie annehmen, so thun Sie am besten, bei der Redaktion irgend einer kritischen Zeitung nachzufragen, etwa der der „Blätter für litterarische Unterhaltung".

H. H. in W. Es ist nichts so dumm, daß es nicht in Reime zu bringen wäre. Eine alte Wahrheit, die immer neu bleibt und immer neu bewiesen wird. Auch von Ihnen! Sie heben Ihren Gedichtcyklus also an:

Von der Straße fern es hallt:
Still und träumend ruht der Wald.
Still und träumend liegt der See,
Ahnet nichts von Menschenweh.

(Und nichts von dichtenden Damen. Ach, der Glückliche.)

Lüfte, Düfte schmeichelnd wall'n,
Dürre Blätter klagend fall'n.
Herz und Auge thun mir weh,
Möcht' sie kühl'n im tiefen See.

(Wir haben nichts dagegen!)

In einem Gedichte, das verheißungsvoll überschrieben ist:

„Ich bin so jung, ich bin so warm!"

heißt es:

Wenn ich im Walde *wandeln* geh'
(Da möchten wir wohl dabei sein!)
Und auf dem Wiesenrain,
Wenn ich den frischen Odem fühl'
In der gesunden Brust,
Wenn an der Stirn die Händ' ich kühl'

(Da hätten Sie sich den See von vorhin ersparen können.)

In übermüt'ger Lust,
Wenn ich ein Menschenauge schau,
Das tief in meines blickt,
Das *wiesengrün* und himmelblau

(Wiesengrüne Augen? Da sind Sie wohl das Lämmchen, das auf dieser Wiese weidet?)

So hoch, wie mich, entzückt.

In Opus 3, betitelt:

„Will nur einen Blick der Liebe!"

findet sich folgende geistreiche Bemerkung:

Augen sind der Seele Spiegel,
Bis ins Inn're kann man sehen;
Augen sind der Seele Riegel,
Doch man muß sich drauf verstehen.

(Nun, Sie müssen's ja wissen.)

u. s. f.

A. B. L. in H. „Dorfschulmeister." Wir bringen gern das nachfolgende Eingesandt eines Lesers hier zum Abdruck:

Wie die erbarmungslose Kritik dieser verehrlichen Zeitschrift bereits bemerkte, ist Ihre „Wälderweise" mehr „Wälder" als „weise". Aber meine Ansicht geht dahin, daß Sie bei ordentlicher Ausbildung im Deutschen und in der Lyrik entschieden Brillantes leisten würden, denn Ihre unsymmetrischen und ungrammatikalischen Verse (z. B. „mithoden") zeugen von einer gedankenreichen Anschauungsweise, von einem guten Blick und einer hübschen poetischen Auffassung. Das Kleid erinnert etwas an schlechte Besoldung. Versäumen Sie nicht, sich hauptsächlich mit Metrik zu beschäftigen (Kleinpaul 2c.); vielleicht ist es Ihr Glück, namentlich wenn Sie noch jung sind.

Ein Leser H. H. in Fr.

Jeder Zweifel ausgeschlossen.

Hochstehende Persönlichkeiten und Aerzte attestiren

die

Heilkraft von Warner's Safe Cure

als

erfolgreiches Heilmittel bei Krankheiten

der

Nieren, Leber, Wassersucht, Gicht und Rheumatismus.

Nichts wirkt mehr überzeugend wie thatsächliche Beweise.

Jeder der Gesundheit hochschätzt wird nicht zögern diese Medizin in Anwendung zu bringen.

Berlin, 27. Dezember 1888.

Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen meinen Dank auszusprechen für den guten Erfolg, welchen Ihre Warner's Safe Cure bei meiner Gemahlin hatte.

Sie war längere Zeit mit einem schweren rheumatischen Leiden behaftet und die beste und sorgfältigste Behandlung war ohne Erfolg, bis eine befreundete Dame, welche ebenfalls Warner's Safe Cure mit großem Erfolg angewandt hatte, den Gebrauch dieses Mittels anrieth.

Nach Gebrauch von 6 Flaschen sind die schrecklichen Schmerzen gänzlich verschwunden und erfreut sie sich jetzt guter Gesundheit. Ich werde Ihre Medizin in meinem Bekanntenkreise bestens empfehlen.

Ergebenst
von Trigalski,
General der Div. E. der kais. Ottom. Armee,
Adjutant Sr. Kaiserl. Majestät des Sultan.

Potsdamerstr. 104.

Ehrenfeld-Cöln a. Rh., 6. Januar 1889.

Es gereicht mir zur Freude, Ihnen mitteilen zu können, daß Ihr ausgezeichnetes Heilmittel Warner's Safe Cure mich von einem langjährigen und hartnäckigen Leber- und Nierenleiden, verbunden mit Fieber und Nervenschwäche, gründlich geheilt hat. Ich litt fortwährend an Müdigkeit, Schlaf- und Appetitlosigkeit, Niedergeschlagenheit, Kopfweh, Schwindel und Schmerzen in allen Gliedern. Jede Behandlung war erfolglos. Vor einiger Zeit rieth mir ein befreundeter Arzt, Warner's Safe Cure zu gebrauchen. Ich befolgte seinen Rath und schon nach Gebrauch der ersten Flasche trat eine merkliche Besserung in meinem Zustande ein. Die allgemeine Schwäche ließ nach, ein gesunder Schlaf und Appetit stellte sich ein und heute, wo ich dieses schreibe, fühle ich mich gleichsam wie neu geboren! Wenn ich über diese Heilung vermittelst Warner's Safe Cure berichte, so geschieht es nicht allein aus dem Grunde, der Wahrheit die gebührende Ehre zu geben, sondern auch um ähnlich Leidende auf dessen Heilkraft aufmerksam zu machen.

Möge dieses ausgezeichnete Präparat recht, ja recht viel Segen stiften. Dies ist der Wunsch Ihres ganz ergebenen

Peter Balthasar,
Lehrer a. D. und Zeitungscorrespondent.

Weyerstr. 21.

Bamberg, 4. April 1888.

Ich theile Ihnen mit, daß ich seit acht Jahren an Nierenkrankheit gelitten. Mein Urin war angefüllt mit Sand und Eiweiß und alle Zeichen einer heftigen Nierenkrankheit vorhanden. Ich hatte bereits die Hoffnung aufgegeben, je wieder geheilt zu werden, denn in der letzten Zeit konnte ich nicht mehr aufrecht stehen. Nun las ich in Ihrer Broschüre von Warner's Safe Cure und gleich nach Gebrauch der ersten zwei Flaschen hatte sich mein Zustand so wunderbar gebessert, daß ich wieder an meine Arbeit gehen konnte, und jetzt nach Gebrauch von zwanzig Flaschen bin ich wieder ganz gesund und ist es mein Bestreben Ihre Medizin zu empfehlen.

S. Schornstein,
Schuhmachermeister.

Weidendamm 1.

Langeln b. Wasserleben, den 11. October 1887.

Theile Ihnen ergebenst mit, daß die Warner's Safe Cure bei dem Sattler Herrn Hofmeister gegen chronischen Blasenkatarrh mit gutem Erfolg angewandt worden ist, ebenso bei dem Verwalter Herrn Libbe gegen Leberleiden.

Fr. Boettcher, Arzt.

Hamburg, 15. Dezember 1888.

Im Interesse der leidenden Menschheit halte ich es für meine Pflicht Ihnen mitzuteilen, daß ich nach Gebrauch von 10 Flaschen Warner's Safe Cure, von einem ca. 9 Jahre lang währenden Leiden, welches sich durch Verfall der Kräfte, ab und zu auftretender, theilweiser Lähmung — die der rechten Gesichtshälfte, der ganzen linken Körperhälfte, beider Unterextremitäten — und zuletzt sogar einer vollständigen lähmungsartigen Schwäche des ganzen Körpers, Urinverhaltung verbunden mit furchtbaren Schmerzen, Flimmern vor den Augen und Hemmung des ganzen Denk- und Sprachvermögens documentierte, vollständig hergestellt worden bin. Während dieser langen Zeit bin ich von verschiedenen Aerzten, jedoch vergeblich, behandelt worden, so daß im Frühjahr 1887 meine Pensionirung als Beamter bei einem Alter von 45 Jahren erforderlich wurde. Indem ich Ihnen, werther Herr H. H. Warner, die Versicherung meiner aufrichtigsten Dankbarkeit erstatte, bitte ich Sie von Vorstehendem im Interesse der leidenden Menschheit durch Publikation in den Zeitungen ꝛc. Gebrauch zu machen. Zu Auskunftserteilung ist stets bereit

Ihr ergebener
H. G. Boneß, pens. Polizei-Beamter.

Weiden-Allee 59.

München, 26. Juli 1888.

Teile Ihnen ergebenst mit, daß mir Ihre Warner's Safe Cure bei meinem hartnäckigen Nieren- und Blasenleiden vorzügliche Dienste leistet. Auskunft ertheile brieflich oder mündlich an jeden Kurbedürftigen.

Bergerstr. 25. Mich. Blumberger.

Hilden, Rheinprovinz, 23. Juli 1888.

Meine Schwägerin war in sehr gefährlichem Zustande, sie litt seit 5 Monaten an geschwollener Leber, die furchtbarsten Schmerzen stellten sich ein, welche immer 20 Stunden anhielten, außerdem wassersüchtige Anschwellungen am ganzen Körper und tägliches Erbrechen von Galle und Speise. In den letzten vier Wochen konnte sie weder Speise und Trank zu sich nehmen, auch verweigerte der Magen die Annahme der verschiedenen Medizin. Alle ärztlichen Mittel erwirkten gerade das Gegenteil. Das Leiden verschlimmerte sich von Tag zu Tag und der Zustand der Kranken war ein trauriger. Nun begann ich in letzter Hoffnung Warner's Safe Cure zu geben, worauf schon nach den ersten paar Löffeln voll das Erbrechen zurückblieb. Nach weiterer Verabreichung schritt die Genesung zum Erstaunen aller Nachbarn voran und nach Gebrauch von 1½ Flaschen Warner's Safe Cure war die Krankheit gehoben, so daß sich meine Schwägerin jetzt bester Gesundheit erfreut.

R. Rocke.

Obige Erklärung bestätige ich persönlich und verdanke Warner's Safe Cure mein Leben.

Wittwe Tückmantel.

Neuenbürg (im Württemb. Schwarzwald).

Ich mache die ergebene Mittheilung, daß das Töchterchen des Messerschmiedmeisters Strecker, welches längere Zeit von mir und anderen Aerzten mit allen möglichen allopath. und homöopath. Mitteln an chronischer Bright's Nierenkrankheit vergeblich behandelt worden ist, durch Warner's Safe Cure geheilt wurde.

Oberamtsarzt Fischer.

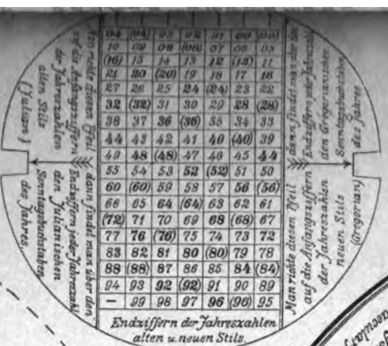
Haupt-Depots und Versandstellen von Warner's Safe Cure:

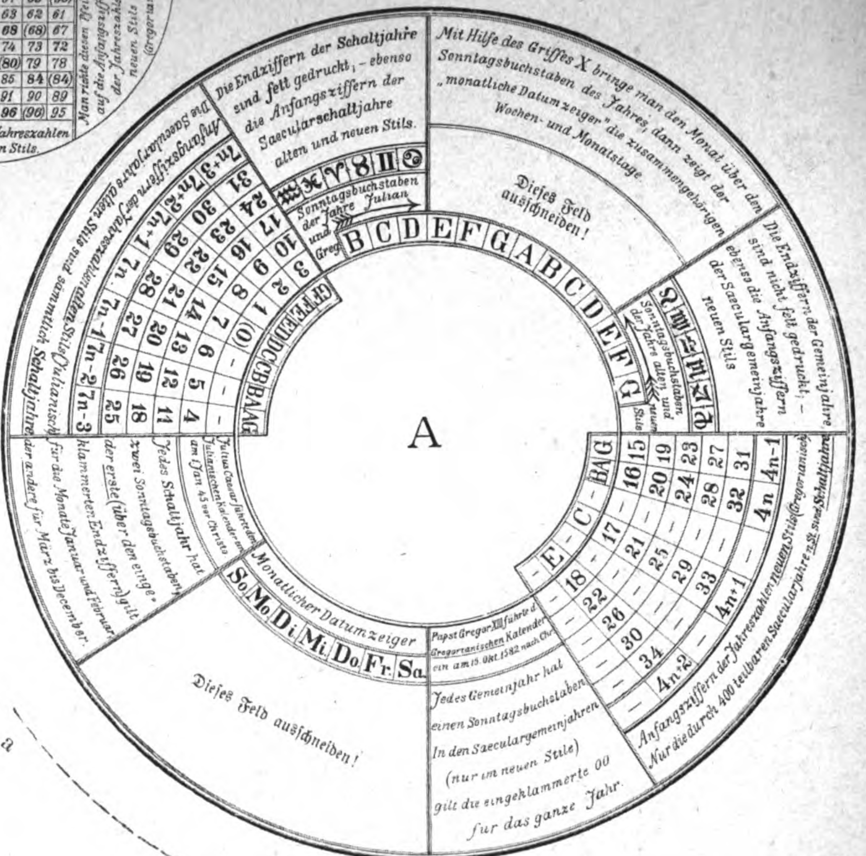
Engel-Apotheke, Frankfurt a. Main. — **Einhorn-Apotheke**, Cöln. — **Engel-Apotheke**, Leipzig. — **Weiße Schwan-Apotheke**, Spandauerstr. 77, Berlin C. — **A. F. Riemann & Co. Nachfolger**, Hamburg. — **Hofapotheke zu St. Afra** in Augsburg. — **Wilh. Bergmann**, Breslau. — **Hirsch-Apotheke**, Stuttgart und **Schwanen-Apotheke**, Eßlingen.

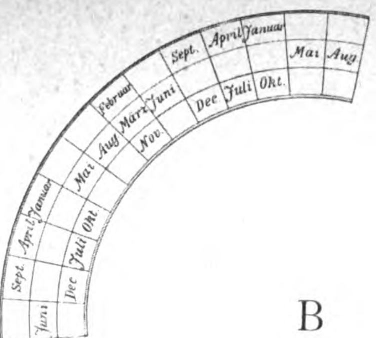
Immerwährender Kalender.

Zusammensetzung.

— — im untenstehenden Horizontaldurchschnitt sind zwei Messingflitterchen vom Maskenstaat; durch das eine wird ein Stift gesteckt, der Kopf recht flach unten, das Flitterchen darauf; dann folgt Pappscheibchen E; dann die große runde Scheibe B; dann die Haupttafel A darauf, Griff X durchstecken; dann Pappscheibchen D; dann das andere Messingflitterchen; dann wird der Stift abgekniffen und umgenietet, aber nicht zu fest, der bessern Drehung halber (wenn man zu fest vernietet, dreht sich mit der einen Scheibe auch die andere); endlich die ob. runde Scheibe mit Leim auf das ob. Pappscheibchen aufgeleimt.







Die Linie a—b ist durchzuschneiden.

C Obere runde Scheibe (kleinere) C

D Papp- scheibchen D

A Große viereckige Haupttafel A

B Untere, große runde Scheibe B

E Papp- scheibchen E

...zu Heft 9 (Siehe Sammler S. 568).



„Maikäfer flieg." Von Messerschmitt.

Ein Wortbruch.

Von

Ludovica Hesekiel.

I.

Am Abend vor dem Feste Johannes des Täufers Anno 1598 drängten sich die Pariser in Massen nach dem Grèveplatz, wo ein mächtiger Scheiterhaufen errichtet war. Auf demselben erblickte man die Gestalt eines schwerbewaffneten Mannes, der sich freilich bei näherem Hinschauen als eine hölzerne Puppe erwies. Der Platz rund um den Scheiterhaufen war durch eine Schnur abgesperrt, die um Stäbe aus Olivenholz geschlungen war. — Starke Männer mit narbenvollen Gesichtern standen in kurzen Entfernungen voneinander hinter dieser Schnur, um das andrängende Volk abzuwehren; sie hielten Fackeln in den Händen, die den Platz hell erleuchteten. Diese Männer waren aus den sogen. „verlorenen Kindern" gewählt, das heißt, aus den Reihen derjenigen Soldaten, die auf die Vorposten geschickt oder an die erste Stelle beim Angriff gestellt wurden, die man eigentlich als „verloren" ansah Aus den „verlorenen Kindern" sind später die Grenadiere hervorgegangen. Diejenigen aber von den „verlorenen Kindern", die wirklich ihr Leben davonbrachten, die wurden vom ganzen Volke als Helden betrachtet, und darum jauchzte auch heute die Menge den riesigen Fackelträgern zu, die unbeweglich wie aus Erz gegossen dastanden. Drüben über der Thür des Stadthauses zeigte sich von buntfarbigen Lämpchen umgeben das Bild König Heinrichs IV., nicht wie der Franzose ihn sonst zu sehen gewohnt war, zu Pferde im Panzer, sondern auf dem Throne, in königlichen Gewändern, das Zepter in der Hand, umgeben von den allegorischen Gestalten des Sieges, der Gnade und des Friedens. Ja, des Friedens, denn vor wenigen Tagen war's zu Paris verkündet worden, daß zu Vervins König Philipp von Spanien und König Heinrich von Frankreich Frieden geschlossen hatten, und seitdem hatte sich Fest an Fest gereiht. Mit dem heutigen Abend sollten nun die Festlichkeiten enden und schon nahte sich der Hof, von einem vieltönigen: Vive le roi! begrüßt. Einzelne Stimmen begannen zu singen:

„Vive Henri Quatre
Le roi vaillant!"

Und dazwischen klang die süße Liebesweise, die Heinrich selbst gesungen für seine reizende Gabrielle. Er hörte es wohl und ein frohes Lächeln spielte um seine Lippen. So viele Frauen er auch geliebt, die „charmante Gabrielle" ging ihm doch über alle. Vor dem Scheiterhaufen war eine Tribüne errichtet worden, auf der die Herren und Damen des Hofes sich niederließen, während der König selbst aus den Händen eines Kavaliers eine Fackel entgegennahm und den Scheiterhaufen anzündete. Das trockene Holz knisterte und prasselte, man sah jetzt, daß rund um die bewaffnete Puppe zersplitterte Lanzen, Trommeln, Flinten, Helme, kurz alles Beiwerk des Kriegs aufgehäuft lag und unter lautem Jubel des Volks zu brennen begann. Auch der Hof jubelte, nur weniger laut, man schwärmte gerade einmal für Frieden in Frankreich; nur ein Gesicht blieb unbewegt, ernst und stolz, das war das Antlitz des Connetable. Heinrich Montmorency, Marschall von Frankreich, hatte keine Freude an diesem Abend; er liebte den Krieg und haßte den Jubel der Massen. Seine ernsten Augen folgten jetzt einem prächtig in hellgrünen Atlas und Gold gekleideten Kavalier, der sich vergeblich mühte, die Reihe, in der er Platz genommen hatte, zu verlassen, und dessen Augen suchend umherspähten. Da winkte ihm der Connetable und sofort machte alles Platz. In wenigen Minuten stand der vielleicht vierzigjährige Herr, den Federhut in der Hand, vor dem Connetable.

„Herr von Avranches," redete dieser ihn an, und etwas wie der Schatten eines Lächelns flog über sein Antlitz, „dort drüben neben der Dame in Rot und Silber sitzt Frau von Avranches und hat Ihnen schon zweimal mit dem Fächer gewinkt."

„Meinen unterthänigsten Dank, Herr Marschall," entgegnete Herr von Avranches mit tiefer Verneigung, „ich konnte mit meinen blöden Augen Frau von Avranches nicht entdecken, soviel ich auch umhersuchte, dies Fackellicht verwirrt mich vollends."

„Seltsam," bemerkte der Connetable, „die meisten unserer Kavaliere suchen nach jeder anderen Dame als nach ihrer Ehefrau und der einzige, der nach der seinigen seufzt wie ein verliebter Schäfer, kann sie nicht finden."

Es war in spottendem Tone gesagt, aber es klang eine tiefe Bewegung hindurch; der Connetable von Frankreich hatte noch Respekt vor solcher Liebe. Der Chevalier von Avranches fühlte das auch ganz gut, denn er verneigte sich abermals tief und erwiderte: „Zuletzt aber findet der Schäfer seine Schäferin doch, denn es gibt noch mächtige und uneigennützige Freunde."

Der Connetable reichte dem anderen die Hand. „Erhalte Ihnen Gott Ihr Glück, es ist selten geworden in Frankreich!"

Damit trennten sich die beiden Männer und es gelang dem Chevalier, in die Nähe der Dame zu kommen, die ihm der Connetable bezeichnet hatte. Frau von Avranches war keine blendende Schönheit, aber die etwa dreißigjährige Dame hatte etwas ungemein Anziehendes, selbst in der steifen spanischen Tracht, die damals alle Höfe beherrschte. Ihre hellen schwarzen Augen leuchteten auch, als Herr von Avranches sich ihr näherte und mit lieblichem Lächeln streckte sie ihm die feine, beringte Hand entgegen, von der sie den duftenden, gestickten Handschuh abgezogen hatte.

„Charmante Gabrielle," flüsterte Herr von Avranches, ehe er die Hand seiner Gemahlin an die Lippen zog, und ganz leise kam es zurück: „Philippe!"

Als aber Herr von Avranches aufblickte, sah er zu seinem Erstaunen, daß in den schönen Augen seiner Gemahlin klare Thränentropfen standen, und ein wehmütiger Zug um ihre rosigen Lippen lag, nicht scharfer, stechender Schmerz, sondern tiefe Wehmut.

„Gabrielle, was ist geschehen?" fragte Philippe, unbekümmert um das Hohnlächeln der eleganten Herren und Damen, das er infolge seiner Kurzsichtigkeit auch nicht einmal bemerkte. Sie fanden es zu abgeschmackt, die geistreichen Hofleute, daß ein Ehepaar nach zehnjähriger Ehe nicht nur sich noch liebte, sondern sich das sogar merken ließ.

„Ich habe eine Botschaft erhalten, mein Freund," entgegnete dann Gabrielle, „die mir einen langjährigen Wunsch erfüllt und die mich doch tief betrübt."

Sie zog einen Brief aus dem perlengeschmückten Mieder ihres Kleides und reichte ihn ihrem Gemahl. Er entfaltete ihn und hielt ihn dicht unter seine kurzsichtigen Augen; nicht ohne Mühe las er: „Kann sich Gabrielle von Avranches überwinden, den Mann, der ihr sein Wort brach, noch einmal zu sehen, so wird sie einem Sterbenden sein Ende erleichtern. Er erwartet sie in Saint-Germain im Hause des Abbé Sauval."

Herr von Avranches faltete das Blatt zusammen und reichte es seiner Gemahlin

zurück. „Wir müssen zu ihm!“ sagte er entschieden, „daß er uns so nahe sein könnte, ahnte ich nicht.“

„Wie sollen wir aber jetzt fortkommen?“ fragte Frau von Avranches, „du kannst“ — sie nannte ihren Gemahl wirklich du — „jetzt dich nicht verabschieden, in einer Stunde beginnt der Ball, wir sind Gäste des Königs.“

Avranches sann nach, dann faßte er die Hand seiner Gemahlin, beugte sich zu ihr nieder und sagte leise: „Ich entführe dich!“

Gabrielle war Französin. Der Gedanke, von ihrem eigenen Ehemann entführt zu werden, war ihr so komisch und so rührend zugleich, daß sie wie ein Kind in die Hände klatschte. Herr von Avranches trat zurück und verlor sich in der Schar der Hofleute. Als das letzte Symbol des Krieges niedergebrannt war und der Hof aufbrach, näherte sich ein Page der Frau von Avranches, der einen weiten Mantel über dem Arm trug und den Finger auf die Lippen legte. Sie folgte ihm schweigend, ließ sich in den Mantel hüllen und zu einem Wagen führen. Dann trat der Page ehrerbietig zurück, Frau von Avranches aber lag lachend und weinend zugleich am Herzen ihres Mannes.

„Was sind das für Zeiten,“ seufzte Herr von Avranches, der nicht ohne einen Anflug von Pedanterie war, „hätte ich jetzt um Erlaubnis gebeten, mit meiner Gemahlin den Ball des Königs verlassen zu dürfen, weil ein Mann, dem wir alles verdanken, im Sterben liegt, man hätte mir den Hof verboten; als ich auf ein Liebesabenteuer anspielte, kam man mir entgegen und bot mir jede Hilfe an. Pfui!“

Gabrielle drückte ihre Hand auf den Mund Philippes. „Es ist nicht alles schlecht in unserer Zeit,“ sagte sie ernst, „denk' an unsre Liebe und an die des Mannes, zu dem wir jetzt fahren; je dunkler die Nacht, desto heller die Sterne.“

„Mein heller Stern,“ wiederholte Herr von Avranches und so fuhren sie auf Saint-Germain zu. Bei Hofe erzählte der eine, Frau von Avranches habe sich von einem Kavalier entführen lassen, und der eifersüchtige Ehemann setze dem Paare nach, andere wollten wissen, Herr von Avranches sei mit einer Dame entflohen, und Frau von Avranches spüre dem ungetreuen Ehemann nach, nur der Connetable ließ das Haupt auf die Brust sinken und sagte ernst: „Ich glaube es nicht, muß ich es aber eines Tages doch glauben, dann weiß ich, daß es keine Treue mehr gibt auf Erden, aber noch glaube ich's nicht.“ Selbst der König lächelte über seinen Connetable.

II.

Herr und Frau von Avranches waren immer ein Rätsel für den französischen Hof gewesen, wenn sie an demselben erschienen, was übrigens nicht oft geschah. Meist lebten sie auf ihren Gütern in der Champagne sich und ihren vier Kindern, wi[illegible] der Landadel sich schon damals vorteilhaft von dem eigentlichen Hofadel unterschied. Ganz rätselhaft aber wurde das Ehepaar der Hofgesellschaft nach der angeblichen Entführung, man sah es nämlich wenige Tage darauf wieder beisammen und zwar ganz in alter Weise; sollte man sich doch getäuscht haben? Die Friedensfeste hatten unterdessen ein Ende genommen, der lustige König Heinrich und sein großer Minister Rosny, später Herzog von Sully, sorgten unablässig für Frankreichs Wohl, und mochten auch dunkle Schatten auf des Königs Privatleben fallen, sein Volk fühlte sich glücklich unter seinem milden Zepter. Mehr als zwei Jahre nachdem Frau von Avranches sich von ihrem Gemahl hatte entführen lassen, weilte das Ehepaar wieder für ein paar Tage im Louvre, dem mächtigen Königsschloß, das durch Heinrich zum Teil neu gebaut worden war. Der Connetable kam dem Ehepaar mit dem alten Wohlwollen entgegen, aber sein Auge ruhte oft prüfend auf den Zügen Philippes wie Gabrielles. Suchte er nach den Spuren einer Schuld, die jene Zeit in ihrer entsetzlichen Frivolität fast als ein Verdienst ansah? Aber die Züge beider verrieten nichts, die scharfen Augen Gabrielles, wie die kurzsichtigen Philippes blickten rein und klar wie ehedem, und der Connetable murmelte vor sich hin: „Ich habe doch recht gehabt.“ Der Connetable, der einst zu den Füßen Maria Stuarts gelegen hatte, verstand sich auf Menschen, aber es war eigentümlich, daß er, der von den Fehlern seiner Zeit nicht frei war, eine solche Freude hatte an zwei so harmlosen, reinen Menschen, wie Herr und Frau von Avranches. Gedachte er seiner zweiten Gemahlin, der schönen Louise Budos, die auch so treu und rein gewesen war, und die er doch oft mit seiner Eifersucht gequält hatte. Gedachte er des Tages, da er den Burghof von Ecouen, wo sie wohnte, mit Flintensteinen pflastern ließ, so daß selbst der König nicht mehr nach Ecouen mochte, weil er das Feuermeer scheute, das sich unter den Hufen seines Rosses erhob? Wie dem auch sein mochte, zu dem Feste, das der Connetable im August des Jahres 1600 in seinem Hotel auf der Straße Grenelle in Paris gab, hatte er auch Herrn und Frau von Avranches eingeladen und zeichnete sie sichtlich vor seinen anderen Gästen aus.

Gegen Ende des Festes hatte sich eine kleine Gesellschaft von etwa zwölf Personen in einem prächtig in Weiß und Gold dekorierten Zimmer, dessen Wände mit Bildern von Clouet und Cousin geschmückt waren, zusammengefunden. Der Connetable selbst befand sich darunter, ebenso Herr und Frau von Avranches. Das Gespräch war sehr lebhaft, Diener gingen ab und zu und füllten die feinen venetianischen Gläser, die auf ihren schlanken Füßen seltsamen Blumen glichen, mit dem funkelnden Frontignac, während sie den Damen in silbernen Körbchen süßes Backwerk anboten. Das Gespräch drehte sich um das alte nie ausgesprochene Thema, um die Liebe. Eine schöne üppige Brünette, die gar nicht aussah, als wolle oder könne sie große Opfer bringen, hatte die auch schon damals nicht mehr neue und bis auf diesen Tag weder bewiesene noch zurückgeschlagene Behauptung aufgestellt, nur die Frau vermöge es, ihrer Liebe ein Opfer zu bringen.

„Und doch habe ich einen Mann gekannt,“ bemerkte Frau von Avranches, „der brachte einer Frau das Höchste zum Opfer, was er besaß, seine Ehre!“

Der Connetable horchte auf. „Ein Mann, der um einer Frau willen ehrlos ward,“ sagte er erstaunt.

„In seinen Augen wenigstens,“ antwortete die anmutige Frau und eine Thräne schimmerte in ihrem Auge, „denn die Frau, der er das Opfer brachte, hält ihn nicht für ehrlos, sie segnet ihn noch heute!“

„Frau von Avranches sollte sich deutlicher ausdrücken,“ meinte eine der Damen, „sie war immer berühmt als Geschichtserzählerin.“

„Sie kann sich der Königin von Navarra an die Seite stellen,“ bemerkte galant einer der Kavaliere.

Frau von Avranches errötete wie ein junges Mädchen, dann sagte sie, ohne sich lange zu sträuben: „Ja, ich will erzählen, ich will die Ehre eines lange verkannten Mannes retten, es ist wohl kaum einer am Hofe, der nicht den Kapitän von den Dragonern, Herrn von Captal, gekannt hätte.“

„Roland Captal,“ fuhr der Connetable auf, „er hat oft an meiner Seite gefochten; vor etwa fünfzehn Jahren schickte er mir seinen Degen zurück; in einer Unglücksstunde hat er ein feierlich gegebenes Wort gebrochen und ein Ehrloser dürfe nicht mehr unter den Fahnen Frankreichs fechten. Dann ist er spurlos verschwunden und ich habe nie wieder von ihm gehört.“

„So hören Sie denn heute, warum Herr von Captal sein Wort brach, und dann hören Sie, ob er ein Recht hatte, sich ehrlos zu nennen,“ begann Frau von Avranches. „Der Kapitän liebte damals eine junge Dame, die aber, obgleich sie ihn hochschätzte, ihr Herz schon einem anderen geschenkt hatte, einem glänzenden, lustigen Kavalier, dem alle Frauen zu Füßen lagen. Es schmeichelte der Dame nicht wenig, daß der Kavalier sie allen anderen vorzog, daß er sie nicht als leichte Eroberung betrachtete, sondern sie zu seiner Gemahlin machen wollte. Sie hatte übersehen, daß sie eine reiche Erbtochter, ihr Freier ein verschuldeter Spieler war, oder vielmehr sie hatte keine Ahnung davon und wiegte sich in den süßen Träumen, der schöne, glänzende Mann werbe nur à cause de ses beaux yeux um sie. Da hatte sie denn kein Auge für das stille Werben des Kapitäns von Captal, besonders da sich ihrer Liebe allerlei Hindernisse entgegenstellten. Der Bruder der Dame nämlich, unter dessen Vormundschaft sie stand, wußte mehr von dem Freier derselben als sie selbst und widersetzte sich einer Heirat mit dem bewußten Herrn — wir wollen ihn Gaston nennen, in Wirklichkeit hieß er anders und die Dame mag Claudine heißen. — Das

aber machte die beiden Liebenden nur um so hartnäckiger, der Bruder verstand indessen keinen Spaß und drohte der Schwester mit dem Kloster, wenn sie ihre thörichte Liebe nicht aufgebe. Da machte denn Claudine anscheinend gute Miene zum bösen Spiel und saß einsam trauernd in dem weiten, öden Hotel ihrer Familie zu Paris; ihre einzige Gesellschafterin war eine alte halbtaube Kousine, denn ihr Bruder war noch unvermählt. Die Kousine war alt, sehr häßlich und sehr streng, das Wort Liebe verursachte ihr fast Krämpfe und mit den Augen eines Falken hütete sie ihre junge Verwandte, die sich um ihren Gaston fast zu Tode grämte."

Frau von Avranches hatte die letzten Worte ganz leise gesprochen und es dabei ängstlich vermieden, ihren Gemahl anzusehen, der aber lächelte vor sich hin und fragte dann, als höre er eine ganz fremde Geschichte: „Fand denn dieser schöne, kluge Gaston keinen Weg, um zu Claudine zu gelangen?"

Frau von Avranches drohte ihrem Gemahl mit dem Federfächer und fuhr dann fort: „O ja, wenigstens gelang es ihm, ihr Nachricht zu senden; an käuflichen Dienstboten ist ja nie Mangel, auch die scharfsichtige Kousine ward überlistet und fast täglich fand ein Brieflein den Weg zu Claudine. Heiße Sehnsucht, glühende Liebe atmete aus jeder Zeile; endlich machte Gaston dem angebeteten Mädchen, wie er die eitle Thörin nannte, den Vorschlag zu einer gemeinsamen Flucht auf seine Güter, wo dann die Heirat stattfinden sollte. Alles war vorbereitet dazu, sie hatte nur dafür zu sorgen, daß sie aus dem Hause und bis zu einer vor der Stadt gelegenen Schenke gelangte, wo ein Wagen ihrer harren sollte. Aber gerade dies Aus-dem-Hause-gelangen war das Schwerste. Claudine zerbrach sich den Kopf; sie hatte keine Freundin, keinen Freund, niemand, dem sie sich hätte anvertrauen, von dem sie eine Beihilfe hätte erwarten können. Nur ein Mann verkehrte im Hause, nur einer durfte sie sehen und sprechen, der Kapitän von Captal, den ihr Bruder ihr zum Gemahl bestimmt hatte, und der sie, wie schon gesagt, aufrichtig liebte. Das stille Werben des ernsten Mannes war zu leidenschaftlichem Begehren geworden, Claudine gewann eine solche Macht über ihn, daß sie mit einem Wink ihrer Augen alles von ihm erreichte. Der Kapitän litt sichtlich unter dieser Leidenschaft, er schämte sich zuweilen vor sich selbst, daß er sich so zum Sklaven eines Mädchens gemacht hatte, er kämpfte mit aller Macht gegen seine Liebe an, aber sie war mächtiger als er und gerade dadurch, daß Claudine seinem Werben gegenüber kalt blieb, steigerte sich seine Leidenschaft. Bis dahin hatte Claudine sich ehrlich und redlich gemüht, den Kapitän von seiner Leidenschaft zu heilen, niemand durfte ihr vorwerfen, daß sie ein kokettes Spiel mit ihm spiele, jetzt aber, wo Gaston zu einem entscheidenden Schritte drängte und sie nirgends einen Ausweg sah, beschloß sie, die Liebe Captals zu gunsten ihrer eigenen zu benützen. Das war nicht ehrenhaft."

„Pah, der Liebe ist alles erlaubt," unterbrach einer der Kavaliere, „im Krieg und in der Liebe gilt jede List."

Frau von Avranches schüttelte wie mißbilligend den hübschen Kopf und erzählte weiter: „Der Herr von Captal, der in allen Punkten der Ehre dachte wie ein preux chevalier aus den Tagen Bayards, hatte oft geäußert, daß dem Manne ein gegebenes Wort heilig sein müsse und daß ihm ein Edelmann, der sein Wort breche, sei es aus welchen Gründen es sei, ihm ehrlos dünke. Dies Wort klang Tag und Nacht in Claudinens Ohren und dies Wort ward das Unglück des Kapitäns von Captal."

III.

Die Erzählerin machte eine lange Pause, ehe sie den Faden ihrer Geschichte folgendermaßen wieder aufnahm: „Eines Morgens war der Kapitän wieder in Claudines Haus erschienen, hatte aber deren Bruder nicht zu Hause angetroffen und wollte sich eben wieder fortbegeben, als er sich von des Fräuleins Zofe aufgehalten sah, die ihn zu ihrer Dame bat. Das Blut schoß dem Kapitän nach dem Herzen, wie er später selbst erzählt hat, eine solche Gunst war ihm noch nie zu teil geworden und in heftiger, glückseliger Aufregung folgte er der Dienerin in das Zimmer des Fräuleins. Dieses war doch etwas verlegen und wußte nicht recht, wie es das Gespräch beginnen sollte. Der Kapitän selbst war es, der die verhängnisvolle Frage that, ob er so glücklich sei, dem Fräulein einen Dienst leisten zu können. Da nickte Claudine, meinte aber seufzend, er werde ihn ihr nach reiflicher Erwägung doch nicht leisten. Der Kapitän aber, berauscht von seiner Liebe, vermaß sich hoch und teuer, er sei zu jedem Dienst bereit, auch wenn derselbe mit seinem Blut erkauft werden sollte. Der arme Mann hatte in diesem Augenblick vergessen, daß er noch etwas kostbareres besaß als sein Blut. Claudine aber verlangte sein Ehrenwort, daß er thun wolle, was sie von ihm begehre, verlangte sein Ehrenwort, daß er nie einem Menschen mitteilen wolle, was sie ihm anvertrauen werde. Da stutzte er doch einen Augenblick, aber Claudine sank weinend vor ihm nieder und hob die gefalteten Hände zu ihm auf, und der edle, stolze Mann unterlag den Thränen eines kindischen, verliebten Mädchens."

Die Gesichter der Zuhörenden waren ernst geworden, obgleich die anwesenden Männer fast alle bereit waren, den Kapitän zu entschuldigen.

„Und als Claudine also dem Kapitän sein Ehrenwort abgeschmeichelt hatte," fuhr Frau von Avranches mit leiser, trauriger Stimme fort, „da stieß sie ihm den vergifteten Pfeil ins Herz und sagte ihm, daß sie einen anderen liebe, und daß er dazu helfen solle, sie mit ihm zu vereinen. Leichenblaß ist der Kapitän geworden und es ist wohl sofort eine Art Ernüchterung über ihn gekommen, aber er hatte sich gefangen in einer Schlinge, aus der er sich nicht zu befreien vermochte. Es lag ein Anstrich von Verachtung in dem eiskalten Tone, mit dem er dem unseligen Mädchen antwortete, er harre ihrer Befehle und bitte nur um den Namen seines glücklichen Nebenbuhlers. Als Claudine Gaston nannte, da hat er furchtbar aufgeschrieen und jetzt hat er sich aufs Knie geworfen, um Claudine zu vermögen, von diesem Manne zu lassen, der ihrer nicht würdig sei. Aber es war vergebens, Claudine hing zu fest an dem Geliebten und vertraute ihm, wie eben ein Weib dem Manne vertraut, den es liebt. — Und so blieb denn dem armen Kapitän nichts übrig, als sich den Wünschen der Dame zu fügen. Sie verabredeten den Plan zu einer Flucht, die Claudine mit ihrem Gaston vereinen sollte; in des Kapitäns Kopfe aber reifte noch ein anderer düsterer Plan. Er hatte den Entschluß gefaßt, Gaston sofort zu fordern und ihn mindestens so schwer zu verwunden, daß die beabsichtigte Flucht Claudines unmöglich dadurch werden mußte. Schon das war nicht ganz seinem Ehrenworte gemäß, denn er hatte geschworen, Claudines Wunsch zu erfüllen, und das hieß zur Vereinigung mit Gaston helfen, nicht sie zu verhindern. Aber der arme Kapitän sollte nicht zur Ausführung seines Vorhabens kommen, der Befehl des Königs rief ihn noch am selben Tage ins Lager und er mußte Paris verlassen. Mit blutendem Herzen gab er noch die nötigen Anweisungen für Claudines Flucht, sandte dieser auch noch einen Brief und saß nun in seinem Zimmer vor dem gepackten Felleisen; im Hofe wieherte sein Schlachtroß und er konnte sich nicht entschließen, es zu besteigen, denn in seinem Gehirn arbeitete es fieberhaft, er hatte nur den einen Gedanken: Wie kann ich Claudine vor Gaston retten? Nirgends ein Ausweg, er durfte ja niemandem sein Geheimnis mitteilen, sein Wort, dessen Sklave er war, band ihn. Und wenn die Geliebte ihm auch nie angehören würde, in Gastons Hände durfte sie nicht fallen und er hatte nur noch eine halbe Stunde Zeit, dann war er von ihr getrennt, vielleicht auf immer, denn er will dem Feinde entgegen. In diesem schweren inneren Kampf wurde der Kapitän unterbrochen durch den Eintritt seines besten Freundes, den ich René nennen will und den er in letzter Zeit wenig gesehen hatte. Sie stammten aus demselben Teile Frankreichs, waren durch ihre Mütter weitläufig verwandt und hingen mit großer Liebe aneinander. Es war wieder die unglückselige Claudine, die an der zwischen beiden eingetretenen Entfremdung die Schuld trug, denn auch René gehörte zu ihren Verehrern. Bei seinem Eintritt zuckte durch das fieberhaft erregte Hirn Captals der Gedanke: ‚Den schickt dir Gott,' und in der Angst um das geliebte Mädchen that er, was er sein lebenlang bitter bereut hat — er brach sein Wort und teilte dem Freunde alles mit, was ihm Claudine anvertraut hatte, indem

er ihn beschwor, sie an der Vereinigung mit Gaston zu hindern. Daß er ihr sein Ehrenwort gegeben hatte, zu schweigen, sagte er nicht. René ward bleich bis in die Lippen hinein, als er vernommen, was ihm Captal mitteilte. ‚Du hast recht,‘ sagte er, ‚sie darf dieses Elenden Weib nicht werden, weder sie noch du könnt ahnen, wie weit die Verderbtheit dieses Burschen geht. Durch eine seltsame Fügung bin ich im Besitz eines Geheimnisses, dessen Mitteilung auch Fräulein Claudine hindern wird, sich ihm anzuvertrauen fürs Leben.‘

„‚So teile es ihr rasch mit,‘ bat ihn Captal, ‚jede Stunde Zögern erhöht die Gefahr, und sage ihr, sie soll mir nicht fluchen, wenn ich auch durch sie, für sie ein ehrloser Mann geworden bin!‘

„‚Was meinst du damit?‘ fragte René erstaunt, der den Freund nicht begriff und jetzt erst sah, daß derselbe bebte wie ein angeschossenes Wild. Und todestraurig wie die eines waidwunden Rehes sahen seine Augen aus.

„‚Was ist dir?‘ fragte René erschrocken.

„‚Nichts, nichts,‘ wehrte Captal ab, ‚geh' zu Claudine, ehe sie sich auf die Flucht begibt oder besser halte ihren Wagen bei der Schenke ‚zum lustigen Gascogner‘ an, du kennst sie, wir haben dort manchen guten Trunk gethan, und sie muß dieselbe passieren. Wolltest du jetzt bei ihr vorgelassen werden, sie empfinge dich nicht.‘

„‚Es soll geschehen,‘ erwiderte René.

„‚Und nun lebe wohl,‘ nahm Captal ernst das Wort, ‚denke meiner als eines Toten.‘

„‚Was hast du nur,‘ fuhr René auf, während Captal nach seinem Schwerte griff, ‚willst du mir nicht wenigstens zum Abschied die Hand reichen?‘

„‚Ich, meine Hand, dir?‘ Es schien ein Schauder durch seinen Körper zu gehen, mit Riesenkräften riß er sich los von dem Freunde, der ihn zurückhalten wollte, stürmte die Treppe hinunter, warf sich aufs Pferd, jagte davon und — René sollte ihn erst als Sterbenden wiedersehen. Doch davon nachher.“

IV.

„Claudines Flucht war ins Werk gesetzt worden und insoweit geglückt, als sie nicht weit mehr von der Schenke ‚zum lustigen Gascogner‘ war, wer schildert aber ihr Entsetzen, als ihr Wagen plötzlich aufgehalten wurde. Etwa sechs berittene Diener in einer Livree, die der Dame bekannt war, zwangen Kutscher und Diener des Kapitäns Captal, welche dieser der unseligen Claudine zur Verfügung gestellt hatte, anzuhalten. Ein Herr im Hofkleid, der einen feurigen Braunen ritt, näherte sich dem Schlage, nahm seinen Federhut ab und sagte mit der ausgezeichnetsten Höflichkeit: ‚Mein Fräulein, wenn Sie, wie ich höre, die Absicht haben, den Marquis Gaston de *** im ‚Lustigen Gascogner‘ zu treffen, so muß ich Sie um Ihrer eignen Ehre willen ersuchen, umzukehren. Ich habe die Ehre von Ihnen gekannt zu sein, mein Name ist René de ***.‘

„Claudine stieß einen Schrei aus. ‚Sie wissen, mein Herr,‘ fuhr sie auf, ‚ach, dann hat mich der Kapitän von Captal verraten, der Ehrlose gab mir sein Wort zu schweigen.‘

„In wildem Schmerz fühlte René sein Herz aufzucken, jetzt, jetzt verstand er den Freund. jetzt wußte er, warum ihm derselbe seine Hand verweigert hatte; er hatte sein Wort gebrochen, um die Geliebte zu retten, er fühlte sich ehrlos, und sie, für die er dies ungeheure Opfer gebracht hatte, war die Erste, die ihn mit dem Namen nannte, den er sich selbst beigelegt hatte. René liebte Claudine sehr, in dem Augenblick hat er sie, glaube ich, gehaßt.“

Frau von Avranches sah wieder nach ihrem Gemahl hinüber, der bemerkte ihren Blick in seiner Kurzsichtigkeit freilich nicht, aber er hatte doch ihre Worte gehört und schüttelte leise das Haupt, während Frau Gabrielle fortfuhr: „René ließ Claudines ersten Schmerz sich austoben, dann sagte er traurig: ‚Wir wollen hier nicht darum streiten, mein Fräulein, ob der Kapitän von Captal jene harte Bezeichnung verdient, die Sie ihm geben, jedenfalls hat er Sie durch seinen Wortbruch vor einem schweren Unglück, ja vor einem Verbrechen bewahrt.‘

„Mit beiden Händen wehrte Claudine ab; ‚ich glaube nichts Böses von Marquis Gaston,‘ rief sie, ‚und ich will sein Weib werden.‘

„Vergebens suchte René ihr diesen Gedanken auszureden, sie hörte nicht auf ihn und warf sich in die entgegengesetzte Ecke des Wagens zurück. Da stieg René vom Pferde, öffnete den Wagen und setzte sich ihr gegenüber; mag dem ritterlichen Manne sauer geworden sein, also gewaltthätig gegen eine Dame zu verfahren! ‚Claudine,‘ sagte er ernst und traurig, ‚so muß ich es Ihnen denn ohne weitere Umschweife sagen, Sie können nicht das Weib Gastons werden, denn der Marquis ist bereits vermählt.‘

„Claudine fuhr zusammen, sie wollte lachen, schreien, es ist nicht wahr! aber sie war wie zu Stein erstarrt, ein Blick in das Gesicht Renés zeigte ihr, daß er die Wahrheit gesprochen habe. René aber fuhr fort: ‚Es war meine Spielgefährtin, die Tochter unseres Gärtners, die er als Jüngling in wilder Leidenschaft mit sich fortriß und zu seinem Weibe machte. Anders hatte sie ihm nicht folgen wollen und Gaston konnte damals noch ein Opfer für seine Liebe bringen.‘

„‚Beweise!‘ keuchte Claudine.

„‚Genügt Ihnen das Wort eines Edelmannes nicht!‘ fragte René.

„Sie lachte bitter. ‚Nein‘, sagte sie hart.

Flammende Röte überzog Renés Antlitz; er wußte, worauf sie zielte. ‚Nun wohl,‘ erwiderte er ernst, ‚so werde ich Sie in die Schenke ‚zum Lustigen Gascogner‘ begleiten und Aug' in Auge mit dem Herrn Marquis ihm meine Anklage ins Gesicht schleudern. Wir wollen doch sehen, ob er die Stirn hat, sie zurückzuweisen.‘

„Claudine richtete sich hoch auf; noch einmal begann sie zu hoffen, das Vertrauen zu dem Geliebten war noch nicht ganz erschüttert, sie klammerte sich an den letzten Strohhalm, ja, gewiß, er mußte die Anklage zurückweisen, er mußte unschuldig sein. Sie antwortete dem armen René nicht mehr, sie ließ es geschehen, daß er ihr gegenüber sitzen blieb, aber in stummer Angst rang sie die Hände und vergeblich suchte sie nach einem Gebet.

„So hielt der Wagen vor dem ‚Lustigen Gascogner‘; das Haus lag öde und einsam da; es verkehrten nur wenig Reisende in demselben, darum hatte Gaston es in Vorschlag gebracht, weil man hier nicht in Gefahr war, Bekannte zu treffen. In einen Mantel gehüllt, einen dunklen Hut mit schwarzer Feder auf dem Haupt, trat er an den Wagen, den er schon erwartet hatte, fuhr aber leichenblaß zurück, als er im Innern desselben René erblickte. ‚Ah‘ machte er mit halb zorniger, halb spöttischer Miene, ‚meine Dame hat sich einen anderen Beschützer erkoren.‘

„‚Gaston, Gaston,‘ flehte Claudine mit aufgehobenen Händen, ‚befreie mich doch von diesem Manne, der uns voneinander trennen will.‘

„Die Augen Gastons flammten in wildem Zorne auf. ‚Wie, mein Herr!‘ rief er mit einer Stimme, die von verhaltener Wut bebte, ‚Sie haben so wenig adlige Sitte, daß Sie sich einer Dame aufdrängen, die Ihre Gegenwart nicht wünscht.‘

„René blieb unerschütterlich ruhig. ‚Die Dame wird von meiner Gegenwart befreit, so wie ich sie selbst aus Ihren Händen befreit habe,‘ entgegnete er mit ruhiger Kälte.

„‚Herr,‘ fuhr Gaston auf und griff nach seiner Waffe, die er unter dem Mantel trug.

„‚Ruhig,‘ Herr Marquis, wehrte René ab, ‚was wir beide nachher miteinander auszumachen haben, das wird sich finden, für jetzt handelt es sich um die Dame. Sie beabsichtigen Fräulein Claudine zu heiraten.‘

„‚Ja,‘ entgegnete Gaston, ‚beabsichtigen Sie im Namen ihres Bruders Einsprache zu erheben?‘

„‚Nicht im Namen ihres Bruders,‘ fuhr jetzt René mit Donnerstimme auf, ‚sondern im Namen von Fleurette Marquise von ***!‘

„Wie von einer Schlange gebissen, fuhr Gaston zurück und Claudine barg laut aufschreiend das Gesicht in den Händen. Sie wußte jetzt, daß sie betrogen war. Mit erloschenen Augen stierte Gaston den anderen noch immer an, dann murmelte er mit bleicher Lippe: ‚Fleurette ist tot.‘ Noch einmal, eine einzige Sekunde, regte sich etwas wie neue Hoffnung in Claudines Herzen, aber Renés ruhig gesprochene Worte: ‚Sie lebt, noch vor wenig Tagen sah ich die blasse, abgehärmte Frau an ihres Vaters Grabe knieen,‘ töteten auch den letzten, leisen Hoffnungsstrahl.

„Gaston wollte sich ihr nähern, zu ihr sprechen, aber sie streckte wie abwehrend die Hand aus. ‚Fort, fort,‘ stöhnte sie, ‚ich will Sie nie wieder sehen; bitte, mein

tr.' wandte sie sich an René, ‚bringen
: mich nach Haus, erzählen Sie es nur
ganz Paris, erzählen Sie es meinem
uder, wie furchtbar ich betrogen wurde.'
‚Mit Ihnen, mein Herr, spreche ich
h.' knirschte Gaston zwischen den Zähnen.
‚Ich bin morgen den ganzen Tag im
ue des Vicomte Lawres, bei dem ich
bne, zu sprechen,' entgegnete René kalt-
tig und wandte sich der Dame zu, die
i ihren leidenschaftlichen Anklagen zu
ßen Thränen überging und endlich die
innung verlor. Das Letzte, dessen sie
klar erinnerte, waren die voll zärtlichen
leids auf sie gerichteten Augen Renés,
fie, ruhige Augen, die so viel Ver-
.en einflößten; sie fühlte einen fast leiden-
aftlichen Haß gegen René, sie dachte nicht
an, daß er sie vor entsetzlicher Schmach
wahrt, sie fühlte nur, daß er ihr das
d des Geliebten in den Staub gezogen,
für immer von ihm getrennt hatte und
z dieses Hasses hatte sie ein Gefühl der
herheit, des Geborgenseins in seiner
he, daß sie sich ihrer wilden Worte fast
ämte, bis sie endlich überhaupt nichts
r von sich wußte.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie in
m Vaterhause, in ihrem eigenen Him-
bett, ihre Zofe saß an demselben und
te sie, ob sie sich nun wieder erholt habe.
‚Wovon?' fragte Claudine erstaunt.
‚Nun, der Herr N. von *** brachte doch
Fräulein zurück und sagte, es habe
bei der Rückkehr von der Messe in den
ßen von Paris verlaufen und sei durch
paar Herumschwärmer erschreckt worden,
denen er es glücklich befreit und in
en Wagen zurückgebracht habe. Was
i denn aber das Fräulein für eine
de begangen haben, daß der Herr
ilm ihm eine so schwere Buße aufer-
hat; zu Fuß bis zur Kirche Saint
ais gehen, das ist doch zu hart für
vornehme Dame wie mein Fräulein,
auf den Gassen nicht Bescheid weiß.'
‚So schwatzte das Mädchen unaufhörlich
er; Claudine lag still da mit starren
gen und bewunderte die List, mit der
e versucht hatte, ihr eigentümliches
swinden und Heimkehren zu erklären.
wußte nicht, was es ihn für Opfer
List und Gold gekostet hatte, um
ihres Kutscher und Diener zum Schwei-
zu bringen. Hätten nicht damals die
ruhe den ganzen Hof beschäftigt, so
e doch wohl etwas von der verun-
ten Entführung in weitere Kreise ge-
en, jetzt erfuhr niemand etwas davon,
t einmal Claudines Bruder. René
ute sich der Dame seines Herzens nicht
er, er saß still auf dem väterlichen
, schaltete und waltete unter seinen
en und schien Paris ganz vergessen zu
n. Mit Gaston hatte er sich, wie das
t anders zu erwarten war, geschlagen
ine leichte Verwundung davongetra-
die jedoch bald heilte. Gaston selbst
unverletzt geblieben, fiel aber schon
Beginne des Krieges, in den er sich
estürzt hatte, da er ohne das Geld
reichen Erbin, auf das er so sicher

gerechnet, nicht mehr aus noch ein wußte. Nach dem Zweikampf hatte er seinem Gegner René auf Ehrenwort versichert, daß er wirklich geglaubt habe, seine von ihm längst verlassene Frau sei tot. Das schrieb René an Claudine und sie bewunderte das Zartgefühl, mit dem er es ihr möglich machte, doch wieder besser von dem unseligen Manne zu denken, der nach einem schuldbefleckten Leben wenigstens einen ehrlichen Kriegertod gestorben war. Daß aber René sich ihr so gar nicht wieder näherte, dünkte sie seltsam, sie hätte ihm doch gern gedankt für seinen Ritterdienst, denn der Haß, der einen Augenblick gegen ihn in ihrer Seele aufgewallt war, den hatte sie längst vergessen. Völlig verschwunden blieb der Kapitän von Captal, er war nie bei seiner Kompanie eingetroffen, kein Auge sah ihn wieder. Viel geforscht wurde nicht nach ihm, er stand allein ohne nähere Verwandte in der Welt, seine Dienerschaft wußte auch nichts, sie mochte untereinander von jenem Abend munkeln, da sie eine Dame zur Schenke ‚zum lustigen Gascogner' und wieder zurückgefahren hatten, mit dem Verschwinden ihres Herrn konnten sie dies Abenteuer nicht in Zusammenhang bringen, denn der war gar nicht dabei gewesen. Nur einer begriff das Verschwinden des Kapitäns, das war René; er begriff, daß der Mann, der sein lebenlang so peinlich auf seine Ehre gehalten hatte, unter dem Druck seines Wortbruches es nicht vermochte, in den alten Verhältnissen weiterzuleben. Aber wo war er geblieben? Hatte er seinem Leben ein Ende gemacht? René konnte es nicht glauben, denn der Kapitän war ein treuer Sohn der Kirche gewesen, die den Selbstmord als Todsünde verdammte. Und so war er denn der Einzige, der im stillen noch immer nach dem Verschwundenen forschte, aber vergeblich.

„Auch Claudines Gefühle hatten sich in Bezug auf Captal geändert; sie sah mehr und mehr ein, was sie seinem Wortbruch verdankte, sie nannte ihn nicht mehr einen Ehrlosen in ihrem Innern und auch sie begann leise zu ahnen, daß sein Verschwinden mit jenem gebrochenen Worte zusammenhängen müsse. Da begann sie mit sich selbst ins Gericht zu gehen, sie fragte sich, wie es nur möglich gewesen sei, daß sie ein solches Wort von ihm hatte verlangen können, ihre ganze Liebe zu Gaston erschien ihr in einem trüben Licht. Von Leidenschaft war sie verblendet gewesen und hatte einen edlen Mann um sein ganzes Leben betrogen. Wie die Aufgabe ihres Lebens kam es ihr vor, nach dem Kapitän zu suchen und ihn um Verzeihung zu bitten. Claudine wurde sehr ernst, wozu auch der Einfluß der jungen Frau wesentlich beitrug, die ihr Bruder bald nach jenen Ereignissen in das alte Haus seiner Väter heimgeführt hatte. Diese junge, fromme Frau war aber eine Kousine Renés, und so kam es, daß dieser endlich wieder das lange gemiedene Haus betrat. Die Veränderung in Claudines Wesen entging ihm nicht, aber sie schien seinen Beifall zu haben, denn er begann sich ihr aufs neue werbend zu nähern. Schüchtern wagte Claudine eine Frage nach dem Kapitän, unter Thränen gestand sie, wie sie ihn jetzt ganz anders beurteile, sie bat und beschwor René die Forschungen nach dem Entschwundenen nicht aufzugeben. Solches Forschen und Suchen aber, so vergeblich es auch war, führte die beiden immer näher zusammen, Claudine lernte es erkennen, welch ein köstlich Ding es sei um die reine ernste Liebe eines Ehrenmannes, und sie reichte endlich dem treuen René ihre Hand. Unbeschreiblich glücklich sind die beiden geworden durch den Wortbruch des armen Kapitäns, aber von diesem selbst hörten sie nie wieder etwas, bis nach langen Jahren eine Botschaft von ihm sie traf, die sie nach Saint-Germain rief. Mitten aus einem großen Hoffest heraus rief sie diese Botschaft, aber weder sie noch René zögerten."

„Lassen Sie die Maske fallen, Gabrielle," unterbrach sie ihr Gemahl, der sie vor Zeugen nicht mit dem sonst zwischen ihnen gebräuchlichen Du anredete, „sagen Sie es nur offen, daß Ihr eigener Mann Sie damals entführte, um Sie an ein Sterbebett zu geleiten."

Mehrere der Anwesenden bissen sich auf die Lippen, sie hatten damals spöttische Bemerkungen genug über das Verschwinden des Ehepaares gemacht, auf diese Lösung des Rätsels waren sie freilich nicht gefaßt gewesen. In den Augen des Connetable blitzte es auf, er hatte an Treue geglaubt mitten in einer wüsten, treulosen Zeit, da man den Bruch eines Ehrenwortes verdammte, den Schwur am Altar aber nicht als solches ansah, und er hatte recht behalten mit seinem Glauben.

„Nun wohl," nahm Frau von Avranches den Faden ihrer Erzählung noch einmal auf, „so heiße es denn statt Claudine Gabrielle und Philippe, mag es zu meiner Strafe gehören für das, was ich an dem Kapitän gesündigt, daß ich so offen Beichte darüber ablege; ja, ich war die Unselige, die ihn ins Elend getrieben, denn dem armen Kapitän hat nie wieder ein Schimmer des Glückes gelächelt. Als gemeiner Reiter hat er unerkannt unter Frankreichs Fahnen gefochten, dann hat er sich's in den Kopf gesetzt, auch das dürfe er nicht. Wie ein Gespenst ist der Gedanke an das gebrochene Wort neben ihm hergegangen und ich hatte das Gefühl, als sei zu Zeiten sein Verstand getrübt gewesen. Dann ist er als Pilger zu allen möglichen Wallfahrtsstätten gezogen, aber es hat ihn immer wieder nach Frankreich zurückgetrieben und dort hat er auch von meiner Heirat, meinem Glück erfahren. Das hat ihm wohl und wehe gethan zugleich. Zuletzt hat er müde und krank, gebrochen an Leib und Seele eine Zufluchtsstätte gefunden bei einem alten Freunde, einem frommen Abt in Saint-Germain. Der hat mit milden Worten Frieden in die arme Seele geträufelt, der hat ihn bewogen, mir Botschaft zu senden und so hab' ich sein Angesicht noch einmal gesehen, hab' seine Verzeihung erfleht und

erhalten. In meinen Armen ist der Mann gestorben, der für mich sein Wort brach und dadurch mein Glück begründete. O ja, auch ein Mann kann Opfer bringen, ich hab's erfahren.“

Frau von Avranches schwieg tief bewegt, große Thränen rannen über ihr Antlitz, auch die anderen schwiegen, die Damen drückten einen Augenblick die Fächer an die feuchten Augen, die Männer blickten nachdenklich in die dunkelrote Flut des Frontignac, aber — man war am Hofe König Heinrichs, die Fächer sanken und die Augen blitzten verführerisch wie vorher, die Gläser wurden erhoben:

„Vive Henri Quatre
Le roi vaillant!“

klang's durch den Raum.

Nur der Connetable blieb ernst.

Ludovica Hesekiel †.

Am 6. April d. J. schlossen sich zum ewigen Schlummer zwei gar liebe, treue, blaue Augen. Das waren dieselben Augen, deren Besitzerin vierzig Jahre zuvor Ludwig Tieck zu dem prophetischen Ausspruch veranlaßte: „Das Kind hat Dichteraugen!“ Und Dichteraugen hat sie besessen, die liebe Heimgegangene, wie eben nur eine rechte, echte Dichterseele durch solche offene, klare Fenster in die Welt hinaus und einem geistesverwandten Freunde in die Seele hineinschauen kann. Und weit hinaus haben sie geschaut, diese Augen, in Gottes schöne Welt nach Nord und Süd und in die Spuren des denkenden und schaffenden Menschengeistes, die rückwärts führen in der Väter denkwürdige Tage. Und was sie gesehen mit ihren Augen, was sie gelesen in den großen Folianten, vor ihr aufgeschlagen da draußen so nachttaufrisch und daheim hervorgeholt heimlich und still — schon als Kind — aus ihres vielgeliebten Vaters und geistigen Mentors feierlich ernstem Büchergestell zeitgebräunter Pergamente, das wußte sie zu verarbeiten sich und anderen zu Freud' und Frommen. Und wie prädestiniert zu hoher Geistesarbeit wölbte sich über den tiefen Augen eine freie, breite Stirn, deren fast männlich ausgeprägter Charakter gar wunderbar kontrastierte zu den in schlichtem Kranz um den Kopf geschlungenen prachtvollen, dicken blonden Zöpfen. Ueber dieser Haarfrisur nüchterne Einfachheit, die sie, unbeirrt von jeder Mode, getragen alle Tage, von dem Tage ihrer Einsegnung in das Leben, wie am Tage ihrer Aussegnung aus dem Leben, erschrak so mancher stolze Kavalier, der mit ihr zugleich als „des Kaisers Gast“ die Treppen zum Palais „Unter den Linden“ emporstieg, erschrak und staunte, wenn er dann bei der großen Kur in den Festsälen zufällig, oder von Neugierde getrieben, vernahm, wie huldvoll und leutselig Ihre Majestät die Kaiserin Augusta sich zu dem armen „Blaustrumpf“ mit den blonden Zöpfen wandte: „Ach, da ist ja auch Unsere liebe kleine Hesekiel!“

Doch, wer ist diese liebe kleine Hesekiel, von der wir reden, der wir mit diesem Erinnerungsblatt einen Lorbeerkranz zu Füßen legen möchten?

Nun, sie ist es wohl wert, daß wir ein Stündchen daran wenden, uns ihr Lebensbild und ihren Lebensgang zu vergegenwärtigen, die sie von den 42 Jahren, die ihr auf Erden zu leben und zu wirken vergönnt gewesen, fast 25 Jahre der deutschen Litteratur, bei ihrer tief patriotischen Gesinnung dürften wir wohl auch sagen, „dem Vaterlande“ geweiht hat.



Ludovica Hesekiel.

Ludovica Hesekiel wurde geboren zu Altenburg den 3. Juli 1847 als das erste Kind ihrer Eltern, denen später noch ein Sohn und eine Tochter geboren ward, welch letztere noch heute mit der Mutter zusammen in Potsdam lebt. Die Mutter der Ludovica entstammte einem alten Offiziersgeschlecht, der Vater, der Familienchronik zufolge, einem ungarischen Grafengeschlecht, dessen ältester bekannter Sproß um des Glaubens willen aus Ungarn auswanderte und sich in Sachsen unter dem als Protestant angenommenen biblischen Namen Hesekiel niederließ. Der Großvater der Ludovica war Generalsuperintendent in Altenburg und auch ihr Vater George Hesekiel sollte seinen Brüdern gleich Theologie studieren, wandte sich aber dem Studium der Litteratur und Geschichte zu. Er war ein hervorragend begabter Mann, bekleidete nie im Leben ein Amt, sondern lebte ausschließlich von der Feder, für die Feder. Seine nachgelassenen Werke beziffern sich auf weit über hundert Bände.

In Altenburg redigierte Dr. George Hesekiel ein kleines Blatt, dem man reaktionäre Tendenzen insinuierte. Als 1848 die Umsturzbewegung in Frankreich ihren Wellenschlag auch nach Deutschland trieb, mußte George Hesekiel von Altenburg flüchten, Weib und Kind zurücklassend. Er fand bald in Berlin als Redakteur an der „Kreuzzeitung“ eine feste Anstellung, die er zeitlebens innegehabt. Die anderthalbjährige Ludovica wurde später durch die Barrikaden von Altenburg hindurchgeschmuggelt und entkam mit der Mutter und einer sie pflegenden Tante glücklich zum Vater nach Berlin. —

Diese Flucht vor den Umsturzmächten hat sich gleichsam instinktiv dem Leben und Denken Ludovicas eingeprägt. Alles Negative und Destruktive war ihr in der Seele verhaßt. Der allen Hesekiels eigene feudale Zug erreichte in ihr den Höhepunkt. Man muß dies wissen, um sie als Schriftstellerin verstehen und würdigen zu können.

In Berlin genoß Ludovica im Institut eines Fräuleins von Wangenheim die denkbar beste und sorgfältigste Erziehung. Sie lernte spielend. Mit sechs Jahren konnte sie fließend lesen und mit zehn Jahren durcharbeitete sie französische Geschichtswerke, die sie in der Bibliothek ihres Vaters gefunden. Vor ihrer Lesemanie war nichts im Hause sicher, und der Vater hatte Not, in- und ausländische Werke, die Gift für ein so zartes Geschöpf gewesen, vor ihren Argusaugen zu verbergen. — Sie war ein sehr gut geartetes Kind, das mit inniger Liebe an Vater und Mutter, Tante und Schwester hing, war aber gleichzeitig ein fast leidenschaftlich erregtes Kind, und ihre körperliche wie geistige Pflege erforderte die größte Sorgfalt.

Hatte einst Emanuel Geibel die kleine Hesekiel aus der Taufe gehoben und ihr neben Ludovica den Namen Emanuela mit auf den Lebensweg gegeben, so waren es in Berlin Dichter, Künstler und hervorragende Politiker, die im Hause des Vaters, der als Autorität in seinem Kreise alle um Hauptes Länge überragte, aus und ein gingen und durch geistvolle Gespräche über Tages- und Zeitfragen, auch vorgetragene Dichtungen oder offene Darlegungen ihrer Lebensanschauungen mitbestimmend auf die geistige Entwickelung

des von allen zärtlich geliebten Kindes wirkten. — „Ich bin ja eine so artige Lolu, bitte, lieber Vater, laß mich hier bleiben; ich bin ganz still und störe euch nicht!" bat sie, wenn abends die Männer zu regem Gedankenaustausch sich im Hause des Hofrats Hesekiel vereinigten, wo nicht nur müßigerweise disputiert, sondern wo manchmal ein Stück Weltgeschichte, wo nicht gemacht, doch vorbereitet wurde. Da hockte sie dann — der Vater war ihr gegenüber immer schwach — bis spät in die Nacht hinein als zehn- und zwölfjähriges Mädchen auf einem Schemel an der Thürschwelle, mit weit vorgestrecktem Kopf, daran die prächtigen blonden Zöpfe losgelöst herniederhingen, und daraus die tiefen blauen Augen, unergründlich wie Sterne, hervorschauten — selbst das lebende Bild eines Märchens.

Kaum den Kinderjahren entwachsen, begann sie ihrem Vater bei dessen schriftstellerischen Arbeiten zu helfen. Manche von ihm angefangene Erzählung, die zu vollenden er die Lust verloren, schob er ihr an seinem großen Schreibtisch zu: „Da, Lolu, mach's fertig, ich mag's nicht mehr!" So schrieb sie bereits mit 16 Jahren, lange vorher, ehe es ihr zum klaren Bewußtsein gekommen, daß sie wohl selbst einen schriftstellerischen Beruf haben könne.

Im Jahre 1869 erschien als ihre erste größte selbständige Arbeit „Eine brandenburgische Hofjungfer", die, wenn auch mit manchen Mängeln der Jugend behaftet, doch eine durchaus freundliche Aufnahme erfuhr. — Jetzt war die Schriftstellerlaufbahn betreten, und mit der ganzen großen, ihr innewohnenden Energie verfolgte sie ihre Ziele: Vertiefung ihrer Arbeiten durch immer gründlichere historische Studien. Und sie hatte herrliche Erfolge.

Es hat keine Bedeutung, ihre sämtlichen Werke, nach der Zeit ihres Erscheinens geordnet, einzeln hier aufzuführen. Diese Aufgabe erfüllt in vollkommener Weise der Deutsche Litteraturkalender, wozu die Verblichene selbst die Notizen geliefert. Kleinere novellistische Arbeiten und verschiedene kulturhistorische Studien, sowie Uebersetzungen aus fremden Sprachen abgerechnet, umfassen ihre Werke eine Bücherreihe von ca. 40 Bänden. Welch eine Arbeit, schon rein äußerlich gefaßt, für eine so zarte kleine Frauenhand! Natürlich findet sich unter dieser Bücherzahl bei der übergroßen Produktivität der Verfasserin auch manches Minderwertige. Ihre großen historischen Romane (sie selbst liebte die Bezeichnung: „Erzählung aus dem . . . Jahrhundert") besitzen bleibenden Wert. Ihre Sterbeszenen haben Berühmtheit erlangt. Ihre Ritter- und Junkergestalten sind von unnachahmbarem Kolorit. Jede einzelne derselben repräsentiert eine ganze Zeitepoche. Mit tieferem Verständnis und mit wärmerer Empfindung sind die Junker speziell der Mark Brandenburg nie geschildert worden. Kein Wunder, daß bei der Kunde ihres Todes das Auge so manches Edelmanns feucht geworden! Wir brauchen nur an „Fromm und Feudal" und „Unterm Sparrenschild" zu erinnern, und laut klopfen noch heute ungezählte Herzen. Ihr „Nürnberger Tand", gleichsam Ouvertüre zu Wildenbruchs „Quitzows", ist noch in frischer Erinnerung. Der bedeutendste ihrer Romane ist wohl „Templer und Johanniter", wenn nicht das letzte Werk die Meisterin krönen wird: „Andernach und Clairvaux", das mit einem glanzvollen Hoflager Friedrich Barbarossas schließt und z. Z. noch im geheimnisvollen Dunkel einer renommierten Zeitungsredaktion schlummert, aber im Lauf des Sommers erscheinen soll.

Ihre wertvollsten Werke mit Illustrationen zu versehen, ist die verheißungsvolle Aufgabe eines Künstlers, der sich finden wird.

Die Erzählung, die dieses Heft der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" eröffnet, der Ludovica Hesekiel seit Beginn eine freundliche Mitarbeiterin gewesen, ist nicht das Letzte, was die Leser aus ihrer Feder zu gewärtigen haben. Noch harrt ein ansprechender Aufsatz über das schöne Koburg im Frankenland der Wiedergabe, den die nun Verblichene erst kurze Zeit vor ihrem Abscheiden der Redaktion zur Verfügung stellte.

Noch haben wir einige Daten aus dem Leben der Frühvollendeten anzuführen. Kurz vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges erlebte ihr Herz den ersten größten Kummer. Sie war glückliche Braut und mußte aus Rücksichten ihre Liebe opfern. 1870/71 arbeitete sie unter dem roten Kreuz in den Berliner Baracken und erwarb sich das eiserne Kreuz. Sie wurde später noch öfter mit höchsten Auszeichnungen bedacht. — Der zweite große Kummer traf ihr Herz, als ihr Vater, erst 54 Jahre alt, ihr und den Ihrigen durch den Tod entrissen wurde. Die Familie Hesekiel übersiedelte jetzt von Berlin nach Potsdam, wo sie ein eigenes Grundstück erwarb. Von dem kleinen Hause in der Jägerallee zu Potsdam sind die vielen großen Manuskripte in die Welt gezogen. — Mitglied auch verschiedener Wohlthätigkeitsvereine, hat sie die Wintermonate hindurch stets fleißig studiert, und zwar aus den Quellen, wozu viele Bibliotheken in Bewegung gesetzt wurden; im Sommer pflegte sie größere Reisen zu machen, an der bald die Mutter, bald die Schwester teilnehmen mußte. Im still friedlichen Leben der kleinen Familie Hesekiel, bei stets regem Verkehr mit den geistigen Größen des Volkes, bei voller Befriedigung in ihrem litterarischen Schaffen, das die schönsten Früchte trug und den Kreis ihrer Verehrer mit jedem Jahre erweiterte — so verstrich die Zeit, und Ludovica Hesekiel stand an der Schwelle der vierziger Jahre, an Geist gereift, aber an Herz und Gemüt wie ein reines unschuldiges Kind. Ganz selbstlos geworden in ihres Herzens Wünschen, war ihr noch ein Glück aufbehalten, ein inniges, tiefes, reiches, aber spannekurzes Glück. — Ludovica Hesekiel war die Braut eines koburgischen Pfarrers geworden. Als Braut vollendete sie bei vierwöchigem Aufenthalt auf dem Schloß zu Schleiz das Lebensbild „Agnes, Fürstin Reuß j. L." — Am 20. Oktober 1887 stand sie dann mit weißseidenem Kleid, Schleier und Myrtenkranz an der Seite des Diakonus Johnsen von Neustadt bei Koburg vor dem Altar der Friedenskirche in Potsdam. Im Pfarrhause zu Neustadt streckten vier Kinder die Arme ihr entgegen, die Augen strahlten und wurden feucht. Das jüngste Kind, Klein-Hildegard, meinte, nun sei die selige Mama vom Himmel wieder gekommen. In der Gemeinde wurde sie eine Pflegerin der Armen und Kranken, überall geliebt und verehrt bei Vornehm und Gering. Das Verhältnis der Ehegatten zu einander war ein tief inniges; ihr Leben und Arbeiten gestaltete sich nahezu ideal. — Heftige Kopfschmerzen um die Weihnachtszeit brachten die erste Todesahnung, und noch vor Ostern lag sie — die Hesekiel führen die Lilie im Wappen — eine gebrochene Lilie mit ihrem Brautschmuck im Sarge. — Sie starb, wie sie gelebt, unwandelbar „fromm und feudal". — Lorbeerkränze ruhen in Fülle auf ihrem Hügel und Palmenzweige decken kreuzweise die Manuskripte auf ihrem Schreibtisch. — Friede der treuen Seele! Wilhelm Johnsen.

Der Rhein an die Mosel.

Von

Friedrich van Hoffs.

Das Denkmal kennt ihr auf dem Niederwald
Und jenes Sockelbild, aus Erz gegossen,
Wo Vater Rhein ein mächtig Wächterhorn
Der schmucken Mosel ernsten Blickes beut.
Wohlan, so höret, was dem Dichterohr
Vernehmbar Vater Rhein zur Mosel spricht:

„Nimm hin das Horn, Mosella, nimm es hin!
Ich habe lang genug die Wacht gehalten,
Die deutsche Mark beschirmt mit treuem Sinn,
Nun wolle du des schweren Amtes walten!

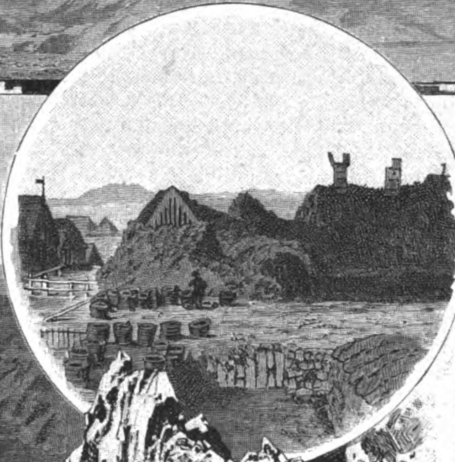
„Nie möge der Franzosen Rachedrang
Die Töne dieses guten Hornes wecken!
Doch wenn sie nahn, soll sein gewalt'ger Klang,
Nach Osten gellend, bis ins Mark sie schrecken.

„Dann braust das deutsche Heer, der deutsche Troß
Wie Sturm gen West; in meinem Spiegel blinken
Millionen Waffen. Kein französisch Roß
Soll diesseits Metz aus deinen Fluten trinken.

„O käme bald die Zeit, von Gott gesandt,
Wo Freundesgrüße deine Wellen tragen
Aus deinem wunderschönen Heimatland!
Dann wird der wahre Völkerfrühling tagen."







Isländische Bae.



Hekla mit Pāluhraun (S. 606).

Krater der Hekla, von oben (S. 610). Isländische Lavalandschaft, Maradalus.

Eine Besteigung der Hekla.

Von

Ferdinand Vetter.

Unter den zahlreichen thätigen Vulkanen Islands ist die Hekla der bekannteste, da sie in dem bevölkertsten südwestlichen Teile der Insel liegt, der zugleich der Sitz der ältesten Kultur und Litteratur des Völkchens ist.

Seinen Namen, Heklufjall, Hekla, Mantelberg, Mantel, hat der Berg von dem glänzenden Schnee, der auch zur Sommerszeit den schwarzblauen Körper des schönen Kegels zur Hälfte bedeckt.

Eine Rauchsäule, wie der Vesuv, trägt sein isländischer Bruder in gewöhnlichen Zeiten nicht; dagegen machen ihn als Vulkan die gewaltigen Lavaablagerungen kenntlich, welche, von der Höhe, etwa von dem benachbarten Thrihyrningur aus gesehen, wie Fluten von Tinte um ein Tintenfaß herumliegen, in der Nähe aber, wo sie verhältnismäßig jung sind, sich als gletscherartige schwarzgraue Gebirge darstellen, die Abhänge steil, zerrissen und wenig bemoost, die Oberfläche in den wunderlichsten Formen gefurcht und ausgezackt.

Die ältere Lava ist nicht vegetationslos; sie trägt oft Gras und Birkengestrüppe und wird bebaut, d. h. beweidet, und bewohnt; auf weite Strecken aber ist der Boden mit vulkanischem Flugsande bedeckt, welcher je nach der vorherrschenden Windrichtung im Laufe der Jahre sein Gebiet ändert und noch in neuerer Zeit ganze Höfe öde gelegt hat.

Wie anders muß es hier ausgesehen haben in den Tagen der ersten Besiedelung durch die Norweger, in der sogenannten Landnahmezeit, da der große Häuptling Ketil hier sich Wohnung und Tempelplatz zu Stóri Hof (Großer Tempel) erkor! Die ärmliche Bae (spr. Bei = Hof), die jetzt diesen stolzen Namen trägt und ums Jahr 1000 unter Valgardh, dem Gegner des sagenberühmten Njál, eine feste Burg des absterbenden Heidentums war, hat vor etwa 150 Jahren wegen des Flugsandes ihren Standort ändern müssen. Die Sandstürme haben auch, nach acht Jahrhunderten, hier die Menschengebeine wieder ans Tageslicht gebracht, welche von dem in der Njálssage geschilderten Heldenkampfe Gunnars und seiner zwei Brüder gegen 30 Feinde herrühren sollen.

Wir, d. h. ich und mein Führer Johannes, unsere sechs Pferde und unser Hund Bausi, kamen am 13. August des Jahres 1887 im Laufe eines trüben Nachmittages, nach einförmigem Ritt durch die weiten Sandstrecken von Keldur, bei dem Hofe Selsund (Sennhüttenbucht, Weidebucht) an. Wir bogen am Fuße des Selsundsfjall (S. 608), des südwestlichen Ausläufers der Hekla (diese selbst stak fortwährend im Nebel), in eine grüne Bucht des Lavagebirges ein, aus welcher uns ein klarer Bach entgegenkam und in deren Grunde die ärmliche Farm an die Lavamauer angeschmiegt lag. Von den beiden parallelen Tuffrücken, welche hier von der Hekla südwestwärts streichen, macht nämlich der südliche eine kleine gegen Westen sich öffnende Einbiegung; die Lava, welche sonst, in der Richtung der Rücken fließend, die Fläche zwischen ihnen ganz ausfüllt, hat auf ihrem Wege diesen Winkel vergessen und sodann erstarrend als mächtiger Wall den Thalgrund gegen die Sandstürme der nahen Flußebene geschützt.

Von Selsund aus kann man, zwischen den beiden Bergzügen emporsteigend, in etwa fünf Stunden auf die Hekla gelangen. Bei dem auf den Höhen lagernden Nebel hatte ich aber schon des Morgens für heute auf eine Besteigung verzichtet; auch jetzt war zwischen dem Selsundsfjall und dem Bjólfell hindurch nur der Fuß des Berges sichtbar. Ich wünschte nun wenigstens

diesen Abend ihm so nahe als möglich zu kommen, um morgen allenfalls doch droben eine günstige Stunde abwarten zu können. Ich setzte es also durch, noch bis Naefurholt zu reiten, von wo nach der Karte und nach meinem kleinen englischen Reisehandbuch der kürzeste Weg zur Hekla sein mußte. Johannes warnte mich vor der „schlechten Bae“ und dem ärmlichen Unterkommen; aber ich erwiderte: bequem könne ich's zu Hause haben und ich wolle Island ganz kennen lernen, schwang mich auf meinen Spordhur (Schecken) und trabte voraus, er brummend hintendrein mit dem Rest unserer Karawane, die sich bereits in dem schönen Gras häuslich einzurichten begonnen hatte.

Nun ging es wieder zwischen den Lavamauern aus dem grünen schwarz umzingelten Burghof hinaus, den die Natur selbst eingefriedigt, dann um den nördlichen Höhenzug herum und diesem entlang das breite Thal der äußern Rangá hinauf, im Vorblick den steilen blauen Burfell, zur Linken die weite sandige Flußebene. Nur dem Berg entlang kann sich die Kultur gegen die Sandstürme halten. Hier liegt, ganz an den steinigen Nordabhang des Bjólfell angelehnt, der dürftige Hof Naefurholt, auf der andern Seite gegen die Ebene geschützt durch einen niedrigeren Höhenzug vor welchem ein kleiner See, von einer Familie wilder Schwäne belebt, sich ausbreitet. Umgeben von dem mit Rasenmauern eingefaßten Tún (Grasplatz) erheben sich zur Seite eines schäumenden Baches fünf oder sechs längliche, niedrige, mit den Langseiten aneinandergebaute Hütten, jede nur ein Gemach enthaltend, von Steinen und Rasen aufgeführt, mit Rasen gedeckt und die spitzen bretterverkleideten Dachschilde in einer Reihe uns zukehrend.

Naefurholt ist der letzte Hof des Rangágaues (Rangárvallasveit) in der Richtung gegen das Innere; dahinter beginnt völlig menschenleere, höchstens als Bergweide (afréttur) für Schafe benutzte Einöde, und wenn wirklich dort einmal eine Ansiedelung bestanden hat, wie aus einem uns erhaltenen Hofnamen (Frostastadhir) hervorzugehen scheint, so ist sie schon seit Jahrhunderten den Sand- und Schneestürmen überlassen worden. Solche Thatsachen beweisen an sich noch nichts für die angebliche Verschlechterung des isländischen Klimas: auch in der Schweiz gingen früher die Winterdörfer höher hinauf und tiefer hinein ins Gebirge als heutzutage, wo veränderte Lebensweise und Schwankungen des Gletscherstandes — ohne eigentliche Ausdehnung desselben — die Bevölkerung teilweise andere Wohnsitze haben aufsuchen lassen. Wenn man freilich einer im 17. Jahrhundert aufgeschriebenen Ueberlieferung glauben dürfte, so hätte zur Zeit Lopts, eines Sohnes Sämunds des Weisen, der Hof Naefurholt, der „an den Wurzeln des Berges Hekla steht“, inmitten des bebauten Landes gelegen und 300 eiserne Thüren gehabt, also mit dem Hause Odins, mit Valhall, gewetteifert, das 540 Pforten besaß! Ohne Zweifel waren die altisländischen Wohnungen weniger kleinlich als heute und mehr hallenartig angelegt in wenigen größeren Räumen: das beweisen die erhaltenen Reste, und gewiß haben die adligen und freigeborenen Einwanderer und ihre ersten Nachkommen weit glänzender gewohnt, als ihre heutigen Enkel, wenn auch manches von den dichterischen Schilderungen der Sagen mag abzuziehen sein. Lopt aber war ja nicht bloß selber durch seine Vorfahren königlichen Stammes, sondern auch durch seine Gattin, eine natürliche Tochter des Königs Magnus Barfuß von Norwegen, mit Königen verschwägert.

Unser Naefurholt allerdings hat mit dem alten nicht einmal mehr den Boden gemein: „Gamla (Alt-) Naefurholt“ liegt eine halbe Stunde weiter nördlich in Trümmern, umstarrt von den grauschwarzen Mauern des Lavastroms von 1845, welcher gerade bis hierher seine stockenden Wogen wälzte, nahe genug, um dem Hof alle seine grünen Nahrungsquellen zu entziehen.

Auch gegen Norden, jenseits der Thjórsá, ist, dank den Ausbrüchen der Vulkane, nun schon längst Wüste, wo zu Njáls Zeit die blühende Niederlassung Gauks von Stöng (Stange, Pfahl) lag und von den Bäumen des Thales sogar ein Schiff soll gebaut worden sein. „Das waren andere Tage“, so lautet in dieser Gegend das Sprichwort von der Königin Bertha oder von der guten alten Zeit, „da Gauk gewohnt in Stang; da däuchte nach Steinastadhir niemand der Weg zu lang“.

Der Name Naefurholt, Naefraholt würde auf schweizerdeutsch „Birchgand“ lauten; denn neben birki und hris braucht der Isländer für seinen einzigen in Betracht kommenden Baum auch das Wort naefur; naefrakolla bezeichnet die Birkenrinde, welche hin und wieder, aus Norwegen eingeführt, als Unterlage des Dachrasens dient anstatt des sonst auf die Holzbalken gelegten Birkenreisigs. Der Hof ist auch heutzutage noch einer der wenigen auf Island, wo ausschließlich Holz zur Feuerung benutzt wird. Vor dem sehr bescheidenen Wohngebäude liegen große Mengen von Birkenreisig unordentlich aufgeschichtet längs der Rasenmauer des Túns, welche mit Tierschädeln, den hier üblichen Melkschemeln, garniert ist.

Der Bauer Ofeigur (= Ambrosius) Jónsson von Naefurholt war nicht zu Hause. Eine ältere und eine jüngere Frau, beide von wenig einladendem Aeußern, begrüßten uns und wiesen uns auf unsere Frage nach einem Nachtquartier mit verlegenem Lächeln und vielen Entschuldigungen durch den dunkeln Gang einige Stufen hinauf in den gemeinsamen Wohn- und Schlafraum, die sogenannte Badhstofa (S. 607). Der Name dieses Hauptgemachs der isländischen Bauernwohnung stammt aus einer Zeit, da die isländischen Bauern noch badeten und sich wuschen, was heute selten mehr vorzukommen scheint. Unsere „Badstube“ war einfach das einzige Zimmer des Hauses und nahm fast den ganzen Raum des Mittel- und Hauptgebäudes bis unter den Dachfirst ein. Die unverkleideten Sparren reichten an beiden Langseiten bis nah an den Fußboden herab und waren durch drei rohe senkrechte Pfosten auf jeder Seite gestützt. Zwischen diesen waren aus grob gefügten Brettern fünf gleich große Betttröge hergestellt, zwei an der Eingangs-, drei an der gegenüberliegenden Wand, auf denen sich mehrere schmutzige Kinder wälzten. Das vorderste Bett rechts, das mir bestimmt sein sollte, stellte offenbar das Ehebett vor. Es zeigte mit dem klassischsten aller Ehebetten, dem des Odysseus, außer der Eigenschaft, von dem Haus- und Dachpfosten getragen zu sein, wenig Aehnlichkeit; dagegen war es ausgezeichnet durch ein kleines Bücherbrett, das von dem Pfosten zum Sparren hinüberging und einige Bändchen mit geistlichen Liedern und Betrachtungen aufwies, wie sie Odysseus und Penelope jedenfalls noch nicht gekannt haben. An dem einen Ende des schmalen Ganges, der zwischen den Bettstellen hinführte, stand ein kleiner Tisch und darüber öffnete sich ein winziges verglastes und solid zugenageltes Fenster, die einzige Lichtöffnung für den ganzen Raum. Am anderen Ende des Ganges führte eine kleine Thür in einen engen dunkeln Bretterverschlag. Hier lag auf der Pritsche, mit einer zerrissenen Decke bis zum Kinn verhüllt, ein anscheinend kräftiger Mann mit schwarzem Bart und müden Augen, neben ihm auf einer Art Schemel zwei Näpfe mit Speise und Trank. Auf meine Frage: ob er krank sei, deutete er traurig nickend auf seine Stirn. Es war der Bauer Halldórr, bis vor kurzem einer der rüstigsten Männer und Heklaführer der Gegend, jetzt an stillem Irrsinn leidend und von seinen Verwandten wie ein Kind verpflegt, d. h. durch dürftige Ernährung in freudelosem Leben erhalten.

Unsere Wirtinnen brachten eilig herbei, was Küche und Keller vermochten, d. h. eine Schüssel mit Skyr (isländisches Nationalgericht aus Milch) und einen Topf Milch, wozu ich freilich diesmal gern den eigenen Löffel und Becher benutzte. Ich tafelte, auf dem Bette sitzend, an dem kleinen Tischchen und gedachte der Zeit, wo im dreihundertthürigen Naefraholt für die gemeinsamen Mahlzeiten die Hochsitze mit den reichgeschnitzten heiligen Seitenpfeilern inmitten der beiden Bankreihen errichtet waren und der Gast zur Seite des Wirtes und unter dem Gesange des Skalden aus Gold und Silber speiste. Heute gibt es im isländischen Hause nicht einmal mehr einen Familientisch; die Hausbewohner speisen ort- und zeitlos auf ihren Betten oder am Herde sitzend.

Da das kloben- und riegellose Fensterchen schlechterdings nicht zu öffnen war, begab ich mich für den Rest des Abends gern aus dem dumpfigen und übelriechenden Gemache ins Freie hinaus, wo Johannes beschäftigt war, die Pferde aus

dem magern und schlechtbesorgten Tún zusammen- und auf eine entferntere Weide hinauszutreiben. Auch der sechsjährige Helgi kletterte einem der Rößlein am Schwanz hinauf, setzte sich oben fest und freute sich königlich, bei der Hetzjagd behilflich sein zu können. Ich schlug inzwischen meinen Sitz auf der Schwelle des Heugadens auf, vor welcher mir eine unserer Saumkisten als Schreibtisch diente, und suchte mir zugleich die beste Ecke in dem reichlichen und kräftig duftenden Heu aus für den Fall, daß die Badhstofa auf die Länge als Schlafgemach mir zu eng werden sollte. Als am trüben Himmel die Sonne sank, stieg ich noch den Berg hinan, um von dem Sattel nach der Hekla auszuschauen. Da stund sie vor mir, im tief blauschwarzen Untergewand von Lava, über welches in weißen Streifen und Feldern der Schneemantel herunterhing, Schultern und Haupt in einen neidischen Wolkenschleier gehüllt. Rötliche Krater und grauschwarze Lavamauern lagerten um ihren Fuß; zur Rechten schloß sich in der Richtung des Hauptgebirgszuges ein Gefolge von niedrigern parallel verlaufenden Bergrücken an, deren schwach begrünte Seiten wiederum einen alten, lang gestreckten und breit emporgewölbten Lavastrom einschlossen. Zwischen dem nähern dieser Rücken und demjenigen, auf dem ich selbst stund, dehnte sich abermals eine breite fast ebene Lavafläche aus, die obere Hälfte schwach bemoost und begrast, die untere, wohl infolge häufiger Wasserablagerung von den Bergen herab und aus deren Einschnitten heraus, kahl und stellenweise mit Sand überführt, am äußersten Ende in einen kleinen grauen See übergehend. Unten ist nämlich das schwach geneigte Thal verriegelt durch die blockbesäte Endmoräne eines vorweltlichen Gletschers, welche seither teilweise von dem späteren Lavastrom überflutet worden ist. So sieht man hier die Jahresringe, aus denen sich während der jüngsten Weltenjahre die äußerste Erdrinde des Landes gebildet hat, noch ganz deutlich übereinander hergeschichtet.

Der Sattel, auf dem ich mich nun in allem Sturm zum Zeichnen setzte, war ein nur wenig begrastes Trümmerfeld, von demselben tuffartigen Gestein, das den ganzen Kamm, einen nordöstlichen Ausläufer des Bjólfell, bildet. Zur Linken erhob sich derselbe schroff und zerklüftet zu bedeutender Höhe. Eine der dunklen Felszacken schien sich zu bewegen; ein fallender Stein und der jetzt an der Bergkante deutlicher erscheinende Umriß verriet mir, daß ich es mit einem Menschen zu thun hatte, der wohl da oben nach verlaufenen Tieren suchte. Ich sandte einen Jauchzer hinüber, aber er blieb unbeantwortet; diese Sprache scheint hier in den menschenverlassenen Einöden unbekannt zu sein; nur die mit scharfem Klang von Absatz zu Absatz springenden Steine begleiteten den melancholischen Abstieg des einsamen Schafbuben.

Zurückgekehrt schrieb ich noch bis nach 9 Uhr auf meiner Schwelle und legte mich dann auf gut Glück in den etwas fragwürdigen Kasten in der Badhstofa, nicht ohne zuvor die Bettwäsche — den Ausdruck in sehr uneigentlichem Sinne genommen — heimlich mit Insektenpulver bestreut zu haben. Johannes schnarchte bereits in dem Trog mir gegenüber; zu seinen und meinen Füßen krochen die beiden Weiber in den ihrigen, jede mitten in ein Rudel Kinder hinein, das gerade und quer, wie es eben kam, unter den schmutzigen Decken lag; auch drei Hunde kauerten zusammengekugelt in und unter den Bettstellen. Die altgermanische Sitte, ohne Schlafgewand im Bette zu liegen, ist auf Island noch sehr verbreitet und war wenigstens zu Jón Thoroddsens Zeit auch in dem gebildeten Reykjavik noch üblich[1]).

Einen andern uralten Brauch konnte ich in voller Bethätigung beobachten, als gegen 10 Uhr der Hausherr heimkam und mich aus dem ersten Schlafe weckte. In der letzten Dämmerung, die noch immer in dem Gemache herrschte, sah ich Mann und Frau, nebeneinander im Bette sitzend, sich gegenseitig mit Fingern und Nägeln den Rücken bearbeiten und hörte wohl zehn Minuten lang das Kratzgeräusch, das diese im übrigen lautlose Arbeit begleitete und für die bevorstehende Nacht gerade nicht die beste Zuversicht erweckte. Das Frottieren war auf Island in alter Zeit, wie es scheint, ein stehender Teil der Toilette: die Männer setzten sich vor dem Schlafengehen in der „Feuerhütte" [2]), wo des Tages die Frauen zu arbeiten pflegten, rücklings an die offene Herdflamme und ließen sich den Rücken streichen oder reiben. Der junge Taugenichts Grettir mußte seinerzeit diesen Dienst seinem Vater erweisen; aber er haßte diese „Lumpenarbeit", die der Alte ihn gern in der ärgsten Hitze vollziehen ließ; einst griff er im Zorn zu einer Wollkarde und ritzte dem Vater den Rücken blutig. Vielleicht stand ursprünglich in der Sage statt jenes Werkzeugs einfach die fünfzinkige Gabel des jungen Thunichtgut; denn in der alten Skaldenweise, die uns darüber erhalten ist, rühmt sich Grettir, er habe den „Ringverstreuer" (Mann) bearbeitet mit „ungeschnittenen Nägeln", was in poetischer Sprache allerdings auf die Zähne des Wollkamms, aber auch ganz gut auf die kratzenden Fingernägel gehen kann, welche offenbar schon vor 900 Jahren in der Feuerhütte zu Bjarg am Eismeer dieselbe Arbeit verrichtet haben, wie ich sie heute in der Badstube zu Naefurholt ausführen sah.

Die Nacht verlief im übrigen über Erwarten gut; nur von Zeit zu Zeit hörte man einen Hund sich kratzen oder den kleinen Helgi wimmern. Der gute Junge hatte Ohrenweh, wie die Mutter entschuldigend erklärte.

Nachdem sich am Morgen die Frauen vorsichtig in ihren Betten angekleidet und einige schmutzige Lumpen um die Hüften gebunden hatten, warf auch ich meinen Mantel um und eilte ins Freie. Von Ungeziefer hatte ich nichts gespürt; doch schien nach solchem Nachtlager eine gründlichere Reinigung immerhin angezeigt. Ich ließ mich eingeseift in das eiskalte Wasser des seichten Baches, der hinter den Hütten in lebhaftem Laufe herunterfließt, und ließ mich von einem kleinen Wasserfalle über und über abspülen. Die übrige Toilette ward ebenfalls draußen abgethan und auch der Kaffee vor dem Hause auf dem Mäuerchen serviert.

Frisch und rein wehte die Luft vom Berge her, als ein Viertel nach 7 Uhr endlich die nötigen Pferde zur Stelle waren: zwei für mich und Johannes, eines für Ofeigur, der als Führer mitkam. In nordöstlicher Richtung der Bergkette entlang ging es über leidlich grünen Boden bis zu einer Klus, welche neben einem schäumenden Bache zwischen den Ausläufern des Bjólfell durch auf das Lava- und Seeplateau führt, das sich zwischen den beiden parallelen Höhenzügen ausdehnt. Diese Lavafläche ist in ihrem oberen Teile reichlich bemoost und trägt daher den Namen Mosar; der Huf des Pferdes versinkt in graugrünen Kissen des isländischen Mooses (die Leute nennen es genügsam Fjallagras, Berggras) und knickt oft auch hinunter in unsichtbare Spalten und Höhlen, die von der trügerischen Decke übersponnen sind.

Nicht lange, so hielten wir am Fuße einer graubemoosten Lavabank, eines erstarrten Feuerkataraktes, der in unbekannter Vorzeit, von keinem Menschenauge gesehen, sich hier zwischen den Aschen- und Bimssteinbergen heruntergewälzt hat. In einem geschützten Winkel hat sich auf etwas befeuchtetem Boden reichliches Gras angesiedelt. Es war die letzte Stärkung, die wir unsern Pferden bieten konnten; wir ließen sie mit Muße grasen und sie schienen sich instinktmäßig diesmal besonders reichlich versorgen zu wollen. Nun ritten wir durch die Einsenkungen der Lavabank hinauf auf das sogenannte Páluhraun (S. 5..), hinter welchem ein gewaltiger mit ganz roten Schlacken bekleideter Krater, der Raudköldur (Roter Kessel) aufsteigt. Wir ließen ihn rechts liegen und gelangten bald über die nackte Lava, bald über Sand- und Lehmmulden, auf denen dichte Pflanzungen von fußhohen grauen Weiden wucherten, an einen lavafreien Abhang der eigentlichen Hekla, unterhalb des Kraters von 1845. Der Lavastrom, der sich bei diesem vorletzten großen Ausbruch des Vulkans aus der südwestlichen Schulter des Berges heraus ergossen hat, steht zur Linken wie eine verwitterte Mauer oder wie eine erstarrte Brandungswoge da, schwarz mit wenigen grauen Moosflecken, die Oberfläche zerrissen gleich spritzendem Schaum, wie die Thätigkeit der gespannten Gase sie während der Abkühlung gestaltet. An einer Stelle sah ich ein La...

---

[1]) Piltur og stúlka, Kap. 26.

[2]) Ueber die zeitlich wechselnde Bedeutung von eldhús, eldaskáli (sowie überhaupt über alt-isländische Hauseinrichtungen) vgl. Dasent, the Story of Burnt Njal I, XCIX ff. (mit Abbildungen); Weinhold, Altnordisches Leben.

gebilde über die Fläche herausragen in der Form einer riesigen Hand mit fünf wohlausgebildeten Fingern.

Hier mußten wir die Pferde zurücklassen, da sie zu der Lava- und Schneewanderung nicht mehr zu gebrauchen waren. Es war 9 Uhr morgens und angenehm warm. Die drei armen Tiere wurden, jeweils Kopf an Schwanz, zu einem gleichschenkligen Dreieck zusammengebunden und hatten in dieser trübseligen Stellung, ohne ein Hälmchen Gras oder ein Tröpfchen Wasser, unsere Rückkunft zu erwarten.

Wir stiegen nun erst den abgeschwemmten und von den trockenen Wasserläufen durchfurchten Abhang hinan, wo aus dem lehmigen Boden hier und da eine Ranunkel, eine Pinguicula oder Soldanella sproß, und betraten dann das wildzerrissene Lavafeld. Das war noch etwas ganz anderes als die ebenen Hraunflächen, die ich bisher, allerdings tagelang, an der Südküste genossen hatte. Hier waren, bei der starken Neigung des Stromes, die Lavamassen chaotisch übereinander hingestürzt und hergewälzt; tiefe Klüfte und scharfe Zacken erschwerten abwechselnd das Vordringen; einige Schneefelder boten willkommene Erleichterung. Nach fast einer Stunde Gehens in östlicher Richtung kamen wir durch eine steile Schneekehle hinunter in den Krater von 1845. Er mag wohl eine Viertelstunde im Umfang messen, ist westlich von roten, östlich von schwarzen Schlacken- und Lavarändern eingefaßt und bis weit hinauf mit schwarzgrauer Lava gefüllt, welche spaltig und zerrissen daliegt, so wie sie einst zurückbebend in sich selbst verbrodelt ist. Der Ort ist ohne Zweifel derselbe, welchen Keilhack in seinen Reisebildern aus Island meint mit der tiefen Einsenkung zwischen dem mittlern Krater und dem westlichen, der einen Lavastrom nach der Richtung des Hauptgipfels hin entsendet habe. Mir ward der beschriebene Trichter von meiner Begleitung mit aller Bestimmtheit als der „Krater von 1845" bezeichnet, und die Thatsache, daß das „Hraun von 1845", höher liegend als der zurückgesunkene Lavaboden dieses Trichters, von jenem westlichen Aschenkegel durch eine tiefe Mulde getrennt ist, spricht für die Richtigkeit dieser Angabe, die sich übrigens mit derjenigen Keilhacks wohl vereinigen läßt. Jener Kegel ist gewiß ein alter Krater; aber im Jahre 1845 hat sich in der bergwärts gelegenen Einsenkung nebenan ein neuer Krater gebildet, dessen zurückgesunkene Lava nun ebenfalls wie von Kraterrändern eingerahmt ist: in der Richtung der Heklakette durch den westlichen und den mittleren Aschenkegel, in der Querrichtung durch einen Aschen- und Schlackendamm einerseits, durch den Lavastrom von 1845 anderseits. Auswürfe überhaupt hatten damals an verschiedenen Stellen des Heklarückens statt: man fand nach dem Aufhören der Ausbrüche (1846) längs dem Kamme fünf thätig gewesene Krater, drei größere und zwei kleinere.



Isländische Flußlandschaft (S. 611).

Hekla mit Selsundsfjall und Selsundshraun (S. 600).

Isländische Badhstofa (S. 602). — Isländische Alpenklubbisten.

Ueber einen lose gebauten Abhang von vulkanischen Aschen und Tuffen, worin ich einmal unvermutet mit dem einen Fuß in eine verborgene Höhlung einbrach, wandten wir uns nun nordostwärts dem zusammenhängenden Schneefelde zu, welches sich links von dem Hauptrücken, zwischen diesem und einem parallelen Zuge alter Lava und dann breit über den Rücken und sämtliche Gipfel hinaufzieht bis in den obern Krater hinein. Keilhack und Schmidt waren vor vier Jahren, da man sie vor dem Schnee gewarnt, führerlos über den schneefreien Rücken selbst emporgestiegen. Dieser Weg ist jedenfalls für den Geologen lehrreicher, aber auch weiter und anstrengender. Der unsrige unterschied sich nicht wesentlich von einer Schneewanderung in den Alpen. Erst wenn man sich dem Gipfel nähert, beginnen die bezeichnenden vulkanischen Erscheinungen. Schwarzer Lavasand liegt schichtenweise auf dem Schnee und zwischen den einzelnen Lagen desselben, wie man in den tiefen Schmelzwasserrinnen deutlich gewahrt. Stellenweise ist unter der dunkeln Decke der stärker schmelzende Schnee zu porösem Eise zusammengeronnen, dessen Fläche von zahlreichen tiefen Kanälen durchzogen ist und in eine Menge von schwarzen glatten Hügelchen aufgelöst erscheint. Links steigt aus dem Abhange des Schneefeldes ein einzelner hoher Kegel empor, auf der Südseite schneefrei und von kräftig roter Farbe:

offenbar auch der Rest eines alten aus Asche und Schlacken aufgebauten Kraters. Gerade vor uns aber öffnet sich ein breites Thor in dem mächtigen Schanzenring, welcher in blendender Weiße den eigentlichen und Hauptkrater umgibt. Wir stiegen, um zunächst den Blick über das Ganze und in die Ferne zu haben, wo sich bereits Nebel und Wolken ballten und jagten, auf die Schanze zur Rechten, die südliche, hinauf, wo sich nun bereits ein großes Stück Horizont aufthat. Es war noch leidlich klar nach Süden und Osten; nach den übrigen Richtungen standen uns die gegenüberliegenden höheren Wände des Kraters im Wege. Dieser selbst zeigte sich hier in seinem Innern stellenweise schneefrei und an zwei Punkten durch leichte Dampfwolken verhüllt.

Es war drei Viertel auf zwölf Uhr, viereinhalb Stunden nach dem Aufbruch von Naefurholt. Wir setzten uns, stillten unsern Durst mit Kognak und Schneewasser und speisten von dem schmalen Proviant, wie ihn eben die isländische Art zu reisen dem Touristen mitzunehmen gestattet. Die gesalzene Butter von Barkarstadhir machte die Trümmer der Reykjaviker Zwiebackscheiben ganz genießbar, und der Inhalt der Sardinenbüchse erregte das Entzücken Oseigurs, der auch das letzte Tröpfchen Oeles schmatzend austrank und nebenbei noch durch Ueberlassung der Blechkapsel hoch beglückt ward.

Nun ging es fast eben auf der stellenweise schneefreien Lippe des Kraters dem mir von meinen Führern bezeichneten „höchsten Punkte“ zu, einer mäßigen Erhebung des östlichen Randes, welche durch einen kleinen Steinmann (kerling oder vardhi) bezeichnet ist. In wenigen Minuten war das primitive Bauwerk erreicht. Es bot nichts Merkwürdiges, nur zwischen zwei Steine eingeklemmt, eine Karte mit dem Namen „Georges Kohn“. Ein schlagenderes Zeugnis für die Allgegenwart des deutschen Juden konnte mir nicht werden als dieser hebräisch-deutsch-französische Name auf dem Gipfel der Hekla.

Ich stellte mit Hilfe einiger frevelhaft von dem Steinmann geraubter Blöcke meinen Photographierapparat fest, um das seltene, wenn auch in diesem Falle künstlerisch nicht sehr dankbare Bild eines Vulkankraters (S. 598) aufzunehmen. Der Kessel vor mir bot nicht den elementarisch bewegten, schauerlich schönen Anblick, wie ich ihn im Frühjahr 1878 auf dem Vesuv genossen. Die linke Seite des Kraters (nach dem Thor zu gesehen) lag ganz unter einer Schneedecke, die auch den tiefsten Grund des Bechers füllte und noch etwas an dem gegenüberliegenden Abhang sich hinauf zog. Dieser Abhang, die Sonnenseite der ganzen etwa 60 m tiefen Mulde, war schwarz, gelb und rot von Schlacken und Aschen; nicht weit unter uns wehten kleine Dampfschleier, die man auf einem andern Berge für Nebel oder stiebenden Schnee hätte halten können. Ueber den niedrigern Süd- und Westrand hinaus sah man in bereits ziemlich unbestimmten Umrissen die Berge und Gletscher des Südlandes, die Deltaebene mit den schimmernden Stromadern und mit ihr verschwimmend die weite Meeresfläche (S. 608).

Den Blick nach Nordosten, wo es noch hell und sonnig war, hemmte der weiße Bergrücken, und es ward mir bald klar, daß unser „höchster Punkt“ mit dem Steinmann keineswegs der wirklich höchste sein könne. Meine Begleiter widersprachen, folgten mir aber willig über den nicht sehr weichen Schnee dem Kamm entlang und durch eine kleine Mulde (wohl auch einen ehemaligen Krater) auf einen weitern Gipfel, der sich als die Südostlippe eines letzten östlichsten Kraters erwies. Der höchste Punkt derselben und, wie wir jetzt alle deutlich sahen, der höchste des Berges überhaupt [1]), wies keine Menschenspuren; ich bestimmte ihn durch Visieren von hier und vom Steinmann aus als in einer Linie liegend mit diesem, mit dem Ausflußbecken der Thjórsá und mit der ungefähren Mitte des breiten Vatnajökuls; diese Linie läuft ziemlich genau nach Ostnordost (Ost 25° Nord, soweit sich dies nach der Karte und, bei der starken Deklination der Magnetnadel auf Island, nach dem Kompaß bestimmen ließ). Dieser östlichste Krater, den auch Keilhack und Schmidt, von ihrem Standpunkte am Hauptkrater aus, als den höchsten schätzten, ist oval und nur in der Tiefe (wo er ganz rot ist) und stellenweise oben auf den Rändern schneefrei; hier treten an zwei Stellen schwarze Lavamauern zu Tage. Zur Zeit, da sie entstanden sind, müssen die Aschen-, Tuff- und Schlackenränder des Kraters bedeutend höher gewesen sein, denn der Ausfluß der Lava hat seinerzeit gewiß auch hier durch ein Thor oder einen Riß des Kegels stattgefunden. Die früher den Lavastrom überragenden Ränder sind entweder nach und nach verwittert oder auch durch die Gewalt späterer Ausbrüche, welche den Krater erschütterten und erweiterten, heruntergeworfen worden. Vielleicht hat also die Sage einiges Recht, daß während des siebenmonatlichen Ausbruchs von 1845 der Berg 500 Fuß an Höhe verloren habe. Der Engländer Burton macht sich zwar über diese Angabe lustig, da der Krater von 1845 sich erst neu und weit unten geöffnet habe. Aber auch die übrigen Krater waren damals in Thätigkeit, wovon am Hauptkrater die Produkte noch massenhaft zu finden sind; Lava freilich ergoß nur jener unterste.

Der höchste Gipfel oder Kraterrand der Hekla liegt unter einer dichten Schneedecke; die zwei niedrigern Lavamauern gegen Osten tauchen wie Inseln daraus hervor. Diejenige rechts ist schon fast ganz aufgelöst in einzelne Trümmerhaufen, und die Schneehalde unterhalb ist dicht besetzt mit unzähligen, regelmäßig gebauten Kegeln oder Rundpyramiden schwarzen feinen Sandes. Diese durch ihre Regelmäßigkeit und Massenhaftigkeit verblüffende Erscheinung ist wohl ebenso entstanden, wie die zahllosen Maulwurfshaufengebilde, welche Keilhack und Schmidt am Hädegisfell beobachtet und photographiert haben [1]) und wie die oft sehr mächtigen runden Sandhaufen, die man auf unsern Gletschern und am Fuße derselben sehen kann. In Island ist die Sandbildung und Sandbewegung dank den Vulkanen und den heftigen Stürmen noch eine viel lebhaftere als bei uns. Hier an der Hekla ist eine Firnschneehalde mit dem feinen Verwitterungssand überführt oder überweht worden; dann hat sich eine neue Schneelage über die Sandschicht gebreitet, und bei der Abschmelzung dieser Lage haben zahlreiche Wasserrinnen die loseren Teile des Sandes fortgespült und nur die fester gelagerten oder zusammengefrorenen stehen lassen; das übrige haben die Regengüsse des Frühjahrs und Sommers gethan. In ähnlicher Art sind vielleicht auch teilweise jene vielen kleinen Hügelchen (Thúfar) entstanden, welche so große Strecken des schönsten Grasbodens auf Island bedecken und seinen Ertrag beeinträchtigen, nur daß hier, wie auf den Alpweiden, noch die pfadbildende Einwirkung des Viehhufs und die humusbildende Thätigkeit der Grasdecke dazugekommen ist.

Wir errichteten nun aus den losen Lavatrümmern nach Klubbistenbrauch einen stattlichen Steinmann, in welchem wir unsere Namen hinterließen. Ich setzte mich in den Schnee und hielt mir, da ich den Photographierapparat beim Hauptkrater zurückgelassen, mit einigen sehr unzureichenden Strichen das Bild der Aussicht fest, die sich, noch immer sonnbeglänzt, gegen Nordosten aufthat. Da schimmerte vor allen, einen großen Teil des Horizontes einnehmend, der gewaltige Vatnajökul herüber, eine weiße, oben fast geradlinige Mauer, der größte Gletscher Europas, ja der bekannten Welt, sofern man das Innere von Grönland nicht dazu rechnet, der größte jedenfalls, den je Menschenfuß überschritten. Davor eine weite öde Gebirgslandschaft, aus welcher nur da und dort violette Berge von teilweise sehr kühnen Formen aufragen und blaue Seespiegel, in freundliche Gruppen vereinigt, lebhaft emporschimmern. Hier geht es in das geheimnisvolle Herz des Landes; um den großen Gletscherpatriarchen herum führt der Vatnajökulsweg, der Thjórsá entlang der Sprengisandsweg nach dem Osten und Norden der Insel. Rechts vom Vatnajökul liegt näher, nur durch ein gewaltiges Lavafeld von uns getrennt, der finstere Torfajökul, an welchen sich die wohlbekannten breiten Formen des südlichen Gletschergebietes bis zum meerüberschauenden Eyjafjall anschließen; vor ihnen, südwärts uns gerade gegenüber, der kühnere Tindsfjall, dessen rötliche Zacken auf das weiße Schneefeld scharfe blaue Schatten werfen. Die Ebene zu unsern Füßen hier nach Osten und Süden ist eine grauenvolle

---

[1]) Dieser mißt nach der Gunnlaugsson-Olsenschen Karte 4961, nach Thoroddsen (Vulkaner S. 19. 153) 4956 (dänische) Fuß oder 1556 m, nach Kaalund ungefähr 5000, nach Cock 5107'; die geogr. Lage ist auf der Karte zu 63° 59′ 02″ n. Br., 32° 19′ 02″ w. L. von Kopenhagen angegeben.

[1]) Zeitschr. d. Dtsch. geolog. Gesellsch. a. a. O. 448 und Taf. XI, 2, welche nebenstehend.

Lavawüste, aus welcher nur da und dort die parallelen Tuffrücken emporsteigen, welche für das Heklagebiet bezeichnend sind. Hier, zwei Wegstunden von dem Zentrum der sonstigen Ausbrüche, hat vor neun Jahren (1878) die letzte Eruption unseres Vulkans stattgefunden, die achtzehnte in historischer Zeit bezeugte, wobei vierzehn neue Krater sich bildeten und ein Thal zwischen zwei Bergrücken mit einer frischen Schicht Lava füllten.

Und nun gegenüber, nach Westen hin, schier unübersehbar in die Tiefe und in die Ebene sich verlierend das schwarze vielleicht auf Jahrtausende unfruchtbare Schollenfeld des Lavastroms von 1845, darüber hinaus einige Stromspiegel, und dann ein endloses Blaugrau, nach links übergehend in das Blau des endlosen Meeres — überall Unendlichkeit!

Man verzichtet gern auf die Reize einer zahmen, grünen, bebauten Gegend angesichts des Ewigen in Stoff und Raum und Zeit.

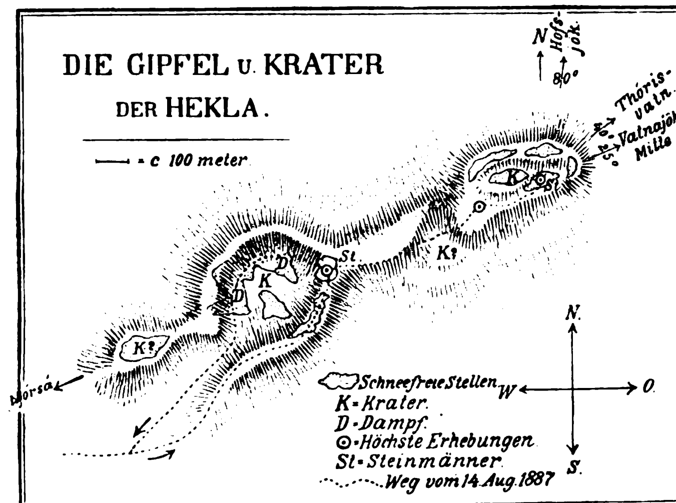
Die Isländer fühlen den eigenartigen Reiz des Elementaren in der Natur ihres Landes. Meine Begleiter stimmten ein Lied an, das ein neuerer isländischer Dichter auf die Aussicht von der Hekla und auf seine geliebte Heimat verfaßt hat:

> Du stundst auf Heklas Gipfelschnee,
> Du sahst das schöne Land sich dehnen,
> Wo hell von grünen Bergeslehnen
> Die Ströme ziehn zur blauen See —
> Und drunten Loki festgeschlossen,
> Begraben unter Eiskolossen:
> O sag, schien dir nicht Island da
> Das Schönste, was je Auge sah? [1])

Und sie kennen auch die Sagen, welche ihre Vorfahren angesichts dieser gewaltigen Natur und über sie gedichtet haben. „Zum blauen Aegir" heißt es im Original statt „zur blauen See" und jedes Kind auf Island weiß, daß Aegir in alten Zeiten der Gott des Meeres gewesen ist. Ofeigur kannte auch den Loki recht gut: „risinn sem gjörir jardhskjálftidh" (der Riese, der das Erdbeben macht) erklärte er auf meine Frage. In der jüngern Edda wird der Unheilstifter Loki in einer Höhle mit den Gedärmen seines eigenen Sohnes über drei Felsen festgebunden und eine Giftschlange über seinem Haupte aufgehängt, damit der brennende Eiter ihm ins Antlitz träufle; sein treues Weib aber hält ein Becken unter; nur von Zeit zu Zeit muß sie das Gift weggießen und dann zuckt der Gefesselte unter den fallenden Tropfen zusammen, daß die Erde zittert: das nennen die Menschen Erdbeben. So wird Loki gefesselt liegen bis zum Götteruntergang.

Von Westen kam eine graue Wolke herangesegelt, und ehe wir's uns versahen, waren wir aus hellem Sonnenschein in ein richtiges Schneegestöber hineinversetzt. Wir kehrten über den Grat nach dem Hauptkrater zurück und stiegen nun, an der schneefreien rechten Seite seiner Höhlung hinunter, dem alten Loki noch näher auf den Leib. Der Abhang bestand aus lauter Schlacken und teilweise anstehenden Bimssteinen von allen Farben; einige lebhaft gelbrote Stücke brach ich ganz heiß mit dem Stocke aus einer kleinen Bimssteinbank, unter welcher der Dampf in starken Wolken aus Spalten und Poren hervordrang. Die lose hingestreuten Steine waren nicht mehr so wohl erhalten wie die anstehenden mit ihren schönen offenliegenden Poren, und teilweise in jene Stücke und Körner zerkleinert, welche die Neapolitaner rapilli nennen. Die Schlacken, besonders solche von einer lebhaft blauvioletten Färbung, sahen oft wie ausgekocht oder ausgebrannt aus zu moos- oder flechtenartigen Gebilden. Der tiefste Grund des Kessels war ganz mit Schnee bedeckt, also offenbar völlig kalt. Ich photographierte nun auch den Blick von der Tiefe des Kraters nach oben, nach dem Steinmann hinauf und mit dem Schneehang zur Rechten. Ofeigur sah meinem Thun sehr aufmerksam zu und erklärte es schließlich, halb scherzend halb ernsthaft, kurzweg als „galdur" (Zauber).

Merkwürdig! Als vor bald achthundert Jahren der gelehrte Saemund hier heraufgestiegen war und bald darauf das „Heklafeuer" zum erstenmal die Bewohner Islands schreckte, da sollte auch Zauber im Spiele gewesen sein: der große galdramadhur habe ein Kistchen da hineingeworfen, das ihm eine verlassene Geliebte in Deutschland (Saxland), ein Zauberweib (norn), aus Rache zugesandt. Und heute galt mein unschuldiges Beginnen in dem nun wieder geschlossenen Krater, der freilich jeden Augenblick aufs Neue verderbenbringend aufbrechen kann, wiederum als Zauber! So eingewurzelt ist dem Naturmenschen die Scheu vor der Natur und vor dem Besitz höherer Kenntnisse und Fertigkeiten. Aber der Bauer lächelte dazu; die heutigen Isländer begleiten die Englendingar auf die Hekla und die Askja, und ein Isländer hat eine „Geschichte der isländischen Vulkane" geschrieben! So tritt auch hier der Mensch der ewigen Natur immer mehr als ein Lernender, Begreifender, ihren Gesetzen Untergeordneter gegenüber, statt als ein mit ihr und ihren Mächten Kämpfender, ihre Gesetze willkürlich Durchbrechender; auch hier ist der Mensch und der Gott kleiner, die Natur größer geworden.



Seit jenem ersten sagenhaft eingekleideten Ausbruch von 1104 hat es auf und an der Hekla achtzehnmal rumort und sind ihr Lavaströme entflossen, wogegen diejenige ihrer europäischen Brüder Aetna und Vesuv kleine Bächlein sind. Noch viel weiterhin haben die mit den Ausbrüchen verbundenen Aschenregen Schaden angerichtet. Im Jahre 1300 ward die Asche über das ganze Nordland hingetragen und bewirkte ein großes Vieh- und Menschensterben; im Jahre 1597, wo man den Berg über die ganze Insel hin brüllen hörte und ihn ringsum im Feuer stehen sah, erlitt Westisland dasselbe Schicksal. Bei der großen siebenmonatlichen Eruption von 1845 flog die Asche bis zu den Shetlands-Inseln; die Rauchsäule über dem Berge stieg zu einer Höhe von 4500 m; die ausgeworfene Lava ward auf 14400 Millionen Kubikfuß berechnet. Im ganzen hat die Hekla im Laufe der Zeit 700 qkm Landes mit Lava bedeckt, ein Gebiet annähernd so groß wie das Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt! Auch die Verwüstung des nahen Thjórsárdal im 14. Jahrhundert kommt vielleicht zum Teil auf ihre Rechnung; die Gebirgskette der Raudhukambar (roten Kämme), von welcher die Verheerung ausging, ist vom Zentrum der Heklakette höchstens fünf Wegstunden entfernt.

Um 3 Uhr traten wir wieder aus dem Krater hinaus und nun ging es, bei wiederum hellem Himmel, denselben Weg hinunter.

[1]) Im Isländischen, mit Stabreim:
Thú stódhst á tindi Heklu hám
og horfdhir yfir landidh fridha,
thar sem um graenar grundir lidha
skínandi ár adh aegi blám —
enn Loki bundinn beidh í grótum
bjargstuddum undir jökulrotum:
thótti thjer ekki Ísland thá
yfirbragdhsimikidh til ad sjá?

den wir gekommen waren. Die zu geringe Neigung der Schneefelder und der stellenweise etwas weichgewordene Schnee gestatteten keine Abkürzung durch Rutschen; doch legten wir den ganzen Rückweg in zwei und dreiviertel Stunden zurück, mit eingerechnet den halbstündigen Aufenthalt, den das Wiedereinfangen der Pferde veranlaßte. Die armen Tiere hatten bei unserem langen Ausbleiben doch Mittel gefunden, sich zu befreien oder wenigstens einen andern Halteplatz aufzusuchen, was ihnen gar nicht zu verdenken war. Ofeigur fand sie weit unten auf der ersten magern Grasfläche und brachte die keuchenden und schwitzenden Ausreißer im Galopp den Berg hinauf zu uns zurück.

Das Skyr schmeckte nun trefflich auf dem Mäuerchen vor unserem Quartier, wo uns sämtliche Bewohner neugierig zusahen. Aber ich kannte nun die Merkwürdigkeiten von Naesurholt und hatte nichts gegen den Vorschlag des Folgemanns, in dem nur eine gute halbe Stunde entfernten **Galtaläkur** Nachtquartier zu nehmen, wo uns nach den Anstrengungen und Abenteuern unserer Heklabesteigung eine ruhige Nacht bei freundlichen Leuten auf die Fortsetzung unserer Reise nach dem alten Bischofssitze Skálholt und nach den Wundern des Geysirgebietes vorbereitete.

Die Schnellfeuergeschütze und ihre Bedeutung für den heutigen Krieg.

Von

J. Kastner.

„Nichts Neues unter der Sonne" könnte man mit Ben Akiba bei Betrachtung der heutigen Schnellfeuergeschütze sagen, denn die mittelalterlichen Orgelgeschütze sind dem äußeren Ansehen nach unverkennbar ihre Urahnen; indessen, bei näherem Eingehen werden wir dieserhalb doch auf einige Bedenken stoßen. Man könnte jene mittelalterlichen Waffen eine „Idee an sich" nennen, die in ihrer praktischen Ausführung nach unseren heutigen Begriffen hart an der Grenze der Spielerei stand. In jener maschinenlosen, tüfteligen Zeit, in der das Handgeschick, die Handfertigkeit des Einzelnen in ganz anderer Weise zur Geltung kam und gepflegt wurde als heute, erregten diese Waffen viel und berechtigtes Aufsehen, fragen wir aber nach ihrem Nutzen für den Kampf, worauf es doch bei Kriegswaffen ankommt, so erhalten wir nur spärliche Kunde. Nicht viele Fälle, die meist den niederländischen Kriegen angehören, werden genannt, in denen Orgelgeschütze zur Verwendung gekommen sein sollen. Wäre aber ihre Wirkung nur einigermaßen ihrem kunstvollen Bau entsprechend gewesen, so wäre die Ueberlieferung davon ohne Zweifel auf uns gekommen. Die Erfolglosigkeit dieser Geschütze hatte aber ihre technischen und auch ihre taktischen Gründe. In ersterer Beziehung konnte ein Mißerfolg nicht ausbleiben, weil die Technik damals außer stande war, einen gasdichten Abschluß von Hinterladungswaffen herzustellen. Außerdem fehlte den Orgelgeschützen der Bewegungsmechanismus für ein andauerndes, ununterbrochenes Feuern, wie es von den heutigen Schnellfeuergeschützen verlangt wird, und was sie auch gestatten. Ob es der damaligen Technik, welcher außer einer wenig vollkommenen Drehbank keine Arbeitsmaschinen zu Gebote standen, überhaupt möglich war, Mechanismen wie die der Gatling- und Hotchkißrevolverkanone herzustellen, bezweifeln wir. Jedenfalls wäre jedes derartige Geschütz ein kostbares Unikum geworden, das wohl den Kunstsammler entzücken, aber nicht den Feind in Schrecken jagen konnte. Außerdem bedürfen solche Geschütze der Einheitspatronen, die damals noch nicht erfunden waren und auch nicht erfunden werden konnten, weil die Alchimisten die knallsauren Salze zur Herstellung von Zündsätzen noch nicht entdeckt hatten. Kurz und gut, der technischen Mängel waren viele; wer indessen möchte behaupten, daß ihre Bewältigung nicht hätte gelingen sollen, wenn thatsächlich ein Bedürfnis dazu vorhanden gewesen wäre? Die Kriegswaffen unterliegen im Völkerleben ebenso dem Kausalitätszwange, wie organische Gebilde im Reiche der Natur. Sind die Existenzbedingungen vorhanden, so entstehen die Waffen und die Organismen.

Die Schnellfeuergeschütze stehen heute auf der obersten Entwickelungsstufe derjenigen Waffen, bei denen auf eine möglichst große Feuergeschwindigkeit ein besonderer Wert gelegt ist. Das Bedürfnis nach ihnen hat sich fühlbar gemacht, um den Feind, dessen Kampfbewegungen immer schnellere wurden, dennoch mit einer hinreichenden Anzahl von Geschossen überschütten zu können. Das, was die heutige Kampfweise von der früherer Zeiten vornehmlich unterscheidet, ist die Schnelligkeit aller Kampfhandlungen vom strategischen Aufmarsch mittels der Eisenbahnen bis zu den taktischen Bewegungen auf dem Schlachtfelde im feindlichen Feuer. In dieser Kette wechselseitiger Beziehungen bilden die schnellfeuernden Geschütze und Handfeuerwaffen ein notwendiges Glied. Nun denke man sich aber neben einem Gevierthaufen Landsknechte, oder neben einer Batterie von Kartaunen und schweren Feldschlangen, welche am Tage vor der Schlacht von den Büchsenmeistern mit 8—12 Pferden und Hilfe der Stückknechte und Schanzbauern auf **die** Stelle des Schlachtfeldes gefahren und zum Schießen hergerichtet wurden, wo sie während der Schlacht unbeweglich stehen blieben, eine Batterie Revolverkanonen aufgestellt! Was sollten sie dort? Sie wären ein Anachronismus gewesen, dessen Einreihung in die damaligen Verhältnisse ein überflüssiges Spiel der Phantasie sein würde. Die damaligen Orgelgeschütze haben dem Freunde ebensowenig genützt, wie dem Feinde geschadet.

Sehen wir von einigen unvollkommenen Vorläufern der letzten 40 Jahre ab, so haben wir als das erste moderne und kriegsbrauchbare Schnellfeuergeschütz die **Gatlingkanone** zu begrüßen, die bereits zu Anfang des nordamerikanischen Bürgerkrieges 1861 von Gatling in Indianapolis (Connecticut) erfunden, im Laufe des Krieges verbessert, noch im Jahre 1865 vom General Butler in den Kämpfen am James River mit Erfolg zur Verwendung kam. Die technischen und taktischen Vorbedingungen für diese Waffe waren vorhanden. Die Infanterie war bereits mit Hinterladungsgewehren, die Kavallerie sogar mit Repetierkarabinern bewaffnet und bei allen die Metallpatrone im Gebrauch, durch welche das Problem der Verschlußabdichtung endgültig gelöst war. Der Krieg gab fast zu allen Zeiten zu vielen Kämpfen um befestigte Stellungen, namentlich an den Ufern großer Ströme unter Mitwirkung der Marine, Veranlassung. Waren somit auch für die Herstellung und wirksame Verwendung der Schnellfeuergeschütze günstige Vorbedingungen gegeben, so werden wir andererseits nicht fehlgreifen, wenn wir der den Amerikanern eigentümlichen Vorliebe für weitgehendste Anwendung von Maschinen auch einen Einfluß auf die Entstehung und erste Verwendung jener Geschützart zuschreiben. Wenn man den Krieg zu einer Maschinenarbeit machen könnte, wäre der Amerikaner der erste, der dies thäte.

Der Deutsche behandelte die neue Erfindung in gewohnter Weise bedachtsam prüfend, nicht ohne Vorurteil, was den Amerikanern gegenüber ja auch wohl seine Berechtigung hat, und gab ihr nur den noch heute gern gebrauchten Namen „Kugelspritze". Die Franzosen dagegen entflammten in heller Begeisterung; in ungezügelter Phantasie schwelgten sie im Vorgefühl unbegrenzter Erfolge des niedermähenden Kugelregens solcher Geschütze! So entstanden die französischen Mitrailleusenbatterien, deren Erfolge im Kriege 1870—71 aber so weit hinter den gehegten Erwartungen zurückblieben, daß man ihre Geschütze alsbald nach dem Kriege aus der Feldarmee in die Festungen verwies und nahe daran war, sie als eine Thorheit ganz beiseite zu werfen, ohne sich zu fragen, ob denn die Ursache des Mißerfolges in der Waffe selbst, oder etwa nur in ihrer falschen Verwendung zu suchen sei. Das erinnert an die vom alten Lord Palmerston gegebene Erklärung für „Schmutz". Er sagte bekanntlich: „Schmutz ist eine gute Sache am unrechten Ort! Auf meinem Rock ist Butter Schmutz, nicht aber auf meinem Brot!" —

Im Laufe der Zeit, nachdem die früher zum Himmel erhobene und dann abgrundtief gestürzte Waffe in dem Pochwerk der fachlichen und öffentlichen Besprechung von dem anhaftenden tauben Gestein geläutert worden, kam sie nicht nur wieder zu Ehren, sondern wurde sogar zur tonangebenden Tagesfrage und als ein Geschütz angesehen, dem noch eine große, bedeutungsvolle Zukunft bevorstehe. Diesmal aber kam die Ehrenrettung von einer anderen Seite und zwar von der Marine.

Um die Mitte des vorigen Jahrzehnts gelang es, Dampfboote von großer Fahrgeschwindigkeit zu bauen und dieselben besonders für den Gebrauch von Fischtorpedos als „Torpedoboote" derart zu vervollkommnen, daß sie eine tiefgreifende Umgestaltung der Seetaktik in Aussicht stellten, die denn auch nicht lange auf sich warten ließ. Den Torpedobooten wurde für den Seekrieg bald dieselbe Aufgabe übertragen, welche von den Vorposten und Schützenschwärmen im Landkriege ausgeübt wird. Sie sollen demnach sowohl den Sicherheitsdienst auf See ausüben, wie das Gefecht eröffnen. Jedes Schlachtschiff, unter denen die schweren Panzerschiffe zu verstehen sind, soll beständig von 4—6 Torpedobooten begleitet werden, so daß also ein Geschwader von vier Schlachtschiffen einen Schwarm von etwa 20 Torpedobooten voraussenden würde. Diese kleinen Boote, welche in Rücksicht auf leichte Beweglichkeit aus 3—4 mm dickem Stahlblech gebaut werden, mit den schweren Kanonen der Panzerschiffe bekämpfen zu wollen, hieße Mücken mit Keulen schlagen. Man kann sich dieses Ungeziefer nur mit Geschützen kleinen Kalibers von großer Feuerschnelligkeit und solcher Einrichtung vom Leibe halten, welche einen beständigen Richtungswechsel auch während des Feuerns gestatten, um den bewegten Booten stets mit den Schüssen folgen zu können. Hier bot sich also für die Schnellfeuergeschütze eine Verwendung, die so recht ihrem eigentlichen Wesen entspricht, nur ein

größeres Kaliber mußte ihnen gegeben werden, so daß sie eiserne oder stählerne Granaten schießen konnten. Die Gatlingkanonen und französischen Mitrailleusen hatten ein Gewehrkaliber von etwa 15 mm und feuerten lange Bleigeschosse. Den gestellten Anforderungen entsprach am besten die Revolverkanone von Hotchkiß mit 37 mm Kaliber, deren Granaten auch auf mehr als 600 m Entfernung die Seitenwände der Torpedoboote durchschlagen konnten. Aber auch die Mitrailleusen vom Gewehrkaliber waren der Marine sehr willkommen, denn während der wenigen Augenblicke, in denen im Seegefecht zwei Schiffe aneinander vorbeifahren, kommt es darauf an, ihr Oberdeck mit Geschossen derart zu überschütten, daß niemand, der nicht schußsicher gedeckt steht, ungetroffen bleibt. Zu diesem Zweck finden solche Geschütze in den Marsen und auf der Schanzkleidung um Pivots drehbar Aufstellung.

Der sprichwörtlich gewordene Wettstreit zwischen Geschütz und Panzer ist eine Erscheinung, die sich als ein Kampf ums Dasein in dieser oder jener Form im Kriegswesen vielfach wiederholt. So war es bald nicht mehr zweifelhaft, daß sich ein Torpedoboot dem feindlichen Schiffe nicht mehr auf Torpedoschußweite wird nähern können, ohne durchlöchert zu sein wie ein Sieb — vorausgesetzt, daß es rechtzeitig entdeckt wird. Die Torpedoboote wurden nun größer, stärker und widerstandsfähiger gebaut, sie erreichten eine immer größere Fahrgeschwindigkeit, welche heute bei den Schichauschen Booten schon 27 Seemeilen, d. h. 50 km in der Stunde beträgt! Die Geschoßwirkung der 3,7 cm-Revolverkanonen war nun nicht mehr ausreichend. Um gegen die Divisionsboote oder Torpedobootjäger, sowie auch gegen die neueren schnellfahrenden Kreuzer eine ausreichende Geschoßwirkung zu erhalten, mußte zur Vergrößerung des Kalibers geschritten werden, ohne die Möglichkeit des Schnellfeuers aufzugeben, denn nur hierin liegt die Aussicht, die schnellen Schiffe mit Erfolg bekämpfen zu können. Diese Bedingungen forderten nun aber aus technischen Gründen eine Spaltung der Geschützart. Während die Mitrailleusen, Revolverkanonen oder Maschinengeschütze, wie die Engländer sie nennen, von 11 bis zu 47 mm Kaliber zur Förderung der Feuerschnelligkeit mehrere Läufe haben, deren Zahl bei den französischen Mitrailleusen 25, bei den belgischen sogar 37 betrug, konnte bei den größeren Kalibern nur ein Lauf und ein Verschlußmechanismus in Anwendung kommen. Als letztere Geschütze in Aufnahme kamen, hatte unser deutsches Nationalgefühl bereits einen solchen Grad von Selbständigkeit gewonnen, daß man es wagte, ihnen einen deutschen Namen zu geben, man nannte sie, zum Unterschiede von den mehrläufigen Mitrailleusen, Schnellfeuerkanonen. Bis heute aber wollte es nicht gelingen, für jene Mehrläufer einen deutschen Namen einzubürgern. Daher mag es kommen, daß dieses Kuckucksei sich immer mehr in die Firma der Schnellfeuergeschütze eindrängt, unter denen wir aber im Nachfolgenden grundsätzlich die einläufigen verstehen wollen.

Ohne uns in technische Einzelheiten zu verlieren, die nur Fachverständigen nützlich sein könnten, möchten wir zum näheren Verständnis der Eigentümlichkeit schnellfeuernder Kanonen doch einige Punkte hervorheben. Grundbedingung ist der Gebrauch metallener Kartuschhülsen, statt des Kartuschbeutels aus Zeugstoff anderer Geschütze, weil dieselben jede besondere Abdichtung des Verschlusses im Geschützrohr entbehrlich machen. Dies gestattet unter Wegfall jeden Einpressens des Verschlusses ein leichtes, schnelles Oeffnen und Schließen des letzteren und Abfeuern mittels eines Schlagbolzens wie beim Gewehr. Man hat ferner diese Geschützrohre in eigentümliche Lafetten mit hydraulischer Bremse gelegt, die nach dem Schuß nur einen Rücklauf von wenigen Zentimetern gestatten und dann sogleich selbstthätig in die Feuerstellung wieder vorlaufen. Die aus allen diesen zeitkürzenden Einrichtungen erzielte Zeitersparnis kommt der Feuerschnelligkeit zu Gute, welche auf diese Weise bei den kleineren Kalibern bis zu 40, bei den größeren bis zu 15 Schuß in der Minute gesteigert werden kann.

Wollte man nun aber annehmen, daß es nur einer Uebertragung dieser Einrichtungen auf die anderen Hinterladungsgeschütze bedürfe, um dieselben zu schnellfeuernden zu machen, so würde man bald auf ernste Schwierigkeiten stoßen, denen wir zunächst in der Herstellung der Kartuschhülsen begegnen. Unseres Wissens gibt es auch heute noch nur eine Fabrik, welche dieselben anfertigt und zwar die von Lorenz in Karlsruhe. Franzosen, Amerikaner und Engländer verwendeten anfänglich aus Messingblech gerollte Hülsen mit angenieteter Bodenplatte, mußten dieselben aber wegen ungenügender Haltbarkeit und der dadurch verursachten Ladehemmungen aufgeben. Lorenz stanzt und zieht dieselben aus einem Stück Messingblech. Nach und nach ist es ihm gelungen, bis zu den Hülsen für 15 cm-Kanonen fortzuschreiten, ist aber, soviel bekannt, noch nicht darüber hinausgekommen. Auch diese Leistung verdient schon unsere vollste Bewunderung, denn sie ist in mehrfacher Beziehung eine technische Leistung allerersten Ranges. Auch hat sich für die Marine bis jetzt ein Bedürfnis nach größeren Kalibern kaum geltend machen können, denn die Kruppsche 15 cm-Kanone reicht aus, alle heute die See befahrenden oder noch auf Stapel liegenden geschützten Kreuzer, auch die mit den stärksten Panzern, erfolgreich zu bekämpfen.

Damit aber hat denn auch dieser Wettstreit zu Schutz und Trutz in den Kriegsmarinen seine vorläufige Erledigung gefunden, Angriff und Abwehr kämpfen wieder mit ebenbürtigen Mitteln. Das durch das Vorauseilen schnellfahrender Torpedoboote und Kreuzer von seiten des Angriffs gestörte Gleichgewicht ist durch die neuesten Schnellfeuergeschütze großen Kalibers wieder hergestellt. Ob dieser Ruhezustand von langer Dauer sein wird, läßt sich zwar nicht voraussehen, aber nach den bisherigen Erfahrungen kaum erwarten. Inzwischen hat sich den Schnellfeuergeschützen ein neues Kampffeld erschlossen und zwar das des Festungskrieges, sowohl in wie vor den Festungen, wo dieselben aller Voraussicht nach zu einem Einfluß gelangen werden, der demjenigen im Seekriege an Bedeutung keineswegs nachstehen wird. Wie sich hier die Verhältnisse in jüngster Zeit entwickelt haben und welchen Zielen sie entgegengehen, darüber wollen wir in einem nächsten Aufsatze berichten.

Wie die Armen in London wohnen.

Von

Leopold Katscher.

„Ich hatte Gelegenheit, Wilde aller Art auf allen Stufen der Verkommenheit kennen zu lernen, aber ich habe nie etwas Verkommeneres, Trübseligeres und Elenderes gesehen als das Leben, welches ich im Osten Londons hinter mir ließ. Der Wilde, der nach Tagen des Ueberflusses wieder Hunger leiden muß und niemals für den nächsten Tag seines Daseins sicher ist, besitzt wenigstens ein selbständiges Leben; er ist keine Maschine, aus der so viel Kraft herausgepreßt wird, als die ihm zugeteilte schlechte Nahrung hergibt; und ich muß allen Ernstes sagen, daß, wenn mir die Wahl gestellt würde, das Leben jener Wilden oder das jener Armen im Ostende Londons zu führen, ich das erstere vorziehen würde."

Diese Worte des berühmten Physiologen Huxley machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich den Entschluß faßte, das Leben der Parias der Londoner Gesellschaft aus eigener Anschauung — soweit dies eben thunlich — kennen zu lernen. Je mehr meine Bekannten mich warnten, dieses „gefährliche" Unternehmen auszuführen, desto mehr reizte es mich. Sollte es wirklich in einer Stadt wie London, wo jährlich Riesensummen für die Bekehrung der Zulus, der Südseeinsulaner ꝛc. gesammelt werden, ein solches Elend geben wie Huxley andeutet und George R. Sims, Howard J. Goldsmid und andere englische Autoren es in so entsetzlichen Farben schildern? Ist es denkbar, daß die „Königin der Städte", die in sanitärer Beziehung allen ihren Mitschwestern als Vorbild dient, solch menschenunwürdige, gesundheitsschädliche Höhlen in sich birgt und zwar in unmittelbarer Nähe der vornehmen Viertel, ohne daß der sonst so leicht unzufriedene, alles bemäkelnde John Bull mit seinen derben Fäusten eingreift und Abhilfe schafft? Erst im Jahre 1883 wurde durch die erschütternden Schilderungen, die George Sims in der „Pictorial World" und dann als Buch[1]) erscheinen ließ, die Aufmerksamkeit des großen Publikums in größerem Maßstabe auf diese Mißstände geleitet. Ein allgemeiner Entrüstungsschrei ging durchs ganze Land und man bemüht sich seither nach Kräften, das grenzenlose Elend, das sich mit Worten kaum beschreiben läßt, zu lindern.

Edle Frauen, wie Octavia Hill, auf die wir später noch zurückkommen, und verschiedene Baugesellschaften, die sich gebildet haben, sind in erster Linie darauf bedacht, billige und doch menschenwürdige Wohnungen für die Armen und Aermsten zu bauen. Denn in der leidigen Wohnungs-

[1]) „Wie die Armen leben." London, Chatto und Windus, 1884.

frage ist das Hauptelend zu suchen. Wer das Eastend mit seinen Sackgassen, seinen verfallenen, schmutzigen Häusern, dem Unrat vor und in denselben nicht gesehen, kann sich unmöglich einen Begriff davon machen, welches Dasein seine beklagenswerten Bewohner fristen! Einzelne Seitenstraßen sehen aus, als ob ein feindliches Heer sie mit seinen Kanonen bombardiert hätte; die meisten Fensterscheiben sind zerbrochen und mit Papier verklebt, die Dächer schief und jeden Augenblick zum Einstürzen bereit. Die „Zimmer“ (!) dieser Baracken werden größtenteils nur einzeln vergeben und zwar zu dem unerhörten Preise von 2½ bis 6 Mark die Woche.

Als ich zum erstenmal eine mir bekannte arme Familie in Pell Street besuchte, konnte ich es kaum fassen, daß Menschen von Fleisch und Blut in einer solchen Atmosphäre und einer solchen Umgebung zu leben vermögen. Die Leutchen hatten früher bessere Tage gesehen, aber der Ernährer, ein tüchtiger Schneidermeister, starb und hinterließ die Frau mit sechs Kindern, von denen das älteste zehn Jahre zählte, das jüngste ebensoviele Wochen. Schmalhans wurde bald Küchenmeister. Sie mußten ihre kleine, aus drei Zimmerchen bestehende Wohnung in High Street (Whitechapel) aufgeben und mit einem Zimmer in Pell Street zufrieden sein, für welches sie 3 Mark wöchentlich bezahlten; aber in welchem Zustande befand sich dieses! Die Wände feucht und zerbröckelt, der Fußboden schlecht, die Zimmerdecke rauchgeschwärzt und voller Spalten und Risse, durch die Wind und Regen freien Zutritt ins Innere hatten. In dieser Stube kochte, aß und schlief Frau M. mit ihren sechs Kindern! Bei dem Hauswirt auch nur die kleinste Reparatur zu erwirken, war unmöglich, denn die arme Frau setzte sich der Gefahr einer sofortigen Kündigung aus. Gibt es doch Dutzende von Familien, die mit Freuden ein solches Heim bezögen, das schließlich noch immer besser ist, als unter freiem Himmel auf einer Bank eines Parks oder unter irgend einem Brückenpfeiler seine Nächte zu verbringen! Man findet ja unter den Wirten, die sich im allgemeinen an dem Blute ihrer armen Mitbrüder bereichern, auch weiße Raben, die die Wohnungen ihrer Mieter ausbessern lassen; „aber fragt mich nur nicht wie.“ Die Rabennatur kommt doch zum Vorschein und der Pferdefuß hinterher, denn man kann ganz sicher sein, daß der betreffende Herr für die kleinste Erleichterung, die er geschaffen hat, den Mietpreis sofort um **mindestens** 25 Pf. die Woche erhöht. Die vorhin geschilderte Stube gehört noch zu den „anständigen“. Die beiden Brüder der besagten Frau M. wohnen noch ganz anders. In der Nähe der Pell Street befindet sich ein sogen. „Square“, der aber mit den umzäunten, im üppigen Grün prangenden Plätzen der besseren Stadtteile nichts gemein hat, als eben den Namen. Statt der Bäume und Blumen sieht man hier Berge — von Unrat, Gemüseabfällen, Lumpen u. dergl. mehr, statt der gleichförmigen, sauberen Rohziegelgebäude elende Spelunken, die jeder Beschreibung spotten. Die Hausthüren stehen zumeist offen und haben weder Schloß noch Riegel. Der Flur, den eine erstickende Luft erfüllt, ist gewöhnlich so dunkel, daß man nur mit Mühe die morsche Treppe findet. In dem Dachstübchen eines solchen Hauses vegetieren nun die Brüder der Frau M. mit ihren Familien. Der ältere hat Frau und drei Kinder, der jüngere Frau und zwei Kinder, macht zusammen neun, sage neun Personen. Hat man den halsbrecherischen Aufgang erstiegen, so kommt man auf einen noch dunkleren Vorplatz; am schrecklichsten ist jedoch die Stube selbst: kahl und leer, in dem baufälligen Kamin glimmt auch bei der größten Kälte nur eine Handvoll halbausgebrannter Kohlen.

Von Mobiliar keine Spur; dieses — der Himmel mag wissen, aus was es bestand — hatte der Wirt wegen rückständiger Miete gepfändet. An einer quer durchs Zimmer gezogenen Leine hingen ein paar Lumpen und an beiden Längsseiten desselben lagen schmutzige, halbvermoderte Strohsäcke, die Lagerstätten der beiden Familien. Die zehnjährige Molly saß auf dem einzigen Schemel, auf ihren Knieen schaukelte sie ein bleiches, aus Leibeskräften schreiendes, in Lumpen gehülltes Baby von wenigen Monaten, während die drei anderen zum Doppelhaushalt gehörenden Kinder in nicht minder jämmerlichem Zustande spielend auf der kalten Diele kauerten. Die eine der Mütter ist tagsüber in einer Knopflochwerkstatt, die andere in einer Kaninchenrupfstube beschäftigt. Die erstere verdient, wenn sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeitet, täglich 1 Mark; sie kann, wenn sie sehr geübt ist, ein Dutzend Knopflöcher in der Stunde machen und bekommt dafür 1, sage **einen** Penny, wobei sie aber Zwirn und Nadel selbst liefern muß. Noch schlimmer ist das Kaninchenrupfen, denn die Härchen erfüllen die Luft, werden mit eingeatmet und wirken höchst nachteilig auf die Lungen und dabei ist der Verdienst so gering, daß man verhungern kann, 10 bis 12 Schillinge die Woche bei täglich 12stündiger Arbeit!!

„Molly, warum gibst du dem Jungen keine Milch? Er schreit vor Hunger,“ sagte Julia, die vierzehnjährige Kousine der ersteren, die mich an diesen Ort des Jammers begleitet hatte.

„Milch!“ rief Molly und dabei flammte es begehrlich in ihren matten Augen auf. „Ja, wenn ich die hätte! Mama hat ja gestern mein Sonntagskleid und unsere letzte Decke ins Versatzamt getragen, damit wir heute Brot haben. Du weißt ja, Vater und Onkel sind seit drei Wochen ohne Arbeit, und was Mutter und Tante verdienen, genügt kaum für Brandy. O, Julia, ich habe solchen Hunger und die Babies auch,“ rief das Kind laut schluchzend.

Kann man sich etwas Herzzerreißenderes denken? Von Hunger und Kälte geplagt, in steter Angst, von der heimkehrenden, halbtrunkenen Mutter gezüchtigt zu werden, muß so ein armes Wesen, das selbst noch dringend der Pflege und Aufsicht bedarf, treu auf ihrem Posten ausharren! Werden da nicht alle kindlichen Gefühle im Keime erstickt? Hunger und Kälte wären noch nicht das Schlimmste! Die Unsittlichkeit, das Laster! Kann man erwarten, daß diese in Elend und oft auch Verbrechen großgezogenen Menschen, auf die auch nicht der kleinste Lichtstrahl des Daseins fällt, die niemals Sonnenschein und Luft, Feld und Wald kennen gelernt haben, dem Staate nützliche Mitglieder werden? Sims führt in seinem „How the poor live“ einen Fall an, der in jenem Stadtviertel nicht etwa zu den Ausnahmen gehört. Auf einem seiner vielen Streifzüge kam er auch nach L . . . Str. Eine noch junge Frau, die eben — es war 12 Uhr mittags — aus dem Bette gestiegen zu sein schien, denn sie hatte nur einen abgetragenen Mantel über das Hemd geworfen, öffnete ihm die Thür. In der kleinen, dumpfen unaufgeräumten Stube saßen zwei ärmlich, aber sauber gekleidete Mädchen von elf und dreizehn Jahren gerade bei ihrem einfachen Imbiß. Als er eintrat, erhoben sie sich und grüßten artig; er stellte mehrere Fragen an sie, die sie mit Verständnis beantworteten. Er erfuhr, daß sie regelmäßig die Schule besuchen und gute Fortschritte machen; sie wissen „Mein“ von „Dein“ und „Gut“ von „Böse“ zu unterscheiden, die ältere hat sogar einen Bibelpreis gewonnen. Und doch, welche Zukunft steht diesen beiden Kindern bevor, die in einer Stube mit ihrer Mutter wohnen, die sehr lasterhaft lebt?

Man sollte meinen, daß eine Gesetzgebung, welche Kinder vor körperlichen Verletzungen schützt, auch Sorge tragen müßte, sie vor moralischen zu schützen. Die schlimmste Folge der Armenübervölkerung ist unstreitig die sittliche Verkommenheit der heranwachsenden Generation. Statt Irren- und Armenhäuser, Gefängnisse und sonstige Asyle für die Bewohner des Eastends zu errichten, sollte der Staat diese Anstalten dadurch minder nötig machen, daß er billige und gute Wohnungen erbaut — statt dies einzelnen Philanthropen oder von diesen angeregten Gesellschaften zu überlassen — um sie von dem Drucke der grausamsten Vampire, der „Landlords“, zu befreien. Man muß selbst einen Gang durch Ost-London gemacht und die Leute in ihren Höhlen und Kellern aufgesucht haben, um die Tragik ihres Schicksals zu begreifen! Es ist wahrlich kein Wunder, daß die Armenviertel mit ihrem Drum und Dran Herde aller möglichen Verbrechen, Schlupfwinkel der Langfinger, Einbrecher, Mörder, der unzähligen Prostituierten sind, kurz aller, die das Licht, vor allem aber die Diener der Hermandad scheuen! In diesem modernen Sodom und Gomorrha leben auch viele fleißige und nützliche Mitglieder der Gesellschaft, die das Böse verabscheuen und dagegen ankämpfen, denen es aber täglich, stündlich in allen Gestalten vor Augen tritt. Es führt sie in Versuchung, bis sie, durch die äußerste Not gezwungen, selbst in den Sündenpfuhl

...imeren. Die gefährlichsten Versucher sind die „Public Houses“ (die Wirtshäuser). Mit den wenigen Pfennigen, die vielleicht der Pfandleiher für das letzte anständige Kleidungsstück gegeben, eilt man nicht etwa zu seiner hungernden, frierenden Familie, nein, sondern in den „Schnapspalast“. Da ist's hübsch warm und angenehm! Der Schnaps versetzt einen bald in jenen Zustand, in dem man der hungernden Kinder, des Landlords, dem man die Miete schuldet, kurz, alles Böse vergißt. Ja, im „Gin Palace“, dieser vom Höllenmeister erfundenen Falle verschreiben sich ihm die meisten Opfer. Trunkenheit bedeutet für diese armen Menschen — wenn man die verkommenen, zur Verzweiflung getriebenen Individuen so nennen kann — Glück, Vergessen des Erdenjammers.

Es ist erstaunlich, daß die Temperenzvereine, die über ein großes Vermögen verfügen, nicht in der Uebervölkerung und sanitätswidrigen Behausung der Armen die Wurzel des Uebels, den Hang zur Trunksucht suchen, diese ausrotten und damit nicht nur die Zahl der Verbrechen vermindern, sondern auch die Zahl der während des Rausches erzeugten Kinder. Sie zählen nach Tausenden, sind entweder blöde, wahnsinnig oder kränklich und überfüllen die Irren- und Krankenhäuser Londons, von den vielen Mißgeburten gar nicht zu reden!

Nicht immer sind Hunger und Not die ...nden Motive zur Trunksucht. Ein ...el für viele. Mrs. F . . ., die in der Nachbarschaft als der größte Saufaus bekannt ist, befindet sich in einem jämmerlichen Zustande. Ihr Gesicht ist voll Schrammen und blutunterlaufen. Der rechte Arm ruht in einer Schlinge, sie stöhnt und ... vor Schmerzen. Auf die Frage eines Beamten der Schulbehörde, weshalb ihre Tochter aus der Schule fortbleibe, antwortete sie mit lallender Zunge:

„Ich bin noch so schwach auf den Beinen und Rosy ist das einzige Wesen, das nach mir sieht. Das Bett könnte unter mir in Flammen aufgehen und ich wäre nicht im stande, ohne Hilfe aufzustehen.“

„Sie sollten das Trinken aufgeben, dann brauchten Sie keine Pflegerin.“

„Sie haben recht, gnädiger Herr. Es kommt alles vom Trinken, aber ich kann nicht mehr davon lassen. In den letzten ... Jahren war ich noch keinen Tag nüchtern, hahaha! Erst Sonntag wurde ich ... total berauscht zur Polizei gebracht ... zum 75. Mal wegen Trunksucht be... Früher war ich nicht so. Mein ... Sohn Jim machte die Bekanntschaft unseres Nachbars, eines berüchtigten Einbrechers, und das Ende war, daß ... zehn Jahren schweren Kerkers verurteilt wurde. Seit damals bin ich nicht ... dieselbe. Es brach mein Herz und ... ergab mich aufs Trinken, um zu vergessen. Aus Verdruß über mich folgte ... meinem Beispiel und kehrt jede Nacht betrunken heim. Hahaha! was wir ... ein nettes Paar sind!“

Die Geschichte dieser armen Frau ist wahr; der betreffende Beamte hat nachgeforscht und erfahren, daß sie und ihr Mann als wandernde Obst- und Gemüsehändler schlecht und recht ihr täglich Brot verdient hatten, ehe ihr einziger Sohn auf Abwege geraten war. Hätten die Leute nicht Thür an Thür mit Einbrechern und Dieben gewohnt, ihr Junge wäre schwerlich zum Verbrecher geworden. Es bleibt immer die alte Geschichte: „Böses Beispiel verdirbt gute Sitten.“ Solange die arbeitenden Klassen Londons gezwungen sind, in jenen Vierteln zu hausen, kann das grenzenlose Elend kein Ende nehmen.

Die Leser werden fragen, wieso denn die arbeitenden Klassen gezwungen sind, in dem von Verbrechern bevölkerten Stadtteil zu leben und warum sie nicht lieber in die Vorstädte ziehen, wo sie für 3 bis 4 Schillinge die Woche luftige und saubere Wohnungen haben könnten. Die bessern Handwerker mieten auch schon vielfach in den von den verschiedenen Baugesellschaften errichteten „Cottages“ und „Blocks“ und machen dadurch im Innern der Stadt Wohnungen für die Allerärmsten verfügbar. Aus dem Jahresbericht der „Peabody-Stiftung“[1]) geht hervor, daß die wöchentliche Durchschnittseinnahme ihrer Mieter sich auf 23½ Schillinge beläuft und das ist mehr als der gewöhnliche Fabrikarbeiter und Taglöhner in London im besten Fall verdienen kann. Von 23½ Mark ist man, bei richtiger Einteilung im stande, circa 5 Mark Miete und 2 Mark Fahrgelder bezahlen zu können, es bleiben noch immer 16—17 Mark zum Leben. Wie aber sollen die Taglöhner, deren Zahl Legion ist, bei dem geringen Lohn von durchschnittlich 8—12 Mark die Woche und dem Ueberangebot an Arbeitskraft es ermöglichen, 6—7 M. Miete und Fahrgelder zu erschwingen? Dann kommt noch dazu, daß die Arbeiter, die in den Häfen, Lagerhäusern und Landungsplätzen Beschäftigung suchen, schon in den allerersten Morgenstunden am Platze sein müssen, wenn sie überhaupt etwas verdienen wollen. In den „West-India-Docks“ z. B. werden an manchen Tagen bis 2500 Arbeiter angestellt und man kann sich leicht vorstellen, daß die Möglichkeit, Arbeit zu finden, täglich die doppelte und dreifache Zahl hinauslockt. Zuweilen beginnt der „Kampf um Arbeit“ schon um 4 Uhr morgens — zumeist jedoch erst zwischen 5 und 6 Uhr. Die Szenen, die sich während dieser Stunden vor den Thoren der Docks abspielen, sind geradezu herzzerreißend und die Arbeit, die der Erledigung harrt, ist nicht die leichteste. Die Stärkern tragen auch hier den Sieg davon. Es bleibt diesen Aermsten nichts übrig als sich Viehherden gleich im überfüllten Ostende zusammenzudrängen. Den Berichten der Enquete-Kommission, die 1883 berufen wurde, zu erforschen, wie die arbeitenden Klassen wohnen, entnehmen wir folgendes:

„In Clerkenwell gehört es nicht zu den Seltenheiten, daß 16 Häuser nur einen Abort haben . . . In St. Luke's befinden sich die Klosetts im Keller, zumeist in unbeschreiblichem Zustande und in nächster Nähe der Wasserleitung. In den ärmsten Teilen Londons werden diese ebenso unreinen als ungesunden Orte, die jedem zugänglich sind, da die Hausthüren weder Schloß noch Riegel haben, von Obdachlosen als Schlafplätze benützt.“

Dieselben Kommissäre berichten weiter auf Grund der Angaben des Inspektors der dem Londoner Schulrat unterstehenden städtischen Schulen, daß in der Metropole 88% der Armenbevölkerung mehr als den fünften Teil ihres Einkommens für Miete aufwendet, und zwar zahlt der größte Teil ein Viertel und auch die Hälfte des Einkommens. Die hohen Mietpreise sind die naturgemäße Folge der übergroßen Nachfrage und diese wieder die der unerhörten Uebervölkerung. Eine enorme Anzahl der Bewohner des Armenviertels ist, wie bereits erwähnt, unbedingt gezwungen, in der nächsten Nähe ihrer Arbeitgeber zu wohnen, weil viele derselben — wie Schneider, Schuhmacher, Rahmenfabrikanten 2c. — es zur Bedingung stellen. Die Aermsten sind demzufolge ganz der Willkür der wucherischen Landlords preisgegeben, die für die denkbar elendesten Stuben hohe Preise fordern und auch bekommen. In den letzten vier Jahrzehnten hat sich die englische Gesetzgebung vielfach mit der Verbesserung der Arbeiterwohnungen beschäftigt; eine Zusammenfassung der Gesetze ist jedoch noch nicht veröffentlicht, so daß das große Publikum über dieselben im unklaren bleibt. Die 1851 von Lord Shaftesbury angeregte und nach ihm benannte „Laboring Classes Lodging Houses Act“, wonach „alle Häuser, Fabriken, Werkstätten, Arbeitsräume, Senkgruben u. dgl., die von der zur Prüfung auserſehenen Kommission als ungesund befunden werden, zu demolieren sind“, hat mehr Böses als Gutes gestiftet. Auf Grund dieser Verordnung wurden nämlich ganze Häuserreihen niedergerissen, ohne daß man für das Unterkommen der obdachlos Gewordenen Sorge getragen hätte. Infolge der dadurch entstandenen Mehrnachfrage stieg der Mietpreis noch um ein beträchtliches und die auf die Straße gesetzten Familien, die in der Nähe der City bleiben mußten, waren trotz desselben gezwungen, im Ostende zu bleiben. Die vorerwähnte Kommission betont auch, daß die großen Eisenbahngesellschaften ihre Gesetzespflicht, Leute, die infolge der Straßendemolierungen zu

[1]) Peabody, ein Amerikaner von Geburt, kam im Jahre 1837 nach London und erwarb sich in kurzer Zeit ein ungeheures Vermögen. Von 1862 bis zu seinem im Jahre 1869 erfolgten Tode schenkte er eine Summe von über 10 Millionen Mark „zur Verbesserung der Lage der Armen und Bedürftigen Londons und zur Förderung ihres Wohlseins, was wohl am besten durch die Herstellung guter und billiger Wohnungen zu erreichen wäre“. Seine Vertrauensmänner nahmen diesen Gedanken auf und kauften sofort einen großen Häuserkomplex an. — Whitecroßstr. — in nächster Nähe des Zentrums von London — auch „Peabodystadt“ genannt, beherbergt z. B. circa 5000 Personen in 1883 Wohnungen. Vom Januar 1881 bis Ende 1883 hat die Peabodystiftung allein für 6000 Personen Wohnungen erbaut und sie schreitet seither in ihren Bestrebungen tapfer fort. Doch kommt dies direkt nur der besseren Arbeiterklasse zu gute. Der Raum gestattet uns nicht, näher auf diese segensreiche Stiftung einzugehen. Wer sich eines genaueren darüber unterrichten will, lese das sehr bemerkenswerte Buch: „Die Wohnungen der arbeitenden Klassen in London“ von Dr. Wilhelm Ruprecht (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprechts Verlag, 1884).

gunsten neuer Eisenbahnlinien obdachlos geworden sind, unterzubringen, nicht erfüllen. Diese Vorschrift ist, wie so manches andere einschlägige Gesetz, ein toter Buchstabe geblieben, und **es wurde bislang kein Fall bekannt, daß auch nur eine der Gesellschaften die auf die Straße gesetzten Mieter untergebracht, oder auch nur entschädigt hätte!!** 1868, 1879 und 1882 sind noch die Bestimmungen hinzugetreten, daß „Häuser, die gesundheitsschädlich befunden werden, Luft oder Licht entbehren und dadurch die Nachbarhäuser schädigen könnten," oder solche, die „für menschliche Wohnungen ungeeignet sind, geschlossen oder niedergerissen werden müssen, sobald der Gesundheitsbeamte bei der Lokalbehörde Anzeige erstattet." Infolgedessen demolierte man ganze Straßen, tausende Familien wurden ihres Heims beraubt, ohne daß man, wie das Gesetz es ebenfalls vorschreibt, neue Gebäude errichtet hätte. Die Plätze stehen zum großen Teil noch heute unbebaut und das Elend der Armen wird immer größer. Ein Zimmer, für welches sie früher 2 Mark bezahlt, bekommen sie jetzt nicht für den doppelten Preis und sie können weniger denn je Anspruch auf etwaige Reparaturen erheben, denn sie müssen froh sein, überhaupt unter Dach und Fach zu kommen.

In diesem Meer von Jammer, in dem Hunderttausende von Mitmenschen zu versinken drohen, taucht eine Erlöserin namens Octavia Hill auf. „Sie ist die einzige Person, die für die **ärmsten Klassen** in ausgedehntem Maße Wohnungen schafft. Sie hat sich einen Stab von Helferinnen, jungen und älteren, verheirateten und unverheirateten Damen herangezogen, die, von ihrem Geist beseelt, ihr in dem schweren Werke beistehen. Ihr leitender Grundsatz ist, die Armen mit guten, gesunden und billigen Wohnungen zu versorgen, ohne sie durch Geschenke zu demoralisieren, ohne ihnen das Bewußtsein zu rauben, daß jeder seines eigenen Glückes Schmied. Obwohl sie Häuser auf Grund und Boden errichtet hat, welcher teurer ist als der, auf dem irgend eine der vielen Baugesellschaften Häuser erbaut hat; obwohl sie ferner an die ärmste Klasse, welche nur eine geringe Miete zahlen kann und von der andere Hauswirte überhaupt die regelmäßige Zahlung der Miete nicht erreichen zu können behaupten, vermietet hat, bringen sämtliche Häuser eine 4- bis 5prozentige Verzinsung ein und außerdem wird noch eine Entschädigung für das Einsammeln der Miete erzielt. Octavia Hill führt das gute finanzielle Ergebnis auf zwei Gründe zurück: die Abwesenheit von Mittelspersonen und große Strenge im Bestehen auf pünktlicher Zahlung der Miete ... Der Mietpreis in ihren Häusern beträgt Mark 1.25 bis Mark 2.75 die Woche für eine Stube. Um ihre Mieter zu veranlassen, mehrere Räume zu bewohnen, wenn es ihre Mittel irgend erlauben, gibt sie ein zweites und drittes Zimmer erheblich billiger als ein einzelnes." So schreibt Dr. W. Ruprecht, der der großen Philanthropin in seinem bereits erwähnten interessanten Buche viel Raum widmet. Wie könnte es auch anders sein! Octavia Hill hat sich in der That um die Armenwohnungsfrage die größten praktischen Verdienste erworben und sie, die von Fortuna durchaus nicht reich bedacht wurde — sie ist Lehrerin, unterrichtet Latein und gibt Malstunden — hat bereits eine ganz beträchtliche Reihe von Häusern und Blocks angekauft und verwaltet dieselben zum Wohle der Armen mit größter Strenge. Vor vielen Jahren hat sie einen Plan ersonnen, wie den Aermsten des Eastends zu helfen wäre und diesen Plan Mr. Ruskin vorgelegt. Derselbe fand seine Anerkennung in so hohem Maße, daß er Miß Hill eine sehr große Summe zur Ausführung bewilligte. Heute beträgt das Kapital, das zu ihrer Verfügung steht, 1¼ Millionen Mark. Sie baut nicht nur neue Häuser, sie kauft auch alte an und gestaltet sie menschenwürdig. Sie geht, wenn sie ein Haus erworben, unerschrocken in die verrufenste Straße, zu den rohesten Leuten, teilt ihnen mit, daß sie Besitzerin desselben sei und ihnen gestatte, in demselben zu verbleiben, falls sie sich verpflichten, die ermäßigte Miete pünktlich zu bezahlen und sich allmählich an Reinlichkeit zu gewöhnen. Allwöchentlich am bestimmten Tage holt **sie** oder eine ihrer Helferinnen die Miete ein; dadurch kommt sie in die Lage, den Mietern persönlich näher zu treten; sie ist ihre beratende, tröstende und erziehende Freundin geworden. Sie sieht darauf, daß die Kinder die Schule besuchen, die Eltern Ersparnisse zurücklegen und das Wirtshaus meiden; sie sucht den Arbeits- und Stellenlosen Beschäftigung zu schaffen. Ausbesserungen, welche in ihren Häusern vorgenommen werden sollen und nicht sofortiger Erledigung bedürfen, werden bis zur „toten Zeit" aufgehoben und dann den männlichen Mietern gegen Bezahlung zur Ausführung übergeben. Für jedes Haus ist jährlich eine bestimmte Summe für etwaige Reparaturen ausgesetzt; wird davon etwas erspart, so bestimmt einer der Bewohner, wozu der Ueberschuß verwendet werden soll, um die Annehmlichkeit des Hauses zu vergrößern. Dieses Verfahren hat ausgezeichnete Folgen und die Beschädigungen der Wohnungen durch rohe Mieter kommen immer seltener vor. Trotz der anscheinend strengen Behandlung, die ihnen von Miß Hill zu teil wird, fühlen die Mieter ihre hingebende Menschenliebe und sind dankbar dafür. Sie sorgt aber auch für ihre geistige Entwickelung, indem sie ein großes Versammlungszimmer für sie erbaute, wo die Knaben zweimal, die Mädchen einmal wöchentlich in verschiedenen für sie nützlichen Fächern unterrichtet werden. Im Sommer werden gemeinschaftliche Wanderungen ins Freie unternommen, damit die Armen, welche sonst nie Gelegenheit hatten, Wald und Flur kennen zu lernen, in dem Anblick der herrlichen Gottesnatur wenigstens auf einen Tag ihr Elend vergessen. Die edle Philanthropin geht von dem Grundsatz aus, daß die Bewohner und ihre Umgebung **zugleich** verbessert werden müssen; hierzu genügt es aber nicht, Geld mit vollen Händen zu streuen. Mitfühlende Menschen müssen sich an dieses Werk der Nächstenliebe wagen, die Armen aufsuchen und allmählich veredelnd auf sie wirken. Namentlich ist das weibliche Geschlecht dazu berufen, sich ein Beispiel an ihrer englischen Mitschwester zu nehmen. Elende und Hilfsbedürftige gibt es überall, in erster Linie in den Großstädten, wo der Kampf ums Dasein ein doppelt erbitterter ist. Auch unter den deutschen Frauen wird sich früher oder später eine Octavia Hill finden, die genug Mut und Energie besitzt, in ihre Fußstapfen zu treten! **Wir wollen hoffen, daß der Hinweis auf die Erfolge der tapferen Engländerin eine Deutsche zur baldigen Nachahmung anspornen wird. Not thäte es!**

Wir haben uns bemüht, den Lesern ein Bild jener Armen zu entwerfen, die, obgleich an Körper und Seele gebrochen, doch wenigstens ein schützendes Dach haben. Aber es gibt in der Fünfmillionenstadt noch unglücklichere Geschöpfe — solche, die nicht die Wohlthat eines eigenen Heims genießen und daher angewiesen sind, [illegible] Haupt auf einer Bank in Regents-Park, unter Brückenpfeilern, Thorwegen etc. zu betten, wenn sie die 3—4 Pence, die sie dem „Deppity" [1]) eines Common Lodging-House für die Nachtherberge zahlen müssen, tagsüber nicht verdienen können. Dante's Hölle mit all ihren Qualen mag ein angenehmer Aufenthaltsort sein im Vergleich zu einer solchen Schlafherberge im Ostende, in der die Hefe der menschlichen Gesellschaft ihre Nächte zubringt. „Hefe der Gesellschaft" sage ich — das ist nicht ganz richtig, denn nicht nur Arbeitsscheue und Verbrecher findet man dort, wie oft irrtümlich vorausgesetzt wird, sondern auch einen großen Prozentsatz solcher, die bessere Tage gesehen: tüchtige Handwerker, [illegible] infolge schlechten Geschäftsganges brotlos geworden, unvorsichtige Ausländer, welche die Jagd nach Gold in die Themse-Metropole verschlägt, Advokaten, Aerzte, Künstler jeder Art, die dem Kampf ums Dasein nicht gewachsen waren. Die Weiber, denen man hier begegnet, gehören [illegible] zu den verkommensten und sind so widerwärtig wie ihr Beruf, dem sie Nacht für Nacht in den Straßen, Matrosenkneipen und Diebskellern nachgehen. Nur selten, in kalten Winternächten, verirrt sich [illegible] brotlos gewordene Näherin, eine [illegible] Witwe mit ihren Kindern oder eine [illegible] ihrem brutalen Gatten verstoßene [illegible] in diese Höhle — aber dann sind die [illegible] dauernswerten gewöhnlich auch verlo[illegible]

Howard J. Goldsmid, der vor einigen Jahren den Mut und die Selbstüberwindung hatte — denn beides gehört dazu [illegible] Common Lodging Houses aus eigener Anschauung kennen zu lernen, schildert [illegible]

[1]) Deputy — im Volksjargon „Deppity" — [illegible] Pächter eines Common lodging house, also ein [illegible]stellenvermieter.

selben in seinem Buche „Dottings of a Dosser[1]), Enthüllungen über das innere Leben und Treiben in den niedrigen Londoner Schlafhäusern." Man glaubt einen entsetzlichen Hintertreppenroman zu lesen und doch beruhen alle Daten auf strenger Wahrheit. Wenn der Leser das Gruseln lernen will, wolle er uns an der Hand unseres Gewährsmannes in eines der „besten" Common Lodging Houses, „Beehive" (Bienenstock) genannt, begleiten.

Bevor Goldsmid seine Studienreise antrat, suchte er sein Aeußeres so viel als möglich demjenigen seiner zukünftigen Genossen ähnlich zu machen. „Ich bin überzeugt, meine eigene Mutter hätte mich in dem zerlumpten, unordentlichen Aufzug nicht erkannt."

Ein enger, schmutziger Korridor führt in das Innere des „Beehive". An der Thür steht eine alte Hexe als Cerberus und erst nachdem man vier Pence bezahlt und dafür ein fettiges Stück Papier in Empfang genommen, auf dem z. B. geschrieben steht: Sat. 259. p. — zu deutsch: „Sonnabend, Bettnummer 259, bezahlt" — wird man eingelassen. Das sogenannte „Lesezimmer" ist vollständig dunkel und fast niemals besucht. „Man nennt es Lesezimmer, weil man darin nichts zu lesen findet," meinte ein Witzbold. Von dort führt eine Thür in die „Küche", dem Versammlungsorte der „Dosser". Man könnte sie mit mehr Berechtigung ein Rattenloch nennen, so dunkel, niedrig, schlecht ventiliert und ungesund ist sie. Einige rohgezimmerte Bänke und Tische stehen umher; an den beiden Längsseiten der rauchgeschwärzten Wände befinden sich Kamine, in denen ein kleines Feuer brennt. Die Anwesenden sind: Dockarbeiter, Taschendiebe, Straßenkehrer, Streichhölzchenverkäufer u. dgl. Es ist noch früh und der Raum nicht überfüllt; der Theekessel brodelt lustig auf dem Feuer; die Benützung des kochenden Wassers ist in den vier Pence mit inbegriffen. Das ganze Gemach strotzt von Schmutz, die Luft ist schon jetzt erstickend. Kein Landwirt würde seine Schweine in einem so gesundheitsschädlichen Raum unterbringen ..... Die Konversation entspricht demselben; man hört Redensarten und Flüche, die einem das Haar zu Berge steigen machen. Es kommen immer neue Gäste, die ihr mitgebrachtes kärgliches Mahl verzehren; der Geruch von gebratenen Heringen, Speck und allerlei Spirituosen trägt nicht zur Verbesserung der Atmosphäre bei. Mr. Bluegowm, dessen Gunst ich mir durch eine Flasche Bier erworben, stellt mich besonders interessanten Persönlichkeiten vor — wie dem „Red John", einem geschickten Einbrecher, der der Polizei viel zu schaffen macht; dem „Bull-head", einem Taschendieb, der eine besondere Art hat, Taschenuhren zu ziehen, dem „Peer of England", einem greisen Streichhölzchenverkäufer und einstigen Landedelmann. Bluegowm ist seit Jahren ständiger Gast hier und verdient sich sein täglich Brot durch das Waschen von Hemden der Besucher des Hauses. Er läßt sich vier Pence fürs Stück bezahlen, wahrlich ein geringer Preis, wenn man sieht, in welchem Zustande die Hemden sind — der Sammelplatz aller möglichen Insekten und Würmer, von dem Schmutz gar nicht zu reden! Um 12 Uhr nachts ist es in der Küche kaum mehr zum aushalten. Die Atmosphäre wird immer dicker, die Flüche werden immer derber, bis sich die Leute schließlich in ihre Schlafkammern zurückziehen. Aber welche Szenen bieten sich erst hier! Die Räume sind noch schlechter ventiliert, die schmalen Bettstellen stehen so dicht nebeneinander, daß ein Mann kaum dazwischen stehen kann. An den Wänden hängen die polizeilichen Verordnungen, welche besagen, wieviele Betten in einem Zimmer stehen dürfen u. dgl. mehr. Alle Schläfer gebrauchen die Vorsicht, ihre Kleider unter das Kissen zu legen — ein beredtes Zeugnis für den Charakter der Leute. Die Bettlaken, die schmutzige Decke und die Kissen weisen in einer Ecke die Inschrift auf:

„Gestohlen aus
J. Smith's
Beehive Chambers
Brick Lane."

Halb und ganz betrunkene Männer füllen den Raum; die Ausdünstungen und das überlaute Schnarchen machen den Aufenthalt fast unerträglich. „Ich weiß nicht, was auf meine Sinne ekelerregender wirkte: die ganz nackten Menschen, die ihr einziges Hemde während der Nacht von Bluegowm reinigen ließen und sich unruhig auf den von Ungeziefer wimmelnden Betten wälzten, oder diejenigen, die in schmutzstarrender, in allen Farben des Regenbogens geflickter Wäsche dalagen. Es war ein jammervoller, entsetzlicher Anblick! Von Schlaf, wirklichem erquickendem Schlaf keine Rede. Nach etwa einstündigem, unruhigem, von bösen Träumen gequältem Schlummer wachte ich auf und beeilte mich in meine Kleider zu schlüpfen, um in die erfrischende Nachtluft zu kommen, die meinem fieberheißen, von Insekten arg zugerichteten Körper eine unaussprechliche Linderung brachte. Ich würde das meiner daheim harrende Bad nicht gegen alle Schätze des Paradieses eintauschen. Während ich durch die menschenleeren Straßen meiner Wohnung zueile, beschäftigt mich der Gedanke: wie mögen die anderen Common Lodging Houses aussehen, wenn eines der besten schon so entsetzlich ist!"

Worte vermögen nicht die Verkommenheit und Armut zu schildern, die in Flower und Dean Street (Spitalfield) herrschen. Es ist eine der schlimmsten Straßen des Ostends und die Bewohner sind ihrer würdig. Trotzdem Goldsmid vorher schon ein halbes Dutzend „Lodging Houses" besucht hatte und vor nichts mehr zurückzuschrecken glaubte, kostete es ihn eine große Ueberwindung, einen Teil der Nacht im „Little Wonder", das in obgenannter Straße zu finden ist, zuzubringen. Der Name hat seine Berechtigung, denn es ist wirklich ein „kleines Wunder" an Schmutz und üblen Gerüchen, an Armut und Verkommenheit seiner Gäste, die sich einer Sprache und eines Benehmens befleißigen, wie man dergleichen sonst wohl nirgends begegnet; du lieber Himmel, was für Männlein und Weiblein kommen hier zusammen!

„Alle armen Leute haben gute Herzen." Charitas hat selbst in diesem Tempel des Lasters und der Verkommenheit ihre Priester und Priesterinnen. Es kommt nicht selten vor, daß diese Leute, die selbst nichts haben, als das, was sie auf dem Leibe tragen, für erkrankte oder gestorbene Genossen Sammlungen veranstalten, damit die ersteren gepflegt, die letzteren begraben werden können. Unbarmherzig und unerbittlich sind nur die Vermieter. Wer sein Schlafgeld nicht voll vorausbezahlen kann, wird trotz Kälte, Regen oder Schnee nicht eingelassen; er mag verhungern oder erfrieren!

Ein Mann mit einem ungefähr zweijährigen schlafenden Kinde im Arm tritt in die „Küche" ein, draußen tobt der Sturm und bindfadenartig fällt der Regen zur Erde. Er sieht oft erwartungsvoll nach der Thür, endlich erscheint ein abgezehrtes, geisterhaft bleiches Weib in derselben, ein wenige Monate altes Kind fest an die Brust gedrückt. Beide sind bis auf die Haut durchnäßt und zittern vor Kälte.

„Bringst du?" fragt der Mann gespannt.

„Gar nichts. Meine Schwester hat ihr letztes Kleid versetzt, um Milch für ihr krankes Baby zu kaufen und auch Bob konnte mir nichts leihen, sein Wirt hat ihn gepfändet."

Ohne ein Wort zu sagen, nahm der Mann den schlafenden Jungen wieder auf den Arm und schritt zur Thür. Die Frau folgte ihm schweren Herzens. Ein etwa 16jähriges, in dünne Fähnchen gekleidetes Mädchen, das, wenn der Hunger es nicht so sehr entstellt hätte, hübsch gewesen wäre, kauerte in der Nähe derselben. Das nasse Kleid der armen Frau streifte ihre halbnackten Beine, sie sprang auf und reichte dieser ihre letzten vier Pence. „Die armen Kinder sollen nicht in die grausige Nacht hinaus; bleiben Sie mit ihnen hier; ich werde schon unter einem Brückenpfeiler Schutz finden." Nur zögernd wurde das Opfer angenommen.

„Bravo! Rebekka, du bist ein Goldkind! Ein Engel!" ertönte es im Kreise. „Die Würmchen müßten sich draußen den Tod holen!" Der Wirt stand gleichmütig dabei, ohne dem mitleidigen Mädchen zu gestatten, die Nacht in seinem Hause zu verbringen.

Derartige Szenen kommen leider nicht so oft vor, wie Schlägereien und Zänkereien zwischen den Megären, welche die „Küchen", wie der Fachausdruck für das gemeinsame Zimmer lautet, überfüllen. Es wäre ein Irrtum, wenn man glauben wollte, daß alle diejenigen, die sich abends in der „Küche" versammeln, auch die Nacht über in dem Hause geborgen sind. Be-

[1]) T. Fisher Unwin, London 1887.

wahre. Den „Regelmäßigen", d. h. denjenigen, die, wenn sie das nötige Geld haben, immer in dasselbe Lodging house einkehren, wird von dem Besitzer auch dann, wenn sie kein Geld haben, gestattet, den Abend in der Küche zu verbringen. Um 12 Uhr jedoch — die gesetzliche Sperrstunde — müssen sie, wenn keiner der Bekannten sich ihrer erbarmen will oder kann, auf die Straße und zusehen, wo sie sich, den Himmel als Decke, betten. Das Gesetz kann wohl Menschen verhindern, sich wie Viehherden auf einem Platz zusammenzudrängen, aber es kann denselben nicht Gratiswohnungen oder lohnenden Verdienst schaffen.

Der Mittellosen liebste Ruhestätten sind die Parks und ihre besten Freunde die Polizeimänner, unter deren hartem Aeußern oft ein mitleidiges Herz schlägt. Sie drücken, soweit es ihre Pflicht gestattet, ein und auch beide Augen zu und vermeiden es, an den versteckten Bänken, die den Obdachlosen als Schlafstellen dienen, vorbeizukommen. Die Stufen vor den Hausthüren in der Thrawl-, der Flower- and Dean- und der Dorsetstraße sind Nacht für Nacht mit Schlafenden überfüllt. Auch sieht man unzählige Leute mit übernächtigen Gesichtern und vor Müdigkeit halbgeschlossenen Augen diese Straßen auf und ab gehen; viele verdienen zwar kein Mitleid, aber andre wieder sind unverschuldet ins Elend gekommen. Sie waren ehrliche, strebsame Arbeiter, die infolge der allgemeinen geschäftlichen Notlage ruiniert worden sind und nun trotz der größten Bemühungen keinerlei Beschäftigung finden können. Ich kenne eine alte Frau, die mit ihren drei Enkeln den ganzen Sommer „Wasserkresse" und den ganzen Winter „Katzenfleisch" (Fleisch — zumeist Abfälle — für Katzen) verkauft. Sie wandert zu Fuß, ihre Ware feilbietend, von Stadtviertel zu Stadtviertel und hat am Abend nicht so viel verdient, um mit ihren Enkeln unter Dach und Fach schlafen zu können. Der jüngste Bursche — drei Jahre alt — weiß gar nicht, wie ein Bett aussieht. Und das ist durchaus kein vereinzelter Fall.

Als ich einmal nach Mitternacht aus einer Gesellschaft heimkehrte, führte mich mein Weg über „Primrose-hill" — einen im Nordwesten Londons gelegenen hügeligen Kinderspielplatz — an einer Bank vorüber, auf der ein etwa 20jähriges, abgemagertes Mädchen zusammengekauert saß und bitterlich weinte. Auf mein Befragen, was ihr fehle, erzählte sie mir, daß sie seit zwei Tagen fast nichts gegessen und die dritte Nacht hier zubringe. Sie sei Hosennäherin, könne aber keine Arbeit finden; ihr letzter Arbeitgeber habe ihrer Ehre nachgestellt und sie entlassen, als sie seinen Wünschen nicht willfahrte.

„Ich will lieber verhungern, als Dirne werden," sagte sie schaudernd. Die arme Frau M., die ich eingangs erwähnt, bot ihr eine Unterkunft in ihrem Hause und als das Mädchen endlich Arbeit fand, zahlte sie ihre Schuld ab. Wie ich höre, ist sie jetzt an einen Uhrmacher verheiratet. Doch nicht allen ergeht es so gut, viele verfallen schließlich doch dem Laster. Ganze Familien, Mann, Weib und Kinder trifft man oft an, wie sie ziellos durch die Straßen wandern. Hohläugig, zu Tode erschöpft, schreiten sie wortlos vorwärts, um, wenn sie die Augen nicht mehr offen halten können, gegen einen Laternenpfahl oder eine Mauer gelehnt, einen Augenblick einzunicken. Die Schlafstellen mit ihrer vergifteten Atmosphäre, ihren Würmern und Insekten, ihrem Schmutz, ihren harten Betten sind wohl schlecht, aber den Aermsten, die Nacht für Nacht obdachlos die Straßen durchwand.rn müssen, weil sie kein Schlafgeld haben, dünken sie ein Paradies. Im Frühjahr und Sommer, wenn linde Lüfte sie umfächeln, mag ihr Schicksal noch erträglich sein; aber im Herbst und Winter, wenn der unbarmherzige Regen in gleichmäßigen, endlosen Strähnen herunterfällt, oder dichter Nebel die Straßen umhüllt, oder Eis und Frost das Blut erstarren macht, ist ihr Elend grenzenlos.

Gibt es denn in London keine Asyle für Obdachlose, keine Armenhäuser? Gibt es keine Gesetze, die Schlafvermieter zwingen können, ihre Spelunken menschenwürdiger auszustatten und billiger zu vermieten? Doch. Aber die erstern sind, trotzdem sie selbst von den Aermsten nur im alleräußersten Notfalle aufgesucht werden — die Gründe zu erörtern würde uns hier zu weit führen —, namentlich im Winter stets überfüllt. Auch der Gesetze gibt es eine Menge, aber sie sind teils veraltet, teils mangelhaft und werden außerdem von den Vermietern nicht befolgt. Das Gesetz bedenkt die Aermsten der Armen Londons ähnlich, wie es einst die Sklaven in den Vereinigten Staaten bedacht hat. Es läßt sie, solange sie sich's gefallen lassen, so unglücklich und elend sein, wie jene es waren, bis sie es nicht länger zu tragen vermochten, ihre Fesseln sprengten, sich auflehnten, ihre Unterdrücker mordeten und deren Besitzungen vernichteten. Wer weiß, ob die weißen Sklaven des Londoner Ostendes dieses Beispiel nicht eines Tages nachahmen werden, wenn nicht bald radikale Abhilfe erfolgt!

Es ist wahrscheinlich, daß die „dossers" besser daran wären, wenn es überhaupt keine Lodging house-Gesetze gäbe. Die Pächter würden dann vielleicht durch ihre Kunden gezwungen werden, die Häuser sauberer zu halten, das Ungeziefer zu vertilgen und den Aufenthalt gemütlicher zu gestalten, während sie jetzt die denkbar schlechtesten Höhlen vermieten, und dann auf die an den Wänden befestigten Polizeiverordnungen zeigen und sagen: „Ich handle nach den Vorschriften des Gesetzes."

„Der Pächter eines ‚common lodging house' oder sein Vertreter hat die Pflicht, jedem Polizeibeamten zu jeder Zeit den Eintritt in das Haus oder einen Teil desselben zu gestatten." Aber die Polizei hat schon ohne „die gemeinen Schlafhäuser" genug zu thun und bekümmert sich daher leider sehr wenig um diese. Wäre es anders, dann hätte die vorstehende Bestimmung einen großen Nutzen; aber der ganze Zweck ist verfehlt, solange die Inspektion stets am Tage stattfindet. Der Inspektor — ein Polizeikommissär — sieht die Zimmer, wenn sie leer und von den üblen Gerüchen der vorangegangenen Nacht einigermaßen gelüftet sind; er sieht, daß die kleinen Stuben voll Betten stehen, aber er sieht nicht die Insekten und Würmer, die diese während der Nacht unerträglich machen. Er weiß, daß so und so viele Menschen in dem Raum schlafen werden, aber er weiß nicht oder will nicht wissen, welche Sorte von Menschen. Er berechnet so und so viel Kubikmeter Luft à Person, vergißt aber, daß die Besucher, schmutzstarrend und zumeist halb oder ganz betrunken, schon nach kurzem Aufenthalt gezwungen sind, so und so viel Kubikmeter Gestank statt Luft zu atmen. Die Inspektion ist eine Komödie, denn die Pächter werden vorher avisiert, an welchem Tage und zu welcher Stunde der Beamte zu erscheinen gedenkt und richten sich danach. Die Kunden der Schlafstellen sagen es offen, daß die Polizeibeamten von den Pächtern bestochen werden und das klingt nicht ganz unwahrscheinlich, wenn man sieht, in welchem Zustande sich die Häuser befinden. Die Inspektion ist jedoch nicht auf die Regelung der Schlafkammern beschränkt, das Gesetz schreibt ferner vor:

„Der Pächter ist verpflichtet, alle Zimmer, Gänge, Treppen, Fußböden, Fenster, Thüren, Wände, Wasserleitungen, Abtritte und Abgüsse gründlich reinigen zu lassen, so oft es die Behörde für notwendig erachtet und außerdem noch in der ersten Woche der Monate April und Oktober eines jeden Jahres Wände und Zimmerdecken zur Zufriedenheit derselben Behörde tünchen zu lassen."

Die Behörde scheint eben sehr leicht zufriedengestellt werden zu können! Es ist für die Pächter ein leichtes, an den Tagen, wo sie die angekündigten Inspektoren erwarten, das Haus so weit in Ordnung bringen zu lassen, daß diese nichts daran auszusetzen finden. Kämen sie einmal unerwartet und in später Nachtstunde, dann würden sie erfahren, wie schändlich das Gesetz umgangen wird!

Wenn typhöses Fieber oder eine andre ansteckende Krankheit die armen „dossers" ans Bett fesselt, dann schreitet das Gesetz ein, aber nicht im Interesse der Erkrankten, sondern in dem des Publikums, und zwar desjenigen, das außerhalb des Ostens wohnt. „Der Pächter des Hauses muß sofort von der Erkrankung Anzeige erstatten und zwar bei der Polizei, beim Armenarzt und beim Armenkommissär des Bezirks, in welchem das Haus steht. Die Polizei kann dann die Ueberführung des Patienten in ein Krankenhaus und die Vernichtung oder Desinfizierung des Bettes anordnen und dem Besitzer Entschädigung anbieten." Dies alles kann sie thun, wenn sie es für nötig erachtet. Zumeist thut sie es jedoch nicht.

Die Klausel spricht nur von der erkrankten Person und verfügt nicht, daß das ganze Haus, in welchem oft über 50 Menschen übernachten, desinfiziert werde.

„Wenn der Pächter oder Verweser einer Schlafherberge zum drittenmal angeklagt ist, die Gesetze oder eines derselben übertreten zu haben, so können die Richter, vor denen diese dritte Anklage schwebt, **wenn sie es für notwendig erachten**, bestimmen, daß der Angeklagte fünf Jahre, oder auch nur eine kürzere Frist, kein Lodging house pachten, kaufen oder leiten darf. Nach abgelaufener Zeit muß er bei der Behörde um eine neue Lizenz einkommen, die ihm diese bewilligen oder verweigern kann [1]."

Wie leicht ist es doch, auch diese Strafe zu umgehen! Und sie wird stets umgangen, denn der Betreffende mietet in einer anderen Straße ein anderes Haus unter dem Namen seines Verwesers und läßt sich in demselben nicht blicken. Außerdem steht es ja der Polizei frei, eine Lizenz zu erteilen. Wir sehen also, daß die Gesetze schlecht sind und ihre Durchführung noch viel schlechter ist.

Viele Leser werden vielleicht der Ansicht sein, daß es für die Pächter kaum möglich wäre, die Häuser sauber und nett zu halten, da sie von so unsaubern Kunden besucht werden. Wir wollen jetzt wieder Goldsmid („Dottings") sprechen lassen:

„Ich bin der festen Ueberzeugung, daß, wenn die Schlafhäuser reiner wären, ihre Besucher es bald auch würden, daß, wenn sie in denselben Licht, Luft und etwas Komfort fänden, sie nach und nach die Bierpaläste aufgäben. Man kann von Geschöpfen, die das unerbittliche Muß und die Gesetze verdammen, den schmutzigsten Tieren gleich zu vegetieren, nicht verlangen, daß sie sich wie gesittete Menschen benehmen. Man müßte sie allmählich gewöhnen, bessere Formen anzunehmen. Wäre es nicht möglich — in London, wo alles möglich ist — Gesellschaften zu gründen, die die Schlafstellenpächter auskauften, die elenden Hütten niederrissen und an deren Stelle menschenwürdige Wohnungen für die ‚dossers' bauten? Und zwar einfache, solide Häuser mit großen, luftigen und gut ventilierbaren Zimmern, Badeeinrichtungen und reinlichen, gut funktionierenden Klosetts? Die Möbel müssen sehr einfach aber stark konstruiert sein. Auch wäre es wünschenswert, billiges aber gesundes Essen zu verabreichen, damit die Leute auch ordentlich Nahrung zu sich nahmen. Das Unternehmen müßte als ein rein geschäftliches behandelt werden, denn es ist gegen die menschliche Natur, Wohlthaten zu empfangen, die sie doch bezahlt. Würde sich dieses Unternehmen rentieren? Bestimmt. Die Gesellschaft könnte 10—12 Prozent Dividende bezahlen und das wäre bei den heutigen Zeiten nicht zu verachten. Der Gewinn der Herbergenpächter ist riesig, die Ausgaben sind unbedeutend. Im ‚Beehive' z. B. stehen 300 Betten, die ungefähr 35 Pfund Sterling wöchentlich einbringen, während die Ausgaben — nach Aussage des ‚Deputy' — höchstens 15 Pfund Sterling ausmachen, es bleibt also ein Reingewinn von 20 Pfund Sterling!"

Dieser Vorschlag Goldsmids wird hoffentlich Beachtung finden. Warum sollte eine „Gesellschaft" die „dossers" nicht ebenso zur Reinlichkeit und Ordnung erziehen können, wie Octavia Hill ihre Mieter erzogen hat? Es bedarf dazu allerdings viel Geduld und fester Hände, aber was kann man nicht bei gutem Willen erreichen? Es wäre den armen Leuten, die jahraus, jahrein sich abrackern, um das Schlafgeld zu verdienen, wahrlich zu gönnen, daß sie wenigstens reine Betten und gemütliche Räume fänden!! Sie bezahlen jetzt à Person 4 Pence die Nacht, für ein Doppelbett 8 Pence; macht 4 Schilling und 8 Pence für die Woche. Für dieses Geld könnten die Leute ja schon ein kleines möbliertes Zimmer mieten. Ja wohl, aber welcher Hausherr würde Mieter annehmen, die ihm gar keine Garantie zu bieten vermögen, die nichts besitzen als die Lumpen, die sie am Leibe tragen? Für diese Sorte Menschen, die so von der Hand in den Mund leben, nützen all die „Idealstädte" gar nichts, die von den verschiedenen philanthropischen Baugesellschaften in den südlichen und nördlichen Vorstädten Londons ins Leben gerufen worden sind. Die Cottages der „Gesellschaft für Handwerker-, Arbeiter- und andre Wohnungen", welche für je eine Familie bestimmt und vortrefflich eingerichtet sind, kosten jährlich von 312 bis 624 Mark und bestehen aus sechs, vier und drei Zimmern, Küche, Waschküche rc. Zu jedem dieser Häuschen gehört ein Vorder- und Hintergärtchen. Die Gesellschaft besitzt bereits drei „Estates" mit über 4000 Häusern und überall sind die Straßen breit und sauber. In den Fenstern sieht man wohlgepflegte Blumentöpfe. Auch für das geistige und religiöse Bedürfnis der Bewohner und für ihre Erholung im Freien wird reichlich gesorgt. Kirchen, Schulen, Lesezimmer, Versammlungsorte und öffentliche Gärten sind für sie errichtet worden, dagegen findet man nicht ein einziges Wirtshaus. Die gute Luft, die Reinlichkeit und die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken bringen es schon mit sich, daß die Leute sich eines gewissen Grades von Wohlbehagen erfreuen. Und ähnlicher Baugesellschaften gibt es außer den bereits erwähnten noch viele kleinere und größere. Doch sie alle sorgen nur für die bessern Handwerker und Arbeiter — und das ist allerdings schon sehr viel — aber für die „dossers" („Pennbrüder") bleibt noch künftigen Menschenfreunden viel zu thun übrig. Wir wollen hoffen, daß Octavia Hill und ihre sich stets vergrößernde Schar von Helfern und Helferinnen im stande sein werden, das grenzenlose Elend zum Teil wenigstens zu lindern und daß sich, durch ihr mutiges Beispiel angespornt, im In- und Auslande bald recht zahlreiche wackere Nachahmerinnen finden!

[1] „Common Lodging Houses Act" 1853 § 12.

Naturwissenschaftliches.

Von

Otto Binder.

Ein Problem für die Elektrotechnik.

Seit der Zeit, da man die Natur der Steinkohlen erkannt hat, ist es klar, daß die in Kohle verwandelten Wälder einzelner geologischer Zeitabschnitte nicht unerschöpflich sein können. Nur wenige Schichten der Erdrinde enthalten diese Ueberreste einer längst vergangenen Vegetation, da nicht immer die Bedingungen zur Erzeugung eines so ungeheuren Pflanzenmaterials gegeben waren, wie es zur Bildung von Kohlenflötzen notwendig ist.

Als daher der Verbrauch dieses Brennstoffes für die Industrie ungeheure Dimensionen annahm, lag es nahe, durch Forschung und Rechnung zu bestimmen, wie lange werden die Kohlen noch reichen? Wenn nun auch nach diesen Erhebungen, soweit solche überhaupt möglich sind, der Vorrat noch einige Jahrhunderte ausreichen soll, so ist es vielleicht lehrreich, nach andern Wärmequellen zu suchen.

An einen Ersatz der Kohlen durch Holz ist nicht zu denken, weil durch den großen Verbrauch die Waldungen sehr rasch verschwinden würden. Es wäre also dann nach sehr kurzer Zeit derselbe Mangel wieder vorhanden, wozu sich ein weiterer, infolge der Ausrottung der Wälder erst entstandener gesellen würde, nämlich der Mangel an Wasser. In entwaldeten Gegenden treten nämlich an die Stelle eines gedeihlichen Wechsels von Regen und Sonnenschein lange regenlose Perioden, unterbrochen von heftigen Wolkenbrüchen und wo einst vom blendenden Firn der Gletscherbach durch grüne Wälder brauste, um in der Ebene zum Strom zu werden, würden kahle Felsmassen in den wolkenlosen Himmel ragen, von denen mächtige Regengüsse auch die letzten Spuren von Vegetation wegwaschen würden; Verhältnisse, wie sie ähnlich schon in Ländern bestehen, welche keinen Forstschutz haben.

Durch Untersuchung hervorragender Gelehrter über die Wärme ist festgestellt worden, daß die Wärme eine Bewegung der kleinsten Teile (Moleküle) des erwärmten Körpers ist, und daß es möglich ist, Wärme in Bewegung überzuführen, und umgekehrt kann Bewegung in Wärme verwandelt werden. Ersteres ist längst bei den Dampfmaschinen ausgeführt letzteres benützt schon seit Urzeiten der Wilde, um sich Feuer zu verschaffen.

Obengenannte Forschungen haben auch ergeben, daß eine gewisse Wärme*menge* einer bestimmten Bewegungs*größe* oder Arbeits*menge* äquivalent ist.

Durch viele und oft wiederholte Versuche ist bestimmt worden, daß diejenige Arbeit, welche nötig ist, um 1 kg 424 m hoch, oder was dasselbe ist, 424 kg 1 m hoch zu heben einer Wärmeeinheit [1] entspricht.

Außer durch die Verbrennung von Holz und Kohlen ist es also nach vorstehendem auch möglich, durch Arbeit Wärme zu erzeugen. Hierfür stehen drei Arbeits- oder Kraftquellen zur Verfügung: die Arbeit des fließenden oder fallenden Wassers, die Arbeit des Windes und die Arbeit von Ebbe und Flut.

Wenn es nun gelingt, die Arbeit, welche von einer der obenerwähnten Naturkräfte ge-

[1] Eine Wärmeeinheit ist diejenige Wärmemenge, welche nötig ist, um die Temperatur von 1 kg Wasser um 1° C. zu erhöhen.

leistet wird, auf rationelle Weise in Wärme überzuführen, so wäre eine neue Wärmequelle gefunden. Diese Verwandlung kann durch die elektrische Maschine geschehen. Leitet man einen elektrischen Strom durch Wasser, so wird dasselbe in seine Bestandteile Wasserstoff und Sauerstoff, 2 Gasarten, zerlegt. Ersterer, der Wasserstoff, von welchem das Leuchtgas bis zu 50 % enthält, ist brennbar und entwickelt hierbei eine außerordentlich große Wärmemenge.

Wenn man von allen Verlusten absieht, so liefert nach theoretischen Berechnungen eine Pferdekraft in 24 Stunden 4,9 cbm Wasserstoff. Die Kosten einer Pferdekraft stellen sich, wenn dieselbe von einem Wasserwerk geliefert wird, auf 16 Pfg. pro Tag, so daß hiernach 1 cbm Wasserstoff auf 3 Pfg. kommt. Es ist gewiß nur eine Frage der Zeit, elektrische Maschinen zu bauen, welche mit solchem Nutzeffekt arbeiten, daß die Kosten für 1 cbm Wasserstoff obengenannten Preis nicht übermäßig übersteigen. Schon jetzt werden elektrische Maschinen zur Gewinnung von Kupfer gebaut, welche fast die gesamte mechanische Arbeit in chemische Arbeit umsetzen.

Nun hat aber der Wasserstoff die Eigenschaft, daß er bei seiner Verbrennung nur Wasser liefert, also keine lästigen oder schädlichen Produkte, welche durch einen Kamin entfernt werden müßten, und mit welchen oft 50—80 % der erzeugten Wärme nutzlos in die Luft entweichen.

Wie oben erwähnt, wird neben dem Wasserstoff noch Sauerstoff erzeugt, ein Gas, das in der Technik eine große Anwendung finden würde. Ferner kann durch die Verbrennung des Wasserstoffs im Sauerstoff ohne große Kosten ein sehr intensives Licht hervorgebracht werden.

Vorstehende Betrachtungen auf einen speziellen Fall, nämlich auf den Niagara in Amerika angewendet, ergeben folgende Zahlen.

Der Niagara liefert in 24 Stunden 120 000 000 000 000 Kilogrammometer, welche in Wärme umgesetzt, einem Kohlenquantum von ca. 707 970 Ztr. entsprechen würden.

Sowohl die Wärme, die wir durch Verbrennung der Steinkohlen erhalten, wie die Arbeit eines Wasserfalls entstammen der Sonne. Die atmosphärische Kohlensäure wird in der Pflanzenzelle durch die Sonnenwärme zersetzt und auf langem Wege schließlich in Kohle verwandelt. — In den Tropen aber erwärmt die Sonne die ungeheuren Flächen der Meere und hebt das Wasser in Form von Dämpfen; Passatwinde führen dieselben nach Norden und Süden, wo sie in der Form von Regen oder Schnee niederfallen, um dann als Wasser von den Bergen fließend, eine unerschöpfliche Quelle von Kraft zu liefern. Auf letzterem Weg wird also die Wärme der tropischen Sonne direkt nach höheren Breiten getragen.

Die Rolle, welche bei der Bildung der Steinkohle die Pflanzenzelle spielt, übernimmt bei der Verwandlung der Arbeit in Wärme der elektrische Strom. In beiden Fällen ist der Vorgang genau der gleiche; die Sauerstoffverbindung eines Elementes wird zerlegt, um bei ihrer Rückbildung Wärme zu erzeugen

Verbreitung der Krankheiten durch Pilze.

Nach den neueren Forschungen wird eine große Zahl von Krankheiten durch Pilze verursacht; diese Pflanzen können nicht, wie die höher organisierten, die in der Luft enthaltene Kohlensäure zu ihrer Ernährung benützen, sondern sie brauchen hierzu kompliziert zusammengesetzte Verbindungen, wie sich solche in den höheren Pflanzen oder im Tierorganismus vorfinden, deshalb leben dieselben nur an Tieren oder Pflanzen oder auf deren Zersetzungsprodukten. Ein weiterer Unterschied von den anderen Pflanzen ist der, daß sie keinen grünen Farbstoff, Chlorophyll, enthalten. Die Fortpflanzung der Pilze geschieht durch sehr kleine Zellen, Sporen genannt, die sich auf verschiedene Weise aus den Mutterzellen bilden. Viele dieser Sporen sind von sehr großer Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse, und ihr Leben ist noch gar nicht gefährdet, wenn höhere Organismen schon längst tot sind. Um also der Verbreitung von vielen Krankheiten vorzubeugen, ist es nötig, diese Ursachen der Krankheit zu zerstören oder doch wenigstens ihre Vermehrung auf ein Minimum zu beschränken; eine Sache, die sehr einfach zu sein scheint, oft versucht, aber fast ebenso oft nicht erreicht wird.

Um sich ein Bild von der Größe dieser Organismen zu machen, möge nebenstehende Zeichnung dienen. Die Pilze sind durch die kurzen dicken Striche dargestellt 500mal vergrößert, in demselben Maßstab gezeichnet ist dann die Linie a b 1/100 cm und die Linie b c 1/1000 cm. Es ist einleuchtend, daß Körper von solcher Kleinheit an Orten noch in großer Zahl sich aufhalten können, die wegen ihrer geringen Dimensionen ein Eindringen und Angreifen von mechanisch und chemisch wirkenden Mitteln unmöglich machen oder wenigstens sehr erschweren. Die Zerstörung dieser Ansteckungsstoffe durch chemisch wirksame Flüssigkeiten (Desinfektionsmittel) wird aber weiter erschwert, weil eine fast nie fehlende Fettschicht die Berührung der Flüssigkeit mit der Haut 2c. verhindert. — So kommt es im täglichen Leben sehr häufig vor, daß man bei kleinen Verwundungen zu einer Karbollösung greift, um die Wunde zu desinfizieren, d. h um die allenfalls in die Wunde gelangten und die in deren nächster Umgebung auf der Haut befindlichen Keime zu töten, denn die Karbolsäure ist für die Pilze ein heftig wirkendes Gift. Man wascht also die Wunde und die benachbarten Hautflächen etwas mit Karbolsäure und glaubt, nun alle Schädlichkeiten beseitigt zu haben, während die meisten Teile der gewaschenen Hautfläche gar nicht mit der Flüssigkeit in Berührung gekommen sind. Die Haut ist immer fett, infolgedessen rollt die Flüssigkeit auf ähnliche Weise wie über die Federn der Schwimmvögel hin, ohne sie vollständig zu berühren. Um einer Berührung der Lösung mit der Haut sicher zu sein ist es notwendig, dieselbe mit Seife oder einer Sodalösung zu waschen, also zu entfetten, und erst nachdem die Waschflüssigkeit mit reinem Wasser entfernt wurde, die Karbollösung anzuwenden. Oft mögen Mißerfolge daher gekommen sein, daß die Wunde selbst genügend desinfiziert wurde, während auf benachbarten Hautstellen die Pilze nicht zerstört wurden und erst nachträglich in die Wunde gelangt sind. Selbstredend muß eine so behandelte Wunde auch mit pilzfreien Stoffen, wie sie jetzt von den Verbandstoffabriken sehr billig geliefert werden und auch in jeder Apotheke zu erhalten sind, verbunden werden, denn was nützt die sorgfältigste Reinigung, wenn durch einen unreinen Stoff eine Ansteckung erfolgen kann.

Nehmen wir den einfachen Katarrh, um die Schwierigkeiten zu zeigen, welche sich oft darbieten, wenn die einmal eingenisteten Keime aus unserer Umgebung zu vertreiben sind. Die bei dieser Erkrankung erzeugten Auswurfstoffe, welche die Keime enthalten, gelangen in die Taschentücher, hier trocknen sie oft ein, lösen sich ab und gelangen dann als Staub wieder in die Atmungsorgane. Kommt das Taschentuch wieder in die Wäsche, so wird allerdings der größte Teil der Krankheitserreger entfernt, zieht man aber die ungeheure Kleinheit dieser Individuen in Betracht, so wird man einsehen, daß ein Teil der Pilze in der Faser haften bleiben und erst nach und nach durch den Gebrauch sich lostrennen wird, um seinen Kreislauf von neuem zu beginnen. Aber es ist gar nicht nötig, daß die Pilze, die sich einmal festgefangen haben, die Ansteckung verursachen. Unsere Stoffe sind ja tote Pflanzen- oder Tierkörper, auf ihnen können dieselben sich ungehindert vermehren, sie wachsen nach außen, überziehen die Oberfläche, von der sie dann leicht ablösbar sind, und warten nur auf eine günstige Gelegenheit, um ihren Kreislauf von neuem zu beginnen. Auf ähnliche Weise mag eine Unzahl leichter und schwerer Erkrankungen lange Zeit fortgeschleppt werden und immer wieder von neuem auftauchen. Wer wird hier nicht an die Geschichte jener in Indien lebenden Familie erinnert, in der ein Jäger von einer Brillenschlange gebissen wurde und starb. Sein Nachlaß ging an einen Verwandten über und nach einiger Zeit starb derselbe auch an den Erscheinungen, die infolge von Schlangenbissen auftreten, und so ein dritter, bis man die Entdeckung machte, daß in der Fußbekleidung, die von dem Gebissenen herrührte und die auf die beiden andern vererbt worden war, sich die abgebrochene Spitze des Giftzahns festgeklemmt hatte und so durch eine unbedeutende, vielleicht gar nicht bemerkte Verletzung den Tod der Erben veranlaßt hatte.

Bei der Uebertragung von Krankheiten ist aber der Weg oft viel mehr verwickelt, ja es können Jahre hingehen, bis überhaupt eine Ansteckung erfolgt.

Nehmen wir den Fall an, es stirbt jemand an einer durch Pilze verursachten Krankheit und die Gebrauchsgegenstände, die mit Ansteckungsstoffen behaftet sind, kommen in andere Hände. In den meisten Fällen kommen diese vererbten Sachen in jüngere Hände, es ist keine Disposition für die Krankheit vorhanden und die Ansteckung erfolgt nicht, trotz der Anwesenheit der Krankheitserreger. Wenn aber nach kürzerer oder längerer Zeit, vielleicht oft nach Jahren, der schlummernde Keim zu neuem Leben erwacht, so sind die Erinnerungen getrübt, und an einen Zusammenhang von einst und jetzt wird gar nicht mehr gedacht.

Das einzige Mittel, der Wiederansteckung entgegenzuarbeiten, ist die Zerstörung aller Wäsche- und Kleidungsstücke, die mit Krankheitsstoffen in Berührung gekommen sind oder doch wenigstens deren sachgemäße Desinfizierung, deren Ausführung oder Ueberwachung die Apotheken übernehmen könnten; denn beim bloßen Waschen werden, wie oben angedeutet, diese Keime nicht zerstört, da oft eine mehrere Stunden dauernde Einwirkung einer hohen Temperatur nötig ist, um die Pilze oder ihre Sporen zu zerstören.

Eine der Hauptursachen des so günstigen Einflusses, der sogenannten übertriebenen Reinlichkeit resp. der Hautpflege, liegt ohne Zweifel in der fortwährenden Entfernung der Ansteckungsstoffe, denn hierdurch bekommen dieselben keine Gelegenheit sich in größerer Zahl anzusammeln und, wenn es auch nicht gelingt, dieselben auf diese Weise gänzlich zu vertreiben, so wird doch die Wahrscheinlichkeit der Ansteckung eine viel geringere.

Mit Recht werden deshalb die öffentlichen Badeanstalten immer mehr benützt, aber das Baden muß zu einer regelmäßigen Gewohnheit werden, denn Pilze können zufällig mit uns in Berührung kommen, und nur eine fortgesetzte Bekämpfung derselben kann zu einem Erfolg führen.

Das Erdmannshaus.

Von

Anton Freiherr von Perfall.

(Schluß.)

Andreas erfreute davon nichts, als daß Gilde wenigstens so viel Achtung vor dem Namen Erdmann hatte, daß sie einen andern annahm. Einer anderen Zeit angehörig, der Künstlerwelt von jeher fern stehend, in streng bürgerlichen Ansichten erzogen, war ihm der Schauspielerstand von jeher verächtlich — „fahrendes Volk“ — und er änderte darin auch nicht seine Ansichten als einfacher Arbeiter. Gilde war einmal für ihn verloren, und unter einem fremden Namen konnte sie ihm wenigstens keine Schande machen. Der Frau verbot er energisch den Verkehr mit ihr; diese dachte anders darüber, sie hatte im Gegenteil eine große Verehrung für diesen Stand, der sie so oft zu Thränen gerührt. Im stillen hoffte sie, Gilde werde einmal ein großer leuchtender Bühnenstern werden und dann werde der Vater auch anders denken. Neue Hoffnung zog in ihr Herz. Natürlich schwieg sie dem Vater gegenüber.

Sergius täuschte sich in seiner Annahme, Gilde werde sich bis auf weiteres selbst durchbringen. Die Gage war ihren Fähigkeiten entsprechend — gering, die Anforderungen an die Toilette eine um so größere, ihre Lebsucht war dieselbe geblieben. Ungestraft zerbricht kein Mädchen die erste geheiligte Schranke ihres Geschlechts, auch Gilde nicht. Die natürliche, jedem Mädchen angeborene Scheu, von einem Mann materiell abhängig zu sein, hatte Gilde schon längst verloren. Die lockere Gesellschaft einer Vorstadtbühne, in der sie sich jetzt befand, beschleunigte die Zersetzung in ihrem Innern. In diesen Kreisen galten ja Verhältnisse wie das Gildes als selbstverständlich. Die Begriffe von persönlichem Stolz, Ehrenhaftigkeit, Scham verwischten sich hier unter dem falschen Schein genialen, aufgeklärten Leichtsinnes. Sie lernte Kolleginnen kennen, die noch weniger Gage hatten wie sie und ein fürstliches Leben führten, und der es ihnen bot, war nicht einmal ihr Verlobter, ihr künftiger Gatte; um wie viel mehr konnte sie von Sergius wenigstens eine kleine Hilfe verlangen. Dazu hetzten sie die guten Freunde auf, die es zu dumm von ihr fanden, so bescheiden in ihren Ansprüchen zu sein, wenn sie wirklich einen Grafen zum Verlobten habe. Er sei gewiß reicher, als er sich ausgebe, und wolle nur mit dem Gelde nicht recht heraus.

Gilde war eine gelehrige Schülerin, sie folgte den guten Ratschlägen, und wirklich schienen die guten Freunde recht zu haben. Sergius ließ sie nicht im Stiche und sorgte wie früher für sie. Die besorgte Miene des jungen Mannes, der sich Tag für Tag langsam verblutete und zu schwach war, Gilde etwas abzuschlagen, bemerkte sie nicht in ihrem Taumelleben.

Aber der alte Graf merkte sie, dem das Verhältnis seines Sohnes zu einer Vorstadtschauspielerin Namens Belloni nicht fremd war. Daß diese Belloni die Tochter seines Retters aus der höchsten Not war, davon hatte er keine Ahnung, sonst hätte er vielleicht anders gehandelt. Er sah den sicheren Ruin seines Sergius, den er nicht verhindern konnte, er wußte auch — wohl aus eigener Erfahrung —, daß Ermahnungen, Warnungen in diesem Fall vergebens seien. So that er denn einen Gewaltstreich. Er wandte sich an den Obersten seines Sohnes, der hatte die Verpflichtung, seine Offiziere vor dem Verderben zu bewahren. Dieser war über den Bericht des Vaters nicht erstaunt, er hatte Sergius schon lange beobachtet, Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß er immer tiefer in Schulden gerate. Wenn er noch gerettet werden sollte, müßte es gleich geschehen! Der Oberst hatte Praxis in solchen Dingen.

„Man muß das Uebel bei der Wurzel fassen,“ sagte er zum Grafen, „diese Belloni muß fort, es scheint ein gefährliches Subjekt zu sein und wird Sergius nimmer loslassen.“

„Aber wer kann ihr befehlen, sich zu entfernen?“ meinte der sorgenvolle Vater.

„Das überlassen Sie mir, Herr Graf!“ entgegnete mit einem Lächeln der Oberst. „Es gibt noch Mittel, junge leichtsinnige Männer, die im übrigen ein tüchtiges Material für die Armee sind, von solchen Vampiren zu befreien.“

Der Graf entfernte sich, beruhigt durch die Versicherung des Obersten, die Sache endgültig ordnen zu wollen.

Einige Tage nach dieser Unterredung erhielt Andreas Erdmann eine Vorladung vor die Polizeidirektion in M.

Er erschrak nicht wenig, die Vorladung stand gewiß in Verbindung mit Strehlen. Am Ende war er verdächtig sozialistischer Umtriebe! Oder sollte Sixtus zu weit gegangen sein? Er sagte Moni kein Wort davon und machte sich bangen Herzens auf den Weg. In dem Büreau, das in der Vorladung angegeben war, stand ein kleiner, alter Herr an dem Stehpult, in die Arbeit vertieft. Er blickte den Eintretenden mit dem in diesem Raum üblichen forschenden Blick unter der großen Brille hervor an.

„Was wünschen Sie?“ fragte er trocken.

„Mein Name ist Erdmann, ich bin hierher vorgeladen,“ versetzte der Schmied.

„Der Erdmann sind Sie?“ erwiderte der Kleine in einem mitleidig klingenden Tone, ihn von neuem fixierend. „Hm, eine unangenehme Geschichte!“ Er kratzte sich den kahlen Scheitel und wußte offenbar nicht recht, wie er sein Anliegen vorbringen sollte.

„Sie haben eine Tochter?“ fing er plötzlich an, „beim Theater, mit dem Namen Gilde Belloni, nicht wahr?“

Andreas wurde feuerrot, sollte er sein Kind verleugnen? Er schwieg einen Augenblick.

„Und was ist mit der Belloni?“ fragte er ausweichend.

„Diese Belloni,“ erwiderte der Beamte, jetzt im amtsmäßigen Tone, „muß aus der Stadt, und zwar sofort.“

Andreas ließ seinen Hut zur Erde fallen vor Entsetzen und starrte den Beamten wortlos an.

„Sie hat sich Dinge zu schulden kommen lassen, die ihre Ausweisung nach sich ziehen.“

„Die — die Belloni!“ brachte Andreas an allen Gliedern zitternd hervor, „die Belloni, irren Sie sich denn nicht? Ja, was denn für Dinge?“

„Die Belloni vom Ariontheater“ erwiderte der Beamte. Sie hat einen jungen Offizier aus einer unserer besten Familien ruiniert und wird nach diesem wieder einen anderen ruinieren! Das geht aber nicht, das werden Sie einsehen, nicht wahr? Da muß die Polizei einschreiten. Da aber die Polizei nicht so unbarmherzig ist, wie ihr Herren gewöhnlich glaubt, so läßt sie den Vater dieser Belloni kommen und warnt ihn, um den Skandal zu vermeiden. Nehmen Sie Ihr Mädel zu sich, oder schicken Sie dieselbe fort von hier und die Geschichte ist aus. Glaub's ja, daß es hart ist für einen Vater, so etwas von seinem Kinde zu hören.“ Er blickte mitleidig auf den niedergeschmetterten Erdmann, der in den Boden hätte versinken mögen vor Scham. „Aber es läßt sich nicht ändern und noch weiß niemand davon.“

„Ich erkläre Ihnen aber,“ fuhr plötzlich der Schmied, sich emporrichtend, mit fester Stimme auf, „daß diese Belloni mein Kind nicht ist, daß Sie dieselbe ausweisen können, soviel Sie wollen.“

Der Beamte lächelte sarkastisch, ein eigentümlicher Blick traf Erdmann, dem diese kurze Erklärung offenbar schwer ankam; sein Antlitz war fahl, seine Brust hob sich schwer, sein Auge schimmerte naß.

„Nicht Ihr Kind?“ Der Kleine legte seine Hand auf Erdmanns Arm und sah ihn mit einem herzlichen Ausdruck, den man in diesem Raume kaum zu finden hoffte, an. „Wirklich nicht Ihr Kind? Es ist hart, ausgewiesen zu werden, Herr Erdmann, hilflos, ehrlos, elternlos! Die Belloni ist noch jung, sie kann sich bessern.“ Er machte eine lange Pause, Erdmann hielt seinen Blick nicht aus und schwieg.

„Sie leugnen — oder vielmehr,“ ver-

besserte sich der Beamte, „Sie erkennen diese Belloni nicht als Ihr Kind an?" begann er dann wieder im Amtstone.

„Nein, ich habe keine Tochter!" sagte energisch Andreas; „mehr," klang es dumpf hinterher, kaum vernehmlich. Er starrte wortlos auf den Boden.

Der Beamte zuckte mit den Achseln. „Dann müssen wir handeln. Sie können gehen, Herr Erdmann."

Er ging. Vor der Thür blieb er noch einmal stehen, schwer aufatmend.

„Nun, wollen Sie noch etwas?" fragte der Alte.

„Nichts, ich danke Ihnen," sagte in ermattetem Tone Andreas und verließ das Büreau.

Im ersten Augenblick beherrschte Andreas vollständig der bittere Schmerz über die Schmach, die Gilde ihm angethan. Der grausame Entschluß, Gilde zu verleugnen, den er plötzlich fassen mußte, nahm seine ganze Kraft in Anspruch. Als er sich aber jetzt auf der Straße befand, griff er sich unwillkürlich an die Stirn.

„Und warum wird Gilde das Gräßliche geschehen?"

„Weil sie dem alten Grafen Perin, dem er in höchster Not geholfen, im Wege steht, weil der junge Herr Graf gerettet werden mußte. Deshalb wird sein Kind ausgewiesen, das doch von eben diesem jungen Grafen verführt wurde, das elterliche Haus zu verlassen!" Die Wahrscheinlichkeit, daß der alte Graf unter der Belloni am wenigsten die Tochter des Schmiedes Erdmann suchte, kam ihm gar nicht.

Er machte sich einen Augenblick Vorwürfe, sein Kind verleugnet und in dieser gefährlichen Lage verlassen zu haben; er war nahe daran, umzukehren, sich als Vater zu bekennen, da stieg in ihm der Gedanke auf, daß sie ihn ja zuerst verleugnet, daß sie trotz seiner Warnung, seinen Bitten, all ihren Stolz vergessend, sich weggeworfen habe an diesen Mann, daß ihre Rückkehr in sein Haus sie nicht mehr retten könne, sondern dasselbe nur mit neuer Schande bedecken werde. Eine Bitterkeit bemächtigte sich seiner, die alle versöhnenden Gedanken ausschloß. Er fand zuletzt eine grausame Freude daran, alles im Geiste aufzuzählen, was er erlebt in so kurzer Zeit. Er fragte nicht mehr nach den Gründen und warum er es erlitten, welche Schuld ihn selbst vielleicht traf; er betrachtete nur das traurige Resultat und reizte seine Phantasie zu Haß auf gegen die ganze Gesellschaft. Die Ausweisung Gildes machte das Maß voll zum Ueberlaufen, er klammerte sich förmlich an diese scheinbar himmelschreiende Ungerechtigkeit, um die in ihm aufsteigenden wilden, rachsüchtigen Gedanken zu entschuldigen. Er war durch und durch gereift für die Pläne seines neuen Hausfreundes Strehlen.

Jetzt empfand er eine ordentliche Sehnsucht nach ihm und Sixtus, um ihnen sein neues Leid zu klagen. Strehlen stampfte mit dem Fuße und biß erregt auf die Unterlippe, als er das Schicksal Gildes vernahm.

„Glauben Sie jetzt daran, daß es so nicht mehr weitergehen kann?" fragte er Andreas, „bin ich noch ein Nichtsthuer, wie mich Ihr Herr Sohn nannte, wenn ich es mir zur Lebensaufgabe setze, gegen solche Verhältnisse anzukämpfen?"

Andreas that ihm förmlich Abbitte. Sixtus weinte Thränen der Wut bei dieser neuen entsetzlichen Nachricht. Beide schworen Strehlen zu, ihn in seinen Bestrebungen mit all ihren Kräften zu unterstützen.

Andreas wurde feierlich aufgenommen in dem „die Umgestaltung der Gesellschaft auf seine Fahne schreibenden Bund", wie sich Strehlen ausdrückte. Einige Nummern des „Alarm" wurden ihm übergeben zur zweckmäßigen Verteilung, der Eintritt in den Bund mit einigen Gläsern Absinth in der Destillation „zur Bruderschaft" besiegelt.

Und es war, als habe Erdmann mit dem Eintritt in die umgestaltende Gesellschaft alles abgestreift, was die Menschen der alten Gesellschaft zusammenzuhalten pflegt. Er wetterte und schimpfte in der Fabrikkneipe auf Gott und die Welt, er ließ die Arbeit oft tagelang ruhen, er war rauh, abstoßend gegen sein treues Weib, dem das so veränderte Wesen ihres Andreas das Herz brach. Als sie das Schicksal Gildes durch eine unvorsichtige Aeußerung Andreas', der ihr die Sache geheim halten wollte, erfuhr und ihm im Verein mit Valentin heftige Vorwürfe machte, kam es zu häßlichen Auftritten.

Die Beamten beobachteten lange Zeit mit großer Geduld und Nachsicht die veränderten Verhältnisse in der Schmiede; auch eine gewisse revolutionäre Stimmung unter den Arbeitern der ganzen Fabrik, die immer mehr sich ausbreitete, entging ihnen nicht; und sie brachten die beiden Umstände nach alter Erfahrung in Verbindung. Sixtus und Strehlen, die jetzt fast täglich bei Erdmann und in der Fabrik sich sehen ließen, wurden ihnen immer verdächtiger, und als eines Tages ein Aufseher ein Zeitungsblatt, betitelt „Der Alarm", angefüllt mit aufreizenden Redensarten, das er bei den Oefen gefunden, auf die Direktion brachte, wußte man dort sofort, woher es stamme. — Jetzt wäre Nachsicht ein Verbrechen gewesen.

Andreas erhielt eines Tages seine Entlassung als Werkmeister, man machte ihm aus Barmherzigkeit mit Moni, die allgemein bedauert wurde, das Zugeständnis, als einfacher Arbeiter in der Fabrik weiterdienen zu können — unter der Bedingung, daß er allen Verkehr mit seinem Sohne Sixtus und dem Freund desselben aufgebe. Das war ein Blitzstrahl in der Erdmannfamilie, der selbst Andreas wieder etwas zur Besinnung brachte. Jetzt erst fiel ihm die gebrochene Gestalt seiner Moni auf, die auch diesen Schlag mit einer bewundernswerten Resignation ertrug, und noch einmal rang sich sein guter Genius durch, durch all den häßlichen Wust, der seine Brust erfüllte. Noch einmal zerriß der Nebel vor ihm und zeigte ihm den furchtbaren Abgrund, dem er in tollem Lauf zueilte, und ein Blick auf die leidensmüde Dulderin Moni sagte ihm, daß es ein Verbrechen wäre, sie mitzuziehen auf diesem Wege. Er unterdrückte seinen innern Ingrimm und nahm das Anerbieten der Fabrik als Gnade an, so sehr auch Sixtus und Strehlen über seine Feigheit, wie sie es nannten, sich empört zeigten. Im stillen waren sie überzeugt, daß dieser Anlauf, den sich Andreas nahm, ein vergeblicher sei, und hofften ihn bald zurückkehren zu sehen.

So kam denn der Tag, wo die Erdmanns von neuem auswandern mußten aus dem kaum gegründeten neuen Heim — da zog ja der neue Werkmeister ein — hinüber ins Arbeiterviertel. — Da herrschte große Aufregung. Das war eine pikante Abwechselung in dem ewigen Einerlei, der ehemalige wohlhabende Bürger von M..., Andreas Erdmann, dem das schöne Haus in der Burggasse gehörte, zog jetzt bei ihnen, den Namenlosen, Besitzlosen ein, mußte sich mit zwei Zimmern im 4. Stock begnügen, Nr. 246 und 248. Man empfand eine gewisse Schadenfreude, eine gewisse wohlige Zufriedenheit über die Rücksichtslosigkeit des Schicksals, das alle Stände blind durcheinanderschüttelt.

Frauen und Scharen von Kindern drängten sich um das für diese Räume fürstliche Mobiliar, das eben angefahren kam. Im kohlengeschwärzten, ewig finstern Hof, auf der schmutzigen Treppe, überall wimmelte es von Frauen und Kindern und flüchtige Blicke hinter den unzählig offenen Thüren, den endlosen Korridoren machten Moni, welche kaum die vier Treppen steigen konnte, schaudern. Hier konnte auch ihre milde Hausmutterhand keine Heimat mehr gründen für Andreas; da krabbelte und kroch, zankte und schwätzte, borgte und hauste alles zusammen! Die Grenzen der Familie flossen ineinander in den monotonen Gängen mit den unzähligen Thüren, die nur durch die Nummern unterscheidbar waren. Eine Absonderung war unmöglich, es wäre als Empörung betrachtet worden gegen die große, Hunderte von Köpfen zählende Arbeiterfamilie, zu denen sie jetzt gehörten. Das erkannte sofort Moni, die von allen Seiten gute Ratschläge, bittere Klagen, Freundschaftsvorschläge für die Zukunft in wirrem Durcheinander zu hören bekam, — die ganze Geschichte dieses Bienenstockes.

Andreas und Valentin fanden sich rasch darein, besonders ersterer, für den die Männer eine besondere Hochachtung zu haben schienen; die Gründe seiner Entlassung als Werkmeister waren ja in der ganzen Fabrik schon bekannt. Sein Interesse an dem Wohl und Wehe des Arbeiterstandes war daran schuld, weiter nichts, und dieses wurde ihm um so höher angerechnet, da man es bei wohlbestallten Werkmeistern sonst selten zu finden wußte, dazu kam sein offenes, männliches Wesen, das er noch nicht verloren, seine mächtige Erscheinung. Man hatte in diesen Kreisen den „Alarm" gelesen: „Sucht euch gruppenweise einen Führer, der euer Interesse

vertritt, lernt von eurem erbittertsten Feind, dem Militarismus; bildet erst Kompanien, Bataillone — bald werden auch die Regimenter, die Armeekorps nicht mehr fehlen." stand darin.

Der Erdmann war dazu der rechte Mann, und ein Bataillon konnten sie stellen zum großen Aufgebot, von dem der „Alarm" schwärmte. Dieser nahm die Führerrolle, ohne daß von beiden Seiten viel darüber gesprochen wurde, stillschweigend an. Sein blinder Ehrgeiz, der unglücklich kindische Gedanke, wenigstens auf diese Weise seinem Namen noch einmal Ehre zu machen, ließ ihn im Nu seine guten Vorsätze, sich von dem Getriebe, dessen Nichtigkeit und Zwecklosigkeit er einen Moment eingesehen, loszureißen, rasch vergessen. Dazu kam seine jetzt innige Verbindung mit dem Arbeitervolk, der Einblick in wirklich bedauernswerte, der Abhilfe bedürftige Zustände, das schürte noch seinen Eifer. Er trat in geheime Verbindung mit Strehlen und Sixtus. Diese mußten ihm klar zu machen, daß die erste Bedingung, um einen Truppenkörper beweglich und selbständig zu machen, das Geld sei; man müsse, wie an andern Fabrikorten überall der Fall, eine gewisse Hilfskasse gründen, zu der jeder beisteuern müsse, dann würde die absolute Abhängigkeit der Arbeiter vom Arbeitgeber wenigstens einigermaßen beschränkt; man könne bei etwaiger Lohnverminderung wenigstens so lange durch Streik Opposition machen, bis letztere nachgeben müßten. Es sei dieses System schon oft mit Erfolg angewandt worden.

Andreas, der sofort für diesen Plan Propaganda machte, fand überall die größte Bereitwilligkeit; man fürchtete so wie so jeden Augenblick am Lohn weitere Verkürzungen, da das Geschäft, wie allgemein bekannt, nicht sehr glänzend ging.

Sammlungen verbreiteten sich über die ganze Fabrik, das ganze Hüttenwerk. Andreas wurde zum Kassier bestimmt. Er konnte in kurzer Zeit an Strehlen eine bedeutende Summe abliefern. Die Leute sparten sich die Beiträge vom Munde ab, in dem aufgedrängten Glauben, dadurch der verhaßten Direktion seiner Zeit opponieren zu können.

Diese geheime, das Licht scheuende neue Thätigkeit entfremdete Andreas immer mehr der Familie, die sein letzter Halt hätte sein sollen. Mußte er sich ja auch vor Moni und am meisten vor Valentin in acht nehmen, der trotz des schweren Loses, das er ebenso mittragen mußte, fest bei seiner Ansicht beharrte, es käme ihnen zu, das selbstverschuldete Los männlich zu ertragen und durch verdoppelten Fleiß sich wieder emporzuringen, wie unzählig andere tüchtige Männer, die von Geburt aus nichts besessen und doch durch ihrer Hände Arbeit emporgekommen. — So war er in seinen eigenen Wänden ein Fremder. Kein Wunder, daß sie ihm jetzt verhaßt wurden und er sie nicht öfters aufsuchte, als absolut nötig war. Die neue gedankenlose Arbeit — er war jetzt der Schraubenfabrik zugeteilt — war ihm eine Last und gewährte ihm Zeit, immer mehr seinen finstern Gedanken nachzujagen.

Moni wurde immer kränklicher, sie konnte das Zimmer nicht mehr verlassen, „das Herz that ihr so weh", wie sie sagte.

Von Gilde erhielt sie einen offenbar in höchster Erregung geschriebenen Brief aus Berlin. „Geheime Intrige des alten Grafen Perin habe sie von ihrem Sergius getrennt, der darüber der Verzweiflung nahe sei, daß sie sich beide fest entschlossen, sich nicht entmutigen zu lassen und nimmer voneinander zu lassen, der ganzen Welt zum Trotze." Diese Standhaftigkeit war ihr noch ein Trost, und sie konnte ihren Groll gegen Andreas, der gegen Gilde viel strenger war als gegen sich selbst, nicht verwinden. — Kurz, es war ein trauriges, häßliches Verhältnis bei Erdmanns. Keine Spur mehr von dem alten häuslichen Glück.

Da traf das wirklich ein, was man schon lange gefürchtet. An einem Zahltage wurde sämtlichen Arbeitern die Eröffnung gemacht, daß die Direktion sich genötigt sehe, die Löhne um zehn Prozent herabzusetzen, um überhaupt das Geschäft aufrecht erhalten zu können. Man war nicht überrascht, nicht erschreckt. Man sah sich verständnisvoll an und entfernte sich truppweise ohne Widerrede; die Beamten hatten große Gereiztheit erwartet.

Am Abend desselben Tages ging es lärmend zu im Arbeiterquartier. Die Frauen standen auf den Gängen und Stiegen umher, unter Thränen und lautem Gejammer sich ihr Leid klagend, Verwünschungen ausstoßend gegen die Härte der Direktion; manche schalten die Männer Feiglinge, daß sie sich das gefallen ließen. Diese hatten sich fast vollzählig bis auf die, welche Nachtarbeit hatten, in einem großen Lokale zu ebener Erde vereinigt, um ihre Beschlüsse zu fassen; jetzt sollte es sich zeigen, was man mit der Opposition erreichen könne, die Vereinskasse war ja gut gefüllt.

Es herrschte eine wilde, erregte Stimmung! Alle beseelte ein Gedanke, aber es schien, als ob sich niemand fände, der diesem Gedanken eine feste Form geben könne. Noch fehlte Andreas, man fragte stürmisch nach ihm. Plötzlich trat er ein, gefolgt von Strehlen und Sixtus. Ein gewöhnlicher Arbeitsanzug machte beide unkenntlich.

„Der Redakteur des ‚Alarm', Herr von Strehlen!" stellte Andreas ihn der Versammlung vor.

Er wurde mit Akklamation begrüßt und zum Reden aufgefordert. Anfangs zitterte seine Stimme, er war sichtlich erregt. Das war ja die Erfüllung seiner phantastischen Träume. Auf das Schild gehoben vom Volk! — Dann riß ihn die Begeisterung mit fort, seine Worte zündeten. Er erklärte ihnen, daß ihre Vereinskasse hinreiche, alle auf Wochen mit Brot zu versorgen, seien sie dann noch nicht mürbe oben in der Direktion, so garantiere er ihnen auswärtige Geldhilfe — damit sei der Erfolg des beabsichtigten Streiks gesichert. So lange könne man die Arbeit nicht ruhen lassen. Fremde Arbeiter würden es nicht wagen zu kommen, selbst wenn die Direktion es wollte — aus Furcht vor bewaffnetem Widerstand. Die Hauptsache sei nur, den Streik zu einem allgemeinen zu machen, es müssen diese Nacht noch die Hüttenarbeiter verständigt werden, die keinen Augenblick zögern werden, wie er bestimmt wisse. Der Erfolg war für die kurzsichtigen, durch die Phrasen und Scheinschlüsse Strehlens ganz betäubten Leute so sicher, daß allgemein beschlossen wurde, es dürfe morgen niemand sich zur Arbeit stellen.

Andreas selbst ging in die Hüttenwerke hinauf, wo er alles schon in gespanntester Stimmung fand. Die Aufforderung, die er brachte, ging von Mund zu Mund, von Feuer zu Feuer, bis in die äußersten Winkel, und stieß nirgends auf Widerstand. Der „Alarm" hatte ja vorgearbeitet. Von morgen ab sollte kein Ofen mehr brennen. Auch in die Maschinenwerkstätten, in denen nachts gearbeitet wurde, wurden Sendboten geschickt. — Bis Mitternacht war die Verschwörung eine vollständige. Einige wenige, ruhig denkende Arbeiter, die ihre Warnungsstimmen erhoben, waren machtlos — sie mußten sich der Mehrheit fügen, um sich nicht dem Schlimmsten auszusetzen.

Ein trüber Novembermorgen brach an. Ein feiner Sprühregen senkte sich herab aus dichten Nebelschleiern. Das Rieseln der Dachrinne war der einzige Lärm, den man heute vernahm. Kein Pochen und Hämmern, kein Schnaufen und Stampfen, nur düstere, durch die Ungewohntheit erschreckende Ruhe. Aus den Hochöfen schlug keine Flamme empor, nur dicker, schwarzer Rauch, der sich in der feuchten Luft nicht erheben konnte, und in schweren Schwaden über den Gebäuden hing. Auch die Arbeiterquartiere waren still, man wartete dort in ängstlicher Spannung die erste Wirkung des Gewaltstreiches ab.

Um so lebendiger ging es in den Büreaus und im Direktionsgebäude zu. Gesandte wurden von dort abgesandt zu den Arbeitern, um sie zur Vernunft zu bringen, man sei durch die schlimmen Zeiten gezwungen gewesen, die Lohnreduzierung eintreten zu lassen, es könne aber unmöglich lange dauern, wenn die Arbeit trotzdem fortgeführt würde. — Umsonst! — Man sah darin nur, daß der Hieb gesessen, die Gesellschaft in tödlicher Verlegenheit war, und gab sich der besten Hoffnung hin. „Nicht nachgeben!" war die Parole.

Andreas freute sich unverhohlen über den großen Einfluß, den er besaß. Ohne ihn hätte es Strehlen nimmer fertig gebracht. Valentins bittere Vorwürfe — er gehörte auch zu denen, welche nur gezwungen dem Streik beigetreten, und er hatte sich vergeblich alle Mühe gegeben, eine größere Partei für sich zu bilden — verlachte er: „Er ließe sich freilich in seiner kindischen, unmännlichen Geduld alles gefallen."

Moni schwieg, sie wußte, daß Andreas nicht mehr auf sie höre; sie war über-

haupt stumpf von all dem Leid, was sie erduldet, und sagte zu Valentin mit einem schmerzlichen Ausdruck: „Es dauert ja so nicht mehr lange mit mir. Versprich, daß du den armen Vater nicht verläßt, er wird deiner noch bedürfen!“ Valentin schwur es ihr zu.

Drei Tage wartete man vergebens auf weitere Botschaft von der Direktion. Das ersparte Geld ging zu Ende. Schon murrten einige Ungeduldige, und besonders die Hausmütter befiel bange Sorge. Da sandte Strehlen, der sich jetzt sorgsam fernhielt, Geld aus der Vereinskasse an Andreas zur Verteilung.

Das hob wieder den Mut; bis das erschöpft war, gaben sie gewiß oben nach, und baten um gutes Wetter. Das Bewußtsein, endlich einmal ihren Willen durchsetzen, einen Druck ausüben zu können auf das verhaßte Kapital, dessen Sklaven sie waren zeitlebens, hob jede Brust, man gab sich gern mit halben Rationen zufrieden und trank Wasser.

Nach weiteren drei Tagen — die Rationen wurden immer kleiner, die Hausfrauen begannen schon ihre Männer zum Nachgeben aufzufordern, sah man besorgt zu den Büreaus hinüber. — Da rührte sich nichts. Der Direktor fuhr wie sonst mit seiner jungen, hübschen Frau spazieren. — Keine Spur von Nachgeben! — Ja, sie machten nicht einmal den Versuch, sie zur Weiterarbeit unter den früher angebotenen Bedingungen zu bewegen.

Das Ungeheuer Kapital zehrte an seinem Fett!

Andreas wurde es bang, er fühlte die Verantwortung, die auf ihm lastete; die Vereinskasse war zwar noch nicht ganz erschöpft, aber auf länger als eine Woche reichte sie nicht mehr. — Was dann? — Dann versprach ja Strehlen auswärtige Hilfe. Wenn er nur kam, der Strehlen?! Schon fing sich eine Gegenpartei zu bilden an aus den von Anfang an nur gezwungen Streikenden; andere, von ihren Frauen aufgehetzt, schlossen sich an. Valentin war ihr Haupt; noch waren sie zu schwach, sich rühren zu können. Und Strehlen kam noch immer nicht mit neuen Hilfsmitteln.

Andreas sandte einen Boten an Sixtus, er solle sofort von Strehlen Mittel aus der Kasse verlangen, es sei alles verloren, wenn er keine bringe.

Andreas erwartete zur Nachtzeit ungeduldig den Sohn, er ließ lange auf sich warten. Schon ging es gegen Mitternacht. Er verließ das Fenster nicht mehr, in banger Erwartung.

Finster, schweigend lagen die Werke, kein Lichtstrahl fiel mehr aus dem kasernenartigen Wohnhaus. Man hatte ja kein Brot mehr, und Hunger und Sorge verschlafen sich am besten.

Aus der Nebenstube tönten die unruhigen Atemzüge der kranken Moni. — Auch in ihm war's finster, böse Ahnung stieg in ihm auf. Da knirschten Schritte auf dem Sand — Sixtus!

Erleichtert atmete er auf. Wie lange er die Treppe herauf brauchte! Er steckte Licht an. Sixtus trat ein, er glich einem Wahnsinnigen! Der Atem ging röchelnd, er mußte den ganzen Weg gelaufen sein. Die Augen waren blutunterlaufen, Entsetzen lag in den Zügen.

„Hast du das Geld?“ fragte der Schmied, Böses ahnend.

„Nichts!“ klang's heiser; Sixtus sank auf den Stuhl, „nichts!“ er riß sich im Zorn das Halstuch los und schlug sich die nackte Brust. „Die Kasse ist erbrochen! — Beraubt! — Strehlen hat sie beraubt und ist entflohen. Seit gestern schon.“

Andreas lachte auf wie ein Wahnsinniger.

„Eine Lüge!“ kreischte er dann auf, Sixtus beim Halse packend, „eine erbärmliche Lüge — Strehlen ist kein Dieb — eher — eher — du! Gesteh's, Elender — du hast das Geld gestohlen.“

Sixtus wand sich unter den Griffen des rasenden Vaters.

Plötzlich ließ ihn dieser los. „Sag's, daß du gestohlen hast,“ bat er jetzt mit aufgehobenen Händen, mit ganz veränderter Stimme, „Sixtus, gesteh's ein, und ich danke dir noch dafür. Es macht mich wahnsinnig, wenn Strehlen es gethan. Strehlen! — Dann — dann ist ja auch alles andere Trug und Lüge gewesen, was er mir gesagt, und ich bin ein Narr! — ein Narr! Nein, ein Verbrecher!“

Sixtus, selbst aus allen Himmeln gestürzt, fassungslos, kam kaum zum Wort.

„Ich schwör' dir's, daß Strehlen der Dieb ist, kein anderer“, stammelte er, „und wir sind seine Mitschuldigen, seine Werkzeuge.“ Andreas war zerschmettert, wie ein Kartenhaus fiel der ganze kühne Plan zusammen. Sie werden ihn verantwortlich machen morgen für alles! Aber was ihn ganz verzweifeln machte, das war der Gedanke, daß er einem Phantom alles geopfert, seine Existenz, sein krankes Weib, seine Ehre, alles! alles! Und ein Dieb hatte ihn verführt; was er für uneigennützigen Opfermut gehalten, war schlaue Berechnung eines Hochstaplers.

Sixtus wühlte in seinem Haar, er suchte von dem Wahn, der ihn beherrschte in seinem Innern, noch die Trümmer zu retten.

Strehlen war ein Elender, das war ihm klar, aber deshalb fielen in seinen Augen noch nicht die Prinzipe, die er vertreten. Das Edelste, Höchste in der Welt wird ja von Unwürdigen in den Schmutz gezogen. Die Idee blieb in ihm lebendig, sie war ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Für Andreas aber fiel mit Strehlen alles zu Staub, er war zu ungeschult, die Sache von der Person zu trennen, und darum warf es ihn ganz zu Boden.

Da zuckte es plötzlich hell auf am dunklen Firmament! Ein immer mehr anschwellendes Getöse wurde laut. Vater und Sohn erwachten aus ihrem Brüten.

„Feuer!“ schrie Sixtus.

Sie eilten ans Fenster. Andreas fuhr zurück, er glaubte zu träumen. Flammen zuckten aus den Hochöfen, Lärm der Arbeit erscholl aus den Hüttenwerken.

„Sixtus, was ist das?“ fragte der an seinem Verstand zweifelnde Andreas.

„Sie haben die Oefen angezündet,“ ächzte dieser dumpf.

„Wer? Von unsern Leuten niemand,“ entgegnete Andreas.

„Dann haben es andere gethan, — Fremde!“

„Fremde Arbeiter? Und unsere sind von heute an dann überflüssig! Sie wissen sich zu helfen, die Herrn! Uebrigens gleichviel, morgen wäre der Streik ja so zu Ende,“ entgegnete Sixtus.

„Und du glaubst, wir sehen da ruhig zu, wie man uns das Brot von der Nase wegschnappt? Herrgott! Wenn ich auch an nichts mehr glaube, das darf nicht geduldet werden.“

Jetzt wurde es laut auf den Gängen. Männer, halbangezogen, traten unten aus dem Hause und blickten stumm nach den Flammen. Dann erschollen drohende Rufe, geballte Fäuste erhoben sich, in allen Arbeiterhäusern erschienen Lichter, im Nu hatte sich die furchtbare Kunde verbreitet: „Fremde Arbeiter haben die Arbeit aufgenommen.“

Andreas eilte mit Sixtus hinab. Kaum wurde er gesehen, umringte man ihn von allen Seiten. Alles erwartete von ihm Rat — Hilfe! Und er war fest entschlossen, diese Männer, die ihm vertraut, die er verführt zum Widerstand und um ihren spärlichen Lohn betrogen, nicht im Stiche zu lassen. Außerdem packte ihn selbst unbändiger Zorn über die rücksichtslose Hinterlist der Direktion.

Die Flammen loderten immer lustiger aus den Ofenschächten. Es war kein Zweifel, die regelmäßige Arbeit hatte mit fremden Kräften begonnen. Die Wut der meisten kehrte jetzt ihre Spitze gegen die fremden Arbeiter, die ihnen die Frucht des Streiks stahlen. Man schleppte Werkzeug aller Art herbei, Eisenstangen, Hämmer blitzten im Feuerschein. Man verlangte immer stürmischer die gewaltsame Vertreibung der neuen Arbeiter.

Valentin, sich auch unter der Menge befindend, beschwor den Vater, die Leute zur Ruhe zu ermahnen, die Direktion habe jedenfalls ihre Vorbereitungen getroffen zum Schutze ihrer neuen Arbeiter.

Einen Moment horchte er auf ihn, aber gewaltsam drängte der Haufe. Die Warnungsstimme verhallte nutzlos, man schob ihn förmlich vor sich her, der Hütte zu.

„Du mußt,“ flüsterte ihm Sixtus zu, „sonst werden sie dich einen Verräter nennen, wenn sie morgen den Diebstahl ihrer Kasse erfahren.“

Diese Erinnerung wirkte entscheidend.

„Sie sollen mich keinen Verräter nennen morgen. Verlaß dich darauf!“ sagte ahnungsvoll Andreas, schwang seinen Schmiedehammer und sprang an die Spitze des Haufens.

„Andreas! Andreas!“ tönte eine flehende weibliche Stimme herab aus dem vierten Stock des Arbeiterhauses. — Er wandte sich noch einmal um, es war Monis Stimme

Doch der kampflustige Haufe drängte sich drohend, wilde Rufe ausstoßend nach, er sah und hörte nichts mehr und stürmte vorwärts, an der noch immer ruhenden Maschinenwerkstätte vorbei, den Hochöfen zu. An seiner Seite Sixtus, die Brust geschwellt von Gefühlen, als kämpfe er fürs Vaterland. Er kämpfte ja um mehr, seinem Glauben nach, für die Menschheit!

Andreas wollte zuerst die Arbeiter auffordern, freiwillig den Arbeitsplatz zu verlassen, zuvor verbot er energisch jede Gewaltthat.

Oben hatte man ihren Ansturm wohl schon gemerkt. Die Arbeiter, die sonst zerstreut an den einzelnen Oefen, bei den Essen beschäftigt waren, hatten sich alle zu einem Haufen vereinigt und den Haupteingang besetzt. Sie waren bedeutend in der Minderzahl, doch konnte man bei der Helle, welche die Feuer hinter ihrem Rücken verbreiteten, wohl bemerken, daß sie Widerstand beabsichtigten. Schürstangen, an dem Ende noch glühend, ragten drohend aus dem Haufen hervor; man rief ihnen Warnungsworte entgegen.

Andreas hatte ein wilder Taumel ergriffen! Der wilde Lärm hinter ihm, vor ihm der Feuerschein, der die kriegerische Szene phantastisch beleuchtete, ließ ihn alles vergessen. Wollüstige Kampfwut erfüllte ihn ganz. Er dachte an Valentin, den Ahn, und schwang den Hammer über dem Haupt.

Einige Schritte vor dem Eingang machte man Halt. Andreas erhob seine gewaltige Stimme.

„Wenn ihr ehrliche Arbeiter seid, laßt die Arbeit hier ruhen und gebt euch nicht zum Werkzeug der Unterdrückung eurer Brüder her, die eine Woche lang gehungert, um ihr gutes Recht zu erzwingen! Wir wollen euch nichts Böses, wenn ihr unserer Aufforderung folgt, wenn aber nicht, so sind wir fest entschlossen, euch mit Gewalt zu vertreiben.“

Ein Hohngelächter antwortete ihm. Die Schürstangen richteten sich wie Lanzen gegen ihre Angreifer, glühende Eisen wurden über die Köpfe geschwungen.

„Drauf!“ schrie der wütende Schmied seinem Haufen zu, „schmeißt sie in ihre eigenen Feuer, die Halunken!“

Ein wilder tierischer Schrei erhob sich, und Andreas mit seinen Leuten stürzte sich auf den Feind. Er schleuderte seinen Hammer mitten unter die Menge, ergriff mit beiden Händen eine der Schürstangen, die wie Lanzen ihm entgegenstarrten, und drängte, dieselbe als Sturmwidder benutzend, mit Aufwand aller seiner Kraft den feindlichen Haufen, der zu einem Klumpen zusammengeballt war, zurück. Feuerbrände flogen heraus, glühende Erzstücke, Schreie der Wut, des Schmerzes, Röcheln Schwerverwundeter erfüllte die Luft.

Der Haufe wankte unter dem Anprall des Andreas. Plötzlich gab er nach. Andreas und seine Scharen hatten den Eingang gewonnen und drängten die Eindringlinge gegen die Feuerung zurück. Von den Schachtbrücken herab schleuderte man Erzstücke auf die Angreifer. Mancher stürzte getroffen zu Boden. Da hinauf stürmte jetzt Andreas, sich tollkühn jeder Gefahr aussetzend; wäre Valentin nicht gewesen, der mit einer riesigen Hebestange all die unzähligen tödlichen Hiebe parierte, die dem Vater galten, er wäre längst daniedergestreckt. Unten wandten sich schon einzelne zur Flucht. Der Drohung Andreas' „ins Feuer mit ihnen“, stand nichts mehr im Wege und die bestialische Wut der Angreifer ließ das Aergste erwarten. Oben vertrieb Andreas mit einigen Leuten die Bombardeure, ja, er war eben im Begriff, in seiner Tollwut einen die Höhe herabzustürzen, als ihn Valentin daran verhinderte. Der Kampf war entschieden. Der Widerstand hatte fast ganz aufgehört, die Fremden flohen in wilder Hast aus dem Werke. Verwundete, Getötete lagen auf der Erde. Die Siegestrunkenen achteten nicht darauf. Mit „Hurra“ wurden die Wasserschleusen an das Reservoir angelegt, und zischend fuhr der Strahl in die Feuerstellen.

Stickender Qualm wälzte sich heraus und erfüllte den Raum. Die Zerstörungssucht war losgelassen. Valentin, jetzt von Andreas unterstützt, suchte vergebens Einhalt zu thun. Die plötzlich abgekühlten Oefen zeigten schon überall Sprünge und Risse und drohten einstürzend unter ihren Trümmern ihre Zerstörer zu begraben. Man lachte über die hilflose Direktion, die nicht einzuschreiten wagte, man zertrümmerte, vernichtete alles. Da erschollen plötzlich taktmäßige Tritte, Kommandoworte ertönten, mitten aus dem Rauch und Qualm ringsumher blitzten Bajonette. Einen Augenblick stutzten die Leute, der angeborene Respekt vor dem Militär machte sich geltend. Nur einen Augenblick, dann richteten einige Verwegene unter lautem Hurra der übrigen die Schläuche auf die Mannschaft.

„Fertig!“ ertönte es kurz und scharf. Das Gerassel der bereitgemachten Gewehre folgte dem Befehl, dichte Rauchwolken wälzten sich davor, alles verbergend.

„Zurück, Wahnsinnige, die Schläuche weg!“ donnerte der Schmied. „Was wollt ihr von den Soldaten, sie thun ja nur ihre Pflicht!“

Sein Befehl wurde befolgt. Er trat vor, um mit dem Führer der Truppe zu sprechen. Der Rauch verzog sich einen Augenblick, eine Kompanie Füsiliere mit angeschlagenem Gewehre wurde sichtbar. Andreas trat auf den jungen Offizier zu, der ihm den Rücken kehrend mit erhobenem Säbel jeden Augenblick bereit war, das Zeichen zum Feuern zu geben. Jetzt wandte er sich um. Ein unartikulierter Schrei entrang sich Andreas, wie ein Panther sprang er auf ihn los.

„Hab ich dich, Schurke!“ schrie er und stürzte sich auf ihn.

Der Angriff kam beiden Parteien so überraschend, daß einen Moment nichts geschah, augenblickliche Stille eintrat. Der junge Offizier, Graf Sergius Perin, er war es, erhob, unter den eisernen Griffen des Schmiedes röchelnd, den Säbel. Ein Schuß fiel aus den Reihen der Soldaten, Andreas sank, wie vom Blitz getroffen, mit den Armen wild um sich schlagend, zu Boden. Bei diesem Anblick löste sich alles in wilder Flucht, noch drohten zehn sicheren Tod speiende Läufe.

Sergius blickte starr auf den sich am Boden windenden Andreas, den Valentin eben in seine Arme nahm. Jetzt erst erkannte er den Schmied Erdmann, den Vater seiner Gilde; der ihn mit einem Blick des Hasses anstierte.

Auch Sixtus, der weiter rückwärts beschäftigt war und die ganze Szene nicht gesehen hatte, war jetzt bei der schrecklichen Kunde, welche ihm die Fliehenden zuriefen, herbeigeeilt.

„Mörder!“ rief er beim Anblick des todbleichen Sergius.

„Es war nicht meine Schuld, der Rasende wollte es selbst nicht anders,“ sagte dieser, dem haßerfüllten Blick Sixtus' ausweichend und sich seiner Truppe zuwendend.

Die Soldaten marschierten dem Eingang zu, dort Stellung nehmend. Totenstille herrschte in dem, jetzt von spärlichen Gluten erhellten Raum, nur das Aechzen der Sterbenden, das Prasseln der nassen Kohle in den Oefen war hörbar.

„Sixtus!“ stöhnte Andreas, aus dessen Antlitz aller Zorn gewichen, „denk' nicht an Rache, ich hab's nicht besser verdient! Daß gerade der es sein mußte, der dich und mich so weit gebracht, ist ja nur ein blinder Zufall, — ich sterbe um nichts, um einen leeren Wahn! — Im Augenblick des Todes sieht man klar! Valentin hat recht — Arbeiten! Arbeiten! — Darin liegt unsere Ehre, unser Glück und die schlechten Gedanken bleiben fern, die nur zerstören, nicht aufbauen können. Folge ihm, Sixtus, laß dich nicht von einem Zweiten bethören, sie sind alle Schurken, diese Maulhelden, und du Valentin —“ Er wandte sich mühsam, um ihm in die Augen zu sehen, „beschütz' die arme Mutter, sie wird's zwar nicht lange überleben. Ich lasse sie um Verzeihung bitten, — ich habe schlecht gehandelt an ihr. Und wenn du es einst zuwege bringst, Valentin, mit deinem Gottvertrauen und deinem Fleiß, und du erringst am Ende unser altes Erdmannshaus wieder zurück, dann gedenke deines unglücklichen Vaters nicht mit Unwillen und sage deinen Kindern nichts davon, wie er geendet — der Andreas. Nicht wahr, Valentin, das versprichst du mir!“

Sein Haupt sank auf die zerschossene Brust, die Besinnung schwand. — Valentin forderte Sixtus auf, Hilfe zu holen. Der entfernte sich, noch einen schmerzlichen Blick auf den Sterbenden werfend, er wußte es, er sah ihn zum letztenmale.

Valentin suchte vergebens mit seiner Hand den Todesstrom aufzuhalten, der aus der Wunde quoll. Die Agonie des Todes verzerrte schon die Züge des Andreas. Noch einmal blickte er mit friedlichem Lächeln zu Valentin empor.

„Grüß' mir die Mutter — Gilde —“

sein Blick verschwamm, „und —" er wollte sich noch einmal aufrichten, fiel aber kraftlos zurück, „und — das Erdmannshaus!" Ein Blutstrom quoll aus seinem Mund, Andreas war nicht mehr.

Valentin warf sich in rückhaltslosem Schmerz über die Leiche. Sixtus eilte unterdes hinab, um Hilfe zu holen. — Eine Panik mußte die Leute ergriffen haben, niemand war zu sehen. Einzelne Posten standen, die Waffen bereit, an den Eingängen zu den Werkstätten. Er eilte an ihnen unbehelligt vorüber.

Der Morgen rang sich matt durch schwere Regenwolken. Auf dem Platz vor dem Arbeiterquartier begegneten ihm mehrere Männer mit Tragbahren, von einem Soldaten geführt.

„Lebt er noch?" riefen sie ihm zu.

„Als ich ihn verlassen, lebte er noch," entgegnete Sixtus, „aber eilt euch, sonst kommt ihr zu spät. — Er liegt in den letzten Zügen."

„'s ist auch besser," murmelte einer der Träger, der Sixtus nicht erkannte, „dann gehen sie doch zusammen, er und sie, und das Elend hat auf einmal ein Ende."

„Wer geht zusammen?" fragte Sixtus, von einer bösen Ahnung gepackt.

„Er und sie. — Der Schreck hat sie getötet, als sie die Nachricht erhielt."

„Die Frau Erdmann?" fragte entsetzt Sixtus.

„Seine Frau, wer sonst?" erwiderte der Träger, mit den übrigen rasch vorwärts schreitend.

Die Mutter und der Vater. Wie Donner des jüngsten Gerichtes traf die Nachricht Sixtus' Ohr. Er flog nur so über den Platz, die Stiege hinauf. Laute Weiberstimmen drangen ihm entgegen. Die Thür zur Stube stand offen. Sie war von klagenden, wirr durcheinander sprechenden Frauen erfüllt.

Er drängte sich durch, die Mutter lag im Lehnstuhl mit geschlossenen Augen, tot. Der Herzschlag hatte sie gerührt. Er sank zu ihren Füßen und ergriff die schon erstarrte Hand; kein leiser Puls mehr, — ergreifender Ernst lag auf den schon starren Zügen, die im fahlen Dämmerlicht weiß erglänzten.

„Machen Sie sich durch," flüsterte ihm eines der Weiber zu. „Die Polizei war hier und suchte Sie."

Auch das noch! Wie ein gehetztes Wild sprang er auf. — Ein Gedanke durchzuckte ihn, — wenn man seine Wohnung durchsuchte, wäre er verloren! — Die gravierendsten Beweise seiner Schuld an dem Aufstande fanden sich dort. Er mußte schleunigst hin. Es war ihm, als sähe ihn die Mutter vorwurfsvoll an, ihn, den sie einst so heiß geliebt, dem sie jedes Opfer gebracht, und der zum Dank dafür ihr Mörder ward. — Ja, ihr Mörder! — Und des Vaters Mörder und der Mörder der andern, die oben lagen. Ein Schauer ergriff ihn vor sich selbst. Er ließ die Hand der Toten fahren und eilte hinaus, wie von Furien gejagt, die Treppe hinunter über den Hof. Eben bogen die Männer mit der Bahre auf den Platz, unter deren schwarzem Tuche Andreas lag. Es packte ihn kalt in den Nacken, er schrie auf vor Entsetzen und floh gegen die Stadt seiner Wohnung zu. Da angekommen versagten ihm die Kniee, er konnte kaum die Treppe hinauf. Da vernahm er hinter sich Schritte. — Sie suchten ihn wohl. — Er sprang hinauf. Wölfl rief ihm etwas zu, er hörte es nicht und stürzte in sein Zimmer. Er prallte zurück. — Ein Herr saß an seinem Schreibtisch und hatte eine Nummer des „Alarm" in der Hand. Seine Briefschaften lagen am Boden umher. — Er wollte zurück. „Bleiben Sie," befahl dieser, „es nützt Ihnen doch nichts. Sie sind mein Gefangener."

Sixtus versagte die Kraft zur Flucht, es hätte ihn auch wirklich nichts genützt, auf der Treppe stand ein zweiter, ihn erwartend. Auf seine Fragen, wessen man ihn beschuldige, hieß es kurz, „das werden Sie schon erfahren". Dann packte der Herr all seine Briefe und Schriften und befahl ihm, gutwillig zu folgen, sonst müßte er Gewalt anwenden. Der auf der Treppe verschwand nach unten. Alles war verloren. — Sixtus bat nur noch schüchtern um einen Wagen, er konnte sich nicht mehr auf den Füßen halten.

„Kommen Sie nur, der steht unten," sagte der Herr trocken und nahm ihn unter dem Arm.

Wölfls Thür stand offen. Der Maler saß, in seine Arbeit vertieft, vor der Staffelei, hinter ihm stand Lili, sein junges Weib. Sixtus blickte mit bitterem Weh auf dieses stille Glück.

Da saß er, der von ihm verlachte Mann, der ihn so oft gewarnt, und säte unermüdlich, unverdrossen für die unendlich ferne, heilige Ernte, während er in seinem blinden Wahn Blut gesät und Fluch geerntet, vernichtet anstatt geschaffen. Er wollte ihm lebewohl sagen, sein Begleiter wehrte es ihm und führte ihn rasch vorbei die Treppe hinab.

Wölfl bemerkte ihn nicht in seinem Eifer.

Unten erwartete ihn ein Wagen.

Neugieriges Volk stand umher, Frau Dreher schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Der Schlag fiel zu. Er war ein Gefangener. — Die Vergeltung begann für die böse Saat.

Letztes Kapitel.

In einem der vielen Cafés von M... war im Januar des Jahres 1874 ein schmächtiger, hüstelnder Mann, der von einer schweren Krankheit aufgestanden zu sein schien, Stammgast; er hatte wohl kein anderes Quartier, und der Winter 1874 war bitterlich kalt. Er kam in der Frühe, wenn geöffnet wurde, wühlte in den neu angekommenen Zeitungen und las nur immer die Annoncen, wie der Kellner bemerkte, der schon lange auf den seltsamen Gast aufmerksam wurde, er suchte wohl eine Stellung. — Oft sprang er mit gerötetem Antlitz plötzlich auf und eilte davon, nach einer Viertel- oder halben Stunde kam er wieder zurück, eben so blaß wie zuvor, noch finsterer blickend, und vertiefte sich von neuem in den Zeitungen.

Ein durchsichtiger, schwacher Vollbart umrahmte das Gesicht, das einst hübsch gewesen sein mußte, jetzt schien es von Krankheit und Sorgen, den Spuren bitteren Kampfes, entstellt, die Haare waren kurz geschoren, das große Auge hatte einen matten, fieberigen Glanz, ein heftiger Husten schüttelte jeden Augenblick die fadenscheinige Gestalt in dem abgetragenen schwarzen Anzug. Traten Gäste ein, verkroch er sich noch tiefer hinter den großen Blättern und warf nur hier und da einen mißtrauischen, vorsichtigen Blick hervor. — In solchen Momenten sah das blasse Gesicht mit dem kurzgeschorenen Haar recht böse und verdächtig aus. Eine Tasse Kaffee und fünf bis sechs Gläschen billiger Likör war seine ganze Nahrung; auch mit dem Kellner sprach er nie ein Wort. Kein Wunder, daß dem Personal zuletzt dieser Mann verdächtig schien und allerhand munkelte.

Nachdem der Mann acht Tage ständig im Café verkehrte, wurde ihre Neugierde auf überraschende Weise befriedigt.

Ein Polzeikommissär, der in der letzten Zeit auffallend oft im Café sich sehen ließ, kam eines Tages zum Besitzer desselben und bat unter vier Augen, auf den Mann dort im schäbigen schwarzen Rock etwas aufzupassen, wer ihn hier aufsuche, mit wem er verkehre u. s. w.

„Und warum das?" fragte der Cafetier, der mehr wissen wollte. „Es ist ja ein ganz ruhiger Mensch, der überhaupt mit niemand verkehrt! Was soll denn der gethan haben?"

„Der?" erwiderte ärgerlich über diesen Zweifel, den man in seine Findigkeit setzte, der Kommissär. „Na, das ist gut! Können Sie sich vielleicht an den Skandal in der Böhmeschen Fabrik erinnern? — Es ist jetzt sechs Jahre."

„Wo der alte Schmied von den Füsilieren erschossen worden ist?" fragte der Cafetier.

Der Kommissär nickte. „Und dieser ruhige Mann dort ist der Anstifter gewesen der ganzen Geschichte, der Sohn des Schmieds, — kurz, der Sixtus Erdmann, der zu fünf Jahren schweren Kerkers verurteilt wurde, und jetzt seit einem halben Jahre in Freiheit ist, aber unter polizeilicher Aufsicht steht. — Jetzt wissen Sie es, aber —" er legte den Finger auf den Mund.

Der Cafetier, der ordentlich brannte, die Nachricht seiner Frau und seiner Familie zu erzählen, versicherte seine bekannte Schweigsamkeit. — Der Polizeikommissär entfernte sich und unter vier Augen erfuhren noch in derselben Stunde alle Anwesenden, wer der blasse Mann dort hinter der Zeitung sei. — Die meisten behaupteten, so etwas schon lange geahnt zu haben, und betrachteten den Menschen mit einem Gemisch von Bewunderung über sein abenteuerliches, immerhin interessantes Verbrechen, und Abscheu über den langen Aufenthalt im Zuchthause, dessen häßliche Atmosphäre an ihm zu haften schien.

Ja, es war wirklich Sixtus, der ge- rochen an Leib und Seele vor einigen Monaten das Gefängnis verließ. Der emlich rücksichtslose Gefängnisarzt meinte, s lohne sich für ihn gar nicht mehr der Mühe, sich noch einmal mit dem Leben herum- uschlagen, er solle gleich dableiben in der rankenabteilung, länger als ein paar Monate könne er es doch nicht mehr machen it seinem bösen Husten. Aber Sixtus, elend er sich fühlte, wollte nichts davon issen. — Lieber auf der Straße sterben - frei! als hier im Gefängnis, meinte ; und so ließen sie ihn gehen, den Tod der Brust.

Sein früheres ausschweifendes Leben, ann die Katastrophe, die über das Erd- annshaus hereinbrach, hauptsächlich durch ne Schuld, und ihn von seiner einge- ldeten Höhe herabstürzte; die ständige luiregung im Dienste Strehlens, der im nnern wühlende Groll, der Neid und ie Mißgunst, und zuletzt jene Grauen- acht, deren nimmer rastende Furien ihn n den Kerker verfolgten, hatten seine esundheit schon längst unterminiert; die ünf Jahre qualvoller Gewissensbisse, hmerzliche Einsicht in sein verfehltes Leben atten ihm natürlich den Rest gegeben. eder Atemzug war bei ihm gezählt. —

Sein erster Weg war nach M . . . r hatte seit fünf Jahren nichts mehr davon ehort, dort wollte er Arbeit suchen. — r mußte ja selbst bitter lachen über dieses Vorhaben, wenn er an seiner abgemagerten estalt hinabsah, aber eine nervöse Un- ahe trieb ihn dazu. Er wollte als Ar- eiter, als der er nicht leben wollte, we- igstens sterben. Valentin, des Bruders estalt, wie er ihn zum letztenmale ge- hen, schwebte ihm jetzt als Muster vor ugen! Wo er jetzt wohl sein mußte? In as Gefängnis war ja keine Kunde ge- rungen — er wagte es nicht, irgendwo u fragen; seine einzige Beschäftigung ar, die Zeitungsannoncen zu durch- licken, ob er keine ihm passende Arbeits- elle fände.

Eines Tages, er war keine zwei Wochen der Stadt, fiel sein Auge auf eine nnonce, die ihn schwindeln machte.

„Ein tüchtiger Schmied- und Schlosser- eselle wird gesucht im Erdmannshaus!"

Hundertmal las er diese Zeilen, das Blatt zitterte in seinen Händen. — Da ckte er den Arm aus, wie um seine Muskeln zu proben, und ließ sie träge, en Kopf schüttelnd, wieder fallen.

„Das wird nicht gehen. — Im Erd- annshaus! Wem es jetzt gehören mag?"

Der Gedanke ließ ihm keine Ruhe. Er and auf und ging auf die Straße. Er ollte eigentlich nicht hin, er wollte nur azieren gehen. — Da stand er auf ein- al davor. Die Feuer glühten wie früher, nd lustige Hammerschläge ertönten. Er laubte jeden Augenblick den Vater oder ie gute Mutter sehen zu müssen. — Tiefes Weh ergriff ihn, er konnte nicht weiter. Ein Hustenkrampf befiel ihn, daß er sich n einer Hauswand anhalten mußte.

Er stand vor einem Bäckerladen. Ein

breitschulteriger Bursche stand davor, er wollte dem von Anstrengung erschöpften und ermatteten Sixtus zu Hilfe springen. Doch der wies ihn ärgerlich zurück. — Es sei nur ein vorübergehender Anfall, er solle ihm lieber sagen, wem jetzt das Erd- mannshaus gehöre.

„Das Erdmannshaus? Wem sonst als den Erdmann," sagte der Geselle.

„Sollte man meinen!" erwiderte Sixtus. „Es gehörte ihnen auch viele Jahrhunderte, bis vor sechs Jahren, da kam es in andere Hände."

„Ihr scheint nicht viel davon zu wissen. Was vor sechs Jahren war, weiß ich freilich nicht, ich bin erst seit zwei Monaten hier im Dienst. Aber das weiß ich, daß es jetzt einem Erdmann gehört — Valentin Erdmann, dem Schmied."

„Wie heißt er, der Schmied?" fragte Sixtus mit stockendem Atem.

„Valentin Erdmann," entgegnete der Geselle, gelassen seine Pfeife ausklopfend.

„Valentin? — Wißt Ihr's denn ge- gewiß, daß er Valentin heißt?" Sixtus war so bleich geworden, sein Atem ging so schwer, daß der Geselle erschrak.

„Aber Herr, ich muß es doch wissen, wie er heißt. Hat er ja die Tochter von diesem Haus zur Frau und mit dem Gelde die Schmiede gekauft," sagte der Geselle.

Sixtus blickte unwillkürlich auf die schwarze Tafel über der Brotauslage. „Bäckerei von Betty Schwarz" stand oben.

Er wischte sich über die feuchte Stirn, wie um sich zurechtzufinden.

„Und die Frau des Schmiedes heißt wohl mit dem Vornamen Fevi?" fragte er, die weiße Stirn zog sich in Falten.

„Fevi Schwarz, ganz richtig," sagte der Geselle.

Ein neuer Hustenanfall peinigte Sixtus.

„Ich danke Euch für die Auskunft," sagte Sixtus, warf noch einen Blick auf das Haus gegenüber und kehrte denselben Weg zurück, den er gekommen.

„Armer Teufel!" murmelte der Bäcker- geselle, auf die rote Blutspur blickend, die Sixtus zurückließ.

Eine Woche war vergangen seitdem. Sixtus hatte sich noch öfters vorbeige- schlichen an dem Vaterhaus. Oft war er fest entschlossen, einzutreten, um nach Valentin zu fragen. Einmal glaubte er ihn sogar zu erkennen in der Werkstatt, das Ebenbild des Vaters, mit dem wallenden Rotbart. Es zog ihn mächtig hin zu ihm, eine heilige Verehrung überkam ihn, — der mit redlichem Fleiß wieder auf- baute, was er zerstört. Aber immer wieder hielt ihn der Gedanke an Fevi ab; ihr konnte er ja noch weniger unter die Augen treten in seinem jetzigen Zustand, ohne vor Scham zu vergehen.

Auch heute hatte er es noch einmal versucht — und wieder vergebens! Un- zufrieden mit sich selbst, kehrte er in sein Café zurück und entfaltete die größten Zeitungen, die er finden konnte, und träumte hinter ihren schützenden Blättern vor sich hin.

Er fühlte sich so matt wie noch nie und drinnen in der Brust brannte es wie

Feuer! Wenn er nicht bald Valentin aufsuchte, war es zu spät!

„Morgen muß es sein. Ich habe ja auch nichts mehr zum Leben." -

Neue Gäste kamen. Das Rauschen eines Seidenkleides weckte Sixtus aus seinem Hinbrüten. Er blinzelte vorsichtig hinter seiner Deckung hervor.

Eine große, schlanke Dame am Arm eines Herrn war eingetreten und nahm eben geräuschvoll am Tisch neben ihm Platz.

Die Toilette der ersteren zeigte jene verwitterte Eleganz, durch deren verbrauchtes Gewebe die Dürftigkeit am abschreckend- sten hindurchscheint. Alles an ihr war von schwerem, kostbarem Stoff, das schwarze Spitzenseidenkleid, der pelzverbrämte, reich gestickte Ueberwurf, aber über alles schienen böse Stürme gefegt zu haben. Das Seiden- kleid war unten ausgefranst, der Saum beschmutzt, und wenn es sich bei einer Bewegung ein wenig hob, wurden schief- getretene, unsaubere Schuhe sichtbar. Der Pelz zeigte überall helle Lücken, durch welche das bloße Leder hindurchschimmerte, an der einst reichen Perlenstickerei fehlten allerorten die Perlen oder hingen wie fallende Thränen an den Fäden herab; die kostbare Feder auf dem roten Samt- hütchen war geknickt und hing aufgelöst herab. Ihr Begleiter paßte vortrefflich dazu, man konnte sich äußerlich wenigstens in der Stimmung nichts Harmonischeres denken. — Der strammsitzende hellkarrierte Anzug, der durchaus nicht zu der winter- lichen Jahreszeit paßte, der sonnengebleichte gelbe Ueberzieher darüber, wie ihn die Sports- leute mit Vorliebe zu tragen pflegen, der auf den Rändern stark abgenützte englische Hut, bis zu dem kavaliermäßigen Reitstock, dessen Geflecht sich unten aufrollte, — das alles trug den Stempel vornehmer Herabgekommenheit.

Er bestellte mit heiserer Stimme zwei Kognak, mit dem Stock herausfordernd auf die Marmorplatte schlagend.

Beide kehrten Sixtus den Rücken, der sich für die beiden zu interessieren schien, denn er streckte seinen Kopf weiter hinter den Zeitungen hervor, als sonst.

Ein sarkastisches Lächeln glitt über seine Züge.

„Auch Gestrandete," dachte er bei sich, „und Gestrandete sollen eigentlich zusam- menkriechen an der öden Küste, auf die sie der Sturm warf." Er hätte am liebsten ein Gespräch mit ihnen angefangen, doch die waren mit sich vollauf beschäftigt und beachteten ihn gar nicht. Die Dame war offenbar erregt, sie zog mit einer ener- gischen Bewegung die an den Fingerspitzen durchlöcherten Handschuhe aus und warf sie wie im Zorn auf den Tisch.

„Ich kann dir nicht helfen," sagte sie so laut, um nicht von Sixtus vernommen zu werden, „du mußt die Stelle annehmen. So geht es nicht weiter! Meine Gage reicht kaum für eins und du mußt dich schämen vor den Leuten —" Der Herr an ihrer Seite machte ihr ein Zeichen, leiser zu sprechen.

„Kannst du denn nicht noch zwei Tage

warten, mein Onkel muß ja etwas für mich thun," erwiderte er in gedämpftem Tone.

„Ja, wenn du die Komödiantin, die dich seit einem Jahre unterhält, verläßt, dann ist es möglich," flüsterte die Dame ihrem Gefährten ins Ohr.

Dieser zuckte die Achseln und stürzte das Glas Kognak auf einen Zug hinunter.

„Das kannst du aber nicht. — Oder kennst du es wirklich —?" Sie neigte ihren Kopf vor und sah dem Mann ins Auge. — Ihr Profil wurde dem lauschenden Sixtus einen Augenblick sichtbar. — Ein edles Profil, nur raubte ihm eine auffallende Härte alles Jugendliche. — Sixtus starrte regungslos darauf hin. — „Du nimm dich in acht, du kennst mich noch nicht, Sergius," vollendete die Dame ihre Rede.

„Sergius!" Sixtus fiel die Zeitung aus der Hand. Der Herr wandte sich dem Geräusche zu.

Sixtus sprang auf, sein blasses Gesicht war jetzt dunkelrot, — auch die Dame wandte sich erstaunt nach ihm.

„Gilde," rief Sixtus, diese wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt anstaunend.

Diese schien noch immer zu zweifeln, doch der Ausruf, wer konnte sie hier Gilde nennen.

„Sixtus, bist du es wirklich?!" Ihren Begleiter ganz vergessend, sprang sie auf und fiel dem Bruder um den Hals. — Zum Glück war das Lokal gerade leer, auch kein Kellner anwesend, sonst wäre sicherlich der Kommissär sofort benachrichtigt worden. Die beiden fanden lange keine Worte, die Bewegung war zu mächtig.

Sergius, er war der Begleiter Gildes, war sichtlich unangenehm betroffen von dieser Begegnung, er trommelte ungeduldig mit den Fingern auf der Tischplatte, und als die beiden noch immer keine Miene machten, sich zu trennen, stand er auf.

„Jetzt bin ich überflüssig," sagte er und wollte sich entfernen.

„Bleiben Sie, Graf Sergius," rief ihm Sixtus zu, die Schwester von sich entfernend. „Ich werde Ihnen keine Vorwürfe mehr machen. — Gewiß nicht! — Sie haben ja auch bitter gebüßt wie ich, — scheint es." Sein Blick glitt an der Gestalt Sergius' hinab, der unwillkürlich seine etwas verschobene Krawatte zurechtrückte und die schmutzige Manschette zurückschob. „Und jetzt brauchen Sie sich meiner auch nicht mehr zu schämen. Jetzt, meine ich, sind wir ziemlich gleich. — Standesangehörige! — Darum keine Feindschaft." Er reichte ihm die Hand, und eine innere Genugthuung leuchtete aus seinem Auge, die Sergius nicht entging. Letzterer ergriff sie und nahm wieder Platz.

„Momentan haben Sie recht, Herr Erdmann," erwiderte der Graf. „Was kann man gegen das Pech! Aber es wird nicht lange bleiben, mein Onkel —"

Gilde lächelte spöttisch. Sergius machte ein beleidigtes Gesicht und schwieg. Den beiden Geschwistern lag so viel auf den Herzen, sie hatten sich so viel zu sagen und zu erzählen, daß sie gar nichts fragten und sagten und lange Zeit schwiegen. Gilde blickte besorgt in das leidende Antlitz des Bruders, den die Aufregung noch bleicher gemacht.

Welche Flucht von Bildern zog in der Seele beider vorüber, während sie sich so schweigend einige Minuten gegenübersaßen. — Sergius steckte sich unterdessen eine Zigarrette an. Wenn unzählig brennende Fragen auf der Zunge liegen, nach langer Trennung zweier einander nahestehender Menschenkinder, ereignet es sich gewöhnlich, daß eine ganz fernliegende, bedeutungslose zuerst gestellt wird.

So fragte Sixtus plötzlich Gilde, ob das nicht derselbe Pelz sei, den sie damals getragen, als er mit ihr und der Mutter auf den Ball ging. — Und gerade diese geringfügige Frage ergriff Gilde am tiefsten. — Sie verbarg ihr weinendes Gesicht, in das Sorge und ein schnelles Leben ihre Geschichte geschrieben, mit den Händen. — Das war ja gerade der Wendepunkt in ihrem Leben, worauf jetzt Sixtus absichtslos hinwies.

Sie sah alles deutlich vor sich! Sich selbst in Jugend und Schönheit prangend, voll seliger Hoffnung! — Die gute besorgte Mutter! — Den Vater, der ihr so ernst nachblickte, die Treppe hinab! — Der Bann war gebrochen. — Alle gemeinsamen Erinnerungen wurden aufgefrischt! Die erste Jugend im Erdmannshaus, — dann die schönen Ferienzeiten, — ihr erster Eintritt in die Welt! —

Es duftete und sproßte um sie ein Zaubergarten, dessen berauschende Blüten die rauchgeschwärzten, monotonen Wände des Cafés ringsumher verhüllte und auf ihren sorgenzerfressenen Zügen ein Lächeln süßer Erinnerung weckte. — Bald war man mit der Blütezeit zu Ende. — Das Lächeln verschwand und stumme vorwurfsvolle Blicke flogen hin und her. — Das Gespräch stockte; — keines wollte den Vorhang lüften, den die Zeit gezogen vor dem furchtbaren Drama, das sich einst vollzogen, — den Schluß lesen sie ergreifend in ihren früh gealterten, gramdurchfurchten Gesichtern, in ihrem herabgekommenen Aussehen, und Sixtus' schmerzlicher Husten gab eine erschütternde Melodie dazu.

Sie schlichen wie Diebe vorbei an der nächsten Vergangenheit! Nur das wollte Sixtus erfahren, wie Sergius so weit gekommen? Sein Haß gegen ihn flammte wieder auf beim Anblick des Leides seiner Schwester.

„Lebt Ihr Vater noch in Herrenwörth?"

„Komische Frage! Wäre ich dann in dieser Lage?" entgegnete der Graf. „Mein Vater ist tot seit zwei Jahren. Herrenwörth gehört dem Juden Lehmann, er hat eine Essigfabrik daraus gemacht! — Sic transit gloria mundi!" — Er warf lachend seine Zigarrette weg.

„Ich mußte Schulden halber den Dienst quittieren. — Sie wissen ja, ich stak schon ziemlich tief, als Ihre Schwester mich damals verließ —"

„Verließ — ist gut!" wandte Gilde ein. — „Verlassen mußte, weil d… Vater — doch wozu davon reden!"

„Nun gut, — also mich verl… mußte," fuhr Sergius fort, „ich … jedenfalls unschuldig an der Geschich… Sie wissen es ja aus eigener Erfa… wenn man einmal darin steckt, komm… nicht mehr heraus! Die Erbschaft … gleich Null. — ich mußte gehen! — … treiben als ehemaliger Offizier und … Berlin ohne Geld? — Die Verwan… waren großmütig, sie fütterten mich… Ich suchte eine Stellung als Journa… — als Schreiber. — Ich wollte … thun, um diese bittere Kost nicht gen… zu müssen. — Umsonst! — Niemand wo… einen Grafen Berin sich aufbinden. … Da traf ich vor einem Jahr wieder m… Gilde zusammen, — sie hatte wieder … Engagement am Ariontheater. Die … Geschichte war vergessen — und … liebten uns noch wie früher!"

Gilde warf einen Blick innigen Dan… für dieses Wort auf Sergius.

„Seit dieser Zeit bin ich ihr zur … — Es ist zum Anspucken! — Freuen S… sich der Rache, Herr Erdmann! — … es ist so, — seit der Zeit sorgt sie f… mich, und hat selber nicht genug, seit … ihr Organ verlor und nur die Souffle… machen muß."

„Sergius, sprich nicht so," bat Gil… „ich thue nichts für dich — gar nich… Es ist nicht wahr, Sixtus, was er sag…

„Ja, es ist wahr," fuhr Sergius … selbst verachtend auf, „aber beim Teu… was soll ich thun? — Eine Kugel … das Hirn, wollen Sie sagen? — … mein Gott! Ich kann's nicht! — … habe ich einen Onkel, der will mir hel… wenn ich Gilde lasse, und nun sagen S… selbst, ist es nicht ehrlicher, ich verla… sie, als dieses Leben weiterführen? — Was hat sie denn noch von mir?"

Ein edler Funke glomm hier noch un… Asche und Schutt. — Das fühlte Sixt… und er hätte ihn so gern zu einer … angefacht. „Ehrlicher wäre es, meine ic… erwiderte er, „Sie verschaffen sich ir… welche Arbeit, — sei es mit der Ha… und nehmen die Gilde zum Weibe. — Mein Gott! Wenn ich noch Ihre Kr… hätte." Er seufzte schwer auf. „Dann —

„Was dann?" fragte der Graf.

„Dann wäre ich jetzt Geselle in … Werkstatt meines Bruders Valentin … Erdmannshaus," sagte Sixtus.

„Und am Ende habe ich sie noch. — Glauben Sie, daß ich sie noch habe? — Bei Gott! Ich fühle mich auf einmal … werden, als könnte ich es noch leisten. — Höre, Gilde," — er ergriff die Schwe… welche die Erzählung des Sergius schw…gend angehört, beim Arm — „gehen … zusammen hin zu Valentin! Gleich je… — Er wird sich freuen und kann m… vielleicht brauchen, und wenn mich n… so doch Graf Sergius."

„Er wird uns nicht sehr freundl… empfangen, denke ich! Abgesehen dav… daß ich doch beim besten Willen kei… Schmiedegesellen mehr abgebe —"

Sixtus lachte auf.

„Da haben wir's wieder, das alte verfluchte Vorurteil! — Es wird erst mit der Welt untergehen! Aber du, Gilde, gehst mit. Ich bitte dich darum."

Er erfaßte diese Idee mit plötzlichem, unheimlichem Feuer. Gilde zögerte.

„Ich habe es schon oft gewollt, — aber ich habe es nie fertig gebracht. — Bis vor das Haus kam ich oft. — Aber hinein, — das ging nicht," sagte sie.

„So versuch' es mit mir! Komm!" Er zog sie gewaltsam in die Höhe. „Begleiten Sie uns, Graf Sergius."

„Warum nicht, Sie kehren doch wieder um vor dem Hause. Ich sage es Ihnen voraus."

Gilde folgte willenlos. — Es war schon 5 Uhr und Nacht auf der Straße. Sixtus hatte eine nervöse Hast ergriffen, er eilte mit der Schwester am Arme, Sergius voran, der Burggasse zu. Ein heftiger Sturmwind fegte ihnen entgegen und reizte ihn zum Husten. — Er mußte oft stehen bleiben, um Atem zu bekommen. — Seine Wangen waren gerötet. — Und doch fühlte er sich so kräftig wie noch nie.

Plötzlich standen sie vor dem Erdmannshaus. In der Werkstatt war's lebendig. Aus den Fenstern derselben fiel ein grellroter Schein auf die Schneedecke heraus.

Sixtus mußte sich auf die Bank vor dem Hause setzen, es schwindelte ihm einen Augenblick. Dann blickten sie beide vorsichtig durch das Fenster.

Ein mächtiger Mann mit rotem Vollbart stand vor dem Amboß, eine Eisenstange bearbeitend. — Es durchschauerte sie, — es war, als erblickten sie den Geist des Vaters — Valentin war's! Gesellen sahen hinter dem Ofen den Flammen zu, deren flackernder Schein im Hintergrund eine junge Frau traf, ein Kind an der Brust. Ein Junge spielte vor ihr am Boden.

„Fevi!" flüsterte Sixtus, sich die Brust pressend, als schmerze sie ihn. — Wie festgebannt blickten sie hinein.

Da drinnen lag wie ein Traum — das, was sie verloren, — reines, echtes Glück, auf Arbeit und Liebe aufgebaut. Sie drückten die heiße Stirn gegen die Scheibe, und ihre heißen Thränen schmolzen den Schnee vom Gesims.

„Komm, treten wir ein!" sagte plötzlich Sixtus, Gilde bei der Hand fassend. Sie wandte sich um, Sergius stand vor ihr. „Kommst du mit?" fragte sie.

„Nein, was thät ich dort! — Aber laß dich von mir nicht aufhalten!" erwiderte er.

Gilde sah ihn mißtrauisch an. — Er sprach dies in einem Tone, der sie entmutigte. Er wollte sie wohl abschütteln in ihrem Vaterhaus. — „Ich gehe mit dir, Sergius," sagte sie plötzlich fest.

„Versuch's allein, ich bin verloren für dies Haus."

Sie riß sich von Sixtus los, ergriff Sergius' Arm, zog ihn weg, und als könne es sie reuen, eilte sie mit ihm über den Platz und verschwand in der dunklen Gasse.

Das ging so rasch, daß Sixtus sie nicht aufhalten konnte. Sein Entschluß stand fest. Er warf noch einen raschen Blick hinein, dann ging er an die Thür und öffnete sie.

Erstaunt blickte der Mann vom Amboß auf, der Eintretende stand im tiefen Schatten.

„Was wünschen Sie?" fragte er.

„Arbeit!" klang es hell und klar.

„Was für Arbeit denn?"

„Jede Arbeit, die Sie mir geben wollen. Nur Arbeit."

Der Schmied beugte sich vor, um die Gestalt des Eingetretenen zu erkennen; als er die schmale Gestalt im langen, schwarzen Rocke erblickte, lachte er hell auf.

„Aber, lieber Freund, hier ist ja eine Schmiede! — Das ist doch keine Arbeit für Sie, — das werden Sie doch einsehen!"

„Weil ich zu schwach bin, meinen Sie?" entgegnete Sixtus mit zitternder Stimme. „Ich bin aber nicht schwach zum Arbeiten, ich sehe nur so aus. — Ich war lange Zeit krank," — ein Husten befiel ihn wieder — „sonst bin ich stark genug."

Die Gesellen, die jetzt näher getreten, lachten laut auf bei seinem Anblick und machten schlechte Witze. Auch Valentin konnte sich des Lachens nicht erwehren, sogar Fevi hinten und der Kleine am Boden lachten.

Aber dieses Lachen klang teuflisch für Sixtus, in dem Wut und Scham zusammen kämpften.

„So will ich's euch denn zeigen!" schrie er auf, stürzte zu dem Amboß und ergriff den schweren Hammer, den Valentin eben weggelegt, und schwang ihn mit hochgerötetem Antlitz triumphierend über das Haupt und ließ ihn mit einer Kraft auf das glühende Eisen niedersausen, die er selbst nicht geahnt. Staunend standen die Gesellen und Valentin! Und er schwang immerzu, — immerzu, — sein Gesicht glühte, — sein Atem ging pfeifend, — eine Tollwut hatte ihn ergriffen! — Alles sprühte und brannte um ihn her! — Auf einmal sank der erhobene Hammer aus seiner Hand, — einen wilden Schrei ausstoßend, sank er zu Boden. Ein roter Strom quoll aus seinem Munde.

Die staunenden Zuschauer eilten herbei, voran Valentin. Er beugte sich auf den Liegenden herab.

„Kennst du mich jetzt, Valentin?" sagte er mit einem unendlich lieblichen Lächeln, das sein Angesicht verklärte.

„Sixtus!" schrie jetzt der Schmied auf, der jetzt erst den Bruder erkannte.

„Einen Arzt, Bursche! Holt einen Arzt! — Warum hast du mir das gethan, Sixtus? — Helft mir, ihn in die Stube tragen! — Fevi, der Sixtus!" schrie er ratlos durcheinander.

Diese war schnell herbeigeeilt und kniete vor dem Sterbenden.

„Lasse mich hier sterben," bat mit schwacher Stimme Sixtus. „In der Werkstatt, die ich nie hätte verlassen sollen! —

Ich — ich bin halt doch als Schmied gestorben! — nicht wahr, Valentin? — Du kannst es bezeugen. — Ich konnte den Hammer schwingen." — Er lachte vor sich hin.

„Dann laß mich aber auch als deinen Gesellen, — als Schmiedegesellen begraben! — Als Schmiedegesellen! — nicht wahr? Ich werd's dafür auch dem Vater erzählen, wie du das Erdmannshaus zurückerworben, und daß ich dann gestorben als — Schmiedegeselle! — Das wird ihn freuen!" Sein Blick war starr nach oben gerichtet, als habe er eine Vision.

„Gerade wie der Vater, — da war's auch so blutig." Er wischte sich mit der Hand das Blut vom Munde.

„Fevi, nicht wahr, — du verzeihst, — und Valentin auch?"

Die Gesellen und Valentin knieten nieder und sprachen Sterbegebete. — Ein rosiger Schein der ausgehenden Feuer verklärte die ganze Gruppe! — Da unterbrach der kleine Junge hinten, der von alle dem nichts verstanden, und ruhig weiter gespielt, mit lautem Gelächter das feierliche Gebet.

„Andreas!" rief zürnend Fevi.

„Reicht mir den Andreas," flüsterte nun Sixtus.

Fevi vollzog seinen Willen.

Mit letzter Kraft erhob er den Jungen mit beiden Armen und küßte ihn.

„Andreas, der Schmied, wie einst der Vater!" rief er frohlockend, sank zurück in Fevis Arme und hauchte den letzten Seufzer aus.

Drei Tage danach war das Begräbnis des „Schmiedegesellen Sixtus Erdmann", wie die Anzeige lautete.

Während er in der Familiengruft der Erdmanns bestattet wurde und der Pfarrer eine ergreifende Ansprache an die zahlreich Versammelten hielt, fand in einem verlassenen Winkel des Friedhofes ein einfaches Begräbnis statt. Es waren dabei nur zwei Gräber und ein Tagelöhner beschäftigt. — Keine Geistlichkeit, — keine Leidtragenden!

Und als Vorübergehende fragten, wer denn da so erbärmlich eingescharrt werde, hieß es: „Eine Selbstmörderin namens Belloni." Weitere Auskunft konnten sie nicht geben. Die brachte erst in einigen Tagen die Zeitung.

„Das Ende eines Liebesromans! Fräulein Belloni, die Souffleuse des Ariontheaters, hat sich vor einigen Tagen im Rotbach, unweit der Burggasse, ertränkt. Wie man vermutet, aus unglücklicher Liebe zu einem stadtbekannten, verkommenen Kavalier."

Das Geschlecht der Grafen Perin ist ausgestorben. Sein letzter Sprosse, Sergius, trug die Last seiner Schuld übers Meer und ist dort verschollen. Die gewaltige amerikanische Völkerstampfmaschine hat ihn wohl ergriffen und zermalmt zu neuer, frischer Bildung.

Das Erdmannshaus aber steht in voller Blüte!

Eine Burg des echten, ehrlichen Hand-

werks, allen Stürmen trotzend, die diesem drohen.

Und Valentin, der Burgherr, und sein treues Weib Fevi sorgen dafür, daß ihre kernigen Nachkommen das Banner stets hochhalten, auf dem die Devise steht:

„Erdmann, der Schmied!“

Die Ruhl.

Von

A. Trinius.

Es gieht nuir ei Ruhl in der Wealt!“ So singt in auffauchzender Freude Ludwig Storch, der Thüringer Dichter, in seiner heimatlichen Ruhlaer Mundart, dem Ort seiner Wiege, dessen Schönheit und Eigenart begeistert und beredt preisend, im Herzen jedes Thüringer zustimmendes Echo weckend.

Ja, es gibt nur eine Ruhl in der Welt! Ein Wort, so stolz, so tief empfunden und so wahr! Selbst dem flüchtigen Wanderer wird sich dieser Thüringer Waldort als ein scharf umgrenztes Bild aus der Fülle seiner Erinnerungen abheben; wer aber sommerlang hier einmal rastete, die Wälder dieser sich hart anschmiegenden Bergriesen zu durchschweifen oder mit hellen Augen und liebevollem Sinnen sich in das frischrührige, von fröhlichster Schaffenslust durchpulste Leben Ruhlas zu versenken, der wird mit dem Dichter fühlen und singen:

„Kei Uirt im ganzen dütschen Rich
Lät sich mit unser Ruhl verglich!“

Landschaft und Menschenschlag, Sitten und Sprache, Handel und Wandel, alles eint sich hier zu einem farbenreichen, kräftig nachhallenden Akkord. Wie viel auch unsere alles gleichmachende Kultur bereits von der Eigenart Ruhlas fortgeschwemmt hat, ihre unersättlich nagenden Wogen werden noch manch harten Kampf zu bestehen haben, ehe der letzte Rest dieser so überaus anziehenden, frischen Ursprünglichkeit vernichtet sein wird. Denn gerade diese Eigenart in allen Erscheinungen und Lebensformen ist es, welche Ruhla uns noch heute so interessant macht, der letzte Atemzug einer wehmütig verklingenden Zeit, die einst mit Stolz und heiterem Selbstbewußtsein ihr eigenes Gepräge trug, jahrhundertelang ein wehrend Schild gegen Verflachung und öde Verallgemeinerung. Denn unser Jahrhundert ist voller Widersprüche. Unter den Nationen gärt wie ein Fieber die Sehnsucht nach strafferer Stammeszusammengehörigkeit, währenddessen die Kultur in rastloser Riesenarbeit sich daran gemacht hat, alles Trennende und Unterscheidende in den Lebensäußerungen der einzelnen Völker abzuschleifen und zu ertöten. Wäre es nicht gar zu traurig, man möchte gähnen angesichts der sich aufthuenden weiten, öden Steppe. —

Von welcher waldüberrauschten Höhe man auch in das betriebsame Thal niedersteigt, längs dessen von steilen Wänden eingeengtem Grunde die Häuser und Hütten Ruhlas sich zu beiden Seiten des Erbflusses, eines munter sprudelnden Waldbaches, dicht aneinander drängen, immer wird es ein Anblick sein, der uns anmutet und dem überraschten Auge stilles Behagen und lieblichen Ruhepunkt gewährt. Wie gewaltig steigen zu seiten der schmalen Schlucht die prächtigen Berge empor! Man meint, ein einziger Atemzug derselben müsse das tief unten sich bergende Walddorf einmal im Schlafe erdrücken. Im Osten lagert sich der massige Breitenberg (2176 Fuß) hin, ihm gegenüber erhebt sich der 1841 Fuß hohe Bermer oder Bärenberg, an welchen sich, dem Gebirgsrücken zu, der Engenstieg und Donsenberg anschließen, während nach Norden hin der dunkle Ringberg (1990 Fuß) den langgestreckten Thalkessel abschließt, ein Bergkranz, der scheinbar nirgends einen Ausgang aus dieser von Menschen, Wohnhäusern, Fabrikanlagen, Sommersitzen und Gasthäusern dicht besäeten Felskammer gewährt. Ueber eine Stunde lang zieht sich Ruhla, das gegen 5000 Einwohner zählt und den größten Marktflecken Thüringens darstellt, zu beiden Seiten des Erbstromes, welcher den Ort in eine größere (gothaische) und eine kleinere (weimarische), am linken Ufer belegene Hälfte teilt, entlang, in der Hauptsache nur eine einzige Straße bildend.

Im grünen Rahmen der von Laub- und Nadelholz bedeckten Berghänge, welch ein zauberisches Gesamtbild, welch ein Reichtum malerischer Einzelgruppen, reizvoll bewegter, farbenfrischer Ausschnitte! Jeder Zoll dieser grünen Thalschlucht ist den Menschen und ihren wechselnden Bedürfnissen dienstbar gemacht worden. In dichten Massen, fast ängstlich über- und durcheinander geschachtelt und aneinander gedrückt, drängen sich die Häuser zusammen, längs der Hauptstraße fast wie unwillig ein wenig Raum gebend, dem lebhaften Verkehr eine schmale, oft kaum hinreichende Bahn zu überlassen. Und hart neben der holprigen, steil anklimmenden Straße hüpft der am Schwarzenberge entspringende Erbstrom fröhlichen Sinnes dahin, hier offen und frei, dort überbrückt, überbaut und fast Schritt für Schritt menschlichem Fleiße und menschlicher Erfindungskraft unterthänig gemacht. Wo die Thalsohle sich ein wenig weitet, löst sich das Häusermeer zu Gruppen stattlicher Landsitze, von Gärten, Terrassen und grünen Matten umkränzt. Von der Straße aus klettern die Häuser keck die Höhen hinan, hier sich stufenweise übereinander türmend und schiebend, dort sich in Seitenthäler und Bergfalten verlierend oder wie schwindelnde Nester sich droben an die Wände klebend, zwischen buntfarbigen Saat- und Ackerstreifen, welche man mühsam den Felshängen abrang. Auf jeder Landesseite des schmucken Ortes grüßt ein hellschimmerndes Kirchlein nieder, das gothaische rechtwinklig in zwei Flügeln ausstrahlend, die dort zusammenstoßen, wo Kanzel und Altar stehen. Der Glockenklang seiner Gotteshäuser ist jedem Ruhlaer tief ins Herz geprägt. Die Töne künden ihm, wenn die Sonne längst hinter den Höhen schwand, die Abendruhe nach dem heißen Werkeltage an und rufen ihn zu den Festen der Christenheit. Wenn aber am Vorabend der Kirmes die Glocken auf und ab das Thal erklingen, das dünkt dem Ruhlaer doch der beste Ton im Jahre:

„Hörst du nicht aus den jauchzenden Klängen
Trotziger Jugend wildlustiges Blut?“

Ja, du überseliges Kirmesgeläute! Noch den alternden Dichter faßt's mit Entzücken:

„Kirmesjubel und Kirmesglocken,
Böllerschüsse, o einziger Klang,
Wo ich als Knabe mit goldnen Locken
Selig die seligen Kirmser umsprang!“ —

Anziehend und anmutig wie die Landschaft und Lage der Ruhl sind auch ihre Bewohner, ein schöner Menschenschlag von geschmeidiger Kraft, lebhaft, lebens- und sangeslustig, leicht erregbar, voll Schelmensinn, Mutterwitz, empfänglich für Natur und Kunst, arbeitsam und von einer peinlichen Sauberkeit. Die dunklen Haare und feurig blitzenden schwarzen Augen geben den Ruhlaern noch einen eigenen Reiz. Der Ruf von der naturfrischen Schönheit der Rühler Mädchen war einst weitberühmt. Die immer noch überhandnehmende Beschäftigung in den zahlreichen Fabriken und vor allem das fast gänzliche Verschwinden der alten, kleidsamen Tracht, beide Umstände haben freilich diesen Ruhm allmählich verblassen lassen. Die Zeiten, wo Scharen lustiger Studenten nach der Ruhl wallfahrteten, die Schönheit der schalkhaften Dirnen begeistert zu bewundern, ist dahin, und wenn auch der Rock den Mann nicht macht: mit der poesievollen Volkstracht ging doch ein Stück Altruhlaer Eigenart und frischer Ursprünglichkeit seiner Bewohnerinnen verloren, von denen der Dichter sang:

„Hast in der Welt du schon schönre Kinder
Als die Mädchen in Ruhla gesehn?
Wissen wohl andre anmutger, geschwinder
Sich mit dem Tänzer im Kreise zu drehn?
O bekenne, gewanderter Knabe:
Nirgend, so weit mir der Himmel geblaut
Und mir die Fiedel erklungen, ich habe
Schon so köstliche Tänzrin geschaut!“ —

Die Nationaltracht der Rühler Mädchen bestand aus roten Pantoffeln, weißen Strümpfen mit blauen Zwickeln, grauer oder rotem Kandelrock, Grünmerino-Mieder oder -Jacke, gelbem oder grellrotem Busentuch und buntfarbigem Kopftuch (Heidlappen), das nach orientalischer Sitte turbanartig den Kopf umwand, wobei ein Zipfel kokett über das linke Ohr niederfiel und das gekrauste Haar hier und da schalkhaft-übermütig unter dem Turban sich über Stirn und Schläfe hervorstahl.

Hochinteressant ist der Ruhlaer Dialekt, die „Rühler Sproach“, ein ebenso ehrwürdiges als für jeden Fremden völlig unverständliches Idiom, vielleicht das einzigste in ganz Deutschland, das noch zum Teil jene schöne, biegsame und uralte Sprache widerspiegelt, in welcher einst die Lieder der Nibelungen und verwandten



Auf der Weide. Von J. Dupré.

Heldensagen gesungen worden sind. Ein wissenschaftliches Denkmal hat der „Rühler Sproach“ Karl Regel in Gotha, ein Meisterkenner thüringischer Mundarten, gesetzt; Ludwig Storch hat sie in seiner bekannten Novelle „Vörwerts-Häns“ ebenfalls verewigt.

Den alten Ruhlaern bleibt es in der That unbenommen, „Tüfelsgezühk önger enanner mielat geschwatz“, denn — niemand würde sie verstehen. Wie wissen sie das R zu umgehen, das sich so wenig in ihre singende Sprachweise einschmiegen will; wie verstehen sie durch Quetschen, Schleifen, Ziehen der harten deutschen Sprache Melodie und Schmelz zu leihen? Welche wundersamen, schnörkelhaften, koboldartigen Spitznamen und Fremdwörter treten uns hier entgegen, welch überraschende Geschicklichkeit und staunenswerten Spürsinn entwickelt das Völkchen in oft geradezu verblüffenden und rätselhaften Zusammensetzungen einzelner Namen! Die behagliche Lust, selbst in den Eigennamen durch Verdrehen, Kürzen und Umschmelzen in das heimische Idiom eine Scheidegrenze nach außen hin zu ziehen, springt geradezu in die Augen. Nur ein paar Beispiele:

„Bären Henners Welmchen“: Wilhelm, der Sohn von Heinrich Bär; „Bahst Christels Gehannse Heine Hänsche“: Das Hänschen von Joh. Heinrich, dem Sohne von Sebastian Christian; „Klapperschusters Barbsewin“: Barbara Sabine, die Tochter eines am sogenannten Klapperberge wohnenden Schuhmachers. Welch fremdartig klingende Bezeichnungen und Ausdrücke sind doch folgende: „Bruinschnelzen“: Preißelbeeren; „Wuhwerböhzer“: Gespenster; „Molkenstäfel“: Schmetterling; „Beisterzen“: Bachstelzen; „Umpsel“: Amsel; „Emetzen“: Ameisen; „Kahlerötchen“: Rotkehlchen; „Fürjoh“: Feuer; „Lihwett“: Leinwand; „J du Bögen!“: J du Gott!; „ivezahn“: unter zehn Fällen einmal; „dennriet, alleriet“: damals, allemal.

Gestalt, Charakter, Tracht und Sprache erschöpfen aber noch nicht die Eigentümlichkeiten der Ruhl, auch den Liebhabereien ihrer Bewohner könnte man ein langes Kapitel widmen, wenn wir auch gleich hinzufügen müssen, daß auch hierin in den letzten Jahrzehnten ein Rückgang festzustellen ist, auch in der Ruhl der ernste Kampf ums Dasein, zersetzende Einflüsse der Neuzeit und verstärkte Anteilnahme an den politischen Geschicken des Vaterlandes die häusliche Poesie, einst eine Quelle stillen Frohgenusses, mehr und mehr vernichtet hat. Wohl steht ein guter Finkenschlag noch immer hoch in Ehren, aber die Tage sind doch dahin, wo man für einen trefflichen Schläger ohne Zögern eine Kuh opferte, und wo ein Bettler, der nach seiner Gewohnheit vor den Häusern, aus denen er eine Gabe erwartete, ein Vaterunser betete, dasselbe beim Schmettern eines Finken plötzlich mit dem entzückten Ausruf: „Schwerenot, der schlägt einen Wirbel!“ unterbrach, um dann sein Gebet fortzusetzen. Die Kunst des Abrichtens von Finken steht aber heute immer noch in Blüte, und je mehr der Schüler „klimpert, wirbelt und trommelt“, um so reicher fühlt sich der Lehrmeister für seine Mühen und Sorgen belohnt. Wohl an dreißig verschiedene Finkenschläge vermochte man früher zu unterscheiden. Am höchsten standen der Doppelgesang und Weingesang in Ehren. Ersterer setzte sich aus dem Schmalkaldener (heute ausgestorben) und dem Harzer Gesang zusammen, letzterer aus dem Guten Wein- und dem Waldweingesang. Von den übrigen Finkenschlägen seien hier nur noch angeführt: Ornshäuser, Schärfer, Gutjahrsgesang, Würzgebühr, Wütjuh, Kutscher-, Hotzig-, Härzergewirr, Tollgutjoir, Kienöl, Quackkienöl, Witschcer und Potscheer.

Auch die Taubenliebhaberei ist noch heute in der Ruhl im Schwange, wenn auch die frühere Leidenschaft dafür sich etwas abgekühlt hat. Eine seltenfarbige Taube galt ehedem auch zuweilen eine Kuh wert. Von einem Drechsler wird erzählt, daß er einst für ein schönes Stück seine Drechslerbank hingab, und als ihm eines Tages durch Unvorsichtigkeit das freiheitslüsterne Täubchen entwischte, da rief der unglückliche Mann schmerzbewegt aus: „Doa flüügt mi Drehboank hin!“ Ein anderer Taubenzüchter ließ es nicht bei einem ähnlichen Verluste bei thatenloser Klage bewenden. Er wußte, wo sein Liebling Unterschlupf gesucht hatte, und als der neue Besitzer die Zugeflogene nicht wieder herausgeben wollte, steckte der erzürnte Bittsteller die Scheune desselben in Brand, namenloses Weh damit über seine Familie ladend. Er mußte flüchten, irrte dann eine Zeitlang in den dichten Bergwäldern umher, bis er schließlich seinem Leben durch einen Sturz in ein Bergloch bei Beiroda ein gewaltsames Ende setzte.

Weit mehr als die Finken- und Taubenzucht ist die einst berühmte Nelken- und Aurikelzucht der Ruhl rückwärts gegangen. Der brennende Ehrgeiz, alleiniger Besitzer einer seltenen Art zu sein, trieb oft manchen Ruhlaer zu den sonderbarsten Ausschreitungen. Als ein namhafter Nelkenzüchter eines Tages in einem Garten eine Nelke entdeckte, welche er bisher vermeinte allein zu besitzen, ging er den Besitzer an, ihm dieselbe käuflich zu überlassen. Für den Preis von vier Kronenthalern wird man endlich handelseinig. Kaum daß der Käufer die Nelke in den Händen hält, als er sie auch schon vor den Augen des Nelkenzüchters mit dem Federmesser in kleine Stücke zerschneidet. „Ich will und muß der einzige im Orte sein,“ ruft er aus, „welcher die ‚Grenoble‘ besitzt!“ Da geht der andere zur Thür hinaus und bringt bald darauf einen zweiten Nelkenstock derselben Art. Wieder werden dem „Nebenbuhler“ vier Kronenthaler geboten, diesmal aber kommt kein Kauf zu stande und den Stachel im Herzen muß der Aermste mit nur halb verrichteter Sache heimkehren. — Rechnet man zu all den bisher angeführten Eigentümlichkeiten noch die Fülle von Sagen, seltsamen Sitten, wie so manche letzte Ueberreste eines altheidnischen Kultus, so bedarf es nicht mehr starker Betonung, um darzuthun, welch ein hochinteressantes, fesselndes und liebenswürdiges Volkstum hier im Sterben liegt. — —

Zu den sehenswerten Punkten Ruhlas, welche kaum ein Fremder unbesucht läßt, gehört unstreitig das hoch oben am Bärmer horstende, von laubumzogenen Terrassen und Lauben eingerahmte Gasthaus „Bellevue“, zu dessen Füßen sich ein entzückendes Bild der gewerbfleißigen Ruhl auf und nieder entrollt. Eine andere Sehenswürdigkeit ist der Zieglersche Garten, dessen berühmte, ehrwürdige Lebensbäume, einst die schönsten und größten in Deutschland, leider vor einigen Jahren eingegangen sind. Trotzdem bleibt dieser am Südabhang des Bärmer belegene Park mit seinen seltenen ausländischen Baumarten und malerischen Baumgruppen ein köstliches Kabinettstück deutscher Landschaftsgärtnerei, doppelt bewundernswert, wenn man sich die hier feindlich entgegenstehenden Boden- und Witterungsverhältnisse vergegenwärtigt. Den stimmungsvollsten Hintergrund zu diesem kleinen Juwel lieh freilich die allgütige Mutter Natur selbst mit ihren eng einrahmenden, steilen Waldbergen und dem dazwischen sich öffnenden samtgrünen, poesieüberhauchten Thale.

Oberhalb dieses Berggartens zweigt ein Waldweg zu einer Felsgrotte ab, wo man einen gewaltig hingelagerten Felsblock den „Steinernen Sarg“ oder auch „Sarkophag“ getauft hat. Die Felswand der offenen Grotte ist auf eine sinnige Anregung des nun auch verstorbenen thüringischen Schriftstellers, Alexander Ziegler, gleichsam in eine Ehrentafel gewandelt worden, auf welche Ruhla die Namen seiner hervorragendsten Söhne zur dauernden Erinnerung einschreibt. Ein eisernes Gitter umfriedet diese geweihte, kranzgeschmückte Stätte. Vier Bronzetafeln, Bildnis und Inschrift zeigend, zieren bis jetzt dieselbe. Sie sind dem Andenken von J. A. Stumpf, Hartmann Schenk, Ludwig Storch und Alexander Ziegler geweiht.

Stumpf (gest. 1846) war ein tüchtiger Harfenfabrikant in London und mit einer Reihe deutscher Dichter und Tonkünstler, besonders Beethoven, freundschaftlichst verbunden. Schenk (gest. 1681) war geistlicher Liederdichter und Verfasser des noch heute im Gebrauch befindlichen Gesangbuchliedes: „Nun Gott Lob, es ist vollbracht!“ Der bedeutendste Sohn, auf den die Ruhl stolz sein darf, bleibt Ludwig Storch (gest. 1881). Von seinen zahlreichen Volkserzählungen, Novellen und Gedichten ist freilich längst wieder ein gut Teil der Vergessenheit anheimgefallen. Sie vermochten, wie so vieles andere, dem starken Wogenprall der Neuzeit nicht standzuhalten, wie warm und begeisternd sie auch einst die Herzen des Thüringer Volkes rührten. Aber manche seiner Schöpfungen werden noch still fortleben, manche seiner waldfrischen Lieder noch lange fortgesungen werden. Sein Talent war ein eng begrenztes. Aber innerhalb der ihm von Natur und Anlagen gezogenen Schranken: welch tiefes

Heimatsgefühl, welch edler Freiheitsdrang, hoher Schwung der Begeisterung! Es rauscht und singt und klingt um uns, als schritten wir durch den Bergwald dahin, hoch über uns Blättergewirr und Himmelsblau und tief unten die Welt mit ihren Sorgen und Leidenschaften. Welche Reinheit des Gemüts, Anspruchslosigkeit und Freude an Natur und Menschenangesicht, Eigenschaften des Herzens, welche unsere zäh ringende Neuzeit mehr und mehr abzustreifen scheint.

Wurzelte Storchs eigenste Natur tief im Boden der Thüringer Heimat, so darf man Alexander Ziegler (gest. 1887) den Weltumsegler aus der Ruhl nennen, wie sehr auch sein Herz an der Stätte hing, die einst seine Wiege trug, an der freilich nicht die Sorge und Armut Wache gehalten. Durch ein gütiges Geschick aller äußeren Lasten und Lebenskämpfe enthoben, durfte er seinem Drange in die blaue Ferne Genüge thun. Die Früchte dieser Wanderfahrten kreuz und quer unseres Erdballs hat er in einer Reihe interessanter Werke niedergelegt. Das Werk freilich, das seinen Namen in weiteste Kreise trug, hatte nicht den Stoff fremden Erdteilen entlehnt. Die eigene Heimat war es hier, die ihm Töne des Herzens lieh, als er sein Wanderbuch: „Der Rennsteig des Thüringer Waldes“ schrieb, unter den Schriftwerken über Thüringen eins der besten. Auch zahlreiche technische Schriften sind von dem rastlos schaffenden Manne herausgegeben worden. Die Ruhl aber verehrt in dem nun Heimgegangenen ihren edlen Wohlthäter. Und das mit Recht! Bilden überhaupt schon die Zieglers einen wichtigen Bestandteil innerhalb der gemeinnützigen und fortbildenden Bestrebungen Ruhlas, Alexander Ziegler war einer der würdigsten Vertreter dieses hier altangesessenen Geschlechts. In Wort und Schrift, mit Rat und That ist er bis zuletzt freudig bemüht gewesen, seiner Heimat die Segnungen fortschreitender Entwickelung zu erschließen, seiner Ruhl Liebe und Achtung auch draußen in der Welt zu gewinnen. Aus seinem schmucken Schweizerhause droben am Bärmer blickte er mit Stolz nieder auf den Ort, der immer gedeihlicher emporblühte. Er war es, der die Geschichte und Industrie der Ruhl in trefflichen Werken beschrieb, er begründete am „Sarkophag“ die Denkmalsgrotte; anregend und fördernd wirkte er in allen das Gemeinwohl Ruhlas betreffenden Fragen; Stiftungen tragen seinen Namen und hoch oben auf dem Ringberge erbaute er 1867 den nach dem Großherzog von Weimar benannten „Karl-Alexander-Turm“, der einen der schönsten Ausblicke über den Thüringer Wald gewährt und in dessen Briefkasten tausende dankbar gestimmter Seelen ihre Visitenkarte niederlegten. — —

Die Geschichte Ruhlas ist verhältnismäßig arm an Ereignissen, am interessantesten aber jedenfalls noch da, wo sie, rückwärts geschaut, in das Reich der Sage und Ueberlieferungen hinüberwebt und der Phantasie Spielraum gewährt, über die Ahnen der heutigen Rühler Vermutungen anzustellen. Die auf eine Lautähnlichkeit sich stützende Sage, daß „die Ruhl“ aus Tyrol ihre ersten Ansiedler empfangen habe, darf von vornherein zurückgewiesen werden. Bei der Besiedelungsfrage muß vor allem ein Umstand ins Auge gefaßt werden. Ruhla, Brotterode und Steinbach zeigen in ihrer Bevölkerung, deren Sitten, Trachten, Gesichtsschnitt, Sprache und vielen Eigentümlichkeiten eine solch merkwürdige Verwandtschaft, daß man bestimmt folgern darf, die Bewohner aller drei genannten benachbarten Ortschaften sind unzweifelhaft slawischen Ursprungs und also eingewanderte Fremdlinge. Denn wäre dies nicht der Fall, so würden all diese Kennzeichen über weit mehr Waldorte verbreitet sein und größere Uebereinstimmung mit den übrigen Waldbewohnern aufweisen. Es waren Slawen, Wenden, vielleicht aus Böhmen (der Rühler Dialekt verrät noch heute hier und da böhmische Elemente!), vielleicht auch aus dem Fichtelgebirge, wo nachweislich Slawen Bergbau betrieben haben. Den Rennstieg entlang schreitend, sind sie dann in das Thal der Ruhl (jetzigen Erbstromes) gestiegen, wo sie sich als Bergleute und Köhler niederließen und das gewonnene Eisen an die Eisenhämmer an der Nesse bei Eisenach ablieferten. Zahlreiche Halden und verfallene Gruben deuten in der Umgebung Ruhlas auf jene erste Menschenthätigkeit hin. Aber selbst die ortsübliche Bezeichnung „die Ruhl“ gibt den sichersten Beweis von einer slawischen Urbevölkerung, die späterhin durch hennebergische und thüringische Elemente mehr und mehr zersetzt und zurückgedrängt wurde. Denn role (böhmisch), rola (serbisch) und rolja (russisch) heißt das Feld, und so werden wohl die ersten Ansiedler die neubegründete Niederlassung nach dem mühselig gewonnenen ersten Stücke Ackerlandes genannt haben. Wenigstens erscheint diese Annahme einleuchtender als jene, welche den Namen Ruhla von dem Rollen des Wassers ableiten möchte. Daß die ersten Ansiedler Bergleute waren, geht aus einer alten Chronik hervor, welche berichtet, daß im 11. Jahrhundert Eisenschmiede sich in der Ruhl als „erste“ Einwanderer niedergelassen hätten, aus dem Eisenachischen kommend, „wohin früher das Eisen aus der Ruhl geschafft worden sei“. Festgestellt ist ferner, daß überhaupt die ersten Seifner und Erzwäscher in Deutschlands Bergen Slawen gewesen sind.

Die erste Ortsanlage befand sich übrigens oberhalb des heutigen Fleckens, wo sich das Thal in saftigen Matten ausdehnt und noch heute die „alte Ruhl“ heißt, womit sich freilich die Sage von dem eisernen Landgrafen nicht recht in Einklang bringen läßt, da die heutige „Landgrafenschmiede“, ein stattliches, mit entsprechenden Reliefs geschmücktes Wohnhaus, sich inmitten der neuen Ruhl befindet. Trotzdem berichten alle thüringischen Chroniken einstimmig, daß im Jahre 1161 Landgraf Ludwig II., der auf einer Jagd sich verspätet hatte, um noch zur Wartburg zurückkehren zu können, bei einem Waffenschmiede in Ruhla Unterschlupf für die kommende Nacht suchte. Ermüdet warf er sich auf das ihm angewiesene Lager, hier Schlaf zu suchen. Dem Schmied gegenüber hatte er sich für einen Jägerburschen des Landgrafen ausgegeben. Diesem aber war bei Nennung des landgräflichen Namens aller Zorn über die Zustände des armen Landes aufgebraust, das unter den Bedrückungen einer hochfahrenden Ritterschaft bitter und schmachvoll zu leiden hatte, und unwirsch rief er nun bei jedem wuchtigen Hammerschlage die Worte aus: „Landgraf Ludwig werde hart!“ Das fiel dem nebenan rastenden Fürsten schwer aufs Herz. Am anderen Morgen bat er den Schmied um Aufklärung seiner sonderbaren Worte. Da wetterte der wackere Mann in Ausdrücken grimmer Wut über die klägliche Zeit, den Uebermut der Edlen und die blinde Teilnahmlosigkeit des Landgrafen für sein getreues Volk. Dem Landgrafen gingen die Augen auf und fortan nahm er fest und streng die Zügel der Regierung in die Hände. Wie er seine Vasallen demütigte, davon erzählt der Edelacker unweit der Neuenburg oberhalb Freiburg an der Unstrut. Das Thüringer Volk aber atmete hoch auf und segnete den eisernen Landgrafen Ludwig II., dessen Angedenken noch heute nicht erloschen ist und in bunten Sagen und Liedern noch fortlebt und wiedertönt.

Urkundlich wird „villa Rula“ erst 1321 erwähnt; aus dieser Aufzeichnung geht auch hervor, daß die Ruhl mindestens schon im 13. Jahrhundert als ein geschlossenes Gemeinwesen bestanden hat. Ein eigenes Schicksal erfuhr der bisher still aufblühende Ort im 17. Jahrhundert, wo ihn Pest und die Leiden des Dreißigjährigen Krieges arg verheerten. Im Jahre 1628 nämlich, in welchem Herzog Johann von Weimar starb, wurde die Ruhl unter die Doppelherrschaft seiner beiden Söhne Albrecht und Ernst (der Fromme) gestellt, der Waldbach, bisher Ruhl geheißen, ward als Scheidegrenze festgesetzt und empfing den Namen Erbstrom. Seit jenen Tagen besteht die unselige Teilung eines Ortes in zwei Regierungsgebiete, und nur dem gewerbrühzigen, wenig engherzigen, demokratischen Sinne der Rühler ist es zu danken, wenn trotzdem bis heute ein einziges Band herzlichster Eintracht beide Gebietsteile umschlang. Trotzdem wäre eine politische Verschmelzung, vielleicht durch Tausch anderer Landgebiete herzustellen, nur zu erwünschen und bleibt jedenfalls noch ein goldener Zukunftstraum für die einst gewaltsam zerrissene Ruhl.

Mit dem Verfall der Burgen und dem allmählichen Verschwinden des eigentlichen Rittertums sank auch die einst in der Ruhl so blühende Waffenschmiedekunst. Die Waffenschmiede wandelten sich in Messerschmiede. Doch auch dieses Kunsthandwerk begann eines Tages niederzugehen und so folgte ein großer Teil der hiesigen Messerschmiede freudig dem Rufe Friedrichs des Großen und wanderte in den Jahren 1747 bis 1750 nach Neustadt-Eberswalde aus.

Ein Ereignis für die Ruhl war es

als man 1737 eine heilkräftige Eisenquelle entdeckte, so daß der Ort einige Jahrzehnte ein ziemlich besuchter Badeort wurde. Auch Herzog Karl August von Weimar und Goethe sind damals oft in der Ruhl als Badegäste eingekehrt und unter den schattigen Bäumen des hübschen Kurplatzes gelustwandelt. Ende vorigen Jahrhunderts ist dann das Stahlbad Ruhla wieder aus der Mode gekommen und war fast vergessen, bis sich 1853 eine Aktiengesellschaft bildete und dem Bade neues Leben einhauchte. Trotzdem wird Ruhlas Bedeutung sich immer nur auf seine Industrie stützen. Der arbeitsame Waldort besitzt in der That keine Zeit, sich den Wünschen und Bedürfnissen städtischer Sommerschwalben in solcher Weise unterzuordnen, wie es die Pflicht eines emporstrebenden Badeortes nun einmal bedingt.

Frisches Leben brachte auch die durch Oberforstrat König 1809 erfolgende Verlegung der von Cotta in Zillbach begründeten Forstschule nach Ruhla, bis dieselbe 1830 dann nach Eisenach übersiedelte. Unter den Forsteleven, die sich in Ruhla aufhielten, befand sich auch Schillers ältester Sohn Karl, der 1857 als Oberförster starb.

Charakter und Ansehen hat die Ruhl von jeher allein nur ihrer Industrie zu danken gehabt. Wenn Arbeit adelt, so bietet Ruhla, das trotz der Armut des kleinen Mannes keinen Bettler aufzuweisen hat, den vollgültigsten Beweis dafür. Bergleute und Köhler waren die ersten Kulturträger der Ruhl, ihnen folgten die Waffenschmiede, welche späterhin von der Zunft der Messerschmiede abgelöst wurden. Als dann im vorigen Jahrhundert durch ortsansässige Händler der Vertrieb der Waren, welchen bis dahin Schmiede und Beschaler auf eigene Rechnung veranstaltet hatten, den meisten entrissen wurde, letztere in ein Abhängigkeitsverhältnis gerieten, da kam auch die Messerschmiedekunst in Verfall. Im Anfang unseres Jahrhunderts gab es in der Ruhl ungefähr noch 60 Meister, in den vierziger Jahren erlosch dann diese Industrie vollständig. Ein anderer Stern war über Ruhla aufgegangen! Die Messerschmiede am Erbstrom hatte sich in eine Pfeifenkopfwerkstatt umgewandelt, welche heute die ganze rauchende Welt des Erdballs mit ihren reizvollen Erzeugnissen versorgt und für welche außer der Bevölkerung Ruhlas noch eine Reihe benachbarter Dörfer, wie Thal, Seebach, Schmerbach, Schwarzhausen, Winterstein, Farnroda, Kittelsthal, Mosbach unermüdlich thätig sind. Zahlen werden am besten für den schwunghaften Handelsverkehr sprechen. Nach statistischen Mitteilungen stellte sich in einem regelrechten Jahre die Ausfuhr der Ruhlaer Pfeifenindustrie ungefähr wie folgt:

27 000 000	Stück	Pfeifenbeschläge verschiedenen Materials;
19 000 000	„	Tabakspfeifen-Schläuche, Ketten;
15 000 000	„	Pfeifenrohre;
15 000 000	„	völlig zusammengesetzte Tabakspfeifen;
10 200 000	Stück	Spitzen für Tabakspfeifen, Zigarrenspitzen;
9 600 000	„	beschlagene Porzellanpfeifenköpfe;
5 400 000	„	mindestens unechte Meerschaumköpfe;
4 800 000	„	Holzpfeifenköpfe;
2 700 000	„	Thon- und Lava-Pfeifenköpfe;
540 000	„	echte Meerschaumköpfe;
60 000	„	Tabaksbeutel u. s. w.

Der Umsatz der ungefähr vierzig Meerschaum- und Pfeifenkopf-Fabriken, welche zusammen vielleicht 7000 Menschen beschäftigen, beträgt alljährlich mindestens sechs Millionen Mark.

Außer den die verschiedensten Zweige der Pfeifenindustrie vertretenden Fabriken besitzt Ruhla noch eine Reihe anderer Fabriken, unter denen besonders die Metallwarenindustrie in den letzten Jahren hervorragenden Aufschwung genommen hat. Großartige Werkstätten, ausgestattet mit den sinnreichsten und vorteilhaftesten Maschinenerfindungen der Neuzeit, haben sich aufgethan und durch ihre Bauten rein äußerlich schon der betriebsamen Ruhl einen anderen Stimmungsgehalt hier und da gegeben, der sich freilich nicht mehr so recht dem traulichen Bilde von ehedem anpassen will. Außerdem bestehen hier noch Schnitz-, Drechsler-, Horn-, Bernstein- und Alabasterarbeiten-Werkstätten, Fournierschneide-, Etuis- und Hemdenknopf-Fabriken, Billardfabriken. Für Hebung der Kunst im Handwerke wirkt in anregendster Weise als Leiter der Gewerbeschule ein vortrefflicher Künstler: Hofbildhauer Professor Kugel.

Neben Ruhla sind es noch Lemgo, Wien, Paris und New York, welche hauptsächlich echten Meerschaum verarbeiten. Wien, das jährlich ungefähr 1 Million echter Meerschaumspitzen anfertigt, ist also Ruhla auf diesem Absatzgebiete wie auch wohl in künstlerischer Hinsicht überlegen, dafür nimmt Ruhla den Ruhm in Anspruch, daß aus ihm die Erfindung des unechten Meerschaums hervorging und die genannten Städte dem schlichten Dorfe einen Teil ihrer Industrie seitdem verdanken. Unbestritten auch bleibt die Ruhl der Hauptsitz der Herstellung sämtlicher Rauchgegenstände und es muß mit Bewunderung erfüllen, wie es dieser tief in den Bergen eingekeilte, stille Thüringer Waldort, der bis vor anderthalb Jahrzehnten noch nicht einmal einen Anschluß an das große Schienennetz Europas besaß und seine Rohstoffe doch aus aller Herren Länder beziehen mußte, es möglich gemacht hat, sich zu einer solch weltbeherrschenden Stellung aufzuschwingen.

Es war im Jahre 1739, als ein gewisser Simon Schenk aus der Zillbach den Beschlag der Pfeifenköpfe in Ruhla einführte. Naturgemäß führte dies bald zur Herstellung von Tabakspfeifen aller Art. Und eines Tages hielt auch der echte Meerschaum Einzug in dem grünen Thal des Erbstromes. Ein alter Bericht erzählt, daß ein Ruhlaer, Wolfgang Iffert, auf der Leipziger Messe eine Kiste roher Meerschaumköpfe von einem polnischen Juden gekauft, dieselbe mit nach Ruhla gebracht und dort weiter verarbeitet habe. Leider mit wenig Glück, da er weder das Brennen noch die sonstige Behandlung recht verstand. Erst die Ziegler in Ruhla hätten dann diesem neuen Material Vollkommenheit gegeben und es wirklich nutzbar gemacht. Mithin wäre Iffert der erste gewesen, welcher den Meerschaum eingeführt habe. Dies muß vor 1750 geschehen sein, denn laut dem „Göttinger Anzeiger von gelehrten Sachen“ vom Jahre 1781 ist 1750 das Jahr der Erfindung des unechten Meerschaums. Da nun aber letzterer erst nach Einführung des echten erfunden sein kann, Iffert laut Kirchenbuch jedoch erst 1745 geboren ward, so stimmt entweder die Angabe des gelehrten Anzeigers nicht, oder wir sind gezwungen, den Säulenheiligen der Ruhl, Wolfgang Iffert, mit herzlichem Bedauern von seinem Ruhmespostamente zu heben. Der Erfinder des unechten Meerschaums war Joh. Chr. Dreiß, der 1766 zum erstenmal die Michaelismesse in Leipzig mit unechten Köpfen besucht haben soll. Vervollkommnet hat diese Erfindung aber erst Severus Ziegler, der Begründer der größten Pfeifenkopffabrik Ruhlas, Gebrüder Ziegler, der laut Geschäftsbuch 1767 die Messe in Fulda mit den neuen Handelsfabrikaten bezog.

Der anerkannt beste Meerschaum wird bei Eski Schehr in Anatolien (Kleinasien) gefunden, woher auch Ruhla seinen Bedarf von jeher bezog. In einzelnen Knollen und nierenförmigen Stücken findet man ihn lose oder in Kalk und Serpentin eingesprengt. Frisch gegraben erscheint er weich wie Wachs, erhärtet aber, sobald er der Luft ausgesetzt wird. Von allen äußerlichen Verunreinigungen befreit, kommt er dann in den Handel, den seit einem halben Jahrhundert in Eski Schehr sich niedergelassene europäische Firmen vermitteln. Je reiner und besser der Meerschaum ist, um so leichter ist er auch von Gewicht. Die guten Sorten werden in Stücken zwischen Baumwolle in Kisten von Kiefern- oder Pinienholz (70—80 Pfund Gewicht) verpackt und auch kistenweise verkauft, der Abfall wird nach Gewicht abgegeben. Der Preis des Meerschaums, ehedem ganz bedeutend, ist in den letzten Jahrzehnten nicht unerheblich heruntergegangen. Auch hier hat sich der Bedarf der launischen Göttin Mode unterwerfen müssen.

Von Eski Schehr, das mit ungefähr 4000 Arbeitern vorläufig noch einen wahren Raubbau betreibt, wird der gereinigte Meerschaum, nachdem er sortiert (ca. 40 Sorten) und verpackt worden ist, mittelst Kamelen, Pferden oder Maultieren bis zum Meere geführt, sofern nicht auflauernde Räuberscharen schon vorher die Tragtiere der Last entledigten. Im Golfe von Nicomedien (Karamursal) werden dann die vorher verzollten Kisten auf Dampfschiffe geladen und über Konstantinopel oder Triest auf den europäischen Markt gebracht. Eingeschaltet sei hier noch, daß ein Vorfahr

des Grafen Andrassy 1724 die allerersten Meerschaumköpfe besessen haben soll, die ihm sein sehr geschickter Schuster Karl Kovács aus einem unbekannten porösen Steine (Meerschaum) geschnitzt hatte.

Wenn der Meerschaum durch Sägen, Schneiden und Schaben seine entsprechende Gestalt empfangen hat, wird ihm auf der Drehbank hinten und vorn ein Loch angebohrt, mittels Flachmeißels erhält er dann die beabsichtigte Form, worauf er vollständig durchbohrt wird, eine Arbeit, welche die größte Aufmerksamkeit erfordert. Nachdem dann durch die Kunst des Bildhauers der Pfeifenkopf mit den betreffenden Figuren verziert worden ist, beginnt der Prozeß des Wachssiedens. Auch hier ist der Geschmack der Raucher von jeher verschiedene Wege gegangen, wie das die bekannten schwarzgebrannten, echten Meerschaumköpfe und die braunglänzenden, einst sehr beliebten „Oelköpfe" beweisen. Selbstverständlich richtet sich je nach der zu erzielenden Farbe auch das Siedeverfahren.

Was früher als Abfall unter dem Meisel des Schnitzers verloren ging, hat sich seit der Erfindung des unechten Meerschaums, der „Masse", in eine segensreiche Fundgrube verwandelt. Heute geht kein Teil des kostbaren Meerschaums mehr verloren. Die Herstellung des unechten Meerschaums ist aber folgende. Die Abfälle des echten Meerschaums werden mit einem hölzernen Stampfer in Wasser gestoßen und auf einer Mühle zwischen zwei Steinen gemahlen, in Fässern geschlemmt, und die dünne, fast flüssige Masse drückt man hierauf durch leinene Tücher oder durch Pferdehaarsiebe, damit sie ganz gleichartig wird. Sodann wird die Masse in einem Kessel mit einem Zusatz von kieselsaurer Thonerde zu einem Brei gekocht und in viereckige, auf leinene Tücher gestellte Holzkästen geschüttet, die oben und unten offen sind. Nachdem die Masse wieder ziemlich fest geworden ist, werden die Holzkästen aufgehoben, die Masse dann in Stücke geteilt, wie sie für die Herstellung von Pfeifen oder Zigarrenspitzen erforderlich sind, in das Trockenzimmer gebracht und einer Hitze von 60—70° Reaumur ausgesetzt. Sind die Stücke soweit getrocknet, daß sie wie Seife geschnitten werden können, gibt der Arbeiter mittels der Hand ihnen ungefähr die Form, welche sie erhalten sollen, und jetzt erst beginnt die Arbeit des Schnitzers. Die weitere Bearbeitung des künstlichen Meerschaums ist von hier ab der des echten Meerschaums völlig gleich. Mit dem Abfall des künstlichen Meerschaums verfährt man nun ebenso wie mit dem des natürlichen und erhält so künstlichen Meerschaum zweiten und dritten Grades, bis dann die Masse endlich so schlecht wird, daß sie nicht mehr zusammenhält. Der künstliche Meerschaum ersten Grades (weißmassig) kommt bei sorgfältiger Behandlung dem echten so nahe, daß selbst Fabrikanten die daraus angefertigten Pfeifen oft kaum von echten Meerschaumpfeifen unterscheiden können

Auch in der Herstellung des künstlichen Meerschaums hat die Ruhlaer Weltfirma „Gebrüder Ziegler" die Führerrolle übernommen. Ihre ausgedehnten Fabrikeinrichtungen sind nach den neuesten Systemen ausgeführt worden. Ein Gang durch die einzelnen Anlagen dieser Fabrik sowie durch die Musterräume des ehrwürdigen Handelshauses gehört mit zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten, welche die Ruhl den Fremden bieten kann. Hier finden wir Erzeugnisse, deren Billigkeit uns in Erstaunen setzt, ansteigend bis zu Kunstwerken, die ein kleines Vermögen darstellen. Und bewundernswert bleibt es, wie dieser Ruhlaer Industriezweig es verstanden hat, sich dem launischen und sonderbarsten Geschmacke aller derer anzupassen, welche dem „Laster" des Rauchens behaglich lächelnd wirbelnde Opferglut darbringen, wie hier in allen Formen und Farben der Pfeifenköpfe sich eine Musterkarte sämtlicher Völker des Erdballs widerspiegelt, bis auf unsere neuesten schwarzen Brüder in Kamerun. „Aus den Ruhlaer Pfeifen", so schreibt Alexander Ziegler, „raucht der Russe und Schwede, der Ost- und Westindier, der Neger und Malaie, der Magyar und der Slowake, der Böhme und der Kroat. Und ich selber habe in Hammerfest, der nördlichsten Stadt der Welt, auf den Shetland-Inseln (dem Ultima Thule der Römer), an den Ufern des Mississippi und Missouri, in den zauberischen Tropen Indiens, in den Steppen Afrikas und in den alten Kalifenstädten Cordova, Granada und Damaskus die Leute aus Ruhlaer Pfeifen rauchen sehen und mitgeraucht." —

Ja, der Dichter hat recht, der, den Aufschwung dieses einzigen Thüringer Walddorfes preisend, zum Schlusse fröhlich singt:

„Und mit Ruhm ist nun gekrönt
Ruhl seit langen Jahren her,
Und der Kunstfleiß seiner Hände
Wandert über Land und Meer." —

Zahllose Sagen gehen noch heute in der Ruhl still von Mund zu Munde von großen Schätzen und kostbaren Edelsteinen, welche tief in den Schachten der ringsum steil ansteigenden Waldberge ruhen sollen. In früheren Zeiten erschienen noch zuweilen den Sonntagskindern wundersame Gestalten, welche geheimnisvoll den Reichtum der Ruhl zu künden suchten. Trotzdem blieben die Schätze ungehoben und so wird es auch fürderhin sein. Der schöne Glaube an solche Dinge ist uns abhanden gekommen. Wir wissen längst, daß bei thatenlosen Träumen uns heute kein Goldregen mehr durch's Dach träufelt. Arbeit und Pflichttreue ist unser Losungswort geworden. In diesem Zeichen können wir nur noch siegen. Die Ruhl bietet uns ein leuchtendes Vorbild dafür. Möge bei diesen Tugenden ihren Bewohnern niemals auch die Liebe zur Heimat, das treue Festhalten an dem von den Vätern Ererbten erlöschen, eingedenk des stolzen, schönen Wortes ihres eigenen Dichters:

„Es giebt nuir ei Ruhl in der Wealt!"

Hypnotismus und Telepathie.

Von

Max Dessoir.

Wer heutzutage an der Thatsächlichkeit der hypnotischen Erscheinungen zweifelt, muß schon sehr unwissend oder namenlos verstockt sein. Aber nur wenige von denen, welche sich endlich zu dieser Anerkennung gezwungen sehen, wissen von der unübersehbaren Mannigfaltigkeit der Probleme, die im Gefolge der neuen Wissenschaft sich eingestellt haben. Denn wie zum Hohn tauchen in der unmittelbaren Gegenwart Fragen von neuem auf, wie sie vor hundert Jahren ernsthaft verhandelt, dann aber verächtlich beiseite geschoben worden sind, und der gewissenhafte Beobachter unseres Geisteslebens kann unmöglich diesen Zug der Zeit außer acht lassen. Was die berufenen Vertreter des modernen Hypnotismus auszeichnet, ist eben vollkommenste Vorurteilslosigkeit; da wird nichts ohne Prüfung zurückgewiesen, sondern alles mit sorgsamer Vorsicht untersucht. Wahrlich, ein kühnes und bewundernswertes Vorgehen: liebt es doch die große Masse, solche Männer mit dem furchtbarsten Anathem, dem Fluch der Lächerlichkeit, zu belasten.

In den Schriften der alten Mesmeristen finden sich manche Berichte über die wundersame Fernwirkung des Willens. Der Magnetiseur braucht kein Wort zu sprechen, so meint du Potet, auch nicht im selben Zimmer wie die Versuchsperson zu sein, sondern nur seinen Willen genug zu konzentrieren und das Medium wird sofort in tiefen Schlaf verfallen. Nun hat zwar eine genauere Prüfung dieser Erzählungen ergeben, daß in den meisten Fällen das Sujet von der Absicht des Operators wußte, es sich also um das handelt, was die Neueren Autosuggestion nennen, oder daß andere Fehlerquellen nicht beachtet wurden, indessen bleibt doch ein kleiner Rest von gut beglaubigten Vorgängen übrig, bei denen die gewöhnlichen Erklärungen nicht ausreichen. Dem gegenüber helfen sich die meisten, sofern sie überhaupt genauere Kenntnis davon haben, mit der bequemen Berufung auf die seltsamen Fügungen des Zufalls, und in der That muß zugegeben werden, daß das gesichtete Material ein etwas dürftiges ist. Glücklicherweise jedoch sind gerade in unseren Tagen so wertvolle und verhältnismäßig zahlreiche Beiträge hinzugekommen, daß es an der Zeit scheint, auch dem deutschen Publikum eine Uebersicht über dieselben zu geben.

Der erste Fall wurde von einem Pariser Arzt, Dr. Dufart, im Mai 1875 in der „Tribune médicale"[1]) veröffentlicht. Die Versuchsperson war ein vierzehnjähriges

[1]) Für diejenigen Leser, welche etwa das Original nachlesen wollen, darf ich vielleicht auf die genauen Quellenangaben in meiner „Bibliographie des modernen Hypnotismus" (Berlin, Carl Duncker, 1888) verweisen. Der obengenannte Aufsatz trägt die Nr. 617 und ist natürlich weit ausführlicher als der hier zu gebende kurze Auszug.

hysterisches Mädchen, das Dr. Dusart sehr empfänglich für hypnotische Einflüsse fand. Er bemerkte bald, daß die sogenannten magnetischen Striche — eine bekannte und sehr wirksame Art der Einschläferung — wirkungslos blieben, sobald nicht seine Erwartung angespannt auf das Resultat gerichtet war, und dies brachte ihn auf den Gedanken, die rein mentale Suggestion (im Gegensatz zur verbalen) zu versuchen. Eines Tages, bevor die gewöhnliche Stunde zur Erweckung der Patientin gekommen war, gab er ihr den geistigen Befehl, aufzuwachen. Die Wirkung trat augenblicklich ein. Nun setzte er sich, ihr den Rücken zukehrend, nieder und plauderte mit anderen Personen, ohne ihr scheinbar irgend welche Aufmerksamkeit zu zollen; aber sein unausgesprochener Wunsch, die Kranke solle wieder einschlafen, wurde sofort erfüllt. Mehr als hundert Versuche dieser Art wurden unter verschiedenen Bedingungen, aber mit gleichmäßigem Erfolg vorgenommen. Bei einer Gelegenheit verließ Dr. Dusart das Mädchen, ohne ihr den gewöhnlichen Befehl: sie solle bis zu einer bestimmten Stunde schlafen, zu geben. Als es ihm auf dem Weg einfiel, formulierte er, ungefähr 700 Meter vom Hause entfernt, innerlich die Ordre und suchte am nächsten Morgen um 7½ Uhr seine Patientin wieder auf. Er fand sie im Somnambulismus und erhielt auf seine Anfrage die Antwort, daß sie seinem Befehle gehorcht habe. Er sagte: „Sie irren sich, ich vergaß gestern, Ihnen den Schlaf aufzutragen," worauf sie erwiderte: „Ganz richtig, aber fünf Minuten später hörte ich deutlich Ihre Stimme zu mir sagen, ich solle bis acht Uhr schlafen." Dr. Dusart bemerkte nun der Patientin, sie würde so lange hypnotisiert bleiben, bis er sie wecke, und wies ihre Eltern an, die genaue Stunde ihres Erwachens aufzuzeichnen. Um zwei Uhr nachmittags gab er in einer Entfernung von 700 Metern den Befehl, welcher pünktlich ausgeführt wurde. Dieses Experiment wurde zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Stunden erfolgreich wiederholt.

Nach einigen Wochen setzte Dusart seine Besuche aus, und der Vater des Mädchens pflegte an seiner Statt dasselbe zu hypnotisieren. Ungefähr vierzehn Tage nach dieser Aenderung kam unserem Arzt, als er zehn Kilometer von dem Hause entfernt war, der Gedanke, eine neue Probe seiner Kraft zu machen, und er wollte, daß die Patientin sich nicht hypnotisieren lassen solle; nach einer halben Stunde gab er, in der Erwägung, daß die Wirkung schädlich für sie sein könne, den geistigen Gegenbefehl. Am nächsten Morgen in der Frühe empfing er zu seinem Erstaunen einen Brief des Vaters, in dem dieser ihm mitteilte, daß am Tage zuvor er nur nach langwierigen Bemühungen seine Tochter habe hypnotisieren können und daß diese, endlich eingeschlafen, erklärt habe, ihr Widerstand sei durch Dr. Dusarts Befehl veranlaßt und erst gewichen, als dieser es ihr gestattete.

Der nächste Bericht (Bibliogr. Nr. 652) ist von Dr. J Héricourt verfaßt, einem ausgezeichneten Mediziner und eifrigen Mitarbeiter an der „Revue scientifique". Die Beobachtungen stammen aus dem Jahre 1878, wurden aber erst 1886 veröffentlicht, „pour des raisons faciles à comprendre". Die Versuchsperson, Frau D., war eine junge Witwe, bei der sich, nebenbei bemerkt, keine Spur von Hysterie entdecken ließ. Dr. Héricourt fand sie außerordentlich leicht hypnotisierbar und konnte sie schon nach zwei Wochen ohne Wort oder Geste, durch seinen Willen allein in Schlaf bringen, manchmal während Frau D. sich mitten in lebhaftester Unterhaltung befand. Andererseits konstatierte er, daß alle die gewöhnlichen physikalischen Methoden völlig wirkungslos blieben, sobald sein Wille nicht mitwirkte. Er begann bald, die Entfernung zwischen sich und seinem Sujet auszudehnen und erzielte denselben Effekt, wenn er in einem anderen Haus oder selbst in einer anderen Straße war Das erste Experiment dieser Art ist besonders interessant. Während Héricourt eines Nachmittags drei Uhr seine Gedanken zu dem bekannten Zweck konzentrierte, wurde er plötzlich zu einem schwerkranken Patienten gerufen und vergaß darüber völlig seinen Versuch. Hernach erinnerte er sich, daß er mit der Frau D. verabredet hatte, sich um 4½ Uhr auf der Promenade zu treffen, fand sie aber nicht auf und kam nun zu der Ueberzeugung, daß sein Experiment geglückt sei. Gegen fünf Uhr wünschte er intensiv, daß die Versuchsperson erwache. Am Abend teilte ihm Frau D. freiwillig mit, ohne daß er die leiseste Anspielung auf ihre nachmittägliche Abwesenheit gemacht hätte, daß sie gegen drei Uhr von einem unwiderstehlichen Schlafbedürfnis ergriffen worden sei, obwohl sie sonst nie am Tage schlafe. Sie konnte sich noch gerade in das Nebenzimmer schleppen und aufs Sofa legen und fiel dann in einen todähnlichen Zustand, in dem sie kalt und bewegungslos dalag. Das Mädchen vermochte durch keinerlei Mittel, sie aufzuwecken. Alles, was Frau D. während dieser Zeit empfand, war ein heftiger Kopfschmerz; beides, die Starre wie der Schmerz, hörte um fünf Uhr auf.

Dieses Experiment war das erste einer längeren Reihe, während derer verschiedene Personen von wissenschaftlicher Bedeutung die Bedingungen in exakter Weise anordneten und änderten. Die Vermutung von der „gespannten Erwartung" scheint durch die Erfahrung widerlegt; denn wenn Dr. Héricourt der Versuchsperson mitteilte, er wolle sie aus der Ferne einschläfern, aber in der That das Gegenteil wünschte, so blieb sie in normalem Zustand und bildete sich ein, daß der Versuch mißlungen sei.

Großes Aufsehen hat seiner Zeit in Frankreich und England eine dritte Serie von Experimenten erregt, die wir ihres Umfanges wegen nicht einmal auszugsweise wiedergeben können. Die Untersuchungen fanden in Havre statt und wurden von Professor Pierre Janet, dem bekannten Psychologen, und Dr. Gibert, dem ersten Arzt der Stadt und „Doyen du Syndicat médical de la France" geleitet; die Versuchsperson war eine Frau B., eine ehrliche, aber völlig ungebildete Bauernfrau, die in ihrer Jugend an Anfällen von natürlichem Somnambulismus gelitten hatte. (Vgl. Bibliogr. Nr. 654, 655, 664.) Schon bei den ersten Versuchen zeigte sie einen ausgeprägten „Rapport" mit demjenigen, der sie hypnotisiert hatte, d. h. sie reagierte nur auf etwas, was von ihm ausging, konnte aber nur hypnotisiert werden, wenn der Operator seine Gedanken darauf konzentrierte. Was die fernwirkende Hervorrufung der Hypnose anlangt, so wurden 21 Versuche in einer Distanz von mindestens 500 Metern gemacht, und davon einzelne unter den ungünstigsten Bedingungen. Wenn man als mißlungen alle die Experimente bezeichnet, bei denen das Sujet bei dem stets folgenden Besuch der betreffenden Herren nicht im Somnambulismus gefunden wurde — was meistenteils in ganz besonderen Umständen begründet war, beispielsweise darin, daß die Frau B. sich durch Waschen mit kaltem Wasser wach erhalten hatte —, so bleiben doch noch fünfzehn präzise Erfolge, eine die Wahrscheinlichkeit ungemein übersteigende Zahl. Und was noch besonders hervorgehoben werden muß: während dieser ganzen Zeit fiel die Versuchsperson nicht ein einziges Mal spontan in Hypnose.

Ein Vorfall sei noch kurz erzählt, nicht als Musterbeispiel, sondern weil er von den bisher geschilderten Vorgängen in wesentlichen Punkten abweicht. Am Abend des 22. April 1886 dinierten Dr. A. T. Myers, Prof. Dr. Ochorowicz, Prof. Dr. Janet und Dr. Marillier bei Dr. Gibert, und letzterer beschloß, obwohl die früheren Versuche stets nachmittags gemacht worden waren, sogleich ein neues Experiment zu wagen, nämlich Frau B. durch bloße Willenskonzentration von ihrer Wohnung in der Rue de la Ferme zu sich in die Rue Séry zu rufen. Um 8 Uhr 55 Min. zog er sich in sein Arbeitszimmer zurück, während die oben genannten Herren sich in die Rue de la Ferme begaben, doch so, daß sie vom Hause der Frau B. aus nicht gesehen werden konnten. Um 9 Uhr 22 Min. bemerkte Dr. Myers, daß die B. halb zur Thür heraustrat, aber wieder zurückging; die anderen Herren, welche sie mehr in der Nähe sahen, bemerkten, daß sie völlig im somnambulen Zustand war und unaufhörlich vor sich hin murmelte. Um 9.25 kam sie wieder, die Augen, soweit man sehen konnte, geschlossen, eilte an den Herren Janet und Marillier vorbei, ohne sie zu bemerken, und ging nach der Richtung von Giberts Haus, wenngleich nicht auf dem gewöhnlichen und kürzesten Wege. Sie wich den Laternenpfählen, Wagen u. s. w. aus, kreuzte aber unaufhörlich von einer Seite der Straße nach der anderen. Nach acht bis zehn Minuten wurde sie viel unsicherer im Gange und stockte mit einem Male, als wollte sie niederstürzen. Dr. Myers notierte die Zeit in der Rue Faure; es war 9.35. Gegen 9.40 wurde sie wieder kühner und um 9.45 trat sie in die Straße

gerade gegenüber von Dr. Giberts Haus. Dort traf sie ihn, nahm aber keine Notiz von ihm und ging in die Villa hinein, wo sie geräuschvoll von einem Zimmer des Erdgeschosses in das andere lief. Erst als Gibert sie an der Hand faßte, erkannte sie ihn und wurde ruhiger.

Dr. Gibert sagte, er habe von 8.55 bis 9.20 intensiv, von 9.20 bis 9.35 schwächer gedacht und um 9.35 das Experiment aufgegeben; er habe dann Billard gespielt, aber in wenigen Minuten wieder seinen Willen zu konzentrieren begonnen. Die merkwürdige Uebereinstimmung mit dem Vorfall um 9.35 kann freilich ein rein zufälliges Zusammentreffen sein.

Schließlich sei noch auf eine hochbedeutsame Arbeit über unseren Gegenstand verwiesen, die erst nach Drucklegung meiner Bücherliste erschienen ist und zwar in den Proceedings der „Society for Psychical Research“, Teil XII, S. 18—168 (London, Trübner, Juni 1888). Sie stammt von dem bekannten Herausgeber der „Revue scientifique“, Dr. Charles Richet, Professor der Physiologie an der medizinischen Fakultät von Paris, und enthält zahlreiche Beispiele des telepathischen Hypnotismus. Aus der Fülle der überaus gewissenhaft angestellten Versuche hebe ich nur einen hervor, der in seiner Anschaulichkeit das meiste Interesse erwecken dürfte. Die Versuchsperson hieß Léonie mit Vornamen und war bei Richets Freund, Prof. Ferrari, zum Besuch; sie wurde gewöhnlich des Nachmittags zu Versuchen benutzt. Eines Freitags jedoch kam Richet etwas verspätet an und erklärte Léonie, da er des Abends in die Oper gehen wollte, daß er sie heute nicht hypnotisieren würde. Léonie geht in die Küche und sagt zum Mädchen: „Prof. Richet braucht mich sichtlich nicht mehr; ich werde Sonntag abreisen.“

Unser Gewährsmann berichtet nun weiter: Im Augenblick des Abschiedes, während ich mit Frau Prof. Ferrari auf der Thürschwelle plaudere, kommt mir die Idee, jetzt gleich einmal die Fernwirkung zu versuchen. Nach einem Augenblick des Zögerns sage ich zur Hausfrau: „Um so schlimmer für die Oper; die Wissenschaft geht vor; ich will Léonie einzuschläfern versuchen.“ Ich schließe geräuschvoll die Thür, als wenn ich fortgegangen wäre, und trete ganz leise in den Salon zurück, von Frau Ferrari begleitet. Darauf zieht diese sich in ihr Zimmer zurück, und ich empfehle ihr ausdrücklich an, weder Léonie noch das Dienstmädchen zu sehen, aus Furcht, sie könne durch irgend welche Worte oder Bewegungen den Plan verraten.

Es war 6 Uhr 20 Minuten. Ich versuche, auf Léonie einzuwirken. Um 6.25 höre ich sie durch das Vorzimmer schreiten und in ihre Stube hinaufgehen. Ich fahre fort bis 6.34, wo Frau Ferrari wieder in den Salon kommt. Ich ersuche sie, durch Vermittelung des Mädchens Léonie herabzurufen. Sie sagt dem Mädchen: „Bitten Sie Léonie, herabzukommen. Es ist kalt und sie könnte in dem ungeheizten Zimmer krank werden.“ Die Magd ahnt natürlich keinen Augenblick, daß ich geblieben bin. 6.38 kommt Léonie herunter, und ich beginne um 6.42 wieder die Fernwirkung, nachdem ich von 6.34 an ausgesetzt hatte. Das dauert bis 6.55.

Léonie ist nun in der Küche, mit dem Mädchen zusammen, das mich fortgegangen glaubt oder vielmehr weiß. Die Küche ist von dem Salon so weit entfernt, daß man nicht hören kann, was sich dort zuträgt. Frau Prof. Ferrari ist bei mir im Salon.

Um 6.45 sagt Léonie mitten im Gespräch zu dem Mädchen, daß sie am ganzen Körper zittere und Lust zum Schlafen hätte. Um dem Schlaf zu entgehen, steckt sie die Hände ins Wasser, ein Mittel, welches sie gewöhnlich anwendet, um den Eintritt der telepathisch erzeugten Hypnose zu verhindern, aber diesmal ohne Erfolg. Das Mädchen rät ihr, sich Kopf und Stirn mit kaltem Wasser zu bespritzen, doch folgt Léonie diesem Rat nicht, glücklicherweise, da er mutmaßlich eine heftige Nervenkrise hervorgerufen hätte.

Um 6.49 setzt sie sich, stützt sich auf den Küchentisch, lehnt das Haupt auf die linke Hand und spricht nicht mehr. In dieser Lage findet sie 6.52 Frau Ferrari, als sie in die Küche tritt. Sie benachrichtigt mich von diesem Resultat, ohne Léonie oder das Mädchen gesprochen zu haben.

Um 6.55 trete ich in die Küche und finde Léonie in vollkommenem Somnambulismus. Ich sage ihr, sie solle sich erheben und zu mir in den Salon kommen. Sie antwortet: „Warum haben Sie nicht gewartet? Ich wäre ganz allein in den Salon gekommen; Sie haben mich ja gerufen.“

Wenngleich die in Vorstehendem gegebenen Auszüge niemand, der sich selbst ein Urteil über diese Phänomene bilden will, davon entbinden können, die Originalien nachzulesen, so werden sie doch genügen, um dem Leser ein ungefähres Bild von den Erscheinungen zu geben; und wenn es mir gestattet ist, meine persönliche Meinung auszusprechen, so muß ich gestehen, daß mir nunmehr die fernwirkende Erzeugung des hypnotischen Schlafes für einige Fälle exakt bewiesen zu sein scheint. Es erhebt sich jetzt die Frage, wie diese so überaus merkwürdige Thatsache sich mit verwandten Thatsachen in Zusammenhang und unserem Verständnis näher bringen läßt.

Die alten Mesmeristen glaubten, daß ein magnetisches Fluidum unbehindert durch räumliche Entfernung und materielle Schranken vom Magnetiseur auf das Medium überströme, und noch Schopenhauer hielt die metaphysische Lehre vom allmächtigen, magisch in die Ferne wirkenden Willen für einen genügenden Erklärungsgrund. Neuere Erfahrungen haben uns gelehrt, das Wesentliche des Prozesses in einer anders als durch die bekannten Sinnesorgane erfolgenden Perzeption entfernter Vorgänge zu finden; auf der Thatsache der übersinnlichen Gedankenübertragung im weitesten Sinne des Wortes baut sich die Wissenschaft der Telepathie auf. Es läßt sich kaum noch leugnen, daß in manchen Fällen Vorstellungsbilder, die unausgesprochen im Geiste einer Person ruhen, von einer anderen aufgenommen und wiedergegeben werden können. Nehmen wir nun an, daß in gleicher Weise wie die experimentell nachgewiesene Uebertragung von Zeichnungen, Zahlen u. dgl. mehr die Vorstellung des Einschlafens telepathisch übermittelt wird, so würde nur noch der zweite Teil des Vorganges, nämlich der in dem Empfänger, einer näheren Erläuterung bedürfen.

Wir denken uns also, daß gewisse Bewegungen der Gehirnmolekel von A, etwa auf Aetherschwingungen fortgepflanzt, in B einen analog gestimmten Fangplatz finden und sich dort gemäß dem Gesetz der Reproduktion zu dem gleichen Gedanken von neuem entwickeln. Indessen findet dies nicht in demjenigen Teil der Seelenthätigkeit statt, die wir als die bewußte bezeichnen, sondern in jener dunkleren Sphäre, welche in der Hypnose in die Erscheinung tritt: es ist jenes zweite Selbst[1]) gemeint, das sein besonderes Gedächtnis, seine eigene Individualität, seine spezifischen Eigenschaften besitzt und demnach nicht mit dem sogenannten Unbewußten verwechselt werden darf. Daraus erklärt sich auch, daß die Versuchspersonen erst bei eingetretenem Somnambulismus sich über das Ereignis völlig klar werden und — was besonders wichtig ist — die Person des Operators kennen, denn bei allen derartigen Versuchen scheint die ständig in dem Menschen schlummernde Vorstellung seiner selbst gleichsam unterirdisch mittransportiert zu werden. Sobald aber erst der Impuls zum Schlafen und unlöslich mit ihm verbunden die Idee von dem Urheber des Impulses vorhanden ist, entwickelt derselbe sich ebenso, als wenn er durch hörbare Worte oder sichtbare Zeichen eingepflanzt worden wäre. Schon die von den Franzosen gewählte Bezeichnung „Suggestion mentale“ deutet an, daß wir es hier mit einer richtigen Suggestion zu thun haben, die nur in ihrer Herbeiführung, nicht in ihrer weiteren hypnogenetischen Wirksamkeit von der gewöhnlichen Verbaleingebung verschieden ist.

Die so gewonnene Erkenntnis läßt noch weitere Anwendungen zu, über die der treffliche Gurney neuerdings eingehend gehandelt hat. Janet, Héricourt und Dufart haben übereinstimmend beobachtet, daß bei ihren Sensitiven — nicht etwa bei den gewöhnlichen hypnotischen Versuchspersonen — der Glaube, sie würden beeinflußt, nicht zur Hypnotisierung genügte, sobald die Willenskonzentration seitens des Operators fehlte. Also auch bei den üblichen nicht-telepathischen Experimenten kann etwas über die Suggestion und die physischen Reizungen hinaus im Werk sein, was wir aus Gründen der Analogie und der Sparsamkeit in der mentalen Suggestion suchen

[1]) Vgl. Dessoir, Das Doppel-Ich. II. Stück der Schriften der Gesellschaft für Experimental-Psychologie zu Berlin. 1889.

mögen und für identisch halten können mit jenem undefinierbaren spezifischen Einfluß gewisser Magnetiseure, von dem auch heute noch eine Reihe bedeutender Forscher auf unserem Gebiete, freilich im Gegensatz zu der Masse moderner Hypnotisten, überzeugt ist.

So eröffnet die Verbindung von Hypnotismus und Telepathie nach verschiedenen Richtungen hin neue Ausblicke.

Die Glücksnummer.

Thatsächlich [1]) von

Gustav Hartwig.

„Sechshundert Gulden! Ist's wirklich wahr?
Das wär' ein Glück! Hier — es ist klar —
Hier steht die Nummer und deutlich dabei:
Sechshundert Gulden Gewinn. — Juchhei!

Nun ist's vorbei mit Elend und Not,
Mit Sorge um mein kärglich Brot,
Wie andre Menschen kann ich nun
Mir auch einmal was Gutes thun.

Wenn's jetzt mich friert, so heiz' ich ein
Und sitz' im warmen Kämmerlein,
Und hungert's mich, für Speis' und Trank
Kann ich jetzt sorgen, Gott sei Dank!

Und morgen, ob's auch friert und schneit,
Dann gehe ich zu guter Zeit,
Auf daß vor Nacht zurück ich bin,
Zur Stadt und hebe den Gewinn." —

Noch breitet über's stille Land
Sich aus der Dämmerung Gewand;
Nur matt aus trüben Wolken bricht
Des grau'nden Tages karges Licht.

Da hebt es sich vom dunst'gen Flor,
Ein dunkler Schatten tritt hervor,
Den schneebedeckten Weg entlang
Ein Wand'rer zieht mit rüst'gem Gang.

Lautlos erstirbt der Schritte Schall
Im Schnee, ganz still ist's überall;
Doch, ob auch einsam und allein,
Es schaut der Wand'rer froh darein.

Ob's auch von Eis und Schnee rings starrt,
Er denkt des Glücks, das seiner harrt,
Denkt seines Schatzes, mit dem Schein
Des Tags trifft er am Ziele ein.

Er nimmt auf seinem Glückesgang
Sechshundert Gulden in Empfang
Und gönnt, bevor zurück er kehrt,
Sich Speis' und Trank, so oft entbehrt.

Freudig, gestärkt tritt er alsdann
Von Dank erfüllt den Rückweg an;
Durch gramgefurchte Züge bricht
Ein Strahl des Glücks. — Der Schnee fällt dicht.

Bis in der Bäume Kronen spannt
Sich aus das weiße Schneegewand;
Wohin der Blick dringt, schimmert bleich
Und grell die Flur und Strauch und Zweig.

Des Pfades Spur im Schnee verschwand,
Der Wand'rer hält, zum Ziel gewandt,
Die Richtung, die er nie verfehlt,
Fest ein, von Zuversicht beseelt.

Ob ihn auch Schnee umwirbelt dicht,
Noch leuchtet ihm des Tages Licht
— Will's Gott — bis zu dem nahen Ziel.
Weh, wenn die Nacht ihn überfiel.

Da stiebt, vom Windeshauch erfaßt,
Der Schnee herab von Strauch und Ast,
Und sausend wirft in raschem Lauf
Ein Windstoß Schneestaubwolken auf.

Der Wand'rer bebt, ein kurz' Gebet
Die Lippe spricht, er weiß, es steht
Ihm schwerer Kampf bevor und jetzt
Heißt's alle Kräfte eingesetzt. —

Tief in den Schnee sein Fuß sich senkt,
Doch unbeirrt den Schritt er lenkt,
Von Gottvertrau'n und Mut belebt,
Dem Ziele zu, nach dem er strebt.

Es rauscht, es wirbelt um ihn her. —
Wie Gischt im aufgewühlten Meer
Hebt sich der Schnee, der sturmbeschwingt
Von allen Seiten ihn umringt.

Nie hatte sich ein Glückesstrahl
Zu ihm verirrt, zum erstenmal
Erglänzt in froher Hoffnung Schein
Das Ziel, sein armes Kämmerlein.

Und jetzt soll's unerreichbar sein?
„Nein!" zuckt's durch jeden Nerv ihm „Nein!"
Und Schritt vor Schritt entgegen stemmt
Er sich dem Sturme, der ihn hemmt.

Er kann nicht fern der Heimat sein,
Schon bricht die Dämmerung herein,
Zur Seite seines Weges ziehn
Sich Bäume bis zum Dorfe hin.

Es späht sein Blick entlang den Pfad,
Ob sich Erlösung noch nicht naht,
Ob noch kein schirmend' Dach ihm winkt,
Kein Lichtstrahl ihm entgegenblinkt.

Der Sturm peitscht Schnee ihm ins Gesicht
Und er vermag im Dämmerlicht
Nicht mehr die Bäume jetzt zu seh'n,
Die an des Weges Saume steh'n.

Er schreitet rechts und links im Raum,
Vorwärts, zurück — da ist kein Baum,
Kein Stamm zu tasten, noch zu seh'n,
Herr Gott! Was ließest du gescheh'n!

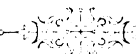
Sein Blut gerinnt, unsäglich Weh
Zieht in sein Herz. — Verirrt im Schnee,
Von Nacht umhüllt, im Sturmgebraus!
Das Ende naht, der Kampf ist aus.

Nach welcher Richtung er sich schlägt,
Wohin sein müder Fuß ihn trägt,
Liegt tiefer Schnee und seine Kraft
In hoffnungslosem Kampf erschlafft.

Er ist zum Opfer auserseh'n,
Hin ist die Kraft zu widersteh'n.
Er hält, es wiegt die schwere Last
Des Tags ihn ein zur letzten Rast.

Und eine süße Ruhe schleicht
Sich über ihn, die Sorge weicht,
Von schönen Bildern traumgewebt
Ist er im sanften Schlaf umschwebt.

Das arme Herz, das freudig schlug,
Als heimwärts seinen Schatz er trug,
Steht still; er ruht, jedwedem Weh
Auf immerdar entrückt, im Schnee.



[1]) Man schreibt dem „Mähr. Schles. C." aus Groß-Ullersdorf, Januar 1888: „In unserem Dorfe trug sich der Fall zu, daß ein Gewinn in der Zahlenlotterie die Ursache des Todes eines Menschen wurde. Ein armer Orgeldreher aus Pfühlwies gewann in der Lotterie 600 Gulden. Voll Freude ging derselbe zur Zeit der heftigen Schneestürme vor Neujahr nach Mährisch-Schönberg (Sudeten), um seinen Gewinn zu beheben. Im heftigen Schneesturm verfehlte derselbe den Weg und wurde später erfroren aufgefunden. Die 600 Gulden fanden sich wohlverwahrt in seiner Tasche."

Streifzüge durch die Pariser Ausstellung, durch Stadt und über Land.

Von

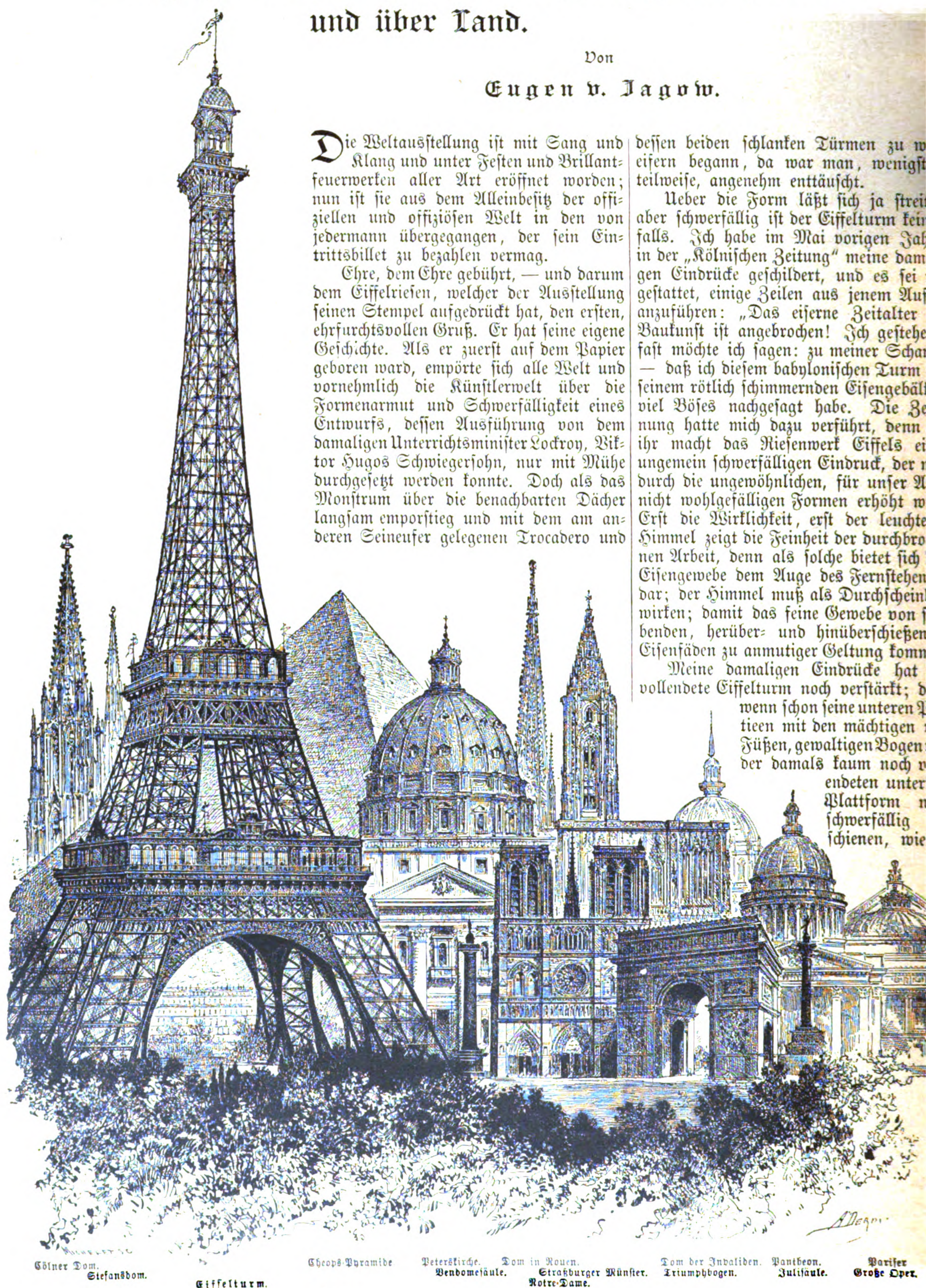
Eugen v. Jagow.

Die Weltausstellung ist mit Sang und Klang und unter Festen und Brillantfeuerwerken aller Art eröffnet worden; nun ist sie aus dem Alleinbesitz der offiziellen und offiziösen Welt in den von jedermann übergegangen, der sein Eintrittsbillet zu bezahlen vermag.

Ehre, dem Ehre gebührt, — und darum dem Eiffelriesen, welcher der Ausstellung seinen Stempel aufgedrückt hat, den ersten, ehrfurchtsvollen Gruß. Er hat seine eigene Geschichte. Als er zuerst auf dem Papier geboren ward, empörte sich alle Welt und vornehmlich die Künstlerwelt über die Formenarmut und Schwerfälligkeit eines Entwurfs, dessen Ausführung von dem damaligen Unterrichtsminister Lockroy, Viktor Hugos Schwiegersohn, nur mit Mühe durchgesetzt werden konnte. Doch als das Monstrum über die benachbarten Dächer langsam emporstieg und mit dem am anderen Seineufer gelegenen Trocadero und dessen beiden schlanken Türmen zu wetteifern begann, da war man, wenigstens teilweise, angenehm enttäuscht.

Ueber die Form läßt sich ja streiten, aber schwerfällig ist der Eiffelturm keinesfalls. Ich habe im Mai vorigen Jahres in der „Kölnischen Zeitung“ meine damaligen Eindrücke geschildert, und es sei mir gestattet, einige Zeilen aus jenem Aufsatz anzuführen: „Das eiserne Zeitalter der Baukunst ist angebrochen! Ich gestehe — fast möchte ich sagen: zu meiner Schande, — daß ich diesem babylonischen Turm mit seinem rötlich schimmernden Eisengebälk zu viel Böses nachgesagt habe. Die Zeichnung hatte mich dazu verführt, denn auf ihr macht das Riesenwerk Eiffels einen ungemein schwerfälligen Eindruck, der noch durch die ungewöhnlichen, für unser Auge nicht wohlgefälligen Formen erhöht wird. Erst die Wirklichkeit, erst der leuchtende Himmel zeigt die Feinheit der durchbrochenen Arbeit, denn als solche bietet sich das Eisengewebe dem Auge des Fernstehenden dar; der Himmel muß als Durchscheinbild wirken; damit das feine Gewebe von strebenden, herüber- und hinüberschießenden Eisenfäden zu anmutiger Geltung kommt.“

Meine damaligen Eindrücke hat der vollendete Eiffelturm noch verstärkt; denn wenn schon seine unteren Partieen mit den mächtigen vier Füßen, gewaltigen Bogen und der damals kaum noch vollendeten untersten Plattform nicht schwerfällig erschienen, wieviel



Cölner Dom. Stefansdom. Eiffelturm. Cheops-Pyramide Peterskirche. Vendomesäule. Dom in Rouen. Straßburger Münster. Notre-Dame. Dom der Invaliden. Triumphbogen. Pantheon. Julisäule. Pariser Große Oper.



Luxembourg-Palais (S. 735).

weniger kann das jetzt bei dem Gesamtwerk der Fall sein, das sich immer ätherischer verjüngt! Man kann dem 300 m hohen Eiffelturm sogar den umgekehrten Vorwurf machen, daß er nämlich zu sehr einem Gerippe, einem bloßen Gerüste gleicht. In der That erzählt man sich eine niedliche Anekdote von einem Bäuerlein, das auf die Frage, wie ihm denn die Ausstellung gefallen habe, die Antwort gab: „Sehr, sehr gut! Wenn ich nur den Eiffelturm schon hätte sehen können!" Jetzt, wo die erste Plattform, auf der vier Restaurants untergebracht sind und die, ich weiß nicht für wieviel tausend Menschen Raum hat, gedielt und also undurchsichtig geworden ist, macht sie, besonders von der Nähe betrachtet, allerdings einen etwas massiven, präsentiertellerartigen Eindruck, ja, es will mir scheinen, als laste sie ein wenig auf den sie umschließenden, an Gartenanlagen und kleineren Pavillons überreichen Teil des Marsfeldes. Und doch befindet sich diese Plattform, zu welcher der Aufzug einen für zwei Franken hinaufbefördert, so hoch, wie die Türme der Notre-Dame!

Ueber die Form des eisernen Riesenbaues, von dessen Höhe man auf das Paris der Ausstellung, auf die ferneren Stadtteile und die Seine, die sich silbern durch die hellergrüne, villen- und hügelreiche Landschaft schlängelt, eine wahrhaft entzückende Rundschau hat, läßt sich, ich wiederhole es, streiten und ebenso über dessen schreiend bunte Bemalung. Letztere verrät, wenn ich so sagen darf, das böse Gewissen des Architekten. Man könnte nach Art des Bauern sagen: „ich sehe zwar Linien, aber keine Architektur!" Von einer künstlerischen Gliederung, von einer wirksamen Gegenüberstellung der Motive, von jener reichen Abwechselung des Zierats, wie wir sie bei der Gotik bewundern, kann nicht die Rede sein. Es fehlt der Plan oder wenn es einen solchen gibt, so ist es doch jedenfalls kein künstlerischer, sondern ein mathematischer. Möglich indessen, daß unsere Epigonen dieser durch den Eiffelturm inaugurierten Eisenarchitektur ohne Vollwände, ohne Schatten und Licht, dieser plein air-Kunst, wenn ich so sagen darf, Geschmack, sogar künstlerischen Geschmack abgewinnen werden und daß wir nur formenblind sind, wie manche Leute farbenblind. Bei jedem Wechsel unseres Standpunktes verschieben sich die an das Tauwerk eines Riesenschiffes erinnernden Linien weit mehr, als dies bei einem anderen, mit Vollwänden versehenen architektonischen Kunstwerk der Fall ist. „Sie scheinen sich zu dehnen oder zusammenzuziehen in beständigem Ringen mit einem unsichtbaren Gegner, ein wahres architektonisches Perpetuum mobile," so schrieb ich im Mai vorigen Jahres. Also möglich, daß das, was uns heute eintönig oder oder gar tot erscheint, dereinst als das Leben selbst empfunden werden und daß die vervollkommnete Eisentechnik vielleicht noch zu vollkommeneren Formen dieser neuen Kunst führen wird.

„Aber wir verlangen ja gar keine Kunst!" hat man mir schon oft auf jene und ähnliche Einwände erwidert: „wir leben im Zeitalter der Wissenschaft. Es handelte sich gerade auf dem modernen Boden der Weltausstellung, welche dem Gewerbefleiß, dem Maschinenbau, dem Handel einen unverhältnismäßig größeren Raum zuweist, als der Kunst, in erster Linie darum, dem Zeitalter des Dampfes, der Elektrizität, des Maschinenwesens ein Triumphmal zu errichten. Eiffel wollte zeigen, was die Technik heute zu leisten vermag und wie man mit Eisen und mit nichts als Eisen bauen kann!"

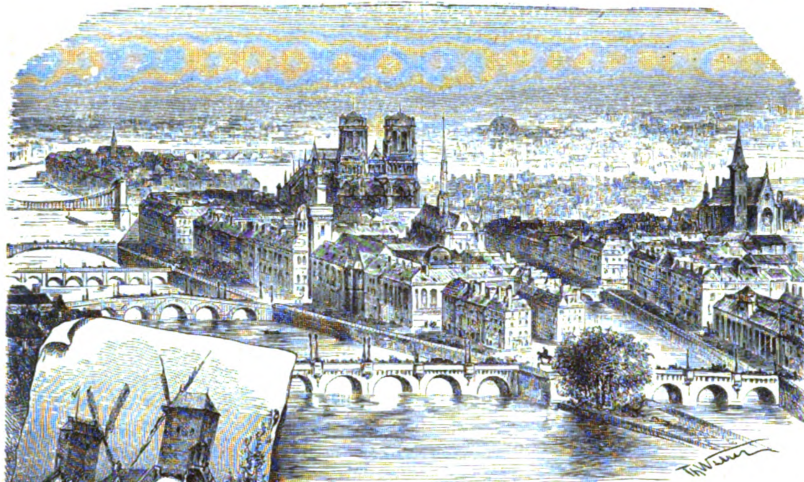
Mir fehlt der Raum zu ästhetischen Kontroversen. Lassen wir jene Frage daher ganz auf sich beruhen, oder vielmehr werfen wir eine andere, mit ihr zusammenhängende, auf: konnte von der Wissenschaft wirklich nichts Besseres erdacht werden, etwas Nützlicheres und darum Großartigeres, als diese dürftige Konkurrenz mit einem echten architektonischen Kunstwerk? Welch magerer Triumph, daß man den höchsten Turm der Welt erbaut hat! Ein kleines Türmchen auf der Höhe eines Mittelgebirges ist ja doch ein besseres Observatorium, als das des Eiffelturms. Bleiben die elektrischen Experimente übrig, die man versuchen wird und die in einer Großstadt ja besonderen Wert haben können. Aber das ist doch zu wenig. Und doch wird der Name Eiffels nicht durch seinen Viadukt über das Thal der Truyère, nicht durch den Viadukt von Garabit unsterblich werden, sondern durch seinen Ausstellungskoloß am Ufer der Seine. Irdische Gerechtigkeit!

Treten wir nun eine Wanderung durch das Weltausstellungsgebäude an, das, wie die Leser gewiß schon wissen, drei wohlgeschiedene Gruppen bildet: das des Marsfeldes, gewissermaßen die Zentralgruppe, das des Trocadero am anderen Ufer der Seine und das der Esplanade des Invalides, welche durch die lange, darmartig an dem dampferreichen Fluß entlanglaufende landwirtschaftliche Ausstellung mit dem Marsfeld verbunden ist.

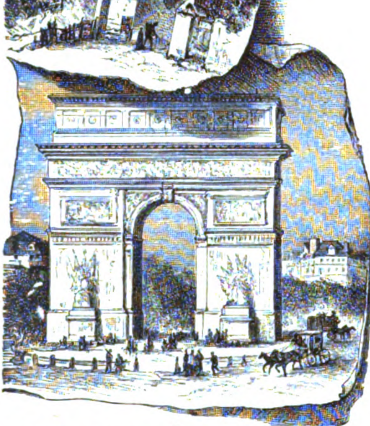
Ich möchte mit den in Meterzahl ausgedrückten Höhen- und Längenverhältnissen, die man in jedem „Leitfaden durch die Ausstellung" finden kann, nicht Mißbrauch treiben, denn es gibt kaum etwas Trockeneres, minder Anschauliches. Es genügt die Bemerkung, daß das Ausstellungsgebiet so groß ist, daß man sich genötigt sah, eine übrigens sehr merkwürdige Eisenbahn zu konstruieren, welche nicht nur das Marsfeld wie ein Gürtel einschließt, sondern auch an der vorerwähnten landwirtschaftlichen Ausstellung entlang die beiden am linken Ufer der Seine gelegenen Ausstellungsgebiete verbindet. Fügen Sie diesem Verbindungsmittel eine große Zahl von Mauleseln, Rollwägelchen und anderen Transportmitteln bei, und Sie werden sich wenigstens eine kleine Vorstellung von dem bunten Hin und Her auf diesem relativ kleinen Stücklein Erde machen können, das in Palästen und Pavillons, in Gärten und Cafés, dreihundert Meter über der Erde bis tief unter die Erde hinab in die geologische Ausstellung des Trocadero täglich hunderttausende von Besuchern durcheinanderschüttelt und versorgt, mehr, als manche weltberühmte orientalische Hauptstadt über-



Turm von St. Jacques (S. 743).
Im Hofe des neuen Louvre (S. 733).



Pont-neuf und die Cité (S. 728).



Die Mühle de la Galette (S. 726). — Triumphbogen (S. 735).

haupt Einwohner zählt. — Doch bevor wir uns mit diesem überaus bunten internationalen Gewimmel beschäftigen, ein schneller, schweifender Blick auf die vorerwähnten drei Ausstellungsgebiete.

Wer ohne Situationsplan nach gaukelnder Schmetterlingsart von den Ausstellungsblüten nippt, dem kann leicht ähnliches begegnen, wie in der großen Weltstadt und in einem ihrer alten Stadtteile: er verirrt sich. Ein paar Hauptstraßen, die man Avenues heißt, aber daneben eine solche labyrinthische Fülle von Gassen und Gäßchen, von geheimnisvoll gewundenen Gartenpfaden, von Hallen, Zwischenhallen, Eingängen und Ausgängen — selbst die Sackgassen fehlen nicht! — daß man wohl schließlich nach langem Irren ärgerlich ausruft: „Hole der Teufel die Konfusionariusse, welche dies künstlerische Chaos geschaffen haben!“ Ermüdet und durstig begibt man sich dann endlich zu einer der zahllosen Trinkhallen, setzt man sich vor eines der Cafés, deren es nicht weniger als dreißig gibt — französische, russische, tonkinesische, algerische, grönländische und, wenn ich nicht irre, feuerländische ꝛc., — erfrischt man sich. Die Zigarre, wenn es nicht gerade eine Monopolzigarre ist, schmeckt auch gut, man atmet wieder auf, wird gerechter und denkt: „Die Konfusionariusse haben es am Ende doch nicht so ganz schlecht gemacht. Wären's lauter gerade Linien, so würde sich doch alles recht steif und abgezirkelt ausnehmen; dies Durcheinander des Verschiedensten von Nord und Süd, vom Fels zum Meer, würde dann lächerlich erscheinen. Die Erdkarte mit ihrem bunten Staatengewimmel, ihren Hochgebirgen und Ebenen ist auch nicht mit dem Lineal gemacht!“

Und hätte man im Rate der Mächtigen gesessen, so würde man vielleicht noch milder urteilen und mit den armen Leuten Mitleid haben, die dort monatelang um die Ausnutzung auch des geringsten Plätzchens, mit der Eifersucht der ausstellenden Staaten und Kommerzanten, mit Geld- und Zeitfragen, mit Uebelwollen und Kleinigkeitskrämerei zu ringen hatten, just, als wenn sie einen Kürschnerschen Litteraturkalender zu schreiben gehabt hätten.

Jn erster Linie handelte es sich natürlich darum, die Hauptgrundzüge des Ausstellungsplanes festzulegen. Der Trocaderopalast hatte schon in der letzten Weltausstellung des Jahres 1878 seine Rolle gespielt. Er und die, wie der Name sagt, gottlob, schon recht alte Jenabrücke, deren Verlängerung seinen Mittelpunkt trifft, waren gegebene Größen, mit denen man auch diesmal rechnen mußte. Man verlängerte also die genannte, ideale Linie auch über das linke Ufer hinaus über das ein längliches Viereck bildende Marsfeld, das sie halbiert. Man plazierte den Eiffelturm unfern der Seine derart, daß jene Linie unter ihm hindurchläuft, hinter ihm eine breite Avenue bildet, die von Gärten eingefaßt ist und auf das Palais des Expositions diverses ausmündet.

Damit war der Grundplan des Marsfeldes festgelegt. Dasselbe bildet in seiner Mitte einen mächtigen Garten, den Jardin central, welcher mit den Pavillons etlicher europäischer und überseeischer Kleinstaaten, sowie mit Cafés und Kiosken bunt genug ausstaffiert ist, die monumentalen Gebäude und Galerien mehr oder weniger absondert und für die Abwechselung sorgt.

Auf der einen Seite des Oblongums haben wir also den Eiffelturm; rechts und links von ihm auf den Längsseiten den Palast der Beaux-Arts und den der Arts libéraux. Jhm gegenüber, wie schon erwähnt, das Palais des Expositions mit dem Hauptstock der ausgestellten internationalen und nationalen Schätze, bestehend aus einer größeren Zahl von Galerien, die parallel nebeneinanderlaufend sich hufeisenartig nach den Längsseiten des Vierecks umbiegen und von letzteren noch ein gutes Stück einnehmen. Hinter diesen Galerien, ebenfalls parallel zu ihnen laufend, sie weit überragend und mit ihnen ein mächtiges Ganze bildend, die Maschinenhalle, die dem Eiffelturm gewissermaßen das Gegengewicht hält. Letztere hat — und hier sei eine Ausnahme von der Regel gestattet, die Leser nicht mit Zahlenangaben zu ermüden, — eine Länge von 410 Meter, eine Breite von 150 Meter, eine Höhe von 45 Meter, und sie umfaßt einen Flächenraum von über 48324 qm. Diese Maschinenhalle ist wohl unstreitig das Großartigste, was die Weltausstellung überhaupt aufzuweisen hat, den Eiffelturm nicht ausgeschlossen, der in erster Linie den Zweck hat, das große Publikum anzulocken und zu blenden.

So einfach dieser Grundriß erscheinen mag, er hat denen, die ihn zu entwerfen hatten, doch, wie gesagt, viel Kopfschmerzen gemacht, und zwar um so mehr, als es sich darum handelte, auch den kleineren Ausstellern Raum zu gewähren, den verschiedensten Ansprüchen des Publikums auf ein fröhliches, jahrmarktartiges Treiben, auf einen leichteren Genuß zu entsprechen, als ihn mächtige Galerien mit ihren eng zusammengepreßten Schätzen zu gewähren vermögen. Reichliche materielle Auswahl, gastronomische Paläste, Probeweinstuben, Panoramas, ein Spielhaus für Kinder,



Am Point du Jour.

ein Heidelberger Faß im vergrößerten Maßstab, Theater, Feste, Feuerwerk und tausenderlei andere Zerstreuungen erschienen notwendig, wenn man sich nicht dem Vorwurf aussetzen wollte, etwas Langweiliges erdacht und erbaut zu haben. Aber wo und wie diese Möglichkeiten schaffen, wo und wie alle diese bunten Bilder, lauschigen Plätzchen, Tempelchen, Rasenflächen, elektrisch erleuchteten Fontänen derart anbringen, daß sie mit der Umgebung in keinen allzuschreienden Widerspruch gerieten?

Und es ist den Männern, welche diesen Stein der Weisen zu entdecken hatten, doch gelungen. Alles steht in Harmonie und die Weltausstellung macht den Eindruck einer Erde im verkleinerten Maßstab mit ihren Bodenerzeugnissen, ihrem edlen Gestein, ihrer üppigen Palmenwelt und ihrer eisumstarrten Vegetation, ihren kostbaren Geweben, ihren Hütten und Palästen, ihren Kirchen und Moscheen, ihrer Technik, ihrer Wissenschaft, ihrer Kunst.

Das Gelände, das vom hochgelegenen Trocaderopalaste zur Seine allmählich hinabsenkt, ist im wesentlichen dasselbe geblieben wie im Jahre 1878. Hinzugekommen ist nur die geologische Abteilung in eben den unterirdischen Räumen, wo dereinst die edle Champignonzucht betrieben wurde. Wer sich für die Paläontologie interessiert und die Lehre von der Entstehung der Erde mit ihrer festen Kruste und ihren Schichten an zahllosen Beispielen bestätigt sehen will, der ist hier am rechten Platz. Und wenn er ein ähnliches Interesse für die allmähliche Entstehung unserer heutigen Wunderpaläste aus der prähistorischen Höhle und den Pfahlbauten unserer Urahnen besitzt, so braucht er nur die Jenabrücke zu überschreiten und er findet das alles zur Rechten des Eiffelturms von Garnier allerdings mit einiger Phantasie „rekonstituiert", wie der Franzose sagt. Garnier, der Erbauer des prachtvollen Opernhauses in einer jener primitiven Behausungen sitzend, die einer seiner Berufsgenossen aus der Urzeit mit nackter Faust oder mit einem Steinmesser gezimmert hat, welch ein Gedanken anregendes, seltsam lebendes, lebendiges Bild! Und es gibt noch immer Menschen, welche nicht an den Fortschritt des Menschengeschlechts glauben!

Doch kehren wir schnell zum Trocadero zurück, von dem wir uns vom Marsfelde wieder hatten ablocken lassen. Eine zweite und große Neuerung ist die Obst- und Blumenausstellung, die alle 14 Tage einer neuen weichen wird und zumal auf die Damenwelt eine bedeutende Anziehungskraft ausüben dürfte. Wo Blumen sind, da fehlt auch das Wasser nicht, und so werden denn die prächtigsten Kaskaden mit ihren Sprühregen deren zarte Kelche netzen.



Sternwarte (S. 736).

Die Esplanade des Invalides dürfte vielleicht neben dem Eiffelturm der Clou der Ausstellung sein, wohlverstanden für die, welche keine Fachleute sind, — und das sind doch schwerlich die meisten. Es gilt hier, Frankreichs Kolonien, zumal Algerien und Tunesien ein Loblied zu singen oder vielmehr diese Kolonien selbst sich besingen zu lassen. Aber auch der Senegal, auch Madagaskar, auch die amerikanischen, asiatischen und australischen Kolonien sind nicht vergessen.

Freilich wird man hier vergeblich nach mächtigen Palästen suchen, die auch nur dem Invalidenhotel gleichkämen, vergeblich nach der Kuppel einer Moschee, welche mit der vergoldeten Kuppel des Invalidendoms, der Gruft des ersten Napoleon, rivalisieren könnte, aber man wird um so mehr überaus malerische Paläste und Pavillons, ja ganze Dörfer finden, die in allen Farben schillern und die wunderlichsten Formen aufweisen, Dörfer aus dem Senegal, aus Tahiti, aus dem Tongking.

Nichts einfacher, als sich in dieser dritten Gruppe der Weltausstellung zurechtzufinden. Eine einzige große Avenue durchschneidet die Esplanade, von der Seine kommend und mit dem Invalidenhotel einen rechten Winkel bildend. Zu ihren beiden Seiten reihen sich die genannten Dörfer und Paläste einander an, bis man endlich auf die eigentliche Exposition coloniale stößt, welche in einem 250 m langen oblongischen Raum von den Erzeugnissen der Kolonien eine ziemlich erschöpfende Vorstellung gibt.



Industriepalais in den Champs Elysées (S. 741).

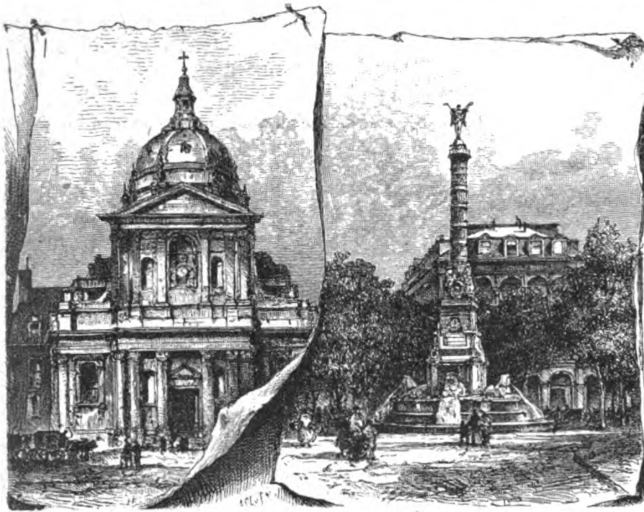
Nachdem ich nun eine allgemeine Skizze der Weltausstellung und ihrer drei Gruppen gegeben habe, wollen wir nun planlos hierhin und dorthin schweifen, um dies oder jenes herauszugreifen, ist es doch eine völlige Unmöglichkeit, in den mir gegebenen engen Rahmen den überreichen Stoff hineinzudrängen oder ihn gar zu erschöpfen.

Da wir uns zuletzt gerade auf der Esplanade des Invalides befanden, so wollen wir dort noch ein wenig verweilen, und zwar zunächst in dem algerischen Viertel. Den Haupteingang zu demselben bildet eine reich mit Arabesken und anderem Zierat versehene Thür mit vier Säulen, wie man sie in den prächtigsten maurischen Häusern Algeriens findet. Daneben das überaus schlanke, die anmutigsten Linien aufweisende 22 m hohe Minaret der Moschee des Sidi-Abd-el-Rhammam. Zur Linken dieses mit einer Treppe und zwei arabischen Loggias ausgestatteten Turmes eine große Galerie für die schönen Künste und das Kunstgewerbe Algeriens. Im Zentrum dieses Palastes ein maurischer Hof, wie man ihn schon im südlichen Spanien häufig findet, aber mit der afrikanischen Flora geschmückt.

Auch die tunesische Abteilung ist reich an Nachbildungen. Das Grab des Sidi-Ben-Aruk in Tunis, die monumentale Kuppel des Mihrab der großen Moschee von Keruan, ein tunesischer Bazar in den roten und grünen Farben des Propheten verdienen die eingehendste Betrachtung. Zum Ueberfluß kann man auch noch tunesische Arbeiter bei ihrer Arbeit sehen, tunesische Konzerte hören und sich vor einem etwaigen tunesischen Sonnenbrande in tunesische Cafés flüchten.

Die Militärausstellung hüllt sich in die Rüstung des Mittelalters; Festungsgraben, Zugbrücke, Zinnen, zwei trotzende krenelierte Türme, nichts fehlt, um dem Besucher schon von fern ihren Charakter anzukündigen. Daneben eine Ausstellung der Post und Telegraphen, sowie eine solche für die Hygieine. Man sieht, jedes Interesse ist vertreten und kein Besucher geht völlig leer aus.

Wir haben uns der Gürtelbahn be-



Die Sorbonne (S. 737). – Fontäne der Victoire auf der Place du Châtelet (S. 749).

dient, um wieder zum Marsfelde zu gelangen, und haben im Vorüberfliegen einen Blick auf die Bastille geworfen, die übrigens schon ein alter Bekannter vom vorigen Jahre für uns ist. Diese Nachahmung des berühmten Gefängnisses und der dasselbe umgebenden Gassen des vorigen Jahrhunderts wurde den Parisern schon vor beinahe Jahresfrist eröffnet, vielleicht um ihnen einen Vorgeschmack der Weltausstellung zu geben und möglichst viel Geld herauszuschlagen, an dem stets Mangel ist. Da es an Zeichnungen und Dokumenten keineswegs fehlt, so wäre es nicht schwer gewesen, selbst die geringsten Einzelheiten mit peinlicher Gewissenhaftigkeit neu erstehen zu lassen. Aber es gebrach auch hier an Raum. Und so findet denn der geschichtliche Forscher manche Verstöße gegen die Ueberlieferung. So war das alte Bollwerk des Absolutismus, dessen Erstürmung für das Datum des republikanischen Nationalfestes bestimmend war, von allen Seiten von einem mächtigen Graben umgeben, den Latude bekanntlich nur mit großen Schwierigkeiten überwand. Am Marsfelde dagegen lehnen sich die übrigens sehr merkwürdigen Verkaufsbuden und Häuserchen an die schwarze Wand der Bastille unmittelbar an. Auch der Grundriß ist erheblich verjüngt; dagegen entspricht die Höhe derjenigen der Ueberlieferung, denn nach oben hin hatte man selbst auf dem Weltausstellungsgelände Raum, und Schwierigkeiten boten sich in der Beziehung für die vervollkommnete Technik unserer Tage natürlich nicht. Wie hoch waren die Zinnen der Bastille dem Zeitalter des Sonnenkönigs erschienen! Heute dünken sie uns neben der benachbarten Maschinenhalle oder gar neben dem alles überragenden Eiffelturm geradezu verschwindend klein.

Wir haben, so nehme ich an, auf der Gürtelbahn zum Zweck einer Orientierungsreise das ganze Marsfeld umkreist und sind im Bahnhof an der Avenue Suffren ausgestiegen, welche letztere, beiläufig bemerkt, noch vor einem Jahr eine beinahe verrufene, menschen- und häuserarme Straße war, heute aber, wie auf einer Perlenschnur, Café an Café, Bazar an Bazar, Kiosk an Kiosk reiht. Nur wenige Schritte davon befindet sich der Pavillon der Kompanie von Suez und Panama, dessen Inhalt gerade für die Leser von „Vom Fels zum Meer“ ein besondres Interesse haben dürfte. Klarer, als die gelehrtesten Abhandlungen, veranschaulicht dort das Bild die ungeheuren Schwierigkeiten, welche Lesseps überwunden hat und zum Teil leider noch zu überwinden hat, ohne daß ihm letzteres gelingen dürfte. Manchem Aktionär der Panamapapiere dürfte jener Pavillon daher als eine Art von Mausoleum erscheinen, während die Amerikaner, die ihn besuchen, vielleicht Mühe haben werden, ihre Schadenfreude zu unterdrücken, und sich in demselben schon ganz heimisch fühlen dürften.

Etwas weiter die Ausläufer der brasilianischen Ausstellung nebst einer Bierausstellung, welche sich in bedenklicher Nähe von einem künstlichen, mit Felsen umschmückten See befindet; ferner die Pavillons von Venezuela, Mexiko, der höchst merkwürdige Pavillon der Telephongesellschaft, der Gasgesellschaft, ein finnländischer Pavillon, ein norwegisches Chalet, der Eiffelpavillon, eine Diamantenschleiferei, der Pavillon der Staatsmanufakturen, das Theater der Folies Parisiennes, der Pavillon der Presse, der Stadt Paris ꝛc. Unmöglich, auch nur für eine Aufzählung all der großen und kleinen Wunder den nötigen Raum zu finden!

Man kann sich übrigens vorstellen, daß auch das Seineufer, ja, die Seine selbst vom Ausstellungsfieber nicht verschont geblieben sind. Während am anderen Ende des Marsfelds die Maschinen stöhnen und arbeiten, haben wir hier die Wassermühlen, Turbinen, Boote, Pumpen, Hebemaschinen, und selbst ein Austernpark fehlt nicht.

Ueberhaupt ist für Wasser, das nun einmal zur Belebung einer Landschaft, wenn man das Ausstellungsgebäude so nennen darf, unumgänglich notwendig ist, reichlich gesorgt. Die Kaskaden des Trocadero, die Seine, die kleinen Seen und schließlich zwei monumentale Springbrunnen, deren einer unmittelbar unter dem Eiffelturm, der andere auf der von diesem zum Palais des Expositions diverses führenden Avenue seine Künste spielen läßt.

Den beiden Zwillingspalästen der Beaux-Arts und dem der Arts libéraux widmet der Besucher natürlich eine weit längere Zeit, als den Pavillons von Uruguay, von San Domingo, von Paraguay, von Guatemala, von Monaco und selbst dem Pavillon der Aquarellisten, denn der erstgenannte ist derart mit Tableaux, Zeichnungen und Skulpturen vollgepfropft, daß er trotz seiner ansehnlichen Größe viel zu klein erscheint. Wenn man erwägt, daß der fremde Kunstfreund, der zum erstenmal nach Paris kommt, außer dem genannten Palais auch noch den Louvre, den sogenannten Salon in den elyseischen Feldern, die Galerie am Luxembourg und manche andere Heimstätten der Kunst zu besichtigen hat, so gilt hier wirklich das Wort: embarras de richesses.

Auch das Palais des Arts libéraux dürfte zahlreiche Liebhaber finden. Es birgt die Ausstellung des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht; Druckereien, Buch-



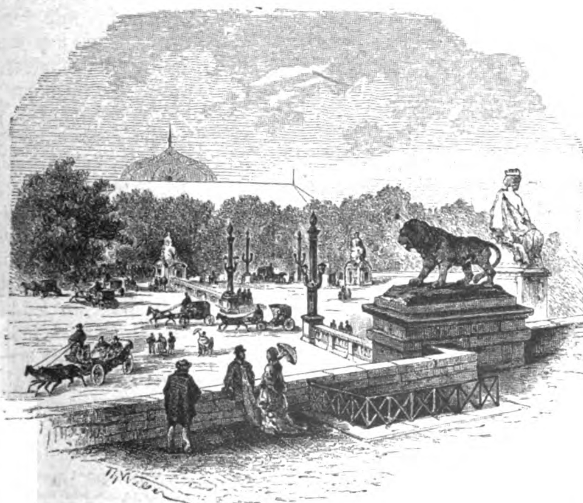
Eine Kneipe am Point du Jour (S. 751).



Haltestelle der Dampfschiffe (S. 751)

handel, Schulmaterial, Photographie, medizinische und chirurgische Apparate, Präzisionsinstrumente, Karten, Pläne und zahllose andere Dinge, u. a. alles, was auf die Geschichte der Arbeit, auf deren Entwickelung Bezug hat. Man sieht, an belehrendem Material fehlt es in der Ausstellung nicht, und wer seinen Kursus fleißig durchmacht und nicht, wie die Herren Studenten Lutetias, zu oft in den Cafés und Restaurants vorspricht, kann lernen: wie die Erde entstand, wie die Wohnungsfrage sich entwickelte, welche Stadien die Arbeit durchgemacht hat, wie es vor anderthalb Jahrhunderten in Paris aussah, wie es jetzt in den französischen Kolonien und schließlich wie es in der ganzen Welt aussieht, und wenn er letzteres gar Tag für Tag wissen will, so braucht er sich nur nach dem Zeitungstempel zu begeben. Dort kann er unentgeltlich des Morgens und Abends und sogar Mittags sämtliche Zeitungen der Welt lesen, und wenn ihm auch das noch nicht genügt, — doch nein, es muß ihm genügen, denn wenn der brave Eurystheus dem braven Herkules heute seine zwölf Arbeiten aufzugeben hätte, würde er ihn ganz gewiß nicht die Stätte des Augias, sondern den Zeitungstempel reinigen lassen, und selbst dem Sohn des Jupiter, dem Eiffel der griechischen Mythologie, würde es nicht gelungen sein.

Und nun noch einige Worte über das, was ich als die morceaux de résistance der Weltausstellung bezeichnen möchte, über die Maschinenhalle und das Palais des Expositions diverses. Hätte ich ein längeres Werk zu schreiben gehabt, so würde ich zweifellos mit dessen Schilderung begonnen haben. So aber höre ich damit auf, um anzudeuten, daß der Feuilletonist sein flüchtiges Werk dort vollendet hat, wo der Fachmann mit seinem gelehrten Vortrag ansetzt, indem er Warenballen an Warenballen vor unseren staunenden, aber vielleicht etwas ermüdeten Augen vorüberziehen läßt, die ausländischen Produkte mit den inländischen und unter sich vergleicht und uns für australische Wolle, englische Stahlfabrikation, Lyoner Seide, amerikanisches Petroleum zu begeistern, für nationalökonomische, technische, merkantilische Fragen zu interessieren sucht. Ich für meine Person fühle dazu weder Neigung noch Beruf, und wenn es etwas Widerliches gibt, so ist es ganz gewiß jenes phrasenhafte Klugschwatzen über Dinge, die man nur halb oder gar nicht versteht und die am geeigneten Orte und erst nach langem Studium von einem Fachmann gründlich erörtert zu werden verdienen.



Konkordiaplatz (S. 739)

Die Maschinenhalle ist, wie ich schon angedeutet habe, vielleicht die bedeutendste Leistung der Weltausstellung. Auch in ihr herrscht das eiserne Zeitalter, und mit einer unvergleichlich größeren Majestät als im Eiffelturme. Ihre himmelhohen Schornsteine, welche sie nach der Avenue de la Motte-Piquet begrenzen, machen den Eindruck von als Schildwache ausgestellten Riesen aus der Urzeit. Und doch hat diese gewiß nie etwas ähnlich Gigantisches aufzuweisen gehabt!

Die Halle, die in ihren überreichen Partien aus Glas in allen Regenbogenfarben schimmert, weist auch im Innern einen reichen Schmuck auf. Wandgemälde, Wappen und andere Dekorationen bedecken einen Flächenraum von 18000 m. Diese bloße Zahl erweist aufs deutlichste, in welchem großen Maßstab in diesem aus Eisen zusammengefügten Pariser Kristallpalast alles angeordnet und durchgeführt ist. In dem Maschinenhof befinden sich nicht weniger als dreißig Maschinen, welche keinen andern Zweck haben, wie die tausende von Kollegen in der Halle in Bewegung zu setzen. Von zwei Rollbrücken aus genießt man des überaus großartigen Ausblicks auf diese gigantische Gesamtarbeit von Hunderttausenden von Rädern und Räderchen inmitten eines Gelärmes und Gebrauses, welches an das des Niagarafalls erinnern mag.

Die Galerien der Expositions diverses bedecken einen Flächenraum von 90000 m. Man weiß, daß die politische Bedeutung der Weltausstellung, welche das Cente-

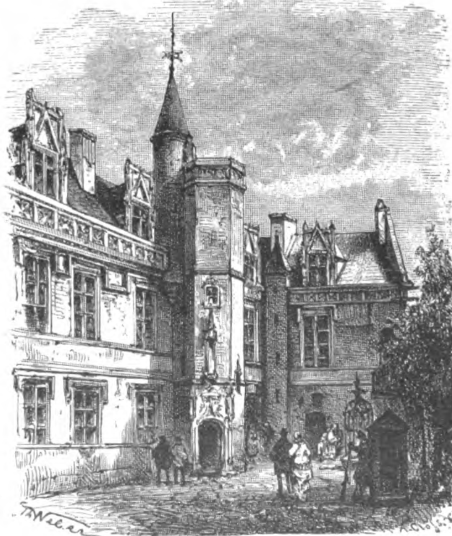
narium der ersten Revolution verherrlicht, viele Staaten veranlaßt hat, von einer offiziellen Beteiligung abzusehen. Das hat natürlich viele Private, die durch derartige Rücksichten nicht gebunden sind, keineswegs verhindert, dennoch an der Ausstellung sich zu beteiligen, und so ist denn an Komitees und Unterkomitees wahrlich kein Mangel. Die Privatunternehmer haben in Ermangelung einer staatlichen Subvention selbst ein Garantiekapital zusammengebracht, so England ein solches von anderthalb Millionen Franken, so Italien, Oesterreich-Ungarn und leider — auch Rußland, um von China ganz abzusehen, dagegen haben beispielsweise Belgien, Spanien, Rumänien, die Schweiz, Norwegen, Dänemark, Portugal mehr oder weniger große Unterstützungen zwischen 100000 und 600000 Franken bewilligt.

Die einzigen europäischen Länder, die nicht repräsentiert sind, sind Deutschland — und zwar Deutschland aus naheliegenden Gründen — sowie Schweden, die Türkei und Montenegro, welches letztere in der That wohl wenig auszustellen gehabt haben würde.

Allein das Schauen macht Leib und Geist müde, und wir suchen irgendwo in einem der Cafés oder Restaurants einen Stuhl zu bekommen, um etwa auszuruhen, eine Zigarre anzustecken und nach alter Germanensitte ein Glas Bier zu trinken. Wir sind froh, einigermaßen dem Menschengewühl entgangen zu sein, in welchem wir uns bisher Ellbogen an Ellbogen herum und hindurch drücken mußten. Wir atmen auf und ordnen unsere Gedanken und Empfindungen. In beschauliche Ruhe können wir uns aber nicht einwiegen, denn bald nimmt der Menschenstrom, welcher uns umwogt, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Mensch ist ja doch immer der interessanteste Gegenstand der Beobachtung für den Menschen, und hier bietet er sich uns in allen ethnologischen und sozialen Nüancen, Rassen, Varietäten dar, ohne daß wir ihn mit der Diogeneslaterne suchen müssen. Es ist eine kosmopolitische Menschenwoge, welche uns umrauscht; ungesucht drängen sich uns physiognomische Studien auf und wir sondern aus dem wirren Allgemeinen das Konkrete — wir finden beinahe unbewußt Typen auf, welche uns mehr oder weniger anregen und anmuten. Wir schauen forschend und sondernd in die kaleidoskopische Menge, welche im Hin und Her sich an uns vorüberdrängt. Das Typische und Charakteristische fällt uns zunächst auf, das Spezifische der verschiedenen Nationalitäten. Am vorwiegendsten und augenfälligsten gibt sich, trotz allem Nivellierenden, was die Zivilisation, die Mode und das ganze moderne Leben mit sich bringen, der nationale Typus kund: das parisische Element ist nicht zu verkennen und liefert den Grundton, die Lokalfarbe für die bewegte Szene vor uns. Der moderne Franzose hat eine nicht zu verleugnende Physiognomie, und diese offenbart sich in besonders kennzeichnender Weise am Pariser; welchem Stande und Alter er auch angehöre, welchen Grad der modernen Bildung, welches Geschlecht, welche Stufe von Wohlstand er auch repräsentiere, immer ist er, wie er sich dem aufmerksameren Beobachter darbietet, sui generis. Wir erkennen den Pariser in dem eleganten Stutzer, dem gommé, dem jungen Kavalier aus dem Jockeyklub, dem kleinen Rentier, dem Kleinbürger, dem Geschäftsmann, der sich zur Ruhe gesetzt hat, dem Börsenmann, dem Gelehrten. Sei er auch noch so blasiert, noch so gelangweilt, noch so vertraut mit dem Prinzip des nil admirari, sei er Republikaner oder Monarchist, Bonapartist oder Orleanist, er erscheint uns erfüllt von dem Bewußtsein, vor allem Pariser zu sein, Bürger der Weltstadt, Mitglied der Grande Nation, meist stolz auf seine Weltausstellung, welche wieder einmal die Augen der ganzen Welt auf sich lenkt und die Millionen bewundernder Fremden anzieht. Und dieses Selbstgefühl kleidet ihn sogar gut und erscheint uns ernster und intensiver als eine bloße Eitelkeit ad hoc, denn angesichts dieses farbenschillernden, in Millionen Facetten spiegelnden und schimmernden Mikrokosmus, ist dasselbe auch berechtigt, und der Nationalstolz des Franzosen, wie leicht er auch in manchen Dingen über die Schnur haut, ist doch insofern legitim, als ihm der Unparteiische zuerkennen muß, daß seine Nation und daß insbesondere die Pariser Einwohnerschaft es meisterlich versteht, derartigen Schaustellungen ein blendendes Gepräge, einen wirksamen Zauber, ein spezifisches Prestige zu geben. Das haben ja alle bisherigen Weltausstellungen in Paris bewiesen, auch wenn sie an Umfang, Großartigkeit und Vielseitigkeit die gegenwärtige nicht erreichten. Dieselbe Erscheinung bieten auch daneben die Frauen in Paris, von der wirklich vornehmen Dame bis herunter zur Biche und Grisette — in aller Gebaren zeigt sich ein gewisser Stolz, ein Selbstgefühl, welches mit der Ausstellung mehr oder weniger direkt zusammenhängt. Sonst bekümmert sich die Pariserin vorwiegend nur um den Eindruck, welchen sie selbst macht. Jetzt glaubt sie den fremden Gästen die Honneurs machen zu müssen, und unbewußt oder absichtlich zeigt sie sich von ihrer gewinnendsten Seite, in potenzierter Liebenswürdigkeit. Ihre Toiletten sind noch frischer, ihr reizender Gang noch graziöser, ihr Lächeln noch gewinnender, ihr Augenspiel fascinierender. Es ist ein Genuß, ihr mit den Blicken zu folgen, und unwillkürlich vergleicht man sie mit den zahlreichen Besucherinnen anderer Nationalität, von denen sie sich wie von einer dunklen Folie abhebt. Da ist die schlanke Britin, die anspruchsvolle Amerikanerin, die blasierte Russin, die lebhafte Italienerin, die kleine graziöse Spanierin mit den dunklen Brauen, da sind üppige Frauen aus dem fernen Südosten, von der Balkanhalbinsel, aus der Levante — alle sind beflissen, den vorteilhaftesten Eindruck zu machen, aber alle reichen nicht an den pikanten, koketten Reiz, welcher die Pariserin kennzeichnet



Notre-Dame-Kirche (S. 729).



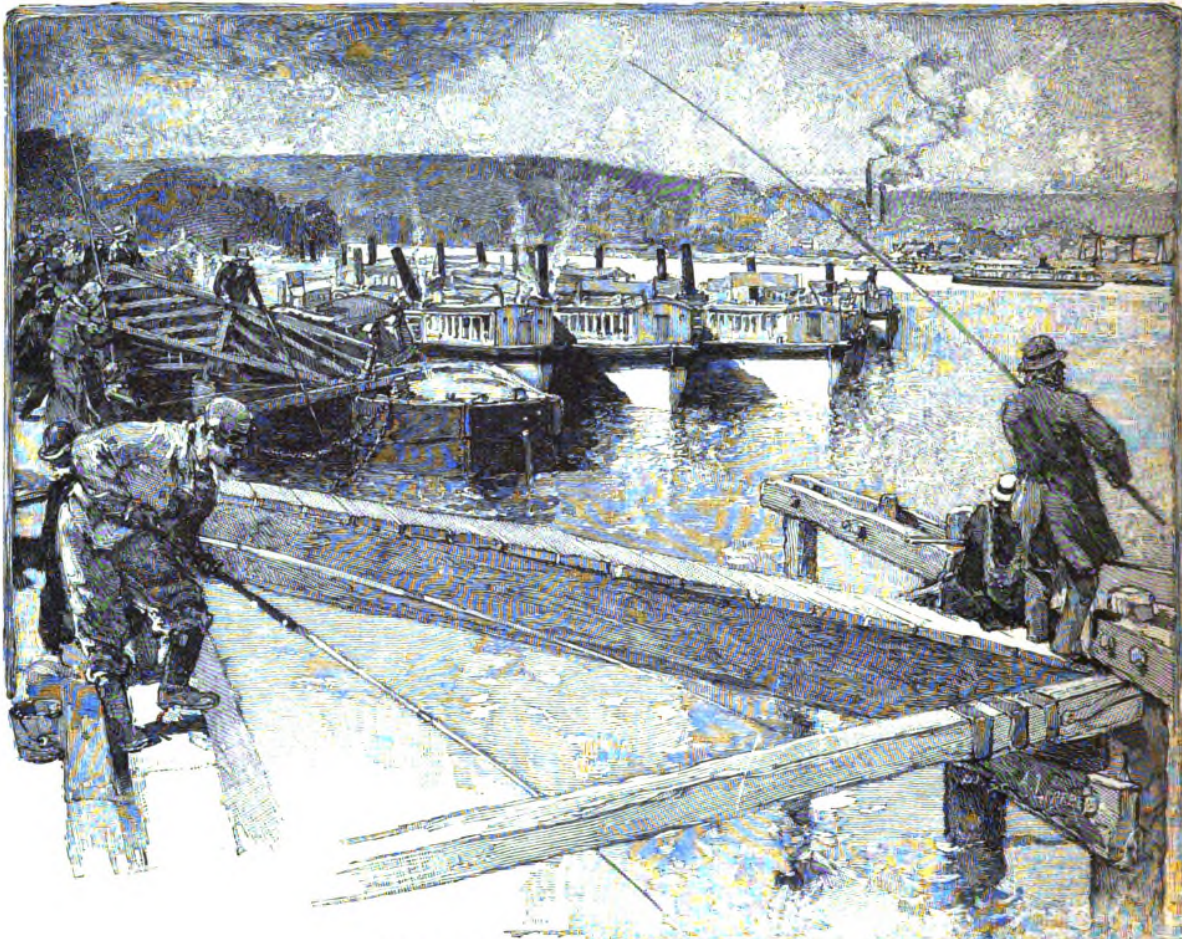
Museum de Cluny (S. 735).



Ausladestelle für den Markt (S. 750).

und die sich der Vorteile bewußt ist, welche sie vor den Töchtern der Fremde voraus hat. Ja, die Pariserin, wenn auch nicht immer schön oder auch nur hübsch, weiß, daß sie das ewig Weibliche ist, welches die Männer alle nach Paris hin anzieht.

Es liegt ein unbeschreiblicher Reiz in dem behaglichen Flanieren auf dem Stuhle irgend eines Cafés, um so die vielgestaltige wechselvolle Menge an sich vorüberziehen zu sehen und angesichts dieser Menschenausstellung physiognomische Studien zu machen, wie



Haltestelle der Omnibus-Schiffe am rechten Seineufer (S. 750).

sie an keinem Orte der Welt gemacht werden können. Alle Völkertypen, alle Stände ziehen hier an uns vorüber und fordern unsern Scharfblick, unsere Beobachtungsgabe, unsern Scharfsinn und unser Kombinationstalent heraus, um ihre Eigenart, ihren Beruf, ihre Nationalität herauszufinden. Viele sind leicht zu erraten: hier ein Trupp Pariser Studenten, die sich geräuschvoll herausfordernd und selbstbewußt als höhere Gamins präsentieren; dort eine Gruppe französischer Offiziere, die an ihrem bramarbasierenden Gebaren trotz ihrer Zivilkleider leicht erkennbar sind und sich als die Elite der Nation aufspielen möchten. Den französischen Bauer erkennen wir, auch wenn er seine landschaftliche Tracht nicht trüge; den Ouvrier verrät auch ohne seine Bluse der trotzige, finster lauernde Blick, der harte wölfische Zug um den Mund. Die semitische Finanzwelt verrät sich durch die schlechtgebauten Beine, durch den gesuchten Luxus der Toilette ihrer Damen. Die Dame vom Quartier de Breda und die Biche unterscheiden wir leicht von der wirklichen Dame am Blick und Haltung und der ostentiösen Erscheinung. Der Büreaumensch und der Gelehrte haben ihr besonderes Gepräge, welches wir bald physiognomisch ermitteln, und den Priesterstand verraten Gang und Haltung auch ohne Soutane. So lernen wir bald die einzelnen Klassen der Franzosen unterscheiden und machen uns noch leichter mit den anderen, fremden Nationen und ihrem Stande vertraut. Je länger wir das Einzelne aus dem Ganzen herauszuscheiden versuchen, desto mehr entwickelt sich in uns das Vermögen einer sozusagen intuitiven Erkenntnis. Jede Nation gewinnt für uns ein stummes Schibboleth, mit dem wir sie „ansprechen" lernen, wie der Weidmann das Wild an seiner Fährte. Den Briten erkennen wir leicht an Tracht und Gang und Gebaren, den Amerikaner an seinem zuversichtlichen anspruchsvollen Auftreten, harten Blick und seiner lauten Rede.

Den Italiener verrät uns der natürliche, graziöse Anstand seiner Haltung, sein lebhafter Blick, seine geschmeidige Beweglichkeit, den Spanier sein aufrechter stolzer Gang, der würdevoll ernste Blick; den Skandinavier verrät uns der nachdenkliche sinnende Ausdruck seiner Züge und etwas Gehaltenes in seinem ganzen Gebaren. Der Brasilianer und der Kreole von den Antillen und dem ehemals spanischen Amerika tragen ebenfalls ihren besonderen Stempel, den wir oft nicht sogleich definieren können, der uns aber selten irre leitet. Noch deutlicher differenzieren wir den Franken aus der Levante und den Gräcoslaven von den übrigen Völkerschaften des Südens und von den Männern aus den Kolonien, und ein großer Teil von Besuchern der Ausstellung, besonders aus Asien und Afrika, kennzeichnet sich durch Tracht, Hautfarbe, Schnitt des Gesichts und andere Eigentümlichkeiten.

Ja, diese Menschenausstellung ist eine Gratiszugabe der Pariser Exposition und gewiß nicht der uninteressanteste Teil derselben, und jedenfalls einer der lehrreichsten, wechselvollsten und der am mindesten ermüdenden. Stundenlang könnten wir so dasitzen und in das Menschengewoge blicken, der Körper ruht und der Geist ist angenehm beschäftigt. Das viele Schauen auf Gegenstände der Kunst, des menschlichen Scharfsinnes und Kunstfleißes übersättigt und ermüdet, aber die Menschenwelt an sich in ihren Myriaden von Erscheinungsformen zieht uns immer von neuem an, fesselt uns, enthüllt uns tausenderlei neue Erscheinungen, Eigenschaften, Ideenverbindungen — es ist ein Stück Naturstudium, ein Einblick in die Schöpfung Gottes, in das Buch der Menschheit, das reichhaltigste, großartigste und vielseitigste Bilderbuch, welches dem Menschen dargeboten wird und das an Mannigfaltigkeit, Lehrhaftigkeit und Interesse alle anderen Bücher der Welt übertrifft!

So anziehend nun aber auch die Weltausstellung selbst und das Treiben in derselben sind, man kann darin nicht ewig verweilen. Selbst der elektrische Zauber und anderes nächtliches Blendwerk müssen einmal ein Ende haben, und man kehrt ermüdet in sein Hotel zurück. Und tags darauf? — vielleicht wird mancher Ausstellungsbesucher, dem Paris noch unbekannt ist, auch die Stadt, auch etwas von ihrem Volksleben kennen lernen und, wenn er Zeit hat, sogar einen Ausflug nach Versailles und Saint-Germain oder gar nach dem herrlichen Fontainebleau unternehmen wollen. Diesem Teil meiner Leser seien die nachfolgenden Zeilen gewidmet.

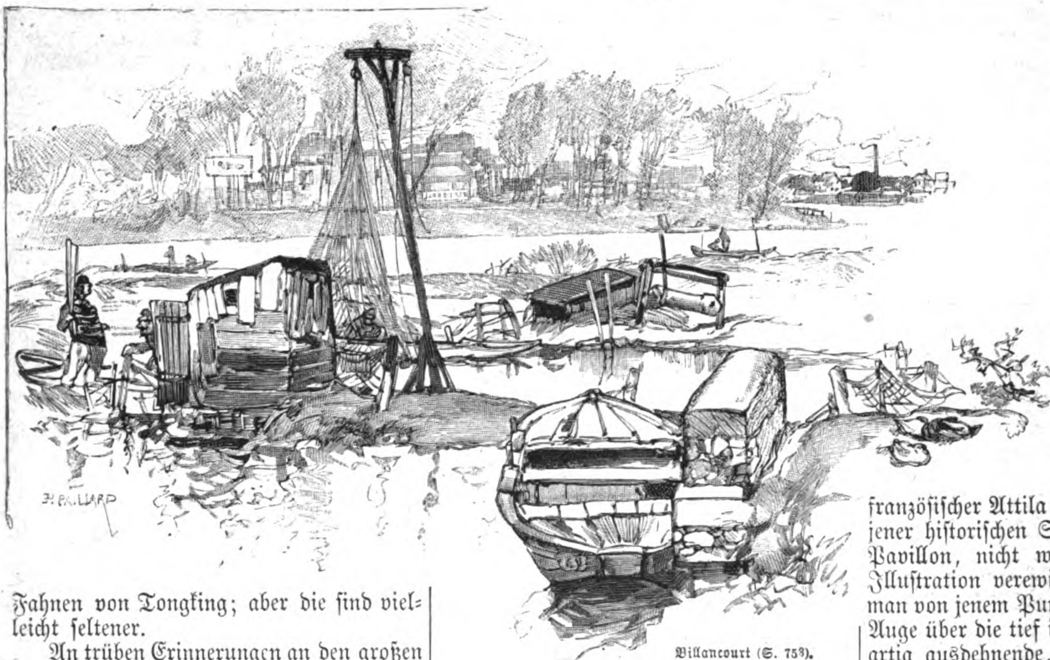
Also zunächst einmal eine Wanderung durch die jetzt so fieberhaft erregte Weltstadt und sogar ein flüchtiger Rückblick auf deren Geschichte.

Die guten Pariser sind noch nicht so lange Pariser, wie es sich die meisten von ihnen einbilden mögen. „Grande nation“ klingt zwar außerordentlich pomphaft, aber die Römer könnten diesen Titel weit eher beanspruchen, wenn das Alter der Hauptstadt den Maßstab dafür abgibt. Paris hieß ursprünglich Lutèce oder vielmehr auf lateinisch Lutetia, Lutetia Parisiorum, zu deutsch: Kotstadt der Pariser. Aber der französische Etymologe, eitel wie seine Landsleute, möchte nicht, gleich anderen Sterblichen, aus Staub und noch weniger aus Schlamm geboren sein, sondern er hält es mit einer ganz anderen Etymologie: Lutetia kommt nicht von dem lateinischen lutum (Kot), sondern vom griechischen leukos, Anspielung auf die weißen Gipsbänke, welche die Stadt umgeben und dieser noch heute ein vortreffliches Baumaterial liefern. Aber ereifern wir uns über den Ursprung des Wortes „Lutèce“ nicht; was ist uns Lutetia! Zu den Zeiten Dagoberts, also im siebenten Jahrhundert, begann sich der Name Parisiis einzubürgern, so daß eine anonyme Chronik jener mittelalterlichen Aera uns berichtet: ab urbe quae Lutetia sive Parisiis vocatur, d. h. die Stadt wurde Lutetia oder Parisiis genannt. Unter Karl dem Kahlen (845) ist nur noch von Parisiis die Rede, aber immerhin ist diese Bezeichnung noch eine lateinische. Die Französierung findet erst unter der Regierung Philipp Augusts, des Prächtigen, statt, wie aus folgender Stelle der Villehardouinschen Chronik hervorgeht: „Eut un saint homme qui eut nom Foulques de Neuilly; ce Neuilly fief entre Lagny-sur-Marne et Paris.“ O, Triumph, — Paris hat sich endlich, wie heute der erste beste Findling oder wie ein verkanntes Genie, seinen Namen gemacht, — Paris wird Weltstadt. Freilich nicht sogleich, — aber diese Kämpfe zu schildern, die es, gottlob! nur für kurze Zeit, zu einer Art von europäischer Hegemonie emporgebracht hatten, das ist begreiflicherweise nicht meine Aufgabe. Ludwig XIV., der sogenannte Sonnenkönig, mit seiner absolutistischen Sonne ist tot, und, seltsame Fügung des Weltgerichts, in eben dem Invalidendom, dessen Bau seiner Initiative zu danken ist, ruhen die Gebeine des anderen großen Weltdespoten, des Gefangenen von St.-Helena. Wer im Jahre 1870/71 an der Belagerung der Seinemetropole teilgenommen, für den ist die berühmte vergoldete Kuppel jenes Domes unvergeßlich; sie erschien uns als die strahlende Repräsentantin des Pariser Capua, von dem man soviel gelesen, und das man doch nur mit dem Fernrohr betrachten durfte, halb neugierig, halb Heimweh im Herzen.

Im Innern der alten Kirche St. Louis, die vom Dom der Invaliden getrennt ist; fast all die Fahnen, die in ihr prangen, sind unter Louis Philipp in Algerien erobert worden; es fehlen nur noch die


Ball am Point-du-jour (S. 752).


Typus einer Pariserin (S. 741).

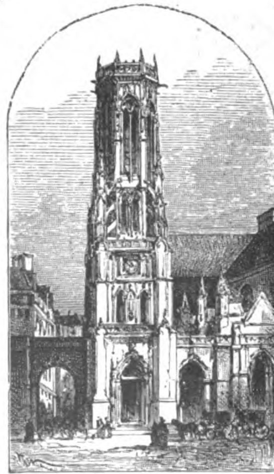


Billancourt (S. 753).

Fahnen von Tongking; aber die sind vielleicht seltener.

An trüben Erinnerungen an den großen Krieg mit Deutschland — trübe für die Franzosen! — fehlt es übrigens in Paris noch immer nicht. Anfang der siebziger Jahre war es so eine Art von modernem Pompeji, und hunderte von schnell aufgenommenen Photographieen haben uns diese Bilder überliefert, für deren Vorhandensein übrigens weit weniger die Granaten der Deutschen als die Petroleumflasche der Kommune verantwortlich ist. Nach dem Wort des Dichters ist inzwischen neues Leben aus Ruinen erblüht, aber mit einer gewissen Koketterie oder, richtiger gesagt, mit einer gewissen chauvinistischen Tendenz hat man einige Ruinendenkmäler der Sedanzeit sorgsam erhalten, und zwar in der sehr perfiden Voraussetzung, daß das Volk mit seinem kurzen Gedächtnis darin nicht mehr die Schandthaten der Kommune, sondern die angeblichen Schandthaten der .... Prussiens erblicken würde. Das gilt z. B. für den Rechnungshof, die Cour des Comptes, welche während der Ausstellung von einigen in ihrer französischen Orthographie nicht ganz sattelfesten Vergnügungsreisenden als „Grafenhof“ angestaunt wurde. Wenige Schritte von dieser Kriegsruine entfernt steht, gleichfalls in der Rue de Lille, das deutsche Botschaftsgebäude, dessen Front, wie bei den meisten eleganten Hotels des aristokratischen Quartiers Saint-Germain, nicht mit der Straßenfront abschneidet, sondern sich eines Vorhofs erfreut.

Bevor wir uns mit den hervorragenden Gebäuden und sonstigen „Sehenswürdigkeiten“ beschäftigen, ist es vielleicht zweckmäßig, von hoher Warte aus einen orientierenden Blick auf die Seinestadt zu werfen. Es gibt wohl auf Erden kaum eine Stadt, wo einem das so leicht wird. Kirchtürme finden sich ja freilich überall, wenn sie auch vielleicht nicht so hoch sind wie die Türme der berühmten Notre-Dame, aber der hochgelegene Schaupunkt macht es nicht allein, die Stadt selbst muß sich auch gliedern und, dank der Terrainkonfiguration, dem Auge allerlei Anhaltspunkte und scharf getrennte Gruppen bieten. Trotzdem Paris die zweitgrößte Stadt der Welt ist, kann man sich in ihr, glaube ich, doch schwerer verirren, als in so mancher kleineren. Alle Straßen streben nämlich mit leichter Neigung der von zahllosen Dampfern belebten Seine zu, welche die Stadt von Osten nach Westen durchfließt; auf dem linken Ufer liegen u. a. das vorerwähnte hochvornehme und gleichzeitig etwas bigotte Faubourg Saint-Germain und das fidele Studentenviertel, das sogenannte Quartier Latin, mit dem prächtigen Luxembourgpark; auf dem rechten Ufer das Louvre, der Eintrachtsplatz und die elegantesten Boulevards der Finanzwelt. Ueber diese Boulevards hinaus, die man mit der Wiener Ringstraße vergleichen könnte, thront im Norden, Paris beherrschend, der Montmartre mit seiner Arbeiterbevölkerung und seinen grandiosen, an kostbaren Denkmälern so reichen Kirchhöfen; im Süden markiert sich die orographische Grenze erst später, und zwar über die endlosen Vorstädte hinaus, in den Höhen von Clamart, Bellevue und Saint-Cloud, die durch den Belagerungskrieg so berühmt geworden sind. — Dort, oberhalb von Saint-Cloud mit seinem kaiserlichen Ruinenschloß und seinem prächtigen, jetzt verkommenen Parke, liegt die Höhe, auf die der Kaiser und Moltke von Versailles aus — an dem zukünftigen Sterbehause von Gambetta vorbei — fast täglich ritten. Ein wunderbar schönes Bild, das sich ihnen von diesem beherrschenden Punkt aus bot. Was mag unser verewigter Heldenkaiser dort empfunden haben, wenn er sich im Geist in jene Zeit zurückversetzte, in der unseren Ahnen, seinen Zeitgenossen, der gewaltige Bonaparte als ein französischer Attila erschien! Heute steht an jener historischen Stelle nur ein hölzerner Pavillon, nicht wert, daß er durch eine Illustration verewigt werde. Aber blickt man von jenem Punkt aus mit bewaffnetem Auge über die tief im Grunde sich polypenartig ausdehnende, von einem mächtigen Fortgürtel umschlungene Weltstadt hinüber, so erkennt man auf dem Montmartre jene zwei oder drei Mühlen, welche dort dem Sturm der Zeit noch getrotzt haben.

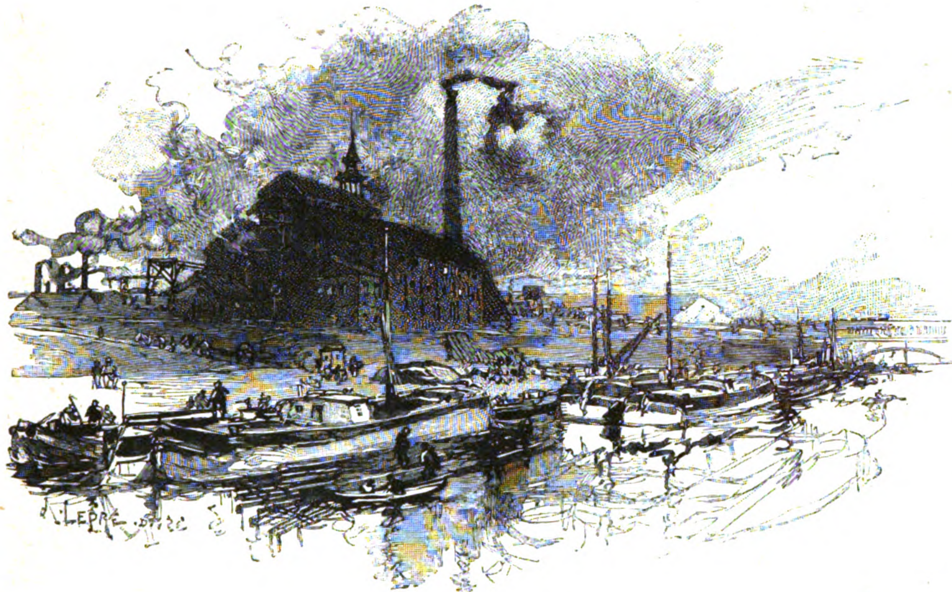


Die Kirche St. Germain (S. 783).

Le Moulin de la Galette — unsere Illustration (S. 700) veranschaulicht dieses Mühlenpaar — dient seinem eigentlichen Zwecke längst nicht mehr; wer weiß, vielleicht könnte auch er irgend eine Geschichte erzählen, welche an die des Müllers von Sanssouci erinnert! Ueberliefert ist freilich nichts davon; die Mühle ist stumm und erzählt uns nicht einmal mehr von den Eindrücken der Pariser, welche von dieser stolzen Höhe des Montmartre aus im Jahre 1870 neugierig auf die belagernden bösen Deutschen herabblickten. Noch heute pilgern unzählige Personen — und nicht immer nur fremde — dort hinauf, um sich des wunderbaren Rundblickes zu erfreuen, den dieser Aussichtspunkt bietet. Von hier aus sieht man nicht nur Paris mit seinem hochragenden Opernhause, der Notre-Dame, seinen unzähligen Kirchen, dem Mont Valérien und anderen Forts, nein, auch die nördliche Ebene mit ihren Arbeitervorstädten, mit Le Bourget, der Grabstätte so vieler braven Deutschen, mit den Höhen von Montmorency, kurzum eine Landschaft, welche dem Boulevardpariser durch den steil aufsteigenden Montmartre völlig verdeckt ist.

O, welche Wandlungen im Laufe der Jahrhunderte! Montmartre bedeutet den Hügel der Märtyrer, und die Legende erzählt von jenen Zeiten der Christenverfolgungen die kläglichsten

Dinge. Heute ist die ebenerwähnte Galettemühle — (Galette ist der Name eines Pariser Kuchens) — ein Annex eines Konzertgartens, in dessen ursprünglich eingerichtetem Ballsaal die allerdunkelsten Existenzen ihre gliederverrenkenden Tänze aufführen. Montmartre! — ich brauche nur den Namen zu nennen, und die Leser wissen sofort, daß man mit diesem — Clémenceau ist bekanntlich der Deputierte des Montmartre — die allermodernsten, radikalpolitischen Tendenzen bezeichnet. Die Wilhelmstraße bedeutet Bismarck, der Quai d'Orsay Herrn Floquet, wie einst Freycinet. Spricht man aber vom Montmartre, so bedeutet das nicht nur Clémenceau, nein, sondern die radikale Arbeiterpartei, die mit Belleville Hand in Hand geht.



Dampfschiffe auf der Seine.

Freilich vereint auch der atheistische Montmartre in sich die Gegensätze, besitzt er doch seinen Wallfahrtsort, die „Eglise du Sacré-Coeur“. Ihr Grundstein wurde 1874 gelegt, und die Kosten, über zwanzig Millionen Franken, erschienen lange Zeit hindurch so unerschwinglich, daß sie in der That noch heute, nach dreizehn Jahren, nicht ganz vollendet ist. Aber der Chauvinismus bringt in Frankreich alles fertig, selbst ohne Déroulède, und dies merkwürdige, der Revanche für Elsaß-Lothringen gewidmete Unikum ist jetzt endlich soweit vollendet, daß wenigstens in einigen Seitenkapellen schon ein paar Lichter brennen können zum Nutzen und Frommen der Vernichtung Deutschlands. Neben dieser Christi-Herzkirche hat sich natürlich die allerwiderwärtigste spekulative Industrie eingenistet. Nicht nur, daß ein prächtiges Hotel du Sacré-Coeur daneben errichtet ist, daß für die Pilger und Wallfahrtler Refektorien und Unterkunftsräume gebaut sind, nein, es werden in mehreren eigens dazu errichteten Buden auch allerlei Reliquien und Heilige und antideutsche Traktätlein feilgeboten.



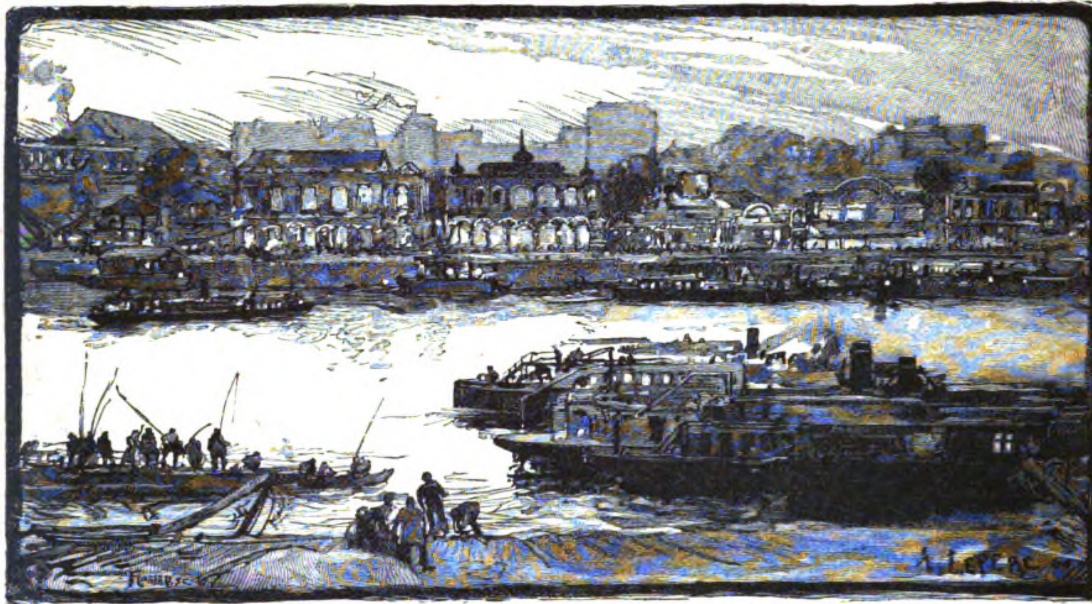
Heim in einem Eisenbahnwagen.

Steigen wir nun von den Höhen des Montmartre herab, um uns auf den Pont-neuf zu begeben (S. 700). Mit dem Pont-neuf verhält es sich nun freilich wie mit den verschiedenen „Neustädten“ in Deutschland. Die Leute, welche ihre Stadt „Neustadt“ taufen konnten, waren gewiß Egoisten, die nur an sich und nicht an ihre Nachkommen dachten. Es gibt bei uns manches „Neustadt“, das über seine uralten, luftarmen Gassen schamrot werden müßte, und Aehnliches gilt auch für den Pont-neuf, auf dem Henri IV., der Mann mit dem „Hühnchen im Topfe“, in Metall prangt. Diese „neue Brücke“ wäre nämlich im vorigen Jahre infolge ihrer Altersschwäche fast eingestürzt, und man bedient sich noch jetzt der Brücke. Das soll uns aber nicht hindern, von ihr aus (S. 701) einen Blick auf die „gute Stadt Paris“ Heinrichs IV. zu werfen. Freilich muß man noch viel weiter zurückdenken, und zwar bis ins Mittelalter hinein, um sich die ursprüngliche Bedeutung der Seineinsel zu vergegenwärtigen. Heute stehen die Notre-Dame, der neue Justizpalast, ein zum Teil modern gebauter Stadtteil (die Cité) darauf, und zahllose breite Brücken verbinden sie auf das bequemste mit dem Festlande. Dereinst aber bildete diese Insel oder richtiger gesagt dieses Inselpaar eine natürliche Festung gegen die Raubritter, gegen die französischen Quitzows, welche etwa nach ihrem Besitze gestrebt hätten. Es sind noch alte Karten von Paris vorhanden, welche die Ausdehnung dieses letzteren auf jene Inseln beschränken. Statt der heutigen Seine-Quais der Saum endloser Waldungen, in denen hier und da ein Kloster die Kranken und Verfolgten gastlich aufnahm und schützte.

Wenn die Notre-Dame (S. 714), deren Bau im 12. Jahrhundert begonnen wurde, auch den Kathedralen von Amiens und Reims nicht ganz ebenbürtig ist, so muß man sie immerhin zu den edelsten Erzeugnissen der Gotik rechnen; zumal die Fassade mit ihren drei sich verjüngenden Portalen, einer mächtigen Fensterrose und

Spitzbogenfenstern ist von wunderbarer Schönheit. Die Türme sind unvollendet, und da sie es seit mehr als einem halben Jahrtausend sind, werden sie es wohl für immer bleiben; man ist in Paris nicht mehr übermäßig religiös gesonnen, und die Zeiten, da Frankreich seine edelsten Söhne zur Wiedereroberung des heiligen Grabes ausschickte, sind lange vorüber. Heute entsendet es dieselben lieber nach Mexiko, Tunesien, Tongking oder Madagaskar. Alle meine Leser haben Viktor Hugos berühmten Roman „Notre-Dame de Paris“ gelesen; trotz der Monstruosität der Charaktere verdient er in der That seinen Ruf, und zwar hauptsächlich um des historischen Kolorits und der poesievollen Schilderung der mittelalterlichen Architektur willen. Wie es der Dichter versteht, sie vor uns so lebendig werden zu lassen! Die prächtigen Glasmalereien, die in Holz geschnitzten Basreliefs, das geringste Kleeblattkreuzchen der Notre-Dame beginnen plötzlich, aus vielhundertjährigem Schlummer erwacht, von verklungenen Zeiten neues beredtes Zeugnis abzulegen.

Da wir gerade von Kirchen sprechen, so wollen wir auch bei ihnen bleiben. Die lateinische Basilikenform ist in Paris nicht selten; als würdigste Repräsentantin derselben muß St. Vincent de Paul bezeichnet werden, welche in der Mitte unseres Jahrhunderts von einem Deutschen, dem Kölner Hittorf, erbaut wurde. Die Trinité ist noch jünger und im Spätrenaissancestil gehalten; sie ist neben der Madeleine so recht die Pariser Modekirche, wozu sie durch ihre Lage, in nächster Nähe des Finanzviertels der Chaussée d'Antin, und durch ihre reiche und glänzende Ausstattung von vornherein berufen erschien. Hier oder in der Synagoge werden die reichen Finanzehen geschlossen, von denen die Boulevardblätter singen und sagen, dabei selbstverständlich auch der dort entfalteten Toilettenpracht ausführlich gedenkend; hier findet man die, statt in Sack und Asche, in Sammet und Seide büßenden Magdalenen, hier kokettieren sie, ihrem innersten Wesen getreu, sogar mit der Religion.



Cafés chantants am Point-du-jour (S. 752).

Von der Madeleine gilt, wie gesagt, Aehnliches; die elegantesten Boulevards und Straßen von Paris umgeben diesen modernen griechischen Tempel, der weniger dem Christengott als der heidnischen Göttin Flora geweiht zu sein scheint; ist doch nicht nur sein Inneres mit Blumen, deren Glanz sich in dem Marmor der Wände lieblich spiegelt, überreich geschmückt, nein, auch zu den Füßen seiner eleganten korinthischen Säulen wird ein Blumenmarkt abgehalten. Napoleon I. hatte diesen prächtigen Bau in eine Ruhmeshalle für seine Armee verwandeln wollen und dekretiert, daß dieselbe alljährlich am Jahrestage der Schlachten von Austerlitz und Jena glänzend illuminiert werde; aber er hatte ohne Leipzig und Waterloo gerechnet.

Welche politischen Wandlungen! Es war mir vergönnt, an dem Einzuge unserer siegreichen Truppen im Jahre 1871 teilzunehmen. Mit welchen seltsamen Empfindungen wir damals vom Eintrachtsplatze aus eben diese Madeleine betrachteten, welche am Ende der von den glänzendsten Palästen eingefaßten Rue Royale liegt und der französischen Gloire als Tempel hatte dienen sollen! Eine durch finster dareinblickende Nationalgardisten bezeichnete Demarkationslinie wehrte leider ein weiteres Vordringen, und nur die Phantasie malte sich den üppigen Reichtum des weltberühmten Boulevard des Italiens aus, der nebst dem Boulevard des Capucines die Fortsetzung der genannten Straße bildet.

Auch das Pantheon hat, ähnlich wie die Madeleine, an allen Wandlungen der neueren Geschichte Frankreichs teilgenommen. Es liegt hoch oben auf dem Genovevahügel, wo die Schutzheilige von Paris nach der Sage ihre letzte Ruhestätte fand. Dank seiner beherrschenden Lage wurde dieser Hügel nicht nur 1848 von den Insurgenten aufs hartnäckigste verteidigt, sondern auch 1871 von den Kommunarden gegen die stürmenden Versailler Truppen, und zwar fanden hier die letzten Kämpfe auf dem linken Seineufer statt. Die Freitreppe, welche nach der Beisetzung Viktor Hugos mit Tausenden von Kränzen überflutet war, wurde damals mit Blut überschwemmt; und wenn das Pantheon nicht, wie die Tuilerieen, vom Erdboden verschwunden ist, so lag das sicherlich nicht an dem guten Willen der Kommunarden, die nur nicht die Zeit fanden, die in den Gruftgewölben aufgehäuften Pulverfässer zu entzünden. Jetzt ruhen dort die sterblichen Ueberreste des von den Parisern vergötterten Chefs der romantischen Schule. Die Leser erinnern sich noch der heißen parlamentarischen Kämpfe, welche wenige Tage nach dem Tode Hugos um das Pantheon ausgekämpft wurden, galt es doch, dasselbe zu entkirchlichen und seiner ursprünglichen Bestimmung, welche die Ueberschrift „Aux grands hommes la patrie reconnaissante“ klar genug andeutet, für immerdar zurückzugeben. Hier würde Gambetta ruhen, wenn sich sein Vater, als kirchlich gesinnter Mann, dem nicht widersetzt hätte; vielleicht kommt es später doch noch dazu, ist doch dieser überschätzte Heros des Krieges bis aufs Messer bereits zu einer legendarischen Lieblingsfigur der französischen Chauvinisten geworden.

Uebrigens ist es mit der Ruhe, welche die Toten im Pantheon genießen, ein eigentümliches Ding. Die Leichen Mirabeaus und Marats fanden sie nur kurze Zeit, da der Konvent sie ihnen dort nicht gönnte; Rousseaus und Voltaires sterbliche Ueberreste wurden heimlich entfernt, da die klerikale Restauration für sie erklärlicherweise keine Sympathieen hatte. Erinnert man sich nun auch noch der scheuß-

lichen Entweihung der Königsgräber in der Kathedrale von Saint-Denis, so kommt man schließlich zu einem Ergebnis, welches dem Philosophen manches zu denken gibt, daß man nämlich ein unberühmter Mann sein muß, um eines ruhigen Schlummers nach dem Tode sicher zu sein. Vielleicht, daß das launische Schicksal uns so noch nachträglich für das entschädigen will, was es uns durch die Vorenthaltung von natürlichen Gaben, Glück und Geburt dereinst Böses gethan.

Am besten hätte Viktor Hugo in der Notre-Dame de Paris geruht, da er sie in seinem berühmtesten Romane verherrlicht hat; aber sein religiöser Freisinn und sein Zivilbegräbnis machten die Ausführung dieses in der Presse angeregten Gedankens völlig unmöglich. Uebrigens war sein auf Kosten der Nation veranstaltetes Leichenbegängnis wohl das großartigste, das die Welt je gesehen; speziell machte das Pantheon in seinem Trauerornat einen gewaltigen Eindruck. War doch u. a. das an zwanzig Meter hohe Säulenportal fast bis zur Höhe des mit einer vielberühmten Hochreliefgruppe von David d'Angers geschmückten Giebelfeldes schwarz ausgeschlagen!

Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die aus dem 15. Jahrhundert stammende Kirche St.-Germain-l'Auxerrois, deren ornamentale Ueberladung die Verzopfung der reinen, durch die Harmonie ihrer Gliederung wirkenden Gotik deutlich genug erkennen läßt. Von dem Turm herab, den unser Bild (S. 725) zeigt, tönte das unheilvolle Glockensignal, welches zu den Greuelszenen der Bartholomäusnacht aufforderte.

Eines der größten Wunder von Paris ist das Louvre, von dem unser Bild (S. 699) kaum den zehnten Teil zeigt, und zwar ein Teilstück des sogenannten „neuen Louvre". Der Stil des letzteren ist indessen im großen und ganzen derselbe wie der des alten; die von Kuppeln überhöhten Pavillons, die korinthischen Halbsäulen, eine reiche Stuckarbeit sind das Charakteristische für den in Privathäusern tausendfach nachgeahmten Louvrestil. Wie es unmöglich ist, durch Bild oder Wort von diesem ausgedehnten Gebäudekomplex mit seinen mächtigen Höfen eine richtige, dem unmittelbaren Eindruck des Besuchers entsprechende Vorstellung zu geben, so auch, wenigstens in dem Rahmen des mir zu Gebote stehenden Raumes, von seiner Geschichte und seinen Kunstschätzen. Das Louvre ist der französische Königspalast par excellence, den die Bourbonen im Laufe der Jahrhunderte beständig vergrößerten; Ludwig XIV. opferte ihn freilich Saint-Germain und seinem gleichsam aus dem Sandboden herausgestampften Versailles, dem Eldorado des absolutistischen Königtums. Napoleon III. ließ es sich eine Summe von beinahe hundert Millionen kosten, um das Louvre bis an den Tuilerieenpalast zu verlängern. Letzterer ist nun spurlos verschwunden, so daß man vom Hofe des neuen Louvre aus über das neue Gambettadenkmal, den jetzt etwas entmodeten Tuilerieengarten, über die Place de la Concorde und die Champs Elysées hinweg bis zum hochgelegenen Triumphbogen, dem größten der Welt, blicken kann. Durch diesen (S. 700) zogen 1871 die Deutschen ein.



Bas Boreau.

Doch kehren wir zum Louvre mit seinen zahllosen Sälen zurück, welche die prächtigsten Werke der Malerei und Skulptur enthalten, u. a. die „belle jardinière" Raphaels, die „Hochzeit zu Kanaan" Paul Veroneses, „Mariä Empfängnis" Murillos, fast alle bedeutenden Gemälde der französischen Maler, ferner, unter den Meisterwerken der Bildhauerkunst, die berühmte „Venus" von Milo, den Borghesischen „Fechter" und die „Minerva" von Velletri. Aber es ist ja nicht möglich, die Werke ersten Ranges auch nur aufzuzählen, geschweige denn näher auf sie einzugehen. Diese eine Bemerkung muß genügen, daß die Kunstschätze des Louvre denen von Rom und Florenz kaum an Wert nachstehen.

Für Spezialisten hoch interessant ist das Musée de Cluny (S. 713) mit seinen römischen und mittelalterlichen Altertümern und den Ueberresten römischer Bäder.

Von sehr viel geringerer Bedeutung als das des Louvre ist das Museum des Luxembourg mit seinen Werken lebender Maler. Auch wollen wir hierbei nicht verweilen. Wer den Namen Luxembourg ausspricht, denkt an das Palais (S. 697), das Maria von Medici im Jahre 1615 erbauen ließ und das im Stil des Palazzo Pitti gehalten ist, — der denkt an den Senat, der in seinen Räumen tagt, und an den prächtigen Park, welcher ungleich anmutiger und größer ist als der Tuilerieengarten. Die Prachtbäume, die hier standen, sind zwar den Granaten der deutschen Belagerungsarmee fast sämtlich zum Opfer

gefallen, aber eine junge grünende Welt gedeiht vortrefflich und bietet den Lustwandelnden des lustigen lateinischen Viertels bereits willkommenen Schatten. Reizende Blumenparterres, zahllose Marmorbilder, Terrassenbassins, zwei Cafés und Militärkonzerte bieten die reichste Abwechselung und jeglichem Geschmacke etwas.

Vom Luxembourg-Garten aus erblickt man am Ende einer Allee die schwer zugängliche Sternwarte (S. 703) mit ihrer etwas schweren und plumpen Architektur; hier entdeckte Cassini die Satelliten des Saturn; hier wirkten François Arago,







Eingang zu Rousseaus Arbeitszimmer (S. 759).

Millets Haus (S. 759)

Laplace und Lagrange. Die Leser wissen, daß nicht alle Geographen nach dem Längengrad von Ferro zählen; die Sternwarte von Paris (120° östlich von Ferro), in der das berühmte Bureau des Longitudes sich versammelte, beansprucht bekanntlich für sich die stolze Nummer Null.

Aber wir dürfen nicht allzulange mehr bei den einzelnen Sehenswürdigkeiten von Paris verweilen; es geht uns wie den Gebirgsreisenden, die sich beim Genießen gewisser Aussichtspunkte verspätet haben und nun, à tout prix, die verlorene Zeit wieder einbringen müssen. Ein kurzer, orientierender Blick, um wenigstens den allgemeinen Eindruck mit nach Hause zu nehmen, und dann weiter in fieberhafter Hast!

Sorbonne und Akademie (S. 706), welche großen Erinnerungen wecken sie uns! Unser Bild zeigt uns die Kirche der Sorbonne, welche das Grabmal Richelieus enthält. Ihr schließt sich ein langes, finsteres Gebäude an, das sehr bald einem neuen Platz machen dürfte. Es ist die Pariser „Universität", um mich eines in Deutschland üblichen Ausdrucks zu bedienen. Ihren historischen Weltruf verdankte sie indessen lediglich ihrer theologischen Fakultät; hier blühte die Scholastik, deren Häupter dereinst selbst dem Papste Gesetze zu diktieren und, wie dieser selbst, die Ketzer in den Bann zu thun wagten, und auch auf die Politik und auf die Geschicke der Dynastieen einen mächtigen Einfluß übten. Die Sorbonne war es, welche Jeanne d'Arc für eine Zauberin erklärte; sie bietet Philipp II. die Krone an und erklärt sich unter Ludwig XIV. gegen Rom für die gallikanische Kirche, sie ist bald revolutionär, bald royalistisch, aber immer intolerant und jesuitisch. Diese Zeiten sind, gottlob! vorüber und mit ihnen der Geist der Intoleranz.

Vielleicht herrscht er indessen doch noch ein bißchen in der Akademie mit ihren vierzig sogenannten „Unsterblichen", welche der Pariser Kalauer (heute „blague" genannt, nachdem das Wort „Calembourg" veraltet ist) als die „unsterblich Langweiligen" bezeichnet. Es handelt sich dort freilich um eine Intoleranz besonderer und harmloserer Art, die mit der Religion nichts zu thun hat: man duldet nämlich ungern Originale in seiner Mitte. Sobald ein Mitglied dieses Vierziger-Ausschusses stirbt, muß der Neuaufgenommene, der seltsamerweise als Kandidat der Unsterblichkeit auftreten und um Stimmen zu werben hat, eine Lobrede auf den Verstorbenen halten; demnächst wird auch ihm von seinem jüngsten Vorgänger — er ist beispielsweise Dichter, dieser Mathematiker! — obligater Weihrauch gespendet. Diese ganze speichelleckerische Methode ist unwürdig und erklärt es, warum sich unabhängigere Geister, wie Zola, von der Kandidatur in der Regel fernhalten. Die vielberühmte und viel verspottete Akademie mit ihrem obligaten Schönrednertum ist ein Institut der goldenen Mittelmäßigkeit und eine Ruhmesversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit. So begreift man auch, daß die „Rezeption" eines neuen Mitglieds von der vornehmen Pariser Welt, zumal von den Damen, als eine Première betrachtet wird, bei der die funkelnagelneuen Geistreichigkeiten der Redner gegen die funkelnagelneuen Toiletten der schönen „mondaines" oft den kürzeren ziehen.

Von dem Zolaschen Romane her kennen die Leser das vielzitierte Wort vom „ventre de Paris"; für die Versorgung dieses unersättlichen Magens dienen im Herzen von Paris die ganz aus Eisen aufgeführten Markthallen oder sogenannten „Zentralhallen". Sie besitzen eine ungeheure Ausdehnung und zum wenigsten ein volles Dutzend Pavillons, von denen jeder ein vierteltausend Verkaufsstände enthält. Die unterirdischen Gewölbe bilden ein wahres Labyrinth; in ihm waren während der Pariser Belagerung endlose Vorräte von Lebensmitteln aufgespeichert, welche dort verfaulten, während die Leute Hungers starben. Unzweifelhaft hat die durch diese fast unglaubliche Thatsache erzeugte Erbitterung nicht wenig dazu beigetragen, um den Kommuneaufstand herbeizuführen.

Da wir uns nicht weit von der Börse befinden, so wollen wir den Besuch derselben nicht versäumen, sei es auch nur, um uns einen oberflächlichen Begriff von dem entsetzlichen Trubel und Gelärm zu machen, der während der Börsenstunden in ihrem Innern und im Sommer sogar im Freien in dem Säulengang mit seinen vierundsechzig korinthischen Säulen, sowie auf der Freitreppe herrschen. Ueber die Bedeutung der Pariser Börse mit ihren Rothschilds, Ephrussys, Hirsch und Bischoffsheim brauche ich kein Wort zu verlieren; sie steht der Londoner Börse kaum nach. Die Börsenkrachs, welche zu Anfang des Jahres 1882 eine allgemeine Panik hervorriefen und, zumal unter den kleinen Rentiers, zahllose Opfer forderten, erregten ja

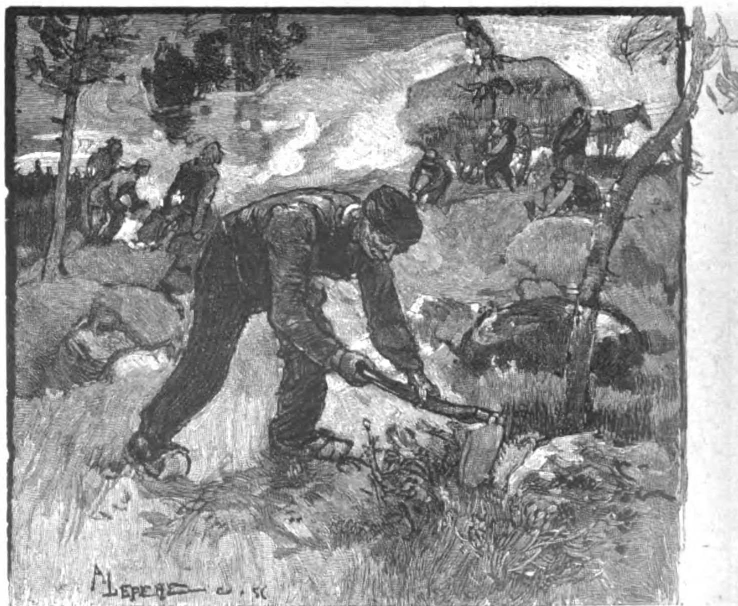


Köhler im Wald von Fontainebleau (S. 757).

bekanntlich in ganz Europa und sogar in Amerika das gewaltigste Aufsehen. Die blutige Schlacht, welche sich die Anarchisten in diesen, dem Goldenen Kalbe geweihten prächtigen Räumen lieferten, ist neueren Datums und daher gewiß noch frisch im Gedächtnis aller eifrigen Zeitungsleser.

Schon mehrfach habe ich die Place de la Concorde (S. 710) erwähnt, welche unsere Illustration von dem sie im Osten begrenzenden Tuilerieengarten aus zeigt, und zwar mit dem Blick auf die Elysäischen Felder. Unzweifelhaft einer der größten und schönsten Plätze der Welt, der in den Abendstunden feenhaft beleuchtet ist. Auf der Rechten, immer vom Tuilerieengarten aus gesehen, wird der Eintrachtsplatz, auf dem das Haupt Ludwigs XVI., Marie Antoinettes, Charlotte Cordays, Dantons und Robespierres dem Henker zum Opfer fiel, durch die prächtige Rue de Rivoli mit ihren Ministerien und Riesen-Hotels begrenzt, auf der Linken durch die Seine. Aber der Blick schweift ungehindert über diese und die Eintrachtsbrücke hinweg bis zum Palais Bourbon, in dem die Deputierten heute ihre parlamentarischen Schlachten schlagen und der große „tombeur des ministères“, Clémenceau, der Entdecker Boulangers, seine unblutige Henkerarbeit verrichtet, — und bis zu der schimmernden Kuppel des Invalidendomes. Auf diesem weltberühmten Platze prangen der Obelisk von Luxor, zwei prächtige Springbrunnen und acht gewaltige auf Marmorsockeln ruhende Marmorfiguren, welche die größten Städte Frankreichs versinnbildlichen. Die einziehenden und auf der über 350 m langen Place de la Concorde biwakierenden Deutschen erblickten zu ihrem Staunen die Statue Straßburgs ganz von Trauerflor umhüllt, und noch jetzt pilgern die chauvinistischen Vereine, mit Herrn Déroulède an der Spitze, am Nationaltage alljährlich zu ihr, um zu ihren Füßen Kränze niederzulegen und das heilige Feuer der Revanche zu schüren.

Zahllose prächtige Equipagen, welche von den großen Boulevards und dem aristokratischen Viertel des Faubourg Saint-Germain kommen, fahren, zumal in den Nachmittagsstunden, über diesen Platz hinweg nach den Champs Elysées, dem kürzesten und fashionablesten, durch den Triumphbogen hindurchführenden Wege zum Boulogner Gehölz. Folgen wir denselben. Wer die Champs Elysées, den Pariser Prater, zum erstenmale betritt, der vermeint, es handele sich um einen Korso; aber so bunt und belebt geht es im Sommer alle Tage zu. Die Elysäischen Felder bilden zuerst einen von den vielberühmten Cafés Chantants, Marionettentheatern, Scheibenständen und tausenderlei Buden belebten englischen Lustgarten, dann verengern sie sich ein wenig zu einer immerhin noch außerordentlich breiten, von den stolzesten Privatgebäuden eingefaßten Straße. Zur Rechten und nicht zu weit vom Eintrachtsplatze entfernt steht das Elysée, Sadi Carnots Residenzschloß, und diesem gegenüber, aber durch die ganze Breite des vorerwähnten Lustwäldchens getrennt, der durch unser Bild (S. 704) veranschaulichte Industriepalast. Derselbe ist staatliches Eigentum und wird daher zu den verschiedensten Zwecken verwertet, beispielsweise für den Concours hippique und für die berühmte Bilderausstellung lebender Maler, kurzweg als „Salon“ bezeichnet. Die im Monat Mai stattfindende Eröffnung desselben, „Vernissage“ genannt, ist ein großer Tag nicht nur für die Künstlerwelt, sondern auch für die vornehme Ganz- und Halbwelt, weil sie denselben gleichzeitig zum Ausstellungstage der Frühlingstoiletten benutzt. Unser Bild (S. 721) zeigt eine dieser excentrischen Damen, welche an dem genannten Tage eine so hervorragende Rolle zu spielen



Sammler von Heidekraut (S. 757).



Eine Jagd auf dem Mont Gérard.

pflegen. — **Der diesjährige Salon unterscheidet sich dadurch von den früheren, daß er nicht nur die zum erstenmal zur Preisbewerbung kommenden, im Laufe des Jahres vollendeten Werke, sondern auch eine geschichtliche Rundschau der künstlerischen Thätigkeit der zehn letzten Jahre bringt. Kein Zweifel, daß die Schule der sogenannten Impressionisten innerhalb dieser Frist an Terrain außerordentlich gewonnen hat. Selbstverständlich fehlt mir der Raum, um auch nur auf die hervorragendsten Werke des diesjährigen Salons näher eingehen zu können. Nur der Perle desselben sei flüchtig gedacht, der „Britonnes au Pardon“ des noch jugendlichen, schnell zur Berühmtheit gelangten Malers Dagnan.** Die Gruppe der im Grase sitzenden, einer frommen Lektüre andächtig lauschenden Mädchen ist überaus stimmungsvoll.

Ueber die Theater nur wenig Worte. Die, welche gut sind, wie die Comédie und das Gymnase, erfreuen sich keines in architektonischer Beziehung hervorragenden Aeußern; in der Pariser Neuen Oper singt man schlecht, aber das Gebäude ist desto schöner und an bestimmten Abonnements-Tagen das Rendezvous der vornehmen Pariser Welt. Da sich indessen das gute Spiel derer im Hause Molières graphisch leider nicht veranschaulichen läßt, so schien es mir zweckmäßiger, den Lesern durch unsere beiden Illustrationen eine Vorstellung von der im elegantesten Viertel von Paris, dem sogenannten Opernviertel, und auf einem prächtigen **Platz dicht am Boulevard des Capucines und dem der Italiener gelegenen Großen Oper und seinem luxuriös ausgestatteten Innern zu geben. Das von dem Architekten Garnier 1874 vollendete Gebäude deckt einen Raum von über elftausend Quadratmeter und ist somit das größte der Welt; seine Bühne ist 55 m breit, 66 m hoch und 25 m tief. Die verschiedensten und kostbarsten Marmor-, Granit- und Porphyrsorten sind aus aller Herren Länder bestellt und so überreich verwertet worden, daß der Gesamteindruck ein wenig der der Ueberladung ist. Die verhältnismäßig niedrige, siebenbogige Eingangshalle läßt übrigens die Front etwas gedrückt erscheinen; das berühmte Foyer ist von feenhafter Pracht,** nicht minder die Treppe.

Betrachten wir zum Schluß noch einige bemerkenswerte Baudenkmäler von Paris. Zunächst die Tour Saint-Jacques (S. 699). Trübselig mag dieser im reinsten gotischen Stil erbaute Kirchturm auf die Rue de Rivoli herabblicken, auf deren Terrain sein Rumpf bis zum Ausbruch der ersten Revolution gestanden; wer weiß, vielleicht wäre auch er selbst verschwunden, wenn er nicht 1836 — bis dahin gehörte er Privatleuten und zwar einem . . . Metzger! — vom Staate angekauft und 1853 restauriert worden wäre! Genau zwei Jahrhunderte vor dieser Restaurierung entdeckte der berühmte Philosoph auf der Höhe desselben nach mancherlei Experimenten das Gesetz vom atmosphärischen Druck und dem horror vacui, das Galilei, Descartes und Toricelli nur geahnt, aber nicht klar erkannt hatten.

Die Porte Saint-Martin, ein zu Ehren Ludwigs XIV. im Jahre 1674 errichteter Triumphbogen, liegt an dem gleichnamigen Boulevard und führt von da in das Faubourg Saint-Martin, wie sie ihren heiligen Namen auch dem benachbarten Theater gegeben hat, in dem die nichts weniger als heilige Sarah Bernhardt im vorigen Jahre ihr Théodora-Unwesen trieb.



„Der Wüterich“, alter Baum in Fontainebleau (S. 757).



Heidekrautbrenner im Wald von Fontainebleau (S. 757).

Die Fontaine Saint-Michel ist erst in [de]n sechziger Jahren dieses Jahrhunderts [ge]baut; eine monumentale Fontäne mit einer Nische und einer Bronzegruppe, welche den heiligen Michael mit dem besiegten Drachen darstellt. Wenn die Herren Studenten der Medizin und der Rechte de l'autre côté de l'eau, d. h. vom rechten Ufer der Seine zurückkehren, so begrüßen sie diesen heiligen

Michael wie einen alten Freund oder wie den Grenzwächter ihres Reiches, denn die schöne breite Straße ist der Boulevard Saint-Michel, welcher das lateinische Viertel in seiner ganzen Länge durchschneidet. Auf dem „Boul' Mich'" wird wohl mehr gescherzt und lustiger Unfug getrieben, zumal in der Fastnacht, als im ganzen übrigen Paris zusammengenommen.

Die Vendomesäule (S. 695) ward 1805 von Napoleon I. zum ewigen Zeugnis für seine Siege über die Oesterreicher und Russen errichtet. Im Jahre 1871 wurde sie von den Kommunarden umgestürzt, doch hat man sie, nebst der Kaiserstatue, später wieder aufgerichtet. Auf dem hocheleganten Vendomeplatz hatten die Kommunarden ihr Hauptquartier. Wohl um zehn Meter höher ist die gleichfalls hochberühmte Julisäule (S. 696) auf dem von einer Arbeiterbevölkerung umwohnten Bastillenplatz, der von dem berüchtigten, 1789 vom Volk gestürmten Gefängnis glücklicherweise keine Spur mehr aufweist.



Fällen der Tannenbäume im Wald bei Fontainebleau.

Auch die Fontaine de la Victoire, welche unser Bild (S. 707) darstellt, ist von dem, wie man sieht, höchst verherrlichungsbedürftigen Napoleon I. zu Ehren seiner Siege errichtet worden; unten plätschern lustig die Kaskaden, oben schwebt eine vergoldete Viktoria, die, so freigebig wie der Brunnen sein Wasser, Lorbeerkränze auszuteilen scheint. Das Siegesdenkmal steht auf dem schönen Châteletplatze. Dort, wo heute das Châtelettheater prangt, in dem die Feerie ihre Heimat hat, erhob sich dereinst das gleichnamige Gerichtsgebäude, und wo jetzt Feen und Gnomen ihre Reigen ziehen, wurden die Verbrecher öffentlich hingerichtet. Der Zufall hat mir ein 1806 erschienenes, höchst seltenes Werk in die Hände gespielt, welches das Paris der damaligen Zeit schildert. In demselben finde ich unter anderem folgende verwunderliche Chronik: „Der Châteletplatz würde größer sein, wenn man die beiden kleinen Häuser entfernte, welche sich an das Gefängnis anlehnten." Das ist nun inzwischen geschehen. „Diese beiden Häuser werden von einem Traiteur bewohnt, dessen Aushängeschild die Worte trägt: Au veau qui tete (zum saugenden Kalbe); Leckerbissen von Hammelfüßen à la Sainte-Menehould, à l'anglaise, à l'égyptienne. Dieser Traiteur bereitet die Hammelfüße in so verschiedener Weise zu, daß er eine Mahlzeit mit zehn Gängen aus nichts als Hammelfüßen herrichten kann. Auf diesem Platze werden die Zwangsversteigerungen abgehalten. Jeden Morgen sehen Sie auf dem Platze des großen Châtelet die Gerichtsvollzieher und die Trödler sich um die letzte Habseligkeit des Unglücklichen streiten. Aus Furcht, daß die Gerichtskosten nicht allen Gewinn absorbieren, stellen sie bei dem Kostenverzeichnis in einem griechischen Stile sorgfältig die Ausgaben für das Frühstück in Rechnung, das im ‚Saugenden Kalbe' mit Hammelfüßen und dem besten Weißwein eingenommen wird. Man erbaut jetzt auf dem Châteletplatz ein Fontänenmonument. Hoffen wir, daß die Gerichtsvollzieher Wasser in ihren Wein thun werden."

Die oben geschilderte Fontäne wurde in der That ein Jahr später, also 1807, errichtet, sie hat das „Saugende Kalb" überlebt, aber dessen Hammelfüße à la Sainte-Menehould sind noch heute in Ehren, was leider auch von den Gerichtsvollziehern gilt, die immer noch kein Wasser in ihren Wein thun.

Doch nun genug von dem Labyrinth der Pariser Straßen und der Gassen. Der Frühling grünt und wir rufen mit Faust: „Flieh! auf! Hinaus ins weite Land!" Und wir besteigen abermals den Seinedampfer, der uns schon so manches liebe Mal bis zur Weltausstellung befördert hat. Doch für diesmal hemmt die Jenabrücke nicht die göttergleiche Fahrt, und unser Auge gleitet von der Spitze des Eiffelturms zu den belebten Ufern der Seine hinab, welche fast ebensosehr wie die Themse, ein buntes Bild industrieller und kommerzieller Betriebsamkeit bieten.

Auf einem Punkt des Kais mit seinen spiegelglatten Sandsteinböschungen sehen wir ein improvisiertes Zeltdörflein mit einer solchen Fülle von Obstkörben (S. 716), daß man sich fast besorgt fragt, ob die Zentralhallen auch Platz genug für all den Reichtum haben werden. Dann passieren wir zahllose, schwimmende Badehäuser und daneben leider auch die Waschanstalten, die sogenannten Lavoirs, welche Zola in seinem berühmten „Assommoir" so drastisch geschildert hat. In endloser Reihe stehen dort die Virginies und Gervaites, den geröteten Arm im Wasser, während die Wellen des Dampfschiffs gegen ihre Holzschuhe wie gegen einen übermächtigen Felsen ohnmächtig branden.

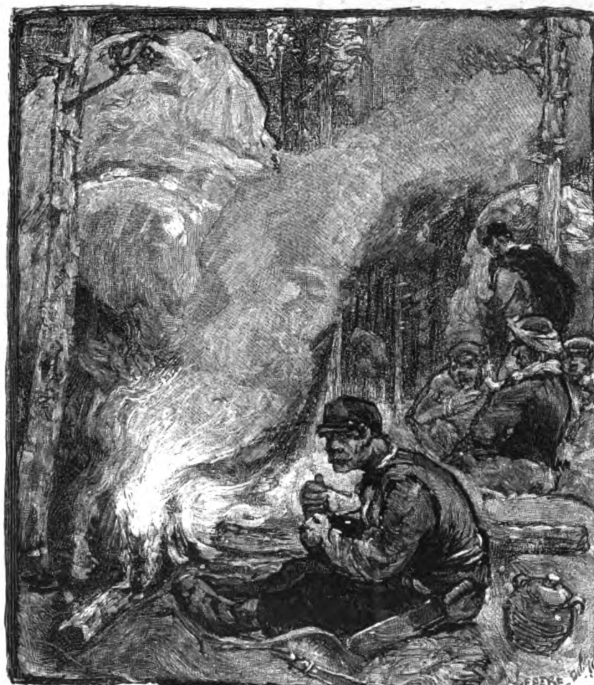
Nach wenigen Minuten taucht ein mächtiger Ankerplatz (S. 709) vor unseren Blicken auf, wo sich Dampfschiff an Dampfschiff drängt, zumal die bâteaux mouches, die kleinere Gattung der Seinedampfer, welche nur bis zu den Fortifikationen und dem Point-du-jour gehen. Jedes freie Plätzchen, das sich in diesem kleinen Hafen (S. 709) findet, bildet zugleich das Jagdgebiet der zahllosen Angler, welche die Pariser Küche mit der so beliebten und schmackhaften kleinen „Friture de la Seine" versorgen. Wir haben es dort wie allenthalben mit Anglern von Beruf und mit Anglern aus Leidenschaft zu thun. Die Zahl der letzteren ist in Paris vielleicht größer als in irgend einer

anderen Stadt der Welt. Bei der quecksilbernen Natur des Franzosen sollte man das kaum für möglich halten, und doch ist es der Fall. Es gibt Anglerklubs in Hülle und Fülle, und in der That spiegelt sich die Leidenschaft für diesen Sport auch in der französischen Litteratur in verschiedenster und in höchst bezeichnender Weise ab. Der Bigame von Alfortville, dessen Prozeß vor Jahren als eine cause célèbre erachtet wurde, — und das will in Paris etwas bedeuten — war einer der eifrigsten Angler, und zwar in dem Grade, daß er über seiner Leidenschaft für die stummen Bewohner der Seine und Marne nicht nur seiner Frauen, sondern sogar auch der allerelementarsten Vorsichtsmaßregeln vergaß.

Hinter den Dampfschiffen und Frachtbooten, zu welchen auch die den Lesern von „Vom Fels zum Meer“ wohlbekannte „schöne Nivernaiserin“ Daudets gehört, ein dampf- und feuerspeiendes Ungeheuer, welches das in Paris wohlbekannte „Eau de Javelle“ herstellt. Letzteres hat mit dem „Eau de Cologne“ allerdings nur eine entfernte Verwandtschaft, es ist nämlich das Eau de Cologne der Wäscherinnen und — angeblich! — chlorfrei, gegen welche kühne Behauptung indessen die Leibwäsche in beredt durchsichtiger Form protestiert.

In mächtigem Bogen überspannt die von den Zügen der Gürteleisenbahn täglich wohl Hunderte von Malen befahrene Brücke des Point-du-jour (S. 709) unmittelbar an den Fortifikationen die sich erweiternde Seine. Von ihrer Höhe aus genießt man, wie unser Bild erraten läßt, einen prächtigen Ausblick auf die Seine und bis zu jener grünen Hügelkette, in welche sich die reizenden, waldreichen Sommerfrischen von Clamart, Meudon, Sèvres und Saint-Cloud einbetten.

Das Dampfschiff hält übrigens noch diesseit der Brücke am rechten Ufer der Seine, wo sich die merkwürdigsten Cafés (S. 708), Tanzlokale, Tingeltangel aneinanderreihen, niedrige, halb und halb im Schweizerstil gehaltene, grünumrankte Gebäude, wo das Volksleben erst im Frühjahr erwacht, um im Herbste mit den fallenden Blättern wieder abzusterben (S. 730). Jenseit der Brücke, aber an demselben Ufer neue, womöglich noch niedrigere Cafés, ein noch jahrmarktartigeres Treiben mit zahllosen Karussells, deren schnarrende Leierkasten ein ungeheures Getöse machen. Daneben Schießbuden, Buden mit Waffeln und gebratenen Kartoffeln, Seiltänzer und all die Wesen und all das Leben, welche nun einmal in deren Gefolge sind (S. 722). Ihre Wagen dienen zugleich als Nachtherberge, und die Arbeiterwelt, die hinter dieser ambulanten Kolonie in elenden Baracken wohnt, bildet die Hauptkundschaft etlicher Assommoirs, die bei Nachtzeit zu besuchen nicht gerade rätlich ist. Dort werden die schlimmsten Gifte, ein arsenikgrüner Absinth, Scheidewasserschnaps und ähnliche magenstärkende Getränke verschenkt. Freilich gibt's auch bessere Gasthäuser, in denen man sich begnügt, einem neben Bratfisch und ähnlichen wohlschmeckenden Dingen nur chemische Weine vorzusetzen.

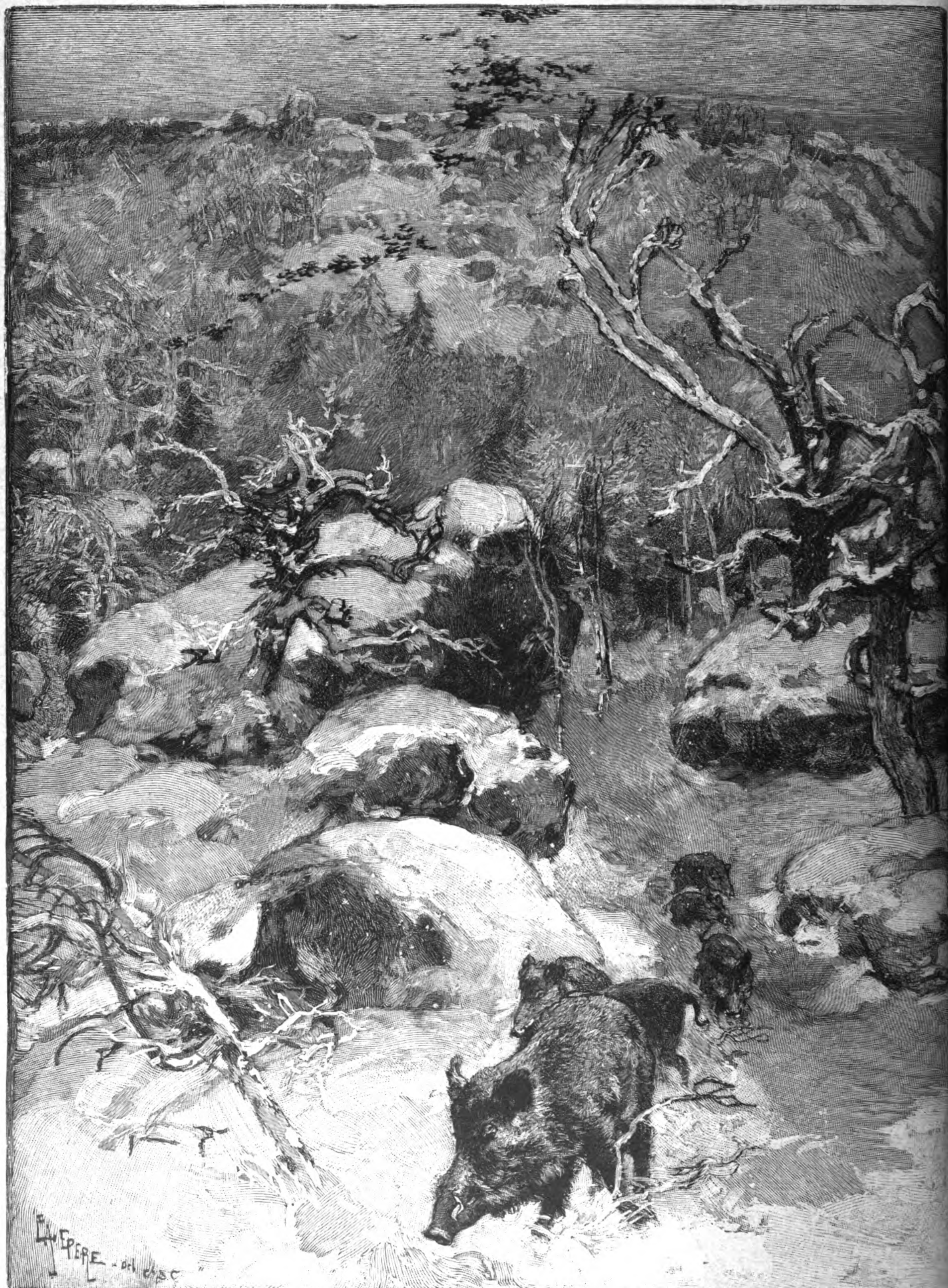


Waldarbeiter beim Abendbrot (S. 757).



Waldpartie bei Mondschein.

Trotz all dieser Unzuträglichkeiten verdient der Point-du-jour doch einen Besuch, wohlverstanden nur, wenn die liebe Sonne teilnimmt an dem bunten Treiben der unteren Schichten der Pariser Gesellschaft. Bis in die grünen Gräben der Stadtumwallung breitet sich dann das muntere Völkchen aus, und die schrillen Rufe einer spielenden Schar von nicht selten barfüßigen Rangen übertönen noch die Leierkasten und Fiedeln, die zum Tanz im Freien aufspielen. An solchen Tagen begegnet man denn auch seinesgleichen, Leuten, welche dies eigenartige Volkstreiben auch einmal aus eigener Anschauung, statt aus Büchern, kennen lernen wollen. Ein Spaziergang von einer Viertelstunde am Ufer der Seine entlang, oder auch eins der größeren Dampfschiffe führt uns nach Billancourt, der ersten Pariser Sommerfrische. Der Ort steht mit dem Point-du-jour fast schon in ununterbrochener Verbindung. An jedem freien Platz ist irgend eine provisorische Gastwirtschaft oder ein Landhäuschen errichtet, an dessen Fenster man nur zu oft das vielsagende Wörtlein: „à louer“ liest. In der That sieht es dort immer noch ein bißchen kahl und städtisch aus, und wenn ich die Wahl hätte, so würde ich mir einen etwas ferneren, mehr im Grünen und an den villenreichen Hängen am linken Ufer der Seine gelegenen Sommeraufenthalt wählen. Gegenüber von Billancourt (S. 724) mit seinen Booten und Fischernetzen liegt die Insel Robinson. Da sieht's schon hübscher aus. Eine langgestreckte, sehr schmale Seineinsel, fast ganz mit Bäumen bewachsen, der Wallfahrtsort des Pariser Kleinbürgertums. Natürlich fehlt die Gastwirtschaft nicht und ebensowenig die unvermeidliche Schaukel und die nach odysseeischen Mustern in der Baumeskrone gezimmerte Laube. Dazu Spazierritte hoch zu Esel und noch höher zu Roß, also alles, was das Herz derer begehrt, welche den Pariser Staub von den Sohlen geschüttelt haben



Die Felsen von Cuvier-Châtillon (Fontainebleau).

und sich fessellos vergnügen wollen. Zahllose Dampfschiffe führen dann am Sonntagabend die animierte Gesellschaft in die städtische Sklaverei zurück; fröhlicher Gesang, meist derberen und minder elegischen Inhalts als das „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten," tönt von ihrem Deck weit über die flimmernde Flut hinaus, während **die Feueraugen der Lokomotive von de[m] hochgelegenen Bahnhof des Point-du-Jo[ur] wie ein lauerndes Ungetüm auf die har[m]los nahende Beute herabblickt.**

Wir haben die Wahl, ob wir nach Norden, nach Westen, nach Süden unseren Ausflug unternehmen wollen, denn allenthalben ist es schön, in Montmorency so gut wie in Versailles und Rambouillet mit ihren prächtigen Schlössern, wie in Fontainebleau mit seinem an Kunstschätzen nicht minder reichen Schloß. Machen wir es wie der Präsident Carnot, der im vorigen Jahre seinen Sommeraufenthalt zu wählen hatte — entscheiden wir uns für den Süden, für den fernsten Ort, für Fontainebleau, in dessen uraltem Schloß die schwedische Königin Christine ihren ungetreuen Stallmeister Monaldeschi ermorden ließ, wo Heinrich IV. sich von der schönen Gabriele d'Estrée unter tausend Thränen für immer trennte, wo Pius VII. als Gefangener weilte und der große Bonaparte von seinen Garden Abschied nahm. Ueberhaupt flossen hier viel Thränen und wenigen brachte der Aufenthalt im Schlosse Glück. Das herrlich ausgestattete Schlafgemach Marie Antoinettes steht in unheilvollem Gegensatz zu unserer Erinnerung an ihr tragisches Ende auf einem elenden Bretterschafott.

Und schwermütig und düster ist auch der Wald — einer der größten und herrlichsten Frankreichs —, der Fontainebleau von drei Seiten umfängt und dank seinen unvergleichlichen Felspartien und Schluchten, den „Rochers et Gorges de Franchard", nach denen sich etliche Cafés und Geschäfte der kleinen, stillen Stadt benennen, dank seiner „Roche qui pleure", dem Felsenmeer von Apremont, der Caverne des Brigands, dem Bas-Bréau (S. 734) und den anderen in unseren Bildern dargestellten Sehenswürdigkeiten das Ziel unzähliger Reisenden ist. Kein Wald, so scheint es, bietet dem Maler so herrliche Vorwürfe, keiner eignet sich so sehr, wie er, zu plein air-Studien, und so hat sich denn in den kleinen Dörfern Marlotte und Barbizon eine ganze Künstlerkolonie niedergelassen. Wer für schöne, uralte, phantastisch geformte Bäume schwärmt, der ist hier am rechten Ort. Viele von ihnen führen besondere Namen (S. 744) und haben ganzen Malergenerationen als Modelle gedient, nach fünfzig Jahren ebenso frisch und grün wie dereinst, und nur noch ein wenig „embelliert". Könnte man doch auch von den Modellen aus Fleisch und Blut dasselbe behaupten!

Leider hat ein Riesenbrand vor sechs oder sieben Jahren manche der am herrlichsten bewaldeten Kuppen kahl gemacht. Ein Blick auf unsere Abbildungen (S. 739, 741, 746 und 752) läßt erraten, wodurch jener Brand entstand. Die beliebte Zerstörung des Heidekrauts durch Feuer, die zahllosen Köhler, welche in dieser eine Fläche von 17000 Hektar bedeckende Wildnis hausen, urwüchsige Hünengestalten, wie man sie sonst in Frankreich nur noch selten findet — erklären ihn genugsam. Aber all die schönen Legenden, all die geschichtlichen Erinnerungen, welche das weite Gebiet üppig überwuchern, hat der Brand nicht zu zerstören vermocht. Hier hatte, etwa zur Zeit Karls des Großen, ein dänischer Pirat Bier, Cotte-de-Fer, sein Raubnest sich errichtet und jagte, wie die Chronik berichtet, gleichzeitig Tiere und Menschen. Hier zeigte der kluge Jagdhund Bléau seinem verschmachtenden Herrn, einem Nachkommen Hugo Capets, eine Quelle, und er nannte sie dankbar Fontaine Bléau = Fontainebleau. Hier jagte Ludwig der Heilige, um sich von den Strapazen des Kreuzzuges und seinen frommen Bußübungen zu erholen. Hier trieb der wilde Jäger sein Wesen und höhnte Heinrich IV., der mit leeren Händen von der Jagd heimkehrte, auf dem Hifthorn mit einer Siegesfanfare. Hier wappnete sich Philipp Auguste in eine ganz mit Rasiermessern gepanzerte Rüstung eigenster Erfindung, um — in verderbenbringender Umarmung einen furchtbaren Lindwurm zu erdrücken.

Liebenswürdiger und menschlicher ist die Sage von der schönen Gisela. Ihr Bräutigam war in den Kreuzzügen tödlich verwundet worden. Die Fee Nemorosa, welche in den Legenden von Fontainebleau überhaupt eine große Rolle spielt, verkündet ihr, daß sie mit einem Rosenstrauß den Geliebten retten könne. Aber man befindet sich mitten im Winter. Gisela sinkt vor einem Muttergottesbilde in die Kniee, tief im Schnee, und fleht unter Thränen um die lebenspendenden Rosen. „O, Mutter Gottes, du bist auch Königin der Erde, und wenn du wolltest, könntest du heute Blumen sprießen lassen, so schön wie die des Lenzes!" Und Notre-Dame erwidert mit sanfter, zarter Stimme: „Deine Thränen haben das Wunder vollbracht." Gisela blickt zur Erde, und siehe da, jede Thräne hatte aus dem Schnee eine Rose emporsprossen lassen.

Bevor wir den schönen Wald wieder verlassen, bringen wir dem Gedächtnis der berühmten Maler Millet und Rousseau, deren ausdrucksvolle Züge unser Medaillonbild (S. 737) zeigt, den schuldigen Zoll der Hochachtung. Beide lebten lange Zeit in dem schon genannten Dörfchen Barbizon, wo der Feldhüter unter den Honoratioren den ersten Rang einnimmt. In Rousseaus Atelier, in seine Wohnung und sogar in seine Scheunen hat sich die internationale Künstlerschar eingenistet, wie die Schächer in den Tempel, und wo unsere Pietät seines schöpferischen Geistes Hauch zu spüren vermeint, da rollen jetzt profane Billardkugeln, denn man vergnügt sich in der Einsamkeit so gut, wie es eben geht. Die Zerstreuungen der Weltausstellung bietet Barbizon nicht.

Für Millet, dessen Haus (S. 737), wie man sieht, recht bescheiden ist, habe ich stets eine besondere Vorliebe gehabt. Wie tief hat er die Seele der Natur erfaßt, wie charakteristisch gestaltete er den Landmann, wie belauschte er die Aehrenleserin, den Mäher bei ihrer schweren Arbeit im vollen Brand der Mittagssonne! Und welch ein heiliger Friede ist über die verdämmernde Landschaft gebreitet, die er in seinem unsterblichen Meisterwerk, dem „Angelus", dargestellt hat, wie tiefergreifend Antlitz und Haltung der Beterin, die im Augenblick, wo die Kirchenglocke aus der Ferne herüberschallt, in schlichter Andacht die Hände faltet.

Angelus gehörte lange Zeit der berühmten Galerie des Financier Secrétan an. In den Kupferkrach mit hineingezogen, sieht sich derselbe genötigt, seine kostbare Sammlung zu versteigern. Das Sprichwort: „Habent sua fata libelli" gilt in der That auch von den Bildern und vielleicht noch in höherem Maße. In dem tiefen Frieden der Waldeseinsamkeit gemalt, ist der Angelus nun in den wilden Kampf der Börse um Leben und Tod, in das Getümmel des Hotel Dronot geraten, vielleicht, um seinem kunstsinnigen Besitzer noch einen letzten Liebesdienst zu erweisen und ihm — ein rettender Engel zu sein.

Das Haus Montague.

Erzählung in drei Bänden von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Nach 'ner guten halben Stunde stetigen Einherschreitens auf niederträchtigen Wegen bergan gelangten wir auf den Höhenkamm, welcher den Hafen von allen Seiten einschließt. Da legten wir uns im Schatten auf den Rasen und ich sagte zu John Blount: ‚John,' sagte ich, ‚du bist ein vernünftiger Junge und ich halte ein Stück auf dich, daß ich's nicht übers Herz bringe, dich zu belügen. Würde es mich doch wurmen, dächtest du später, ich habe als ein Verräter an dir gehandelt. Das mit dem Gewerbe ist nämlich Wind; ich erhielt von dem Kapitän nur den Auftrag, dich irgendwo hier herum abtreiben zu lassen. Er will dich einfach los sein. Da rechne ich, es ist besser, wir scheiden als gute Freunde voneinander.'

„Und was antwortete der Satansjunge? Verdammt! Wer den übertrumpfen wollte, hätte früher aufstehen müssen.

„‚Jetzt will auch ich dir etwas sagen, Bob Banish,' sagte er, und er lachte und grinste wie ein halb Dutzend Teufel auf einmal, ‚landeinwärts hast du mich wohl gelotst, allein mich an Bord zurückzu-

schaffen, wär' dir nicht gelungen, und hättest du dir die Kielhölzer bis an die Kniee abgelaufen,' sagte er. ‚Schon früher vertraute ich dir an, daß ich Schiffe hasse; da lauerte ich nur auf eine Gelegenheit, auszurücken. Gib dir also weiter keine Mühe, geh ruhig an Bord und bestelle dem Kapitän, daß ich ihn samt seinem ganzen Schiff, dich ausgenommen, zur Hölle wünschte,' sagte er, ‚auch wär's ein Glück für seine Hausheҳe, daß ich dieses Mal nicht zu Hause geblieben sei; denn ich hätte schon 'nen Plan entworfen gehabt, wie ich sie in einer handlichen Schlinge einfangen und an den Haken oberhalb der Thür aufhissen wollte,' sagte er.

„Da sah ich John Blount verstört an. In seinem Angesicht meinte ich zu lesen, daß solche sündhafte Worte ihm vom Herzen kamen. ‚John,' sagte ich erstaunt, ‚ich glaube, in dir steckt eine leibhaftige Räubernatur.' Da wälzte er sich auf dem Rasen und wollte vor Lachen ersticken, wie 'n gestrandeter Pottwal. ‚Bob Vanish,' sagte er, ‚wenn das Räubermetier mir gefällt, so werde ich ein Räuber, und lieber noch Räuber als Knecht des Kapitäns und Nigger seines Weibes, dieser giftigen Heҳe,' sagte er.

„Ein Stündchen plauderten wir noch mitsammen, ich beinahe schwermütig, er munter, wie 's Kielwasser hinter dem Steuer bei guter Fahrt, und als ich endlich losmachte, um wieder an Bord zu gehen, da hielt er sich seitlängs von mir. Er meinte, was er auf freiem Felde solle; er ginge lieber unter Menschen, um sich Broterwerb zu suchen, sagte er. Dagegen konnte ich nichts einwenden, aber zwei Dollar gab ich ihm, damit er in den ersten Tagen nicht zu hungern brauchte.

„‚Ich nehm's,' sagte er über die Schulter, und er schob sie in die Tasche, als wären's zwei verrostete Nägel gewesen, er selber aber der Mayor von New York, ‚ja, ich nehm's, weil du ein guter Kerl bist,' sagte er, ‚und einem hier schwerlich die gebratenen Tauben ins Maul fliegen. Das heißt,' sagte er, ‚ich nehm's nicht geschenkt, sondern nur geborgt, um es dir zu seiner Zeit zurückzugeben,' sagte er, und man mußte ihn sehen, oder man hätt's nicht geglaubt, daß es nur ein Bürschchen, welches so redete.

„So gelangten wir allmählich in die Stadt, wo wir in den letzten acht Tagen das Fahrwasser einigermaßen kennen gelernt hatten. Da tranken wir als gute Maats abermals einen und trennten uns mit 'nem festen Händedruck und 'nem ehrlichen: ‚Gute Fahrt!' voneinander. Mir selbst war ordentlich schwermütig ums Herz, wenn ich bedachte, daß dieses Ding von 'nem Jungen nunmehr seinen Kurs allein durchs Leben peilen sollte. Er hingegegen schaute drein wie ein Wiesel, das eben 'ne Truthenne abwürgte, so vergnügt und zufrieden. Bevor ich am Ende der Straße zum Wasser hinunter ging, lugte ich noch einmal rückwärts. Da machte ich ihn aus, wie er an einen Montetisch [1]) herangetreten war und seine zwei Dollar verspielte. Mag auch gewonnen haben — was weiß ich's? Aber in mich hinein lachte ich über den Jungen; denn der dachte, wie das Getier im Walde, und kümmerte sich wenig um den anderen Tag, solange ihm heut noch die Sonne leuchtete."

Mit beinahe krankhafter Spannung hatte ich den Mitteilungen des ehrlichen alten Teers gelauscht, und als er endigte, fragte ich hastig: „Sie kannten den John Blount so lange und so genau. Entdeckten Sie jemals ein Abzeichen an ihm, ich meine einen auf seinem Nacken unterhalb des Haars eintättowierten roten Pfeil?"

Vanish sah nachdenklich vor sich nieder. Wie um sein Gedächtnis dadurch aufzufrischen, zog er ein zur Schnupftabaksdose umgewandeltes kleines Hammelhorn aus der Tasche. Nachdem er geräuschvoll eine Prise genommen hatte, bemerkte er mit einer gewissen Entschiedenheit: „Male trug er sicher, auf der Brust wie auf beiden Armen, und die tättowierte ich ihm selber großartig ein. Da waren Schlangen zu sehen, Herzen und zwei Sternen- und Streifenbanner, die lagen über Kreuz. Von 'nem schönen Anker mit darumgewundenem Tau wollte er dagegen nichts wissen. Dagegen mußte ich ihm 'nen Gaul mitten auf die Brust zeichnen; der gelang zwar nicht ordentlich, aber er war zufrieden damit und meinte, im Sturm sei jeder Port gut genug, und dabei blieb's. Sonstige Male habe ich nicht an ihm ausgemacht."

„Hörten Sie jemals wieder von ihm?" fuhr ich ungestüm fort, und ich fühlte förmlich des Professors Blicke, die ängstlich auf mir ruhten.

„Nie wieder," lautete die Antwort, „ich hegte wohl große Lust, mich nach ihm umzuthun, allein in den nächsten Jahren hielten wir nicht auf Acapulco, und dann traf mich's, daß ich durch die Deckluke bis in den Kielraum hinunterstürzte, da war's mit meinem Seefahren vorbei. Auch der Kapitän vergaß eines Morgens das Erwachen, und so ist John Blount allmählich in Vergessenheit geraten."

„Halten Sie für möglich, daß er zur Zeit noch in Acapulco oder in der Nachbarschaft lebt?" forschte ich weiter.

„Möglich ist alles," gab Vanish zu, „ich rechne, es kommt darauf an, ob er daselbst eine gute Brotstelle fand; denn mit Geringem war der nicht zufrieden. Aber immerhin, wer nach ihm aus ist, möchte in Acapulco wohl 'ne Spur von ihm auspeilen, der er nur nachzufolgen brauchte. Ging er noch nicht kopfüber, so muß er zur Zeit ein gehöriger Mann geworden sein. Sollten die Gentlemen wirklich Jagd auf ihn machen und Sie finden ihn, dann möcht' ich Sie bitten, es mich wissen zu lassen. Zu gern erführ' ich, wohin es mit jemand gekommen, der neben einer großen Gutmütigkeit auch ein Stück vom leibhaftigen Satan mit sich herumtrug."

„Ich werde nach Acapulco reisen und alles aufbieten, Näheres über ihn in Erfahrung zu bringen," erklärte ich entschlossen, „kehre ich zurück, so spreche ich wieder bei Ihnen vor. Hoffentlich weiß ich dann, wer dieser John Blount eigentlich ist." Ich legte fünf Dollar in des erstaunten alten Teers Hand und fügte hinzu: „Der Sicherheit wegen erstatte ich Ihnen schon jetzt die zwei Dollar nebst Zinsen zurück. Finde ich ihn, so sollen Sie von ihm hören; vielleicht sucht er selber Sie noch einmal auf."

Vanish schob das Geld in die Tasche und bemerkte grunzend: „Mit dem Finden hat's seinen Haken. Wem die ganze Welt zu klein ist, der bleibt schwerlich lange in solchem Nest."

„Und wäre es bis ans Ende der Welt, so folge ich seinen Spuren nach," versetzte ich ungeduldig, daß ich nachträglich über mich selbst erstaunte, „nicht eher ruhe oder raste ich, bis ich weiß, woher dieser John Blount stammt und was aus ihm geworden ist."

Ich erhob mich und reichte dem alten Bullenbeißer die Hand zum Abschied. Der Professor, wie eingeschüchtert durch mein heftiges Wesen, folgte meinem Beispiel. Gleich darauf befanden wir uns auf der Straße, wo wir uns der Stadt zuwendeten. Eine Weile schritten wir schweigend nebeneinander einher. Dann bemerkte ich in der That unbewußt: „Das sind keine schöne Aussichten, welche sich vor mir eröffnen. Weder die Mitteilungen des alten Weibes noch die des Bootsmanns haben große Hoffnungen in mir wachgerufen. Sollte ich indessen mit diesem John Blount zusammentreffen und wirklich meinen Zwillingsbruder in ihm erkennen, so werde ich nie vergessen, daß er der Sohn meiner Eltern."

Bitter, sogar bedrohlich mochte meine Stimme geklungen haben. Trotzdem erfüllte den Professor, wie er mir später eingestand, eine gewisse Genugthuung, daß angesichts der schweren Aufgabe mehr und mehr die Weichheit aus meinem Wesen schwand, an Stelle des träumerischen Schwankens männliche Entschlossenheit sich in erhöhtem Grade Geltung verschaffte. Und so hob er mit dem gewohnten lieben „Take it easy" an.

„Ja, Kohlmeise, take it easy," wiederholte er, „und gib es auf, dich fernerhin mit Phantasien zu martern, die nur zu sehr geeignet, den deinen Jahren gebührenden Frohsinn zu beeinträchtigen. Ein schönes Bild entwarfen beide freilich nicht von deinem — ich meine von dem rätselhaften John Blount. So viel leuchtet indessen aus ihren Mitteilungen hervor, daß neben der Zügellosigkeit seines Charakters auch bessere Eigenschaften ihren Platz fanden. Sie können zu einem gesitteten Lebenswandel, aber auch abwärts in niedrige Sphären geführt haben; es hängt davon ab, in welche Lagen und Verhältnisse er geriet. Beide nannten ihn ehrlich; das ist eine Bedingung, die nicht leicht Versumpfung im Gefolge hat."

Ich lachte herbe vor mich hin.

[1]) Ein bei den Mexikanern beliebtes Glückspiel.

„Ob dieses oder jenes," erwiderte ich leidenschaftlich, „ist er in der That mein Bruder, und muß er, tättowiert wie ein Wilder und geneigt zum Spiel wie zur Gewaltthätigkeit, zu den Verlorenen gezählt werden, oder fand er ein verfrühtes, trauriges Ende, so mache ich denjenigen dafür verantwortlich, der uns auf gleiche Art erbarmungslos in die Welt und in Verhältnisse hinausjagte, von welchen es ein Wunder, wenn sie nicht zu unserem beiderseitigen Untergange führten."

„Nicht doch, Kohlmeise," begütigte der Professor väterlich, „warte mit einem endgültigen Urteil, bis das Ergebnis deiner Nachforschungen unzweideutig vor dir liegt. Du bist ein Montague und als solcher verpflichtet, den Namen deines Vaters hoch zu halten. Agathe wurde eine Montague, das verpflichtet dich doppelt, alles von ihr fern zu halten, was niederdrückend auf sie einwirken könnte. Sie erduldete zu viel; ihr Gemüt darf nicht noch mehr belastet werden."

Ich antwortete nicht; aber meinen Arm legte ich auf den des väterlichen Freundes, indem wir unseren Weg heimwärts weiter verfolgten. — Wochen gingen noch dahin, bis ich so weit war, um meine Reise antreten zu können. Vollständig unbekannt mit der spanischen Sprache und den mexikanischen Landesverhältnissen, bedurfte ich der Zeit, um mich wenigstens notdürftig vorzubereiten. Reginald sah ich in der That nicht wieder. Es befremdete mich nicht. Zwischen ihm und mir vermittelte der Professor. Nicht einmal ein Rat wurde mir von dem Bruder meines Vaters erteilt. Den mir zugefertigten ungebundenen Kredit begleitete die einzige dürre Mahnung, nicht zu vergessen, daß ich ein Montague und als solcher standesgemäß aufzutreten habe. So wurde ich auch mit etwaigen Berichten und Anfragen auf den Professor verwiesen, von dem ich fernerhin über das von mir zu beobachtende Verfahren unterrichtet werden sollte.

Agathe war unterdessen nach dem stillen Heim des Professors übergesiedelt, wo sie unter Freudenthränen willkommen geheißen wurde. Als ein Aufatmen nach langem schwerem Leid hätte man es bezeichnen mögen, als sie, dem gleißenden Elend entronnen, die einfachen, jedoch überaus freundlich eingerichteten Räume ihrer neuen Wohnung bezog. Etwas unendlich Rührendes lag in dem stillen Entzücken, mit welchem sie die einst so vertraute Umgebung, sogar die starräugigen Bestien begrüßte und in die altbekannte Hausordnung sich einlebte. Traumhaft wiederholten sich dabei die Gedanken und Empfindungen, welche einst den Kopf der kleinen mutwilligen Elfe erfüllten, hier ein Lächeln der verschollenen Lust entlockend, dort eine Thräne der Wehmut.

„Wie ist doch alles anders geworden," erzählte sie, als wir zur abendlichen Stunde uns im Garten ergingen, und zutraulich, wie in früheren Tagen, kehrte sie mir ihr schönes, zartes Antlitz voll zu, „die Wege so sauber und zierlich begrenzt, der Rasen so glatt geschoren, die Blumenbeete kunstgerecht erneuert und gepflegt — gerade wie wir," fügte sie schwermütig lächelnd hinzu. „Auch wir mußten uns in die den dahinrollenden Jahren entsprechenden Formen einzwängen. Aber schöner war es damals, als der Garten noch eine Wildnis, wo das Unkraut ungehemmt wucherte und wir bei unserem wilden Einherstürmen nicht zu befürchten brauchten, Schaden anzurichten."

„Schöner, weit schöner damals," bestätigte ich begeistert, „als unsere Herzen noch so leicht wie die der Falter, nach denen wir haschten, wir noch keinen anderen Kummer kannten als den, daß die Tage so unabsehbar lang, die zwischen dem einen Sonntag und dem anderen sich ausdehnten. Ja, Agathe, im Verkehr mit dir und den beiden guten Alten wurde auch mein Herz leicht, vergaß ich so gern, daß mein Leben ähnlich dem einer Raupe, welcher von der Natur zuerkannt worden, heute ein kriechendes, von jedem Fuß bedrohtes Dasein zu führen und morgen auf breiten, schillernden Schwingen sich zu wiegen. Wie es war, kann es freilich nicht mehr werden; aber aufleben wirst du und neu erblühen in dem Bewußtsein deines eigenen freien Willens und der herzlichen Liebe, deren unzweideutige Beweise dir, wo auch immer du weilst, entgegengetragen werden."

Agathe sann eine Weile nach. Es kostete sie sichtbar Mühe, sich von den Bildern loszureißen, welche ich vor ihren Geist hingezaubert hatte. Dann sprach sie, ihre großen freundlichen Augen mit einem Ausdruck unerschütterlichen Vertrauens auf die meinigen richtend: „Nachdem du die Reise angetreten hast, wirst du mir sehr fehlen. Auch dem Professor und der guten Painelow. Es hätte doch vieles anders sein können, so daß du nicht auf so lange fortzuziehen brauchtest. Ich werde mich nach dir sehnen zu jeder Stunde; es ist ja so natürlich. Denn mag ich mit meinem ganzen Herzen voll Liebe an den beiden guten Alten hängen, so erscheint das Verhältnis zwischen uns beiden mir doch anders — vertraulicher möchte ich sagen." Sie lächelte trübe und doch so süß und fügte unbeschreiblich sanft hinzu: „Es kann ja nicht befremden, Kohlmeise, denn vergegenwärtige dir nur die schrecklichen Geheimnisse, welche damals zwischen uns schwebten: abgebrochene Obstbaumzweige, unreife Aepfel, mit Tinte bespritzte Taschentücher, die versteckt wurden und als verloren galten, und wer weiß, was sonst noch."

„So wird auch fernerhin unbegrenztes Vertrauen zwischen uns walten," erklärte ich gerührt, und Agathes Hand ergreifend, zog ich ihren Arm unter den meinigen, „ein Vertrauen, welches nicht das kleinste Geheimnis zwischen uns duldet, und ich weiß, es wird uns beiden zum Segen gereichen — und im Grunde gehören wir zu einander, schon allein durch den gemeinschaftlichen Namen." Ich entdeckte, daß bei dieser unvorsichtigen Mahnung ein Schatten über das liebe Antlitz eilte und fuhr etwas lebhafter fort: „Leider kann die Reise nicht umgangen werden; ich unternehme sie indessen in der stillen Hoffnung, daß meine Mühen von Erfolg gekrönt werden. Wohin ich verschlagen werde und wie lange ich fortbleibe, das ruht freilich verborgen im Schoße der Zukunft —"

„Nur nicht zu lange, Kohlmeise," fiel Agathe sanft flehend ein, „nein, nicht zu lange, denn ich kann es dir nicht verschweigen: vergeblich kämpfe ich gegen die traurige Ahnung, daß ich nicht allzu lange mehr lebe — nicht doch, Kohlmeise, erschrecke nicht so, ich bin ja noch da; und wenn ich dir meine heimliche Besorgnis eingestehe, so betrachte das als einen neuen Beweis meines unbegrenzten Vertrauens. Zu dem Professor und der guten Painelow darf ich nicht darüber sprechen, und so bist du der einzige, vor dem ich zur eigenen Beruhigung meine Bedenken offenbaren kann. Und dann, Kohlmeise, es muß ja nicht gleich sein, auch mag ich mich erholen; aber erwäge, was ich in den letzten vier Jahren erlebte und erduldete," und Thränen drangen in ihre Augen, „unter solchen Bedingungen hätte wohl eine kräftigere Natur als die meinige untergraben werden müssen."

„Die Wirkung des überstandenen Leids unterschätze ich nicht," nahm ich nach der ersten Bestürzung gefaßter das Wort, „anderseits solltest du die voraussichtliche Wirkung der für dich beginnenden neuen Lebensweise nicht unterschätzen. Was dem Körper zum Vorteil gereicht, die liebevolle Pflege, das vervollständigt die zurückgewonnene Ruhe des Geistes, der ungestörte Friede, in welchem deine Tage fortan verrinnen werden. Für gefährlich halte ich dagegen, Betrachtungen nachzuhängen, die allerdings eine natürliche Folge der kummervoll verlebten Tage, jedoch mit ein wenig Willenskraft erfolgreich bekämpft werden können."

„Möchtest du recht behalten," versetzte Agathe, und leise bebte ihre Stimme vor Wehmut, „möchte wirklich heiterer Seelenfriede allein mich beherrschen, die Trauer auslöschen, welche ich bei dem Gedanken empfinde, daß mein ganzes Leben ein verfehltes gewesen. Doch so gern ich auch möchte, Kohlmeise, ich glaube nicht, daß es noch möglich. Sprechen wir lieber nicht weiter darüber — ich sehe ja, wie schwer es dir wird, darauf einzugehen. Nur die Beteurung nimm noch hin, daß ich mein Aeußerstes aufbieten will, zu gesunden, deine Ratschläge zu befolgen. Neue Kräfte will ich versuchen zu sammeln, damit die Freude deiner Heimkehr dir nicht durch mich verbittert werde. Wenn wir aber scheiden und das letzte: „Auf Wiedersehen" miteinander austauschen, dann wollen wir freudig und hoffnungsvoll blicken und dadurch uns gegenseitig ein tröstliches Erinnerungszeichen mit auf den Weg geben — da kommt Frau Painelow, um uns zum Abendessen zu rufen, wie in den alten Zeiten — um Gotteswillen — Kohlmeise, was ist dir? schaue nicht

so nachdenklich. Sie ist so klug, sie errät, was zwischen uns zur Sprache gekommen."

Förmlich gewaltsam richtete ich mich auf. Ein Bild hatte mir vorgeschwebt, welches mich bis ins Mark hinein erschütterte. Was Agathe mir anvertraute, es wollte nicht mehr aus meinen Gedanken weichen. Aber schöner noch und holdseliger erschien sie mir, als sie von mir fortrat, um ihre alte Freundin zu begrüßen; schöner und holdseliger mit ihrem schlanken, geschmeidigen Wuchs und dem wunderbaren Ausdruck himmlischer Verklärung auf ihren Zügen.

Als die Stunde der Trennung endlich gekommen, wie wurde der Abschied mir so unsäglich schwer; wie durchzitterte es mich wehevoll, als Agathe, wie einst dem schüchternen Gespielen, mir beide Hände auf die Wangen legte und mich zärtlich küßte! Wie bebte mein Herz, als sie mich innig bat, nicht zu lange fortzubleiben, sondern heimzukehren so bald wie möglich und wohlbehalten, um mich zu überzeugen, daß sie meiner Ratschläge eingedenk geblieben. Die letzten gewechselten Worte erstickte tiefe Wehmut. Ueber uns dagegen lächelte der Himmel so blau, strahlte die Morgensonne so goldig und sang die Drossel im Garten so süß, als hätten das alte Haus und dessen Bewohner weit außerhalb des Bereichs düsterer Schatten gelegen. —

Viertes Buch.

Der Vaquero.

30. Kapitel.

Carlota.

Aus dem winterlich beeisten Skandinavien nach dem tropisch beschatteten Litorale der Südsee: Welch gewaltiger Kontrast! Hier spiegeln sich immergrün bekleidete Bergabhänge in dem zauberisch eingerahmten, einem Binnensee ähnlichen Hafenbecken von Acapulco, bestimmen anmutige Palmenformen gemeinschaftlich mit den Riesenblättern der Bananenstauden den Charakter der Landschaft; dort starren, wie Träume aus der Urzeit des einst kältere Räume durchrasenden Erdkörpers, beinahe endlose Gletscherreihen ausdruckslos gen Himmel, erzittert der norgische Granitpanzer unter dem Andrange des erzürnten, nimmer rastenden Weltmeeres. Doch hier wie dort: Eine Pracht ist es überall. Gleichviel, ob die Sonne in ungetrübtem Glanze mit belebendem Licht alles überströmt oder kühle Nebel die Fernsicht verschleiern, ob die Nacht ihr kostbarstes funkelndes Geschmeide anlegte oder schwarzes Gewölk zuckende Flammen entsendet: Wo die Empfänglichkeit des Gemütes nur ein wenig über den Instinkt vernunftloser Geschöpfe hinausragt, da webt sich ein geheimnisvolles Band zwischen dem Sterblichen und einer gewaltigen, alles umfassenden Naturkraft; ein Band, stärker und heiliger, als es durch die Lehren irdisch Geborener geschaffen werden kann. Je schärfer die Kontraste in der Natur, um so nachhaltiger die Wirkung. Das eine hebt das andere. Zu Vergleichen herausfordernd, schmückt sich gegenseitig mit den zauberischen Farben einer glühenden Phantasie, was, durch Erdhälften voneinander getrennt, in der Erinnerung sich lieblich und erhaben zugleich aneinander reiht. —

Draußen regte der Ozean sich unwirsch. Als mächtige Hügelketten rollten die schaumgekrönten Wogen auf die mexikanische Küste ein. Mit hohlem Dröhnen brandeten die schweren Dünungen gegen das felsige Gestade. Die Nacht war hereingebrochen. Ein leuchtender Schaumgürtel schied Meer und Festland voneinander. Den Tag über hatte es scharf geweht. Die jetzt ermattete Luftströmung strich an dem von der See aus nicht sichtbaren Hafen von Acapulco vorüber. Nur in der gewundenen Einfahrt machte das Grollen des erregten Ozeans als träge auslaufende Schwellungen sich noch bemerklich. Das umfangreiche Hafenbecken selbst, ringsum geschützt durch Berge, lag ruhig. Den Winden unzugänglich, strahlte es mit der Regungslosigkeit einer Glasscheibe den dürftig gestirnten Himmel zurück. Dürftig! Denn der Mond war bereits über die östlichen Höhen hinausgestiegen. Mit bläulichem Licht überströmte er die ihm erreichbaren Bergabhänge und den größeren Teil des Hafenbeckens. Bläuliche Lichter ruhten auf den Mauern und Turmecken des alten Forts, welches mit seinen Geschützen die Einfahrt beherrschte, wie auf den Gesimsen der flachen Dächer der Stadt. Bläuliche Lichter spielten mit den hoch hinaufragenden breiten Blättern der Musaceen und den träumerisch gesenkten Wedeln der Palmen. Wohin die Beleuchtung des Mondes ihren Weg nicht fand, da vervollständigten tiefe Schlagschatten das exotische Gemälde. Es war eine Zaubernacht. —

Zwei größere Schiffe und mehrere kleinere Fahrzeuge ankerten der Stadt gegenüber. Mehr nach dem westlichen Winkel hinein hatte der von Panama heraufgekommene Kaliforniadampfer sich neben das als Steinkohlenmagazin dienende Gerüst gelegt, um zur Fortsetzung der Reise neuen Brennvorrat einzunehmen. Mit den zahlreichen erleuchteten Fenstern erschien es wie ein Gasthof ersten Ranges. Nur das Poltern, das Rasseln der Ketten, das Rollen der Taue durch die Blöcke und gelegentliche kurze Kommandos, unter welchen die an der Ra emporgehißten vollen eisernen Kasten ihren Inhalt in die Maschinenräume hinabsandten, verhinderten eine vollständige Täuschung.

Die auf den verhältnismäßig schmalen Strand mündenden Straßen der Stadt waren erleuchtet wie zu einem Volksfest. Laternen und offene Lampen brannten dicht gedrängt, hier auf Montetischen, wo geräuschvoll zum Glücksspiel eingeladen wurde, dort auf Gerüsten mit Muscheln oder Südfrüchten aller Art. Das Eintreffen des Dampfers, dessen Verweilen gegen sechs Stunden dauerte, hatte alles hinausgetrieben, was nur immer hoffte, mit den ankehrenden Fremden in lohnenden Handelsverkehr zu treten. Ebenso waren auf dem Dampfer nur diejenigen zurückgeblieben, die durch Pflicht, Trägheit oder Scheu vor den in dem Gewühl zwischen den Buden zuweilen sich abspinnenden bedrohlichen Szenen gefesselt wurden.

Nachmittags war der Dampfer eingelaufen; jetzt mochte es neun Uhr sein, also eine Stunde nach Sonnenuntergang. Gruppenweise begannen die Reisenden sich wieder einzuschiffen. Boote, gerudert von halbnackten bräunlichen Burschen und glutäugigen Mädchen flogen zwischen dem Dampfer und der Stadt hin und her. Höchstens noch eine Stunde, und der erste Kanonenschuß, welcher die letzten Nachzügler an Bord rief, weckte das vielfältige Echo ringsum zwischen den Bergen.

Bis dahin hatte ich an Bord gesäumt. Mir widerstrebte, mich in das Gedränge der sorglosen Menschen zu begeben, durch welche ich vielleicht gehindert wurde, in dem kleinen Ort nach einem geeigneten Quartier mich umzusehen. Wie auf der Fahrt von New York her, beherrschte mich auch jetzt eine Stimmung, welche mich zum Verkehr mit anderen untauglich machte. Neben der Brüstung des Hinterdecks saß ich, gleichsam schwelgend in dem Anblick, welchen die märchenhaft beleuchtete Umgebung mir bot. Erst nachdem eine größere Anzahl Fahrgäste zurückgekehrt war, erhob ich mich, und über Bord spähend, suchte ich unter den beweglichen Bootsführern.

„Will noch jemand zur Stadt, so rudere ich ihn für eine Kleinigkeit hinüber!" tönte eine helle melodische Stimme nach Vorderdeck hinauf.

Ich neigte mich etwas weiter über. In dem hellen Mondlicht erkannte ich eine junge Mexikanerin, ein Mädchen von höchstens siebzehn Jahren, welche mir schon gleich nach dem Anlegen des Dampfers durch ihre große Schönheit und kindlich unschuldige Fröhlichkeit aufgefallen war. Zu meinem Unternehmen nach jeder Richtung hin mich vorbereitend, hatte ich die Zeit auf dem Schiff redlich dazu benutzt, wenigstens mit den notwendigsten spanischen Redensarten mich vertraut zu machen, und so antwortete ich dem heiteren Kinde: „Sennorita, willst du mich samt meinem Koffer hinüberschaffen, so danke ich es dir nicht nur mit guten Worten, sondern auch mit dem doppelten Preise, welchen du forderst."

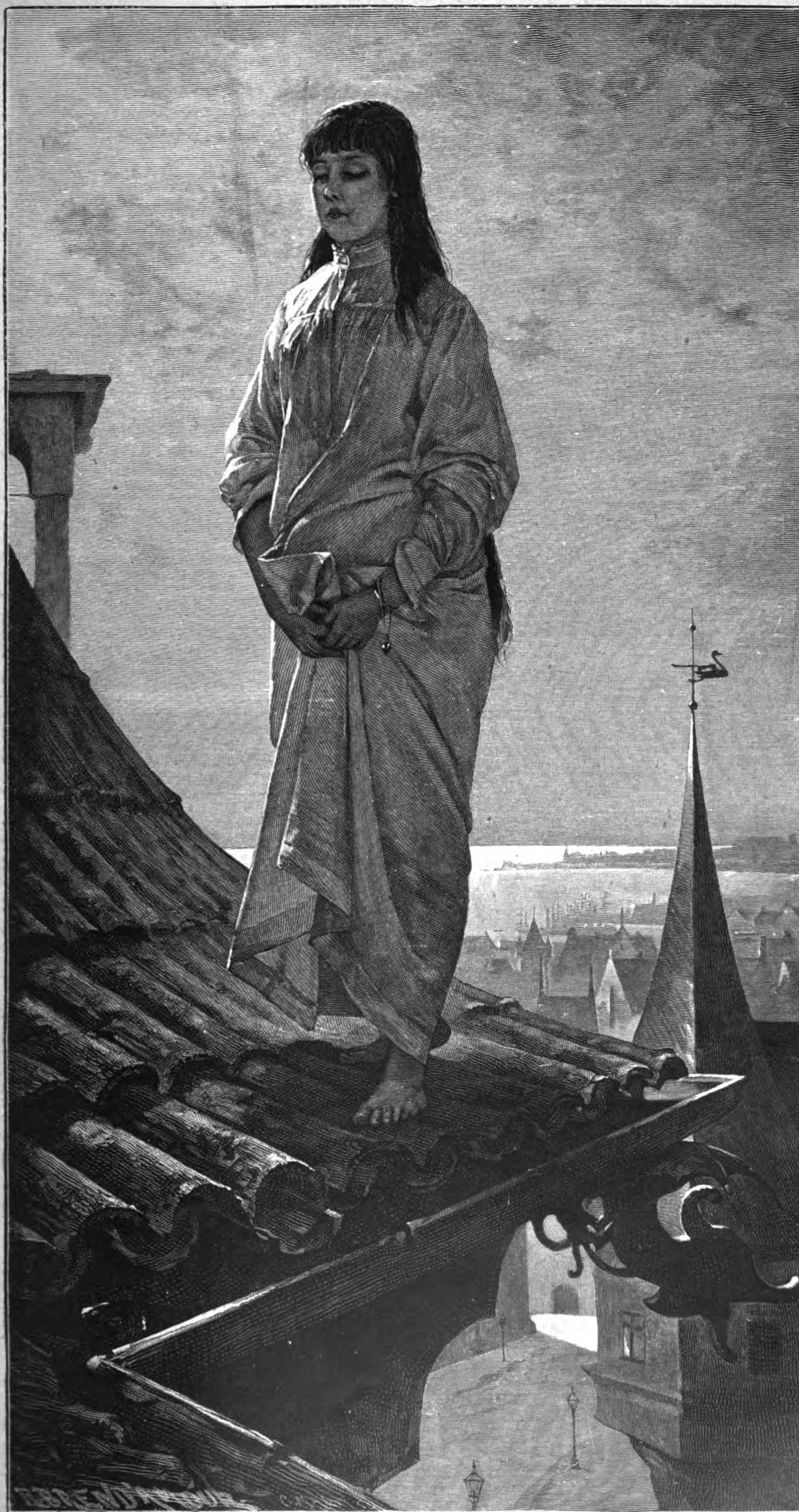
„Wenn ich aber einen ganzen Dollar fordere?" fragte das Mädchen lachend herauf, in dem Glauben, die unerhörtesten Ansprüche zu erheben.

„So gebe ich dir zwei Dollar," antwortete ich ergötzt.

„Wenn Sie am Lande nur ebenso reden wollten," spöttelte die muntere Bootführerin. „Der Weg bis dahin ist kurz, aber lang genug, um auf demselben viel zu vergessen."

„Keine Not, Kind," rief ich hinunter, „ich zahle im voraus und stelle nur die Bedingung, daß du einen Umweg beschreibst. Ich möchte ein wenig Umschau halten, bevor ich die Füße auf festen Boden stelle."

„Für zwei Dollar rudere ich Sie die



Die Nachtwandlerin. Von Suchodolska.

ganze Nacht. Santa Maria! sogar noch eine Stunde nach Sonnenaufgang."

„Ein halbes Stündchen genügt," erklärte ich, „bringe dein Fahrzeug neben die Treppe; in zwei Minuten bin ich unten."

Ich rief einen Aufwärter herbei, welchem ich meinen Koffer zur Beförderung übergab. Gleich darauf saß ich der jungen Mexikanerin gegenüber, die alsbald die Riemen in die Fluten tauchte und ihr Boot von dannen trieb.

„Wohin, Sennor?" fragte sie glückselig, als wären die zwei Dollar in ihrer Tasche für sie der Inbegriff alles irdischen Reichtums gewesen.

„Ein wenig weiter nach dem Hafen hinauf," riet ich; „eine freie Aussicht auf die Stadt möchte ich gewinnen und auf das Fort da drüben. Strenge dich nicht übermäßig an; je langsamer du ruderst, um so lieber soll es mir sein. Ich gehe nämlich nicht an Bord zurück, sondern beabsichtige, kurze Zeit in Acapulco zu bleiben."

„Ob langsam oder schnell, die Arbeit ist dieselbe," hieß es sorglos, „aber immerhin" — und sie mäßigte den Takt der Ruderschläge — „es ist eine schöne Nacht und unsere Stadt verdient wohl, nicht nur bei Tage sondern auch bei Nacht bewundert zu werden; oder sah der Herr jemals einen schöneren Ort in der Welt?"

„Keinen schöneren in seiner Art," erklärte ich bereitwillig, „aber ich finde, du sprichst ziemlich fertig englisch. Wo lerntest du das?"

Ein silberhelles Lachen schallte in die stille Atmosphäre hinaus, dann sprudelte es förmlich von den frischen Kirschenlippen: „Man lernt so allerlei im Leben, man braucht nur Ohren und Augen offen zu halten. Der Herr muß übrigens furchtbar reich sein, daß er mit Dollars um sich wirft, als brauchte er sie nur von der Straße aufzulesen. Heilige Mutter Gottes! ich bin es sonst gewohnt, daß die Reisenden um fünf Cent feilschen, als käme es darauf an, sich vom Fegefeuer loszuhandeln."

„Ich bin doppelt belohnt, wenn ich dir eine Freude bereitete. Deshalb braucht man nicht gleich über Berge Goldes zu gebieten."

„Eine große Freude, Herr; denn von den zwei Dollar gebe ich fünfundzwanzig Cent an meine Hausherrin — der gehört nämlich das Boot — und das übrige ist mein rechtliches Eigentum. Doch sagen Sie, wie gefällt Ihnen unsere Stadt? Liegt sie nicht da, wie ein Stückchen Paradies? Freilich, im Paradiese geht es wohl etwas friedlicher zu als da drüben. Hört der Herr, wie sie da schreien?"

„So wohnt dort eine streitsüchtige Sorte von Menschen?"

„Nicht streitsüchtiger als allerwärts. Vielleicht stecken da die Messer etwas loser in der Scheide, als an manchem anderen Ort, allein ärger noch sind die Burschen mit ihren bösen Blicken. Die sehen mich nämlich an, als hätte ich ihnen etwas gestohlen."

„Vielleicht ihre Herzen; da möchten sie das deinige haben."

„Jeder besitzt nur ein einziges Herz. Santa Maria! Wenn ich das fortgab, kann ich kein zweites mehr verschenken."

„Das klingt lieblich, mein schönes Kind. Ich errate, du hast jemand gefunden, welchem du dich gänzlich zu eigen geben möchtest."

„Ich möchte wohl, allein das mag noch lange dauern. Kommen Hunger und Durst zusammen, fliegt die Liebe zum Fenster hinaus. Wir werden noch manches Jahr arbeiten und sparen müssen, bevor so viel beisammen, wie notdürftig dazu gehört, einen eigenen kleinen Hausstand zu gründen."

„Wie viel gehört dazu?"

„Furchtbar viel. Ich mag es gar nicht aussprechen. Mindestens einhundertundfünfzig Dollar."

„Nicht mehr? Das ist ja eine Kleinigkeit."

„Für Sie vielleicht, doch nicht für jemand, der Cent um Cent beiseite legen muß, um einen Dollar daraus zu machen. Und dennoch, des Sparens halber jeder Lust zu entsagen, wäre wohl zu viel verlangt."

„Wer ist dein Schatz und was treibt er?"

„Zunächst ist er der schönste Mann der Welt. Und was er treibt? Maria Joseph! Er liebt mich über alle Maßen; er würde sterben — o, umbringen und morden, was ihm begegnete, wenn ich ihm untreu würde. Nebenbei ist er Vaquero und ein Reiter, wie kein zweiter geboren wird. Das wildeste Pferd ist in seinen Händen ein Lamm; den Lasso wirft er — ich möchte sagen: besser mit dem Fuß als manche andere mit der Faust. Und dann sein Tanzen — heilige Mutter Gottes! Herr, den sollten Sie sehen! Wenn er auf dem Fandago die Füße rührt, stehen alle und erstaunen. Es ist nicht zu glauben, was er leistet, wenn Guitarre, Geige und Triangel klingen. Woher er's hat, mögen Gott und alle Heiligen wissen."

„Wie heißt er denn?"

Das Mädchen lachte glücklich und antwortete: „Das ist mein Geheimnis. Sagte ich es, so wären Sie ebenso klug, wie ich selber, und eine Kleinigkeit muß ich vor Ihnen voraus haben. Doch ernstlich, Herr, wüßten Sie seinen Namen, so möchten Sie ihn auf mein Geheimnis anreden, und das gefiele ihm schwerlich. Er ist nämlich schrecklich eifersüchtig — natürlich ohne allen Grund."

„So darf ich wenigstens deinen Namen erfahren?"

„Sicher, Herr; Carlota heiße ich, Carlota Cumbro."

„Ein schöner Name, mein liebes Kind."

„Lieber hieße ich Barbara, um der mächtigen und süßen Schutzheiligen willen. Zu der wollte ich beten Tag und Nacht, daß sie uns beistände. Fehlen uns doch mindestens noch hundertundzwanzig Dollar."

„Wer weiß, wie bald dir die in den Schoß fallen," versetzte ich innig ergötzt durch die holde Einfalt des lieblichen Mädchens; „das Glück, wenn es den Menschen sucht, kommt oft im Traume. Aber ich pflichte dir bei: im Mondenschein gefällt es mir fast noch besser hier als am hellen Tage. Sieh doch, wie die Lichter in der Stadt so munter herüberflimmern und sich im Wasser spiegeln; und doch ist das nichts im Vergleich mit denen, welche der Mond ausstreut. Und dann das Feuer, welches du mit deinen Riemen aus dem Wasser schlägst. Man möchte es für flüssiges Silber halten. Ferner das Kielwasser, wie da die kleinen glatten Wellen leuchten."

„Eine günstige Nacht fürs Meerleuchten," versetzte Carlota mit hochweisem Ausdruck; „schöner sah ich selber es nie, wenn auch ebenso schön. Man sollte nicht glauben, was für Geheimnisse es gibt. Da reden kluge Menschen zwar von unsichtbaren Tieren, die wie Stahl und Stein zusammenprallen und dann Funken sprühen; aber reden läßt sich viel, beweisen dagegen nur wenig. Sähe es nicht so milde und feierlich aus, möchte man die feuchten blauen Flammen weit eher für Teufelswerk ansehen."

Vom Bug des Dampfers zuckte eine Feuergarbe. Fast gleichzeitig krachte der Schuß herüber, mit welchem die noch in der Stadt weilenden Fahrgäste an Bord gerufen wurden.

„Still," riet Carlota eifrig und ihre Stimme etwas dämpfend, während sie die Riemen in der Schwebe hielt, „jetzt werden Sie ein Wunder erleben. Horchen Sie aufmerksam."

Vierfaches dumpfes Krachen antwortete kurz hintereinander aus verschiedenen Richtungen. Dieses erzeugte wiederum seinen Widerhall und immer wieder, bis es endlich in leises Rollen überging und verstummte, um abermals aus größerer Entfernung einen gedehnten Ton herüberzusenden, welcher dem hohlen Brausen eines aufspringenden Windes ähnlich. Mit dem Entschlummern des fernen Echos versank ich in schwermütige Träumereien. Carlota mochte instinktartig herausfühlen, daß ich mit meinen Betrachtungen allein zu sein wünschte, denn auch sie schwieg. Leise tauchte sie die Riemen in die Fluten und weiter glitt das Boot vor den gemessenen Schlägen. Wie so häufig in meinem Leben wanderten meine Gedanken ihre eigenen Wege. Vergessen hatte ich den Zweck, welcher mich nach Acapulco führte. Das Verhallen des Echos erinnerte mich an das hohle Brausen, welches im fernen Norden das Bersten der Eisfelder und Niederbrechen überlasteter Gletscherteile begleitete. Wo befand Isberga sich zur Zeit? Wie verlebte Agathe den heutigen Abend? Als hätten sie zu einander gehört, tauchten beide Gestalten vor meinen geistigen Blicken auf. Es umringten sie andere, die mir so vertraut geworden, wie liebe Freunde nur werden konnten. Fern blieb alles, was geeignet gewesen wäre, feindselig zu wirken. Milder Friede durchwebte die Wehmut erzeugenden Visionen. Mechanisch überwachte ich das unter den regelmäßig geschwungenen Riemen plätschernde Wasser. Jede leise

Störung des regungslosen Elementes, jede noch so kleine, jedoch gewaltsame Bewegung zauberte wunderbar helles, phosphorisches Leuchten hervor, gleichsam wetteifernd mit dem auf dem Wasser schwimmenden Spiegelbild des Mondes. Weit abwärts war das Boot getrieben, aber deutlich, wie aus nächster Nähe, schallte der Lärm herüber, mit welchem die verspäteten Reisenden die Boote bestiegen und den Rückweg nach dem Dampfer einschlugen. Da weckte Carlotas Stimme mich aus meinem Brüten.

„Sieht der Herr den Schatten auf dem Wasser?“ fragte sie geheimnisvoll. „Man sollte glauben, es sei ein Felszacken. Aber er regt sich, oder er schaffte keine feurige Bahn hinter sich.“

Ich folgte der angedeuteten Richtung mit den Blicken und entdeckte einen dreieckigen Gegenstand von der vierfachen Größe einer flachen Hand, welche in der Entfernung von etwa zwanzig Ellen gleichen Schritt mit dem Boot hielt.

„Das ist die Rückenflosse eines Hais,“ fuhr Carlota gedämpft fort, als hätte die Nähe des Ungetüms ihr Scheu eingeflößt. „Der wittert Nahrung im Hafen, sonst wäre er nicht hereingekommen. Ginge einer von uns über Bord, so verschlänge er ihn in einer halben Minute. Möge die allerheiligste Jungfrau darüber wachen, daß da drüben kein Boot umschlägt oder ein Taucher seine Künste versucht um ein paar Cent. Kein Vogel fliegt schneller, als er hineilen würde, um seine Beute zu packen.“

„So sind diese Scheusale gefährlich hier?“ fragte ich, den Hai aufmerksam beobachtend.

„In der Nähe der Stadt nicht, da ist das Wasser zu seicht für sie, um sich beim Angriff auf den Rücken zu werfen, aber hier vermöchte kein Mensch ihm zu entrinnen. O, ich könnte Ihnen schreckliche Geschichten von diesen grausamen Tieren erzählen. Der da ist mit dem Dampfer hereingekommen. Er mag ihm schon seit Tagen gefolgt sein. Hoffentlich begleitet er ihn wieder hinaus.“

Ich spähte um mich. Die engen Straßen der Stadt hatten sich offenbar geleert, denn die Lichter bei den Tischen und Buden erloschen eins nach dem anderen.

„Wir wollen umkehren,“ riet ich, „die Fremden sind abgezogen, da gelingt es mir leicht, mich nach einem Hause durchzufragen, in welchem ich auf einige Tage oder Wochen Unterkunft finde.“

Carlota warf das Boot mit einigen geschickten Ruderschlägen herum, zugleich den Hai überwachend, der einen weiten Bogen beschrieb und in gleicher Höhe mit uns ebenfalls die Richtung auf die Stadt zu verfolgte.

„Wäre es Tag, dann möchten die jungen Männer sich wohl mit Geräten auf den Weg begeben, um den bösen Feind auf eine ordentliche Angel beißen zu lassen,“ erklärte sie mit scharf hervorklingender Gehässigkeit, „aber in der Nacht? Santa Maria! wer möchte es da mit einem solchen Ungeheuer aufnehmen.“ Und in freierem Tone: „Der Herr ist also nach einem guten Unterkommen aus?“

„Ja, mein Kind, ob gut oder schlecht. Ich bin nicht verwöhnt und begnüge mich mit einer erträglichen Lagerstätte.“

„Da kann ich dem Herrn raten,“ hieß es bereitwillig, „ich stehe nämlich in Dienst bei guten Leuten, die halten ein Gasthaus offen für Fremde. Auch spricht die Frau englisch. Sie ist nämlich eine Amerikanerin, aber schon seit einer Reihe von Jahren im Lande. Sie heiratete einen Mexikaner, den Don Cenato. Will der Herr mir folgen, so führe ich ihn dahin. Er wird freundlich aufgenommen werden, und junge Männer sind genug am Strande, die ihm für einige Cent den Koffer nachtragen.“

„Besseres wünsche ich mir nicht, Carlota,“ antwortete ich erfreut, „da folge ich dir gern, wohin auch immer du mich führen magst. Habe ich aber durch dich irgend welche Erleichterungen zu erwarten, so baue darauf, daß ich noch etwas zu dem fehlenden Heiratsgut beitrage.“

„Und Sie mögen darauf bauen, daß Sie mir nur einen Wink zu geben brauchen, um mich sogleich zu Ihren Diensten zu haben,“ erwiderte Carlota hoch beglückt, und schärfer peitschte sie die Fluten und vergessen war das Meerungeheuer, welches uns nur noch bis dahin begleitete, wo die Seichtigkeit des Wassers es in seinen freien Bewegungen hinderte.

Fast in demselben Augenblick, in welchem das Boot auf den Sand auflief, donnerte der zweite Kanonenschuß von dem Dampfer herüber; gleichzeitig setzte das stolze Schiffsgebäude sich mit wachsender Schnelligkeit in Bewegung. Mehrere junge Männer waren unterdessen, sobald sie Carlota erkannten, herbeigeeilt, und auf beiden Seiten die Bootsränder packend, schleppten sie es unter mutwilligem Jauchzen die letzte kurze Strecke durchs Wasser und nach dem trockenen Strande hinauf. Dort bedurfte es nur eines Wortes Carlotas an die ihr mit unverkennbarem Wohlwollen begegnenden wilden Gesellen, um eine neue Bewegung unter ihnen zu erzeugen. Nach kurzem geräuschvollen Ringen um den Vorzug, ihr zu dienen, nahmen zwei den Koffer zwischen sich, und gefolgt von den lustigen Bemerkungen ihrer Genossen schlugen sie die Richtung nach dem Gasthause ein.

31. Kapitel.

Im Gasthause.

Nachdem ich mit meiner lieblichen, kindlich heiteren Führerin etwa fünf Minuten Wegs auf der mäßig ansteigenden Straße, welche in ihrer Verlängerung als niedrige Allee sich nach dem Fort hinzog, zurückgelegt hatte, bog Carlota auf ein umfangreicheres Gebäude zu. Einstöckig und mit flachem Dach trug es ein echt mexikanisches Gepräge. Fenster und Thüren standen weit offen. Durch dieselben drang verhältnismäßig heller Lichtschein ins Freie. Carlota ging voraus, und erst jetzt, nachdem sie eingetreten war und die Beleuchtung mehrerer Lampen sie voll traf, überraschte mich die wunderbare Anmut, mit welcher sie sich trug und einherbewegte. Schlank gewachsen, jedoch nur wenig über die Mittelgröße hinaus, und mit den breiten Hüften schien jede Faser des jungfräulich blühenden Körpers aus geschmeidigem Stahl zu bestehen. Das schwarze Haar sank in langen schweren Flechten tief über ihren Rücken nieder. Ein kurzärmeliges Hemde von geblümtem Stoff umschloß faltig den tadellos gebauten Oberkörper. Von den Hüften fiel dann ein dunkelfarbiger Flanellrock mit blauem Bandbesatz bis auf zwei Handbreiten oberhalb der zierlich abgerundeten Knöchel nieder und an diese schlossen sich unbekleidete gebräunte Füße an, die so tadellos geformt und so klein, als ob sie im Vergleich mit dem verlockenden Körper im Wachstum ein wenig zurückgeblieben wären.

Ohne sich weiter um mich zu kümmern, schritt sie nach dem mit Flaschen und Gläsern besetzten Schanktisch hinüber, hinter welchem eine vielleicht dreißigjährige, beinahe männlich gebaute Frau mit dem Ausdruck großen Selbstbewußtseins die von den Gästen des Dampfers benutzten Trinkgefäße spülte. Zwischen den Lippen hielt sie eine brennende Zigarre, dieselbe in einer Weise behandelnd, welche unzweideutig von langjähriger Gewohnheit zeugte.

„Mucho dinéro blanco hoy,“ [1]) rief Carlota der gutmütig dareinschauenden Wirtin zu, und eine Handvoll Münzen aus der Tasche hervorholend, zählte sie den für jene bestimmten Anteil ab, worauf sie den auf sich entfallenden Rest unter einigen fröhlichen Bemerkungen in die Tasche zurückklirren ließ. Dann wies sie auf mich, diese Bewegung mit einigen mir unverständlichen Worten an die Frau begleitend, welche von dieser mit beifälligem Neigen des Hauptes beantwortet wurden.

In demselben Augenblick ertönte einige Schritte abwärts im Schatten der geräumigen Halle das ungeduldige Schreien eines Kindes, und als wäre dies ein Ruf für sie gewesen, flog Carlota förmlich herum. Gleich darauf stand sie vor einem eigentümlichen kastenartigen Gestell, welches an zwei Stricken von der Decke niederhing. Nachdem sie einen mit beschwichtigenden Worten geeinten Blick in dasselbe geworfen hatte, gab sie ihm einen leichten Stoß, daß es hin und her zu schwingen begann. Zugleich hob sie mit ungewöhnlich heller klangvoller Stimme zu singen an. Ein Wiegenlied war es, nach dessen Takt sie die Schwingungen regelte.

Ein Ausdruck herzlicher Befriedigung glitt über das nicht unschöne Antlitz der Mutter hinter dem Schanktisch. Sie nahm die Zigarre aus dem Munde, und mit gespitzten Lippen eine recht ansehnliche Rauchwolke von sich blasend, kehrte sie sich mir zu. „Kleine hilflose Kinder verdienen vor allem Aufmerksamkeit,“ redete sie mich in unserer gemeinschaftlichen Muttersprache an, „und jetzt stehe ich Ihnen ganz zu

1) Viel klein Geld heute.

Diensten. Carlota sagte mir, Sie wären nicht abgeneigt, auf unbestimmte Zeit hier Wohnung zu nehmen. Ist es bei uns nicht wie im Astorhause in New York, so soll es Ihnen doch an nichts fehlen, was zur Bequemlichkeit gehört. Und ein guter Landsmann darf schon etwas höhere Ansprüche erheben als jeder andere. Mein Mann befindet sich auf einem Geschäftsausfluge ins Innere des Landes, sonst würde er Ihnen dasselbe sagen."

Ein gewisses Zutrauen erweckendes Wohlwollen offenbarte sich in ihrer Stimme, und die Zigarre zwischen die Lippen nehmend, verschleierte sie ihr Antlitz abermals mit einer Rauchwolke.

Ich war zu ihr herangetreten und reichte ihr unter Ausdrücken der Dankbarkeit die Hand. Dann mit den Armen mich auf den Tisch lehnend, fuhr ich fort: „So soll es mein Erstes sein, daß ich in einem Glase Kaliforniawein Ihnen ein gutes Glück für Sie und Ihre Nachkommenschaft zutrinke, vorausgesetzt ich fordere nichts Unmögliches."

„Nichts Unmögliches," antwortete die Frau selbstbewußt, und unter den Tisch greifend, zog sie eine umfangreiche Korbflasche hervor, „hier finden Sie so feurigen Kaliforniawein, wie nur je welcher in den Felsenkellern von San Francisco seine Reife erlangte." Sie füllte ein großes und ein kleineres Glas, und ersteres mir zuschiebend, fuhr sie fort: „Auch sollen Sie nicht über Mangel an guter Sitte klagen, oder daß ich Ihnen nicht herzlich entgegengekommen wäre." Sie stieß mit dem kleineren Glase an das meinige und meinte lachend: „Wer hierher verschlagen wird, findet nicht viel Großstädtisches; das hindert indessen nicht, daß auch Acapulco seine Schönheiten besitzt. Also willkommen zu Ihnen und gut Glück zu uns beiden."

Sie leerte ihr Glas in einem Zuge, und mir einen gleichsam kameradschaftlichen Blick zuwerfend, sprach sie redselig weiter: „So, Fremder, jetzt sind wir gute Freunde, und was auch immer Sie wünschen, geben Sie frei kund. Küche und Keller sind zu Ihren Diensten, und sobald Carlota den Rangen — nebenbei mein Jüngster von fünfen — in den Schlaf gesungen hat, soll sie Ihnen eine Schlafkammer einrichten, in welcher zu wohnen ein Gobernador sich nicht zu scheuen braucht."

„Vorläufig habe ich keine Bedürfnisse," antwortete ich ergötzt durch das wunderlich mannhafte Wesen der guten Frau, „kann aber nicht umhin, einzugestehen, daß ich mich bereits heimisch unter Ihrem Dach fühle. Hätte ich doch nicht vermutet, hier auf dem anderen Ende des Kontinentes mit einer so freundlichen Landsmännin zusammenzutreffen. Sie müssen schon lange in Acapulco wohnen, um mit dem bösen Klima sowohl wie mit den Landessitten sich vertraut gemacht zu haben?"

„Was nennen Sie Landessitte?" fragte die Wirtin lachend, „etwa daß ich Zigarren rauche wie ein Flaneur auf dem Broadway in New York — ich gehöre nämlich dort zu Hause — aber wo alles rauchte, wollte ich nicht zurückbleiben, und weil die Zigarretten unhandliche Dinger und einem betriebsamen Menschen stets im Wege, griff ich zur Zigarre; die ist obenein besser auf unser Klima berechnet. Ja, an die fünfzehn, sechzehn Jahre bin ich in Acapulco ansässig. Kam als junges Ding auf der Reise nach Kalifornien mit meinem Vater hierher, und als ich meinen Mann kennen lernte, meinte ich, das Brot möchte mir hier nicht schlechter schmecken als in San Francisco, und leid ist mir's nicht geworden bis auf den heutigen Tag."

„So läßt sich voraussetzen, daß Sie mit dem größten Teil der Stadtbevölkerung mehr oder minder bekannt sind?"

„Es läuft kaum eine barfüßige Range über die Straße, deren Name mir fremd."

Ich schöpfte tief Atem. Es kostete mich Ueberwindung, zu erwidern: „Da wäre es nicht unmöglich, daß ich von Ihnen Aufschluß über jemand erhielte, der vor zwölf Jahren ungefähr hier eingewandert sein soll. Damals war er noch ein Knabe. John Blount ist sein Name."

Die Wirtin sandte einen flüchtigen Blick zu Carlota hinüber, die noch immer über die seltsame Wiege hinsang, dann versetzte sie, ihre Stimme ein wenig mäßigend: „John Blount? Wer kennt nicht den John Blount? Thut er doch alles mögliche und unmögliche, um sich bei den Leuten in frischem Gedächtnis zu erhalten."

„Doch nichts Schlechtes?" fragte ich mit verkürztem Atem.

„Schlechtes gerade nicht, aber zu loben ist's nicht, wenn er im Streit jemand mit der Messerklinge durchs Gesicht fährt oder sich am Schmuggeln beteiligt. Nun, das hat er abgesessen oben im Fort mit vollen drei Wochen, da mag ihm die Lust zu dem gefährlichen Gewerbe etwas vergangen sein."

Nicht achtend, daß ich, meine peinliche Spannung verheimlichend, in eine andere Richtung sah, sandte die Wirtin abermals einen rätselhaften Blick zu Carlota hinüber, die, fortgesetzt singend, mit wunderbarer Anmut ihren Oberkörper den Schwingungen des Kastens folgen ließ. Dann kehrte sie sich mir wieder zu.

„Neigen Sie sich mir ein wenig näher, daß ich leiser sprechen mag," bemerkte sie zutraulich, „das Kind da braucht nicht zu hören, was ich sage, und einem Landsmann gegenüber darf man schon etwas mitteilsamer sein. Also den John Blount suchen Sie? Nun ja, der war eines Tages da, als wäre er vom Himmel heruntergefallen, und weil er nicht aus noch ein wußte, gab ich ihm Arbeit ums Brot und Kleidung. Ein anstelliger Junge war er, aber wild wie ein halb ausgewachsener Panther im Gebirge. Ich dachte mir gleich, daß über kurz oder lang jemand kommen würde, um nach ihm zu suchen; meinte ich doch, feines Blut in ihm zu erkennen, weil er sich von keinem anderen als von mir wollte befehlen lassen. Leider hielt er nicht lange bei uns aus. Das Leben war ihm zu einförmig, und von der Arbeit, die ich ihm gab, erklärte das Bürschchen, daß sie gut genug für Mägde, aber nicht für ihn sei. Dann verschwand er auf lange Jahre, bis er plötzlich wieder einmal da war."

„So lebt er zur Zeit hier in der Stadt?" fragte ich, meine heftige Erregung gewaltsam bekämpfend und von dem einzigen Gedanken beseelt, nunmehr nahe vor der Lösung des mich unablässig marternden Rätsels zu stehen.

„Der und in der Stadt?" hieß es spöttisch zurück. „Der duldet so wenig vier Wände um sich wie das Getier des Waldes. Freie Luft und keinen Herrn über sich, das sind seine zehn Gebote."

„Also ein Vagabund," versetzte ich, und ein unbeschreibliches Gefühl bitterer Entsagung mochte aus meiner Stimme hervorklingen.

Die Wirtin sah mich scharf an. Erstaunen prägte sich in ihren Zügen aus. Dann rief sie Carlota herbei, und aus Höflichkeit gegen mich der englischen Sprache sich bedienend, sagte sie zu der Herantretenden: „Schau den Herrn an, Carlota; fällt dir an ihm irgend etwas auf?"

Carlota runzelte die schwarzen Brauen ein wenig, wie um dadurch die Sehkraft ihrer prachtvollen exotischen Augen zu verschärfen. Meine Blicke hingen unterdessen mit ängstlicher Spannung an dem bräunlichen holden Kinderantlitz. Plötzlich leuchtete es in den samtweichen Zügen hell auf. Dunkle Glut schoß in ihre Wangen.

„Santa Maria!" rief sie aus, ihre Hände im Erstaunen ineinander legend; „man sollte es gar nicht glauben, Sennora! Und daß ich's jetzt erst entdecke! Aber es war schon dunkel, als ich den Herrn von dem Dampfer abholte."

„Dann geh wieder zu dem Kinde, bevor das Bett still steht," sprach die Wirtin, Carlota nicht minder wohlgefällig betrachtend.

Carlota that, wie ihr geheißen war, stellte sich aber neben dem schwingenden Kasten so auf, daß sie mich im Auge zu behalten vermochte. In dem Bewußtsein, von ihr scharf überwacht zu werden, befleißigte ich mich nach besten Kräften einer sorglosen Haltung. Namentlich vermied ich, ihren seltsam forschenden Glutblicken zu begegnen; denn mir war, als hätte sie in meinem Innern lesen müssen, wie da die widersprechendsten Empfindungen miteinander rangen.

„Das ist rätselhaft," sprach ich gedämpft zu der Wirtin, die sich ebenfalls über den Tisch hinneigte und neugierig in meinem Antlitz suchte, „ich gewinne den Eindruck, als ob ich Aehnlichkeit mit irgend jemand trage, wohl gar mit dem verrufenen John Blount."

„Sie sagen es, Herr," bestätigte die Wirtin geheimnisvoll, „und ehrlich gestanden, ich vermute, daß John Blount wohl gar ein Verwandter von Ihnen ist." Obwohl noch immer zweifelnd, neigte ich beinahe unwillkürlich das Haupt zustimmend, und die Wirtin fuhr redselig fort: „Unter solchen Umständen haben Sie ein Anrecht, das Nähere zu erfahren. John Blount und das Mädchen da drüben sind nämlich einig geworden, einander zu heiraten —

armes Gesindel; mit ihren liebeheißen Herzen und leeren Taschen werden sie noch manches Jährchen warten müssen, daher hüllen sie ihr Uebereinkommen vorläufig noch in Geheimnis. Hierher darf John Blount nämlich nicht kommen, oder er sitzt wieder im Fort, eh' er das erste Glas Wein über seine Zunge schüttete; da bleibt dem armen Volk freilich nichts anderes übrig, als ganz verstohlen sich zu sprechen."

„So ist eine neue Missethat auf seine Rechnung gekommen?" fragte ich, und mein Herz sank in demselben Maße, in welchem die Zweifel über John Blounts Persönlichkeit schwanden.

„Nun ja, wenn Sie es Missethat nennen, daß er dem Alkalden, der seinem Mädchen nachstellte, auflauerte und ihn beinah zu schanden schlug. Das heißt, er fuhr nicht gleich auf ihn ein, sondern forderte nur Rechenschaft von ihm. Weil der Alkalde ihn aber einen Lump nannte und ihm verbot, sich um anderer Leute Angelegenheit zu kümmern, ihm auch Höflichkeit anriet und daß er den Hut vor ihm ziehen sollte, schlug er ihn braun und blau. Dabei beschwor er, daß er überhaupt nur vor seinem Herrgott das Haupt entblöße. Nun ist aber solch ein Alkalde selber ein Gott in der von ihm regierten Stadt, daß er den Menschen, die ihm nicht angenehm, das Leben recht sauer machen kann. Nachdem er also seine Schläge aufgeladen hatte, schickte er sogleich Leute aus, um John Blount verhaften zu lassen, und geschah das, gab's ein großes Unglück. Seine Zeit hätte John Blount wohl ruhig abgesessen, kam er aber frei, so hätte ich nicht die Asche meiner Zigarre für des Alkalden Leben gewagt. Denn es ist erstaunlich, was für ein Hochmut in dem Schlingel wohnt, und doch kann ihm keiner ernstlich gram sein. So fand sich denn auch jemand, der ihm zutrug, daß der Alkalde ihm an den Kragen wolle, und seitdem hat er sich nicht mehr in der Stadt blicken lassen. Denn auf der anderen Seite der Berge, wo er als Vaquero bei den Hacienderos Dienst leistet, möchte man ebenso leicht einen Hirsch lebendig einfangen wie ihn auf seinem Teufelspony. Kein Wunder daher, wenn das mit der Liebe zwischen ihm und Carlota nicht ausgeschrieen wird und sie bei ihren Zusammenkünften große Vorsicht walten lassen. Das einzige Gute ist, daß der Alkalde sich nicht mehr um das Mädchen kümmert. Er mag begreifen, daß er vor dem John Blount keine Stunde sicher wäre. Vielleicht trachtet er auch, Carlota auf ihren Wegen überwachen zu lassen, auf daß sie selber ahnungslos zum Verräter an ihrem Schatz werde. Er sollte mit seinen Schlägen nur zufrieden sein, oder die Feindschaft des wilden John möchte ihm noch gefährlich werden."

„Auf alle Fälle verging er sich schwer gegen die Obrigkeit," versetzte ich ernst, „und um der Schande einer längeren Gefangenschaft zu entgehen, wäre es am ratsamsten, er verließe diese Gegend gänzlich."

„Das geschieht nimmermehr," beteuerte die Wirtin zuversichtlich, „es sei denn, Carlota begleitete ihn, und dazu gehört mehr Geld, als die beiden je in ihrem Leben vor Augen sehen werden. Nein, nein, damit ist's nichts; denn besäßen sie wirklich Ueberfluß, so würden sie lieber den John von der Strafe freikaufen, und kämen obenein billiger dazu als mit der Flucht."

„Er könnte also freigekauft werden?" fragte ich erregt.

„Sicher," bestätigte die Wirtin, „denn laut vor Zeugen erklärte der Alkalde, John Blount müßte aufs Fort in den Kerker oder seine hundert Dollar Buße zahlen. Recht wie Hohn klang es, denn woher sollte der so viel Geld nehmen? Vielleicht hegte er auch den Hintergedanken, die Summe selber vorzuschießen, und dadurch wäre der Schlingel sein Peon oder Leibeigener geworden. Und der Alkalde hat eine eigene Art, dafür zu sorgen, daß seine Peons aus den Schulden nicht herauskommen; von John Blount aber weiß jeder, daß er lieber stürbe, bevor er nur einen Tag als Leibeigener vor den Leuten einherginge."

Nachdenklich sah ich zu Carlota hinüber. Ihr Singen hatte sie eingestellt. Sich über das schlummernde Kind hinneigend, küßte sie dasselbe. Einen durchdringenden Blick warf sie auf mich, kehrte sich aber hastig ab, als sie dem meinigen begegnete, und schweigend verließ sie die Halle. Mich der Wirtin wieder zukehrend, entdeckte ich in deren Zügen teilnahmvolle Neugierde. Es mochte eine Ahnung in ihr aufsteigen, daß zwischen John Blount und mir nähere Beziehungen walteten, als einzuräumen ich für gut befand. Da ich mit der Eröffnung eines neuen Gespräches säumte, füllte sie mein Glas, und es mir zuschiebend, sprach sie freundlich: „Hier, Herr, trinken Sie eins. Wenn jemand sich mit Sorgen trägt, ist ein guter Trunk das beste Mittel, die Raupen aus dem Kopfe fortzuspülen."

Ich trank mechanisch. Das Bild meines nunmehr mutmaßlichen Bruders tauchte häßlich verzerrt vor mir auf. Ich erschrak förmlich, und mich hastig aufrichtend, fragte ich dringlich: „Es waltet also kein Zweifel, daß die böse Angelegenheit mit Geld ausgeglichen werden kann?"

„Zuverlässig, ich wiederhol's. Fände sich jemand, der für ihn einträte, so bereitete das Loskaufen keine Schwierigkeiten."

„Wo finde ich den jungen Mann?" fragte ich gespannt; „bevor ich irgend welche Schritte zu seinen gunsten thue — und ich vertraue Ihnen an, daß ich dazu bereit bin — muß ich ihn gesehen und gesprochen haben."

„Das klingt herzlich," meinte die Wirtin, wenn auch nur um Carlotas willen, augenscheinlich von ehrlicher Teilnahme für den wilden Gesellen erfüllt, „doch mit jemand zusammenzutreffen, der sich verborgen hält und keinen Menschen ohne Argwohn betrachtet, ist leichter ausgesprochen als ausgeführt. Sieht er Sie aus der Ferne und merkt, daß Sie nach ihm ausschauen, so wittert er Verrat und verschwindet, als hätte die Erde ihn verschlungen. Das einzige wäre, daß Sie dem Mädchen heimlich nachschlichen, wenn es sich auf den Weg zu seinem Schatz begibt. Ich halte Sie nämlich für einen Gentleman, der nichts Arges gegen das junge Volk im Sinne hat."

„Gerade das Gegenteil; es schwebt mir daher vor, Carlota offen und ehrlich um ihre Vermittelung zu ersuchen."

„Die traut Ihnen so wenig wie jedem anderen, solange auch nur der Schimmer einer Möglichkeit des Verrates vorliegt. Nein, Fremder, der Versuch lohnte sich nicht der Mühe. Ich will mir indessen die Angelegenheit beschlafen; denn auf Grund der großen Aehnlichkeit traue ich Ihnen die besten Absichten zu, und da wäre es sündhaft, Ihnen nicht ein wenig zur Hand zu gehen. Carlota muß nächstens wieder über die Berge, um Federvieh für die Küche einzuhandeln, und das ist die Gelegenheit, bei welcher sie sich gewöhnlich mit John Blount zusammenstiehlt. Ich will sie daher aushorchen und danach meinen Plan entwerfen. Ich vermute wenigstens, daß die beiden die Tage ihrer Zusammenkünfte lange vorausbestimmen, um sich gegenseitig nicht zu verfehlen. Ihnen dagegen rate ich dringend, mit dem Kinde selbst kein Wort darüber zu reden, auch nicht zu thun, als ob Sie um den John Blount wüßten. Denn Carlota ist scharfsinnig wie eine Fischotter; die braucht nur einen Blick in anderer Leute Augen zu werfen, und sie liest deren Gedanken wie in einem Buch."

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsdrangsale einer sächsischen Landpfarrei.

Von

C. Angermann.

In den kürzlich durch Erbschaft in meine Hände gelangten Familienpapieren fand ich unter anderen das Bruchstück eines Heftes, das, wie sich ergab, von der Hand meiner mütterlichen Großmutter geschrieben ist. Offenbar hat ihr dasselbe ursprünglich lediglich als Ausgabebuch dienen sollen. Aber bei der Eintragung aller der Ausgaben, die ihr das Kriegsjahr 1813 auferlegt, hat ihr die Größe der Ereignisse sozusagen die Feder in die Hand gedrückt, so daß aus dem Ausgabebuch allmählich ein förmliches Tagebuch wird. Mir will es scheinen, als ob gerade jetzt, wo dank der Entstehung des neuen Deutschen Reiches wir im inneren Deutschland wenigstens ein Gefühl der Sicherheit vor unmittelbarer Kriegsgefahr haben, wie es viele Generationen vor uns nicht hegen konnten, es ganz besonders angezeigt wäre, sich zu vergegenwärtigen, was für Drangsale unsere Großeltern zur Zeit der napoleonischen Kriege sowohl von Freund wie Feind auszustehen gehabt haben, um dadurch die Gegenwart um so mehr schätzen und lieben zu lernen. Einen Beitrag dieser Art werden, wie ich hoffe, die

schlichten und doch in ihrer Weise so beredten Aufzeichnungen meiner Großmutter abgeben.

Zunächst sei über den Schauplatz und die Zeit der geschilderten Vorgänge, sowie über die handelnden oder vielmehr leidenden Personen folgendes vorausgeschickt.

In nordöstlicher Richtung von Dresden, ungefähr 16 Kilometer entfernt, liegt ein ziemlich ausgedehntes, jetzt blühendes Kirchdorf, das den in Sachsen oft vorkommenden Namen Ottendorf führt. Das westliche Ende desselben, unweit von Kirche und Pfarre, wird von der von Dresden nach Königsbrück führenden Straße durchschnitten. Letztere Stadt ist ebenfalls in nordöstlicher Richtung ungefähr noch 10 Kilometer entfernt. Ungefähr gleichweit ist es nach der südöstlich gelegenen Stadt Radeberg, sowie nach dem nordwestlich gelegenen Städtchen Radeburg. Diese ganze Gegend ward vom Krieg unmittelbar berührt, als Napoleon nach der Schlacht bei Dresden (27. Aug. 1813) den Versuch machte, sich auf Blücher zu werfen, der mit seiner schlesischen Armee am 26. Aug. Macdonald an der Katzbach geschlagen hatte und nunmehr nach Westen vordrängte. Bekanntlich wich Blücher durch seinen berühmten Rechtsabmarsch der von Napoleon sehnlichst gewünschten Hauptschlacht aus, um weiter nördlich bei Wartenburg am 3. Okt. die Elbe zu überschreiten und so die Nordarmee unter dem unzuverlässigen Kronprinzen von Schweden mit sich fortzureißen. Doch ehe es dazu kam, stießen erst in der Lausitz, dann auf der Linie, die ungefähr durch die Städte Königsstein (links der Elbe), Bischofswerda, Pulsnitz, Königsbrück, Großenhain bezeichnet wird, einzelne feindliche Abteilungen aufeinander. Bei diesen mannigfachen Vorstößen und Rückzügen ward nun auch das Dorf Ottendorf, entsprechend seiner Lage an einer von Dresden, dem Stützpunkt Napoleons ausgehenden Heerstraße, stark in Mitleidenschaft gezogen.

Es kommt noch dazu, daß es an dieser Straße gerade da liegt, wo dieselbe von dem Straßenzuge Bischofswerda-Radeberg-Radeburg-Großenhain geschnitten wird.

Was nun die Persönlichkeit der Verfasserin dieser Mitteilungen betrifft, so sei folgendes bemerkt. Johanna Friederike Theodosia war als die dritte Tochter des Stadtkämmerers Haase in Pirna am 13. Juni 1772 geboren. Mütterlicherseits stammte sie von dem kursächsischen Kanzler Bayer ab, der einst 1530 das deutsche Exemplar der confessio Augustana auf dem Reichstag zu Augsburg mit so lauter und deutlicher Stimme vorgelesen hat, daß auch die auf dem Hofe Stehenden seine Worte noch hatten verstehen können. Die Schulbildung meiner Großmutter muß eine für die damalige Zeit gute gewesen sein, wie ihre Aufzeichnungen beweisen. Zugleich aber ward sie sicherlich schon in dem kinderreichen Elternhaus zur tüchtigen, umsichtigen und sparsamen Hausfrau erzogen, die jederzeit Herz und Zunge auf dem rechten Flecke hatte. Im Jahre 1796 verheiratete sie sich mit Heinrich August Richter, der damals Diakonus in Radeberg, von 1803 an Pfarrer in Ottendorf war. Mit diesem lebte sie in achtunddreißigjähriger glücklicher Ehe bis zu ihrem 1834 erfolgten Tode. Nicht weniger als zwölf Kinder entsprossen diesem Bunde, aber nur vier von ihnen sind zu reiferen Jahren gelangt, darunter meine Mutter als das jüngste Kind.

Mein eben erwähnter Großvater, geb. 1766, 8. Febr., entstammte einer alten sächsischen Pastorenfamilie, die nachweislich von 1634—1808, wo sein Bruder starb, ein und dieselbe Pfarrstelle, Pouch bei Bitterfeld, innegehabt hat. Nach alledem, was ich über ihn von meinem Vater, seinem Schwiegersohn und Amtsnachfolger, sowie von meiner Mutter und anderen Verwandten erfahren habe, war er ein energischer Mann, der in Haus und Gemeinde streng auf Zucht und gute Sitte sah. Nicht scheute er sich, vorkommendenfalls sich mitten in der Predigt zu unterbrechen und zu rufen: „Ein jeder wecke seinen schlafenden Nachbar auf.“ Noch heute steht bei der ältesten Generation der Gemeinde, der er ein treuer Seelsorger bis zu seinem 1845 erfolgten Tode war, sein Andenken in hohen Ehren. In seiner wissenschaftlichen Bildung ragte er weit über das Niveau der damaligen Landpfarrer hervor. Namentlich wurden seine ausgebreiteten Kenntnisse in Kirchen- und Profangeschichte allgemein gerühmt. Noch wenige Stunden vor seinem Tode erörterte er mit meinem Vater historische Fragen. Den Grund zu seinem Wissen hatte er auf der Universität Wittenberg gelegt, wo er als Student ein begeisterter Schüler des Kirchenhistorikers Johann Matthias Schröckh, sowie des nachmaligen sächsischen Oberhofpredigers Franz Volkmar Reinhard gewesen war. Schröckhs zahlreiche Schriften hat er sich nach und nach alle angeschafft, wie er überhaupt eine große Bibliothek hinterlassen hat, die zum Teil, wie z. B. Schröckhs Werke, schließlich in meine Hände gelangt ist.

Nicht unerwähnt will ich lassen, daß einer der nächsten Amtsnachbarn meines Großvaters, der auch in verwandtschaftlicher Beziehung zu ihm stehende originelle Pfarrer Samuel David Roller in Lausa war, eine der frühesten Erinnerungen meiner eigenen Kindheit. In seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ hat Wilhelm von Kügelgen da, wo er seinen zweiten Aufenthalt bei dem von ihm hochverehrten Roller schildert, auch meines Großvaters gedacht, als „des würdigen Patriarchen inmitten einer blühenden Familie.“

Die äußeren Verhältnisse meiner Großeltern müssen, wenn auch keine glänzenden — das Einkommen der Pfarrstelle wird Anfang dieses Jahrhunderts kaum siebenhundert Thaler betragen haben — doch wohlhäbige und durch Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit trotz ausgedehntester Gastfreundschaft wohlgeordnete gewesen sein. Wie es früher auf Landpfarren fast allgemein geschah, so bewirtschafteten auch meine Großeltern einen Teil des großen Pfarrgutes selbst. Hierdurch, sowie durch die damals noch üblichen Naturalabgaben der Gemeinde an den Pfarrer wird es erklärlich, daß meine Großeltern den an sie während des Krieges gestellten großen Anforderungen an Lebensmitteln immer noch so ziemlich haben nachkommen können.

Ich lasse nun die Aufzeichnungen meiner Großmutter folgen, indem ich nur die notwendigen Veränderungen in Orthographie und Interpunktion, sowie einige sich nötig machende Zusammenziehungen vornehme.

Noch in die Zeit des bis zum 10. Aug. reichenden Waffenstillstandes gehören folgende Bemerkungen:

Den 26. Juli. Vier Italiener baten um Brot, Butter und Bier. Elende Menschen. 12 Groschen.

Den 7. Aug. Einem sächsischen Kürassierlieutenant, Frhrn. von Seckendorf, Abendessen und Frühstück gegeben. 18 Groschen.

Den 9. Aug. Einen französischen Wachtmeister-Major zu Mittag gehabt mit seinem Bedienten, welchen er an seinen Tisch sitzen ließ und mit selbigem Kameradschaft hatte. Sie machten am andern Tage in Dresden Parade und kamen um 4 Uhr wieder. Am andern Morgen zogen sie ab. Verpflegung 2 Thaler 1 Groschen.

Ueber die Schlacht von Dresden selbst fehlt jede Bemerkung, was auch nicht zu verwundern ist, da dieselbe lediglich auf dem linken Elbufer geschlagen ward. Dagegen stehen offenbar mit Napoleons Zug gegen Blücher die folgenden Aufzeichnungen im Zusammenhang.

Den 3. Sept. Nachts ½11 Uhr kam der Amtssteuereinnehmer und sagte, wir sollen aufstehen, es käme Einquartierung. In das Dorf kamen überhaupt 500 Mann. Wir bekamen 4 Offiziere, 6 Bedienten und 16 Pferde. Heu und Hafer schaffte die Gemeinde, Stroh zum Streuen nahmen wir aus der Scheune von den Pächtern und bezahlten es nachher. Die Verpflegung der gemeinen Soldaten an Brot, Butter, Käse, Bier, Branntwein und Erdbirnen betrug 2 Thaler. Den Offizieren habe ich dreimal Kaffee gemacht. In Zucker waren sie unersättlich. Die ganze Verpflegung 6 Thaler 12 Groschen. Es waren polnische Ulanen. Sie waren sehr zufrieden.

Dann (4. Sept.) zogen 50—100 000 (!) Mann durch das Dorf. Infanteristen kamen viele herein, nahmen mir mein ganzes Obst, Aepfel und Pflaumen, die noch nicht reif waren. Butter, Brot, Bier rissen sie mir aus der Hand. Entsetzlich viel Salz nahm mir einer der Soldaten weg. Konnte ich doch rechnen, daß sie mir auf 4—5 Thaler kosteten. Flaschen und Gläser sind mir beim Durchzug weggekommen. Die ganze Nacht habe ich das Feuer auf dem Herd und im Bratofen unterhalten müssen.

Den 5. Sept. Sechs Soldaten Brot und Butter gegeben, desgleichen den 7. Sept. acht Soldaten Brot, Butter und Bier.

Den 8. und 9. Sept. war großer Marsch. Es kamen Offiziere, die hier Quartier machten, ein Colonel, 7 Hauptleute, 10 Bediente, ein Koch, eine Frau und 7 Mann Wache. Diese mußte ich alle füttern. Auch 21 Pferde waren mit in unserem Hofe. Die ganze Nacht mußte ich Feuer auf dem Herde und im Bratofen erhalten, und die ganze Nacht brannten überall Lichter. Diesen Abend und Morgen 20 Thaler ist nicht zuviel. Dann kam noch dazu, daß unsere Bornwiese ganz ausgehütet wurde. Dies war doch ein Schaden von 4—6 Thaler. Den morgenden Tag (9. Sept.) mußte ich noch jedem Butter und Brot mitgeben und ein Weinglas voll Schnaps. Dann kam ein französischer Obrist, Platzmajor bei der Gendarmerie. Unsere Offiziere waren fort, und die Trainknechte fouragierten entsetzlich um und neben uns herum, nahmen auch andere Sachen mit. Ich klagte dies dem Obrist, der gut deutsch konnte und ein Herz im Busen trug, das edel war. Diesem erzählte ich unsere Leiden. Teilnehmend hörte er mir zu und sagte: „Jetzt bleibe ich noch eine Stunde bei Sie, dann lasse ich Ihnen einen Gendarm zurück, und da soll ihnen für diesmal kein Leid zugefügt werden." Es kam noch ein Offizier. Diese aßen miteinander und wie sie fortgingen, blieb der Gendarm da. Diesem mußten wir dann, nachdem er sich satt gegessen und getrunken hatte, 3 Thaler 16 Groschen bares Geld, eine Bouteille Wein, ein großes Stück Braten, einen Wecken, Butter und Brot geben. Zusammen rechne ich diesen Mann 6 Thaler, mußte aber sehr froh sein, daß ich ihn hier hatte. Den Obrist und den Lieutenant, die hier frühstückten, rechne ich 1 Thaler.

Den 10. und 11. Sept. kamen sieben Soldaten, denen ich Suppe reichen mußte, auch Butter und Brot.

Den 15. Sept. kamen viele Kosaken,[1]) denen ich Branntwein und Brot geben mußte. Die darauffolgende Nacht war die schrecklichste, die wir erlebt haben. Es war gleich 12 Uhr, als es heftig an unsere Pforte anklopfte. Als wir nicht gleich aufmachten, wurde die Hofthür aufgesprengt. Ein Kosak und zwei Husaren verlangten mit aller Gewalt herein zur Hausthür. Wir mußten ihnen öffnen; denn schon hatten sie das eine Fenster mit ihrer Picke durchstochen. „Schnaps" war ihr erstes Wort. Aber sogleich liefen sie auch die Treppe heran, durchsuchten alles in der Stube und verlangten von meinem Mann die Uhr. Auf seine Antwort, er habe keine, nahmen sie ihm den Geldbeutel mit ungefähr 7 Thaler weg, durchsuchten die Betten, schmissen die Kinder in den Betten herum, durchsuchten das ganze Bettstroh, gingen in meines Mannes Bücherschrank, dann in das Schränkchen, das in der Kammer steht, nahmen dann drei Stück silberne Speiselöffel, drei Stück silberne Kaffeelöffel, vier Hemden von meinem Manne, Servietten, Kopfziechen und Schnupftücher. Aus einem Kasten nahmen sie meiner Fritzel (der ältesten Tochter) ihr neues schwarzseidenes Kleid, mein großes Umschlagetuch, einige Kattuntücher, neue Leinwand, ferner zwei Flaschen Schnaps, verschiedenes, was ich noch nicht weiß, Tabak, Braten, Butter, kurz alles war ihre, und auf Zureden hörten sie gar nicht. Diese Diebsthat rechne ich auf einige 40 Thaler. Wir schrieen um Hilfe. Wie Leute herbeieilten, fielen sie über diese her, übermannten sie, warfen sie nieder und nahmen ihnen das Geld aus dem Schubsack. Dies war ganz schrecklich.

So wie der Morgen graute, kam ein Preuße und erzählte, daß sie mit den Franzosen diese Nacht bei Klotsche scharmutziert hätten. Er bat um ein paar Flaschen Wein für den Major und den Rittmeister. Wir gaben ihm diese und der Vater ging selbst hin. Es mußte Brot geliefert werden. Indem wir noch zusammenpackten und sahen, was uns diese Nacht geraubt worden war, hörten wir es schießen und sahen da entsetzlich viel Soldaten bei der Mühle gehen, reiten und fahren. Ein dicker Herr sprengte die Straße daher und schäumte vor Wut. Mein Mann ging ihm entgegen. Es war der Württemberger General Normann[1]), der sehr erbost auf dies Dorf war, weil er in Okrylla (dem Nachbardorf von Ottendorf) gefragt hatte, ob Kosaken hier gewesen wären, und ein Mann ihm mit „Nein" geantwortet hatte. Nun wollte der General plündern und zünden lassen. Mein Mann suchte ihm immer gut zuzureden und bat ihn, bei uns ein Frühstück einzunehmen. Er ritt aber wieder fort. In einer halben Stunde schickte er einen Soldaten und ließ ein Frühstück für sich und sechsundzwanzig Offiziere bestellen. Das war nun ein sehr starkes Stück und ich wußte nicht, wo ich in der Schnelligkeit für so viele Offiziere ein gutes Frühstück hernehmen sollte. Jedoch schaffte ich in der Kürze folgendes herbei: 8 Bouteillen Wein, Schweinebraten ließ ich bei Herings (im Gasthof) holen, 30 Stück Eier hatte ich noch, ebenso Käse, saure Gurken, eingelegte Pilze, Butter, Brot und Kaffee. Dies war es ungefähr, was ich in der Schnelligkeit zusammenbrachte. Ich sollte es ihnen erst herausschicken, dann kamen sie aber alle herein und frühstückten bei uns. Es kam der Mittag heran, sie verlangten wieder zu essen. Ich schlachtete Hühner, hatte Rindfleisch, machte eine Eiersuppe, prägelte Erdbirnen, machte Fleischkeulchen, kurz alles, was ich hatte, mußte herbeigeschafft werden. Acht Bouteillen Wein wurden wieder gebracht, Butter ging diesen Tag auf 4 Kannen, Branntwein und Bier, alles war wie bei dem reichen Mann. Der Abend kam und mir wurde nicht wenig bange, als ich auch ein Abendbrot zurechtmachen mußte, und der General mit 10 Offizieren eine Streu verlangte. Der Morgen brach an, ich machte Kaffee und es wurde noch keine Anstalt zum Fortgehen gemacht. Der General meinte: „Nun, Frau Pfarrerin, Sie werden uns heute noch nicht los; was werden Sie uns zu essen machen? Fleisch sollen Sie bekommen." Dies war freilich das allerwenigste, jedoch kamen auch Hühner. Ich gab her, solange ich was hatte. Drei Tage habe ich die Offiziere ziemlich von meiner Haushaltung erhalten, dann hatten wir aber auch gar nichts mehr, und ich sagte es dem General, der mir zur Antwort gab: „Los werden Sie uns nicht, unsere Wirtin müssen Sie bleiben, jedoch für Lebensmittel will ich sorgen." Dies geschah auch. Doch habe ich in diesen sieben Tagen, was ich noch weiß, folgendes eingebüßt und zugesetzt: In Lichtern und Tabak haben wir müssen den ganzen Generalstab sieben Tage hindurch freihalten. Alle Abende brannten 14 Lichter und zwei Lampen, und 4 Lichter die ganze Nacht hindurch. 10 Pfund Lichter, 8 Pfund Tabak, 2 Kannen Oel, eine Tonne Bier, 5 Kannen Butter, 2 Kannen Rahm täglich, außerdem 8 Kannen Branntwein, 2 Pfund Kaffee, 3 Pfund Zucker, 8 Stück Hühner, 3 Schock Eier, die ich mir zum Winter gesammelt hatte. Brot rechne ich nicht. Ich hatte mir 2 Schock Kraut gekauft. Das war ein guter Morgen. Möhren, Sellerie, Kohlrabi, Petersilie, Bohnen, Erdbirnen, Zwiebeln, Salz, Essig, — dies rechne ich nicht, aber wohl zu merken, daß mir eine Steingutterrine, 20 Stück Teller, 2 Paar gute Tassen zerschmissen wurden, meine große zinnerne Kaffeekanne einschmolz, meine Bratpfannen, Töpfe und Tiegel, alles entzwei gekocht, und was nicht entzwei gekocht, mir entwendet worden. Nicht übersehen konnte ich, was mir entwendet worden an Tischzeug und Messern. Den einen Tag über den andern mußte ich neues Tischzeug geben. Früh wurde Kaffee getrunken. Um 9 Uhr wurde warm gefrühstückt, allemal Suppe, Braten und ein Einschiebessen. Zu Mittag mußten

---

1) Diese Kosaken werden wohl zu den Truppen des General Wasiltschikoff gehört haben, der am 15. September die drei Stunden von Ottendorf entfernte Stadt Pulsnitz besetzte

1) Karl Friedrich Lebrecht Graf von Normann, geb. 1784, war einem alten Adelsgeschlecht Rügens entsprossen, von dem sich ein Zweig nach Württemberg gewendet hatte. Schon mit fünfzehn Jahren war er in ein österreichisches Kürassierregiment eingetreten, doch schon nach vier Jahren nahm er wieder vaterländische Dienste. Bei den verschiedensten Gelegenheiten zeichnete er sich durch Tapferkeit und Besonnenheit aus, so daß er 1812 bereits als Oberst des Leibchevauxlegersregiments mit nach Rußland zog. An der Moskwa ward er tapfer kämpfend verwundet. 1813 erhielt er als Generalmajor das Kommando einer Reiterbrigade, an deren Spitze er am 17. Juni bei Kitzen unweit Leipzig — wie man jetzt wohl annehmen darf, hintergangen vom französischen General Fournier — das Lützowsche Freikorps trotz des Waffenstillstandes fast ganz aufrieb. Nach der Schlacht bei Dresden, also während der oben in Rede stehenden Zeit, operierte er selbständig zwischen Elbe und Schwarzer Elster. In der Schlacht bei Leipzig trat er am 18. Oktober mit ungefähr 600 Württembergern dergestalt zu den Verbündeten über, daß er sich freien Abzug nach Württemberg ausmachte. Doch verzieh ihm sein König, Friedrich I., diese Eigenmächtigkeit nie, so daß ihm erst 1817 unter König Wilhelm die Rückkehr nach Württemberg, nicht aber nach Stuttgart, gestattet ward. Militärische Rehabilitierung konnte er nie erlangen. 1822 begab er sich, als die Hellenen sich vom Türkenjoch zu befreien suchten, nach Griechenland. Am 7. Februar landete er in Navarino, wo er die Verteidigung dieses wichtigen Platzes sofort energisch in die Hand nahm. Zum Generalstabschef des Maurokordatos ernannt, zeichnete er sich noch mehrfach aus, starb aber bereits am 15. November 1822 in Missolounghi am Fieber. Wie ein Fluch hat auf seinem späteren Leben die Meinung seiner Zeitgenossen gelastet, daß er in verräterischer Weise die Lützower vernichtet habe. Jetzt kann wohl als allgemein ausgemacht gelten, daß auch daran Napoleons Verlogenheit und Heimtücke, die sich so oft gerade den rheinbündischen Bundesgenossen gegenüber gezeigt, einzig und allein die Schuld trägt.

sieben Schüsseln allemal sein; dann wurde Kaffee getrunken, und Abends vier Schüsseln, auch allemal frischer Braten. Ich wußte nicht, wie mir war. Nachmittags um 3 Uhr bekamen gewöhnlich mein armer Mann und die Kinder was zu essen.

Dies dauerte bis Mittwoch (22. Sept.), da sie früh 5 Uhr fortmarschierten[1]). Sie packten aber auch alles ein. Ich bat um ein bißchen Branntwein, — sie nahmen ein ganzes Faß mit fort, — auch diesen bekam ich nicht. Alle angeschnittenen und ganzen Braten wurden eingepackt, auch sieben Brote, die noch da waren, kurz, es blieb nichts für uns übrig als der Kot, denn unser Haus und Hof sah aus wie ein Schweinestall. Es war schrecklich.

Dieser Tag ging ruhig dahin. Aber der Donnerstag (23. Sept.) brachte wieder neue Angst hervor. Denn sowohl Württemberger als auch Franzosen rückten wieder in das Lager. Zwei Württemberger Offiziere baten uns, ihnen Essen ins Lager zu schicken. Am Kirchhofthor stand eine Kompanie Franzosen. Die Offiziere, drei oder vier, waren immer unsere Gäste. Dies dauerte bis den Sonntagnachmittag (26. Sept.), wo der Befehl kam, alles Vieh sollten die Soldaten forttreiben. Dies war ganz schrecklich. Ein guter Offizier, der wie einheimisch bei uns war, mit Namen Rodrigus (?), erhielt uns zur Zeit unsre beiden Kühe. Das Lamentieren unserer Bewohner war schrecklich.

In einer halben Stunde, wie die Franzosen fort waren, kamen Russen[2]), ein Kosakenmajor und sieben Kosaken waren unsere Gäste. Diese gingen den Montag früh (27. Sept.) wieder fort. An diesem Tag war den ganzen Vormittag Marsch. Sehr viele Preußen, wohl an die 30, kamen herein und baten um ein Stück Brot und Butter, Bier, Milch und Branntwein. Ich verschnitt an diesem Vormittag 3 große Brote. Einigen preußischen Offizieren mußte ich auch Braten geben. Zu Mittag gingen viele Russen durch. Es wurde ein Lager bezogen. Russische Jäger nahmen uns unser ganzes Grummet weg, auch nicht einen Korb ließen sie da. Alles Bitten half nichts. Es waren wohl zwanzig, die es wegholten.

Obgleich der General Umanzoff (?) Quartier hier bestellt hatte, so half es doch nichts, und die Offiziere, die wir von der Straße hereinholten und baten, sie sollten uns nur etwas Futter lassen, kamen zwar herein, aber Einhalt thaten sie diesem Ungestüm nicht. Dies ist für uns ein Schaden von einigen 40 Thaler, und 8 Thaler hatten wir erst gegeben für Hauen, Trocknen und Hereinfahren und nun mußten wir mit trockenem Maule darben.

Diesen Abend hatten wir fünf Offiziere, worunter ein russischer Doktor war, der mit meinem Mann alles Latein redete. Sie aßen bei uns Suppe, ich hatte vier Tauben und briet ein Kuheuter, dazu machte ich Kartoffelsalat und außerdem noch Branntwein und Bier. Vier Soldaten mußte ich auch zu essen geben. Den andern Morgen tranken sie Kaffee, und ich setzte ihnen dann Butter, Brot und Schnaps vor und hatte Rindsmaulsalat dazu, dies behagte diesen Herren, und sie zogen ihre Straße weiter.

Den 28., Dienstag nachmittags hielten eine Anzahl Kosaken vor unserer Thür. Wir mußten aufmachen, und ein Kosakenobrist mit Namen Silvanoff nahm mit 4 Offizieren und 22 Kosaken hier Quartier. Diese blieben alle hier im Hofe, und ich mußte sie von Dienstag bis zum Freitag (1. Okt.) abends beköstigen und habe weiter gar keine Zubuße gehabt als 2 Gänse, die mir die Richterin brachte. Es ging vornehmer zu als bei dem General Normann. Ein Wort Deutsch konnte nur ein Dolmetscher, ein naseweiser Junge. Dieser peinigte nicht wenig. Diese Tage kosten mich zum wenigsten 20 Thaler. Denn während erst 14 Lichter brannten, brannten alle Abende jetzt 18, und zwei Lichte die ganze Nacht durch in der Scheune, zwei unten in der Stube, zwei Lampen auf den Treppen und im Durchgang, eines bei den Kosaken und zwei beim Obristen. 7 Pfund Lichter gab ich her, überallher ließ ich welche holen, aus Radeberg, Radeburg und Königsbrück, und ebenso nahm ich bei den Dorfkrämern die Lichte in Beschlag. Die Kosaken waren so unhöflich, mir immer das Essen, das ich für die Offiziere kochte, aus den Töpfen zu mausen. Wenn ich dazu kam, feixten sie mich an und sagten: „Mutter, Kost gut.“ Was wollte ich mit diesen dummen Kerlen machen? Auch im Garten waren sie sehr ungenügsam. Ich war froh, wie sie Freitag abends fortzogen. Noch muß ich bemerken, daß der französische Generalstab wie der russische die ganze Zeit von unserem Holze sieben Feuer in und außer dem Hof unterhielt. Unser ganzes schönes Holz, das von sieben Jahren her stand, mußten wir preisgeben.

Am Sonnabend (den 2. Okt.) gleich wie wir uns zu Tische setzen wollten, kam ein Kosakenmajor mit seinem Knappen, ein alter Herr, aß da, schlief da und frühstückte bei uns. Es mochte ein sehr guter Herr sein, konnte aber kein Wort deutsch.

Den 3. Okt. kam ein Kosak, verlangte Fleisch, Brot, einen Sack Hafer und eine Bouteille Wein. Fleisch, Brot und Wein bekam er, aber Hafer — damit war es nichts.

Den Montag früh (4. Okt.) kam er wieder, trank Kaffee da und verlangte wieder Wein. Wir gaben ihm ein paar Gläser, dann ging er fort.

Den Dienstag, als dem 5. Okt., zogen der Franzosen eine erstaunliche Menge hier durch. Die letzten blieben da. Wir bekamen zwei Kompanien in unseren Hof. Ein Kapitän und ein Lieutenant waren unsere Gäste. Schon zuvor waren viele Franzosen hereingekommen, manche hatten höflich um Butter, Brot und Bier gebeten. Ein Grünmantel aber, der sehr gut deutsch konnte, verlangte drei Brote, nahm mir die ganze Butter weg, riß alle Thüren auf, nahm mir Eier und Branntwein aus dem Schrank, kurz, es war ein unbändiger Bube. Am andern Tag kam er wieder und wollte wieder dumm thun und verlangte wieder Brot und Butter. Wie ich ihm dies verweigerte, wollte er den Degen gegen meinen Mann ziehen. Mein Mann faßte ihn aber gleich, stieß ihn an die Wand und hielt ihn fest, er wollte sich wehren, wurde aber jämmerlich zurückgestoßen. Es waren Pfarrpachter in der Scheune, diese kamen uns zu Hilfe. Auf das Geschrei, das nun entstand, kamen auch die Okryller unter Führung des Amtssteuereinnehmers herbei. Es waren noch drei andere Soldaten dabei, die waren sehr höflich, wollten gern ein bißchen Brot haben und baten meinen Mann, er solle jenen gehen lassen. Dies that auch mein Mann. Jedoch ein anderer rief meinen Mann wieder heraus. Unterdessen nahm der Grünmantel seine Pistole hervor und legte auf meinen Mann an. Da waren mittlerweile die Okryller angelangt, sie rissen ihm die Pistole aus den Händen, walkten ihn jämmerlich durch und wollten ihn arretieren. Die andern aber baten für ihn, und so wurde er wieder losgelassen und mit einem Boten nach Hermsdorf (dem nächsten nach Dresden zu gelegenen Dorfe) geschickt. Unterwegs aber in den Hermsdorfer Tannen wurden sie von Kosaken eingeholt und gefangen. Da hatte der Grünmantel auf den Kosakenoffizier wieder schießen wollen, aber die Kosaken hatten ihn gestochen, und so ist er in Lausa im Hirtenhaus gestorben.

So weit die Aufzeichnungen meiner Großmutter. Es folgen zwar noch einige Mitteilungen, denen jedoch der Schluß fehlt, da von hier an das Heft verstümmelt ist. Immerhin wird das Mitgeteilte genügen, um zu ermessen, welche Drangsale die napoleonischen Kriege über unser deutsches Vaterland gebracht haben. Aber auch noch auf einen Punkt möchte ich hinweisen. So tüchtig auch die Verfasserin in diesen schweren Zeiten sich als Hausfrau bewährt — nirgends bricht eine Spur von patriotischem Gefühl bei ihr hervor. Ob sie Franzosen, ob Russen oder Deutsche zu bewirten hat, ist ihr an und für sich gleichgültig. Und kann man es bei ihr, der Sächsin, anders erwarten? Wurde doch unser tüchtiger Volksstamm damals, zur Zeit der Erhebung und größten Begeisterung, durch die falsche und verzagte Politik seines Königs auf der Seite des Reichsfeindes festgehalten. Auch dafür sei die Gegenwart gepriesen, daß derartige Verirrungen deutscher Fürsten nunmehr sicherlich für alle Zeiten unmöglich sind.

---

[1]) Wahrscheinlich rückten die Württemberger in der Richtung nach Pulsnitz und Bischofswerda vor. Wenigstens fanden am 15. September in dieser Gegend mehrfach Treffen statt.

[2]) Diese Russen müssen zum Korps des Generals Wassiltschikoff gehört haben, der am 27. September von Pulsnitz nach Großenhain marschierte, sowie die nachher erwähnten Preußen zum Korps York unter Oberst Katzler, dessen Marsch in gleicher Richtung sich bewegte. Blücher hatte am 27. September sein Hauptquartier in dem nahegelegenen Königsbrück.

Die moderne Amateurphotographie.

Von

R. Spitaler.



Apparat im Tornister (S. 791).

Noch vor wenigen Jahren war so ein wandernder Photograph eine wahre Jammergestalt. Bepackt wie ein Saumtier konnte er wohl nie der Neugierde des Publikums entgehen, das ihn während seiner Operationen gaffend und wohl auch Späße machend umstand. Wenn er nicht Gefahr laufen wollte, daß seinem Apparate, während er im Dunkelzelte die Platten präparierte oder entwickelte, von böswilligen Buben, von zudringlichem Weidevieh oder heftigem Winde nicht gerade die schonendste Berührung zu teil werde, war es unbedingt notwendig, wenigstens einen Diener bei sich zu haben. Landschaftsaufnahmen im Gebirge waren ohne bedeutende Hilfs- und Transportkräfte des massenhaften Krames überhaupt nicht ausführbar. Ich erinnere mich, wohl nicht ohne ein stilles Lächeln unterdrücken zu können, wie ich mit meinem Bruder einmal den Vater, der auch zu den alten „nassen" Amateuren gehörte, auf einer photographischen Exkursion, die zumeist wohl nicht weit vom Hause weggingen, begleiteten. Während Väterchen im dunklen Kasten, das schwarze Tuch unter den Armen zusammengebunden, mit seinen Platten zauberte, hetzten wir unsern Hund herum. Leider kam dieser aber bei einem Rückzuge vor unsern Angriffen mit den Beinen des Künstlers, sowie den Füßen, worauf der Kasten stand, in eine derartige Verwickelung, daß alles ins Wanken und Schwanken geriet, bis Platten, Flaschen, Tassen, Kasten samt dem Amateurphotographen, der sich erst mit Mühe aus seinem verwüsteten, dunklen Versteck losmachen konnte, in einem wirren Knäuel durcheinander lag. Eine silbergeschwärzte Wange meinerseits, die von einer mir unliebsamen Berührung mit der silbergebadeten Hand meines Vaters herrührte, war so ziemlich das beste Bild unserer damaligen Exkursion.

Welcher Photograph von dazumal war nicht schon von weitem an seinen mit geschwärztem Silber beklexten Händen oder durch den Aethergeruch seines Laboratoriums zu erkennen? Jedermann fürchtete sich, einem Photographen für ein paar Stunden ein Zimmerchen zu einem improvisierten Laboratorium abzutreten, da stets an Tischen, Stühlen und Boden die schwarzen Spuren seiner Thätigkeit zurückblieben.

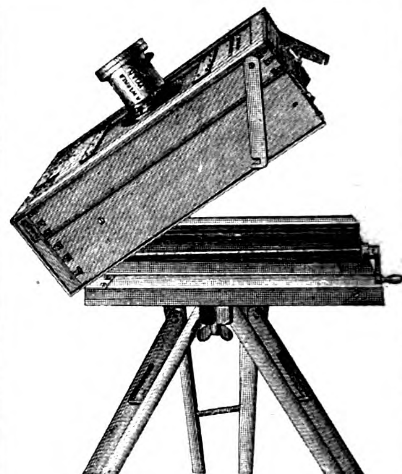
Welcher Gegensatz zu heute!

Ein Tornisterchen am Rücken oder als Tasche in der Hand wandert der heutige Amateurphotograph durch Berg und Thal, durch Stadt und Land, schöne Erinnerungen oder auch wertvolle Studien von den durchwanderten Gegenden sammelnd (S. 790). Ja noch mehr! Ein Paket oder Buch in der Hand, dessen äußere Form den photographischen Momentapparat verdeckt, fängt er auf seinen Platten zusammen, was da kreucht und fleucht. Vom Hut hängt ein Schnürchen herunter wie zur Sicherheit gegen den Wind, ein Zug an demselben und das gegenüberstehende Objekt hat sein Bild in der im Hut verborgenen Geheimcamera abgedrückt. Im Knopfloch sitzt das wunderwirkende Kleinod oder als Uhr in der Westentasche. Und mit welcher Reinlichkeit kann gegen früher alles gehandhabt werden. Auf der Reise plagt man sich mit keinen zerbrechlichen Flaschen und Tassen, mit Glaceehandschuhen läßt sich die heutige Amateurphotographie betreiben, weshalb sie sich denn auch schon in allen Kreisen als Liebling eingebürgert hat. Ein fröhlicher Freundeskreis, eine lustige Jagdgesellschaft, eine heitere Tafelrunde sitzt beisammen, da zieht einer ein Kästchen aus der Tasche, entfaltet es zu einem photographischen Apparat und, ehe man sich's verhofft, ist man auch schon auf der lichtempfindlichen Platte festgebannt.

Welcher Jubel, welches Gelächter, wenn uns nach ein paar Tagen das Bild vorgelegt wird! Fröhlichkeit strahlt aus jedem Auge, es ist ein Bild voll Lust und Leben. Der Künstler wird umringt und bewundert, jeder behauptet, noch nie in seinem Leben so gut wie auf diesem Bilde „getroffen" zu sein. Jeder möchte nun selbst so ein Amateurphotograph werden, wenn die Sache, wie er meint, nur nicht so schwer zu erlernen wäre. Dem ist aber nicht so arg. Während früher im nassen Kollodiumverfahren es fast unbedingt notwendig war, in der Chemie einige Vertrautheit zu besitzen, um nicht sein Geld in verdorbenen Silberbädern und Chemikalien zum Fenster hinauszuwerfen und von der ganzen Amateurphotographie nichts als Verdruß und Aerger



Das Einstellen (S. 793).



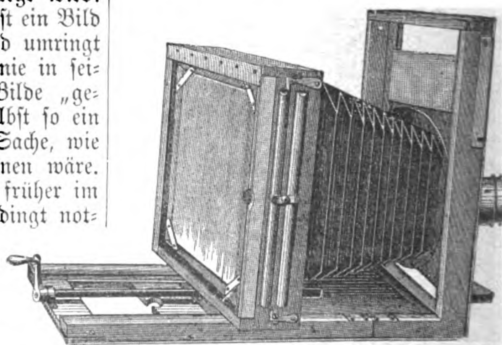
Geschlossener Apparat auf dem Stativ (S. 793).

zu haben, braucht man heute, ich wage es getrost zu sagen, wenn man nichts weiter als einige hübsche Bilder, Landschaften, Gruppen &c. machen will, von der Chemie wohl nicht viel mehr zu verstehen als etwa der Bock von der Gärtnerei.

Die Photographie auf Trockenplatten läßt sich ohne Lehrmeister spielend in kürzester Zeit erlernen. Ja, es kommt vor, daß Leute heute vom Händler einen photographischen Apparat mit Laboratorium (S. 795) und Gebrauchsanweisung, oder sagen wir doch mit einem kurzgefaßten Handbuch der Photographie beziehen und in ein paar Tagen bereits im Besitze ganz netter selbstgefertigter Bilder sind. Ich habe in der Kunstanstalt für Amateurphotographie des Herrn R. Lechner in Wien zum wiederholtenmal Gelegenheit gehabt, eingesandte Erstlingsaufnahmen zu sehen, die meine Bewunderung erregten. Und doch darf man dies Resultat nicht allein der Güte des Apparates — Davids photographischer Salon- und Reiseapparat — oder dem Genie des angehenden Photographen, sondern hauptsächlich der Einfachheit des Verfahrens zuschreiben.

Ueberblicken wir einmal ganz flüchtig die Herstellung eines Negativs, von dem dann in beliebiger Anzahl positive Kopien auf Papier hergestellt werden können, welche Arbeit an Leichtigkeit der Erlernung noch den Negativprozeß übertrifft.

Der im Tornister sorgfältig verpackte



Entfalten des Apparates (S. 793).

Apparat wird auf das zerlegbare oder als Stock verwendete Stativ aufgesetzt und sodann entfaltet (S. 792).

Nach Ansetzung des separat aufbewahrten Objektivs an die Camera wird das aufzunehmende Bild mittels eines Triebes oder einer Schraube und eventueller Zuhilfenahme einer Lupe auf der matten Glasscheibe scharf eingestellt (S. 790) und der Apparat zur Vermeidung jeder weitern Verschiebung mittels der Klemmschrauben am Stativ fixiert. Nachdem man nach der Helligkeit des Objektes die Expositionszeit, die näherungsweise auch aus Tabellen entnommen werden kann, beurteilt hat, wird an Stelle der matten Scheibe die Kassette mit der lichtempfindlichen Platte eingeschoben und exponiert.

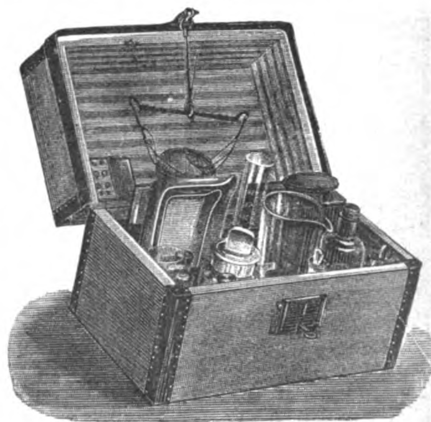


Apparat für Radfahrer (S. 798).

Um mehrere Aufnahmen nacheinander zu machen, sind im Tornister fünf bis sechs Doppelkassetten mit je zwei Platten verwahrt, die hernach in einem dunklen Zimmer oder des Nachts, da man auf Reisen zumeist im Tage mit zehn bis zwölf Aufnahmen ausreicht, beim Lichte einer kleinen roten Laterne ausgewechselt werden. Ob die Platten nach Wochen oder nach Monaten entwickelt werden, ist gleichgültig, nur müssen bis dahin die exponierten Platten gegen jedes Licht und Feuchtigkeit geschützt werden. Zu Hause richtet man sich ein dunkles Kämmerchen her, in welchem nun die Platten bei rubinrotem oder braunem Lichte entwickelt werden. Man gibt zu diesem Zwecke die exponierte Platte, auf der noch das Bild verborgen ist, in eine Tasse mit der Entwickelungsflüssigkeit, die man entweder schon vorgerichtet beziehen oder bei größerem Bedarfe selbst leicht herstellen wird. Nach kurzer Zeit zeigen sich bei richtiger Expositionsdauer auf der während der Entwickelung in schaukelnder Bewegung befindlichen Platte die hellsten Lichter als sich allmählich schwärzende Partien, es tritt immer mehr und mehr vom Bilde hervor, bis endlich dasselbe vollständig detailliert erschienen ist und sich auch auf der Rückseite der Platte zeigt. Hat man etwas zu kurz oder zu lang exponiert, so kann durch geeignete Hilfsmittel der Fehler gleich ausgebessert werden. Nach einigen aufmerksamen Aufnahmen und Entwickelungen trifft man auch die Expositionszeit ziemlich genau. Das entwickelte Bild wird mit Wasser gut abgespült und in das Fixierungsbad gelegt. Das fixierte Bild kann nun ans Tageslicht gebracht werden, wird gut gewaschen und zur Auswässerung der letzten Spuren des sonst die Gelatineschicht zerstörenden Fixiernatrons einige Stunden in öfters erneutes Wasser gelegt. Hierauf wird das Negativ an einem staubfreien Orte getrocknet und eventuell zum Schutze der Gelatineschicht mit einem durchsichtigen Lack übergossen.

Von diesem Negativ (S. 794) lassen sich beliebig viele positive Abdrücke auf photographisches Papier machen, welches man ebenfalls schon zum Gebrauche hergerichtet in den verschiedensten Sorten zu kaufen bekommt. Will man recht wenig Mühe und trotzdem sehr nette Bilder haben, so empfiehlt es sich, die Bilder auf Liesegangs Aristopapier zu kopieren. Die Kopien werden, wie sie aus dem Kopierrahmen kommen, in das Tonfixierbad gelegt, wodurch sie gleichzeitig eine schöne Farbe bekommen und, gegen Licht gesichert, fixiert werden. Nachdem man die fixierten Bilder (S. 795) gut gewaschen, werden sie getrocknet und mittels Kleister auf Karton geklebt.

Wenn wir aus dieser flüchtigen Skizze auch noch nicht das Photographieren erlernt haben, so hat sie uns doch gezeigt, daß die Technik der heutigen Photographie sehr leicht zu erlernen ist. Die einst auf einen engen Berufskreis beschränkte Lichtbilderkunst greift immer tiefer und tiefer in das ganze Publikum ein und wird zum Gemeingut aller Menschen. Aber nicht bloß als Spielerei, um sein Album mit selbstgefertigten Porträts und Landschaften zu bereichern, betreibt der eigentliche Amateurphotograph diese schöne Kunst, nein, das ist nur die erste Stufe, die er zu nutzbringendem Wirken betritt. Wir

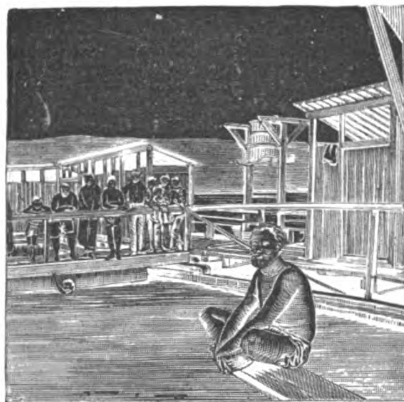


Laboratorium (S. 792).

haben die gegenwärtigen Fortschritte in der Photographie fast ausschließlich Amateuren zu verdanken, die wie Pioniere den Weg immer weiter bahnen und die Photographie zu allgemeinem Nutzen, zu den interessantesten Forschungen in den Naturwissenschaften führen.

Während Elektrizität und Galvanismus, sagt Stein, der sich mit der Anwendung der Photographie in verschiedenen Wissenschaften großes Verdienst erworben hat, für die gegenseitige Annäherung der Völker dienstbar gemacht wurden, während der Dampf den heutigen weltbewegenden Verkehr geschaffen und zur Hebung und Förderung der Industrie in ungeahntem Maße beigetragen, während die Lehre vom Schalle ihre praktische Verwertung in der Musik gefunden, war es den Strahlen der Sonne vorbehalten, auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und der Kunst durch die Photographie in mannigfacher Richtung Großes und Bewundernswertes zu leisten. Wie die andern genannten Fächer wurde auch sie in erster Linie dem praktischen Leben nutzbar gemacht, bis in der neuesten Zeit ihre Leistungsfähigkeit für wissenschaftliche Studien erkannt wurde, um in kurzer Zeit zu bedeutenden und erfolgreichen Resultaten zu führen.

Durchfliegen wir einmal ganz flüchtig die Bestrebungen und Erfolge, die bis jetzt die Amateurphotographie zu Tage gefördert



Negatives Bild (S. 794).



Positives Bild (S. 794).

hat, ohne des Umstandes eingehender zu erwähnen, daß die Photographie ihren gegenwärtigen Höhepunkt zumeist Amateuren zu verdanken hat.

Die Astronomie, die Königin der Wissenschaften, hat sich die Photographie als wertvolles Hilfsmittel ihrer Erforschung der Sternenwelt dienstbar gemacht. Die photographischen Sonnen- und Mondbilder, die Aufnahmen der Planeten und Kometen, die Erscheinungen auf der Sonne, die insbesondere zur Zeit der Finsternisse sichtbaren Lichtwolken, Protuberanzen, die wie ungeheure Brände und Feuerflammen dem Sonnenkörper entströmen und zu Tausenden von Meilen emporgeschleudert werden, die fernsten Sternhaufen, die mitunter wegen ihrer fast endlosen Entfernung sich für das Fernrohr nur in ein schwachleuchtendes Lichtwölkchen zusammendrängen, die so mannigfach gestalteten Nebelflecke, die der beste Zeichner nicht naturgetreu wiederzugeben vermag, werden in dem Dunkelraum der photographischen Camera festgebannt und drücken durch die Einwirkung ihrer Lichtstrahlen der empfindlichen photographischen Platte ihr Bild auf, der Mit- und Nachwelt zu vergleichenden Studien und zur Belehrung von den großartigen Vorgängen über uns, in dem Bereiche der lautlosen Sternenwelt.

Welchen Gegensatz bildet dazu die Mikrophotographie! In der Astronomie fixiert uns die Photographie das unendlich Große, die Geheimnisse des Weltalls, dessen Veränderungen sich meist in großen Zeiträumen abspielen, hier überliefert sie uns das Bild des unendlich Kleinen, eine andere geheimnisvolle Welt. Der Mikroskopiker ist durch die Photographie in den Stand gesetzt, das mühsam präparierte Objekt im Bilde zu fixieren, um daran nicht nur weitere Studien zu machen, sondern auch das, was er nur mit Mühe und Anstrengung gesehen, auch andern zur Belehrung zu übermitteln.

Auch die Meteorologie, die ganze Physik versucht bereits aus der Photographie ihren Nutzen zu ziehen. Der Gang der Quecksilbersäule im Barometer und Thermometer, die Dauer des Sonnenscheins, die Stärke der Tageshelligkeit, die Schwingungen der Magnetnadel, die durch die noch rätselhafte Kraft des Erdmagnetismus in beständiger Unruhe ist, zeichnen sich von selbst am lichtempfindlichen Papierstreifen auf. Der rasche Blitz, der prachtvolle Strahlenkranz des Nordlichtes, die eilig dahinsausende Sternschnuppe werden trotz der Schnelligkeit des Entstehens und Wiedervergehens dieser Phänomene gezwungen, ihr Bild und ihren Weg auf der photographischen Momentplatte zurückzulassen. Der finstere, düstere Meeresgrund, wohin kein Sonnenstrahl mehr gelangt, wird durch geeignete Vorkehrungen gezwungen, sein unheimliches Antlitz durch die lichtempfindliche Platte zu enthüllen; Meeresströmungen in den Tiefen der Weltmeere verraten sich mittels der Photographie. Die der Kanone enteilende Kugel bildet sich mittels geeigneter Vorkehrungen photographisch ab und läßt ihre rotierende Bewegung, sowie die Form der ihr vorauseilenden Luftwelle erkennen, was für das Studium der Schießtechnik von großem Nutzen sein kann.

Momentaufnahmen von sich bewegenden Menschen oder Tieren, von fliegenden Vögeln zeigen Stellungen, die das Auge gar nie zu erfassen im stande ist. Wird der Sprung eines Menschen oder Pferdes über ein Hindernis, der nur eine oder ein paar Sekunden dauert, in dieser Zeit 20- bis 30mal photographiert, so ist uns dadurch die ganze flüchtige Erscheinung in die einzelnen Momente analysiert, und wir können das, was so flüchtig vor sich gegangen, sich in einer längeren Zeit abspielen lassen, also die Zeit gleichsam vergrößern. Umgekehrt können wir wieder Erscheinungen von zu langer Dauer, wodurch der Eindruck von dem einen Bild zum andern verloren geht, in einen kürzeren Zeitraum zusammendrängen.

Welchen erhabenen Eindruck müßte beispielsweise die Entwickelung des Menschen vom Kindesalter hinüber in die Blüte seiner Jahre und dann wieder allmählich herab ins ehrwürdige Greisenalter, wo der Mensch wieder zum Kinde wird, auf uns machen, wenn uns in Form eines sich allmählich verwandelnden Nebelbildes ein Menschenalter in wenigen Minuten vor Augen geführt würde!

Ganz unbezahlbare Dienste verspricht auch die Photographie den medizinischen Studien zu leisten, um beispielsweise den Entwickelungsgang einer Krankheit zu verfolgen. Es klingt fast unglaublich, wenn wir hören, daß man mittels der photographischen Kunst im stande ist, Teile des innern menschlichen Organismus naturgetreu nachzubilden.

Wird Raschheit in der Aufnahme verlangt, um beispielsweise das Leben und Treiben der Tierwelt zu belauschen, so bietet uns die jetzt so überaus vervollkommnete Momentphotographie das einzige Mittel, dies zu erreichen. Die neuesten künstlichen Lichtquellen, z. B. das Blitzpulver, gestatten uns Höhlen mit ihren Tropfsteingebilden, Bergwerke, Katakomben u. dergl. aufzunehmen, wohin das Tageslicht nicht zu dringen im stande ist.

Während früher wegen der Umständlichkeit, die das nasse Kollodiumverfahren mit sich führte, die Verwertung der Photographie auf Forschungsreisen mit den größten Schwierigkeiten und Kosten verbunden war, gibt es heute wohl keinen Forschungsreisenden mehr, den nicht ein photographischer Apparat durch Dick und Dünn begleiten würde. Der Tourist, der im Sommer die herrlichen Alpenthäler durchwandert, die im ewigen Eise starrende Gletscherwelt besucht, bringt in seinem Tornister alle diese Herrlichkeiten im Bilde mit und durchlebt an einförmigen Winterabenden beim Entwickeln der Platten in seinem stillen Kämmerlein noch einmal die schönen, fröhlichen Stunden, die ihm sein Sommerurlaub geboten hat. Hat er dazu noch seine Aufnahmen mit einem gewissen naturwissenschaftlichen Verständnis gemacht, so werden seine Bilder zugleich eine Bereicherung der Kenntnisse der geologischen, historischen, ethnographischen, wirtschaftlichen ꝛc. Verhältnisse der durchwanderten Gegenden bilden.

Forscher in noch unbekannten Gegenden der Erde beleben von nun an ihre interessanten Reisebeschreibungen durch photographische Aufnahmen und übermitteln uns auf diese Weise die Sitten und das Leben fremder Völkerschaften in staunenswerter Treue. Mit einigen nach der Natur aufgenommenen Photographien sagen sie oft mehr als durch umfangreiche Beschreibung.

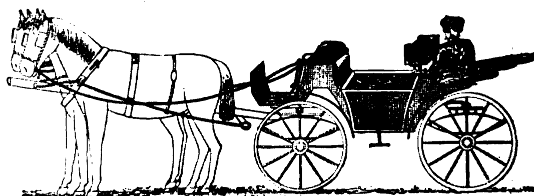
Den Ingenieur, den Jäger, den Förster, den Maler, den Radfahrer (S. 793), den Offizier zu Land und zu Wasser, sie alle begleitet heute schon ein photographischer Apparat teils zum Vergnügen, teils zu praktischem Wert.

Im Detektiv- und Polizeiwesen leistet die Photographie vortreffliche Dienste zur Darstellung von Oertlichkeiten, die einen Thatbestand beweisen sollen, oder zur Wiedergabe verdächtiger Persönlichkeiten. Im Paßwesen und bei Legitimationskarten ersetzt eine einfache Photographie die ausführlichste Personalbeschreibung.

Auch im Militärwesen wurde bereits zur raschen Vervielfältigung von Plänen, zur schnellen Aufnahme von Terrainverhältnissen u. s. w. aus der Photographie vielfacher Nutzen gezogen.

Im deutsch-französischen Kriege korrespondierte während der Belagerung ganz Paris mittels Luftballons und Taubenpost mit der Außenwelt. Es wurden die Depeschen ganz klein photographiert und zu Tausenden, in einem Federkiele eingeschlossen, durch eine Taube expediert.

So oberflächlich dieser Durchblick über die vielfache Verwendung der Photographie in Kunst und Wissenschaft, sowie im öffentlichen Leben war, so sahen wir doch, wie sich heute die photographische Kunst fast überall ihre Wege gesucht und gebahnt hat und wie ein goldener Faden durch das Leben und Treiben, Forschen und Streben der Menschen zieht. Mögen diese Zeilen ein Scherflein beigetragen haben, Sympathie für die Photographie zu erwecken und ihr neue Freunde zu erwerben.



Apparat im Wagen.

Der Dichter des „Quickborn".

Von

Gustav Adolf Erdmann.

„Steig' empor aus tiefen Klüften,
Längst verscholl'nes altes Lied;
Leb' aufs neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht."
Max von Schenkendorf.

Verschollen und vergessen war es, das alte Lied in der weichen, volltönenden niederdeutschen Mundart; es hatte sich vor den hochmütigen Blicken der hochdeutschen Schwester verborgen in einsamem Gemäuer und war dort in einen tiefen, todesähnlichen Zauberschlaf verfallen. Nur noch leise tauchte hin und wieder die Erinnerung an die Schlummernde in vereinzelten Dichterherzen auf, wie in sehnsuchtsvollem Traum versuchte wohl einer oder der andere in der Mundart der Verschollenen zu singen; aber das Lied verhallte, wie das Zwitschern eines träumenden Vögleins während der Nacht. Es fehlte allen der Mut, durch die dichten Dornenhecken und staubigen Spinngewebe, welche die schlummernde Muse der niederdeutschen Sprache dicht umgaben, sich mühsam hindurchzuarbeiten, um die jugendschöne mit dem glühenden Flammenkuß der Liebe zu wecken.

Und jetzt? Sie lebt; jubelnd eilt sie durchs deutsche Land und schmeichelt sich mit ihrem süßen Wohllaut in alle Herzen. Wer von uns stand wohl noch nicht unter dem Zauber ihrer sieghaften Anmut? Und daß sie lebt, und daß sie der Nacht der Vergessenheit entrissen wurde, ist das Werk eines einzigen Mannes, der dies schwierige Ziel allerdings zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte, an deren Lösung er mit fast beispielloser Energie und Entsagung nun schon vier Jahrzehnte arbeitet. Professor Dr. Klaus Groth ist darüber zu einem Greise geworden, der am 24. April d. J. seinen 70. Geburtstag feierte. Tiefe Falten haben ihm die arbeitsreichen Jahre in Gesicht und Wangen gegraben, aber Herz und Geist sind noch ebenso frisch wie damals, als der etwa 25jährige junge Mann den kühnen Entschluß faßte, dessen bewunderungswürdige Durchführung ihm vom deutschen Volk und von der deutschen Litteratur nie vergessen werden wird.

Ein Blick auf den Entwickelungsgang und das Ringen des Dichters möge zeigen, wie ihm das große Werk der Wiederbelebung niederdeutscher Sprache in der Poesie gelang.

Klaus Groth wurde am 24. April 1819 zu Heide in Norderdithmarschen geboren. Sein Vater Hartwig Groth war Landmann und Mühlenbesitzer und galt für die dortigen Verhältnisse für wohlhabend. Er war ein biederer, ernster Mann, in dessen Herz die freundlichste, stets hilfbereite Milde wohnte. Von seinen Bekannten wurde er hochgeachtet, von seinen Kindern — er besaß außer Klaus noch zwei Söhne und eine Tochter — innig geliebt. Verstand er doch die schwere Kunst, allen Eigentümlichkeiten der Kinder gerecht zu werden, wußte er doch die Erziehung mit fester Hand aber ohne Schelten und Strafen zu leiten. Ein einziger Blick genügte, um die Kinder zu regieren. Wer ein recht lebhaftes, getreues Bild dieses seltenen Mannes zu haben wünscht, der lese im „Quickborn" das schöne Gedicht: „De Sünndagmorgen". In der Gestalt des Pockennarbigen hat der Dichter seinem Vater ein schönes Denkmal kindlicher Liebe gesetzt.

Die Mutter, eine schöne und sanfte Frau, verloren die Kinder sehr früh; doch blieb ihre Erziehung nicht ohne weiblichen Einfluß. Die Schwester des Vaters, „Tante Christine", vertrat an ihnen Mutterstelle. Was sie den Kindern, besonders aber Klaus, gewesen ist, darüber belehren uns die vier Sonette, welche der Dichter ihr später in seinen „Hundert Blättern" widmete. Sie ist es auch gewesen, die den Samen der Poesie in das Herz des Kindes pflanzte, den Samen, der später so herrliche Blüten und Früchte zeitigte.

An dem munteren und geweckten Klaus fand der alte Großvater besonderes Wohlgefallen und oft erzählte er dem begierig lauschenden Kinde die alten Sagen und Geschichten aus den Freiheitskämpfen der Dithmarschen. Und im Herzen des Dichters lebten diese alten Geschichten wieder auf. „Ut de ol Krönk", „Wat sik das Volk vertellt", zwei Abschnitte aus dem „Quickborn", sind Erinnerungen an jene Erzählungen des Großvaters.

Rechtzeitig wurde Klaus der Bürgerschule zu Heide übergeben. Hier erst zeigten sich seine bedeutenden Geistesgaben im rechten Licht. Sein sicheres Gedächtnis und sein eiserner Fleiß ließen ihn bald zum besten Schüler der Anstalt und zum Liebling aller seiner Lehrer werden. Auch seine Kameraden hatten ihn gern; denn er fand stets noch Zeit genug, sich an ihren Spielen im Freien zu beteiligen und war ein freundlicher Spielgefährte. Im Freien mußte er übrigens viel mehr sein, als ihm lieb war. Da in den Herzogtümern wegen der vorhergegangenen Kriegsjahre die Landwirtschaft arg daniederlag, so war den Landleuten von der Regierung gestattet worden, während der Sommermonate ihre Kinder zu ländlichen Hilfeleistungen aus der Schule zurückzubehalten. Obgleich nun Hartwig Groth auch bezüglich der Ausbildung seiner Kinder ein sehr gewissenhafter Mann war, machte er doch von dieser Erlaubnis der Regierung gern Gebrauch, und so kam es, daß Klaus den Sommer hindurch wohl in Wiese, Feld und Wald, nicht aber in der Schule zu finden war. Der strebsame, ehrgeizige Knabe bedauerte dies tief genug; der Dichter aber wird diesen Zufall kaum genug preisen können. Er kam hierdurch in die engste Berührung mit der Natur, an welcher so viele gut beanlagte Kinder achtlos vorüber gehen müssen, und sie wurde ihm zur Lehrmeisterin und Herzensfreundin. Der stets geistesrege Knabe lernte beobachten, Augen und Ohren gebrauchen und wurde von der Schönheit und Majestät der Allmutter so gefesselt, daß er später das Studium der Naturwissenschaften zu seinem Lieblingsstudium erhob. Mit vollem Recht kann er heute von sich schreiben: „Von den Naturwissenschaften ist mir kein Zweig unbekannt, selbst mathematische Physik nicht"; und wie wahr er das Wesen der Naturforschung erfaßt hat, geht aus den fünf scharfsatirischen Sonetten: „Evangelische Naturwissenschaft" in den „Hundert Blättern" hervor. Der Dichter aber verdankt seiner innigen Vertrautheit mit der Natur die herrlichen, lebenswarmen Naturschilderungen, die er uns so zahlreich im „Quickborn" bietet.

Nachdem nun die Bürgerschule zu Heide absolviert war, richteten sich die Blicke des lernbegierigen Knaben sehnsüchtig auf das Gymnasium als dem Schlüssel zur Universität. Hier aber legte der Vater ein entschiedenes Veto ein. Er meinte, das ginge weit über seinen Stand hinaus und schlug deshalb seinem Sohn die Wünsche nach einem derartigen Weiterstudium rundweg ab. Zunächst blieb nun Klaus noch einige Zeit dem Selbststudium überlassen, bei dem er sich besonders der deutschen Sprache und der Mathematik zuneigte; dann trat er mit 16 Jahren in den Büreaudienst der Kirchspielvogtei zu Heide. Diese Stellung sah er aber nur als Uebergang an; denn er hatte den Entschluß gefaßt sich später dem Lehrerberuf zu widmen. Da seine Beschäftigung ihm noch viel freie Zeit übrig ließ, benutzte er dieselbe eifrig zu seiner Weiterbildung. In der Bibliothek des „Kaspelvagd" entdeckte er unsere Klassiker, die bald seine vertrauten Freunde wurden. Auch das Klavierspielen erlernte er zu jener Zeit. Da die Art, wie er diese Kunst als Autodidakt erlernte, ein Beispiel von seiner eisernen Energie gibt, so möge sie hier erzählt sein. Klaus Groth fand eines Tages auf einem Boden ein altes, halbzerfallenes Klavier. Sofort zimmerte er sich den Kasten wieder etwas zurecht, und nun begann er seine Uebungen mit solcher Ausdauer, daß er nach wenigen Wochen leichte Sonaten von Mozart und Beethoven zu spielen vermochte.

1838 bezog Klaus Groth das Seminar zu Tondern, auf dem er bis 1841 blieb. Der Fleiß, den er hier auch in alter Weise entwickelte, war von dem besten Erfolge gekrönt; denn er verließ die Anstalt mit einem glänzenden Zeugnis. Auch nahm er mehr Kenntnisse mit aus dem Seminar, als seine Mitschüler. Unablässig hatte er sich dem Privatstudium hingegeben, bei welchem er fremde Sprachen, Latein, Französisch und Schwedisch besonders bevorzugte. Sogleich fand der tüchtige junge Lehrer eine Anstellung an der Mädchenschule zu Heide. Aber welche Arbeit wartete seiner! Nicht weniger als 43 Unterrichtsstunden waren ihm wöchentlich aufgebürdet, übergenug, um auch den begeistertsten Fortbildungseifer gründlich zu ruinieren und aus dem kräftigsten Lehrer einen müden Mann zu machen. Aber Klaus Groth ließ sich das nicht anfechten. Mit ungeschwächter Kraft gab er sich dem erfolgreichsten Selbststudium in der Mathematik, den Naturwissenschaften und der Philosophie — besonders Psychologie und Aesthetik — hin und erlernte so nebenher noch Englisch, Französisch, Italienisch und Griechisch. Wie er das fertig gebracht, dürfte nicht so leicht zu begreifen sein. Man weiß thatsächlich nicht, was man am meisten bewundern soll: die wahrhaft eiserne Gesundheit des jungen Mannes, mit der er allen Anstrengungen Trotz bieten konnte, oder den phänomenalen Geist, der alles, was ihm geboten wurde, so willig assimilierte, oder die heldenhafte Energie, welche ein Ermüden nicht zuließ und die gewiß manchmal in dem jungen Manne auftauchenden Wünsche nach Zerstreuung siegreich bekämpfte. Denn daß Klaus Groth sich bei einer solchen Arbeit nicht den Zerstreuungen und Vergnügungen, denen man sonst in seinem Alter zu huldigen pflegt, widmen konnte, liegt wohl auf der Hand. Seine Erholung bestand in dem Verkehr mit dem Elternhause, in weiten botanischen Exkursionen und in seiner Beteiligung an der Liedertafel zu Heide. Letztere sollte verhängnisvoll für sein späteres Leben werden.

1844 wurde er nämlich durch diese Liedertafel auf das Sängerfest zu Schleswig geführt. Hier lernte er das herrliche Bellmannsche Schleswig-Holsteinlied kennen, das ihn in ungeahnter Weise für sein Vaterland und für die deutsche Sache begeisterte. In jene Zeit fällt auch die Entstehung der vlämischen Bewegung, jenes patriotischen Bestrebens, der vlämischen Volkssprache ihre lang verkannten Rechte wiederzugeben, die in Klaus Groth einen mächtigen Wiederhall fand und den ersten Gedanken zum „Quickborn" in ihm wachrief. Und wie oft kleine Ursachen große

Wirkungen hervorbringen, so auch hier. Herr Pastor Johannes Paulsen aus Kropp in Holstein, der bekannte Herausgeber der von Klaus Groth revidierten plattdeutschen Uebersetzung des Neuen Testamentes von Joh. Bugenhagen, schreibt mir, daß Groth ganz besonders durch den plattdeutschen Vortrag eines einfachen Handwerkers, der zur Entsagung vom Branntwein aufforderte, für die plattdeutsche Sprache begeistert worden sei. Wie dem nun auch sei: so viel steht fest, daß der junge Lehrer von jener Zeit an nur noch daran dachte, der plattdeutschen Muttersprache einen ehrenvollen Platz in der deutschen Litteratur zu erringen. Da die Mundart Volkssprache ist, so beschloß er, in ihr ein Werk zu schaffen, welches ein Bild des innersten Denkens und Empfindens, des ganzen Lebens und Webens des Volkes seiner Heimat geben sollte, und so nahm der Plan zum „Quickborn“ festere Gestalt an. — Sofort ging er ans Werk; er versuchte, einige mundartliche Dichtungen zu schreiben. Bald aber ließ er von diesem Beginnen ab, da er die Nutzlosigkeit desselben einsah. Er erkannte, daß die erste Bedingung zu einem erfolgreichen Weiterarbeiten eine tiefere Erforschung der Sprachgesetze, besonders der Lautgesetze des Plattdeutschen sei, ohne welche alles Mühen vergeblich war. Mit dieser Erkenntnis war er an den Scheideweg gekommen. So groß seine Kraft und Energie auch war, er fühlte, daß er der Doppelaufgabe des Lehrberufes und der tiefgehenden Forschung nicht mehr gewachsen sein würde. Eins mußte aufgegeben werden. Die Wahl wurde ihm aber nicht allzuschwer, und 1847 trat er vom Lehramt zurück, um sich von nun an ganz der Forschung und Dichtkunst zu widmen. Nach dem abgelegenen Landkirchen auf der Insel Fehmarn lenkte er seine Schritte und nahm in dem Hause seines Freundes, des Lehrers Leonhard Selle, seine Wohnung. Mit vollster Hingabe versenkte er sich in seine ernsten sprachvergleichenden Studien; daneben studierte er eifrig Metrik und stellte viele metrische Uebungen an. Karl Eggers, der verdienstvolle Biograph von Klaus Groth, erzählt nach dem Vorgange des Prof. Karl Müllenhoff, daß der alte Hartwig Groth mit dem Schritt seines Sohnes nicht ganz einverstanden gewesen sei und führt ein recht sentimentales Gespräch zwischen Vater und Sohn an. Demgegenüber erklärt mir Herr Prof. Klaus Groth, daß dies sentimentale Gespräch auf einem Mißverständnis seines Freundes Müllenhoff beruhe. Da der verehrte Dichter wünscht, daß „Hartwig Groth und sein Sohn Klaus nicht als sentimentale Waschlappen der Nachwelt erscheinen“, so möge hier der wirkliche Inhalt des Gespräches in der Weise folgen, wie der Dichter ihn mir selbst mitteilte. Zunächst ist es unrichtig, daß Hartwig Groth den Schritt seines Sohnes mißbilligte. Als er aber sah, wie Klaus durch seine allzuanstrengenden Studien seine Gesundheit untergrub, sprach er eines Morgens zu ihm: „Min Jung, son Arbeiden Nacht un Dag ohn en Erholung geit ni, dat kann keen Minschennatur utholn.“ Klaus: „Dat weet ik.“ Vater: „Denn hol doch mal pust un rau (ruhe) di mal ut!“ Klaus: „Jk will öwern Graben springn un nehm jüs den Tolop. Pust holn geit ni. Röwer kam ik, ob dod oder lebennig, dat weet ik nich.“

Er ließ sich auch durch nichts von seinen Studien ablenken, weder durch die Bitten seines Vaters, noch durch die politischen Ereignisse, die nun bald hereinbrachen. Ich glaube wohl, annehmen zu dürfen, daß ihm angestrengteste Arbeit damals ein Bedürfnis, eine Seelenarznei war; denn es galt, eine tiefe aber unglückliche Liebe niederzukämpfen, eine Liebe, von der die wunderbar ergreifenden, fast Heineschen „Klänge“ in den „Hundert Blättern“ so glücklich und auch wieder mit so schneidend schrillem Ton zu erzählen wissen.



Klaus Groth.

Das Idyll auf Fehmarn wurde bereits 1848 gestört, als nach der schleswig-holsteinischen Erhebung sofort dänische Kriegsschiffe sich blicken ließen, die nun nicht wieder von der Küste verschwanden. 1850 wurde die Insel gar von den Dänen besetzt, und nun begannen viele Scherereien für den Dichter, der, dem Drange seines Herzens folgend, einige plattdeutsche Kriegslieder in die Welt geschickt hatte. Aber keine noch so unangenehme Belästigung durch die Polizei vermochte ihn von seinem Platze zu vertreiben; treu harrte er bei seinem Werke aus, das seiner Vollendung entgegenreifte. Aber es wurde auch Zeit für den Dichter, daß das Werk fertig wurde; denn der einst so kräftige Körper war durch die jahrelange übermäßige Anstrengung so elend geworden, daß er jeden Augenblick zusammenzubrechen drohte. Noch einmal raffte er alle Energie zusammen, noch eine kurze Zeit aufreibender Arbeit, und wenige Wochen vor Weihnachten 1852 erschien der „Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten dithmarscher Mundart.“ Das große Werk war vollbracht. Der Erfolg war ein ganz unerwarteter, ein überaus glänzender. Im Nu drangen die Lieder Groths in alle Schichten der Gesellschaft ein, in Hütte und Palast, bei Arm und Reich eroberten sie sich den Ehrenplatz. Wie sehr sich alle Gebildeten damals mit dem bisher unbekannten Dichter beschäftigten, davon weiß Dr. C. J. Hansen, Stadtbibliothekar zu Antwerpen in seinem zum 24. April d. J. erschienenen trefflichen Buche[1], dessen Aushängebogen er mir gütigst zur Verfügung stellte, interessante Einzelheiten zu erzählen. Die bedeutendsten Männer jener Zeit, Gervinus, Gustav Freytag, Alex. von Humboldt, Ernst Moritz Arndt drückten ihm ihre Bewunderung und ihren Beifall aus; und die erste Auflage von 2000 Exemplaren war noch vor Weihnachten vergriffen.

„Herr, laß mich so lange leben, bis ich mein Buch fertig habe. Amen!“ Das war oft genug das kurze Abendgebet des Schaffenden gewesen; und nun das Buch fertig war, nun der Erfolg ihn mit Ehre und Anerkennung überschüttete, schien es, als wenn dem Dichter der Lebensfaden durchgeschnitten werden sollte. Von der Ueberanstrengung gänzlich aufgerieben, sank er auf ein schweres Krankenlager, das ihn 3 Monate festhielt. Als seine kernige Natur endlich den Feind überwunden hatte, begab sich der Rekonvaleszent nach Kiel, um sich in den Bädern von Düsternbrook völlige Genesung zu holen, die ihm auch wurde. Gleichzeitig aber war er auch wieder litterarisch thätig. Er sammelte seine früheren hochdeutschen Gedichte, die er 1854 unter dem Titel: „Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn“ herausgab. Wenngleich diese Gedichte nicht mit dem „Quickborn“ in die Schranken treten können, so enthalten sie doch zahlreiche echte Perlen der Lyrik und haben keinen geringeren als Johannes Brahms zu Tonschöpfungen angeregt. Aber das Buch ist von dem Publikum nicht

[1] „Klauss Groth in zijn leven en streben als dichter, taalkamper, mensch met reisverhaal en terngblik op de Dietsche bewegung.“ Antwerpen.

beachtet worden, es hat leider noch keine zweite Auflage erlebt. Und doch bietet es einen tiefen Blick in das innere und äußere Leben des Dichters. Klaus Groth aber hatte selbst durch den ungeheuren Erfolg seines „Quickborn" seine nachfolgenden Werke tot gemacht. Im nächsten Jahre erschienen seine „Vertelln", die ein besseres Schicksal hatten.

Dieses Jahr und die darauf folgenden gehören zu den angenehmsten, welche dem Dichter beschieden waren. Er begab sich über Hamburg nach Pyrmont an den Rhein, wo ihm reiche Ehren und Freuden erblühen sollten. Simrock, Jahn, Brandis, Arndt, Bettina von Arnim, Dahlmann u. a. zeichneten ihn auf jede nur mögliche Weise aus, und auf Anraten Dahlmanns wurde der Dichter von der philosophischen Fakultät zu Bonn durch Erteilung der Doktorwürde geehrt. Ueber Dresden und Leipzig kehrte Dr. Groth nun 1857 wieder nach Kiel zurück. Hier habilitierte er sich noch in demselben Jahre als Dozent für deutsche Sprache und Litteratur und gründete sich einen eigenen freundlichen Hausstand durch Verheiratung mit einer ebenso liebenswürdigen als gebildeten Bremenserin.

In dem folgenden Jahre (1858) gab er seine „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch" heraus, durch die er, wie bekannt, in einen unerquicklichen Streit mit Fritz Reuter verwickelt wurde. Da der hochverehrte Dichter erst kürzlich an dieser Stelle wegen jener Angelegenheit heftig angegriffen worden ist (cf. „Fritz Reuter und die Gebrüder Voß" von K. Th. Gaedertz. Heft V Spalte 1340—1341), so muß ich bei diesem Werke etwas verweilen.

Mag man dreist zugeben, daß Klaus Groth in den Briefen hin und wieder zu weit ging, so ist es doch unrichtig, daß die Angriffe auf Reuters „Läuschen un Rimels" aus „Mißgunst" über eine wohlwollende Kritik von Robert Prutz erwachsen wären. Der Dichter des ernsten „Quickborn" stritt aus Liebe zu seiner edlen Sache, nicht aus Mißgunst.

Reuter hat sich mit Glück gegen Groths Angriffe gewehrt. Von dem edlen Charakter unseres Dichters gibt es nun wieder Zeugnis, daß er als der erste namhafte Schriftsteller das Weihnachten 1859 erschienene Buch „Ut de Franzosentid" schon am 29. Dezember desselben Jahres im „Altonaer Merkur" mit Ausdrücken höchsten Lobes besprach. Spalte 1341 wird der wahrhafte Biedersinn Reuters gerühmt, der unangenehm von Groths Lob berührt wurde. Kennt Herr Dr. Gaedertz Reuters Verhältnis zu seinem erst kürzlich verstorbenen Leidensgefährten Karl Schramm? Kaum möglich; denn sonst würde er nicht gar so laut auf den „Biedersinn" gepocht haben! Daß Klaus Groth jemals Annäherungsversuche an Reuter nach jener Kontroverse vom Jahre 1858 gemacht hat, ist nicht richtig. Klaus Groth hat solche weder persönlich unternommen, noch von seinen Freunden unternehmen lassen. Sollten trotzdem sich vermittelnde Freunde gefunden haben, wovon Herr Professor Groth aber nichts weiß, so haben diese ohne seine Einwilligung gehandelt. Was nun endlich den von Herrn Dr. Gaedertz gegeißelten Nachruf auf Reuter betrifft, so sind die angegriffenen Stellen in ihrem Zusammenhang durchaus nicht trivial. Der Artikel ist auf telegraphische Bestellung während einer Nacht geschrieben.

1862 veröffentlichte Klaus Groth sein reizendes Idyll „Rothgeter-Meister Lamp un sin Dochter", eine Dichtung, die auch besonders in den Niederlanden großen und verdienten Beifall fand. Von den späteren Veröffentlichungen des Dichters will ich nur kurz erwähnen: „Ut min Jungsparadies" und „Quickborn" Teil II. Zahllos sind die Gedichte, Geschichten und Studien, welche Groth im Laufe der Zeit in den angesehensten Blättern, besonders in der „Gegenwart" veröffentlichte; er kennt eben trotz seines hohen Alters keine Ruhe, keine Schonung, wenn es gilt, der Sache der plattdeutschen Sprache einen Dienst zu erweisen. In edler Selbstlosigkeit opfert er denjenigen, welche mit ihm ringen, Zeit und Kraft, unbekümmert darum, ob ihm wohl oder übel gelohnt wird.

Von Groths späterem Lebensgange bleibt nicht mehr allzuviel zu berichten. 1863 machte er eine größere Reise durch Frankreich und England und wurde 1866 zum Professor ernannt. 1872 wurde er gelegentlich seines 25jährigen Schriftstellerjubiläums von der Regierung dadurch geehrt, daß man ihm von nun an das Doppelte seines bisherigen Gehaltes gewährte; auch wurde ihm von seinen zahlreichen Freunden ein Ehrengeschenk überreicht.

Täuschung aber wäre es, wenn man annehmen wollte, das Leben des so hochverdienten Mannes sei nur eitel Sonnenschein gewesen. Schwere Schicksalsschläge trafen ihn, von denen das tiefergreifende Gedicht: „Min Port" im „Quickborn" so einfach und schlicht und doch so erschütternd zu melden weiß.

„Ade! ade! — Un de Port de knarrt
Un ik sitt dar mit min eensam Hart."

Aber mag der Dichter sich auch einsam fühlen, er ist es in Wahrheit nicht. Tausende eilten in Gedanken an seinem Ehrentage zu ihm, um ihm den Zoll ihrer Bewunderung und Liebe zu entrichten. Nicht allein in Deutschland hat man den 70. Geburtstag Groths festlich begangen, nein, weit darüber hinaus bis nach Amerika ist der Festjubel gedrungen. Zahllos sind die Verehrer des greisen Dichters in Nordamerika. Die plattdeutsche Sprache ist dort für die versprengt lebenden Deutschen ein Zauberband, welches sie eng zusammenkettet. Nicht weniger als drei große plattdeutsche Zeitschriften sorgen in den Vereinigten Staaten dafür, daß die niederdeutsche Sprache den in der Fremde lebenden Deutschen nicht verloren gehe, und alle diese Journale haben die Sprache und Schreibweise des Dithmarschen angenommen. Treffend charakterisiert G. M. Hein, der Redakteur des plattdeutschen „Weltblatt" (Grand Island-Nebraska), die Bedeutung Groths für die Deutschen in Amerika: „Du magst di mal ornd'tli utlachen, wenn du Reuter un all de annern Jurmakers lesen deihst, wenn du awer as ole Mann wiet von din Heimat in din Sorgenstohl mit K. Groth sin ‚Quickborn' in'e Hand sitt, denn vertellt di jede Siet en Geschich von de ole Heimat. Du, as Plattdütsche, lest dar en Sprak, de du ganz vergeten harrst, de din Moder to di sprak, as du noch op ern Schoot seets. In Gedanken büst du to Hus bi Vader un Moder un snackst plattdütsch. Du legst din Book ut'e Hand, en stille Tran slikt sik vellicht lank de Backen un in Gedanken drückst du Klaus Groth de Hand."

Aber noch bedeutender als in Amerika ist der Einfluß unsers Groth in Belgien. Die Anregung, welche er 1844 aus der vlämischen Bewegung empfing, hat er derselben reichlich wieder vergolten; denn Jahrzehnte hindurch haben die Vlämen die Kraft zum ausdauernden Kampf aus den Dichtungen Groths geschöpft, um die sich der schon vorhin genannte Antwerpener Gelehrte, Dr. Hansen, große Verdienste erworben hat. Derselbe ersann eine Schreibweise, durch welche plattdeutsche Dichtungen. auch ohne Uebertragung jedem Niederländer, der seine Sprache wirklich kennt, leicht verständlich werden; natürlich auch vice versa. Die großen Verdienste, welche sich Professor Groth um die vlämische Sprache erworben hat, sind auch vom Könige Leopold II. anerkannt worden; denn dieser hohe Beschützer der Künste und Wissenschaften hat den Dichter zum Ehrenmitglied der neubegründeten vlämischen Akademie ernannt.

Auf dem eng zugemessenen Raum konnte ich selbstverständlich nur oberflächlich den Lebensgang und die Bedeutung Klaus Groths streifen; der Zukunft bleibe eine eingehende Würdigung dieses seltenen Geistes vorbehalten.

Möge dem verehrten Dichter noch ein langer, goldiger Lebensabend beschieden sein!

Der Himmel hängt voller Geigen.

Geschichte eines Musikers.

Von

Rudolf Schmidt.

(Autorisierte Uebersetzung von J. Langfeldt.)

I.

Es steht in einem deutschen Volksliede! Den Zusammenhang habe ich vergessen und kümmere mich auch nicht einen Deut darum [1]). Der Himmel hängt voller Geigen — die Zeile ist's, die uns ganz allein angeht. Es muß einem zuweilen 'mal vorkommen, als wäre die blaue Luft voll von lauter Streichinstrumenten, und dann muß es einem vor den Ohren klingen, als würden sie von unsichtbaren Händen berührt. Gerade so geht's an den eigentlichen Festtagen zu, wenn man seine besten Augenblicke hat. Dann wallt's in der Seele, mein Lieber! — Wer niemals dies Wallen gespürt, hat auch kein Talent zur Musik, wenn er auch alle Griffe besser lernte, als Sie sie jetzt in den Fingern haben. Wenn ich sage: die besten Augenblicke, so muß man trotzdem einen Unterschied machen. Es gibt Leute, die zu-

[1]) Der Verfasser ist in der deutschen Litteratur besser zu Hause als Großmann und weiß sehr wohl, daß das Titelwort nur die Ueberschrift eines Liedes in „Des Knaben Wunderhorn" und zugleich ein bekanntes deutsches Sprichwort ist.

weilen einmal, wenn sie den ganzen Dampf heraufhaben, das Gefühl ankommen kann, als würde ihnen mit einemmal eine von den vielen Geigen da oben unters Kinn geschoben, als umfaßten unsichtbare Finger die ihren und führten sie, so daß sie selbst dazu kämen, an der Musik mitzuwirken, die zu ihnen heruntertönte. Dann haben diese Leutchen ihre besten Augenblicke. Sie erreichen, was sich erreichen läßt, wir anderen müssen uns mit der Ahnung begnügen. Sie hat die Natur für die erste Klasse bestimmt, mich für die zweite. — Das ist der Unterschied zwischen uns beiden!"

Der Sprecher war ein ältlicher Herr mit krausem, grauem Haar, dessen wilde Locken infolge unablässigen Hineinfahrens noch mehr auseinanderstrebten. Er wandte sich an einen jungen zweiundzwanzigjährigen Mann von schmächtiger, gebeugter Gestalt, mit einem blassen Gesicht, das einen ungewöhnlich hellen und zarten Teint und merkwürdig klare Augen aufwies.

Der junge Mann hob seinen Kopf und schaute sein Gegenüber mit einem traurigen Lächeln an.

„Und trotzdem spielte ich gestern, daß es ein wahrer Jammer war," sagte er.

„Ganz recht! Weshalb aber?" fiel der alte Herr mit bissigem Eifer ein. „Weil Sie etwas hineinlegen, das Ihr Eigentum ist. Die anderen leierten herunter, was sie gelernt hatten. Wäre das verdammte Muß nicht gewesen, ich hätte Ihnen auch gar nicht erlaubt, öffentlich aufzutreten. Ich weiß am besten, was Ihnen noch fehlt."

„Ja, die unsichtbaren Finger versagten allerdings ihren Dienst, und zwar in solchem Grade, daß es mich selbst wunder nimmt."

„Sie haben sich noch nicht zum Dienste gemeldet: da liegt der Hund begraben!" fuhr der alte Herr fort, mit der Barschheit, die ihm natürlich schien. „Ich weiß aber, daß Sie sich melden werden, und ich verstehe mich auf solche Dinge, hol' mich der Teufel!"

Der junge Mann schwieg einen Augenblick.

„Wenn ich wüßte, daß Sie mir nicht böse würden, so möchte ich Ihnen gern eins sagen."

„Nur heraus damit!"

Er sprach die Worte in einem Tone, der eben nicht sehr beruhigend klang.

„Daß ich absolut ein Genie sein soll, das ist etwas, was Ihnen Ihr freundschaftlicher Eifer eingeredet hat, und da Sie sich das nun einmal in den Kopf gesetzt haben, so sind Sie auch nicht davon abzubringen. — Ja, ja, nun werden Sie doch bös."

„Sagen Sie mal!" fing der alte Herr wieder an und warf dem jungen Mann einen grimmigen Blick zu, „es ist Ihre feste Ueberzeugung, daß Sie ein Pfuscher sind?"

„Das eben nicht! Aber welchen Weg ich einschlagen soll, darüber bin ich mit mir selber nicht ins reine gekommen. Student ward ich mit dem dritten Charakter und habe mich nicht auf ein Brotstudium geworfen. Nach zweijähriger Vorbereitung trat ich gestern abend im Konzert auf und spielte schlecht —"

„Niederträchtig!"

„Hier bestand ich also nicht einmal mit dem dritten Charakter, fiel aber eher durch, und das mit Glanz."

„Stellen Sie beides zusammen?"

„Nicht ganz! Daß ich zum Studieren keine Lust habe, hat mich nie besonders gequält. Daß ich aber gestern abend eine Niederlage erlitt, das wird einen bleibenden Schatten in meine Seele werfen. Das ist der Unterschied. Aber just in meinem Fiasko eine Bekräftigung dessen zu sehen, daß ich ein musikalisches Genie bin, den Gefallen kann ich Ihnen mit dem besten Willen nicht thun."

„So, das können Sie nicht!" fuhr der alte Herr auf, und seine runden Augen sprühten. „Ja, was verstehen Sie denn auch davon? Gottserbärmlich spielten Sie, schlechter noch als die Schafsköpfe von Kritikern gesagt haben, denn die Art Bursche sieht nur auf das, was Glück macht. Aber sehen Sie, mein Lieber, wenn man so umschmeißt wie Sie, so stellt man sich wieder auf die Beine wie ein Held."

„Ihr Glaube ist mächtig. — Ich kann ihn leider nicht teilen, obgleich ich der nächste dazu wäre. Ich habe die letzte Nacht viel darüber nachgedacht. Eigentlich war's der Zufall, der mich zum Geigen führte. Nach meinem schlechten Artium erhielt ich von Onkel einen Brief, der augenscheinlich in der Absicht geschrieben war, daß ich mich wie ein begossener Pudel fühlen sollte. Da wurde der Trotz in mir wach — ich fühlte den Trieb in mir, wieder zu arbeiten. In demselben Moment fiel mein Auge auf Vaters alte Geige — Sie haben ihren trefflichen Bau und die vorzügliche Beschaffenheit des Holzes oft genug gerühmt. Vater hatte sie auf einer seiner Reisen erworben und spielte täglich darauf; er selbst hatte mir die ersten Anfangsgründe im Violinspiel beigebracht. Mir wurde merkwürdig weich ums Herz; die einsame und unglückliche Zeit meiner Kindheit stürmte auf mich ein. Zum erstenmale nach vielen Jahren nahm ich die Geige von der Wand herab und fing an zu spielen. Das gab Trost und Erleichterung. Dann kam mir der Gedanke, mir eine größere Fertigkeit anzueignen. Zu diesem Zwecke ging ich zum Organisten Großmann, von dem man mir gesagt hatte, daß er —"

„Ein Ochse!" rief der alte Herr und fuhr sich mit grimmigem Behagen ins Haar.

„Wenn das Ihr Ehrgeiz ist, so täuschen Sie sich. Es gibt keinen, der nicht sieht, daß hinter der Maske des Jähzorns und Aufbrausens ein großes Herz steckt. Ich wandte mich also an Sie, mein lieber, hochsinniger, hitziger Gönner, und bat Sie, mich unterrichten zu wollen, ohne damit im Grunde einen besonderen Zweck zu verbinden. Nach zwei Monaten weigerten Sie sich, die drei Mark per Stunde zu nehmen, mir ward's, die Wahrheit zu sagen, sauer genug, sie zusammenzubringen. Ich wurde Ihr Liebling, und Ihr wohlmeinender Eifer spiegelte mir eine Zukunft vor, an die ich schließlich selbst zu glauben anfing. Da liege ich nun. Sie geben das Faktum zu, legen es aber in einer Weise aus, die Ihrem Naturell entspricht."

„Mein Naturell sollen Sie ohne Reservation ausgeliefert bekommen — Sie können damit thun, was Sie wollen!" rief der alte Organist. „Was Sie aber meine Auslegung zu nennen belieben, die Gabe zu sehen und zu verstehen, davon halten Sie mir hübsch die Finger ab — das zu gewinnen, hat mehr gekostet, als sich so 'n Grünschnabel wie Sie vorstellt."

Ohne daß er in dasselbe gefahren, richtete sich sein graues Haar in die Höhe und bildete widerstrebende Löckchen, und schnellen Schrittes stampfte er ein paarmal im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er mit einemmal vor dem jungen Manne stehen und sagte in einem sonderbar weichen Tone:

„Es ist am besten, ich sage Ihnen frei heraus, was ich eigentlich darunter hatte, Sie bei dem Konzert zum Auftreten zu bewegen; das Stipendium spielte nicht die Hauptrolle dabei. — Daß Sie durchaus nicht immer gleich glücklich sind, wußte ich gut. Was Sie innerhalb dieser vier Wände geleistet haben, können Sie nicht jederzeit ungeschehen machen, wenigstens jetzt nicht. Aber Sie waren so weit gekommen, daß Sie künftig Ihr eigener Lehrmeister sein können; — was Ihnen noch fehlte, war die Befreiung von einem gewissen Drucke, verursacht durch Ihre schlechten Umstände und die Scherereien Ihres Onkels. Nun kalkulierte ich so: ständen Sie im Konzertsaal, so würde die innere Spannung das Ventil plötzlich öffnen, und Sie würden mit einem Schlage als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen. Ich sollte mich geirrt haben, aber auf eine eigentümliche Weise; es geschah nämlich das Gegenteil von dem, was ich erwartet hatte. So gedrückt sind Sie noch nie gewesen, Sie spielten, als wenn Sie auf glühenden Eisenplatten ständen. Das ist schlimm; — die geehrten Herren Zeitgenossen betrachten es als ein Verbrechen, wenn man kein Glück macht. Aber sehen Sie, daß gerade das Umgekehrte eintraf, ist ein Omen, auf das ich mich verlasse, und wenn ich mich auch irrte, in einem Stück irrte ich nicht: diese Stirn hat die Muse mit ihrem Kusse berührt, in diesem Herzen strömt eine Tonflut aus der Quelle der ewigen Schönheit!"

Ueber das groteske, pockennarbige Gesicht war eine merkwürdige Feierlichkeit gekommen, und bewegt streckte er seinen Arm dem jungen Manne entgegen. Diesem war das Wasser in die Augen getreten; er faßte die Hand des Organisten, und für einen Moment hatte es den Anschein, als wollte er dieselbe küssen.

Der alte Großmann riß die Hand an sich und begann eine neue Wanderung durch das Zimmer. Plötzlich blieb er stehen und heftete einen durchbohrenden Blick auf den andern.

„Sagen Sie mal," fing er wieder an, „fühlen Sie sich nicht noch gedrückter als früher, ist nicht etwas extra hinzugekommen?"

Ueber die schiere Gesichtshaut des jungen Mannes ergoß sich ein schwaches Rot.

„Sie haben recht!" versetzte er langsam. „Es ist etwas hinzugekommen."

Plötzlich erhellte sich das Gesicht des Organisten.

„Ah, ich verstehe!" rief er aus.

Der junge Mann wurde noch verlegener, als er vorher gewesen war. Der Organist gewahrte es, er stellte sich mit gespreizten Beinen, die Hände in den Taschen, vor ihn hin.

„Wissen Sie," begann er mit sonderbar zögernder Stimme, „was Bröndsted zu einem unserer Poeten sagte, als er dessen erste Gedichte gelesen hatte? — Ich seh's Ihnen an, daß Sie es nicht wissen; er sagte: ‚nun müssen Sie sich eine unglückliche Liebschaft anschaffen.'"

„Soll ich das vielleicht als eine Aufforderung ansehen, so thut es mir leid, Ihnen auch in dem Stück nicht dienen zu können; mit einer unglücklichen Liebschaft kann ich nicht aufwarten."

„Eine glückliche thut's auch. — Sie haben sich also entschlossen, die Einladung Ihres Onkels anzunehmen?"

„Ja."

„Aber Sie hatten ja erst im Sinne, nach Thüringen zu reisen und weite Fußtouren zu machen. Ist's Geld, woran es fehlt, so weiß ich einen, der Ihnen auf künftige Konzerte gern einen Vorschuß gewährt, das Geld ist sicher genug."

„Auch dafür danke ich Ihnen! Nein, es ist eine Sehnsucht nach der Gegend meiner Kindheit über mich gekommen. Nun, da es schief gegangen ist, wird Onkel nicht gut zu sprechen sein; ich reise aber dennoch nach Hause."

„Ja so."

Es entstand eine lange Pause.

„Ist's nicht im Grunde ein dummer Philisterglaube," ergriff der junge Mann endlich das Wort, „daß die Liebe im Stande sein soll, einen Menschen zum Künstler zu machen."

„Vielleicht! — daß aber die Glut in einem angefacht werden muß, ist kein Philisterglaube. Ich selbst kann als ein Exempel der entgegengesetzten Richtung dienen. Wollen Sie aufrichtig sein, so müssen Sie zugeben, daß Sie so in aller Stille geglaubt haben, ein Geschick, eine tragische Begebenheit habe mich zu dem wunderlichen Knasterbart gemacht, der ich bin — Sie haben mich für einen jener Krüge gehalten, die von außen wie ein Satyr geformt und inwendig mit köstlichen Salben gefüllt sind. Weit gefehlt, mein Lieber! Nicht die Spur von Salbe oder dergleichen! Die Wahrheit zu gestehen, so ist's gerade das Ausbleiben von allem diesen, das mir Unglück gebracht hat. Sie wissen nicht, was aus einem Menschen werden kann, wenn eine unglückliche Liebe fehlt. — Darum gönnte ich Ihnen ein besseres Los!"

Der junge Mann schaute ihn mit einem langen Blicke an und sagte:

„Mag nun ein großer Virtuose aus mir werden oder nicht, so werde ich's stets als ein Glück betrachten, auf meinem Lebenswege Ihnen begegnet zu sein, Herr Großmann. Sie sind ein Mann mit einem großen Herzen."

„Mit einem infamen, schofeln Herzen!" rief der Organist mit vor Zorn gerötetem Gesicht. „Nein, ein Mann mit einem großen Herzen ist der da."

Er deutete auf eine Bleistiftzeichnung, die hinter Glas und Rahmen über seinem Schreibtische hing; es war ein Mann in mittleren Jahren mit einem scharfen, feinen Gesicht, in einem Rocke mit Busenstreif. Das Porträt hing zwischen einem an der Wand befestigten Violinbogen und einem Zweig mit lederartigem, flachgedrücktem Laub ohne eigentliche Blattbildung, der ebenfalls in einen Rahmen gefaßt war.

„Walz und ich sind gleichaltrig," fuhr der alte Herr fort. „Ihm danke ich's, daß ich kein Schlingel geworden bin."

„Heute übertreffen Sie sich selbst, Herr Großmann."

„Ich bin nicht immer so aufrichtig. — Sehen Sie, als wir jung waren, hielten Walz und ich gute Kameradschaft; wir wollten beide große Männer werden — er wurde einer! Mit mir wollte es nicht recht vorwärts! Was ich komponierte, taugte nichts, und in den Exekutiven fehlte mir das, worauf es eigentlich ankommt, das, was Sie haben. Ich kann nicht leugnen, als Walz' Op. 1 herauskam und gleich die unmäßige Anerkennung errang, welche dies wunderbare Stück Musik sich später stets zu bewahren gewußt hat, und als dann Op. 2 ein paar Monate später erschien und von allen Kennern als tiefer und tüchtiger angesehen wurde, wenn es auch nicht so viel Glück machte — ja, da fing's an, in mir zu kribbeln. Die einzelnen herabsetzenden Aeußerungen sog ich mit wahrem Behagen ein; in meinem Kopfe begann der Gedanke zu rumoren, alles zu einem Zeitungsartikel zu verarbeiten, der das Publikum aufklären und Walz die Binde von den Augen nehmen sollte; ich wollte ihm natürlich einen Dienst damit erweisen! Dann traf ich Walz gerade vor seiner Hausthür. — ‚He, Alter,' sagte er, ‚laßt uns 'mal zusammen ein Stündchen plaudern.' Er kriegte mich am Rock zu fassen und zog mich mit sich herein. Sein bloßer Griff machte mich so demütig und gefügig, daß ich unwillkürlich mitging, obwohl ich deutlich sah, daß er von allem Bescheid wisse. — ‚Nun setz' dich 'mal', sagte er, als wir in seiner Stube waren, und stellte sich vor mich hin, gerade so, wie ich jetzt vor Ihnen stehe. — ‚Hör' mich 'mal an, Matthias,' sagte er — ich heiße nämlich Matthias — ‚inwendig hast du ebensoviel wie ich, und was die Liebe zur Kunst anbelangt, so hast du davon so viel, als ein Mensch nur haben kann. Ihm aber Luft geben, daß es 'was Neues und Großes wird, das kannst du nicht. Du bist wie eine Baumart, die ich im botanischen Garten gesehen habe, die weder recht Blätter noch Blüten treibt, sondern nur Andeutungen von solchen — du bist gehemmt. Soll das nun zwischen alten Freunden Bitterkeit erzeugen?' — Er breitete seine Arme aus, und ich, der noch nie ein Mädchen geküßt hatte, ich fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Von Walz ging ich nach dem botanischen Garten und pflückte mir einen Zweig von dem Baume, der's, wie ich, bei Andeutungen bewenden ließ. Nun hat er da neben Walz' Porträt in fünfzehn Jahren gehangen. Ich hab' mich daran gewöhnt, ihn als **mein** Porträt anzusehen, ihn als ein Spiegelbild zu betrachten und mir selber zu sagen: Du bist gehemmt, mein Lieber! Aber deshalb thue ich, was ich kann, um Sie, der Sie nicht gehemmt sind, ins Geleis zu bringen."

Der alte Herr nahm den Violinbogen herunter, der neben dem Porträt hing.

„Sehen Sie sich 'mal den Zettel an, der dabei hängt," sagte er. „Es ist eine Bescheinigung, daß er bei einzelnen Gelegenheiten von Paganini gebraucht wurde. Ich bezahlte ihn in Leipzig mit siebenunddreißig Thalern, und darum ist mir viel daran gelegen, bei meinem Glauben zu bleiben. In meinem Leben habe ich keinen getroffen, der größere Anlagen hatte als Sie. Mit Paganinis Bogen schlage ich Sie zum Ritter, Anton Haller, trotz Ihrer Niederlage."

Anton Haller hob abwehrend die Hand empor.

„Nach meinem ersten Siege," sagte er, wider Willen ermuntert, „werde ich mich aus eigenem Antriebe einfinden und Sie um den Ritterschlag bitten. Ich will ihn auch von keiner anderen Hand empfangen — nicht einmal von Walzens."

„St! Walz ist etwas für sich. Wär's gestern abend gut gegangen, so würde ich Sie vorgestellt haben. Nun muß er warten. Wenn ich Sie dazu preßte, bei dem Konzert aufzutreten, so hatte ich auch einen egoistischen Grund dabei, ich wollte einen Trumpf haben, den ich heute abend bei unserer Jahreszusammenkunft ausspielen konnte. Sie wissen ja, Walz gibt mir jedes Jahr eine glänzende Soiree."

„So sagten Sie mir."

„Ich habe Ihnen aber nicht gesagt, weshalb er das thut. Es ist zum Andenken an den Tag, da er mich zu meiner Art stellte und mich unter die Gehemmten einrangierte. An dem Abend gibt Walz mir allein ein Galasouper. Wir essen in seiner Arbeitsstube. Kron- und Wandleuchter sind angezündet. In den Ecken des Zimmers sieht man eine prachtvolle Ausstellung exotischer Gewächse, die bei einem Gärtner gemietet werden. Das Essen ist nach Vorschrift bei Vincent bereitet, und auf dem Tische funkeln Chambertin, Johannisberger

und Tokayer. — Viel wird übrigens nicht davon getrunken. Aber die ganze Anrichtung wird nicht weggeräumt, obgleich seine alte Magd jedes Jahr ein Attentat darauf macht. Haben wir gegessen, so spielt Walz auf dem Fortepiano eine Phantasie. Dann zieht er einen alten weiten Pokal aus venetianischem Glas hervor und gießt eine halbe Flasche Champagner hinein: zuerst trinke ich, und dann trinkt er. Dann drücken wir zwei alte Junggesellen einander die Hand und besiegeln die unverbrüchliche Jugendfreundschaft. Dann erzählt er von früheren Zeiten. — Das ist ein Erzähler, sage ich Ihnen, so erzählt Ihnen kein Mensch! Solche Vereinigung von Schönheitstalent und Humor hat noch keinem Sterblichen zu Gebote gestanden. Es ist ein Tanz von Musen und Elfen mit Heinzelmännchen und Kobolden durcheinander. Und während der Rede verzehren wir eine kandierte Frucht und nippen Tokayer. Nach einigen Stunden kriegt er seine Bratsche her und bewegt mich zum Spielen. Hab' ich jemals etwas geleistet, wo die himmlischen Geigen sich hören ließen, so ist es bei ihm gewesen. Zuletzt setzt er sich wieder ans Piano und spielt seine erste Komposition, dieselbe, die den Schlingel in mir wachrief und beinahe einen Musikkritiker aus mir gemacht hätte; aber zuweilen bricht er mit einemmal ab und bläst ein Stück auf dem Haarkamm, den er mit Virtuosität traktiert. Dämmert dann der Tag über dem Walle herauf, so wandere ich heim, glücklich und stolz. — Sie haben vielleicht bemerkt, daß ich den schwarzen Frack nur ungern anziehe und zuweilen mit einem struppigen Stoppelbart in eine Gesellschaft gehe? An dem Abend bin ich immer fein und glatt rasiert."

„Dann will ich gehen, damit Sie mit Ihrer Toilette fertig werden können; denn der Stoppelbart ist wieder da, das läßt sich nicht leugnen."

„Sie haben recht! Die Uhr geht stark auf sieben. — Sie wollen also absolut zu Ihrem Onkel?"

„Ich reise morgen früh."

„So leben Sie wohl!"

Der alte Herr schlug kräftig in die hingehaltene Rechte Antons ein. Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, biß der Organist die fleischigen Lippen mit possierlicher Bedächtigkeit aufeinander.

„Er hat es ja mit einemmal höllisch eilig diesen Onkel zu besuchen," sagte er endlich.

Dann fuhr er nach der Thür hin und riß sie auf.

„Heda, noch eins! Nehmen Sie die Geige mit! Sie müssen sich wahrhaftig in den Ferien üben!"

II.

Eine Fahrt den Roeskildefjord hinauf bietet nichts Merkwürdiges. Die Umgebungen sind in Grün gekleidet und freundlich, aber flach und außer stande, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Anton Haller hatte die Fahrt zudem manches Mal gemacht; — der Onkel war in einer der kleinen am Fjord gelegenen Städte Stadtrichter. Man durfte sich also nicht darüber wundern, daß er in sich versunken dasaß.

Es verhielt sich wirklich so: mitten in der Kjöbmagerstraße hatte er an den Kattegatt und „die Heiden" denken müssen. Mit dieser sonderbaren Pluralbildung bezeichnet man eine Heidestrecke, die, einer breiten Verbrämung gleich, sich dem Meere entlang streckt und in einem Bogen von mehreren Meilen Länge wie schirmend zwischen seine winterlichen Eingriffe und den wohlgepflegten, fruchtbaren Ackerboden sich legt. Hier hatte er die ruhigsten Stunden seiner Kindheit verlebt, hatte gehofft und geträumt, indes die Vögel über seinem Haupte dahinflogen. Niemals hatte die Natur ihm die Tröstung und Ruhe gespendet, als an stillen Sommernachmittagen zwischen den braunvioletten Hügeln, die festere Formen annahmen, deren Farbenschimmer aber auf eigentümliche Weise in der Beleuchtung der sinkenden Sonne wechselte, während draußen das Meer sonoren Falles an einem dreifachen Riffenkranze sich brach — ganz wie an Jütlands Westküste, nur in bedeutend kleinerem Maßstabe und mit unendlich geringerer Kraft. Nichts hatte ihn derart in Ruhe gewiegt wie dieser Wellenschlag, kein Anblick hatte sich so weich und friedespendend an das Gemüt geschmiegt wie ein stierender Blick über die feingezogenen Wellenlinien der einförmigen Heidedecke. Nun, da sein Lebensplan zu nichte geworden, nun, da seine Aussichen dunkler denn je, fühlte er einen unwiderstehlichen Drang, sich von dem wunderbaren Schweigen der Heide umfangen zu lassen. Dort allein konnte er zur Ruhe, Besinnung, Klarheit über sich selber kommen.

Darum wollte er sich auch mit Geduld darein finden, wenn der Onkel, was höchst wahrscheinlich war, kurz angebunden und unbehaglicher sein werde als früher. In drei Jahren war er nicht in dem Heim seiner Kindheit gewesen. Die Einladung — das verstand er gar wohl — hatte darin ihren Grund, daß sein Name infolge der Kundgebung des Konzertprogramms öffentlich genannt worden war. Der Onkel gehörte zur alten Schule der vierziger Jahre, auf die es stets Eindruck machte, den Namen eines Menschen gedruckt zu sehen. Und dann war in diesem Falle der Name sein eigener: der Neffe war nach ihm genannt worden. Der Empfang würde kein ungemischt herzlicher werden, jetzt, nachdem der Name in den Blättern besudelt worden, in den Blättern, deren Verdammungsurteil Stadtrichter Haller als Sohn seiner Zeit so unbeschreiblich fürchtete, während ihr Lob als unfehlbarer Ausdruck des historischen Urteils angesehen wurde.

Trotz seiner tiefen Niedergeschlagenheit hatte die hitzige Behauptung des alten Musikers einen stärkeren Eindruck auf ihn gemacht, als er sich selber gestehen mochte. Organist Großmann war als ein Mann von genialem Blicke bekannt. Er hatte dem mißglückten Studenten von Anfang an eine große Zukunft verheißen und nun gegenüber der entschiedensten Niederlage hielt er seine Prophezeiung aufrecht. — War er wirklich einer der Auserwählten des Glückes, dem die erste Apfelsine nur durch einen Irrtum nicht in den Turban geworfen worden? Würde das künstlerische Talent plötzlich die Hülle sprengen, und die Bescherung des Glückes in einem erwählten, schicksalsreichen Augenblicke sich nahen, groß, voll, reich?

In seiner Seele entlud sich ein Wolkenbruch von Sorgen und Ungewißheit; aber zu seiner Ueberraschung hatte er die Empfindung, als dämmere gleichwohl das Licht dahinter. Welches Rätsel konnte der Mensch sich selber sein? Unwillkürlich heftete er sein Auge auf den Geigenkasten, den er im Augenblick der Abreise infolge einer plötzlichen Eingebung an sich genommen, obgleich er am Abend vorher beschlossen hatte, den Rat des Organisten nicht zu befolgen, sondern diese Ferienzeit der Prüfung, Selbsterforschung und dem Nachdenken zu weihen.

Einen merkwürdig durchdringenden Blick besaß der alte eifrige Herr. Da hatte er nun angefangen, von dem Anschaffen eines unglücklichen Liebesverhältnisses zu sprechen! Ja, allerdings, er hatte Helga Karlsen, die Tochter des Rittmeisters Karlsen, des Besitzers von Sophienberg, ein paar Tage vor dem Konzert vorüberfahren gesehen und mit Verwunderung hatte er gewahrt, wie schön sie geworden, seitdem er als Schüler auf Waldbällen mit ihr zusammengetroffen war. Dieser frische Teint, der dem abgedroschenen Gleichnis von Milch und Blut eine neue schlagende Wahrheit lieh, diese stolzen, blauen Augen, dieses gelbblonde Haar, das ihn plötzlich an einen der wenigen Verse Homers erinnerte, die er auswendig wußte, an den, wo Aphrodite „die Güldne" genannt wird, — alles das hatte unleugbar einen überwältigenden Eindruck auf ihn gemacht. Wie ein Wesen aus einem strahlenden, über sterbliche Menschen erhobenen Dasein war sie an ihm vorübergefahren. Es gab eine Region der Schönheit und Freiheit, wo er, wie ein Instinkt ihm sagte, hin gehöre; — sie war zum einzelnen, sichtbaren Ausdruck für das geworden, was er ersehnte und begehrte.

Und der empfangene Eindruck hatte sich mit ungeschwächter Kraft erhalten. Am Morgen des entscheidenden Tages hatte ihm — es war ganz unbegreiflich — nicht geträumt, in einem verwunderlichen wachen Rausche hatte er es aber deutlich mit seinen inneren Augen geschaut, wie sie ihm unter dem Jubel der Menge den Kranz auf die Schläfe drückte.

Dann war am Konzertabend der Rückschlag gekommen! Der schwarze gähnende Raum, erfüllt von undeutlichen Gestalten, von denen er nur die Gesichter in den vordersten Reihen verschwommen zu erblicken vermochte, hatte sofort seine Brust beklemmt. In der ersten Reihe hatte er drei, vier Paar kalte, feindliche Augen

Der Lenz ist gekommen. Von Messerschmitt.



durch die Lorgnette ihn anstieren gesehen. Sein Auftreten war unbeholfen und lachenerregend gewesen — in jeder Weise dazu angethan, im voraus gegen ihn einzunehmen. Das, wovon sein alter Freund immer und immer gepredigt, das, was sich aus dem innersten Innern meldete und eben deshalb der Auffassung von außen zu kommen schien, das, hatte er gefühlt, müsse wie ein Blitz herniederzucken, wenn er nicht rettungslos verloren sein sollte.

Und dann war das gerade Gegenteil eingetreten — es hatte sich zu einer Reihe schneidender Mißtöne ohne Zusammenhang, Kraft, Tonfülle und Sinn gestaltet. Das, wovon der eifrige alte Herr gefabelt, daß es einem sein könnte, als ob die Unsterblichen selber den Bogen in der Menschenhand führten und dem Instrumente ewige Harmonien entlockten — war das nicht in entgegengesetzter Weise bekräftigt worden?

Es gab vieles zu bedenken und zu klären. Heimwärts mußte er, zu „den Heiden“ mit dem weiten Ausblick über das Kattegatt — heimwärts, er konnte nicht anders.

Und Sophienberg lag eine kleine Viertelmeile von dem Städtchen, wo der Onkel mit der angemaßten Autorität eines Alleinherrschers residierte. Er wollte doch einmal hinausgehen und das interessante Hauptgebäude in Augenschein nehmen. — Sie war ja in Kopenhagen.

Was für seltsame Bemerkungen der jähzornige alte Mann doch machen konnte; — ein unglücklicher Liebeshandel!

Aber er war sich selber bewußt, daß er an Helga Karlsen binnen Jahr und Tag nicht gedacht hatte. Allerdings! einmal, als vor vier oder fünf Jahren auf einem Balle unter einer Française ihre beschuhte Hand die seine berührte, war's ihm durch Mark und Bein wie Feuer gefahren. Aber die Erinnerung daran war überdeckt und verwischt worden, und wenn er jetzt an sie dachte, so war's wie an einen erhabenen, glänzenden Repräsentanten der Welt, zu welcher er sich mit seiner Kunst den Zutritt hatte öffnen wollen, von der er jetzt aber ausgeschlossen war. Aber von da war's ein gewaltiger Sprung bis zum Verlieben in ein Mädchen, das ein paar Jahre mehr zählte als er, und mit dem er kaum zehn Worte gewechselt hatte. Nein, nein, der alte Großmann war auf einer falschen Fährte. Es war die Gegend, nach der er sich sehnte. — Sie war ja in Kopenhagen.

Die meisten Passagiere waren ehrsame Landleute und Kleinbürger aus den Städten am Fjord, von denen sich ein paar Handlungsreisende leichten Kaufes als ein eigentümliches überlegenes Element auszuscheiden strebten. — Nur ein einziger hoher, heller, eleganter Herr gehörte offenbar den höheren Gesellschaftsklassen an.

Der Herr war auf dem Verdeck unablässig hin und her gewandert und hatte dann und wann seine kalten blauen Augen auf den jungen Mann gerichtet. Schließlich, als die schaukelnde Bewegung des Schiffes gegen die Mündung des Fjords hin seine Motion zu erschweren begann, blieb er stehen und sagte: „Es fängt an zu rollen.“

„Das ist nur in der Breitung,“ versetzte Anton, aus seinen Gedanken aufgescheucht. „Sobald wir um die Landzunge herum sind, ist's vorüber.“

„Ah, das ist ja Herr Haller! — Sie entsinnen sich wohl noch meiner — Obertribunalsanwalt Becket?“

Anton maß die hohe, stattliche Erscheinung mit seinen Blicken. — Gewiß, er entsann sich seiner, obwohl er ihn nur ein einziges Mal gesehen hatte, vor etlichen Jahren, als er mit seinem Onkel in einem Kopenhagener Restaurant zu Mittag gespeist.

„Die Seekrankheit ist eine sehr unangenehme Krankheit,“ fuhr der Anwalt fort, „und dann ist man so derangiert, wenn man ans Land kommt.“

Der junge Mensch konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Becket bemerkte das.

In demselben Augenblick glitt das Schiff um die Landzunge und bewegte sich nun in ruhigem Wasser fort, das jede Furcht vor Seekrankheit überflüssig machte. Umgeben von grünen Bäumen — wie eine Schüssel Krebse! — lag ein Haufen von roten Ziegeldächern zu innerst der kleinen Bucht, welche die Landzunge mit dem entgegengesetzten Ufer bildete. Es war Fjordby. Linkerhand ragte blendendweiß in der Nähe des Ufers das Hauptgebäude Sophienbergs, vor sich zwei mächtige dunkelgelbe Scheunen.

„Famoser Besitz!“ meinte der Obertribunalsanwalt. „Stil! — Der Rittmeister hat das Ganze wohl bedeutend heraufgearbeitet?“

„So sagt man.“

„Ich hoffe, einige amüsante Tage bei ihm zu verleben.“

„Wenn ich nicht irre, so steht er mit Onkel drinnen auf dem Molo.“

„Richtig! — Hm. Die Tochter ist nicht mit.“

„Ist sie zu Hause?“

Die Worte wurden in einem überraschten Tone hervorgestoßen. Der Obertribunalsanwalt betrachtete ihn mit einem durchdringenden Blicke und sagte dann mit eigentümlichem Nachdruck: „Ja, Fräulein Helga Karlsen befindet sich zu Hause.“

Er machte eine kurze Wanderung über das Verdeck und ergriff dann eine „Berlinger“, die ein ehrenwerter Pächter aus der Kajütte mit heraufgenommen hatte, um sie in freier Luft nebst Butterbrot und zubehörigem Schnäpschen zu genießen. — Plötzlich wandte er sich an den jungen Mann: „Haben Sie im Sinne, hier Sommerkonzerte zu geben?“

Dieser ahnte, daß in der Frage ein Stachel verborgen läge und war außerdem zu sehr überrascht, um gleich eine Antwort bei der Hand zu haben. Endlich sagte er ruhig: „Nein!“

„Das dachte ich mir. Ich sehe hier im Blatt, daß Sie in Kopenhagen kein besonderes Glück hatten.“

Er warf die Berlinger auf das Scheilicht und heftete einen feindseligen und kalten Blick auf Anton, der seinerseits einen heftigen Unwillen gegen den überlegenen Obertribunalsanwalt in sich kochen fühlte.

Wenige Augenblicke und der Dampfer legte bei der Landungsbrücke an. Thomas Becket machte eine Bewegung mit der beschuhten Hand und rief einem ältlichen Herrn mit grauem Schnurrbart, der in der ersten Reihe der Wartenden stand, zu: „Das ist schön von Ihnen, Herr Rittmeister, daß Sie selbst kommen.“

Schon hatte ein Kleinbürger der Stadt seinen Fuß auf das Landungsbrett gesetzt, er trat aber unwillkürlich zurück, um dem feingekleideten Gaste des Rittmeisters Platz zu machen. Thomas Becket nahm sich trefflich aus, als er stramm und stattlich, seine kleine Reisetasche in der Hand, ans Land schritt, und das Englische, das über ihm lag, gab ihm in diesem Augenblick das Aussehen eines echten Gentlemans.

III.

„Herr Justizrat Haller — Herr Obertribunalsanwalt Becket. — Die Herren kennen sich?“

„Wir sprechen uns zuweilen in Kopenhagen; — Herr Becket wird uns wohl Freitag abend das Vergnügen machen, unsere jährliche Feriengesellschaft mit seiner Gegenwart zu beehren.“

„Versteht sich! Herr Becket kommt mit Helga und mir. — Hier ist der Wagen, Verehrtester, bitte, steigen Sie ein!“

„Ja, mein lieber Neffe, für dich ist kein Wagen da,“ sagte der Stadtrichter, indem er sich wandte und den jungen Mann gewahrte, der endlich ans Land gekommen war. „Gib Sören deinen Gepäckschein!“

Sören ließ sich den Gepäckschein einhändigen und fragte, ob er Herrn Haller nicht den Kasten abnehmen solle.

„Den trage ich selber, Sören.“

„Den Violinkasten?“ sagte der Justizrat und sein schmaler Schnurrbart krümmte sich wie ein Paar Fühlhörner. „Schöner Aufzug das für einen Bürgermeister und Stadtrichter. — Na, dann laßt uns gehen.“

Sie wanderten schweigend den Damm entlang, der Stadt zu. Als sie die erste Straße erreicht hatten, steckten die Leute hier und da den Kopf zum Fenster heraus; der Stadtrichter heftete aber so zornfunkelnde Augen auf sie, daß sie ihn sofort wieder zurückzogen.

Nur der alte Prokurator Flöjstrup blieb unerschrocken in der Hausthüre stehen und rief: „Freitag soll also das fette Kalb geschlachtet werden, Justizrat?“

„Von wegen der Heimkehr des verlorenen Sohnes? — Jawohl!“

Der Justizrat öffnete hitzig die Hausthür und deutete die Treppe hinauf.

„Deine Kammer ist in Ordnung. Setze den Kasten von dir, sobald wie möglich.“

Mit diesen Worten ging er brummend in seine Schreibstube.

Anton stieg die schmale, knarrende

Treppe hinan und öffnete die Thür zu dem Zimmer, das er als Knabe innegehabt hatte. Es war ein kleines, enges Gelaß, das nicht viel Anheimelndes an sich hatte. Er trug indes kein Verlangen, sich unten zu zeigen, bevor es not thäte.

Ueber der Straße lag das Posthaus. Mechanisch folgte sein Auge den Kaufmannslehrlingen, welche die Post für ihre Prinzipäle holten, denen es zu lange dauerte, ehe der einzige Postbote der kleinen Stadt herumkam. Endlich sah er den Beamten, den alten Ole, in der Thür und über die Straße auf das Haus des Stadtrichters zukommen.

Gleich darauf hörte er, wie der Onkel in der Kontorstube mit einer Stimme, die ebenso erregt klang, wie seine Augen vorhin geblickt, dem Boten bedeutete, nach oben zu gehen. Es wurden schwere Tritte vernehmbar, einen Augenblick später klopfte Ole wirklich an und gab einen Brief ab. Derselbe trug die Aufschrift:

Herrn stud. Anton Haller
Adr. Herrn Justizrat Haller
Fjordby.

Der Brief war vom Organisten Großmann. Er war gleichzeitig mit Anton von Kopenhagen abgegangen und mit dem Dampfer angelangt.

Er lautete folgendermaßen:

„Kopenhagen, den 29. Juni 1859.
1½ Uhr morgens.

Walz reist morgen nach Knudstrup. Er ist Gast des Kammerherrn, der zu seinen alten Freunden gehört. Ich habe mit ihm über Sie gesprochen. — Sie haben hoffentlich Ihre Geige mitgenommen?

Matthias Großmann.

In Walz' Zimmer geschrieben. Ich werfe ihn auf dem Rückwege in den Postkasten."

Knudstrup war nur eine kleine Meile von Fjordby entfernt. Anton warf einen ironischen Blick auf den Geigenkasten und sagte bei sich selber: „Ja, ich habe sie mitgenommen. — Sie hat mir schon viel Vergnügen gemacht."

IV.

Zur selben Zeit fuhr der Rittmeister mit seinem Gaste längs des Strandes auf Sophienberg zu. Noch waren sie nicht lange gefahren, als ihnen an der Stelle, wo ein schmaler Feldweg nach „den Heiden" abbog, eine junge Dame mit einem feinen Profil und goldblondem Haar begegnete, die den leichten Einspänner, in welchem sie saß, mit eigenen Händen lenkte.

„Aber, Kind!" rief Rittmeister Karlsen, „du kehrst doch mit um und frühstückst mit Herrn Becket und mir?"

„Bedaure. Ich habe gefrühstückt."

„Soll's nun wieder zu Holzschuh-Klausens Frau gehen? — Du bist wahrhaftig sehr aufmerksam gegen die Frauensperson."

„Ich mag gern das Kattegatt sehen."

Bei diesen Worten flog eine leichte Röte über ihr Gesicht.

„Herr Rittmeister," fiel Becket ein, „Sie dürfen den Neigungen Fräulein Helgas kein Hindernis in den Weg legen."

„Es ist auch gar nicht meine Absicht, mich darein zu fügen."

Ein kurzer Gruß mit der Peitsche, dann berührte sie mit derselben den Rücken des Ponys und bog in starkem Trabe in den Feldweg ein, ohne den ehrerbietigen Gruß zu bemerken, den der Anwalt ihr nachschickte.

V.

Am Abend desselben Tages saß Helga Karlsen allein in ihrem Zimmer und blätterte in einigen Bänden, die sie aufs Geratewohl dem Bücherschranke aus Palisanderholz entnommen hatte. Ein leises Klopfen und Rittmeister Karlsen zeigte sich, nicht ohne eine gewisse Befangenheit, in der Oeffnung der Thür.

„Du erlaubst wohl, daß ich eintrete, liebes Kind? — Danke!"

Es hatte nicht den Anschein, als ob der Rittmeister über die Erlaubnis eben sehr erfreut sei. Statt in dem Lehnstuhle, den die Tochter ihm hinschob, Platz zu nehmen, trippelte er mit sichtlicher Unruhe hin und her. Die Tochter blickte ihn mit dem Ausdruck ruhiger Ironie in ihren blauen Augen an und fuhr dann fort, in ihrem Buche zu blättern.

Schließlich nahm er all seinen Mut zusammen.

„Liebes Kind! So geht's nicht länger."

„Was denn?"

„Bitte, setze nun kein so verwundertes Gesicht auf. Du weißt wohl, was ich meine?"

„Gut, ich weiß, was du meinst. — Und weshalb geht's nicht länger?"

„Du lieber Gott, Kind, einmal mußt du doch heiraten."

„Hast du mich satt?"

„Wie kannst du nur so fragen. Gott weiß, wie gern ich dich immer um mich hätte. Aber du gehst nun in dein fünfundzwanzigstes Jahr. Der eine ist dir nicht recht und der andere ist dir nicht recht. Und von der Jugend gilt das Wort: Kurzer Tanz ist bald gesprungen."

„Wenn der Tanz vorbei ist, kann man sich ja ruhig niedersetzen."

„Man wird aber nicht Besitzerin eines Herrenhofes wie Sophienberg, um stillzusitzen und die Hände in den Schoß zu legen. Du hast Verpflichtungen gegen mich und deine verstorbene Mutter, Kind. Es ist, bei Gott, an der Zeit, daß du mit dem ewigen Mäkeln aufhörst. Du mußt endlich 'mal eine Bestimmung treffen. Da war der Baron zu Kalholm, mit dem du bei Kammerherrs zum Diner warst. Der hatte genug, als du dich mit deiner Ordensdekoration zum Vemmeltoftekloster zu Tische setztest. Er hat sonst nicht viel los, das hatte er aber gleich weg. — Den Korb brauchtest du also nicht erst auszuteilen, und wenn du ihn nicht mochtest — na ja, in Gottes Namen, obgleich er dein Halbvetter ist. Nun ist aber dieser Becket da. Er ist ein stattlicher Mann und gehört zu den Studierten, den Bürgerlichen, die jetzt am Ruder sind, weil sie den Kopf haben und zu regieren verstehen. Ja, ja, lache nur, ich weiß wahrhaftig wohl, daß ich es nicht verstehe. Aber diese Leute haben nun einmal die Macht in Händen, und es ist geradezu schrecklich, wie sie einem schikanieren können, wenn sie wollen. Becket ist nun „eine junge, vielversprechende Kraft" — bei Gott, so hat's in ihren eigenen Blättern gestanden. Geld hat er just nicht übermäßig viel; er wird's aber einmal weit bringen — kann Minister werden. — Was wolltest du sagen, Kind?"

„Ich wollte sagen, daß ich bei einem Diner, wo Herr Becket zugegen ist, meinen Orden nicht anlegen werde. — Bist du dann zufrieden, Papa?"

„Das ist just nicht viel, liebes Kind. — Du mußt doch selbst einsehen können, daß —"

„Gute Nacht, Papa."

Sie legte ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn. — Das war etwas, das nur selten vorkam.

„Gute Nacht, Kind!" sagte der Rittmeister, sich zu gleicher Zeit imponiert und geschmeichelt fühlend. „Ueberleg dir 'mal die Sache! Du weißt, daß ich nur deinetwegen —"

„Gute Nacht!"

Die letzten Worte wurden in einem Ton gesprochen, der den braven Kriegsmann bewog, mit einer gewissen Hast zu verschwinden. Einigermaßen mit sich zufrieden, schritt er den finsteren Gang hinauf. Er trug sich mit dem stolzen Gefühl, daß er, wenn es auch mit Diskretion geschehe, von seiner väterlichen Autorität wahrhaftig Gebrauch mache!

Die Tochter schaute ihm mit einem mitleidigen Lächeln nach.

„Armer Papa!" sagte sie. „Er fürchtet Sie und doch macht er Ihnen die Kour. Nein, nein, diese Herren mit den glänzenden Aussichten gefallen mir noch weniger als die unsrigen."

Ihre Augen fielen auf das Buch, das noch immer aufgeschlagen lag. Es war ein Band von Oehlenschlägers Gedichten.

Sie las:

„Reicher Greif kömmt sausend,
Kömmt brausend
Ueber Felsen so mächtig.
Siehst du wohl, du armes Huhn,
Wie meine Federn sind prächtig?"

„So sind Sie gekommen, Herr Becket! aber Ihre Federn sind aufgeklebte Pfauenfedern."

Sie las weiter:

„Armes Huhn kömmt weichend,
Kömmt keuchend
Ueber Wiesen gegangen.
Siehst du wohl, du reicher Greif,
Wie meine Federn so hangen?"

„Das hat der reiche Greif gesehen! Er sprach beim Mittagstisch in höhnischem Tone von ihm. Das war kein kluger Schachzug, Herr Becket. Allerdings kam er keuchend gegangen, als wir ihm nachmittags auf der Ausfahrt begegneten. Schlecht gekleidet und in merkwürdig trüber Stimmung. Aber in seinen Augen ist etwas, das mir gefällt. Ob's wohl der Blick eines Genies ist? — Genie! Er hat ja Fiasko gemacht!"

Sie blickte gedankenvoll vor sich hinaus.

Es ist in der That ein furchtbar schwieriges Ding, sein Herz an den rechten Mann zu bringen! — Wie müßte er wohl eigentlich sein?

Sie hatte in Gedanken einen neuen Band ergriffen.

„Wieder Oehlenschläger!" sagte sie.

Es war ein Band seiner Tragödien.

Plötzlich flog ein Lächeln über ihr Gesicht.

„Wollen 'mal sehen!"

Mit geschlossenen Augen schlug sie das Buch auf und setzte den Finger mitten auf eine Seite.

Es war Cölestinens Monolog im vierten Akte des „Correggio".

Ihr Finger war bei folgenden Zeilen stehen geblieben:

„Er ist kein Ritter, weniger ein Bürger —
Noch weniger ein Diener. — Er ist einfach,
Nachlässig angezogen, reinlich, arm;
Ein schöner Kopf! Wie blaß! Wie edle Züge!
Wie hoch die Stirn! . . . ."

„Blaß? — Edle Züge? — Nun ja! Aber schön? Das ist nur so. Sonst ist es merkwürdig, wie alles zutrifft. Aber, du lieber Gott, da sitze ich und denke an den Neffen des Stadtrichters. Daran ist Becket schuld: wie häßlich sprach er von ihm. Das thut kein gebildeter Mann. — Ob's in der ganzen Welt wohl einen Mann gibt, der es verdient, daß man ihm einen Gedanken schenkt?"

In diesem Augenblick machte sich ein dumpfes Geräusch vernehmbar, wie wenn ein weicher Gegenstand mit aller Kraft gegen die Fensterscheibe anstoße.

„Es ist ein Vogel, den das Licht verlockt hat. Reicher Greif kömmt sausend, kömmt brausend. Nein, nein! dieser Vogel war wohl ein armes Huhn. Sonst würde er die Fensterscheibe zertrümmert haben."

Sie ließ den Vorhang herunter.

Unten am Fjord ging Anton Haller. Erst heute, am späten Nachmittage, da er dem Rittmeister mit seiner Tochter und dem Kopenhagener Gast begegnet war, hatte er gewahrt, daß Fräulein Karlsen im Grunde das schönste Weib sei, das er jemals gesehen habe. Nun vermochte er nicht zu schlafen und zog es vor, einen weiten Spaziergang zu machen, anstatt aufzusitzen und zu studieren.

Drüben im Hauptgebäude Sophienbergs sah er ein einzelnes Licht schimmern und stellte sich selber die Frage, ob es wohl in ihrem Zimmer sei.

VI.

Fjordby beherbergte während der Sommerferien eine recht ansehnliche Anzahl Gäste aus der Hauptstadt. Erstlich war da ein Kontingent studierender Söhne, die selten an den väterlichen Herd zurückkehrten, ohne einen guten Freund oder mehrere mitzubringen. Dann waren zugereiste Verwandte da, und endlich hatten auch die Töchter der Beamten und Gutsbesitzer Freundinnen auf Besuch bei sich. Die ganze Sammlung von Menschen lebte in den Ferien wie eine Familie und traf auf Abendgesellschaften, Ausflügen und Vormittagspartien zusammen bis ins Unendliche.

Der nächste gesellschaftliche Umgang des Rittmeisters setzte sich aus dem Beamtenstande des Ortes zusammen. Selbstredend hatte die Tochter diese Zusammenkünfte, auf denen sie wie eine weiße Lilie exotischer Art zwischen mehr ordinären Gewächsen glänzte, von frühester Jugend geteilt.

Den Damen Fjordbys war es von jeher eine Lieblingsbeschäftigung gewesen, Helga Karlsen an jemand zu vergeben, und der hübsche, distinguierte Obertribunalsanwalt, der ausdrücklich als des Vaters Gast herübergekommen, war eine allzu naheliegende Möglichkeit, um nicht sofort ergriffen und ausgenutzt zu werden. Es bildete sich eine phantastische Legende, laut welcher er bereits in Kopenhagen um sie angehalten und das Jawort erhalten habe, daß ferner die Verlobung bei Gelegenheit des großen Balles auf Sophienberg, der stets das den Abschluß bildende Hauptfest der Ferien war, gefeiert werden solle.

Wo man die andern lud, wurde Anton Haller mit eingeladen, und er fand sich ein, weil er nicht wohl anders konnte, wußte er auch, daß sein Ausbleiben von niemand beklagt werden würde. Das Gerücht war natürlich auch ihm zu Ohren gekommen; es hatte in seinem Innern einen eigentümlichen dunkeln Schmerz erzeugt und die feindselige Stimmung verstärkt, die er von Anfang an dem Anwalt entgegengetragen und der dieser durch fortgesetzte Sticheleien übrigens selber die reichlichste Nahrung gegeben hatte. Denn merkwürdigerweise verlor der feine, selbstbewußte Mann dem verunglückten Studenten gegenüber stets das Gleichgewicht, das er sonst unerschütterlich zu bewahren wußte, und aus seinem Wesen trat etwas Unedles heraus, das seiner innersten Natur zu entstammen schien.

Während des Schlaraffenlebens der Ferien geschah es nicht selten, daß an einem Tage ganze zwei festliche Zusammenkünfte stattfanden. Das war eben an jenem Freitag der Fall, da abends beim Stadtrichter Gesellschaft sein sollte. Der alte Prokurator Flöjstrup mußte seiner drei sommersprossigen Töchter wegen zur Geselligkeit das Seine beitragen, obgleich er es ungern that. Als das Wohlfeilste wählte er stets eine Vormittagspartie im Lustwäldchen der Stadt, wenn es abends einen Schmaus gab, und die Forderungen an das Traktement des Vormittags sich gleichsam von selber verminderten.

Es waren wohl zwölf oder vierzehn, die auf der Tanzestrade sich zusammengefunden hatten, welche von einem spitz zulaufenden Schindeldach, das auf sechs gemauerten Säulen ruhte, überdeckt wurde. Getanzt wurde nicht, aber auf Vorschlag des ältesten Fräuleins Flöjstrup war ein Spiel arrangiert worden, während man sich mit Rücksicht auf den etwas bewölkten Himmel unter Dach hielt. — Der alte Spielmann Jens, der stets auf den Beinen war, war allerdings mit seiner Geige unbemerkt herangekommen; aber der Kopenhagener Jurist hatte die Gesellschaft sofort von seiner Gegenwart befreit, indem er ihm ein Dreimarkstück in die Hand drückte.

„Was sollen wir mit seiner Musik?" sagte er. „Wir haben ja selbst einen Künstler unter uns."

Ein paar Kaufmannstöchter kicherten. Anton Haller fühlte, wie sein Herz vor Aerger stärker klopfte; er besaß aber weder Sicherheit noch Schlagfertigkeit genug, um antworten zu können.

Das Spiel nahm seinen Anfang. Die Form, für welche man sich heute entschied, bestand darin, daß man einen Kreis schloß, worauf ein geknotetes Taschentuch willkürlich von dem einen zum andern geworfen wurde mit den Worten: „Das Schiff ist geladen mit —?" Es war dann Aufgabe des Empfängers, mit einem Worte zu antworten, das mit einem vorher festgesetzten Buchstaben anfing. Dieser ward durch einen neuen ersetzt, sobald jemand aus mangelnder Geistesgegenwart nicht zu antworten vermochte und daher ein Pfand geben mußte. In der Regel wurde das Taschentuch von einem männlichen Teilnehmer des Spiels einem weiblichen zugeworfen und umgekehrt.

Anton Haller stand wohl nur des Scheines wegen mit im Kreise; denn Fjordbys junge Damen waren allzu wohlerzogene Mädchen, als daß es ihnen darum zu thun gewesen wäre, zu erfahren, womit das Schiff bei einem Studenten dritten Grades geladen sei.

Das kümmerte ihn nicht sonderlich. Sein Auge hing an Helga Karlsen; wie berauscht ruhte es auf ihrer feinen und zu gleicher Zeit doch stark gebauten Gestalt, ihrer frischen Gesichtsfarbe, ihrem goldigen Haar, das, wie er erst jetzt entdeckte, ins Rötliche fiel.

Sie nahm sich in ihrer hellgrauen eleganten Sommerkleidung vortrefflich aus. War's ein Betrug? aber bisweilen wollte es ihm scheinen, als betrachte sie ihn mit einem eigentümlichen neugierigen Wohlwollen.

„Das Burgfräulein von Sophienberg," wie ein Poet unter der studierenden Jugend der Stadt sie genannt, nahm am Spiele ebenfalls keinen besonderen Anteil. Im allgemeinen Bewußtsein galt sie ja zudem als das gesetzliche Eigentum des jungen Advokaten, und in seine Rechte durfte man sich keinen Eingriff erlauben.

Thomas Becket dagegen wurde stark bombardiert und antwortete stets mit einer Schlagfertigkeit, die ihn davon entband, ein Pfand zu geben.

In einer Weise trat indessen die juridische Erziehung des Obertribunalsanwalts zu tage. Er war bei allen Unternehmungen der ordnende und leitende Geist. Mit sonderbarem machtgierigen Instinkt hatte er das Steuerruder von vornherein an sich gerissen, während er mit unerschütterlicher Selbstbeherrschung den Schein einer herablassenden Nachgiebigkeit zu wahren verstand.

Endlich war V als Anfangsbuchstabe festgesetzt worden, und das Schiff war bereits mit Vitriol, Vogeln, Vasen geladen

gewesen, als eine junge muntere Gutsbesitzerstochter, die neben Becket stand, in der Hoffnung, den überlegenen Kopenhagener Herrn endlich in Verlegenheit zu bringen, zuerst eine Bewegung machte, als wollte sie das Taschentuch gerade vor sich hinauswerfen, ihm dann aber dasselbe ruhig in die Hand steckte mit dem stereotypen: „Das Schiff ist geladen mit —?"

„Violinen und Virtuosen!" rief Becket. „Die beiden Dinge gehören zusammen; — fragen Sie 'mal Herrn Haller!"

Bisher hatte er dem stolzen, blonden Weibe, um dessentwillen er hier war, das Taschentuch nicht zugeworfen. Es war ihm bekannt, daß das allgemeine Bewußtsein ihm dasselbe zusprach; aber eben diese Erkenntnis hatte eine Ungewißheit hervorgerufen, die er ungern bekräftigt haben wollte. Da es indes nicht thunlich war, des Rittmeisters Tochter gänzlich unbeachtet zu lassen, so wollte er jetzt, vielleicht auch, um eine dunkle Wolke, die er über ihre Stirn heraufziehen sah, zu verscheuchen, eine Annäherung versuchen.

„Das Schiff ist geladen mit —?"

In seiner Stimme lag etwas Weiches und Abbittendes, in der ausgesucht eleganten Weise, auf welche er ihr das Taschentuch zuwarf, eine chevalereske Huldigung.

Ihr blaues Auge streifte das seine sekundenlang mit einem kalten Blitze.

„Vorlauter Verleumdung!" sagte sie dann mit einer Stimme, deren trockene Ruhe den ganzen Kreis unheimlich erfüllte. „Aber das ist ja auch ein Begriff und kein Ding. Ich muß also ein Pfand geben. — Uebrigens ist es jetzt wohl Zeit, daß die Pfänder eingelöst werden."

Es fehlte zu einer Fortsetzung die Stimmung. Der Vorschlag wurde mit einem gewissen Eifer aufgegriffen.

Die Pfänder wurden eingelöst, und die Urteilssprüche waren die gewöhnlichen, seit undenklichen Zeiten bekannten.

„Was soll der thun, dem dies gehört?"

„Wenn es ein Herr ist," antwortete Anine Flöjstrup, welche die Erfindungsgabe von allen am wenigsten drückte, „so soll er einer Dame, ist es eine Dame, so soll sie einem Herrn ein Kompliment sagen."

„Fräulein Helga Karlsen!"

Man vernahm einen Laut, der einem kurzen, erwartungsvollen Summen glich. Sie fühlte, wie alle Augen auf sie gerichtet waren, und namentlich merkte sie, daß Becket sie mit einer eigentümlichen Spannung betrachtete.

Sie trat vor Anton Haller hin und sagte: „Gestern traf ich den Kammerherrn auf Knudstrup; er fuhr mit Professor Walz aus. Walz sagte über Ihr Spiel: es ist der dunkle, dichte Rauch, der ein Zeichen von einem tüchtigen Feuer ist. Ja, eigentlich bin ich nur der Ueberbringer des Kompliments; es ist aber größer als jedes, das ich Ihnen hätte sagen können."

Begannen die gemauerten Säulen zu wanken? Schossen Blitze aus heiterem Himmel? Floß von der hohen, stolzen Gestalt ein Lichtglanz über den Estrich, über die grünen Sträucher und all die verwunderten neugierigen Gesichter? Nur ein einziges Gesicht war weiß wie die kalkige Wand, und ein kaltes Augenpaar stierte ihn an mit einem wilden, haßerfüllten Blicke und brachte ihn zu sich und rief ihm die Situation ins Gedächtnis zurück.

„So ist's recht, Kinder!" rief der Rittmeister, der mit dem Justizrat von der Stadt heraufkam. „Leben in der Bude, so muß es sein!"

„Fräulein Karlsen überraschte uns alle durch ihre Erfindungsgabe," sagte Becket mit mühsam errungener Fassung.

„Im Gegenteil!" versetzte sie trocken und ruhig wie vorhin. „Ich erfand nichts, ich erzählte."

„Können wir auch einen Happen Brot und ein Glas Portwein haben, Fräulein Anine?" sagte der Rittmeister, als er bemerkte, wie die Töchter des Prokurators anfingen, die Decke von dem mitgebrachten Korbe zu nehmen. — Er wollte jeder näheren Erklärung aus dem Wege gehen.

Der Justizrat schaute sich um. Die beiden Ahlen auf seiner Oberlippe krümmten sich wie Spürhaare, was symbolisch eine stille Prüfung der herrschenden Stimmung andeutete. Denn nach dieser sich zu richten, dazu fühlte der Alleinherrscher der Stadt außerhalb seines Amtes einen inneren Beruf. Der Justizrat merkte, daß er von einer Volksstimmung emporgetragen werden würde, wenn er dem Neffen gegenüber sich barsch und überlegen zeige.

Und so that er es.

„Donnerwetter, Anton!" rief er. „Ich hab' vergessen, für heute abend den Klempner zu bestellen, er muß die kouleurten Lampen im Garten aufhängen. Kriegt er nicht vor zwei Uhr Bescheid, so läßt er uns im Stich, ich kenne ihn. Du mußt der Ferienfreude schon das Opfer bringen, 'mal hinzulaufen und ihm anzusagen. Deine gesellschaftlichen Qualitäten kann ich der werten Versammlung allerdings nicht ersetzen, am Brotkorb werde ich aber schon deinen Platz ganz ausfüllen. Hö, hö, hö!"

Es wurden einige sekundierende „Hö, hö, hö" laut. — Anton Hallers gesellschaftliche Qualitäten standen nicht hoch angeschrieben.

Anton fühlte, wie ihm das Blut in die Schläfen schoß, er war nahe daran, eine heftige Antwort zu geben. Aber bereits ehe der Onkel zu sprechen begann, war es ihm in Gedanken geraten, daß er auf das, was geschehen, der Sammlung und Einsamkeit bedürfe.

Er sagte daher nichts weiter als „Gut!", wandte sich und, indem er der ganzen Gesellschaft einen kurzen Gruß bot, ging er davon. Seine Augen Fräulein Karlsen zuzuwenden, wagte er nicht. Dem Obertribunalsanwalt, der am Ausgange stand, von wo zwei Treppenstufen zum Platze hinunterführten, schickte er dagegen einen Blick voll blitzenden Unwillens zu, der jenem eine unbestimmte Furcht einflößte, etwas, das er sich jedoch nicht selber gestehen wollte.

Unten bei der Ziegelei stand Sören in der Pforte und sprach mit ein paar von den Leuten. Anton sagte ihm wegen des Klempners Bescheid und schlug dann einen Fußweg durch das Korn ein, ohne daß er eigentlich wußte, wo derselbe hinführte.

VII.

„Kommen Sie hierher, mein lieber Advokat, und probieren Sie 'mal Fräulein Flöjstrups Küken!" rief der Rittmeister, das gewaltige Fragment eines solchen in der Hand haltend. „Im Stehen essen nennt man ein ‚Sexa', nicht wahr? Sie sehen, wir sind hier in Fjordby allweg gut skandinavisch."

„Fräulein will uns nicht Gesellschaft leisten?" wandte sich Becket an Helga Karlsen, die dem Knechte, der in einiger Entfernung die Pferde beaufsichtigte, mit der Hand einen Wink gab.

„Ich überlasse es Papa, meinen Platz auszufüllen," versetzte sie sich der Worte des Justizrats bedienend und ging auf den kleinen Einspänner zu, der, wie der Knecht durch Zeichen zu verstehen gab, zur Abfahrt bereit stand.

„Aber, liebes Kind," begann der Rittmeister mit etwas stärkerem Nachdruck als gewöhnlich, „Holzschuh-Klauses Frau kann dich, weiß Gott, heute wohl entbehren."

„Ich kann sie aber nicht entbehren."

Sie ging. Einen Augenblick später saß sie im Wagen, grüßte mit der Peitsche und verschwand auf dem geschlängelten Waldwege mit einer Schnelligkeit, die den Vater ganz ängstlich machte.

„Das ist lauter Koketterie!" flüsterte Anine Flöjstrup einer der Kaufmannstöchter zu.

„Natürlich!"

„Holzschuh-Klauses Frau ist sehr glücklich," sagte Becket nach einer Pause. — Trotz aller Selbstbeherrschung war in seiner Stimme ein leises Beben.

„Oho, damit hat's gute Wege!" entgegnete der Rittmeister. „Der Mann ist ein Schweinigel. Augenblicklich ist er in Jütland wegen einer Erbschaft, die ihnen zugefallen ist. Die Frau stammt aus Jütland. — Sie will gern nach ihrer Heimat zurück, obgleich sie da, wo sie jetzt wohnen, wahrhaftig Heidekraut genug haben. Sie aber für einen Pappenstiel von ihrem Mietskontrakt lösen, dazu hab' ich denn doch keine Lust. Das Haus liegt nun einmal da draußen; — und wen kriege ich nachher dazu, hier zu wohnen?"

„Ich hab's Ihnen wohl hundertmal gesagt, Rittmeister! Sie müssen an der Stelle ein Badehotel aufsetzen lassen," rief der Stadtrichter.

„Hm. Die Idee ist nicht übel," machte Becket. „Man könnte für den Anfang einen Artikel ins ‚Tageblatt' rücken."

„Schreiben Sie für die Zeitung?" fragte der Rittmeister.

„Ja."

Die kurze Antwort wurde wie mit

einem eigentümlichen drohenden Zungenschlag herausgeschleudert.

Stadtrichter und Rittmeister blickten einander unwillkürlich an, und obgleich sie nichts verbrochen hatten, lief ihnen ein gelinder Schauder den Rücken hinunter.

VIII.

Er stand mitten in den „Heiden"; — wie er dahin gekommen, er wußte es nicht.

Die Güte, die sie ihm erwiesen, erfüllte ihn mit Angst und Betrübnis. Wen ein Weib schützt und schirmt', dem ist in ihrem Herzen kein Platz vergönnt.

Er liebte dieses lichte, stolze, königliche Weib, liebte es, so fühlte er jetzt, mit dem ganzen Vermögen seiner Seele, und diese Liebe war auf das innigste verwachsen mit dem Streben nach jener Schönheitswelt, wo er mit einem so schmählichen Ausgange das Bürgerrecht zu erringen versucht hatte, der er aber, wie's auch immer gehen mochte, nachstreben wollte als einem nie aufgegebenen Ziele, bis ihm das Herz vor Verlangen und Sehnsucht bräche.

Was anders war die Teilnahme, die sie ihm gegenüber herausgekehrt, als ein Obol auf den Weg zu einem Schattendasein in Entsagen und Unbeachtetsein? Er konnte den Gedanken nicht fahren lassen; er war wie ein Speer mit Widerhaken, der sich tiefer und tiefer in die Wunde bohrte und ständig in ihr gedreht wurde. Entsagen, das war's, was er am wenigsten vermochte, und wäre es auch hundertmal das besondere Kennzeichen einer tapfern und stolzen Seele. Er konnte es nicht; denn er liebte und begehrte mit sinnloser Leidenschaft, wild, wahnwitzig.

Wie unglücklich war er!

Er befand sich am Fuße eines niedrigen, runden Hügels, hinter welchem ein zusammenhängender Höhenzug den Ausblick aufs Meer wie ein Wall begrenzte. mit einemmal war's ihm, als ziehe ihn das weiche, bräunliche Heidekraut mit unsichtbaren Armen an sich. Er warf sich unwillkürlich nieder, und in dem Augenblick, da seine Stirn die lockende Pflanzendecke berührte, brachen ihm die Thränen gewaltsam hervor; seine Brust hob sich unter Schluchzen, er weinte, als solle das Herz ihm zerspringen — lange und unaufhaltsam!

Auf dem uralten, so gut wie nie befahrenen Wege, der in zahlreichen Krümmungen zwischen den Hügeln sich zog, ließ das verhaltene Rollen eines Wagens sich hören. — Was kümmerte es ihn? Hier lag er an der Brust der Mutter Erde, versteckt und geborgen, ungesehen von jedes Menschen Auge, allein mit seinem Schmerze. Aber selbst diese gedämpfte Erinnerung an eine Welt, wo Menschen wandelten und wirkten, lieh ihm inmitten seines Schmerzes eine merkwürdige Sicherheit und Ruhe. Er fing an nachzudenken.

Was für ein seltsames Etwas war doch das Glück! Von außen, meinten kurzsichtige Menschen, komme es, und schrieben die Wirkungen seiner Gunst auf Rechnung des Zufalls. Er fühlte, daß dem nicht so wäre! Er fühlte, daß in der Seele des Menschen ein geheimnisvolles Etwas sei, das es elektrisch an sich ziehe.

Er war weich, er bedurfte des Glückes. Und er hatte auf dasselbe gehofft, gehofft, gehofft!

Sangen sie wirklich dort oben, die Lerchen?

Ja, sie sangen! Der Tag war warm und wunderbar klar.

Er stand auf und schaute sich um. In welche Schöne ward dies unbebaute arme Stück Erde von diesem reichlich flutenden, verklärenden Lichte gekleidet! Er fühlte, daß zu dieser Stunde die Ewigkeit auf selbige Weise in sein Leben Strahlen geworfen habe. Diesen Gedanken mußte er festhalten, hier ging der einzige Ausweg. Eine ungeahnte Ruhe kam über ihn. Was immer ihm widerfahren mochte, er war nicht der Sklave des Zufalls: ein Gesetz machte sich geltend in dem, wie alles gekommen war.

Dem galt's, sich zu beugen! Der ewigen Schönheit dienen, die in der Töne Spiel ihm eine Botschaft gesandt, das wollte er, ohne andres zu fordern, als unter dem Gesetz zu sein und dasselbe zu verstehen.

Er war auf die schmale Wegspur geraten, die mit tiefen löcherichten Furchen seit undenklichen Zeiten durch den Heideteppich sich wand. Um den sandigen Streifen zu erreichen, der, hin und wieder mit dem starren, blaugrünen Strandgras bewachsen, in einem weißen Gürtel sich dem Wasser entlang zieht, war der Weg durch eine Einsenkung gelegt, die, einer launischen Falte vergleichbar, durch das zusammenhängende Erdreich schnitt. Sobald man aus dieser Aushöhlung kam, befand man sich am Strande und hatte rechter Hand, in unmittelbarer Nähe der Hügelwand, das Haus, das der Holzschuh-Klaus mit seinem Weibe bewohnte.

Anton bewegte sich durch die Einsenkung weiter. Das Meer wollte er sehen, — den großen, weiten Spiegel, nach welchem die Sehnsucht so plötzlich bei ihm erwacht in den sonnigen Straßen der Hauptstadt.

Dies Meer war veilchenblau und blank wie jenes, das Paphos' Küste bespülte. In die weite lichtfunkelnde Tiefe wollte er all' seines Herzens Begehren senken und harren, was die ständig schaffende und neu werdende Schönheit mit seinem Opfer thun werde. — An ihm war's, dasselbe zu bringen, nichts weiter.

War's Sinnentrug? Oder sah er dort, wo vom dritten Riff der Grund jach gegen das klaftertiefe Wasser des Kattegats abfiel, den Anfang einer weiblichen Form, marmorweiß, wie die Göttin dem Schaume des Meeres entstieg, aus der Tiefe tauchen, der Sonne Geleucht auf ihrem gelösten Haar, das golden erglänzte, wie aus Phöbus' eigenen Strahlen gesponnen?

War's Sinnentrug?

„Was will Er? Will Er sich gefälligst mal umkehren!"

Die Sprecherin war ein starkknochiges Bauernweib. Sie trat auf ihn zu; drohend zugleich und ärgerlich war ihre Miene, als machte sie sich Vorwürfe, nicht hinreichende Wacht gehalten zu haben.

Wie betäubt stand er da und stierte das Weib sprachlos und ohne Verständnis an. Aber die Frau des Holzschuh-Klaus faßte ihn mit den starken braunen Händen an den Schultern und drehte ihn um, als ob er ein Kind gewesen wäre.

„Ja, mach' Er nur, daß Er wegkommt! Das wird Ihn am besten kleiden. So'n —"

Es bedurfte nicht der bösen Worte, die ihm von dem aufgebrachten Weibe mit grobem Munde nachgeworfen wurden, um ihn zu bewegen, davonzueilen, wie von einer Schuld getrieben, die ihn zu Boden drücken würde, wenn er auch nur einen Moment zögerte.

Erst, als ihm war, als müsse die Brust wegen Luftmangels zerspringen, stand er still. Tief aufatmend schaute er um sich.

Er war in eine Gegend der „Heiden" gelangt, wo er niemals zuvor gewesen war. Von der Wegspur war er schon längst abgekommen. Hier stand er nun wie in einem Kessel, umgeben von einem Ringe niedriger, sanftgerundeter Hügel. Die Strahlen der Sonne begannen schräger zu fallen, und das Heidekraut gab einen flammenden Kupferschein. War's die Erde selbst, die ihm ein Abbild seiner eigenen glühenden Scham vor Augen hielt?

Aber zu seiner eigenen Ueberraschung brach ein neues Gefühl sich Bahn, das gleichsam die Empfindung von Scham und Grauen niederschlug, die ihm Flügel an den Fuß geheftet, als habe er den Frieden eines Heiligtums gebrochen. — Freude war's! Ja — Freude!

Ihm unverständlich kam sie über ihn wie ein Trunkensein. Wie lagen alle Umrisse im Glanze der sinkenden Sonne so fest und doch mit einer Farbensättigung, die mit der eigentümlichen brennenden Unruhe des Lebens den empfangenen Schein zurückgab, an all' den ausgedehnten Falten des Erdenteppichs gebrochen, der in diesem Augenblick die Pracht eines Königsmantels aufwies. So leuchtete es auch im Wiederfunkeln von seiner eigenen Seele zurück!

Und wo er sein Auge wenden mochte, mitten durch das wunderbare Spiel der Lichtwirkungen, immer sah er ein weißes Armpaar, eine Fülle flutender, goldig glänzender Haare. Wohin er auch immer sein Auge schickte, sie begegneten ihm in unfaßlicher Wiederholung. Mit der Macht des Willens suchte er die frühere Stimmung der Scham und des Entsetzens zurückzurufen — vergebens! Die Berauschung wiederholte sich ständig — er war so wunderbar festlich gestimmt, als sei er einem kommenden unbestimmten Etwas geweiht. Und doch schaute er nicht vorwärts, dachte nicht daran, wie das Wiedersehen sich gestalten werde, versenkte sich nur immer aufs neue in das Gefühl, das sich seiner bemächtigt hatte, und schritt wie ein Schwankender voran.

Zwischen zwei Hügeln in einer schmalen

Einsenkung erblickte er wieder in fernem Abstande ein Stück vom Meere. Es war weinrot, in die Farbe waren Streifen flüssigen Goldes hineingesprengt. Die Mythe vom Thor fiel ihm ein: es war, als reiche ein unsichtbares Trinkhorn aus der Tiefe ihm an den Mund, als schlürfe er in nicht endenwollenden Strömen ihr purpurschimmerndes Feuer, ihre Flamme, ihre Glut.

Aber mit einer Empfindung der Unzulänglichkeit ließ er das Bild wieder fahren. Lieber aufs neue, ungehemmt und ungehindert, sich versenken in das, was seine Seele erfüllte, als nach einem Notbehelfe zu haschen, der demselben einen Ausdruck lieh, der nicht standhielt! Dann löste sich die ganze Summe von Vorstellungen vor ihm auf in einen kreisenden Strom, in welchem alle Gebilde ihre feste Form verloren. Aber aus dem wirbelnden Born seines Innern begann's nun zu klingen und zu tönen, seltsam und unförmlich, aber doch rufend und lockend, als begehrte es der rhythmischen Zucht. Oder tönte es vielleicht von droben herab, wo der Lerchen Gezwitscher mit einemmal in einen leeren undeutlichen Klang sich wandelte? War's ein Nachklingen der ewigen Harmonieen, die aus dem lichtfunkelnden Raume leise auf ihn sich niedersenkten?

Der Himmel hängt voller Geigen!

Unwillkürlich drängten sich die Worte über seine Lippen, ohne daß er an dieselben gedacht. Es war beinahe, als ob nicht er es gewesen, der sie gesprochen hatte.

Er sah jetzt, daß er sich auf der Landstraße befand, die nordher gen Fjordby führte, und daß er drei Viertelmeilen zu marschieren habe.

Nun glaubte er an sich selber. Daß er jetzt hätte spielen können!

IX.

„Ich habe es Holzschuh-Klauses Frau versprochen. Sie reist morgen zu ihrem Manne hinüber. Und dann bleiben sie gleich fort.“

„Aber, Kind, sie sind ja jetzt wohlhabende Leute, und für einen Pappenstiel kann ich, weiß Gott, doch nicht —“

„Ich erstatte dir den Verlust mit meinem eigenen Gelde.“

„Ja, wenn du die Sache so nimmst, so muß ich wohl nachgeben. Ja, ja, Herr Advokat, sie ist daran gewöhnt, daß man ihr gegenüber nachgibt. — Die Kutsche ist angespannt. Wir haben auf dich gewartet.“

Sie saß allein auf dem Rücksitze, vor ihr der Vater und dessen Kopenhagener Gast. Es war beschlossen: sie wollte sich in der Gesellschaft zeigen. Ihr erster Gedanke war gewesen, sich vor den Augen aller zu verstecken — der Gedanke war ein falscher. Ihr hatte man die Schmach angethan, es war nicht an ihr, sich zu verbergen. Der Zufall trug die Schuld daran — sei's drum! Aber sie kannte und wußte, mit welchem Sinn es erfaßt worden war. Ein Instinkt hatte ihr gesagt, mit was für Augen Männer in einem Ballsaale auf die entblößten Schultern eines Weibes sehen. Stolz und Mißtrauen waren die Folge gewesen. Selbst bei Männern, deren Haar ergraut und die man als hochverdiente bezeichnete, hatte sie hinter der ehrerbietigen Huldigung den lauernden Satyr hervorblicken gesehen. War's nicht ein Blick derselben Art, der in seinen Augen funkelte, in den Augen des ansehnlichen, zuversichtlichen Mannes, der ihr gegenüber saß? Doch nein — bei ihm war's wohl eher die andere große Triebfeder, welche die Männer zu Ritterdiensten bewog: die Rücksicht auf ihr Vermögen. — Er war ja ehrgeizig.

Vom Druck und Widerwillen, den dies alles verursachte, hatte die salzige Flut sie befreien sollen. Das hatte Linderung und Erlösung gegeben. Hernach würden die kalten Ströme ihre Glieder wie Feuer brennen. —

Wer? — Ohne sich's selber gestehen zu wollen, reizte auch diese Ungewißheit sie, in dem Zirkel zu erscheinen, wo sie ihn notwendig treffen mußte. Von dem unwissenden Bauernweib war nichts in Erfahrung zu bringen. Für sie war ein Herr aus der Stadt eine Person in feinem Rocke ohne besondere Kennzeichen. Aber sie mußte ihn ausfindig machen und auf seine Stirn Zorn und Verachtung herniederschmettern, daß er dieselbe mit Scham und Schande senken mußte.

„Die Aussicht von Holzschuh-Klauses Haus muß etwas Extraordinäres sein. — Sie kommen jeden Tag dahin, Fräulein?“

„Ich setze meinen Fuß nie wieder dahin.“

Sie bemerkte seine überraschte Miene sehr wohl; sie war aber zu stolz und gleichgültig, um nicht das zu sagen, was sie dachte. Mit ironischer Befriedigung gewahrte sie seine tiefe Verwunderung, während sie zu gleicher Zeit für sich wiederholte, daß sie ihren Fuß nie wieder auf diesen Erdenfleck setze. Auch die Bauernfrau mußte fort. Ihr Schweigen hatte sie durch Wohlthaten erkauft; aber fort mußte sie, ihr nie wieder vor Augen kommen.

„Sie ist verdammt schnippisch,“ dachte Thomas Becket bei sich. „Ich fasse aber mehr und mehr Mut, mich ihr zu nähern.“

In demselben Augenblick bog der Kutscher auf den alten Stadtrichterhof.

Der Rittmeister hatte stumm dagesessen und mit gewissem Vergnügen wahrgenommen, daß auch der Obertribunalsanwalt sich verblüffen lasse. Zum erstenmal während der ganzen Fahrt öffnete er jetzt seinen Mund.

„Was Teufel!“ rief er, „da hält ja der Wagen des Kammerherrn. Dann ist er und Professor Walz auch hier.“

X.

„Wo bleibst du denn eigentlich, Mensch? Der Professor hat nach dir gefragt.“

Es geschah indes ohne aufzubrausen, daß Stadtrichter Haller diese Worte durch das niedrige Parterrefenster an Anton richtete, der bestäubt die Straße heraufkam. Infolge der Vorfrage des berühmten Mannes war der Neffe aufs neue um verschiedene Grade in seinen Augen gestiegen. — Man sah es an dem wohlwollenden, unmerklichen Beben der Spitzen unter der Nase.

Es war überhaupt, als hätte der geniale Mann ein Gefühl für das wirklich Große in diesen Kreis hineingebracht, das demselben sonst fremd war. Der Obertribunalsanwalt merkte, daß ihm nicht die Rücksicht zu teil wurde, an welche er durch seine Verbindung mit dem Gewaltigen der Zeit gewöhnt worden war, und die er während seines Aufenthalts auf Sophienberg sicherlich nicht vermißt hatte. Aber Walz gehörte zu den Unantastbaren; Becket war daher höflich gegen ihn, was den berühmten Sonderling indes nicht sonderlich rührte.

Im Hause des Stadtrichters herrschte der Brauch, daß den Gästen, die oft einen langen Weg hinter sich hatten, zum Willkomm ein Glas Wein geboten wurde. Man beschuldigte Justizrat Haller, daß er seinen Gästen verschiedene Sorten Wein reiche. Der weiße Portwein, den er dem Professor eigenhändig einschenkte, war ganz vortrefflich.

„Das ist Wein!“ sagte dieser, während er anerkennend mit der Zunge schnalzte. „Aber,“ setzte er mit der Rücksichtslosigkeit eines alten Feinschmeckers hinzu, „ich habe einen zu Hause, der doch noch besser ist.“

Der Justizrat fühlte sich bei dieser unerwarteten Aeußerung etwas verlegen, und es war ihm eine willkommene Unterbrechung, als er im selben Augenblick draußen auf der Straße seinen Neffen gewahrte.

„O nein, kommen Sie nur ohne weiteres herein! — Sie sind wahrhaftig hübsch genug,“ rief der Professor, als Anton am Fenster grüßend vorbeiging.

Was war da zu machen? Er mußte hinein, bestäubt und derangiert, wie er war.

„Also, das sind Sie!“ sagte der Professor, indem er ihn bei den Schultern faßte und seine Adleraugen auf ihn richtete, als ob er ein Objekt wäre, das man ihm zur Untersuchung übergeben habe. „Hm — Großmann glaubt an Sie, und ich glaube nun an Großmann. Was sind das für Augen? Wenn ein Mensch so aussieht, so kann er spielen, wenn er's denn überhaupt kann. — Sie haben doch Ihre Geige mit?“

„Sören soll sie gleich holen!“ rief der Justizrat, und in seinem Eifer half er Sören, der zu Ehren des Tages in eine Livree gesteckt und daher noch steifer und schwerfälliger war als gewöhnlich, mit einem Puff zur Thür hinaus.

„Wir müssen uns ein Ziel setzen,“ fuhr der Professor fort. „Wir wollen in Gemeinschaft versuchen, diese Miene einer gekränkten Königin zu verscheuchen.“

Die letzten Worte waren an die Tochter des Rittmeisters gerichtet. Ihre Stirn war umwölkt, und die Augen wanderten in suchender Unruhe umher. Jedes Gesicht war der Reihe nach bis in den entlegensten Winkel seiner Seele durchsucht und erforscht worden; sie hatte aber nichts entdeckt. Sie fühlte sich von ihrem Instinkte im Stich gelassen. Die Ungewißheit war ihr eine unvorhergesehene Pein,

eine Prüfung, die ihr Stolz nicht erwartet hatte. Sie ärgerte sich über die sorglosen, unbedeutenden Gesichter, die nichts zu verraten, nichts zu verbergen hatten, und erwachte bei den Worten des Professors wie aus einem bösen Traume.

Der Neffe des Stadtrichters! Hatte ihre Erinnerung ein Loch gehabt, daß sie gar nicht an ihn gedacht? Es mußte wohl daher rühren, daß sie sich seiner Ehrerbietigkeit und Hingebung versichert hielt. — Ja, sie war dessen gewiß, war aufs innigste davon überzeugt! — Was hatte der berühmte Mann von seinen Augen gesagt?

„Nun spielen Sie, was Sie wollen!" sagte der Professor zu Anton, indem er sich an das Pianoforte setzte. „Ich werde schon mitfolgen."

Ohne zu fassen, wie das alles so gekommen war, setzte Anton die Geige unter das Kinn. Es war ihm eine Erleichterung, daß er nicht zu reden brauchte.

In dem Augenblick, da der Bogen die Saiten berührte, wußte er noch nicht, was er spielen wollte, und doch war ihm jede Empfindung von Zweifel und Ratlosigkeit fremd. Infolge einer unbegreiflichen Verschlingung aller Fäden war's eben gekommen, wie er's begehrt hatte. Ein neues und nie gekanntes Gefühl der Sicherheit und Erlösung war über ihn gekommen.

Er that den ersten Bogenstrich: es war das eigene berühmte Violin-Solo des Professors, „Herbstesgedanken", das er zu spielen begann — sanft, ernst, unmerklich vertieft, mit einem dünnen Schleier von Schwermutigkeit über einer Wehmut, die, weich und verlockend, einem Beben zwischen Lächeln und Thränen gleich und in all ihrer beweglichen Ruhelosigkeit ständig aufs neue, befreit und versöhnt, in ihrem eigenen Frieden ausruhte. Weich und bezaubernd, wie der Meister sie selber gefühlt, glitt seine Dichtung mit ihrer wunderbaren Sprache an das menschliche Herz über die Saiten. Nun redeten sie das, was er wollte!

Aber was war das? Plötzlich brach ein Schmerz, so qualvoll und verzweifelt, daß er die Stimmung der Wehmut zerriß, unter des Bogens Berührung hervor und erpreßte dem Instrumente Schreie wie aus einer bedrängten Menschenseele. Des Meisters tiefsinnige Gedanken lösten sich mit einemmal in eine Improvisation, der er nicht Herr war. Nur wie ein unterlaufendes Thema fuhren sie fort, hindurchzuklingen, bald losgelassen, bald wieder aufgenommen, und bildeten die Einfassung zu dem Gedicht, das in ihm selber ward.

Denn ob dies alles gleich unwillkürlich kam, als greife, wie der Organist gesagt, eine fremde Macht ihm um die Finger und führe sie, ohne daß er selbst wußte wie, so war's doch sein Schmerz, sein eigenes ausgestandenes Seelenleid, das, befreit und geläutert, von den Saiten schluchzte.

Wie durch einen Nebel fing er den flüchtigen Blick auf, den ihm der Meister zuwarf, und merkte, wie die Begleitung auf dem Piano sich seinem Abspringen anschmiegte, also daß eine gesamte Wirkung wie aus einem Gusse zustande kam. Und nun trieb es ihn unaufhaltsam zum Weiterspielen.

Aus dem in sich versunkenen Brüten des Schmerzes gestaltete sich durch das ihm selber unfaßliche Zusammenwirken der Finger und des Bogens eine Resignation und Hingebung, in welcher die Grundakkorde des Daseins nach ihrem tiefsten, langsam begriffenen Sinne hindurchklangen. Dann kam die Sehnsucht nach Licht und Ausblick, und plötzlich klang von den Saiten ein Talatta! jubelnd und sonnenberauscht. Da lag das Meer, in langen und kecken Bogenstrichen gezeichnet, da lag's wie ein Abbild in klingenden Tönen, schaukelnd und lichterzitternd, schönheitsgebärend und unermeßlich, vor den Zuhörern, deren Anzahl beständig wuchs. Denn in der Thür zum langen Flur, der nach der Küche führte, wurde das Gesinde sichtbar, eins nach dem andern, mit selbstgenommener Freiheit und in atemloser Spannung lauschend.

Seit dem Moment, da sein Auge in dem einzigen Blicke des Meisters Billigung gelesen, hatte er nichts gesehen. — Alles war ihm in dem unbestimmten Scheine der Lampe verschwommen, der durch die Fenster noch mit dem schwindenden Lichte des Sommerabends kämpfte. Aber nun ward es ihm ein unwiderstehlicher Drang: nun war's ein Augenpaar, das das seine erspähen mußte.

Und da stand sie, rein, licht, lilienweiß, erhaben, in der goldigglänzenden Fülle der Locken und mit einer fragenden Angst in der blauen Tiefe der stolzen Augen, als habe sie dies Begegnen ersehnt und erwartet.

Konvulsivisch krümmten sich die Finger um den Hals der Geige; aber was ihm im Hirne glühte, das teilten sie der aus Darm und Metalldraht gewundenen Besaitung in wunderbarer Genauigkeit mit, und unter des Bogens magischem Tanz klang von ihr eine Erlösung der Seele in Freiheit und Freude, eine Erlösung, wo die Phantasie die Grenzen der Wirklichkeit sprengt und in ihr Spiel die Bilder der Myrthe und Dichtung zaubert.

Wunderbar war die Wirkung auf den dichten Zuhörerkreis, und nicht am undeutlichsten war's in den harten, groben Gesichtern dort in der Thür zum Korridor zu lesen. Sein Blick streifte sie unwillkürlich. Aber plötzlich war's ihm, als breche er inmitten seines Triumphes ab, denn hinter Sörens untersetzter Figur bemerkte er ein großes, breites Weibsbild mit offenem Munde und runden, aufgeweiteten Augen in die ihr unbekannte Welt hineinlugen.

Es war die Frau des Holzschuh-Klaus. Sobald das Fräulein vom Herrenhofe abgefahren, war sie nach der Stadt gewandert, um den Bevollmächtigten des Prokurators des Umzugs wegen Bescheid zu sagen. Und da sie die Mägde des Stadtrichters kannte, hatte sie mit eins in die Küche hineingeschaut.

Auch sie blickte unwillkürlich dahin. Die Augen der Frau wölbten sich noch stärker, und ihre ziegelroten Wangen wurden um noch einen Ton dunkler. Das alles geschah in einem einzigen Nu — es war, wie wenn drei Augenpaare in einem Blicke sich trafen.

Aber nun nahm er den losgelassenen Faden wieder auf. Eine geniale Phantasie überbrückte die plötzliche Kluft und trotz aller jähen Abgeschnittenheit bestand ein für das Ohr erkennbarer Zusammenhang mit dem Voraufgegangenen. Nichtsdestoweniger war die Fortsetzung seltsam und unerwartet. Es war, als halle das Verdammungsurteil, das dem Entweiher der Heiligkeit eines Gottes gesprochen, im rasenden Zorne aus der Tiefe der Geige wieder, als ließe sich in kurzen, schneidenden Strichen der sausende Geißelhieb der verfolgenden Erinnyen vernehmen. Grauen und Scham redeten mit so deutlichen Zungen, daß jedweder im Kreise am Grunde der eigenen Seele eine dunkle Selbstanklage sich regen fühlte. Aber was kümmerten ihn die blassen Gesichter, die gespannten, überraschten Mienen — sein Auge ruhte mit Demut und Angst auf einem Paar anderer Augen, die wiederum mit einem langen, aus dem tiefsten Grunde der Seele geholten Blick ängstlich forschend auf ihn sahen.

Entdeckte er einen Wechsel in ihrem Ausdruck? Mit einem neuen Sprunge, und doch ohne einem guten, inneren Sinne Abbruch zu thun, begann die Geige zu jubeln, anfangs in einem wimmelnden Heere von Tönen, aber gleich darauf in breiten brausenden Harmonieen, in denen ein Bacchuszug von Faunen und Nymphen, zwischen sich das tigerbespannte Gefährt des Gottes, vorübertanzte, und dann erweiterte sich die Harmonie zu noch breiteren Ringen, bis sie schließlich den unermeßlichen Luftraum selbst zu umspannen schienen: es war das letzte und höchste Losringen der Seele, ihr Begegnen mit dem ewigen All, das in kreisendem Wiederklingen jedes empfangene Tonopfer zurückgab, voller, reicher, gewaltiger und stärker.

Er hielt inne.

Gab es solche, die anfangs verstohlen nach dem Professor geblickt, um ihre Meinung nach der seinen zu regulieren, in diesem Augenblick hatte man seine Gegenwart vergessen. Wie ein Donner erschallte der Beifall, von der Straße her, vom Flure, von der im Zimmer versammelten Menge. Bei diesen Menschen allen war Antons Spiel bis zum ursprünglich Menschlichen durchgedrungen, dessen unbeeinflußte Aeußerungen stets über der Einsicht des einzelnen steht, wie bedeutend diese auch immer sein möge.

Der Professor hatte sich erhoben, er war sehr blaß. Als er vor den jungen Mann hintrat, entstand eine plötzliche Stille.

„Das ist Spiel!" Er sagte dies ungefähr in demselben Tone, in welchem er vorhin gesagt hatte: „Das ist Wein." „Und es war besser als mein eigenes," fuhr er an den Justizrat gewendet fort. Dieser machte eine tiefe Verbeugung, als habe der berühmte Mann ihm eine persönliche Annehmlichkeit gesagt.

„Was Sie hier gemacht haben," setzte

der Professor fort und legte seine Hand an Antons Stirn, „das machen Sie vielleicht nie wieder so gut. Aber was Sie von jetzt an leisten, wird genug sein, um Ihnen einen berühmten Namen und gewaltige Honorare zu verschaffen.“

Er wollte seine Rührung offenbar in Scherz hinschlagen. Nach einer kurzen Wendung ergriff er den Arm des Kammerherrn und ging mit diesem in den Garten.

Das gab das Signal zu einer allgemeinen Auswanderung. Sören und die Mägde hatten offenbar darauf gewartet, sie deckten in drei Zimmern an kleinen Tischen. Anton stand bald allein und unbeachtet; denn nachdem der Professor ihn angesprochen hatte niemand so recht den Mut, ihm etwas zu sagen. Mit einemmal war's ihm, als bewege sich der Fußboden unter seinen Füßen; er fühlte sich einer Ohnmacht nahe und ging schwankend ins Speisezimmer, das augenblicklich leer stand.

Auch Becket war wider seinen Willen von der Musik ergriffen worden. Bei ihm ließ der Verstand aber nie die Zügel fahren, selbst wenn das Gefühl noch so stark davongaloppierte. Hier hatte er einen geweihten Augenblick der Rührung, der benutzt werden mußte.

„Fräulein!“ sagte er leise, und seine Stimme bebte. „Bitte, nehmen Sie meinen Arm und lassen Sie mich Ihnen durch den Garten folgen. Erhören Sie mich, Fräulein! ich habe Ihnen etwas zu sagen, das keinen Aufschub verträgt.“

„Warten Sie!“ entgegnete sie kurz. „Vielleicht werden Sie dann vorziehen zu schweigen.“

Sie ging ins Eßzimmer. Da saß er, matt und abgespannt, als habe ihn seine Seele völlig verlassen, und doch erfüllt von einer plötzlichen Angst, die sein Herz mit glühenden Zangen zwickte. Sie hatte den Kopf abgewendet, während aller Augen auf ihm ruhten. Das mußte in Zorn und Unversöhnlichkeit geschehen sein. Vergebens war das Bekenntnis, das er in seinem Spiele abgelegt, trügerisch die Hoffnung, die unter des Bogens Tanze über die Saiten in ihm sich geregt hatte. Und verhielt es sich so, ja! dann, das fühlte er, würden Finsternis und Grauen ständig in seiner Seele wohnen, ob auch des Meisters Prophezeiung zehnfach sich erfüllte.

Sie stand vor ihm.

„Sie waren es?“ sagte sie und blickte ihm ruhig in die Augen.

Er erhob abbittend seine Hand. Sie ergriff dieselbe und zog ihn, ohne daß er an Widerstand dachte, zur Schwelle des anstoßenden Zimmers. Der Rittmeister unterhielt sich noch mit dem Stadtrichter und ein paar anderen älteren Herren.

„Vater!“ sagte sie laut. „Ich bin mit Anton Haller verlobt.“

XI.

Fünfzehn Jahre später, an einem klaren Frühlingsnachmittage, standen ein Herr und eine Dame neben einem kürzlich zugeworfenen, mit Kränzen bedeckten Grabe auf dem Assistenzfriedhofe. Der Herr war blaß, aber in sein Antlitz waren feine Linien gezeichnet. Die Dame war hoch und hübsch, mit hellblondem Haar. Der Ausdruck in ihrem Gesichte war stolz; aber allemal, wenn sie auf ihren Gatten blickte, breitete sich eine stille Wehmut darüber. In der Hand trug sie ein großes Kreuz aus kostbaren weißen Rosen.

„Wir kommen zu spät,“ sagte der Herr, „obgleich wir zwei Tage und Nächte hindurch reisten. Heutzutage kann alles im voraus bis auf die Minute geordnet werden, aber zuweilen einmal geschieht es doch, daß eine Lokomotive entzwei geht, um uns daran zu erinnern, daß wir nicht allmächtig sind.“

„Als ich diese Rosen in Montreux pflückte,“ sagte die Dame, „da hoffte ich, daß dein alter Freund sie mit ins Grab nehmen würde. Nun lege ich mein Kreuz zwischen den Kränzen auf dasselbe.“

Sie that es.

„Treue, uneigennützige Seele!“ sagte der Herr. „Er erreichte das, was er vom Leben begehrte, und nun ging sein letzter Wunsch in Erfüllung: er ruht neben seinem berühmten Freunde, der dort in Bronze auf uns herniederlächelt.“

Vom Grabe nebenan blickte die Büste des Professors in geistvoller Wiedergabe, mit ihrem unbeschreiblichen Zug um den Mund, auf sie herunter.

„Hast du denn nicht erreicht, was du begehrtest?“ fragte die Dame und legte ihren Arm um seine Schulter. „Das arme Huhn verwandelte sich ja doch in den reichen Greif, und wo der sich zeigte, kam er sausend und brausend, wie im Gedichte.“

„Es gehören starke Schultern dazu, das Glück zu tragen. Wer aufgibt, hat keine Bürde.“

„Wer aufgibt, hat keine Kraft.“

„An jenem Sommertage, als ich mit dem Gesicht im Heidekraut weinte, als ob mit den Thränen mein Herzblut davonrieseln sollte, da fühlte ich, daß diesem alten wunderlichen Manne eine Kraft innewohne, wie ich sie nicht besaß. Wäre jener Durchbruch nicht gekommen, ich wäre untergegangen, ob ich auch hundertmal beschlossen hatte, zu entsagen und zu dulden.“

„Du magst recht haben. Ich bin zu stolz auf dich, um an deine Fehler zu glauben.“

„Und, Helga, was schuldest du ihm nicht alles?“

„Das ist wahr: ich schulde ihm, daß ich dich traf, daß sich mir eine weite Aussicht öffnete. — Was hätte ich sonst sollen mit meinem Leben?“

„Das Gute geht nie verloren,“ sagte Anton. „Es ist wie eine Wasserader, die tief unter der Erde im Verborgenen befruchtet. Die Kraft des Guten in dieser treuen Natur ließ das, was Talent in mir war, hervorsprießen. Er hatte sicherlich recht: ich war einer der Auserwählten des Glücks, obgleich ich Gott dankte, daß Schmerz und Seelenangst vorausgingen und das Böse beschnitten, ehe es hervorkam. Alter Freund! Du schautest meiner gärenden, verschlossenen Seele bis auf den Grund! — Du verstandst mich, noch ehe ich selbst mich verstand. Solche Klarheit kann nur die Uneigennützigkeit und Selbstaufopferung geben.“

Er ließ seinen Blick über den blauweißen Himmel schweifen und über der Bäume sprossendes Grün. Dann fuhr er fort: „Unsere Fahrt ging durch Europa und Amerika — das alte Land hält einen doch mit unsichtbaren Armen gefangen.“

„Kanntest du den korpulenten Herrn, der uns bei der Eisenbahn vorbeifuhr?“ fragte seine Gattin.

„Ich glaubte, du hättest ihn nicht erkannt, — darum schwieg ich. Thomas Becket machte eine gute Partie und kam in die Politik hinein. Nun manövriert er in dem unruhigen Fahrwasser der Parteien, um schließlich einmal Minister zu werden. Wir haben Becket zu viel Ehre erwiesen, indem wir seiner an diesem Grabe gedachten. Aber eins muß ich dir an dieser Stelle vertrauen, geliebtes Weib. Ich schrieb unserm alten Freunde, was an jenem Tage geschah. Werde nun nicht rot: er hatte ein Recht darauf, die ganze Wahrheit zu erfahren! Und außerdem: einem mußte ich mich in meinem überströmenden Glücke vertrauen. Es war, als müsse ich ein Loch in die Erde graben und meine Heimlichkeit hinunterflüstern. Er wußte aber, was ich that, wenn ich ihn wählte. Das sollst du in dieser Stunde erkennen.“

Er zog einen Brief hervor.

„Das war der Brief, den ich in Montreux erhielt, der auf dem Umschlag das Notabene des Juristen trug, der seinen Nachlaß geordnet hat. Schau her: „An Anton Haller. Nach meinem Tode ihm uneröffnet zu übersenden.“ Inwendig lag mein eigener Brief, und dann waren diese Zeilen angefügt. Lies mal!“

Sie las:

„Lieber Haller!

Nachdem ich Ihren Brief dreimal gelesen habe, versiegle ich ihn wieder. Ich kann ihn nicht verbrennen. Sie dürfen es auch nicht. Ihr M. G.“

„Es hängt nun von dir ab,“ sagte Anton, „ob sein Wunsch erfüllt werden soll. Sagst du nein, so reiße ich den Brief in tausend Stücke und streue sie unter die Blumen auf sein Grab. Aber glaube mir, dies ritterliche Herz, Helga! Fügst du dich nach seinem Tode in seinen Willen, so fügst du dich zu gleicher Zeit in den meinen. Geliebtes Weib! Das darf nicht spurlos aus der Welt verschwinden.“

Sie errötete und sagte, indem sie den Kopf an seine Schulter lehnte:

„Versiegle wieder den Brief! Während die Lebenssonne auf unsern Weg scheint, darf ihn kein menschliches Auge sehen!“

* * *

Die Lebenssonne ist für Anton Haller und seine Gattin untergegangen. Auf Grund des hinterlassenen Briefes ist dieser Bericht geschrieben.



Das Wesen der Träume.

Die Philosophie hat bis jetzt kein besonderes Verständnis bezüglich des Wesens der Träume an den Tag gelegt, dieselben vielmehr meistens als zufällige Hirngespinste bezeichnet, was für manche philosophische Systeme zutreffender wäre, als für manche Träume.

In Wirklichkeit haben wir in dem Traumleben das Vorstadium der Emanzipation oder der selbständigen Daseinsform unseres Geistes zu erblicken.

Zu unterscheiden sind, wie ich schon anderwärts hervorhob[1]), drei Arten von Träumen:

a) die Reminiszenzträume, die uns Erlebtes während des Schlafes vorführen und zwar infolge mechanischer innerer oder äußerer Anregung. Diese Anregung kann unter Umständen auch das Erwachen zur Folge haben, tritt aber jedenfalls erst mit dem Erwachen in unser Bewußtsein, so daß die Ursache der Wirkung natürlicherweise vorausgeht, aber erst nach der Wirkung in unser Bewußtsein tritt, indem sie eben in letzter Instanz unser Erwachen oder Bewußtwerden mit bewirkt. Du Prel hat sich in einer Studie „Der Traum als Dramatiker" in dieser Hinsicht unnützerweise den Kopf zerbrochen, wie aus vorstehendem ersichtlich. Auch die Zeitmaßfrage erledigt sich dadurch, daß die Zeit zwischen der mechanischen Anregung (von innen oder außen) und der Schlußwirkung des Erwachens oder Wiederbewußtwerdens eine ziemlich umfassende sein kann. Uebrigens ist kein großer Zeitraum erforderlich, um durch Berührung eines gewissen Ressorts des Gedächtnisapparates eine ganze Reihe von Erlebniseindrücken in zufälliger Zusammenwürfelung gleichsam panoramatisch zum Vorschein zu bringen. Auch unsere Erinnerung während des Wachens ist bezüglich des Zeitmaßes ziemlich unbeschränkt. Daß wir uns aber der Träume selbst noch erinnern, kommt daher, daß unser Bewußtsein auch während des Schlafes nur ruht, nicht aber ganz erloschen ist.

Weit interessanter und von ganz anderer philosophischer Tragweite sind:

b) die *monitorischen* Träume, die uns gewisse Szenen und Ereignisse während des Schlafes vor Augen führen, bezüglich deren mehr oder weniger rasch nachfolgende wirkliche Ereignisse uns zeigen, daß jene Traumszenen uns als *Warnung* dienen sollten. Daraus ergibt sich von selbst, daß derartige Träume uns nur von weitersehenden Wesen einer höheren Daseinsstufe gleichsam hypnotisch eingegeben sein können.

Die dritte Art von Träumen sind:

c) die *divinatorischen* oder direkt prophetischen Träume, die uns bevorstehende Ereignisse, sei es in unmittelbarer Weise vorführen oder aber durch Vorführung des Gegenteils gleichsam in ironischer Weise zum vorläufigen Bewußtsein bringen, so daß man z. B. im Traume tanzt oder liebkost mit jemand, mit dem man kurz darauf in Streit gerät, daß man im Traume Leckerbissen genießt, während in Wirklichkeit Mangel bevorsteht, daß man im Traume weint, während Freude in Aussicht steht und umgekehrt.

Die divinatorischen Träume werden uns entweder, gleich den monitorischen, von Wesen einer höheren Daseinsstufe eingegeben, was den objektiven Beweis für das Vorhandensein einer solchen bilden und damit eine philosophische Lösung von unabsehbarer Tragweite bilden würde, oder aber sie beruhen auf einer während der Ruhe des Körpers, resp. während des Schlafes gesteigerten Fernsicht unseres, wenn auch alsdann nur halbbewußten Geistes, was den subjektiven Beweis für die Wahrscheinlichkeit der Forteristenz des letzteren nach dem Tode des Leibes bilden würde.

Indem also die divinatorischen unter allen Umständen auf das Vorhandensein einer selbständigen überirdischen Geisteskategorie und auf unseren Zusammenhang mit ihr bezw. unseren späteren Uebertritt in dieselbe schließen lassen, so ergibt sich daraus, daß die Träume sicher nicht so bedeutungslos für die exakte Wissenschaft sind, als man bisher in oberflächlicher, wegwerfender Weise anzunehmen pflegte, daß sie vielmehr einen weit reelleren Wert haben, als ganze Dutzende von philosophischen Formeln.

Eduard Löwenthal.

[1]) Vergl. meine Schrift „Die nächste Wissensstufe" (Leipzig 1874).

Die Insekten in ihren Beziehungen zu den Pflanzen.

Von

O. Hüttig.

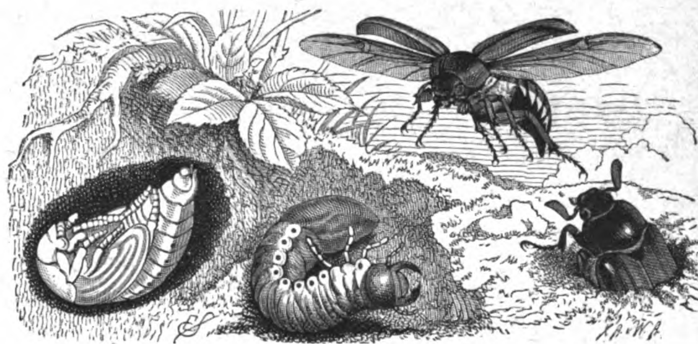


Fig. 1. Maikäfer.

Wenn ich meine verehrten Leserinnen eine lange Reihe von Jahren in einzelnen Heften der ihnen liebgewordenen Zeitschrift durch Darstellung und Beschreibung der schönsten Blumen und Blattpflanzen, aber auch von Kraut, Rüben, Obst u. s. w. zu fesseln versucht habe, so zwingt mich doch das Gewissen eines pflichttreuen Berichterstatters, auch einmal der Tierwelt näher zu treten und zwar derjenigen Gruppe, welche durch ungezählte Milliarden von Einzelwesen gewisser Arten einen großartigen Einfluß auf das Leben und Gedeihen unserer Lieblinge ausübt, als welche wir ohne Zweifel die Pflanzen betrachten dürfen: ich meine *die Insekten*, eine Klasse der sogen. Gliedertiere, von denen wir Hautflügler, Käfer, Netz- und Halbflügler, Schmetterlinge u. a. kennen und voneinander unterscheiden.

Eine Eigentümlichkeit der Insekten besteht bei der großen Mehrzahl derselben in der Verwandlung ihrer Formen; das vollkommene Insekt: der Schmetterling, der Käfer, die Wespe u. s. w., hat in der Regel nur den Zweck, für die Fortpflanzung der Art zu sorgen; das Weibchen legt nach der Befruchtung die *Eier* und stirbt dann; aus den Eiern entwickeln sich die *Larven*, die der Schmetterlinge *Raupen* genannt, die bei fortschreitendem Wachstum sich wiederholt häuten, und aus diesen die *Puppen*, welche schließlich wieder das vollkommene Insekt ergeben. Da nun jedes Weibchen eine große Menge Eier legt, so würde die Zahl der Insekten eines einzigen Jahres „die ganze Welt beherrschen", wenn die Natur nicht dafür sorgte, daß solcher kolossalen Vermehrung eine Grenze gesetzt werde, entweder durch starke Niederschläge (Wolkenbruch) oder durch außergewöhnlich kalte oder heiße und trockene Witterung oder auch durch *Schmarotzer*, welche mit und in den Nährtieren leben, bis sie dieselben getötet haben. Ohne diese Einwirkung der Natur kann der Mensch nur wenig zur Vernichtung seiner schlimmsten Feinde thun, auch wenn ihm eine große Zahl der nützlichen Vögel zu Hilfe kommt; er sollte nur dafür sorgen, daß *die nützlichen Insekten*, die Schmarotzer u. a., geschont werden. — Leider gebietet uns der beschränkte Raum, nur einige wenige Beispiele anzuführen, aus denen man das Leben und Weben dieser Weltherrscher einigermaßen wird erkennen können.

Beschäftigen wir uns zuerst mit dem von jedermann gekannten *Maikäfer* (Melolontha vulgaris L.), von dem unsere Abbildung (Fig. 1) das vollkommene Insekt, den weiblichen und den männlichen Käfer, in der Mitte die Larve, den sogen. Engerling, und links die Puppe zeigt. Der enorme Schaden, welchen der Käfer und die Larve anrichten, wird durch offizielle Listen bewiesen, nach denen im Kanton Bern 1864 und 1865 ungefähr 628 Millionen Käfer und 1 Milliarde 528 Millionen und mehr Engerlinge eingeliefert und dafür 259000 Frank oder 227000 Mark bezahlt wurden; sie hätten sich bis zum nächsten Flugjahre (1867; die Engerlinge brauchen 3 bis 4 Jahre zu ihrer vollen Entwickelung, die Puppen nur wenige Monate) um das dreißigfache, also bis ungefähr 64 Milliarden 685 Millionen vermehrt; da nun aber nach *Oswald Heers* (Professor der Botanik, Direktor des botanischen Gartens in Zürich; † 1883 in Lausanne) genauer Forschung jeder Engerling während seines Lebens 1 Kilogramm Nahrungsstoff verzehrt, so würden obige Milliarden Engerlinge ungefähr 65 Milliarden Kilo Pflanzenstoff bezw. Wurzelteile verzehrt haben. Und man leugne noch, daß die Insekten die Beherrscher der Welt seien! — Was der Mensch zur Vertilgung der Maikäfer thun kann, beschränkt sich auf folgendes: der Käfer wird frühmorgens, wenn er erstarrt am Baume sitzt, abgeschüttelt, in Säcken gesammelt und in kochendem Wasser getötet, wenn man ihn (sein „Blut") nicht zu technischen Zwecken verwerten kann. Der Engerling wird vom Maulwurf, der Fledermaus, von Eulen u. a. verfolgt, die

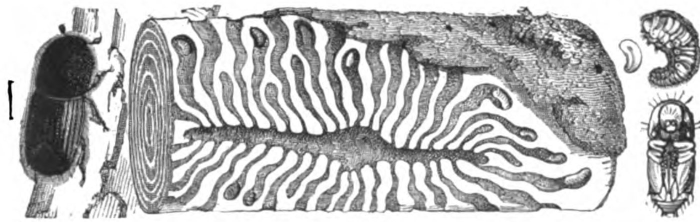


Fig. 2. Buchdrucker (Bostrychus typographus L.).

also zu schonen sind, aber nicht ganz überwunden; in die von Engerlingen heimgesuchten Ackerflächen gräbt man zahlreiche halbmeterweite und metertiefe Gruben, füllt sie mit frischem Pferdemist und tötet beim Ausgraben desselben die, namentlich im Winter angesammelten Larven mit leichter Mühe.

Holzbohrer oder Xylophagen nennt man eine Anzahl kleiner Käfergattungen, welche in größeren Gesellschaften meist unter oder in der Rinde der Obst- und Zierbäume leben und ihre Anwesenheit durch kreisrunde Bohrlöcher von der Größe eines starken Stecknadelkopfes verraten. Die Weibchen bohren sich in die Rinde ein, bereiten hier einen sogenannten Muttergang und legen ihre Eier mit der größten Regelmäßigkeit auf beiden Seiten desselben ab. Von hier aus bohren die ausgekommenen Larven seitwärts je einen Larvengang, an dessen erweitertem Ende (die „Wiege") sie sich verpuppen, um im Herbst oder Frühjahr als vollkommenes Insekt zum Zweck der Fortpflanzung auszufliegen. Unsere Abbildung (Fig. 2) zeigt ein Stück Fichtenholz, das vom sogen. Buchdrucker (Bostrychus typographus L.) bewohnt gewesen ist. Infolge seiner Ueberfälle sollen z. B. 1783 im Harze ungefähr 2 Millionen Fichten wurmtrocken, d. h. getötet worden sein. Den Obstbäumen sind verschiedene Verwandte des Buchdruckers schädlich, wie Bostrychus dispar Hellw. und B. Saxeseni Rtz. u. a. Sie schwärmen im Mai oder Juni und ihre Bohrthätigkeit verursacht das Verderben der Bäume. Gegen die Annäherung des fliegenden Insektes zum Eierlegen schützt man den Baum durch Ueberstreichen von Stamm und Aesten mit einer Mischung von 1 Kilo Alaun und 2 Kilo Soda in 15 Liter Leimwasser; den bereits angegriffenen Baum rettet man durch Entrinden der befallenen Stellen Mitte Juli und Bestreichen der Wunde mit einem dünnen Brei von Teer und Schiefermehl.

Der Kohlweißling (Pontia brassicae L., Fig. 3) ist ein Schmetterling, dessen Raupen unsere Kohlpflanzen oft bis auf die Strünke abfressen. Sie erscheinen zuerst im Mai und Juni und ihre Raupen nähren sich von wildwachsenden Cruciferen, wie Hederich, Ackersenf u. a. Die Raupen und die bald in 100fach vergrößerter Zahl zum zweitenmal erscheinenden Schmetterlinge sollten getötet werden, die nun, im Juli, ihre Eier haufenweise auf die Unterseite der Kohlblätter legen, wo sie leicht zerdrückt werden können, während die Raupen sich über die ganze Pflanze und über das ganze Kohlfeld verteilen, also schwer zu vertilgen sind, es sei denn, daß man sie mit 42° R. warmem Wasser überspritzt, das sie tötet, den Pflanzen aber nicht schadet. — Ein böser Feind des Kohlweißlings, also einer der besten Freunde des Menschen, ist die Schlupfwespe, Microgaster glomeratus (Fig. 4), welche ihre Eier in die Raupen des Schmetterlings legt, in welchen die Larven sich weiter entwickeln und die sie töten, nachdem sie dieselben gezwungen haben, die Nährpflanze zu verlassen und an Zäunen, Mauern u. s. w. sich festzusetzen; die Puppen der Wespe kriechen aus und legen in ihren gelben Gehäusen sich auf die Raupen, wo der Mensch in seinem Wahn sie als „Raupeneier" tötet, sie, die als seine besten Freunde sorgfältig geschont werden müssen.

Alle meine verehrten Leserinnen kennen die der Familie der Halbflügler zugehörenden Blattläuse (Aphes), welche sich auf den Spitzen junger Triebe festsetzen und mit ihrem durch „das Milchen" der Ameisen in größerer Menge hervorgelockten Saft die Spaltöffnungen von Blättern u. a. verstopfen, die Lebensthätigkeit der letzteren also hindern und die ganze Pflanze schädigen. In den meisten Fällen wird man gut thun, die mit Blattläusen bedeckten Zweigspitzen abzuschneiden und zu verbrennen; wo das nicht angeht, stellt man die Pflanze in einen verschließbaren Kasten — in großen Gärtnereien das Gewächshaus —, den man mit dem Dampf des kochenden Tabaks ausfüllt und 24 Stunden in solchem Zustande beläßt; die Blattläuse und vieles andere Ungeziefer werden dann tot sein, von deren Ueberresten die wenig oder nicht geschädigte Pflanze durch wiederholtes Eintauchen in lauwarmes Wasser oder durch Ueberspritzen mit solchem zu reinigen ist. — Ein entschiedener Feind der Blattläuse im Freien, also ein Helfer in der Not des Menschen ist der Blattlauslöwe, d. i. die bewegliche Larve der gemeinen Florfliege oder Blattlausfliege (Chrysopa vulgaris, Fig. 5), eines zur Familie der Netzflügler gehörenden Insekts von blaßgrüner Farbe. Die Larve stellt sich überall da ein, wo Blattläuse in Massen versammelt sind, und vertilgt diese mit einem unvergleichlichen Heißhunger, wobei ihr die großen zangenartigen Kinnladen gut zu statten kommen, welche durchbohrt sind und als Saugapparat dienen, so daß die Blattläuse nicht gefressen, sondern mehr ausgesogen werden. Die Blattlausfliege legt die Eier in der Weise, daß sie mit dem Hinterleibe auf das Blatt drückt, einen klebrigen Stoff dort zurückläßt und diesen langsam hebt, wonach die Masse sich zu einem Faden, dem Stiele, auszieht, der erhärtet und auf dem das Ei abgelegt wird. Die Florfliegen überwintern versteckt im Freien und befruchten sich zeitig im Frühjahr.

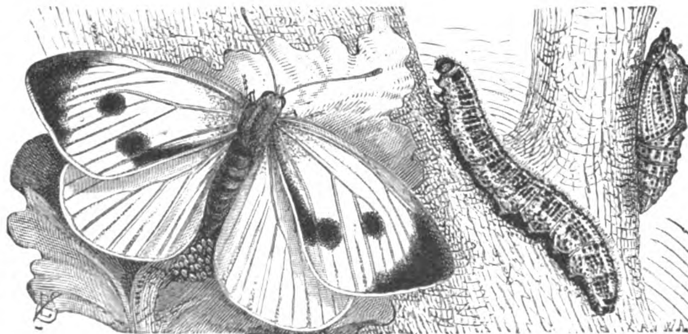


Fig. 3. Kohlweißling.

Das Postkartenwesen.

Von

Oskar Nennewitz.

Im postalischen Verkehr nimmt die Postkarte eine ganz hervorragende Stelle ein und ihr achtzehnjähriges Bestehen hat hingereicht, uns an ihre Existenz so sehr zu gewöhnen, daß wir uns den Postverkehr ohne Postkarte als etwas für die Gegenwart und Zukunft Unmögliches denken.

Es liegt dies in der Billigkeit, Einfachheit und leichten Erreichbarkeit dieses Korrespondenzmittels, denn eine Postkarte und Bleifeder sind überall zu bekommen, während Briefbogen, Kouverts, Tinte und Stahlfeder nicht immer gleich zur Hand sind, und die Ersparnis an Porto ist in ihrer Bedeutung für den Reichen nicht geringer wie für den Armen.



Fig. 4. Schlupfwespe.

Nur einen Fehler hat die Postkarte, nämlich den der Offenheit ihres Inhalts, welche es sehr oft verbietet, wichtigere Mitteilungen niederzuschreiben, da es nicht ausgeschlossen ist, daß die Postkarte bei ihrer Bestellung in Abwesenheit des Adressaten in Hände von Personen gelangt, welche dieselbe unberufen lesen. Es erscheint uns dies viel bedenklicher als der Umstand, daß von dem Inhalte der Postkarte auch diejenigen Postbeamten Kenntnis erlangen können, durch deren Hände sie geht, denn diese sind auf ihren Amtseid angewiesen und deshalb zur Geheimhaltung des zu ihrer Kenntnis Gelangten verpflichtet.

Es bleibt indessen diese nicht etwa gewerbsmäßig, sondern nur beiläufig erfolgende amtliche Kenntnisnahme des Inhalts der einen oder anderen Postkarte nicht ohne Einfluß auf das Schicksal letzterer, sobald sie eine Beleidigung, Unzüchtigkeit u. s. w. enthält, denn in diesem Falle ist die Bestellung der Karte an den Adressaten nach § 12 der Postordnung zu unterlassen.

Von der „Verkehrszeitung" ist nun vor kurzem die Frage angeregt worden, ob es sich für die Postverwaltung aus Zweckmäßigkeitsgründen nicht empfehle, alle bei ihr eingelieferten Korrespondenzkarten ohne Rücksicht auf ihren — vielleicht beleidigenden — Inhalt zu befördern, denn es könne nicht zu den Obliegenheiten eines Postbeamten von vielleicht sehr anfechtbarer Urteilsfähigkeit gehören, dem Urteile des ordentlichen Richters darüber vorzugreifen, ob der Inhalt einer Postkarte beleidigend sei oder nicht, und weiter sei es den Postbeamten ja doch nicht möglich, sämtliche durch ihre Finger gehenden Karten zu lesen.

Von anderer Seite ist nun zwar die Richtigkeit dieser Zweckmäßigkeitsgründe anerkannt, zugleich aber darauf hingewiesen worden, daß damit der Kern der Frage nicht getroffen, vielmehr durch diese ausschließliche Betonung rein praktischer Bedenken nur noch mehr verschleiert werde, indem es den Anschein gewinnt, als dürfe es überhaupt als Aufgabe des Postbeamten gelten, die Korrespondenzkarten auf ihren Inhalt hin zu studieren, soweit die ihm gebotene Eile bei Ausübung seines Hauptberufs ihm dies erlaubt. In Wirklichkeit könne vom prinzipiellen Standpunkte aus aber nicht nur nicht die Rede davon sein, daß den Postbeamten eine derartige Aufgabe gestellt ist, sondern die Pflicht des Beamten sei doch eher genau entgegengesetzter Natur. Es wird zwar anerkannt, daß das Reichsgesetz vom 20. Dezember 1875 es unterlassen hat, das Geheimnis des Inhalts der Postkarten zu schützen bezw. den Beamten das Lesen derselben zu verbieten, doch sei, als man sich auf die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses beschränkte, keinesfalls beabsichtigt worden, die Postkartenkorrespondenz unter amtliche Kontrolle zu stellen. Der Postkartenverkehr beruhe auf der Voraussetzung, daß die Beamten die Postkarten nicht lesen, und wenn diese Voraussetzung vielleicht auch nur eine Fiktion wäre, die sich das Publikum macht, so sei es doch richtiger, nicht an ihr zu rütteln, statt sie umzustoßen, was geschehe, wenn man der Postverwaltung ein Zensurrecht an dem Inhalte der Postkarten zugestehe und die Beförderung der Karten von dem Inhalte derselben abhängig mache.

So viel Gewinnendes diese Ausführungen für den ersten Augenblick an sich haben, so spricht das Resultat einer eingehenderen Prüfung der Sache doch gegen sie. Das in dem Reichsgesetz vom 20. Dezember 1875 [illegible]lierte Briefgeheimnis konnte auf die Postkarten nicht ausgedehnt werden, weil bei der Offenheit ihres Inhalts das Briefgeheimnis im Sinne des Gesetzes gar nicht gewahrt werden kann, denn oft genügt ein einziger Blick, um den Inhalt einer deutlich geschriebenen Postkarte zu übersehen, und bestünde für die Postkarten das Briefgeheimnis in dem oben bezeichneten Sinne, dann würde der Postbeamte wegen Verletzung dieses Geheimnisses schon strafbar, wenn er seinen Blick über die mit dem Inhalt versehene Rückseite einer Postkarte streifen läßt. Das wäre eine Härte, die jedem humanen Gefühle widerstrebt.

Weil nun aber bei den Postkarten das Briefgeheimnis im Sinne des Gesetzes nicht geübt werden kann, die Praxis des Postdienstes es vielmehr nicht selten mit sich bringen wird, daß den Postbeamten die Rückseiten von Postkarten und somit Bruchstücke des Inhalts derselben zuerst in die Augen fallen, hat der Gesetzgeber in § 12 der Postordnung zur Wahrung der Postbeamten vor der Beihilfe zu Vergehen bestimmt, daß Postkarten mit ersichtlich beleidigendem oder unsittlichem Inhalte nicht zu befördern sind, denn thatsächlich würden sich Postbeamte, welche in dem Inhalte einer Postkarte eine Beleidigung oder Unsittlichkeit unzweifelhaft erkennen, der Beihilfe zur Beleidigung bezw. Unsittlichkeit schuldig machen, wenn sie trotz der davon erlangten Kenntnis die Karte befördern würden, und dies allein ist genügend, Postkarten mit beleidigendem oder unsittlichem Inhalte von der Beförderung auszuschließen.

Eine amtliche Kontrolle des Inhalts der Postkarten findet seitens der Post — wie uns auf Befragen von einem höheren Postbeamten versichert worden ist — nicht statt, auch würde zu einem gewerbsmäßigen Durchlesen der eingelieferten Postkarten durch Postbeamte keine Zeit übrig sein, aber das Recht, welches der Geringste des Volkes besitzt, nämlich augenfällige Thatsachen zu beachten und die Beihilfe zu einem von ihm entdeckten Vergehen abzulehnen, muß man doch der Post gleichfalls zugestehen.

Es ist nun zwar gesagt worden, daß es nicht zu den Obliegenheiten eines Postbeamten von vielleicht sehr anfechtbarer Urteilsfähigkeit gehöre, dem Urteile des ordentlichen Richters darüber vorzugreifen, ob der Inhalt einer Postkarte beleidigend sei oder nicht. Dem ist entgegenzuhalten, daß stets nur solche Postkarten von der Beförderung ausgeschlossen werden, aus deren Inhalt sich unzweideutig eine Beleidigung u. s. w. ergibt. In zweifelhaften Fällen findet eine Ausschließung von der Beförderung nicht statt. Es wird dies auch durch die Thatsache bestätigt, daß trotz der in Frage stehenden postalischen Einrichtung immer und immer wieder Beleidigungsproz[illegible]

welche sich auf den beleidigenden Inhalt von Postkarten stützen, vorkommen.

Anderseits scheint es uns aber sehr gewagt, jemands Urteilsfähigkeit in mutmaßlicher Weise zu kritisieren, wenn es sich darum handelt, daß derselbe sich vor der Beihilfe zu einem Vergehen schützen will, gleichviel, ob dies lediglich vom moralischen Standpunkte aus geschieht (wie man bei der Post wohl annehmen kann), oder aus Furcht vor einer zu erwartenden Strafe. Hier regelt die Urteilsfähigkeit das subjektive Verhalten, indem der Urteilsfähigere bei der vollen Erkenntnis der Tragweite einer Aeußerung oder Handlung weit größere Vorsicht üben wird als der minder Urteilsfähige. Wer die sich ihm aufdrängende moralische und im weiteren die strafrechtliche Verantwortung für eine That ausschließlich von dem Urteile des ordentlichen Richters abhängig machen würde, der wäre ein schlechter Beschützer seiner Ehre und ein jederzeit dienstbereites Werkzeug in den Händen solcher, denen es auf widerrechtliche und strafbare Handlungen nicht ankommt, somit eines besseren Ansehens nicht würdig. In letzterem liegt aber der Wert des Menschen und seiner Einrichtungen und deshalb soll man sich hüten, dasselbe durch die Zulassung des Mißbrauchs zu untergraben.

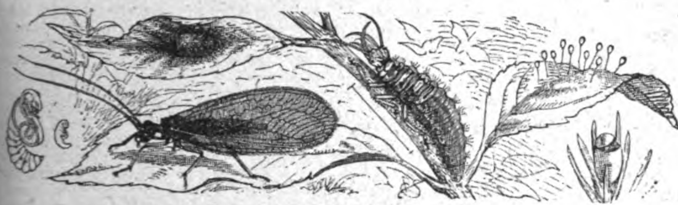


Fig. 5. Blattlausfliege.

Aus Küche und Haus.

Von

T. v. Pröpper.

Juni.

Gazpacho (spr. Gaßpátscho). Man schneidet Weißbrot in Stücke, begießt sie mit einer hinreichenden Menge von Wasser, Oel, Essig, Salz, Pfeffer und gequetschtem Kümmel und mengt kleingeschnittene Zwiebeln und Gurken darunter. Diese spanische Nationalspeise erfrischt ungemein. (Originalrezept.)

Französische Kartoffelsuppe. Man dämpfe einen gehäuften Eßlöffel fein gehackten Knobel und ebensoviel Petersilie in 75 g Butter, füge drei Theelöffel Mehl hinzu und, nachdem dies hellgelb geworden, 3 l Fleischbrühe und anderthalb Dutzend geschälte, abgekochte, geriebene und durch einen Seiher gestrichene Kartoffeln nebst Salz, koche die Suppe zwanzig Minuten lang ganz langsam, legiere sie mit drei Eidottern und richte sie mit über in Butter gerösteten Weißbrotwürfelchen an.

Hecht im Mantel. Man salze einen schönen, wohl gereinigten Hecht einige Stunden ein, koche ihn dann mit Wurzelwerk, Gewürz und Salz gar und lasse ihn in der Brühe erkalten. Dämpfe nun einen Eßlöffel fein geschnittene Schalotten in 125 g Butter, füge eine Handvoll Mehl, einige feingehackte Sardellen, $\frac{1}{2}$ l sauren Rahm und einige Prisen Salz hinzu, rühre es auf dem Feuer, bis es kocht, und überziehe, wenn es erkaltet ist, den auf einer länglichen Schüssel angerichteten Hecht halbfingerdick damit, bestreue ihn mit feingeriebenem Weißbrot, bespritze ihn mit zerlassener Butter, backe ihn im Ofen (Röhre) schön hellbraun und serviere mit Kapernsauce.

Kapernsauce. Man vermische 60 g Butter mit einem Eßlöffel Mehl zu einem weichen Teig, thue ihn mit $\frac{1}{2}$ l Wasser, einem kleinen Theelöffel Salz, einer Prise Pfeffer und etwas Muskatnuß in eine Kasserolle und rühre es auf dem Feuer, bis es kochen will, wonach man es absetzt, den Saft einer Zitrone, noch 30 g gepflückelte Butter und zwei Eßlöffel Kapern daran thut und gut umrührt, bis die Butter geschmolzen ist; darf aber nicht kochen und muß gleich serviert werden.

Leipziger Allerlei mit Hammelskoteletten. Man nimmt dazu sämtliche Gemüse der Saison. Kleine Möhrchen werden geputzt, gewaschen und in Bouillon mit Butter, Salz und etwas Zucker weichgekocht. Einen in kleine Rosen geteilten Blumenkohl kocht man in Salzwasser, ebenso Spargel, in 3 cm lange Stücke geschnitten. Die grünen Bohnen schneidet man in schräge Vierecke (Rauten) und kocht sie, sowie die grünen Erbsen, in reichlichem Salzwasser schnell weich, damit sie recht grün bleiben. Und sobald alle Gemüse gar sind, schüttet man sie behutsam in eine flache Kasserolle. Jetzt bereitet man aus weißer Einbrenn (Mehlschwitze) und kräftiger Bouillon eine dicke Sauce, rührt sie mit etwas von dem Spargel- oder Blumenkohlwasser an und läßt sie eine Stunde langsam kochen, entfernt den Schaum, zieht sie mit drei Eidottern ab, gibt ein Stück frische Butter daran und gießt sie durch ein feines Sieb über die Gemüse, läßt diese langsam heiß werden, schwenkt sie vorsichtig um, richtet auf einer runden Schüssel an und garniert mit Hammelskoteletten.

Hammelskoteletten. Man tauche die wohl geklopften Koteletten in zerlassene Butter, paniere sie mit geriebenem Weißbrot, welches zur Hälfte mit Parmesankäse vermischt worden, und brate sie über starker Glut und einem Roste auf beiden Seiten rasch ab.

Hühnersalat. Man brate vier schöne junge Hühnchen recht saftig und weiß, lasse sie erkalten und zerlege sie je in zwei Schlegel, zwei Flügel, zwei Bruststücke, lege sie in eine Schale, würze sie mit sechs Eßlöffeln Oel, ebensoviel Estragonessig, Salz und Pfeffer und mariniere sie so eine Stunde lang. Unterdessen schneide man aus sechs Häuptchen schönem festen Kopfsalat die Herzchen aus und die übrigen, schönen Blättchen in nudelartige Streifen, wasche es zusammen und schwinge es in einer Serviette. Der geschnittene Salat wird dann mit Oel, Essig, Pfeffer, Salz und etwas geschnittenen Estragon- und Pimpinellblättchen gut angemengt und die Vertiefung einer flachen Porzellanschüssel damit belegt, und darüber richtet man nun die Hühnerstücke gehäuft an, zuerst die Schlegel, hierauf die Flügel und zuletzt die Brüstchen, stellt um die Schüssel rund herum in vier Teile geschnittene, unten abgestutzte hart gekochte Eier, zwischen welche die je nach ihrer Größe in zwei oder vier Teile geschnittenen Salatherzchen gesetzt werden, und begießt den Salat mit der übriggebliebenen Marinade.

Erdbeerauflauf. Man treibe $1\frac{1}{2}$ l recht reife, trockene, nicht gewaschene Walderdbeeren durch ein feines Sieb, vermische zwölf zu steifem Schnee geschlagene Eiweiß mit 375 g feinem Zucker und den Erdbeeren und fülle es in die Form, übersiebe mit Zucker und lasse bei gelinder Wärme eine halbe Stunde backen.

Beerenbowle. Man treibe $1\frac{1}{2}$ l Johannisbeeren, Himbeeren oder Erdbeeren durch ein Haarsieb, füge 375 g Zucker, den Saft von zwei bis drei Zitronen hinzu und rühre es mit anderthalb Flaschen weißem Wein an, lasse es noch ein paarmal durch das Sieb laufen und stelle es kalt.

Etwas von der ägyptischen Augenentzündung.

Vor kurzem ging durch viele Zeitungen die Mitteilung, daß im Regierungsbezirk Posen eine Anzahl von Schulen wegen des Auftretens der ägyptischen Augenentzündung geschlossen seien, und es wurde damit wieder einmal die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diesen Gegenstand gelenkt. Es ist deshalb sicher von Interesse, Einiges aus dem Vortrage wiederzugeben, den einer der bedeutendsten Augenärzte Deutschlands, Geheimrat Prof. Förster in Breslau, ein Schüler des berühmten Gräfe, vor einem Kreise von Aerzten diesem Thema gewidmet hat.

Aus seinen Darlegungen ergibt sich, daß die Geschichte dieser Krankheit, obwohl noch nicht ein Jahrhundert alt, eine sehr unzuverlässige ist. Seit dem ersten und namengebenden Auftreten epidemischer Augenentzündungen im ägyptischen Heere Napoleons I. (1798) liegen zwar Berichte auch über Epidemien in fast allen anderen europäischen Armeen vor, aber sie fallen sämtlich in die Zeit der ärztlichen Wissenschaft, als noch nicht die Beobachtung, sondern das Aufstellen von Theorien die ärztliche Kunst ausmachte. Deshalb läßt sich nicht einmal feststellen, ob es überhaupt eine bestimmte Krankheitsform war, die damals in Aegypten und später in den anderen Heeren herrschte, oder ob eine Anzahl verschiedener und verschieden bedingter Prozesse unter einem Namen zusammengefaßt wurde. Jedenfalls gibt es nach Prof. Förster in Deutschland gegenwärtig keine Form, welche den damaligen Beschreibungen entspräche; es gibt überhaupt in heutiger Zeit keine epidemischen, sondern nur endemische Augenentzündungen, die hier und da in größerer Zahl auftreten und namentlich hinsichtlich der Gefahr für das Auge keinen Vergleich mit jenen Schilderungen aushalten. Von diesen Endemien sind es zwei Formen, welche zuweilen zu dem erschreckenden Gerücht vom Auftreten der ägyptischen Augenentzündung Anlaß geben: das Trachom und der follikuläre Katarrh. Zum Wesen beider Erkrankungen gehören körnige Vorragungen an der Schleimhaut, welche von der innern Fläche der Augenlider zum Augapfel hinüberzieht, aber im übrigen sind die Krankheiten äußerst verschiedene. Das langsam auftretende und deshalb zur Behandlung reichlich Gelegenheit lassende Trachom führt vernachlässigt zu Schrumpfungen und damit zu schädlicher Veränderung der Lidstellung häufig unter Schädigung der Hornhaut und damit der Sehkraft; der follikuläre Katarrh dagegen, der trotz erheblicher Unterschiede oft mit jenem verwechselt wird, ist ein durchaus gefahrloses Leiden. Das Trachom war es hauptsächlich, das früher im preußischen Heere geherrscht und auf das die meisten Erblindungen unter dem Militär zurückzuführen sind; heutzutage scheint es nur noch stellenweise endemisch vorzukommen. Jedenfalls ist seine Ansteckungskraft (nach Prof. Försters Beobachtungen während 30 Jahren an Tausenden von Trachomkranken) eine äußerst geringe.

Die weiteren Aeußerungen des berühmten Augenarztes beziehen sich auf die Behandlung und bedürfen deshalb hier nicht der Wiedergabe. Um so mehr verdienen seine oben skizzierten Ansichten die allgemeinste Beachtung, damit nicht durch ungerechtfertigte Befürchtungen ferner kostspielige Opfer veranlaßt werden!

Abortanlage mit Torfmull.

Die nebenstehende Zeichnung verdeutlicht Abortanlagen nach dem Torfmullfäkalbindungssystem D. R.-Pat. O. Poppe, Kirchberg (Sachsen). Der Unterschied zwischen diesem zum Wohl der Land- und Volkswirtschaft sich immer mehr einbürgernden System und dem seither gebräuchlichen Spülsystem beruht darauf, daß das letztere durch die Fortspülung mit Wasser die Stoffe ja nur dem Gesichte entrückt, wofür aber schließlich die endgültige Unterbringung dem Ingenieur wie dem Hygieniker um so mehr Schwierigkeiten macht und eine Verdünnung der Exkremente, damit aber eine Vermehrung und Entwertung derselben verursacht, die die landwirtschaftliche Ausnützung unmöglich macht. Beim Torfmullfäkalbindungssystem dagegen ist die Vermehrung der Stoffe nur eine geringe durch einen Stoff, welcher die widerlichen Eigenschaften (Anblick) der Exkremente vollständig hebt, diese als einen anerkannt vorzüglichen Dünger von praktischster Form und höchstem Düngwert der Landwirtschaft zuführt. Dieser Dünger wird bezahlt mit 50 Pfg. p. Ztr., sein wirklicher Wert ist ca. doppelt so hoch. Die Wirkung des Torfmulls, der aus den unerschöpflichen Hochmooren Deutschlands als ein lichtbraunes Pulver von großer Leichtigkeit und höchster Aufsaugungskraft (1 Teil des besten Torfmulls bindet bis 15 Teile Flüssigkeit) in gepreßten Ballen von ca. $\frac{3}{4}$ cbm Raum und 2—3 Ztr. Gewicht fabrikmäßig dargestellt wird, beruht auf seiner Abstammung von den Sphagnum- und Polytrichumwesen, jedes einzelne Blättchen dieses Mulls besteht aus mikroskopisch kleinen röhrenförmig aneinander gereihten Zellen, die mit erstaunlicher Kapillarkraft die Feuchtigkeit der Exkremente an sich reißen und einschließen, wodurch selbstverständlich die Entstehung jeder Fäulnis und auch der Fäulnisgase gehindert wird.



Abortanlage.

Der Gehalt des Torfmulls an 10—20 % Huminsäure, die bekanntlich im höchsten Grade antiseptisch wirkt, erhält das Düngergemisch stets schwach sauer, verhindert jede alkalische Reaktion und somit nach Prof. Koch auch die Ansiedelung und Fortpflanzung der Krankheitserreger.

Durch die selbstthätig bei Benutzung des Abortes wirkenden Streuapparate wird nun je nach Regulierung ein Quantum von 30—60 g Torfmull auf die ausgeschiedenen Exkremente gestreut und dadurch eine ganz gleichmäßige Mischung erzielt. Ein Zentner Torfmull langt also zu ca. 8–1700 Sitzungen. Die Anbringung dieser Apparate ist äußerst einfach und leicht bei vorhandenen Anlagen wie bei Neubauten, gleichgültig ob die Entleerung in Gruben oder beweglichen Gefäßen unmittelbar wie bei Nachtstühlen, oder durch Rohrleitung erfolgt.

Die Konstruktion ist äußerst dauerhaft, die Wirkung sicher, die Ausstattung jeglichen Ansprüchen entsprechend, so daß sich die Anlagen ebensogut in der Fabrik von Krupp in Essen als in kaiserlichen und fürstlichen Schlössern bewährt haben.

Unsere Kunstbeilagen.

Spannendes Interesse weckt wohl bei jedem Beschauer das Bild „Nachtwandlerin" von Lisbeth von Suchodolska, geborene Brauer. Die Dame, aus Leipzig gebürtig, machte ihre ersten Studien bei Professor Jäger daselbst und Professor Grosse in Dresden, wurde dann in Weimar mehrere Jahre Schülerin des Professors Pauwels aus Antwerpen, jetzt ebenfalls in Dresden. Nach dreijährigem Aufenthalt in Italien, hauptsächlich in Rom, Neapel und Capri, verheiratete sie sich in die Heimat zurückkehrend mit Z. von Suchodolski, Historienmaler, und lebt gegenwärtig in München. Wem fielen angesichts dieses Bildes nicht die Verse von Heine ein:

Die Lotusblume ängstigt
Sich vor der Sonnenpracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.
Der Mond, der ist ihr Buhle,
Der weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Im vollsten Gegensatze zu dieser fast unheimlichen Nachtszene stehen die beiden Bilder von Messerschmitt: „Der Lenz ist gekommen" und „Maikäfer flieg", über denen lachender Sonnenschein ausgegossen ist. Ueberall drängt sich hier neues, frisches Leben dem Himmel entgegen und während das eine der Bilder gar herrliche Erinnerungen an die Jugendzeit und die ersten Lenztage des Lebens erweckt, dürfen wir wohl dem freundlichen Paar des anderen nachsagen, daß auch in ihrem Herzen der Frühling der Liebe eingezogen ist, der wie alles Irdische wohl ein Ende, aber keinen Herbst kennt. Ansprechend ist auch Duprés Bild „Auf der Weide", das besonders durch die glückliche Wiedergabe der Natur fesselt.

Boscos Taubenkunststück.

Von

Alexander.

Eines der Lieblingskunststücke Boscos, mit welchem er, ebensosehr durch die Originalität der Ideen, als wie durch seine unnachahmliche Darstellungsweise, das Publikum zu unterhalten und in die heiterste Laune zu versetzen wußte, bestand in seinem sog. Taubenkunststücke. Sein Diener brachte in einem Käfige zwei Tauben herbei, von denen die eine vollständig schwarz, die andere ebenso weiß gefiedert war. Diesen erklärte Bosco den Kopf abschneiden, denselben wieder aufsetzen und sie wieder lebendig machen zu wollen. Um jedoch, wie er bemerkte, bei den Damen keinen unangenehmen Eindruck zu machen, solle sein Diener das Kopfabschneiden der Tauben hinter den Kulissen besorgen. Letzterer begab sich sodann mit den Tierchen zur Seite und brachte dieselben alsbald wieder, in der entsprechenden Weise getötet, zu Bosco zurück. Bosco zeigte nun die leblosen Körper und Köpfe der beiden Tauben, hielt ihnen eine höchst komische Trauerrede in gebrochenem Deutsch, welche mit allen denkbaren Redensarten aus verschiedenen Sprachen untermischt war, und schloß dieselben in eine unter dem Käfige befindliche Lade ein, dann ergriff er eine geladene Pistole, schoß dieselbe in der Richtung des Käfigs ab, und im selben Augenblicke flatterten die beiden Tauben wiederum lebendig in dem Käfige empor. Aber — o Wunder! durch ein Versehen hatte die schwarze Taube den Kopf der weißen, und die weiße Taube den Kopf der schwarzen erhalten. Unter allgemeinem Gelächter der Zuschauer entschuldigte sich Bosco unter höchst komischen Redensarten, mit dem Bemerken, dies sonderbare Taubenpaar zur Erinnerung an die merkwürdige Verwechselung zum ewigen Andenken aufbewahren zu wollen.

Der Zusammenhang der Ausführung bestand in nachfolgendem:

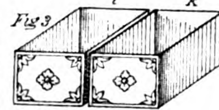
Bosco besaß vier Tauben der kleineren Gattung, eine schwarze, eine weiße, sowie eine schwarze mit weißem, und eine weiße Taube mit schwarzem Kopfe.

Sobald er seinem Diener die weiße und schwarze Taube mit der Aufgabe sie zu köpfen überreicht hatte, brachte dieser dieselben hinter den Kulissen einfach in einem anderen dort vorhandenen Käfig unter, und statt derselben zwei andere ausgestopfte Tauben nebst zugehörigen Köpfen seinem Herrn zurück, der dieselben alsdann, wie bemerkt, in die an dem Käfige befindliche Lade unterbrachte.

Der Käfig Fig. 1 hatte eine ungefähre Höhe von 26 cm, eine Breite von 33 cm und eine Tiefe von 22 cm. In der Mitte des Gitters, wie aus der Zeichnung ersichtlich, befand sich eine kleine Thür, sowie unten an der Vorderwand in der Mitte des Bodenraums eine viereckige Oeffnung e zum Aufnehmen einer Schieblade, deren noch besonders gedacht werden wird. Im Innern des Käfiges, in dem Bodenraume a b c d, war eine bewegliche Schiebeeinrichtung (Fig. 2) angebracht, welche zwei separate Laden aufzunehmen vermochte. Dieselbe bestand nur aus einem Bodenbrett f h und den darauf befestigten Wandbrettchen f g h. Waren nun in dieser Schiebeeinrichtung die beiden Laden (Fig. 3 i u. k) untergebracht, so ist es ersichtlich, daß durch Seitwärtsschieben bald die eine, bald die andere Lade vor die Mitte der Oeffnung (Fig. 1 c) gebracht und je nach Erfordernis herausgezogen werden kann. Ferner ist auf beiden Seiten des Bodenraumes bei a u. c (Fig. 1) ein schwarzes Brettchen oder Deckel angebracht, um die zeitweise darunter befindlichen Laden zu verdecken, während oberhalb des Mittelraumes über c der Platz offen gehalten ist. An dem Schiebegestell (Fig. 2) ist zur Linken eine kleine Schnur i angebracht, welche an der linken Seite des Vogelbauers zum Vorschein kommt und hier mit einem kleinen Ringe i versehen ist. Dieselbe dient dazu, das Gestell mit den Laden hier herziehen und dadurch die Lade in der Mitte mit der folgenden verwechseln zu können.

Zur Vorbereitung des Kunststückes wird also die Schiebvorrichtung mit den Laden nach links geschoben, die Lade h (Fig. 2) herausgenommen und in derselben das buntköpfige Taubenpaar untergebracht und dann wieder zurückgeschoben, was durch die offene Gitterthür leicht zu bewerkstelligen ist. Dann wird die weiße und schwarze Taube ebenfalls in den Käfig eingesperrt und auf den darin befindlichen Querstab gesetzt.

Sobald der Künstler, den Käfig halb mit dem Körper verdeckend, die toten Tauben in die Lade gelegt hat, zieht er mit der Linken die vorerwähnte Schnur i (Fig. 2) an und bewerkstelligt dadurch den Wechsel der Laden, tritt sofort zur Seite, schießt die Pistole ab und bewirkt dadurch das Emporspringen der beiden lebenden Tauben. Befürchtet man das zu frühe Sichtbarwerden derselben, so kann man der Vorsicht halber den Käfig vorher mit dem Taschentuche bedecken.



Es sei nun noch gestattet, zum Schlusse einer Anekdote zu gedenken, die von Bosco erzählt wird, als er obiges Kunststück unter anderem dem Sultan in Konstantinopel vorführte. Letzterer, heißt es, sei im höchsten Grade von diesem Kunststücke überrascht gewesen und habe an den Künstler das Ansuchen gestellt, dasselbe mit einem weißen und einem schwarzen Sklaven ebenfalls auszuführen, worauf Bosco entgegnet habe, es bis jetzt in seiner Kunst nicht so weit gebracht zu haben, dasselbe auch mit Menschen zu bewerkstelligen. Doch hoffe er, daß ihm auch dieses im Laufe der Zeit gelingen und er dann nicht verfehlen werde, dasselbe Sr. Majestät vorzuführen.

Neue philosophische Werke.

Von dem berühmten Werk des leider so früh verstorbenen Philosophen Friedr. Albert Lange, **Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart**, hat die Verlagshandlung (J. Bädeker, Iserlohn und Leipzig) eine wohlfeile Ausgabe veranstaltet. Dieselbe ist von Hermann Cohen besorgt und mit biographischem Vorwort versehen. Wir müssen uns begnügen, von dem tausendfach für und wider kritisierten Werk die Inhaltsangabe wiederzugeben: Erstes Buch. Geschichte des Materialismus bis auf Kant. Der Materialismus im Altertum. Die Uebergangszeit. Der Materialismus des 17. Jahrhunderts. Der Materialismus des 18. Jahrhunderts. Zweites Buch. Geschichte des Materialismus seit Kant. Die neuere Philosophie (Kant und der Materialismus). Die Naturwissenschaften (Der Materialismus und die exakte Forschung. Kraft und Stoff. Die naturwissenschaftliche Kosmogonie. Darwinismus und Teleologie. Die Stellung des Menschen zur Tierwelt. Gehirn und Seele. Die naturwissenschaftliche Psychologie. Die Physiologie der Sinnesorgane und die Welt als Vorstellung). Der ethische Materialismus und die Religion (die Volkswirtschaft und die Dogmatik des Egoismus. Das Christentum und die Aufklärung. Der theoretische Materialismus in seinem Verhältnis zum ethischen und zur Religion. Der Standpunkt des Ideals). Das Werk ist 53 Bogen stark und erschöpft den Gegenstand nach allen Seiten in klarer, meisterhafter Weise.

Die Mystik der alten Griechen betitelt sich ein Werk von mäßigem Umfang von Karl du Prel (Leipzig, Ernst Günthers Verlag, 1888), das folgende Kapitel aufweist: Tempelschlaf. Orakel. Mysterien. Dämon des Sokrates. Der Name des Verfassers, der sich viel mit Mystik beschäftigt hat, bürgt für die Gediegenheit des Werkes. Uebrigens dürfte die Geschichte der Mystik kaum ein interessanteres Thema aufzuweisen haben als dieses.

Eine sehr beachtenswerte Schrift ist **das Wesen des Spiritismus**, vom physikalischen und physiologischen Standpunkte besprochen von Dr. Hermann Spiegel (Leipzig, Oswald Mutze, 1888). Der Titel sagt schon hinlänglich, um was es sich handelt. Zum bessern Verständnis jedoch hier das Inhaltsverzeichnis. Unser Gemüt (das Nervensystem des Sympathikus. Das Spino-Ciliar-Zentrum von Budge. Der herumschweifende Nerv). Die Reflexbewegung. Das Wesen des Spiritismus. Unser Luftkreis. Unser Schlaf. Unsere Liebe. Psychologische Gründe. Der Spiritismus im Tierreiche. Unser Blut. Der Spiritismus bei den verschiedensten Kulturvölkern. Schluß. Dessen letzter Satz lautet: „Jeder Mensch kann sich zu einem Spiritisten ersten Ranges heranbilden, wenn er im stande ist, seine Peripherie derart zu erhitzen, wie die Sonne die Luftschichten der Sahara erhitzt, anderseits aber, wenn er seine Sensibilität derart von seiner Motilität (Beweglichkeit der Muskeln und Nerven) trennt, als jene in kompleter Ruhe befindlichen Luftschichten, in welchen sich das Phänomen der Fata Morgana abspielt."

In hohem Grade zeitgemäß ist das von dem Vorsteher der Klinik für Nervenkrankheiten in der Krankenanstalt Salpetrière zu Paris, Gilles de la Tourette, bearbeitete Werk **Der Hypnotismus und die verwandten Zustände vom Standpunkte der gerichtlichen Medizin**. Autorisierte Uebersetzung (Hamburg, Verlagsanstalt, vormals J. F. Richter, 1889). Warum wir das Werk als zeitgemäß hinstellen, bedarf wohl keiner Begründung, da jeder weiß, daß mit dem Hypnotismus fast ebensoviel Unfug und Schwindel getrieben worden ist, als mit dem Spiritismus, und das will viel sagen. Aus dem Inhalt des ebenso wissenschaftlich interessanten als praktisch wichtigen Buches seien folgende Kapitel hervorgehoben: Die verschiedenen hypnotischen Zustände. Die hypnotischen Suggestionen (Einflüsterungen, Offenbarungen). Der natürliche und pathologische Somnambulismus. Erscheinungen der Hysterie. Der „zweite" Zustand. Gefahren des Hypnotismus (für die Gesundheit des Leibes und der Seele). Der Hypnotismus bei Ausführung von Verbrechen und Vergehen. Ausbeutung des Magnetismus (bes. der schwindelhafte). Der Magnetismus als Gewerbe vor dem Gesetz u. s. w. Daß es der Mühe wert ist, sich mit dem Hypnotismus ernstlich zu beschäftigen, beweist auch die **Bibliographie** desselben (von Max Dessoir, Berlin, Karl Dunckers Verlag, 1888), die nicht weniger als 812 Schriften und 207 Zeitschriften (letztere ganz oder nur teilweise mit dem Gegenstande sich befassend) aufweist. Von ersteren sind 477 in französischer, 104 in englischer, 88 in italienischer, 72 in deutscher, 22 in dänischer, 16 in spanischer, 12 in russischer, 7 in holländischer Sprache abgefaßt 2c. Von den Zeitschriften erscheinen nur 18 im eigentlichen Deutschland. Die Bibliographie greift bis zum Jahre 1855 zurück. Für das Anwachsen derselben seit 1880 ergibt sich folgender Maßstab: 1880: 14, 1881: 39, 1884: 78, 1886: 131, 1887: 205. 1888 Januar bis April: 82; bei gleichem Fortgang ergäben für das ganze Jahr also 246 Nummern. Uebrigens muß bemerkt werden, daß vom juristischen Standpunkt sich 43 der erwähnten Werke mit dem Gegenstande beschäftigen.

Ein gewiß nicht wenigen Lesern willkommener Beitrag zur Religion und Philosophie dürfte der **Buddhistische Katechismus** von Subhádra Bickshu sein. Derselbe ist nach den heiligen Schriften der südlichen Buddhisten zum Gebrauche für Europäer zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen. Da die Schrift nur zur Einführung in die Lehre des Buddha Gáutama dienen soll, so ist in ihr auch nicht alles wiedergegeben, was der Buddhismus enthält. Sie wendet sich, wie der Verf. in der Vorrede sagt, vornehmlich an diejenigen, welche nicht im materiellen Fortschritt und gesteigertem Wohlleben das höchste Ziel des Daseins suchen, sondern, abgestoßen von dem wilden Kampfe um irdische Güter, den die Selbstsucht täglich erbarmungsloser führt und unbefriedigt von den Lehren der herrschenden Religionen, nach jenem innern Frieden und jener gesicherten Erkenntnis verlangen, die allein das Leben wert machen.

„Der erste und sicher einzig wissenschaftliche Beweis — kein Trugschluß, auch keine bloße Hypothese — auf Grund der Deszendenztheorie, daß es einen persönlichen Gott und eine Unsterblichkeit der Seele gibt" — so lautet der Titel einer in zweiter Auflage vorliegenden Abhandlung von R. H. Hertzsch (Leipzig, Gustav Fock, 1888). Leider ist es nichts mit diesem im triumphierenden Ton angekündigten Beweis. Die Deszendenztheorie lehrt, daß sich die Schöpfung vom Ureinfachunvollkommenen zu immer vollkommeneren Stufen entwickelt. Der Mensch könne daher noch nicht die höchste Stufe der Entwickelung darstellen. Christus, so sagt der Verfasser, bezeichne bereits eine höhere Stufe der Entwickelung. Nun ist die höchste Stufe der Entwickelung die „Vollkommenheit". Das ist aber der Begriff „Gott". Wo bleibt nun aber der persönliche Gott, wenn der Mensch schließlich die Stufe der Vollkommenheit erklommen, also selbst „persönlicher Gott" geworden ist? Oder gäbe es etwa ein „Bis hierher und nicht weiter" vor der Stufe der Vollkommenheit? Das wäre grausam und könnte nur eine Eingebung der Eifersucht sein. Uebrigens bezeichnet der Begriff Vollkommenheit selbst eine Grenze und fällt also mit der Deszendenztheorie in nichts zusammen.

Die Naturerkenntnis im Lichte des Darwinismus. Vier Vorträge in gemeinverständlicher Darstellung von Emanuel Wurm (Dresden, R. Schnabel, 1888). Der Verfasser kommt zu dem Endergebnis, daß der Mensch schließlich auch den Kampf ums Dasein überwinden werde. Führe er doch schon seit seinem Bestehen einen Kampf gegen diesen Kampf!

So war es — so ist es —
Doch muß es ewig so währen?

Es wäre zu wünschen, daß der Verfasser nicht irrte. Einstweilen ist dazu wenig Aussicht vorhanden trotz aller „großartigen Siege, die der Mensch seit der Steinzeit über diesen Gegner errang".

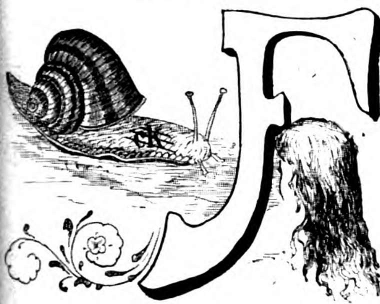
Ein Theologe bietet uns seine Bekenntnisse unter dem Titel **„Im Kampfe um die Weltanschauung"** (3. und 4. Auflage, Freiburg i. Br. 1888, Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr). Wären nur alle Theologen so, wünscht man unwillkürlich, wenn man das Büchlein liest.

Federhalter mit Tinte.

Die zum Teil sehr primitiven Versuche einen Federhalter zu konstruieren, der jederzeit zum Schreiben fertig ist, wozu also der Schreibende kein Tintengefäß benötigt, haben in neuester Zeit zur Konstruktion des sog. „Meteorfüllfederhalters Dr. Hommels System" geführt, der vor dem ebenfalls in den Handel gebrachten Rohrfederhalter die größere Solidität und glattere Funktion, vor der Wirthschen Goldfeder die größere Billigkeit voraus hat. Der Halter besteht aus einem Reservoir mit rohrförmigem Ausfluß, durch den die Tinte mittels Zurückschiebens eines in dem Reservoir befindlichen Kolbens zunächst in dieses aufgenommen wird, um dann beim Gebrauch durch eine kleine Drehung der Feder zugeführt zu werden. Füllung des Reservoirs und Abgabe der Tinte an die Feder sind die denkbar reinlichsten. Der Federhalter wird in zwei Sorten fabriziert, die eine für den Schreibtisch, die andere für die Tasche, und besonders dem letzteren können wir nicht warm genug das Wort reden, weil ein solcher Taschenfederhalter in zahllosen Fällen für den der Feder überhaupt Bedürftigen eine wahre Wohlthat ist. Empfehlen möchten wir dem Fabrikanten Joh. Koch & Komp. in Zürich, bei Herstellung neuer Muster darauf bedacht zu sein, den Teil, der mit den Fingerspitzen in Berührung kommt, womöglich auch in Hartgummi herzustellen, in jedem Falle aber die Ränder der Ausbuchtung über dem Reservoir als unbequem (und auch unnötig) fallen zu lassen.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rebus.



Rätsel.

Aus einem lieben kleinen Haus
Sah oft ein schönes Kind heraus
Mit Augen, die ins Herz hinein
Sich schmeichelten wie Sonnenschein.

Ein Herr, der oft vorüberging,
Sah mit Behagen nach der Süßen,
Bis er zuletzt sich unterfing,
In halbvertrauter Art zu grüßen;
Und bald kam Tag für Tag ein Strauß
Von Blumen in das kleine Haus.

Die Schöne lang sich so benahm,
Als ob dies alles sie nicht rühre.
Doch als er einmal wiederkam,
Da öffnet plötzlich sich die Thüre,
Und in der Rechten einen Brief,
Ein Knabe ihm entgegenlief.

Er nimmt und öffnet mit Entzücken,
Er will ihn an die Lippen drücken;
Doch ach! — er war von Männerhand!
Hört nun, was in dem Briefe stand:

„Geehrter Herr! Daß das Sie sind,
Was ich verschweig', ist klar genug;
Doch Ihr Bemüh'n verweht der Wind
Wie leichte Spreu in raschem Flug.
Sie fragen überrascht: warum?
Mein werter Herr! ich bleibe stumm;
Doch wenn von dem, was just Sie sind,
Ein einzig Zeichen Sie entfernen,
So finden Sie den Grund geschwind.
Und wollen Sie auch kennen lernen,
Warum ich diesen Brief geschrieben,
So wollen gütigst Sie belieben,
An dem, was oben sich als Grund
Des Mißerfolges machte kund,
Ein Zeichen umzuändern nur.
Sie kommen doch wohl auf die Spur?
Was jetzt Sie fanden, bin ich ihr,
Der aller Mädchen Kron' und Zier!
Nie werd ich auf mein Recht verzichten.
Ich bitte, sich danach zu richten!"

Als er den Brief zu End' gelesen,
War er ernüchtert und genesen;
Er reiste fort nach wenig Tagen.
Was mochte wohl der Brief besagen?

Homonym.

Ein Feigling ist, wer sich's nicht thut;
Von Schaden frei, wer's niemand thut,
Doch wer's in seiner Jugend ward,
Ist glücklich bis zur letzten Fahrt.

Diamant-Rätsel.

M
HAM
PARIS
LESSING
MARSCHNER
RICHARD
TANNE
REH
R

Nach dem nebenstehenden Muster, in welchem die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten ist, bilde man eine Wortfigur mit Hilfe der folgenden Angaben:

Das oberste Wort nennt einen männlichen Vornamen, das zweite einen ausgezeichneten Komponisten des vorigen Jahrhunderts, das dritte eine der neun Musen, das vierte einen hervorragenden Komponisten dieses Jahrhunderts, das fünfte ein europäisches Königreich, das sechste einen französischen Kriegshafen, das unterste Wort ist ein poetischer Name für einen großen Vierfüßler.

Rätsel.

Auf manchem Berg wirst du mein Erstes
Oft entzückend, oft auch mein Zweites finden.
Hast du mein Zweites gar erstiegen,
So kann dein Aug vom Ganzen aus
In nebelgraue Fernen fliegen.

Silbenrätsel.

Aus folgenden 35 Silben sind elf Worte zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen den Anfangsbuchstaben des Vornamens und den Familiennamen eines in Berlin lebenden berühmten Staatsmannes und sein wichtigstes Werk, eine Errungenschaft des letzten Jahrzehnts, ergeben:

a ber bon can cop e e ge ge gel hel hos ki kov kar les les li lis nec o pont pi prun ri rus sa spie tal te te ten to trut wit

1. Teil des Mittelländischen Meeres, 2. optisches Instrument, 3. Stadt in Japan, 4. Landschaft des alten Hellas, 5. Stadt in der Schweiz, 6. Ort in Mähren, 7. Stadt in Spanien, 8. Nebenfluß des Rheines, 9. Ort in der Provinz Brandenburg, 10. See in der Schweiz, 11. Stadt in Portugal.

Zweisilbige Charade.

Die Erste, wenn sie alt und echt,
An Wert gewinnt und an Gehalt,
Denn edler Wein wird drum nicht schlecht,
Wenn er geworden schwer und alt.
Die Zweite Helferdienste thut
Da, wo man Eber spießt und schießt,
Und wo in wilder Kriegeswut
Man grimmig Menschenblut vergießt.
Das Ganze ist ein Sonnenschein
Im holden Frühling warm und mild,
Ein lichter Engel, schön und rein,
Der Liebe Gottes Ebenbild!

Geographische Kombinations-Aufgabe.

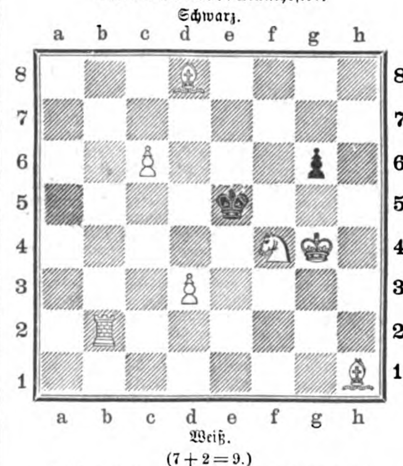
Amiens, Astrachan, Bayonne, Bayreuth, Florenz, Görlitz, Königsberg, Kreuznach, Lissabon, Marienburg, München, Petersburg, Potsdam, Prenzlau, Rouen, Trier, Verden.

Die Namen der Flüsse, an denen die obigen 17 Städte liegen, lassen sich so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben den Leiter eines großen Unternehmens nennen.

Schachaufgabe Nr. 60.

Von W. Gleave in Manchester.

Schwarz.



Weiß.

(7 + 2 = 9.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen LII.

Von Dr. S. Gold in Wien.

Weiß: Ke6. Dc1. Te4.
Schwarz: Ke8. La4, d8. Bb3, b5, d6, g7.

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Lösung von Nr. 59.

1. Sf3—d4 Ke4—d5
2. Dh8—a8+ Kd5—e5, c5, d4:
3. f2—f4, Sd4—e6‡.

Lösung von Nr. LI.

1. Lf7—d5 Ke5—d4: 1. .... Ke5—d6
2. Ld8—f6‡. 2. Se3—c4‡.
1. .... d7—d6
2. Td4—e4‡.

Briefwechsel.

Ein Freund des Schachspiels. Für Ihre freundlichen Mitteilungen (die übrigens nichts wesentlich Neues darbieten, da Dr. Antonius van der Linde, Dr. Lange, van der Lasa u. a. dieses Thema bereits erschöpfend behandelt haben) sind wir Ihnen dankbar. Wir schreiben aber das Wort „mat" nicht fremdländisch, sondern einfach deutsch „matt", weil auf fremdsprachliche Bedeutung nichts ankommt.

Rätsel.

Meine Letzte ist beweglich,
Die Erste gar spröd und hart;
Aus ihr schuf dereinst das Ganze
Ein Denkmal edelster Art.

Skat-Aufgabe Nr. 38.

A, B und C spielen Points-Ramsch.

A hat Coeur-Bube, außerdem Treff-Aß, Treff-10, Treff-König, Treff-Dame, Treff-9, Treff-8, Pique-7, Carreau-Dame, Carreau-8.

A spielt Treff-8 und macht im ganzen acht Stiche mit zusammen 116 Points.

Bei welcher Sitzung der Karten ist das möglich?

Auflösungen zu Heft 9, S. 565—567.

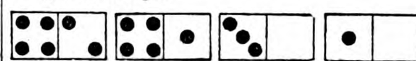
Whistaufgabe Nr. 12.

B hat achtmal Treff, außerdem zweimal Atout, z. B. Carreau-5, Carreau-4 und Pique-Aß, Pique-6, Pique-4. C hat achtmal Coeur, Carreau-3, Carreau-2, Pique-König, Pique-Bube, Pique-2.

Erster Stich: Pique-1, Pique-9, Pique-Bube, Pique-3. Zweiter Stich: Coeur-2, Coeur-10, Carreau-4, Coeur-König. Dritter Stich: Pique 6, Pique-10, Pique-König, Pique-5. Vierter Stich: Coeur-3, Coeur-Bube, Carreau-5, Coeur-Aß. Fünfter Stich: Treff-2, Treff-Aß, Carreau-2, Treff-10. Sechster Stich: Pique-2, Pique-7, Pique-Aß, Pique-Dame. Siebenter Stich: Treff-3, Treff-König, Carreau-3, Treff-Bube. B und C haben den Trick.

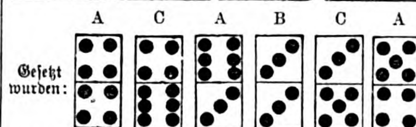
Dominoaufgabe Nr. 11.

Im Talon lagen:

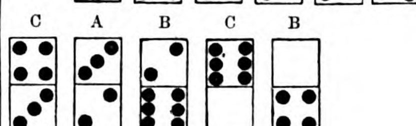


A C A B C A

Gesetzt wurden:



C A B C B



C behielt:



Skataufgabe Nr. 37.

Im Skat liegen zwei leere Karten in Pique, z. B. Pique-8, Pique-7. B hat: Coeur-Bube, Carreau-Bube, Treff-10, Treff-Dame, Treff-9, Treff-8, Treff-7, Coeur-Aß, Carreau-König, Carreau-Dame. C hat: Pique-Aß, Pique-10, Pique-König, Pique-Dame, Pique-9, Coeur-Dame, Coeur-9, Coeur-8, Carreau-9, Carreau-7.

Erster Stich: Treff-Bube, Carreau-Bube, Carreau-7. Zweiter Stich: Pique-Bube, Coeur-Bube, Carreau-9. Dritter Stich: Carreau-Aß, Carreau-Dame, Pique-9. Vierter Stich: Carreau-10, Carreau-König, Pique-Dame. Fünfter Stich: Coeur-7, Coeur-Aß, Coeur-Dame.

A hat nun Rest und in seinen neun Stichen 106 Points.

Becher-Arithmogriph:

FreytaG
Ranke
Arago
Niger
Zwerg
LaubE
Jakob
See
Stier
Tacitus
Franz Lißt
Georg Ebers

Füll-Rätsel:

SIMSON
Platen
Eskimo
Granit
Gordon
Ostern

Anagramm-Aufgabe: 1. Untersberg, 2. Nauheim, 3. Vespasian, 4. Eidergans, 5. Rheingau, 6 Hornhaut, 7. Orleanisten, 8. Flamingo, 9. Fledermaus, 10. Tiergarten, 11. Kardinal, 12. Oleander, 13. Murmeltier, 14. Malvasier, 15. Triangel, 16. Oldenburg, 17. Feuerland, 18. Tasmania.

Charade: Hochzeit.

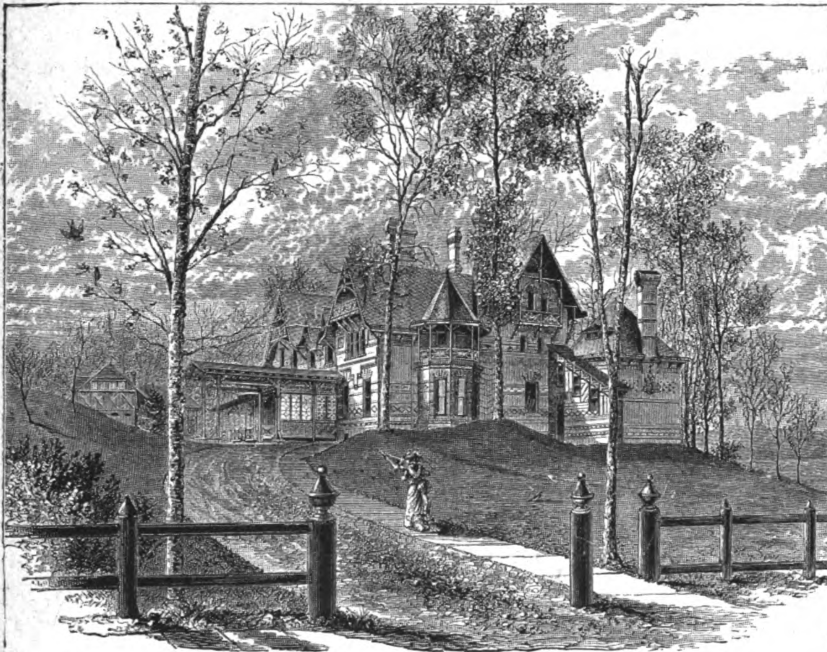
Homonym: Lauf.

Silbenrätsel: Wachenhusen, Ochsenzunge, Lennep, Derby, Elastizität, Melusine, Armagh, Riberac, Kerberos, Alfieri, Diadem, Evoe(ö), Nikander. Woldemar Kaden — Römische Typen.

Rebus: Kleine Kinder, kleine Sorgen; große Kinder, große Sorgen.

Logogriph und Homonym: Bett, Brett, Barett.

Homonym: Versorgt.



Mark Twains Schloß.

Mark Twains Schloß.

Ein solches Schlößlein wünsch' ich mir, wünsche es jedem fleißigen Schriftsteller, denn wenn irgend ein Stand nicht auf Rosen gebettet ist, so ist es der seinige. Von den Schwierigkeiten, Hindernissen und Widerwärtigkeiten, die sich dem Schriftsteller auf seiner Laufbahn entgegenstellen, hat nur derjenige einen richtigen Begriff, der selbst mitten in diesem Kampfe steht. Ausnahmen gibt's auch hier, aber sehr selten, auf tausend vielleicht eine. Talent und Genie thun's auch nicht immer. Man denke nur, wie es einem unserer größten Dichter und dazu dem populärsten aller großen Dichter, Friedrich Schiller, ging. Man kann ungefähr als sicher annehmen, daß, wenn Christian Gottfried Körner, der Vater Theodors, sich seiner im Jahre 1785 nicht annahm und im Verein mit anderen Freunden seine Existenz auf eine Zeitlang sicherte, er untergegangen wäre. Und damals hatte er schon die Räuber, Fiesco und Kabale und Liebe geleistet! Vier Jahre später nahm er eine Professorenstelle in Jena mit einem Gehalt von 200 Thalern an.

Doch wir wollten ja nicht von Schiller sprechen, indessen war dies Beispiel notwendig zur Begründung unserer Behauptung, und wir müssen leider hinzufügen, daß die Verhältnisse heute weit schlimmer liegen als zu damaliger Zeit.

Ist denn Mark Twain etwa mehr als Schiller, daß er ein Schloß besitzt? Nein. Aber er ist eben kein deutscher Schriftsteller, er ist Amerikaner, und die materialistischen Amerikaner lassen sich ihre Schriftsteller schon eher was kosten als die idealen Deutschen, das Volk der Denker.

Freilich, geschenkt ist es ihm auch nicht worden; er hat's ehrlich verdient, denn ihm sind die großen und langwierigen Kämpfe um eine bessere Existenz keineswegs erspart gewesen. Am 3. November 1835 von armen Eltern zu Florida im nordamerikanischen Staate Missouri geboren, begann er seine Laufbahn als Drucker, ein Stand, der seinem unruhigen, abenteuerlustigen Geist jedoch nicht zusagte. Er wurde Schiffer auf dem Mississippi, um sich zum Lotsen heranzubilden. Hier hatte er als Lehrling zuerst auf Kommando zu arbeiten und eines dieser Kommandos „mark twain", d. h. markiere zwei (Faden Wasser), nahm er später als Pseudonym an, denn sein eigentlicher Name war Samuel Clemens. Im Jahre 1861 ging er zu seinem Bruder, der Sekretär im damaligen Territorium Nevada war, als Privatsekretär. Dort litt es ihn aber wieder nicht, da es an ausreichender Beschäftigung fehlte und kein Gehalt bezahlt wurde. Er machte sich auf nach Kalifornien und wurde Goldgräber. Wie es bei so vielen andern der Fall war, sah er sich dabei aber in seinen Hoffnungen getäuscht und wurde nun Zeitungsberichterstatter. Dies brachte ihm etwas ein, denn 1864 konnte er eine Reise nach den Sandwichinseln unternehmen, wo er sechs Monate blieb und dann sein eigentliches Feld als Humorist betrat, indem er in Kalifornien und Nevada Vorträge hielt. Nach mehreren andern Reisen ließ er sich im Staate New York als Redakteur nieder.

Mark Twains Humor entspricht genau dem Charakter des amerikanischen Volkes. Er ist eckig, scharfkantig, grobkörnig, voller Beweglichkeit und Lebhaftigkeit. Es fehlt ihm das Behagliche des deutschen Humors und deshalb sagt er unserem Geschmack auch weniger zu. Aber er ist ganz der Mann nach dem Herzen der Amerikaner.

Sch.

Die große Goldschmiedekunst-Ausstellung in Wien.

Wiens adlige Damen, an ihrer Spitze Fürstin Pauline Metternich, pflegen alljährlich zum Besten der Armen Wiens ein Frühlingsfest zu veranstalten; anläßlich der Hoftrauer mußte es in diesem Jahre unterbleiben. Die gern im Dienste der Fee Wohlthätigkeit wirkenden Aristokratinnen kamen nun auf die Idee, ihre Schatzkammern zu öffnen, das Wert- und Kunstvollste dem Publikum zur Schau zu stellen. So entstand die jetzt in den Prachtsälen des Palais Schwarzenberg eröffnete Goldschmiedekunst-Ausstellung, der täglich Tausende den Zoll der Bewunderung darbringen. Die adligen Damen selbst machen die Honneurs. Fürstin Metternich erzählt uns, daß sie einen wahren Raubzug habe unternehmen müssen, um all die Kostbarkeiten, die uns thatsächlich des Goetheschen Worts: „Schließt, Augen, euch!" gedenken lassen, zusammenzubringen. Im großen Silbersaale, der mit kostbarstem, dem Cumberland-Schatz entnommenen Silbergerät möbliert ist, sind Tische aufgestellt, an denen Thee, Früchte, Konfitüren von zarter Hand serviert werden. Mit unnachahmlicher Grazie und Liebenswürdigkeit walten die Fürstin Montenuova, Markgräfin Pallavicini, Baronin Bettina Rothschild, die Gräfinnen Waldstein, Esterhazy, Czernin, Festetics, Potocka, Wydenbruck ihres Amtes. Sie selbst bringen die gewünschten Speisen und wissen so geschickt zu servieren, so anmutend zu plaudern, nach den Wünschen ihrer Gäste zu fragen, daß es diesen zur Pflicht wird, mit klingender Liebenswürdigkeit zu lohnen.

Unser Blick schweift, während wir kostbare, aus den Rothschildschen Treibhäusern hervorgegangene Weintrauben zu Munde führen, über die den Harzer Silberbergwerken entstammenden massiven, durch Größe und künstlerische Ausführung imponierenden Silbertische, Spiegel, Stühle, Weinkühler, Terrinen, die gewaltigen Gefäße, die, im Barockstil gehalten, der Zeit Ludwigs XIV. zu entstammen scheinen. Alles blankes, weißes Silber! Ein Tisch ist in kostbarer Reliefarbeit mit dem die Weltkugel tragenden Atlas, ein anderer mit einer den Sturz Phaethons darstellenden Allegorie geschmückt. Unweit diesen, dem Herzog von Cumberland gehörenden Kostbarkeiten ein vergoldeter, im strengsten Renaissancestil gefertigter Tisch, Eigentum der Fürstin Esterhazy, der, kräftiger im Relief gehalten, einer vorangegangenen Zeit zu entstammen scheint.

Die sogenannten Hildesheimer Lauben, ein ganz eigenartiger, ehedem dem Fürstbischof von Hildesheim gehörender Tafelschmuck, zeigt den ureigensten Rokokostil. Gruppen von Musikanten unter einem laubenartigen Gang am Tische sitzend, gleichsam die Tafelmusik darstellend, sind von so detailliert feiner, wahrhaft künstlerischer Ausführung, daß man diese Arbeit eine der gelungensten jener Zeit nennen möchte.

Die Vitrinen nebenan kennzeichnen das goldene Zeitalter der Becher und Gelage. Alles eitel Gold und Edelsteine! Durch Schönheit der Form und Gediegenheit der Arbeit fallen die der Esterhazyschen Schatzkammer entstammenden Krüge und Schenkkannen auf; ein Prachtstück eigenster Art ist der im Barockstil gehaltene Palffy-Becher, bekanntlich ein Geschenk der niederösterreichischen Landstände an den Türkensieger von Raab. Eine wahre Zecherphantasie dokumentiert sich in zwei großen, dem Herzog von Cumberland gehörigen Bechern, die eine Kombination von vier Amanasbechern mit Adam und Eva als Staffage zeigen. Der Traunsche Familienbecher, auf Löwenfüßen stehend, ringsum mit gediegenen goldenen Münzen besetzt, ist gleichfalls ein Bijou eigener Art; Edelsteine, in allen Farben auf durchbrochenem Silberornament angebracht, heben die Pracht des Ganzen.

Den Uebergang von der Gotik zur Renaissance bezeichnet ein großer, ungewöhnlich reich mit hängenden Festons, die mit Edelsteinen betaut erscheinen, dekorierter Pokal, der, dem Fürsten Esterhazy gehörig, als Kapitalstück ersten Ranges gelten kann.

Während sich die Herren zumeist für die im Nebensaale ausgestellten reich mit Perlen und Edelsteinen gezierten ungarischen und orientalischen Waffen, die kostbaren Tabatieren, die brillantstrahlenden Orden, Magnatenketten und Antiquitäten interessieren, sieht man die Damen wie traumverloren vor einer Vitrine stehen, in der nicht weniger als 13 der kostbarsten Brillantdiademe ausgestellt sind. Man glaubt die Märchen von Aladins Wunderlampe wieder aufleben und greifbare Gestalt gewinnen zu sehen. Das Auge ist thatsächlich geblendet von all der Pracht, die diesem einen Schmuckkasten entstrahlt.

Unter den wie Brillantkronen erscheinenden Diademen der Fürstinnen Metternich, Schwarzenberg, Kinsky, Montenuova, Lichtenstein, Trautmannsdorff sind die passenden Kolliers, Broschen, Boutons postiert, die Armbänder und Medaillons, die jedes für sich als Sehenswürdigkeit gelten können. Der Schmuck der Prinzessin Reuß mit den größten Opalen der Welt, der der Fürstin Metternich mit den nächstgroßen Smaragden, der Herzogin von Cumberland mit dem pflaumengroßen Brillanten (bekanntlich der viertgrößte der Welt) zählen zu jenen Schönheiten, die jeder Beschreibung spotten.

Das goldene Vlies des Staatskanzlers Metternich, der Fongo des Grafen Erdödy sind gleichfalls Bijous, die Kunstkenner wie Laien entzücken. Der Wert dieser einen Vitrine wird auf 10 Millionen beziffert. Dicht neben dem Kasten sitzt ein Wächter, der unverwandt das Publikum zu mustern hat. Ein Beweis, wie sehr die Brillantschätze die Ausstellungsbesucher fesseln, ist, daß die wenigsten jenen beschaulich in einer Ecke sitzenden Schatzhüter gesehen. — Die Steine wirken magnetisch. — Wie viel thörichte Wünsche wohl bei ihrem Anschauen in dem Herzen prachtliebender Frauen aufsteigen mögen! Wie oft wohl die Melodie: „Ach wenn du wärst mein eigen!" anklingt! Wer möchte es nachweisen?

Obgleich in diesem Schaukasten mehr glänzende Pracht, als feine und solide Kunstarbeit zu finden, zählt er doch zu den besuchtesten der Ausstellung.

Im anstoßenden Salon fallen zwei Vitrinen, die die goldenen Toiletteeinrichtungen der Herzogin von Nassau enthalten, ins Auge; sie sind nicht nur gediegen, sondern wahrhaft stilvoll, jedes einzelne Stück ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst.

Ein Raritätenkasten eigener Art ist gegenüber postiert. Er enthält das goldene Reisespeisservice Napoleons I., die Uhr, die ihm die Stadt Mailand verehrt, seine Dose, sein Schreibzeug etc. — Viel bewundert wird der jetzt dem Grafen Brunetti gehörige, mit einer Kamee geschmückte Ring, die Napoleon selbst aus dem Wüstensand herausgestöbert. — In der Ecke prangt eine dem Palais des Erzherzogs Wilhelm entnommene Uhr, die ehedem Eigentum des deutschen Ritterordens war.

Die Vitrine des Grafen Bourgoing enthält eine große Anzahl künstlerisch merkwürdiger Gegenstände, Broschen, Uhren, Dosen, Ohrgehänge, die den Geschmack der verschiedenen Kunstepochen illustrieren.

Unter der großen Anzahl kirchlicher Geräte fallen auf den ersten Blick auf ein ganz eigenartig geformter Kelch aus dem Schatze zu St. Stefan mit einem riesigen herzförmigen Smaragd am Fuße, dann die Pallavicinische Monstranz aus der Kirche zu Jamnitz, das Kruzifix aus Bergkristall, welches einst dem Kirchenschatz zu Agram gehörte. Die Herbersteinische Taufschüssel, der große ungarische Kelch sind kunsttechnische Spezialitäten, die wohl von den meisten übersehen werden, aber den Kenner entzücken.

Moderne Arbeiten sind nur in geringer Anzahl, aber ausgezeichneter Qualität ausgestellt.

Wir bewundern da zunächst die dem Kaiser von Oesterreich vom Vizekönig von Aegypten verehrte prachtvolle Goldfiligranschüssel (der Goldwert wird auf 8500 Gulden angegeben), ferner eine Wiener Arbeit aus dem Atelier Klinkosch, ein Memorial von großartiger Schönheit, das Herrn Mauthner von Markhof zu seinem Jubelfeste dargebracht wurde; schön gearbeitete allegorische Figuren umgeben die Familienporträts sämtlicher Angehörigen wie schützende Genien, die Verstorbenen erscheinen mit Engelsflügeln. —

Ehe wir die Ausstellung verlassen, wird unser Blick durch die in Sammlerkreisen längst bekannte 4000 Nummern starke Ringsammlung der Frau Ida von Tarnoczy gefesselt; wir sehen da in Form und Farbe so verschiedenartig modellierte Ringe, solche mit länglichen, runden, ovalen Platten, andere mit Perlen, Edelsteinen, Malereien geziert, daß man, von der vorhistorischen Zeit angefangen, die Geschichte des Ringes bis auf unsere Tage verfolgen zu können meint. — Die Geschichte spielt wohl überhaupt in dieser Millionen-Ausstellung eine bedeutendere Rolle, als der oberflächliche Beschauer anzuerkennen willens ist.

Welche Wandlungen haben diese Schätze erlebt, wie

oft ihre Eigentümer gewechselt! O, wenn sie reden könnten, wieviel würden sie uns von dem Wechsel des Geschicks und der Vergänglichkeit menschlicher Größe erzählen. — Indessen wie die Geschlechter und Schicksale überdauert haben, jeder Zeitwandlung Hohn zu sprechen scheinen, sind sie uns ein Hinweis, daß das wahrhaft Edle, Wertvolle durch keine Wandlung beeinflußt wird, daß es, wie sich auch Wetterwolken am Horizont der Zeiten zusammenballen, in strahlender Schöne leuchtet, bewundert von Mit- und Nachwelt, ein Wahrzeichen des ewig Bleibenden im ewigen Wechsel.

Ida Barber.

Unsere Reisezeitung.

Von

J. W. Soukup.

Der Mattenbaum der Südsee. — Missionär W. Wyatt Gill in Rarotonga teilt der Geographischen Gesellschaft zu Jena hierüber folgendes mit: Der Mattenbaum, Pandanus utilis, von den Eingebornen Rauara genannt, der weder Blüte noch Frucht hervorbringt, wird durch die aus den Wurzeln und dem unteren Teile des Stammes herauswachsenden Sprößlinge vermehrt und sorgfältig gepflegt. Er erreicht bisweilen eine Höhe von 20 Fuß; für gewöhnlich aber wird er durch häufiges Abpflücken der Blätter zur Anfertigung von Matten niedrig gehalten.

Teppiche würden auf diesen Inseln, wo das Thermometer im Schatten auf 90° (Fahrenheit) steht, unerträglich und überdies noch für die Insekten, die Plage der Tropen, eine wahre Brutstätte sein, während dagegen Matten allezeit kühl und reinlich sind. Seit undenklichen Zeiten sind dieselben von Frauenhand auf alten, umgestürzten Booten geflochten worden, welch letztere wegen ihrer Wölbung und passenden Höhe sich gut zur Unterlage eignen. Auf fünf von den sieben Inseln, welche die Hervey-gruppe bilden, wird Mattenweberei betrieben. — In früheren Jahren verfertigte man auch sehr praktische Körbe und Hüte aus den Blättern dieses Baumes.

Vorgeschichtliche Funde in Spanien. Dem „Journal of the Anthropological Society" zufolge sind von Henri und Louis Siret in den Provinzen Murcia und Almeria an der Küstenstrecke von Cartagena bis Almeria etwa 30 Stationen nachgewiesen und untersucht. Die ältesten entstammen der neolithischen Periode. Nur in einer der fünfzehn Stationen dieser Epoche fanden sich Spuren von Wohnplätzen; die Wohnungen bestanden aus übereinandergelegten und statt des Mörtels mit Erde verbundenen Rollsteinen.

Die gefundenen, genügend erhaltenen Schädel wurden von Dr. Jacques, dem Sekretär der belgischen Anthropologischen Gesellschaft, genauer untersucht; derselbe unterscheidet vier Typen, von denen einer mit der Rasse von Cro-Magnon genau übereinstimmt, während zwei andere zu der dritten Rasse von Quatrefages und Hamy gehören und den Schädeln von Grenelle und Furfooz gleichen. Diese drei Typen finden sich bekanntlich heute noch unter den Basken. Der vierte Typus stimmt ganz mit den ligurischen Schädeln von Nicolucci.

Ueber die prähistorischen Gräberfelder in Krain veröffentlicht Dr. Moritz Hoernes einen umfassenden Bericht. Das merkwürdigste Gräberfeld lag auf der Fläche Za Polšno und zeigte eine innige Mischung von Typen der Hallstatt- und der La-Tène-Periode, fällt also wahrscheinlich in die Uebergangszeit zwischen diesen beiden Kulturen (der sogenannten „ersten Eisenzeit" und dem vollentwickelten Eisenalter).

Aus Irland wanderten seit dem Jahre 1851 3276103 Einwohner nach den Vereinigten Staaten, nach Australien und Neuseeland und nach Kanada aus. Die größte Auswandererzahl, 190322, wies das Jahr 1852 auf, die geringste, 37587, das Jahr 1876. Im Jahre 1887 wanderten 82923 und im Jahre 1888 78684 Iren aus ihrer Heimat aus.

Mit der Kultur des Theestrauches hat man, wie der „Globus" mitteilt, in der englischen Kolonie Natal neuerdings Versuche in größerem Maßstabe angestellt und sind dieselben zur Zufriedenheit der beteiligten Kreise ausgefallen. Nur die Zubereitung der Blätter wurde auf dem Londoner Markte nicht ganz für die richtige befunden.

Die reichste Goldmine Australiens ist zur Zeit die „Mount Morgan", 42 km südsüdwestlich von Rockhampton, in der Kolonie Queensland. Sie liegt auf dem Gipfel des Berges Morgan im Zentrum eines früheren Geisers. Das Riff ist 600 Fuß lang, 300 Fuß breit und von unbekannter Tiefe, und man schätzt seinen Goldwert auf mindestens 20 Millionen Pfund Sterling. Der Ertrag daraus ist ein ungeheurer, und in der Woche vom 17. bis zum 24. November 1888 wurden 25000 Unzen des feinsten Goldes zu 100000 Pfund Sterling gewonnen. Das Terrain im Umfange von 640 Acres (259 ha) gehört jetzt einer englischen Kompanie und hat einen Wert von mindestens 8 Millionen Pfund Sterling.

Eine neue Tropfsteinhöhle ist unweit Erlach in Niederösterreich aufgeschlossen worden. Die Höhle, die mit schönen Tropfsteingebilden erfüllt, bis jetzt in einer Länge von 200 Metern begangen wurde, soll durch Erweiterung der Oeffnung, zweckentsprechende Anlage von Wegen ꝛc. in möglichst kurzer Zeit bequem zugänglich gemacht werden. — Die Herren A. Blamauer und Ed. Fink aus Wien, die die Höhle am 24. März besuchten, leiten von dem Leidabache, der sich unfern des Höhleneinganges durch die „Seewiese" schlängelt, den Namen des Grenzflusses zwischen Oesterreich und Ungarn, der Leitha, her.

Der österr. Verein zur Befreiung der Sklaven in Afrika (Büreau: Wien, I Adlergasse 1) erläßt neuerdings einen Aufruf zur Gewinnung von Mitgliedern und Unterstützungen. Der Jahresbeitrag beträgt für Mitglieder des Vereins 50 Kreuzer. In anbetracht des schönen Zweckes laden auch wir unsere geschätzten Leser ein, die Unternehmungen des Vereins durch Beitritt zu demselben, durch Spenden ꝛc. zu fördern.

Ausgeführte Wintertouren.

Thurnerkamp (3414 m) 24. und 25. März; Taufers—Luttach—Weißenbach—Neveserjochhütte; 20 St.

St. Gotthard (2100 m) 6. März; Hospenthal—„Mätteli"—Hospiz—Val Tremola—Val Bedretto—Airolo; 6 St.

Neue Schutzhütten. Auf dem Goldeck bei Spittal a. d. Drau wird ein neues größeres Schutzhaus erbaut.

Im Fimberthale (Fervallgruppe) wird die neue Schutzhütte bis 1. August d. J. fertiggestellt.

Im Rambach- und im Kimmler-Achenthale wird je eine neue Schutzhütte aufgebaut.

Verunglückt: Dr. R. Kanitz aus Wien stürzte am 25. März d. J. bei dem Abstiege von der Raxalpe in die sogenannte „Wilde Teufelsbadstube" ab und blieb sofort tot.

Gestorben: Alois Pichler in Sulden, bewährter und bekannter Ortler-Bergführer, am 24. März d. J.

Periodische Litteratur. „Mitteilungen des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins" Nr. 6, 7, 8. — „Oesterr. Touristenzeitung" Nr. 7, 8. — „Der Tourist" (Gisbert) Nr. 20. — „Globus" Nr. 13, 14, 15, 16.

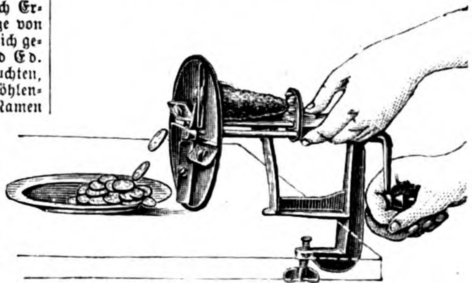
Neues für unsere Hausfrauen.

Pariser Gemüserand. Zum feinen schmackhaften Diner gehört nicht nur die tadellose Zubereitung desselben, nicht nur eine Zusammenstellung ausgesuchtester Delikatessen, nicht nur ein geschicktes appetitliches Tranchieren sondern auch — und zwar in allererster Reihe — ein für



Pariser Gemüserand.

das Auge behagliches Servieren, vermittelst dessen uns die aufgetischten Speisen oftmals den Genuß derselben erheblich vergrößern und uns leicht dazu animieren, gern und mit gewissem Behagen die aufgetischten Speisen zu genießen. Man hat sich nun schon seit langer Zeit damit beschäftigt, für das Fleisch resp. den Braten geeignete Schüsseln und Instrumente herzustellen, ebenso für Fische, für Kartoffeln und für Saucen und ist nun endlich auch dahin gelangt, an das Gemüse in dieser Beziehung zu denken; es ist dies gerade in der jetzigen Zeit, in der uns die jungen gesunden und schmackhaften Gemüse geboten werden, von wesentlicher Bedeutung und so wollen wir denn nicht unterlassen, auf den neuen Pariser Gemüserand, der in vorstehender Abbildung genau veranschaulicht ist, hinzuweisen. Es ist dies ein aus fein poliertem vernickeltem Metall hergestellter Rand, der auf eine Porzellanschüssel gesetzt, und in welchen dann das Gemüse gethan wird; das letztere befindet sich dadurch in einem abgegrenzten Raume, trägt stets das Aussehen, als wenn es in einer besonderen Form sich befände, und erleichtert es den Tischgästen, bequemer davon zu nehmen, während



Amerikanische Universal-Schneidemaschine.

es auf der gewöhnlichen Schüssel ohne diesen Rand stets abrutscht und zu Ungeschicklichkeiten Veranlassung gibt. — Sollen nun bei Tafel verschiedene Sorten Gemüse serviert werden, so gibt es zu den Rändern passend noch Einlagekreuze, die in den Rand gelegt werden (gleichfalls oben abgebildet) und den Raum dadurch in vier gleiche Teile teilen; man kann auf diese Weise 2, 3 oder 4 Sorten Gemüse hineinthun, ohne daß sie — und das ist sehr wesentlich — durcheinander kommen, jedes Gericht bleibt abgesondert für sich auf der Schüssel; die Einlagen sind ebenfalls vernickelt und passen genau in die Ränder hinein. Die neuen Pariser Gemüseränder werden in 3 Größen geliefert: Durchmesser ca. 19 21 23 cm

Preis 3.— 3.50 4 Mk.

die passenden Einlagekreuze dazu kosten 2.25 2.50 3 Mk.

Amerikanische Universal-Schneidemaschine. Amerika, das Land der Erfindungen, hat uns so oft schon Stoff zur Unterhaltung über Neuheiten auf hauswirtschaftlichem Gebiete geboten, daß wir uns stets freuen, neuen Erzeugnissen aus diesem Weltteil zu begegnen, wissen wir doch im voraus, welch reges Interesse unsere geschätzten Leserinnen gerade hauswirtschaftlichen Maschinen, sofern sie eine Erleichterung in der Küche schaffen, widmen. Der vorstehend abgebildete Apparat zeigt eine Universal-Schneidemaschine, d. h. eine Maschine, auf der man mit Leichtigkeit und größter Schnelligkeit fast sämtliche in der Küche zur Verwendung kommenden Gemüse ꝛc. wie Rüben, Gurken, Kohl, Kartoffeln u. s. w. in durchaus gleichmäßige resp. gleichstarke Scheiben oder Stücke zerschneiden kann; der Apparat ist ganz aus Eisen gefertigt, mit 4 starken Stahlmessern versehen, die verstellbar sind, um je nach Bedarf feine oder stärkere Scheiben zu schneiden, wird an den Tisch geschraubt und dann ohne jedwede besondere Vorrichtung in Betrieb gesetzt. Oben befindet sich eine Platte, auf welche die zu schneidenden Dinge gelegt werden, dahinter ist ein Schieber angebracht, vermittelst dessen man das betreffende Stück an die Messer oder richtiger Messerscheibe herandrückt, und wird diese letztere dann durch die auf der Skizze sichtbare Kurbel gedreht und zwar so schnell als möglich. Man kann auf diese Weise etwa z. B. eine Mandel Gurken in höchstens 6—8 Minuten in Scheiben zerschneiden, feiner und gleichmäßiger, als es mit irgend einem anderen Instrument zu bewerkstelligen ist. Wir können diese Maschine aus eigener Erfahrung allen Hausfrauen angelegentlichst empfehlen. Bezugsquelle beider Novitäten Karl Hirsch & Co., Berlin W., Leipzigerstr. 114 (früher Leipzigerstr. 2). Der Preis ist portofrei im Deutschen Reich und Oesterreich-Ungarn 6 Mark per Stück.

Meteorologische Berichte aus den Ostalpen (Februar 1889). Zusammengestellt vom Deutschen und Oesterr. Alpenverein.

Station	Luftdruck Mittel	Luftdruck Maximum		Luftdruck Minimum		Temperatur Mittel	Temperatur Maximum		Temperatur Minimum		Niederschlagsmenge des Monats in mm
	mm	mm	am	mm	am	° C.	° C.	am	° C.	am	
Lindau	—	—	—	—	—	— 1,34	+ 7,0	19.	—12,7	27.	146
Wendelsteinhaus	609,31	626,8	18.	598,5	9.	—10,02	+ 2,7	1.	—17,7	13.	77
Rosenheim	718,0	734,0	18.	708,0	9.	— 1,87	+11,2	3.	—20,8	14.	97
Traunstein	703,3	719,5	18.	692,5	11.	— 2,9	+ 9,3	1.	—21,5	11.	167
Salzburg	718,3	736,1	18.	701,3	3.	— 1,3	+10,3	1.	—14,0	14.	121
Untersberghaus	609,78	627,3	18.	599,2	9.	— 8,9	+ 2,4	1.	—17,4	10.	714
Trieben	691,05	707,07	18.	679,05	9.	— 3,06	+ 6,04	1.	—10,0	24.	37
Reichenau	710,8	725,7	18.	697,6	9.	— 0,9	+ 9,6	1.	— 8,0	13.	21
Toblach	653,0	669,0	19.	643,0	9.	— 6,4	+ 6,5	18.	—20,0	14.	24
Klagenfurt	716,50	732,4	18.	704,3	9.	— 5,0	+ 6,4	2.	—18,1	11.	31,3
Hochobir	583,9	599,7	18.	572,4	9.	—10,3	+ 1,9	1.	—19,8	23	73

Zur Zeit der Sänfte.

Die gute alte, die eisenbahnlose, ja man kann sagen die landstraßenlose Zeit! denn obwohl die alten Römer den Straßenbau bereits zu einer hohen Vollkommenheit gebracht hatten, so war im heiligen römischen Reich deutscher Nation wenig davon zu verspüren. In Westfalen, das seiner schlechten Wege halber allerdings seit jeher berüchtigt war, gab es vor hundert Jahren noch keine Chausseen. Selbst so wichtige Verkehrsstraßen wie die des Hellweges waren tief ausgefahrene bei schlechtem Wetter kaum passierbare Hohlwege, um deren Ausbesserung sich niemand kümmerte. Die Wege werden also damals in keinem besseren Zustande gewesen sein als zwei- oder dreihundert Jahre früher; es wird daher eine uns vorliegende Reiseschilderung aus dem Jahre 1606 ganz gut auf 1789 passen.

Es war eine hanseatische Gesandtschaft, die sich im Spätherbst des Jahres 1606 von Hamburg nach Madrid begab. Sie reiste in fünf vierspännigen Wagen und brauchte allein für die Strecke von Hamburg nach Aachen vierthalb

Wochen. Nehmen wir diese Strecke zu 500 km an, so kommt, wenn alle fünf Tage gerastet wurde, auf den Tag eine Strecke von 25 km, also so viel, wie auch der mittelmäßigste Fußgänger bequem zurücklegen kann. Einige Stellen aus der erwähnten Reiseschilderung werden uns über diese Ungeheuerlichkeit aufklären.

„Am 4. December passierten wir auff Steinforde zu Mittag und den Abend auff Hamme; war ein sehr böser tiefer Wegk, daß bei gantzen Meilen die Wagen bis zu den Axen im Drecke gingen. Am 5. December kamen wir am Abend binnen Dortmunde durch bösen unfletigen Wegk. Aus Dortmunde schiedeten wir am 7. December, befunden aber einen solchen bergigen engen tiefen Wegk, daß wir nicht länger unsre Pferde zween nebeneinander vor dem Wagen gebrauchen konnten, sondern mußten sie in die Ringe voreinander hangen. Der Wegk war aber so bös und tief, daß wir den Tag nicht weiter als auf Hagen, sein zwei Meil von Dortmunde, kommen konnten."

Weiterhin heißt es: „Wir mußten die Wegke mit Hacken und Bicken weiter und höher machen, hatten viel Martelans mit den Pferden und kamen den Abent ziemlich späte zu Lennep. Den 9. December zogen wir aus Lennep einen überaus bösen Wegk und Bergk hinauf, so sehr tiefe hohle Wege hatte, die alle hart gefroren, also daß man die Wagen mit Bömen und Winden mußte helfen und war nicht wunder, daß wir Wagen und Pferde nicht gantz zu Schanden machten. Wir konnten die Herstraße (sic!) nicht halten wegen des tiefen Wegkes, mußten durch die Aecker und Gärten fahren und wurden den Tag mehr als dreißig Zeune durchgebrochen und Graben ausgefüllet, damit wir furt kamen!"

In einem Bericht aus dem Jahre 1788 heißt es, es sei nie ein kaiserlicher Reichspostwagen durch das Herzogtum Westfalen gestolpert. Die Martern, welche dieses schwerfällige Ungeheuer dem armen Reisenden auferlegte, habe man hier nicht einmal zu erproben Gelegenheit gehabt. In der Grafschaft Mark begann man erst seit 1788 mit dem Bau von Kunststraßen und zwar waren es Heinitz und der Freiherr von Stein, welche den Anfang damit machten, letzterer sogar mit Aufwendung eigener Mittel.

Angesichts solcher Zustände kann man sich mit der Sänfte wohl aussöhnen. Sie war keine so unpraktische Erfindung und keineswegs ein Zeichen der Verweichlichung. Freilich, zur Zurücklegung großer Strecken und förmlicher Reisen war sie nicht geeignet.

Aus der Zeit der Sänfte.

Der gestirnte Himmel im Juni.

In diesem Monat steht gegen 10 Uhr abends das Sternbild der Krone am Südhimmel nahe dem Scheitelpunkte. Zieht man von seinem hellsten Stern Gemma in Gedanken eine Linie südwärts, so trifft dieselbe auf einen hellen Stern, der zum Bilde der Schlange gehört. Tief am Südhimmel glänzt Antares. Nordöstlich davon steht das Sternbild des Ophiuchus und noch mehr gegen Osten stehen Adler, Leier und Schwan in einer sehr sternreichen Gegend des Himmels, die durch den Glanz der Milchstraße eine besondere Pracht erhält. Am Nordhimmel kommt die Kassiopeia wieder höher herauf, während sich im Nordwesten der große Bär senkt und das Sternbild des Löwen im Untergehen begriffen ist.

Am 6. erstes Viertel, am 13. Vollmond, am 13. Mond in Erdnähe, am 20. letztes Viertel, am 27. Mond in Erdferne, am 28. Neumond.

Das Schreiben mit der Maschine.

Maschinen überall, wohin das Auge blickt! Für zahllose Arbeiten, die sonst der Mensch mühsam mit seiner fleißigen Hand verrichtete, ein Ersatz und was für ein Ersatz an Kraft und Zeit, und welche Vorzüge in der Tadellosigkeit und Gleichmäßigkeit der Arbeit. Es war nun natürlich, daß, nachdem der Ingenieur der zarten Frauenhand das eigentliche Symbol weiblichen Fleißes aus der Hand genommen hatte, auch ein Kollege von ihm auf den Gedanken kommen würde, die Feder, das Symbol männlichen geistigen Schaffens, durch eine Maschine zu ersetzen. Und in der That glaubten sich hierzu viele berufen, aber wie auf den meisten Gebieten, sind auch auf dem technischen nur wenige auserwählt, das letzte Ziel zu erreichen. Schreiber dieses hat sich mit den Prinzipien verschiedener Systeme vertraut gemacht, das vollendetste, was er bis jetzt fand war das der sogenannten „Hammond-Schnellschreibmaschine" (s. Abb.), deren weiterer Verbreitung wohl nur der verhältnismäßig hohe Preis von M. 430 im Wege steht. Wir möchten dem Generalvertreter der Maschine für Deutschland, F. Schrey in Unterbarmen, den R[illegible] geben, den Abnehmern die Möglichkeit der Abzahlung [illegible] gestatten, wie solches z. B. bei Nähmaschinen längst der F[illegible] ist, und er darf sicher sein, die Verbreitung des praktisch[illegible] Werkzeugs wesentlich zu erhöhen. Der Mechanismus [illegible] Maschine ist sehr geistreich erdacht und hat vor ander[illegible] Systemen große Vorzüge. Wir rechnen dahin nicht all[illegible] die Thatsache, daß 30 Tasten gegen 90 Schriftzeichen wieder[illegible] geben, nicht allein die höchst bequeme und einen regel[illegible] mäßigen Fingersatz ermöglichende halbkreisförmige Klaviat[illegible] von zwei Stufen, sondern vor allem die Art, wie die T[illegible] auf dem Papier erzeugt wird. Es war für jeden, der eine Schreibmaschine zu konstruieren gedachte, wohl zunächst der natürlichste Gedanke, den Buchstaben durch einen Hammer auf das Papier drucken zu lassen und diesen Hammer durch eine Taste ähnlich wie beim Klavier zu bewegen. Die Notwendigkeit, Buchstaben neben Buchstaben in geraden Zeilen auf das Papier zu bringen, führte zu einer Anordnung, die jeden Buchstaben im Mittelpunkt eines Kreises das Papier treffen ließ, wodurch die Gefahr drohte, daß bei nicht ganz sorgfältiger Handhabung zwei Hämmerchen aufeinander treffen, sich etwas verbiegen, und dadurch die Stellung der Buchstaben, namentlich auch zur Zeilenreihe, in Frage stellen müssen. Ebenso setzt dieses System ein ganz gleichmäßiges Anschlagen der Tasten voraus, da im gegenteiligen Falle die Buchstaben verschieden starke Färbung annehmen. Dieselbe[illegible] stände sind [illegible] glänzend [illegible] bei der Hammond-Maschine, deren Buchstaben auf zwei Kreisausschnitten [illegible] 3 Zeilen [illegible] die durch [illegible] Druck der Taste so weit geschoben werden, daß [illegible] der Stelle, [illegible] der Buchstabe [illegible] das Papier kommen soll, [illegible] Type diesem [illegible] gegenübersteht und nun [illegible] Hammer geg[illegible] das Papier schlägt und dies[illegible] an die Type [illegible] drückt. Die Stärke des [illegible] schlags ist o[illegible] Einfluß auf de[illegible] Schlag des Hammers, da di[illegible] nicht durch [illegible] Hebeldruck, [illegible] dern durch eine infolge des Tastendruckes ausgelöste Fe[illegible] vorgeschnellt wird. Nicht hoch genug anzuschlagen ist fer[illegible] der Vorteil, jederzeit in der denkbar kürzesten Frist die T[illegible] durch neue ersetzen, resp. mit einer andern Schriftart [illegible] seln zu können. Das Gleiche gilt von den Farbbä[illegible] die in verschiedenen Farben vorhanden und deren Farbe [illegible] weise sich auch zum Kopieren und Ueberdrucken a[illegible] verwenden läßt. Die Zeitersparnis, die mit der [illegible] erreicht wird, ist ungemein; auf der Maschine, [illegible] Schreiber dieser Zeilen in Thätigkeit ist, wurde [illegible] wenigen Wochen eine Schnelligkeit von 125 Buch[illegible] Minute erreicht, die sich seitdem noch gesteigert [illegible] körperlich auch nur entfernt so anzugreifen, [illegible] andauerndes schnelles Schreiben. Besonders [illegible] durch das Maschinenschreiben erzielte Schonung der [illegible] ganz besonders hervorgehoben zu werden. Die Erler[illegible] des Schreibens macht gar keine Schwierigkeiten, [illegible] weniger, als die Beachtung des von Dr. O. Her[illegible] faßten „Lehrgang zur Einübung des Schreibens a[illegible] Hammond-Maschine" (Berlin 1888) in der ratio[illegible] Weise Fingersatz und Behandlung regeln lehrt. Eine[illegible] geht bei der Maschine verloren: die Intimität des [illegible] lichen Ausdrucks, die man, besonders im Privatverkehr, [illegible] gern missen wird; aber um so empfehlenswerter ist die Sch[illegible] maschine für geschäftliche Korrespondenz, für größere S[illegible] stücke 2c., da sie vor vielen Handschriften den Zeit und Ra[illegible] sparenden Vorzug größtmöglichster Deutlichkeit besitzt.

Schreibmaschine.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda. — Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.
Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.

ANKER Pain-Expeller

Das zuverlässigste Mittel gegen **Gicht, Rheumatismus**, Gliederreißen, Hüftweh, Nerven-, Zahnschmerzen u. s. w. ist nachweislich: **Richter's Anker-Pain-Expeller.** Preis 50 Pf. u. 1 Mk. Vorrätig i. d. meist. Apotheken. **Nur echt mit Anker.**

F. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt.

Solide Buckskins das Meter von ℳ 3.90 ab versendet auch an Private. Muster frei.
[3193] **Bruno Frenzel, Cottbus.**

An Jedermann!

werden gegen Voreinsendung oder Nachnahme versandt: Drei Stück elegant carrirte **schwere Fußteppiche** (Thürvorlagen) verschiedener Größe, mit hochfeinster Cocosfasereinlage, sehr dauerhaft gewoben, für M. 2.— Lieblich **plüschähnliche japanesische Muster** von vollendeter Schönheit u. Stärke, 40×60 cm groß, per Stück M. 1.—, 50×75 cm groß, per Stück M. 1.50., 60×90 cm groß, per Stück M. 2.— Bekannt schöne **Cocosfaser-Tigerfußteppiche** (tigerfarbig), 2 cm dick, das farbenprächtigste und gangbarste Fabrikat dieser Art, kosten klein M. 3.—, mittel M. 4.—, groß M. 5.— per Stück. Größere **Prima-Fußbodenbeläge** und **Treppenläufer** ꝛc. werden nach genauer Maßangabe solid und in den reizendsten **Dessins** gewoben. Aufträge nur von M. 10.— an (innerhalb Deutschl.) **portofrei!** Verpackung frei. Geschäftsgrundsatz: **Massenversandt nur solider u. schöner Waare.** Adresse: **Fußteppich-Versandt-Geschäft** in **Murrhardt** (Württbg.)

NB. Daselbst sind 100 Stück Briefmarken in 50 verschied. Sort., **worunter bedeutende Exemplare,** gegen M. 1.— franko erhältlich.

„Wir kennen keine

bessere, aufregendere und lusterhaltendere, ja Lust und Fleiß steigerndere Schule."*)
Signale f. d. musikal. Welt, Leipzig.
*) G. Damm, Klavierschule u. Melodieenschatz, ℳ 4., geb. ℳ 4.80. Absatz 240,000 Expl.
Steingräber Verlag, Leipzig.

„Liederquell"

251 Volks-, Vaterlds.-, Soldat.- Jäger- u. Commerslieder, berühmte klass. mod. u. geistl. Gesänge f. 1 mittle Singstime. m. leicht. Pianobgl. einger. v. **Wilh. Tschirch.** Preis ℳ 3.— Fein gebd. ℳ 4.20. **Lyra: „Die Sammlg. hat nicht ihresgleichen."**
Steingräber Verlag, Leipzig.

Nahrungsmittel für Magenkranke.

Verbesserte Leube-Rosenthal'sche Fleischsolution [3491]

Wichtiges Nahrungsmittel für Magenkranke und alle an Verdauungsschwäche leidende Personen, für Nervenleidende, schwächliche Kinder, Greise, Genesende etc.

Preisgekrönt: Brüssel, Halle a. S., Frankfurt a. M., Wien.

In den bedeutendsten **Krankenhäusern** z. Anwendung gelangend.

Zu beziehen durch alle Apotheken des In- und Auslandes.

Dr. Mirussche Hofapotheke (R. Stütz) Jena.

In Seide, Wolle u. Baumwolle **Netz-Unterjacken,** als das der Gesundheit Zuträglichste u. Zweckmässigste, empf. d. d. tit. Prof. Dr. Dr. *Oppenheimer, Hecker, Niemeyer, Bamberger, Eichstedt, Jäger* etc.— **Jacken aus Zellenstoff** (ohne Knoten) sind für Damen und Personen mit reizbarer Haut das angenehmste Unterkleid. [3318]
Prosp. mit Zeugn. ärztl. Autoritäten.
Carl Mez & Söhne,
Freiburg, Baden.

Kurort Salzbrunn, Schlesien.

Bahnstation, 407 Mtr. Seehöhe, mildes Gebirgsklima. Saison vom **1. Mai** bis Ende **September. Alkalische Quellen ersten Ranges,** berühmte **Molkenanstalt, Milchkuren, Kefir. Badeanstalten. Massage. Großartige Anlagen. Wohnungen** zu allen Preisen. **Heilbewährt** bei **Erkrankungen der Athmungsorgane** und des **Magens,** bei **Scrophulose, Nieren- und Blasenleiden, Gicht, Hämorrhoidalbeschwerden** und **Diabetes;** besonders auch angezeigt für **Blutarme** und **Reconvalescenten. Versendung der seit 1601 medicinisch bekannten Hauptquelle**

Oberbrunnen

durch die Herren **Furbach & Strieboll.** Alles Nähere, Nachweis von Wohnungen ꝛc. durch die **Fürstliche Brunnen-Inspection.**

Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft.

Directe Deutsche Postdampfschifffahrt

zwischen

Hamburg-New-York.	Stettin-New-York.
Havre-New-York.	Hamburg-Baltimore.
Southampton-New-York.	Hamburg-Westindien.
Hamburg-Mexico.	Hamburg-Havana.

☛ Die regelmässigen **Expressfahrten** der neuen **Doppelschrauben-Schnelldampfer**

„Augusta Victoria"
und
„Columbia"

zwischen
HAMBURG und NEW-YORK
beginnen am **9. Mai** dieses Jahres.

Nähere Auskunft ertheilen sämmtliche in- und ausländischen Agenten der Gesellschaft sowie **Die Direction** in **Hamburg, Deichstrasse 7.**

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Der illustrierte Hausgärtner.

Anleitung, Blumen und Zierpflanzen in kleinen Gärten und Zimmern zu ziehen.
Zehnte umgearbeitete Auflage von
J. Hartwig,
Großherzogl. Sächs. Garteninspektor in Weimar.
Mit 119 Abbild. In illustr. Umschlag. **gr. 8. Geh. 3 Mark 75 Pf. Vorrätig** [3586] **in allen Buchhandlungen.**

J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI *besorgen & verwerthen* **PATENTE** *in allen Ländern* **BERLIN W. 78 Friedrich-Strasse 78**

G. C. Kessler & Cie. Esslingen.
Hofliefer. Sr. Maj. des Königs v. Württemberg.
Liefer. Ihrer Kais. Hoheit der Herzogin Wera, Grossfürstin von Russland.
Liefer. Sr. Durchl. des Fürsten v. Hohenlohe, kaiserl. Statthalters in Elsass-Lothringen.
19 Auszeichnungen ersten Ranges.
Cabinet — G. C. KESSLER & Co. — CABINET — ESSLINGEN
Aelteste deutsche Schaumwein-kellerei.
Feinster Sect.
Gegründet 1826.

Krankenfahrstühle

bequem, leicht, handlich, solid gebaut und von geschmackvollem Aussehen liefert in verschiedenen Systemen und Größen zum Preise von 36—250 Mark die
Dresdner Krankenwagenfabrik
G. E. Höfgen, Dresden-N.,
Königsbrückerstrasse 75. [3562]
Ausführl. illustr. Cataloge auf Verlangen gratis u. franco.

FACHSCHULE für Müller u. Mühlenbauer DIPPOLDISWALDE

J. A. Hietel, Leipzig,
Königl. Hoflieferant. [3489]
Kunst-Stickerei und Fahnen-Manufactur.

Für Reconvalescenten!
☛ **Riedel**'scher **China-Wein** ☚
und China-Wein mit Eisen.
Bester Medicinalwein zur allgemeinen Körperstärkung und Kräftigung. Appetit anregendes und Nerven stärkendes Mittel, auch für Kinder.
Preis pro Flasche mit Einnehme-Gläschen M. 3.50, bei 6 Flaschen die 7. gratis.
Schweizer-Apotheke Berlin W., Friedrichstraße 173. [3496]

Bewährtestes Mittel gegen **Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgische Schmerzen, Rheumatismen, Keuchhusten** u. A.
Dosis nach ärztlicher Verordnung.
(Für Erwachsene in der Regel 1—2 Gramm.)
ist **Dr. Knorr's Antipyrin,**
zu haben in allen Apotheken; man verlange ausdrücklich **„Dr. Knorr's Antipyrin".** Jede Original-Büchse trägt den Namenszug des Erfinders „Dr. Knorr" in rothem Druck. [3485]

Weltpost.

M. S. in B. Da thun Sie doch am besten, sich an den Rektor derjenigen Universität zu wenden, an der Sie studieren wollen.

W. Storonni. Wir werden nachträglich darauf aufmerksam gemacht, daß das Werk Isis von C. Radenhausen verfaßt und 1870 in Hamburg bei Otto Meißner erschienen ist.

K. Z. 111 S. Auflösung richtig, Kreisrätsel nicht verwendbar, das gewünschte Bild senden wir Ihnen.

J. Sch. i. P. Sie schreiben uns: „Sollten diese Verse Unsinn sein, so verhehlen Sie es mir, bitte, nicht." Warum sollten wir es Ihnen wohl verhehlen? besonders wenn Sie so schön bitten. — Sie führen uns auf die weite, stille Heide,

Wo Eppich und Heid(e)kraut blüht,
Da liegt ein kranker Zigeuner
Von Fieberhitz' durchglüht.

Der arme Kerl!

An seiner Seit(e) die Leier,
Die alte, getreue ruht.

Wir können den Verdacht nicht unterdrücken, daß der Zigeuner diese „Leier", wie man so sagt, gemaust hat, denn in der Regel führen die Zigeuner Fideln, aber keine Leier bei sich.

Es glänzen golden die Saiten
Wohl in der Abendglut.
Von Fieberwahn umfangen
Fährt wild der Zigeuner empor.
Es quillt aus fiebernder Stirne
Ein kalter Schweiß hervor.

Quillt? Das muß ein netter Anblick gewesen sein!

Er nimmt zur Hand die Leier,
Und rasch in die Saiten er fällt,

Das kann unmöglich für diese von Vorteil sein.

Daß in ergreifender Weise
Die Laute mächtig schwellt.

Leier und Laute ist eigentlich zweierlei, wenn Sie das noch nicht wissen sollten, sei es Ihnen hiermit gesagt. Fast fürchten wir aber, Sie haben die Laute auch wieder mit dem Dudelsack verwechselt, da uns sonst wenigstens das Schwellen nicht recht verständlich ist. Nun, jedenfalls klingt das Instrument

so bang, so traurig,
Sie klinget so süß und weich.
Und als verklungen die Leier,
Da ward sein Antlitz bleich.

Ruhe sanft!

C. L. in T. Sie sagen selbst, wir hätten Ihnen viel Freude bereitet und nun machen Sie uns so herben Kummer mit Ihren Gedichten. Aber die alte Wahrheit bleibt ewig neu, daß Undank der Welt Lohn ist. Ihr „Vergißmeinnicht" ist breit wie eine Klatschrose. Unter acht Silben pro Zeile thun

Weltpost.

…'s nicht und doch geht's mit viel weniger. …ssen sie einmal auf, wir lassen die erste …le stehen, um Ihnen zu zeigen, um wieviel … zu lang ist, und streichen in den folgenden …s außer den Reimworten, und doch wird …er Leser genau wissen, was Sie gewollt …ben. Also:

Im dunklen Moose fließt ein Bach;
Schattig Dach.
Dämmerlicht,
Vergißmeinnicht.

Fliederstrauß,
Jägers Haus.
Sternenlicht,
„Vergiß mein nicht.“

Welt hinaus,
daheim zu Haus'.
ihr Gesicht;
„Vergiß mein nicht.“

Wanderstab,
kühles Grab.
Mondeslicht,
Vergißmeinnicht.

Dabei drei verschiedene Lichter und doch …ne Erleuchtung. Ueberhaupt scheint Ihr …rtschatz mehr als dürftig, denn Bach, …ch, Fliederstrauß u. dergl. mehr kommt … jeder Seite Ihrer Gedichte zum Vorschein.

Gleich im zweiten, das Sie kleiner …ilder als „Ständchen“ bezeichnen, glühen …angs die „Sterne“.

Dann macht sich die Nachtigall im …iederbaume“ zu schaffen und zum Schluß …ß er abermals herhalten, der bekannte …, . . . „Sternenschimmer“.

Die Englein halten um dich Wacht.
Ich singe leis' im Mondesflimmer
Vor deiner Thür dir „Gute Nacht“.
Schlafe wohl! Schlafe wohl!
Und thu die blauen Augen zu.
Schlafe wohl! Schlafe wohl!
Mein lieber süßer Engel du!

Auch hier wieder die riesige Breite, …mmutig und „edeleinfach“ hätten Sie … können:

Ich singe leis im Mondesflimmer,
Schlaf wohl, du süßes Frauenzimmer.

Von ihren Heimatsbildern wollen wir …ch eine Probe hersetzen:

Die Silberpappel zittert
Vom Abendweh'n gekühlt,
Wo vom Gebüsch umgittert
Im Laub die Rose spielt.

Hoffentlich verkühlt sie sich nicht.

Wo sanft im Wiesengrunde
Der Ohre Wasser rauscht,
Da hab' ich manche Stunde
Der Ewigkeit gelauscht.

Wie schade, daß wir nicht mitlauschen …ten.

Die Glut des Vollmonds blinkte
So goldig auf den Bach,
Wo Traumgestalten winkte
Der Trauerweiden Dach.

Sehen Sie, da ist schon wieder der Bach …einem Dach!

Im Fliederbusche tönte
Das Lied der Nachtigall;
Vom Turme aber dröhnte
…rab der Glocke Schall.

Schon wieder die Nachtigall im Flieder… Sie hätten sie vom Turme dröhnen … Glocke im Fliederbusche tönen lassen …, das wäre überraschend und originell …en.

…in tiefer Nebelschleier
… überm Dörfelein,
… hüllt' den nahen Weiher,
… Ufers Büschchen ein.

… in der Nähe träumte
… Abendruh' der Wald,
… friedsam, still umsäumte,
… Berges blum'ge Hald'.

…s Sümpfen aber irrten
…chter zitternd vor.
…ntkäferchen umschwirrten
… frohen Spiel mein Ohr.

… hab' ich manche Stunde
… Ewigkeit gelauscht.

Wenn Sie so fortfahren, der Ewigkeit …chen, werden Sie es schwerlich in … Leben zu etwas bringen.

…ein Herz im Wiesengrunde
… nächtlich ausgetauscht.

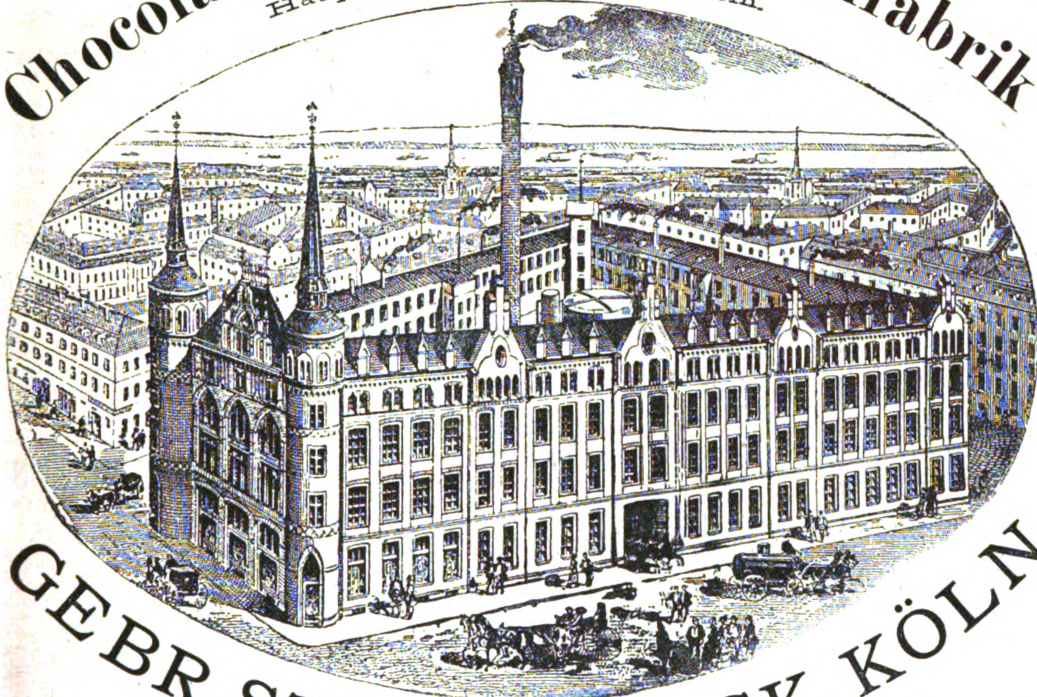
Wir bekennen Ihnen offen unser Un…en, dem hohen Flug Ihrer Dichter…e folgen zu können. Der Sinn der … beiden Zeilen wird uns bis zu jenem … Rätsel bleiben, wo alle Rätsel des … und somit auch dieses gelöst werden. — Inzwischen auf Nimmerwiedersehen.

42 Gold. etc. Medaillen.

27 Hof-Diplome.

Chocoladen- u. Zuckerwaarenfabrik

Haupt-Fabrik-Gebäude in Köln.



GEBR. STOLLWERCK, KÖLN

Königl. Preuss., Kaiserl. Oesterreich. etc. Hoflieferanten.

Dampf- und Maschinenbetrieb von 550 Pferdekraft.

— Ende 1888 über 1000 Personen beschäftigt. —

Sachgemässe Einrichtungen, wie sie nur durch den Gross-Betrieb ermöglicht werden können, haben den oben veranschaulichten Fabrik-Anlagen zu einer Ausdehnung verholfen, welche nur von wenigen der Branche auf dem Continent erreicht wird. — Der grosse Verbrauch ermöglicht den Einkauf der Rohmaterialien und deren geeignete Auswahl direct in den Productionsländern; hierdurch und durch die Fabrikation im grösseren Massstabe entstehen Vortheile, welche dem Consumenten in Qualität und Preisen zu Gute kommen.

Feine Ess- und Trink-Chocoladen.

Dessert-Chocoladen und Bonbons

in feinen Qualitäten und in den elegantesten Ausstattungen.

Puder-Cacao in vorzügl. Qualität.

Alleinige Fabrikanten von
Dr. Michaelis'
Eichel Cacao

Brause-Limonade-Bonbons
mit verschiedenem Geschmack.

Conservirte Früchte und Marmeladen.

Stollwerck'sche Chocoladen, Cacaos u. Zuckerwaaren sind überall käuflich.

Weltpost.

Richtige Lösungen der Skat- zc. Aufgaben sandten uns: Franz F. in München. — Berthold Sch. in Domanze. — Rechtsanwalt P. in Berlin. — Frau Bertha M. in Königsberg. — Dr. F. R. in Heidelberg. — Skatklub in Berlin SW. — Hauptmann a. D. von B. in G. bei Stettin. — Stud. med. Gustav L. in Breslau. — Fritz N. in Kiel.

Schriftsteller S. in Berlin. Siehe: „Das edle Whist". Achte Auflage, bearbeitet von S. Ulmann (Hartlebens Verlag, Wien), Seite 137. Aufgabe 3.

Stud. phil. Heinrich G. in Berlin. Es ist allerdings möglich, einen Solo (Skat) mit Zehnen zu verlieren, z. B. bei der folgenden Sitzung: der Spieler B (Mittelhand) hat: den zweiten, dritten und vierten Buben, Treff-10, König, Dame, 9, 8, Coeur-10, Carreau-10. — A (Vorhand) hat: sechsmal Coeur, Pique-Aß, Dame, 7 und Treff-7. Im Skat liegen Treff-Bube, Treff-Aß. Erster Stich Coeur-Aß, Coeur-10, Pique-10. Zweiter Stich: Treff-7, Carreau-Bube, Carreau-7. Die Gegner erhalten nun noch einen Stich Carreau-10, Carreau-Aß, Pique-Aß und haben dann 63 Points.

M. in B. Es ist uns schwer zu entscheiden, welches von Ihren Gedichten das jämmerlichste ist. Brauchbar ist keines davon.

R. L. in W. Sie haben recht, der auf S. 1999 genannte Verfasser der fürstlichen Charakterzüge heißt Max Oberbreyer.

Adda in P. Mit Ihrer Freundschaft können Sie uns gewogen bleiben und mit Ihrer Poesie. Auch Ihr Gedicht gefällt uns nicht, doch mag es zur Entscheidung der Leser hier stehen.

Auf der Höhe eines Felsens
Steht ein Schloß recht hoch und hehr,
Drinnen schläft der Ritter Jürgen,
Dessen Herz bedrückt war schwer.
Denn er liebt ein schönes Mädchen,
Kunigunden von Brabant.
Oftmals hat er sie gebeten
Um ihr Herz und ihre Hand;
Doch der Vater wollt's nicht leiden,
Denn Herr Jürgen liebt den Wein.
Und er zwang das arme Mädchen,
Ihm zu sagen hart ein „Nein!"
Eines Morgens kam er wieder,
Fleht zum letztenmal sie an,
Doch es spricht die gute Tochter:
Geh, ich will dich nicht zum Mann.
Sprachlos stand der arme Ritter,
Doch er faßte sich sehr bald,
Stieß mit einem einz'gen Rucke
In den Leib das Schwert so kalt.
Kunigunde ganz verzweifelt,
Nahm sofort Arsenik ein.
Dieses merkt euch, o ihr Menschen,
Liebet nicht zu sehr den Wein. Adieu!

E. K. in T. Von unser r Zeitschrift erscheint alle vier Wochen ein Heft, so erklärt es sich, daß der erste Band sieben, der zweite sechs Hefte umfaßt. Selbstredend werden sämtliche Romane und Novellen mit dem letzten Heft zum Abschluß gebracht. Im übrigen Dank für Ihre freundliche Anerkennung.

M. in N. Alexandersbad liegt in Franken und ist als Wasserheilanstalt und Stahlbad, wie auch als Sommerfrische sehr zu empfehlen. Auskunft dürfte Ihnen sowohl der Direktor Breithaupt, als auch der dirigierende Arzt Dr. F. C. Müller erteilen; der letztere hat übrigens eine Broschüre über das Bad veröffentlicht, welche ein durch mannigfache Abbildungen und Pläne erläutertes anschauliches Bild des herrlich, mitten in kolossalen Wäldern 590 m hoch gelegenen Alexandersbades gibt. Sie dürfte Ihnen und dem reisenden Publikum im Bedarfsfalle ein willkommener Ratgeber und Führer sein. Jede Buchhandlung besorgt Ihnen das Büchlein, auch wird es direkt von der Badeverwaltung Alexandersbad bei Wunsiedel gegen Einsendung von M. 1.10. versendet.

MARIENBAD.

Glaubersalzhaltige, Eisen- und erdigalkalische Quellen, Kohlensäure-, Moor-, *Stahl-, Dampf-*, Gas- und Heissluftbäder, Kaltwasserproceduren.
Versandt der Mineralwässer durch die Stift Tepler Brunnenversendung. — Neues Salzsudhaus.
Versandt von natürlichen Brunnensalzen, Pastillen durch Pächter **Josef Müller.**
Neuerbaute Colonnade. — Elektrische Stadtbeleuchtung.
Saison vom 1. Mai bis 30. September.
Frequenz 14,000 Personen (exclusive Passanten).
Prospecte vom Bürgermeisteramte gratis.
Niederlagen der Mineralwässer in **Stuttgart** bei **W. Benz Söhne**, Charlottenstr. 9, **C. H. Burk**, Archivstr. 21 u. 23. [3525]

Bad Thalkirchen bei München

Wasserheil- und diätetische Anstalt.

Electrotherapie u. Massage w. v. d. **Aerzten selbst** ausgeübt. Für Nervenleiden, (Schwächezuständen), Verdauungs- u. Circulationsstörungen, Fettsucht u. Gicht; Morfiumentziehungskuren (schmerzlos). **Zimmer sammt ärztl. Bes. u. sämmtl. Bädern** v. M. 2.50 an p. Tag. Ausführliche Prospecte franco u. gratis versendet **Dr. V. Stammler.** [3429]



Heinrich Kleyer, Adler-Fahrradwerke (grösste Fabrik d. Branche aufd. Continent) in **Frankfurt a. M.** Fabrikant der Adler-Fahrräder Generalvertreter der **Coventry Masch. Co., Singer & Co.** etc. Rohtheile u. Zubehör. Ill. Katal. gegen 10 Pf.-Marke. [3514]

Cibils

Fleisch-Extracte

*liefern die **wohlschmeckendsten** und **kräftigsten Suppen.***

16 Medaillen und Ehrendiplome. [3427]

Grossherzogl. Sächs. Hofpianoforte-Fabrik

von

L. Römhildt, Weimar.

Prachtvoller Ton! **Specialität:** Einfache stylgerechte Gehäuse!
Geradsaitige und kreuzsaitige **Export-Pianos** in 8 verschiedenen Modellen. Prämiirt auf 10 Welt- und grossen Provinzial-Ausstellungen mit ersten Preisen. Glänzende Anerkennungen von *Dr. Franz Liszt, Hans von Bülow, Lassen, Müller-Hartung* und anderen. Kontraktliche **5jährige** Garantie bei **feuchtestem** Klima-Ort. — ***Günstige Ratenzahlungen. — Preis-Kourante gratis.***

Deutsche Militairdienst-Versicherungs-Anstalt in Hannover.

Eltern von Söhnen unter 12 Jahren werden auf obige, 1878 errichtete, unter Oberaufsicht der Königl. Staatsregierung stehende Anstalt aufmerksam gemacht. — **Zweck derselben:** Wesentliche Verminderung der Kosten des ein- wie dreijährigen Dienstes für die betr. Eltern, Unterstützung von Berufssoldaten, Versorgung von **Invaliden.** Je früher der Beitritt erfolgt, desto niedriger die Prämie. Im Jahre 1887 wurden versichert 20,000 Knaben mit ℳ 23,000,000 Capital. — **Status Ende 1887:** Versicherungscapital ℳ 90,000,000; Jahreseinnahme ℳ 5,500,000; Garantiemittel ℳ 15,000,000; Invalidenfonds ℳ 113,000; Dividendenfonds ℳ 562,000. Prospecte &c. unentgeltlich durch die Direction und die Vertreter. [2872]

Collection Spemann

Serie der Gegenwart. *Moderne Romane.*

Soeben erschien:
Band 283. Fürst Bismarck als Redner. VIII. Band.
Preis des elegant gebundenen Bandes 1 Mark. Kataloge gratis in jeder Buchhandlung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

A. von Humboldts gesammelte Werke

(Kosmos. Reise nach den Aequinoktialgegenden. Neu-Spanien. Ansichten der Natur. Cuba. Lebensbeschreibung.)
in neuer vorzüglicher Ausgabe. 30 Lief. à 50 Pf. [3560]
Probeheft durch alle soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich Spielhagens

Ausgewählte Romane
in ca. 60 Lieferungen à 30 Pf.
Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

FÜR TAUBE. Eine durch ein einfaches Mittel von 23jähriger Taubheit u. Ohrengeräuschen geheilte Person ist bereit, dessen Beschreibung Jedem gratis zu senden. Adr.: **Nicholson, Wien IX,** Koling 4.

FUER UNSERE KRANKEN!

Kostenfrei für Jedermann hat die Direction des Sanjana-Institutes zu Egham (England) eine neue Aufl. der Sanjana-Heilmethode in **deutscher** Sprache herausgegeben. — **Die Sanjana-Heilmethode ist das berühmteste Heilverfahren der Neuzeit und beweist sich von ganz wunderbarem Erfolge bei allen Stadien der Lungenschwindsucht, chron. Lungen-Catarrh, Verhärtung der Lunge, tuberculöser Erweichung, Asthma, Emphysem;** bei **Nerven-, Gehirn-** und **Rückenmarks-Leiden, sowie bei allen hieraus resultirenden Krankheitszuständen.** Jedermann erhält die Principien dieser Heilmethode **gratis u. franco durch den Secretär der Sanjana-Company,** Herrn Paul Schwerdfeger zu **Leipzig.** NB. Zahlreiche Zeugnisse über die erstaunliche Wirkung der Heilmethode sind jedem Exemplare beigegeben. [3399]

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.



Die Modenwelt, Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:
24 Nummern m. Toiletten u. Handarbeiten, enthalt. gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche d. ganze Gebiet der Garderobe u. Leibwäsche f. Damen, Mädchen u. Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche &c., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren &c.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen u. Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3. [3363]



Äolsharmonika

für Gärten und auf Dächer, ertönt harmonisch schon bei schwach. Winde, Stück M. 6.—, mit starkem Ton M. 8.—, mit vergoldeter Windfahne M. 4.— mehr. Illustrirte Preisblätter.
Adolf Klinger, Reichenberg i. Böhm. [3580]

Graue Haare erhalt. durch mein neues bleifreies u. unschädl. **Haarfärbemittel** d. ursprüngl. Farbe wieder, blond, braun od. schwarz. 1 Flacon f. 1 Jahr reichend M. 3. fr. **Emmerich a. Rh.** Wiederverkäufer gesucht: **H. v. Gimborn.**

Dresdner Velocipedfabr. Schladitz & Bernhardt



empfehlen ihre vorzügl. **Dreiräder, Zweiräder** u. Sicherheitsmaschinen **Germania-Rover.** Preiscour. geg. 10 Pf.-Marke.

Flechten, auch Gesichts- und Bartflechten, heilt mit Erfolg brieflich **Joseph Kulla,** Elberfeld.

1000 Briefmarken. ca. 200 Sorten 60 Pf. bei **G. Zechmeyer, Nürnberg.** Ankauf. Tausch. [3526]

„Anerkannt bestes Putzmittel".



Wir warnen ausdrücklich vor Ankauf von Nachahmungen u. achte man daher **genau** auf Firma und Schutzmarke.

Glas-Schreibfedern

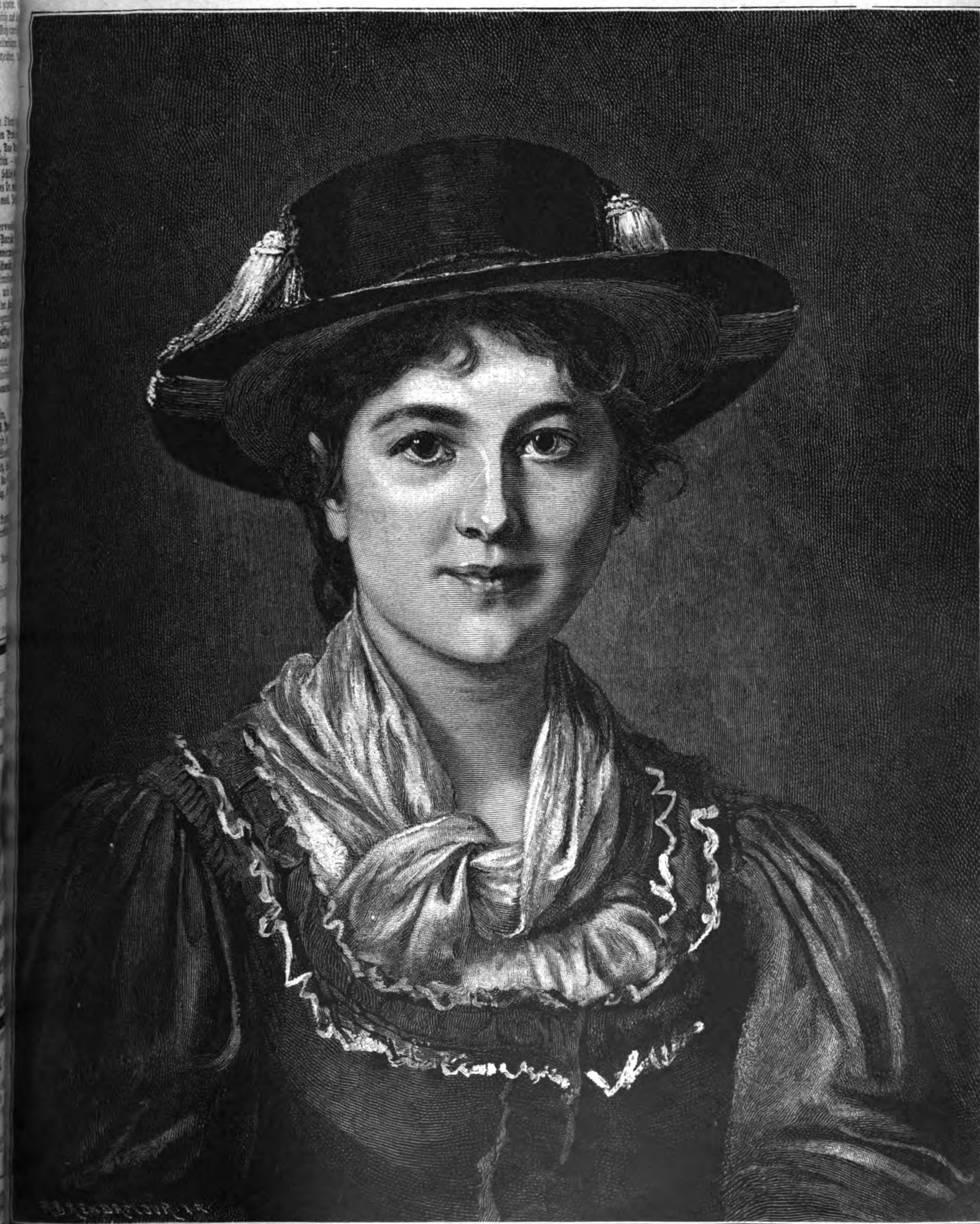
2 Proben für **1 Mark** Briefmarken von **GUSTAV PICKHARDT** in **Bonn**

7 **C. L. Flemming** 7
Klobenstein b. Schwarzenberg i. S.
empf. **kleine Leiterwagen** f. Kinder u. Erwachsene m. abgedr. Eisenachs. gut beschlag.



25 50 100 Ko. Tragfähigk.
7.—, 12,—, 18,— M. pr. St. blau.
Franko nach allen Stat. Deutschl. u. Oesterr.
Illustr. Preislisten gratis! Fabrik f. Wagen, Bürstenhölzer u. div. Holzwaaren.

Ziegenbockwagen, Kinderschlitten. Weihnachtsgeschenke für Kinder und Erwachsene. Illustr. Preislisten gratis.



Mein herzigs Roserl. Von F. v. Defregger.



Aemsigenalp (S. 875).

Die Pilatusbahn.

Von

J. Hardmeyer-Jenny.

In den ersten Tagen des Juni ist eine Bergbahn eröffnet worden, die, was Kühnheit der Anlage betrifft, alle ähnlichen Schienenwege weit hinter sich zurückläßt, die Pilatusbahn. Sie wird der Touristenwelt eine wahre Ueberraschung bieten und viel von sich reden machen.

Der Pilatus genießt seit alten Zeiten den Ruf eines ganz absonderlichen Berges. Von ihm wurde gesprochen und über ihn wurde geschrieben zu einer Zeit, da nur die Hirten und Sennen zu Berge stiegen, da einzig die grüne Alpweide, nicht aber die Schönheit der Naturszenen die Menschen auf die Höhen lockten, da die Alpen sozusagen noch nicht entdeckt waren. Der weit gegen das Hügelland vorgeschobene Felskoloß mit seinen steil abfallenden Wänden, mit seinen Zinken und Zacken wird weiter im Lande herum gesehen, als alle seine Nachbarn. Hell glänzt er im Morgenlicht in alle Ferne, und wenn die Sonne sich neigt, so steht er düster da und wirft dunkle Schatten hin über See und Land. Wenn an schwülen Sommertagen der Horizont sich verfinstert, so brodelt es unheimlich droben in den Schluchten des Berges, es leuchten von Blitzen umzuckt die Felszacken in rötlichem Schimmer aus dem schwarzen Gewölk hervor, die Donnerschläge widerhallen in den Schlünden, und von den wilden Höhen brechen Gewitterstürme mit Graus und Verheerung hernieder auf die lachenden Gefilde. Was Wunder, daß in der grauen Vorzeit die Umwohner und alle diejenigen, in deren Gesichtskreis dieser Berg lag, auf den Gedanken kamen, dort droben sei es nicht geheuer? Die erschreckte Phantasie der Menschen bevölkerte die schaurigen Höhen mit einem Heer von Gespenstern, Erdmännlein, schwarzen Geisterrossen, mit Lindwürmern, Schlangen und Drachen von jeder Sorte, und der luzernische Stadtschreiber Johann Leopold Cysat, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts lebte, beschreibt weitläufig und von der Wahrheit dessen, was er sagt, vollkommen überzeugt, „all das teuflische gespenster und geister Werk mit dem der Berg uff der höhe gar wohl besetzt und erfüllet ist“. Das schlimmste Gespenst aber, das dort droben hauste, war dasjenige, nach dem der Berg benannt ist, der jüdische Landpfleger Pontius Pilatus, der auf ganz merkwürdige Weise da herauf kam. Nachdem er den Heiland den Feinden zur Kreuzigung überliefert hatte, wurde er vom Kaiser nach Rom berufen, um sich zu rechtfertigen. Es gelang ihm nicht; er wurde gefangen gesetzt und that sich im Kerker ein Leid an. Der Leichnam wurde in den Tiber geworfen; allein siehe! es erhob sich über dem Wasser düsteres Gewölk, ein schreckliches Ungewitter brach los und verheerte die Gefilde. „Fort mit dem Unhold!“ hieß es. Die wieder aufgefischte Leiche wurde nach Vienne in Frankreich gebracht und dort in die Rhone versenkt, wo sie am tiefsten ist; doch auch hier entstand Gewitteraufruhr; es war entsetzlich! In Lausanne, wohin der ungebärdige tote Mann transportiert wurde — warum wohl nach Lausanne? — trieb er es noch ärger, so daß man beschloß, ihn in ein wildes Gebirg hinaufzuschaffen, um ihn endlich einmal los zu werden, und fort ging's mit



Mönchstein (S. 875).

ihm durchs Land dahin an den vielarmigen See mitten im waldesdüstern Helvetien und hinauf in die oberste Region des zacki- gen Berges, der das Seeende überragt. Dort war ganz oben an düsterm Ort im Schatten der obersten Felswand ein klei- ner See von schauerlichem Ansehen. Er hatte weder Zufluß noch Abfluß und die Winde glitten über ihn dahin, ohne daß eine Welle sich regte. Plumps! hinein mit dem Landpfleger. Nun wird doch einmal endlich Ruhe werden. Allein weit gefehlt! So schlimm hat er's noch gar nie getrieben; er regte Wind und Wolken auf, grausige Gewitter brachen los, so daß weithin alles überschwemmt, ver- hagelt, vom Sturm zerstört wurde; ja er nahm bald von allen Höhen Besitz und fuhr als scheußliches Ungetüm die Kreuz und die Quere auf denselben dahin. Da kam zum Glück ein fahrender Schüler aus Salamanca dahergereist. Man erzählte ihm von dem Unhold. Der kam ihm gerade recht, und er stieg hinauf auf den Berg, um den alten Sünder mit urkräftigen Be- schwörungsformeln zu bannen. Es gelang ihm vortrefflich. Doch eine Konzession mußte er dem Gebannten machen, die näm- lich, daß er je am Charfreitag aus dem Wasser emportauchen, in Mitte des Sees seinen Prätorstuhl aufrichten und im Or- nate darauf thronen dürfe. Von nun an verhielt sich Pilatus still und manierlich, jedoch nur, wenn man ihn ungestört ließ. Wurde er geneckt, warf man Steine oder Unrat ins Wasser, höhnte man ihn mit Worten, so brach er zornmütig hervor. Es verfinsterte sich der Berg, das Unwetter zog über das Land dahin, so daß überall Jammer und Klage war. So sehr glaubte man an die verderbliche Macht des bösen Toten, daß der Rat von Luzern sich ein- läßlich und eifrig mit ihm beschäftigte. Damit das Gespenst ja nicht geärgert und geneckt würde, verbot der Rat bei strenger Strafe die Besteigung des Berges. Solche Verbote sind heute noch im Staatsarchiv in Luzern zu lesen. Sie datieren aus den Jahren 1496, 1564, 1578 und 1589. Die wenigen Sennen, welche mit dem Vieh zu Berge fuhren, wurden von Mit- gliedern des Rates jedes Frühjahr in Eid und Pflicht genommen, niemand hinauf- steigen zu lassen auf den schlimmen Berg. Da aber immer wieder Ungewitter los- brachen, so forschte man stets nach sol- chen, die den Landpfleger geneckt haben könnten. Man kam mehreren solcher Misse- thäter auf die Spur; sie wurden hart be- straft, ja einer soll hingerichtet worden sein. Nur mit großer Mühe gelang es einigen angesehenen Männern, sich vom Rate die Erlaubnis zu erwirken, den Berg besteigen zu dürfen, so dem Herzog Ulrich von Württemberg (1518), dem gelehrten Bürgermeister von St. Gallen, Joachim Vadian und dem zürcherischen Naturfor- scher Konrad Geßner. Ganze Bücher wur- den über die Pilatusgeschichte geschrieben, und es tauchten nach und nach darin Zweifel auf, die immer lauter wurden, so daß zu Ende des 16. Jahrhunderts der Glaube an den pilatischen Spuk sicht- lich ins Wanken gekommen war. Zu Falle brachte ihn ein Stadtpfarrer von Luzern, Magister Johannes Müller. In zahlreicher Begleitung begab er sich hinauf zum düstern See; er forderte in kecker, höhnischer Rede den Geist heraus, warf Steine und Erde ins Wasser und ließ Leute hineinwaten — und siehe, es er- folgte weder Sturm noch Ungewitter, kein Lüftchen regte sich, und blau blieb der Himmel. Nun war's um Pilatus und seine Macht geschehen. Sogar die Herren vom Rat gaben den alten Glau- ben auf und thaten noch ein mehreres: sie ließen das Seelein abgraben, das nun zu einem kleinen, trägen Sumpfe ward, wo sich nur zur Zeit der Schneeschmelze etwas Wasser ansammelt, um bald wieder zu verschwinden.



Oberste Partie der Pilatusbahn (S. 876).

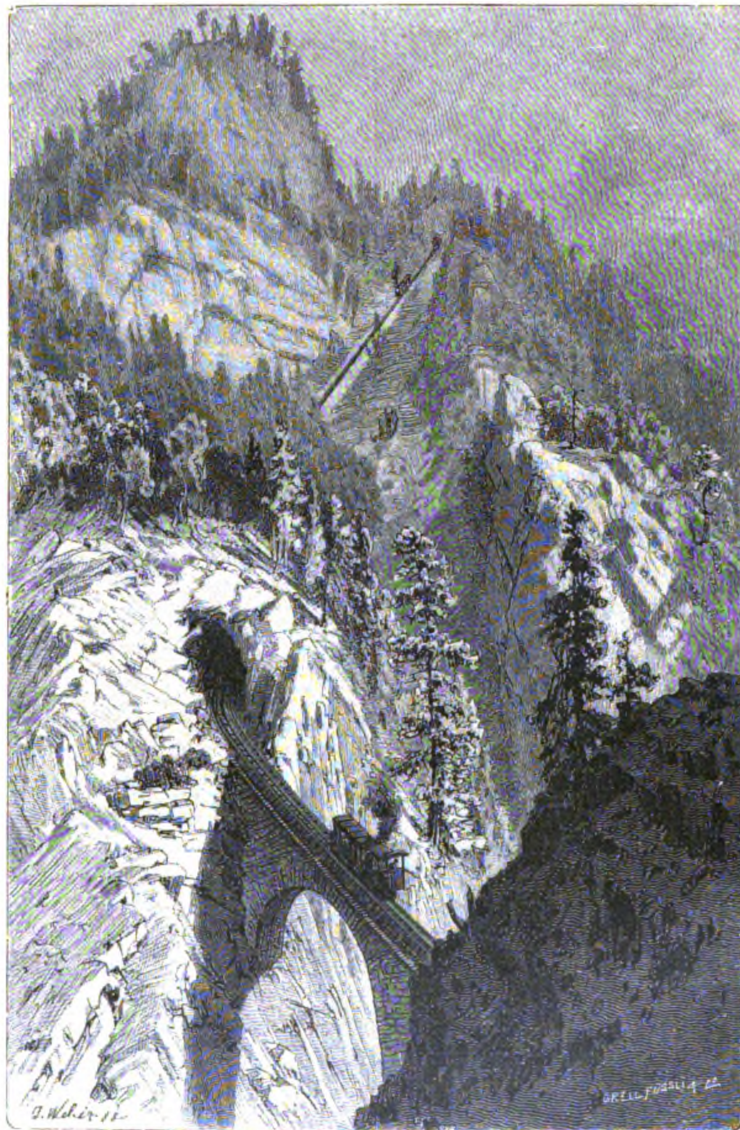
Ein Mann der Kirche hat dem Wahne ein Ende gemacht, trotzdem es ohne allen Zweifel kirchliche Autorität gewesen, welche zur Entstehung desselben Jahrhunderte zu- vor Veranlassung gegeben hatte. Der Um- stand, daß auf einem der Gipfel unsers Berges, dem „Mittaggüpfi“, ein „Gnepf- stein“, eine „pierre branlante“ vorhan- den war, ein Felsstück, das man über ein anderes in der Weise hingelegt hatte, daß es in schaukelnde Bewegung gebracht wer- den konnte, läßt darauf schließen, daß der Pilatus in den keltischen Zeiten ein hei- liger Berg war, auf welchem religiöse Ge- bräuche vollzogen und Opfergaben dar- gebracht wurden. Zur Zeit der aleman- nischen Einwanderung war der Nimbus der Heiligkeit des Berges noch nicht ver- schwunden, und die Eingewanderten ver- ehrten auf demselben, besonders an Quel- len und Brunnen, ihre Gottheiten. Als das Christentum Wurzel zu fassen begann, hatte die Geistlichkeit viel gegen die nicht weichen wollenden heidnischen Gebräuche

zu kämpfen. Um dem Unfug der heidnischen Bergfahrten den Riegel zu schieben, wurde von geistlicher Seite das Möglichste gethan, den Berg zu einem ungeheuerlichen zu machen, indem man ihn, schon bestehende Sagen benützend, mit demjenigen Manne in Verbindung brachte, durch dessen Schuld der Herr den Kreuzestod erlitten. Und siehe, der Zweck wurde erreicht, um so eher, als die Obrigkeit mit ihren Verboten dem Klerus zu Hilfe kam. Noch lange aber, ja bis in die neueste Zeit hinein, ist ein Rest der alten Scheu geblieben; denn es verlangte erst vor kurzem noch ein Hirte von einem Pilatusbesteiger, er solle sich beim Tümpel des ehemaligen Pilatussees so benehmen, als sei er an einem geheimnisvollen Orte.

So erweist sich die Pilatussage als ein Echo, das aus grauem Altertum in unsere Zeit herübertönt und an diejenigen uns mahnt, die Jahrhunderte vor uns in diesem Lande gewohnt haben.

Wenn wir uns im Luzerner Archiv die alten vergilbten Dokumente ansehen, welche die Besteigung des Pilatus strenge verboten, und den Aufruf zur Gründung einer Pilatusbahn-Gesellschaft dagegen halten, welchen die beiden Züricher, Oberst Eduard Locher und Eduard Guyer-Freuler im Dezember 1885 ergehen ließen, so sagen wir uns unwillkürlich: Wie ändern sich die Zeiten! Der Berg, den die Obrigkeit vor drei Jahrhunderten noch als einen verfemten hinstellte, zu dem sie ängstlich jeden Aufstieg absperrte, wird heute aller Welt erschlossen und alle Mittel moderner Technik werden in Anspruch genommen, um Hunderte mühelos auf die weitschauende, herrliche Bergzinne hinaufzuheben.

Nicht, daß bis zum Bau der neuen Bergbahn der Pilatus spärlich besucht worden wäre; allein die Zahl seiner Besucher blieb in dem Maße hinter derjenigen der Besucher des Rigi zurück, als seine Besteigung beschwerlicher war als die seines Rivalen. Als dann noch vollends die Bahnen von Viznau und Arth aus hinzukamen, da wuchs der Besuch des Rigi in so ungemessener Weise über denjenigen des Pilatus hinaus, daß, wenn der letztere Berg konkurrenzfähig bleiben sollte, eine Bahn auf dessen Höhe zur Notwendigkeit wurde. Allein, wie sollte man ihm beikommen? Er steigt so jäh, so handlos an, er steht so spröde, so zurückweisend da! Doch, wie alles auf der Welt seine zwei Seiten hat, so auch der Pilatus. Man fuhr von Luzern aus aufwärts nach Obwalden und schaute sich den Berg von der Rückseite an. Hier steigt er weniger jäh empor; sollte die Anlage einer Bahn hier möglich sein? Mit großer Einsicht und unendlicher Ausdauer durchstöberte Oberst Locher den Hang über Alpnach-Staad, dem kleinen Hafenorte hart am Fuße des Berges. Er faßte besonders eine Bergfalte ins Auge, ein Rinnsal, das vom Seestrande hinaufreicht bis zu den obersten Felsköpfen, die sich aus der Mulde der Mattalp senkrecht aufrecken. Ein altbegangener Zickzackpfad führt durch die Falte zu den Alpweiden empor. „Hier", sagte sich der energische Mann, „hier ist die Anlage meiner Kletterbahn möglich, und vielleicht nur hier. Bin ich einmal droben auf der Mattalp, so werde ich wohl auch mit dem Felsgestein noch fertig werden können." Er durchkletterte alle Flühen und Hänge, indem er sein Leben mehr aufs Spiel setzte als Wildheuer und Gemsjäger es thun, er studierte, rechnete, zeichnete und fand endlich sein Tracee. Doch es war so steil, und der Berg ließ sich so gar nichts abmarkten, daß es unmöglich war, mit dem bis jetzt bei Bergbahnen angewandten Zahnradsystem hinaufzugelangen. Es bedurfte anderer Maschinen, einer anderen Einrichtung des Oberbaues. Es war eine schwere Aufgabe zu lösen. Oberst Locher hat sie glänzend gelöst und durch sein einzig dastehendes Werk bewiesen, daß er nicht nur ein vortrefflicher Ingenieur, sondern auch ein vollendeter Mechaniker ist. Sein Genosse, Ed. Guyer, stand ihm als gewandter Organisator zur Seite. Im rauhen Gebirge ein solches Werk auszuführen, erforderte unendliche Sorgfalt für Unterkunft und Verpflegung der Arbeiter, für Beschaffung und Transport des Materials, für Feststellung des täglichen Arbeitsprogramms, das die Unbill der Witterung gar oft über den Haufen warf. Kein Weg war vorhanden. Unter unsäglichen Schwierigkeiten wurde die Bahn ruckweise je von einem Punkte aus erstellt und das fertig gewordene Teilstück mußte sogleich in Dienst treten. Trotz all dieser schlimmen Verhältnisse wurde die Bahn im Verlauf von zwei Jahren vollendet; allein wie kurz waren diese zwei Jahre, wenn man die Tage zählt, an welchen gearbeitet werden



Wolfortbachviadukt (S. 875).

konnte! Es waren der letzteren in beiden Jahren zusammen genau vierhundert.

Den 17. August 1888 fuhr der erste Personenwagen zu Berge und brachte den Verwaltungsrat zu einer Sitzung hinauf ins alte Bergwirtshaus in der Lücke zwischen den beiden Gipfeln Oberhaupt und Esel. Hier war zu vernehmen, daß die Pilatusbahn als solche, inklusive Rollmaterial, Stationsanlagen und Werkstätten, jedoch mit Ausschluß der Hotelbauten und dessen, was damit zusammenhängt, um die in anbetracht der außergewöhnlichen Schwierigkeiten bescheidene Summe von 1900000 Franken ausgeführt worden ist. Es ist ein schönes, großes Werk geschaffen, das den beiden Unternehmern, Locher und Guyer, zu hoher Ehre gereicht und Tausenden hohen und edeln Genuß verschaffen wird.

Und nun, wie sieht die Bahn aus und wie vollzieht sich die Fahrt? Hart neben der Station Alpnach-Staad der Brünigbahn steht das kleine Stationsgebäude der Bergbahn (S. 881), unweit vom Strande des Vierwaldstättersees, 441 Meter über Meer. Die Länge der Bahn beträgt 4618 Meter bis zur Endstation auf 2070 Meter Meereshöhe. Die Maximalsteigung beträgt nicht weniger als 48 % = 25° 39', die höchste bis jetzt mit Zahnradbetrieb überwundene Steigung. Das Fahrzeug legt bei der Bergfahrt sowohl als bei der Thalfahrt per Sekunde einen Meter zurück, so daß die Fahrt je 80 Minuten dauert.

Der Unterbau bildet vom Seegestade bis zur Höhe eine urfeste, durchlaufende Mauer, welche mit mächtigen Granitplatten gedeckt ist. Diese wurden — ein bemerkenswerter Umstand — drüben am Südhang der Alpen gebrochen, in den Steinbrüchen von Osogna bei Bellinzona.

Der Oberbau, ganz aus Eisen und Stahl, ist von Meter zu Meter durch gewaltige schmiedeeiserne Schrauben mit dem Mauerwerke verankert. Die Zahnstange, die etwas überhöht zwischen den Laufschienen angebracht ist, ist beiderseitig gezahnt. In diese Zahnreihen greifen bei jedem Fahrzeug rechts und links je zwei horizontal sich bewegende Zahnräder ein, die jeden Augenblick gebremst werden können und sich überdies automatisch bremsen. Die Sicherheit kann eine absolute, diejenige aller andern Bergbahnen übertreffende genannt werden.

Das Fahrzeug, das uns zu Berge bringen soll, steht schief auf dem Geleise da. Es besteht aus der Lokomotive und vier mit ihr verbundenen etagierten Wagen zu je acht Sitzplätzen. Pustend setzt sich die Maschine in Bewegung und schiebt die Wagen bergan. Es geht lustig hinauf durch Matten mit gewaltigen Obst- und Walnußbäumen, welche im tiefgründigen Boden der Schieferhalde trefflich gedeihen. Aus Holz gefügte und mit steinbeschwerten Schindeln gedeckte Hütten und Ställe stehen da und dort am steilen Hange. Bald ist der Buchenwald erreicht, durch den der Zug hinanklettert. Düster ist's in diesem Walde, wie in allen Bergforsten, deren Aeste wie zu besserem Halt ineinander greifen und nur wenig Licht einlassen. Bei 800 Meter Bahnentwickelung und 900 Meter Meereshöhe fängt unser Staunen an. Wir sind an einer tiefen, jäh zum See abstürzenden Schlucht angelangt, am sogenannten Wolfortbach, wo Wasser eingenommen wird. Eine kühne Baute, der Wolfortbachviadukt (S. 872), überbrückt den Abgrund, durch den wir tief unten den See erblicken. Turmhoch über uns sehen wir auf steiler Fluh die Fortsetzung der Bahn und fragen uns: Wie ist's denn möglich, dort hinaufzugelangen? Wir treten in einen Tunnel ein und in stärkster Steigung geht es die „Risleten" hinan, eine mächtige Schutthalde, die das seit Jahrtausenden „niederrieselnde" Schiefergestein an das Felsgestell des Berges angelegt hat. Die Strecke über die Halde hinauf ist die Schmerzensstrecke der Bahnunternehmung. Sie konnte nur vermittelst unterirdischer Gewölbeanlagen, gewaltigem Schutz-Mauerwerk und weitgreifenden Faschinenzügen überwunden werden und hat unverhältnismäßig viel Geld verschlungen.

Es folgen die zwei Spychertunnels und bei 2400 Meter Bahnentwickelung und 1600 Meter Meereshöhe die freundliche Aemsigenalp (S. 866) mit einer Sennhütte und einem Bergwirtshäuschen. Hier könnten wir die herrliche Aussicht beschreiben, die sich darbietet; doch wir haben uns vorgenommen, auf alle Aussichtsbeschreibung zu verzichten, hier und weiter droben, wir würden nie fertig werden. Der Wettertannen aber wollen wir Erwähnung thun, welche die Alphütte schützen. Ehrwürdig stehen sie da mit ihren Flechtenbärten und beschatten das Obdach der Menschen und des Viehs. Jahrhundertelang haben sie den Stürmen und den Ungewittern Stand gehalten, jedoch nicht ohne Spuren harten Kampfes an sich zu tragen, denn zerzaust ist ihr Geäst und vom Blitzschlag zerschunden die Rinde ihrer Wipfel. Auf Aemsigenalp kreuzen sich die zu Thal und zu Berg fahrenden Züge.

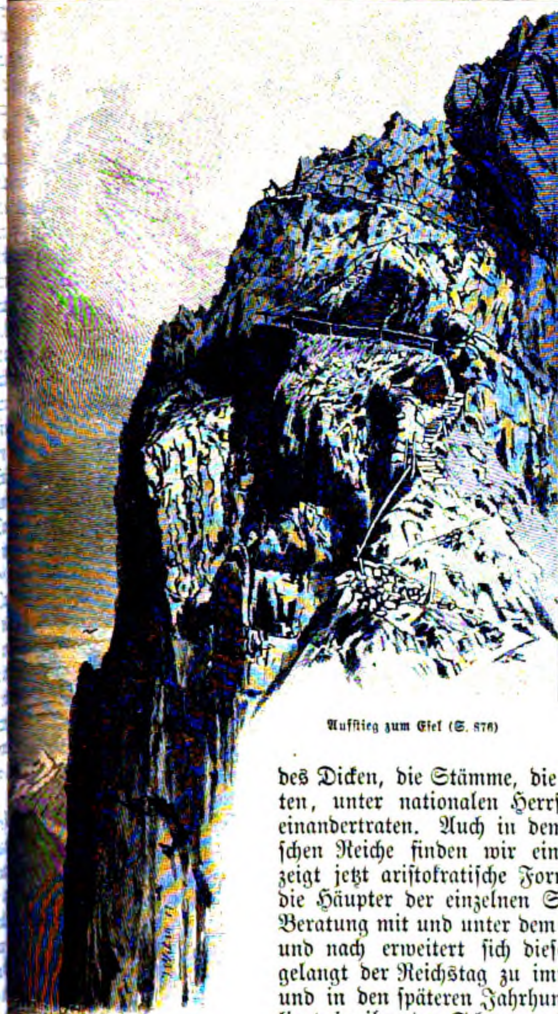
Durch freundliches Alpengelände geht's hinauf in die obere Stufe der Bergweide, in die „Wilde", wie die oberen Staffeln der Alpen in Obwalden genannt werden, in die Mulde der Mattalp (S. 911), wo wir auf Rigihöhe angelangt sind. Nun aufgeschaut! In imposanter Schönheit, in feierlicher Großartigkeit steht im Halbkreis vor uns die Felskrönung des Berges, die Steigliegg mit dem hausdachjähen Rasenhang, zu dem nur der Wildheuer emporsteigt, der Esel, der eigentliche Kulm des Berges, das Oberhaupt und das ungeheuer wuchtige Matthorn mit seinem vorgeschobenen Eckturm und den senkrechten Schichten, die den Felsblock entzweischneiden und von den Hirten „des Teufels Karrgasse" genannt werden.

In der trümmervollen Mattalp, deren Felsblöcke phantastische Gebilde darstellen (S. 865), blüht in den ersten Sommermonaten, welche für diese Höhen die erste Lenzeszeit sind, eine Alpenflora, die zu dem Reichsten und Schönsten gehört, was die Alpen aufzuweisen haben. Die Soldanellen beeilen sich, überall da schnell hervorzugucken, wo der Rand der Schneeflächen zurückschmilzt, die prächtigen Gentianen in verschiedenen Arten, die wundervolle Alpenanemone, der Alpenmohn mit seinen seidenleichten Blumenblättern, die ebenso hinfällig sind, wie die des Ackermohns in den Ebenen drunten, sie verkünden als Herolde das Aufblühen der Alpenrose, deren herrliches Rot weithin die Gründe und die Hänge schmückt.

Doch für uns ist hier des Verweilens nicht. Die Maschine pustet und keucht. Sie hat noch ein gutes Stück Arbeit vor sich. Allein, wie ist da weiter zu kommen? Die Bahn findet den Weg; sie biegt etwas nach Osten gegen die „Rosegg" aus und steigt — ein großartiges Stück Schienenweg! — die senkrecht abfallende Eselwand hinan, welche sie in vier Tunnels durchbricht, um dann wieder an schwindelnden Abstürzen hinzuziehen (S. 868). Zwischen dem zweiten und dritten Tunnel entfaltet sich vor unserm Blick das herrlichste Alpenpanorama; besonders großartig tritt der nahe Titlis hervor, der über den grünen Bergen des glücklichen Ländchens Obwalden in seinem firnbedeckten Gletschermantel funkelt und schimmert als ein wahrer Juwel im Kranze der Hochgebirge.

Die Bahn biegt um eine Felsecke und die Maschine überwindet, als ob sie einen letzten, entscheidenden Anlauf nehmen wollte, schnaubend und mit lautem Pfiff, der an den Wänden widerhallt, die letzte in 48 % liegende Steigung und tritt durch ein hohes Portal in ein Gebäude ein, das sich an die Felsmauer des obersten Berghauptes duckt; es ist die Station Pilatuskulm (S. 889), die obere Endstation der Bahn, und wir stehen 1629 Meter über dem Strande des Vierwaldstättersees, 2070 Meter über der Meeresfläche und nur 53 Meter unter dem Gipfel des „Esels" (S. 877), den wir, trotzig und herrschend wie er ist, lieber nach seinem alten Namen „Etzel" nennen würden. Die lautliche Abschleifung hat sich an dem herrlichen Felshaupt versündigt.

Wenige Schritte nur und wir stehen auf der Terrasse des alten Berghauses, das in diese allen Stürmen ausgesetzte Lücke hineingebaut ist, und schauen staunend in grausige Schluchten nieder. Die Felsen fallen Hunderte von Metern tief lotrecht gegen das paradiesische Gelände von Luzern ab, und jenseits desselben dehnt sich das reizende Hügelland der Schweiz mit seinen Hunderten von Ortschaften, mit seinen blauen und glitzernden Seen und den Flüssen, welche zwischen den waldgekrönten Höhen wie Silberfäden das Land durchziehen. Zur andern Seite, gegen Morgen, Mittag und Abend hin, erhebt sich vor unserm staunenden Auge das Alpengebirge, dessen Anblick nie überwältigender ist, als wenn tief unter uns die Wolken wallen und die Thäler wie in einem Meer versunken sind. Dann heben sich die Tau



Aufstieg zum Esel (S. 876)

nde von Gipfeln in hellster Klarheit in e Lüfte empor und strahlen und funkeln hehrer Majestät (S. 886).

Vom Reichstag des alten Deutschen Reichs.

Von

Werner Friedlieb.

Wenig beachtet ist vor kurzem ein Gedenktag vorübergegangen, an den sich uns Deutsche eine tausendjährige Ererung knüpft. In den Tagen der letzten hreswende nämlich war ein Jahrtausend flossen seit dem Zeitpunkt, von welchem das dauernde Bestehen eines selbstänen Deutschen Reiches zu rechnen ist. r noch jenseits dieses langen Zeitraums en die Anfänge des deutschen Reichs! Seine Spuren können wir verfolgen in die ältesten deutschen Zustände hinein, denen uns Tacitus Kunde gibt; hier n sehen wir die Stammesgenossen unter ihren Aeltesten oder Fürsten über die Angelegenheiten des Gemeinwohls beraten. Gehen wir weiter, so gelangen wir zu einer Zeit, wo um die Könige aus merowingischem Stamm das Volk der Franken, zugleich Reichstag und Heer, sich alljährlich zum Märzfeld oder Maifeld versammelte. Dann kommt eine Epoche, in welcher aus der Gesamtheit des fränkisch-karolingischen Weltreichs sich ein national deutsches Reich herausschält, zuerst 843 infolge des Vertrags von Verdun, dauernd aber erst mit dem Jahre 888, da nach der Entthronung des letzten gemeinsamen Frankenherrschers, Karls des Dicken, die Stämme, die das Reich gebildet hatten, unter nationalen Herrschern für immer auseinandertraten. Auch in dem so begründeten Deutschen Reiche finden wir einen Reichstag; derselbe zeigt jetzt aristokratische Formen, nur die Großen, die Häupter der einzelnen Stämme, finden sich zur Beratung mit und unter dem König zusammen. Nach und nach erweitert sich dieser Kreis; zugleich aber gelangt der Reichstag zu immer größerem Ansehen, und in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters liegt in ihm der Schwerpunkt der deutschen Reichsverfassung. Im 15. Jahrhundert zumal, als die mittelalterliche Weltordnung Stück für Stück in Trümmern auseinanderbrach, war die Reichsversammlung ein Mittelpunkt für die Reformtendenzen, die sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens geltend machten. Und als im 16. Jahrhundert die Reform sich vor allem der verweltlichten Kirche zu bemächtigen strebte, da sind auf den Reichstagen die wichtigsten Schlachten zwischen den Anhängern des alten Glaubens und den Bekennern der evangelischen Reform geschlagen, auf den Reichstagen ist über die kirchliche Zukunft der Nation entschieden worden. Diese Jahrhunderte bilden den Höhepunkt in der Geschichte des deutschen Reichstags, der in der Folge den Fall des Deutschen Reiches mitmachte und mit demselben seit dem Westfälischen Frieden zu fast völliger Bedeutungslosigkeit herabsank. Doch begleitete er das Deutsche Reich bis zu seiner Auflösung, um sich bei der Neukonstituierung desselben 1815 in den Bundestag zu verwandeln, bis er in unseren Tagen bei Begründung des neuen Deutschen Reiches auf neuer Grundlage, aber unter dem alten Namen wieder erstanden ist.

So durchzieht der Reichstag als das ehrwürdigste Verfassungsinstitut die deutsche Geschichte von Anbeginn bis zur Gegenwart, und wenn seine Formen je nach den verschiedenen Anschauungen und Verhältnissen der verschiedenen Epochen gewechselt haben, so veranschaulicht er darum in nichts weniger die Kontinuität der deutschen Geschichte überhaupt, welche ja nichts anderes ist als die Entfaltung des deutschen Geistes, der durch alle Jahrhunderte der gleiche gewesen ist. So mag auch heute noch eine Betrachtung des alten Reichstags, wie sie in den folgenden Zeilen versucht werden soll, zeitgemäß erscheinen. Wir haben dabei im besonderen diejenige Epoche vor Augen, welche wir oben als die Zeit der höchsten Bedeutung des Reichstags bezeichnet haben; sie ist dieselbe, in welcher auch die Formen des alten Reichstags am reichsten durchgebildet erscheinen.

Freilich weichen diese Formen zumal von denen unseres modernen Reichstags sehr erheblich ab; auf den ersten Blick möchte es scheinen, als ob beide nur den Namen miteinander gemein hätten. Der alte Reichstag war nämlich nichts weniger als eine Volksvertretung durch frei gewählte Abgeordnete, sondern in ihm wurden die Unterthanen lediglich durch ihre Obrigkeiten repräsentiert, so daß man nach der Art der Zusammensetzung den alten Reichstag weit eher unserem Bundesrat der vereinigten Regierungen an die Seite stellen möchte — freilich aber auch nur in dieser Beziehung. Schon die Zahl der ehemaligen Regierungen im alten Reiche war eine vielfach größere als heutzutage. Neben den Fürsten weltlichen Standes, deren Zahl allein größer war als die der fürstlichen Regierungen des heutigen Deutschen Reiches, stand die große Schar der geistlichen Würdenträger, der Erzbischöfe, Bischöfe und gefürsteten Aebte, denen sich eine Stufe tiefer die Prälaten, d. h. die nicht gefürsteten Aebte und Aebtissinnen reichsunmittelbarer Klöster anschlossen, während auf der weltlichen Seite entsprechend auf die Fürsten die fast unübersehbare Schar von Grafen und freien Herren folgte; dazu kamen endlich noch die Vertreter von etwa einem halben Hundert Städten. Diese alle galten als reichsunmittelbar, d. h. sie erkannten keinen Oberherrn über sich außer dem Kaiser als solchem und nahmen daher das Recht in Anspruch, mit diesem sich als die „Stände" des Reichs auf den Reichstagen zusammenzufinden, um hier über die Nöte und Bedürfnisse des Reichs zu beraten und zu beschließen, sowie die Kosten und Lasten desselben selbständig aufzubringen.

Das gemeinsame Haupt dieser „Stände" also war der Kaiser. Seit langem bereits hatte dieser in die inneren Angelegenheiten der einzelnen Herrschaften des Reichs nicht mehr viel dreinzureden; aber gerade auf den Reichstagen wies sich seine Bedeutung für das Verfassungsleben des Reiches aus. Hier stand ihm die Leitung und die Initiative zu. Er hatte zu befinden, wann ein Reichstag erforderlich sei, und anzuordnen, mit welchen Gegenständen sich derselbe zu

beschäftigen habe, wenn schon sich diese Beratungsgegenstände natürlich zum großen Teil durch die jeweilige Gestaltung der öffentlichen Dinge von selbst bestimmten. Ihr Kreis war kein abgeschlossener; alles was die gemeinsamen Interessen der Reichsglieder anging, konnte den Reichstag beschäftigen. Seit dem 15. Jahrhundert war es vor allem die Türkenfrage, welche auf den Tagesordnungen der Reichstagsversammlungen einen ständigen Platz behauptete. Daneben sind es Materien, welche sich auf den inneren Ausbau des Reichs beziehen: Angelegenheiten des Landfriedens, Polizei- und Gerichtsordnungen, Münzsachen u. a. m., während im 16. Jahrhundert, alle diese Materien an Wichtigkeit überragend, die kirchlich-religiöse Frage das Augenmerk der Reichsversammlungen in erster Linie auf sich zieht. — In der kaiserlichen Kanzlei wurde das Ausschreiben an die Stände aufgesetzt, welches die Beratungsgegenstände kurz aufzählte, Ort und Zeit für den Reichstag angab und den Ständen unter Androhung der kaiserlichen Ungnade und der Strafen des Reichsrechts, die freilich nicht leicht zum Vollzug kamen, aufgab und einschärfte, sich rechtzeitig in Person einzufinden, es sei denn, daß „ehafte Not" d. h. vollgültige Gründe sie daran verhinderten, in welchem Falle sie gehalten waren, ihre für alle Beratungsgegenstände bevollmächtigten Gesandten als Vertreter zu entsenden. Als Mahlstatt für den Reichstag pflegte eine der größeren Reichs- oder freien Städte Oberdeutschlands gewählt zu werden; der Kreis derselben war nicht groß, da nur wenige Städte im stande waren, die zahlreichen Reichstagsbesucher angemessen unterzubringen: so Worms, Speier, Nürnberg, Augsburg, Regensburg. Welche aus diesen jedesmal gewählt wurde, hing in letzter Linie von dem Willen des Kaisers ab, bestimmte sich aber meist noch durch besondere Rücksichten. So verlangte die goldene Bulle, das Reichsgrundgesetz Kaiser Karls IV., daß der erste Reichstag, den ein neugewählter und gekrönter Herrscher abhalte, in Nürnberg stattfinde. Eine der rheinischen Städte aber pflegte zumal dann zur Mahlstatt gewählt zu werden, wenn es dem Kaiser darauf ankam, den vornehmsten Reichsgliedern, den rheinischen Kurfürsten, möglichst zu Willen zu sein; denn diese entfernten sich ungern weit vom Rheinstrom, während den Habsburgern selbst, welche seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die Krone trugen, die östlicheren Städte gelegener waren. Zuweilen belohnte auch wohl der Kaiser treue Dienste einer Stadt dadurch, daß er einen Reichstag dorthin legte; denn ein solcher war für die betreffende Stadt sehr einträglich; wir finden wohl, daß eine Stadt um Berücksichtigung bei der Ansetzung eines Reichstags dringend vorstellig wird, indem sie denselben offen als das geeignetste Mittel bezeichnet, aus finanziellen Nöten befreit zu werden. Stets aber — oder wenigstens mit sehr geringen Ausnahmen — fanden die Versammlungen der Reichsglieder auf oberdeutschem Boden statt, freilich zu nicht geringer Unbequemlichkeit für die norddeutschen Stände, die es sich gefallen lassen mußten, zu jedem Reichstag eine weite Reise zurückzulegen. Und eine solche war selbst für die vornehmsten Herren damals keine ganz einfache Sache. Die Unbilden der Witterung waren noch das geringste Uebel, obwohl eine Reise zu Roß etwa von Berlin nach Regensburg mitten im Winter oder bei dem glühenden Sonnenbrand des Sommers — denn der Reichstag nahm auf keine Jahreszeit Rücksicht — unmöglich eine Annehmlichkeit sein konnte. Was aber die Reisen so überaus beschwerlich machte, waren die schlechten Wege; holperig, uneben, mit tiefen Löchern versehen, schmutzig bis zur Unergründlichkeit scheinen damals selbst die besuchtesten Verkehrsstraßen im Lande gewesen zu sein; oft fanden die Reisenden auch ganze Strecken überschwemmt und sich dadurch zu zeitraubenden, beschwerlichen Umwegen genötigt. Dazu kam die Unsicherheit, die es notwendig machte, sich, ehe man eine Landschaft durchzog, mit Geleitsbriefen und einem Geleitsmann vom Landesherrn zu versehen. Auch der große Troß, der nun einmal für standesgemäß galt, machte das Reisen für die hohen Herren beschwerlich. Mit vierhundert, fünfhundert und mehr Begleitern zogen die vornehmeren Fürsten einher; allein das engere adlige Gefolge derselben bezifferte sich oft auf über hundert Personen. In der Regel war diese ganze Gefolgschaft eines Fürsten in gleiche Farben gekleidet, auch wohl mit bestimmten Abzeichen versehen. Für ihre Ausrüstung zur Reise hatte natürlich der Fürst ebenso zu sorgen, wie er die Kosten des Aufenthalts der Seinen am Orte der Reichsversammlung bestritt. Man ermißt daher, mit welchen Ausgaben der Besuch des Reichstags für die vornehmeren Herren verbunden war, und begreift es, daß sie sich oft davon dispensierten und nur einen Bevollmächtigten sandten, wofür dann als Gründe „Leibesschwachheit" des Herrn, die schlechte Verfassung und Unsicherheit der Wege oder dringende Regierungsangelegenheiten im eigenen Lande herhalten mußten.



Alpnach-Staad mit Pilatus- und Brünig-Bahnhof (S. 874).

Mit den großen Kosten des Reichstagsbesuches hängt aber ferner das unpünktliche Erscheinen der Stände zusammen, über welches so viel geklagt wurde, ohne daß es doch je besser damit geworden wäre. Denn umsonst wollte doch niemand gern die Kosten der Ausrüstung tragen, noch die beschwerliche Reise machen, um dann an dem Ort des Reichstags unnütz zu verweilen. Jeder wartete auf Nachricht, daß andere schon unterwegs seien, und keiner wollte der erste sein. So geschah es, daß der angesetzte Termin herankam und vorüberging, ohne daß in der Regel auch nur ein einziger Reichsstand sich am Ort des Reichstags gezeigt hätte. Freilich war man auch nie sicher, ob der Termin nicht etwa noch im letzten Augenblick „erstreckt" oder wohl gar der Reichstag abgekündigt würde. Aber auch wenn das voraussichtlich nicht zu gewärtigen war, wartete, wie gesagt, einer auf den andern; höchstens wurden Furiere und Quartiermacher entsandt, die sich zugleich umhören sollten, ob schon jemand, zumal einer der maßgebenden Stände, unterwegs sei oder sein Erscheinen mit Sicherheit zugesagt habe.

Endlich aber, wenn man sich überzeugt hat, daß der Reichstag „seinen Fortgang erlangen werde", wird es im Reiche lebendig. In den einzelnen Landschaften ziehen die vom Landesherrn aufgebotenen Ritter und Vasallen mit ihren Knappen und Knechten an das Hoflager, um daselbst ihre Ausrüstung zur Reise entgegenzunehmen und von hier aus, ihren Herrn an der Spitze, aufzubrechen. Alle Straßen, welche zur Versammlungsstätte führen, beleben sich.

Stolz ziehen die Herren einher mit ihrem, wie schon gesagt, Hunderte von Menschen zählenden, bewappneten Gefolge, ein glänzender Anblick! Bescheidener ist der Aufzug der städtischen Vertreter in schwarzer, bürgerlicher Kleidung, die gleichwohl beritten sind wie die Herren. Gern ziehen die Städter, zumal auch der größeren Sicherheit wegen, in größeren Gruppen, die sich aus den Vertretern benachbarter Gemeinwesen bilden; aber auch befreundete Fürsten verabreden sich, die Reise gemeinsam zu machen, der größeren Kurzweil willen, oder um im traulichen Gespräch während der Reise über ihre Haltung zu den Aufgaben des Reichstags einig zu werden. Außer den berufsmäßigen Besuchern der Reichsversammlung aber zieht noch eine bunte, schier unübersehbare Menge demselben Ziele zu: Industrielle und Händler, Abenteurer und Glücksritter, Schauspieler, Musikanten, Sänger und Sängerinnen, Gaukler, Lustigmacher und Künstler jeder Art, auch Diebsgesindel und feile Dirnen in großer Zahl, dazu Neugierige, die aus der ganzen Nachbarschaft weit im Umkreise herbeiströmen zu Tausenden, begierig, das Reich in seiner Pracht und Majestät zu schauen und der mancherhand Kurzweil mit zu genießen, die zu erwarten steht.

Freudig erregt, aber zugleich sorgenvoll schauen die Väter der Stadt auf die Herbeiströmenden. Wohl berechnen sie den reichen Gewinn, den ihr Gemeinwesen von denselben ziehen wird, aber eine Kleinigkeit ist es wahrlich nicht, alle geziemend und nach ihren Wünschen unterzubringen und zu beköstigen, sowie Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten. Schon sind Vorbereitungen für alles getroffen: Die Wachen auf den Türmen und an den Thoren werden verstärkt, der Wachtdienst streng geregelt; für Herbeischaffung von hinreichenden Lebensmitteln wird nach Kräften vorgesorgt; um die Fremden möglichst vor Uebervorteilung zu schützen, sind Taxen aufgestellt, welche sowohl den Wirten der öffentlichen Herbergen die Preise vorschreiben, die sie für Unterkunft und Beköstigung erheben dürfen, als auch die Angelegenheiten der vielfach angebotenen Privatlogis regeln. Anderseits haben die vornehmeren Herren, wie schon angedeutet, bei Zeiten ihre Quartiermacher entsandt und Herbergen mieten lassen; in Städten, wo häufiger der Reichstag zusammentrat, wie etwa in Nürnberg und Speier, hatten auch wohl manche der Herren gleichsam Standquartiere, d. h. sie kehrten immer wieder bei demselben Bürger ein, der ihnen ihr altes Quartier von vornherein reservierte, so daß sie des lästigen Suchens nach einer passenden Herberge überhoben waren. Denn groß war wohl nirgends die Auswahl an geräumigeren, gut gelegenen, für einen Fürsten passenden Quartieren in den enggebauten Reichsstädten, wenn schon die Pracht und der Luxus der inneren Ausstattung der Patrizierhäuser es damals sicherlich mit jedem Fürstenschloß aufnehmen konnte. Für ihre Beköstigung sorgten diejenigen Reichstagsbesucher, die ein größeres Gefolge mitbrachten, in der Regel selbst; die fürstlichen Furiere kauften vorher Wein, Bier, Getreide, Salzfleisch, Hafer u. s. w. in größeren Quantitäten ein, oder man brachte diese Vorräte aus der Heimat mit, wobei man sich trotz der Transportkosten jedenfalls besser stand, als wenn man den Bedarf in der Stadt selbst bezogen hätte, wo aller Vorkehrungen ungeachtet der Reichstag nie verfehlte, eine erhebliche Verteuerung aller Lebensmittel und Bedarfsgegenstände herbeizuführen.

Täglich gibt es jetzt etwas zu schauen. Im vollen Schmuck ihrer Ausrüstung, voran die Pfeifer und Trommler, sieht man Fürsten und Herren mit ihrem reisigen Gefolge in die Stadt einziehen und von Tag zu Tag gestalten sich diese Einzüge prunkvoller und großartiger, da es die Sitte erheischt, daß die bereits eingetroffenen Herren den später kommenden entgegenziehen und sie eine Strecke vor der Stadt einholen, um dann gemeinsam mit ihnen dieselbe zu betreten. Sogar der Kaiser hält es nicht unter seiner Würde, sich an der Einholung eines Fürsten, den er besonders ehren will, zu beteiligen; anderseits versteht es sich, daß, wenn die Kunde kommt, der Kaiser nahe, keiner in der Stadt zurückbleibt, sondern alle eilen, ihn mit den höchsten Ehren einzuholen.

Das erste, was den eintreffenden Herren und Botschaften zu thun obliegt, ist, sich bei Hofe und auf der Reichskanzlei, welcher der Kurfürst-Erzbischof von Mainz als des heiligen römischen Reiches in Germanien Erzkanzler vorsteht, „anzugeben", d. h. sich zu melden und einzuschreiben, wobei die Botschafter ihre Beglaubigungsschreiben vorzuweisen haben. Von der Ankunft der ersten Stände an dauerte es dann freilich in der Regel noch Wochen, wenn nicht Monate, bis eine ausreichende Zahl von Reichsgliedern vertreten war, um die Verhandlungen beginnen zu können. Kaiser und Erzkanzler setzten den Eröffnungstag fest und ließen denselben den Ständen ansagen. Diese versammelten sich am frühen Morgen des betreffenden Tages vor der Herberge des Kaisers, um unter dessen Vorantritt in Prozession nach der Hauptkirche der Stadt zu wallfahrten, wo ein feierliches Hochamt begangen und der heilige Geist angerufen wurde, sich auf die Versammelten herniederzusenken und ihrem Vorhaben Gedeihen zu geben. In derselben Ordnung ging der Zug dann vom Münster zum Rathause oder an die Stätte, wo die Versammlung tagen sollte. Man zog in den Sitzungssaal, der Kaiser nahm auf dem für ihn hergerichteten Thronsessel Platz, zu den Seiten desselben gruppierten sich nach Rang und Würde die Fürsten; die geringeren Reichsglieder standen dem Kaiser gegenüber. In dieser Gruppierung nahm der Reichstag die kaiserliche „Proposition" entgegen, welche einer der kaiserlichen Räte den Versammelten vorlas. Diese Thronrede, wie wir sagen würden, pflegte sich an das Reichstagsausschreiben anzuschließen, indem sie die dort kurz berührten Punkte, welche der Reichstag beraten sollte, erläuterte und näher auseinandersetzte. Nach ihrer Mitteilung löste sich gewöhnlich die Versammlung auf, die Schreiber der einzelnen Stände aber wurden in die Kanzlei berufen, wo man ihnen die Proposition diktierte, damit jeder Stand den Wortlaut derselben erhalte; denn die Proposition bildete die Grundlage für die nun folgenden Beratungen der Stände, die sich auf Ansagung durch den Reichsmarschall — eine Würde, die im Hause der Herren von Pappenheim erblich war — am nächsten Morgen wieder zusammenfanden, zunächst im Sitzungssaal; doch pflegten sie alsbald nach „Kurien" auseinanderzutreten, um „kurienweise" die Beratung über die Proposition zu beginnen. Die Gesamtheit der Reichsstände nämlich zerfiel in die drei Gruppen: der Kurfürsten, der Fürsten und der Städte. Die erste Gruppe oder Kurie, wie der technische Ausdruck lautet, zählte nur sieben Mitglieder, die sieben Kurfürsten, welche an der Spitze der Aristokratie des Reichs eine besondere Ehrenstellung einnahmen. Ihr wichtigstes Vorrecht war bekanntlich die Wahl des Reichsoberhauptes, an welcher kein anderer Stand teilnahm, und schon dieses wichtige Recht hob die Kurfürsten über die anderen Fürsten hoch empor. So fielen auch auf den Reichstagen, wo sie, wie gesagt, die erste Kurie bildeten, ihre wenigen Stimmen meist schwerer ins Gewicht, als das Votum der so viel zahlreicheren Mitglieder der zweiten Kurie. Hier saßen der geistliche Fürstenstand und die weltlichen Herren, die Herzöge, Markgrafen, Landgrafen und gefürsteten Grafen. Aber auch die nicht gefürsteten Grafen gehörten samt den „freien Herren" und der reichsunmittelbaren Ritterschaft in die zweite Kurie, doch verfügten alle diese nicht fürstmäßigen Herren nicht, wie die Fürsten, über Virilstimmen, sondern nur über Kurialstimmen, d. h. es stimmten in ihrer aller Namen nur einige wenige Vertreter; entsprechend verhielt es sich mit den nicht gefürsteten Prälaten auf der geistlichen Bank der zweiten Kurie. Endlich drittens bildeten auch die Städte eine Kurie, obwohl die anderen Stände sie nicht als gleichberechtigt ansahen. Man behauptete, die Städte seien keine selbständigen Glieder des Reichs und hätten darum keinen selbständigen Anteil an den Verhandlungen der Reichstage zu nehmen, sondern höchstens dasjenige, was die beiden ersten Kurien ihnen vorlegen würden, anzuhören und zu bewilligen. Man hätte die Städte auch wohl ganz von den Reichstagen ausgeschlossen; aber das erwies sich doch als unthunlich, denn einen Gegenstand gab es, bei dem man immer zuerst an die Städte dachte, wenn es sich nämlich um die Aufbringung von Geldern zu Reichszwecken handelte. Da waren die Städte ganz unentbehrlich; bei ihnen fand man stets bares Geld und vielfach wurden die Ausgaben des Reichs von Anleihen bestritten, die man bei den Städten aufnahm und denselben aus den meist gar langsam eingehenden Auflagen

der anderen Stände zurückerstattete. Auf ihrer Finanzkraft beruhte daher recht eigentlich die Zulassung der Städte zu den Reichstagen; hier aber spielten ihre Vertreter, die sich, da man insgemein nur die trefflichsten, erprobtesten Bürger entsandte, meist durch Geschäftskenntnis, praktischen Blick und Arbeitsamkeit auszeichneten, in der Regel keine nebensächliche Rolle. — In den Kurien also sollte die Proposition beraten werden. Wer aber glaubte, daß man dort jetzt ohne weiteres an dieses Geschäft herantreten würde, der hatte die Rechnung ohne den Wirt, d. h. ohne die berüchtigten „Sessionsirrungen“ gemacht, welche ein ständiger Gast auf den Reichstagen waren. Jeder Stand nämlich legte Wert darauf, seinen Sitz nach dem Range einzunehmen, und seine Stimme in der hierdurch gegebenen Ordnung und Reihenfolge abzugeben. Unglücklicherweise aber hatte man es nie zur Aufstellung einer bestimmten Rangordnung zu bringen, noch irgend ein feststehendes Kriterium ausfindig zu machen vermocht, welches jedem Stande seinen Platz unzweifelhaft angewiesen hätte. So erzeugten sich stets aufs neue die ärgerlichsten Streitigkeiten um den Platz und die Reihenfolge bei der Abstimmung, die mit so großer Hartnäckigkeit geführt zu werden pflegten, daß, ehe sie geschlichtet waren, von regelmäßigen Verhandlungen nicht die Rede sein konnte. Aber wie sollte man die Streitenden beruhigen? Sprach man sich zu gunsten des einen aus, so war man sicher, daß der andere der Gesamtheit mit den heftigsten Beschwerden lästig fiel, oder aber stehenden Fußes den Sitzungssaal verließ und die fernere Teilnahme an der Reichstagsverhandlung verweigerte. Gewöhnlich



Das Nebelmeer vom Pilatus (S. 877)

tes eigene Kommissionen ernannt wurden, welche unzählige Zeugen verhörten, ganze Stöße Papier vollschrieben und wochenlang angestrengt arbeiteten, bis es ihnen gelang, irgend welches Auskunftsmittel zu finden, welches wenigstens für den laufenden Reichstag den Streit beendete.

So lange aber, bis dies Ergebnis erreicht war, ruhten die Verhandlungen, da es ein Werk der Unmöglichkeit war, eine Abstimmung bei den Kurfürsten zu stande zu bringen. Wohl schütteln wir heutzutage den Kopf über diese Halsstarrigkeit, und über die Geduld der übrigen Stände, welche die Verhandlungen, um derentwillen sie mit großem Kostenaufwand herbeigeeilt waren, lieber wochenlang stocken sahen, als daß sie zugegeben hätten, daß auch nur einer seines Rechtes gewaltsam entsetzt werde, und mögen wir uns nicht genug verwundern; aber unmöglich können wir in allem die deutsche Art verkennen, der das Recht, selbst wo es sich um Aeußerlichkeiten von geringem Belang handelt, ein geheiligter Besitz ist, den gleichgültig preiszugeben, schmachvoll und unmännlich sein würde!

Endlich war die zeitraubende, gefährliche Klippe der Umfrage- und Rangstreitigkeiten umschifft und man mochte die Verhandlungen beginnen. Die Beratung in den Kurien geschah auf folgende Weise: die Kurfürsten, obwohl an Zahl die geringsten, blieben in dem großen Sitzungssaal zurück, da es ihrer Würde nicht entsprochen hätte, hinauszugehen; die zweite und dritte Kurie aber wurde je in ein anderes Gemach gewiesen. Jetzt zogen die Herren gewöhnlich einen oder zwei ihrer vertrautesten Räte herzu, mit denen sie die in Rede stehende Materie durchgingen. Dann traten sie zu einander und gaben — der Reihe nach oder „ungefährlich“ — ihre Voten ab. Gingen diese auseinander,

Bahnhof Pilatuskulm (S. 876).

blieb dann nichts anderes übrig, als „ungefährliche Session“ zu beschließen, d. h. jeder solle ohne Beachtung der Rangfolge sitzen, wo er von ungefähr Platz finde; doch entschloß man sich nur ungern zu dieser Auskunft, da jeder den lebhaften Wunsch hatte, die ihm seiner Ansicht nach zukommende Session auch thatsächlich und öffentlich auszuüben. Eine fast noch ärgere Geißel für die Verhandlungen aber als diese Irrungen in der zweiten Kurie war der „Umfragestreit“ bei den Kurfürsten, der sich lange Zeit hindurch auf jedem Reichstag erneuerte. Es handelte sich hier darum, wer beim Votieren der Kurfürsten die Stimmen abfragen sollte, ein Ehrenrecht, auf welches gleichzeitig Mainz und Sachsen Anspruch erhoben: der Erzbischof von Mainz in seiner anerkannten Eigenschaft als Haupt des Kurfürstenkollegs, während der Kurfürst von Sachsen die „Umfrage“ als Ausfluß seines Amtes als des Reiches Erzmarschall in Anspruch nahm. Und natürlich wollte auch hier niemand weichen; es kam so weit, daß zur Schlichtung des Strei-

so fragte man ein zweites Mal um, brachte, wenn auch das nicht zum Ziel führte, die Sache nochmals vor die Räte und beruhigte sich meist nicht eher, als bis wenigstens in der Hauptsache Uebereinstimmung in den Voten erreicht war; dann brachte man den Beschluß zu Papier, zunächst in kurzer Skizze, welche ein dazu bestimmter Rat auszuarbeiten hatte; der so gewonnene Entwurf wurde in der nächsten Sitzung — meist fanden vormittags und nachmittags Sitzungen statt — zur definitiven Beschlußfassung der Kurie vorgelegt. Vielfach übrigens warteten auch wohl die Fürsten auf das, was das Kollegium der Kurfürsten ihnen vorlegen würde, um sich dann dem anzuschließen, oder ihre Abänderungsvorschläge dazu einzugeben; die Städte aber wurden regelmäßig erst dann hereingezogen, wenn die beiden ersten Kurien unter sich einig waren, worauf man jenen anheimgab, sich anzuschließen; doch blieb es ihnen unbenommen, in eigenen Ausarbeitungen ihren Standpunkt zum Ausdruck zu bringen, und wenn sie, was allerdings wohl nicht oft geschah, selbst der übereinstimmenden Ansicht der Kurfürsten und Fürsten gegenüber eine eigene abweichende Meinung aufrecht erhielten, so geschah es auch wohl, daß die höheren Kurien wenigstens in Kleinigkeiten nachgaben. Denn man hatte den Wunsch, wenn irgend möglich, die Beschlüsse einstimmig zu fassen, weil man nur dann ihrer gebührenden, allseitigen Beachtung und Befolgung sicher zu sein vermeinte; nicht nur durch die Majorität in allen drei Kurien, sondern durch Einstimmigkeit innerhalb einer jeden Kurie sollten die Beschlüsse des Reichstags verbürgt werden.

Die erste Beratung pflegte sich um die Art und Weise zu drehen, wie man die Proposition vornehmen solle. Gewöhnlich einigte man sich ohne Schwierigkeit dahin, die einzelnen Artikel in der Reihenfolge vorzunehmen, in welcher die Proposition sie — insgemein nach dem Grade ihrer allgemeinen oder besonderen Wichtigkeit — aufzählte. War das erledigt, so fragte es sich weiter, ob man die Proposition in den einzelnen Kurien vornehmen oder aber einen Gesamtausschuß aus Mitgliedern aller drei Kurien mit der Vorberatung betraue. Die Kurfürsten waren meist der Konstituierung eines solchen entgegen, weil ihr Einfluß gemindert wurde, wenn ihre Vertreter mit den Deputierten der anderen Stände zusammenberieten und womöglich von diesen überstimmt wurden. Auf der anderen Seite waren aus denselben Erwägungen die Fürsten und besonders die Städte für den Ausschuß. Unmöglich aber ließ sich auch verkennen, daß der Weg der Beratung in den einzelnen Kurien (denn eine Beratung ganz im Plenum war, wenn es sich um Gegenstände von größerer Tragweite handelte, durch die Natur der Dinge ausgeschlossen) sehr viel umständlicher war. Wurde nämlich dieser Weg gewählt, so pflegten die einzelnen Kurien aus sich Ausschüsse zu bilden, deren Ausarbeitungen sodann erst von dem Plenum der betreffenden einzelnen Kurie durchberaten werden mußten, ehe man in der Lage war, das schließliche Ergebnis aller dieser Verhandlungen und Beratungen an die anderen Kurien zu bringen. Und falls letztere etwa zu abweichenden Beschlüssen gelangt waren, so war man mit allem kaum von der Stelle gekommen und mußte wieder von vorn anfangen. So wurde denn doch wohl in den meisten Fällen ein Generalausschuß zur Vorberatung der wichtigeren Materien konstituiert; in demselben pflegten die Kurfürsten verhältnismäßig am stärksten bedacht zu sein, indem jeder von ihnen einen Vertreter senden durfte; aber da die Deputierten aus den anderen Kurien zusammen zahlreicher waren als die der Kurfürsten, so stellte sich in dem Ausschuß eine naturgemäßere Verteilung des Einflusses her. Die Ausschußwahlen erfolgten in der fürstlichen Kurie durch Zettelwahl und mit relativer Majorität, so zwar, daß geistliche und weltliche Fürsten, ebenso Prälaten und Grafen gesondert wählten, jeder Stand so viele aus den Seinen, wie er zum Ausschuß zu stellen hatte. Das Verhältnis war wohl in der Regel so, daß zwei geistliche und zwei weltliche Fürsten, ein Prälat und ein Graf, dazu aus der dritten Kurie zwei städtische Gesandte gewählt wurden, so daß der Ausschuß mit den Kurfürsten fünfzehn Mitglieder zählte; doch kommen je nach der Wichtigkeit des Gegenstandes ebensowohl größere wie auch weniger zahlreiche Ausschüsse vor. War die Geschäftslast groß und die Beratungsgegenstände mannigfaltig, so mochten auch mehrere aus allen Kurien gebildete Kommissionen nebeneinander tagen. Dazu kommen dann aber meist noch Sonderausschüsse der einzelnen Kurien, in denen Angelegenheiten vorberaten wurden, die etwa nur eine Kurie berührten oder bei denen es sich aus irgend einem Grunde empfahl, sie kurienweise beraten zu lassen. Jedenfalls lag der Schwerpunkt der Verhandlungen ganz wie bei den parlamentarischen Körperschaften unserer Tage in den Kommissionen, den General- und Spezialausschüssen. Hier arbeiteten statt der Fürsten selbst meist die Räte; den hohen Herren, welche freilich, wenn sie gewissenhaft waren, die in Arbeit befindlichen Materien mit ihren Räten durchnahmen, blieb gleichwohl Muße zu allerhand Kurzweil und Lustbarkeiten. Unzählig waren die Gastmähler, welche die Reichstagsbesucher einander wechselweise gaben; manche sahen täglich Gäste bei sich, selbst schon zur „Morgensuppe"; die Hauptmahlzeit aber am Nachmittage verzog sich oft bis in die späte Nacht, denn dem Mahle schloß sich gewöhnlich das Spiel an, bei dem es recht hoch hergegangen sein muß; Hunderte von Gulden wanderten beim Spiel der Fürsten aus einer Hand in die andere. Auch Tänze unterbrachen zuweilen den Ernst der Geschäfte, bei denen Fürsten und Herren es nicht verschmähten, den hübschen jungen Bürgerstöchtern die Köpfe zu verdrehen und selbst der Kaiser wohl in Person den Ball eröffnete. Häufiger noch waren ritterliche Spiele, in denen die jüngeren Fürsten ihren Mut und ihre Gewandtheit bewährten und einander aus dem Sattel zu heben wetteiferten. Damit wechselten, wenn die Jahreszeit günstig war, Ausflüge in die Umgegend, Jagdpartien, welche die Herren zuweilen tagelang von der Mahlstatt des Reichstages fernhielten, u. dgl. m.

Inzwischen schlossen die Kommissionen ihre Arbeiten ab. Jetzt trat wiederum das Plenum zusammen, um dieselben entgegenzunehmen und darüber schlüssig zu werden. War auf diesem Wege die Willensmeinung der Gesamtheit der Stände zu Tage getreten, so gab man jetzt dem Kaiser von derselben Kunde und unterrichtete ihn, wie die Stände den von ihm in Ausschreiben und Proposition dargelegten Nöten und Bedürfnissen des Reichs abzuhelfen gedächten und für zweckmäßig erachteten. Es handelte sich jetzt darum, ob der Kaiser diese Beschlüsse der Stände annehmen werde. Oft war das ohne weiteres der Fall; man war wohl auch während der Beratung mit dem Kaiser in Verbindung geblieben und die Beschlüsse waren nicht ohne sein Zuthun entstanden. Aber gar manches Mal erwiesen sich doch auch die Interessen von Kaiser und Ständen abweichend, ja einander zuwiderlaufend, zumal zur Zeit Maximilians I. sind die Reichstage wiederholt die Stätten erbitterter Kämpfe gewesen, in denen der Kaiser, welcher seine europäischen Pläne verfolgte, und die Stände, welche die Reichsverfassung in ihrem Sinne umzugestalten suchten, hart aufeinander trafen. Allein man bedurfte doch auch einander: ohne des Kaisers Genehmigung waren die Beschlüsse der Stände ungültig; jener aber bedurfte der Beihilfe der letzteren zu seinen Fahrten und Kriegszügen, und sein Ansehen im Reich beruhte doch auch darauf, daß er der guten Gesinnung der Stände sicher war. Der Kaiser also teilte, wenn er den ständischen Beschlüssen nicht beistimmte, seine Ausstellungen mit oder trat mit Gegenvorschlägen hervor, auf welche sich dann wieder die Stände zu erklären hatten, ob und inwieweit ihnen dieselben annehmbar erschienen. Auf diesem Wege kam man einander nach und nach näher und erzielte endlich die zum Heil aller erforderliche Uebereinstimmung zwischen Haupt und Gliedern des Reichs.

Uebrigens konnten auf den Reichstagen auch Gegenstände zur Sprache kommen, die nicht im Ausschreiben verzeichnet gewesen waren; doch hatte das seine Schwierigkeiten, da die Gesandten von ihren Herren meist nur auf die Artikel des Ausschreibens instruiert waren und sonst höchstens ganz allgemein gehaltene Weisungen mitbekommen hatten. Immerhin mochte sich zwischen Ausschreiben und Eröffnung des Reichstages manches ändern, und auch ohne dies war es dem Kaiser unbenommen, alles und jedes, was das Reich anging, diesem vorzulegen und selbst wenn sie eigentliche Beschlüsse darüber nicht erzielen ließen, wenigstens das Gutachten der

Stände einzuholen. Vielfach erschienen auf den Reichstagen auch Gesandte fremder Mächte, um die Aufmerksamkeit der Versammelten auf das internationale Gebiet zu lenken, Wünsche oder Beschwerden ihrer Herren vorzutragen u. s. w. Endlich aber konnte auch aus der Mitte der Stände selbst die Gesamtheit angerufen werden, namentlich in Angelegenheiten, die ein einzelnes Reichsglied oder eine abgegrenzte Gruppe derselben betrafen, in Petitionen aller Art, die sich gleichwohl auch mit dem Interesse der Gesamtheit mehr oder minder berühren mochten, oder das Gebiet der Reichsverfassung betrafen, sich gegen frühere Reichstagsbeschlüsse richteten u. s. w.; am häufigsten waren auf diesem Gebiet Beschwerden einzelner Stände gegen die Quote ihrer Heranziehung zu den Lasten des Reichs. Waren Beschwerden dieser Art in besonders großer Anzahl eingelaufen, so pflegte man wohl eine Revision der Anschläge vorzunehmen; im übrigen überwies man die Petitionen und Beschwerden, welche Einzelheiten betrafen, einer besonderen Kommission, dem „Ausschuß für die Supplikanzen“.

Schon aber beginnt den Reichstagsbesuchern, welche nun lange Wochen oder Monate von der Heimat und Weib und Kind entfernt sind, der Boden unter den Füßen zu brennen; die Landschaft harrt ihres Herrn und von Tag zu Tag wird der Beutel leerer. Schon vernimmt man auch, daß einzelne Fürstlichkeiten und Städteboten abgereist sind, nachdem sie an ihrer Statt bevollmächtigte Gesandte hinterlassen oder ihre Vertretung befreundeten Standesgenossen übertragen haben. Auch den Kaiser drängt es von hinnen zu ziehen; die mannigfachen Obliegenheiten seiner vielen Länder wollen nicht gestatten, daß er allzulange am Ort des Reichstags verweile. So wird auf allen Seiten zum Aufbruch gerüstet. Man eilt, mit den Geschäften zu Ende zu kommen, die dabei freilich oft nur allzusehr übers Knie gebrochen werden. Minder wichtige Angelegenheiten bleiben ganz liegen; ja, selbst wichtigere werden wohl nur provisorisch geregelt und manches dringende Bedürfnis des Reichs erfährt keine oder doch nur eine mangelhafte Abhilfe; was aber noch zu erledigen bleibt, wird der Beratung durch einen künftigen Reichstag zugewiesen. So kann man sich endlich dem letzten obliegenden Geschäft zuwenden, der Abfassung des „Reichstagsabschiedes“. Dies geschah meist durch eine eigene Kommission und zwar in der Weise, daß diese die verschiedenen Beschlüsse, über welche der Reichstag übereingekommen war, nach Materien geordnet, zusammenstellte und redigierte. Freilich war wohl noch nicht über alle Punkte Uebereinstimmung erzielt; manches hatte man bei der Beratung einstweilen fallen gelassen, dann aber nicht die Zeit gefunden, darauf zurückzukommen. Es galt also, sich jetzt in letzter Stunde darüber zu einigen. Auch kam auf den Wortlaut des Abschiedes, auf die endgültige Redigierung der Reichsbeschlüsse oft nicht wenig an. So pflegte sich wohl an der schließlichen Beratung über den Entwurf des Abschiedes, wie ihn die Kommission dem Plenum vorlegte, noch einmal der erlöschende Eifer der Stände zu entzünden. Glaubte sich aber ein Stand durch die Fassung, welche man endgültig dem Abschied gab, verletzt, so blieb ihm noch übrig von dem Rechtsmittel des Protestes Gebrauch zu machen, d. h. er beschränkte seine Zustimmung zu dem Abschied durch die feierlich zu Protokoll gegebene Erklärung, daß er in diesem oder jenem Punkte denselben nicht anzuerkennen vermöge und sich seine Rechte und Ansprüche vorbehalte. In Zeiten tiefgreifender Gegensätze kam es sogar vor, daß einzelne Stände oder Parteien, falls der Abschied des Reichs sich allzuweit von ihrem Standpunkt entfernte, ihre Unterschrift weigerten, wodurch sie dann der Pflicht überhoben zu sein vermeinten, den Bestimmungen des Abschieds nachzukommen, was freilich die Gegner nicht zugeben wollten. Der Regel nach indes wurde dem Abschied, wenn er in die endgültige Form gebracht war, die Liste der sämtlichen anwesenden Stände und Gesandten angefügt, worauf der Kaiser und einzelne Reichsglieder, je als Vertreter für die verschiedenen Stände, ihre Siegel daruntersetzten. Die Vervielfältigung des Abschiedes fand dann durch die Mainzische Kanzlei statt und zwar schon früh auf dem Wege des Druckes; gegen eine bestimmte Taxe mochte jeder Stand ein Exemplar beziehen. Die Handlung des Reichstags aber war mit der Besiegelung des Abschiedes zum Abschluß gebracht, und schneller, als sie gekommen, verschwanden des Reiches Stände und eilten der Heimat zu.

Liebe, Glaube, Hoffnung.

Von

A. Boltze.

Sie waren drei, an Jahren sehr verschieden,
Ein Jüngling frisch, ein reifer Mann, ein Greis,
Drei Altersstufen, die das Los hienieden
Gewohnt zu schauen auf verschiedne Weis'!
Denn jeder konnt', was seiner harrte, finden:
Des Tages Lust, des Lebens Ernst, das Grab;
Doch jeder trug im Herzen ein Empfinden,
Das seinem Dasein Licht und Wärme gab. —
Da haben sie sich abends einst getroffen,
Am deutschen Rhein, beim edlen Rebensaft,
Der, klug genossen, macht die Herzen offen,
Die Rede leicht, verleihet Mut und Kraft.
Und jeder endlich fand ein löbliches Behagen,
Was ihm die Seele füllte, offen auch zu sagen.

Der Jüngling erst; es ist ein Recht der Jugend,
Zu fühlen noch mit Ungestüm und Hast,
Ihr Vorrecht, es zu nennen Pflicht und Tugend,
Wenn sie vergißt des Lebens Müh' und Last.
Er trank sein Glas und sprach: ich kann nicht nippen,
Wenn mir die Lieb' zersprengen will die Brust,
Trink ich doch auch von meines Mädchens Lippen
In langem Zug den Kuß, mit Wonn' und Lust.
Die Liebe ist mir Sonnenschein und Regen,
Sie ist mir Morgenröte, Abendtau,
Sie ist Genossin mir auf allen Wegen,
Durch dieses Lebens schöne Blütenau.
Gebracht sei dir mein Hoch, dir schönstem aller Triebe,
Dir hehrer Himmelsgabe, dir gottgesandter Liebe!

Da sprach der Mann: du bist noch in den Jahren,
Da dich berauscht der Traube Wundersaft,
Der Liebe Duft, doch wirst du es erfahren,
Daß Leidenschaft besieget andre Kraft.
Mir ruhet still im Herzen treue Minne,
Denn ich bin des Besitzes mir bewußt,
Nicht wilder Wunsch bethöret mehr die Sinne.
Der Glaube kam, zog ein in meine Brust.
Der Glaube kam, er ist zu jeder Stunde
Mir Halt und Stütze in dem Mißgeschick,
Der Glaube lebt, er heilet jede Wunde,
Er wandelt Leid in Freud und selig Glück.
Drum möge das Geschick mir alle Güter rauben,
Läßt es mir eines nur, läßt es mir nur den Glauben!

Der Greis sah stumm nach seines Glases Neige,
Und ernsten Blicks dann zu den beiden auf,
Es war fast so, als ob er ihnen zeige,
Was übrigblieb von seinem Lebenslauf.
Dann, still die Hände faltend, sprach er leise:
Der Mensch soll lieben, bis er legt das Haupt,
Der schwache Greis liebt auch auf seine Weise,
Er liebt in der Erinnerung, und glaubt.
Doch ist sein Heil ein anderes Empfinden,
Die Hoffnung ist das Gut, um das er wirbt,
Die Hoffnung auf ein Jenseits stets zu finden
In seinen alten Tagen, bis er stirbt.
Ich ahn' die Ewigkeit, ich seh' den Himmel offen,
Dir, großer Gott, sei Dank, du ließest mir das Hoffen!

Schlagschatten.

Von

C. M. Sauer.

1.

Im Rauchzimmer.

Die erste Quadrille war zu Ende. Zwei junge Männer in untadelhafter Balltoilette traten in das um diese Zeit noch ziemlich einsame Rauchzimmer dem Haupteingange des Saales gegenüber.

„Hier ist's behaglich!“ sagte der ältere Herr mit der Goldbrille, nachdem er bei dem dienstfertig herzueilenden Kellner zwei Schalen Eis bestellt hatte, „ich denke, für heute habe ich meine Schuldigkeit gethan.“

„Hast du die Geschichte schon satt, Gerhard?“ fragte der andere, dem Anschein nach um einige Jahre jüngere, indem er sich an der andern Seite des Tischchens niederließ.

„Mir scheint, ich fange an zu alt zu werden für derlei Unterhaltungen. Das Herumhüpfen ist etwas für junge Springinsfelde gleich dir, mein wackerer Emil.“

„Du und alt? Unsinn! Du denkst wohl, als Doktor der gesamten Heilkunde müssest du eine gewisse ehrwürdige Miene zur Schau tragen und willst deshalb den Alten spielen. Was?“

„Lache nicht! Ich fühle mich wirklich alt, oder, wenn du lieber willst, weltmüde.“

„Weltmüde? Was soll das heißen? Wie kämest du wohl dazu, der Welt müde zu sein?“

„Es ist doch so! Du kannst mich nur nicht verstehen.“

„Höre, Gerhard,“ sagte Emil, die halbgeleerte Eisschale beiseite schiebend und nach seiner Zigarrentasche langend, „wenn ich dich nicht zu gut kennte, so würde ich glauben, du wollest den Blasierten spielen, um dich interessant zu machen. Aber abgesehen davon, daß das heutzutage nicht mehr Mode ist, weiß ich zu wohl, daß dir alle Affektation fern liegt. Also rücke heraus mit der Sprache, alter Junge! Bist du vielleicht verliebt?“

Gerhard machte eine abweisende Bewegung.

„Also, wo steckt's? Mir darfst du schon beichten, denke ich.“

„Ich habe nichts zu beichten. Wäre ich ein Engländer, so würde ich vielleicht sagen, ich laborierte an einem leichten Spleen. Als bescheidener Deutscher darf ich mir jedoch solchen Luxus nicht gestatten und sage deshalb, ich bin weltmüde.“

„Aber, Menschenkind, mit deinem ‚weltmüde‘ sagst du ja so viel wie nichts! Was weißt du, bei Lichte besehen, überhaupt von der Welt? Bis zu deinem fünfundzwanzigsten Jahre hocktest du über den Büchern, tranchiertest Kadaver und kuriertest in den Spitälern herum. Dasselbe hast du ohne Zweifel später in Wien und Paris gethan. Jetzt bist du Privatdozent und ein beliebter Frauenarzt. Hörsaal und Krankenzimmer, das ist deine Welt. Willst du sagen, du seiest dieser Welt müde, so läßt sich das am Ende begreifen.“

„Du kannst mich eben nicht verstehen! Die Ursache davon liegt in unserer so grundverschiedenen Lebensstellung. Dein Reich ist der weite, grüne Wald. Einfache, ursprüngliche Menschen bilden deine Umgebung! Ich aber bin an die Großstadt gefesselt. Was ich sehe, sind Masken. Das Unleidlichste dabei ist, daß ich selbst die Maske vornehmen muß, um nicht überall anzustoßen.“

Der junge Forstmann sah den Freund nicht ohne Besorgnis an.

„Wahrhaftig, Gerhard, ich glaube fast, du leidest wirklich am Spleen!“ versetzte er. „Als ich nach dreijähriger Abwesenheit wieder hierher kam, hoffte ich in dir einen glücklichen, mit sich und der Welt zufriedenen Menschen zu finden. Man sagte mir, du zähltest trotz deiner Jugend zu den geachtetsten und gesuchtesten Aerzten der Stadt, deine Vorlesungen fänden großen Zulauf und deine Ernennung zum Professor extraordinarius sei nur eine Frage der Zeit. Ich durfte also erwarten, meine Hoffnung nicht getäuscht zu sehen. Und nun klagst du über Weltmüdigkeit! Bist du am Ende gar krank?“

„Warum nicht gar! Ich bin so gesund, daß die Heilkünstler verhungern müßten, wenn sie von meiner persönlichen Kundschaft leben sollten! Aber mir fehlt etwas und ich weiß nicht was, das ist alles!“

„Und wenn dieses Etwas nun — eine Frau wäre?“

„Eine Frau?“ rief Gerhard mit komischem Schrecken. „Apage! Apage!“

„Oho! Sind der Herr Doktor bei seiner Beschäftigung als Frauenarzt am Ende gar ein Weiberfeind geworden?“

„Warum nicht gar! Welcher Mann mit gesunden Sinnen könnte den Frauen gram sein?“

„Nun also, weshalb willst du nicht heiraten? Du bist kein übler Bursche, hast eine angesehene Stellung, eine schöne Zukunft, ein für deine Wünsche ausreichendes Vermögen, und deine schönen Patientinnen sprechen mit begeisterter Verehrung von ihrem ärztlichen Berater. Auch schickt es sich eigentlich nicht, daß ein Frauenarzt unverheiratet sei. Du solltest somit schon von Berufs wegen zu Hymens Banner schwören.“

„Was du mir da sagst, Emil, haben mir andere, habe ich selbst mir oft genug gesagt. Trotzdem kann ich mich nicht dazu entschließen.“

„Aber welche Gründe hast du, dein Einsiedlerleben fortzusetzen?“

Gerhard blickte nachdenklich in die Rauchwölkchen seiner Zigarre.

„Eigentlich ist es eine kuriose Geschichte,“ sagte er zögernd, „ich fürchte, du lachst mich aus, wenn ich frei spreche.“

„Das wird sich zeigen! Zunächst rücke heraus mit der Sache.“

„Unsere jungen Damen sind mir zu gebildet!“

„Zu gebildet? Wie ist das zu verstehen?“

„Siehst du, daß du mich nicht verstehst! Also sprechen wir nicht weiter von der Sache.“

„Nein, im Gegenteil! Sprechen wir erst recht davon! Denkst du, ich lasse mich mit einem Rätselworte abspeisen? Was hast du an der Bildung unserer Frauen auszusetzen?“

„Nichts und alles! Je nachdem du es nimmst!“

„Spielst du schon wieder die Sphinx? Rede doch wie jeder vernünftige Mensch! Willst du, daß deine Gattin nichts weiter sei als eine tüchtige Köchin?“

„Behüte Gott! Aber nicht *ver*bildet soll sie sein.“

„Denkst du, die junge Frauenwelt sei wirklich verbildet?“

„Ich bin davon überzeugt!“

„Das wäre zu beweisen! Glaubst du, ein den besseren Ständen angehöriger Mann, vorab ein Gelehrter gleich dir, könne an der Seite eines ungebildeten Weibes glücklich sein?“

„Von ungebildet ist nicht die Rede! Ich sprach nur von *ver*bildet.“

„Hm, falls ich dich recht verstehe,

willst du dir deine Frau selbst heranbilden?“

„So ist es!“

„Höre, alter Freund, das halte ich denn doch für ein gewagtes Experiment.“

„Weshalb?“

„Weil es, meines Erachtens, um die Erziehung einer jungen Frau durch den eigenen Mann eine ganz absonderliche Sache sein muß.“

„Wenn die junge Frau bildungsfähig ist, so macht sich, denke ich, die Sache von selbst.“

„Das denke ich gerade nicht. Man hat Beispiele, daß ein junges Mädchen den eigenen Lehrer heiratet, und mit ihm eine glückliche Ehe führt, aber in diesem Falle war der Mann vorher der Lehrer, und das Verhältnis der Unterordnung ist ein selbstverständliches. Will aber der Mann nach der Hochzeit die Rolle des Bildners übernehmen, so hört die Frau auf seine Ebenbürtige zu sein, und das vertragen die Frauen nun einmal nicht.“

„Bah! das käme auf die Probe an.“

„Jedenfalls eine bedenkliche Probe! — Aber zu was willst du denn deine künftige Frau eigentlich heranbilden? Zum Mediziner etwa?“

„Unsinn!“

„Nun siehst du, es ist nichts mit deinen ehepädagogischen Ideen! Wir müssen uns also mit dem Bildungsstande unserer Frauen schon begnügen.“

„Was nennst du Bildungsstand? — Unsere jungen Mädchen lernen, herzlich oberflächlich, zwei, drei fremde Sprachen, etwas Musik, bekommen, weil das jetzt Mode ist, einen Anstrich von positiven Wissenschaften, lesen allerlei Durcheinander und plappern eine Theaterkritik nach. Nennst du das Bildung?“

„Bei einem Manne gewiß nicht, für eine Frau sogar zuviel.“

„Siehst du, wir kommen uns schon näher, mein Sohn!“ rief Gerhard mit Laune. „Alles kommt darauf an, daß man sich verständigt!“

„Aber du kannst dir doch unmöglich ein Wesen ohne die heutige, wenn auch oberflächliche Bildung zur Gattin wünschen! Vergiß nicht das alterprobte englische Wort: Never marry beneath you!“

„Der Begriff ist ein relativer. Ich denke mir, ein Mädchen, das dem Manne ihrer Wahl ihre gesellschaftliche Stellung, ihre geistige Bildung verdankt, muß unbedingt eine vortreffliche Gattin werden, denn zum Gefühle der Liebe tritt bei ihr noch das der Dankbarkeit.“

„Mag sein. Doch lassen wir die akademische Behandlung des Gegenstandes beiseite und halten wir uns ein wenig an das Sachliche. Hast du etwa ein solches Mädchen gefunden?“

„Wie kommst du darauf?“ sagte Gerhard betroffen.

„Ich denke auf die natürlichste Weise von der Welt. Du klagst über Weltmüdigkeit und sprichst dabei so eifrig von deinen Bildungsplänen, daß man unwillkürlich an einen bestimmten Fall denken muß.“

„Du irrst,“ versetzte Gerhard ruhig. „Ich betrachte, bis jetzt wenigstens, die Sache in der That nur akademisch, wie du sagst.“

„Das ist mir lieb. Ich brauche somit nicht zu befürchten, daß ich mit einer Frage, zu der ich mich als dein alter Freund berechtigt halte, eine Indiskretion begehe.“

„Du machst mich neugierig!“

„Aber ich weiß nicht — vielleicht ist es doch besser, wenn ich schweige.“

„So sprich doch frei heraus! Ich denke, Emil, zwischen uns braucht es keiner Geheimnisse.“

„Du hast recht. Im Grunde genommen bin ich es sowohl dir wie mir selbst schuldig. Also höre: Du bist der ärztliche Berater meiner Tante, kommst als solcher häufig ins Haus und kennst die Familie noch von unserer Studienzeit her. Sage mir offenherzig, Gerhard: Was hältst du von meiner Kousine Klothilde?“

„Fräulein Klothilde von Helling?“

Emil nickte.

„Fräulein Klothilde ist eine ebenso liebenswürdige wie geistvolle junge Dame.“

„Das weiß ich selbst, deshalb frage ich dich nicht.“

„Aber was soll ich dir sonst sagen? du kennst sie ja besser als ich.“

Emils Blick heftete sich prüfend auf die Züge des Freundes.

„Ich hoffe, Gerhard, wir haben keine Geheimnisse vor einander,“ sagte er nicht ohne Nachdruck.

„Wie seltsam du sprichst. Was sollte ich vor dir geheimhalten?“

„Ich glaube dir, Gerhard!“ sagte Emil, dem Freunde über den Tisch die Hand reichend.

„Aber ich verstehe dich wirklich nicht,“ erwiderte dieser treuherzig. „Willst du dich nicht deutlicher ausdrücken?“

„Schon lange wollte ich dich etwas fragen, kam aber nicht dazu,“ nahm der Forstmann nach einer Pause das Wort. „Du bist seit etwa zwei Jahren der Hausarzt meiner Tante. Hast du bei Klothilde nichts bemerkt?“

„Was sollte ich bemerkt haben? Sie hat meine Dienste niemals in Anspruch genommen.“

Emil lächelte.

„Meine Frage richtete sich nicht an den Arzt!“ erwiderte er.

„Du begreifst, daß mein Beruf mir die höchste Diskretion zur Pflicht macht. Ich beschränke mich deshalb überall strengstens auf meine ärztliche Thätigkeit,“ fuhr Gerhard fort.

„Nun denn, so will ich dir sagen, was ich bemerkt zu haben glaube. Ich müßte mich nämlich sehr täuschen, wenn Klothilde in dir nicht mehr sähe, als den Arzt ihrer Mutter.“

„Du meinst doch nicht —“

Gerhard hielt inne. Er sah den Forstmann höchlichst betroffen, fast erschrocken an.

Emil nickte.

„Das ist ja nicht möglich, du täuschest dich!“

„Was bist du für ein seltsamer Heiliger, Gerhard! Sollte man nicht glauben, du entsetztest dich bei dem Gedanken, Klothilde könnte sich für dich interessieren?“

„Aber lieber Junge, ich versichere dich, du bist im Irrtum. Wie käme ich dazu, bei Fräulein Klothilde ein Interesse zu erwecken?“

„Wie du dazu kommst, mußt du besser wissen als ich. Seit den sechs Wochen meines Hierseins habe ich Klothilde aufmerksam beobachtet. Meine Augen sind gut, verlaß dich darauf.“

„Nein, nein, Emil, es kann nicht sein!“

„Höre, Gerhard, du kommst mir immer seltsamer vor! Jeden anderen jungen Mann würde meine Mitteilung glücklich machen; du aber erschrickst darüber! Was hast du an Klothilde auszusetzen?“

„Auszusetzen? Gar nichts!“

„Sie gehört einer sehr guten Familie an, besitzt ein ganz hübsches Vermögen, ist, wie du selbst sagst, eine ganz ausgezeichnete junge Dame. Zu dem allen kommt noch die Aussicht auf eine Schwiegermutter, wie man sie sich nicht besser wünschen kann. Heiraten mußt du ja doch einmal, und da dein Herz noch frei ist, so —“

„Ich bitte dich, Emil, halt ein! Du weißt nicht, wie peinlich mich der Gegenstand berührt.“

„Du bist also doch bereits anderweitig verpflichtet?“

„Nein, tausendmal nein! Ich habe durchaus keine Verpflichtung, mein Wort darauf!“

„Aber so erkläre mir dein wunderliches Benehmen!“

„Vorerst erkläre du mir, weshalb du die Sache aufs Tapet bringst. Daß du nicht in fremdem Auftrage handelst, bedarf keiner Erwähnung. Also welchen Grund hast du?“

„Den Grund sollst du sogleich erfahren. Zuvor aber sage mir ganz aufrichtig: Ist dir niemals der Gedanke gekommen, daß du Klothilde nicht gleichgültig sein könntest?“

„Niemals!“

„Und wenn dies nun doch der Fall wäre, was gedenkst du zu thun?“

„Was kann ich anderes thun, als fortan das Haus deiner Tante möglichst unauffällig meiden?“

„Aber Mensch, bist du denn von Stein? Du weisest kaltblütig ein Glück von dir, um das dich hundert andere beneiden?“

„Lieber Emil, dem Herzen läßt sich nicht gebieten! Deine Kousine besitzt alle Eigenschaften, um einen Mann glücklich zu machen. Ich glaube jedoch, daß ich dieser Mann nicht bin, und deshalb muß ich handeln, wie die Rücksicht auf die Familie deiner Tante es mir gebietet.“

Emil schüttelte den Kopf.

„Du bist mir noch die Antwort auf meine Frage von vorhin schuldig,“ sagte Gerhard.

„Die Antwort ist sehr einfach. Ich selbst liebe Klothilde!“

Gerhard prallte zurück.

„Ich liebe sie seit langem im stillen," fuhr der Forstmann fort. „Wenn ich mich bemühte, in der Residenz beim Ministerium anzukommen, so geschah es, um Klothilde nahe zu sein. Ich merkte jedoch bald, daß ich zu spät kam. Meine schöne Kousine hegt für mich nur die Gefühle einer Schwester."

„Aber Emil, das ist ja platterdings unmöglich! Vergleiche doch nur einen Augenblick dich und mich!"

Um Emils Lippen zuckte ein seltsames Lächeln.

„Du bist allzu bescheiden, alter Freund," sagte er. „Ich begreife recht wohl, daß Klothilde dir den Vorzug gibt. Ich habe die ganze Zeit draußen gelebt unter meinen Waldbauern und bin dabei wohl selbst so eine Art von Waldmensch geworden."

„Du, der einzige Sohn des Oberstjägermeisters von Reiffenbühl, ein junger Mann mit der Aussicht auf die glänzendste Lebensstellung, reich, vornehm, dabei ein kerngesunder, prächtiger Bursche, — und ich, der Bücher- und Spitalmensch, zur Zeit noch simpler Privatdozent! Geh, Emil! Du bist in einer seltsamen Täuschung befangen!"

„Sagtest du vorhin nicht selbst, dem Herzen lasse sich nicht gebieten? Wie kannst du dich also wundern, wenn Klothilde deinen geistigen Wert höher anschlägt, als das, was ich ihr zu bieten im stande bin? Auch dürfen wir nicht vergessen, daß du einen nicht zu unterschätzenden Vorteil voraus hattest. Als ich vor fünf Jahren meinen Posten antrat, war Klothilde fast noch ein Kind. Unterdessen bliebst du am Platze, und ohne daß du es ahntest, war das Glück dir günstig."

Gerhard war in tiefes Nachdenken versunken.

„Eine fatale Geschichte, vorausgesetzt, daß du recht hast, was ich jedoch noch immer bezweifle," sagte er endlich. „Und was soll daraus werden?"

„Das will ich dir sagen. Unsere Freundschaft datiert von der Schulbank her und ist sich durch alle diese Jahre treu geblieben," erwiderte Emil, die Hand des Arztes fassend. „Ein solches Band löst man nicht so leicht. Sobald ich wahrnahm, oder, wenn du lieber willst, wahrzunehmen glaubte, Klothilde sei dir geneigt, hielt ich es für meine Pflicht, nichts zu thun, was uns zu Nebenbuhlern oder gar zu Gegnern machen könnte. Ich war entschlossen, dir den Platz zu räumen."

„Mein wackerer Emil, das sieht dir gleich!" rief Gerhard, den Händedruck herzlich erwidernd.

„Ich bin sogar entschlossen, dies noch jetzt zu thun, wie hart es mir auch fallen möge," fuhr Emil fort, „denn siehst du, Gerhard, meiner Ueberzeugung nach wäre Klothilde die richtige Frau für dich."

Der junge Arzt sah den Freund nicht ohne Rührung an.

„Und da behauptet man, es gebe keine wahre Freundschaft in dieser Welt!" sagte er. „Nein, Emil, beruhige dich. Für Klothilde empfinde ich kein anderes Gefühl, als das aufrichtigster Hochachtung, und, was sie betrifft, so widmet sie mir gewiß auch nur die Wertschätzung eines alten Hausfreundes. Du hast dich getäuscht!"

„Nun, das wird sich wohl bald zeigen. Jedenfalls bin ich jetzt einer quälenden Sorge ledig. Aber sage mir, Gerhard, wie ist es möglich, daß ein Mann wie du gegen so viele Vorzüge blind sein kann?"

„Es mag das vielleicht eine Folge meiner früheren Verhältnisse sein. Du weißt nicht, Emil, wie schwer ich mich von unten heraufarbeiten mußte. Wäre meine Vaterstadt nicht auch Universitätsstadt, so hätte ich unmöglich meiner Neigung folgen und Medizin studieren können. Schon auf dem Gymnasium mußte ich zur Industrie des Stundengebens greifen, um mir die Mittel zum Studieren und zu einer anständigen äußeren Erscheinung zu verschaffen. Ihr habt damals nicht viel davon gemerkt. Ein vielleicht übel angebrachter Stolz hielt mich ab, meine wirkliche Lage kundzugeben; auch hätte es mir schwerlich etwas genützt, wenn ich es gethan haben würde. Seit meiner Kindheit verwaist, war ich fast gänzlich auf mich angewiesen. Als du nach dem Gymnasium die Forstakademie bezogst und ich das Studium der Medizin begann, mußte ich natürlich um so ausdauernder arbeiten, denn da hieß es die Mittel in noch weit größerem Maße als bisher beschaffen."

„Armer Gerhard!" unterbrach Emil. „Weshalb ließest du mich niemals etwas von diesen Verhältnissen merken? Es wäre mir ja ein leichtes gewesen, dir durch meine Familienverbindungen zu einem Stipendium zu verhelfen."

„Mein guter Emil, du weißt nicht, zu wie vielen schweren heimlichen Opfern die Freundschaft eines Aristokraten zuweilen einen Plebejer nötigen kann," erwiderte Gerhard lachend. „Ich war stolz darauf, daß du, der Sohn des Oberstjägermeisters von Reiffenbühl, mich allein zu deinem Freunde erwählt hattest. Du brachtest mich in dein väterliches Haus, machtest mich bekannt mit deinen Verwandten. Durfte ich mir da anmerken lassen, daß ich den schönen neuen Rock, die schönen Handschuhe mit mühsam erworbenem Lektionengelde bezahlte? Zum Glücke hattest du keine Neigungen zu kostspieligen Vergnügungen, denn sonst hätte ich mich bald zurückziehen müssen, und das hätte mir weh gethan, denn du weißt, ich hatte dich lieb! Nun also, zur Zeit, wo ich neben meinen Universitätsstudien die erwähnte Privatindustrie betreiben mußte, kam ich in so manche wohlhabende Bürgerfamilie. Ich zählte manches hübsche junge Mädchen zu meinen Schülerinnen, und mehr als einmal fühlte ich mich versucht, den Schulmeister gegen eine mir besser zusagende Rolle zu vertauschen. Aber überall sah ich mich stillschweigend in die mir gebührende Grenze gewiesen. Da fiel es meinem Hagestolz von Oheim, dem Bruder meiner Mutter, welcher, ich weiß nicht warum, mit meinen Eltern nicht zum besten stand, plötzlich ein, das Zeitliche mit dem Ewigen zu vertauschen. Er hatte kein Testament gemacht, und so erwachte ich eines schönen Morgens als der Erbe eines ganz hübschen Vermögens."

„Dreißigtausend Thaler, falls ich nicht irre?"

„Ganz recht. Ich besaß also eine Rente von fünfzehnhundert Thalern. An ein einfaches Leben gewöhnt, konnte ich damit mehr als doppelt und dreifach meine Bedürfnisse decken. Die Stundengeberei durfte ich jetzt an den Nagel hängen. Nun wohl, Emil! Von diesem Tage an wurde ich, der bisher von niemand Beachtete, mit einemmal Gegenstand des lebhaftesten Interesses für meine schönen Schülerinnen und deren Familien! Man bestürmte mich, die Stunden fortzusetzen, überhäufte mich mit Einladungen zu Lesekränzchen, Hausbällen, Landpartien u. dgl. Wie es scheint, hatte das Gerücht meine Erbschaft noch um ein gutes Stück übertrieben. Meine ehemaligen Schülerinnen machten förmlich Jagd auf mich. Ich hatte alle Hände voll zu thun, um mich dieser schmeichelhaften Auszeichnungen zu erwehren. Die Folge von dem allem war, daß ich nach und nach einen wahren Ekel gegen die Gesellschaft empfand. Immer mehr schloß ich mich ab, lebte ausschließlich meinen Studien und wurde so allgemach eine Art von Sonderling. Siehst du, Emil, das ist meine Geschichte."

„Und von Klothilde befürchtetest du wohl etwas Aehnliches?" fragte Emil lächelnd.

„Gott verhüte, daß ich von Fräulein von Helling jemals etwas derartiges gedacht hätte!" rief Gerhard hastig, „ich bitte, mich nicht mißzuverstehen! Ich wollte dir nur zeigen, wie es kommt, daß unsere jungen Damen mich kalt lassen. An deine Kousine habe ich dabei nicht im entferntesten gedacht."

„Das weiß ich, Gerhard. Nun, es ist mir lieb, daß wir uns frei ausgesprochen haben. Aber," sagte Emil, nach der Uhr sehend, „ich merke, wir haben uns dabei ein wenig verplaudert. Es ist Zeit, daß ich in den Saal zurückkehre. Die Polka geht draußen zu Ende und ich bin mit Klothilde zum nächsten Tanze engagiert. Also, du lässest mir bei meiner Kousine unbedingt freie Hand?"

„Unbedingt!"

„Nun wohl, so werde ich mein Glück probieren! Kommst du mit?"

„Nein! Ich gedenke nach Hause zu gehen. Auf dem Balle der Mediziner habe ich mich gezeigt, das genügt! Bonne chance, Emil!"

„Ich danke!" sagte der Forstmann aufstehend. „Also, auf morgen!"

„Gute Nacht, und nochmals bonne chance!"

Emil legte den Betrag für das Eis neben die Schale, reichte dem Freunde die Hand und verließ das Zimmer. Der Zurückgebliebene saß eine Weile in Ge-

danken versunken da, dann zuckte er leicht die Achseln, zündete eine frische Zigarre an, zahlte und ging hinaus, um sich in der Garderobe den Pelz zu holen. Durch die große Glasthür des Ballsaals sah er, wie Herr von Reiffenbühl mit Klothilde am Arme sich zur Kolonne anstellte.

„Viel Glück, alter Junge!" murmelte er, „ich gönne dir's von Herzen!"

2.

Dr. Hunold erhält eine Patientin.

Seit dem Gespräche im Rauchzimmer zwischen Emil von Reiffenbühl und Dr. Gerhard Hunold waren etwa drei Monate verflossen. Seinem Vorsatze gemäß hatte letzterer die Besuche bei Frau von Helling von jenem Abend an nach Möglichkeit beschränkt. Obwohl er Klothilde jetzt aufmerksamer beobachtete als vorher, vermochte er doch nichts wahrzunehmen, das Emils Ansicht bestätigt hätte. Das junge Mädchen blieb ihm gegenüber vollkommen gleich. Frau von Helling hatte bereits mehrfach ihre Verwunderung darüber ausgesprochen, daß Herr Dr. Hunold mit seinen Besuchen so sparsam geworden sei. Obwohl Klothilde jedesmal zugegen war, fand sie doch keine Veranlassung, auch ihrerseits eine Bemerkung beizufügen. Ahnte sie, daß seine selteneren Besuche einen besonderen Grund hatten, oder war ihr sein Kommen oder Fernbleiben überhaupt gleichgültig? Er glaubte das letztere annehmen zu müssen und fand dadurch die Ansicht bestätigt, daß Emil mit seinen Vermutungen auf falschem Wege gewesen sei.

Gerhard mußte sich gestehen, daß ihn diese Gleichgültigkeit Klothildes keineswegs angenehm berührte. Auch der wenigst eingebildete Mann besitzt seine kleine Dosis Eitelkeit. Der Gedanke, eine in jeder Beziehung so ausgezeichnete junge Dame wie Fräulein von Helling habe ihn ihrer Aufmerksamkeit würdig gehalten, hatte ihm doch ein wenig geschmeichelt. Nun zeigte es sich, wie unbegründet Emils Meinung war. Etwas wie das Gefühl heimlicher, selbst von einer leichten Bitterkeit nicht ganz freier Beschämung, überkam ihn bei dieser Wahrnehmung. „Als ob sich ein Fräulein von Helling für einen Menschen gleich mir überhaupt interessieren könnte!" dachte er, „trotz meines Wissens, trotz meiner Erfolge bleibe ich für sie nur ein Plebejer! Nun, um so besser! Wer weiß, ob ich ohne Emils seltsame Täuschung nicht doch einmal den Abstand zwischen der Tochter des sel. Oberappellationsgerichtspräsidenten von Helling und dem simpeln Dr. Hunold vergessen hätte!"

Obwohl er öfters mit Emil zusammenkam, war der Gegenstand ihres damaligen Gesprächs doch nicht wieder berührt worden. Er wußte daher auch nicht, wie weit Herr von Reiffenbühl mit seinen Bemühungen um die Gunst seiner schönen Kousine vorgeschritten sei. Da Emil nichts darüber sagte, so fühlte Gerhard sich nicht berechtigt eine Frage an ihn zu richten und zog es vor zu schweigen.

Zu Anfang Mai war er durch Professor Mylius, den berühmtesten Frauenarzt der Residenz, telegraphisch nach dem etwa zehn Meilen entfernten Städtchen Oberolz berufen worden, um auf einem benachbarten Schlosse bei einer wichtigen Operation Beistand zu leisten. Da die Patientin, eine hochgestellte Dame, während der Nacht unter Obhut des Professors blieb, so konnte Gerhard noch mit dem Abendzuge zurückkehren.

Oberolz ist berühmt durch seine reizende Umgebung. Hart am Fuße des Waldgebirgs liegt der Bahnhof des Ortes. Vom Perron umfaßt der Blick das meilenweit von der Olz durchzogene Thal. Als Gerhard bei der Station anlangte, stand die Sonne noch hoch an dem wolkenlosen Himmel. Wie flüssiges Gold glitzerten die Wellen des Flusses, von den Wäldern wehte ein würziger Hauch herüber, gemischt mit dem Dufte der Fliederhecken und Blumenbeete des Restaurationsgartens. In den Zweigen der frischbelaubten Linden wirbelten die Vögel um die Wette, drüben im Walde hämmerte der Specht, und auf dem Teiche des nahen Herrensitzes zog ein einsamer Schwan in majestätischer Ruhe seine Kreise.

Selbst die prosaische Eisenbahn schien in dem Frühlingszauber befangen. Keine pustende Maschine unterbrach mit schrillem Pfiffe die Stille. Nur drüben im Telegraphenbüreau klapperten emsig die Apparate, und aus dem Restaurationslokale ließen sich ab und zu die Stimmen der mit den Vorbereitungen für den zu gewärtigenden Personenzug beschäftigten Dienstleute vernehmen.

Gerhard war mit der Equipage der Gräfin von Schloß Kirnitz durch den Wald nach der Station gefahren. Auf dem Bahnhofe fand er noch alles öde. Ein Blick auf den Fahrplan zeigte ihm, daß er noch eine volle Stunde bis zum Abgange des Zuges hatte. Er setzte sich in den Restaurationsgarten, ließ sich ein Glas Wein geben und genoß in vollen Zügen den herrlichen Frühlingsabend.

Trotz der heiteren Umgebung versank der junge Arzt, er wußte nicht warum, allmählich in stilles Sinnen. Er dachte zurück an seine Besprechung mit Emil, an die vielen, von niemand geahnten Anstrengungen, Entbehrungen und Zurücksetzungen, unter denen seine erste Jugend verflossen war. Wohl durfte er heute zufrieden sein! Aber wie schwer hatte er das alles erringen müssen! Und würde er ohne jenen Zufall, der ihm plötzlich die Mittel zum Weiterschreiten in den Schoß warf, wohl jemals durchgedrungen sein? Also nicht seinem Talente, nicht seinem eisernen Willen, nicht seiner unablässigen Thätigkeit, sondern einem blinden Zufalle verdankte er die Erreichung seines Zieles!

Das Pfeifen der heranbrausenden Maschine entriß ihn seinen Gedanken. Langsam rollte der endlose Wagenzug in den Bahnhof. Im nächsten Augenblicke herrschte lautes, geschäftiges Treiben an dem vorher so stillen Orte. Gerhard erinnerte sich, daß er noch kein Billet gelöst hatte. Er trug einem vorübergehenden Packträger auf, den Handkoffer einstweilen in ein Koupee zu schaffen, und eilte nach der Kasse.

Vor dem Schalter standen eine Menge Leute. Es dauerte daher eine geraume Weile, bis die Reihe an ihn kam. Als er zurückkehrte, sah er den Packträger nicht. Das Billet in der Hand ging er die Wagenreihe entlang, um seinen Koffer zu suchen. Endlich entdeckte er ihn in dem leeren Koupee eines der letzten Wagen. Ohne Zweifel hatte ihn der Träger hier untergebracht, um dem Reisenden einen bequemen Platz zu sichern.

Während Gerhard den herzueilenden Dienstmann bezahlte, erscholl das dritte Läuten. Er stieg ein. Gleich darauf erschien der Schaffner, um das Billet zu koupieren.

„Gehorsamster Diener, Herr Doktor!" rief der Mann, sichtlich erfreut, indem er mit einer bei seinen Berufsgenossen ungewöhnlichen Höflichkeit die Mütze abnahm. „Ich habe schon lange darauf gepaßt, dem Herrn Doktor wieder einmal zu begegnen!"

„Sie kennen mich?" fragte Gerhard, ihn schärfer ins Auge fassend.

„Wie sollte ich nicht? Der Herr Doktor haben mich ja kuriert, als ich vor zwei Jahren nach dem großen Eisenbahnunglücke bei Wörth mit der gebrochenen Rippe im Spitale lag."

„Richtig! Nun erinnere ich mich! Und wie geht es jetzt?"

„O, sehr gut! Der Herr Doktor haben bei mir ein solides Stück Arbeit gemacht! Ihnen danke ich meine Gesundheit."

„Nun, das freut mich. Nicht immer gelingt es uns so gut, gebrochene Rippen wieder ganz zu machen."

Während der Schaffner koupierte, kam ein junges Mädchen, einen kleinen Reisekoffer in der Hand, den Plaid auf und den Sonnenschirm unter dem Arme eilenden Schritts über die Schienen gerade auf den Wagen zu.

„Wohin?" fragte der Schaffner.

Das Mädchen nannte die Hauptstadt.

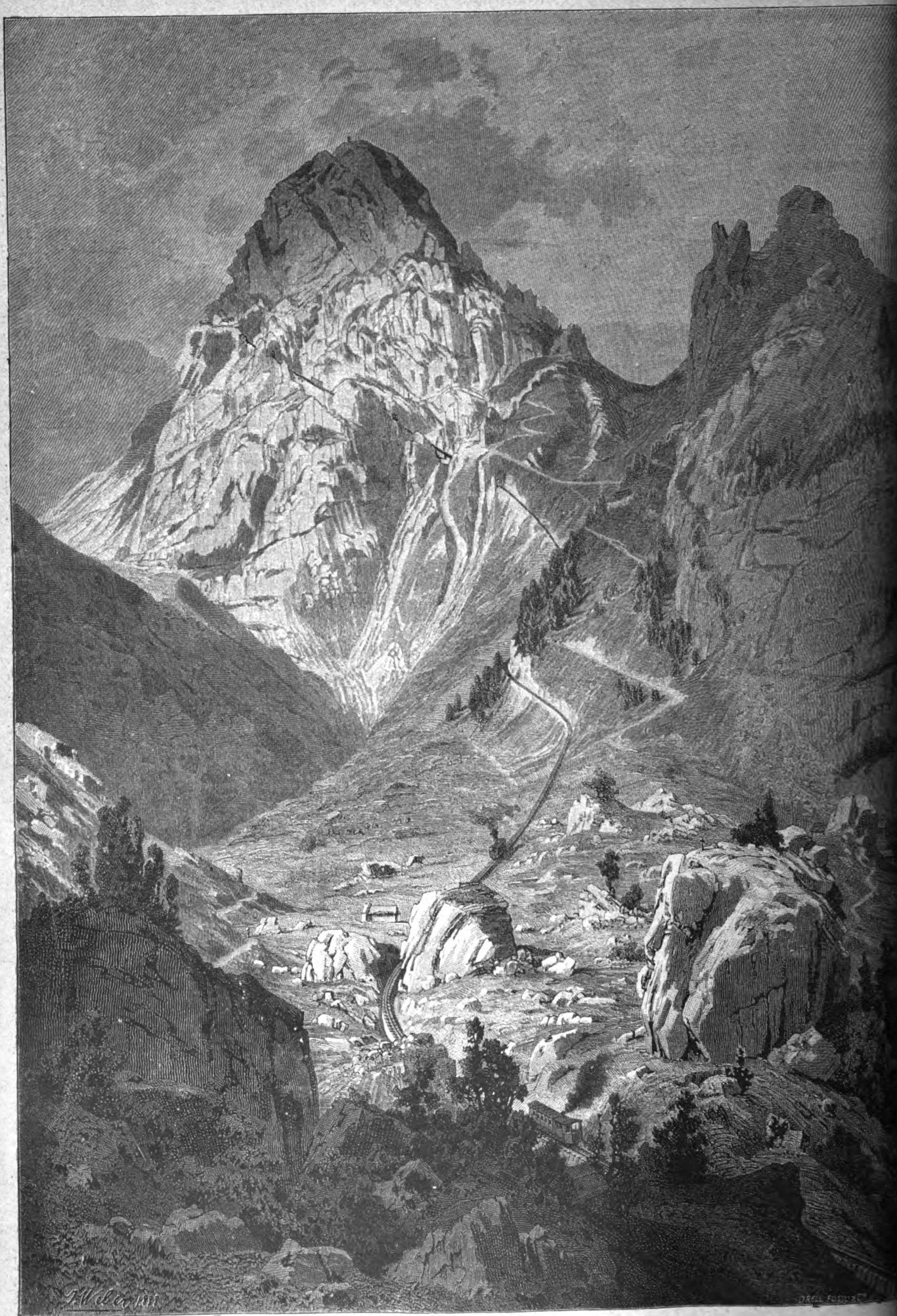
In demselben Augenblick erscholl vorn der Ruf: „Fertig!"

„Schnell hier herein, Fräulein!" sagte der Schaffner, die Koupeethür öffnend und die Reisende in den Wagen schiebend. „So! Nun ist's gut! Aber um ein Haar wäre es zu spät gewesen! Bitte um das Billet!"

Das junge Mädchen, erhitzt vom raschen Gehen, legte den Handkoffer auf den Sitz, warf Plaid und Sonnenschirm darüber, nahm das einfache Strohhütchen ab, und strich sich die Locken aus dem Gesicht.

„Uf!" sagte sie, tief Atem holend, „diesmal habe ich's noch getroffen! Das Billet wollen Sie? Ja, wo mag das wohl sein?"

Sie suchte erst in der einen, dann in der andern Tasche des Kleides. „Wenn ich den Zettel beim Laufen verloren hätte!" rief sie, „das wäre eine schöne Geschichte! Sie würden mich gewiß auf der nächsten Station wieder an die Luft setzen! Nicht wahr, Herr Schaffner?"



Mattalp (S. 875).

Die Worte waren von einem halb ängstlichen, halb schelmischen Blicke begleitet. Zugleich bemühte sie sich, mit einem aus dem Portemonnaie genommenen Schlüsselchen den Koffer zu öffnen.

„Nun, wenn auch das gerade nicht!" versetzte schmunzelnd der Schaffner; „aber das Fräulein müßte doch ein anderes Billet haben."

Während das Mädchen in dem Koffer herumsuchte, hatte Gerhard Gelegenheit, seine Reisegenossin genauer zu betrachten. Sie mochte etwa zwanzig Jahre alt sein. Das Gesicht, nicht eigentlich schön, war dafür ungemein ansprechend. Kleine, perlweiße Zähnchen blickten aus dem halb zum Lächeln geöffneten, taufrischen Mund hervor. Die Augen, von dunklem Braun, gemahnten beim Aufschlagen an den Blick eines Kindes. Auffallend war bei der Fülle der Formen der schlanke Wuchs. Die Taille hätte sich bequem umspannen lassen.

„Hier ist's!" rief das Mädchen vergnügt, indem sie aus einem rotledernen Brieftäschchen einen bedruckten Zettel hervorzog. „Ich wußte ja, daß ich das Ding gut aufgehoben hatte!"

Der Schaffner prüfte das Dokument, riß den Koupon ab und gab es zurück.

„Also, ich danke nochmals für all die Liebe und Güte, die Sie mir im Spitale erwiesen haben, Herr Doktor!" sagte er, zu Gerhard gewendet. „Recht glückliche Reise!"

„Nehmen Sie sich nur in acht, daß Sie nicht wieder in unsere Hände fallen!" erwiderte Gerhard, freundlich nickend.

„Werde schon gut aufpassen, Herr Doktor!"

Der Schaffner nahm nochmals respektvoll die Mütze ab und kletterte auf seinem Trittbrette zu dem nächsten Koupee.

Bei den Worten „Doktor" und „Spital" hatte die junge Reisende ihren Nachbar flüchtig, aber mit unverkennbarem Interesse angesehen. Sie schloß die Brieftasche wieder in das Kofferchen, setzte den Hut auf und rückte in die Ecke beim Fenster.

Der Zug sauste mit voller Dampfkraft dahin. Das Mädchen saß mit dem Gesicht gegen die Maschine; ihr Haare flogen wild in der Zugluft. Sie schien es nicht zu beachten.

„Erlauben Sie mir eine Bemerkung, Fräulein!" sagte Gerhard. „Sie sind noch erhitzt vom Gehen und setzen sich in den Luftzug! Das ist gefährlich!"

„Meinen Sie? Doch ja! Sie verstehen das besser als ich, denn Sie sind Doktor, wie ich vorhin vom Schaffner gehört habe!"

Damit rückte sie gehorsam vom Fenster weg.

„Ich bin allerdings Arzt, und deshalb erlaube ich mir die weitere Bemerkung, daß Sie besser daran thun würden, den Platz einzunehmen."

„Dem Arzte muß man gehorchen!" antwortete die Nachbarin mit dem Tone kindlicher Unterwürfigkeit, während sie sich auf die andere Bank setzte.

Gerhard gefiel das muntere Wesen seiner Reisegefährtin.

„Sie haben sich ohne Zweifel ein wenig zu lange mit dem Abschiednehmen aufgehalten und so beinahe den Zug versäumt!" sagte er.

„Mit dem Abschiednehmen? Ach nein! Das war bald abgemacht! Aber man sagte mir, von Lenzenbrunn bis zum Bahnhofe sei kaum eine halbe Stunde! Vielleicht ist es auch nicht weiter. Wahrscheinlich vergaß ich mich ein bißchen beim Blumenpflücken, während die alte Lene mit dem Kofferchen voranging. Plötzlich hörte ich das Glockensignal von der nächsten Station. Nun hieß es eilen! Bei dem Laufen habe ich denn auch richtig meine schönen Waldblumen verloren."

„Jedenfalls sind Sie nicht zur Kur in Lenzenbrunn!" meinte Gerhard mit einem Blick auf die kerngesunde Gestalt.

„Nein, Gott sei Dank! Ich brauche das abscheuliche Wasser nicht zu trinken! Einmal habe ich es aus Neugier gekostet. Aber brr! Ich thue es nicht wieder!"

Die Gebärde des Abscheus bei diesem Brr! war von unwiderstehlicher Komik.

„Um so mehr ist die Mama, die Tante oder Schwester zu bedauern, wenn sie alle Tage ihre wohlgezählten fünf Becher trinken muß, nicht wahr, Fräulein?" fuhr Gerhard lächelnd fort.

„Mama, Tante oder Schwester? Ich war ganz allein in Lenzenbrunn und freue mich, aus dem langweiligen Neste fortzukommen, obwohl mich auch in der Residenz nicht viel Angenehmes erwartet."

„Lenzenbrunn hat Ihnen also nicht gefallen? Während der Saison soll es dort doch ganz unterhaltend sein."

„Während der Saison? Wohl möglich! Ich war leider nur während des Winters dort und da war es keineswegs besonders unterhaltend, Herr Doktor!"

„Was Sie sagen! Ich denke, es gibt doch Konzerte, Bälle und auch ein Theater in Lenzenbrunn?"

„Gewiß, aber für mich gab es das alles nicht!"

„Hat man Sie in so klösterlicher Abgeschiedenheit gehalten?"

„Ich mußte mich selbst darin halten, weil ich niemand hatte, um mich zu irgend einer Unterhaltung zu begleiten."

„Das ist merkwürdig! Sie lebten aber doch wohl bei Verwandten oder in irgend einer befreundeten Familie?"

„Ich lebte in der Familie meines Büreaudieners!"

„Ihres Büreaudieners? Wie kommt eine junge Dame gleich Ihnen zu einem Büreau?"

„Ich sehe schon, Herr Doktor, ich muß mich Ihnen selbst vorstellen," sagte lachend das Mädchen. „Ich bin nämlich," fuhr sie mit neckischer Gravität fort, „königliche Telegraphistin, war während des Winters dem Amte in Lenzenbrunn zugeteilt und kehre nun, zunächst mit vierwöchentlichem Urlaub, nach der Residenz zurück, um meine kranke Mutter zu pflegen. Vielleicht gelingt es mir, bei dem Haupttelegraphenamte in Verwendung zu kommen und in der Hauptstadt zu bleiben. So, nun wissen Sie, weshalb ich mich in Lenzenbrunn gelangweilt habe?"

Gerhard betrachtete überrascht den niedlichen weiblichen Beamten.

„Da Sie schon die Güte hatten, sich mir vorzustellen, mein Fräulein," sagte er, „so erlauben Sie mir, Ihrem Beispiele zu folgen. Ich heiße Doktor Gerhard Hunold, bin praktischer Arzt und zugleich Dozent an der Universität."

„Dozent?" wiederholte respektvoll die Telegraphistin. „Das ist gewiß ein recht hoher Titel, nicht wahr, Herr Doktor?"

„Passiert! Jedenfalls steht er, was den damit verbundenen Gehalt betrifft, dem Ihrigen nach, denn vorläufig bringt er mir soviel wie nichts ein, während Sie, als königliche Beamtin, Ihren festen Gehalt beziehen."

„Neunhundert Mark alles in allem!" rief das Mädchen, das Köpfchen zurückwerfend. „Damit soll man Sprünge machen!"

„Nun, Sprünge kann ich mit meinen Honoraren als Privatdozent gerade auch nicht machen!" rief Gerhard munter. „Darf ich mir erlauben zu fragen, wie Sie dazu kamen, zum Telegraphen zu gehen, mein Fräulein?"

„Warum nicht? Es ist kein Geheimnis! Meine Mutter ist Witwe und bezieht eine kleine Pension; den Vater verloren wir vor zehn Jahren. Vermögen ist keines da. Um halbwegs auszukommen, mußten wir also hübsch knapp leben. Als wir heranwuchsen, meine Schwester Bertha und ich, da hieß es sich gehörig zusammennehmen. Bertha hatte Freude am Lernen. Sie studierte wie ein Professor und brachte es richtig dahin, mit achtzehn Jahren Erzieherin in einem vornehmen Hause in Berlin zu werden. Bei mir war das anders. Ich war, wie unsere Lehrerin zu sagen pflegte, ein kleines Quecksilber. Das viele Studieren behagte mir nicht. Auch hatte ich keine Lust, Gouvernante zu werden. Aber etwas mußte ich doch ergreifen. Nun, sehen Sie, Herr Doktor, ein Mädchen ohne Vermögen ist wirklich übel dran. Mein Vater war königlicher Beamter, und man ist seiner Familie doch auch eine gewisse Rücksicht schuldig. Zur Lehrerin fehlte es mir an Geduld; um zum Theater zu gehen, an Talent und auch an Neigung. So lernte ich also die Putzmacherei. Gerade als ich damit fertig war, sagte meine Mutter eines Tages zu mir: ‚Höre, Anna,' — ich heiße nämlich Anna (Dr. Hunold verfehlte nicht, bei dieser Mitteilung sich höflich zu verbeugen, eine Artigkeit, die Fräulein Anna mit gnädigem Nicken erwiderte) — ‚gestern war der Herr Kommissar hier, um mir zu sagen, daß ein Kursus für Telegraphistinnen eröffnet wird. Er fragte, ob du nicht Lust hättest, daran teilzunehmen. Wenn du die Prüfung bestehst, bekommst du sogleich eine Anstellung mit fünfhundert Mark.' — ‚Warum nicht, Mama?' antwortete ich. ‚Den Kopf wird es ja nicht kosten! Ob ich mit Nadel und Schere herumfingere oder mit dem Apparat klappere, kommt auf das gleiche heraus.' So wurde ich

also Telegraphenelevin, bestand die Prüfung und erhielt vor drei Jahren meine erste Anstellung. Vorigen Herbst wurde ich nach Lenzenbrunn mit neunhundert Mark Gehalt versetzt, und jetzt hoffe ich durch die Verwendung des Herrn Kommissars, eines alten Freundes meines seligen Vaters, beim Haupttelegraphenamte anzukommen, was mir sehr lieb wäre. Sehen Sie, Herr Doktor, nun wissen Sie meine ganze Geschichte!"

Fräulein Anna hatte ihre biographischen Daten mit der größten Unbefangenheit gegeben. Sie plauderte mit Gerhard wie mit einem alten Bekannten. In den Künsten der Koketterie schien sie gänzlich unerfahren. Wäre Dr. Hunold ein Mann hoch in den Sechzigen oder ein Mädchen in dem Alter der niedlichen Beamtin gewesen, sie hätte nicht mit mehr Ungezwungenheit sprechen können. In ihrem Wesen lag etwas ungekünstelt Kindliches, das Gerhard ganz merkwürdig angenehm berührte. Es wollte ihn bedünken, als habe er sich niemals einem so reizenden Naturkinde wie diesem Fräulein Anna, wohlbestallter Telegraphistin in Lenzenbrunn, gegenüber befunden.

Wenn ein Schaffner einem Reisenden spezielle Gunst erweisen will, so sorgt er dafür, daß niemand zu demselben ins Koupee steigt. Gerhards Expatient bewies sich als ein besonders dankbares Gemüt. Obwohl sich auf den verschiedenen Stationen Reisende genug vorfanden, blieb das Koupee des Herrn Doktors doch eine unnahbare Freistätte. Unter dem Fenster hing die Tafel mit der sakramentalen Aufschrift: „Dienstkoupee", und keine Frevlerhand wagte es, nach der dadurch gefeiten Klinke zu langen.

Fräulein Anna war eine mitteilsame Natur. Sie erzählte Gerhard von ihren kleinen Erlebnissen im Dienste und schilderte ihre Studien und die „mit Auszeichnung bestandene" Prüfung mit so drolliger Laune, daß er dabei mehr als einmal laut auflachte. Auch aus ihrem Schulleben gab sie manche heitere Episode zum besten. Darüber verging die Zeit wie im Fluge. Als der Zug bei der vorletzten Station hielt, wunderte sich Gerhard, daß sie dem Ziele ihrer Fahrt bereits so nahe waren.

Hier entstand ein längerer Aufenthalt, weil einige Waggons angehängt werden mußten. Trotz des Zudrangs blieben die Reisenden auch diesmal im Alleinbesitze ihres Koupees.

Fräulein Anna schien über etwas nachzudenken. Sie sah Gerhard einigemal an, als ob sie etwas auf dem Herzen hätte, ohne daß sie es wagte, damit herauszurücken.

„Wie lange haben wir noch bis zur Stadt, Herr Doktor?" begann sie endlich.

„Ich denke, etwa eine Viertelstunde."

Die Antwort schien bestimmend auf ihren Entschluß einzuwirken.

„Darf ich Sie etwas fragen, Herr Doktor?" begann sie zögend. „Es betrifft nicht mich, sondern meine Mutter."

„Bitte, mein Fräulein."

„Ich sagte Ihnen bereits, daß meine Mutter krank ist und daß ich Urlaub genommen habe, um sie pflegen zu können. Wie sie mir schreibt, ist unser alter Arzt, der Dr. Neureuter, selbst erkrankt. Zu seinem Stellvertreter hat sie kein rechtes Vertrauen. Das Vertrauen in den Arzt ist aber doch wohl die Hauptsache bei einem Kranken, nicht wahr, Herr Doktor?"

„Sie sprechen da eine der tiefsten Wahrheiten der gesamten Heilkunde aus, Fräulein Anna!" sagte Gerhard lächelnd.

„Wirklich? Nun sehen Sie, da hat wieder einmal eine blinde Henne eine Erbse gefunden! Doch davon wollte ich nicht sprechen. Ich dachte mir, wenn Sie die Güte hätten, meine Mutter einmal zu besuchen, so würde sie zu Ihnen gewiß Vertrauen fassen."

„Das ist sehr schmeichelhaft für mich, mein Fräulein!"

„Nein, im Ernste! Sie machen kein so schrecklich gelehrtes Gesicht, daß man sich beinahe fürchten muß. Mit Ihnen kann man reden fast wie mit seinesgleichen."

„Nun, ich werde nicht verfehlen, Ihrem Wunsche zu entsprechen," sagte Gerhard, das Notizbuch hervorziehend. „Wenn ich Ihre Mama gesehen habe, hoffe ich, Ihnen sagen zu können, wie es mit ihr steht. Darf ich um die Adresse bitten?"

„Renteigasse Nr. 10, dritter Stock, Frau verwitwete Registrator Wilken," diktierte Anna.

„Wollen Sie Ihrer Mama sagen, daß ich morgen gegen zehn Uhr kommen werde."

„Sie sind sehr gütig, Herr Doktor!" sagte Anna, sichtlich erleichtert. „Ich war wirklich schon in großer Sorge, und nun hat mir der Zufall mit einemmal aus der Verlegenheit geholfen. Es war also doch gut, daß ich mich in dem Walde aufgehalten und damit beinahe den Zug versäumt habe," setzte sie mit der früheren munteren Laune hinzu; „denn ohne diesen Zufall wäre ich schwerlich zu Ihnen ins Koupee gekommen!"

Bei dieser philosophischen Betrachtung Fräulein Annas hielt der Zug im Zentralbahnhofe. Während Gerhard seiner Reisegefährtin aus dem Wagen half, ging, von ihm unbemerkt, eine ältere Dame, gefolgt von einem ihr Gepäck tragenden Diener, an ihnen vorbei, warf einen überraschten, fast boshaften Blick erst auf das Paar und dann in das leere Koupee mit der davor hängenden Tafel, und trat dann zur Seite, um die beiden vorangehen zu lassen. Gerhard begleitete Fräulein Anna zur nächsten Droschke, hob sie hinein und verabschiedete sich mit dem Versprechen, am nächsten Morgen ihrer Mutter die erste Visite zu machen.

3.

Klothilde.

Fräulein von Helling weilte im Kreise ihrer liebsten Freundinnen, der Blumen. Das Gewächshaus nahm die ganze Sommerseite des geräumigen Gartens hinter dem Hause ein. Langsam schritt sie die Reihen entlang, hier einen herabhängenden Zweig aufbindend, dort ein Blatt vom Staube oder von dem Ungeziefer reinigend. Wenn Gerhard sie damals bei seiner Plauderei mit Emil ebenso liebenswürdig wie geistvoll nannte, so genügte ein Blick auf die edle Erscheinung mit den milden und zugleich ernsten Zügen, um das Urteil gerechtfertigt zu finden. Klothilde war keine sogenannte blendende Schönheit. Ihre nur wenig über die Mittelperson reichende Gestalt bekundete jedoch das reinste Ebenmaß. Das tiefschwarze, ins Bläuliche spielende Haar, sowie die großen, dunkeln, ausdrucksvollen Augen deuteten auf eine südliche Herkunft. In der That entstammte Klothildes Großmutter dem europäischen Afrika, d. h. Spanien. Als Oberst bei den deutschen Truppen, mit deren Hilfe Napoleon die Freiheit der pyrenäischen Halbinsel zu vernichten gedachte, war Herr von Helling bei einem Gefechte unfern Gerona in die Hände des Feindes geraten. Seiner späteren Gattin verdankte er Leben und Freiheit. Nach Beendigung des Krieges führte er die schöne Carmen de Veras y Moreno heim. Klothilde hatte die Großmutter noch gekannt und sogar Spanisch von ihr gelernt, welche Sprache sie auch später mit Vorliebe pflegte. Die schwarzen Haare und die dunklen Augen waren spanisches Familienerbstück; dagegen bekundeten der helle Teint und das duftige Rot der Wangen germanisches Blut.

Bei dem der milden Mailuft wegen geöffneten Fenster saß Frau von Helling, ein Buch in der Hand. Mehr als die Lektüre schien indessen ihre Tochter sie zu beschäftigen, denn häufig schweiften ihre Blicke über die Seiten hinweg und hafteten mit mütterlichem Wohlgefallen an der Gestalt des jungen Mädchens. Der prächtige, schneeweiße Pudel zu ihren Füßen hatte den Kopf auf das Fußbänkchen gelegt und blinzelte im Halbschlafe bald nach der Dame des Hauses, bald nach der zwischen den Gewächsen auf und ab schreitenden Klothilde.

Diese war unterdessen näher gekommen. Sie hatte die Gartenschere auf das Gestell gelegt und sah jetzt zufällig nach dem Fenster. Ihre Blicke begegneten denen der Mutter.

„Nun, Mama, wie gefällt dir das Buch?" fragte sie.

„Hm! Die Wahrheit zu sagen, habe ich kaum ein paar Seiten gelesen."

„Wie? Während der ganzen Zeit? Was hast du, Mama? Bist du nicht wohl?"

„Ganz wohl! Aber zerstreut bin ich. Ich dachte über so mancherlei nach und vergaß dabei aufs Lesen!"

„Worüber hat sie denn nachgedacht, die gute Mama?" rief Klothilde, indem sie Hektors Kopf vom Schemel wegschob und sich zu Frau von Hellings Füßen setzte. „Stimmt vielleicht die Wochenrechnung nicht? Weshalb wendet man sich in diesem Falle nicht an seine Klothilde?"

Frau von Helling legte den Arm um den Nacken der Tochter und küßte sie auf die Stirn.

„Ich habe darüber nachgedacht, daß ich anfange recht alt zu werden."

„Alt, Mama? Was dir einfällt! Mit achtundvierzig Jahren ist man doch nicht alt! Ueberdies zeigt dir auch der Spiegel, wie sehr du dir Unrecht thust.“

„Es sind nicht die Jahre allein, welche das Alter bestimmen, mein Kind!“ sagte die Mutter, nachdenklich den Kopf wiegend. „Wie viel haben wir erlebt, seitdem dein Vater von uns geschieden ist! Das macht alt vor der Zeit, Klothilde.“

Der Blick des jungen Mädchens umflorte sich.

„Ach ja. In dieser Beziehung hast du recht, Mama. Ich begreife.“

„Wir sind zwei alleinstehende Frauen,“ fuhr Frau von Helling fort. „Es ist nicht gut, wenn dem Hause der Mann fehlt.“

„Das hast du früher niemals gesagt, Mama. Ist etwas vorgefallen?“

„Ich denke an dich, mein Kind. Was soll aus dir werden, wenn ich plötzlich abgerufen würde?“

„Aber liebe, süße Mama, wie magst du dich mit solchen Gedanken quälen. Bist du nicht wohler als früher? Kommt Dr. Hunold nicht seit einiger Zeit weit seltener als vorher?“

„Das ist alles wahr.“

„Nun also. Welche Ursache hast du zu so trüben Gedanken?“

„Meine Sorge gilt nicht mir, sondern dir, Klothilde,“ sagte Frau von Helling, die Tochter enger an sich ziehend. „Laß mich offen sprechen. Ich wäre glücklich, wenn ich dich an der Seite eines geliebten, deiner würdigen Mannes sähe.“

Klothilde wechselte die Farbe.

„Mama, du verhehlst mir etwas,“ rief sie ängstlich. „Was ist geschehen?“

„Emil war gestern bei mir, während du den Besuch bei Rieders machtest. Er sagte mir, der Minister habe die Absicht, ihn mit einer forstwissenschaftlichen Studienreise ins Ausland zu betrauen, die ihn vielleicht ein Jahr lang fern halten dürfte. Wir sprachen dabei auch von dir. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn Emil nicht ein lebhafteres Interesse für dich empfände als das eines Kousins zu seiner liebenswürdigen Kousine.“

„Hat er sich in diesem Sinne ausgesprochen, Mama?“ fragte Klothilde mit atemloser Spannung.

„Du begreifst, daß Emil nicht der Mann ist, früher bei der Mutter als bei dem Mädchen seiner Wahl anzufragen,“ erwiderte Frau von Helling lächelnd. „Er weiß seine Sache schon selbst am rechten Orte anzubringen. Seit er wieder hier ist, hat er viel mit dir verkehrt. Hast du niemals etwas bemerkt?“

Klothilde atmete auf.

„Er war stets freundlich, zuvorkommend und liebenswürdig, wie immer.“

„Das versteht sich. Aber ich denke, zwischen der Artigkeit eines wohlerzogenen Mannes einer jungen Dame gegenüber und einem tieferen Interesse für dieselbe müsse sich doch wohl ein Unterschied wahrnehmen lassen.“

„Ich habe nichts derart bemerkt. Du hast dich sicherlich getäuscht, Mama.“

„Und du selbst, Klothilde? Sei aufrichtig gegen deine Mutter, die, du weißt es, nur für dich lebt. Ist dir Emil gleichgültig?“

Klothilde errötete.

„Emil war mein Spielgefährte,“ sagte sie. „Wir waren jederzeit die besten Freunde und ich bin ihm von Herzen gut. Wie sollte er mir also gleichgültig sein?“

Frau von Helling schüttelte den Kopf.

„Du begreifst, daß ich das nicht meine. Ein Mädchen in deinem Alter kennt zu wohl den Unterschied zwischen der Zuneigung zu einem Jugendfreunde und Verwandten und jenem tiefen, die ganze Seele erfassenden Gefühle, als daß ich nötig hätte, dir darüber Erklärungen zu geben. Du weißt, Klothilde —“

„Frau Geheimrätin Katte,“ unterbrach, die Salonthüre öffnend, der alte Anton.

„Wir sprechen weiter über die Sache. Muß auch gerade jetzt diese langweilige Katte kommen,“ sagte Frau von Helling verdrießlich. „Ich wette, daß sie uns vor zwei Stunden nicht losläßt.“

Die Geheimrätin, die lebendige Stadtchronik, zählte keineswegs zu den Klothilde sympathischen Persönlichkeiten. Diesmal kam sie ihr jedoch hochwillkommen. Mutter und Tochter gingen der Dame entgegen, welche, Anton beiseite schiebend, in das Gewächshaus trat.

„Ei, da finde ich ja die Damen beisammen, die Blumen unter den Blumen!“ rief sie, einer jeden die Hand zum Gruße entgegenstreckend. „Wie sagt Schiller? ‚Wohl mir, ich sehe die Blume der Tochter, ehe die Blume der Mutter verblüht‘. Schönen guten Abend, meine Damen!“

Neben anderen Absonderlichkeiten besaß Frau Katte auch die bereits außer Mode gekommene Vorliebe für klassische Citate. Daß es ihr dabei gelegentlich passierte, falsch zu citieren, machte ihr keine Beschwerde. Sie meinte, die Hauptsache bleibe, daß überhaupt jemand den sinnreichen Ausspruch gethan habe. Die Person komme ja nicht in Betracht.

„Allzugütig, Geheimrätin,“ sagte Frau von Helling, einen Stuhl herbeischiebend. „Nehmen Sie Platz in unserem kleinen Blumenreiche. Was bringen Sie Schönes und Gutes?“

„Schönes braucht man Ihnen nicht zu bringen, Präsidentin, weil man es bei Ihnen in reicherem Maße findet als anderswo,“ erwiderte die Dame mit verbindlichem Lächeln gegen Klothilde. „Was jedoch das Gute betrifft, so findet man es heutzutage so selten, daß man wahrhaftig nicht mehr weiß, wo man es suchen soll.“

Die pessimistische Schlußbemerkung deutete darauf, daß die Dame irgend eine bedenkliche Neuigkeit aufgeschnappt hatte und eigens gekommen war, dieselbe an den Mann zu bringen. Da sie indessen stets nur auf weiten Umwegen dem Gegenstande näher zu kommen pflegte, so ließen Mutter und Tochter die Anspielung unbeachtet und lenkten das Gespräch auf gleichgültige Dinge.

Auffälligerweise machte die Geheimrätin diesmal eine Ausnahme von ihrer gewöhnlichen Taktik. Sie plauderte von allem möglichen, nur nicht von der Schlechtigkeit der Zeit, meinte sogar tout comprendre sei tout pardonner, und machte bereits wieder Anstalten zum Aufbruche, als sie plötzlich, zu Klothilde gewendet, mit der gleichgültigsten Miene von der Welt begann: „Apropos, liebes Fräulein, hat Ihr Hausarzt, Herr Dr. Hunold, Ihnen bereits seine Schwester vorgestellt?“

„Seine Schwester?“ fragte Klothilde betroffen.

„Nun freilich. Ich denke doch, es ist seine Schwester.“

Die Frage kam Frau von Helling so überraschend, daß sie von Klothildes, den scharfen Augen der Geheimrätin keineswegs entgehenden Betroffenheit nichts bemerkte.

„Dr. Hunolds Schwester?“ fragte sie. „Meines Wissens hat er keine Schwester.“

„Was Sie sagen, Präsidentin. Das wäre doch merkwürdig.“

„Haben Sie die Bekanntschaft der Dame gemacht?“

„Ihre Bekanntschaft? Das gerade nicht. Ich weiß überhaupt auch nicht, ob es seine Schwester ist. Ich dachte mir nur, sie müsse es sein, und da Dr. Hunold zu den Freunden Ihres Hauses zählt, so setzte ich voraus, er würde sie in diesem Falle Ihnen vorgestellt haben.“

„Von wem sprechen Sie denn eigentlich?“ fragte Klothilde.

„Von einer jungen, ganz allerliebsten Dame, mit der Dr. Hunold vorgestern abend im Zentralbahnhof ankam, die er dann zu einer Droschke geleitete und mit recht brüderlicher Galanterie in den Wagen hob. Ich kam mit demselben Zuge von Koffingen zurück, und obwohl ich dicht an ihm vorbeiging, bemerkte er mich doch nicht. Natürlich! Er hatte nur Augen für seine Begleiterin! Dabei war das Merkwürdige, daß trotz des überfüllten Zuges die beiden ganz allein in einem Dienstkoupee saßen. Ich schloß daraus, Dr. Hunold müsse dem Schaffner ein gutes Trinkgeld gegeben haben, um während der Fahrt nicht von anderen belästigt zu werden.“

Die Geheimrätin machte während dieses Berichtes das unschuldigste Gesicht von der Welt.

„Herr Dr. Hunold ist Frauenarzt,“ bemerkte Klothilde nicht ohne Nachdruck. „Als solcher wird er öfter zu auswärtigen Patienten gerufen. Wahrscheinlich war dies auch vorgestern der Fall, und die Dame, die Sie für seine Schwester hielten, gehört zu dem betreffenden Hause.“

„Wohl möglich,“ meinte die Geheimrätin, ihre Handschuhe langsam zuknöpfend. „In diesem Falle liegt die Sache sehr einfach. Nur wundert mich, daß er gar so aufmerksam gegen die junge Dame war, die übrigens durchaus nicht wie eine Haushälterin oder etwas dergleichen aussah. Mir fällt es nicht im Traume ein, von Dr. Hunold etwas Schlimmes zu denken

obwohl, wie das Sprichwort sagt, stille Wasser am tiefsten sind, und der gute Dr. Hunold mir ganz den Eindruck eines kleinen, stillen Wassers macht. Nun, mich geht es ja nichts an. ‚Möge jeder still-beglückt seiner Freuden warten,‘ sagt Goethe. Also, leben Sie wohl, meine Damen! Auf Wiedersehen!"

Damit umarmte sie Mutter und Tochter, nahm die Mantille zusammen, nickte beiden freundlich zu und rauschte die Stufen zum Salon hinauf.

„Was hältst du von der Sache?" fragte Frau von Helling, als jene fort war.

„Dr. Hunold ist ein Ehrenmann und die Geheimrätin eine böse Zunge, der es auf eine Verleumdung mehr oder weniger nicht ankommt," erwiderte Klothilde ruhig.

„Du hast recht. Das Geschwätz ist keiner Beachtung wert. Ich bedaure nur, daß die Klatsche uns vorhin unterbrochen hat. Nun, wir sprechen ein andres Mal weiter über die Sache. Jetzt bin ich nicht mehr in der Stimmung dazu."

4.

Frau Wilken.

Seinem Versprechen gemäß machte sich Dr. Hunold am Tage nach seiner Begegnung mit der Telegraphistin auf den Weg nach der Renteigasse Nr. 10, dritter Stock. Das in dem vorzugsweise gewerbtreibenden Stadtteile gelegene Haus war bald gefunden. Auf sein Läuten öffnete ihm Fräulein Anna selbst.

„Wie gut von Ihnen, Herr Doktor, daß Sie so pünktlich Wort halten," sagte sie, ihn mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten grüßend. „Meine Mutter ist auf Ihren Besuch vorbereitet. Leider hat sie eine schlechte Nacht gehabt. Erst seit heute früh vier Uhr konnte sie ein wenig schlafen. Ich habe die ganze Nacht kein Auge geschlossen."

Das übernächtige Aussehen des jungen Mädchens bestätigte ihre Worte.

„Schläft Ihre Mama jetzt?" fragte Gerhard.

„Sie ist wach. Ist's gefällig, einzutreten?"

Die etwas dürftig eingerichtete aber musterhaft rein gehaltene Wohnung bekundete die beschränkten ökonomischen Verhältnisse der Witwe. Beim Eintritte des Arztes richtete sich die Kranke mühsam im Bette auf.

„Meine Anna erzählte mir, wie sie gestern auf der Bahn Ihre Bekanntschaft gemacht hat, Herr Doktor," begann sie mit matter Stimme. „Ich danke Ihnen von Herzen dafür, daß Sie sich auf ihren Wunsch zu einer armen kranken Frau bemühen."

„Ich thue nur meine Pflicht, Frau Wilken," erwiderte Gerhard zum Bette tretend, während Anna mit ängstlich besorgten Blicken seinen Bewegungen folgte. „Bitte, machen Sie sich's bequem. Seit wann sind Sie gezwungen, das Bett zu hüten?"

„Seit acht Tagen. Ich schleppte mich fort, bis es nicht mehr ging."

Der Puls der Kranken bekundete ziemlich starkes Fieber. Wenn auch eine unmittelbare Gefahr ausgeschlossen schien, mußte Frau Wilkens Zustand doch als keineswegs unbedenklich angesehen werden. Dr. Hunold verordnete einiges, beruhigte die Patientin und versprach im Laufe des Abends wieder zu kommen.

„Nun?" fragte Anna, die Thür des Krankenzimmers sorgfältig hinter sich schließend. „Wie steht es um meine Mutter, Herr Doktor?"

Sie sprach dies mit einer Miene, als erwarte sie den Ausspruch über Leben und Tod.

„Ihre Mutter hat einen heftigen Lungenkatarrh, der leicht zu einem gefährlichen Lungenleiden ausarten könnte. Sie bedarf deshalb der sorgsamsten Pflege."

„Die soll ihr werden. Ich weiche nicht von ihrem Bette, müßten auch derweilen sämtliche Telegraphen des Königreichs stillstehen. Zum Glücke habe ich einen vierwöchentlichen Urlaub. Bis er abgelaufen ist, wird meine Mutter wohl wieder gesund sein, nicht wahr, Herr Doktor?"

„Ich hoffe es. Aber allein können Sie die Pflege der Kranken nicht besorgen. Fräulein Anna. Das würde Ihnen zu viel werden."

„Mir wird nichts zu viel. Seien Sie überzeugt, daß Ihre Anordnungen ebenso pünktlich besorgt werden wie der königliche Telegraphendienst."

Gerhard betrachtete mit Wohlgefallen die energische kleine Persönlichkeit. In ihrem einfachen Hauskleidchen erschien ihm Anna fast noch reizender als gestern im Koupee.

„Die Pflege einer Kranken bedingt eine Menge von Vorkehrungen, die eine Person allein auch bei dem besten Willen nicht besorgen kann. Auch würden die fortgesetzten Nachtwachen Ihre Kräfte bald erschöpfen."

„O, ich bin stärker als Sie glauben, Herr Doktor. Für meine Mutter wird mir nichts zu viel. Welch ein Unglück, wenn ich sie verlöre!"

„Das ist wohl nicht zu fürchten. Bei sorgfältiger Pflege wird sich die Kranke schon wieder erholen. Aber Sie brauchen unbedingt eine Beihilfe. Wer war denn um Ihre Mutter, während Sie sich draußen in Lenzenbrunn befanden?"

„Arme Leute, wie wir, müssen sich selbst bedienen, Herr Doktor. Für die gröbere Arbeit hat meine Mutter eine Aufwärterin, die alte Resi hier im Hause, ein herzensgutes, aber ziemlich dummes Ding. Ihr kann ich die Kranke nicht anvertrauen."

Gerhard dachte einen Augenblick nach.

„Während der ersten Woche," meinte er, „muß unbedingt jemand des Nachts bei Ihrer Mutter wachen, denn eine Unvorsichtigkeit könnte die schlimmsten Folgen haben. Sie, Fräulein Anna, sind nicht im stande alles allein zu besorgen. Es ist deshalb wohl am klügsten, wenn ich Ihnen eine verläßliche Wärterin aus dem Spitale besorge."

Anna schien nicht besonders erbaut von dem Vorschlage, sagte jedoch nichts. Gerhard dachte sich, der Kostenpunkt dürfte bei ihr vielleicht etwas zu schwer ins Gewicht fallen und hätte sie deshalb gern beruhigt, nur wußte er nicht, wie er dies in schonender Weise thun sollte.

„Unsere barmherigen Schwestern sind derzeit zu stark in Anspruch genommen," sagte er zögernd, „als daß wir so leicht eine erhalten könnten. Wir müssen deshalb doch wohl zu einer anderen Wärterin greifen."

Anna errötete tief. Sie hatte ohne Zweifel die, wenn auch noch so schonend gehaltene Anspielung, verstanden.

„Auf die Kosten kommt es nicht an, Herr Doktor," erwiderte sie. „Ich habe mir so viel erspart, daß ich auch eine größere Ausgabe zu bestreiten im stande bin. Aber ich kann die Pflege meiner Mutter um keinen Preis fremden Händen überlassen."

„Wir wollen versuchen, die Sache nach Ihrem Wunsche einzurichten, Fräulein. Haben Sie einen leichten Schlaf?"

„Wir Telegraphistinnen wurden in Lenzenbrunn oft genug des Nachts wachgeklappert," meinte Anna. „Deshalb schlafen wir auch wie die Hasen. Das leiseste Geräusch genügt, mich zu wecken."

„Nun wohl, dann ist alles in Ordnung. Die Wärterin wird unter tags bei Ihrer Mutter sein, und Sie können sich so von Ihren Nachtwachen ausruhen. Ich komme heute abend gegen acht Uhr wieder, um nachzusehen, wie es geht. Also auf Wiedersehen, Fräulein Anna! Nicht verzagen! Ich hoffe, es soll alles gut werden."

Er reichte Anna die Hand und entfernte sich, um im Spitale wegen der Wärterin nachzufragen. Die entsprechende Person war bald gefunden. Als er abends seinen Besuch wiederholte, fand er sie bereits bei Frau Wilken installiert.

Eine Woche verging, ehe sich in dem Zustande der Kranken eine merkliche Besserung zeigte, und auch dann schritt die Genesung nur langsam vor. Gerhard besuchte die Patientin anfangs zweimal des Tages und später jeden Abend. Anna war unermüdlich in der Pflege der Mutter, hatte mit ihren grillenhaften Einfällen eine durch nichts zu erschöpfende Geduld, suchte sie durch munteres Geplauder auf andere Gedanken zu bringen, kurz, sie war eine Krankenpflegerin, welche in gleichem Maße die Bewunderung des Arztes und der Wärterin erregte. In dem Maße als Frau Wilkens Genesung vorschritt, kehrte auch Annas heitere Laune, die sie eigentlich niemals ganz verlassen hatte, wieder. Obwohl Gerhard nunmehr seine ärztlichen Besuche hätte erheblich vermindern können, kam er doch nach wie vor fast jeden Abend und verplauderte mit Mutter und Tochter ein halbes Stündchen. Frau Wilken war eine gutmütige, einfache Frau. In beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, hatte sie sich mit dem ihr von ihrem Gatten gebotenen Lose leicht befriedigt. Daß dieses kein

glänzendes war, schien sie niemals empfunden zu haben. Der einzige große Schmerz ihres Lebens war der vorzeitige Tod ihres Mannes gewesen. Durch eine kleine Pension und die Unterstützungen seitens ihrer Töchter vor drückender Sorge geschützt, trübte nur ein quälender Gedanke zuweilen den Frieden des Idylls im dritten Stocke des Hauses Nr. 10 in der Renteigasse. Die Krankheit, von der sie sich allmählich erholte, war nicht die erste dieser Art. Vor fünf Jahren hatte sie eine schwere Lungenentzündung durchgemacht, und seitdem genügte oft eine geringe Erkältung, um sie aufs neue aufs Siechbett zu werfen. Was sollte aus ihren Töchtern werden, wenn ein stärkerer Anfall ihrem Leben plötzlich ein Ziel setzte? Die Mädchen standen dann allein in der Welt, denn nähere Verwandte besaß Frau Wilken nicht. Der Gedanke plagte sie jetzt öfter als vorher, und in den Unterhaltungen mit Dr. Hunold, der in der kurzen Zeit ihre ganze Zuneigung gewonnen hatte, berührte sie manchmal den Gegenstand, namentlich mit Rücksicht auf ihre jüngere Tochter Bertha.

„Aber, Mama," sagte Anna, als ihre Mutter auch wieder einmal auf das Kapitel zu sprechen kam, „ich begreife wahrhaftig nicht, weshalb du dir unsertwegen so viel Sorgen machst. Es hängt ja doch nur von dir selbst ab, daß du nicht wieder krank wirst, nicht wahr, Herr Doktor?"

„Gewiß, das hängt ganz und gar von Ihrer Mutter ab," bestätigte Gerhard, „sie braucht nur hübsch auf sich aufzupassen."

„Da hörst du's! Und wenn nun, was Gott verhüten wolle, wirklich das Unglück geschähe, glaubst du denn, ich und Bertha seien nicht Manns genug, als anständige Mädchen unser Fortkommen zu finden. Bin ich nicht königliche Beamtin mit einem festen Gehalt? Ist Bertha nicht gelehrter als mancher Professor? Wie könnte es uns da fehlen? Wir wohnen zusammen, ich telegraphiere, Bertha gibt Stunden, für unsern Unterhalt verdienen wir mehr als genug, und so werden wir nach und nach ein paar prächtige alte Jungfern, die mit Gott und der Welt zufrieden sind, niemals miteinander zanken und schließlich ruhig hinübermarschieren in das bessere Jenseits, wo unterdessen Papa und Mama Quartier für uns gemacht haben. Wozu brauchst du dir also Sorge zu machen um uns?"

„Du bist und bleibst ein Kindskopf, Anna!" sagte Frau Wilken unter Thränen lächelnd.

„Das ist alles ganz hübsch," meinte Gerhard, „aber etwas haben Sie dabei doch übersehen, Fräulein Anna."

„Und das wäre?"

„Was wird dann aus den prächtigen alten Jungfern, wenn Sie oder Fräulein Bertha, oder beide heiraten?"

„Heiraten? Das gibt's nicht für uns, Herr Doktor! Mein Heiratsgut ist der Apparat, Berthas Mitgift die Grammatik! Darauf heiratet man heutzutage nicht mehr! Nein, nein, es bleibt dabei! Wir werden alte Jungfern! Wer weiß, ob das nicht weit besser ist als heiraten? Was sagst du dazu, Mama?"

„Du magst recht haben!" erwiderte sinnend die Witwe, „wenigstens bleibt euch dann das Schicksal eurer Mutter erspart. Besser niemals ein Glück besitzen, als es später, gleich mir, verlieren zu müssen!"

Annas Urlaub war abgelaufen. Durch Verwendung des Kommissars hatte sie die erhoffte Stelle im Haupttelegraphenamte mit einer kleinen Gehaltserhöhung bekommen, und „klapperte" nun wieder rüstig von morgens acht Uhr bis abends um sieben in ihrem Büreau. Da in der Residenz der Nachtdienst von männlichen Beamten besorgt wird, so war sie von da ab frei und konnte sich der Mutter widmen, die, obwohl genesen, doch noch immer großer Schonung bedurfte.

Im Laufe der Zeit waren Anna und der junge Arzt einander näher gerückt, ohne sich dessen bewußt zu werden. Die Abendvisiten bei Frau Wilken bildeten einen Teil von Gerhards Tagesprogramm, dem er stets mit einem gewissen Behagen entgegensah. Er fühlte sich wohl in dem einfachen, an sein Elternhaus gemahnenden, durch Annas muntere Laune belebten Heim. Das junge Mädchen war so gänzlich verschieden von allen jungen Damen seiner Bekanntschaft. Affektation oder Koketterie lag ihr gänzlich fern. Sie schien keine Ahnung davon zu haben, daß der Arzt ihrer Mutter zugleich ein junger Mann war, und daß deshalb der ungezwungene Verkehr mit ihm ihrer Ruhe gefährlich werden könne. Gerhards persönliche Verhältnisse blieben ihr so unbekannt, wie am ersten Tage ihrer Bekanntschaft. Falls sie sich überhaupt die Mühe nahm, darüber nachzudenken, so mußte sie nach gelegentlichen Erzählungen aus seiner früheren Zeit den Schluß ziehen, er sei ausschließlich auf das Erträgnis seiner Praxis angewiesen. Umgang mit ihren Kolleginnen oder anderen Mädchen ihres Alters hatte sie nicht. Ihr Leben teilte sich zwischen Amt und Haus. Ein Brief Berthas aus Berlin, ein gelegentlicher Besuch des Kommissars bei der Witwe und Gerhards ärztliche Visite boten die einzige Abwechselung.

Mit Frau Wilkens Genesung nahm jedoch die Veranlassung zu diesen Visiten ein Ende. Gerhard fühlte dies so gut wie die Frauen. Dennoch konnte er sich nicht entschließen, die Besuche ganz einzustellen. Aber länger konnte das doch nicht so fortgehen, denn zu dem allem kam auch ein Umstand sehr delikater Natur. Aerztliche Besuche müssen honoriert werden. Bis jetzt war der Punkt von keiner Seite berührt worden, aber darum war er doch vorhanden, und wenn auch Dr. Hunold nichts ferner lag, als der Gedanke, sich von der Witwe bezahlen zu lassen, so konnte er ihr doch, ohne sie und Anna in ihrer Armut zu kränken, unmöglich erklären, er verzichte auf ein Honorar. Jeder weitere Besuch vermehrte aber Frau Wilkens pekuniäre Verbindlichkeiten. Ferner mußte er Annas wegen auch auf die Hausbewohner Rücksicht nehmen. Solange Frau Wilken krank war, hatten die Besuche eines jungen Arztes, den man für den Stellvertreter des erkrankten Dr. Neureuter hielt, nichts Auffälliges. Nun war sie aber wieder hergestellt, und da die Leute in der Renteigasse sehr wohl wußten, daß sich Frau Wilken nicht den Luxus eines Leibarztes gestatten konnte, so mußten Dr. Hunolds fortgesetzte Visiten notwendig Stoff zu unliebsamen Redereien geben.

Zu solchen Betrachtungen, die Gerhard als vernünftiger Mann bei sich anstellte, trat mit zwingender Folgerichtigkeit eine weitere. Was war ihm Anna und was wollte er von ihr? Ein Liebesabenteuer mit ihr zu beginnen, selbst wenn sie sich dazu hergegeben hätte, kam ihm nicht in den Sinn, denn er war eher alles andere als eine Donjuannatur. Auch kannte er zur Genüge den ehrenfesten Charakter von Mutter und Tochter. Konnte er aber daran denken, ein ernstes Verhältnis mit Anna anzuknüpfen? Und weshalb nicht? Vermögen kam für ihn ja nicht in Betracht. Sein persönlicher Besitz, verbunden mit seiner Praxis, war mehr als hinreichend zur Erhaltung einer Familie. Ferner stand er erst im Anfange seiner akademischen Karriere, und ohne das eigene Wissen zu überschätzen, war er sich doch seiner wissenschaftlichen Bedeutung wohl bewußt. Nach dem natürlichen Laufe der Dinge konnte sich seine Zukunft nur in aufsteigender Linie bewegen. Die Unterredung mit Emil im Rauchzimmer kam ihm jetzt öfter in den Sinn. War Anna nicht das Mädchen, wie er es damals dem Freunde geschildert hatte? Ihr konnte man Verbildung sicherlich nicht vorwerfen. Sie besaß gesunden Verstand, lebhaften Sinn, frische, heitere Laune, solide Grundsätze, stand gleich ihm auf eigenen Füßen und brauchte, was Anmut der Erscheinung betraf, keinen Vergleich zu scheuen. Etwaiger Mangel an feinerer oder tieferer Bildung ließ sich ersetzen. Was ihn oft so unangenehm berührt hatte, die Spekulation auf seine persönlichen Verhältnisse, war bei Anna unbedingt ausgeschlossen. Wenn sie ihn liebte, dann durfte er überzeugt sein, daß sie dies ohne Neben- und Hintergedanken that. Aber durfte er annehmen, er sei ihr wirklich nicht gleichgültig? Sie schien sich zu freuen, wenn er kam, und verkehrte mit ihm wie mit einem alten Freunde. Im Grunde besagte das jedoch nur sehr wenig, und es stand dahin, ob sie mehr in ihm sah als den Arzt, dem ihre Mutter die Genesung verdankte.

Das einzige Ergebnis, zu dem Herr Dr. Hunold mit seinen Betrachtungen vorläufig gelangte, war die Ueberzeugung, daß die kleine Telegraphistin einen mehr als vorübergehenden Eindruck auf ihn gemacht habe. Liebte er sie? Das wußte er selbst nicht. Wohl aber wußte er, daß ihre drollige, neckische Mädchenlaune, ihre Natürlichkeit, ihr unschuldig herzliches Wesen ihn ungemein angenehm berührten. Un-

willkürlich stellte er zwischen ihr und Klothilde von Helling Vergleiche an. Welch ein Unterschied zwischen den beiden! Um wie viel war, ganz abgesehen von der gesellschaftlichen Stellung, Klothilde der anmutigen, königlichen Beamtin in jeder Hinsicht überlegen! Und trotzdem senkte sich, alles in allem genommen, die Wagschale zu Annas gunsten. Warum? Er wäre in Verlegenheit gekommen, hätte er den Grund dafür angeben sollen. Es ist eine keineswegs seltene Erscheinung, daß Männer der Wissenschaft sich mehr zu einfachen als zu geistig höher stehenden, ihnen ebenbürtigeren Frauennaturen hingezogen fühlen. Liegt die Ursache davon in dem allgemeinen Gesetze der Anziehungskraft der Gegensätze, oder spielt dabei ein gewisser, vielleicht unbewußt selbstsüchtiger Zug der Menschennatur mit, welcher, selbst beim Gefühle der Liebe, nicht auf die Oberherrschaft verzichten mag? Gerhard war als Arzt mehr Physiologe als Psychologe und gab sich daher mit spekulativen Tüfteleien wenig ab. Ohne die immerhin etwas demütigende Ueberzeugung, sich von Klothilde von Helling unbeachtet zu wissen, wäre es ihm wahrscheinlich niemals in den Sinn gekommen, zwischen ihr und Frau Wilkens schönem Töchterchen Vergleiche anzustellen. So aber schuf die Aehnlichkeit zwischen seinem früheren Lebensgange und demjenigen Annas eine Art von Gemeinschaftlichkeit zwischen ihm und ihr und rückte sie ihm näher.

Obwohl Frau Wilken nach wie vor der Schonung und Pflege bedurfte, lag nun durchaus kein Grund zu einer Fortsetzung der ärztlichen Besuche mehr vor. Dr. Hunold hatte ihr dies bei seinem letzten Besuche mit dem Bemerken gesagt, er werde Samstag noch einmal kommen, um ihr Weisungen für ihr weiteres Verhalten zu erteilen.

Seit einigen Tagen war die Witterung umgeschlagen. An die Stelle des bisher so prächtigen Sommerwetters traten regnerische, windige, naßkalte Tage. Als Gerhard Samstag abends die drei Treppen hinaufstieg, empfand er ein eigentümliches Mißbehagen. Es wollte ihm fast unmöglich scheinen, daß er jetzt für längere Zeit aus dem kleinen, ihn so anheimelnden Kreise scheiden sollte.

Es dauerte länger als sonst, bis Anna auf sein Läuten öffnete. Auf den ersten Blick sah er, daß auch in ihren sonst so heiteren Zügen ein Witterungswechsel eingetreten war.

„Wie steht es mit der Mama?" fragte er besorgt.

„Wie froh bin ich, daß Sie da sind, Herr Doktor!" antwortete Anna sichtlich erleichtert, „denken Sie sich, als ich heute um ein Uhr aus dem Amte kam, fand ich sie wieder im Bette. Ich wollte sogleich zu Ihnen schicken. Da merkte ich erst, daß ich in meiner Unbesonnenheit bisher nie daran gedacht hatte, Sie um Ihre Adresse zu bitten."

„Hoffentlich ist die Sache nicht so arg. Vielleicht hat sich Ihre Mutter bei dem schlechten Wetter wieder ein wenig erkältet."

„Das glaube ich auch, obwohl sie mir es nicht gestehen will."

Gerhard überzeugte sich bald, daß keine ernstliche Gefahr vorhanden war, doch mußte Frau Wilken für einige Tage das Bett hüten. Größere Besorgnis machte es ihm dagegen, daß ein so geringes Versehen genügte, um einen Rückfall herbeizuführen. Der Organismus der alten Frau war eben ungemein widerstandsschwach. Mit Bangen dachte er daran, wie leicht da eine Katastrophe eintreten konnte.

Vorläufig behielt er jedoch diese Befürchtungen für sich und suchte die Frauen zu beruhigen.

„Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß meine Tage gezählt sind, Herr Doktor," sagte Frau Wilken. „Wie soll ich den harten Winter durchmachen, wenn es schon jetzt, im Sommer, so wenig braucht, mich wieder aufs Krankenbett zu werfen!"

„Machen Sie sich deshalb keine Sorge," tröstete Gerhard, „bei solchen Leiden gehören Rückfälle keineswegs zu den Seltenheiten. Mit einiger Vorsicht läßt sich ihnen aber vorbeugen. Dr. Neureuter muß, wie ich heute hörte, zu seiner Erholung ins Bad. Also bin ich von jetzt an Ihr Leibarzt, und ich werde schon aufpassen, daß Sie mir keine Extravaganzen machen."

Er hatte die letzten Worte halb zu Anna gewendet gesprochen. Es wollte ihn bedünken, als ob dabei ein Strahl der Freude ihre Züge überflöge. Galt dies nur seinen tröstenden Worten, oder war es ihr lieb, daß er nun wieder kommen würde?

Frau Wilken reichte dem Arzte die zitternde Hand.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihre Güte danken soll, Herr Doktor," sagte sie. „Ich muß Ihr Anerbieten wohl annehmen, obwohl ich fürchte, daß ich nicht im stande sein werde, mich Ihnen für Ihre Bemühungen so erkenntlich zu zeigen, wie ich es gern thun möchte. Sie kennen unsere Verhältnisse. Ich —"

„Bitte, Mama, kein Wort weiter!" fiel Anna ein, „diese Angelegenheit werden wir miteinander ordnen, nicht wahr, Herr Doktor?"

„Freilich, freilich!" rief Gerhard, froh, durch ihr Dazwischentreten einer unbehaglichen Auseinandersetzung überhoben zu sein. „Sie, Frau Wilken, haben an nichts zu denken als an Ihre Gesundheit. Alles andere geht Sie nichts an. Da wir jedoch schon einmal den Gegenstand berührt haben, so erlauben Sie mir die Bemerkung, daß der Arzt, wenn er seinen Beruf so auffaßt, wie er ihn auffassen soll, den schönsten Lohn in dem Erfolge seiner Thätigkeit findet. Wir lassen unsere Patienten zahlen nach ihrem Vermögen," setzte er munter hinzu. „Wenn der Reiche für uns tief in den Sack greifen muß, so können wir dafür dem minder Bemittelten unsere Dienste um so billiger widmen. Wir machen es nicht wie z. B. Fräulein Anna die sich ihre Depeschen von allen gle[...] teuer bezahlen läßt."

Frau Wilken lächelte schwach.

„Ich verstehe, Herr Doktor und dank[e] Ihnen von Herzen."

Anna begleitete Gerhard wie gewöhn[...]lich hinaus.

„Es war mir lieb, Herr Doktor, da[ß] Sie mir so freundlich zu Hilfe kamen," sagte sie. „Meine Mutter hat sich schon oft wegen unserer Verbindlichkeiten Sorge gemacht. Ich versprach ihr die Sache heute, wo Sie zum letztenmal kommen wollten, zu ordnen. Wollen Sie mir ge[...]statten, Ihnen für Ihre bisherigen Besuche unsere Erkenntlichkeit nach Möglichkeit zu beweisen?"

Errötend zog sie ein kleines Kouvert aus der Tasche und hielt es Gerhard m[it] bittenden Blicken hin.

„Wie, Fräulein Anna, Sie wollen mich bezahlen, ehe ich noch meine Arbeit fertig gemacht habe? Das geht nicht! Das geht wahrhaftig nicht!"

„Aber, Herr Doktor, wenn Sie warten wollen, bis Ihre Patienten wieder gesund sind, wie wollen Sie dann —"

Sie stockte und errötete noch tiefer als vorher.

„Sie meinen, wie ich dann in der Zwischenzeit leben will?" erwiderte Gerhard lachend. „Seien Sie deshalb unbesorgt. Wir Aerzte lassen uns gewöhnlich zu Neujahr bezahlen, und da uns nun die gütige Vorsehung vorigen Winter eine reiche Ernte von Magenkatarrhen, Grippen, Gelbsuchten, Scharlachfiebern, Bronchiten und ähnlichen Annehmlichkeiten des menschlichen Erdenwallens beschert h[at,] so können wir es schon wieder bis Ne[u]jahr aushalten. Also, bitte, lassen wir die Sache vorläufig auf sich beruhen!"

„Nun, wie Sie wollen, Herr Doktor! Also bis Neujahr!"

Anna schob, sichtlich erfreut, daß d[ie] delikate Angelegenheit zum Austrage ge[...]kommen, das Kouvert wieder in die Tasche. Gerhard reichte ihr die Hand, versprach a[m] nächsten Tage wieder zu kommen, und verließ das Haus als Frau Wilkens wohl[-]bestallter Ordinarius.

5.

Unter den Birken.

Frau von Helling kam im Verlaufe der nächsten Tage auf die durch den Be[...]such der Geheimrätin unterbrochene Besprechung mit ihrer Tochter nicht zurück. Ha[tte] sie aus Klothildes Antworten die Ueberzeugung gewonnen, daß eine Bewerbung Emils keine günstige Aufnahme finden würde, oder wollte sie dem Gange der Dinge nicht vorgreifen? Genug, sie be[...]rührte den Gegenstand nicht weiter, und Klothilde fühlte sich noch weniger veran[...]laßt, ihn wieder aufzugreifen. Es sch[ien] in dieser Beziehung ein stillschweigen[...]des Uebereinkommen zwischen ihnen zu be[...]stehen. Was die Mitteilungen der Geheim[...]rätin über Dr. Hunolds „Beziehungen" [...]

seiner Reisegefährtin betrifft, so hatte er bei seinem nächsten Besuche bei Frau von Helling im Laufe des Gesprächs zufällig selbst der Sache Erwähnung gethan, so daß die Verdächtigungen der wackeren Dame, von denen er natürlich keine Ahnung hatte, in nichts zerfielen.

Frau von Helling glaubte es Gerhard schuldig zu sein, daß sie, ohne ihm etwas davon zu sagen, der Geheimrätin das Vernommene mitteilte. Obwohl diese daraufhin nichts weiter sagen konnte, bekundeten ihre Mienen doch zur Genüge, daß sie noch keineswegs von der Unverfänglichkeit dieser „Beziehungen“ überzeugt war.

Einige Tage, nachdem Gerhard Frau Wilkens ständiger Hausarzt geworden war, befand sich Fräulein von Helling des Abends allein zu Hause, weil ihre Mutter einer Sitzung des Frauenvereins beiwohnen mußte. Sie saß mit einer Arbeit beschäftigt beim offenen Fenster. Ab und zu blickte sie hinunter in den Garten, wo der alte Anton mit der Gießkanne hantierte, oder sie lauschte dem Gezwitscher der Vögel in den Zweigen der Ulme, durch deren Laub die sich zum Untergange neigende Sonne vereinzelte Streiflichter auf ihren Stickrahmen warf. Die milde Abendluft, das eintönige Geplätscher des Springbrunnens beim Hause, die Stimmen der Vögel wiegten sie allgemach in ein mildes Sinnen. Sie legte die Arbeit auf das Tischchen, stützte den Arm auf die Fensterbrüstung und sah träumend hinauf nach dem tiefblauen, von leichten Federwölkchen durchzogenen Abendhimmel.

Gedanken aller Art gingen durch ihre Seele. Nicht immer mochten sie erfreulicher Natur sein, denn manchmal umflorte sich ihr Blick und sie ließ das Haupt sinken. Dann, als habe sie einen Entschluß gefaßt, warf sie den Kopf zurück und ihre sonst so sanften Züge gewannen einen Ausdruck von Energie. Als suchte sie in der Beschäftigung eine Ablenkung von ihren Gedanken, griff sie aufs neue zu ihrer Arbeit. Da hörte sie knirschende Schritte auf den Kieswegen des Gartens. Sie blickte auf und gewahrte Emil, wie er auf den Gärtner zutrat.

„Ist meine Tante zu Hause?“ fragte er.

„Die gnädige Frau ist ausgegangen, aber das gnädige Fräulein ist oben,“ antwortete der Alte.

Klothilde stand auf und entfernte sich vom Fenster. Im nächsten Augenblicke lächelte sie über die unwillkürliche Bewegung. Weshalb sollte sie sich vor Emil verbergen? Sie trat wieder zum Fenster.

„Störe ich, Klothilde?“ fragte Emil hinaufgrüßend.

„Durchaus nicht! Willst du Mama hier oben bei mir erwarten, oder ziehst du es vor, im Garten zu bleiben?“

„Der Abend ist so schön,“ sagte er nach einigem Besinnen. „Wenn es dir recht ist, stimme ich für den Garten.“

Klothildes Herz pochte doch stärker, als sie die Treppe hinabstieg. Ohne Zweifel wußte Emil, daß er die Mutter nicht zu Hause treffen würde; somit konnte sein Besuch nur ihr gelten. In Gedanken überflog sie sein bisheriges Benehmen ihr gegenüber. Wie oft wollte es ihr scheinen, als erwartete er nur ein ermutigendes Wort, einen Blick, um seine Gefühle auszusprechen. Erriet er, was sie sich selbst nicht zu gestehen wagte? Begnügte er sich mit dieser stummen Erkenntnis, oder wollte er sie zu einer Erklärung zwingen? Wenn solches in seiner Absicht lag, so war jetzt der Augenblick der Entscheidung gekommen.

Klothilde gehörte nicht zu den furchtsamen und schwankenden Naturen. Klarheit und Bestimmtheit des Wollens war einer der Grundzüge ihres Wesens. Was sie bewegte, war daher auch nicht Angst vor der Entscheidung, nicht mädchenhafte Scheu und Unentschlossenheit, sondern nur die Besorgnis, dem Jugendfreunde, dem sie von Herzen gut war, durch eine Abweisung Schmerz zu bereiten.

„Ich muß morgen wieder hinaus nach Weidenhof,“ sagte Emil, ihr die Hand zum Gruße reichend, „und dürfte kaum vor vierzehn Tagen zurückkommen; deshalb wollte ich euch heute noch lebewohl sagen.“

„Ich denke, Mama wird aus ihrer Vereinssitzung bald zurückkommen. Jedenfalls bleibst du den Abend bei uns?“

„Das hängt von Umständen ab.“

„Von Umständen? Hast du über deinen Abend bereits anderweitig verfügt?“

„Das nicht!“

„Nun also! Weshalb willst du nicht bei uns bleiben?“

Klothilde sah, daß Emil mit einem Entschlusse rang. Er blickte sie fortwährend an, als wollte er aus ihren Mienen lesen, ob er wagen dürfe, seinen Gedanken Ausdruck zu geben. Dann bot er ihr den Arm und führte sie schweigend nach der Birkengruppe am Ende des Gartens. Bei der Bank vor dem Boskett angelangt, sagte er: „Du weißt, Klothilde, ich bin gewohnt, aufrichtig zu sprechen. Wir sind allein. Willst du mir einen Augenblick Gehör schenken?“

„Gewiß!“

Das junge Mädchen sprach das Wort mit einer Ruhe, die wenig Verheißendes für ihn haben mochte. Seine Miene umwölkte sich.

„Laß uns hier Platz nehmen, Klothilde,“ fuhr er fort. „Wie oft haben wir als Kinder an dieser Stelle von unseren Spielen gerastet! Manche glückliche Erinnerung knüpft sich für mich an diesen Ort! Die Birken sind herangewachsen gleich uns! Jetzt sitzen wir im Schatten ihrer Kronen!“

„Du hast recht, Emil,“ sagte Klothilde weich. „Es waren glückliche Tage, die Tage unserer Kindheit!“

„Und manchen glücklichen Kindertraum haben wir zusammen geträumt, Klothilde! Wie schade, daß Träume so selten zur Wirklichkeit werden!“

„Weil es eben Träume sind.“

„Aber weshalb sollten unsere Träume nicht in Erfüllung gehen können?“ fuhr der junge Mann, ihre Hand ergreifend, fort. „Laß mich dir gestehen, Klothilde, was ich schon lange auf dem Herzen trage. Ich stehe im Begriffe, die Heimat für längere Zeit zu verlassen. Darf ich offen sprechen?“

Sie zog die Hand nicht zurück, aber sie wurde blaß und eine Thräne perlte an ihren Wimpern.

„Habe ich dich erschreckt, Klothilde?“

„Nein. Ich erwartete, was du im Begriffe stehst mir zu sagen. Sprich, ich werde dir dann antworten.“

Emil fühlte sich wie von einem kalten Hauche angeweht.

„Du gibst mir die Antwort, ehe ich noch gesprochen habe,“ sagte er mit schmerzlichem Zucken der Lippen. „Ich sehe bewahrheitet, was ich fürchtete. Ich komme zu spät!“

Klothilde senkte schweigend das Haupt.

Ein Gefühl tiefen Mitleids, das sogar den eigenen Schmerz zurückdrängte, erfaßte Emils Herz. „Klothilde! Meine süße, teure Schwester!“ rief er, sie umschlingend und sanft an sich ziehend. „Sei ruhig! Ich verstehe dich und ehre dein Geheimnis! Nie wird ein Wort davon über meine Lippen kommen! Aber ich kenne dich! Du bist stark und wirst eine Empfindung bemeistern, die sich deines unbewachten Herzens bemächtigt hat. Die Zeit bringt Heilung für jede Wunde!“

Klothilde trocknete ihre Thränen und reichte dem Forstmann die Hand.

„Mein guter Emil!“ sagte sie aufstehend. „Ich bin dir vor allem Aufrichtigkeit schuldig. Nicht deiner Worte bedurfte es, um mir deine Gefühle kund zu geben. Sei überzeugt, ich wäre glücklich, wenn ich sie erwidern könnte. Aber du hast Anspruch auf ein Herz, das nur für dich schlägt und nur für dich geschlagen hat. Das Schicksal wollte nicht, daß dies mein Herz sein sollte!“

„Deine Worte sind hart, Klothilde,“ rief Emil, traurig zu ihr aufblickend, „aber sie entmutigen mich nicht! Sieh, ich begreife, daß du höhere Ansprüche an den Mann deiner Wahl zu stellen das Recht hast, daß du mehr verlangen kannst, als ein einfacher Waldmensch gleich mir dir zu bieten im stande ist. Was jedoch mein Herz betrifft, so stehe ich gegen niemand in der Welt zurück. Ich bin bereit, meine Liebe deinem Glücke zu opfern, denn wahre Liebe muß jedes Opfers fähig sein. Es können jedoch Umstände eintreten, wo ein solches Opfer nicht nötig ist. Gestatte mir, diesen Punkt nicht weiter zu berühren. Weshalb sollte ich aber in einem solchen Falle deinem Herzen nicht der nächste sein? Weshalb sollte ich auf jede Hoffnung verzichten?“

Klothilde schüttelte wehmütig den Kopf.

„Laß uns abbrechen, Emil!“ sagte sie. „Unsere Freundschaft ist eine so alte, daß ich dir nicht zu sagen brauche, wie nahe du meinem Herzen stehst. Aber das Schicksal schreibt einem jeden den Weg vor, den wir wandeln müssen. Was hülfe es, sich dagegen zu sträuben?“

„Sollte man es für möglich halten —“

wollte Emil losbrechen. Doch er bezwang sich. Mit innigem Mitleid betrachtete er die schöne Gestalt an seiner Seite. Dann ergriff er Klothildes Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Ich glaube, du hast recht!“ sagte er. „Ja, es gibt ein Schicksal und es ist blind wie das Glück! Doch gleichviel! Auch mit dem Schicksal nehme ich den Kampf auf! Vielleicht kommt doch die Zeit, wo ich dir mehr sein darf als dein treuester Freund! Diese Hoffnung soll mich begleiten in die Ferne! Willst du mir versprechen, Klothilde, daß du, geschehe was da wolle, in mir jederzeit deinen besten, deinen treuesten Freund sehen willst?“

Ihre Hand zitterte in der seinigen; ein wehmütiges Lächeln flog um ihre Lippen.

„Ich verspreche es, Emil,“ erwiderte sie mild, „und danke dir aus ganzem Herzen!“

„Nun wohl, Klothilde, dein Wille geschehe!“ sagte der junge Mann sich erhebend. „Ich sehe, deine Mutter ist zurückgekehrt, sie spricht dort drüben mit Anton. Komm, laß uns gehen!“

„Kein Wort zu ihr, nicht wahr, Emil?“ flüsterte Klothilde bittend.

Er nickte und reichte ihr den Arm. Als Frau von Helling die jungen Leute Arm in Arm herankommen sah, machte sie eine Bewegung wie von freudiger Ueberraschung. Ein Blick auf Emils Gesicht belehrte sie jedoch, daß kein Grund zur Freude vorhanden sei. Ueber ihre Stirn flog ein dunkler Schatten und mit dem Ausdrucke schmerzlicher Ergebung richteten sich ihre Augen gen Himmel.

(Schluß folgt.)

Im Wiesengrund.

Von

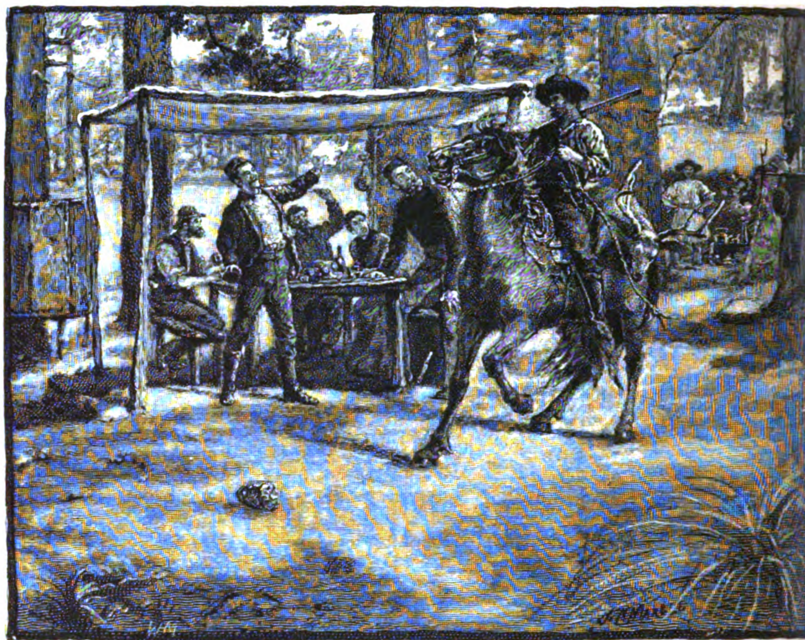
F. Brunold.

Im Wiesengrund, am Waldessaum
Seh' ich ein blühend Röslein stehn;
Ein Mägdlein schreitet wie im Traum,
Wie 's Röslein jung und blühend schön.

Der Finke singt, die Drossel pfeift,
Ein Gruß ist es von Baum zu Strauch;
Ein Jäger durch die Lichtung streift —
Und trifft sein jung-schön Röslein auch.

O Röslein rot! — o Sommertag!
Wie hast du mir den Traum geweckt; —
Wo sie an meiner Brust mir lag,
Mit Veilchen ist der Platz besteckt.

Ein Sternlein klar vom Himmel fällt,
Am Wiesengrund die Röslein stehn;
Es gibt nichts Schönres auf der Welt
Als solch zu zwei'n Mitsammengehn!



Der erste Hirsch (S. 949).

Eine Sommerfrische in Kalifornien.

Von

Karl Müller.

Es ist in Kalifornien ein beliebtes Familienvergnügen, als Sommerfrische auf einige Wochen aufs Land hinaus zu ziehen und ein freisames Waldleben — camping out, wie man es dort nennt — zu führen. Allein als unsere Gesellschaft sich zu einem derartigen Versuch entschloß, begegnete die Kunde davon bei unseren Bekannten einiger Neugier und vielem Staunen. Wir hatten uns für unsere Sommerfrische eine sehr schwierige Gegend auserseheh, worin wir gleichwohl in ungewöhnlichem Behagen zu leben hofften, nämlich einen Teil des Gebirges im südlichen Kalifornien, fern von Landstraßen und Niederlassungen, und unser Plan ging dahin, in jene Wildnis alle Ausrüstungen eines bescheidenen Sommeraufenthalts mitzunehmen und dort einige Monate lang mit einem Luxus zu leben, welchen die Führer noch nie in einer derartigen Region gesehen hatten. Unser Versuch ist auch in allen Teilen gelungen: das Lager ward zehn Wochen lang im besten Stil erhalten und nur aufgegeben, weil es uns an Fourage für die Pferde fehlte. In den nachstehenden Spalten will ich zu schildern versuchen, wie wir ohne Mühe in einem entlegenen Gebirge lebten, jagten, fischten, wilde Naturszenen aufsuchten und im Schatten der Kiefern und Fichten bummelten.

Wir waren unser fünf gute Freunde, worunter eine Dame und ein Künstler, und nahmen zu unserer Bedienung einen Führer und einen chinesischen Koch mit. Unser Ausgangspunkt und unsere Verpflegungsbasis war der kleine Weiler Nordhoff, welcher in einem Gebirgsthale voll immergrünen Eichen und Blumen etwa 15 Meilen von der Küste und 40 Meilen von der Stadt Santa Barbara liegt. Unser Reiseziel war ein Höhenzug, der sogen. Pine-Mountain (Fichtenberg), welcher in einer Entfernung von 25 bis 30 Meilen von Nordhoff unter den Ausläufern des Küstengebirges zu einer Höhe von fünf- bis sechstausend Fuß aufragt.

Der Berg kann nur auf einem rauhen und mühsamen Saumpfad erreicht werden, welcher so wenig begangen ist, daß er sich an vielen Stellen im Wald und Chaparal (Buschdickicht) beinahe verliert, und die ernste Vorfrage unserer Expedition war, unser zahlreiches Gepäck, welches zusammen fünfzehn Zentner wiegen mochte, wohlbehalten auf Saumpferden dorthin zu bringen und in zweiter Linie dafür zu sorgen, daß wir auf demselben Wege uns in häufigen Zwischenräumen frische Lebensmittel verschaffen konnten, denn wir waren von vornherein entschlossen, uns nicht von dem groben Speck und gesalzenen Schweinefleisch und den Fleischkonserven in Blechbüchsen abhängig zu machen, welche bei den im Freien biwakierenden Sommerfrischlern den Hauptbestandteil der täglichen Kost bilden. Wir schickten daher unser Gepäck, welches aus Zelten, Betten,

Kochgeräten, Tischzeug, Kleidung und ungefähr zehn Tagesrationen bestand, zu Wagen voraus, soweit nur der Weg fahrbar war, und brachen dann als prunkende Kavallerie von Nordhoff auf. Drei von uns hatten eigene Pferde, die anderen hatten sich die ihrigen nebst einigen Packpferden und einem Pferde für unseren chinesischen Koch, Ah Sing, gemietet, und unser gutmütiger stämmiger Führer brachte sein eigenes Reit- und noch zwei Saumpferde mit, für welche wir ihm die Miete bezahlten. Wir Herren ritten ohne Röcke in Flanellhemden, dauerhaften Beinkleidern und hohen Stiefeln oder Reitgamaschen; die Dame, in einer passenden Kleidung von gestreiftem Drell, saß rittlings zu Pferde, wie man es ihr angeraten hatte, und da jeder von uns noch die Satteltaschen stramm gefüllt und sich und sein Pferd mit allen möglichen nötigen Dingen behangen hatte, so gaben wir in unseren Aufzügen und mit unseren Gewehren ein eigentümliches Schauspiel ab.

So zogen wir als eine imposante Kolonne die paar Meilen fahrbaren Weges dahin, welche noch über Nordhoff hinaus reichten; dann aber begann der Vormarsch in Etappen. Da man nämlich zweihundert Pfund als eine genügende Last für ein Pferd auf einem schwierigen Gebirgspfad betrachtet, so hätten wir zur Fortschaffung unseres Gepäckes außer unseren sieben Reitpferden mindestens noch sieben Saumpferde bedurft; allein wir hätten nicht gewußt, wie wir einen Zug von vierzehn Pferden hätten auftreiben, noch unterwegs ernähren und beaufsichtigen sollen. Wir zogen daher mit kurzen Tagemärschen in zwei Abteilungen: vorauf der Führer mit vier Packpferden und zwei Reitern; sobald dann das Nachtlager aufgeschlagen war, kehrte der Führer zurück, um die anderen zu holen, und trieb alle Pferde in einer Koppel vor sich her. Den anderen Tag vereinigte sich dann der Vortrab mit dem Nachtrab. Auf diese Weise mußten sieben Pferde die ganze Arbeit besorgen. Allerdings mußten der Führer und die beiden Packpferde den ganzen Weg doppelt zurücklegen und wir kamen nur langsam vorwärts; allein wir hatten auch keine Eile, und einige der angenehmsten Tage unseres Sommers waren diejenigen, welche wir auf gemächlichen Märschen oder an den Tagen verbrachten, wo wir unsere ermüdeten Tiere ruhen ließen.

Noch habe ich vergessen, der Kuh zu erwähnen, welche wir mitnahmen. Als wir zuerst die Absicht äußerten, eine Kuh mit uns in die Sommerfrische zu führen, glaubten die Leute, wir wollten spaßen oder wir seien noch „zu grün" für Kalifornien. Allein wir sahen keinen Grund ein, warum eine Kuh nicht sollte dahin gehen können, wohin ein Pferd ging, und als wir uns darüber bei Soper Rats erholten, gab er unserem Vorhaben seine ganze Zustimmung. Die hübsche, sanfte Jersey-Kuh, welche wir zu diesem Zweck für die Expedition mieteten, erwies sich als eines der wertvollsten Mitglieder der Gesellschaft und machte uns keine ernstliche Beschwerde. Zwar entlief sie uns zwei- oder dreimal und machte sich mit ungewöhnlicher Thatkraft auf den Heimweg; allein gerade die Deutlichkeit ihres Vorhabens machte es leicht, sie wieder zu finden, denn sie hielt sich innerhalb der Wegspur, und trotzdem daß sie ziemlich schnell wanderte, holten wir sie immer nach einer mäßigen Verfolgung ein. Wenn sie aber bis nach Nordhoff gelangt wäre, so glaube ich kaum, daß wir es hätten uns angelegen sein lassen, sie um den Preis des Gespöttes der dortigen Bewohner zu reklamieren.

Wir ritten quer über das höher gelegene Gelände hin, durch Getreidefelder, deren Aehren unseren Pferden bis an die Schultern reichten, durch Wälder von Lebenseichen, wo der ganze Boden unter den Bäumen mit prächtigen Blüten geschmückt war; und als wir die Bergwand erreichten, welche das Thal nach Norden abschließt, befanden wir uns an der Mündung einer rauhen und glühend heißen Schlucht, des sogen. Matilija-Cañons, der, mit Findlingsblöcken bestreut, von nackten Felsen oder dünnbewaldeten Hügelhängen eingeschlossen war und von Hornkröten, Klapperschlangen und anderen interessanten Reptilien wimmelte. Dies war der abstoßende Eingang zu der malerischen Region, welche wir uns zur Sommerfrische ausersehen hatten. Ein rasches Flüßchen kommt den Cañon herab und schrumpft in das öde Bett dessen ein, was einst ein breiter Strom gewesen sein muß und dessen Kiesgeschiebe sich noch weit über den nackten Thalboden ausbreiten. Allein sobald man tiefer in die Schlucht eingedrungen ist, erquickt sich das Auge an Waldstrecken



Wie man sich das Bett verschafft (S. 940).

und grünen Fleckchen, welche in kurzen Zwischenräumen auf dem Rand erscheinen. Die Felsen nehmen kühne, imposante und phantastische Gestalten an und rücken beinahe hart an die Wegspur heran, welche verschiedene Male über das Flüßchen setzt und abwechselnd von jedem steilen Ufer verdrängt wird. Sogar die rauhesten Stellen in der Matilija sind wegen ihrer Blumen berühmt. Die Glorie der Wiesen und Gerstenfelder, von denen alle, die diesen gesegneten Staat bereisen, so viel zu rühmen wissen, war schon im Anfang unserer Reise verblichen; allein in der Matilija verweilen die Blumen länger und erreichen eine reichere Färbung und eine bedeutendere Größe als im offenen Lande. Die Büsche waren in voller Blüte, als wir vorüber ritten; eine Salbeiwildnis erfüllte die Luft mit kräftigem Würzhauch; viele von den Abhängen waren ungeheure Massen von blauen und gelben Blumen, und Millionen von Bienen erfüllten das Thal so mit Geräusch und Leben, daß ich mir die Matilija nur als eine große Honigfabrik vorstellen konnte, wie denn auch hier viel Bienenzucht betrieben wird. Die Wagenspur war in der That nur hergestellt zur Bequemlichkeit einiger wenigen Bienenfarmen, welche hier mitten im Chapparal erbaut sind und deren eine unserem Führer gehörte, und an dem Thor der letzten von diesen rohen Umzäunungen hört auch die Wegspur vollkommen auf.

Wir machten unseren ersten Halt nahe dem oberen Ende der Matilija, wo ein flaches Becken zwischen den Hügeln mit grasigem, blumenreichem Grunde und einzelnen Baumgruppen und leichten Hainen, sowie einem Saum von Sykomoren, Weiden und Erlen an beiden Ufern des Flüß-

chens einen einladenden Fleck zum Aufschlagen unseres Lagers darbot. Wir pflöckten die Pferde zum Weiden aus, und während die Dame und der Koch unsere erste Mahlzeit bereiteten, luden wir anderen den Wagen ab und öffneten Ballen und Kisten. Wir richteten dem Chinesen eine bequeme Küche ein, bestehend aus einem hohlen Weidenbaum, einem Kochherd aus Eisenblech und einem offenen Feuer für den Kessel; und bald darauf saßen wir auf dem Boden und verzehrten vergnügt ein gemischtes Picknickfrühstück zu welchem uns Körperbewegung und Heiterkeit den Appetit geschärft hatten. Wir verbrachten einen fröhlichen und geschäftigen Nachmittag, schlugen unsere Zelte am Saum des Waldes auf, bauten uns einen Speisetisch (wozu wir die Platte in kurzen Brettern von leichtem halbzölligen Rotholz mitgebracht hatten) und spannten ein Schutzdach darüber aus; wir hieben Baumzweige für unsere Betten und führten sie nach dem Lager (S. 938), nagelten rohe Borde um die Baumstämme herum und stellten unsere Vorräte auf. Eine späte Mahlzeit beschloß den Tag und müde und glücklich gingen wir schlafen.



Der Melker (S. 943).

Wir verbrachten zwei Wochen in diesem angenehmen Lager, und wie kurz und entzückend waren diese Tage! Um das Wetter brauchten wir uns nicht zu sorgen, denn in dieser Region fällt zwischen Mai und November niemals Regen. Die Seenebel reichten zwar zuweilen nachts bis zu uns herauf, aber die Tage waren immer schön und sonnig; die Hitze mäßig und die Luft frisch, da wir in einer Höhe von etwa 1800 Fuß über der Meeresfläche all die frischen Brisen genossen, welche man drunten in den Niederungen nicht fühlte. Eine kühle Quelle ergoß sich wenige Ruten von unseren Zelten in das Flüßchen. Mitten in diesem lag eine schattige Insel von glattem Kies, auf welchem die Herren nachmittags ihre Decken ausbreiteten, rauchten und Romane lasen, und nah dabei war ein reiner tiefer Pfuhl, wo sie badeten. Die Hauptunterhaltung bestand im Fischen, denn die Matilija wimmelt von Forellen, die mit Leichtigkeit gefangen wurden, so daß wir kaum eine einzige Mahlzeit ohne köstliche Forellen während unseres ganzen Aufenthalts hielten, da unsere Gefährten morgens und abends mit ihren Angelruten auszogen und fern und nah mit Erfolg fischten. Im Angeln namentlich that unser Chinese Ah Sing es allen anderen zuvor, und brachte es meist auf einige Dutzend Fische bei jedem Fang. Es war übrigens ein Glück, daß die Fische auf jeden beliebigen Köder anbissen, denn Würmer gab es in



Harvey (S. 948).

diesem trockenen kiesigen Boden nicht,
wir mußten uns jedesmal einen Bo
davon aus Nordhoff mitbringen la
wenn Soper oder der Chinese Le
mittel von dort holten.

Auch die Jagd gewährte uns e
Unterhaltung, obschon in der Umge
unseres ersten Lagers das Wild selten
Rotwild gab es hier offenbar nicht,
obwohl der Führer und mehrere von
halbe Tage lang auf weite Entfernu
hin auf die Birsch gingen und halbe Nächt
dem Anstand zubrachten, bekamen sie
einen einzigen Hirsch zu Gesicht und d
wurde gefehlt. Anderes Wild gab es
lich viel, namentlich Wildtauben, ein
Schopfwachtel (jedoch nicht den Bob
der Oststaaten), und wir erlegten zie
viele Vögel und verloren selten einen
geschossenen, obwohl wir leider keinen
bei uns hatten. In der Jagd auf
und besonders auf Kaninchen hatte
Chinese ebenfalls eine besondere Fert
und große Passion und nützte jeden
Augenblick dazu aus, was uns um so
war, weil er sein Wildbret auch vorz
zuzubereiten verstand. Die Hirschjagd
erst später für uns ergiebig werden.

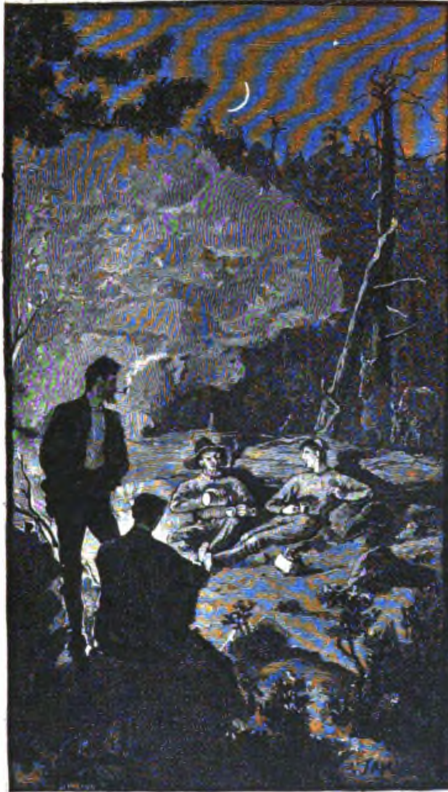
Führer, Hirten und Jäger der G
hatten uns auch von Bären erzählt,
es in den benachbarten Bergen geben
allein wir lauschten auf diese Gesch
nur mit einem gewissen Skeptizismu
fürchteten uns nicht vor einem Besuch
selben; sogar die Dame schlief ganz
Es trieb sich jedoch an einem der
Arme der Matilija eine Jagdgesell
herum, in deren Camp einer unser
scher einmal mit einem Frühstück be
worden war und die uns beim Ma
die Berge hinein auf ihrem Rückweg
gegnete. Sie hatten Felle von
schwarzen Bärin und von zwei
Bären bei sich, allein unser Führer
cher kaum etwas anderes als einen

für einen Bären gelten ließ, rümpfte über diese Jagdbeute die Nase und versprach uns andere und wirkliche Bärenjagden erst im Gebirge.

An Spaß und Unterhaltung fehlte es uns übrigens nicht, und ich erinnere mich noch mancher kleinen komischen Züge. So war eines Morgens die Kuh verschwunden, als man sie melken wollte; sie hatte sich über Nacht verlaufen. Augenblicklich rückten wir Männer — der Künstler ausgenommen, welcher schon skizzieren gegangen war — nach allen Richtungen aus, um die Kuh zu suchen. Ich fand endlich frische Fährten von ihr, denen ich nachging; aber wer beschreibt mein Erstaunen, als ich beim Heraustreten aus dem Walde den Künstler unweit seiner Staffelei auf seinem Feldstühlchen sitzen sah, im Begriffe, die Kuh zu melken! (S. 942.) Sie war aus dem Walde kommend ihm angelaufen, und er hatte sich gleich sein Frühstück von ihr entnehmen wollen!

Als die Fourage für unsere Pferde ausging, brachen wir das Lager ab und traten den schwierigen Teil unseres Marsches an; die Wegspur war nun zu Ende und der Bergpfad, welcher vor uns lag, so rauh und steil, so gewunden und verwachsen, so an steilen Abstürzen hinführend, daß wir uns schon beim Packen unserer Pferde sehr in acht nehmen mußten, daß ja kein Topf oder Besenstiel hervorrage, der sich an Busch und Fels verfangen und das Pferd von dem unsicheren Pfad hinunterschleudern konnte. Nicht ohne ein gewisses Bedauern nahmen wir eines Morgens nach dem Frühstück von dem lieblichen Plätzchen Abschied, dessen idyllischer Friede einen so tiefen Eindruck auf uns alle gemacht hatte. Als wir zu Ende des Sommers auf dem Rückwege den Punkt wieder berührten, hatte ein Waldbrand den Holzanflug auf den umgebenden Hügeln vernichtet, denn die Axt war an die Bäume gelegt worden und ein abenteuernder Ansiedler klärte hier das Land, um es zu Weiden umzuwandeln.

In geringer Entfernung über dem Lager teilt sich die Matilija in drei enge Schluchten, deren jede von einem Bache durchflossen und von hohen Bergen eingeschlossen ist. Wir mußten diejenige zu unserer Rechten einschlagen, und als wir zweimal über den Bach gesetzt hatten, bogen wir scharf um den Fuß einer vorspringenden Anhöhe, an deren Gehäng wir, immer dem Bach entlang, uns auf steiler Wegspur emporarbeiten mußten. Wir mußten uns so oft drehen und wenden, daß wir zuletzt jede Orientierung verloren, oft in dem Bachbett selbst aufwärts klimmen, durch Busch und Dorn dringen, daß wir Fetzen unserer Kleidung daran hängen ließen, und um die gefürchteten Hohlwege und Schluchten zu vermeiden, allen Ein- und Ausbuchtungen des Gehänges folgen, bis wir endlich eine Hochebene erreichten, welche wir kreuzten. Die Wanderung war mühsam, aber für den Naturfreund lohnend, denn Großartigkeit der Umrisse, Glanz der Färbung, mannigfaltiger Charakter, kurzum alle die unterscheidenden Reize des kalifornischen Berglandes kamen in rascher Aufeinanderfolge auf dieser Wanderung zur Geltung. Jenseits der Hochebene ging's wieder steil hinab, und wo sich nur ein Aussichtspunkt bot, da entfalteten sich vor uns in ungemeiner wechselnder Mannigfaltigkeit steile bewaldete Berge, tiefe Cañons, liebliche Thäler und Thalbecken und drohende Felsenmassen, oft in den geheimnisvollen bläulichen Duft der Ferne gekleidet. Ich will diesen Teil unserer Wanderung nicht eingehend beschreiben, sondern begnüge mich hier zu sagen, daß wir noch zweimal über Wasserscheiden hinwegkletterten, namentlich über diejenige zwischen den Flüssen Sespe und Ventura, daß wir einigemal über die Berge hin den Stillen Ozean wie einen blassen Nebel erblickten, daß wir durch Urwälder, durch frühere Waldbrände und an Windbrüchen mit riesigen Bäumen vorüberkamen, bis wir endlich aus einer Schlucht in ein breites, heißes, sandiges Thal mit hohem Graswuchs gelangten, jenseits dessen das Ziel unserer Reise, der Pine-Mountain, sichtbar wurde, zu welchem dann der Weg wieder durch Schluchten und über Vorhügel hinweg emporführte.



Geschichten am Lagerfeuer (S. 948).

Wir verbrachten in der geschilderten Reiseweise zu dem Ritt von unserem ersten Lagerplatz nach dem Berge eine volle Woche. Als wir den Lagerplatz am Sespe erreichten, wo wir eine Menge von köstlichen Forellen und fettes Gras für unsere Pferde fanden, rasteten wir, schickten Soper mit einigen Pferden nach Nordhoff zurück, um Lebensmittel zu holen, und verbrachten einige Tage unter freiem Himmel und in der größten Genügsamkeit, um unser Gepäck nicht mehr als nötig anzugreifen. Sogar nachdem wir unser Reiseziel erreicht hatten, vergingen noch zehn Tage, bevor wir uns die üppigen Bequemlichkeiten unseres Lagers an der Matilija erlaubten. Wir lagerten uns zuerst in einem tiefen und engen Waldthälchen an der Südseite des Berges, wo ein schöner Quell reinsten Wassers aus einer Höhle trat; da aber dieser Punkt gar keine andere Empfehlung für einen Lagerplatz hatte als dieses Wasser, so vertauschten wir ihn mit einem anderen Punkt auf der Höhe, zu dem wir dann auf einem halsbrechenden Pfad von einer Meile Länge das Wasser hinaufschaffen mußten — eine Unbequemlichkeit, welche uns bald zwang, uns nach einem dritten, passenden Lagerplatz umzusehen, wo wir uns dann erst häuslich einrichteten. Der gewählte Punkt war ein sanfter Abhang nach Süden, frei von Unterholz, beschattet von einzelnstehenden riesigen weißen Kiefern, welche bis zum Rand des Berges nach oben einen lieblichen Hain bildeten, während uns von hinten, von Norden her, eine Felswand schützte und von dem Kamme des Berges schied. Von diesem aus, welcher von dichtem Waldwuchs umgeben war, konnten wir nach Nord und Süd schauen und die nach Ost und West verlaufenden Vorberge, sowie die parallelen Gebirgszüge überblicken, welche auf ihrer Nordseite immer dicht bewaldet, auf ihren Südhängen meist kahl und steinig waren. Allein so weit der Blick in jeder Richtung reichte, war nirgends ein Haus, ein Zaun, ein Weg, ein Ackerfeld oder irgend welche andere Spur von Menschenleben zu sehen.

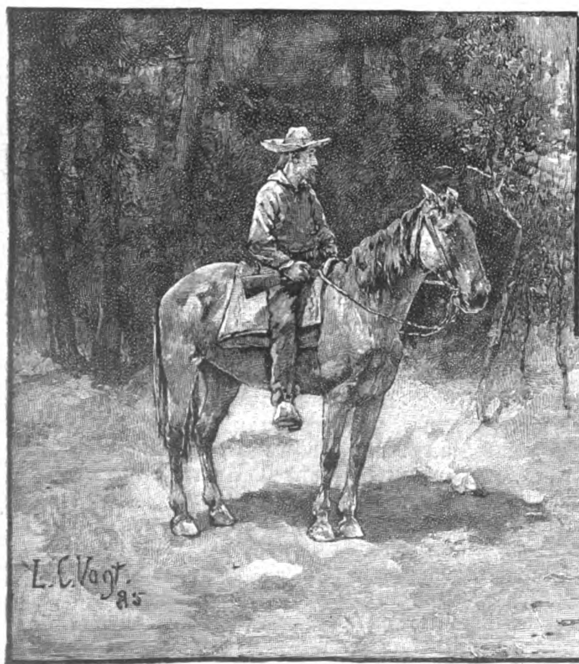
Mitten in unserem Hain schlugen wir einen geräumigen Tisch auf, welcher uns nicht nur für unsere Mahlzeiten, sondern auch zur geselligen Vereinigung diente. Wir ebneten eine breite Plattform, errichteten ein starkes Gerüst für ein leinenes Schutzdach, verfertigten Bänke aus gespaltenen Sägeklötzen und bauten auf der dem Winde zugekehrten Nordseite eine dicke Schutzwand von verflochtenen Aesten von Schierlingstannen, welche wir mit verschiedenen Haushaltsgerätschaften behingen und nach einiger Zeit mit Hirschhäuten und anderen Jagdtrophäen verzierten. Auf der einen Seite hing ein Trinkgefäß, auf der anderen war eine kleine bedeckte Feuerstelle mit einem Abzugsrohr, das sich so weit an der Hügelseite hinauf erstreckte, daß uns der Rauch nicht belästigte. Hier bereiteten wir den Kaffee und hielten die Geschirre warm, während Ah Sing in un-

gestörtem Besitz der Küche blieb, welche ungefähr zwei Ruten weit davon entfernt unter einer Gruppe schöner Bäume stand und mit einer Schutzwand von Schierlingstannenzweigen und altem Segeltuch umgeben war. Wir hatten einen kleinen Kochherd und einen kleinen Backofen von Eisenblech, welche uns vortreffliche Dienste leisteten und auf der Reise leicht zu transportieren waren und dann mit unserer Feldbibliothek und mancherlei Hausrat und Geschirr gefüllt wurden. Wir hatten ferner einen aus Feldsteinen gebauten offenen Feuerherd, auf welchem Hirschkeulen und -rücken geröstet wurden, welche zu groß für unseren Bratofen waren. Wir erbauten einen geräumigen Fleischschrank mit Seiten von Moskitonetzwerk, ferner verschiedene Borde um die Bäume herum, worauf unsere Vorräte aufgestellt wurden, und einen verschlossenen Schrank in dem Stamm einer hohlen Kiefer. Da es niemals regnete und die Insekten nicht lästig waren, so bedurften unsere Gewürze nur Schutz vor Sonne und Staub.

Unsere Schlafeinrichtungen zeigten eine große Mannigfaltigkeit. Die verschiedenen Mitglieder unserer Gesellschaft verlegten ihre Betten weit genug von einander und von dem gemeinsamen Mittelpunkte, um sich einen vernünftigen Grad von Zurückgezogenheit zu sichern, und suchten überdies den Schutz von Felsmassen oder Baumgruppen. Wir alle schliefen unter freiem Himmel, außer dem Chinesen, welcher selbst auf dem Marsch sein A-Zelt haben wollte, in der Ueberzeugung, daß es ihn vor Bären und Schlangen schütze. Einige breiteten Kiefernzweige auf dem Boden aus und eine Wolldecke darüber, andere errichteten sich rohe Bettstellen. Die Dame und ihr Gatte hatten leichte Wollmatratzen, welche so biegsam waren, daß man sie für den Transport zu Pferde zusammenrollen konnte; legte man diese auf einen Haufen Zweige von weißer Kiefer und eine dichte obere Schicht von Schierlingstannenzweigen, deren abgeschnittene Enden sorgfältig nach unten gerichtet wurden, so gaben sie weiche, elastische, und üppige Betten. Einige von uns brachten Sackleinwand mit, um sich Köten zu errichten, allein der Versuch, welchen wir im ersten Nachtlager damit anstellten, hatte keinen Erfolg, entweder brachen die Gerüststangen zusammen oder die Leinwand hing zu tief herab, und die Haufen von Fichtenzweigen waren einfacher und behaglicher. Ich hatte eine Wolldecke und einen aus einer solchen verfertigten und mit Segeltuch gefütterten Schlafsack. Bei trockenem Boden und einer Unterlage von Teertuch oder Kautschuk liegt man entschieden auf dem Boden wärmer und bequemer als in einem Feldbett und braucht sich bloß mit einem Schleier das Gesicht vor Staub und dürrem Laub zu sichern.

Ein Zelt ist in einem Klima wie der kalifornische Sommer zwar unnötig, aber eine große Bequemlichkeit. Wir hatten zwei solche mit geraden Wänden, je 10 auf 12 Fuß, bei uns im Lager. F. bediente sich des einen nur als Windschirm, als wir das Gebirge erreicht hatten; das andere diente dem Ehepaare als Ankleidezimmer und die Betten desselben waren gerade vor der offenen Thür angebracht; das Zelt hatte eine Bodendecke von gestreiftem Segeltuch, die mit Zeltpflöcken ausgespannt und mit einer dichten Schicht Kiefernnadeln unterlegt war. Dies gab dem Ehepaar den allergrößten Luxus, den man sich bei solchem Waldleben verschaffen kann — ein reinliches Plätzchen zur Toilette. Die größte Prüfung in einem solchen Dasein ist der Schmutz, und die größte Wohlthat ein Waschbecken mit frischem Wasser. Wo eine Dame in der Gesellschaft ist, da ist, selbst bei günstiger Witterung, irgend ein Obdach unerläßlich. Hütten kann man aus Baumzweigen errichten, aber ihr Bau ist mühsam und sie geben überdies nur einen armseligen Schutz gegen Wind und Staub, welche namentlich im Gebirge unvermeidlich sind. Ein Zelt aber ist leicht aufzuschlagen und mitzuführen, denn die Zeltstangen kann man sich überall im Walde hauen, und es bildet mindestens ein reinliches Obdach.

Vom Jagdvergnügen machten wir nur einen mäßigen Gebrauch. Zwei von uns waren ihrer Gesundheit wegen in die Wälder gegangen, und wir anderen, welche eher ein Gewehr führen konnten, betrachteten das Weidwerk mehr wie eine Erholung als wie eine tägliche Beschäftigung; wir lasen, zeichneten, streiften in den Bergen herum nach malerischen Aussichtspunkten und hatten außerdem alle Hände voll zu thun, um unseren Lagerplatz möglichst behaglich einzurichten und Stühle, Tische, Waschständer und andere kleine Bequemlichkeiten selbst zu verfertigen und eine ordentlich regelmäßige Lebensweise einzuführen: um sieben Uhr morgens Frühstück, um zwölf Uhr Gabelfrühstück, um sechs Uhr abends Hauptmahlzeit; in den Zwischenstunden konnte sich jeder nach seinem eigenen Belieben amüsieren. Nach der Hauptmahlzeit lagerten wir uns gewöhnlich um das Lagerfeuer, rauchten unsere Pfeifen, plauderten oder lauschten den Geschichten unseres neuen Führers, eines äußerst gemeinnützigen und sympathischen Burschen Namens Harvey (S. 940). Als wir unser Reiseziel erreicht hatten, wurde nämlich unser Führer Soper durch Geschäfte an seinen Bienenständen zurückgehalten und schickte uns einen Ersatzmann in der Person Harveys. Dieser war ein englischer Seemann, hatte viele Jahre als Schiffszimmermann auf der britischen Flotte gedient, war dann durch irgend welche Schicksale nach Kalifornien gekommen und hatte sich im Gebirge niedergelassen; er war ein leidenschaftlicher Jäger, ein vorzüglicher Schütze, ein erfahrener Hinterwäldler, vorzüglicher Koch, unermüdlicher Fußgänger und ein wahrer Tausendkünstler als Zimmermann, Tischler und Baumeister, dabei ein unerschöpflicher Erzähler. Wenn er so beim Abendfeuer etwas abseits von unserem Kreise am Boden saß und seine Pfeife rauchte, da überquoll er von Erinnerungen an Jagd- und Seemannsgeschichten und wußte uns köstlich zu unterhalten, bis uns der Schlaf übermannte (S. 944). Am besten gefielen mir seine naiven Erinnerungen aus seinem Seeleben wegen ihres einfachen Tones und ihrer wirksamen Lokalfarbe. So ward er uns bald unentbehrlich, zumal er die Gegend vorzüglich kannte; und da er, wenn wir ihn um Lebensmittel nach Nordhoff schickten, immer sechs Tage hin und her brauchte und uns dann überall fehlte, so trafen wir bald eine andere Einrichtung und veranlaßten Soper, uns jeden Sonnabend durch einen von



Wo die Hirsche sich äsen (S. 949)



Das Bratfeuer (S. 950).

seinen Leuten, einen gewissen Brown, die nötigen Lebensbedürfnisse auf seinen beiden Packpferden nach Pine-Mountain heraufzuschicken. Browns Ankunft am späten Abend ward dadurch ein aufregendes Ereignis, denn er brachte uns nicht nur neue Vorräte an Zucker, Kaffee, Thee, Gewürzen, Tabak, Pulver und Schrot, Mehl und anderen Bedürfnissen, sondern auch Briefe, Zeitungen, frische Butter, Gemüse 2c. Brown blieb gewöhnlich über den Sonntag bei uns und reiste erst am Montag in aller Morgenfrühe wieder nach Nordhoff zurück, wohin er unsere Briefe und Bestellungen und manchmal ein Präsent an Wildbret für unsere Bekannten mitnahm.

Wir hatten nämlich nun so viel Wildbret, daß wir beinahe ganz von frischem Fleisch lebten, und das ging folgendermaßen zu. Unsere Umgebung war zwar ziemlich reich an Rotwild, Wildtauben und einer Waldhuhnart, welche einigermaßen dem europäischen Haselhuhn glich, aber der Zufall hatte mich auf einem Spazierritte nach einem wahren Tierpark geführt. Wenn wir jagten, ritten wir gewöhnlich auf die Birsch, stiegen ab, wenn wir ein Wild erblickten, banden das Pferd an einen Baum oder Busch und schlichen uns schußgerecht an unser Wild an. Bei einem dieser Ritte ging ich im lichten Walde ein Rudel Rotwild auf, das nach der Höhe zog (S. 946). Ich folgte demselben auf der Fährte, gelangte über einen kleinen Hügel hinüber nach einer weiten Einsenkung, wo ein Waldbrand früher einige tausend Hektar Wald zerstört hatte und ein buschiger junger Anflug von kaum Meterhöhe sich zwischen den verkohlten Stümpfen gebildet hatte. Auf dieser weiten Lichtung standen und zogen viele Dutzende von starken Rudeln, und ich hatte wenig Mühe, mich an eines derselben anzubirschen und einen starken Hirsch mit prächtigem Geweih so sicher aufs Korn zu nehmen, daß er durch einen guten Kugelschuß hinter das Blatt im Feuer zusammenbrach. Als ich mit meiner Beute ins Lager einritt, wurde ich mit Jubel von meinen Gefährten empfangen (S. 936), und fortan verging selten ein Tag, wo nicht der eine oder der andere von meinen Gefährten einige Stunden vor dem freien Feuer kniete, um eine Hirschkeule oder den Rücken eines Spießers zu braten (S. 949). Ich machte nun jene Waldbrandstätte zu meinem Leibgehege, bewahrte seine Lage einige Tage lang als ein Geheimnis und machte manchen guten Schuß darin. Nur schade, daß wir keinen Schweißhund bei uns hatten, denn mehrmals schoß ich Prachtexemplare an, welche mir aber verloren gingen, weil ich sie nicht mehr im Wundbette finden konnte. Die starken Hirsche und Hinden nämlich waren in dieser Jahreszeit so gut bei Leibe, daß sie, wenn auch sicher getroffen, nur selten im Feuer fielen, sondern noch weiterzogen, oft meilenweit, und dann bald nicht mehr „schweißten", weil der Talg sich vor die Wunde drängte und diese so fest verschloß, daß das Bluten aufhörte. Ich habe mehrmals ein solch angeschossenes Stück Wild stundenlang vergebens verfolgt und gesucht.

Der Doktor war der passionierteste Jäger unter meinen Gefährten und brannte angesichts meines Jagdglücks vor Begierde, einen recht starken Hirsch zu schießen, um dessen Geweih als Trophäe mit nach Hause zu nehmen, und ich weihte ihn deshalb in mein Geheimnis ein und nahm ihn mit nach meinem Leibgehege. Es war uns manchmal weniger um Wildbret zu thun, denn Hirschfleisch ist kein sonderlicher Leckerbissen, sondern man wird desselben bald überdrüssig, und wir verschafften uns von den Schäfern (S. 951), die einige Meilen von uns auf einem kahlen Berghang ihre Herde weideten, ein ganzes Schaf oder Lamm, welches wir um ein paar Dollar erstanden, und aus denen uns unser chinesischer Koch eine Menge delikater Gerichte zu bereiten wußte. Eines Morgens also war ich mit dem Doktor nach dem Leibgehege geritten und wir hatten eine weite Strecke seines Saumes auf der Suche nach einem Hirsch mit starkem Geweih umgangen, als der Doktor plötzlich eines solchen ansichtig wurde. Im Nu war er vom Pferde herunter und schlich, den Zügel am Arm, die schußfertige Büchse im Anschlag, am Rande der Lichtung hin; nach einer Weile blieb er stehen, zielte lange und bedächtig, drückte und — fehlte den Hirsch (S. 952). Ungeduldig wie er war, hatte er die Entfernung unterschätzt und auf ein paar hundert Schritte nach dem Kopf gezielt, und mit dem Knall war der Hirsch auf Nimmerwiedersehen mit dem ganzen Rudel



Zwei kalifornische Schäfer (S. 951).



Ein weiter Schuß (S. 951).

davon, und der Doktor stand, als ich ihn einholte, wie ein begossener Pudel da, kratzte sich hinter den Ohren und verwünschte bald seine Büchse, bald seine eigene Ungeduld.

So vergingen uns die Wochen, welche wir auf dem Pine-Mountain zubrachten, unerwartet schnell und fast unvermerkt, gewürzt von manchem Intermezzo. Eines derselben will ich hier nicht unerwähnt lassen. Unser Koch Ah Sing vermißte schmerzlich hier in der Wildnis den chinesischen Barbier, von welchem er sich alle paar Wochen seinen runden Schädel bis auf den nationalen Zopf rasieren ließ, und auf sein Bedauern hierüber erbot sich unser Künstler, ihm denselben zu rasieren, und so überraschten der Doktor und ich eines Tages die beiden bei diesem Geschäft, das sie etwas abseits von unserem Lager auf einer abgelegenen steinigen Blöße vornahmen — ein Anblick, der überaus komisch war und uns vielen Spaß verursachte (S. 953).

Kurz, wir amüsierten uns immer köstlich und kräftigten und erholten uns in unserer Einsamkeit an Leib und Seele von den Mühsalen und Aufregungen des zivilisierten Lebens in der Stadt und der Jagd nach dem allmächtigen Dollar. Wir dachten kaum an die Heimkehr, obwohl die kühleren Morgen und ihre Nebel schon das Nahen des Herbstes verkündigten. Da bemerkten wir eines Morgens, daß an der Nordseite des Berges, worauf wir gelagert waren, dichte Rauchwolken aufstiegen, und fanden, daß dort der Wald brenne, sei es durch absichtliches Anzünden von seiten der Schäfer, sei es durch einen Unfall.

Das Feuer wütete auf einer Breite von mehreren Kilometern vom Fuß des Berges herauf und rückte uns näher; der beizende Rauch mit seinem Harzgeruch machte sich immer bemerklicher und war nach zwei Tagen uns schon auf eine halbe Meile nahegekommen. Jetzt war unseres Bleibens nicht länger, und wir packten unsere Siebensachen in Eile zusammen und machten uns auf den Heimweg.

Mit Bedauern stiegen wir von den Bergen herab (S. 956), um in die Kulturwelt zurückzukehren, hoch befriedigt von unserer Sommerfrische und Reise auf gemeinschaftliche Kosten, die so ungemein niedrig waren, daß wir darüber staunten. Wir waren 68 Tage draußen gewesen, und die Abrechnung ergab, daß jeden von uns bei der Generalabrechnung nur ein Beitrag von 138 Dollar 89 Cent traf, also für jeden Tag nur etwas über zwei Dollar, ein fabelhafter Kontrast zu dem, was uns eine Sommerfrische in einem kalifornischen See- oder Heilbade bei minder gesundem und kräftigendem Ergebnis gekostet haben würde!

Die Kaffeehäuser Wiens.

Von

S. Ulmann.

Wohl der größere Teil des öffentlichen Lebens in Wien spielt sich in seinen Kaffeehäusern ab. Die Herren der Schöpfung zumal sind es, die sich zu gewissen Stunden mehrmals des Tags in ihrem Stammcafé zusammenfinden. — Schon in den Morgenstunden entwickelt sich ein lebhafter Verkehr; nicht allein der Garçon, auch der Familienvater nimmt sein Frühstück in dem von ihm ständig besuchten Lokale. Letzterer selbst dann, wenn er, wie das in der Regel der Fall ist, seine „Neue Freie“ oder sein „Tagblatt“ fürs Haus abonniert hat. Nachdem er mit großer Aufmerksamkeit sein Lieblingsblatt gelesen, durchfliegt er, ehe er seinem Berufe nachgeht, noch sämtliche übrigen Morgenzeitungen, in der oft irrigen Meinung, in der einen oder andern etwas Apartes zu finden. — Nach dem Mittagstische ist der „Schwarze“ jeglichem ein unabweisliches Bedürfnis, und es ist nicht etwa der Genuß des anregenden und wohl überall in vorzüglicher Güte kredenzten Trankes, als vielmehr die kurze Erholung nach vorangegangenen Strapazen, der angenehme Plausch mit guten Freunden oder auch nur Bekannten, meist aber ein kleines Spielchen am Billard- oder Kartentische, dessen man ein für allemal nicht entraten kann, noch will. — Die „Jause“ lockt die meisten Besucher neuerdings ins Café, die hier mit dem duftenden Mokka und dem schmackhaften „Wiener Gebäck“ zugleich die verschiedenen Abendblätter verschlingen. Aber auch zahlreiche Vertreterinnen des schönen Geschlechts — wir sprechen nur von solchen, die sich eines tadellosen Rufes erfreuen — verschmähen es nicht, ihre Jause in einem der besseren Lokale zu nehmen und versenken sich dabei oft stundenlang in die Lektüre der in mehreren Exemplaren aufliegenden

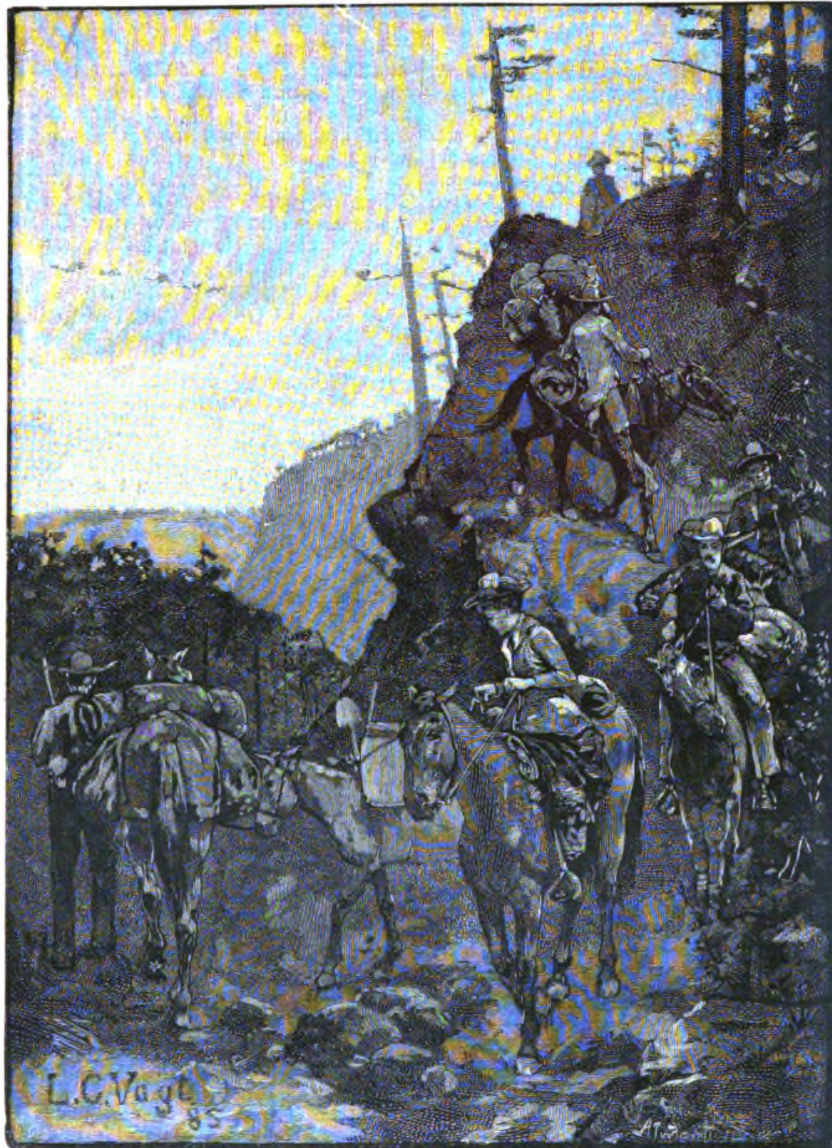


Rasier- und Frisiersalon (S. 952).

deutschen, französischen, englischen und italienischen „Illustrierten Zeitungen". — Nach abgethaner Berufsarbeit finden wir unseren Stammgast endlich auch noch bei seiner ständigen Tarock- oder Whistpartie, und hier ereignet es sich nicht selten, daß eine ihm abverlangte „Ehrentour" oder ein „bringend gebotener" Force-Robber es ihm nicht mehr ermöglicht, rechtzeitig zu seiner treuen Ehehälfte, zu der seiner harrenden Familie, zum Souper im häuslichen Kreise zu kommen. Daß eine solche Verspätung stets auch eine eingehende Gardinenpredigt nach sich zieht, läßt sich füglich vermuten; die Spielgenossen aber erfahren hievon niemals ein Sterbenswörtchen. — Zur Nachtzeit, nachdem Theater und Konzertsaal bereits geschlossen, ist ein noch regeres Leben im Kaffeehause wahrzunehmen. Da treten oft ganze Gesellschaften in die hell erleuchteten Säle, alsbald an den Marmortischen Gruppen bildend, deren fröhliche Stimmung und lebhafte Konversation, an der sich die Damen in hervorragender Weise beteiligen, recht wohlthuend wirken. Unter den Anwesenden ist auch mancher ständige Gast entweder allein oder in Begleitung von Frau und Töchtern zu bemerken, und es scheint fast, daß der Wiener sein Lager nicht aufzusuchen vermag, ohne zuvor noch seinem Nährvater, dem Stammcafé, die Abschiedsvisite gemacht zu haben. — Im Karneval betreten noch beim anbrechenden Tag zahlreiche Gäste das Kaffeehaus; auch diese vermögen eine stürmisch durchlebte Ballnacht nicht abzuschließen, ohne in ihrem Lieblingscafé noch eine entsprechende Menge von Punsch oder einige „Knickebeine" behufs Stimulierung ihres Nervensystems zu sich genommen zu haben.

Das hier entworfene Bild trifft bei den meisten Wiener Kaffeehäusern, deren Gesamtzahl nach dem Mitgliederverzeichnisse der „Wiener Kaffeesiedergenossenschaft" mehr als 600 beträgt, im großen und ganzen zu. Die Verschiedenheiten, welche bei vielen derselben zu Tage treten, stehen mit der Verschiedenheit ihres Stammpublikums in engem Zusammenhange.

In dieser Richtung sind es zunächst die „Geschäftskaffeehäuser", die sich wegen des dortselbst vorherrschenden ernsten, oft allzulebhaften Verkehrs von allen andern scharf abheben. Dem Besucher eines solchen Lokales steht die Erholung, der Zeitvertreib, die Restaurierung nur in zweiter Reihe; er besucht es mehrmals des Tages, jedesmal mit längerem Aufenthalte, vornehmlich zu geschäftlichen Zwecken. Die allgemeines Interesse erregenden Tagesereignisse läßt er ganz unbeachtet, in den Zeitungen sucht er stets nur jene Rubriken auf, die das von ihm betriebene Geschäft berühren. Hier erfährt er von Agenten oder Berufsgenossen die letzten Abschlüsse in seinem „Artikel", erwartet er einen oder den andern Geschäftsfreund aus der Provinz, hier empfängt er Briefe, Geldsendungen, Telegramme, Warenmuster 2c. Das mehrmalige Eintreffen der k. k. Briefträger nach jedem Posteinlaufe, der Boten des Telegraphenamtes wie der Rohrpost u. s. w. verleiht manchem dieser Lokale fast das Aussehen eines Handlungs-Kontors. Die einzelnen Geschäftszweige haben ihre eigenen Kaffeehäuser, in welchen sich alle, die mit der Branche nur irgendwie im Kontakt stehen, regelmäßig zusammenfinden. Während sich in dem einen Café die Interessenten für Spiritus, im andern die für Getreide, in einem dritten jene für Schafwolle und sonstige Produkte, in einem vierten die Edelsteinhändler versammeln, dient eine stattliche Anzahl ähnlicher Etablissements den Anhängern der Manufakturbranche zu ständigen



Unser Abschied vom Gebirge (S. 952).

Zusammenkunftsorten. In den meisten derselben findet der Stammgast den gewünschten Komfort, werden die Erfrischungen in guter Qualität verabreicht, ist die Bedienung eine aufmerksame, zuvorkommende. Dem Billard- wie dem Schachspiel wird hier nur wenig gehuldigt; dagegen sind zu gewissen Stunden des Tages, namentlich aber des Abends, die meisten Kartentische von Spielern besetzt, die ihrerseits wieder von einer Schar der in Wien bestgehaßten Spezies, der Kiebitze, arg umlagert werden. — Den Jüngern Merkurs sagt eben die geistige Erholung am besten zu, welche die bunten Blättchen bieten. —

Einen angenehmen Kontrast zu dem eben geschilderten Getriebe bildet die tiefe Stille in den prächtigen, mit raffiniertem Luxus ausgestatteten Etablissements der innern Stadt und ihrer nächsten Umgebung, welche mit Recht als Kaffeehäuser ersten Ranges gelten. Das Stammpublikum derselben rekrutiert sich aus den besseren Gesellschaftskreisen. Hohe Militärs und Beamte, Büreauchefs von Eisenbahnen, Banken 2c., Vertreter der Wissenschaft, der Litteratur wie aller Kunstgebiete, Mitglieder des Adels und der Finanzaristokratie, die Jeunesse dorée, Rentiers u. s. w. bilden die ständigen Besucher dieser Lokale, in welchen sich die Intelligenz der Metropole gleichsam Rendezvous gibt. Bei den hier allein üblichen feinen Umgangsformen ist alles Turbulente, jeder leidenschaftliche Verkehr von vornherein ausgeschlossen; dieser verbleibt stets ein ruhiger, selbst dann, wenn, wie das häufig geschieht, das Café mit Gästen überfüllt ist. Der Besucher erhält hier Getränke und sonstige Erfrischungen in exquisiten Qualitäten, die Bedienung ist eine geradezu musterhafte, und man ist oft versucht, in dem einen oder anderen der gleichmäßig und elegant gekleideten Markeurs einen zweiten Cumberland zu vermuten; wie wäre es sonst möglich, daß er die verborgenen Schwächen, die geheimen Wünsche des Gastes kennt, den er im Leben heute zum zweitenmal gesehen, respektive „bedient" hat? — Eine Flut von in- und ausländischen Zeitungen jeder Färbung und Schattierung überschwemmt das in der Regel von den übrigen Sälen abgesonderte Lesezimmer. Nicht allein die deutschen, auch die

englischen, französischen, amerikanischen, italienischen und ungarischen großen politischen Blätter liegen meist in doppelten Exemplaren auf; aber auch der zugereiste Russe, Rumäne, Serbe ꝛc. findet ein oder das andere bedeutendere Journal seiner Heimat hier vor. — Nur ein geringer Prozentsatz der Gäste vergnügt sich an den Spieltischen; während auf dem Billard die landläufigen Preference- und Carambolepartien kultiviert werden, stehen von den Kartenspielen nur die fashionableren: Whist, Tarock mit Blocks, Pikett, Ekartee und Bésigue in Uebung. — Für die Bequemlichkeit der Besucher ist nach jeder Richtung hin in umfassender Weise gesorgt; eine anerkennenswerte Neuerung, die ihnen häufig zu gute kommt, ist die Verbindung des Lokales mit dem Fernsprechapparate. —

Mannigfach sind die Unterschiede, welche die Kaffeehäuser der Vorstädte und Vororte Wiens aufweisen. Für den Systematiker wäre eine Klassifizierung derselben nach Art und Zusammensetzung ihres Stammpublikums nur unschwer herzustellen. Viele dieser Lokale kommen den eben besprochenen ersten Ranges ziemlich nahe, andere hingegen stehen geradezu unter dem Niveau des primitivsten Provinz-Kaffeehauses. Eines aber haben die Kaffeehäuser geringerer Kategorie miteinander gemein, den ungebundenen Ton, den ungezwungenen Verkehr ihrer Besucher, welcher durchwegs ein intimer, herzlicher ist. Die Stammgäste bilden hier gleichsam eine Familie; namentlich diejenigen, welche bereits einen eigenen Haushalt gegründet haben, stehen miteinander in so nahen, freundschaftlichen Beziehungen, daß sich dieselben auch auf ihre Familienglieder erstrecken. Ausflüge in die herrliche Umgebung Wiens werden von den Stammgästen mit allen ihren Angehörigen ebenso gemeinschaftlich unternommen, wie der Besuch der vielen Wirtschaften, in denen beim „Heurigen" die gemütlichen „Weaner Tanz" unter allgemeinem Jauchzen und „Paschen" exekutiert werden. Im Fasching vereinigen die Hausbälle die Familien der einzelnen Besucher des Stammcafés, von denen mancher bei freudigen Ereignissen im Hause des Freundes wiederholt als Taufpate fungiert hat. Wie oft er als „Herr Göd" den jubelnden Firmling mit der obligaten Uhr beschenkt, wie die nicht minder obligate Praterfahrt mit „Wurstel", „Ringelspiel" ꝛc. gemacht hat, weiß er wohl kaum selbst zu sagen. — Ist doch die Wiener Vorstadt, „der Grund", einer kleinen Landstadt zu vergleichen, deren Insassen in Leid und Freud eng miteinander verbunden sind. — Auch der Besitzer des Stammlokales nimmt unter seinen Gästen einen gleichberechtigten Platz ein, er ist in der Regel der Intimus der meisten derselben, ihr Duz- und Juxbruder. Der Cafétier ist auch häufig Teilnehmer an einer der Preferencepartien am Billard und springt an den Kartentischen stets da ein, wo ein Partner fehlt. Da wie dort kann ihm ein gewisser Grad von Meisterschaft nicht abgesprochen werden; hat er doch schon von Jugend auf als Markeur reichlich Gelegenheit gehabt, sich im Billardspiel zu perfektionieren, und sich eine solche auch niemals entgehen lassen, um als fernstehender Zuschauer bei den Kartenspielen in die Geheimnisse dieser einzudringen. „Früh übt sich, was ein Meister werden will." — Wahrhaft kordial kommen die Stammgäste dem Zahlmarkeur entgegen; hierzu veranlaßt sie wohl schon das Dankgefühl für die Pünktlichkeit, mit welcher der alte „Jean" stets dafür sorgt, daß einer der ihm untergebenen „Zutrager" dem eintretenden Gaste mit dem „Schwarzen", „Kapuziner" oder der „Melange" und dem Lieblingsjournal zugleich auch die Pfeife und den etwa tags vorher zurückgelassenen Tabaksbeutel serviert. Die altberühmte Wiener Gemütlichkeit hat sich in den erbgesessenen Kaffeehäusern der Vorstädte und Vororte niedergelassen. — An den Billards etablieren sich während der Nachmittagsstunden immer neue Preferencepartien, und es ist sehr begreiflich, daß dieser angenehme Zeitvertreib stets eine größere Zahl von Besuchern herbeilockt. Der inveterierte Billardspieler scheut auch die Glut des Hochsommers nicht; der Opfermut, mit dem er sich buchstäblich im Schweiße seines Angesichtes abmüht, möglichst viel „Gute zu machen", ist in der That bewundernswert. Die pièce de resistance aller Vergnügungen im Vorstadtcafé aber bilden die Tarockspiele, von denen wir dem ereignisreichen „Spritzer-Dreier" (Tapptarock), dem amüsanten „Einsteiger" (Zwölfertarock) und dem Zerstreuungsmittel der Philister, dem „Königrufen", am häufigsten begegnen. Hier kommen denn auch die harmlosen Späße des Wieners, sein urwüchsiger Humor so recht zur Geltung. Die Spieler finden sich zu ihrer Tarockpartie allabendlich mit großer Pünktlichkeit ein, sie dehnen dieselbe oft sogar bis zum Eintritt der Polizeisperrstunde aus, und wenngleich einer oder der andere derselben seinem ungeschickten Helfer mitunter einen „Mordpatzer" an den Kopf wirft, so hat ein solcher allerdings auf Reciprozität beruhender Vorgang nichts weiter zu besagen; die Teilnehmer unterlassen es nach wie vor niemals, am Stammtische regelmäßig zu erscheinen. Dieser verbleibt jahraus jahrein die unentbehrliche Erholung für jedes seiner Mitglieder. Mögen auch die vielen Meinungsdifferenzen am Spieltische im Laufe des Jahres manch unangenehmen Auftritt nach sich gezogen haben, am Neujahrstage begrüßen die Spielgenossen einander stets herzlichst mit der stereotypen Versicherung: „Wir bleiben die Alten!" — Dem Dominospiele werden nur wenig Sympathien entgegengebracht, und es mag den ruheliebenden Stammgästen eine Genugthuung sein, daß die enragiertesten „Steineklopfer", die Handelsbeflissenen der Spezerei- und sonstigen Detailgeschäfte, ihrer geräuschvollen Passion nur an Sonn- und Feiertagen nachgehen. — Die Anhänger des edlen Schach, die in Wien eine große Gemeinde bilden, suchen, wie natürlich, zu Stammlokalen die ruhigsten Etablissements der Vorstädte auf. Hier findet sich neben Gold's „Wiener Schachzeitung" und Lehner's „Oester. Lesehalle" oft auch die „Deutsche Schachzeitung" vor. Es ist selbstverständlich, daß die Freunde des Spiels der hundert Sorgen von diesen Fachblättern den ausgiebigsten Gebrauch machen, nichtsdestoweniger wird ihnen für Ueberlassung der Schachrequisiten kein Entgelt abgefordert. Aus diesen „Schachcafés" ist mancher Meister europäischen Rufes hervorgegangen, und Zeitgenossen erinnern sich wohl noch, daß Steinitz, der Champion of the world, vor mehr denn dreißig Jahren regelmäßige Zusammenkünfte mit seinen Freunden in einem simplen, am Wienflusse belegenen Vorstadtkaffeehause abgehalten hat.

Ein eigenartiges Gepräge tragen die Kaffeehäuser, die sich im Quartier Latin Wiens, in der Nähe der Universität und des allgemeinen Krankenhauses befinden. Für diese meist elegant eingerichteten Lokale liefert die Hochschule ein starkes Kontingent. Viele akademische Bürger schwänzen die Kollegien, um hier sowohl ihre Kenntnis der physikalischen Lehre vom Stoße auf dem Billard praktisch zu bethätigen, als auch die Unwiderleglichkeit des Satzes: tres faciunt collegium am Tarocktische nachzuweisen. Die Jünger Aeskulaps, Justinians und Platos vertiefen sich in das Seelenleben jedes der drei Tarockmatadoren mit einer Gründlichkeit, die, auf das Berufsstudium verwendet, durchschlagende Erfolge bei den Rigorosen sichern müßte. — Scharfsinnige Disputationen, hochernste Konzilien, an welchen auch die befreundeten gelehrten Kiebitze teilnehmen, werden an den vielen grünen Tischchen abgehalten, auf welchen der kleine Schäker Pagat eine so große Rolle spielt, die schönen Fälle den neu eintretenden Kommilitonen mit allen Einzelheiten wahrheitsgetreu wiedererzählt. — Die „Spieße"[1]), welche in einem Studienjahre dem Moloch „Pagat" geopfert werden, repräsentieren ein respektables Vermögen; für die jungen Gemüter liegt ein um so höherer Reiz darin, den Pagat zu ultimieren, je größer und zahlreicher die Hindernisse sind, welche dieser Operation im Wege stehen. —

Aus naheliegenden Gründen müssen wir von einer Schilderung der Wiener „Nachtcafés", der Tummelplätze der Achtelwelt, absehen; dagegen wollen wir uns nicht versagen, noch einiger Kaffeehäuser zu erwähnen, welche in der Nachtzeit — von 3 bis 6 Uhr — zahlreiche Damen zu ihren Stammgästen zählen. Es sind dies jene in der Nähe des „Hofes" und der „Freiung" gelegenen Lokale, welchen die Gemüsehändlerinnen en gros aus der Umgebung Wiens ihren täglichen, richtiger nächtlichen Besuch machen und bei diesem in drei kleinen Stunden ein Meer von Melangen konsumieren, ehe sie mit dem Morgengrauen daran gehen, unter Intervention der Zwischenhändler den Magen der Großstadt zu versorgen. —

So hat in der „gemütlichsten deutschen Stadt" das Weib mit der Tragbutte wie der Flaneur der Ringstraße sein „Stammcafé"!

Abfälle.

Von

Oskar Klaußmann.

In der Natur geht bekanntlich kein Atom verloren, nur ist alles, was organisch ist, ebenso wie ein großer Teil des Unorganischen in der Welt einer beständigen Veränderung unterworfen. Wenn ein wertvolles Oelgemälde verbrannt wird, so geht wohl ein großer idealer Wert zu Grunde, im realen Sinne aber geht kein Atom, aus dem das Bild bestand, verloren; sie sind nur verändert, Farben und Leinwand sind zu Asche geworden; einzelne Teile haben sich gasförmig verflüchtigt, aber auch diese verflüchtigten Teile gehen nicht verloren, sie setzen sich irgendwo nieder und werden in den Kreislauf neuer Veränderungen wieder aufgenommen, um irgend welchen anderen Zwecken zu dienen.

Die Natur gleicht also durchaus einer sorgsamen Hausfrau, welche dafür sorgt, daß nichts verloren geht, daß auch die „Abfälle" noch gewissermaßen verwertet werden. Die Verwertbarkeit der Abfälle bildet ein großes, interessantes Kapitel sowohl im Haushalt als im öffentlichen Leben, in der Industrie, und auch die

[1]) Gulden.



Die Jungfrau. Von J. Schoyerer.

Leserin dürfte es interessieren, dasselbe einmal näher zu betrachten.

Die Verwendung der Abfälle gehört zu den wichtigsten Dingen, welche eine gute Hausfrau kennen muß. Nicht allein Wert in pekuniärer Beziehung hat dieses Verwenden der Abfälle, obgleich dieser Wert kein geringer ist, sondern auch einen erziehlichen Wert für die Kinder. Das sorgfältige Verwenden selbst der unbedeutendsten Dinge führt zur Ordnung, Sauberkeit, Sparsamkeit und zu einer Menge anderer Tugenden, wenn es nur nicht übertrieben wird. Allerdings muß hier gesagt werden, daß eine Anzahl von Hausmütterchen manchmal das Verwenden von Abfällen übertreibt und sich auf Kleinigkeitskrämereien einläßt, die der Mühe nicht lohnen, die man sich um ihretwillen gibt. Auf diese Virtuosinnen der Sparsamkeit paßt so recht das Beispiel von dem Manne, der einen Pfennig sucht und dabei ein Groschenlicht verbrennt.

Manche Frauen aber besitzen eine immense Geschicklichkeit, Verwertungen für Dinge zu entdecken, die man für absolut wertlos und unverwendbar halten dürfte. Zigarrenasche ist doch gewiß eine Sache, die man für gänzlich unverwendbar hält, und doch hat sie Wert als Düngemittel für Blumentöpfe. — Zigarrenspitzen sammelt die Hausfrau, wenn ihr Mann Raucher ist, und bekanntlich wird aus dem Erlöse dieser kleinen Zigarrenspitzen alljährlich ein ganz bedeutendes Kapital zusammengeschlagen, welches zur Unterstützung und Bekleidung von Waisenkindern dient. — Eierschalen trocknet die Hausfrau und verfüttert sie an die Hühner, welche sie gern fressen, weil sie Bedürfnis nach dem Kalk haben, der sich in den Schalen vorfindet. — Aus Tuchschnitzeln werden geschmackvolle Teppiche oder Decken angefertigt; man kann sie auch zum Besatz für Kinderwäsche, für Unterröcke u. s. w. verwenden. — Kleine Abschnitte von Leinwand oder Schirting werden zu Vierecken geschnitten, rechts und links zu Dreiecken umgeschlagen und ergeben so eine Zacke, und eine Anzahl von solchen Zacken vereinigt man zu einem Besatz an Wäsche und zur Dekorierung der Fachbretter im Wäscheschrank oder des Bords am Küchenherd. — Bindfaden von Paketen, von Zuckerhüten u. s. w. werden gesammelt, und immer gibt es für sie im Haushalt eine Verwendung, sei es selbst nur für die Kinder, welche bekanntlich in gewissen Jahren sehr starke Konsumenten für Bindfaden sind, die sie zu ihren Spielen gebrauchen. — Daß Knochen, zerbrochenes Glas und altes Eisen gesammelt werden, damit es das Dienstmädchen oder die Waschfrau verkauft, ist selbstverständlich. — Sogar Papierschnitzel bewahrt die Hausfrau sorgfältig auf, weil sie ein vortreffliches Packmaterial abgeben, wenn man ein Paket wegzuschicken hat, welches zerbrechlichen Inhalt hat.

Natürlich läßt sich hier keine Theorie der Verwendung von Abfällen aufstellen. Die kluge Hausfrau weiß unmögliche Sachen möglich zu machen und noch wertlosere Abfälle als Papierschnitzel im Haushalt wieder zu verwenden.

Ganz ungeheuerlich und kolossal ist die Verwendung von Abfällen aber in der Industrie, ja es hat sich ein eigener Zweig der Industrie gebildet, der sich lediglich mit der Verwendung von Abfällen beschäftigt, welche bei der Verarbeitung von Rohstoffen entstehen. Es ist hier nicht der Ort, eine vollständige Uebersicht über diese eigenartige Industrie zu geben, es sollen nur einzelne interessante Zweige hervorgehoben werden, um zu zeigen, wie die Fortschritte der Wissenschaft, wie des Menschen Klugheit, Berechnung und Betriebsamkeit es ermöglicht haben, die wertlosesten Abfälle wieder aufs neue zu verwenden.

Unzweifelhaft sind die Fortschritte der Chemie bahnbrechend gewesen für die Industrie der Abfallverwendung, denn ohne die neuen Entdeckungen der anorganischen und organischen Chemie wäre man nie und nimmermehr dazu gekommen, aus vollständig wertlosem Material neue Werte herzustellen.

Kann man sich z. B. etwas Wertloseres denken, als die kleinen Stückchen Korkabfälle von Korkpfropfen oder alte Pfropfen selbst? — Die einzige Verwendung, die man früher wohl dafür kannte, war die, alte Pfropfen zu zerschneiden und in Pappkästen zu kleben, wenn sich Knaben Schmetterlings- oder Käfersammlungen anlegten. Heute macht unsere Industrie aus den wertlosesten Korkabschnitzeln, die bei der Fabrikation übrigbleiben, aus alten Korken u. s. w. das Linoleum, die Korkteppiche, welche bekanntlich ein vorzügliches, ebenso haltbares als schönes Material zum Belegen von Korridoren, Treppen und Stuben abgeben, und die Eigenschaft haben, unzerreißbar zu sein und den Schritt vollständig zu dämpfen.

Selbst die allerkleinsten Lederabfälle verwendet man, indem man sie zerkocht, mit Chemikalien vermischt und so eine neue, lederartige Substanz herstellt, welche wieder bearbeitet und zur Fabrikation verwendet wird.

Gehen wir aber zu einer noch originelleren Verwendung von Abfällen über. In Laibach befindet sich eine große Tabaksfabrik der österreichischen Regierung. Sie fabriziert vor allem die Virginiazigarren, die sogenannten „Rattenschwänze“, welche nicht nur in Oesterreich allgemein bekannt und beliebt sind, sondern die man auch in Nord- und Süddeutschland in jedem Café findet. Nach Laibach kam vor einer Reihe von Jahren ein Handlungsreisender, welcher wenig Geld, aber viel Klugheit und Geschäftssinn besaß. Dieser verlangte in seinem Hotel Fische oder Krebse, und es wurde ihm bedeutet, daß solche nicht zu haben seien. Die k. k. Tabaksfabrik leite ihr Schmutzwasser in den Flußlauf und habe dadurch alle Fische und Krebse vernichtet. Der Handlungsreisende interessierte sich für die Fabrik und fragte, ob es ihm wohl gestattet sein würde, dieselbe zu besichtigen. Solche Besichtigung steht jedermann frei, und auch der junge Handlungsreisende bemerkte bei einem Rundgange durch die Fabrik die eigentümliche Art und Weise, wie die Tabaksblätter eingeweicht und gebeizt werden, bevor man sie verarbeiten kann; er sah, wie in einem großen Saal die Tabaksblätter in einer eigenen Lauge, deren Zusammensetzung das Geheimnis der österreichischen Tabaksregie ist, eingeweicht und gebeizt wurden, und erfuhr, daß man diese Lauge, welche natürlich außerordentlich viel Nikotin und Tabakssaft enthielt, in den Fluß laufen lasse, da man keine Verwendung mehr für sie habe. Der Handlungsreisende betrachtete diese Lauge sehr genau und kam auf eine Idee. Er ließ sich bei dem Direktor melden und begann mit diesem ein Gespräch über dieses Tabakswasser. Der Direktor gestand zu, daß dasselbe eine große Last für die k. k. Fabrik sei. Das Wasser könne man auf keine andere Weise fortbringen, als daß man es in den Fluß laufen lasse; dadurch werde aber das Wasser in demselben verunreinigt, und seit Jahren führe die Direktion eine endlose Reihe von Prozessen mit Leuten, die durch diese Verunreinigung des Wassers sich geschädigt glaubten. Der Handlungsreisende rückte jetzt mit dem Vorschlage heraus, er wolle die Fortschaffung des Tabakswassers übernehmen, und zwar ohne daß es die Direktion auch nur einen Pfennig kosten solle. Der Direktor hielt natürlich dieses Anerbieten nicht für ernst, und als ihm der junge Handlungsreisende gar erklärte, er werde in den nächsten Tagen einige hundert Fässer schicken, in welche die Lauge für ihn gefüllt werden sollte, und sobald die Fässer gefüllt und abgeholt seien, stets für die Zusendung von neuen Fässern sorgen, da glaubte es der Direktor mit einem Irrsinnigen zu thun zu haben. Aber schon in der nächsten Woche kamen einige hundert Fässer von Triest an, weil der junge Mann einen Kompagnon gefunden hatte, der das nötige Geld hergab, und in der That wurden die Fässer, nachdem sie mit Lauge gefüllt waren, fortgeschafft und durch leere ersetzt. Der Direktor erkundigte sich, wohin denn die gefüllten Fässer, die nach Triest zurückgeschafft wurden, gingen, und erfuhr, daß sie per Schiff nach Hamburg und Bremen versendet wurden. Dort wird diese Tabakslauge für schweres Geld von gewissen Zigarren- und Tabaksfabrikanten angekauft, welche minderwertigen Tabak mit dieser Lauge beizen und ihn dadurch besser schmeckend und aromatischer machen. Es soll sogar möglich sein, mit dieser außerordentlich scharfen Lauge gewöhnliche Kohlblätter in Tabak zu „verwandeln“. Die Direktion der k. k. Tabaksfabrik in Laibach kam schließlich so weit, eine Entschädigung für die Abgabe des Schmutzwassers zu fordern, und sie erhielt auch zuerst 300 Gulden und später mehr. Der junge Handlungsreisende mit dem tüchtigen Geschäftsblick war unterdes ein reicher, sogar ein sehr reicher Mann geworden, und das lediglich durch den Tabakssaft, den er in Laibach entdeckt hatte.

Er hatte inzwischen noch eine andere

Verwendung für denselben entdeckt, welche rentabler war als die Abgabe der Tabakssauce an die Tabakfabrikanten. Die kolossalen Schafherden Australiens und Amerikas haben viel zu leiden durch einen Käfer, welcher sich in die Haut der Schafe einbohrt, um dort seine Eier zu legen. Die Maden, welche aus diesen Eiern auskriechen, wühlen sich unter der Haut weiter fort, erzielen eiternde Wunden und verursachen schließlich den Tod der Tiere. Kolossalen Verlusten waren die Schafzüchter durch diesen Parasiten ausgesetzt, bis es sich herausstellte, daß diese Käfer und ihre Brut augenblicklich zu Grunde gingen, wenn sie nur von einem Tropfen des Schmutzwassers getroffen werden, in welchem die Blätter des Virginiatabaks gebeizt wurden. Man machte Versuche in großem Maßstabe und entdeckte in der That in diesem Tabakssaft ein vortreffliches Mittel, um sich gegen die Verwüstungen und Beschädigungen des Bohrkäfers zu sichern. Man konstruierte eine große Douche, aus welcher der Tabakssaft, mit Wasser vermischt, ununterbrochen herabströmte, während unter der Douche hindurch ein Schaf nach dem anderen durch einen schmalen Gang getrieben wurde, so daß man seine ganze Wolle mit verdünntem Tabakssaft durchnäßte. Alle großen Schafzüchter Australiens, aber auch Südamerikas, haben jetzt diese Präservativdouche mit Tabakssaft bei ihren Schafherden eingeführt, und die Abnehmer des Laibacher Tabakswassers senden jährlich Hunderte, ja Tausende von Faß per Schiff nach Australien und Amerika und haben sich eine glänzende Einnahme für diese früher ganz wertlose Tabakssauce gesichert.

Ueberraschen wird es den Leser und auch die Leserin, zu erfahren, daß selbst der **Straßenkehricht** nicht wertlos ist. In Berlin z. B. ist das Fortschaffen des Straßenkehrichts an Unternehmer verpachtet, welche dadurch ein Nebengeschäft machen, daß sie diesen Straßenkehricht auf Schiffe verladen und auf der Havel und Elbe bis weit hinein in das Land verfrachten, wo dieser Kehricht insbesondere auf nassen Wiesen als vortrefflicher Dünger und zur Verbesserung des Grund und Bodens verwendet wird. Die Einnahme, welche die Pächter aus dem Verkauf des Straßenkehrichts beziehen, beläuft sich auf einige tausend Mark, gewiß ein glänzender Beweis dafür, daß in den wertlosesten Dingen doch ein Wert steckt, und daß Wertloses wertvoll werden kann, wenn es die richtige Verwendung findet.

Es gehört eben der richtige Blick dazu, um Abfälle zu verwerten, ja auch dazu, um Abfälle zu sehen und zu finden. In der Berliner Münze war z. B. jahrelang ein grüner Teppich als Tischbelag im Gebrauch, auf welchem die Goldstücke sortiert und geprüft wurden, bevor man sie in Beutel packte. Der Teppich war einige Jahrzehnte im Gebrauch und schließlich so schlecht geworden, daß man ihn durch einen neuen ersetzen wollte. Da kam einer der Chemiker der Münze auf den Gedanken, daß es sich empfehlen würde, das Gold aus dem Teppich herauszuziehen, welches sich durch das jahrelange Zählen und Hin- und Herschieben von Goldstücken gewissermaßen in ihn hineinverkrochen hatte. Durch das Reiben der Goldstücke an einander, durch das Reiben der Goldstücke an dem Tuch des Teppichs selbst mußten nach der Annahme des Chemikers Partikelchen abgerieben werden, welche allerdings unendlich klein waren, sich aber doch in dem Teppich vorfinden mußten. Er verbrannte den Teppich, behandelte die Asche chemisch und — holte für einige hundert Mark, wenn ich nicht irre, waren es achthundert Mark, Gold aus der Asche des verbrannten Teppichs heraus.

Etwas sehr Originelles über die Verwendung von Abfällen erlebte meine engere Heimat, das industriereiche Oberschlesien. Dort entdeckte in den fünfziger Jahren ein Glashüttenmeister durch einen Zufall die hüttenmännische Gewinnung des Zinks. Die ungeheuere Bedeutung des Zinks für unsere Volkswirtschaft und unser ganzes Wirtschaftsleben wird jedermann klar, wenn er sich nur daran erinnert, wie viele und unentbehrliche Gegenstände aus Zinkblech bereitet werden. Man kannte damals das Zink so, wie man ungefähr jetzt das Aluminium kennt, dessen Herstellung im großen ebenfalls eine Art von Revolution in der Fabrikation von Hausgeräten hervorrufen wird, man war aber noch nicht in der Lage, das Zink billig auf dem Wege der Verhüttung darzustellen. Die Glashütte zu Wessola in Oberschlesien erhielt, wenn ich nicht irre, im Jahre 1852 den Auftrag auf Lieferung von Flaschen aus dunkelgrünem, fast schwarzem Glase. Dem Glasmeister lag es ob, der Masse, aus welcher das Glas geschmolzen wurde, eine Beimischung zu geben, durch welche der dunkle Ton herauskam. Er machte einen Versuch mit Hochofenbruch, einer Art Schlacke. Wenn ein Hochofen, in welchem bekanntlich das Eisen geschmolzen wird, lange in Betrieb ist, so bildet sich an seinen Wänden ein Ansatz von ungeheuer schwerer und harter, schwarzer Schlacke, welche einen eigentümlich glänzenden Bruch zeigt; dieser Ansatz verstärkt sich von Monat zu Monat, der innere lichte Raum des Hochofens wird natürlich dadurch immer kleiner und von Zeit zu Zeit muß, wenn der Hochofen kalt geblasen ist, durch sachkundige Arbeiter diese Schlacke mit Meißel und Hammer herausgebrochen werden. Man kannte früher keine andere Verwendung für diese kolossal schwere und harte Schlacke, als sie zum Beschottern und Ausbessern von Wegen zu benutzen. Als der Glashüttenmeister nun diese Schlacke pulverisierte und in den Glasofen warf, sah er plötzlich flüssiges Zink herauströpfeln; die Schlacke erwies sich als außerordentlich zinkhaltig, sie bot Gelegenheit, nun erst auf hüttenmännischem Wege in billiger Weise Zink herzustellen. Jetzt geschah etwas sehr Merkwürdiges und Lächerliches. Das alte Beschotterungsmaterial der Straßen wurde jetzt sorgfältig aufgesammelt und wieder nach den Hütten gefahren, um dort Zi[nk] daraus zu gewinnen, und die Zinkfab[ri]kation wurde aus dem Hochofenbruch [so] lange betrieben, bis man in Oberschle[sien] selbst die kolossalen Lager von Galm[ei], d. i. Zinkerz, entdeckte, welche es ermö[g]lichten, daß die oberschlesische Zinkindust[rie] einen Aufschwung nahm, den sie heute n[och] besitzt, und welcher so kolossal ist, da[ß] Oberschlesien allein mehr Zink liefert, al[s] die ganze übrige Welt zusammengenomm[en].

Noch eine andere eigentümliche Ver[]wendung von Abfällen knüpft sich an d[ie] Verwendung von Abfällen aus den Ho[ch]öfen. Während in diesen kolossalen Hoch[]öfen mit Hilfe sehr starker Gebläse d[as] Eisenerz schmilzt und flüssig wird m[it] Wasser, bildet sich natürlich auch ei[ne] wertlose Schlacke, die aus den Hocho[fen] herausfließt und welche auch glasarti[ge] eigentümlich grün-gelb-bläuliche Stücke mi[t] muschelartigem Bruch bildet, welche man nach dem Hochofenbruch ebenfalls zur Be[]schotterung von Straßen und zum Aus[]füllen von Löchern und Unebenheiten de[r] Wege verwendete. Noch nicht fünfzeh[n] Jahre sind es her, seit man entdeckt[e], daß auch diese Schlacke, dieser seit Jahr[]hunderten für absolut wertlos gehalten[e] Abfall, ein wertvolles Material liefer[t]. Noch nicht fünfzehn Jahre sind es her, daß man die **Schlackenwolle** entdeckt[e]. Dieses Produkt ist eines der originellste[n] in der ganzen Industrie, und wenn ma[n] zum erstenmal diese Schlackenwolle sie[ht] und erfährt, wie sie produziert wird, [so] glaubt man, der Verstand müsse eine[m] etwas stillstehen. Der Leser hat gewi[ß] schon die sogenannte Schlackenwolle a[n]gesehen, welche aus weichen, flaumartige[n] Fasern besteht, die wie Baumwolle aus[]sehen und von dieser sich nur dadur[ch] unterscheiden, daß sie dunkelgelbe, sand[]korngroße, harte Knötchen enthalten. Die Schlackenwolle ist einer der schlechteste[n] Wärmeleiter, die man sich denken kan[n], und bildet daher ein sehr schätzbares Ma[]terial zur Dichtung und Umpackung vo[n] Röhren, welche nicht Wärme ausstrahl[en] sollen, zur Ausfüllung von Wänden i[n] Laboratorien, in Kellereien und allen Or[]ten, wo eine gleichmäßige Temperatur e[r]halten werden soll. Die Entdeckung d[er] Schlackenwolle wurde durch einen Zuf[all] herbeigeführt, die Fabrikation geschieht heu[te] in der Weise, daß ein feiner Strahl kal[ten] Wassers mit der Kraft von einigen At[]mosphären aus einer Metallspitze her[aus] auf den Strom glühender Schlacke, d[er] aus dem Hochofen herausfließt, gericht[et] wird und durch sein Zerstieben auf de[n] glühenden Schlackenstrom Partikelchen d[er] Schlacke losreißt, welche herumgeschleud[ert] und an einem senkrecht aufgestellten Dra[ht]netz aufgefangen werden, nachdem sich d[ie] Schlacke unter der Einwirkung der eig[e]nen Glut und des kalten Wassers in die eige[n]tümliche Schlackenwolle verwandelt [hat], von da herabgenommen und in den Han[del] gebracht werden kann.

Die **Kohlenbriketts** sind nicht n[ur] bei den **Hausfrauen** sehr beliebt, sond[ern]

auch bei den Hausherren; bei ersterer, weil sie ein so bequemes, leicht übersichtliches, einteilbares und verhältnismäßig reinliches Feuerungsmaterial sind, beim Hausherrn deshalb, weil sie billiger sind als jedes andere Heizungsmaterial; und doch sind die Kohlenbriketts auch nichts anderes, als die kluge Verwendung wertloser Abfälle. Sie bestehen aus dem sogenannten „Kohlenstaub", den kleinen Partikelchen der Braun- und Steinkohle, der nicht einmal rein ist, sondern sich mit Erde, Lehm oder Schiefer vermischt hat und nicht gut mehr als reine Staub- oder Gruskohle verkäuflich ist. Man setzt dieser verunreinigten Kohle Asphaltabfälle oder ungereinigten Teer aus Gasfabriken hinzu, um ihre Heizkraft zu erhöhen, preßt sie in heißem Zustande in mit Dampf getriebenen Maschinen und stellt so ein billiges und vortreffliches Heizmaterial her.

Da nun einmal des Teeres hier Erwähnung gethan ist, so mag auch auf diesen Abfallstoff der Gasanstalten hingewiesen werden, welcher in früheren Zeiten für ziemlich wertlos galt, da man für den Teer, selbst wenn er gereinigt war, keine genügende Verwendung hatte. Man konnte ihn lediglich zum Bestreichen von Holzteilen, die der Witterung ausgesetzt waren, oder zum Bestreichen der mit Dachpappe belegten Dächer verwenden. Die täglich aus der Erde wachsenden Gasanstalten produzierten aber so viel Teer, daß sie nicht mehr wußten, wo sie damit hin sollten, da der Konsum viel zu klein war, bis wiederum ein Mann der Wissenschaft im Jahre 1856 in dem Teer die wertvolle Anilinfarbe entdeckte. Am 26. August 1856 entdeckte W. H. Perkin in London das Anilinviolett und das Anilinpurpur, nachdem schon seit dem Jahre 1826 der Versuch gemacht worden war, die Anilinfarbstoffe zuerst aus dem Indigo und seit dem Jahre 1833 aus dem Steinkohlenteer zu ziehen. Im Jahre 1858 entdeckte der Deutsche Hoffmann das Anilinrot, das Fuchsin, im Jahre 1859 der Engländer Lighfoot das Anilinschwarz und im Jahre 1861 zwei Franzosen das Anilinblau. Im Jahre 1863 entdeckte man das Anilingelb und das Anilingrün, und von diesem Zeitpunkt ab entstand eine vollständige Revolution auf dem Gebiete der chemischen Farbstoffe. Die in der Kunstfärberei, welche bekanntlich eine kolossale Industrie repräsentiert, seit Jahrhunderten verwendeten vegetabilischen und animalischen Farbstoffe wurden vollständig durch das Anilin verdrängt, welches sich nicht nur billiger als andere Farbstoffe stellte, sondern so brillante Farbeneffekte hervorbrachte, wie man sie früher nie gekannt, ja nicht einmal geahnt hatte.

Wenig bekannt dürfte es sein, daß man z. B. aus den Weintrebern, den Resten und Abfällen beim Weinkeltern, ebenfalls einen Farbstoff fabriziert, und zwar das Frankfurter Schwarz. Die Wissenschaft aber hat es sogar fertig gebracht, aus den Weintrebern ein Leuchtgas zu erzielen, und seit Jahrzehnten gibt sich die Wissenschaft immer mehr Mühe, selbst aus den wertlosesten Sachen neues Material für verwendbare Stoffe und Produkte zu ziehen. Verwendet man doch sogar den Schweiß, der sich in der Wolle der Schafe vorfindet, indem man ihn aus der Wolle aussondert, und das aus der Wolle auf chemischem Wege gezogene Fett bildet das Lanolin, welches sogar offizinell ist und jetzt in der Heilkunde eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

Tierische Abfallstoffe werden überhaupt sehr viel und in großen Massen verwendet, und einen ganz wunderbaren Ueberblick über diese Abfallindustrie kann man sich z. B. auf dem städtischen Viehhof von Berlin machen, einem Etablissement, welches einzig in der Welt dasteht und welches mit seinen Gebäudekomplexen einer kleinen Stadt gleicht. Hier stehen, getrennt von den Stallungen und Schlachthäusern, eine Anzahl von Fabriken, in welchen die Abfallstoffe, die sich beim Schlachten der Tiere ergeben, verarbeitet werden. Die eine zieht aus dem Blute der Tiere, welches nicht zu Nahrungszwecken verwendet wird, das Albumin, welches in der Industrie umfassende Verwendung findet; eine Leimsiederei bereitet aus den leimhaltigen Abfällen der Schlachttiere die verschiedensten Sorten Leim; eine Knochenmühle bereitet das für zahlreiche Fabrikationszweige so notwendige Knochenmehl, aber auch Knochenkohle und andere Nebenprodukte. Die Rückstände von dieser Fabrikation werden wiederum in einer anderen Fabrik, zusammen mit den unverwendbaren Teilen der Schlachttiere, zu Dünger verarbeitet. Da die Aufsicht eine sehr strenge auf dem Berliner Schlachthof ist, so werden zahlreiche Tiere oder Teile von Schlachttieren, welche nur einigermaßen verdächtig aussehen, für unverwendbar erklärt und sofort dem Besitzer weggenommen. Eine besondere Fabrik nun ist vorhanden, welche aus trichinösen Schweinen oder selbst aus lungenkrankem Rindvieh das Talg auskocht, um es an Seifenfabriken abzugeben. Ebenso werden wiederum die Rückstände von der Talgkocherei in der Düngerfabrik verarbeitet, so daß wenigstens einigermaßen für die Besitzer von krankem Vieh oder von geschlachteten verdächtigen Tieren eine Entschädigung herauskommt.

Welchen Nutzen die Verwertung von Abfallstoffen stiftet, kann man z. B. an dem folgenden Beispiele sehen: Das Ammoniak ist außerordentlich billig, seitdem es gelungen ist, es in großen Massen aus dem Kondensationswasser der Gasanstalten herzustellen. Diese Erfindung ist zu einem wahren Segen für die Tropen geworden, denn auf der Verwendung des Ammoniaks, welches billig und in großen Mengen zu beschaffen sein muß, beruht die Erfindung der künstlichen Eismaschinen, welche insbesondere in Deutschland (Halle ist ein Hauptfabrikationsort) hergestellt und nach allen Weltteilen, nach Australien, nach den Sunda-Inseln, nach Indien u. s. w., versendet werden. Wo Gasanstalten vorhanden sind, wie in den größeren Städten der überseeischen Weltteile, dort können die Eismaschinen aufgestellt und die Bevölkerung für billiges Geld mit künstlichem Eis versehen werden, welches einen unendlichen Segen in der unerträglichen Sonnenglut und Hitze bildet, ja sogar günstig die Gesundheitsverhältnisse der Städte beeinflußt, und das alles, weil es gelang, aus einem Abfallstoff ein Produkt zu ziehen, welches wiederum die Basis für eine neue Erfindung wurde.

Diese Kondensations- und Milchwässer der verschiedenen Fabriken, die sogenannten „Abwässer", spielen überhaupt in der Industrie der Abfallverwendung eine sehr große Rolle. So lohnt es sich z. B. sehr, die Seifenwässer der Tuchfabriken mit Säuren zu versetzen, um aus der Seife Fettsäuren auszuscheiden, welche gesammelt und in verschiedener Weise verwendet werden. Man mischt auch die Abwässer mit Kalk, sammelt die abgeschiedene unlösliche Kalkseife, verarbeitet diese auf Leuchtgas oder scheidet daraus die fetteren Säuren ab.

Immer mehr bemüht sich die industrielle Chemie, gerade die Abwässer und Rückstände der großen Fabriken neu zu verwerten und nutzbar zu machen. Neue Zauberkräfte ersinnt der Chemiker, um aus überflüssigem, wertlosem Wasser, ja selbst aus Gas, welches früher unbenutzt in die Luft ging, wertvolle Rohstoffe herauszuziehen.

Die Soda, welche allen Hausfrauen bekannt ist, da sie im Haushalt eine so wichtige Rolle spielt, erfordert eine außerordentlich umständliche Fabrikation. Bei dieser entsteht Chlorwasserstoffgas, welches früher unbenutzt in die Luft gelassen wurde, jetzt aber in den Fabriken verdichtet und zu Salzsäure gemacht wird. Diese Salzsäure verwendet aber die Sodafabrik wieder zur Fabrikation von Chlorkalk, dessen sie bei der Herstellung der Soda dringend bedarf. Bei dieser Verwendung entsteht aber wieder ein neuer Abfall, die sogenannte Manganlauge, aus welcher man das Mangan so wiedergewinnt, daß es nochmals bei der Sodafabrikation benutzt werden kann. Gerade diese Fabrikation ist außerordentlich reich an Verwendungen von Abfallstoffen, welche in der Fabrik in einem gewissen Kreislauf der Fabrikation herauskommen und immer wieder bei der Sodafabrikation mithelfen müssen. Früher ging der Schwefel der in den Sodafabriken benutzten Schwefelsäure vollständig verloren, und die sogenannten Sodarückstände bildeten eine große Last; jetzt wird aus letzteren der Schwefel und selbst der Kalk, mit welchem der Schwefel verbunden war, wiedergewonnen und kann von neuem benutzt werden.

Wir haben mit dieser letzteren Ausführung indes das Gebiet der Plauderei fast verlassen und müssen hier abbrechen, da es sich nicht um eine technologische Abhandlung, sondern um eine anregende Plauderei handeln soll. Einer eigentümlichen Verwendung von Abfallstoffen indes mag noch erwähnt werden, welche eine spezifische Eigentümlichkeit von Berlin ist.

Zu Pfingsten wimmelt bekanntlich der bei Berlin gelegene Grunewald von Tausenden und Abertausenden von Berlinern, welche dort Erholung und Erfrischung im Waldesgrün suchen und mit den mitgebrachten Vorräten hinausziehen, um erst spät am Abend wieder nach Berlin mit den Zügen der Grunewald- und der Stadtbahn zurückzukehren. Es bleibt gerade beim Pfingstfest so viel sogenanntes „Stullenpapier“, d. h. Papier, in welches Eßvorräte eingeschlagen waren, im Grunewald liegen, daß am sogenannten vierten Feiertag eine Pappenfabrik in Charlottenburg eine große Menge von Männern und Frauen, mit Säcken versehen, nach dem Grunewald schickt und dort das Stullenpapier zusammenlesen läßt, von welchem manchmal vierzig bis fünfzig Zentner nach der Pappenfabrik gebracht werden, wo dieses Papier ein vortreffliches Material für die Herstellung weißer und feiner Pappe abgibt.

Tiefurt.

Ein Frühlingsmorgen an klassischer Stätte.

Von

Robert Keil.

Von allen geschichtlich denkwürdigen Stätten, die in Weimars Umgebung erhalten sind, ist Tiefurt die erinnerungsreichste. Im Ilmthale, einem reizenden Dornröschen gleich, liegt das Tiefurter Schlößchen inmitten seines traulichen Parkes, dem Schauplatz des geistig bewegten Lebens und Treibens der Genieperiode. Welche klassische Stätte wäre eines Besuches würdiger als dieses erinnerungsreiche Idyll? Und ist es heute nicht Pfingstfest? Die Sonne strahlt vom wolkenlosen blauen Himmel und frische Morgenluft umweht uns. Wie an dem köstlichen Ostertage im „Faust“ dringt aus dem Thor „ein buntes Gewimmel hervor“.

Jeder sonnt sich heute so gern. —
Sieh' nur, sieh! wie behend sich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerschlägt.

Ziehen auch wir hinaus in den frischen Festmorgen.

Ueber die Kegelbrücke gelangen wir zu dem Erholungsgarten, der durch die dort befindlichen Denkmäler seines ehemaligen Besitzers, des Märchendichters Musäus, und der jugendlichen Schauspielerin Christiane Neumann-Becker (Goethes Euphrosyne) gleichsam die Eingangspforte zu unserem litterarhistorischen Frühlingsausfluge bildet. Wenige Schritte weiter treten wir in eine prachtvolle Kastanienallee, die ihr hellgrünes Blätterdach voll weißer Blüten, den Kerzen mächtiger Christbäume gleich, über uns wölbt. Dann führt uns die breite, saubere Straße durch das lenzfrische Grün des Wäldchens „Webicht“ nach dem kaum eine Stunde von Weimar gelegenen Dorfe Tiefurt. Es ist dieselbe Straße, welche Goethe am 8. April 1779 ritt, den kleinen Fritz von Stein mit auf dem Pferde. — dieselbe, welche er am 30. März 1780 dahinwandelte, als er, der Dichter an einem Herzogshofe, der dem kunstliebenden Hofe von Ferrara glich, laut seines Tagebuchs die „gute Erfindung Tasso“ hatte und so die erste Idee zu dem Drama faßte, das er am 10. November begann; dieselbe Straße, welche Schiller am 27. Juli 1787 in einem Wagen mit Wieland fuhr, um in Tiefurt der Herzogin Amalie vorgestellt zu werden. Diese Erinnerungen gehen uns durch den Sinn, während wir durch das junge Grün des Waldes wandern und aus der Tiefe des letzteren der Kuckuck seinen Frühlingsruf ertönen läßt. Beim Austritt aus dem „Webicht“ erfreut uns die reizende Ansicht des Tiefurter Thales mit dem an der Ilm malerisch gelegenen Dorfe, Schlößchen und Parke. Wir wandern hinab und stoßen auch hier auf eine neue, aber schmerzliche Erinnerung. Am 5. September 1811 hatte der „Vater“ Wieland seinen Geburtstag sehr vergnügt in Tiefurt gefeiert, wo seine Freunde ihm ein Fest bereiteten. Am 11. September wiederholte er in Damengesellschaft die Fahrt nach Tiefurt, als hier, unweit vom Dorfe, das Geschirr der Pferde riß, der Wagen am Abhange umgeworfen wurde und Wieland sowohl wie seine Tochter Luise schwere Verletzungen erlitten. Wenn sich auch der Greis von diesem Leiden rasch wieder erholte, so mögen sie doch immerhin dazu beigetragen haben, daß er schon nach 16 Monaten, am 20. Januar 1813, aus dem Leben schied.

Oberhalb des Felsenkellers gelangen wir zum oberen Eingang des Parkes, der ebenso wie seine Brüder in Weimar, Belvedere und Ettersburg in dankenswerter Liberalität dem Publikum zu freiem Besuche geöffnet ist, und werden bei einer hohen, von einer Bank umgebenen Linde von der prächtigen Uebersicht des Dörfchens und des maifrischen Parkes wie von dem Blick auf den zu unseren Füßen blitzenden und rauschenden Fluß gefesselt. Es ist der Standpunkt, von welchem v. Knebel gesagt: der Maler sollte Tiefurt von der Höhe nehmen, „rechter Hand ehe man über die Brücke zum Dorf kommt, so daß man die Brücke, den Fluß, Garten und Dorf zugleich sehe; der Fluß sei hier ein Hauptteil wie auch die ansteigende Höhe“. Knebel war der eigentliche Schöpfer dieses fürstlichen Heims. Mit seinem Zögling Prinz Konstantin, dem zweiten Sohne der Herzogin Amalie, wohnte er hier. Schon damals war hier ein gar heiteres Leben. „Nach zwei Uhr“ — schrieb Goethe im Mai 1776 an Gräfin Auguste von Stolberg — „ging alles nach Tiefurt, wo der Prinz sich hat ein Prachtgut artig zurecht machen lassen. Die Bauern empfingen ihn mit Musik, Böllern, ländlichen Ehrenpforten, Kränzlein, Kuchen, Tanz, Feuerwerkspuffern, Serenaden. Wir waren vergnügt.“ Mit Knebels Hilfe erhob die Herzogin Amalie diesen ländlichen Sitz zu einem fürstlichen Lustschlößchen, den ausgedehnten Garten durch reiche Anpflanzungen zu dem reizenden Parke, der zwar an Größe denen von Weimar und Belvedere nachsteht, an Romantik und Traulichkeit aber sie beide übertrifft. So wurde Tiefurt der Lieblingsaufenthalt der kunstsinnigen und lebensfrohen verwitweten Herzogin Amalie. Auch in den folgenden Jahren „rastete sie“ — wie sie sich ausdrückt — „nicht, bis sie Tiefurt in einen beinahe ähnlichen Zustand wie Wörlitz gebracht habe: das Lohhölzchen wurde umgeschaffen und in einen solchen Zustand versetzt, daß Faunen und Nymphen sich nicht zu schämen brauchten, ihren Aufenthalt darin zu nehmen.“

Bald fingen auch hier die Steine zu reden an. Verfolgen wir den hochgelegenen Parkweg, so finden wir auf der linken Seite desselben einen Steinwürfel, in den das sinnige Distichon eingegraben ist:

„Steilere Höhen besucht die ernste, forschende Weisheit,
Sanft gebahnteren Pfad wandelt die Liebe im Thal.“

Entzückend ist der Anblick der prächtigen Laub- und Nadelholzbäume, an denen Tiefurt so reich ist. Den Gipfel einer nahen Eiche konnte man einst auf einer Wendeltreppe ersteigen, um die Uebersicht des Parkes zu genießen. Durch den hohen Aufwuchs der umstehenden Bäume wurde aber dieser Zweck allmählich vereitelt und daher die wohl baufällig gewordene Treppe entfernt.

Von diesem hochgelegenen Wege hinabwandelnd, gelangen wir zu einem tiefernsten, rührenden Denkmale. Am 27. April 1785 war der Prinz Leopold von Braunschweig, als er, der preußische Generalmajor, in Frankfurt a. d. O. eine Familie beim Eisgang aus der Wassersnot retten wollte, in der Oder ertrunken. Wie sehr Herzogin Amalie, seine Schwester, durch diesen Trauerfall erschüttert wurde, geht aus einem erst vor kurzem bekannt gewordenen Briefe ihrer Hofdame Luise von Göchhausen vom 5. Mai 1785 hervor: „Diesmal schreibe ich Ihnen auf Befehl meiner gnädigsten Herzogin, die leider wegen einer sehr traurigen Nachricht, die sie gestern erhalten hat, heute nicht im Stande ist, selbst zu schreiben. Es ist nehmlich ihr jüngster H. Bruder, der Printz Leopold zu Frankfurth an der Oder bey einer großen Wassersnoth, da er andere retten wollte, selbst ums Leben gekommen.“ Sie ließ ihm hier in ihrem Lieblingsheim am Ufer der Ilm ein von Oeser geschaffenes Monument errichten. Von einer Urne überragt, ist das Porträtmedaillon Leopolds angebracht, unter demselben ein Helm, und eine Marmortafel hat die einfach-würdige Inschrift: „Dem verewigten Leopold Anna Amalie.“ Goethe dichtete im Mai 1785 auf das Andenken des edlen Fürsten die schönen Verse:

„Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrscher des Flusses,
Hält dich und teilet mit dir ewig sein strömendes Reich.
Ruhig schlummerst du nun beim stilleren Rauschen der Urne,

Bis dich stürmende Flut wieder zu Thaten erweckt;
Hilfreich werde dem Volke, so wie du ein Sterblicher wolltest,
Und vollend' als ein Gott, was dir als Menschen mißlang."

Noch ein anderes Denkmal inniger Trauer der Herzogin birgt der Tiefurter Park, ein Denkmal der Mutterliebe. Ihr Sohn Konstantin, der einst mit Knebel hier in Tiefurt gewohnt und mit den genialen Schöngeistern der damaligen Weimarischen Zeit so froh und frei gelebt hatte, daß das humoristische Gedicht v. Einsiedels vom 6. Januar 1776 über ihr Verhältnis zu dem Bruder Karl Augusts sagen konnte, daß sie

des Bruders Respekt so ganz verkennen,
Tout court ihn Bruder Herz thun nennen,

ist von der Mutter selbst in einem originellen Briefe an Frau Rat Goethe in Frankfurt vom 9. Juni 1781 kurz und anschaulich geschildert worden. Die Stelle lautet wörtlich: „Mein Sohn Constantin, der Ihnen diesen Brief bringen wird kan Ihnen alles mündlich sagen, wie es hier mit uns steht. Sie werden, Liebe Mutter, ein jungen Menschen an ihm finden, der noch nicht ganz Flicke ist, sein Herz aber ist gut, und ich hoffe, daß die Reise, die Er jetzt antritt ihm zu einem guten und brauchbahren Menschen machen wird." Dem geliebten Sohne, der ihr durch den Tod entrissen wurde, hat die trauernde Mutter hier ein Denkmal gesetzt, das in seiner Form antiken Monumenten in der Gräberstraße von Pompeji gleicht.

Doppelt rührenden Eindruck machen diese Denkmäler wehmütiger Trauer durch den Kontrast der sie umgebenden wonnigen Natur. Ringsum Frühlingsblüte und Frühlingsduft. Auf den saftig grünen Wiesen und im Gebüsch leuchten die Anemonen und die bunten Wiesenblumen des Lenzes, die maigrünen Bäume und Sträucher tragen prächtigen Blütenschnee, der Flieder prangt mit seinen reichen duftigen Trauben, lustiger Vögelgesang erklingt von den Zweigen, und neben uns blitzt und rauscht der Fluß — das Ganze eine Szenerie von unvergleichlichem Liebreiz. Nirgends anders hätte daher das kleine Bildwerk, das unfern dem Konstantin-Monumente unsern Blick fesselt, so geeigneten Platz finden können als hier. Ueber einer kleinen Steingrotte sitzt Amor, auf dem linken Knie eine Nachtigall in ihrem Neste haltend, die er mit dem Pfeile füttert. Es ist eine liebliche Oesersche Statuette mit den Versen Goethes vom Jahre 1782:

„Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen,
Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost,
Schlürfend saugtest du Gift in die unschuldige Kehle,
Und mit der Liebe Gewalt trifft Philomele das Herz."

Die Stelle dieses Bildwerks ist zugleich aus besonderem Grunde interessant. Vor uns, ganz in der Nähe, ist der Ort, wo am 22. Juli 1782 zum erstenmal und dann wieder am 18. September 1782 Goethes idyllisches Liederspiel „Die Fischerin", sein „Wald- und Wasserdrama", auf dem „natürlichen Schauplatz zu Tiefurt an der Ilm", teils am jenseitigen Ufer, teils auf dem Flusse selbst in zauberischer Beleuchtung aufgeführt wurde. Da drüben flackerte damals das Feuer auf Dortchens Herde, und die schöne Korona Schröter, in welcher laut Goethes Ausspruch „die Natur die Kunst erschuf", die Sängerin, die „mit der Liebe Gewalt das Herz getroffen", sang nach ihrer eignen einfachen Komposition zum erstenmal Goethes Erlkönig. Mit reichem Fange kamen auf der Ilm der alte Fischer und Niklas, ein Fischerlied singend, im Kahn herangerudert und landeten. Noch jetzt sind die Steinstufen, auf denen sie an das Land stiegen, am linken Ufer zu sehen. Und als die vom Vater zur Hilfe der Tochter herbeigerufenen Nachbarn herbeieilten — als erst einzelne Fackeln aufleuchteten, dann mehr und mehr, bis lodernde Feuer den Fluß und seine Ufer phantastisch und feenhaft überstrahlten, war der wirkungsvollste Hauptmoment des Dramas gegeben. Was Wunder, daß der Zudrang der Schaulustigen namentlich nach der nahen Brücke als dem günstigsten Standpunkte ein außerordentlicher war und die zusammenbrechende Brücke gar manchem ein — zum Glück unschädliches — kaltes Bad bereitete?

Wir überschreiten die Brücke und stehen bald auf der geschichtlich bedeutsamen Stelle des ehemaligen fürstlichen Liebhabertheaters von Tiefurt.

„Wie viel Altäre stiegen vor euch auf!
Wie manches Rauchwerk brachte man euch drauf!
An wieviel Plätzen lag, vor euch gebückt,
Ein schwer befriedigt Publikum entzückt!
In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht,
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht" 2c.

ruft Goethe in seinem Gedicht auf Miedings Tod den Musen dramatischer Kunst zu. Die Tiefurter Stätte wird jetzt von einem kleinen Tempel bezeichnet, in dessen Mitte sich die Statue einer Muse erhebt. Bis zum Sommer 1781 wurden hier in „der Mooshütte" und im Freien Schäferspiele, Lustspiele und Possen, aber auch größere ernste Dramen aufgeführt. Hier brachte im Jahre 1779 Korona Schröter als erste Iphigenie mit dem geliebten Dichter als Orest dessen idealste dramatische Dichtung zur Darstellung, während Prinz Konstantin den Pylades, v. Knebel den Thoas spielte. „Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit, als damals an Goethe," bemerkt darüber ein Augenzeuge, der berühmte Arzt Christoph Wilhelm Hufeland. Und Korona Schröter spielte nicht nur Iphigenie, sie war Iphigenie.

Wie Zeitgenossen berichten, erinnerten sich noch nach vielen Jahren „die Kunstfreunde in Weimar mit Wehmut des schön gemäßigten Spiels einer Korona Schröter, für die Goethe ursprünglich seine „Iphigenie" geschrieben; das Junonische ihrer Gestalt, Majestät in Anstand, Wuchs und Gebärden nebst so vielen anderen seltenen Vorzügen der ernsteren Grazie, die sich in ihr vereinigten, hatten sie vor vielen anderen zu einer Priesterin Dianens berufen und geeignet." — Und als im Jahre 1781 wieder der Geburtstag des Dichters kam, wurde ihm auf dieser Stätte die größte Huldigung dargebracht, die wohl jemals einem deutschen Dichter zu teil geworden. An der Stelle der früheren kleinen Einsiedlerhütte im sogenannten Petit-Colisee zu Tiefurt hatte die Herzogin Amalie ein Tiefurter Hof- und Waldtheater oder, wie Wieland im „Tiefurter Journal" es nannte, „einen wie durch einen Feenstab hervorgebrachten Tempel der tragi-komiko-pantomimisch-skiagraphischen Muse" herrichten lassen. Am Abend des 28. August wurde das Theater unter großem Zudrange Schaulustiger mit der Tragi-Komödie „Minervens Geburt, Leben und Thaten", einem nach Art der chinesischen Schattenspiele hinter einem großen durchsichtigen weißen Tuche pantomimisch gespielten sehr ergötzlichen Stücke, eröffnet. Karl August selbst als Vulkan spaltete mit gewaltigem Schlage den Riesenkopf Jupiters. Korona Schröter stieg als Minerva daraus hervor und empfing Geschenke der Götter. Zum Schluß verkündigte sie aus Klothos Buche, daß sie den heutigen Tag im Schicksalsbuche als einen der glücklichsten bezeichnet finde, an welchem vor 32 Jahren einer der besten und weisesten Menschen der Welt geschenkt worden, und überreichte, während ein Genius Goethes Namen in die Wolken schrieb und „Iphigenie" und „Faust" in feurigen Inschriften erschienen, die von den Göttern empfangenen Gaben: Apollos Leier, den Blütenkranz der Muse und den Gürtel der Venus dem gefeierten Dichter als Geburtstagsgeschenke.

„Und ruft so die Erinnerung
Den Chor idyllisch heitrer Stunden
Aus Tiefurts Hain verklärt herauf"

so feiern zwei Monumente inmitten des Parkes das Andenken zweier hochverdienter deutscher Männer, die von der kunstbegeisterten Herzogin Amalie besonders geschätzt wurden. Der eine (um mit den schönen Versen des Kanzlers v. Müller zu reden)

„— reinstem Priesterdienst verbunden —
Ein Morgenstern glänzt er uns ewig auf,
Der hellen Blicks der Völker Nacht durchdrungen,
Uns ihrer Stimmen Lust und Leid gesungen,"

Ihm, unserm Herder, ist an einem von Fichten und Tannen stimmungsvoll beschatteten Platze ein einfaches Steindenkmal mit der Inschrift „Herder" errichtet. Den andern, der durch seine Meisterwerke „Figaro" (1785) und „Don Juan" (1787) der deutschen Musik neuen genialen Aufschwung gegeben, feiert ein Denkmal, das eine Lyra, sowie die tragische und komische Maske trägt, mit der Inschrift: „Mozart und den Musen".

Nahe diesen Denkmälern, umgeben von samtweichen grünen Wiesen, duftenden Blumenbeeten, Jasmingesträuch und blühendem Flieder, mit malerischem Blick auf die Ilmufer und die waldigen Höhen, steht

ein einfaches, schlichtes Häuschen, das ein einziges Zimmer enthält. Es war der Lieblingsort der Herzogin Amalie, ihr Thee-Salon, in welchem sie ihre geistvollen Abendgesellschaften zu halten pflegte. Hier war es auch, wo sie am 27. Juli 1787 den vielgerühmten jungen Dichter der „Räuber“, den Dichter von „Kabale und Liebe“ und des „Don Karlos“ zum erstenmal empfing. **Schiller** berichtete darüber an seinen Freund Körner: „Ich traf sie mit dem Kammerherrn v. Einsiedel und einer Hofdame im Gartensaal. In einer kleinen halben Viertelstunde war die ganze Bekanntschaft in Ordnung. Wir waren zwei Stunden dort; es wurde Thee gegeben und von allem Möglichen viel schales Zeug geschwatzt. — Gegen Abend empfahlen wir uns und wurden mit Herrschaftspferden nach Hause gefahren. Wieland, der keine Gelegenheit vorbeiläßt, mir etwas Angenehmes anzukündigen, sagte mir, daß ich sie erobert hätte. Und wirklich fand ich dieses in der Art, wie sie mich behandelt hatte. — Sie selbst hat mich nicht erobert. Ihre Physiognomie will mir nicht gefallen. Ihr Geist ist äußerst borniert, nichts interessiert sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt; diese gibt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei und dergleichen hat oder haben will.“

Dem in jugendlichem Sturm und Drang begriffenen genialen Dichter mag dies harte und schroffe Urteil verziehen sein; vielleicht findet dasselbe in den späteren Sätzen des Briefes die beste Erklärung: „Nunmehr freue ich mich auf die junge Herzogin (Luise), von der mir allerwärts viel Vortreffliches gesagt wird. Bei der alten hatte ich zu überwinden, weil sie meine Schriften nicht liebt und ich ihr fremd war. Die junge ist meine eifrige Patronin und meinen Arbeiten ganz vorzüglich gut.“ Jedenfalls aber ist selten ein ungerechteres Urteil ausgesprochen worden als dasjenige Schillers über Herzogin Amalie. Die Geschichte jener Tage hat das wahre Wesen der Fürstin längst in helles Licht gestellt, und jede neue Veröffentlichung bestätigt nur die Wahrheit dieses geschichtlichen Bildes. Ja, sie hatte, wie sie selbst in ihrem rührenden Selbstbekenntnis sagt, „fast zu warmes Blut, welches durch jede ihrer Adern wühlte“; lebhafte Sinnlichkeit, frische Lebenslust verbanden sich aber in ihr mit reichen Kenntnissen, großer geistiger Empfänglichkeit, scharfem Verstande, Begeisterung für alles Große und Schöne und menschenfreundlicher Leutseligkeit, welche sie die Beglückung anderer Menschen als „das glücklichste Gefühl“ empfinden ließ. Durch diese Vereinigung ward sie, wie Goethe sie treffend nennt, eine vollkommene Fürstin mit vollkommen menschlichem Sinn und Neigung. Mit ihrem Eintritt in die kleine Residenzstadt an der Ilm und mit Wielands Berufung zum Erzieher des jungen Erbprinzen Karl August begann für Weimar und für das gesamte Deutschland die litterarische Glanzperiode. Als in späterer Zeit Goethe einmal von seinem ehemaligen Privatsekretär, dem wackern Rat **Theodor Kräuter**, angeregt wurde, die Herzogin Amalie und ihre Zeit in einer Schrift zu schildern, erwiderte er, das sei leichter gesagt als gethan; „ich wüßte nicht,“ fügte er hinzu, „wie ich diese Zeit beschreiben sollte, ich müßte es denn in der Form eines Märchens thun, in dem die Amalie als allmächtige Fee alles belebt und schafft.“

Der Mittelpunkt dieses Schaffens war das Tiefurter Schlößchen, zu dem wir nun die Schritte lenken. In seiner Kleinheit und Einfachheit gleicht es eher einem bürgerlichen Landhause, als einem fürstlichen Schlosse. Und wie es jetzt erscheint, so war es im wesentlichen auch in jener weimarischen Glanzzeit. Zwar litt das Schlößchen nach der Schlacht bei Jena gar sehr unter der gemeinen Roheit der Franzosen. Sie plünderten und zerschlugen vieles, sie nahmen sogar die Zeichnungen aus den Rahmen, und in dem neuen Salon drang eine Kanonenkugel über dem Kamin durch die Wand und den dort befestigten großen Spiegel. Auch haben die Neigungen von Amaliens Enkel Großherzog Karl Friedrich manche Aenderungen im Haus und in den Seitengebäuden eintreten lassen, und einzelne Erinnerungsgegenstände sind vom jetzt regierenden Urenkel Großherzog Karl Alexander aus dem Tiefurter Schlößchen nach Weimar übergeführt worden, um in dem Wittumspalais zur Vervollständigung des Heims der verehrten Ahnin Herzogin Amalie die würdigste Stätte zu finden. Im allgemeinen sind aber die Räume des Schlößchens und ihre Einrichtung noch die alten, der kunstsinnige Geist Amaliens weht uns überall an.

Hier, in dem traulichen Hause und im engen, vertrauten Kreise von Wieland, v. Einsiedel und dem Hoffräulein v. Göchhausen (genannt Thusnelda), gab sich die Herzogin ihrer Neigung für Kunst und Litteratur mit ganzer Lebhaftigkeit hin. Hier entstand auch im Sommer 1781 das interessante handschriftliche „**Tiefurter Journal**“, über welches die Herzogin am 23. November 1781 an Frau Rat Goethe nach Frankfurt schrieb: „Der Herr Gevatter Wieland wird Ihnen ein ganz paquet von Tiefurther Journals schicken, es ist ein kleiner Spaß den ich mir diesen Sommer gemacht habe und der so gut reussiret hat, daß es noch bis jetz continuiret wird; vielleicht wird es Ihnen auch einige gute Stunden machen. Die Verfasser sind Hätschelhanz [1]), Wieland, Herder, Knebel, Kammerherr Seckendorff und Einsiedel. Der Frau Rätin weltberühmte Kennerschaft wird ihr leicht die Stücke von jeden Autor erraten laßen.“ Von diesem Schlößchen aus führte Amalie ihren Briefwechsel, zumal mit der ihr geistverwandten und innig befreundeten Mutter Goethes, worin sich Herz und Geist der Herzogin am unmittelbarsten ausspricht. Von hier aus schrieb sie z. B. am 13. Juli 1781 an Frau Rat: „Was soll ich Ihnen schreiben Liebste Frau Aja! nachdem Sie mit Kayser, Ertzherzogen, Fürsten und allen Teufel sich herum getrieben haben, was kan Ihnen weiter interessiren? wenn ich Ihnen schon sagen wolte daß ich hier in denen Hainen von Tiefurth recht vergnügt lebe, so würde das gar klein und gering in den Ohren der Frau Aja klingen; auch könte ich erzählen, daß der viel Geliebte Herr Sohn Wolff, gesund und wohl ist, daß Er in Ilmenau auf eine Comission gewesen und daneben noch allerley kleine Excursions gemacht und vergnügt und gesund wiedergekommen ist aber dies ist alles zu geringe für Ihnen man muß aus dem hohen FF mit Ihnen sprechen, aber leider bey uns pasirt gar nichts, sogar kein ausländisches Thier gehet durch Weimar geschweige den ein Kayser. — Doch mein Herz sagt mir daß Frau Aja, bey allem Gaudium **Frau Aja** geblieben, daß sie doch seitwärts Blicke voll Liebe und Freundschaft auf die Entfernten geworffen hat, und ewig die Liebe gute Mutter ist und bleiben wird Amen!“

Die Herzogin fügte der „lieben Mutter“ ein Paar Strumpfbänder, „die sie selbst fabricirt hatte“, mit den herzlichen Worten bei: „ich hoffe Liebe Mutter daß Sie wenigstens daraus ersehen wie fleißig wir an Sie denken.“

Der vertrauteste ihrer vertrauten Freunde war aber der treue **Wieland**, der liebenswürdige und feinsinnige Gelehrte und Dichter, der als ihr Gast hier oft und lange weilte. Mit ihm besprach sie die neuen Litteraturerscheinungen, mit ihm las sie den Aristophanes in der Ursprache. Ihn lud sie nach dem schmerzlichen Verluste seiner Gattin hierher ein und suchte den verehrten treuen Freund durch Aufmerksamkeiten, „wie sie“ — sagt Wieland — „ein alter Vater von seinen leiblichen Kindern kaum erwarten dürfte,“ zu trösten und zu erheitern. Auf seinem Lieblingsplatz im „Lohhölzchen“ des Tiefurter Parkes hatte sie eine Büste von ihm aufstellen lassen und zeigte sie dem jungen Dichter Schiller bei dessen erwähntem ersten Besuche im Sommer 1787.

Lenken wir jetzt, den Heimweg antretend zum Abschied unsere Schritte diesem Lieblingsplatze Wielands zu. Noch einmal überschreiten wir die Brücke und gelangen auf dem Promenadenwege am rechten Ufer der Ilm zu dieser traulichsten, poetischsten Stelle des ganzen Parkes. Einige Stufen führen hinauf zu einer alten hohen Steinbuche, deren Stamm vorsichtig geschützt ist. Im Schatten des frisch-grünen Laubes steht ein steinerner Tisch nebst zwei einfachen Steinbänken. Rings umgibt duftiger blühender Holunder den lauschigen Ort, und nahe dabei rauscht und plätschert die Ilm. Neben dem Tische aber ist auf einem Piedestal die porträttreue Büste Wielands errichtet mit den hierzu von Goethe gedichteten, dem aufrichtig verehrten Freunde Wieland, dem Dichter der Grazien und Musen, gewidmeten Versen:

„Wenn zu den Reihen der Nymphen,
Die eine Mondnacht versammelt,

---

[1]) Goethe.

Sich die Grazien heimlich
Von dem Olympe gesellen,
Hier belauscht sie der Dichter
Und hört die schönen Gespräche,
Sieht dem heiligen Tanz
Ihrer Bewegungen zu.
Was der Himmel Herrliches hat,
Was glücklich die Erde
Reizendes hervorbringt,
Erscheint dem wachenden Träumer:
Dann erzählt er's den Musen,
Und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren ihn die Musen
Bescheiden Geheimnisse sprechen."

Ein eigentümlicher Reiz liegt über diesem Orte — ein doppelter heute am wonnigen Festmorgen. Wie die andern Partien des Parkes von Pfingstgästen belebt sind, so hat eine muntere Gruppe die klassische Stätte eingenommen. Ein anmutiges Fräulein ordnet die leuchtend-blauen Vergißmeinnicht, die sie auf der nahen Waldwiese gepflückt, zu zierlichem Strauße; wer mag der Glückliche sein, dem so liebe Gabe bestimmt ist? Mit einem Pathos, wie er ihn gewiß auf seinem Gymnasium übt, liest der schlanke, blondlockige Bruder die Goetheschen Verse. Daran anknüpfend erhebt ein älterer Herr sein mit Rebenblut gefülltes Glas „auf die Manen Wielands, des Dichters vom ‚Oberon'". Seine jugendfrische, lebensheitere Gattin aber vervollständigt, die Gläser füllend, den Spruch des Gemahls: „Auf Wieland und das ganze alte liebe Tiefurt!" und hell und freudig erklingt das festliche Hoch.

So lebt noch jetzt die warme Sympathie für diese trauliche Stätte deutscher Poesie.

Die gute Herzogin Amalie starb, es folgte ihr der alte treue Wieland; in Tiefurt ward es still und stiller. Aber die Erinnerungen an die einstigen Tiefurter Tage lebten fort. Als Eckermann nach Weimar gekommen, riet ihm Goethe am 29. Oktober 1823, Tiefurt als Stoff zu einem Gedichtscyklus zu wählen. „Sie können" — sagte er zu Eckermann — „vielleicht noch drei- bis viermal hingehen und Tiefurt betrachten, ehe Sie ihm die charakteristische Seite abgewinnen und alle Motive beisammen haben; doch scheuen Sie die Mühe nicht, studieren Sie alles wohl und stellen Sie es dar, der Gegenstand verdient es. Ich selbst hätte es längst gemacht, allein ich kann es nicht, ich habe jene bedeutenden Zustände selbst mit durchlebt, ich bin zu sehr darin befangen, so daß die Einzelheiten sich mir in zu großer Fülle aufdrängen." Und als am 3. September 1825 schon vor 6 Uhr morgens Goethe als der erste Gratulant im Römischen Hause im weimarischen Park erschien, um seinen fürstlichen Freund Karl August zu dessen goldenem Jubelfeste zu begrüßen, und in tiefster Bewegung nur die Worte zu sagen vermochte: „Bis zum letzten Hauche beisammen!" — da gedachte der Fürst der gemeinsamen frohen und glücklichen Jugendzeit und schloß mit den Worten: „Gedenken wir aber auch dankbar daran, daß uns heute erfüllt ist, was uns einst in Tiefurt vorgesungen wurde:

„Nur Luft und Licht und Freundeslieb'!
Ermüde nicht, wenn dies nur blieb!'"

Sie vergaßen Tiefurt nicht, und die Geschichte deutscher Dichtung wird diese ihre Wiege, ihr Kleinod, niemals vergessen. Möge die alles zerstörende Zeit das erinnerungsreiche Tiefurt freundlich verschonen und dankbare warme Sympathie ihm bis in die fernste Zukunft erhalten bleiben!

Das Haus Montague.

Erzählung in drei Bänden von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Hier wurden wir durch das Geräusch gestört, mit welchem mehrere junge Männer lebhaft plaudernd und scherzend eintraten, um einen Teil des Gewinns, welchen sie aus der Anwesenheit des Dampfers gezogen hatten, mit echt mexikanischer Leichtfertigkeit wieder zu verjubeln.

Während nunmehr die Wirtin sich beeilte, deren Wünsche zu befriedigen, ließ ich mich abseits vor einem Tisch nieder, um das Vernommene ungestört noch einmal vor meinem Geiste vorüberziehen zu lassen. Mochte die liebliche Erscheinung des kaum dem Kindesalter entwachsenen Mädchens zu gunsten dieses rätselhaften John Blount sprechen, mochte die Wirtin in ihrem Urteil über ihn mit unverkennbarem Wohlwollen Milde und Nachsicht walten lassen: ein ungetrübtes Bild hatte ich von ihm, den ich vielleicht Bruder nennen sollte, nicht gewonnen. Bangigkeit erfüllte mich, indem ich des bevorstehenden Zusammentreffens gedachte. Was hatte ich von jemand zu erwarten, der ungezügelt von einem störrischen Knaben zum Manne heranreifte? Wo und wie sollte ich in dem trotzigen Gemüt nach einer Handhabe suchen, um auch nur den leisesten Einfluß auf dasselbe zu erringen? Und dabei zitterte es in meinen Ohren, hallte es in meinem Herzen nach: „Mein eigener Zwillingsbruder, der Sohn meiner armen, verfolgten, toten Mutter, meines früh verstorbenen Vaters. Mein Bruder, gleich mir, das Opfer heilloser Ränke und feindseliger Nachstellungen." Nie mehr, als in dieser Stunde, fehlte mir der väterliche Rat des Professors. Anderseits erwuchs mir aus dem Bewußtsein, in meinen Entschlüssen nur auf mich allein angewiesen zu sein, erhöhte Zuversicht im Denken und Entscheiden. Angesichts der Aufgabe, für eines anderen Wohlfahrt mit allen Kräften zu wirken und zu entscheiden, sank mehr und mehr jenes träumerische Schwanken dahin, welchem ich so vielfach die Umdüsterung meines Gemütes verdankte. Nicht mehr mit Scheu erwog ich die Wahrscheinlichkeit, meinen Bruder in nächster Zeit kennen zu lernen, sondern getragen von ernsten Hoffnungen. Was auch aus ihm geworden sein mochte, er war mein Bruder, und als Bruder wollte ich über alle Hindernisse hinweg ihm meine rettende Hand entgegenstrecken.

Eine helle, freundliche Stimme störte mich in meinem Grübeln. Ich sah auf, und vor mir stand Carlota in voller, jungfräulicher Schönheit, das Bild einer fröhlichen, sorglosen Waldelfe. Unhörbar war sie auf ihren unbekleideten Füßen herangetreten. Ich erschrak förmlich, als ich plötzlich in ihre großen, lachenden, exotischen Augen sah.

„Sennor," redete sie mich zutraulich an, ohne der sich mehrenden Gäste zu achten, die mit unverkennbarem Wohlwollen zu ihr herüberschauten, „wenn es Ihnen gefällt, dann kommen Sie jetzt. Ihr Schlafraum ist fertig und wartet auf Sie. Hergerichtet habe ich alles, wie für einen König. Santa Maria, da werden Sie ruhen, wie im Paradiese. Ihren Koffer schaffe ich etwas später zu Ihnen."

Rührung beschlich mich, indem ich das glückliche Kind betrachtete und mir dessen mögliche Beziehungen zu mir vergegenwärtigte. Bereitwillig erhob ich mich mit den Worten: „Wir mögen ihn gleich zwischen uns nehmen; er ist nicht so schwer, daß wir auf der kurzen Strecke unter seiner Last ermüdeten."

„Sie wollen selber mit Hand anlegen?" rief Carlota erstaunt aus, „solch feiner Herr mit so viel Geld in der Tasche?"

Zu der mir beigelegten Eigenschaft vermochte ich eines Lächelns mich nicht zu erwehren.

„Ich möchte wissen, wer von uns der Feinere," bemerkte ich mit herzlicher Teilnahme, und abermals in die kindlich neugierigen Augen blickend, stellte ich mir vor, wie viel heiße Liebe sie wohl ausstrahlten, wenn sie das Antlitz des ungestümen Geliebten suchten.

„Nun ja," meinte sie geschmeichelt und mit einem sie lieblich kleidenden Selbstbewußtsein, „wenn ich Sonntags zur Messe gehe und mich ordentlich angeputzt habe, mag ich wohl ein wenig fein aussehen, allein das ist doch nicht die rechte Art. Auch klingele ich nicht mit Dollars in der Tasche." Sie blickte mich etwas schärfer an. Während das bewegliche, südliche Blut ihre Wangen tiefer färbte, erklärte sie unbefangen: „Der Herr sieht

in der That jemand ähnlich, den ich kenne, der ist aber weit schöner —“ sie lachte in sich hinein, als hätte sie mehr sagen können, jedoch für geraten hielt, nicht zu offenherzig zu sein. Hastig bückte sie sich zu dem Koffer nieder; zugleich schob sie die kleine Hand durch dessen einen Griff. Ich folgte ihrem Beispiel. Ein wenig später betraten wir ein luftiges Gemach, in welchem sie mittels Matratzen und Decken auf der Erde ein bequemes Lager für mich hergestellt hatte. Uebermäßig einladend nahm es sich freilich nicht aus; doch schon der Gedanke allein, daß die fröhliche, zufriedene Hausgenossin ihr Aeußerstes aufgeboten hatte, mich sanft zu betten, ließ alles, woran sie die Hände gelegt hatte, im freundlichsten Lichte erscheinen.

„Buena noche, Señor,“ sprach sie, nachdem sie mit großem Eifer auf alle bescheidenen Vorzüge der Umgebung mich aufmerksam gemacht hatte, und treuherzig reichte sie mir die Hand. Abermals senkte sie einen seltsam prüfenden Blick in meine Augen, und mit der Anmut einer Gazelle schlüpfte sie aus dem Zimmer.

Folgenden Tages gelang es mir leicht, das Vertrauen der gutmütigen Wirtin in vollem Umfange zu erwerben. Es gipfelte darin, daß sie mich über Carlotas beabsichtigten Ausflug unterrichtete, zu welchem sie den nächstfolgenden Nachmittag bestimmt hatte. Zu Carlota selber verlor ich kein Wort über meine Zwecke, aber so oft ich ihr begegnete, wechselten wir einige freundliche Bemerkungen miteinander. Es war, als hätte die von ihr angedeutete Aehnlichkeit zu meinen gunsten bei ihr gewirkt, mich ihr gleichsam näher gebracht. Im übrigen verrann die Zeit mir träge, so daß ich in den Nachmittagsstunden zu einem größeren Ausfluge in die Nachbarschaft mich rüstete. Von dem Wunsche geleitet, einen Blick aufs Meer zu werfen, wanderte ich am östlichen Rande des prachtvollen Hafenbeckens hin. Der Einfahrt in dasselbe gegenüber eingetroffen, genügte die eng begrenzte Aussicht mir nicht. Ich setzte daher meinen Weg nach den Höhen hinauf fort, welche gewissermaßen das Bollwerk gegen den Andrang des Ozeans bildeten. Langsam auf ungebahntem Boden mich emporarbeitend und vielfach kämpfend mit immergrünem Gesträuch, erreichte ich den Gipfel der Bergkette erst, als die Sonne nur noch kurzer Zeit bedurfte, um ins Meer hinabzutauchen. Der volle Mond war bereits aufgegangen; klar wölbte sich der Himmel, eine helle Nacht verheißend. Die Heimkehr verursachte mir also keine Sorgen, und so ließ ich mich auf einer Stelle nieder, von welcher aus ich die endlose, still wogende Wasserfläche von der weit geschweiften Linie des Horizontes bis zu der tief unten dumpf seufzenden Brandung zu überblicken vermochte. Träumerische Ruhe lagerte auf dem schlummernden Meere. Es atmete wie ein Leviathan, der sich im letzten Abendsonnenschein behaglich dehnt und reckt. Nur ein kleiner Küstenfahrer, eine Art Brigantine, befand sich in meinem Gesichtskreise. Vor matt gebauschten Segeln verfolgte er seinen Kurs südlich. Eine Stunde und vielleicht noch darüber, je nachdem die sanfte Abendbrise anhielt, mochte es dauern, bevor er vor der Hafeneinfahrt vorübertrieb. Sinnend betrachtete ich das schlanke Fahrzeug. Als hätten irgend welche rätselhafte Beziehungen zwischen ihm und mir bestanden, versetzte ich mich im Geiste an dessen Bord. Ich vergegenwärtigte mir jene Zeiten, in welchen ich als Dirk Gosse hinter dem Steuerrad stand oder die Segel bediente. Szene auf Szene, ferner Vergangenheit entnommen, belebte sich in meiner Erinnerung, und so vertieft war ich in schwermütige Betrachtungen, daß ich der Sonne nicht achtete, die in Gold und Purpur zur Küste ging, nicht der Dämmerungsschatten, welche sich ringsum auf die immergrünen Bergabhänge senkten. Ich sah nur den kleinen Segler, und selbst dann noch, nachdem der Mond die unumschränkte Herrschaft an sich gerissen hatte und in dem bläulichen Licht Segel und Tauwerk zu einem zusammenhängenden Ganzen sich einten. Aufgefallen war mir nur, daß die Brigantine, begünstigt durch die westliche Luftströmung, sich der Hafeneinfahrt immer mehr näherte, jedoch mit der unverkennbaren Absicht, vorbeizusegeln. Noch eine halbe Stunde trägen Einhergleitens, und sie befand sich mir gegenüber und zwar in einer Entfernung von kaum zweitausend Schritten. Im Begriff, aufzubrechen, entdeckte ich, daß sie durch eine Wendung ihre Segel der Einwirkung des Windes entzog. Diese Bewegung gewann erhöhte Bedeutung für mich durch das Geräusch, mit welchem zwei oder drei Boote ins Wasser hinabgelassen wurden, während doch eins zu einem flüchtigen Besuch der versteckt liegenden Stadt genügt hätte. Auch unterschied ich Klirren von Ketten und das Rollen eines durch Flaschenzüge laufenden Taus, ein sicheres Zeichen, daß irgend welche Ladung in die Böte verstaut wurde. Mit verschärfter Aufmerksamkeit überwachte ich das rätselhafte Verfahren. Mußte es doch befremden, daß die Brigantine, anstatt in den Hafen einzulaufen, diesen zeitraubenden Weg des Löschens wählte. Meine Spannung wuchs in einer Weise, daß ich für die nähere Umgebung gewissermaßen die Sinne verlor. Plötzlich aber ertönte auf dem hinter mir liegenden Abhange das scharfe Klingen, mit welchem ein beschlagner Huf festes Gestein traf. Ich fuhr herum, und aufmerksam lauschend unterschied ich nunmehr dumpfes Dröhnen, erzeugt durch eine größere Anzahl von Pferden oder Maultieren, die von der Landseite her auf holperigem Boden sich durch das verworrene Gestrüpp wanden. Sie in Beziehung zu der Brigantine zu bringen, lag mir fern, und dennoch sah ich erwartungsvoll dem Erscheinen der Männer entgegen, welche ohne Zweifel die Tiere begleiteten.

Da drang das Rauschen zu mir herüber, mit welchem aus derselben Richtung ein Mann sich durch das Gebüsch drängte, um, wie ich vermutete, den etwas hervorragenden Aussichtspunkt, den ich zur Rast gewählt hatte, zu gewinnen. Gegen dreißig Schritte mochte er noch entfernt sein. Ich erhob mich, entdeckte aber nichts; sogar das Geräusch war verstummt. Statt dessen vernahm ich eigentümlich schnarrendes Zischen. Gedankenlos schrieb ich dasselbe einer großen Heuschreckenart zu, zumal dasselbe weiter abwärts seine Fortsetzung fand. Erst als dieses gleichzeitig mit dem Hufschlag sein Ende erreichte, stieg der Verdacht in mir auf, daß wer auch immer dort heraufgekommen sein mochte, seine Bewegungen zu verheimlichen wünschte. Nicht vertraut mit Landessitten und Leuten, gedachte ich der geheimnisvollen Gesellschaft auszuweichen. Kaum aber hatte ich den ersten Schritt gethan, als ein nicht zu unterscheidender Gegenstand vor meinen Augen vorüberzuckte und ich mittels eines Lassos, der sich eng um meinen Oberkörper legte, zu Boden gerissen wurde. Wähnend, in die Gewalt mexikanischer Räuber gefallen zu sein, bot ich mein Aeußerstes auf, mich zu befreien, allein vergeblich. Die geschmeidige Leine schnürte meine Arme immer fester mit dem Körper zusammen, und ich brauchte nur den Versuch zu machen, mich in eine sitzende Stellung aufzurichten, um alsbald wieder hingestreckt zu werden. Etwa eine Minute hatte ich ohnmächtig gerungen, als plötzlich ein Mann sich über mich hinneigte und, ein im Mondlicht blitzendes breitklingiges Messer mit der Spitze auf meine Kehle stellend, mir riet, keinen Laut von mir zu geben, wenn mir mein Leben lieb sei.

Notdürftig hatte ich die in spanischer Sprache an mich gerichtete Drohung verstanden, und ich sann noch auf eine Antwort, als ein zweiter Mann neben mich hintrat, einige Sekunden auf mich niedersah und kaltblütig bemerkte: „Das ist der Fremde, der gestern mit dem Dampfer kam.“

„Um so gefährlicher,“ meinte sein Genosse grimmig, und das Messer zurückziehend, richtete er sich auf, „der Teufel traue jemand, namentlich einem Fremden, der hier Wache hält. Wer bürgt dafür, daß der Alkalde ihn nicht mit Spionendiensten beauftragte?“

Auf meinen Lippen schwebte bei dieser Erklärung der Name John Blount, um dessen Vermittelung anzurufen; denn ich bezweifelte kaum noch, daß ich einer verwegenen Schmugglerbande in die Hände gefallen war. Ueber John Blount aber hatte ich genug gehört, um zu dem Argwohn berechtigt zu sein, daß er ein Mitglied derselben. Ich besann mich indessen und erwog, daß meine Kenntnis seines Namens allein schon genügen würde, um mich als einen gefährlichen Angeber und Verräter erscheinen zu lassen und die trotzigen Männer noch mehr gegen mich zu erbittern. Und so fragte ich nach kurzem Sinnen: „Ist jemand in der Nähe, welcher der englischen Sprache mächtig?“

„Reden Sie," antwortete der zuletzt Hinzugekommene, „so viel lernte ich davon, daß wir uns miteinander verständigen mögen."

Er stieß einen kurzen Pfiff aus, auf welchen das Geräusch der Hufschläge sich alsbald erneuerte, dann kehrte er sich mir wieder zu.

Wie ich notdürftig unterschied, waren beide ältere Männer, schwarzbärtig, nach Art der mexikanischen Landbevölkerung gekleidet und mit Pistolen und Messern bewaffnet, ein Beweis, daß sie entschlossen, jedem Angriff mit Gewalt zu begegnen. Auf meine Beteuerung, daß ich ein harmloser Reisender, der sich weder um sie noch ihr Treiben kümmere und am wenigsten an Verrat denke, zumal ich als Fremder überhaupt zu nichts berechtigt oder verpflichtet sei, antwortete der Wortführer mit einem spöttischen Lachen, worauf er finster hinzufügte: „Das bietet keine Sicherheit. Ein unbedachtes Wort kann uns den Alkalden und seine Leute auf den Hals bringen. Ich kenne indessen eine zuverlässigere Bürgschaft, und die besteht darin, daß wir Sie da drüben von dem Abhange hinabsenden. Unten in der Tiefe sieht niemand Ihren gebrochenen Gliedern an, ob Sie durch einen Fehltritt oder von fremder Hand zu Fall gebracht wurden. Flut und Brandung besorgen das weitere."

Obwohl ich diese Drohung nur als eine beabsichtigte Einschüchterung auffaßte, fühlte ich doch das Blut in meinen Adern gerinnen. Ich besaß indessen die Ueberlegung, ruhig zu erwidern: „Was Sie über mich verhängen, muß ich freilich hinnehmen. Ob die Erinnerung an einen überflüssigen Mord Ihnen viel Freude einträgt, möchte ich bezweifeln. Genügt mein Wort nicht als Bürgschaft, so handeln Sie nach Belieben."

Diese kaltblütige Antwort schien auf den Schmuggler einen tieferen Eindruck auszuüben, als es durch die dringlichsten Vorstellungen und Versprechungen möglich gewesen wäre. Er sann einige Sekunden nach, und da eben die vordersten Tiere in unseren Gesichtskreis traten, kehrte er sich schweigend ab. Ich selbst lag noch immer gefesselt, jedoch so, daß ich den nunmehr belebten Pfad zu überblicken vermochte. Ein Maultier nach dem anderen, alle mit leeren Packsätteln versehen, tauchte daselbst auf, um nach Zurücklegung einer verhältnismäßig kurzen Strecke auf dem nach der Hafeneinfahrt hinunterführenden Abhange zu verschwinden. Hin und wieder erkannte ich auch Gestalten von Männern, deren einzelne Karabiner oder kurze Büchsen auf der Schulter trugen. Sie zu zählen fehlte mir die Ruhe; aber es mochten gegen achtzehn oder zwanzig Tiere und halb so viel Männer vorübergeschritten sein, als ein einzelner Reiter den Zug beschloß. In gleicher Höhe mit uns eingetroffen hielt er sein Pferd an und fragte gleichmütig herüber, wen man da habe. Ein kurzes Zwiegespräch folgte, von welchem ich bei der großen Schnelligkeit, mit welcher es geführt wurde, kaum ein Wort verstand. Ich gewann nur den Eindruck, daß man sich um irgend eine Frage, die unstreitig mich betraf, nicht gleich einigen konnte. Endlich rief der Reiter den mich überwachenden Männern eine kurze Bemerkung zu, und seinem Pferde die Sporen gebend sprengte er, anstatt dem Pfade zu folgen, in nächster Richtung mit einem Ungestüm den Abhang hinunter, daß es mich mit Grauen erfüllte. Gleich darauf fühlte ich, wie der mich niederhaltende Lasso sich lockerte. Ich wollte mich aufrichten, doch schnell packten die drei Schmuggler mich an Händen und Füßen, und bevor ich recht begriff, was sie mit mir bezweckten, lag ich in einer Weise gefesselt da, daß ich kein Glied zu rühren, geschweige denn ohne fremde Hilfe mich zu befreien vermochte. Dabei sprachen sie keine Silbe; erst als ich erklärte, mein Wort sei ebenso haltbar wie der mich vielfach umschlingende Lasso, bemerkte der mit dem Englischen Vertraute wie beiläufig: „Wir kennen Sie nicht, da ist es ratsamer, wir sichern uns den Rücken."

„Wie lange gedenken Sie, mich hier liegen zu lassen?" fragte ich, nunmehr über mein Endlos einigermaßen beruhigt.

„So lange, bis Sie uns nicht mehr schaden können," hieß es kurz zurück, und in der nächsten Minute befand ich mich allein. Eine Weile hörte ich noch das Geräusch, mit welchem die drei Genossen, den Spuren des Pferdes folgend, ihren Weg abwärts suchten, dann herrschte Totenstille ringsum. Nur das Seufzen und dumpfe Stöhnen der Brandung drang zu mir herauf. Vergeblich lauschte ich dagegen auf den Ruderschlag der Boote, welche ihre Frachten einer Stelle in der Hafeneinfahrt zutrugen, wo sie ohne Schwierigkeit gelandet und auf die Packtiere verteilt und verladen werden konnten. Um das weithinschallende Stoßen der Riemen zwischen den Pflöcken zu vermeiden, waren sie offenbar mit Zeugstreifen umwunden worden; man ging überhaupt mit einer Vorsicht zu Werke — meine hilflose Lage bot ja schon allein einen Beweis dafür — die eben nur durch die Verwegenheit der räuberähnlichen Gesellen übertroffen wurde. Zugleich rechnete man wohl auf die träge Handhabung des Steuerdienstes und darauf, daß unter der Bevölkerung von Acapulco sich nur wenige befanden, die den Schmugglern ihren Erfolg mißgönnt hätten.

Obwohl die Schlingen und Knoten, durch welche ich sogar an der kleinsten Bewegung gehindert wurde, nicht unmenschlich straff angezogen worden waren, so begann ich doch allmählich unter dem Einfluß der gezwungenen Lage empfindlich zu leiden. Und Stunden verrannen, ohne daß die mich umringende Stille anders als durch das dürftige nächtliche Tierleben und das hohle Schnarchen des Meeres unterbrochen worden wäre. Zu dem krampfähnlichen Ziehen in den Gliedern aber gesellte sich endlich die Befürchtung, daß die verwegene Bande mit den belasteten Tieren einen anderen Weg in das Innere des Landes gewählt habe, mir anheimgebend, elendiglich zu verschmachten. Denn daß der Zufall mir Rettung brachte, war bei der Abgeschiedenheit, in der ich mich befand, ebenso unwahrscheinlich, wie das Zernagen der meinen Zähnen unerreichbaren Lederleine unmöglich.

Endlich, endlich, es mochte eine Stunde nach Mitternacht sein, unterschied ich das erste Geräusch, unter welchem die Schmugglerkarawane sich langsam wieder zu mir nach der Höhe heraufarbeitete. Unter äußerster Anspannung meiner Sinne lauschte ich auf die Bewegungen, von welchen ich Erlösung hoffte. Doch bis zum letzten Augenblick folterte mich die Besorgnis, dennoch meinem Schicksal überlassen zu werden, oder daß man der schwerbeladenen Tiere wegen anstatt den Weg wieder über die Höhen zu wählen, vorher abbiegen und sich vielleicht auf halber Höhe des Abhanges halten würde.

Meine Befürchtung schwand, als ich das erste Maultier in meinen Gesichtskreis treten sah. Hoch belastet schritt es auf dem bekannten Pfade vorüber. Ein Mann, es mit Worten und Schlägen antreibend, folgte ihm. An diesen schlossen sich wieder Tiere an, die unter ihrer Bürde keuchten und durch heftiges Schnauben Befriedigung darüber verrieten, den anstrengendsten Teil des Weges überwunden zu haben. Wie zuvor, waren auch jetzt die Männer zwischen ihnen verteilt. Vergeblich aber hoffte ich, daß einer derselben sich von dem Zuge trennen würde, um mich zu befreien. Meine Stimme dämpfend, rief ich hinüber, allein man achtete meiner nicht; unberücksichtigt blieben meine dringenden Vorstellungen. Erst nachdem das letzte Packtier längst vorüber und ich sehnsüchtig auf das Eintreffen des wilden Reiters harrte, erschien noch ein einzelner Mann. Anstatt indessen meine Banden zu lösen, stellte er sich neben mir auf, argwöhnisch lauschend die Blicke dahin gerichtet, woher er gekommen war. Es war derselbe, welcher zuvor zu mir gesprochen hatte. Meine Aufforderung, mich aus meiner entsetzlichen Lage zu befreien, beantwortete er mit einem grimmigen „Karamba!" Dann fügte er gleichmütiger hinzu: „Haben Sie so lange hier gerastet, bringt eine halbe Stunde mehr Ihnen keinen Verlust. Ich will's offen eingestehen: Auf dem Hafen kreuzen Zollwächter und denen möchten wir nicht begegnen. Sie brauchen nur zu schreien und man hört es unten; so viel aber beschwöre ich bei allen Heiligen, daß Sie den Mund nur zu einem Hilferuf zu öffnen brauchen und Sie verstummen auf ewig. Wir betreiben unser gefährliches Gewerbe nicht, um durch den ersten besten Fremden in den Kerker gebracht zu werden. Erkennen Sie das an, so mögen wir als gute Freunde voneinander scheiden. Sie haben nur nötig, Ihr Wort zu verpfänden — ich halte Sie nämlich für einen Gentleman — über alles zu schweigen, was Sie in dieser Nacht erfuhren, ferner,

sich ohne Widerrede in meine Anordnungen zu fügen, und vor Tagesanbruch befinden Sie sich wohlbehalten in Acapulco. Wir sind keine Räuber und Mörder, und zu dem Vorteil der Steuer sind wir ebenso berechtigt, wie die Regierung.“

Bereitwillig versprach ich alles, und ich war noch in der Erklärung begriffen, daß ich durchaus keine Veranlassung habe, in einem fremden Lande mich um das Treiben der Menschen zu kümmern, als auf dem Abhange das scharfe Klappern laut wurde, mit welchem beschlagene Hufe das Gestein trafen und bald darauf der Reiter in dem Pfade auftauchte. Uns gegenüber hielt er an; ein kurzes Gespräch führte er abermals mit dem Wächter, und sein Pferd antreibend sprengte er davon.

Ohne Säumen ging letzterer nunmehr ans Werk, die Fesseln von meinen Gliedern zu lösen, aber längerer Zeit bedurfte es noch, bevor ich wieder Herr meiner selbst wurde. Geduldig harrte der Mann unterdessen bei mir aus. Als ich endlich einigermaßen fähig, mich einherzubewegen, erklärte er, daß ich ihn begleiten müsse; gleichzeitig traten wir unsere Wanderung an. Im Laufe des Gespräches, welches wir miteinander führten, mochte er sich überzeugen, daß er von mir keinen Verrat zu befürchten habe, denn mehr und mehr gelangte bei ihm jene Höflichkeit zum Ausdruck, durch welche sogar der elendeste mexikanische Maultiertreiber sich vor den Amerikanern vorteilhaft auszeichnet. Freimütig bekannte er seine Anschauungen über das Gewerbe des Schmuggelns, und die lauteten eigentümlich genug. Wohl hütete ich mich, zu widersprechen; trotzdem erreichte ich nicht, von ihm entlassen zu werden. Gern hätte ich mich nach John Blount erkundigt, doch auch jetzt noch scheute ich, seinen Namen auszusprechen. Waltete doch die Gefahr, daß meine Kenntnis des Namens eines Mitgliedes der Bande neuen Argwohn erregte und dadurch mir neue Schwierigkeiten bereitet würden.

Ein Orangestreifen kündigte den baldigen Anbruch des Tages an, als wir auf der Ostseite des Höhenzuges, welcher den Hafen von Acapulco vom Binnenlande trennt, eine breite Fahrstraße erreichten. Dort blieb mein Führer stehen, indem er mich anredete: „Wenn Sie diesen Weg festhalten, stoßen Sie nach einer halben Stunde auf einen anderen, welcher diesen kreuzt. Dem folgen Sie nach und Sie befinden sich in der Stadt, bevor die Sonne über die Berge lugt. Schweigen Sie also über die Erlebnisse dieser Nacht. Vergessen Sie nicht: Es hätte alles weit ungünstiger für Sie verlaufen können. Männer, die sich mutwilligerweise um ihren Broterwerb, und einen recht sauren obenein, gebracht sehen, lassen nicht mit sich scherzen.“

Er reichte mir die Hand zum Abschied und mit einem letzten A Dios trennten wir uns voneinander. —

Die Sonne war in der That den östlichen Höhen noch nicht entstiegen, als ich die Stadt wieder vor mir liegen sah. Bald darauf schritt ich durch die engen unansehnlichen Straßen, in welchen das erste Leben sich zu regen begann. Das Haus, in welches ich eingezogen war, lag noch still. Indem ich der offenen Thür mich näherte, trat Carlota in dieselbe.

„Santa Maria! Fremder, wie habe ich mich um Sie geängstigt!“ rief sie mit ungeheuchelter Freude aus, und kindlich gefallsüchtig strich sie mit beiden Händen ordnend über ihr aufgelöstes blauschwarzes Haar, „ich fürchtete, daß ein Panther Sie zerrissen habe. Die Sennora behauptete zwar, das wilde Getier wage sich nicht in die Nachbarschaft unserer gesegneten Stadt, allein das beruhigte mich wenig.“

„Nur verirrt hatte ich mich,“ erwiderte ich bedachtsam, „zwischen die Berge geriet ich, und nachdem die Sonne untergegangen war, verlor ich völlig jeden Begriff über die innezuhaltende Richtung. Unter einem Strauch rastete ich bis zum Anbruch des Tages.“

„Es ist erstaunlich,“ versetzte Carlota und indem sie ihre Hand nachlässig in die meinige legte, spähte sie mit unverkennbarer Teilnahme in meinen Zügen, „aber vorsichtiger sollte der Herr sein, denn die Nacht unter freiem Himmel zu verbringen ruft bei Fremden das böse Fieber hervor. Der Herr muß übrigens hungrig und müde sein; ich werde Ihnen eine warme Mahlzeit anrichten. Nachher legen Sie sich zum Schlaf nieder, das bringt Sie empor in drei, vier Stunden. Santa Maria! Sie sehen aus, als wäre ein Gespenst vor Ihnen über den Weg gelaufen,“ und davonschlüpfte sie in ihrer unvergleichlichen natürlichen Anmut, um zunächst ihre Gebieterin von meiner glücklichen Heimkehr in Kenntnis zu setzen.

32. Kapitel.

John Blount.

Nach einigen Stunden der Ruhe erhob ich mich vollständig erfrischt und gekräftigt, und verhältnismäßig schnell verstrich mir die Zeit bis zum Nachmittage. Meine Erklärung, mich verirrt zu haben, klang zu natürlich, als daß noch irgend welche Zweifel Raum gefunden hätten. Ebensowenig erhielt Carlota eine Ahnung davon, daß die Wirtin mich genau über die Bewegungen unterrichtete, welche sie mit dem Geliebten zusammenführen sollten. Es konnte sie daher nicht beunruhigen, als ich in der ersten Hälfte des Nachmittages mich abermals zu einem Ausfluge rüstete. Nur Ratschläge erteilte sie mir eifrig und Warnungen, darauf berechnet, mich vor dem Verirren zu bewahren. Neugierig spähte sie mir nach, als ich die Straße aufwärts wandelte. Ich entdeckte es, als ich noch einmal zurücksah und ihr einen freundlichen Gruß zusandte. Hegte sie heimliche Besorgnisse, so schwanden dieselben sicher, sobald sie mich eine Richtung einschlagen sah, die entgegengesetzt von der, in welcher sie später selbst zu gehen gedachte. —

So gelangte ich auf einem Umwege in den mir peinlich genau beschriebenen Pfad, der mich über den nächsten Höhenzug hinüberführte. Dort dehnte eine immergrüne, vorzugsweise mit Buschwerk geschmückte Wildnis sich vor mir aus. In eine Landstraße einbiegend, die sich durch eine gewundene Thalsenkung hinzog, folgte ich derselben bis dahin, wo ein schmaler Pfad sich nördlich abzweigte. Derselbe war im Lauf der Zeit von Fußgängern geschaffen worden, die eine weit geschweifte Biegung der Landstraße abzuschneiden wünschten. Auf diesem erreichte ich nach kurzer Wanderung einen sich von Westen nach Osten erstreckenden wallähnlichen Kamm, der, aus festem Gestein und Geröll bestehend, wahrscheinlich von einer der in dortigen Regionen nicht seltenen Erderschütterungen durch vulkanische Kräfte herrührte. Beinahe am Fuße dieser nur dürftig mit Vegetation geschmückten Erhebung lief der Pfad hin, und rüstig einherschreitend gelangte ich nach kurzer Frist auf eine Wiesenfläche von mäßigem Umfange. Leicht entdeckte ich den mir von der Wirtin bezeichneten flachen Geröllblock, auf welchem die dort Wandernden zu rasten pflegten. Dann trat ich in das den natürlichen Wall von der Wiese abgrenzende Gebüsch, mich so niederlegend, daß ich die Steinbank im Auge behielt, aber auch den Pfad eine Strecke aufwärts und abwärts zu überblicken vermochte. Nicht lange hatte ich in meinem Versteck zugebracht, als von der Stadt her Männerstimmen und Schritte sich näherten. Behutsam auslugend gewahrte ich vier Mexikaner, die in ihrem seltsamen Aufzuge als ein Mittelding von Soldaten und Wegelagerern erschienen. In faltige Beinkleider von weißem Baumwollenstoff mit darüber gezogenen Hemden gekleidet, hingen von der rechten Schulter nach der linken Hüfte an Bandelieren breite, säbelartige Messer nieder. In sorglose Gespräche vertieft, verfolgten sie ihren Weg, der sie dicht vor mir vorüberführen mußte. Mechanisch, jedoch ohne ein Wort zu verstehen, lauschte ich ihren Stimmen. Ein Weilchen spähte ich ihnen nach; sobald sie erst aus meinem Gesichtskreise getreten waren, hatte ich sie vergessen.

Eine halbe Stunde verrann in tiefer Stille, die nur durch das Zirpen zahlloser Heimchen unterbrochen wurde, als ich plötzlich bei einer zufälligen Wendung des Kopfes Carlota in geringer Entfernung vor mir sah. Da sie auch heute barfuß ging, hatte ich ihre Annäherung vollständig überhört. In der ersten Ueberraschung hielt ich den Atem an, und mit inniger Teilnahme beobachtete ich, wie sie sicheren Schrittes einherwandelte, jedoch hin und wieder argwöhnisch um sich spähte. Da sie in der Ferne suchte, glitten ihre Blicke über mich hinweg, oder ich möchte ihren scharfen Augen schwerlich entgangen sein. Ein runder Strohhut bedeckte ihr Haupt; auch hatte sie eine hellblau geblümte Kattunjacke übergezogen, die lose um ihren anmutigen Oberkörper flatterte. Im übrigen bot sie dasselbe Bild, wie in der Stunde, in welcher sie mich von dem Dampfer abholte.

Vor dem flachen Geröllblock eingetroffen, warf sie den von Kokosfasern geflochtenen Behälter, der zur Aufnahme der Hühner dienen sollte, neben sich hin, worauf sie zunächst die flatternde Jacke um ihren blühenden Körper zusammenschnürte. Eine Weile zupfte und ordnete sie an den Falten, dann sich niedersetzend und die langen schweren Flechten über die Schultern nach vorn hebend, öffnete sie dieselben mit flinken Griffen. Bedächtig flocht sie dieselben wieder, jedoch mit jeder ein rotes Band vereinigend und dieses am unteren Ende zu einer Schleife verschlingend. Eine dreifache Schnur großer blauer Glasperlen, dem Kokosjack entnommen, befestigte sie um ihren Hals, so daß ein silbernes Heiligenbildchen tief auf ihren Busen niederhing. Zwei ähnliche Armbänder legte sie um ihre Handgelenke. Wenn ich aber je ein liebliches Bild mädchenhafter Eitelkeit bewunderte, so geschah es hier, als Carlota, so weit ihre Blicke reichten, sich wohlgefällig betrachtete, bald hier, bald da an sich herumzupfte, offenbar um ihrer äußeren Erscheinung einen wirkungsvolleren oder vielmehr unwiderstehlichen Ausdruck zu verleihen. Etwas Rührendes lag in der kindlichen Unschuld, mit welcher sie sich immer wieder prüfte und ihren einfachen Schmuck so peinlich ordnete, als wäre es das Schönste gewesen, was nur hätte erdacht werden können.

Endlich war sie fertig und mit ihren klugen Augen lebhaft um sich spähend, wartete sie auf den, für welchen sie zu allen ihr möglichen Mitteln gegriffen hatte, um ihr Aeußeres zu einem bezaubernden zu gestalten. Mit innigem Wohlgefallen sah ich auf sie hin, und mehr noch fühlte ich mich zu ihr hingezogen bei dem Gedanken, daß sie gewissermaßen das vermittelnde und versöhnende Element zwischen dem verwilderten John Blount und den Regungen freundlicher Gesittung bildete.

Eine Weile schwankte ich in meinen Entschlüssen. Hatte mir bisher vorgeschwebt, erst nach John Blounts Eintreffen vor die beiden jungen Leute hinzutreten und deren erste Ueberraschung zu einer beruhigenden Erklärung auszunutzen, so erschien es mir jetzt ratsamer, mich zuvor näher mit Carlota zu befreunden und sie zur Fürsprecherin bei ihrem rücksichtslos ungestümen Geliebten zu wählen. Leise erhob ich mich, und den günstigen Augenblick erspähend, erreichte ich den Pfad, bevor sie mich entdeckte, sie also nur glauben konnte, ich sei bei meinem planlosen Umherstreifen eben erst gekommen. Es blieb ihr dadurch die Beschämung des Bewußtseins erspart, während ihres Herausputzens von mir beobachtet worden zu sein.

Sichtlich erschrocken kehrte sie auf das Geräusch meiner festen Schritte sich mir zu; sobald sie aber mich erkannte, blieb nur der einzige Ausdruck der Verwirrung auf dem frischen bräunlichen Antlitz zurück. Dann folgte das Gepräge der Hoffnung, sich des stets gefälligen Fremden auf die eine oder die andere Art entledigen zu können.

„Sie haben sich abermals verirrt," redete sie mich dringlich an, noch bevor ich vor ihr eingetroffen war. „Sie müssen umkehren und eine Viertelstunde zurückgehen. Folgen Sie diesem Pfade weiter, so geraten Sie zwischen Dornen und spitzes Gestein, wo sie unfehlbar Schaden nehmen. Von den Schlangen rede ich nicht; heilige Mutter Gottes! lauter Giftschlangen. Die liegen da in dicken Klumpen, daß man nicht weiß, wohin man die Füße stellen soll."

Bei dieser fürchterlichen Schilderung mußte ich lachen. Es ergötzte mich der rührende Eifer, mit welchem sie zu den tollsten Mitteln griff, nicht durch mich um die Zusammenkunft mit dem Geliebten gebracht zu werden.

„So hast du selber keine Furcht vor den gefährlichen Tieren?" fragte ich mit einem Anfluge wohlwollenden Spottes.

„Nein, ich nicht," hieß es noch eifriger zurück, „sie kennen mich nämlich, weil ich oft hier gehe. Auch weiß ich, wohin ich meine Füße zu stellen habe, um sie nicht zu reizen. Santa Maria! Fremder, Sie glauben nicht, was das für ein Land hier herum ist. Auf Schritt und Tritt lauert der Tod."

„Recht so, Carlota," erwiderte ich und zu ihrem sichtbaren Verdruß setzte ich mich zu ihr auf den Stein, „jeden anderen würdest du mit solchen Erzählungen verscheuchen und es geschähe ihm recht. Bei mir dagegen, der ich in herzlicher Freundschaft dir zugethan, erreichst du mit derartigen furchtbaren Vorspiegelungen nichts. Denn höre nur," und gewahrend, daß sie mich ratlos anstarrte, legte ich eine gewisse Vertrauen erweckende Innigkeit in den Ton meiner Stimme — „ich kam hierher aus keinem anderen Grunde, als um John Blount kennen zu lernen."

„Der ist noch gefährlicher als die Schlangen," unterbrach Carlota mich erschrocken, „führt ihn sein Weg hierher — ich weiß es ja nicht — so bringt er Sie ohne Barmherzigkeit ums Leben."

„Nein, Carlota, das geschieht nicht, und am wenigsten, wenn ich ihm sage, daß ich von weither zugereist bin, um ihn aufzusuchen. Und dich selber wird es nicht minder erfreuen, zu erfahren, daß er aus einer reichen, vornehmen Familie stammt."

„Wäre das Wahrheit — aber ich glaube nicht daran," fiel Carlota abermals angstvoll ein, „so dürfte er es gar nicht erfahren. Santa Maria! Wüßte er, daß er ein reicher, vornehmer Mann, wohl gar ein Herr wäre, so ginge er davon und in sein Elend. — Sie wollen Ihren Spott mit mir treiben, Sennor, Sie planen Arges — aber ich sage es Ihnen: der John Blount braucht nicht vornehmer zu werden, als er bereits ist," und in ihren prachtvollen Augen funkelte es, wie in denen eines gereizten jungen Leoparden, „der ist nämlich so vornehm, daß Sie mit Ihrem vielen Gelde nicht zu ihm heraufreichen, mögen Sie immerhin aussehen, als wären Sie ihm aus den Augen geschnitten."

„Beruhige dich doch, mein liebes Kind. Ich beabsichtige ja nichts weniger, als dein oder John Blounts Unglück. Anderseits darfst du ihn nicht hindern, wenn es sich darum handelt, ihm seinen wahren Namen und die damit verbundenen Rechte zurückzugewinnen."

„Er heißt John Blount," rief Carlota nunmehr trotzig aus, „einen schöneren Namen gibt es nicht. Er bedarf überhaupt gar keines Namens, dann mag ich ihn rufen, wie es mir gefällt, jeden Tag anders. Meiner Wirtin aber kratze ich die Augen aus, denn sie nur kann Sie hierhergewiesen haben."

„Deine Gebieterin liebt dich und John Blount. Als ich ihr meine Absicht anvertraute, war sie sogleich bereit, mir zu einer Zusammenkunft mit deinem Schatz die Hand zu bieten."

„Also auch das verriet sie? Nun ja, ich brauche mich dessen nicht zu schämen, John Blount ist mein Schatz, derselbe Schatz, von welchem ich Ihnen in dem Boot erzählte," erklärte Carlota leidenschaftlich, und klagend rief sie aus: „Madre Santissima! Hätte ich Sie lieber nicht gerudert! Die zwei Dollar gebe ich Ihnen mit Freuden zurück, aber jetzt beeilen Sie sich fortzukommen oder es gibt ein Unglück —"

Sie brach ab. Auf der anderen Seite des Walls ließ sich das Klappern flinker Hufe vernehmen, die zwischen dem Gestein stolperten und nach einem festen Halt suchten. Eine dumpfe Ahnung stieg in mir auf. Vertraut erschien mir das Geräusch. Vor meinem Geiste tauchte das nächtlich verschleierte Bild des tollen Reiters auf, welcher die Schmugglerbande begleitete.

„Heilige Mutter Gottes!" rief Carlota zaghaft aus, „der kommt wieder über's Gestein! Er wird sich noch das Genick brechen mit seinem wilden Reiten! Ihnen aber rate ich: laufen Sie, was Sie können, solange es noch Zeit ist, oder in der nächsten Minute sind Sie ein toter Mann. John Blount ist furchtbar. In seiner Wut fragt er nicht, wen und wie viele er mit seinem Lasso erwürgt."

„Er wird mir die Hand reichen —"

„Nein, das soll er nicht. Sie möchten ihn verlocken, daß er ein vornehmer Caballero werde und mit Ihnen davongehe —"

„Nicht doch, Carlota," fiel ich beschwichtigend ein, ‚du bist doch sonst so verständig. Betrachte mich und sage, ob ich wie jemand aussehe, der sich an dem Unglück anderer erfreut. Außerdem besitze ich nicht die Macht, Menschen zu etwas zu zwingen, was zu thun ihnen widerstrebt."

„Nein, Herr, mit Gewalt richten Sie freilich nichts aus; aber Sie haben eine Art der Rede, die schmeichelt, als hätten Sie es von der Schlange im Paradiese gelernt, und dem ist der ehrliche John nicht gewachsen. Vermag ich schwaches Mädchen doch, ihn durch ein einziges Schmeichelwort in einen Heiligen zu verwandeln."

„So wirst du auch zwischen ihm un-

mir vermitteln, daß wir gute Freunde werden. Glaube mir, nimmermehr wirst du es bereuen."

Der Hufschlag hatte sich auf der anderen Seite des Kammes etwas entfernt, indem der Reiter wohl gezwungen war, gangbareren Boden für sein Tier zu suchen. Jetzt aber tauchte er oben auf dem Rücken des Walls auf, wo er sofort nach Carlota spähte. Er hatte sie indessen kaum entdeckt und ihr zur Seite einen Fremden, als er sein Pferd rücksichtslos antrieb und, unbekümmert um loses Geröll, den Abhang heruntersprengte. Gleichzeitig hatte er die Schlinge des Lassos, welchen er als Peitsche benutzte, durch Schwingen oberhalb des Hauptes in Kreisform geöffnet, als hätte es dem Einfangen eines Rindes gegolten. Teils infolge der rauhen Behandlung, dann aber in dem Trachten, nach dem Stolpern auf dem steilen Abhange auf ebenem Boden wieder festen Fuß zu fassen, setzte das Pferd in wilden Sprüngen über das Buschwerk hinweg, und unter der kundigen Hand des Reiters auf der ebenen Wiese einen Kreis beschreibend, hielt es plötzlich in der Entfernung von etwa fünfzehn Ellen vor Carlota und mir an. Ich selbst hatte unterdessen Zeit gefunden, mit Blicken, welche durch beinahe krankhafte Erwartung verschärft wurden, das Bild des tollen Reiters bis in die kleinsten Einzelheiten hinein in mich aufzunehmen. Zunächst glaubte ich, den Führer der Schmugglerbande wieder zu erkennen. Das Pferd, einen zottig bemähnten, kräftig gebauten braunen Mustang mit tückisch funkelnden Augen, beachtete ich kaum. Nur noch für den Mann auf dessen Rücken hatte ich Sinn. Und eine Gestalt war es, welche man mit der eines jungen Centauren hätte vergleichen mögen. Wenn aber auf der einen Seite deren zuversichtliche Haltung, in welcher Trotz und Verwegenheit sich spiegelten, meinen Augen schmeichelte, so erfüllte mich auf der anderen ängstliche Spannung angesichts der unverkennbaren Merkmale, daß es am wenigsten friedliche Regungen, welche ihn bewogen, seinen Mustang in beinahe grausamer Weise zu den äußersten Anstrengungen zu spornen.

Gekleidet war er nach Art jener Vaqueros oder Viehtreiber, welche ihren kärglichen Erwerb lieber am Montetisch und in der Tanzhalle verthun, als ihn putzsüchtig auf ihren Körper zu hängen. Ein ursprünglich weißes, jetzt aber graues Calicothemd flatterte faltig um Brust und Schultern. Aehnliche Beinkleider bildeten dessen Fortsetzung bis unterhalb der Knie, wo sie durch brettartig harte Gamaschenleder und Schnallriemen eingeschnürt wurden. Seine Füße steckten in einfachen Mokassins mit Sohlen von Rohleder, auf denen das Haar des Rindes noch sichtbar, welches dieselben lieferte. Riesenhafte Schnallsporne, mit klirrenden Kettchen und Blechnesteln verziert, hingen so lose auf den Füßen, als hätten sie nur auf die Gelegenheit gewartet, sich ganz von ihnen zu trennen. Ein breiter Riemen hielt Hemd und Beinkleider zusammen. Anstatt das Messer im Gurt zu tragen, hatte er es in das rechte Gamaschenleder geschoben, wo es ihm am bequemsten erreichbar. Ein abgetragener grauer Filzhut bedeckte sein Haupt. Tief über die Stirn gezogen und mittels einer dünnen Schnur unterhalb des Kinns befestigt, erhöhte er durch seinen Sitz gemeinschaftlich mit dem wild wogenden, halblangen braunen Lockenhaar den Ausdruck des Trotzes, welcher sich in jeder Linie des sonnverbrannten, auffällig schönen Antlitzes ausprägte. Wie bei mir, verhüllte ein rötlichbrauner Vollbart die untere Hälfte seines Gesichtes. Es ließ sich nur erkennen, daß die Zähne fest aufeinander ruhten und der Unterkiefer, wie in verhaltenem Grimm, sich ein wenig über den oberen hinausgeschoben hatte. Sogar in den großen blauen Augen, über welchen die starken schwarzen Brauen sich düster runzelten, funkelte es, daß es jedem anderen, als eben mir, als eine böse Drohung erschienen wäre. Hätten jetzt aber noch Zweifel über die Persönlichkeit des gewandten Reiters bei mir gewaltet, sie wären geschwunden beim ersten Blick auf die trotzigen Züge, die in der That eine wunderbare Aehnlichkeit mit den meinigen trugen. Wohl war er kräftiger gebaut als ich, vielleicht auch etwas größer, wohl zeigte der erhobene und den Lasso schwingende reich tätowierte Arm, indem der weite Aermel zurückgeglitten war, ein Gewebe beweglicher Sehnen und Muskeln, die gewissermaßen im Einklange standen mit denen seines Mustangs: allein in unseren Gesichtern offenbarte sich, trotz des verschiedenen Ausdruckes, für jeden, nur nicht für den leidenschaftlich erregten John Blount, daß wir von denselben Eltern abstammten. Ungeachtet seiner feindseligen Haltung betrachtete ich ihn mit ernster Ruhe. Alle anderen Empfindungen überwog in mir der einzige Gedanke, daß er mein Bruder, der gleich mir unbarmherzig in die Welt hinausgeworfen worden, und an dem das Schicksal zu sühnen hatte, was die Menschen einst gewissenlos an ihm verbrachen.

Carlota, die sicher sonst stets dem Geliebten mit offenen Armen entgegenflog, saß da, als hätte sie die Gewalt über ihren jungfräulich blühenden Körper gänzlich verloren gehabt. Der ihr unverständliche Ausdruck zügelloser Eifersucht in John Blounts Antlitz, wie sie einen solchen nie zuvor an ihm beobachtete, machte sie bis in ihr Herz hinein erbeben. Sie ahnte nicht, daß dieser ihre Befangenheit und Regungslosigkeit in der ihm am nächsten liegenden ungünstigsten Weise deutete.

„Carlota!" rief er nach kurzem, unheildrohendem Sinnen zornbebend aus, und in regelmäßigem Kreise drehte die gefährliche Schlinge sich oberhalb seines Hauptes, „was wirst du sagen, wenn ich dem feinen Herrn da neben dir den Lasso um den Hals werfe und ihn über das Gestein schleppe, bis kein Fetzen mehr von ihm übriggeblieben? Karamba! um mir solch Leid anzuthun, hättest du nicht herauszukommen brauchen!"

Da schnellte Carlota auf die Füße empor. Ohne einen Laut von sich zu geben, eilte sie zu ihm hinüber, und mit einer Bewegung, welche ich kaum mit den Blicken zu verfolgen vermochte, hatte sie, die aus dem breiten Holzsteigbügel hervorragende Fußspitze des Geliebten als Stufe benutzend, sich zu ihm emporgeschwungen. Dann mit beiden Armen seinen Hals umschlingend, daß der Lasso seiner Faust entsank, küßte sie ihn, daß er beinahe erstickte. Erst die Bewegung des über die doppelte Belastung ungeduldigen Mustangs zwang ihn, seinen Arm um sie zu legen und sie dadurch vor einem Sturz zu bewahren. Auf ein Wort von ihm gab sie sich einen Schwung, durch welchen sie hinter ihn zu sitzen kam, und den einen Arm um ihn legend, schmiegte sie ihr Haupt an seine Schulter, als ob sie nunmehr allen Fährnissen der Welt sich entrückt gefühlt habe.

Ich war unterdessen zu ihm herangetreten. Angesichts der Szene, welche sich vor meinen Blicken entwickelte, hatte mich Rührung ergriffen, und so sprach ich mit einer Herzlichkeit, wie sie eben nur durch meine augenblickliche Lage erzeugt werden konnte: „John Blount, weit bin ich gereist, um dich aufzusuchen; nur durch List gelang es mir, das Zusammentreffen mit dir zu bewirken."

John Blount, nunmehr von seinen Regungen der Eifersucht vollständig befreit, lachte auf.

„Du trägst wohl einen besseren Rock als ich," antwortete er trotzig, „wer aber von uns beiden der bessere Mann, soll erst ausfindig gemacht werden. Redest du mich an, als wäre ich dein Peon, so spreche ich zu dir, wie zu einem Kameraden. Karamba! Gefällt dir das nicht, so hat der Weg hier zwei verschiedene Richtungen, die eine für dich, die andere für mich."

„Recht so, John Blount," versetzte ich freundlich, meine Worte seiner Stimmung bedachtsam anpassend, „so höre ich es gern von dir, und bevor viel Zeit vergeht, wirst du noch viel herzlicher sprechen, als wäre ich nur dein Kamerad," und da er erstaunt auf mich niedersah und offenbar nach einer Lösung der rätselhaften Ankündigung suchte, fuhr ich fort: „Ja, John — noch nenne ich dich so, obwohl dein Name ein anderer — von weit her kam ich, um dich zu finden; nimmermehr hätte ich deine Spur entdeckt, wäre die Frau des Kapitän Blount nicht gewesen —"

„Hat der Teufel die Hexe immer noch nicht geholt?" warf John spöttisch mit scharf hervorklingender Gehässigkeit ein.

„Laß die Alte," erwiderte ich begütigend, „denn im Grunde bist du ihr noch zu Dank verpflichtet. War sie es doch, die mich zu deinem alten Freunde Ben Panisch wies —"

„Dem ich zwei Dollar schuldig geblieben bin? Hätte sie ihm längst zurückerstattet, wäre die Gelegenheit dazu da gewesen."

„Er gedachte deiner mit großer Freundschaft, John —"

„Nun ja, er war ein guter Kerl. Karamba! mich freut's, wenn ich Gutes von ihm höre."

„So viel Gutes, wie nur möglich, wenn jemand sich als Krüppel durchs Leben schlagen muß, den aber Sorgen ums tägliche Brot nicht drücken; so steht es mit ihm. Die besten Grüße schickt er dir, und so viel zu erzählen habe ich, daß es mit wenigen Worten nicht gesagt ist. Komm herunter von deinem Pferde; laß uns mit Carlota niedersitzen und baue darauf: ich bringe so gute Kunde, daß eure Herzen vor Freude lachen sollen."

John Blount zögerte. Da raunte Carlota, die uns so lange aufmerksam überwacht hatte, ihm zu: „Betrachte ihn ordentlich. Er ist dein Ebenbild. Nur schöner bist du — Santa Maria! viel schöner."

John Blount sah mir schärfer ins Gesicht und jetzt erst fiel ihm die Aehnlichkeit auf. Sichtbar heimelte diese Entdeckung ihn an, allein sein trotziges Selbstbewußtsein konnte dadurch nicht in ebenere Bahnen gelenkt werden.

„So sage mir, um was es sich handelt," sprach er zuversichtlich, „denn um mich aus dem Sattel zu bringen, bedarf es schon einer großen Ursache."

„Es handelt sich darum," antwortete ich nicht minder fest, „den dir gebührenden Namen dir zurückzugeben. Es handelt sich darum, dich vor die Gräber deiner Eltern zu führen, dir alle Rechte zuzuerkennen, welche einst, als man dem Blount dich überantwortete, dir schamlos geraubt wurden. Es handelt sich ferner darum, dich mit deinem Bruder zu vereinigen, deinem einzigen Bruder, mit welchem du in derselben Stunde geboren wurdest."

John blickte ungläubig, fragte indessen nach kurzem Sinnen wie beiläufig: „So wärest du wohl gar selber der Bruder?"

„Dein Zwillingsbruder," bestätigte ich ängstlich, denn in jeder neuen Minute fürchtete ich, ihn hohnlachend mit seinem Mädchen davonsprengen zu sehen. „Ja, John, dein leiblicher Bruder, der bereit ist, in alle uns zufallende Gerechtsame sich redlich mit dir zu teilen, dir treu zur Seite zu stehen mit Rat und That, in guten wie in bösen Zeiten."

„Glaube es nicht," raunte Carlota, wie ich notdürftig verstand, in ihrer Muttersprache ihm zu, und Blitze des Zorns und der Besorgnis sprühten verstohlen aus ihren wunderbaren Augen auf mich, „es sind arge Schmeichelreden. Fortlocken will er dich, auf daß ich mich zu Tode gräme." Und was sie sagte, fand bei dem wilden Gesellen empfänglichen Boden, denn er erwiderte zögernd: „Wärest du zehnmal mein Bruder, so traute ich dir nicht. Möchtest du mich aber wirklich zu einem vornehmen Herrn machen, ein Dutzend neue Namen mir anhängen, könnt' ich dir nur antworten: Ich bin Vaquero; hinter Pferden und Rindern einherzureiten gefällt mir besser, als alles andere. Karamba! Ich passe mich zu 'nem vornehmen Herrn gerade so gut, wie hier mein Schatz in ein Kloster; da mag lieber alles so bleiben, wie es ist. Und einen anderen Namen meinst du? Wer mir den richtigen stahl, mag ihn behalten, solange Carlota nur irgend einen weiß, mit dem sie mich anruft."

Ein Gefühl der Trauer bemächtigte sich meiner bei dieser schroffen Ablehnung. Es entging mir nicht, daß nach seinem letzten Ausspruch Carlota, wie ihren Zauberbann fester schmiedend, sich enger an ihn anschmiegte. Ihr linkes, hinter des Geliebten Schulter hervorlugendes Auge betrachtete mich mit einem Gemisch von Glückseligkeit und Schadenfreude. Ich begriff, daß es nur ein Mittel gab, ihn meinem Einfluß zugänglich zu machen: Es bestand darin, daß ich den Besitz des schönen Mädchens in absehbare Ferne vor ihn hinstellte.

„Du übersiehst," hob ich an, „daß dein freier Wille dein unbeschränktes Eigentum, aber auch, daß einem Bruder, der es ehrlich meint, daran gelegen sein muß, den nächsten Blutsverwandten in einer sorgenfreien Lage zu wissen —"

„Mit anderen Worten," fiel John ein, „du bist nicht abgeneigt, von der Erbschaft unserer Eltern — vorausgesetzt, du bist wirklich mein Bruder — also von dem Vermächtnis mir eine Kleinigkeit herauszuzahlen."

„Sicherlich. Brüderlich teilen will ich mit dir."

„Karamba! Geld kann man immer gebrauchen," versetzte John Blount über die Schulter zu Carlota, „da möchte es sich lohnen, abzusteigen."

Er hatte kaum ausgesprochen, da stand Carlota wieder auf seiner Fußspitze, doch nicht eher sprang sie zur Erde, als bis sie ihn geküßt hatte. Gleich darauf befand der Geliebte sich an ihrer Seite. Den Mustang hinter sich führend, schlug er die Richtung nach dem Felsblock ein, welchen er schon so oft mit der Geliebten als Bank benutzt hatte.

Nur eine kurze Strecke trennte von derselben, und doch genügte sie, angesichts des wunderbaren Paares ein ganzes Heer von Gedanken auf mich einstürmen zu lassen. Lange Zeiträume wurden zu Atomen, zu nichts verkürzten sich die weitesten Entfernungen. Ich verglich meinen eigenen Liebesfrühling mit dem der beiden vor mir Einherschreitenden, mich selbst mit ihm, der unter denselben Bedingungen, wie ich, und in derselben Stunde ins Leben geschickt wurde, und dennoch, wie unendlich verschieden waren wir unter dem Einfluß äußerer Eindrücke geartet. In mir spiegelte sich — ich mußte es mir eingestehen — der kalte starre Norden mit seiner träumerisch ernsten Bevölkerung; in John Blount dagegen wie in seinem Mädchen die sengende Glut des ewig grünen Südens, die ganze Leichtfertigkeit und Anspruchslosigkeit, erzeugt durch den fast mühelosen Gewinn der von der Natur üppig gebotenen, unter einer tropischen Sonne gereiften notwendigsten Lebensbedürfnisse. Als wir dann traulich beieinander saßen, hob ich ohne Säumen an: „Ja, John Blount, die Hälfte des Vermächtnisses gehört dir. Um indessen deine Zweifel vollständig zu beseitigen, fordere ich dich auf, eine Summe zu nennen, welche ich dir im voraus zahlen soll."

Auf diesen Vorschlag, darauf berechnet, zunächst die Besitzlust anzuregen und dadurch den ersten Einfluß auf ihn zu gewinnen, sah John Blount mich durchdringend an. Darauf sprach er zweifelnd: „Dir traue der Teufel; denn nimmermehr geht es mit rechten Dingen zu, wenn jemand derartiges anbietet. Und wer bürgt dafür, daß du überhaupt mein Bruder bist, nicht irgend ein verdammter Gaunerstreich des Alkalden' dahinter steckt, der mich für sein Leben gern einfangen möchte?"

Da ergriff ich seine Hand, und ihm ruhig in die großen, sorglosen Augen blickend, erklärte ich feierlich: „So höre denn: Zwei Zwillinge lagen einst friedlich beieinander in einem kleinen Bettchen. Ueber ihnen schwebte das Verhängnis, getrennt und hilflos ausgesetzt zu werden. Da nahm eine alte Indianerin, um ihnen das Wiederfinden zu ermöglichen, beide, und mit geübter Hand tätowierte sie dem einen im Nacken dicht unterhalb des Haars einen blauen Pfeil ein, dem anderen dagegen einen roten. Die verschiedenen Farben wählte sie, um die zum Verwechseln ähnlichen Brüder voneinander unterscheiden zu können. Den blauen Pfeil trage ich. Bist du mein Bruder, so liefert bei dir das rote Mal den Beweis."

John Blount hatte mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht. Tiefes Erstaunen prägte sich in seinen Zügen aus. Und abermals bemächtigte Mißtrauen sich seiner. „Das hast du ihm verraten!" kehrte er sich mit einer heftigen Bewegung Carlota zu.

Diese erschrak, antwortete aber fest: „Santa Maria! Wie würde ich dergleichen einem Fremden anvertrauen? Hielt ich das Mal doch für ein Abzeichen des Bösen, daß du solch wilder Geselle sein solltest."

John Blount runzelte die Brauen und sah vor sich nieder. Aengstlich überwachte ich ihn. Unbegreiflich erschien mir, daß eine Kunde, von welcher ich wähnte, daß sie mit hellem Jubel begrüßt werden würde, so gänzlich jede Wirkung versagte.

„Mit dem Mal hast du's freilich getroffen," sprach er nach einer Pause und trotzig richtete er sich auf; „bevor ich aber darauf eingehe, muß ich das deinige gesehen haben."

Statt einer Antwort neigte ich den Kopf vor ihn hin, und das Haar zurückstreichend gewährte ich ihm und Carlota einen vollen Anblick der Tätowierung. Beide betrachteten dieselbe mit unverkennbarem Erstaunen. Endlich brach Carlota das eingetretene Schweigen mit den Worten: „Jetzt zeige das deinige, John. Ich

will die Abzeichen miteinander vergleichen," und gehorsam leistete John Blount Folge.

Ein eigentümliches Gefühl der Wehmut beschlich mich, als ich den mit so viel Sorge gesuchten Pfeil endlich vor mir sah. Den meinigen kannte ich nur aus der Beschreibung. Aus Carlotas Urteil ging indessen hervor, daß beide Male sich nur durch die Farbe voneinander unterschieden, und das John Blounts etwas mehr unter dem Haar verschwand.

„So wärest du in der That mein Bruder," bemerkte dieser ernst, indem er sich wieder aufrichtete, „glaubst du indessen, daß ich Sie darauf anrede, so irren Sie sich. Ich will's nur eingestehen: bin zu lange vereinsamt gewesen, da gewöhne ich mich schwer an brüderliche Redensarten; auch ist's eine wunderbare Zumutung, mit geschwisterlichem Vertrauen jemand zu begegnen, den man im Leben nie sah. In Ihnen steckt große Vornehmheit, ich selber bin nur Vaquero; das paßt schlecht zu einander." Bei diesen letzten Worten machte sich eine gewisse Verlegenheit in seinem Wesen bemerklich. Es war ersichtlich, sobald das nahe verwandtschaftliche Verhältnis nicht mehr angezweifelt werden konnte, drängte der Gedanke an die Verschiedenartigkeit unserer Lebensstellungen sich bei ihm in den Vordergrund. Er suchte indessen über die einer Beschämung ähnliche Empfindung hinwegzukommen, indem er nach kurzem Sinnen mit erzwungener Leichtfertigkeit fortfuhr: „Von fremden Menschen nehme ich nichts geschenkt — das lag schon in meiner Natur, als ich noch bei der Satanshexe in New York zu Tische saß — und mit einem Bruder, den ich nie kannte, ist's nicht viel anders. Meinen Sie dagegen, daß aus alten Zeiten noch dieses oder jenes auf mich entfalle, so läßt sich das eher hören. Ich selber werde zwar ohne das fertig; allein um Carlotas willen sollte es mir lieb sein, erhielte ich so viel Geld in Händen, wie erforderlich, um sie, wenn auch nur ein einzig Mal, wie die Tochter eines Gobernadors einkleiden zu können. Karamba! Da würden die Leute doppelt erstaunen über ihre Schönheit," und einen heißen Blick warf er auf das Mädchen, welches vernehmlich vor sich hin lachte.

Ergreifend wirkte die beinahe schüchtern erteilte Erklärung auf mich ein. Was auch immer zu ungunsten des wilden John Blount gesprochen worden: in diesem Augenblick erschienen er und Carlota mir wie arglose Kinder. Von innigster Teilnahme erfüllt, wünschte ich mehr zu hören und fragte daher heiter aufmunternd: „Wieviel würde dazu erforderlich sein? Sage es offen und fürchte nicht, zu hoch zu greifen."

Ein kurzes, leises, in spanischer Sprache geführtes Gespräch folgte; dann kehrte John Blount sich mir zu, und mich fest anschauend, meinte er zweifelnd: „Wie wäre es mit fünfundzwanzig Dollar?"

Carlotas Blicke hingen an meinen Blicken. Sobald sie aber in meinen Zügen herzliche Gewährung entdeckte, raunte sie dem Geliebten erwartungsvoll zu:

„Sage fünf mehr."

„Ich meinte dreißig Dollar," verbesserte dieser sich schnell.

„Das reicht nicht weit," wendete ich ein, „dreißig Dollar sind so gut wie nichts. Auch du bedarfst neuer Kleider; außerdem könnte neues Sattelzeug, wohl gar ein zweites Pferd nicht schaden."

„Santa Maria!" rief Carlota aus, und in freudigem Erstaunen legte sie die beiden erhobenen Hände ineinander. „Da möchten zweihundert Dollar nicht ausreichen."

„Bestimmen wir also vorläufig zweihundert," versetzte ich ermutigend.

John Blount sah mich wieder durchdringend an; zugleich erklärte er zögernd: „Ich traue Ihnen nicht zu, daß Sie Spott mit uns treiben möchten, und doch gehört gute Lust dazu, Ihren Vorspiegelungen Glauben beizumessen." Carlota hatte ihre Lippen seinem Ohr genähert, und notdürftig verstand ich: „Trau' ihm nicht; wer so viel Geld um nichts fortwirft, hält es mit den Bösen," und mit flinker Bewegung bekreuzigte sie sich.

Ich konnte mich abermals eines Lächelns nicht enthalten und erwiderte überzeugend: „Zunächst, John Blount — vorläufig muß ich dich noch so nennen — wirst du es bei dem brüderlichen ‚du' bewenden lassen. Findest du hingegen in meinen Offenbarungen Erstaunliches, wohl gar Unglaubliches, so tröste dich damit, daß es mir zu seiner Zeit nicht besser erging. Und mehr noch wirst du erstaunen, wenn ich —"

John Blount warf den Kopf herum und spähte argwöhnisch in das am Fuße des Walles sich hinziehende Gesträuch hinein.

33. Kapitel.

Um die Freiheit.

Was John Blount zu dieser plötzlichen Bewegung veranlaßte, erriet ich nicht. Dagegen entdeckte ich, daß Carlota, welche in dieselbe Richtung sah, jäh erbleichte. Nicht das leiseste Geräusch hatte ich unterschieden. Unverständlich blieb mir daher, daß John Blount sich mir langsam zukehrte, seine bedrohlich funkelnden Augen auf die meinigen heftete und zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurch mit unheilverkündender Ruhe anhob: „Hast du mit deinem verruchten Geschwätz mich in eine Falle gelockt, so gedenke ich es dir. Wärest du zehnmal mein Zwillingsbruder, rettete es dich nicht" — leises Rauschen in dem Gebüsch machte ihn verstummen. Dann aber hätte ein gereizter Panther nicht flinker auf seine Beute einspringen können, als er emporschnellte, in zwei Sätzen seinen Mustang erreichte und ohne Benutzung des Steigbügels sich in den Sattel schwang. Sein nächster Griff war nach dem Lasso, der sich wie durch Zauber in seiner rechten Faust in eine und eine halbe Windung zusammenlegte und oberhalb seines Hauptes vor den sicheren Drehungen zu einer weiten runden Schleife öffnete. Zu derselben Zeit waren sechs oder sieben Männer, unter welchen ich die zuvor beobachteten Polizeisoldaten wiedererkannte, in kurzen Zwischenräumen aus dem Gebüsch gebrochen und in den Pfad und auf die Wiese hinausgeeilt, wo sie ihm nach allen Richtungen hin den Weg verlegten. Ihre Absicht, sich auf John Blount zu werfen, während er zwischen mir und Carlota saß, war mißglückt, und so standen sie jetzt enttäuscht da, in den Händen die Stricke, mittels denen sie ihren Gefangenen zu fesseln gedachten.

Beim ersten Erscheinen der Männer hatte Carlota einen kurzen Angstschrei ausgestoßen. Einige Sekunden saß sie wie gelähmt, bevor ihr südliches Blut in Gärung geriet. Den Geliebten bedroht zu sehen und diese Drohung auf sich selbst übertragen zu wissen, genügte, ihren Zorn zu entflammen, zugleich ihr jene Besonnenheit zurückzugeben, mit welcher allein es nur möglich war, Mittel zur Rettung zu erdenken. Fremd dauerndem Kleinmut, sprang sie empor, und sich mir zukehrend, stand sie da wie eine verjüngte Rachegöttin.

„Mein Geheimnis haben Sie ausgeschrien", sprach sie laut genug, um von allen verstanden zu werden, „zum Knecht des hinterlistigen Alkalden haben Sie sich erniedrigt —"

„Carlota!" fiel ich dringlich ein, „bei allem, was dir heilig, beschwöre ich, daß ich jedem Verrat fern stehe —"

„Laß ihn," unterbrach John Blount mich, zu dem Mädchen gewendet, und unabänderlich kreiste die gefährliche Schlinge oberhalb seines Hauptes, „so schlecht kann kein Mensch sein, daß er den Brudernamen benutzt, um andere ins Unglück zu stürzen —"

„John Blount, ich verhafte dich im Namen des Gesetzes und auf Befehl des Alkalden!" schrie der Vormann der Polizisten dazwischen, „und ich rate dir, ins Unvermeidliche dich zu fügen, wenn du deine Lage nicht erschweren möchtest. Die vier Wochen für das Auflehnen gegen den obersten Beamten sind bald abgesessen, ebenso die sechs Wochen, welche das Schmuggeln dieser letzten Nacht dir einträgt; nachher bist du wieder ein freier Mann, der sich in der Stadt sehen lassen darf."

John Blount warf einen Blick um sich. Da die zu seiner Verhaftung ausgesandten Männer keine Schußwaffen bei sich führten, mochte seine Lage ihm weniger bedenklich erscheinen, denn höhnisch lachte er auf, jedoch ohne das Schwingen des Lassos zu mäßigen.

„Nicht auf sechs Stunden geh' ich ins Fort!" rief er auf dem Gipfel seiner Wut, „nicht auf eine halbe Stunde, und mag deshalb der Teufel euch samt eurem Alkalden holen!"

„Du wirst schon freiwillig herangehen an die Strafe, wenn du weißt, daß Carlota und der eine Herr hier in der dunkelsten Kammer des Forts dich so lange vertreten, bis du selber kommst," hieß es zurück

...nd begreifend, daß der wilde Reiter sich ...werlich einfangen lassen würde, schritt ...r Mann auf mich zu, um sich meiner ...nd des Mädchens zu bemächtigen.

„Karamba!“ stieß John Blount grim...ig hervor, „so magst du zuerst zur Hölle ...ahren,“ und ein Blitz hätte nicht schneller ...ucken können, als die Wurfleine seiner ...aust entglitt. Als sich schnell verengen...der Ring sank dieselbe um den Mann nie...der, wurde dann aber mit unglaublicher ...icherheit und unterstützt durch die Be...wegung des Pferdes in demselben Augen...blick zugezogen, in welchem die Schleife ...n gleiche Höhe mit dessen Knieen ge...langte. Wohl griff der Bedrohte nach ...em Messer, um den Lasso zu zerschneiden, ...um vergeblich. Die Füße wurden unter ...ihm fortgerissen, daß er rücklings zu Boden ...schlug, und bevor die Gefährten Hilfe zu ...ringen vermochten, ritt John Blount, sein ...Opfer hinter sich herschleifend, mit gemäßig...ter Schnelligkeit davon. Die ihm zuge...rufenen Drohungen lohnte er mit tollem ...Gelächter, gellend schallte seine Stimme ...über die kleine Lichtung hin.

„Nur noch zehn Schritte näher,“ rief ...er den Männern zu, „und ich zeige euch, ...wie mein Gaul auszugreifen versteht. Ueber ...das Gestein schleppe ich den Hund von ...einem Spion, daß ihr Fleisch und Knochen ...stückweise hinter mir zusammensuchen mögt!“ ...Und als die Verfolger stehen blieben, hielt ...auch er sein Pferd an, worauf er wieder ...rief: „Will der Alkalde mich sprechen, ...soll er nach Miguels Rancheria kommen. ...Dort ist sein Recht nicht größer als das ...meinige. Dort bin ich bereit, alles mit ihm ...auszumachen, was zwischen uns schwebt. ...Ihr dagegen, beschwört ihr nicht bei allen ...sieben Todsünden, Carlota unberührt zu ...lassen, auch den Herrn da, so ist euer ...Korporal ein toter Mann, bevor einer bis ...hundert zählt. Karamba!“ fuhr er ge...hässig auf, als sein Gefangener sich auf...richtete und die Füße von der verderblichen ...Schlinge zu befreien suchte, woran er in...dessen durch eine heftige Seitwärtsbewegung ...des Mustangs gehindert wurde, „entweder ...du rührst dich nicht, oder ich verschaffe dir ...Bewegung, daß dir 's Hören und Sehen ...auf ewig vergeht.“

„Gib mich frei, John Blount,“ flehte ...der Gefangene in seiner Todesangst, „ihr ...bleibt zurück,“ herrschte er den Gefähr...ten zu, „ich beschwör's: Gibst du mich ...frei, soll hier wenigstens keiner seine ...Hand nach dir ausstrecken, auch nicht ...nach Carlota — John Blount — bei der ...gebenedeiten Jungfrau und allen Heiligen ...schwöre ich's: zu deinem Vorteil will ich ...reden —“

„Gib ihm die Freiheit, John,“ bat ...nunmehr auch Carlota dringlich, denn es ...mochte ihr vorschweben, daß jetzt nur noch ...ein Wort dazu gehörte, um den wilden ...Reiter mit der unheimlichen Last hinter ...sich über den zackigen Wall davonsprengen ...zu sehen, „höre auf mich, John, thue, was ...ich dir sage; mache es nicht ärger durch ...deine Wildheit. Die paar Wochen gehen ...ja dahin, und schlechter wirst du nicht, wenn du die kurze Gefangenschaft über dich ergehen läßt —“

„Diablo!“ fluchte John Blount, „nicht eine Minute der Haft dulde ich, und müßte ich deshalb zehnmal zur Hölle fahren. Abarbeiten will ich die Strafe wohl dir zuliebe, aber meine Freiheit gebe ich nicht auf. Karamba! Der Alkalde mag sagen, wieviel die Schläge wert sind, die ich ihm aufzählte, und keinen Pesos handle ich davon ab. Ja, das melde ihm; aber auch, daß er keine Stunde vor mir sicher, ob Tag oder Nacht, wenn er sich auch nur mit einem Blick an dir versündigt.“

Bis dahin hatte ich wie ein unbeteiligter Zuschauer dagestanden. Die Bestürzung, als ich den Polizeisoldaten unter John Blounts tückischer Waffe zu Boden stürzen sah, hatte mich sprachlos gemacht; Entsetzen ergriff mich bei dem Gedanken, daß es der eigene Bruder, der nur noch durch die größte Vorsicht davor bewahrt werden konnte, eine nie zu sühnende Blutschuld auf sich zu laden. Indem aber das Aechzen des um sein Leben flehenden Opfers zu mir herüberdrang, dessen Ende die ratlosen Genossen durch etwaige Einmischung unfehlbar besiegelten, gewann ich meine Besonnenheit zurück.

„John Blount,“ rief ich ihm zu, „erlöse den Mann aus seiner gefährlichen Lage! Thue es um deiner selbst und um Carlotas willen, doch auch aus Freundlichkeit für mich. Euch dagegen sage ich,“ kehrte ich mich den Häschern zu, „daß ich für John Blount nach jeder Richtung hin bürge.“ Einen ermutigenden Blick warf ich auf Carlota, die angstvoll meine Augen suchte, und weiter sprach ich: „Führt mich zu dem Alkalden, und ich versichere euch, nur Minuten soll es dauern, bis er befiehlt, John Blount nicht länger zu belästigen. Und damit ihr's wißt: ich nehme die Strafe, die bis jetzt noch mit Geld auszugleichen, freiwillig auf mich, und was der Alkalde fordern mag, es soll ihm unverkürzt ausgezahlt werden.“

Die Polizeisoldaten, durch die sich vielfach wiederholende Begegnung mit den in Acapulco ankehrenden Fremden zum Teil notdürftig mit der englischen Sprache vertraut, sahen sich verwundert an. Sie schwankten offenbar in ihren Entschlüssen. Da wurde die Aufmerksamkeit aller auf John Blount hingelenkt. Derselbe war zu seinem Gefangenen herangeritten und lockerte die Schlinge an dessen Füßen. Des sich schwerfällig Aufrichtenden nicht weiter achtend, trieb er den Mustang auf mich zu, und zwar so dicht an den Häschern vorbei, daß diese nur die Hand auf den Zaum zu legen brauchten, um seiner habhaft zu werden. Doch keiner rührte sich. Das blinde Vertrauen des jungen Centauren übte offenbar eine beschwichtigende Wirkung auf sie aus, während ich selbst der von ihm bewiesenen Großmut meine Achtung nicht versagen konnte.

„Ich weiß nicht, wie du heißt,“ redete er mich an, indem er mir die Hand reichte, „aber jetzt glaube ich, daß du mein Bruder bist. Du willst meine Strafe auf dich nehmen, das dulde ich nicht und müßte ich zweimal zehn Wochen auf dem Fort sitzen. Selber werde ich zu dem Alkalden reiten, um ihm Geld zu bieten. Geht er darauf ein und du legst es für mich aus, so bleibe ich dein ehrlicher Schuldner, bis der letzte Cent abgearbeitet ist. Nur eine Bedingung stelle ich: es soll nicht von mir gefordert werden, am hellen Tage als Gefangener durch die Stadt zu ziehen. Zu tief würde es mich kränken, wiesen die Leute mit Fingern auf mich. Sobald es dunkel, reite ich vor des Alkalden Haus, um mit ihm zu reden. Das meldet ihm,“ wendete er sich an die herangetretenen Männer, „sagt ihm aber auch, ich erwarte von seiner Ehre, daß niemand Hand an mich lege. Einigen wir uns nicht ums Geld und muß ich aufs Fort, so stelle ich mich daselbst morgen abend freiwillig. Ich könnte meine Strafe gleich antreten, allein ich möchte zuvor mein Pferd in gute Obhut bringen.“

Wie ihren Sinnen nicht trauend sahen die Häscher auf den sonst so gefürchteten trotzigen Burschen. Sie hätten offenbar eher an den Untergang der Welt geglaubt, als daß er sich zu einem derartigen Entgegenkommen verstehen würde. Zweifelten sie aber noch an der Aufrichtigkeit seines Versprechens, so wurden sie beschwichtigt durch die ernste, beinahe düstere Ruhe, welche seiner äußeren Erscheinung sogar eine gewisse Würde verlieh.

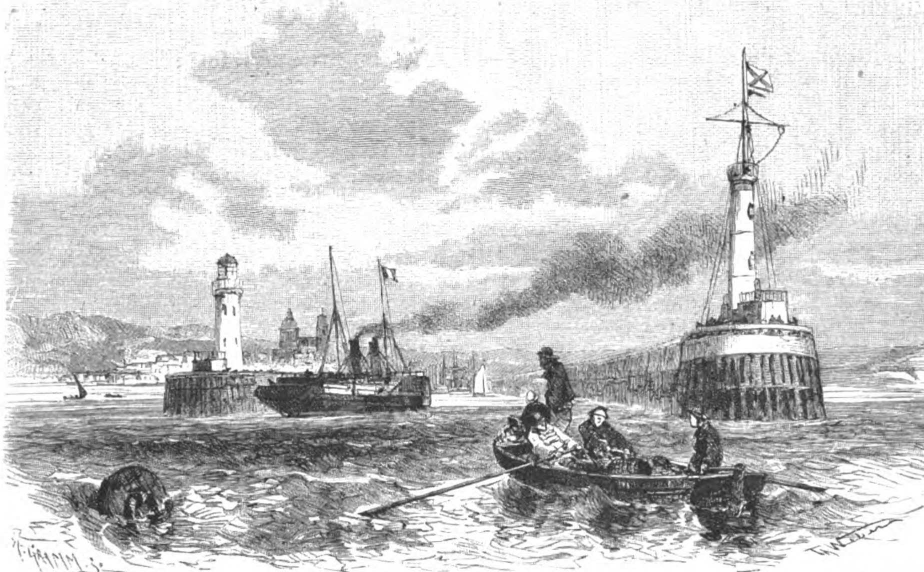
„John Blount,“ nahm der Befehlshaber des Kommandos nunmehr das Wort, „was du gesprochen hast, ich betrachte es als Wahrheit. Den Streich, welchen du mir spieltest, rechne ich dir nicht an. An deiner Stelle hätte ich vielleicht nicht anders gehandelt. Und nebenbei, John Blount, mußt du ins Gefängnis, so bleibst du trotzdem ein ehrlicher Mann. Hat schon manch ein Kaballero um eine Tracht Schläge, die er austeilte, eine Freiheitsstrafe verbüßt, ohne daß ihm jemand einen Vorwurf darüber gemacht hätte.“

Er wollte sich mit seinen Genossen verabschieden, als ich zu ihm herantrat und dem für solche Freundlichkeiten Empfänglichen einige Dollar in die Hand drückte.

„Das ist für Ihren guten Willen,“ bemerkte ich dabei, „und wenn Sie den Alkalden sehen, stellen Sie alles, was Sie hier erlebten, ins günstigste Licht. Bereiten Sie ihn darauf vor, daß ich selber käme, um die mißliche Angelegenheit mit ihm zu ordnen, so daß mein Bruder — und mein Bruder ist er ja — morgen aufrechten Hauptes durch die Straßen gehen könne.“

Unter den Ausdrücken des wärmsten Dankes entfernten sich die Häscher. John Blount blickte ihnen nach, bis sie hinter dem Lorbeergebüsch verschwanden. Dann stieg er vom Pferde, und Carlota, die ihm um den Hals fiel und abwechselnd lachte und weinte, sanft von sich abwehrend, reichte er mir abermals die Hand.

(Fortsetzung folgt.)



Die Hafeneinfahrt von Boulogne (S. 1008).

Eine Badereise längs des englischen Kanals.

Von

Ernst v. Hesse-Wartegg.

Ob sich denn unsere Damen, welche die Weltausstellung von Paris mit ihrem Besuch beglücken, mit diesem Besuch allein zufrieden geben werden? ob sie der französischen Hauptstadt so ruhig wieder den Rücken kehren und trockenen Fußes über den Rhein zurückwandern werden? In Paris ist man doch den atlantischen Seeküsten so nahe, und die Weltausstellung hat die zarten Nerven so sehr in Anspruch genommen, daß eine Seebadereise absolut notwendig wird. Nicht wahr? Absolut notwendig. Väterchen oder Gatte, man wird sich zu dem Opfer, welches das zarte Geschlecht so stürmisch oder so schmeichelnd — je nachdem — fordert, doch entschließen müssen. Nun dann wohl! Aber wohin? Trouville, Vauville, Dieppe sind allerdings die nächsten, am schnellsten zu erreichen. Aber sie liegen in direkt entgegengesetzter Richtung von der Heimat: Wie, wenn man von Paris aus mittels der Chemin de fer du Nord direkt nördlich nach Boulogne oder Ostende oder Blankenberghe führe und von dort nach Deutschland zurückkehrte? Wer kann den Argumenten der Damen widerstehen? — So fahren wir denn nach Norden und nehmen einen Sack voll Erinnerungen an den Eiffelturm und all die schönen ostasiatischen und südamerikanischen Dinge, die wir auf der Ausstellung gesehen, auf die Reise mit. Wir fliegen mit sechzig Kilometer Geschwindigkeit pro Stunde durch die romantische Picardie und bekommen schon bei Abbeville ein bißchen Seeluft zu atmen. Gewaltige, kahle, vom Wind zerzauste Dünenberge begleiten uns auf der Weiterfahrt durch die Gefilde von Artois. Jenseits der Dünen liegt das Meer, aber wir können noch nichts davon erblicken. Erst nach vierstündiger Eisenbahnfahrt, in Boulogne, sehen wir es endlich vor uns daliegen, weit und groß und überwältigend, aber an dieser Stelle doch nicht unbegrenzt, denn am äußersten Horizonte scheinen doch bestimmte scharfe Formen durch die Atmosphäre zu schimmern, nichts anderes als die kahlen weißen Klippen von Folkestone, welche England zu dem Namen Albion verholfen haben. — Boulogne wäre als Seebad wahrscheinlich kaum zu solcher Beliebtheit gelangt, läge es nicht auf der großen Hauptverkehrsroute zwischen England und Frankreich. Jährlich verkehren zwischen Boulogne, dem französischen, und Folkestone, dem englischen Hafen dieser Route eine Viertelmillion Reisende, und da ist es nicht wunder zu nehmen, daß davon einige Tausende hier für einige Wochen kleben bleiben, zumal Boulogne, vom Meere aus gesehen, sich ungemein malerisch ausnimmt. Man braucht hierzu nur in einem der zahlreichen Vergnügungsjachten, welche dem Fremden im Hafen auf Schritt und Tritt mit derselben Beharrlichkeit wie Gondeln in Venedig angeboten werden, eine Seemeile hinaus ins Meer zu segeln. Dann gewahrt man zur äußersten Linken die senkrecht ins Meer hinabstürzenden weißen, kahlen Felswände des Kaps Gris nez (graue Nase), auf welchem der unglückliche Pilatre de Rozier bei seinem kühnen Versuche, von Jena aus per Luftballon nach England zu gelangen, das Leben verlor. Weiter vor uns liegen die zwei, die Hafeneinfahrt von Boulogne bezeichnenden Leuchttürme (S. 1006), und zur Rechten erheben sich abermals weiße Felsenklippen, die vorzeiten mit jenen Englands vereinigt waren. Das weite Thal des Lianeflusses unterbricht die hohe Klippenkette, und in diesem Thale, an den beiderseitigen Berglehnen hinauf, liegt Boulogne mit seinen vielen Türmen und Kuppeln, und dem hohen Obelisk mit der Bronzestatue Napoleons I., ein Denkmal, welches die große zur Invasion Englands bestimmte Armee 1804 ihrem kaiserlichen Feldherrn widmete. — Zu Füßen der Klippen, auf der nördlichen Seite des Hafens, erblickt man lange Batterien von Badekarren, teils am Lande, teils im seichten Strandwasser, von der Brandung bespült. Um sie herum und vor ihnen ergötzen sich die Badenden, andere liegen auf dem trockenen, weichen Dünensand und lassen sich die Schwimmkleider vom warmen Sonnenstrahl am Leibe trocknen. Verrostete runzelige Badeweiber in blauen, wollenen Schürzen trippeln ab und zu, Badediener lenken ihre kräftigen normännischen Pferde, welche die Badekarren aus den Meeresfluten ziehen. Ein schwarzer verwitterter Turm, etwa eine Seemeile vom Lande entfernt und von der Brandung umstäubt, hält hier Wache: der berühmte tour d'ordre, den niemand anderer als der brutale Caligula auf seinem Verwüstungszuge durch Frankreich hier erbauen ließ. Damals stand der Turm noch auf dem Festlande, aber dieses konnte dem Andringen des Meeres nicht widerstehen; ein Streifen von der Breite einer Seemeile wurde im Laufe der Jahrhunderte weggespült, und die Turmtrümmer ruhen heute auf einer Felseninsel, die allein dem Ozean Trotz zu bieten verstanden. Boulogne ist wohl eine französische Stadt, aber ein englisches Seebad, das ist sofort zu erkennen, wenn man die Konzerte oder Theatervorstellungen in dem hübschen Strand-Kasino, oder die vielen Sehenswürdigkeiten der oberen Stadt besucht, oder längs des ungemein malerischen Strandes Ausflüge nach Le Crotois (S. 1009) und dem alten Fischerdörfchen Le Portel (S. 1010) unternimmt. Man wird überall nur Engländer treffen Aber das thut ja der Romantik dieses hübschen Seebadeortes durchaus keinen Eintrag. Boulogne ist besonders an warmen Sommerabenden schön, wenn die untergehende Sonne die bergige Stadt und den Hafen schräg beleuchtet, wenn die kleinen Wellen des Meeres goldig erglänzen und das Bild

des in Feuer getauchten Himmels sich im Meere widerspiegelt. Die beiden massiven steinernen Festungstürme, diese Portierlogen der Hafeneinfahrt, heben sich mit ihren dräuenden schwarzen Mauern seltsam von dieser durchglühten Umgebung ab. — Ist die Sonne untergegangen, die Dämmerung herangebrochen und etwa auch Neumond, dann ist der Hafengier, die „Staccade" (S. 1012) der Lieblingsaufenthalt des jüngeren Teils der Badegäste. Der lange Damm ist in vollständige Finsternis gehüllt — der dienstthuende Zollwächter schläft in seinem Wachthäuschen und so vereinigen sich dann Natur und Menschheit, um Hymens Dienst nach Kräften beizustehen. Ein romantisch angehauchtes Pärchen nach dem anderen huscht an dem schlafenden Zollamtsapostel vorüber, um im Dunkel der Nacht zu verschwinden. — Sie schlendern langsam den langen Einfahrtsdamm entlang; sie stehen an die Brüstung gelehnt und blicken hinab auf den weißen, im Dunklen leuchtenden Meeresschaum, der sich an den mächtigen Pfeilern der Staccade bricht; sie ruhen vielleicht in sanfter Umarmung auf den Ruhebänken, flüstern leise, betrachten die Sterne — —. Wenn dann das Wachtboot der Douane seine Rundfahrt macht, und die hellen Strahlen der Blendlaterne den Hafendamm bestreichen, um nach Schmugglern zu fahnden, dann beleuchten sie nur Schmuggler der Liebe — doch der französische Douanier ist stumm und versteht in so diskreten Fällen auch blind zu sein . . .



Le Portel bei Boulogne (S. 1008).

Die französische Nordbahn bringt uns binnen einer Stunde nach Calais (S. 1015), das den englischen Seeküsten noch um einige Seemeilen näher liegt als Boulogne und demzufolge noch größeren Passagierverkehr aufzuweisen hat, alles nur aus Furcht vor der Seekrankheit. Obschon die Strecke zwischen London und Paris über Folkestone und Boulogne die kürzeste und demgemäß auch die Reisekosten viel geringer sind als über Dover und Calais, zieht doch die große Mehrzahl der Reisenden den Umweg über Calais vor, einfach nur darum, weil die Seereise auf dieser Route um ein Viertelstündchen kürzer ist! Dieser Bedeutung als Hauptverkehrshafen zwischen England und Frankreich entsprechend, erhält Calais augenblicklich großartige Hafenanlagen mit weiten Docks und Bassins, welche auch größeren Seeschiffen zu jeder Flutzeit die Einfahrt gestatten (S. 1017). Frankreich verwendete viele Millionen zur Herstellung und Befestigung dieses wichtigen Hafens, und die Bequemlichkeiten der achtstündigen Reise zwischen den zwei größten Städten des Erdballs sind heute so groß, daß man aus dem Eisenbahnzuge direkt in den Dampfer steigen kann. Die große London-Chatham-Dover Eisenbahn hat in den letzten Jahren an Stelle der alten kleinen Schiffe große prachtvolle Dampfer in den Verkehr gestellt, luxuriös eingerichtete Fahrzeuge, welche die Ueberfahrt nach Dover in kaum mehr als einer Stunde bewerkstelligen und, dort angekommen, ebenfalls direkt an die Eisenbahnzüge anlegen. Mit dieser großen Erleichterung im Passagierverkehr sind deshalb auch die Aussichten auf die Herstellung eines Tunnels unter dem Kanal in die Ferne gerückt, wenn auch nicht ganz beseitigt worden. Der Besucher von Calais wird ein Viertelstündchen westlich der Stadt am Meeresstrande das alte bescheidene Fischerdörfchen Saugate (S. 1020) finden. Dort ist es, wo der unterseeische Tunnel seinen Anfang nehmen soll, und es sind in der That schon bedeutende versuchsweise Vorarbeiten unternommen worden, welche eines Besuches wohl wert sind.

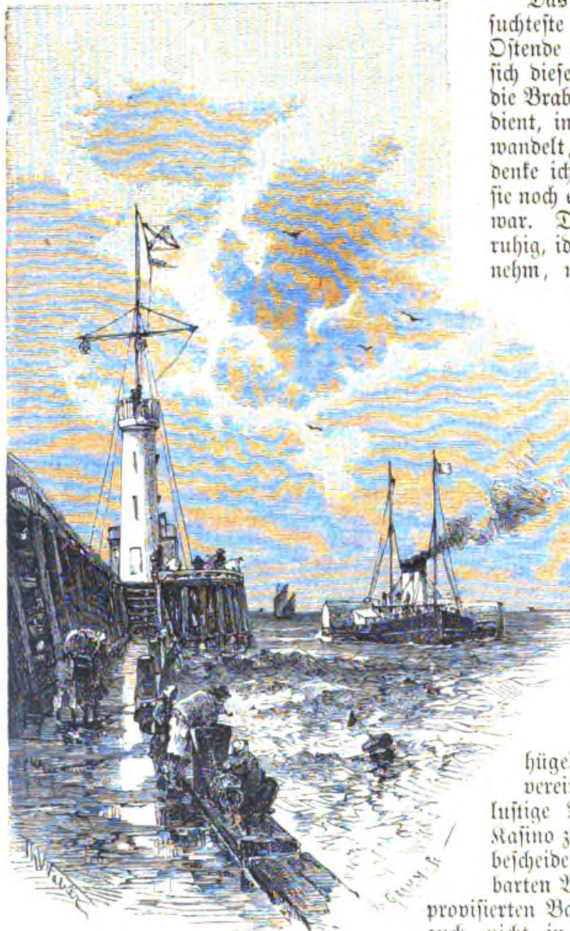
Als Seebad hat sich Calais bisher noch nicht entpuppt, wohl aber das eine Eisenbahnstunde weiter östlich, schon nahe der belgischen Grenze gelegene Dünkirchen mit seinem hübschen Seebadestrande Rosendaal.

Rosendaal in Frankreich! Der Name allein verrät uns schon, daß wir uns in dem französischen Flandern befinden, dessen Bevölkerung trotz der Herrschaft der Franzosen durch und durch vlämisch geblieben ist. Dünkirchen mit seinem Rosendaal lag aber weit abseits von den großen Verkehrsrouten, es wurde so wenig besucht und kam, die starke Festungsgarnison ausgenommen, so wenig in Berührung mit den jetzigen Herren des Landes, daß uns sein durchaus vlämischer Charakter nicht wunder nehmen darf. Dazu war Dünkirchen seit jeher, aber wahrhaftig nicht aus Eitelkeit, in gar enges Festungsmieder eingeschnürt, aus welchem statt zweier gleich ein Dutzend Bastionen hervorstanden; eine vlämische eiserne Jungfrau, welcher im Laufe der Zeit Könige und Herzöge zu Füßen lagen und mit Schwert und Kanonen um ihren Besitz buhlten. Noch heute sind diese Fesseln nicht gesprengt, nur ist die eiserne



Le Crotois bei Boulogne (S. 1008).

Jungfrau etwas zugänglicher geworden. Ihr Hafen wird von zahlreichen Schiffen besucht, durch ihre Pforten brausen Lokomotiven, und der Umgang mit internationalen Touristen hat sie modernisiert. Sie warf eine elegante Pariser Toilette über den eisernen Panzer und gibt sich dem eleganten Leben mehr hin als früher. Dazu gehört nun im Sommer offenbar auch ein Seebad und dieses entwickelte sich, dank der vielen günstigen Bedingungen, die hierfür vorhanden sind, erstaunlich



Die Staccade in Boulogne (S. 1009).

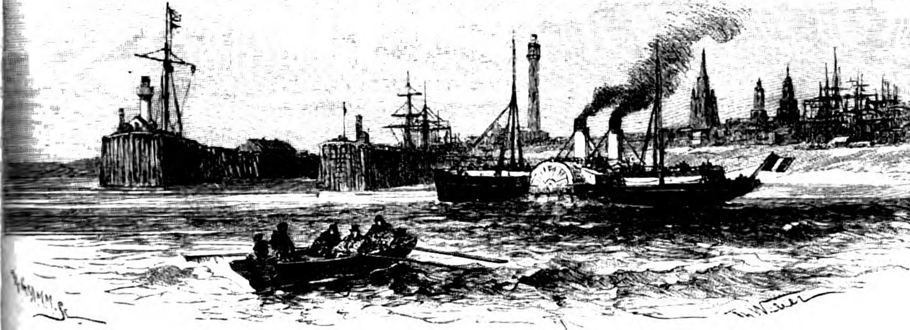
schnell. Von Rosendaal aufwärts ist die ganze belgische Seeküste bis an die Mündung der Schelde sozusagen ein einziger Seebadeort. Nichts hat sich so rasch in unser modernes gesellschaftliches Leben eingebürgert als der Aufenthalt an der See. Wo hätten unsere Väter je daran gedacht, ihr liebes Aachen, Spa, Wiesbaden oder Homburg zu gunsten eines Aufenthaltes an der kahlen, sandigen Seeküste zu opfern? Wo hätten sie geträumt, daß wir, ihre Kinder, auf unserer Reise dorthin mit Wohlbehagen an diesen großen schönen Badeorten vorübereilen würden, ohne auch nur die Nasenspitze, diesen neugierigsten Teil des menschlichen Körpers, aus dem Waggonfenster herauszustrecken?

Eine einzige Generation hat hingereicht, um aus den elenden, ganz vergessenen, vom Winde verblasenen, sandverwehten Fischerdörfern ganz stattliche Städte mit großen Hotels, prachtvollen Strandpromenaden, mit Gas, Elektrizität, Eisenbahnen und Telegraphen zu schaffen! Immer neue Namen tauchen im Bädeker und Murray auf, und während beispielsweise vor einigen Jahren erst Heyst und Wijk-aan Zee „entdeckt" wurden, sind heuer Middlekerke, La Panne, Nieuport, Knocke und Gott weiß welch andere Seebadeorte an der Tagesordnung.

Das größte, bedeutendste, besuchteste all dieser Seebäder ist aber Ostende geworden. Wie rasch hat sich diese vlämische Schöne, welcher die Brabançonne als Wiegenlied gedient, in eine Pariser Kokette verwandelt, und fast mit Wehmut denke ich an die schönen Zeiten, da sie noch ein einfaches Fischermädchen war. Das Leben war hier einfach, ruhig, idyllisch, die Gesellschaft vornehm, nur dem Bade, den Promenaden und höchstens ein paar unschuldigen Unterhaltungen geselliger Natur gewidmet. Man streckte mit dem größten Behagen am Morgen seine bloße Rückseite der anstürmenden Brandung des Meeres zum Kusse dar und trollte des Nachmittags in dem von dem Winde zusammengeblasenen Sandhaufen längs der Seeküste umher, als wären es lauter Interlaken und Engadins, jeder Grasfleck ein Tannenwald, jeder Sandhügel ein Rigi. Des Abends vereinigte sich die junge tanzlustige Welt in dem bescheidenen Kasino zu Ostende oder in dem noch bescheideneren Kursaal des benachbarten Blankenberghe zu einem improvisierten Ball, zu welchem man, wenn auch nicht in Schwimmhosen wie zum Bade, so doch in gewöhnlicher Nachmittagstoilette erscheinen konnte.

Es war ein köstlicher Nirwanazustand, und die aus dem graugefleckten Himmel, dem grünen Meere und den gelben Dünen gebildete einfache Staffage genügte den Besuchern vollkommen. Jeder Mensch, dem die Sonne wahrer Lebensfreude, wenn auch nur durch eine Dachluke ins Herz hineinschaut, fühlt wohl einmal im Jahre das Bedürfnis, Zepter und Kronen, Schwert und Feder beiseite zu legen und sich ein wenig ungekünsteltem Naturleben hinzugeben. Den ganzen Winter über ist man doch gezwungen, mit den Posamentierwaren gesellschaftlicher Distinktion, Goldstickereien und Ordensbändchen, Achselklappen und Portepees umherzuspazieren, und welchen Genuß gewähren dem solchermaßen austapezierten Menschen einmal Wald und Feld, idyllisches Bauern- und Fischerleben! — Dies war nun in früheren Jahren in Ostende und Blankenberghe reichlich zu finden, aber heute ist es dort anders geworden! Die simple Badewelt von damals hat einer aufgedonnerten, talmigoldenen Gesellschaft Platz gemacht, die einfach an den Meeresstrand kommt, weil es Mode geworden, und welcher als höchstes irdisches Glück Prunk- und Paradiersucht, Klatsch und Schwatz erscheint. Ostende ist heute kein idyllisches Seebad mehr, wie Heyst und Knocke, La Panne und das herrliche Dornburg bei Vlissingen. Es ist ein Babel, ein Pariser Boulevard, ein Stück Ringstraße, ein Haymarket, an die Seeküste verpflanzt. Ungeheure vier- und fünfstöckige Hotels mit aufgebauschten, anspruchsvollen Fronten, prächtige glanzvolle Villen, große Cercles und Klubs drängen einander, den geräumigen Kursaal, diese Riesen-Karawanserai in ihrer Mitte. Die Seebäder scheinen nebensächlich eine Art Vorwand für luxuriöses Leben am Meeresstrande zu sein, und es ist nicht der Badeplatz mit seinen Salinen, seinen in tiefen, weichen Sand aufgepflanzten Zelten, sondern der Kai, der Ballsaal, das Kasino, der Klub und — der Spieltisch, um welchen sich das Leben konzentriert. Selbst in den Straßen der Stadt Ostende sieht man diesen luxuriösen Charakter ausgeprägt, und nur im Hafen ist noch alles ursprünglich, urwüchsig geblieben (S. 1018). Es soll damit dem schönen eleganten Seebade kein Vorwurf gemacht werden, denn was dem einen überflüssig erscheint, ist dem anderen ein Bedürfnis. So werden sich im Laufe jeder Saison immer einige Federn finden, welche Ostende als ein irdisches Paradies darstellen, in der Schilderung von Vergnügungen, von Wettrennen, von Klatsch und Damentoiletten schwelgen. Sie schreiben wohl mit jenen leichten, hohlen Kielfedern, den Flügeln einer Gans entrissen.

Wer in Ostende die reine, unverfälschte Natur genießen will, wer sein Bad gerne allein nehmen möchte, ohne vor und neben sich halbweltliche Najaden in durchschimmernde Gewebe gekleidet passieren zu sehen, der muß Ostende im Hochsommer besuchen. Das Gros der Badegäste hat dann dem Meeresstrande den Rücken gekehrt, um in Baden-Baden oder Homburg die gleiche Lebensweise (selbstverständlich mit Ausnahme der Tableaux vivants im seichten Seewasser) fortzusetzen – man ist mit ein paar gleichfühlenden, gleichdenkenden Menschen allein. Wenn auch zuweilen der Wind ein wenig heftiger bläst und das Meer zu schaumgekrönten Wellen peitscht (S. 1022), wenn auch der Dünensand vor ihm auf der kahlen Promenade hergejagt, die Luft schärfer, die Abende kühler werden: die Natur bleibt doch gleich groß. Delphinengleich heben sich die Strandwellen auf dem Meere empor, um, im hohen Bogen auf den Strand fallend, sich dort zu brechen und schäumend wieder zurückzufließen. In unaufhörlicher Folge eilen die weißen Schaumkämme gegen das Land, als wären



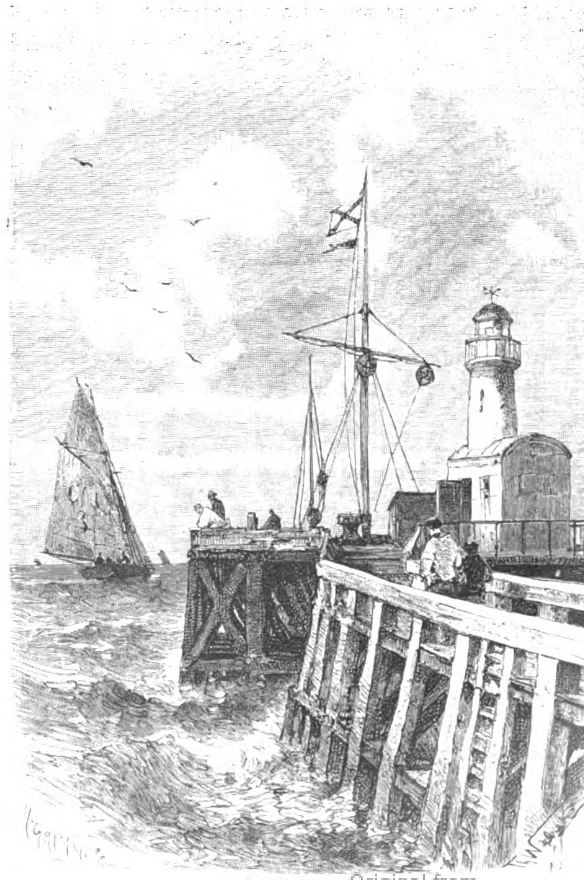
Calais (S. 1009).

sie die weite Reise über den Ozean müde, als sehnten sie sich, am Busen der Mutter Erde zu sterben.

Ist das große Ostende in den heißen Sommermonaten der Sammelpunkt einer höchst internationalen Gesellschaft, so kann das nahe Blankenberghe (S. 1024) als ein Sammelpunkt des koloniengründenden Deutschlands angesehen werden. Die Kolonie, die es hier am belgischen Meeresstrande geschaffen, hat entschieden eine größere Bedeutung erlangt als alle Kameruns und Angra Pequenas. Es gibt hier kein Palmöl, keine Kokosnüsse; das Hauptprodukt besteht in Nerven- und Geistesstärkung. Mutter Natur hat den Strand zwischen Ostende und Blankenberghe der Hauptsache nach freilich auch nur mit denselben Segnungen bedacht wie Angra Pequena: Dünensand und Meerwasser, aber für Badekolonisten gibt es hier doch bessere Einrichtungen. Der Strand hat eine kaum merkliche Neigung gegen das Meer und ist so eben und flach wie ein Tisch; auf je 100 m Entfernung laufen von den hohen grasüberwachsenen Dünen starke gemauerte Sporne ins Meer, deren tief im Wasser steckende Köpfe eine Haube aus Weidengeflecht tragen — Anker für den Strand bildend, der sonst von den ewig wühlenden, ewig die Küste benagenden Fluten bald weggespült würde. Und damit es die Badenden hier recht bequem haben, hat die Natur den Strand noch mit einer dicken Schichte des feinsten Sandes bestreut, wie Zucker auf einem Gugelhopf. Die Badeverwaltung that das übrige. Neue schöne Ankleidekabinen auf Rädern, damit man dem zur Ebbezeit weit von der Promenade zurückgehenden Meere folgen kann und die Badenden in ihrem wenig malerischen Kostüme auf dem trockengelegten Sand nicht Spießruten laufen müssen. Eine doppelte Reihe Bojen (Ankerfässer) bezeichnet die Linie im Meere, wo man zur Ebbe- und Flutzeit den Grund verliert, also die Grenze für Nichtschwimmer; und zwischen jedem der Sporne schaukeln noch überdies Rettungsboote mit geübten Schwimmern, die auf die tolle Badegesellschaft ein wachsames Auge haben.

Alle diese Einrichtungen haben Blankenberghe innerhalb weniger Jahre zu dem besuchtesten und beliebtesten Bade am Nordstrande gemacht. An die zwanzigtausend Gäste pflegen alljährlich nach diesem reizenden Sommeraufenthalte zu pilgern. Aber auch hier fängt der internationale Badekarneval bereits an, sich einzunisten. So schlimm wie in Ostende, in Dieppe und Trouville wird es voraussichtlich niemals werden können, dank der nach Hunderten zählenden belgischen Familien, welche sich hier auf der Digue eine 2 km lange Reihe von Villen erbauten, und mit ihren Familien ein höchst ehrbares, ruhiges Stammpublikum bilden. Indessen haben das neue Kasino, die vielen Festlichkeiten, und die Ueberfüllung Ostendes das früher so bescheidene Blankenberghe doch schon mit einem Fuße in den Strudel des fashionablen Badelebens hineingezogen, während es mit dem anderen Fuße noch mitten im vlämischen Dorfleben zu stecken scheint. Die Ortsverwaltung scheint nicht einzusehen, daß von den zwanzigtausend Kurgästen neunzehntausend hierherkommen, um sich zu erholen, ihre Gesundheit und ihre Nerven zu pflegen; sie will ihnen auch noch Vergnügungen roher Natur aufdrängen und diese haben in der letzten Zeit in unangenehmer Weise überhand genommen. Hat man aus Ostende einen Pariser Boulevard gemacht, so eilt Blankenberghe dank der Fürsorge des bäuerlichen Vergnügungskomitees rasch dem Niveau des Wurstelpraters des Pariser St. Cloud-Volksfestes oder anderen Vergnügungsorten des großstädtischen niederen Plebses entgegen. Trompetenblasen, Scheibenschießen, Fackelzüge, Wettrennen, lärmende Reträte und das Gebrüll von Bauerngesangvereinen sind hier im Hochsommer allwöchentlich mehrmals an der Tagesordnung, und Tausende strömen dann aus den umliegenden Ortschaften auf den sonst so ruhigen eleganten Badestrand. Am frühen Morgen schon, wenn die fremden Badegäste noch in den Federn liegen, werden sie dann durch Getrommel und Gebläse aus dem Schlaf geschreckt. Dorfmusikbanden — man weiß, was das heißt — marschieren die Promenade auf und ab, und blasen, um die Mauern dieses vlämischen Jericho erbeben zu machen. Restaurants und Cafés, vor allem aber der Badestrand sind an solchen „Tours de fêtes“ tagsüber mit diesen kuriosen Badegästen gefüllt, die Kurgäste aus ihrer gewohnten Tagesordnung verdrängend.

An solchen Tagen, wenn Tausende fremder, mitunter der Seife recht bedürftiger Dorfgäste die Stadt erobert haben und das Tohuwabohu bis in die Nacht hinein kein Ende nimmt, thut man wohl, sich auf die Sanddünen gegen Heyst oder Knocke zu flüchten, oder einen Ausflug über die holländische Grenze nach der idyllischen Inselwelt in den Scheldemündungen zu unternehmen, nach Walkeren, dessen berühmter „gouden dyke“ von Nordorst her an hellen Tagen von Blankenberghe aus



Calais (S. 1010).



Ostende (S. 1014)

gesehen werden kann, und dessen alte Hafenstadt Vlissingen (S. 1027, 1028) dem Aussehen nach ganz in vergangenen Jahrhunderten steckt. Wie Vlissingen, so ist die ganze Insel Walkeren mit ihrer pittoresken Hauptstadt Middleburg, ihren großen parkumgebenen Herrensitzen und ihren reinlichen, blühenden Dörfern eines Besuches wert. Wer weiß, wie lange sie noch in ihrer köstlichen Urwüchsigkeit von heute verharren wird? Wer weiß, ob nicht schon die nächsten Jahre auf jenen Dünen, die heute noch zahllosen Seehunden zum Spielplatz dienen, große Hotels und Kurhäuser entstehen sehen werden? Dann werden die „moje Meisies“ von Oostkapelle und Dornburg ihre Holzpantoffeln, ihre langen schwarzen faltigen Kleider und Halskrausen à la van Dyck allmählich ablegen, und bald ebenso kokett in Stöckelschuhen und strammem Mieder einherstolzieren, wie jene der belgischen Seeküsten.

Die neuen Regimentsnamen im preußischen Heere.

Von

B. Poten.

Gelegentlich der ersten Feier seines Geburtstages, welche er am 27. Januar 1889, dreißigjährig, als Deutscher Kaiser und König von Preußen beging, hat Wilhelm II. einem althergebrachten Brauche, darin bestehend, daß einzelne Regimenter zu Ehren und zum Gedächtnis hervorragender Kriegsleute deren Namen führen, eine neue Form und weitere Ausdehnung gegeben.

Der Brauch hängt mit dem Ursprunge der stehenden Heere zusammen.

Als nach dem Verschwinden der Lehensverfassung die Kriege mit geworbenen Truppen geführt wurden, benannte man die Regimenter in der Regel nach den Namen derjenigen Offiziere, welche dieselben aufgestellt hatten und sie befehligten. Abweichungen von dieser Regel sind selten, sie kommen z. B. bei den Schweden vor:

„Ihr nennt Euch Wrangel?“
„Gustav Wrangel vom blauen Regimente Südermannland“

läßt Schiller den schwedischen Abgesandten auf die Frage Wallensteins erwidern. Auch wo es sich um Garden, Trabanten, Leibregimenter und dergleichen handelt, führen sie die Namen der Obersten nicht. Wurde nach Beendigung des Krieges oder nach Ablauf des Werbevertrages das Regiment aufgelöst, so verschwand auch der Name, um vielleicht an einer ganz anderen Stelle wieder aufzutauchen; ward es im Dienst behalten, so erhielt er sich so lange, als der Träger desselben an der Spitze der Truppe stand; mit dem Wechsel in seiner Person änderte sich auch die Benennung des Regiments.

Aehnlich ist es noch jetzt in Bayern, wo jedes Regiment seine Nummer und den Namen seines Inhabers führt. Wechselt dieser, so ändert sich, einige Ausnahmen abgerechnet, auch der Name des Regiments. So war es, aber ohne daß es bleibende Bezeichnungen nach einem früheren Chef gegeben hätte, auch in Brandenburg-Preußen. Erst nach dem Siebenjährigen Kriege erhielten hier, um de[r] wachsenden Verwirrung, welche aus de[m] fortwährenden Wechsel hervorging, entgegenzuarbeiten, die Regimenter neben de[n] Namen der Chefs Nummern; im mündlichen Verkehr wurden sie jedoch lediglic[h] nach den Chefs benannt.

Dieses Verhältnis wurde gelegentlic[h] der Neuaufrichtung des preußischen Heere[s] nach dem Frieden von Tilsit grundsätzlich geändert. Die Veranlassung wa[r] eine äußere. Bei der gänzlichen Umgestaltung des Wirtschaftswesens verloren di[e] Chefs die von ihnen bisher dem Namen nac[h] geführten Kompanien, samt den aus ihne[n] gezogenen Einnahmen, und damit eine[n] großen Teil des Interesses, welches sie bi[s] dahin mit ihren Regimentern vereint hatte[n]; zugleich ward der Offiziersersatz ein andere[r]; die Regimentschefs büßten den Hauptte[il] des Einflusses ein, welcher ihnen in Beziehung auf diesen wichtigen Gegenstan[d] eingeräumt gewesen war, und ihre Stellun[g] ward lediglich zu einer Ehrenstellun[g]. Gleichzeitig erhielten die Regiment[er], welche jetzt, die Garde zu Fuß, die Gar[des] du-Corps, die Schillschen Husaren u[nd] dessen Grenadiere ausgenommen, sämtl[ich] sogenannte Kantons, d. h. Bezirke, a[us] denen sie ihre Rekruten bezogen. D[ie] Folge davon war, daß die Regimen[ter] fortan durch Provinzialbezeichnungen u[nd] Nummern unterschieden wurden; nur ei[n]zelne Regimenter hatten überhaupt n[och] Chefs. Bei diesen wurde der Name de[s]selben zunächst noch in Klammern neb[en] jenen Bezeichnungen geführt; im Deze[m]ber 1809 befahl König Friedrich Wilhel[m], daß er in Dienstschreiben und Listen ga[nz] wegbleiben und nur noch im mündlic[hen] Verkehr gebraucht werden solle.



Sangate bei Calais (S. 1011).

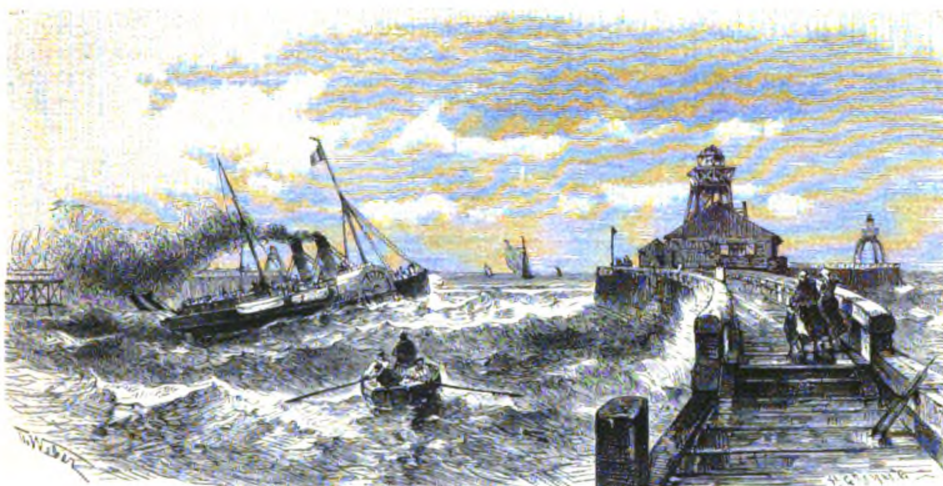
So war es während des Be- reiungskrieges von 1813/14; jedoch erloren nach dem Waffenstillstande vom Sommer 1813 das Garderegiment zu Fuß, ie Garde du Corps und die Gardejäger hre fortlaufenden Stammnummern, das Garderegiment zu Fuß erhielt, abgesondert avon, die Nummer 1 und ein 2. Garde- egiment zu Fuß trat ihm zur Seite. Nach dem ersten Pariser Frieden ber wurde befohlen, daß die Linienregimenter in den einzelnen Truppengattungen durch Ziffern be- eichnet werden sollten. Nach mancherlei Schwankungen, von denen einzelne Waffen- oder Truppengattungen be- offen wurden, war die Bezeichnung diglich nach er Nummer ir alle Waf- n die fast usschließ- che Norm geworden, als König Wil- elm I. gelegentlich der Neugestaltung des reußischen Heerwesens im Jahre 1860 die ezeichnung nach Nummer und gleichzeitig ach der heimatlichen Provinz wiederher- ellte. Auf die Garden und die beiden eibhusarenregimenter ward die landsmän- ische Bezeichnung nicht ausgedehnt.

Nur zwei Regimenter führten Namen, ie Gardegrenadierregimenter Kaiser Ale- nder und Kaiser Franz. Nach und nach urde diese Auszeichnung ausgedehnt, nd so finden wir an jenem 27. Januar 889 bei einer ganzen Reihe von Regi- entern neben Nummer und Provinz noch nen Namen.

Bevor wir dieselben aufführen, müssen nige Aenderungen erwähnt werden, welche ährend seiner kurzen Regierungszeit Kai- er Friedrich III. angeordnet hatte. erselbe befahl:

Das Grenadierregiment Kronprinz . Ostpreußisches) Nr. 1 heißt „Kaiser- enadierregiment Nr. 1"; das Königs- enadierregiment (2. Westpreußisches) r. 7 wird, unter Fortfall der Provinzial- zeichnung, nach seinem hochseligen Chef önig Wilhelm I. benannt; von des Kaisers genen Regimentern, deren Chef er als ronprinz gewesen war, ohne daß sie seinen amen geführt hatten, erhielt das Grena- erregiment Nr. 11 die Benennung „Gre- dierregiment Kronprinz Friedrich Wil- lm", das 2. Schlesische Dragonerregiment r. 8 ward schlichtweg „Kaiserdragoner- giment" genannt. Es waren hierdurch gentümliche Verhältnisse entstanden, so ß es beispielsweise ein 1. und ein 3., aber kein 2. Schlesisches Dragonerregiment gab. Das 2. Leibhusarenregiment hieß „Kaiserinhusaren Nr. 2".

Kaiser Wilhelm II. nahm in diesen Anordnungen von neuem einige Aenderungen vor, und so finden wir in der dem Herrscher an seinem Geburtstage überreichten „Rang- und Quartierliste" an Namen, welche außer der landsmännischen und der ziffermäßigen noch weitere Bezeichnungen enthalten, abgesehen von badischen und



Ostende (S. 1014).

anderen nichtpreußischen Regimentern, die nachstehenden:

Die schon erwähnten Gardegrenadierregimenter Kaiser Alexander und Kaiser Franz, das 3. Gardegrenadierregiment Königin Elisabeth, den Namen der Gemahlin König Friedrich Wilhelms IV. fortführend; das 4. Gardegrenadierregiment Königin, als dessen Chef die Kaiserin und Königin Großmutter genannt ist; das ebenfalls schon genannte 1. Grenadierregiment König Friedrich III. (1. Ostpreußisches) Nr. 1, das Grenadierregiment König Friedrich Wilhelm IV, (1. Pommersches) Nr. 2; das Grenadierregiment König Wilhelm I. (2. Westpreußisches) Nr. 7; das Leibgrenadierregiment (1. Brandenburgisches) Nr. 8, „wegen des rühmlichen Verhaltens bei der Verteidigung Kolbergs", bei welcher seine Stammtruppenteile, ein pommersches und ein neumärkisches Reservebataillon, das Grenadierbataillon des tapferen Waldenfels und das Schillsche Fußvolk, sich hervorgethan hatten, schon 1808 durch den Namen „Leibinfanterieregiment" ausgezeichnet und seitdem im preußischen Heere allgemein nur „Leibregiment" genannt; das Kolbergsche Grenadierregiment (2. Pommersches) Nr. 9; das obenerwähnte Grenadierregiment Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesisches) Nr. 11; das Infanterieregiment Prinz Friedrich der Niederlande (2. Westfälisches) Nr. 15, dessen Chef dieser Prinz (1797—1881), preußischer Generaloberst der Infanterie, Jugendfreund Kaiser Wilhelms I., und Gemahl seiner Schwester, nachdem es ihm nach dem Tode von Bülow von Dennewitz 1816 verliehen worden war, bis zu seinem eigenen Ableben gewesen ist; das 4. Brandenburgische Infanterieregiment Nr. 24 (Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin), so benannt zu immerwährendem Gedächtnis seines im Kriege von 1870/71 als Feldherr bewährten Chefs (1823—1883); das Infanterieregiment Prinz Friedrich Karl von Preußen (3. Brandenburgisches) Nr. 64, des großen Heerführers (1828 bis 1885) Namen für immer mit einem seiner märkischen Regimenter verbindend, die er geschult und die er zu so vielen Siegen geführt hat; das 5. Thüringische Infanterieregiment Nr. 94 (Großherzog von Sachsen), durch diesen Zusatz auf die heimatlichen Verhältnisse seines Ersatzes hinweisend; das Leibkürassierregiment (Schlesisches) Nr. 1, von welchem weiter die Rede sein wird; das Kürassierregiment Königin (Pommersches) Nr. 2, schon vor dem Jahre 1806 das Regiment der Königin, von dessen Thaten wir noch hören werden; das Ostpreußische Kürassierregiment Nr. 3 Graf Wrangel, in dessen Reihen, als ein Teil desselben Auerdragoner hieß, der alte Wrangel (1784—1877) seine Dienstlaufbahn begonnen hatte; das Brandenburgische Kürassierregiment (Kaiser Nikolaus I. von Rußland) Nr. 6; das Dragonerregiment Prinz Albrecht von Preußen (Litauisches) Nr. 1, bestimmt, das Andenken an Kaiser Wilhelms I. jüngsten Bruder (1809 bis 1872) fortzuführen, der, jüngeren Generalen freiwillig nachstehend, aber nicht gewillt, seinem militärischen Range zuliebe, der Teilnahme am Kampfe zu entsagen, in den Jahren 1866 und 1870/71 größere Reiterkörper befehligte; das bereits genannte Dragonerregiment Nr. 8; die beiden Leibhusarenregimenter; dann vier Husarenregimenter, deren Namen eine Erläuterung überflüssig erscheinen lassen: das Brandenburgische Husarenregiment (Zietensche Husaren) Nr. 3, das Pommersche Husarenregiment (Blüchersche Husaren) Nr. 5, das Husarenregiment König Wilhelm I. (1. Rheinisches) Nr. 7, das Husarenregiment Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, König von Ungarn (Schleswig-Holsteinisches) Nr. 16; zwei Ulanenregimenter, welche russischen Kaisern zu Ehren ihre Namen führen, das Ulanenregiment Kaiser Alexander III. von Rußland (Westpreußisches) Nr. 1 und das 1. Brandenburgische Ulanenregiment (Kaiser

Alexander II. von Rußland) Nr. 3; endlich drei Artillerieregimenter, welche hinter ihrem Namen die Benennung (Generalfeldzeugmeister) haben, das 1. und 2. Brandenburgische Feldartillerieregiment Nr. 3 und Nr. 18 und das Brandenburgische Fußartillerieregiment Nr. 3; die gemeinsame Bezeichnung erinnert an den gemeinsamen Ursprung aus der 3. Artilleriebrigade.

Die angeführten Benennungen sind gegenwärtig nicht mehr ganz genau, da im Interesse der Gleichförmigkeit des Ausdrucks einige kleine Aenderungen, meist nur Umstellungen der Wörter, angeordnet sind.

Den bestehenden Auszeichnungen fügte Kaiser Wilhelm II. — eigentlich müssen wir sagen: König Wilhelm II., denn für sein preußisches Heer ist der Kriegsherr König, die Regimenter desselben sind königliche, nicht kaiserliche — durch eine an das Kriegsministerium gerichtete Kabinettsordre vom 27. Januar 1889 eine Reihe weiterer hinzu. Der Befehl lautet: „Ich will das Andenken an meine in Gott ruhenden erhabenen Vorfahren, sowie diejenigen hochverdienten Männer, welche im Kriege und im Frieden ihnen mit besonderer Auszeichnung zur Seite gestanden und sich gerechte Ansprüche auf die dankbare Erinnerung von König und Vaterland erworben haben, dadurch ehren und für alle Zeiten lebendig erhalten, daß ich Regimentern und Bataillonen meiner ruhmreichen Armee ihre Namen verleihe."

A tout seigneur tout honneur. Wir lassen bei der Aufzählung der 77 Regimenter, welche „zur Erinnerung" an einzelne Persönlichkeiten und Familien Namen erhielten, diejenigen vorangehen, welche nach den Mitgliedern fürstlicher Geschlechter getauft wurden, und beginnen mit dem Hause der Hohenzollern:

Den Reigen eröffne der Große Kurfürst, der Begründer des brandenburgischen Heerwesens, welches unter ihm schon bei Warschau und bei Fehrbellin ahnen ließ, was es dereinst sein werde. Ein Kürassierregiment, das Schlesische Nr. 1, bisher Leibkürassierregiment zubenannt, ist es, welches seinen Namen führt. Im Jahre 1874 durfte es die Feier desjenigen Tages begehen, an welchem der Oberstleutnant Joachim Ernst von Grumbkow es als „Leibdragonerregiment" aus den kurfürstlichen „Hofstaats- und Küchendragonern" bildete; drei Jahre vorher hatte er die letzteren zum Zweck der Verwendung als berittene Boten und Meldereiter und als Bedeckung für den kurfürstlichen Troß errichtet.



Blankenberghe bei Ostende (S. 1015).

Nur Grenadierregimentern sind die Namen preußischer Könige verliehen. Nach dem ersten derselben, Friedrich I., der, seit 1688 Kurfürst, am 18. Januar 1701 zu Königsberg die Krone der „Könige in Preußen" sich auf das Haupt setzte, ist das 4. Ostpreußische Grenadierregiment; nach Friedrich Wilhelm II., seinem Nachfolger, dem Soldatenkönige, der die Grenadiere seiner Potsdamer Riesengarde, die „langen Kerle", wie seine Kinder liebte und den preußischen Offizierstand schuf, ist das 2. Ostpreußische Grenadierregiment Nr. 3, den neuesten Forschungen zufolge das älteste Regiment im Heere, benannt; die Ehre, den Namen „Grenadierregiment König Friedrich II." zu führen, ist dem 3. Ostpreußischen Regiment Nr. 4 zu teil geworden; das 1. Schlesische Grenadierregiment Nr. 10 erinnert an König Friedrich Wilhelm II.; das Leibregiment hat die Benennung „Leibgrenadierregiment König Friedrich Wilhelm III. (1. Brandenburgisches) Nr. 8" erhalten; dem Andenken der nachfolgenden Könige waren die Denkmäler, wie wir gesehen haben, bereits gesetzt.

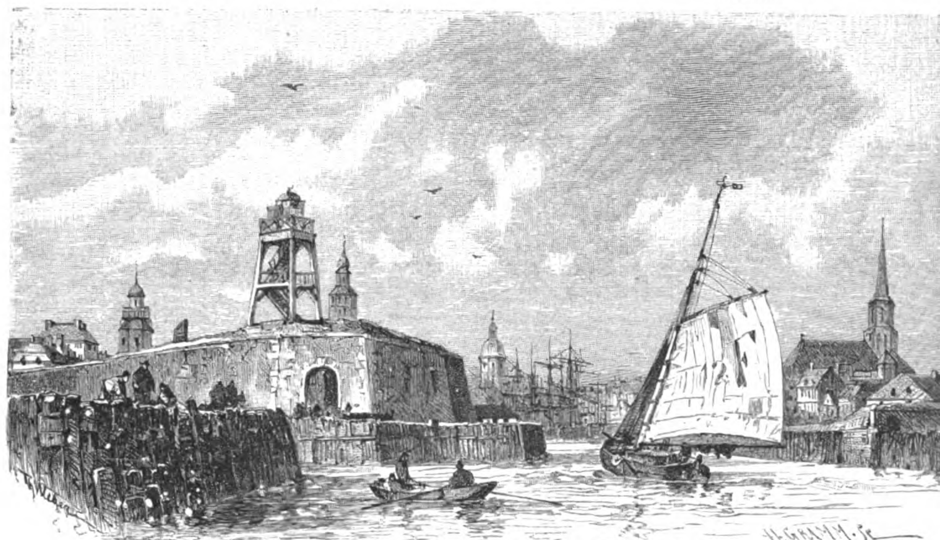
Es folgen die preußischen Prinzen: Louis Ferdinand (1772—1806), im Jahre 1806 der Führer der Franzosenfeinde in Berlin, der am 10. Oktober bei Saalfeld fiel — ein Husarenwachtmeister tötete ihn im Handgemenge, elf Wunden bedeckten seinen Leib —, durch seinen Namen ist das 2. Magdeburgische Infanterieregiment Nr. 27 geehrt; den des Prinz Heinrich (1726—1802) führt das Brandenburgische Füsilierregiment 35, dieselbe Nummer trug in der alten Armee das Regiment des Prinzen, des Bruders Friedrichs des Großen und seines Nebenbuhlers um den Ruhm als Feldherr, hochverdient durch seine Leistungen im Siebenjährigen Kriege, der später schmollend auf dem Schlosse zu Rheinsberg saß; ein Feldartillerieregiment, das Ostpreußische Nr. 1, erinnert an die Verdienste des Prinzen August (1779 bis 1843) um die Waffe, auf dem Rückzuge nach der unglücklichen Schlacht bei Jena fiel er am 28. Oktober 1806 bei Prenzlau nach heldenhafter Gegenwehr in französische Gefangenschaft, nach Friedensschluß stellte sein königlicher Vetter Friedrich Wilhelm III. den Prinzen an die Spitze der Artillerie, die er, nachdem er 1813/14 eine aus allen Truppengattungen zusammengesetzte Brigade befehligt hatte, 1815 bei der Belagerung französischer Festungen in genialer Weise zu verwenden wußte.

Ihnen reiht ein Prinz aus einer Nebenlinie des Königlichen Hauses, Brandenburg-Schwedt genannt, der Markgraf Karl (1705 bis 1762) sich an, ein Enkel des Großen Kurfürsten, einer der Paladine Friedrichs II., der ihn un bien honnête homme, bon patriote et mon bon et ancien ami nennt; mit Recht führt ein brandenburgisches Regiment, das 7. Brandenburgische Nr. 60, seinen Namen.

Der Benennung des Hohenzollernschen Füsilierregiments Nr. 40 ist zur Erinnerung an den früheren Chef des Regiments, den Fürsten Karl Anton von Hohenzollern (1811—1885), erfolgt, welcher 1849 sein Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen an Preußen abtrat und später als das Haupt des „Ministerium der neuen Aera" an der Spitze der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in Preußen stand. Sein Sohn, Fürst Leopold, ist ihm auch als Chef des jetzigen Füsilierregiments Fürst Karl Anton von Hohenzollern gefolgt.

Das Fürstenhaus der Askanier hat von jeher eine große Zahl seiner Mitglieder in den Dienst des brandenburgisch-preußischen Heeres gestellt. Schon unter den Feldmarschällen des Großen Kurfürsten finden wir den Fürsten Johann Georg II. von Anhalt-Dessau, die neueste Rang- und Quartierliste weist vier Fürsten und Prinzen Anhalt, vom General der Infanterie bis zum Sekondeleutnant, auf. Die Namen von zwei Regimentern mahnen an dieses Verhältnis: der des Infanterieregiments Fürst Leopold von Anhalt-Dessau (1. Magdeburgisches) Nr. 26 und der des Infanterieregiments Prinz Moritz

von Anhalt-Dessau (5. Pommersches) Nr. 42. Die Paten sind der alte Dessauer (1676—1747), der Waffenbruder und Gesinnungsgenosse König Friedrich Wilhelm I., dem aber der große Nachfolger zeigen mußte, daß der König von Preußen sein Heer selbst befehligen wolle und daß alle, die in demselben dienten, ihm zu gehorchen hätten, und der durch den Sieg bei Kesselsdorf eine lange soldatische Laufbahn glänzend beendete, und der berühmteste unter seinen fünf Söhnen (1712—1760), der auf dem Schlachtfelde von Leuthen, wo Friedrich ihm sagte: „Sie haben mir in dieser Bataille geholfen, wie es noch nie von einem geschehen", zum Generalfeldmarschall ernannte Prinz Leopold, den tückische Krankheit dahinraffte, bevor er den glorreichen Ausgang des Kampfes sehen konnte, in dem er so ruhmvoll gestritten hatte.



Vlissingen (S. 1018).

Je zwei Regimenter sind nach württembergischen und braunschweigischen Fürsten benannt.

Die der Württemberger sind Reiterregimenter: das Kürassierregiment Herzog Friedrich Eugen von Württemberg (Westpreußisches) Nr. 5 und das Ulanenregiment Prinz August von Württemberg (Posensches) Nr. 10; der Name des ersteren erinnert an jenen Friedrich Eugen (1732 bis 1797), der siebzehnjährig als Dragoneroberst in den preußischen Dienst getreten, in diesem den ganzen siebenjährigen Krieg mitkämpfte, in Pommern selbständig gegen Russen und Schweden befehligte und als regierender Herzog im Schwabenlande starb, den Stammvater des jetzigen Königshauses; das Ulanenregiment heißt nach dem Prinzen August (1813—1885), welcher 1866 und 1870/71 das preußische Gardekorps befehligte.

Die beiden Regimenter, welche nach braunschweigischen Fürsten heißen, sind das Infanterieregiment Herzog Ferdinand von Braunschweig (8. Westfälisches) Nr. 57 und das Infanterieregiment Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig (Ostfriesisches) Nr. 78. Herzog Ferdinand (1721—1792), der Held des Siebenjährigen Krieges, bot auf dem Kriegsschauplatze im Westen an der Spitze eines verbündeten Heeres den an Zahl weit überlegenen Franzosen von 1757 an mehr als fünf Jahre lang mit Erfolg die Spitze; Herzog Friedrich Wilhelm (1771 bis 1815) ist jener Herzog von Braunschweig-Oels, der an der Spitze seiner schwarzen Schar 1809 durch die von allen Seiten ihn umdrängenden Feinde sich den Weg von Böhmen bis zur Nordsee bahnte und am 16. Juni 1815 bei Quatrebras den Heldentod starb. Seine Totenköpfe sind braunschweigische Regimenter; vermutlich ist dies der Grund, weshalb keines derselben des Herzogs Namen erhalten hat.



Vlissingen (S. 1018).

Je ein Regiment gehört einem mecklenburgischen und einem hessischen Fürsten, ein Bataillon einem Radziwill.

Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz (1785—1837), ein Halbbruder der Königin Luise, welcher 1813 als Brigadekommandeur durch glänzende Tapferkeit dem strengen York Achtung abnötigte und der später lange Jahre hindurch an der Spitze des Gardekorps stand, für dessen innere Verhältnisse wie für die des ganzen Heeres die von ihm erlassenen „Dienstvorschriften" noch jetzt eine Richtschnur bilden, hat durch die nach ihm geschehene Benennung des 6. Ostpreußischen Infanterieregiments Nr. 43 eine Anerkennung gefunden. Dem Andenken des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Homburg (1633—1708), mit dem silbernen Beine zubenannt, seitdem er das fleischene im schwedischen Dienst 1659 vor Kopenhagen gelassen hatte, der des Großen Kurfürsten Vorhut bei Fehrbellin führte, später die Regierung seines Landes übernahm, und den Heinrich von Kleist, allerdings mit dichterischer Freiheit, auf die Bühne gebracht hat, ist durch die Verleihung seines Namens an ein heimisches Regiment, das 2. Hessische Husarenregiment Nr. 14, Gerechtigkeit widerfahren; wenn seine Schwester nach der Schlacht bei Fehrbellin mit Recht schrieb, „dem redlichen Landgrafen ist nicht eins gedankt, vor dem, was er bei Fehrbellin gethan; also geht es in der Welt: die Pferde, die den Hafer verdienen, bekommen am wenigsten", so ist die Schuld jetzt gesühnt. Nach dem General der Infanterie Fürst Wilhelm Radziwill (1797—1870), welcher bei der Neugestaltung des Heeres im Jahre 1860 an die Spitze des Ingenieurkorps gestellt wurde, ist das Ostpreußische Pionierbataillon Nr. 1 genannt.

Mit den Chefs aus fürstlichen Häusern sind wir zu Ende; wir nehmen jetzt die Zeitfolge zur Richtschnur.

Da sind zuerst drei Generalfeldmarschälle aus der brandenburgischen Zeit: Sparr, Derfflinger und Barfuß. Der älteste unter ihnen, Otto Christoph Freiherr von Sparr (1599—1668), schon im Dreißigjährigen Kriege in des Kaisers Diensten ein namhafter Anführer, trat, nachdem der Westfälische Friede geschlossen war, in die des Großen Kurfürsten, seines Lehnsherrn; er rechtfertigte den Ruf, der ihm voranging, durch seine Thaten bei Warschau und bei St. Gotthard und an manchem

anderen Orte; der erste Schauplatz seines Wirkens in des Kurfürsten Heere war Westfalen, und „Freiherr von Sparr" heißt das 3. Westfälische Infanterieregiment Nr. 16.

Bekannter als Sparr ist **Derfflinger**, um dessen Jugendleben die Sage einen dichten Schleier gewoben hat; beider Laufbahn hat Aehnlichkeit. Auch Derfflinger, an der schönen blauen Donau in geringem Stande geboren, war schon im Dreißigjährigen Kriege ein angesehener Offizier, im Felde wie als Unterhändler zu gebrauchen; aus schwedischem Dienste trat er, nachdem er, durch seine Verheiratung mit einer reichen Erbtochter, in der Mark ansässig geworden war, in den des Großen Kurfürsten, der ihm die Bildung und die Erziehung der Reiterwaffe anvertraute; in manchem heißen Kampfe erntete er mit seinen Zöglingen Sieg und Ehren; daher führt ein Dragonerregiment den Namen „Freiherr von Derfflinger", es ist das Neumärkische Nr. 3, in der Neumark lag Gusow, des Feldmarschalls Besitz, wo er gestorben ist.

Graf von Barfuß (1631—1704), nach welchem das 4. Westfälische Infanterieregiment Nr. 17 heißt, empfing den Marschallsstab aus der Hand des Kurfürsten Friedrich III., der ihm als König Friedrich I. bei seiner Krönung den neugestifteten Orden vom Schwarzen Adler verlieh. An der Spitze von 6000 Mann brandenburgischer Kriegsvölker hatte er im Türkenkriege von 1691 wacker mitgethan und zu dem Siege von Szlankamen redlich beigetragen.

An die Generale des Großen Kurfürsten schließen sich die des **Großen Königs**. Wir folgen bei der Aufzählung der Reihenfolge ihrer Regimenter: Es sind je drei der Infanterie und der Kavallerie und zwei der Artillerie.

Zuerst die Infanterie. Die Generale, welche hier die Namen gaben, starben sämtlich auf dem Bette der Ehre: Schwerin, Keith und Winterfeldt.

Das Regiment Graf Schwerin ist selbstverständlich, wie die Familie des Paten, ein pommersches, das 3., mit der Nummer 14. Der Pate ist **Kurt Christoph Graf Schwerin** (1686—1757), der Generalfeldmarschall, der mit der Fahne in der Hand, in Erz gegossen, auf dem Wilhelmsplatze in Berlin steht. Er ergriff sie, als in der Schlacht bei Prag, am 6. Mai 1757, die Seinen eines leuchtenden Beispieles bedurften; gleich darauf fiel er, von fünf Kartätschkugeln zu Boden gestreckt. „Sein Tod machte die Lorbeeren des Sieges welken", schrieb der König, „mit seinem Blute waren sie zu teuer erkauft."

Der Schotte **Jakob Keith** (1696 bis 1758), nach dem das Infanterieregiment Keith (1. Oberschlesisches) Nr. 22 heißt, der Bruder des Lord Marishal, fiel bei Hochkirch. Vergeblich hatte er seinen königlichen Freund gewarnt, indem er ihm sagte: „Wenn die Oesterreicher uns in diesem Lager in Ruhe lassen, verdienen sie gehängt zu werden," worauf Friedrich erwiderte: „Wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns als vor dem Galgen fürchten." Als Daun trotzdem in der Morgenfrühe des 14. Oktober 1758 angriff, fiel Keith, von einer Kugel in die Brust getroffen. Lautlos gab er seinen Heldengeist auf. Bevor er 1747 in des Königs Dienste trat, war er russischer Feldmarschall gewesen.

Das Infanterieregiment Winterfeldt ist das 2. Oberschlesische Nr. 23. Es war am 7. September 1757 bei Moys, wo der **Generalleutnant Hans Karl von Winterfeldt** (1707—1757) die tödliche Wunde erhielt, welcher er in der Frühe des nächsten Morgens zu Görlitz erlag. „Einen Winterfeldt finde ich nicht wieder," seufzte der König. „Erhalte er sich mir!" das waren die Worte, mit denen er ihn entlassen hatte, als Winterfeldt sich abmeldete; es sei die einzige Instruktion, die er ihm geben könne. Winterfeldt fehlte ihm fortan mit seiner treuen Hingebung, seinem verständigen Rat und seiner kühnen That und schmerzlich empfand der König den Verlust.

Das kavalleristische Dreigestirn setzt sich aus den Namen Driesen, Seydlitz, Geßler zusammen.

Georg Wilhelm von Driesen (1700 bis 1758) war einer der vielen gläubigen Generale des freidenkenden Königs, gottesfürchtig und fromm. Sein höchster Ruhmestag war der von Leuthen, wo er fünfzig Schwadronen befehligte. Er hatte sie bis zum entscheidenden Augenblick verdeckt gehalten, dann warf er sich auf den Flügel und den Rücken des Feindes. Das war ein Reiten, „von dem wir nichts mehr kennen, als daß man's nicht mehr kann", singt Scherenberg, dichterischer Freiheit sich bedienend, deren Berechtigung unsere Reitersleute vorläufig nicht zugestehen. Driesen starb ein Jahr darauf zu Dresden, wohin Prinz Heinrich, dessen Kavallerie er befehligte, ihn krank zurückgesandt hatte. Das Westfälische Kürassierregiment Nr. 4 trägt Driesens Namen.

Nach dem größten Reiterführer, welchen das preußische Heer und wohl die Welt je gesehen hat, ist das Kürassierregiment von Seydlitz (Magdeburgisches) Nr. 7 genannt. Des Generals der Kavallerie **Friedrich Wilhelm von Seydlitz** (1721 bis 1773) erstes bekanntes Auftreten im Felde endete mit seiner Gefangennehmung, aber die Art und Weise, wie sie erfolgte, war so rühmlich, daß der König dem zweiundzwanzigjährigen Kornett bei seiner Rückkehr eine Schwadron gab. Für Hohenfriedberg wurde er Major, für Kolin, wo er eine Brigade unter sich hatte, ward er außer der Reihe zum Generalmajor befördert, bei Roßbach befehligte er, sechsunddreißigjährig, die gesamte preußische Reiterei. Der Erfolg war **sein** Werk, und nach Zorndorf umarmte ihn der König mit den Worten: „Auch diesen Sieg habe ich Ihm zu danken." Daß er bei Kunersdorf verwundet wurde, war einer von den nicht vorherzusehenden Unglücksfällen, die den König an diesem Tage trafen. Zu Berlin zum Zweck seiner Herstellung sich aufhaltend, half er die Stadt gegen die Russen verteidigen. Dann ging er als Magister equitum zum Prinzen Heinrich nach Sachsen und entschied hier am 29. Oktober 1762 das letztere größere Gefecht des Siebenjährigen Krieges zu gunsten der preußischen Waffen. Den Verdiensten, welche er sich auf dem Schlachtfelde erwarb, ebenbürtig waren seine Leistungen im Frieden: „La cavalerie prussienne doit à ses soins la perfection qu'admirent les étrangers," ließ Prinz Heinrich auf ein Denkmal setzen, welches er im Park zu Rheinsberg errichtete.

Des **Generalfeldmarschalls Graf Geßler** (1688—1762) Andenken knüpft sich vor allem an den Tag von Hohenfriedberg, wo er mit dem Regiment Baireuthdragoner, durch die Lücken der eigenen Infanterie vorbrechend, 20 feindliche Bataillone niederritt und 67 Fahnen erbeutete, aber auch bei Czaslau und bei Kesselsdorf und zuletzt noch bei Lowositz bewährte er sich als Reiterführer. Jene Baireuthdragoner sind jetzt das Kürassierregiment Königin, Graf Geßler heißt ein jüngeres Kürassierregiment, das Rheinische Nr. 8.

Die beiden Namen, welche in der **Artillerie** an des Großen Königs Zeiten erinnern, sind die von zwei Generalen, die unter ihm an der Spitze der Waffe standen: Linger und Dieskau. **General der Artillerie Christian von Linger** (1660 bis 1755), bis vor kurzem, wo Kaiser Wilhelm II. den Titel noch einmal verlieh, der einzige, welcher denselben je geführt hat, da die aus der Waffe hervorgehenden Generale sonst Generale der Infanterie hießen, hatte sein Amt seit 1715 inne; während der beiden ersten Schlesischen Kriege lag ihm die Sorge für die Ausrüstung des Heeres mit Geschützen und Geschossen ob, daneben war er auch im Felde thätig; ihm folgte, als er 1755 starb, **Wilhelm von Dieskau** (1701—1777), damals noch Major, den der König, obgleich ältere Offiziere vorhanden waren an die Spitze stellte, weil er ein tüchtiger Mann war, daheim und draußen zu gebrauchen; lange Zeit waren Geschütze in Gebrauch, die er hatte gießen lassen, um die Artillerie beweglicher zu machen, und die nach ihm die Dieskauischen genannt wurden. Seines Nachfolgers Holtzendorff Namen, welcher im Publikum vielfach irrtümlich mit der Benennung eines Artillerieregiments in Verbindung gebracht wird werden wir später begegnen. Die beiden erwähnten Regimenter sind das Fußartillerieregiment von Linger (Ostpreußisches) Nr. 1 und das Fußartillerieregiment von Dieskau (Schlesisches) Nr. 6.

Auch aus dem Unglücksjahre 1807 glänzen hellleuchtende Sterne herüber, die in der Gegenwart sich widerspiegeln. „Wenn es keinen König von Preußen mehr gibt, so bin ich König von Graudenz," läßt die Sage den tapferen Kommandanten der Weichselfeste, **General de l'Homme de Courbiere** (1733—1811), den französischen Unterhändler erwidern, die unter Hinweis auf die Lage des preuß-

schen Staates ihn zur Uebergabe auffor-derten; standhaft hielt er aus, und der Erfolg lohnte die Treue des Heldengreises; Infanterieregiment von Courbière heißt das 2. Posensche Nr. 19.

Schlesien schien den Siegern ohne Widerstand in die Hände fallen zu sollen; der Kleinmut der dort in den höchsten Stellungen wirkenden Persönlichkeiten ließ das Schlimmste fürchten, da entsandte König Friedrich Wilhelm III. von Königsberg aus seinen Flügeladjutanten, den Major Graf Goetzen (1767—1820), einen Sohn des Glatzerlandes, mit Vollmacht ausgerüstet, um die nötigen Maßregeln zur Wehrhaftmachung der Provinz zu treffen. Was dazu geschah, war meist sein Verdienst, und ihm an erster Stelle ist zu danken, daß ein guter Teil des Landes in der Verteidiger Händen blieb. Zu den Truppenteilen, welche er errichtete, gehörten die grünen schlesischen Husaren, zu deren Chef er 1808 ernannt wurde. Sie konnten keinen würdigeren erhalten. Heute ist der Graf in sein Recht wieder eingesetzt und „Husarenregiment Graf Goetzen" ist das 2. Schlesische Nr. 6 genannt.

Das Kolbergsche Grenadierregiment (2. Pommersches) Nr. 9, dessen Chef Generalfeldmarschall Graf Moltke ist, hat seinem bisherigen Namen den des Grafen Gneisenau (1760—1831) hinzugefügt, einen Namen, der zu den glänzendsten in Preußens Heeresgeschichte zählt: „Er war ein Mann! Sagt alles nur in allem — Wir werden nimmer seinesgleichen sehen." Der Name leitet über zu den Helden des Befreiungskrieges, in deren erster Reihe sein Träger glänzte.

In Kolberg wurzelt auch der Ruhm des Namens Schill. Hier errichtete jener Ferdinand von Schill (1776—1809), damals Leutnant bei den Königindragonern, sein Freikorps, aus welchem die Schar erwuchs, mit der er am 28. April 1809 von Berlin auszog, auf seine eigene Hand den Krieg gegen Napoleon zu führen. „Magna voluisse magnum" (Großes gewollt zu haben ist groß), hebt mit Vergils Worten die Inschrift des Denkmals an, welches dem volkstümlichen Helden, nachdem die Leipziger Schlacht geschlagen war, auf dem Kirchhofe zu Stralsund errichtet wurde. Im Straßenkampfe war er in dieser Stadt am 31. Mai des nämlichen Jahres den Streichen seiner übermächtigen Gegner, Holländer und Dänen, welche Napoleons Befehle vollstreckten, erlegen. Die rohen Sieger trennten das Haupt vom Rumpfe und überwiesen es einem Museum. Darauf bezieht sich der Schluß der Inschrift mit dem Worte des römischen Dichters: „Tamen haud sine nomine corpus" (der Leib entbehrt trotzdem des Namens nicht). Und ein Name ist es, hochgeachtet und hochgeehrt, wie sein Inhaber uns ein Vorbild geworden ist und kommenden Geschlechtern ein leuchtendes Beispiel sein wird für alle Zeiten. „Um das Andenken an den Oberstleutnant von Schill, welcher in schwerer Zeit die Hoffnung nicht sinken ließ und die Liebe zum Könige und Vaterlande mit dem Heldentode besiegelt hat, dadurch zu ehren und für alle Zeiten in seiner Armee lebendig zu erhalten," verlieh König Wilhelm III. dem 1. Schlesischen Husarenregiment Nr. 4 den Namen „Husarenregiment von Schill (1. Schlesisches) Nr. 4". Seit der Zeit, wo die Schill aus Ungarn über Sachsen nach Preußen kamen, war Schlesien ihre Heimat geworden; das Parteigängerwesen steckte ihnen im Blute. Ferdinands Vater hatte es bereits im Siebenjährigen Kriege unter dem Prinzen Xaver von Sachsen getrieben, und trieb es noch im Greisenalter, für seine Heimat Oesterreich kämpfend; Ferdinands Bruder Heinrich setzte es in den Befreiungskriegen fort.

Die Reihe der Regimenter, welche ferner an die Helden der Befreiungskriege erinnern, eröffnet das Westpreußische Grenadierregiment Nr. 6 mit dem Namen Graf Kleist von Nollendorf (1763 bis 1823). Den Titel samt dem ehrenden Beiworte verlieh König Friedrich Wilhelm III. dem damaligen General von Kleist für die rettende That, welche am 30. September 1813 nach der verlorenen Dresdener Schlacht die nach Böhmen zurückgehende verbündete Armee aus schwerbedrängter Lage rettete. Das 6. Regiment gehörte seiner Zeit der Niederschlesischen Brigade an, welche nach dem Frieden von Tilsit Kleists Befehlen unterstellt war.

Es folgt, wenn wir von den schon erwähnten Gneisenaugrenadieren absehen, das Infanterieregiment von Grolman (1. Posensches) Nr. 18. Zu Posen starb als kommandierender General des 5. Armeekorps General von Grolman (1777—1843), der besten einer in Blüchers Hauptquartier, ein Mann des Rats, ein Mann der That, von seltenem Wissen und Können.

An die Erstürmung des damals festen Wittenberg erinnert das Beiwort in dem Namen des Generals Graf Tauentzien von Wittenberg (1760—1824), dessen Ruhm daneben besonders die Schlachtfelder von Groß-Beeren und von Dennewitz künden. „Graf Tauentzien von Wittenberg" heißt das Regiment, welches jetzt in Wittenberg steht, das 3. Brandenburgische Nr. 20.

Den Namen „Infanterieregiment von Horn" führt zum Andenken an den Generalleutnant von Horn (1762—1829) das 3. Rheinische Infanterieregiment Nr. 29. Horn hatte sich schon 1807 bei der Belagerung von Danzig durch die Verteidigung des Hagelsberges hervorgethan; als General entschied er am 3. Oktober 1813 an der Spitze eines Bataillons der von ihm befehligten Brigade, durch den Sturm auf einen von Dämmen festungsartig eingeschlossenen Anger, das Treffen von Wartenburg. Da ihm das Schießen zu lange dauerte, sagte er, „dem Dinge muß ein Ende gemacht werden. Ein Hundsfott, wer noch einen Schuß thut. Zur Attacke, Gewehr rechts!" Und einen Morast durchwatend, führte er das zweite Bataillon vom Leibregiment zum Siege. „Horn, gegen Euch ist der Bayard doch nur ein Lump gewesen!" sagte ihm nach dem Kampfe sein Oberfeldherr York, dem der Tag den Zusatz zu seinem späteren Grafentitel eintrug, und als York am anderen Tage das tapfere Bataillon an sich vorbeimarschieren ließ, nahm er, einem Brauche aus der alten Armee folgend, den Hut ab und behielt denselben in der Hand, bis dasselbe vorüber war. „Der alte Herr", wie Horn beim Schlesischen Heere hieß, bei welchem er seiner unvergleichlichen Tapferkeit, seiner Herzensgüte und seiner Derbheit wegen allbeliebt war, starb als kommandierender General des westfälischen Armeekorps.

Den Namen des Generalfeldmarschall von Boyen (1771—1848), des treuen Mitarbeiters Scharnhorsts bei der Neugestaltung des Heeres nach dem Frieden von Tilsit und des eigentlichen Schöpfers des Gesetzes vom 3. September 1814, durch welches die allgemeine Wehrpflicht fest begründet und zu einer bleibenden Einrichtung gemacht wurde, trägt das 5. Ostpreußische Infanterieregiment Nr. 41, die Tochter des Grenadierregiments König Friedrich III. Des letztgenannten Regiments Chef ist Boyen bei seinen Lebzeiten gewesen und dort hatte er, als es noch das Regiment Anhalt hieß, seine soldatische Laufbahn begonnen.

Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen dem General Graf Bülow von Dennewitz (1755—1816), dem Helden von Groß-Beeren und Dennewitz, dem Sieger trotz Bernadotte, dem Eroberer von Holland, und dem nach ihm benannten 6. Westfälischen Infanterieregiment Nr. 55. Das letztere ist die Tochter des 15. Regiments, welches bei Bülows Eingreifen in die Schlacht von Belle-Alliance eine hervorragende Rolle spielte und zu dessen Chef er damals ernannt wurde. Nach seinem Tode erhielt es der Prinz Friedrich der Niederlande, nach dem es noch heute heißt.

Der Brigadekommandeur, unter dessen Befehlen das 15. Regiment damals stand, war General Freiherr Hiller von Gärtringen (1772—1856), nach welchem das 4. Posensche Infanterieregiment Nr. 59 genannt ist. Er führte, als schon der Abend jenes denkwürdigen 18. Juni 1815 hereinbrach, in Napoleons Flanke und fast in seinen Rücken, den vernichtenden Stoß auf Planchenoit, der eine weltgeschichtliche Entscheidung besiegelte. Als er gelungen war, lösten sich im französischen Heere alle Banden der Ordnung, und es begann unter Gneisenaus persönlicher Leitung die Verfolgung, „bei welcher der letzte Hauch von Mann und Roß aufgeboten wurde". Ein rascher Sprung aus dem Wagen rettete den Schlachtenkaiser vor der Gefangennahme durch die Westfalen. Hillers Vater hatte dort, wo jetzt das 59. seine Garnisonen hat, ein Regiment befehligt, in welches jener eintrat; sein Sohn war der General Freiherr Hiller von Gärtringen, welcher an der Spitze der 1. Garde-Infanteriedivision beim Kampfe um Chlum am Tage von Königgrätz den Tod des Helden starb.

Der Erinnerung an die Befreiungskriege gelten auch die beiden Namen, welche der Jägertruppe zu teil geworden sind, der

des Ostpreußischen Jägerbataillons Nr. 1 und der des 1. Schlesischen Jägerbataillons Nr. 5. Nach dem **Generalfeldmarschall Graf York von Wartenburg** (1759–1830), dem ersten und vorzüglichsten Lehrmeister der Waffe im Dienst der leichten Truppen, der den moralischen Mut hatte, durch die That von Tauroggen den Bann zu brechen, in welchem Napoleon Preußen hielt, und der wie nur wenige außer ihm dazu beigetragen hat, das von ihm begonnene Werk zu Ende zu führen, ist jenes, nach dem **General von Neumann** (1786–1865), der an der Spitze der Schlesischen Schützen bei Etoges sich ein bleibendes Denkmal in der Kriegsgeschichte setzte und 1817 der erste Inspekteur der Jäger und Schützen wurde, ist dieses Bataillon genannt worden.

Von **Reiterregimentern** bewahrt **eins** das Gedächtnis jener großen Zeit. Es ist das Ulanenregiment von Katzler (Schlesisches) Nr. 2. **Generalleutnant von Katzler** (1765–1834), führte bis zum Waffenstillstande Blüchers, dann Yorks Vorhut und befehligte sie in manchem harten Strauß. Als Adjutant stand ihm jener Reyher zur Seite, der 1802 als gemeiner Soldat in das Infanterieregiment von Winning eingetreten, 1858 als General und Chef des Generalstabes der Armee starb. Schon 1809 hatte York, als ihm eine Abteilung von Versprengten zu Gesicht kam, die dem Gemetzel der Schillschen in Stralsund entgangen waren, zu seinem Adjutanten gesagt: „Der Wachtmeister Reyher ist mir lieber als das ganze Detachement.“ Vor dem Kriege war Katzler Kommandeur der Westpreußischen Ulanen Nr. 1 gewesen, welche nach dem Kaiser Alexander III. von Rußland benannt sind; beide gingen aus den Lanzenreitern der alten Armee, den Towarczys, muselmanischen Ursprungs, hervor.

Drei **Artillerieregimenter** erinnern an die Helden der Befreiungskriege: das Feldartillerieregiment von Holtzendorff (1. Rheinisches) Nr. 8, das Feldartillerieregiment von Scharnhorst (1. Hannoversches) Nr. 10 und das Feldartillerieregiment von Clausewitz (Oberschlesisches) Nr. 23.

Generalleutnant von Holtzendorff (1764–1828), der Sohn des früher erwähnten Generalinspekteurs der Artillerie, war ein wesentlich fördernder Mitarbeiter Scharnhorsts bei der Lösung seiner Aufgabe, das Heer nach dem Tilsiter Frieden auf ganz veränderten Grundlagen neu aufzurichten; in den darauffolgenden Kriegen verstand er es, die Waffe, welcher er angehörte, auf dem Schlachtfelde im Sinne der von Napoleon vorgezeichneten Weise zu verwenden. 1809 ward er Brigadier der gesamten reitenden Artillerie. 1813 bis 1814 befehligte er die Artillerie Bülows, 1815 stand er an der Spitze der gesamten Artillerie Blüchers. Er starb als Generalinspekteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens.

Die landsmännische Benennung des Feldartillerieregiments von Scharnhorst erinnert an des Helden Heimat. Von Hannover, wo seine Wiege in dem einfachen väterlichen Hause in jenem Leinedorfe gestanden hatte, war Gerhard **Scharnhorst** (1754–1813) nach Berlin gekommen, bereits bewährt in Rat und That, in Wort und Schrift, der Ruf von Menin und von der Geltung, die er als Kriegslehrer erworben hatte, gingen ihm voran. Mit Blücher mußte er die ehrenvolle Kapitulation von Ratkau eingehen; dann war er die Seele der Kriegführung in Ostpreußen und nach dem Frieden von Tilsit der große Meister, der die Waffen schmiedete für die Befreiung vom Franzosenjoche. Der thätigen Mitwirkung am Kampfe ward er schon durch die Todeswunde entzogen, die er am 2. Mai 1813 bei Groß-Görschen empfing.

Clausewitz (1780–1831), welchen Scharnhorst unter den Schülern der von ihm vor dem Kriege von 1806 geleiteten Berliner Lehranstalt in erster Stelle nennt und der sich nachmals als deren bedeutendster erwiesen, war ursprünglich Infanterist; erst später kam er zur Artillerie. Als 1812 Preußen auf seiten Frankreichs gegen Rußland kämpfen sollte, erbat er den Abschied und ging in russische Dienste, in diesen nahm er 1813–1814 am Kriege teil, dann kehrte er in das preußische Heer zurück. Die in seinem Werke „Vom Kriege“ enthaltenen goldenen Lehren beseelten die Führer, denen in den späteren Kriegen die Siege der preußischen und der deutschen Waffen zu danken waren.

Auch der Name des **Pionierbataillons** von Rauch (Brandenburgisches) Nr. 3 wurzelt in jener Zeit. **General von Rauch** (1774–1841) nahm an den Kämpfen der Jahre 1813/14 in Blüchers Hauptquartiere teil, ward nach dem Kriege Chef des Ingenieurkorps und Generalinspekteur der Festungen, war in seinen letzten Lebensjahren Kriegsminister und hat sich namentlich um die Ingenieurwaffe und das Festungswesen bleibendes Verdienst erworben.

Das Andenken an „**Lützows wilde verwegene Jagd**“ ist in einer anderen Weise gesichert, wie es in Beziehung auf die übrigen, durch die Beilegung von Namen ausgezeichneten Regimenter und Bataillone geschehen ist. Das 1. Rheinische Infanterieregiment Nr. 25, welches aus der Infanterie der Freischar hervorging, während aus der Kavallerie das jetzige Thüringische Ulanenregiment Nr. 6 gebildet wurde, hat nicht „zur Erinnerung an den Generalmajor von Lützow“, wie die sonst allgemein gebrauchte Redewendung lauten würde, den ihm beigelegten Namen „Infanterieregiment von Lützow (1. Rheinisches) Nr. 25“ erhalten, sondern es ist gesagt: „Ferner bestimme ich, um die Hingebung und die Aufopferung zu ehren, mit welcher das Lützowsche Freikorps im Jahre 1813 gegen die Fremdherrschaft gefochten hat, daß das 1. Rheinische Infanterieregiment Nr. 25 den Namen Infanterieregiment von Lützow (1. Rheinisches) Nr. 25‘ führen soll.“

Nach der siegreichen Beendigung jener Kämpfe hatten dichterische Schwärmerei und eine im Dienste politischer Parteien thätige, dem Dasein eines stehenden Heeres feindliche Geschichtschreibung um die Kriegführung der Jahre 1813 und 1814 einen Sagenkreis gewoben, welcher die Ereignisse so darstellte, als wenn die Erfolge, wenn nicht ausschließlich, doch zum größten Teil den Freiwilligen und der Landwehr zu danken wären. Neuere, unparteiische und vorurteilsfreie Forschung hat unwidersprechlich das Irrige dieser Anschauung dargethan und die strengrichtende Klio hat jedem der Mitstreiter den ihm gebührenden Anteil an Verdienst und Ehren zugewiesen. Dabei haben „die schwarzen Gesellen“ ein gutes Stück von dem ihnen so überreich gespendet gewesenen Lobe eingebüßt und ihres Führers militärischer Ruhm ist einigermaßen verdunkelt; nicht von den **Leistungen des Korps** ist daher bei Verleihung der Auszeichnung die Rede; nur ihre Hingebung und ihre Aufopferung sind ehrend anerkannt.

Die Helden und Heerführer aus den **Kriegen der letzten fünfundzwanzig Jahre**, deren Namen in der Erinnerung der Nachwelt fortleben sollen, sind der Jetztzeit in frischem Gedächtnis.

Die Benennung des Infanterieregiments Herwarth von Bittenfeld (1. Westfälisches) Nr. 13 erinnert vor allem an des **Generalfeldmarschall Herwarth von Bittenfeld** (1796–1884) Uebergang nach Alsen in der Nacht vom 28./29. Juni 1864 und an die Elbarmee im böhmischen Kriege von 1866. Die Namensverleihung bedeutet die Wiederanknüpfung eines durch den Tod gerissenen Bandes; sie gibt dem Regiment den Namen seines früheren Chefs für immer.

Auch **General von Göben** (1816 bis 1880), nach welchem das 2. Rheinische Infanterieregiment Nr. 28 heißt, war bei seinen Lebzeiten Chef desselben. Auf Spaniens Schlachtfeldern in den Karlistenkriegen früh geschult, hatte er an jenem Uebergange nach Alsen hervorragenden Anteil; im Mainfeldzuge, in welchem er als Divisionskommandeur focht, ließen seine Anordnungen und Leistungen von seinen militärischen Fähigkeiten das Höchste erwarten, und glänzend gingen diese Hoffnungen in Erfüllung, als vier Jahre später von neuem der Ruf „Zu den Waffen“ erscholl. Der Tag von Spichern, dann der 18. August und die Kriegführung im Norden, deren Oberleitung im Januar 1871 in des Generals Hand überging und mit dem Siege von Saint-Quentin endete, legen Zeugnis dafür ab.

Wie Göben im Norden, so war **General Graf Werder** (1808–1887) im Süden der Mann des Tages. Hier wird sein Name als der Name desjenigen gepriesen, der die deutschen Marken vor dem erwarteten Einbruch feindlicher Scharen bewahrte. Wie Göben aus Spanien, so brachte Werder aus dem Kaukasus Kriegserfahrungen mit, als er 1866 eine Division Pommern nach Böhmen führte. 1870 war seine erste Waffenthat die Einnahme von Straßburg, dann befehligte er die Badenser, die

Preußen vereint, den Kampf über die Vogesen nach Frankreich hineintrugen und siegreich durchkämpften. Zu den Ehren, durch welche sein König ihm dankte, gehörte auch die Ernennung zum Chef des jetzigen Infanterieregiments Graf Werder (4. Rheinisches) Nr. 30, welches 1870/71 unter ihm gefochten hatte und dessen Chef er war.

Das nämliche Verhältnis bestand zwischen dem Ostpreußischen Füsilierregiment Nr. 33 und dem Generalfeldmarschall Graf Roon (1809—1877), König Wilhelms treuestem Mitarbeiter an dessen eigenstem Werke, der Neuaufrichtung des preußischen Heerwesens; dem Verteidiger dieses Werkes gegen die Angriffe einer Kammer, welche die Bedeutung desselben nicht erkannte; dem Meister, welcher die Erweiterung zu einem Alldeutschland umfassenden Bau leitete.

Ebenso zwischen dem Generalfeldmarschall von Steinmetz (1796 bis 1877) und dem Füsilierregiment von Steinmetz (Westfälisches) Nr. 37. Trotz seiner Benennung nach dem Lande der roten Erde, ist das Regiment ein Posensches, dem 5. Armeekorps angehörend, welches General von Steinmetz von 1864—1870 befehligte; in den Junitagen von 1866 eröffnete dasselbe unter seiner Führung der kronprinzlichen Armee den Weg nach Böhmen. Steinmetz war damals schon ein alter Soldat, der in den Befreiungskriegen unter York und 1848 gegen Dänemark gefochten hatte; 1870 stand er an der Spitze der 1. Armee.

In dem Kommando des 5. Armeekorps war auf den General von Steinmetz damals General Graf Kirchbach (1809 bis 1887) gefolgt, welcher im Feldzuge von 1866 unter ihm Divisionskommandeur gewesen war. In beiden Stellungen war derselbe Vorgesetzter, und später war er Chef des 1. Niederschlesischen Infanterieregiments Nr. 46, welches zu bleibender Erinnerung an dieses Verhältnis seinen Namen trägt.

Infanterieregiment von Stülpnagel heißt das 5. Brandenburgische Nr. 48. Langjährige Beziehungen bestanden zwischen dem Regiment und dem General der Infanterie von Stülpnagel (1809 bis 1885), der, nachdem er 1866 dem Kronprinz Friedrich Wilhelm als Oberquartiermeister der 2. Armee zur Seite gestanden hatte, 1870/71 die 5. Division befehligte, zu welcher die Achtundvierziger gehörten. Bei Spichern begann die gemeinsame Kriegsarbeit, dann folgten der Tag von Vionville-Mars la Tour, der schwerste des Feldzuges, die Einschließung von Metz, die Dezemberkämpfe bei Orleans und, auf Schnee und Eis, der Zug gegen Le Mans. Bei seinem Scheiden aus dem Dienst wurde der General zum Chef des 48. Regiments ernannt.

Die Benennung des 7. Westfälischen Infanterieregiments Nr. 56 nach dem General Vogel von Falckenstein (1797 bis 1885) beruht ebenfalls auf früheren dienstlichen Verhältnissen. General von Falckenstein war, wie Steinmetz, ein alter Soldat, als der Aufflug des preußischen Aars im Jahre 1864 ihn von neuem zum Kampfe berief. Er hatte die Befreiungskämpfe und den Krieg von 1848 für Schleswig-Holstein mitgemacht; als Chef des Generalstabes bei General von Wrangel zog er von neuem gegen Dänemark zu Felde. Nach dem Kriege erhielt er das Kommando des westfälischen Armeekorps, befehligte 1866 während des ersten Teiles des Krieges die Mainarmee, war dann Generalgouverneur von Böhmen und ward nach Friedensschluß Chef des zu seinem Armeekorps gehörigen 56. Regiments.

Das 3. Hannoversche Infanterieregiment Nr. 79 war unter dem General v. Voigts-Rhetz (1809—1877) groß geworden. Aus der Bundesmilitärkommission zu Frankfurt war dieser 1866 an die Spitze des Generalstabes der Armee des Prinzen Friedrich Karl getreten, hatte dessen böhmische Schlachten mitgeschlagen und dann das Kommando des 10. Armeekorps übernommen. Seine Aufgabe war es, dasselbe zu bilden. Als sie erfolgreich gelöst war, ward er zum Chef des 79. Regiments ernannt, und 1870/71, wo er es in Frankreich unter seinen Befehlen hatte, machten seine Zöglinge ihm alle Ehre. Durch Verleihung seines Namens an das Regiment ist das frühere Band von neuem geknüpft worden.

Generalleutnant von Gersdorff (1809—1870), nach welchem das Füsilierregiment von Gersdorff (Hessisches) Nr. 80 heißt, hat bei seinem Leben nicht die Auszeichnung erfahren, zum Chef eines Regiments ernannt zu werden. Nachdem er in den Kaukasuskämpfen die Feuertaufe erhalten, als preußischer Offizier in den Reihen der Schleswig-Holsteiner 1848 und 1849 gegen Dänemark gekämpft und 1866 als Kommandeur der 11. Infanteriebrigade, den Feldzug in Böhmen mitgemacht hatte, ward er im Herbst des letzteren Jahres mit dem Kommando der neuzubildenden 22. Division zu Kassel betraut. Mit dieser zog er 1870 gegen Frankreich zu Felde. Als der kommandierende General des 11. Armeekorps, zu welchem die 22. Division gehörte, am 6. August bei Wörth verwundet war, trat er an dessen Stelle, aber schon am 1. September traf ihn bei Sedan die tödliche Kugel, der er am 13. in einem Dorfe auf dem Schlachtfelde erlag.

Im Kommando seiner Division folgte ihm der damalige Generalmajor von Wittich (1818—1884), welcher bis dahin eine Brigade der hessen-darmstädtischen Division befehligt und mit derselben an den Kämpfen und an der Einschließung von Metz teilgenommen hatte. Er traf die Division vor Paris, und von hier betrat er mit ihr bald darauf jenen Kriegspfad, nach welchem sie die Kilometerdivision genannt wurde. Ihr Weg führte mit den Bayern unter Tann über das Schlachtfeld von Artenay nach Orleans und von da nach dem Tage von Coulmiers gegen Paris zurück, dann unter dem Großherzoge von Mecklenburg von neuem an die Loire, von hier über Le Mans an die Gestade des Atlantischen Ozeans und schließlich an die Seine; am 1. März 1871 durfte General von Wittich in Paris einziehen. Eins der Regimenter seiner Division heißt nach ihm; es ist das Infanterieregiment von Wittich (3. Hessisches) Nr. 83. Die vielfache selbständige Einwirkung auf den Gang der Ereignisse, welche er als Kommandeur der 22. Division geäußert hat, wird die ihm zu teil gewordene Auszeichnung veranlaßt haben.

Das Infanterieregiment von Manstein (Schleswigsches) Nr. 84 ist durch die Verleihung dieses Namens wieder in ein näheres Verhältnis zu seinem früheren Chef, dem General von Manstein (1805 bis 1877) getreten, der 1864 als Divisionskommandeur seine ersten Lorbeeren in den Elbherzogtümern gepflückt und, nachdem er seine Division 1866 nach Böhmen in das Feld geführt hatte, 1867 mit der Führung des in Schleswig-Holstein neugebildeten 9. Armeekorps betraut worden war. Das letztere befehligte er 1870/71 in Frankreich, wo es vor Metz, an der Loire und bei Le Mans focht.

Sein Vorgänger im Kommando des Armeekorps war Generalfeldmarschall Freiherr von Manteuffel (1809 bis 1885) gewesen, welchen das Dragonerregiment Freiherr von Manteuffel (Rheinisches) Nr. 5 schon bei dessen Lebzeiten seinen Chef genannt hatte, jener allbekannte Manteuffel, welcher, als König Wilhelm I. die Neugestaltung des preußischen Heerwesens unternahm, in seiner Eigenschaft als Chef des Militärkabinetts die schwere Aufgabe der Verjüngung des Offizierkorps mit Geschick und Thatkraft löste, der nach dem Kriege von 1864 gegen Dänemark das Oberkommando in Schleswig führte, von hier mit den ihm unterstellten Trupen gegen Oesterreichs Bundesgenossen zu Felde zog, die Kapitulation von Langensalza abschloß, den Mainfeldzug siegreich zu Ende führte, 1870/71 zuerst das 1. Armeekorps, dann die erste Armee im Norden und zuletzt die Südarmee befehligte, welche letztere, als alle anderen sich schon der Waffenruhe erfreuten, durch ihren Sieg über Bourbaki und Clinchant den Krieg ruhmreich beendete und der als Statthalter der wiedergewonnenen Reichslande starb. Das Regiment war ihm verliehen worden, als er das Kommando des 9. mit dem des 1. Armeekorps vertauschte, es gehörte damals dem ersteren an.

Das Ulanenregiment von Schmidt (1. Pommersches) Nr. 4 ist nach dem Generalmajor von Schmidt (1817 bis 1875) benannt, der demselben von seiner Ernennung zum Sekondeleutnant bis zum Stabsoffizier angehört hat und die ihm gewordene Auszeichnung sowohl seinem Verhalten während des Krieges von 1870 bis 1871, in welchem er, an der Spitze eines Husarenregiments ausgezogen, wiederholt die Kavalleriedivision, zu welcher jenes gehörte, befehligte, wie dem Verdienste dankt, welches er sich nach dem Kriege um die Friedensausbildung der Reiterwaffe erworben hat.

Einen anderen Reitersmann finden wir bei der Artillerie. Es ist der **General der Kavallerie von Podbielski** (1814—1879). Von Haus aus Kavallerist, 1864 Ober-, 1866 und 1870/71 Generalquartiermeister und in letzterer Stellung Moltkes nächster Gehilfe, ward er, in allen Sätteln gerecht, nach Friedensschluß als Generalinspekteur an die Spitze der Artillerie gestellt. Es handelte sich darum, die Einrichtungen der Waffe auf eine den Anforderungen der Zeit entsprechende Höhe zu bringen. Eins der dem General zu teil gewordenen Zeichen der Anerkennung seines Wirkens war die Ernennung zum Chef des Feldartillerieregiments Nr. 5, jetzt Feldartillerieregiment von Podbielski (Niederschlesisches) Nr. 5.

Die Verdienste des **Generals von Peucker** (1791—1877), an welche der Name des Feldartillerieregiments von Peucker (Schlesisches) Nr. 6 erinnert, beruhen mehr auf Friedens- als auf Kriegsverdienst. Nicht als ob der General im Felde weniger brauchbar gewesen wäre als bei der Arbeit derjenigen Zeit, in welcher die Waffen ruhten. Hatte doch schon der lobkarge York im Jahre 1813 die Brauchbarkeit des jungen Adjutanten der Artillerie bei dem von ihm befehligten Armeekorps, seine Beobachtungsgabe und die Art und Weise anerkannt, wie er verstand, Befehle aufzufassen und wiederzugeben, und im Jahre 1849 hatte General von Peucker mit dem ihm unterstellten, aus Reichstruppen zusammengestellten Neckarkorps bei Bekämpfung des badischen Aufstandes das Mögliche geleistet. Aber seine bedeutsamste und verdienstvollste Thätigkeit liegt auf dem Gebiete des Militärerziehungs- und Bildungswesens, an dessen Spitze er 1854 trat. Hier hat er bahnbrechend gewirkt; vor allem hat er die Kriegsschulen, wie sie jetzt bestehen, geschaffen. In der schlesischen Artilleriebrigade, aus welcher das Artillerieregiment von Peucker hervorgegangen ist, begann er 1809 seine militärische Laufbahn; mit einem Truppenteile derselben nahm er 1812 am russischen Feldzuge teil.

Den Schluß machen zwei Fußartillerieregimenter: das Fußartillerieregiment von Hindersin (Pommersches) Nr. 2 und das Fußartillerieregiment Encke Nr. 4. **General von Hindersin** (1804—1872), ein eifriger Vorkämpfer auf dem Wege des Fortschrittes, welcher der Waffe durch die Herstellung der Hinterladungsgeschütze und eine Reihe von Erfindungen auf technischen Gebieten eröffnet war, ward 1864, nachdem die von ihm befürworteten Einrichtungen im Kampfe gegen Dänemark sich glänzend bewährt hatten, zum Generalinspekteur der Artillerie ernannt. In den beiden folgenden Kriegen durfte er sich der stets vermehrten Bedeutung seiner Waffe freuen; in den dazwischenliegenden Friedenszeiten arbeitete er eifrig an weiterer Vervollkommnung derselben. Dem General **Encke** (1794—1860) war es nicht vergönnt, die Früchte reifen zu sehen, für welche er geholfen hatte, den Boden zu bearbeiten. Ein Bruder des berühmten Astronomen seines Namens, hatte er 1813 im Dienste seiner Vaterstadt Hamburg der heiligen Barbara geschworen, war bald nach Preußen übergetreten und bekleidete hier unter anderen die wichtigen und einflußreichen Stellungen des Generalstabschefs der Waffe unter dem Prinzen Adalbert und als Präses der Artillerieprüfungskommission. Die Nr. 4 des Regiments Encke war in der alten Armee die der von dem General befehligten 1. Artilleriebrigade.

Nachdem die Aufzählung der Regimenter beendet ist, deren Benennung zur Erinnerung an einzelne Persönlichkeiten erfolgte, heißt es in dem Erlasse des Kaisers und Königs weiter:

„Ferner will ich, in Anerkennung der besonderen Verdienste, welche sich **einzelne Familien** dadurch erworben, daß ihre Glieder seit langen Jahren, in großer Zahl und in bedeutenden Stellungen der Armee angehört haben, verleihen:

1. Dem 4. Pommerschen Infanterieregiment Nr. 21 den Namen: Infanterieregiment von Borcke (4. Pommersches) Nr. 21;

2. dem 7. Ostpreußischen Infanterieregiment Nr. 44 den Namen: Infanterieregiment Graf Dönhoff (7. Ostpreußisches) Nr. 44;

3. dem 7. Pommerschen Infanterieregiment Nr. 54 den Namen: Infanterieregiment von der Goltz (7. Pommersches) Nr. 54;

4. dem 8. Pommerschen Infanterieregiment Nr. 61 den Namen: Infanterieregiment von der Marwitz (8. Pommersches) Nr. 61;

5. dem Holsteinschen Infanterieregiment den Namen: Infanterieregiment Herzog von Holstein (Holsteinsches) Nr. 85;

6. dem 1. Schlesischen Dragonerregiment Nr. 4 den Namen: Dragonerregiment von Bredow (1. Schlesisches) Nr. 4.

7. dem Pommerschen Dragonerregiment Nr. 11 den Namen: Dragonerregiment von Wedell (Pommersches) Nr. 11;

8. dem 2. Brandenburgischen Dragonerregiment Nr. 12 den Namen: Dragonerregiment von Arnim (2. Brandenburgisches) Nr. 12."

Weit schwieriger noch als bei der erstgenannten Art von Verleihungen, wo es sich darum handelte, einzelne und zwar die richtigen auszuwählen unter den Heerführern und den sonst um das Ganze wohlverdienten Männern, muß das Suchen und Sichten, das Prüfen und Abwägen gewesen sein, als es galt, die Ansprüche von Familien auf die hohe Auszeichnung festzustellen. Wir wollen versuchen, diese Ansprüche zu kennzeichnen. Die königliche Willensmeinung, wie sie in der Kabinettsordre zum Ausdruck gekommen ist, gibt den Anhalt, indem sie sagt, daß die Zahl der Jahre, die Menge der Familienmitglieder und die Bedeutung der von letzteren eingenommenen Stellungen maßgebend gewesen seien. Es darf nicht übersehen werden, daß anscheinend Geschlechter, welche an und für sich Hoffnung auf Berücksichtigung gehabt haben möchten, aus denen aber einzelne Persönlichkeiten solche bereits erfahren hatten, ausgeschlossen sind. So die Kleist, von denen unter Friedrich dem Großen 116 fochten, 22 fielen, 9 wohl meist an Wunden starben, 1 verscholl, so daß der vierte Mann verloren war, und von denen bis 1889 23 es zum General brachten; die Schwerin; die Bülow.

Aus dem pommerschen Geschlecht der **Borcke** war in den Reihen des preußischen Heeres der erste namhafte der Generalfeldmarschall Adrian Bernhard Graf von Borcke, welcher 1737 diese Würde erhielt und 1741 starb; unter Friedrich dem Großen dienten bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges fünf andere Borcke als Generale, darunter Graf Heinrich Adrian, der Gouverneur des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III.; bis 1889 sind 20 Borcke Generale geworden. Die Rang- und Quartierliste für das letztere Jahr nennt 20 Borcke, meist Sekondeleutnants, der alte Stamm treibt neue Zweige.

Das preußische Grafengeschlecht der **Dönhoff** war früher zahlreicher als jetzt im Heere vertreten. Bis zum Regierungsantritt des Großen Königs hatte es demselben bereits fünf Generale geliefert. In neuerer Zeit ist es durch besondere Leistungen nicht hervorgetreten, und gegenwärtig gehört dem aktiven Dienststande kein Graf Dönhoff als Offizier an.

Aus der in Pommern und in Preußen angesessenen Familie der Grafen und Freiherren **von der Goltz** war bereits unter dem Großen Kurfürsten, der ihn im Felde und im Kabinett verwandte, Joachim Rüdiger Freiherr von der Goltz, General der Infanterie. Er war ein Soldat der Fortuna, der unter seinem Vetter, dem Kaiserlichen Generalfeldzeugmeister Maximilian von der Goltz im Dreißigjährigen Kriege das Handwerk erlernt, dann unter Frankreichs Fahnen gegen die Spanier gefochten hatte und nach einundzwanzigjähriger Dienstzeit in Brandenburg, 1675 in das dänische Heer trat. Auch hier litt es ihn nicht lange. 1680 ward er kursächsischer Feldmarschall, war 1683 mit vor Wien und starb 1688 zu Dresden. Am Denkmal Friedrichs des Großen zu Berlin prangen die Namen von zwei Generalen von der Goltz. Der eine, Georg Konrad Freiherr von der Goltz, war in jener Märznacht 1741 einer der ersten auf den Wällen von Glogau, entwaffnete die Hauptwache und nahm den österreichischen Gouverneur, General Graf Wallis, gefangen, wofür er den Verdienstorden erhielt. Während des zweiten Schlesischen Krieges betraute ihn der König mit der Leitung des gesamten Heerverwaltungswesens; wenn es aber zum Dreinschlagen kam, griff Goltz wieder zum Pallasch und führte seine Kürassiere gegen den Feind. Der andere, Karl Christoph Freiherr von der Goltz, gehörte zu den Generalen, welchen der König die Ausführung selbständig zu erledigender Aufgaben an-

trug; bei einer solchen Veranlassung erhielt Goltz den Schwarzen Adlerorden. Von 1640 bis 1889 sind 22 Goltz Generale geworden; noch einen Offizier mehr nennt die Rangliste als in dem letzteren Jahre dem Heere angehörig. Dazu kommt noch „Goltz-Pascha", der Oberstleutnant Colmar Freiherr von der Goltz, der bekannte Generalstäbler und Militärschriftsteller, der jetzt am Bosporus weilt.

Viel tüchtige Männer hat von jeher die märkisch-pommersche Sippe der Marwitz in den Dienst des Heeres gestellt. Heinrich Karl von der Marwitz, ein Enkel Derfflingers, befehligte 1744 eine abgesonderte Heeresabteilung in Oberschlesien; ein Generalquartiermeisterleutnant von der Marwitz weigerte sich bei Hochkirch, das Lager abzustecken, weil er es für zu gefährlich hielt; er ist später gefallen. In der Franzosenzeit traten zwei Brüder Marwitz durch Thatkraft und opferfreudige Hingebung an die deutsche Sache hervor; davon stand der älteste, Ludwig, der schon 1807 ein Freikorps errichtet hatte, 1813 an der Spitze der kurmärkischen Landwehr, befehligte sie am Ehrentage dieser Truppe, in dem Gefecht bei Hagelsberg, und überrumpelte am 25. September in kühnem Zuge die Stadt Braunschweig. Sein jüngerer Bruder Alexander fiel in Frankreich. Auch der unlängst verstorbene altehrwürdige Bischof von Culm war Offizier gewesen, bevor er die priesterlichen Weihen empfing, und elf des Namens stiegen bis 1889 zu Generalen auf.

Zu allen Zeiten fast haben Herzoge von Holstein dem brandenburgisch-preußischen Heere angehört. Zur Zeit des Großen Kurfürsten waren es elf, darunter der Generalfeldzeugmeister Augustus Herzog von Holstein-Ploen, der unter den schwarz-weißen Feldzeichen gegen Türken und Schweden focht, und Friedrich Ludwig Herzog von Holstein-Beck, welcher im Spanischen Erbfolgekriege sich auszeichnete und von König Friedrich Wilhelm I. bald nach dessen Thronbesteigung zum Feldmarschall ernannt wurde; sein Sohn, nach dem König Friedrich Wilhelm genannt, wurde ebenfalls Feldmarschall, und dessen einziger Sohn fiel in der Schlacht von Prag als Oberst und Kommandeur des Infanterieregiments von Pfuel. Unter König Friedrich II. diente außerdem Herzog Georg Ludwig von Holstein-Gottorp, welcher 1741 aus sächsischen Diensten kam, ein tüchtiger und tapferer Offizier, der mit vieler Auszeichnung in den beiden ersten Schlesischen und im Siebenjährigen Kriege focht. Während des letzteren war er zuerst auf dem preußischen Kriegsschauplatze, dann auf dem pommerschen, wo er sich 1758 den Schwarzen Adlerorden verdiente, und auf dem westlichen, wo er unter Herzog Ferdinand von Braunschweig bei Crefeld, Bergen und Minden focht. Er war etwas phlegmatischen Temperaments; daß er am Tage der Schlacht von Torgau mit seiner Kavallerie zu spät eintraf, vergaß ihm der König nicht, obgleich der Herzog zum glücklichen Ausgange der Schlacht durch glänzende Tapferkeit beigetragen hatte. Dieser Umstand und der Stern, der seinem Hause im Osten durch die Thronbesteigung Zar Peters III. aufgegangen war, bewirkten, daß er seinen Abschied nahm und nach Rußland ging. Auch gegenwärtig gehören vier Mitglieder des holsteinschen Fürstenhauses dem Heere an, darunter Herzog Ernst Günther, der Bruder der Kaiserin Augusta Viktoria, als Premierleutnant des Leibgarde-Husarenregiments.

Der Bredow waren bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen vier Generale geworden; bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges gelangten noch fünf zu diesem Grade; die Namen von Karl Ludwig, welcher schon den Spanischen Erbfolgekrieg und den Pommerschen Feldzug vom Jahre 1715 mitgemacht hatte und, obgleich er fast ein Siebziger war, in den beiden ersten Schlesischen Kriegen focht, und von Asmus Ehrenreich, der auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften war, sind auf dem Friedrichsdenkmal unter den Linden in Berlin verzeichnet. In neuerer Zeit ist besonders bekannt geworden der Generalleutnant Friedrich Wilhelm Adalbert von Bredow. Am 16. August 1870 führte er, an der Spitze seiner aus dem 7. Kürassier- und dem 16. Ulanenregiment bestehenden Brigade, den bekannten todesmutigen Reiterangriff bei Vionville-Mars la Tour, dessen Erfolg ein so schweres Gewicht in die schwankende Wagschale warf. General von Bredow hatte früher die 4. Dragoner befehligt, daher wird es kommen, daß dem schlesischen Regiment der Name einer brandenburgischen Familie verliehen ist.

Die pommerschen Wedell erscheinen erst spät unter den Inhabern höherer Stellungen im Heere. Vielleicht haben sie mehrfach so viel Unglück gehabt wie jener erste General ihres Namens, Johann von Wedell, der 1742 zu Kuttenberg in Böhmen an seinen bei Chotusitz erhaltenen Wunden starb, nachdem deren acht, die er von den Schlachtfeldern in Italien, den Niederlanden und in Pommern davongetragen, glücklich geheilt waren. Dann aber führte das Geschlecht sich vollbürtig ein durch den Oberstleutnant Georg von Wedell, der am 19. November 1744 den Elbübergang bei Solonitz in Böhmen gegen große Uebermacht so tapfer verteidigte, daß der König ihn den preußischen Leonidas nannte. Auch er fiel auf dem Felde der Ehre, in der Schlacht bei Soor am 30. September 1745. Sein Bruder war Karl Heinrich von Wedell, dessen militärische Fähigkeiten und kriegerische Leistungen dem Könige ein solches Vertrauen eingeflößt hatten, daß er ihn, unter Uebergehung älterer Generale, mit einer Heeresmacht von 27500 Mann den Russen entgegensandte. Er sollte bei denselben sein, was zu der Römer Zeiten ein Diktator war, und sollte die Russen angreifen, wo er sie fände. Wedell wurde damals bei Kay geschlagen; der König entzog ihm aber seine Huld und Gnade nicht, und Wedells spätere Thaten bewiesen, daß Friedrich recht gethan hatte. Nach dem Kriege stellte dieser ihn an die Spitze der gesamten Heeresverwaltung und verlieh ihm den Titel Kriegsminister; es ist das erste Mal, daß dieser in Preußen gebraucht ward. Unter den sieben Generalen von Wedell, welche bis 1889 dem Heere angehört haben, mögen noch jener Leopold Heinrich genannt werden, welcher, durch einen Zufall der Erschießung als Schillscher Offizier entgangen, von Napoleon I. als Sträfling auf die Galeeren geschickt, von seinem Könige zu dessen eigener Vertretung an den glänzenden Hof Kaiser Napoleons III. gesandt wurde, und jener andere Wedell, dessen heldenmütiges Ringen an der Spitze der 38. Infanteriebrigade einen hervorragenden Platz in der Geschichte der Schlacht von Vionville-Mars la Tour am 16. August 1870 einnimmt. Zur Zeit dienen 37 Wedell im preußischen Heere. Es ist mit ihnen, wie mit den Borcke, ein Wechsel auf die Zukunft gezogen.

Brandenburgisch sind die Arnim und das Regiment, welches ihren Namen trägt. Ihre Reihe hebt im brandenburgisch-preußischen Heere mit Georg Abraham von Arnim ruhmvoll an, welcher 1734 als Generalfeldmarschall starb, nachdem er fünfundzwanzig Feldzügen beigewohnt und fünfzehn Belagerungen mitgemacht hatte. 1667 in den Dienst getreten, hatte er schon bei Fehrbellin gefochten, war bei der Landung auf Rügen und beim Sturm auf Ofen gewesen, hatte Bonn erobern helfen und in den Kriegen gegen Franzosen und Schweden, in den Niederlanden und in Pommern selbständige Kommandos geführt. Sieben Arnim sind bis 1889 Generale gewesen; jetzt dienen 41 ihres Namens in der Armee.

Zahlreich sind auch zu allen Zeiten die Burggrafen zu Dohna, einst in sächsischen Landen die Nebenbuhler der Markgrafen von Meißen, jetzt in Preußen und in Schlesien angesessen, gewesen, und verhältnismäßig viele des Geschlechts sind in hohe und wichtige Stellungen gelangt, zwölf sind Generale geworden. Als der Große Kurfürst eine stehende Kriegsmacht errichtete, erscheint alsbald Graf Christian Albrecht Dohna als Generalfeldzeugmeister in den Reihen; von seinen sechs Söhnen blieben fünf im Felde, der sechste im Zweikampf. Unter Friedrich dem Großen finden sich drei Dohna in der Generalität; der genannteste ist Christoph II., dem es aber selten gelang, den König zufriedenzustellen. An seiner Stelle sollte der Diktator Wedell die Russen schlagen, als er zur Schlacht von Kay auszog. Bedeutend war die Rolle, welche die ostpreußischen Dohna während der Befreiungskriege spielten, und mit der Laufbahn eines ihres Namens aus jener Zeit wird auch die Wahl des Ostpreußischen Ulanenregiments Nr. 8 für die Verleihung ihres Namens zusammenhängen. Es ist Graf Friedrich, der Schwiegersohn Scharnhorsts, welcher, wie Clausewitz, 1812 den Abschied nahm, um russische Dienste zu treten. Als

Einen anderen Reitersmann finden wir bei der Artillerie. Es ist der General der Kavallerie von Podbielski (1814—1879). Von Haus aus Kavallerist, 1864 Ober-, 1866 und 1870/71 Generalquartiermeister und in letzterer Stellung Moltkes nächster Gehilfe, ward er, in allen Sätteln gerecht, nach Friedensschluß als Generalinspekteur an die Spitze der Artillerie gestellt. Es handelte sich darum, die Einrichtungen der Waffe auf eine den Anforderungen der Zeit entsprechende Höhe zu bringen. Eins der dem General zu teil gewordenen Zeichen der Anerkennung seines Wirkens war die Ernennung zum Chef des Feldartillerieregiments Nr. 5, jetzt Feldartillerieregiment von Podbielski (Niederschlesisches) Nr. 5.

Die Verdienste des Generals von Peucker (1791—1877), an welche der Name des Feldartillerieregiments von Peucker (Schlesisches) Nr. 6 erinnert, beruhen mehr auf Friedens- als auf Kriegsverdienst. Nicht als ob der General im Felde weniger brauchbar gewesen wäre als bei der Arbeit derjenigen Zeit, in welcher die Waffen ruhten. Hatte doch schon der lobkarge York im Jahre 1813 die Brauchbarkeit des jungen Adjutanten der Artillerie bei dem von ihm befehligten Armeekorps, seine Beobachtungsgabe und die Art und Weise anerkannt, wie er verstand, Befehle aufzufassen und wiederzugeben, und im Jahre 1849 hatte General von Peucker mit dem ihm unterstellten, aus Reichstruppen zusammengestellten Neckarkorps bei Bekämpfung des badischen Aufstandes das Mögliche geleistet. Aber seine bedeutsamste und verdienstvollste Thätigkeit liegt auf dem Gebiete des Militärerziehungs- und Bildungswesens, an dessen Spitze er 1854 trat. Hier hat er bahnbrechend gewirkt; vor allem hat er die Kriegsschulen, wie sie jetzt bestehen, geschaffen. In der schlesischen Artilleriebrigade, aus welcher das Artillerieregiment von Peucker hervorgegangen ist, begann er 1809 seine militärische Laufbahn; mit einem Truppenteile derselben nahm er 1812 am russischen Feldzuge teil.

Den Schluß machen zwei Fußartillerieregimenter: das Fußartillerieregiment von Hindersin (Pommersches) Nr. 2 und das Fußartillerieregiment Encke Nr. 4. General von Hindersin (1804—1872), ein eifriger Vorkämpfer auf dem Wege des Fortschrittes, welcher der Waffe durch die Herstellung der Hinterladungsgeschütze und eine Reihe von Erfindungen auf technischen Gebieten eröffnet war, ward 1864, nachdem die von ihm befürworteten Einrichtungen im Kampfe gegen Dänemark sich glänzend bewährt hatten, zum Generalinspekteur der Artillerie ernannt. In den beiden folgenden Kriegen durfte er sich der stets vermehrten Bedeutung seiner Waffe freuen; in den dazwischenliegenden Friedenszeiten arbeitete er eifrig an weiterer Vervollkommnung derselben. Dem General Encke (1794—1860) war es nicht vergönnt, die Früchte reifen zu sehen, für welche er geholfen hatte, den Boden zu bearbeiten. Ein Bruder des berühmten Astronomen seines Namens, hatte er 1813 im Dienste seiner Vaterstadt Hamburg der heiligen Barbara geschworen, war bald nach Preußen übergetreten und bekleidete hier unter anderen die wichtigen und einflußreichen Stellungen des Generalstabschefs der Waffe unter dem Prinzen Adalbert und als Präses der Artillerieprüfungskommission. Die Nr. 4 des Regiments Encke war in der alten Armee die der von dem General befehligten 1. Artilleriebrigade.

Nachdem die Aufzählung der Regimenter beendet ist, deren Benennung zur Erinnerung an einzelne Persönlichkeiten erfolgte, heißt es in dem Erlasse des Kaisers und Königs weiter:

„Ferner will ich, in Anerkennung der besonderen Verdienste, welche sich einzelne Familien dadurch erworben, daß ihre Glieder seit langen Jahren, in großer Zahl und in bedeutenden Stellungen der Armee angehört haben, verleihen:

1. Dem 4. Pommerschen Infanterieregiment Nr. 21 den Namen: Infanterieregiment von Borcke (4. Pommersches) Nr. 21;

2. dem 7. Ostpreußischen Infanterieregiment Nr. 44 den Namen: Infanterieregiment Graf Dönhoff (7. Ostpreußisches) Nr. 44;

3. dem 7. Pommerschen Infanterieregiment Nr. 54 den Namen: Infanterieregiment von der Goltz (7. Pommersches) Nr. 54;

4. dem 8. Pommerschen Infanterieregiment Nr. 61 den Namen: Infanterieregiment von der Marwitz (8. Pommersches) Nr. 61;

5. dem Holsteinschen Infanterieregiment den Namen: Infanterieregiment Herzog von Holstein (Holsteinsches) Nr. 85;

6. dem 1. Schlesischen Dragonerregiment Nr. 4 den Namen: Dragonerregiment von Bredow (1. Schlesisches) Nr. 4.

7. dem Pommerschen Dragonerregiment Nr. 11 den Namen: Dragonerregiment von Wedell (Pommersches) Nr. 11;

8. dem 2. Brandenburgischen Dragonerregiment Nr. 12 den Namen: Dragonerregiment von Arnim (2. Brandenburgisches) Nr. 12."

Weit schwieriger noch als bei der erstgenannten Art von Verleihungen, wo es sich darum handelte, einzelne und zwar die richtigen auszuwählen unter den Heerführern und den sonst um das Ganze wohlverdienten Männern, muß das Suchen und Sichten, das Prüfen und Abwägen gewesen sein, als es galt, die Ansprüche von Familien auf die hohe Auszeichnung festzustellen. Wir wollen versuchen, diese Ansprüche zu kennzeichnen. Die königliche Willensmeinung, wie sie in der Kabinettsordre zum Ausdruck gekommen ist, gibt den Anhalt, indem sie sagt, daß die Zahl der Jahre, die Menge der Familienmitglieder und die Bedeutung der von letzteren eingenommenen Stellungen maßgebend gewesen seien. Es darf nicht übersehen werden, daß anscheinend Geschlechter, welche an und für sich Hoffnung auf Berücksichtigung gehabt haben möchten, aus denen aber einzelne Persönlichkeiten solche bereits erfahren hatten, ausgeschlossen sind. So die Kleist, von denen unter Friedrich dem Großen 116 fochten, 22 fielen, 9 wohl meist an Wunden starben, 1 verscholl, so daß der vierte Mann verloren war, und von denen bis 1889 23 es zum General brachten; die Schwerin; die Bülow.

Aus dem pommerschen Geschlecht der Borcke war in den Reihen des preußischen Heeres der erste namhafte der Generalfeldmarschall Adrian Bernhard Graf von Borcke, welcher 1737 diese Würde erhielt und 1741 starb; unter Friedrich dem Großen dienten bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges fünf andere Borcke als Generale, darunter Graf Heinrich Adrian, der Gouverneur des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III.; bis 1889 sind 20 Borcke Generale geworden. Die Rang- und Quartierliste für das letztere Jahr nennt 20 Borcke, meist Sekondeleutnants, der alte Stamm treibt neue Zweige.

Das preußische Grafengeschlecht der Dönhoff war früher zahlreicher als jetzt im Heere vertreten. Bis zum Regierungsantritt des Großen Königs hatte es demselben bereits fünf Generale geliefert. In neuerer Zeit ist es durch besondere Leistungen nicht hervorgetreten, und gegenwärtig gehört dem aktiven Dienststande kein Graf Dönhoff als Offizier an.

Aus der in Pommern und in Preußen angesessenen Familie der Grafen und Freiherren von der Goltz war bereits unter dem Großen Kurfürsten, der ihn im Felde und im Kabinett verwandte, Joachim Rüdiger Freiherr von der Goltz, General der Infanterie. Er war ein Soldat der Fortuna, der unter seinem Vetter, dem Kaiserlichen Generalfeldzeugmeister Maximilian von der Goltz im Dreißigjährigen Kriege das Handwerk erlernt, dann unter Frankreichs Fahnen gegen die Spanier gefochten hatte und nach einundzwanzigjähriger Dienstzeit in Brandenburg, 1675 in das dänische Heer trat. Auch hier litt es ihn nicht lange. 1680 ward er kursächsischer Feldmarschall, war 1683 mit vor Wien und starb 1688 zu Dresden. Am Denkmal Friedrichs des Großen zu Berlin prangen die Namen von zwei Generalen von der Goltz. Der eine, George Konrad Freiherr von der Goltz, war in jener Märznacht 1741 einer der ersten auf den Wällen von Glogau, entwaffnete die Hauptwache und nahm den österreichischen Gouverneur, General Graf Wallis, gefangen, wofür er den Verdienstorden erhielt. Während des zweiten Schlesischen Krieges betraute ihn der König mit der Leitung des gesamten Heerverwaltungswesens; wenn es aber zum Dreinschlagen kam, griff Goltz wieder zum Pallasch und führte seine Kürassiere gegen den Feind. Der andere, Karl Christoph Freiherr von der Goltz, gehörte zu den Generalen, welchen der König die Ausführung selbständig zu erledigender Aufgaben über-

trug; bei einer solchen Veranlassung erhielt Goltz den Schwarzen Adlerorden. Von 1640 bis 1889 sind 22 Goltz Generale geworden; noch einen Offizier mehr nennt die Rangliste als in dem letzteren Jahre dem Heere angehörig. Dazu kommt noch „Goltz-Pascha", der Oberstleutnant Colmar Freiherr von der Goltz, der bekannte Generalstäbler und Militärschriftsteller, der jetzt am Bosporus weilt.

Viel tüchtige Männer hat von jeher die märkisch-pommersche Sippe der Marwitz in den Dienst des Heeres gestellt. Heinrich Karl von der Marwitz, ein Enkel Derfflingers, befehligte 1744 eine abgesonderte Heeresabteilung in Oberschlesien; ein Generalquartiermeisterleutnant von der Marwitz weigerte sich bei Hochkirch, das Lager abzustecken, weil er es für zu gefährlich hielt; er ist später gefallen. In der Franzosenzeit traten zwei Brüder Marwitz durch Thatkraft und opferfreudige Hingebung an die deutsche Sache hervor; davon stand der älteste, Ludwig, der schon 1807 ein Freikorps errichtet hatte, 1813 an der Spitze der kurmärkischen Landwehr, befehligte sie am Ehrentage dieser Truppe, in dem Gefecht bei Hagelsberg, und überrumpelte am 25. September in kühnem Zuge die Stadt Braunschweig. Sein jüngerer Bruder Alexander fiel in Frankreich. Auch der unlängst verstorbene altehrwürdige Bischof von Culm war Offizier gewesen, bevor er die priesterlichen Weihen empfing, und elf des Namens stiegen bis 1889 zu Generalen auf.

Zu allen Zeiten fast haben Herzoge von Holstein dem brandenburgisch-preußischen Heere angehört. Zur Zeit des Großen Kurfürsten waren es elf, darunter der Generalfeldzeugmeister Augustus Herzog von Holstein-Ploen, der unter den schwarz-weißen Feldzeichen gegen Türken und Schweden focht, und Friedrich Ludwig Herzog von Holstein-Beck, welcher im Spanischen Erbfolgekriege sich auszeichnete und von König Friedrich Wilhelm I. bald nach dessen Thronbesteigung zum Feldmarschall ernannt wurde; sein Sohn, nach dem König Friedrich Wilhelm genannt, wurde ebenfalls Feldmarschall, und dessen einziger Sohn fiel in der Schlacht von Prag als Oberst und Kommandeur des Infanterieregiments von Pfuel. Unter König Friedrich II. diente außerdem Herzog Georg Ludwig von Holstein-Gottorp, welcher 1741 aus sächsischen Diensten kam, ein tüchtiger und tapferer Offizier, der mit vieler Auszeichnung in den beiden ersten Schlesischen und im Siebenjährigen Kriege focht. Während des letzteren war er zuerst auf dem preußischen Kriegsschauplatze, dann auf dem pommerschen, wo er sich 1758 den Schwarzen Adlerorden verdiente, und auf dem westlichen, wo er unter Herzog Ferdinand von Braunschweig bei Crefeld, Bergen und Minden focht. Er war etwas phlegmatischen Temperaments; daß er am Tage der Schlacht von Torgau mit seiner Kavallerie zu spät eintraf, vergaß ihm der König nicht, obgleich der Herzog zum glücklichen Ausgange der Schlacht durch glänzende Tapferkeit beigetragen hatte. Dieser Umstand und der Stern, der seinem Hause im Osten durch die Thronbesteigung Zar Peters III. aufgegangen war, bewirkten, daß er seinen Abschied nahm und nach Rußland ging. Auch gegenwärtig gehören vier Mitglieder des holsteinschen Fürstenhauses dem Heere an, darunter Herzog Ernst Günther, der Bruder der Kaiserin Augusta Viktoria, als Premierleutnant des Leibgarde-Husarenregiments.

Der Bredow waren bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen vier Generale geworden; bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges gelangten noch fünf zu diesem Grade; die Namen von Karl Ludwig, welcher schon den Spanischen Erbfolgekrieg und den Pommerschen Feldzug vom Jahre 1715 mitgemacht hatte und, obgleich er fast ein Siebziger war, in den beiden ersten Schlesischen Kriegen focht, und von Asmus Ehrenreich, der auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften war, sind auf dem Friedrichsdenkmal unter den Linden in Berlin verzeichnet. In neuerer Zeit ist besonders bekannt geworden der Generalleutnant Friedrich Wilhelm Adalbert von Bredow. Am 16. August 1870 führte er, an der Spitze seiner aus dem 7. Kürassier- und dem 16. Ulanenregiment bestehenden Brigade, den bekannten todesmutigen Reiterangriff bei Vionville-Mars la Tour, dessen Erfolg ein so schweres Gewicht in die schwankende Wagschale warf. General von Bredow hatte früher die 4. Dragoner befehligt, daher wird es kommen, daß dem schlesischen Regiment der Name einer brandenburgischen Familie verliehen ist.

Die pommerschen Wedell erscheinen erst spät unter den Inhabern höherer Stellungen im Heere. Vielleicht haben sie mehrfach so viel Unglück gehabt wie jener erste General ihres Namens, Johann von Wedell, der 1742 zu Kuttenberg in Böhmen an seinen bei Chotusitz erhaltenen Wunden starb, nachdem deren acht, die er von den Schlachtfeldern in Italien, den Niederlanden und in Pommern davongetragen, glücklich geheilt waren. Dann aber führte das Geschlecht sich vollbürtig ein durch den Oberstleutnant Georg von Wedell, der am 19. November 1744 den Elbübergang bei Solonitz in Böhmen gegen große Uebermacht so tapfer verteidigte, daß der König ihn den preußischen Leonidas nannte. Auch er fiel auf dem Felde der Ehre, in der Schlacht bei Soor am 30. September 1745. Sein Bruder war Karl Heinrich von Wedell, dessen militärische Fähigkeiten und kriegerische Leistungen dem Könige ein solches Vertrauen eingeflößt hatten, daß er ihn, unter Uebergehung älterer Generale, mit einer Heeresmacht von 27500 Mann den Russen entgegensandte. Er sollte bei denselben sein, was zu der Römer Zeiten ein Diktator war, und sollte die Russen angreifen, wo er sie fände. Wedell wurde damals bei Kay geschlagen; der König entzog ihm aber seine Huld und Gnade nicht, und Wedells spätere Thaten bewiesen, daß Friedrich recht gethan hatte. Nach dem Kriege stellte dieser ihn an die Spitze der gesamten Heeresverwaltung und verlieh ihm den Titel Kriegsminister; es ist das erste Mal, daß dieser in Preußen gebraucht ward. Unter den sieben Generalen von Wedell, welche bis 1889 dem Heere angehört haben, mögen noch jener Leopold Heinrich genannt werden, welcher, durch einen Zufall der Erschießung als Schillscher Offizier entgangen, von Napoleon I. als Sträfling auf die Galeeren geschickt, von seinem Könige zu dessen eigener Vertretung an den glänzenden Hof Kaiser Napoleons III. gesandt wurde, und jener andere Wedell, dessen heldenmütiges Ringen an der Spitze der 38. Infanteriebrigade einen hervorragenden Platz in der Geschichte der Schlacht von Vionville-Mars la Tour am 16. August 1870 einnimmt. Zur Zeit dienen 37 Wedell im preußischen Heere. Es ist mit ihnen, wie mit den Borcke, ein Wechsel auf die Zukunft gezogen.

Brandenburgisch sind die Arnim und das Regiment, welches ihren Namen trägt. Ihre Reihe hebt im brandenburgisch-preußischen Heere mit Georg Abraham von Arnim ruhmvoll an, welcher 1734 als Generalfeldmarschall starb, nachdem er fünfundzwanzig Feldzügen beigewohnt und fünfzehn Belagerungen mitgemacht hatte. 1667 in den Dienst getreten, hatte er schon bei Fehrbellin gefochten, war bei der Landung auf Rügen und beim Sturm auf Ofen gewesen, hatte Bonn erobern helfen und in den Kriegen gegen Franzosen und Schweden, in den Niederlanden und in Pommern selbständige Kommandos geführt. Sieben Arnim sind bis 1889 Generale gewesen; jetzt dienen 41 ihres Namens in der Armee.

Zahlreich sind auch zu allen Zeiten die Burggrafen zu Dohna, einst in sächsischen Landen die Nebenbuhler der Markgrafen von Meißen, jetzt in Preußen und in Schlesien angesessen, gewesen, und verhältnismäßig viele des Geschlechts sind in hohe und wichtige Stellungen gelangt, zwölf sind Generale geworden. Als der Große Kurfürst eine stehende Kriegsmacht errichtete, erscheint alsbald Graf Christian Albrecht Dohna als Generalfeldzeugmeister in den Reihen; von seinen sechs Söhnen blieben fünf im Felde, der sechste im Zweikampf. Unter Friedrich dem Großen finden sich drei Dohna in der Generalität; der genannteste ist Christoph II., dem es aber selten gelang, den König zufriedenzustellen. An seiner Stelle sollte der Diktator Wedell die Russen schlagen, als er zur Schlacht von Kay auszog. Bedeutend war die Rolle, welche die ostpreußischen Dohna während der Befreiungskriege spielten, und mit der Laufbahn eines ihres Namens aus jener Zeit wird auch die Wahl des Ostpreußischen Ulanenregiments Nr. 8 für die Verleihung ihres Namens zusammenhängen. Es ist Graf Friedrich, der Schwiegersohn Scharnhorsts, welcher, wie Clausewitz, 1812 den Abschied nahm, um in russische Dienste zu treten. Als Kom-

mandeur eines Husarenregiments der russisch-deutschen Legion kehrte er heim; als die Legion nach Beendigung des Krieges von 1814 in das preußische Heer überging, kam mit dem ersteren auch Dohna in den vaterländischen Dienst zurück. Es ist eben jenes Ulanenregiment, welches jetzt den Namen seines Hauses erhalten hat. Graf Friedrich Dohna blieb mit demselben im Laufe seines späteren militärischen Lebens in vielfachen Beziehungen; zuletzt stand es unter seinen Befehlen, als er, zum Generalfeldmarschall aufgestiegen, das 1. Armeekorps in Königsberg befehligte.

Wir sind zu Ende. Lang ist die Reihe der Regimenter und Bataillone, deren Namen an die Verdienste ihrer Träger erinnern; eine stolze Ruhmeshalle, voll der Erinnerung an Kampf und Sieg, an kühnes Wagen und an standhaftes Ausharren, an hervorragende Leistungen im Kriege und im Frieden. Noch aber ist der Raum bei weitem nicht gefüllt; eine große Zahl von Truppenteilen harrt des Vorzugs, welcher zugleich die Beliehenen und diejenigen ehrt, nach denen jene benannt wurden.

„Ich behalte mir vor, ähnliche Auszeichnungen auch in Zukunft zu verleihen," heißt es in des Kaisers Befehl.

Gehet hin und verdienet sie; der Wettbewerb ist eröffnet. Kühn ist das Mühen, herrlich der Lohn. Einem jeden ist gestattet, um den Preis zu ringen. Wer es nicht selbständig, allein und aus eigener Kraft kann, versuche es als Teil eines Ganzen, als ein Glied seines Geschlechtes, einer muß den Anfang machen, und „Aus dem Soldaten kann alles werden!"

Eine Bergfahrt in den steirischen Alpen.

Von

Karl Prümer.

Das Dampfroß hatte mich der Heimat entführt; vorüber flogen Dörfer, Städte, Flüsse, Berg und Thal, und gar flüchtig war ihr Grüßen; viel inniger grüßen sie den Wandersmann mit Knotenstock und Ränzlein, als jene Gäste, welche in Windeseile vorübereilen und nicht selten kaum einen Blick für die hehre Schönheit der Natur haben.

Fern von mir liegt die Heimat, ich bin in Graz und rufe aus vollem Herzen: Grüß dich Gott, du grüne, schöne Steiermark! — Das war eine prächtige Fahrt über den Semmering, vorbei an tiefen Abgründen, durch Berge, über Schluchten und Brücken nach Mürzzuschlag und von dort nach der Hauptstadt.

Fast kam es mir vor, als habe sich der Erbauer der Bahn einer Entweihung der Natur schuldig gemacht, als er diese gewaltigen Bergkolosse durchbrach, als er den Frieden dieser großartigen Gebirgswelt störte. Die wildromantische Gebirgsnatur hatte meine Seele eingenommen; es wohnt in dem Anblick dieser Natur ein ernster, feierlicher Schöpfungsgedanke, eine großgeartete Ursprünglichkeit.

Geklemmt in den Bergen ziehen sich die Fußpfade, gar winzig anzuschauen, durch diese Bergkolosse, und in majestätischer Ruhe liegt der Hochwald.

Auf der Station Mürzzuschlag trat eine liebliche, junge Hochwaldblume mit frischen, klaren Augen an mich. „Kaufen's Edelweiß, gnä' Herr," begann sie und hielt mir einen Strauß dieser Sternlein der steirischen Berge entgegen. Ich nahm ein Sträußchen und drückte ihr einen Silbersechser in die Hand. Mit einem: „Küss' die Hand!" empfahl sich die Kleine und wanderte weiter mit ihren Alpenblumen. Lange sah ich ihr nach — der Zug setzte sich in Bewegung. Die arme Hochlandblume! Um welchen geringen Preis setzt sie ihr Leben ein, ein — Fehltritt — ein Schrei — ein Fall — ein dröhnendes Echo — dann Todesstille. — — Du Edelweiß, ich mag dich nicht leiden, fort mit dir in den Abgrund! Ich schleuderte den Strauß hinab. Weiter ging's — glücklich erreichten wir Graz.

Vom Schloßberg aus hat das Auge des Wanderers eine liebliche Fernsicht. Prächtige Gebirgszüge werden sichtbar, die Mur durchzieht wie ein Silberband das grüne Thal, und zahlreiche Wohnstätten umgeben weithin den Berg. Seid mir gegrüßt, ihr grünen Matten, eilender Fluß, blaue Berge, seid gegrüßt! Rings ward's still, aus den Kaminen stieg hier und dort blauer Dampf hervor und verschwand im großen All für immer. Von fern sandte eines Kirchleins Glocke ihre Töne zu mir, eine Schar munterer Tauben badete die Brust im goldenen Sonnenstrahl. Wie bist du so schön, du Perle Steiermarks! —

Im Morgensonnenstrahl durchwanderten wir die Hauptstadt, ließen die Häuser hinter uns, hinter uns die Schläfer und zogen durchs grüne Thal über Berge und Höhen. Hier und da grüßte uns ein Eichbaum, immer dunkler wurden die Nadelhölzer, farbenprächtig kontrastierten die frischen Landhäuser gegen den dunkeln Wald. Da klangen helle Töne an unser Ohr, wir lauschten, schritten weiter und erblickten unter einer Tanne einen jugendlichen Wanderer. Er hielt ein Horn an den Mund und blies eine gar lustige Melodie.

Da hielt's uns nicht mehr, wir fielen ein, und durch den taufrischen Wald klang unser Sang:

Da singet und jubelt das Herz zum Himmelszelt,
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt.

Das Lied weckte ein Echo in den Bergen und verhallte in der Ferne. Der Wind spielte in den Baumkronen, wir zogen weiter, immer weiter.

Fernab blauten prächtige Tannenwälder und frisches Weinlaub schmückte die nächsten Berge; von einem Gebirgskamm grüßte uns ein weißgetünchtes Kirchlein.

Es nahte eine Prozession. Gar mühsam trug ein Alter im Silberhaar ein mächtiges Kruzifix, und junge Bursche schritten hintendrein. Schwere Tropfen perlten auf des Alten Stirn und noch weit war's zum Mirakel. Muß denn das Alter allein alles Kreuz auf sich nehmen?

Während ich rüstig voranschritt, nahten sich ehrerbietig die Landleute, etliche küßten mir die Hand, etliche lüfteten den Hut und sprachen: „Gelobet sei Jesus Christus!" „In Ewigkeit!" entgegnete ich. Verwundert blickten meine Gefährten auf mich und die Grüßenden, bis sich herausstellte, daß mich die Landleute für einen geistlichen Herrn gehalten hatten. War ich doch ein Weltkind und nicht ihres Glaubens. — —

Wir erreichten Deutsch-Landsberg, das Paradies der grünen Steiermark. Golden glänzte die Sonne und über uns lachte ein tiefblauer Himmel. Wo ein Tannenreis die Hausthür schmückt, da kehrten wir ein; bald perlte der Wein im Glase, und die Gläser klangen, und die Herzen wurden so weit, ob aller Sommerpracht. —

Hinauf ging's zum alten, zerfallenen Schlosse. Wir durchwanderten einen Raum nach dem andern, auch die arme Sünderstube wurde uns gezeigt und gerade von dort aus bot sich die prächtigste Aussicht. Das ist zweifacher Tod dort vom Leben Abschied nehmen zu müssen, wo einem die Welt in solcher Pracht und Schöne entgegenlacht wie in der Armensünderstube von Deutsch-Landsberg! Der Gedanke macht das Herz trübe, fort in die freie Natur! grausames Zeitalter, dein Abschied sei gesegnet!

Dicht an einem Gehänge, wo ein Wildbach schäumt, steht eine alte Eremitage. Der Eremit hat sie verlassen und ist längst eingegangen in jene, wo ewige Ruhe herrscht. Die Hand des Alten hat einst in einen Stein der Einsiedelei die Worte eingegraben: „Beata solitudo, sola beatitudo". (Glücklich die Einsamkeit, sie ist das einzige Glück.) Dies ist das Vermächtnis des Alten.

Wer warst du, alter Einsiedler, was hat dich hergeführt, dich veranlaßt, der Menschheit den Rücken zu kehren, einsam dein Leben zu vertrauern? so mußte ich fragen.

Vielleicht, sagte ich mir, warst du, Alter, mit vollen Segeln in das Leben getrieben, hattest dein Herz an irdische Liebe gehängt und diese Liebe hat dich getäuscht; gebrochen zogst du dich zurück, wähnend, die Welt sei nichts als Lug und Trug, nicht wert, daß man ihr eine Thräne weine.

Oder stürmtest du voller Kühnheit ins Leben hinaus, den Kopf voll Plänen, Ruhmsucht im Herzen, und glaubtest wer weiß welche Rolle spielen zu können, sahst deine stolzen Luftschlösser eins nach dem andern in den Staub sinken und sankst auch du?

War's anders? Hast du das Leben mit vollen Zügen genossen, hast du den Kelch der Freude bis zur Hefe geleert, wie ein Schmetterling aus jeder Blume Honigseim gesogen?

Warst du gesättigt, schien das Leben dir schal und flach, oder quälte dich die Schuld und glaubtest du Vergebung zu finden durch ein Leben der Entbehrung, der Armut, der Einsamkeit?

Und hatte sie dir das Glück gebracht, als du die Worte in die Steine grubst: „Beata solitudo, sola beatitudo"?

Ich glaube es nicht! Was immer der Grund gewesen sein mag, der dich hieß der Menschheit entsagen, nichts rechtfertigt den Rückzug. Im vollen Leben kannst du Glück und Frieden finden, hilfreich sei und diene der Menschheit, es folgt der schwersten Schuld die Sühne dann. Wärst du ein Heiliger und voller Wissen, allein mit dir, du gältest nichts, wärst wie ein Pergamentblatt, das voll Weisheit einst geprangt, nunmehr vergilbt, ein wertlos Stück, dessen Zeichen niemand deutet. — —

Ich zog das Seil und heller Glockenton durchhallte den engen Raum; eine Fledermaus verließ erschreckt ihren Schlupfwinkel, flatterte unruhig hin und her und fand endlich den Ausweg ins Freie.

Fahre wohl, alte Eremitage, lehre uns klüger sein als jener, den du einst beherbergt hast, daß wir wirken zum Wohl der Menschen, bis wir einrücken in die dunkle Einsiedelei, daraus niemand wiederkehrt! — —

Wir lenkten die Schritte dem Städtchen zu, um dort zu übernachten und uns neu zu stärken für eine weite Wanderung. Ein Forstmann schloß sich uns an, gefolgt von seinem Hunde. Auf gemessenen Befehl verläßt der Förster die ihm liebgewordene Stätte, sein altes Jagdrevier, um es mit einem andern in Oberösterreich zu vertauschen. Am Fuße des Berges wandte er sich noch einmal um, hob seinen braunen Jagdhund in die Höhe und begann: „Schau her, mach' holt 'n Servus vor den Bergen, schaust sie zum letztenmal; aus ist's, gor ist's, mir zwa müssen fort. Schau wie der Berg uns grüßt, san oft miteinand auffi kraxelt, geschicht jetzt nimmermehr. Behüt' di Gott, liab's Landerl!" Der Jäger schwenkte den Hut, der Hund glitt zur Erde und schweigsam schritt der Jägersmann neben uns daher, schweigsam folgte der Hund.

Sie ist gar rührend diese lebendige, kindliche Liebe der Steirer zur Natur! Der Gießbach redet, es reden die Bäume, das mächtige Gewände hat seine Sprache, wie der Tannenwald, der Adler, welcher stolzen Fluges den blauen Aether durchschneidet, die flüchtige Gemse, Baum und Strauch und Blume, sie alle rufen dem Steirer ein treuherziges: Grüß Gott! zu, und der Steirer versteht dies Grüßen, ist zufrieden mit dem, was die Natur ihm bietet, was der Himmel sendet: dem Alpensohne schlägt ein Kindesherz in der Mannesbrust. — —

Im „Rautenkranze" da kehrten wir ein, die Fiedel klang und mitten im Kreise der Gäste nahmen wir Platz.

Zigeuner waren es fern von den Ufern der Theis, von den weiten Pußten des Ungarlandes, wunderliche Gesellen, ohne Rast, ohne Ruh, die den Fiedelbogen schwangen und seltsame eigenartige Melodien den Saiten entlockten. Eine feierliche choralgleiche Weise tönte jetzt an unser Ohr. Wenn der Zuhörer die Augen geschlossen hätte, konnte er vermuten in einer Kirche dem Gottesdienste beizuwohnen, so ernst, so feierlich erscholl die Musik.

Da plötzlich war es, als seien die Spielleute von einem Zauberschlage getroffen, wild und unbändig strichen sie über die Saiten, ein Ton jagte den andern in wilder Hast.

Nirgends fand ich ein getreueres Spiegelbild eines Volkscharakters durch die Musik dargestellt, denn hier.

Das einförmige, wogende Getreidemeer, die öden Steppen und einförmigen Weiden mit ihren hölzernen Ziehbrunnen und ausgehöhlten Baumstumpfen davor als Tränke haben den Bewohnern ein ernstes, melancholisches Gepräge gegeben; der ernste Teil der Musik repräsentiert es. Wie der Umschlag vom Ernsten und Ruhigen zum Wilden, Unersättlichen ein unmittelbarer in der Natur des Magyaren ist, so in der Musik der Wechsel der Choralmusik zur wilden Jagdmusik ohne alle vermittelnden Akkorde.

Glaubte man bei dieser wilden Musik nicht den Tschikos zu sehen, wie sich unter ihm das wilde Pußtenpferd gewaltig sträubt, und dann der kühne Reiter in rasender Schnelligkeit die weite Ebene durcheilt, bis das Pferd erschöpft zusammenbricht?

Die braunen Söhne der Pußta schienen in diesem Teile des Steierlandes zu den Seltenheiten zu gehören, denn gar verwundert blickten die Gäste auf die Spielleute und stillschweigend lauschten sie der fremden Weise, als aber das „Gott erhalte" ertönte, brach sich lauter Jubel Bahn. Wir suchten das Nachtlager auf; noch lange tönte die Fiedel und die Worte drangen an unser Ohr:

Dieses schöne Land ist mein Heimatland,
Ist mein liebes, teures Vaterland. —

Dämmerung lag auf der Erde, rings war es still. Plötzlich ließ der Haushahn unseres Wirtes seinen Weckruf erschallen. Er durchtönte das Städtchen, und nicht lange währte es, da wurde es allerorten lebendig; in allen Tonarten und Variationen erscholl der gefiederten Sänger Ruf. — Die Erde ruhte noch unter dem weißen, nächtigfeuchten Deckmantel der Nacht und harrte geduldig der goldenen Sonnenstrahlen, die ihn heben sollten, damit Menschen und Tiere, Bäume, Blumen, Gräser Gottes Sonne schauen.

„Ich glaube, alter Freund, wir werden uns den Weg zum Hochgebirge durch dichten Nebel suchen müssen, guten Morgen!" erscholl neben mir eine Stimme, und mein Reisegefährte, Doktor Rohrmann, einer aus dem Freundeskreise vom „Deutschen Tisch", steckte das rote Gesicht aus der mächtigen Dämmerung und die kleinen Augen blickten gar lebendig ins Wetter hinein. „Soll uns nicht grämen, Doktor," entgegnete ich, „die Sonne wird schon frühzeitig genug ihr Aufräumungswerk vollenden, wenn sich dann der Vorhang hebt, blicken wir auf goldene, lachende Szenen voll Liederlust und Sonnenschein". „Würde mich freuen," fiel mein Nachbar ein, „wenn es wahr wäre, ich für meine Person werde die Augen weit genug aufreißen, um zu sehen, was zu sehen ist, für einen guten Platz in dieser Opera ist bestens gesorgt. Niemand hat nötig, sich auf die Zehen zu stellen, und kein langbeiniger Vordermann wird uns die Aussicht rauben. Die zweibeinigen Choristen kümmern sich gottlob nicht um Dirigentenstäbe, Regisseure und Partituren, Notenköpfe und Rezensenten. Tirili! schallt's durch den Morgen; ein Juchzer soll folgen, wie ihn urkräftiger das Hochgebirge noch nie gehört hat. Wecken wir die Schläfer." —

Mein Nachbar durchschritt die Hausflur, klopfte an verschiedene Stubenthüren, legte die hohle Hand an den Mund und blies den militärischen Weckruf mit großer Meisterschaft, worauf es alsbald allerwärts lebendig wurde, denn niemand wollte gern der letzte sein. —

Im Gastzimmer wünschten wir uns einen guten Morgen. Auch der behäbige Wirt fand sich ein und begrüßte uns, seine Gäste. „Steigen's mit auffi?" fragte ihn einer unserer Reisegefährten. „Wanns Wetterglas net lugt, werden wir holt sehr anen scheanen Tag bekommen," meinte der Wirt, „aber sie könnten mir schon ganz Steiermark geben und 's Kärntnerlanderl dazu, i kraxelte net mit auffi auf die Alp. Hob eh meine liabe Last, daß i die Treppen auffi kumm, aber wann i mit Ihna ging auf die Alp, gehorsamster Diener! i glaub holt der Kranzlwirt könnt holt noch am selben Tage sogen: Behüt' di Gott, du scheane Welt!" „Na, na," fiel unser Doktor ein, „so arg wird's nicht werden, könnt gor net schaden, wann Ihne die Morgensonne a bisserl auf den breiten Rücken fiel. Wissen's Kranzlwirt, alle Gastwirte, die in ihrem Leben gepantscht haben, kommen in die Hölle und die dicksten müssen zur Strafe für das Weintaufen bei 50 Grad Hitze die feuerspeienden Höllenberge auffikraxeln und da dächte i, Sie thäten gut, unsere Einladung anzunehmen, um" — — „mi holt für die Zukunft so a kloans bisserl vorzubereiten, eh mi der Knochenmann um die Erd haut," fiel der Wirt ein und lachte dazu. „Dös gibt's net, wann all die Fässer Vöslauer, Luttenberger, Jerusalemer, Ofener, Erlauer, Szegszarder und Schomlauer dös hölzerne Schloß vor ihren runden

Mäulern wegthun und reden könnten, würden sie holt sogen: Laßt uns den Kranzlwirt in Ruh mit euren spitzigen Stadtzungen, versucht unsern Inhalt, hernocher werdet ihr sehen, daß der Kranzlwirt a kreuzbraver Kerl ist und koan Haderlump." „Laßt gut sein Alter," versetzte der Doktor und klopfte den Wirt auf die Schulter, „das Kompliment muß ich Ihna machen, koan bessern Tropfen gibt's als den beim Kranzlwirt; seid's zufrieden?" „Wull, wull, wußt i eh, daß der Doktor mein Getränk net schlecht machen wollt; das Taufen überlaß i holt jedem Durstigen, der die Boaner unter den Tisch vom Kranzlwirt stellt." — —

„Fertig zum Aufstieg!" kommandierte drauf der Doktor, und alle machten sich bereit.

„Na, Kranzlwirt", begann ich, „wann ich auf der Höhe bin, halte ich Umschau, und sehe zu, ob ich hier unten nicht ein winzig Hütterl find', das Ihnen zu eigen ist; ich werde es von oben herab grüßen, den Vögeln sagen: fliegt zum Kranzlwirt und singt ihm ein Liedchen aus froher Brust; dem Sonnenstrahl: Gib auch in Zukunft den Trauben wahres Feuer, daß ihr Saft die Leidenden heile und fröhlich mache alle traurigen Herzen; zum Kranzlwirt aber: Behüt' di Gott, alte, treue Seele, noch manches Jahr!"

Der Wirt schüttelte mir gerührt die Rechte, und als wir Abschied vom Rautenkranz nahmen, stand der Kranzlwirt in der Thür, schwenkte die grüne Samtkappe und blickte uns lange nach. — —

Wir schritten rüstig voran über Hügel und Berge hinweg. Des Kranzlwirts Wetterglas hatte nicht die Unwahrheit gesagt, denn in kurzer Zeit schon hob sich der Nebel und golden strahlte die Sonne.

Uns wurde die Brust weit und immer weiter ob dieser Hochwaldpracht, die Vögel sangen und ein kräftiger Juchzer erscholl in die Berge und weckte fernes Echo.

Höher, immer höher führte uns der Weg, an schwindelnden Abgründen vorbei, die uns schwarz und unheimlich entgegenstarrten, an starren Gehängen und wilden Gießbächen vorüber, deren mächtige Sturzwellen urkräftig auf die Felsen schossen, dann in weißen Gischt und viele Tausende von Tropfen zerstoben.

In unmittelbarer Nähe eines Abgrundes stand eine mächtige alte Tanne, ein ehrwürdiges Haupt; ich legte die Hände an den Stamm, um den Versuch zu machen, den Baum zu rütteln, da — ein Krach, die mächtige Tanne, anscheinend gesund und doch den Wurm im Herzen, stürzte mit gewaltigem Getöse und verschwand in der Tiefe. Ein dumpfer Ton drang an unser Ohr, dann ward's still. Betroffen blickte ich der Tanne nach, jeder von uns ging ernsten Gedanken nach, keiner wagte zu reden.

Endlich ergriff der Doktor das Wort, mich freundlich auf die Schultern klopfend, begann er: „Alterchen, Alterchen, wie wenig hätte gefehlt und wo jetzt der Baum liegt, ruhten auch Sie, vielleicht eine willkommene Atzung für junge Adler. Die Tanne mag immerhin mit ihrem Schicksal zufrieden sein; ein solches Grab ist der wilden Tochter des Hochwaldes würdig. Was wäre sonst ihr Schicksal gewesen, wenn sie den Wurm nicht in dem Herzen trug und nicht in der Tiefe ihr Grab fand? Von einem rußigen Köhler zu Holzkohlen gebrannt zu werden, nachdem sie vorher schon von einem Pechsieder ihres Harzes beraubt ist, wüßte nicht, daß dies ein beneidenswertes Ende für eine Tanne wäre, auch das nicht, zu Brettern zerschnitten zu werden, um einem müden Wanderer als letzte Ruhestätte zu dienen. Zur Herstellung eines musikalischen Instrumentes, eines hübschen Hausmöbels verwandt zu werden, ist ebenfalls noch ein erträgliches Tannenlos. Wäre ich eine Tanne und mein Schicksal in meine Hand gelegt, so würde ich bestimmen: Laßt mich als Mastbaum eines Schiffes pfeilschnell über die Wellen treiben bis die Windsbraut oder ein Wetterschlag meinem Dasein ein Ende macht und ich Ruhe finde im Schoße des Ozeans. Indes unserer Tanne Los ist entschieden, dort unten ist auch Ruhe. „Gottlob, daß ich noch im goldenen Sonnenlichte atme!" stieß ich hervor.

Ein zersplitterter Baumstumpf blickte, gar traurig anzusehen, aus dem Boden, und die Tannen schauten ernst auf ihn herab. Ein Vöglein hatte sich auf einem Tannenzweige niedergelassen und ließ sein fröhliches Liedchen erschallen.

„Du hast recht, du kleiner gefiederter Hochwaldsänger," fiel ich ein, „singe dein Liedchen":

Tirili! Tirili!
Traure nie, traure nie,
Freu dich am Sonnenstrahl
Der Blumen allzumal.
Tirili! Tirili!
Kurz ist dein Lebenslauf,
Bald hört dein Dasein auf;
Hör, was das Vöglein spricht
Und traure nicht.
Tirili! Tirili!

Höher, immer höher! — Ein Stoppelfeld auf dem ersten Viertel des Hochgebirges bereitete uns eine genußreiche Abwechselung, und kam uns der Anblick des Feldes in dieser Höhe ganz unerwartet. Wieviel Mühe und Schweiß hat es gekostet, sagten wir uns, diesem kargen Boden goldene Früchte abzuringen! Hier war das scheinbar Unmögliche möglich gemacht, und das öde Feld predigte in ergreifender Weise: „Labor omnia vincit". Wer möchte noch Mosis Worte: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen! aus voller Ueberzeugung einen Fluch nennen. In der Arbeit ist Frieden und Segen!

Dort unten in einem der Häuschen, die kaum dem Auge sichtbar sind, wird das Korn des Hochgebirges zu Broten gebacken, dort unten werden sie verzehrt, die Früchte des kargen Bodens, dort umringen junge Herzen die Mutter und sind froh, wenn ein Teil des Brotes für sie abfällt, dort unten ist eine glückliche Mutter — sie weiß ihre Kinder gesättigt und gesund.

Wo solcher Lohn der Arbeit wird, da darf die Hand nicht ermatten.

Fahrt fort, nutzt den Tag und die Scholle, denn die kleinste bietet Raum für tausend Samenkörner, wie das kleinste Herz für tausend Hoffnungen! — —

Wir machten Halt und hielten Rundschau über die ganze Strecke, welche wir bereits zurückgelegt hatten, und wahrlich, allen Respekt vor unserer Fähigkeit im Bergsteigen; wir müssen uns diesmal selbst loben und sagen: für die zurückgelegte Strecke und den beschwerlichen Aufstieg haben wir recht tapfer einen Fuß vor den andern gesetzt.

Wir blickten weithin in das Land hinab und machten den Versuch, uns auf der großen Reliefkarte der Natur zu orientieren. Es gelang uns nicht. Ist es doch für jeden, der darin keine Uebung hat, ein schwierig Ding!

Der Bergkopf und die Bergkette sehen von der einen Seite so aus, von der andern haben sie ein so ganz verändertes Aussehen, daß man sich sagen möchte: Unmöglich kann dies derselbe alte Berg sein, den du so häufig mit vieler Mühe, unter Schweißtropfen erstiegen hast. Gelt, sag nein, mein Berg, du bist es nicht, der du so selbstbewußt, kraftvoll und bis zum schön abgerundeten Kegel grün belaubt unter meinen Füßen dastandst, als ob du sagen wolltest: Hier hat mich eine erhabene Kraft hingestellt, hier bleibe ich und wehe dem, der mich verdrängen will, an meiner steinernen Stirn soll manches zerschellen. Aber der Berg bleibt stumm — er ist derselbe, den ich so oft erstiegen habe und jetzt kenne ich ihn nicht wieder.

Von dieser Seite schaut der Berg ins Land wie der Hinterkopf eines Greises. Verschwunden ist das lebensfrische Grün, nur hier und da, tief unten, wachsen armselige Tannenbäume, während sich oberhalb nackte Felsen bis zum höchsten Berggipfel hinziehen: ein steingewordenes Greisenhaupt, das der Erlösung harrt, so steht der Berg da.

Aus dem Tannengrün ragt hier und dort ein Kirchlein, gar einladend anzuschauen. Die Erbauer haben sich auf die Wahl der Plätze verstanden, das Zeugnis muß man den Leuten geben. Wo die Erde ihr Feiertagskleid anzuhaben scheint, wo die Aussicht am prächtigsten ist, da braucht man nicht lange nach einem Kirchlein vergebens zu suchen. Von einem Hügel aus beherrscht es das Städtchen oder das Dorf und nicht gar selten muß der müde, fromme Waller noch kurz vor seinem Ziele Hunderte von Treppenstufen erklimmen, ehe ihn die Pforte des Kirchleins aufnimmt. Man muß es den Menschen nicht zu leicht machen — ist doch auch das Himmelreich schwer zu verdienen. Zu Füßen der Kirche ruhte das Städtchen; wie winzig sehen von hier oben die Hausdächer aus! Golden glänzt die Landstraße im Sonnenschein. Ein Haus sieht fast aus wie das andere, die Einwoh-



Auf der Düne. Von Max Schmidt.

fühlen und denken einer fast wie der andere, und doch könnte man mit den Blicken die Wände durchdringen, was alles würde man zu sehen bekommen, daß man sich schier wundern sollte, wie die Häuser selbst eine gar so teilnahmlose Außenseite zur Schau tragen.

Die Sonne lachte auf alle herab und schien auf der Welt nichts als eitel Friede und Freude zu sein.

Nach kurzer Rast ging's weiter. Immer steiler zog sich der Fußweg über Gerölle hinweg, langsamer wurden die Schritte, da — endlich hatten wir das erste Ziel erreicht: die Sennhütte.

Ein sonderbarer Anblick bot sich uns da. Prächtige buntgefleckte Kühe weideten unfern der Sennhütte; unter einem Tiere lag ein Hirtenknecht und sog die Milch aus der Kuh: das war sein Mittagsmahl! Unsere Ankunft störte ihn keineswegs, er sog weiter und schien unersättlich. Als sich bei uns nachgerade Durst und Hunger geltend machten, traten wir in die Sennhütte und mit einem frischen, freudigen Grüß Gott! begrüßte uns die Sennerin, wobei kein Zug im Gesicht und kein Ton ihrer Stimme uns verriet, daß unsere Ankunft die Sennerin überrascht habe, vielmehr machte die Art ihrer Begrüßung den Eindruck, als handle es sich um den Empfang alter, lieber Bekannten. Während die Sennerin mit uns sprach, blieb sie unverwandt bei der Butterkerne stehen und butterte lustig drauf los. Und die Einladung folgte: „Macht's euch kommod in der Hütten und schaut holt um und um, damit ihr erzählen könnt, wie es aussicht bei der Pepi auf der Alm." „Hast recht," entgegnete der Doktor, „aber gut wär's, wenn wir bald a scheane Aussicht auf was z'essen hätten, Hunger und Durst haben wir grad gnug. Hast ka Milch net, Pepi?" „Ka Tröpferl ist in der Hütten, aber wann aner van euch so lang buttern will, bis i zuruck bin, werd i melken." Diesem Vorschlage entsprach der Doktor aufs bereitwilligste, rasch schritt er zur Butterkerne und, während die Sennerin die Hütte mit einem großen Holzgefäß verließ, butterte unser Doktor mit einem lobenswerten Eifer bis Pepi wieder erschien und vor uns auf den Tisch das Gefäß mit Milch setzte. Kaum stand es dort, so war es auch mit der ungewohnten Arbeit des Doktors vorbei, er ließ Kerne Kerne sein und Pepi nahm wieder ihren alten Platz ein. Brotreste wurden aus der Tasche gesucht, der Doktor holte aus der Schieblade hölzerne Löffel und nun ging's über die Milch her, daß es schier eine Lust gewesen sein muß, unserm Treiben zuzusehen. Und der Pepi schien unser gesunder Appetit besondere Freude zu bereiten, denn ihre Augen ruhten ohne Unterlaß auf uns, endlich hielt es sie nicht länger, die Butterkerne wurde ihrem Schicksal überlassen, und Pepi schlug voller Erstaunen die Hände über dem Kopf zusammen und rief erstaunt: „Moaner Seel! hätt nimmer glaubt, daß die Stadtherrn gar so grauslich essen können, wann man enk so sitzen sieht, sollt man schier denken, koaner hätt' seit a Wochen was z'essen gehabt. Gelt ist doch a scheanes Ding, wann's noch Küh gibt, 'ne Alp un —"

„So ane blitzsaubere Sennerin wie du," fiel der Doktor ein und fuhr fort: „i's gar so ein Wunder, daß wir allesamt 'n gesunden Hunger haben, nachdem wir seit fünf Uhr in der Fruh die Boaner voreinand setzen, uns die Alpenluft um die Nas geweht und der Magen nit viel mehr bekommen hat, als a bisserl Brot und a kloans Schluckerl Wein? Des Alpenmenschen hier oben kennt nit mol, was Hunger und Durst ist, macht's alle gleich und trinkt schon eh ihr durstig seid, habt die Taschen voll zu kauen, seid halt nie hungrig, nie satt."

„Jösas, die Kern!" fiel Pepi erschrocken ein, eilte darauf zu und begann zu buttern, daß die Milchtropfen davonstoben.

Kaum war Milch und Brot vertilgt, so wurden die kurzen Pfeifen angezündet und Umschau gehalten.

In der That! Pepis Sennhütte war ein Muster von Reinlichkeit. „Schau, schau," hub der Doktor an, „die Pepi will a Stadtdame werden, hat gor a Spiegel; so ein Möbel in der Sennhütte ist schon das Höchste, hab holt immer glaubt für a Sennerin sei der schönste Spiegel das Alpenbächerl, dös Stadtding hätt' i nimmer aussi hängt, daß i dir's nur sag, Pepi, i net, wahrhaftig net." „Zwegen moaner braucht ka Spiegel dorten z'hängen, aber ma Schatz, der Anderl, hot'n mi zur Kirchwah kaft und i hob'n aussi hängt und 'n Sträußerl aussi steckt, es ist holt gewaht van Herrn Pforrer, so lang's dort obi steckt, schlägt der Blitz net in ma Hütterl." „Wär' gescheiter gewesen," entgegnete der Doktor, „wann dir der Anderl a Busserl geben hätt', als das sakrische Ding; g'schieht deinem Anderl ganz recht, wenn er hernocher noch a stolze Frau kriegt, die, wie die Stadtdame, a noch a Stadtkleid haben will und seidene Tücherl und Bänder, goldene Ringerl, und hernacher kommt a unzufriedenes Herzerl —"

„Daß i net lach," fiel die Sennerin ein, „die Pepi und a Stadtdam' — dös gibt's net, und wann's der Pepi a seiden Kleid anzögen und setzten ihr a goldnes Krönerl auf den Kopf, i würd ka Stadtdam' net, i blieb, was i bin, die Pepi von der Alm, dem Anderl sein Schatzerl." „Ist dein Anderl denn ein braver Kerl?" „Kreuzbrav, hot nie wos z'Leid gethan, bloß das an Mol, als er morgens in der Fruh kam. In der Hand trug er a Sträußerl für mi und den Kopf ließ er hangen, ka Juchzer habe ich gehört und net antworten gekonnt mit'n Juchzer. Do hob i ba mi denkt, dem Anderl ist wos passiert und nimmer wos Guts, so wohr i die Pepi bin. Richtig! als der Anderl mir die Hand gegeben, schau i ihm in die Augen und sag: Anderl, sog's nur, wos di 's Herzerl druckt, i wos eh, wos recht Schlimms ist's und jetzt sogst's gleich, bin i da Schatz net mehr? Noch immer hot der Anderl net mit der Sproch aussi gewollt, do hob i ihm den Kopf in die Höh' geruckt, hob ihm in die Augen geschaut und nochmol gefrogt: Sog, Anderl, bin i da Schatz net mehr? Dann hob i's nimmer aushalten gekonnt und hob wanen gemußt, lange — lange. Der Anderl hat mi in 'n Arm nommen, hat auf mi herabgeschaut und gesogt: ‚Wann's dann wissen willst, wos mi so traurig mocht, so will i reden, 'n por Worte nur, bitterböse Worte: I muß di verlassen, Pepi, muß nach Wean und Soldat werden.' Da wor's aussi. Hob mir nie denkt, daß wir net immer z'sammen bleiben könnten, jetzt wor ma ganze Freud hin. Noch lange haben wir den Morgen bosammen gesessen, wir zwa, aber gesprochen haben wir wenig. Der Anderl hat mi z'letzt den Arm auf die Schulter gelegt, so hob ich ihm a gut Stück Wegs das Geleit gegeben; 'n trauriger Abschied war's, so traurig, wie i ihn nimmer erlebt hob."

Die Sennerin schwieg und blickte vor sich hin. — „Ist dein Schatzerl noch net zuruck und denkt er auch an di?" fragte teilnahmsvoll der Doktor. „Er hot mi san Bild geschickt und anen scheanen Gruß, im Frühjahr kehrt der Anderl ham, dann ist san Dienst um und i werd ma Schatzerl wiedersehn." „Do werd's Busserln geben!" fiel der Doktor lächelnd ein. „Sprich net so, i kann net davon reden hören und freu mi still vor mi hin, weil i oft denkt hob: freust du di z' viel, hernacher gibt's noch a Leid. Und wann 's Herzerl mi so druckt, knie i holt vor ma Gnodenbild und sog: Heilige Jungfrau, du mußt mi helfen, daß ich ma Anderl wiedersich, sonst bin i gor so arm, und die Jungfrau schaut mi dann so freundlich an, daß i ba mi denk: sie wird di schon helfen, Pepi, sie läßt di net im Stich." „Recht hast du, Pepi," ließ sich der Doktor vernehmen, „wer zwa Gnodenbilder im Herzen trägt, kann net z' Schanden werden."

Die Sennerin schritt auf den zweiten Raum der Hütte zu, trat ein und kam nach kurzer Zeit mit einem Bilde zurück, das sie dem Doktor hinhielt.

Wahrhaftig! da stand der Anderl, wie er leibt und lebt, in der Uniform der Hoch- und Deutschmeister, ein prächtiger Bursch und schaute lebensfrisch und froh in die Welt. Und Pepi blickte so seelenvergnügt bald auf das Bild, bald auf uns, als wenn sie hätte sagen wollen: Gelt! für so anen kann man schon was thun, kann 's Herzl a bisserl Sorg und Weh mit in den Kauf nehmen. „Host ka schlechten Geschmack gehobt, Pepi, wahrhaftig net," meinte der Doktor, „aber nimm di in acht, Dirndl, daß di die sakrischen Stadtmadeln net dran kummen, hernocher ist's gor mit der Liab." „Jesas, red net so a dumm Zeug", fiel Pepi ein, „ma Schatz hat mir gesogt, daß er mi nimmer vergißt, i glab's ihm und ka Teufel soll mi sogen, daß der Anderl mi net mehr liab hätt." Rasch nahm die Sennerin das Bild wieder an sich und eilte damit von dannen; die Schieblade wurde

geöffnet und — der Anderl war wieder geborgen.

Wir verließen die Hütte, und der Doktor gab Pepi den Auftrag, für den Abendimbiß Sorge zu tragen. Tonerl, Pepis Bruder, war verschwunden; tief unten weideten die Kühe. Die Luft war klar und durchsichtig, wir blickten weit hinein ins schöne Steirerland und dann wieder zum Himmelszelt, das azurblau auf uns herniedersah.

Hart an der Sennhütte war ein steiler Felsen mit dem sogenannten Wetterloch, das schwarz und unheimlich uns entgegengähnte. Einer unserer Reisegefährten warf einen Stein hinab; geraume Zeit währte es, bis wir ihn aufschlagen hörten und aus der Tiefe ein dumpfes Echo an unser Ohr drang. „Hüten Sie sich," begann der Doktor, „und werfen Sie keinen Stein im Beisein unserer Sennerin oder eines andern Bewohners der Alp hinab, wenn Sie nicht deren Freundschaft ein für allemal verscherzen wollen." Wir blickten verwundert den Doktor an, er aber beteuerte: „es ist so wie ich sage, nehmen wir hier auf diesem schönen Rasen Platz und ich teile Ihnen kurz die Geschichte vom Wetterloch mit." Wir lagerten uns, und der Doktor erzählte:

„In grauen Zeiten lebte auf dieser Alp ein Ritter, der war fromm und that Gutes an den Leuten; er war sehr reich und seine Besitzungen erstreckten sich über einen großen Teil von Steiermark. Dieser Ritter, Wunibald genannt, hatte auch eine schöne und stolze Tochter namens Adelgunde, die ein Ritter aus dem Kärntnerlande kennen gelernt und liebgewonnen hatte.

„Dieser Ritter, Maurus, war ein tapferer Mann, schön und gar stattlich anzuschauen, aber er konnte nichts sein eigen nennen, als eine Burg, an der der Zahn der Zeit gar sichtbarlich sein arges Zerstörungswerk verrichtet hatte. Sogar die mächtige Wappentafel oberhalb des Burgthores war zersprungen, und die Hälfte des Wappentieres, eines schwarzen Bären, lag in Trümmern unfern des Burgeinganges.

„Der Ritter Maurus hatte das Edelfräulein Adelgunde durch einen sonderbaren Zufall kennen gelernt. Ihr Vater war nämlich ein kühner Jäger vor dem Herrn und hatte die Ritter und Herren der Nachbarschaft zur Jagd eingeladen. Die Eingeladenen erschienen mit ihrem Troß und in der Burg des Ritters Wunibald ging es hoch her. Am folgenden Tage nach Ankunft der Gäste begann die Jagd. Im Eifer derselben war Adelgunde auf einem mutigen Rappen dem Wilde nachgeeilt, hatte des Weges nicht geachtet und mußte zu ihrem Schrecken gewahr werden, daß sie sich unerwartet in einer ihr völlig fremden Gegend befand. Adelgunde rief laut in den Wald hinein, aber Niemand gab ihr Antwort; die Nacht nahte, aber kein Ton eines lebenden Wesens drang an der Verirrten Ohr. Voller Angst im Herzen ergab sich Adelgunde mählich in ihr Schicksal und schlief erschöpft ein. — Als der Tag graute, wurde sie wach; ihr treues Pferd stand neben ihr und graste die dürftigen Grasbüschel ab, die vereinzelt im Walde umherstanden. Entschlossen und voll frischen Mutes bestieg Adelgunde von neuem das Tier, ritt unaufhaltsam den ganzen Tag hindurch und gönnte sich kaum die Zeit, einige Beeren für den Hunger zu pflücken und einen Trunk aus dem silbernen Waldbache zu thun. Rastlos ging es weiter, schon begann die Sonne zu sinken, als fernes Hundegebell an des Edelfräuleins Ohr drang. Sie ritt weiter und erblickte eine alte Burg. Adelgunde sprengte darauf zu und ein alter weißköpfiger Diener, auch eine halbe Ruine, wie die Burg seines Herrn, führte das Edelfräulein zum Ritter, der ganz erstaunt dreinsah, als in seiner Burg, die seit einer Reihe von Jahren kein weibliches Wesen betreten hatte, die Fremde erschien und in holdseliger Anmut um Obdach für die Nacht bat. Da war nun guter Rat teuer, aber der Alte schaffte Rat.

„Nach Verlauf einer Stunde war ein Zimmer notdürftig hergerichtet und der Rappe im Stall untergebracht.

„Mit der Kochkunst des Alten war es indes nicht weit her, und genug Mühe kostete es ihm, ein kärgliches Mahl herzurichten. Allein so einfach es war, fand es doch des Edelfräuleins ganzen Beifall und zufrieden und gesättigt erhob sich Adelgunde, nachdem sie dem Ritter noch erzählt, daß sie eine Tochter Ritter Wunibalds in Steiermark sei und sich auf der Jagd verirrt habe.

„Voll Erstaunen lauschte Maurus den Worten der Fremden und in seinem Herzen erwachte die Liebe.

„Längst hatte Adelgunde die Ruhestätte aufgesucht, da saß noch der Ritter, den Kopf gestützt, gedankenvoll am Tisch und blickte träumerisch in die Flamme. — Die Nacht kam, aber Maurus fand keinen Schlummer; immer wieder stand vor ihm der Fremden holdseliges Bild. — —

„Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Adelgunde erschien und den Ritter bat, ihr den Diener als Geleit nach ihres Vaters Burg mitzugeben. ‚Mit nichten,' entgegnete Maurus, ‚fern von mir sei es, so viel Schönheit und Anmut dem schwachen Wächter anzuvertrauen, ich selbst werde die Tochter dem Vater zuführen.' Sprach's und ließ sich sein Pferd satteln, währenddes sich Adelgunde durch ein karges Frühstück für den weiten Ritt stärkte. — Ein stattliches Paar ritt zum Burgthor hinaus, und der alte Graukopf schaute den beiden gedankenvoll nach. In ihm wurden längst vergangene Zeiten wach, jene, als die Mutter des jungen Ritters Maurus, die schöne Mathildis, unter Trompetenklängen, an der Seite ihres Mannes, ihren Einzug als Burgfrau hielt. ‚Wer weiß es? vielleicht kehren fröhlichere Tage wieder bei uns ein,' murmelte der Alte, machte kehrt und schritt langsam und bedächtig dem Thore zu, die schmale Kettenbrücke rasselte in die Höhe, und still ward's ringsum.

„Maurus ritt, die Seele voll kühner Gedanken, des Weges daher, seine Augen ruhten mit Wohlgefallen auf dem Edelfräulein, deren Bekanntschaft ihn ein solch sonderbarer Zufall hatte machen lassen.

„So viel Mühe sich indes der Ritter auch gab, seine Begleiterin zum Reden zu veranlassen, gelang es ihm doch nur höchst selten, daß sie ihr Stillschweigen brach und Maurus mußte sich leider gestehen, daß in des Edelfräuleins Brust ein stolzes Herz wohne, trotzdem glaubte er, ihrer Liebe gewiß zu sein, oder sich wenigstens dieselbe erringen zu können.

„Lange waren die beiden so nebeneinander einhergeritten, als Adelgunde die Führung übernahm. Der Weg führte steil bergan. Da, als beide um einen Felsen bogen, zeigte sich die Burg. ‚Gottlob!' begann das Edelfräulein, ‚dort ist die Burg des Vaters,' und deutete mit der Hand auf ein stattliches Gebäude, ‚seien Sie jetzt unser Gast.' Maurus fiel es schwer aufs Herz, als er am Ziel der Reise war, das Gefühl baldiger Trennung drückte ihn nieder, wie auch die Ungewißheit über den Ausgang seiner Werbung. Die Ritterburg war nahezu erreicht, da begann Maurus: ‚Adelgunde, lassen Sie mich noch einige Worte reden, ehe wir in die Burg des Vaters einziehen, ich werde kurz und aufrichtig sein. Ich liebe Sie von ganzem Herzen, arm bin ich an Schätzen dieser Welt, aber mein Herz ist unaussprechlich reich an Liebe für Sie; Adelgunde, sagen Sie mir, daß Sie mich lieben können!'

„‚Ritter Maurus,' entgegnete diese und wandte den Kopf stolz dem Ritter zu, ‚die Tochter Wunibalds gibt ihre Liebe nicht hin, wie dem Bettler das Almosen. Sie haben Anspruch auf meine Dankbarkeit, aber meine Liebe gehört dem Kühnsten der Kühnen, der um diese in heißem Kampfe den Siegerkranz erringt.'

„‚Gebt mir Gelegenheit, meinen Mut zu zeigen, und ich werde Eure Farben zum Siege führen!' rief Maurus begeistert. ‚So hört,' fuhr das Edelfräulein fort, ‚wenn der Herbst ins Land kommt, ist zu Wien ein großes Ritterturnier; eilt dorthin, tragt meine Farben und erringt Ihr den Sieg, so seid Ihr meiner Liebe gewiß, unterliegt Ihr aber, so lenkt Euer Rößlein getrost nach einem andern Wege, denn in diesem Falle hat in meines Vaters Burg Euer Herz nichts mehr zu hoffen.' ‚Euer Wort habe ich,' entgegnete Maurus, ‚nur tot oder als Sieger verlasse ich den Kampfplatz.'

„Mittlerweile hatten die beiden die Burg erreicht, der Wächter stieß ins Horn und kaum hatte er Adelgunde erkannt, so ließ er hastig die Kettenbrücke nieder und eilte zu seinem Herrn.

„Dieser war hochbeglückt, als er der Vermißten ansichtig wurde, und hieß den Ritter herzlich willkommen. Drei Tage herrschte lauter Jubel in der Burg, ob der Rückkehr der Vermißten, da nahte der Abschied, und Maurus eilte, reich beschenkt, der Heimat zu.

„Der Herbst nahte, unser Ritter machte

…ich reisefertig und zog gen Wien zum Turnier. Vierzehn volle Tage dauerte das Kampfspiel, manche Lanze zersplitterte und mancher Ritter, der voll kühner Hoffnungen nach Wien gezogen war, sank in den Staub. Ritter Maurus hat als Gegner den gefürchteten Ritter Kunibert, der schwarze Wolf genannt. Lange Zeit blieb zwischen diesen beiden der Kampf unentschieden, denn was dem einen an Kraft mangelte, das mangelte dem andern an Gewandtheit. Plötzlich machte Maurus einen geschickten Ausfall und siehe da der schwarze Wolf sank unter dem Jubel der Zuschauer in den Sand. Im Sonnenstrahle glänzte des Siegers blauweißes Band.

‚Es nahte ein Edelfräulein, schmückte den Ritter Maurus mit dem Siegerkranz, die Fanfaren schmetterten lustig drein, und das Volk brach in Jubel aus. Maurus aber sah und hörte nichts von dem, was um ihn vorging, bleich vor Aufregung blickte er vor sich hin, was galt ihm aller Ruhm der Welt, aller Jubel des Volkes, nachdem er den schönsten Siegespreis, Adelgunde, errungen hatte.

‚Nicht lange mehr hielt es Maurus in Wiens Mauern, Spiel und Tanz konnten ihn nicht reizen, solange ihm seine Krone, Adelgunde, fehlte. Er wandte das Roß und sprengte mutig der Burg Wunibalds zu; niemals war ihm das Tier träger vorgekommen als diesmal. Am liebsten hätte Maurus fliegen und alsbald aus vollem Herzen rufen mögen: Der Sieger bin ich, Geliebte, du bist mein! So mußte sich der Ritter gedulden, und als die Sonne am dritten Tage, nachdem Maurus aus Wiens Mauern geritten war, sich dem Untergange neigte, erblickte der Ritter die Burg Wunibalds von ferne. Freudiger schlug dem Sieger die Brust, er gab seinem Pferde die Sporen und langte in kurzer Zeit vor der Burg an. Die Fenster waren hell erleuchtet, Trompetenschall drang an des Ritters Ohr. Da nahte ein Diener Wunibalds, und Maurus sprach: ‚Heda, guter Freund, was für ein freudiges Leben herrscht auf der Burg deines Herrn?‘ ‚Ihr seid sicher ein Fremdling,‘ entgegnete der Diener, ‚sonst müßtest du wissen, welches Fest wir hier feiern, so höre: Adelgunde, unseres Ritters einzige Tochter, wird vermählt mit dem mächtigen Grafen …lius, dem Reichsten der Reichen, und heute ist Hochzeit.‘ ‚Ist Hochzeit!‘ schrie Maurus und brach fast zusammen; erschrocken enteilte flüchtigen Fußes der Diener. — —

‚Es schien, als wäre Pferd und Ritter zu Stein geworden, nichts regte sich, da plötzlich riß Maurus den Kopf in die Höhe und gab seinem Pferde die Sporen. In rasender Eile jagte der Ritter über die Brücke, durch den Hof in den Saal, und die Funken stoben. — Ein gellender Schrei entrang sich Adelgundens Brust, rasch, ehe noch die Gäste wußten, was hier vorging, ergriff Maurus Adelgunde mit starker Hand, zog sie aufs Pferd und jagte wie toll in die Nacht hinaus.

‚Dort auf dem Felsen gab Maurus dem Pferde die Sporen, hochauf bäumte sich das Tier und — sprang in die Tiefe. Verschollen ist Maurus und Adelgunde, zerfallen die Ritterburg.

„Die Sage sagt, daß der Fels hier, von wo Maurus in den Abgrund sprang, fürchterlich gekracht habe und in der verhängnisvollen Nacht jenes schwarze Wetterloch entstanden sei, aus dem noch jetzt schwere Unwetter emporstiegen, sobald einer einen Stein hinabschleudere und freventlich die Ruhe des Berggeistes störe. Das ist die Historia vom Wetterloch.“

Wir hatten alle voller Spannung der Erzählung des Doktors gelauscht, und das Wetterloch kam uns jetzt erst recht unheimlich vor, nachdem wir jene Erzählung kannten, welche sich daran knüpfte. Ein Glück war's, daß uns die Sennerin auf andere Gedanken brachte; sie erschien in der Thür, klatschte in die Hände und rief: „Z'wegen moaner könnt's holt übers Essen losgehen!“

Mit der Einladung hatte Pepi auch den Hunger bei uns wachgerufen, wir fühlten auf einmal, daß der Magen sein Recht geltend machte.

Als wir in die Hütte traten, saß der Knecht, Pepis Bruder, hinterm Ofen und verzehrte mit Wohlbehagen sein Abendbrot, denn seit langer Zeit hatte es hier oben so vortreffliche Kost nicht gegeben. Knödel und Sterz, dieses echt steirische Leibgericht, war es, was auf dem Tisch prangte, und Pepi, es läßt sich nicht leugnen, hatte eine Fertigkeit in der Zubereitung, die alle Anerkennung verdient.

Auch unsererseits ist sie ihr reichlich zu teil geworden — die leeren Schüsseln sind das beste Lob für die Köchin. Als abgetragen und der Tisch gesäubert war, bereitete uns Pepi eine Ueberraschung, holte aus der Kammer eine Pappschachtel und setzte sie auf den Tisch. Als wir den Deckel lüfteten, was war der Inhalt? eine Zither. „Ist dem Anderl san Zither, drauf soll ma Bruder so lang spielen, bis ma Schatzerl zuruck ist von den Soldaten, hernocher muß der Tonerl selbst für a G'spiel sorgen,“ ließ sich Pepi vernehmen. Und jener nahm, ohne sich lange nötigen zu lassen, die Zither, legte sie auf die Knie und spielte einen lustigen Steirischen, wobei sich die Sennerin auf die Zehen stellte, mit Daumen und Zeigefinger das Kleid hielt und sich fröhlich hin und her wiegte. —

Der Steirische war verklungen und der Tonerl schlug noch vereinzelte Akkorde an.

„Kannst a Liederl a?“ fiel der Doktor ein. Tonerl nickte der Pepi zu, diese verstand ihn und sang, während jener sie begleitete:

Grean san die Hollerstau'n,
Waß san die Blüh';
Schean san die schwarzen Aug'n,
Treu san sie nie. —

Ein Jodler folgte und Pepi schwieg, worauf Tonerl sich also vernehmen ließ:

Denn die Sterndln san Jungferln,
Die fallen bei der Nacht,
Ma Dirndl, ma Sterndl,
Geh nimm di in acht.
O Schicksal, o Schicksal,
Gewähr mir die Bitt':
Geh, laß mi ma Dirndl
Und nimm es net mit!

— — Es war uns eigen ums Herz, als dieser treuinnige Sang ertönte, der so unmittelbar ohne jedes Beiwerk der Brust entquoll, silberklar und frisch wie der Waldbach. Ohne Falsch hat sich das Volkslied von einer Generation zur anderen fortgeerbt, ist aufbewahrt in einem feinen und guten Herzen und dringt wieder zum Herzen, weil alles an diesem Liede lebenstreue Wahrheit ist, die Einlaß verlangt und ihr Echo findet in jeder Menschenbrust. Ein deutscher Musikschriftsteller sagt mit Recht: Das Volkslied ist die Unsterblichkeit in der Musik. Es ist ewig dasselbe, wenngleich es nach seiner Ausprägung nach Zeit und Ort wechselt. Es gehört der grausten Vergangenheit an, wie der blühenden oder bestaubten Gegenwart und ist zugleich die eigentliche Zukunftsmusik. Es ist die unantastbare Musik von Gottes Gnaden. — —

Voller Andacht haben wir lange den Klängen der Zither und den Volksweisen gelauscht, schon standen die Sterne am Himmel, als wir die Ruhestätte aufsuchten. — Die Sennerin ging voran und legte die Leiter an. Wir kletterten auf den Boden und krochen ins Heu; der letzte war Tonerl.

Nur kurze Zeit habe ich mich der Ruhe erfreuen können, zuviel bewegte mein Inneres. Als endlich der Schlaf kam, brachte er mir die wunderlichsten Träume; das Wetterloch gähnte vor mir, wurde größer und immer größer, Ritter Maurus jagte auf einem Rappen daher, aus dessen Nüstern Funken sprühten, und fuhr mit der ungetreuen Adelgunde in den Abgrund. Ich sah im Traume Ritter Wunibald die Hände ringen, hörte fernen Donner, dann zerteilten sich die Wolken, die Sonne schien golden und Tonerl griff in die Saiten und sang:

Geh, laß mi ma Dirndl
Un nimm es net mit!

— — — — — — — — — — — —

In aller Herrgottsfrühe weckte uns der Doktor. Einer schaute verdutzt den andern an. Tonerl hatte sich, wie ein Maulwurf in die Erde, ins Heu hineingewühlt, und der Bursch blickte ganz verstört ins Wetter, als ihn der Doktor an den Beinen hervorzog. Wir strichen das Heu aus Haar und Kleidern, und kletterten die Leiter hinab; Tonerl mußte Wasser und ein Handtuch holen. —

Noch war es dunkel; im Osten zeigte sich ein langer, lichter Streifen, der Vorbote der Sonne. Das Thal hüllte eine weiße Nebeldecke ein und an den Grashalmen und Bäumen hingen Millionen von Tautropfen. Uns fröstelte.

Als wir eine Zeitlang so gestanden, wurde es in der Sennhütte lebendig, Pepi öffnete das Fenster und rief uns ein fröhliches: „Grüß Gott!“ zu. „Grüß Gott!

Pepi!" schallte es zurück, „nun aber a bisserl hurtig, daß wir was Warms kriegen, hier auf der Höhe ist eine sakrisch kalte Luft." — „Sollt net lang z'warten hoben," entgegnete Pepi, schloß das Fenster und eilte zum Ofen. Wenige Minuten und dem Schornsteine entstiegen blaue Rauchwolken; wie malerisch war der Anblick! In der Hausthür erschien die Sennerin mit dem wohlbekannten Holznapf, eilte zur ersten, braungefleckten Kuh und molk. Unterdes machten wir es uns in der Sennhütte bequem und warteten, in nächster Nähe des Ofens, der Dinge, die da kommen sollten. In der That! Pepi ließ es sich recht angelegen sein, für das Frühstück Sorge zu tragen, ein Holzscheit nach dem anderen flog ins Feuer, es knisterte und knatterte im Ofen, daß es schier eine Lust war zuzuhören.

Die Milch wurde in einem eisernen Topfe erwärmt, dann wieder in den Holznapf gegossen; wir brockten Brot hinein, nahmen die Holzlöffel zur Hand und bald war das Morgenbrot wie Schnee vor der Sonne verschwunden.

Wieder wurden die Pfeifen angezündet, jeder griff zum Wanderstab, wir sagten Pepi Lebewohl und gaben ihr den Auftrag, das Mittagessen frühzeitig bereit zu machen. Sie versprach es, und wir zogen unserer Wege.

Immer steiler wurde der Fußpfad und mühsamer der Aufstieg, das Gerölle erschwerte ungemein das Gehen. Nach und nach wurde der Baumwuchs kärglicher, bis wir endlich nur noch armseliges Knieholz antrafen.

Auf einer Felsplatte machten wir Rast und blickten ins Thal; noch lag dort der Nebel, aber die Sonne war schon hervorgetreten und brachte Leben in die trägen Nebelmassen. Der Kampf begann und als wir den Gipfel des Berges erreicht hatten, da konnten wir sehen, daß die Sonne Siegerin geblieben war. —

Wie prächtig lag zu unseren Füßen das Land! Ueber Schluchten, finstere Tannenwälder, Städte, Wiesen, Hügel schweifte der Blick bis weithin, wo hohe Berge blauen. Wir fühlten uns gehoben bei dem Gedanken, daß es uns vergönnt war, von dieser hohen Warte hinabzuschauen auf die Menschenkinder mit ihren Sorgen und Plagen um den kommenden Tag, mit ihren Freuden und Leiden, ihren Hoffnungen und Enttäuschungen, ihrem Fluchen und Gebet, ihrem Haß und ihrer Liebe.

Ich hatte den Kopf gestützt und blickte hinab in die Tiefe, vor mir stand ein mächtiger Felsblock und hob das Haupt gar trutziglich in die Höhe, er stand dort wie ein Prophet aus grauer Zeit und dünkte es mich, als öffnete er den Mund und spräche zu mir: Du, der du zwischen uns Bergriesen wandelst, höre was unser Mund spricht, beherzige es, und lehre es deine Brüder, das Mahnen der Berge: **Bringe dein Leben unter einen großen Gedanken!**

Während ich mich solchen Betrachtungen hingab, hatte der Doktor sein Fernglas hervorgeholt und blickte empor auf ein schwarzes Pünktchen, das am blauen Himmelszelt befestigt schien. Da plötzlich wurde es dem Zuschauer klar, was es mit der Erscheinung für eine Bewandtnis habe.

„Ein Adler! Ein Adler!" rief der Doktor und deutete mit der Hand gen Himmel. Wir blickten nach der angegebenen Richtung und entdeckten das Tier. Immer größer wurde der Punkt, nach einigen Sekunden schoß der Adler, unfern von uns, in die Tiefe, vielleicht war ihm ein Rehkitzchen oder ein Waldhuhn zur Beute geworden. Vergebens warteten wir auf seine Rückkunft. — —

Der Doktor nahm dann eine Karte und schrieb darauf: „Die, deren Karten sich hier vorfinden, besuchten die Alp im Monat Septembris A. D. MDCCCLXIII". Wir legten unsere Karten in die Flasche, der Doktor verkorkte sie, inzwischen wühlten wir mit unseren Stöcken eine kleine Höhlung in die Erde, dorthinein wurde die Flasche gelegt und mit Erdreich zugedeckt. — Wessen Hand wird sie heben? — Eine Stunde hatten wir uns der Fernsicht erfreut, als wir uns zum Abstieg wandten, doch nicht ohne vorher auf dem Gipfel ein Liedchen angestimmt zu haben, ein deutsches Lied, aus deutscher Brust.

Es verklang in der Tiefe und wir schwenkten zum Abschied die Hüte. — —

Um die Mittagszeit trafen wir wieder wohlbehalten in der Sennhütte ein und ließen uns das bescheidene Mahl gut schmecken. Nach der Mahlzeit zeichneten wir unsere Namen in Pepis „Fremdenbuch" ein, schrieben auch einige Worte hinzu, drauf nahmen wir Abschied von dem Tonerl, aufs herzlichste von der Sennerin und zogen unseres Weges.

„Grüßt mi die Leut dort unten!" hat uns Pepi noch nachgerufen und der Doktor rief zurück: „Und den Anderl a!" Freudestrahlend nickte uns die Sennerin nach diesen Worten noch lange zu, zuletzt verschwand sie in der Sennhütte und war wieder so ganz allein — doch trug sie den Anderl im Herzen. —

Der Abstieg wurde glücklich vollendet.

— — — — — — — — — — — —

In Graz, am „Deutschen Tisch", saßen wir wieder im Kreise der Freunde. Sie lauschten unsern Worten und gedachten, wie auch wir, der Alp, der deutschen Alp. —

O, du himmelblauer See.

Von

Moriz Band.

Hoch im Norden des herrlich schönen Tirolerlandes, wo die blauweißen Grenzpfähle das einzige Trennungszeichen zwischen den biederen Tirolern und den in Herz und Gemüt gleichen Bewohnern Oberbayerns bilden, hat der Schöpfer ein kleines Paradies geschaffen, zu dem alljährlich Tausende und Abertausende wandern, die sich erquicken wollen an dem unendlichen Reize der Natur, der hier in majestätischer Schönheit auf Bergen und Thälern ruht. Die Berge ragen in unvergänglicher Pracht gegen den Himmel empor, gleichsam als wollten sie in Dankbarkeit hinanstreben und die wechselnde Zeit umkleidet sie ewig und unermüdlich immer mit neuen Reizen. Die ersten Strahlen der Morgensonne küssen ihre Häupter mit den Rosenlippen, der Mittag umgießt ihre Felsenkuppen mit der vollen Glut seines warmen Lichtes und der traute Abend senkt seine letzten Strahlen auf die Höhen, die in dem Rosendämmerscheine der scheidenden Sonne nimmer erblassen wollen ... Bergeszauber! Wer ihn kennt, fühlt noch in späten Tagen sein Herz übervoll und immerdar zieht es ihn mächtig hin zu den Bergen, den wahren Königen unserer Erde. Doch nicht allein auf der Berge Höhen ruht die Poesie, in den traulichen Thälern lebt und webt dieselbe Empfindung reinsten Genusses, und für Herzen, die es lieben, sich ganz in den Frieden ihres eigenen Ich zurückzuziehen und in sich selbst versunken die Reize der Natur auf sich einwirken zu lassen, sind die **Alpenseen** geschaffen, jene treuherzigen Augen der Mutter Natur, aus deren Spiegel uns ihre ganze geheimnisvolle Gewalt entgegenstrahlt. Der Zauber der Alpenseen ist noch nie ergründet worden, aber alle edleren Künste der Menschheit wetteifern miteinander ihn zu erschöpfen. Die besten Meister der Dichtkunst singen ihre schönsten Lieder zu ihrem Lobe, die trefflichsten Musiker fassen ihre seligsten Empfindungen in zauberisch süße Klänge und die ersten Maler werden nicht müde, das Zauberbild eines Alpensees mit allen ihren Schönheiten in tausend Abarten auf die Leinwand zu bannen. Musik und Poesie haben sich an dem Gestade eines solchen Sees zu einem Idyll verbunden und eine Geschichte geschaffen, die es wert ist, erzählt zu werden; ist doch mit ihr die Entstehung eines unserer schönsten deutschen Lieder und eine herzinnige Liebesgeschichte verknüpft, welche sich an dem Ufer des unvergleichlich schönen Achensees abspielte.

Man kennt die traulichen Reize des Achensees, der hart an der Grenze des Tiroler- und des bayrischen Landes dahinzieht und mit seinen prächtigen Gestaden ein so bezaubernd schönes

bietet. Ein herrlicher, edler Menschenschlag ist es, der seine Ufer bewohnt und in idyllischer Ruhe leben die wackeren Leute dahin. Kein Lärm und Gewoge des Alltagslebens entweiht die heilige Ruhe der Stätte und selbst der reiche Strom von Vergnügungszüglern, der im Sommer den See berührt, naht mit jenem erhobenen Herzen und Sinne, die jede lärmende Kundgebung vermeiden. Es ist ein wahrer Tempel der Ruhe hier auf dem ewig glatten Spiegel des Sees, der an Glanz und Frieden mit dem tiefen Blau des Himmels wetteifert. Die schmucken Schifferboote durchfurchen von kräftigen Rudern getrieben die blaue Fläche und beleben zu allen Zeiten das stille Gewässer. Zierliche Hütten stehen am Ufer umher, hier und da eine Villa, deren modische Zierlichkeit zu der bescheiden anmutigen Umgebung einen seltsamen Kontrast zeigt; um alle jedoch schließt sich ein herrlicher Kranz von Bergen, über deren Felsenhöhen die Firngipfel der Hochalpen hereinblinken und über welchen sich das herrliche Azur des Himmels spannt.

Es war an einem herrlichen Sommerabend. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne brachen sich auf der Fläche des goldig erschimmernden Sees, um höher und höher zu steigen und endlich zu erlöschen, nur jenen traulichen Dämmerschein zurücklassend, in dessen Schatten alles zur Ruhe neigt, um die Stille des Abends in süßem Nichtsthun zu genießen. Vor einem schmucken kleinen Häuschen, das nur wenige Schritte vom Uferrand entfernt stand, saß ein blühendes Mädchen und knüpfte emsig an einem Netze. Das Köpfchen mit dem goldblonden Haar hatte sie auf die Brust gesenkt, daß man kaum ihr Antlitz sehen konnte. Sie knüpfte gedankenvoll darauf los und hob kaum den Kopf, als schlürfende Schritte aus der Hausthür ertönten.

„Mirzl," rief eine alte, etwas zitternde Stimme.

„Was gibt's, Großvater?" fragte sie zurück, indem sie rasch den Kopf hob.

Sie war entzückend schön. Ein jugendfrisches rundliches Gesicht, mit einem schalkhaften Zug um den Mund, ein wohlgeformtes Kinn und ein Augenpaar von herrlicher Bläue, dem tiefen See gleich, der sich in ihnen spiegelte.

„Was gibt's denn," wiederholte sie, während der Alte sich mühsam näherte.

„Hast du denn schon das große Zimmer hergerichtet, in welches der Herr aus Wien einziehen soll?"

„Gewiß, Großvater, er könnte gleich kommen, alles ist bereit, sogar das Klavier aus München, das auf seinen Wunsch geschickt wurde; ich habe es zum Fenster gestellt, daß er beim Spielen den Ausblick auf den See hat. Habe ich nicht recht gehabt?"

„Sicherlich, mein Kind, er wird dir dankbar sein. Er soll ein so viel guter Herr sein, der Musiker aus Wien. Ich glaub' beim Theater ist er."

„So, so," erwiderte Mirzl, „beim Theater! na, der wird uns doch wohl keine Komödie vorspielen."

„Ah, kein Komödiant, ein Musiker ist er beim Theater, der die schönen Liedeln macht, die s' droben am Brett singen!"

Mirzl hörte die Auslegung schweigend an, die ihr Großvater dem Titel ihres Sommergastes gab. Dieser hatte brieflich das Zimmer gemietet, um den Sommer an dem Gestade des Sees zuzubringen, teils um sich von den Strapazen des Winters zu erholen, teils um Kraft und neue Anregung für ein neues größeres Werk zu finden, das der junge Theaterkapellmeister im Sinne hatte.

„Du singst heute gar nicht, Mirzl," unterbrach der Alte das längere Stillschweigen, „fehlt dir was?"

Mirzl seufzte. „Nichts," sagte sie darauf. Doch ein suchender Blick, den sie auf den See warf, strafte sie Lügen.

„Du schaust, ob der Hans nicht kommt," sagte der Alte lachend, „hast recht, allein ist es gar zu langweilig an einem so schönen Abend und zu zweit singt's sich besser!"

Mirzl bejahte es mit einem Kopfnicken.

„Na, wart' nur noch eine Weil'. Wenn der Sommer gar ist, kriegen wir von dem Zimmer ein schönes Stück Geld, dann können wir an die Hochzeit denken. Jetzt geht's noch nicht, Hans muß auch noch viel über den Sommer verdienen."

Der Alte klopfte seine kurze Pfeife aus, schlug die Füße übereinander und versank in Nachdenken, während Mirzl, teils auf ihre Arbeit, teils auf den See hinausblickend, mit Ungeduld etwas zu erwarten schien, Hans, von dem ihr Großvater soeben gesprochen. Sie ließ die Arme ermüdet sinken und fast unbewußt öffneten sich ihre Lippen zu einem Gesange, dessen sehnsuchtsvolle getragene Melodie ganz ihrem bangen Erwarten des Liebsten entsprach. Entzückend quollen die einfachen gemütsvollen Worte von ihren Lippen und im Takte bewegte sich das Haupt des halbschlummernden Alten. Sie hatte eine Weile so fortgesungen, als eine kräftige Mannesstimme mit einfiel und in einem jubelnden Jauchzer das Lied beschloß.

Mirzl sprang auf. Um eine Landzunge, deren Gesträuch ein weites Stück des Sees verdeckte, fuhr jetzt ein Boot herum, an dessen Spitze ein prächtiger junger Tiroler stand, der grüßend seinen Hut schwenkte.

„Heiahoh!"

Mit einigen kräftigen Ruderschlägen führte er das Boot ans Ufer. Mirzl eilte ihm entgegen.

„Da bringe ich euch euern Gast!"

Jetzt erst sah Mirzl einen in städtisches Gewand gekleideten Herrn aus dem Boote steigen und ihr herzlich die Hand entgegenstrecken.

„Gott zum Gruß," sagte er mit freundlicher Stimme und schritt auf Mirzl zu, hinter welcher der bereits erwachte Alte herabtorkelte.

Mirzl erwiderte den Gruß, um dann rasch auf ihren Hans zuzueilen, der sie mit einem innigen Kuß umarmte.

„Ah, das ist Eure Braut," sagte lächelnd der Fremde, „fürwahr ein herrliches Schätzchen. Ersparen Sie sich die Erklärungen, Jungfer Mirzl, Hans hat mir auf dem Wege alles erzählt," wandte er sich an das Mädchen, „er ist ein so braver Bursche, als Ihr ein hübsches Mädchen seid!"

Noch wenige Worte wurden gewechselt. Hans erklärte seiner Mirzl, warum er sich heute so sehr verspätet; er hatte am Bahnhofe in Jenbach den Herrn aus Wien getroffen, war mit ihm den weiten Weg zum See gewandert und hatte ihn dann, als er ihm im Gespräch sein Ziel mitgeteilt, über den See herübergefahren.

„Es ist ein recht lieber, freundlicher Herr, ein Musikant, der, wie er sagt, Lieder macht," schloß er seine Mitteilungen. Er faßte das kleine Handgepäck und alle begaben sich in das Haus, um den Gast in sein Zimmer zu geleiten. Der junge Mann schritt voraus und behagliches Schmunzeln spielte um seinen Mund.

„Wirklich reizend schön," sagte er, das Zimmer musternd, und trat dann an das Fenster. „Welch' bezaubernder Ausblick," rief er aus, als er den in dunkeln Dämmerschein gehüllten See erblickte, an dessen Ufern hier und da ein Licht erblinkte.

„Wenn der Herr nur zufrieden ist," sagte der Alte. —

Mirzl hatte sich inzwischen in die Küche begeben, Hans band das Boot an einen Pflock und bald versammelten sich alle vier wieder auf dem träulichen Plätzchen vor dem Hause. Der Sommergast hatte, um das Landleben in allen seinen Reizen zu genießen, sich ausbedungen, an dem Tische des alten Schiffers seine Mahlzeiten zu nehmen und so vereinigte denn gleich die erste Stunde die neuen Bekannten. Sein gutmütiges Gesicht und seine offenen ehrlichen Augen gewannen ihm sofort die Herzen der drei braven Leute und nach einer Stunde standen sie wie alte Bekannte vom Tische auf. Hans hatte zum Schlusse einige muntere Lieder gesungen und damit vollends das Herz des jungen Musikers gewonnen, der sich aus dem Zusammenleben mit den trefflichen Menschen so manchen Genuß versprach.

Hans band nun eine Laterne an einen Kahn und mit einigen lustigen Jodlern schied er von dem gastlichen Hause seiner Braut. Das Licht entschwand immer weiter und weiter und die drei kehrten nunmehr in das Haus zurück.

— — — — — — — — — — — —

Fast zwei Monate waren in trautem Beisammensein verflossen. Der junge Komponist, ein solcher war der Musiker aus Wien, hatte, angeregt von der herrlichen Natur, eine reiche Fülle schöner musikalischer Gedanken gesammelt, die in seiner Mappe der Verwertung harrten. Manch hübsches Lied hatte er auch den stimmbegabten jungen Leuten einstudiert, die allabendlich ihren Gesang ertönen ließen,

wenn die Mußestunde sie bei ihrem Hause versammelte, kurz es war ein reizvolles ungestörtes Leben, das der junge Künstler fern von der Welt Getriebe hier führte und das diesen Sommer zu den schönsten seines Lebens zu machen schien. Auch Hans hatte Glück. Der starke Fremdenverkehr in dem schönen Sommer brachte ihm reichlichen Verdienst und mit Freuden zählten die beiden jungen Leute allabendlich ihr Vermögen, das ihnen in so kurzer Zeit ihren eigenen glücklichen Hausstand gründen sollte . . .

Während so am blauen Achensee die Zeit in seliger Ruhe und Weltvergessenheit dahinging, ballten sich am Himmel der Politik dräuende Wolken zusammen und bald hörte man in Wien die Kunde: Der Kaiser müsse Krieg führen. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Lande und bald drang die Kunde auch an die friedlichen Gestade des Alpensees, der selbst ein Bild des Friedens, ungläubig seine Wellen schüttelte, als der Sturm der Erregung über ihn hinwegbrauste. Eines Abends kam Hans in seinem Kahne angefahren, still und schweigsam, er, der sonst in lautem Jubel seine Ankunft verkündet. Bleichen Antlitzes trat er zu der seiner harrenden Gruppe und zog einen Bogen Papier aus der Tasche.

„Da lest, mein Unglück!"

„Einrückungsbefehl!"

Mit lautem Aufschrei sank Mirzl in des Burschen Arme.

„Der Kaiser ruft, ich muß gehorchen." Ernst hatte Hans diese Worte gesprochen. Das Gewicht derselben machte alles verstummen und keiner wagte, die Stille zu unterbrechen. Ein schwerer Kampf durchwogte des jungen Paares Brust und auch der Alte, wie der teilnehmende Freund wußten ihren Schmerz zu würdigen.

„Es geht gegen die Welschen," begann Hans nach einer Pause, „verdammt, daß dieser Erbfeind unser Glück zerstören muß, gerade jetzt, wo wir an seiner Schwelle standen! Doch, es muß sein. Mirzl, ich werde kämpfen als ein kaisertreuer Tiroler, wir werden siegen, wie wir es immer getan, aber eines will ich nicht — sterben! Bete für mich, Mirzl, daß Gott mich beschützt!"

Das Mädchen schluchzte laut auf; der Gedanke, daß sie ihr Liebstes auf der Welt verlieren könne, erregte sie mächtig und machte sie trostlos. „Hans, mein Hans!" Das war alles, was sie sagte.

„Gott wird Euch beschützen," sprach mit Rührung der junge Meister, „er wird ein so braves und wackeres Paar nicht unglücklich machen. Gewiß, er wird Euch schützen und bald, recht bald in die Arme Eurer Braut zurückführen!"

„Gott, geb's," fiel der Alte ein. Auch er hatte dereinst für seinen Kaiser auf den lombardischen Feldern gekämpft und war gesund aus dem Kriege heimgekehrt, warum sollte nicht auch Hans, den er liebte wie sein Kind, glücklich wieder heimkehren.

In ernster Rede floß der Rest des Abends dahin. Am Sonntag bereits sollte der junge Soldat sich bei dem Kommando in Innsbruck melden, um mit der Armee auf den Kriegsschauplatz zu ziehen. Man vereinbarte, ihn nach Jenbach zur Bahn zu geleiten und schied dann so ernst, als der ganze Abend gewesen, voneinander. Mit einem schwermütigen Liede begleitete Hans, der seine Ruhe wiedergefunden, die Schläge seines Ruders, während Mirzl thränenerfüllten Auges ihm nachblickte . . .

Ein seltsames Leben erfüllte am Sonntagmorgen den Bahnhof zu Jenbach. Junge Bursche, die alle dem Rufe des Kaisers zu folgen hatten, waren da und alles nahm herzzerreißenden Abschied von seinen Verwandten und Freunden. Auch Hans erschien, ziemlich ruhigen Gemütes, an der Seite seiner Mirzl, begleitet von deren Großvater und seinem herzlichen Freunde. Kurz aber schwer war der Abschied und wie ein Schwert fuhr es allen ins Herz, als der Zug die Station verließ, hinauseilte nach dem Süden, auf die Walstatt, von der so mancher nicht mehr zurückkehren sollte . . .

— — — — — — — — — — — — —

Trübe verflossen Tage und Wochen. Der Achensee lag wieder in seiner Ruhe und seinem Frieden da, doch aus den Herzen waren dieselben geschwunden. Die Zeitungen brachten wohl Siegesdepeschen, über die sich das Herz jedes Patrioten freute, doch keine Kunde, ob nicht der Sieg dieser Mutter den Sohn, dieser Braut den Liebsten geraubt hatte . . . Es waren bange Tage! Mirzl arbeitete rastlos und voll Unruhe vor sich hin, schon ein Monat war vergangen und hatte ihr keine Kunde von ihrem Hans gebracht. Ihr teilnehmender Gast tröstete sie, so gut er konnte, mit milden Worten, doch auch ihn litt es nicht in dem Hause, er wanderte ruhelos umher und konnte das friedliche Glück nicht mehr finden, das ihm die erste Zeit seines Aufenthaltes verschönt hatte.

Doch eine Kunde sollte kommen. Der Postbote hatte im Vorübergehen gesagt, am Gemeindehause zu Jenbach sei eine Verlustliste der Leute aus der Gegend affichiert. Er hatte dabei einen so bedeutungsvollen Blick auf Mirzl geworfen, daß der Musiker ahnungsvoll erbleichte. Er griff nach seinem Hute und eilte hinaus, den See entlang in weitem Bogen. Er lief und achtete nicht der Blicke, die dem sonderbaren Läufer nachgesandt wurden, bis er in Jenbach ankam. Zagend trat er vor den großen Bogen, der in eckiger Zierschrift die Namen und den Geburtsort der bei Custozza Gefallenen aufzählte. Er las atemlos und starr blieb sein Blick an dem letzten Namen hängen. Da stand es:

„Johann Gruber aus Maurach."

Wie vernichtet trat er von dem verhängnisvollen Blatte zurück. Also war es wirklich wahr und eine Feindeskugel hatte das Lebensglück zweier guter Menschen vernichtet . . . Rasch war er wieder zu Hause und eine ergreifende Szene war es, als er in sorgsamer Erzählung Mirzl und den Alten auf die Todesnachricht vorbereitete. Endlich war es geschehen! Mirzls Jammer kannte keine Grenzen und dahin war die Lebensfreude des lieblichen Wesens. Der Geist des Glückes und der Liebe, der bis vor kurzem in dem trauten Heim geherrscht hatte, war verschwunden und stumme Blicke aus schmerzerfüllten Mienen begegneten sich. Noch Wochen danach konnte man den tiefen und schweren Kummer aus ihren Zügen lesen, der sie alle bedrückte. Mirzl hatte sich wieder ganz ihren häuslichen Arbeiten gewidmet und ihre alte Sangeslust brach unwillkürlich durch die Stille der Trauer, nur daß all ihre Gesänge nur mehr jene schwärmerische Sehnsucht und Liebesklage zum Ausdruck brachten, deren ihr Herz so übervoll war. Der See allein ward ihr einziger Freund und Vertrauter, dem sie all ihr tiefes Weh und Leid im Liede klagte.

Der junge Meister, der auch sein Sommerglück so jäh unterbrochen sah, zog sich in seine Stube zurück und sein Mitgefühl regte ihn zu einer Schöpfung an, die seine tiefe Teilnahme an dem Unglück des jungen Mädchens zum Ausdruck bringen sollte. An jenen stillen Abenden, an denen Mirzl schwärmerisch ihres Liebsten gedenkend auf den See hinausblickte, saß er beim Fenster und dachte an eine Melodie, die er Mirzl widmen wollte, als Trost in ihrem Leid, als eine Erinnerung an ihren unglücklichen Hans. Er setzte sich an das Klavier und ließ die Finger über die Tasten gleiten. Eine herrliche Melodie entrang sich den Saiten.

„Das soll es sein," murmelte der Komponist und neue Töne quollen unter seinen Händen hervor, zum Herzen gehend, rührend und doch so voll innig erhebender Freude. Immer herrlicher klang es und prächtiger und bei den wahrhaft entzückenden Klängen, die den Schluß des Liedes bildeten, traten dem jungen Künstler Thränen der Freude in die Augen. Er hatte es voll und ganz getroffen, wie er es im tiefsten Herzen empfunden und stürzte zu dem Tische hin, um das Lied zu Papier zu bringen. Rasch war dies geschehen und der überglückliche Meister setzte sich mit dem Manuskripte ans Klavier.

Er spielte eine kleine Introduktion, dann erklang das Lied in getragener, zu Herzen gehender Melodie. Er spielte noch, das Auge auf sein Notenblatt geheftet, während draußen Mirzl unbemerkt an das Fenster getreten war und des schönen Liedes Melodie erlauschte. Unwillkürlich summte sie mit und immer lebensvoller leuchtete ihr Auge, während der verzückte Künstler drinnen spielte und mit dem Liede beider Herz tiefinnerst beglückte. Und in dem Klange fand sie selbst auch die Worte und zu dem Spiele drinnen sang sie draußen mit seelenvoller Stimme:

„O, du himmelblauer See!
Du stillst mein Herzleid nicht,
Stillst nicht mein Weh!"

Der Komponist fuhr auf und erblickte das Mädchen, das sich rasch zu verbergen suchte. Er eilte mit seinem Notenblatt hinaus, ging auf sie zu und sagte, sie ...

der Hand fassend: „Das Lied soll dir gehören! Für dich habe ich es geschaffen, nimm es als Geschenk eines wahren Freundes!“

Mirzl wußte nicht gleich eine Antwort.

„Ja, du sollst es singen, an diesem herrlichen See, denn für dich und diesen See habe ich das Lied gemacht!“

„Tausend Dank, Herr, für das schöne Lied, ich will es singen, solange ich meines Hans gedenke, ewig, ewig!“ . . .

Die Erinnerung an Hans machte beide schweigen. Sie blickten sich stumm in die Augen, dann wandte sich Mirzl zum Gehen.

„Ich werde dir morgen das Lied vorspielen, bis du es singen kannst. Dein Text mag bleiben, du hast für das Lied den rechten Namen gefunden! Auf Wiedersehen!“

Mit einem warmen Händedruck schieden sie. Am anderen Tage lernte Mirzl das Lied. Es machte ihr herzliche Freude und sie wußte seinem Schöpfer nicht genug zu danken. Sie sang es nunmehr allabendlich in die dunkle Dämmerung hinaus und von den Bergeshöhen hallte es in hehren Tönen wider:

„O, du himmelblauer See!
Du stillst mein Herzleid nicht,
Stillst nicht mein Weh!“

Der Herbst kam und der junge Meister mußte nach Wien zurück. Es galt nunmehr Abschied zu nehmen von dem ihm so lieb gewordenen Hause und seinen Bewohnern, an denen er sich in der Zeit ihres Unglückes noch mehr hingezogen fühlte. Er schied wie ein wahrer, echter Freund und versprach im nächsten Jahre wiederzukommen. Ein junger Bursche führte ihn im Kahne auf den See hinaus und als er in demselben aufrechtstehend zum Gruße sein weißes Tuch schwenkte, tönte es ihm von der Hütte in seelenvollen Tönen nach:

„O, du himmelblauer See! . . .“

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Es war in Wien. Der junge Komponist, den wir am Achensee kennen gelernt, hatte eine besonders glückliche Saison. Seine künstlerischen Arbeiten gefielen und es ging ihm so gut, als er es sich nur wünschen konnte. Gar oft dachte er an jenes Idyll zurück, das er im Sommer miterlebt und das vom Schicksal so grausam zerstört worden war; doch die Erinnerung an sein herrliches Lied versöhnte ihn stets mit dem herben Geschicke. Was die gute Mirzl jetzt wohl thun mochte? Ob sie noch immer sein Lied auf den See hinaussang trotz Winterszeit und Schnee. Und der arme Hans! Er ruhte in Frieden auf dem Felde der Ehre und hatte als treues Tirolerherz für seines Kaisers Sieg sein Leben dahingegeben. . . .

An einem schönen Frühlingstage, so warm und frisch, wie sie nur allein in Wien, der Weltstadt im Grünen, sind, spazierte unser Meister die Ringstraße entlang. Eine frohe Menge wogte dort auf und ab, plauderte und lachte, während er still sinnend seinen Weg dahinschritt. Er mochte wohl ein neues Lied im Kopfe haben, denn er summte vor sich hin und schien nicht im geringsten darauf zu achten, was um ihn herum vorging. Vor ihm humpelte auf Krücken gestützt ein dem Anscheine nach junger Mann, dem der rechte Fuß fehlte. Er erschrak, der Mann kam ihm bekannt vor; doch Hans war ja tot. Er beschleunigte seine Schritte, bald hatte er den Mann erreicht. . . .

„Hans!! Ist's möglich?“

Wie versteinert blieb er vor ihm stehen.

„Herr, ja Herr, ich bin's,“ stotterte der Krüppel, ebenso überrascht, „ich bin's, wenigstens der größere Teil von mir,“ setzte er mit einem bitteren Lächeln hinzu.

„Seid Ihr denn nicht —“ begann der Musiker.

„Ja, ich bin gestorben, das heißt, ich war gestorben! Kann mir's denken, daß auch Ihr nichts anderes denken konntet, wußte ich doch selbst die längste Zeit nicht, was mit mir wäre!“

Die beiden ließen sich auf eine Bank nieder und Hans begann zu erzählen.

„Herr, ein böser Krieg war's, den wir führten, die Welschen schossen und hauten wie die Teufel und haben so manchen braven Tiroler zu seinem Herrgott geschickt. Auch mich haben sie erwischt. Bei Custozza war's; ich hatte gerade einem solchen Katzelmacher mit dem Gewehrkolben seinen Tschako fest in den Hals hineingetrieben, da pfiff's um mich herum; ich hatte zwei Kugeln bekommen, eine da im rechten Fuß,“ er wies auf seinen Stumpf hin, „und eine in die Schulter. Ich fiel um und war tot. Wenigstens mußte man mich für tot halten. Ich wurde“ — so erzählte man mir später — „auf einen Wagen geladen, über und unter mir tote Kameraden, und ins Hauptquartier geführt. Dort fand man, daß ich am Leben sei. Ich wurde ins Feldspital geführt, lag dort auf dem harten Lager fast einen ganzen Monat lang und als sie mich entließen, hatte ich zwar die Schulter gesund, aber um einen Fuß weniger. Was sollte ich thun? Nach Hause konnte ich armer Krüppel nicht, um meine arme Mirzl nicht unglücklich zu machen; dazu hörte ich, daß ich in der Verlustliste ohnehin schon als tot ausgegeben wurde, so wollte ich es denn für sie bleiben. Ich ließ mich nach Wien als Rekonvalescent in das Garnisonsspital schicken und da haben sie mich so ziemlich auf die Beine gebracht! — Allerdings auf zwei hölzerne,“ setzte er mit bitterem Lachen hinzu.

Der Komponist hatte ernst die traurige Geschichte mitangehört. „Nun, und was gedenkt Ihr denn jetzt zu thun?“

„Ich werde mir in Wien eine Arbeit suchen!“

„Und an Euern Achensee nicht mehr zurückkehren?“

„O Gott, nein, unser Land braucht ganze Leute, keine Krüppel, und dann — so kann ich zu meiner Mirzl nimmer heimkehren . . .“

„Ob Ihr es könnt, Ihr müßt sogar und ich selbst werde Euch wieder heimbringen!“

Damit begann er Hans zu erzählen, was in dem stillen Häuschen am See alles vorgefallen, seitdem er weggezogen, wie sie immerwährend seiner gedacht und daß er schließlich als ein Vermächtnis Mirzl das schöne Lied hinterlassen, das sie zu ihrem Lieblingsgesange gemacht habe. . . .

„Wie, das habt Ihr gethan und Mirzl denkt meiner auch heute noch. Meint Ihr's?“

„Gewiß und sie wird ihren Hans noch nehmen, wenn er auch einen Fuß weniger hat, wenn nur Herz und Kopf am alten richtigen Fleck geblieben sind!“

„Das sind sie, bei Gott, das sind sie,“ versicherte der Krüppel treuherzig, indem er seinen Gönner warm anblickte.

„Nun, Ihr könnt mit Euren starken Armen noch ein ganz prächtiger Fährmann werden und, gelt, Ihr laßt Euch von mir nach Hause bringen.“

„Nun, so sei's, vielleicht werde ich noch einmal so glücklich, als ich es vor dem unseligen Kriege war! . . .“

Sie standen auf und verabschiedeten sich, nachdem der Invalide versprochen hatte, sich am anderen Tage bei seinem Freunde einzufinden.

Er kam auch und kam alle Tage wieder und der junge Meister war glücklich, den braven Menschen wiedergefunden zu haben. Er sang mit ihm, da Hans seine prächtige Stimme nicht verloren hatte und freute sich mit einem Lieblingsgedanken, den er mit den beiden jungen Leuten ausführen wollte.

„Also in zwei Wochen fahren wir heim,“ schloß einst der Abschied. „Uebe bis dahin fleißig das Lied deiner Mirzl:

‚O, du himmelblauer See! . . .‘

— — — — — — — — — —

Es war wieder Sommer. Ein traulicher Dämmer ruhte auf dem spiegelglatten Achensee und goldige Sonnenstrahlen schienen auf die flimmernden Scheiben unseres lieben Häuschens. Vor der Thür saß wieder Mirzl. Sie war fast noch schöner geworden; der schwermütige Zug, der um ihre Lippen lag, die schwärmerisch auf den See ausschauenden Augen, sie hatten das liebreizende Antlitz verklärt. Ihre Lippen sangen leise die schwermütige Melodie, die ihr alles geworden, und emsig knüpfte sie Netzmaschen. Der Alte saß wieder neben ihr.

„Mirzl!“

„Was denn, Großvater?“

„Laß doch einmal schon das Liedel, sing was Lustiges!“

„Ich kann nicht. Ein anderes Lied kann ich nicht mehr singen. Laßt mir doch meine Freude!“

„Immer und ewig nur der Hans! Er ist tot, Gott schenk' ihm die ewige Ruh', und du solltest dich mehr um die Lebenden bekümmern.“

„Großvater, du thust mir weh! Laß mich nur mein schönes Lied weiter singen. Wenn ich es so vor mich hin summe, ist es mir immer, als ob ich meinen Hans vor mir sähe und neben ihm den guten Herrn, der das Lied gemacht hat!“

„Dummheiten,“ brummte der Alte verdrießlich, „es wäre gescheiter, du näh[illegible]

einen andern, ein jeder Bursch vom Achensee möcht' dich, aber du magst nicht . . ."

„Niemals. . . ."

„Meinetwegen, bleib ledig und sing dein Liedel fort in alle Ewigkeit."

Damit ging der Alte kopfschüttelnd in die Hütte.

Mirzl senkte ihr Haupt, faltete die Hände über ihrem Schoße und Thränen perlten aus ihren seelenvollen Augen. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust und regungslos starrte sie auf das Wasser hinaus. . . . Stille war's, kein Lüftchen regte sich, nur das Zirpen einiger Vöglein ging durch die heilige Ruhe. Der See ruhte spiegelglatt, als wollte er die letzten Küsse der verschwindenden Sonne in sich aufsaugen. Eine Schwalbe streifte jetzt im Fluge die klare Fläche.

Mirzl blickte auf. Sollte dieses Sinnbild des Glückes und Friedens ihr gelten? Nein, das konnte nicht sein; was sollte sie noch vom Leben erwarten? Sie versank wieder in stilles Schweigen. Da auf einmal spitzte sie die Ohren; war's ihr doch als hätte sie Gesang vernommen, den der Abendwind ihr über den See zugetragen. Es wird ein verspäteter Seefahrer sein, was weiter! Und wieder hörte sie singen! Sie wurde unruhig und konnte sich keine Rechenschaft geben, warum sie der Gesang so mächtig erregte. Noch hatte sie keine Melodie oder Stimme erkannt! Es war wieder ruhig.

Jetzt rauschte es auf dem Wasser. Kräftige Ruderschläge, die noch in weiter Ferne sein mußten, erregten die klare Fläche. Mirzl stand auf und eilte, von einem unerklärlichen Drange getrieben, an den See, dessen Wellen ihre Füße netzten. Wie ein Reh bog sie den Hals vor und lauschte, die Ruderschläge kamen näher, doch die neidische Landzunge verbarg das Boot noch ihren Blicken. Sie zitterte und wußte nicht warum. Da, auf einmal erbleichte ihr banges Antlitz, wurde wieder rot und ihre Augen blickten starr auf den leeren See. Wie ward ihr doch? Ein Sang, eine Stimme! Sie faßte sich mit beiden Händen am Kopfe und zitterte. Ihr Lied! Sie täuschte sich nicht. Seine Stimme! Es war nicht möglich! Gedanken zuckten durch ihren Kopf; nein! nein! es konnte nicht sein. Er war ja tot! Und doch seine Stimme! Ihr Lied!

Ihre Lippen erbebten und sie blieb regungslos wie eine Statue stehen! Hinter dem Gesträuche erklang jetzt in seelenvollen Klängen, was sie vorausgehört, und eine frische kräftige Männerstimme sang:

„Aus der Hütten,
Hint' beim See,
Dulie, dulie, dulie, dulie, haha,
Guckt a Diandl
Weiß wia Schnee,
Dulie, dulie, dulie, haha,
Weiß wia Schnee
Und rot wia Bluat,
Wann das Diandl
Mir is guat!
O du himmelblauer See,
Aus is das Herzload,
Aus is das Weh!"

Mirzls Lippen sangen unwillkürlich mit. Es klang durch die Lüfte wie Sphärenklang, wie Sang der Cherubim — das Duo zweier Glücklichen, die sich im nächsten Augenblicke Herz an Herz lagen!

„Hans!"

„Mirzl!"

Mehr sagten sie nicht, aber in den zwei Worten lag alle Lust des Augenblickes, alles Leid der Vergangenheit. Stumm lagen sie in ihren Armen.

Der junge Meister stand thränenden Auges bei ihnen und der herrlichste Lohn, der ihm jemals von seiner Kunst geworden, machte sein Herz übervoll.

„Jesus, der Hans," rief jetzt eine Stimme. Der Alte kam vom Hause heruntergelaufen. . . .

Alles schwamm in Wonne. Hans und Mirzl ließen sich nun von dem jungen Meister alles erzählen und tausend Küsse bedeckten seine Hände, als er geendet hatte. Sein Einfall, Hans und Mirzl unter den Klängen seines Meisterliedes zu vereinen, war zu kostbar, als daß er sich die geschickte Inszenierung hätte versagen können.

„Man sieht eben die Theaterhand," sagte Hans.

„Nun zum Finale!" rief der überselige Meister; damit faßte er Hans und Mirzl an der Hand, trat vor das Haus und von allen drei Kehlen scholl es hinaus in die stille Nacht:

„O, du himmelblauer See!
Du stillst mein Herzleid mir,
Stillst mir mein Weh!"

— — — — — — — — — — — —

Hans und Mirzl sind ein glückliches Paar geworden. Auch ihr Lied hat Glück gehabt und als es der treffliche Meister in einem späteren Werke auf die Bühne brachte, begann es von hier seinen Siegeslauf in die Welt, in das Volk; allüberall, wo ein blauer Seespiegel zum Himmel lacht, singt und klingt des Liedes Melodie, das zu einem wahren Volksliede geworden, dessen Schöpfer man immer mehr und mehr vergißt. Diese Schuld zu sühnen, habe ich die anmutige Geschichte erzählt und der junge Meister, dem wir dieses Lied verdanken, ist einer der besten Namen im Reiche der Musik geworden, es ist Karl Millöcker, der Schöpfer vieler tausender Melodien, als deren schönste das unergründlich zaubervolle Liedchen gilt:

„O, du himmelblauer See!"

Der Triberger Wasserfall.

Von

Herman von Bequignolles.

Hei, du übermütiger Schwarzwaldsohn,
Bläst mir lachend aus vollen Backen
Kalten Staub ins Gesicht und springst dann
Brausend über das schwarze Gestein.
Ja, je trotziger dieses sich aufbäumt,
Desto kühner dein Sprung.
Immer hinab, hinab, du kecker Geselle!
Hei, wie dein silberner Gischt
An der nackten Steinbrust emporspritzt,
An den Tannen empor, die in erhabenem Schauen
Ringsum stehn, die haarigen Häupter schütteln,
Und ich höre sie raunen:
„Aber Hundert' von Jahren
Treibt er's nun schon.
Zarte Stämmchen waren wir Graubärte noch
Voll Jugendfrische,
Unerfahren, in Stürmen zagend;
Dort unten im Thale
Stand nicht Hütte noch Haus;
Noch entweihte kein ekler Dampf die reineren Lüfte,
Noch erklang nicht die freche Art des Menschen,
Der sich von unserem Blut nährt
Und uns knechtet.
Einsam war es und still noch,
Unser Riesengeschlecht beherrschte
Noch in ungebrochener Kraft den herrlichen Schwarzwald,
Und schon damals sprang der Gesell da
Ueberlustig einher und sang uns Jungen
Wilde Wanderlieder.
Immer noch ist er das alte Kind,
Dieweil wir älter wurden,
Weise und sturmerprobt.
Doch wenn die Regen rauschen,
Wächst er zum Riesen,
Zum Gebrüll sein kindisches Lallen,
Und wir Uralten selber erzittern
Bis in die Wurzeln vor ihm.
Aber wir lieben ihn alle,
Denn eine Sage geht unter uns Schwarzwaldtann-
Daß er uns rächen wird an den frechen Mördern
Unsres Geschlechtes.
Kommen wird eine finstre Sturmnacht,
Hei, da schwillt seine tosende Flut.
Wütend stürzt sich der Rasende dann
Donnernd hinab in das Thal.
Klopfet donnernd an die Thüren der Schläfer.
Bis die Mauern, die Dächer krachend zerbersten.
Dann umsonst ertönt der bebende Angstruf,
Was nicht die Trümmer begraben, verschlingt die W
Keiner entrinnt, es breitet ein Bergsee
Ueber das Grab seine schwarze, schweigende Flut —
Dann wird es wieder stille werden im Wald,
Reinere Lüfte wehen dann wieder,
Verstummt ist der scharfe Ton der Holzaxt
Und des Jägers Geschoß.
Friedlich graset das Wild am silbernen Bergsee
Und wie in alten Zeiten herrscht wieder im Schwarz
Ueber Berg und Thal unser herrlich Geschlecht."

Wächtervögel.

Von

F. M. Hellborn.

Eine der eigentümlichsten Erscheinungen im Tierleben sind die Freundschaften oder geselligen Beziehungen, welche man hier und da zwischen Tieren vom verschiedensten Habitus und Temperament wahrnimmt und die sich dem aufmerksamen Beobachter als das Ergebnis eines gewissen Ausnützungstriebes oder Eigennutzes darstellen. Wenn man bei derartigen Erscheinungen der Sache näher auf den Grund geht und z. B. untersucht, warum der kleine Stelzvogel, den wir schon seit dem grauen Altertum unter dem Namen „Krokodilwächter" kennen, eine solch vertraute Freundschaft mit dem stumpfen, brutalen und gefräßigen Krokodil pflegt, oder warum das scheue und unduldsame Nashorn in Afrika den Madenhacker um sich duldet, so gelangt man zu dem Schlusse, daß der gegenseitige Vorteil auch in der Tierwelt ein beinahe ebenso mächtiges Band zwischen den Individuen bildet, wie im Menschenleben. Angesichts solcher Tierfreundschaften wird man beinahe unwillkürlich an das Diktum jenes skeptischen französischen Philosophen erinnert, welcher die Freundschaft nur für eine andere Form von Selbstsucht erklärt, denn auch bei diesen Tieren ist es unverkennbar der gegenseitige Vorteil, welcher dieselben miteinander verknüpft.

Schon der alte Herodot erzählt von einem kleinen schnepfenartigen Vogel, dem **Krokodilwächter** oder Hyas aegyptiacus (S. 1081) der Naturforscher, daß derselbe sich immer in der Nähe der Nilkrokodile herumtreibe, denselben ungeschreckt in dem gefährlichen Rachen herumspaziere und ihnen die Blutegel und Maden aus dem Maule hole, welche sich dort angesaugt haben. Lange war man geneigt, dies für ein Märchen zu halten; allein aufmerksame Beobachtung hat dargethan, daß dieser naturhistorische Zug wahr ist und daß in ganz Nordafrika und bis nach Zentralafrika hinein dieser hübsche, lebhafte, gewandte und schreilustige Vogel an keinem Wasser fehlt und nicht nur beim Krokodil, sondern auch bei allen anderen Geschöpfen, welche auf ihn achten wollen, Wächterdienste versieht. Man hat ihn an den Nilufern Oberägyptens, wo es noch ziemlich viele Krokodile gibt, sowie an den Strömen Westafrikas bemerkt. Der hübsche, behende Vogel, zu den Stelzvögeln gehörig und nur 8½ Zoll lang, ist ein ungemein flinker Läufer und fliegt auch, obwohl nicht sehr weit. Er lebt gleich dem Krokodil auf den Sandbänken des Ufers, wo seinem regen Geiste nichts entgeht, was um ihn her vorgeht, und wo er jedes Schiff, jeden Menschen, jedes Tier und jeden größeren Vogel augenblicklich bei seiner Annäherung bemerkt und durch sein warnenges, lebhaftes Geschrei ankündigt. Es ist erwiesene Thatsache, daß wenn das unheimliche, gewaltige Krokodil schlafend am Ufer in der Sonne liegt und seinen Rachen aufsperrt, er darin ohne Furcht umherspaziert und sich die Blutegel und Würmer holt, die sich dort angesaugt haben, und daß der mächtige Lurch sich dies ruhig gefallen läßt, denn sollte je das Krokodil seine gewaltigen Kinnladen zusammenklappen, so riskiert der kleine Vogel nicht, darin eingeschlossen zu werden, da er sich mit einem leichten Sprung zu retten weiß. Die gewöhnliche Nahrung dieses Vogels sind Kerbtiere aller Art, Sandkäfer, Fliegen, Wasserspinnen, Würmer, Mollusken, kleine Fische und auch Brocken vom Fleisch größerer Wirbeltiere. Er findet daher in dem Rachen des Krokodils, das von Ungeziefer aller Art verfolgt wird, immer seinen Tisch gedeckt und befreit den Lurch von seinen Peinigern. Da der Vogel überdies bei der Annäherung jedes ihm fremdartig oder gefährlich erscheinenden Wesens sein durchdringendes Geschrei erhebt, so weckt er dadurch das schlafende Krokodil, das dann trotz seiner anscheinenden Stumpfheit es doch für rätlich erachtet, in das tiefere Wasser zu flüchten. So versieht der Vogel Wächterdienste beim Krokodil und der gegenseitige Vorteil verknüpft beide.

Eine ähnliche Rolle spielt in den Dschungeln des heißen Afrikas ein anderer Vogel aus der großen Familie der Stare bei den größeren Säugetieren. Dies ist der **Madenhacker**, Buphaga, der in verschiedenen Arten von Südafrika bis herauf nach Habesch und zum Senegal vorkommt. Der gemeine Madenhacker, Buphaga africana (S. 1089), etwa 9 Zoll lang, hält sich zum zahmen Rindvieh und den wilden Büffeln und liest denselben die Zecken und die Larven der Biesfliegen und Bremsen ab. Aehnlich der etwas kleinere rotschnäbelige Madenhacker, B. erythrorrhyncha (S. 1085), der ungefähr denselben Verbreitungsbezirk hat. Beide sind lebhafte und bewegliche Vögel, welche sich vor keinem Tiere scheuen, um so mehr aber dem Menschen mißtrauen; beide sind Insektenfresser und sehr gefräßig. Zecken und Schafläuse kommen nun beinahe in allen Wäldern der Erde häufig vor, am häufigsten aber und in besonders lästigen Arten in den afrikanischen Wäldern, und sind eine große Plage nicht nur der zahmen Rinder und Kühe, sondern namentlich auch der wilden Büffel, der Flußpferde, Nashorne und Elefanten, denen ihr dickes Fell keinen Schutz vor diesem peinlichen Ungeziefer gewährt. Ja vielleicht steigert dieses dicke Fell nur noch die Leiden dieser großen Vierfüßler, weil es die Möglichkeit erschwert, sie daraus zu vertreiben. Für den Madenhacker aber sind diese Zecken wahre Leckerbissen, und sein Schnabel ist so gebaut, daß er sie ohne sonderliche Mühe aus der dicken Haut jener Tiere herausbohren kann. Welche Erleichterung für diese Vierfüßler dies aber ist, das vermag nur der zu werten, der sich schon eine Zecke aus der eigenen Haut herauszuziehen versucht und den giftigen Kopf darin sicher eingebettet zurückgelassen hat. Kein Wunder daher, daß die zahmen Rinder und auch die wilden Büffel der afrikanischen Dschungeln sich mit dem Vogel befreunden, welcher sie von dieser Plage befreit. Dem wilden Büffel aber mag der Vogel noch willkommener sein, weil sein mißtrauisches gellendes Geschrei ihn zugleich vor der Annäherung des Menschen verwarnt, und alle afrikani-



Krokodilwächter (S. 1082).

schen Jäger, der weiße sowohl wie die farbigen Wilden, wissen sehr gut, wie schwer es um dieses Vogels willen ist, sich an eine wilde Büffelherde schußrecht anzuschleichen.

Noch merkwürdiger ist die Freundschaft, die zwischen dem Nashorn und dem rotschnäbeligen Madenhacker besteht, welche so auffallend ist, daß die Eingebornen Afrikas ihn schlechtweg den „Rhinozerosvogel" nennen. Der Madenhacker teilt mit dem Nashorn Freud und Leid, überwacht dieses bei Tage, thut sich bei Nacht auf ihm nieder und hält bei ihm aus, solange es nur noch einen Zecken in der Haut stecken hat. Und das Nashorn, welches gegen alle anderen Tiere so scheu, mißtrauisch und mürrisch ist, duldet den Vogel gern um sich und läßt ihn so ruhig gewähren, wie es die mit ihm vertrauten Zugochsen und Büffel thun, an denen diese Vögel nach Ehrenbergs Beobachtungen herumklettern wie Spechte an einem Baum. In den tiefen Falten und Rissen der Haut des Nashorns siedeln sich Zecken am liebsten und leichtesten an und hier wird jede Wunde leicht zum Anziehungspunkt für Fliegen und Bremsen, welche das Tier selbst nicht durch Reiben und Scheuern entfernen kann, die aber der Madenhacker sorgsam abliest und herausbohrt, wodurch er dem Tiere Ruhe und Linderung verschafft, so daß das Nashorn den Vogel gern um sich duldet. Von des Madenhackers treuem Wächterdienste zeugt aber auch der bekannte Sportsmann Gordon Cumming, dem der warnende Schrei dieser Vögel mehrfach ein Anpürschen oder Anschleichen auf das Nashorn verdorben hat. Der rotschnäbelige Madenhacker, welchen Cumming „des Nashorns besten Freund" nennt, bewohnt vorzugsweise das zentrale Afrika, während der gemeine Madenhacker mehr dem südlichen Afrika angehört, wo er an den großen Säugetieren dieselben Dienste verrichtet.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch zugleich eines anderen afrikanischen Vogels erwähnen, welcher zwar weniger Wächter- als Späherdienste versieht und durch seine Dienste mehr anderen nützt als sich selbst, nämlich des **weißschnäbeligen Honigkuckucks** oder **Honiganzeigers**, Indicator albirostris. Wenn nämlich der weiße Jäger gerade die frische Fährte eines der großen Dickhäuter verfolgt, kann es ihm begegnen, daß er sich plötzlich zu seinem Aerger von seinen schwarzen Begleitern verlassen sieht, welche sich durch den Ruf dieses Vogels von ihm haben hinweglocken lassen. Sobald nämlich dieser Vogel ein Nest von wilden Bienen entdeckt hat und sich an deren Honig gütlich thun möchte, so gibt er dem in der Nähe befindlichen Menschen gern dies Ereignis durch sein Geschrei zu erkennen, um sich dessen Hilfe zu sichern. Sobald er sieht, daß er von dem Menschen verstanden ist, fliegt er unter mehrfachem Geschrei diesem voraus, führt ihn in die Nähe des Nestes und schwingt sich nahe dabei auf einem Ast ein, um geduldig die Betäubung der Bienen und die Beraubung des Nestes zu erwarten, denn die Eingebornen lassen ihm immer einen Teil des Honigs übrig, um ihn für seine Führung zu belohnen. Weiß er mehr als **ein** Bienennest, so führt er den Menschen wohl auch noch zu den anderen Nestern. Allein häufig suchen



Der rotschnäbelige Madenhacker (S. 1083).

die Bienen auch seinen Verrat an ihm heim, indem sie über ihn herfallen und sich durch wütende Stiche an ihm rächen. Sie wissen aber wohl, daß sein dichtes Gefieder ihre giftigen Stiche ziemlich unschädlich macht; deshalb stechen sie ihn in die Augen und richten ihn so zu, daß er hilflos auf den Boden fällt und elendiglich umkommt. Der Honiganzeiger gehört, wie wir schon angedeutet haben, zur Familie der Kuckucksvögel und hat mit unserem deutschen Kuckuck auch das gemein, daß er selbst zu faul ist, um ein Nest zu bauen oder seine Eier selbst auszubrüten; daher legt er seine Eier nur einzeln auf den nackten Erdboden, trägt sie nach dem Nest irgend eines fleißigeren Vogels, aus dessen Gelege er ein Ei entfernt, welches er durch sein eigenes ersetzt. Ja noch mehr: er läßt dann nicht einmal der Pflegemutter die Freude, das eingeschmuggelte Junge aufzuziehen, sondern er soll es abholen, sobald es leidlich flügge ist, um es alsdann zu seinem eigenen Vagabundenleben zu erziehen.

Dies bringt uns auf einen anderen merkwürdigen Vogel aus der Kuckucksfamilie, welcher allerdings nicht in Afrika, sondern im wärmeren Nordamerika von Mexiko bis Oberkalifornien hinauf heimisch ist und sich dem Menschen mehrfach nützlich macht. Dies ist der **Grund-** oder **Hahnkuckuck**, Geococcyx californianus (S. 1087) von der Größe einer Elster und buntem aber düsterfarbigem Gefieder und einer ungemeinen Beweglichkeit und einer solchen Behendigkeit im Laufen, daß man ihn kaum auf einem galoppierenden Pferde einholen kann. Der Paisano oder „Bauersmann", wie er bei den Mexikanern heißt, ist äußerst leicht zu zähmen und ans Haus zu gewöhnen und in Mexiko sehr beliebt, weil er eine Menge Kerb- und Weichtiere und namentlich junge Schlangen vertilgt und es besonders auf die Vertilgung der gefährlichen und gefürchteten Klapperschlangen abgesehen haben soll. Erwiesenermaßen greift der Grundkuckuck Klapperschlangen in offenem Kampfe an und weiß durch seine behenden Bewegungen ihren Giftzähnen zu entgehen. Nach Kassin hat er aber noch ein praktischeres Verfahren, um bei Gelegenheit den Tod einer solchen Giftschlange herbeizuführen. Wenn er nämlich eine Klapperschlange in der Nähe von einigen jener Kaktus- oder Opuntienarten mit starken Dornen findet, welche im südlichen Kalifornien solch undurchdringliche Dickichte bilden, so soll er die Schlange eifrig aber in aller Stille mit einer Mauer von solchen frischgepflückten Opuntienblättern umgeben. Hat er nun die Schlange ganz mit den stacheligen Blättern eingebaut, so soll er sie durch einen Hieb seines kräftigen Schnabels wecken. Die erste Regung der Schlange ist nun, sich zum Schlagen aufzurichten und dann sich zu flüchten; aber vergebens wendet sie sich nach allen Seiten, um einen Ausweg zu suchen — überall starren ihr die Stacheln entgegen. Sie schlägt erst nach den Blättern, bekommt den Rachen voll Stacheln, erschöpft ihr Gift, schlägt sich selbst in der Wut Wunden mit dem scharfen Giftzahn und stößt sich die Stacheln in den Leib, bis sie endlich unter Schmerzen verendet und dem Grundkuckuck zum leckeren Mahle wird! — Um seiner Munterkeit, Behendigkeit, Intelligenz und seines Hasses gegen Schlangen und Eidechsen willen wird der Grundkuckuck in Zentralamerika, Mexiko und Unterkalifornien häufig zahm gehalten und erweist sich als ein nützlicher Wächter und Schützer des Hausgeflügels gegen Schlangen, und um dieses Nutzens willen verzeiht man ihm auch gern seine gelegentlichen kleinen Diebereien in Haus und Hof.

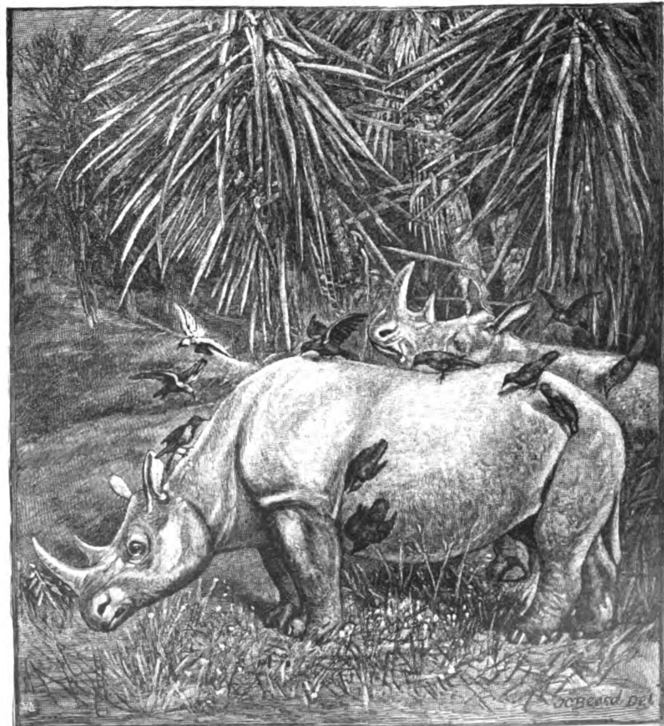
Bei diesem Anlaß müssen wir noch eines anderen emsigen Schlangenvertilgers aus der Klasse der Vögel erwähnen, nämlich des afrikanischen **Kranichgeiers** oder **Sekretärvogels**, Serpentarius secretarius, welcher den letzteren Namen dem hübschen Federbüschel an seinem Hinterkopfe verdankt, der ihm das Aussehen eines Schreibers gibt, welcher sich einige Federn hinter das Ohr gesteckt hat. Dieser kräftige, hochbeinige Vogel, welchen



Eine vom Grundkuckuck eingebaute Klapperschlange (S. 1086).

sein Körperbau vorwiegend auf den Erdboden anweist, nährt sich am liebsten von Schlangen und scheut selbst die giftigsten wie Brillenschlange, Sandviper u. s. w. nicht. Er greift sie offen an, erwehrt sich der Schläge ihrer Giftzähne mit seinen starken Schwingen, ermüdet sie durch anhaltende Angriffe und flinke Volten, versetzt ihnen gelegentlich tiefe Bisse und schleudert sie in die Luft, bis sie betäubt oder matt sind, tötet sie dann durch einen geschickten Biß in den Nacken, zerreißt und verzehrt sie. Sein natürlicher Verbreitungsbezirk umfaßt das ganze äquatoriale Afrika vom 15.° nördl. bis etwa zum 15.° südl. Br., vom Roten Meer bis zum Senegal, und er soll auch auf den Philippinen vorkommen. Vor etwa fünfzig Jahren verpflanzten ihn die Franzosen auch nach den Antillen, besonders Martinique und Guadeloupe, um dort unter den zahlreichen Lanzen- und Klapperschlangen aufzuräumen; der Vogel gewöhnte sich leicht an, erfüllte seinen Zweck und ließ sich leicht zähmen, so daß man ihn im Hofe unter dem zahmen Hausgeflügel halten kann, welches er vor Raubvögeln und Schlangen beschützt und in Ordnung hält, so daß er z. B. den eifersüchtigen Kämpfen der Hähne energisch steuert, während er zugleich Ratten und anderes Ungeziefer energisch verfolgt. Aus diesem Grunde werden diese Vögel am Kap der guten Hoffnung und auf den französischen Antillen als Hofvögel gehalten und man verzeiht es ihnen, wenn sie hier und da ein Küchlein, Hühnchen oder junges Entchen pour la bonne bouche verspeisen.

In ähnlicher Weise macht sich dem Menschen ein in Brasilien und dem subtropischen Südamerika heimischer Stelzvogel nützlich, der zwar kein Schlangenfresser ist, aber im gezähmten Zustande das Hausgeflügel kühn und energisch gegen die größeren Raubvögel verteidigt. Dies ist der Tschaja, der Chauna chavaria (S. 1091) der Naturforscher, ein hochbeiniger, den Wehrvögeln oder Palamedeen nahe verwandter Vogel von der Größe einer Gans, ungemein beweglich und wachsam, harmlos und friedlich, aber sehr mutig, dessen Verbreitungsbezirk sich über das tropische Süd- und Zentralamerika erstreckt. Sein Gefieder ist grau und braun gemischt und hübsch gezeichnet, seine Nahrung vorwiegend vegetabilisch, aber auch Insekten, Schnecken, Mollusken und niedere Tiere, sein Vorkommen häufig, bald einzeln, bald paarweise, bald in großen Scharen, besonders an den Flußufern und Lagunen. Ihr gellender, lauter, scharfer und heller Ruf klingt beim Männchen wie „Tschaja" (daher ihr Name), beim Weibchen wie „Tschajali". Man findet häufig ihre Gelege, läßt die Eier von Hühnern ausbrüten oder bemächtigt sich der Jungen aus den Nestern und hält die Tschajas als Hausvögel auf dem Hühnerhofe, wo sie so zahm werden wie Hühner und diese beschützen, ja selbst das Wächteramt bei Herden übernehmen. So anspruchslos und friedliebend nämlich der Tschaja ist, so beherzt und kühn ist er andrerseits und stets bereit, den Schwachen gegen die Tyrannei des Stärkeren zu verteidigen. Seine Waffen sind sein starker Schnabel, das Horn auf seiner Stirn und die beiden scharfen hornenen Sporen an jedem seiner Flügel, mit denen er seine Jungen und seine Pflegbefohlenen energisch gegen alle Feinde, selbst Schlangen und größere Vögel verteidigt, weshalb sich der Mensch diese Eigenschaft gern zu nutze macht, um sein Hausgeflügel von ihm beschützen zu lassen. Er darf daher füglich ebenfalls unter die Wächtervögel gerechnet werden, unter denen wir aber auch den in Nordamerika so gemeinen **Kuhvogel**, Molothrus pecoris, eine Starenart, nicht vergessen dürfen. Wie auch unsere einheimischen Stare dem Vieh die Schmarotzer vom Rücken lesen, so findet man in ganz Nordamerika den Kuhvogel immer bei den Herden, zwischen den Pferden und Rindern auf der Weide, um diesen Tieren das Ungeziefer abzulesen, was sie sich gern gefallen lassen. Bei den großen halbwilden Viehherden in Texas 2c. hält sich der Kuhvogel im Sommer immer in ganzen Flügen auf und wählt sich dann seine Schlafplätze im Gebüsch oder Röhricht an den Flußufern. Hier verweilt er bis Ende September, thut sich dann in großen Flügen zusammen wie unser Star und zieht südwärts. Wo er den Winter verbringt, ist unbekannt. Im Norden der Verein. Staaten erscheint er dann zu Ende März oder zu Anfang April wieder in kleinen Flügen und gesellt sich sogleich zum weidenden Vieh. Auch er liebt es gleich dem Kuckuck nicht, selbst ein Nest zu bauen und seine Eier auszubrüten, sondern er legt dieselben einzeln in die Nester anderer sperlingsartiger Vögel und läßt sie von diesen ausbrüten. Einer unserer Freunde, welcher im fernen Westen mehrmals die noch sporadisch vorkommenden kleinen Rudel von Bisons beobachtet hat, versichert uns,



Der Madenhacker und das weiße Nashorn (S. 1083).

daß er in deren Gefolge immer einige Kuhvögel gesehen habe, die bei denselben vollkommen Wächterdienste versahen und die Bisons von der Annäherung jeder Gefahr warnten, so daß es positiv unmöglich gewesen sei, sich auf Flintenschußweite an die Büffel anzuschleichen, da diese, vom Geschrei der Kuhvögel gewarnt, alsbald flüchtig geworden.

Eine besondere, mehr selbstsüchtige Art von Wächterdienst bemerkt man bei dem Männchen des über ganz Indien verbreiteten **Homrai oder Doppelhornvogels**, des Buceros oder Dichoceros bicornis (S. 1094), eines vier Fuß langen Höhlenbrüters aus der Sippe der Hornvögel, dessen Schnabel allein zehn Zoll lang ist. Dieser prächtig gefiederte Vogel bewohnt die Hochwaldungen Indiens bis zu 5000 Fuß Meereshöhe und kommt auch in Indonesien noch vor; er ist ein stiller, friedlicher Vogel, der sich vorwiegend von Baumfrüchten nährt, ziemlich schwer fliegt, daher meist in den Baumkronen sich aufhält und gelegentlich ein tiefes gedämpftes Krächzen hören läßt, aber im Affekt oder Schmerz ein gewaltiges Geschrei ausstößt, welches an Klang und Stärke genau demjenigen eines Esels gleichen soll. Eine besondere Eigentümlichkeit des Homrai ist sein Verfahren beim Brüten: wenn nämlich das Weibchen seine fünf bis sechs Eier in die Höhlung eines Baumes gelegt hat, so trägt das Männchen in seinem Schnabel Schlamm herbei und mauert das Weibchen vollständig ein, so daß nur noch der lange Schnabel aus dem Loche herausschaut oder herausgestreckt werden kann. Das Männchen muß daher während des ganzen Brutgeschäfts das Weibchen ernähren und genügt dieser Pflicht auch emsig und gewissenhaft. Nach anderen Beobachtern soll sich das Weibchen selbst einmauern. Jedenfalls ist dieses Einmauern während der Brütezeit eine erwiesene naturgeschichtliche Thatsache und um so erstaunlicher, als der Homrai ein außerordentlich gefräßiger und großer Vogel ist und seine Jungen, welche gleich nach dem Ausschlüpfen die Größe einer Taube haben, ebenfalls viel Nahrung bedürfen. Das Weibchen kommt daher über die Brütezeit durch die enge Haft auch sehr herunter, und verschiedene Beispiele in Indien und auf den Sundainseln, wo man solche Homraiweibchen nach dem Brutgeschäft aus ihren Bruthöhlen genommen, haben dargethan, daß die Weibchen ganz abgemagert, entkräftet und verkrampft und nicht mehr imstande waren zu gehen und zu klettern, und daß die Jungen lange Zeit nackt blieben, wie denn ein Homrai auch langsam wachsen und bis zu seiner vollkommenen körperlichen Ausbildung volle drei Jahre gebrauchen soll.

Ein Wächtervogel im Sinne des Homrai ist auch unser **Kranich** (S. 1096), dieser intelligente, scheue und vorsichtige Wandervogel, der in seinem Sommerlager bei uns gewöhnlich nur im tiefsten Sumpfe an trockener Stelle ein kunstloses Nest baut und in dasselbe seine Eier legt, welche von beiden Geschlechtern umsichtig bebrütet werden. Während nun das Männchen oder das Weibchen auf dem Neste hockt und brütet, hält der andere Vogel des Paares in der Nähe Wacht und entfaltet dabei alle Klugheit, Vorsicht und Bedachtsamkeit, welche bei diesem anmutigen Vogel in solch augenfälligem Maße hervortreten, wenn er gezähmt mit dem Menschen zusammenlebt und seine hervorragenden geistigen Fähigkeiten erst vollkommen entwickelt.

Der Kranich thut sich aber noch durch einen anderen Charakterzug von reiner Uneigennützigkeit und Herzensgüte hervor, welcher uns erst durch die Beobachtungen des Dr. van Lennep enthüllt worden ist und in der Klasse der Vögel beinahe einzig dasteht. Unser Kranich ist bekanntlich ein Zugvogel und nimmt sein Winterlager mit anderen Kranicharten südlicherer Länder im fernen Sudan und Nubien. Er fliegt ungemein leicht und schnell und legt auf diesen Wanderungen ungeheure Strecken zurück. Nun haben wir eine Menge kleiner insektenfressender Vögel, wie Ortolane, Finken, kleinere Drosseln u. s. w., welche Europa mit einem wärmeren Klima vertauschen müssen, sobald die kältere Witterung eintritt. Da diese eines anhaltenden Fluges unfähig sind, würden sie bei dem Versuche, über das Mittelländische Meer zu fliegen, sicher im Wasser umkommen. Selbst der Zug durch Kleinasien, Syrien und Palästina wäre zuviel für ihre schwache Kraft, und so treibt ihr Instinkt sie an, sich auf den Rücken der Kraniche zu setzen und von diesen mitnehmen zu lassen, und die Kraniche geben sich in der That gern dazu her. Der Kranich tritt bei der ersten Annäherung von herbstlicher Kälte seine Wanderung gen Süden an; er streicht dann niedrig und stößt dabei einen seltsamen Schrei aus; daraufhin fliegen die kleinen Zugvögel auf, schwingen sich — so unglaublich dies erscheinen mag — auf den Rücken ihrer langbeinigen Freunde und reisen auf diese Weise gemächlich und ohne Gefahr, und vergelten ihren Wohlthätern diese Hilfe durch ihr heiteres Gezwitscher und ihren munteren Gesang. Auf dem Rückwege geben die Kraniche sich keine Mühe mehr, niedrig zu fliegen, sondern ziehen in bedeutender Höhe, da sie wohl wissen, daß es für die kleinen Vögel keine Mühe macht, sich auch aus bedeutender Höhe zur Erde herabzulassen.



Der spornflügelige Tschaja, die Haushühner verteidigend (S. 1087).

Möglicherweise thut spätere Forschung dar, daß dieses Gebaren des Kranichs das Ergebnis eines minder edlen und uneigennützigen Impulses ist, als es auf den ersten Blick erscheint; allein in Ermangelung des nötigen Beweises in dieser Richtung schadet es nichts, es als eine selbstlose Freundlichkeit anzusehen. Die Natur zeigt uns noch eine Menge ähnlicher, vorerst ungelöster Rätsel.

Unter den Rabenarten sind mehrere, welche wir zu den Wächtervögeln zählen könnten, wie z. B. die **Häher** und die **Krähen**. Jeder Weidmann hat erfahren, wie ihm auf dem Pürschgang und beim Blatten die Häher das Anschleichen auf einen Rehbock oder Hirsch verdarben, weil sie auch seine noch so leise Annäherung durch ihr Geschrei dem beschlichenen Wilde verrieten und dies zum Sichern oder zu rascher Flucht bewogen. Ganz ebenso verhalten sich die schlauen **Elstern**, wenn der Weidmann Wildenten anschleichen will. Die Elster, für den Menschen ein schädlicher Vogel, leistet häufig anderen Tieren nützliche Dienste: in England und Schottland erweisen sie den Schafen auf der Weide eine große Wohlthat, indem sie ihnen manche von den Schmarotzertieren

ablesen, welche diesen unter ihrer dicken Wolle beschwerlich fallen. In Asien, besonders aber in Indien und China, erweisen die Elstern denselben Dienst den Wasserbüffeln und dienen zugleich diesen ungeschlachten Vierfüßlern zu Warnern vor Gefahr.

Aber auch in anderem Sinne können wir von Wächtervögeln sprechen. Es liegen mehrfache Zeugnisse vor, wie gewisse Vögel beim Ueberhandnehmen schädlicher Insekten in unglaublich kurzer Zeit Hunderte und Tausende ihrer Art herbeiriefen, um die schädlichen Insekten zu zerstören. Wir kennen einige derartige Beispiele von Störchen, die ganz plötzlich in großer Menge auf Rapsfeldern erschienen, die vom Rapskäfer befallen waren; in den ersten Tagen, wo sich das Ungeziefer zeigte, waren nur wenige Störche wie zufällig zur Stelle, aber nachher stellten sie sich scharenweise ein und räumten in Kürze mit dem Rapskäfer ganz auf, so daß die Ernte gerettet wurde. So bemerkten auch die Mormonen, als sie sich 1847 am großen Salzsee niederließen, eines Tages, daß ihre Ernten auf den Neubruchfeldern von ungeheuren Mengen von Wanderheuschrecken überfallen wurden, welche den ganzen Ertrag in Frage stellten. Da erschienen eines Tags einige Möwen, welche über die Heuschrecken herfielen, und in den nächsten Tagen kamen dann Tausende von Möwen von der Küste hereingezogen und richteten unter den Heuschrecken eine solche Verheerung an, daß wenigstens noch ein bedeutender Teil der Ernte den Mormonen gerettet wurde. Es war ein Wächterdienst, der ebensogut dem Menschen als den Möwen zu gute kam. Das Buch der Natur ist für uns noch immer ein Buch der Wunder, das uns nicht so bald ganz erschlossen werden wird und das für den aufmerksamen Beobachter unbeschreiblich anziehend und lehrreich ist.

Die Porträtmalerei der Alten.

Von

Otto Donner-Richter.

Unsere Kenntnis der Malerei der Alten beruhte bis zu der Wiederauffindung und Ausgrabung von Herculanum und Pompeji fast einzig und allein auf den in Rom schon im Mittelalter aufgefundenen Wandmalereien in den Thermen des Titus und des Trajan, wie auch in einzelnen Gräbern und Villen, von welchen heute wenig mehr erhalten ist. Sie wurden jedoch von Raphael und seinen Zeitgenossen auf das eifrigste studiert und ohne die Kenntnis derselben, ohne die Einwirkung beobachtet zu haben, welche sie auf Raphael ausübten, ist dessen Entwickelung aus der peruginischen Zeit und Schule heraus kaum zu verstehen, kaum richtig zu würdigen. Ja, wir finden eine Fülle antiker Motive, direkt jenen erhaltenen Malereien entlehnt, durch Raphael in seinen Loggien verwertet, deren ganze Ornamentik überhaupt auf dem Studium jener anmutigen Verzierungsweisen beruht, wie sie damals der überraschten Künstlerwelt in den ausgegrabenen Räumen der Thermen entgegentraten, und welche man wegen ihrer Auffindung in den unter Erde liegenden Räumen oder „Grotten", Grotesken nannte. Es ist bekannt, daß Raphael, welchem vom Papste die Sorge für die Erhaltung und Auffindung alter Kunstwerke übertragen war, alle jene neu aufgefundenen oder schon bekannten antiken Wandmalereien, Ornamente wie Figürliches, kopieren ließ. In hohem Grade jedoch trug zu der Umgestaltung der Kunst des Cinquecento auch die Fülle antiker Statuen bei, die gleichzeitig aus dem tausendjährigen Schutte ausgewühlt wurden und die Bewunderung und das Entzücken der damaligen Künstler und Kunstfreunde bildeten.

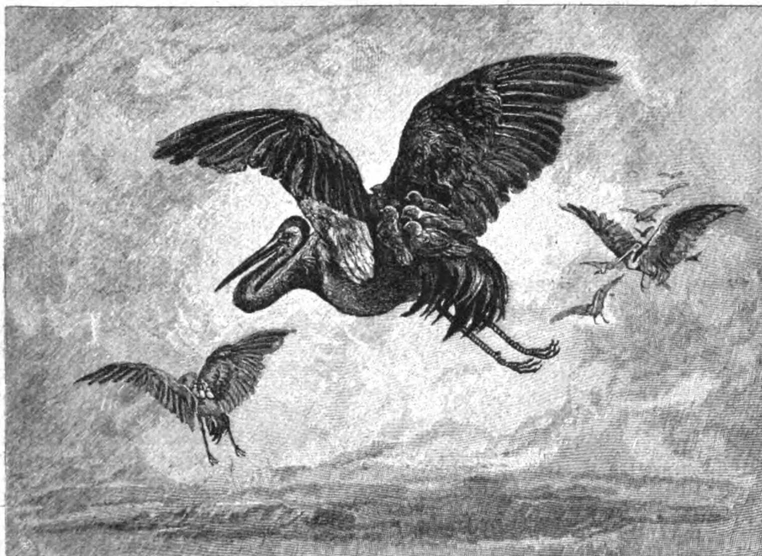


Doppelhornvogel, sein Weibchen fütternd (S. 1090).

Nicht minder groß aber war die Bewegung, welche sich der ganzen gebildeten Welt, nicht nur der Künstler und Altertumsforscher allein bemächtigte, als Herculanum und Pompeji entdeckt und die in ihnen verborgenen Schätze an Malerei und Skulptur ans Licht des Tages gefördert wurden! Nicht nur war uns damit ein weiter Ueberblick eröffnet über das private und öffentliche Leben der alten Welt, und zwar einesteils in den aufgefundenen zahllosen Gerätschaften und Schmuckgegenständen jeder Art, andernteils in den dem Verkehr bestimmten Straßen, Plätzen, Gerichtshallen und Tempeln, sondern auch die Malerei der Alten entwickelte sich dem Auge des Kunstforschers auf zahllosen Wänden privater und öffentlicher Gebäude in solcher Fülle, Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit, daß ein fast unerschöpfliches Material zur Beleuchtung der alten Kunst, nicht nur jener der Römer, sondern mehr noch ihrer Lehrer und Meister, der Griechen, dem Kunst- und Altertumsforscher vorlag.

Um so wertvoller waren diese Aufschlüsse, als über die Malerei der Griechen durch sie selbst nur sehr dürftige und ungenügende Nachrichten auf uns gekommen sind. Bei vielen Schriftstellern zerstreut müssen sie mühsam aus denselben herausgesucht und zusammengestellt werden und reizen in dieser Unvollständigkeit mehr die Einbildungskraft, als daß sie durch ein klares Bild befriedigen; ja, es konnte nicht ausbleiben, daß sie gründlich mißverstanden und daß irrige Anschauungen der verschiedensten Art aus denselben entwickelt wurden.

Mit aller Sicherheit dürfen wir annehmen, daß jene Wandmalereien in Herculanum und Pompeji teilweise von griechischen Künstlern selbst, teilweise durch unter ihrem Einflusse gebildete Italiker ausgeführt worden sind, denn die Anzahl hervorragender Künstler römischer Herkunft, die Plinius uns nennt, ist verschwindend klein. Der Einfluß Griechenlands, der Hellenismus, hatte das ganze römische Leben nach allen Richtungen hin durchdrungen, und am durchgreifendsten auf den Gebieten der Skulptur und der Malerei. In jenen Wandmalereien dürfen wir daher auch einen Abglanz der griechischen Kunst in ihren verschiedensten Richtungen erkennen, wir können von denselben zurück auf die ihnen zu Grunde liegenden Vorbilder schließen. Hierfür spricht auf das deutlichste der Umstand, daß wir unter den Gemälden, welche als abgeschlossene Einzelbilder die Mitte einer ganzen Wand oder eines Feldes in derselben bilden, häufig dieselbe Komposition in den verschiedensten Gütegraden der Ausführung, also von besseren oder von schlechteren Malern, dargestellt finden, und daß diese Kompositionen meist in ihrer Erfindung auf eine viel größere künstlerische Begabung schließen lassen, als sie bei den Ausführenden ersichtlich ist; es ist augenfällig, daß diesen verschiedenartigen Ausführungen ein und dasselbe Original eines berühmten Meisters zu Grunde gelegen haben muß. Die Dekorationsmaler bedienten sich der Kopien solcher berühmten Vorbilder zu ihren Ausschmückungen der Wände und brachten dieselben, gleichsam wie aufgehängte Einzelgemälde, je nach Gelegenheit an. Gab es doch damals noch keine andere Art der Vervielfältigung als die Kopie vermittelst der Hand, und so war es Geschäftssache für jeden jener Zimmermaler, einen Vorrat solcher Kopieen von vorzüglichen und beliebten Originalgemälden zu besitzen, unter welchen er seinem Auftraggeber je nach seinem Geschmacke die Wahl lassen konnte. Wir finden daher auch in jenen Wandmalereien die verschiedenartigsten Richtungen in der Figurenmalerei der alten Kunst, der Megalographia oder Historienmalerei, vertreten, sowohl die streng archaische, als die spätere, ganz frei entwickelte der griechischen Blütezeit und der Zeit nach Alexander dem Großen. In dieser letzteren Periode fand auch die selbständige Ausbildung und Entwickelung des Zweiges der Kunst statt, welchen wir Genre-Malerei nennen, ebenso



Kraniche als Träger kleiner Zugvögel (S. 1091).

die der Tiermalerei, der selbständigen Landschafts- und Marinemalerei und des Stillebens — Gattungen, welche alle in Pompeji ausgiebig zum Schmuck der Wohnräume verwendet sind.

Was uns Moderne bei dieser unbeschreiblichen Fülle der herrlichsten künstlerischen Motive stets in Erstaunen setzen muß, das ist der absolut ideale Standpunkt, auf welchem sich diese Malereien zum größten Teile halten, eine Eigenschaft, welche sie ihrem griechischen Ursprunge verdanken. Denn wenn sich auch die griechische Kunst, wie jede andere, selbstverständlich in ihren Gebilden an das Leben anlehnen mußte und dies auch allenthalben in der anmutigsten Weise und in reichster Abwechselung that, so sind doch die Darstellungen in Pompeji und Herculanum, welche sich an das alltägliche Leben der Straße, des Volkes anschließen, verschwindend wenige und stets nur in Kneipen und den verrufensten Lokalitäten von den gewöhnlichsten Gesellen ausgeführt worden. Wir freuen uns stets zu sehen, mit welcher Energie das Unschöne und Gemeine von jener Kunst ausgestoßen worden ist, mit welcher Phantasie und Formenschönheit sie die Gestalten ihrer Götter- und Halbgötterwelt in die Malerei einzuführen verstand, wie sie in allegorischen Figuren der sinnvollsten Erfindung die Vorbilder für alles Spätere in dieser Richtung geschaffen hat.

Nur in einzelnen Beispielen möge hier an die erwähnten, verschiedenartigen Richtungen und Entwickelungsperioden der griechischen Kunst, welche sich in jenen Wandmalereien nachweisen lassen, erinnert sein. So dürfte der Zeit vor Polygnot, etwa dem Beginn des 5. Jahrhunderts vor Christus, das einem Parisurteile zu Grunde liegende Originalgemälde zugeschrieben werden, welches man selbst in jener späten Zeit bei ganz veränderter Geschmacksrichtung noch des Kopierens für würdig hielt. Die Göttinnen sind in demselben, der Darstellungsweise der archaischen Zeit entsprechend, alle bekleidet dargestellt, die Behandlung der Gewänder zeigt die ganze Strenge des archaischen Stiles und nur die reicher entwickelte Landschaft des Hintergrundes ist als eine Zuthat des pompejanischen Malers, als eine Konzession an die Zeitrichtung zu betrachten. Als ein Beispiel des entwickelteren, doch immer noch strengen Stiles des Polygnot und seiner nächsten Nachfolger dürfen wir dagegen das Vorbild zu dem pompejanischen Gemälde des Opfers der Iphigenia betrachten. Der Hintergrund des Bildes ist auf das einfachste als ein wenig variierter Himmel gehalten, keinerlei landschaftliche Zuthat ist vorhanden, und nur der Altar und das Standbild der Göttin bezeichnen die Oertlichkeit. Scharf heben sich von dem hellen Hintergrunde allenthalben die Umrisse der Figuren ab, von welchen keine der andern in Bedeutung oder Farbe untergeordnet ist, sondern die unter sich gleichwertig sind. Selbst in dieser geminderten Wiederholung ist aber dieses Bild durch die Strenge, Einfachheit und Würde der künstlerischen Anordnung bewundernswert und wirkt erschütternd durch die Energie der poetischen Konzeption. Erinnert dieses Gemälde noch an die Anordnung alter Vasenbilder oder Reliefdarstellungen, so erkennen wir dagegen eine durchaus verschiedene, fortgeschrittene malerische Auffassung in dem schönen Bilde, welches Vulkan in seiner Werkstatt darstellt, wie er mit stolzem Bewußtsein seiner Leistung den für Achill bestimmten, glänzend polierten Schild durch einen seiner Gehilfen der bewundernd in vergoldetem Sessel dasitzenden Thetis zeigen läßt, deren ganze Figur der Schild wiederspiegelt. Ein anderer Gehilfe ist noch mit dem Ziselieren des Helms beschäftigt, Brustpanzer und Beinschienen liegen vollendet auf dem Boden, Hämmer und Zangen lehnen an dem Ambos, die umgebende Werkstatt ist ein luftiges Säulengemach mit Ausblick auf den blauen Himmel, zum Teil mit großen Draperien verhängt und in Helldunkel gehüllt, doch mit einer hellbeleuchteten Stelle der weißen Wand, auf welcher sich der tiefdunkle Körper des Vulkan wirkungsvoll abhebt, ein wahres Meisterstück vollendeter koloristischer Anordnung und Empfindungsweise, wie sie die Künstler zur Zeit Alexanders erstrebten und zu erreichen wußten. In der Periode seiner Nachfolger, der Diadochenzeit, wird unter den Künstlern Timomachos von Byzanz von den alten Schriftstellern ganz besonders hervorgehoben. Er lebte zur Zeit Cäsars und namentlich war von ihm eine Medea hochberühmt, dargestellt in dem Seelenkampfe vor der Ermordung ihrer Kinder. Ohne Zweifel ist uns auch von diesem Bilde eine geringe Kopie in zwei pompejanischen Gemälden erhalten, dagegen von einer ganz vorzüglichen aus Herculanum leider nur die Figur der Medea allein. Abgesehen von ihrer Bedeutung als künstlerische Leistung ist mir dieselbe für die Bestimmung der Technik der pompejanischen Wandmalereien neben andern Beweismitteln das unumstößlichste für die Thatsache geworden, daß diese Malereien weder a tempera, noch enkaustisch, sondern daß sie a fresco ausgeführt sind, eine bis dahin viel umstrittene Frage.

Als Beispiele genreartiger, doch immerhin idealer Darstellungen führe ich nur die anmutigen, in verschiedenartigen Kompositionen vorkommenden Gemälde an, in welchen Liebesgötter zum Kauf angeboten werden, und das anmutige Bild, welches in einer Landschaft ein junges Paar und einige Begleiter darstellt, welche alle ein aufgefundenes Nest mit zierlichen kleinen Eroten darin freudig erstaunt betrachten. Auch die vielen Einzelfiguren, welche zum Opfer gehörige Gerätschaften tragen oder musizieren, sind dahin zu rechnen.

Einen Zweig der Kunst aber finden wir in Pompeji in auffallendster Weise kaum vertreten, nämlich die Porträtmalerei, und nur ein einziges Beispiel derselben vermögen wir mit Sicherheit daselbst nachzuweisen. Es sind die Halbfiguren des Pompejaners Paquius Proculus und seiner Gattin; der Ehemann stützt das Kinn auf eine Schriftrolle, welche er in der Hand hält, die Frau ist dargestellt mit einem Schreibtäfelchen in der linken Hand, während sie mit dem Schreibstift (Stylus) nachdenklich die Lippe berührt, beides Darstellungsformen, welche genreartigen Gemälden in Medaillons entlehnt sind, wie wir sie in idealer Auffassung als Versinnlichung des Nachdenkens und Ueberlegens in Pompeji mehrfach verwendet finden. Wir sind seltsam überrascht, dieser idealen Form die nüchternen, nichts weniger als anziehenden Porträtköpfe aufgesetzt zu sehen und seltsam und geschmacklos genug nimmt sich diese Vereinigung von Idealismus und Realismus aus.

Dieses so vereinzelte Vorkommen des Porträts in Pompeji darf uns jedoch kaum in Erstaunen setzen, wenn wir in Betracht ziehen, daß es eine unbequeme Sache ist, ein Porträt a fresco auf eine nasse Wand zu malen, eine Arbeit, welche stets in Eile gemacht werden muß und bei welcher der Maler sich stets herumdrehen müßte, wenn er sein Modell betrachten und konterfeien will. Dennoch wissen wir, daß die Porträtmalerei, nicht minder wie das Porträt in der Skulptur, ein vielfach gepflegter Zweig der Kunst in der alexandrinischen Epoche war, und daß gerade in ihr einzelne Künstler das Hervorragendste leisteten. Daß Apelles zu wiederholtenmalen das Bildnis Alexanders des Großen, seines Gönners, malte, ist bekannt und bei der hinlänglich bezeugten Richtung dieses Künstlers auf das Ideale hin dürfen wir dieselbe auch bei der Behandlung seiner Porträts voraussetzen. Aber auch schon bei seinen Vorgängern ist uns das Streben nach Darstellung der Porträtähnlichkeit, d. h. das Heraustreten aus dem Typischen hinüber in das scharf Individuelle bekannt. Wir wissen, daß Polygnot in der Poikile zu Athen auf dem Gemälde der Zerstörung Trojas die Schwester seines Gönners und Freundes Kimon, Elpinike, unter der Gestalt der Laodikeporträtierte, und daß sein Zeitgenosse Panänus, welcher in der Poikile die Schlacht von Marathon malte, die Porträts des Miltiades, des Callimachus und Cynägyrus, sowie jene des Datis und Artaphernes anbrachte. Entsprechend der bei diesen

Künstlern noch weniger entwickelten koloristischen Richtung werden wir uns ihre Porträtdarstellungen mehr in charakteristisch-typischer Auffassung, als in realistischer, alle Zufälligkeiten der Erscheinung mit aufnehmender Weise vorstellen müssen.

In überraschendster Weise ist aber unsre gänzliche Unkenntnis der Porträtmalerei im Altertum durch neuere und neueste Funde einem ganz unerwarteten klaren Einblick in dieselbe gewichen, und zwar von einer Seite kommend, von welcher man keinerlei Veranlassung hatte, derartiges zu erwarten, von dem alten Wunderland Aegypten.

Schon bevor Alexander der Große Aegypten erobert hatte, hielten sich viele Griechen dauernd oder vorübergehend zu Handelszwecken in Aegypten auf, und unter seinen Nachfolgern, unter den Ptolemäern, bevölkerte sich das Land immer mehr und mehr mit Griechen, welche allmählich die alte ägyptische Kultur und deren Träger zurückdrängten, sich aber ihrerseits deren Einfluß und den Landesgebrauchen auch nicht ganz zu entziehen vermochten und manche ägyptischen Sitten und Gebrauche annahmen, so auch das Einbalsamieren ihrer Verstorbenen, ein den Griechen wie den Römern durchaus fremder Brauch. Eine solche griechisch-ägyptische Begräbnisstätte wurde im Herbst 1887 von Fellachen in der Provinz el Fajjum in Mittelägypten entdeckt. Waren diese Felshöhlen in der Nähe von Rubajjat auch schon in einer nicht mehr zu bestimmenden Zeit geöffnet und ausgeraubt worden, so hatten doch die Finder gerade das als unnütz weggeworfen und in dem Sande liegen lassen, was für uns von dem unschätzbaren Werte ist, nämlich dünne Holztäfelchen, welche in der Umhüllung der Mumien auf der Stelle des Gesichtes angebracht waren, und auf welchen sich die Porträts der Verstorbenen meist in Lebensgröße, zuweilen auch etwas kleiner, gemalt befanden.

Bis zu diesem merkwürdigen, reichen Funde war uns nur eine einzige derartige, aus Theben in Aegypten stammende Mumie mit wohlerhaltener Umhüllung bekannt, welche sich schon seit längerer Zeit in dem Münzkabinett der Pariser Nationalbibliothek befand. Die Umhüllung des einbalsamierten Körpers ist aus mehreren Lagen von Leinwand gebildet, über welche ein Ueberzug von Kreide und Leim, unserem modernen Vergoldergrund ähnlich, gelegt wurde, den man glättete und mit ornamentalen und figürlichen Verzierungen bemalte und vergoldete; auch die Hände wurden auf denselben gemalt. An dem Kopfende befindet sich noch, mit einem erhöht ornamentierten bemalten Gipsrand umgeben, die eine Längshälfte des Porträtes der Einbalsamierten auf eine dünne Holztafel gemalt, eingesetzt — die andere Hälfte des Porträts befindet sich seltsamerweise in dem British Museum in London — und unter demselben sind auf griechisch die Worte geschrieben: „Tochter des Dioskoros. Frischen Mut!" (… εὐψύχει). Durch diese Inschrift und durch den Namen der Bestatteten ist dargethan, daß uns hier ein Beispiel der griechisch-ägyptischen, nicht der rein altägyptischen Bestattungsweise vorliegt. Der Brauch bei den alten Aegyptern war nämlich ein anderer; sie pflegten die Porträts der Verstorbenen in plastisch gehaltenen, bemalten oder vergoldeten Köpfen in der Mumienhülle an der Stelle des Gesichtes anzubringen; auch die Hände behandelten sie plastisch, wie wir dies aus so vielen Mumien in unsern Museen kennen. Die ägyptische Sammlung in Dresden besitzt unter neben Exemplaren dieser Gattung auch schon seit längerer Zeit zwei Mumienhüllen, welche sowohl von den altägyptischen wie von der oben beschriebenen griechischen abweichen, indem an ihnen weder Körperteile plastisch gebildet sind, noch auch sind die Porträts der Verstorbenen auf Holztafeln gemalt in der Umhüllung befestigt. Letztere ist nämlich ganz und durchaus aus Stoffschichten gebildet und mit Kreidegrund überzogen; auf diese Grundierung sind sowohl die Gesichter als auch Arme und Hände aufgemalt, gleichsam als wären letztere nicht mit dem Stoff der Hülle umwunden. Die männliche Dresdner Mumie hält in der rechten Hand einen Libationskrug, die weibliche einen Becher; in der linken Hand halten beide eine jener gekrausten Wollbinden, mit welchen bei heiligen Handlungen der Altar geschmückt wurde. Dieser Umstand sowohl wie die griechische Inschrift bezeugen, daß auch diese beiden Mumien griechisch-ägyptischen Ursprunges sind. Sie wurden schon 1615 bei Saqqara in dem Gau von Memphis gefunden.

Losgelöst von ihren zugehörigen Hüllen befanden sich in Paris im Museum des Louvre schon seit längerer Zeit sechs Porträts auf Holztäfelchen von oben erwähnter Gattung, welche mit der Sammlung von Clot-Bey aus Aegypten dorthin gekommen waren, und ebenso in London im British Museum — abgesehen von der schon erwähnten einen Hälfte der Tochter des Dioskoros — noch zwei andere Täfelchen, welche alle, als ich sie im Herbst 1886 zuerst sah, mein lebhaftestes Interesse erregten, sowohl als antike Porträtdarstellungen wie in bezug auf die Technik, in welcher sie gemalt waren, wenn sie auch als künstlerische Leistungen nicht hoch gestellt werden können. Genauere Untersuchungen derselben waren mir jedoch einesteils dadurch unmöglich gemacht, daß die meisten der Pariser Tafeln mit einem dicken, modernen, ganz braun gewordenen Firnis überzogen worden sind, anderenteils durch deren Aufstellung in verschlossenen Glasschränken.

Ich war daher aufs freudigste überrascht, als mir im Frühjahr 1888 Herr Theodor Graf, Großhändler in Wien, welcher in Kairo eine Filiale seines Geschäftes unterhält, eine Anzahl Fragmente und vier wohlerhaltene Porträttafeln jenes großen Fundes von Rubajjat zuschickte, welchen er schon im Herbst 1887 in Kairo erworben hatte, und zwar in einer Anzahl von ca. 100 Exemplaren. Konnte ich an dieser Zusendung die Technik der Malerei genau untersuchen, so war es mir sodann im Herbst 1888 auch ermöglicht, die ganze Sammlung in München zu studieren, wo Herr Graf dieselbe zum erstenmale öffentlich ausstellte.

Diese erste Ausstellung kann als ein wahres kunstgeschichtliches Ereignis bezeichnet werden, und Künstler wie Archäologen strömten in den Ausstellungsraum und gaben bald mündlich und in zahlreichen Zeitungsartikeln ihrem Interesse Ausdruck. Die erste ausführliche, und wir dürfen sagen grundlegende Arbeit über diesen Fund verdanken wir jedoch unserem berühmten Aegyptologen und Schriftsteller Herrn Professor Georg Ebers.*)

Der erste Blick auf diese Porträts zeigt schon, daß sie von sehr verschiedenartig begabten Künstlern herrühren. Einige derselben sind aber wahre Meisterwerke und überraschen uns durch die ungemein lebensvolle Auffassung und durch die frappante Charakteristik der Dargestellten, verbunden mit einer wahren Meisterschaft in der technischen Behandlung. Gerade aber für die Technik der alten Kunst sind diese Malereien wahrhaft epochemachend gewesen, weil ein großer Teil derselben in der bis dahin für uns unbekannten enkaustischen Malerei der Alten ausgeführt ist. Nach meinen Untersuchungen*) erwies sich diese enkaustische Malerei, wie es schon nach den dürftigen Nachrichten der Alten zu schließen war, als eine Technik, zu welcher man das sogenannte punische Wachs, d. h. das dreimal in Meerwasser mit Zusatz von etwas natürlicher mineralischer Soda gekochte gelbe Wachs, durch Zusatz von balsamischem Harze und etwas Olivenöl in eine pflasterartige Masse verwandelte, welche nicht mit dem Pinsel, sondern mit einem spatelartigen Instrumente, dem Cestrum oder Verriculum, aufgetragen wurde; eine feine Zahnung des Randes dieses lanzettförmigen Instrumentes ermöglichte ein bequemeres Verstreichen der Masse und die leichtere Beseitigung zu großer Anhäufungen. Außer dieser Cestrummalerei wendeten die Alten aber auch flüssig geschmolzenes und gefärbtes Wachs zu Anstrichen und dekorativen Malereien an; das rasche Erstarren dieses heißen Wachses gestattete aber keine weitere Durchbildung einer solchen Malerei; sie mußte in raschen kecken Zügen ausgeführt werden. Während bei jenen Porträts die Köpfe selbst in der mühsameren Technik der Cestrummalerei behandelt sind, sehen wir die nur skizzierten Gewänder mit wenigen Ausnahmen vermittelst der Pinsel-Enkaustik gemalt. Nach Vollendung des Gemäldes folgte das Einbrennen, die Operation, welche dieser Technik den Namen der „enkaustischen oder der Einbrenn-Malerei" gab. Der Zweck dieses Einbrennens besteht darin, der infolge der Behandlung durch das Cestrum und die dicke Paste sehr rauhen und gefurchten Oberfläche wieder eine gleichmäßigere Erscheinung zu geben. Die Ränder der Furchen werden durch die Hitze etwas abgeschmolzen, die Tiefen etwas ausgefüllt, und die ganze Oberfläche erhält dadurch einen gleichmäßigen firnisartigen Glanz. Diese Wirkung ist wahrhaft überraschend. Ein Teil dieser Porträts, namentlich die schlechteren, sind a tempera ausgeführt; ein anderer Teil aber, und darunter einige der vorzüglichsten, mit einem gemischten Verfahren, in welchem das Wachs nicht durch Zusatz von balsamischem Harze, sondern durch Zusammenreiben mit Eigelb, Eiweiß und etwas Olivenöl zu einer weichen Paste umgewandelt wird, welche ebenfalls mit dem Cestrum aufgetragen wurde, jedoch noch einige vollendende Striche mit wirklicher Eitemperafarbe zuließ.

Die größere oder geringere Güte der einzelnen Porträts kann uns in Beziehung auf die frühere oder spätere Zeit ihrer Entstehung nur geringe Fingerzeige geben; denn zu jeder Zeit gab es gute und schlechte Maler, wohlhabende und unbemittelte, die nach ihrem Vermögen bessere oder geringere Künstler beschäftigen konnten. Indessen ist es für die Beurteilung der Auffassungsweise und der Kunstfertigkeit jener Künstler des Altertums von Wichtigkeit, die Frage nach der Zeit zu stellen, in welcher die Bilder entstanden sein mögen. Doch lassen wir besser andere Untersuchungen vorangehen.

Es muß in erster Linie hervorgehoben werden, daß weitaus die meisten der dargestellten Personen rein griechischer oder römischer Nationalität sind; die Typen lassen darüber nicht den geringsten Zweifel. Die Begräbnisstätte von Rubajjat charakterisiert sich also als eine wesentlich griechische oder griechisch-römische, und nach dem Charakter der

*) Beilage zur Allg. Ztg. 1888 Nr. 135, 136, 137. – Dr. Rich. Graul, Die antiken Porträtgemälde 2c., Leipzig 1888 bei E. A. Seemann. – H. Heydmann, Ueber die gemalten Bildnisse aus dem Fajjum 2c. in Berichten der kgl. sächs. Gesellsch. der Wissensch. 1888.

*) Vgl. Beilage zur Allg. Ztg. 1888 Nr. 180, München 30. Juni: Die enkaustische Malerei der Alten von Otto Donner von Richter; desgl. Abdruck in den technischen Mitteil. für Malerei von A. Keim in München, 15. Sept. u. 15. Oktober 1888.

Malerei, die von ägyptischem Wesen gar keine Spur an sich trägt, können nur griechische Künstler diese Porträts gemalt haben. Welche hohe Bedeutung Alexandria für die griechische Kunst unter den Ptolemäern hatte, ist bekannt. Ebenso bekannt ist es, daß auch die Handelsvölker der Phönizier und Juden in großer Anzahl in Alexandrien ansässig waren und begreiflicherweise sich auch in andern Städten Aegyptens ihres Handels wegen gerne niederließen. Daß auch sie sich von den bestehenden Gebräuchen nicht ganz ausschlossen, zeigen uns verschiedene der Männerporträts, von welchen Nr. 5, 31, 44, 49 ganz entschieden der semitischen Rasse angehören. Ebenso mochten einzelne Verbindungen mit ägyptischen Frauen von Griechen oder Römern eingegangen worden sein, wenigstens tragen die Frauenbilder Nr. 12, 34 und 39 ganz ägyptischen Typus; so auch das Knabenbild Nr. 67. Der Männerkopf Nr. 64 erinnert dagegen an Negerabkunft, wie Mischung von Rassen in einem Lande, welches unter den Ptolemäern zu einem Hauptverkehrspunkt für die Angehörigen dreier Weltteile geworden war, leicht stattfinden mußte.

Wenige Monate nach Auffindung der Grafschen Bilder fand der Engländer Flinders Petrie gleichfalls in dem Fajjum unweit Hovara, in der Nähe des alten Crocodilopolis, später unter den Ptolemäern Arsinoe genannt, an dessen Stelle jetzt die Hauptstadt der Provinz, Medinet-el-Fajjum steht, ein ausgedehntes, noch unberührtes Begräbnisfeld, welchem er Hunderte von Mumien entnahm, die teilweise noch nach alter ägyptischer Sitte mit Reliefgesichtern versehen waren; andernteils fand er aber daselbst auch eine Anzahl griechisch-ägyptischer Mumien, deren Hülle mit der ganz identischen Gattung gemalter Porträts geschmückt war, wie sie losgelöst in den Besitz des Herrn Graf gelangt waren. Manche der Mumien waren mit ihrer Hülle direkt in das Schachtgrab gelegt worden; andere aber fanden sich in langen, viereckigen Kasten gebettet, deren Deckel in der Hälfte ihrer Länge Scharniere haben, so daß die obere Hälfte derselben in die Höhe gehoben werden kann und das gemalte Bildnis des Verstorbenen dem Beschauer entgegensieht. Einige dieser Bildnisse waren umgeben von einem in Gips modellierten und vergoldeten Kranz von Weintrauben und -blättern, der mit der Hülle verbunden war.

Unter diesen Flinders Petrieschen Funden befindet sich jedoch ein enkaustisch gemaltes, leider sehr zerstörtes, d. h. abgeblättertes Porträt, welches nicht in der Mumienhülle befestigt war, sondern, in seinen ursprünglichen Holzrahmen eingefügt, und noch mit einem Teil der Schnur zum Aufhängen desselben an einer Wand des Wohnhauses versehen, nur auf die Mumienhülle gelegt worden war, ein Umstand, welchen ich für die Entstehungsgeschichte dieser Totenbildnisse für entscheidend halte. Diese Holztafel ist handwerksgerecht angefertigt aus einem Mittelteil, der eingelassen ist in vier ihn umfassende, im halben rechten Winkel zusammengefügte Seitenteile, so daß die Gemäldetafel sich nicht verziehen und werfen konnte, worauf man bei allen Tafelgemälden, welche eingerahmt aufgehängt werden sollen, stets alle Sorgfalt verwenden muß. Diese Gemäldetafel findet sich eingeschoben in Nuten in den vier ziemlich starken Rahmenteilen, welche sich an den Ecken etwas überstehend kreuzen, wodurch der Rahmen die in neuerer Zeit unter dem Namen „Oxford-frame“ bekannte Form erhält. Eine zweite, in dem Rahmen vor der Bildfläche rundumlaufende Nut soll nach Herrn Flinders Petries Versicherung ein Glas enthalten haben, von dem er Stücke gefunden haben will, eine Angabe, für welche ich ihm die Verantwortung überlassen muß. In der Regel schützten die Alten nämlich ihre Gemälde, wenn sie es für notwendig hielten, dadurch, daß sie sie entweder, ähnlich den Wachsschreibtafeln, mit einem Scharnier-Klappdeckel versahen, in welchem Falle eine solche Bild- oder Schreibtafel Diptychon genannt wurde, oder daß sie zwei halbe Klappdeckel rechts und links anbrachten, wodurch die Form des Triptychons entstand, welche man bis in das tiefe Mittelalter hinein für Kirchengemälde a tempera, und sogar noch einige Zeit für Oelgemälde zum Schutze vor Staub und Feuchtigkeit beibehalten hat. Die erwähnten Nuten hätten auch zur Aufnahme eines Holz- oder Metallschiebdeckels dienen können, den man herausnahm, da bei der Mumie der Zweck ja war, daß das Porträt gesehen werden sollte. In den pompejanischen Wandmalereien finden wir häufig Tafelgemälde abgebildet und zwar stets in der beschriebenen Rahmenart mit den an den Ecken sich überstehend kreuzenden Seitenteilen und mit den Schutzflügeln. Der von Flinders Petrie gefundene Rahmen ist der erste, welchen wir im Original besitzen, wie wir auch bisher noch keine Gemäldetafel besaßen; sie hat die beträchtliche Stärke von 1/4 englischen Zoll. Dagegen sind alle die in den Mumienhüllen befestigten Porträts auf ganz dünne Täfelchen von Zedern- oder Sykomorenholz gemalt, teilweise so dünn wie moderne Möbelfurniere, nur 1—1 1/2 Millimeter stark, so daß sie durch diese Beschaffenheit dem Werfen und Verziehen sehr ausgesetzt sind — sich auch alle gebogen und geworfen haben — gerade wegen dieser Eigenschaft sich aber vortrefflich eigneten auf die Mumienhülle mit einer pech- oder asphaltartigen Masse befestigt und mit ihr verbunden zu werden. Daß sie in der That nur für diesen Zweck gemacht und bemalt worden sind, beweist der Umstand, daß die Täfelchen nach unten nie ganz bemalt sind, daß die Kleidung sogar nur ganz dekorativ, nach unten hin nachlässig aufhörend, behandelt ist und zwar aus dem Grunde, weil die Maler wußten, daß diese Teile durch die Binden und durch die Gipsumrahmung der Hülle ganz verdeckt werden würden. Deshalb sind auch nur die Köpfe wirklich sorgfältig und in der schwierigeren Cestrum-Technik ausgeführt. Solche unfertige Bilder, auf Täfelchen von so unsolider Beschaffenheit, konnten nicht wohl in Rahmen gefaßt, konnten nicht wohl in den elegant mit Freskomalereien geschmückten Räumen eines griechischen oder römischen Hauses aufgehängt werden.

Bei der ungemeinen Lebendigkeit und bei der ganz hervorragenden Beobachtung aller Besonderheiten der dargestellten Personen muß der Gedanke als ganz ausgeschlossen betrachtet werden, daß man derartige Porträts erst nach eingetretenem Tode aus der Erinnerung hätte herstellen können. Da aber unter den Bildnissen alle Lebensalter vertreten sind, namentlich auch Kinder und viele junge Frauen, so ist nicht anzunehmen, daß Eltern ihre Kinder oder Männer ihre Frauen auf die so beschaffenen Täfelchen schon mit der Absicht hätten früh bei Lebzeiten malen lassen, um sie nach deren Tod für die Mumie zu verwenden. Wohl aber ist es denkbar und sehr naheliegend, daß man vorhandene Porträts, welche in der Wohnung als liebe Erinnerung an eine bestimmte Lebensperiode des Dargestellten eingerahmt aufgehängt waren, nach dem Tode der Betreffenden auf jene dünnen Täfelchen kopieren ließ, um das Original zu behalten, die Mumie aber doch erkennbar zu machen. Als solche Wiederholungen der Originalporträts möchte ich daher diese Mumienbilder betrachten, eine Anschauung, die deren hohen Wert in keiner Weise beeinträchtigen kann. Wir dürfen hierbei nicht außer Acht lassen, daß das Altertum keine mechanischen Vervielfältigungsweisen kannte, und daß daher die Künstler in der Kunst des Kopierens sehr große Gewandtheit und Fertigkeit bekommen mußten. Auch ist der Fall nicht ausgeschlossen, daß derselbe Künstler, welcher das Originalgemälde gefertigt hatte, vielleicht hier und da auch noch in der Lage war, die Wiederholung seines Originalgemäldes nach einem unerwartet früh eingetretenen Todesfall zu machen, und kann es nicht bestimmt genug ausgesprochen werden, daß der Eindruck, den die Güte der Porträts hervorbringt, durchaus dem eines nach dem Leben gemalten Porträts gleichkommt. Ja, innerhalb der Grafschen Sammlung ist die Hand eines und desselben Meisters für verschiedene Porträts mehrfach zu erkennen, und die Verschiedenartigkeit teils ristischer Auffassung weist zugleich mit aller Bestimmtheit auf ganz ausgesprochene Künstlerpersönlichkeiten hin.

Als Beleg hierfür nenne ich z. B. Nr. 8, das herrliche streng en face gehaltene Porträt einer Schönheit ersten Ranges, einer jungen Frau mit feingewelltem, dickem Haar, fein blaßbrünetter Gesichtsfarbe, kostbarem Halsschmuck aus vierfachen Goldkettchen und vierfachen Perlenreifen bestehend. Diesem Bilde genau entsprechend in der Farbenbehandlung, genau gleich in der Größe — beide Köpfe haben 0,18 cm Höhe — genau denselben Halsschmuck tragend von gleicher subtilster Ausführung, gleichfalls in voller en face-Ansicht genommen, ja so auffallend in der Aehnlichkeit, daß diese beiden Schönheiten wohl als Schwestern zu betrachten sind, ist Nr. 81. Leider ist dies letztere Bildnis durch anhaftenden feinen Sand teilweise etwas verschleiert, doch nicht so, daß man nicht die höchste Feinheit der Zeichnung und des Kolorits, welche es mit Nr. 8 gemein hat, vollkommen würdigen könnte. Merkwürdigerweise wurde auch eines der Goldohrgehänge, wie sie an Nr. 8 gemalt sind, welches die ersten Berauber der Gräber verloren hatten, in dem Sande gefunden und ist nun dem Bilde angeheftet.

Gleicht die Behandlung des Kolorits dieser beiden Frauenporträts jener der alten Venezianer, des Giovanni Bellini z. B., so tritt uns in einigen anderen Gemälden ein Künstler entgegen, der nicht das strenge en face, sondern die 3/4-Ansicht wählt, seinen Köpfen eine anmutige Bewegung gibt, und ihnen ein feines, leuchtend graues, von Reflexen belebtes, klares Kolorit zu verleihen weiß, wie wir es von Paul Veronese kennen. Zwei Köpfe junger Damen von ganz gleicher Behandlung, die Nummern 30 u. 62, sind von ihm vorhanden, welche auch genau die gleichen Maße, bedeutend unter Lebensgröße zeigen.

Einem dritten Künstler lassen sich mit Sicherheit der Mädchenkopf von ägyptischem Charakter, Nr. 34, und der schöne Knabenkopf Nr. 27 zuschreiben; auch diese beiden haben genau das gleiche Maß und unterscheiden sich merklich von allen andern durch das tiefwarme Kolorit, welches demjenigen des Giorgione und Tizian zu vergleichen ist. Zu dieser Gattung gehört auch der Kopf eines kahlhäuptigen Alten von tiefbrauner Gesichtsfarbe, das einzige Greisenport-



Schafe im Stall. Von H. Zügel.

r ganzen Sammlung, bei welchem die enkau- iche Cestrummalerei in dickstem Farbenauf- age auf das virtuoseste behandelt ist und nn den Malereien Rembrandts aus seiner eteren Periode sehr nahe kommt. Der ei- artige Charakter der letztgenannten Por- äte muß besonders betont werden, weil n der Mehrzahl der Bildnisse der Grafschen ammlung die eigentlich koloristische Richtung urücktritt gegen das Bestreben, in einfachen, llen Lokaltönen die charakteristische Zeichnung öglichst unmittelbar zur Geltung kommen zu ssen, ähnlich wie unsere altdeutschen Meister, amentlich Holbein, es thaten.

Sehr auffällig tritt unter den Porträten r Sammlung der jugendliche Frauenkopf r. 11 hervor, welcher a tempera aus- ehmend sorgfältig ausgeführt, stark model- ert und von besonders strenger, ja archai- her Zeichnung und Formengebung ist, wie ir sie von plastischen Werken her kennen. iese Erscheinung ist beachtenswert, weil sie rschiedenartige Geschmacksrichtungen erkennen ßt, welche der Zeit nach vielleicht gar nicht hr weit auseinander liegen, ja möglicher- eise nebeneinander hergingen, aber auch für ne Zeit das Vorhandensein der in der Kunst ets hervortretenden Gegensätze zwischen typisch- ealistischer und realistischer Richtung bezeu- en. Auch in den pompejanischen Wandmale- eien macht sich, wie schon erwähnt, die Lieb- ... dem Archaischen oder Archaisieren- ...; entschieden aber behauptet ... rträten die realistische Auffassung ... und und befindet sich somit in Ein- ... t der Skulptur, welche schon von der ... Augustus an in gleiche Bahnen ein- ... atte.

... e Zweifel gehören die Grafschen ... verschiedenen Jahrhunderten an. ... und Barttracht, auch nach dem ... die Mehrzahl derselben wohl in as 1. ... Jahrhundert unserer Zeitrech- nung ... Was das Kostümelle anbe- trifft, ... die von beiden Schultern an en Tuniken der Männer und den Stolen der rauen hinablaufenden aufgesetzten oder ein- ewirkten Streifen von verschiedenen Farben ür die Zeit bezeichnend. Wir finden dieselben n Pompeji an den Figuren idealen Charakters urends verwendet, dagegen fast ausnahms- os bei solchen, die dem gewöhnlichen Leben er damaligen Zeit entnommen sind, z. B. n den Tuniken aller der in den Weinkneipen erkehrenden, wie uns dies die Wandmalereien n der Kneipe an der Ecke an via und vicolo i Mercurio auf das deutlichste zeigen. War iese Mode schon bei den niederen Volksklassen m jene Zeit üblich — Pompeji wurde im ahr 79 n. Chr. verschüttet — so war sie hne Zweifel schon sehr viel früher in den ornehmeren Ständen aufgekommen, denn es it eine in der Geschichte der Moden und rachten feststehende Erfahrung, daß die Ver- nderungen in denselben meist in den oberen tänden beginnen und erst allmählich auch von em Volke angenommen werden. Wir wer- en daher den Anfang dieser Mode wohl n den Beginn unserer Zeitrechnung oder auch och jenseits derselben zurückverlegen können; as Temperabild eines Jünglings, Nr. 7, be- eist sie übrigens nicht. Auch sprechen die ief in die Stirne hinabgekämmten Haare bei n Mannerköpfen Nr. 47, 48, 66, und deren artlosigkeit, — bei Nr. 66 ist nur ein leich- er Anflug vorhanden — dafür, daß sie der anämlichen Zeit angehören. Zur Zeit Kaiser adrians begann, begünstigt durch das Bei- piel des Kaisers, die Sitte, einen stärkeren art zu tragen, allgemeiner zu werden, obgleich im Orient das Barttragen nie so ganz auf- gegeben worden war, wie im Abendlande; die größere Anzahl der vorliegenden Männer- porträte werden wir daher nach diesem Merk- mal mit Sicherheit in das zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung setzen können. Jedenfalls müssen wir uns die Benutzung jener Begräb- nisstätte von Rubajjat als eine mehrere Jahr- hunderte hindurch dauernde denken und finden hierfür, abgesehen von den bereits entwickelten und hierfür sprechenden Gründen, noch einen Beweis in dem Umstande, daß sich unter den Grafschen Porträten eine Tafel befindet, welche das vorzüglich gemachte, enkaustisch behandelte Bildnis eines jungen, ganz bartlosen Mannes trägt, auf ihrer Rückseite aber zum zweiten- mal mit einem Porträt a tempera von sehr geringer Beschaffenheit bemalt worden ist, und zwar diesmal mit einem bärtigen Mann, welcher dem Zeitalter Hadrians angehören mag. Um diese zweite Bemalung zu ermög- lichen mußte also die Gruft geöffnet und die Tafel aus ihrer Verbindung mit der Mumien- hülle gelöst werden, es mußte also diese Mumie selbst wahrscheinlich auch beseitigt worden sein. Bei der bekannten Heilighaltung der Grab- stätten im Altertum konnte eine solche Ver- letzung nur nach einem so langen Zeitraum geschehen, daß keine Erinnerung an die frühe- ren Besitzer der Grabstätte mehr vorhanden war und die späteren Benutzer keinerlei Scheu mehr vor einer solchen Mißachtung ihrer Vor- gänger empfanden.

In welche Zeit indessen die spätesten der Porträte gesetzt werden müssen, ist schwer zu bestimmen. Einige derselben zeigen, abge- sehen von der Talentlosigkeit des Künstlers, auch entschieden den Rückgang in der Technik überhaupt an. Aber die geringsten der en- kaustisch gemalten sind immer noch weit bessere Arbeiten als die schlechtesten in Tempera- malerei, welche letztere, als die leichter aus- zuübende Technik, selbst in der schlimmsten Verfallszeit ihr Dasein gefristet hat, während die enkaustische Malerei wegen ihrer sehr viel schwierigeren Ausübungsweise in der Verfalls- zeit der Kunst aufgegeben wurde, gänzlich ab- starb und endlich durchaus verloren ging. Aber selbst die rohesten Temperagemälde der Grafschen Sammlung stellen noch Nichtchristen dar, wie Nr. 9, das Porträt einer jugend- lichen Frau oder eines Mädchens, denn wir sehen dieselbe mit einer wollenen Opferbinde und einem Becher in den Händen dargestellt, welche letztere hier ausnahmsweise auch noch auf der Gemäldetafel angebracht sind. Das Christentum suchte bekanntlich mit aller Energie den heidnischen Gebräuchen ein Ende zu ma- chen, in Alexandria war es in dem dritten Jahrhundert, der Zeit des Clemens und Ori- genes, schon weit entwickelt, und wenn auch Kaiser Theodosius der Große gegen das Ende des vierten Jahrhunderts durch scharfe Edikte der Kirche seine Hilfe gegen heidnische Ge- bräuche lieh, so mag doch dieselbe in Aegyp- ten in bezug auf die Einbalsamierung und auf die mit ihr in Verbindung gebrachte Por- trätmalerei kaum mehr anwendbar gewesen sein, denn diese Kunst muß zu jener Zeit schon als fast ganz erloschen betrachtet werden.

Die Vergleiche mit verschiedenen unserer bekannten und hervorragenden Künstler des Mittelalters, zu welchen uns diese griechisch- ägyptischen Porträte Veranlassung gaben, kön- nen zur Genüge darthun, daß wir uns in der Periode ihrer Entstehung einer Kunstauffassung gegenüber befinden, welche im großen Ganzen wenig oder nicht von unserer modernen An- schauung abweicht. Jedoch darf dabei nicht außer acht gelassen werden, daß alle die ver- schiedenen angeführten Richtungen in weit höherem Grade von der neueren Kunst ent- wickelt werden konnten, da ihr die fügsamere, feinerer Nüancierungen fähige Oelfarbe weit reichere Hilfsmittel an die Hand gibt.

Ich habe schon der Porträtdarstellungen in den Gemälden des Polygnot und des Micon im fünften Jahrhundert v. Chr. gedacht und hervorgehoben, daß wir uns dieselben, dem ganzen Charakter jener Kunst entsprechend, in einer strengeren typischen Behandlung denken müssen, ähnlich wie wir sie bei einem der Grafschen Porträte auf welches ich wegen dieser strengeren Kunstrichtung besonders auf- merksam gemacht habe, dem Frauenkopf Nr. 11, gefunden haben. Von der reichen Weiter- entwickelung der Kunst in bezug auf Ver- vollkommnung aller technischen Mittel und malerischer Anordnungen bis zur Zeit Alexan- ders des Großen und von der nachfolgenden langen Blütezeit derselben vermögen uns die erhaltenen Wandmalereien von Rom, von Herculanum und Pompeji im Verein mit den Porträten der Grafschen Sammlung nunmehr ein klares Bild zu geben.

Die letzteren gestatten uns aber auch den Vergleich mit der Gegenwart, und da dürfen wir es unbedenklich aussprechen, daß der besten unter diesen griechisch-ägyptischen Porträten die besten unserer lebenden Künstler sich nicht zu schämen brauchten! Aber unsere modernen Kunstleistungen schließen sich doch wiederum enge an die großen Meister der Renaissance und ihre Nachfolger an; und was jene, Raphael vor allem, der Kunst errungen haben, verdankten sie zum großen Teile der Wieder- belebung und dem Studium der Kunstwerke der Alten, worauf ich bei Beginn dieser Mitteilungen hingewiesen habe.

Aus dem Gebiete der Luftschiffahrt.

Von

L. Schleiffarth.

Luftschiffahrt ist ein neuer, allgemein inter- essierender Gegenstand, man erkennt die ungeheure Tragweite ihrer Zukunftsziele, und die Schar derjenigen, welche die Erreichbarkeit jener Ziele leugnen, ist heute eine winzig kleine geworden; aber bei alledem ist man doch nur wenig unterrichtet über die Thätigkeit, die auf diesem Gebiete herrscht und über die Fort- schritte, welche letztere im Gefolge hat. Zwar bringen unsere Tagesblätter häufiger Berichte über aeronautische Vorfälle, aber leider nur zu oft sind jene nicht treffend in ihrer Darstel- lung, sie geben zudem dem gebildeten Leser nicht die genügende kritische Aufklärung, wo- durch er nach und nach in die Geheimnisse der Luftschiffahrt eingeweiht würde, und wo- durch er seine Vorstellungen von der Sache berichtigen könnte. Häufig tragen diese Zei- tungsnotizen sogar dazu bei, uns den Geschmack am Luftschiffen gänzlich zu verderben, weil sie eben, wenn sich ein Unglücksfall ereignet, niemals sich mit dessen Ursachen näher befassen und dabei die Frage aufwerfen, ob er hätte vermieden werden können. Jeder Einsichts- volle aber wird zugeben, daß bei allen Er- oberungen für unsere Kultur auch Opfer ge- fallen sind. Die Natur gibt sich nicht wider- standslos, nicht ohne Vergeltung zu üben hin, und wir trösten uns daher mit dem bekann- ten Sprichwort: „Wo gehobelt wird, fallen Späne!“

Die freundliche Leserin möchte erschrecken,

wenn ich sie gleich mit meiner Einleitung zum Hades führe, wo die Phantasie des Pfarrers aus Kaltenleutgeben, die dahingeschiedenen und verunglückten Luftschiffer hinversetzt hat. — Diese vermessenen Menschen, predigte er von der Kanzel, wollten nun gar schon den Himmel stürmen! Dafür büßen sie in der Hölle! — Gewiß eine nicht sehr einladende Aussicht; indes ich ziehe es vor, zunächst einen recht garstigen Hintergrund für die luftschifferliche Zunft zu malen und auf diesen eine schöne duftige Rose aufzusetzen; ich will erst die Nerven meiner zarten Leserinnen etwas gestärkt wissen, bevor ich eine Luftfahrt mit ihnen unternehme. Allerdings wird das nur eine Luftfahrt der Gedanken durch das Gebiet der Luftschiffahrt werden, welche außer einem etwaigen Gruseln vor schrecklichen Ereignissen keine weitere Unbequemlichkeiten bietet, die aber auch dafür von dem erhabenen Gefühl einer wirklichen Luftfahrt kaum eine Ahnung zu verschaffen vermag.

Vor wenigen Jahren noch war man gewohnt, in einem Luftschiffer einen Wagehals zu erblicken, und diejenigen, welche bei öffentlichen Gelegenheiten sich mit Luftfahren ihr Brot zu verdienen suchten, galten nicht selten für verlorene Existenzen, bei denen ein Reißen des Lebensfadens nicht mehr viel Thränen hervorzubringen vermochte.

Ja, wenngleich eine Abnahme solcher Ansichten heute bereits sehr um sich gegriffen hat, dürfte sie doch in den breiteren Volksmassen immer noch fruchtbaren Boden finden. Ich erinnere mich dabei einer kleinen Geschichte, welche mir jüngst ein Luftschifferoffizier erzählte. Derselbe war bei einer größeren Uebung in einem Wirtshaus einquartiert worden, welches mit einem Vorgarten versehen war, in dem Leute aus dem Volke bei einer Pfeife Tabak gemütlich ihren Schoppen zu trinken pflegten. Was dort unten besprochen wurde, konnte er in seinem Quartier deutlich vernehmen und infolgedessen wurde er der unbeobachtete Zuhörer eines Zwiegesprächs über die Luftschiffertruppe. Nachdem die Technik des Ballonwesens in einer eigenen Art besprochen war, kam man auf die Personenfrage. „Ja weißt d', dozu paßt nit a jeder," begann der eine, worauf der andere erwiderte: „Noja, dozu wird sich halt nit jeder hergebe, die Offiziere, die se dozu nehme, müsse aach schon alle was ausgefresse habe!" „Nu freilich," bestätigte der erste, „die habe alle schon ihren Hacks weg, man sieht's jo, wos se for verschiedene Uniforme trage, die habe alle nix mehr zu verliere!"

Nun, wir erkennen daraus, daß nicht nur unsere Zivilluftschiffer, sondern auch unsere Militärluftschiffer als verwegene, nichtsnutzige Gesellen im Geiste der Volksmeinung eingeschrieben sind. Hoffen wir, daß dieser Geist sich mehr und mehr aufkläre!

Uebrigens erscheint mir das eine unserer Erziehung entstammende natürliche Denkweise für jeden Laien in der Luftschiffahrt zu sein. Als im Jahre 1783 der erste Ballon mit Menschen in Paris auffahren sollte, wollte der König von Frankreich, Ludwig XVI., dem um die Luftschiffahrt wohlverdienten Edelmann Pilâtre de Rosier und seinem Gefährten Marquis d'Arlandes ein solches Unternehmen nicht gestatten, weil es zu halsbrecherisch erschien. Der König bestimmte vielmehr, daß zwei schwere Verbrecher zu diesem Versuch Verwendung finden sollten. Es hat großer Anstrengungen von seiten der Edelleute bedurft und ist nicht zum wenigsten den Intrigen der schönen Frauenwelt am Hofe zu verdanken gewesen, daß der König in letzter Stunde seinen Befehl zurückzog, sonst, o Luftschiffahrt, hättest du mit einem Mörder und einem Diebe angefangen, und ihre Bilder wären dir als deine Ahnherrn angehängt worden.

Man sagt, daß auch vornehmlich aus Vergeltung für diesen Frauendienst allen Luftschiffern eine besondere Verehrung und Hochschätzung der edlen Weiblichkeit eigen sei.

Den gewöhnlichen Sterblichen erhebt erst das Weib über die Welt des Irdischen, den Luftschiffer dagegen bringen der Ballon und die Ideale hoch, welche er bezüglich des letzteren in seinem Innern birgt. Der Ballon aber hat erst, wie wir gesehen, durch das Weib emporgehoben werden müssen, bevor er ohne Makel zu den himmlischen Regionen auffliegen konnte.

Recht ungerechtfertigt ist der Vorwurf, welchen man alle Augenblicke wieder hören und lesen muß, es seien seit 100 Jahren keine Fortschritte in dem Ballonwesen zu erkennen. Das bedeutendste, was geleistet worden ist, das lenkbare Luftschiff der Hauptleute Renard und Krebs aus dem Jahre 1884/85, wird leider so vielfach nicht richtig aufgefaßt. Es ist geradezu seit jener Zeit eine neue Epoche eingetreten, eine Epoche, welche uns gewährleistet, daß sich nunmehr in allen Kulturstaaten berufene Personen mit der Sache ernstlich beschäftigen, ja wir können noch weiter gehen: es hat sich doch eigentlich erst seit jenem Versuch eine neue militärische Waffe gebildet, deren Thun und Treiben ausschließlich dem Luftschifferdienste gewidmet ist. Aber man darf nicht unbillige Forderungen an die Technik der Luftschiffahrt stellen. Und doch verlangen die meisten Menschen immer sofort, ein Analogon unserer überseeischen Dampfer in der Luft, ohne sich zu überlegen, wie jetzt schon drei Generationen daran gearbeitet haben, bis wir die Geschwindigkeit von 23 Knoten erreichen konnten und wie viele Hunderte Generationen hatten bereits in der Schiffstechnik vorgearbeitet? Wer aber zeigt mir diejenigen, welche mit den wohldurchdachten und ausprobierten Kenntnissen und Erfahrungen für den Bau von Luftschiffen von einem Polytechnikum ausgerüstet in die Welt getreten sind? Wen sollen wir als Baumeister bestellen? Ich könnte so fortfahren, meinen freundlichen Leser mit Fragen in Verlegenheit zu setzen, indes ich befürchte, er könnte mir den Mut verlieren und, in Skeptizismus zurückversinkend, mir zurufen: „Ja, wenn die Gelehrten darüber nichts lehren können, wird wohl nichts Besonderes dahinter stecken!" Nun darüber dürfen wir uns beruhigen. Es haben sich eine Reihe hervorragender Gelehrter und Ingenieure mit unserem Fache beschäftigt und sehr geistreiche Arbeiten darüber veröffentlicht. Aber — was nutzt es? Eine Technik ist keine reine Wissenschaft, welche sich mit Geist, Feder und Papier bearbeiten läßt, sie muß auf etwas Thatsächlichem, auf Versuchen und daraus gezogener Erfahrung beruhen und auf solchen stetig neue Stützen suchen, um vorwärts zu kommen. Solche Männer aber müssen uns erst heranwachsen. Man gebe Geld und beschäftige geeignete Personen mit Versuchen zum Bau von Luftschiffen und man wird nach Jahren Lehrer erhalten, welche uns die Grundlage in Gestalt eines geordneten, wahren Systems zum Luftschiffbau auf den Akademien zum Vortrag bringen können; genau so, wie man es heutzutage über den Schiffsbau hören kann. Aber wer gibt Geld, und wenn es geschieht, wem wird es leider nur zu oft gegeben? Man kann in dieser Beziehung nicht genugsam warnen, um die Interessen der Luftschiffahrt zu wahren.

Die meisten Menschen sind heute immer noch befangen in der Idee, das Luftschiff sei eine Erfindung. In der That ist es nichts von dem, sondern lediglich eine Konstruktion. Es lassen sich dabei eine große Anzahl kleiner Erfindungen machen, der Grundgedanke des Ganzen ist aber ein einfacher: die Bewegungsorganismen, das Prinzip bleibt, soweit wenigstens ein Ballon mit in Frage kommt, dasselbe, welches bei Unterseebooten und Fischtorpedos Anwendung findet. Die Schwierigkeiten liegen in der Architektur, der Wahl und Verarbeitung der Baustoffe im Hinblick auf die Festigkeit und Leichtigkeit, der geschickten Kombination zwischen Schiff und Maschine, der Lastverteilung zur Erhaltung des Gleichgewichts u. s. f. In allen diesen Punkten trifft man Frage auf Frage, die sich nicht durch Rechnung auf dem Papier, sondern nur durch ein wissenschaftliches Versuchen lösen lassen und dabei Aufwand kosten an Arbeit, Zeit und Geld. Wer nicht gründlich hierbei vorgeht, betrügt sich und andere und schadet der Luftschiffahrt.

Wenn ich hierbei von einem „wer" spreche, so verstehe ich doch darunter zunächst eine Gemeinschaft mehrerer Personen. Die Aufgabe ist zu umfassend, um von einer einzelnen mit Sicherheit fertig gebracht werden zu können. Es gehört dazu zunächst ein in der praktischen Luftschiffahrt wohlerfahrener Mann, dem die Erfahrungen früherer Versuche ziemlich eingehend bekannt sind, weiterhin dürften ein Schiffsingenieur und ein Maschineningenieur die hauptsächlich Be[illegible] welche beide, um nicht auf [illegible] raten, ebenfalls eine Luftfahrt [illegible] tisch kennen lernen müßten. Alle di[illegible] müssen mit einer frischen freudigen [illegible] rung und Aufopferung an die Arbe[illegible] und derselben auch in jeder Weise [illegible] sen sein.

Einen Sammelpunkt für alle die Luftschiffahrt betreffenden Angelegen[illegible] bildet der in Berlin befindliche „Deutsche [illegible] zur Förderung der Luftschiffahrt", [illegible] der in Wien ansässige Oesterreichische [illegible] Verein. Beide Vereine geben [illegible]schaftlich die „Zeitschrift für Luftschiffahrt" heraus, welche höchst lehrreiche und interessante Aufsätze enthält. Der Deutsche Verein, mit dem wir uns zunächst beschäftigen wollen, besteht bereits seit dem Jahre 1881 und hat seit jener Zeit in stiller ununterbrochener Arbeit für die allmähliche Aufklärung der luftschifferlichen Begriffe gesorgt. Bei der hundertsten Sitzung, welche der Verein im Juni v. J. abhielt, trug Professor Dr. v. Bezold in spannender Weise über „die Bedeutung der Luftschiffahrt für die Meteorologie" vor.

Wenn die Luftschiffahrt eine sich emporringende neue Technik ist, so ist die Meteorologie eine ebensolche Wissenschaft. Sonderbarerweise sind auch beide aufeinander in vielen Beziehungen angewiesen. Eines ohne das andere hinkt. Wenn Luftschiffer sich dem verschließen, stellen sie sich selbst damit ein schlechtes Zeugnis aus, und wenn umgekehrt die Meteorologen glauben, den alten Schlendrian auf statistischen Pfahlbrückenbauten weiter wandeln zu können, werden sie bald in einen Sumpf geraten. Freilich bleibt es für beide Teile gleich bequem, beim alten zu bleiben, der Luftschiffer müßte sonst viel Neues hinzulernen und der Meteorologe schließlich wie jeder andere Forscher der Natur durch eigene Beobachtung ihre Geheimnisse ablauschen und in den Ballon steigen. Es sind auf beiden Seiten zunächst selbständige vorurteilsfreie Charaktere nötig gewesen, welche sich nicht scheuten, mit den althergebrachten Gewohnheiten zu brechen. Eine nicht zu unterschätzende wichtige Rolle hat Professor v. Bezold als Vorsteher des Königlichen Meteorologischen

Instituts hierbei gespielt. Ueber die Zunahme der Windgeschwindigkeiten mit der Höhe, über die Naturgeschichte der Wolken kann uns keiner bessere Kunde verschaffen als der Luftschiffer. Leider aber entbehren diese Beobachtungen der Aufeinanderfolge und Regelmäßigkeit, welche aus der Statistik auf der die heutige Meteorologie beruht, eine Gesetzlichkeit der Erscheinungen häufig feststellen läßt. Professor v. Bezold sagt daher: „Keine Methode der Beobachtung kann die andere entbehren, wenn die aus den Beobachtungen gezogenen Schlüsse bindende sein sollen."

Die Anregungen von dieser Seite haben schon längst einen fruchtbaren Boden bei unseren Militärluftschiffern gefunden, welche sich bemühen, alles, was ihnen im Luftmeer begegnet, in Tabellen einzutragen, welche heute bereits ein umfangreiches Studienmaterial bieten. Aber nicht hier allein, auch im Deutschen Verein zur Förderung der Luftschiffahrt hat sich ein der Sache mit Begeisterung ergebener junger Ingenieur v. Siegsfeld bereit gefunden, dieses Gebiet der himmlischen Meteorologie, wo noch so mancherlei zu enthüllen ist, zum Gegenstande seiner Forschungen zu machen und mit Aufopferung dem allgemeinen Wohle zu dienen. Herr v. Siegsfeld hat bereits eine ganze Reihe von Luftfahrten gemacht. Im vorigen Jahre aber hatte er am 23. Juni eine ganz besonders gut ausgerüstete Expedition unternommen, welche, wie ich erfahren habe, wertvolle wissenschaftliche Beobachtungen ergeben hat. Zu der Fahrt mit seinem Ballon „Herder" waren als Teilnehmer eingeladen: Dr. Kremser, erster Assistent am Königlichen Meteorologischen Institut und der Luftschiffer Opitz. In der Frühe nach 8 Uhr fuhr der Ballon von der Gasanstalt in Schöneberg auf. Der Korb glich einer Ausstellung physikalischer Instrumente, darunter befand sich eine Anzahl solcher, welche auch dem Kundigen fremd waren, Instrumente, welche von Herrn v. Siegsfeld zur bestimmte Beobachtungen erfunden und konstruiert worden waren. Eine sonderbare Stangenkonstruktion war am Ballon angebracht, allein zum Zweck, um unbeeinflußte Temperaturbeobachtungen zu erhalten. Das hierbei benutzte Aßmannsche Thermometer, ein Instrument, bei welchem fortdauernd mittels eines Blasebalges Luft an den Quecksilberkugeln vorbeigeblasen wird, hing so 9 Meter vom Ballonkorbe entfernt und wurde von diesem aus durch ein auf der Stange befestigtes Fernrohr abgelesen. Ein Thermometer eigener Art befand sich im Ballon, um dessen Gastemperatur zu messen, welche die erschreckliche Höhe von ungefähr 50° Celsius ergeben haben soll. Der Ballon war außerdem mit einem besonderen Anker nebst Ankerbremse, einem Ballastmesser zum genauen Abwiegen der ausgeworfenen Sandmassen und verschiedenen anderen sinnreichen Apparaten ausgerüstet. Die Landung erfolgte nachmittags gegen 4½ Uhr in der Gegend von Celle, unter leider nicht sehr günstigen Umständen. Der Wind hatte erheblich zugenommen und schleifte den Ballon einige hundert Meter durch eine Kiefernschonung, bevor derselbe zum Stillstand gebracht werden konnte. Indes, es ist alles gut abgelaufen und die Beobachtungen ergen Resultate von Wert. Es wäre zu wünschen, daß derartige Fahrten öfter unternommen würden und besonders auch anderswo Nacheiferer fänden.

Die vorjährige Berliner Saison hat im übrigen wenig Aëronautisches geboten. Der Luftschiffer Damm hat häufiger Auffahrten unternommen und bei einer Landung das seltsame Glück gehabt, mitten in eine Herde Borstenvieh hineinzugeraten. Natürlich sind die Dickhäuter ihm nicht aus dem Wege gegangen, sondern haben sich ohne weiteres totschlagen lassen. Unser Luftschiffer hat infolgedessen zwei fleischige Symbole des Glückes mit heimgebracht; er soll indes nicht sehr glücklich darüber gewesen sein. Weniger vom Glück begünstigt war der Berliner Luftschiffer Spring. Derselbe hatte die Absicht, auf dem Tempelhofer Felde zu landen und geriet, da unten einiger Wind herrschte, gegen die Telegraphendrähte der Ringbahn. Der Korb fand an den Drähten einen Widerhalt und der zum Segel gebauschte Ballon riß ihn die Leitung entlang. Hierbei wurden die Korbstricke in kurzer Zeit von den Drähten zerschnitten und Spring fiel mit dem Korbe aus jener Höhe herab und zog sich schwerere körperliche Verletzungen zu.

Ein anderer Luftschiffer, der sich bisher durch seine beständigen Mißerfolge einen Namen gemacht hat, Maximilian Wolff, Vorsitzender des Ballonsport-Klubs, ist auch dieses Jahr wieder mit einem „Kajütte-Ballon" auf der Bildfläche erschienen, indes ist ihm die polizeiliche Genehmigung zur Auffahrt verweigert worden.

Aus leicht begreiflichen Gründen wird über unsere Militärluftschiffer möglichst wenig geplaudert, augenscheinlich hat man das von Frankreich gelernt, wo die Geheimthuerei bereits den Grad des Ungemütlichen erreicht hat. Nichtsdestoweniger eignet sich vieles nicht gut hierzu, besonders ein Ballon am Himmel ist recht weit und von vielen zu sehen. Aber was macht das? Ein Ballon ist kein Geheimnis, und solche Ballons, welche aus dem großen Ballonstall der Luftschifferabteilung emporflogen, hatte ich häufiger Gelegenheit zu beobachten und ihren Kurs mit meinem Fernglase zu verfolgen.

Jede Ballonfahrt ist ein Roman, ein Abenteuer, erzählte mir einer unserer Luftschifferoffiziere. Herrliche Aussicht, pittoreske Wolkenbildungen, farbenprächtige optische Erscheinungen wechseln ab mit Dunst, Nebel, Regen, Schnee und Gewitter während der Fahrt. Ja es kommt auch häufiger vor, daß der Ballon von Landleuten beschossen wird. Die Landung bald sanft und gefahrlos, wie wenn man auf Daunenbetten herabspringt, bald pikant, wenn man ins Wasser oder in einen Wald fällt, bald gefährlich, wenn ein starker Wind die riesige Stoffmasse des Ballons über den Erdboden forttreibt, den Korb über Stock und Stein durch Busch und Moor nach sich schleifend, weil der Anker nicht faßt, womöglich noch in hohen Sätzen nachhüpft. Und den Schluß bildet der Empfang am Landungsort, der an Vielseitigkeit den übrigen Erlebnissen nichts nachgibt. Einmal hoch gefeiert auf dem Schloß eines vornehmen Gutsherrn, mit ungeduldigen Fragen bestürmt und feurigen Blicken beworfen von lieblichen schönen Töchtern, das andere Mal in einer elenden Bauernschenke mit scheelen, mißtrauischen Augen von den Bauern betrachtet, deren Feld der Anker durchfurcht hat. Die Fahrten sind im allgemeinen ein unerschöpflicher Born nicht nur von luftschifferlichen, nein, auch von Lebenserfahrungen.

Bei Gelegenheit der Herbstparade am 1. September hatte Berlin bei Anwesenheit Sr. Majestät des Königs von Schweden das Schauspiel einen militärischen Fesselballon zu sehen, welcher mit seiner Dampfwinde, seinem Gaserzeuger und Materialwagen gegenüber Seiner Majestät dem Kaiser, hinter dem zweiten Treffen aufgestellt war. Das Wetter war ruhig aber nicht ganz klar, trotzdem wurden photographische Aufnahmen der Parade vom Ballon aus gemacht, und wie verlautet, sind verschiedene derselben gut gelungen. Die Ballonphotographie könnte gewiß einmal gute Dienste leisten, wenn man von Luftschiffen aus bestimmte Punkte aufzunehmen vermag. Vorläufig erscheint sie aber noch mehr oder weniger eine Art Spielerei, von der anfänglich sehr viel Geschrei gemacht worden ist, die man als große Kunst ausposaunt hat, während sie in der That das Einfachste ist, was man sich denken kann. Der Erfolg hängt wesentlich von der Beleuchtung ab, da die Dauer der Exposition durch den Momentverschluß, welchen man benützen muß, gegeben ist. Es handelt sich also lediglich um eine ganz einfache, sorgsam auszuführende Hantierung des Apparates, die auch jeder Nichtphotograph sehr bald begreift. Auch die Kunst hat sich dieses Jahr in Berlin mit der Luftschiffahrt befaßt. Aus den Ateliers der bekannten Gießerei von Gladenbeck ist von der geübten Hand des Bildhauers Fritz Görling eine Statuette hervorgegangen, welche in Allegorien im Rokokostil uns den Kampf eines Ballons mit den als Giganten auftretenden feindlichen Elementen darstellt. Die obere Ballonkalotte läßt sich abheben und das Innere des Ballons sich alsdann als Zigarrenständer oder als Bowle ꝛc. benutzen. Die Anregung hierzu ist von dem Offizierkorps der Luftschifferabteilung gegeben worden, welches damit ihrem ehemaligen Chef, Major Buchholz, ein würdiges Andenken überreichen wollte.

Am Waldesteich.

Von

Wilhelm Kunze.

Wie liegst du sanft und schön gebettet
Im stillen Walde, dunkler Teich!
Wer aus des Lebens Kampf sich rettet
Zu dir, wird wieder mild und weich.

Dein blaues Auge lächelt Frieden,
Von Hoffnung spricht der Tannen Grün;
Hier ruh' ich, von der Welt geschieden,
Und werfe von mir Sorg' und Mühn.

Doch wie? Ich hör' aus tiefem Grunde
Den Ruf erklingen: „Komm, Genoß!
Wir heilen jede Herzenswunde, —
Wir Nixen im kristallnen Schloß."

Ja, singt nur, ihr bethört mich nimmer,
Hier will ich stärken Seel' und Geist,
Damit des Lebens falscher Schimmer
Mich nicht vom rechten Pfade weist.

Noch hab' ich Kraft, wenn's gilt zu streiten
Mit allem, was mir Gott verlieh.
Ein Schwesternpaar soll mich begleiten:
Die Wahrheit und die Poesie.



Franske.

Von

Emil Peschkau.

Als Franske ja gesagt hatte, war es ihr, als müßte ihr das Herz zerspringen. Wie Blei lag es ihr auf der Brust, und mitten in der Arbeit, die ihr sonst so flink von Händen ging, ließ sie jetzt müde die Arme sinken, um dann stundenlang mit dem Ausdrucke trostloser Ergebung ins Leere zu starren.

Aber es war geschehen, und wenn sie sich noch länger geweigert hätte, wäre sie ja nur doppelt elend geworden. Sie sah Pieter tot auf dem Sande liegen, bleich, mit gläsernen Augen, das gute Gesicht in wildem Schmerz verzerrt, und ein eisiger Schauer überlief sie. Nein — sie konnte nicht anders — und warum auch? Das war ja doch zu Ende für alle Ewigkeit — es mußte zu Ende sein. Und Pieter, der arme Junge, den sie glücklich machen konnte, er war immer so gut zu ihr gewesen, er liebte sie so sehr. Und seinem Vater war sie wie das eigene Kind, sie schuldete ihm so viel Dank und hätte ihm so gern eine Freude gemacht. Was sollte sie thun? Ihr armer Kopf war ganz wirr geworden und oft sagte sie sich, daß nur eins sie von ihrer Seelenqual erlösen könnte: der Tod. Aber endlich gab sie Pieter ihr Jawort und vier Wochen später war sie seine Frau.

Franske war das Kind eines Steuermanns der holländisch-amerikanischen Dampfergesellschaft und einer Französin aus New Orleans. Als die Mutter gestorben war, hatte der Vater sie mit nach Europa genommen und sie seinem Vetter Jan in Pflege gegeben, wo sie bleiben sollte, bis er sich ansässig gemacht hatte. Aber es kam anders, als er plante. Der „Prins Hendrik" stieß im Herbstnebel unweit der englischen Küste mit einem deutschen Paketboot zusammen, und statt ihren Vater wiederzusehen, erhielt Franske die Nachricht, daß sie eine Waise war.

Sie zählte damals vierzehn Jahre und empfand schon den Schmerz des Verlustes. Aber sie hatte eine Heimat gefunden, der alte Jan war ihr wie ein zweiter Vater und Pieter liebte sie wie einen Bruder. Die Wolke, die ihre kindliche Seele verdüstert hatte, war bald geschwunden und sie war wieder das lebensfrohe, muntere Mädchen geworden, das nach der Meinung des alten Jan mehr französisch als niederländisch Blut in den Adern hatte.

Zwei Jahre später ging Pieter nach Batavia, und Jan blieb allein mit Franske in dem einsamen Dünenhaus.

Sie war nun sechzehn Jahre, und sie wurde siebzehn — aus dem hageren, eckigen Ding mit dem schmalen, dunklen Gesichte und der gar zu kräftigen Nase wurde ein blühendes Geschöpf von einer seltsamen, bestrickenden Schönheit. Zugleich aber regte sich in ihrer Seele eine dunkle Sehnsucht, die kein rechtes Ziel hatte. Sie wurde schwermütig, sie wünschte sich bisweilen Jan herbei und bisweilen wieder träumte sie sich fort aus dieser Einöde. Schattenhafte Bilder von volkreichen Städten, die sie als Kind gesehen, zogen durch ihre Seele, und wenn sich einmal ein Wanderer aus dem Seebade Zandvoort bis in die Nähe ihres Hauses verirrte, dann verfolgte sie ihn so lange mit ihren Blicken, bis er nicht mehr zu sehen war.

Das Haus des Oheims lag einsam in einem Thälchen zwischen den östlichen Dünenreihen. Da bauten schon Großvater und Urgroßvater die „Sandkartoffeln", die von den Amsterdamer Gourmands so sehr geschätzt werden, und überdies hatte man einen kleinen Torfstich angelegt, dessen Erträgnisse in Haarlem verwertet wurden. Die Familie hatte immer ihr Auskommen gefunden, und da Pieter der einzige Sohn war, hätte er es nicht nötig gehabt, nach Batavia zu gehen. Aber das war eben eines Tages so über ihn gekommen und der alte Jan meinte, das sei holländisch Blut, er möge nur gehen. Er war als Junge nicht weiter als bis Enkhuizen gekommen, aber es war doch eine schöne Zeit, und wäre nicht das mit der Jenneke gewesen, dann hätte er's wohl auch bis Batavia gebracht. So ging Pieter eben, und Franske blieb allein bei dem Oheim in dem einsamen Hause.

Als Pieter noch dagewesen, hatte sie diese Einsamkeit nie empfunden. Jetzt kam sie ihr mit einemmal zum Bewußtsein, und es war, als ob dieses neue Gefühl die Verwandlung ihres Wesens beschleunigte.

Manchmal, wenn sie in der tiefen Stille des Sommernachmittags auf der Bank vor dem Hause saß, wurde es ihr so schwer ums Herz, daß sie weinen mußte. So weit ihr Blick reichte, sah sie nichts als graue Sandberge, auf denen nur hier und da das spärliche Dünengras wucherte. Kein Laut als bisweilen das Picken der Muschelkrähe, das Rascheln des Dorns, durch den ein scheues Kaninchen schlüpfte, oder der unheimliche Ruf der Dünenmöwe, die pfeilschnell die Luft durchschnitt. Ging sie ein paar Schritte weiter, so hatte sie wenigstens den Anblick des Häuschens, über das ein alter Ahorn schützend seine Zweige legte, und des dürftigen Gärtchens mit seinen von einem grauen Hauch überzogenen Blumen. Aber hier von der Bank aus sah sie nichts als die grauen Hügelreihen, die sich bis in die Unendlichkeit zu dehnen schienen, ein Meer mit seinen Thälern und Bergen, aber alles tot und starr und grau. W... Blei sank es ihr dann aufs Herz, die Thrä... nen drangen ihr in die Augen und ein... namenlose Sehnsucht erfüllte ihre Seele.

Da geschah es eines Tages — sie war eben in der Stube beschäftigt —, daß ein Fremder in das Haus trat und sie um ein Glas Wasser bat. Er kam von Zandvoort, wollte durch die Dünen nach Bloemendaal gehen, hatte sich aber verirrt und war nun dem Verschmachten nahe.

Franske erfüllte seinen Wunsch un... zeigte ihm dann auch den Weg. Als er sich entfernt hatte, sah sie ihm durch das Fen... ster nach, bis er hinter der Höhe verschwun... den war. Und dann wollte er ihr nich... mehr aus dem Sinn und auch in der Nach... erschien er ihr im Traume. Beständig sa... sie die elegante, geschmeidige Gestalt, di... blitzenden Augen, das feine, mit einem blon... den Schnurrbärtchen geschmückte Gesicht. Es war ihr, als ob sie fieberte, und manch... mal schoß ihr das Blut so heftig zu Kop... daß vor ihren Augen alles zu taumeln be... gann. Die Stube war mit einem Du... erfüllt, der sie betäubte und sie beständi... erröten machte, und als der alte Jan a... diesem Abend nach Hause kam, war s... nicht im stande, ihm ins Gesicht zu sehen.

Am anderen Tage war sie eben im Be... griffe, aus dem Hause zu treten, als plötz... lich der Fremde wieder vor ihr stand. E... war es ihr, als wäre alles Leben aus ih... gewichen, und dann schoß ihr das Blu... siedendheiß nach den Schläfen. Sie ver... stand nicht, was er sagte, sie hörte nur ei... beständiges Brausen und sah seine Gesta... wie durch einen leuchtenden Nebel. Und so kam es, daß er sie plötzlich umfaßt hatte und erst als seine Lippen die ihren berühr... ten, kam sie wieder ganz zum Bewußtsein und floh.

Aber er folgte ihr und es gelang ihm ihren Widerstand zu brechen. Vor Scham erglühend und zugleich von einem nie geahnten Wonnegefühl berauscht, horchte sie seinen Schmeichelworten. Und als er ging... ließ sie es geduldig geschehen, daß er s... küßte.

Er kam nun jeden Tag, und sie sah seinem Kommen mit Sehnsucht und zugleich mit Bangen entgegen. Sie liebte ihn au... der Tiefe ihrer leidenschaftlichen Seele un... doch war eine dunkle Empfindung in ih... die ihr, ohne daß sie viel von der W... wußte, doch sofort die Kluft zeigte, d... zwischen ihnen gähnte.

Er hieß Cornelius van Banvig und ge... hörte einer Amsterdamer Patrizierfami... an. Und sie war ein armes, unwissendes Mädchen, das in einem bunten Rocke und einem schwarzen Wollspenser ging, so ganz anders als die Frauen, die nach Zandvoo... oder Bloemendael kamen. Sie hatte doch viel zu viel niederländisch Blut in de... Adern, um nicht auch daran zu denken.

So verging eine Woche und am Sams... tag fuhr der alte Jan nach Rotterdam. Am nächsten Morgen sollte, wenn alles gut gin... der Dampfer eintreffen, auf dem Pie... aus Batavia zurückkehrte.

An diesem Tage hing eine dum...

Schwüle über den Dünen. Die Luft war so drückend, daß man kaum zu atmen vermochte, und gegen Abend zogen schwere, schwarze Wolken hinter den Sandbergen herauf, so daß es schon um sieben Uhr Nacht war.

Franske hatte ihrem Geliebten gesagt, daß ihr Vater verreise, und ihn gebeten, an diesem Tage nicht zu kommen. Die Heimlichkeit ihres Verkehrs mit dem Fremden war ihr plötzlich drückend aufs Herz gefallen. Von Pieter sagte sie kein Wort, sie errötete nur, wenn sie an ihn dachte.

Als aber die Stunde kam, zu welcher Cornelius gewöhnlich erschien, erwartete sie ihn doch, und als er dann ausblieb, flossen ihr plötzlich zwei schwere Thränen über die Wangen herab. Hatte er sie verlassen? Liebte er sie nicht so, wie sie ihn liebte? War es nur ein Scherz, den er mit ihr treiben wollte? Nie hatte sie noch so bittere Schmerzen empfunden, wie sie ihr jetzt die Brust zerwühlten.

Plötzlich hörte sie Schritte — ein Schauer lief über ihren Körper — das war er. Er kam doch, er hatte sie nicht verlassen. Eine Minute später lag sie an seiner Brust, und dann wieder — sie hatten erst wenige Worte gewechselt — stand sie zitternd in der Hausflur, hinter der verschlossenen Thür und wehrte ihm den Eingang.

Cornelius biß sich die Lippen blutig vor Aerger, aber nur sanfte Schmeichelworte kamen aus seinem Munde. Franske gab ihm keine Antwort. Er ging zu Vorwürfen und Drohungen über, flehte dann aufs neue, aber alles war vergebens. Schon flammten die Blitze durch die Luft und der Sturm schlug die Aeste des alten Ahorns an das Dach, daß das ganze Haus erbebte, aber Franske schwieg. Nur ihr aufgeregtes Atmen hörte er zwischen den Windstößen durch die Thür.

„Franske!" rief er wütend, „du jagst mich jetzt fort, wo man keinen Hund von der Thür jagen würde."

Aber sie antwortete nicht. Nur der Donner rollte vorüber und der Wind heulte um das Haus.

„Franske!"

Er versuchte es mit den zärtlichsten Worten, er drohte von neuem — sie schwieg.

Er rüttelte an der Thür, aber sie widerstand seiner Gewalt, und Franske gab keinen Laut von sich.

Endlich stieß er einen Fluch aus und ging.

Franske lehnte noch immer, einer Ohnmacht nahe, in der Flur des Hauses. Sie hatte die Thüren verschlossen und wagte sich nicht in die Stube. Als ihre Kräfte ermatteten, ließ sie sich auf die Dielen nieder und kauerte in der Ecke zusammen. In ihrem Kopfe brauste es so, daß sie keines klaren Gedankens mehr fähig war. Manchmal glaubte sie Cornelius draußen zu hören, dann sah sie ihn wie einen Schatten im Sturm durch die nächtlichen Dünen wandern. Bald hörte sie sein Flehen und seine Drohungen, bald sah sie in dem fahlen Wetterleuchten, wie er in den grauen Sandwolken versank. Immer dumpfer wurde das Geräusch in ihren Ohren und immer wirrer und schattenhafter drängten sich die Bilder vor ihren Augen. Nur wenn ein heftiger Donnerschlag die Erde erbeben machte, wenn der Sturm heulend, als wollte er das Haus hinwegfegen, vorüberfuhr, schrak sie aus ihrer Erstarrung empor und faltete die Hände zum Gebet.

Erst gegen Morgen verfiel sie in einen Schlummer, der sie aber wunderbar stärkte. Als sie erwachte und die Sonne durch die Spalten der Thür dringen sah, sank es wie ein schwüler Traum von ihr. Sie öffnete, trat ins Freie und atmete mit vollen Zügen die frische Morgenluft. Zugleich aber sah sie die vom Sturm gebrochenen Aeste der Bäume, und ein Blick nach den Dünen machte sie erbleichen. Die grauen Sandhügel, die nun in der Morgensonne glitzerten, hatten ihre Gestalt verändert. Jeden Tag hatte sie dort Cornelius hervorkommen sehen, so daß eine Täuschung nicht möglich war. Der Sturm hatte wieder Berge abgetragen und Thäler ausgefüllt — und wie mußte er erst tiefer in den Dünen gewütet haben, wo der Sand noch flüchtiger war! Eine furchtbare Last fiel ihr aufs Herz und sie mußte sich an die Thür klammern, um nicht zu Boden zu sinken. Jene grauen Sandberge waren vielleicht zur Grabstätte geworden und sie, sie war die Mörderin. Dort unter diesen grauen Hügeln lag vielleicht Cornelius, und sie war es gewesen, die ihm die Zuflucht verweigerte. Sie hatte ihn von der Thür gestoßen, ihn grausam in das nächtliche Unwetter hinausgejagt, dem Verderben entgegen. Und nun war er tot, begraben unter den Dünen.

* * *

Am anderen Tage kamen Jan und Pieter, aber Cornelius van Banvig kam nicht mehr. Franske ging umher, als litte sie an einer schweren Krankheit, und Pieter fragte verwundert seinen Vater, was denn mit dem Mädchen vorgefallen sei. Der alte Jan aber schob schmunzelnd sein kurzes Pfeifchen in den Mundwinkel und meinte, ernster sei sie wohl geworden, aber häßlicher doch kaum.

Und da hatte er recht — Pieter konnte sich nicht satt sehen an ihr. Oft genug hatte er an die Gespielin gedacht, unter dem heißen javanischen Himmel und in den langen Nächten auf dem Meere; nie aber war es ihm dabei so sonderbar geworden wie jetzt, wenn er sie nur in der Ferne vorübergehen sah.

Groß und schlank, mit dunklen Augen, schwarzem Haar und bleichen sanft gebräunten Wangen, hatte sie etwas Fremdartiges an sich, das den Reiz ihrer Schönheit noch erhöhen mußte. Pieter fühlte sich berauscht, so oft er in ihre Nähe kam, und war er allein, dann schwebten beständig ihre vollen roten Lippen und ihre von einem seltsamen, düsteren Feuer erfüllten Augen vor ihm. Franske! War denn das noch das junge Ding, für das er keine anderen als brüderliche Empfindungen gehabt? Die Vogelscheuche mit dem braunen, reizlosen Gesicht, die man neben einer drallen, blühenden Holländerin nur mit einem Lächeln sehen konnte? Und nun war dieses junge Mädchen schön, berauschend schön wie eine Blume des Urwalds, und das Blut wallte siedend durch seine Adern, wenn er an sie dachte. Sie mußte sein werden, sein Weib, und er sah sich schon im Paradies mit diesem herrlichen Geschöpf, das noch hundertmal schöner war als die schönen javanischen Damen mit all ihrem exotischen Zauber.

Daß es ihn nur ein Wort kosten würde, um Franskes Einwilligung zu erhalten, daran zweifelte er nicht. Er wußte, daß er ein hübscher Bursche war, breit, mit einem Stiernacken, in dem der Südwester wie festgenagelt saß, hellen, blauen Augen und dem schönsten roten Matrosenbarte, der noch je einen holländischen Jungen geschmückt hatte. Und dann besaß er Haus und Hof und hatte aus Batavia ein schönes Stück Geld mitgebracht — Franske mußte ja vor Freude ganz närrisch werden, wenn er sie zu seiner Frau machte.

Trotzdem fiel es ihm schwer, das eine Wort zu sagen, und Tag um Tag verging, ohne daß er sich damit hervorwagte. Franske war so seltsam, er fand sich gar nicht mehr zurecht mit ihr. Und er, nun er war eben etwas schwer, das Wort wollte ihm nie leicht von den Lippen. Vielleicht wären noch Monate vergangen, ehe er gesprochen, hätte es ihn nicht eines Tages ganz toll gemacht, so daß er sie plötzlich in seine Arme nahm und sie küßte.

Das war in den Dünen, auf dem Heimwege von Zandvoort, als sie im Schatten eines der grauen Hügel ein wenig rasteten.

Es war ihm nicht schwer gefallen, sie zu dem Ausflug zu bewegen. Wenn sie nach Zandvoort kam, würde sie gewiß etwas von Cornelius erfahren. War er verunglückt, dann mußte man ihn ja vermissen und gewiß konnte ihr der nächste beste Rede stehen, wenn sie danach fragte.

Zandvoort war damals noch ein im Entstehen begriffenes Seebad. Das kleine alte Kurhaus oberhalb des Fischerdorfes beherbergte fast sämtliche Gäste und da erhielt Franske sicher Auskunft.

Während Pieter mit ein paar Freunden plauderte, schritt sie rasch die Treppe hinan, die vom Strande aufwärts zu dem auf der Düne stehenden Hause führte. Pieter folgte bald, aber sie hatte doch so viel Zeit gefunden, den Portier nach dem Fremden zu fragen.

Herr van Banvig war abgereist.

Ein Stein fiel ihr vom Herzen — es war der erste frohe Augenblick, den sie seit langem hatte.

Er lag nicht begraben unter den Dünen, er lebte und sie war frei von der entsetzlichen Schuld.

Als Pieter zu ihr trat, standen ihr die Thränen in den Augen, aber er glaubte

ihr, als sie ihm sagte, das sei vom Sande. Sah er sie doch zum erstenmal lächeln, seitdem er von Batavia zurückgekehrt war.

Dann verging eine Woche um die andere unter neuen Qualen. Das Geständnis Pieters war wie ein Blitzschlag über sie gekommen, und in ihrer Betäubung wußte sie gar nicht, was sie ihm zur Antwort geben sollte. Aber sie fühlte, daß sie nie die Seine werden konnte, und sagte es ihm endlich. Und dann, als sie sah, wie schwer ihn das traf, wallte wieder das Mitleid heiß in ihr auf und sie bat ihn um Verzeihung. Er nahm das als eine Wendung zum Bessern und begann seine Werbung von neuem, bis sie ihm zum zweitenmal erklärte, es könne nicht sein. So vergingen ihnen die Tage in beständigen Aufregungen. Pieter war so gereizt, daß man den gutmütigen Burschen kaum wieder erkannte, und Franske quälte sich ab mit Vorwürfen über ihre Undankbarkeit. Warum nahm sie ihn nicht, ihn, den sie immer lieb gehabt hatte, der ihr Bruder war und dessen Glück in ihren Händen lag? Was wollte sie denn eigentlich? Hatte sie Cornelius nicht leichten Herzens verlassen? War sie für ihn mehr als ein Spielzeug? War es nicht Wahnsinn, immer noch an diesen Menschen zu denken? — Ja, es war Wahnsinn, und doch klammerte sich ihre Seele immer zärtlicher an ihn und ein Schauer überlief sie, wenn sie ihn im Geiste neben Pieter stellte. Es gab kein Glück mehr für sie — keine Erlösung — außer dem Tod!

Eines Abends saß sie in der Stube neben dem Fenster und sah dem Fallen der welken Blätter zu. Es war Herbst geworden und der Himmel war grau wie die Dünen.

In dem Zimmer war es nicht ungemütlich. Ein dicker, rot und schwarz gemusterter Teppich bedeckte den Fußboden, ein Pantherfell, das Pieter aus Batavia mitgebracht, lag vor dem Nähtischchen. Die massiven, gelbbraun polierten Möbel, altertümlich, schwerfällig, aber bequem, deuteten auf Wohlstand, und die seltsamen Gerätschaften und Schmuckgegenstände, die auf den Schränken standen und an den Wänden hingen, erzählten von den Reisen der Familienmitglieder nach den Kolonien.

Der lustig im Kamine prasselnde Torf erhöhte die Behaglichkeit des Stübchens. Aber Franske hatte keinen Sinn dafür. Sie saß da wie erstarrt und sah nur beständig den gelben Blättern zu, die langsam aus den Aesten des Ahorns herniedersanken.

Plötzlich öffnete sich die Thür und Pieter trat ein.

Es war so dunkel im Zimmer, daß Franske die furchtbare Aufregung nicht bemerkte, die sich in seinen derben Zügen spiegelte. Sie erwiderte seinen Gruß und stand dann auf, um nach dem Feuer zu sehen. Aber Pieter trat ihr in den Weg und faßte sie derb am Arme.

„Franske!“ stammelte er und jetzt erst sah sie, daß seine Augen mit Blut unterlaufen waren und daß etwas Schreckliches in ihm sein mußte.

„Was willst du?“ fragte sie zitternd.

„Ich habe getrunken, um mir Mut zu machen,“ erwiderte er. „Ich kann nicht ohne dich leben, es geht nicht. Ich muß dich haben, oder ich mache ein Ende. Du kennst mich, Franske, daß ich nicht viel Worte machen kann. Ich frage dich also: Ja oder nein?“

„Pieter — um Gotteswillen!“ fuhr sie ihm erschreckt ins Wort, „was hast du vor?“

„Ja oder nein, zum letztenmal. Du hast mir's angethan und das brennt jetzt wie Feuer in mir, ich kann ohne dich nicht leben.“

„Pieter, sei gescheit!“

Sie hatte die Hände flehend gefaltet und die Thränen flossen ihr aus den Augen. Wie furchtbar er aussah, wie seine Hände zitterten! Er wollte ein Ende machen — sterben — o, sie kannte ihn, sie wußte, daß jedes Wort bei ihm zur That wurde, daß er nicht eher sprach, ehe nicht alles fest, unbeugsam in ihm war.

Plötzlich brach sie leidenschaftlich schluchzend zusammen und umfaßte seine Kniee.

Nein, nein, keinen Menschen in den Tod jagen, lieber alles Elend ertragen! Nie mehr diese entsetzliche Last auf das Herz nehmen, nie mehr!

„Nimm mich, Pieter,“ stammelte sie sinnlos, „nimm mich, Pieter!“

Und dann verdunkelte eine Ohnmacht ihre Augen und sie sank kraftlos zusammen. Pieter nahm sie in seine Arme und trug sie auf das Bett, das mit seiner ungeheuren Breite den ganzen Alkoven ausfüllte. Und als sie wieder die Augen aufschlug, kniete er neben ihr hin, küßte ihre Hände und stammelte, während ihm die Thränen aus den Augen rollten, allerlei seltsame Dinge, von denen sie nur eines verstand. „Franske, ich könnte dein Hund sein,“ hatte er gesagt, und ein Schauer überlief sie. Sie atmete tief auf und dann schloß sie von neuem die Augen.

* * *

Zwei Jahre waren vergangen, der alte Jan war gestorben. „Mein Pfeifchen gebt mir mit, aber gestopft!“ Mit diesen Worten hatte er Abschied genommen von der Welt, und Pieter hatte seinen Wunsch erfüllt und ihm die kleine Holzpfeife in den Sarg gelegt und auch noch ein ganzes Paket von dem Tabak, den er zu rauchen pflegte.

Pieter war nicht glücklich. Es war etwas zwischen ihm und Franske, das er nicht begriff und das keine rechte Herzlichkeit aufkommen ließ. Wäre Franske gewesen wie einst, dann hätte er es jetzt manchmal recht toll getrieben mit ihr. Seine Idee mit dem Torf hatte sich vortrefflich bewährt, er war auf dem Wege, ein reicher Mann zu werden. Und wenn er so des Abends nach Hause kam, vergnügt über den stetig wachsenden Erfolg, dann hätte er Franske am liebsten in die Arme genommen und wäre mit ihr durchs Zimmer gehopst wie die Matrosen auf Deck, wenn sie ihrem Uebermut die Zügel schießen lassen durften. Aber sie war so ernst und kalt, daß er schon den Mut verlor, wenn er ins Haus trat, und an solch gewagte Unternehmungen nicht mehr dachte, sowie er die Thürschwelle hinter sich hatte. Still zog er seine Schuhe in der Hausflur aus und dann ging er seufzend in die Stube, in der die Wiege des kleinen Jan stand.

Auch mit dem Kinde wollte es nicht glücken. Der kleine Jan schwebte beständig zwischen Leben und Tod, und niemand hoffte, daß sich das schwächliche Wesen noch kräftigen würde. Pieter sagte gar nichts dazu. Er sprach überhaupt von Tag zu Tag weniger und neben der Wiege saß er ganz still, mit halbgeschlossenen Augen, als ob er nur dasäße, um einzuschlummern. Er saß aber immer so, daß er den kleinen Jan sehen konnte, und seine Lippen bewegten sich manchmal, als ob er leise zu sich selber spräche.

Vielleicht fiel dem kleinen Jan das Leben so schwer, weil seine Mutter wenig Freude an ihm hatte. Die Zärtlichkeiten, mit denen andere Mütter ihre Kinder überhäufen, fehlten in seinem jungen Leben fast ganz. Und trotzdem war ihr der Knabe nicht gleichgültig, und das geheime Band, das die Eltern mit ihren Kindern verknüpft, empfand sie in seiner ganzen Stärke. Aber sowie es sie drängte, das Kleine in den Arm zu nehmen und sein bleiches, krankes Gesicht zu küssen, stieg ein Widerwillen in ihr auf, den sie nicht zu überwinden vermochte. Ihre Stirn, ihre Wangen, ihr Nacken färbten sich blutrot und der Arm schien ihr versagen zu wollen. Sie pflegte das Kind, sie durchwachte Nächte an seinem Lager, sie that alles, was in ihren Kräften stand, um sein Leben zu erhalten — aber sie konnte es nicht küssen. Sein Anblick bereitete ihr Schmerz statt Freude, und ihre düsteren Züge erheiterten sich selbst dann nicht, wenn einmal ein leises Lächeln wie ein flüchtiger Sonnenblick über das kleine Gesicht huschte.

Als Franske Pieters Braut geworden, da sagte sie sich, daß sie recht gethan hatte, wie schwer ihr auch ums Herz war. Er sah sein Glück in dieser Heirat und auch der Vater Jan wollte es so. Sie hatte ihn immer wie einen Bruder geliebt und seinem Vater schuldete sie so viel Dank. Und das andere war ja doch zu Ende für alle Ewigkeit — es mußte zu Ende sein. Warum sollte sie nicht Pieters Frau werden? Und hätte sie nein gesagt, dann hätte man ihn tot ins Haus getragen. Er kannte ihn, sie wußte, daß er Wort hielt. Und nur das nicht, nur das nicht! Lieber das bitterste Elend, als noch einmal empfinden, was ihr das Herz zerfleischte, als sie Cornelius van Banvig im Sande der Dünen begraben sah.

Als aber die Hochzeit vorüber, als sie Pieters Weib geworden, da wurde das alles ganz anders. Nein, sie hatte nicht recht gethan, unsinnig hatte sie gehandelt. Schmach und Schande hatte sie auf sich geladen. Wie sie sich auch zu überreden suchte, wie sie sich auch zwang, Pieter

dem besten Lichte zu sehen, es wallte doch beständig in ihrem Herzen empor und Haß und Groll erfüllte sie gegen den Mann, der sie auf Händen trug. Sie liebte ihn nicht mehr wie einen Bruder, sie zitterte vor ihm, sie konnte ihm nicht in die Augen sehen, und ein Schauer überlief sie, wenn er sie umarmte. Er hatte sie betrogen, sie beraubt, er hatte sie gezwungen, daß sie ihn nahm. Nie wäre sie die Seine geworden, hätte er ihr nicht gedroht — mit seinem Tode!

Und in den Schmerzen, die sie sich so bereitete, tauchte immer wieder das schöne Bild des Fremden vor ihr auf. Ihre Phantasie gab ihm beständig neue Farben und neuen Glanz und mit schwärmerischer Zärtlichkeit hing sie sich an diesen Traum. Sie sah Cornelius, wenn sie einsam in der dunklen Stube saß; sie sah ihn, wenn sie an der Seite ihres Mannes durch die stillen grauen Dünen schritt; sie sah ihn, wenn sie an dem Lager des kranken Kindes wachte. Ihre Einbildungskraft, einmal aufgereizt, führte sie immer weiter, und die Einsamkeit, in der sie lebte, gab ihren Träumen beständig neue Nahrung. Hätte sie weniger Zeit gehabt, zu träumen und zu grübeln, so hätte sie sich sicher auch weniger unglücklich gefühlt. Aber ihrem lebhaften Geist fehlten die Menschen und zu Büchern war sie nie gelangt. Und so war es beständig das eigene Schicksal, was sie beschäftigte, ihr Unglück vergrößerte sich ihr ins Riesenhafte und täglich brach sie in ihren Träumen die Treue.

Manchmal dachte sie daran, alles hinter sich zu lassen und fort in die Welt zu gehen oder zu sterben. Aber nie machte sie auch nur den ersten Schritt dazu und dann sagte sie sich, daß Jan doch ihr Kind sei, daß sie ihn nicht verlassen dürfe und ihn nicht verlassen könne.

Eines Tages — es war im Juli und der heiterste Himmel blaute über den Dünen — saß sie in ihrem Gärtchen, im Schatten des alten Ahorns. Sie hatte die Wiege ganz ins Freie geholt, und da lag er nun und schlummerte, umkost von der lauen Sommerluft. Eine Weile betrachtete sie sein krankes Gesicht und dann seufzte sie auf. Er wurde täglich schwächer und wenn das so weiter ging, konnte es jede Stunde sein, daß er einschlummerte ohne wieder zu erwachen. Ihre Augen wurden feucht, und müde setzte sie sich auf den Stuhl neben der Wiege und versank in Träumereien.

Wenn Jan starb, was sollte sie dann nur noch thun? Sie dachte mit Grausen an ein Leben ohne diese Pflichten und Sorgen. Sie allein ließen sie dieses Leben ertragen. Vor Pieter zitterte sie, wenn er in die Stube trat, und so oft er sich ihr näherte, brauste es auf in ihr: „Flieh!“

Wenn Jan starb, dann würde sie das Haus verlassen und in die Welt gehen.

Wohin?

Da stand Cornelius, lächelnd, mit seinen blitzenden Augen und streckte ihr die Hände entgegen. Wie ein süßer Zauber floß es über ihren Körper, ihre Brust hob sich mächtig und leise sprach sie seinen Namen aus. „Cornelius!“ Welcher Glanz seine Gestalt umfloß, wie weich und schmeichelnd seine Stimme klang.

„Franske!“ hatte er geantwortet.

Tiefaufatmend hob sie die Augen und da — da —

Sie stieß einen heftigen Schrei aus und sprang auf.

Aber er war es wirklich. Er hatte die Gartenthür aufgestoßen — mit zwei Schritten stand er neben ihr und dann hielt er die Sinkende in seinen Armen auf.

„Franske — du liebst mich noch immer!“ flüsterte er zärtlich.

Nun ermannte sie sich und stieß ihn zurück.

„Um Gotteswillen — was thun Sie! ich bin nicht mehr frei, ich bin das Weib eines andern.“

„Aber du liebst mich, Franske, und kein Mensch soll dich mir zum zweitenmal rauben.“

Er umschlang sie aufs neue, und betäubt ließ sie es geschehen, daß er sie küßte.

In diesem Augenblick begann der kleine Jan in seiner Wiege zu wimmern. Franske riß sich los und eilte zu dem Kinde, als wollte sie dort Schutz suchen.

„Gehen Sie, gehen Sie, Herr van Banvig!“ rief sie erregt. „Ich bin Frau und das ist mein Kind.“

Aber er folgte ihrer Aufforderung nicht und trat näher an die Wiege heran.

„Ihr Kind, Franske?“ sagte er ruhiger. „Und dieses Kind fesselt Sie an den ungeliebten Mann, nicht wahr?“

„Es ist mein Kind — o gehen Sie!“ stammelte sie, die kleinen Händchen an ihre Brust drückend.

„Das Kind ist nicht gesund, Franske. Es sieht aus, als ob es jeden Augenblick sterben müßte.“

„O nein, nein, es wird nicht sterben. Jan, mein kleiner Jan, du wirst nicht sterben, du wirst leben, nicht wahr? Jan — sieh mich doch an — mach deine Augen auf — Jan — mein süßer Jan — o nein, Herr van Banvig, Jan stirbt nicht, Jan wird gesund — Jan — mein Herzensjan — mach doch die Augen auf —“

Plötzlich stieß sie einen wilden Schrei aus und warf sich über die Wiege.

Und dann sprang sie auf — leichenblaß — und starrte mit den Augen einer Wahnsinnigen in das Gesicht des Kindes.

„Jan!“

Es lag ein so furchtbarer Schmerz in diesem Rufe, daß selbst Cornelius van Banvig eine leise Rührung empfand.

„Fassen Sie sich, Franske,“ sagte er, „es war der Ratschluß Gottes.“

„Jan — du lebst — nicht wahr, du lebst? Jan — mein Herzensjan — mach nicht solche Augen — Jan — um Gotteswillen —“

Aber Jan lag da starr und tot. Seine Lippen standen weit offen, seine Augen waren wie Glas. Die kleinen Händchen waren noch zusammengeballt und bläuliche Flecken zeigten sich über den Knöcheln.

Franske lag weinend neben der Wiege, während Herr van Banvig nach dem Herzen des Kindes fühlte.

„Es ist nichts mehr zu machen, Franske,“ sagte er, „das Kind ist tot. Trösten Sie sich, es war der Ratschluß Gottes.“

Dann, nach einer Weile, als sie noch immer weinte, begann er von neuem: „Franske, Sie müssen jetzt den Schmerz überwinden. Kann ich Ihnen mit etwas dienen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein — gehen Sie — lassen Sie mich allein mit meinem Kinde.“

Herr van Banvig nickte, ging aber noch nicht, sondern drehte nachdenklich seinen blonden Schnurrbart zwischen den Fingern.

„Ich sehe ein, daß ich in diesem Augenblicke hier nicht am Platze bin,“ sagte er endlich. „Sie kennen meine Gesinnungen für Sie, Franske — Sie lieben mich — und Ihr Kind ist nun tot. Ich bin in Zandvoort; wenn Sie mir Nachricht geben wollen, bin ich im Kurhaus zu finden. Erhalte ich keine Nachricht, dann komme ich selber. Darf ich kommen, Franske?“

Sie schwieg und schluchzte weiter.

„Trauen Sie mir nicht, Franske? Glauben Sie nicht, daß ich es gut mit Ihnen meine? Dann lassen Sie mich Ihnen Beweise geben —“

Sie reichte ihm die Hand, die er rasch an die Lippen führte.

„Ich glaube Ihnen, Herr van Banvig,“ sagte sie, „aber lassen Sie mich jetzt allein.“

„Arme Franske, wie ich mit Ihnen fühle! Aber denken Sie, daß es der Ratschluß Gottes war. Leben Sie wohl, auf Wiedersehen!“

Dann fuhr er sich mit seinem parfümierten Sacktuch über die Augen, seufzte, zog den Hut und ging.

* * *

Mitternacht war längst vorüber, als sich Franske von ihrem Lager erhob, um nach ihrem Mann zu sehen. Als Pieter das tote Kind erblickte, sprach er kein Wort. Er fühlte nach den Händen, dem Herzen, den Schläfen, dann schloß er die Augen und Lippen des Toten, betrachtete ihn noch eine Weile und trug endlich mit seinen kräftigen Armen die Wiege in die Stube, in welcher die Leiche stehen sollte. Dann ging er nochmals nach dem Torfstich, entließ die Arbeiter und beauftragte sie, das Nötige für die Beerdigung des Kindes zu veranlassen. Wieder nach Hause zurückgekehrt, sagte er Franske, daß alles geordnet sei, und sie möge sich nun trösten, es sei ja nicht zu ändern.

Als es dann Abend wurde, sah Franske nochmals nach dem Kinde und ging endlich zu Bette. Sie fieberte und war so müde, daß sie sich nur halb entkleidete. Ihr Kopf schmerzte, ihre Augen brannten, und statt Schlaf zu finden, sank sie in eine Art Betäubung, aus der sie bisweilen ängstlich emporschreckte, ohne doch die Kraft zu finden, diesen Halbschlummer ganz abzuschütteln. In ihren Träumen sah sie bald das tote Kind und bald Cornelius und bald ihren Mann, wie er Jan ohne

ein Zeichen der Bewegung die Augen zudrückte. Dann hörte sie die Stimme Cornelius', wie er ihr zärtlich zuflüsterte: „Du bist nun frei, Franske, komm mit mir und sei glücklich!" und endlich sah sie den alten Jan mit dem Pfeifchen im Mundwinkel und drohend erhobener Hand.

In diesem Augenblick erwachte sie und bald darauf hörte sie die alte Wanduhr Mitternacht schlagen.

Wo war denn Pieter?

Er mußte noch immer bei dem Kinde sein — ein Schauer überlief sie bei dem Gedanken an dieses einsame Wachen bei einer Leiche. Er mußte das Kind doch lieb gehabt haben, trotzdem es immer krank war und er wenig Freude an ihm hatte.

Bei dem Gedanken an das Kind kamen ihr wieder die Thränen in die Augen und nun machte sie sich tausend Vorwürfe, daß sie ihm keine gute Mutter gewesen war.

Noch vor wenig Stunden hatte sie daran gedacht, daß sie frei sein würde, wenn Jan stürbe.

Ohne einen Schmerz zu empfinden, hatte sie sich gesagt, daß sein Tod ihre Erlösung wäre, daß sie dann das Haus verlassen, in die Welt gehen könnte.

Und am Sterbelager ihres Kindes hatte sie das schöne, lächelnde Gesicht gesehen, hatte sie von Cornelius geträumt!

Sie preßte die Nägel in die Brust, als könnte sie so die bittere Qual überwinden.

Wie das brennt und schmerzt, wenn man sich das alles so sagt und es ist zu spät, zu spät!

Aber trug nicht Pieter allein die Schuld, war nicht er es . . . Die Uhr schlug halb eins. Was er nur machte? Es war so still im Hause, daß sie sein Atmen hätte hören müssen. Und kein Laut — kein Schritt — nichts, nichts!

Plötzlich fuhr sie auf. War das nicht seine Stimme?

Gewiß. Er sprach mit jemand — leise — aber sie hörte ihn deutlich.

Mit wem konnte er sprechen?

Eiskalt floß es ihr über den Rücken und dann brannte ihr das Gesicht wie Feuer.

Wenn Jan nicht tot war — wenn er lebte?

Jan!

Wie das durch ihre Adern strömte, wie ein neues Leben!

„O Pieter!" stammelte sie, „wie gern will ich dein Weib sein, wenn er lebt."

Zugleich war sie aufgesprungen und über die Flur nach der Stube geeilt, in der die Wiege mit der Leiche stand.

Das Licht schimmerte durch den Spalt der Thür, die nur angelehnt war, Pieter sprach wirklich.

Aber Jan war tot. Er lag da auf seinem weißen Kissen, wie sie ihn hingebettet hatte. Sein kleines schmales Gesicht sah aus wie Wachs, tiefe blaue Ringe lagen unter den geschlossenen Augen, seine Händchen waren über der Decke gekreuzt.

Pieter saß neben der Wiege, seinen großen Kopf in die breiten Hände gestützt, und sprach leise mit zitternder Stimme vor sich hin.

„Für dich hab' ich gearbeitet," sagte er, „an dich hab' ich Tag und Nacht gedacht. Nichts war mir lieb auf der Welt als du und Franske. Nach Haarlem wären wir gezogen, dort wärst du in die Schule gegangen, wärst was anderes geworden als dein Vater. Jan, mein Kind, was hätt' ich aus dir gemacht, was wär' es für ein Stolz gewesen!"

Er beugte sich über die Leiche und küßte sie, und nun sah Franske schaudernd, daß sein derbes, rotes Gesicht ganz naß vom Weinen war. Ein schneidendes Weh zog durch ihr Herz und sie hätte ihre Hand auf seinen armen Kopf legen mögen.

„Jan," begann er dann wieder, „und wenn ich mich blutig hätte schinden müssen, du wärst was Rechtes geworden. Jan, mein Kind, mein Sohn! Nun bist du fort und ich habe niemand mehr, nun ist alles verloren, auch deine Mutter, Jan. Mein Herzblut hätt' ich gegeben für sie — für dich . . . O Jan, es ist närrisch, wie gern man etwas haben kann in der Welt. Aber nun bist du tot, ich habe kein Kind mehr, und alles ist verloren, alles."

„Nicht alles, Pieter!"

Verwundert sah er auf — Franske stand vor ihm. Sie war nur halb angekleidet und ihre schwarzen Haare flossen wirr über ihre Schultern. Die Augen hatte sie voll Thränen und ihre ganze Gestalt bebte wie vom Fieber geschüttelt.

Sie faltete die zitternden Hände und sah ihn mit einem Blick voll tiefsten Mitleids an.

„O Pieter!" stammelte sie, „vergib mir! Ich war ein schlechtes Weib . . . Jan, mein armer Jan!"

Dann sank sie neben der Wiege in ihre Kniee und küßte das tote Kind, während Pieter seinen Arm um ihren Nacken legte und ihre Hand an seine Lippen zog.

* * *

Als Herr von Banvig ein paar Tage später wieder nach dem Dünenhaus kam, trat ihm Franske mit einer Ruhe entgegen, die ihn nicht wenig verwunderte. Sie war sehr bleich und ihre Augen zeigten die Spuren der Thränen, aber ein rätselhaftes Etwas verlieh ihren Zügen den Ausdruck einer stillen Freude. Das war weder die Mutter mit ihren „überspannten" Schmerzen, noch die Liebende, die sich dem Geliebten an die Brust wirft, und Herr van Banvig, der sich ein wenig auf Frauen verstand, hatte sofort das unangenehme Gefühl, daß hier etwas vorgefallen war, was ihm möglicherweise einen Strich durch die Rechnung machte.

Er zog ehrerbietig den Hut, aber sie erwiderte kaum seinen Gruß und stellte sich mitten in die Thüröffnung, als wollte sie ihm den Weg vertreten.

„Teure Franske," sagte er zärtlich, „wie geht es Ihnen?"

„Ich habe meinem Manne alles erzählt," erwiderte sie kühl, „und Sie werden begreifen, wenn ich Sie bitte, nun nicht mehr zu kommen."

Er sah sie betroffen an und — lächelte.

„Das ist Ihr Ernst, Franske?"

„Mein Mann kann es Ihnen bestätigen — er ist nicht weit von hier."

„O danke — ich will ihn nicht bemühen. Also ausgesöhnt? Und ich bin Ihnen gar nichts mehr, Franske?"

„Dort kommt mein Mann."

Er zog abermals seinen Hut, zuckte die Achseln, verbeugte sich und wandte sich dann zum Gehen. Franske aber faltete die Hände und sah nach dem Himmel, während ihr zwei schwere Thränen die Wangen herabrollten.

Der Mond spielt in den Blattgeflechten.

Tagebuchblatt von

Frida Schanz.

Der Mond spielt in den Blattgeflechten,
Duftschwere, schwüle Winde ziehn.
Wie liegt in diesen Blütennächten
Mein ganzes Wesen auf den Knien!

O jetzt die Schwingen auszubreiten
Und aufzugehn in deiner Pracht,
In deinen Sternen-Ewigkeiten,
Du wunderbare Frühlingsnacht!

Auf schwillt der Duft der Blütenbäume
Gleich goldnem Strom zum Aethermeer.
Wo bist du, Land, von dem ich träume?
Wo geh' ich hin? — Wo kam ich her?

Noch liegt verhalten, ungeboren,
Mein tiefstes und mein bestes Sein:
In Wahn und Weh bin ich verloren!
Du Licht der Wahrheit, brich herein!

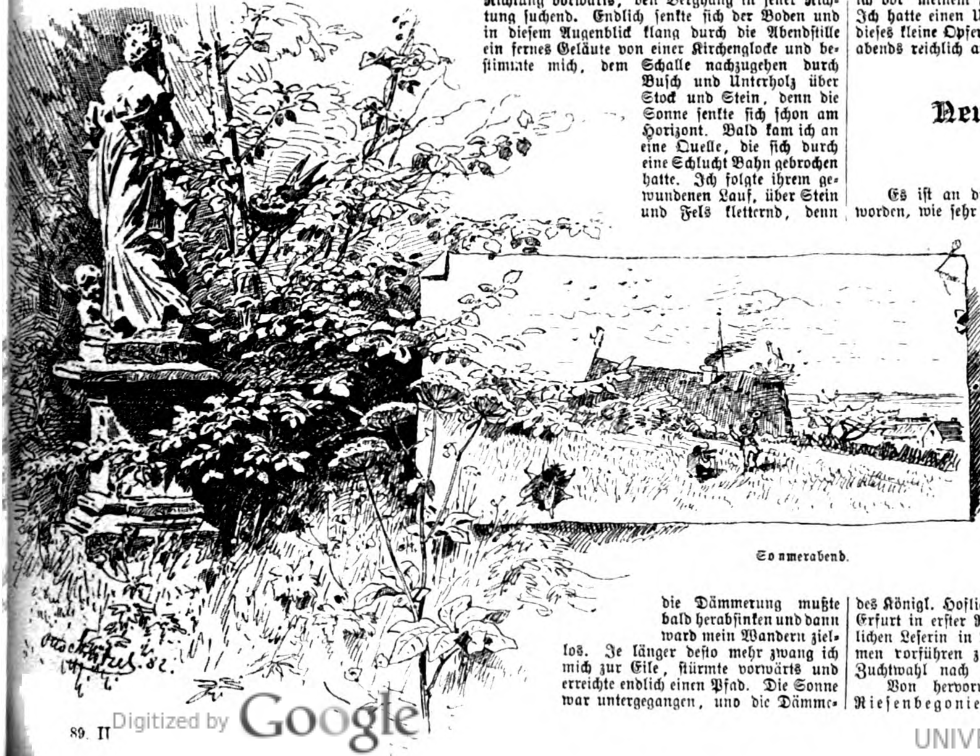
Da wird der Sehnsucht heißer Wille
Zum grenzenlosen Schmerzensschrei!
O bräch' ein Sturm jetzt durch die Stille
Und machte mir die Seele frei,

Und ließ sie gleich den Düften gleiten
Und aufgehn in der Schöpfung Pracht,
In deinen Sternen-Ewigkeiten,
Du wunderbare Frühlingsnacht!



Sommerabend.

Ein Sommertag im Freien, eine Wanderung über Berg und Thal zu jetziger Jahreszeit, gehört zu den reinsten Freuden und edelsten Genüssen, welche der empfängliche, gemütvolle Mensch sich bereiten kann, namentlich in unserem deutschen Hügellande, welchem selbst die dichte Besiedelung noch nicht alle seine lauschigen, heimeligen Plätzchen, seine kleinen Thäler und Waldschluchten genommen hat, in denen die freie Natur sich noch unverkümmert entfalten kann. Mit innigem Vergnügen und Dankbarkeit erinnere ich mich so vieler Wanderungen nach solchen Punkten, welche mir in früheren Jahren vergönnt waren, und namentlich einer kleinen Wanderung, welche ich einmal an einem Sommerabend antrat, um den Sonntag bei einem Freunde zu verbringen, der vor kurzem eine Landpfarre am Fuß der Berge übernommen hatte. Es war am Samstag gegen Abend, daß ich die Eisenbahn verließ, welche mich in die Gegend meines Freundes gebracht hatte. Meine Spezialkarte und eine Nachfrage bei Einheimischen zeigten mir die Richtung, welche ich einzuschlagen hatte, und ein näherer Weg über die bewaldeten Berge lockte mich von der etwas weiteren Landstraße ab. Rüstig stieg ich durch jungen Laubwald in die Berge hinein, seelenvergnügt im Anblick der herrlichen Natur, meinen stillen Gedanken und dem Gefühl freier Muße von der Werktagsarbeit hingegeben, bald ein Liedchen trällernd oder pfeifend, bald eine Blume pflückend, dem Vogelsang lauschend und mit vollen Zügen die köstliche Waldluft einatmend. Die Schneisen und Waldwege leiteten mich allmählich zur Hochfläche hinan, wo würzig duftender Nadelwald mich aufnahm, und heilige Stille und geheimnisvolle Dämmerung mich umfingen, nur hier und da unterbrochen von dem Schrei eines Hähers, der über mir von seinem Sitze in den hohen Kiefern abstrich. Die Sonne sank allmählich und warf nur noch zauberische Streiflichter über die Wipfel, die Waldpfade kreuzten sich, ich mußte den Weg verloren haben, der mir bezeichnet war, aber ich schlug denjenigen Pfad ein, welcher mich in der gewünschten Richtung führen mußte. Ich erreichte endlich den Saum des Tannichts, eine kleine Lichtung bot mir einigen Ausblick, aber ich sah überall nur Wald und Höhen, nirgends ein Dorf, ein Haus oder auch nur den Rauch eines Herdes. Aber es war schön hier oben, ein unaussprechlich süßer Frieden, eine Waldlandschaft in ihrem reichsten Frühlingsschmucke. Gleichwohl beunruhigte mich diese Erkenntnis, daß ich mich verirrt habe. Noch einmal holte ich Landkarte und Kompaß hervor, um mich zu orientieren. Ich war zu weit nach Ost gekommen und vor mir lag noch ein Stück Hochebene mit dichtem Laubwald; also dort hinaus, mehr südwärts! Ueber Wurzeln und Schmielen drang ich in dieser Richtung vorwärts, den Berghang in jener Richtung suchend. Endlich senkte sich der Boden und in diesem Augenblick klang durch die Abendstille ein fernes Geläute von einer Kirchenglocke und bestimmte mich, dem Schalle nachzugehen durch Busch und Unterholz über Stock und Stein, denn die Sonne senkte sich schon am Horizont. Bald kam ich an eine Quelle, die sich durch eine Schlucht Bahn gebrochen hatte. Ich folgte ihrem gewundenen Lauf, über Stein und Fels kletternd, denn die Dämmerung mußte bald herabsinken und dann ward mein Wandern ziellos. Je länger desto mehr zwang ich mich zur Eile, stürmte vorwärts und erreichte endlich einen Pfad. Die Sonne war untergegangen, und die Dämmerung sank wie ein leichter Schleier herab; kein Laut des Lebens ringsum. Endlich erreichte ich einen Bretterzaun, eilte demselben entlang und stand plötzlich, um eine Ecke biegend, voll freudiger Ueberraschung vor einer Sandsteinstatue auf einem Postament — erleichtert atmete ich auf und schaute noch um, denn dies war ein Zeichen von Menschennähe, aber der Zaun trennte mich von der Statue und wehrte mir den Eintritt. Ich wanderte den Pfad entlang, zur einen Seite den Zaun, zur andern ein tiefes Waldthal, in dem schon die dunklen Abendschatten lagen. Der Pfad stieg an, führte über einen kurzen Hügelsporn hinüber vom Zaun hinweg und machte mich zweifelhaft, ob ich ihm folgen solle. Aber ich wagte es dennoch, denn der Weg war sichtlich begangen. Nach einer Weile senkte er sich zu einer geneigten Ebene; ich trat aus dem Walde heraus auf einen breiteren Weg — Obstgärten und Baumgüter mit uralten Birn- und Apfelbäumen rechts und links; noch einige hundert Schritte, dann bog der Weg links ab und in einem breiten Muldenthal lag vor mir ein Dorf im Abendschlummer, der kaum noch die ersten größeren Häuser erkennen ließ. Drüben im Westen der letzte Lichtschimmer am Horizont, und dort im Osten die ersten aufleuchtenden Sterne! Freudig stürmte ich vorwärts und fand am Saum des Dorfs einen Wegweiser, welcher mir verkündigte, daß ich mein Ziel endlich erreicht hatte. Wenige Minuten später stand ich vor meinem Freunde unter seinem gastlichen Dach. Ich hatte einen Umweg von zwei Stunden gemacht, aber dieses kleine Opfer wog den Genuß dieses schönen Sommerabends reichlich auf!



So nmerabend.

Neue Beetblumen.

Von

O. Hüttig.

Es ist an dieser Stelle schon oft darauf hingewiesen worden, wie sehr die Kunst des Gärtners verstanden hat, durch Zuchtwahl, sorgsame Samenzucht und ganz besonders durch künstliche Befruchtung der schönsten Spielarten unter sich die beliebtesten Blumen zu verbessern, sei es durch Darstellung größerer, auch kleinerer Blüten, als die betreffende Art bisher entwickelt hat, sei es durch Festhalten gefüllter Blüten, wenn der Zufall nur einzelne solcher ergeben hatte, oder durch Entwickelung reiner Farben von hellem oder auch feurigem Glanz; in einzelnen Fällen hat man Blumen in sonst einfachen Farben auch durch Beachtung solcher mit Zeichnungen mehr oder weniger regelmäßig aufgetragener Punkte, Striche, Einfassungen od. dergl. in hohem Grade verbessert. Unter den wenigen deutschen Firmen, welche sich mit solcher Vervollkommnung der beliebtesten Blumen abgeben, steht die des Königl. Hoflieferanten Herrn F. C. Heinemann in Erfurt in erster Reihe, und wir freuen uns, der freundlichen Leserin in Wort und Bild einige der schönen Blumen vorführen zu können, die durch dessen sorgfältige Zuchtwahl nach künstlicher Befruchtung entstanden sind.

Von hervorragender Bedeutung sind Heinemanns Riesenbegonien, Knollenpflanzen mit aufrechtstehenden

Blumen von regelmäßigem Bau und ganz außergewöhnlicher Größe in den Farben feurig Rot, lebhaft Rosa, Chamois, Lachsrot und Reingelb. Die Anzucht und Behandlung solcher Begonien ist in diesen Blättern schon öfters besprochen worden, zuletzt in Nr. 3 dieses Jahrganges, ausführlich im Aprilheft 1884. Die Anzucht geschieht durch Samen im Januar bis März für den Sommer, im Juni, um die Pflanzen noch im Oktober bis Dezember blühend zu haben. Die Knollen sind nach dem Absterben der oberen Teile in trockenem Sand eingeschlagen frostfrei zu überwintern und desto später anzutreiben, je später man sie blühend haben will, und durch einige Aufmerksamkeit bei der Behandlung ist es leicht, alle Knollenbegonien in echte Winterblüher zu verwandeln. — Eine besondere Gruppe dieser Knollenbegonien wird mit dem Namen der „Kugelförmigen“ (**Begonia hybrida globosa**, Fig. 1) bezeichnet, weil die ganze Pflanze einen weniger schlanken als runden Bau entwickelt mit sitzenden Blättern (ähnlich denen von B. Rex), zwischen denen sich die mit roten oder rosenroten Blüten vollständig bedeckten Blütenstengel graziös erheben.

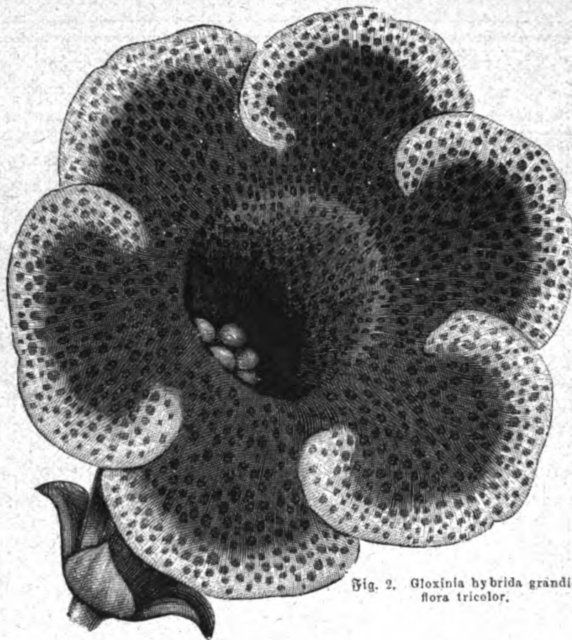


Fig. 2. Gloxinia hybrida grandiflora tricolor.

Eine schöne und längst bekannte Pflanzengattung mit knolligem Wurzelstock ist die Gloxinie (Gloxinia L'Hérit.), die man wie die vorige aus Samen erzieht oder aus Blattstecklingen, aus Blättern oder Blattstücken, die man an den Rand der mit sandiger Heide-, Laub- und Mistbeeterde gefüllten Samen- oder Stecklingsschale steckt, in deren Mitte noch ein kleiner umgestülpter Blumentopf sitzt, an dessen Rand man ebenfalls Stecklinge setzen kann, weil sie sich am porösen Topfrand lange frisch erhalten und leicht Wurzeln schlagen, auch junge Pflänzchen ansetzen, die genau wie die Sämlinge zu behandeln sind, d. h. man setzt sie zuerst weitläufig in Samenschalen und dann einzeln in zuerst kleine, später größere Töpfchen mit einer Mischung von Heide-, Laub- und Mistbeeterde mit 1/5 Sand oder grober Koksasche. Die Schale mit den Samen oder Stecklingen sollte mit einer Glasglocke bedeckt sein. Während des kräftigsten Wachstums sollte man nicht versäumen, dem Gießwasser Dultz' geruchlosen Blumendung (zu beziehen durch Herrn Apotheker E. Dultz, Berlin N. Invalidenstraße 153 am Pappelplatz), 3 g in 1 l Wasser, beizugeben. Nach dem Verblühen „ziehen die Pflanzen ein“, d. h. der obere Teil stirbt ab, und die Knolle wird in trockenem Sande aufbewahrt, bis sie beginnt, von neuem zu treiben; sie ist dann in frische Erde zu pflanzen und im warmen Raume anzutreiben — desto später, je später man die Pflanze blühend haben will. Auch die Gloxinien wird man in dieser Weise allmählich in schöne Herbstblüher verwandeln. Heinemanns neueste Formen sind die Großblumigen roten, nach Art der Leoparden gezeichneten, die Großblumigen dreifarbigen (Fig. 2), eine farbenprächtige Form von hervorragender Schönheit, und die Großblumige geaderte mit zahlreichen Strichen in allen Farbenabstufungen zwischen Blau und Rot. Die Größe der Blumen ist bisher wohl noch nicht übertroffen worden.

Nahe Verwandte der Gloxinien sind die Achimenes und Gesneren. Von ersterer hat H. eine scharlachrote, von letzterer eine außerordentlich große und starke (Gesnera robusta perfecta) Spielart gezogen und zwar in den Farben Goldgelb, Scharlach, Karminviolett, Lachsrot, Weiß, Rosa u. a.



Fig. 1. Begonia hybrida globosa (Heinemann).

Eine nahe Verwandte der Gloxinien und Gesneren ist die Tydäa, deren eine Art, „die Liebenswürdige“ (**Tydaea amabilis Pl. et Lind.**), in den Kordilleren von Neu-Granada 2500—3000 m über dem Meere wild wächst. Durch Kreuzung (künstliche Befruchtung) dieser Art mit einigen anderen, wie **Picta Dlsn.** (die Gemalte), **Lindeniana Rgl.** u. a. sind verschiedene Hybriden entstanden, auch solche mit großen Blumen (Fig. 3) und von feurigscharlach- und dunkelpurpurroter Farbe, wie Herr F. C. Heinemann sie in vorzüglicher Auswahl zur Verfügung stellt. Die Anzucht geschieht wie bei den Gesneren durch Blattstecklinge oder durch Teilung der Knollen, die zu kleinen Stückchen zerbröckelt und wie Samen ausgestreut werden können; selbstverständlich lassen sie sich auch leicht aus Samen aufziehen, besonders unter Glasglocken oder Glasscheiben, die nur immer trocken zu halten und rechtzeitig abzunehmen sind, damit die Pflänzchen nicht spillern. Die Anzucht geschieht im warmen Raume; die ausgebildete Pflanze kann über Sommer im Freien halbschattig stehen; die Knollen sind frostfrei in Papierbeuteln oder in Sand zu überwintern.

Wir schließen hieran eine weitere Knollenpflanze: die einfachblühende Dahlie (Dahlia gracilis Hort.), welche sich von den formvollendeten gefüllten Sorten durch glänzende, selbst glühende Farben und hübsche Haltung der Blumen auszeichnet, die für den deutschen Blumenstrauß auch mehr geeignet sind als jene, die allerdings in neuester Zeit in einer Kleinheit und Niedlichkeit auftauchen, welche sie für alle Zwecke brauchbar erscheinen lassen. Herr F. C. Heinemann hat sehr hübsche Sorten mit gestreiften Blüten (Fig. 4) in verschiedenen Farben erzogen, die dem Liebhaber warm zu empfehlen sind. Die Pflanzen werden durch spätes Antreiben zu sicheren Herbst- und Winterblühern. Nach dem Abblühen ziehen sie ein, und die Knollen werden dann im kühlen Keller aufbewahrt.

Eine hübsche Sommerblume ist Fourniers Torenia (Torenia Fournieri Linden) von Kochinchina. Sie hat große hellblaue u. a. Blumen mit unterhalb gelber Röhre, welche den ganzen Sommer hindurch erscheinen. Eine verbesserte Form ist „die Verdichtete“ (**Compacta Fig. 5**) in einigermaßen geschlossenem, abgerundetem Bau, welcher namentlich der Zimmerpflanze sehr gut steht. Die Pflanze wird aus dem sehr feinen Samen gezogen, der nur wenig Erdbedeckung verträgt und der im Februar bis April warm auszusäen ist; die kleinen Sämlinge sind bald auseinander zu pflanzen und später einzeln in Töpfe mit Laub- und Mistbeeterde zu setzen. Etwaige lange Triebe sind zu entspitzen. Durch Stecklingszucht wird man aus der Pflanze einen hübschen ausdauernden Strauch für das Fensterbrett im Zimmer erziehen können.

Eine schöne Blattpflanze ist der Rizinus von Kambodscha (Land und Fluß in Asien), **Ricinus cambodgensis**, eine 1½–2 m hohe Pflanze mit schwarzbraunen Blättern und schwarzen Blattstielen und Stengel. Er ist als Einzelpflanze auf dem Rasen wie auch in sogen. Blattpflanzengruppen, am besten „auf warmem Fuß“ gut zu verwenden, besonders wenn er vorher einzeln im kleinen Topf und im halbwarmen Mistbeet erzogen wurde.

Eine der beliebten „Kaiser Wilhelm I.“ entstammenden Lobelien ist die „gedrängt gebaute, weiß geäugelte“ (**Lobelia Erinus compacta alba oculata**) von Herrn J. C. Heinemann. Die Blume ist sehr groß und prachtvoll dunkelblau mit scharf abgegrenztem, weißem Auge. Bekanntlich werden die Spielarten und Sorten dieser Lobelien gern und viel zu Teppichbeeten benützt und dürfte diese neue Sorte hierzu ganz besonders geeignet sein.

Hessen-Kassel und der Soldatenverkauf.

Zur Steuer der Wahrheit, sowie zu Nutz und Frommen unserer vaterländischen Geschichte möchte der Unterzeichnete an dieser so vielen zugänglichen Stelle eine tiefgewurzelte, einst aus Leidenschaft der Parteien geborene Fälschung klarstellen.

Hessen-Kassels gesamte staatsmännische und kriegerische Geschichte vermag nur im Zusammenhange des Umstandes und im Streben beurteilt und verstanden werden, daß die durch Landgraf Philipp, und trotz bedrohlichster Zeitläufte, vollzogene Teilung des Lands in ihren gefährlichsten Folgen doch minder sich geltend machen solle. Hessen-Kassels Staatskunst ist seit dem Ausgange des Dreißigjährigen Krieges so redlich deutsch gewesen als nur



Fig. 4. Dahlien.

die irgend welchen Reichsstandes. (Siehe „Deutsches Museum“, Leipzig 1786, Bd. II, S. 276.) Diese deutsche Treue glaubte man durch innige Bündnisse mit der germanischen Großmacht England, bei des Reiches zunehmender Schwäche, noch besonders stützen zu müssen. Durch zwei Jahrhunderte fechten hessische und englische Truppen schier auf allen Schlachtfeldern Schulter an Schulter. Und immer ist es der nämliche Feind: Franzosen und Franzosengenossen! Welcher deutsche Sinn fände das nicht verdienstlich? Um solche Rolle aber spielen zu können, war äußerste Entwickelung der Wehrbarkeit des Landes unerläßliche Vorbedingnis. In manchen Kriegen hat Hessen das Sechsfache und mehr — einmal, im Jahre 1794, sogar das zwölffache seiner pflichtigen Reichsanstellung aufgeboten. Bei den wirtschaftlich geringen Mitteln des Landes waren diese Leistungen aber nur möglich, wenn man das Heer an den reicheren Bundesgenossen, nach Sitte der Zeit, versoldete. Kein Hoheitsrecht ward damit preisgegeben, nicht einmal geringe Strafen durfte ein fremder Oberbefehlshaber in die geschlossenen Verbände hessischer Truppen hinein verhängen. Die gezahlten „Subsidiengelder“ sind in Hessen, wie landständische Akten un-



Fig. 3. Tydaea hybrida. Heinemanns neue Varietäten.

urkundlich nachweisen, nur dem Lande zu-gute gekommen. Keiner unserer Fürsten — vom Landgrafen Karl (1670 bis 1730) an — hat sich mit Schacher der Unterthanen befleckt. Bosheit der Lüge erfand den Ausdruck „Verkauf“, wo noch dazu die Volksvertretung mehr denn der Fürst die Bundeshilfe gegen Franzosen und Yankee für England erwünscht hatte. Nicht diese staatsmännischen Erwägungen brauchen uns hier des Genaueren zu beschäftigen; doch ein Hinweis ist geboten. Wäre Großbritannien in den Jahren 1776 bis 1783, durch den weiteren Verlust Kanadas, der Indiens, ja Irlands — wie Frankreich und Spanien es geplant hatten — auf solch ohnmächtigen Rang etwa herabgedrückt, nimmer könnte es in den bald folgenden Kriegen wider französische Staatsumwälzung und Korsentum dem seufzenden Europa ein Hort der Freiheit und Erlösung geworden sein. So hatten jene 23000 Hessen-Kasseler und Hessen-Hanauer auf elf amerikanischen Gefechtsfeldern wahrlich ihre siegreichen Fahnen nicht umsonst entfaltet. —

Wer sich eingehend mit der hessisch-amerikanischen Angelegenheit vertraut machen will, dem sei die kleine, 1879 zu Kassel bei E. Huhn erschienene Flugschrift „Landgraf Friedrich II. und die neuere Geschichtschreibung“ hier noch empfohlen.

v. Pfister.

Ein Sonntag-Nachmittag in London.

Von

Wilh. J. Brand.

„Gesegnete Mahlzeit,“ ertönte es plötzlich dicht an meiner Seite.

„Mahlzeit,“ klang es zurück.

Ein flüchtiger Händedruck und die beiden gegenseitigen Verdauungsbeförderer waren nach verschiedenen Richtungen im Gedräng verschwunden.

Das ist eine Szene, die vielleicht schon vor mir einmal jemand zu beobachten Gelegenheit hatte; ja eine Szene, wie sie alltäglicher kaum gedacht werden kann.

Und doch hängt das von Umständen ab. Wenn derlei heimatlich gewohnte Laute im Gewirr und Getümmel in London, mitten im Weichbild der Riesenmetropole, unser Ohr treffen, so klingt das leicht wie ein Gruß aus der Heimat. Und nicht nur war dieses hier der Fall, sondern die Worte heimelten mich noch aus einem anderen, aus einem mehr prosaischen Grunde an: Ich hatte Hunger! Etwa acht Kilometer von meiner in einer ländlichen Vorstadt gelegenen Wohnung entfernt, hatte ich den ganzen Vormittag hier in der Gegend vom „Strand“ zu thun gehabt. Es war nahezu drei Uhr und ich hatte noch nicht zu Mittag gegessen. Eben war ich auf der Suche nach einem Restaurant, da kam mir diese zweifach „gesegnete Mahlzeit“ wie ein Fingerzeig: Hier gab es nicht nur ein Restaurant, sondern sogar ein deutsches Haus mit deutschem Bier und mancherlei von Engländern mit Abscheu betrachteten vaterländischen Delikatessen.

Wahrhaftig, da befand ich mich bereits an der Thür dieses Restaurant. Und indem mir es war, als ob die lang entbehrten heimatlichen Leckerbissen durch die Achtserklärung, die ihnen hier zu teil geworden, mich nur noch mehr anheimelten, indem mir ein Menü bereits durch den Kopf ging, ein Menü, in dem geräucherter Schinken, Sauerkraut, dicke Milch, Salzgurken, rote Grütze, Häringsalat gar wesentliche — wenn auch im ersten Augenblick nicht gleich folgerichtig geordnete — Bestandteile ausmachten, indem über sie allesamt ein dunkler Strom echten Müncheners zu gehen schien, wollte ich eben durch die Thür schlüpfen, als mir der Portier mit den Worten in den Weg trat:

„'t is close upon three, Sir.“

Ich sah ihn betroffen an. Was kümmerte mich's in diesem Augenblicke, daß „es dicht vor Drei“ war. Erst als ich nun bemerkte, daß die Fensterläden neben zugemacht wurden, kam mir es in Erinnerung, es war Sonntag und an diesem Tage sind nicht nur alle Läden in England den ganzen Tag geschlossen, sondern auch alle Restaurationen, nur in den Mittagsstunden von eins bis drei und Abends von sechs bis elf Uhr offen.

Da stand ich ratlos! — Essen genug! — Hunger genug! — und selbst Geld genug! — Aber den Hungrigen speisen, ist in diesem christlichen Lande zu Zeiten sündlich, ja es wird selbst mit irdischen Strafen dann streng geahndet.

„Gesegnete Mahlzeit!“ klang es mir vor dem Ohre wieder, aber welche beißende Ironie lag darin für den, der nichts zu beißen hatte. „Gesegnete Mahlzeit!“ —

Wäre ich noch auf dem Lande gewesen, da wäre mir ein Labsal nicht versagt worden, was die Hauptstadt nicht zu bieten vermag. Auf dem Lande darf ein Gasthaus jedem bona fide-Reisenden, jedem müden Wanderer am Sonntag Erfrischung verabreichen, der bereits mindestens drei englische Meilen zurückgelegt. Gewöhnlich genügt seine eigene Aussage dafür. Es steht daher wohl zu befürchten, daß diese verführerische Gesetzesfalle bereits manchen zum Lügner gemacht hat. Außerhalb der Stadt hätte ich also von dieser mir offenstehenden Hinterthür Gebrauch machen können, ohne nur von der Wahrheit abzuweichen. Denn ich war ja viel weiter als nur drei Meilen von dieser Stätte zu Hause — leider!

Ich konnte doch unmöglich nach Hause reisen — acht Kilometer weit! — nur um zu speisen, vollends da ich noch im Laufe des Nachmittags nach dem in ganz anderer Richtung gelegenen zoologischen Garten zu gehen die Absicht hatte. In der Gegend vom „Strand“ aber, wo zwar die größten Londoner Restaurationsräume, fast sämtliche Theater und andere Vergnügungslokalitäten sich befinden, wohnen wenige einigermaßen gut situierte Privatfamilien. Ich kannte niemand weit und breit, bei dem ich mir ein Stückchen Brot hätte erbetteln können — ja erbetteln, warum nicht? Fiel doch unter solchen Umständen keinerlei Schmach auf den Bettelnden, sondern höchstens auf den Angebettelten, der doch auf solche Zustände in seinem Vaterlande gewiß nicht mit Stolz blicken konnte.

So wanderte ich unentschlossen über den Trafalgar Square in der Richtung nach Pall Mall und St. James, jenes Quartier, in welchem die großen Londoner Klubs gelegen sind. Aber die Klubs, fiel mir plötzlich ein, waren ja offen, Sonntag und Alltag, Tag und Nacht. Wer wohlhabend genug ist, einem von ihnen zuzugehören, dem macht sich das Uebel der geschlossenen Restaurationen nicht so leicht fühlbar — einer der zahlreichen Beweise, daß es in England „ein Gesetz für die Reichen und ein anderes für die Armen gibt“. Ich hatte mich nun zwar niemals für reich genug erachtet, an Eintrittsgeld allein 800 Mark auszugeben, um Mitbenützer ja Mitinhaber einer dieser prächtigen Paläste zu werden, aber ich hatte verschiedene Freunde, die mehreren Klubs zugehörten und in der Hoffnung, den einen oder anderen darin anzutreffen, pochte ich bei drei verschiedenen Klubs an, aber vergeblich; es war noch zu früh, keiner meiner Freunde war im Klub.

So war es vier Uhr geworden und um diese Zeit dachte ich längst im zoologischen Garten zu sein, einem neu angekommenen prächtigen Orang-Utang meinen Besuch zu machen. Aber gab es nicht im „Zoo“ eine Restauration? Freilich, eine Restauration, die auch am Sonntag geöffnet war. Der eigentümliche, klubartige Charakter dieses Aktienunternehmens gestattet das und liefert zugleich einen anderen laut zum Himmel aufschreienden Beweis von den Prärogativen der wohlhabenderen Klassen hierzulande, der thatsächlich darauf hinausläuft, daß für den Armen und den Angehörigen des Mittelstandes, die vielleicht nur am Sonntag Zeit hätten, einen Spaziergang nach dem Regents Park zu machen und ihre zoologischen Kenntnisse zu bereichern, dieses für ein sündhaftes Unterfangen gelten würde, für sie daher die Thore dieses „Vergnügungsinstituts“ geschlossen sind, für die oberen Klassen aber weit offen stehen. Das ist der nackte Thatbestand, der indessen so geschickt bemäntelt ist, daß man die Blöße nicht sogleich gewahr wird.

Das Gesetz schreibt vor, daß ein derartiges Unternehmen am Sonntag geschlossen sein soll, d. h. daß gegen Zahlung niemand Eintritt erhält. Der „Zoo“ ist aber ein Aktienunternehmen und die Aktionäre nehmen sich das Recht, ihr Eigentum auch am Sonntag zu betreten. Indem man nun aber die Aktien zu verhältnismäßig geringfügigen Beträgen ausgegeben hat, sind alle einigermaßen bemittelten Familien in Stand gesetzt, Mitinhaber des Gartens zu werden. Zugleich aber haben sie den Beschluß gefaßt, daß ein jeder von ihnen auch seinen Freunden am Sonntag den Eintritt durch Zustellung einer Karte gewähren kann. Die unteren Klassen also allein sind ausgeschlossen, augenscheinlich weil die Zahlung eines Eintrittsgeldes am Sonntag eine Sünde wäre; die oberen aber haben allesamt Gelegenheit genug zum Besuch des Gartens und lange Zeit galt derselbe zum auserlesenen Sammelpunkt der vornehmen Welt, der aber einem launigen Modedekret zufolge für den Sonntag längst in den jedermann zugängigen Hyde Park verlegt worden ist.

Mit der von einem befreundeten Aktionär mir zugestellten Einlaßkarte versehen, betrat ich den Garten. Es war eben die Zeit der Löwenfütterung. Ich achtete es nicht; ich dachte an die eigene, die mir bevorstand, und schritt direkt auf die Restauration zu. — Prosit die Mahlzeit!

An der Hausthür empfing mich ein Jüngling mit der impertinenten Frage, woher ich käme. Also auch hier fand das vorhin erwähnte Gesetz seine Anwendung, vermutlich der Fremden wegen, die von den Mitgliedern so zahlreich hier eingeführt waren.

Mir schwebte eine Antwort auf der Zunge, die den jungen Mann wegen meiner Marschfähigkeiten hätte in Erstaunen setzen sollen, aber sie wollte nicht über meine Lippen. Das Examen war mir so zuwider, daß mir plötzlich der Appetit vergangen war. Freilich schien die Restauration auch nur von der dürftigsten Art zu sein, in welcher wenig mehr als trockene Semmel, Nüsse u. dergl. zur Verabreichung an die Bewohner des Gartens zu erlangen schien. Ich blieb daher dem Jüngling die Antwort schuldig, drehte mich kurz um und sah dann einige Zeit nicht ohne Neid den Löwen zu. Nachdem ich darauf auch den Orang-Utang noch besucht, verließ ich den „Zoo“ wieder und schlenderte langsam durch den Regents Park. Es war halb sechs, und von sechs Uhr an galt es ja nicht mehr für so sündhaft, den Hungrigen zu speisen.

Geistige oder wenigstens religiöse Nahrung wurde auch jetzt schon überall in Hülle und Fülle dargeboten. Hier hielt ein selbsterkorener Prediger eine Ansprache an die harmlosen Spaziergänger und mahnte mit den eindringlichsten Worten an „die Reise ins Jenseits“. Nicht weit von ihm stand ein anderer, von einem Häuflein Gläubiger umgeben, die in den heiteren Nachmittag hinein eine Hymne zu singen sich beflissen. Ein älterer Herr verteilte religiöse Traktätchen an die Vorübergehenden und draußen den Park entlang zog eben eine Kompanie der

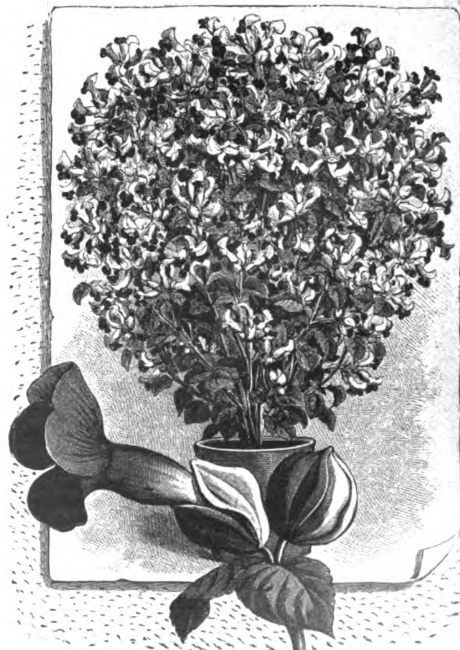


Fig. 5. Torenia Fournieri „compacta“.



Schloß Nauders.

Seligmacherarmee mit Trommeln und Trompeten und fliegender Fahne, im Sturmschritt, als gälte es den Himmel zu stürmen.

Unmutig bog ich den grimmen Kriegern aus und gelangte an ein verhältnismäßig einsames Plätzchen, wo eine kleine Bank stand. Ich setzte mich darauf und gewahrte alsbald eine ältere Dame, die zweimal an mir vorüberging und wieder nach mir zurückschielte. Wiederum kehrte sie um und kam dann bedächtig auf mich zu.

„Haben Sie schon Ihr Billet, guter Freund?“ hub sie zögernd an.

Ich verstand sie nicht gleich. Sollte ich ein Billet lösen für den Platz, auf dem ich saß? Nein, diese Bank war frei und eine Person, die Zahlung für Stühle im Park erhebt, konnte mich doch unmöglich mit „guter Freund“ anreden. Die Dame war einfach, fast dürftig, doch durchaus anständig gekleidet. Ein freundliches Lächeln spielte um ihren Mund und in ihrem Auge lag etwas so Wohlwollendes, ja Fürsorgliches, daß ich ihr wegen der freundschaftlichen Anrede nicht gram sein konnte.

„Wenn jemand eine Reise unternimmt,“ fuhr meine „Freundin“ fort, „so versieht er sich mit allem was nötig, mit Proviant, daß ihn nicht hungere —“

Ich dachte an meine Reise, die ich heute gemacht und gab ihr im stillen recht. Aber mit Schrecken durchfuhr mich der Gedanke: Blickte mir der Hunger denn bereits so sprechend aus dem Antlitz! Wollte die Alte mir zu einer Speisung verhelfen! — Ihr Billet — sie sprach so fürsorglich — war es am Ende gar ein Billet für eine besondere Garküche! — Unmöglich! —

„Er nimmt sich ein Billet,“ sprach die Alte jetzt im Predigerton weiter, „damit ihn der Schaffner nicht zurückweise. Sind Sie, guter christlicher Freund, sind Sie vorbereitet — haben Sie Ihr Billet für die große Reise, die Sie vorhaben — Sie müssen Sie machen — früher oder später — die Reise ins Jenseits!“ —

Damit drückte sie mir ein Traktätchen in die Hand, auf dem die Ueberschrift lautete, wie ihre Anrede es gethan: „Have you got your ticket?“

In aller Artigkeit wollte ich meine Freundin eben auf ihre ungewünschte Zudringlichkeit aufmerksam machen. Aber lohnte es sich denn mit solcherart Fanatikern sich überhaupt in eine Unterredung einzulassen? In diesem Augenblick wollte ich jedenfalls nicht die Zeit verlieren. Ohne ein Wort zu erwidern rannte ich eilends davon. Denn eben schlug es sechs.

Schloß Nauders.

Wer von Landeck aus, welches jetzt mit der Arlbergbahn so leicht zu erreichen ist, den Weg durch das Oberinnthal ins Vintschgau und zum Stilfser-Joch oder in das Unterengadin nimmt, der berührt das große Tirolerdorf Nauders, das außer seiner malerischen Lage allerdings wenig Sehenswertes hat. Der volkreiche Ort ist im März 1880 durch eine große Feuersbrunst zum größten Teil zerstört worden, aber reinlich und stattlich aus seinen Trümmern wieder erstanden. Bedeutung hat es für den Touristen insofern, als es die Wegscheid bildet zwischen den Straßen über die Reschenscheideck nach Mals und Glurns einer- und über Martinsbruck und Remüs anderseits nach Tarasp und dem übrigen Unterengadin. Aber uninteressant ist darum Nauders nicht, denn wem es beschieden ist, dort zu übernachten oder einige Stunden auf Beförderung in der einen oder anderen Richtung zu warten, der thut wohl daran, zu dem hochgelegenen Kirchhof aufzusteigen, von wo man einen überraschend schönen Blick auf den Ortler genießt, oder zum nahe gelegenen Schloß Nauders (oder Naudersberg) gehen, welches der Sitz des Bezirksgerichts ist und dessen malerische Lage, schon von Hunderten von Landschaftsmalern als Motiv benützt, in seiner Art kaum seinesgleichen im westlichen Tirol hat und auch eine nicht uninteressante Geschichte besitzt.

Der gestirnte Himmel im Juli.

Um die Mitte dieses Monats glänzt Wega in der Leier nahe dem Scheitelpunkte und in klarer dunkler Nacht erkennt man, wie die Milchstraße sich gleich einem ungeheuren, mild leuchtenden Bogen etwas östlich vom Scheitelpunkte von Norden gegen Süden über den ganzen Himmel erstreckt. Im Osten kommt das Sternbild des Wassermannes allmählich über den Horizont herauf, ebenso im Nordosten der Pegasus und Andromeda. Man findet die letztere leicht auf, wenn man eine Linie vom Nordpol des Himmels über die Kassiopeia gezogen denkt und diese Linie gegen den Nordostpunkt des Horizonts hin verlängert. Im Westen ist das Sternbild der Jungfrau im Untergehen und der große Bär neigt sich immer tiefer.

Am 6. erstes Viertel, am 10. Mond in Erdnähe, am 12. Vollmond, am 19. letztes Viertel, am 24. Mond in Erdferne, am 28. Neumond.

Merkur bleibt in diesem Monate unsichtbar. Venus ist Morgenstern und glänzt zwei Stunden nach Mitternacht am Osthimmel. Mars ist unsichtbar. Jupiter kann fast die ganze Nacht hindurch gesehen werden, doch steht er sehr tief am Südhimmel. Saturn nähert sich immer mehr der Sonne und wird unsichtbar. Am 12. tritt eine teilweise Mondfinsternis ein, die in Europa, Süd-Asien, Afrika und Australien gesehen werden kann. Der Mond wird etwa bis zur Hälfte seiner Scheibe von oben her in den Erdschatten eintauchen. In Berlin beginnt die Finsternis um 8 Uhr 57 Min. und endigt 10 Uhr 58 Min. abends.

6. Kongreß des Deutschen Schachbundes zu Breslau 1889 (14. bis 25. Juli).

Spezialbestimmungen für sämtliche Turniere.

Vorbemerkung. Für sämtliche Wettkämpfe ist die Meisterturnier-Ordnung (Modifikation der §§ 1 und 7 nach Beschluß des Frankfurter Kongresses) maßgebend.

A. Meisterturnier. Jeder Teilnehmer hat mit jedem andern eine Partie zu spielen. Einsatz 25 M., sowie Erlegung einer Spielkaution von 25 M., welche nach Beendigung aller Partien zurückgezahlt wird. 1. Preis 1000 M. (Preis des Deutschen Schachbundes), 2. Preis 700 M., 3. Preis 500 M., 4. Preis 300 M., 5. Preis 150 M. Die Normierung weiterer Preise bleibt vorbehalten. Leiter des Meisterturniers: Herr Generalsekretär Zwanzig.

B. Hauptturnier. Die Teilnehmer werden in Gruppen ausgelost, innerhalb deren jeder mit jedem eine Partie zu spielen hat. Die Sieger in den Gruppen haben in gleicher Weise um die Preise zu stechen. Einsatz 10 M. 1. Preis 300 M., 2. Preis 150 M., 3. Preis 125 M., 4. Preis 100 M. Weitere Preise vorbehalten.

C. Erstes Nebenturnier. Spielweise in Gängen oder Gruppen. Einsatz 3 M. 1. Preis 50 M., 2. Preis 30 M., 3. Preis 20 M., 4. Preis Schachwerke oder Utensilien.

D. Zweites Nebenturnier. Spielweise wie ad C. Einsatz 2 M. 1. Preis 30 M., 2., 3. und 4. Preis Schachwerke oder Utensilien.

E. Lösungsturnier. Es kommen hierbei zwei noch nicht veröffentlichte Probleme, ein Vier- und ein Dreizüger, zur Vorlage. Den Preisbewerbern ist nur die Wahl eines der beiden Probleme zur Lösung gestattet. Für die vollständige und korrekte Lösung der vierzügigen Aufgabe, welche innerhalb $2\frac{1}{2}$ Stunden erfolgt ist und zuerst schriftlich abgegeben wird, ist ein Preis von 20 M. ausgesetzt. Für die Lösung des Dreizügers binnen $1\frac{1}{2}$ Stunden bei gleichen Modalitäten ein Preis von 10 M. Kein Einsatz.

F. Problemturnier. Das Programm für das Problemturnier ist zur Veröffentlichung gelangt. Die Preise sind wie folgt festgesetzt: für die 1. Abteilung (Vierzüger) 100, 80 und 60 M.; für die 2. Abteilung (Dreizüger) 80, 60 und 40 M. Außerdem wird die beste Gesamtleistung mit einem von Hrn. Prof. Berger in Graz gestifteten Ehrenpreise von 100 M. prämiiert. Weitere Preise sind vorbehalten.

G. Freie Turniere. Für die Teilnehmer an dem Hauptturnier und den beiden Nebenturnieren, welche keine Preise errungen haben, bleiben solche vorbehalten.

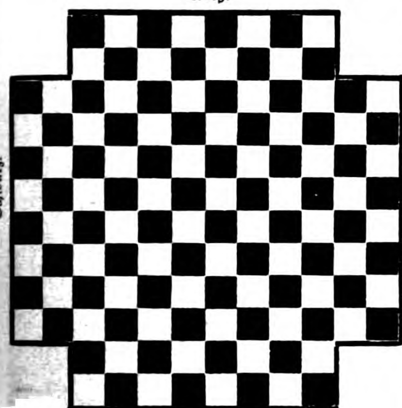
H. Beratungspartien. Für diese Partien bleibt die Preisbestimmung ebenfalls vorbehalten. Spielzeit: 15 Züge in der Stunde.

I. Schlußbemerkung. Die Sieger im Meister-, Haupt- und Problemturnier erhalten außer den bestimmten Preisen noch Ehrendiplome.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Das Viererschach.

Weiß.



Weiß.

Dieses erweiterte Schachspiel (der Erfinder ist dem Einsender unbekannt) ist sehr wenig verbreitet und doch für vier Schachspieler sehr unterhaltend. Wenn auch vielleicht manche Feinheiten des Zweierschaches verloren gehen, so ergeben sich anderseits durch das Gegeneinanderspiel doppelter Parteien Kombinationen, die das Viererschach höchst interessant machen.

Das Viererschach benötigt ein erweitertes Schachbrett, da mit zwei vollständigen Spielen gespielt wird. Zu diesem Zwecke wird an jeder Seite des gewöhnlichen Schachbrettes eine doppelte Reihe von je 8 Feldern angesetzt, auf welche die Figuren zu stehen kommen, und zwar die beiden weißen Parteien einander gegenüber, und ebenso die beiden schwarzen, so daß also der eigentliche Raum des gewöhnlichen Zweierschachbrettes freibleibt.

Es werden nun die vier Plätze ausgelost; Weiß spielt mit Weiß gegen die beiden Gegner mit Schwarz. Die Züge sind genau ebenso zu machen, wie beim einfachen Schach; die Hauptsache ist, auch die Züge des Partners zu beobachten, bezw. zu unterstützen. Doch ist unbedingtes Stillschweigen zwischen den Spielern, insbesondere zwischen den Partnern notwendig, wodurch der Reiz des Spieles bedeutend erhöht wird.

Jede Partei Weiß kann jede Partei Schwarz angreifen und umgekehrt. Ist eine Partei mattgesetzt, so dürfen derselben keine Figuren mehr genommen werden. Die mattgesetzte Partei ist nur insofern noch passiv thätig, als ihre Figuren noch die Figuren ihres Partners schützen. Der Feind jedoch kann, ohne geschlagen zu werden, seine Figuren an einen Platz setzen, der von einer der mattgesetzten Partei gehörigen Figur bestrichen ist.

Der erste Zug wird ausgelost. Die weiteren erfolgen unter den Spielern von rechts nach links gehend, abwechselnd Schwarz und Weiß. Auch Schachbieten ändert nichts in dieser Reihenfolge.

Ein Hauptreiz des Spieles ist, den mattgesetzten Partner wieder frei zu machen, indem man die ihn mattsetzenden Figuren anzugreifen sucht.

Das Wiedererobern von Figuren durch Bauern auf der gegenüberliegenden letzten Reihe ist beim Viererschach nicht thunlich.

Das Spiel ist zu Ende, wenn die beiden weißen oder die beiden schwarzen Parteien mattgesetzt sind. Unbedingt notwendig ist, daß sich die beiden vollständigen Spiele entweder durch Form oder Farbe voneinander unterscheiden.

Charade.

Ich bin nichts Ganzes;
Vereint jedoch mit dem,
Was zwei stets eint,
Erzähl' ich von Getrenntem.

Quadraträtsel.

er	er	ver	ber	haft
ren	ren	be	ge	se
schwo	lo	(lu	nun	keit
na)	a	war	du	die
lie	lig	ist	ihm	ne

Die Silben in den Feldern des obigen Quadrats ergeben, richtig geordnet, eine bekannte Stelle aus dem Text von Verdis „Troubadour".

Dechiffrieraufgabe.

nnsetsisua. nehcamhcilreselnuehcepedeidhcru dreihdnunetlahebiebnegnutuedebnehcilgniurpsrue rhirebanessalrevztalpnehcilriutannerhinebatshcrbe idow, eppurgnetiewzrednetfirhcsmiehegneduztreo hegmmargotpyrkseseid.

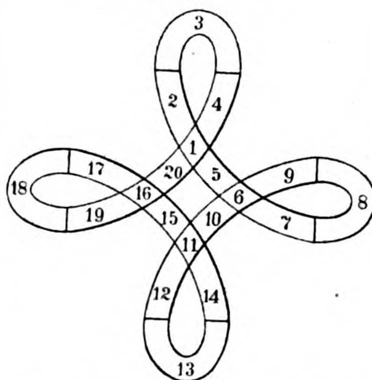
Vorbereitung.

n = $\overline{18}$ mal; a = $\overline{9}$ mal; r = 16 mal; p = $\overline{5}$ mal; f = 1 mal.
s = $\overline{10}$ „ m = $\overline{3}$ „ d = 9 „ v = 1 „ y = 1 „
e = 37 „ h = 14 „ t = 9 „ z = 3 „ k = 1 „
i = 16 „ c = 8 „ b = 6 „ o = 3 „
u = 12 „ l = 7 „ g = 6 „ w = 2 „

Die Striche ober den Zahlen bezeichnen die Verdoppelungen.

Die hier ausgewiesene Frequenz der Chiffres zeigt dem Dechiffreur, mit welcher Art von Geheimschrift er sich zu beschäftigen hat.

Wortkettenrätsel.



In jedes Feld der obigen Figur ist an die Stelle der eingetragenen Zahl eine Silbe zu setzen. Dadurch entstehen zwölf dreisilbige Wörter, bei denen immer die Endsilbe des vorangehenden Wortes dieselbe ist wie die Anfangssilbe des nachfolgenden. Die Endsilbe des letzten Wortes ist zugleich die Anfangssilbe des ersten, so daß eine geschlossene Wortkette entsteht. Die einzelnen Wörter sind: 1) 1, 2, 3 ein Wohlgeruch, 2) 3, 4, 1 ein Frauenname, 3) 1, 5, 6 eine als Arzneimittel gebrauchte Pflanze, 4) 6, 7, 8 eine Person aus Schillers Don Carlos, 5) 8, 9, 6 eine Gartenblume, 6) 6, 10, 11 eine Waldblume, 7) 11, 12, 13 eine aus dem Kriege Hannibals bekannte Stadt in Unteritalien, 8) 13, 14, 11 ein Erdteil, 9) 11, 15, 16 ein beliebtes Getränke, 10) 16, 17, 18 eine Stadt in Portugal, 11) 18, 19, 16 eine Stadt in Japan, 12) 16, 20, 1 eine altrömische Stadt in Italien.

Rebus.



Auflösungen zu Heft 10, S. 853—855.

Rebus: Schneeflocken.

Rätsel: Verliebt, verlebt, verlobt.

Homonym: Trauen.

Rätsel: Aussichtsturm.

Silbenrätsel: 1. Hellespont, 2. Spiegelteleskop, 3. Tokio, 4. Epirus, 5. Pruntrut, 6. Hostalkov, 7. Alicante, 8. Neckar, 9. Wittenberge, 10. Egeri(-See), 11. Lissabon. H. Stephan — Weltpostverein.

Diamant-Rätsel:

```
        M
      L E O
    H A Y D N
  E U T E R P E
M E Y E R B E E R
  S E R B I E N
    B R E S T
      L E U
        R
```

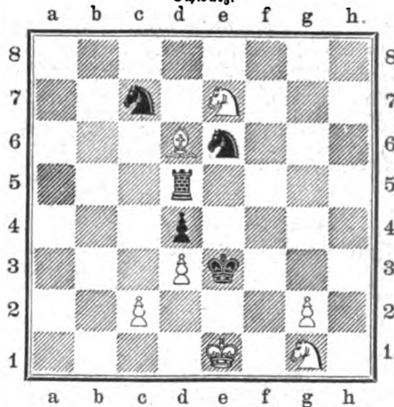
Zweisilbige Charade: Freundschaft.

Geographische Kombinations-Aufgabe: „Hauptmann Wißmann". Potsdam — Havel, Bayonne — Adour, Prenzlau — Ucker, Königsberg — Pregel, Lissabon — Tajo, Baireuth — Main, Florenz — Arno, Marienburg — Nogat, Kreuznach — Nahe, Astrachan — Wolga, München — Isar, Rouen — Seine, Amiens — Somme, Trier — Mosel, Verden — Aller, Görlitz — Neiße, Petersburg — Newa. **Rätsel:** Steinbach.

Schachaufgabe Nr. 61.

Von Adolf Steif in München.

Schwarz.



Weiß.

(7 + 5 = 12.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen LIII.

Von Professor B. Kästner in Coburg.

Weiß: Ke7. La5. Se5, g3. Bc4, e2.
Schwarz: Kc5. Be3, g4, g5, g6.

Weiß zieht an und setzt in vier Zügen matt.

Lösung von Nr. 60.

1. Kg4 — g5 Ke5 — d4
2. Ld8 — c7 Kd4 — c5, c3, e4
3. Sf4 — e6, Lc7 — e5 oder b6 ≠.

1. .... Ke5 — d6
2. Tb2 — b4 Kd6 — c5, e5
3. Ld8 — e7 oder c7 ≠.

Lösung von Nr. LII.

1. Dc1 — c7 Ld8 — c7:
2. Te1 — h1 beliebig
3. Th1 — h8 ≠.

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 57 wurde gelöst von Dr. Friedrich in Berlin, Paul Renner in Leipzig. Nr. 58 von Dr. Waltz in Heidelberg, Paul Renner in Leipzig.

Schachlitteratur.

„Aufstellung von n Königinnen auf einem Schachbrett von n² Feldern derart, daß keine von einer andern geschlagen werden kann; von n = 4 bis n = 10." Von Dr. August Pein, Oberlehrer. So betitelt sich eine sorgfältig ausgearbeitete Broschüre in Quartformat, welche als Beilage zu dem Jahresbericht über das Schuljahr 1888/89 der städtischen Realschule zu Bochum erschienen ist und das in den Schachkreisen und auch sonst wohlbekannte Thema von Schachköniginnen behandelt, die auf dem Schachbrett aufgestellt werden sollen, ohne daß irgend eine derselben eine andere schlagen kann. Die mit vielen Tabellen und Beweis- und Beispielsdiagrammen ausgestattete, fünf Bogen starke Schrift ist in der Weise des berühmten italienischen Rösselsprungwerkes von Volpicelli abgefaßt und beschäftigt sich in 26 Paragraphen, 7 Figurentafeln und 15 Tabellen eingehend mit der Ausführung des gedachten Problems auf Schachbrettern von 16 bis 100 Feldern, indem es gleichzeitig die bereits früher veröffentlichten hier in Betracht kommenden Arbeiten von Dr. Nauck, von C. F. Gauß, H. C. Schumacher, Natanis, Dr. Siegmund Günther, J. W. L. Glaisher in Cambridge, Lucas und de la Noë würdigender Berücksichtigung unterzieht. Schachspieler interessiert vorzugsweise das Schachbrett von 64 Feldern, während kleinere und größere von 25 bis 100 Feldern für den Mathematiker vielleicht auch in Berücksichtigung zu ziehen sind. Der Fleiß und die Genauigkeit, welche Dr. Pein auf seine Arbeit verwendet hat, verdienen alle Anerkennung und haben im Verein mit Umsicht und Uebersichtlichkeit der Anordnung das Werkchen zu einem schätzenswerten Beitrag zum mathematischen Teil der Schachlitteratur gestaltet. Daß Dr. Pein nicht die Weise der Notation unseres 64feldrigen Schachbrettes (von a bis h und 1 bis 8) in Anwendung gebracht hat, sondern von 8 bis 1 (also a bis h und nun von Schwarz, von oben aus nach Weiß zu, 1 bis 8), beziehentlich von a bis k und 10 bis 1 (anstatt 1 bis 10) aufzeichnet, finden wir zwar verwunderlich, aber unwesentlich hinsichtlich des sonstigen Wertes der Schrift.

Auflösung der Skataufgabe Nr. 38.

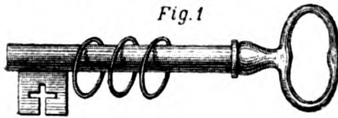
B hat einen der beiden ersten Buben, z. B. den Pique-Buben, außerdem Carreau-Bube, Treff-7, Carreau-Aß, Carreau-10, Carreau-König, Carreau-9, Carreau-7, Coeur-Aß, Coeur-10. — C hat Treff-Bube, Pique-Aß, Pique-10, Pique-König, Pique-Dame, Pique-9, Pique-8, Coeur-König, Coeur-Dame Coeur-7. — Im Skat liegen Coeur-9, Coeur-8. — Erster Stich: Treff-8, Treff-7, Treff-Bube Zweiter Stich: Pique-8, Pique-7, Pique-Bube. Dritter Stich: Carreau-Bube, Pique-Aß, Coeur-Bube. — A hat nun Rest und erhält im ganzen 116 Points.

Der Zauberschlüssel.

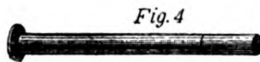
Von

Alexander.

Es bringt jemand einen Schlüssel von gewöhnlicher Größe zum Vorschein, auf dem, zwischen Bart und Griff, sich mehrere kleine Ringe befinden (Fig. 1), und stellt die Aufgabe, dieselben von dem Schlüssel herunterzubringen. Nachdem dies von mehreren Seiten vergeblich versucht wurde, bringt der Eigentümer den Schlüssel mit den Ringen unter den Tisch oder einen Hut und macht die Ringe in einem Augenblicke frei.







Das Geheimnis beruht auf einer besonderen Einrichtung des Schlüssels. Derselbe besteht aus zwei Teilen, dem Griff mit einem Ansatze (Fig. 2a) und dem unteren Ende mit Bart b. Letzterer Teil ist gleichmäßig hohl und hat an der Oeffnung c eine feste, 2 mm starke Scheibe (Fig. 3) eingelötet. In dieser Scheibe befindet sich eine viereckige, kleine Oeffnung, wie Figura zeigt, in welche eine Doppelfeder, die sich (Fig. 2) an dem Griffe a bei d befindet, genau paßt, und zwar in der Weise, daß, wenn der Griff mit der Feder vollständig eingedrückt ist, die Seitenteile der Feder hinter den Vorsprung springen und den Griff festhalten, so daß der Schlüssel wie aus einem Stücke bestehend erscheint. Um nun denselben zu öffnen, bedarf man eines kleinen eisernen Röhrchens (Fig. 4), oder eines Stäbchens, welches als Röhrchen endet und die Länge des hohlen Schlüsselteiles hat. Schiebt man denselben unbemerkt in den Schlüssel fest hinein, so erfaßt es die Feder, drückt diese etwas zusammen und macht den Griff frei, so daß die Ringe mit Leichtigkeit entweder abgenommen oder darauf geschoben werden können.

Will man einen besonderen Effekt erzielen, so hat man sich noch mit einem zweiten, ganz ähnlichen, aus einem Stücke bestehenden Schlüssel zu versehen, den man den Zuschauern vorher zu genauer Untersuchung übergibt und den man mit dem anderen zu verwechseln hat, was besonders dann leicht ist, wenn man sich zur Ausführung des Kunststückes einige Ringe von den Zuschauern borgt, um diese auf den Schlüssel zu bringen.

Vermag man dies in geschickter Weise mit offener Hand, ohne dieselbe zu verdecken, fertigzubringen, wozu natürlich einige Uebung gehört, so gewinnt dadurch das Kunststück erheblich.

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Pröpper.

Juli.

Champignonsschnitten. Man dämpfe etwa zwanzig Stück kleine Champignons mit etwas Zitronensaft, wiege sie ganz fein und verrühre sie mit 150 g sehr frischer Butter, streiche sie durch ein Sieb und dann auf heiß geröstete Weißbrotschnitten, welche man auf einer mit Petersilie bekränzten Schale, als Hors-d'oeuvre serviert.

Fadensuppe. Man lege in die Terrine 60 g in gesalzenem Wasser abgekochte und in Würfel geschnittene Makkaroni, bestreue sie mit Parmesankäse, schlage ein Ei darauf und gieße schnell heiße Bouillon, in der man etwas Tapioka verkocht hat, darüber, und Ei und Käse werden dann Fäden bilden. Statt Makkaroni kann man auch Suppenspargel nehmen.

Gulasch à la Jardinière. Man schneide saftiges Rindfleisch, am besten vom Filet, Hammelfleisch und junges, nicht fettes Schweinefleisch, von jedem $1/4$ kg, in Stücke und zerschneide auch Sellerie, Petersilienwurzel, Breitlauch (Porree), Zwiebel und Möhre, gebe in einen Topf eine Lage Rindermark und darüber eine Lage von dem Rindfleisch, dann Salz, etwas Paprika und von den obengenannten Ingredienzien und eine Lage von zu Würfeln geschnittenen Kartoffeln; nun kommt eine Lage von Hammelfleisch, wie die von Rindfleisch belegt, und hierauf eine von Schweinefleisch, ebenfalls mit Belag, wieder Rindfleisch und so weiter und oben darauf stets Kartoffeln, jedoch weder davon noch von den anderen Zuthaten zu viel, denn das Fleisch muß gut vorherrschen. Der Topf wird jetzt gut zugedeckt und das sehr kräftige und wohlschmeckende Gericht auf mäßigem Feuer, damit es, bei gänzlichem Mangel an Flüssigkeit, nicht anbrenne, gargekocht und in dem Topfe, den man mit einer Serviette umstecken kann, aufgetragen.

Gefüllter Blumenkohl. Man nehme $1/2$ kg rohes Kalbfleisch, 60 g Nierenfett oder Rindsmark, einen Theelöffel Petersilie, einen Eßlöffel Zwiebel, beides fein geschnitten, und ein in Milch geweichtes und wieder ausgedrücktes, abgerindetes Weißbrötchen, stoße dies alles im Mörser fein und rühre es mit Salz, Muskatnuß und drei Eiern an. Habe nun schöne in gesalzenem Wasser abgekochte und erkaltete Blumenkohlrosen, belege eine Auflaufform mit einem stark gebutterten Bogen Papier und gebe querfingerhoch von der Farce hinein, stelle den Blumenkohl, die Stiele nach oben, dicht zusammen darauf, verteile die übrige Farce dazwischen, lege wieder ein gebuttertes Papier darüber und lasse eine halbe Stunde im Ofen (Röhre) backen, entferne dann das Papier, stürze den Blumenkohl und umgebe ihn mit einem Kranze von 1 cm dick geschnittener, ziemlich ausgezackter Pökelzunge.

Hohlpastete mit Eierfrikassee. Man schneide aus kleinfingerdick ausgerolltem Blätterteig eine runde Platte und lege sie über mehrere gut mit Butter bestrichene Papierbögen auf ein Backblech und in die Mitte ein ausgehöhltes Milchbrötchen, welches man in Speckscheiben und Papier einhüllt, den Rand der Platte mit verklopftem Ei bestreicht und über das Ganze eine zweite, etwas dünner ausgerollte Platte breitet, rund herum andrückt und das Ueberstehende abschneidet, die Pastete mit kleinen Zierraten aus Teig belegt, mit Ei überpinselt und zu schöner Farbe ausbackt. Nun schneidet man vorsichtig oben einen Deckel ab, nimmt Brötchen, Speck und Papier heraus, hebt die Pastete auf eine Schüssel und füllt sie mit dem Frikassee, legt den Deckel darüber und serviert womöglich gleich, doch kann die ungefüllte Pastete auch aufgewärmt werden, ist jedoch frisch aus dem Ofen am besten.

Fig.3

Zu dem **Eierfrikassee** koche man ein Dutzend Eier hart und schneide sie in nicht zu dünne Scheiben, bereite dann eine **Beschamelle** (s. Mai), jedoch nur mit Rahm, füge noch zwei Eßlöffel blanschierte und fein gehackte Petersilie hinzu und mische die Eierscheiben vorsichtig, daß sie möglichst ganz bleiben, darunter.

Natürlich kann man die Hohlpastete auch mit jedem anderen feinen Ragout füllen oder, wenn man sie kalt geben wollte, mit Creme, Rahmschnee, Kompott und dergleichen mehr.

Truthahn auf amerikanische Art. Man reibe das Innere gut mit Pfeffer und Salz ein und fülle ihn mit nachstehender Farce, brate ihn mit reichlich Butter und bei fleißigem Begießen im Backofen (Röhre) und serviere mit eingemachten Preißelbeeren.

Zur **Farce** nehme man einen Suppenteller voll abgerindetes, in Wasser geweichtes und fest ausgedrücktes Weißbrot, eine große Tasse voll Austern, frisch oder eingelegt, ohne Wasser oder Brühe, Pfeffer, Salz und drei Eier, oder sollte man über Austern nicht verfügen, so setze man, wie auch in Amerika häufig geschieht, an deren Stelle Schweinefleisch und Herz und Leber des Truthahns, alles fein gehackt.

Johannisbeertorte. Man rolle einen mürben Teig (180 g Mehl, 125 g Butter, 60 g Butter, ein Ei) nicht zu dünn aus und schneide ihn zu einer runden Platte, die man mit etwas gestoßenem Zwieback bestreut und mit $5/8$ kg roten Johannisbeeren so belegt, daß ein zwei Querfinger breiter, leerer Rand bleibt, streue reichlich feingestoßenen Zucker über die Beeren und schlage den Rand herauf, bestreiche ihn mit Ei und backe bei mittler Hitze.

Neues für unsere Hausfrauen.

Vernickelte Spargelplatte (Fig. 1). Ein neues, nach Christoflemodell gearbeitetes Gestell, auf welchem der Spargel serviert wird und das infolge seiner eigenartigen Form die sonst übliche, aber wenig geschmackvolle Serviette entbehrlich macht; das neue Spargelgestell ist von vernickeltem Metall hergestellt, hat an den Längsseiten 4 nach oben gehende Stützen, um den Spargel, wenn er auf dem Apparat liegt, vor dem Herabrollen zu schützen; ferner ist die Platte, die zur Aufnahme des Spargels dient, der Breite nach durchlöchert, um das abtropfende, dem Spargel noch anhaftende Wasser durchlaufen zu lassen. Das Gestell wird auf eine beliebige vorhandene Schüssel gesetzt und mit Spargel gefüllt serviert. Preis 7,50 M. per Stück.

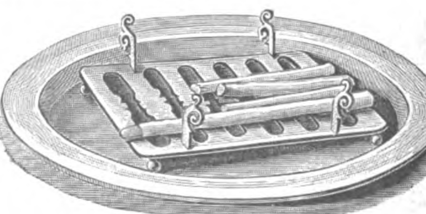


Fig. 1. Spargelplatte..

Bowlenei mit Kettchen (Fig. 2). Die Zeit der verschiedensten Bowlen, unter denen in der Jetztzeit die Maibowle eine Hauptrolle spielt, ist wieder herangerückt, und so dürfte es von Interesse sein, ein neues Bowlenei kennen zu lernen, das den Zweck hat, zur Aufnahme der Maikräuter zu dienen; es fällt durch die Benutzung dieses Bowleneis die Unbehaglichkeit, Maikräuter mit in das Glas zu füllen, gänzlich fort, man thut diese eben in das Ei, läßt das letztere je nach Geschmack längere oder kürzere Zeit in der Bowle liegen und hebt es dann an der daran befindlichen Kette wieder heraus. Das neue Bowlenei ist von vernickeltem Metall gefertigt, also durchaus appetitlich, und wird in zwei Größen geliefert, in einem Durchmesser von $7\frac{1}{2}$ und 10 cm, und kostet 1,50 resp. 3 M.



Fig. 2. Bowlenei.

Einen ähnlichen Zweck hat ein neuer Bowlenlöffel von vernickeltem Metall; derselbe ist mit einem Klappdeckel, der oben durchlöchert ist, versehen und hindert beim Ausschöpfen aus dem Gefäß die Maikräuter, mit in den Löffel und demgemäß ins Glas zu kommen; man braucht also nur ohne aufzupassen die Bowle auszuschöpfen, die Kräuter bleiben von selbst zurück. Preis des neuen Bowlenlöffels 6,50 M.

Neue Radieschen- und Rettichschale (Fig. 3), eine geschmackvolle Menage, in welcher die Radieschen und jungen Rettiche zur Tafel kommen; Fuß und Oberteil, so wie der Bügel sind fein vernickelt, die mittlere Schale, welche zur Aufnahme der Radieschen dient, und der im Oberteil befindliche runde Becher, in welchen Salz oder Butter gethan wird, sind von Glas oder Porzellan, letzteres in blauer Zwiebelmuster- oder buntfarbiger Dekoration. Die ganze Menage ist zierlich gearbeitet und bildet auf der feinsten Tafel einen Schmuck. Preis mit Glasteilen 3,50 M., mit Porzellanteilen 4 M.

Butterdose mit Eisfüllung (Fig. 4). In der heißen Sommersaison ist es unbedingt erforderlich, die Butter auf Eis zu stellen, um sie fest zu erhalten, in ganz heißen Tagen zerläuft sie noch bei Tische, selbst wenn sie vorher auf Eis gestanden hat; auch diesem Uebelstande ist durch Anschaffung nebenstehend abgebildeter Butterdose abgeholfen, weil die dazugehörige vernickelte Glocke, wie aus der Durchschnittszeichnung ersichtlich, doppelwandig ist, um sie mit kleinen Eisstückchen oder Eiswasser füllen zu können. Der Ring oben wird abgeschraubt und dann das Eis in die Doppelwandung gefüllt, wodurch die Butter ganz fest bleibt. Der Teller, in welchen die Butter gethan wird, ist von Glas oder von Porzellan in blauer Zwiebelmusterdekoration und kostet die komplette Butterdose mit Glocke 5 M. —



Fig. 3. Radieschenschale.

Patentierte Reise-Kaffeemaschine mit Glas (Fig. 5). Sobald wir nur anfangen, an die Sommerreise zu denken, oder erst beginnen, Reisepläne zu schmieden, ist unsere nie ruhende Industrie stets bereit, neuen Bequemlichkeiten für unsere Ausflüge zu suchen, um uns die Entfernung vom häuslichen Herde nach Möglichkeit zu erleichtern. Ein alt aber sehr wahres Sprichwort sagt: „zu Hause schmeckt's am besten“; wir wissen sehr wohl, daß die auf Reisen in Hotels aufgetischten Speisen — seien sie auch noch so schmackhaft zubereitet — hinter der guten berühmten Hausmannskost weit zurückbleiben; es betrifft das eben Gesagte alles, was wir am Tage genießen, von dem ersten Frühstück — dem Kaffee — an gerechnet; ja gerade dieser ist es, der uns daran erinnert, daß wir von Hause entfernt sind. In allen Fällen wird es demnach ratsam sein, sich unterwegs den Kaffee selbst zu bereiten, und dürfte zu diesem Zwecke die nachstehend abgebildete neue patentierte Reisekaffeemaschine ein recht willkommener Reisegefährte sein. Dieselbe hat einen Gehalt von cirka $1/4$ l (zwei Tassen) und eignet sich deshalb vor allen Dingen für einzelne Personen, sowohl auf der Reise, als auch in Junggesellenwirtschaften 2c. Der Apparat ist von vernickeltem Metall elegant gearbeitet und kostet komplett 5 M.; die sämtlichen dazu gehörigen Teile werden miteinander gepackt, um auf Reisen Raum zu ersparen, und liegen in einer dazu gehörenden Pappschachtel. — Die Handhabung ist einfach, genau diejenige der schon lange bekannten und bewährten Umsturzmaschine; der im Innern befindliche Griff A wird an den Behälter E geschraubt, der letztere mit Wasser gefüllt, dann das Sieb B eingesetzt, auf dieses das Kaffeepulver geschüttet und das Sieb D darüber gesteckt; man zündet nun den in dem Rechaud E befindlichen Spiritus an, läßt das Wasser kochen, bis sich starke Dämpfe entwickeln, stülpt dann das Glas



Fig. 4. Botterdose.

auf die Maschine und dreht dieselbe um, so daß das Glas dadurch nach unten und der Maschinenkörper nach oben kommt; es läuft nun das Wasser durch das Kaffeepulver in das Glas hinein und der Kaffee ist fertig.

Bezugsquelle für sämtliche fünf Saisonneuheiten: Karl Hirsch & Comp., Berlin W., Leipziger Str. 114 (früher Leipziger Str. 2), Etablissement für Kücheneinrichtung.

Die Ernte zur See.

Neben dem Bergbau ist kein Gewerbe mit solchen Mühen und Gefahren fürs Leben verbunden als die Seefischerei. Von kleineren Unglücken ganz abgesehen, kommt es nicht selten vor, daß ganze Flotten von Fischerbooten in einem Sturm mit Mann und Maus untergehen. Denn die Fischerboote können nicht die See halten wie größere Schiffe. Hilfe von einer Rettungsstation aus kann ihnen auch nur gebracht werden, wenn sie sich näher an der Küste befinden, und dies ist nicht immer der Fall, denn die ergiebigste Fischerei ist auf hoher See zu suchen und die Fischerboote sind so klein, daß sie auf größere Entfernungen, insbesondere bei trübem, stürmischem Wetter, sehr schwer zu erkennen sind. Dazu ist die Ernte auch nicht immer ergiebig. Die Fischer sind daher auch meist arme Leute.

Trotz allen Gefahren und Mühen liebt aber der Fischer sein Gewerbe über alles, ja man kann sagen, daß es gerade diese Mühen und Gefahren sind, welche das Herz des Fischers an sein Gewerbe fesseln. Würde man einen Seefischer an einen Landsee versetzen oder ein sonstiges Binnengewässer, er würde sich sehr bald wieder zum Meere zurücksehnen und ohne Zweifel auch wieder dorthin zurückkehren, sobald es die Verhältnisse erlaubten.

„Kahn in Ruh“, bedeutet unser Bild (S. 1151). Auch ist der Fang reichlich ausgefallen und die Fischer schicken sich an, das Ergebnis auf kleinen Booten ans Land zu bringen. Auf mancherlei Art wird die Seefischerei betrieben. Im großen zerfällt sie in Strand- und Hochseefischerei. Bei der Strandfischerei ist die bequemste Art die mit Hilfe von Ebbe und Flut. Zur Ebbezeit werden an hohen, hufeisenförmig angeordneten Stangen Schleppnetze befestigt und auf dem Meeresboden ausgebreitet. Mit der Flut kommen stets eine Menge Fische und sonstiger Seetiere, wie Krebse, Hummern, Krabben nach den Ufern zu. Hat die Flut eine gewisse Höhe erreicht, so werden die Netze vorn am Eingang der Umzäunung emporgezogen, so daß die Fische u. s. w. nicht entrinnen können. Dann wird der Eintritt der Ebbe abgewartet und der Fang eingebracht. Eine andere Art Strandfischerei wird mittels des Grundschleppnetzes betrieben. „Dieses Netz hat eine große sackförmige Gestalt, dessen Oeffnung auf einen viereckigen eisernen Rahmen gespannt ist. Die untere Seite des Rahmens ist scharf oder gezahnt und schleppt sich wie ein Rechen über den Meeresboden hin. An diesem Bodenstück ist, wie an einem Rechen, eine Gabel befestigt, welche die Haltbarkeit der Vorrichtung erhöht. Von dem Punkt, wo die beiden Schenkel des Rechens zusammentreffen, geht außerdem noch eine eiserne Stange aus, die mit einem Ring am obern Leisten des Rahmens befestigt ist. Geschleppt wird das Netz durch das Schiff. Diese Art Fischerei ist oft ganz erziebig, denn die Fische sehen von dem Apparat nichts, da er den Meeresboden aufwühlt und das Wasser total getrübt ist.

Die Hochseefischerei, die meist auf Heringe, Schellfische, (Kabeljau, Dorsch rc.) ausgeübt wird, erfolgt mittels ungeheurer Schleppnetze, an denen zum Teil Angeln befestigt sind. Daß diese Fischerei große Geschicklichkeit erfordert und, abgesehen von den Gefahren, mit vieler Mühe verbunden ist, bedarf keines Beweises.

Von der Seefischerei leben im ganzen etwa zehn Millionen Menschen und es beläuft sich der jährliche Reinertrag auf etwa 800 Millionen Mark. Davon kommt der Löwenanteil mit 260 Millionen auf England. In zweiter Linie stehen die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 180 Millionen. Auf Kanada und Frankreich kommen je 75 Millionen. Norwegen erntet für 50 Millionen. In Deutschland übersteigt die Einfuhr vom Auslande den eigenen Ertrag. Es könnte also hier weit mehr geleistet werden.

Sch.

Zu Murets englischem Lexikon.

Die Langenscheidtsche Verlagshandlung (Professor G. Langenscheidt) in Berlin steht nunmehr endlich im Begriffe, das lang erwartete, bereits vor zwanzig Jahren von Professor Dr. Muret nach dem Vorbilde von Sachs-Villatte begonnene und jetzt im Manuskript vollendete „Encyklopädische Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache“ zu drucken. — Im Interesse der Sache wäre es erwünscht, wenn gedachter Verlagshandlung oder dem Autor (Berlin, N., Schönhauser Allee 184) noch vor Thoresschluß von Freunden und Kennern des Englischen alle jene Notizen zugängig gemacht würden, welche gelegentlich des Gebrauches irgend eines der bisher verfügbar gewesenen englisch-deutschen Wörterbücher etwa entstanden sind. Um ein lexikalisches Werk wie Muret der Vollkommenheit und Lückenlosigkeit thunlichst nahe zu bringen, sind die Erzeugnisse des Gebrauches, d. h. jene Wünsche bezw. Beiträge unentbehrlich und von besonderem Werte, zu welchen der lebendige Verkehr mit der Sprache und die Benutzung des Wörterbuches Veranlassung gaben.

Unsere Kunstbeilagen.

Sommerlust überall!

Du nahest, Ferienzeit, holde, beglückende, heiß ersehnte! Du lachst uns an aus blauem Himmel, du umrauschest uns im Dickicht des Waldes, du sprichst zu uns in murmelnden Bächen, wogenden Seen, brandenden Wellen. Du machst uns das Herz frei und leicht, du läßt uns die Trübsal vergessen, die der Winter gebracht, das Böse, was wir im Kampf mit dem Egoismus des Lebens erfahren mußten, und stärkst uns zu neuem Kampf. Sei gegrüßt! Auch bei der Wahl der Bilder, die dieses im Zeichen des Sommers stehende Heft enthält, hast du die Hand geführt und deinen Einfluß geltend gemacht. Führt nicht Max Schmidts Gemälde „Auf der Düne“ fernhin an den Strand der blauen See, wo die Luft würzig über das funkelnde Wasser streicht? Und die dort oben auf der Düne steht, eine Gattin vielleicht oder eine Braut, harrt des Theuren, der mit ihr die Freuden teilen soll. — J. Schoyerer geleitet den Beschauer in die Schweiz, zu Füßen der Jungfrau, die in majestätischer Größe und schneeiger Weiße aufragt zum Ewigen, selbst ein Bild des Ewigen. — Wer aber einzieht in die bayrischen oder tiroler Alpen, dem wünschen wir, daß ihm so ein gar herziges Roserl das „Bfüat Gott“ zuruft, wie es Meister Defregger als Modell gesessen hat. — An Landfrieden und abgeschiedene dörfliche Szenerie erinnern schließlich auch H. Zügels „Schafe im Stall“, die der Städter fast nur noch auf dem Lande anzutreffen gewohnt ist.

Die Venus von Milo.

Die Kenntnisse der alten griechischen Bildhauer von den anatomischen Verhältnissen des menschlichen Körpers sind zweifellos ganz bedeutende gewesen, gerade so wie die großen Meister Michelangolo, Lionardo da Vinci und andere auf diesem Gebiete die eingehendsten Studien gemacht haben. In jüngster Zeit hat nun Hr. Professor Dr. Karl Hasse, Direktor des anatomischen Institutes der Breslauer Universität, eine äußerst interessante Arbeit zur Anatomie der Venus von Milo veröffentlicht. Er fand aus Messungen und Photographien, daß bei diesem berühmten Kunstwerk des Altertums die rechte und die linke Gesichtshälfte nicht die gleichen Maße zeigen. Der unterhalb der Nase gelegene Gesichtsabschnitt des Bildwerkes, Mund, Lippen und Kinn, ist zwar streng regelmäßig, der ganze oberhalb dieser Grenze gelegene Kopfteil aber ist unregelmäßig; das linke Ohr höher als das rechte; die linke Schädelhälfte ist breiter als die rechte; außerdem aber erscheint eine bemerkenswerte Unregelmäßigkeit der für den seelischen Ausdruck so wichtigen Augengegend; die linke Seite steht höher als die rechte; außerdem ist jene der Medianebene mehr genährt als diese. Professor Hasse, überzeugt, daß die Venus von Milo streng nach einem vollendeten Modelle anatomisch richtig gearbeitet sei, ging nun daran, bei regelmäßig und kräftig gebildeten Männern und Frauen die beiden Gesichtshälften genau auszumessen und die gefundenen Maße miteinander zu vergleichen. Dabei ergab sich, daß beim Menschen in Wirklichkeit beide Gesichtshälften gemeinhin nicht regelmäßig sind, sondern gerade in dem Sinne unregelmäßig, wie es an der Venus von Milo dargestellt ist. „Es erweckt — sagt Hasse — Erstaunen, wenn man sieht, mit welcher Genauigkeit, ihm selber unbewußt, ein vollendeter Meister der Natur nacharbeitet.“

Dame Mode in der Pariser Weltausstellung.

Zum großen Weltturnier, das Industrie und Kunst jetzt auf dem Marsfelde ausfechten, hat sich auch eine kühne, dem Fortschritt huldigende Streiterin eingefunden, Dame Mode; kundigen Blicks überfliegt sie all das, was ihr ihre Getreuen aus Ost und West, aus Nord und Süd, aus den afrikanischen Kolonien und aus Amerikas fernen Kulturstaaten gesendet. Alles zeugt von Geschmack und Kunst und scheint des Interesses würdig, das die Millionen Ausstellungsbesucher all den Erzeugnissen entgegenbringen, die von echtem Fortschritt Kunde geben. „Wollt ihr aber das Schönste des Schönen in Augenschein nehmen,“ flüstert sie uns zu, „so begleitet mich nach dem Dome central! Da haben meine lieben Pariser ihre Kunstschätze ausgestellt, da staunt und sehet, was und wie man bei uns schafft!“ Gern folgen wir diesem Lockruf; übt doch alles, was „Pariser Mode“ heißt, einen eigenartigen Reiz auf uns aus. — Wie ist die echte von feinem Geschmack durchgeistigte Pariser Mode so grundverschieden von all dem, was man bei uns als solche anzupreisen pflegt. Sie weiß nichts von auffallenden Formen und schreienden Farben, nichts von bunten Besätzen und unvermittelt auftretenden Uebergängen; ihre Wirkung beruht im Ebenmaß, in der Harmonie; all das dem ästhetischen Gefühl Fremde widerstrebt ihr; ihr Ideal ist die Kunst, ihr Streben zur Verschönerung des äußeren Menschen, seines Home, seiner Lebensgestaltung beizutragen. Können wir einer so liebenswürdigen Helferin, selbst wenn sie da und dort ob gewisser Launen verlästert wird, gram sein? Wohl kaum. Vertrauen wir uns getrost ihrer Führung! Und wohin leitet sie uns jetzt, da wir den Prachtbau betreten, in dem die Stadt Paris ihren Industriellen ein Rendezvous gegeben? Zu jenem von Menschen belagerten Pavillon links? Unmöglich da durchzudringen. „Nichts ist unmöglich!“ sagt sie weise lächelnd. Und die Menge zerteilt sich. Unser Blick streift einen Glaspavillon, in dem die Typen des Jahres 1889, von Redferns Meisterhand geschaffen, ausgestellt sind. Redfern ist jetzt für Paris und damit für die Welt der Mode tonangebend. Seine Schöpfungen wandern nach aller Herren Länder und werden mit Gold aufgewogen. Da eine kostbare weiße Tuchrobe, mit Palmen in Gold durchstickt, dort ein blaues Tuchkleid mit prachtvoll in Silber gestickter Bordüre, eine grüne Samttoilette mit Devant von reseda Seide, das reich mit Smaragdperlen gestickt ist, — ein Costume Louis seize aus taubengrauem Tuch mit Revers von creme Samt, die mit hellblauen Kunststickereien geziert sind, — Jackets mit dreifachem Kutscherkragen von rotem oder blauem Samt, — Faltenmäntel mit langen Polenärmeln, Redingots aus Monopol mit breiten Moireeaufschlägen und was der Neuheiten mehr, die bei den den Pavillon Umstehenden ungeteilte Bewunderung hervorrufen. — Das sind gar oft Zusammenstellungen, von denen wir uns daheim nichts träumen ließen; doch weiter! Nebenan ein Pavillon, in dem Toiletten ausgestellt sind, die man heute auf dem Ball der Madame Carnot tragen wird; eine Robe aus rosa Crêpe de Chine mit weißem Devant, auf dem Rosen und Epheuguirlanden von Künstlerhand gemalt sind, — eine griechische Robe von purpurblauem Faille, mit Goldähren durchstickt, fesseln in erster Linie unsere Aufmerksamkeit, die Taillen sind rund, kraus, kroisiert, die Aermel gepufft, die Schleppen drei- und vierteilig mit Spitzenrüschen oder Federfransen begrenzt. Verführerisch schön erscheint uns in der Vitrine gegenüber eine Robe von weißem, mit Chineeblumen durchwirktem Moiree; sie ist en princesse gearbeitet, seitwärts Einsatz von matter Silberstickerei, die mit blumigem Tüll verschleiert ist, Taille von Chineestoff mit Tüll drapiert, statt des Gurts eine Tüllwolke, die von großen, aus Silberfiligran gefertigten Kelchen aufgefangen wird.

In Paris, wo jetzt noch die Saison der Bälle ist, interessiert man sich ungemein für diese Beautees, unserem Bedürfnis würden mehr die aus Wolle, Changeant, Battist, Bast, Foulard gefertigten, sogenannten „petits costumes“ entsprechen, in denen die Pariser Konfektionäre Großes leisten. Solch ein „petit costume“ kostet wohl manchmal 6—800 Frank, indes das geniert eine echte Pariserin, die, wie es bei den deutschen Bauern heißt, „wat Apparts“ haben will, keineswegs. Die Neuheiten in diesem Genre sind ohne jede Raffung, krause Röcke, krause Taillen, lange, weite Polenärmel und dazu — mit der einheitlichen Geschmacksrichtung nimmt man es in diesem Genre nicht sehr genau — Fichus Marie Antoinette mit langen Shawlenden, die an der Taille gekreuzt und nach rückwärts gebunden werden.

Für die im Lenz des Lebens und der Liebe stehenden taufrischen Schönheiten sind hochrote Foulardkleider, mit Engelköpfen durchstickt, empfohlen, für ältere Damen bedruckte Foulards mit eingesetzten Spitzenstreifen, die sich von lichterem Untergrund effektvoll abheben. Viel Meinung scheint sich für das von G. Henneberg eingeführte Schweizer-Seidentuch zu bekunden. Es gibt einen herrlichen Faltenwurf, ist weich und doch nicht ohne Appretur und eignet sich besonders zu jenen duftigen, mit creme Spitzen geeinten Sommertoiletten Genre Directoire, die in Dutzenden von Exemplaren ausgestellt sind, bald mit blauen, bald mit roten oder grünen Echarpes aus duftigem Krepp, zu denen dann auch Hut und Schirm passen müssen.

Sehr reich und gut ist die Ausstellung von den großen Spitzenmanufakturen beschickt. Man sieht Kennerinnen dieser Kunstschätze wie traumverloren vor den einzelnen Vitrinen stehen. George Martin (Compagnie des Indes Paris) hat einen Brautschleier in Points d'aiguilles ausgestellt, der ein Magnet der Ausstellung geworden. Zeichnung wie Ausführung sind von seltener Schönheit. Die gleiche Arbeit finden wir auf Stuart- und Medicis-Kragen, auf Fichus und Plastrons wieder, wie sie jetzt als unentbehrlicher Schmuck jedes guten Seidenkleides gelten.

Wer praktische Moden liebt, dürfte an den in Fülle ausgestellten, aus undurchdringlichem Kautschuck gefertigten Mänteln Gefallen finden, die, vollständig geruchlos, eine Spezialität des Pariser Hauses Corrithon u. Cie. sind. Weder in Form noch Farbe unterscheiden sie sich von den besten Façons der großen Konfektionäre, obgleich sie zu erstaunlich billigen Preisen in den Handel gebracht werden.

Die Pariser Hutindustriellen verstehen sich aufs Behüten, aber auch aufs Preise machen. Solch ein hand-

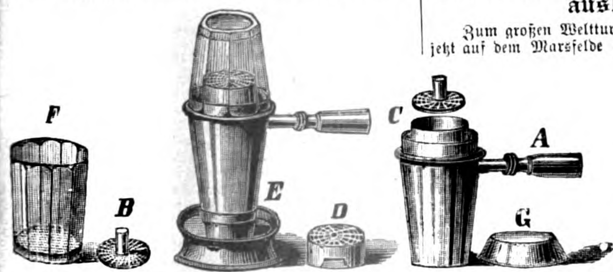
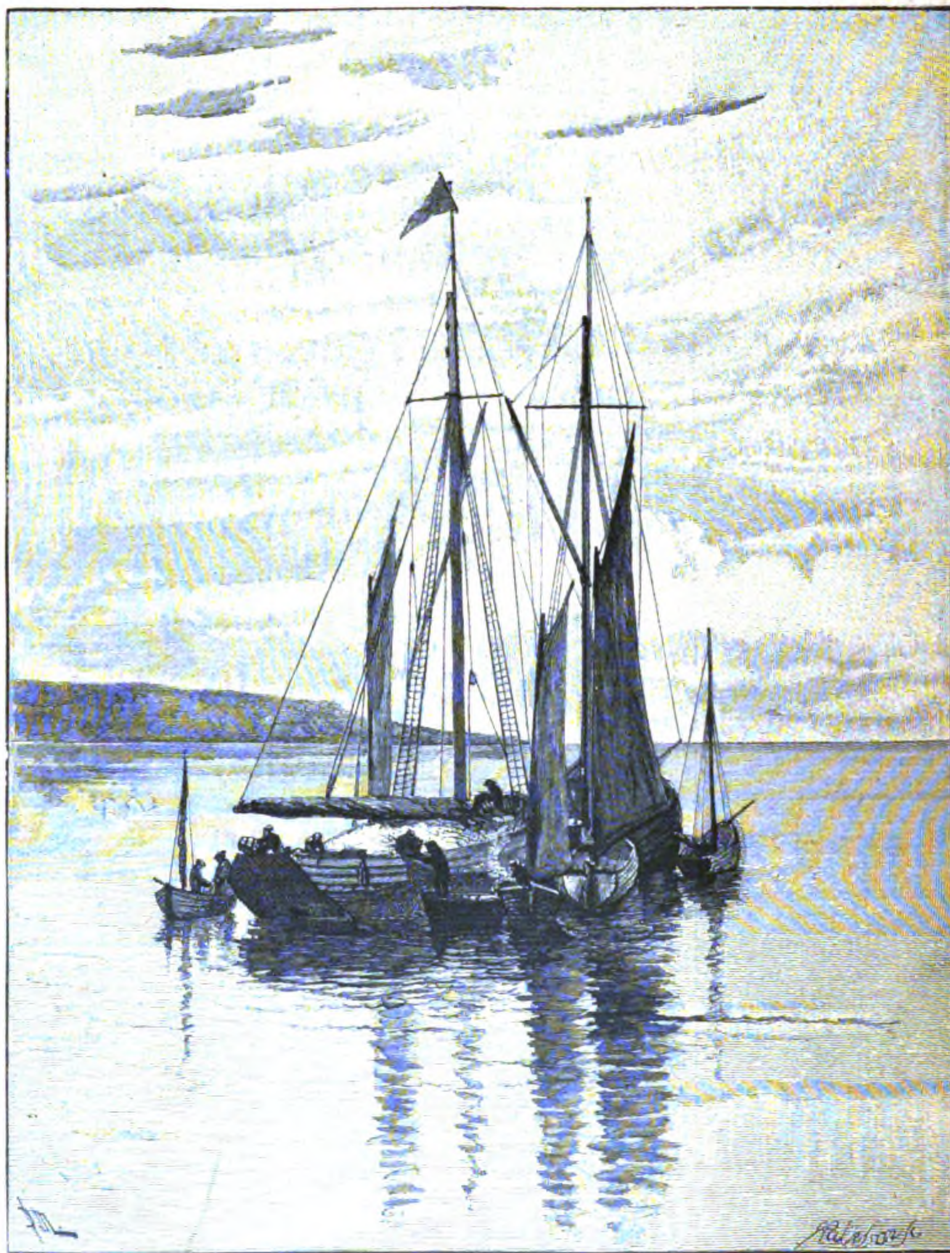


Fig. 5. Reisekaffeemaschine.

großes, aus Streublümchen zusammengesetztes Hütchen wird nicht selten mit 100 und mehr Frank bezahlt und lächelnd gibt es die Pariserin, denn, wenn der Hut kleidet, so ist kein Preis zu hoch. — Und sie kleiden vortrefflich, diese kleinen, ovalen, mit Blumen umrandeten Pariser Toques wie die handgroßen Capotes, die Jules Ferry bezeichnend ein Gedicht aus Tüll und Spitzen nannte. — Der eigentliche Modehut der Saison ist der aus Strohspitzen gefertigte Randhut, den alt und jung trägt. Alt? Wer will auch in Paris alt sein? Ist die Figur nicht mehr elastisch genug, so trägt man faltenreiche Gewandungen, ist der Teint nicht mehr frisch, so nimmt man seine Zuflucht zur Malerei. — Runzeln werden überdeckt, gefaltete Stirnen geglättet, die Haare gefärbt, die Augenbrauen touchiert — ums Himmelswillen nur nicht — alt sein! Und jugendfrisch und anmutig wie die Pariserin selbst ist auch ; ihre Kleidung. Sie trägt kurze Kleider, um eine elegante Chaussure, schleierlose Hüte, um einen frischen Teint, ungarnierte Kleider, um ihren elastischen Gang zur Geltung zu bringen. Unser Blick streift die Unzahl der Frauen und Mädchen, die da in den Fahrstühlen, auf den Maultieren die Säle durchwandern oder längs der Sitzreihen Platz genommen, alle sind einfach gekleidet, aber jede anders; nirgends eine Spur jener Dutzendtoiletten, die bei uns gar oft wie eine Art Uniform erscheinen. Doch wir haben den Dome de Paris durchwandert. Rechts von der Galerie wird das Auge jetzt durch eine Reihe von Pavillons gefesselt, die uns zeigten, welche Fortschritte die moderne Goldschmiedekunst gemacht. Inmitten dieser Anhäufung künstlerisch schön stilisierter Gegenstände zeichnet sich die Ausstellung des Hauses Christofle durch besondere Pracht aus. Die Service-, Büreau- und Toilette-Gegenstände sind aus massivem Silber gefertigt, mit Edelsteinen ausgelegt, inkrustiert, die Statuetten und Tafelaufsätze — auf Sockel aus ciseliertem Silber stehend — aus Elfenbein und geschliffenem Kristall gefertigt; dem Schmuck des Hauses dienen gleichfalls die zu Buffettaufsätzen bestimmten Schalen und Schüsseln, die in altdeutschem Stil gehaltenen silbernen Wanddekorationen, die aus reinem, wie nachgeahmtem Silber gefertigten Jardinieren, die jetzt in jeder stilvollen Hauseinrichtung ein Modeartikel geworden sind.

Wie wir unser Heim nach allen Regeln der Kunst zu schmücken haben — und wer wüßte nicht, welch großes Wort die Mode heute in der Wohnungseinrichtung mitspricht! — zeigt uns der Saal der Architektur und der Dekorationen. Welch eine Auswahl von geschnitzten gotischen, altdeutschen, altflandrischen, englischen Möbeln! Da ein Speisezimmer im Barockstil, ein anderes Genre Louis quinze, Louis seize, dann wieder eins im Phantasiestil, dann Möbel für Villen und Landhäuser aus weißem Holz, mit Gold bronziert, geschnitzte Ebenholz- und Nußbaummöbel nach Abbildungen aus den verschiedenen Museen, hygieinische Möbel, solche im Renaissancestil, vergoldete und lackierte neben kostbaren Boulemöbeln, die als chefs d'oeuvre der Tapeziere gelten. Hohe Baldachine, Erkergarnituren, Portieren aus persischen und lyoner Stoffen fesseln im folgenden Saale unsere Aufmerksamkeit; ganz eigenartig schön ist die Möbelausstellung der Bon marché; die kostbarsten Stücke, die in dem den ganzen II. Stock dieses Welthauses füllenden Raum angesammelt waren, sind hier zu Schau gestellt, Möbel in antikem, modernem Geschmack, solche mit persischen und altfranzösischen Bezügen, altdeutsche Erkerstübchen und englische parlours, alles anmutend, neu und derart interessant, daß wir uns die Frage vorlegen: „Wird es uns denn, nachdem wir all das geschaut, in unserem eigenen Heim, in dem wir vielleicht seit einem Jahrzehnt nichts Neues geschafft, noch gefallen?“ Doch wohl die Poesie des Hauses ist ja glücklicherweise weder von Prachttoiletten noch von modernen Dekorationen abhängig; nicht selten wird sie sogar durch das, was allzu modern ist, getrübt. — Doch das dürfen wir unserer freundlichen Führerin, der auf ihre Ausstellungserfolge sehr stolzen Dame Mode nicht sagen; sie leitet uns und nach dem Pavillon des beaux arts, zeigt uns da die Porträts schöner Frauen, deren reiche Toiletten in Samt, Seide und kostbaren Moireestoffen einen Modezeichner in Entzücken versetzen können, dann noch ein Blick in die Wäscheabteilung, in der die Schätze der berühmten maisons de blanc ausgestellt sind, ein Besuch bei den Juwelieren, den wir, geblendet von all dem Glanz, kurz abthun wollen — doch nein, da fesselt ein Kohinoor, der ein wahres Strahlenfeuer von sich gibt, unsere Aufmerksamkeit. Er heißt, wie man uns erzählt, „Impérial“, wiegt 180 Karat, mißt 40 Millimeter im Durchmesser und ist erst heute von Kap ... angelangt, um alsbald in die Hände des amerikanischen Eisenbahnkönigs überzugehen, der ihn seiner Braut als — Hochzeitsgeschenk verehren will. Der Stein ist auf 12 Millionen Frank geschätzt worden. — „Ob wohl solche Steine dereinst Mode werden?“ fragte ich meine Führerin. „Wahrscheinlich!“ sagte sie überlegen lächelnd und ... nach dem gegenüberliegenden Pavillon der Diamantschleifer ... tend, wies sie auf einen großen, gleich glänzenden Stein hin, der bestimmt ist, als Schließe an einem Mantel der Großfürstin Wladimir verwendet zu werden. „Imité“ meinte sie, „aber wer es nicht weiß, ahnt es nicht. — Die Kunst schön zu sein und zu gefallen besteht darin, mit einfachen Mitteln große Wirkungen zu erzielen!“ — Im Nu war sie verschwunden. Wo... bin nun den Schritt richten? Man erzählt uns, daß auch die außereuropäischen Staaten Gewebe, Stickereien, Bijouterien, Kleidungsstücke zc., die von der Mode ihres Landes Zeugnis geben, ausgestellt, daß namentlich die Frauen Hindostans, Chinas, Japans Ra... malereien von ... tener Schönheit gesendet, daß österreichische Hausindustrie gut vertreten, ein ganzer Pavillon von kunstvollen, nach alten Mustern gefertigten Stickereien sich am entgegengesetzten Ende der Ausstellung befinde — doch, — die G... tönt und ... auch dem G... lichen keine Stunde — um 6 Uhr müssen die Gal... geräumt werden, deshalb von all den Schönheiten ..., die wir heute nicht gebührend gewürdigt, ein anderes Mal. Und heute hinauf auf des Eiffelturms Höhen, um von da aus den Blick über alles, was da kreucht und fleucht, schweifen zu lassen, der Tageskönigin letzten Gruß zu empfangen, die keusche Luna zu begrüßen und dann, wenn der Sterne goldenes Heer am Firmamente aufgezogen und Strahlenfeuer von des Trocaderos Höhen sich im ... der springenden Fontänen spiegeln, die Prachtbauten ... Marmorgruppen im magischen Licht der Feuerkünste glänzen, aus vollster Ueberzeugung ausrufen zu können: „O Königin, das Leben ist doch schön!“ Ida B...



Die Ernte zur See (S. 1147).

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda. — Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.
Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Historisch-kritische Ausgabe.

Unter Mitwirkung
hervorragender Germanisten
herausgegeben von
Joseph Kürschner.

Verlag von
Spemann, Berlin und Stuttgart.

Die neuesten Bände enthalten:

sings **Werke** XI., 1. Herausgegeben on Dr. **Rob. Boxberger.** Enthält: erengarius Turonensis. Wolfenbüttler eiträge.

sings **Werke** XI., 2. Herausgegeben n Dr. **Rob. Boxberger.** Enthält: olfenbüttler Beiträge.

ie **„Deutsche National-Litteratur"** ist inzige, nach einheitlichem Plane angelegte nschaftliche Ausgabe der gesamten schen Litteraturschätze von ihren Anfängen zur Neuzeit.

ie „Deutsche National-Litteratur" ist nationales Unternehmen von so her-ragender Bedeutung, das mehr als nd eines Gemeingut der wahrhaft ildeten werden sollte.

Weltpost.

N. S. i. B. Sie sind der guten Vor-voll, wenn es Ihnen Ernst ist um das, Sie uns schreiben: „Von dem Wunsche lt, mir eine derartige Lebensstelle zu n, durch der (solche Verwechselungen der die tragen nicht besonders zur Befesti- der Lebensstellung bei!) ich mich und Meinigen erhalte, und nebstbei Nahmen haben doch nichts dagegen, daß wir en in der Regel ohne h schreiben?) und n erringe, habe ich schon einiges auf Gebiete der Dichtkunst gemacht (sehen mal an), und wie mir Bekannte und Sachverständige bezeugten, mit gutem lge (wenn Sie's selbst sagen, muß es ahr sein).

Anfangs befaßte ich mich mit kleineren rischen Novellen, die mir ganz gut von en gingen (Beneidenswerter!), schrieb er größere Erzählungen, Beschreibun- Skizzen, und machte schließlich den ch, mir auch die Lyrik und Epik an-nen (Vielseitigkeit also offenbar Ihr . Mein erster Versuch ist mir ziemlich gen (Selbstbewußtsein ziert den Meister). ll mir durch Fleiß, durch Studium ebens in allen seinen Schichten, durch es studieren der Natur sehr bald ge-t, meine Kenntnisse zu erweitern, die iedenen Gedanken in ihrer Wahrheit Erhabenheit aufzufassen, um damit es Schöne und Vortreffliche zu ver-digen".

Sehen wir uns diese „Versinnbildigun-einmal etwas näher an. Da läutet sten Gedicht

. . . Glöcklein tief und sinnig
Zu der Messe Silberhell.
eute gehn zufrieden heute
In die Kirche voll Moral (!)
Und die Orgel ganz erhaben
Tönet leise im Choral.
Glöcklein läutet seelig, freudig,
Zu dem schönsten Tag im Leben,
Zu der Trauung, vollen Tones.
Viele Menschen folgen seelig.
Hinter her das Mütterlein, das
Antlitz froh, die Haare schneeig.
(Selig und schneeig . . . o weh!)
Glöcklein läutet schmerzvoll, schaurig,
Läutet zu dem letzten Gange.
Stumm und traurig folgt die Menge.
Voll Ergebnis, voll Vertrauen,
Senkt die Blicke auf die Erde,
Scheut sogar die Welt zu schauen.

Poststempel Mies. Ueber das Werk etau vermögen wir uns an dieser Stelle zu äußern. Wir raten Ihnen auch, Sie glauben in der Lage zu sein, ärzt-hilfe brauchen zu müssen, sich nicht mit ktüre solcher Bücher aufzuhalten, son-sofort einem tüchtigen Arzt sich anzu-uen.

Braunschweiger Spargel,
Erbsen, Bohnen, Champignons, Trüffeln 2c. und **Früchte.**
Nur beste erste Qualitäten versendet nur **direkt an Private**
C. H. Daubert Nachfolger, Marstallstr. 3, **Braunschweig.**
[3626] —— Aelteste Conserven-Fabrik. ——

En gros. **MEISSEN.** Export.
Erprobteste reinweissbrennende Thone und Porzellanerden von hoher Plasticität und Feuerfestigkeit empfehlen
Löthain-Meissner Thonwerke
Heinrich Rühle, Cölln-Meissen. [3612]

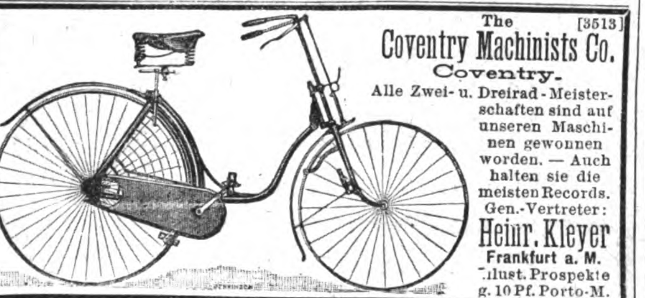


zwischen

Hamburg-New-York.	**Stettin-New-York.**
Havre-New-York.	**Hamburg-Baltimore.**
Southampton-New-York.	**Hamburg-Westindien.**
Hamburg-Mexico.	**Hamburg-Havana.**

Die regelmässigen Expressfahrten der neuen
Doppelschrauben-Schnelldampfer

„Augusta Victoria"
und
„Columbia"
zwischen
HAMBURG und **NEW-YORK**
beginnen am **9. Mai** dieses Jahres.
Nähere Auskunft ertheilen sämmtliche in- und ausländischen Agenten der Gesellschaft sowie
Die Direction
in Hamburg, Deichstrasse 7.



Für Reconvalescenten!
Riedel'scher China-Wein
und China-Wein mit Eisen.
Bester Medicinalwein zur allgemeinen **Körperstärkung und Kräftigung.** Appetit anregendes und Nerven stärkendes Mittel auch für Kinder.
Preis pro Flasche mit Einnehme-Gläschen M. 3.50., bei 6 Flaschen die 7. gratis
Schweizer-Apotheke Berlin W., **Friedrichstraße 173.** [3496]

Neueste u. beste Schulen. M

Celloschule v. H. Heberlein, 2 T. g. à 2.—
Clarinettschule v. Kietzer, 3 T. g. à 2.—
Concertinaschule v. J. A. Sokoloff 1.—
Cornetschule v. Bagantz, 2 T. g. à 2.—
Flötenschule v. E. Köhler, 2 T. gb. à 2.—
*) **Grosse Clavierschule** von Louis Köhler, op. 314. Letzt. Meisterw. d. berühmt. Pädagog. 3 T. geb. à 2.—
Guitarreschule v. Alois Mayer geh. 1.—
Harmonikaschule v. J. A. Sokoloff 1.—
Harmoniumschule v. A. Michaelis, auch für Organisten, 2 T. geb. à 2.—
Harmonielehre v. Draeseke, f. gb. 3.—
Mandolinenschule v. E. Köhler, gb. 2.—
Melodielehre v. A. Michaelis, f. gb. 2.—
Münchener Zitherlehrmeister von O. Messner, leichteste Meth. gb. 2.—
Sänger-ABC u. Kompass v. Nössler 1.—
Violinschule v. Bagantz, 3 T. gb. à 2.—
Wiener Zitherschule v. Mayer, geb. 2.—
Der kleine Rubinstein, f. junge Pianist. 70 ernste u. heit., klass. u. mod. Stücke. 100 S., mit Fingersatz v. F. Friedrich. Pracht-Ausg. 3.—. Bill. Ausg. gb. 2.—

Verl. v. **Jul. Heinr. Zimmermann,** Leipzig
sowie durch jede Buch- u. Musikhandl.

*) Die Signale schreiben über die Grosse Clavierschule von Louis Köhler, op. 314: „Das ausserordentlich gründliche und bis ins einzelne gehende Werk bedarf keiner besonderen Empfehlung."
Wer gründlich Klavier und Musik lernen will, nehme nur Louis Köhler's Grosse Klavierschule op. 314. [3488]

Fast in jeder Familie
ist man im Besitze einer kleinen **alten** Photographie. Das Bild verblaßt immer mehr u. mehr u. man möchte es doch so gern erhalten. In einem solchen Falle wende man sich an die photograph. Anstalt von
Franz Reß in **Freising,**
dessen Spezialität es ist, nach solchen alten Bildern schöne gelungene Photographien in jeder beliebigen Größe herzustellen. Preislisten und Anerkennungsschreiben **aus hohen und höchsten Kreisen** stehen franko zu Diensten.

J. BRANDT & G. W. v. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
78 Friedrich-Strasse 78

Brüssel 1888, gold. Medaille
f. Kranken-Fahrstühle
f. Straße u. Zimm., Schlaf-, Ruhe- und Tragsessel, stellb. Kopfkissen, Krankenmöbel a. A. Katal. frc.
Köhler & Cie., Hoflief., **Heidelberg.**

Für 4 Mark 50 Pf.
senden fco. ein 10 Pfd.-Packet feine Mandel-, Rosen-, Veilchen- und Glycerinseife. Allen Haushaltungen sehr zu empfehlen. [3616]
Th. Coellen & Cie., Crefeld,
Seifen- u. Parfümerienfabrik.

FACHSCHULE
für Müller u. Mühlenbauer
DIPPOLDISWALDE

Zu beziehen
durch
alle Wein-Gross-Handlungen.
Kupferberg Gold.
Deutscher Sect feinster Qualität
Chr. Adt. Kupferberg & Co., Mainz,
Hoflieferanten Sr. königl.
Hoheit des Grossherzogs
von Hessen und bei
Rhein.

Weltpost.

N. M. Wir geben Ihrem Wunsche gern Folge und drucken nachstehend Ihren lesenswerten Brief ab, wozu uns der Verfasser des fraglichen Artikels, dem wir Ihre Zuschrift vorlegten, sogar ermuntert! „Geehrter Herr Redakteur! Gestatten Sie mir, geehrter Herr Redakteur, zu dem Aufsatze „Ein Wink zugunsten der Ornithologie“ im Aprilhefte Ihrer geschätzten Zeitschrift einige kurze Bemerkungen.

Was zuerst die Empfehlung des Gräßnerschen Werkes betrifft, so wird dieser wohl jeder Ornithologe mit Fug und Recht beistimmen können. Das Werk nimmt unter den vielen guten ornithologischen Büchern und Sammelwerken, die wir in Deutschland haben, eine hervorragende Stelle ein. Auch die Aufforderung in jenem Aufsatze an alle, insonderheit an die reifere, männliche Jugend Deutschlands, die Ornithologie fortan mehr zu pflegen, als es bisher geschehen, muß jeden Liebhaber der einheimischen Vogelwelt erfreuen. Es kann hier noch sehr viel geschehen, besonders auf Gymnasien. Darauf hingewiesen zu haben, dafür gebührt dem Verfasser dieses Aufsatzes herzlichster Dank.

Keineswegs aber sind zu billigen die Mittel und Wege, die hier zur Förderung in jenem Fache angegeben werden. Wenn es in dem Aufsatze heißt: „Um Eier zu sammeln, Vögel zu fangen für das Ausstopfen 2c., muß der Knabe hinaus!“ so ist wohl zu bedenken, daß unser jetziges Vogelschutzgesetz mit Fug und Recht strenger ist als die früheren. Vom Fangen der Vögel, Sammeln der Eier derselben durch Unbefugte kann heute keine Rede mehr sein. Und abgesehen davon, gibt's noch andre Gründe, die gerade das hier so angepriesene Eiersammeln verwerflich machen. Einer unsrer tüchtigsten Ornithologen und bewährter Mitarbeiter dieser Zeitschrift, Dr. Karl Ruß, spricht selbst in seinem Buche „In der freien Natur“ seine Mißbilligung über Sammlungen von Vogeleiern durch Laien aus. Nicht nur, daß so durch bloße, thörichte Sammelwut unnötig viel Vogelleben vernichtet werden, haben gerade mehrere unserer einheimischen Vogelarten die Gewohnheit, ihr Nest, sobald es jemand angerührt, für immer zu verlassen: durch Rauben eines Eis gehen also auch die übrigen verloren — ein ganz bedeutender Schaden für den Haushalt der Natur.

Lasse also jeder, der unsre einheimische Vogelwelt kennen lernen will, von den hier angegebenen Mitteln. Gehört ja zum Studium derselben vielmehr nur ein offen Auge und Ohr, ein wenig musikalisch Gehör, Lust und Liebe zum Wandern und Belesenheit in einem der ornithologischen Volksbücher, besonders Kenntnis des Flügelkleides der einheimischen Vogelarten. Verfasser dieses weiß aus eigener Erfahrung zu bestätigen, daß es auf diese Weise ohne jede andre Leitung und ohne einem Vogel irgend welches Leid zuzufügen, jedem deutschen Knaben, wenn er nur Lust hat, möglich ist, die deutsche Vogelfauna kennen zu lernen. Das Sammeln etc. bleibe denen, die wissenschaftlich die Ornithologie betreiben. Für die Jugend und den Laien genüge es, in Feld und Wald umherzuschweifen, den verschiedenen Stimmen der Vögel zu lauschen und sie sich einzuprägen. So werden sie Lust und Liebe für die Vogelwelt empfangen, damit auch Anregung, das Wohlleben der Vögel soweit wie möglich zu fördern, im Sommer durch Aufhängen von Nistkästchen für die nützlichen Meisenarten, im Winter durch geeignetes Futterstreuen 2c.; und jedem, der so die Ornithologie treiben will, dem ruft Schreiber dieses seine besten Wünsche zu.

N. M.
Mitglied eines großen deutschen ornithologischen Vereins, Abonnent dieser Zeitung 2c.“

B. M. in **K.** Eine Akademie für das Bauwesen besteht in Berlin, Bergwerksschulen und ähnliche Institute finden sich in Berlin, Breslau, Chemnitz, Magdeburg, Stuttgart 2c. Wie Sie sehen, haben Sie die Auswahl.

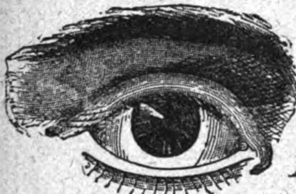
A. P. Ihre Handschrift haben wir an die betreffende Stelle zur Beurteilung übersendet. Den Verfasser der Romane „Die Ritter der Industrie 1858“, „Die Leute der Amtsstube 1889“, „Die Herren vom Kleeblatt 1860“, „Das Geschlecht der Zukunft 1861“ und „Die Männer vom Leder 1862“ können wir Ihnen leider nicht verraten, da er uns selbst unbekannt ist. Kennt ihn keiner unsrer Leser? Der Roman von Schnabel: „Die Insel Felsenburg“, dürfte sich für Sie am besten in der Bearbeitung von Lady Tieck empfehlen, die Ihnen jeder Antiquar besorgt. Einen Teil des Originals finden Sie übrigens als Anhang zu Bd. 37 von [illegible] Deutscher National-Litteratur“.

Stottern

heilt gründlich die seit 27 Jahren bestehende **Denhardt**'sche Anstalt in **Burgsteinfurt**, Westfalen. Prospect gratis. Honorar **nach** Heilung.

Solide Buckskins das Meter von ℳ 3.90 ab versendet auch an Private. Muster frei. [3193] **Bruno Frenzel, Cottbus.**

FÜR TAUBE. Eine durch ein einfaches Mittel von 23jähriger Taubheit u. Ohrengeräuschen geheilte Person ist bereit, dessen Beschreibung Jedem gratis zu senden. Adr.: **Nicholson, Wien IX,** Kolingg. 4.



Wichtige Erfindung für die
= AUGEN! =

Rodenstock's
neue verbesserte
Augengläser
mit Diaphragma,

welche die bedeutendste Vervollkommnung und wissenschaftlich richtige Ausführung dieses hochwichtigen Hilfsmittels repräsentiren, sind das **Beste**, was es zum **Sehen** und **Erhaltung** der Augen gibt. Wer **gut sehen** und seine **Augen schonen** will, wähle wenn **kurzsichtig** und nicht gut in der Ferne, oder **weitsichtig** und nicht gut in der **Nähe** zum Lesen und dergl. gesehen wird oder dessen Augen **zu rasch ermüden** etc., diese neuen besseren Gläser.

Diese unter ständiger Controle des Erfinders derselben und anderer Augen-Apparate des Physikers **Josef Rodenstock** gefertigten verbesserten Brillen und Pincenez sind durch die autorisirten Verkaufsstellen der meisten Hauptstädte zu beziehen und **direkt zu Originalpreisen** von der Hauptdetail-Abgabestelle, dem Spezial-Institute für wissenschaftlich richtige Augengläser

Optisch-oculistische Anstalt in München, Karlsthor 8.

Ausführliche Beschreibung mit Anerkennungen aus allen Welttheilen, ebenso Preisliste und leicht verständliche **Anleitung zur schriftlichen Bestellung** gratis und franco. ☛ **Niemand**, der irgend welche Abgänge am Sehvermögen hat, versäume, sich diese zu seiner Information kommen zu lassen. ☚

Optische Anstalt G. Rodenstock, Hoflieferant,
München. [3609]



Warnung! Da sehr oft die fehlerhaftesten Imitationen unter Missbrauch unseres Namens als ächte **Rodenstock's** Gläser ausgegeben werden, möge man im Zweifelsfalle durch Anfrage bei uns sich über die Offertstelle vergewissern!

Nach kurzem Gebrauch unentbehrlich als Zahnputzmittel.

Schönheit der Zähne
KALODONT
Neue amerikanische
GLYCERIN-ZAHN-CRÊME
(sanitätsbehördlich geprüft)
F. A. Sarg's Sohn & Co.
k. k. Hoflieferanten
in **WIEN.** [3190]

— Zu haben bei den **Apothekern** und **Parfumeurs** 1 Stück 65 Pf. —
General-Depôt für Württemberg, Bayern, Baden und Hessen:
bei **Louis Duvernoy** in **Stuttgart.**
„ „ für **Norddeutschland:**
bei **J. D. Riedel** in **Berlin N. 39.**

Garantie-Seidenstoffe

der Seidenwaaren-Fabrik von: **von Elten & Keussen, Crefeld,**

Fabrikmarke. **direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.**

In beliebigem Meter-Maass zu Fabrikpreisen:

Garantirt solide schwarze Seidenstoffe, weisse und Crème Seidenstoffe, schwarz und weiss carrirte und gestreifte Seidenstoffe, farbige Seidenstoffe und Rohseidenstoffe, schwarze Sammete und Peluche etc. etc. Man schreibe wegen Zusendung der reichhaltigen Mustercollection. [3208]

V. E. & K.
Gegründet 1873.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

In unserem Verlage ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung
zur
Pflege der Zähne und des Mundes
nebst einem Anhang:
Ueber künstliche Zähne
von
Dr. Wilhelm Süersen.
Kgl. Preuß. Geh. Hofrath und Hofzahnarzt in Berlin.
Gekrönte Preisschrift,
herausgegeben vom Central-Verein deutscher Zahnärzte.
Zehnte, neu durchgesehene Auflage.
Preis eleg. brosch. M. 2. —, eleg. geb. M. 2. 50.

Diese gekrönte Preisschrift ist ihrem ganzen Inhalte nach allen Denen zu empfehlen, welche den Werth der Zähne erkannt haben und für die Erhaltung derselben ernstlich besorgt und eifrig bestrebt sind. Wir dürfen diese populäre Darstellung um so mehr als sicheren Rathgeber bezeichnen, da sie das Ergebniß der geläutertsten Ansichten und Erfahrungen wahrer Sachverständiger und demnach frei von einseitiger Anschauung und Auffassung ist. Bei der heutzutage immer mehr zunehmenden Verderbniß der Zähne ist ein solch zuverlässiger Leitfaden für die Pflege und Erhaltung derselben in den weitesten Kreisen ein großes Bedürfniß. [3633]

Apoth. Rich. Brandt's
Schweizerpillen

seit 10 Jahren von Professoren, praktischen Aerzten und dem Publikum als billiges, angenehmes, sicheres und unschädliches Haus- und Heilmittel angewandt und empfohlen. Erprobt von:

Prof. Dr. **R. Virchow**, Berlin,
„ „ **v. Gietl**, München (†),
„ „ **Reclam**, Leipzig (†),
„ „ **v. Nussbaum**, München,
„ „ **Hertz**, Amsterdam,
„ „ **v. Korczynski**, Krakau,
„ „ **Brandt**, Klausenburg,



Prof. Dr. **v. Frerichs**, Berlin (†),
„ „ **v. Scanzoni**, Würzburg,
„ „ **C. Witt**, Kopenhagen,
„ „ **Zdekauer**, St. Petersburg,
„ „ **Soederstädt**, Kasan,
„ „ **Lambl**, Warschau,
„ „ **Forster**, Birmingham,

bei Störungen in den Unterleibsorganen, Leberleiden, Hämorrhoidalbeschwerden, trägem Stuhlgang, habitueller Stuhlverhaltung und daraus resultirenden Beschwerden, wie Kopfschmerzen, Schwindel, Beklemmung, Athemnoth, Appetitlosigkeit etc. Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen sind wegen ihrer milden Wirkung von Frauen gern genommen und den scharf wirkenden Salzen, Bitterwässern, Tropfen, Mixturen etc. vorzuziehen.

☛ **Zum Schutze des kaufenden Publikums** ☚

☛ sei noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß sich Schweizerpillen mit **täuschend ähnlicher Verpackung** im Verkehr befinden. Man überzeuge sich stets beim Ankauf durch Abnahme der um die Schachtel gewickelten Gebrauchs-Anweisung, daß die Etiquette die obenstehende Abbildung, ein weißes Kreuz in rothem Felde und den Namenszug Rchd. Brandt trägt. Auch sei noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die Apotheker Richd. Brandt's Schweizerpillen, welche **in der Apotheke erhältlich sind**, nur in Schachteln zu **Mk. 1** (keine kleineren Schachteln) verkauft werden. — Die Bestandtheile sind außen auf jeder Schachtel angegeben. ☚

Feines Tafelgeflügel
„Monopole Hongrois"

(naturell milchgemästet oder getrüffelt)

sowie **ungarische Legehühner u. Zuchthähne** wegen ihrer vortrefflichen, auf **erhöhte Eierproduction** gezüchteten **Eigenschaften**: „**Die Perlen des ungarischen Tieflandes**" genannt, liefert als **Specialität** von einem Postkörbchen aufwärts bis zu ganzen Waggonladungen unter **Garantie für lebende Ankunft** die bestrenommirte

Ungarische Hühnerzucht des
Victor Haydecker in Püspök-Ladány, Ungarn.

Preise per Stück überallhin franko, zollfrei und emballagefrei.

1888er ausgewachsene (Perlen d. ungar. Tieflandes) legereife Thiere pr. St. M. 2.[illegible]
1888er ausgewachs. Legehühner u. Zuchthähne (ohne Farbenvorschrift) pr. St. M. 2.[illegible]
1888er Dreiviertel ausgewachs. Legehühner (in ca. 3 Monaten legend) pr. St. M. 1.[illegible]
1889er Küken (kräftige zuchtfähige Thiere) . . . . . . pr. St. M. 1.[illegible]
Poulardes (getrüffelt) . . . . pr. St. M. 2.[illegible]
Poulardes (fines-herbes Mastung mit jungem zartem Fleisch) . pr. St. M. 2.[illegible]
Mastkücken (Poulets), 1889er Brut (äußerst zartes Fleisch), nicht unter 6 Stück . . . . pr. St. M. 1.[illegible]
Masthähnchen (gemäst. schlachtfähige Exportwaare), nicht unt. 6 St. pr. St. M. 1.[illegible]
Jungenten (auf das Fleisch gemästet) . . . . pr. St. M. 2.[illegible]
Junggänse (auf das Fleisch gemästet mit mäßigem Fettansatz) . pr. St. M. 4.[illegible]

☛ **Eine Probesendung** enthaltend: eine **Ente** (gestopft), eine **Poularde** (getrüffelt) und eine Poularde (fines-herbes Mastung) mit nur jungem zartem Fleisch oder ein **ungarischer Zuchthahn** sammt den dazu passenden zwei **Legehühnern** (von den Perlen des ungarischen Tieflandes) wird für **Mark 6.50**, überallhin nach Deutschland franko, zollfrei und emballagefrei **unter Garantie** für lebende Ankunft versendet. [3581]

20 Pf. Jede Nr. Musik

[...]alische Universal-Bibliothek! 500 Nummern. Class. u. mod. Musik, 2- u. 4händig, Lieder, Arien etc. Vorzügl. Stich u. Druck, stark. Papier. Verzeichn. grat. u. fr. v. **Felix Siegel, Leipzig,** Dörrienstr. [...]

Weltpost.

J. M. in Sch. Für verspätete Einsendung von Lösungen des Preisrösselsprungs können Preise nicht gesendet werden.

K. S—tz. Die Zahlung der Apanagen erfolgt aus dem Familienvermögen des betr. fürstlichen Hauses, bezw. der Zivilliste des betr. Familienhauptes. Es ist richtiger und gebräuchlicher, Tost zu sagen, statt Toast.

E. P. in T. Für Ihren Spruch haben wir keinen Raum, wohl aber für die Bitte, Ihre Briefe künftig nicht unfrankiert an uns einzusenden.

W. H. Wir werden mit Rücksicht auf die Notiz über Stahldrahtbürsten in Heft 9 von dem Mitinhaber der Firma Hessel & Müller in Gablenz darauf aufmerksam gemacht, daß jene Bürsten keine Patentbürsten seien, vielmehr auch von Hessel & Müller als der ältesten deutschen Stahldrahtbürsten-Fabrik verfertigt werden.

J. W. in M. Wenden Sie sich doch an den Direktor der Verwaltungsabteilung der Kaiserlichen Admiralität in Berlin (W. Leipziger Platz 13) Herrn Wirkl. Geh. Admiralitätsrat Richter. Der Herr wird Ihnen gewiß eine Auskunft nicht versagen.

K. H. in O. Ueber die Briefmarkensprache ist im vorigen Jahr ein kleines Buch erschienen, doch erinnern wir uns nicht mehr, bei wem. Ein Sortimenter wird Ihnen aber gewiß eine **Auskunft** zu erteilen vermögen.

C. P. in M. Zur Selbsterlernung der Stenographie empfehlen wir Ihnen die „Anleitung zur deutschen Stenographie, 52. Aufl." (Berlin, Mittler & Sohn, M. 1.)

K. L. in E. Wie teuer ein Winteraufenthalt in Kairo zu stehen kommt, ist uns nicht bekannt. Wir raten Ihnen aber sich den in Meyers Reisehandbüchern erschienen Band „Aegypten" anzuschaffen, aus dem Sie alles Nähere ersehen können.

Poststempel Czembochen. Ihre Einladung zu einem Spiritistenkongreß gehört doch mehr in den Inseratenteil als in die Zeitschrift selbst.

Naturfreund. Den im Weihnachtsheft geschilderten Ameisenlöwen können Sie in zweifacher Weise überwintern. Entweder Sie stellen den Topf oder Hafen mit ihm in einer warmen Stube ans Doppelfenster, also an einen Ort, wo auch zur Nacht die Wärme nicht unter 14° R. sinkt und wo er zugleich hell genug steht, so daß er also den ganzen Winter über munter bleibt. In diesem Fall müssen sie aber dafür sorgen, daß Sie ihm auch in der Winterzeit wenigstens alle drei bis vier Tage eine Fliege, vielleicht aus einer Bäckerei oder einem anderen warmen Raum, oder anderweitige Kerbtiere beschaffen. Einen guten Notbehelf bieten dann immer die Schaben und schlimmstenfalls thut es sodann auch ein kleiner Mehlwurm. Ist Ihnen diese Fütterung indessen doch **zu** umständlich, so können sie den Ameisenlöwen überwintern, indem Sie ihn mit seinem Häuschen ruhig draußen auf dem Fensterbrett stehen lassen. Er gräbt sich dann tiefer in den Sand hinab, sobald es kalt wird, zum Winterschlaf. Sie decken nun etwas Moos darüber und stellen den Topf in den Keller, wo er vor starkem Frost geschützt ist. Mit dem beginnenden Frühling nehmen Sie das Moos fort und bringen den Topf wieder an seinen sonnigen Platz auf dem Fensterbrett.

Dr. Karl Ruß.

Frühlingsdichter. Es ist uns leider nicht möglich, allen Pegasusschindern, die im Namen der wiedererwachenden Natur die scheußlichsten Sachen zuwege gebracht haben, an dieser Stelle einzeln unser Mißfallen für ihre Sendungen auszusprechen. Wir haben es unterlassen diese papiernen Frühlingsstimmen zu zählen, sondern nach des Dichters Gebot gewogen, und siehe da, der ordnende Geist der Redaktion, dem die Makulatur als Extrabeute zufällt, hat uns auf seinem Gesicht viel Sonnenschein gezeigt. So hat diese Lyrik doch einen dankbaren Abnehmer gefunden.

Wienerin. Die „Pasta Mack für Toilette und Bad" ist wirklich ein vortreffliches Toilettepräparat, das wir Ihnen angelegentlich empfehlen. Es wird sowohl dem Wasch- als dem Badewasser zugesetzt und verleiht ihm einen lieblichen und erfrischenden Wohlgeruch, der so kräftig ist, daß der Körper noch lange nach der Waschung danach duftet. In den jetzt herrschenden Sommermonaten wird es Ihnen als Erfrischungsmittel besonders willkommen sein. Sie bekommen die Pasta gewiß auch in den Parfümeriegeschäften und Apotheken Wiens, sonst wenden Sie sich an Hch. Mack, Ulm a/D. den Fabrikanten und Erfinder des Toilettenmittels.

Van Houten's Cacao

Bester – Im Gebrauch **billigster.** | Ueberall zu haben in Büchsen à **Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95**

[3602]

Im Verlage von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig ist erschie-
[n]en und durch beinahe alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kaiser Wilhelm I.

Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk.

Von [3630]

Ernst Scherenberg.

Elegant in Leinwand gebunden Preis 1 Mark.

Ernst Scherenberg bietet in seinem Gedenkbuche dem deutschen Volk ein mit [...]er Begeisterung geschriebenes Lebensbild des großen Monarchen, welches sich aber [...]er Herzenswärme von schwülstigen Auswüchsen durchaus freihält. Schlichte Wahr[...]liche und verständnisvolle Darstellungsweise machen das Buch zu einem wahren [...]ksbuche.

Vorrätig in den meisten Buchhandlungen. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, [...]de man sich unter Beifügung des Betrags in Briefmarken direkt an die

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Humoristische Neuheit
für lustige Leute.

Soeben erschien:

Weess Knebbchen!

A Buch von der sächs'schen Gemiedlichkeit.

Zusamm'gcramscht von

Gottlieb Biesemann

mit 4 köstl. Illustrationen.

Preis elegant cartonnirt

1 Mark.

Zu beziehen durch jede [Buch]handlung, oder Bahnhofsbuchhandlung, [od]er vom Verleger S. Frankl, Berlin SW. 29.

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.
[P]ATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK.

Patent-Kinderwagen

mit und ohne Gummibekleidg. das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder.
Preise von **12–120 Mk.**

Kranken-Fahrstühle

neuester und bewährtester Constructionen in allen Grössen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummibekleidung.
Preise v. 36–350 M.

Eiserne Netzbettstellen

für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Grössen. Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder.
Preise v. 12–60 Mk.

[..]ausgestattete illustrirte Kataloge gratis und franco.

[P]ATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK. [3601]
[G.] E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

Boldt & Vogel,
Hamburg,
empf. als Spezialitäten:
Brauerei- } Maschinen
Kellerei- } u. Apparate
sowie Pumpen etc.
51 Prämiirungen.
Welt-Ausst. Barcelona
höchste Auszeichnung
Goldene Medaille.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt, Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen:
24 Nummern m. Toilette u. Handarbeiten, enthalt. gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche d. ganze Gebiet der Garderobe u. Leibwäsche f. Damen, Mädchen u. Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen u. Postanstalten. Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3. [3363]

!Neueste! Cataloge üb. bill. Bicycles, Rover, Tandems, Triplets vers. gratis!
Jul. Heuberger, Cycle Depôt, Bayreuth.

Strumpf-Versandt
an **Private**

Damenstrümpfe }
Herrenstrümpfe } in **Wolle u. Baumwolle** stark- und feinfädig in nur echt. Farben, sowie
Kinderstrümpfe }

Anstricken alter Strümpfe
[3550] empfiehlt
Mühlhausen i. Thür. **F. Recke.**

Franz Christoph's

Fußboden-Glanzlack

Franz Christoph — Gesetzl. vom 30. November 1874 — F. C. — Fabrikmarke — Berlin N.W.

sofort trocknend und geruchlos
von Jedermann leicht anwendbar,

in gelbbrauner, mahagoni, nußbaum und grauer Farbe, streichfertig geliefert, er[...]möglicht es, Zimmer zu streichen, ohne dieselben außer Gebrauch zu setzen, **da[...] der unangenehme Geruch und das langsame klebrige Trocknen, da[s] der Oelfarbe und dem Oellack eigen, vermieden wird.**

Alle Flecke, früheren Anstrich ꝛc. deckt derselbe vollkommen und giebt gleich[-]zeitig Glanz.

Niederlagen dieses Fabrikats befinden sich in den meisten Städten Deutsch[-]lands, wo dasselbe in etiquettirten und mit Fabrikmarke versiegelten Gefäßen ver[-]kauft wird.

Nur nach Orten, wo keine Niederlage, directer Versandt [in] Postkolli, hinreichend zum zweimaligen Anstrich zweier mittelgroße[r] Zimmer, M. 9.50 franco ganz Deutschland. Genaue Gebrauchsanweisun[g] an jedem Gefäß. Jede Auskunft sowie Muster bereitwilligst durch die Fabrik.

Beim Kaufe ist genau auf die Firma zu achten, da dies seit ca. 40 Jahre[n] eingeführte Fabrikat häufig nachgeahmt und verfälscht wird.

Franz Christoph,
Berlin NW., Mittelstr. 11.
Erfinder und alleiniger Fabrikant des echten Fußboden-Glanzlack.
Filiale für Oesterreich-Ungarn in **Prag,** Carolinenthal 197. [3565

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

In unserem Verlage erscheint soeben und ist durch die meisten Buchhandlunge[n] zu beziehen:

E. Marlitt's Romane und Novellen.

Illustrierte Gesamt-Ausgabe.
Vollständig in 10 Bänden.

Jeder Band eleg. geheftet Preis 3 M., eleg. gebunden 4 [M.]
Vierteljährlich erscheint ein Band.

Auch in Lieferungen, durchschnittlich 3 Druckbogen stark, zu beziehe[n]. Vollständig in ca. 70 Lieferungen.
Alle 14 Tage eine Lieferung zum Preise von 40 Pfennig.

Inhalt:

Bd. 1. **„Das Geheimnis der alten Mamsell".** Mit Illustrationen [v]on C. Koch.
„ 2. **„Das Heideprinzeßchen".** Mit Illustrationen von Erdm. Wagn[er].
„ 3. **„Reichsgräfin Gisela".** Mit Illustrationen von J. Kleinmich[el].
„ 4. **„Im Schillingshof".** Mit Illustrationen von Wilh. Claudi[us].
„ 5. **„Im Hause des Kommerzienrates".** Mit Illustrationen [v]on H. Schlitt.
„ 6. **„Die Frau mit den Karfunkelsteinen".** Mit Illustrationen [v]on C. Zopf.
„ 7. **„Die zweite Frau".** Mit Illustrationen von A. Zick.
„ 8. **„Goldelse".** Mit Illustrationen von Wilh. Claudius.
„ 9. **„Das Eulenhaus".** Mit Illustrationen von C. Zopf.
„ 10. **„Thüringer Erzählungen".** (Inhalt: „Amtmanns Mag[d]", „Die zwölf Apostel", „Der Blaubart", „Schulmeist[ers] Marie".) Mit Illustrationen von M. Flashar.

Die Illustration dieser neuen Gesamt-Ausgabe von E. Marlitt's Romanen [und] Novellen ist einer Anzahl der tüchtigsten Künstler übertragen, und ebenso ist für mu[ster]hafte Reproduktion der Bilder in Holzschnitt und Zinkographie bestens gesorgt.

Bestellungen werden jederzeit durch die meisten Buchhandlungen entgegengenommen. [362



Andere Städtchen, andere Mädchen. Von Max Volkhart.

Aus den Papieren meines Oheims.

Von

H. v. Schreibershofen.

Und so mag denn die Zeit jener versunkenen Lust und begrabengewähnten Leides noch einmal aus der Asche emporsteigen, die ich darüber zu breiten versucht und über mich dahinbrausen. Es gibt ja Erinnerungen, an denen die Menschenseele, gleichsam mit geschlossenen Augen, lange vorübereilt, bis sich plötzlich einmal der Schatten jener Ereignisse erhebt und keine Ruhe gibt, bis man ihm entschlossen in das Auge blickt. Sei es so!

* * *

Ich war zur Abreise gerüstet und sagte meinem Stiefvater lebewohl, doch wie gewöhnlich versuchte er, mich noch im letzten Augenblick zurückzuhalten.

„Bleibe doch wenigstens hier, bis diese thörichte Geschichte mit Richard vorüber ist! Ich weiß, daß es nur seine letzte Kinderkrankheit ist, aber niemand hat es so gut verstanden, ihn darin zu behandeln wie du."

Sie wird auch, wie alle übrigen, gut vorübergehen," tröstete ich.

„Und wenn nicht?"

„Dann lasse ihn heiraten!"

„Heiraten? In seinem Alter!"

„Jung gefreit, hat niemand gereut! Er wäre dann ein für allemal gut untergebracht!"

Der sonst immer so sanfte und freundliche kleine Mann sprang heftig von seinem Stuhle auf, stellte sich vor mich hin und rief zornig:

„Gut? Das nennst du gut, wenn einer seine Flamme in Hamburg kennen lernt? Hätte deine Mutter nicht darauf bestanden, ihn mitzunehmen, wäre uns die Geschichte erspart geblieben. Das ist doch keine passende Schwägerin für die Mädchen! Bleibe doch da, um mir gegen die andern beizustehen!"

Mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, riß ich mich endlich los. Ich schrieb nie von unterwegs, ein Maler kann sich nicht an eine bestimmte Reiseroute binden, und die Meinigen waren schon gewohnt, daß ich eines Tages unerwartet wieder eintrat.

Ich reiste zuerst nach Brügge. Die stille Stadt mit den dunklen Kanälen, den verlassenen Straßen, den großen, stillen Plätzen, von mächtigen Bäumen beschattet, unter denen ernsthafte, kleine Kinder spielten, hielt mich fest. Die melancholischen Erinnerungen vergangener Größe ließen mich nicht los. Träumerisch schlenderte ich unter den schattigen Kastanien umher und blieb dann auf einer der vielen Brücken stehen, welche über die dunklen Kanäle führen.

Meine Arme auf die Steinbrüstung legend, blickte ich auf das Wasser hinab, in dem sich die tief herabhängenden Zweige eines prachtvollen Baumes spiegelten, der aus einem schmalen Garten zwischen hohen Giebelhäusern hervorsah. Die alten, spitzen Häuser blickten ernst auf mich herab, als dächten auch sie der lang entschwundenen Zeit ihrer Jugend und Pracht. Mir schien, die Kanäle belebten sich mit reich beladenen Schiffen, die stolz und langsam näher kamen — ihre Eigentümer standen mit ihren hochmütigen, schönen Frauen und lieblichen, heranwachsenden Kindern auf den schmalen Terrassen und Balkonen — das Volk rief und jubelte — der vornehme, schlanke, fremde Kaufherr winkte der schönen Jungfrau zu, welche sich aus dem Erker holdselig lächelnd zu ihm niederneigte — das schwarze, glänzende Haar war mit einem schwarzen Spitzentuche bedeckt, anstatt mit Perlen umwunden oder mit dem gestickten Häubchen gekrönt zu sein — ihre sanften braunen Augen blitzten ihn aber plötzlich unwillig und zürnend an — zwischen den feinen Brauen zeigte sich eine kleine Falte — — Wie ein körperlicher Schreck durchzuckte es mich, sie öffnete plötzlich die blaßroten Lippen und sagte etwas.

Mein Traum verflog und damit das Bild, welches sich in mir aufbaute. Vor mir stand eine Dame, der ich unverwandt in das Antlitz starrte, ihr den schmalen Weg vollständig versperrend. Als ich zur Seite trat, rauschte sie an mir vorüber und verschwand zwischen den hohen, schmalen Häusern. Als es mir einfiel, ihr nachzugehen, war es zu spät, und obgleich ich noch mehrere Tage in Brügge blieb, sah ich sie nicht wieder.

Es war eine Woche später, und ich saß am Strande von Blankenberghe, damals anfangs der sechziger Jahre noch ein unbedeutendes, kleines Seebad. Ich malte Wellenstudien und war so versunken in meine Beschäftigung, daß ich gar nicht bemerkte, wie die Flut näher und näher kam. Plötzlich wankte mein Stuhl unter mir, und zugleich erscholl ein Warnungsruf in meiner Nähe. Mit einem kühnen Sprunge rettete ich mich vor der heranbrausenden Woge und zurückblickend, sah ich aus der kleinen, viereckigen Luke einer Badekabine sanfte braune Augen auf mir ruhen, die feinen hellroten Lippen waren noch geöffnet, und das schwarze, glänzende Haar fiel aufgelöst auf die Schultern — sie war es. Das Bild, welches sich mir in Brügge aufgedrängt, beschäftigte mich wieder — wenn ich doch ihre Züge fixieren könnte!

Es ward mir nicht schwer, ihre Wohnung zu erfahren — in der Rue des bons enfants, bei Madame Floquet. Ich machte Madame Floquets Bekanntschaft.

Während ich noch mit dieser würdigen und gesprächigen Frau redete, kam ihre Hausbewohnerin die Treppe herab. Ich trat auf sie zu, um ihr zuerst für jene Warnung am Strande zu danken, ihr dann zu sagen, daß ich sie schon einmal gesehen, aber als ich vor ihr stand, überraschte mich ihre Schönheit so, daß ich sie nur betroffen anblickte und zur Seite trat. Selbst das Bild, welches ich später malte, freilich nicht mehr für jenen Zweck, gibt nur unvollkommen den wunderlieblichen Ausdruck und die reizende Holdseligkeit ihres schönes Antlitzes wieder.

Mit einem freundlichen Neigen ihres schönen Kopfes ging sie lächelnd an mir vorüber und draußen auf der Straße auf einen stattlichen Herrn zu, mit dem sie langsam dem Strande zuschlenderte.

War er ihr Gatte?

In der Rue des bons enfants waren die schönsten Delfter Schüsseln zu sehen, natürlich ging ich gegen Abend hindurch und blieb vor jedem Hause stehen. Plötzlich ertönte Gesang. Aus den offenen Fenstern der ersten Etage von Madame Floquets Haus erklang eine herrliche Altstimme, die mit wundervollem Ausdrucke eines jener leidenschaftlichen polnischen Lieder sang, die gerade damals ziemlich bekannt waren. Ich blieb stehen und lauschte, da brach die Sängerin mit einem schrillen Akkorde in der Begleitung ab, eine Männerstimme rief einige barsche, heftige Worte, und das Fenster wurde zugeschlagen. Vielleicht war mein Stehenbleiben und Hinaufblicken die Ursache — vielleicht war Eifersucht der Grund — — nun, man konnte ebensogut zuhören, ohne stehen zu bleiben. Der Gesang ertönte regelmäßig jeden Abend, und ich ging regelmäßig jeden Abend in der Rue des bons enfants spazieren.

Ich malte viel am Strande, und fast täglich ging die schöne Unbekannte mehreremal an mir vorüber, ja, ich bildete mir zuletzt ein, sie suche nach mir, wie meine Augen immer wieder umher schweiften, bis sie die schlanke, in tiefe Trauer gekleidete Gestalt endlich entdeckt hatten. Einigemal näherte sie sich mir so entschieden, daß ich glaubte, sie würde mich anreden; sie sah sich nach allen Seiten um, kam schnell auf mich zu, ein freundliches, beinahe etwas verlegenes Lächeln umspielte ihre hellroten Lippen — aber dann blickte sie plötzlich gleichgültig über mich hinweg und ging vorüber, dem Herrn zu, mit dem ich sie zuerst in der Rue des bons enfants gesehen.

War das wirklich nur Einbildung? Die Frage beschäftigte mich, die schöne Fremde fing an, mich zu interessieren.

Es war eines Abends, die Fenster meines Stübchens standen weit offen, um der weichen, wohlthuenden Luft den Eingang zu erleichtern. Das Rauschen des Meeres tönte aus der Ferne herüber, sonst war alles still. Da pochte es an meine Thür, und auf meinen Ruf traten schnell zwei Frauen ein, die Thür hinter sich schließend.

Ich bedurfte nur eines Blickes, um zu wissen, wen ich vor mir hatte, trotzdem das Antlitz der Vordern mit einem dichten schwarzen Schleier verhüllt war. Meine erste Empfindung war grenzenloses Erstaunen, dann hätte ich mich freuen mögen, aber ein Mißtrauen, dessen ich mich im Entstehen schämte, verwehrte es mir. Ich bot den Damen Stühle an und fragte nach ihren Befehlen, indem ich so auszusehen versuchte, als ob es das Natürlichste auf der Welt sei, wenn Damen um diese Tageszeit Besuche bei mir abstatten.

Aber sie verschmähten jede Entschuldigung ihres Erscheinens in meinem Zimmer zu dieser ungewöhnlichen Stunde.

„Ich habe eine Bitte an Sie, mein Herr," begann die Jüngere mit vornehmer Ruhe, „und ließ mich deshalb von meiner Jungfer, die Ihre Wohnung erkundet, herbegleiten. Sie sind Maler, wenn ich nicht irre?"

Ich bejahte, gespannt in ihr Antlitz blickend.

„Ich wünsche ein Bild von Ihnen zu haben, ein Porträt —"

„Ich stehe Ihnen ganz zu Befehl," entgegnete ich möglichst geschäftsmäßig. Das war ja die Erfüllung meines Wunsches! „Wann würden Sie wünschen, daß ich damit anfinge?"

Sie sah mich etwas verlegen an, errötete und sagte leise und stockend:

„Ich — ich — möchte den — Preis vorher wissen."

Sie war mit der Frage ganz in ihrem Rechte, aber ich fühlte mich dadurch sehr peinlich berührt, als sei es etwas Ungehöriges, und entgegnete unmutig:

„Das hängt ganz von der Größe des Bildes ab."

„Nur der Kopf, aber der nicht zu klein," versetzte sie, mich besorgt und gespannt ansehend.

„Also Brustbild! Gerade so würde sich Ihr Kopf sehr gut machen."

Ich hob rasch die Lampe auf und ließ den Schein voll auf sie fallen. Sie hatte den schwarzen Schleier zurückgeschlagen, der nun seitwärts herabhing, indes ein Ende mit seiner Spitze gerade über der Stirn lag. Mein Blick hing entzückt an den schönen Linien des Antlitzes, auf dem eine leise Wehmut wie ein Schatten ausgebreitet lag.

„O nein, nicht von mir!" rief sie hastig und abwehrend. „Es soll nur für mich sein."

Ich stellte die Lampe mit einer gemurmelten Entschuldigung wieder hin und wendete mich sehr enttäuscht ab.

„Ich besitze kein einziges Bild von meinem Vater," sagte sie schnell. „Wenn er mir entrissen würde — o, wie würde ich mich danach sehnen! Sie haben meinen Vater ja oft mit mir gehen sehen." Ihre Stimme zitterte bei der Vorstellung, ihn verlieren zu können.

Ihren Vater! Nun, das war das Nächstbeste!

„Lassen Sie, bitte, das Geschäftliche," versetzte ich. „Eine so ausdrucksvolle Physiognomie zu malen, wie die Ihres Herrn Vaters, dessen schöner, interessanter Kopf mir gleich aufgefallen, macht so viel weniger Mühe, als die zarten, naturgemäß noch halb unentwickelten Züge eines jugendlichen Frauenantlitzes, daß — daß —"

Ich stockte, mit meiner Logik in Konflikt geratend.

„Wirklich? O, das freut mich!" antwortete sie, und ihr Ausdruck wurde plötzlich so kindlich froh und glücklich, daß sie mir um vieles näher zu rücken schien.

„Wenn wird Ihr Herr Vater mir sitzen können?" fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf und sagte mit einer Art Erstaunen:

„O, nein! Sie müssen ihn aus dem Kopf malen. Er würde sich nie dazu entschließen, es muß gemacht werden, ohne daß er es merkt."

Ich mag sie wohl sehr überrascht angestarrt haben, denn sie fügte nach einer kurzen Pause mit unbeschreiblich betrübtem Tone hinzu: „Das geht wohl nicht? Und ich hatte mich schon so sehr darauf gefreut; o, bitte, versuchen Sie es doch!"

Mit einer rührenden Zutraulichkeit bot sie mir bittend ihre Hand.

„Wenn Sie wüßten, wie lange ich diesen Wunsch schon mit mir herumtrage, mich nach seiner Erfüllung sehne! O, denken Sie nur, wenn ich mich von ihm trennen müßte und hätte kein Bild! Thun Sie mir den Gefallen, versuchen Sie es!"

Solange sie mich so flehend anblickte, dachte ich, es müsse gehen; wenn sie es wünschte, konnte es nicht unmöglich sein, aber als sie schwieg, kam mir die ruhige Ueberlegung wieder, und ich mußte ihr die Unmöglichkeit, ihrem Wunsche zu willfahren, auseinander setzen. Aber ich schämte mich vor ihrem bekümmerten Blick und fühlte, ich sei ein erbärmlicher Stümper.

Mit Thränen in den Augen sah sie einen Augenblick zu Boden, dann leuchtete ihr Gesicht plötzlich auf, und mit einem strahlenden Lächeln rief sie, zugleich ihre Hände zusammenschlagend:

„Ich weiß, wie wir es machen können. Wir essen im Hotel d'Hondt, gehen Sie, bitte, auch hin, setzen Sie sich uns gegenüber, studieren Sie Papas Gesicht und dann malen Sie ihn hernach zu Haus, solange die Erinnerung noch frisch ist."

Sie sah mich an, wurde plötzlich dunkelrot und stammelte hastig:

„Nein, nein! Verzeihen und vergessen Sie meine thörichten Worte, ich rede wie ein unbedachtes Kind. Ich sehe, es geht nicht; Sie haben recht, wir müssen es aufgeben. Es thut mir aber so leid, so leid!"

Sie führte ein schwarz gerändertes Taschentuch an ihre Augen.

Trauerte sie um ihre Mutter? Vielleicht war dieselbe erst kürzlich gestorben und die lebhafte Erinnerung dieses Verlustes trieb sie dazu, sich unter jeder Bedingung ein Bild ihres Vaters zu verschaffen. Die stete Angst vor einem [illegible]lichen Unglück hatte auch wohl ihrer Liebe zu ihrem Vater diese leidenschaftliche Verehrung beigemischt, mit der sie an ihm zu hängen schien.

Ich deutete ähnliches mit einigen Worten an, in dem Wunsche ihr zu zeigen, sie werde von mir verstanden.

„Ja, ich traure mit meiner Kleidung," antwortete sie langsam, mit der Hand über den schwarzen Stoff streichend, indes ich mit Erstaunen und Interesse einen neuen, herben, fast strengen Zug auf ihrem Antlitz erscheinen sah. „Doch mein Herz ist noch trauriger, als mein Kleid es verraten kann, aber ich kann nicht darüber sprechen, und — bitte, vermeiden Sie auch jede Andeutung darüber gegen meinen Vater, sagen Sie nichts, was darauf hinzielen könnte."

Mit einer anmutigen Bewegung legte sie die Hände bittend zusammen.

„Verzeihen Sie mir," entgegnete ich schnell, mit dem Gefühle, sehr indiskret gewesen zu sein, „aber in dem Falle — sollten Sie nicht lieber die Trauerkleidung mit einer andern vertauschen? Ich kann mir zwar denken, daß man für eine Mutter —"

„Ja, ja, für eine Mutter, eine heißgeliebte Mutter!" fiel sie mir in das Wort, indem sie aufstand und in leidenschaftlichem Schmerze die Hände zusammenschlug. [illegible] des große Thränen von ihren Wimpern fielen und wie Kristalltropfen auf dem tiefen Schwarz ihres Kleides lagen. „Für eine Mutter, die wir selbst mit unserm Herzblute nicht retten konnten. O, Mutter! Das Blut deiner [illegible] schreit —"

Ein plötzlicher, heftiger Druck von der Hand, der bisher unbeweglich gebliebenen älteren Jungfer, welche sie herbegleitet

ließ sie verstummen. Mit einer plötzlichen Selbstbeherrschung, die mich nach ihrer Aufwallung fast unheimlich berührte, bat sie sofort um Entschuldigung, daß sie sich habe hinreißen lassen, Dinge zu berühren, für die ich kein Interesse haben könne, wünschte mir sehr kurz gute Nacht, bat wegen der späten Störung um Verzeihung und ging fort. Ich half ihr noch die dunkle Stiege hinunter und sah sie in der Richtung nach der Rue des bons enfants verschwinden.

So war mein Wunsch, die schöne Unbekannte aus Brügge kennen zu lernen, erfüllt, aber wie viel Rätselhaftes umgab sie! Noch nie hatte ich bei einem jungen Mädchen eine solche Mischung von Sicherheit, Ruhe und zugleich heftiger Leidenschaftlichkeit und überraschender Kindlichkeit gefunden. Ein fortwährender Wechsel in ihrem Wesen wie in ihrem Gesichtsausdrucke. Ich konnte an nichts anderes die ganze Nacht durch denken. Bald sah ich das reizende Gesichtchen vor mir, mit dem kindlich frohen Lächeln, dann wie sie die großen Augen so traurig emporschlug, dann wieder in dem leidenschaftlichen Schmerze alles um sich her vergessend, und immer schien mir jeder Ausdruck der schönste und der einzige, den ich für mein Bild gebrauchen könne. Denn malen mußte ich sie, das stand bei mir fest; es würde mein bestes Bild werden, ich würde es ausstellen. — Wolkenragende Luftschlösser bauten sich vor mir auf.

Vergebens hoffte ich, sie am nächsten Morgen zu sehen. Weder sie noch ihr Vater erschienen am Strande. Langsam ging ich durch die kleinen Nebengassen nach der Rue des bons enfants — vielleicht konnte ich ihr doch noch begegnen.

Schon glaubte ich, das Glück sei mir günstig — ihr Vater trat aus einer der engen Straßen, doch nicht in ihrer Begleitung. Ein jüngerer Mann, mit einem Vollbarte und in sehr wenig gewählter Kleidung sprach eifrig mit ihm, und dicht vor mir bogen sie in eine jener gewöhnlichen kleinen Weinstuben ein, in denen hauptsächlich Matrosen und Fischer verkehrten. Als ich an dem Fenster vorüberging und hineinblickte, hatte sich der ältere Herr so gesetzt, daß man ihn von der Straße aus nicht sehen konnte, wie er sich auch vor dem Eintreten in das Haus scheu und vorsichtig umgesehen. Der andere hatte seinen Hut dicht über die Augen gedrückt, aber sein Gesicht war mir aufgefallen, und ich hätte ihn überall wieder erkannt. Was konnte jener vornehme stattliche Mann mit diesem zweifelhaft aussehenden Menschen zu thun haben? Ihre Unterredung nahm sie beide sehr ein und schien, nach den heftigen Gestikulationen beider zu schließen, ungemein aufregend.

Dank einer vertraulichen Besprechung mit Madame d'Hondt saß ich mittags schon an der langen Tafel, als Vater und Tochter eintraten. Gleichgültig blickte der schöne, stattliche Mann über die ganze Gesellschaft hin, seine düstern Augen streiften nur alle, ehe er mit äußerst hochmütiger Miene auf den Stuhl niedersank, den ihm der Kellner diensteifrig hinschob. Seine Tochter sah mich mit freudig aufleuchtendem Blicke an, sie glaubte offenbar, in meinem Hiersein das Versprechen zu erhalten, ihre Bitte doch noch zu erfüllen.

Bei einer passenden Gelegenheit richtete ich einige höfliche Worte an ihn, die er frostig und ablehnend aufnahm; sie sah mich ängstlich und bittend an — wie hätte ich ihr darob zürnen können?

Gegen Ende der langen Mahlzeit, während welcher er schweigend und finster dagesessen, geriet ich mit einem andern Herrn in ein Gespräch, und der Zufall fügte es, daß die Rede auf meine Heimat kam. Als ich mich wieder umwendete, begegnete ich seinem Blicke, der mit einem eigentümlichen Ausdrucke, fragend, forschend und doch unsicher auf mir lag. Er blickte nicht wieder weg, sondern redete mich an und wußte eine lebhafte Unterhaltung anzuspinnen, an deren Schluß er sich mir als Graf L.... vorstellte. Nach Tisch forderte er mich sogar auf, mit ihm und seiner Tochter eine kleine Strandpromenade zu machen.

Deutlich, als sei es gestern geschehen, steht mir jener Nachmittag noch vor Augen. Kleine und große Kinder spielten in dem lockern Sande; ich höre noch das Jauchzen der Kleinen, wenn eine Welle sie bei ihrer Arbeit überraschte, sehe noch den Schreck über die heranbrausende Wassermenge, der sich in ungemessenen Jubel verwandelte, sobald die anscheinende Gefahr überstanden war. Dazwischen liefen die Badefrauen herum, hingen die Tücher zum Trocknen auf und unterhielten sich in ihrem vlämischen Dialekt, mit ihren lauten Stimmen das Brausen der Wogen überschreiend. Mir ist, als fühlte ich noch jetzt den lauen, weichen Wind, der uns das salzige Meerwasser entgegenspritzte, während ich der Unterhaltung des Grafen lauschte. Er sprach von allem möglichen und sprach gut und interessant, mein Blick hing an seinem Antlitze, und ich sagte mir, daß es eine Freude sein müsse, solche regelmäßige, schöne Züge zu malen. Mit dem Entzücken eines Künstlers weilten meine Augen bald auf ihm, bald auf seiner Tochter, und einigemal verlor ich den Faden des Gesprächs über der Frage, ob es nicht möglich sei, den Grafen so zu malen, wie seine Tochter es wünschte.

Aus solcher Zerstreutheit weckte mich auf einmal des Grafen Ton, mit dem er etwas lauter und schärfer als bisher sagte, daß er sehr bedaure, meine Bekanntschaft erst heute gemacht zu haben, da er sich viel Vergnügen von unserem Verkehre versprochen haben würde. Wäre sein Aufenthalt nicht leider beendet, so würde unser Zusammensein gewiß sehr genußreich für ihn gewesen sein.

Ein spöttischer Blitz zuckte bei diesen Worten aus seinen Augen, ich achtete aber nicht darauf, denn ein hastiger, fragender Blick und ein unzweifelhaftes Erschrecken seiner Tochter zeigten mir, daß ihr diese Nachricht überraschend war.

Ich sprach mein Bedauern aus und fragte, ob seine Kur schon beendet, seine Tochter dabei beobachtend, die ihn noch immer, wie um Antwort bittend, ansah.

„Ich habe gar nicht gebadet," entgegnete er mir sehr kurz und wendete sich dann zögernd, wie es mir schien, zu seiner Tochter. „Eine plötzliche Nachricht, Vera, ist der Grund zu einer Abreise, die ich jetzt selber gern verschöbe," sagte er, mit einem Seitenblicke auf mich und fügte schnell einige polnische Worte hinzu, bei denen sie sich errötend abwendete.

Als ich mich von ihnen verabschiedete, legte sie ihre Hände flüchtig mit einer bittenden Gebärde zusammen, ich schüttelte unmerklich den Kopf. Wie hätte ich ihre Bitte jetzt noch erfüllen können! Aber es that mir sehr leid, der Kopf des Grafen wäre eine interessante Studie für mich gewesen, ich hätte ihn sehr gern gemalt.

Ich hatte sie also nur kennen gelernt, um sie sofort wieder zu verlieren. Hing seine plötzliche Abreise mit jenem widerwärtigen Menschen zusammen, den ich in der Weinstube mit ihm gesehen hatte? Wohin würden sie gehen? ... Fragen und Vermutungen weitgehendster Art tauchten in mir auf, ich erinnerte mich alles dessen, was ich von Madame Floquet, Madame d'Hondt und aus der Kurliste über den Grafen erfahren — es war so gut wie nichts. Man erfährt in Badeorten nur das, was die Menschen über sich selber sagen wollen, und der Graf hatte wenig oder nichts gesagt.... Aber ich konnte auf den Bahnhof gehen und unter dem Vorwande, ihnen lebewohl zu sagen, erfahren, wohin sie reisten... Die Eisenbahn war für jeden frei...

Es dunkelte schon, als es an meine Thür pochte.

Sollte sie noch einmal kommen?

Ich öffnete diesmal mit klopfendem Herzen — vor mir stand der Graf.

Mit einer verbindlichen Handbewegung fragte er, ob es erlaubt, mich noch so spät zu stören, und indem er mich genau musterte und auch die einfache Zimmereinrichtung seiner Beachtung unterzog, fuhr er ohne weitere Einleitung fort: „Meine Tochter Vera hat mir erst vorhin erzählt, welcher thörichte Wunsch ihren kleinen Kopf erfüllt. Sehen Sie, ich habe nur diese Tochter, und obgleich ich eine besondere Abneigung gegen mein eigenes Bild habe, so würde ich ihr doch jetzt diesen Wunsch erfüllen, wenn ich nicht fort müßte. Sie sind natürlich zur Kur hier?"

„Nicht doch!" entgegnete ich rasch. „Ich mache nur Studien, war auf der Reise." Ich stockte, der Grund meines Hierbleibens war wohl für ihn einerlei.

Mit zerstreutem Lächeln nickte er, als wisse er genug.

„Sie haben also noch keine festen Pläne?"

„Nein, ich überlasse mich auf Reisen immer dem Zufalle."

„Das ist für einen Künstler das Richtige. Kennen Sie Belgien schon?"

„Ich war noch nie hier, meine Reisen führten mich bisher —"

„Lassen Sie mich lieber gleich offen sagen, weshalb ich komme," unterbrach er, ohne auf meine Worte weiter zu achten. „Wollen Sie Veras Laune erfüllen, die aus ihrer übergroßen Zärtlichkeit für mich entspringt, und mein Bild malen, so machen Sie uns die Freude, uns zu besuchen. Wir wohnen in der Nähe von Lüttich," — er hielt inne und sah mich scharf und prüfend an, fuhr aber nach einer kurzen Pause ruhig fort: „in einer Umgebung, die Ihnen vielleicht noch manches künstlerische Motiv bieten dürfte. Natürlich, daß ich das Opfer Ihrer Zeit zu schätzen wissen werde und Sie ersuchen würde, mir danach Ihre Bedingungen zu machen." Trotz seines hochmütigen Gesichtes konnte ich bei seinen letzten Worten eine gewisse Spannung darin entdecken.

Ich erwiderte zurückhaltend, daß ich überall arbeiten müsse, und wenn ich mich als seinen Gast betrachten solle, dies für die ganze Zeit —

„Gut, gut!" sagte er rasch, augenscheinlich sehr erleichtert. „Wir werden uns schon verständigen; ich denke, es wird sich alles einrichten. Die Sache ist also abgemacht, nicht wahr? Wir werden ganz gewiß verschiedene Berührungspunkte finden, und Vera wird sehr glücklich sein. Es wird sich wohl alles arrangieren, wie wir wünschen. Wir reisen morgen mittag, doch vielleicht sehen wir uns noch. Leben Sie wohl, bis wir Sie bei uns begrüßen können! Adieu!"

Mit diesen hervorgestoßenen, kurzen Worten berührte er flüchtig meine Hand und war fort, ehe ich Zeit gefunden, etwas zu antworten.

War das Wirklichkeit, kein Erzeugnis meiner Phantasie? Ich hätte nicht so mit Leib und Seele Maler sein müssen, wenn mich die Aussicht, die mir winkte, nicht unbeschreiblich gereizt und beglückt. Der Graf war ein selten schöner Mann, ihn zu malen, würde ein hoher Genuß für mich sein. Und dann — seine Tochter zu sehen, zu sprechen, natürlich auch zu malen — ich würde sie in der Zwangslosigkeit des häuslichen Lebens sehen — mein Herz pochte aufgeregter, als eigentdurch diese Einladung gerechtfertigt schien. Aber auch meine Neugier war gereizt, und ich dachte mit Genugthuung daran, daß ich nun alles erfahren würde, was man gern von seinen Freunden weiß, und was mir bei dem Grafen noch völlig rätselhaft war.

Daß ich den Grafen aber noch einmal sehen mußte, verstand sich von selbst, ich wußte ja nicht einmal, wohin ich eingeladen war. Aber wohin es auch sei, ich würde hingehen, darüber war ich keinen Augenblick im Zweifel.

Als ich am andern Morgen in das Haus von Madame Floquet ging, kam mir die Jungfer schon mit einer Karte des Grafen entgegen, auf welcher seine genaue Adresse stand und die Bitte, den Tag meiner Ankunft vorher bekannt zu geben, damit er mich in Lüttich abholen lassen könne. Ich besah die Karte mit der großen Grafenkrone lange und wunderte mich, wie das Schloß Les Ormonds sein würde, ob Vera dort auch jeden Abend singen würde, ob ich mit ihr im Parke spazieren gehen würde, vielleicht auf der Maas mit ihr in einem Boote umherfahren, ob ihre braunen Augen mich wieder so anblicken würden wie jenen Mittag — ich schüttelte mich zurecht. Ich Thor! Ich ging hin, um den Grafen zu malen, nicht um in Veras schöne Augen zu sehen. Ich versuchte mir klar zu machen, daß wenigstens acht Tage verstreichen müßten, ehe ich ihnen nachreisen dürfe; aber als ich mittags im Hotel d'Hondt einer dicken Vlamländerin gegenüber saß, die Veras Platz eingenommen und mich ununterbrochen in einem Kauderwelsch von Deutsch und Französisch unterhielt, schienen mir sechs, ja fünf Tage genügend.

Als ich an Madame d'Hondt vorüberging, sagte sie mit teilnehmendem Ausdrucke leise zu mir:

„Wie traurig, daß die schöne junge Dame so rasch fort mußte! Ob man sie nur je wieder sehen wird?"

Ich nickte nur, ihre Frage machte mir erst klar, mit welcher Ungeduld mich schon danach verlangte.

Auch Madame Floquet versicherte mich, daß Vera die liebenswürdigste, schönste Dame gewesen, die je bei ihr gewohnt. Daß der Graf ihr nicht sehr sympathisch gewesen, und sie allerlei Bemerkungen über ihn machte, nahm ich ihr nicht übel.

Wie langweilig schien mir der Strand! Und wie laut und ungezogen die reizenden Kinder, wie unerträglich die Badefrauen mit ihrem Geschrei. Ich mied den Strand und suchte mir in den Dünen ein einsames Fleckchen, um ungestört meinen Gedanken nachzuhängen.

Verschiedentlich fiel mir jetzt jener zweifelhaft aussehende Mensch auf, den ich mit dem Grafen in der Weinstube gesehen, und wäre ich nicht so sehr in die Skizzen vertieft gewesen, die ich noch von hier mitnehmen wollte, es hätte mir auffällig sein müssen, daß er mir überall begegnete, wohin ich auch meine Schritte lenken mochte. Sein bärtiges Gesicht, mit den scharfen, stechenden Augen war auch das letzte, was ich von Blankenberghe sah, als ich endlich mit der Eisenbahn fortfuhr und mich noch einmal aus dem Fenster des Koupees legte.

Von der Fahrt weiß ich nur, daß es mir vorkam, als wäre ich gar nicht fern vom Himmel — ich sollte ja die schöne Vera wiedersehen. In dem Gasthofe, den ich dem Grafen bezeichnet, fand ich einen ältlichen Diener, der seinen Herrn entschuldigte, nicht selber gekommen zu sein, und mich fragte, ob ich hier zu bleiben wünsche oder gleich weiterreisen wolle.

Ich zog das letztere vor. Es hätten Lüttichs Erinnerungen und Kunstschätze jetzt doch kein Interesse für mich gehabt? Ich brannte vor Ungeduld, das Schloß des Grafen kennen zu lernen, und ihn wie seine Tochter wiederzusehen.

„Wie weit haben wir noch zu fahren?" fragte ich und freute mich der Aussicht auf die Fahrt in einem offenen Wagen durch das grüne Land. Es war eine Erquickung nach der heißen, staubigen Eisenbahnfahrt.

„Hm! Es kann spät werden, ehe wir ankommen," entgegnete der Diener, „wenn es auch stromabwärts geht."

„Zu Schiff?" fragte ich erstaunt.

Er nickte nur, mein Gepäck zählend.

Ein breites ungeschicktes Boot nahm uns auf, von zwei Schiffern gerudert. Allerlei kleine Kisten und Körbe, welche mir Vorräte zu enthalten schienen, wurden meinem Gepäck beigesellt, und dann ging es fort.

Niemals werde ich diese Fahrt vergessen, die mich nach Les Ormonds brachte, dem Ziele meiner Sehnsucht. Es war ein sonniger, köstlicher Tag, und langsam zog das Boot auf dem dunklen Wasser dahin, in nichts von den Marktschiffen unterschieden, die in der Nähe der Stadt den Fluß belebten. Oft streckten große Bäume ihre breiten Zweige weit über das Wasser, und wir glitten in ihrem Schatten dahin, der blaue Himmel ganz von ihrer Blätterfülle verdeckt. Dann kam ich mir wie verzaubert vor, und meine ganze Fahrt märchenhaft und phantastisch. Einigemal packte mich der Gedanke, daß ich wie ein irrender Ritter auf Abenteuer ausführe, und daß ich spurlos verschwinden könne, ohne daß die Meinigen je davon hören würden. Ein Blick auf die breiten, gutmütigen Gesichter der beiden Schiffer beruhigte mich aber immer wieder. Dem Diener traute ich nicht ganz, er näherte sich mir mehrmals in auffallender Weise und wollte eine Unterhaltung anfangen, offenbar um mich auszuforschen. Mich bei ihm nach seiner Herrschaft zu erkundigen fiel mir gar nicht ein; wie hätte ich auch der Gräfin Namen gegen ihn über die Lippen bringen können! Zuletzt wiegte mich die sanft schaukelnde Bewegung ein, ich träumte von Les Ormonds, wo Vera als Hausfrau schaltete und waltete.

Es dunkelte schon, als das Schiff endlich anlegte, und ich konnte nur sehen, daß ein großes Gebäude am Ende einer Allee stand. Die Schiffer hoben das Gepäck wieder heraus, und der Diener forderte mich auf, ihm zu folgen. Durch die verschränkten Zweige der hohen Bäume fiel nicht der schwächste Lichtstrahl mehr, und mir war ganz unheimlich zu Mute. So hatte ich mir den Empfang als Gast auf einem Grafenschlosse nicht gedacht!

Plötzlich stand ich allein, es wurde vor mir hell, ich blickte in ein erleuchtetes Portal und auf einer Treppe, die in das obere Stockwerk führte, erschien der Graf mit einem Lichte in der Hand. Ein Samtrock mit Schnüren umschloß eng seine schlanke, schöne Figur, seine Füße steckten in hohen Stiefeln und auf dem Kopfe trug er eine seltsame eckige Mütze

er leicht zum Gruße lüftete. Er war ter besonders zuvorkommend in seiner rüßung, noch hatte ich den Eindruck, er sich über mein Kommen freue, ich lte mich sofort wieder auf den frem- en Fuß durch seine kühle Höflichkeit ellt, den ich in meinen Gedanken und nmen allerdings weit überschritten. t kurzen Worten forderte er mich auf, er zu treten, stieß, vorausgehend, eine ite Doppelthür auf und bedeutete mich, das Zimmer zu gehen.

Es war Hochsommer und tagsüber warm gewesen, trotzdem brannte ein helles Kaminfeuer, welches einen ßen und ziemlich kahlen Raum sehr aalich erscheinen ließ. Ich sah auf ersten Blick die Erklärung für die nkelheit um das Schloß herum, denn t nur waren alle Fenster mit festen en verwahrt, es waren sogar noch vere Vorhänge darüber gezogen. Nicht geringste Lichtstrahl, nicht das leiseste äusch konnte verraten, daß das Schloß ohnt sei. Die roten Flammen im min züngelten über mächtigen Kohlen- ken hin und warfen unruhige Lichter ch das Zimmer.

„Vera, unser Gast!“ rief der Graf in großen Raum hinein und ging selbst ort wieder zurück, um mit dem Diener ußen zu sprechen.

Am äußersten Ende des Zimmers er- sich eine Gestalt aus einem Sessel und n aus dem Dunkel auf mich zu, im herkommen in den Bereich des Kamin- es gelangend.

Derselbe Schreck, den ich in Brügge d dann in Blankenberghe empfunden, ich sie so unvermutet vor mir gesehen, zuckte mich wieder, als sie nun auf h zutrat. Ein einfaches schwarzes Kleid t weißen Streifen umschloß ihre graziöse, ene Figur, ihr dunkles Haar war in en Knoten ziemlich hoch am Hinterkopfe festigt, so daß sich der reizende Hals frei d leicht aus der schmalen weißen Krause ob. An der Seite im Gürtel hatte sie e dunkelrote Rose stecken, wie ein großer utstropfen. Ich erschrak bei dem Ge- nken und blickte rasch wieder in ihr lieb- es Antlitz, dessen Schönheit mir immer eder neu und überraschend war. Die gen schienen mir größer, um den Mund ierte ein Zug des Schmerzes, der sich, hrend ich sie ansah, verlor, um einem enden Lächeln Platz zu machen. Mein rz klopfte, und es bemächtigte sich ner eine Art Aufregung, als sie mir de Hände entgegenstreckte und leise terte:

„Enfin!“ Gleich darauf setzte sie auf utsch hinzu: „Ich erwartete Sie täg- h!“

Ihr Blick ruhte einen Augenblick in n meinen, dann zog sie einen Sessel an, machte mir ein Zeichen, mich zu zu setzen und überhäufte mich mit agen nach Blankenberghe, Madame Flo- t, den Bädern, den Wellen und tausend deren Dingen. Lachend und sprechend hte sie mich durch ihre bezaubernde Lebhaftigkeit rasch über das Peinliche und Eigentümliche dieses Empfanges hinweg, nur eines blieb mir — das unbestimmte Gefühl, als sei ihre Heiterkeit gekünstelt, und als ob sie ohne diesen Zwang sofort wieder in die gedrückte Trauer zurück- sinken würde, aus der meine Ankunft sie gerissen.

Endlich erschien der Graf wieder, von dem Diener begleitet, der Lampen trug und einen Tisch deckte, mit Speisen be- setzte und sodann feierlich meldete, es sei serviert. Auf ein Zeichen des Grafen bot ich Vera den Arm, führte sie die wenigen Schritte an den Tisch und fand dann meinen Platz neben ihr. Der Graf war artig, aufmerksam und liebenswürdig; kurz, der vollendetste Wirt, und Veras Unter- haltung stockte keinen Augenblick. Ich bil- dete mir sogar ein, sie wünsche ihren Vater zu verhindern, mit mir ein Gespräch an- zuknüpfen, und er setzte sich in seinen Stuhl zurück, lächelnd — wie man über die Thor- heit eines Kindes und dessen vergebliche Ver- suche, seinen Willen durchzusetzen, lächeln würde. Zuletzt schien er es aufzugeben, seine Miene wurde düster, er kreuzte die Arme über der Brust und starrte unver- wandt über meinen Kopf hinweg in das Leere. Nun sprach Vera ruhiger, und un- merklich kam ich in das Erzählen, wozu Blankenberghe und Brügge Stoff gaben und einen natürlichen Uebergang bildeten zur Erwähnung meiner Reise. Ich fing damit an, daß ich sie von meinem Ge- burtsorte D.... aus angetreten habe. — Der Graf änderte weder seine Stellung, noch bewegte sich eine Muskel seines Ge- sichts, und doch hätte ich schwören mögen, daß er plötzlich gespannt zuhöre.

Da stand Vera rasch auf und schob ihren Stuhl zurück, indem sie in einem Tone, der keinen Widerspruch zuließ, sagte:

„Sie müssen müde sein. Wenn man den ganzen Tag unterwegs gewesen, be- darf man der Ruhe. Schlafen Sie gut! Morgen können wir besprechen, wann Sie mit Papas Bild anfangen werden. Gute Nacht!“

Sie legte ihren Arm in den ihres Vaters, der sich ebenfalls erhoben. Auf ein Glockenzeichen erschien der Diener auf der Schwelle, der Graf bot mir flüchtig seine Hand und wünschte, wohl zu schlafen.

Ich war ganz einfach und ohne die geringsten Umstände entlassen. Die Art und Weise verdroß mich um so mehr, als schon meine erste Bekanntschaft mit Vera mich auf einen ganz andern Fuß zu ihr gestellt hat. Die Zornröte darüber stieg in meine Wangen, zugleich aber regte sich ein noch unklarer Verdacht in mir, ob mir nicht eine Rolle hier zugeteilt sei, die nichts mit dem Porträt des Grafen zu thun hatte.

Unter diesen Gedanken stieg ich hinter dem Diener eine breite Treppe hinauf, dann zündete er in einem Zimmer Kerzen an und blieb einen Augenblick stehen, als ob er eine Frage von mir erwarte. Als ich mich gleichgültig zur Seite wendete, zuckte er die Achseln und wünschte mir kurz gute Nacht.

Ich sah mich um. Die Decke des großen Zimmers war reich mit Stuck verziert, die Wände mit lebensgroßen Porträten geschmückt, sonst aber enthielt die Stube nur das Allernotwendigste. Un- willkürlich betastete ich die Wände, ob auch keine verborgene Thür darin, und über- zeugte mich, daß ich die Stubenthür von innen zuriegeln konnte.

Ich fragte mich jetzt allen Ernstes, ob ich nicht eine unverzeihliche Thorheit be- gangen, mich mit diesen fremden Leuten so einzulassen. Was bedeutete der Mangel an Dienstboten, diese mehr als einfache Einrichtung? Was — da tauchte Veras Antlitz vor meinem innern Auge auf, ich verbannte alle Fragen und Zweifel; sie war hier, ich würde sie malen, und das allein war ja, was ich wollte, was gingen mich ihre Einrichtungen an!

Ich wollte auspacken, fand aber mein Gepäck nicht, es war vermutlich vergessen und lag noch unten in der Halle. Mit der Kerze in der Hand stieg ich die Treppe hinab, um mich danach umzusehen, blies aber durch eine ungeschickte Bewegung das Licht aus. Ehe ich meinen Weg in der Finsternis wieder zurückfinden konnte, ward unten eine Thür geöffnet, ein schmaler Lichtstreifen fiel heraus, und ich erkannte den Grafen, der davor stand. Er wendete sich eben um und sagte auf französisch in das Zimmer hinein:

„Ich werde mich erst morgen bestim- men, wenn ich von Sergei gehört habe. Ist nichts zu befürchten, so will ich mich deiner Marotte fügen, doch nur, weil ich meine eigenen Pläne dabei habe, die mir wichtig genug sind, um die Unbequemlich- keit einer solchen Gêne zu übersehen. In wenig Wochen muß sich alles entschieden haben, und du kennst meinen Wunsch.“

„O, ich kann dich nicht in Gefahr wissen und fern von dir bleiben,“ hörte ich Vera sagen. „Lieber mit dir sterben, mein Vater!“

„Du weißt, ich lasse mir meine Pläne nicht stören,“ entgegnete er rauh, setzte aber gleich darauf mit wunderbar weichem, zärtlichem Tone hinzu: „Trete mir nicht entgegen, Vera! Du weißt ja, was davon abhängt. Ich bitte dich darum, als einen Beweis deiner Liebe.“

Während ich eilig die Treppe zurück- ging, hörte ich noch einen schluchzenden Laut Veras, dann warf ich meine Zimmer- thür heftig in das Schloß, stolperte, räus- perte mich, bis ich die Genugthuung hatte, den Grafen, den Diener und die mir von Blankenberghe her bekannte Zofe erscheinen zu sehen. Nach einer geraumen Zeit erhielt ich endlich mein Gepäck, wobei mir die Zofe, der ich ein sehr unerwünschter Ein- dringling schien, mitteilte, die Herrschaften blieben bis Mittag für sich, ich möge es ebenso machen.

Hätte mir nicht Veras Lächeln vor- geschwebt, mit dem sie mich empfangen, ich wäre am liebsten gleich wieder abgereist. Mir fiel alles ein, was ich in Blanken- berghe nachträglich über den Grafen gehört,

was Madame Floquet angedeutet, und andere laut ausgesprochen — aber konnte ich sein dortiges Auftreten geltend machen, um meine plötzliche Abreise von hier zu begründen? Und gab mir der kühle Empfang hinreichenden Grund, die eingegangene Verpflichtung zu lösen? Es war vielleicht eine Thorheit gewesen, herzukommen, es würde eine noch größere sein, fortzugehen, ohne den Zweck meines Kommens erreicht zu haben, denn solche Studienköpfe würde ich wohl nie wieder finden. Wie selten wird es einem Maler zu teil, wirklich schöne Menschen zu malen, meist muß er ein schönes Antlitz aus verschiedenen andern zusammenstellen; hier brauchte ich nur zu kopieren. Wieder beruhigte ich mich wie schon vorher mit dem Gedanken, daß, was ich hier wollte, durch des Grafen Manieren nicht berührt worden.

Der Schlaf blieb mir aber lange fern. Die lebensgroßen Wandbilder schwankten unheimlich in dem schwachen Kerzenschimmer hin und her; Mäuse raschelten spukhaft an den Wänden, und von Zeit zu Zeit knackte das Holzwerk der Möbel laut und erschreckend. Die Nacht schien endlos, ich hatte vergessen, meine Uhr aufzuziehen und ging endlich an das Fenster — auch hier Läden. Mit vieler Mühe öffnete ich sie und sah hinaus. Wogender Nebel, immer aufs neue vom Flusse her aufsteigend, lag im ersten Morgengrauen vor mir und zog sich schwankend gegen das Schloß, jede Aussicht versperrend.

Die kühle Morgenluft durchschauerte mich, meine Eindrücke und Befürchtungen vom Abend erschienen mir auf einmal ebenso thöricht wie unhaltbar. Der Flußnebel hatte mir wahrscheinlich etwas Fieber angeblasen, in dem ich die einfachsten, natürlichsten Dinge durch die Brille einer aufgeregten Phantasie sah. War doch in einem Landhause eine gewisse Einfachheit ebenso erklärlich wie die Abwesenheit aller großstädtischen Einrichtungen, und wäre ich nicht durch den Reichtum meines Stiefvaters so sehr verwöhnt gewesen, ich hätte mir das gleich sagen müssen. Reich war der Graf nicht, das hatte ich bei Veras erstem Besuche gemerkt, und über seine Zuvorkommenheit hätte ich mir auch keine Illusionen zu machen brauchen.

Ich legte mich wieder nieder. Als ich erwachte, schien die Sonne hell durch das hohe Fenster. Ein Blick hinaus zeigte mir den glitzernden Fluß mit seinen Windungen, einen grünen Garten, dahinter Wiesen und Felder, ein freundliches, anmutiges Bild, von einer fernen Hügelkette duftig abgeschlossen.

Rasch zog ich mich an, stieg leise die Treppe hinab und schlüpfte durch eine kleine Seitenpforte hinaus.

Ich hatte nie viel Sinn für das Wilde und Großartige in der Natur und blickte entzückt auf die freundliche Landschaft. Das Schlößchen, im reinsten Rokokostile erbaut, lag hart am Ufer der Maas, von einem schönen, leider sehr vernachlässigten Parke umgeben. Französische Heckengänge durchschnitten ihn und vereinigten sich an dem Schlößchen, vor welchem auf einem freien Platze die Statue eines melancholisch auf seiner Keule lehnenden Herkules stand. Die Wege waren mit Gras bewachsen, die Zeiten, wo Pferde und Equipagen sie belebten, waren wohl längst vergangen, nur ihre Geister zeigten sich vielleicht noch in mondhellen Nächten.

Langsam schlenderte ich einen der langen Heckengänge entlang, da trat mir aus einem Seitengange Vera entgegen. Ein kleines, weißes Tuch um den Kopf geschlungen, das Kleid aufgeschürzt gegen den Morgentau, der noch in dicken Tropfen an den Gräsern hing und auf den Blättern lag, so kam sie frisch und blühend zwischen den grünen Wänden daher. Sie bot mir die Hand, an der auch jetzt der feine Handschuh nicht fehlte und fragte nach meiner Nachtruhe, indem sie mit einem tiefen Aufatmen hinzufügte:

„Ich bin so gern rechtzeitig draußen, wo es noch frisch und kühl ist. Man holt sich Stärkung für den ganzen Tag — ich freue mich, daß Sie auch so denken. Finden Sie es hier denn hübsch?"

Ich bejahte bereitwillig, dabei meine Vorliebe aussprechend für alles, was einem Stillleben in der Natur wie bei den Menschen ähnele.

Sie sah mich überrascht an.

„Nur als Gegensatz," sagte sie eifrig. „Immer? Nein, das wäre lähmend, tötend; auch Sie würden das nicht für immer aushalten. Und erst bei den Menschen! Eine stets gleiche Ruhe, die durch nichts aus ihrer Fassung zu bringen ist, wirkt erschlaffend und entsetzlich langweilig. Man will doch den Beweis," sie blieb stehen und sah mich mit blitzenden Augen an, „daß der Mensch nicht nur eine atmende Maschine, sondern durch Empfindungen bewegt wird, die auf ein lebendiges Herz, eine fühlende Seele schließen lassen. Sonst wäre es ja unerklärlich, daß Menschen für ihre Ideale mit den Waffen in der Hand kämpfen," der herbe Zug erschien wieder auf ihrem Antlitze, „sonst hätte ja die Tyrannei leichtes Spiel, und es gälte nur Sklaven zu —" Sie stockte, als sie meinem Blicke begegnete, verwirrte sich, wurde rot, und es kam mir so vor, als ob sie sich plötzlich bewußt würde, daß die oft gehörten und eingelernten Phrasen mir gegenüber so wenig am Platze seien wie überhaupt in unserer Konversation. „Da kommt Papa," sagte sie mit einem erleichterten Aufatmen und deutete auf den Grafen, der sich vom Schlosse her näherte.

„Sehr angenehm!" begrüßte der Graf mich flüchtig. „Wir können wohl jetzt die Zeit festsetzen für unsere gemeinschaftliche Arbeit — wenn Sie ganz ausgeruht sind —?"

Ich hielt es nicht der Mühe wert, auf diese Redensart etwas zu erwidern, sondern bat, mir die Stunde zu bestimmen, ich sei jederzeit bereit und freue mich darauf.

„Ich beurlaube dich bis Mittag," sagte der Graf, nachdem alles festgesetzt, zu seiner Tochter, die schweigend dabei gestanden.

„Der Ausdruck eines Bildes soll so viel besser werden, wenn das Modell spr… antwortete sie, mit dem zierlichen, schm… Fuße im Sande spielend. „Ich … mitkommen und dich unterhalten, … Papa!"

„Es dürfte doch kaum dem Zwecke … sprechen, wenn du redetest," entgegne… mit eigentümlich spöttischem Lächeln. … werde selber sprechen, ich gebe dir … Wort darauf, und wir werden wohl … gemeinschaftliche Interessen finden, um … Unterhaltung zu einer lebhaften zu ma… sei deshalb unbesorgt. Ich weiß, du … Briefe zu schreiben, deren Beförderung … notwendig ist, ich bitte dich dringend, … dich durch nichts davon abhalten." … sah ihn mit einem flehenden Blicke … dem er erst auswich, dann führte er … ihre Hand an seine Lippen und sagte … „Sei mein tapferes Kind! Gehorche … bisher, es muß sein, und du erleicht… mir meine Aufgabe jetzt und später."

Ohne zu antworten eilte sie dem Sch… zu, doch glaubte ich zu sehen, daß sie … die Augen trocknete. Wieder überfiel … das Gefühl, daß ich einem mir unbekann… Zwecke hier dienen mußte, daß ich … Werkzeug in der Hand des Grafen … welches er gegen seine Tochter gebrauch… Er gab ihrer Bitte nach, dafür verlan… er andere Opfer. Der Verdacht war … zu unbestimmt, um nicht unter der … lichen Liebenswürdigkeit, welche der … jetzt zeigte, rasch zu verschwinden. … entbehrte seine Zuvorkommenheit der in… Wahrheit, ich fühlte das Erkünstelte … wieder durch. Es war ihm nicht mö… die Maske lange festzuhalten, er zeigte … bald, daß er den unliebsamen Gast so … als möglich los sein möchte und dr… auf eine peinliche Weise zum Anfang…

Ich vergaß sehr bald, daß ein … Maler sein Modell unterhalten muß. … vertiefte mich vollständig in die schöne … fesselnde Aufgabe vor mir, da sagte … Graf: „Sie haben vielleicht schon gem… daß ich ein besonderes Interesse an … Vaterstadt nehme, nicht wahr?"

Ich blickte gespannt auf und bejahte …

Ein schneller Blitz aus seinen Au… belehrte mich, daß ihm meine Antw… nicht gefiel.

„Sie sehen, ich kann mich nicht … stellen," fuhr er mit gezwungenem La… fort. „Es ist ein Unglück, wenn man … Herz immer auf der Zunge hat. … Heimat hängt auch für mich mit den teu… Kindheitserinnerungen, mit meiner Mu… zusammen. Dieselbe hatte das Unglück … auf einer Reise, gerade dort, den Fu… verstauchen, was sie zwang, dort l… zu bleiben. Aber sie verdankte diesem … freiwilligen Aufenthalte einige sehr an… nehme Bekanntschaften und konnte nie gen… die Güte und Zuvorkommenheit jener … milien rühmen, welche die Fremde ga… aufnahmen. Ich habe mir die Nam… notiert, und es würde mich freuen, … Ihnen zu erfahren, ob jene Familien … dort leben. Die damaligen Träger … Namen werden wie meine Mutter … schon hinübergegangen sein, soll …

..n einige von ihnen leben, so würde ich ..en gern durch Sie einen Gruß zukommen ..en."

„Sie selbst waren nie dort?" fragte .. mit dem Gefühle, daß er mir eine ..wahrheit erzähle, deren Zweck ich aber ..t durchschauen konnte.

„Nein, noch nicht, aber es zieht mich ..s hin. Einer oder der andere, den ..e Mutter gekannt, lebt doch vielleicht .. und — doch Sie sind zu jung, um ..n zu wissen, was eine solche Erinnerung .. jemand in meinem Alter zu bedeuten hat."

Mit einem sinnenden, weichen Aus..., der ihn wunderbar verschönte, blickte ..mor. Das war also der einzige weiche .. — wahre Punkt in seinem Charakter, .. dies Gefühl war Wahrheit, das fühlte .. Diese Erinnerung mußte ich wecken, .. den durch sie hervorgerufenen Ausdruck ..s Gesichtes festzuhalten.

„Wollen Sie mir einige jener Namen ..nen?" fragte ich emsig arbeitend. „Wenn .. auch nur die Kinder jener Generation ..ne, so weiß ich doch sicher durch Tra..men und Hörensagen auch von den Eltern ..scheid."

Ich hatte ihm schon allerlei erzählt, als Vera eintrat.

Ihr Vater runzelte die Stirn und sah .. finster an, ich hörte auf zu arbeiten, .. hörte uns.

„Es ist schon sehr spät," sagte sie und .. aufmerksam von einem zum andern. Dann flüsterte sie ihm einige Worte in .. Ohr, von denen ich deutlich den Namen Sergei hörte. Sofort stand er auf, ent..uldigte sich flüchtig und ging fort; ich ..r allein mit Vera.

Sie wollte das Bild sehen, ließ sich ..er von mir bedeuten, daß das noch nicht ..inge.

„Machen Sie es recht gut, wenn es ..ch lange dauert," sagte sie leise und dabei errötend.

Eine heiße Blutwelle schoß in mein ..sicht, ich antwortete einige verwirrte ..orte, dann fiel mir ein, ich könne jetzt .. Bitte anbringen, die ich seit langem ..egt.

„Wollen Sie mir nicht auch einige Sitzungen gönnen, um Ihr Bild —"

„Nein, o nein!" unterbrach sie mich hastig. „Vergessen Sie, wie ich aussehe, ich bin sicher, das würde Unglück nach sich ..hen. Versprechen Sie mir, nichts davon ..gen meinen Vater zu erwähnen." Sie ..g das schwarze Spitzentuch, welches ihre Schultern verhüllte, fester um sich, als ob .. fröre, trotzdem die Sonne heiß auf der Landschaft lag, ihr Antlitz wurde trübe .. ihre blaßroten Lippen zuckten.

Ich sagte nicht, daß ich sie nie ver..en könne, aber meine Augen hafteten .. auf ihr, und ich erwiderte nach einer Weile leise, daß ich sie auch ohne ihr ..nen malen könne, was sie nicht ver..hen zu wollen schien.

„Es ist gleich unsere Essenszeit," be..te sie eine lange Pause, deren Pein .. wohl nicht empfand, die mir aber end.. deuchte. „Haben Sie sich denn gut mit Papa unterhalten?" Sie sah mich nicht an, sondern spielte mit ihren Armbändern.

„Ihr Herr Vater sprach lebhaft, und es ist mir geglückt, einen sehr schönen Moment festzuhalten," antwortete ich ausweichend. „Das ist für einen Maler sehr wichtig."

Sie nickte zufrieden.

„Werden Sie direkt von hier in Ihre Heimat zurückkehren?"

Wir waren zusammen an das Fenster getreten und sahen auf den glitzernden Fluß hinab.

„Ich weiß es noch nicht," entgegnete ich, durch diese Geflissentlichkeit, mir meine Abreise wieder in das Gedächtnis zurückzurufen, da ich doch kaum angekommen, verstimmt. „Mich zieht nichts nach Haus, ich bin auf der Suche nach Motiven und kann ebenso gut nach Italien wie nach England oder Rußland gehen. Aegypten ist ja jetzt Mode, vielleicht reise ich dorthin. Vielleicht kehre ich auch jahrelang nicht zurück, es kommt ganz darauf an, ob mich irgend etwas unterwegs fesselt, oder ob mich ein besonderer Anlaß in die Heimat zurückruft."

„So frei zu sein, ist schön und beneidenswert. Aber stehen Sie so allein?" fragte sie.

Ich bejahte; ich verband mit ihrer Frage nur die Meinung, ob ich noch nicht für mein Leben an ein Weib gebunden. Auch an ihren weißen Händen, die sie über der schwarzen Spitze gekreuzt hatte, glänzte noch kein Ring.

„Und die Welt ist so groß, wie viel können Sie noch sehen! Sind Sie schon viel gereist?"

Ich wollte eben antworten, da sah ich ein kleines Boot wie einen Pfeil auf dem Fluß stromabwärts dahinschießen und glaubte meinen Wirt darin zu erkennen, der mit einem andern Herrn eifrig sprach.

Vera folgte meinem Blicke, als ich keine Antwort gab und erbleichte.

„Eine plötzliche Nachricht muß ihn fortgerufen haben," sagte sie mit zitternden Lippen. „Sie werden bei Tische mit mir vorlieb nehmen müssen." Damit ging sie fort.

Sollte ich lachen oder sollte ich mich ärgern? Eine solche Rücksichtslosigkeit war mir noch nicht begegnet, meine Gastgeber glaubten offenbar, gegen einen reisenden Maler, wenn er auch zufällig ihr Gast, dürften sie sich alles erlauben. Mein Entschluß, meine Aufgabe möglichst zu beschleunigen, wurde aber dadurch ganz fest.

Unser Mittagessen war bald beendet. Der alte Diener schien seiner jungen Herrin sehr zugethan, er nickte zufrieden, wenn ich ein Lächeln auf ihr Antlitz gerufen und billigte augenscheinlich unsern freundschaftlicheren Verkehr mehr, als die Zofe es gethan. Uebrigens waren keine andern Dienstboten sichtbar, was mich, der an den großen Hausstand meines Stiefvaters gewöhnt war, sehr erstaunte.

Gegen Abend ging ich in den Park hinunter, wo ich Vera traf, die mir einen sehr hübschen Wiesenweg zeigte, der uns zuletzt wieder an das Ufer des Flusses brachte. Wir setzten uns an den grünen Rain nieder, und unter dem leisen Rauschen des sanft dahingleitenden Wassers horchte ich Veras schöner Stimme, die halblaut alte französische Balladen sang. Dann sprachen wir von Politik, Religion, Vergangenheit und Zukunft, und Vera ging auf alles ein. Sie fühlte und sprach leidenschaftlicher, als ich es von einem so jungen Weibe je gehört, aber ihre Aeußerungen voll glühender Begeisterung und hinreißender Lebhaftigkeit übten einen unbeschreiblichen Zauber auf mich aus. Ich hatte ihr von meinen Studien erzählt, von dem Bilde, welches sich mir im Geiste dargestellt, als ich sie in Brügge gesehen —

„Und da gehörte ich für Sie mit in das Bild?" fragte sie, und ihre Augen blitzten mich an, als zürne sie mir darüber.

Ich bejahte und fügte hinzu, wie groß meine Freude gewesen, sie in Blankenberghe wieder zu finden. —

„Weil ich für Ihr Bild notwendig war," unterbrach sie mich. „Denken Sie immer nur an Ihre Bilder, und wie Sie Menschen und Dinge dazu verwenden können?" Ihr Ton klang gereizt, sie stand auf und ging rasch einige Schritte vorwärts.

„Ich bin Künstler, muß sich da nicht alles auf meine Kunst beziehen? Glauben Sie mir, es gibt manches, was der Kunst wegen ertragen wird, aber auch dadurch leichter —"

„Dann sind Sie glücklich, dann kann das Leben Ihnen nichts anhaben," sagte sie schnell, wie um mich nicht weitersprechen zu lassen. „Ich fürchte, Sie waren sehr böse auf mich, als ich heute früh hereinkam und Papa abrief; es war aber notwendig, ich konnte es nicht ändern." Ihr Ton war wieder weicher, und zugleich sah sie mich wie ein bittendes, reuevolles Kind an, stieß aber plötzlich gegen einen Stein, schwankte und wäre gefallen, hätte ich sie nicht aufgefangen. Sie ruhte an meinem Herzen, ich fühlte das ihre klopfen, mein Blut wallte heiß empor. Ich drückte die schlanke Gestalt unwillkürlich fester an mich, mir schien, auch sie schmiege sich inniger an mich, doch plötzlich machte sie sich frei und ging rasch mit einem gepreßten Seufzer weiter.

Der Nebel stieg schon wieder wie eine weiße Wand empor, schweigend gingen wir dem Schlosse zu. Im Parke ließ Vera ihre Handschuhe fallen, ich hob sie auf und reichte sie ihr — unsere Hände berührten sich, ich umschloß ihre Finger und sie wehrte mir nicht. Erst nach einigen Sekunden entzog sie mir sanft ihre Hand und sagte leise: „Wir müssen hineingehen, es wird zu kühl. Nun ist der schöne, ruhige Tag zu Ende, aber er wird eine köstliche Erinnerung bleiben. Und morgen — morgen wird Papa wieder zurück sein!" Sie schwieg einen Augenblick und fragte dann hastig: „Wie viele Sitzungen werden Sie für das Bild bedürfen?"

Wollte sie mir zu verstehen geben, daß ich vergessen, daß ich nur deshalb hier sei?

„Ich kann es noch nicht bestimmen, doch

werde ich so fleißig wie möglich malen," entgegnete ich kurz.

Mit einem unterdrückten Seufzer und einem betrübten Blick ging sie schweigend in das Schloß.

„Ich werde Ihnen vorsingen," sagte sie, als wir in das Zimmer traten, und setzte sich rasch an das Instrument, welches an der einen Wand stand. Es war alt und ausgespielt, aber unter ihren Fingern quollen die Melodien voll und schön hervor, und ihre prachtvolle Stimme schallte in dem leeren, hohen Raume wie in einer Kirche.

Ich wurde ruhiger, mein Aerger verflog, ich glaubte ihren betrübten Blick zu verstehen und kam mir thöricht, ja kindisch vor. Wie goldene Zauberfäden umwanden die herrlichen Töne meine Seele, ich hätte ewig so lauschen, so in ihr schönes Antlitz schauen mögen, ohne Gedanken an die Zeit, an ein Ende dieses wundersamen, eigentümlichen Zusammenseins, dessen Reiz mich immer fester umspann und fesselte.

Sie hatte eine altfranzösische Ballade gesungen, traurig und sehnsuchtsvoll, ihr Antlitz hatte einen schwermütigen Ausdruck, und ich glaubte, sie noch nicht so schön gesehen zu haben. Meine Gedanken eilten zurück zu unserem Spaziergange, ich glaubte sie wieder an meinem Herzen, in meinen Armen zu fühlen, sie schmiegte sich wieder an mich, und mein Herz pochte wieder laut und ungestüm — da ging sie plötzlich mit wenigen raschen Akkorden in eine andere Melodie über und sang, mich voll anblickend, ein polnisches Lied.

Ich verstand das Polnische nicht, aber ich war in einer Stimmung, die mich die Sprache der Töne lehrte, ich war keinen Augenblick im Zweifel über den Text. Es war eine Klage um vergebliche Liebe, ein Flehen um Erhörung, um ein Ende solcher Pein.

Eine plötzliche Eifersucht packte mich. Wem konnten solche Klagen aus ihrem Munde gelten? Ohne mich zu bedenken, rief ich aus: „Wem kann eine solche Klage, ein solcher Vorwurf von Ihren Lippen —"

„Sie kennen und verstehen polnisch?" rief sie in meine unbedachte Aeußerung hinein, rasch ihr erglühendes Antlitz abwendend. „Das ahnte ich nicht!"

„Ich verstehe kein Wort, aber Ihre Töne sind gute Dolmetscher, Gräfin! Wissen Sie denn nicht, daß ich in Blankenberghe jeden Abend Ihrem Gesange lauschte? Ich glaube, ich verstand den Inhalt Ihrer Lieder stets."

„Was könnte ich anderes singen, als die Klage um unser verlorenes Vaterland?" versetzte sie leise. „O, mein Polen!" Ihr Blick streifte mich scheu und ängstlich.

„Sind Sie schon lange von Ihrem Vaterlande getrennt? Ist Ihnen Belgien schon lange Heimat gewesen?" fragte ich teilnehmend.

Sie sah mich unruhig und mißtrauisch an und trat einen Schritt zurück.

„Es ist unser schweres, beklagenswertes Los, unsere wahre Heimat nur aus der Ferne lieben zu dürfen," antwortete sie kühl und zurückhaltend.

„Verzeihen Sie meiner Teilnahme, wenn ich indiskret scheine," versetzte ich rasch. „Ich kann es Ihnen ja nachfühlen, wie sehr Sie unter diesen Verhältnissen leiden müssen."

Sie reichte mir in plötzlich aufwallender Bewegung beide Hände, indes Thränen in ihre Augen traten.

„Ja, ich leide darunter! O, wenn ich Ihnen sagen könnte, Sie fragen dürfte, ob ich recht thue — Sie würden mich gewiß verstehen, mir raten und helfen —"

„Vertrauen Sie mir! Was kann ich für Sie thun? Sagen Sie mir alles — Vera!"

Sie gab dem leisen Drucke meiner Hände nach und lehnte sich an meine Schulter; ein Blick, der mein Herz wild pochen ließ, senkte sich in den meinen.

„Ich könnte ein grenzenloses Vertrauen zu Ihnen haben," flüsterte sie mit innigem Tone. „Sie sind gut, würden mich nicht falsch beurteilen —" Sie wich rasch zurück, die Thür öffnete sich und der Diener trat mit einer Meldung herein, welche Vera hinausrief. Sie kam nicht zurück, ich mußte den Abend allein verbringen.

Ich haßte den Mann, der uns gestört, denn ich war überzeugt, Vera war im Begriff gewesen, sich mir anzuvertrauen. Ich dachte die ganze Nacht über ihre Worte nach und suchte vergebens nach einer genügenden Erklärung. Dazwischen tauchte auch unser Gespräch am Flußufer wieder in mir auf, und ich vergegenwärtigte mir den Augenblick, wo ich Vera in meinen Armen gehalten. Ja, sie hatte Vertrauen zu mir, ich fühlte es, und sie stand mir seit den letzten Stunden anders gegenüber. Warum, das machte ich mir nicht klar, ich wußte nur, daß wir uns plötzlich um vieles näher getreten waren, und konnte kaum den Morgen erwarten, um sie wieder zu sehen. Vielleicht fand sich eine Stunde ungestörten Beisammenseins, und sie sagte mir, woran der Diener sie gehindert.

Aber andern Tages war der Graf wieder da und hatte einen Herrn mitgebracht, der zweifellos sein Genosse aus jener kleinen Weinstube war, trotzdem er keinen Bart trug und sehr elegant gekleidet war. Sergei Brcz . . . widmete sich den ganzen Tag über ausschließlich Vera und schnitt mir jede Möglichkeit ab, sie allein zu sprechen. Sie sah mich einigemal wie um Entschuldigung bittend an, machte aber keinen Versuch, Sergei Brcz . . . zu vermeiden. Ich wurde das fatale Gefühl nicht los, daß er mich seiner besondern Beachtung würdigte, und so oft ich es versuchte, ein Gespräch mit Vera anzuknüpfen, ruhte sein stechender Blick unverwandt auf mir. Als ich gegen Abend über die Wiesen ging, sah ich ihn von weitem auf demselben Pfade herankommen, bis ich wieder dem Schlosse zuschritt.

Von nun an erschienen täglich andere Landsleute des Grafen, die häufig über Nacht blieben und Vera so in Anspruch nahmen, daß wir uns nur bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten sahen. Das Schloß war der Tummelplatz einer Menge seltsamer Erscheinungen, die mich zu einer anderen Zeit gewiß lebhaft interessiert hätten, jetzt aber nur störten und beunruhigten. Mit Vera konnte ich gar nicht mehr sprechen, die Sitzungen, die der Graf mir nur noch als eine besondere Gunst gewährte, wurden immer kürzer, und allen meinen Bemühungen zum Trotz blieb sein Gesicht finster und unfreundlich. Ich mußte ihm zuletzt den Ausdruck lassen, der ihm am natürlichsten zu sein schien.

Die Gäste huldigten der jungen Schloßherrin auf eine übertriebene, mich oft recht verletzende Art, doch bedurfte es nur eines Blickes oder einiger Worte des Grafen, um die hochgehenden Wogen zu dämpfen und jede ungebührliche Aeußerung zurückzuweisen. Die Unterhaltung wurde aber nach und nach immer seltener für mich verständlich, man sprach fast nur noch polnisch, nur Vera versuchte noch französisch zu sprechen, was ihr vom Grafen, wie von den übrigen Bemerkungen zuzog, die ich wohl mit Recht als durch mich veranlaßt empfand. Von da an mied ich die Gesellschaft thunlichst und malte auf meinem Zimmer sehr eifrig, und versuchte darüber zu vergessen, in welch eigentümlicher Umgebung und unter welch sonderbaren Verhältnissen ich mich hier befand. Wenn ich dann aber Veras fragendem, vorwurfsvollem Blicke begegnete, kam es mir wie ein Unrecht vor, sie allein zu lassen — denn, stand sie mir nicht näher als jenen? Die schroffen Gegensätze, welche sich in ihrem Wesen berührten, traten immer schärfer hervor. Ihre mir beinahe unheimlich berührende Leidenschaftlichkeit rief bei ihren Gästen häufig einen begeisterten Beifallssturm hervor, bei dem sie mich plötzlich scheu und errötend anblicken konnte, um dann entweder wie ein ängstliches, verlegenes Kind dazusitzen oder mir mit zutraulichster Offenheit eine Bemerkung zuzurufen, die allen beweisen mußte, daß uns ein geheimes Band verknüpfte, welches sie nicht zu lösen wünschte.

Immer weniger konnte ich mich bei meiner Arbeit von den auf mich einstürmenden Gedanken frei machen. Das schöne Antlitz Veras drängte sich immer wieder dazwischen, und klarer und klarer ward mir, daß sich ihr Bild unauslöschlich in mein Herz eingeprägt, ja, daß sie mir teurer geworden als die ganze übrige Welt . . . Ich erschrak, als sich zum erstenmal diese Gewißheit mir aufdrängte. Wie paßte diese Leidenschaft in mein Leben, dies Gefühl, das meine Thatkraft lähmte und mir nur Schmerz und Enttäuschung bringen konnte! Wie hatte ich mich so weit treiben lassen können? . . . Ich starrte hinaus auf die sonnige Landschaft und versuchte mich zu fragen, seit wann dies alles beherrschende Gefühl in mir erwacht sei . . . Seit wann? Seit ich sie in Brügge gesehen. Blind und thöricht war ich der Gefahr mit offenen Augen entgegengegangen, hatte mich selbst betrogen mit der Vorspiegelung, das Interesse des Malers zöge mich her, der Wunsch, eine mir fremde Häuslichkeit kennen zu lernen! Nein, der Wahnsinn, der mich hergetrieben, hieß

Liebe ... Nicht des Künstlers Wunsch, nicht die einfache Neugier, den Grafen auf seinem Schlosse zu besuchen, ich hatte Vera geliebt vom ersten Tage an, und ihretwegen war ich hergekommen, hatte mir gefallen lassen, was man mir geboten, mich in alles gefügt, alles hingenommen ... Und was wollte ich denn noch hier, wenn ich das Bild vollendet? ... War mir jede Kraft zu einem Entschlusse schon verloren gegangen, daß ich den Gedanken, abzureisen, mich einer ebenso peinlichen, wie unwürdigen Lage zu entziehen, gar nicht zu fassen vermochte?

Ein Geräusch hinter mir schreckte mich auf. Der Graf war eingetreten und erklärte sich zu einer Sitzung bereit.

Mechanisch bereitete ich so rasch wie möglich alles vor und fing an zu malen. Nach und nach übte die Gewohnheit ihre Macht aus, ich konnte meine Gedanken so weit sammeln, um mich der Aufgabe vor mir mit hinreichender Aufmerksamkeit hinzugeben.

Der Graf richtete einige gleichgültige Worte an mich, plötzlich aber sagte er, zwar in demselben ruhigen Tone, aber mit einem Blicke, der mich stutzig machte: „Sie haben doch wohl keinen Verkehr mit dem Hause R.... in D....?" Das war der Name meines Stiefvaters, und überrascht gab ich eine verwirrte, verlegene Antwort.

Er fixierte mich einen Augenblick mit unbeschreiblich hochmütiger Miene, gab mir dann aber zu verstehen, daß er es hätte annehmen können, daß ein reisender Maler keine Beziehungen zu solch vornehmem, reichem Patrizierhause haben würde.

Hätte ich vorher einfach erwidert, daß der Kaufmann R.... mein Stiefvater, jetzt hätte ich es um nichts in der Welt eingestanden. Jeder freundliche Blick, jedes verbindliche Wort wäre mir als eine Beleidigung erschienen.

Ich entgegnete mit möglichster Ruhe und Unbefangenheit, daß ich ihm doch vielleicht Auskunft geben könne, da D.... nicht groß genug sei, um vornehm und gering so schroff zu trennen, wie er anzunehmen scheine.

Er richtete daraufhin eine Menge Fragen an mich, vermutlich, um mich in Verlegenheit zu setzen, ich gab ihm aber eine so genaue Schilderung des Hauses wie der Familie, daß er einigemal wirklich überrascht schien. Ohne sein, mich tiefer als ich es eingestehen mochte, kränkendes Mißtrauen, hätte ich eine Menge Einzelheiten nicht erwähnt, aber es lag mir daran, ihm zu zeigen, wie vollständig ich in die Verhältnisse eingeweiht sei.

„Ist die Familie weit verzweigt?" fragte der Graf, der mir mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Hat der jetzige Inhaber der Firma viele Geschwister und viele Kinder?"

„Er hat gar keine Geschwister und selbst nur einen Sohn und zwei Töchter," antwortete ich sehr kurz, des Examens müde.

„Geht das Vermögen nur auf den Sohn über, oder sind die Töchter auch gut bedacht? In letzterem Falle müßten es für manchen armen Schlucker gute Partien —"

Ich bemerkte ihm trocken, daß die Töchter noch sehr jung, man außerdem in unsern aristokratisch gesinnten Kaufmannsfamilien sehr vorsichtig in der Wahl eines Tochtermannes sei.

„Mit Recht!" antwortete er mit einem spöttischen Blick. „Muß der Sohn das Handelsgeschäft übernehmen? Hat er nicht die Möglichkeit, sich anderen, höheren Interessen zuzuwenden?"

„Er wird Zeit und Geld genug haben, ganz seinen Neigungen leben zu können; er braucht seinem Geschäfte nicht wie ein gewöhnlicher Kaufmann —"

„Er bleibt immer Kaufmann," fiel er mir hochmütig in das Wort.

„Die ältesten Adelsfamilien haben Verbindungen mit solchen Kaufhäusern nicht verschmäht. Die Großmutter war aus adligem Geschlecht!" sagte ich hitzig.

Er drehte seinen Schnurrbart und sah mich mit blitzenden Augen an. Plötzlich nahm er sich zusammen, lächelte eigentümlich und sagte kühl: „Da ist also im ganzen doch Gutes von dem Hause zu sagen. Nun, da hat meine — Mutter ihren Verkehr gut gewählt. Ist der Sohn, den Sie erwähnten, von seinen Eltern geliebt?"

Ich bejahte kurz, in der Hoffnung, daß er endlich von dem Thema aufhören würde.

„Ist der Vater strenge mit ihm, nach Art deutscher Väter?" fragte er ungeduldig, über meine kurze Antwort unzufrieden.

Unwillkürlich drängte sich mir ein Lächeln auf.

„Der junge Mann kann ziemlich thun, was er will. Um ihn glücklich zu sehen, würde namentlich seine Mutter alles thun, was er wünscht, seine Wünsche sind ihre Gesetze."

„Das ist recht, das freut mich zu hören!" rief der Graf, wurde aber etwas verlegen, als er meinem überraschten Blicke begegnete. Also bei anderen fand er das erfreulich!

„Und der Vater, der einstige kleine Freund meiner Mutter, ist er strenger gegen ihn?" fragte er mich, wieder seinen Bart drehend und mich aufmerksam ansehend.

„O nein, wenigstens nur höchst selten!"

Ich malte weiter, an meine letzte Unterredung mit meinem Stiefvater denkend.

„Ich glaube, es ist spät," sagte der Graf plötzlich, aus seinem Sinnen auffahrend und stand auf. „Wie weit sind Sie mit dem Bilde? Sie bedürfen meiner hoffentlich nicht mehr; außerdem sollte ich denken, ein tüchtiger Maler müsse ein Porträt malen können, ohne so sklavisch zu kopieren. Ich denke, wir hören mit der Sache auf."

Er neigte flüchtig den Kopf und ging fort.

Ich schleuderte Pinsel und Palette fort. Dahin also war es mit mir gekommen, daß ich mir das bieten lassen mußte! Mußte? Was hinderte mich denn, abzureisen und den Staub von meinen Füßen zu schütteln? Sollte ich mir das ruhig gefallen lassen? War ich nicht sein Gast, auf seine Einladung hier, und er behandelte mich wie einen Eindringling, wie einen Unverschämten, dem man die Thür weist — und ich überlegte mir noch, ob ich gehen wolle? Nein, keinen Augenblick länger wollte ich ihn in Ungewißheit lassen, daß ich seine Gastfreundschaft zurückweisen und meiner Wege gehen würde. Ich eilte auf den Korridor, um ihn aufzusuchen.

Trotz der vielen Gäste hatte ich keine anderen Dienstboten gesehen; die Gäste schienen sich selbst zu bedienen, und auch jetzt war es mir nicht möglich, den Diener zu finden, um mir des Grafen Zimmer zeigen zu lassen. Ich ging nach der Gegend des Schlosses hin, wo ich es vermutete, geriet aber in einen mir ganz fremden Teil des Gebäudes und war froh, als ich endlich an eine kleine Wendeltreppe kam, die hinabführte. Aber ich gelangte nicht in das Freie, sondern in einen kleinen Erker, dessen rundes, mit Schlingpflanzen bewachsenes Fensterchen in einen verwilderten Blumengarten sah. Ein kleiner Steinsitz, in dessen Rücklehne eine kleine Höhlung für den Kopf angebracht war, bezeichnete den Platz als ein früheres Schmollwinkelchen.

Meine erste Aufwallung hatte sich etwas gelegt, ich sank auf den Steinsitz nieder, stützte meine Hände auf die Kniee und verbarg mein Gesicht darin. Jetzt, wo ich anfing, wieder etwas ruhiger zu werden, fühlte ich erst, wie schwer, wie unsäglich schwer mir die Trennung von Vera werden würde. O, könnte ich sie auf meinen Händen durch das Leben tragen, ihr jedes Opfer bringen — Thor, der ich war! Was gab mir ein Recht zu solchen Gedanken? Nie würde sie mein werden können! — Und doch! Das Recht, sie zu lieben, konnte mir niemand nehmen, das Recht gab mir ihre Schönheit, ihr Geist, ihr Herz, ja, alles, was sie liebenswert machte. Und ich wollte ja nur sie lieben, mich an ihr erfreuen, ihr Bild ewig in meinem Herzen tragen. Ich legte mich zurück an die kühle Steinwand, in die kleine Ausbuchtung. Erschreckt blickte ich mich um, legte den Kopf wieder an die Mauer — deutlich tönten Worte an mein Ohr. Es war Veras Stimme, wie hätte ich sie verkennen können!

„Mein Vater! Es ist grausam, dies von mir zu verlangen. Mein Herz fühlt nichts für ihn, o gib diesen Plan auf, der nur Kummer und Schmerz für mich im Gefolge hat."

„Die Entscheidung naht, Sergei hat heute wichtige neue Berichte gebracht. Du weißt, was unsere Freunde sagen, was alle von dir erwarten. Das, was ich soeben gehört, bestimmt mich, diese Sache zum sofortigen Abschluß zu bringen, damit ich dich in Sicherheit weiß. Machst du dir denn gar nicht klar, welches Hemmnis du außerdem für mich sein würdest?"

Des Grafen Stimme klang grollend und unzufrieden, mir schien, ich sähe seinen finstern Blick auf Vera ruhen.

„Aber muß es denn gerade dies sein?" fragte Vera mit bebender Stimme.

„Wie soll ich deinen plötzlichen Widerstand deuten? Weißt du nicht mehr, wes-

halb es sein sollte, warum wir gerade diesen ausgesucht haben, und was du für unsere Sache thun könntest? Du scheinst zu vergessen, daß ich dadurch einen sichern Hafen finden sollte. Ha! Daß das Geschick mir, gerade mir eine Tochter geben mußte! Eine Tochter, die nicht besser ist als die Gewöhnlichsten ihres Geschlechts!"

Mir war, als sähe ich Vera unter diesen, mit grenzenloser Verachtung gesprochenen Worten zusammenzucken. Ihre leise Antwort entging mir, ich hörte nur undeutliches Murmeln.

„Ja, es ist thöricht, Worte über etwas zu verlieren, was nicht zu ändern ist. Du kannst mir das nicht sein, was mir gerade jetzt ein Sohn sein würde," entgegnete er hart und bitter. „Dir bleibt nichts, als meine Pläne wenigstens nicht zu kreuzen, aber das verlange ich. Du weißt, worauf es ankommt, und hast Verstand genug, die Verhältnisse unsern Wünschen gemäß späterhin zu lenken!"

Sie murmelte wieder etwas, ein Geräusch wie von einem heftig zurückgestoßenen Stuhle wurde hörbar.

„Ich verstehe dich vielleicht besser, als du denkst, Vera! Deine Grille war mir gerade jetzt sehr störend, dennoch gab ich ihr nach, du weißt, warum. Seine Frechheit ward mir bald klar, ich hatte aber meine Gründe, darüber hinweg zu sehen — könnte ich aber denken — Vera! — daß auch du —! Dann wehe dir und ihm!"

Der Schall einer zufallenden Thür ließ mich zusammenschrecken.

Ob die Bewohner eine Ahnung von diesem Lauscherposten hatten? Ich wußte nicht einmal, in welchem Teile des Gebäudes die Sprechenden sich befunden und erreichte erst nach längerem Umherirren mein Zimmer wieder.

Daß ich fort mußte, war zweifellos — aber nicht bevor ich Vera noch einmal gesehen und gesprochen. In diesem Zustande der Ungewißheit konnte ich nicht scheiden. Eine geheime unsägliche Freude hatte sich meiner bemächtigt, eine Hoffnung, die ich mir kaum einzugestehen wagte, die mich aber ruhelos hin und her trieb und meine Pulse fieberhaft schlagen ließ, seit ich des Grafen Worte in jenem Versteck gehört. Hatte ich recht verstanden, dann — o konnte ich dann wirklich fort, ohne ihr gesagt zu haben, was ich für sie empfand? Sollte ich sie verlassen in dem Augenblicke, wo sich eine Entscheidung vorbereitete — — sollte ich gehen, konnte ich bleiben?

Ich wappnete mich mit Ruhe und Geduld, als ich abends in das allgemeine Zimmer eintrat. Ich glaubte, der Graf würde mich zu reizen suchen, mich beleidigen — ich irrte mich, weder er noch seine Landsleute nahmen Notiz von mir. Vera hielt den Blick ununterbrochen auf ihren Teller gesenkt, und ich konnte trotz aller Mühe keinen Blick von ihr erhaschen.

Ich ging so bald als möglich auf mein Zimmer zurück und legte mich zum Fenster hinaus, um meine heiße Stirn von der Nachtluft kühlen zu lassen. Da schlug ein schluchzender Laut an mein Ohr, ich hörte deutlich weinen, und dazwischen eine jetzt scheltende, dann tröstende Stimme. Alles war dunkel, aber das konnte nur Vera sein. Meine Ungewißheit war plötzlich vorbei, ich mußte bleiben. Das einzige, was ich für Vera thun konnte, war, in ihrer Nähe zu sein. Sie mußte wissen, daß ihr wunderholdes Antlitz meinem Herzen auf ewig eingeprägt war; war es ein Wahnsinn, so wollte ich lieber mein Leben in diesem Wahnsinne verbringen, als sie vergessen, und das mußte ich ihr noch sagen.

Der Graf verschmähte es, mir am andern Tage eine Freundlichkeit zu zeigen, die er nicht empfand. Ich malte in fieberhafter Hast an einem kleinen Bilde von Vera, welches, wie ich mir sagte, später mein Trost sein sollte; aber so sehr ich auch vertieft war, entging mir doch nicht, daß sich eine gewisse Unruhe im Schlosse bemerkbar machte. Vielleicht wurde Veras künftiger Gemahl erwartet. Damit erklärte ich mir auch Veras Verstörung und ihr bleiches Antlitz, aus dem mich mittags die großen Augen unbeschreiblich wehmütig ansahen.

Wie froh war ich, daß ich es längst aufgegeben, von meinen Reisen zu Haus zu schreiben! Wer hätte mich begriffen, wenn ich erzählt, wozu mich ein paar braune Mädchenaugen gebracht? Nein! Les Ormonds sollte mein Geheimnis bleiben, mich glücklich oder elend zu machen.

Sobald ich Vera nicht sah, fühlte ich mich stark genug, fortzugehen, doch wenn ich ihre süße Stimme wieder hörte, empfand ich, daß ich nicht gegen diese Leidenschaft ankämpfen konnte und machtlos gegen sie war, auch bei der Arbeit fand ich keine Ruhe mehr. Abends mußte sie polnische Lieder singen, welche den Grafen und seine Freunde zu aufgeregten Reden begeisterten, bei denen sich die letzteren zu solchen Huldigungen gegen Vera hinreißen ließen, daß ich diese Qual nicht länger ertragen konnte. Ich lief hinaus in den Park, mich mit Plänen zermarternd, diese Pein zu lindern. Was konnte ich thun, was ersinnen, um mir wenigstens einmal ein ungestörtes Beisammensein mit Vera zu ermöglichen? Die Hoffnung aufgeben, sie wieder zu sehen, war einfach unmöglich, hieß mir freiwillig den Lebensnerv abschneiden. Meine Leidenschaft war ein Teil meines Ichs geworden, wie ein verzehrendes Feuer war sie über mich gekommen, wie eine Krankheit, die sich unserer bemächtigt, ehe wir ihr Dasein geahnt.

Wie lange ich in den Heckengängen auf und ab lief, weiß ich nicht; als ich mich dem Schlosse wieder zuwendete, stand Vera plötzlich vor mir — allein!

„Vera!" stieß ich hervor. „Vera, o Vera! Ich muß Sie sprechen, Ihnen sagen, was mich elend und doch glücklich macht!"

Sie sah mich mit einem Blicke voll Verzweiflung an und reichte mir ihre Hände. Aber als ich dieselben faßte, änderte sich ihr Ausdruck, in ihren Augen lag etwas anderes — Süßes, Berauschendes. Wie kam es? Weiß irgend ein Mensch hernach in der Erinnerung, wie es zugegangen, daß die Seelen ineinander flossen und Lippe an Lippe, Brust an Brust lag? Ohne Berechnung, ohne Bewußtsein des Geschehenen sinken die Schranken, welche Herkommen und Sitte errichtet, plötzlich nieder; zwei Herzen verlangen ihr Recht, alles andere schweigt. So braust ein Sturm über das Land, alle kleinen, von Menschenhänden errichteten Hemmnisse zu Boden werfend. Sie lag in meinen Armen, sie preßte mich an sich, erwiderte meine Küsse, glühend, leidenschaftlich. Ich stammelte verwirrte, liebestrunkene Worte, sie schluchzte und drängte sich inniger an mich.

„Vergiß mich, vergiß mich!"

„Du bist mein, ich lasse dich nicht!"

„Es kann, es darf nicht sein!"

„Der ganzen Welt will ich dich abtrotzen! Wer darf uns trennen?" Und wieder umschlang ich sie, sie folgte dem Drucke, wir vergaßen, daß es noch eine Welt außer uns gab, wir vergaßen alles, wußten nur, daß wir uns liebten — für einen kurzen, rasch entschwindenden Augenblick, dann riß sie sich von mir los.

„Horch! Man rief nach mir!"

Noch einmal fühlte ich ihre Lippen auf den meinen, vergebens suchte ich sie zu halten — sie war fort, und ich stand allein unter dem dunklen Himmel.

Wie hätte ich an Ruhen und Schlafen denken können! Ich saß an dem offenen Fenster in meinem Zimmer und sah in den steigenden Nebel hinaus. Nach und nach sank die weiße Decke herab, am Horizonte erschien ein heller Schein, und ganz plötzlich löste sich die glänzende Mondscheibe und schwebte frei an dem blauen Himmel, den Nebel weiter und weiter zurückdrängend, bis die Erde glück- und liebestrunken unter seinem Kusse dalag. Ich barg mein Gesicht in den Händen und ließ das Ereignis des Abends noch einmal an mir vorüberziehen, vertiefte mich noch einmal in den Glückstaumel. Ich fühlte die glühenden Küsse Veras, empfand die Wonne ihrer Nähe — o, so zu lieben, so geliebt zu werden!

Kein Schlaf kam in meine Augen. Ich sehnte den Tag herbei, um Vera wieder zu sehen, sie in meine Arme zu schließen. Doch als die ersten Sonnenstrahlen das schlummernde Leben in der Natur weckten, überfiel mich eine große Müdigkeit; angekleidet warf ich mich auf das Bett, und traumloser Schlummer hielt mich nun bis weit in den Tag hinein gefangen.

Erwachend blickte ich mich erst erstaunend um. Ein mir selbst noch unklares Gefühl unendlichen Glückes erfüllte mich, dann wußte ich mit einemmal, was mir geschehen; wußte, wofür ich von nun an zu ringen, zu arbeiten hatte. Ich holte Veras Bild hervor, erst jetzt wußte ich ja, wie es sein mußte. In kürzester Zeit hatte ich ihm einen ganz andern Ausdruck gegeben, der Mund lächelte mich an, wie ich es heute noch zu sehen hoffte, die Augen versprachen mir das Glück, nach dem mein Herz sich sehnte. An das Bild des Grafen dachte ich nicht.

Nach und nach fiel mir eine eigentüm-

che Stille im Schlosse auf. Wahrschein- ch waren die Gäste wieder abgereist, ich ürde Vera wieder für mich haben. Ich ußte sie ja sprechen, mußte — ja, was ußte nicht alles nach dem gestrigen wonne- ellen Abend nun zwischen uns besprochen erden? Mir schwindelte der Kopf, das erz pochte mir, wenn ich mir vorstellte, ie ganz anders ich dem Grafen, ja, der anzen Welt nun gegenüber stand — sie ebte mich! Alles andere kam mir un- esentlich, unbedeutend vor.

Im Garten unter meinen Fenstern sah ch den gewissen Sergei herumgehen; also r, der Unangenehmste von allen, war doch och dageblieben. Als ich um die Mittags- eit hinunterging, war sein fatales Gesicht das erste, was mich begrüßte. Mit höh- nischem Grinsen und einem lauernden Blick teilte er mir mit, daß er es als eine be- sondere Gunst betrachten würde, wenn ich ihm erlaubte, meinem einsamen Diner bei- zuwohnen, aber leider würden „auch ihm" seine Geschäfte dazu keine Zeit lassen. Des- halb wolle er diesen günstigen Moment benutzen, um mir glückliche — baldige Reise zu wünschen. Mit spöttischem Auflachen entfernte er sich.

Mein Blut kochte. Sollte ich mir das bieten lassen? Auf dem Tische stand ein Kouvert. Ich sah den Diener an, der da- neben getreten war — er zuckte die Achseln.

„Sind die Herrschaften verreist?" fragte ich.

„Nein," entgegnete er lakonisch, den Stuhl zurückziehend.

Der Bissen wäre mir im Munde ge- quollen, ich konnte nichts essen.

„Ist jemand krank?"

Er schüttelte mit dem Kopfe und legte die erste Speise vor. Ich stieß die Schüssel fort.

„Sind der junge Herr wirklich nur her- gekommen, um den Herrn Grafen zu malen?" fragte er flüsternd.

„Ja!" sagte ich, mich schnell nach ihm umwendend.

„Dann wären Sie besser nicht herge- kommen! Machen Sie jetzt nur, daß Sie so schnell wie möglich noch fortkommen," sagte er leise, indem er mit den Tellern klapperte, „ich versuchte ja immer, Sie zu warnen, aber —"

„Was — was meinen Sie? Warnen, vor was?"

„Es wäre nicht gut, wenn man Sie hier fände —"

„Die ganze Welt kann wissen, daß ich bei dem Grafen L.... auf seinem Schlosse zum Besuche bin," brauste ich auf.

Der Diener sah mich mit unverkenn- barem Mitleid über meine Dummheit an. „Es ist ja gar nicht das Schloß vom Herrn Grafen," sagte er halblaut. „Morgen ist er mit der Komtesse fort, wenn sie ihn noch weglassen, das Treiben war ja die letzte Zeit zu arg. Haben Sie denn das nicht gewußt?"

„Das Schloß —?"

„Hatte er auf ein paar Wochen ge- mietet!"

„Und sind Sie kein alter Diener des Grafen, gehören nicht zu ihm?" fragte ich, unfähig, mir klar zu machen, was ich eigent- lich gehört.

Er schüttelte sehr energisch den Kopf, hielt es aber nicht der Mühe wert, mir weitere Aufklärungen zu geben.

Ich war kaum auf meinem Zimmer angelangt und starrte noch rat- und fassungs- los in den Garten hinab, da hörte ich ein leises Geräusch an der Thür, als ob sich jemand an dem Schlosse zu thun mache. Sollte das vielleicht Sergei sein? Mit zwei Sprüngen war ich an der Thür und riß sie auf — vor mir stand Vera.... Aber nicht die Vera, die ich gestern in meinen Armen gehalten, die meine Küsse so heiß erwidert — diese Vera war bleich, mit dunkel ge- ränderten Augen, und um den reizenden Mund ein Zucken, wie von heftigem, unter- drücktem Schmerze. Als sie mich sah, ward ihr Antlitz ruhig und starr, die Augen blickten mich leer und geistesabwesend an. Hinter ihr stand die Zofe, die sie anstieß, da sie keine Miene machte, vorwärts zu gehen. Ein Zittern durchlief ihre Gestalt, und sie trat ein. Die Jungfer schloß die Thür und sagte mit einem haßerfüllten Blicke: „Die Gräfin hat Ihnen etwas zu sagen," dann ging sie an das Fenster und stellte sich mit dem Rücken gegen uns.

Ich faßte Veras Hand, sie lag passiv und eiskalt in der meinen. Aber sie selbst zuckte bei der Berührung zusammen und das Licht kehrte in ihre Augen zurück.

„Vera!" sagte ich leise. „Was ist dir geschehen, mein süßer Liebling?" Ich zog sie näher, doch der Bann, der auf ihr lag, wollte nicht weichen. Sie holte eine Börse hervor und legte sie auf den Tisch. Die Jungfer blickte sich flüchtig um, wie um zu sehen, wie weit wir wären.

„Ich komme, um Ihnen lebewohl zu sagen —"

„Wohin gehst du? Ich folge dir, ich lasse nicht von dir," flüsterte ich, meine ganze Kraft zusammennehmend, um vor dem Mädchen ruhig zu erscheinen.

Vera schüttelte langsam das Haupt.

„Mein Vater bedauert, Ihnen nicht selbst glückliche Reise wünschen zu können," fuhr sie tonlos fort. „Er hofft, daß die Schuld für Ihre Mühe hiermit," sie deu- tete auf die Börse, „ausgeglichen sein wird. Bewahren Sie uns ein freundliches An- denken, möge es Ihnen gut gehen — immer!" Sie sagte das alles wie eine auswendig gelernte Aufgabe her. „Leben Sie wohl!" sagte sie noch einmal und wendete sich ab.

„Vera! Soll das unser Abschied sein? So wolltest du dich von mir trennen?" rief ich, unfähig, länger eine Fassung zu heucheln, die ich nicht besaß. Was be- deutete das?

Sie wurde noch bleicher, lehnte sich mit geschlossenen Augen einen Moment an den Tisch, und es ging wie ein Krampf über ihr Gesicht.

„Mein Abschied — von Ihnen — auf — immer!" flüsterte sie, aber in demselben Augenblicke lag sie an meiner Brust, und sie fest an mich pressend und mit den innig- sten Liebkosungen überhäufend, sagte ich mit einem Scherze, bei dem mir das Herz weh that: „Böses Mädchen! Mich so zu erschrecken, so zu quälen!"

Sie richtete sich auf, noch einmal suchten ihre Lippen die meinen, noch einmal ver- einigte uns ein langer, langer Kuß, dann machte sie sich los; aber sie schwankte und wäre zusammengebrochen, hätte nicht die Jungfer rasch den Arm um sie gelegt.

„Sage ihm alles," hörte ich Vera flüstern.

„Die Gräfin bittet Sie, abzureisen und ihr das Versprechen zu geben, nie mit irgend jemand über Ihren Aufenthalt hier zu reden, ja, sie selbst, wenn Sie ihr je unter andern Verhältnissen wieder begegnen, nicht mehr zu kennen," sagte das Mädchen ruhig und geschäftsmäßig in leidlichem Französisch.

„Unmöglich! Das kann nicht dein Wunsch sein, Vera!" rief ich, über das Ungeheuer- liche in diesem Verlangen bestürzt und fassungslos. „Das könnte ich nicht er- füllen!"

„Es muß sein, ich muß es verlangen," stammelte sie. „Ich bin schuld, daß Sie hergekommen, ich muß sorgen, daß alles — ein Geheimnis —" Sie senkte den Kopf. „Ihrer selbst wegen müssen Sie fort, bald — gleich! Um Gotteswillen, bleiben Sie nicht hier!" fügte sie dringend hinzu, mich angstvoll flehend anblickend.

„Ohne Hoffnung auf ein Wiedersehen soll ich von dir scheiden? Jetzt, wo ich erst weiß —"

„Gott gebe, daß wir uns nie, nie wiedersehen," rief sie aufschluchzend.

„Wo ist der Graf? Ich will zu ihm, ich will —"

„Der Herr Graf sind abgereist," sagte die Zofe schnell. „Sie können ihn nicht mehr sehen." Vera verbarg ihr Gesicht an der Schulter ihrer Begleiterin und weinte bitterlich. Die Jungfer redete ihr leise zu, mir von Zeit zu Zeit einen zornigen Blick zuschleudernd.

Ich hätte auflachen, schreien, rasen mö- gen. Der Gedanke, so wegzugehen, ohne eine Aussicht, sie wiederzufinden, war geradezu wahnsinnig, ich mußte sie ja er- ringen, sie war ja mein.

„Die Gräfin muß Ruhe haben, thun Sie, was sie verlangt," sagte die Zofe, „dann vielleicht —"

„Nein, belüge ihn nicht," fiel Vera ihr in das Wort. „Hegen Sie keine falsche Hoffnungen! Wir trennen uns, um uns nie wieder zu sehen, Gott wolle es! Mein Leben wäre sonst nicht zu ertragen —"

„Aber ich muß von dir hören. Du kannst, du darfst mir nicht so spurlos ver- schwinden!" Ich wendete mich in meiner verzweifelnden Aufregung an das Mäd- chen. „Ich muß wissen, wo ich die Grä- fin wiederfinden kann, es ist ganz un- möglich, daß wir uns so trennen können."

„Sie sollen noch einmal von mir hören," sagte Vera leise. „Nach — in einiger Zeit, in Monaten sollen Sie hier in Les Or- monds Nachricht von mir finden."

Noch einmal ruhte ihr Blick auf mir, sie hob die Arme, ich wollte sie an mich ziehen, doch das Mädchen drängte sie zur

Thür hinaus, die hinter ihnen zufiel — mein Liebestraum war zu Ende . . .

„Vera, Vera! Ist es denn möglich!“ rief ich laut, mich verstört umblickend. Ich konnte es nicht fassen, von der höchsten Stufe des Glücks so herabgestürzt zu werden in einen Abgrund von Verzweiflung.

Da steckte der Diener den Kopf in die Thür.

„In einer Viertelstunde muß der Herr fertig sein, dann werde ich Sie zu Schiff bringen.“

„Wie?“ fragte ich, meinen Ohren nicht trauend.

„Ja, in einer Viertelstunde. Es wäre besser gewesen, der Herr wäre eher von selbst gegangen.“ Er kam herein, fragte, ob er mir helfen könne, legte, als er meinen Zustand sah, ruhig meine Kleider zusammen und bereitete alles zu meiner sofortigen Abreise vor. „Hätte nicht gedacht, daß ein Mensch so blind sein könnte,“ sagte er dabei halblaut vor sich hin. „Und freiwillig herzukommen, wenn einen nicht die Not treibt! Habe nichts gesagt, so lange ich sein Brot aß, sparsam genug war es, und der Lohn auch nur erbärmlich, hätte gern mal gewarnt, war nur der Komtesse Tochter wegen — die konnte einen zu sehr dauern — dachte immer — wären deshalb hier —“ Sein Blick traf mich forschend, doch ich konnte nicht sprechen, nicht denken, ich fühlte mich namenlos elend und wußte nur, daß dagegen nichts zu thun war . . . O, wäre ich nie hergekommen! . . .

Endlich raffte ich mich auf und legte meine Malutensilien zusammen. Das Bild von Vera deckte ich hastig zu, ich konnte das glückstrahlende Antlitz mit dem verheißungsvollen Lächeln nicht ansehen. Dann wendete ich mich zu dem Bilde des Grafen. Meine zornige Erbitterung, meine tiefe Empörung riefen mir zu, das Bild zu vernichten — aber es war für Vera gemalt, sie würde kommen und es ansehen . . . Da fiel mein Blick auf die Börse. Ich öffnete sie, und die verschiedensten Geldsorten fielen heraus. Französische, russische und deutsche Münzen, englische Banknoten und alte Henkeldukaten, um eine runde Summe voll zu machen. Hastig packte ich es wieder ein und legte es neben das Bild des Grafen. Geld nehmen von ihr! . . . Welche Summen konnten mir aufwiegen, was ich hier verloren, hier durchgemacht!

Wie im Traume machte ich mich fertig! Der Diener stand schon wartend draußen, ich wollte ihm mechanisch folgen, als ich mich aber auf der Schwelle noch einmal umwandte, und mein Blick zum letztenmal auf die Stelle fiel, wo ich so viel erlebt, übermannte mich das Leid. Ich schloß die Thür, kniete auf dem Flecke nieder, wo noch vor so kurzem Veras Fuß gestanden, wo meine Arme sie umfangen, und heiße Thränen stiegen in meine Augen empor . . . Ich mußte sie wiedersehen, mein Leben daran setzen, sie zu erringen, — freiwillig wollte ich sie nicht aufgeben. Dann stand ich auf — was konnte mir das Hierbleiben nützen, wenn auch sie fortging? Aber ich würde sie wiederfinden.

Das Boot lag bereit. Vergebens suchte ich nach einem Zeichen, daß Vera in der Nähe, mir ihre Augen folgten, das Schloß war wie ausgestorben. Der Diener und die zwei Schiffer, welche mich auch hergebracht, wechselten einige Worte — dann fuhren wir ab . . .

Als wir das Schloß aus den Augen verloren, war mir zu Mute, als ginge ein Riß durch mein ganzes Leben. Trotz der Nähe der Leute beugte ich den Kopf nieder und wehrte dem Wehe, der Verzweiflung nicht, die nun über mich dahinbrausten. Ich fühlte, die Trennung war unwiderruflich, und meine Hoffnung, ja meine Versuche, Vera wiederzusehen, würden vergeblich sein. Eine innere Stimme rief mir zu, daß alles vorbei . . . Wohl litt sie wie ich, aber ich litt unter Verhältnissen, die für mich um vieles qualvoller, weil ich sie nicht verstand, sie mir völlig fremd und unbekannt waren.

Ein leises Zupfen am Rocke ließ mich aufsehen. Der Diener hielt mir ein Stück Papier hin. „Ich durfte es nicht eher geben,“ murmelte er, „ich habe nichts mehr mit Ihnen zu thun, aber ich konnte es der Gräfin doch nicht abschlagen“. Er wendete sich so, daß er mich gegen die Schiffer deckte und sah aufmerksam ihrem Rudern zu.

„Reisen Sie glücklich und vergessen Sie mich! Wollen Sie mir eine Wohlthat erweisen, so reisen Sie so lange, bis Sie die Erinnerung überwunden haben — sonst kommen Sie in sechs Wochen wieder nach Les Ormonds, wo sie Nachricht finden werden von

Vera.“

Ein Lichtstrahl! Ich preßte die Schriftzüge an meine Lippen. Die Zukunft erschien mir lichter, es war nur eine Probe, auf die sie mich stellte und zugleich gab sie mir das Mittel an die Hand, um über diese entsetzliche Zwischenzeit hinwegzukommen. Ich durfte meinen Gefühlen nicht nachhängen, mußte mich abziehen, ich würde ja nach sechs Wochen erfahren, wo Vera lebte, wo ich sie wiederfinden könne. Dann wollte ich auch meine nahe Verbindung mit jener Familie, nach der sich der Graf erkundigt, benutzen, ihn günstiger für mich zu stimmen. Neuer Mut beseelte mich, ich wollte nur das Beste glauben, es mußte alles gut werden. —

Der Diener fragte mich leise, wo ich abgesetzt werden wolle.

„Ich will gleich weiterreisen nach —“

„Pschsch!“ unterbrach er mich. „Ich brauche das nicht zu wissen, ich gehe gern sicher.“

„Sagen Sie der Gräfin, —“ begann ich.

„Ich sehe sie nicht wieder, ich gehe nicht wieder hin. Ich war nur auf ein paar Wochen durch die Gräfin gemietet, hätte ich den Grafen gekannt, wäre ich vorsichtiger gewesen. Es war ja eine Heidenwirtschaft, und ich will froh sein, wenn ich nichts mehr mit der Polizei oder andern Behörden zu thun kriege. Jetzt werden sie auch wohl weg sein, nach der andern Richtung, mit dem saubern Herrn Sergei. Sie haben nur darauf gewartet, daß wir fort sein sollten, und Herr Sergei mußte den ganzen Morgen gut aufpassen, daß Sie nichts von den Vorbereitungen merken sollten. Ich glaube, man wollte sie eigentlich allein im Schlosse sitzen lassen, und kam dann die Polizei, so — doch das wollte die junge Gräfin nicht und bestand darauf, Ihnen Adieu zu sagen und Sie erst in Sicherheit zu wissen. Ja, man hatte die letzte Zeit ein scharfes Auge auf Les Ormonds. Steigen Sie lieber vor der Stadt aus, ich will Ihr Gepäck nach auf den Bahnhof schaffen.

Mit Anstrengung behielt ich äußerlich Fassung genug, um mich einverstanden zu erklären, und fragte ihn dann, ob er auch nicht wisse, wohin sich der Graf wenden werde.

„Gott sei Dank, nein!“ entgegnete er. „Man hört ja manches und reimt sich vieles zusammen, auch wenn man die Sprache nicht versteht. Für ihn wäre es nicht schade, wenn er sich einmal die Finger tüchtig verbrennte, aber wegen der Komtesse, ja, die ist ein Engel und wird sicher alles thun, was er verlangt, wenn es auch ihr Leben gälte. Er verdiente solch eine Tochter wahrhaftig nicht, und wenn sie —“ Er ergänzte seinen Satz durch einen Wunsch, der dem Grafen keine sehr glückliche Zukunft prophezeite.

Das Boot setzte mich an einem versteckten Plätzchen ab, vor der Stadt, wie verabredet.

Ich wußte einen stillen Ort, im Süden von England, wohin es mich zog. Dort wollte ich in größter Einsamkeit die nächsten sechs Wochen zubringen, denn Einsamkeit war mir Bedürfnis, ich sehnte mich danach, um alles, was ich erlebt, in mir zu verarbeiten.

Nach einigen Tagen war ich dort, aber nun ging mein Leid erst recht an. Ich hätte mich lieber in das Treiben der Welt stürzen sollen, versuchen, meine Gedanken zu betäuben, mich gar nicht zum Nachdenken kommen lassen. Jeder Tag brachte mir neue Qual. Die alte Wahrheit, daß die Entfernung erst alles klarstellt, dem Blicke enthüllt, was die Erregung des Augenblicks verschleierte, bestätigte sich auch bei mir. Unbeachtet gebliebene Kleinigkeiten reihten sich aneinander, um mir nach und nach ein Bild von Les Ormonds und seinen Bewohnern aufzudrängen, dem ich erschreckt gegenüber stand. Nur eines schwebte klar darüber — Veras Liebe zu mir, die sie ihrem Vater zum Opfer brachte. Daran konnte ich nicht zweifeln! Und war es denn nicht denkbar, uns bei solcher Liebe das Glück zu erkämpfen? Doch wenn mir eine solche Hoffnung einmal vorschwebte, tauchten schon im nächsten Augenblick ihre Abschiedsworte vor mir auf, über deren Bedeutung ich nicht fort konnte, „sie wünsche mich nie wieder zu sehen!“ Und doch konnte es nicht zu Ende sein! Ich klammerte mich an ihr Versprechen, nach sechs Wochen zu schreiben — bis dahin mußte ich warten.

Da ich mich nicht auf eine so lange Abwesenheit eingerichtet, bedurfte ich neuer Geldmittel und schrieb deshalb nach Haus. Ich gab nur meine jetzige Adresse an und sagte, daß ich nicht so bald zurückzukehren gedachte.

Der Briefverkehr nach diesem entlegenen Ort war kein so sehr reger, es dauerte fast vierzehn Tage, ehe ich Antwort erhielt. Das bisher so gute Wetter war umgeschlagen und stürmische Winde trieben schwere Regenwolken über die See daher. Stundenlang konnte ich hinter den Felsen sitzen und mich in den Anblick des brausenden, brandenden Meeres vertiefen, welches seine grünen, schaumgekrönten Wogen brüllend und heulend gegen das Land schleuderte, und seine Macht immer wieder versuchte. Ich hatte früher, wie ich zu Vera gesagt, die Stille, die Anmut in der Natur gesucht, jetzt that mir dieser Anblick wohl, er paßte zu meiner Stimmung. Und ebenso fühlte ich mich zu den Fischerleuten hingezogen, welche ihr Leben im Kampfe gegen das tobende Element hinbrachten, es nichts achtend, wenn es galt, ihre Pflicht zu thun, das, was sie als notwendig erkannt. Keine Mutter, keine Gattin versuchte ihre Lieben der Pflicht abwendig zu machen, die Liebe spielte nicht die größte Rolle in ihrem arbeitsvollen Leben. Ja, hier lernte ich, daß das Leben Höheres bietet als die Liebe, daß wir einer anderen Stimme folgen müssen, um den höchsten Inhalt des Daseins zu erkennen. Ich fing an einzusehen, daß Vera mit ihren Abschiedsworten recht haben konnte — sie hatte den Kampf zwischen Liebe und dem, was sie als Pflicht erkannt, aufgenommen und war darin Siegerin geblieben. Ich ehrte sie dafür, ohne mich zu gleicher Höhe aufschwingen zu können, ich wollte den Kampf gegen ihren Vater aufnehmen. Die Entfernung kühlte meine Leidenschaft nicht ab, sie vertiefte und läuterte sie. Der qualvolle, peinliche Schmerz, der mich anfangs wie einen Wahnsinnigen umhergetrieben, wurde durch den festen Vorsatz, Vera gegen ihren eigenen Willen zu erringen, milder und erträglicher. Der Weg dazu war mir freilich noch nicht klar, aber der Brief, den ich in Les Ormonds vorzufinden hoffte, würde mir einen Anhalt geben, einen Punkt, von dem aus ich weiterarbeiten konnte.

In dieser Stimmung trafen mich Briefe von den Meinigen, welche mich beschworen, sofort zurückzukehren, um einem Familienfeste beizuwohnen — Richards Verlobung.

„Wie hätte ich allein etwas gegen deine Mutter und Schwestern ausrichten können!" schrieb mein Stiefvater. „Deine Mutter sprach von früh geknickten Herzen, von Verbindungen, im Himmel geschlossen, und Deine Schwestern betrachteten mich als einen Tyrannen, einen Wüterich, der seine besondere Freude darin fände, Verliebte unglücklich zu machen. Du hättest nicht weggehen dürfen, was konnte ich allein gegen drei Frauenzimmer thun? Der Gedanke, ein Kind wie Richard verheiratet zu sehen, ist ganz unglaublich, ich bin auch fest überzeugt, seine Liebe würde vor dem geringsten Hindernis wie Spreu vor dem Winde zerstieben. Seine Liebesgeschichte ist seinen Schwestern weit interessanter als ihm selber — ich erwarte Dich bestimmt zu dem Freudenfeste, das bist Du mir wenigstens schuldig."

Der Brief zeigte mir meinen Stiefvater so deutlich in seiner Herzensgüte, Liebenswürdigkeit und Schwäche, daß ich gleich beschloß, seinem Wunsche nachzukommen. Die Verlobungsfeier sollte auf einer Besitzung meines Stiefvaters am Rhein, „Margaretenhaus", stattfinden, und ich konnte von dort aus zur bestimmten Zeit nach Les Ormonds gehen. Hatte ich erst den versprochenen Brief gefunden, so wollte ich mich meinem Stiefvater anvertrauen und ihn um seinen Rat, seine Hilfe angehen. Ja, sogar seine Unterstützung würde ich mir erbitten, um mir den Weg zu meinem Ziele zu ebnen.

Meine Reise verzögerte sich über Gebühr durch Stürme und schlechtes Wetter. Auch auf dem Kontinent hatte das Wetter arg gehaust, Dammbrüche und Unterwaschungen hatten ganze Eisenbahnlinien unfahrbar gemacht, Flüsse waren ausgetreten und als ich endlich den Rhein erreichte, war der Tag der festlichen Feier schon angebrochen und ich konnte besten Falls erst gegen Abend in Margaretenhaus eintreffen.

Ich mußte die Eisenbahn an einer kleinen Station verlassen, um zu Wagen weiter zu fahren, was bei dem entsetzlichen Zustand aller Wege nur langsam und mühevoll von statten ging. Es dunkelte schon und noch immer waren wir nicht am Rhein, an dessen jenseitigem Ufer Margaretenhaus lag. Plötzlich hielt der Kutscher und deutete mit entsetztem Gesichte hinab in die Niederung, welcher wir uns näherten — die graugrünen Wogen des Rheins wälzten sich über den Weg, dem wir zustrebten. Es war unmöglich, noch heute an Ort und Stelle zu gelangen, ich mußte mich auf die Nachfeier vertrösten.

Doch der andere Morgen brach trübe und regnerisch an, und die Leute redeten mir ab, die Ueberfahrt zu wagen. Weithin waren die Niederungen durch den reißend dahinschießenden Strom überflutet und neue Regengüsse, mittags sogar ein heftiges Gewitter verliehen den Warnungen mehr Nachdruck.

Eine mir selbst unerklärliche Unruhe trieb mich vorwärts, mir schien, als hinge mein Glück davon ab, sobald als möglich Margaretenhaus zu erreichen. Immer größer wurde meine Ungeduld, ich sagte mir, daß ich schon jetzt meinem Stiefvater alles anvertrauen wolle und schon jetzt seine Hilfe, seinen Rat erbitten. Und je mehr ich an die Möglichkeit dachte, mich gegen ihn offen auszusprechen, um so mehr empfand ich, welche Wohlthat es für mich sein würde, aber auch, wie sehr er ein Recht auf mein Vertrauen hatte. Ja, ich fühlte mich gegen ihn schuldig, es ihm so lange vorenthalten zu haben. Meine Sehnsucht nach den lieben bekannten Gesichtern wuchs von Stunde zu Stunde, und am Morgen des zweiten Tages erklärte ich, unter allen Umständen die Ueberfahrt wagen zu wollen.

Von zwei tüchtigen Schiffern geleitet, wurde es unternommen, und da der Rhein schon etwas gefallen, seine Wellen nicht nicht mehr so reißend, gelang die Ueberfahrt besser, als ich selbst gedacht; nur wurden wir den Strom ziemlich weit hinabgetrieben. Ich hatte noch eine tüchtige Strecke Weges zu gehen, ehe ich endlich das lange graue Gebäude, ein früheres Kloster mit seinen zwei Türmen, sah.

Die Ungeduld trieb mich immer schneller vorwärts — ich hörte schon im Geiste unseres Vaters herzliches, kindlich frohes Lachen und Rufen, Richards und unserer Schwestern Jubel und, ja ich war auch sehr neugierig auf die Braut, die den Knaben Richard so plötzlich zum leidenschaftlichen Manne gemacht. Natürlich würde ich das Brautpaar malen — meinem Stiefvater eine recht hohe Rechnung darüber einreichen — —

Ich bog in die Allee ein, jetzt kam der Obstgarten, nun der Weinberg, der Rasenplatz — — was war das? Die Fenster geschlossen und verhangen, die Läden zu. — Ich lief an den Seitenflügel, wo die Dienstboten wohnten.

„Ach Gott! Der junge Herr! Und wie haben alle gewartet! Nun sind sie heute früh fort —"

„Sind sie denn nicht, wie sonst, zur Weinlese hier?" fragte ich bestürzt und enttäuscht.

Die alte Wirtschafterin schüttelte den Kopf.

„Nur auf ein paar Tage, um die Verlobung von Richardchen — wollte sagen, Herrn Richard, zu feiern."

„Aber warum sind sie denn so rasch wieder abgereist?"

„Weil noch so viel wegen der Heirat zu thun ist," versetzte sie mit wichtigem, geheimnisvollem Gesichte. Die Braut soll, weil der Herr Vater verreisen muß, vorher in gute Obhut gegeben werden, und da soll die Hochzeit sehr bald sein.

Ich mußte bei der Antwort lachen. Richard, der Junge! Ein guter Junge, aber doch immer noch ein halbes Kind.

„Ja, sie sind so rasch wieder abgereist, um das Haus in der Stadt zum Empfang herzurichten, Fräulein Braut wohnen solange oben im Dorfe; übermorgen reisen sie erst nach."

„Da will ich wenigstens bei ihr einen Besuch machen und sie kennen lernen, um doch nicht ganz umsonst hergekommen zu sein," sagte ich, meine Enttäuschung überwindend. Wäre wenigstens mein Stiefvater hier gewesen! Mir war, als bedürfe ich seiner, als sei ich nur hergereist, um ihn zu sehen — und nun war er fort!

Ich ging langsam in das Dorf hinauf, da fiel mir ein, daß ich nicht nach dem Namen gefragt hatte. Nun, der Gastwirt würde es schon wissen, ein solches Ereignis war für die Leute hier, die uns alle

seit unsern Kinderjahren kannten, fast ebenso wichtig und bedeutsam wie für uns selbst.

Der Regen hatte aufgehört, die Wolken waren lichter geworden, hier und da brach schon der blaue Himmel hindurch. Ich setzte mich in den Garten des Wirtshauses unter eine Linde, um mich auszuruhen, ehe ich meinen Besuch machte. Man hatte von dort einen prachtvollen Umblick über den Rhein und seine grünen Ufer, und der breite Fluß gab mit seiner gewaltigen Wassermenge jetzt ein großartiges, imposantes Bild. Die breiten Zweige der Linde spannten sich wie eine Laube über die Bank; ich hatte früher oft hier gesessen, aber immer wieder überraschte mich die Schönheit der Aussicht.

Ein tiefer Seufzer in meiner Nähe ließ mich umblicken. An den Baumstamm gelehnt, eine Hand auf den Busen gepreßt, sich mit der andern festhaltend, stand — Vera! Auf ihrem Antlitze prägte sich grenzenloser Schrecken aus, aber ganz unverändert war sie, als sie so unter dem durchsichtigen Schatten des Baumes stand, und derselbe Liebreiz, der mich vom ersten Augenblicke an bei ihr entzückt, war über sie ausgegossen.

Ich fragte nicht, wie sie hierhergekommen, ich sah sie, und wußte, ich dürfe sie nicht wieder fortlassen, müsse sie mir jetzt hier erringen, auf immer festhalten. Aufspringend, wollte ich sie umarmen, voller Seligkeit an mein Herz drücken, doch sie streckte mir abwehrend die Hände entgegen mit so augenscheinlichem Entsetzen, daß ich stehen blieb und sie regungslos anstarrte. Sie kam etwas näher, legte ihre Hände zusammen, drückte sie flach gegen den Busen und sagte mit unsäglicher Wehmut: „So müssen wir uns doch noch wiedersehen! O, wäre es nicht, wäre es nicht!"

Wie in großem Schmerze wiegte sie den Oberkörper etwas hin und her, ihr Blick ruhte auf mir, als wolle sie sich mein Bild noch einmal tief, tief einprägen. Plötzlich fragte sie hastig: „Sie waren doch nicht schon in Les Ormonds? Es ist noch nicht so —"

„Nein! Die grausame, entsetzliche Probezeit ist noch nicht vorüber," sagte ich, „die Hoffnung dort endlich einen Brief zu finden, der mir deinen Wohnort nennen und einen Anhalt zu weiterm —"

„Still, o still!" fiel sie mir hastig in das Wort, die Finger auf die Lippen legend. „Bitte, es darf uns niemand hören, wenn ich noch einmal, zum letztenmal ganz wahr sein werde."

„Vera! Gib mir eine Erklärung, jetzt hier," sagte ich, sie leise an mich ziehend, bis sie sich fast mechanisch neben mich setzte, aber ohne zu dulden, daß ich sie berührte. „Vera erkläre mir diese geheimnisvollen Reden. Was kann zwischen uns stehen, daß ich nie die Hoffnung hegen dürfe, dich zu erringen? Du liebst mich, dann mußt du auch mein werden, dann will ich —"

„Nein, nein!" sagte sie mit ängstlicher Scheu umherblickend. „Doch — ja, ich will wahr sein, ganz wahr, zum letztenmal, ehe ich für mein ganzes Leben die Maske vornehme, die nie wieder fallen darf. Es darf ja niemand wissen, niemand je erfahren, was ich hingebe, was ich leide! O, machen Sie sich keine Hoffnung, weil das Unglück gewollt hat, daß wir uns doch noch einmal sehen, ich kann nie die Ihre werden, weder jetzt noch später, denn," — sie stand auf und sah mit unbeschreiblicher Trauer auf mich herab — „ich gehöre schon einem andern." Wie eine eiskalte Hand legte es sich auf mein Herz. „Es wäre am besten", fuhr sie mit unsäglicher Bitterkeit fort, „ich ließe Sie bei dem Gedanken, ich wäre die schlechte herzlose Kokette, für die Sie mich jetzt halten, hätte mit Ihnen gespielt, Sie als Zeitvertreib für eine müßige Stunde betrachtet, Sie würden dann einen Strich in Ihrer Erinnerung durch die letzten Monate machen und hätten mit mir abgeschlossen. Aber, o Geliebter!" Sie streckte mir plötzlich die Hände hin, und der Bann der Zurückhaltung, die ängstliche Scheu wichen auf einmal. „Ich kann es nicht ertragen, von dir verkannt, verachtet zu werden. Hat uns das Geschick noch einmal zusammengeführt, so sollst du auch wissen, daß ich für meine Freiheit bis aufs Aeußerste gekämpft habe, nur um für dich, für die Erinnerung an dich leben zu dürfen — in der ärmsten Hütte. Denn mit Freuden hätte ich Reichtum, ja alles, was die Welt an Freuden bietet, hergegeben, wenn ich nur frei hätte bleiben können! Für dich zu leben, mit dir vereint zu sein — o das wäre eine Seligkeit gewesen, auf die ich nicht hoffen durfte! Sieh, die Liebe zu dir kam über mich wie eine Macht, eine Gewalt, der ich nicht widerstehen konnte. Ehe ich ahnte, wie unsagbar teuer du mir seist, war der Kampf dagegen schon unmöglich. Und da fühlte ich mit Wonne, daß auch ich dir nicht gleichgültig, da riß uns das eine gewaltige Gefühl zusammen — einmal, nur einmal habe ich es empfunden, was es heißt, eins zu sein in heißer, großer, inniger Liebe. O, wie habe ich gerungen, um die Bande zu sprengen, die mich hielten! Jedes Opfer wollte ich bringen, zu allem erklärte ich mich bereit, nur meine Freiheit wollte ich wieder haben. O, hätte nur ich allein darunter gelitten, wäre nur mein Lebensglück in Frage gekommen, nichts hätte mich zurückgehalten! Aber ich hatte andere mit in das Elend gezogen, ich hatte mich andern verpflichtet, ehe ich ahnte, was es mich kosten könne . . ." — ihre Stimme sank — „ich diene größeren Interessen —"

„Welchen größeren Interessen könnte mit Lug und Trug gedient sein! Wie könnte —"

„Es ist geschehen, es ist nichts mehr daran zu ändern. Als noch mein Herz ganz jenem Ideale lebte, habe ich geschworen, mich ihm allein zu weihen — und — ich muß dies Versprechen halten, wenn ich auch hart dafür büße. Ich habe es gethan, wir sehen uns jetzt zum letztenmal, bevor ich ganz meinen neuen Pflichten angehöre, bräche auch mein Herz darüber." Ihr Antlitz wurde wieder starr, wie damals, als sie mir in Les Ormonds lebewohl sagte.

„Und wem werde ich geopfert?" fragte ich, die Zähne zusammenbeißend, während sich meine Hand fest wie eine Klammer um ihren Arm legte, und ich atemlos in das wunderbar schöne Antlitz blickte, welches totenbleich wurde, indes sie am ganzen Körper zitterte.

Mit einer Gewalt über sich selbst, die mich sogar in diesem Augenblick in Erstaunen setzte, antwortete sie leise, aber ganz deutlich: „Nicht du wirst geopfert, du wirst noch glücklich sein, mich vergessen und ein anderes Weib wird an deinem Herzen ruhen, das fühle und weiß ich. Nur ich opfere mich einer großen Sache wegen, doch ein Eid bindet meine Lippen. Aber glaube mir, o glaube mir doch, wenn ich dir zuschwöre, ich kann nicht anders! Möchte Gott mich bald erlösen!" Nun erst war ihre Fassung dahin. Die Hände vor das Antlitz schlagend, brach sie in lautloses, aber ihren ganzen Körper erschütterndes Schluchzen aus.

„Es muß einen Ausweg geben, ich lasse dich nicht! Wenn du mich liebst, so sage mir alles, Vera! Wir haben ein Recht auf Glück."

„Ich kann nicht mehr," sagte sie leise, ihr bleiches, todestrauriges Antlitz emporhebend. „Meine Kraft ist zu Ende, und ich muß, muß ja Kraft haben, um nicht auch jenen unglücklich zu machen, der es wahrlich nicht um mich verdient hat. Lebe wohl!"

„Ich lasse nicht von dir! Der ganzen Welt will ich dich abringen. Wer raubt dich mir? Das Recht habe ich zum wenigsten, zu erfahren, wer mir mein Glück streitig macht. Wer ist es? sprich! Nenne mir seinen Namen, und wenn er noch so hoch stände, noch so bedeutend wäre, ich will mit ihm kämpfen und dich ihm entreißen."

„Er steht weder hoch, noch ist er bedeutend," versetzte sie mit bebendem Ton. „Es ist genug, daß ich unglücklich bin werde, er wenigstens soll glücklich sein."

„Du liebst ihn also?" rief ich außer mir.

„Ihn lieben!" entgegnete sie mit unaussprechlicher Bitterkeit. „Diesen Knaben! Wäre nicht Richard —"

„Richard?" schrie ich. „Richard R. . . . ?"

„So heißt er —"

„Zu seiner Verlobung kam ich her — o, mein unglücklicher Bruder!"

„Bruder —? Du — du!" — Sie sah mich an, wie von namenloser Furcht erfüllt, stieß dann einen Schrei aus und war wie ein Vogel davongehuscht.

Ich sank auf die Bank zurück. Wie mit einem Zauberschlage ordnete sich alles vor meinem Geiste und eine tiefe, leidenschaftliche Erbitterung bemächtigte sich meiner. Nun wußte ich, warum mich der Graf nach Les Ormonds eingeladen, warum er mich los sein wollte, sobald er sich nach den Verhältnissen des reichen Kaufmanns erkundigt hatte, dem er seine Tochter geben wollte. Ich sah auch, warum er Ser…

en Auftrag gegeben, mich zu beobachten, r mußte ja wissen, ob ich auch keine Verbindungen hatte, die ihm unbequem in konnten — dann wieder mußte Sergei Vera und mich beobachten — o, ich verstand alles nur zu gut!

Eine leise Berührung rief mich in die Außenwelt zurück. Die Zofe Veras stand vor mir und zischte mir mit zornsprühenden Augen einige polnische Worte entgegen, n denen sie jedenfalls ihrem Hasse Luft machte. Sie hielt mir einen Brief hin, ssen Aufschrift an Richard R.... lautete.

„Auch noch ihre Korrespondenz vermitteln?“ rief ich, empört ihre Hand zurückstoßend.

„Sie waren ihr Unglück,“ sagte das Mädchen in gebrochenem Deutsch. „Ohne Sie wäre Gräfin zufrieden, und Graf Herr Vater hätten Zuflucht bei reicher Frau Tochter finden können, wenn es rtig. Nun alles fort, Reichtum, Heirat, schönes Haus —“

„Ich hätte ihrem Vater die Thür nicht gewiesen, er hätte bei mir ebenso an: —“

„Kann Gräfin armen Maler heiraten, wenn feierlich gelobt, für Grafen Herrn Vater zu sorgen und Geld zu schaffen für armes Polen? Sie haben Gräfin unglücklich gemacht, der Himmel sollte Sie dafür strafen! Thun sie nur, was Gräfin will, das Einzige — hier.“

Mir den Brief aufdrängend, rief sie mir noch einige zornige polnische Worte zu und ging. Ich steckte den Brief ein, aber er braunte mich wie Feuer. Doch wie hätte ich jetzt zu den Meinigen gehen können, wie Richard entgegentreten. Planlos irrte ich in den Bergen umher, von meinen Gedanken verfolgt und gehetzt. Endlich entschloß ich mich, mit meinem Stiefvater darüber zu sprechen und ihm Veras Brief an Richard zu geben, mochte er dann thun, was ihm gut dünkte.

Ich richtete es so ein, daß ich ihn allein auf seinem Zimmer fand. Sein erster Blick zeigte ihm, daß mich etwas Außergewöhnliches befallen, und meine ersten Worte machten ihn zum aufmerksamen Zuhörer. Ich verschwieg nichts, ich war es ihm schuldig, die Verhältnisse klar vor ihn hinzustellen, nur von Vera selbst konnte ich nicht viel sprechen. Das Herz wollte mir bei dem Gedanken an sie brechen, und ich konnte nicht ohne die heiße Liebe von ihr reden, indem ich den traurigen, entsetzlichen Irrtum erwähnte, dem sie sich in falsch verstandenem Pflichtgefühle geopfert. Was wir alles durchsprachen, gehört nicht hierher, mein Stiefvater redete mir zuletzt zu, wieder abzureisen, ohne irgend jemand gesehen zu haben.

„Richard ist viel zu jung, um diese Enttäuschung nicht bald zu überwinden,“ sagte er, „und ich — ja, ich glaube, es ist besser so für ihn. Nur du, lieber Sohn, thust mir in der Seele leid.“

Nach einer Stunde war ich wieder unterwegs, um wenigstens einige Monate fortzubleiben. Es wurden Jahre daraus. Ich hatte meinem Stiefvater versprochen, ihn nicht wieder ganz ohne Nachricht zu lassen, und auch mir lag daran, zu erfahren, wie sich Richard in das jähe Ende seines Glückstraumes gefunden.

„Es wird Dich freuen, zu hören, daß Richard seine Heiterkeit ganz wiedergefunden,“ schrieb mir unser Vater nach einiger Zeit. „Ich glaube, erst diese Erfahrung hat ihn zum Manne gereift und ich sehe seiner Zukunft jetzt viel ruhiger entgegen. Vera hat ihm noch einmal freundlich geschrieben und wiederholt, sie könne sich nicht entschließen, ihren Vater in dieser Krisis zu verlassen. Daß diese Krisis ausgebrochen, weißt du natürlich. Der Graf war mir nie sympathisch; natürlich ist er einer der Hauptanführer der Insurgenten.“

Nun wußte ich, wo ich Vera mit meinen Gedanken zu suchen hatte. Sie würde ihren Vater nicht verlassen und alles aufbieten, ihn mit dem Unglück, keinen Sohn zu haben, auszusöhnen.

* * *

Es war in Palermo, und ich saß im Café Oredo in der Piazza Maria. Sinnend blickte ich auf das dunkelblaue Meer, dessen lange Wellen leise rauschend auf den Strand aufschlugen und gedachte, wie so oft, jenes Strandes, wo die brausenden Wogen der Nordsee ihr Lied gesungen, als sich Veras süßes Bild in mein Herz geschlichen. Da legte der aufmerksame Giuseppe die neueste, eben angekommene Nummer der Illustrierten Zeitung neben mich auf den Tisch, mit einer einladenden Handbewegung darauf aufmerksam machend. Mein Blick fiel auf das erste Blatt, auf dem mit großen Buchstaben stand: „Der tapfere Polenführer Graf L.... und sein Adjutant, die ersten Opfer des Polenaufstandes von ein und derselben Kugel getroffen.“

Mein Herzschlag stockte —

Das schöne, düstere Antlitz des Grafen sah mich an mit dem finstern hochmütigen Blicke, den ich so gut kannte, und daneben das süße, traurige Gesichtchen Veras.

Ein Schlachtenbild.

Von

Leo Berg.

Unvergeßlich sind die großen Tage vor Metz, gewaltig war das Ringen zweier Armeen — das verzweifelnde Mühen Bazaines, sich der ehernen Umarmung der deutschen Heere zu entwinden, die Ueberlegenheit Moltkescher Strategie, seine Schachzüge: das Hindrängen, Zurückwerfen und Einschließen der französischen Korps, die Tage vom 6., 14., 16., 18. August — all diese Meisterstücke moderner Kriegskunst, sie wurden angestaunt von allen Nationen, welche die Erde trägt. Und wenn ich jetzt nach so langen Jahren mein Tagebuch durchblättere, dann treten diese, wenn auch nur flüchtig skizzierten erlebten Momente, alle diese schönen und schaurigen Bilder mit einer solchen Frische und Lebenswahrheit vor meine Augen, als sei es erst gestern gewesen.

Mein Beruf als Kriegsberichterstatter hat mich oft inmitten des heftigsten Kampfes geführt, denn damals drängte noch jugendlicher Uebermut und heißes Blut mich stets nach „Vorwärts“, ich sah Tod und Verderben in grausigster Gestalt, den Ansturm unserer Bataillone in das mörderische Feuer, sah Mut und Tapferkeit, ja Heroismus, gepaart mit Angst und erbärmlichster Feigheit. Allerdings sieht es nachher mit dem „Berichterstatten“ böse aus, von den hauptsächlichsten Bewegungen der Truppenkörper, der Entfaltung der Schlacht, der Entscheidung und Bedeutung des Kampfes weiß man gar nichts; aber die einzelnen Szenen und Bilder unserer nächsten Umgebung auf dem Schlachtfelde prägen sich desto schärfer in unser Bewußtsein, sie nehmen Leben und Gestalt an und der aufmerksame Beobachter kann die schönen und traurigen Bilder in den lebendigsten Farben schildern, weil er sie nur einfach und unter den momentanen Eindrücken in Wahrheit erzählt, wie er sie erlebt. So konnte auch ich an dem großen Tage von Mars la Tour nur dasjenige schildern, was in meinem Gesichtskreise und stets wechselvoller Umgebung sich darbot, und doch ruft uns die Erinnerung an jene großen Momente diese unvergeßlichen Bilder ins geistige Bewußtsein.

Es ist merkwürdig, wie bald sich Auge und Herz an die Schreckensbilder des Schlachtfeldes gewöhnt; mächtig ergreift der Anblick der ersten Toten und Verwundeten, der Tapferste erbebt, bald aber schwindet das Fieber; die rasch aufeinander folgenden aufregenden Szenen; die farbenreichen wechselvollen Bilder, die bunten Uniformen, blitzende Waffen, die Signale und Kommandorufe, der berauschende Pulverdampf, der Geschützdonner, das Zischen und Sausen der Geschosse, lassen bald die eigene Gefahr vergessen, der Soldat möchte immer nach vorwärts, seinen hinstürzenden Kameraden helfen, die Gefallenen rächen; erst jetzt wird ihm bewußt, daß der ihm gegenüberstehende persönlich unbekannte Gegner sein bitterster Feind ist, der auch keineswegs sein Leben schonen wird, Zorn und Kampfesmut schwellt ihm die Brust, alle Sehnen spannen sich, die entsetzlichen Todesbilder und die ganze Szenerie machen nur mehr den erhebend schaurig schönen Eindruck eines Schlachtenpanoramas.

Die Infanterie zum Angriff auseinander schwärmend hat sich schnell aufgelöst und jeder Mann ist auf sich selbst angewiesen.

Das Pfeifen der Chassepotkugel wird kaum mehr beachtet, auch ist sie dann nicht mehr gefährlich, denn sobald man sie zischen hört, ist sie ja schon vorbei; aber der Effekt der heransausenden Granate ist ein ganz bedeutender, und es gehört eine gute Portion kalten Blutes dazu, bei ihrem Herannahen den Nacken steif zu halten, denn wo sie mit unheilverkündendem Zischen niedergeht, da duckt man sich oder wirft sich zur Erde; ja ich habe gesehen, wie ganze Kompanien und Schwadronen zum größten Teile ihre „Reverenz“ machten, gerade wie ein Aehrenfeld im Gewittersturme.

Häßlich war das Knarren der Mitrailleuse, deren moralischer Effekt allerdings zehnmal größer wie die Gefahr selbst ist. Das Schnellfeuer der sich lang hinziehenden Schützenketten klingt wie das ununterbrochene Geraffel der Kaffeemühle und der Geschützdonner gibt die Akkorde zu der düstern Trauersymphonie.

Immer dichter lagert sich der Pulverdampf, oft die ganze Szenerie verschleiernd, die Signale der Flügelhörner ertönen: „Sammeln!“ „In die rechte Verlängerung schwärmen!“

„Avancieren!" ꝛc., man hört die Kommandorufe, wie Gespenster fliegen Adjudanten und Ordonnanzen, neue Bataillone kommen ins Feuer, noch hört man ermunternde Zurufe, Scherzworte der Mannschaften, aber nur zu bald verstummen sie, denn das Gestöhn der Verwundeten macht sich bemerkbarer, die Reihen lichten sich, stumm sinkt der Kamerad zur Rechten, krampfhaft greift die Hand nach der todeswunden Brust, ihm bleibt nicht Zeit zu einem letzten stummen Scheidegruß; mit einem halben Sprung nach vorwärts stürzt der Vordermann auf das Gesicht, nicht ein Glied zuckt mehr, Schuß in den Kopf (eigentümlich ist, daß der tödlich Getroffene immer nach derjenigen Seite hinfällt, woher der Schuß kam), doch unaufhaltsam weiter, „vorwärts" heißt es; das Granat- und Chassepotfeuer ist stärker geworden, zahlreicher werden die Opfer, und vom Feinde sieht man nur in noch weiter Ferne den Pulverdampf der maskierten Batterien und der feuernden Infanterie in den langgezogenen Schützengräben. Mit banger Sorge schauen die Truppenführer nach ihren so bewährten Kampfgenossen, der Artillerie, sie wollen mit Ungestüm weiter, heran an den Feind aber ohne Deckung durch die weittragenden Geschütze würde die Infanterie dezimiert, ja aufgerieben werden. Wieder schlagen einige Granaten in die Reihen, trichterförmig überwirft das sprengende Geschoß die Zunächststehenden mit Erde und Laub, fünf oder sechs Mann liegen am Boden tot und verwundet, doch einige der Mannschaften, welche von dem gewaltigen Luftdruck zur Erde geschleudert wurden, erheben sich unversehrt, sie schütteln die Erde ab und das von Schrecken und Todesahnung gebleichte Gesicht versucht ein Lächeln, doch „vorwärts" heißt es, er hat kaum Zeit, den letzten Gruß des todeswunden Kameraden entgegenzunehmen; „meine arme Mutter" beben die blassen Lippen; ein anderer Leichtverwundeter bleibt bei ihm zurück, und weiter geht der Todestanz; doch jetzt zittert der Erdboden, einige Batterien rasseln heran; mit „Hurra" werden sie empfangen; sie hielten bereits drüben seitwärts auf der Anhöhe im heißen Geschützkampf, die Mannschaften und Pferde mit Staub und Schweiß bedeckt, viele mit zerrissenen Uniformen und einige Leichtverwundete mit blutbefleckten Bandagen, an der Tete ein riesiger Batteriechef, mir unvergeßlich durch seine wirklich imponierende Figur, das Gesicht mit langem Schnurrbart von Staub bedeckt, aber allen voran, hochaufgerichtet im Sattel, mit dem Säbel den Mannschaften die Richtung zeigend; die ersten Batterien haben die leichte Anhöhe im Galopp erreicht, von den feindlichen Positionen aus hat man das Avancieren unserer Artillerie bemerkt, die Granaten kommen immer zahlreicher mit ihrem unheilverkündenden Gezische, Pferde überschlagen sich, schon bleiben einige der Mannschaften tot oder verwundet zurück, noch immer dauert der rasende Ansturm unserer Batterien; aber fast wie Erlösung schallt auch jetzt das Kommando der einzelnen Führer: „Batterie rechtsumkehrtschwenkt! halt! prozt ab! Feuer!" und Blitz und Krach, Schuß auf Schuß entsenden die Geschütze ihre Todesboten, noch halten sie im vollen Feuer; aber unaufhaltsam sausen die Granaten Tod und Verderben in die feindlichen Massen, das Feuer der französischen Artillerie wird schwächer, man sieht die Tirailleure massenhaft ihre bisher gedeckten Positionen verlassen. Wieder dröhnt die Erde: im scharfen Trabe naht Kavallerie, zwei Dragonerregimenter, schmucke, gewandte Reiter, viel hübsches, junges Blut; wie blitzen die Säbel, wie das rasselt, kaum zu verhalten sind die schnaubenden Rosse, als jetzt die Schwadronen geschlossen im Galopp links aufmarschieren; noch zügeln die Kommandorufe die blauen Reiterscharen, fest den Zügel in der Faust, die Augen weit aufgerissen, als wollten sie durch den Pulverdampf den Feind erspähen, denn schon überschlagen sich Roß und Reiter, jetzt geht's links an den donnernden Batterien vorbei durch die Thalsenkung, immer noch im scharfen Trabe, aber immer noch zu langsam; da endlich, welcher Jubel für den Reitersmann, „Fanfaro!!!" das schöne Signal zur Attacke, und herein wie Gottes Zorn geht es in Tod und Verderben, unaufhaltsam Vorwärts durch Freund und Feind, wie eine blaue Flut wälzte sich die Reiterschar dem Feinde entgegen, zum Sieg oder zum schönen Reitertod. Das war der Todesritt unserer beiden Gardedragonerregimenter am Tage von Mars la Tour.

Unvergeßlich bleibt mir dieses großartige traurig-schöne Bild; es dauerte kaum eine Viertelstunde, bis die Regimenter aus dem Feuer zurückkamen und sich wieder sammelten von der kühnen, verwegenen Attacke; es war aus dem erhaben schönen Bilde ein trauriges geworden, und herzzerreißend war es für den Zuschauer, in ohnmächtiger Wut zuzusehen, wie das mörderische Feuer die Braven dahinmähte, kaum die Hälfte der Mannschaften fand sich nach der Attacke wieder zusammen und doch hatte dieser Reiterchoc seine Wirkung nicht verfehlt, auf allen Punkten weicht der Feind. Infanteriekolonnen wälzen sich an uns vorüber, neue Batterien fliegen vorbei, Ulanen- und Kürassierregimenter folgen; immer weiter verhallt der Donner der Geschütze, und das Knattern des Gewehrfeuers ist in unserer Umgebung ganz verstummt, immer ferner verhallt das Tosen des Kampfes; aber das Schlachtfeld mit all seinem Schrecken, mit den entsetzlichen Todesbildern in so mannigfacher Gestalt, mit dem endlosen Jammer und Elend tritt nun in den Vordergrund. Die Ambulanzwagen mit dem roten Kreuz und die Krankenträgerkompanien beginnen ihre Thätigkeit. Unendliches Weh ergreift das Herz, wenn das Klagen und Rufen der Verwundeten um Beistand und Hilfe ertönt; wie mancher Tapfere liegt nun da, schöne jugendkräftige Menschen; gewiß ist es ein schönes Ende, wo die Parze so jäh und rasch den Lebensfaden durchschneidet, sie starben den Heldentod fürs teure Vaterland; aber das unsagbare Weh, welches die Trauerkunde den geliebten Herzen daheim verursacht, wie manches Glück, so manche Hoffnung und Lebensfreude hat hier geendet!

Noch immer wechseln die Bilder auf der Walstatt, der Abend naht heran, ganze Bataillone und zerstreute Abteilungen kommen zurück, auf dem Schlachtfelde wird biwakiert; einzelne in der Nähe liegende Dörfer und Gehöfte stehen noch in Flammen; da, noch einmal belebt sich das Schlachtfeld, jubelnde Zurufe und Hurras ertönen, ja ein Hurra aus der heißen trockenen Kehle der von Blut und Schweiß starrenden Verwundeten, als Moltke mit der Siegesbotschaft kommt, und gleich darauf Kaiser Wilhelm mit seinem Stabe herannaht.

Und wer es gesehen, wie unser lieber alter Kaiser Wilhelm, tiefernst, ergriffen vor Rührung über das Todesfeld reitet, wie die schon in halbem Todesschauer erstarrten Schwerverwundeten sich stützen, aufrichten und ein Strahl der Freude ihre bleichen blutenden Gesichter erleuchtet, wie seine Krieger auf ihn zustürzen und immer wieder Hurras über das Leichenfeld erschallen; wer dies gesehen, der hat einen großen Moment, einen großen Tag erlebt, ein Stück unvergeßlicher deutscher Geschichte und deutschen Ruhmes. Nun aber breitet der Abend, die Nacht ihren grauen Schleier über das Schlachtfeld, der Geschützdonner verstummt, man hört die entfernten Signale, die Biwakfeuer werfen ihren magischen Schein auf ihre nächste Umgebung, wie Gespenster huschen die langen Schatten um die einzelnen Feuer, jeder, dem es vergönnt ist, sucht die Ruhe, und mancher ist schon zusammengesunken im tiefen Schlummer, erschöpft von den Anstrengungen und Aufregungen des Tages. Es wird kühl und ein erfrischender Tau küßt mitleidig die bleichen Wangen der Gefallenen, wer kennt all die Schrecken einer solchen Nacht; auch die Hyäne, der Leichenräuber, treibt jetzt sein fluchwürdiges Geschäft, denn „die Nacht ist keines Menschen Freund" und

„There are more things in haeven and
earth, Horatio.
Than are dreamt of in your philosophy"

„Zu Vallendar am Rheine."

(Lied im Volkstone.)

Von

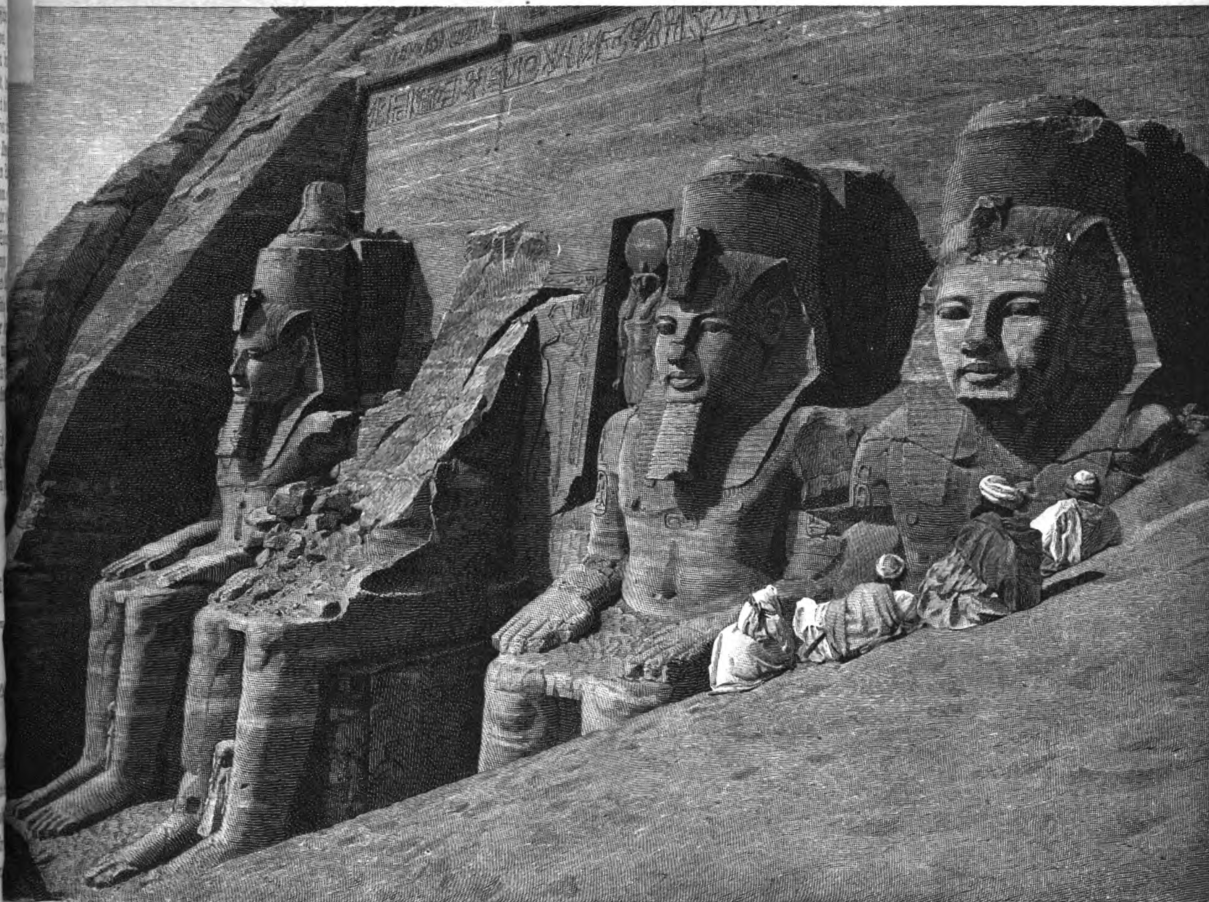
C. Schultes.

Zu Vallendar am Rheine,
Da steht ein kleines Haus.
Dort schaut im Morgenscheine
Mein Schatz zum Fenster 'raus.
Sie hörte wohl mein Horn: Trara!
Vom andern Ufer her,
Und als sie mich im Kahne sah.
Hielt sie's im Haus nicht mehr.
Trara!
Gretula,
Dein treues Lieb ist da!

Gar jung sind wir zwei beide
Und frisch von Herz und Sinn;
Ich steck' im Jägerkleide
Und sie ist Winzerin.
Das Leben ist nur Lust: Trara!
Kein' Sorge macht uns Qual.
Im ew'gen Lenz liegt vor uns da
So Rhein als Berg und Thal.
Trara!
Gretula,
Dein Arm mich fest umfah'!

Im kleinen Lebenskahne
Geht lustig unsre Fahrt;
Denn Treu' steht auf der Fahne
Mit festem Mut gepaart.
Wo findet sich ein Glück: Trara!
Das schöner könnte sein.
Als das mir gibt lieb Gretula
Aus Vallendar am Rhein!
Trara!
Gretula.
Wir sind dem Himmel nah!





Fassade des nubischen Tempels von Abu Simbel (S. 1220).

Im Lande der Pharaonen.

Von

H. Brugsch-Pascha.

[D]ie Denkmäler des heidnischen Aegypten, von den Pharaonenzeiten an bis zur [He]rrschaft der Griechen und Römer hin, [wur]den „für die Ewigkeit" gebaut. Sie [soll]ten dazu dienen, den Namen der Lan[des]götter und der Könige in der Erinnerung [der] spätesten Nachkommen der Aegypter [noc]h zu erhalten und in ihren königlichen [Le]bern ein mächtiges weltbeherrschendes [Ges]chlecht erkennen zu lassen. Jahrtau[sen]de sind seit den monumentalen Grün[dun]gen über die Denkmäler dahingeflossen [und] nur weniges von dem unerschöpflichen [Rei]chtum der Vergangenheit ist vom reißen[den] Strome der Zeit verschont geblieben. [Ver]sunken und vergessen hat das Schönste [und] Beste davon dem Fluche der Zeit [Rec]hnung tragen müssen und die letzten [Üb]erreste des Erhaltenen erscheinen im [Lic]te unserer jungen Welt wie zerkrachte [Ger]ippe vorweltlicher Riesenleiber. Alt [und] morsch starren sie uns entgegen und [jede]s neue Jahr meldet neuen Einsturz und neue Vernichtungen der ältesten Zeugen der Vorzeit. Mit einem Worte, alles scheint sich bereits vereinigt zu haben, an dem drohenden Ruin bis zum letzten beschriebenen Steinblock hin zu arbeiten: der Zahn der Zeit, die Hand des Menschen, der unterminierende Strom. Denn auch Vater Nilus in seinem von Jahrtausenden her erhöhten Bett ist übermütig oder zornig geworden; die steigenden Wasser der Ueberschwemmung sickern durch den Erdboden, unterwaschen die stärksten Fundamente und erzeugen ein salpeterhaltiges Salz, das mit unwiderstehlicher Kraft die festesten Mauern und die mächtigsten Säulenfüße der Tempel zerfrißt.

Alles ist eitel! Das Salomonische Wort bestätigen die Denkmäler der ältesten Vorzeit der Menschheit. Schon ertönt der Hilferuf nach Rettung vor dem Unvermeidlichen, um die notwendigen Mittel zu ergreifen, das drohende Unheil wenigstens in der nächsten Zukunft abzuwenden. Ein französischer Architekt in ägyptischen Diensten, Grand Bey, hat soeben dem Minister der öffentlichen Bauten einen gedruckten Bericht vorgelegt, um ihn zu veranlassen, die erforderlichen Geldmittel zur Erhaltung der Denkmäler zu gewähren, sei es auch nur darum, die Nilfahrt von zwölf- bis fünfzehntausend Reisenden, welche alljährlich Oberägypten zu besuchen pflegen und den Bewohnern reiche Einnahmen verschaffen, fürder nicht zu einem leeren Wahn zu gestalten. Das obere Land ohne seine Wunder aus der Pharaonenherrschaft würde niemand betreten, wenn auch sein winterliches Klima unvergleichlich und seine Lichteffekte von wunderbarer Schönheit sind. Ein Betrag von 170 000 Mark, auf acht Jahre verteilt, würde nach Grand Beys Veranschlagung vollständig ausreichen, um die noch vorhandenen Ruinen zu stützen, zu restaurieren, zu umhegen und durch unterirdische Abzugskanäle von dem Ueberschwemmungswasser zu erlösen. Hoffen



Tempel von Dandur in Nubien (S. 1219).

und wünschen wir zur Ehre der gegenwärtigen Menschheit, daß trotz der Kouponzahlungen so viel im Jahresbudget des modernen englisch-ägyptischen Reiches übrigbleibt, um die Denkmäler vom Fluche des Sängers zu retten.

Was die Alten bauten, damit es die Jungen schauten, hat für das gesamte heutige Menschentum eine geschichtliche Bedeutung. Es wäre eine Schmach für die Zeit modernster Aufklärung, wollte man bei dem eingetretenen Vernichtungswerke in lauer Stimmung die Hände in den Schoß legen. Als Salomon, der weise König, lebte, wirkte und schrieb, war für Aegypten die Zeit der neuen Geschichte bereits angebrochen. Als Abraham in Aegypten einzog, lag das Altertum bereits im Rücken Aegyptens, und als die ersten Pharaonen sich Gräber in Pyramidengestalt aufführen ließen, da war schon eine nach Tausenden von Jahren zählende Kulturepoche dahingeschwunden. Das zahllose Sternenheer am Himmel kann nicht stärker die Einbildungskraft verwirren und den Geist in Aufregung versetzen, als der Rückblick auf die gewaltigen Zeiträume, welche von unserer Epoche aus bis zur Höhe der Pyramidenchronologie hinaufreichen.

Es ist seit etwa 70 Jahren massenhaft veröffentlicht und geschrieben worden, um dem wißbegierigen und staunenden Europäer den Reichtum und die Größe der noch erhaltenen altägyptischen Denkmäler in Bild und Wort vor Augen zu führen, aber nur ein Tropfen wird aus dem Meere geschöpft, denn die Hand des Forschers erlahmt bei dem Anblick der beschriebenen Tempelwände und Säulen. Schon muß die Photographie zur Mithilfe eintreten, um die Riesenarbeit zu erleichtern, und dennoch reicht auch sie nicht aus, um die begonnenen Angriffe siegreich durchzuführen. Und wer wollte es dazu unternehmen, in einem unterirdischen finsteren Raume, wie ihn die mit Darstellungen und Bildern bedeckte Katakombe des Petamenophis im Thale des Assasif auf der Westseite Thebens zeigt, auf einer Grundfläche von etwa 24000 Fuß im Geviert, photographische Aufnahmen von Anfang bis zu Ende auszuführen, nicht zu vergessen im steten Kampfe in stickiger Luft mit Tausenden von Fledermäusen, welche unsern Kopf umflattern und die brennende Kerze zum Verlöschen bringen?

Dem Leser bieten wir eine Reihe von Abbildungen, um von neuem die Stimmung für die arg bedrohte Denkmälerwelt wachzurufen und durch das Bild den Eindruck der altersgrauen Vorzeit aufzufrischen. Nichts kann würdiger sein als die Achtung vor dem längst Vergangenen, auf dessen Trümmern sich die Gegenwart aufgebaut hat, nichts erhebender als die gewonnene Ueberzeugung, daß wir vor jenen letzten Resten der sogenannten geschichtlichen Anfänge wie vor stummen Rätseln stehen, deren Größe und Ausführung dem Staunen die Bewunderung folgen läßt. Auch das kleinste Denkmal, die bescheidenste Tempelanlage verrät den denkenden Urheber, der ohne die Hilfsmittel der modernen Technik den Zweck seiner Aufgabe in vollkommenster Weise gelöst hat.

Die alten Künstler ruhen längst vergessen in ihren Gräbern, aber ihre Werke sprechen und loben noch heute den Meister. Manche Erinnerung an sie haben inschriftliche Zeugnisse bewahrt und es klingt wie Schwanengesang, wenn sie in der Hieroglyphe von ihren Schöpfungen zu den späteren Geschlechtern reden.

Die klassischen Griechen haben eine anmutige Sage von den Memnonskolossen (S. 1213) erfunden, welche einsam wie Riesenwächter auf ihren steinernen Sitzen auf die breite thebanische Ebene zu ihren Füßen niederschauen. Wir wissen heute, daß die Standbilder eines berühmten Königs Amenothes III., ca. 1500 v. Chr., gewöhnlich Amenophis nach griechischer Aussprache des altägyptischen Namens Amenhotp genannt, gewesen sind, welche vor seinem vom Erdboden verschwundenen Tempel aufgestellt waren. Ihren geistigen Urheber nennt uns eine Inschrift auf den Seiten seines eigenen Sitzbildes im Museum von Bulak. Es war ein Namensvetter des Königs, der Sohn eines gewissen Hapu, der am Hofe seines Herrn die höchsten Aemter bekleidete, in der Priestergelehrsamkeit hervorragte und mit dem



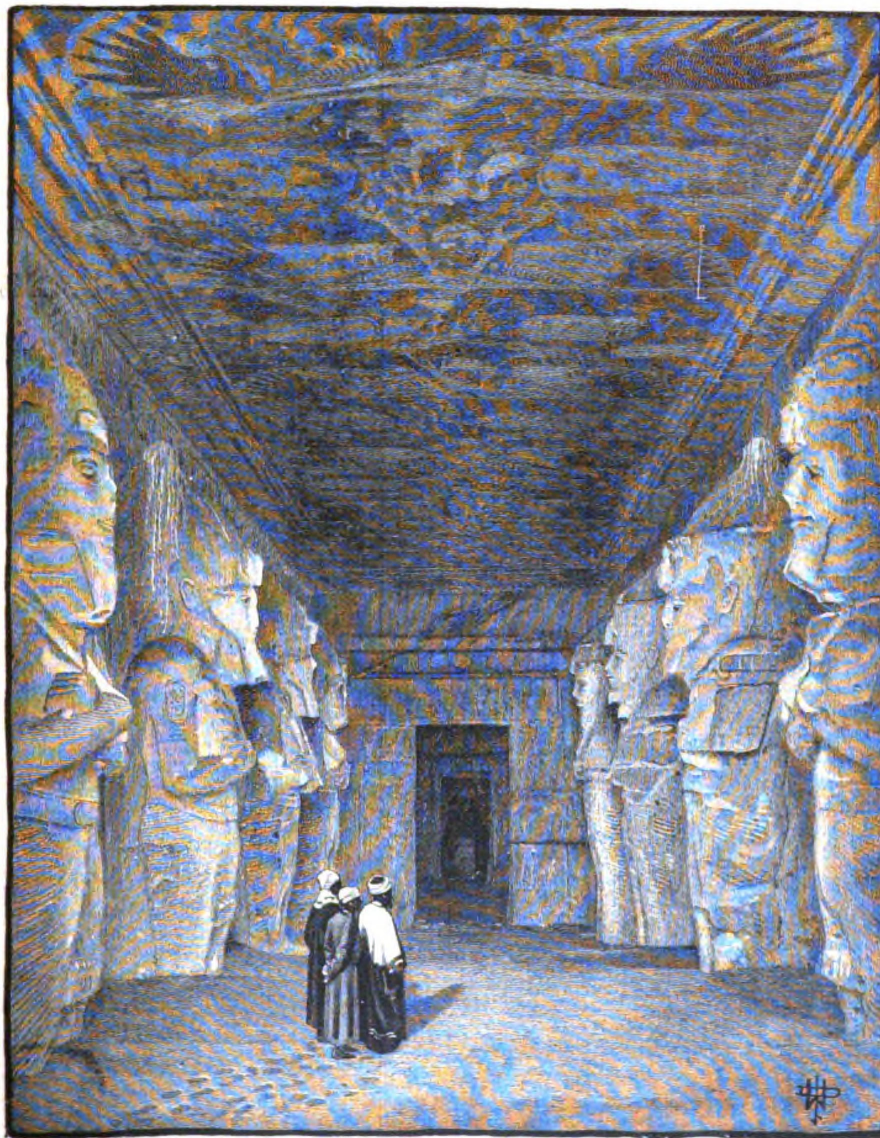
Westlicher Säulengang vor dem Isis-Tempel von Philä (S. 1219).

lusführung des Tempelbaues betraut war, ileichzeitig aber auch mit der Herstellung er sogenannten Memnonskolosse, deren Höhe gegenwärtig etwas über achtzehn und inen halben Meter beträgt.

Der ägyptische Tempel, soweit die erhaltenen uns heutzutage gestatten darüber u urteilen, beruhte auf einem allen geeinsamen Grundplan. Nachdem die Förmlichkeit der Grundsteinegung durch den König oder im Namen desselen vollzogen var, begann der Bau mit dem interſten und entlegensten Teile desselben, n welchem sich as Allerheiigſte befand; aran reihte sich n der Achsen- inie Saal an Saal mit Neenbaulichkeiten n Gestalt von Zimmern, Kamnern und Treppenaufgängen ach dem Dache a, dessen Decke (gewaltige Steinlagen) on hinten nach orn zu terrassenförmig anteigen, etwa in ieser Gestalt (siehe untenehende Figur). Vor dem letzn Saale oder em „Vordersale" befand ch meistens ein ffener Hof, mit Doppeltürmen avor, deren öhe bis zu 60 nd 70 m hinufreicht. In der Mitte des einer Festung gleienden Vorraues lag der Haupteingang es Tempels, zunächst nach dem Hofe, und echts und links von demselben wurde je ein



Obelisk und Statuen des königlichen Gründers aufgerichtet. Ein gepflasterter Weg (von en Griechen „Dromos" genannt), häufig on liegenden Sphinxgestalten mit Widderkopf aus Stein eingefaßt, lag wie eine Straße vor dem Tempel. Mauern aus dicken ungebrannten Nilziegeln oder aus zubehauenen, von außen und innen mit Darstellungen und Inschriften bedeckten Werkstücken aus Sand- und Kalksteinen schlossen das Ganze ein, so daß die Gesamtanlage eher einer wohlverwahrten Festung als einem Heiligtume glich. In der Nähe, auf dem Tempelgebiet, wurde ein künstlicher See angelegt, der sogenannte heilige See, der bei gewissen religiösen Zeremonien zur Aufnahme der heiligen Barke des Tempelgottes diente.



Erster Saal im Tempel von Abu Simbel (S. 1220).

Zu den fast vollständig erhaltenen Tempeln gehören die Bauten auf den Ruinenstätten von Edfu und Denderah (S. 1222), deren Inschriften sogar bis zu den Längenmaßen hin eine genaue Beschreibung der einzelnen Teile der beiden Heiligtümer enthalten. Die altägyptische Bauelle betrug 0,53 Meter. Für den großen Tempel von Denderah finden sich u. a. folgende Maße verzeichnet. Die Breite des Vorsaales betrug danach 81 2/3, die Länge 48 1/2, die Höhe 32 1/24 Ellen. Für denselben Saal in Edfu finden sich der Reihe nach die entsprechenden Dimensionen von 75, 35 und 30 Ellen angegeben. Der ganze dahinter liegende Teil in Denderah besaß eine Länge von 112 Ellen bei einer Breite von 23 1/3 Elle. Von der Ecke des einen Turmes bis zur Ecke des andern betrug in Edfu die Länge 120 Ellen und die Höhe eines jeden Turmes 60 Ellen. Die Tiefe des großen Eingangsthores zwischen beiden maß 26 2/3, die Höhe des Thores 40 Ellen. Fügt man hinzu, daß die steinerne Umfassungsmauer (S. 1218) desselben Heiligtumes eine Dicke von 5 Ellen, eine Breite von 90 und eine Länge von 240 Ellen besaß, wie es die Inschriften und Messungen bezeugen, so hat man eine richtige Vorstellung von dem gewaltigen Flächenraum, welchen für sich allein dieses Heiligtum in Anspruch nahm. Die Abbildung zeigt am besten die Breite des Mauerwalls und gewährt zugleich einen Einblick in die linksseitige Anlage des ganzen Tempels. Bemerkenswert sind die steinernen Ausgußröhren für angesammeltes Regenwasser, welche eine Gestalt von Löwenleibern haben.

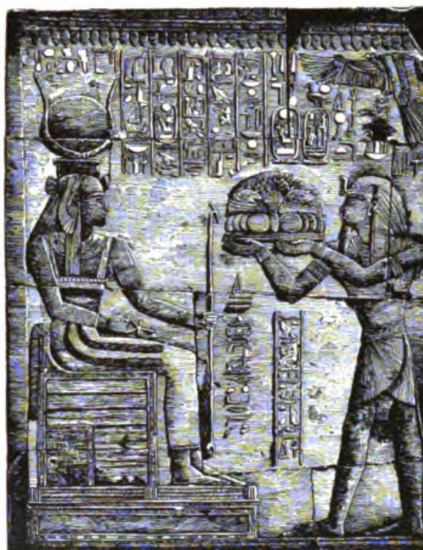
Von den Sälen, Gemächern, Gängen und Krypten innerhalb der Tempelmauern und unterhalb des mit breiten Quadern gepflasterten Bodens trug jeder einzelne Raum je nach dem besonderen Zwecke einen ihm eigentümlichen Namen, selbst mehrere, wenn es not that. Ich verweise auf den Grundplan des Denderahtempels, um mit Benutzung der darauf eingetragenen

Buchstaben auf die einzelnen Benennungen aufmerksam zu machen.

A. „Der Vordersaal, der große Saal, der große Himmelssaal.“ B. „Der Prozessionssaal oder Festsaal.“ C. „Der Saal des Opfertisches.“ D. „Der Mittelsaal.“ E. „Die große Stätte (Allerheiligstes).“ F. „Die Salbenküche.“ G. „Die Lagerkammer.“ H. „Die Kammer für die vorbereiteten Opfer.“ I. „Die Kammer für das Kühlwasser.“ J. „Die Schatzkammer.“ K. „Die Garderobe.“ L. „Der Saal für die Feier des Neujahrsfestes.“ M. „Der Saal der Weihe.“ N. „Die Schatzkammer.“ O. „Das Treppenhaus zum Aufsteigen nach dem Dache“ (S. 1216). P. „Das Läuterungsgemach.“ Q. „Das Treppenhaus.“ R. „Der Umgang um das Allerheiligste.“ S. „?“ T. „Das Wiegenzimmer.“ U. „Das Zimmer des Horus (Apollon).“ V. „Das Zimmer des Gottes Samto.“ X. „Das Sistrumzimmer.“ Y. „Das Wohnzimmer.“ Z. „Die Kapelle.“ A. „Die Feuerkammer.“ B. „Der Sonnenstuhl.“ C. „Das Ammenzimmer.“ D. „Das Kinderzimmer.“

Zur Erklärung diene, daß die Göttin Hathor (Aphrodite) vom Denderah als die Gemahlin des Gottes Horus-Apollon, der Sonne in ihrem Oberlaufe, und als die Mutter des jungen Sonnensohnes Samto oder der Frühlingssonne verehrt wurde, wobei ihr Tempel mit seiner Zimmeranordnung wie der Palast einer regierenden Königin angesehen wurde.

Der Bau einer Tempelanlage im großen Stil erforderte eine Zeit von Jahrhunderten und traten neue Anbauten ganzer Tempelgruppen dazu, so waren sogar Jahrtausende zur Vollendung des Ganzen erforderlich. Ein sprechendes Beispiel dafür liefert der sogenannte Reichstempel des Gottes Ammon auf der rechten Nilseite der alten hochberühmten Königsstadt Theben, an welchen zu bauen die Pharaonen der thebanischen Dynastien und ihre Nachfolger bis zu den Römern hin um die Wette stritten, und sollten es auch nur ihre Bilder und Namen gewesen sein, welche sie auf den Wänden älteren Datums einmeißeln ließen. Soweit es die Inschriften nachweisen, umfaßte die Gesamtanlage einen Zeitraum von über 2000 Jahren. Den gegenwärtigen Zustand der gewaltigen Ruinen zeigt die Abbildung. Das Turmthor linker Hand besitzt noch gegenwärtig eine Länge von 110 und eine Höhe von 43 m. Die freistehenden Säulen im Vorhofe hatten eine Höhe von 21 m, der noch aufrecht stehende Obelisk (S. 1228) aus rosenrotem Granit steigt fast 30 m empor. Im ehemaligen heiligen See, auf der südlichen Seite des Tempels, führen zur Zeit die anwohnenden Fellachen die Büffel zur Tränke (S. 1240).



König Seti I. opfert der Isis Bildwerk im Seti-Tempel von Abydus (S. 1215).



Säulengänge vor dem Isis-Tempel von Philä (S. 1219).

Der Sturm der Zeit hat arg in Karnak gewütet und selbst wiederholte Erdbeben haben dazu beigetragen, die stolzen Denkmäler zu Falle zu bringen. Ein Blick in die Sphinxstraße vor dem Tempel des Mondgottes Chons (S. 1222) genügt, um das Vergängliche aller menschlichen Werke deutlich vor Augen zu führen. Von den knieenden Widdern aus Stein zu beiden Seiten der Straße hat kaum einer seinen Widderkopf behalten und schwer erkennbare Torso zeigen sich heutzutage an der Stelle, wo einst die heiligen Tiere des Gottes Ammon den Wanderer an den Kult des thebanischen Hauptgottes oder der Frühlingssonne erinnerten.

Wie Babylon im Lande der Chaldäer, so besaß Theben am Nilstrom vom 18. Jahrhundert v. Chr. an unter den Völkern des Altertums einen Weltruf. Homer singt bereits von der hundertthorigen Stadt, um die Menge ihrer Eingänge dichterisch zu ihrer Größe zu verwerten und die ägyptischen Inschriften erschöpfen sich in einer Auswahl von schmückenden Beiwörtern, um „die Königin unter den Städten“ und „die Siegerin“ oder „die Mächtige“ zu verherrlichen. Selbst als Strabon, der Geograph, der alten Residenz der thebanischen Dynasten im ersten Jahrhundert seinen Besuch abstattete, trat ihm der vergangene Glanz noch deutlich genug vor die Augen, wenn er auch nicht umhin kann, der Wahrheit die Ehre zu geben, indem er bedauernd hinzufügt, daß seinerzeit die berühmte Stadt sich in eine Reihe von Dörfern aufgelöst habe. Es waren dieselben, aus denen die heutigen Ortschaften Karnak, Luxor (S. 1214), Medinet Abu, Schech Abd el Qurna und andere kleinere Ansiedelungen der modernsten Thebaner hervorgegangen sind.

Die malerische Tempelgruppe von Luxor (S. 1238), richtiger nach der arabischen Bezeichnung el Qusûr, d. h. „die Schlösser“, an deren altem Kai die Nilschiffe der Reisenden anzulegen pflegen, ist in der




Das heutige Dorf Luxor (Ostseite der altägyptischen Königsstadt Theben (S. 1212).

letzten Jahren einer gründlichen Reinigung unterworfen worden. Die eingenisteten Schwalbennester der arabischen Bewohner sind größtenteils beseitigt und die Schuttberge über dem Tempelpflaster und zwischen den Säulengängen verschwunden. Man wandelt wie im Altertume auf platten Wegen in den wundervollen Räumen des Tempels einher, der viele Schätze der Vorzeit, wie z. B. die steinernen Ramseskolosse, dem Tageslichte wiedergegeben hat. Manches war bereits in früheren Zeiten verschwunden; so träumt einsam der berühmte Obelisk von Luxor vor dem östlichen Turmthore um den verlorenen Bruder, den die Franzosen in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts nach Paris entführt haben, um ihm auf dem Eintrachtsplatze seine Stelle anzuweisen.

Hier in Luxor war es, wo einst die schön und reich geschmückten königlichen Schiffe ihres Großherrn warteten, um an den Tagen der Feste zu Ehren des thebanischen Ammon Pharao und seine Hofbegleitung nach dem gegenüberliegenden Ufer des heiligen Stromes zu tragen. In Prozession bewegte sich der stattliche Zug auf dem Gebiete der westlichen Seite Thebens, um die oft beschriebene feierliche Wallfahrt nach den Memnonien oder den Totentempeln anzutreten. Der Westen, die Gegend, in welcher sich die Sonne nach ihrem vollendeten Tageslaufe zur Ruhe begibt, um am nächsten Morgen das Freudenfest der neuen Auferstehung und Wiedergeburt zu feiern, war nach altägyptischen Vorstellungen mit dem Totenkultus auf das engste verbunden und galt als das unheimliche Reich, in welchem der unterirdische König der Toten Osiris seinen Herrschersitz aufgeschlagen hatte. Im Westen pflegten daher die Nekropolen angelegt zu werden, sobald es die örtlichen Bedingungen gestatteten, und die Könige hielten es für eine heilige Pflicht, inmitten ausgedehnter Totenstädte den Gottheiten des Landes besondere Heiligtümer aufzuführen, um ihre Gnade und Huld für den eigenen dereinstigen Eingang durch das Thor des Westens zu einem glückseligen zweiten Dasein durch Opfer und Gebete zu erflehen.

War auch von alters her Abydus (S. 1211), eine der vielen vermeintlichen Begräbnisstellen des Gottes Osiris, mit seiner ausgebreiteten am Rande der Wüste gelegenen Nekropole der beliebteste Platz, auf welchem fromme Aegypter nach dem Ableben bestattet zu werden sich sehnten, hatten auch die Totentempel von Abydus in den Zeiten des großen (Ra) Ramses und seines Vaters Seti eine erhöhte Bedeutung für den Totenkultus gewonnen, so blieb nichtsdestoweniger die Nekropolis von Theben mit ihren Felsengräbern und Katakomben für die vornehme Welt der Ammonsstadt die bevorzugte Stelle für die Anlage „des Hauses der Ewigkeit". Selbst den Königen der thebanischen Dynastien ward während eines halben Jahrtausends in dem thebanischen Totenthale der Königsgräber die letzte Ruhestätte in dem Felsen des Gebirges zubereitet.

Am südlichen Ende der Weststadt, deren heutige arabische Bezeichnung Medinet Abu (S. 1226), d. h. „die Hauptstadt von Abu", an die altägyptische Benennung „die Stadt von Apu oder Api" unwillkürlich erinnert, hatte Ramses III., vielleicht ein Zeitgenosse der trojanischen Begebenheiten und der glückliche Sieger zu Lande und zu Wasser über einen feindlichen Bund von Norden und Westen her eindringender Völker vorderasiatischer und libyscher Herkunft, seine ältere Tempelanlage im großen Stile erweitert und schließlich einen Bau geschaffen,



Die sogenannten Memnonssäulen auf der westlichen Seite der Stadtruinen von Theben (S. 1206).

Buchstaben auf die einzelnen Benennungen aufmerksam zu machen.

A. „Der Vordersaal, der große Saal, der große Himmelssaal.“ B. „Der Prozessionssaal oder Festsaal.“ C. „Der Saal des Opfertisches.“ D. „Der Mittelsaal.“ E. „Die große Stätte (Allerheiligstes).“ F. „Die Salbenküche.“ G. „Die Lagerkammer.“ H. „Die Kammer für die vorbereiteten Opfer.“ I. „Die Kammer für das Kühlwasser.“ J. „Die Schatzkammer.“ K. „Die Garderobe.“ L. „Der Saal für die Feier des Neujahrsfestes.“ M. „Der Saal der Weihe.“ N. „Die Schatzkammer.“ O. „Das Treppenhaus zum Aufsteigen nach dem Dache“ (S. 1216). P. „Das Läuterungsgemach.“ Q. „Das Treppenhaus.“ R. „Der Umgang um das Allerheiligste.“ S. „?“ T. „Das Wiegenzimmer.“ U. „Das Zimmer des Horus (Apollon).“ V. „Das Zimmer des Gottes Samto.“ X. „Das Sistrumzimmer.“ Y. „Das Wohnzimmer.“ Z. „Die Kapelle.“ A. „Die Feuerkammer.“ B. „Der Sonnenstuhl.“ C. „Das Ammenzimmer.“ D. „Das Kinderzimmer.“

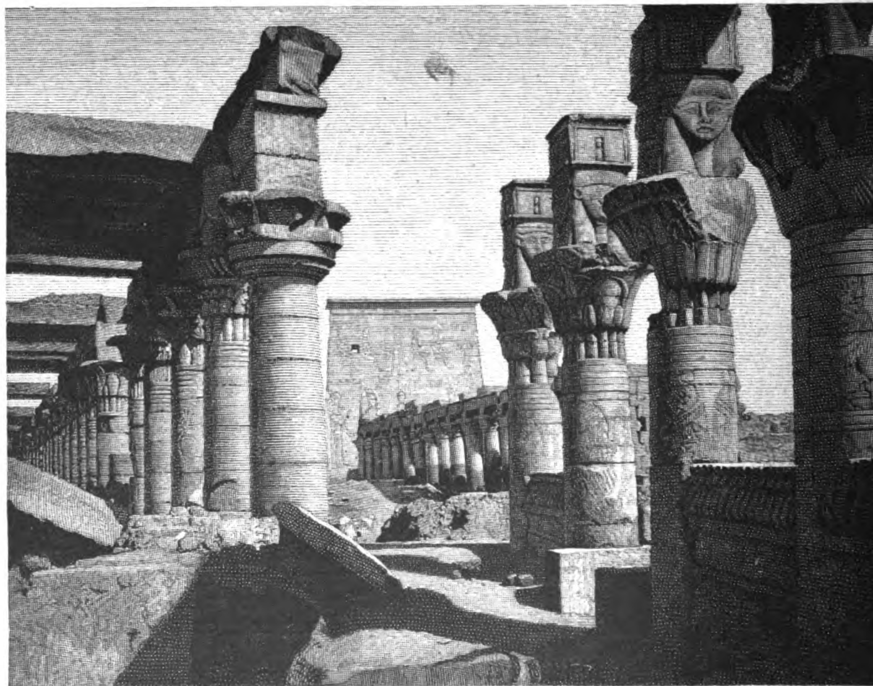
Zur Erklärung diene, daß die Göttin Hathor (Aphrodite) vom Denderah als die Gemahlin des Gottes Horus-Apollon, der Sonne in ihrem Oberlaufe, und als die Mutter des jungen Sonnensohnes Samto oder der Frühlingssonne verehrt wurde, wobei ihr Tempel mit seiner Zimmeranordnung wie der Palast einer regierenden Königin angesehen wurde.

Der Bau einer Tempelanlage im großen Stil erforderte eine Zeit von Jahrhunderten und traten neue Anbauten ganzer Tempelgruppen dazu, so waren sogar Jahrtausende zur Vollendung des Ganzen erforderlich. Ein sprechendes Beispiel dafür liefert der sogenannte Reichstempel des Gottes Ammon auf der rechten Nilseite der alten hochberühmten Königsstadt Theben, an welchen zu bauen die Pharaonen der thebanischen Dynastien und ihre Nachfolger bis zu den Römern hin um die Wette stritten, und sollten es auch nur ihre Bilder und Namen gewesen sein, welche sie auf den Wänden älteren Datums einmeißeln ließen. Soweit es die Inschriften nachweisen, umfaßte die Gesamtanlage einen Zeitraum von über 2000



König Seti I. opfert der Isis Bildwerk im Seti-Tempel von Abydus (S. 1215).

Jahren. Den gegenwärtigen Zustand der gewaltigen Ruinen zeigt die Abbildung. Das Turmthor linker Hand besitzt noch gegenwärtig eine Länge von 110 und eine Höhe von 43 m. Die freistehenden Säulen im Vorhofe hatten eine Höhe von 21 m, der noch aufrecht stehende Obelisk (S. 1228) aus rosenrotem Granit steigt fast 30 m empor. Im ehemaligen heiligen See, auf der südlichen Seite des Tempels, führen zur Zeit die anwohnenden Fellachen die Büffel zur Tränke (S. 1240).



Säulengänge vor dem Isis-Tempel von Philä (S. 1219).

Der Sturm der Zeit hat arg in Karnak gewütet und selbst wiederholte Erdbeben haben dazu beigetragen, die stolzen Denkmäler zu Falle zu bringen. Ein Blick in die Sphinxstraße vor dem Tempel des Mondgottes Chons (S. 1222) genügt, um das Vergängliche aller menschlichen Werke deutlich vor Augen zu führen. Von den knieenden Widdern aus Stein zu beiden Seiten der Straße hat kaum einer seinen Widderkopf behalten und schwer erkennbare Torso zeigen sich heutzutage an der Stelle, wo einst die heiligen Tiere des Gottes Ammon den Wanderer an den Kult des thebanischen Hauptgottes oder der Frühlingssonne erinnerten.

Wie Babylon im Lande der Chaldäer, so besaß Theben am Nilstrom vom 18. Jahrhundert v. Chr. an unter den Völkern des Altertums einen Weltruf. Homer singt bereits von der hundertthorigen Stadt, um die Menge ihrer Eingänge dichterisch zu ihrer Größe zu verwerten und die ägyptischen Inschriften erschöpfen sich in einer Auswahl von schmückenden Beiwörtern, um „die Königin unter den Städten“ und „die Siegerin“ oder „die Mächtige“ zu verherrlichen. Selbst als Strabon, der Geograph, der alten Residenz der thebanischen Dynasten im ersten Jahrhundert seinen Besuch abstattete, trat ihm der vergangene Glanz noch deutlich genug vor die Augen, wenn er auch nicht umhin kann, der Wahrheit die Ehre zu geben, indem er bedauernd hinzufügt, daß seinerzeit die berühmte Stadt sich in eine Reihe von Dörfern aufgelöst habe. Es waren dieselben, aus denen die heutigen Ortschaften Karnak, Luxor (S. 1214), Medinet Abu, Schech Abd el Qurna und andere kleinere Ansiedelungen der modernsten Thebaner hervorgegangen sind.

Die malerische Tempelgruppe von Luxor (S. 1238), richtiger nach der arabischen Bezeichnung el Qusûr, d. h. „die Schlösser“, an deren altem Kai die Nilschiffer der Reisenden anzulegen pflegen, ist in der




Das heutige Dorf Luxor (Ostseite der altägyptischen Königsstadt Theben (S. 1212).

letzten Jahren einer gründlichen Reinigung unterworfen worden. Die eingenisteten Schwalbennester der arabischen Bewohner sind größtenteils beseitigt und die Schuttberge über dem Tempelpflaster und zwischen den Säulengängen verschwunden. Man wandelt wie im Altertume auf platten Wegen in den wundervollen Räumen des Tempels einher, der viele Schätze der Vorzeit, wie z. B. die steinernen Ramseskolosse, dem Tageslichte wiedergegeben hat. Manches war bereits in früheren Zeiten verschwunden; so träumt einsam der berühmte Obelisk von Luxor vor dem östlichen Turmthore um den verlorenen Bruder, den die Franzosen in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts nach Paris entführt haben, um ihm auf dem Eintrachtsplatze seine Stelle anzuweisen.

Hier in Luxor war es, wo einst die schön und reich geschmückten königlichen Schiffe ihres Großherrn warteten, um an den Tagen der Feste zu Ehren des thebanischen Ammon Pharao und seine Hofbegleitung nach dem gegenüberliegenden Ufer des heiligen Stromes zu tragen. In Prozession bewegte sich der stattliche Zug auf dem Gebiete der westlichen Seite Thebens, um die oft beschriebene feierliche Wallfahrt nach den Memnonien oder den Totentempeln anzutreten. Der Westen, die Gegend, in welcher sich die Sonne nach ihrem vollendeten Tageslaufe zur Ruhe begibt, um am nächsten Morgen das Freudenfest der neuen Auferstehung und Wiedergeburt zu feiern, war nach altägyptischen Vorstellungen mit dem Totenkultus auf das engste verbunden und galt als das unheimliche Reich, in welchem der unterirdische König der Toten Osiris seinen Herrschersitz aufgeschlagen hatte. Im Westen pflegten daher die Nekropolen angelegt zu werden, sobald es die örtlichen Bedingungen gestatteten, und die Könige hielten es für eine heilige Pflicht, inmitten ausgedehnter Totenstädte den Gottheiten des Landes besondere Heiligtümer aufzuführen, um ihre Gnade und Huld für den eigenen dereinstigen Eingang durch das Thor des Westens zu einem glückseligen zweiten Dasein durch Opfer und Gebete zu erflehen.

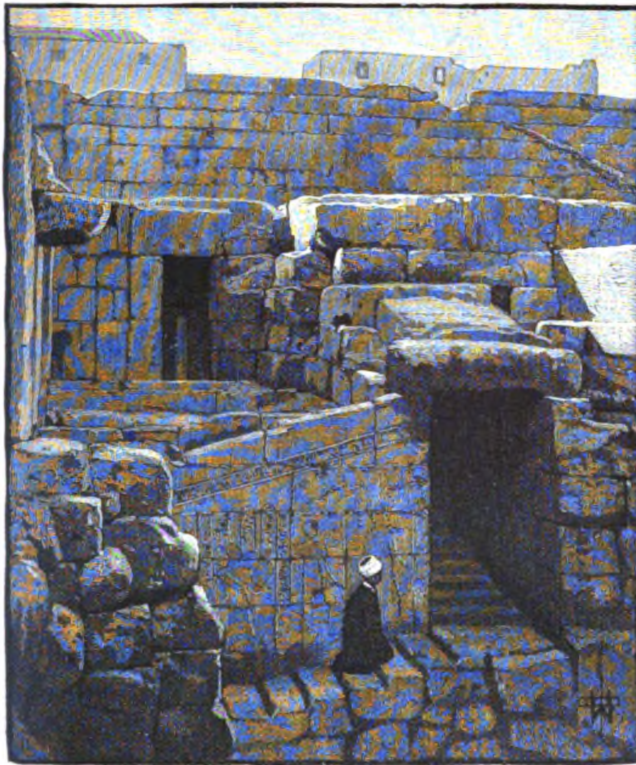
War auch von alters her Abydus (S. 1211), eine der vielen vermeintlichen Begräbnisstellen des Gottes Osiris, mit seiner ausgebreiteten am Rande der Wüste gelegenen Nekropole der beliebteste Platz, auf welchem fromme Aegypter nach dem Ableben bestattet zu werden sich sehnten, hatten auch die Totentempel von Abydus in den Zeiten des großen (Ra) Ramses und seines Vaters Seti eine erhöhte Bedeutung für den Totenkultus gewonnen, so blieb nichtsdestoweniger die Nekropolis von Theben mit ihren Felsengräbern und Katakomben für die vornehme Welt der Ammonsstadt die bevorzugte Stelle für die Anlage „des Hauses der Ewigkeit“. Selbst den Königen der thebanischen Dynastien ward während eines halben Jahrtausends in dem thebanischen Totenthale der Königsgräber die letzte Ruhestätte in dem Felsen des Gebirges zubereitet.

Am südlichen Ende der Weststadt, deren heutige arabische Bezeichnung Medinet Abu (S. 1226), d. h. „die Hauptstadt von Abu“, an die altägyptische Benennung „die Stadt von Apu oder Api“ unwillkürlich erinnert, hatte Ramses III., vielleicht ein Zeitgenosse der trojanischen Begebenheiten und der glückliche Sieger zu Lande und zu Wasser über einen feindlichen Bund von Norden und Westen her eindringender Völker vorderasiatischer und libyscher Herkunft, seine ältere Tempelanlage im großen Stile erweitert und schließlich einen Bau geschaffen,



Die sogenannten Memnonssäulen auf der westlichen Seite der Stadtruinen von Theben (S. 1206).

dessen Größe und Umfang noch in unseren Tagen zur vollen Bewunderung auffordert. Die Doppeltürme mit ihren Höfen dahinter, die Säulengänge und



Oestlicher Treppenaufgang im Tempel von Edfu (S. 1210).

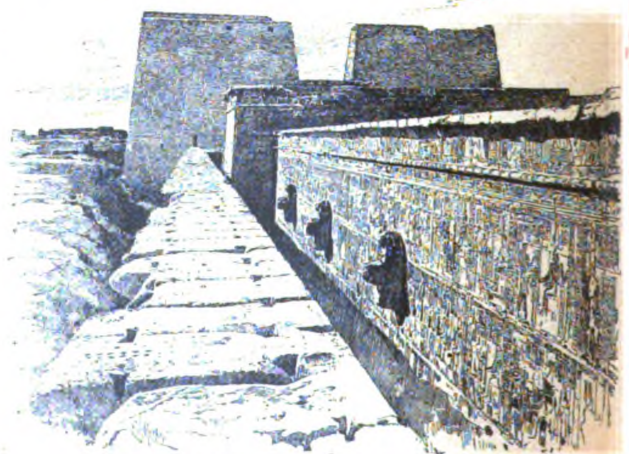
Thore, die zahlreichen Gemächer an den beiden Längsseiten und im Hintergrunde, die seltsame Königswohnung in Gestalt eines Etagenturmes an der Südostecke und die überreichen historisch wichtigen Darstellungen und Inschriften, deren einstige buntfarbige Ausfüllung die noch erhaltenen Spuren zeigen, alles das spricht von der Macht eines Königs, dessen Reichtum und Herrlichkeit die bei Herodot erhaltene Sage von der Schatzkammer des Rampsinit, d. h. Ramses pnuti „Ramses der Göttliche", wie er thatsächlich in den ägyptischen Inschriften genannt wird, mehr als alle Beschreibungen verkündet.

Auch in diesem gewaltigen Bau (S. 1233) sind bis zur Stunde von außen und von innen die Schutthaufen zu Bergen angewachsen und wenn auch mit starkem Aufwand von Geld, Zeit und Menschenkraft einzelne Teile des Tempels davon befreit sind, wie beispielshalber der große letzte Saal mit seinen traurigen Säulenstümpfen (S. 1235), so bleibt dennoch der bei weitem umfangreichere Teil zu reinigen übrig, um der wissenschaftlichen Forschung neue Seiten der Geschichte und der Zeitkultur zu enthüllen. Unter den Ptolemäern und Römern hatte sich eine ganze Stadt in dem durch seine starken Mauerwälle wohlgeschützten alten Bau angesiedelt und auch ihre Nachkommenschaft christlichen Glaubens, die thebanischen Kopten, verstand es gut, die befestigte Lage zur Anlage ihrer Häuser auszunutzen. Sogar eine ganze Kirche (S. 1220) fand ihren geräumigen Platz in einem der Tempelhöfe, nach welchem man rohe Granitsäulen römischen Ursprungs verschleppt hatte, um als Stützen des Daches zu dienen. Die Zeugen des christlichen Gotteshauses ruhen heute zerstreut auf dem Boden des Hofes, während die mohammedanischen Anwohner von Medinet Abu in den schattigen kühlen Gängen der Säulenhallen der Ruhe pflegen und die blauen Wolken ihres Tschibuks in die Luft blasen. Es sind die Epigonen der alten Gründer des Tempels, die Nachkommen der christlichen Nachfolger und sie selber ein Geschlecht, dem der Adel ihres Stammbaums längst aus dem Gedächtnis entschwunden ist.

Unter allen ägyptischen Tempeln mit ihren großartigen, aber düsteren Eindrücken, mit ihren Erinnerungen an die entschwundene Pracht und Herrlichkeit in einer elenden bettelhaften Gegenwart ist es nur einer, welcher dem europäischen Reisenden wie ein liebliches und anmutiges Idyll erscheint, denn ein Zauberblick in ein Feenland eröffnet sich seinem entzückten Auge und das Bild haftet unauslöschlich in seiner Seele. Es ist das oft beschriebene, verherrlichte, besungene und reizende Eiland der „heiligen Insel" von Philä, an der ägyptisch-nubischen Grenze, jenseits des ersten Wasserfalls bei der Stadt Assuan. Der Sage nach hatte Isis ihrem Bruder Osiris eine Begräbnisstätte auf der gegenüberliegenden Felseninsel des Abaton (heutzutage Bigeh genannt) zubereitet und an den Tagen der Totenfeier zu Ehren ihres verstorbenen Gatten setzte die Göttin über den Strom, um an dem Grabe des Verstorbenen zu klagen und zu weinen. Wenn auch der Kult der Göttin auf der Insel erst in verhältnismäßig später Zeit (im 4. Jahrhundert v. Chr.) eine größere Ausdehnung unter den anwohnenden Aegyptern und Nubiern gefunden hatte, so ließ er nach dem Zeugnis der Schriftsteller und der Inschriften an Wärme und Heiligkeit nichts zu wünschen übrig und vor allem war es „die Fahrt der Göttin" nach dem Grabe, an welcher sich wie an einem großen Feste das ganze umliegende Land beteiligte.

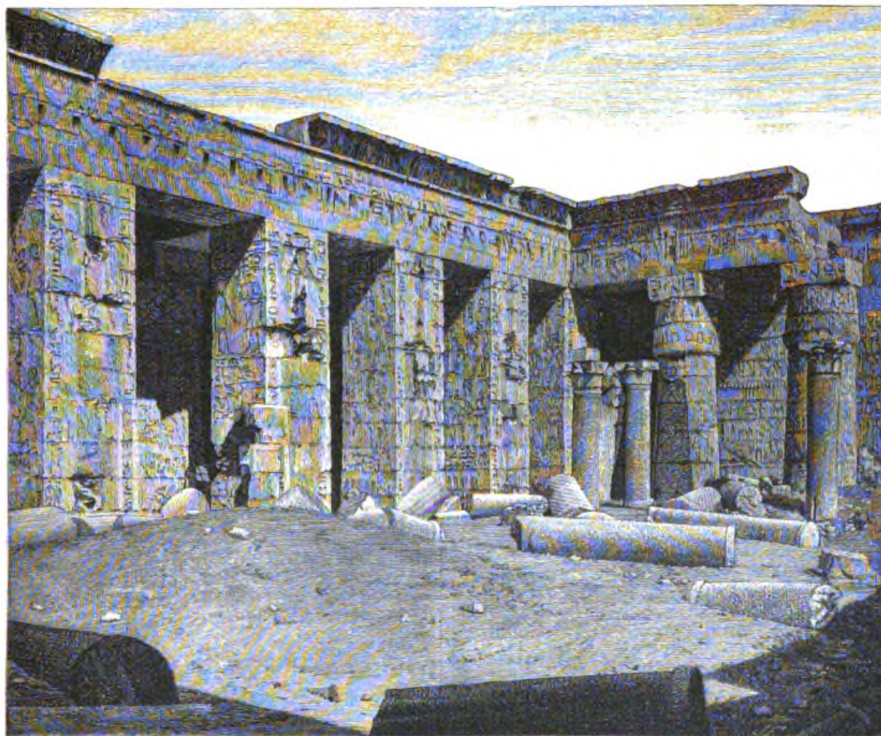
An dem Bau des großen Isistempels mit seinen luftigen Säulengängen und Kapellen haben sich Ptolemäer und Römer (S. 1231) beteiligt und, ohne es zu wissen noch zu wollen, bei aller durch die Gestaltung des felsigen Bodens bedingten Unregelmäßigkeit und Unsymmetrie der gesamten Anlage, ein Werk geschaffen, das in der Umrahmung grüner Hecken, Sträucher und Palmengruppen, deren saftiges Grün von den dunklen Felsengruppen im Hintergrunde der nubischen Landschaft sich wundervoll abhebt, auf Gottes schöner Erde seinesgleichen suchen soll.

Selbst die Schutt- und Trümmerhaufen, welche die Wanderung auf dem Eilande unterbrechen, tragen dazu bei, den Eindruck des Malerischen zu erhöhen und die Seele mit Bildern aus den Träumen von einer anderen Welt zu erwecken. Und wer die Geschichte der Insel von den Zeiten des Isiskultus an kennt, dem gestaltet sich das lebendige Voraugensein zu einer historischen Vergangenheit, wie sie auf einem so kleinen Punkte der Erde nicht großartiger gedacht werden kann. Hier stritten Nubier und Blemmyer, die letzten Epigonen des hinsterbenden Aethiopenreiches, gegen Aegypten, Griechen und Römer um den Besitz der Insel und des Isisheiligtums, hier fand der hartnäckigste Kampf vor den Bildern der Göttin um



Die Außenmauern des Tempels von Edfu. Blick von Norden aus (S. 1209).

Heidentum und Christentum statt und ein Diokletian befestigte die Insel zum Schutze gegen die Einfälle der Aethiopen in Aegypten, hier zahlten die stets siegreichen Römer einen demütigen Tribut, um sich vor den wilden Horden der Blemmyer zu sichern und hier, wo sich mitten unter den Tempelbauten der Isis eine der ältesten christlichen Kirchen im Süden erhob, stand der Kultus der Göttin noch hundert Jahre nach dem christlichen Religionsedikt des großen Kaisers Theodosius I. in voller Blüte. Die zahllosen Inschriften und Proskynemata in ägyptischer, äthiopischer, griechischer und römischer Sprache und Schrift, welche die Tempelwände bedecken, rühren von Reisenden her, welche in den Jahrhunderten unmittelbar vor und nach dem Anfang der christlichen Aera das reizende Eiland der Isis besuchten und oft mit poetischem Schwung ihren Gefühlen der Begeisterung und des Entzückens Ausdruck verliehen. Die zahllosen, von den Gelehrten sorgsam gesammelten Inschriften bilden ein wahres Fremdenbuch auf Stein, dessen historischer Wert von allen anerkannt worden ist, die sich mit dem Gegenstande näher beschäftigt haben.



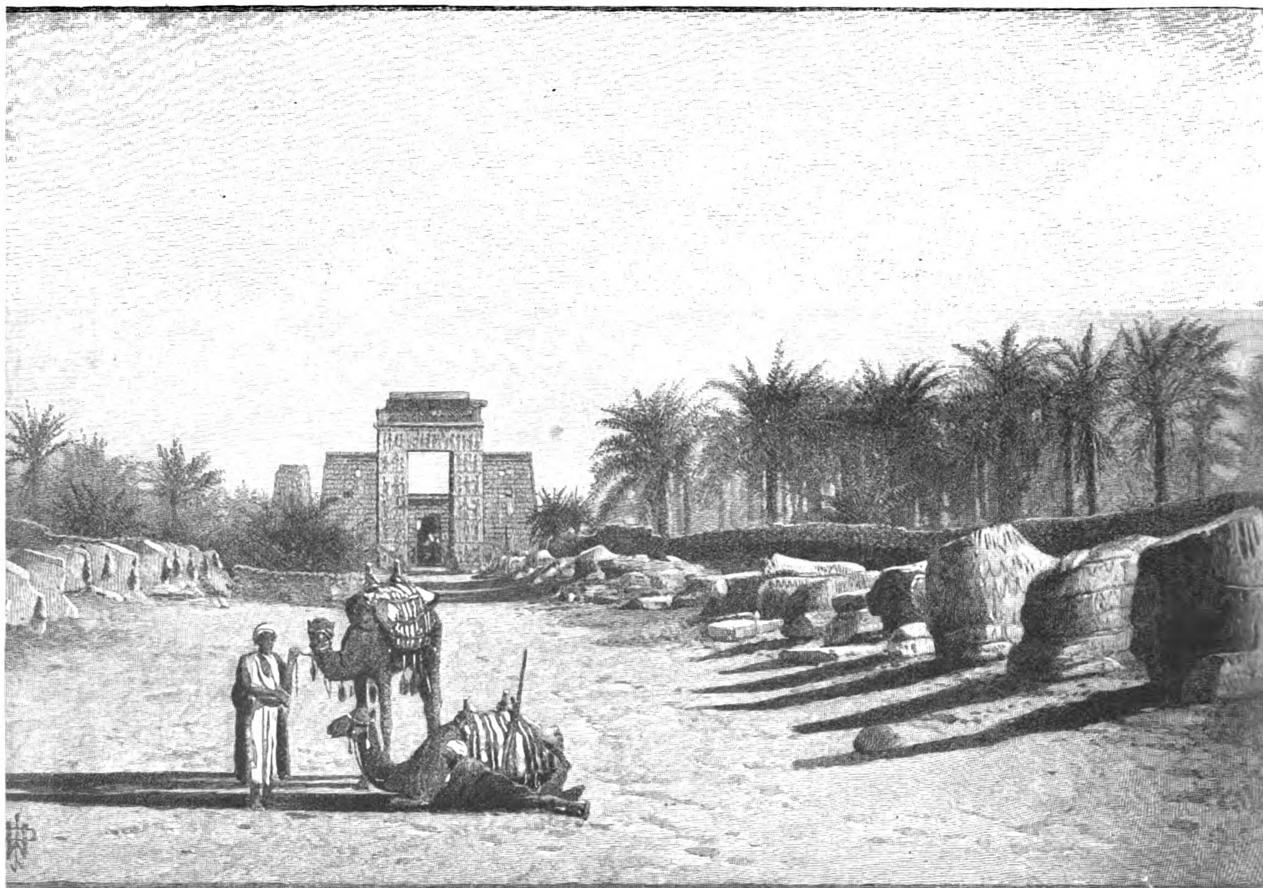
Stätte der ältesten christlichen Kirche im Tempel von Medinet Abu auf der Westseite Thebens (S. 1217).

Philä (S. 1205 u. 1211) bezeichnet den südlichsten Endpunkt der echt ägyptischen Tempelbauten, denn von da an tritt die nubische Landschaft ein, wenn auch die dort gefundenen Heiligtümer ägyptischen Ursprung verraten, doch ohne die Größe und Schönheit der Götterwohnungen im unteren Nilthale zu erreichen. Vom politischen Standpunkte aus waren die Aegypter klug genug selbst den nubisch-äthiopischen Gottheiten ihre Huldigungen nicht zu versagen und nach der antiken Anschauung in dem Fremden das Eigene wiederzuerkennen. Dem Altertum war religiöser Fanatismus ein unbekanntes Ding. Der Pylon und Tempel von Dandur (S. 1204), in der Nähe des Wendekreises, kann als Beispiel einer nubischen Tempelanlage gelten, obgleich die Trümmer eines großen Teiles des Baues gegenwärtig den Erdboden bedecken.

Eine Ehrenstelle unter den nubisch-ägyptischen Bauten nimmt schon seines Alters und Urhebers wegen der Felsentempel von Abu Simbel ein. Er bietet zugleich den Beweis, in welcher fast übermenschlichen Weise die Aegypter des 14. Jahrhunderts v. Chr. es verstanden hatten, einen Berg in einen Tempel zu verwandeln. Die Dimensionen sind so gewaltig, daß jede Beschreibung weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt und die stärkste Phantasie nicht im stande ist, sich das Gesamtbild in seiner Großartigkeit auszumalen. Man denke sich fern von aller menschlichen Kulturbewegung hart am Rande des Niles, nördlich vom zweiten Katarakt bei Wadi Halfa, eine steil abfallende Felswand von graubraunem Sandstein. König Ramses II., der bekannte Sosostris der klassischen Schriftsteller, ließ aus denselben zunächst eine Tempelfassade (S. 1202) abglätten, welche mit leichter Neigung eine Höhe von 40 und eine Breite von 30 m nachweisen läßt. Vier kolossale Sitzbilder, von der Größe der Memnonskolosse, treten aus der Wand heraus. Die Gesichtsbreite der steinernen Riesen, über 4 m von einem Ohre zum andern, und die Handlänge von 2½ m mag als Maßstab für die übrigen Teile des Körpers gelten.

Durch einen mittleren Thüreingang betritt der Besucher die inneren Räume, die aus vier dahinterliegenden Sälen in derselben Achsenrichtung bestehen, während sich rechts und links davon acht Nebenräume abzweigen. In dem ersten Saal (18 m lang, 16,7 m breit) stützen acht Pfeiler in Osirisgestalt mit dem Namen des Königs die Decke (S. 1208). Im hintersten Raume befindet sich eine nischenartige Vertiefung mit den bemalten Sitzbildern des Gottes Ra von Heliopolis, des Königs Ramses II. als des Gottes der neugegründeten Ramsesstadt, des Gottes Ammon von Theben und des uralten Gottes Ptah, des ägyptischen Hephaistos von Memphis. Die Bilder stellen die vier Hauptlandesgötter zur Zeit der Herrschaft des Königs dar. Zwischen den zahlreichen bunten Darstellungen und Inschriften, welche die Wandseiten und Säulen der sämtlichen Räume im Innern des Felsentempels bedecken und meistens Gegenstände des Kultus betreffen, nehmen eine Reihe historischer Bilder eine hervorragende Stelle ein. Sie zeigen den König im Kampfe gegen die Hethiter während seines Feldzugs im fünften Jahre seiner Regierung. Der herkömmlich steife ägyptische Stil, in welchem der unbekannte Künstler seine Zeichnung auf die Felswand in Meißelarbeit gebracht hat, läßt eine gewisse Lebenswahrheit und Lebenswärme nicht verkennen.

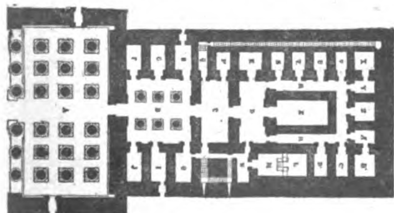
Der Felsentempel von Abu Simbel gehört zu den großartigsten Werken, die jemals von Menschenhänden ausgeführt worden sind, ganz abgesehen von der Nutzbarkeit desselben in einem einsamen von Sandhügeln und Sandlagern erfüllten Teile der nubischen Landschaft. Und dennoch läßt es sich erraten, in welcher Weise die Idee zur Ausführung einer so ungewöhnlichen Leistung in dem Kopfe eines „königlichen Oberbaurates“ entstanden sein mag. Der Berg von Abu Simbel enthielt einen vortrefflichen Sandstein für bauliche Zwecke und nach dem Beispiel der alten Pyramidenkönige, welche in der Nähe von Kairo die dort im Mokattamgebirge gelegenen Kalksteinbrüche in saalartige Räume verwandelten, verwertete man die gebotene gute Gelegenheit zur Schöpfung eines Tempels, wie er gewaltiger und imposanter nicht gedacht werden konnte. Der Umstand, daß weder in der Nähe des Tempels noch am Fluß auch nur eine einzige Spur der ausgebrochenen Steinmassen zu entdecken ist, führt unwillkürlich zu meiner Ansicht über die Entstehung des Felsen-



Widder-Sphinx-Straße vor dem Chons-Tempel in Karnak (S. 1212).

tempels. Der Sand, welcher den unteren Teil der Kolosse zur rechten Hand verdeckt und überschüttet hat, ist rollender Flugsand, wie er sich häufig an den nubischen Gebirgszügen vorfindet, und hat nichts mit dem eigentlichen Werke selber zu thun.

Den europäischen Reisenden wird wohl auf lange Zeit die Gelegenheit nicht mehr geboten werden, den Tempel von Abu Simbel zu bewundern. Der moderne Aethiope, der sudanesische Anhänger des Mahdi in Derwischgestalt, lauert im Hinterhalt und gefährdet jeden fremden Besuch dieser merkwürdigsten aller Stätten der vergangenen Größe Aegyptens. Trotz aller scheinbaren Ruhe gärt es in diesen Gegenden der nubischen Landschaft fort und fort und wißbegierige mutige Reisende wie Virchow und Schliemann haben es erleben müssen, daß selbst eine englisch-ägyptische Bedeckung nicht ausreichte, um den eigenen Gebrauch von Feuerwaffen entbehrlich zu machen.



Grundriß des Tempels von Abu Simbel (S. 1220).

Börse und Börsenleben.

Von

Ph. Kniest.

Einen wichtigen — vielleicht den wichtigsten — Abschnitt im Tageslaufe der kaufmännischen Geschäfte in den beiden deutschen Welthandelsplätzen, Hamburg und Bremen, bildet die Börsenzeit, welche die Nachmittagsstunden von 1—3, bezw. 2 Uhr, ausfüllt.

Schon gegen 12 Uhr mittags bereitet sich in den vielfach gegliederten Kontor- und Lagerhausarbeiten eine Pause vor. Die Quartiers- und Arbeitsleute, die Küper und Zollbeamten machen Mittag, die letzten Makler und Agenten verschwinden, wenn nicht etwas besonderes vorliegt, aus den Geschäftslokalen und von den Straßen, das Bedürfnis empfindend, sich von den Strapazen des Vormittags in ihren Stammrestaurationen zu erholen. Die Kontoristen arbeiten nicht mehr mit dem gleichen Eifer wie bisher. Der eine und der andere blickt von seinem großen Foliobuche auf und nach den Pulten der Chefs und des Prokuristen hinüber, der angenehmen Erwartung hingegeben, daß die Herren ihre Federn ausspritzen, von den Böcken aufspringen, verschiedene Papiere ordnen und in ihre Notizbücher legen werden, um dann sofort auch in der Garderobe zu verschwinden, den schofeln Kontorrock auszuziehen, sich in Wichs zu werfen, den hohen Cylinder aufzusetzen und dann den Weg „zur Börse" via einer feinen Restauration oder des fashionablen Klublokales, welches die Chefs mit ihrer Gegenwart zu beehren pflegen, anzutreten. Nun geht's im Kontor drunter und drüber: die Herren Lehrlinge schlagen über die Stränge; von arbeiten ist nicht mehr die Rede, — die Herren Commis eifern und schelten ganz vergeblich. Das beste, was die letzteren thun können, ist, auch den Hut zu nehmen und zu — gehen. Sie können sicher sein, daß nach Verlauf einer Viertelstunde das Kontor nur noch unter der Obhut des „Jüngsten" sich befindet, der sich dann dort sehr „gemütlich" fühlt und überall hinein seine neugierige Nase steckt. Es ist ja Mittagszeit, die Firma steht in guter Ruhe und in sicherer Entfernung an der Börse und im übrigen — Gott befohlen!

Punkt ein Uhr werden in den der Börse nahegelegenen, von Geschäftsleuten besuchten Restaurations- und Klublokalen Glockensignale gegeben, und dann eilen die anwesenden Jünger und Verehrer Merkurs in Gruppen vereint ihrem Tempel zu.

In früherer Zeit wurde der Gang „zur Börse" (so sagt man nämlich in den Hansestädten) feierlicher ins Werk gesetzt

und gewiſſermaßen als Haupt- und Staatsaktion betrieben. Im vorigen Jahrhundert ſchritten die Herren Kaufleute im beſten Staat, mit Dreimaſter, Perücke und galonniertem Rocke angethan, gravitätiſch über die Straße. Ja, ich erinnere mich, daß ſogar bis zur Mitte dieſes Jahrhunderts die älteren Herren an der Börſe nicht anders als im ſchwarzen Frack und weißer Halsbinde erſchienen. Es iſt noch nicht lange her, daß junge Herren, die ſonſt niedrige Hüte trugen, in ihrem Kontor eine Angſtröhre, den ſog. Börſen- oder Kredithut hängen hatten. „Nie ohne ſolchen,“ war die Loſung beim Gang an die Börſe. In Bremen verſammelten ſich die Kaufleute in ihrem Klublokale, dem Muſeum, und die Makler, Agenten und Kommiſſionäre in der ſog. Börſenhalle, und, wenn die Glocke Eins von dem Domturm brummte, dann ging's in feierlichem Zuge, paarweiſe geordnet, in die heiligen Räume der Börſe, die geſchloſſen wurde, ſobald der letzte einpaſſiert war. Und nur gegen Erlegung eines Strafgeldes konnten Verſpätete noch Einlaß erhalten. Man hält dieſe Sitte auch heute noch in Hamburg und Bremen der Ordnung wegen aufrecht.

Auf dem Wege „zur Börſe“ ſollte und ſoll man niemanden beirren und aufhalten.

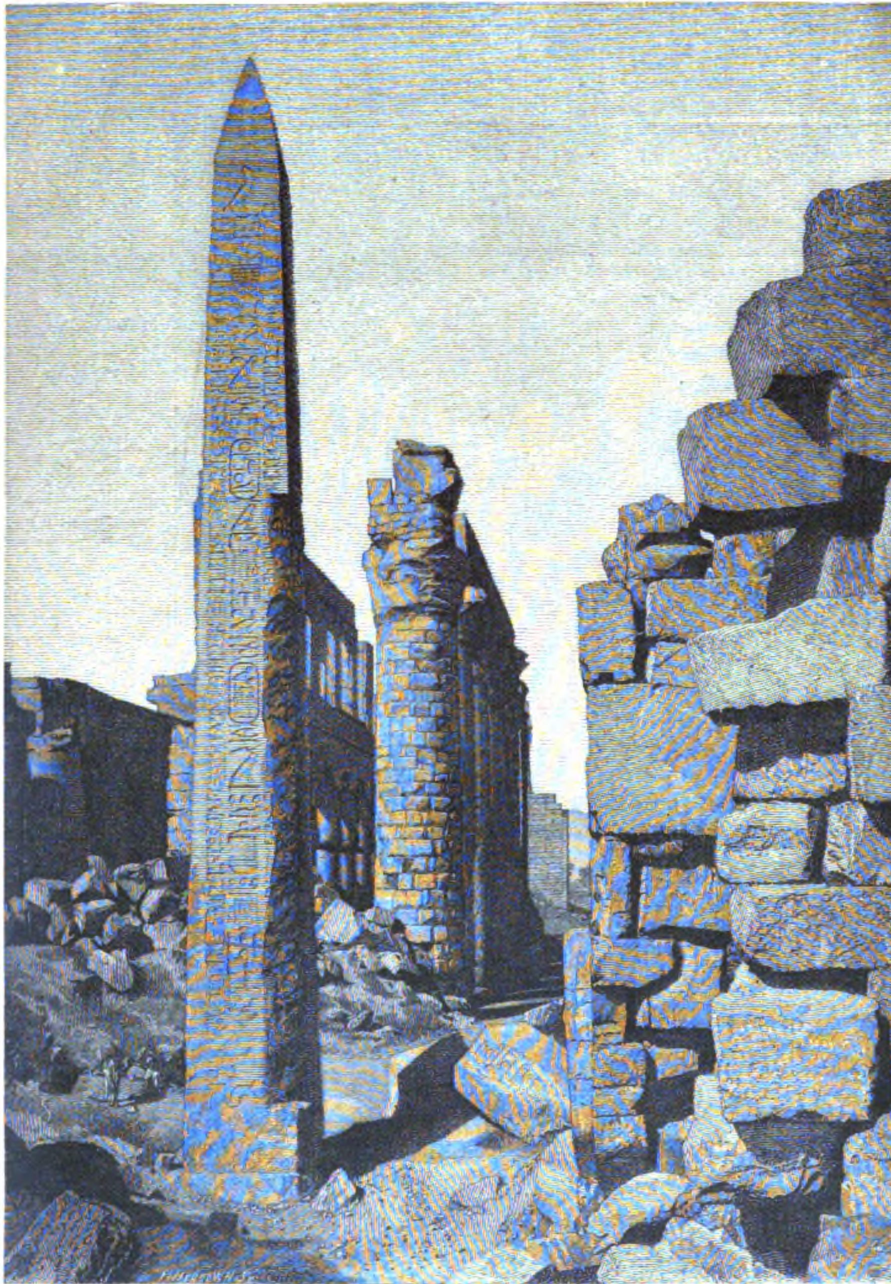
Folgendes wird als verbürgt erzählt: In Hamburg war ein auf der Durchreiſe dort geſtorbener Papſt [1]) vor alters proviſoriſch beigeſetzt geweſen. Man hatte ihm ein entſprechendes Denkmal gewidmet, welches auch, nachdem die Leiche ſpäter abgeholt worden war, an ſeinem Orte verblieb. Ein nach Sehenswürdigkeiten angelnder Fremder ſah auf der Straße einen würdigen alten Herrn bedächtigen Schrittes gehen. Er fragte ihn höflich, wo ſich jenes Denkmal befinde? Da ſoll der ehrenwerte Hamburger entrüſtet geantwortet haben: „Wat frag ik na den Papſt, ik ga na de — Börs!“

Ob der entrüſtete Börſenbeſucher damals unter Dach und Fach ſich befunden hat, iſt einigermaßen fraglich, denn faſt noch bis in die Mitte dieſes Jahrhunderts hinein mußte ein großer Teil des Börſenverkehrs, weil die 1578 erbaute erſte Börſe bald viel zu klein wurde, auf den durch Bürgergardiſten abgeſperrten benachbarten Straßen abgehalten werden. Erſt im Jahr 1841 wurde das jetzige Börſengebäude dem „ehrbaren Kaufmann“ übergeben. In Bremen entſtand das erſte Börſengebäude gar erſt um 1695.

Die Kaufmannſchaft, welche die Notwendigkeit einſah, zu gegenſeitigem Austauſch der Gedanken und in perſönlicher Begegnung zuſammenzukommen, hat alſo ſehr lange warten müſſen, ehe man ſie eines Schutzes von „oben“ bedürftig fand. In Bremen aber hielt ſie ſich in —

Offener Säulengang im Tempel von Medinet Abu (S. 1215).

1) Benedikt V.



Obelisk hinter dem erſten Tempelſaal von Karnak (S. 1211).

untern Regionen dafür ſchadlos. Sie tagte nämlich über dem Gewölbe des Ratsweinkellers. Die „ehrbaren“ Kaufleute werden ihre Plagen und Verluſte, ihre gegenſeitigen Chikanen wohl manchmal beim Klange der grünen, mit Rheinwein angefüllten Römer drunten vergeſſen haben.

Wie ſchon erwähnt, kennt der Kaufmann auf dem Wege zur Börſe keine Hinderniſſe. Manche Herren rennen ohne Beſinnen den beſten Freund nieder, wenn er ihnen in die Quere kommt; ja ſie haben ſogar für die Reize ſchöner, ihnen begegnender Frauen durchaus kein Auge.

Der Beſuch der Börſe gilt dem Kaufmann nicht nur als notwendig, er betrachtet ihn auch als eine Ehre. Der Kommis, welcher mit an die Börſe genommen wird, bekleidet im Geſchäft einen Ehrenpoſten, nimmt eine Vertrauensſtellung ein. Kaufleute, welche ihre Zahlungen eingeſtellt haben, bleiben von der Börſe fort, bis ein Vergleich mit ihren Gläubigern abgeſchloſſen und gültig geworden iſt. In Zeiten von Handelskriſen erſcheinen ſelbſt in ihrem Beſtande gefährdete Kaufleute, ſolange ſie ſich aufrechtzuerhalten vermögen, an ihrem Platze. Wenn es heißt: „Der oder jener iſt heute nicht an die Börſe gekommen“, ſo heißt das ſo viel als: die Firma iſt gefallen. Unehrenhafte Leute werden zwar ſelten von der Börſe geradezu weggewieſen oder hinausgeworfen, aber man verſteht es, ſie hinauszudrängen. In Bremen iſt das mehrfach vorgekommen.

Ob heutzutage, im Zeitalter der Telegraphen, Telephone, Eiſenbahnen und Schnelldampfer, die Börſenzuſammenkünfte noch nötig ſind? Man könnte es mit dem Scheine einigen Rechtes bezweifeln. Aber die Erfahrung lehrte anderes. Der Beſuch der Börſen hat im allgemeinen eher zu- als abgenommen. In Hamburg wenigſtens ſind die geradezu gigantiſchen und neuerdings oft vergrößerten Räume den ſteigenden Anſprüchen gegenüber noch immer zu klein. — Vermag man auch zu jeder Zeit jetzt ſich mit ſeinen Geſchäftsfreunden, mit Maklern, Bank-, Eiſenbahn- und Dampfſchiffahrtsdirektionen vermittelſt des Fernſprechers zu verſtändigen, — der perſönliche Verkehr kann doch nie dadurch erſetzt werden. Jeder, welcher mit Handel und Wandel im Zuſammenhang iſt, erſcheint an der Börſe. Auge in Auge läßt ſich ſo manches verwickelte Geſchäft raſch erledigen; mit einem guten Witze iſt manchmal eine böſe Differenz auszugleichen und durch eine paſſend angebrachte Höflichkeit oder Grobheit wird ein hartnäckiger oder unangenehmer Gegner oft in die Schranken gewieſen.

Der hanſeatiſche Kaufmann kann die Börſe gar nicht entbehren. Verhindern ihn Umſtände, ſie zu beſuchen, ſo fehlt ihm etwas. Selbſt derjenige Kaufmann, welcher ſich vom Geſchäfte zurückgezogen hat, ſtellt ſich dort ein, wenn er am Platze wohnen bleibt. Die Luft, welche ihn an der Börſe umweht, belebt und ſtärkt. Angeregt und heiter kommt er nach Hauſe; die Frau Gemahlin iſt ſchon voller Erwartung, bei Tiſch zu hören, was es an der Börſe neues gab. Bei Handelskriſen aber wird der alte Herr hübſch daheim bleiben. Dann regt ihn die Geſchichte doch zu ſehr auf. Das Fallen der Kurſe und etwaige Hiobspoſten erfährt er früh genug aus der Zeitung. — Nicht an die Börſe gehen zu können, iſt eine Entbehrung, deren Größe nur derjenige verſteht, welcher ſelbſt Kaufmann geweſen iſt.

Der ſtolze Bau der Hamburger Börſe iſt vielen durch eigene Anſchauung bekannt. Ich will ihn daher hier nicht beſchreiben und nur erwähnen, daß das urſprüngliche Gebäude durch zwei angefügte Seitenflügel zu verſchiedenen Zeiten vergrößert worden iſt. Der innere Raum zerfällt in drei Säle, welche in einfachem Stile ohne viel Schmuck ausgeführt ſind. Dieſe drei mittleren Hallen ſind durch niedrige gewölbte Seitenſchiffe flankiert und verbunden.

In Bremen hatte man ſich bis 1864 mit der alten, ſehr kleinen und niedrigen

Börse beholfen. Die ehrbare Kaufmannschaft befand sich in derselben eingepökelt wie eine Partie Heringe und begrüßte daher einen Tag als hohen Festtag, an welchem sie in das neue palastartige Gebäude am Markt einziehen konnte. In gotischem Stile gehalten, zeigt es im Innern eine hohe, architektonisch schöne Halle mit je zwei niedrigen gewölbten Schiffen an jeder Seite. Das ganze gleicht einer Basilika. An drei Seiten ist der Mittelbau von Galerien umgeben, die zu einem großen Konferenzsale und zu Probezimmern führen. Fresken von Arthur Fitger, die Segnungen und Fährlichkeiten der Schiffahrt, die Seezeichen, Sternbilder, wie das Kreuz des Südens und den Großen Bär, in allegorischer Auffassung darstellend, zieren das Treppenhaus. Eine Marmorstatue der Brema schaut in die Halle hinab, deren Hinterwand ein großes Gemälde, die Kolonisation der Ostseeprovinzen durch die Hansa abbildend, zeigt. An das Börsengebäude schließt sich, durch eine offene Passage getrennt, ein Halbkreisbau, welcher Kontore enthält. Im Gegensatz zur Hamburger Börse, welche stets überfüllt erscheint, könnte man über die Bremer die biblischen Worte schreiben: „Es ist noch Raum vorhanden". Die geringere merkantilische Bedeutung Bremens, der kleinere Platz, welcher nur in einigen Branchen es zur Welthandelsstellung gebracht hat, macht sich geltend. Auch hält der Umstand, daß ein hohes Standgeld zur Amortisation der Bauschulden erhoben werden muß, den größeren Besuch der Börse wohl etwas zurück. Hoffentlich ist die Entwickelung Bremens, welches bekanntlich ganz außerordentliche Anstrengungen macht (Weserkorrektion, Hafenbauten), um seinen Handel zu heben, eine derartige, daß auch der Börsenverkehr bald ein Fortschritt ersichtlich wird.

Wünscht der gütige Leser das Leben an der Börse näher kennen zu lernen? Ich bin so frei, mich als Führer anzubieten und bitte, mir folgen zu wollen.

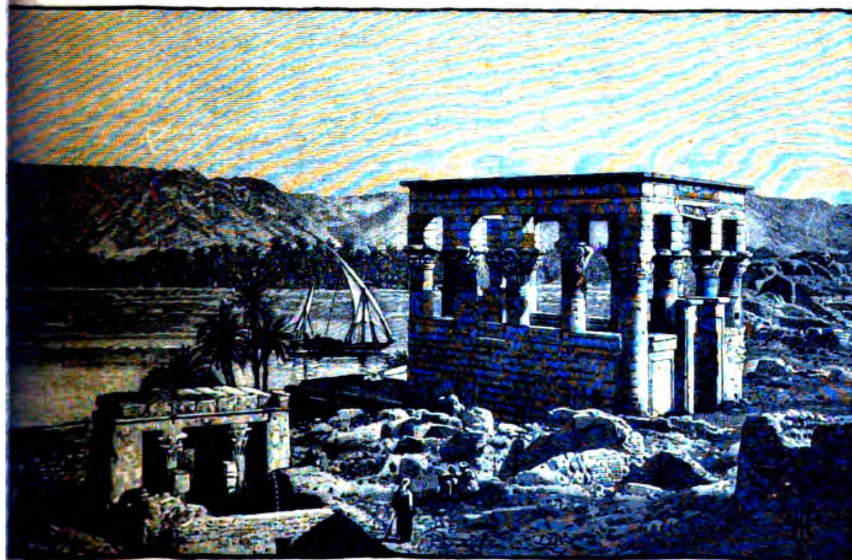
Wir sind in Hamburg!

Es ist gleich ein Uhr. Von allen Seiten rücken die Herren an, welche sich an die Börse begeben wollen. Schon drängt man sich an den Eingängen. Die kleinen jüdischen Schacherer auf der breiten Freitreppe, welche allerlei Kleinigkeiten, die Zeitungshändler, welche ihre Blätter anbieten, finden wenig Beachtung.



Blick von den Schutthügeln aus in den Tempel von Medinet Abu (S. 1216).

Folgen wir den Herren, die die große steinerne, im Innern nach der Galerie und zu den Assekuranz- und den Sälen der sogenannten Börsenhalle führende Treppe hinaufpilgern! Oben auf dem Korridor ist's schon recht voll. An den Pfeilern sind politische Telegramme angeschlagen, vor welchen Neu- und Wißbegierige sich stoßen. Die Depeschen enthalten nichts von Wichtigkeit. Darum weiter! Zunächst lenken wir unsere Schritte nach einigen großen Räumen, welche Musterlager für den Export enthalten. Was ist hier nicht alles ausgestellt, zum Teil in eleganten Glasschränken: Nähnadeln, Drahtstifte, Nägel, Schrauben, Wagenfedern, künstliche Blumen, Heiligenbilder, Kruzifixe und Madonnenfiguren, Parfümerien, Seife, Bier in Flaschen, Wein und Liköre, Tinte, Papier, Stoffe, Wäsche, künstliche Schmuckfedern, Blumen, Maschinen, Telephone, Velocipeden, Glasmalereien, Stahl und Eisen in Stangen, Turmuhren und Orgeln, Trompeten und Trommeln, kurz: was man nur denken kann! Hier vermag man innerhalb weniger Stunden eine Ladung der verschiedensten Artikel, für jeglichen Weltteil passend, zusammenzustellen und zu bestellen, — eine große Erleichterung für jeden Exporteur. — Lange aufhalten dürfen wir uns nicht. Indes können wir alles in Ruhe besichtigen, denn wir befinden uns ganz allein hier. Begehr scheint heute nicht vorhanden zu sein.



Der sogenannte Kiosk, ein Römerbau auf der Insel Philä (S. 1218)

Hinaus nun wieder auf die Galerie! In den Ecken neben den Säulen sitzen alte Herren mit orientalischen Gesichtern, die in ihre Notizbücher blicken und dann und wann von jungen Leuten angeredet werden. Sie nicken entweder zustimmend oder schütteln abweisend die Häupter. Viel Meinung scheint nicht zu herrschen. Wir folgen einem lauten Geräusch von Stimmen und kommen in einen großen Saal. Hier wird eine Art Vorbörse gehalten. Man hört viel von Kreditaktien und sieht die Leute nach den Tafeln hinrennen, an welchen eben die neuesten Kurse von den Hauptbörsenplätzen angeschlagen werden. Wie manche lange Gesichter und wie manche freudig erregte Miene — je nachdem die Wünsche durchkreuzt oder erfüllt wurden. Gegenüber hängen die neuesten Telegramme über Schiffsabgänge und Ankünfte auf der Elbe,

Weser, Themse und im Kanal, sowie die Lloydsliste. Mancher Assekurateur bemerkt mit Vergnügen, daß Risikos abgelaufen sind, ein anderer ist enttäuscht, weil über dieses und jenes Schiff, welches über die gewöhnliche Zeit unterwegs ist, noch immer jegliche Nachricht fehlt.

Plötzlich schlägt draußen eine Glocke an. Die Menge drängt nach den Thüren zu. Wir werden mit hinausgeschoben und sind wieder auf der Galerie, dicht an der Brüstung derselben. Unten in der großen Halle wogt es auf und ab, — scheinbar alles durcheinander, ohne Ordnung und Regel. Das Gesumme vieler tausend Stimmen schlägt, dem Geräusch der Brandung auf dem Meeresstrande ähnlich, an das Ohr. Es ist, als ob man unter sich das Gewimmel riesiger Ameisen sähe. Die Glocke schlägt noch einmal an. Jetzt ist's Zeit, sich hinunterzubegeben. Um halb zwei beginnt die Börse.

Dort in der großen Halle hat sich doch schon eine gewisse Ordnung hergestellt. Die meisten Herren stehen still; nur verhältnismäßig wenige drängen sich durch die dichtgesäeten Gruppen. Diese Wandelsterne sind Leute mit geöffneten Notizbüchern, mit Probebeuteln und -Düten in den Händen: Makler und Agenten, die sich bemühen, Geschäfte einzuleiten und zum Abschluß zu bringen. Sie sprechen eifrig mit einzelnen Herren, welche sich entweder zustimmend oder abweisend, immer aber höchst gleichgültig und vornehm, verhalten und schließlich auf vieles Reden hin entweder einen Abschluß genehmigen oder die Annahme des Gebotes entschieden verweigern. Alte, hungrig und kummervoll aussehende Agenten, die sichtlich nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehen, lächeln sauersüß, wenn ihnen ein kleiner Abschluß mit einem Hause geringeren Ranges gelungen ist. Kann doch wenigstens heute der Schornstein von der verdienten Kourtage rauchen! Die diensthuenden Kommis der großen Firmen holen Schiffsmakler und Verladungsagenten herbei, mit denen die Chefs konferieren; der Assekuranzmakler erhält seine Aufträge.

Wir hegen den Wunsch, einige uns bekannte Herren zu sprechen und fragen ihretwegen hier und da an: „Wo steht dieser oder jener?"

„Ah! Der gehört zu den Afrikanern! Dort rechts werden sie ihn finden!"

Da stehen nämlich diejenigen Firmen, welche mit Afrika arbeiten. Andere Branchen haben auch ihre bestimmten Standplätze, wo der Eingeweihte sie leicht findet. Den Platz der Börsenfürsten, der „königlichen Kaufleute", die mit ihren Geschäften und ihrer gewaltigen Kapitalkraft die Welt beherrschen, kennt jedermann.

„Sie wollen Herrn N. sprechen? Ach ja, der ist ja Teilhaber der Reisfirma. Dort bei Nr. 20 in der Nähe des Pfeilers ist er zu treffen!"



Halbzerstörter Säulensaal im Tempel von Medinet Abu (S. 1216).

Wir folgen der Weisung und erblicken sogleich den uns befreundeten Herrn, welcher sich glücklich schätzt, uns zu begrüßen. Aber schon im nächsten Augenblicke wendet er sich ab, weil einer der vielen umherstreifenden Telegraphenboten ihm eine Depesche behändigt. Er überfliegt sie rasch und wendet sich an seinen Prokuristen mit den Worten: „Die ‚Estella' ist auf der Elbe. Bitte, sagen Sie dem Ewerführer, daß er Lichter nach Brunshausen schickt. Das Schiff kann ohne zu lichten nicht an die Stadt gelangen. — So, lieber K., nun bin ich bereit," sagt er, den Blick auf mich gerichtet, „womit kann ich dienen?"

Wir haben selbstverständlich keine Geschäftsinteressen, sondern wollen nur einige von gemeinschaftlichen Bekannten aufgetragene Grüße ausrichten. Glücklicherweise stört uns in den nächsten Minuten niemand in der Unterhaltung. Dann aber kehrt der Prokurist zurück, bleich und verstört.

„Was ist?" fragt der Chef.

„Soeben," antwortet er, „kam [...] Nachricht, daß die ‚Estella' von ein[...] Dampfer angerannt wurde ..."

„Das wäre!"

„Ja, und — gesunken ist. Sie [...] als total verloren zu betrachten."

Der Chef hört ihn ruhig an und [...] dann: „Wir haben doch fünfzehn Proz[...] imaginären Gewinn versichert?"

„Ja," entgegnet der Prokurist.

„Die Mannschaft wird hoffentlich g[...]rettet sein. Dann ist's gut! Lieber w[...] mir freilich [...] Ladung als [...] Nutzen gew[...] dann brau[...] die Mühle ni[...] stillzustehen ... Dort geht [...] Agent L.! R[...]fen Sie ihn [...]fälligst her."

Der Herr [...]scheint und w[...] gefragt, ob [...] eine schwim[...]mende Lad[...] Reis anzubie[...] hat? Er v[...]neint, er[...] aber, als er [...] eben anschickt [...]gehen, ein Te[...]gramm, welch[...] er unserem Freunde ze[...]

„Ich acc[...]tiere," sagt le[...]terer und erz[...] dann das Sch[...]sal der ‚Estell[...] welches der Agent noch ni[...] erfahren hat[...]

„Ich gratuliere zum Kauf! Die La[...]dung ist billig."

„Ganz Ihrer Meinung," entgeg[...] unser Freund.

Wir empfehlen uns, da sich ein[...] Makler nahen. Binnen wenigen Minu[...] haben wir einen interessanten Blick in d[...] Getriebe geworfen und sind Zeugen [...] wesen, wie rasch die Geschäfte eingele[...] und erledigt werden.

Drüben im Anbau stehen die V[...]sicherer. Auf den runden Estraden, [...] welche Sitze sich aufbauen, liegen die v[...]schiedensten Klassifikationsbücher, in w[...]chen jedes Seeschiff der Welt nach B[...]art, Güte, Alter und Vertrauenswürd[...]keit verzeichnet ist. Des Nachschlagens [...] kein Ende, denn es liegen viele Assekura[...]anträge vor. Einige der Herren Assekura[...]teurs sind sichtlich sehr schlechter Lau[...] denn sie haben eben in die Verlustli[...] einen bösen Posten eintragen müss[...] Casco (Schiff) und Ladung der „Est[...] ist an der Hamburger Börse versich[...] auch die wahrscheinlich beschädigte Ladu[...] des Dampfers, welcher sie in Grund [...]bohrt hat. Der Schaden beläuft sich vielleic[...]

uf einige Millionen Mark. Die Schiffs-nakler, deren Börsenkontore die Seite der Halle begrenzen, kommen, um näheres zu efragen. Glücklicherweise sind die Mann-chaften beider Schiffe in Sicherheit. — Da die Telegramme von der Unterelbe esagen, daß dieselbe endlich ganz eisfrei st und daß die zahlreichen Segelschiffe, velche in Kuxhafen lagen, aussegeln, so errscht viel Bewegung in den kleinen Kontoren: Die Empfänger der Ladungen reffen ihre Verfügungen und zeigen die Konnossemente vor.

An der Getreidebörse und im Petro-eumhandel ist's heute „flau", alle aus-värtigen Notierungen kommen niedriger. Manche Verkäufer, welche im morgigen Termin zu liefern haben, sind freudig er-egt, da sie zu niedrigen Preisen sich decken önnen, während andere durch den Rück-ang der Werte bei teurer Uebernahme roße Verluste erleiden.

„Ich muß Ihnen eine kleine Ausein-nderſetzung geben, welche Sie mir ver-eihen wollen! Der Terminhandel, velcher mit imaginären Werten ope-iert, fordert manchmal leider viele ind große Opfer, da derselbe sich ur auf Gewinn und Verlust grün-et und die Ware (oder das Wert-apier) selbst selten in Frage kommt. Es wird oft mit ungeheuren Quan-itäten, resp. Summen, gearbeitet. Wer kauft, spekuliert auf Höher-gehen der Preise zum bestimmten Termin, wer verkauft, hat das Be-streben, sich billig für denselben zu decken. Einer muß gemeiniglich die Zeche zahlen. Gewinn und Verlust ind in bewegten Zeiten oft kolossal. Wie viele Existenzen gehen dann zu Grunde! Verzweiflung, ja Selbst-nord folgt. Der Terminhandel ist ein gefährliches Spiel. Die neuer-dings auf dem Termingeschäft be-gründete Hamburger Kaffeebörse hat leider schon zahlreiche Opfer gefor-dert, hier und sogar im Inlande. Der Reiz des bösen Spieles ist zu groß. — Doch nun genug davon! Lassen Sie uns weitergehen!"

Wir verlassen diese Abteilung, kreuzen die Mittelhalle und begeben uns in den neuen Anbau, an dessen einem Ende ein furchtbares Gewühl herrscht. Viele aufgeregte und übergeschäftige Menschen, denen man an der Nase absieht, daß ihre Vorväter einst bei dem Zuge durch das Rote Meer beteiligt waren, rennen hin und her, ihre Notizbücher in den Händen haltend, in welche sie Herren blicken lassen, die in vornehmer Haltung auf den Bänken in der Mitte des Raumes sitzen. Auf den Messingtafeln lesen wir die Firmen bekannter Bankiers; daß es Israeliten sind, zeigen nicht nur ihre Namen an. Die gewandten Makler, welche kurze Weisungen empfingen, stürzen wieder fort. Hier und da hört man Rufe, wie: „Ich nehme fünfzigtausend Kredit!" oder: „Ich gebe zehntausend Hanseaten!" u. dergl. So viel Brief! So viel Geld! Ultimo! — Gütiger Himmel! Wir sind in die Effektenbörse geraten! Man redet uns an: „Haben Sie Hanseaten? Nehmen Sie Dampfschiffahrtsaktien?" Wir schütteln erstaunt den Kopf und werden nicht weiter beachtet. So viel aber merken wir, daß der Verlust der „Estella" auch bis hierher seine Wirkungen erstreckt hat. Dampfschiffahrtsaktien werden stark angeboten, aber gehalten, da der unglückliche Dampfer, welcher das Unheil verschuldet hat und möglicherweise für den Schaden verantwortlich gemacht werden kann, zwar nicht versichert ist, der große vorhandene Reservefonds der Gesellschaft jedoch eine etwaige Inanspruchnahme dem Vermögensstande derselben nicht sehr fühlbar sein würde. Die Aktien der Versicherungsgesellschaften sinken. Spekulanten, welche noch gestern in Aussicht auf hohe Dividenden sie hoch bezahlten, erleiden gewaltige Einbuße, hauptsächlich solche Spieler, die nicht im stande sind, die Aktien im Termin an sich zu nehmen, um sie bis auf bessere Zeiten ruhig in den Schrank zu legen.

Hier im betäubenden Lärm ist's nicht sehr gemütlich, dazu ist die Luft dumpf und schwül. Eine angenehmere Temperatur weht am andern Ende der Halle, wo die Inhaber großer und weltbekannter Fabrik-, Import- und Exportfirmen in stiller und erhabener Würde thronen. Man sieht ihnen ihre Solidität und die stille Verachtung an, welche sie dem wüsten Treiben drüben entgegensetzen. An den Seitenwänden reiht sich Kontor an Kontor, in denen die Makler unter Haufen von Warenmustern allerlei Art walten und schalten, die Qualitäten von Reis, Kaffee, Baumwolle, Zucker u. dergl. genau und sachverständig am hellen Tageslicht der Fenster prüfend.

Allmählich beginnen die Gruppen in den drei großen Räumen, welche wohl 6—7000 Menschen in sich geschlossen haben



Die Vorderseite des Tempels von Luxor (S. 1212).

Weser, Themse und im Kanal, sowie die Lloydsliste. Mancher Assekurateur bemerkt mit Vergnügen, daß Risikos abgelaufen sind, ein anderer ist enttäuscht, weil über dieses und jenes Schiff, welches über die gewöhnliche Zeit unterwegs ist, noch immer jegliche Nachricht fehlt.

Plötzlich schlägt draußen eine Glocke an. Die Menge drängt nach den Thüren zu. Wir werden mit hinausgeschoben und sind wieder auf der Galerie, dicht an der Brüstung derselben. Unten in der großen Halle wogt es auf und ab, — scheinbar alles durcheinander, ohne Ordnung und Regel. Das Gesumme vieler tausend Stimmen schlägt, dem Geräusch der Brandung auf dem Meeresstrande ähnlich, an das Ohr. Es ist, als ob man unter sich das Gewimmel riesiger Ameisen sähe. Die Glocke schlägt noch einmal an. Jetzt ist's Zeit, sich hinunterzubegeben. Um halb zwei beginnt die Börse.

Dort in der großen Halle hat sich doch schon eine gewisse Ordnung hergestellt. Die meisten Herren stehen still; nur verhältnismäßig wenige drängen sich durch die dichtgesäeten Gruppen. Diese Wandelsterne sind Leute mit geöffneten Notizbüchern, mit Probebeuteln und Düten in den Händen: Makler und Agenten, die sich bemühen, Geschäfte einzuleiten und zum Abschluß zu bringen. Sie sprechen eifrig mit einzelnen Herren, welche sich entweder zustimmend oder abweisend, immer aber höchst gleichgültig und vornehm, verhalten und schließlich auf vieles Reden hin entweder einen Abschluß genehmigen oder die Annahme des Gebotes entschieden verweigern. Alte, hungrig und kummervoll aussehende Agenten, die sichtlich nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehen, lächeln sauersüß, wenn ihnen ein kleiner Abschluß mit einem Hause geringeren Ranges gelungen ist. Kann doch wenigstens heute der Schornstein von der verdienten Kourtage rauchen! Die diensttuenden Kommis der großen Firmen holen Schiffsmakler und Verladungsagenten herbei, mit denen die Chefs konferieren; der Assekuranzmakler erhält seine Aufträge.

Wir hegen den Wunsch, einige uns bekannte Herren zu sprechen und fragen ihretwegen hier und da an: „Wo steht dieser oder jener?"

„Ah! Der gehört zu den Afrikanern! Dort rechts werden sie ihn finden!"

Da stehen nämlich diejenigen Firmen, welche mit Afrika arbeiten. Andere Branchen haben auch ihre bestimmten Standplätze, wo der Eingeweihte sie leicht findet. Den Platz der Börsenfürsten, der „königlichen Kaufleute", die mit ihren Geschäften und ihrer gewaltigen Kapitalkraft die Welt beherrschen, kennt jedermann.

„Sie wollen Herrn N. sprechen? Ach ja, der ist ja Teilhaber der Reisfirma. Dort bei Nr. 20 in der Nähe des Pfeilers ist er zu treffen!"

Wir folgen der Weisung und erblicken sogleich den uns befreundeten Herrn, welcher sich glücklich schätzt, uns zu begrüßen. Aber schon im nächsten Augenblicke wendet er sich ab, weil einer der vielen umherstreifenden Telegraphenboten ihm eine Depesche behändigt. Er überfliegt sie rasch und wendet sich an seinen Prokuristen mit den Worten: „Die ‚Estella' ist auf der Elbe. Bitte, sagen Sie dem Ewerführer, daß er Lichter nach Brunshausen schickt. Das Schiff kann ohne zu lichten nicht an die Stadt gelangen. — So, lieber K., nun bin ich bereit," sagt er, den Blick auf mich gerichtet, „womit kann ich dienen?"

Wir haben selbstverständlich keine Geschäftsinteressen, sondern wollen nur einige von gemeinschaftlichen Bekannten aufgetragene Grüße ausrichten. Glücklicherweise stört uns in den nächsten Minuten niemand in der Unterhaltung. Dann aber kehrt der Prokurist zurück, bleich und verstört.

„Was ist?" fragt der Chef.

„Soeben," antwortet er, „kam d[…] Nachricht, daß die ‚Estella' von ein[…] Dampfer angerannt wurde …"

„Das wäre!"

„Ja, und — gesunken ist. Sie […] als total verloren zu betrachten."

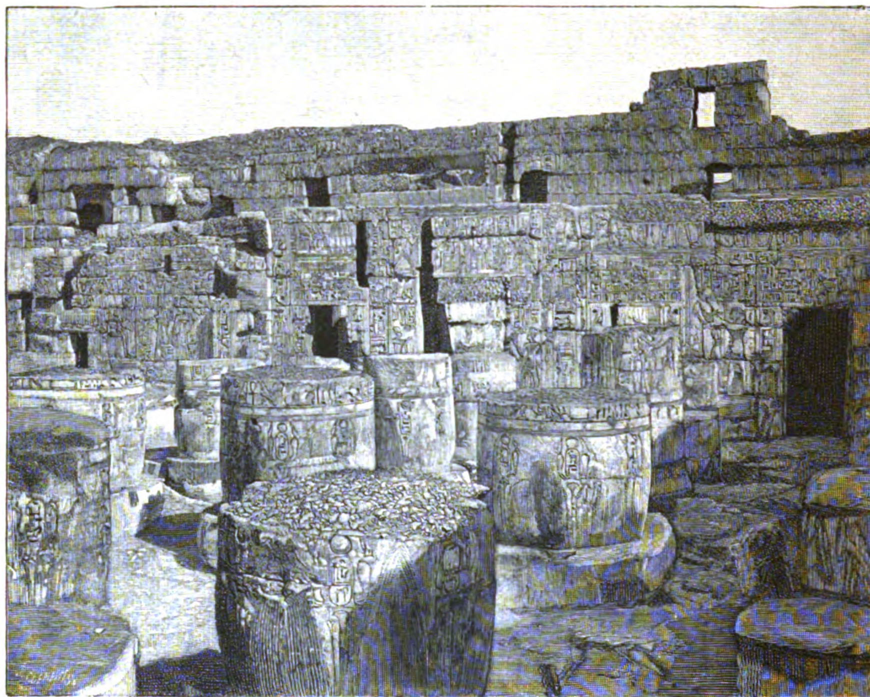
Der Chef hört ihn ruhig an und [...] dann: „Wir haben doch fünfzehn Proz[…] imaginären Gewinn versichert?"

„Ja," entgegnet der Prokurist.

„Die Mannschaft wird hoffentlich ge[…]rettet sein. Dann ist's gut! Lieber w[…] mir freilich […] Ladung als […] Nutzen gewes[…] dann brau[…] die Mühle ni[…] stillzustehen … Dort geht […] Agent L.! R[…]fen Sie ihn […]fälligst her."

Der Herr […]scheint und w[…] gefragt, ob […] eine schwim[…]mende Ladu[…] Reis anzubie[…] hat? Er ve[…]neint, er[…] aber, als er […] eben anschickt […]gehen, ein Te[…]gramm, wel[…] er unserem Freunde ze[…]

„Ich acce[…]tiere," sagt le[…]terer und erzä[…] dann das Sch[…]sal der ‚Estella' welches der Agent noch ni[…] erfahren hat[…]



Halbzerstörter Säulensaal im Tempel von Medinet Abu (S. 1216).

„Ich gratuliere zum Kauf! Die La[…]dung ist billig."

„Ganz Ihrer Meinung," entgeg[…] unser Freund.

Wir empfehlen uns, da sich ein[…] Makler nahen. Binnen wenigen Minu[…] haben wir einen interessanten Blick in d[…] Getriebe geworfen und sind Zeugen ge[…]wesen, wie rasch die Geschäfte eingelei[…] und erledigt werden.

Drüben im Anbau stehen die Ve[…]sicherer. Auf den runden Estraden, u[…] welche Sitze sich aufbauen, liegen die ve[…]schiedensten Klassifikationsbücher, in we[…]chen jedes Seeschiff der Welt nach Ba[…]art, Güte, Alter und Vertrauenswürdig[…]keit verzeichnet ist. Des Nachschlagens i[…] kein Ende, denn es liegen viele Assekura[…]anträge vor. Einige der Herren Assekura[…]teurs sind sichtlich sehr schlechter Laun[…] denn sie haben eben in die Verlustli[…] einen bösen Posten eintragen müsse[…] Casco (Schiff) und Ladung der „Estella" ist an der Hamburger Börse versiche[…] auch die wahrscheinlich beschädigte Ladu[…] des Dampfers, welcher sie in Grund g[…]bohrt hat. Der Schaden beläuft sich viellei[…]

f einige Millionen Mark. Die Schiffsaller, deren Börsenkontore die Seite der alle begrenzen, kommen, um näheres zu fragen. Glücklicherweise sind die Mannaften beider Schiffe in Sicherheit. — a die Telegramme von der Unterelbe sagen, daß dieselbe endlich ganz eisfrei und daß die zahlreichen Segelschiffe, lche in Kurhafen lagen, aufsegeln, so rrscht viel Bewegung in den kleinen ntoren: Die Empfänger der Ladungen ffen ihre Verfügungen und zeigen die nnossemente vor.

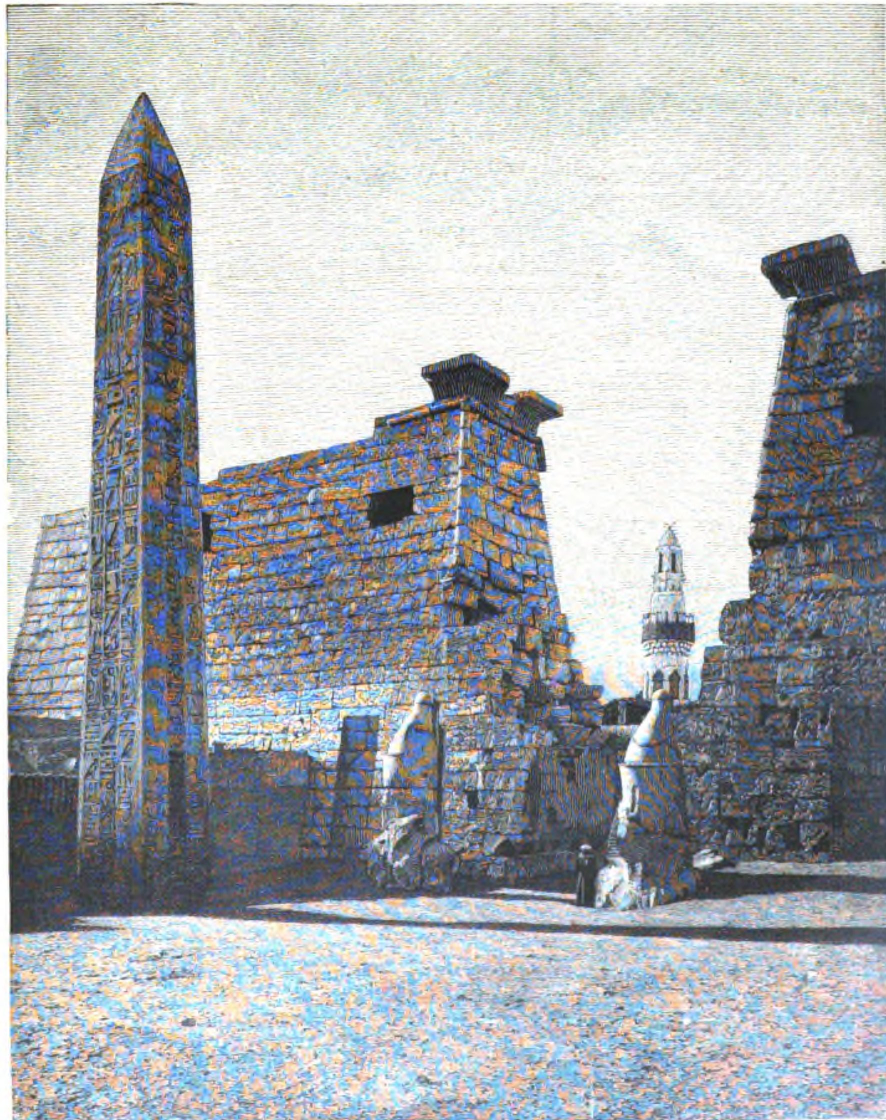
An der Getreidebörse und im Petroumhandel ist's heute „flau", alle auswärtigen Notierungen kommen niedriger. anche Verkäufer, welche im morgigen rmin zu liefern haben, sind freudig ert, da sie zu niedrigen Preisen sich decken nen, während andere durch den Rückng der Werte bei teurer Uebernahme oße Verluste erleiden.

„Ich muß Ihnen eine kleine Auseindersetzung geben, welche Sie mir verhen wollen! Der Terminhandel, lcher mit imaginären Werten opert, fordert manchmal leider viele d große Opfer, da derselbe sich r auf Gewinn und Verlust gründ t und die Ware (oder das Wertpier) selbst selten in Frage kommt. s wird oft mit ungeheuren Quanäten, resp. Summen, gearbeitet. er kauft, spekuliert auf Höherhen der Preise zum bestimmten rmin, wer verkauft, hat das Beeben, sich billig für denselben zu cken. Einer muß gemeiniglich die che zahlen. Gewinn und Verlust d in bewegten Zeiten oft kolossal. ie viele Existenzen gehen dann zu runde! Verzweiflung, ja Selbstord folgt. Der Terminhandel ist i gefährliches Spiel. Die neuerngs auf dem Termingeschäft beündete Hamburger Kaffeebörse hat der schon zahlreiche Opfer gefort, hier und sogar im Inlande. er Reiz des bösen Spieles ist zu oß. — Doch nun genug davon! ssen Sie uns weitergehen!"

Wir verlassen diese Abteilung, euzen die Mittelhalle und begeben s in den neuen Anbau, an dessen nem Ende ein furchtbares Gewühl rrscht. Viele aufgeregte und überschäftige Menschen, denen man an r Nase absieht, daß ihre Vorväter nst bei dem Zuge durch das Rote Meer beteiligt waren, rennen hin nd her, ihre Notizbücher in den änden haltend, in welche sie Hern blicken lassen, die in vornehmer altung auf den Bänken in der Mitte des Raumes sitzen. Auf den Messingtafeln lesen wir die Firmen ekannter Bankiers; daß es Israeliten sind, zeigen nicht nur ihre Naen an. Die gewandten Makler, welche kurze Weisungen empfingen, türzen wieder fort. Hier und da hört man Rufe, wie: „Ich nehme fünfzigtausend Kredit!" oder: „Ich gebe zehntausend Hanseaten!" u. dergl. So viel Brief! So viel Geld! Ultimo! — Gütiger Himmel! Wir sind in die Effektenbörse geraten! Man redet uns an: „Haben Sie Hanseaten? Nehmen Sie Dampfschiffahrtsaktien?" Wir schütteln erstaunt den Kopf und werden nicht weiter beachtet. So viel aber merken wir, daß der Verlust der „Estella" auch bis hierher seine Wirkungen erstreckt hat. Dampfschiffahrtsaktien werden stark angeboten, aber gehalten, da der unglückliche Dampfer, welcher das Unheil verschuldet hat und möglicherweise für den Schaden verantwortlich gemacht werden kann, zwar nicht versichert ist, der große vorhandene Reservefonds der Gesellschaft jedoch eine etwaige Inanspruchnahme dem Vermögensstande derselben nicht sehr fühlbar sein würde. Die Aktien der Versicherungsgesellschaften sinken. Spekulanten, welche noch gestern in Aussicht auf hohe Dividenden sie hoch bezahlten, erleiden gewaltige Einbuße, hauptsächlich solche Spieler, die nicht im stande sind, die Aktien im Termin an sich zu nehmen, um sie bis auf bessere Zeiten ruhig in den Schrank zu legen.

Hier im betäubenden Lärm ist's nicht sehr gemütlich, dazu ist die Luft dumpf und schwül. Eine angenehmere Temperatur weht am andern Ende der Halle, wo die Inhaber großer und weltbekannter Fabrik-, Import- und Exportfirmen in stiller und erhabener Würde thronen. Man sieht ihnen ihre Solidität und die stille Verachtung an, welche sie dem wüsten Treiben drüben entgegensetzen. An den Seitenwänden reiht sich Kontor an Kontor, in denen die Makler unter Haufen von Warenmustern allerlei Art walten und schalten, die Qualitäten von Reis, Kaffee, Baumwolle, Zucker u. dergl. genau und sachverständig am hellen Tageslicht der Fenster prüfend.

Allmählich beginnen die Gruppen in den drei großen Räumen, welche wohl 6—7000 Menschen in sich geschlossen haben



Die Vorderseite des Tempels von Luxor (S. 1212).

Weser, Themse und im Kanal, sowie die Lloydsliste. Mancher Assekurateur bemerkt mit Vergnügen, daß Risikos abgelaufen sind, ein anderer ist enttäuscht, weil über dieses und jenes Schiff, welches über die gewöhnliche Zeit unterwegs ist, noch immer jegliche Nachricht fehlt.

Plötzlich schlägt draußen eine Glocke an. Die Menge drängt nach den Thüren zu. Wir werden mit hinausgeschoben und sind wieder auf der Galerie, dicht an der Brüstung derselben. Unten in der großen Halle wogt es auf und ab, — scheinbar alles durcheinander, ohne Ordnung und Regel. Das Gesumme vieler tausend Stimmen schlägt, dem Geräusch der Brandung auf dem Meeresstrande ähnlich, an das Ohr. Es ist, als ob man unter sich das Gewimmel riesiger Ameisen sähe. Die Glocke schlägt noch einmal an. Jetzt ist's Zeit, sich hinunterzubegeben. Um halb zwei beginnt die Börse.

Dort in der großen Halle hat sich doch schon eine gewisse Ordnung hergestellt. Die meisten Herren stehen still; nur verhältnismäßig wenige drängen sich durch die dichtgesäeten Gruppen. Diese Wandelsterne sind Leute mit geöffneten Notizbüchern, mit Probebeuteln und -Düten in den Händen: Makler und Agenten, die sich bemühen, Geschäfte einzuleiten und zum Abschluß zu bringen. Sie sprechen eifrig mit einzelnen Herren, welche sich entweder zustimmend oder abweisend, immer aber höchst gleichgültig und vornehm, verhalten und schließlich auf vieles Reden hin entweder einen Abschluß genehmigen oder die Annahme des Gebotes entschieden verweigern. Alte, hungrig und kummervoll aussehende Agenten, die sichtlich nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehen, lächeln sauersüß, wenn ihnen ein kleiner Abschluß mit einem Hause geringeren Ranges gelungen ist. Kann doch wenigstens heute der Schornstein von der verdienten Kourtage rauchen! Die diensthuenden Kommis der großen Firmen holen Schiffsmakler und Verladungsagenten herbei, mit denen die Chefs konferieren; der Assekuranzmakler erhält seine Aufträge.

Wir hegen den Wunsch, einige uns bekannte Herren zu sprechen und fragen



Halbzerstörter Säulensaal im Tempel von Medinet Abu (S. 1216).

ihretwegen hier und da an: „Wo steht dieser oder jener?"

„Ah! Der gehört zu den Afrikanern! Dort rechts werden sie ihn finden!"

Da stehen nämlich diejenigen Firmen, welche mit Afrika arbeiten. Andere Branchen haben auch ihre bestimmten Standplätze, wo der Eingeweihte sie leicht findet. Den Platz der Börsenfürsten, der „königlichen Kaufleute", die mit ihren Geschäften und ihrer gewaltigen Kapitalkraft die Welt beherrschen, kennt jedermann.

„Sie wollen Herrn N. sprechen? Ach ja, der ist ja Teilhaber der Reisfirma. Dort bei Nr. 20 in der Nähe des Pfeilers ist er zu treffen!"

Wir folgen der Weisung und erblicken sogleich den uns befreundeten Herrn, welcher sich glücklich schätzt, uns zu begrüßen. Aber schon im nächsten Augenblicke wendet er sich ab, weil einer der vielen umherstreifenden Telegraphenboten ihm eine Depesche behändigt. Er überfliegt sie rasch und wendet sich an seinen Prokuristen mit den Worten: „Die ‚Estella' ist auf der Elbe. Bitte, sagen Sie dem Ewerführer, daß er Lichter nach Brunshausen schickt. Das Schiff kann ohne zu lichten nicht an die Stadt gelangen. — So, lieber K., nun bin ich bereit," sagt er, den Blick auf mich gerichtet, „womit kann ich dienen?"

Wir haben selbstverständlich keine Geschäftsinteressen, sondern wollen nur einige von gemeinschaftlichen Bekannten aufgetragene Grüße ausrichten. Glücklicherweise stört uns in den nächsten Minuten niemand in der Unterhaltung. Dann aber kehrt der Prokurist zurück, bleich und verstört.

„Was ist?" fragt der Chef.

„Soeben," antwortet er, „kam d… Nachricht, daß die ‚Estella' von ein… Dampfer angerannt wurde …"

„Das wäre!"

„Ja, und — gesunken ist. Sie … als total verloren zu betrachten."

Der Chef hört ihn ruhig an und … dann: „Wir haben doch fünfzehn Pro… imaginären Gewinn versichert?"

„Ja," entgegnet der Prokurist.

„Die Mannschaft wird hoffentlich g… rettet sein. Dann ist's gut! Lieber w… mir freilich … Ladung als … Nutzen gewe… dann brau… die Mühle n… stillzustehen. … Dort geht … Agent L.! R… fen Sie ihn … fälligst her."

Der Herr … scheint und w… gefragt, ob … eine schwim… mende Ladu… Reis anzubie… hat? Er … neint, … aber, als er … eben anschick… gehen, ein Te… gramm, welch… er unserem Freunde … „Ich acc… tiere," sagt le… terer und erz… dann das Sch… sal der ‚Este… welches der Agent noch … erfahren hat…

„Ich gratuliere zum Kauf! Die … dung ist billig."

„Ganz Ihrer Meinung," entge… unser Freund.

Wir empfehlen uns, da sich ei… Makler nahen. Binnen wenigen Min… haben wir einen interessanten Blick in d… Getriebe geworfen und sind Zeugen … wesen, wie rasch die Geschäfte eingel… und erledigt werden.

Drüben im Anbau stehen die … sicherer. Auf den runden Estraden, … welche Sitze sich aufbauen, liegen die v… schiedensten Klassifikationsbücher, in w… chen jedes Seeschiff der Welt nach B… art, Güte, Alter und Vertrauenswür… keit verzeichnet ist. Des Nachschlagens … kein Ende, denn es liegen viele Assekuran… anträge vor. Einige der Herren Assekur… teurs sind sichtlich sehr schlechter Lau… denn sie haben eben in die Verlustli… einen bösen Posten eintragen müss… Casco (Schiff) und Ladung der „Est… ist an der Hamburger Börse versich… auch die wahrscheinlich beschädigte Ladu… des Dampfers, welcher sie in Grund g… bohrt hat. Der Schaden beläuft sich viellei…

f einige Millionen Mark. Die Schiffs- [...]tler, deren Börsenkontore die Seite der [...]lle begrenzen, kommen, um näheres zu [...]fragen. Glücklicherweise sind die Mann- [...]aften beider Schiffe in Sicherheit. — [...] die Telegramme von der Unterelbe [...]agen, daß dieselbe endlich ganz eisfrei [...] und daß die zahlreichen Segelschiffe, [...]lche in Kuxhafen lagen, aufsegeln, so [...]rscht viel Bewegung in den kleinen [...]ntoren: Die Empfänger der Ladungen [...]ffen ihre Verfügungen und zeigen die [...]nnossemente vor.

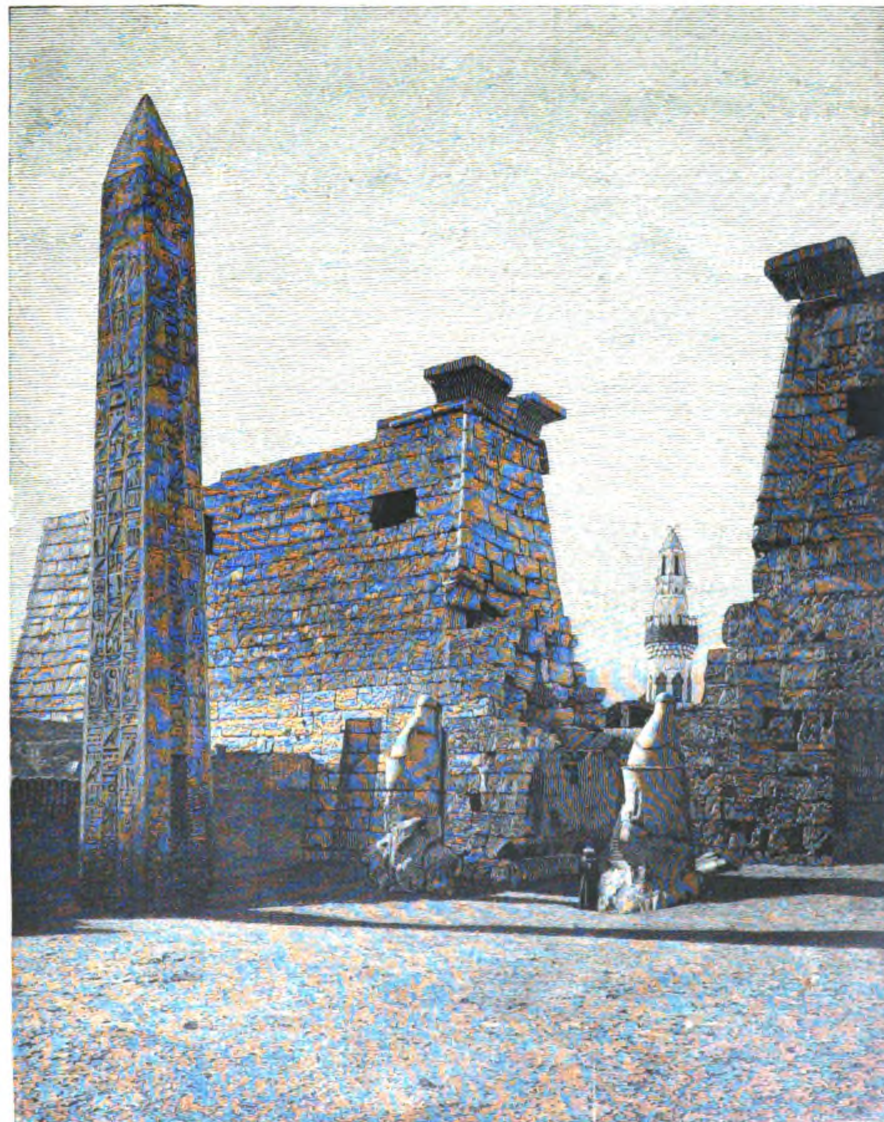
An der Getreidebörse und im Petro- [...]mhandel ist's heute „flau", alle aus- [...]rtigen Notierungen kommen niedriger. [...]anche Verkäufer, welche im morgigen [...]rmin zu liefern haben, sind freudig er- [...]t, da sie zu niedrigen Preisen sich decken [...]nen, während andere durch den Rück- [...]ng der Werte bei teurer Uebernahme [...]ße Verluste erleiden.

„Ich muß Ihnen eine kleine Ausein- [...]dersetzung geben, welche Sie mir ver- [...]hen wollen! Der Terminhandel, [...]lcher mit imaginären Werten ope- [...]rt, fordert manchmal leider viele [...]d große Opfer, da derselbe sich [...]r auf Gewinn und Verlust grün- [...] und die Ware (oder das Wert- [...]pier) selbst selten in Frage kommt. [...] wird oft mit ungeheuren Quan- [...]äten, resp. Summen, gearbeitet. [...]er kauft, spekuliert auf Höher- [...]hen der Preise zum bestimmten [...]rmin, wer verkauft, hat das Be- [...]eben, sich billig für denselben zu [...]fen. Einer muß gemeiniglich die [...]che zahlen. Gewinn und Verlust [...]d in bewegten Zeiten oft kolossal. [...]ie viele Existenzen gehen dann zu [...]tunde! Verzweiflung, ja Selbst- [...]rd folgt. Der Terminhandel ist [...] gefährliches Spiel. Die neuer- [...]ngs auf dem Termingeschäft be- [...]ündete Hamburger Kaffeebörse hat [...]der schon zahlreiche Opfer gefor- [...]t, hier und sogar im Inlande. [...]er Reiz des bösen Spieles ist zu [...]oß. — Doch nun genug davon! [...]ssen Sie uns weitergehen!"

Wir verlassen diese Abteilung, [...]euzen die Mittelhalle und begeben [...]s in den neuen Anbau, an dessen [...]nem Ende ein furchtbares Gewühl [...]rrscht. Viele aufgeregte und über- [...]schäftige Menschen, denen man an [...]r Nase absieht, daß ihre Vorväter [...]ist bei dem Zuge durch das Rote [...]eer beteiligt waren, rennen hin [...]nd her, ihre Notizbücher in den [...]änden haltend, in welche sie Her- [...]n blicken lassen, die in vornehmer [...]altung auf den Bänken in der [...]itte des Raumes sitzen. Auf den [...]essingtafeln lesen wir die Firmen [...]ekannter Bankiers; daß es Israe- [...]iten sind, zeigen nicht nur ihre Na- [...]en an. Die gewandten Makler, [...]elche kurze Weisungen empfingen, [...]ürzen wieder fort. Hier und da [...]ört man Rufe, wie: „Ich nehme fünfzigtausend Kredit!" oder: „Ich gebe zehntausend Hanseaten!" u. dergl. So viel Brief! So viel Geld! Ultimo! — Gütiger Himmel! Wir sind in die Effektenbörse geraten! Man redet uns an: „Haben Sie Hanseaten? Nehmen Sie Dampfschiffahrtsaktien?" Wir schütteln erstaunt den Kopf und werden nicht weiter beachtet. So viel aber merken wir, daß der Verlust der „Estella" auch bis hierher seine Wirkungen erstreckt hat. Dampfschiffahrtsaktien werden stark angeboten, aber gehalten, da der unglückliche Dampfer, welcher das Unheil verschuldet hat und möglicherweise für den Schaden verantwortlich gemacht werden kann, zwar nicht versichert ist, der große vorhandene Reservefonds der Gesellschaft jedoch eine etwaige Inanspruchnahme dem Vermögensstande derselben nicht sehr fühlbar sein würde. Die Aktien der Versicherungsgesellschaften sinken. Spekulanten, welche noch gestern in Aussicht auf hohe Dividenden sie hoch bezahlten, erleiden gewaltige Einbuße, hauptsächlich solche Spieler, die nicht im stande sind, die Aktien im Termin an sich zu nehmen, um sie bis auf bessere Zeiten ruhig in den Schrank zu legen.

Hier im betäubenden Lärm ist's nicht sehr gemütlich, dazu ist die Luft dumpf und schwül. Eine angenehmere Temperatur weht am andern Ende der Halle, wo die Inhaber großer und weltbekannter Fabrik-, Import- und Exportfirmen in stiller und erhabener Würde thronen. Man sieht ihnen ihre Solidität und die stille Verachtung an, welche sie dem wüsten Treiben drüben entgegensetzen. An den Seitenwänden reiht sich Kontor an Kontor, in denen die Makler unter Haufen von Warenmustern allerlei Art walten und schalten, die Qualitäten von Reis, Kaffee, Baumwolle, Zucker u. dergl. genau und sachverständig am hellen Tageslicht der Fenster prüfend.

Allmählich beginnen die Gruppen in den drei großen Räumen, welche wohl 6—7000 Menschen in sich geschlossen haben



Die Vorderseite des Tempels von Luxor (S. 1212).

Weser, Themse und im Kanal, sowie die Lloydsliste. Mancher Assekurateur bemerkt mit Vergnügen, daß Risikos abgelaufen sind, ein anderer ist enttäuscht, weil über dieses und jenes Schiff, welches über die gewöhnliche Zeit unterwegs ist, noch immer jegliche Nachricht fehlt.

Plötzlich schlägt draußen eine Glocke an. Die Menge drängt nach den Thüren zu. Wir werden mit hinausgeschoben und sind wieder auf der Galerie, dicht an der Brüstung derselben. Unten in der großen Halle wogt es auf und ab, — scheinbar alles durcheinander, ohne Ordnung und Regel. Das Gesumme vieler tausend Stimmen schlägt, dem Geräusch der Brandung auf dem Meeresstrande ähnlich, an das Ohr. Es ist, als ob man unter sich das Gewimmel riesiger Ameisen sähe. Die Glocke schlägt noch einmal an. Jetzt ist's Zeit, sich hinunterzubegeben. Um halb zwei beginnt die Börse.

Dort in der großen Halle hat sich doch schon eine gewisse Ordnung hergestellt. Die meisten Herren stehen still; nur verhältnismäßig wenige drängen sich durch die dichtgesäeten Gruppen. Diese Wandelsterne sind Leute mit geöffneten Notizbüchern, mit Probebeuteln und -Düten in den Händen: Makler und Agenten, die sich bemühen, Geschäfte einzuleiten und zum Abschluß zu bringen. Sie sprechen eifrig mit einzelnen Herren, welche sich entweder zustimmend oder abweisend, immer aber höchst gleichgültig und vornehm, verhalten und schließlich auf vieles Reden hin entweder einen Abschluß genehmigen oder die Annahme des Gebotes entschieden verweigern. Alte, hungrig und kummervoll aussehende Agenten, die sichtlich nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehen, lächeln sauersüß, wenn ihnen ein kleiner Abschluß mit einem Hause geringeren Ranges gelungen ist. Kann doch wenigstens heute der Schornstein von der verdienten Kourtage rauchen! Die diensthuenden Kommis der großen Firmen holen Schiffsmakler und Verladungsagenten herbei, mit denen die Chefs konferieren; der Assekuranzmakler erhält seine Aufträge.

Wir hegen den Wunsch, einige uns bekannte Herren zu sprechen und fragen ihretwegen hier und da an: „Wo steht dieser oder jener?"

„Ah! Der gehört zu den Afrikanern! Dort rechts werden sie ihn finden!"

Da stehen nämlich diejenigen Firmen, welche mit Afrika arbeiten. Andere Branchen haben auch ihre bestimmten Standplätze, wo der Eingeweihte sie leicht findet. Den Platz der Börsenfürsten, der „königlichen Kaufleute", die mit ihren Geschäften und ihrer gewaltigen Kapitalkraft die Welt beherrschen, kennt jedermann.

„Sie wollen Herrn R. sprechen? Ach ja, der ist ja Teilhaber der Reisfirma. Dort bei Nr. 20 in der Nähe des Pfeilers ist er zu treffen!"



Halbzerstörter Säulensaal im Tempel von Medinet Abu (S. 1216).

Wir folgen der Weisung und erblicken sogleich den uns befreundeten Herrn, welcher sich glücklich schätzt, uns zu begrüßen. Aber schon im nächsten Augenblicke wendet er sich ab, weil einer der vielen umherstreifenden Telegraphenboten ihm eine Depesche behändigt. Er überfliegt sie rasch und wendet sich an seinen Prokuristen mit den Worten: „Die ‚Estella' ist auf der Elbe. Bitte, sagen Sie dem Ewerführer, daß er Lichter nach Brunshausen schickt. Das Schiff kann ohne zu lichten nicht an die Stadt gelangen. — So, lieber K., nun bin ich bereit," sagt er, den Blick auf mich gerichtet, „womit kann ich dienen?"

Wir haben selbstverständlich keine Geschäftsinteressen, sondern wollen nur einige von gemeinschaftlichen Bekannten aufgetragene Grüße ausrichten. Glücklicherweise stört uns in den nächsten Minuten niemand in der Unterhaltung. Dann aber kehrt der Prokurist zurück, bleich und verstört.

„Was ist?" fragt der Chef.

„Soeben," antwortet er, „kam Nachricht, daß die ‚Estella' von ein Dampfer angerannt wurde ..."

„Das wäre!"

„Ja, und — gesunken ist. Sie als total verloren zu betrachten."

Der Chef hört ihn ruhig an und dann: „Wir haben doch fünfzehn Proz imaginären Gewinn versichert?"

„Ja," entgegnet der Prokurist.

„Die Mannschaft wird hoffentlich rettet sein. Dann ist's gut! Lieber mir freilich Ladung als Nutzen gewe dann bra die Mühle stillzustehen. Dort geht Agent L.! fen Sie ihn fälligst her."

Der Her scheint und gefragt, ob eine schwim mende Lad Reis anzubi hat? Er neint, e aber, als er eben anschick gehen, ein Te gramm, wel er unserem Freunde z

„Ich acce tiere," sagt l terer und er dann das S sal der ‚Est welches de Agent noch erfahren h

„Ich gratuliere zum Kauf! Die dung ist billig."

„Ganz Ihrer Meinung," entge unser Freund.

Wir empfehlen uns, da sich ei Makler nahen. Binnen wenigen Min haben wir einen interessanten Blick in Getriebe geworfen und sind Zeugen wesen, wie rasch die Geschäfte eingele und erledigt werden.

Drüben im Anbau stehen die sicherer. Auf den runden Estraden, welche Sitze sich aufbauen, liegen die schiedensten Klassifikationsbücher, in chen jedes Seeschiff der Welt nach art, Güte, Alter und Vertrauenswür keit verzeichnet ist. Des Nachschlagens kein Ende, denn es liegen viele Assekur anträge vor. Einige der Herren Assek teurs sind sichtlich sehr schlechter La denn sie haben eben in die Verlust einen bösen Posten eintragen müs Casco (Schiff) und Ladung der „Est ist an der Hamburger Börse versich auch die wahrscheinlich beschädigte Lad des Dampfers, welcher sie in Grund bohrt hat. Der Schaden beläuft sich viell

f einige Millionen Mark. Die Schiffs-ller, deren Börsenkontore die Seite der lle begrenzen, kommen, um näheres zu fragen. Glücklicherweise sind die Mann-aften beider Schiffe in Sicherheit. — 1 die Telegramme von der Unterelbe agen, daß dieselbe endlich ganz eisfrei und daß die zahlreichen Segelschiffe, lche in Kuxhafen lagen, aufsegeln, so rscht viel Bewegung in den kleinen ntoren: Die Empfänger der Ladungen ssen ihre Verfügungen und zeigen die nnossemente vor.

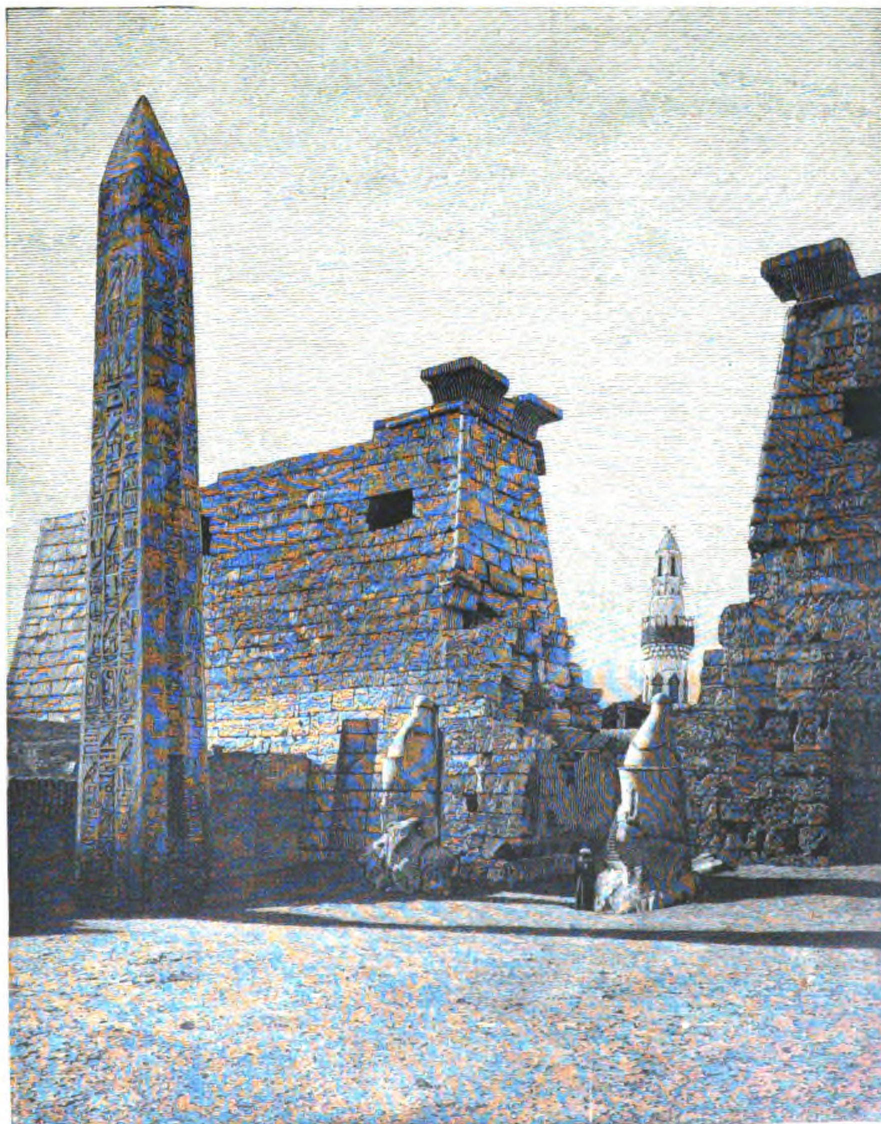
An der Getreidebörse und im Petro-mhandel ist's heute „flau", alle aus-rtigen Notierungen kommen niedriger. anche Verkäufer, welche im morgigen rmin zu liefern haben, sind freudig er-t, da sie zu niedrigen Preisen sich decken men, während andere durch den Rück-ng der Werte bei teurer Uebernahme ße Verluste erleiden.

„Ich muß Ihnen eine kleine Ausein-dersetzung geben, welche Sie mir ver-hen wollen! Der Terminhandel, lcher mit imaginären Werten ope-rt, fordert manchmal leider viele d große Opfer, da derselbe sich r auf Gewinn und Verlust grün-: und die Ware (oder das Wert-pier) selbst selten in Frage kommt. wird oft mit ungeheuren Quan-äten, resp. Summen, gearbeitet. er kauft, spekuliert auf Höher-jen der Preise zum bestimmten rmin, wer verkauft, hat das Be-eben, sich billig für denselben zu fen. Einer muß gemeiniglich die che zahlen. Gewinn und Verlust d in bewegten Zeiten oft kolossal. ie viele Existenzen gehen dann zu runde! Verzweiflung, ja Selbst-rd folgt. Der Terminhandel ist 1 gefährliches Spiel. Die neuer-ngs auf dem Termingeschäft be-ündete Hamburger Kaffeebörse hat der schon zahlreiche Opfer gefor-rt, hier und sogar im Inlande. er Reiz des bösen Spieles ist zu oß. — Doch nun genug davon! ssen Sie uns weitergehen!"

Wir verlassen diese Abteilung, euzen die Mittelhalle und begeben s in den neuen Anbau, an dessen nem Ende ein furchtbares Gewühl rrscht. Viele aufgeregte und über-schäftige Menschen, denen man an r Nase absieht, daß ihre Vorväter ist bei dem Zuge durch das Rote eer beteiligt waren, rennen hin d her, ihre Notizbücher in den änden haltend, in welche sie Her-n blicken lassen, die in vornehmer altung auf den Bänken in der itte des Raumes sitzen. Auf den essingtafeln lesen wir die Firmen kannter Bankiers; daß es Israe-iten sind, zeigen nicht nur ihre Na-en an. Die gewandten Makler, elche kurze Weisungen empfingen, ürzen wieder fort. Hier und da ört man Rufe, wie: „Ich nehme fünfzigtausend Kredit!" oder: „Ich gebe zehntausend Hanseaten!" u. dergl. So viel Brief! So viel Geld! Ultimo! — Gütiger Himmel! Wir sind in die Effektenbörse geraten! Man redet uns an: „Haben Sie Hanseaten? Nehmen Sie Dampfschiffahrtsaktien?" Wir schütteln erstaunt den Kopf und werden nicht weiter beachtet. So viel aber merken wir, daß der Verlust der „Estella" auch bis hierher seine Wirkungen erstreckt hat. Dampfschiffahrtsaktien werden stark angeboten, aber gehalten, da der unglückliche Dampfer, welcher das Unheil verschuldet hat und möglicherweise für den Schaden verantwortlich gemacht werden kann, zwar nicht versichert ist, der große vorhandene Reservefonds der Gesellschaft jedoch eine etwaige Inanspruchnahme dem Vermögensstande derselben nicht sehr fühlbar sein würde. Die Aktien der Versicherungsgesellschaften sinken. Spekulanten, welche noch gestern in Aussicht auf hohe Dividenden sie hoch bezahlten, erleiden gewaltige Einbuße, hauptsächlich solche Spieler, die nicht im stande sind, die Aktien im Termin an sich zu nehmen, um sie bis auf bessere Zeiten ruhig in den Schrank zu legen.

Hier im betäubenden Lärm ist's nicht sehr gemütlich, dazu ist die Luft dumpf und schwül. Eine angenehmere Temperatur weht am andern Ende der Halle, wo die Inhaber großer und weltbekannter Fabrik-, Import- und Exportfirmen in stiller und erhabener Würde thronen. Man sieht ihnen ihre Solidität und die stille Verachtung an, welche sie dem wüsten Treiben drüben entgegensetzen. An den Seitenwänden reiht sich Kontor an Kontor, in denen die Makler unter Haufen von Warenmustern allerlei Art walten und schalten, die Qualitäten von Reis, Kaffee, Baumwolle, Zucker u. dergl. genau und sachverständig am hellen Tageslicht der Fenster prüfend.

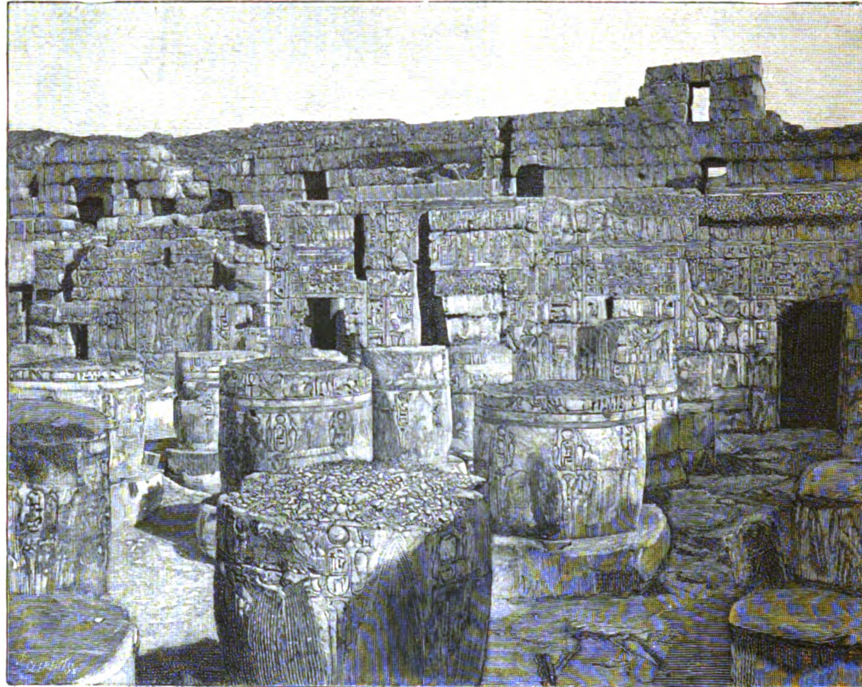
Allmählich beginnen die Gruppen in den drei großen Räumen, welche wohl 6—7000 Menschen in sich geschlossen haben



Die Vorderseite des Tempels von Luxor (S. 1212).

Weser, Themse und im Kanal, sowie die Lloydsliste. Mancher Assekurateur bemerkt mit Vergnügen, daß Risikos abgelaufen sind, ein anderer ist enttäuscht, weil über dieses und jenes Schiff, welches über die gewöhnliche Zeit unterwegs ist, noch immer jegliche Nachricht fehlt.

Plötzlich schlägt draußen eine Glocke an. Die Menge drängt nach den Thüren zu. Wir werden mit hinausgeschoben und sind wieder auf der Galerie, dicht an der Brüstung derselben. Unten in der großen Halle wogt es auf und ab, — scheinbar alles durcheinander, ohne Ordnung und Regel. Das Gesumme vieler tausend Stimmen schlägt, dem Geräusch der Brandung auf dem Meeresstrande ähnlich, an das Ohr. Es ist, als ob man unter sich das Gewimmel riesiger Ameisen sähe. Die Glocke schlägt noch einmal an. Jetzt ist's Zeit, sich hinunterzubegeben. Um halb zwei beginnt die Börse.



Halbzerstörter Säulensaal im Tempel von Medinet Abu (S. 1216).

Dort in der großen Halle hat sich doch schon eine gewisse Ordnung hergestellt. Die meisten Herren stehen still; nur verhältnismäßig wenige drängen sich durch die dichtgesäeten Gruppen. Diese Wandelsterne sind Leute mit geöffneten Notizbüchern, mit Probebeuteln und -Düten in den Händen: Makler und Agenten, die sich bemühen, Geschäfte einzuleiten und zum Abschluß zu bringen. Sie sprechen eifrig mit einzelnen Herren, welche sich entweder zustimmend oder abweisend, immer aber höchst gleichgültig und vornehm, verhalten und schließlich auf vieles Reden hin entweder einen Abschluß genehmigen oder die Annahme des Gebotes entschieden verweigern. Alte, hungrig und kummervoll aussehende Agenten, die sichtlich nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehen, lächeln sauersüß, wenn ihnen ein kleiner Abschluß mit einem Hause geringeren Ranges gelungen ist. Kann doch wenigstens heute der Schornstein von der verdienten Kourtage rauchen! Die diensttuenden Kommis der großen Firmen holen Schiffsmakler und Verladungsagenten herbei, mit denen die Chefs konferieren; der Assekuranzmakler erhält seine Aufträge.

Wir hegen den Wunsch, einige uns bekannte Herren zu sprechen und fragen ihretwegen hier und da an: „Wo steht dieser oder jener?"

„Ah! Der gehört zu den Afrikanern! Dort rechts werden sie ihn finden!"

Da stehen nämlich diejenigen Firmen, welche mit Afrika arbeiten. Andere Branchen haben auch ihre bestimmten Standplätze, wo der Eingeweihte sie leicht findet. Den Platz der Börsenfürsten, der „königlichen Kaufleute", die mit ihren Geschäften und ihrer gewaltigen Kapitalkraft die Welt beherrschen, kennt jedermann.

„Sie wollen Herrn N. sprechen? Ach ja, der ist ja Teilhaber der Reisfirma. Dort bei Nr. 20 in der Nähe des Pfeilers ist er zu treffen!"

Wir folgen der Weisung und erblicken sogleich den uns befreundeten Herrn, welcher sich glücklich schätzt, uns zu begrüßen. Aber schon im nächsten Augenblicke wendet er sich ab, weil einer der vielen umherstreifenden Telegraphenboten ihm eine Depesche behändigt. Er überfliegt sie rasch und wendet sich an seinen Prokuristen mit den Worten: „Die ‚Estella' ist auf der Elbe. Bitte, sagen Sie dem Ewerführer, daß er Lichter nach Brunshausen schickt. Das Schiff kann ohne zu lichten nicht an die Stadt gelangen. — So, lieber K., nun bin ich bereit," sagt er, den Blick auf mich gerichtet, „womit kann ich dienen?"

Wir haben selbstverständlich keine Geschäftsinteressen, sondern wollen nur einige von gemeinschaftlichen Bekannten aufgetragene Grüße ausrichten. Glücklicherweise stört uns in den nächsten Minuten niemand in der Unterhaltung. Dann aber kehrt der Prokurist zurück, bleich und verstört.

„Was ist?" fragt der Chef.

„Soeben," antwortet er, „kam [illegible] Nachricht, daß die ‚Estella' von ein[illegible] Dampfer angerannt wurde ..."

„Das wäre!"

„Ja, und — gesunken ist. Sie [illegible] als total verloren zu betrachten."

Der Chef hört ihn ruhig an und [illegible] dann: „Wir haben doch fünfzehn Proz[illegible] imaginären Gewinn versichert?"

„Ja," entgegnet der Prokurist.

„Die Mannschaft wird hoffentlich [illegible] rettet sein. Dann ist's gut! Lieber w[illegible] mir freilich [illegible] Ladung als [illegible] Nutzen gewe[illegible] dann brau[illegible] die Mühle n[illegible] stillzustehen [illegible] Dort geht [illegible] Agent L.! [illegible] fen Sie ihn [illegible] fälligst her."

Der Herr [illegible] scheint und w[illegible] gefragt, ob [illegible] eine schwim[illegible] mende Lad[illegible] Reis anzubi[illegible] hat? Er v[illegible] neint, e[illegible] aber, als er [illegible] eben anschickt [illegible] gehen, ein Te[illegible] gramm, wel[illegible] er unserem [illegible] Freunde ze[illegible]

„Ich acce[illegible] tiere," sagt le[illegible] terer und erz[illegible] dann das Sch[illegible] sal der ‚Estel[illegible] welches de[illegible] Agent noch n[illegible] erfahren ha[illegible]

„Ich gratuliere zum Kauf! Die [illegible] dung ist billig."

„Ganz Ihrer Meinung," entge[illegible] unser Freund.

Wir empfehlen uns, da sich ei[illegible] Makler nahen. Binnen wenigen Min[illegible] haben wir einen interessanten Blick in d[illegible] Getriebe geworfen und sind Zeugen [illegible] wesen, wie rasch die Geschäfte eingele[illegible] und erledigt werden.

Drüben im Anbau stehen die [illegible] sicherer. Auf den runden Estraden, [illegible] welche Sitze sich aufbauen, liegen die [illegible] schiedensten Klassifikationsbücher, in [illegible] chen jedes Seeschiff der Welt nach B[illegible] art, Güte, Alter und Vertrauenswür[illegible] keit verzeichnet ist. Des Nachschlagens [illegible] kein Ende, denn es liegen viele Assekura[illegible] anträge vor. Einige der Herren Assekur[illegible] teurs sind sichtlich sehr schlechter La[illegible] denn sie haben eben in die Verlust[illegible] einen bösen Posten eintragen müsse[illegible] Casco (Schiff) und Ladung der „Est[illegible] ist an der Hamburger Börse versich[illegible] auch die wahrscheinlich beschädigte Ladu[illegible] des Dampfers, welcher sie in Grund [illegible] bohrt hat. Der Schaden beläuft sich viell[illegible]

f einige Millionen Mark. Die Schiffs-
ller, deren Börsenkontore die Seite der
lle begrenzen, kommen, um näheres zu
fragen. Glücklicherweise sind die Mann-
aften beider Schiffe in Sicherheit. —
ı die Telegramme von der Unterelbe
agen, daß dieselbe endlich ganz eisfrei
und daß die zahlreichen Segelschiffe,
lche in Kuxhafen lagen, aufsegeln, so
rscht viel Bewegung in den kleinen
ntoren: Die Empfänger der Ladungen
ffen ihre Verfügungen und zeigen die
nnossemente vor.

An der Getreidebörse und im Petro-
mhandel ist's heute „flau", alle aus-
rtigen Notierungen kommen niedriger.
anche Verkäufer, welche im morgigen
rmin zu liefern haben, sind freudig er-
t, da sie zu niedrigen Preisen sich decken
nen, während andere durch den Rück-
ng der Werte bei teurer Uebernahme
ße Verluste erleiden.

„Ich muß Ihnen eine kleine Ausein-
dersetzung geben, welche Sie mir ver-
hen wollen! Der Terminhandel,
lcher mit imaginären Werten ope-
rt, fordert manchmal leider viele
d große Opfer, da derselbe sich
r auf Gewinn und Verlust grün-
und die Ware (oder das Wert-
pier) selbst selten in Frage kommt.
wird oft mit ungeheuren Quan-
äten, resp. Summen, gearbeitet.
er kauft, spekuliert auf Höher-
hen der Preise zum bestimmten
rmin, wer verkauft, hat das Be-
eben, sich billig für denselben zu
ken. Einer muß gemeiniglich die
che zahlen. Gewinn und Verlust
d in bewegten Zeiten oft kolossal.
ie viele Existenzen gehen dann zu
runde! Verzweiflung, ja Selbst-
ord folgt. Der Terminhandel ist
ı gefährliches Spiel. Die neuer-
ngs auf dem Termingeschäft be-
ündete Hamburger Kaffeebörse hat
der schon zahlreiche Opfer gefor-
rt, hier und sogar im Inlande.
er Reiz des bösen Spieles ist zu
oß. — Doch nun genug davon!
ssen Sie uns weitergehen!"

Wir verlassen diese Abteilung,
euzen die Mittelhalle und begeben
s in den neuen Anbau, an dessen
nem Ende ein furchtbares Gewühl
rrscht. Viele aufgeregte und über-
schäftige Menschen, denen man an
r Nase absieht, daß ihre Vorväter
st bei dem Zuge durch das Rote
eer beteiligt waren, rennen hin
nd her, ihre Notizbücher in den
änden haltend, in welche sie Her-
n blicken lassen, die in vornehmer
altung auf den Bänken in der
itte des Raumes sitzen. Auf den
essingtafeln lesen wir die Firmen
ekannter Bankiers; daß es Israe-
iten sind, zeigen nicht nur ihre Na-
en an. Die gewandten Makler,
elche kurze Weisungen empfingen,
ürzen wieder fort. Hier und da
ört man Rufe, wie: „Ich nehme
fünfzigtausend Kredit!" oder: „Ich gebe zehntausend Hanseaten!" u. dergl. So viel Brief! So viel Geld! Ultimo! — Gütiger Himmel! Wir sind in die Effektenbörse geraten! Man redet uns an: „Haben Sie Hanseaten? Nehmen Sie Dampfschiffahrtsaktien?" Wir schütteln erstaunt den Kopf und werden nicht weiter beachtet. So viel aber merken wir, daß der Verlust der „Estella" auch bis hierher seine Wirkungen erstreckt hat. Dampfschiffahrtsaktien werden stark angeboten, aber gehalten, da der unglückliche Dampfer, welcher das Unheil verschuldet hat und möglicherweise für den Schaden verantwortlich gemacht werden kann, zwar nicht versichert ist, der große vorhandene Reservefonds der Gesellschaft jedoch eine etwaige Inanspruchnahme dem Vermögensstande derselben nicht sehr fühlbar sein würde. Die Aktien der Versicherungsgesellschaften sinken. Spekulanten, welche noch gestern in Aussicht auf hohe Dividenden sie hoch bezahlten, erleiden gewaltige Einbuße, hauptsächlich solche Spieler, die nicht im stande sind, die Aktien im Termin an sich zu nehmen, um sie bis auf bessere Zeiten ruhig in den Schrank zu legen.

Hier im betäubenden Lärm ist's nicht sehr gemütlich, dazu ist die Luft dumpf und schwül. Eine angenehmere Temperatur weht am andern Ende der Halle, wo die Inhaber großer und weltbekannter Fabrik-, Import- und Exportfirmen in stiller und erhabener Würde thronen. Man sieht ihnen ihre Solidität und die stille Verachtung an, welche sie dem wüsten Treiben drüben entgegensetzen. An den Seitenwänden reiht sich Kontor an Kontor, in denen die Makler unter Haufen von Warenmustern allerlei Art walten und schalten, die Qualitäten von Reis, Kaffee, Baumwolle, Zucker u. dergl. genau und sachverständig am hellen Tageslicht der Fenster prüfend.

Allmählich beginnen die Gruppen in den drei großen Räumen, welche wohl 6—7000 Menschen in sich geschlossen haben



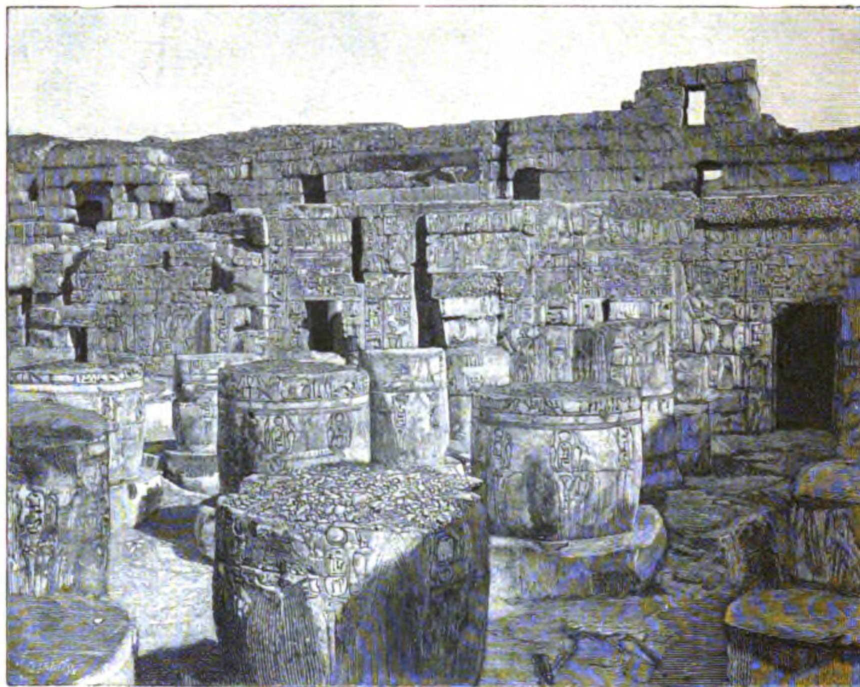
Die Vorderseite des Tempels von Luxor (S. 1212).

Weser, Themse und im Kanal, sowie die Lloydsliste. Mancher Assekurateur bemerkt mit Vergnügen, daß Risikos abgelaufen sind, ein anderer ist enttäuscht, weil über dieses und jenes Schiff, welches über die gewöhnliche Zeit unterwegs ist, noch immer jegliche Nachricht fehlt.

Plötzlich schlägt draußen eine Glocke an. Die Menge drängt nach den Thüren zu. Wir werden mit hinausgeschoben und sind wieder auf der Galerie, dicht an der Brüstung derselben. Unten in der großen Halle wogt es auf und ab, — scheinbar alles durcheinander, ohne Ordnung und Regel. Das Gesumme vieler tausend Stimmen schlägt, dem Geräusch der Brandung auf dem Meeresstrande ähnlich, an das Ohr. Es ist, als ob man unter sich das Gewimmel riesiger Ameisen sähe. Die Glocke schlägt noch einmal an. Jetzt ist's Zeit, sich hinunterzubegeben. Um halb zwei beginnt die Börse.

Dort in der großen Halle hat sich doch schon eine gewisse Ordnung hergestellt. Die meisten Herren stehen still; nur verhältnismäßig wenige drängen sich durch die dichtgesäeten Gruppen. Diese Wandelsterne sind Leute mit geöffneten Notizbüchern, mit Probebeuteln und -Düten in den Händen: Makler und Agenten, die sich bemühen, Geschäfte einzuleiten und zum Abschluß zu bringen. Sie sprechen eifrig mit einzelnen Herren, welche sich entweder zustimmend oder abweisend, immer aber höchst gleichgültig und vornehm, verhalten und schließlich auf vieles Reden hin entweder einen Abschluß genehmigen oder die Annahme des Gebotes entschieden verweigern. Alte, hungrig und kummervoll aussehende Agenten, die sichtlich nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehen, lächeln sauersüß, wenn ihnen ein kleiner Abschluß mit einem Hause geringeren Ranges gelungen ist. Kann doch wenigstens heute der Schornstein von der verdienten Kourtage rauchen! Die diensthuenden Kommis der großen Firmen holen Schiffsmakler und Verladungsagenten herbei, mit denen die Chefs konferieren; der Assekuranzmakler erhält seine Aufträge.

Wir hegen den Wunsch, einige uns bekannte Herren zu sprechen und fragen ihretwegen hier und da an: „Wo steht dieser oder jener?"



Halbzerstörter Säulensaal im Tempel von Medinet Abu (S. 1216).

„Ah! Der gehört zu den Afrikanern! Dort rechts werden sie ihn finden!"

Da stehen nämlich diejenigen Firmen, welche mit Afrika arbeiten. Andere Branchen haben auch ihre bestimmten Standplätze, wo der Eingeweihte sie leicht findet. Den Platz der Börsenfürsten, der „königlichen Kaufleute", die mit ihren Geschäften und ihrer gewaltigen Kapitalkraft die Welt beherrschen, kennt jedermann.

„Sie wollen Herrn N. sprechen? Ach ja, der ist ja Teilhaber der Reisfirma. Dort bei Nr. 20 in der Nähe des Pfeilers ist er zu treffen!"

Wir folgen der Weisung und erblicken sogleich den uns befreundeten Herrn, welcher sich glücklich schätzt, uns zu begrüßen. Aber schon im nächsten Augenblicke wendet er sich ab, weil einer der vielen umherstreifenden Telegraphenboten ihm eine Depesche behändigt. Er überfliegt sie rasch und wendet sich an seinen Prokuristen mit den Worten: „Die ‚Estella' ist auf der Elbe. Bitte, sagen Sie dem Ewerführer, daß er Lichter nach Brunshausen schickt. Das Schiff kann ohne zu lichten nicht an die Stadt gelangen. — So, lieber K., nun bin ich bereit," sagt er, den Blick auf mich gerichtet, „womit kann ich dienen?"

Wir haben selbstverständlich keine Geschäftsinteressen, sondern wollen nur einige von gemeinschaftlichen Bekannten aufgetragene Grüße ausrichten. Glücklicherweise stört uns in den nächsten Minuten niemand in der Unterhaltung. Dann aber kehrt der Prokurist zurück, bleich und verstört.

„Was ist?" fragt der Chef.

„Soeben," antwortet er, „kam ... Nachricht, daß die ‚Estella' von ein... Dampfer angerannt wurde ..."

„Das wäre!"

„Ja, und — gesunken ist. Sie ... als total verloren zu betrachten."

Der Chef hört ihn ruhig an und ... dann: „Wir haben doch fünfzehn Proz... imaginären Gewinn versichert?"

„Ja," entgegnet der Prokurist.

„Die Mannschaft wird hoffentlich ... rettet sein. Dann ist's gut! Lieber w... mir freilich ... Ladung als ... Nutzen gewe... dann brau... die Mühle ni... stillzustehen ... Dort geht ... Agent L.! ... fen Sie ihn ... fälligst her."

Der Herr ... scheint und ... gefragt, ob ... eine schwim... mende Lad... Reis anzubie... hat? Er ... neint, ... aber, als er ... eben anschick... gehen, ein Te... gramm, welch... er unserem ... Freunde ...

„Ich acc... tiere," sagt le... terer und er... dann das Sch... sal der ‚Estel... welches der ... Agent noch ni... erfahren ha...

„Ich gratuliere zum Kauf! Die ... dung ist billig."

„Ganz Ihrer Meinung," entgeg... unser Freund.

Wir empfehlen uns, da sich ei... Makler nahen. Binnen wenigen Minu... haben wir einen interessanten Blick in ... Getriebe geworfen und sind Zeugen ... wesen, wie rasch die Geschäfte eingele... und erledigt werden.

Drüben im Anbau stehen die ... sicherer. Auf den runden Estraden, ... welche Sitze sich aufbauen, liegen die ... schiedensten Klassifikationsbücher, in ... chen jedes Seeschiff der Welt nach ... art, Güte, Alter und Vertrauenswür... keit verzeichnet ist. Des Nachschlagens ... kein Ende, denn es liegen viele Assekura... anträge vor. Einige der Herren Assekura... teurs sind sichtlich sehr schlechter Lau... denn sie haben eben in die Verlustli... einen bösen Posten eintragen müss... Casco (Schiff) und Ladung der „Estel... ist an der Hamburger Börse versich... auch die wahrscheinlich beschädigte Ladu... des Dampfers, welcher sie in Grund ... bohrt hat. Der Schaden beläuft sich viellei...

einige Millionen Mark. Die Schiffs-ſler, deren Börsenkontore die Seite der lle begrenzen, kommen, um näheres zu ragen. Glücklicherweise sind die Mann-iften beider Schiffe in Sicherheit. — die Telegramme von der Unterelbe agen, daß dieselbe endlich ganz eisfrei und daß die zahlreichen Segelschiffe, lche in Kuxhafen lagen, auffegeln, so rscht viel Bewegung in den kleinen ntoren: Die Empfänger der Ladungen ſſen ihre Verfügungen und zeigen die nnossemente vor.

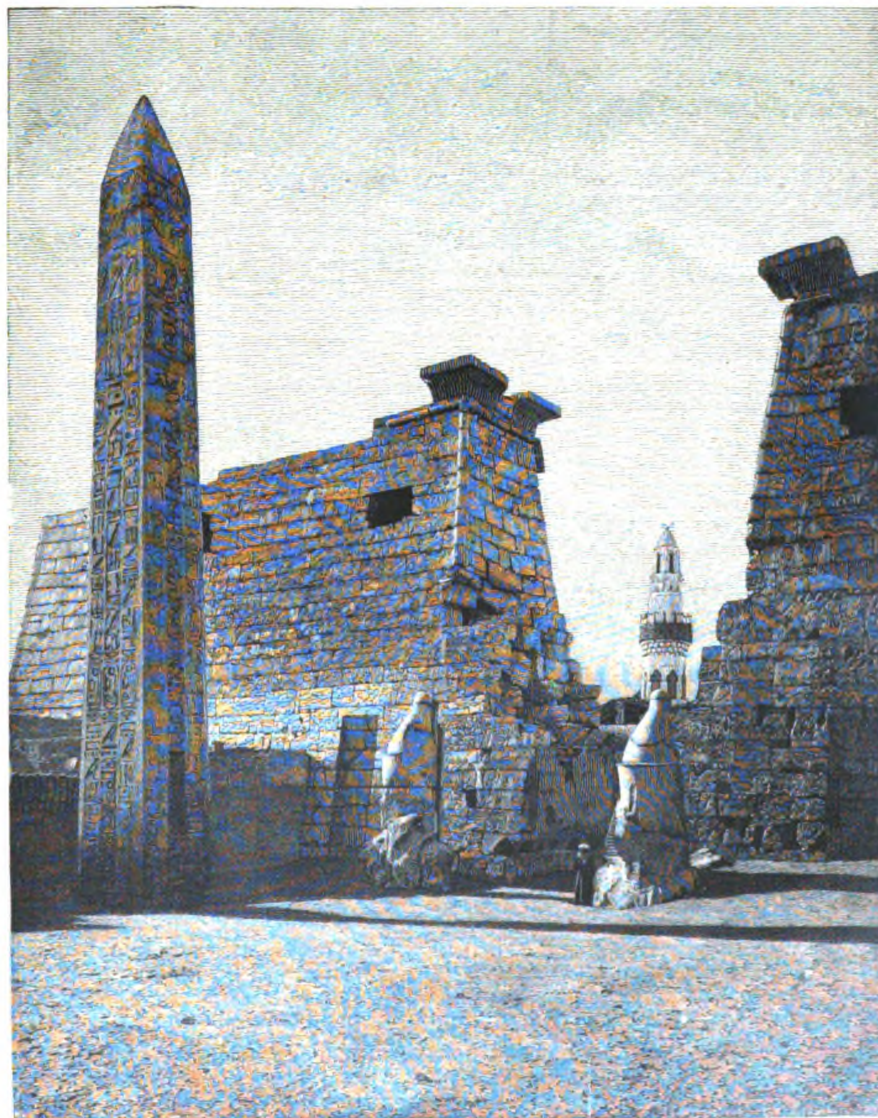
An der Getreidebörse und im Petro-mhandel ist's heute „flau“, alle aus-rtigen Notierungen kommen niedriger. anche Verkäufer, welche im morgigen rmin zu liefern haben, sind freudig er-t, da sie zu niedrigen Preisen sich decken nnen, während andere durch den Rück-ng der Werte bei teurer Uebernahme ße Verluste erleiden.

„Ich muß Ihnen eine kleine Ausein-dersetzung geben, welche Sie mir ver-hen wollen! Der Terminhandel, lcher mit imaginären Werten ope-rt, fordert manchmal leider viele d große Opfer, da derselbe sich r auf Gewinn und Verlust grün-: und die Ware (oder das Wert-pier) selbst selten in Frage kommt. wird oft mit ungeheuren Quan-äten, resp. Summen, gearbeitet. er kauft, spekuliert auf Höher-jen der Preise zum bestimmten rmin, wer verkauft, hat das Be-eben, sich billig für denselben zu ken. Einer muß gemeiniglich die che zahlen. Gewinn und Verlust d in bewegten Zeiten oft kolossal. ie viele Existenzen gehen dann zu unde! Verzweiflung, ja Selbst-rd folgt. Der Terminhandel ist t gefährliches Spiel. Die neuer-ngs auf dem Termingeschäft be-ündete Hamburger Kaffeebörse hat der schon zahlreiche Opfer gefor-rt, hier und sogar im Inlande. er Reiz des bösen Spieles ist zu oß. — Doch nun genug davon! ſſen Sie uns weitergehen!“

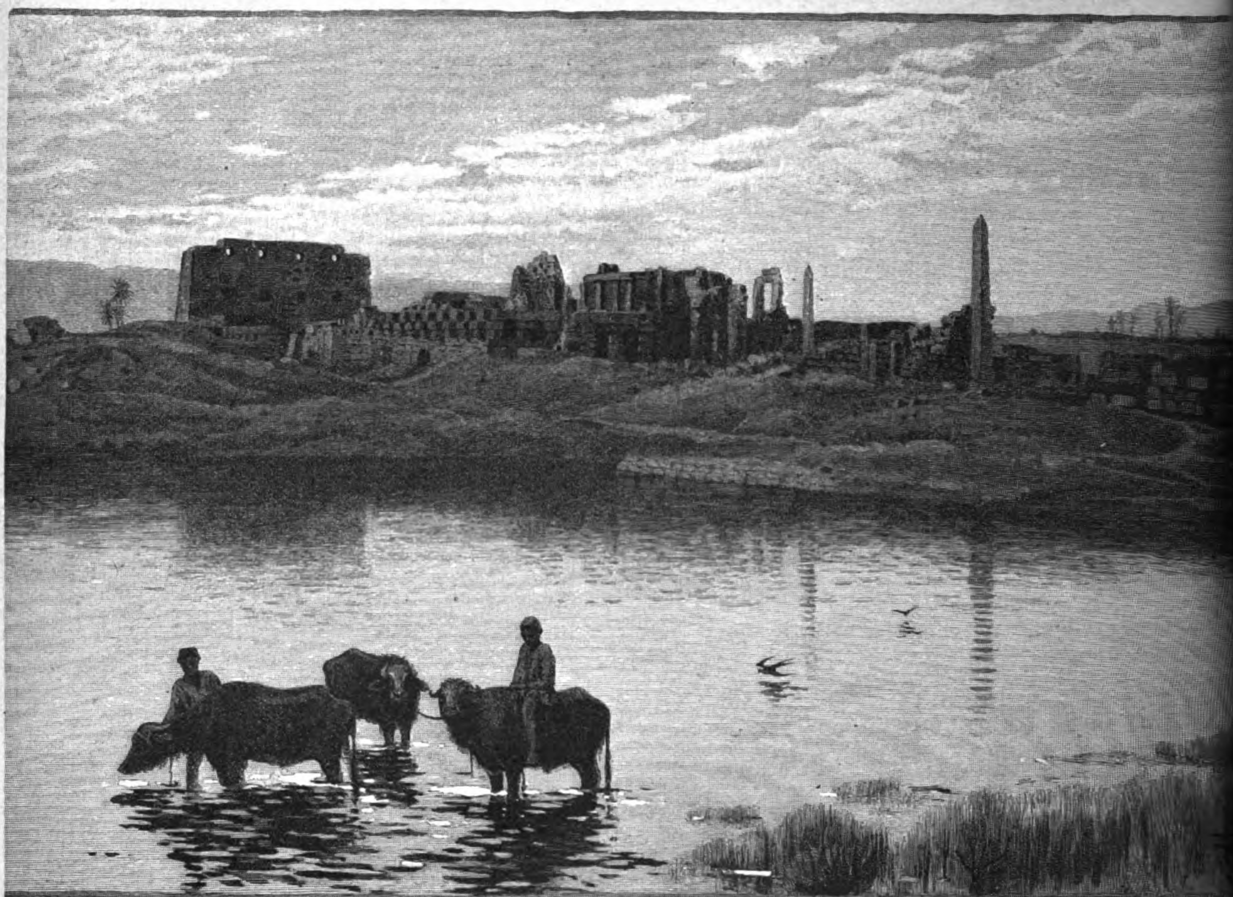
Wir verlassen diese Abteilung, euzen die Mittelhalle und begeben s in den neuen Anbau, an dessen nem Ende ein furchtbares Gewühl rrscht. Viele aufgeregte und über-schäftige Menschen, denen man an r Nase absieht, daß ihre Vorväter nst bei dem Zuge durch das Rote leer beteiligt waren, rennen hin d her, ihre Notizbücher in den änden haltend, in welche sie Her-n blicken lassen, die in vornehmer altung auf den Bänken in der itte des Raumes sitzen. Auf den essingtafeln lesen wir die Firmen kannter Bankiers; daß es Israe-iten sind, zeigen nicht nur ihre Na-en an. Die gewandten Makler, elche kurze Weisungen empfingen, irzen wieder fort. Hier und da rt man Rufe, wie: „Ich nehme fünfzigtausend Kredit!“ oder: „Ich gebe zehntausend Hanseaten!“ u. dergl. So viel Brief! So viel Geld! Ultimo! — Gütiger Himmel! Wir sind in die Effektenbörse geraten! Man redet uns an: „Haben Sie Hanseaten? Nehmen Sie Dampfschiffahrtsaktien?“ Wir schütteln erstaunt den Kopf und werden nicht weiter beachtet. So viel aber merken wir, daß der Verlust der „Estella“ auch bis hierher seine Wirkungen erstreckt hat. Dampfschiffahrtsaktien werden stark angeboten, aber gehalten, da der unglückliche Dampfer, welcher das Unheil verschuldet hat und möglicherweise für den Schaden verantwortlich gemacht werden kann, zwar nicht versichert ist, der große vorhandene Reservefonds der Gesellschaft jedoch eine etwaige Inanspruchnahme dem Vermögensstande derselben nicht sehr fühlbar sein würde. Die Aktien der Versicherungsgesellschaften sinken. Spekulanten, welche noch gestern in Aussicht auf hohe Dividenden sie hoch bezahlten, erleiden gewaltige Einbuße, hauptsächlich solche Spieler, die nicht im stande sind, die Aktien im Termin an sich zu nehmen, um sie bis auf bessere Zeiten ruhig in den Schrank zu legen.

Hier im betäubenden Lärm ist's nicht sehr gemütlich, dazu ist die Luft dumpf und schwül. Eine angenehmere Temperatur weht am andern Ende der Halle, wo die Inhaber großer und weltbekannter Fabrik-, Import- und Exportfirmen in stiller und erhabener Würde thronen. Man sieht ihnen ihre Solidität und die stille Verachtung an, welche sie dem wüsten Treiben drüben entgegensetzen. An den Seitenwänden reiht sich Kontor an Kontor, in denen die Makler unter Haufen von Warenmustern allerlei Art walten und schalten, die Qualitäten von Reis, Kaffee, Baumwolle, Zucker u. dergl. genau und sachverständig am hellen Tageslicht der Fenster prüfend.

Allmählich beginnen die Gruppen in den drei großen Räumen, welche wohl 6—7000 Menschen in sich geschlossen haben



Die Vorderseite des Tempels von Luxor (S. 1212).



Ruinen von Karnak mit dem heiligen See im Vordergrunde (S. 1212).

mögen, sich zu lichten und aufzulösen. Quartiersleute in ihren schwarzen Wämsern erscheinen, um Aufträge zur Empfangnahme oder Ablieferung von Waren zu holen; Kontorboten kommen, um die Liste nötiger Besorgungen, und Advokaten und Notare besuchen ihre Kunden, um Bevollmächtigungen zur Einleitung von Prozessen und Protesten entgegenzunehmen ...

... Ah, da ist ja ein lieber Freund! Und gerade im Begriff fortzugehen! Aber er widmet uns noch einige Minuten. Auch ein geborner Bremer wie ich, freut er sich, einige Worte über die alte Vaterstadt an der Weser plaudern zu können.

„Sie haben unser Bremen wohl so wenig vergessen wie ich! Es ist Ihnen doch gewiß schwer geworden, sich in dem kleinen schönen Städtchen an der Trave (er meinte das ehrwürdige Lübeck!) zu akklimatisieren?“

Ich antworte ihm, daß ich Bremen in allen Treuen zugethan bleibe, so wohl ich mich auch in Lübeck fühle.

„Ich sehne mich manchmal aus dem unruhigen Hamburg hinaus,“ fährt er fort. „Wie hier an der Börse, so geht's in der ganzen Stadt. Zur Gemütlichkeit kommt man selten, ja nur, wenn man fernab bei Frau und Kindern in einer entlegenen Vorstadt sitzt. Ja, was ich Sie noch fragen wollte!“

Erwartend, daß etwas recht Wichtiges kommt, horche ich hoch auf.

„Sagen Sie, kann man in Lübeck nach Herzenslust — schlittschuhlaufen?“

Ich lachte laut und entgegnete: „An der Frage erkenne ich den lieben Landsmann. Wenn's Eis gibt, sind die Bremer so toll dabei wie die Holländer. Allerdings haben wir in Lübeck die beste und weiteste Eisbahn bis an die Küste hin. Wenn nur die löbliche Polizei nicht so lange mit dem Freigeben warten wollte! ... Ja, ja, wie manche hübsche Partie haben wir früher an der Börse in Bremen verabredet! Wie hübsch war's, wenn die Herren Senatoren und Richter dort erschienen, um ihre Schlittschuhkumpane zu den oft zehn deutsche Meilen langen Fahrten zu bereden! Spricht man hier an der Börse auch von dergleichen?“

„Ich glaube kaum! Von Soireen, Diners und Soupers aber desto mehr. Sehen Sie dorthin! Die lachenden Herren erzählen sich gewiß das Neueste und etwas Pikantes von dem gestrigen Ball beim Senator X. und schmieden Pläne für künftige Amüsements.“

„Ein Glück, daß die Börse doch nicht vollständig in Geschäften untergeht ...“

Laute Glockensignale unterbrechen die Unterhaltung. Die etwas spießbürgerlich uniformierten Börsendiener, die statt einer Waffe die Büchse tragen, in welcher si[e] den Obolus für die Zuspätkommende[n] auffangen, öffnen die Gitterpforten un[d] ziehen sich zurück. Die offizielle Börsen[-]zeit ist abgelaufen. Das Börsenpublikum zieht scharenweise ab.

Mein Freund fordert auf, ihn na[ch] einer Restauration zu begleiten, damit wi[r] uns erfrischen und den eingeschluckten Staub in einem Glase Bayrisch hinab[-]spülen können.

„Ich muß Sie aber bitten, vorher mich noch auf einige Minuten zu ent[-]schuldigen, denn ich habe noch eine De[-]pesche nach Hongkong loszulassen. Oder wollen Sie mich auf das Telegraphen[-]büreau begleiten?“

Wir ziehen das letztere vor. Da[s] kleine Büreau in einem Nebenraum i[st] sehr umlagert, alle Schalter sind stark be[-]setzt. Es gilt, die Hamburger Notierungen für Waren und Werte in alle We[lt] hinauszusenden. Sind sie doch maßgebend an vielen Handelsplätzen. Die nach Berlin und anderen Orten führenden Fernsprecher sind sehr begehrt. Mein Freund kenn[t] ganz genau die Stelle, an welche er sich zu wenden hat und wird fast augenblick[-]lich bedient.

„So, nun auch hinaus!“ ruft er froh[-]gemut.

Durch das Gewühl der flanierenden

Herren und Damen am Jungfernstieg arbeiten wir uns nach dem Alsterpavillon durch, wo wir, auf den breiten, stillen Wasserspiegel blickend, beim kühlen Trunke die an der Börse erlittenen Beschwerden vergessen. Denn es ist wahrlich keine Kleinigkeit, zwei Stunden lang in der drückenden Stickluft unter den vielerlei Eindrücken und im betäubenden Lärm der Stimmen, oft in drangvoll fürchterlicher Enge, auszuhalten.

* * *

Den geneigten Leser entlasse ich nun mit dem herzlichsten Dank für die Begleitung. Möge er im schönen reichen Hamburg Belohnung für seine Mühe finden. Hoffentlich hat er einen kleinen, nicht ganz uninteressanten Einblick in das Börsenleben einer Welthandelsstadt gewonnen; freilich nur bei dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge. Bei ausbrechenden Handelskrisen, Eintreffen von welterschütternden Hiobsposten verändert sich das Bild: Niedergeschlagenheit, allgemeine Panik treten ein, während bei gemeldeten freudigen Ereignissen, z. B. nach Siegen deutscher Heere, die Stimmung der Börse sich zu heller Begeisterung erheben kann und sich in donnernden Hurras Luft macht.

Die Lanze als Reiterwaffe.

Von

Bernh. Poten.

Die Lanze ist die Königin der Waffen — lautet ein geflügeltes Wort, welches Graf Raimund Montecuccoli, dem großen Türkensieger, in den Mund gelegt wird.

Es ist damit, wie mit manchen anderen derartigen Redensarten. Sie sind gebraucht, aber nicht als mathematische Lehrsätze hingestellt, sondern sie sind im Zusammenhange mit anderen Behauptungen geäußert, durch Bedingungen eingeschränkt und auf bestimmte Verhältnisse angewendet. Umstände aber verändern die Sachlage.

So auch hier. Nirgends hat Montecuccoli das Wort zu einem Glaubenssatze erhoben. Er äußert sich vielmehr, wo er sich über die Lanze ausspricht, sehr vorsichtig, indem er sagt, daß von allen Waffen, welche zu Pferde gebraucht würden, die Lanze die beste sei; um sie aber mit Nutzen anwenden zu können sei erforderlich, daß der Lanzenreiter von Kopf bis zur Zehe gepanzert und vorzüglich beritten sei und daß ihm ein festes, ebenes und offenes Gelände zur Verfügung stehe. Wenn alle diese Bedingungen erfüllt würden und Kürassiere in Bereitschaft ständen, um den Erfolg auszubeuten, so könnte großes erreicht werden. Wenn aber Mann, Roß oder Bodenbeschaffenheit jenen Anforderungen nicht entsprächen, oder wenn die Unterstützung durch Kürassiere nicht erfolgen könne, so hält er die Lanze für nutzlos und sogar für schädlich. Dazu kommt, daß Montecuccoli, trotz seiner hohen militärischen Begabung, keineswegs ein großer Reiterführer war; seine Kriegführung war vorsichtig und methodisch und mehr darauf berechnet durch kunstvolle Manöver zum Zweck zu gelangen, als den Sieg im Fluge zu erringen; die wuchtigen Schläge, welche im 30jährigen Kriege von der kaiserlichen Kavallerie geführt waren, kommen unter ihm nicht mehr vor. Erst Prinz Eugen half den kaiserlichen Reitern wieder in den Sattel.

Auf die Verschiedenheit der Forderungen, welche das 17. Jahrhundert an die Truppen stellte, im Vergleich zu denen, welche dieselben gegen das Ende des 19. zu erfüllen haben, welche aber das Urteil über Wert oder Unwert der Lanze wesentlich beeinflussen, braucht hier nicht weiter hingewiesen zu werden.

Der Lanze soll aber, durch die Berufung auf Montecuccolis Urteil und die Erwähnung der geringen Stichhaltigkeit des ihm in den Mund gelegten geflügelten Wortes, ihr Wert für die Reiterei der Gegenwart und ihre Bedeutung für die heutige Kriegführung nicht abgesprochen werden. Durch eine Verordnung Kaiser Wilhelms II., mittels deren ihre versuchsweise Einführung bei den bisher nicht mit ihr versehenen Reitergattungen befohlen wurde, ist bewiesen, daß an maßgebender Stelle ein hoher Wert auf sie gelegt wird; sie hat hierdurch von neuem das Augenmerk weiterer Kreise auf sich gelenkt. Wir wollen daher unternehmen, einen Rückblick auf ihre Vergangenheit als Waffe der Reiterei zu werfen und die Rolle zu kennzeichnen, welche ihr in den Kriegen der Zukunft zu spielen vergönnt sein dürfte.

Nach der Einführung der Feuerwaffen verschwindet die Lanze, bis dahin die Haupt- und Lieblingswaffe der den Kern der Heere bildenden schwerbepanzerten Ritter, aus den Reihen der Reiterei mehr und mehr. Sie machte eben jenen Feuergewehren Platz, denen wir als Poitrinals, Pistolen, Faustrohren, Karabinern, Arkebusen 2c. begegnen. Im 30jährigen Kriege führte keine der einander bekämpfenden Reitertruppen die Lanze, aber mit der blanken Waffe war auch der Reitergeist abhanden gekommen, erst Führer wie Gustav Adolf, Pappenheim und Cromwell hauchten denselben von neuem ein. Sie verlegten das Schwergewicht der kavalleristischen Thätigkeit wieder dahin, wo dasselbe zu suchen ist, in den Angriff mit der blanken Waffe, also dahin, wo die Lanze besonders wirksam sein kann. Trotzdem dauerte es lange, bis sich wieder Lanzenreiter in den Heeren finden. Sie kamen von Osten, von den slawischen Völkerschaften. Durch die Verbindung Kursachsens mit Polen fanden sie unter dem Namen Ulanen den Rückweg in die Heere des Abendlandes. „Ulan“ hieß der Anführer eines mit Lanzen bewaffneten Reitertrupps. An die früheren sächsischen Ulanen erinnert noch gegenwärtig die lichtblaue Ulanka und die weiße Mütze der sächsischen Regimenter; die Czapka ist fast überall deren große Kopfbedeckung geworden.

Die Fridericianischen Kriege machten auch in den Heeren Oesterreichs und Preußens Ulanen entstehen. Dort geschah es unter der Benennung als Valassen (Walachen) oder Freireuter; erst 1784, als anderen Reiterregimentern mit Lanzen bewaffnete Abteilungen beigegeben wurden, kommt der Name Ulanen vor; 1791 wurden zuerst ganze Regimenter davon aufgestellt und seit dieser Zeit haben die „Uhlanen“ (so schreibt man dort) sich in der K. K. Armee behauptet. Sie ergänzen sich aus den Landesteilen polnischer Nationalität.

In Preußen hat zuerst König Friedrich der Große Ulanenregimenter errichtet. Es geschah während des ersten schlesischen Krieges. Das Uebergewicht seiner Gegner an leichter Reiterei war die Veranlassung. Seine Ulanen waren aber, wie ein Zeitgenosse schreibt, „ungeschickte Kerls“, nicht Meister ihres schwer zu gebrauchenden Handwerkszeuges, und da sie, als sie zum erstenmal etwas leisten sollten, den Erwartungen nicht entsprachen, erklärte er: „sie seien das Brot nicht wert, das sie essen“, machte sie zu Husaren und wollte zunächst nichts weiter von ihnen wissen. Als „Bosniaken“ nahm er jedoch bald nachher eine Anzahl ausländischer Lanzenreiter, zum Teil Mohammedaner, von neuem in sein Heer auf; aus ihnen gingen später, als man die Masse bäuerlicher Edelleute verwerten wollte, welche durch die dritte Teilung Polens preußische Unterthanen geworden waren, die Towarczys (zu deutsch Kameraden, Genossen) hervor, die Vorgänger der heutigen Ulanen, deren Name bei der Neugestaltung des Heeres nach dem Frieden von Tilsit ihnen beigelegt wurde. Weite Verbreitung erhielt die Lanze in Preußen durch ihre allgemeine Einführung bei der Landwehrkavallerie im Jahre 1813. Man hatte damals daran gedacht, die letztere als eine Art von regulären Kosaken zu verwenden; es geschah dies jedoch von vornherein nicht, die Landwehrreiterei ward vielmehr vollständig Linienkavallerie, die mit der Lanze bewaffnet war; die Mobilmachungen der Jahre 1848 bis 1850 bewiesen aber, wie fehlerhaft es sei, dem früheren Kürassier, Dragoner oder Husaren als Wehrreiter dieselbe in die Hand zu geben; es wurden daher seit 1852 den Landwehr-Ulanenregimentern nur solche Mannschaften zugeteilt, welche im stehenden Heere Ulanen gewesen waren, während die übrigen den mit der Lanze nicht versehenen Regimentern überwiesen wurden, und dieser Grundsatz dient noch jetzt für die Zöglinge der 25 Ulanenregimenter des deutschen Reichsheeres zur Richtschnur. Die Anerkennung, welche ihr Name während des Krieges von 1870/71 durch den von ihnen verbreiteten Schrecken gefunden hat, gebührt vielmehr den Dragonern und Husaren, den Chevauxlegers und Reitern, als den Trägern desselben, denn dieser Schrecken beruht auf den Leistungen derjenigen Kavallerieregimenter, denen der Aufklärungs- und Sicherungsdienst oblag, und das waren zumeist jene. Der Ulan, damals noch einer kriegsbrauchbaren Feuerwaffe entbehrend, wurde zu solcher Verwendung nicht vorzugsweise herangezogen. Dem als Kaehler-Pascha in türkischem Dienst verstorbenen damaligen Generalstabsmajor dieses Namens erwiderte ein Maire, welcher ihn über Ulanen befragte und dem er solche zeigte: „Pardon, monsieur, ce sont des lanciers.“ Der Ruf, der ihnen voranging, wurzelte in der Erinnerung an die halbwilden Lanzenträger des russischen Heeres vom Jahre 1814; die pariser Tagespresse von 1870 machte aus den deutschen Ulanen Leute wie Kalmücken und Baschkiren; sie schilderte dieselben als hervorgegangen aus barbarischen Völkerschaften, die irgendwo dem Zepter des Königs von Preußen unterthan wären, geführt von abgedankten Offizieren schlimmster Art, auf Beutemachen und Plündern angewiesen, da sie weder Sold noch Verpflegung empfingen. Erwiderte doch Thiers, den die Franzosen für einen vorurteilsfreien Geschichtsforscher halten, im November 1870 zu Versailles dem Grafen Bismarck, als dieser sich über die Verwendung der Turkos beklagte: „Mais vous vous servez tout de même des ulans!“

In Frankreich haben die Lanzenreiter rechten Boden nicht gewinnen können, obgleich schon der Marschall Moritz von Sachsen sie empfahl und mit der Einführung den Anfang machte. Die geringe Reitfertigkeit der Mannschaften stand der Einbürgerung im Wege. Napoleon I. rief sie, zuerst aus polnischen

Bestandteilen, von neuem ins Leben und 1870 bestanden neun Regimenter, die nach dem Kriege abgeschafft wurden.

In Rußland, wo der größte Teil der zahlreichen irregulären Reiterei die Lanze führte, fand die letztere bei der regulären erst im Anfange unseres Jahrhunderts durch die Errichtung von Ulanenregimentern Aufnahme, doch führte nur das erste Glied die Lanze; eine Art der Bewaffnung, welche Zar Nikolaus auch für die Kürassiere anordnete und Zar Alexander II. auf die Husaren ausdehnte; die Dragoner, bei denen das Feuergefecht von jeher eine große Rolle spielte, blieben ausgenommen. Gegenwärtig ist die Lanze für die gesamte reguläre Kavallerie abgeschafft; bei den Armeekosaken hat das erste Glied sie behalten.

Die letztere Einrichtung hat in einigen kleineren Heeren Nachahmung gefunden; in Italien besteht die Hälfte der Kavallerie aus Lancieri.

Das in der Neuzeit mehrfach zu bemerkende Verschwinden der Lanze ist erfolgt, weil die Notwendigkeit gefühlt wurde, einem jeden Kavalleristen eine brauchbare Feuerwaffe in die Hand zu geben und ihn für das Gefecht zu Fuß verwendbar zu machen. Es ist dasselbe Bestreben, welches die Abschaffung des Küraß veranlaßt hat. Wird die Bewaffnung mit einer kriegsbrauchbaren Schußwaffe auf den Ulanen ausgedehnt, so muß dieser drei Trutzwaffen führen: die Lanze, den Karabiner, den Säbel. Das hielt man für zu viel. Man fürchtete ihn zu sehr zu belasten und zu belästigen und war außerdem der Ansicht, daß die Anforderungen an die Ausbildung zu groß sein würden, als daß diesen Genüge geleistet werden könnte, wenn man dem Reitersmann noch die Lanze gäbe.

Es sind das alles Bedenken, denen eine Berechtigung nicht abgesprochen werden kann. Das Pferd ist durch das Gewicht des Reiters und durch alles dasjenige, was derselbe für sich und seines Rosses Lebens- und Leibesnotdurft auf des letzteren Rücken fortschaffen muß, in so hohem Grade beschwert, daß man seine Last auf alle Weise zu erleichtern bestrebt ist, damit es im stande ist, bei ungenügender Pflege und vielleicht bei mangelndem Futter, viele Meilen in jedem Wetter und auf allen Wegen zurückzulegen und trotzdem auf das Marsch! Marsch! in rascher Gangart in des Feindes Reihen zu brechen; zu den beiden unentbehrlichen Waffenstücken, dem Säbel und dem Feuergewehr, von denen, je nach Wahl, das eine am Pferde, das andere am Leibe des Mannes geführt wird, kommt die Lanze, welche die eine Hand fast vollständig in Anspruch nimmt; beim Absitzen zum Gefecht zu Fuß hat der aufgesessen zurückbleibende Mann neben der Sorge für die Pferde seiner beiden absitzenden Nebenleute auch noch die für die Lanzen der letzteren zu übernehmen und in der kurzen Zeit, welche für die Ausbildung des rohen Rekruten zu einem kriegsbrauchbaren Reitersmanne zu Gebote steht, soll derselbe, abgesehen von seiner allgemeinen militärischen Erziehung und Schulung, reiten, schießen, den Gebrauch des Säbels, exerzieren, Felddienst und dann noch die Führung der Lanze erlernen.

Und nur in der Hand des gewandten Mannes ist diese eine furchtbare Waffe. Für den ungeschickten ist sie ein Hindernis. Ihr Gebrauch setzt sich zusammen aus Stichen, welche nach allen Richtungen geführt werden, aus Umgängen, d. h. Uebergängen aus einer Stichlage in die andere, und aus Deckungen, welche durch kreisende Bewegungen erfolgen, bei denen die Spitze der Lanze dem Gegner zugekehrt ist. Es reicht aber nicht hin, daß der Ulan seine Waffe mit Kraft und Sicherheit zu schwingen weiß; er muß auch ein gewandtes, williges, gehorsames Pferd unter sich haben und es zu tummeln verstehen.

Der Kavallerie des Feindes ist die Lanze besonders im Angriff furchtbar, der Ulan kann seinen Gegner erreichen lange bevor dieser ihm beizukommen vermag; im Handgemenge ist sie weniger überlegen, zumal wenn es gelingt dem Lanzenreiter die rechte Seite abzugewinnen, Fechtkunststücke mit stumpfen Waffen lassen freilich den Ulanen aus dem Strauß mit mehreren Säbel- oder Degenführern siegreich hervorgehen; höchst wirksam ist die Lanze bei der Verfolgung, sei es um weichenden Reitern den Rücken zu kitzeln oder Infanteristen, welche sich zu Boden geworfen haben, zu erreichen; auch dem Artilleristen, der innerhalb der genommenen Geschütze mit Wischkolben und Faschinenmesser sich zur Wehre zu setzen suchte, ist sie schon oft verhängnisvoll geworden; dazu sind die Wunden, welche sie schlägt, viel gefährlicher als die durch Pallasch und Säbel hervorgebrachten und weit eher setzt ein Lanzenstoß außer Gefecht als der anderen blanken Waffen Hieb und Stich. Vor allem aber ist es der durch die Lanze hervorgebrachte moralische Eindruck, welcher ihr Wert verleiht.

Ihre Herstellung ist schwierig; diese Aufgabe in vollkommen zufriedenstellender Weise zu lösen ist noch nicht gelungen. Es genügt keineswegs eine Bohnenstange zu nehmen und mit einer eisernen Spitze zu versehen. Schon lange hat man darauf verzichtet, sie aus einem Stücke zu machen; man schneidet deren mehrere und leimt sie der Länge nach zusammen und daneben sucht man nach einem Ersatz, versucht es mit Bambusrohr, mit Stahldraht und sonstiger Aushilfe und kommt vielleicht noch auf Kautschuk und Papier. Schwierig ist auch die Befestigung der eisernen Spitze an dem hölzernen Schaft. Sie hängt zusammen mit der zweckmäßigen Lösung einer anderen wichtigen Frage, der Bestimmung des Schwerpunktes. Je mehr Vordergewicht die Lanze hat, desto wuchtiger ist ihr Stoß, um so schwieriger aber ist auch und umsomehr Kraft erfordert ihre Handhabung; bei zu großem Hintergewicht ist es umgekehrt. Die preußische Lanze ist 3,3 m, die bayrische 3,14 m, die österreichische $8^1/_3$ Fuß lang; das Gewicht beträgt etwa 2 kg.

Die eiserne Spitze ist meist dreikantig und mit Hohlkehlen versehen, um das Gewicht zu verringern; auch das untere Ende ist mit Eisen beschlagen, um das Einstecken in den Boden zu erleichtern; am Schaft ist eine lederne Schlinge angebracht, durch welche der Arm gesteckt wird; an den Steigbügeln befinden sich lederne Lanzenschuhe, welche das untere Ende des Schaftes aufnehmen, wenn die Lanze nicht gebraucht wird; in Gemeinschaft mit dem Armriemen enthebt der Lanzenschuh den Reiter der Verpflichtung die Lanze mit der Hand zu halten, wenn er nicht nötig hat sie zu gebrauchen. Lustig weht von dem oberen Teile des Schaftes die Lanzenflagge in den Landesfarben herab; sie soll nicht, wie vielfach angenommen wird, dazu dienen des Gegners Pferd scheu zu machen, sondern ist ein Ueberbleibsel aus dem Mittelalter, wo sie den Rang des Ritters bezeichnete.

Wenn es zum Angriff geht, werden die Lanzen gefällt; mit eingelegter Waffe geht es dann in vollem Rosseslaufe auf den Feind los. Wird zum Gefecht zu Fuß abgesessen, so bleiben die Lanzen bei den Pferden, der Ulan nimmt den Karabiner zur Hand und dem zurückbleibenden Kameraden bleibt mit der Sorge für die Pferde zweier zu Fuß Fechtender auch die Obhut ihrer Lanzen. Im Biwak werden die letzteren vor den Köpfen der Pferde in die Erde gesteckt und schnurgeradeaus gerichtet. Am schlechtesten haben sie es auf der Eisenbahn, da kommen sie wie ein Warenbündel in den Gepäckwagen.

Wie die Verwendung der Lanzenreiter in den Kriegen der Zukunft sich gestalten wird? — wer will es sagen. Sie hängt von dem Gebrauch der Kavallerie im allgemeinen ab und von den Wirkungen der zu immer größerer Leistungsfähigkeit entwickelten Feuerwaffen. Voraussichtlich wird der Feldzug durch große Reiterkämpfe eingeleitet werden, in denen die Kavallerie von diesseits und von jenseits sich messen wird, und welche dazu führen werden, daß das Gebiet des Aufklärungs- und Verschleierungsdienstes mehr oder weniger der als Sieger hervorgehenden Partei zufällt. Bei diesen Reiterkämpfen, wie bei dem Gefecht gegen Infanterie, welches trotz aller Hinterlader nicht ausbleiben kann, wird die Lanze ohne Zweifel gute Dienste leisten. Bei Lösung der anderen Hauptaufgabe aber, welche der Kavallerie zufällt, beim Aufklärungs- und Sicherungsdienste, bei welchem das Gefecht zu Fuß eine Rolle zu spielen berufen sein wird, ist sie ein Hindernis.

Große Vorzüge sind der Lanze nicht abzusprechen und bedeutende Vorteile erwachsen dem Ulanen aus ihrem Besitze, aber schwerwiegend sind auch die Bedenken gegen ihre Verwendung, sei es für einen Teil, sei es für die Gesamtheit der berittenen Truppen.

Nur versuchsweise hat daher Kaiser Wilhelm II. ihre Einführung bei den früher nicht mit ihr ausgerüstet gewesenen Reitergattungen verfügt. Zuerst waren es sämtliche Kürassiere, für welche die Ablegung des Harnisch außer zur Parade und die Ausrüstung mit dem Karabiner bereits befohlen war, und wenn wir recht berichtet sind, zwei Husarenregimenter. Neuerdings sind auch die Dragoner in den Kreis gezogen und bereits hat Frankreich den Versuch bei seinen Dragonern nachgeahmt.

Aber wir sind im vaterländischen Heere nicht gewohnt, daß Anordnungen und noch dazu von so bedeutender Tragweite, ohne die reiflichste Ueberlegung und ohne gründliche Abwägung von für und wider getroffen werden. Deutschlands oberster Kriegsherr wird sicher nicht ohne vollste Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit die versuchsweise erfolgte Einführung zu einer bleibenden gestalten. Den Lobrednern wie den Gegnern können wir daher das Wort zurufen, welchem „lieb Vaterland“ vertraut:

„Kannst ruhig sein“.

Mit oder ohne Lanze steht treu und fest die Wacht am Rhein, wie an der Weichsel und am Riemen.

Einem jungen Mädchen.

Noch ruht auf dir ein tiefer Frieden,
Wie auf der Rose Morgentau,
Noch hat der Kummer dich gemieden,
Noch ist dein Himmel klar und blau.

Du gehst auf dornenlosen Wegen,
Der eignen Schönheit unbewußt,
Wie träumend noch; bald wird sich regen
Der Kampf in deiner jungen Brust.

Dann wirst du zagen, hoffen, beben;
Denn ehe du es noch gedacht,
Bist haltlos du dahingegeben
Der Liebe unsichtbaren Macht.

Julius Sturm.



Richelieu bei der Belagerung von La Rochelle. Von H. Motte.

Das Haus Montague.

Erzählung in drei Bänden von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Wie du, kann nur ein Bruder handeln," begann er, „und was du mir bietest, ich nehme es mit Dank an. Bin ich kein feiner Gentleman wie du selber, so weiß ich doch, was recht ist. Soll ich für dich in den Tod gehen, brauchst du mir nur einen Wink zu geben. Ich fordere dich nicht auf, dem Mädchen hier freundlich zu begegnen; in deinen Augen steht's geschrieben, daß du in ihr die Braut deines Bruders ehrst." Er sah nach der niedrigstehenden Sonne hinüber und bemerkte nachdenklich: „Eine Stunde mögen wir noch warten, begeben wir uns dann auf den Weg zur Stadt, so treffen wir gerade zur rechten Zeit ein. Könntest mir jetzt aber eine Freude bereiten, indem du Carlota als deine künftige Schwägerin begrüßtest; denn das schwöre ich dir zu: Bötest du mir alles Gold Kaliforniens, so ließe ich nicht von ihr. Ihr Herz ist so klar wie ihre Augen."

Mein Blick trübte sich bei dieser Bitte. Zwei Gestalten waren vor meiner Seele aufgetaucht, die eine im Schmuck üppiger Jugendkraft und lichtblonden Haars, umringt von gletschergekrönten, wild zerklüfteten Felsmassen, die andere bis zur Hinfälligkeit zart, umwallt von braunen Locken und in ihren Augen widerspiegelnd tiefes, auf Gold und ungezählten Schätzen ins Leben getretenes Leid. Wie kontrastierten beide so eigentümlich zu der gespannt zu mir aufschauenden bräunlichen Waldelfe!

„Carlota," redete ich sie herzlich an, indem ich ihre beiden Hände ergriff, „wie John Blount gehörst auch du zu mir —" das weitere küßten zwei Kirschenlippen unbefangen von meinem Munde fort, und wieder zurücktretend, flehte Carlota in kindlich süßem Schmeichelton: „Aber du nimmst ihn nicht fort von mir, oder ich muß sterben. Santa Maria! Barfuß will ich lieber an seiner Seite mein Leben lang gehen, als ohne ihn goldene Schuhe tragen und seidene Schleppen hinter mir herziehen."

„Der soll dir nicht geraubt werden," beteuerte ich gerührt, „dagegen hoffe ich noch zu erleben, daß du an seiner Seite in Samt und Seide einherwandelst."

Carlota sah mich mit ihren großen dunklen Augen ungläubig an. Sie schien mich nicht verstanden zu haben. Wir ließen uns auf den Stein nieder, Carlota zwischen uns beiden Brüdern, und wenn je Herzen sich schnell erwärmten und öffneten, so geschah es hier, indem ich zunächst mit kurzen Worten meine eignen Erfahrungen schilderte, dann aber zu unserer gemeinsamen Lage, der fernsten Vergangenheit und nächsten Zukunft überging. Die einfache ungeschminkte Weise der Mitteilungen bahnte meinen Worten einen breiten Weg zu den beiden ungeschulten Gemütern, daß sie kaum zu atmen wagten, zu träumen meinten. Ich dagegen begriff, daß es auf gewöhnlichem Wege mir kaum gelingen würde, Carlotas Einwilligung zu einer längeren Trennung von dem Geliebten zu erlangen. Bedachtsam vermied ich daher, schon jetzt an eine solche Notwendigkeit zu rühren. Um so inniger ergötzte ich mich dafür an den Plänen, welche bald von Carlotas Lippen flossen, bald von John Blount offenbart wurden. Es waren Pläne, welche ihnen beiden als der Inbegriff des höchsten irdischen Glückes und Reichtums erschienen und sich doch nur auf den Besitz eines eigenen Gehöftes, eines Dutzends eigener Pferde und doppelt so vieler Rinder beschränkten. —

Die Sonne war längst hinter die Küstenberge hinabgesunken, als John Blount endlich an die vorgerückte Zeit erinnerte und wir gemeinsam den Weg zur Stadt einschlugen. Eine halbe Stunde später erreichten wir das Fort. Dort bestieg John Blount seinen Mustang, und während Carlota sich nach ihrem Heim begab, schlugen wir Brüder die nächste Richtung nach dem Hause des Alkalden ein.

Die Nacht war nunmehr vollständig hereingebrochen, eine jener lieblichen Nächte, wie man sie als einen Schmuck der vom Meer begrenzten Tropen bezeichnen möchte. Die engen Straßen waren noch belebt. Vor den Häusern rasteten deren Bewohner, um die erquickende Kühle im vollsten Maße zu genießen. Andere hatten die von würfelförmigen Bauwerken umschlossenen Höfe zum Aufenthalt gewählt, wo Palmen und Bananenstauden sich über ihnen wölbten und das Wasser eines vom Gebirge niederrieselnden Baches zur Herstellung plätschernder Springbrunnen herbeigeleitet worden war.

Auf einem solchen Hofe weilte auch der Alkalde von Acapulco, ein Mann in den Vierzigern und behaftet mit allen Fehlern und Vorzügen eines echten Mexikaners. Bei ihm und seiner Familie befanden sich einige Nachbarn, gleich ihm mit dem Rauchen von Zigarretten und einem kräftigen Trunk sich vergnügend. In heiteren Bahnen bewegten sich ihre Gespräche, als ich den Alkalden um eine Unterredung bitten ließ. Vorbereitet, wie er bereits durch seine Leute war, begab er sich ohne Zeitverlust in sein Geschäftszimmer, wo ich alsbald bei ihm eingeführt wurde. Unsere Verhandlung dauerte nicht lange. Von seiten des Alkalden anfänglich mit einer gewissen vornehm kalten Zurückhaltung geführt, wurde er indessen bald redseliger. Als wir endlich zu einem bestimmten Abschluß gelangten, drückte er mir mehrfach die Hand, mit mexikanischer Verbindlichkeit sich beglückwünschend, daß ihm die Ehre näherer Beziehungen zu dem wohl berufenen Hause Montague zu teil geworden. Gleich darauf wurde John Blount hereingerufen. Mit unnachahmlicher Grandezza trat der Alkalde ihm entgegen. „John Blount," redete er den sich höflich Verneigenden wohlwollend an, „du hast in diesem Herrn einen warmen Fürsprecher gefunden. Gegen die höchste obrigkeitliche Behörde fehltest du, auch sollst du am Schmuggeln dich abermals beteiligt haben, was indessen erst bewiesen werden müßte, und dergleichen darf nicht ungeahndet bleiben. Von der Gefängnisstrafe sehe ich ab; dagegen kann dir nicht erspart bleiben, daß dein Bürge fünfzig Dollar für dich erlegt, wofür du ihm verpflichtest bist. Jetzt gehe, John, und überbringe Carlota meinen Gruß. Sage ihr, ich hoffe, binnen absehbarer Frist bei Gelegenheit ihrer Hochzeit den Fandango mit ihr zu eröffnen."

„Ich danke dem Alkalden für seine Nachsicht," antwortete John Blount eigentümlich weich, als hätte die Begegnung mit mir, wie meine Vermittelung den zügellosen Burschen plötzlich umgewandelt gehabt; „zum erstenmal in meinem Leben bereue ich etwas, und zwar gegen den Alkalden selber mich freventlich aufgelehnt zu haben. Aber der Teufel der Eifersucht hatte mich gepackt —"

„Schon gut, Blount, schon gut," unterbrach ihn der Alkalde, dem eine Fortsetzung des Gesprächs peinlich sein mochte, und er drückte ihm herablassend die Hand, „wärest du von Anbeginn weniger störrisch gewesen, so möchtest du jetzt Haus und Hof dein eigen nennen."

John Blount blickte mich fragend an. Ich gab ihm einen Wink und mit schnellem Verständnis und der Folgsamkeit eines gut gearteten Kindes entfernte er sich. Ich hatte eben ein neues Gespräch mit dem Alkalden eröffnet, als draußen das flinke Klappern der Hufe ertönte, mit welchem der Mustang seinen Herrn in wildem Galopp davontrug. Zu demselben gesellte sich nach kurzer Pause durchdringendes indianisches Gellen und Jauchzen.

„Der Teufel steckt in dem Blount," meinte der Alkalde lachend, „Caramba! solche Töne kann ihm nur helle Freude über die Zähne jagen. Die ganze Stadt macht er aufrührerisch. Rechtes Erstaunen wird's erregen, daß der wilde Schlingel wieder da ist; und im Grunde ist er trotz seiner tollen Streiche wohl gelitten. Bei Gott, Herr Montague, Sie werden Ihre liebe Not haben, einen friedlichen Geschäftsmann aus ihm heraus zu bilden."

„Es soll wenigstens versucht werden," erklärte ich mit heimlicher Besorgnis, „nach den unberechneten Erfolgen der letzten

Stunden ist meine Hoffnung gewachsen. Ueber das Mädchen und dessen nächste Zukunft muß ich noch mit mir zu Rate gehen. Ich habe nämlich den Eindruck gewonnen, daß ohne sichere Bürgschaft, wieder zusammengeführt zu werden, die beiden schwerlich in eine, wenn auch nur vorläufige Trennung willigen."

„Wenn sie sich überhaupt dazu bequemen, einander aus den Augen zu verlieren," wendete der Alkalde nachdenklich ein. „Die sind nämlich wie die jungen Panther unserer Wälder. Weich wie Samt schauen die Tatzen dieser Tiere sich an; aber man braucht nur die Hand nach dem einen auszustrecken, um ebenso schnell die Krallen des anderen im warmen Fleisch zu fühlen. — Caramba, Sennor, ich habe meine Erfahrung hinter mir; wer aber möchte es einem verargen, wenn er einem Kinde wie die Carlota in die frischen Wangen kneift?"

So munter plaudernd, geleitete der Alkalde mich auf die Straße hinaus, wo wir mit einem freundschaftlichen „Auf Wiedersehen" voneinander schieden. Der Alkalde kehrte zu den Seinigen zurück; schwermütigen Betrachtungen hingegeben, verfolgte ich langsam meinen Weg nach dem Gasthause, meiner zeitigen Heimstätte. Wie sollte es mir gelingen, entscheidenden Einfluß auf meinen verwilderten Bruder zu gewinnen? Inwieweit war das trotzige Gemüt empfänglich für Ratschläge, welche seinen eigentümlichen Anschauungen nicht entsprachen? Dunkel wie die engen Straßen dehnte die Zukunft sich vor meinen geistigen Blicken aus.

34. Kapitel.

Der Fandango.

Als ich auf Umwegen dem Gasthause mich näherte, tönte mir schon aus der Ferne das Klingen von Guitarren, Tamburin, Triangel und Kastagnetten entgegen. Vor demselben eingetroffen, fiel mein erster Blick auf John Blounts Mustang. Neben der Thür stand er angebunden, sich angelegentlich mit einigen ihm vorgeworfenen Maiskolben beschäftigend. Soviel ich von außen erkannte, war die geräumige Halle dicht gefüllt mit Menschen. Die wilden Jubelrufe, welche John Blount während seines tollen Einherreitens ausstieß, hatte das junge Volk der Stadt dort zusammengelockt, und dann bedurfte es nur weniger aufmunternder Worte, mit welchen man den Willkommtrunk begleitete, einen Fandango zu eröffnen. Was nur immer beweglich, hatte man aus der Halle geschafft, vor allem der schwingenden Wiege mit ihrem schlummernden Inhalt eine geeignetere Stelle angewiesen. Die gutmütige Wirtin, die unvermeidliche Zigarre zwischen den Lippen, und ihre Mägde hatten alle Hände voll zu thun, um die zahlreichen Gäste zu befriedigen. Wein und Aqua ordinate flossen in Strömen. Galt es doch, die Rückkehr John Blounts, des tollsten Burschen der Stadt, zu feiern, des verwegenen Reiters und Schmugglers, der plötzlich allen Nachstellungen entrückt war, sich frei zeigen durfte, wo nur immer es ihm beliebte. Doch mehr noch als die Getränke trieb die Musik das bewegliche südliche Blut in schnellerem Takt durch die Adern. Die Wangen glühten, es blitzten die dunklen Augen, indem die Paare abwechselnd durcheinanderwirbelten und dann wieder zu einer Art Quadrille sich ordneten. Zu der Musik gesellte sich pausenweise allgemeiner Gesang, zum Preise der Liebe und des Weins, während die Zuschauer und rastenden Paare durch Zusammenschlagen der Hände dem Takt fortgesetzt verschärften Ausdruck verliehen.

Von der Thür forttretend, war ich nach dem Giebel des Hauses herumgeschritten, wo ich sicher war, nicht bemerkt zu werden. Dort erstieg ich eine unterhalb des Fensters liegende Kiste, wodurch ich eine freie Aussicht auf das lebhafte Treiben gewann. Nach John Blount brauchte ich nicht lange zu suchen. Allen voraus war er bald mit Carlota, bald mit dieser oder jener bräunlichen Schönen. Erfüllte kurz zuvor der Gedanke an den ungeahnten Wechsel seiner Lage ihn vollständig, so kannte er jetzt nur das einzige Trachten, einem zügellosen Freudenrausch sich hinzugeben. Dabei entging mir nicht, daß er hin und wieder einen scheuen Blick nach der Thür hinübersandte, wie von dorther irgend eine Störung befürchtend. Leicht deutete ich diese Bewegung; ich begriff, daß das Bewußtsein, während seines übermütigen Einherstürmens von mir überwacht zu werden, ein Gefühl der Beschämung in ihm wachgerufen hätte, und sorgfältiger noch achtete ich darauf, einer Entdeckung auszuweichen.

Kurze Zeit hatte ich durch die trüben Scheiben das lustige Treiben beobachtet, als eine Pause eintrat und die vollen Gläser unter wildem Jubel kreisten. Plötzlich aber wurden Rufe nach Carlota und John Blount laut; zugleich schaffte man freien Raum, indem die Gäste ringsum an den Wänden und in den Zimmerecken sich zusammendrängten.

„John Blount!" hieß es da, „jetzt beweise, daß du auf der anderen Seite der Berge das Tanzen nicht verlerntest! Carlota! Auf den Platz mit deinen kleinen Füßen! Zeige, was es heißt, die flinkste Tänzerin von Acapulco zu sein! Heraus mit euern Kastagnetten! Mille Caramba! Platz für den tollen Vaquero und seinen Schatz!"

So schallte es aus allen Richtungen, und nicht lange, da traten Hand in Hand John Blount und Carlota, begrüßt von ohrenbetäubendem Beifall und den ungeheuchelten Beweisen der Bewunderung, mitten in den Kreis. Und ein Bild zum Bewundern boten sie, der kraftvoll gebaute Vaquero und das bräunliche Mädchen; ein Bild, in welchem Anmut und Jugendschönheit mit stolzem, mannhaftem Selbstbewußtsein und heiterer Gefallsucht sich einten. Carlota hatte die Zöpfe, nachdem sie der fesselnden Schleife entschlüpften, ganz aufgelöst, daß ihr prachtvolles, schwarzes Haar auf dem Rücken bis tief über die Hüften niederfiel. Ein um die Schläfen geschlungenes rotes Band schützte dasselbe gegen allzu wildes Flattern. Die Jacke hatte sie abgeworfen, daß ihre runden Arme fast bis zu den Schultern hinauf sichtbar waren. John Blount hatte dagegen die Gamaschenleder zur Seite geworfen und die weiten, staubigen Beinkleider bis über die Kniee emporgerollt, ebenso die Hemdärmel, wodurch die barocken Tättowierungen und Muskeln zum Vorschein kamen, deren ein angehender Herkules sich hätte nicht zu schämen brauchen. Seine Füße waren mit einfachen schmucklosen Mokassins bekleidet, wie solche unter der ärmeren Landbevölkerung üblich, während Carlota auch hier barfuß ging. Beide führten in den Händen Kastagnetten, und an den unregelmäßigen Probewirbeln, welche sie schlugen, erkannte man leicht, daß sie in dem Gebrauch dieser zauberbar wirkenden unscheinbaren Instrumente eine große Fertigkeit erlangt hatten. Was hingegen in ihrem Inneren lebte, die erwachende wilde Lebenslust, der unwiderstehliche Drang, nach dem Takt der Musik im Tanz sich zu wiegen, das leuchtete aus ihren Augen, indem sie nach allen Seiten spähten, gleichsam Aufmunterung suchten in den begeisterten Blicken, welche an dem schönen Paar hingen, und den Stimmen, die ihnen schon im voraus Beifall spendeten.

Ein Schlag auf das Tamburin erzeugte Stille. John Blount strich die buschigen Locken zurück. Verstohlen sah er wieder nach der Thür hinüber, dann wechselte er einen Blick des Einverständnisses mit Carlota. Beide hoben die Hände empor, die Kastagnetten ertönten wirbelnd, um in einen langsamen Marschtakt überzugehen. Klingend, klirrend und rasselnd fielen Guitarre, Tamburin und Triangel ein, zugleich belebten sich die beiden geschmeidigen Gestalten, die bisher wie gebannt gestanden hatten. Anfänglich im Tanzschritt sich gegenseitig meidend und einander wieder zukehrend, legten sie das Hauptgewicht in die Bewegungen des Körpers, Carlota auf ihren nackten Füßen mit unnachahmlicher natürlicher Anmut gleichsam einherschwebend, John Blount eine gewisse, von Kraft und Gewandtheit zeugende Ruhe und Sicherheit zur Schau tragend. Dabei regten sie die Arme eigentümlich ausdrucksvoll; Zauberformeln hätte man das Klappern der Kastagnetten nennen mögen. Allmählich aber, indem sie ihre Bewegungen beschleunigten, einte sich hin und da eine Stimme mit der Musik, bis endlich alle Anwesenden sich an dem Gesange beteiligten und diesen mit rhythmischem Händeklatschen begleiteten. Und schneller regten sich die Füße der beiden Tänzer, schneller ihre Arme, indem sie sich gegenseitig haschten, flohen und immer wieder suchten. Leidenschaftlicher erglühten ihre Gesichter, heißer leuchteten die Augen, wilder wogte das gescheitelte prächtige Haar um Carlotas Schultern, wilder die braunen Locken um John Blounts

Haupt. Kein Flitterstaat schmückte das Paar, und doch bot es ein Bild, durch welches auch das verwöhnteste Auge hätte entzückt werden müssen. Von meinem er- höhten Standpunkte aus vermochte ich es über die Köpfe der Zuschauer hinweg bis zu den Füßen hinunter zu überwachen. Durch den Anblick wurde ich in einer Weise gefesselt, daß ich die Beziehung ver- gaß, in welcher John Blount zu mir stand. Es schmeichelten meinen Augen die beiden jugendschönen Menschen, die in dem Be- streben, ihr Bestes zu leisten, für ihre Um- gebung keine Sinne mehr besaßen, an sich selbst nichts vermißten, was ihrer äußeren Erscheinung erhöhte Reize hätte verleihen können, kein heiteres Farbenspiel, einen schillernden Zierat. Was die Natur ihnen verliehen hatte, das genügte ihnen, genügte allen, die begeistert auf sie hin- sahen. Ungestümer noch wurden ihre Bewegungen und leidenschaftlicher. Sie schienen unermüdlich zu sein. Sie tanzten, als hätten sie sich auf Gottes großer Welt allein befunden. Wehmut ergriff mich bei dem Gedanken, daß ich störend zwischen die beiden treten sollte. Zagend vergegen- wärtigte ich mir die Stunde, in welcher John Blount als gleichberechtigt mit mir vor die Entscheidung über die Wahl seiner Zukunft gestellt werden würde; zagend den Versuch, ihn aus den bescheidensten unter- geordneten Verhältnissen in andere des Reichtums und des Glanzes hinüberzu- führen. Wo lag für ihn das Glück? Wo vor allem das Carlotas? Ich gedachte der Tage, in welchen ich selbst nach den Klängen der Langeleike mich fröhlich im Tanze drehte, ernste Nordlandsmelodien sich gleichsam an mein Herz anschmiegten und einen geheimnisvollen dauernden Nach- hall in demselben erweckten. Das gletscher- gekrönte Felsenheim unter dem kalten nor- dischen Himmel und das palmenbeschattete immergrüne Tropenreich unter der senk- recht niederbrennenden Sonne: wie waren sie doch so verschieden voneinander! Ver- schieden wie die beiden Zwillingsbrüder, die, im zartesten Jugendalter ein und das- selbe Bild, jetzt im Aeußeren wie im Wesen, sogar im Sinnen und Denken, im Lieben und Zürnen die Einwirkung der Natur der weit voneinander getrennten Zonen gewissermaßen widerspiegelten.

Geräuschvoller Jubel trat an Stelle des rhythmischen Klingens und Rasselns, Singens und Klatschens und ermunterte mich aus meinen traumhaften Betrachtun- gen. Vor meinen Augen flirrte es. Der Tanz war beendigt. Um das erhitzte, tief atmende Paar drängte sich alles zusammen, es zu seiner Gewandtheit beglückwün- schend. Wie durch einen Schleier hindurch sah ich Carlotas freudestrahlendes, glut- bedecktes Antlitz, wie durch einen Schleier hindurch John Blounts selbstbewußt ge- tragenes Haupt. Neben dem Triumph auf seinen sonnverbrannten Zügen machte sich wieder jene seltsame Scheu bemerklich, indem er verstohlen nach der Thür hin- überspähte. Wen er dort suchte und wessen Blick er zu begegnen fürchtete, es konnte kein Zweifel darüber walten. Ich begrüßte es als die erste Spur meines auf ihn ge- wonnenen Einflusses, welcher indessen durch den unscheinbarsten Zufall alsbald wieder verwischt werden konnte. Leise glitt ich von der Kiste, die mir so lange als Warte gedient hatte. Auf einem Umwege ge- langte ich durch die Hinterthür des Hauses in meine Kammer, wo ich mich aufs Lager warf. Eine Stunde lauschte ich noch auf den Lärm in der Halle, wo die Ausge- lassenheit sich bis zum Gipfel steigerte. Dann verstummte die Musik. Zu ge- dämpftem Summen einigten sich die Stim- men, die so lange in Tanzliedern ertönten. Auf die Straße hinaus drängte es sich, wo lustige Grüße und tolle Scherzreden sich noch eine Weile kreuzten. Es erscholl das mir bereits bekannte durchdringende Jauchzen und Gellen. Das Klappern flin- ker Hufe drang zu mir herein, und im Geiste sah ich einen verwegenen Reiter im wilden Galopp seinen Weg über Stock und Stein nach der weit abwärts gelegenen Rancheria verfolgen, welche er zu seinem zeitigen Wohnsitz gewählt hatte.

Als John Blount, ich nenne ihn noch immer so, zwei Tage später wieder in Acapulco eintraf, jetzt aber ein vollkommen freier Mann, um sich von mir beraten zu lassen, harrte seiner eine freundliche Ueber- raschung. Durch die Straßen reitend, schallten ihm von allen Seiten fröhliche Grüße entgegen; sogar den Hut zog dieser und jener vor ihm, daß er sich förmlich schämte. Denn wie ein Lauffeuer hatte es sich in der Bevölkerung verbreitet, daß John Blount, über dessen rätselhaftes Her- kommen sich schon mancher den Kopf zer- brochen hatte, plötzlich ein reicher Mann geworden und seinen unerwartet aufge- tauchten Bruder nach dem Osten begleiten werde. Die ersten dumpfen Gerüchte waren dadurch zu vollendeten Thatsachen ange- schwollen, daß ich selbst nicht nur mit dem Alkalden, sondern auch mit dem Vereinig- ten-Staaten-Konsul lebhaft und unverkenn- bar freundschaftlich verkehrte.

Wie eingeschüchtert durch die ihm zu- geschrienen verworrenen Aufschlüsse, hielt John Blount vor dem Gasthause, in wel- chem ich wohnte, sein Pferd an. Die gut- mütige Wirtin stand in der Thür und hieß ihn mit großer Herzlichkeit willkommen.

„Ja, der Herr Montague, dein eigener leiblicher Zwillingsbruder, weilt noch hier," beantwortete sie John Blounts Frage, „sogar zu Hause ist er; mehrfach schon lugte er nach dir aus —" Was sie hinzufügen wollte, wurde durch Carlota abgeschnitten, die, aus dem Innern des Hauses kommend, durch die Halle gleich- sam flog und an ihr vorbei sich ins Freie hinausdrängte.

Ich stand neben dem Schenktisch am Fenster und betrachtete mit herzlichem Wohlgefallen und warmer Teilnahme den verwegenen Reiter, der in den kurzen Bü- geln wie mit dem Pferde verwachsen im Sattel saß. Sobald Carlota aber in meinen Gesichtskreis trat, galt meine Auf- merksamkeit nur ihr allein. Anscheinend mit Gewalt zog sie den willig Folgenden von dem durch ihr Ungestüm erschreckten Mustang zu sich nieder, um ihn, abwech- selnd lachend und weinend, in die Arme zu schließen, ihn zu herzen und zu küssen, daß er kein Wort hervorzubringen ver- mochte. Gerührt überwachte ich beide. Eins in dem anderen aufgehend, hatten sie plötzlich die ganze übrige Welt ver- gessen, die überstandenen Sorgen wie die verheißend lächelnde Zukunft. Nur in dem einzigen Gedanken schwelgten sie: sich gegenseitig anzugehören, keinen Verrat, keines Sterblichen Blicke mehr fürchten zu müssen. Wer wußte, was die kommen- den Tage ihnen brachten. Wie ein Ver- brechen erschien es mir, mit störender Hand in das Geschick der beiden anspruchslosen Menschen einzugreifen, deren Leidenschaften, ähnlich den sie umringenden sonnendurch- glühten exotischen Pflanzenformen, sich mächtig entwickelten und im üppigen Blü- hen kein Maß, keine Grenze kannten. Wo lag ihr dauerndes Glück? Fernab in der Umschlingung des streng geregelten kalten Geschäftsverkehrs oder in der immergrünen Zone der heißen Liebe und sorglosen fröh- lichen Genießens?

Endlich ließ Carlota von dem berausch- ten Geliebten ab, und jetzt erst fand dieser Gelegenheit, ihrer äußeren Erscheinung seine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Sprache versagte ihm vor Erstaunen, als er sie so gänzlich verändert vor sich sah. Denn nicht mehr barfuß ging sie, nicht mehr in schlichtem Röckchen und in Hemdärmeln, sondern stattlich gekleidet, wenn auch nicht prahlerisch reich, wie die Tochter eines wohlhabenden Landbesitzers. Und schöner noch erschien sie ihm mit der lieblichen Befangenheit auf dem frischen bräunlichen Antlitz und dem Stolz, der aus ihren großen dunklen Augen hervor- leuchtete; schöner noch, daß er sich kaum getraute, ihre erneuerten Liebkosungen zu erwidern. Erst als ich den beiden mich zugesellte, einige die Zukunft betreffende Andeutungen fallen ließ und John Blount auf die Pflichten hinwies, die nunmehr auf ihm ruhten, wich die Verlegenheit, welche bei meinem ersten Anblick sich seiner bemächtigt hatte, von ihm. Wie ein Wun- der berührte es mich, daß er, der so lange keinen anderen Herren über sich aner- kannte als denjenigen, welchen er sich selbst auf Zeit auswählte, mir gegenüber ge- wissermaßen zum Kinde wurde, welches bei den ersten Gehversuchen ängstlich die Arme nach der stützenden Hand ausstreckt. Mit heimlichem Triumph begrüßte ich diesen ersten auf ihn gewonnenen wirk- lichen Einfluß. Es wurde mir dadurch erleichtert, ihn meinen ferneren ernst über- legten Plänen zugänglich zu machen und allmählich für eine zeitweilige Trennung von Carlota zu gewinnen. Bedenklich er- schien mir dagegen, daß er, nachdem er das Aeußere eines Vaquero mit dem eines vor- nehmen Amerikaners vertauschte, mit über- raschender Schnelligkeit und wunderbarem Verständnis in Haltung und Wesen sich auch den Ernst eines solchen aneignete,

ausschließlich Bilder einer überschwenglichen märchenhaften Pracht seinen Kopf erfüllten. Er wurde sogar unempfindlich gegen Carlotas Thränen, und eindringlich redete er auf sie ein, ihr beiderseitiges Glück nicht dadurch zu verscherzen, daß sie darauf bestehe, ihn um keinen Preis von sich zu lassen. Instinktartig fühlte das arme Kind heraus, daß die plötzlich veränderte Lebenslage des Geliebten für sie selbst Gefahr in sich berge. In demselben Maße aber, in welchem ihr Vertrauen in die augenscheinlich kaltblütig erteilten Beteuerungen ewiger Treue des Geliebten sich lockerte, suchte sie in mir einen sicheren Halt zu gewinnen. Mochte sie mich immerhin als den Urheber ihres Unglücks betrachten und als solchen gewiß oft genug heimlich verwünschen, so fand sie doch Trost und Beruhigung in meinem Versprechen des Wiedersehens mit ihrem Auserkorenen. —

Volle drei Wochen dauerte es, bevor ich mich entschloß, auf dem nächsten fälligen Kaliforniadampfer zur Reise nach Panama hinunter gemeinschaftlich mit John Blount mich einzuschiffen. Bis dahin hatte ich alles bedachtsam so geordnet, daß die beiden jungen Leute der Zukunft vertrauensvoll entgegensehen durften. Weinend erklärte Carlota sich einverstanden damit, daß John Blount den bevorstehenden Winter fern von ihr verlebte. Zuckenden Herzens bekämpfte sie die Besorgnis, gänzlich von ihm gerissen zu werden. Aehnlich sprach John Blount sich aus, jedoch mit einer Ruhe, welche mich befremdete, sogar beängstigte. Zur beiderseitigen Befriedigung siedelte Carlota auf meine Veranlassung zu einer amerikanischen Familie über, in der sie die liebevollste Aufnahme fand, zugleich die Gelegenheit, sich gewissermaßen auf eine neue Lebenslage vorzubereiten. Was nur immer in meinen Kräften stand, ihr eine solche Aufgabe zu erleichtern, hatte ich, ihre Neigungen sorgfältig berücksichtigend, aufgeboten. Um das etwaige Urteil Reginalds kümmerte ich mich dabei nicht. Seinen kalten maschinenhaften Berechnungen stellte ich mit einem gewissen Trotz die Entscheidungen des Herzens gegenüber. So hinterließ ich auch reiche Mittel, welche es Carlota ermöglichten, jederzeit, wann immer der Ruf an sie ergehen würde, sich auf die Reise nach New York zu begeben.

So war der Tag des Scheidens herangekommen, die Stunde, deren ich längst mit heimlicher Besorgnis gedachte. Ich fürchtete, daß das mit so viel warmer Teilnahme eingeleitete Werk im letzten Augenblick noch an Carlotas wilder Leidenschaftlichkeit scheitern, John Blounts Zuneigung zu ihr trotz seines gänzlich veränderten Wesens sich stärker erweisen könne als alle ihm vorgespiegelten glänzenden Hoffnungen. Erst als ich gewahrte, daß letzterer das klagende Mädchen mit beinahe herrischer Entschiedenheit tröstete, Carlota dagegen zitternd und zagend, sogar von sichtbarer Scheu vor dem Geliebten befangen, sich nach dem letzten Scheidegruß aus seinen Armen wand, beruhigte ich mich einigermaßen wieder; es trug mich die Ueberzeugung, daß Tage folgen würden, in welchen sie die jetzige Stunde segneten. Mit innerer Genugthuung beobachtete ich darauf, wie John Blount vom Stern des scheidenden Dampfers aus die ihm von den zahlreichen Boten und dem palmenbeschatteten Strande aus nachgesendeten Grüße beantwortete. Reihenweise standen und saßen dort die alten Bekannten und Freunde, jung und alt, durch Gellen und Jauchzen ihre aufrichtige Teilnahme für ihn offenbarend, der nach den jüngsten Ereignissen ihnen plötzlich wie ein Weltwunder der Größe und Erhabenheit erschien.

Auf dem flachen Dache eines günstig gelegenen Hauses entdeckte ich zwei einzelne Frauengestalten. Carlota war es in Begleitung ihrer früheren Gebieterin. Hoch wehten ihre geschwungenen Tücher. Deutlich gewahrte ich, daß Carlota ihre Arme immer wieder nach dem scheidenden Geliebten ausstreckte. Ich ahnte die heißen Thränen, welche die großen glanzvollen Augen trübten.

Ich hielt mich etwas abseits, um John Blount, der ebenfalls seinen Hut schwang, nicht zu stören. Einen Schritt näher tretend, wodurch ich einen Blick auf sein Antlitz gewann, überraschte mich peinlich die auf demselben lagernde finstere Ruhe. Dieselbe verlieh seinen Bewegungen einen gewissen Charakter des Mechanischen oder vielmehr des Erzwungenen. Nach einigen Minuten bog der Dampfer in die Hafeneinfahrt ein, und noch zwei Minuten später, da glitt eine grün überwucherte Felsenhöhe zwischen uns und die Stadt. Sobald das letzte Haus seinem Gesichtskreise entrückt war, bedeckte John Blount sein Haupt nachlässig; ebenso gleichmütig kehrte er sich um. Sein Blick begegnete dem meinigen. Das Bewußtsein, von mir überwacht worden zu sein, trieb ihm das Blut in das männlich schöne wettergebräunte Antlitz.

„Weiber bleiben Weiber,“ bemerkte er, wie seine Beschämung entschuldigend, daß es mich unfreundlich anwehte. „Das Schönste und Beste verheißt man ihnen, trotzdem sind sie nicht zufrieden. Sich in Unabänderliches zu fügen, lernen sie nie. Carlota wird es viel Mühe kosten, sich zu einer vornehmen Dame heranzubilden. Habe ich selbst doch meine Not, obwohl ich in jungen Jahren mir etwas Schulbildung aneignete, mich in die neuen Verhältnisse hineinzudenken.“

Es wurde mir schwer, den Eindruck zu verheimlichen, welchen dieser herzlose Ausspruch in mir hervorrief. Ich konnte nicht fassen, daß der unwiderstehliche Zauber, welchen Carlota bisher auf ihn ausübte, ebenso schnell erbleichte, wie er von ihr fortgetreten war. Ich bezwang mich indessen und erwiderte belehrend: „Frauen sind im allgemeinen empfänglicher für plötzliche Wandlungen als wir Männer. Ihnen gelingt es leichter als uns, irgendwelche Lücken an sich selbst zu entdecken und dieselben auszufüllen. Der ernste Wille des Mannes wird bei ihnen mehr als ersetzt durch reine unverfälschte Liebe.“

John Blount zuckte die Achseln. Einen finsteren Blick sandte er nach der dem eisernen Schlot massig entquellenden schwarzen Rauchwolke hinauf und versetzte ausdruckslos: „Wir werden ja sehen. Caramba! hält die Frau nicht gleichen Schritt mit dem Manne, so muß sie zurückbleiben. Der Mann darf sein Streben nicht nach den Launen des Weibes einschränken. Ich hätte es dem Kinde gern selber gesagt, aber ich fürchtete nicht verstanden zu werden. Mitleid mit dem Dinge beschlich mich, daß ich es nicht übers Herz brachte.“ Er setzte eine Zigarrette in Brand. Nachdem er einige Rauchwölkchen von sich geblasen hatte, fügte er mit unverkennbarer innerer Befriedigung hinzu: „Ich werde von jetzt ab Cyrus Montague heißen?“

„Cyrus Montague,“ bestätigte ich nachdenklich, denn es schwebte mir vor, daß dieselben Anschauungen, welche unseren Vater einst von seinem Bruder trennten, nunmehr aus vieljährigem Schlummer jäh wachgerüttelt, auch zwischen uns beiden feindselig zur Geltung gelangen würden. „Ja, Cyrus Montague,“ wiederholte ich fester, „als solchen ließ ich dich in die Schiffsliste eintragen.“

„Gott sei Dank, ich hörte das häßliche John Blount zum letztenmal,“ versetzte Cyrus tief aufatmend, „habe den Namen längst gehaßt. Er erinnerte mich stets an die alte Hexe in New York.“

„Die Witwe Blount mag ihre Fehler haben,“ suchte ich zu beschwichtigen, „dagegen darf ihr nicht abgesprochen werden, daß sie deine früheste Kindheit überwachte und den ersten Grund zu deiner kernigen Gesundheit legte.“

Cyrus sann einige Sekunden nach und erwiderte sorglos: „Das will ich gelten lassen. Vielleicht besuche ich sie daraufhin; auch den alten Vanisch. Die werden recht erstaunen.“

„Gewiß, Cyrus, das thue,“ billigte ich. „Beide werden sich sehr freuen, ein gutes Wort von dir zu hören. Ihre Schuld war es ja nicht, daß du frühzeitig in mißliche Lagen gerietst.“

„Du meinst die unseres Onkels Reginald?“

„Ich rate dir, auch ihm gegenüber Milde in deinem Urteil walten zu lassen. Das Geschick strafte ihn bereits härter, als es durch Menschen hätte geschehen können.“

„Ich werde mich auf den besten Fuß mit ihm stellen,“ erklärte Cyrus zuversichtlich, „ich weiß, was ich will, und was ich will, kann ich.“

Hier brach ich das Gespräch ab. Cyrus schien es willkommen zu heißen und begann alsbald lebhaft auf und ab zu schreiten. Besorgt sah ich ihm nach. Es entging mir nicht, daß er in der reichen Zahl der Mitreisenden bald diesen, bald jenen, der sich äußerlich vorteilhaft auszeichnete, aufmerksam betrachtete, wie um aus dessen Haltung und Wesen zu lernen. Er hatte

offenbar ein bestimmtes Ziel ins Auge gefaßt, um demselben mit eisernem Willen und unter Hintansetzung aller anderen Rücksichten zuzustreben. Abermals gedachte ich unseres Vaters und Reginalds. Mir war, als sei ich in die Rolle eines bösen Verhängnisses eingetreten, indem ich, wenn auch mit den redlichsten Absichten, zwischen zwei Herzen mich eindrängte, die bis dahin noch keine anderen Wünsche kannten, als die einer baldigen Vereinigung.

Fünftes Buch.

Die Handelsherrn.

35. Kapitel.

Onkel und Neffe.

Das Meer wogte still im hellen Nachmittagssonnenschein. Möwen umkreisten das Schiff und spähten, oberhalb des wirbelnden Kielwassers schwebend, nach Küchenabfällen. Etwas seitwärts furchten die Rückenflossen zweier Haifische die glatte Oberfläche der schweren Dünungen. Ich vergegenwärtigte mir Carlota, wie sie an jenem ersten Abend von Scheu befangen im Hafen von Acapulco auf das räuberische Ungeheuer wies.

Durch mich brieflich über alle Vorgänge in Acapulco ausgiebig unterrichtet, hatte der Professor nicht gesäumt, Reginald auf unser Eintreffen vorzubereiten. Irgend welche Ratschläge empfing er von demselben nicht; nur die Aufforderung erging an ihn, Cyrus bald nach unserer Ankunft ihm vorzustellen und zwar allein in seiner Begleitung. Meiner hatte er nur beiläufig erwähnt.

Mit derselben Herzlichkeit wie ich selber wurde Cyrus im Hause des Professors willkommen geheißen. Bei der ersten Begrüßung entging mir nicht, daß es sich auf dem guten Antlitz des alten Herrn wie Erstaunen, sogar Unglauben ausprägte. Durch meine Briefe belehrt, konnte er nur erwarten, in meinem Bruder einen trotzigen Vaquero vorgeführt zu erhalten, der sich widerwillig und unbeholfen in den Zwang höherer Gesittung fügte. Statt dessen sah er einen ernsten, sogar verschlossenen Mann vor sich, der mit der vollen Würde eines mexikanischen Großgrundbesitzers sich einherbewegte und dadurch seine kraftvolle und doch geschmeidige Gestalt, wie das männlich schöne Antlitz in noch günstigeres Licht stellte. Die ungeahnte Wandlung seiner Lage war eben zu jäh auf das in gänzlicher Zügellosigkeit gereifte Gemüt hereingebrochen, um diesem das Ziehen einer verständig berechneten Grenze zu ermöglichen. Starrer Hochmut hatte Besitz von ihm ergriffen. Er gipfelte darin, daß er während der langen Reise in seinen Gesprächen mit mir nie Carlotas erwähnte. Erfolgte die Anregung dazu von meiner Seite, so ging er mit sichtbarem Widerstreben, wie beiläufig, darauf ein. Im Hause des Professors vermied er sogar ängstlich jede Gelegenheit, über seine Vergangenheit ein Wort zu verlieren. Dafür sah er mit Blicken um sich, als wäre er der unumschränkte Besitzer der in seinem Gesichtskreise befindlichen Stadtteile gewesen.

Leicht durchschaute ihn der Professor; doch wenn ich für ihn zagte, so bot der alte Herr, auf den Lippen ein bezeichnendes gutmütiges Lächeln, seinen erklärlichen überschwenglichen Zukunftsträumen bedachtsam immer neue Nahrung. Es trug ihn dabei die Hoffnung, ihm gerade dadurch den Weg zu dem Vertrauen Reginalds anzubahnen, zumal er nicht bezweifelte, daß ich mit meinem überlegeneren anspruchslosen Auftreten, zumal nach den ihm einst zugeschleuderten schweren Anklagen, nicht den günstigsten Eindruck auf den kalt urteilenden herzlosen Handelsherrn ausgeübt habe. Und doch war auch in mir im Laufe der letzten Monate eine Wandlung vor sich gegangen. Das Schwinden der marternden Zweifel rücksichtlich der Persönlichkeit des Bruders hatte mir die größte Beruhigung gebracht. Das Bewußtsein dagegen, ohne fremde Ratschläge die mir zuerkannte schwierige Aufgabe mit dem denkbar besten Erfolg gelöst zu haben, gereichte mir nicht nur zur inneren Befriedigung, sondern zeitigte auch bis zu einem gewissen Grade jenes Selbstvertrauen, welches der Professor, wie er offen erklärte, so lange schmerzlich an mir vermißte. So hinterließ auch das erste Wiedersehen mit Agathe bei mir die freundlichsten Eindrücke. Ein entzückendes Bild holdselig erschlossener Weiblichkeit, blendete sie mich fast durch ihre Schönheit. Ein gewisser Hauch der Schwermut charakterisierte zwar noch immer ihr auffällig zartes Antlitz, dagegen hatte der Aufenthalt im Hause des Professors sichtbar einen belebenden Einfluß auf sie ausgeübt. Auf den Aschenfeldern des Grames und schweren Siechtums schien, nach dem Vorbilde der unerschöpflich reichen Natur, neues Erblühen sich vorbereitet zu haben. Dies alles erfaßte ich mit einem einzigen Blick. Aber holdseliger noch erschien sie mir, als sie mir beide Hände zum Gruß reichte, in der alten lieben Weise mich küßte und ihre getreue Kohlmeise nannte. Ihre Augen blickten dabei mit süßer Befangenheit, während ihre Wangen tiefer erglühten und ein Lächeln dem meinigen begegnete, welches mir bis in die Seele hineinreichte. Die Sorgen, welche ich bei meinem Scheiden an ihre Hinfälligkeit knüpfte, jetzt waren sie geschwunden; Agathe selbst aber wäre die letzte gewesen, mich zu ermahnen, nicht vermessen dem tückischen Schicksal zu trauen, welches oft gerade dann am feindseligsten, wenn es zu den blendendsten Farben greift, um dem Auge zu schmeicheln, freundlichen Hoffnungen den weitesten Spielraum zu gewähren.

Zutraulich reichte sie auch Cyrus die Hand, ihn in herzigster Weise den Bruder ihres besten Freundes nennend. Als Blödigkeit deuteten sie, der Professor und Frau Painelow, dessen seltsam zurückhaltenden Ernst, als den Ausdruck eines Gefühls der Unsicherheit in den neuen Verhältnissen. Ich dagegen glaubte, in seinem Wesen in erhöhtem Grade eine gewisse Familienähnlichkeit mit unserem Onkel Reginald zu entdecken, und zagte.

Am zweiten Tage nach unserem Eintreffen begab der Professor sich mit Cyrus, der meine Wohnung mit mir teilte, — auf den Weg zu Reginald. Getreu seinem vor diesem abgelegten Versprechen, hatte er sorgfältig vermieden, Cyrus in irgend einer Weise auf die Zusammenkunft vorzubereiten oder ihm Ratschläge über sein Benehmen zu erteilen. Er begriff, daß Reginald nur dann ein unverfälschtes Bild von dem Charakter meines Bruders zu gewinnen glaubte, wenn er ihn für unbeeinflußt halten durfte. Kalt erwägend und berechnend, nur seinem eigenen Urteil vertrauend, wollte er entscheiden, wer von den beiden Brüdern als der ältere und damit als der einstige Chef des Hauses Montague zu erklären sei. Doch auch Cyrus verriet nicht die leiseste Neigung, sich von mir oder dem Professor beraten zu lassen. Weder an diesen noch an mich richtete er die kleinste Frage. In der zuversichtlichen Voraussetzung des ihm zufallenden Reichtums, hatte sein Selbstvertrauen sich bis ins Krankhafte gesteigert. Der eigene Scharfsinn galt ihm höher als unsere wohlgemeinten Unterweisungen. Argwohn möchte ich es heute nennen, was ihn bewog, jeder Gelegenheit zu ernsten Gesprächen über die Zukunft mit uns ängstlich auszuweichen. Er besaß eben den eisernen Willen, die von ihm etwa gehegten Erwartungen zu übertreffen, sich gewissermaßen selbst zu bändigen, wie einst die wildesten Rosse, die ihm zum Zähmen übergeben wurden. In den ihm bisher fremden Kreisen sich nicht immer ein richtiges Urteil zutrauend, wie in der Besorgnis, durch falschgewählte Worte sich in den Augen anderer herabzusetzen und zu schädigen, war er schweigsam geworden. Andrerseits wirkte an ihm bestechend die mexikanische höfliche Weise, welche er sich angeeignet hatte, wobei ihm die ungewöhnliche Geschmeidigkeit seines Körpers in höherem Grade zu statten kam.

So schritt er auch in ruhiger, zuversichtlicher Haltung an des Professors Seite einher. Bebte wirklich in ihm ein Gefühl der Befangenheit, so verstand er es, sich zu beherrschen. Gewann es doch den Anschein, als ob beim Betreten des vornehmen Bankhauses dessen reiche Ausstattung nicht den leisesten Eindruck auf ihn ausübe. Kalt glitten seine Blicke über die nach oben führenden spiegelglatten Marmorstufen hinweg; kalt über die vergoldeten Gitter zu beiden Seiten, die aus poliertem Granit bestehenden Wände und die kostbaren Stuckverzierungen; kalt, sogar geringschätzig über den Diener, der ihnen vorausschritt, um sie anzumelden.

Neben dem Professor endlich in das Empfangszimmer eintretend, verneigte er sich gleich diesem höflich. Mit seltsamer Schärfe betrachtete er darauf Reginald, der in vornehmer Haltung neben dem Schreibtisch stand und mit der einen Hand sich nachlässig auf denselben stützte. Im übrigen hätte eine Bildsäule nicht aus-

druckloser verharren können, als der im unermüdlichen Trachten nach Vergrößerung seines Reichtums gealterte Handelsherr. Die Schicksalsschläge der neueren Zeit schienen fast spurlos an ihm vorübergezogen zu sein; es sei denn, man hätte die Furchen zu beiden Seiten des Mundes, welche seit einem halben Jahr sich so viel tiefer in die fahle Haut senkten, als ein Merkmal heimlich nagenden Grames und heilloser Verbitterung gedeutet. Nur in seinen Augen lebte es, einem scharfen Beobachter bemerklich, indem er sie prüfend auf Cyrus richtete. Dessen furchtlose Haltung übte offenbar eine günstige Wirkung auf ihn aus, mehr wohl noch der ruhige Blick, in welchem er keinen anderen Ausdruck entdeckte, als den einer ehrerbietigen Erwartung.

Anstatt ein Gespräch mit dem Professor anzuknüpfen oder Cyrus an das zwischen ihnen bestehende verwandtschaftliche Verhältnis zu erinnern, redete er diesen mit den Worten an: „Sie werden Mühe haben, sich in einen neuen Beruf einzuarbeiten."

„Ich glaube nicht," antwortete Cyrus höflich, aber entschieden, „ich gehe davon aus, daß ein Mann das kann, was er ernstlich will."

Reginald neigte das Haupt kaum merklich, ein Zeichen seiner Billigung.

„Ein guter Grundsatz," sprach er eintönig, „er ist indessen leichter ausgesprochen, als in ernsten Dingen bewiesen."

„Ich rede aus Erfahrung," versetzte Cyrus zuversichtlich, „was mir im kleinen gelang, wird mir im großen nicht allzuschwer werden."

Wiederum neigte Reginald das Haupt beipflichtend. Mit der Verschlossenheit einer Sphinx prüfte er Cyrus abermals vom Scheitel bis zu den Sohlen hinunter. Ob das Bild schöner, üppiger Manneskraft sein Wohlgefallen erregte, ob die Aehnlichkeit mit mir oder die von uns beiden mit einem längst Verstorbenen irgend welche Erinnerungen in ihm wachrief, wußte nur er allein. Wohl aber zeugte sein Blick dafür, daß meines Bruders kurze ungeschminkte Redeweise seinen Beifall fand.

„Ich hörte davon," hob er nach einer Pause wieder an, unbekümmert um den Professor, der beide mit gleicher Spannung überwachte, „ja, ich hörte davon, daß in dem Ort, in dessen Nachbarschaft Sie den letzten Teil Ihres Lebens verbrachten, Sie mit einem Mädchen ein Verhältnis angeknüpft hätten, welches als bindend betrachtet werden muß."

Aengstlich sah der Professor auf Cyrus. Dessen gebräunte Wangen hatten sich bei dieser Frage tiefer gerötet. Einige Sekunden sann er nach, dann antwortete er mit leichtem Achselzucken: „Weiber spielen in ernsten Dingen überhaupt keine Rolle. Ich möchte den Mann sehen, der in seinen Jugendjahren nicht zu leeren Liebeständeleien sich verleiten ließ. Meines Dafürhaltens sind derartige Verhältnisse erst bindend, nachdem Priester und Notar ihr Wort dazu gesprochen und es verbrieft haben."

Bei dieser unumwundenen Erklärung hatten Reginalds Augen, wie im Erstaunen, sich etwas vergrößert. Das Gepräge innerer Befriedigung gelangte auf seinem Antlitz verständlicher zum Ausdruck. Es stand in schroffem Gegensatz zu dem Hauch schmerzlicher Empfindungen, welcher über des Professors Züge glitt.

Auch er säumte nunmehr ein Weilchen, bevor er in frostigem Kontortone anhob: „Vor allen Dingen sollen Sie sich mit dem Geschäftsgange in einem der hervorragendsten Handelshäuser vertraut machen. Damit geht Hand in Hand, daß Sie in Ihrem Wissen die Lücken ausfüllen, welche notwendigerweise nach dem verfrühten Abbruch des Schulbesuches entstanden sein müssen."

„Was ich einmal lernte, vergesse ich nie," hieß es ruhig zurück, „die Lücken baldigst auszufüllen, bereitet mir keine Sorge."

„Sie sollen mit gesundem Menschenverstande ausgerüstet sein, wurde mir mitgeteilt. Der Erfolg wird es lehren. Wann können Sie eintreten?"

„Morgen, jetzt gleich zu dieser Stunde," antwortete Cyrus lebhaft, jedoch ohne Ueberstürzung. „Sagen Sie, wann ich kommen und wohin ich gehen soll, und Sie werden mich nicht müßig finden."

„Gut. So stellen Sie sich morgen früh um neun Uhr hier ein," entschied Reginald. „Bis dahin werde ich jemand beauftragen, zu Ihrer Belehrung sich Ihrer anzunehmen. Doch eine beiläufige Frage:" — und durchdringend sah er in Cyrus' Augen — „was wissen Sie über Ihre Vergangenheit?"

„Nicht mehr, als ich wissen soll," erklärte Cyrus entschlossen.

Um Reginalds Lippen spielte der Anflug eines bezeichnenden Lächelns.

„Mit solchen Grundsätzen ist mancher ein großer Mann geworden," bemerkte er darauf ausdruckslos. „Es kommt nur darauf an, daß sie nicht auf lockeren Sand gebaut sind. Treten Sie jetzt in das Vorzimmer und schließen Sie die Thür hinter sich. Ich habe noch einige Worte mit dem Herrn Professor zu sprechen."

Sich höflich verneigend, leistete Cyrus der Aufforderung Folge, und ohne Säumen kehrte Reginald sich dem Professor zu.

„Viel gesunder Menschenverstand in dem jungen Menschen," begann er frostig, „seine Antworten verraten großen Scharfsinn. Er besitzt die seltene Gabe, den Menschen das zu sagen, was sie am liebsten hören. „Sogar das Zeug zu einem tüchtigen Kaufmanne wohnt ihm inne, allein er wird nicht aushalten. Er kann, was er will, aber er will nicht länger, als es ihm bequem ist. Ich werde es indessen mit ihm versuchen. Unmöglich wäre ja nicht, daß die Hoffnung auf reichen Besitz die in ihm angebahnte Wandlung vervollständigt und befestigt, nebenbei ist er ein Montague. Verständigen Sie daher auch ihn dahin — ich setze nämlich Ihre Teilnahme für ihn voraus — daß in meinem Hause nur Kontorarbeiter jeder andere, der sich den Befehlen betreffenden Vorgesetzten blindlings unterzuordnen hat. Seinen Hochmut mag auf spätere Zeiten verlegen, wenn erst sache vorhanden, demselben zu Ueber die Berechtigung zur Führung Namens Montague bestehen keine Betreffs des Vornamens werde ich später stimmen. ‚Turvil' gebührt dem Aelteren Wer der Aeltere, soll sich erst ausweisen Bis dahin bleibt es, wie der Zufall es Wie steht es mit seinem Bruder? findet derselbe sich ebenfalls in der sofort eintreten zu können?"

„Er wartet auf den Befehl, sich Ihnen zu Diensten zu stellen," antwortete Professor.

„Ich befehle den beiden Brüdern überhaupt nichts," erklärte Reginald ein„nur Gelegenheit biete ich ihnen, sich Geschäftsmännern auszubilden, das ist ihre eigene Sache."

„Turvil wird nicht weniger Eifer guten Willen beweisen als sein Cyrus," erwiderte der Professor, in Besorgnis, mich, dessen Anschauungen denen Reginalds so weit auseinander und der ich um keinen Preis ein nis daraus gemacht hätte, zurückgesehen; „außerdem bringt er die Erfahrung mit, welche er sich in einem kaufmänni Geschäft erwarb."

„Das will hier nichts sagen, Herr Professor, höchstens, daß Sie selbst ihn Grund einer längeren Bekanntschaft zugen möchten. Die jungen Leute für mich gleich gut, gleich schlecht. Empfehlungen haben auf dieser Stelle die Bedeutung leerer Worte. Sind Brüder überhaupt brauchbar, so hängt Wahl des einstigen Chefs des Hauses tague allein von meinen Beobachtungen Ich muß am besten wissen, wer die Bürgschaft nicht nur für den Fortbe meiner Firma bietet, sondern auch für Wachsen von deren Bedeutung. Die jun Leute wohnen bei Ihnen?" und als Professor sich zustimmend verneigte, er mit der Ausdruckslosigkeit eines maten fort: „Das muß jetzt sein Ende reichen. Einesteils würde es ihnen schwert sein, aus so großer Entfern die Geschäftsstunden mit streng gebo Pünktlichkeit innezuhalten, dann hat der tägliche Verkehr mit ideal anlagten Menschen für junge Leute, im Geschäftsleben aufgehen sollen, ernsten Bedenken. Beide werden daher der Stadt übersiedeln. Ihnen Wohn einrichten zu lassen, wie sie einem tague gebühren, ist meine Sorge; die Wahl des Stadtteils für jeden. bestehe nämlich darauf, daß sie getr voneinander leben, der vertrauliche kehr sich auf gelegentliche Zusammen beschränkt. Unter demselben Dach Zwist und Hader ausgebrütet, zumal schen Brüdern, deren Charakter so weit verschieden voneinander; ein Schauspiel darf der Welt nicht

rden. Bleibt jeder für sich und sie wissen, aß bei der Wahl des zukünftigen Chefs er Befähigtste bevorzugt wird, so läßt sich orausjetzen, daß einer es dem andern zuorzuthun trachtet. Dadurch gewinnt zunächst das Haus Montague, außerdem sie elbst, indem sie zu brauchbaren Geschäftseuten sich ausbilden, allmählich verlernen, etischen Anwandlungen und störenden mpfindsamen Regungen sich hinzugeben. as den Brüdern mitzuteilen, Herr Proior, stelle ich Ihnen anheim. Vergessen Sie nicht, ausdrücklich hervorzuheben, daß ur ein Chef das Haus Montague regieren arf, wenn es fernerhin blühen soll. wei Brüder nebeneinander ist ein Unng und mir darf darin wohl ein maßebendes Urteil zugetraut werden. Ebenso ährlich ist es, soll der eine dem andern, enn er wirklich die Neigung dazu besäße, ch unterordnen und in die Stellung eines sten Beamten treten. Nur ein Wille darf errichen — ich wiederhole es abermals — ll eine fest begründete Firma nicht ins Schwanken geraten, und das ist unausleiblich, wenn verschiedene Ansichten, um nem offenen Zerwürfnisse vorzubeugen, n wichtigen Fragen ein Kompromiß von eiden Seiten bedingen. Der Zurücktende bleibt freilich ein Montague, der n angemessener Weise entschädigt wird; is dahin beziehen beide ein gleiches Einommen, und zwar in einer Höhe, welche s ihnen ermöglicht, als Montagues aufutreten. Sie müssen lernen, mit großen Summen haushalten, jedoch nicht in einer Weise, daß es den Schein hervorrufen önnte, als wären sie aufs Knausern und lichen angewiesen. Was im Geschäftserkehr unerläßlich, ich meine scharfes Rechen und Erwägen, darf sich nicht auf das rivatleben übertragen, oder es leidet der imbus der Firma. Damit glaube ich as hervorgehoben zu haben, was dazu ienen kann, Sie, Herr Professor, wie die ngen Leute vor Mißverständnissen und lichen Vorstellungen zu bewahren. Außeralb brauchen sie sich keinen Zwang aufuerlegen, dagegen dürfen sie nie vergessen, aß, sobald sie die Schwelle dieses Hauses berschritten haben, sie nur —" hier sann eginald offenbar auf eine geeignete Bechnung, und diese Pause benutzte der rofessor, gleichsam fröstelnd unter dem indruck der kalt erteilten Erklärungen, abe hinzuzufügen: „Daß sie nur Sachen nd."

„Recht so, Herr Professor," versetzte eginald gelassen, „Sachen. Ich suchte ach einem Sie mehr anheimelnden Wort, ein ich fand kein passenderes. Ich selbst in eine Sache wie jeder der mir unterehenden Beamten, oder vielmehr das Hauptrad in einer großen Maschine, deren nktliches Arbeiten durch das Versagen es unscheinbarsten Nebenrädchens nur zu icht gestört werden kann. Ich freue mich, ei Ihnen volles Verständnis gefunden zu ben; es wird Ihnen daher leicht sein, e jungen Männer auf deren Zukunft entrechend vorzubereiten."

Damit erreichte die Zusammenkunft ihr Ende. Einige leere Höflichkeitsphrasen wechselten die beiden Herren noch miteinander, dann schloß die Thür sich zwischen ihnen.

Als der Professor und Cyrus auf die Straße hinaustraten und heimwärts wandelten, verhielten sich beide schweigsam, der Professor noch vollständig beherrscht durch die Geistesgegenwart und den Scharfsinn, mit welchen Cyrus in seinen Antworten den Wünschen Reginalds gewissermaßen begegnete, Cyrus dagegen wohl mehr in dem Bewußtsein, durch sein klug berechnetes Verfahren, namentlich das Verleugnen Carlotas, die gute Meinung unseres gemeinsamen väterlichen Freundes rücksichtslos aufs Spiel gesetzt zu haben. Weder Neugierde verriet er, noch Spannung, die Ursachen kennen zu lernen, welche Reginald bewogen, ein besonderes Zwiegespräch mit dem Professor zu suchen. Frei, anscheinend sorglos sah er bald hierhin, bald dorthin, wo nur immer ein ungewohnter Anblick seine Aufmerksamkeit fesselte. Nur ein scharfsichtiger Beobachter hätte vielleicht auf seinem verschlossenen Antlitz die Merkmale der Erregung entdeckt, welche die Zusammenkunft mit dem Onkel bei ihm hinterlassen hatte. Erst allmählich gestalteten die hingeworfenen kurzen Bemerkungen über gleichgültige Gegenstände sich zu einer zusammenhängenden Unterhaltung. Beide vermieden indessen vorsichtig, ihres Besuches bei Reginald zu gedenken. Es war, als hätten sie ihn vergessen gehabt.

Sie erreichten den Fluß und die Fähre. Dort trennte Cyrus sich von dem Professor, um, wie er vorgab, die Witwe Blount und den alten Vanisch zu begrüßen. Der Professor erriet, daß er in seiner Gesellschaft sich beengt fühlte, mit seinen Gedanken allein zu sein wünsche. Er, dem geräuschvoller geselliger Verkehr so lange Bedürfnis gewesen, dem Gefahren, Kampfeslust und Spielen ums Leben das wilde Blut in lustigeren Kreisen trieben: jetzt suchte er die Einsamkeit; die äußerste Vorsicht leitete ihn bei allem, was er unternahm, was er sprach. Der in seiner Phantasie sich aufbauende Glanz hatte ihn verblendet, aber auch seine ohnehin ungewöhnliche Beurteilungsgabe verschärft. Ohne ein bestimmtes Ziel aus den Augen zu verlieren, suchte er aus sich selbst heraus die Lücken in seinem Wissen auszufüllen. Von anderen unterrichtet zu werden, hatte etwas Beschämendes für ihn. Keinem wollte er zu Dank verpflichtet sein; als ein böses Verhängnis erschien es ihm, sich vor jemand eine Blöße zu geben. Einen solchen Eindruck hatte ich schon auf der Reise von ihm gewonnen. Nicht anders urteilte der Professor, als er, ohne meinen Bruder heimkehrend, dessen Zusammenkunft mit dem Onkel ausführlich schilderte. Wir staunten über die von ihm verratene eiserne Willenskraft und die hinter einer undurchdringlichen Verschlossenheit sich bergende scharfe Berechnung. Um so schmerzlicher berührte uns dafür die Voraussicht, daß in seinem unentwegten Streben Rücksichten für andere nie ein Hindernis für ihn bilden würden. Und abermals gedachte ich unseres Vaters und Reginalds und des zwischen den beiden Brüdern einst schwebenden unheilbaren Zerwürfnisses. Wie gern gönnte ich Cyrus jeden Vorzug — und der erste Schritt, in der Gunst Reginalds sich festzusetzen, war ja bereits mit Erfolg gethan — wie gern begnügte ich mich mit den geschmälerten, aber immerhin noch glänzenden Aussichten, wenn nur nicht jene Empfindungen zur entscheidenden Geltung gelangten, wie solche schon einmal in unserer Familie den Bruder feindselig vom Bruder trennten. —

Spät kehrte Cyrus von seinem Ausfluge heim. Er hatte in der That die Witwe Blount und den alten Vanisch besucht. Wie er sich gleichmütig äußerte, waren beide ziemlich unverändert geblieben. Weiteren Bemerkungen über sie enthielt er sich in seiner vorsichtigen Weise. Wie ich später erfuhr, hatte er ihnen ansehnliche Geldgeschenke eingehändigt, bei deren Mahnung an vergangene Zeiten aber vorgegeben, alles, was hinter seinem fünfzehnten Jahre liege, vollständig vergessen zu haben.

Auf des Professors Mitteilungen rücksichtlich der von Reginald getroffenen Bestimmungen bemerkte er, nichts anderes erwartet zu haben. Aus vollem Herzen erklärte er sich einverstanden mit der bevorstehenden Uebersiedelung nach der Stadt. Anscheinend sorglos, jedoch mit versteckter Absichtlichkeit fügte er hinzu, daß Reginald schon allein seiner großen Umsicht wegen die Achtung aller Menschen verdiene und man sich den Händen eines solchen Mannes blindlings anvertrauen dürfe. Ich rief mir den an uns gerichteten herzzerreißenden Brief unserer armen verfolgten Mutter ins Gedächtnis zurück und neigte das Haupt. Zu einer Erwiderung fehlte mir der Mut. Ich wußte, daß ein einziges unbedachtes Wort hinreichen könne, wenn auch nicht seinen gewaltsam im Zaume gehaltenen Widerspruchsgeist zu entfesseln, dagegen den ersten Keim zu einer gänzlichen Entfremdung zwischen uns in seine Brust zu legen. —

Gemäß der uns erteilten Vorschrift begaben wir uns folgenden Tages in der Frühe nach dem Hause Reginalds. Dort waren bereits alle Vorkehrungen zu unserem Empfange getroffen worden. Höflich wurden wir in die Geschäftsräume eingeführt und jeder einem älteren Buchhalter zur Beihilfe überwiesen. In verschiedenen Zimmern befanden wir uns, so daß wir den Tag über einander nicht sahen. Diese Trennung wurde, offenbar mit Ueberlegung, bis dahin ausgedehnt, daß wir nachmittags zu verschiedenen Stunden das Kontor verließen. Reginald selber erhielten wir nicht zu Gesicht; dagegen ließ sogar in den unscheinbarsten uns erteilten Anweisungen sein genau berechnetes stilles Wirken sich nicht verkennen. Denselben Eindruck hatte offenbar auch Cyrus gewonnen, und wiederum bewies er, in wie hohem Grade ihm daran gelegen, Reginalds Wünschen gewissermaßen zuvorzukommen. Denn nicht zugleich mit mir brach er folgenden Mor-

gen auf, sondern eine halbe Stunde früher, und dabei blieb es, bis wir endlich die für uns eingerichteten Wohnungen bezogen. Es geschah dies am sechsten Tage, nachdem wir als Kontoristen eingereiht worden waren.

Kurz bevor wir uns von dem Professor, Frau Painelow und Agathe, die alle eine gewisse Scheu vor Cyrus hegten, verabschiedeten, trafen Briefe aus Acapulco für mich ein. Unter denselben befand sich ein an Cyrus gerichteter. Dessen wie mit Kinderhand, augenscheinlich unter fremder Anleitung ausgeführte Aufschrift ließ keinen Zweifel über dessen Absenderin. Der Professor und Agathe waren zugegen, als ich Cyrus den Brief überreichte. „Nachricht von Carlota,“ bemerkte ich dabei mit ungeheuchelter Freude. Ich konnte nur glauben, daß das Andenken des holden Kindes einen wohlthätigen Einfluß auf das ungeschulte, unter dem Druck der Verhältnisse in eine gewisse Erstarrung versinkende Gemüt ausüben würde, und überwachte ihn daher teilnahmvoll.

Cyrus senkte die Blicke auf die Adresse; dann flogen sie blitzschnell auf Agathe und den Professor, um sich gewissermaßen wieder zu dem Brief zu flüchten. Tiefe Röte hatte sich über sein Antlitz ausgebreitet, ein Zeichen der in ihm lebenden heftigen Erregung. Doch auch jetzt verließ ihn seine Geistesgegenwart nicht. Geringschätzig zuckte er die Achseln, und den Brief nachlässig in die Tasche schiebend, richtete er eine gleichgültige, unseren Umzug betreffende Frage an mich. Eintönig beantwortete ich dieselbe. Feindselig wehten die Merkmale seiner ungerechtfertigten Beschämung mich an. Ich wußte, daß er das Haus des Professors fortan nicht mehr betreten würde. Er hatte mit seiner Vergangenheit gebrochen; jeder Blick aus des väterlichen Freundes Augen wie aus denen Agathes wäre ein Geißelhieb des Vorwurfs für ihn gewesen.

Wir schieden, begleitet von den herzlichsten Glückwünschen der drei lieben Hausgenossen und der dringenden Einladung, mit unseren Besuchen nicht zu kärglich zu verfahren. Gleich nach dem Kreuzen des Stromes trennten wir uns von einander, um unseren in verschiedenen Richtungen liegenden Heimstätten zuzueilen. Einen Händedruck und ein kurzes „Auf Wiedersehen“ wechselten wir, bevor die Wagen mit unserem Gepäck uns davontrugen. Ich hielt mein Wort. Regelmäßig in den wenigen Stunden der Muße besuchte ich Cyrus, doch nur so lange, bis ich mich überzeugt hatte, daß meine Anwesenheit ihn störte. Er selbst betrat meine Wohnung nie. Es war, als hätten die Räume, bei deren vornehmer Einrichtung nichts gespart worden war — ein zuverlässiger Diener wurde ihm wie mir außerdem beigegeben —, seinen Hochmut bis zu einem schwindelnden Gipfel emporgetrieben. Und doch entwickelte er in seiner stillen Zurückgezogenheit einen so unermüdlichen Fleiß, eine so ausgeprägte Entsagung, daß eine Deutung dafür nur in dem krankhaften Bestreben, sich für die Stellung des Chefs des Hauses Montague gründlich vorzubereiten, gesucht werden konnte. Mit weit hinausreichender Berechnung wollte er im öffentlichen Leben die Aufmerksamkeit erst dann auf sich lenken, wenn er glaubte, wegen mangelnder äußerer Formen und beschränkter Unterhaltungsgabe keine spöttischen Blicke mehr fürchten zu müssen.

36. Kapitel.

Das Versprechen.

Wie die ersten Tage bei angestrengter Thätigkeit in den Kontorräumen, verstrichen auch die folgenden, verstrichen Wochen und Monate. Schritt für Schritt wurden wir weiter gefördert auf den Bahnen kaufmännischen Wissens und Berechnens. Ueberall und zu jeder Stunde machte sich der scharfsinnig bemessene Einfluß Reginalds bemerklich, ohne daß wir ihn oft anders gesehen hätten als an dem Sonntage jeder dritten Woche, der uns an seinen Mittagstisch führte. Dies waren auch die Gelegenheiten, bei welchen mein Verkehr mit Cyrus über einige flüchtig gewechselte Worte hinausging. Inwieweit Reginald uns an solchen Tagen einer Prüfung unterwarf, wäre aus seiner starren Haltung und dem frostigen Wesen schwer zu erraten gewesen. Fand eine solche wirklich statt, so erstreckte sie sich vorzugsweise auf den äußeren Menschen. Ich glaubte, dies daraus entnehmen zu dürfen, daß zwischen dem Wiedersehen jedesmal die drei Wochen lagen, ein Zeitraum, lang genug, etwaige Veränderungen und Fortschritte zu entdecken, die im täglichen Verkehr mehr oder minder übersehen worden wären. Von mir selbst wußte ich, daß ich unbeirrt meine alten Bahnen weiterwandelte, mir am wenigsten irgend welchen Zwang auferlegte oder um die gute Meinung Reginalds buhlte. Was er mir von Anbeginn gewesen, blieb er fernerhin. Nicht um die Welt hätte ich, um die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, zu irgend welchen, meiner ganzen Natur widerstrebenden Mitteln gegriffen. Ueberall erblickte ich in ihm den einstigen erbitterten Feind meiner Eltern, meinen und Cyrus' grausamen Verfolger und oft, sehr oft kostete es mich die größte Ueberwindung, der förmlich gewaltsamen Vergegenwärtigung der letzten Worte der zur Versöhnlichkeit ratenden sterbenden Mutter, um die aus den Zeiten meines Duldens und Leidens mit herübergenommenen Empfindungen nicht verständlich zum Ausdruck zu bringen. Wie Sklavenketten erschien mir die Verpflichtung, durch blinde Unterwerfung unter den Willen des Chefs der Firma dem Andenken meines Vaters Rechnung zu tragen.

Anders Cyrus. Wer früher mit ihm vertraut gewesen und ihn jetzt nach Ablauf von kaum fünf Monaten sah, würde schwerlich den jeden Zwang verabscheuenden tollkühnen Vaquero wiedererkannt haben. Stets peinlich sauber gekleidet, hatte er sich mehr und mehr ein gewisses vornehm verbindliches Wesen zu eigen gemacht. Aus seiner Wortkargheit trat er indessen nie heraus. Was ihm an höherem Wissen abging, den ersetzte er durch eine gewisse würdevolle, kleidsame Zurückhaltung, welche ein klares unbefangenes Urteil über ihn sogar einem scharfen Beobachter erschwerte. So hatte auch sein Antlitz eine eigentümliche Wandlung erfahren. Der Sonnenbrand war geschwunden, hagerer war es geworden und zwar wohl mehr infolge des ewigen heimlichen Kämpfens mit sich selbst, als auf Grund der neuen Berufsthätigkeit, welche eine fortgesetzte Anspannung seiner ungeteilten geistigen Kräfte erheischte. Der Schnitt seiner Wäsche, namentlich an den Händen, verriet, wie ängstlich er darauf bedacht war, seine Tättowierungen vor fremden Blicken zu verheimlichen. —

Wie Agathe einst in den Tagen holder Kindheit, war ich selber jetzt regelmäßiger Sonntagsgast im Hause des Professors. Nach den sauren Wochen fand ich Erholung und reiche geistige Genüsse im ungebundenen Verkehr mit den drei lieben freundlichen Gestalten. Turvil Montague in der Stadt, war und blieb ich hier noch wie vor die Kohlmeise. Der Professor hatte seine frühere Heiterkeit zurückgewonnen, neu aufgelebt war Agathe, mochte es immerhin wie eine Mahnung an überstandenes Leid sich hauchartig auf dem zarten Antlitz ausprägen. Aus voller Seele erfreute ich mich der seltsam beweglichen Rosen auf ihren Wangen, ihres treuherzigen Blickes, des süßen Lächelns, welches im Verkehr mit uns ihre Lippen umspielte. Ich leugne nicht, die rauhen Wintertage, für deren nachteiligen Einfluß sie nur zu empfänglich, flößten mir ernste Besorgnisse ein; allein sie schwanden, indem der Frühling näher rückte und endlich das erste Grün sich schüchtern an Baum und Strauch, auf Rasen und Blumenbeeten hervorwagte. Sie schwanden, indem Agathes Blick sich klärte, sie freier die milden Lüfte einatmete, in weite Ferne zurück traten jene Ereignisse, welche so verheerend auf sie eingewirkt hatten.

So war er endlich da, der Frühsommer mit seinen tauigen Morgen, den sonnigen Tagen, den lieblichen Abenden und den milden, mit ihrem kostbarsten Sternengeschmeide sich schmückenden Nächten. In die heitersten Festgewänder hatte er die Natur gekleidet, den befiederten Sängern ihre schönsten Liebeslieder ins Gedächtnis zurückgerufen, schillernde Falter aus den Larven hervorgelockt und den rastlosen Bienen ein unerschöpfliches Feld für ihre Thätigkeit bereitet.

Der Tag neigte sich, ein stiller friedlicher Sonntag. Frau Painelow, von Agathes Anwesenheit im Hause durch einige Dienstboten unterstützt, wirkte geschäftig in der Küche. Der Professor hatte einen kurzen Ausflug in die Nachbarschaft unternommen, und so waren Agathe und ich auf uns allein angewiesen. Wie oft, so sehr oft, lustwandelten wir auch heute in dem mit peinlicher Sorgfalt gepflegten Garten. Arm in Arm gingen wir nach alter Weise. Im ernsten Ge-

spräch gedachten wir eines fernen Gletscherreiches und im Gegensatz zu demselben der palmenbeschatteten Tropen, wo ein holdes bräunliches Kind sich in Sehnsucht verzehrte. Wir gedachten meines Bruders, dessen Wesen sich immer mehr verfinsterte und der in seiner wachsenden Unzugänglichkeit dem Onkel von Tag zu Tag ähnlicher wurde. Doch auch die alten Zeiten verflochten wir wehmütig in unsere Unterhaltung wie die neueren samt den herben Erfahrungen, die hinter uns lagen.

„Und doch ist nicht ausgeschlossen, daß ein volles ungetrübtes Glück uns wieder lächelt," spann ich aus überströmendem Herzen das Gespräch weiter, „ein höheres Glück als dasjenige, welches wir jetzt im ungestörten freundschaftlichen Verkehr genießen. Wir kennen uns so lange, teuerste Agathe, und wohin unsere Gedanken sich wenden mögen: weder in unseren Kinderjahren noch in den Tagen nach meiner Heimkehr hat je der leiseste Schatten sich in das zwischen uns bestehende Vertrauen eingeschlichen, so wird es auch fernerhin sein. Aber inniger noch würde sich dieses Vertrauen gestalten und beglückender, wenn wir über unsere beiderseitigen Erfahrungen hinweg uns die Hände reichten, um uns gegenseitig anzugehören bis über das Grab hinaus. Du siehst, ich spreche so offenherzig zu dir, wie nur je zuvor in meinem Leben. Meine Worte werden getragen von der innigsten treuesten Liebe zu dir, von der unerschütterlichen Zuversicht, an deiner Seite mein einzig denkbares Glück zu finden, sofern du dich entschließen kannst, deine ganze Zukunft meinen Händen anzuvertrauen."

Da sah Agathe ernst zu mir auf. Ihre großen guten Augen schwammen in Thränen.

„Kohlmeise, liebe Kohlmeise," hob sie sanft an, und in dem Tone, in welchem sie den trauten Namen aussprach, offenbarte sich ihre ganze Zärtlichkeit; „was du mir eben sagtest, es überrascht mich nicht. Eine Ahnung trug mir längst zu, daß du eine derartige Frage an mich richten würdest, und ebenso lange bin ich auf die zu erteilende Antwort vorbereitet. Und was könnte uns hindern, unsere Herzen frei vor einander zu offenbaren, mit ruhigem Blick die Zukunft ins Auge zu fassen und, wenn nicht mehr, uns gegenseitig wenigstens tröstlich zu beeinflussen?" Sie ergriff meine Hand, und den Schatten gewahrend, welcher bei ihren letzten Worten meinen Blick umdüsterte, fuhr sie noch inniger fort: „Ob ich dir zugethan bin, gute Kohlmeise? Hast du denn alle die Beweise meiner herzlichsten Liebe vergessen, welche ich schon als Kind vor dir ablegte? Oder meinst du, seltsam, wie es klingen mag, jene Liebe hätte durch die vielen Jahre der Trennung beeinträchtigt werden können? Nein, Kohlmeise, es ist heute noch wie damals: heute hänge ich an dir wie an keinem anderen Menschen der Welt, und als mein höchstes Glück hätte ich es gepriesen, mit dir vor den Altar hinzutreten; allein das sollte ja nicht sein, wie du um deine Kindheit betrogen wurdest, so ist mir der Teil meines Lebens vergällt — o, freventlich geraubt worden, der eigentlich der glücklichste hätte sein sollen. Wie du in der Ferne der bittersten aller Täuschungen unterworfen gewesen, in deinen heiligsten Regungen vernichtet wurdest, so hat man hier mein Herz erbarmungslos zermalmt und zertreten. Was wäre da wohl natürlicher, du mein Liebster, als daß wir in der That unsere Hände ineinanderlegten, wenn eben ein feindseliges Geschick es nicht anders beschlossen hätte —"

„Nein, Agathe, nein —" unterbrach ich sie bange, „mißdeute nicht die geheimnisvollen Fügungen, welche uns dennoch wieder zusammenführten. Glaube mir, das Geschick ist versöhnt, es hat uns für einander bestimmt. Denn das, was hinter uns liegt, was allein durch unsere Trennung ohne die leiseste Hoffnung auf ein Wiedersehen bedingt wurde, es kann nicht Ursache sein, daß das zwischen uns bestehende Verhältnis nur auf die Grenzen einer treuen Freundschaft angewiesen bleiben soll."

„Du glaubst wirklich, daß dein grausam zerstörter Liebestraum bei mir gegen dich hätte zeugen können?" fragte Agathe bewegt, und fester drückte sie meine Hand. „Es kann dein Ernst nicht sein. Du hättest es auch schwerlich angedeutet, wäre ich von dir nicht mißverstanden worden. Im Gegenteil, gute Kohlmeise, als du mir deine letzte Zusammenkunft mit Isberga schildertest, da war mir, als hätte ich dein Haupt an meine Brust ziehen, es an mich drücken und tröstlich zu dir reden müssen, und anders empfinde ich heute noch nicht. Nein, du mein Liebster, wenn ich darauf hinwies, daß ein Glück, wie du es in Worten vor mich hinzauberteft, zur Unmöglichkeit geworden, so ist die berechtigte Ursache dafür auf einer ganz anderen Stelle zu suchen. Doch auch das will ich dir anvertrauen, obwohl ich schon früher einmal darüber zu dir sprach. Ja, ich fühle, es muß geschehen, wie auch immer es dein armes Herz zerreißen mag — doch hier ist die Bank, auf welcher wir in unseren glücklichsten Tagen so oft beisammen saßen. Mir ist, als lüde sie uns ein — komm, gute Kohlmeise, setze dich zu mir, nimm meine beiden Hände zwischen die deinigen, damit ich Kraft gewinne, so recht aus aufrichtigem Herzen zu dir zu sprechen."

Von bangen Ahnungen beschlichen sah ich vor mich nieder. Ich fürchtete förmlich den wehevollen Blick, mit welchem sie meine Augen suchte. Eine kurze Pause des Schweigens folgte. Sie schien nach Fassung zu ringen; dann hob sie sanft klagend an: „Was ich gelitten habe, ich brauche es nicht zu schildern. Du erfuhrst bereits alles, und was ich nicht in Worte kleidete, erriets du leicht genug. Du wirst daher einräumen müssen, daß auch ein kräftigerer Körper als der meinige unter den schnell aufeinanderfolgenden Schicksalsschlägen und den unablässigen grausamen Prüfungen schließlich hätte zusammenbrechen müssen. Ja, du meine geliebte Kohlmeise —" und schwermütig lächelnd schaltete sie ein: „sogar im ernstesten Gedankenaustausch muß ich dich so nennen, oder mir ist, als seist du mir fremd geworden — ja, Kohlmeise, was ich erduldete, körperlich sowohl wie geistig, hat den Todeskeim in meine Brust gelegt, kein Arzt kann mich darüber täuschen. Du aber bist der einzige, dem ich meine heimlichen Sorgen anvertraue, damit du nicht wähnst, ich hätte es nicht mit Entzücken begrüßt, deine Frau zu werden —"

„Agathe, es ist nicht wahr," fiel ich in meinem Entsetzen heftig ein, „schon einmal sprachst du zu mir in solcher Weise. Es geschah kurz bevor ich die Reise nach Acapulco antrat, und heimkehrend, fand ich dich neu erblüht, wie ich es nicht anders erwartete."

„Ja, gute Kohlmeise," nahm Agathe wieder traurig das Wort, „neu erblüht, aber nur scheinbar. Werden andere dadurch irre geleitet, so ist das bei mir unmöglich. Was ich empfinde, die Todesahnungen, die mich unablässig verfolgen, sie entziehen sich fremder Aufmerksamkeit, zumal ich mein Aeußerstes aufbiete, sie zu verheimlichen —"

„Agathe," warf ich wieder vollkommen ratlos ein, „die Todesgedanken, mit welchen du dich trägst, sind ungerechtfertigt, sind eine Versündigung. Die in deiner Leidenszeit entstandenen Schreckbilder, du mußt sie bekämpfen, mit Gewalt von dir ausscheiden. So wie du in dem letzten halben Jahr erblüht nicht jemand, der — Agathe, ich kann es nicht aussprechen — glaube mir, du wirst dich in demselben Maße erholen und kräftigen, in welchem deine Seele sich beruhigt."

Sanft liebkosend strich Agathe das Haar von meiner Stirn, indem sie unbeschreiblich innig erwiderte: „Du behauptest das, was du heiß ersehnst. Ich wünsche, es erginge mir ähnlich. Ich kenne meinen Zustand, mußte ihn kennen lernen, weil es mir stets so nahe lag, mein früheres Befinden mit dem jetzigen zu vergleichen. Doch streiten wir nicht darum, gute Kohlmeise. Auch würde ich gern meine Ansichten den deinigen unterordnen, allein es ruht die unsäglich schwere Pflicht auf mir, alle die schönen Träume, welche dir vielleicht vorschweben und in die ich so gern mit dir mich geteilt hätte — nicht doch, arme Kohlmeise," schaltete sie mit ergreifender Innigkeit ein, als sie gewahrte, daß Thränen in meine sie angstvoll überwachenden Augen drangen, „weine nicht, oder auch ich verliere die letzte Fassung. Noch bin ich ja bei dir, und heut und morgen tritt das Unabwendbare ja nicht ein. Es mag sogar Jahre dauern —"

Da stürzte ich ihr zu Füßen; mein Gesicht auf ihren Schoß bergend und meine Arme um sie schlingend, gab ich mich, vollkommen überwältigt, der wilden Verzweiflung hin, welche ein mir vorschwebendes Bild des Todes in mir erzeugte. Auch Agathe weinte heiße Thrä-

nen. Ihre schlanken Hände hatte sie auf mein Haupt gelegt. Erst nach Minuten richtete ich mich wieder auf, und schmerzerfüllt in die auf mich gesenkten milden Augen schauend, sprach ich in beschwörendem Tone: „Agathe, ich kann es nicht glauben. Es ist nicht wahr — ich glaube es nicht. Nein, Agathe, eines solchen Verbrechens ist der Himmel nicht fähig. Und wäre dein Todesurteil gesprochen, zählte dein Leben nur nach Monaten oder Wochen, so würde ich es als mein höchstes Glück preisen, mit dir vereint zu sein, dich hegen und pflegen zu dürfen Tag und Nacht, über dich zu wachen mit nimmer ermüdenden Augen, mit nimmer rastendem Herzen — Agathe, glaube mir, hätte der Tod bereits seine Hand nach dir ausgestreckt, so würde es mir gelingen, dich ihm zu entreißen. Agathe, höre auf mich," und fester schlang ich meine Arme um die zarte Gestalt, „hier kniee ich vor dir und zu dir flehe ich, wie zu meinem Gott. Suche nicht vermessen den Schleier der Zukunft zu lüften, sondern klammere dich fest an die Gegenwart an. Wir gehören zu einander, seitdem der elende Waisenknabe zum erstenmal die Augen beschämt vor dir niederschlug, und wenn du mir überhaupt noch Tage eines überschwenglichen Glückes gönnst, dann erwehre dich jener übertriebenen ungerechtfertigten Befürchtungen und vertraue dich mir an. Und bist du erst ganz mein eigen, fühlst du dich selbst befriedigt in der Beobachtung meines Glückes, so wird das Leben dir um so teurer werden. Dein Wille wird dein bester Arzt sein; es kommen die Tage, in welchen du lächelnd und ohne Reue auf die jetzige Stunde zurückblickst."

Da neigte Agathe weinend ihr Antlitz mir zu, und mich auf die Stirn küssend, sprach sie mit vor Bewegung zitternder Stimme: „Kohlmeise, geliebte Kohlmeise, wer hätte geglaubt, daß mein ernster Entschluß je wankend gemacht werden könne. Und dennoch, wenn ich dich so sprechen höre, möchte das Herz mir vor Jammer brechen. Du nennst es immer noch ein Glück, an mich gefesselt zu sein? Aber ich verstehe dich, weil ich dich nach mir selber beurteile. Versündige ich mich an dir, so mag ein gütiger Gott mir verzeihen, denn jetzt kann ich nicht anders. Ich versprech' mich dir aus vollem überströmendem Herzen; nur eine einzige Bedingung stelle ich, muß ich stellen, und ich weiß, daß du sie mir gern gewährst. Laß ein Jahr darüber hingehen — vielleicht auch etwas weniger Zeit, bevor du mich ganz für dich forderst. Laß uns prüfen, inwieweit mein gemarterter und zerschlagener Körper seine Widerstandsfähigkeit zurückgewinnt, und bliebe dann noch ein Fünkchen von Hoffnung, ja, dann will ich deine Frau werden jauchzenden Herzens. Dauerte es auch nur ein Jährchen, bis deine liebe Hand mir die Augen zudrückt, so wollte ich schon so sehr, sehr dankbar sein —"

Hier versagte ihr die Stimme vor tiefer Bewegung. Ich saß wieder neben ihr, und die sich mir Zuneigende an meine Brust ziehend, küßte ich die Thränen des Glücks und der Wehmut von ihren Wangen, von ihren Lippen. Heilige Minuten verrannen. Was auch immer an Besorgnissen in ihrem Herzen leben mochte: vorsichtig umging sie fortan jede Gelegenheit, welche mich an ihre trüben Ahnungen hätte erinnern können.

Wir hatten uns erhoben und Arm in Arm wandelten wir die alten vertrauten Wege. Stiller Friede war in unsere Herzen eingekehrt. Innig sprachen wir zu einander. Der westliche Himmel hatte sich purpurn gefärbt. Ueber die sonntäglich rastende Stadt hinweg sandte die Sonne uns ihre letzten goldigen Grüße zu. Lieblich, wie vor Jahren, sang die Drossel ihr melancholisches Abendlied. Sie einte gewissermaßen das Heute mit jenen Tagen, in welchen wir, im Flügelkleide unermüdlich einherstürmend, auf ihren Gesang keinen höheren Wert legten als auf das Knirschen des Sandes unter unseren flüchtigen Füßen. Was auf den dazwischen liegenden Zeitraum entfiel, glich beängstigenden wüsten Träumen, die nach dem Erwachen in das Nichts zurücksinken.

Es war ein unvergeßlicher Abend; unvergeßlich durch die Empfindungen, mit welchen wir einen neuen Lebensabschnitt gleichsam besiegelten, unvergeßlich durch die in rührender Weise sich offenbarende Freude des Professors und der guten Painelow, als wir sie beim Essen mit unserem Uebereinkommen vertraut machten. Jedes von ihren Lippen fließende Wort, jeder Blick aus ihren treuen Augen gestaltete sich zu einem Segensspruch. —

Wenn Cyrus, in seiner von unglaublicher Willenskraft zeugenden Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung unentwegt einem ihm vorschwebenden hohen Ziele zustrebend, in Reginalds Atmosphäre mehr und mehr zu einem stummen Werkzeug oder vielmehr zu einer „Sache" herabsank, so gelangte bei mir in demselben Grade ein gewisses Unabhängigkeitsgefühl zum Durchbruch, eine Selbständigkeit, welche beinahe an Trotz streifte. Ich offenbarte es frei, als der Professor auf Reginalds mögliche Mißbilligung unseres Entschlusses hinwies. Meine Entschlossenheit gipfelte darin, daß ich zu seiner sichtbaren Befriedigung erklärte, lieber das Haus des Onkels zum letztenmal betreten zu haben, als meine neuen Beziehungen zu Agathe vor ihm zu verheimlichen. Meine Absicht, ihn über das zwischen Agathe und mir bestehende Verhältnis zu unterrichten, gelangte indessen erst folgenden Sonntags zur Ausführung, als Cyrus und ich bei ihm zu Tische saßen. Bis dahin hatte ich dazu keine Gelegenheit gefunden, und eine solche zu suchen widerstrebte mir. So ahnte auch Cyrus nicht die Wahrheit. Entfremdet, wie er sich mir hatte, und sein kaltes, mich unausbleiblich peinlich berührendes Urteil scheuend, wäre er der Letzte gewesen, dem ich gerade in dieser Angelegenheit mein Vertrauen geschenkt hätte.

Das nur mit frostigen Gesprächen gewürzte Mahl war verlaufen, die aufwartenden Diener hatten sich entfernt, und es begann die Stunde einer etwas zwangloseren Unterhaltung. Einen forschenden Blick warf ich auf Reginalds gleichsam versteinertes Antlitz, einen zweiten auf Cyrus, der, seinem Onkel geflissentlich nachahmend, auch äußerlich allmählich eine unverkennbare Aehnlichkeit mit ihm angenommen hatte; dann erklärte ich mit einfachen Worten meinen Entschluß, Agathe als Gattin heimzuführen.

Eine Erwiderung folgte nicht sogleich. Reginald sah vor sich nieder. Wie er meine Erklärung aufgenommen hatte, ging aus der Art hervor, in welcher er seine Lippen ein wenig fester aufeinanderlegte. Gleich mir betrachtete Cyrus ihn aufmerksam, sogar ängstlich gespannt. Die Röte, welche plötzlich in sein Antlitz aufgestiegen war, zeugte von heftiger Erregung. Wie ich sie deuten sollte, wußte ich in jenen Minuten nicht, es sei denn als einen versteckten Triumph.

„Das kommt mir überraschend," bemerkte Reginald endlich scheinbar gleichmütig, jedoch ohne seine Blicke zu erheben, „noch kein Jahr Witwe und schon denkt sie an eine neue Heirat."

Eine meiner tiefen Entrüstung entsprechende Antwort schwebte mir auf den Lippen. Ich bezwang mich indessen und erwiderte ruhig: „Unsere Bekanntschaft reicht bis in die Tage unserer Kindheit zurück. Nicht Berechnung führte uns zusammen, noch reifte sie den Entschluß der Vereinigung, sondern gegenseitige ernste Anhänglichkeit und die zuversichtliche, jeder phantastischen Träumerei bare Hoffnung auf ein dauerndes Glück."

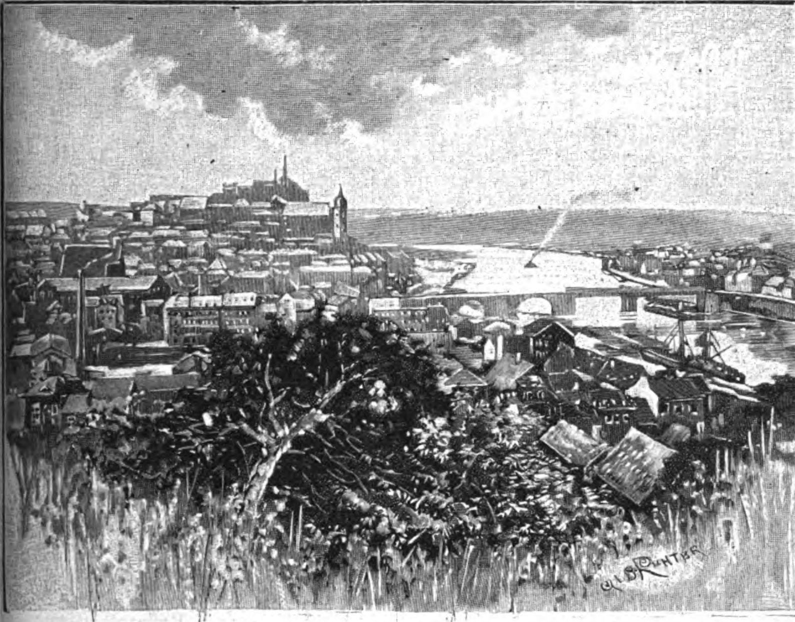
„Berechnung möchte sich in diesem Falle als nicht zutreffend erwiesen haben," versetzte Reginald in demselben Tone, und ein Stückchen Brotkrume ergreifend, begann er, dasselbe lebhaft zwischen den Fingerspitzen zu kneten; „was Sie sonst noch hinzufügen, ist mir unverständlich. Doch gleichviel; jeder Mensch ist seines eigenen Glückes Schmied. Sie sind alt und erfahren genug, um über Ihre Zukunft selbst entscheiden zu dürfen."

Durch einen flüchtigen Blick überzeugte ich mich, daß Cyrus' Augen noch immer an Reginalds Lippen hingen. Das ungestüm wallende Blut schien sich einen Weg durch seine Schläfen bahnen zu wollen.

„Ich erlaube mir, darauf aufmerksam zu machen," entgegnete ich, meinen Unmut schwer zügelnd, „daß meine Mitteilung keine Frage um Genehmigung in sich birgt. Dagegen hielt ich mich als Mitglied des Hauses Montague für verpflichtet, sogar den Schein eines Geheimnisses vor meinem Chef zu vermeiden."

„Ich danke für so viel Aufmerksamkeit," hieß es frostig zurück, und der Brotteig zwischen den Fingern nahm allmählich die Form einer Kugel an. „Nebenbei machen Sie kein schlechtes Geschäft. Auf alle Fälle wünsche ich Ihnen den besten Erfolg. Zu weiteren Verhandlungen ist jetzt wohl nicht die Zeit. Ich setze wenigstens voraus, daß die Hochzeit noch nicht vor der Thür."

(Schluß folgt.)



Meißen von Süden aus gesehen.

Eine alte Fürstenstadt.

Von

Gustav Karpeles.

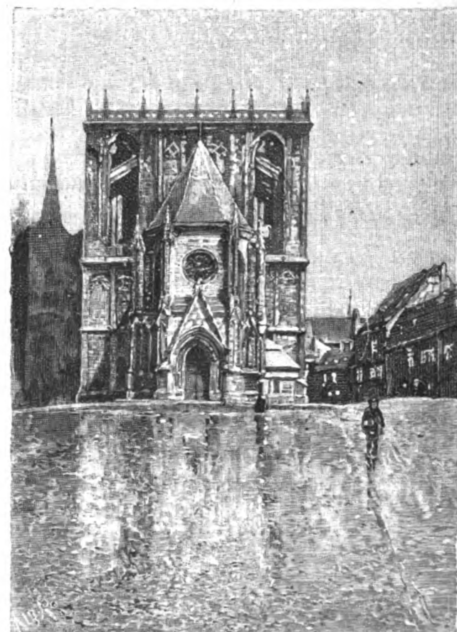
„Kennst du den Berg, auf dem drei Burgen stehn,
Und nebenher drei Wässer gehn?"

So möchten wir mit einem alten Chronisten die geneigten Leser fragen, und sicher wird die Mehrzahl derselben antworten, daß ihnen der Name und der Ruhm der Stadt wohlbekannt, daß sie sie selbst aber noch nicht zu sehen Gelegenheit hatten. Und doch ist das alte Meißen, denn von dem soll hier die Rede sein, eine der bedeutendsten und interessantesten Städte Deutschlands, merkwürdig durch seine geschichtliche Vergangenheit, durch seine Bauwerke, durch seine Reichtümer an Kunst und Wissenschaft. Ein eigentümlicher geographischer Irrtum hat auch mich lange zurückgehalten, die alte Fürstenstadt an der Elbe aufzusuchen. Ich las nämlich, daß Meißen 5 Stunden von Dresden entfernt sei und glaubte, dies seien fünf Eisenbahnstunden; erst als in diesem Sommer ein Freund meinen Irrtum aufklärte und mir mitteilte, daß kaum eine Stunde Eisenbahnwegs von Dresden nach Meißen führte, beeilte ich mich, diese Stadt kennen zu lernen.

Gern gestehe ich, daß die wenigen Tage, die ich da zugebracht, zu den schönsten Erinnerungen meines Wanderlebens gehören. Es waren einige der wenigen Sonntage, die dieser karge Sommer uns gebracht, und Natur und Kunst wetteiferten, diese Tage noch schöner und angenehmer zu machen. Die lieblichsten Höhen und reich bevölkerten Thäler, die fruchtreichsten Gefilde ergötzen uns, so weit das Auge blickt, in buntem Wechsel, und weithin trägt der Blick von jenen Bergen bis zu den blauen Fernen der Sächsischen Schweiz. Ein reiches und reges Leben entfaltet sich in der kleinen altertümlichen Fürstenstadt, und auf dem schloßgekrönten Hügel erhebt sich der ehrwürdige Dom, die wunderbare Albrechtsburg, unstreitig das prachtvollste Schloß des 15. Jahrhunderts in Deutschland. Nicht weit davon die altbewährte Fürstenschule von St. Afra und etwa eine Viertelstunde entfernt die Nährmutter sämtlicher europäischer Porzellanfabriken, die berühmte Meißensche Porzellanmanufaktur. Eisenbahnen und Dampfschiffe vermitteln den Verkehr nach allen Richtungen und führen dem alten Meißen in der Sommerszeit Fremde aus allen Weltteilen zu. So vereinigt sich alles, um der alten Markgrafen- und Bischofsstadt, die schon durch ihre Lage an dem herrlichen Elbstrom ausgezeichnet ist, ein mächtiges Interesse zuzuwenden.

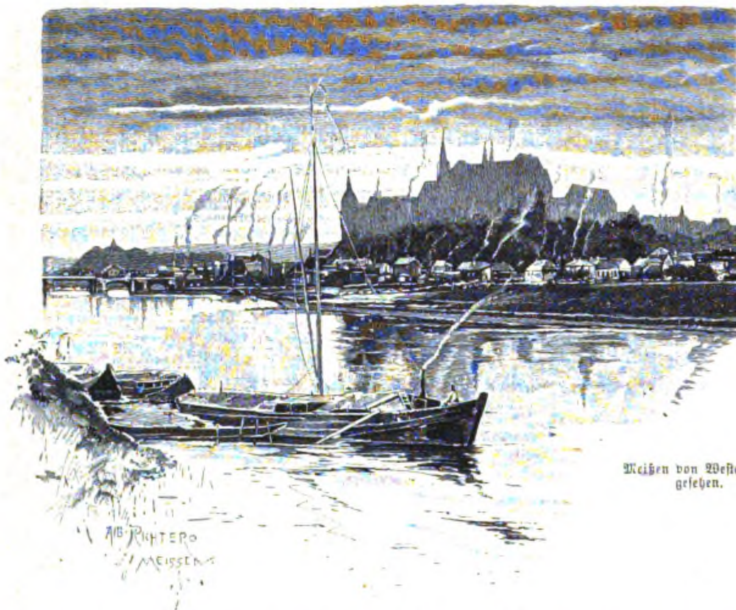
In diesen Tagen ist dies Interesse noch erhöht worden, beging doch die alte Fürstenstadt im Monat Juni eine Jubelfeier, wie die deutsche Vergangenheit eine solche wohl kaum noch, ja vielleicht überhaupt noch nicht zu verzeichnen hatte. Im Jahre 1089 übertrug Kaiser Konrad II. die Mark Meißen Heinrich I. von Eulenburg; durch seinen Vetter Konrad den Großen setzte sich das Geschlecht fort, und seit jener Zeit sind die Schicksale des Wettiner und des sächsischen Fürstenstammes mit denen der Stadt Meißen untrennbar verbunden. Fast seit einem Jahrtausend ist Meißen also ein hervorragendes Bollwerk der deutschen Kultur und trägt in seinen Bauwerken den Stempel deutscher Geisteskraft. Eine solche Stadt verlohnt sich wohl, daß man sie näher kennen lerne, und so gut als dies eine flüchtige Rundschau gestatten kann, will ich es versuchen, denjenigen, welche Meißen noch nicht kennen, diese Bekanntschaft zu vermitteln.

Dabei werde ich mich jedoch wohl hüten, meinen Lesern einen langweiligen historischen Exkurs vorzusetzen. Denn, offen gestanden, die Geschichte von Meißen ist nicht so interessant, als man eigentlich glauben sollte; sie ist etwas verwirrt und verwickelt. Sie handelt von blutigen Kämpfen, von Fehden zwischen Markgrafen, Kaisern und Bischöfen; aber das eigentliche dramatische und romantische Leben muß man in diese Daten und trockenen Ereignisse erst hineindichten. Ja, die älteste Geschichte ruht noch ganz im Dunkeln, denn etwa bis ins 10. Jahrhundert war die Gegend von Meißen von den Glomaziern, einem slawischen Volksstamme, bewohnt, welche sich mit den Magyaren zu Kriegszügen gegen die Deutschen vereinigten. Mit wechselndem Kriegsglück kämpfte man gegen diese Raubvölker an, aber erst König Heinrich I. gelang es auf wiederholten Kriegszügen bis an die Elbe vorzudringen und die Gegend um Meißen zu erobern. Auf einem dicht an der Elbe stehenden bewaldeten Berge erbaute er nun eine feste Burg und dort



Portal des Domes zu Meißen (S. 1283).

setzte er einen Burggrafen ein, dessen Name Rigdag lautete (984). Unter Burggrafen und Markgrafen standen nun die Burg und die an ihrem Fuße sich entwickelnde Stadt jahrhundertelang. Aus der Markgrafenwürde entwickelte sich später die landesherrliche Macht. Diese Würde selbst war aber nicht erblich, sondern wurde von dem Kaiser gemeinhin einem seiner Getreuen als Geschenk oder aus politischen Gründen übertragen. Schon unter dem ersten Markgrafen kamen auch Kolonisten aus Sachsen und Franken in dieses Land. Die Germanisierung und das Christentum machten erfreuliche Fortschritte; schon im Jahre 965 wurde hier ein Bistum gegründet, dessen Sprengel sich nicht nur über Sachsen, sondern auch über Schlesien und andere Teile Deutschlands erstreckte. Ueber 600 Jahre bestand dieses Bistum unter 44 Bischöfen, welche einen bedeutenden Einfluß auf das religiöse Leben in Deutschland ausübten und deren letzter, Johann von Haugwitz, im Jahre 1581 sein Amt niederlegte, zum Protestantismus übertrat und sich verheiratete.



Meißen von Westen aus gesehen.

Zu einem Bistum gehörte auch ein Dom und Otto I. erbaute auch diesen, welcher drei Jahrhunderte stand, bis im 13. Jahrhundert ein Neubau nötig wurde. Ein kunstsinniger Bischof, Wittigo I., unternahm diesen Neubau und überwachte die Ausführung desselben in den reinen Formen der Gotik, die wir noch jetzt an diesem Dome trotz der vielen Verwüstungen und Veränderungen, welche derselbe im Laufe der Jahrhunderte erlitten, aufrichtig bewundern.

Natürlich war die Stadt oft Gegenstand blutiger Kriege. An Stelle der alten markgräflichen Burg wurde unter Herzog Albrecht dem Beherzten 1471 durch den Meister Arnold von Westfalen ein neues Schloß im edelsten spätgotischen Stile erbaut, welches jetzt den Namen Albrechtsburg führt. Den meisten Schaden erlitt Meißen im Hussitenkriege; auch der Dreißigjährige Krieg brachte dort Unruhe und Verwüstung hin, ja, noch in unserem Jahrhundert war die Stadt zweimal von feindlichen Heeren besetzt und von Ueberschwemmungen verheert. Gleichwohl ist sie inzwischen zu neuem Wohlstande gelangt und zu einem Sitze des Kunstgewerbes und der Industrie geworden.

Das ist so ziemlich alles oder doch wenigstens das wichtigste, was man aus der Geschichte Meißens wissen muß, ehe man den mäßig hohen felsigen Hügel ersteigt, welcher von der Stadt aus auf den Schloßberg führt. Bei dem Eintritt in den von altertümlichen Gebäuden umgebenen Schloßhof tritt uns zuerst der in der Mitte desselben gelegene Dom in der ganzen Fülle seiner ornamentalen Pracht entgegen (S. 1281). Die Entstehungsgeschichte desselben ist eigentlich nur durch eine geschickte Kombination verschiedener Nachrichten nachzuweisen. Aber diese Geschichte hat für uns geringen Wert; wir freuen uns dessen, was wir sehen, sowohl in der Gesamtwirkung, wie in der reichen Fülle des Details. Hier hat der Geist der Frühgotik seine schönsten Blüten getrieben. Das Beste, was wir im Dome sehen, stammt aus der Glanzzeit der Architektur in Meißen, wo die gotischen Formen zu voller Schönheit erblühten. „Das Befangene, Knospende der ersten Zeit ist überwunden; reich und lebendig legt sich das mit erstaunlicher Sicherheit modellierte Blattwerk um die Kapitäle, wuchtig steigen die Säulen auf, um das kühne, streng raumschließende Gewölbe zu tragen." Dasselbe gilt von den Statuen, welche im Chore des Domes sich befinden (König Otto, seine Gemahlin Adelheid, die Heiligen Donatus, Johannes der Täufer, Johannes der Evangelist und die heilige Jungfrau), „Werke von edler Haltung, schönen innerlichen Lebens, die sich würdig an die größten Arbeiten der romanischen Periode anreihen." Etwas von dem Glanz und der Schönheit jener Zeit des Minnegesanges, in der Heinrich der Erlauchte über die Mark Meißen herrschte, dessen Bild in der Manassesschen Minneliedersammlung als Schirmherr der Dichter und Minnesänger enthalten, ist auch in diesen Werken deutlich zu erkennen, die sich zu einer Formvollendung aufschwingen, welche in jener Zeit nur selten noch erreicht worden ist. Die Kirche selbst ist in der Form eines lateinischen Kreuzes gebaut; sie besitzt gegenwärtig nur noch einen einzigen Turm, welcher der „höckerige Turm" genannt wird und bis zu seiner Galerie zu ersteigen ist. Von dort bietet sich eine reizende Aussicht über Stadt und Umgebung. Durch ein mächtiges Portal mit einem breiten Spitzbogen betreten wir das Schiff der Kirche, deren Gewölbe 64 Fuß hoch ist und von 14 Pfeilern getragen wird. Durch eine Galerie ist von der Kirche selbst das Domchor getrennt, wo noch jetzt die Stühle der ehemaligen Chorherren sich erheben, deren jeder von dem anderen durch eine schlanke Säule getrennt ist. Das Kapitäl dieser Säule ist mit zierlichem Laubwerk im besten gotischen Geschmack und in den wundervollsten Variationen geschmückt. Den Hochaltar schmückt das Gemälde eines unbekannten Meisters, die Anbetung der heiligen drei Könige. Es ist nicht unmöglich, daß dasselbe noch aus der ersten Kirche, welche ja auf demselben Grunde gestanden, herstammt. Hier hat einst Konrad der Große, der Stammvater des Wettiner Hauses, 1156 vor einer Versammlung von Fürsten, Bischöfen und Großen sein Schwert samt allen Zeichen seiner kurfürstlichen Macht niedergelegt, um als Mönch in das von ihm erbaute Kloster zu Halle einzutreten. Zahlreiche Grabsteine, Bildnisse und Statuen schmücken Kirche und Chor, Erinnerungen aus der sächsischen und deutschen Geschichte erweckend, und Wunderbares erzählen oft die alten Chronisten von der Pracht der Kirche, bevor die Reformation all dem Glanze ein Ende machte. Da heißt es denn, daß man an 56 Altären Messe gelesen und daß mehr als 200 Geistliche angestellt gewesen seien. Das ist nun alles anders geworden in dieser neuen Zeit. Still und feierlich liegt der Dom da, und nur einmal, am Karfreitag, füllt ihn allerlei Volk, um ein geistliches Konzert anzuhören. „Wenn dann die herrlichen Klänge unserer alten Meister durch den mächtigen Raum brausen, wenn wir bald Stimmen der Engel, bald die Posaune des Weltgerichts zu vernehmen glauben, dann kann sich auch der realistischste Zuhörer andächtiger Schauer nicht erwehren und sich dem Zauber nicht entziehen, mit dem Vergangenheit und Gegenwart ihn umspinnen, in diesen Räumen, die nun bald tausend Jahre der Verehrung des Höchsten geweiht sind."

Auf demselben Wege, auf dem wir gekommen, verlassen wir wieder den Dom, um draußen noch einmal das Portal desselben zu betrachten. Auf der Spitze dieses Portals steht die Figur des segnenden Christus mit Maria und Johannes, dann zu beiden Seiten absteigend die zwölf Apostel, alle auf Konsolen und mit Baldachin. Ueber jedem Baldachin und unter den Konsolen sind betende Engel angebracht. Das Portal macht in den Einzelheiten wie in der Gesamtgruppierung der architektonischen Formen einen mächtigen Eindruck. Indem wir uns in die Betrachtung dieser Schönheit versenken, erwacht vor unserem geistigen Auge das bunte, vielgestaltige Leben der alten Minnesängerzeit, das sich einst um die Baugerüste dieses Domes bewegte. In Heinrich dem Erlauchten, den die Dichter seiner Treue zum Reiche wegen priesen, verkörpert sich die Geschichte dieses Dombaues, und als sein Nachfolger kann Albrecht der Beherzte gelten, in dessen Namen sich wieder die Geschichte der nebenan sich erhebenden mächtigen Albrechtsburg verkörpert.

Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht, zwei Brüder, herrschten gemeinsam über die sächsischen Lande. Sie waren reiche Fürsten, und es stand ihnen wohl an, der Mark Meißen ein ihrer Bedeutung entsprechendes Schloß auf dem Burgberge zu errichten. Es war eine günstige Zeit, in der der Bau begonnen wurde; die Schneeberger Silbergruben waren in jenem Jahre, 1471, entdeckt worden und boten reiche Ausbeute; Feldfrüchte und Wein waren besonders gut geraten, so daß die Kanne Meißenschen Weines für vier Pfennige zu haben war. Dazu fand sich in Arnold von Westfalen ein Baumeister, der wie kein zweiter geeignet war, diesen herrlichen Bau aufzurichten, den Herzog Albrecht, der deutsche Roland, während der Zeit, die dem Helden zwischen seinen Kriegszügen übrig blieb, sorgsam überwachte. Das, was Jakob Burckhardt als die ideale Aufgabe der Architektur bezeichnet, daß der Bau die Einheit des Willens und des Zweckes an der Stirn trägt, das zeigt sich am klarsten an dieser prächtigen Albrechtsburg (S. 1286 u. 1288). Sie trägt unverkennbar den Stempel *eines* Willens, eines Zweckes und ist in diesem Sinne der früheste und edelste deutsche Palastbau. Die Burg selbst besteht aus zwei Teilen, deren Hauptteil sich der nördlichen Seite des Domes anschließt und das Schloß selbst zeigt vier Stockwerk in die Höhe und hat noch zwei Stockwerk unter dem Grunde in einer gewaltigen Kelleranlage, in der für 1200 Faß Wein Raum sich finden soll. Zu dem oberen Stockwerke führt eine Treppe von 113 Stufen, ein Meisterwerk der Kunst, und mit ihren, in jedem Stockwerk offenen Galerien eine der größten Zierden des Schlosses, welches im ganzen 7 große Säle, 20 Zimmer, 14 kleine Gemächer, eine Menge Kammern, Gewölbe, Küchen, Stuben und natürlich auch einige Gefängnisse enthält. Nichts gleicht der Pracht, die zu Zeiten hier entfaltet wurde; die Turniere, welche unter Albrecht dem Beherzten in der später nach ihm benannten Burg abgehalten wurden, entfalteten allen fürstlichen Glanz, dessen Deutschland damals sich rühmen konnte. Geht doch aus jener Zeit die Sage, daß Herzog Albrecht hier ein Gastmahl einst abgehalten habe, bei welchem die Gäste auf Silber saßen und an silbernen Tafeln speisten.

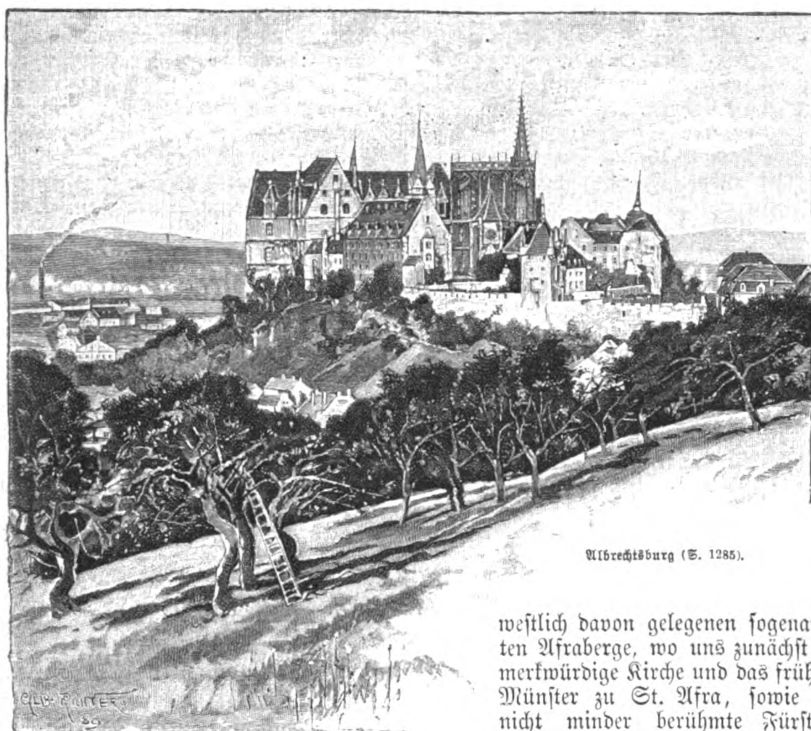


Hof der Albrechtsburg (S. 1285).

In späteren Jahren verschwand allerdings diese Pracht und es war namentlich das Jahr 1645, welches für die Geschichte der Albrechtsburg verhängnisvoll wurde. Am 18. August jenes Jahres zogen nämlich die Schweden hier ein, belagerten und beschossen Stadt und Burg. 183 Kanonenschüsse wurden während der kurzen Belagerung auf dieselbe gefeuert und viele Bomben und Steinkugeln hineingeworfen. Erst 30 Jahre später ließ Kurfürst Georg II. das vielfach beschädigte Schloß wieder herstellen und damals war es auch, daß demselben der Name Albrechtsburg beigelegt wurde. Zu seinem früheren Glanz ist es nicht wieder gelangt und Anfangs des 18. Jahrhunderts wurde die Albrechtsburg der neubegründeten Porzellanmanufaktur eingeräumt, welche hier mit geringen Unterbrechungen bis zum Jahre 1863 verblieb, bis eines Tages der verstorbene König Johann von Sachsen mit einem Gefolge von Künstlern und Altertumsforschern das Schloß besuchte. Von jenem Tage an datiert der Gedanke einer Wiederherstellung der Burg. Dieselbe begann im Jahre 1864. Die Porzellanmanufaktur erhielt einen Neubau und die Burg selbst wurde im Geiste ihrer alten Bauherren restauriert.

Die Originalität und die volle Bedeutung dieses Baues ist nur vom architektonischen Standpunkte zu erfassen. Wir müssen uns auf Autoritäten stützen, wenn wir auch selbst mit unseren Laienaugen aus allen Einzelheiten, wie aus der Gesamtheit des Baues erkennen, daß derselbe das Ideal eines mittelalterlichen Palastes ist und daß in Arnold von Westfalen ein Baumeister von außerordentlicher, nur mit den größten Meistern zu vergleichender Begabung entstanden, der seine eigenen künstlerischen Wege ging und alles Hergebrachte verschmähte. Ein leidenschaftliches Suchen nach idealem Ausdruck des in den Architekten wohnenden Palastideals soll es sein, welches die Burg „vom First bis zur Kellersohle“ durchweht.

So schreibt ein hervorragender moderner Architekt, Cornelius Gurlitt, in seiner Studie über das Schloß zu Meißen. Durchwandern wir dasselbe nun und suchen wir, ob wir etwas von diesem idealen Ausdruck in der Gesamtanlage und im Detail der Komposition auch mit unsern Laienaugen entdecken können. Zwei Wendeltreppen, eine kleinere und eine große, führen zunächst in den gewaltigen Kirchensaal im ersten Stock, den großen Versammlungsort des fürstlichen Gefolges. Schon hier haben wir Gelegenheit, die reichen Wandmalereien, mit Bildern aus der ältesten Periode der Stadt Meißen, zu sehen, welche seit der Restauration der Albrechtsburg hier von Dresdener und Münchener Malern angebracht worden sind. Der Reigen derselben beginnt natürlich mit der Gründung Meißens durch Heinrich I.; hieran schließt sich die Züchtigung der slawischen Räuberhorden durch die Deutschen und die Verteidigung der ältesten Burg gegen die Polen; der Einzug Kaiser Lothars, welcher die Markgrafschaft Meißen auf das Haus Wettin überträgt, schließt die Reihe ab. Gegen Westen schließt den Kirchensaal der Trompetersaal ab, ein Orchester, welches dicht unter den Wölbungen des Saales sich öffnet. Nach einer kleinen Kapelle folgt der große Bankettsaal, in dem alle Festlichkeiten und Huldigungen ausgeführt wurden und der durch seine glanzvolle Ausschmückung vor allen anderen Räumen des Schlosses sich auszeichnet. An den Wandpfeilern sind in farbigen Figuren die Denkmäler von Heinrich I., Konrad dem Großen, Heinrich dem Erlauchten, Friedrich dem Streitbaren, Herzog Albrecht, Georg und Johann Georg II. angebracht. Die Wandmalereien enthalten die drei interessantesten Szenen aus der bekannten Geschichte des sächsischen Prinzenraubes. Den Schluß dieser Loka-



Albrechtsburg (S. 1285).

litäten bildet der kleine Bankettsaal, welcher als Vereinigungspunkt für die fürstliche Familie diente. Er enthält architektonische und landschaftliche Bilder, die auf das Leben des Erbauers der Burg, des Herzogs Albrecht, Bezug haben. Mehrere kleinere Räume liegen im annähernd symmetrisch angeordneten Ostflügel, so die kurfürstlichen Wohn- und Garderobezimmer, gleichfalls reich mit Bildern geschmückt.

Nicht minder interessant ist das zweite Stockwerk, dessen Mittelbau meist Geschäftsräume füllen, in denen ehemals die Porzellanmanufaktur untergebracht wurde. Hier ist die sogenannte große und kleine Appellationsstube, der Wappensaal, das Böttgerzimmer, mit Bildern des berühmten Johann Friedrich Böttger, des Erfinders des Porzellans; ein Künstlerzimmer und die Wohnräume des Herzogs Albrecht, welche sich im Westflügel des Schlosses befinden. Alles trägt unverkennbar ein gewisses Streben nach künstlicher Gruppierung und bequemer innerer Verbindung, ja, bis zu einem gewissen Grade auch nach Symmetrie. Die Restauration hat der Burg nicht geschadet, im Gegenteil, sie erhöht nur den Reiz des Anblicks und führt uns die große Bedeutung vor, welche dieses Schloß für die Geschichte Deutschlands im Mittelalter gehabt hat. Von dieser Burg aus verbreitete sich das Christentum und mit ihm die Kultur über einen großen Teil unseres Vaterlandes, von hier aus haben Albrecht und seine Nachfolger ihre Kriegszüge ausgeführt und gegen die Widersacher des Reichs glücklich angekämpft.

Eine Schloßbrücke mit fünf Bogen verbindet den Schloßberg mit dem südwestlich davon gelegenen sogenannten Afraberge, wo uns zunächst die merkwürdige Kirche und das frühere Münster zu St. Afra, sowie die nicht minder berühmte Fürstenschule entgegenblickt. Alles was wir über die Geschichte dieser Schule erzählen können, tritt in den Hintergrund vor der mächtig emporragenden Gestalt des einen ihrer Schüler, dem diese Anstalt unvergänglichen Ruhm zu verdanken hat; sein Name ist *Gotthold Ephraim Lessing*! Seit mehr als drei Jahrhunderten wahrt die Anstalt unter den höheren Schulen Deutschlands ihren glänzenden Ruhm und wirkt segensreich fort in ihrer bedeutsamen erziehlichen Aufgabe. Berühmte Männer wie Gellert, Rabener u. a. danken dieser Schule ihre Vorbildung, vor allen aber kann sie stolz sein auf den Einen!

Schon früh hat der Pastor Primarius von Kamenz den Plan gefaßt, seinen erstgeborenen Sohn auf diese berühmte Schule zu bringen und am 21. Juli 1741 unterzieht sich der Alumnus der Aufnahmeprüfung. Seine ersten Zensuren sind nicht sehr günstig; er wird davor gewarnt, die Vorzüge seines angenehmen Aeußern „durch Ueppigkeit und Frechheit zu beflecken". Aber es wird auch hinzugefügt, daß er auf diese Warnung gehört zu haben scheine. Gleichwohl wird in dem Erlaß, mit dem im Namen des Kurfürsten das Oberkonsistorium die Strafberichte des Rektors zu beantworten pflegt, dieser aufgefordert, den jungen Lessing zu erinnern, daß er sich der angenommenen Leichtsinnigkeit und Frechheit enthalten soll. Die Osterzensur des nächsten Jahres erklärt sein Talent nicht für unbedeutend, er bedürfe aber steter Läuterungen, um richtig und eifrig seine Pflicht zu thun. In den höheren Klassen sind die Zensuren etwas besser, nur einmal, Michaelis 1743, wird ihm eine gewisse „Verstellung" schuld gegeben; sonst bekommt er nur uneingeschränktes Lob seines **Talentes**, seines Gedächtnisses und seiner Sitten; namentlich wird sein Eifer für die Mathematik gelobt. Einmal wird sein Schreibebuch wegen Unordentlichkeit getadelt, ein anderes Mal hat er sich an einem Tumult der Schule beteiligt, ein drittes Mal war er vorlaut. Auf die Frage des Rektors: warum die Schüler in dieser Woche so spät ins Gebet gekommen, hat alles geschwiegen, nur er hatte heimlich einem Kameraden ins Ohr geflüstert: „Das weiß ich!" Der Rektor hatte aber doch gehört und ihm befohlen, es laut zu sagen. Nach einigem Sträuben sei Lessing mit den Worten herausgeplatzt: „Der Herr Konrektor komme nicht gleich mit dem Schlage, daher denke jeder, das Gebet gehe nicht sogleich an" — worauf der Rektor: „admirabler Lessing!" ausgerufen haben soll, ein Beiname, der ihm für den Rest seiner Schulzeit auch geblieben ist. Das äußere Leben der Schule war in der Zeit, als Lessing dort verweilte, das unruhigste, das sie je gesehen hat. Auch sonst fühlte sich Lessing dort nicht allzuwohl. Wiederholt bat er seinen Vater um die Erlaubnis, abgehen zu dürfen; aber erst als einer seiner Lehrer erklärte: „Wir können ihn fast nicht mehr gebrauchen, es ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß," erst dann entschloß sich der alte Pastor, seinem Sohn die Erlaubnis zum Abgange zu geben und im Juni 1746 ging Lessing von St. Afra ab. Der Einfluß, den die berühmte Fürstenschule auf den Dichter gehabt hat, läßt sich im einzelnen nicht genau nachweisen, nur ein einziges seiner dramatischen Erstlingsversuche: „Der junge Gelehrte", geht in seinen Anfängen auf Meißen zurück. Nichtsdestoweniger wird jeder, der einen Einblick in sein Jugendwesen gewonnen, dem jetzigen Rektor zu St. Afra, Dr. Hermann Peter, vollkommene Zustimmung geben, der behauptet: „Es lasse sich klar erkennen, daß die eigene Art von Lessings Wesen gerade durch die Einrichtung an jener Schule gefördert und ausgebildet worden ist. Mag Lessing später immerhin zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß er auf der Schule viel Unnötiges gelernt habe und mag er später leichten Herzens vieles über Bord geworfen haben, was er sich einst mit großer Mühe angeeignet hatte, dem gegenüber steht sein eigener Ausspruch, daß er einzig in Meißen in der Beschäftigung mit den Klassikern glücklich gelebt habe und den Grund zu seiner tiefen Kenntnis des Altertums, auf der sein ganzes späteres Wirken steht, ebenfalls dort gelegt habe."

Nur der zweite Hof steht noch vor dem Gebäude, in welchem Lessing mit den übrigen Alumnen sich herumgetummelt. Im übrigen ist ein prächtiger Neubau an derselben Stelle entstanden, der in seiner ausgezeichneten inneren Einrichtung allen Zwecken der modernen Pädagogik vollkommen entspricht. Als wir die Fürstenschule durch den engen Gang verließen, welcher zwischen Gartenzäunen zur Stadt zurück oder auch hinaus zur Porzellan-

manufaktur führt, trafen wir einen würdigen alten Pastor, der, seinen Sohn an der Hand, der Schule zuging. Wohl mochte da die Erinnerung an den ehrwürdigen Pastor Primarius von Kamenz in uns lebendig werden, wie er vor anderthalb Jahrhunderten den künftigen Alumnen von St. Afra der Heimstätte seiner Bildung zuführte. Nur eine einzige Büste erinnert in der Anstalt selbst an Lessing, aber sein Andenken ist doch in ihr lebendig und die Erinnerung an ihn geleitet uns aus der Fürstenschule fort auf unserer weitern Wanderung durch die Stadt, die, zwischen Bergen an der Elbe eingeengt, sich gleichwohl ansehnlich hier ausgebreitet hat.

Schon ein alter Reisebeschreiber Jecander sagt von dem „wegen seines altertümlichen Ruhmes und lustigen angenehmen Gegend in ganz Europa bekannten königlichen Meißen", daß dort „auch die vornehmsten Gassen nicht alle gerade angelegt, sondern etwas krumm, damit die Häuser von Wind und Wetter nicht allzuviel Schad und Anstoß erdulden doerffen, denn wie Vitruvius will, so ist es denen Häusern zuträglich, wenn sich die Winde an ihren Ecken teilen!" Manch interessante Bauten fallen uns in den engen Straßen auf und viele Erinnerungen von historischem Wert knüpfen sich an dieselben. Ueberall sehen wir verschnörkelte Giebel, kleine Erker oder alte Rundbogen und Säulen mit steinernen Sitzen zu beiden Seiten, die sicherlich Ueberreste aus der Architektur des 15. und 16. Jahrhunderts sind. Kirchen, Klöster und Kapellen, ein Rathaus des 15. Jahrhunderts, ein gleichfalls merkwürdiges Gewandhaus nehmen unser Interesse gleichfalls in Anspruch, vor allen aber die ihres ehrwürdigen Alters und ihres Weltrufes wegen berühmte Königlich Sächsische Porzellanmanufaktur.

Seit 178 Jahren bewährt dieses Institut seinen Ruf und der Name Meißens hat durch ihn einen weithin hallenden Klang über die ganze Erde erhalten. Es war im Jahre 1701, als aus Berlin, von wo er entfliehen mußte, ein junger Mann, namens Joh. Friedr. Boettger, nach Sachsen kam. Er war ein alchimistischer Träumer und wollte den Stein der Weisen finden, er wollte Gold zu Tage fördern und experimentierte jahrelang, bis einer seiner Gönner mit Scharfblick herausfand, daß in ihm weniger ein Goldmacher, als ein Töpfergenie stecke. Er erhielt daher im Jahre 1704 verschiedene Thonerden mit dem Auftrage zugewiesen, daraus in allerlei Mischungen Gefäße brennen zu lassen. Als er einst eine Masse im Schmelztiegel zusammensetzte, erfand er plötzlich eine braune Masse, welche dem alten chinesischen Thon an Härte nichts nachgab. Wiederholt flüchtete Böttger aus Sachsen, wiederholt ließ ihn der Kurfürst zurückbringen und einmal drohte er sogar, ihn henken zu lassen, wenn er sein Versprechen, Gold zu machen, nicht halte. Erst als ihm sein Versuch gelang, jene rotbraune Masse, welche ihrer Aehnlichkeit mit Jaspis wegen „Jaspis-Geschirr" oder „braunes Zeug" genannt wurde, zu erfinden, beruhigte sich der Kurfürst.

Es läßt sich denken, welches Aufsehen diese Entdeckung allerorten erregte. Schon zu Ostern 1710 brachte Böttger einen ansehnlichen Vorrat Meißener Porzellans auf die Leipziger Messe; er selbst veranschlagte dessen Wert auf 3557 Thaler. August der Starke war von dieser Erfindung so entzückt, daß er Böttger sogar in den Reichsfreiherrenstand erhob. Um jedoch das kostbare Geheimnis so viel wie möglich zu hüten, wurde der gefährliche Böttger in der Albrechtsburg zu Meißen sozusagen interniert. Später suchte er zu verschiedenen Malen sein Geheimnis den Höfen von Berlin, Wien und Petersburg zu verraten; die Korrespondenz wurde jedoch rechtzeitig entdeckt, und er mußte, wie so oft schon, ins Gefängnis auf den Königstein wandern.

Die Porzellanmanufaktur erlitt durch seinen Tod (am 13. März 1719) keinen Schaden. Im Gegenteil, sie konnte jetzt ruhig und mit größerer Sicherheit fortgeführt werden. Ihre gedeihliche Entwickelung ist am besten aus den Zahlen des Verkaufs zu erkennen: Schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde trotz der Unglücksperiode des Siebenjährigen Krieges ein Ueberschuß von 70000 Thalern erzielt. In diesem Jahrhundert steigerte sich noch der Erfolg ansehnlich, und obwohl die veränderte Geschmacksrichtung neue Formen entdeckte, obwohl die Konkurrenz anderer Porzellanmanufakturen den Gang des Werkes einigermaßen beeinträchtigt haben, erhält sich Neu-Meißen doch immer in erster Reihe, während Alt-Meißen zu den gesuchtesten Porzellanerzeugnissen zählt, die der Kenner vor allen anderen bevorzugt.

Ein Gang durch die Porzellanmanufaktur ist überaus lohnend. Mit großer Zuvorkommenheit wird die Fabrik wie das Lager den Fremden gezeigt — und nur das Eine wirkt hierbei störend, daß die meisten Besucher nicht in der Lage sind, alles oder doch das Schönste zu kaufen, wie sie es gern möchten.

Von der Porzellanmanufaktur geht es nun ins Freie, in die hübsche Umgebung Meißens, die durch ihre bunte Abwechselung von felsigen Hügeln und anmutigen Thälern einen sehr liebenswürdigen Eindruck macht. Wer es jedoch vorzieht, von all den Wanderungen müde, zur Stadt zurückzukehren, der wird zunächst über den Hahnemannplatz gehen und dort dem Begründer der Homöopathie seine Reverenz bezeigen. Sodann mag er unter den schattigen Arkaden des alten Rathauskellers sein leiblich Teil gebührend atzen.

Ein altes Sprichwort sagt treffend: Meißen hat zahlreichen Kirchgang, lehrreichen Schulrang, weitreichenden Gerichtszwang, luftreichen Spaziergang, hellreinen Glockenklang, liebreichen Vogelsang, lustreichen Fischfang, wasserreichen Schiff-, Floß- und Mühlgang, fruchtreichen Anhang, kornreichen Scheuerklang, und — ungemeinen Weinschank!

Damit ist wohl alles gesagt, was zum Ruhme der alten Fürstenstadt zu künden ist, und gern wird jeder in dies wortreiche Lob einstimmen — auch selbst der, der den Meißener Landwein nicht gar so hoch stellt — und dem guten Meißen für alle Zukunft eine glückliche und gedeihliche Fortentwickelung von Herzen wünschen.

Die heimischen Laubmoose.

Von

J. Murr.

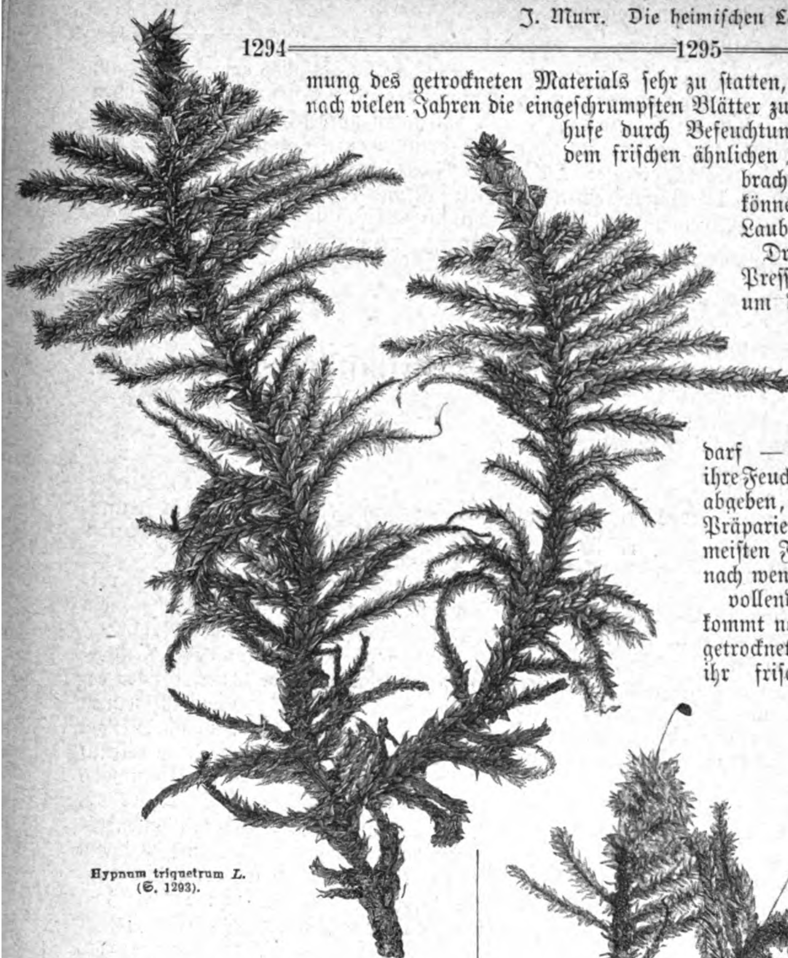
Schon dem kleinen Kinde ist das freundlich grüne Moos, welches die Mutter zu Beginn des Winters zwischen den Fenstern aufgehäuft und mit einer Reihe rotwangiger Aepfel sorgsam belegt hat, ein wohlbekannter und erfreulicher Anblick.

Allerdings besteht nun das „Fenstermoos" vielfach nur aus einer einzigen bestimmten Art, nämlich dem an seinem dichten, sparrigen Blattwerk, womit Stengel und Seitenäste bekleidet sind, leicht erkennbaren dreieckig beblätterten Schlafmoos (Hypnum triquetrum *L.*) (S. 1294), das eben in unsern Wäldern massenhaft auftritt und sich zum genannten Zwecke am besten eignet; ein paar andere häufige, waldbewohnende Arten von Schlafmoos, wie das einfach fiederästige Schrebersche (H. Schreberi *Willd.*) und das sehr ähnliche helle (H. purum *L.*), das runzelige (H. rugosum *L.*) mit dickem, weich beblättertem Stengel und vorzüglich das glänzende Schlafmoos (H. splendens *Hedw.*), ausgezeichnet durch sehr feine baumartige Verästelung, laufen hier und da mit unter.

Gleichwohl ist der Artenreichtum dieser großen Gruppe der Pflanzenwelt ein sehr bedeutender, wenn auch die Zahl der verschiedenen Moose an diejenige der Blütenpflanzen bei uns und in den wärmeren Gegenden bei weitem nicht heranreicht. Die Flora von Deutschland zählt über dreihundert Spezies von Laubmoosen, in den Alpenländern finden sich deren noch erheblich mehr.

Die genannten Arten von Schlafmoos gehören nun freilich schon zu den ansehnlichsten Vertretern ihres Geschlechts; dagegen gibt es nicht wenige besonders auf entblöstem Erdboden gedeihende Gattungen (wie die verschiedenen Arten von Ephemerum, Acaulon, Phascum, Hymenostomum, Pleuridium u. s. w.), welche nicht mehr als 1—3 mm in der Höhe erreichen und somit manchmal nur schwer mit freiem Auge sichtbar sind; eine Höhe von 1 cm wird von einem sehr bedeutenden Teile unserer Moose nicht überschritten.

In dieser vielfachen Kleinheit der Laubmoose, die sich auch bei den ansehnlichsten Arten in den einzelnen Teilen geltend macht, liegt die Hauptschwierigkeit des Bestimmens derselben, wozu ein, wenn auch



Hypnum triquetrum *L.* (S. 1293).

nur ganz einfaches Taschenmikroskop in manchen Fällen kaum zu entbehren sein dürfte[1]). Gerade diese Schwierigkeit jedoch, welche übrigens bei den Moosen immer noch in viel geringerem Maße sich darbietet wie bei den niedrigen Kryptogamen, ist im Verein mit dem in dem reichsten Wechsel anmutiger Formen gelegenen Reize dazu angethan, die Beobachtung der Moose zu einer höchst angenehmen und anregenden Beschäftigung auf Spaziergängen und in den Erholungsstunden zu Hause zu gestalten.

Das Sammeln und die Aufbewahrung der Moose bieten mehrfache Vorteile selbst gegenüber demjenigen der Blütenpflanzen. Bei zufälligem Mangel einer Büchse oder Mappe können kleinere Polster und Rasen von Laubmoosen, nachdem sie von der anhaftenden Erde gereinigt sind, ganz wohl in der Rocktasche nach Hause befördert werden, da sie selbst nach längerer Zeit bei reichlicher Befeuchtung ihre ursprüngliche Gestalt und Frische wieder erlangen. Dieser in dem einfachen Zellenbau der Blätter der Laubmoose begründete Umstand kommt auch bei einer späteren Nachbestimmung des getrockneten Materials sehr zu statten, indem noch nach vielen Jahren die eingeschrumpften Blätter zu diesem Behufe durch Befeuchtung in einen dem frischen ähnlichen Zustand gebracht werden können. Da die Laubmoose, dem Drucke einer Presse — der, um die feineren Teile unterscheidbar zu erhalten, nicht zu stark sein darf — ausgesetzt, ihre Feuchtigkeit rasch abgeben, so ist ihre Präparierung in den meisten Fällen schon nach wenigen Tagen vollendet; dazu kommt noch, daß die getrockneten Moose ihr frisches Grün

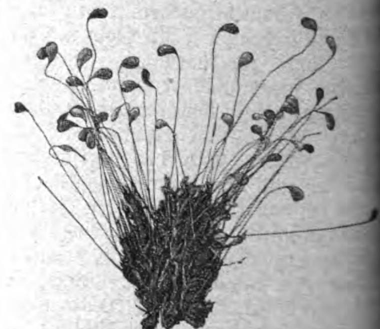


Hypnum triquetrum (S. 1293).

oder ihre sonstige ursprüngliche Färbung meist lange beibehalten und daß sie — ein Punkt, den Besitzer von Phanerogamen am besten zu würdigen wissen — den so überaus verderblichen Käferlarven nicht ausgesetzt sind. Dem Auge gewährt eine sorgfältig getrocknete und sauber gehaltene Sammlung von Laubmoosen, die vielleicht am besten mit entsprechenden Oblatenpartikeln auf Quart- und Oktavblättern befestigt werden, bei dem außerordentlichen Formen- und Farbenwechsel einen recht wohlthuenden Anblick[1]).

Mit dem Sammeln von Phanerogamen läßt sich dasjenige der Laubmoose sehr wohl in Verbindung bringen, ohne daß die einem jeden einzelnen Gebiete zugewandte Aufmerksamkeit allzusehr geteilt werden müßte, da die Fruchtzeit der Mehrzahl der Laubmoose in den Spätherbst und Vorfrühling, jene Zeit, wo die Blumenwelt schon erstorben oder noch nicht erwacht ist, fällt, und die Waldregion, das Hauptfundgebiet der Moose, auch im Sommer eines reicheren Wechsels von Blütenpflanzen entbehrt. Betrachten wir vorerst eine einzelne Moosart und zwar gerade das schon eingangs erwähnte „Fenstermoos" genauer, um uns über die Beschaffenheit der einzelnen Teile bei dieser ganzen Gruppe der Kryptogamen zu orientieren.

Von einem etwa einen Dezimeter langen Hauptstamme gehen in unregelmäßig fiedriger Anordnung die wie der Stamm mit lanzettlichen und scharf zugespitzten, nach allen Seiten sparrig abstehenden Blättchen dicht bedeckten Seitenäste aus. Aus deren Grunde entspringt da und dort ein fadendünner, hellrötlicher, etwa 3 cm langer Stiel[1]), an dessen Ende die ungleichhälftig eiförmige (d. h. beiläufig halbmondförmige), braunrote, glatte Kapsel wagerecht absteht [Fig. 10]. Eine in der Entwickelung weniger fortgeschrittene Kapsel hat noch ein häutiges, kapuzenförmiges Häubchen, die sogenannte Mütze[2]), schräg aufsitzen,



Drehmoos (Funarica hygrometrica, S. 1303).

---

[1]) Wer übrigens mit gutem Sinn für die Beobachtung von Naturobjekten ausgestattet ist, wird im stande sein, die weitaus größere Zahl der heimischen Laubmoose, wenn er sie einmal richtig erkannt, auch späterhin bei kurzer Betrachtung des ganzen Habitus vielfach schon auf den ersten Blick wiederzuerkennen, trotz des Umstandes, daß gerade bei den Moosen die Bodenunterlage, der Grad der obwaltenden Feuchtigkeit und andere Umstände einen stark veränderten Einfluß auf das Gesamtaussehen ausüben.

[1]) Bei ganz kleinen Arten, und wenn eine Befestigung aus irgend einem Grunde nicht wohl möglich ist, ist die Anwendung von Konvoluten zu empfehlen, welche überhaupt manche Vorteile bietet, wenn man auf eine gewisse leichte Uebersehbarkeit der Sammlung keinen besonderen Wert legen will.

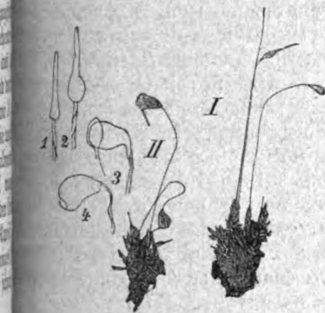
[1]) Allerdings sind fruchttragende Exemplare dieser Art Schlafmoos im Verhältnis zur ungemein großen Verbreitung derselben, wie auch sonst gerade bei manchen oft weite Strecken in dichten Beständen und Polstern überziehenden Laubmoosarten selten. So gehören fruchtende Individuen des baumförmigen Leitermooses (Climacium dendroides *W. et M.*, S. 1315), das manchmal fast ausschließlich den Untergrund feuchter Wiesen darstellt, zu den Seltenheiten; vom runzeligen Schlafmoos (Hypnum rugosum *L.*), einer auf Wald- und Heideboden gemeinen Art, wurden in ganz Europa nur wenige Fruchtexemplare beobachtet. Auch ist die Erscheinung öfters zu beobachten, daß neben prächtigen und ausgedehnten, aber unfruchtbaren Rasen eines Mooses gerade ein einzelnes kümmerliches Individuum derselben Art sich mit zahlreichen Kapseln versehen darstellt. Umgekehrt gibt es viele besonders rasen- und polsterförmig wachsende Moose, welche so gut wie nie steril gefunden werden, ja gewöhnlich mit Kapseln über und über bedeckt sind, so daß ein solcher Rasen mit seinen fruchttragenden Kapselstielen den Anblick eines Aehrenfeldes im kleinen darbietet (besonders ausgezeichnet sind in dieser Richtung die Gattungen Distichum, Ceratodon, Funaria, Splachnum, Pylaisia, viele der winzigen Gattungen, Arten von Bryum, die Barbula muralis u. s. w.).

[2]) Die Mütze ist der Ueberrest der die noch unentwickelte stiellose Kapsel ursprünglich umgebenden Hülle. Durch das Emporwachsen des Kapselstieles (der Borste)

...n den gereifteren Kapseln ist dieselbe schon ...erschwunden. Die Kapsel ist vorn durch ...nen zierlichen kegelförmigen Deckel ab=...eschlossen. An den vollständig gereiften ...apseln, welche sich mittlerweile stärker ge=...ümmt haben [Fig. 11], ist auch dieser ...eckel schon abgefallen; dafür zeigt sich ...er Rand der so entstandenen Kapselöff=nung mit einem doppelten Be=satze von zahl=reichen zahnför=migen Läpp=chen, dem soge=nannten Peri=stom, ge=schmückt. Oeff=nen wir mit einer Pinzette die Kapsel, so erblicken wir in



...aria hygrometrica *Hedw.* (S. 1303).



...aria hygrometrica *Hedw.* (Die Kapseln in verschiedenen Stadien der Entwickelung, S. 1303).

...r Mitte derselben ein Säulchen, das ...ggsum dicht mit Sporen besetzt ist[1]).

...Wenn wir nach dieser zum Verständ=...e des Ganzen notwendigen Betrachtung ...erst auf die **Verbreitung** der Moose ... der Natur zu sprechen kommen, so kön=...n wir sagen, daß von der Thalebene ...s zur Grenze des ewigen Schnees nicht ...cht eine Gestaltung des Bodens und der ...terlage das Gedeihen verschiedener Arten ...n Moosen ausschließt. So recht eigent=...h die Heimat dieser schönen Gewächse ... der Wald, besonders der Nadelwald ...d vor allem die weiten Reviere des dich=... Hochwaldes, dessen Grund überall von ...er wahrhaft schwellenden Fülle gesellig[2]) neben= und durcheinander gedeihender Laubmoosgattungen gebildet erscheint.

Die erste Stelle unter den den Wald, besonders den **Hochwald**, bewohnenden Moosen kommt, was Ausdehnung und Ueppigkeit der Bestände betrifft, unstreitig der artenreichen Gattung des Torfmooses (Sphagnum sp., S. 1299) zu; alle ihre Arten haben in dem schlaffen, dicht mit kurzen, am Gipfel rosettig=kopfig gehäuften Aestchen versehenen Stengel und in der bleichgrünen oder bald heller, bald dunkler rosenroten Färbung gemeinsame, sehr beständige Merkmale. Die Torfmoose sind es auch, denen die im Haushalte der Natur so wichtige, allen Moosen mehr oder minder zukommende Wirksamkeit, die als Regen oder Tau zu Boden gelangte Feuchtigkeit zu sammeln und in sich zusammen zu halten, in ganz ausgezeichnetem Maße eigen ist. Selbst bei schon lange währender Trockenheit ist es noch möglich, erhebliche Mengen Wassers aus einem Torfmoospolster auszupressen[1]). An die Torfmoose schließt sich der Verbreitung nach die gleichfalls an Arten sehr reiche Gattung der Schlafmoose (Hypnum sp.), ausgezeichnet durch mannigfache und oft höchst zierliche Verästelung des Stengels, an. Neben den schon eingangs genannten Arten müssen hier noch das zartverästeltste aller Schlafmoose, nämlich das tamariskenartige (Hypnum tamariscinum *L.*, S. 1313), das prächtige kammförmige (H. crista castr. *L.*, S. 1300), sowie das cypressenblätterige Schlafmoos (H. cupressiforme *L.*) mit seinen dichten, meist flach niederliegenden Rasen namentlich aufgeführt werden. Auch das mit den Schlafmoosen nahe verwandte Mäuseschwanzmoos (Isothecium myurum *Brid.*), leicht kenntlich an den büscheligen, kätzchenartig beblätterten Aesten, kann hier wegen seiner Häufigkeit noch Erwähnung finden.

Weite Flächen, besonders des trockeneren Waldgrundes, werden von den dichten Herden mehrerer Arten des Haarmützenmooses (Polytrichum sp., besonders P. commune *L.*, juniperinum *Willd.*, [S. 1304 u. Fig. 18, 19, S. 1325] und urnigerum *L.*), der kräftigsten unter den heimischen Laubmoosgattungen, die in dem einfachen, mit derben, nadelähnlichen Blättern dicht bedeckten Stengel ein sehr beständiges Merkmal besitzt, überkleidet. Fast ebenso häufig sind die im Baue ziemlich ähnlichen, durch lange, einerseitswendige, sichelförmig gebogene Blätter gekennzeichneten Gabelzahnmoose (Dicranum sp., besonders D. scoparium *Hedw.*, S. 1318, und undulatum *Turn.*), zu denen sich noch das schöne Schildmoos (Catharinea undulata *W. et M*) mit seinen bäumchenartigen Büscheln schmaler, dunkelgrüner, welliger Blätter und die lieblichen Arten des Sternmooses (Mnium sp., besonders Mn. undulatum *Neck.* [S. 1303 u. Fig. 9] und punctatum *Hedw.*, S. 1304) mit breiteren, öfters fast eiförmi=



Sphagnum acutifolium *Ehrh.* (Mit reifen Früchten.)



Torfmoos (Sphagnum squarrosum *Pers.*, S. 1298 u. 1307.)

...eißt jene Hülle und scheidet sich in einen größeren ...ren Teil, die Mütze, und einen kleineren unteren, der ... winzige Scheide am Grunde des Kapselstieles noch eine ...lang sichtbar bleibt. Nur beim Torfmoos (Sphagnum sp., S. 1298) zerreißt jener Mantel in der Mitte ... zwar so, daß dessen untere Hälfte den Grund der ...en Kapsel noch längere Zeit hindurch becherartig einschließt.

[1]) Alle Laubmoose sind zweigeschlechtig und zwar ...eder ein- oder zweihäusig, je nachdem die Behälter ... männlichen Organe (die Antheridien) sich mit denen ... weiblichen (den Kapseln) an einem und demselben ...ividuum befinden oder nicht. Die sehr unscheinbaren ... oder keulenförmigen Antheridien sind auf dem Gipfel ... Stengels oder in den Winkeln der Blätter zu suchen; ... zweihäusigen Moosen befinden sie sich immer auf dem ...as verbreiterten Gipfel des Stengels, zwischen eigen=...lich gestalteten Hüllblättern eingebettet, wie dies am ...lichsten bei den kräftigsten unserer heimischen Moose, ... Haarmützenmoosen (Polytrichum sp.) zu beobachten ist.

[2]) Das gesellige Wachstum ist eine hervorstechende ...entümlichkeit im Leben der Moose. Verschiedene Arten ...chdringen sich vielfach gegenseitig so innig, daß man ...ei Untersuchung wohl achthaben muß, nicht Früchte ... einen und Blattsprossen einer anderen Art als zu=...sammengehörig anzusehen.

[1]) Durch diese Eigenschaft ist angefeuchtetes Sphagnum ein unübertreffliches Mittel zur Verpackung und Versendung frischer Blumen und ganzer Pflanzenrasen; letztere können in solcher Umhüllung mehrere Wochen währende Fahrten, ohne zu verderben, überdauern.



Schlafmoos (Hypnum crista castrensis *L.* Mit reifen Früchten.) (S. 1298.)

gen und ebenfalls gern wellig gebogenen Blättern hinzukommen.

Auch der trockene Grund niedriger gelegener Nadelholz-, besonders Föhrenwälder beherbergt seine eigenen Arten; unzählige dichtgedrängte Kapselstiele des Hornzahnmooses (Ceratodon purpureus *Brid.*), sowie von Bartmoosen (Barbula sp.) und Birnmoosen (Bryum sp.) verleihen dem Boden öfters auf weite Strecken eine rötliche Färbung, die an anderen Stellen wieder durch das Gelbgrün des runzeligen Astmooses und das Graugrün der Hedwigia (Hedwigia ciliata *Hedw.*) abgelöst wird.

Das zweite große Hauptgebiet des Mooswachstums sind feuchte Wiesen („Mooswiesen“), Sümpfe und Moore. Insbesondere diese letzteren setzen sich zum großen Teile aus den erstorbenen Resten von Laubmoosen, besonders vom Torfmoos, zusammen, wodurch sich dieselben als Material der Torfbildung unmittelbar zum menschlichen Nutzprodukte umgestalten.

Außer den Torfmoosen sind es neben vielen anderen besonders bestimmte Arten des Schlafmooses (das farnartige, Hypnum filicinum *L.*; das gekrümmte, H. aduncum *Schimper*; das spießästige, H. cuspidatum *L.*; das sternblätterige, H. stellatum *Schreb.* u. s. w.), sowie des Sternmooses (Mnium sp.) und des Birnmooses (Bryum pseudotriquetrum *Schwgr.* [Fig. 8]), das Sumpf-Gabelzahnmoos (Dicranum palustre *Br. et Sch.*), das Kopfmoos (Aulacomnium palustre *Schwgr.* [Fig. 12]) und das Quellmoos (Philonotis fontana *Brid.* [S. 1318 u. Fig. 6]), aus denen sich der Hauptsache nach die üppig wuchernde Vegetation solcher Stellen zusammensetzt.

Eine reiche Auswahl der mannigfaltigsten Moosformen pflegt ihren Standort an Felsen und auf Steinblöcken aufzuschlagen. Durch Zersetzung des Gesteines bereiten die Moose hier den Blütenpflanzen die Möglichkeit des Gedeihens vor, nachdem ihnen in derselben Wirksamkeit die Flechten schon vorausgegangen sind. Vor allem sind es in dichten, oft Samtpolstern ähnlichen Rasen von heller oder dunkler, öfter grau- und schwärzlichgrüner Färbung wachsende Moosarten, welche die Risse und Absätze der Felspartien oft in weiter Ausdehnung ausfüllen und überkleiden. Die lieblichen Apfelmoose (Bartramia sp., besonders pomiformis *Hedw.* [S. 1322 u. Fig. 3]) mit ihrer Fülle kugeliger Früchtchen, die ebenso fruchtreichen Nacktmundmoose (Gymnostomum sp., besonders curvirostrum *Hedw.* [Fig. 5]) und Hundszahnmoose (Cynodontium polycarpum *Schmpr.*), sowie das von einer dichten Saat hellrötlicher Fruchtstiele bedeckte zarte Haarmoos (Distichium capillaceum *Br. et Sch.* S. 1306) sind Hauptvertreter der dicht polsterförmigen Wachstumsweise.

In mehr lockeren, vielfach schwärzlichgrünen oder grauzottigen Räschen gedeihen die Arten des Steinmooses (Andrea sp., besonders rupestris *Schmpr.* [Fig. 1]), des Zwergmooses (Grimmia sp., vorzüglich Gr. apocarpa *Hedw.*, ovata *W. et M.* und pulvinata *Sm.*, welche letztere Art (S. 1306) kleine Kissen von feinem, grauem



Hypnum crista castrensis *L.* (S. 1298).

Samt aufs täuschendste nachahmt) und d[...] Schlitzhaubenmooses (Racomitrium sp[...] besonders canescens *Brid.*). Auch [...] zierlichen, oft sehr kleinen Arten des Far[...] mooses (Fissidens sp., z. B. adiantoides *Hedw.* [S. 1308, 1309] und bryoides *Hedw.*) mit genau fiedrig angeordnete[n] Blättchen dürfen hier nicht vergessen werde[n].

Eine andere, durch flach beblätterte, glänzende, freudiggrüne Fiederäste ausgezeichnete Gruppe von Moosen, wie [...] Ringmoose (Neckera sp., besonders [...] krause, N. crispa *Hedw.*, das federartig[e], N. pennata *Hedw.*, und das flachgedrückte, N. complanata *Hübn.*), die Flachmoose (Plagiothecium, besonders silvaticum *Br. et Sch.*) und das Spatelmoos (Homalia trichomanoides *Br. et Sch.*) drücken [sich] eng an den Rand der Felsen an, wä[h]rend das goldiggrüne, seidenglänzende Glattkapselmoos (Homalothecium sericeum *Br. et Sch.*) mit seinen langen baumförmigen Sprossen weithin an de[r] Felswand hinauskriecht. Das weiche Schlaf[-] moos (Hypnum molluscum *Hedw.*) mi[t] seinen zierlichen kammartigen Fiedern über[-] kleidet oftmals als dichter Teppich mä[ch]tige Felstrümmer und Steinblöcke.

Einige bestimmte an überronnenen Fe[l]sen des Kalkgebirges wachsende Moosarten (wie das veränderliche Schlafmoos, Hypnum commutatum *Hedw.*; zwei Arten des Haarmundmooses, Trichostomum rigidulum *Sm.* und tophaceum *Brid.*; Arten des Nacktmundmooses, ein Birnmoos, Bryum pseudotriquetrum *Schwgr.* u. a.) geben den Untergrund für die Entwic[k]lung der bekannten zierlichen Tuffgebilde a[b].

Eine ähnliche Artenfülle wie an un[d] auf den Felsen entwickelt sich auch a[uf] entblößtem Erdreich, besonders wen[n] dasselbe länger andauernder Befeuchtun[g] ausgesetzt ist, wie dies in schattigen Hohl[-] wegen und unter Gebüsch der Fall [zu] sein pflegt. Hier sehen wir sowohl rasen[-] artig gedeihende Moose mit einfache[m] Stengel, wie auch die verschiedensten Ga[t]tungen von Astmoosen in buntem Wechsel [...] üppigster Entwickelung und reichster, [...] überschwenglicher Fruchtfülle neben- un[d] durcheinander wuchern.

Tausende von Kapselchen der winzigen Dicranellen (Dicranella sp., besonders va[-] ria *Schmpr.* und heteromalla *Schmpr.*) und Perlmoose (Weissia sp., besonders viridula *Brid.*), der Glockenmoose (En[-] calypta sp., besonders vulgaris *Hedw.* [S. 1309]), Birnmoose (Bryum caespi[ti-] cium *L.* [S. 1308] und argenteum *L.* [S. 1322]), Bartmoose (Barbula sp. [S. 1310 und Fig. 17]) und kleine[re] Arten von Haarmützenmoosen (Poly[-] trichum nanum *Dill.* und aloides *Hedw.*) drängen sich aneinander; dazwi[-] schen erblicken wir die Blätterschöpfe des Schildmooses (Catharinea undulata *W. et M.*) und die ansehnlichen Rosetten des rosafrüchtigen Birnmooses (Bryum ro[-] seum *Schreb.*, vielleicht das schönste de[r] heimischen Laubmoose, das aber nur selte[n] fruchtet), vermischt mit dem frisch spro[s-] senden Laubwerk verschiedener Sternmoo[se]

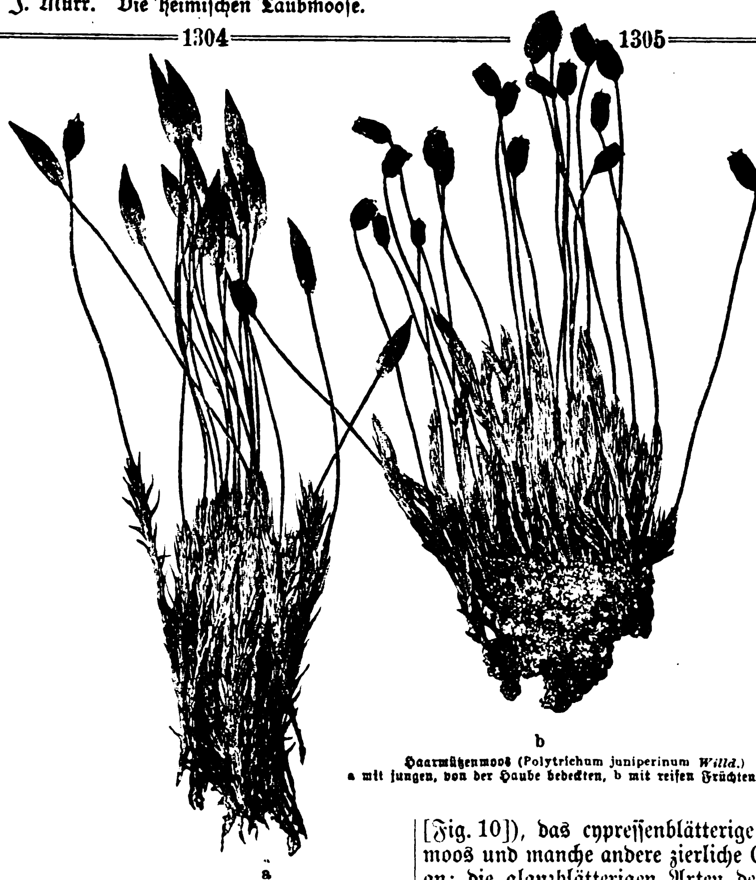
nium sp.). Fruchtbeladene Rasen grö-
ßer Astmoose (Arten von Hypnum und
chythecium) vervollständigen den fast
verwirrenden Eindruck dieses gestalten-
chen Pflanzenlebens.

Der entblößte Boden des Acker- und
rtenlandes, trockene Raine, Lehm-
auern und selbst die weniger gepflegten
llen von Chausseen und Fußwegen
d der Aufenthalt verschiedener, besonders
enweise wachsender, vielfach winziger
d reichfruchtender Arten, wie des Dreh-
oses (Funaria hygrometrica *Hedw.*,
1297), des Rundmützenmooses (Phys-
itrium pyriforme *Brid.* [S. 1311
Fig. 4]), des Glanzmooses (Phas-
sp., bes. cuspidatum *Schreb.*), der
(Pottia sp., besonders cavifolia
.) und verschiedener anderer.

Sogar besserer Wiesengrund setzt sich
chmal zu einem Teile aus Astmoosen,
üglich dem spießästigen Schlafmoos und
Leitermoos (Climacium dendroides
et M. [S. 1315 u. 1316]) zusammen;
Triften und Heideflächen bilden
Moose schon wieder einen Hauptteil der
nzendecke. Hier sind es einige Arten mit
zig gelbgrünem Blattwerke, vor allem
runzelige und das Lärchen-Schlafmoos
num abietinum *L.*) mit seinen regel-
gen, einfachen Fiederästen, welche neben
rechenden Arten von Bart- und Birn-
s in hervorragender Weise den fahlen,
igen Eindruck der Heide bedingen helfen.
Den felsenbewohnenden Arten stellen
diejenigen zur Seite, welche ihren
sitz an Mauern, alten Bild-
en, Zäunen und auf Schindel-
ern aufschlagen. Es sind meistens
eineren, dichten Rasen oder Polstern
nde, reich fruchtende Gattungen.
Mauer-Bartmoos (Barbula muralis
. [vgl. Fig. 17]) mit seinen grauen
und zahlreichen orangefarbenen Kap-
ln, das ähnliche, in schmutzig- oder
grünen Polstern gedeihende Haar-
moos (Trichostomum rigidulum
das niedliche Siebzahnmoos (Cos-
on pulvinatus *Sprengl.*) mit seinen
kleinen Pölsterchen, die Räschen
Zwergmoosen (Grimmia sp.), Gold-



Sternmoos (Mnium undulatum *Neck.*, S. 1299.)



Haarmützenmoos (Polytrichum juniperinum *Willd.*)
a mit jungen, von der Haube bedeckten, b mit reifen Früchten (S. 1299).

moosen (Orthotrichum sp.) und Birnmoosen (Bryum sp.) sind die charakteristischesten Erscheinungen dieser Vegetationsform. Auch Astmoose mengen sich unter jene dichtrasig wachsenden Gattungen, und merkwürdigerweise wurden von diesen gerade auf alten, feuchten Schindeldächern einige fast nie fruchtende Arten mit reichlichen Kapseln beobachtet. An diese Gruppe schließen sich noch die zahlreichen, am Grunde, Stamme und an den Aesten der Laub- und Nadelbäume gedeihenden Arten an. Für die hervorstehenden Wurzelteile alter, großer Bäume liefert besonders eine zart- und dichtrasige Art des Stumpfdeckelmooses (Amblystegium serpens *Br. et Sch.*) den fast nie fehlenden Ueberzug. Die etwas schiefen Stämme alter Eichen, Buchen, Eschen, Weiden und Pappeln bekleiden sich mit den dicht kätzchenförmig beblätterten Stengeln des schweifartigen Weißzahnmooses (Leucodon sciuroides *Schwgr.*) und Trugzahnmooses (Anomodon viticulosus *Br. et Sch.*). Zwischen diesen siedelt sich die fruchtreiche Pylaisia (Pylaisia polyantha *Schmpr.*) und das von kurz eiförmigen, tiefpurpurnen Kapseln strotzende Pappel-Kurzkapselmoos (Brachythecium populeum *Br. et Sch.* [Fig. 10]), das cypressenblätterige Schlafmoos und manche andere zierliche Gattung an; die glanzblätterigen Arten des Ringmooses (Neckera sp.) und die goldiggrünen Aeste des Glattkapselmooses stechen ganz besonders aus dem hellen und dunklen Grün der übrigen Baummoose hervor. Bis an die Wipfel der Bäume steigen diese Pseudoparasiten[1]) aus dem Reiche der Mooswelt hinan, die der fleißige Obstbaumzüchter trotz des angenehmen Farbenwechsels, welchen sie an dem grauen Stamme hervorrufen, bei seinen Pfleglingen nur ungern sieht und eifrig zu entfernen bedacht ist.

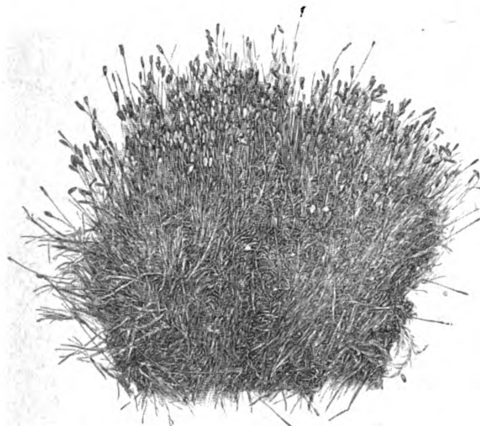
Sternmoos (Mnium punctatum, S. 1299).

Selbst auf den zartesten Astsprossen der Wald- und Feldbäume sehen wir noch die zierlichen Räschen des Kräuselmooses (Ulota crispa *Bruch* u. a. A. [S. 1314 u. Fig. 13]) und der Goldmoose (Orthotrichum sp. [S. 1311]) aufsitzen.

Zum Schlusse unserer Uebersicht muß nur noch der an die sumpfbewohnenden Moose sich anschließenden Gattungen Erwähnung gethan werden, welche das feuchte, schlammige oder sandige Erdreich an Flüssen, Gräben und Teichen, zeitweilig überflutete Steinblöcke, das befeuchtete Holzwerk von Wasserleitungsröhren, Uferverkleidungen, Wasserwehren u. dergl. bewohnen, ferner derer, welche in fließendem oder doch frischem Wasser der Bäche, Brunnentröge u. s. w. fluten, mit ihren Wurzeln aber an dem Erdreich oder Holzwerk der Umgebung an-

[1]) In den zwei letzten Fällen erscheint der beblätterte Stengel im Umriß drei- oder mehrkantig.

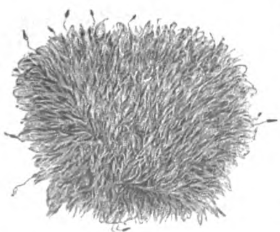
haften. Sandige, feuchte Steintrümmer am Ufer der Bäche überziehen sich auf weite Strecken mit dunkel- und schwärzlichgrünen Teppichen des Ufer-Cinclidotus



Haarmoos (Distichium capillaceum *Br. et Sch.*, S. 1301).

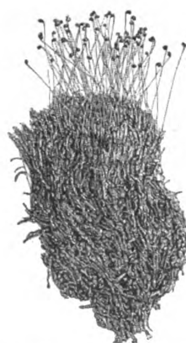
(Cinclidotus riparius *Host.*) und des Fluß-Stumpfdeckelmooses (Amblystegium fluviatile *Schmp.*); über die Holzverkleidungen hin wuchern die flachen, goldgrünen Sprossen eines häufigen Kurzkapselmooses (Brachythecium Rutabulum *Br. et Sch.*), in den Bächen besonders der Gebirge fluten die langen, dunkelbeblätterten Aeste des Fieberbrunnenmooses (Fontinalis antipyretica *L.*), während wir in alten Brunnentrögen meistens das ähnliche Astwerk des mäusedornblätterigen Spitzschnabelmooses (Eurhynchium rusciforme *Br. et Sch.*) beobachten.

Die Bemerkung, daß ein paar Moosgattungen, vor allem die Arten des fruchtreichen Schirmmooses (Splachnum sp. [S. 1312 u. Fig. 20]) mit Vorliebe oder ausschließlich die verwitternden Exkremente von Rindern und Schafen überwuchern und zu prächtigen Samtpolstern umgestalten, mag den etwas humoristischen Abschluß unserer großen Revue bilden. Wenn wir nun noch die einzelnen Teile des Laubmooses nach ihrer so mannigfachen Gestaltung betrachten wollen, so können wir uns hierbei kurz fassen, da schon vieles davon im Vorhergehenden beigebracht werden mußte. Der Stengel der Laubmoose ist entweder einfach, wie bei den meisten dichtrasig oder polsterig wachsenden Arten,



Polsterförmiges Zwergmoos (Grimmia pulvinata *Sm.*, S. 1301).

oder verästelt. Die Verästelung kann eine gabelige oder mehr weniger regelmäßig fiederige sein, wobei die Fiederäste sich meist genau in einer Fläche ausbreiten. Unter den einfach oder doppelt fiederästigen Moosen finden sich einige der schönsten heimischen Arten wie das kammförmige und das zarte tamariskenartige Schlafmoos. Die zierlich bäumchenartige Anordnung der Aeste läßt sich regelmäßig beim Leitermoose beobachten. Bei manchen Arten des Gabelmooses, Schlafmooses und einiger anderer Arten erscheint der Stengel mit dichtem rotem oder braunem Filz bekleidet. Auch die **Beblätterung** des Stengels ist eine ungemein mannigfaltige. Bald verteilen sich die Blätter scheinbar unregelmäßig um den Stengel, bald erscheinen sie in zwei (wie bei der Gattung Distichium), drei oder mehreren Längsreihen[1]) angeordnet. Häufig sehen wir die Blätter nach allen Seiten, öfters selbst sparrig, abstehen (so beim sparrigen und sternblätterigen Schlafmoos Hypnum squarrosum *L.* [S. 1298] und stellatum *Schreb.* und mehreren anderen), während sie sich ein anderes Mal wie bei den Arten der Farn-, Ring-, Flach- und Spatelmoose in einer Fläche ausbreiten und die Pflanze gleichsam gepreßt erscheinen lassen; eine schön feder- oder farnartige Anordnung der Blättchen steht mit dieser verflachten Blätterung gern in Verbindung. Ganz im Gegensatze dazu zeigen die Aeste einiger sehr dicht und zugleich abstehend beblätterter Arten eine schweif- oder kätzchenartige Form, wie wir dies schon beim Mäuseschwanzmoose und Weißzahnmoose hervorgehoben haben.



Catascopium nigritum *How.*

Auch die rosettenartige Anordnung der Blätter läßt sich mehrfach, am schönsten beim rosafrüchtigen Birnmoose beobachten. Nicht selten treffen wir eine schopfartige Anhäufung der Blätter, wie dies besonders beim welligen Sternmoos und Schildmoos und beim aloeartigen Haarmützenmoos (Polytrichum aloides *Hedw.*) auffällig zutage tritt. Bei zahlreichen kleinen Moosarten erscheinen die Blätter des kurzen Stengels knospenartig zusammengeballt. Schließlich darf noch die vielfach vorkommende, gern mit der sichelförmigen Blattform verbundene einerseitswendige Anordnung der Blätter nicht vergessen werden, wofür wir in dem hackigen Astmoos (Hypnum uncinatum *Hedw.*), zahlreichen Arten des Gabelzahnmooses und im Quellmoos (Philonotis sp.) ausgesprochene Beispiele vor uns haben.

Die **Grundform des Laubmoosblattes** ist die lanzettliche; dieselbe verschmälert sich in allen Abstufungen bis zur pfriemen-, borsten- und haarförmigen und erweitert sich in ebenso vielen Zwischenstufen bis zur rundlich eiförmigen Gestalt. Zerteilte, ausgeschnittene und zerspaltene Blätter, wie wir sie bei den Blütenpflanzen so vielfach finden, fehlen unseren Laubmoosen gänzlich. Sehr oft jedoch zeigen die Laubmoosblätter in ihrer oberen Hälfte, seltener im ganzen Umfange, eine mehr oder minder scharfe und regelmäßige Zähnung. Eine Mittelrippe fehlt manchmal dem Laubmoosblatte, wie dies beim Torfmoose der Fall ist; meist ist sie und zwar oft in kräftiger Ausbildung vorhanden, wobei dann manchmal die Eigentümlichkeit auftritt, daß sie vor der Blattspitze verschwindet oder im Gegenteile sich über dieselbe hinaus als weißliches Glashaar (dessen Vorhandensein bei der Menge nahe aneinander gerückter Blättchen der ganzen Pflanze eine grauliche Färbung verleiht) oder als Stachelspitze fortsetzt. Eine wellige oder krause und gewundene Gestaltung der Blättchen ist bei vielen Laubmoosen, letztere besonders bei trockener Witterung, zu beobachten, für manche Arten des Kräusel-, Apfel- und Bartmooses sind die gekräuselten Blättchen geradezu charakteristisch.



Farnmoos (Fissidens adiantoides *Hedw.*, S. 1302).

Die **Blätter** der Laubmoose sind ferner entweder glanzlos oder glänzend; in letzterem Falle erhalten die Moose vielfach ein glas- oder seidenartiges Ansehen. Wenn wir in ganz natürlichem Anschlusse auch noch auf die Färbung des Blattwerkes zu sprechen kommen, so läßt sich behaupten, daß die Laubmoose, wenngleich das frische,



Bryum caespiticum *L.* (S. 1302).

[1]) Pseudoparasiten sind jene auf einem größeren Gewächse vegetierenden Pflanzen, welche ihre Nahrung nicht wie die echten Parasiten, z. B. die Mistel, aus jenem Gewächse selbst, sondern nur aus den verfaulten Stoffen und der Erde ziehen, welche zufällig an jenen haftet. Dem Obstbaume werden die Moose in der Weise schädlich, daß sie die Rinde allmählich zerstören und so auch dem Baste schaden, außerdem den Sammelplatz für verschiedenes Ungeziefer abgeben.

freudige, sowie das dunkle Grün bei weitem vorherrscht, an Mannigfaltigkeit der Blattfärbung, insbesondere durch die verschiedensten Abstufungen von Grün und Rot, die Blütenpflanzen weit übertreffen. Wir finden da nach den verschiedenen



Fissidens adiantoides *Hedw.* (S. 1302).

Arten die silbergraue, bläulich weißgrüne, meer- und olivengrüne, goldgelbe, gelb- und goldgrüne, bronzerötliche, goldbräunliche, die braun- und schwärzlichgrüne, ferner die rosa-, wein- und rostrote Färbung und zwar jede derselben in verschiedenen Nüancen vertreten, was insbesondere bei den dicht polsterförmig wachsenden Arten durch das Zusammenkommen der mannigfachsten Farbentöne einen reizenden Anblick zu gewähren vermag. Die größte Mannigfaltigkeit der Gestaltung und des Aussehens bietet unter den Teilen des Laubmooses die **Kapsel** mit ihrem Zugehör. Der **Kapselstiel**



Glockenmoos (Encalypta vulgaris *Hedw.*, S. 1302). (Mit jungen, von der Haube bedeckten Früchten.)

entspringt entweder aus dem Gipfel des Stengels oder an dessen Seite, gern aus einem Astwinkel und zwar meist aus demselben Punkte nur einer; in selteneren Fällen, wie beim Leitermoos und beim welligen Sternmoos [1]), stehen mehrere derselben büschelförmig beisammen. Derselbe erscheint manchmal nur angedeutet; bei einigen Arten, wie bei der Hedwigia, fehlt er ganz, so daß die den Hüllblättern eingesenkte Kapsel bei weniger genauer Betrachtung zu fehlen scheint. Im Gegensatze dazu besitzen viele Gattungen und Arten einen verhältnismäßig sehr langen Kapselstiel,

[1]) Nach dem Abfallen der Kapsel oder bei Nichtentwickelung derselben bleiben die Kapselstiele oft noch lange stehen, wie dies beim welligen Sternmoose besonders schön zu beobachten ist (siehe die Abbildung des Leitermooses).

der dann gern im obersten Teile mehr oder weniger bogig gekrümmt ist, so daß die Kapsel bald aufrecht [z. B. Fig. 16], bald horizontal [Fig. 9, 10, 11], bald nach abwärts geneigt oder hängend [Fig. 7 u. 8] zu stehen kommt. Außerdem ist der Stiel entweder glatt oder rauh und warzig, öfters in seiner ganzen Länge gedreht [Fig. 5 u. 13]; seine Färbung ist sehr verschieden, häufig gelblich- oder schön purpurrot.

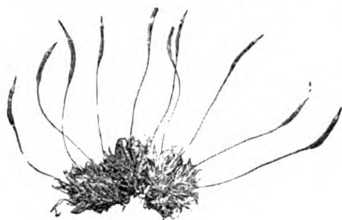
Die mannigfachsten und anmutigsten Verschiedenheiten hat die **Kapsel** selbst aufzuweisen. Ihre Form zeigt alle erdenklichen Abstufungen zwischen der schmal walzenförmigen bis zur kugelrunden Gestalt. Die stab- [Fig. 17] und walzenförmige [Fig. 12, 14, 15, 16], die urnen- [Fig. 18] und eiförmige [Fig. 5, 9, 10, 13] und schließlich die kugelförmige Gestaltung [Fig. 2, 3, 4] sind ebenso viele Merkpunkte dieser langen und fast lückenlosen Formenreihe. Die für zahlreiche Gattungen der Astmoose charakteristische ungleichhälftige Eiform [Fig. 10] verdient wegen ihres häufigen Auftretens, in welchem sie nur von der cylinderförmigen Kapselform noch übertroffen wird, ausdrücklich hervorgehoben zu werden.

An den eiförmigen und rundlichen Kapseln bemerken wir öfters über dem Grunde eine auffallende Verschmälerung, den sogenannten **Hals** [Fig. 1, 4, 7, 8, 12], welcher bei im ganzen eiförmiger Kapselform die birnförmige Gestaltung [Fig. 4, 6, 8] zur Folge hat; ist der Hals auch seinerseits wieder bauchig [Fig. 7, 8], so geht die Birnform in eine mehr oder weniger genau entsprechende Flaschenform über.

Die Kapsel kann ihrer Form nach außerdem gerade [z. B. Fig. 16, 18] oder mehr weniger gekrümmt [Fig. 11, 17] sein; öfters entwickelt sich die gekrümmte Form erst mit der zunehmenden Reife der Kapsel, ganz vorzüglich aus ursprünglicher ungleichhälftiger Eiform [vgl. Fig. 10 u. 11], oder verstärkt sich wenigstens im Verlaufe der Zeit. Endlich teilen sich die Kapseln in glatte (die öfters selbst wie durch Politur glänzen), gestreifte [Fig. 14a] und tiefer oder seichter gefurchte [Fig. 3, 12, 13].

Die Färbung der Kapsel weist die verschiedensten Töne von Braun und Rot auf; das lichte Gelbbraun und das schwärzeste Kastanienbraun, das helle Gelbrot und das tiefste Purpurrot erscheinen hier durch sehr zahlreiche Zwischenstufen miteinander verbunden.

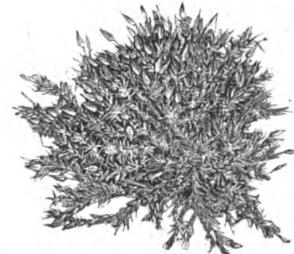
Besonders häufig ist die satt braunrote Färbung; auch die rosa- und blut-



Langfrüchtiges Bartmoos (Barbula subulata *Brid.*, S. 1302).

rote finden sich öfters; ja selbst Olivengrün und Grüngelb, Orangerot und Dunkelviolett lassen sich beobachten.

Die Kapsel bleibt bei ihrer Reife entweder nach allen Seiten hin verschlossen, wie bei den Glanzmoosen (Phascaceen), so daß die Sporen erst durch das Verwesen der Kapsel frei werden, oder die-



Goldmoos (Orthotrichum anomalum *Hedw.*, S. 1305).

selben entleeren sich (was aber nur bei den Steinmoosen (Andrea sp. [Fig. 1] der Fall ist) durch Aufspringen der Kapsel in vier oben und unten verbunden bleibenden Klappen, oder, und dies ist die weitaus gewöhnlichste Art der Sporenentleerung, die Kapsel öffnet sich durch das Abwerfen eines kleinen Deckels, der durch die Ausdehnung des sogenannten Ringes, einer später selbst abfallenden Verdichtung der Kapselmündung, abgehoben wird.

Die gewöhnlichste Form des **Deckels** ist die kegelförmige und zwar in allen Graden der Erhöhung von der pfriemenförmigen [Fig. 17] bis zur beinahe flachgedrückten Gestaltung [Fig. 3]. Auch die gewölbte Form des Deckels findet sich nicht selten [Fig. 2, 18]. Aus der Spitze des Kegels oder der Wölbung entspringt vielfach ein längerer oder kürzerer, gerader oder seitwärts gekrümmter Schnabel [Fig. 10, 4, 13, 18, 5]. An seiner Innenseite trägt die verdickte Kapselmündung meist einen Kranz häutiger, länglicher, gewöhnlich zahnförmiger Läppchen (der **Mundbesatz** oder das Peristom [Fig. 7, 11, 16, 20]), deren Breite und besondere Gestaltung vielfach ein Charakteristikum für die verschiedenen Gattungen abgibt. Die Anzahl der Läppchen ist immer durch vier theilbar; gewöhnlich besteht die Reihe aus 16 Zähnen, wogegen diese Zahl beim Vierzahnmoos [Fig. 15b] auf vier herabsinkt und beim Haarmützenmoos auf 32 und 64 anwächst. Bei mehreren Gattungen, wie bei den Drehmoosen, der Hedwigia, den (nach dieser Eigenschaft benannten) Nacktmundmoosen und Torfmoosen fehlt der Mundbesatz gänzlich. Statt 32 Zähnen finden sich bei mehreren Gattungen, wie beim Farn- oder Spaltzahnmoos und Gabelmoos [1]) nur 16 derselben, die aber mehr oder weniger tief,



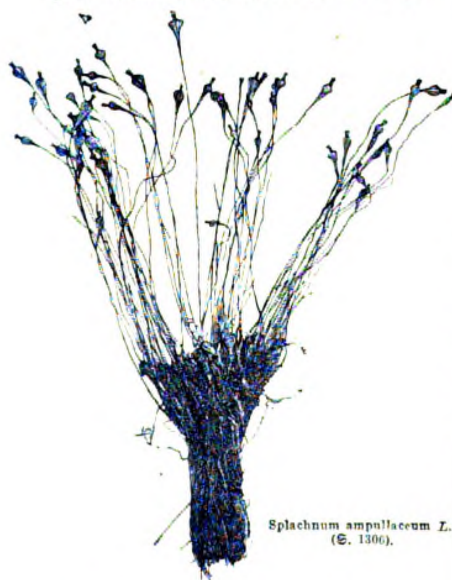
Physcomitrium pyriforme *Brid.* (S. 1303).

[1]) Das Gabelzahnmoos, Siebzahnmoos und viele andere ähnlich benannte Gattungen erhielten diese Namen von der für sie charakteristischen Form der Peristomzähne.

öfters bis nahe an den Grund gespalten sind. Auch dreigespaltene und selbst siebartig durchlöcherte Peristomzähne können beobachtet werden. Bei den Bartmoosen stehen die fadenförmigen Peristomteile in die Höhe und sind überdies zu einem seilartigen Bündelchen (das auch mit einem Barte verglichen werden kann) spiralig ineinander gedreht [Fig. 16]. In manchen Fällen, wie bei vielen Schlafmoosen, besteht das Peristom aus einer doppelten Zahnreihe, wobei aber die Zähne des unteren Kranzes von denen des oberen verschieden (gern gegliedert oder geknötelt) und mit schmalen Wimpern untermischt sind.

Die untere (innere) Zahnreihe wird bei einigen Gattungen durch ein gefälteltes Häutchen oder ähnliche verschiedenartig durchbrochene Gebilde ersetzt. Die Färbung des Peristoms ist zumeist lebhaft orangegelb oder purpurrot und hebt sich, wie dies an der noch nicht gereiften Frucht bezüglich des Deckels der Fall ist, von der meist dunkler gefärbten Kapsel (so das orangegelbe Peristom von der sattroten, das purpurfarbene von der schwarzbraunen oder schwarzvioletten) in anmutiger Weise ab.

Endlich muß nur noch über die der unreifen Kapsel zur Bedeckung dienende Haube das wichtigste angeführt werden. Dieselbe verhüllt manchmal die Kapsel nur zum kleinen Teil, indem sie an derselben



Splachnum ampullaceum *L.* (S. 1306).

nach Art eines Mützchens aufsitzt [Fig. 5], wogegen in anderen Fällen die Kapsel zur Hälfte [Fig. 15a] oder nach ihrer ganzen Länge [Fig. 19] von der Haube umschlossen wird. Oefters, wie bei den Glockenmoosen (Encalypta sp.), reicht die Haube sogar ein gutes Stück über die Kapsel hinaus



Tamariskenartiges Schlafmoos (Hypnum tamariscinum *L.*; S. 1298).

[Fig. 14b]. Die Gestalt der Haube ist meist mützen- oder kappenförmig, seltener kegelig, walzen- und glockenförmig. Am Grunde erscheint sie vielfach unregelmäßig zerrissen und aufgeschlitzt [Fig. 19], hier und da auch regelmäßig zerteilt [Fig. 15a] oder gewimpert. Sie ist ferner meist durchsichtig oder durchscheinend, von gelblichweißer, horngelber, öfters goldgelber Färbung. Bei den Haarmützen- (Polytrichum sp.) und Zwergmoosen (Grimmia sp.) sehen wir sie allseitig mit längeren oder kürzeren Haaren bekleidet.

Zum Schlusse mag nur noch der Apophyse, einer bei manchen Gattungen vorkommenden Verdickung des Stengels am Grunde der Kapsel, Erwähnung gethan werden. Bei den Haarmützenmoosen erscheint sie in der Form eines kleinen Ringes [Fig. 19], bei den Schirmmoosen und den zunächst verwandten Gattungen nimmt sie eine scheiben-, schirm- oder urnenförmige Gestalt an und übertrifft an Größe die aufsitzende Kapsel um ein bedeutendes [Fig. 20 u. 23].

Wenn wir in unserer Darstellung durchweg nur die Hauptpunkte streifen konnten, so wird aus derselben jedenfalls ersichtlich, welch reiches und anmutiges Feld der Beobachtung uns diese große Gruppe der blütenlosen Pflanzen darbietet; wer Zeit und Muße hat und von lebhaftem Inte[r]esse erfüllt ist, die wunderbare Schönhe[it] der Natur auch in den kleinsten und win[]zigsten Formen zu betrachten, der mög[e] es sich nicht entgehen lasse[n], sich das weite und liebli[che] Reich der Laubmoose zu[m] Gegenstande seiner Beobach[]tung auszuersehen.

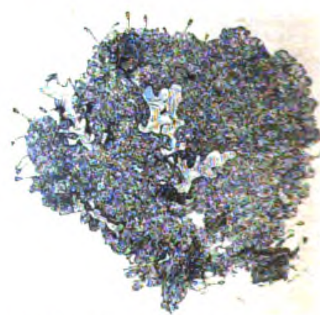
Zur Einführung in da[s] Studium der Laubmoo[se] möge das Büchlein von D[r.] Otto Wünsche, „Die Kry[p]togamen Deutschlands“ (d[ie] höheren Kryptogamen), Lei[p]zig bei Teubner 1875 (1 M. 60 Pf.), bestens empfohle[n] sein.

Zwei Tage i[n] Algier.

Von

A. M. Blankenstein.

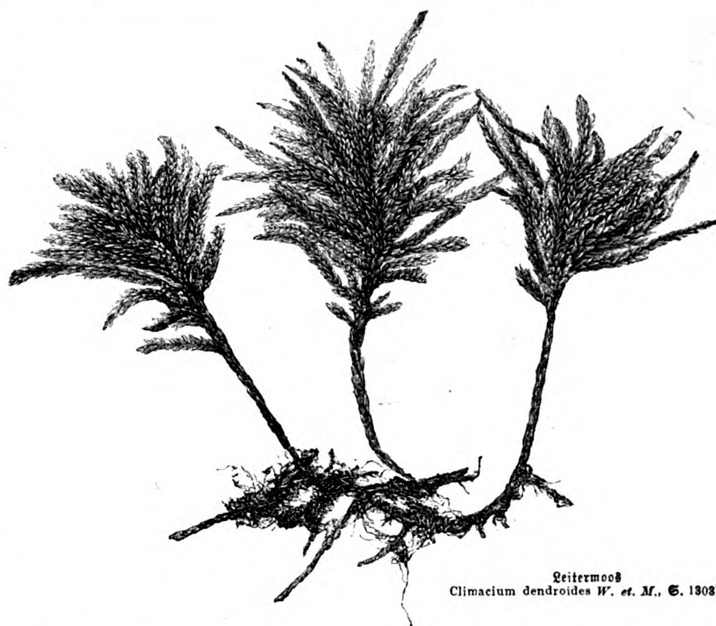
Es war Freitag, der Son[n]tag der Muselmänne[r]. Zu Wagen und zu Fu[ß] strömten die Menschen de[m] arabischen Kirchhofe zu. Ge[]wöhnlich sind es nur weib[]liche Wesen, welche an de[m] Tage hinauswallen, die Mo[]hammedanerinnen, um an de[n] Gräbern ihrer Lieben zu be[]ten und zu trauern, die Chr[i]stinnen, um das eigentümlic[he] Bild anzustaunen. Es tr[af] sich aber, daß an dem Nachmittage ein Be[]gräbnis stattfinden sollte und die Männer sonst so streng abgewiesen, durften ein[]treten. Dicht mit Ledervorhängen ve[r]schlossene Equipagen brachten die arabisch[en] Damen der höheren Gesellschaftsklassen he[r]bei. Der Haik war bis tief auf die Sti[rn] herabgezogen und verhüllte die ganze Ge[]stalt, so daß nur die bauschigen Pumphos[en] und die in Pantoffeln geborgenen Fü[ße] sichtbar blieben, denn das Gesicht bede[ckte] der Schleier, welcher aber hier nicht



Kräuselmoos (Ulota crispa *Bruch.*, S. 1305).

dicht ist wie in Bona, in Constanti[ne]. Sogar die Tramwagen enthielten viele al[s] vermummte Gestalten, manche mit ihr[en]

nnern, ihren Kindern. Reizende Gesichtchen gab
unter den Mädchen: erst wenn diese dreizehn
re zählen, beginnt man bei ihnen ein Mästungs-
em, weil in den Augen der Araber das weibliche
chlecht nur als schön gilt, wenn es recht dick;
ß ist der Kummer aller Eltern, wenn deren
hter, trotz der angewandten Mittel, schlank bleibt.
Unterwegs trafen wir den Leichenzug: der Tote
t, ohne Sarg, auf einer Bahre, über welche man
n kostbaren Teppich legt. Er wird von sechs
bern, natürlich in ihrem Kostüm gekleidet, ge-
gen. Nicht geordnet, wie bei uns, zeigte sich der
, sondern wild durcheinander wogend. Alle
gen sie klagende Töne aus.
Ueber uns wölbte sich der Himmel vom tiefsten,
lendsten Blau, die Sonne schien im Dezember
in der Heimat im Juli, so daß man ohne
menschirm die Hitze nicht ertragen konnte.
Es ist ein sehr schöner Weg, welcher dem Kirch-
zuführt, unfern dem Meere. Gar eigentümlich
t sich Algier dar; der neue, französische Teil,
breiten Kais und Straßen mit den hohen im-
mten Gebäuden, strecken sich am Ufer entlang
und am unteren Hange des Berges, das ara-
e Viertel zieht sich an dem Ausläufer der Sahel-
amphitheatralisch weiter hinauf, von der Kasbah
türkischen Festung) gekrönt. Die blendend-
ß angetünchten, viereckigen, mit flachen
chern versehenen Häuser gleichen, in
r Gesamtheit, auffallend einem Mar-
steinbruche, wie es schon öfters be-
ieben worden ist; sie stechen von der
igen Vegetation und dem tiefblauen
re seltsam ab.
Sehr interessant ist es, jenes Viertel
urchstreifen, wo manche Gäßchen so
sind, daß zwei Menschen kaum an-
nder vorbeikommen; überdies sind die
ser am oberen Stockwerke zu beiden
ten vorgebaut, durch hölzerne, in die
uern eingelassene Pfähle gestützt, so daß
Wohnungen sich oben oft berühren und
wie durch Galerien hindurchgeht, wo
m Sommer stets kühl bleibt.
Eifrig schweift der Blick über den Hafen



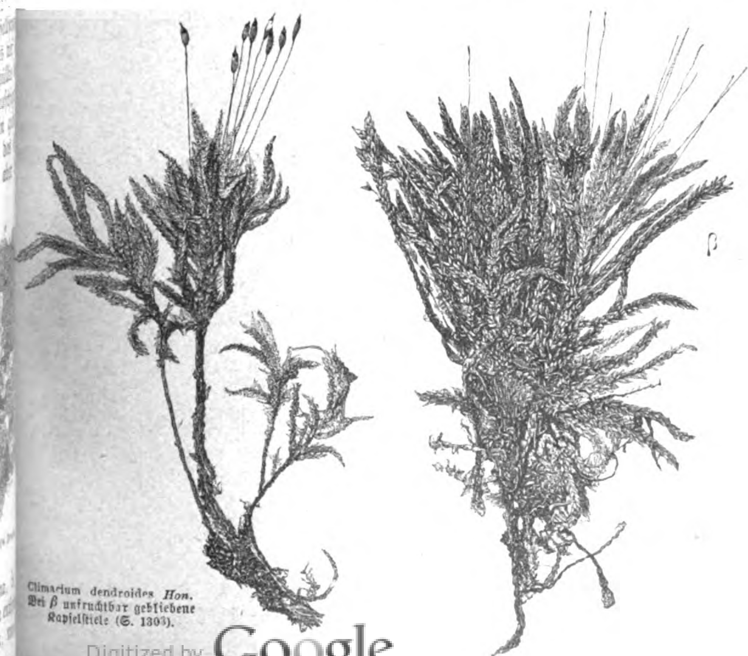
Leitermoos
Climacium dendroides *W. et. M.*, S. 1303).

hin, an welchem, seit den Römern, so viele Nationen arbeiteten, eine das Werk der anderen gewöhnlich teilweise zerstörend. Dort wurden in den umliegenden Gebäuden, während der Türkenherrschaft, die vielen, durch die Seeräuber herbeigeschleppten Christensklaven untergebracht und mußten schwere Arbeit verrichten. Wie oft mag ihr Blick mit wehmutsvoller Sehnsucht über das Meer der teuern Heimat entgegengeschaut haben, wo ihre Lieben um sie trauerten, nicht wußten, was aus ihnen geworden sei.

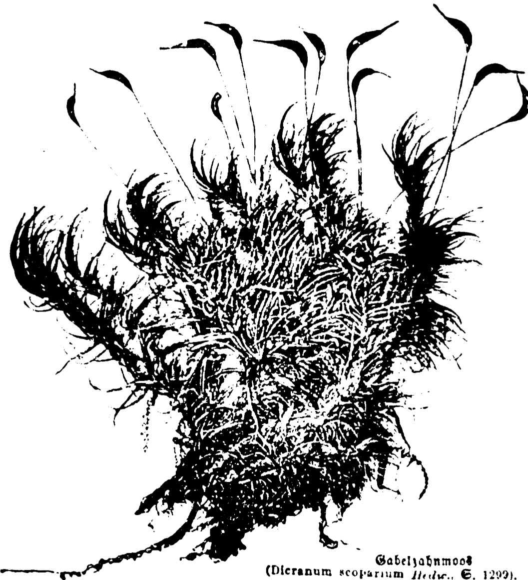
Der Richtung zu, wohin wir fuhren, breiten sich die Häuser von Agha, Mustapha Inferieur und Mustapha Superieur aus. Vor vierzig Jahren stand hier noch kein Gebäude, nur wildwucherndes, immergrünes Gestrüpp bedeckte die Hänge, wo es für den Europäer lebensgefährlich war, hindurchzuschreiten, denn er stand in fortwährender Gefahr, von den Arabern angegriffen und umgebracht zu werden. Gar mancher hat dort auf diese Weise sein Leben verloren. Ueberall schauen jetzt aus den reichsten herrlichsten Gärten an den Hängen Hotels, Pensionen und Landhäuser hervor. Wie schwer wird es da dem Menschen, im Dezember und Januar an den Winter zu glauben, so grünt und blüht es allerwärts in üppigster Pracht. An den Terrassen, den Mauern, den Sommerhäuschen ranken sich mit unzähligen süß duftenden Blumen besetzte Theerosen-, Jasmin- und Heliotropzweige hinauf. Betäubend ist oft der Wohlgeruch der hellgelben, kugelrunden Blüten der Acacia Farnesiana. Reizend nimmt die Bougainvillea mit ihren teils grünen, teils prachtvoll roten Blättern und den kleinen gelben Blüten sich aus. Ueppig wuchert die Winde nach allen Richtungen.

Bei der wildwachsenden Vegetation fällt die Menge Schlinggewächse auf, besonders die verschiedenen Clematisarten; hauptsächlich schön ist unter diesen die mit glockenförmigen, durchsichtig weißen Blüten versehene, welche in der Sonne wie hochpoliertes Silber erglänzen und nur hier, in Bona und Constantine vorkommen soll.

Am Kirchhofe angelangt, sahen wir dort ein buntes Durcheinanderwogen. Die weißen Gestalten der Frauen saßen dicht verhüllt an den Gräbern; sonst dürfen sie an ihrem Sonntage hier den Schleier ablegen, aber die Gegenwart von Männern verhinderte das heute. Sie hatten zwischen den Ruhestätten ihrer Lieben die mitgebrachten Teppiche und Matten ausgebreitet und lagerten oder hockten mit gekreuzten Beinen darauf. Die Mütter hielten ihre Kinder krampfhaft fest an der Hand, als befürchteten sie eine Gefahr für dieselben



Climacium dendroides *Hon.*
Bei β unfruchtbar gebliebene Kapselstiele (S. 1303).



Gabelzahnmoos
(Dicranum scoparium Hedw., S. 1299).

Ein Künstler, diese seltene Gelegenheit eifrig benutzend, nahm die verschiedenen, so eigenartigen, höchst malerischen Gruppen auf, zwischen welchen die unregelmäßig aufgestellten Gräber sich befinden, wo auf den niedrigen Hügeln ein schmaler, an beiden Enden zugespitzter Aufsatz errichtet ist, aus Holz oder Marmor verfertigt, manche von diesen mit arabischen Schriftzeichen verziert. In der Mitte dieser Aufsätze sind in dem flachen Boden mit Wasser angefüllte Aushöhlungen, worin die stets mitgebrachten Blumen gestellt werden. Zwischen den Gräbern erheben sich Palmen-, Cypressen-, Eucalyptus-, Oliven- und andere immergrüne, hochaufgeschossene Bäume; sie vermehren den orientalischen Anstrich des Bildes.

Schon öfters hat man versucht, bei solchen Gelegenheiten den Kirchhof zu photographieren, aber es gelang äußerst selten, denn merken die Araberinnen eine solche Absicht, dann ergreifen sie eiligst die Flucht. Die ehrbaren Frauen scheinen es offenbar für eine Schande zu halten, ihr Bildnis nehmen zu lassen; jedenfalls stehen sie auch in gewaltiger Furcht vor ihren strengen Herren und Gebietern. Erregen sie deren Zorn oder Eifersucht, dann sind sie vor Stockschlägen nicht gesichert, welches Erziehungsmittel der Koran den Ehemännern gestattet, wenn nicht zu streng damit verfahren wird. Zeigt eine Frau sich nach mehreren solchen Strafen störrisch, dann wird es ihrem Manne sehr leicht, eine Scheidung zu erlangen, und er sendet seine Gattin ihren Eltern zurück. Die für jene erhaltene Geldsumme muß dann herausbezahlt werden, denn die Väter verkaufen ihre Töchter dem Meistbietenden. Die Bewerber der höheren Gesellschaftsklassen geben Geld, die der unteren so viel Stück Vieh, wie ihre Mittel es erlauben.

Der Leichenzug nahte; über die Gräber hinweg ging es eiligst die Treppe zu der mit flachen Steinen gepflasterten Terrasse hinauf vor der Koubba [1]). Um den viereckigen Raum, in dessen Mitte die Bahre aufgestellt wurde, ließ die Trauergesellschaft sich mit gekreuzten Beinen nieder und alle murmelten sie Gebete. Die durch eine Kuppel gekrönte Koubba enthält eine kleine, mit Fahnen behängte Bethalle, wo auch die Frauen, denen der Eintritt in die Moscheen bis zu ihrem zurückgelegten sechzigsten Jahre versagt ist, zugelassen werden. Von dieser Halle durch ein Holzgitter getrennt, zeigt sich das Grabmal des Marabout.

Nachdem die Trauerceremonie vorüber, wurde die Bahre wieder aufgenommen, und man schritt hastig der Stelle zu, wo das Grab bereit stand, ringsum ausgemauert. Die in bunte Gandouras (ein hemdartiges Gewand) oder kurze Jacken und weite Pumphosen gekleideten Gestalten, deren Haupt ein Turban bedeckte, drängten sich heran: man sprach, man gestikulierte.

[1]) Grabkapelle eines Marabout (Geistlichen).

Schwer wurde es einem, sich vor[...]
daß die Gelegenheit eine so betrüben[...]
Die Europäer, hauptsächlich die [...]
drängten sich herzu; wir waren in [...]
Entfernung stehen geblieben, uns [...]
trauend, näher zu treten. Man se[...]
Bahre neben dem Grabe ab. Wir [...]
wie sie an dem einen Ende hoch [...]
richtet wurde und hörten später, [...]
dem Kopfe zuerst, die in ein Bettuch
genähte Leiche in ihre letzte Ru[...]
hinabglitt. Daneben stellte man einen
voll Wasser und Feigen hin, dam[...]
ihrem Gange nach dem Paradiese die
eine Stärkung habe. Darauf üb[...]
man die Gruft mit Steinen.

Im Hintergrunde, in unserer [...]
schleppten Männer nach einiger Zeit [...]
große Säcke herbei und von allen S[...]
strömten die Armen auf sie zu, ein jeder [...]
suchend, das meiste zu erhaschen, schrei[...]
tobend, miteinander ringend, und [...]
während man eben, von der Trauerg[...]
schaft umringt, Erde auf die voll[...]
Gruft schaufelte. Der eine Sack [...]
Brot, der andere Feigen. Es kam [...]
eine hohe, in kurze Jacke und Pu[...]
gekleidete Gestalt herbei und versuchte, [...]
scheltend, Ordnung zu schaffen, indem [...]
denen Einhalt gebot, welche mehr als [...]
ihnen zukommende zu erlangen streb[...]

Ein plötzliches Geräusch ver[...]
uns, zurückzuschauen: soeben wur[...]
junger Stier vorübergeführt, einem [...]
legenen Teile des Kirchhofes zu, [...]
an einen Olivenbaum angebunden [...]
„Dort bleibt er bis morgen abend,“ [...]
wortete man auf unsere Frage, „und [...]
opfert man ihn. Uebermorgen früh, [...]
neun Uhr an, beginnt das Totenfest [...]



Quellmoos (Philonotis calcarea
Br. et Sch., S. 1299).

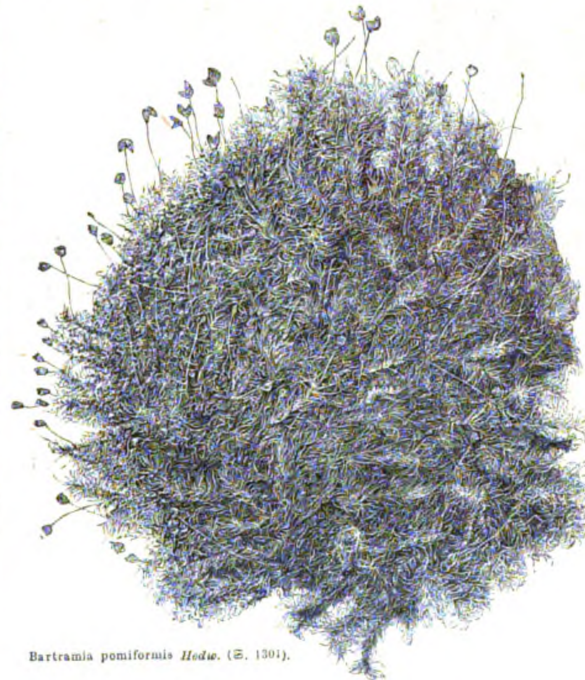
auf dem Kirchhofe, wo alle Armen gespeist werden, denn der, welchen man soeben begrub und der heute früh starb, war ein reicher Mann. Keiner der Fleisch und Couscous [1]) verlangt, wird abgewiesen, soweit der Vorrat reicht."

Nachdem das Grab vollendet war, mußten alle Männer sich entfernen; an jeden trat man heran und forderte ihn auf, den Kirchhof zu verlassen. Nur jener blieb zurück, welcher bei Austeilung des Brotes und der Feigen streng mahnend eingeschritten war. Wir wunderten uns darüber, besonders als wir sahen, daß trotz seiner Gegenwart die Frauen ihre Schleier abzulegen begannen. Wir traten an ihn heran mit dem Wunsche, die Sitten und Gebräuche des Landes näher kennen zu lernen und waren unsicher, wie man unsere Fragen aufnehmen werde. Auf das liebenswürdigste zeigte er sich aber bereit, unseren Wunsch zu erfüllen. „Ich bin der Marabout des Kirchhofes," erklärte er, „vor mir können sie getrost ihr Gesicht enthüllen, da ich der Vater von ihnen allen bin: ich sehe sie und sehe sie doch nicht, es macht keinen Eindruck auf mich . . ."

„Sie sind gewiß ein Heiliger?" erkundigten wir uns.

„So Gott will, ja," entgegnete er, den Blick gen Himmel erhebend, „nichts geschieht ohne seinen Willen!" Er erzählte uns, er sei verheiratet. Hierzulande, behauptete er, hätten alle rechtschaffenen Männer nur eine Frau, wie bei uns Christen. „Das Gesetz erlaubt vier," gab er zu, „aber wer weise ist, macht davon keinen Gebrauch, denn es ist nicht eines jeden Mannes Sache, mehrere Frauen zu haben, es gehört ein ganz eigentümlicher Charakter dazu, um alsdann Frieden im Hause zu wahren."

Als wir uns, herzlich bedankend, von ihm abgewandt und wenige Schritte zurückgelegt hatten, trat eine ältere Frau auf uns zu. Ihre Wangen waren bleich, ihre schwarzen Augen schossen Blitze, drohend ballte sie die Fäuste gegen uns. Wir sahen sie staunend, fragend an. „Marabout makash!" [2]) war alles, was wir von den, ihren Lippen entsprudelnden, im höchsten Zorne ausgesprochenen Worten verstanden. Wir konnten uns damals die Sache nur dadurch erklären, daß sie die Gattin des Geistlichen sei und in ihrer Eifersucht es nicht ertragen könne, daß andere weibliche Wesen ihren Mann angeredet hatten, erfuhren aber später, daß sie eine Wahnsinnige ist. Vor Jahren wurde ihr plötzlich der einzige Sohn entrissen und nun bringt sie die meiste Zeit auf dem Kirchhofe zu, glaubt ihr Kind dort wiederfinden zu können. Man läßt sie ruhig gewähren, da sie vollkommen harmlos ist.



Bartramia pomiformis *Hedw.* (S. 1301).



Bryum argenteum *L.* (S. 1302).

Bei unserem Gange durch den Kirchhof waren wir viel angebettelt worden; man hatte uns eifrig davor gewarnt, bei solchen Gelegenheiten etwas zu geben, da manche Leute sich dadurch den unangenehmsten Vorkommnissen ausgesetzt, von den Bettlern angefallen worden seien. Wir befolgten den gutgemeinten Rat, konnten uns aber dadurch nicht vor Unfällen schützen, wie wir später erfahren sollten.

Der Marabout blieb noch längere Zeit, sich fortwährend umschauend. „Ich befürchte immer, es könnte ein Mann zurückgeblieben sein und sich versteckt haben," sagte er. Den Frauen schien es auch nicht geheuer, sie entschleierten sich zwar, aber sie blieben scheu und schüchtern. Man hat oft behauptet, daß bei den Araberinnen der Glaube herrsche, am Freitage umschwebten die Geister der Abgeschiedenen die Ruhestätte des zurückgelassenen Körpers. Deswegen sei es den Verwandten so sehr darum zu thun, diese Stätte zu betreten, um stundenlang in der Nähe jener so schmerzlich Vermißten zu weilen, ihnen alles haarklein zu beichten, was während der Woche vorgefallen sei, ihr Herz vollständig ausschüttend, in der vollen Ueberzeugung, daß die Geister sie verständen, obgleich es denselben nicht vergönnt, ein Zeichen ihrer Gegenwart, ihres Mitgefühls zu geben. Aber indem wir die Frauen anredeten, sie darüber befragten, überzeugten wir uns bald, daß diese Behauptungen in das Reich der Fabel gehören.

Sonst sollen die Araberinnen an ihrem Sonntage hier recht lustig sein und die seltene Freiheit in Gottes Natur genießen. Was der Europäerin Bälle, Gesellschaften und Theatervorstellungen sind, ist der Mohammedanerin der Kirchhof. Dort treffen sich die Bekannten und tauschen ihre Gedanken gegenseitig aus.

Indem wir in den verschiedenen Teilen des Kirchhofs herumgingen, wo an manchen Gräbern Narzissen und andere Blumen üppig blühten, begegneten wir mehreren Hunden, welche wild und herrenlos sich hier wie auch anderwärts herumtreiben. Der eine sprengte, drohend die Zähne fletschend, auf uns zu, griff uns aber damals nicht an, doch als wir den Kirchhof soeben verlassen wollten, stieß meine Schwester einen Schrei aus, denn ohne einen Laut von sich zu geben, war jene Bestie auf sie zugestürmt und biß sich mit den Zähnen immer wieder in ihr Kleid ein, den Stoff zerreißend. Als das Tier sich bemerkt sah, jagte es von dannen. Man versicherte uns nachher, die Bettler müßten den Hund auf uns gehetzt haben, um sich dafür zu rächen, weil wir ihnen nichts gegeben hatten. Meine Schwester war mit dem Schrecken und einem zerrissenen Kleide davongekommen. Es hätte ihr schlimmer ergehen können, denn entsetzlich sind die arabischen Hunde, wütend, heimtückisch, und gar mancher kann die

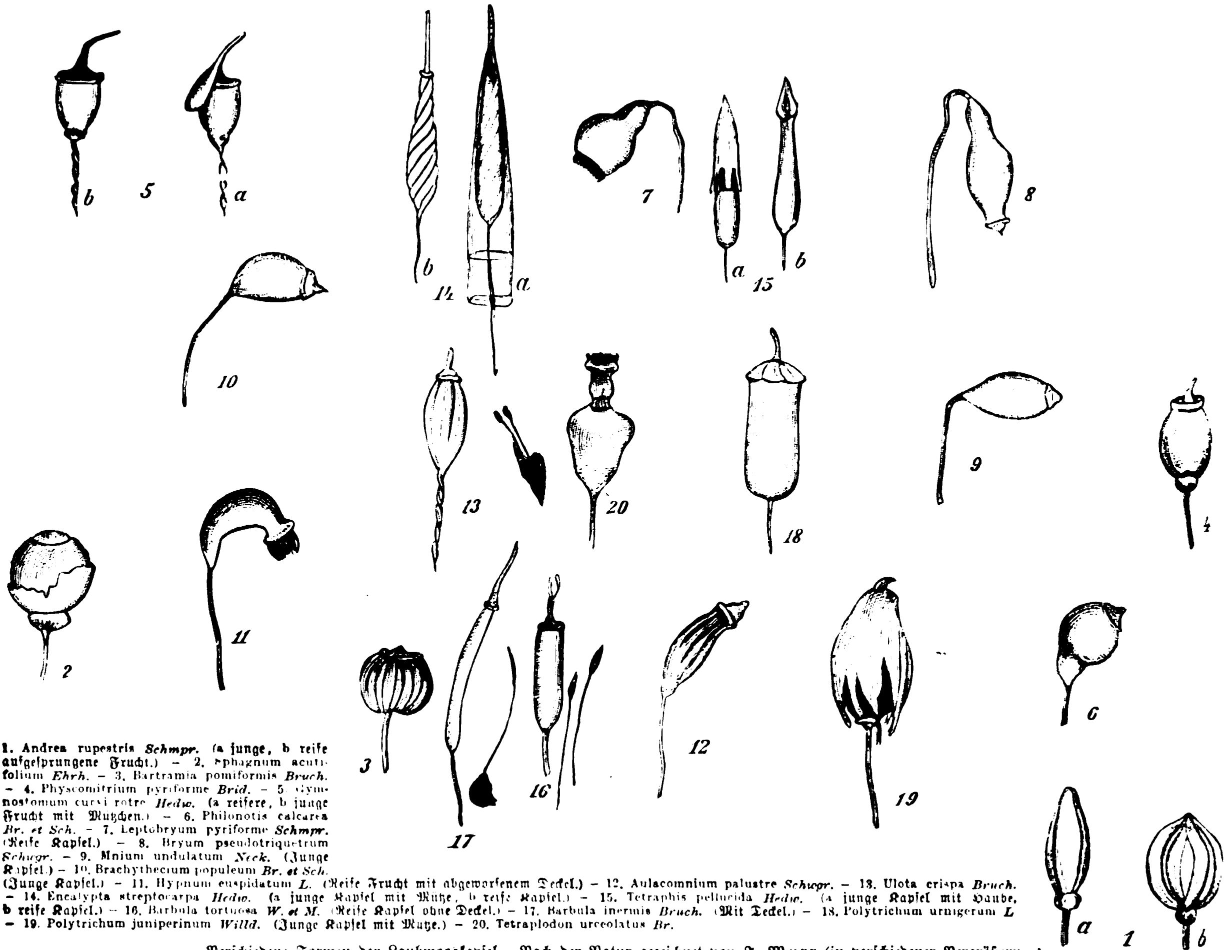
[1]) Lieblingsgericht der Araber, aus Weizenmehl verfertigt.

[2]) Gar nicht, keineswegs.

tiefen Narben der von ihnen verursachten Wunden vorweisen.

Kaum mehr als hundert Meter vom Kirchhofe entfernt, auf derselben Straße, erreicht man den Jardin d'Essai oder du Hamma, welcher im Jahre 1844 angelegt, auf der Stelle, welche früher von Gemüsegärtnern bepflanzt wurde. Er bedeckt im Augenblicke vierundvierzig Hektar Bodenfläche, wird aber fortwährend vergrößert. Wir haben auf unseren mannigfachen Reisen im Süden, was Gärten anbetrifft, viel Herrliches gesehen, aber der Jardin d'Essai von Algier bildet doch den Glanzpunkt von allem. Die Villas von Palermo sind besser gepflegt, dort sieht man kein Unkraut wie hier, aber was auf Sizilien en miniature sich darbietet, entwickelt sich in dem Jardin d'Essai zu so gewaltigen Dimensionen, daß man staunend davor steht und seinen Augen kaum traut. In welcher Menge sind die tropischen Bäume und Pflanzen aufgeschossen! Viele Alleen durchziehen der Länge und Breite nach den Garten, alle immergrün, mit einer Ausnahme, deren Platanen so hoch sind wie mehrfach hundertjährige Eichen bei uns, und doch starb der Gärtner erst kürzlich, welcher sie, als schlanke Setzlinge, pflanzte.

Eine dieser Alleen besteht aus Cha-



1. Andrea rupestris *Schmpr.* (a junge, b reife aufgesprungene Frucht.) – 2. Sphagnum acutifolium *Ehrh.* – 3. Bartramia pomiformis *Bruch.* – 4. Physcomitrium pyriforme *Brid.* – 5. Gymnostomum curvirostre *Hedw.* (a reifere, b junge Frucht mit Mützchen.) – 6. Philonotis calcarea *Br. et Sch.* – 7. Leptobryum pyriforme *Schmpr.* (Reife Kapsel.) – 8. Bryum pseudotriquetrum *Schwgr.* – 9. Mnium undulatum *Neck.* (Junge Kapsel.) – 10. Brachythecium populeum *Br. et Sch.* (Junge Kapsel.) – 11. Hypnum cuspidatum *L.* (Reife Frucht mit abgeworfenem Deckel.) – 12. Aulacomnium palustre *Schwgr.* – 13. Ulota crispa *Bruch.* – 14. Encalypta streptocarpa *Hedw.* (a junge Kapsel mit Mütze, b reife Kapsel.) – 15. Tetraphis pellucida *Hedw.* (a junge Kapsel mit Haube, b reife Kapsel.) – 16. Barbula tortuosa *W. et M.* (Reife Kapsel ohne Deckel.) – 17. Barbula inermis *Bruch.* (Mit Deckel.) – 18. Polytrichum urnigerum *L.* – 19. Polytrichum juniperinum *Willd.* (Junge Kapsel mit Mütze.) – 20. Tetraplodon urceolatus *Br.*

Verschiedene Formen der Laubmooskapsel. Nach der Natur gezeichnet von J. Murr (in verschiedener Vergrößerung).

moerops excelsa; in Guirlanden schlingen sich von Stamm zu Stamm, bis zu den Blätterkronen emporkletternd, die schönsten Theerosenzweige, sogar im Winter mit Blumenbüscheln besetzt. Am prächtigsten nehmen sie sich aber im April und im Mai aus, wo die grünen Blätter fast unter den Rosen verschwinden.

Mit dieser kreuzt sich eine andere Allee, mit großen Exemplaren der Dracoena Draco, abwechselnd mit Latania Borbonica von drei und einem halben Meter Höhe. Jene waren damals mit großen Fruchtbüscheln orangegelber, durchsichtiger Beeren besetzt. Dazwischen ragen weit über sie hinaus Dattelpalmen (Phoenix dactylifera). Die Latanias und Dracoenas sind sehr kräftig; der Stamm teilt sich drei Fuß von der Erde in fünf, sechs, ja sogar sieben Stämme, welche fast die Dicke des Hauptstammes erreichen. — Sehr schön ist eine Allee von einer Ficusart, von deren Aesten Wurzeln sich in die Erde herabsenken und neue Stämme abgeben, so daß sie schließlich den Hauptstamm vollständig verbergen und einen Miniaturwald bilden. Wäre der Sommer hier nicht fast vollkommen regenlos, würden sie sich viel mehr ausbreiten, aber während der trockenen Monate hört das Wachstum jener Wurzeln beinahe vollständig auf. Sitzt man im Dezember, im Januar in der Mitte dieser Allee, wo ein Rondell sich öffnet, auch von Ficus umgeben, wo eine lustig plätschernde Fontäne ihr kristallhelles Wasser in ein großes Becken ergießt, und schaut zu den gewaltigen Bäumen empor, durch deren dichte Zweige der strahlende Himmel kaum sichtbar, deren Schatten, nach der großen Sonnenhitze anderwärts, so wohlthuend wirkt, während man die köstliche, von dem Dufte unzähliger Blüten gewürzte Luft einatmet, dann kann man kaum glauben, daß, allen Berichten nach, es in der Heimat friere und schneie. Jene großen Bäume sind nur einundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahre alt.

Unter allem Schönen ist vielleicht das Schönste die Bambusallee, welche fast in ihrer ganzen Breite den Garten durchschneidet. Wie die hohe gotische Bogenhalle eines Domes bietet sie sich dar, den Anblick des Himmels verwehrend. Wenn die Sonne durch die Blätter leuchtet, nehmen dieselben wie die reinsten, durchsichtigsten Riesensmaragde sich aus; bewegt der Wind die Bambus, dann rauscht es magisch, geheimnisvoll, wie Geistergeflüster — man glaubt sich in eine andere Welt versetzt.

Indem man den Garten durchschreitet, trifft man immer auf neue Wunder der Natur und auf fortwährenden Genuß. Buddleia madagascariensis, mit ihren unzähligen gelben, traubenförmigen Blüten bedeckt, hat eine große natürliche Laube gebildet, indem sie sich von einer Paulownia zur anderen schlang, die Bäume allmählich erstickend, so daß nur die toten Stämme als Stütze übriggeblieben sind. Große Waldungen der verschiedenen Yukka-Arten bieten sich dem Blicke dar, bis zu sieben Meter hoch. Viele von ihnen standen damals in voller Blüte; besonders prächtig nahm die der Yucca treculeana sich aus.

Es zeigen sich die mannigfachsten Palmenarten, ein dichtes Gewoge von gefächerten und gefiederten Riesenblättern, in den verschiedensten Schattierungen von grün bis ins bräunliche hinein. Fast alle Tropenländer haben ihren Beitrag dazu geliefert. Bewundernd schweift der Blick in die Runde und kann sich nicht satt sehen. Auch die Kokospalme befindet sich darunter, aber nicht die mit großen, sondern kleinen Früchten. Indem man sich umschaut, kann man sich vorstellen, wie herrlich „die Fürsten der Pflanzenwelt" in den Tropen sich ausnehmen müssen. Die Worte eines Botanikers fielen uns ein, welcher lange Zeit jene Gegenden bereist hatte und uns die wunderbare Ueppigkeit der dortigen Vegetation beschrieb. Besonders begeistert sprach er von einer Vollmondnacht, als er, ins Freie tretend, seinen Augen kaum traute und sich von einem Traume befangen hielt. Der Wind bewegte leise die Riesenblätter der Palmen und magisch leuchteten dieselben auf. Er konnte den Effekt mit nichts anderem vergleichen, als seien es unzählige elektrische Flämmchen, welche an einigen Stellen verschwanden, um an anderen desto heller aufzublitzen. Das wurde alles durch das Mondlicht verursacht, welches sich in den glänzenden Kanten der Blätter widerspiegelte.

Um uns zu beweisen, wie wunderbar in Algier die Pflanzenwelt gedeiht, zeigte der uns begleitende Gärtner auf eine Phoenix teneris. Vor zwanzig Jahren nur fingerdick, hat jetzt der Stamm nahe der Erde vier Meter Umfang und eine Höhe von fünf Meter erreicht, die Blätterkrone eingerechnet acht Meter. Manche Palmen von zehn Jahren ragen jetzt dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Fuß empor.

Die Familie der Musa ist zahlreich vertreten; am interessantesten darunter war uns die Banane, woran man die großen, raubvogelähnlichen, dunkellilafarbenen Blüten und die Früchte in den verschiedensten Stadien der Reife, von grün bis zum schönsten Gelb, in langen Büscheln, in unglaublicher Menge hängen sah.

Unbeschreiblich üppig ist die Vegetation und alles ist gethan worden, um diesen Eindruck zu erhöhen; sogar die Stämme der Bäume hat man zu verbergen versucht, indem man Philodendron zu Füßen derselben anpflanzte und die Blätter sich nun an ihnen emporranken. Das Unkraut hat auch dazu beigetragen, indem es den Boden in fast allen Beeten mit einem dichten, mit den buntesten Farben durchwirkten Teppich bekleidete. Man müßte die Arbeitskräfte verdoppeln, um darüber Herr zu werden und würde alsdann die Einkünfte sehr vermindern, welche man durch den Verkauf der Pflanzen, Blumen, Früchte und Samen jetzt erübrigt. Der Export findet nach vielen Ländern statt, besonders nach Frankreich. Alles wuchert geradezu auf unglaubliche Weise und schlägt seine Wurzeln tief in den Boden hinein, die der Oxalis, welche mit gelben Blüten strotzt, dringen bis zu anderthalb Meter hinab. Gegen die Schlinggewächse haben sich die Gärtner nur zu wehren, denn überall klammern sie sich an und breiten sich aus, winden sich von Stamm zu Stamm, ehe man es sich versieht, verbinden endlich, in unentwirrbarem Geflecht, einen wahren kleinen Wald. Herrlich nimmt unter denselben hauptsächlich die, mit großen, purpurnen, tulpenähnlichen Blüten besetzte Phedranthus sich aus, welche an vielen Bäumen emporwächst.

Als wir in Algier weilten, fesselte uns eine Aloeart, deren Blüte einem enormen Elefantenrüssel gleicht und aus unzähligen gelben Blumen zusammengesetzt ist.

An und in den Teichen zeigen sich die mannigfachsten Wasserpflanzen, unter ihnen der graziöse Papyrus. Sahen wir ihn an, dann wurden die von dieser Pflanze dicht besetzten Inseln des Anapoflusses auf Sizilien in unser Gedächtnis zurückgerufen. Wir wollten Syrakus nicht verlassen, ohne sie gesehen zu haben. An jenem letzten Tage unseres Aufenthaltes erhob sich aber ein furchtbarer Sturm; die Schiffer erklärten, es sei unmöglich, den Hafen mit einem Nachen zu durchkreuzen. Wir ließen uns folglich bis an die Mündung des Flusses fahren und dann diesen hinaufrudern. Es war nicht angenehm, Wind und Wetter Trotz zu bieten, in dem bedenklich schwankenden Kahne auf dem durch den laut brausenden Sturm hoch gepeitschten Wasser stromaufwärts zu dringen, aber uns wurde später für alles ein reicher Ersatz, indem wir das unvergleichlich malerische Bild anstaunten, welches die vom Winde rastlos hin und her bewegten Papyrus darboten.

Jedem gestattet man freien Eintritt in den Botanischen Garten von Algier, obgleich, besonders durch Kinder, viel Schaden angerichtet wird. In der dem Haupteingange entferntesten Abteilung bietet sich eine gar liebliche Aussicht auf Algier. Nach jener Richtung, nur durch die Fahrstraße von dem Jardin d'Essai getrennt, stehen in einem dichten Dattel-Palmenhaine zwei Cafés, wo für den Europäer es einen ganz eigentümlichen Reiz hat, im Schatten der tropischen Bäume zu weilen und auf das tief blau schillernde Meer und die schöne Stadt hinauszuschauen.

Man behauptet, daß die Gegend, wo der Botanische Garten sich befindet, sehr ungesund sei, was auch die Benennung Hamma (Fieberland) andeutet. Wer nur bei schönem Wetter hingeht und einige Zeit vor Sonnenuntergang sich entfernt, hat wohl nichts zu befürchten, und niemandem möchte man den köstlichen Genuß rauben, den der Anblick des Gartens gewährt. Wir mußten jedesmal, wann wir ihn besuchten, mit dem Gärtner übereinstimmen, der an jenem Dezembertage begeistert ausrief: „Ich möchte in fünfzig Jahren hierher zurückkehren können, wie wird dieser Garten herrlich sein, — das ist gewiß, er muß alsdann das achte Wunder der Welt bilden!"

Für jenen Abend hatte die Regierung Einladungen zu einem für die Fremden veranstalteten arabischen Feste erlassen. Ein maurisches Haus war gemietet worden, in dessen unbedecktem Hofe die Vorstellung stattfinden sollte. Da an jenem Tage das Wetter aber unbeständig war, spannte man ein Segeltuch darüber. Im Hotel de ville versammelten sich alle und um acht Uhr zog man, von den Commissaires geführt, durch mehrere, mit bunten Lampen behängte Gäßchen des arabischen Viertels, welche einen magischen Eindruck machten. Die dort sich befindlichen einheimischen Musikanten verursachten einen wahren Heidenlärm, so daß einem der Kopf schwindelte. An jedem Seitengäßchen drängten sich die mit Turban oder Fes bekleideten Köpfe einer über dem anderen, und die schwarzen Augen funkelten unheimlich. Einen großen Trost bildete es für uns, die vielen Soldaten und Polizeidiener zu sehen, welche von der Regierung aufgestellt worden waren, denn bei Nacht muß es in jenem Viertel jeder Dame beklommen zu Mute sein; hört man doch so viel von Ueberfall dort. Uns sagte ein Polizeidiener: Wir wagen uns bei der Dunkelheit nur stark bewaffnet und zu mehreren hinein, und Offiziere klagten, daß trotz aller Vorsichtsmaßregeln ihre Soldaten immer wieder im arabischen Viertel nachts angegriffen würden. Sogar bei Tag ist es keineswegs sicher, denn es werden dort häufig auch alsdann Morde begangen.

Achthundert Menschen hatte man eingeladen, wo der Raum, hochgegriffen, dreihundert faßte. Wer da einen Platz errang, von welchem er die Vorstellung mit ansehen konnte, durfte sich glücklich schätzen. Unten, hinter den Säulen, oben in den Galerien und auf den Terrassen der flachen Dächer war im Nu alles angefüllt. Auch hier hatte man unzählige bunte Lampen in Gruppen an den Säulen angebracht; sie beleuchteten die gespannt harrenden, sich über die Brüstungen weit vorbeugenden Gestalten.

Zuerst traten im Hofe unten die Neger auf. Tam-tams, hölzerne Flöten und eine arabische Guitarre brachten wahrhaft ohrenzerreißende Mißtöne hervor, während die Tänzer mit ihren ebenholzfarbigen, nackten Armen, Füßen und Beinen die wunderlichsten Bewegungen und Sprünge machten, sich manchmal auf den Boden warfen, dann wie Gummibälle hoch in die Luft fuhren, so daß ihre bunten Gandouras nach allen Richtungen flatterten.

Ihnen folgten kabilische Frauen in der einheimischen Tracht, deren Kunst darin besteht, in steifen, langsamen, ungelenken Bewegungen sich gegenseitig zu umkreisen, erst Degen, dann Escharpen auf und nieder hebend und sich meistens vor die Augen haltend.

Den Glanzpunkt des Abends bildeten die acht arabischen Tänzerinnen, die meisten von ihnen hübsch; zwei waren von einer wahrhaft blendenden Schönheit. Die bauschigen Pumphosen bestanden aus schwerer Brokatseide oder aus Atlas von verschiedenen Farben; die kurzen, malerischen Jacken meistens aus Samt, aufs reichste mit Silber oder Gold gestickt; die kleinen Pantoffeln von gleichem Material. Um den Kopf hatten sie ein seidenes Tuch, dessen Zipfel nach hinten geschlungen, und darüber waren mehrere Ketten der prachtvollsten Brillanten gelegt worden, an denen Pendants von enormen Perlen oder Solitaires auf der Stirn herabhingen. Außerdem funkelten überall Brillantsterne in dem rabenschwarzen Haare. An Armen und Knöcheln zeigten sich wunderschöne Spangen.

Sie wurden mit schallendem Beifallsklatschen von der Männerwelt empfangen und ließen sich mit gekreuzten Beinen auf seidenen Kissen nieder. Eine nach der anderen erhob sich und führte den gleichen Tanz aus. Etwas Ungraziöseres, das weibliche Gefühl unangenehmer Berührendes kann man sich nicht denken.

Zuletzt trat die berühmte Fatma auf, welche einer der höchsten maurischen Familien entsprossen ist und dieselbe heimlich verließ, um Tänzerin zu werden. Alles wurde versucht, um sie unter das elterliche Dach und zur Tugend zurückzulocken, aber sie widersteht aufs energischste sich in die Gefangenschaft eines arabischen Hauses zurückzubegeben, nachdem sie die zügelloseste Freiheit genossen hat.

Den Schluß der Vorstellung bildeten die gräulichen Ceremonien der Aïssaoua, einer Art Derwische, aus Marokko stammend, deren Begründer Sidi Mohammed ben Aïssa war. In einem Halbkreise ließen sich die Fanatiker auf den Boden nieder, mit ihren Tamburins, vor sich in Körben die mitgebrachten Sachen, sowie eine mit glühenden Kohlen angefüllte Pfanne.

Einer erhob sich und beugte sich über diese, in welche berauschende Kräuter geschüttet worden waren; er brachte den oberen Teil des Körpers in eine stark schwingende Bewegung. Immer rascher beugte er sich vor und schnellte dann in die Höhe. Seine Aufregung wuchs, das Gesicht prallte jedesmal dröhnend gegen die Brust an, so daß man den Schlag weithin hörte. Er zog ein Instrument hervor und es in die eine Backe hineinstoßend, sahen wir die Spitze an der entgegengesetzten erscheinen, ehe wir uns schaudernd abwenden konnten.

Erschöpft hielt er endlich inne und ein anderer trat vor. Die gleichen Gestikulationen begannen. Die Tamburins wurden immer lauter geschlagen; ermunternde Zurufe der Kameraden erschollen, sie fachten den Vorstellenden immer zu größerem Eifer an. In seinem Fanatismus wie berauscht, taumelte er hin und her, dann stieß er sich lange Nadeln in Ohren, Backen, Kinn und Nase, so daß sein Kopf einem Stachelschweine glich. Aber so sehr sie sich auch verwundeten, man sah keinen Tropfen Blut fließen.

Mehrere sprangen in die Höhe, einer hämmerte sich ein Messer in den Magen hinein, wo es stecken blieb; der andere aß Kaktusblätter mit großen Stacheln und die Speise schien ihm trefflich zu munden. Es wurden in einem Tamburin Skorpione den Zuschauern vorgezeigt: die, winzigen Hummern ähnlichen Tiere bewegten sich lustig, eines entsprang sogar und mußte mühsam gesucht werden. Die Aïssaoua ergriffen welche und verschluckten sie wie Nüsse, indem ein Schrei des Entsetzens den Zuschauerraum durchfuhr.

Immer betäubender wurde die Musik, das Geschrei der Fanatiker. Jeder Vorstellende, nachdem seine Aufgabe vollendet war, schritt auf die Aeltesten zu und drückte seine Lippen auf deren Stirn; manche gerieten aber durch ihre Raserei in einen solchen Zustand, daß sie den anderen entkräftet in die Arme fielen. Doch an jenem Abend wurde von den Festgebern stets Einhalt geboten, wenn die Aïssaoua auszuarten drohten. Bei den anderen Vorstellungen, wozu Fremde, durch Lösung eines Billets, zugelassen werden, soll es geradezu schaurig hergehen und wir schlugen es ab eine Gesellschaft zu begleiten, als dieselbe abends zu dem Zwecke unser Hotel verließ.

Sehr kleinlaut kehrten die Damen zurück und gaben uns gewiß im stillen recht, daß wir zu Hause geblieben waren. Sie hatten bis beinahe an die Kasbah emporsteigen müssen, waren in Gefahr gewesen in jenem lebensgefährlichen Viertel ihren Weg zu verlieren, ja, sie gerieten sogar in eine Sackgasse und wußten nicht wo ein und wo aus.

Geradezu wahnsinnig waren die Aïssaoua geworden, fielen, von Schweiß bedeckt, Schaum vor den Lippen, in Konvulsionen zu Füßen der Damen nieder, sich auf der Erde wie ein Wurm windend. Aber das Geschrei der Vorgesetzten, der donnernde Lärm der vielen Tamburins belebten sie immer wieder: sie schnellten in die Höhe und begannen von neuem ihr entsetzliches Spiel. Sie drohten sich die Augen aus den Höhlen zu reißen, thaten es scheinbar, denn dieselben hingen heraus, warfen nach allen Richtungen die Skorpione, die Schlangen umher, so daß die nahe Sitzenden sich kaum zu wahren wußten. Sie setzten sich Vipern und Skorpione an verschiedene Teile des Körpers, wo dieselben, mit eingedrücktem Stachel, hängen blieben.

Die Gesellschaft aus unserem Hotel entfernte sich um halb zehn Uhr, aber später — die Vorstellungen dauern manchmal bis zwei Stunden nach Mitternacht — soll es immer schlimmer werden. Der Begründer der Sekte behauptete, ohne dadurch zu leiden; Gift und was sonst der Gesundheit, dem Leben gefährlich, essen zu können, und seine Jünger folgen dem Beispiele nach.

Vor kurzem wurde ein Aïssaoua ins Spital gebracht, wo er bald darauf verschied: bei der Sektion fand man viele Nägel in seinem Magen. Coucous mit Glassplittern mit dem größten Behagen von ihnen verzehrt; sowie auch lebende Kröten und giftige Schlangen. Sie belecken am Feuer erhitzte Zangen, stellen ihre Füße auf die glühenden Kohlen der Pfanne, halten sich angezündete Fackeln unter Arme, Hände und Beine ohne mit einer Wimper zu zucken, während die Luft mit dem Geruche von verbranntem Fleische angefüllt wird.

Bis jetzt hat die französische Regierung diesem haarsträubenden Gebaren nicht Einhalt zu gebieten vermocht; sie muß die Fanatiker gewähren lassen, aber mir scheint es seltsam, daß man die, jedes Gefühl so tief verletzenden Uebungen als ein Schauspiel betrachten darf, zu welchen öffentliche Aufforderungen ergehen und ein Eintrittsgeld erhoben wird. Wie viele der Fremden ahnen nicht, was ihnen geboten werden soll, und könnten den größten Schaden davontragen, besonders nervenschwache Leute. Es vergeht fast keine Vorstellung im arabischen Viertel, ohne daß mehrere der Zuschauer — nicht allein weibliche Wesen —, von Ohnmacht oder Konvulsionen befallen, hinausgetragen werden müssen.

Die Vorstellungen im arabischen Viertel werden, wie man uns versicherte, immer damit beendet, daß ein lebendes Schaf in den Raum hereingebracht wird. Die bis dahin zur Tobsucht aufgestachelten Fanatiker fallen über das arme Geschöpf her, erwürgen es mit eigener Hand, zerreißen es in Stücke und verzehren das Fleisch roh. Selten wartet ein Europäer diesen Zeitpunkt ab. Uns sagte ein englischer Geistlicher, ein robuster, thatkräftiger, mutiger Mann: „Ich mußte, als der Abend sehr weit vorgeschritten war, jene Versammlung verlassen, so schwer es mir auch wurde, mich durch das Gedränge hindurchzuwinden, denn ich fühlte, daß ich sonst das Bewußtsein verlieren würde. Eines steht fest, keine Macht der Erde soll mich je dazu bewegen, einer solchen Vorstellung der Aïssaoua zum zweiten male beizuwohnen."

Der Blick dessen, der von Marseille oder Spanien kommend, sich Algier nähert, wird unwillkürlich durch die, auf einem Vorberge des Bouzarea so reizend gelegene im romanischen Stile erbaute Kirche Notre Dame d'Afrique angezogen. Unbeschreiblich malerisch heben sich Glockenturm und Kuppeln von dem tiefblauen Himmel ab; etwas Uebereinstimmenderes mit der afrikanischen Gegend kann man sich kaum denken. Das Gebäude verdankt seinen Ursprung folgender Begebenheit.

Ein neuer Erzbischof war gewählt

orden und verließ Frankreich, um sich ch Algier zu begeben. Unterwegs erhob h ein furchtbarer Sturm, die Wellen ngen haushoch, der laut heulende Wind itschte sie immer höher. Aengstlich schlugen e Herzen, sogar der Kapitän hegte we- z Hoffnung für ihr Leben. Ruhig, ge- ßt schritt der Erzbischof von einer Gruppe ner Schicksalsgenossen zur anderen, ihnen ut zusprechend und sie für eine andere elt vorbereitend, in welche sie, allem scheine nach, so bald versetzt werden lten. Sich selbst vergessend, versuchte nur die anderen zu trösten. Sogar die agen der Frauen und Kinder verstumm- allmählich, denn, von seiner Begeiste- ng mit fortgerissen, schien ihnen der mmel offen zu stehen und sie glaubten sen strahlenden Glanz schon aufleuchten sehen. „Gott kann uns sogar in die- großen Not noch helfen!“ rief der Erz- chof warm, „denn ihm ist nichts un- glich! Wenn wir wirklich gerettet rden sollten, dann gelobe ich feierlich, Jungfrau Maria in der Nähe Algiers e Kirche zu erbauen, wo hinfort für e, welche das Meer befahren, gebetet rden soll.“

Gott hörte das Flehen jener Armen d sie erreichten sicher ihr Ziel. Der bischof erfüllte sein Gelübde, bald darauf rde das schöne Gebäude angefangen, lches nun das Auge der in Algier ohnenden entzückt. Kein Fremder wird versäumen, dort am Sonntagnach- ttag dem Gottesdienste beizuwohnen. n allen Seiten strömen dann die Men- en hinauf. Zu Füßen des Hochaltars, lchen die schwarze Bildsäule Unserer au von Afrika schmückt, sind die Zög- ge des jener Kirche unfern gelegenen iesterseminars versammelt und geben öne musikalische Aufführungen. Das hebendste ist aber, wenn die Geistlichen, n der Gemeinde gefolgt, vor die Kirche das Monument treten, welches zum dächtnis an alle, die auf der See um- mmen sind, errichtet worden ist. Es n am Rande der Terrasse, von welcher Fels jäh ins Meer abfällt, kaum Raum die Fahrstraße unten lassend.

Es war ein Bild, welches sich unaus- lich dem Gedächtnisse einprägt und s Herz mächtig bewegt. Vor uns brei- sich, am Horizonte mit dem wolken- n, saphirblauen Himmel sich verschmel- d, das Meer aus, jenes Meer, welches n so wunderbar im blendendsten Far- schimmer leuchtete, so spiegelglatt war, aber so verräterisch ist. Ohne Vor- en oft, jäh kann es sich verändern den Schiffen sowie deren Mannschaf- Not, Gefahr und Vernichtung bringen. er über alle Wechsel erhaben, durch rm und Wetter unbeirrt, steigt hier ich das Gebet zu Gottes Thron em- . Von rechts grüßen die Häuser der rstadt Algiers, sich hell von dem blauen ge abhebend, auf welchem sie zerstreut en; links zieht sich die Küste hin.

In ihre reichen Kirchengewänder ge- lt, sprachen die Geistlichen ihr Gebet, schwangen die Weihrauchgefäße und ringsum stand regungslos die tief ergriffene Gemeinde. Die Natur aber, wie mit flüssigem Golde überflutet — und eine träumerische Ruhe aushauchend, schien den Gottesdienst mitzufeiern; Berg und Thal war mit der reichsten Vegetation geschmückt, ein Bild des tiefsten Sonntagsfriedens einer über die Welt sich erhebenden Andacht; es bot sich uns der schönste, hehrste Gottestempel, den man sich nur denken kann, von des Schöpfers eigener Hand erschaffen.

Unten fuhr jetzt ein Dampfer zu Füßen des Felsens vorbei; deutlich konnten wir die Gestalten auf dem Verdeck erkennen: es war uns zu Mute als müsse es ihnen, indem sie emporschauten, wohl ums Herz werden. Von diesen Gebeten umschwebt, traten sie ihre Reise an, gleich anderen Meerfahrern dem Schutze des Allmächtigen empfohlen, Seinem Schutze, der den Stürmen Einhalt gebieten und den Schiffer sicher in den gewünschten Hafen bringen kann.

Mit dieser Fahrt verbanden wir eine andere in das liebliche Frais Vallon. Wie sein Name bezeichnet, wird das Thal durch die schirmenden Berge vor der Sonnenglut geschützt und bietet den Bewohnern von Algier die so sehr nötige Sommerfrische. Außerordentlich grün ist auch im Winter diese friedliche Zuflucht, die steilen Hänge sind dicht bekleidet; wie wohlthuend muß es aber in der heißen Jahreszeit sein, wenn hier dem Auge noch der Anblick der üppigsten Vegetation geboten wird, wo anderwärts die Glut alles versengt hat.

Außer dem Wunsche, das vielgepriesene Thal zu sehen, trieb uns ein anderer Zweck. Jedem, der Algier besucht, wird von dem berühmten arabischen Doktor erzählt, welcher so wunderbare Kuren ausgeführt haben soll: „Was auch Ihr Leiden ist, gehen Sie zu ihm,“ mahnt man eifrig, „und wenn auch alle Aerzte Ihnen jede Hoffnung abgesprochen haben sollten, Sidi Abd-er Rahman wird Ihnen noch helfen.“ Früher wohnte der Wunderdoktor in Algier und alles strömte zu ihm hin. Da brachten die Aerzte bei der Regierung Klage gegen ihn ein, weil er ohne medizinische Studien, ohne Diplom praktiziere, und sie erreichten ihren Zweck. Er zog unweit der Stadt in das schöne Frais Vallon. Er war von Algier vertrieben worden, aber deswegen verlor er seine Kundschaft nicht, denn die Patienten zogen in Scharen, zu Pferd, in Wagen und Omnibus zu ihm hinaus. Doch auch dort sollte er keine bleibende Stätte finden, denn aufs neue gebot die Regierung, von den Aerzten dazu aufgefordert, der Sache Einhalt. Jetzt bewohnt er, hoch auf dem Berge, nur zu Fuß zu erreichen, sein im maurischen Stile errichtetes, großes Landhaus und außer an den Freitagen besteht täglich von morgens bis abends eine wahre Pilgerschaft dahin.

Auch wir waren begierig, den wunderbaren Mann zu schauen. Nur bis an das Ende des Frais Vallon kann man fahren, wo dem engen Thale plötzlich Berge vorgeschoben sind und außer einem arabischen Café eine Mühle und ein kleines Restaurant stehen, den beschränkten Raum vollkommen ausfüllend in dieser weltentrückten und doch so lauschig anmutigen Einsamkeit. Die Räder der Mühle bewegten sich nicht und die Stille ward nur durch das kosende Geplätscher des kristallhellen Baches unterbrochen.

Von hier aus gilt es auf einem schmalen, sehr steilen, vielfach mit losen Steinen bestreuten Pfade emporzuklimmen. Zu gleicher Zeit mit uns begannen mehrere die Pilgerschaft, unter ihnen zwei junge Männer. Unser Blick blieb teilnahmsvoll auf der fast bis zum Skelett abgemagerten Gestalt des einen haften, dessen hohle Wangen totenbleich waren. Sein Freund schien unsere Gedanken zu lesen: „Die eine Lunge ist schon fort,“ flüsterte er uns zu, „und an der linken fehlt auch ein beträchtliches Stück.“

„Wie wird er dann hinaufsteigen können?“ entgegneten wir erstaunt.

„Es fällt ihm schwer,“ gab der junge Mann zu, „aber oben angelangt, erhält er von dem Arzte eine Mixtur: er braucht nur einen Löffel voll davon zu nehmen und er fühlt sich so gestärkt, daß er mit der größten Leichtigkeit nach Hause zurückkehrt — er ist dann ein ganz anderer Mensch geworden.“

Schritt für Schritt ging es mühsam aufwärts; die Luft wurde immer kühler in diesem Tuskulum der Bewohner Algiers, wo die Hänge reichlich mit Villen besetzt sind, von Olivenhainen, Obstgärten und hohen Kaktusstauden umgeben. Wenn in der Stadt die unerträglichste Hitze herrscht, bleibt es hier immer kühl. Im Winter ist der Unterschied in der Temperatur gleich groß, oft recht empfindlich und doch ziehen die Schwerkranken hier herauf, setzen sich getrost aller Gefahr aus in ihrem vollen Vertrauen auf den Wunderdoktor.

In seinem Hause selbst empfängt Sidi Abd-er Rahman die Patienten nicht, sondern in einem elenden, eine beträchtliche Strecke von demselben entfernten einstöckigen Gebäude. In dem niedrigen Gelasse ohne Fenster, welches man Wartezimmer betitelt und wo ringsum an den Wänden hölzerne Bänke angebracht sind, ist es so dumpfig, daß man es vorzieht unter dem vor dem Häuschen angebrachten Strohdache sich der kalten Zugluft auszusetzen. Dort saßen die armen Kranken, die meisten Schatten gleich, allem Anscheine nach dem Tode nahe; indem man sie betrachtete, traute man seinen Augen kaum und frug sich, wie es ihnen möglich geworden sei, diese Höhe zu erreichen? Wahrlich, wenn irgendwo, zeigte sich dort, was der Glaube zu bewirken vermag! Auch mehrere Araber waren unter der Versammlung; sie hatten sich, mit gekreuzten Beinen, auf den feuchten Boden niedergelassen.

Eine herrliche Aussicht bot sich von jener Stätte auf das reizende Thal, aus welchem das Sonnenlicht schon verschwunden

war und geheimnisvolle Schatten sich zu lagern begannen, während das farbenschillernde Meer, an dessen Rand die Häuser von Babel Oned so friedlich lagern, noch warm beschienen war. Wir sahen uns die Gebäulichkeiten an; neben dem Wartezimmer befindet sich die kleine Konsultationsstube. Sie war fest verschlossen, aber durch eine mit Eisengittern versehene Oeffnung konnte man in das Innere schauen. Im Hintergrunde des sehr beschränkten Raumes befand sich an der Wand eine mit alten arabischen Decken belegte hölzerne Bank, daneben ein Lehnstuhl, welcher aus einer Gerümpelkammer herstammen mußte, denn der Stoff, welcher ihn einst bedeckt hatte, hing jetzt in Fetzen herab. Links, auf an die Mauer genagelten Brettern, waren Medikamente aufgestellt, Mixturen und Kräuter der verschiedensten Arten.

Nun erschien der Sohn des Doktors, selbst ein Greis, denn der Vater zählt vierundachtzig Jahre. Mit eigener Hand kehrte er den Boden der Konsultationsstube und schritt dann auf ein kleines Gelaß zu, um im offenen Kamine daselbst ein Feuer anzuzünden: dort werden die aus Platinadraht geformten, mit Haken versehenen Instrumente erhitzt, mit denen der Wunderdoktor viele seiner Patienten brennt. Rheumatismus hauptsächlich heilt er dadurch, aber auch bei der Schwindsucht und anderen Leiden gebraucht er häufig dieses Mittel. Sidi Abd-er Rahman langt nachmittags niemals vor halb vier Uhr an, oft wird es auch später und die armen Patienten müssen, nachdem sie beim Besteigen des Berges so warm geworden sind, in der kühlen Atmosphäre auf ihn harren, denn besonders die Schwindsüchtigen erklärten, sie könnten in dem Wartezimmer nicht Atem schöpfen.

Endlich nahte die hohe ehrwürdige Gestalt: wer würde dem Wunderdoktor seine Jahre ansehen, so aufrecht, so rüstig schreitet er einher, glaubt man doch den Abraham des Alten Bundes vor sich erscheinen zu sehen, in den langen wallenden Gewändern und dem weißen Burnus. Die Araber eilten ihm eifrig entgegen, küßten ehrfurchtsvoll seinen Turban, über der Stirn, und die eine Schulter. Er ging in sein Konsultationszimmer und der Vorhang ward zugezogen. Einer nach dem andern, der Reihe nach wie sie oben erschienen waren, traten die Patienten ein. Manchmal wurde der Vorhang zurückgeschoben und wir konnten Sidi Abd-er Rahman sehen, wie er mit unnachahmlicher Würde den Worten seines Patienten lauschte oder demselben sein Urteil sagte. Manchmal gibt er den Kranken gleich Medizin ein, doch die meisten kommen mit Flaschen oder mit Päckchen, Kräuter enthaltend, heraus. Diese werden, als Thee bereitet, zu Hause eingenommen.

Bei einem Araber sahen wir das Brennsystem anwenden: offenbar mußte er an Gesichtsschmerzen leiden, denn lustig fuhr der glühende Platinahaken über die eine Backe hin, immer wieder die Haut versengend. Unberührt durch das was geschah, keinen Laut von sich gebend, ja, mit heiterem Gesichtsausdruck, als widerfahre ihm etwas äußerst Angenehmes, saß der Araber da. Eine neben uns stehende Frau mochte unser Erstaunen wohl merken, denn sie streifte den Aermel ihres Kleides empor und zeigte uns eine große, tiefe Narbe am Arme. „Sehen Sie da, wie der Doktor mich gebrannt hat," sagte sie. „Das hat mich von meinem Leiden befreit," setzte sie triumphierend hinzu; „nach jener Operation verschwanden die Schmerzen und sind nie zurückgekehrt!"

Es wurde auf der Höhe so empfindlich kalt, daß wir hinunterreilten. Unterwegs trafen wir zwei Damen. „Ich bin des Doktors Patientin nicht mehr," sagte uns die eine, „ich gehe jetzt nur hinauf, um ihn und seine Frau zu besuchen. Niemals werde ich das vergessen, was er an mir gethan, er hat mich dem Leben zurückgeschenkt. Drei berühmte Aerzte gaben mich auf, erklärten mir offen, für mi sei nichts mehr zu thun. Da wandte mich in meiner Verzweiflung an den ar bischen Doktor und er rettete mich. N treibt mich die Dankbarkeit immer wie den Berg hinauf und den steilen P kann ich jetzt mit Leichtigkeit erklimme Die Aerzte da unten," sie deutete ve ächtlich der Richtung von Algier zu, „m gen sagen was sie wollen, keiner von ihn kommt Sidi Abd-er Rahman gleich!"

Als wir die Stadt erreichten, war die Sonne hinter den Bergen verschwun den, in rotgelbem Lichte prangte die Ku pel des Priesterseminars Koubba, wie ve klärt leuchteten auch die anderen Bergspitz während der westliche Himmel und da Meer mit Purpur und Gold angehauc waren. Tief aufatmend empfanden w den vollen Zauber des Südens, der i gar im Winter dem Menschen eine sol Wunderwelt darbieten kann.

Schlagschatten.

Von

C. M. Sauer.

(Schluß.)

6.

Eine Mine.

Frau Geheimrätin Katte betrieb den höheren Klatsch als eine Art von Sport. Hatte sie etwas Besonderes gefunden, dann verfolgte sie gleich einem leidenschaftlichen Jäger die Spur mit Aufgebot aller Mittel. Dies war auch bei Dr. Hunolds „mysteriösen" Beziehungen zu der Telegraphistin der Fall. Die wackere Dame konnte es nicht verschmerzen, daß sie bei ihren ersten Andeutungen ein Dementi erfahren hatte. Die Scharte mußte ausgewetzt werden! Ihrer innersten Ueberzeugung nach war mehr an der Geschichte, als Dr. Hunold, das „stille Wasser", zugeben wollte. Sie beschloß also, der Sache auf den Grund zu gehen.

Zu solchen Beweggründen allgemeiner Art trat in diesem Falle noch ein besonderer. Schon seit längerer Zeit hegte sie einen dumpfen Groll gegen Gerhard. In ewiger Besorgnis um ihre Gesundheit hatte sie sich nach und nach eine ganze Sammlung populär medizinischer Schriften beigelegt. Las sie über diese oder jene Krankheit, dann konnte sie überzeugt sein, daß sich binnen kürzester Frist auch bei ihr allerlei beunruhigende Symptome einstellten. Ihrem eigenen Arzte durfte sie damit nicht kommen, denn dieser nahm, wie sie klagend bemerkte, die Sache stets auf die leichte Achsel. Sie hatte deshalb versucht, Dr. Hunold, mit dem sie öfter bei Frau von Helling zusammentraf, zu einer Art von außerordentlichem Gesundheitsrate z machen und hatte ihn so oft mit ihre „Symptomen" gelangweilt, bis er endli die Geduld verlor und ihr rund hera erklärte, sie sei gesund wie ein Fisch i Wasser, ihre Leiden bestünden nur in ihre Einbildung und sie thäte am besten dara ihre ganze populär medizinische Biblioth zum Käsehändler zu schicken. Dies sei de einzige Rat, den er ihr erteilen könn

Frau Katte betrachtete die Antwor als eine ihr persönlich zugefügte Belei gung. Zwar ließ sie von da ab den „Gr bian" in Ruhe; ihre Gefühle für ihn ab standen seitdem in ziemlich scharfem Gege satze zu den Geboten der christlichen Nä stenliebe.

Ein unglücklicher Zufall gleich jenem der sie mit Gerhard auf der Eisenbah zusammengeführt hatte, fügte es, daß di Schneiderin der Geheimrätin Frau Wilke Hause gegenüber wohnte. Ohne dies Umstand würde es ihr vielleicht niemal gelungen sein, trotz aller Bemühunge Genaueres über die Beziehungen zwisch Gerhard und Anna zu erfahren. Ein Morgens, nicht lange nach jenem Besu bei Frau von Helling, hatte sie sich au wieder einmal zu einer Konferenz mit ihre Bekleidungskünstlerin begeben. Als s mitten in einer höchst interessanten Be handlung über einen neuen Schnitt, z fällig einen Blick durchs Fenster war bemerkte sie Dr. Hunold, wie er ins Hau gegenüber trat.

Sollte ein günstiges Geschick sie plö

lich auf die Spur des Wildes geleitet haben? Sie beschloß, das Terrain ein wenig zu rekognoszieren.

„Wenn ich nicht irre, habe ich soeben einen bekannten Arzt dort drüben beim Thore gesehen," sagte sie, Madame Charlottes technische Auseinandersetzungen unterbrechend. „Wer ist denn krank in diesem Hause?"

„Eine gewisse Frau Wilken, deren Tochter Anna das Kleidermachen bei mir gelernt hat und jetzt als Telegraphistin angestellt ist," versetzte die Schneiderin. „Wie ich höre, soll es der armen Frau gar nicht besonders gut gehen."

Frau Katte hatte Mühe, ihre freudige Ueberraschung über die unverhoffte Entdeckung zu verbergen. Dort drüben also wohnte die Gesuchte! Und Madame Charlotte kannte die Familie! Fürs erste war das mehr als genug! Es müßte mit sonderbaren Dingen zugehen, dachte sie, wenn es mir nicht gelingen sollte, durch die Plaudertasche weiteres zu erfahren.

Rache ist ein Gericht, das kalt genossen werden muß, sagt das französische Sprichwort. Die Geheimrätin bekannte sich zu dem gleichen Grundsatze. Da sie häufig mit Madame Charlotte verkehrte und sich dabei ab und zu teilnamsvoll nach dem Befinden der armen Frau Wilken erkundigte, erfuhr sie bald, daß Gerhard seine Besuche gewöhnlich des Abends machte und sich bei denselben oft ziemlich lange aufhielt. Das war verdächtig! Welche Ursache hatte Dr. Hunold, sich mit der Behandlung einer armen alten Frau solche Mühe zu geben? Weshalb kam er immer des Abends und wozu hielt er sich so lange auf, wenn es sich bei der Sache nicht um ein galantes Abenteuer handelte? Frau Katte war fest überzeugt, daß die Krankheit der Mutter für den Bösewicht nur ein Vorwand war, um die Tochter zu umgarnen. Und dabei spekulierte der Mensch zugleich auf Klothildens Hand! Welche Verruchtheit! Die Geheimrätin hatte wohl bemerkt, daß Fräulein von Helling sich für Gerhard interessierte, ein sicherer Beweis, daß er sich um sie bemühte. Sollte sie Frau von Helling von seinen Schleichwegen Mitteilung machen? Aber bis jetzt wußte sie doch noch zu wenig, um daraufhin eine Anklage gegen Gerhard auszusprechen. Auch stand zu befürchten, daß man ihr nicht glauben, oder daß der ärztliche Don Juan eine unter allen Umständen höchst delikate Anschuldigung ohne Mühe entkräften würde. Um den richtigen Effekt zur richtigen Zeit zu erzielen, mußte etwas dramatisch Wirksames in Szene gesetzt werden. Gelang es, Dr. Hunold als den Geliebten der Telegraphistin zu entlarven, dann war er Klothilden gegenüber unrettbar kompromittiert, der „Grobian", der nichts von Symptomen hören wollte, empfing den gebührenden Lohn, und Frau Geheimrätin Katte war gerächt.

Leider fehlte zur Ausführung dieses schönen Planes dermalen nur noch jenes „dramatisch Wirksame". Aber Frau Katte ließ sich das Warten nicht verdrießen. Sie hatte Zeit und bekanntlich bringt die Zeit nicht nur Rosen, sondern auch noch mancherlei andere schöne Dinge, von denen man sich oft nichts träumen läßt.

Einige Tage nach Emils Abschiedsbesuch bei Frau von Helling begab sich die Geheimrätin wieder einmal zu Madame Charlotte, um mit ihr in einer wichtigen Angelegenheit zu konferieren. Im Augenblicke, wo sie eintrat, verabschiedete sich ein junges Mädchen von der Modistin, grüßte die Geheimrätin artig und verließ das Atelier.

„War das nicht Fräulein Wilken?" fragte Frau Katte, indem sie ihre Mantille ablegte.

„Zu dienen! Sie kam, um wegen einer kleinen Ueberraschung für ihre Mutter zu deren Geburtstag meinen Rat einzuholen."

„Wie geht es denn jetzt der armen Frau?"

„O, ganz gut, Fräulein Anna ist des Lobes voll über ihren Arzt."

Die Geheimrätin lächelte bedeutungsvoll.

„Sagen Sie mir einmal aufrichtig," bemerkte sie nach einer Pause, „ist Ihnen nicht auch schon der Gedanke gekommen, daß es mit diesem Herrn Dr. Hunold, von dem Fräulein Anna des Lobes voll ist, am Ende doch seine eigene Bewandtnis haben dürfte?"

Madame Charlotte machte ein verwundertes Gesicht.

„Fräulein Wilken ist ein reizendes Mädchen, und Dr. Hunold gilt allgemein als ein flotter Lebemann. Da er es bei seinem Vermögen nicht nötig hat, bei armen Leuten gleich dieser Frau Wilken seine Praxis auszuüben, so ist es zum mindesten sonderbar, daß er sich gar so viele Mühe mit ihr gibt und selbst jetzt, wo es ihr, wie Fräulein Anna sagt, wieder ganz gut geht, noch immer seine Besuche fortsetzt."

„Frau Geheimrätin meinen also ...?"

„Ich meine gar nichts! Aber leid wäre es mir um das arme junge Ding, wenn es in seiner Unschuld ... Sie begreifen! Die Männer sind heutzutage so schlecht!"

„Gewiß!" bestätigte Madame Charlotte mit einem Eifer, der auf eigene traurige Erfahrungen in dieser Beziehung schließen ließ. „Ist es mir doch auch aufgefallen, als Anna mir letzthin erzählte, Dr. Hunold bleibe zuweilen des Abends bei ihnen zum Thee."

„Zum Thee!" rief Frau Katte mit Entrüstung. „Nun, da haben wir's! Das arme, nichts ahnende Mädchen! Man sollte sie wirklich bei Zeiten auf die Gefahr für ihren guten Ruf aufmerksam machen!"

„Ich werde es thun!" sagte Madame Charlotte mit Wärme. „Es ist Pflicht einer jeden Frau, in einem solchen Falle ein unbescholtenes Mädchen zu warnen. Ich wundere mich, daß es mir nicht selbst eingefallen ist."

„Nur bitte ich, mich dabei nicht zu nennen, denn mich geht das alles ja nichts an. Auch kenne ich Dr. Hunold nur per Renommee. Ich spreche überhaupt nur im Interesse des jungen Mädchens."

„Gnädige Frau können unbesorgt sein!" versicherte Madame Charlotte. „Ich werde Anna mit aller Freundschaft und Schonung meine Meinung sagen. Sie kann mir dafür nur dankbar sein."

Die Geheimrätin hatte ihren Zweck erreicht. Sie lenkte nunmehr das Gespräch auf das minder aufregende Toilettenkapitel und entfernte sich, überzeugt, daß Madame Charlotte nicht unterlassen würde, ihr Vorhaben bei erster Gelegenheit auszuführen.

Bisher war ihr Bestreben dahin gegangen, Material zu sammeln, um Gerhard durch eine geschickte Gruppierung von an sich vielleicht wenig verfänglichen Umständen seiner Zeit Fräulein von Helling gegenüber in eine schiefe Stellung zu bringen. Durch die Mine, die sie heute gelegt, hoffte sie den Plan um ein bedeutendes Stück zu fördern. Ließen Anna und ihre Mutter die ihr durch Madame Charlotte zugehende Warnung unbeachtet, dann stand es außer Zweifel, daß die Telegraphistin Gerhards Geliebte und die Alte mit dem Handel einverstanden war. Daraus ließ sich viel machen. Wurde dagegen Gerhard von ihnen abgedankt, so war ein solcher Strich durch die Rechnung des „Verführers" allein schon eine hochbefriedigende Revanche, abgesehen davon, daß sich die ihm bereitete Niederlage auch noch anderweitig verwerten ließ. Auf alle Fälle hatte die Urheberin der Intrigue alle Ursache, mit dem gethanen Schritte zufrieden zu sein und konnte in Ruhe die Weiterentwickelung der Dinge abwarten.

Als Gerhard am folgenden Abend zu Frau Wilken kam, fand er sowohl bei Anna als bei ihrer Mutter eine seltsame, bisher nie bemerkte Befangenheit. An die Stelle der treuherzigen Munterkeit des jungen Mädchens war eine fast ängstliche Zurückhaltung getreten. Auch kam es ihm vor, als sehe sie ihn zuweilen mit heimlich forschendem Mißtrauen an. Begegneten seine Blicke den ihrigen, dann schlug sie verlegen die Augen nieder. Frau Wilkens' Benehmen war gleichfalls ein ganz merkwürdiges. Manchmal schien es, als stehe sie im Begriffe eine Frage an ihn zu richten, zu der es ihr indessen im entscheidenden Augenblicke an Mut fehlte. Gerhard wußte nicht, was er von dem allem denken sollte. Daß etwas vorgefallen war, stand außer Frage. Sollte vielleicht eine unangenehme Nachricht aus Berlin von Bertha eingetroffen sein? Aber bei dem vertraulichen Verkehr, der sich allmählich zwischen ihm und den Frauen entwickelt hatte, ließ sich annehmen, daß man ihn in einem solchen Falle um seinen Rat bitten würde. Gerhard fühlte sich nicht berechtigt, ein Vertrauen zu fordern, das man ihm nicht freiwillig entgegenbrachte. Er kürzte deshalb diesmal den Besuch ab und verließ das Haus in ziemlich unbehaglicher Stimmung.

Den ganzen Abend dachte er über das wunderliche Benehmen Annas und ihrer Mutter nach, ohne einen auch nur halbwegs annehmbaren Grund dafür auffinden zu können. Das einzige Ergebnis, zu dem

er gelangte, war die Wahrnehmung, daß sich seine unbehagliche Stimmung in dem Maße steigerte, als er weiter über die Sache nachsann. Deutlicher und lebhafter als bisher wurde er sich bewußt, wie nahe ihm Anna im Laufe der Zeit gerückt war. Plötzlich blitzte ein neuer Gedanke in ihm auf. Bisher war ihm niemals in den Sinn gekommen, daß das Herz des jungen Mädchens bereits gesprochen haben könne. Vielleicht liebte sie einen ihrer Berufsgenossen! Und weshalb sollte sie nicht! Hatte der Mann ihrer Wahl vielleicht in dem Arzte ihrer Mutter einen Nebenbuhler vermutet und sich in diesem Sinne gegen sie ausgesprochen?

Gerhard wunderte sich, daß ihm der so nahe liegende Gedanke bisher niemals gekommen war; dabei bemächtigte sich seiner ein Gefühl der Eifersucht gegen den unbekannten Nebenbuhler. Er rief sich seine Beziehungen zu Anna von der ersten Begegnung mit ihr bis zum heutigen Tage ins Gedächtnis. Im Grunde sprach nichts dafür, daß sie wärmere Gefühle als die einer auf Dankbarkeit beruhenden Zuneigung für ihn empfinde. Wie durfte er überhaupt erwarten, daß sie solche für ihn hege, wenn er selbst ihr niemals nähergetreten war? War er in der That ernstlich gesonnen, Anna zur Seinigen zu machen? Wohl hatte ihn ein solcher Gedanke manchmal angelächelt, aber bis zu einem Entschlusse blieb darum noch ein weiter Weg. Durfte er sich wundern, wenn ein anderer ihm zuvorkam?

Nie dünkt uns ein wirklicher oder erhoffter Besitz begehrenswerter, als wenn wir fürchten, ihn zu verlieren. Dies bewahrheitete sich auch bei Gerhard. Annas Vorzüge erschienen ihm jetzt in doppelt günstigem Lichte. Nach und nach arbeitete er sich in einen wahren Haß gegen den unbekannten Rivalen — ohne Zweifel einer der Telegraphenbeamten — hinein, der ihm die Geliebte streitig machen wollte. Zum erstenmal seit vielen Jahren verbrachte Herr Dr. Hunold eine schlaflose Nacht, und als er sich am Morgen von seinem Lager erhob, stand zweierlei für ihn fest: erstlich, daß er Anna liebe, und dann, daß sie für ihn verloren sei.

Seine Hörer machten heute die Bemerkung, daß der Herr Dozent beim Vortrage auffallend zerstreut war, und die Patienten wunderten sich über seine ungewöhnlich summarische Behandlungsweise. Als Gerhard gegen Mittag nach Hause kam, fand er außer den Zeitungen zwei Briefe mit von gleicher Hand geschriebenen Adressen vor. Der dickere enthielt einen Betrag in Papiergeld nebst einem Schreiben Frau Wilkens', worin sie ihm für seine Bemühungen dankte und ihn bat, den kleinen Betrag als ein Zeichen ihrer Erkenntlichkeit beischließen zu dürfen. Es stand also fest, Frau Wilken war entschlossen, den Verkehr mit ihm abzubrechen! Aber weshalb? Vielleicht gab der zweite Brief darüber Aufschluß. Mit Ungeduld riß er den Umschlag weg. Das Schreiben lautete wie folgt:

Geehrter Herr Doktor!

Es ist vielleicht recht unbesonnen, wenn ich ohne Wissen meiner Mutter diese Zeilen an Sie schreibe. Aber Sie waren immer so gut und freundlich gegen uns, daß ich es für meine Schuldigkeit halte, Ihnen zu sagen, weshalb meine Mutter, so leid es uns beiden thut, auf Ihren Beistand verzichten muß. Ein armes Mädchen wie ich muß mehr als jedes andere auf seinen guten Ruf bedacht sein. Obgleich man gewiß in Ihren Besuchen als Arzt meiner Mutter nichts Unrechtes sehen kann, haben böse Zungen sie doch so gedeutet, daß wir erschrocken sind und meine Mutter den Entschluß gefaßt hat, den Leuten den Vorwand zu boshaftem Gerede zu benehmen. Seien Sie überzeugt, lieber Herr Doktor, daß das mir und meiner Mutter furchtbar leid thut! Aber was ist da zu machen? Ich werde stets mit Freude an die Zeit zurückdenken, wo Sie zu uns kamen, und ich und meine Mutter werden Ihnen immer für Ihre große Güte dankbar sein. Also leben Sie recht wohl, lieber Herr Doktor, seien Sie recht glücklich und vergessen Sie nicht ganz

Ihre dankbare A. W.

Was Annas Briefchen etwa an stilistischer Vollendung mangelte, wurde für Gerhard durch den Inhalt reichlich ersetzt. Also kein Nebenbuhler, sondern nur ein nichtswürdiger Hausklatsch war Ursache jenes seltsamen Benehmens gewesen! Daß Anna sich bewogen fand, ihm die Ursache der Entschließung ihrer Mutter kund zu thun, zeugte von persönlichem Interesse für ihn. In ihrer ungezwungenen Weise pflegte sie zuweilen „Lieber Herr Doktor“ zu ihm zu sagen, aber geschrieben machte das in dem Briefe zweimal gebrauchte Wort doch einen ganz andern, durch die Bitte, sie nicht zu vergessen, noch wesentlich verstärkten Eindruck. Gerhard fühlte sich mit einem Male eines quälenden Verdachtes ledig. Der ganze Ton des Briefes bewies, daß ihm Anna gut war. Er ließ den Blick durch seine Junggesellenhäuslichkeit schweifen. Wie kalt und öde erschien sie ihm heute, und wie ganz anders müßte das werden, wenn hier eine muntere kleine Frau schaltete und waltete! Und weshalb sollte nicht Anna diese muntere kleine Frau sein? Daß sie arm war? Bah! Was lag ihm daran? Ihre Familie? Zählte vielleicht der selige Herr Glasermeister Hunold zur Aristokratie? Was ging ihn überhaupt die Aristokratie an? War er nicht unabhängig nach jeder Seite hin? Gewiß würde der eine oder die andere über seine Wahl die Nase rümpfen; aber was lag ihm an solchem Naserümpfen? Man heiratet doch nicht andern Leuten zu Gefallen!

So weit war er mit seinen Betrachtungen gekommen, als sein Blick aufs neue auf Annas Brief fiel. Er las ihn noch einmal aufmerksam durch. Diesmal wollte ihn bedünken, als habe er vielleicht doch mehr herausgelesen, als thatsächlich darin stand.

„Was bin ich für ein Thor, mich mit Skrupeln und Zweifeln zu plagen!“ — rief er, Brief und Geld beiseite schiebend — „weshalb frage ich nicht gleich Anna selbst? Sie wird mir unumwunden sagen, wie es steht, denn sie ist keine von jenen, die aus Spekulation einem ungeliebten Manne die Hand reichen!“

Sollte er sofort zu Frau Wilken gehen, wo er um die Mittagsstunde Anna sicher treffen würde? Aber er mußte jedenfalls vorher doch mit ihr allein sprechen, denn in Gegenwart der Mutter ließen sich derlei Dinge nicht verhandeln. Sie schriftlich um eine Zusammenkunft zu ersuchen, ging nicht wohl an. Ebensowenig eignete sich das Telegraphenamt zu einer Besprechung. Da fiel ihm ein, daß Anna, wenn sie des Abends vom Büreau heimkehrte, den Weg durch den botanischen Garten zu nehmen pflegte. Der Ort, auch unter tags nur spärlich besucht, war dann ziemlich öde. Vielleicht gelang es ihm, sie dort zu treffen.

Kurz vor sieben Uhr stellte er sich in dem Garten ein. In der großen Allee trieben sich bei dem milden Sommerabend verschiedene Kindermädchen mit ihren Pfleglingen unter obligater militärischer Bedeckung herum. Die Seitengänge waren menschenleer. Es dauerte nicht lange, so gewahrte er Anna, wie sie langsamen Schritts, den Kopf gesenkt, herankam. Hier und da blieb sie bei einem Strauche stehen und betrachtete die Blüten. Er kannte ihre Vorliebe für Blumen. Ihnen zuliebe machte sie gern den kleinen Umweg durch den Garten. Bis jetzt hatte sie ihn nicht bemerkt. Wie reizend sah sie in dem einfachen Csikoshütchen und dem lichtbraunen Kleidchen aus. Durch eine der breitstämmigen Ulmen verdeckt, ließ Gerhard sie bis auf etwa zwanzig Schritte herankommen. Dann trat er vor und begrüßte sie. Anna fuhr bei seinem Anblick tief errötend zusammen.

Gerhard fühlte sich seltsam bewegt. Dieses Erschrecken, dieses Erröten, — durfte er es zu seinen Gunsten deuten?

„Fräulein Anna,“ begann er mit etwas unsicherer Stimme, „ich habe Sie erwartet, um einige Worte mit Ihnen zu sprechen. Wollen Sie mir einen Augenblick Gehör schenken?“

„Bitte, Herr Doktor!“ erwiderte sie verlegen.

„Wenn es gefällig ist, schlagen wir jenen Seitenweg ein, wo wir ungestört sind.“

Anna schien unschlüssig. Ihre feuchten Augen richteten sich ängstlich fragend auf Gerhard. Dann folgte sie ihm schweigend.

„Ich habe Ihren Brief erhalten und danke Ihnen für Ihre freundlichen Worte,“ begann er. „Niemals hätte ich gedacht, daß wir so scheiden würden!“

„Ich auch nicht! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie leid es mir und meiner Mutter thut. Aber was ist da zu machen?“

„Sagen Sie mir aufrichtig, Fräulein Anna, haben Sie keinen andern Grund zu Ihrem Entschlusse, als die Rücksicht auf das Gerede der Leute?“

„Welche andere Gründe könnte ich



Kronberg im Taunus. Von A. Chelius.

haben?" erwiderte sie verwundert, indem sie Gerhard so unschuldsvoll anblickte, daß ihm jede weitere Frage in dieser Beziehung erspart blieb.

„Ich hatte mich bereits gewöhnt, so manche gemütliche Stunde bei Ihnen zu verbringen, daß ich mir gar nicht denken kann, es solle damit für immer vorbei sein," sagte er.

„Und doch muß es sein! Herr Doktor! Was soll daraus werden? Madame Charlotte sagt, Sie seien ein reicher junger Mann, der es nicht nötig habe, sich mit einem Patienten, gleich meiner Mutter, abzugeben. Wenn Sie es doch thäten, so —"

Sie vollendete nicht, sondern senkte errötend den Blick.

„Ich bin dieser Madame Charlotte, die ich nicht die Ehre habe, zu kennen, wirklich verbunden!" rief Gerhard ärgerlich. „Und Sie, Fräulein Anna, haben ihr das alles geglaubt?"

„Nichts habe ich ihr geglaubt! Aber ich dachte daran, wie seltsam ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe, wie unbesonnen mein ganzes Benehmen dabei war. Was mußten Sie von mir denken?"

„Was war dabei zu denken? Sie erfuhren zufällig, ich sei Arzt, und baten mich, Ihre Mutter einmal zu besuchen. Ist das nicht das natürlichste Ding von der Welt."

„So schien es mir auch! Aber Sie sehen, daß die Leute die Sache ganz anders beurteilen."

„Also, wenn ich ein armer Teufel wäre, der vom Ertrage seiner Praxis leben muß, würde man nichts darin finden?"

„Darüber kann ich nicht urteilen, Herr Doktor! Ich weiß nur, daß ich als armes Mädchen der Welt gegenüber auch den Schein meiden muß."

„Und wenn ich Ihnen nun gestände, daß nicht nur meine Pflicht als Arzt, sondern auch der Wunsch, unsere so unerwartet gemachte Bekanntschaft nicht fallen zu lassen, mich bewog, Ihr Hausarzt zu werden?"

Anna erblaßte.

„Herr Doktor!" rief sie mit zitternden Lippen, „ich bin ehrlicher Leute Kind!"

„Um Gotteswillen, Anna, mißverstehen Sie mich nicht!" sagte Gerhard erschreckend. „Ich denke, Sie kennen mich zur Genüge, um mich nicht falsch zu beurteilen! Lassen Sie uns einen Augenblick auf der Bank hier Platz nehmen, wo wir ungestört sprechen können."

Mit fliegendem Atem und am ganzen Leibe zitternd, gehorchte das junge Mädchen Gerhards Aufforderung.

„Hören Sie mich an, Anna!" fuhr er, ihre Hand ergreifend, fort. „Vom ersten Augenblicke an, als ich Sie sah, haben Sie mir gefallen. Später hatte ich Gelegenheit, Sie näher kennen zu lernen. Ihr ganzes Wesen ist mir sympathisch. Ich bin ein unabhängiger Mann, der seine Lebensgefährtin frei wählen kann. Ich liebe Sie, Anna! Wollen Sie meine Frau werden?"

Annas Hand zitterte wie im Fieber, ihr Busen wogte, Thränen füllten ihre halbgeschlossenen Augen.

„Sprich, Anna! Bist du mir gut! Willst du die Meine sein?"

Ein schmerzlich glückliches Lächeln flog um ihre Lippen.

„O, wie gerne!" stammelte sie leise flüsternd, „aber —"

„Was für ein Aber?"

„Aber ich fürchte, ich passe nicht für Sie. Sie brauchen eine andere Frau als mich!"

„Keine andere Frau als dich, Anna! Du bist die rechte!"

Ganz vergessend, daß sie sich an einem öffentlichen Orte befanden, schlang Gerhard den Arm um sie und drückte den ersten Kuß auf ihre bebenden Lippen. Anna sank schluchzend an seine Brust.

Zum Glücke befanden sie sich an einer abgelegenen Stelle des Gartens, so daß die Szene wenigstens keine Zeugen hatte. Die in diesem Augenblicke den bevorstehenden Thorschluß meldende Glocke des Wächters erinnerte Gerhard, daß die Oertlichkeit sich zu einem längeren Verweilen nicht eignete.

„Komm, Anna," sagte er aufstehend. „Laß uns gehen! Hier können wir nicht bleiben! Morgen früh besuche ich deine Mutter und bitte sie um deine Hand."

Anna erhob sich wie im Traume.

„Ist es denn wahr? Ist es wirklich wahr?" stammelte sie. „Ich soll Ihre Frau werden?"

„Meine liebe, herzige, kleine Frau! Und das sobald als möglich! Jetzt wird hoffentlich Madame Charlotte nichts mehr dagegen einzuwenden haben, wenn ich des Abends zu euch komme!"

Er zog ihren Arm durch den seinigen und wandte sich zum Gehen.

„Was wird meine Mutter dazu sagen?" meinte Anna noch ganz verwirrt. „Ich muß sie langsam darauf vorbereiten. Sie ist so schwach. Die Aufregung könnte ihr schaden."

„Das ist wahr! Sei vorsichtig, Anna! Ich komme morgen abend zur gewöhnlichen Stunde. Bis dahin kannst du ihr alles erzählt haben."

Auf dem Wege nach Hause entwickelte Gerhard in der Freude seines Herzens seine Pläne für die Zukunft. Mit ekstatischer Bewunderung hörte ihm Anna zu. Sie sprach nur wenig. Manchmal schüttelte sie den Kopf, als könne sie noch immer nicht an die Wirklichkeit ihres Glückes glauben.

Madame Charlotte saß beim Fenster. Zu ihrer unaussprechlichen Verwunderung sah sie Anna und den ‚Verführer' Arm in Arm die Straße herabkommen. Das also war die Wirkung ihrer so wohlgemeinten Warnung!

Beim Thore angekommen, verabschiedete sich Dr. Hunold mit einem langen, warmen Händedruck von seiner Braut.

„Also auf morgen!" sagte er. „Grüße die Mama von mir!"

Noch einen Blick voll unaussprechlicher Liebe warf ihm Anna zu, schüttelte noch einmal das Köpfchen und sauste dann die Treppe hinauf. Madame Charlotte aber schlug in moralischer Entrüstung die Hände über dem Kopfe zusammen.

7.

Die Mine springt.

Es wäre überflüssig, zu bemerken, daß Frau Geheimrätin Katte binnen kürzester Frist von der durch Madame Charlotte beobachteten Szene benachrichtigt wurde. Sie erfuhr ferner, daß Dr. Hunold jeden Abend gegen acht Uhr zu Frau Wilken kam und selten vor zehn Uhr wieder wegging. Das Verhältnis zu der Telegraphistin war somit sonnenklar bewiesen. Gleich Madame Charlotte fühlte sie sich über eine derartige „Unmoralität" höchlichst entrüstet. Eigentlich hätte sie dem „stillen Wasser" einen solchen Streich kaum zugetraut. Nun stellte es sich heraus, daß die Wirklichkeit ihre schlimmsten Vermutungen noch um ein gutes Stück übertraf. Frau Katte fühlte sich merkwürdig gehoben in diesem Bewußtsein. Jetzt handelte es sich nicht mehr darum, an dem groben Verächter der Symptome Vergeltung zu üben, sondern ihre Pflicht als Freundin des Hellingschen Hauses gebot ihr, durch eine Entlarvung des Bösewichts die arme Klothilde vor seinen Nachstellungen zu bewahren.

Unterdessen lebte der nichts ahnende Gegenstand ihres Wohlwollens ganz und voll seiner jungen Liebe. Auf Frau Wilkens Wunsch hatte Gerhard bisher niemand von seiner Verlobung Mitteilung gemacht. Die kränkliche Frau fürchtete die Aufregungen der unvermeidlichen Gratulationsbesuche, und was ihn selbst betraf, so war ihm eine Verzögerung der Veröffentlichung aus dem Grunde nicht unlieb, weil er dadurch der Notwendigkeit überhoben wurde, Emil, als seinem besten und ältesten Freunde, sofort von der Sache Kenntnis zu geben. Jenes ominöse never marry beneath you kam ihm mehr als einmal in den Sinn. Er wußte nur zu wohl, daß Herr von Reiffenbühl trotz seiner keineswegs exklusiv aristokratischen Anschauungen kaum verfehlen würde, ihm gewisse freundschaftliche Vorstellungen zu machen. Da nun Emils Abreise nach Frankreich nahe bevorstand, so ließ sich durch eine Hinausschiebung der Veröffentlichung der Vorteil erreichen, daß Gerhard ihm später nur die vollendete Thatsache mitzuteilen brauchte und damit alles Weiteren überhoben war.

Von Schwester Bertha in Berlin, welche natürlich sofort von dem großen Ereignisse unterrichtet worden war, kam umgehend ein Brief voll der herzlichsten Teilnahme. Anna beeilte sich, denselben Gerhard bei seinem nächsten Besuche zu zeigen.

„Nicht wahr, unsere Bertha schreibt wie ein Gelehrter?" sagte sie mit schwesterlichem Stolze.

Der Stil des Briefs bekundete in der That eine gediegene Bildung der Schreiberin.

„Wie schade, daß meine arme Bertha von der Natur so stiefmütterlich behandelt wurde!“ meinte Frau Wilken mit einem Seufzer.

„Dafür hat sie ihr um so mehr Talent gegeben,“ bemerkte Anna. „Obgleich Bertha zwei Jahre jünger ist als ich, war sie mir in der Schule doch immer weit voraus. Alle Leute sagen, wenn man mit ihr spreche, vergesse man ganz ihre körperliche Mißgestalt!“

„Ihre Mißgestalt?“ fragte Gerhard überrascht. „Davon habt ihr mir niemals gesprochen.“

„Sie hat leider einen kurzen Fuß und eine hohe Schulter. Nun, du wirst sie ja sehen, wenn sie zu unserer Trauung hierherkommt. Vielleicht kannst du ihr auch diese Mängel wegkurieren,“ setzte Anna scherzend hinzu. „Einem so geschickten Arzte gleich dir ist ja alles zuzutrauen!“

Während Gerhard sich ahnungslos dem Genusse seines Liebesfrühlings hingab, überlegte seine liebenswürdige Freundin, Frau Katte, wie sie das endlich gefundene „Positive“ auf die dramatisch wirksamste Weise gegen ihn in Szene setzen sollte. Von Herrn von Reiffenbühl hatte sie bei seinem Abschiedsbesuche erfahren, welcher Tag zu seiner Abreise bestimmt war. Es ließ sich mit Bestimmtheit annehmen, daß Frau von Helling ihn am Abend vorher noch bei sich sehen würde. Ohne Zweifel kam auch Dr. Hunold. Welche vortreffliche Gelegenheit, dem Heuchler vor aller Welt die Maske abzureißen! Um jeden Preis mußte eine solche Gelegenheit benutzt werden. Da sie leider keine Aussicht hatte, der Abschiedsfeier beigezogen zu werden, so mußte sie auf ein Mittel sinnen, ihr unerwartetes Erscheinen dabei zu rechtfertigen. Ihr erfinderischer Geist gab ihr bald ein solches an die Hand.

Während der Woche machte sie keinen Besuch bei Frau von Helling und vermied es auch, mit den Damen an einem dritten Orte zusammenzutreffen. Dafür fuhr sie an dem betreffenden Abend kurz nach acht Uhr zur Präsidentin. Wie sie erwartet, fand sie Emil und Gerhard mit den Damen beim Thee.

„Bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich, gleich dem Grafen Isolan, ungeladen zum Feste komme!“ rief sie mit gut gespielter Verlegenheit. „Keine Ahnung hatte ich davon, liebste Präsidentin, daß ich die Damen nicht allein treffen würde. Die ganze Woche war ich leidend, und muß nun auf Befehl meines Tyrannen von Arzt für einige Wochen nach Marienbrunn! Morgen, längstens übermorgen früh gedenke ich abzureisen und habe deshalb alle Hände voll zu thun. Ich komme auch nur auf einen Sprung, um lebewohl zu sagen!“

„Sie wissen, Sie sind jederzeit willkommen,“ erwiderte Frau von Helling, „Bitte, nehmen Sie eine Tasse Thee mit uns. Da mein Neffe, wie Ihnen bekannt ist, morgen abreist, so wollte er mit Herrn Dr. Hunold den letzten Abend mit uns zubringen. Das ist unsere ganze Festlichkeit.“

Die Geheimrätin fühlte sehr wohl, daß trotz der durch gesellschaftliche Rücksichten bedingten Versicherung der Hausfrau ihr Erscheinen dem kleinen Kreise keineswegs erwünscht kam, aber sie that als merkte sie es nicht und nahm beim Theetische Platz.

Obschon sie, wie sie sagte, nur auf einen Sprung kam, blieb sie doch bis gegen zehn Uhr. Sie war heute ganz ungewöhnlich aufgeräumt, plauderte nach ihrer Weise von allem möglichen und überhäufte dabei alle mit Liebenswürdigkeiten, ganz besonders Gerhard, dem es dabei, er wußte nicht warum, ganz eigentümlich zu Mute ward.

Frau Katte hatte, nachdem sie einige Erlebnisse aus ihrer letzten Pariser Reise zum besten gegeben, gerade angefangen, Emil vor den Prellereien der französischen Kutscher und Gastwirte zu warnen, als sie bei einem scheinbar zufälligen Blicke auf die Uhr gegenüber sich plötzlich unterbrach: „Wahrhaftig! Schon fast zehn Uhr! Es ist unglaublich, wie rasch die Zeit bei Ihnen vergeht, liebe Helling! Da sitze ich, plaudere und plaudere, und unterdessen wartet mein Mann zu Hause auf mich! Er wird am Ende gar glauben, mir sei etwas zugestoßen!“

„Was sollte Ihnen denn zugestoßen sein?“ sagte Emil. „Ihr Herr Gemahl weiß ja, daß wir nicht in den Abruzzen leben.“

„Als ob einem nicht auch bei uns allerlei zustoßen könnte, wie neulich der jungen Dame im botanischen Garten!“

„Einer jungen Dame?“ fragte Frau von Helling.

Bei dem Worte „botanischer Garten“ sah Gerhard die Geheimrätin scharf an. Er fühlte instinktartig, daß sie im Begriffe stand, einen Ausfall gegen ihn zu machen.

„Herr Dr. Hunold kann Ihnen wohl die beste Auskunft über die Sache geben. Er hat der Dame ja, denke ich, ärztlichen Beistand geleistet.“

Aller Augen richteten sich auf Gerhard, der leicht errötete.

„Mir ist nichts bekannt davon,“ erwiderte er ruhig.

„Nicht? Aber meine Schneiderin behauptet doch, sie habe von ihrem Fenster aus gesehen, wie Sie mit einer jungen Dame, die sich schwer auf Ihren Arm stützte, ohne Zweifel, weil sie sich unwohl fühlte, in der Richtung von dem botanischen Garten gekommen seien, um sie nach Hause zu geleiten.“

Konzentrierte Bosheit blitzte aus den Augen der würdigen Dame, während ein ironisches Lächeln um ihre Lippen spielte. Ihre Blicke flogen von Gerhard zu Klothilde, auf deren Züge eherne Ruhe lag, obwohl ihre Wangen sich kaum merklich blässer färbten.

Emil hatte Gerhards Erröten bemerkt. Weit entfernt davon, den wirklichen Stand der Dinge zu ahnen, dachte er, Gerhard sei vielleicht so unvorsichtig gewesen, sich bei irgend einer galanten Begegnung ohne Belang ertappen zu lassen, und suchte deshalb dem Freunde zu Hilfe zu kommen.

„Ohne Zweifel eine Patientin, die gegen das ärztliche Verbot im botanischen Garten spazierte und zur Strafe dafür von dem gestrengen Herrn Doktor nach Hause eskortiert wurde. Habe ich's erraten, Gerhard?“ sagte er lachend.

„Nein,“ erwiderte dieser ernst, „die Dame war keine meiner Patientinnen.“

„Also eine in den Irrgängen des Gartens verirrte Schöne, welcher Herr Doktor Hunold Ritterdienste leistete?“ bemerkte die Geheimrätin noch maliziöser als zuvor.

Nun hatte Gerhard die Sache satt. Mit einem verächtlichen Blicke auf seine Feindin antwortete er: „Die Dame war Fräulein Anna Wilken, meine Braut! Da die Frau Geheimrätin schon die Güte hat, sich so lebhaft für mein Thun und Lassen zu interessieren, so beehre ich mich ihr zuerst diese Mitteilung zu machen!“

Die Wirkung war eine unbeschreibliche. Wie zur Bildsäule erstarrt stand Frau Katte da, Emil sah Gerhard an, als fürchtete er für dessen Verstand, und Frau von Helling warf einen besorgten Blick auf ihre Tochter.

„Welche überraschende Nachricht! Ei, da kann man ja gratulieren!“ unterbrach die boshafte Klatsche endlich die peinliche Stille. „Fräulein Wilken heißt Ihre Braut, Herr Doktor? Seltsam! der Name ist ganz unbekannt in der Gesellschaft!“

„Ich hoffe, er soll bald bekannter werden. Meine Braut ist zurzeit königliche Telegraphistin, die Anzeige unserer Verlobung erfolgt in den nächsten Tagen!“

„Nehmen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch, Herr Doktor!“ sagte Klothilde, Gerhard die Hand reichend, „möchten Sie so glücklich werden, als Sie es zu sein verdienen!“

Ihre Stimme war ruhig. Langsam wich die Blässe von ihren Wangen, aber ihre Hand war eiskalt. Mit Bewunderung ruhten Emils Blicke auf dem jungen Mädchen, Frau von Helling atmete tief auf.

„Und das alles erfahre ich, dein ältester Freund, erst heute!“ rief Herr von Reiffenbühl, dem sich plötzlich eine ungeahnte, hoffnungsreiche Perspektive eröffnete, „da sehe mir einer den Duckmäuser an! Nun, alter Junge, ich vereinige meine herzlichsten Glückwünsche mit denen Klothildens!“

„Und den meinigen!“ setzte Frau von Helling, Gerhard gleichfalls die Hand reichend hinzu, „ich hoffe, Sie werden uns recht bald Ihre Braut vorstellen.“

Der Geheimrätin wurde es unbehaglich.

„Es ist wahrhaftig die höchste Zeit, daß ich gehe!“ sagte sie. „Herr Doktor, auch ich zähle darauf, die Bekanntschaft Ihrer Braut zu machen. Also allerseits recht guten Abend und glückliche Reise, Herr von Reiffenbühl!“

Nach allen Seiten grüßend rauschte sie davon. Diesen Ausgang hatte sie nicht erwartet. Mit dem Gefühle einer erlittenen schweren Schlappe stieg sie in ihre Kutsche.

„Hat man je so etwas erlebt!“ brummte sie. „Eine Telegraphistin! Der Mensch

muß rein verrückt sein! Na, wohl bekomm's!"

Auch Gerhard blieb nicht mehr lange. In die unausweichliche Notwendigkeit versetzt, den Freunden einen flüchtigen Abriß seiner Beziehungen zu Anna zu geben, welcher, wie er wohl wußte, nur eine zurückhaltende Aufnahme finden konnte, entfernte er sich, sobald dies anging, indem er alle boshaften Weiber, Frau Katte obenan, im stillen in den Abgrund der Hölle verwünschte.

Emil aber war glücklich. Nie hätte er gedacht, daß die Dinge eine solche Wendung nehmen könnten. Während Frau von Helling sich erhob, um Anton zu läuten, damit er Gerhard das Hausthor öffne, ergriff er Klothildes Hand und flüsterte:

„Erinnerst du dich an unser Gespräch unter den Birken? Du versprachst mir, was auch geschehen möge, mich jederzeit als deinen besten Freund betrachten zu wollen!"

„Ich habe es nicht vergessen," erwiderte sie mit trübem Lächeln.

Emil drückte einen raschen, heimlichen Kuß auf ihre Hand.

„Jetzt scheide ich zufrieden!" sagte er. „Heute über ein Jahr, Klothilde, sitzen wir, so Gott will, wieder unter den Birken!"

* * *

„Ist es mir doch noch immer, als träumte ich und müßte in jähem Schrecken erwachen!" sagte Anna, als sie mit Gerhard von der Trauung nach Hause fuhr. „Ist es denn möglich? Ich bin deine Frau wirklich und wahrhaftig?"

„Wirklich und wahrhaftig!" erwiderte der junge Ehemann mit einem Blicke voll Wonne auf das reizende junge Wesen, das, überströmend von Glück, an seiner Seite saß, „du bist mein, Anna, und keine Macht der Welt vermag uns zu trennen!"

In ihrem rosa Hochzeitskleide glich Anna einer frisch erblühten Rose, und damit auch die Tautropfen nicht fehlten, perlten ein paar Glücksthränen auf ihren Wangen. Als sie in die stille Straße einbogen, wo Dr. Hunold seine neue Wohnung genommen hatte, vermochte er dem Verlangen nicht zu widerstehen. Einen raschen Blick durchs Wagenfenster werfend, zog er Anna an seine Brust und küßte ihr die Thränen von den blühenden Wangen.

„Gerhard, was thust du!" rief die junge Frau in holder Verschämtheit. „Wenn uns jemand sähe!"

„So würde man ein paar glückliche Menschenkinder sehen, die das Recht haben, glücklich zu sein!"

„Bist du wirklich glücklich? Glaubst du, daß ich immer im stande sein werde, dich glücklich zu machen?"

„Meine süße Anna! Kennst du so wenig deinen eigenen Wert?"

„Willst du auch immer Geduld haben mit mir, Gerhard? Sieh, ich bin ein so unverständiges, kleines Ding, das nichts weiter kann als dich lieben! Als uns heute früh Fräulein von Helling mit ihrer Mutter das reizende Geschenk brachte, mich umarmte und küßte, und es mir ans Herz legte, dich recht glücklich zu machen, da kam mir, ich weiß nicht wie, der Gedanke, nicht ich, sondern ein Mädchen wie dieses Fräulein von Helling wäre eigentlich die rechte Frau für dich gewesen."

Gerhard gab's einen Stich ins Herz.

„Aber Anna, welche Idee!" rief er.

„Nun, ich versprach ihr alles mögliche zu thun und werde auch Wort halten! Aber ein wenig Geduld mußt du mit mir haben, Gerhard, nicht wahr? Ich will mich bemühen, Fräulein von Helling ähnlich zu werden. Hat sie einen Geliebten?"

„Ich denke, mein alter Freund von Reiffenbühl interessiert sich für sie!"

„Das ist mir lieb! Sehr lieb!"

„Warum?"

„Das sage ich dir nicht!" rief sie, in den ihr so gut stehenden, neckischen Ton verfallend. „Aber, wie gesagt, lieb ist mir's, sehr lieb!"

Der Wagen hielt. Gerhard beeilte sich, seine junge Frau herauszuheben. Mit Rücksicht auf Frau Wilken fand die Hochzeitsfeier nur im engsten Kreise statt. Außer dem alten Kommissar und einigen von Annas bisherigen Berufsgenossen wohnten nur die Mutter und Schwester Bertha, deren körperliche Mißbildung leider ebenso wie ihre ungewöhnliche Intelligenz der seiner Zeit von Anna gegebenen Schilderung entsprach, dem einfachen Feste bei. Gerhard hatte beschlossen, seine Frau auf sechs Wochen nach Italien zu führen. Während ihrer Abwesenheit wollte Bertha bei der Mutter bleiben. Nach ihrer Rückkehr sollte Frau Wilken bei ihnen wohnen, um der jungen Hausfrau mit Rat und That an die Hand zu gehen, wogegen Bertha vorläufig ihren bisherigen Beruf wieder aufzunehmen gedachte.

Als Anna mit der Mutter ins Nebenzimmer ging, um den Brautstaat gegen das Reisekleid zu vertauschen, gab Bertha Gerhard einen Wink, mit ihr in die Fensternische zu treten, während die Hochzeitsgäste den etwas hausbackenen Anekdoten des Herrn Kommissars andächtig zuhörten.

„Lieber Schwager," begann sie, „gestatte mir, euch einige Worte mit auf den Weg zu geben. Meine Anna ist, wie du selbst weißt, ein seelengutes Geschöpf; aber sie bedarf einer ruhigen und dabei festen Leitung, wenn ihr miteinander glücklich werden sollt. Ihr ist ein Los gefallen, wie sie es sich niemals träumen konnte. Du mußt sie dir erst für das Leben, welches sie heute mit dir beginnt, erziehen. Lasse sie stets die milde, aber feste Hand des Lenkers fühlen."

„Sei unbesorgt, Bertha," erwiderte Gerhard, „wir lieben uns! Da geht alles von selbst!"

„Das gebe Gott! Du wirst auf eurer Hochzeitsreise Gelegenheit finden, zu sehen, wo es fehlt. Laß dich nicht durch deine Liebe verleiten, ein Auge zuzudrücken! Bedenke, es handelt sich um euer Lebensglück!"

Gerhard drückte ihr die Hand.

„Ich danke dir, Bertha," sagte er, „du wirst sehen, daß deine Besorgnisse unbegründet waren. Ich kenne meine Anna!"

Von den Segenswünschen aller begleitet, traten die Neuvermählten die Reise ins Leben an. Annas Abschiedsthränen waren bald getrocknet. Bisher nur selten über das Weichbild der Vaterstadt hinausgekommen, fand sie überall Neues, Niegesehenes, Bewundernswertes. Die Fahrt nach Kufstein, wo das junge Paar den ersten Rasttag machen wollte, versetzte sie in einen Taumel von Entzücken. Ihre kindliche, aus tiefstem Herzen kommende Freude, die sich zuweilen in den naivsten Ausrufungen und Fragen Luft machte, that Gerhard ungemein wohl, denn sie zeugte von einem lebhaften Sinn für Naturschönheit. Die Zeit verging wie im Fluge. In Kufstein angelangt, mußte er Anna sogleich auf den nächsten Berg führen. Sie fühlte weder Hunger noch Durst oder Ermüdung. Wie ein junges Reh eilte sie die wenig betretenen Pfade hinan, bis sie oberhalb der Klause zu einer Stelle gelangten, wo sich ihnen eine weite Aussicht über das Thal, auf den Inn und die mächtige Bergwand gegenüber eröffnete. Während des Steigens hatte sie den Hut abgenommen. Das durch den Windhauch halbgelöste Haar umspielte die leicht geröteten Wangen; ihre Augen strahlten vor Freude. Gerhard mußte sich gestehen, daß sie ihm niemals so schön erschienen war als jetzt. Umrahmt von dem üppigen Laubwerk des Dickichts glich sie einer Waldfee.

„Nun, wie gefällt's dir im Gebirge?" fragte er, den Plaid über einen bemoosten Baumstrunk breitend und sie zum Sitzen einladend.

Anna erwiderte nichts. Im Schauen verloren, blickte sie hinaus in die in Abendgold getauchte Natur, während ihre Hand die des Gatten suchte. Plötzlich wandte sie sich um, warf sich an Gerhards Brust und stammelte feuchten Auges: „Ach, ich bin glücklich! Namenlos glücklich! Und das alles verdanke ich dir allein! Womit habe ich das verdient? Wie soll ich dir dafür danken?"

Gerhard setzte sich auf den Baumstamm, zog sie auf seine Kniee und schloß sie fest in die Arme. „Ich habe dir zu danken, meine süße Anna!" sagte er, die schwellenden Lippen küssend; „du machst mich glücklich! Erst jetzt verstehe ich, was dem Leben wahren Wert gibt! Wie schön bist du, Anna!"

„Gefalle ich dir denn wirklich?" rief die junge Frau mit hold verschämtem Lächeln.

„Ob du mir gefällst? Wie schade, daß du dich in diesem Augenblicke nicht selbst sehen kannst, du hättest dir sonst die Frage erspart!"

„Aber ich will nicht nur schön, sondern auch gut sein und dich immer lieben, Gerhard! Und wenn deine kindische, kleine Frau vielleicht manchmal auch nicht ganz so ist, wie du es wünschest, dann wirst du ein wenig Geduld mit ihr haben, nicht wahr?"

„Bleibe wie du bist, das ist alles, was ich verlange!" sagte Gerhard, das reizende, halb ängstlich, halb neckisch zu ihm aufblickende Gesichtchen an seiner Brust bergend.

In seligem Vergessen saßen sie da, schweigend, enge aneinander geschlossen, beleuchtet von der sinkenden Sonne. Leise rauschten die Wipfel der riesigen Föhren im Abendwinde, aus dem Waldesinnern erscholl ferner Vogelruf, und von dem Aste über ihnen blickte ein neugieriges Eichhörnchen mit klugen Augen verwundert hinab auf die fremden Gäste im grünen, duftigen Hag.

Die Fahrt von Mori nach dem Gardasee, der den ganzen milden Zauber seiner herbstlichen Schönheit entfaltete, und tags darauf von Riva zu Schiffe nach Desenzano erschien dem jungen Paare wie ein berauschender Traum. Zum erstenmal in seinem Leben empfand Gerhard das Gefühl tiefen, durch keinen Schatten getrübten Glückes. Er vermochte es kaum zu fassen, daß dieses reizende junge Wesen mit seiner einem ewigen Frühlingsmorgen gleichenden kindlichen Heiterkeit, das sich ihm ohne allen Rückhalt hingab und nur in ihm und für ihn zu leben schien, ihm wirklich ganz und für immer gehören sollte. Ja, das war die Frau, wie er sie sich manchmal in seiner einsamen Junggesellenwirtschaft geträumt hatte! Da war nichts Erkünsteltes, nichts Verbildetes. Anna gab sich ganz so, wie sie war. Hier hatte er jenen jungfräulichen Boden gefunden, auf dem das Glück eines ganzen Lebens fußen konnte.

In Verona besuchten sie gleich nach der Ankunft die Arena.

„Was für ein seltsamer alter Steinhaufen!" sagte Anna, als sie von der obersten Stufenreihe den gewaltigen Bau überblickte; „weshalb verwenden die Leute nicht das unbenutzte Material zum Bau von neuen Häusern?"

„Du siehst hier eines der besterhaltenen Denkmäler der römischen Zeit," erwiderte Gerhard lächelnd; „die Stürme von zwei Jahrtausenden sind über diesen Bau hinweggebraust, ohne ihn vernichten zu können. Mit solchem Material baut man keine modernen Zinshäuser, meine Anna."

Er erzählte von den Gladiatorenkämpfen und Naumachien, welche einst in der Arena stattfanden. Anna hörte ihm aufmerksam zu, während sie sich bemühte, eine von dem Gemäuer gepflückte Dolde in die Blumen ihres Reisehütchens zu flechten.

„Aber diese Römer waren ja gräßliche Menschen!" rief sie schaudernd, als Gerhard seinen historisch-ethnographischen Abriß beendet hatte. „War nicht Pontius Pilatus, der Christum den Herrn kreuzigen ließ, auch so ein alter Römer?"

„Allerdings. Er war Landpfleger in Judäa!"

„Richtig! So steht's im Katechismus. Eine abscheuliche, blutdürstige Gesellschaft, diese alten Römer! Ganz recht ist ihnen geschehen, daß die Germanen, wie du sagst, ihrer Herrschaft den Garaus gemacht haben. Auch diese greuliche Arena hier hätte man längst dem Erdboden gleichmachen sollen! Komm, Gerhard, mir wird ganz unheimlich an diesem Ort."

Damit setzte sie das Hütchen auf und faßte den Arm ihres Mannes. Gerhard erkannte, daß es vergebliches Bemühen wäre, seine Anna für die Größe Altroms zu begeistern. Er führte sie vorsichtig über die Stufen hinab, ohne sie weiter mit historischen Exkursen zu behelligen.

Der Mailänder Dom gefiel Frau Dr. Hunold weit besser als die Arena in Verona. Gleich dem wackeren Renzo in Manzonis „Verlobten" starrte sie den gotischen Wunderbau in sprachlosem Erstaunen an. Gerhard erzählte ihr von Galeazzo Visconti, dem Begründer des Doms, von den Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen und anderes aus der an düsteren und glänzenden Erscheinungen so reichen Geschichte Mailands.

„Ach, Gerhard!" sagte sie, das Köpfchen traurig senkend; „ich merke immer mehr, wie wenig ich weiß. Du bist so gelehrt und ich bin so unwissend!"

„Was du nicht weißt, meine Anna, kannst du lernen. Während der langen Winterabende haben wir Zeit die Menge, um miteinander zu studieren."

„Gewiß?"

„Ganz gewiß."

„Und wirst du auch Nachsicht mit mir haben? Siehst du, Gerhard, ich war immer so ein kleiner Sausewind, dem das Lernen schrecklich lästig fiel. Aber jetzt sehe ich ein, daß es ohne Lernen nicht abgeht. Ich darf ja doch meinem gelehrten Manne keine Schande machen."

In der Scala hörten sie Verdis „Trovatore". Die beiden ersten Akte lauschte Anna mit Behagen den einschmeichelnden Melodien. Im dritten begann sie gelegentlich zu gähnen.

„Bist du müde?" fragte Gerhard; „wir sind in der That heute fleißig in der Stadt umhergewandert."

„Nicht gerade müde. Aber ich verstehe nicht, was die Leute singen. Und dann ist so eine Oper schrecklich lang! Müssen wir bis zu Ende bleiben?"

„Durchaus nicht. Sobald du genug hast, können wir gehen."

Anna atmete erleichtert auf. Nach Schluß des Akts verließen sie das Theater. Auf dem Heimwege kamen sie bei den Burattini, d. h. dem Puppentheater vorüber.

„Willst du die Marionetten sehen?" fragte Gerhard, „es ist noch etwas früh, um nach Hause zu gehen."

„Ach ja, das muß lustig sein! Sehen wir uns den Spaß an."

Gerhard bekam zwei Plätze in der Proszeniumsloge des winkeligen und gründlich schmutzigen Miniaturmusentempels. Sie konnten von hier aus das urwüchsige Publikum aus nächster Nähe beobachten. Obwohl Anna kein Wort von der Sprache verstand, unterhielt sie sich doch weit besser als in der Scala. Sie lachte von Herzen über die Kapriolen der hölzernen Akteurs. Auch das Benehmen des Auditoriums machte ihr nicht geringen Spaß. Gerhard konnte nicht umhin, ihren scharfen Blick für einzelne der originellen Volkstypen in dem Parterre und auf der Galerie zu bewundern. Er sah, hier war seine Anna in ihrem Elemente.

Weit weniger war sie es dagegen in Florenz. Nicht als ob ihr die „Sonntagsstadt" nicht gefallen hätte. Sie war im Gegenteile entzückt über ihre reizende Lage. Aber diese endlosen Kirchen, Galerien und Uffizien mit ihrem Heere von Kunstwerken! „Höre, Gerhard," sagte sie, als sie am Mittage des dritten Tags wieder die lange Treppe der Uffizien hinabstiegen, „wenn es dir recht ist, bleibe ich morgen im Hotel, während du deine Galerie Narotti, oder wie sie heißt, besuchst."

„Interessieren dich die herrlichen Kunstwerke nicht, die einzig sind in der Welt?"

„Ich verstehe nichts davon, und das ewige Schauen und Aufmerken macht mich todmüde. Mir ist der Kopf so dick und so schwer, als ob ich zwei Nächte nacheinander telegraphiert hätte!"

„Es ist nicht recht von mir, daß ich dich so übermäßig anstrenge," sagte Gerhard mit stiller Resignation. „Nun, morgen lasse ich dich ausruhen, oder besser noch, wir machen einen Ausflug nach Livorno und nehmen zur Erfrischung ein Seebad."

„Ach ja, Gerhard! Thun wir das! Ich habe ja das Meer noch nicht gesehen."

„Und unterwegs betrachten wir uns in Pisa den schiefen Turm."

„Ein schiefer Turm? Ach, das muß drollig sein!" rief Anna, seelenvergnügt des weiteren Besuchs der Galerien überhoben zu sein, indem sie schelmisch lächelnd zu ihm aufblickte. „Und nicht wahr, Gerhard, du bist mir nicht böse, daß ich mich für die nackten marmornen Männer und Frauenzimmer in den Galerien nicht begeistern kann? Was versteht die Kuh von der Muskatnuß?"

Gerhard lachte, und das erste Wölkchen an dem sonnigen Ehehimmel des jungen Paares verschwand. „Du wirst die Kunst schon noch verstehen lernen, meine Anna!" sagte er; „sei deshalb unbesorgt. Uebrigens ist es mir tausendmal lieber, du sprichst deine Meinung offen aus, anstatt, gleich so vielen andern, eine Begeisterung für Kunst zu heucheln, von der das Herz nichts weiß."

In Livorno kamen sie tags darauf um Mitternacht an und stiegen im Hotel Giappone auf dem Korso Vittorio Emanuele ab. Als sie am nächsten Morgen, gleich nach dem Frühstück durch die Porta a Mare nach den Strandbädern gingen, wehte ihnen ein frischer Mistral entgegen. Neugierig zu sehen, welchen Eindruck der erste Anblick des Meeres auf seine Anna machen würde, suchte er ihre Aufmerksamkeit auf anderes zu lenken, bis sie in den nach Ardenza führenden Anlagen zwischen Pancaldi und Squarci zu einer Stelle gelangten, wo sich ihnen plötzlich die freie Aussicht auf die See eröffnete.

Beim Anblicke der mit mächtigem Wogenschwalle gegen die Düne brausenden

Flut blieb Anna wie angewurzelt stehen. Der Scherz, womit sie eine galante Bemerkung ihres Gatten beantworten wollte, erstarb ihr auf den Lippen. Keines Wortes mächtig stand sie da, auf seinen Arm gelehnt, und ließ den Blick hinausschweifen über die unermeßliche, tiefblaue See mit ihren weißgischtenden Wogenkämmen, als wollte sie sich das Bild mit unauslöschbaren Farben tief in die Seele graben. Wie in Verklärung strahlten ihre Züge, ihre Lippen bebten und ihre Hände umschlossen krampfhaft den stützenden Arm.

„Nun, meine Anna, was sagst du zum Meere?“

„Und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser!“ stammelte die junge Frau. „Erst jetzt verstehe ich das Wort in der Bibel, das man uns als Kinder nachsprechen ließ. Was ist Menschenwerk gegen die Werke Gottes?“

„Du hast recht!“ erwiderte Gerhard, ergriffen von der Naturgewalt, der aus diesen schlichten Worten sprechenden Empfindung. „Die unbegreiflich hohen Werke sind herrlich wie am ersten Tag!“

„Nicht wahr, Gerhard, wenn einst die Stunde kommt, wo ich von dir scheiden muß, dann erinnerst du mich an diesen Augenblick?“

Gerhard erschrak.

„Aber Anna! Welch ein Gedanke!“ rief er. „Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge bin ich, der ältere, bestimmt, zuerst zu scheiden!“

„Schweige! Schweige! Der Gedanke ist zu schrecklich! Nein, mein Gerhard, ich weiß, daß ich zuerst gehen werde! Ich bin zu glücklich! Ich bin zu glücklich! Nun, sei es drum! Ich will nicht klagen! Da, sieh dir die prächtige Blume dort bei dem Pavillon an! Wie lange wird es dauern, so ist sie verwelkt. Aber genießt sie darum weniger froh ihr kurzes Sommerleben? Auch ich will mein Glück genießen, Gerhard, ohne es mir durch trübe Gedanken vergällen zu lassen!“ fuhr sie, das Köpfchen energisch schüttelnd, fort. „Komm, gehen wir hinunter an den Strand. Dort muß es Muscheln die Menge geben. Wir wollen uns die schönsten zum Andenken an diese Stunde mitnehmen!“

Im nächsten Augenblicke war sie drunten und wühlte mit der Spitze des Sonnenschirmes in den vertrockneten Algen. Hier entlockte ihr eine bunte Muschel einen Freudenruf, dort eine mächtige, den Schaum bis zu ihren Füßen spritzende Welle einen kleinen Angstschrei. Die trüben Gedanken von vorhin waren verflogen und vergessen. Sie scherzte und lachte wie ein fröhliches Kind.

„Was willst du mit all den Muscheln anfangen?“ fragte Gerhard.

„Ich verstehe mich ein wenig auf Kartonagearbeiten und werde dir eine prächtige Schatulle mit Muscheldeckel machen, in welcher du zu Neujahr deine Honorare verschließen kannst. O, du sollst deine kleine Frau noch bewundern lernen, wenn sie auch nichts von alten Bildern und nackten Statuen versteht! Apropos, Gerhard! Liegt dir viel daran, nach Rom und Neapel zu gehen?“

„Ich beabsichtige, dich dahin zu führen, um dir ein Vergnügen zu machen,“ sagte Gerhard überrascht durch die Frage.

„Wenn du mir wirklich ein Vergnügen, ein großes Vergnügen machen willst, dann bleiben wir hier in Livorno, mieten uns für ein paar Wochen in einer der reizenden Villen dort droben ein und gehen nicht eher fort, als wir unbedingt müssen! Offen gesagt, Gerhard, fürchte ich mich vor Rom, wo es gewiß auch wieder Kunstwerke die schwere Menge gibt und man von einer Galerie und von einer Kirche zur andern laufen muß!“

„Aber bedenke Anna, das wundervolle Neapel, die schönste Stadt der Welt, was die Lage betrifft, willst du beiseite lassen!“

„Ist das Meer dort schöner als hier?“

„Das nicht, aber wer wird Italien bereisen, ohne Rom und Neapel zu besuchen?“

Aus Annas Zügen sprach etwas wie ein Gefühl der Enttäuschung. Es war die erste Bitte, die sie an ihn richtete. Konnte er sie ihr abschlagen? Wohl fiel ihm Berthas Mahnung ein. Aber wer widersteht der ersten Bitte einer reizenden jungen Frau, wenn solche von zwei rosigen Lippen gestellt und von zwei wundervollen Augen, die sich zum erstenmal zu umschleiern drohen, unterstützt wird? Und dann, war nicht in der That ein Liebesidyll von einigen Wochen hier in Ardenza weit verlockender, als eine bei dem heißen Wetter doppelt anstrengende und ermüdende Fahrt nach Rom und Neapel?

Anna merkte ihm an, daß er wankte. Ihre Augen wurden wieder hell, und jenes schelmische Lächeln, dem er nicht zu widerstehen vermochte, zuckte um ihren Mund.

„Ich finde, im Grunde hast du recht, Anna!“ sagte er lachend. „Hole der Geier Sankt Peter und den Vesuv! Wir bleiben in Ardenza!“

Im nächsten Augenblicke fiel das Taschentuch mit den Muscheln prasselnd zur Erde, zwei weiche Arme schlangen sich um seinen Hals und ein Kuß brannte auf seinen Lippen.

„Danke, Gerhard, danke! O, ich wußte, daß du mir die Erfüllung meines Wunsches nicht versagen würdest!“ rief sie jubelnd, „du wirst sehen, wie glücklich wir hier sein werden!“

Und sie waren glücklich während der vier Wochen, die sie in der reizenden kleinen Villa Miranda in Ardenza verbrachten. Stundenlang trieben sie sich des Morgens am Gestade herum, wo es am einsamsten war, und des Abends mischten sie sich unter die lustige Badegesellschaft, die sich in diesem Jahre besonders zahlreich in Livorno zusammengefunden hatte. Solange es überhaupt anging, blieben sie, und als es endlich die höchste Zeit zur Heimkehr war, fuhren sie, ohne sich unterwegs länger als unbedingt nötig aufzuhalten, Anfang Oktober nach Hause.

„Nun! meine Anna!“ sagte Gerhard, als sie in den zu ihrem Empfange geschmückten Salon traten. „Da sind wir also in deinem kleinen Reiche! Bist du zufrieden mit unserer Hochzeitsreise?“

Anna sah ihn zärtlich an.

„Ob ich zufrieden bin, fragst du? Ich denke, weit mehr Ursache hätte ich, dich zu fragen, ob du zufrieden bist mit deiner Reisegenossin, die so wenig im stande war, auf deine Ideen einzugehen. Doch das soll anders werden, der Winter rückt heran, die Zeit zum Studieren! Was ich bisher versäumt habe, werde ich unter deiner Leitung nachholen. Du sollst nicht zu klagen haben über deine kleine Frau, Gerhard.“

„Mache dir deshalb keine Sorgen, meine Anna!“ sagte Gerhard sie umarmend. „Wir lieben uns und sind glücklich! Alles andere wird sich finden!“

8.

Pädagogik in der Ehe.

Es war eine Freude, Anna als junge Hausfrau wirtschaften zu sehen. Verstand sie auch nicht viel von der Küche, so besaß dafür Frau Wilken gediegene Kenntnisse in der bürgerlichen Kochkunst, und Anna bemühte sich redlich, von der Mutter zu lernen. Bald konnte sie Gerhard den ersten von ihr allein zubereiteten Braten vorsetzen. Mit strahlenden Blicken sah sie, wie er sich's schmecken ließ, und als er erklärte, er habe nie eine bessere Kalbskeule gegessen als diese, wurde sie hochrot im Gesichte und klatschte vor Freude in die Hände wie ein Kind beim Anblicke des Christbaums.

Weniger glatt als mit der Küche ging es dagegen mit den Studien.

Gerhard hatte sich darauf gefreut, ihr den ersten Unterricht im Französischen zu geben. Eines Abends, als der Novemberwind recht grämlich draußen an den Fenstern rüttelte, während behagliche Wärme den kleinen Salon erfüllte, begann er seine erste Lektion. Es war ihm nicht entgangen, daß Anna einen etwas scheuen Blick auf die ehrwürdig aussehende Grammatik warf. Um sie nicht zu entmutigen, schob er das dicke Buch zurück und langte nach dem ersten Kursus von Ahn.

Mit Le père est bon ging es ganz gut. Aber schon bei La mère est bonne stutzte Anna. Weshalb sagte man nicht auch La mère est bon? Gerhard erklärte ihr die von dem Deutschen abweichende Geschlechtsbezeichnung des französischen Adjektivs, eine Wahrnehmung, worüber sie große Augen machte. Sie nahm sich jedoch zusammen, und nachdem sie noch einige Male über die fatalen Artikel gestolpert war und sich mit der Aussprache der „häßlichen“ Nasenlaute abgequält hatte, brachte sie die ersten fünf oder sechs Uebungen so ziemlich zu stande.

„Also das ist deine Aufgabe für morgen, Anna,“ sagte Gerhard, das Buch schließend. „Wenn wir die ersten hundert Nummern miteinander durchgearbeitet haben, gehen wir zur eigentlichen Grammatik über.“

Anna machte ein bedenkliches Gesicht.

„Sage mir, Gerhard," begann sie nach einer Weile, „lernen die Franzosen auch Deutsch?"

„Nicht besonders. Was fremde Sprachen betrifft, sind die Herrschaften ziemlich bequem."

„Weshalb müssen denn wir Französisch lernen?"

„Die Sprache ist eine verhältnismäßig leichte, wird überall verstanden und bildet so das bequemste Verständigungsmittel mit anderen Nationen. Ueberdies besitzt Frankreich eine schöne und reiche Litteratur. Auch betrachtet man, vielleicht mit Unrecht, die Kenntnis des Französischen als unerläßlich für eine feinere Bildung."

„Dann werde ich doch wohl Französisch lernen müssen!" meinte sie mit einem leichten Seufzer.

Jetzt erschien Fanny mit der Theekanne, und damit hatte die Lektion ein Ende. Anna sprang auf, machte Thee und war lustig wie ein Schuljunge am ersten Tage seiner Ferien.

Gerhard hatte bereits früher die Entdeckung gemacht, daß seine Frau von der klassischen Litteratur Deutschlands auch nur herzlich wenig wußte. Er gedachte daher, sie nach und nach damit bekannt zu machen. Als sie nach dem Thee noch ein halbes Stündchen gemütlich verplaudert hatten, langte er nach seinem Schiller und fragte, ob er ihr ein wenig vorlesen solle.

„Ach ja, Gerhard! Das ist allerliebst! Ich höre dich so gern sprechen! Dabei kann ich wohl auch ein wenig häkeln, wenn es dich nicht stört?"

„Durchaus nicht!"

Anna machte sich's in ihrem Lehnstuhle bequem und begann eifrig zu häkeln. Gerhard hatte die Maria Stuart gewählt. Er schickte eine gedrängte Darlegung der historischen Verhältnisse voraus, wobei ihm Anna mit großer Aufmerksamkeit zuhörte, gab eine kurze Charakteristik der handelnden Personen und begann.

Seit seiner Schulzeit hatte er das Drama nicht wieder gelesen. Die Dichtung wirkte deshalb fast mit dem vollen Reize der Neuheit auf ihn. Er las den ersten Akt in einem Zuge. Als er damit zu Ende war, wandte er sich zu seiner Zuhörerin, welche ihn mit keinem Worte unterbrochen hatte. Anna hatte die Arbeit in den Schoß sinken lassen und war, durch den Rhythmus der melodischen Verse in Schlummer gewiegt, sanft eingeschlafen.

Die plötzliche Stille weckte sie. Sie fuhr auf, rieb sich die Augen und sah Gerhard erschrocken an.

„Ach Gott!" rief sie. „Ich bin wahrhaftig ein wenig eingenickt! Bist du mir böse, Gerhard? Ich war so müde! Bitte, lies weiter! Ich werde nicht wieder einschlafen!"

Gerhard schloß das Buch.

„Nein, meine Anna," sagte er, „ich hätte wissen können, daß du müde bist, denn du warst den ganzen Tag auf den Beinen. Auch ist es schon spät. Ich that unrecht daran, dich noch mehr zu ermüden."

„Bist du mir wirklich nicht böse?"

„Gewiß nicht!"

„Und morgen lesen wir wieder, nicht wahr?" setzte sie schmeichelnd hinzu. „Du sollst sehen, ich werde aufpassen wie ein Hechelmacher!"

Gerhard versprach die Lektüre am folgenden Abend fortzusetzen, und Anna ging beruhigt zu Bette.

Als er am nächsten Tage aus der Vorlesung nach Hause kam, fand er sie mit ihrer französischen Aufgabe eifrig beschäftigt.

„Ich weiß nicht," sagte sie, ihm das vielfach durchgestrichene und wieder überschriebene Elaborat zur Ansicht reichend, „wenn ich glaube, ich habe etwas richtig gemacht, dann kommen mir sogleich wieder allerlei Bedenklichkeiten! Gewiß habe ich einen rechten Unsinn zusammengeschrieben."

Sie hatte in der That die Beugefälle und Endungen arg durcheinander geworfen. Gerhard war es unfaßbar, wie sie die Unterschiede nicht zu erkennen vermochte. Er bemühte sich, ihr die Sache nochmals klar zu machen. Sie verstand ohne Schwierigkeit seine Auseinandersetzungen. Sobald sie jedoch das Vernommene praktisch anwenden sollte, wurde sie ängstlich und machte die seltsamsten Fehler. Gerhard konnte sich der Befürchtung nicht entschlagen, daß für seine Frau der einfachste grammatische Mechanismus ein Buch mit sieben Siegeln bleiben würde.

„Ich begreife nicht, wie ein Mensch so dumm sein kann!" rief sie, fast weinend vor Aerger. „Siebenjährige Kinder kommen mit der Sache zurecht und ich plage mich damit ab stundenlang, ohne das Richtige zu treffen!"

„Es gibt Dinge, die man eben als Kind lernen muß, liebe Anna!" tröstete Gerhard. „Später fallen sie doppelt schwer, weil sie rein mechanischer Natur sind. Es geht dabei wie mit dem Klavierspielen. Der größte Philosoph würde am Fingersatze scheitern, wenn er ihn in vorgerückten Jahren erlernen sollte, während ihn ein sechsjähriges Mädchen in ein paar Stunden weg hat. Zu derlei Dingen bedarf es der Geduld."

„Und Geduld war leider niemals meine starke Seite!" erwiderte Anna unter Thränen lächelnd. „Sage, Gerhard, ist es denn wirklich ganz unbedingt notwendig, daß ich das gräßliche Französisch lerne?"

„Ganz unbedingt nötig ist es nicht. Auch verstehe ich mich wohl nicht besonders aufs Unterrichten. Wenn es dir zu schwer fällt, so laß es liegen, bis Bertha kommt. Vielleicht lernst du mit ihr leichter."

„Ach ja!" rief sie, ihre Schreibereien vergnügt zusammenpackend. „Warten wir, bis Bertha kommt. Ich kann ja doch eine brave Hausfrau sein, auch ohne französisch zu parlieren.

Sie schob Buch und Heft in den Bücherkasten, gab ihrem Manne einen herzhaften Kuß und sauste hinaus in die Küche. Gerhard setzte sich an den Schreibtisch und stützte sinnend den Kopf in die Hand. Es kamen ihm nach und nach doch allerlei merkwürdige Gedanken über seine ehelich pädagogischen Bestrebungen.

Von der Hochzeitsreise zurückgekehrt, hatte das junge Paar bei den bekannten Familien die unerläßlichen Besuche gemacht. Selbstverständlich begegnete man Anna überall mit gesellschaftlicher Artigkeit, doch wollte es Gerhard bedünken, als streifte dieselbe zuweilen an eine gewisse herablassende Nachsicht. Das wurmte ihn. Dabei mußte er sich gestehen, daß eine bei Anna sonst ganz ungewohnte Befangenheit ihre wirklichen Vorzüge den Leuten gegenüber nicht zur Geltung kommen ließ. Sie fühlte sich unbehaglich in diesen Kreisen, obwohl sie sich bemühte, nichts davon merken zu lassen. Nur bei Frau von Helling befand sie sich wohl. Klothilde war ihr mit voller Herzlichkeit entgegengekommen und hatte sich bald ihre ganze Zuneigung gewonnen. Anna nahm Klothildens geistige Ueberlegenheit als etwas Selbstverständliches hin. Sie schien glücklich, sich ihr in allem, was über den engen Kreis der Häuslichkeit hinausging, unterordnen zu können. Klothilde fand ihrerseits an der frischen, jeder Affektation baren Natürlichkeit Annas unverkennbaren Gefallen. So entwickelte sich trotz des großen geistigen Abstandes zwischen beiden allmählich ein Freundschaftsverhältnis, bei dem Klothilde die Gebende, Anna die Empfangende blieb. Gerhard erkannte unschwer, daß Klothilde in ihrer zartschonenden Weise die zuweilen etwas burschikos angehauchten Manieren seiner Frau zu mildern, sie an den gedämpfteren Ton der guten Gesellschaft zu gewöhnen suchte, daß sie sich zugleich bestrebte, den geistigen Horizont derselben zu erweitern, ihre Empfindungen zu verfeinern, mit einem Worte, daß sie stillschweigend das Amt seiner Mitarbeiterin übernahm. Obwohl er ihr dafür eigentlich nur dankbar sein konnte, lag in dieser Wahrnehmung doch zugleich etwas eigentümlich Demütigendes für ihn. Mehr als einmal dachte er zurück an jene Besprechung mit Emil. Wollte ihm Klothilde den Unterschied zwischen ihr und Anna recht fühlbar machen? Doch nein! Ein solcher Gedanke lag ihrer Gesinnung unbedingt fern! Aber weshalb bemühte sie sich, Annas Wesen umzugestalten? That sie es nur aus persönlichem Interesse für die junge Frau? Oder — und bei diesem Gedanken erschrak er in tiefster Seele — hatte Emil vielleicht doch recht gesehen, und wollte sie mit der Selbstverleugnung einer edlen weiblichen Seele dem Manne, der es nicht verstanden, ihre Gefühle für ihn zu erraten, das Interesse, welches sie noch immer für ihn hegte, damit werkthätig bekunden, daß sie, soweit sie solches vermochte, seine Lebensgefährtin geistig zu heben suchte? Gerhard errötete bei dem Gedanken, dessen, wie er sich ärgerlich sagte, nur ein Geck fähig sein konnte. Ihn ganz von sich zu weisen vermochte er aber doch nicht, und wenn Anna für Klothilde begeistert schwärmte, wurde es ihm dabei oft ganz seltsam zu Mute.

Frau Wilken hatte trotz der sorgsamen Pflege während des Winters immer gekränkelt. Gerhard erkannte, daß seine Kun-

nicht im stande war, die unvermeidliche Katastrophe aufzuhalten. Er mußte sich darauf beschränken, sie möglichst hinauszuschieben. In schonender Weise hatte er Anna auf das Unvermeidliche vorbereitet. Trotz ihres unbegrenzten Vertrauens in die Wissenschaft ihres Mannes konnte und wollte sie doch nicht glauben, daß das Schicksal ihrer Mutter entschieden sei. Es war rührend zu sehen, mit welcher Sorgfalt und Liebe sie die Leidende pflegte. Natürlich konnte unter solchen Umständen von anderem nicht die Rede sein. Hierzu kam noch, daß Annas eigener Zustand der Schonung bedurfte. Gerhard machte daher Bertha den Vorschlag, ganz bei ihnen zu bleiben. Sie nahm das Anerbieten an und traf gegen Ende des Februar im Hause ihres Schwagers ein.

Anfang April schlummerte die alte Frau, in ihr Schicksal ergeben, sanft hinüber. Sie wußte das Los ihrer Kinder gesichert; weiteres hatte sie vom Leben nicht mehr gefordert. Annas Schmerz äußerte sich in so heftiger Weise, daß Gerhard und Bertha um sie selbst besorgt zu werden anfingen. Es bedurfte ihrer ganzen Ueberredungskunst, um ihr begreiflich zu machen, daß die Rücksicht für das zu erwartende junge Leben ihr die Beherrschung ihres Schmerzes zur gebieterischen Pflicht machte.

Die Hoffnungen, welche Gerhard auf Berthas Mithilfe zur geistigen Weiterbildung Annas gesetzt hatte, erfüllten sich nur in sehr bescheidenem Maße. Mit dem Französischlernen ging es bei ihr ebensowenig als bei ihm. Stets fand Anna irgend eine dringende Beschäftigung in ihrem Hauswesen, die es ihr unmöglich machte, sich mit der langweiligen „Lernerei" abzugeben. Noch ehe sie über die Geheimnisse des Teilungsartikels hinausgekommen war, wurde deshalb der „Ahn" in stillschweigender Uebereinkunft beiseite gelegt. „Im Grunde genommen hat sie recht," dachte Gerhard, um sich selbst zu beruhigen; „wirkliche Bildung besteht ja nicht im Plappern einer fremden Sprache. Versuchen wir es also mit anderem und auf anderem Wege!" —

Wie in der äußeren Erscheinung bildete Bertha auch in geistiger Beziehung einen merkwürdigen Gegensatz zur Schwester. Mit Erstaunen erkannte Gerhard, welchen reichen Schatz von Wissen sich das junge Mädchen durch unablässiges Streben angeeignet hatte. Dabei besaß sie einen lebhaften Sinn für die schönen Künste. Ihre stets mit zurückhaltender Bescheidenheit abgegebenen Urteile überraschten oft durch Richtigkeit und Schärfe. Dabei vermied sie es mit erstaunlichem Takte, ihre geistige Ueberlegenheit irgendwie der Schwester fühlbar zu machen. Trotzdem merkte Gerhard bald, daß Anna, die sich Klothilden bereitwilligst und als ob solches sich von selbst verstünde, unterordnete, doch keineswegs geneigt schien, dies Bertha gegenüber zu thun. Wenn es auch nie zu einem Konflikte zwischen ihnen kam, so ging doch aus hundert unfaßbaren Einzelheiten hervor, daß Anna, trotz ihrer Liebe zur Schwester, gewissen eifersüchtigen Regungen nicht unzugänglich blieb. Ohne Zweifel fühlte sie die eigene Unzulänglichkeit in dem beständigen Verkehre mit der Schwester deshalb um so lebhafter, weil sie sich zugleich den Vorwurf machen mußte, daß sie die ihr von Bertha so gerne gebotene Beihilfe, sich weiter zu bilden, aus Mangel an Willenskraft unbenutzt ließ.

Gerhard liebte es nicht, seine Erholung allein und außerhalb des Hauses zu suchen. Er verbrachte deshalb die Abende fast immer in der Familie. Während des Winters hatte er Anna öfter ins Theater geführt. Eingedenk der in Italien mit der Oper gemachten Erfahrungen wählte er vorzugsweise Lustspiele und gute Volksstücke, an denen sie großen Gefallen fand. Auch einige Bälle hatten sie besucht. Anna tanzte leidenschaftlich gern. Da es der schönen jungen Frau niemals an Tänzern fehlte, unterhielt sie sich vortrefflich. Gerhard schmeichelte es, seine heitere, lebenslustige Gattin von allen Seiten umworben zu sehen. Er mußte sich gestehen, daß sie, was Anmut der Erscheinung betraf, gegen keine der Damen zurückzustehen brauchte.

Durch den Trauerfall waren sie nunmehr ganz auf den häuslichen Kreis angewiesen. Wenn sie des Abends beisammen saßen, suchte Gerhard, an irgend ein Vorkommnis des Tages anknüpfend, das Gespräch unvermerkt derart zu wenden, daß Anna, ohne mit „Lernerei" behelligt zu werden, daraus so manches Interessante und Wissenswerte erfahren konnte. Auf seine Absicht eingehend, unterstützte ihn Bertha dabei nach Möglichkeit. Diese indirekt pädagogische Methode bot übrigens auch nicht unbedeutende Schwierigkeiten. Sollte der Gegenstand Annas Aufmerksamkeit fesseln, so durfte er das Maß ihres Wissens nicht zu sehr überschreiten, denn sonst blieb er ihrem Verständnisse entrückt und langweilte sie. Wo Gerhard und Bertha sofort Berührungspunkte fanden, gähnte für Anna oft genug eine schwer zu überbrückende Kluft. Zu fragen und damit ihre Unwissenheit zu bekunden, widerstrebte ihrem Stolze. Ihr unaufgefordert etwas vorzudozieren war keineswegs rätlich, denn sie wurde leicht empfindlich. Daher gebrauchte Bertha zuweilen den Kunstgriff, sich von Gerhard etwas erklären zu lassen, was sie recht gut wußte, um Anna auf diese Weise Gelegenheit zu bieten, etwas zu lernen. Aber auch hierbei mußte sie sehr vorsichtig zu Werke gehen, denn bei ihrem natürlichen Scharfsinne merkte die junge Frau leicht die Absicht und wurde verstimmt. Oefter geschah es, daß Gerhard und Bertha über dem Gegenstande selbst ihre pädagogisch-didaktischen Bestrebungen für den Augenblick vergaßen und sich so darein vertieften, daß ihnen Anna auch bei dem besten Willen nicht folgen konnte. Dann pflegte sie leise aufzustehen und sich, „um das gelehrte Gespräch nicht zu stören", draußen etwas zu schaffen zu machen. Herr Dr. Hunold erkannte von Tag zu Tag deutlicher, daß es mit seinen pädagogischen Bestrebungen in der Ehe gar manchen bedenklichen Haken hatte.

Mit dem Tage, wo Anna einem prächtigen Knaben das Leben schenkte, war es mit der ehelichen Pädagogik für immer zu Ende. Die junge Mutter schwebte lange in Gefahr und erholte sich nur sehr langsam. Ihre mütterlichen Pflichten nahmen sie jetzt so völlig in Anspruch, daß sie für anderes als ihr Hauswesen weder Zeit noch Sinn mehr hatte. Gerhard mußte sich mit der Thatsache beruhigen, in seiner Lebensgefährtin eine wackere Hausfrau und eine gewissenhafte, unermüdlich sorgsame Mutter zu besitzen. „Nun, vielleicht ist es besser so!" sagte er sich mit einem unterdrückten Seufzer. „Alles läßt sich nun einmal nicht vereinigen in dieser Welt! Meine Frau bietet, was sie zu bieten vermag! Was will ich denn eigentlich noch mehr? Begnügen wir uns mit dem, was wir haben!"

Ein wissenschaftliches Werk, die Frucht langjähriger Studien und Forschungen, verschaffte ihm ein Jahr darauf den Ruf als Professor nach Bonn. Er nahm das Anerbieten sofort an, denn es war ihm nicht unlieb, aus dem bisherigen Kreise zu scheiden, obwohl er sich über die Gründe dafür nicht gern Rechenschaft geben mochte. Da er die neue Stellung bereits mit Beginn des Wintersemesters anzutreten gedachte, übersiedelte er noch im Laufe des Sommers nach der schönen Rheinstadt.

Auch Anna war mit dem Wechsel zufrieden. In den ihr durch ihre Heirat eröffneten gesellschaftlichen Verhältnissen hatte sie sich niemals recht behaglich gefühlt. Nur der Abschied von Klothilden, die sie sich zur Patin ihres Sohnes gewählt hatte, fiel ihr schwer. „Ich weiß nicht," sagte sie, als sie mit Gerhard und Bertha vom Abschiedsbesuche bei Frau von Helling zurückkehrte, „ob ich mich täusche, aber bei den meisten unserer Bekannten konnte ich niemals ein Gefühl los werden, als könnten mir es die Leute nicht verzeihen, daß ich mir früher mein Brot durch meiner Hände Arbeit verdient habe. Nur Fräulein Klothilde und ihre Mutter ließen es mich niemals fühlen. Sie waren stets gleich lieb und gut gegen mich."

„Da thust du den Leuten doch wohl Unrecht, Anna!" meinte Gerhard, einen raschen Blick mit Bertha wechselnd, die bei der Bemerkung der Schwester leicht errötete.

„Ich glaube kaum, daß ich mich täusche. Von der abscheulichen Geheimrätin Katte z. B. weiß ich es ganz gewiß! Ich habe sie deshalb auch niemals ausstehen können. Nun, in Bonn wird das wohl auch anders werden. Aber um Klothilde thut es mir leid. Ich werde sie sehr vermissen! Wenn ich nur wüßte, weshalb sie sich überhaupt mit einem so kleinen dummen Dinge wie ich so viel befaßte. Mir scheint immer, Gerhard, mein Hauptverdienst ihr gegenüber bestand darin, daß ich deine Frau bin!"

„Aber Anna, welch ein Gedanke!"

„Nun, nun, wir wollen davon nicht weiter sprechen!“ sagte sie mit schelmischem Seitenblicke. „Denkst du nicht auch, Bertha, daß ich recht habe?“

„Natürlich verdankt eine Frau der Stellung ihres Mannes die Aufnahme, die sie in der Gesellschaft findet,“ erwiderte diese.

„So meine ich es nicht! Aber wie gesagt, es thut mir sehr leid um Klothilde! Sie wird mir sehr abgehen!“ —

Bei dem sonnengoldigsten rheinischen Herbstwetter hielt Herr Professor Hunold samt Familie seinen Einzug in Bonn, wo sie überall die freundlichste Aufnahme fanden. Anna war glücklich. Sie hatte monatelang mit der Einrichtung ihres neuen Hauswesens zu thun und konnte daher alle „Gelehrsamkeit“ Bertha und dem Herrn Professor überlassen.

Als Gerhard eines Morgens kurz vor Weihnachten aus dem Kolleg kam, eilte ihm Anna, einen Brief in der Hand, entgegen.

„Eine große, fröhliche Nachricht! Klothilde hat sich mit deinem Freunde Emil verlobt! Hier die Anzeige nebst Briefen.“

Gerhard wurde es doch eigentümlich zu Mute. In voller Unmittelbarkeit trat ihm jene Szene im Rauchzimmer wieder vor die Seele.

„Ist mir doch, als ob du mir erst jetzt ganz gehörtest, Gerhard!“ sagte Anna, ihn zärtlich anblickend.

„Was soll das heißen? Ich verstehe dich nicht!“

„Sage was du willst, ich weiß doch, daß du Klothilden nicht gleichgültig warst! Ich fürchtete immer, du könntest eines Tages bereuen, nicht sie statt meiner gewählt zu haben!“

„Anna, du kleines, närrisches Ding! Wirst du wohl aufhören mit solchen Späßen? Noch ein Wort und ich hole die französische Grammatik!“

„Prr!“ rief sie, energisch den Kopf schüttelnd. „Von der Grammatik wollen wir wieder sprechen, wenn unser Paul sich damit wird abquälen müssen! Komm laß uns sofort den Verlobten unsere Glückwünsche senden! Du weißt nicht, Gerhard, wie glücklich ich bin!“

Sie eilte voran nach dem Studierzimmer. Gerard folgte, den Blick sinnend auf die Papiere in seiner Hand geheftet.

9.

Zehn Jahre später.

„Papa,“ sagte Paul, den blonden Lockenkopf von seiner Arbeit erhebend. „Weshalb muß ich denn immer mit Tante Bertha lernen? Hat Mama gar keine Zeit für mich?“

Professor Hunold legte die Zeitung beiseite und wandte sich zu dem kleinen Interpellanten.

„Mama ist mit dem Hauswesen beschäftigt. Sie sorgt dafür, daß alles in Ordnung ist. Wie willst du, daß sie dir auch noch bei deinen Aufgaben helfen soll?“

„Aber Tante Bertha hilft auch im Hause mit und hat doch immer Zeit für mich!“

„Hast du deine Aufgabe fertig?“

„Noch nicht, Papa!“

„Dann sieh zu, daß du damit zu Ende kommst und zerstreue dich nicht mit überflüssigen Fragen!“

Paul schwieg. Gerhard nahm seine Lektüre wieder auf, wobei er ab und zu einen Blick auf den beim Fenster des Bibliothekzimmers arbeitenden Knaben warf.

Seit wir ihn zuletzt gesehen, war Professor Hunold merklich gealtert. Obwohl er erst im Anfange der Vierziger stand, zeigte sich das Haar an den Schläfen doch bereits stark gelichtet und von manchem Silberfaden durchzogen. Der kleine Paul, sein einziges Kind, war ein stämmiger Junge. Er glich auffällig der Mutter. Seit vorigem Jahre besuchte er das Gymnasium, wo er in seiner Klasse den Platz des Primus einnahm und ihn ehrenvoll zu behaupten wußte.

Bis zum Eintritte ins Gymnasium war er unter Berthas leitender Obhut geblieben. Nun lernte sie selbst noch Latein, um mit ihm arbeiten zu können. Obwohl sie ihn durchaus nicht verhätschelte, sondern, wo es nötig war, ihn sogar mit unnachsichtlicher Strenge behandelte, hing der Knabe doch mit großer Liebe an ihr. Anfangs war es in betreff der Erziehungsgrundsätze zwischen den Schwestern zu mancherlei Differenzen gekommen, die Gerhard stets zu Berthas Gunsten entscheiden mußte. Schließlich hatte sich die Frau Professorin jedoch darein ergeben, die geistige Ausbildung ihres Sohnes den „Gelehrten“ zu überlassen. Sich selbst behielt sie die körperliche vor; daß sie in dieser Beziehung nichts verabsäumte, bewies das blühende Aussehen des Kindes.

Gerhard hatte, wie man zu sagen pflegt, Karriere gemacht. Sein Hörsaal war dicht gefüllt und seine ärztliche Thätigkeit verschaffte ihm ein glänzendes Einkommen. Auch an äußeren Auszeichnungen, auf die er jedoch wenig Wert legte, fehlte es ihm nicht. Er hatte somit alle Ursache, mit den Erfolgen seines Strebens zufrieden zu sein, und doch zeigte ein Blick auf die vorzeitig alternde Gestalt, daß er nicht zu den Glücklichen zählte.

Was war die Ursache? Herrschte Unfriede in seiner Häuslichkeit? Nein! Obwohl, dem Sprichwort zufolge, zwei Frauen in einem Hause niemals Freunde sein können, bestand doch zwischen Anna und Bertha ein gutes, nur selten und auch dann nur vorübergehend getrübtes Einvernehmen. Beide bemühten sich nach Kräften, jede Störung derselben zu vermeiden. Aber Gerhard fühlte nur zu wohl, daß seine Frau nicht glücklich war, und dieses Bewußtsein warf einen tiefen Schatten in sein Leben.

Annas gewinnende Erscheinung, ihre Gemütlichkeit und Heiterkeit hatten in Bonn anfangs eine geradezu bestechende Wirkung auf die neue Umgebung geübt. Man war ihr überall in der liebenswürdigsten Weise entgegengekommen. Bald zeigte sich jedoch auch hier der Unterschied zwischen ihrem Bildungsstande und dem der Damen, mit denen die Stellung ihres Mannes sie in Berührung brachte. Die Frauen deutscher Hochschullehrer bilden eine eigentümliche, das Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit des deutschen Gelehrtentums oft gar merkwürdig reflektierende Spezies. Man fand die schöne junge Frau Professorin „köstlich naiv“. Es dauerte nicht lange, so machten einige ihrer „Naivitäten“, in keineswegs wohlwollender Weise kommentiert, die Runde durch den Kreis und gelangten durch Zwischenträgereien zu den Ohren ihrer Urheberin. Anna wurde verlegen, ängstlich und kopfscheu, sah überall, auch wo solches nicht der Fall war, mitleidige Geringschätzung und zog sich schließlich ganz auf ihre Häuslichkeit zurück. Gerhard suchte sie zu beruhigen und zu trösten. „Was liegt am Gerede einiger boshafter Weiber?“ sagte er. „Wir bedürfen ihrer nicht! Also schlage dir das nichtswürdige Geschwätz aus dem Sinne! Du bleibst deswegen doch meine liebe, gute kleine Frau!

Anna nahm sich die Sache jedoch ernstlich zu Herzen. Immer tiefer schlug der Gedanke, daß sie für ihren Mann nicht passe, Wurzel in ihrer Seele, wenn sie ihn auch Gerhard gegenüber nicht aussprach, und diese sich allmählich bis zu krankhafter Beharrlichkeit steigernde Idee machte sie sogar ungerecht gegen ihre wirklichen Vorzüge. So viel nur möglich, vermied sie es, irgendwie in die Oeffentlichkeit zu treten. Wo dies dennoch unvermeidlich war, erschien sie befangen, fast linkisch. Gerhard und Bertha fühlten das alles sehr wohl. Sie gaben sich redlich Mühe, Anna in ihrem Selbstbewußtsein zu heben. Berthas erfinderischer Geist war unerschöpflich von zarten Aufmerksamkeiten gegen die Schwester, aber es schien, als ob diese die eigene Inferiorität dadurch nur um so tiefer empfände. Wäre Anna eine gemeine Natur gewesen, so würde sich dieses Gefühl ohne Zweifel in Abneigung, wenn nicht in Haß gegen Bertha Luft gemacht haben. Aber sie war keine gemeine Natur und deshalb richtete sich ihre Unzufriedenheit gegen sie selbst. Ehe das Schicksal sie Gerhard zuführte, hatte sie ruhig in ihrem bescheidenen Wirkungskreise gelebt: sie wußte, daß sie denselben vollkommen auszufüllen im stande war. Plötzlich in eine Sphäre gerückt, in welche sie, ihrer Ueberzeugung nach, nicht gehörte, empfand sie den Mangel an Willenskraft, sich zu derselben auch geistig zu erheben, doppelt schmerzlich, übertrieb das quälende Bewußtsein der eigenen Unzulänglichkeit, blickte mit mutlos entsagender Bewunderung zu Gatte und Schwester empor und fühlte sich doppelt unglücklich in dem Gedanken, sie sei nicht im stande, Gerhard glücklich zu machen. Immer und immer wieder kam ihr jenes Wort, das sie am Trauungstage zu ihm gesprochen: „Klothilde wäre eigentlich die rechte Frau für dich gewesen,“ in den Sinn. Wohl sprach sie es nicht wieder aus, aber in ihren trüben Blicken stand es nur allzu oft deutlich zu lesen. Gerhard las es, und das that ihm namenlos wehe.

So verging ein Jahr um das andere, und immer dunkler legten sich die Schatten über die einander in aufrichtiger Liebe zugethanen Menschen, denen alle äußeren Bedingungen zu einem glücklichen Leben geboten schienen und die trotzdem nicht zu dem Genusse ihres Glückes gelangen konnten.

„Ich weiß nicht, Papa, mir ist der Kopf heute so schwer," sagte der kleine Paul, sich die Locken aus der Stirn streichend und das Köpfchen in die Hand stützend. „Ich kann gar nicht behalten, was ich lese."

Gerhard stand auf, betrachtete aufmerksam das Kind und fühlte ihm den Puls. Zu seinem Schrecken gewahrte er ein ziemlich starkes Fieber. Auch waren die sonst so hellen Augen trüb und matt.

„Seit wann hast du Kopfweh, Paul?"

„Weh thut mir der Kopf nicht, Papa, aber er ist so schwer, und dabei ist mir auch kalt. Heute früh beim Aufstehen drehte sich alles um mich herum."

Gerhard läutete.

„Ist Fräulein Bertha zu Hause?" fragte er das Dienstmädchen.

„Fräulein Wilken ist in ihrem Zimmer."

„Ich lasse sie bitten, einen Augenblick zu mir zu kommen."

Nicht ohne Unruhe wegen der ungewohnten Aufforderung erschien Bertha sogleich.

„Liebe Bertha," sagte Gerhard, „ich fürchte, unser Paul ist nicht wohl."

Bertha warf einen erschrockenen Blick auf den Knaben.

„Du denkst doch nicht! . . ." stammelte sie.

Gerhard zuckte die Achseln.

„Bis jetzt läßt sich nichts bestimmen, aber bei dem unter den Kindern zur Zeit grassierenden Scharlachfieber muß man auf alles gefaßt sein."

„Nicht wahr, Papa, ich werde nicht krank?" sagte Paul ängstlich. „Und wenn ich doch krank werden muß, so machst du mich wieder gesund? Mama sagt ja immer, du seiest so geschickt!"

„Sei ruhig, Paul; es wird alles gut werden!" tröstete ihn Bertha. „Komm, ich bringe dich zu Bette! Papa wird dir unterdessen etwas verschreiben!"

Paul erhob sich folgsam. Gerhard bemerkte, daß die Schritte des Knaben schwankten.

„Was wird Anna dazu sagen?" flüsterte Bertha. „Sie ist gleich so ängstlich! Fehrmanns kleine Luise liegt auch seit gestern im Fieber!"

Die Thür flog auf und Anna trat rasch herein. Sie war blaß. Ihr erster Blick fiel auf das Kind.

„Ich höre, Paul ist nicht wohl!" rief sie mit bebender Stimme, „ihr wollt mir es nur verheimlichen!"

„Beruhige dich, Anna," tröstete Gerhard. „Noch ist kein Grund zu Besorgnis vorhanden. Du weißt ja, bei Kindern kommt leicht etwas vor!"

„Mein lieber, süßer Paul! Mein einziges Glück!" rief Anna, den Knaben aufhebend und ihn leidenschaftlich küssend, „du darfst mir nicht krank werden! Fürchte dich nicht, ich bleibe bei dir! Was kann dir geschehen, wenn ich bei dir bin?"

Sie trug ihn weg, gefolgt von Bertha und Gerhard, die sie beschworen, sich und das Kind nicht unnötig aufzuregen.

Leider bewahrheiteten sich Berthas Befürchtungen. Paul erkrankte heftig am Scharlachfieber. Lange schwebte er zwischen Tod und Leben. Erst nach der vierten Woche konnte Medizinalrat Hirschberg, den Gerhard zugezogen hatte, das Kind außer Gefahr erklären.

„Mit dem Kleinen wären wir jetzt im reinen," sagte er, „dafür will mir aber Ihre Gemahlin ganz und gar nicht gefallen, Herr Kollege! Ich fürchte, sie hat sich am Krankenbette, von dem sie trotz unserer Vorstellungen und Bitten nicht wegzubringen war, selbst eine Krankheit zugezogen. Gebe Gott, daß es nicht die gleiche ist. Sie wissen, um wieviel gefährlicher das tückische Leiden bei Erwachsenen als bei Kindern aufzutreten pflegt!"

Gerhard erschrak zum Tode. Wohl war auch ihm die Veränderung in Annas Wesen nicht entgangen, aber er redete sich ein, die Aufregung raube seinem ärztlichen Blick die zur Beobachtung nötige Ruhe. Nun sah er seine schlimmsten Befürchtungen bestätigt, denn er kannte aus Erfahrung die sichere Diagnose des alten Arztes. Als Anna ihr Kind gerettet wußte, wich die fast übermenschliche Kraft, mit der sie sich bisher aufrecht erhalten hatte, und widerstandslos brach sie in sich zusammen.

* * *

Die Glocke des nahen Kirchturms hatte soeben die Mitternachtsstunde verkündet. Noch vibrierte der letzte Ton durch die milde Sommerluft der stillen Mondnacht, als sich in dem anstoßenden Zimmer leise Tritte vernehmen ließen. Den Kopf in beide Hände gestützt, saß Gerhard an seinem Schreibtische. Mit dem gedämpften Lichte der Lampe mischte sich der Schein des durchs Fenster blickenden Vollmonds und beleuchtete die Gestalt des einsamen Mannes, der übermüdet in einen unruhigen Schlummer versunken war. Geräuschlos öffnete sich die Thür. Bertha erschien auf der Schwelle. Sie blieb stehen und betrachtete, mitleidig den Schlummernden. Dann trat sie näher und legte sanft die Hand auf seine Schulter.

Gerhard zuckte zusammen und erwachte.

„Wie geht es mit Anna?" fragte er beklommen.

„Sie wünscht dich zu sprechen."

„Ist sie ruhiger?"

„Ganz ruhig. Ihr Geist ist jetzt klar. Aber ich fürchte, Gerhard . . ."

Thränen erstickten ihre Stimme.

„Mut, Bertha! Komm!" sagte er, sich erhebend. „Vielleicht ist doch noch Hoffnung!"

Vor einer halben Stunde hatte er die Kranke nach einem heftigen Paroxysmusanfalle unter Berthas und der Wärterin Obhut verlassen, um ein wenig zu ruhen. Als er jetzt zu ihrem Bette trat, sah er auf den ersten Blick, daß der verhängnisvolle Augenblick gekommen war.

„Mein Gerhard," sagte sie, indem sie versuchte, ihm die Hand entgegenzustrecken, sie aber vor Ermattung sinken ließ, „ich fühle, daß ich von euch scheiden muß. Wie geht es unserem Paul?"

„Er schläft ruhig."

Ein glückliches Lächeln flog über die Lippen der Sterbenden.

„Laß ihn nicht wecken, Gerhard!" flüsterte sie, „ich habe mit Bertha gesprochen. Sie hat mir zugeschworen, daß sie meine Stelle bei ihm vertreten will. Nicht wahr, Bertha?"

Bertha konnte nicht sprechen. Sie beugte sich über Anna und küßte sie auf die glühende Stirn. Gerhard faßte ihre Hand mit beiden Händen.

„Wie fühlst du dich, meine Anna?" fragte er, seinen Schmerz mit aller Macht niederkämpfend.

„Wohl, sehr wohl, wie seit langem nicht! Wie kindisch, sich vor dem Sterben zu fürchten! Aber ich war immer kindisch, Gerhard, und habe dich damit unglücklich gemacht!"

„Mich unglücklich gemacht?" rief Gerhard, „du warst stets meine liebe, gute, brave Frau! Wie hättest du mich unglücklich machen können?"

„Und ich habe dich immer geliebt, Gerhard, mehr als ich es sagen kann," erwiderte sie mit einem Blicke voll namenloser Liebe. „Nicht wahr, du wirst mich nicht vergessen? Und wenn unser Paul im stande sein wird, es zu verstehen, wirst du ihm sagen, daß ich dich immer geliebt habe."

Vom Schmerze übermannt, vermochte Gerhard nicht zu antworten. Er schloß sie in die Arme, strich ihr das wirre Haar aus der Stirn und legte ihr Haupt an seine hochklopfende Brust.

„O, mir ist wohl!" stammelte Anna. „Horch, Gerhard! Hörst du es rauschen?"

„Was, meine Anna?"

„Das Meer, das schöne, blaue, unendliche Meer! Bis zu unseren Füßen spritzen die Wellen! Aber ich fürchte mich nicht! Du bist ja bei mir, Gerhard! Weshalb sollte ich mich fürchten?"

Gerhard überrieselte es kalt bis ins Mark. Hatte sie nicht damals am Strande bei Livorno gesagt, er solle sie an jenes Bild erinnern, wenn die Stunde des Scheidens gekommen sein würde? Und nun führte die Phantasie es der Sterbenden vor die Seele.

„Wie der Mond sich in den Wellen spiegelt!" fuhr sie mit erlöschender Stimme fort. „Das ist die Brücke, Gerhard, die Brücke!"

Ein konvulsivisches Zucken durchflog den Körper, die Augen verglasten, ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust und das Haupt fiel schwer gegen seine Schulter.

In stummem Gebete knieten Bertha und die Wärterin zur Seite des Sterbe-

bettes. Gerhard schloß die erstarrten Augen, drückte einen Kuß auf die wie zu einem glücklichen Lächeln halbgeöffneten Lippen und sank, das Gesicht mit den Händen bedeckend, laut schluchzend in den Lehnstuhl zu häupten des Lagers.

* * *

Als Gerhard einige Tage nach der Trauerfeier von Annas Grabe zurückkehrte, fand er folgenden Brief vor:

„Mein alter, treuer Freund!

Mit tiefstem Schmerze haben wir die Nachricht von dem Tode Deiner lieben, guten Anna vernommen! Wie bedauern wir es jetzt, daß wir trotz Eurer wiederholten Einladung niemals zu Euch gekommen sind. Aber Du weißt ja, wie es geht. Mit einer größeren Familie hält es schwer, von Hause fortzukommen. Stets mußten wir unsern Sommeraufenthalt nach Anordnung unseres gestrengen Hausarztes wählen. Namentlich war es Dein Pate, unser Gerhard, der uns mancherlei Sorge machte. Doch jetzt ist alles wieder gut und, falls nicht aufs neue etwas dazwischen kommt, hoffe ich in einigen Wochen bei Dir am Rheine zu sein, um Dir in Deinem Schmerze die treue Freundeshand zu reichen.

Du weißt, Klothilde hat die Heimgegangene sehr geliebt. Daß Klothilde sie liebte, ist wohl der beste Beweis für ihren Wert. Du verstehst mich, Gerhard! Erinnerst Du Dich noch an jenen Abend, wo wir auf dem Balle unsere Ansichten tauschten? Wie viel hat sich seitdem geändert! Aber Eines ist sich gleich geblieben, und sie wird sich gleich bleiben, was auch die Zeit uns bringen möge, und Klothilde ist eins mit mir in diesem Gefühle.

Wie mußt Du gelitten haben und noch leiden! Ich versuche nicht, Dir ein Wort des Trostes zu sagen, denn was vermögen Worte bei solchem Schmerze! Dein einziger Trost ist jetzt Dein Kind! Möge Dir in ihm ein neues Glück erblühen!

Wenn es geht, bringe ich Gerhard mit. Er freut sich sehr, Deinen Paul kennen zu lernen. Möge sich in unseren Kindern die Freundschaft erneuern, in der sich vor langen Jahren die Väter gefunden haben!

Und nun, lieber Gerhard, auf baldiges Wiedersehen! In alter, treuer Liebe

Dein Emil."

Gerhard hatte den Brief auf den Schoß sinken lassen. In eine Welt von Gedanken versunken, starrte er lange vor sich hin. Da nahten hinter ihm gedämpfte Schritte. Zwei kleine Arme schlangen sich um seinen Hals, und leise schluchzend legte Paul den Kopf an seine Schulter, während Bertha mit nassen Blicken auf Kind und Vater niedersah.

„Er ließ sich nicht zurückhalten!" sagte sie. „Er wollte zu dir! Wie ähnlich er ihr sieht, Gerhard!"

Der Witwer wandte den Blick von der im schwarzen Trauergewande doppelt unscheinbaren Gestalt Berthas auf das Antlitz des weinenden Kindes. Ja, Paul war das Ebenbild seiner schönen Mutter!

„Möge er geistig dir ebenso ähnlich werden, arme Bertha," sagte er, ihr die Hand reichend, „wie er körperlich ihr ähnlich ist, die mit ihrem Leben das seinige erkauft hat!"

Und den Knaben an sein Herz ziehend, drückte er einen heißen Kuß auf seine Stirn, während eine schwere Thräne auf die blonden Locken niedertropfte.

Kornspuk.

Von

Ferdinand Avenarius.

Der Wind brummt schrullenhaft verworren,
Der Mond schielt schräg herab aufs Korn —
Wie sich's da hebt und dreht und duckt
Und aufwärts schnellt und um sich guckt!

Von Köpfen wimmelt's überall,
Hier einzeln, dort als ganzer Wall:
Ihr erdig grauen Gesichter ihr,
Was wollt ihr nur, Gelichter, hier?

Jetzt brummt's wie heimliches Gelach,
Jetzt summt's wie eine fremde Sprach —
Formeln und Zeremonienwust —
Was, Geistervolk, ist's, was du thust?

Zum Lachen halb und halb zum Graun,
Gesellen, seid ihr anzuschaun —
Urgeister seid ihr: Tags entthront,
Betet ihr nachts hinauf zum Mond!

Ein Fremdling schreit' ich dazwischen hin,
Weiß nicht, was das soll, weiß nicht, wo ich bin,
Unheimlich wird's mir schier zu Mut —
Fürwitziges Seelchen, sei auf der Hut!





Schloß Stolpen (1376).

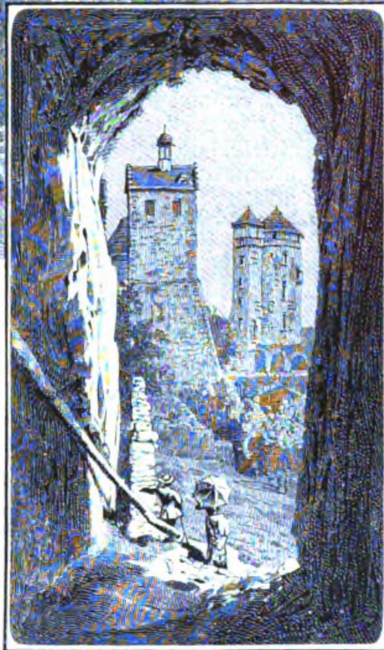
Schloß Stolpen und die Gräfin Cosel.

Von

Oskar Wilsdorf.

Der weitaus größte Teil der Vergnügungsreisenden, welcher alljährlich die malerischen Felsbildungen und herrlichen Schluchten und Gründe des Elbsandsteingebirges von Dresden aus besucht, wandert gewöhnlich die große Touristenstraße und erblickt wohl von hohen Aussichtstürmen aus Berge, Burgen und Schlösser, aber der Stadt und dem Berufsleben nur auf kurze Zeit entflohen, sucht er im eigentlichen Wandern sein Ziel und begnügt sich mit dem, was die Natur ihm darbietet, ohne etwa nach den Schicksalen der Menschen zu fragen, die in früheren Zeiten an jene Felsenwände da oben oder in jene Schloßverließe da drüben gebannt ihr Leben einsam und fern von den Menschen vertrauerten und denen jene entzückende Aussicht auf Berge, Felsen und Fluren eine kaum zu ertragende Verschärfung ihrer Kerkerhaft bedeutete. Wenn aber doch einmal die breite Heerstraße die Gelegenheit dazu bietet, so mag der Vergnügungsreisende nur flüchtig jener düsteren Sagen und Geschichten vom Menschenherzen gedenken und gibt sich gern zufrieden mit der eintönigen und einfarbigen Erzählung des Schloßkastellans, ohne dabei zu empfinden, welches Stück Weltgeschichte darin verborgen liegt, wichtig und lehrreich genug auch für die gegenwärtige Zeit, selbst wenn der Gewinn in nichts anderem bestünde, als uns zur Zufriedenheit mit den gegenwärtigen politischen und sozialen Verhältnissen zu führen und so den Glauben an den Fortschritt der Menschheit uns zu erhalten.

Lange genug sind jene Schattenseiten der Geschichte unserem Volke in ihrer wahren



Ruine Stolpen (S. 1390).

Gestalt geflissentlich vorenthalten und zu sagen- und romanhaften Gebilden umgewandelt worden, die nur zu oft jene Personen, die am Rade der Zeit saßen, im günstigsten Lichte erscheinen ließen. Erst unsere jetzige Zeit sucht mehr und mehr durch Oeffnen der Staatsarchive solche geschichtliche Legenden in das rechte Licht zu stellen, weil sie sich wohl bewußt ist, daß die großen nationalen Erfolge der Gegenwart durch Schattenseiten der Vergangenheit nicht getrübt werden können, sich vielmehr im rechten Lichte dadurch zeigen.

Eine solche düstere Geschichte eigentümlicher Art erzählt uns das Schloß Stolpen (S. 1377). Es liegt ostwärts von den Hauptpartien der sächsischen Schweiz, auf den hügeligen Ausläufern des Elbsandsteingebirges und ist von Dresden aus über Pirna und Dürr-Röhrsdorf in zwei Stunden mit der Bahn zu erreichen; seine Burgruine aber, auf hohem Basaltkegel stehend, ist weithin sichtbar und ist wohl die größte und schönste Ruine im ganzen Sachsenlande. Die Burg gehörte mehrere Jahrhunderte lang den Bischöfen von Meißen, die sie bedeutend vergrößerten, und erst 1559, als der letzte Bischof evangelisch geworden, nahm Kurfürst August die Burg in Besitz. Im Dreißig- und Siebenjährigen Kriege hatte sie viel von feindlichen Heeren zu leiden und blieb nach dem letztern Kriege eine Ruine, bis 1813 Napoleon die Feste von neuem instandsetzen, bald darauf aber, als die Russen sich näherten, auch wieder zerstören ließ.

Den Bischöfen von Meißen diente Stolpen als Gefängnis hauptsächlich für solche Prediger und Geistliche, welche der Reformation zugethan waren, und seine unterirdischen Kerker im Schösserturm, das Schloßverließ im Johannisturm (S. 1386), die Folterkammer u. s. w. bieten heute noch dem Besucher Schauder und Entsetzen. Das Hauptinteresse aber auf Schloß Stolpen erweckt eine deutsche Frau, die hier ein halbes Jahrhundert lang gefangen saß und hier über den Wechsel menschlicher Schicksale, wie er ergreifender wohl selten ein Menschenherz berührt, nachzudenken hatte. Es ist dies die viel geschmähte und viel berüchtigte Gräfin von Cosel (S. 1379), so bekannt durch Romane und Sagen, daß ihr Name schon die Begriffe von Herrschsucht und Verschwendung, von Leichtsinn und Mätressenwirtschaft bei jedem, der ihn hört, unwillkürlich hervorruft. Um eine beinahe fünfzigjährige Gefangenschaft zu rechtfertigen, dazu bedarf es vieler, vieler böser Thaten. Doch lassen wir die Geschichte selbst reden.

Am 24. Dezember 1716 erging mit der Ankunft der Gräfin von Cosel in Schloß Stolpen an den Festungskommandanten von Wehlen vom sächsischen Kurfürsten August dem Starken eine eigenhändig vom Kurfürsten aufgesetzte Instruktion, welche besagte: „Der Kommandant soll für die arretierte Person Tag und Nacht Sorge tragen, die Wachen ordentlich bestellen und visitieren. Niemand soll ohne Vorwissen des Kommandanten und des Kapitän Heinecke ins Schloß gelassen werden, daß sie durch dieselben mit niemand eine Unterhaltung pflegen kann; sonderlich ist zu hindern, daß sie mit den Schildwachen reden kann. Weder der Major noch der Kapitän Heinecke sollen allein mit der Gräfin sprechen, sondern beide nur zusammen, sie sollen nicht mit ihr essen. Man kann ihr auf Verlangen einen eigenen Kirchenstand aptieren, woselbst sie jedoch mit niemand konversieren kann. Spaziergänge im Tiergarten sind ihr in Begleitung des Majors und des Kapitäns zu gestatten, doch sind Schildwachen um den Tiergarten, der vorher zu visitieren ist, zu stellen. Es soll

kein Posten vor die Thür der Gräfin gestellt werden, sondern vor die Treppe, um ihr die Gelegenheit zu benehmen, mit dem Wachtposten zu reden. Die Leute ihrer Bedienung sind eidlich zu verpflichten. Was die Gräfin nötig hat oder verlangen möchte, soll ihr alles verabfolgt und zugesendet werden, doch müssen alle Bücher, Kleidung, Wäsche u. s. w. vorher auf das genaueste untersucht werden. Personen, die in Geschäften mit ihr zu sprechen haben, sind in Gegenwart des Majors und Kapitäns zu ihr zu lassen. In der unter der Gräfin Fenster nach dem Tiergarten zu liegenden Wachtstube muß Tag und Nacht ein Unteroffizier mit der nötigen Mannschaft verbleiben, damit von den Fenstern nichts heruntergelassen oder hinaufgezogen werden könne. Während der Nacht muß der Leutnant auf der Wache bleiben. Alle zwei Stunden muß ein Offizier visitieren u. s. w."

Zur strengen Handhabung dieser Instruktion wurde die Besatzung von Stolpen bei Ankunft der Gräfin um 40 Mann und vier Unteroffiziere unter Führung des Hauptmanns Lauterbach verstärkt, und der Hauptmann Heinecke wurde außerdem zur besonderen Aufsicht der Gräfin nach Stolpen geschickt.

Welches waren denn die Verbrechen dieser Gräfin von Cosel, daß sie ohne Untersuchung, Verteidigung und Urteil zu lebenslänglicher Haft gezwungen wurde? In einem Vortrage des geheimen Konzils zu Dresden vom Jahre 1723, nachdem die Cosel also schon 7 Jahre gefangen saß, heißt es: „es seien dem treu gehorsamsten Ministerio die eigentlichen Ursachen, warum die Gräfin mit Arrest belegt, so genau und zuverlässig nicht bekannt, aber auch nicht wissend, daß sie etwas Kriminelles oder so etwas Enormes begangen, weshalb sie mit ewigem Gefängnis bestraft zu werden verdiene. Wenn sie etwa darum gefangen säße, daß man derselben wegen ihres gegen verschiedene Leute unternommenen ungebührlichen Bezeigens und andere dergleichen Dinge willen gleichsam einen Zaum anlegen wollte, so könnte diese Bestimmung auch bei Kräften bleiben bei ihrer Befreiung, wenn man sie genüglich einschränke." Und nach siebzehnjähriger Gefangenschaft, im Jahre 1733, nach dem Tode August des Starken, bittet sie, die Gräfin, den Kabinettsminister Grafen von Wackerbart, er möge ihr kund thun, was sie begangen habe, was das Mißfallen des Königs erregt, sie sei sich keiner Schuld bewußt. Sie erhielt keine Antwort. Das Verfahren gegen sie ward so geheim gehalten, daß selbst der Baron von Pöllwitz, dessen erste Ausgabe des La Saxe galante 1734 erschien, keine Kenntnis davon hatte, obwohl er in Hofkreisen lebte; er erzählt, die Gräfin von Cosel lebe auf den Gütern ihres Schwiegersohnes, des Grafen von Friesen. Bis nach ihrem achtzigsten Jahre finden sich im Staatsarchiv zu Dresden Gesuche von ihrer Hand um Freilassung, während die Romane einstimmig versichern, daß sie nach dem Tode August des Starken 1733 hätte freikommen können, aber die Liebe zum alten Schloßturm hätte sie bewogen, dort zu bleiben. Erst der 31. März 1765, an welchem Tage sie in einem Alter von 85 Jahren zum ewigen Frieden einging, brachte ihr die Befreiung ihrer Haft, die sie so sehr ersehnt hatte, daß sie sogar testamentarisch bestimmte, auf dem Schafberge zu Langenwolmsdorf bei Stolpen begraben zu werden. Aber auch nicht tot sollte sie die Feste Stolpen verlassen; sie wurde in der Schloßkapelle beigesetzt, wo man im Jahre 1881 erst ihr Grab wieder entdeckte. Also auch nicht ihrem Leichnam wurde die Festungshaft erlassen. Mit ihrem 36. Jahre wurde sie ausgestrichen aus dem Buche der



Gräfin Cosel (S. 1377).

Lebendigen durch Menschenhand und sollte nie wieder Aufnahme darin finden. Und zehn Jahre vorher hatte ihr derjenige Fürst, dem sie dieses Lebendigbegrabensein verdankte, folgendes Dokument überreicht:

„Wir, Friedrich August, von Gottes Gnaden König in Polen u. s. w. urkunden hiermit demnach vor Unserm chursächsischen Oberkonsistorio zu Dresden Frau Konstantia Gräfin von Cosel geb. von Brockdorf von ihrem vormaligen Ehemann, Unserem wirklichen Geheimen Rat und lieben getreuen Herrn Adolf Magnus Freiherrn von Hoym vermöge Reichs und Land üblicher Gesetze und Rechte der Ehe halber gänzlich geschieden worden, Wir aus genugsam erheblichen und sonderbaren Ursachen Uns dieselbe nach Art der Könige in Frankreich und Dänemark, auch anderen Souveränen in Europa als Unsere legitime épouse beilegen lassen, derogestalt, daß wir in Kraft eines ehelichen Eides versprechen und halten wollen, dieselbe herzlich zu lieben und beständig treu zu verbleiben. Dahero wollen Wir solches hiermit vor Unserm Geheimen Rat deklarieren und die mit Unserer geliebten Gräfin von Cosel künftig erzeugenden Kinder männlich und weiblichen Geschlechts vor Unsere rechte, natürliche Kinder kraft dieses erkennen, leben auch der gewissen Hoffnung, daß auf den Fall, der in Gottes des Allmächtigen Händen stehet und Uns nach seinem allerheiligsten Rat und Willen begegnen kann, da Wir dieses Zeitliche mit dem Ewigen verwechseln, Unseres Churprinzens und übrige Nachfolger in der Chur, diese Unsere geliebte Gräfin von Cosel und die von Uns mit derselben erzeugten Kinder hiervor erkennen, selbige bei dem gräflichen Stande und demjenigen, was sie von Uns oder sonst an Lehn und Erbe, beweg- und unbeweglichem Gut erhalten, geruhig lassen, die Succession unsern natürlichen Kindern in solchen gestatten, auch selbige auf begebende Fälle bei Unserm Lehnhof der widrigen Observanz ungeachtet, damit belehnen, in mehrerer Betrachtung, daß dieses alles im Römischen Reich nicht ungewöhnlich auch bei des Gottseligen Churfürsten zu Sachsen Friedrich III. und nach dessen Tode also beachtet worden. Zu dessen Urkunde haben wir diese mit gutem Bedacht aufgesetzte Deklaration und Verordnung Unserm Geheimten Rats Collegio versiegelt überreichet, auch selbige Unserer geliebten Gräfin von Cosel zugestellet und ist Unser Wille und Meinung, daß hierbei in künftigen Zeiten festgehalten werde."

Dieses Dokument hatte die Cosel im geheimen dem ihr durch ihre Großmutter, eine geborene von Rantzau, verwandten Grafen Detlev von Rantzau durch den Hofrat Strik zur verwahrlichen Beilegung in dem Familienarchiv zu Drage übergeben. Außerdem hatte aber der König ihr versprochen, ob auch schriftlich, darüber findet sich im Staatsarchiv jetzt nichts mehr, sie nach dem Tode der Königin als Königin anzuerkennen und ihre Kinder als legitime Prinzen und Prinzessinnen zu behandeln. Es geht daraus hervor, daß Gräfin Cosel ein Weib von Charakter und Willenskraft war, die nicht leichtsinnig die Rolle einer Gräfin von Teschen oder von Königsmark übernahm, sondern auch ihrer Ehre und ihrem eignen Gewissen gegenüber einen Halt und eine Rechtfertigung verlangte. Daß hierbei ihr eigener Vorteil ins Spiel kam, kann uns nicht abhalten, sie nicht zu jenen leichtsinnigen Mätressen zu zählen, welche größere Summen verschlangen ohne sich ein Gewissen daraus zu machen. Auch ihre Ehescheidung ist nicht so plötzlich erfolgt, wie die Romane erzählen. Zur Zeit des Karnevals 1705 lernte August der Starke sie in Dresden auf einem Hofball kennen, nachdem sie ihr Gemahl, der Minister von Hoym, fünf Jahre lang auf seinem Gute in Oberlichtenau bei Pulsnitz in der Einsamkeit erhalten, um sie nicht dem verführerischen Treiben am Hofe auszusetzen; nur durch eine List, man erzählt, durch eine ihm aufgedrungene Wette von 10000 Dukaten war ihm der Befehl zur Abreise seiner

Gemahlin nach Dresden abgedrungen worden; aber erst am 8. Januar 1706 erfogte die Ehescheidung, in welche die Gräfin nur nach vielen Kämpfen und Bestürmen seitens des Königs willigte, nachdem schon auf der Michaelismesse in Leipzig 1705 der König dem Minister von Hoym erklärt hatte, „es dependiere dero Leib und Leben von dieser Kreatur Besitz und sei es ihm, als wenn sie bezaubert wäre."

Sie muß allerdings bei ihren geistigen Vorzügen und ihrer gesellschaftlichen Bildung — sie war in Depenau 1680 geboren und mit dem 15. Jahre mit Sofie Amalie, Tochter des Herzogs Christian Albert von Holstein-Gottorp, welche den Erbprinzen August Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel heiratete, an den Hof zu Braunschweig gekommen — auch eine außerordentliche Schönheit gewesen sein. Baron von Pöllwitz gibt von ihrem Aeußeren folgende Beschreibung:

„Sie hatte ein längliches Gesicht, eine wohlgestaltete Nase, einen kleinen Mund, vollkommen schöne Zähne, große, schwarze, blitzende und spitzfindige Augen, alle ihre Züge waren zärtlich, ihr Lächeln reizend und vermögend, die Liebe in dem Innersten der Herzen zu erwecken. Ihre Haare waren schwarz, Hände und Arme trefflich gebildet, die Farbe ungemein natürlich, weiß und rot. Ihre Leibesbildung konnte als ein Meisterstück angesehen werden. Ihre Mienen waren majestätisch, und sie tanzte in der größten Vollkommenheit."

Was war nun die Ursache, daß die Gräfin Cosel, ausgerüstet mit allen nur denkbaren Vorzügen, doch nur eigentlich sieben Jahre lang ihre Stellung behaupten konnte und dann ein Ende fand, wie es härter und schwerer nicht gedacht werden konnte? Ihre Geistesanlagen führten sie in ihren Anschauungen und ihrem Denken nur zu bald hinaus über die Geistesöde und Geistesarmut, die an dem Hofe des Königs herrschte. Jene Minister und Hofleute kannten keinen andern Zweck, als ihre Privatkassen zu bereichern und den König durch die nötigen Zerstreuungen und Vergnügungen von den Regierungsgeschäften abzulenken. Der Minister von Flemming, welcher 1728 starb, hinterließ 16 Millionen Thaler, davon seine Witwe 8 Millionen der königlichen Kammer, als unrechtmäßig erworben, zurückgeben mußte. Die Gräfin von Cosel erkannte das Treiben dieser Leute sehr bald, und ihre Liebe zu dem König und ihr Gerechtigkeitsgefühl trieb sie dazu, sich in die Regierungsgeschäfte zu mischen, wodurch sie allerdings das ganze Heer von Hofbeamten und Ministern gegen sich bekam und endlich ihren Intriguen unterliegen mußte.

Ernste Kämpfe hat die Gräfin Cosel mit jenem Minister Grafen Flemming wegen ihrer Einmischung in die Staatsgeschäfte gehabt. Im Dresdener Staatsarchiv befinden sich Protokolle von Flemming über Unterredungen, die er mit ihr hatte; das erste Protokoll datiert vom 29. November 1710. Bei dieser Unterredung handelte es sich um nichts Geringeres als um den Religionswechsel des Kronprinzen. Die Gräfin beklagt sich bei dem Minister darüber, daß man letzteren zum Opfer ausersehen habe; sie sagt in diesem Protokoll: „Ich weiß nicht, was die Absicht des Königs ist. Er hat nichts von Polen und kann nicht hoffen, daß sein Sohn ihm nachfolgen werde nach einer so unglücklichen Regierung wie die des Königs. Die Polen müssen einen Polen zum König haben, ebenso wie die Engländer einen König aus ihrem Volke. Sie haben einen großen Fehler begangen, als sie einen Fremden wählten. Nichtsdestoweniger will der König seinen Sohn zum Opfer bringen und ihn auf eine ganz eitle, unbegründete Hoffnung hin zur katholischen Kirche übertreten lassen." Sie fordert bei dieser Unterredung den Minister auf, dem energisch entgegenzutreten; sie hält ihm vor, sein Gewissen müßte ihn dazu veranlassen, sie wisse wohl, er werde ihr erwidern, er sei nicht Minister des Gewissens, sondern des Staates, aber es sei dies auch eine ernste Staatsangelegenheit, denn wenn der König den Kronprinzen nach Polen mitnähme, wie es seine Absicht sei, würden sich die Engländer, Holländer und alle protestantischen Fürsten Deutschlands von ihm abwenden; die katholischen deutschen Fürsten spiegelten zwar dem Könige vor, daß sie ihm, wenn sein Sohn katholisch würde, große Hoffnungen im Deutschen Reiche eröffneten, allein dies sei eine Schimäre und ihnen sei hierin nicht zu trauen.



Zimmer der Gräfin Cosel auf Schloß Stolpen.

So weit entfernt war damals noch die Politik von gewissenhafter Ehrlichkeit und Redlichkeit, daß der Minister Graf Flemming selbst in jenem Protokoll schreibt, er habe der Gräfin erwidert, daß er nicht Minister des Gewissens, sondern des Staates sei. Daß aber die Gräfin gegen solche Staatsmänner ankämpft, obwohl sie sich bewußt ist, sich dadurch Feinde zu schaffen, die mit mächtigen Mitteln ihre Stellung untergraben, wer von heute wollte sie deshalb tadeln und ihren politischen Ansichten nicht beipflichten?

Eine andere Niederschrift Flemmings über eine Unterredung mit der Gräfin Cosel aus dem Jahre 1712 füllt 33 Folioseiten. Die Gräfin macht dem Minister Vorwürfe, daß er den König zu Dingen verleite, sie möchten recht oder unrecht sein. Sie sagt: „Herr Graf, hat Er kein Papier bei sich? Ich will ihm weisen, wenn dies Papier gebrochen und man schreibt den Vortrag weitläufig darauf und der König resolviert, so kann man ja zwischen den Vortrag so viel hineinschreiben, als man will, und kann solche für des Königs Resolution ausgeben, maßen der König doch nicht alles schreibt, sondern nur unten seinen Namen setzt." Auch über die auswärtige Politik klagt sie und schildert in rechtem Lichte die russischen Bestrebungen. Flemming und seine Kreaturen mußten freilich durch solches Auftreten befürchten, ihren Einfluß auf den König und ihre Stellung zu verlieren und beschlossen deshalb, die Gräfin zu stürzen. Durch die jahrelange Gewohnheit ihres Umganges, durch ihre Schönheit, ihre Unterhaltungsgabe und ihren Witz hatte die Cosel allerdings den König so gefesselt, daß man unbedingt annehmen konnte, daß dieses Verhältnis ein bleibendes sein werde, und den Feinden der Gräfin ist es nicht leicht geworden, sie aus dem Herzen des Königs zu verdrängen. Vielleicht, daß die Gräfin etwas zu sehr auf ihre Macht über den König vertraute; sprach sie es doch selbst ihren Feinden gegenüber aus, 24 Stunden ihrer Gegenwart würden genügen, um alles, was diese in einem Jahre gegen sie gebaut, über den Haufen zu werfen. Wohl hatte sie recht, aber ihre Feinde wußten es zu fügen, daß diese vierundzwanzig Stunden, so heiß von ihr ersehnt, nicht kamen.

Im Winter 1712/13 reiste der König nach Polen, wohin sie ihn diesmal nicht begleiten konnte. Sofort eröffneten ihre Feinde im Bunde mit den Polen ein lebhaftes Intriguenspiel gegen sie, indem sie zunächst versuchten, das Herz des Königs der Gräfin von Dönhoff zuzuwenden. Der König durchschaute ihren Plan, ging darauf ein, in der festen Gewißheit, daß niemand die Gräfin Cosel ersetzen und verdrängen könne. Und doch sollte dies sehr bald geschehen. Im Juli 1713 schreibt der Graf von Vitzthum an den Minister Flemming in Dresden: „Mit der Frau Gräfin von Cosel scheint es wohl aus zu sein. Der Herr Oberhofmarschall bezahlt sie am allerbesten, er ist derjenige, der sie am meisten verfolgt. Es ist keine Extremität, wozu er dem König nicht ratet; man weiß noch nicht eigentlich das Ende von ihrem Sort. Bis dato heißt es, daß sie ihr gehabtes Traktement behalten soll und kann leben, wie wird wollen, allein kein Commercium will

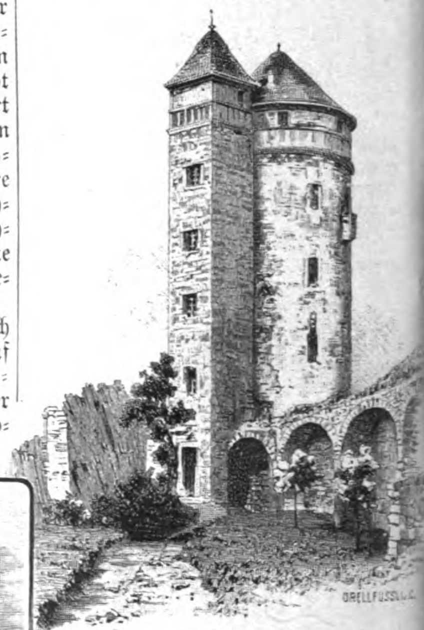
man nicht mehr mit ihr haben. Ich habe schon dieserhalben meine Gedanken aus Leipzig Ew. Exzellenz entdeckt, traue aber der Feder nicht zu, solches weitläufig zu thun, unterdessen bin ich sehr impatient, dero Meinung hierbei zu wissen." Jener Oberhofmarschall war der Graf v. Löwenthal; er hatte gehofft, die reiche Gräfin Cosel nach ihrem Sturze zu heiraten; diese hatte aber seine Liebesanträge, man sagt, mit einer Ohrfeige beantwortet. Die Cosel hatte unterdessen durch ihre Boten erfahren, wie es in Warschau stand, und sie hielt es für das beste, Dresden zu verlassen und zum König selbst zu reisen. Ihre Feinde aber brachten die Nachricht nach Warschau und sie wußten mit Hilfe der Gräfin von Dönhoff den König zu bewegen, die Gräfin, noch ehe sie Warschau erreichte, zur Rückkehr nach Dresden zu zwingen. Nikolaus von Montargon und der Oberst de la Hay wurden mit einigen Gardisten im Eiltritt ihr entgegengeschickt, um sie in Güte oder mit Gewalt nach Dresden zurückzuführen. In dem kleinen polnischen Städtchen Widowa traf sie mit dem Kommando zusammen. Sie drohte Montargon mit einem Pistol den Kopf zu zerschmettern, und noch später schrieb sie, daß sie besser gethan haben würde, ihn zu töten und nach Warschau zu gehen, als gehorcht zu haben. Aber durch gütige Vorstellungen ließ sie sich bewegen umzukehren. Von nun an war ihr Schicksal entschieden, sie sollte den König nicht wieder sehen. Dieser beabsichtigte, im Dezember 1713 nach Dresden zurückzukehren. Es lag nicht in seinem Plane, die Gräfin Dönhoff mit dahin zu nehmen, aber die Feinde der Cosel wußten letztere zu bestimmen, beim König dies Verlangen zu stellen und weitere Verfolgungen der Gräfin Cosel vom Könige zu erzwingen. Dieser beauftragte nun bald den Grafen Flemming, der Cosel zu eröffnen, daß sie Dresden zu verlassen und sich nach Pillnitz zurückzuziehen habe. Am 30. November 1713 schreibt die Gräfin an ihre Mutter: „Der König ist sehr zu beklagen, er ist in üblen Händen, von Leuten, die nur ihre Fortuna machen wollen, umgeben. Ich bin vielleicht die Einzige, die es recht zu Herzen nimmt, weil ich ihn mehr geliebt habe als meine Seele und ihn auch in Ewigkeit nicht vergessen werde." Noch bleibt sie aber in ihrem Palais am Taschenberge wohnen; da kommt am 13. Dezember von Warschau der Befehl, es soll der Gang, welcher vom Schlosse über das Ballhaus zum Palais der Gräfin führte, schleunigst abgebrochen und die Wachen vor dem Palais weggenommen werden. Endlich nach heftigem Drängen ihrer Feinde verläßt sie in letzter Stunde vor Ankunft des Königs und der Gräfin von Dönhoff Dresden am 23. Dezember 1713 und geht nach Pillnitz.

Ihre Feinde am Hofe, vor allem Flemming, ließen ihr aber auch hier keine Ruhe und drangen weiter in den König, die Cosel zu verfolgen; sie stellten ihren Aufenthalt in Pillnitz dem Könige für gefährlich hin und bestimmten letzteren vor seiner Abreise im Juli 1714, sie zu weiteren Verhandlungen und Verfolgungen der Gräfin zu bevollmächtigen, die namentlich darin gipfelten, die Cosel zur Herausgabe des Ehedokumentes zu veranlassen. Dies verweigert aber die Gräfin entschieden und droht sogar, wenn man sie zwingen werde, Dinge zu erzählen, von denen es für König und Staat besser sei, wenn sie nicht besprochen würden. Nur langsam rücken die Verhandlungen vorwärts.

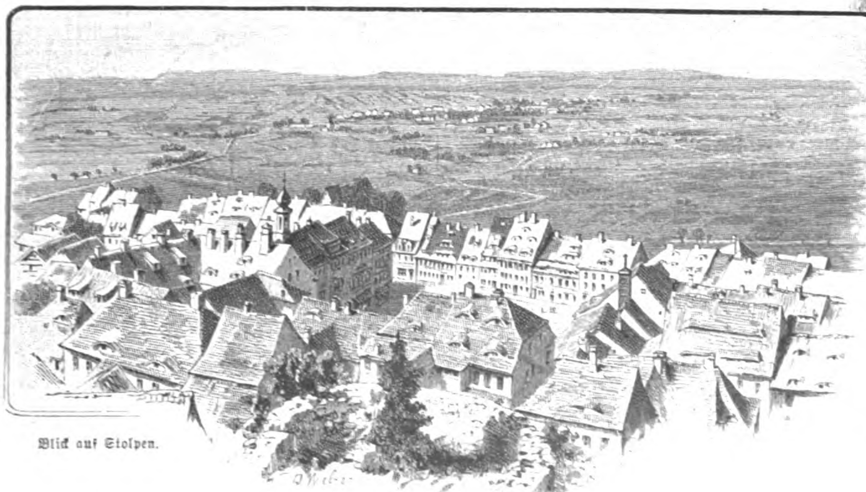
Es scheint endlich, daß sie sich fügen will, denn ein Dekret vom 1. Dezember 1715 besagt, daß sie das Dokument herausgeben wolle, da verläßt sie plötzlich am 12. Dezember 1715 Pillnitz und flieht nach Berlin. Ungefährdet kommt sie dort an und schreibt am 14. Dezember an den Grafen von Watzdorf, sie wolle die Herausgabe des Ehedokumentes bewirken. Ihre Flucht nach Berlin beunruhigte die sächsischen Minister aufs höchste, da sie fürchteten, sie werde dort, eingeweiht wie sie früher in die politischen Verhältnisse gewesen, plaudern und manches verraten.

Im August 1716 erhält deshalb auch der kursächsische Gesandte in Berlin, Graf von Manteuffel, den Befehl, die Auslieferung der Cosel an Sachsen beim Berliner Hofe zu beantragen und die Sache lebhaft zu betreiben, wenn man auch einige tausend Thaler an die Günstlinge des Königs daranwenden müsse. Endlich im Oktober desselben Jahres war dies auch dem Gesandten gelungen. Die Gräfin Cosel, welche während der Michaelismesse in Leipzig nach Halle gereist war, um ihrem Leipziger Geschäftsführer näher zu sein, wurde am 13. Oktober durch den preußischen Oberst von Winterfeld gefangen genommen. Am 27. Oktober eröffnete ihr August der Starke durch den Grafen von Watzdorf, sie würde ihre Freiheit wieder erlangen unter der Bedingung, sich nicht von Pillnitz zu entfernen, wenn sie das Ehedokument ausliefere. Die Cosel blieb aber auch jetzt noch standhaft und verweigerte die Auslieferung, vielleicht, daß sie auch überzeugt war, daß der König von Preußen sie nicht an Sachsen übergeben werde.

Wie sehr die Gräfin Cosel noch jetzt durch ihre Schönheit entzückte, geht aus folgendem Briefe hervor, den ein Augenzeuge, von Löen, von Halle aus schreibt: „Die Gräfin von Cosel sah ich von ungefähr in Halle, wo sie als eine vom Hofe verwiesene Liebhaberin des Königs sich hingeflüchtet; sie hielt sich daselbst ganz verborgen in einer abgelegenen Straße bei einem Bürger unweit dem Ballhause auf. Ich sah sie etlichemal mit gen Himmel aufgeschlagenen Augen in tiefen Gedanken


Johannisturm (S. 1377).

hinter dem Fenster stehen, sobald sie aber gewahr wurde, daß man sie betrachtete, so trat sie erschrocken zurück. — Man kann keine schönere und erhabenere Bildung sehen. Der Kummer, der sie nagte, hatte ihr Angesicht blaß und ihren Blick sehnend gemacht. Sie gehört unter die bräunlichen Schönen, sie hat große, schwarze, lebhafte Augen, ein weißes Fell, einen schönen Mund und eine fein geschnitzte Nase. Ihr


Blick auf Stolpen.

ganze Gestalt ist einnehmend und zeigt etwas Großes und Erhabenes. Es muß dem König nicht leicht gewesen sein, sich von ihren Fesseln loszumachen."

Nachdem am 21. November 1716 noch einmal ihre Sachen untersucht, erfolgte am 22. abends ihre Uebergabe an der sächsischen Grenze. Das erste Nachtquartier wurde in Merseburg, das zweite in Leipzig genommen. Hier bot die Cosel der Wirtin Neidhold 500 Thaler, wenn sie ihr gemeine Kleider verschaffen und ihr forthelfen wolle. Die Wirtin teilte dies aber dem Oberst mit, und zwei Offiziere blieben deshalb in ihrem Schlafzimmer. Am andern Tage ging die Reise fort nach Nossen. Hier erkrankte sie sehr bedenklich, so daß der Leibarzt des Königs zu ihr gesandt wurde. Am 29. November schreibt eine Frau von Meggenburg an Flemming: „Die arme Cosel ist miserabel, so miserabel, daß es einen Stein möchte erbarmen, sie hat die schwere Not fort und fort." Erst am 24. Dezember, am Weihnachtsheiligabend, wurde von Nossen die Reise fortgesetzt. Ohne Dresden zu berühren, ging es über Wilsdruff, Plauen und Blasewitz nach dem Schlosse Stolpen. Aber kaum angekommen, erkrankte sie auch hier infolge ihrer inneren Aufregung wie vorher in Nossen, so daß der Leibarzt, Hofrat Tropmeier aus Dresden, zu ihr gerufen wurde. Der Hauptmann Heinecke schreibt am 4. Januar 1717 nach Dresden:

„Ich habe von der Frau Gräfin bisheriger Aufführung nicht anderes als miserabeles zu referieren, wie denn dero Zustand noch letzthin, als der Hofrat Tropmeier hier war, mit der größten Compassion anzusehen gewesen ist. Es scheint auch, als wenn ihr das Gedächtnis ziemlichermaßen ablegte und der Kopf bei diesen schweren Zufällen ziemlich zerrissen würde, in Betrachtung als sie nach vielen Stunden und geendigten Phantasien etwas wieder zu sich selbst kam, bitterlich an zu weinen fing und wie wir sie zu trösten um ferneren Elend vorzubeugen bemüht waren, sagte: Wie hat Gott mich so verlassen, daß ich so gewaltthätiger Weise in meiner Feinde Hände fallen muß, denn gewiß durch meine Missethat mir dieses nicht zugezogen habe. Das Dokument, worüber man mich so sehr quält, ist nicht in meiner Macht zu verschaffen und hat der König zu der Zeit mir selbst geheißen, es wohl aufzuheben. Wer sollte denn glauben, daß eine Sache, die mir von freiem und gutem Herzen anvertraut worden, jetzt ein Vorwand sein muß, mich um Ehre, Gesundheit, Verstand und Freiheit zu bringen?"

Vier Wochen später, am 3. Februar 1717, wurde dieser Hauptmann Heinecke von Stolpen abberufen, vielleicht weil er, wie dies auch aus jenem Briefe hervorgeht, Mitleid mit ihrem schweren Schicksal empfand. Er wurde durch den Hauptmann Holm abgelöst, der eine sehr strenge Kontrolle eintreten ließ.

Von Dresden aus wurde nun alles Mögliche gethan, um das betreffende Dokument zu erlangen. Es wurde ein gewisser Götsche abgesandt an den Grafen Adolf von Rantzau, und dieser gestand endlich ein, daß sich im Familienarchiv zu Drage ein mit fünf Siegeln verschlossenes, an die Baronin von Hoym adressiertes Packet finde, welches sein Bruder, Detlev von Rantzau, der jetzt in Spandau gefangen saß, dahin überbracht habe. Da nun im Dresdener Archiv das Dokument nicht wieder erwähnt wird, so ist wohl anzunehmen, daß es August der Starke erhalten und sofort vernichtet hat. Die Cosel schreibt auch am 17. Juni 1717, sie habe erfahren, daß ihr Kontrakt ausgeliefert worden sei, wie denn überhaupt ihr Schicksal jetzt in Händen von Leuten sei, welche Gott danken, daß sie kein Gewissen haben.

Die Gräfin hatte vor ihrer Flucht von Pillnitz nach Berlin eine Anzahl Kisten mit Pretiosen und anderen Kostbarkeiten in Sicherheit gebracht; es waren Koffer in Teplitz, Dresden, Hamburg und Berlin und bei ihren Eltern in Depenau deponiert. Da die Cosel jede Auskunft darüber verweigerte, gelang es nur nach vieler Mühe, diese Sachen wieder zu erlangen, und die Kosten zur Ausfindigmachung und Herbeiziehung derselben betrugen allein 66558 Thaler 1 Groschen 3 Kreuzer. Die kostbarsten Juwelen übernahm der König für 200000 Thaler. Das Gesamtvermögen, welches durch einen Kurator verwaltet und ihren drei Kindern erhalten wurde, betrug 624934 Thaler 5 Groschen 10 Kreuzer.

Am 23. Juli 1727 kommt auch der König von Pillnitz nach Stolpen, um Schießproben gegen die Basaltfelsen beizuwohnen; beinahe 20 Jahre vorher, 1708, hatte er mit der Gräfin Cosel Stolpen besucht und mit ihr, die damals auf dem Höhepunkte ihrer Macht und ihres Glanzes stand, herrliche Feste gefeiert. Wie anders heute, wo die Gräfin schon zehn Jahre in strenger Gefangenschaft saß. Sie erblickt vom Fenster aus den König und wagt ihn anzureden. Wohl mögen eigentümliche Gedanken und Erinnerungen in seinem Herzen auftauchen, er grüßte mit dem Hute die Gräfin, gibt aber sofort dem Pferde die Sporen und jagt davon, ohne bei dem Kommandanten gespeist zu haben, wie es vorher geplant war.

Am 1. Februar 1733 stirbt August der Starke in Warschau. Die Cosel erfuhr es durch das Läuten der Glocken im Lande; sie legte schwarze Witwenkleider an. Im übrigen aber trat keine Veränderung ihres Lebens ein, obwohl sie an August II., an die Kurfürstin, an ihre Töchter, an den Grafen von Wackerbart Gesuche um Befreiung richtet. Ein Reskript von 1740 besagt, daß der König aus bewegenden Gründen zur Zeit Bedenken gefunden, sie in völlige Freiheit zu setzen.

In den letzten Jahren ihrer Gefangenschaft studierte sie eifrig das Alte Testament. Der Gott des Alten Testamentes, der die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, die Moral Auge um Auge, Zahn um Zahn schien ihrem Charakter und ihrem Schicksale näher zu stehen als der Gott der Liebe des Neuen Testaments, welcher spricht: Segnet, die euch fluchen und thut wohl denen, die euch hassen. Wir wollen ihr das nicht verargen; wer 50 Jahre lang gefangen sitzt, dem mag es wohl ein Trost sein, wenn sein reger Geist in irgend etwas Frieden und Beschäftigung findet. Daß sie förmlich zum Judentum übergetreten, bestätigt sich nicht. Interessant ist aber folgende Geschichte, welche Vehse im fünften Band in seiner Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen erzählt:

„Der Pfarrer und spätere Superintendent Bodenschatz in Uttenreuth im Baireuthischen erhielt einst einen Brief mit 20 Reichsthaler, worin ihm ein angeblicher Borromäus Lobgesang aus Bischofswerde bei Stolpen Auftrag erteilt, ihm die Pirke Aboth aus dem Rabbinischen zu übersetzen. Er besorgt das in wenig Tagen und erhält darauf sechs Dukaten Honorar nebst vielem Dank. Darauf werden ihm noch mehrere hebräische Traktate zur Uebersetzung zugesendet, und er erhält jeden Bogen mit einem Louisdor honoriert. Bodenschatz war angewiesen, seine Briefe nach Dresden zu adressieren und erfuhr auf Erkundigung, daß ein Bote aus Schmiedefeld bei Bischofswerde die Briefe sowohl bringe als abhole, nach weiterem zu forschen, sei nicht rätlich. Endlich kam einmal eine Einladung von dem unbekannten Briefschreiber zur persönlichen Bekanntmachung, das Reisegeld werde, wie auch geschah, erstattet werden. Bodenschatz kam nach Dresden und fuhr von hier nach Stolpen, wo ihm die Gräfin im vollen Ornate eines jüdischen Hohenpriesters des alten Testamentes entgegentrat. Die Cosel erwies ihm alle mögliche Auszeichnung und begehrte genaue Aufschlüsse über Stellen im Talmud, jüdische Gebetbücher und andere rabbinische Dinge. Er sollte die Stadtpfarrerstelle in Stolpen erhalten, und die Gräfin hatte deshalb bei dem Vater ihrer Schwiegertochter, dem Oberkonsistorialpräsident von Holzendorf, Schritte gethan. Die Sache kam aber nicht zur Ausführung, weil Bodenschatz von seinem eigenen Landesherrn, dem Markgrafen von Baireuth, befördert wurde und seine Frau, der er das Mysterium von der obgleich 60jährigen, aber immer noch sehr schönen Oberpriesterin mitgeteilt hatte, unruhig geworden; sie fürchtete, ihr gelehrter Eheherr könne in sie verliebt werden. Er zog sich dann später von der Gräfin zurück, da sie Dinge vorbrachte, die gegen die Lehre Christi und seine heilige Person gerichtet waren."

Auch nach Aussage des Amtmanns Gülden in Stolpen hat die Gräfin in ihren letzten Jahren sich einer strengen jüdischen Observanz unterzogen.

Endlich am 31. März 1765 erschien auch ihrer müden Seele der Engel der Erlösung; sie starb in einem Alter von 85 Jahren, seit 1716 hatte sie Schloß Stolpen nicht verlassen; so hat sie schwer, unsäglich schwer gebüßt nach sieben Jahren des höchsten Glanzes und Glückes, Mittelpunkt des damals glänzendsten Hofes in deutschen Landen — ein halbes Jahrhundert

eingeschlossen in die engen Räume eines Festungsturmes. Wer empfände nicht Mitleid mit dem Schicksale dieses Frauenherzens? Ihr Name aber verlockt noch heute jährlich Hunderte von Reisenden zum Besuche der herrlichen Schloßruine Stolpen (S. 1375) und umrankt in Sagen und Romanen die düsteren, verfallenden Mauern und Türme.

Die künstliche Kinderernährung.

Von

Dr. F. A. Schmidt.

Auf mehreren seiner zahlreichen Darstellungen der Madonna mit dem Kinde hat unser großer Albrecht Dürer den Vorgang wiedergegeben, wie Maria mit beglücktem Antlitz das Christuskind säugt. Es ist damit jenem schönen Verhältnis die künstlerische Weihe gegeben, daß die Mutter ihrem Kinde, welches sie unter dem Herzen getragen, auch noch in den ersten zarten Lebensmonaten die Nahrung des eigenen Busens reicht. Wird das Kind doch dadurch doppelt zu dem ihren!

Leider ist diese von der Natur bestimmte Ernährung des Säuglings an der Mutterbrust heute längst nicht mehr die Regel. Wohl weit über die Hälfte der jungen Mütter, ja in den Großstädten noch viel weniger, vermögen bei uns in Deutschland jener süßen Mutterpflicht gar nicht oder nur unvollkommen zu genügen: die Mehrzahl der Säuglinge muß daher ganz oder teilweise mit der Flasche, oder wie man sagt, künstlich ernährt werden.

Die Ursachen dieses Mißverhältnisses, welches übrigens durchaus nicht in allen Ländern in gleichem Maße vorhanden ist, hat man mit Recht zum großen Teil in fehlerhafter Art der Erziehung unserer weiblichen Jugend suchen wollen. Man denke nur an die übermäßige Ausdehnung aller Beschäftigungen im Sitzen, sowohl in der Schule wie im Hause, ohne das Gegengewicht reichlicher und regelmäßiger Bewegung in frischer Luft; ferner an die Unzweckmäßigkeiten in der Kleidung, an die meist ungenügende Hautpflege und so fort. Alle solche Verkehrtheiten können nicht anders als die volle körperliche Entwickelung der heranwachsenden Jungfrau und späteren Frau beeinträchtigen. Daher auch auf dem Lande, wo jene Schädigungen nicht in dem Maße einwirken, die Zahl der ihre Kinder selbst stillenden Mütter verhältnismäßig sehr viel größer ist wie in der Stadt.

Wie aber die Mutter, welche ihr Kind nicht selbst stillen kann, eine der schönsten und reinsten Lebensfreuden entbehren muß, so wird ihr noch dazu doppelte Sorge und Kümmernis um das Gedeihen ihres Lieblings zu teil, denn ganz ungleich mehr als Brustkinder sind die mit der Flasche aufgezogenen Kinder dem Krankwerden im zarten Alter ausgesetzt. Die Thatsache steht nach allen zahlenmäßigen genauen Erhebungen fest, daß die Sterblichkeit der künstlich ernährten Kinder eine meist doppelt so große ist, als die der Brustkinder, und zwar sind es Störungen der Verdauung, welche die letzte Ursache dieser größeren Sterblichkeit der Flaschenkinder bilden. Während für andere Erkrankungen die Unterschiede zwischen Brust- und Flaschenkindern, zwischen

natürlich und künstlich genährten, weniger ins Gewicht fallen, ist für die Flaschenkinder die Möglichkeit an Verdauungsstörung und dadurch hervorgerufenen Leiden zu Grunde zu gehen dreimal, ja oft fünf- bis sechsmal so groß als für Brustkinder!

So recht treten diese Gefahren für das kindliche Dasein in die Erscheinung, wo, wie z. B. in bestimmten Bezirken Oberbayerns und Schwabens, besondere veraltete Anschauungen und Gewohnheiten in der Säuglingsernährung herrschen. Erliegt doch dort, wo das Auffüttern des Säuglings mit dem Mehlbrei noch eine gäng und gäbe Gewohnheit ist, jedes dritte Kind im ersten Lebensjahr den Verdauungserkrankungen, und wird kaum mehr als die Hälfte aller Säuglinge überhaupt ein Jahr alt. Wenn man auf einer Karte unseres Erdteils in von hell bis zu dunkel abgestuften Schattierungen die geringere oder größere Kindersterblichkeit in den einzelnen Gegenden aufträgt, dann ist dort in Schwaben und Südbayern der schwärzeste Fleck von ganz Europa!

Das dunkelste Bild aber bieten die bei Fremden in Pflege gegebenen und dort mit der Flasche aufgezogenen sogen. Ziehkinder dar. Starben doch im Landkreise Köln in den Jahren 1875—82 von den dort untergebrachten Ziehkindern 70—75 % im ersten Lebensjahre! Während die Mutter in der Stadt womöglich als Amme das Kind des Reichen zur Gesundheit und Kraft heranährt, siecht daheim ihr eigenes Kind unter der oft so lieblosen ja mitunter strafbar leichtsinnigen Pflege fremder Hände im Elend dahin. Nur deshalb werfen wir hier ein Streiflicht auf dieses Nachtbild, um auch an dieser Stelle auf die Beaufsichtigung des Ziehkinderwesens, wie sie zum Teil für so manches junge Leben von edeldenkenden Frauen in Verbindung mit den betreffenden Behörden schon mancherorts ausgeübt wird und allerorts eingeführt werden sollte, hinzuweisen.

Fassen wir alles Vorhergesagte zusammen, so steht uns also fest: **daß eine Unzahl von Kindern, welche an der Mutterbrust gut gediehen wären, infolge der künstlichen Ernährung an Verdauungsstörungen zu Grunde gehen.**

Ob es je möglich sein wird, durch Vervollkommnung der künstlichen Ernährung der Säuglinge die natürliche ganz und voll zu ersetzen, das dürfen wir billig bezweifeln. Wohl aber können wir heute schon sagen, daß die Ausbreitung richtigerer Grundsätze in der Säuglingsernährung schon weithin schöne Früchte gezeitigt und die Schädigungen infolge der künstlichen Ernährung schon vielfach herabgemindert hat. Es gibt in der That kein dankbareres Gebiet der allgemeinen Gesundheitspflege, keines, auf welchem so unmittelbar zahlenmäßiger Erfolg zu erzielen, so manches schwache Leben zu erhalten und einem gesunden Dasein zuzuführen ist, als die Säuglingsernährung.

Nichts einfacher als hier von dem grundlegenden Gedanken auszugehen: daß die Muttermilch, als der von der Natur bestimmte Nahrungsstoff für den Säugling, das Ideal der Kindernahrung darstellt, und daß **daher unter den Ersatzmitteln der Muttermilch dasjenige unbedingt das beste ist, welches den Eigenschaften der Muttermilch am nächsten kommt.**

Es ist die Tiermilch und für unsere Verhältnisse insbesondere die Kuhmilch, welche als von der Natur gegebenes Gemisch den besten und überall leicht zu schaffenden Ersatz darbietet. Zwar ist die stoffliche Zusammensetzung der Kuhmilch nicht ganz gleich der der

Frauenmilch. Beide enthalten als wichtig… Nahrungsstoffe einen Eiweißkörper, das Ka… (Käsestoff), ferner Fett, Zucker und Salze, nu… mit dem Unterschied, daß in der Kuhmilch d… Gehalt an Eiweiß etwas höher, der an Fe… und Zucker geringer, der an Salzen aber e… mehrfach höherer ist. Dazu kommt, daß d… Kasein der Kuhmilch nicht so feinflockig … Magen gerinnt wie das Kasein der Frau… milch, und weniger leicht verdaulich ist … das letztere. Wir begegnen diesen Unterschie… dadurch, daß wir die Kuhmilch mit Wa… verdünnen, und den für die Ernährung … auch für den Geschmack ins Gewicht falle… den Mindergehalt an Zucker durch Zuckerzu… auszugleichen und dem entsprechenden … hältnis bei der Frauenmilch wieder anzunäh… suchen. Diese Verdünnung ist zudem auch … die Verdaulichkeit des Kuhkaseins von Vort… Die Erfahrung hat nun seit langem gele… daß für die ersten Lebenswochen aus Grün… der Verdaulichkeit der Milch diese Verdünn… eine größere sein muß, als sie dem blo… Grundsatz: „möglichst gleichartige Mischung … bei der Frauenmilch" entspricht, während … erstarktem Verdauungsvermögen nach d… ersten Lebenshalbjahr die Kuhmilch kaum od… gar nicht mehr verdünnt zu werden brau… Man gibt demgemäß in den ersten drei Leben… wochen die Kuhmilch mit drei Teilen Zuck… wasser verdünnt, in der

4.—8. Lebenswoche mit 2 Teilen } Zuck…
im 3.—4. Monat . . . mit 1 Teil } wass…

Im fünften und sechsten Monat braucht n… ein drittel Wasser zugesetzt zu werden; v… siebenten Monat ab wird die Kuhmilch m… schon unverdünnt vertragen.

Man hat an Stelle des Zuckerwa… einen Zusatz von dünner, fein durchsie… Gerstenabkochung empfohlen, in der Voraus… setzung, die Gerinnung des Käsestoffs d… Kuhmilch im Säuglingsmagen dadurch fein… flockiger und die Milch selbst so verdaul… zu machen. Ob dies in so hohem Grade e… reicht wird, steht noch dahin; thatsächlich … steht kein wesentlicher Unterschied darin, … die Milch mit Zuckerwasser oder dünn… Gerstenschleim verdünnt wird.

Wenn nur daran festgehalten wird, d… die Kuhmilch unbedingt der beste Ersatz … die Muttermilch im ersten Lebensjahre i… und daß somit alle anderen mehr oder wen… künstlichen Gemische, alle die verschieden… Kindermehle, Kindersuppen u. s. w. von vor… herein zu verwerfen sind. Es gibt gewiß … sondere Fälle, wo ihre Anwendung zeitw… von Nutzen sein kann — doch sollte dies d… nur auf besondere ärztliche Anordnung … geschehen. Solche mit Mehl aufgefütt… Kinder werden zwar hier und da Zunah… an Körpergewicht aufweisen, und dick u… fett, aber fast durchgängig bleiben sie d… blaß und blutarm, und zeigen in späte… Lebensjahren eine hinfällige Gesundheit. Ni… ist verkehrter als auf dies oder jenes K… hinzuweisen, welches doch mit Kindermeh… gut aufgekommen sei! Wer zählt denn d… welche dabei **nicht** gut aufgekommen sind?

Nun ist es aber nicht allein die stoffl… Zusammensetzung, welche in dieser Frage m… redet. Ja es sind wohl nur zum gering… Teil die oben erwähnten stofflichen Verschie… heiten zwischen der Kuh- und der Frauenm… welche die trotzdem und auch bei aller So… falt noch so große Gefährdung des kindli… Daseins infolge der künstlichen Ernähru… bedingen. Ein anderer, der unbefangenen B… trachtung schon sofort in die Augen spring… der Unterschied liegt noch vor.

Nämlich die Frauenmilch wird unmitt… bar vom Busen der Mutter in den kindl…



Der Hafen von Bodoe in Norwegen. Von A. Normann.

Körper aufgenommen; die Kuhmilch dagegen hat eine ganze Reihe von Vornahmen durchzumachen, ehe sie vom Säugling endlich getrunken werden kann. Sie wird aus dem Euter der Kuh in den Milcheimer gemolken, dann in die Milchkannen umgegossen, muß weiterhin einen mehr oder weniger langen Weg bis ins Haus transportiert werden, wird hier im Maßgefäß abgemessen, dann in das Milchgefäß eingegossen und aufgekocht. Dann erst werden wiederholt am Tage kleine Portionen entnommen, mit Zuckerwasser gemischt, aufgewärmt und schließlich im Saugfläschchen dem Kinde dargereicht.

Sagen wir kurz: die Muttermilch gelangt ganz unvermittelt **rein** in den kindlichen Körper, die Kuhmilch ist **vorher allen möglichen Arten von Verunreinigungen ausgesetzt**.

Man braucht hierbei nicht vor allem an grobe Verunreinigungen zu denken. Allerdings kommen auch diese leicht vor. Man denke nur an die schmutzige Stallstreu, auf welchem die Kuh im Stalle lagert; an die Schmutzkrusten, welche sich oft genug an Unterleib und Euter der Kuh befinden. Frage man sich, ob immer und tagtäglich die volle Gewähr vorhanden, daß dieser Schmutz säuberlich entfernt wird, daß die Hände der melkenden Person tadellos rein sind, daß sich die Melkeimer und Milchgefäße unter allen Umständen peinlich sauber befinden. Wie leicht und wie oft selbst größere Schmutzteilchen in der Milch sich befinden, und bei dem undurchsichtigen Zustand der Milch ganz übersehen werden, das kann man in einer Dampfmolkerei gut gewahren. In großen Zentrifugen, wo in kurzer Zeit 3—500 l Milch in Rahm und Magermilch gesondert werden, bleiben oft ganz beträchtliche Mengen von Schmutz als Rückstand zurück.

Allein diese gröberen — und für den kindlichen Magen gewiß nichts weniger als gleichgültigen — Verunreinigungen fallen nicht allzusehr ins Gewicht, weil sie sich bei einem so geregelten Betrieb, wie er in den immer mehr entstehenden und oft musterhaft geführten Milchanstalten unserer Städte vorherrscht, doch vermeiden lassen.

Weit verderblicher für die Gesundheit der Kinder sind jene Verunreinigungen und Beimengungen der Milch, welche sich auch durch die sorgsamste Reinlichkeit, sei es beim Melkgeschäft, sei es beim Transport oder besonders bei der späteren Zubereitung der Milch im Hause, wie sie bisher üblich war, nicht vermeiden lassen: das sind kurz gesagt die **Spaltpilze**.

Wir wissen: an der Oberfläche unseres Körpers, unserer Kleider, unserer Geräte, allüberall haften Pilzkeime; die Luft um uns ist stets erfüllt mit solchen. Wo nur tote pflanzliche oder tierische Stoffe oder Flüssigkeiten, die solche enthalten, vorhanden sind: da siedeln sie sich an, vermehren sich und leiten Umwandlungs- und Auflösungsvorgänge ein, wie Gärung, Verwesung, Fäulnis u. s. w., deren Bedeutung im Haushalt der Natur eine unermeßlich wichtige ist. Die vielgestaltigen Einwirkungen der verschiedenen Arten der Spaltpilze auf das menschliche Dasein im guten und bösen hier auch nur anzudeuten ist nicht der Ort, wir haben es hier nur im besonderen mit ihrem Verhältnis zur Milch zu thun.

Dieses ist nun ein zweifaches. Einmal ist die Milch für eine große Reihe von Spaltpilzarten ein äußerst fruchtbarer Nährboden. Sie entwickeln sich in ihr, namentlich bei höherer Wärme (wie z. B. an heißen Sommertagen), oft unglaublich schnell und massenhaft und führen dadurch Veränderungen der Milch, Gärungs- und Fäulnisvorgänge herbei. Die bekannteste und alltäglichste dieser Veränderungen ist das Sauerwerden der Milch, eine Gärung, welche einen Teil des Milchzuckers zersetzt und in Milchsäure überführt oder schließlich auch das Kasein der Milch zur Gerinnung bringt. Man kennt heute eine ganze Reihe von Spaltpilzarten, und es gehören dazu mehrere der allerverbreitetsten, welche das Sauerwerden der Milch veranlassen können. Aber auch noch andere Veränderungen, wenn auch seltener, kommen unter dem Einfluß bestimmter Pilzarten vor: so das Blauwerden der Milch, das Fadenziehen der Milch, die Gerinnung der Milch ohne Säurebildung, endlich das Faulwerden der Milch; letzteres ist ein Vorgang, der sich, abgesehen von etwas bitterlichem Geschmack, oft kaum bemerkbar macht. Und doch schreibt man letzterer Veränderung ein gutes Teil der so verderblichen Sommerdurchfälle der Kinder zu! Jedenfalls ist solche verdorbene oder sagen wir auch nur veränderte Milch für die kindlichen Verdauungswerkzeuge schwer zu bewältigen und führt meist mehr oder weniger heftige Verdauungsstörungen, welche sich oft genug bis zur Gefährdung des zarten Daseins des Kindes steigern, mit sich.

Dann aber kann auch die Milch bloß **Ueberträgerin** von Pilzarten sein, die, ohne die Milch selbst zu zersetzen oder in ihr sich weiter zu entwickeln, mit der Milch in den Darmkanal des Säuglings gelangt, unmittelbar Krankheit erregend auf das Kind einwirken. Nun können solche Pilzarten entweder **von der Kuh selbst** herstammen oder zufällig bei oder nach dem Melken von außen in die Milch gelangt sein. Was erstere Möglichkeit betrifft, so hat man bei Perlsucht der Kuh — und der Perlsucht liegt dieselbe Krankheitsursache zu Grunde wie der so weitverbreiteten Tuberkulose beim Menschen — den Pilz dieser Krankheit, den Tuberkelbacillus in der Milch nachweisen können. Es liegt also unbestreitbar die Möglichkeit vor, daß bei ungeeigneter Behandlung solcher Milch — und die Perlsucht des Rindviehs ist weder so selten noch stets bald erkannt — Tuberkelpilze lebensfähig in den Darmkanal des Säuglings gelangen und tuberkulöse Erkrankungen, die ja so häufig beim Kinde sind, verursachen. Ebenso kann bei Maul- und Klauenseuche der Kuh sich der betreffende Pilz mit der Milch auf das Kind übertragen und dasselbe erkranken machen. Seit langem ist auch bekannt, daß die Milch einer Kuh, welche an Durchfall leidet, auch bei den mit dieser Milch ernährten Kindern oft Durchfall hervorruft. Daß es auch hier sich um die Uebertragung einer und derselben krankheiterregenden Ursache und zwar eines Pilzes handelt, ist ein naheliegender Schluß.

Nun können aber auch krankheiterregende Pilze gelegentlich **von außen** in die Milch gelangen. So sind Fälle beobachtet worden, daß durch die Milch Typhus, Scharlach und Diphtherie verbreitet wurden. In einigen dieser Fälle waren angeblich die betreffenden Krankheitskeime in dem Wasser enthalten, mit dem die Milchgefäße gereinigt worden waren, und konnten auf diese Weise in die Milch gelangen. Solcher Möglichkeiten gibt es gewiß mancherlei, wenn auch nur in Ausnahmefällen sich einmal unzweifelhaft die Herkunft der krankheiterregenden Ursache wird nachweisen lassen.

Jedenfalls müssen wir in den Spaltpilzen, welche die zur Kindernahrung dienende Milch zersetzen und verderben oder, ohne die Milch, in der sie enthalten sind, selbst zu verändern, direkt krankheiterregend auf das Kind einwirken, eine der vornehmsten Ursachen der großen Hinfälligkeit und Sterblichkeit bei den künstlich ernährten Kindern erblicken. Mag man nicht überall derselben Meinung sein über den mehr oder minder großen Umfang gerade der hier besprochenen Schädigungen: daß letztere in der That vorhanden sind und dieselben sicher beseitigen, einen weittragenden Fortschritt in der künstlichen Ernährung des Säuglings herbeizuführen bedeutet, darüber sind sich alle Urteilsberechtigten denn doch einig.

Es lautet daher unsere Forderung: **dem Säugling nur pilzfreie Milch!**

Nicht neu ist dieser Ruf: schon vor mehr als 20 Jahren versuchte Falger in Münster, demselben dadurch gerecht zu werden, daß er die Milch aus dem Euter der Kuh unmittelbar in luftdicht verschließbare Gefäße einmelken ließ. Die Mängel dieses Verfahrens lagen darin, daß Keime, welche schon dem Euter der Kuh entstammten, sich so doch ungehemmt entwickeln konnten, und daß die spätere Verdünnung, Aufwärmung und Umfüllung der Milch immer noch genug Gelegenheit zum Hineingelangen von Pilzkeimen bot. Der richtige Grundgedanke dieser Versuche führte aber damals zu keiner Vervollkommnung ihrer praktischen Ausführung. Erst die weittragenden Forschungen und Entdeckungen, welche bezüglich der krankheiterregenden Pilze in den letzten 12—15 Jahren gemacht wurden, ließen den Gedanken der künstlichen Ernährung mit keimfreier Milch wieder neu aufleben. Zwar erneute man nicht mehr den Versuch, die Milch, bevor sie an die Außenluft gelangt sei, unmittelbar aus dem Euter der Kuh aufzufangen. Hat man doch ein einfaches für die Milch unschädliches Verfahren, um die Pilzkeime, mögen sie nun schon dem Euter der Kuh entstammen oder bei oder nach dem Melken in die Milch gelangt sein, in ihrer Entwickelung zu hemmen und abzutöten: das ist das nicht allzukurz dauernde Kochen der Milch.

Ehe man auch nur eine Ahnung hatte, welche Rolle organisierte Gärungserreger, die Spaltpilze, bei der Zersetzung der Milch spielen, war es seit langem bekannt, daß das Kochen der Milch dieselbe eine Zeitlang wenigstens vor Sauerwerden schützt. Man wußte ferner, daß das Verderben der Milch am ehesten sich bei einer mittleren Wärme bis hinaus über die Körpertemperatur, zwischen 15 bis 30° R., einstelle, dagegen bei kühlerer Temperatur hinangehalten werde. Es entsprang daraus der sachgemäße Rat, die zur Kinderernährung bestimmte Milch erst gründlich aufkochen zu lassen und dann kühl zu stellen. Letzteres ist aber in den meisten Haushaltungen nur schlecht durchführbar, zudem würden aber alle die vielen Gelegenheiten, welche die Herrichtung der Milch für den Gebrauch des Säuglings, das Verdünnen, Umgießen ins Milchfläschchen u. s. w., dem Hineingelangen schädlicher Keime bieten, nach wie vor bestehen. Viel wirksamer erscheint der Vorschlag, der übrigens auch mit Erfolg schon ausgeführt worden ist, **jedesmal**, wenn das Kind trinken soll, die dazu nötige Portion Milch noch einmal aufzukochen. Das Verfahren ist jedoch etwas umständlich und durch die jedesmalige Bildung einer auf Kosten des Kaseins der Milch entstehenden Kochhaut auch für den Nährwert der Milch nicht unbedenklich.

Die verschiedensten Versuche sind ferner gemacht worden, die durch Kochen keimfrei gemachte Milch auch keimfrei bis zum Gebrauch zu erhalten und zwar durch geeigneten Verschluß. Aber bei all diesen Vorrichtungen, wie

der Bertlingsche Milchkochtopf (beschrieben in Jahrgang 1883 II dieser Zeitschrift S. 625), der Milchkochapparat von D'Hesse in Schwarzenberg u. a. blieb immer die Notwendigkeit der jedesmaligen Entnahme kleiner Portionen dieser Milch, Mischung und Aufwärmung derselben vor dem Genusse, und damit noch immer die Möglichkeit der Verunreinigung mit Pilzkeimen.

Was uns fehlte war ein Verfahren, das alle jene Möglichkeiten sicher ausschloß und ohne kostspielig und zeitraubend zu sein, dem Säugling die Kuhmilch fertig verdünnt und gewärmt genau so rein und pilzfrei liefert, wie dies bei der Muttermilch der Fall ist.

Ein solches Verfahren haben wir heute, welches ebenso sicher als einfach ist. Es war Professor Soxhlet in München, der den glücklichen Gedanken hatte, die Milch je nach dem Alter des Säuglings verdünnt und mit entsprechendem Zuckerzusatz versehen in den zum jedesmaligen unmittelbaren Genuß des Säuglings bestimmten Mengen in kleinen Flaschen keim- oder pilzfrei zu machen und keimsicher verschlossen zu halten. Angenommen, daß das Kind alle $2\frac{1}{2}$—3 Stunden etwa zu trinken gewöhnt ist, und zwar jedesmal 100—150 g (oder in späteren Lebensmonaten etwas mehr, bis zu 200 g), so würden für den täglichen Bedarf zehn Flaschen, jede mit 100—200 g Milch, je nach dem Alter des Säuglings in entsprechender Verdünnung gefüllt, in einem Kochtopf durch einfaches längeres Erhitzen keimfrei gemacht, und durch einen sichern festen Verschluß auch vor Eindringen neuer zersetzender oder krankmachender Keime geschützt, genügen. Damit wäre die Milch für den ganzen Tag fertiggestellt und brauchte nur die verschlossene Flasche kurz vor dem jedesmaligen Gebrauch durch Einstellen in lauwarmes Wasser (40° R.) angewärmt und nun erst im Augenblick des Schenkens der Verschluß entfernt und durch ein peinlich genau gereinigtes Saughütchen ersetzt zu werden.

In höchst einfacher Weise wird der von Soxhlet angegebene Apparat diesen Gesichtspunkten gerecht. Die Milch wird, wie sie frisch aus dem Stalle kommt, mit Zuckerwasser (oder Gerstenschleim) je dem Alter des Kindes entsprechend verdünnt und auf 10—12 kleine Glasflaschen verteilt. Diese Fläschchen werden dann noch mit einem durchbohrten Gummipfropfen versehen und in einem Blech- oder Drahtgestell in einen gewöhnlichen Kochtopf eingestellt (s. Fig. 1), der so weit mit Wasser gefüllt ist, daß dasselbe etwa bis zur Mitte der Fläschchen heranreicht. Das Ganze wird nunmehr aufs Feuer gesetzt und so lange gekocht, bis das Wasser im Kochtopf etwa 20 Minuten lang am Sieden gewesen ist. Es ist dann die in der Milch enthalten gewesene Luft meist entwichen und es können nun die Fläschchen schnell keimsicher geschlossen werden, um dann nochmals 20 Minuten unter Verschluß im siedenden Wasser zu bleiben. Dieser Verschluß wird auf sehr einfache Weise bewirkt, indem in die Durchbohrung der Gummistopfen auf den Fläschchen ein solider Glaszapfen fest eingestoßen wird (s. Fig. 2). Damit ist dann aber auch die Milch für den ganzen Tag fertig zubereitet. So oft das Kind trinken will, braucht man nur eins der Fläschchen erst in lauwarmem Wasser etwas anzuwärmen und an Stelle des Gummipfropfens, der nun erst im letzten Augenblick gelüftet wird, das Saughütchen aufzusetzen. Letztere müssen natürlich sorgfältigst innen und außen gereinigt sein und empfehlen sich ungleich mehr als die Saugapparate mit langem Gummischlauch, wie sie jetzt so viel gebraucht und auch von einzelnen Fabrikanten den Soxhletschen Apparaten zugegeben werden.

Auf zwei Punkte, welche in den bisherigen Gebrauchsanweisungen für den Soxhletschen Milchkochapparat gar nicht oder nicht genügend hervorgehoben sind [1]), möchte ich hier noch besonders hinweisen.

Was zunächst die Mischung der Milch be-



Fig. 2. Kochtopf mit Flascheneinsatz.

trifft, so wurde nach dem früheren gewöhnlichen Verfahren die rohe Milch erst gründlich abgekocht und dann verdünnt. Durch dieses Abkochen verliert aber die Rohmilch eine gewisse Menge von Wasser, welches in Dampfform entweicht, und die Milch selbst wird in bezug auf ihren Gehalt an Nähr-

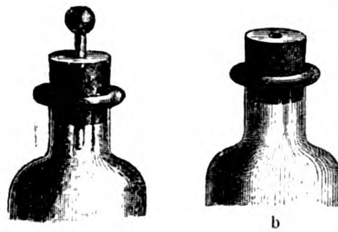


Fig. 2. Keimsicherer Verschluß der Milchflaschen.

stoffen weit *konzentrierter*. Beim Soxhletschen Verfahren dagegen wird die *Rohmilch* selbst vor dem Kochen verdünnt. Es macht also einen Unterschied in bezug auf den Nährgehalt der Milch, ob ich beispielsweise bei einem Kinde von 3—4 Monaten die konzentrierte abgekochte Milch mit der gleichen Menge Wasser verdünne oder die rohe Milch. In letzterem Falle wird das Gemisch dünner und daher etwas ärmer an Nährstoffen sein. Daraus folgt, daß man gut thut, bei Anwendung des Soxhletschen Kochverfahrens die Verdünnung der Milch etwas knapper zu nehmen, als es der üblichen und oben angeführten Regel entspricht und statt der Verhältnisse

1 Teil Milch zu 3 Teilen Wasser
1 " " " 2 " "
1 " " " 1 Teil "

u. s. w. zu nehmen:

1 Teil Milch zu $2\frac{1}{2}$ Teilen Wasser
1 " " " $1\frac{1}{2}$ " "
1 " " " $\frac{3}{4}$ " "

Sodann wird zuweilen geklagt, daß nach Verschluß der Fläschchen mit den Glaszapfen und Weiterkochen der Milch oft der Gummipfropfen nebst dem Glaszapfen von der Flasche abspringt, und beim nachherigen Oeffnen des Kochtopfes die Flaschen so offen stehen. Dem kann man leicht dadurch begegnen, daß man nach vollständigem Verschluß der Flaschen *etwas gelinder* kocht und entweder die Thür zur Herdfeuerung öffnet, oder den Kochtopf ein wenig auf der Herdplatte zurücksetzt. Wenn die Milch auch nicht die Temperatur von 100° C., sondern nur eine solche von 95—100 erreicht, so wird der Zweck des Kochens: die Abtötung der in ihr enthaltenen Keime, doch in genügender Weise erfüllt.

Im übrigen ist die Handhabung des ganzen Verfahrens durchaus nicht schwierig zu erlernen und nichts weniger als zeitraubend und umständlich. Der Sorgfalt, welche dazu notwendig ist, unterzieht sich aber eine Mutter gern zum Wohle ihres Lieblings. Daß das Verfahren aber in der That der oben aufgestellten Forderung entspricht: dem Säugling nur pilzfreie Milch! davon kann man sich leicht überzeugen. Wochenlang hat sich Milch, verdünnt wie unverdünnt, in den Fläschchen des Soxhletschen Apparates vollständig unzersetzt und süß erhalten und erwies sich auch bei genauester Untersuchung als durchaus keimfrei. Steigt bei längerem Stehen der leichtere Rahm empor, so ist durch einfaches Schütteln dies sogleich wieder ausgeglichen. Mir ist ein Fall bekannt, wo eine Dame, die eine fünftägige Reise nach ihrem Wohnort am Kaukasus zu machen hatte, sich mit dem gesamten auf der Reise notwendigen Milchvorrat für ihr mehrmonatliches Kind in einer großen Zahl von Soxhletschen Fläschchen versah und ihren Kleinen so wohlbehalten, ohne jede Sorge um die bei einer solchen Reise so schwierige Beschaffung guter Kindernahrung, nach Hause brachte. In der Schweiz hat man sogar schon begonnen, keimfrei gemachte Schweizermilch weithin zu versenden. In einzelnen großen Städten, so in der Anstalt von Stößler in Wien, O. Thomashoff in Düsseldorf u. a. wird jetzt auch Kindermilch in Fläschchen sterilisiert im großen abgegeben. Für die ärmere Bevölkerung, wo man die nötige Sorgfalt nicht erwarten kann, sowie in Haushaltungen, wo die Mutter fehlt oder sonstwie, sei es geschäftlich, sei es durch Kranksein an der nötigen Kinderpflege selbst behindert ist, ist diese erleichternde Art des Bezugs fertiger keimfreier Milch gewiß von großer Bedeutung.

Im übrigen wird jede sorgsame Mutter es vorziehen, die Milchbereitung für ihr Kind selbst zu besorgen.

Schon beginnt das Soxhletsche Milchkochverfahren in immer weiteren Kreisen gewürdigt und eingeführt zu werden. Nach übereinstimmenden Berichten von allen Seiten sind denn auch seine Erfolge ganz außerordentliche. In der That ist hier einer der Hauptvorzüge der Muttermilch, die Zuführung reiner keimfreier Milch nun auch für die künstliche Ernährung mit der Flasche gesichert, gesichert durch ein leicht zu handhabendes, einfaches und durchaus vorwurfsfreies Verfahren. Einer ganzen Reihe von Gefahren für die Gesundheit der Säuglinge ist hierdurch aufs wirksamste begegnet und zwar mit einer Sicherheit und einem Erfolg, der sich in segenbringender Wirksamkeit neben die Errungenschaften stellen kann, wie sie auf einem andern Gebiete, der antiseptischen Wundbehandlung der Neuzeit, ebenfalls im Kampfe gegen schadenbringende Pilzkeime gewonnen worden sind. Möchten auch diese Zeilen dazu beitragen, dem wichtigen Fortschritt in der künstlichen Kinderernährung, wie er mit der Herstellung keimfreier Milch durch das Soxhletsche Milchkochverfahren gegeben ist, weiteren Boden zu gewinnen, zum Segen unserer Kinderwelt!

[1]) Eine ausführliche Darlegung des ganzen Verfahrens habe ich in dem Schriftchen: „Die künstliche Ernährung des Säuglings mit keimfrei gemachter Kuhmilch nach dem Soxhletschen Verfahren", Berlin und Neuwied 1888, L. Heusers Verlag, gegeben.

Geisteskrankheiten.

Von

Dr. Heinr. Obersteiner.

Es ist eine vielfach ausgesprochene Meinung, daß Geisteskrankheiten bei primitiven Völkern nicht vorkommen, und nur eine traurige Prärogative der Kultur bilden, ja mit dieser selbst beinahe in geradem Verhältnisse zunehmen. Nachdem man aber in den Geistesstörungen nun eine anatomisch nachweisbare — oder auch noch nicht nachweisbare — Erkrankung des Gehirns erkannt hat, und zwar jenes Teiles desselben, der den intellektuellen Funktionen vorsteht, so müssen solche Erkrankungen überall dort vorkommen können, wo dies Organ vorhanden ist, also auch bei den wilden Rassen — ja in gewissem Sinne selbst bei den höher organisierten Tieren. Selbstverständlich bleibt es übrigens, daß die Veranlassungen zur Entstehung einer Geisteskrankheit, sowie die Formen, unter welchen sich diese äußert, je nach Organisations- und Kulturverhältnissen auch in hohem Grade verschieden sein werden. Bei dem kärglichen Vorrate vorhandener Vorstellungen und Gedanken-Associationen in dem Gehirne der primitiven Völker sind kompliziertere Ursachen und Formen der Erkrankungen, wie sie bei ausgebildeter geistiger Individualität sich entwickeln können, überhaupt gar nicht möglich. Die schädliche Veranlassung wird ihre Wirkung dann mehr auf jenen Teil des Zentralnervensystems konzentrieren, welcher die Grenzscheide des Animalischen und Humanistischen vermittelt, d. h. es werden sich die Störungen mehr durch zerrüttende Krampfanfälle und Ernährungsanomalien zeigen, wobei es allerdings auch an psychischen Effekten nicht fehlen wird, die aber unter solchen Verhältnissen weniger in die Augen springen. Hieraus erklärt sich wohl auch die oben erwähnte, von vielen gebildeten Reisenden behauptete Ansicht des gänzlichen Fehlens von Geisteskrankheiten bei den Wilden. Wir müssen es den eifrig betriebenen aber höchst mühevollen Untersuchungen der Fachgelehrten überlassen, ob es ihnen gelingen werde, die Unterschiede der Gehirnorganisation verschiedener Rassen näher zu bestimmen, und wollen uns hier nur mit den Ursachen und Formen der Geisteskrankheiten bei tiefer stehenden Nationen befassen, wobei uns die Berichte der Reisenden und der in fernen Ländern domizilierenden Aerzte als Führer dienen müssen.

Wenn wir bei einer der primitivsten Rassen, den Rothäuten Brasiliens, beginnen, so finden wir bei ihnen, abgesehen von der Wut des Hasses, der Eifersucht und der Rache, die trotz ihres tobsüchtigen Charakters doch nicht als eigentliche Geisteskrankheit angesehen werden kann, den sogenannten Tupi-Pya. Der davon Betroffene bricht nach kurzem deprimierten Vorläuferstadium plötzlich in die tollste Wut und Zerstörungssucht aus, wobei er ziel- und zwecklos durch die Orte stürmt, und jeder Vorübergehende seinem mörderischen Anfalle ausgesetzt ist. Eine Analogie mit gewissen Wutanfällen bei Tieren muß sich hier unwillkürlich aufdrängen. Uebrigens soll Alkoholismus die Hauptursache dieser Krankheit bilden. Dagegen leiden die Rothäute Nordamerikas sehr an einer Form der Melancholie, welche nach deren gewaltsamer Transportierung in entlegene Gegenden (zu Kolonisationszwecken) beinahe immer eintritt, und durch ihren Reflex auf die Ernährungssphäre alsbald die Abmagerung zum Skelett und frühen Tod zur Folge hat. Es handelt sich hier um schwere Fälle von Nostalgie oder Heimweh, wie sie bekanntlich auch in Europa bei Gebirgsländlern vorkommen, wenn auch nicht so häufig und mit so schlimmem Verlaufe.

Bei den auf einer höheren Stufe der Gehirnentwickelung stehenden Negern findet sich, wie bei den Rothäuten, ein ähnlicher dem Heimweh verwandter Zustand, den man in Südamerika Banzo nennt, und der sich schon viel mehr durch Hervortreten psychischer Symptome äußert, während die physischen Erscheinungen des Abmagerns und der konsekutive Tod viel später eintreten. Auch kommt bei ihnen eine ganz eigentümliche Form der Manie vor, wobei sie sich auf alle mögliche Art vor den Menschen verbergen. Sie laufen in die Wälder, verkriechen sich unter Büsche und verhungern lieber, als sich zu zeigen. Merkwürdig war der Einfluß der Sklavenemanzipation. Wenn auch früher vielleicht mehr Neger geisteskrank waren, als man glaubte, indem ihre Herren sie aus Ersparungsrücksichten so lange zu Hause behielten, als sie zur Bewältigung ihrer mechanischen Arbeiten überhaupt verwendbar waren, so bleibt die Zunahme der Irrsinnsfälle nach der Emanzipation doch immer eine sehr bedeutende. Die Ursache liegt wohl darin, daß die Leute nun für sich selbst zu sorgen hatten, oft in Not und Elend gerieten, und leicht in Debauchen verfielen, die ihnen früher nicht geduldet wurden. Die ungewohnte Gehirnanstrengung in obiger Beziehung, sowie bei der Ausübung ihrer Rechte als freie Männer, scheint diese üble Folge für sie gehabt zu haben.

Die Irrenanstalt in Rio Janeiro liefert auch einen Beweis für die verschiedene Disposition der Rassen zu Geisteskrankheiten. Ungeachtet dort alle unter denselben Kulturverhältnissen leben, so kommt doch nur ein Neger — und diese machen doch die Hälfte der Bevölkerung aus — auf acht Irre, während sich kein einziger Indianer unter ihnen befindet. Die große Mehrzahl der Kranken bilden eben die sogenannten Mamelucos — Enfants du pays — und Europäer. Die Kreolen zeigen auch im Irrsinne die Uebertriebenheit ihres Charakters. Sie schwätzen beständig von Duellen, Kämpfen und Reichtümern. Bei den Mulatten gibt es auch politische Redner unter den Irren. Sonst tragen die Gesichts- und Gehörshalluzinationen den gleichen Charakter wie in Europa.

Bemerkenswert erscheint es, daß in Amerika der dritte Teil der angemeldeten Geisteskranken auf die Einwanderer kommt, die doch nur den achten Teil der Bevölkerung ausmachen. Man schreibt diesen Umstand teils der bereits mitgebrachten Disposition, teils dem Heimweh und den getäuschten Hoffnungen auf eine zusagende Existenz zu.

In Britisch-Guyana, also gerade unter dem Aequator, liefern die im Innern wohnenden Indianer gar keine Geisteskranken in die Anstalt zu Berbice, und die dortigen Aerzte behaupten, daß sie durch den so häufig vorkommenden Sonnenstich nie Geisteskrankheit entstehen sahen. Das größte Kontingent bilden die eingewanderten Neger und die Kulis. Sehr häufige Ursache ist Trunksucht; das Opium aber ist viel weniger im Gebrauche als im Orient.

In Aegypten findet man häufig moralische Ursachen des Irrsinnes, wenn auch der Genuß des Haschisch die meisten Fälle verschuldet. Bei Weibern handelt es sich hier beinahe immer um unglückliche Ehe, Verstoßung von dem Manne und Kinderlosigkeit, bei Männern um religiöse Aufregung und Kummer. (Einem hatte man seine Kuh genommen, weil er nicht acht Pfund statt zwei als Steuer zahlen konnte. Ein Offizier hatte ein älteres Weib geheiratet, dasselbe aber so sehr unter seiner Erwartung gefunden, daß er darüber geisteskrank wurde.) Religiöse Exaltation entsteht oft durch angestrengte Studien des Koran, und durch das Bestreben, „ein Heiliger" zu werden. Eine eigentümliche Form ist auch die durch die Monotonie der Eindrücke erzeugte Wüstenhalluzination (Nagle).

In der Türkei ist es schwer, sich über die Zahl der geistigen Erkrankungen einigermaßen klar zu werden. Eine gewisse Verehrung, welche die Bevölkerung und insonderheit die betreffende Familie nach Landessitte dem Irren entgegenbringt, macht, daß die Männer nur dann der ärztlichen Behandlung übergeben werden, wenn sie gefährlich zu werden beginnen — Frauen aber überhaupt sehr selten. Unter den Ursachen scheint der Genuß des Raki und des Opiums, sowie mancher sonstiger Exzeß vorzuwalten. Moralische Ursachen verleugnen aber auch bei den Türken, wie bei den Aegyptern ihre schlimme Wirkung nicht und so ist religiöse Exaltation und Delirium — besonders bei den tanzenden und heulenden Derwischen — nichts weniger als selten. Einen Geisteskranken fand ich in der Anstalt Soleimanieh in Stambul, bei dem eine besondere echt türkische Ursache eingewirkt. Derselbe war ein höherer Beamter, dessen Aufgabe darin bestand, im türkischen Kalender die Unglückstage im vorhinein anzugeben. Diese allerdings schwierige Aufgabe war ihm durch ein paar Jahre vollständig mißglückt. Gerade an den von ihm bezeichneten Unglückstagen ereigneten sich Dinge, die für den

Sultan und den Staat sehr angenehm und vorteilhaft waren. Die Folge davon war eine Nase von seinen Vorgesetzten, und seinerseits das immer eifrigere Bestreben, in seinen prophetischen Angaben der Wahrheit gerecht zu werden, welches fruchtlose Bemühen ihn endlich geisteskrank machte. Bezeichnend für die mohammedanischen Frauen ist es, daß sie das Gefühl des Anstandes und der guten Sitte, soweit es das Verschleiern des Gesichtes betrifft, auch im vorgeschrittenen Stadium des Irrsinnes nicht verlieren. Wenn der Arzt in der Irrenanstalt seine Visite macht, gibt er durch ein eigentümliches Klopfen sein Erscheinen in der Frauenabteilung kund. Auf dieses Zeichen hüllen alle Patientinnen ihr Gesicht in den sogenannten Schleier — freilich ganz ohne Rücksicht auf die übrige Toilette, die oft im äußersten Grad sorglos gehalten ist.

In Persien hat Dr. Pollak während eines zehnjährigen Aufenthaltes nur acht bis zehn Geisteskranke gesehen, und bei diesen waren körperliche Ursachen nachweisbar. Die angeborene Gleichgültigkeit der Perser bewahrt sie vor moralischen Aufregungen aller Art. Ja sie nennen sogar den Europäer wegen seiner Thätigkeit und seines rastlosen Strebens Diwaneh, was so viel als „etwas verrückt" bedeutet.

Bei den Chinesen herrscht in Beziehung auf Geisteskrankheiten ein sehr großer Unterschied zwischen jenen, die zu Hause, und jenen, die in der Fremde leben. In Neu-Südwales befanden sich 1879 in den Asylen 47 irre Chinesen, d. h. einer auf 140 der chinesischen Bevölkerung. Diese erschreckende Anzahl erklärt Dr. Manning daraus, daß die Glücklichen, die in den Goldgräbereien ihren Vorteil gefunden, nach China zurückkehren und nur die erfolg- und hoffnungslose Klasse der Chinesen zurückbleibt, die niemand haben will und die man dann, wenn sie erkranken, sogleich der Anstalt übergibt. In China selbst sind Geisteskrankheiten sehr selten. Die ruhige friedliche Lebensweise der Chinesen, der Mangel heftiger Erregungen, ihre gemäßigte und enthaltsame Art sich zu nähren, bei welcher Trunksucht kaum vorkommt, die Ständigkeit ihrer sozialen Einrichtungen benimmt die Ursachen zu geistiger Störung. Anlaß geben manchmal Begebenheiten, die uns lächerlich erscheinen würden, z. B. Schrecken über das Erscheinen kaiserlicher Soldaten oder Piraten, über eine Feuersbrunst u. dgl. Geldverluste und Liebesgram kommen seltener als Krankheitserreger bei ihnen vor, dagegen manchmal das anhaltende Bemühen, ihre Klassiker — auswendig zu lernen! Es fragt sich nach all dem, ob nicht der Einfluß des Kontaktes mit den Europäern und besonders den Missionären die Geisteskrankheiten doch häufiger mache, als sie sonst unter den ungestörten heimischen Verhältnissen der Bezopften vorkamen. Gewiß werden durch religiöse Skrupel und durch die Nähe europäischer Konkurrenten auch andere Gemütsbewegungen bei ihnen erregt im Gegensatze zu jenen Glücklichen, die im Innern des Landes von den Fremden nichts wissen. Auch die früher erwähnte häufige Erkrankung in den Goldgräberdistrikten ist ein Beweis, daß das Gehirn der Chinesen nichts weniger als Immunität gegen Geisteskrankheiten besitze. Sie brauchen nur in die Wirrnisse des Lebens hineingerissen zu werden, und die geistigen Störungen treten alsbald und in großer Anzahl auf.

In den australischen Kolonien ist die Ursache der nicht seltenen Geisteskrankheiten oft schwer zu eruieren, teils wegen der enormen Entfernungen, aus denen die Kranken in die Anstalten gebracht werden, teils wegen der äußerst gemischten Bevölkerung, die aus Chinesen, Westindiern, Südsee-Insulanern und den australischen Eingeborenen zusammengesetzt ist. Die in Europa so häufige Subsistenzlosigkeit und Armut fällt wohl hier weg, dagegen gibt es andere Ursachen, die mit dem Kolonialleben innig zusammenhängen. Ein besonderer australischer Krankheitserreger ist die Vereinsamung, und dies gilt nicht allein vom Schäfer, sondern von sehr vielen Emigranten, welche mit wechselnder Beschäftigung herumwandeln, ohne sich an jemand anschließen zu können, und dann leicht von Verfolgungswahn befallen werden. Die Goldminen liefern selbstverständlich genug Kranke, und man betrachtet dort überhaupt schon die Goldgräber als „halbe Narren". Im ganzen ist das Zahlenverhältnis der Irren zu den Gesunden nahezu wie in England. Süd-Australien, das eine glücklichere Verteilung und bessere Lebensweise der Einwohner besitzt, macht eine sehr vorteilhafte und günstige Ausnahme von dem Reste des Landes.

In den arktischen Regionen sind Geisteskrankheiten sehr zahlreich. Die Grönländer, Isländer und Lappländer sind wenigstens während der Wintermonate in einem Zustand hochgradiger geistiger Depression, die sich leicht zur eigentlichen Melancholie mit größtenteils religiösen Wahnideen steigert, wie das auch auf den Faröer-Inseln häufig beobachtet wird. Das lange Entbehren des Sonnenlichtes, die Monotonie der ganzen Szenerie, die Einsamkeit und die lange, durch die Unbilden der Witterung aufgezwungene Unthätigkeit sind schuld an dieser Disposition und den hierdurch bedingten häufigen Erkrankungen, die manchmal ein Prozent der Bevölkerung ausmachen!

Kronberg im Taunus.

Ein kleiner Ort von etwa 3000 Einwohnern, liegt Kronberg am Südabhange des Taunusgebirges und wird mit der Eisenbahn von Frankfurt a. M. aus in 40 Minuten erreicht. Die arbeitsame Bevölkerung lebt hauptsächlich vom Feldbau; das Obst und besonders die zahme Kastanie gedeiht, in ganzen Waldungen vereinigt, in ungeahnter Fülle. Hervorragend aber und von besonderem Interesse ist Kronberg durch die seit nahezu einem halben Jahrhundert ansässige Künstlerkolonie, meist Frankfurter Maler, die ungestört von dem Geräusch der Großstadt in der friedvollen Ruhe jener Berge ihrer Thätigkeit nachgehen. Hier „bildet manch Talent sich in der Stille". Der Senior dieses Künstlerheims war der Genremaler J. F. Dielmann, als Mensch ein Denker und ein Künstler unter den Künstlern. An ihn reihen sich Namen, deren Klang in der Kunst weit über die Grenzen Kronbergs hinausgedrungen: wie der Prof. A. Schreyer, Jakob Maurer, Ph. Rumpf, P. Burnitz; auch Hugo Kauffmann verbrachte hier zehn Jahre. Einer der Begründer der Kolonie, einer der bedeutendsten unter allen, ist der Meister Anton Burger, ein geborener Frankfurter, dessen Talent und dessen anregender Verkehr zahlreiche jüngere Elemente anzog. Burger hat vielfach Schüler ausgebildet, die teils direkt als solche Anschluß an ihn hatten oder unter seinem Einfluß sich bildeten; zu diesen wären zu zählen: der Prof. W. Friedenberg, die Maler Winter, Maas, Ph. Franck und der Tier- und Landschaftsmaler Adolf Chelius, der seit 1882 den Aufenthalt in Kronberg mit dem in der großen Kunststadt München vertauscht hat.

Dieser Künstlerkreis in erster Linie, dann aber auch die interessante Lage des alten Städtchens und sein gesundes mildes Klima sind seit langem der Anziehungspunkt zahlreicher Fremden und manche angesehene Frankfurter Familie hat hier ihre Villa, um die Sommermonate, statt sich den Strapazen einer Schweizer- oder Tirolerreise auszusetzen, auf eigenem Grund und Boden in Kronberg zuzubringen. So reiht sich Besitzung an Besitzung, ein Kranz von Villen umgibt den traulichen Ort und es ist eine erhebende Empfindung, bei Sonnenuntergang von der Höhe des Schloßturmes aus hineinzuschauen in den Zauber der Landschaft mit ihrem reichen Wechsel und Fluten von Luft und Licht, von Berg und Thal. Der schönste und zugleich der umfangreichste Landsitz in unmittelbarer Nähe Kronbergs ist jene Villa, welche dem verstorbenen Herrn Kommerzienrat Reis gehörte; dieselbe ging vor kurzem in den Besitz J. M. der Kaiserin Friedrich über und heißt seitdem Villa Friedrichshof, zum ewigen Andenken an den erhabenen Monarchen. Die Villa war anfänglich für eine Heilanstalt bestimmt, konnte aus verschiedenen Gründen ihrem Zwecke aber nicht zugeführt werden und gelangte in den Besitz des Herrn Kommerzienrates Reis, der dieselbe erweiterte und in einen Herrschaftssitz umwandeln ließ. Als das Jahr 1870 kam und die ersten Züge mit Verwundeten den Rhein passiert hatten, stellte der Besitzer in hochherziger Weise sein ganzes Schloß zur Verfügung der Leidenden und die weiten Räume verwandelten sich in ein großes Lazarett. Dadurch veranlaßt kam die damalige Kronprinzessin Viktoria nach Kronberg und

brachte den auf den Tod verwundeten Tapferen ihre hohe Teilnahme entgegen, nach allen Seiten hin Gutes wirkend, allerseits verehrt und geliebt. Die Säle, in welchen damals ihre Fürsorge waltete, sind jetzt in ihren Besitz übergegangen und dürfen wir annehmen, daß die neue Sommerresidenz Friedrichshof bei Kronberg im Taunus einer der Lieblingsplätze der trauernden Witwe unseres großen Kaisers Friedrich sein wird.

Fritze Kulasch
auf der
hamburgischen Gewerbe- und Industrie-Ausstellung.

Mitgeteilt von

Albert Roderich.

Es ist mir theilweise eine Ehre und ein Vergnügen, als Berichterschstatter zu riehguriehren über die Ausschstellung in meiner lieben Vaterschstadt Hamburg. Wenn Sie, Herr Redaktöhr, meinen, ich wär' vielleicht nicht der richtige Mensch dazu, weil ich nicht die reschpektiven technischen Wissenschaftlichkeiten für Induschstrie und Gewerbe besitzen thät', denn antworte ich Ihnen dadrauf mit einem fettgedruckten, weitschallenden: Oho! Was der richtige künstliche Kriehtiker und Berichterschstatter ist, der schreibt über alles, — das ist ja grade die Kunst! Grad so wie der Maler, der Jenieh und gute Pinsel hat, ebenso gut 'n Engelskopf malen kann wie eine Schafsnase. — Uebrigens, Herr Redaktöhr, können Sie sich in diese Hinsicht noch mehr beruhigen, denn Sie werden gleich sehen, daß meine Brawuhr und Menschenkenntniß mir eine Persöhnlichkeit unter den Fingern gebracht hat, welche erstens nicht von Pappe ist, und welche zweitens was Induschstrie und Gewerbe anbelangt, meine Berichterschstattung ganz famost auf den Beinen helfen wird.

Das verhält sich nämlich in folgender Weise. Ich sitze also in der großen Restauratiohn, um mich für meinem Berufe erst mal durch'n Glas Bier zu schstärken. Wie ich beim vierten Glas bin, nehme ich mein Notizbuch 'raus und meinen Bleischstift und fange an, ihn ordentlich anzuschpitzen, denn was für'n gewöhnlichen Dichter seine Leier ist, das ist für'n tüchtigen Berichterschstatter sein Bleischstift. Nu hör' ich ein Husten und Räuschpern, und wie ich aufsehe, erblicke ich einen langen, mageren Herrn in einen großkarrierten, hellen Anzug vor mir. Er blinzelt mir mit seinen kleinen, grünlichen Augen zu und sagt: „Hm, Berichterstatter, wie?" — „Jawoll, mein Herr!" sag' ich und spitze meinen Bleischstift weiter. „Für welche Zeitung, wenn fragen darf?" — „Vom Fels zum Meer; mein Name ist Fritze Kulasch!" — „Ah, so! Münchener Kunstausstellung, wie?" — „Zu dienen, mein Herr, jawoll." — „Hm, famose Berichte! Kann Ihnen hier vielleicht dienen. Wird mir 'n Ehre sein. Bin Techniker, Jngeniöhr — alles. Habe hier selber auch ausgestellt." — Das konnte mir paßen. Jch laß aber meine innerliche Genugthuung gar nicht merken und sag' so ganz oberflächlich: „Darüber läßt sich fielleicht reden. Was verlangen Sie denn dafür?" — „Nichts, gar nichts. Genügt mir, wenn mein Name in ‚Vom Fels zum Meer' erwähnt wird. Müssen mich sehr oft erwähnen. Wollen Sie?" — „Das will ich schon thun. Aber mit wenn hab' ich denn eigentlich die Ehre?"

Nu hatte sich der fremde Herr bei mir niedergesetzt, legte mir die Hand, wo 'n großer Brilljantring drauf schsteckte, auf der Schulter und redete mit so'n trockenen, ruhigen Tonfall: „Heiße Abimelech Dunst. Bin 33 Jahre alt. — Spreche elf Sprachen, — elf verschiedene Sprachen sogar. Bin Reklamist. Mache Reklamen. Wofür? Für alles. Für Schuhzwekken und dreßiehrte Elefanten, für Wurstfabriehken und Fliegenpapier, für Dichter und Leichdornoperatöhre, — für alles. Hab 's Geschäft von meinem Vater übernommen. Als geboren wurde, annoncirte mein Vater, wär der dreizehnte Sohn. Müßte deßhalb wahrscheinlich sterben, da er sehr arm wär'. — Regnete milde Gaben. Als 20 Jahr alt, übernahm 's Geschäft. Machte erste Reklame damit, womit sehr viele Menschen letzte machen. Mit 'm Leichenstein. Verkaufte einer Steinmetzfirma das Recht, auf meinen Familienleichenstein Jnschrift zu setzen:

„Hier ruhn wir aus von allen ird'schen Plagen,
Hier ruhen wir mit Wonne und Behagen;
Ach, so entzückend ruht man unter keinen
Als unter Moritz Meyers Leichensteinen."

Moritz Meyer hat in ½ Monat 3791 Leichensteine abgesetzt."

„Donnerwetter!" warf ich ein. „Und Sie wohnen hier in Hamburg, Herr Dunst?"

„Nein. Reise auf Reklamen. Stammhaus in Rappelshausen. Wer meine Reklamen benutzt, ist 'n gemachter Mann. Bin's selbst dadurch geworden. Patent nehmen, — lächerlich! Atteste, Plakate, Bilder — abgeschmackt! Man schreibe, telegraphiere, telephoniere an Abimelech Dunst, Rappelshausen; Prokuristen telegraphieren sofort eingegangene Orders nach, wenn auf Reisen bin. Eigenen Draht in allen größern Städten. Komme auch selbst, wenn gewünscht wird. Voriges Jahr 169 000 Mark für Ekstrazüge ausgegeben. Besitze fänohmenahle Erfindungskraft. Habe Proben bei mir."

„Da möchte ich woll mal 'n Paar von sehn," sagte ich.

„Gern. War in London. Mein Haus in Rappelshausen telegrafiert mir: Doctor Knoxbox, Lomburdstried 751. Präsentiehre mich. Junger Arzt, soll ihm Kundschaft besorgen. Gut. Während dessen wartet im Hôtel Jnhaber von Fairblad & Smok, — Buch- und Steindruckerei. Schlechtes Geschäft, will meine Reklame. Auch gut. Beginne zu kommbiniehren. Kommbiniehre eine famose Jdee für beide. Folgenden Tag steht in ‚Teimes' Jnseraht:

‚Wir können für die nächsten Tage keine neuen Arbeiten übernehmen, da wir alle unsere Maschiehnen zur Herstellung von Totenschein-Formularen für Herrn Doctor Knoxbox gebrauchen.
Fairblad & Smok.'

„Dr. Knoxbox kommt gestürzt. Will mich todtboxen. Mister Smok kommt gerannt, will mich ohrfeigen. Lächle verächtlich, aber ruhig. Sage: bis morgen warten. Ganz London spricht von Dr. Knoxbox, dem Massenmörder. Folgenden Tag steht in den ‚Teimes':

‚Jn unserer gestrigen Bekanntmachung ist ein bedauerlicher Jrrthum enthalten. Der Arzt, für den wir die Totenschein-Formulare herzustellen haben, ist nicht Dr. Knoxbox.
Fairblad & Smok.'

„Bei Fairblad & Smok sind den Tag 5221 Leute gewesen. Wollten natührlich alle wissen, wer denn der Arzt wär'. Natührlich jeder was gekauft oder bestellt. Dr. Knoxbox vorige Woche pompöhse Villa gekauft. Kostet 21 500 Pfund Sterling. Auslagen: 10 Pfund Honorar an Abimelech Dunst."

„Herr Dunst," ruf' ich nu, „Sie sind 'n geniahler Onkel, und wenn Sie mit meine Wenigkeit die Ausschstellung besuchen wollen, denn ist die Angelegenheit in den richtigen Geleihse."

„Gut. Aber alles müssen Sie wiedererzählen in ‚Vom Fels zum Meer'." — „Von wegen der Reklame, Sie kleiner Schäker, häh?" — „Natührlich! Nu aber los! Zigarre rauchen, Kulasch? Was feines! Jmportirte Klohrkali ominosa, kostet 975 Mark mit Seebeschädigung." — „Oh ja," sag' ich schmunzelnd, „ich rauche gern was Gutes." Er giebt mir also 'n Zigarre von ganz kollossahle Dimansiohnen und ganz sonderbare Kulöhr, und ich schstecke sie an. „Ganz famost," sag' ich, und lege meinen Arm gefälligst in dem seinigen. „Nu aber vorwärts!"

Und dadermit schstürzen wir uns in

der kollossahlen Menschenschströmung von allein 50 000 Abonnenten und außerdemige Angtrééézahler.

Nu will ich aber als gewissenhafter Berichterschstatter hier erst 'mal, ehe ich überhaupt was Einzelnes gesehn habe, mein kommpetentes Urtheil über den Ganzen und Zusammengehörigen abgeben, und da müßt ich sagen, wenn ich bloß mein poetisches Gefühl und mein dichterisches Herz zu Worte kommen lassen wollte: es ist grandiohs, pompös, entzückend! Da mer aber doch bei 'ner Induschstrie- und Gewerbeausschstellung mehr auf pracktische Kopfarbeit sehn soll, so sag' ich blos: es ist famost!

Es ist ganz merkwürdig, wie mer auf so'n kleinen Platz so viel große und schöne Sachen hinkriegen, und wie mer wiederum auf so'n großen Platz so viel kleine und nüdliche Dinge zusammenbringen kann. Ja, wenn Hamburg auf meine Wenigkeit nur 'ne zehnte Schstelle von 'n Dezimahlbruch so schstolz wär' wie ich als Hamburger in diesem wundervollen Augenblicke auf Hamburg, denn würd' ich mit'n gewöhnlichen Menschen die nächsten drei Zeitepochen kein Wort mehr reden. Nee, das würd' ich nicht!

„Herr Dunst," sag' ich nu, „ich denke, nu machen mer erst mal 'n Rundgang hier durch der umgebenden Parklandschaft, eh' mer in den eigentlichen Ausschstellungshallen rein gehn." Herr Dunst war damit einverschstanden. Die umgebende Parklandschaft mit den zugehörigen Anlagen von Gebüschen, Bäumen, Bierbuden, Weinhallen, Schampanjerkiehosken und Liköhrpavillongs ist wirklich was mer so in der gewöhnlichen Umgangsschprache „einfach entzückend schön" nennt. Und mitten durch die Anhöhen, Hügel, Thäler, Waldungen, Bierhallen, Weinbuden u. s. w. ist 'n kleiner, allerliebster Graben gegraben, — dadrauf fährt, rudert und gondelt die Menschheit, daß es 'ne Lust ist. Wenn mer ganz einfach den Graben Laguhne nennt und die Böte Gondeljähren, und denkt sich 'n paar Dogen und so dergleichen dazu, denn hat mer das reine Venedig.

Weit waren wir noch nicht gegangen, da schstanden wir vor einer der bereits oben erwähnten Liköhrpavillongs, wodrin vier ältere junge Damen in den verschiedensten Nationahlkoschtühmen die Liköhre zu 25 Fennige das Ausschstellungsglas ausschenkten. „Herr Dunst," sagte ich, „hier können Sie nun gefälligst Ihre verschiedenen Schprachkenntnisse im rechten Lichte setzen. Da haben Sie eine unverfälschte Italienerin, die Dame hier ist eine direckt importiehrte olle Schwedin und die Mammsell linkerhand ist eine holde Tochter von John Bull. Nu reden Sie mal mit den Damens." — „Will schon machen," sagt Abimelech Dunst und redet auch richtig auf die Italienerin los — so recht italienisch, lauter Wörter mit i—i und o—o. Die Italienerin ist natührlich ganz verdutst, daß sie hier so plötzlich in ihrer Mutterschprache angeredet wird und sagt ganz erschtaunt weiter nichts als: „Non o kommpresso!"

Dadrauf fängt mein Freund mit der Schwedin an zu reden, woran ich sogahr, obgleich ich's ja gar nicht nöthig habe, auch ein Paar Worte verschstanden habe: „Utam swefel und fossfer." Dunst hat ihr wahrscheinlich was Schpaßiges gesagt, denn das Mädel lachte und sagte: „Jag kan ikke ferstohdem."

Bedeutenden Reschpeckt hab' ich aber vor meinen neuen Freund bekommen, wie er nu auch wahrhaftig mit der Engländerin zu parliehren anfängt. 's war aber 'ne schnippsche Persohn. Sie hat ihn immer los reden lassen und bloß gesagt: „Ei dohnt önderständ."

Inzwischen hatten wir nu jeder ein Paar Liköhre getrunken und mein Freund Dunst will, wie ich mit Vergnügen bemerke, bezahlen.

Er langt in der Tasche und sagt zu der Engländerin: „Können Sie mir eine Hundertpfund-Note wechseln? — Ach so, die versteht ja kein Deutsch," verbessert er sich und frägt auf englisch: „Känn juh wechseln mi ä noht off hünderd Paunds?" — „Ei dohnt önderständ," sagt wieder die Engländerin. — „Nein, sie kann nicht wechseln," ferdollmetscht Herr Dunst mir die Antwort und ich sage: „Lassen Sie nur, ich werde die Kleinigkeit schon auslegen!"

Nu gehn wir weiter und kommen bald an einer Bude, die sehr künstlich aus Holz, Leinwand, Papier und Löcher zusammengesetzt ist. Darin produziehrt sich ein lebendiger Taucher für ein Ekstra-Angtréé von 40 bis 20 Pfennigen. Es ist also sozusagen eine kleine Ekstra-Gewerbeausschstellung. Grade wie wir hereinkommen wird der Taucher von zwei Männern in Mariehnekleidung an zwei Schleuchen in ein Wasserbasseng herabgelassen und einer von den herablassenden Männern erklärt daderbei das Kostühm und die Arbeit des Tauchers. Weil dies doch aber so ziemlich bekannt ist und auch der Langweiligkeit halber beschreibe ich das hier nicht weiter und erzähl nur noch, wie einer der ekspliziehrenden Männer dem Herrn Taucher eine Tafel ins Wasser reichte und zum geehrten Publikum sagte: „Der Taucher wird unter Wasser etwas auf diese Schiefertafel schreiben!"

Drei Minuten athemlose Pause — dann noch'n kleinere Pause, und richtig, der Taucher langt die Tafel wieder aus'm Wasser raus, und der Herr liest vor, was drauf geschrieben schstand: „Es ist des Tauchers liebste Beschäftigung, kleinere Werthgegenstände aus dem Wasser heraufzuholen."

„Das schreibt er jedes Mal auf!" schrie nu eine laute Schstimme aus'm Publikum.

„Thut er auch!" rief laut und etwas piehkiehrt der Ekspliekator nach den Schreier hin. „Jawohl, es ist wirklich des Tauchers liebste Beschäftigung, kleinere Werthgegenstände aus dem Wasser heraufzuholen. Er besitzt darin eine außerordentliche Fertigkeit, wovon sich das ferehrte Publikum ja selbst überzeugen kann!"

Nu griffen denn auch verschiedene der anwesenden Herren in der Westentasche und schmissen kleine Geldschstücker ins Wasser, und mein Freund Dunst warf 'n Schtück rein, das war woll so groß wie'n Thalerschstück. Der Taucher ging wieder unter Wasser und nach'n paar Minuten kam er an der Oberfläche retuhr und hatte in der naßkalten Hand drei Nickelschstücke à 10 und 5 Pfennig und ein Schstück Blech. Von wegen diesen Schstück Blechs ballte er die feuchte Faust gegen dem Publikum. „Das hat der 'reingeschmissen!" rief eine dicke Dame und zeigte auf meinen Freund Dunst. „Hab' grad keinen Barren Gold bei mir," sagte dieser. Nu schwamm der Tauchkünstler nach unsern Platz hin und tauchte grade vor Herrn Dunst so heftig unter, daß eine kollossahle Welle aus den gefüllten Basseng grad auf meinen Begleiter losfuhr. Abimelech Dunst aber schprang mit einer mindestens johnglöhrartigen Behendigkeit beiseite, und die kollossahle Welle goß sich über mich von oben bis unten, daß ich gefälligst daschtand wie eine ganze Heerde von begossenen Pudeln. Daderzu brach auch noch das ferehrte Publikum in ein schallendes Gelächter aus, und ich brauch' mich wol gar nicht zu entschuldigen, daß ich in einer ferhältnißmäßigen Wuth gerieth. „Donnerwetter und mit Reschpekt zu sagen," schrie ich, „daß ist eine Rohheit! Ich verklag' den Taucher und sein ganzes Basseng!"

Nu kam ein nicht sehr großer und nicht sehr eleganter Herr, der Besitzer der Taucherbude, zu mir 'ran und sagte, ich sollt' ruhig sein. „Was?!" rief ich mit keiner schlechten Brawuhrbetonung, „der Taucher begießt mich mit 'ner Sündfluth und denn soll ich auch noch ruhig sein?!" — „Ja," sagte der Mann, „was foppen Sie meinen Taucher mit 'n Stück Blech." — „Ich?! Ich hab' das Blech nicht 'reingeworfen ins Basseng!" — „Na, na, denn geht Ihnen ja auch die ganze Geschichte nix an!" — „Was?!" — „Nein, Herr Kulasch," mischte sich nun Abimelech Dunst im Geschpräche, „nein, Geschichte geht Sie gar nichts an. Hab Blech in Basseng geworfen. Ja, ich. Wenn Taucher beleidigt, gut, ist Ehrensache zwischen Taucher und mir. Geht Sie nichts an!" — „Nein, geht Sie nichts an!" rief der Tauchsalonbesitzer und „nein, geht Sie nichts an!" schrie ein schnell gemischter Chor aus dem Puplikum mit 'nem beinahe teuflischem Gelächter. Mir war ordentlich ein bißchen angst und bange.

„Herr Dunst," sagte ich also, „wenn dieses eine Ehrensache zwischen dem hochgeschätzten Herrn Taucher und Ihnen ist, denn bitte ich wegen meiner unmotivirten Durchnässung gehorsamst um Entschuldigung!" Und dadermit zeige ich durch meinen hocherhobenen Abgang, daß meine Wenigkeit ein Mann ist, der seine Würde und Grandezza auch im durchnäßten Zuschstand behauptet. Jawoll!

„Herr Kulasch," sagte nu Herr Dunst zu mir, als wir wieder im Freien waren, „hätten mich da beinah in große Verlegenheit gebracht." — „Ich — Sie, Herr Dunst?!" — „Na ja — schon gut — rede nicht weiter davon. Wollen nicht Kleider umziehn, Herr Kulasch?" — „Wozu denn? Die andere Seite ist ja auch naß, — ach so, — Sie meinen — ja — ja — wissen Sie — mein anderer Anzug ist grad beim Schneider. Und denn — bei 30 Grad im Schatten, das trocknet gefälligst die Sonne in 'ner halben Schstunde."

Nu gingen wir also weiter und kamen über die große Brücke, die über die wenezianischen Laguhnen geschlagen ist, nach der andern Seite des Ausschstellungsparkes. Hier schteht vor der Maschiehnenhalle ein Kolossǒs von Eisen, wie es der verwöhnteste Geschmack grade nur in einer Hafenschstadt wie mein liebes Hamburg produziehren kann. Es ist ein kollossahler Hebekrahn, wie er zum Entlöschen der Schiffe benutzt wird, und mit welchem man, wenn es sich grade so macht, auch ein ganzes Schiff innklusiewe Ladung in der Höhe heben kann.

Hier nun werde ich mir erlauben, das ferehrte Puplikum auf ein neues Talent meiner Wenigkeit gütigst aufmerksam zu machen und dem geschätzten Herrn Redaktöhr beweisen, daß Fritze Kulasch auch für eine Gewerbe- und Induschstrieausschstellung das nöthige plehn air besitzt.

Ich habe mir nämlich in einer Wissenschaft diverse Privatschstunden gegeben, in einer Wissenschaft, welche grade für Gewerbe und Induschstrie von einer Bedeutung und Eminentz ist, daß einem Hören und Sehen dabei vergeht. Diese Wissenschaft ist die Schstatistick, und mer werden schon im Laufe meiner gehorsamen Berichterschstattung gütigst zu sehn kriegen, was ich dadrin für Leistungen auf den Beinen zu schstellen meinerseits hochachtungsvoll im schstande bin. Grade hier meist präter propfter zum Beischpiel bei dem Hebekrahn! Ich hab' schstatistisch ausgerechnet, daß, wenn mer neben diesen Hebekrahn, der 100 Zentner heben kann, noch einen hinschstellt, der 200 Zentner hebt, und daneben wieder einen von 400 Zentner und gefälligst so fort immer dasselbe, die 's Doppelte von ihren Nachbarn in der Höhe bringen, dann kann mer, wenn 21 solche Maschiehnen nebeneinander schstehn, Amerika, Auschstralien und die ganze sächsische Schweiz innklusiwe Kuhschstall und 'n kleinen Winterberg in der Höhe heben. Und wenn mer noch mal zu den 21 Hebekrähnen wiederum 7? in derselbigten schsteigenden Prohpohrschjohn hinschstellt, denn kann mer den Mond, die Schsterne Wenuß, Behr und den 0,87654sten Theil von der Junoh auf unsere Erde klappen und die ganze Geschichte 'n gutes Schstündchen in der Luft schweben lassen. Dieses ist Schstatistick, von welcher der ferehrte Leser noch weiteres genießen wird.

Nu aber meinte Herr Dunst, es wär doch woll mal Zeit, daß wir uns die Ausschstellungsgebäude auch mal von drinnen ansehn thäten, und so traten wir denn in die nächste der großen Hallen. Da sagt ein Aufpasser zu mir: „Mit brennende Zigarre ist der Eintritt nicht gestattet!" Ich hatte nämlich noch 'n kleinen Schstummel von der feinen Zigarre im Mund, die mir Herr Dunst geschenkt hatte. „Die Zigarre brennt auch nicht," sag ich. — „Jawoll, die Zigarre brennt," sagt wieder der Thürschsteher. — „Nein, die Zigarre brennt nicht," sag ich nu wieder. — „Erlauben Sie," sagt nu der Mann, „denn muß ich mich überzeugen," und daderbei nimmt er mir die Zigarre aus der Hand, und drückt seinen dickhäutigen Daumen dagegen, daß das edle Kraut ganz aus'nander bricht.

„Ne, sie brennt nicht," sagt nu der ungeschickte Mensch und will mir die zerrüttete Hawannah wiedergeben. Nu war der Schstummel aber so klein, daß mer'n nicht ordentlich mehr anfassen konnte, und richtig fällt er an der Erde. „Verflixt noch mal," ruf ich, „das war 'ne importirte Klohrkali ominosa und der Rest noch für mindestens zwanzig Fennig!" und daderbei halt ich das andrängelnde Puplikum zurück, um meinen feinen Schstummel aufzuheben. Ich konnt ihn aber nicht sehn. Nu halt ich das hinein wollende Puplicum natührlich erst recht zurück, damit sie mir ihn nicht noch mehr zertreten. „Hat was verloren!" belehrte Abimelech Dunst die mich etwas böse ansehenden Leute. Nu kuckten die Nächstschstehenden alle auf der Erde runter. „Was haben Sie denn verloren?" fragte mich Einer. — „Oh, 'n echte Klohrkali ominosa," sagte ich, und nu bildete sich ordentlich ein Kreis um mich rum und alle suchten mit, so daß der Eingang bald verschstopft war und die Folgenden nicht mehr herein konnten. Da drängte sich ein Konnschstabler durch und fragte, was da los wäre. „Der Mann hat was verloren," sagte einer. — „Was haben Sie denn verloren?" fragte mich der Konnschstabler. — „Oh, 'n echte Klohrkali ominosa," sagte ich, und in diesen Augenblick sah ich, wie grad ein dicker, vierschrötiger Herr mit seinem umfangreichen Fuß auf meine Zigarre treten will. Ich schtoß ihn noch grad zurück und heb' mit Geschicklichkeit und Brawuhr den Schstummel auf.

„Da ist er schon!" ruf ich. — „Was?" sagt der Konnschstabler, „wegen den lumpigen Zigarrenstummel machen Sie hier so'n Radau?!" — „Und dadrum stoßen Sie mir vor'n Magen?!" schreit der vierschrötige Herr. — „Ja, es ist eine echte Klohrkali ominosa!" sag ich. — „Ach was, selbst Klohrkali onimosa!" — „Dummer Kerl!" — „Raus mit ihm!" — „Arretiehren Sie den Menschen!"

Auf dieser Weise schrien verschiedene Menschen um mir rum und ich kriegte es gewissermaßen mit der Angst. Ich wollte wieder hinaus aus der Halle und drängte mich nach'm Ausgange zu. Ich hatte mich aber noch keine zehn Schritte durchgedrängelt, da schstand wieder ein anderer Konnschstabler, der schrie mich an: „Rechts gehen!" Ich wollte mich schnell weiter hinaus drängeln. „Zum Donnerwetter! Hören Sie denn nicht — rechts gehen!" Dabei packt er mich an und schleudert mich förmlich nach der andern Seite 'rüber. Da seh ich, wie mein Freund Abimelech Dunst in der Halle schsteht und mich 'ran winkt. Nu bekomme ich wieder Kuhraje und will zu ihm. Ich schiebe mich also wieder in der Halle zurück, da schnauzt mich wahrhaftig schon wieder 'n Konnschstabler an: „Rechts gehn! Rechts gehn!" Na, wissen Sie, wenn mer auch 'n Geduld von Gummi hat, mal reißt sie doch ab. „Herr Konnschstabler," ruf' ich ihm zu, „knobeln Sie nur erst 'mal mit Ihren Kollegen aus, was rechts und links ist!" — „Machen Sie hier keine Redensarten!" brüllt der Konnschstabler mich an und versetzt mir einen Schstoß, daß ich nur so nach der andern Seite hinüberfliege.

Na, es ist gut, ich will mich weiter nicht bei dieser ungerechten und unferhältnißmäßigen Angelegenheit aufhalten. Genug, ich gelangte endlich glücklich wieder in der Halle herein, wo mein Freund Dunst auf mich wartete, und wir wurden denn nun so von den Menschenmassen zwischen all den Ausschstellungsgegenschständen hindurch geschoben.

Viel hab' ich an diesen ersten Tag nicht zu sehen und zu betrachten bekommen, und deßhalb kann ich auch erst über 'n paar einzelne, mir besonders aufgefallene Gegenschstände berichten. Eines, was den tiefsten Eindruck auf mein Gemüth gemacht hat und was meinen Schstolz als echter Hamburger auf der Siedeschpitze getrieben hat, das muß ich aber hier gleich zuerst niederschreiben. Es ist die Ausschstellung von Getränken! Da kann man wahrhaftig mit Schstaunen und Bewunderung sehn, was der menschliche Schpiritus hervorbringen kann! So viele verschiedene Sorten haben meine entzückten fünf Sinne noch niemals, niemals beisammen gesehn! — Aber ich will hier, obgleich der Pegasuß mir förmlich entgegenwiehert, keine poetische Ader loslassen, nein! Der Induschstrie und Gewerbe-Berichterschstatter muß andere Hülfsmittel erkiehsen. Wozu habe ich mir Privatschstunden in der Schstatistick gegeben? Das sollen Sie gefälligst gleich sehen.

Wenn mer also alle Gefäße mit Getränken in der Ausschstellung nimmt, — also alle Flaschen, Buhtelljen, Kruhken, Tonnen, Glaser exeterah und so weiter, und schstellt sie alle und einzeln auf'nander und schießt denn zur ebnen Erde bei der untersten Tonne eine Kanonenkugel ab, die immer mit der gleichen Geschwindigkeit von 95 Mehter die Sekunde in der Höhe fliegt, da trifft sie die oberste Flasche in 3 Tagen, 17 Schstunden und 15 Minuten! — Bei dieser schstatistischen Berechnung ist nu freilich vorausgesetzt, was ich extra für dem geehrten unschstatistischen Leser

bemerke, daß mer die Kanonenkugel nicht mitten in den aufgethürmten Flaschen erceterah 'reinschießen darf, weil sie sonsten alle zu früh herunterfallen.

„Sehn Sie 'mal, Kulasch," sagte nun plötzlich Herr Abimelech Dunst zu mir, „das Ding da — hab' ich ausgeschstellt," und daderbei zeigt er auf so'n Art von Klawiehr, wo so'n Art Futterahl von Leinewand drübergemacht war. — „Das ist ja ein Klawiehr," sage ich. —„Nein, — sieht nur so aus, — ist ein Unimusemeter, — von mir erfunden." — „Unimusemeter? Was ist denn das?" — „Will Ihnen erklären. Passen Sie auf! Dingerichs hat 36 Tasten wie 'n Klawiehr. Wenn Tasten 1—10, die mit innerlichen Alphabeth in Verbindung schstehn, angeschlagen werden, entschstehn hübsche Lieder à 4 Schstrophen. — Druck auf die 11. Taste, — Lieder rollen in 2. Abtheilung. — Schpiel auf Tasten 12—16 setzt die Lieder in Noten. Bearbeitung von Taste 17—24 giebt Klawiehrbegleitung. Taste 25—36 — kollossahle Leistung! Passen Sie auf! An rechter Seite des Inschstrumentes drei Schallöffnungen wie 'n Trichter. Schsteht drangeschrieben ‚Tenor', ‚Alt', ‚Sopran'. Bei Schpiel auf Taste 25—36 ertönt je nach gedrehtem Kurbel in einer dieser drei Tonarten das in Unimusemeter gedichtete und komponirte Lied. Wenn eine Schstimme mal heiser, genügt halbe Flasche Hoffschen Malzextract in Schalloch, — Schstimme wieder rein, klar, hell."

„Das ist kollossahl! Aber wer kann so'n Inschstrument schpielen?"

„Keiner. Ist auch nicht nöthig. Hab' einen selbstthätigen Automahten konschstruihrt. Kann in jeder menschlichen Geschstalt geliefert werden. Sitzt auf Klawiehrbock mit Räderwerk drinnen. Unter rechten Arm drei Federn. Druck auf eine Feder: je nach Wunsch — Frühlingslied, Trinklied, Liebeslied, — gedichtet, komponirt, begleitet, gesungen, — Tenor, Alt, Sopran!"

„Herr Dunst, ich mach' Ihnen mein Kompliment. Dies ist eine ganz eminente Erfindung. Wenn das erst in Gang ist, denn brauchen die geehrten Herrschaften auch keine Künstler mehr einzuladen zur Verschönerung ihrer Gesellschaften und Festiwitähten. Aber, Herr Dunst, warum nehmen Sie denn nicht die Umhüllung ab von den Unimusemeter?"

„Hm, weil noch nicht ganz fertig. Dort in Ecke schsteht Klawiehrbock — können sehn?" — „Jawoll." — „Da fehlt noch der Automaht drauf." — „Ach so, deßhalb. Aber wissen Sie, Herr Dunst, wenn ich das Inschstrument erfunden hätt', ein Schalloch hätt' ich noch mehr drangemacht." — „Wozu denn?" — „Vor's Braworufen und Händeklatschen!"

So großartige Sachen wie diese sind nu nicht viele mehr auf der Ausschstellung, aber von den vielen andern, die auch nicht von schlechten Eltern sind, will ich hier nur erst 'mal eine Idee beschreiben, die mir durch ihre Neuheit und Originallitäht ganz besonders frappiehrt hat. „Neue Heraldik" nennt es der Ausschsteller, welche darin beschsteht, daß mer'n Wappen führt, das mit'n Namen so circa und präter propfter nach Möglichkeit übereinschstimmt. In dem Schaukasten dieses Herrn Ausschstellers liegt eine ganze Sammlung von deßfallsigen Siegeln. Herr Bela führt 'n Bären im Wappen, Herr Hertz ein Herz, Herr Dünnebeil ein kleines, schwächliches Beil u. s. w. Jammerschade, daß mer das nicht schon früher gekannt hat! Da hätt' z. B. der berühmte Meyerbeer sein Wappen gehabt: M. zwei oder mehrere Eier, ein Bär, der Dichter Klopstock hätt' 'ne wunderschöne kleine Haselgerte im Schilde geführt, und der große Bildhauer Rauch einen Schornstein mit dito. — So viel weiß ich, wenn ich zufällig den Namen Frankfurter führen thät, ich ließ mir'n hübsches Wappen machen mit'n Paar Würstel.

Inzwischen war's nu aber immer voller geworden, und die einzelnen Gegenschstände konnt mer nicht mehr ordentlich besehn. Mer wurde nur immer so hin und her gedrängelt und geschoben. So kamen wir denn auch in der Gegend von der Seifenausschstellung. Da schsteht eine riesige Piehramiede aus Seife, die beinah bis an der Decke reicht. Ganz wunderschön und lauter verschiedene Formen und Farben von Seife. Davor war nu ein ganz besonderes Gedränge, und ich ward ein paarmal von den geehrten Mitdrängern an der Seifen-Piehramiede gedrückt. Mit einem Mal schreit ein junges Mädchen, die dicht neben mir schsteht: „Mutter, min'n swat neh Kleed is ganz full Seep!" — „Mein Rock ist auch voll Seife!" ruft ein Herr daneben und „Mein Fräulein, Ihre Bluhse ist auf dem Rücken voll Seife," sagt ein anderer Herr zu einer Dame. „Der Mann ist ja ganz voll Seife," ruft nu eine Frau und zeigt nach meine Wenigkeit. Nun war mir mit eins die ganze Geschichte klar. Ich hatte mit meinen nassen Taucher-Rock an der Seifenpiehramiede gescheuert, die Seife war an zu schäumen gefangen, war auf den nassen Rock sitzen geblieben, und ich hatte meine Nebenmenschen damit angeschsteckt. Nu kam auch schon der Aufpasser bei der Seifenausschstellung heran, und wie er sah, daß seine Piehramiede schäumte und die verschiedenen Seifenfarben durch'nander liefen, da muckte er nicht schlecht auf.

„De Mann sie'n Rock is ganz natt," rief nun das junge Mädchen mit dem eingeseiften schwarzen neuen Kleide und faßte mich beim Aermel. Nun ging's los. „Sie haben uns hier alle das Zeug verdorben!" — „Was thun Sie hier mit'm nassen Rock?" — „Waschen Sie sich doch zu Hause!" — „Ach, kommen Sie mir nicht zu nahe!" So schrien sie durch'nander, und der Seifenausschsteller schrie noch doller, er wollte Schadenersatz haben. Da schob sich ein mir wohlbekannter Konnschstabler durch den Haufen, und wie er mich sah, rief er: „Was?! Macht der Kerl hier schon wieder Radau?!" Nu schimpften sie alle über mich auf den Mann des Gesetzes ein und zeigten auf ihre eingeseiften Kleider und die schäumende Seifenpiehramiede.

„Ja," sagte endlich der Konnschstabler, „dieser Mensch ist würklich ein Spektakelmacher, er hat vorhin da draußen auch schon zweimal Skandahl gehabt. Kommen Sie mal mit nach der Polizeiwache. Wir woll'n mal Ihre Personahlien feststellen!"

„Herr Konnschstabler," sag ich im Bewußtsein meiner Unschuld und Dellamiehrtüchtigkeit mit sanfter aber nachdrücklicher Betohnung, „Herr Konnschstabler, wenn Sie mir sagen, ich soll mit Ihnen auf der Polizeiwache kommen, denn folge ich Ihnen als gesetzmäßiger Bürger, wenn Sie mir hier aber mit Personahlien drohn, denn sage ich Ihnen: Die Sache ist dadermit noch lange nicht zu Ende — nee:

Schluß folgt!"

Genesung.

Von

Eduard Paulus.

Zu meinem Fenster blühen
Die Rosen still herein,
Die Berge seh' ich glühen
Im goldnen Maienschein.

Nach langen Leidenswochen,
Sturmtagen, ernst und kalt,
Ist grünend aufgebrochen
Der hohe Buchenwald.

Die Schmetterlinge fliegen
Um seinen Blättersaum,
Und leichte Wolken wiegen
Sich hell im Himmelsraum.

Nicht hofft' ich zu erleben
Den Frühling noch einmal,
Nun liegt im Duft der Reben
Mein frohes Heimatthal, —

Wo Gottesahnung füllte
Die dunkle Seele mir,
Und köstlich ihr verhüllte
Der Erde grause Gier, —

Wo Frauenliebe taute
Mir in die tiefste Brust,
Wenn auch der Himmel graute,
Ich hab' es nicht gewußt, —

Wo ich in Dichterträumen
Aus Schmerzen Honig sog,
Und fromm bei Quell und Bäumen
Das Leben mir verflog.



Ein Sommerbild vom Bodensee.

Goldener Sonnenschein liegt auf den Dächern der Stadt und bis in die geheimsten Winkel dringt er mit seinen Strahlen. Aus dem Hafen der altehrwürdigen Münsterstadt Konstanz trägt uns das Schiff unter den gewaltigen Bogen der Rheinbrücke hindurch, stromabwärts, vorbei an alten Resten einstiger großer Zeit, an dem Rheinthor- und Pulverturm. Je weiter uns das Schiff trägt, desto höher scheint sich über die Häuser der Stadt der Münsterturm zu erheben, durch dessen durchbrochenen gotischen Helm der blaue Himmel lacht. Zwischen eingerammten Pfählen, die dem Steuermann den Weg zeigen, windet sich der Dampfer hindurch und näher kommen wir den zwei Türmen, die auf Schweizer Ufer hinter dichten Bäumen sich erheben. Es sind die Türme des Schlosses Gottlieben, in deren einem einst Huß traurige Tage verlebte; kurz vor seinem Tode wurde er nächtlicher Weile hierher geführt. Derselbe Rhein, der uns jetzt im hellen Sonnenlicht dahinträgt, spiegelte damals den Fackelschein der Schergen und vernahm des Dulders Klagen und heilige Gebete. Wechselvolle Schicksale hat dieses Kloster, jetzt zu einem Schlößchen umgebaut, durchgemacht, bis es in neuerer Zeit, nachdem 1837 Napoleon III. es angekauft hatte, in Privatbesitz überging, und jetzt ist der einstige Beherrscher eines Reiches im Begriff, es an sich zu bringen. An den gotischen Bau reihen sich die Häuser des Dorfes Gottlieben, schmuck und reinlich gehalten.

Der See hat uns nun wieder aufgenommen. Vor uns steigt aus den Fluten die Insel Reichenau, langgestreckt zieht sie sich in den See hinaus, durch einen schmalen Damm mit dem deutschen Ufer verbunden. Im 8. Jahrhundert gründete der hl. Pirmin auf der Insel eine später weitberühmte Abtei. Drei alte Kirchen zeugen jetzt noch von ihrer einstigen Bedeutung und für Kunsthistoriker ist dieser Fleck Erde eine reiche Fundgrube wichtiger Denkmale der Architektur und des kirchlichen Kunstgewerbes. Bei der Landung an der Schweizer Dampfschiffstation Ermatingen steigen wir aus und bergan geht's zum „Wolfsberg". Hier sehen wir den Untersee in seiner ganzen Länge vor uns ausgebreitet, drüben die Mettnau und das Städtchen Radolfzell „mit seinen Mauern, den grauen"; es ist ein altes Nest, wie der Dichter des Ekkehard sagt, und der uns in jener Historie eine getreue Schilderung der Geschichte des Städtchens teilweise zum besten gibt. Nachdem wir ausgeruht, ziehen wir weiter westwärts durch herrliche Wälder in die Tobel, Waldschluchten mit stürzenden Bächen, hinab und auf die Höhen wieder hinauf, bis wir auf Arenaberg anlangen.

Schön liegt es da oben, das kleine Schloß, eine herrliche Aussicht gewährend über die rauschenden Wipfel des alten Parkes hinüber zu dem fernen Hegau, dessen Hauptrepräsentanten, der Hohentwiel und der Hohenkrähen, sich in scharfkantigen Umrissen vom blauen Himmel abheben. Das einfache Landhaus läßt den Beschauer nicht vermuten, daß hier einst Jahre hindurch die schöne Königin Hortense verweilte, daß hier Napoleon III. seine Jugend teilweise verlebte und nun nach seinem Tode dies Haus, abgeschieden von der Welt, öfters der Zufluchtsort seiner Gemahlin, der Exkaiserin Eugenie war, in deren Besitz es sich jetzt noch befindet. Doch, sowie wir durch seine Pforte eintreten, ist es uns, als wehe uns ein Hauch großer Erinnerungen entgegen, eine seltsame Scheu umfängt uns, wenn wir die Bildnisse all der berühmten Männer und der schönen Frauen, die schweigend und doch so beredt zu uns herniederblicken, betrachten. Vor allem erregt unser lebhaftes Interesse, von der Meisterhand Lefebres gemalt, jene schlanke, schöne Gestalt mit den feingeschnittenen, blassen Gesichtszügen, des Sohnes des letzten Kaisers von Frankreich, der Prinz Napoleon, welcher im heißen Afrika, fern der Heimat, seinen frühen Tod finden mußte. Auf einem andern Bild schaut in stolzer Haltung sein Vater zu uns hernieder, wie er in eisiger Winterszeit, sein weißes Roß am Zügel führend, hinaufsteigt zum Arenaberg, und im nächsten Saal erblicken wir ein Frauenbildnis von hinreißender Schöne, von einer bezaubernden Gewalt, die uns begreifen läßt, daß einst sie, deren Bildnis Winterhalter so meisterhaft auf die Leinwand gebannt, Eugenie, für das schönste Weib Europas galt. Wir befinden uns in einer großen Gesellschaft berühmter Menschen, die zu ihrer Zeit die Welt mit ihrem Ruhm oder Schrecken erfüllten. Doch auch reiche Schätze des Kunsthandwerkes bergen diese Räume und das Auge staunt ob all der Pracht, Gediegenheit und feinen Ausführung der Möbel und der unzähligen großen und kleinen Luxusgegenstände. Auf einer Wendeltreppe steigen wir hinauf aus dem Erdgeschoß in den ersten Stock, wo sich der Exkaiserin Eugenie Privatzimmer befinden, die niemand zugänglich sind. Nur einen kleinen Raum, das Arbeitszimmer mit dem Sterbebett der unglücklichen Königin Hortense, dürfen wir noch schauen. Eine Harfe lehnt an der Wand; ihre Saiten sind jedoch gesprungen.

Auf dem Tische stehen eingetrocknet die Farben und liegen noch die Pinsel, die die Hand der fürstlichen Frau geführt, als sie hier in der Einsamkeit ihre Tage beschloß. Ein altes Bild, das über dem Bett hängt, das Innere eines Grabgewölbes darstellend, übt mit seiner Lichtwirkung einen tiefen Eindruck auf den Beschauer aus.

Nun steigen wir hinab und treten in die dem Wohnhaus gegenüberliegende kleine Kapelle. Einfach ist der heilige Raum; eine Orgel, unscheinbar, steht links vom Altar an der Wand. Nur eines ist's, das den Blick der Eintretenden sofort auf sich lenkt. Es ist die Statue einer in wertvollem Marmor ausgeführten, knieenden weiblichen Gestalt, die die Züge der Königin Hortense trägt. An dem Sockel lesen wir die Inschrift:

A la
Reine Hortense
son fils
Napoleon III.

— — Still ist's geworden, auch der beredte Mund des Führers schwieg. Ernste Gedanken der Erinnerung voll inniger Teilnahme an die unglückliche Fürstin, an das Ende ihres Sohnes und ihres Sohnes Sohn steigen in uns auf.

Die freie Natur umfängt uns wieder; ein Jodelruf dringt aus dem Dorfe Mannenbach herauf zu uns und hallt wieder in den Bäumen, und über den See tragen ihn die Lüfte hinüber zum Hohentwiel als Gegengruß für die seinen, die er aus der Ferne uns zugewinkt. Wir steigen hinab zur Schifflände und das nächste Dampfboot bringt uns vorbei an den Schweizer Uferorten Berlingen, Steckborn und Mammern nach Stein am Rhein, das sich den Charakter eines alten Städtchens, wie selten eines, bewahrt hat. Im ehemaligen Kloster St. Georgen, im Rathaus und an den alten Giebelhäusern finden wir Wandmalereien, mitunter von nicht geringem Werte, sinnreich angeordnete Allegorien und Ornamente mit derbkräftigen und anheimelnden Sprüchen. Hoch über dem Städtchen erhebt sich die Burg Hohenklingen, die mit ihren Mauern und Turmresten herab in die Straßen blickt und der sich auf dem holperigen Pflaster tummelnden Jugend erzählt von alten Zeiten, vom Waffengeklirr und Kriegsgeschrei. Wir aber freuen uns der goldenen Gegenwart, „sonnen" uns auf der Veranda des Gasthauses in dessen Wahrzeichen, da die Leuchte des Tages schon längst zur Rüste gegangen ist, und wie zu unsern Füßen der Rhein seine grünen Wogen rollt, hier wo er den Untersee verläßt, in unsern Gläsern der goldene Wein funkelt, da stoßen wir an in der Erinnerung an die letzten Stunden unserer Seefahrt und es klingt hinaus in den lauen Abend ein kräftig „Vivat dem Bodensee."

Vorstehendes Stimmungsbild ist ein teilweiser Abdruck aus dem soeben erschienenen Führer „Am Bodensee" von E. Ackermann (Verlag v. W. Meck, Konstanz).



Kleine Fischer. Von Elleder.

Was Frau Mode neues bringt.

Von

Ida Barber.

Mit bewunderungswürdiger Toleranz übersieht man im Modeleben alle jene Ausschreitungen, deren sich die tonangebend.n Modedamen schuldig machen. Erlaubt sich ein Herr in auffallender Kleidung zu erscheinen, gleich wird er mit dem Ehrennamen „Gigerl" belegt. Der Gigerl wird gehänselt, belächelt, angestaunt, die „Gigerlina", die ihre Vorliebe für das Sensationelle oft in weit bemerkbarer Weise bethätigt, ließ man bisher anstandslos passieren. Und doch wäre es an der Zeit, auch einmal der Dame Gigerlina ein wenig auf die Finger zu schauen, ihr bemerklich zu machen, daß ihre Art sich zu kleiden jedem Schönheitsideal widerspreche, daß Anstand und der jedem gebildeten Weibe angeborene Takt sie abhalten sollten, einem wandernden Modejournal gleich einherzustolzieren. Der Zeichner, der beauftragt ist, irgend eine neue Modeidee zu entwerfen, kann seiner Phantasie die Zügel schießen lassen; auf dem Papier nimmt sich der turmhoch mit Blumen geschmückte Hut, die eingeengte Wespentaille, das Mantelet mit den flügelartigen Aermeln, der kaum ein freies Ausschreiten erlaubende Rock, der auf ein Minimum eingezwängte Fuß sehr gut aus, in Wirklichkeit aber ist das alles wie der Wiener sagt „eitel Pflanz". Unsere Modedamen wollen anders auftreten, als die rationell und einfach sich kleidenden Frauen des Bürgerstandes, daher all jene Ausschreitungen, die nicht selten der guten Sitte hohnsprechen.

Man nennt die Frauen „das schwache Geschlecht"; sie sind aber, wo es gilt ihren Körper zu kasteien, durchaus nicht schwach. Würden unter hundert Männern wohl nur zehn die Tortur aushalten, der sich die Damen aussetzen, indem sie sich dem Miederzwang widerstandslos fügen, schwere, mit Falbeln besetzte lange Röcke, die beim Gehen oft wie Ballast jeden Schritt hemmen, mit sich herumführen, der im Sommer geradezu unleidlichen Tournüre nicht zu gedenken, der schwerwiegenden Perlenhüte und Perlenmantelets, die oft von den schwächsten Köpfen und den schwächsten Schultern mit wahrem Heroismus getragen werden! Die liebe Eitelkeit hilft über alles leicht hinweg; selbst die häßlichste Frau will schön und modern gekleidet erscheinen, die schöne all ihre Kolleginnen übertreffen. Daher das Haschen und Jagen nach Neuheiten, das bis zur Unnatur gesteigerte Bedürfnis nach sensationellen Moden, die in dem Gigerltum ihre Verkörperung finden.

In Wien hat sich ein Verein von Ehemännern gebildet, dessen Zweck es ist, der weiblichen Putzsucht zu steuern; die Mitglieder — vermutlich alle Männer, denen ihre Frauen zu teuer sind — übernehmen die Verpflichtung, die Namen der durch ihre Kleidung auffallenden Damen zu erkunden; letzteren wird dann eine Einladung zugeschickt des Inhalts: „Dame N. N., Gigerlina von Wien, werde ersucht an einer an dem und dem Tage über Modenärrinnen stattfindenden Besprechung teilzunehmen." — Obgleich man in unserer naturalistisch angehauchten Zeit nicht mehr an Wunder glaubt, sollen diese Karten wahre Wunder wirken. Der Anti-Gigerlina-Verein wird als einer der zeitgemäßesten bezeichnet; was keinem Verstand der Verständigen, keinem Mahnruf der Aerzte gelang, wird ihm Kinderspiel.

Die Modeindustriellen sind selbstverständlich heftige Gegner dieses im stillen wirkenden Freimaurerbundes. Warum aber auch leisten sie jeder tollen Laune Vorschub! Bei den letzten Rennen und Praterfahrten sah man in Wien Toiletten, die schon an das Unglaubliche grenzten. Sie nennen sich auch „Incroyable" und wurden seither, so unglaublich dies klingen mag, in Dutzenden von Exemplaren kopiert. Denken Sie sich, werte Leserin, einen Rock von großkarrierter Brussaseide, schräg gestellt, unten mit goldgestickter Borte begrenzt. Dazu Faltenhemd von Crepe de Chine mit Goldstickerei, über demselben hochrotes, mit Goldknöpfen geschlossenes Gilet, zum Rocke passendes Tuchjackett, vorn offen, mit breitem goldgestickten Revers, rückwärts Frackenden, die bis zum Saume des Rockes herniederreichten; statt des Hutes eine zum Frack passende Jockeimütze, Handschuhe in gleicher Farbe, mit Goldfäden durchnäht, hochroten Schirm. Noch auffallender sind die Kostüme aus resedafarbigem Kaschmir, die vorn offen ein mit türkischen Stickereien gedecktes Devant zur Geltung kommen lassen. Die Taille ist eine Art Mosaikarbeit, bestehend aus Latz, Weste, auf Goldgaze gestickten, mit grünem Tüll verschleierten Achselbändern, spitz zulaufendem Moiree-Gurt, langen offenen Polenärmeln, die wie Flügel im Winde flattern. — Gewisse zweifelhafte Schönheiten, die, wiewohl ihr Platz nicht da ist, wo die elegante Welt sich ein Rendez-vous gibt, die aber bei keinem großstädtischen Renngesellschaftsbilde fehlen, trugen Toiletten aus großgeblumten Pompadourstoffen, solche mit Goldkugeln durchstickt, hochrote, durchweg plissierte Foulardröcke und darüber breitgestreifte Redingotes von schwerem Faille mit Moireescharpen und gleichartigen Aufschlägen.

Bei weitem einfacher und gediegener geht es in Kreisen der Berliner Modedamen zu. Sie bevorzugen gediegene Stoffe, gute Besätze, wertvolle Stickereien, sind aber bezüglich der Farben- und Formenwahl allem Auffallenden abhold. Dieser Geschmacksrichtung entsprechend sind die großen Berliner Modehäuser ganz anders assortiert als die Wiener; sie verkaufen auch billiger, weil ihre Nouveautees nicht stets der Gefahr, nach Wochen schon unmodern zu sein, ausgesetzt sind. Tonangebend für Berlin sind jetzt die in Maison J. A. Heese ausgestellten Neuheiten. Man empfiehlt uns da als dernière mode Foulardroben, gestreift und geblümt, mit à jour-Einsätzen von Valenciennes, reizende Gaze-, Batist-, Grenadinekleider mit krausen Faltenblusen, Puffärmeln, meterlangen Crépe de Chine-Shawls, die als Schärpe um den Leib geschlungen und unten mit breiten Seidefransen abgegrenzt werden, Toiletten, ganz aus Irisch-Guipure hergestellt auf farbigem Seidefond, dann hochelegante Mille-Fleurs-Roben von echtem Crepe de Chine mit breiten aus Spitzen gefertigten Marquis-Kragen oder Stuartkrausen. — In der Mäntelkonfektion fallen uns die aus farbigem Samt und Guipure-Posamenterien gefertigten Taillenkragen, die vorn auf gefaltetem Tüll-Jabot arrangiert sind und in Shawlenden auslaufen, durch besondere Kleidsamkeit auf. Viel Meinung bekundet sich für die ganz aus Spitzenstoff gefertigten langen, bis zum Saume des Kleides reichenden Tüllmäntel, die in der Art der im Winter gültigen Radmäntel gefertigt sind, aber längs der Taillennähte durch Schleifen und Posamenterien, Jetgehänge und Grelot anliegend erscheinen. Auf farbigen Seidekleidern sind diese Spitzenmäntel von besonderer Eleganz. — Eine Spezialität Heeses, die von den praktischen Berlinerinnen eingehend gewürdigt wird, sind die auf Façon gearbeiteten, mit allem erdenklichen Luxus ausgestatteten Trikottaillen, die, obschon spottbillig, oft eleganter erscheinen und besser, jedenfalls bequemer sitzen, als die von den teuersten Schneidern gefertigten Fischbeintaillen, die die Figur über Gebühr einengen und zumeist ein freies Aufatmen unmöglich machen. Der große Vorzug dieser Trikottaillen vor allen anderen Façons ist der, daß sie jeder Körperform nachgebend und, wenn aus Seide gefertigt, modern mit Moiree-Auflagen oder farbigen Stickereien geziert, mit Moiree-Gurt abschließend, zu jeder eleganten Toilette getragen werden können.

Der praktische Sinn der Berliner Damen bekundet sich nicht nur in der Wahl der Garderobe, sondern auch bei der Anschaffung von Wäschegegenständen. Während man in Wien viel Baumwollwäsche oder in den besseren Kreisen solche aus Foulard und buntem Batist trägt, hat sich in Berlin die Vorliebe für gutes Leinen erhalten. Die der blauen Blume innewohnende Poesie wird allerseits gewürdigt; jede Hausfrau ist stolz auf ihr blütenweißes Leinen; sie selbst ist Kennerin, bezieht zumeist bei größerem Bedarf direkt von den Fabriken und will nichts von den halbwertigen seidenen und baumwollenen Lingerien wissen, die oft schon nach etlichen Wäschen Spuren der Vergänglichkeit alles Irdischen zeigen.

Besonderer Wertschätzung erfreuen sich die aus den F. V. Grünfeldschen Fabriken (Landshut i. Schl.) eingeführten Hausleinen, die altdeutschen Tischgedecke, die gezwirnten Damastgewebe mit eingearbeitetem Monogramm 2c. — Grünfelds Hausleinen (Creat) ist eine aus bestem weißem Flachsgarn gewebte Ware, die so, wie sie vom Webstuhl kommt, ohne Bleiche und Appretur in den Handel gebracht wird, aber schon nach einigen Wäschen vollständige Weiße erlangt. Selbst zur Ausstattung der Prinzessin Sophie ist derartiges Hausleinen in Verwendung genommen worden; die eleganteren Stücke des Trousseau sind aus Grasleinen und Leinenbatist gefertigt, die Bettwäsche zumeist aus leinenen Gebildwebereien, die mit Handstickereien und Hohlsäumen geeint, ganz reizende Ensembles geben. — Ueberaus kostbar sind die Negligees, Kamisols, Jacken und Matinees dieses in seiner Art großartigen Wäscheschatzes ausgestattet, alles ist heimisches Fabrikat. Bei Anfertigung der Kleider ist sogar auf Wunsch des Kaisers davon Abstand genommen worden, daß man französische Modelle kopiere.

Wahre Wunderwerke an Pracht und Schönheit sind die zwölf zum Trousseau bestimmten Kourroben; aus den schwersten Seide- und Samtbrokaten, den kostbarsten Velours und goldstrotzenden Damastgeweben gefertigt, mit echtem Pelz, Spitzen, Kunststickereien und Straußfederrüschen umrandet, zählen sie zu dem Schönsten, das man in diesem Genre gesehen. Der Trousseau ist eigens nach Angabe Kaiser Wilhelms mit dem Aufgebote aller Kunst gefertigt worden. Wie verlautet, verbindet Kaiser Wilhelm mit dieser ostentativ angeordneten Prachtentfaltung und mit der unlängst für die Hoffeste angeordneten Galatracht den Wunsch, der Berliner Modeindustrie geeignete Förderung angedeihen zu lassen. — Thatsächlich war diese Anregung für Berlin notwendig. — Selbst die Mehrzahl der Bessersituierten leben in weiser Beschränkung; die Herrenmode insonderheit zeichnete sich durch klassische Einfachheit aus. Man erzählt, daß ein bekannter Kunsthändler seiner Frau auf ihre Frage, warum er gar so wenig auf sein Exterieur gebe, geantwortet: „Ja, meine Liebe, du kleidest dich nach deinem Journal, ich aber nach meinem Hauptbuch!" — Gewiß sehr löblich, aber wo das Hauptbuch eine Mehrausgabe gestattet, da sollten die Berliner Bonvivants sich auch ein wenig das Journal zu Hilfe nehmen. — In Wien haben die tonangebenden Modeherren kurze, aus dunklem Kammgarnstoff gefertigte, mit seidenen Aufschlägen abgesteppte Jacketts, lichtes Beinkleid, die offene aus Seide oder Pikee gefertigte Weste als neueste Sommertracht proklamiert; Anzüge mit hohen Westen, wie man sie in Berlin noch en masse sieht, sind in Wien ganz unmöglich. Große Sorgfalt wird den lange vernachlässigten Lingerien gezollt; die Hemdbrüste sind mit hübschen Stickereien geziert, in schmale Längs- und Querfalten gelegt, auch wohl aus gesticktem Schnürl-Pikee gefertigt und statt der drei Knöpfe mit einem großen Brillant geschlossen, der oben am Kragen befestigt wird.

In den hocharistokratischen Salons in Paris und Madrid wurden in letzter Zeit wiederum Versuche gemacht, statt des schwarzen Fracks den roten einzuführen, dazu passend gestickte Kniehosen, seidene Strümpfe, Tanzschuhe. — Ein ganz eigenes Gepräge hatte das Fest, das die Herzogin Fernand Nunoz in Madrid unlängst veranstaltete. Die Alba, Bailen, Tetua, Medina, Sidonia, Medinaceli, Marliner, Compos waren erschienen, alle in roten Fracks, lichtseidenen, kurzen Beinkleidern, weißen seidenen Strümpfen. Wer weiß, welche Wandlung auf uns für die kommende Gesellschafts-Saison bevorsteht! — Einstweilen tritt der Gedanke daran noch zurück, im Vordergrund des Modeinteresses steht jetzt die Frage: Was wird uns der Sommer bringen? Sie ist leicht zu beantworten: Man wird dem gestreiften Genre treu bleiben, lichte Stoffe bevorzugen, mehr nach französischen als englischen Modellen arbeiten; — für die Damenmode ist die krausgearbeitete Taille mit weitem Puff- oder Polenärmel obligat, für die Herrenmode der offene Rock mit lichter Weste.

Unsere Hutindustriellen machen uns die Wahl in anbetracht der vielen Modelle ziemlich schwer. Modern ist sowohl der feste Reisstrohhut, wie der aus Strohspitzen oder Streublümchen zusammengesetzte, man garniert mit Federn und mit Blumen, mit gestickten Bändern und kostbaren Points je nach Geschmack und Laune.

Eine interessante und sehr praktische Modeneuheit sind die aus gezogenem, weißem Mull gefertigten Negligeehüte, deren Kopf aus silberschillernden Strohtüchern geformt und mit Feldblumen umrandet ist. Sie kleiden trefflich und dürften ein echter Saisonartikel werden.

Schirme sieht man aus plissiertem Tüll, aus gefaltetem Grenadine gefertigt, mit Atlasbändern durchzogen, auch aus glattem oder gestreiftem Seidenstoff mit breitem Spitzenvolant abgegrenzt. Das Gestell ist oft ein Kunstgegenstand; die Stöcke sind mit Edelsteinen und goldenen Ringen geziert, mit Gemmen geschmückt oder mit Perlmutter inkrustiert.

Im Bijouteriefach bekundet man viel Meinung für Broschen, Ohrringe, Armbänder, Gürtel aus mattem Gold; sie werden mit farbigen Steinen, Türkisen, Rubinen, Smaragden geziert, im Renaissancestil geformt. Perlen und Diamanten sind während der Sommersaison in den Ruhestand versetzt.

Erfreulicherweise ist die jedesmal zur Sommerzeit auftretende Mode, das Gesicht mit Puder einzustäuben, im Abnehmen. Wer die Haut vor den Sonnenstrahlen schützen will, gebraucht statt des Puders Schirm und Schleier, wer Unschönheiten entfernen will, Alpenblumenpasta. Letztere gilt jetzt als echter Konsumartikel. Das Bestreben sich zu verschönen scheint unserer Damenwelt zur zweiten Natur geworden zu sein, zu wünschen wäre nur, daß auch stets die äußere Schönheit der inneren Unterpfand sei.

Wein aus Johannis- und Stachelbeeren.

Von

O. Hüttig.

Im Jahre 1887 sind in Frankreich von den durch die Reblaus zerstörten Weingärten 66000 ha mit Schwefelkohlenstoff, 8800 ha mit Sulfokarbonat behandelt und 26000 ha unter Wasser gesetzt worden, wie Verf. bereits vor einem Jahre durch die Vossische Zeitung in Berlin veröffentlichte; 166000 ha sind mit amerikanischen Reben bepflanzt und diese mit einheimischen (französischen) Rebsorten veredelt worden, ein Verfahren, über dessen Zweckmäßigkeit zu urteilen heute noch zu früh sein dürfte; erst nach Jahren wird es sich zeigen, ob die stark wachsende Unterlage das Edelreis nicht so verändert hat, daß es Früchte zu tragen kaum noch geeignet ist, oder ob die erzeugten Früchte den Wein liefern werden, an den unsere Zunge gewöhnt ist. In verschiedenen Teilen Deutschlands hat man die Bekämpfung der Reblaus wegen der damit verbundenen Kosten aufgegeben; man hat die Rebstöcke herausgerissen, weggeworfen und das Land mit Obstgehölzen bepflanzt, um durch deren Früchte Ersatz für den mehr und mehr selten werdenden reinen Traubenwein zu erhalten, d. h. Wein von den Trauben des Weinstocks (Vitis vinifera L.) — zum Unterschied von dem aus den auch in Trauben wachsenden Früchten des Johannisbeerstrauchs (Ribes rubrum L.) erzeugten Traubenwein. Bei der im vorigen Jahre in Norddeutschland mißglückten Obsternte hatten wir nicht Veranlassung, über sogen. Obst- oder Apfelwein oder Zider zu sprechen und denken solchen auch heute nur flüchtig zu berühren, denn er verdient ein eigenes, ausführliches Kapitel, wohl aber war und ist der Wein von Beerensträuchern, mit Ausnahme des Weinstocks, die Losung des Tages und einzelne Besitzer von solchen Sträuchern haben begonnen, ihren „Haustrank", ihren „Tischwein", sogar ihren „Likörwein" selbst zu bereiten, gewöhnlich auch mit gutem Erfolg, weshalb angenommen werden darf, daß die Sache, vielleicht nach einigen mißglückten Versuchen, sich ganz leicht ausführen läßt. Die Kenntnis der Bereitung dieses sogen. Beerweins verdient die weiteste Verbreitung um so mehr, als man sich den „Tischwein", das Kilo Johannisbeeren mit 40 Pf. berechnet, für 20 Pf. das Liter herstellen kann. Die Liebhaber allerdings, deren Tischwein Verf. zu proben und deren Beerensträucher wir zu untersuchen Gelegenheit hatten, werden das Liter nicht mit 20 Pf. berechnet können, denn deren Beeren, im eigenen Garten gepflückt, sind viel zu teuer. Man denke sich: wie es scheint, aus dem vorigen Jahrhundert stammende, mit Moos und Flechten überzogene, von mächtigen Ahorn- und Kasta-

nienbäumen beschattete Sträucher, an welche noch niemals ein Messer oder eine Schere gerührt hat, mit von Raupen zerfressenen Blättern, im Boden, der noch keinen Dung, keinen Spaten gesehen, wohl aber mit Gras und Unkraut bewachsen ist, „das die Nachbarfrau für ihre Kuh schon längst hätte absicheln sollen," wie der Besitzer sich entschuldigte, — man denke sich solche Sträucher, an denen hier und da ein Träublein mit je drei Beeren hängt — ist es nicht teure Arbeit, sich aus solchen Trauben Wein zu bereiten, selbst wenn man noch so viel Wasser zur Verteilung der außergewöhnlich starken Säure zugießt?

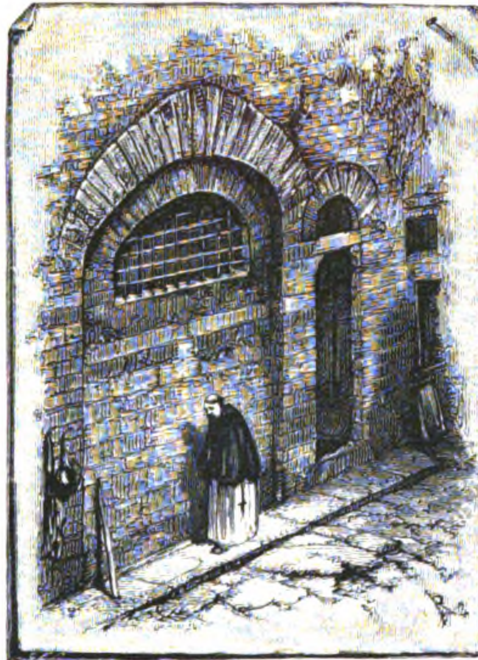
Will man sich einen billigen und guten Tischwein und Haustrunk herstellen, so sorge man vor allen Dingen für den unentbehrlichen aber billigen Grundstoff, d. h. saftreiche, also gute und deshalb billige Beeren von auf sonnigem Platze gut gepflegten Sträuchern, wie wir sie im Oktoberheft v. J. beschrieben und die in gut gedüngtem, öfter aufgelockertem Erdboden stehen müssen, der den Sonnenstrahlen zugänglich sein muß, damit sie ihn erwärmen und zur rechtzeitigen Reife von Früchten und Holz bezw. Trieb- und Blütenknospen beitragen. Von der Pflege der Beerensträucher, die wir in eben genanntem Heft dieser Zeitschrift ausführlich besprochen, können wir heute absehen, müssen aber an die Vertilgung des Ungeziefers erinnern, der Raupen, von denen einzelne Arten noch jetzt frei herumlaufen, während andere unter und in zusammengerollten oder zusammengehefteten Blättern sich verbergen, auch sich verpuppen und die durch Zerdrücken mit den behandschuhten Fingern leicht getötet werden können. Noch andere Arten haben sich bereits vollkommen entwickelt, sie fliegen und müssen gefangen und getötet oder durch Bestreichen der Sträucher mit einer Mischung von 1 k Alaun und 2 k Soda in 15 l Leimwasser (5 g Leim in 1 k Wasser aufgelöst) ferngehalten werden. Schließlich gibt es auch solche Arten, welche bereits ihre Eier abgelegt haben, aus denen im nächsten Jahre die Larven (die Raupen u. a.) entstehen, welche Blätter, Blüten und Früchte zerstören und auch das Fruchttragen im folgenden Jahre unmöglich machen; die Eier muß man abkratzen oder die damit dicht besetzten Zweige abschneiden und verbrennen. Freilich muß man Raupen, Schmetterlinge, Eier, zusammengerollte Blätter u. s. w. sehen lernen, sonst helfen auch die feinsten Handschuhe nicht, die Insekten in ihrem vielfach verschiedenen Zustande zu vertilgen.

Unterhalten wir uns noch einige Minuten von der **Bereitung des Weines**, die auch Dr. Barth-Rufach in einem Vortrage ausführlich besprochen, welcher letztere uns in einem Sonderabzuge behufs weiterer Verbreitung zugegangen ist; wir entnehmen ihm einige beachtenswerte Gesichtspunkte, folgen aber im folgenden hauptsächlich eigener Erfahrung. Die von Herrn Dr. Barth ebenfalls besprochenen Himbeeren, Brom- und Erdbeeren sind zur Herstellung von Wein weniger geeignet als Johannis-, Stachel- und Heidelbeeren; wir lassen deshalb erstere heute unbeachtet.

Als **Wein** bezeichnen wir sowohl das aus den Trauben des Weinstocks wie auch das aus den Beeren der sogen. Beerensträucher und der Heidelbeergewächse hergestellte Getränk mit einem gewissen Gehalt von Alkohol u. a.; es ist dies ein Kunstprodukt, weil ohne das Eingreifen des Menschen die Beeren abfallen und verfaulen — Wein aber geben sie nicht. Dies durch die künstlich geleitete Gärung erzeugte Getränk muß einen angenehmen Fruchtduft entwickeln und rein in der Farbe sein; es muß neben größeren oder geringeren Mengen Zucker noch $1\frac{1}{2}$–2 % nicht verfliegende und nicht vergärende sogen. Extraktivstoffe besitzen, es soll nicht unter $\frac{1}{2}$ % und nicht über $\frac{3}{4}$ % reine Fruchtsäure enthalten, sein Weingeistgehalt soll mindestens 6, höchstens 15 und ausnahmsweise 17 Raum- (Volum-) Prozente betragen und es soll bei einigermaßen aufmerksamer Behandlung der Verderbnis lange widerstehen können. Diese Anforderungen erfüllt der Traubensaft vom Weinstock in guten aber seltenen Jahrgängen von selbst, weil der natürliche Säuregehalt niedrig, der Zuckergehalt hoch genug ist, um nach der Vergärung und Lagerung ein Getränk von dem angegebenen Gehalt zu liefern. Der Traubensaft der gewöhnlichen schlechten Jahrgänge wie andere Obstsäfte enthalten aber mehr Säure und weniger Zucker und liefern deshalb ein ungenießbares Getränk, mit Ausnahme vielleicht desjenigen von Aepfeln und Birnen, dem aber eine Verbesserung auch niemals schaden kann. Der Saft von gut ausgereiften Aepfeln z. B. enthält $\frac{1}{2}$–$\frac{3}{4}$ % Säure und 10 % Zucker, gibt also ein Getränk von 6 % Weingeistgehalt; der Saft von Birnen enthält ungefähr $\frac{1}{2}$ % Säure und 9 % Zucker; einige Sorten haben weniger Säure und geben deshalb ein **fades** Getränk. Dahingegen enthält der Saft selbst gut ausgereifter Johannis-, Stachel- und Heidelbeeren etwa $1\frac{1}{2}$–2 % Säure und 5–8 % Zucker, wird also nach der Vergärung ein Getränk von $1\frac{1}{2}$–2 % Säure und 3–5 % Weingeist liefern, das ungenießbar, der Gesundheit schädlich ist. Aber der Fruchtgeschmack dieser Säfte ist so ausgiebig, daß er sich auch nach starker Verdünnung noch genügend bemerkbar macht. Die übermäßig vorhandene Säure muß durch Zusatz von Wasser auf eine größere Masse verteilt, also vermindert und der hiernach nur dürftige Zuckergehalt durch Zusatz [illegible] Raffinadezucker so weit erhöht werden, [illegible] gärung ein Getränk von 8–10 [illegible] entstanden ist. Johannis- [illegible]

geben werden; letzterer bestimmt den geistigen Gehalt des werdenden Getränks. Man gibt z. B. zu 1 k Johannisbeeren $2\frac{1}{2}$ l Wasser und zum Haustrunk 400 g, zum Tischwein 600 g und zum Likörwein 800–900 g Raffinadezucker; zu 1 k Stachelbeeren $1\frac{1}{2}$ l Wasser und 250 bezw. 400 und 600 g Zucker; zu 1 k Heidelbeeren 2 l Wasser und 300 bezw. 500 und 750 g Zucker. Zur Bereitung von 100 l Beerwein braucht man 28 k Johannisbeeren, 40 k Stachelbeeren und 32 k Heidelbeeren und bei jeder Sorte für den Haustrunk 10–12 k Zucker, für den Tischwein 15 und für den Likörwein 20–25 k Zucker. Je nachdem wir einen stärkeren oder schwächeren Wein herstellen wollen, setzen wir mehr bezw. weniger Zucker bei — immer aber im Verhältnis zur Menge des verwendeten Wassers, die durch den Säuregehalt der Früchte bestimmt werden muß.

Zur Herstellung des Weins werden die gut reifen, aber nicht überreifen Früchte gepflückt und, die roten und weißen Johannisbeeren zur Gewinnung einer herrlichen „Blume" mit Beimischung von 5, höchstens 10 % **schwarzen** Johannisbeeren (von Ribes nigrum L.), zerstampft oder, bei geringem Wasser, durch die Hände zerdrückt, mit ein wenig Wasser angegossen und zwei Tage in nur mit einem losen Deckel abgeschlossenem Gefäß stehen gelassen. Für große Massen hat man zum Pressen der Beeren geeignete Maschinen. Nach jenen zwei Tagen preßt man den Saft ab, d. h. bei geringer Masse windet man ihn durch ein sauberes Handtuch oder dergl. und filtriert ihn durch ebenso sauberes Löschpapier, mischt dann die „Trester", d. h. die zurückgebliebenen Beerhäute, Stiele u. s. w., wiederholt mit dem zum Verdünnen bestimmten Zuckerwasser, preßt sie von neuem und mischt diesen Saft mit dem zuerst gewonnenen; er wird dann farblos und ohne merklichen Geschmack von Fruchtsäure sein, und wird nur in das sorgfältig gereinigte Gärfaß und mit diesem in den 12–18° C. (10–15° R.) warmen, gut gelüfteten Gärkeller gebracht.



Das Geburtshaus Dantes.

Der weitere Verlauf der Entwickelung ist genau wie bei dem Traubenwein, den wir in unserem „Weinbau im Garten", Leipzig 1887, ungefähr folgendermaßen beschrieben haben: Der bis dahin klare Saft wird nun trübe, weil sich eine Menge kleiner Zellchen entwickelt, der 0,006 mm lange Wein-Hefepilz (Saccharomyces ellipsoides Rees), der an der rauhen und etwas klebrigen Haut der reifen Beeren sich befindet, mit dieser in die Flüssigkeit kommt und sofort seine Thätigkeit beginnt, wenn nicht zur schnelleren Auflösung des Raffinadezuckers kochendes Wasser benutzt und solches nach mehr als 50° C. (40° R.) warm dem Safte beigegeben wurde, wodurch es den Hefepilz getötet hätte; das Zuckerwasser muß abgekühlt verwendet werden. Kann der Saft wegen allzu starker Verdünnung nicht gären, dann soll man ihm für 100 l 50 g reiner Preßhefe zusetzen, nachdem man diese durch etwas Saft zu einem gleichmäßigen Brei gerührt hat. Die Hefezellen, von kleinen Gasbläschen getragen, steigen geschäftig in die Höhe, setzen an der Oberfläche das Gas ab und sinken dann unter, um mit einer neuen Ladung Gas emporzusteigen; die ganze Flüssigkeit gerät in lebhafte Bewegung, sie scheint zu kochen, sie schäumt und zischt: **sie gärt**. Diese Gärung, welche durch vom Fruchtsaft lebende Zellen hervorgerufen und unterhalten wird, bewirkt eine chemische Zersetzung des im Safte enthaltenen und des ihm künstlich zugeführten Zuckers in zwei Stoffe: **Kohlensäure und Alkohol**. Die Kohlensäure entweicht in den Gasbläschen durch das Spundloch, das aber der äußeren Luft Zutritt gewährt, und sie mit ihrem Sauerstoff wirkt doch schädlich auf den [illegible] Zutritt der Luft hindern. [illegible] des Spundes in Charpie- [illegible] fäden, beides unter dem [illegible] durch sie die Kohlensäure [illegible] tritt der Luft zum Wein [illegible] rn. Besser ist ein aus [illegible] Spund in das Wasser [illegible] geleiteter Gummischlauch [illegible] welche die Kohlensäure [illegible] Form von Gas- [illegible] rende Most von der Luft vollständig abgesperrt ist. Wenn diese Bläschen nicht mehr sichtbar sind, dann ist die erste, die „stürmische" Gärung beendet und man soll die nun „Wein" genannte Flüssigkeit von der am Boden des Fasses angesammelten Hefe in ein anderes sorgfältig, wenn nötig durch Abbrennen einiger weniger Schwefelfäden gereinigtes Faß „abziehen" und einer zweiten schwachen Gärung unter denselben Umständen wie die erste überlassen, nur in einer um wenige Grade geringeren Wärme, und nach deren Beendigung noch einmal abziehen, 4–6 Monate liegen lassen und dann auf Flaschen füllen, die möglichst luftdicht zu verschließen sind. Das Abziehen auch auf Flaschen muß so vorsichtig geschehen, daß die auf dem Boden des Fasses abgelagerte Hefe nicht aufgerührt wird, also nicht in die Flaschen kommt, und der Keller muß, wir wiederholen dies, gut gelüftet sein, denn die aus dem gärenden Most entweichende Kohlensäure wirkt bis zum Tode betäubend auf den Menschen. — Will man, ohne die Säure noch mehr zu schwächen, den Wein mehr süß haben, als dem an kräftigen Stoff gewöhnten Gaumen des Mannes lieb ist, will man einen richtigen **Damenwein** bereiten, so wird man vor der zweiten Gärung der Flüssigkeit zu 200 l noch 2,5–3 k Zucker zusetzen, aber ohne mehr als zur Auflösung nötiges Wasser; er vergärt nun nicht mehr, schadet aber auch der Haltbarkeit des Weines nicht.

Der Hefepilz lebt nicht vom Zucker und dieser kann die Gärung nicht hervorrufen: der Pilz lebt vom Saft der Beeren; ist dieser allzusehr verdünnt und hat man ihm mehr Zucker beigegeben, als der Pilz zu zersetzen imstande ist, so fehlt es ihm an Nahrung und er versagt seine doch unentbehrliche Mitwirkung bei der Umwandlung des Saftes in Wein. In solchem Falle führt man dem Pilz Nahrung zu durch getrocknete Weintrauben, von Korinten oder Zibeben, getrockneten Heidelbeeren („Blaubeeren", von dem bei uns wildwachsenden Strauche Vaccinium myrtillus L.), die gewöhnlich im Handel zu haben sind; 1–2 k im Hektoliter Saft werden stets die Gärung in gutem Fortgang erhalten können. — Ein in solcher Weise bereiteter „Beerwein" gibt dem besten „Traubenwein" nichts nach und wird, bis zu einer gewissen Grenze, von Jahr zu Jahr stärker, feuriger, mehr wohlschmeckend, kurz: besser, viel besser!

Das Geburtshaus Dantes.

Ernst, fast wie ein Gefängnis, schauen uns die Mauern an, hinter denen der größte Dichter Italiens, Dante Alighieri, das Licht der Welt erblickte. Und als wenn das Geburtshaus den Charakter bestimmt hätte, so war auch Dantes Genius ernst, fast zu ernst für die heitere Farben und Melodien, sowie fröhlichen Genuß liebenden Italiener. Damals freilich mögen die Italiener etwas ernster gewesen sein wie heute, denn das Leben Dantes fällt in eine Zeit unheilvoller politischer Zerrissenheit und wilder Parteikämpfe. Der Dichter zog selbst mehrmals mit zu Felde, zweimal gegen die Nebenbuhlerin Pisa, und kehrte jedesmal mit Ruhm bedeckt zurück. Auch an den inneren Parteikämpfen von Florenz nahm er teil, und hier ist es charakteristisch, daß er, als die Adelspartei auf den Sturz der Republik hinarbeitete, er (es war im Jahre 1296) offen zur Volkspartei überging. Leider aber spaltete sich die Volkspartei ihrerseits wieder in zwei Parteien, die in die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen verwickelt wurden. Dante stand mit auf ghibellinischer Seite, aber seine Partei unterlag 1302, indem auf des Papstes Veranlassung Karl von Valois der guelfischen Partei zu Hilfe kam. Dante wurde verbannt, sein Vermögen konfisziert und seitdem irrte er in traurigen Verhältnissen umher und starb am 14. September 1321 in Ravenna, nachdem er noch alle Hoffnungen, wieder in das undankbare Vaterland zurückzukehren, hatte scheitern sehen. Aber auch das Privatleben des Dichters war nicht ohne schwere Schicksalsschläge. Im Jahre 1290 wurde ihm, dem damals Fünfundzwanzigjährigen, seine schon seit dem Knabenalter schwärmerisch angebetete Geliebte Beatrice durch den Tod entrissen. Freilich ging er im darauffolgenden Jahre

eine Ehe ein, die aber nur eine konventionelle Verbindung gewesen sein kann, wie sie denn auch der Dichter nach mehreren Jahren wieder löste. Unter solchen Verhältnissen und Umständen konnte der ohnehin zu idealem Streben veranlagte Sinn des Dichters nur eine ernste Richtung einschlagen, eine Richtung, wie sie sich bei keinem anderen großen Dichter der Weltlitteratur in so großartig tiefer Weise ausgeprägt hat. Ihren höchsten Ausdruck hat dieselbe in der Göttlichen Komödie gefunden. Dieses mit der Zeit in alle lebende Sprachen übersetzte Riesengedicht schildert in hundert Gesängen eine unter Leitung des Dichters Virgil unternommene Wanderung durch die Hölle (34 Gesänge) und das Fegfeuer (33 Gesänge) in das Paradies (33 Gesänge), wobei ihm alle Begegnisse, insbesondere mit Personen, Veranlassung zu religiösen, philosophischen und historischen Betrachtungen geben, die in die erhabenste und zugleich beredteste und gewandtete Ausdrucksweise gekleidet, bald klingen wie erheiternder Frühlingshauch, bald wie winterliches Sturmesbrausen. Denn nicht nur als ihren größten Dichter verehren die Italiener Dante, auch den Schöpfer ihrer Schriftsprache sehen sie in ihm. Aber sie vergessen dabei auch nicht die dritte bedeutsame Seite dieses Mannes, seine glühende Vaterlandsliebe, in welcher er in jener Zeit der Zerrissenheit Italiens für eine Einigung des Landes, wenn auch unter dem damaligen römisch-deutschen Kaisertum, kämpfte. Aus diesen Gründen gestaltete sich denn auch die sechshundertjährige Wiederkehr seines Geburtstages im Mai 1865 zu einer Nationalfeier, die um so begeisterter verlief, als das italienische Volk sich damals mit Riesenschritten seiner so lange ersehnten Einigkeit näherte.

Der Göta-Kanal.

Schweden gehört zu den wasserreichsten Ländern der Welt. Gleichwohl hat es keinen einzigen bedeutenden Fluß aufzuweisen. Die Wasserläufe folgen alle isoliert und fast parallel nebeneinander der nach Südost gerichteten Abdachung des Landes und nur in der Nähe des Meeres vereinigen sich mehrere derselben zu einem schiffbaren Flusse. Charakteristisch ist, daß die meisten dieser Wasserläufe in ihrem oberen Teile Seen bilden. Am großartigsten tritt diese Erscheinung im südlichen Schweden auf, wo der Wener-, Wetter-, Mälar-, und Hjelmarsee eine Fläche von 9580 Quadratkilometer bedecken, also ein Areal, das etwa halb so groß ist wie das Königreich Württemberg. Von ihnen nimmt der Wenersee allein 5975 Quadratkilometer ein. Der größte deutsche See, der Müritzsee in Mecklenburg, ist nur 132, der halb deutsche, halb schweizerische Bodensee 539 Quadratkilometer groß. Der Wettersee hat ein Areal von 1922 Quadratkilometer.

Zwischen diesen großen Seen ist eine Anzahl von kleineren Seen eingebettet und da die zwischenliegenden Landstrecken nicht sehr groß sind, so war es nicht sehr schwierig, einen Teil derselben durch Kanalbau und Benutzung von Flußläufen zu einer von der Ostsee nach dem Kattegat gehenden schiffbaren Wasserstraße zu verbinden. Dennoch hat es über hundert Jahre in Anspruch genommen, bis der Bau beendet war.

Dies war der weltberühmte Göta-Kanal.

Derselbe bildet eine Verbindung der Ost- und Nordsee und zwar in folgender Weise. Ausgehend vom Meerbusen Slätbaken bei Söderköping in der Provinz (Län) Linköping steigt er durch die Seen Asplangen, Roxen und Boxen in den 86 m über dem Meer gelegenen Wettersee, setzt von dessen Westufer seinen Weg fort durch das Rödesund nach dem Bottensee, steigt dann mittels einer Schleuse in den 93 m über dem Meer gelegenen Wikensee, womit er seinen höchsten Punkt erreicht. Von hier steigt er mittels zahlreicher Schleusen nach dem 44 m hoch gelegenen Wenersee hinab, dessen Abfluß, die Götaelf, den 34 m hohen berühmten Trollhättafall bildet, der durch den Trollhättakanal umgangen wird, so daß die Schifffahrt keine Unterbrechung erleidet. Die Götaelf mündet bei Göteborg ins Kattegat.

Die ganze Strecke von Göteborg bis Söderköping beträgt 365 km, wovon 75 auf die Götaelf, 100 auf den Spiegel des Wenersees, bis zur Ausmündung des Kanals, kommen. Der Kanal selbst ist 190 km lang, wovon aber nur 87 wirkliche Kanalstrecke, 103 km aber Seefläche sind.

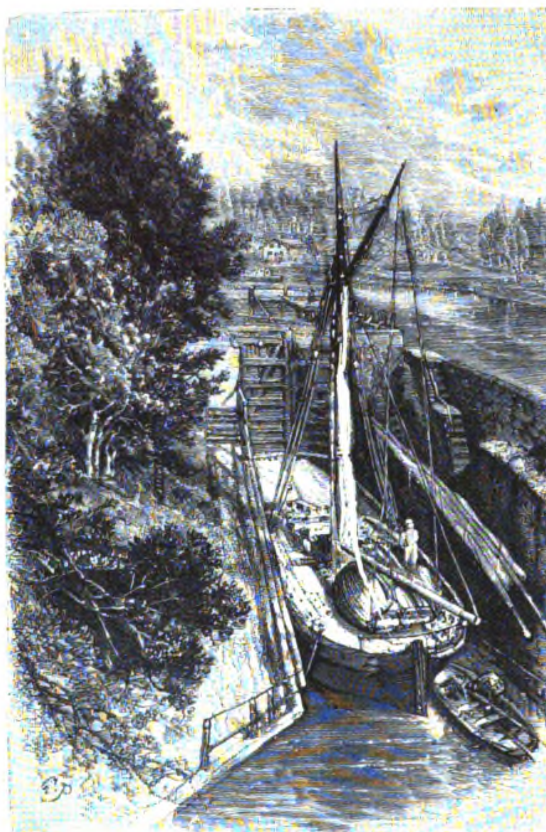
Da der höchste Punkt des Kanals 93 m hoch liegt, so kommt auf jeden Kilometer 1,07 m Steigung, weshalb denn auch die Zahl der Schleusen eine ungemein große, nämlich 58, sein mußte. Jede Schleuse überwindet also durchschnittlich eine Steigung von 2,45 m (da die ganze Steigung von 93 m und der Abstieg zum Wenersee von 49 m zu rechnen ist) und es kommt auf je 1465,5 m eine Schleuse. Die Tiefe des Kanals ist durchschnittlich 3,25 m. Er würde also eine recht brauchbare Wasserstraße bilden, wenn nicht die vielen Schleusen wären, die einesteils durch die zu entrichtenden Abgaben die Frachten stark verteuern, anderseits einen bedeutenden Zeitverlust verursachen, der, wenn man auf jeden Schleusendurchgang nur eine halbe Stunde rechnet, 29 Stunden ausmacht. Seitdem das südliche Schweden von einem dichten Eisenbahnnetz übersponnen ist, hat denn auch der Götakanal seine Bedeutung als Verkehrsstraße — die übrigens nie sehr groß war — verloren.

Der gestirnte Himmel im August.

Auch in diesem Monat erblickt man die Milchstraße in großer Pracht, ja sie ist jetzt noch besser sichtbar als im Juli, weil die Dämmerung weniger stört. Nahe dem Scheitelpunkte steht nun das Sternbild des Schwans und bietet mit seiner Umgebung einen ungemein schönen Anblick dar. Südlich davon sieht man die Sterne des Delphin und ostwärts steht der Adler. Der tiefere Himmel gegen den Horizont erscheint dagegen sehr sternarm. Im Südosten ist das Sternbild des Wassermanns gut sichtbar und ostwärts davon steht der Pegasus, dessen vier Hauptsterne ein Trapez bilden. Im Nordosten ist Andromeda schon höher über den Horizont gekommen und gegen Norden steht ganz tief das Sternbild des Perseus. Der große Bär nähert sich im Nordwesten dem Horizont und westlich davon ist Bootes im Untergehen begriffen.

Am 4. erstes Viertel, am 9. Mond in Erdnähe, am 11. Vollmond, am 18. letztes Viertel, am 21. Mond in Erdferne, am 26. Neumond.

Merkur ist unsichtbar. Venus ist Morgenstern und geht gegen 1 Uhr früh auf. Die Sichtbarkeit des Jupiter nimmt erheblich ab, er steht zu Anfang des Monats gegen 9 Uhr, später schon nach 7 Uhr im Meridian. Saturn ist unsichtbar. In den Nächten zwischen dem 10. und 13. wird man viele Sternschnuppen, aus dem Sternbild des Perseus kommend, erblicken. Es sind diese die Meteore des Laurentiusschwarmes. Leider wird der Mondschein die Erscheinung erheblich beeinträchtigen.



Schleusen des großen Schiffskanals in Schweden.

Aus Küche und Haus.

Von

L. v. Pröpper.

August.

Melonen. Man nehme womöglich eine recht reife, frische Netzmelone, schneide sie, nachdem die Enden etwas abgestutzt worden, ungeschält der Länge nach in Schnitte und stelle sie bis zum Gebrauch kalt, am besten auf Eis; richte sie dann auf einer Kristallschüssel an und reiche Zucker, Salz, grobgestoßenen weißen Pfeffer und Paprika dazu. Es ist ein überall gern gesehenes, erfrischendes Hors d'oeuvre.

Italienische Käsesuppe. Man bedecke den Boden einer tiefen mit Butter ausgestrichenen Schale mit einer Schicht von fein geschnittenem Weißbrot und dieses mit einer Lage in sehr dünne Scheiben geschnittenem Schweizerkäse und wechsele mit den Lagen, bis die Schale gefüllt und die letzte Lage von Brot ist; gieße nun so viel fette Bouillon daran, daß das Brot bedeckt sei, lasse im Ofen (Röhre) hellbraune Farbe nehmen und serviere zu kräftiger Bouillon.

Hammelrücken à la Bretonne. Man lege auf den Boden der Bratkasserolle Scheiben von Hammelfett und den wohlgeklopften Rücken darüber, gieße ein klein wenig Wasser daran und brate ihn unter fleißigem Begießen in einer Stunde gar und zwar unbedeckt. Währenddessen hat man weiße Bohnen mit Salz, einer Zwiebel und einem Stück Sellerie in Wasser weich gekocht und auf einen Seiher gethan; schneide nun einige Zwiebeln zu Scheiben, dämpfe sie in einem guten Stück Butter weich, füge einige Eßlöffel Mehl, Bouillon und ein wenig Estragonessig hinzu und koche es zu einer seimigen Sauce, die man durch ein feines Sieb streicht, thue die Bohnen hinein, lasse sie heiß werden, gebe zuletzt noch ein Stückchen Butter und etwas Pfeffer daran und umlege den auf erwärmter Schüssel angerichteten Hammelrücken damit.

Wachteln mit Polenta. Man bestäube die rein geputzten und ausgenommenen sehr frischen Wachteln mit feinem Salz, umbinde sie mit Speck und brate sie in frischer Butter zehn Minuten lang recht saftig. Dann rühre man 1/4 kg Maismehl in 1 l stark kochende Bouillon, füge 125 g frische Butter, Salz und Pfeffer hinzu und lasse es zugedeckt langsam zu einem dicken Brei kochen; vermische es vor dem Anrichten mit acht Eßlöffeln geriebenem Parmesankäse und garniere die Polenta mit den Wachteln, nachdem man den Speck entfernt hat.

Jägersalmi. Man brate ein paar zarte Feldhühner, wie gewöhnlich mit Speckscheiben und Traubenblättern umwickelt, in Butter und zerlege sie je in zwei Schlegel, zwei Flügel und zwei Bruststücke; gebe dann sechs Eßlöffel feinstes Oel, doppelt so viel Rotwein, Salz, ziemlich reichlich Pfeffer, Saft einer Zitrone und etwas Schale und zwei gestrichene Theelöffel voll Fleischextrakt in eine Kasserolle, lasse das Fleisch unter stetem Schwingen bis dicht vors Kochen kommen, richte es gehäuft an, gieße die Sauce darüber und garniere mit Kroutons.

Schwarzbrotpudding. Man rühre 300 g fein gesiebten Zucker mit zehn Eidottern eine Viertelstunde, mische 1/2 l sauren, zu steifem Schaum geschlagenen Rahm, 550 g altbackenes, geriebenes Schwarzbrot, eine Prise Salz, 15 g Zimt, 25 g gehackte Mandeln und die abgeriebene Schale einer Zitrone darunter und ziehe den Schnee von zehn Eiweiß hindurch; bestreiche nun eine glatte Form gut mit Butter, bestreue sie mit geriebenem und mit Zucker und Zimt vermischtem Schwarzbrot und lege eine Schicht von der Puddingmasse hinein, darauf eingemachte, wohl abgetropfte Kirschen und wechsele mit Teig und Kirschen ab, bis ersterer verbraucht ist, backe den Pudding in nicht zu heißem Ofen (Röhre) eine starke Stunde und gebe Eierrahm dazu.

Eierrahm. Man stoße 75 g Zucker mit einer halben Stange Vanille ganz fein, thue dies in 1/4 l süßen Rahm und bringe es ganz langsam zum Kochen; ziehe es mit drei Eidottern ab und decke es fest zu; füge, wenn es erkaltet ist, eine Prise Salz hinzu, gebe die Sauce durch ein Sieb und mische im Augenblick des Anrichtens vier Eßlöffel Madeira, Maraskino oder Kirschengeist darunter.

Schaumtorte mit Pfirsichen. Man rühre 135 g Butter zu Schaum und dann 135 g Mehl, 200 g Zucker und zwei Eidotter kräftig hindurch, gieße es in die Form, backe es und lasse die Torte auskühlen; lege hierauf eingemachte oder frische, in Zucker gedämpfte Pfirsiche dicht darüber, bedecke mit vier zu Schnee geschlagenem und mit vier Eßlöffeln gesiebtem Zucker vermischtem Eiweiß und stelle es wieder in den Ofen, bis dieser Guß schön gelb geworden ist.

Unsere Kunstbeilagen.

Dem vorliegenden Hefte sind vier Kunstblätter beigegeben, darunter ein anmutiges Landschaftsbild „Kronberg" von A. Chelius, das bereits an anderer Stelle (S. 1403) einen erläuternden Text fand. Ein charakteristisches Bild norwegischer Natur bietet A. Normann in seinem „Hafen von Bodoe". Voll Liebreiz ist die Heldin des Max Volkhartschen Blattes „Andere Städtchen, andere Mädchen"; ihr scheint der Wankelmut der Männer weniger Sorgen zu machen, und mit Recht, denn sie ist ganz dazu angethan, den Reisigen, der sie zum Fenster herein grüßt, zu fesseln für immer — wenn sie nur will. H. Motte, der stets effektvolle Motive für seine Bilder zu finden weiß, hat dieses Talent in seinem „Richelieu bei der Belagerung von La Rochelle" von neuem bewiesen. Der Vorgang, den der französische Maler gewählt hat, ist ein Hauptpunkt in dem Leben des großen französischen Staatsmannes, denn durch die Einnahme der Stadt am 28. Oktober 1628 vernichtete er die politische Stellung der Hugenotten.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rebus.



Dechiffrieraufgabe.

sanodadusadasi dunu notarenada serena retadadosudasi daserado sudananodurado,
suseduranidasi tusesotanunudare serena desedudidasi daserado dedadure;
nutaradoda resesu nidaduredasu tuse sasudadusi sodurado serena soradotadananodurado,
natarere dusosi nataso notarena reduradosi desedusu tanonoda tuse ninodadure.

Vorbereitung.

sa=a=3mal; nu=f=4mal; do=k=8mal; tu=o=3mal;
no=b=8 „ ta=g=9 „ su=l=6 „ so=p=5 „
da=c=19 „ re=h=13 „ ra=m=9 „ de=q=3 „
du=d=14 „ na=i=8 „ ni=n=3 „ di=r=1 „
si=e=7 „ se=j=10 „ Die Striche ober den Zahlen bedeuten die Verdoppelungen.

Neue Geheimschrift.

abcdace df bghic jhi hgcklce cjmk lcibdmk,
ljdmnce ojpgffch jhi qjdrce cjmk qcdh;
fgmkc hjl nedhel oj alcde pdmk jhi pmkgcibdmk;
ighh dpe igp bghi hdmke qjdl gbbc oj nbcdh.

Rätsel.

Bald groß, bald klein, doch stets dem Kaufmann unentbehrlich,
Um seine Waren aufzuhäufen ist mein Erstes.
Mein Zweites schmückt den Krieger und den Jäger,
Todbringend im Gebrauch und tiefe Wunden erzeugend.
Das Ganze, des nie rastenden Menschengeists neuestes Erzeugnis,
Vernichtet die feindlich sich treffenden Völker,
Wie ein Heuschreckenschwarm die Gräser des Feldes.

Charade.

(Zweisilbig.)

Der Zweite rief dem ungebärdigen Neffen das Erste;
Da war dieser wie das Ganze verschwunden.

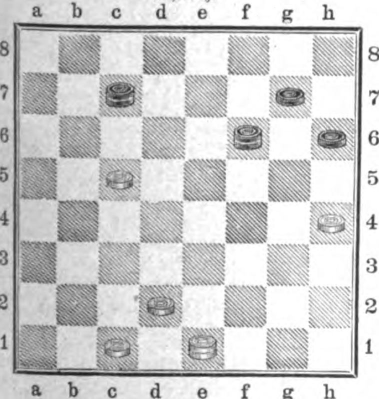
Dreisilbige Charade.

Willst du mein Rätselganzes finden,
Dann suche es in solchen Stücken,
Die meine ersten beiden künden,
Sonst wird es nimmermehr dir glücken.

Lobt meine Letzte jene Beiden,
Wird dich das Ganze hoch entzücken,
Und ich will mich dann gern bescheiden
Und ihnen still die Hände drücken.

Damespiel-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Logogriph.

Zur kranken Mutter sprach Marie:
„Darf zu ihm hin ich gehen?
Ich sehe Verdis Troubadour
Heut' auf dem Zettel stehen."
Die Mutter sprach: „Wohin du möcht'st,
Ein Zeichen wirf hinein;
Bring dann das Wort mir, liebes Kind,
Laß heut' mich nicht allein!"

Rätsel.

Im tiefen See wird mich der Taucher finden,
In stillen Thälern ruhe ich versteckt;
Aus blauen Augen such' mich zu ergründen,
Sag', ob in treuem Blick du mich entdeckt.
Vergebens folgst du meiner Spur in Städten,
Dem fleiß'gen Landmann aber fehl' ich nicht;
In süßer Ruh' lieg' ich in weichen Betten,
In Schlössern und Palästen lieg' ich nicht.
Mir sind gegeben der Geschwister viele,
Davon nennt dies man dumm, und jenes klug,
Ein drittes thöricht — ob's dir wohl gefiele,
Sagt' ich noch mehr? Ich glaub's, doch ist's genug. —
In Stubenluft bin nimmer ich zu Hause,
Du windest mich in holder Blumen Kranz;
Ich meide stets des Eremiten Klause,
Doch nimmermehr den lichten Sonnenglanz!

Füllrätsel.

*	e	s	s	e	*
*	r	a	u	b	*
*	s	o	l	d	*
*	e	s	s	e	*
*	e	c	k	e	*
*	p	i	k	e	*

Die mit einem * bezeichneten Felder des obigen Quadrats sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die sechs wagerechten Reihen sechs bekannte Wörter ergeben, und daß die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen einen bekannten Schriftsteller unserer Zeit nennen.

Geographisches Rätsel.

1) Dem Urteil Salomonis fügten sich die beiden streitenden Weiber.

2) Durch die musikalischen Dramen von Richard Wagner ist die Wirkung der Blechinstrumente bedeutend erhöht worden.

3) Bathseba, Selli sind Namen, welche in der jüdischen Geschichte häufig vorkommen.

4) Jeder hervorragende Mann wird stets Neider finden.

5) Mit einem Herren steht es gut,
Der, was er befohlen, selber thut.
(Goethe.)

6) Nicht der ist aus der Welt verwaist,
Dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben.
(Rückert.)

7) That wer dich kränken, mußt du ihm verzeihn,
Dein Herz soll still und voll von Liebe sein.
(Rudorff.)

8) Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
Solang' noch meine Stimm' erschallt!
(Eichendorff.)

9) Der Pomp eines Königs umgab Wallenstein in dieser Einsamkeit und schien dem Urteilsspruche seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen. Sechs Pforten führten zu dem Palaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergerissen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen. (Schiller.)

In den neun verschiedenen Absätzen ist in jedem der Name einer Stadt oder eines Flusses enthalten, deren Anfangsbuchstaben — richtig gestellt — den Namen eines Ortes bilden, welcher jedem Christen heilig ist.

Rätsel.

Mein Erstes, dem nassen Schoße in Menge durch Feuer entrungen,
Treibt mit gewaltiger Kraft das Zweite und Ganze.
Es findet auf unergründlichem Plane, die tobenden Elemente bekämpfend,
Den sicheren Weg an des Erdballs ferne Gestade.

Logogriph.

Mit einer Bitte siehet man
Mich nah'n, mach' ich's mit g;
Mit b von einem lieben Freund
Ich's immer gerne seh'.

Charade.

(Zweisilbig.)

Die Unsern vor der Ersten weichen!
Die Ersten voll von blut'gen Leichen!
Auf die man schönste Hoffnung setzte:
Sie traten an die letzte Letzte.
Das Land erfüllt mit lauten Klagen
Und schon hört man die Frömmler sagen:
Im Ganzen ruft den Himmel an!
Sonst ist's um euer Heil gethan!

Skat-Aufgabe Nr. 39.

A (Vorhand) gewinnt Null-ouvert mit den folgenden Karten:

Pique-Aß, Pique-Bube, Pique-9, Pique-7, Treff-8, Treff-7, Coeur-10, Coeur-9, Coeur-8, Coeur-7.

Die Karten sitzen so, daß A auch Grand und zwar mit 62 Points gewonnen hätte.

Wie sind die Karten verteilt?

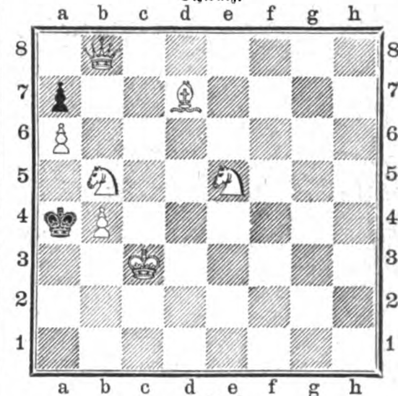
Keiner der beiden Gegner hat eine unbesetzte Zehn.

B (Mittelhand) hat mehr Carreaux als Treffs.

Schachaufgabe Nr. 62.

Von Ed. Petsch-Manskopf in Frankfurt a. M.

Schwarz.



Weiß.

(7 + 2 = 9.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen Nr. LIV.

Von Arthur Wheeler in London.

Weiß: Kd2. Dh1. Te4. Sc4. Be3.
Schwarz: Kd5. Sd7, f5. Bc6.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 61.

1. Sg1 — h3 Td5 — a5, b5, c5, e5, g5, h5
2. Ld6 — a3, b4, c5:, e5:, g3 nebst
3. Lc1, d2, f4, f2 oder Se7 — d5:, f5 ≠.

Lösung von Nr. LIII.

1. Ke7 — f7 Kc5 — d6
2. La5 — b6 Kd6 — e5:
3. Lb6 — c5 Ke5 — f4
4. Lc5 — d6 ≠.

1. .... Kc5 — d4
2. La5 — b4 und wie oben.

Auflösungen zu Heft 11, S. 1141—1143.

Charade: Ehebruchstück.

Quadraträtsel:

Liebe hast du ihm geschworen,
Er war deine Seligkeit!
Aber nun ist er verloren. (Luna.)

Dechiffrieraufgabe:

Dieses Kryptogramm gehört zu den Geheimschriften der zweiten Gruppe, wo die Buchstaben ihren natürlichen Platz verlassen, aber ihre ursprünglichen Bedeutungen beibehalten und hierdurch die Depesche unleserlich machen.

Schlüssel hierzu:

Ein Quadratennetz (kariertes Papier) von 20 Felder Breite und 10 Höhe, in welches die Buchstaben in einer verabredeten Ordnung eingeschrieben werden.

(Diese Aufgabe läßt sich aber leicht vom Blatte weg, von rück- nach vorwärts, ablesen, ohne dieselbe erst in das Schlüssel-Viereck einschreiben zu müssen. Die ersten 10 Buchstaben wurden nur beigefügt, um das Quadratennetz ganz auszufüllen.)

Worträtsel: 1) Aroma, 2) Maria, 3) Aloe, 4) Eboli, 5) Lilie, 6) Erica, 7) Capua, 8) Afrika, 9) Cacao, 10) Oporto, 11) Tokio, 12) Ostia. **Rebus:** Not bricht Eisen.

Neue Erfindungen.

Mausfalle (Fig. 1). Mit aller Energie muß gegen die ungebetenen Mitbewohner des Hauses, gegen die Mäuse, gekämpft werden, wenn man sich derselben erwehren will. Wenn dieselben auch scheinbar einmal vertilgt worden sind und die Vorsicht aufgegeben wird, so kommen doch wieder auf nicht zu entdeckenden Wegen neue Graujacken zum Vorschein. Es ist deshalb vorteilhaft, Fallen zu benutzen, die stets ohne Vorbereitung aufgestellt bleiben können und die mehrere Mäuse hintereinander fangen können. Eine derartige zeigt die in Fig. 1 dargestellte. Der Hauptkegel A besteht aus einem Hohlkegel aus Holz, Metall, Glas oder Steingut, entweder aus einem Stück oder mit anzusetzendem Boden; die Außenfläche des Kegelmantels ist mit treppenartigen Stufen b versehen, um den Tieren einen bequemen Aufstieg zu gestatten. In das Innere kommt der Köder. Am Hals oben ist der Hohlraum durch einen Stöpsel c verschlossen, welcher mit zwei seitlichen Aussprüngen d zum Durchkriechen der Tiere versehen ist. Die hineingestürzte Maus kann wegen der schrägen Innenflächen nicht wieder entweichen, sie wird durch Eingießen von Wasser getötet. — Kl. 45. Nr. 40721. Heinrich Tofante in Marienhütte bei Gnarrenburg (Hannover).

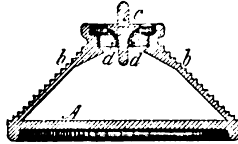


Fig. 1. Mausfalle.

Kochkessel (Fig. 2). Um an Brennmaterial zu sparen und sich schnell kochendes Wasser zu beschaffen, ist an dem Kochkessel folgende Einrichtung zur lebhaften Wasserzirkulation getroffen worden. In dem Boden sind die sackartigen oben und unten geschlossenen Behälter a befestigt, in welchen die kurzen Rohre b bis fast an den Boden hineinreichen und aus welchen die Rohre c bis über das Wasserniveau mit ihren umgebogenen Enden c' reichen. Das in die Behälter a durch die Rohre b eintretende Wasser kann diese nur zum Teil füllen, während oben Luft stehen bleibt, die beim Heißwerden sich ausdehnt und das eintretende Wasser nach außen schleudert und dadurch den Kochprozeß bedeutend befördert. — Kl. 13. Nr. 39818. John Gamgee in London.

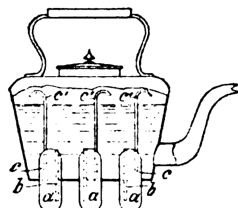


Fig. 2. Kochkessel.

Zopfhalter (Fig. 3 u. 4). Ein herrlicher Schmuck ist für junge Damen ein langer Margaretenzopf von echtem Haar. Aber dieses seltene Geschenk der Natur ist für die Trägerin auch mit Unannehmlichkeiten verbunden. Vor allem leiden die Kleidungsstücke durch das dem Haar anhaftende Oel bedeutend, weshalb viele Damen es vorziehen, lieber das Gewicht der Haare durch Aufstecken auf das Haupt wirken und die natürliche Zierde zu eigenem und anderer Verdruß nicht in vollem Maße glänzen zu lassen. Um diesem traurigen Uebelstand abzuhelfen, empfiehlt es sich, den in Fig. 4 dargestellten Zopfhalter zu benutzen, welcher außerdem der Haarflechte als eleganter Schmuck dienen kann. Der Halter besteht aus den beiden ovalen Ringen AA', welcher den anderen Schmuckgegenständen entsprechend sein kann, mit den beiden beweglichen Haarnadeln DD'. Letztere werden in die weiche Haarfülle eingesteckt und diese durch Anlegen der beiden Klammern CC' an der inneren Seite der Ringe festgehalten. Hierdurch ist eine Berührung des Haares mit der Taille unmöglich gemacht. — Kl. 3. Nr. 40052. William Kramer in Kattenstroth bei Gütersloh.

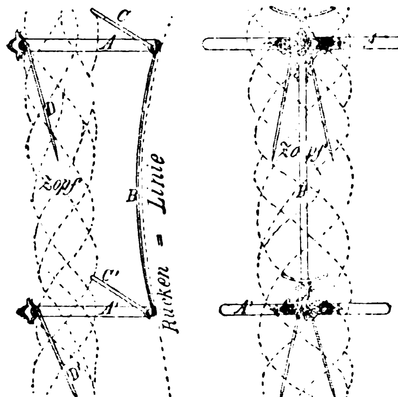


Fig 3. Zopfhalter. Fig. 4.

Fliegenfänger (Fig. 5). Recht aufdringliche Gäste in unserem sonst traulichen Heim sind die Fliegen und manche angenehme Siesta in schwüler Sommerhitze wurde durch ihr unermüdliches Gesumme und Gebrumme zur Qual; es erscheint daher der Vertilgungskrieg der gequälten Menschen nur gerechtfertigt. Besonders an dem Lieblingsaufenthalt ihrer Opfer, an den Fensterscheiben, bietet sich Gelegenheit, diesen beizukommen. Die hier beschriebene einfache Einrichtung scheint zu diesem Zweck die Höllenmaschine zu vertreten. Eine Rinne A aus Messing-, Nickel- oder anderem Blech, welche der Zimmerausschmückung entsprechend ausgestattet sein kann, wird auf irgend eine bequeme Weise an dem Rahmen der Fensterflügel angebracht, hier z. B. durch Einhaken auf die Stifte D, und zwar so, daß die Rückwand sich an das Fensterglas B anlehnt. Sowohl die Rück- als die Vorderwand ist mit nach innen vorspringenden Rändern A' versehen, während der Trog mit Fliegengift oder mit einer klebrigen Flüssigkeit gefüllt wird. Die auf der Fensterscheibe herumtollenden Fliegen gelangen leicht in den Trog, um nie wieder ihre unmusikalischen Flügelinstrumente zum Schrecken der Ohren und Nerven der Zimmerbewohner zu gebrauchen. — Kl. 45. Nr. 40471. Zach. Fred. Xevers in San Francisco (Kalifornien).

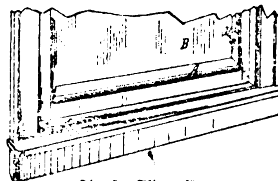


Fig. 5. Fliegenfänger.

Das Grillparzerdenkmal in Wien.

Am 23. Mai ist die Hülle von dem Grillparzerdenkmal gefallen und ist dasselbe dem Volke zugänglich gemacht worden — in den Abendstunden freilich nur gegen Eintrittsgeld. Da haben wir einmal wieder die Bescherung. Wien besaß den Dichter, der eines Denkmals würdig, es besitzt Künstler, die fähig sind, ein solches Denkmal auszuführen, es besitzt den Volksgarten, der schon durch seinen Namen ausersehen ist, dieses Denkmal aufzunehmen, aber — nun kommt das berüchtigte nisi. Der Kaffeehauswirt, welcher Konzerte im Volksgarten veranstaltet, hat ein altes Privilegium, noch von Zeiten des Kaisers Franz her; er darf einen Teil des Parkes absperren und während der Abendstunden ein Eintrittsgeld von jedem verlangen, der diesen Teil des Gartens betreten will. Nun hat auch unser Grillparzerdenkmal — glauben Sie nicht, daß wir einen schlechten Witz machen — das Denkmal hat seinen Platz in demjenigen Teil des Volksgartens erhalten, den das Volk nur mit Bewilligung des Herrn Szabo betreten darf. Zwar bleibt das Kunstwerk tagsüber zugänglich; aber wer hat tagsüber Zeit? Zwar veranstaltet Herr Szabo nur im Sommer Konzerte, aber im Winter werden die Skulpturen zum Schutze gegen die Unbilden des Wetters verhüllt! Es mag also für den Kunstfreund, welcher das Denkmal in Abendbeleuchtung genießen will, das klügste sein, nachzugeben und das verlangte Eintrittsgeld an Herrn Szabo zu entrichten.

Unser Grillparzerdenkmal besitzt eine eigenartige Anordnung. An eine, als Hauptportal charakterisierte Nische, in welcher die Figur des Dichters sitzt, schließen sich in symmetrischer Biegung Marmorwände an, die im Innern mit Reliefs aus den Dramen Grillparzers geziert sind. Unterhalb dieser Reliefs zieht sich nun eine Steinbank hin, und der Künstler hat es sich in seiner naiven Einbildungskraft jedenfalls sehr schön vorgestellt, wenn im Volksgarten der reiche Genußmensch und der arme Idealist friedlich nebeneinander sitzen, in der Bewunderung des Schönen vereint. Wie anders gestaltet sich jedoch die Sache in der Praxis! Der Volksgarten ist ein Belustigungsort, insbesondere für Kinder; zahlreiche Ammen, Bonnen und Erzieherinnen werden mit ihren Schützlingen von den Eltern in diesen Garten gesendet. Nun fürchtet man, irgend eine Kindsfrau könne sich auf der Steinbank des Denkmals niederlassen und dadurch den Eindruck zerstören. Vielleicht fürchtet man auch die Beschmutzung des Marmors und die Beschädigung der Reliefs durch Bosheit oder Unachtsamkeit. Kurz und gut, als wir zwei Tage nach der Eröffnung das Denkmal besichtigten — wir kamen aus Furcht vor der Absperrung um 12 Uhr mittags, obwohl die Beleuchtung zu dieser Stunde am schlechtesten ist — sahen wir eine Schnur gezogen, welche den Eintritt in die Nische unmöglich macht. Höflich frugen wir den diensthabenden Wächter, ob dieser Strick dem Denkmal erhalten bleibe, worauf der Mann ebenso höflich erwiderte: „Nein, derselbe wird durch ein Gitter ersetzt werden.“ Nun, dem menschenscheuen Grillparzer, der ja ein Gegner von Dichtermonumenten war, mag es recht sein, daß sein Steinbild vor der Berührung der Menschen gesichert ist, aber für die Künstler mag es ein sonderbares Gefühl sein, ein Denkmal geschaffen zu haben, welches in den Nachmittagsstunden für die Bevölkerung abgesperrt wird, und eine Bank an diesem Denkmal angebracht zu haben, auf der sich niemand niedersetzen darf.

Es ist ja möglich, daß solche Vorsichtsmaßregeln zum Schutze des Kunstwerks erforderlich sind, aber es ist schade, daß man nicht früher daran gedacht, und bei der Ausführung des Monumentes darauf Rücksicht genommen hat. Zeit war ja genug vorhanden!

Das Grillparzerdenkmal hat eine Entstehungsgeschichte von zwölf Jahren. Infolge eines allgemeinen Preisausschreibens wurden im Jahre 1877 nicht weniger als 27 Entwürfe für ein Grillparzerdenkmal im österreichischen Museum ausgestellt. Unter diesen 27 Skizzen befand sich eine, welche vollständig mit der bestehenden Schablone brach. Die Denkmäler des 19. Jahrhunderts, insbesondere diejenigen für Dichter und Künstler, sehen sich ja alle zum verwechseln ähnlich. Ueberall steht oder sitzt der Gefeierte einsam auf seinem Sockel, höchstens umgeben von Genien, welche ihm einen Lorbeerkranz oder sonstige Embleme des Ruhmes darreichen. Solch langweilige Huldigung war nicht nach dem Geschmack des damals jugendlichen Rudolf Weyr, eines hochbegabten Künstlers, der mittlerweile durch sein Bacchus-Relief an der Vorderseite des neuen Burgtheaters und durch seine ausschmückenden Skulpturen im naturhistorischen Museum glänzende Proben seines Könnens gegeben hat. Rudolf Weyr erinnerte sich an die antike Exedra, setzte den Dichter in ein offenes Portal, an welches sich zu beiden Seiten in symmetrischer Biegung Marmorwände anschließen. Im Innern dieser Marmorwände sind nun die Hauptgedanken Grillparzers bildnerisch festgehalten, so daß der Dichter gleichsam inmitten seiner dichterischen Gebilde sitzt. Das war ein glücklicher Gedanke und er verhalf dem Werke zum Sieg! Rudolf Weyr, Karl Kundmann und Edmund Hellmer erhielten die drei ausgesetzten Preise, und dem ersteren wurde die Ausführung des Denkmals übertragen. Nun hatte aber Kundmann eine Figur Grillparzers skizziert, welche in so unübertrefflicher Weise menschliche Aehnlichkeit mit seelischer Vertiefung und geistiger Bedeutung vereinigte, daß der Ausschuß seine Aufgabe am besten zu erfüllen glaubte, wenn er die beiden Bildhauer Kundmann und Weyr zur gemeinsamen Arbeit anregte. Die Bemühung gelang. Die Künstler willigten ein und schufen auf solche Art nicht nur ein gemeinsames, sondern auch ein einheitliches Kunstwerk.

Auch ein Dritter hat sich in segenbringender Weise an der Arbeit beteiligt, indem er den architektonischen Aufbau besorgte. Es ist Baron Hasenauer, der Schöpfer des neuen Burgtheaters und der beiden Hofmuseen. Seine Aufgabe war weniger dankbar und weniger ruhmvoll als diejenige der beiden Bildhauer, aber sie war nicht minder schwierig und nicht minder wichtig. Es galt, das Denkmal auf die Hauptachse des neuen Burgtheaters zu konstruieren, so daß der Dichter dem kaiserlichen Schauspielhause sich zuwendet; es galt ferner, dem Werk den Eindruck edler Ruhe und klassischer Vornehmheit zu sichern und dasselbe andererseits doch vor der Wirkung eines Grabmals zu bewahren. Alles dies ist glänzend gelungen!

Eine wohlthätige Aenderung hat Weyrs Entwurf dadurch erfahren, daß Grillparzer nicht, wie es in der Absicht des Bildhauers lag, in einem offenen Portale sitzt oder unter einem säulengetragenen Dache, sondern daß sich die Rückwand hinter ihm geschlossen hat, womit die Form einer Nische erreicht wurde. Dadurch ist der einheitliche und behagliche Eindruck gewonnen, welchen das Denkmal nunmehr hervorbringt. Kundmanns Figur scheint ja ganz besonders für einen geschlossenen Raum gedacht.

Da sitzt der Dichter, dessen Persönlichkeit noch so viele Lebende kannten, in gebeugter Haltung, sinnend, und gleichsam auf die Stimme seines Innern lauschend. Und durch diesen sinnenden, gedankenvollen Ausdruck ist zugleich die richtige Beziehung zu den Reliefs hergestellt, welche auf beiden Seiten die gekrümmte Marmorwand zieren. Links Hauptszenen aus den romantischen Dramen: „Ahnfrau“, „Traum ein Leben“ und „Ottokars Glück und Ende“; rechts solche aus den antiken Dramen: „Sappho“, „Medea“ und „Des Meeres und der Liebe Wellen“. Obgleich nun die Reliefs durch glatte Marmorsäulen geschieden sind, stellen sich doch je drei als gemeinsam gedacht und einheitlich komponiert dar. Links sehen wir drei Innenräume: die Halle im Schlosse des Hauses Borotin, das Schlafgemach Rustans und die Huldigung Ottokars vor Rudolf von Habsburg. Auf der rechten Wand gibt das Meer die künstlerische Verbindung. Sappho nimmt Abschied von Phaon, und Hero findet die Leiche des Leander am Strande; zwischen diesen beiden Szenen, gleichsam als Insel aus dem Meere hervorragend: Medea, wie sie vergebens ihre Kinder zu sich ruft.

Weyr hat mit diesen Reliefs Darstellungen der leckersten Art geschaffen! Nirgends ängstliches Festhalten an den bestehenden Gesetzen; überall gilt ihm die Wirkung als das Hauptgebot. Auch auf das Material und auf die zu fürchtenden äußeren Einflüsse nimmt Weyr wenig Rücksicht, und es ist daher ein glücklicher Vergleich, wenn man ihn den Makart unter den Bildhauern nennt.

Der Giebel, welcher sich auf der Mittelnische aufbaut, ist mit Amoretten gefüllt, die eine Steintafel mit der Aufschrift „Grillparzer“ halten. Diese Arbeit scheint dem Bildhauer weniger Vergnügen gemacht zu haben, insbesondere finden wir den auf der Steintafel stehenden Lorbeerkranz nicht glücklich plaziert. Doch wir wollen uns nicht selbst durch kleine Nergeleien und durch kritische Zersetzung den Genuß am Ganzen zerstören. Nochmals: Oesterreich kann stolz darauf sein, einen Dichter besessen zu haben, der eines solchen Denkmals würdig ist, und es kann froh sein, Künstler zu besitzen, die ein solches Denkmal würdig ausführen konnten. Ein Gedanke jedoch trübt unsere Freude: die Kosten des Monumentes haben mehr als 100000 Gulden betragen. Wenn doch Grillparzer etwas davon gehabt hätte!

Der unsichtbare Gnom.

Von

Alexander.

Wir wollen diesmal ein Kunststück beschreiben, dem freilich ein ziemlich hohes Alter zur Seite steht, das aber im allgemeinen beinahe in Vergessenheit geraten ist, und

ebensosehr durch seine leichte Ausführbarkeit, sowie durch seine überraschende Wirkung bei allen Dilettanten und jungen Zauberlehrlingen gewiß eine willkommene Aufnahme finden wird, zumal dasselbe Gelegenheit bietet, den Scherz in mannigfacher Weise zu verändern und auszudehnen.

Diesmal müssen wir jedoch, um die Sache besser zur Erklärung zu bringen, eine kleine erzählende Einleitung, die jeder nach seinem Geschmacke ändern kann, möglichst gedrängt mit in den Kauf geben.

„Gewiß haben die geehrten Anwesenden," beginnt der Zauberer, „aus den in der Jugendzeit gelesenen Märchen in der Erinnerung, daß es ‚Gnomen' oder ‚Erdgeister' gegeben, welche die wundersame Eigenschaft besaßen, sich unsichtbar machen zu können. Von mancher Seite wurde die Thatsache, namentlich im reiferen Alter, angezweifelt, obgleich es gedruckt zu lesen war; aber meine Herrschaften, die Sache ist doch nicht so ganz ohne; es hält nur schwer, die nähere Bekanntschaft eines solchen kleinen Berggeistes zu machen, oder gar in Besitz eines solchen zu gelangen. Das letztere ist aber nur möglich, wenn man im Besitz einer besonderen geheimen Wissenschaft ist, vermöge deren, sobald der Aufenthalt erspäht ist, man es in der Gewalt hat, einen solchen an sich zu bannen. Ich bin so glücklich gewesen, dies zu erreichen, und werde Ihnen davon sofort einen Beweis geben!"

Der Künstler zeigt nun die beiden leeren Hände, hält die rechte Hand hoch, um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, bringt dann dieselbe zur Linken herab, die mittlerweile halb geschlossen ist (er hat nämlich, während er auf die rechte Hand die Aufmerksamkeit lenkte, eine auf dem Schoße liegende 3 bis 4 Zoll große Figur, in der Gestalt eines Gnomen, siehe nebenstehende Figur, in der linken Hand verborgen) und umgibt dieselbe mit der rechten Hand, bläst langsam darauf und wünscht das Erscheinen des Erdgeistes, der sich nun innerhalb der beiden Hände präsentiert und den er, da Arme und Beine beweglich sind, vor sich auf den Tisch setzt oder stellt.

Jetzt fährt er fort: „Dieser kleine Gnom ist meinem Willen vollständig unterthan, und vermöge seiner Eigenschaft, sich unsichtbar machen zu können, in der Lage, nach allen Richtungen hin, selbst in die größte Ferne, mit Blitzesschnelle Botschaften auszuführen und Kundschaften zu unternehmen. Zunächst soll er Ihnen nun einen Beweis von seiner Fähigkeit, sich unsichtbar zu machen, geben. Der kleine Regenmantel hier, der die Stelle von Fausts Zaubermantel vertritt, hilft ihm bei der Ausführung seiner Reise. Ich hänge denselben über ihn, so daß er oben hervorschaut. (Der Künstler hat die Figur mit der Linken in den kleinen Sack oder Mantel gesteckt, so daß sie oben aus der Oeffnung hervorsieht. Um dieselbe erforderlich bewegen zu können, hat er jedoch die rechte Hand mit in den Sack gesteckt.) „Und nun," fährt er fort (indem er die Figur nach links und rechts bewegt), „will er die Gesellschaft erst gehörig in Augenschein nehmen. Ach! was flüsterst du denn?" (hält die Figur an sein Ohr). „Du hast kein Geld zur Reise bei dir; dem soll abgeholfen werden" (greift mit der rechten Hand in die Tasche, als ob er Geld herausnähme, und bringt die Hand wieder unter den Mantel). „So, hier ist alles, was du wünschest; jetzt empfiehl dich den Herrschaften und verschwinde." — Der Kopf wird in den Sack gezogen, und ohne daß der Agierende die Hände und Arme, welche auf dem Tische ruhen, fortbewegt, zieht er die Hände hervor, drückt den kleinen Mantel bis zur Größe einer Nuß zusammen, schlägt damit auf den Tisch u. s. w. und zeigt, daß der Gnom verschwunden ist. Nach einiger Zeit bringt er jedoch die Hand wieder unter obligaten Redensarten in den Sack, läßt die Figur sofort wieder zum Vorschein kommen, um sie alsbald wieder verschwinden zu lassen. Diesmal aber übergibt der Künstler den leeren Mantel der Gesellschaft zur näheren Untersuchung.

„Wie Sie sehen, meine Herren und Damen, der Gnom hat jetzt wieder seine unsichtbare Reise angetreten, und da er mir zugeflüstert, wohin er sich begebe, so kann ich Ihnen die Mitteilung machen, daß er in die Tasche jenes am Ende des Tisches sitzenden älteren Herrn spaziert ist." Es wurde nachgesehen und in der That fand sich zum allgemeinen Ergötzen die Figur an dem bezeichneten Platze vor. Ein guter Freund war ihm dabei behilflich gewesen, da er noch eine zweite ähnliche Figur besaß.



Der unsichtbare Gnom.

Aufschluß: Die Figur, in der bekannten Gnomengestalt (siehe Fig.), von Holz oder dergleichen gearbeitet, ist 3 bis 4 Zoll hoch, hat bewegliche Arme und Beine, wie man sie häufig in den Spielwarenhandlungen vorfindet. Der Kopf nebst Hals ist jedoch mit dem Rumpfe nur vermittelst eines kleinen Zapfens verbunden, so daß er leicht abgenommen werden kann. Während nun der Zauberer die beiden Hände unter den Sack bringt, löst er den unteren Teil des Körpers von der Figur ab, schiebt die Beine in die Höhe und steckt unter dem Vorgeben, Reisegeld zu holen, denselben entweder gleichzeitig in die Tasche oder läßt ihn einstweilen auf den Schoß fallen, da das Kunststück meistens sitzend ausgeführt wird. — Der Sack oder Mantel, circa $6\frac{1}{2}$ Zoll lang und 5 Zoll weit, ist, wie angedeutet, oben offen, sonst aber seitwärts zusammengenäht und hat innerhalb, nach der oberen Oeffnung zu, rings einen taschenförmigen $1\frac{1}{2}$ Zoll tiefen Ansatz im Futter, in welchen man mit Leichtigkeit den Kopf, sobald er hereingezogen ist, verbergen kann, und der wegen seines geringen Umfanges beim Zusammendrücken des Mantels nicht bemerkt wird. Das zweite Mal, wenn der Gnom wieder zum Vorschein kommen soll, nimmt man den Kopf aus der Tasche und zeigt ihn wie vorher, es wird dann jeder glauben, die ganze Figur vor sich zu sehen; wird er dann erneut zurückgezogen, so behält man ihn einfach in der Hand und übergibt den leeren Mantel den Zuschauern zur Besichtigung.

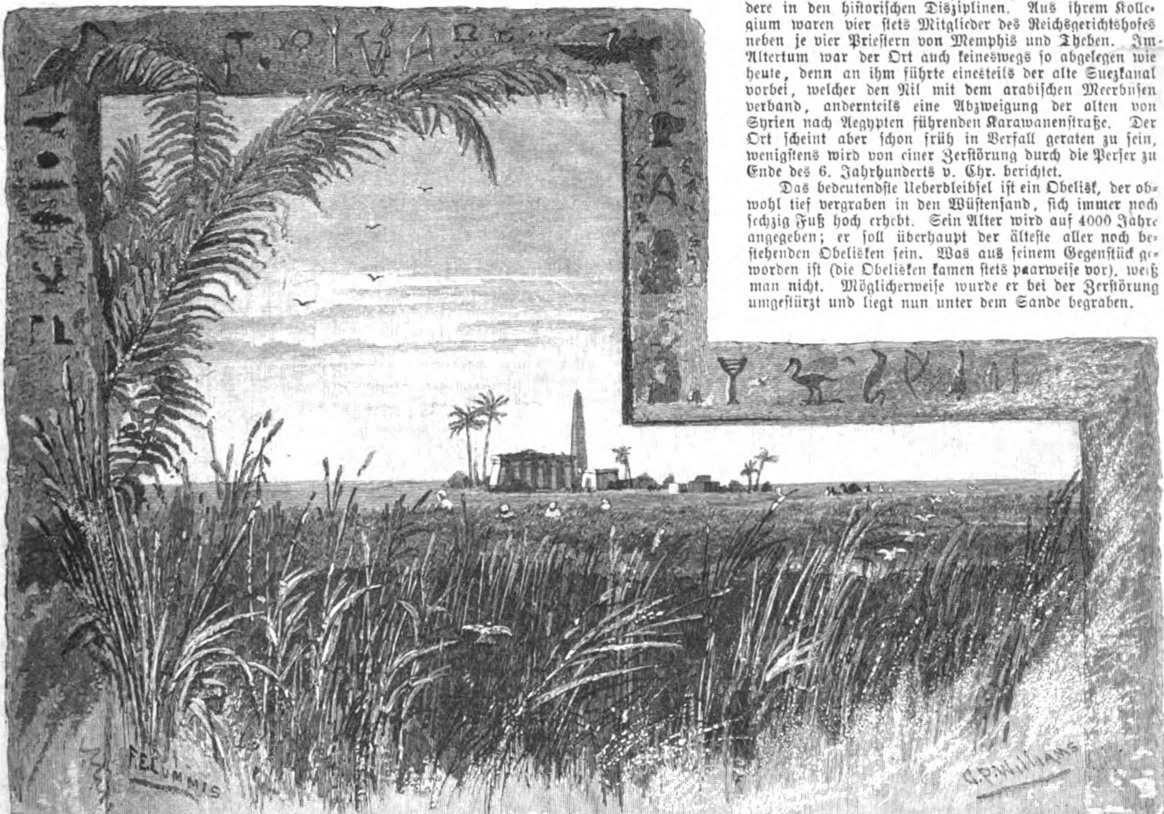
Daß natürlich die Figur jede andere Gestalt, die Erzählung eine beliebig andere Form haben kann, sowie, daß man dieselbe, d. h. die zweite, an jedem geeigneten Platze vorher verstecken kann, ist selbstverständlich.

Heliopolis.

Unweit des Dorfes Matarieh, an der Mündung des von dem Damiette-Arm des Nils abzweigenden Asmumkanals in den Mensalehsee in Unterägypten, erheben sich in einsamer Majestät die Ruinen von Heliopolis, bestehend aus einigen Tempeltrümmern und einem Obelisk. Ein halbes Dutzend Palmen verleihen dem an sich toten Bilde einiges Leben, während die es umgebende Totenstille hin und wieder durch den Schrei eines Wasservogels aus dem Schilf des Sees unterbrochen wird. Zuweilen verirren sich auch einige Jäger, die auf dem See jagen, in diese Oede, die vor mehreren tausend Jahren den Mittelpunkt eines großartigen Sonnenkultus bildete.

Pa-Ra, die Stadt des Ra, heißt der Ort hieroglyphisch, der im Alten Testament als On und Anu vorkommt. Ra war die aus der Urgottheit Ptah hervorgegangene Hauptgottheit der alten Aegypter, von dem später die meisten anderen Gottheiten abgezweigt wurden. Er war der Sonnengott und hatte an der in Rede stehenden Stelle seinen bedeutendsten Tempel. Je nach den verschiedenen Stadien der Sonne hatte diese Gottheit auch verschiedene Gestalten und Namen. Bei Sonnenaufgang hieß er Har-em-chuti, in den Mittagsstunden trat der Name Ra in seine Rechte, beim Untergang wird er als Greis mit dem Namen Tum gedacht. Das unterirdische Verbindungsglied zwischen Har-em-chuti und Tum ist Kneph. Eine spätere Gestaltung des Ra ist auch Osiris. Dem Ra waren heilig der Sperber, der hellfarbige Stier, Mnevis genannt, und Löwen von heller Färbung. In seinen Kultuskreis gehört auch der fabelhafte Vogel Phönix, der, aus Osten kommend, wohl nichts anderes ist, als eine Versinnbildlichung der Sonne, die alles immer wieder neu belebt, wenn auch ihr Brand oft Verdorrung herbeiführt. Nach der am meisten gangbaren Sage verbrannte sich der Phönix von Zeit zu Zeit, ungefähr alle 600 Jahre, auf einem Scheiterhaufen, aus dessen Asche er neu verjüngt emporstieg. In der späteren christlichen Poesie erscheint der Phönix als Sinnbild der Wiedergeburt und der Ewigkeit überhaupt; in diesem Sinne kommt sein Bild auch auf den Münzen oströmischer Kaiser vor. Die Priester des Ra standen im Rufe hoher Gelehrsamkeit, insbesondere in den historischen Disziplinen. Aus ihrem Kollegium waren vier stets Mitglieder des Reichsgerichtshofes neben je vier Priestern von Memphis und Theben. Im Altertum war der Ort auch keineswegs so abgelegen wie heute, denn an ihm führte einesteils der alte Suezkanal vorbei, welcher den Nil mit dem arabischen Meerbusen verband, anderteils eine Abzweigung der alten von Syrien nach Aegypten führenden Karawanenstraße. Der Ort scheint aber schon früh in Verfall geraten zu sein, wenigstens wird von einer Zerstörung durch die Perser zu Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. berichtet.

Das bedeutendste Ueberbleibsel ist ein Obelisk, der obwohl tief vergraben in den Wüstensand, sich immer noch sechzig Fuß hoch erhebt. Sein Alter wird auf 4000 Jahre angegeben; er soll überhaupt der älteste aller noch bestehenden Obelisken sein. Was aus seinem Gegenstück geworden ist (die Obelisken kamen stets paarweise vor), weiß man nicht. Möglicherweise wurde er bei der Zerstörung umgestürzt und liegt nun unter dem Sande begraben.



Heliopolis.



Im Wald.

O Wald, wie gütig bist du doch,
Nach Beeren schenkst du Pilze noch!
Schon hat das Kind gefüllt sein Tuch,
Noch diese zwei, dann ist's genug.

Es kniet, umnickt von Farrenkraut,
Wo weiches Moos sich aufgebaut,
Und wie sich's nach den Pilzen bückt,
Da, horch! was naht? das Kind erschrickt.

Kein Wunder! fühlt sich's doch allein,
Es fallen ihm die Märchen ein.
Vom Wolfe, der Rotkäppchen fraß
Und von der Hex' mit langer Nas'.

Und jetzt! — was gluckst mit dumpfem Ton?
Ei sieh! Eichkätzchen klettert schon
Von Ast zu Ast herab geschwind
Und lugt neugierig nach dem Kind.

Keins wagt dem andern sich zu nah'n,
Sie blicken sich verwundert an. —
Auf grünem Grund voll Sonnenschein
Ein Märchenbild im stillen Hain. —

Julius Sturm.

Unsere Reisezeitung.

Von

F. W. Soukup.

In die Karpathen! Wenn wir anläßlich der erfolgten Wiedereröffnung der Reisesaison darüber nachdenken, wo wir heuer die karg bemessenen Stunden der Ferien- oder Urlaubsmuße zubringen sollen, wenn wir alle die schönen Stationen und Touren im Geiste Revue passieren lassen, so ist es wohl nicht mehr als billig, wenn wir dabei auch jener gesegneten Landschaften gedenken, die bei der Verteilung des Touristenverkehres noch so gar stiefmütterlich wegkommen.

Eine solche Landschaft ist das weite Gebiet der **Karpathen**. Man mag von **Wien** kommen und durch das **Waagthal** fahren, oder von **Oderberg** sich mit der Eisenbahn nach **Csorba** oder **Poprad** führen lassen, oder von **Budapest** oder **Krakau** her an den Fuß der Karpathen gelangen, immer wird man von der wahrhaft wunderbaren Schönheit des Gebirges überrascht und befriedigt sein.

Das **hochromantische Waagthal** mit seinen vielen sagenhaften Burgen und Ruinen, die betriebsamen **oberungarischen Städte**, die alte deutsche **Zips**, die frischaufstrebenden, wetteifernden **oberungarischen Badeorte**, die reichen, interessanten **Bergwerke** im Gömörer und Sohler Komitate, das eigenartige **Zigeuner- und Slowakenleben**, die in Europa einzig dastehenden Wunder der **Dobschauer Eishöhle** und der **Baradba**, der **Aggteleker Tropfsteinhöhle**, bieten herrliche, bequem zu erreichende Sehenswürdigkeiten.

Und der ewig schöne Gebirgsstock der **Zentralkarpathen**, die **Hohe Tatra**, was bergen sie für erhabene Naturschönheiten. Wer einmal die Pracht der **Karpathenthäler**, die liebliche Schönheit der sagenhaften **Meeraugen** bewundert, wer einmal auf den galizischen Almen das Geläute der weidenden Herden gehört, der kehrt immer wieder hierher zurück. —

Reisende und Touristen in allen Landen vernehmet den Ruf: **Auf in die Karpathen!** Das Gebirge verdient es, daß man ihm einen Besuch mache.

Wir beschränken uns für heute darauf, diese Anregung zu geben und wollen hoffen, daß dieselbe auf fruchtbaren Boden falle.

Der Raum gestattet uns nicht, an dieser Stelle mehr zu sagen, im Interesse der Sache und des Zweckes erklärt sich jedoch der Redakteur dieser Rubrik, Herr **Richard Wilhelm Soukup** in **Wien I, Hohenstaufengasse 9**, gerne bereit, denjenigen unserer geschätzten Leser, die sich für den Gegenstand interessieren, etwa die gewünschte eingehendere Aufklärung aus Gefälligkeit brieflich zu geben.

Im Karst in der Nähe von **Brunndorf** bei Laibach hat sich, ohne jegliche Erderschütterung, in der ersten Maiwoche ein etwa 300 m tiefer Schacht mit einem Umfange von 20 m plötzlich geöffnet, ohne daß früher irgendwelche Anzeichen für das Vorhandensein einer Höhle wahrgenommen worden wären.

Erdbeben. In der Feldtelegraphenstation **Plevlje** in Bosnien wurde am 9. Mai um $3^{3}/_{4}$ Uhr nachts ein starkes wellenförmiges Erdbeben wahrgenommen, welches 3 Sekunden andauerte und die Richtung von West nach Ost hatte.

Die neuentdeckte Tropfsteinhöhle bei Erlach in Niederösterreich ist nun vollständig bequem zugänglich gemacht und am 5. Mai eröffnet worden.

Durch die Dolomiten zwischen den Thälern Fleims und Fassa soll eine gute Fahrstraße hergestellt werden; dieselbe soll von der Eisenbahnstation Blumau bei Bozen ausgehen und durch das schöne Tiersthal und über den Karerpaß (1750 m) nach Vigo di Fassa im Fassathale führen. Bis jetzt existiert keine gute Straßenverbindung zwischen dem Etsch- und Eisackthale, es wäre darum sehr zu wünschen, daß das Projekt des Straßenbaues zur Ausführung gelange.

Die k. k. priv. Südbahngesellschaft hat für die via Spielfeld-Purkla nach **Gleichenberg** Reisenden neuerliche Begünstigungen geschaffen. Auf sämtlichen Südbahnstationen werden bedeutend ermäßigte Saison-, Tour- und Retourkarten ausgegeben, deren Gültigkeit auf die Länge des Aufenthaltes in Gleichenberg erstreckt werden kann und berechtigen diese Karten zur Benützung eines Sitzplatzes in dem zwischen Purkla und Gleichenberg verkehrenden Gesellschaftswagen ohne weitere Aufzahlung.

Die Aspangbahn hat für Fahrten nach dem Pittenthale bedeutende Fahrpreisermäßigungen zugestanden. Wir wünschen aufrichtig, daß durch dieses Entgegenkommen zur Hebung des Verkehres in den schönen Gegenden an der Aspangbahn beigetragen werde.

Durch die Schlucht zwischen Lassach-Rabisch und Mallnitz soll längs des Mallnitzbaches ein neuer Weg hergestellt werden.

Die Hinterbärenbadhütte im Kaiserthale ist seit 2. Mai wieder eröffnet und bewirtschaftet.

Das Schiestlhaus am Hochschwab wird seit den Pfingstfeiertagen wieder bewirtschaftet.

Die Maria Theresia-Schutzhütte am Triglav wird von ihrem jetzigen Standorte an einen nahegelegenen, den Schneeansammlungen weniger ausgesetzten Ort übertragen.

Die Reißthalerhütte auf der Raxalpe ist am 26. Mai eröffnet worden.

Die Dampfschiffahrt auf dem Wörthersee ist am 29. Mai wieder aufgenommen worden.

Verunglückt: Wladislaus Graducewky aus Slotowo in Westpreußen am 29. April auf dem Wendelstein.

Von mechanischen Aeußerungen der menschlichen Willenskraft.

Diese Ueberschrift wird der Mehrzahl unserer freundlichen Leser zunächst ein bedächtiges Kopfschütteln und ein ungläubiges Lächeln abzwingen und daß dem also sein wird, nehmen wir ihm nicht übel. Doch laden wir ihn ein, „trotz alledem" das nachbeschriebene Unterhaltung gewährende Experiment wenigstens „einmal" mitzumachen und dann — ja dann wird das Lächeln wohl auf unserer Seite sein.

Der geneigte Leser zeichne sich also vor seinem Sitze, entweder auf die Tischplatte oder auf ein Stückchen Papier, mit freier Hand und mit beliebigem Zeichenmaterial einen Kreis von der Größe unserer Fig. 1, ziehe durch das Zentrum desselben eine beliebige Anzahl Durchmesser und nummeriere diese, ohne damit an eine Ordnung gebunden zu sein. Sodann werde ein Fingerring oder ein ähnlicher Gegenstand an einen Faden befestigt, so zwar, daß der Ring, wenn der Faden mit Daumen und Zeigefinger bei aufgestütztem Ellbogen erfaßt wird, etwa in 1 cm Höhe pendelartig über der Tischplatte schwebt.

Fig. 1.

Soll das Experiment gemacht werden, wird der Faden (s. Fig. 2) mit den Fingerspitzen (nicht mit der ganzen Fingerdicke) so scharf als möglich so erfaßt und über den Kreis gehalten, daß die Stellung des Ringes in etwa oben angedeuteter Höhe genau über dem Kreiszentrum liegt. Nun bestimme man entweder selbst oder lasse sich von seinem Nachbar angeben, in welcher Durchmesserrichtung, ob von 1 zu 2, 4 zu 3 u. s. w. der Ring zu schwingen beginnen soll, und bringe, indem man das Auge unausgesetzt auf die Figur richtet, Ellbogen und Hand aber in möglichst ruhiger, doch ungezwungener Haltung sich befinden, diesen Willen im stillen recht energisch zum Ausdruck. Unter Umständen wird der Ring fast eine Minute lang in seiner ursprünglichen Stellung über dem Kreiszentrum verharren, plötzlich aber, erst fast unmerklich, dann stärker, schließlich ausgesprochen und kräftig in der erwünschten und gedachten Richtung schwingen. Mehr noch: der Ring wird unter ganz den gleichen Bedingungen auch im Kreise, nach rechts und links schwingen, bei plötzlich sich ändernder innerer Verstellung sogar in seinen Schwingungen innehalten und einer neuen Willensäußerung folgend, wenn erwünscht, den entgegengesetzten Weg einschlagen.

J. K . . ck.

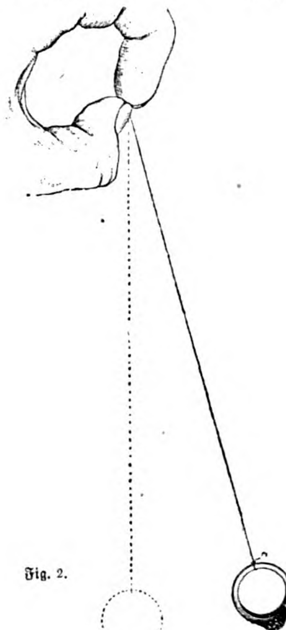


Fig. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda. — Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.



Familienfreude. Von Hugo Kauffmann.



Der Monterosa vom Gorner Grat aus (S. 1446).

Gebirgscharaktere.

Von

R. v. Lendenfeld.

Unsere Erde ist im Innern viel heißer als an der Oberfläche. Sie kühlt sich durch Ausstrahlung der Wärme nach dem kalten Weltraum fortwährend ab, und mit der Temperaturabnahme geht eine Zusammenziehung ihres ganzen Gefüges Hand in Hand. Leicht folgt der heiße, breiartige oder flüssige Kern diesem Zuge nach dem Schwerpunkte in der Mitte des Erdballs, doch widerstandsfähiger erweist sich die durch Abkühlung hart gewordene Kruste. Einem mächtigen Gewölbe gleich erhebt sie sich über den weicheren Kern, der darunter hinabsinkt. Der Unterstützung beraubt, muß nun dieses Gewölbe sich selber tragen, und sein ganzes Gewicht, welches an jedem Punkte in Form einer Zentripetalkraft auftritt, verwandelt sich, wie bei jedem anderen Gewölbe, in einen mächtigen tangentialen Druck. Die Felsen, aus denen die Erdrinde besteht, können diesem Drucke nicht widerstehen, sie falten und beugen sich, brechen auch wohl und werden wie Schollen übereinandergeschoben. So entstehen weit ausgedehnte Systeme von nahe aneinander liegenden parallelen Falten und Brüchen: die Erdrinde schafft sich Raum und große Schollen sinken hinab in die Tiefe. Hochauf ragen die synklinalen Falten und Bruchränder der übereinandergeschobenen Schollen und bilden Gebirgsketten. Die Gebirgsbildung geht stets vor sich: mit jedem Erdbeben — außer den vulkanischen — rücken die Schollen an den Brüchen vor, während die Falten allmählicher und ohne Erschütterung des Erdbodens durch den konstant wirkenden Seitendruck emporgerichtet werden.

In der Regel sind es große tafelförmige und ursprünglich horizontal ausgebreitete Sedimentgesteine, welche durch den Seitendruck zerknittert und in Gebirgsketten verwandelt werden; doch kann es vorkommen, daß Felsmassen sich ursprünglich in Gestalt von steilen Bergen bilden, wie die Korallenriffe, und bloß der Trockenlegung, nicht aber einer Faltung bedürfen, um als Berge zu erscheinen.

Außerdem können durch vulkanische Ausbrüche, durch Anhäufung von Asche und Lava einzelne Berge in der Umgebung der Krater entstehen, oder auch ganze Reihen und Gruppen von Kegeln, wenn die Krater zahlreich sind.

Die beiden letzterwähnten Gebirgsarten treten hinter den durch Faltung entstandenen sehr zurück, und sie haben in der That nur einen sehr kleinen Teil der Gebirge auf unserem Planeten aufgebaut. Die Faltengebirge oder Alpenketten sind nicht selten mit Vulkankegeln und Korallenbergen associert und besonders kommen an den großen Brüchen in der Erdrinde, welche den Alpenketten entlang ziehen, häufig Reihen von Vulkankegeln vor.

Da die gebirgsbildenden Kräfte und speziell die Faltung konstant vor sich gehen, so würden die Berge allmählich bis in den Himmel wachsen, wenn nicht andere Kräfte dies verhinderten: das Wasser und die Luft scheuern fortwährend an den Flanken der wachsenden Berge und breiten das Material, aus dem sie aufgebaut sind, in den Thälern zu ihren Füßen aus. Doch hier bleibt es nicht; rastlos arbeiten Wasser und Wind an dem Transport des Gesteins und tragen es immer tiefer hinab, bis es endlich am Meeresgrunde ausgebreitet wird. Hier bildet es neue Sedimentablagerungen, die dann wieder vom Seitendrucke erfaßt, gefaltet und zu Alpenketten erhoben werden, an denen dann sogleich wieder die korrodierende Wirkung der Atmosphärilien in Aktion tritt. So steigen und sinken die Berge im Laufe der Zeiten wie die Wellen des Meeres, und nur eine Wirkung resultiert daraus: der Erdball wird konstant kleiner.

In den Gebirgen unserer Erde treten uns alle Phasen dieses Vorganges in den verschiedensten Modifikationen entgegen. Die hebende Gewalt der Faltung freilich und das stille Treiben der Korallenpolypen entzieht sich unserer direkten Beobachtung, und nur zuweilen erinnert uns der mächtige Ausbruch eines Vulkans an die positiven Faktoren, denen die Berge, wie sie vor uns stehen, ihre Entstehung verdanken.

Anders ist es mit den negativen Faktoren: mit dem Winde, der den Sand der Sahara über das Rote Meer ausstreut, mit den wildschäumenden Alpenbächen, welche wüste Haufen von Gesteinstrümmern über den fruchtbaren Thalboden ausbreiten, oder den Gletschern, die auf ihrem breiten Rücken das durch den Frost losgesprengte Gestein zu Thal tragen. In ihnen, wie in dem mächtigen Strom, der den feinen Schlamm in Gestalt eines Deltas vor seiner Mündung ausbreitet, erkennen wir die Agentien, welche stetig an der Nivellierung der Erdoberfläche arbeiten.

Wir müssen also die Gebirge als das Werk zweier autogonistischer Kräfte, einer aufbauenden und einer zerstörenden, ansehen, und die Gestalt, der Charakter eines Gebirges hängt demnach von diesen Kräften und dem Material ab, aus welchem es besteht.

Wenn wir also den Charakter eines Gebirges studieren wollen, so ist es unsere Aufgabe, die Gestalt desselben einerseits als das Resultat der Kraft, welche dasselbe aufbaute, und anderseits der den klimatischen Verhältnissen der Lokalität desselben entsprechend modifizierten Wirkung der zerstörenden Kräfte auf das Gestein, aus dem es besteht, hinzustellen.

In jedem gegebenen Falle wird es daher darauf ankommen, den geologischen Bau des Gebirges und die meteorologischen Verhältnisse seiner Lokalität zu studieren.

Ich will mich nun bemühen, an einem konkreten Beispiele, welches als ein Typus angesehen werden kann, dies durchzuführen.

Es gibt keinen Gebirgszug, an welchem der Bau der Zentralalpen besser verfolgt werden kann als an jenem Kamme, der, vom Balmenhorn nach Norden streichend, einige der höchsten Gipfel in den Alpen trägt.

Dieser Kamm setzt sich aus einer Reihe kolonnenförmig hintereinander stehender, nach Südwest konvexer, bogenförmiger Querkämme zusammen. Der größte Teil des Kammes besteht aus Teilen dieser Querkämme, zwischen denen niedrigere und weniger ausgesprochene Rücken die Verbindung herstellen.

Der nordwestliche Teil des Gebirgszuges besteht aus Glimmerschiefer, der in einer nordöstlich verlaufenden Linie, von Ried im Zermattthale über den Alphubel nach Im Grund im Saasthale, plötzlich aufhört.

Der südöstliche Teil unseres Gebirges: das Saasthal südlich von Im Grund, das Macugnagathal und der Hauptkamm südlich vom Weißthor, bestehen aus Gneis.

Der geologische Bau der zwischen diesen Linien liegenden Partien ist komplizierter. Auf die Glimmerschiefergrenze folgt im Südosten, sowohl im Zermatt- wie im Saasthal, ein Streifen von Kalkstein; auf der Kammhöhe (südlich vom Alphubel) aber Serpentin. Der Hauptkamm bis zum Weißthor besteht durchaus aus Serpentin und hier folgt auf denselben der oben erwähnte kontinuierliche Gneis.

Am Ostabhange, gegen Saas hinab, findet sich zwischen Serpentin und Gneis ein schmaler, nordöstlich streichender Streifen desselben Kalkes, der weiter nördlich die Glimmerschieferzone begrenzt. An einer Stelle, am Fuße des Fluchthorns, liegt etwas triassischer Fels zwischen dem Kalk und dem Serpentin.

Auf der westlichen, Zermatter Seite folgt auf den hier breiteren Kalkstreif grüner Schiefer und Hornblendeschiefer, dann Serpentinstreifen (nordöstlich streichend) und über dem Riffelberg wieder Kalk, dann Quarzit, dann ein kleiner triassischer Streif (der jenem unter dem Fluchthorn auf der anderen Seite entspricht) und schließlich der kontinuierliche Gneis.

Sowohl der Gneis wie der Glimmerschiefer sind älter wie die dazwischen eingekeilten Kalk- und Triasschichten. Die Sedimentgesteine sind überall hochgefaltet, teilweise überworfen und streichen im allgemeinen nordöstlich der Richtung der Querkämme parallel.

Wir wollen nun, von Nord nach Süd fortschreitend, die einzelnen Querkämme, aus denen sich dieser Gebirgszug zusammensetzt, näher betrachten.

Der erste, dem wir begegnen, ist jener, der mit der Leiterspitze (3218 m) östlich von Täsch im Zermattthale beginnt, über das Täschhorn (4498 m) und den Dom (4554 m) hinzieht und ober der Feealp im Saasthale endet. Jenseit des Zermattthales im Westen setzt sich dieser Querkamm im Mettelhorn (3410 m), welches der Leiterspitze gegenüber liegt, fort. Weniger deutlich ist die Fortsetzung desselben nach Osten in den Jägihörnern und dem Fletschhorn. Dieser Querkamm (zwischen Saasthal und Zermattthal) besteht ganz und gar aus Glimmerschiefer.

Der nächste Querkamm, welcher im Alphubel (4207 m) kulminiert, ist unbedeutend. Der dritte hingegen ist sehr deutlich. Sein westlicher Teil umgreift das Mellichenthal, der Kamm wendet sich dann im Rimpfischhorn (4203 m) nach Norden, hierauf im Allalinhorn (4034 m) wieder nach Nordost und erstreckt sich über das Egginerhorn bis Almagel im Saasthale. Jenseits desselben setzt sich dieser Kamm fort und steigt rasch zur Weißmiß (4031 m) an. Dieser Kamm besteht in seinem höheren, zentralen Teile aus Serpentin; im Osten, von dem Egginerhorn an, aus Gneis. Die Weißmiß aber ist aus Glimmerschiefer aufgebaut.

Der vierte Querkamm kulminiert im Strahlhorn (4191 m) und endet östlich beim Mattmarksee im Saasthal. Nach Westen scheint er sich weiter fortzusetzen, da wohl die Annahme gerechtfertigt ist, daß das Stockhorn und der Riffelberg zu diesem Kamme gehören. Der zentrale Teil desselben, das Strahlhorn, besteht aus Serpentin. An beiden Enden (Riffelberg und Fluchthorn) nehmen eingeklemmte Kalk- und Triasschichten an dem Aufbau desselben Teil. Das Stockhorn besteht aus Gneis.

Der fünfte, bereits im kontinuierlichen Gneis, zieht vom Weißthor (3612 m) nach Osten und umgreift das Quellgebiet des Saasbaches, im weiten Bogen nach Nordost sich wendend.

Dies ist der letzte deutliche Querkamm. Der Monterosa (4638 m; S. 1442) selber bildet den Kulminationspunkt und zugleich östlichen Eckpfeiler eines kleinen nach Westen abgehenden Grates. Das Terrain im Norden und Westen von der Kammlinie Monterosa-Weißthor-Montemoro dacht sanft ab, während es nach Südwesten mit gewaltigen Steilhängen in das tiefe Macugnagathal absetzt. Die relative Höhe des Monterosa über Macugnaga beträgt über 3000 m.

Die höheren Partien dieses Gebirgszuges sind heutzutage stark vergletschert, und die Eisströme tragen das losgewitterte Material auf ihrem Rücken zu Thal, mächtige Endmoränen in den Seitenthälern des Saas- und Zermattthales auftürmend. Dieses, sowie das von Lawinen und ephemeren Torrenten herabgebrachte Material wird von den Bächen weiterbefördert in die Hauptthäler und durch diese hinaus nach Visp ins Rhonethal.

Jedenfalls retardieren gegenwärtig die Firnfelder und Gletscher sehr wesentlich den Fortgang der nivellierenden Aktion der Atmosphärilien, und dies muß noch in weit größerem Maßstabe zur Glacialzeit stattgefunden haben, während welcher ungeheure, mehr oder minder kontinuierliche Firnfelder dieses ganze Gebirge bedeckten und vor Verwitterung schützten.

Jedenfalls war das Klima in den Alpen vor der Eiszeit milder, wie es heute ist. Damals gab es dort keine Gletscher, oder sie waren klein. Da wahrscheinlich die Zeit, während welcher die Alpen im allgemeinen und unser Gebirgszug im besonderen der schützenden Eisdecke entbehrten, unvergleichlich länger war als jene, während welcher große Gletscher über ihre Flanken hinabzogen, und da überdies die nivellierende Thätigkeit während der gletscherlosen Zeit viel lebhafter gewesen sein muß, so können wir vorläufig in der Betrachtung der Agentien, welche den Alpen ihre heutige Form gaben, die Wirkung des Eises außer acht lassen.

Das Streichen der Gesteine und der Querkämme selbst — denen allein in diesem Gebirgszuge eine orographische Bedeutung zukommt —, sowie die Konvexität der Bogen nach Südosten zeigen deutlich, daß dieses Gebirge einer Faltung seine Entstehung verdankt, welche senkrecht auf die Richtung der Querkämme von Nordwest nach Südost stattgefunden hat. Diese Faltung war die Folge davon, daß der Seitendruck in diesem Gebiete und in dieser Richtung so mächtig wurde, daß die Gesteinsschichten, welche

hier die Erdrinde zusammensetzen, ihm nicht widerstehen konnten.

Anfangs lag wohl der Glimmerschiefer horizontal ausgebreitet über dem Gneis, Serpentin und Quarzit, darüber der Kalk und die triassische Rauchwacke.

Die Faltung ging so rasch vor sich, daß die Atmosphärilien nicht Zeit hatten, die wachsenden Berge überall abzutragen. Der Regen vermochte dies nicht. Dort aber, wo in den Vertiefungen das Wasser sich sammelte und Bäche bildete, da reichte die Erosionsthätigkeit hin, um mit der Hebung der Falten nahezu gleichen Schritt zu halten, und niemals vermochten an diesen Stellen die Falten emporzukommen.

Zwischen den Bächen aber, wo die Erosion minder kräftig wirkte, da erhoben sich die Faltenränder, während die Thalsohle ihre absolute Höhe nicht so rasch veränderte und nur allmählich sich hob, als sie von dem Gesteinsmaterial ausgefüllt wurde, welches von den Flanken der steigenden Berge herabkam.

Das Saas- und Zermattthal sind solche alte Wasserläufe, und es wäre sehr unrichtig, anzunehmen, daß sie erst entstanden seien, nachdem das Gebirge eine bedeutende Höhe erreicht hatte.

Zu den Seiten der Thäler stiegen, da der Seitendruck zu wirken fortfuhr, die Falten immer mehr in die Höhe, sie überschlugen sich vielfach und so geschah es, daß die jüngeren Kalke und Rauchwacken zwischen die alten azoischen Gesteine eingeklemmt wurden. Die Falten und Bruch-



Matterhorn von Zermatt aus.

ränder, **welche am raschesten** anstiegen und **aus dem härtesten** Gestein bestanden, er**reichten in dem Kampfe** gegen die olym**pischen Gewalten** der Atmosphärilien die **bedeutendsten** Höhen und bildeten jene Quer**kämme, welche** zwar von den tiefen Thälern **des** Saas- **und** Zermattbaches durchbrochen **werden, teilweise aber** sich jenseits dieser **Thäler eine beträchtliche** Strecke weit fort**setzten, wie z. B. der** Täschhornkamm nach **Westen (Leiterspitze-Mettelhorn)** und der **Allalinkamm nach** Osten (Egginerhorn-**Trifthorn).**

Der Regen, der auf die ansteigenden **Berge fiel, wirkte nur** unbedeutend auf den **Höhen, aber mit zunehmender** Kraft gegen **die Tiefe hin, wo aus** den kleinen Rinn**salen größere Bäche wurden.** Diese Bäche graben sich immer mehr in den Boden ein und suchen sich bis zum Niveau der Hauptthäler (Zermatt- und Saasthal) hinabzunagen. Sie sind aber heute noch, weil die Erhebung der Apen entweder erst vor kurzem oder noch gar nicht aufgehört hat, weit davon entfernt, dies irgendwo erreicht zu haben, und sind noch immer steile Schluchten, in denen zuzeiten wildschäumende Torrenten mit aller Gewalt an der Nivellierung der Berge arbeiten.

Es ist einleuchtend, daß das fließende Wasser vorzüglich den Fuß des Gebirges benagt und daß das Gestein höherer Partien nur durch Erdabrutschungen und Lawinen herabgebracht wird. Die letztgenannten Agentien beginnen aber erst dann zu wirken, wenn die Hänge eine bedeutendere Neigung erlangt haben, so daß also in allen Fällen die Wirkung des fließenden Wassers die sein wird, die Steilheit der Hänge durch Abtragen der basalen Partien zu erhöhen.

In dieser Weise werden die Abhänge, die Seiten der Falten und die Bruchränder immer steiler nicht nur infolge des Fortganges der Faltung und Ueberschiebung, sondern auch infolge der Wirkung des fließenden Wassers.

Die Annahme dürfte vielleicht nicht ungerechtfertigt sein, daß unser Gebirgszug nach der Juraperiode sich zu erheben begann. Faltung und Abschwemmung gingen Hand in Hand. Der größte Teil der vorhandenen jüngeren Schichten, welche oben auflagen und zuerst den Atmosphärilien aus-



Panorama vom Gipfel des Matterhorn.

gesetzt waren, wurde abgeschwemmt. Nur hier und da erhielten sich eingeklemmte Reste der jüngeren Formationen zwischen dem älteren Gestein, welches, nun des schützenden Mantels dieser paläozoischen und mesozoischen Schichten beraubt, frei in die Luft sich zu heben begann. Die Faltung ging so rasch vor sich, daß die Bergkämme (Falten oder Bruchränder) trotz der Atmosphärilienwirkung immer höher wurden. Regen und fließendes Wasser scheuerten die Flanken. Die Kämme wurden scharf, die Hänge steil, die Schluchten tief eingeschnitten. Nur die großen Hauptthäler, welche von Anfang an bestanden, blieben im allgemeinen unverändert, obwohl auch diese hier und da durch die Akkumulation von Geröll erhöht, oder sogar abgesperrt wurden.

Nun brach die Eiszeit herein. Die Thäler füllten sich mit Eisströmen, welche alles lose Material aus denselben fegten und gleichzeitig alles Gestein forttrugen, das von den Hängen herabstürzte. Die Faltung ging fort. Die Hänge wurden noch steiler, während die Gletscher jede Ausfüllung der Thäler durch Gesteinsschutt verhinderten.

Die Gletscher gingen zurück und schränkten sich auf ihre heutige bescheidene Ausdehnung ein. Die tiefen Thäler, überragt von gewaltigen Steilhängen, deren Erhaltung wir teilweise den Gletschern der Eiszeit verdanken, sind geblieben.

Ich möchte nun den Leser einladen, mich in jenes Gebirge zu begleiten und diese großartige Kraftleistung unserer Allmutter Natur näher kennen zu lernen. Ich habe von den Gipfeln in jenem Gebirgszuge die fünf wichtigsten, Monterosa, Dom, Täschhorn, Rimpfischhorn und Strahlhorn bestiegen und ich will im folgenden drei dieser Partien beschreiben.

Der höchste Punkt des Monterosamassivs, die zweithöchste Spitze in den europäischen Alpen, ist von den Schweizer Kartographen nach dem Leiter des topographischen Büreaus in Bern, dem berühmten General Dufour, benannt worden. Sie ist 4638 m hoch und bildet, wie oben erwähnt, den östlichen Eckpfeiler eines nach Osten ansteigenden Kammes, der sich aus dem Gornergletscherfirn erhebt. Die Dufourspitze liegt auf der Höhe des Hauptkammes an der Kante jener Stufe, von welcher das Terrain nach Westen sanft, nach Osten aber sehr steil abfällt.

Es ist leicht, vom Westen aus über den Gornergletscher und den kleinen Kamm auf die Dufourspitze hinaufzukommen, und diese Partie ist seit den fünfziger Jahren von unzähligen Bergsteigern gemacht worden. Einmal ging Tyndall ganz allein hier hinauf.

Viel schwieriger und auch lawinengefährlich ist der Anstieg von Osten aus dem Macugnagathal über den mehrfach erwähnten Steilhang. Dieser Weg wurde das erste Mal von Pendlebury und Taylor im Jahre 1872 und das zweite Mal von mir im Jahre 1880 gemacht. Die dritte Partie (Marinelli) im Jahre 1881 wurde durch eine Lawine getötet. Seither ist der Weg mehrmals gemacht worden (zweimal von Schulz) und nur einer ist dabei bedenklich verletzt worden (Führer Ranggetiner, derselbe, der seither am Glocknerkamm verunglückt ist) erlitt durch einen fallenden Stein einen Rippenbruch.

Ich kam am 8. August 1880 nach Macugnaga und erfuhr dort, daß ein Freund von mir tags zuvor versucht habe, die Dufourspitze von Macugnaga aus zu ersteigen, daß Nebel eingetreten sei und daß er und sein Führer (der obenerwähnte



Panorama vom Gipfel des Matterhorn.

[illegible]ggetiner) wahrscheinlich verunglückt [illegible]. Ich beschloß deshalb, sofort selber [illegible] Monterosa an den Leib zu rücken, [illegible] die Spuren meines Freundes aufzu[illegible]en. Eigentliche Führer gab es da[illegible]s in Macugnaga nicht, gleichwohl [illegible]ten sich zwei Männer, mich zu be[illegible]en (der eine war der Stiefelputzer des [illegible]ls Lochmatter); ich nahm auch einen [illegible]ger mit und verließ um 9 Uhr morgens [illegible]9. August Macugnaga (1559 m).

Durch eine fast ebene Thalweitung er[illegible]ten wir bald eine große alte und ganz [illegible]ldete Endmoräne, wahrscheinlich aus [illegible] vorigen Jahrhundert, als der Glet[illegible] im Hintergrunde des Thals weit vor[illegible]e. Bald kamen wir an den Gletscher [illegible] heran und folgten dessen rechtem Ufer. [illegible] hielten wir Mittagsrast und hatten [illegible]e, den nahezu 2000 m hohen Ostabhang [illegible]Monterosa genauer zu betrachten. Wild[illegible]üftet umflutet der Macugnagagletscher [illegible]Fuß desselben. Der Abhang selbst ist [illegible]tenteils von steilem Firn bedeckt, nur [illegible]und da treten schmale Felsrippen aus [illegible]n Eispanzer hervor, die gleich Pfeilern [illegible]Eiswand zu stützen scheinen. An dem [illegible]n haften hier und da gewaltige Schnee-wächten (Cornice). Schmale Rinnen, die vom oberen Teil der Wand zum Macugnagagletscher hinabziehen, bezeichnen den Weg der häufigen Lawinen. Es ist warm, und keine fünf Minuten vergehen, wo nicht Eistrümmer und Schneemassen durch diese Rinnsale herabstürzen mit donnerähnlichem Krachen und Rauschen, welches mit vielfachem Widerhall allmählich und grollend verklingt.

Nach kurzem Aufenthalte verließen wir diesen schönen Punkt und begannen den Macugnagagletscher zu überschreiten, auf eine der erwähnten Felsrippen (den sogenannten Jägerrücken) lossteuernd. Der Gletscher ist zwar, wie erwähnt, stark zerklüftet, bietet aber keine Schwierigkeit, so daß wir um $2^1/_2$ Uhr nachmittags den Fuß der Felsen gewannen.

Der Felsrücken ist nicht besonders steil und sehr leicht gangbar, hier und da von Firn- oder Schneefeldern unterbrochen, durchaus Gneis, ebenso wie auf der anderen Seite des Gletschers. Wir kamen rasch vorwärts und waren bald über die Vegetationsgrenze hinaus. Wir trafen auf einen Rudel Gemsen — 15 Stück, eine Seltenheit in jener Gegend, wo die Jagd frei ist. Auf einer minder steilen Halde von großen braunen Felstrümmern — vom Grundgestein durch die sprengende Wirkung des frierenden Sickerwassers losgebrochen — beschloßen wir, zwischen drei gegeneinandergelehnten Felsen zu biwakieren. Wir sind hier etwa 3000 m über dem Meere.

Es war ein herrlicher Abend. Die Sonne sank und vergoldete den weiten Kreis der vor uns liegenden Gipfel, während sich tiefes Blau — im Kontrast gegen die rotstrahlenden Berge noch intensiver erscheinend — über die italienische Tiefebene ausbreitet. In immer größeren Zwischenräumen donnerten die Lawinen hinab über unseren morgigen Weg. Einzelne Sterne erglänzten über uns, sie wurden zahlreicher und heller. Der Lawinendonner ist verstummt und die lautlose Stille der Alpennacht breitet sich um uns aus und wiegt uns in den Schlummer ein.

Wolkenlos wie der Abend war auch der kommende Morgen, und ein sanfter, aber eisiger Morgenwind strich durch die Felsen. So zeitig als möglich, beim ersten Grauen des Tages um 3 Uhr 20 Minuten morgens, brachen wir auf, denn es galt, die schlimmsten La[illegible] zu passieren,

ehe die Sonne den Kamm erreichte und die uns von oben drohenden Schneewächten und Firnmassen loslöste. Keine Lawine regte sich noch und es war alles so still und friedlich, als ob nirgends auf der Welt der Kampf der Naturgewalten und das emsige Treiben der Menschen die Ruhe störten.

Wir stiegen etwa 200 m über unseren Felsrücken an. Hier hört derselbe plötzlich auf und taucht unter die Eismauer. Gerade über uns steht das Nordend, ein Gipfel, welcher den nördlichen Eckpfeiler des Monterosamassivs bildet. Links über uns unterbrechen zwei kleine dreieckige Felsen den Eishang; in derselben Richtung, höher und entfernter, steht die Dufourspitze. Sie bildet den höchsten Punkt eines steilen Felsrückens, der sich unterhalb derselben in dem Firnhange auskeilt. Es ist dies der östliche Teil des kleinen Querkammes, dem die Dufourspitze entragt. Gerade vor uns, zwischen dem Felsrücken, auf dem wir stehen, und den erwähnten dreieckigen Felsen zieht ein gewaltiger Lawinenriß, einer der bedeutendsten des ganzen Hanges, von der Ostflanke des Nordend zum Macugnagagletscher hinab. Alles, was in der Höhe zwischen Dufourspitze und Nordend losbricht, muß durch diese „Gasse des Todes", und sie ist auch bei Tage kaum zu überschreiten, so rasch folgen die stürzenden Eistrümmer, Steine und Lawinen, die unaufgehalten bis zum Macugnagagletscher hinabsausen, aufeinander. In der That war es hier, wo Marinelli und seine Führer den Tod fanden.

Diese Gletscherschlucht müssen wir überqueren. Unser nächstes Ziel sind die erwähnten dreieckigen Felsen. Stufenhauend gingen wir nach links über den Firnhang schief aufwärts, kamen bald an den Rand der Lawinengasse und begannen nun diese zu traversieren. Das Eis war glasig und jede Stufe erforderte zahlreiche Pickelhiebe. Der Lawinenriß ist bei 20 m breit, aber wegen des zeitraubenden Stufenhauens brauchten wir mehr als zehn Minuten, um hinüberzukommen. Alle drei am Seil zu gleicher Zeit in der Rinne — denn der vorderste, der Stufen hieb, mußte gehalten werden. 1000 m über uns hängen blauglänzende Eistürme, Nadeln und Schneewächten in die Schlucht hinein. Doch es ist alles still, keine Lawine regt sich und wir kommen mit heiler Haut hinüber.

Jenseits der Schlucht setzten wir unseren Weg schief nach aufwärts fort, immer Stufen hauend, bis zu dem ersten der Felsen. Wir gehen denselben entlang in einer Falllinie aufwärts. In halber Höhe des Felsens angelangt, wenden wir uns wieder nach links, dem zweiten zu. Einige Steine sausen an uns vorüber und einer schlägt gleich einer Kanonenkugel vor uns ein, den Firn zertrümmernd und uns mit einem Hagel von Eisstücken überschüttend. Wir blicken hinauf zu den nun fast über uns stehenden Felsen der Dufourspitze, von denen dieser etwas ungestüme Gruß herkam. Sie glüht im ersten Licht der steigenden Sonne, während wir selber noch tief im Schatten sind. Um $6^{3}/_{4}$ Uhr morgens erreichen wir einen Buckel im Firn, durchzogen von einem Chaos von Spalten etwas links unter der Dufourspitze. Hier liegt jedenfalls unter dem Eise eine Terrainstufe, welcher dieser Buckel und seine Spalten ihre Entstehung verdanken. An dieser Stelle sind wir vor Lawinen und dergleichen sicher und setzen uns zum Frühstück. Die Sonne scheint freundlich auf uns und wir recken unsere erstarrten Glieder in der Wärme. Nach halbstündiger Rast setzten wir unseren Weg fort, mußten aber wegen der fürchterlichen Zerklüftung des Firns vielfach lavieren und die größte Vorsicht anwenden, denn die Spalten sind großenteils von trügerischen Schneebrücken, die unter unserer Last zusammenzubrechen drohten, bedeckt. Wir brauchten volle drei Stunden, um durch dieses Spaltengewirr hindurchzukommen. Jenseits erwarteten uns neue Hindernisse. Auf dem Hange, der uns von dem Fuß der Felsen der Dufourspitze noch trennte, war der Schnee mehlig und metertief, so daß wir große Gefahr liefen, selber eine Lawine loszutreten. Um dies zu vermeiden, gingen wir in einer Falllinie gerade hinauf. Dies war eine unangenehme Sache: bis zur Mitte im Schnee mit einer Unterlage von steilem Eis, Stufenhauen unmöglich, arbeiteten wir uns empor und kamen endlich um 2 Uhr nachmittags wieder auf sicheres Terrain. Der Firnhang ist hier zwar sehr steil, war aber schneefrei und von der Sonne hinlänglich erweicht, um das Stufenhauen leicht zu machen. Quer über furchtbar steiles Eis ging es nun nach rechts auf den Fuß der Felsen zu, die gegen 3 Uhr nachmittags erreicht wurden.

Hier fanden wir Stufen im Eis, Spuren meines Freundes, welche nach rechts hin zu dem Sattel zwischen Dufourspitze und Nordend emporführten. Mein Freund war also sicher, denn jenseits des Sattels gibt es keine Gefahr. Dieser Sorge enthoben, beschloß ich, die Dufourspitze zu besteigen. Wir begannen auch alsbald über die braunen Gneisfelsen emporzusteigen. Die Felsen sind wohl hier und da steil, aber überall passierbar. Wir folgten zuerst dem Grat, wandten uns dann dem Südabhange zu und kletterten durch diesen aufwärts, bis wir nahe der Spitze den Kamm abermals erreichten. Ein eisiger Wind erhob sich jetzt und zwang uns zu halten, denn in dem Winde wäre es nicht möglich gewesen, die Schneide zu passieren. Glücklicherweise legte sich der Wind bald wieder und wir konnten unseren Weg fortsetzen. Einige Felstürme, die hier dem Kamm entragen, nötigten uns mehrmals die Schneide zu verlassen und die Hänge im Norden oder Süden zu traversieren. Doch auch diese Schwierigkeit war bald überwunden, und wir standen auf dem letzten Felsturm, der sogenannten italienischen Spitze des Monterosa, welche durch eine tiefe Scharte von der vor uns liegenden höchsten Spitze getrennt ist. Die beiden vordersten wurden vom Hintermann über eine steile Felsplatte — alles Gneis — zur Scharte a[b]geseilt. Der Hintermann muß, von uns am Seile gehalten, über diese Platte hina[b]gleiten und auf der scharfen Firnschneide in der Scharte Fuß fassen. Es gelingt: wir überschreiten die Scharte und einen kleinen Felsturm, klettern jenseits empor und stehen auf dem Gipfel der Dufourspitze — 5 Uhr 20 Minuten nachmittags nach vierzehnstündigem Marsch. Einige spätere Partien haben bessere Schneeverhältnisse angetroffen und weniger Zeit gebraucht.

Eine fast ebene, trockene Felsplatte, von der Sonne erwärmt, dient uns als Ruheplatz, nach so vielen Stunden endlich ein Stück ebenen Bodens!

Bis 6 Uhr abends blieben wir oben und genoßen eines der großartigsten Bilder, die ich in den Alpen gesehen habe. Die schlanken Gipfel des gegenüberliegenden Gebirgszuges, Matterhorn, Dentblanche, Gabelhorn, Rothorn und Weißhorn im Schatten, dunkelviolett aus dem orange gelb leuchtenden Dunste ausgeschnitten, der über Frankreich fern im Westen lagert. Immer intensiver werden die Kontrastfarben. Dämmerung beginnt sich in den Thälern auszubreiten und kriecht an den östlichen Hängen empor. Immer dunkler rot glühen die sonnenbestrahlten Gipfel auf unserer Seite des Zermattthales und leuchten uns hinab über den Felsgrat zum Sattel. Rasch eilten wir über die Schneehänge, kamen aber doch nicht vor Einbruch der Nacht auf den Gletscher hinab.

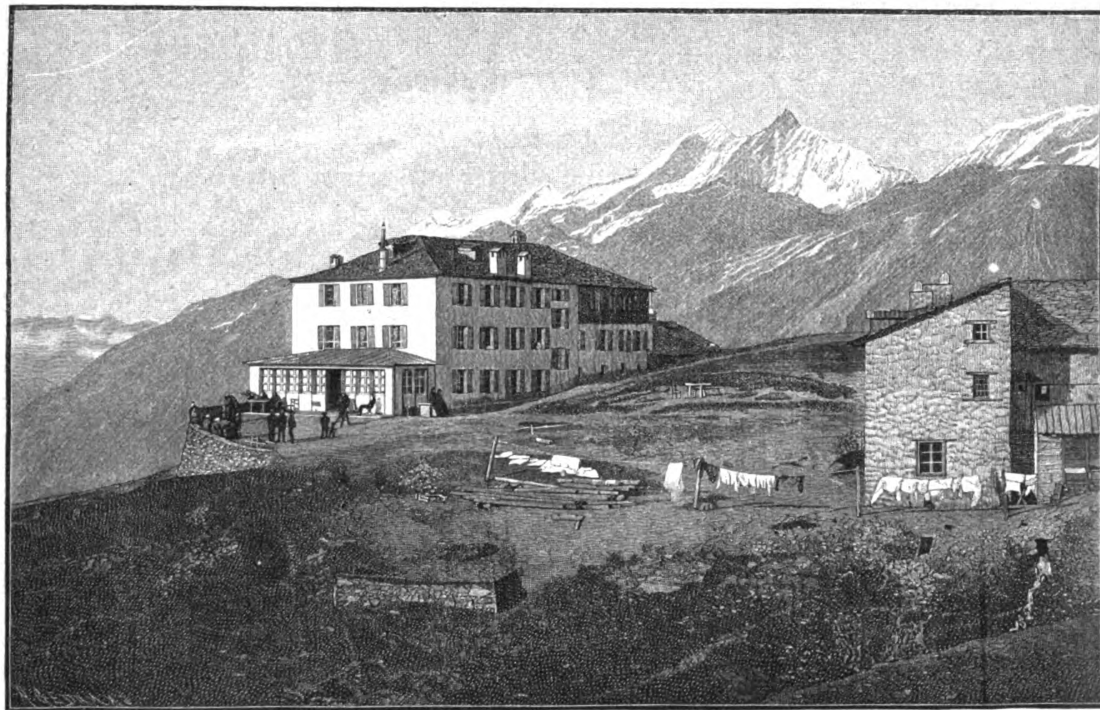
Wir waren müde und kamen über den an Spalten und tief eingeschnittenen Wasserrinnsalen reichen Gletscher nur sehr langsam vorwärts. Die Nacht war außerordentlich finster, böses Wetter im Anzuge, und wir fielen unzähligemal in kleine Wassertümpel. Endlich, gegen Mitternacht, erreichten wir das rechte Ufer des Gornergletschers und langten um 1 Uhr am folgenden Morgen im Riffelhotel an.

Im darauffolgenden Jahre kam ich im August wieder nach Zermatt. Es war anfangs schlechtes Wetter, doch am 2[…] wurde es schön, und ich beschloß nach längerem Schwanken, das Täschhorn zu besteigen. Ich, meine zwei Führer und ein Träger verließen Zermatt nachmittags, um den Abend noch ein Biwak am Fuß des Südabhanges der Leiterspitze zu beziehen (siehe oben, westlicher Eckpfeiler des Täschhorn-Domquerkammes). Auch ein anderer Herr mit seinen Führern und Trägern hatte die Absicht, das Täschhorn am nächsten Tage zu besteigen, und [so] gingen wir denn zusammen, die Leute mit Proviant und Decken schwer beladen, das schöne Thal hinab. Von rechts kommt ein Lawinenriß herab, und die Straße wird am Fuß desselben häufig im Frühjahr von Lawinen verschüttet. Auch [zu] jener Zeit fand sich dort noch ein bedeutender Lawinenrest, den die Straße [in] einem 50 m langen Schneetunnel durchsetzte. Durch den Lawinenriß stiegen wir hinauf zu einer Wasserleitung, welche den Berg umzieht, der das Täsch[…]

(Mellichenbach) von dem oberen Zermattthale trennt. Wir folgten der Wasserleitung im Bogen nach rechts und kamen bei den Täschalpen auf den Mellichenbach. Die Felsen sind durchaus Glimmerschiefer. In der Täschalp nahmen wir Holz und Milch, überquerten den Bach und (auf einer Brücke) auch einen Zufluß von rechts, den Rothenbach, der vom Zungenende des Weingartengletschers im Nordosten herabkommt. Wir folgten dann dem linken Ufer desselben thalauf. Weiter oben mußte der Rothenbach abermals überquert werden (ohne Brücke), was wegen des Wasserreichtums desselben um diese Tageszeit mit einiger Schwierigkeit verbunden war. Am anderen Ufer fanden wir große Mengen der wohlriechenden Edelraute und gingen quer nach rechts über eine steile Wiese hinauf.

Der hohe Bergkamm, welcher Strahlbett und Leiterspitze verbindet (westlicher Teil des Dom-Täschhornquerkammes), fällt mit einer gewaltigen Felswand, über 500 m hoch, nach Südostsüden gegen den Rothenbach ab. Der unterste Teil dieser Wand ist überhängend, so daß die von oben herabfallenden Steine und Lawinen sich nicht am Fuße ansammeln, sondern weit hinau fliegen und in den Rothenbach hinabrolle der sie fortführt. Es gibt daher hier g kein Geröll, und der Boden ist mit üppig Alpengrase bedeckt. An einigen Stell ist der Fuß der Wand mehr überhänge wie an anderen, so daß seichte Höhlen g bildet werden. Dach und Seiten a Fels, der Boden bedeckt mit zartem Rase In einer dieser Höhlen richteten wir u für die Nacht ein.

Als ich mich zum Schlafen zurech gelegt hatte, sah ich gerade gegenüber d Gipfelgrat des Monterosa, deutlich d



Dom und Täschhorn von der Riffel.

einzelnen Felstürme und jene Scharte zwischen der italienischen und höchsten Spitze, die uns damals (der Leser erinnert sich) einige Schwierigkeit gemacht hatten. Gerade im Osten lag der schneeige Kamm zwischen Mischabel- und Alphubeljoch. Auch diesen konnte ich sehen. Im Halbschlummer bemerkte ich mit Staunen, wie die hellleuchtenden Sterne der klaren Alpennacht gleich Funken eines Feuers aus diesem Kamme emporstoben. Dies verstand ich nicht, rüttelte mich aus meinem Halbschlummer und blickte aufmerksam hin. Der Rothenbach rauschte leise und leiser und glatt lag vor mir der ununterbrochene Schneehang des Alphubel, von dessen oberem Rande die Sterne emporhüpften — nicht allmählich, sondern plötzlich. Ah freilich, es ist die Erdrotation. Befriedigt legte ich mich nieder und träumte von einem Lagerfeuer der Titanen auf dem Alphubelkamm, von dem Funken emporstoben, und dem armen Galileo.

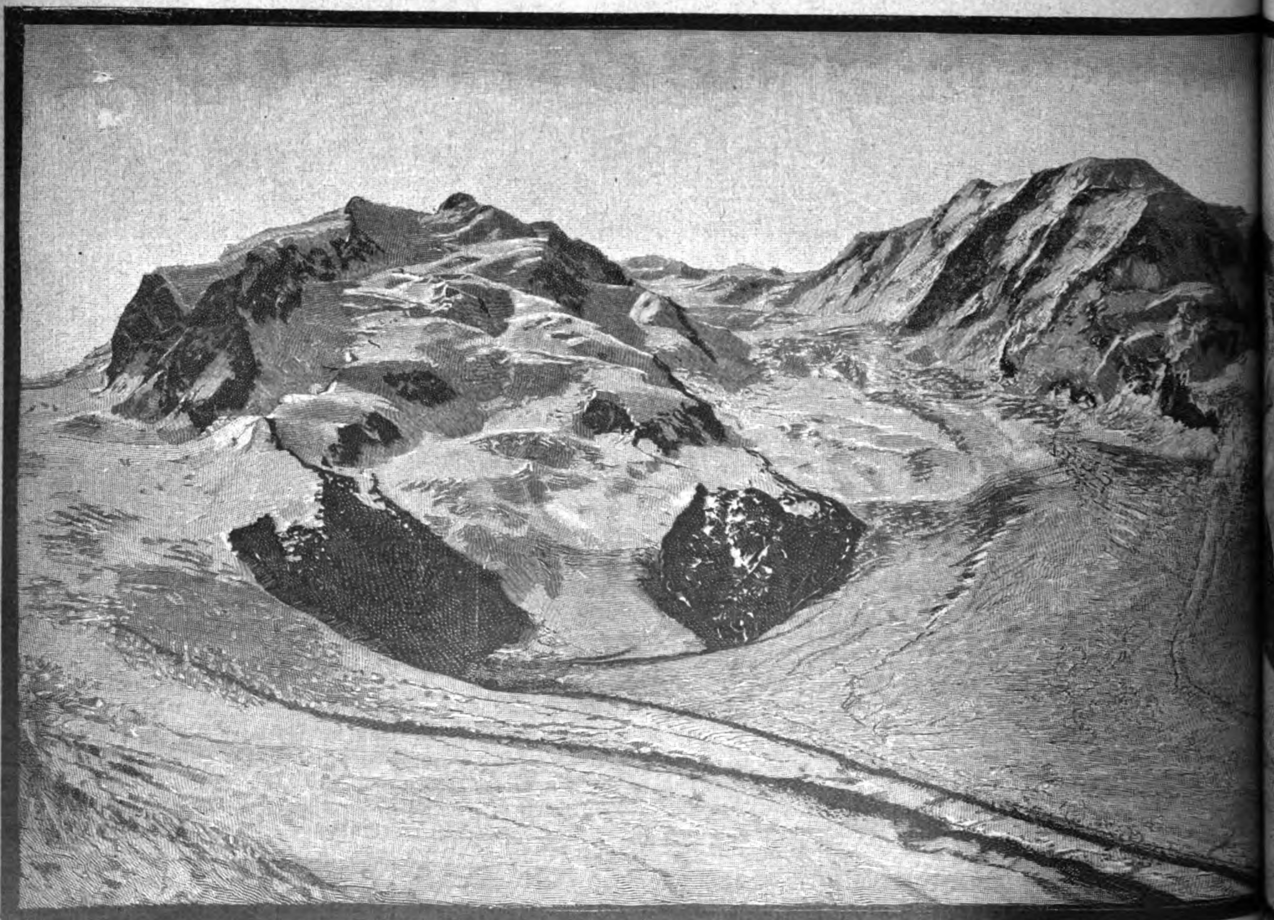
Da die Führer der anderen Partie den Weg nicht kannten, so wurde arrangiert, daß wir vorausgehen sollten. Um 3 Uhr früh — es war noch ganz finster und noch immer sprühten die Sternfunken aus dem Alphubelkamm empor — verließen wir unser Biwak, folgten dem rechten Ufer des Weingartengletschers nach aufwärts, betraten dann diesen selbst und wandten uns bei Laternenschein durch die zahlreichen Klüfte desselben hindurch. Die anfangs beträchtliche Neigung dieses Gletschers nimmt allmählich ab und wir befinden uns beim ersten Dämmern des kommenden Tages in einer flacheren Gletschermulde, von welcher steilere Firnpartien zu dem Fuß jener Felswand emporziehen, welche den Südabhang des Kammes Leiterspitze-Täschhorn bildet. Diese nimmt nach rechts hin an Höhe zu und kulminiert im Täschhorn (4498 m). Rechts von uns zieht ein, unten eisiger, oben felsiger Grat von nicht bedeutender Neigung zum Hauptkamm empor, in dem er sich südlich vom Täschhorn inseriert. Ueber diesen wollen wir hinauf, ein neuer Weg, der noch niemals gemacht war, zugleich der nächste Weg aufs Täschhorn vo Zermatt.

Das Täschhorn ist ein schöner, schlanker Gipfel, der besonders von Zermat aus sehr scharf und einladend aussieh Doch wird dasselbe nicht oft bestiege und speziell von Südwesten direkt vo Zermatt, über den Weingartengletscher war es erst einmal vor uns, auf andere Route von Stanley im selben Jahre er reicht worden.

Wir überquerten die flache Firnmuld und stiegen dann ohne Schwierigkeit übe den felsigen Grat hinauf — alles Glimmerschiefer. An passender Stelle machte wir auf dem Grate Halt, frühstückten — 6 bis 6½ Uhr morgens — setzten dan unseren Weg fort und kamen auf Eis Diesem entlang mußten Stufen gehaue werden, doch erreichten wir schon u 7¼ Uhr morgens den Hauptkamm un blickten jenseits hinab zu dem tief unte uns liegenden Feegletscher.

Wir wandten uns nach links und kle terten dem hier felsigen Hauptkamm i





Süd... von der Riffel.

... der Riffel.

nördlicher Richtung entlang. — Diese Kammpartie ist zwar nicht steil, macht aber deshalb einige Schwierigkeiten, weil hier große Felstürme auftreten. Zwischen der Vereinigungsstelle des Hauptkammes mit dem von uns überschrittenen Seitenkamme und der erwähnten Südwand des Täschhornkammes, aus welcher dieser Grat unvermittelt entspringt, stehen zunächst drei große Felstürme und auf diese folgt (nördlich, der Wand zunächst) ein horizontaler Schneegrat. Der letztere ist es, der, von Zermatt gesehen, als auffallende Schneeschulter rechts unter dem Gipfel des Täschhorn erscheint. Die Felstürme sind nicht schwer — leichter zu überwinden als jene am Gipfelgrat des Monterosa. Der Schnee war größtenteils von diesen Felsen abgeschmolzen und das Klettern über dieselben ein wahres Vergnügen. Immer prächtiger entfaltet sich während des Vorrückens das Panorama, und eine immer größere Zahl von Berggipfeln steigt empor über die eisgekrönten Höhen der nächsten Umgebung.

Der erste Felsturm hat die Gestalt eines Obelisken mit ebener Terminalfläche, auf welcher eine kleine Gesellschaft bequem Platz hätte. Er wird überklettert. Der mittlere pyramidale Felsturm mußte auf der Westseite umgangen werden. Es läuft dort ein 15 cm breites Felsband um denselben herum, dieses war zwar mit einer Schicht Glatteis bedeckt, aber über dem Bande fanden sich kleine Griffe, so daß wir leicht fortkamen. An der Kante fehlen aber auf einer Strecke von zwei Metern die Griffe, und hier ist der Fels über dem Bande nicht nur glatt und grifflos, sondern auch überhängend.

Mein zweiter Führer und ich hielten den ersten — Biener —, der voranging, am Seile fest. Es ist eine heikle Stelle, aber Biener hat Arme wie ein Gorilla, lang und kräftig. Eine Zeitlang klebte er mit ausgebreiteten Armen und Beinen wie eine Spinne an der Felswand. Langsam läßt die rechte Hand den Griff los, und Biener verschwindet hinter der Felskante. Hinter einer Klippe stellt er sich fest; für uns, die folgenden, von Biener am Seile gehalten, ist die Passage leicht. Der letzte Turm bot keine Schwierigkeit und wir langten bald auf dem Firnhange an. Dieser zieht eine kurze Strecke steil nach Westen (links) hinab und hört dann über einer hohen Felswand auf. Nach rechts (Osten) setzt er sich in eine große Schneewächte fort, welche über den furchtbaren Abhang hinausragt, der vom Hauptkamme zum Feegletscher hinabzieht. Wir vermieden es natürlich, diese trügerische Schneewächte zu betreten, und traversierten den steilen Firnhang links unterhalb derselben. Hier gab es blankes Eis von bedeutender Steilheit, so daß wir wacker hacken mußten. In einer halben Stunde war der Firnhang überwunden und wir standen in den Felsen der Südwand des Täschhorn, von welcher der Kamm unter fast rechtem Winkel abgeht. Obwohl diese Wand recht steil aussieht und auch in der That eine bedeutende Neigung hat, so ist sie doch sehr leicht zu überklettern — überall gute Griffe für die Hände und häufig sogar gute Tritte für die Füße. In 35 Minuten war die Wand überwunden und wir standen um 9½ Uhr morgens auf dem Gipfel des Täschhorn (4499 m).

Wie auf den Gipfeln der neun anderen Berge, die ich vorher in der Monterosagruppe bestiegen hatte, so war ich auch hier vom schönsten Wetter begünstigt. Die Aussicht ist sehr schön. Man sieht alle Hochgipfel der Alpen zwischen Montblanc und Ortler, mit Ausnahme einiger im Berner Oberland, welche von dem breiten Dom, der dicht vor uns steht, verdeckt werden.

Natürlich fesseln uns die nahen Gipfel der Monterosagruppe am meisten und besonders der gewaltige Absturz des Dom zum Feegletscher im Osten.

Nach einstündigem Aufenthalte wurde der Abstieg gegen den Kiengletscher im Nordwesten — zwischen Täschhorn und Dom — angetreten. Wir folgten auf eine kurze Strecke dem Querkamm nach Osten und kletterten dann über den Nordabhang desselben hinab. Hier gab es steile, mit Neuschnee bedeckte Platten. Der Hang entspricht an dieser Stelle dem Verflächen der geschichteten Glimmerschieferfelsen, und die unangenehmen Platten sind die Schichtflächen. Der Hang ist natürlich viel zu steil, als daß die Sonne denselben je bescheinen könnte, und so bleibt der Neuschnee dort so lange liegen, bis er entweder in Lawinengestalt hinabgleitet, oder vom Föhn getaut wird. Nach unten hin nahm die Schneelage an Dicke zu, und es war schließlich gar nicht möglich, weiter zu kommen, da die Platten nur wenig Haltpunkte boten und der Neuschnee auch diese verbarg. Doch waren wir dem Firnhang, der vom Fuße dieser Wand hinabzieht, schon ganz nahe und beschloßen daher, den ersten am Seile hinunterzulassen und so lange zu halten, bis er im Firn Stufen gehauen und sich festgestellt hatte. Dies gelang, worauf Biener und ich folgten. Weil wir nicht genug Seil hatten, mußten wir zugleich diese böse Stelle passieren, kamen aber doch ohne Unfall hinunter. Allerdings fiel ich über den letzten Teil der Wand auf den Firn hinab, hieb aber dort den Pickel ein und blieb fest. Selbst Biener — der letzte — mußte sich schließlich hinabgleiten lassen, kam aber mit großer Geschicklichkeit in eine Stufe zu stehen.

Ueber den Firnhang ging's gut hinab. Er wird in einer Höhe von etwa 3500 Metern von einer ungeheuren, horizontal in einer Isohypse verlaufenden Spalte durchzogen: dem Bergschrund. Ueber dem Bergschrund ist der Firn wahrscheinlich an den Felsgrund angefroren und bewegt sich nur langsam; unterhalb desselben ist er lose und bewegt sich daher viel rascher. Hierdurch entstehen die in Isohypsen verlaufenden Bergschründe, von denen der vor uns liegende der größte ist, den ich kenne.

Als wir an den oberen Rand dieser Spalte kamen, fanden wir, daß dieser etwa 30 Meter höher war als der untere und überhing. Die Spalte selbst, etwa 20 Meter breit, war von Eistrümmern erfüllt, die offenbar von dem oberen, überhängenden Rand herabgefallen waren. Von oben zieht sich an einer Stelle eine Rampe der überhängenden Eiswand entlang hinab. Auf dieser gingen wir vorsichtig hinunter, fanden aber, daß sie plötzlich aufhörte. Da standen wir nun, auf dem freien Ende eines vorragenden Eisstückes. Ueber uns wölbte sich die überhängende Eiswand; unter uns gähnte der Abgrund, überbrückt von einer vielfach durchbrochenen, trügerischen Schneelage, einem mit Spitzen verzierten Bahrtuche gleich, welche das Riesengrab bedeckte. Der Vordermann — Perren — entschloß sich endlich zu einem gewaltigen Sprung, und es gelang ihm, ein festes Eisstück zu erreichen. Wir folgten am Seil und kamen über dieses Eisstück wieder eine Strecke weit vorwärts. Doch endlich war alles weitere Vordringen unmöglich und wir mußten uns über die letzten acht Meter der Eiswand hinabseilen. Unten angelangt, überschritten wir vorsichtig eine Schneebrücke, die aber unter dem letzten einbrach, so daß wir ihn am Seil aus dem Loche hervorziehen mußten.

Hier warteten wir auf die zweite Partie, der durch das Brechen der Schneebrücke der Weg abgeschnitten war. Wir halfen ihnen herüber und hielten dann eine kleine Rast.

Hierauf stiegen wir zum Kiengletscher hinab, überquerten ihn und folgten dann der rechten Seitenmoräne thalabwärts. Es war jetzt 3 Uhr nachmittags, ein warmer Nachmittag, und die ganze Moräne schien lebendig. Fortwährend stürzten große Felstrümmer hinab in die Spalten, welche dieselbe durchzogen, und wir waren sehr froh, endlich aus dem Bereich dieses Steinfalles herauszukommen. Wir eilten nun hinab durch das Kienthal, traversierten dann nach rechts, gegen Festi hin, und langten 5 Uhr nachmittags in Randa im Zermattthale an.

Am 14. September 1881 verließen meine Frau und ich Zermatt mit zwei Führern um 2¾ Uhr morgens und ritten hinauf durch das schöne Findelenthal. Der Weg bleibt durchaus auf der nördlichen Thalwand und führt zuerst durch Lärchenwald, dann über Wiesen und zwischen Felstrümmerhalden durch am Stellisee vorbei zur Fluhalp am rechten Ufer des Findelengletschers. Das Gestein ist meist grüner Schiefer. Ob dem Stellisee liegt ein kleiner Kalkstreif, dann folgt ein Serpentinstreif und später (bei der Fluhalp) ist alles Gestein wieder grüner Schiefer.

Bei der Fluhalp saßen wir ab und setzten von hier unseren Weg zuerst über die rechte Seitenmoräne des Findelengletschers und dann über diesen selbst in östlicher Richtung zu Fuß fort. Die Neigung ist durchaus eine unbedeutende und die ganze Partie ein Spaziergang.

Der kleine Querkamm, welcher im Rimpfischhorn (4203 m) kulminiert, sinkt in einer ziemlich steilen Felswand zum Findelengletscher herab und bildet hier oben das rechte Ufer desselben. Unser Weg führt uns dieser Wand entlang, die durchaus aus Serpentin besteht. Auf diesem Wege wurden wir von einem fallenden Stein überrascht von der Größe eines Tisches, der zwischen mir und meiner Frau niedersauste und so einen Wind verursachte, daß wir beide umgeworfen wurden. — Wer hätte auf diesem zahmen Wege an so eine Gefahr gedacht!

Im Hintergrunde des Gletschers angelangt, stiegen wir zu dem Adlerpaß (3798 m) hinauf, einem weiten, flachen Firnsattel zwischen dem Fuß der Rimpfischhornwand — hier 500 Meter hoch — und dem sanft ansteigenden Nordabhang des Strahlhorns im Süden. Das letztere, eine runde Firnkuppe, 4191 Meter hoch, ist unser Ziel. Um 9¾ Uhr langten wir auf dem Adlerpaß an und rasteten dort eine halbe Stunde. Ein heftiger Ostwind jagte über den Kamm, feine Eisnadeln mit sich führend und den staubigen Schnee, weißen Fahnen gleich, über den Kamm hinausfegend.

Es war sehr kalt, und obwohl wir uns möglichst gegen Sturm und Eisnadeln verwahrten, so war der Anstieg über den exponierten Firnrücken zum Strahlhorn doch in hohem Grade peinlich. Um Mittag erreichten wir die Spitze. Die Aussicht war ungemein klar, wir konnten aber wegen des Sturmes und der Kälte nur ganz kurze Zeit oben bleiben und begannen den Abstieg ins Saasthal. Zunächst ging's über mäßig geneigten tiefen Schnee in nordöstlicher Richtung gegen den Allalingletscher hinab, an dem Fluchthorn vorbei zum Innern Turm und von dort hinab über die Felsen zur linken Seitenmoräne des Schwarzberggletschers. Diese Wand bildet den Südabhang des Strahlhornquerkammes, der wie alle anderen Querkämme nach Süd und Ost viel steiler abfällt als nach Nord und West. Diese Wand ist stellenweise recht steil, doch ganz gut gangbar. Der obere Teil derselben besteht aus Serpentin, der untere aus Kalk. Es ist dies derselbe unbestimmbare paläozoische oder mesozoische Kalk, der bei Zermatt vorkommt und von dem wir heute schon ein Stück oberhalb des Findelensees gesehen haben.

Am Fuß der Wand angelangt, folgten wir der Moräne und dann dem sanft geneigten Thalhang. Hier ist schon alles Gneis: wir befinden uns in der That am Rande des kontinuierlichen Gneises. — Bald kamen wir hinaus in das tief eingeschnittene Saasthal. Ein wenig nördlich von uns sperren das Zungenende des von Westen kommenden Allalingletschers und seine Endmoräne das Saasthal ab und stauen den Saasbach an dieser Stelle zu dem hübschen Mattmarksee.

An diesen vorüber wanderten wir hinaus nach Saas, wo wir um 7 Uhr abends ankamen.

Gespenster.

Von

Martin Deutschländer.

Das Residenztheater entließ gegen zehn Uhr abends eine dichte Menge, die stiller als gewöhnlich dem Musentempel entströmte und in die schöne Mondnacht hinausdrängte. In dunkeln Massen traten die Paläste rings um den weiten Platz hervor, während drüben an der gegenüberliegenden Häuserreihe der Mondschein sein zauberhaftes Spiel trieb. Der Menschenknäuel, der sich an der Theaterfront hinwälzte, entwirrte sich schon an der nächsten Straßenecke und löste sich erst in Züge, dann in einzelne Gruppen auf, die teils streitend, teils in gedrückter Stimmung stumm dahinschreitend den Inhalt der modernen Tragödie erwogen, welche sie den ganzen Abend über in peinlicher Spannung erhalten hatte.

Es waren Ibsens „Gespenster" aufgeführt worden, und die Begierde nach dem Stück war um so größer gewesen, als man wußte, daß das Dazwischentreten einer hohen Dame die Aufführung lang verzögert hatte, bis ein entscheidender Wille dieselbe doch noch in letzter Stunde ermöglichte.

Zu den Bevorzugten, die sich Plätze für diese erste Aufführung errungen hatten, gehörten zwei junge Kavaliere, die nun Arm in Arm nach ihrem Hotel schlenderten, während sie zuweilen in eifrigem Streite stehen blieben, um sich ihre völlig entgegengesetzten Eindrücke auseinanderzusetzen.

„Das ist natürlich wieder Wasser auf deine Mühle, Hasso," sagte der Aeltere, dessen mächtige Gestalt den aufgeregten, lebhaft gestikulierenden Begleiter um Haupteslänge überragte. „Pflicht, Pietät, Tradition, Ehre, ererbte Rechte, das alles sind euch Modernen Gespenster. Wenn in diesem verdammten Stück ein Pastor das Weib eines anderen nicht bei sich behält, so ist das Gespensterfurcht eines Dummkopfs; wenn die Entlaufene zu ihrem Gatten zurückkehrt, dem sie am Altar Treue gelobt, so handelt sie aus Gespensterfurcht. Daß die arme Mutter dem Kinde das Andenken an den Vater nicht trüben will, ist Gespensterfurcht; wenn ein Bruder seine Halbschwester nicht heiratet, so ist das Gespensterfurcht; wenn die Mutter es nicht über sich bringt, ihr dem Blödsinn entgegenreifendes Kind zu vergiften, so ist auch das Gespensterfurcht."

„So ist's, mein lieber Botho," erwiderte der Kleine lebhaft. „Hätte diese ganz rationell angelegte Frau Alving ihren gespenstergläubigen Pastor herumgebracht, statt daß er sie zur Umkehr bewegte, die schauerliche Tragödie wäre ein höchst befriedigendes bürgerliches Schauspiel geworden. Die Frau hätte kein elendes Leben an der Seite eines verlorenen Wüstlings geführt, hätte kein unheilbares Siechtum auf ihren Sohn vererbt, hätte nicht nötig gehabt, ihn über den Charakter seines Vaters zu täuschen und ihr beiderseitiges Verhältnis auf eine Lüge zu stellen, und sie wäre gar nicht bis zu der Frage gelangt, ob eine Mutter unter Umständen das Leben zurücknehmen dürfe, das sie ihren Kindern geschenkt hat? Aber alle Tragödien stammen daher, daß der Gespensterglaube die einen so verwirrt, daß sie nicht wissen, was sie wollen, die andern so lähmt, daß sie nicht **wollen**, was sie wissen."

Während dieser mit hastigen Worten gesprochenen Verteidigung waren die beiden jungen Männer bereits unter der Thür des Gasthofs „Zu den vier Jahreszeiten" angekommen, wo der Portier mit ehrerbietiger Verneigung zur Seite trat, um den Weg zur Treppe freizugeben. „Setzen wir uns in den Salon," sagte der Aeltere, „der Kellner kann uns auch dort servieren. Es wohnt ja außer uns und dem Herzog niemand im ersten Stock, der einen Anspruch auf den Balkon hätte, und ich möchte die herrliche Mondnacht so lange als möglich genießen."

„Einverstanden," erwiderte Hasso, „eine Zigarre ist mir jetzt ohnehin lieber als alles andere, und der Herzog wird ohne Zweifel längst zur Ruhe sein."

Damit traten die jungen Leute in den Prachtsaal des Hotels, dessen blanker Parkettboden die Lichter eines schweren Kronleuchters widerspiegelte, während durch die geöffnete Balkonthür eine angenehme Abendkühle eindrang. Graf Hasso zündete sich eine Zigarre an, während der ältere Baron Botho dem Kellner schellte. Der dienstbare Geist erschien, aber er erwiderte auf des Freiherrn Befehl, Sekt kaltzustellen und die Speisekarte zu bringen, mit höflicher Entschiedenheit, daß er hier nicht servieren dürfe.

„Hier bin ich und hier bleibe ich," sagte der junge Graf ärgerlich. „Ich verzichte also auf Ihren Heidsick. Ist Ihr Schade. Uebrigens wollen wir das doch erst sehen. Schicken Sie mir einmal den Oberkellner!"

Während der Aufwärter mit verlegener Miene diesen Befehl anhörte, erschien unter der Balkonthür plötzlich die hohe Gestalt eines alten Herrn, dessen dunkle, stechende Augen ruhig die beiden Eindringlinge musterte; als er aber in wohlbekannte Gesichter sah, nahmen seine

Züge rasch einen freundlichen Ausdruck an. „Thun Sie den Herren den Willen, Jean!“ sagte er dann, „und bringen Sie gleich zwei Flaschen. Ich bin auch von der Partie, wenn es Ihnen nicht zuwider ist. Aber, Jean, das Selterwasser nicht vergessen! Mit so jungen Zechbrüdern kann ich nicht mehr Schritt halten!“

Die beiden jungen Leute waren aufgesprungen. Graf Hasso hatte seine Zigarre weggelegt und Botho begann sich zu entschuldigen.

„Ich habe nicht mehr Recht an diesen Balkon als Sie,“ erwiderte der alte Herzog ruhig. „Bitte, setzen Sie sich zu mir. Sie thun ein gutes Werk, wenn Sie einem kranken Mann den Abend verkürzen helfen. Ich will nur gestehen, daß ich einen Teil Ihrer Unterhaltung auf der Straße belauscht habe. Sie waren so eifrig, daß mir kein Wort entging. Ich habe erst gestern Ibsens Stück gelesen, da ich bei meiner schlechten Gesundheit das Theater nicht mehr besuchen kann, und bin neugierig, wie Ihnen die Aufführung gefiel?“ Während die jungen Leute die Leistungen der Schauspieler rühmten und namentlich dem Darsteller des unglücklichen Helden alle Gerechtigkeit [illegible] ließen, setzte der Kellner rasch [illegible] Flaschen auf den Tisch, und [illegible] Gesellschaft ließ sich zum Abendessen nieder. Der bleiche, hohe Herr mit den welken, tiefgefurchten Zügen schenkte selbst seinen jungen Genossen ein, indem seine ernsten Blicke prüfend zwischen dem dunkeln, leidenschaftlich aussehenden Grafen Hasso und dem blonden, biedern Freiherrn Botho hin und her gingen. Nachdem man mit den Gläsern angeklungen hatte, war bald ein gemütliches Plaudern im Gang, bei dem der nervöse Verteidiger Ibsens hastig ein Glas nach dem andern hinabstürzte.

„Ja, ja, so sind sie, diese modernen Pessimisten,“ scherzte der kranke Fürst, der die Eßlust seines Nachbars beneidete. „Es ist ihnen im Grunde nicht ernst mit ihrer Weltverachtung, sie finden nur, der Braten schmeckt besser, wenn etwas Hautgout an die Verweslichkeit alles Fleisches erinnert, zumal wenn man ihn dann noch in eine satirische Pfeffersauce à la Schopenhauer taucht.“

„Pardon, Hoheit!“ erwiderte Graf Hasso, „dieses ewige Sicherinnern an die Verweslichkeit rechne ich gleichfalls unter die Gespenster, die mir nur den lichten Tag verdunkeln würden, wenn ich sie mir nicht vom Leibe hielte.“

„Wenn ich vorhin richtig verstand, mein lieber Graf,“ erwiderte der Herzog, „so scheint mir, daß Sie den Titel des Ibsenschen Stücks mißdeuten. Wie ich den Dichter verstehe, meint er mit den Gespenstern nur das Fortwirken der bösen Thaten eines Gestorbenen, der gleichsam noch umgeht in dem Unheil, das er gestiftet hat, und so selbst im Grabe nicht zur Ruhe kommen kann. Daß der Dichter aber alle verlebten Ansichten und Vorurteile als Gespenster bezeichnen wolle, ist mir beim Lesen nicht eingefallen.“

„Nun, dann bezeichne ich sie so,“ sagte der junge Graf nicht ohne Selbstgefälligkeit, indem er die Lippen mit der Serviette abwischte und den leeren Teller zurückschob. „Ist es nicht gespenstisch, wenn ein veralteter Aberglaube die Lebenden so schreckt, daß zahllose schlechtassortierte Ehepaare sich pflichtmäßig das Leben verbittern, während sie, jedes für sich oder anders assortiert, vollkommen glücklich sein könnten? Das nenne ich das Gespenst des mittelalterlichen Ehesakramentes. Oder ist es nicht Gespensterglaube, wenn Kinder sich heute noch ihr Leben von eigensinnigen Eltern verpfuschen lassen, weil in der Patriarchenzeit die ganze Weltordnung auf dem Familiengehorsam beruhte? Ist es nicht Gespensterfurcht, wenn ich mein wirkliches Glück und die Befriedigung meiner höchst lebendigen Bedürfnisse einer toten Ordnung oder Ueberlieferung aufopfern soll? Es mag ja sein, daß es für die Durchschnittsmenschen auch Durchschnittsregeln geben muß; aber was für den Bauern Wohlthat sein mag, ist für den höher Organisierten Plage. Wozu bin ich Graf Hasso, wenn ich die gleichen Pflichten haben soll, wie die Herren Maier und Huber?“

„Ob es für die Grafen eine eigene Weltordnung gibt,“ erwiderte der Herzog spöttisch, „weiß ich nicht. Für die Herzöge habe ich keine besonderen Gesetze entdecken können. Mir ist es leider ergangen wie allen anderen armen Sündern.“

Der Ton des alten Herrn war plötzlich ernst geworden, und ein tiefer Schatten flog über sein von hundert Falten gekräuseltes bleiches Antlitz.

Aber der cholerische junge Mann bemerkte das in seinem Eifer nicht. „Weltordnung!“ rief er fast unehrerbietig aus. „Das alles sind Namen, Abstraktionen, ein leerer Schall. Diese Dinge existieren nur für die, die daran glauben, eben darum sind sie Gespenster; aber mein Lebenstrieb, der ist eine verteufelte Wirklichkeit.“

„Mein lieber Graf,“ erwiderte der alte Fürst, „so hat in der Jugend mancher von uns geredet. ‚Das ist ja nichts‘, sagten wir, bis schwerere Erfahrungen uns belehrten, daß dieses Nichts die stärkste aller Realitäten ist, obwohl wir sie nicht sehen, und sie überhaupt nicht der Sinnenwelt angehört. So sagt auch der Vogel, der gegen die Spiegelscheibe rennt, das ist ja nichts, er will hinaus in die Freiheit, er sieht kein Gitter und kein Hindernis. ‚Das ist ja nichts‘ — denkt er und flattert, und stößt mit dem Kopfe an das nichts, bis er matt und sterbend am Boden liegt. Das Nichts war doch stärker als all sein Flattern und all seine Anläufe. Sie heißen dieses Nichts ‚Gespenster‘; sehen Sie zu, daß die Kugeln, die Sie auf diese Gespenster abfeuern, nicht auf Sie zurückspringen und Sie eines Morgens an der Erde liegen, weil Sie auch meinten: ‚Das ist ja nichts!‘“

Der dunkeläugige Graf schwieg. Die Rede des Herzogs verdroß ihn. Da er aber nicht wagte, dem hohen Herrn zu widersprechen, füllte er sein Glas und trank es aus, indem er dann spöttisch sagte: „An diese Geister wenigstens, die im Sekte wohnen, glaube ich. Ich spüre ihre Wirkung.“

„Sie werden die Wirkungen jener unsichtbaren Mächte schon kennen lernen, junger Freund,“ sprach der alte Herr mit väterlichem Ernste, „hoffentlich nicht zu Ihrem Schaden. Dort, wo Sie knieen, da habe auch ich gekniet. Wie Sie lästern, habe auch ich gelästert. Aber der stolze Sigamber wird endlich mürbe. Sie sind ein zu kluger Mann, Graf Hasso, als daß Erfahrungen, die ein anderer gemacht, Ihnen gar nichts bedeuten sollten. Soll ich Ihnen erzählen, wie ich an die Gespenster glauben lernte?“

„Wird mir sehr interessant sein, Hoheit,“ erwiderte der dunkelhaarige junge Mann, indem er sich verbeugte.

„Aber zünden Sie sich eine Zigarre an,“ sagte lächelnd der Herzog. „Alte Leute sind redeselig, ich fürchte, meine Geschichte wird lang werden!“

„Uns sicher nicht zu lang, Hoheit!“ schaltete der behäbige Freiherr verbindlich ein, indem auch er von der gegebenen Erlaubnis, zu rauchen, Gebrauch machte.

„Es wundert Sie vielleicht, meine Herren,“ begann der Greis, „daß ich, der übelberufene Herzog Wilhelm, als Prediger des Gesetzes auftrete. Aber auch darum ergreife ich die Gelegenheit, Ihnen von mir zu sprechen, damit Sie lernen, daß der Herzog von Geroldstein nie der Unhold gewesen ist, den Uebertreibung und Skandalsucht aus ihm machen wollten. Jetzt sind diese Gerüchte ja zur Ruhe gekommen. — Ich hatte Gelegenheit, in den letzten zwanzig Jahren meinem Lande einige Dienste zu erweisen, die die Leute mit mir aussöhnten. Aber auch meine schweren und traurigen Verirrungen werden Ihnen in einem milderen Lichte erscheinen, wenn ich Ihnen erzähle, wie ich in dieselben geriet. Ich habe in denselben zu meinem Schaden die Realität jener sittlichen Weltordnung kennen gelernt, die unser Freund hier als ein in abergläubischen Köpfen spukendes Gespenst ansieht.“

Die beiden jungen Leute, die eine Beichte dieses durch Lebensalter und Rang so weit von ihnen geschiedenen Greises am wenigsten erwartet hatten, wechselten betroffene Blicke; aber nach allem, was sie von dem wilden Leben des Herzogs wußten, machten sie sich auf merkwürdige Enthüllungen gefaßt, und in Graf Hassos zwinkerndem Blicke las deutlich der Ausruf: „Das kann gut werden!“

„Ihre Weltanschauung, Graf Hasso,“ begann der alte Herr seine Erzählung, „war in meiner Jugend, dank der französischen Litteratur des vorigen Jahrhunderts, in unsern Kreisen die allgemeine. Mein Vater war ein alter Voltairianer, der mir auseinandersetzte, einen verstä[illegible] Egoismus, der sich klargemacht ha[illegible]

seine Interessen mit dem Gedeihen seiner Umgebung unauflöslich verbunden seien, halte er für den allein richtigen Lebensgrundsatz. Wo freilich mein Interesse mit denen der Nebenmenschen zusammenstoße, da gelte die Regel, daß jeder sich selbst der Nächste sei. Allgemeine Sittenregeln, einen unverbrüchlichen Ehrenkodex kannte er nicht. Das waren ihm ‚Phantome‘, wie man damals sagte. Aber er war ein liebenswürdiger Egoist, dem es Vergnügen machte, frohe Gesichter um sich zu sehen, und der es durch kleine Gefälligkeiten, feine Schmeichelei und rechtzeitig angebrachte Nachgiebigkeit, die ihn wenig kostete, dahin gebracht hatte, daß man ihn für viel gutmütiger hielt, als er war. Ich hatte mich möglichst nach seinem Muster gebildet, und als ich mit achtzehn Jahren nach Wien geschickt wurde, um am Hofe ritterliche Sitten und durch salbungsvolle Unterredungen mit dem alten Staatskanzler tiefe politische Weisheit mir anzueignen, da war ich völlig überzeugt, daß die Welt überhaupt nur die Bestimmung habe, dem jungen Herzoge Geroldstein und seinesgleichen als Tanzboden zu dienen, und daß die Menschen eigens dazu geschaffen seien, um ihm Vergnügen zu machen, nicht anders als seine Pferde und seine Hunde. Einen wesentlichen Unterschied zwischen den Tänzerinnen der großen Oper und den Hoffräulein der Burg erkannte ich nicht an, und von der Oper zum Marstall erschien mir der Abstand auch nicht erheblich größer, als der von meinen Pferden zu meinen Rüden. Da kam uns plötzlich der Februar des Jahres 48 über die Köpfe und weckte uns aus unserem Taumel. Wir standen da mit offenem Munde und aufgerissenen Augen. Wir sahen den Hof mit der Kanaille verhandeln, den gepriesenen Staatskanzler nach England flüchten, den Kaiser abdanken. Unsere Welt, die wir für eben so ewig und notwendig gehalten hatten wie Gottes Weltgebäude, lag in Scherben. Anfangs redeten wir viel von Kartätschen, Standrecht, Windischgrätz und andern angenehmen Dingen. Dann aber kam uns doch die Ahnung, daß, auch wenn die Revolution in ihrer brutalsten Form nur eine vorübergehende Entwickelungsform sein könne, die alten gesicherten Zustände für uns doch niemals wiederkehren würden. Ich kann nicht sagen, daß mir diese Erkenntnis damals ein anderes Gefühl erregt hätte, als das des Unmuts. Das Regiment, dem ich zugeteilt war, war nach Ungarn gezogen, und wir schlugen uns, nicht immer glücklich, mit Kossuth herum. Ich war gern im Felde und schonte mich nicht; aber innerlich war ich empört, daß auch der Krieg, so gut wie die Revolution, die Standesunterschiede auslösche. Daß ich der Erbe eines Herzogstitels sei, schienen die Leute ganz zu vergessen, wenn es sich um ihre eigene Haut handelte. Gerade als Rußland in Ungarn Ruhe schaffte und Radetzky die Italiener niedergeworfen hatte, wurde ich nach Hause gerufen. Meinen Vater hatte der Schlag gerührt, und als ich in der Residenz eintraf, fand ich nur noch seine Leiche. Nun war ich der regierende Herr.

Sie wissen, daß niemand mein damaliges Verhalten gelobt hat. An den meisten Höfen war infolge des Schreckens der Revolution die salbungsvolle Richtung oben aufgekommen. Die Pastorenweisheit der Hofprediger spielte auch bei uns jetzt eine große Rolle. Der alte Staatsminister, ein lederner Pedant, lag mir in den Ohren mit dem guten Beispiele, das von höchster Stelle gegeben werden müsse. Sie redeten von innerer Mission, von einem Bunde zwischen Thron und Altar, während ich an nichts anderes dachte, als daran, jeder Fessel und Rücksicht entbunden, nunmehr recht gründlich mein Leben zu genießen. Ich knüpfte ein Verhältnis mit einer Bürgerstochter an, eine Opernsängerin wurde daneben meine offizielle Geliebte, die Tänzerinnen waren ohnehin für mich engagiert, denn ihre Gehälter flossen ja aus meiner Zivilliste. Aber das wüste Treiben strafte sich rasch. Zunächst blieb zu meinem Aerger der bessere Teil des Adels, der auf sich hielt, meinen Festen fern, weil ich, um ein im Taumel gegebenes Versprechen auszulösen, einige meiner zweifelhaften Freundinnen auf den Hofball gebracht hatte. Als dann auch ältere Verwandte mir unverblümt die Wahrheit sagten und aus Petersburg und Berlin sehr unangenehme Briefe einliefen, da fand ich doch für geraten, etwas vorsichtiger aufzutreten. Ohnehin stumpft sich der Reiz eines solchen Lebens bald ab, und man wird der schlechten Gesellschaft überdrüssig. Im Grunde gibt es auch nichts Eintönigeres als solche Orgien; es sind immer wieder dieselben Szenen, und schließlich schämt man sich der eigenen Bestialität. In dieser Stimmung war es, daß ich das Verhältnis mit der Meyern anknüpfte, von dem Sie ja jedenfalls gehört haben. Bis dahin hatte sich die Ordnung, die ich verhöhnt, nur mit verdrießlichen Nadelstichen und beleidigenden Nasenstübern gerächt, diesesmal sollte sie mich mit Faustschlägen an die Erde strecken.

Das Bild liegt mir nah, denn das Verhältnis, das nachmals so viel Aergernis im Lande erregte und so schweres Unglück über mich und die Meinen herabzog, fing mit einer Ohrfeige an, der einzigen, die ich als Mann erhalten habe, obgleich ich deren viele verdiente. An unsereinen kommt das eben nur selten.

Ich ging eines Morgens im Schloßparke spazieren, als eine allein für sich wandelnde hochgewachsene weibliche Gestalt durch die Anmut ihrer Bewegungen meine Aufmerksamkeit erregte. Das Fräulein war in ein knapp anliegendes Sommergewand gekleidet, das ihren schlanken und doch üppigen Wuchs vorteilhaft heraushob. Ihren roten Shawl und Sonnenschirm trug sie am Arm, und der runde Strohhut vermochte das reiche schwarze Haar kaum zu bewältigen. Als ich meine Schritte beschleunigte, wendete sie ihr Gesicht herüber und ich sah ein fast südlich gefärbtes, klassisch geformtes Antlitz, das mir wohlbekannt schien. Dabei sah ich mich gestreift von einem gleichgültig blickenden dunklen Auge, das von langen schwarzen Wimpern beschattet war. Sofort erinnerte ich mich, wen ich vor mir habe. Es war die Meyern. Sie gehörte zu den Damen, die die Hofbälle mieden, seit sie einmal in einer Française eine hübsche Schauspielerin zum Gegenüber gehabt hatte. Der Hofmarschall hatte nicht aufgehört, ihre Tante und sie zu den Bällen einzuladen, die Damen hatten aber jedesmal gedankt.

Als sie jetzt die großen Augen unter breiten Lidern müde und teilnahmlos auf mich richtete, nahm ich höflich den Hut ab und trat ihr in den Weg: „Fräulein von Meyern, wenn ich nicht irre?“

Sie trat einen Schritt zurück, ihre wachsfarbenen Wangen wurden noch bleicher und einen Augenblick schien sie umwenden und flüchten zu wollen, dann aber richtete sie sich stolz auf, ihr dunkles Auge sprühte mich herausfordernd an und sie sagte: „Gewiß, Hoheit, so ist mein Name.“

„Ich glaube, daß ich Ursache habe, ein Mißverständnis zwischen Ihrer verehrten Frau Tante und mir zur Sprache zu bringen,“ sagte ich in bescheidenstem Tone, indem ich den Weg fortsetzte und sie so zwang, sich mir anzuschließen. Ich hatte rasch Feuer gefangen und schilderte ihr mit pathetischen Worten meine Verzweiflung darüber, daß die Damen alle meine Einladungen verschmähten. Ich that desgleichen, als ob mir alle Feste gleichgültig geworden seien, seit sie fehle, und ich redete mit solchem Eifer, daß es mir gelang, mich selbst zu rühren, und ich beinahe glaubte, was ich sagte. Bald sah ich auch, wie das bleiche Antlitz meiner Begleiterin ab und zu die Farbe wechselte, und der junge Busen sich vor Erregung hob. Aber sie beherrschte sich. Mit einem fast verächtlichen Seitenblicke sagte sie: „Hoheit hatten ja die Wahl zwischen Ihrem Adel und der Boheme. Für junge Herren ist die letztere gewiß viel unterhaltender, aber ich will nicht wieder in die Lage kommen, mit einer Komödiantin Kontertanz zu tanzen.“

„Ich war jung und unerfahren,“ seufzte ich. „Tragen Sie mir doch diese Kadettenstreiche nicht nach. Ich will die Liste aller Einladungen Ihnen jedesmal vorlegen, wenn Sie mir nur versprechen, dann auch wieder bei Hof zu erscheinen.“ Kurz, ich spielte den reuigen Sünder mit solchem Eifer, daß die spröde Schöne Frieden mit mir schloß. Zwar bekam ich jetzt erst recht die Leviten gelesen, aber sie lachte dabei und zeigte entzückend weiße Zähne, und indem sie mir die einzelnen Nummern meiner schlechten Gesellschaft spottend vorhielt, blitzten ihre großen schwarzen Augen, und indem sie mir Gewissensfragen vorlegte, neigte sich ihr verführerisches Antlitz mir oft so nah entgegen, daß ich mich versucht fühlte, meinen Arm um die vollen Schultern zu schlingen und diese blühen-

den Lippen zu küssen. So kamen wir an die Thür, die aus dem öffentlichen Schloßpark in den privaten Fürstengarten führt. Ich zog den kleinen Schlüssel aus der Tasche und öffnete sie. „Sie kennen die neuen Anlagen noch nicht," sagte ich mit meinem biedersten Gesichte und lud sie ein, mir zu folgen.

„Nein," gab sie zur Antwort. „Das sind auch solche Zigeunersitten. Hoheit sind Garçon und dürfen keine junge Dame empfangen."

„Bitte, bitte," sagte ich schmeichelnd. Sie wurde rot und lachte verlegen. Das machte mich dreister. Ich faßte sie um die Hüfte und wollte sie an mich ziehen. Sie aber entwand sich, und als ich meinen Versuch erneuerte, trat sie zurück, ein flammender Blick traf mich aus den dunkeln Augen, und im nächsten Augenblick fühlte ich einen Schlag auf der Wange, als ob mich ein Feldwebel geohrfeigt hätte. „Unverschämter," tönte es noch in meinen Ohren, während ich sah, wie sie in höchster Eile nach einem Seitenwege flüchtete. Im gleichen Augenblicke hörte ich Stimmen in dem benachbarten Baumgang, so daß ich so schnell als möglich durch mein Pförtchen mich in meinen Garten rettete und rasch hinter mir abschloß. Da stand ich nun wie ein gezüchtigter Knabe. Ich wagte nicht einmal nach meinem Zimmer zu gehen, denn meine Wange glühte und ich mußte fürchten, die Leute würden alle fünf Finger meiner Spröden in meinem Angesichte lesen. So wartete ich mit zitternden Knieen und sagte fortwährend: „Wohlverdient, wohlverdient."

Das Schlimmste war aber, daß auf den Abend Hofball angesagt war, den ich nicht mehr abbestellen konnte. Mir bangte vor meinen eigenen Gästen, denn mir war, als ob jeder mir ansehen müsse, daß seine Hoheit heute schon sei geohrfeigt worden. Zwar sagte mir mein Spiegel, daß außer einer kleinen Röte auf meiner linken Wange keine Spur der Züchtigung mehr zu sehen sei, aber das Brennen der Haut dauerte fort, weil ich fortwährend an meine beschämende Erfahrung dachte. Als die Stunde des Balls gekommen war, wuchs das Spannen auf der geschlagenen Seite, und als ich mich kalt gewaschen, sah ich deutlich weiße Streifen in meinem Antlitz, die mich schmerzten wie ein Brandmal. Da ließ ich mir eine Flasche Champagner kommen, und indem ich ein paar Gläser hinabstürzte, wurde ich die fatale Empfindung los.

Der Ball nahm in der gewohnten Weise seinen Anfang. Ich trat hinaus in den Marmorsaal, wo die Gäste sich rings an den Wänden aufgestellt hatten und ich die Einzelnen anreden mußte. Die ersten Gruppen erledigte ich mit den üblichen höflichen Reden. Plötzlich aber wollte alle Fassung mich verlassen, denn jetzt erst gewahrte ich die alte Meyern und neben ihr ihre Nichte, die mich am Morgen so exemplarisch abgestraft hatte. Sie hatte die Augen niedergeschlagen. Man konnte nicht mädchenhaft schüchterner aussehen als sie, und doch glühte auch in ihr eine versteckte Erregung, die sie nur um so schöner machte. Zum Glück standen noch drei bis vier Personen zwischen uns, und indem ich die herkömmlichen Fadheiten hersagte, hatte ich Zeit, mich zu sammeln. Zuerst sprach ich der Alten meine Freude aus, daß sie auch wieder einmal bei Hof erscheine, und fragte dann die junge Amazone in verbindlichem Tone, ob ihr ihre Morgenpromenade gut bekommen sei? Ich sah, wie ihr das Blut in die dunkeln Wangen schoß, dann aber blickte sie mich mit einem reizenden Lächeln schalkhaft von der Seite an und erwiderte: „Ich hoffe, sie war nicht ohne Nutzen."

Da fingen mir die Kniee aufs neue an zu zittern, und als ich in den gegenüberhängenden Spiegel schaute, sah ich deutlich drei weiße Streifen auf meiner linken Wange. Dennoch führte ich meine Aufgabe leidlich zu Ende und trat dann mit irgend einer alten Dame an die Spitze der Polonaise. Bald kam doch auch ich besser in Gang. Musik und Champagner vertrieben mir die Grillen. Ich tanzte eifrig, und als nach der Pause und dem opulenten Diner alles einen stürmischen Charakter annahm, forderte ich auch die Meyern zum Walzen auf. „Schließen wir Frieden," flüsterte ich ihr zu. Sie schaute mir voll und gerade in die Augen, indem sie unmerklich mit dem schönen Haupte nickte. Nie hatte ich sie so schön gesehen. Ihre sonst bronzefarbenen Wangen waren vom Tanze gerötet. Ihre schlanke elastische Gestalt lag mir weich in den Armen — so schwebten wir über den glatten Boden des Saals und vergaßen uns und alles andere. „Haben Sie mir vergeben?" fragte ich leise. Ein herzliches „Ja" kam zu mir zurück. Nur zu bald war der Tanz zu Ende. Nun warf ich mich dem Vergnügen erst voll in die Arme. Die Schranken waren gefallen. Auch die Damen schienen vergessen zu haben, daß sie gekommen seien, um sich musterhaft zu benehmen. Sie wußten ja, daß dieser unermüdliche Tänzer voll toller Einfälle ihr würdiger Landesherr sei und der Ton, der von ihm ausging, schien bald die ganze Gesellschaft zu ergreifen. Das Orchester verwandelte sich in eine wahre Zigeunerkapelle. Immer feuriger wurden die Blicke der Weiber, immer kecker die Reden ihrer Tänzer. Zwischen den einzelnen Touren wurde Wein angeboten und die Paare zerstreuten sich in die zahlreichen anstoßenden Säle. Wieder hatte ich mit der Meyern getanzt und folgte nur dem Beispiel der andern, wenn ich meine Tänzerin aus dem heißen Ballsaal in die kühle Galerie führte. Von dort trat ich mit ihr auf die Veranda hinaus. Da plötzlich fühlte ich ein paar weiche Arme an meinem Halse hängen, zwei glühende Lippen preßten sich auf meine linke Wange und das holde Weib flüsterte: „Verzeihe, du Lieber, verzeihe. Ich wußte nicht, was ich that." Ich muß bekennen, daß ich in diesem Augenblicke fast ängstlich umschaute. Sie aber drängte sich nur enger an mich und flüsterte: „Was gehen mich die andern an, wenn du mir nur vergeben willst." Davon überzeugte ich sie denn gern und mit großem Eifer. Schließlich mußten wir doch wieder zu der Gesellschaft zurück. Aber unter glühenden Küssen flüsterte sie mir zu: „Morgen um elf Uhr bin ich wieder an der Gartenthür und ich will gewiß nicht wieder schlagen, wenn du mich hereinlässest." Ich war selig. Um der Leute willen durfte ich diesen Abend nicht mehr mit ihr tanzen. Aber in den Touren des Kotillons berührten sich häufig unsere Hände, und Wonne durchschauerte mich, wenn sie mir rasch die meine drückte oder im Vorbeigleiten zuflüsterte: „Du Süßer". Als dann endlich die Zeit gekommen war, daß ich mich zurückziehen mußte, schieden wir mit einer förmlichen Verbeugung, aber ich saß noch lange in meinem Schlafkabinett und hörte auf das Rollen der Wagen.

Am folgenden Morgen trafen wir uns an der verabredeten Stelle, und meine Schöne huschte durch das Thürchen in den verschwiegenen Garten, von wo ich sie zwischen der dichten Buchshecke hinter die wohlgeschlossenen Jalousieen der Eremitage zog. Aber von meinen kühnen Hoffnungen ging keine in Erfüllung. Sie hielt mich in respektvoller Entfernung und erklärte, daß sie sich gestern aus Aufregung über das, was sie am Morgen gethan, zu weit habe hinreißen lassen. Ich wurde dringender, aber ich erreichte nichts. Eben aber durch ihre Sprödigkeit steigerte sie mein Verlangen zur Leidenschaft. Ich erbot mich, sie zu heiraten, wenn sie nur die Meine werden wolle. Gut bürgerlich verwies sie mich an ihre Tante, bei der ich nun im geheimen einen formellen Besuch machte, um um die Nichte anzuhalten. Das Raubvogelgesicht der alten Hexe gefiel mir schon damals nicht. Nachher sah ich ein, mit welch gefährlicher Intriguantin ich es zu thun hatte und wie sowohl das Entgegenkommen wie das Zurückweichen meiner Angebeteten von der Alten beeinflußt war, die sich in den Kopf gesetzt hatte, ihre Nichte zur Herzogin zu machen. Die alte Diplomatin war aber so klug, sich anfänglich durchaus ablehnend zu verhalten. Bei dem ganzen Verhältnis könne nichts herauskommen als Unglück und Schande für ihre geliebte Sophie, sagte sie. Als ich aber immer leidenschaftlicher in sie drang, ließ sie sich schließlich doch herbei, Bedingungen zu stellen. Ich solle Sophie zur Gräfin von Landsberg erheben und mit ihr eine morganatische Ehe abschließen, dann wolle sie ihre Bedenken fahren lassen. In dem Liebestaumel, in dem ich mich befand, gab ich meine Einwilligung, und Sophie belohnte mich, ohne sich zu vergessen, mit zurückhaltender Zärtlichkeit. Aber die Formalitäten der Standeserhöhung erledigten sich nicht so schnell als unser erhitztes Blut begehrte. Der alte Staatsminister weigerte sich rund und bündig, zu einer solchen Mißehe seine Unterstützung zu leihen. Das herzogliche Haus stehe nur auf wenigen Augen, sagte er. Ich sei verpflichtet, eine ebenbürtige Ehe zu schließen, um den Bestand desselben aufrecht zu erhalten. Aus

diesem Grunde könne er in die Standeserhöhung der Meyern nicht willigen. Gern hätte ich den alten Pedanten entlassen, aber das hätte Aufsehen gemacht. Er hatte im Lande eine große Partei für sich und war der Vertrauensmann der für uns wichtigsten Höfe. Die alte Meyern selbst bestand darauf, daß jeder Skandal vermieden werde. Um die beiden Frauen zu beruhigen, schlug ich also vor, ich wolle am Wiener Hofe die Ernennung meiner Geliebten zur Reichsgräfin erwirken. Sei diese erfolgt, so werde niemand mehr mich von einer Verbindung mit ihr abhalten können. Nur zu der Standeserhöhung, nicht zu der Eheschließung bedürfe ich der Gegenzeichnung meines Ministers. Die Briefe an die hohen Personen in Wien stellte ich in Gemeinsamkeit mit den Frauen fest, und die Meyern konnte nun an dem Ernste meiner Absichten nicht mehr zweifeln. Wir waren jung, wir sahen uns täglich in der Eremitage des geschlossenen Gartens und bald fühlten wir, daß wir nicht mehr verzichten könnten. Die Antworten aus Wien lauteten anfänglich günstig, dann trat ein Stocken ein. So kam es denn, wie es kommen mußte. Ich warf das Wort „Gewissensehe" hin, das der Teufel erfunden hat. — Unser heißes Temperament that das übrige. Noch ehe die Antwort aus Wien eingetroffen war, fühlte meine Geliebte sich Mutter. Nun beschloß ich selbst nach Wien zu reisen. Der Abschied von dem armen Mädchen war herzbrechend. Aber in mir arbeitete bereits der Zweifel, ob das Ziel, das ich erreichen wolle, denn all dieser lästigen Aufregungen wert sei. Ich hatte meine Lust gebüßt, und je weiter ich mich von der armen Betrogenen entfernte, um so verdrossener wurde meine Stimmung. Ich war schon innerlich halb abtrünnig, als ich in Wien ankam. Dort aber sah ich mich überflutet von Abmahnungen, Warnungen, Vorwürfen. Soeben erst habe sich der Abgrund der Revolution geschlossen, sagte man mir, und nun wolle ich, statt meiner Bevölkerung mit gutem Beispiel voranzuleuchten, das Aergernis einer skandalösen Mätressenregierung geben. Man hatte genaue Rechnung geführt über mein Verhalten, und die damals allmächtige Erzherzogin hielt mir alle meine Sünden in einer Weise vor, als ob die Hofburg jederzeit das reine Nonnenkloster gewesen wäre. Die Abweisung war so bündig wie nur möglich. Mit einem Fluche auf den Lippen setzte ich mich in meinen Wagen und reiste nach Hause zurück. Der Meyern konnte ich bei ihrer Verfassung nur schonend die Wahrheit beibringen, aber die Exaltation und Leidenschaftlichkeit, mit der sie meinen Bericht aufnahm, die Vorwürfe, mit denen sie mich überhäufte, löschten den letzten Funken von Liebe bei mir aus. Dennoch wollte ich ihr Wort halten. Aber der Grund meiner Reise nach Wien und mein völliger Mißerfolg waren der Residenz ebensowenig verborgen geblieben wie der Zustand Sophiens. Ueberall traf ich auf Widerstand. Man wollte mir nur die Wahl lassen, der Regierung zu entsagen oder dieser Verbindung mit einer Gefallenen. Der Streit war bereits zu ihrem Nachteil entschieden, als sie einen Knaben gebar, der unter tausend Thränen auf meinen Namen und den Namen der Mutter getauft ward. Sobald sie völlig wiederhergestellt schien, mußte ich ihr eröffnen, daß ich nicht imstande sei, mein Wort einzulösen. Wortlos starrte sie mich an. Ich redete und redete, ohne daß sie mir irgend eine Antwort gab. Endlich brach sie ohnmächtig auf ihrem Stuhle zusammen. Daß sie wochenlang zwischen Tod und Leben lag, erschien mir, so sehr war ich gesunken, fast als eine Wohlthat für mich, denn nun konnte ich mich in der Stille zurückziehen. Als sie zum erstenmal wieder ihr Krankenlager verlassen durfte, stand bereits in allen Zeitungen meine Verlobung mit Prinzessin Anna zu lesen.

Ich hatte anfangs wenig Lust gehabt, mich auf das von den Verwandten vorgeschlagene Ehebündnis einzulassen; natürlich hatte ich das Bedürfnis, wenigstens eine Weile den trauernden Damon zu spielen, den eine höhere Macht von der Geliebten seines Herzens geschieden. Aber die Vorteile einer so glänzenden Verbindung lagen klar zu Tag und als ich mich nur einmal zu einem Besuche an dem befreundeten Hofe hatte bestimmen lassen, that die Anmut der Prinzessin das übrige. Ein eben aufgeblühtes, süßes Veilchen war die blonde Königstochter in ihrer kindlichen Unschuld so ganz anders als all die Weiber, mit denen ich bis dahin mein Leben vergeudet hatte. Sie kam mir zutraulich, wie eine Verwandte, entgegen und bald fand ich an den harmlosen Gesprächen mit dem süßen Kinde, das nie ein unreiner Hauch berührt hatte, ein Gefallen wie an keinem meiner früheren leidenschaftlichen Verhältnisse. Sie weihte mich in ihre Studien ein, sie musizierte mit mir, sie zeigte mir ihre Lieblingsplätze im Park und führte mir ihre Lieblingstiere vor. Das alles war mir nach dem rohen und wüsten Treiben, das hinter mir lag, so neu, es fiel mir wie eine Bußpredigt auf mein bedrücktes Gewissen, so daß ich bald meiner selbst nicht mehr Herr war. Ich wollte mich losreißen, aber ich wollte ihr zuvor noch sagen, daß ich mich ihrer nicht würdig fühle. Auf einem Spaziergange im Park begann ich, aber aus der Sündenbeichte wurde bald eine Liebeserklärung und nach der Rückkehr von unserem Spaziergang hielt ich förmlich um die Hand der Prinzessin an. In meine Residenz heimgekehrt, nahm ich die Gratulationen zu meiner Verlobung befangen genug und innerlich gedemütigt entgegen. Aber die Leute freuten sich wirklich, sie waren dienstwilliger und froher als früher. Der Adel stellte sich so eifrig bei Hof ein wie nie. Man erwartete eben, die neue Fürstin werde nunmehr Ordnung schaffen und die seitherige wilde Wirtschaft sei mit dieser Verlobung für alle Zeiten zu Ende. Von der Meyern redete niemand und ich wagte weder nach ihr, noch nach meinem Sohne zu fragen. Sie werden sich schon melden, dachte ich. Aber, sei es, daß die Meyern sich noch zu schwach fühlte, um den Kampf aufzunehmen, sei es, daß sie rechnete, nach meiner Verheiratung mehr Chancen zu haben — die ganze Zeit meiner Verlobung blieb alles still. Die Hochzeit fand statt und meine junge Frau wurde mit großer Herzlichkeit bei ihrem Einzuge im Lande empfangen. Auch ich empfand zum erstenmal mit einer gewissen Befriedigung, daß es doch angenehmer sei, einer zutraulichen Freundlichkeit der Bevölkerung als einer noch so devoten und allerunterthänigsten Verachtung gegenüberzustehen. Zu meiner eigenen Verwunderung wurde mir klar, daß mein eisiger Hochmut im letzten Grunde nur ein Teil meines bösen Gewissens gewesen war. Wie froh war ich, daß ich dieses Panzers nun nicht mehr bedurfte. Die nächsten Wochen verlebten wir dann auf dem Waldschlosse Landsberg in stiller Zurückgezogenheit. Ich war glücklich mit meinem engelhaften jungen Weibe wie ich nie zuvor gewesen und hatte dabei das Bewußtsein, völlig unwürdig zu einem solch reinen Glücke noch gelangt zu sein. Als der Herbst die Blätter bei der Waldburg zu färben begann, kehrten wir dann nach der Residenz zurück. Der Schloßpark lag im hellen Glanze eines schönen Septembertags unter unsern Fenstern. Der geschorene Rasen leuchtete so saftig wie an dem schönsten Maitag und der Himmel war dunkelblau wie in Italien. Meine Frau wünschte noch einen Gang unter den schönen Bäumen zu machen. So verließen wir das Schloß und Anna war voll Entzücken, diese herrliche Anlage so unmittelbar unter ihren Fenstern zu haben. „Ach, wir haben es so gut", sagte sie mit Thränen in den Augen, „während so viele Menschen ein so trauriges Leben führen." Ich antwortete ihr eben mit dem Ausdrucke meines guten Vorsatzes, daß es unsere Aufgabe sein solle, so vielen zu helfen, als in unseren Kräften stehe, als mir das Wort mitten in meiner erbaulichen Rede versagte. Aus dem nächsten Seitenwege trat die Meyern. Ihre Gestalt war noch schöner und voller geworden in dem Jahre seit ich sie nicht gesehen, aber ihr Antlitz war steinern, von tiefem Grame gefurcht und ihre dunkeln Augen sahen mit einem Blicke stillen Vorwurfs in die meinen. Neben ihr stand eine in ihre Landestracht gekleidete Bäuerin, meinen Knaben auf dem Arme. „Welch' schönes Kind!" sagte Anna und wollte auf die beiden Frauen zutreten. Nur mit Mühe vermochte ich sie durch ein scharfes „Nein" mit mir weiter zu ziehen, während die Meyern mir einen Blick voll Trauer und Verachtung nachschickte. „Warum sollte ich die Leute nicht anreden," fragte Anna verwundert, als wir die Gruppe hinter uns hatten; „ich habe das in Landsberg doch so oft gethan."

„Hier geht das nicht," sagte ich, „sie würde dir bald lästig werden. Es ist eine Bettlerin."

„Aber du sagtest doch gerade, wir wollten den Leuten helfen, so viel wir könnten," erwiderte Anna gekränkt. Es

war das erste Mal, daß ich in so herrischem Tone zu ihr geredet hatte.

„Ihr ist nicht zu helfen, sie ist schlecht!“ erwiderte ich hart.

„Das arme Kind, es ist so hübsch,“ sagte sie und nur meine schroffe Erklärung, daß die Geschichte dieser Person sich nicht für weibliche Ohren eigne, machten ihren Fragen ein Ende, die mich peinigten. Aber Anna blieb stumm und schien darüber nachzudenken, warum sie, obwohl Frau und demnächst Mutter, dennoch nicht solle wissen dürfen, warum sie mit jenem Weibe nicht reden dürfe. In mir aber kochte die Wut über die Schamlose, die mit ihrem Kinde mein Haus belagerte und sich offenbar absichtlich gleich am Tage meiner Ankunft eingestellt hatte, um einen Skandal herbeizuführen. Als am andern Tage mein Staatsminister mit seinem Vortrage zu Ende war, sagte ich ihm in einem Tone, als ob er etwas versäumt habe, ich hätte gestern mit Mißfallen bemerkt, daß die Meyern sich noch immer in der Residenz aufhalte.

„Sie hat dieselbe nie verlassen, Hoheit,“ erwiderte der Staatsminister trocken. „Sie wohnt noch immer in dem Eckhaus da drüben, das sie vor zwei Jahren bezog.“

Ich fühlte den Stich, denn ich selbst hatte sie damals dort eingemietet, um ihr möglichst nahe zu sein.

„Sie werden aber einsehen, daß das nicht geht,“ erwiderte ich schroff. „Sie haben zu sorgen, daß sie die Residenz verläßt.“

„Erzwingen kann ich das nicht“, erwiderte der alte Mann. „Sie ist hier geboren und niemand kann aus seiner Heimatgemeinde ausgewiesen werden.“

Ich wollte das nicht gelten lassen; er aber blieb dabei, mein Verlangen sei mit den Gesetzen unverträglich. Dagegen versprach er, er wolle auf gütlichem Wege versuchen, sie zum Wegzuge zu bestimmen. Als er das nächste Mal zum Vortrag erschien, sah ich gleich, daß er nichts Gutes zu berichten habe. Er war ernster als sonst und eine unterdrückte Aufregung zitterte in der Stimme des alten Mannes, während er seine Anträge mir unterbreitete. Ich unterschrieb, was er wollte und fragte schließlich: „Was haben Sie bei der Meyern ausgerichtet?“

Aber der Minister schüttelte traurig das weiße Haupt. Sie beharre auf ihrem Rechte, zu wohnen, wo es ihr gefalle, berichtete er, und sich zu ergehen, wo sich andere Leute ergehen. Hätte ich als Vater mich um mein Kind gekümmert, habe sie erklärt, so würde sie nicht nötig gehabt haben, mich an dasselbe zu erinnern. Daß ich desgleichen thue, als ob ihr Sohn gar keine Ansprüche an mich habe, das habe sie veranlaßt, meiner Gemahlin mit ihrem Kinde unter die Augen zu treten. „Ich fragte sie darauf,“ fuhr der alte Mann bekümmert fort, „was sie für ihren Knaben begehre? Von Geld oder Nobilitierung wollte sie aber gar nichts wissen. Sie verlangt, daß Ew. Hoheit mindestens einmal in der Woche das Kind besuche, es

vor der Welt als Sohn anerkenne und ihr selbst dadurch eine gewisse Deckung gewähre gegen die Verachtung ihrer Standesgenossen.“

„Wie kann ich den Verkehr mit ihr wieder aufnehmen“, rief ich aus. „Ich würde mich ja dem Verdachte aussetzen, daß wir unsere alten Beziehungen fortsetzen. Was würden die Eltern meiner Frau, was würde der Hof dazu sagen.“

„Das alles stellte ich ihr vor,“ sagte der Minister. „Aber sie ist verbittert und die alte Meyern schürt und hetzt an ihr. Ich sehe nur ein Mittel, den Stachel aus der Wunde zu nehmen.“

„Und das wäre?“

„Wenn Ihre Hoheit die Frau Herzogin persönlich mit ihr Rücksprache nehmen wollte, ihr ihre Teilnahme versicherte und verspräche, das Kind nicht zu verlassen.“

„Das wird nie geschehen“, brauste ich auf. „Nicht der Rocksaum der Herzogin soll diese freche Dirne streifen.“

„Dirne?“ wiederholte der alte Mann leise und schaute mich traurig an. Ich aber ließ ihn stehen und schlug die Thür hinter mir zu.

Hätte das unselige Weib mich demütig um Fürsorge für ihr Kind angegangen, ich hätte gethan, was ich konnte. Aber diese Art mich zwingen zu wollen, erfüllte mich mit wildem Haß. Hassen wir doch immer die am grimmigsten, denen wir das unleugbarste Unrecht gethan haben. Aber eben mein Unrecht war auch die Stelle, an der ich verwundbar war. Ich sollte erfahren, daß die Gespenster unserer Thaten uns den Atem einschnüren können wie kein lebender Feind es vermöchte. Als ich am Abend, meine Gattin am Arme, aus dem Park zurückkehrte, sah ich von weitem wiederum die Meyern und die Kinderfrau mit meinem Knaben auf dem Arme. Diesmal zuckte ich vor Entrüstung und bog auffällig in einen anderen Weg ein, um das Schloß von der Rückseite her zu betreten.

„Warum weichst du den Leuten aus?“ fragte mich Anna. „Sie werden uns ja nicht auf offener Straße anbetteln.“

„Wer weiß!“ erwiderte ich. „Diese ist zu allem fähig.“

„Wer ist denn ihr Mann?“ fragte meine Frau in ihrer Unschuld weiter.

„Das ist's ja, daß sie keinen hat und darum wäre es unpassend, wenn du öffentlich mit ihr reden wolltest.“

„Das arme Kind!“ seufzte Anna. „Warum man nur die Männer nicht bestraft, die die Mädchen so unglücklich machen?“

Von diesem Augenblicke an hatte ich keine ruhige Stunde mehr. Der Arzt verlangte, daß meine Frau, bis ihr Stündlein komme, täglich an der Herbstsonne sich ergehe und ich wagte nicht, sie allein gehen zu lassen, damit die Meyern ihr nicht eine Szene mache. Ich beredete Anna deshalb, in dem abgeschlossenen Fürstengarten mit mir sich zu ergehen, indem ich vorgab, das ununterbrochene Grüßen der Vorübergehenden sei mir lästig. In meinem

eigenen Schlosse war ich ein Gefangener belagert von der Rache eines rabiat[en] Weibes. Dazu, welche Erinnerungen dräng[ten] sich in diesem Garten mir auf, wo di[e] Gespenster meiner toten Vergangenheit um[-]gingen, wo jetzt zwischen den kahlen Bü[-]schen die Eremitage nüchtern und gra[u] dastand, ein düsterer Bau, mir ein trau[-]riges Denkmal meiner Schuld. Selbst das Laub, das langsam an den Bäumen herab[-]gleitete, schien mir sündenschwer und ich erschrak über das Rauschen der Blätter unter unseren Füßen. Es war klar, da[ß] das nicht so fortgehen könne, und ich wollt[e] nur abwarten, bis Anna ihre Wochenstub[e] bezogen habe und dauernd an das Haus gefesselt sein würde, um die Meyern auf[-]zusuchen und sie um jeden Preis, den sie verlange, zu bestimmen, ihre Belagerung aufzugeben. Selbst regelmäßige Zusammen[-]künfte wollte ich ihr lieber bewilligen, als diesen Skandal noch länger erdulden, der ohne Zweifel bereits Gegenstand der Aufmerksamkeit der Residenz geworden war. Ob diese Begegnung nicht zu einer Er[-]neuerung meines Verhältnisses mit dem verführerisch schönen Weibe geführt hätte, weiß ich nicht. Ich fürchte fast, daß hinter meinem heroischen Entschlusse bereits ein halbes Verlangen nach den lang entbehr[-]ten Freuden sich versteckte. Doch dieser zweite und schmählichere Verrat ist mir erspart worden. Nach meiner Rechnung war es überhaupt der letzte Gang, den Anna noch in die sonnige Welt draußen wagen durfte, bei dem sie mir vorschlug, wir wollten den einsamen Fürstengarten, der sie melancholisch stimme, verlassen und statt dessen die belebteren Wege des Schloß[-]parkes aufsuchen. Ich that es ungern, denn je näher die Tage der Entscheidung rückten, um so abergläubischer und schreck[-]hafter war ich geworden. Die Gespenster[-]furcht ängstigte mich am hellen Tage. Vor[-]sichtshalber sagte ich dem Lakaien, der uns folgte, er solle vorausgehen und die Wege im Parke für uns frei halten. Durch das wohlbekannte Thürchen, durch das Sophie so oft zu mir geschlüpft war, traten wir hinaus, während der Diener sich noch einen Augenblick damit aufhielt, die Pforte wie[-]der zu verschließen. Da hatte ich bereits die gefürchtete Gruppe wieder vor Augen. Offenbar hatte die Meyern gewußt, daß wir unsere Spaziergänge nach dem Fürsten[-]garten verlegt hatten und es sich nicht verdrießen lassen, täglich hier zu warten in der sicheren Rechnung, daß wir doch auch einmal über diesen näheren Weg zum Schlosse zurückkehren würden. Als Anna die schöne Fremde, mit der ihr Herz sich zu beschäftigen nicht aufgehört hatte, auch heute wieder vor sich erblickte, sah ich sie die Farbe wechseln. Die Meyern aber stellte sich mit ihrem Kinde feierlich am Wege auf. Langsam, wie Annas Zustand es erforderte, kamen wir ihnen näher. Als wir sie erreicht hatten, sagte meine Frau in ernstem Tone, der mir noch heute im Ohre liegt: „Laß mich, Wilhelm. Sie will etwas von uns. Gott kann meinem Kinde nicht gnädig sein, wenn ich die Bitte



Schuhplattler. Von H. Rettig.

einer Mutter mißachte." Noch wollte ich sie zur Seite ziehen. Sie aber ließ meinen Arm los und trat zu der Meyern, die sich tief vor uns verneigte.

„Wenn ich nicht irre," sagte meine Frau zu der Meyern, „ist es Ihr Wunsch, uns zu sprechen. Kann ich etwas für Sie thun?"

„Ja, Hoheit," sagte das stolze bleiche Weib, das in diesem Augenblick der antiken Medea glich und in deren dunkeln Augen der Schimmer triumphierender Rache aufleuchtete. „Wollen Eure Hoheit nicht dem Vater dieses Knaben sagen, es zieme sich, daß er um sein Kind sich kümmere, nachdem er durch seine falschen Schwüre die Mutter ins Verderben gestürzt hat."

„Arme Frau," sprach Anna mild. „Aber wer ist der Vater?"

„Er steht hier," rief die Unselige jetzt mit leidenschaftlicher Stimme und damit trat sie einen Schritt vor und deutete mit einer theatralischen Gebärde auf mich. Ich sah, wie Annas feine Züge starr wurden und erbleichten. Ihre Augensterne wurden größer. „Du — du?" sagte sie leise. Dann schien es finster um sie zu werden. Wie verzweifelnd streckte sie die Arme aus und fiel ohnmächtig der Länge nach auf den Boden. Während der Diener und ich herzueilten, um sie aufzunehmen und sie durch die Pforte zurück in den Fürstengarten zu tragen, entfernte sich die Schändliche mit ihrem Kinde, ohne auch nur den Arm zu regen zur Hilfe. Sie hatte ihre Rache. Einige Stunden später brachte die Herzogin einen gesunden Knaben zur Welt, aber während Kanonenschüsse dem Lande verkündeten, daß ihm ein Thronerbe geboren sei, saß ich verzweifelnd an dem Bette meiner totkranken Gattin, die sich mit furchtbaren Fieberphantasien quälte. Meist war sie bewußtlos, in den Stunden der Erregung aber schlug sie sich mit entsetzlichen Visionen herum und eine düstere Vorstellung jagte die andere. Am siebenten Tage wurde sie ruhiger, aber die Aerzte gaben keine Hoffnung. Schon halb mit dem Tode ringend flüsterte sie mir zu: „Du darfst ihr Kind nicht verlassen. Er ist dein Sohn so gut wie der meine. Versprich mir, beide zu braven Menschen zu machen. Ach, hättest du sie nicht verstoßen, so müßte ich nicht so jung sterben und das Leben ist so süß." Ich kann nicht sagen, wie mir diese Klagen der Sterbenden durch das Herz schnitten. Sie selbst fuhr fort, leise die Lippen zu bewegen. „Versprich mir," hörte ich sie noch sagen, dann fiel sie in ihren bewußtlosen Zustand zurück. Des Nachts aber erhob sie sich wieder mit wirren Blicken und rief: „Die Frau! die Frau!" — Mir graufte, wenn ich den verzweifelten Ausdruck in ihren fiebernden Augen sah. Erst langsam wurde sie ruhiger. Gegen Morgen schlief sie ein, um nie wieder zu erwachen."

Der Erzähler schwieg eine Weile wie in schmerzliche Erinnerungen versunken. Dann fuhr er leise fort: „Sie begreifen, meine Herren, daß ich damals wieder anfing an Gespenster zu glauben. Die Folgen unserer Thaten gehen um in unserem Hause. Sie sind die Früchte der Saat, die wir gestreut haben. Jetzt that ich, was ich gleich hätte thun sollen. Ich schloß mit der Meyern einen Vertrag, um ihre Ansprüche zu befriedigen. Während noch eben das sündhafte Gelüste sich in mir geregt hatte, wieder mit ihr anzuknüpfen, hatte ich jetzt nur noch das eine Interesse, die Mörderin meines geliebten Weibes mir möglichst fernzurücken. Gegen eine fürstliche Abfindung versprach sie, das Land zu verlassen. Aber auch jetzt, nachdem das Gericht über mich ergangen war, konnte ich mich nicht entschließen, meine Pflicht voll zu thun. Mein Kind überließ ich ihr. Bis zu seinem zwölften Jahre sollte der Knabe der Mutter verbleiben, um dann in einem Kadettenhause erzogen zu werden. Ueberdies nahm ihn ein Dekret, gegen das der alte Staatsminister nun nichts mehr zu erinnern hatte, in den Freiherrnstand des Landes auf. Damit meinte ich in meiner Verblendung, meine Schuld an seinem Dasein abgetragen zu haben.

Meinem legitimen Kinde, einem zarten, aber freundlich lebhaften Knäblein, brachte ich ein größeres Opfer. Ich gab ihm eine Mutter. Die alten Unordnungen sollten nicht wiederkehren. Darum schloß ich meine zweite Ehe. Mir stand die Herzogin nie nah, aber meinem Sohne ist sie eine treue Mutter gewesen.

Erich entwickelte sich unter ihrer Pflege so schön, wie nur je ein Knabe sich entwickelt hat. Er hatte das weiche, gute Gemüt meiner armen Anna geerbt und schloß sich mit hingebender Zärtlichkeit an mich an. Ich aber kannte überhaupt auf Erden keine andere Lust mehr als ihm Freude zu machen und auch meine Leute wären für ihn durchs Feuer gegangen. Als er alt genug geworden war, um mich bei meinen Reisen im Lande zu begleiten, war er bald durch sein freundliches, offenes Benehmen der Liebling der gesamten Bevölkerung. Man konnte auch diese reinen Züge, mit den hellen blauen Augen, nicht sehen, ohne ihm gut zu sein. Welche köstlichen Tage habe ich mit ihm allein auf dem Landsberg im Genusse seiner kindlichen Zärtlichkeit verlebt! Schließlich mußte ich ihn doch von mir geben. Die Resultate von Hauserziehung, die ich bei andern Prinzen kennen gelernt hatte, waren nicht verlockend. Hofmeister und Gouvernanten wetteifern da, den „Sinn für das Höhere", wie sie es nennen, zu wecken, und meistens läuft das dann auf eine ästhetische Ueberfütterung mit Kunst und Litteratur hinaus, die halbfertige Dilettanten bildet aber keine Männer. Die militärische Erziehung, die den einen behandelt wie den andern, schien mir für Prinzen überhaupt, namentlich aber für Erichs weiches Wesen das Richtige. „Wenigstens lernt er da eine Kompanie kommandieren, dachte ich; das ist nicht viel, aber doch etwas Ganzes." Ich hatte auch die Freude, daß meine Erwartungen sich erfüllten. Erich sah in der Uniform bei weitem männlicher aus und gewann mit jedem Jahre an Haltung und innerer Sicherheit. Dabei war er der Liebling seines Regiments. Man liebte ihn wegen seiner Einfachheit und Bescheidenheit, die den Prinzen völlig vergessen ließen; das gab ihm dann selbst wieder ein erhöhtes Zutrauen zu sich und er sprach es bei jeder Gelegenheit aus, wie wohl er sich unter den Kameraden fühle.

Die Offiziere unserer Garnison unterschieden sich in nichts von denen anderer Regimenter. Es gab gute und mittelmäßige, strebsame und unbedeutende, aber eigentlich schlechte Elemente waren nicht darunter. Mir war die Militärhoheit durch den bekannten Vertrag abgenommen worden, so daß ich auf die Besetzung der Offiziersstellen keinen Einfluß hatte. Da las ich eines Morgens im Amtsblatt zu meinem großen Verdrusse, daß Wilhelm von Meyern als Sekondelieutenant zu unserem Regimente geschickt worden sei und zwar zu derselben Kompanie wie Erich. Möglicherweise hatte man geglaubt, mir damit einen besonderen Gefallen zu erweisen, während mir in Wirklichkeit die Nähe dieses jungen Menschen, mit dem ich bis jetzt jede direkte Berührung vermieden hatte, äußerst widerwärtig war. Aber ohne die verdrießlichsten Verhandlungen ließ sich die vollzogene Thatsache nun nicht mehr rückgängig machen. Was ich von dem wilden Sprößling bisher vernommen, erweckte zudem nicht die Erwartung, daß mir viele Annehmlichkeiten aus seiner Anwesenheit erwachsen würden. Die Erziehung durch Mutter und Großmutter soll die allerschlechteste und verkehrteste gewesen sein und um sich Mißachtung und Vorwürfe von seiner Seite zu ersparen, hatten beide ihm von früh auf eingeredet, es sei ein hoher Vorzug, daß fürstliches Blut in seinen Adern fließe. Ich wußte, daß er auf der Kadettenschule Spielschulden und schlimmere Streiche gemacht hatte, und mehr als einmal war er nahe daran gewesen, weggewiesen zu werden. Ob die Meyern selbst seine Versetzung hierher betrieben hatte, konnte ich nicht ermitteln; wenn sie damit wieder Boden bei uns zu fassen suchte, so war das jedenfalls eine falsche Rechnung. Auch mit dem Sohne gedachte ich mich auf einen durchaus militärischen Fuß zu setzen. Aber als ich noch am selben Tage in den Audienzsaal trat, um den regelmäßigen Empfang vorzunehmen und der Adjutant mir die Liste der Wartenden vorlegte, stand obenan Herr Sekondelieutenant von Meyern, der es offenbar sehr eilig hatte, mir um den Hals zu fallen. Mich ärgerte das, und ich beschloß, ihn ganz als Fremden zu behandeln. Der junge Offizier trat hastig ein und machte einige rasche Schritte gegen mich. Ich aber blieb ruhig in der Mitte des Saales stehen, beide Hände am Säbel und hoch aufgerichtet wie mein Oelbild von Angely.

Einen Augenblick verblüffte ihn das. Er schlug die Hacken aneinander und nahm eine ordonnanzmäßige Stellung ein. In seiner Weise war er ein hübscher junger Mann. Das Gesicht war dunkel und schön und trug den klassischen Typus seiner Mutter. Der erste Anflug eines Schnurrbarts stand ihm gut, nur der kecke, stechende Blick der frech hervorglänzenden schwarzen Augen gab ihm einen abstoßenden Ausdruck.

„Sie kommen aus dem Kadettenhause zu Lichterfelde," sagte ich trocken.

„Ja," erwiderte er in zwanglosem Tone, „und bin froh, der Plackereien los zu sein und endlich einmal ungehudelt mein Leben zu genießen."

„Ich habe Ihre Konduitenliste gesehen," sagte ich. „Ihre Führung war keineswegs besonders löblich."

„Nun," erwiderte er nachlässig, „ich fühlte eben das fürstliche Blut in meinen Adern, das sich gegen den Zwang auflehnte. Meine Mama läßt Hoheit sagen, bis jetzt habe sie die Unkosten aller meiner Dummheiten getragen, nun sei die Reihe an Ihnen."

Nun wurde mir's mit der Frechheit des unausstehlichen Jungen denn doch zu viel. „Vergessen Sie nicht, daß Sie mit Ihrem Landesherrn reden," sagte ich ihm in eisig kaltem Tone. Dummheiten werden Sie hier nicht viele machen, denn sofort die erste wird Sie Ihre Epauletten kosten, darauf verlassen Sie sich. Nur wenn Ihre Haltung eine ganz andere wird, haben Sie auf meine Unterstützung zu rechnen."

Der Ernst, mit dem ich sprach, imponierte ihm doch. Ich sah ihn erbleichen, aber es war mir, als ob ein Blick voll Wut und Enttäuschung mir entgegenblitze. Auf eine entschiedene Handbewegung meinerseits verbeugte er sich und kehrte um, doch schon nach ein paar Schritten nahm er wieder seine nachlässige Haltung an und schlenkerte mit den Armen, als wolle er sagen: was kümmert's mich! Unter der Thür aber kehrte er sich um und rief: „Auf Wiedersehen, Papa, auf Wiedersehen." Ob das auf die Zuhörer im Vorzimmer berechnet war, die er über sein Verhältnis zu mir täuschen wollte, oder nur ein Ausbruch seiner knabenhaften Frechheit, wußte ich nicht, die Absicht aber, mich zu ärgern, hatte er erreicht.

Einen Augenblick dachte ich daran, den kommandierenden General zu mir zu bitten und ihn persönlich zu ersuchen, mich von dieser Plage sofort wieder zu erlösen. Aber das machte Berichte, Verfügungen, Veröffentlichungen nötig und ich fürchtete mich nach allem, was hinter mir lag, vor jedem Aergernis. Auch vor Erich scheute ich mich und meinem Weibe. — Dabei regte sich zugleich mein Gewissen. Hatte ich nicht da ein Bild meiner eigenen Jugend vor mir? Mit dieser zur Schau getragenen Frechheit war ich einst in meiner eigenen Hauptstadt umhergeschlendert und hatte mich um so leichtsinniger und cynischer gebärdet, je eifriger die von der Revolution geängstete Bürgerschaft größeren Ernst und eine mustergültige sittliche Haltung von mir verlangte. „Das Schicksal hält dir einen Spiegel deiner Jugend vor," seufzte ich. „Es ist dein eigenes Gespenst, das durch diese Thür eintrat. Hüte dich, auf dasselbe zu schießen, die Kugel wird auf dich zurückprallen."

Auch hatte ich alle Ursache, die peinliche Lage nicht zu erschweren, da Herr Wilhelm von Meyern mit Erich bei derselben Kompanie stand. Es war mir schmerzlich genug, diesen in das ganze Verhältnis einweihen zu müssen. Ich erzählte ihm, wie ich jene Verbindung mit Wilhelm von Meyerns Mutter eingegangen sei in der ehrlichen Absicht, sie zu meiner Frau zu machen, wie aber an dem Widerspruch der Räte und der Standesgenossen dieser Plan gescheitert sei. Die Verhältnisse seien oft stärker als der beste Wille. In diesem Lichte möge er mein Verhalten sehen. Das schöne Gemüt meines Sohnes offenbarte sich nie rührender als damals. Das wärmste Mitgefühl zeigte er für meinen Kummer. Er versprach mir, Wilhelm solle ihm stets ein Bruder sein, und er werde ihn, den Aelteren, durch Zureden und gutes Beispiel auf bessere Wege leiten, und wieder gutmachen, was an dem Armen versäumt worden. Mir war ein engeres Verhältnis der beiden jungen Leute durchaus nicht erwünscht, aber der gute Erich, der ein Meer von Liebe in sich trug, hatte sich bereits an den Halbbruder angeschlossen, gerade darum, weil die anderen sich von ihm fernhielten. Der junge Mensch hatte nämlich nur wenige Tage gebraucht, um sich bei dem ganzen Offizierkorps unbeliebt zu machen. Alle belästigte, alle ärgerte er. Auch den Vorgesetzten warf er zuweilen dreiste, herausfordernde Blicke zu und so lächerlich das war, er pochte dabei auf sein fürstliches Blut und seine hohe Verwandtschaft. Nur mit Erich machte er eine Ausnahme. Hier erkannte er an, daß dieser durch Abstammung von einer Prinzessin ihm vorgehe und der liebenswürdigen Seelengüte meines armen Jungen widerstand auch seine tückische Frechheit nicht. In Erichs Gegenwart wurde er ein anderer Mensch und klagte selbst über seine unselige Natur, die von Jugend auf vergiftet und verbittert worden sei. Meinem armen Erich fielen diese Klagen wie Vorwürfe auf sein weiches Gemüt. Er hatte fast eine Art von Schuldbewußtsein dem Meyern gegenüber, als ob er ihm seinen Anteil an der Liebe des Vaters entfremdet habe. Durch seine Bitten brachte er es dahin, daß ich den Burschen ein paarmal einlud, aber der familiäre Ton, den derselbe alsbald anschlug, die Ungeniertheit, mit der er sich in meinem Hause bewegte, entleidete mir das in Bälde. Erich war darüber niedergeschlagen und ich sah ihm an, wie er innerlich der Meinung war, daß ich meine Vaterpflichten gegen seinen Halbbruder versäume. Es dauerte aber kein halbes Jahr, so lernte ich die Unverschämtheit meines wilden Sprößlings noch von einer neuen Seite kennen.

Mein Kamerar meldete mir, es seien für einige tausend Thaler Forderungen eingelaufen von Leuten, die Herrn von Meyern Geld geliehen hätten, da er behauptete, daß ich verpflichtet sei, für seine Ausgaben aufzukommen. Wies ich die Forderungen ab, so war es um ihn geschehen. Er mußte dann nicht nur quittieren, sondern seine Gläubiger hätten ihn noch zudem wegen Schwindelei verklagt. Das ganze Verhältnis zu mir kam dann vor Gericht zur öffentlichen Verhandlung. Ich ärgerte mich unglaublich. Aber wiederum mußte ich in meiner Stellung jeden Anstoß vermeiden. Ich zahlte also. Der Kamerar eröffnete dem Herrn Lieutenant freilich, daß das zum ersten- und letztenmal geschehen sei, aber der junge Mann zuckte nur verächtlich die Schultern und sagte: „Wozu ist denn der Herr Papa da; sonst hat er, weiß der Himmel, nichts für mich gethan." Auch das mußte ich hinnehmen. Natürlich dauerte es keine drei Wochen, so waren wieder neue Wechsel des Herrn Lieutenant im Umlauf. Nun sprach ich mit dem General. Der aber sagte mir, die schwarze Liste des jungen Herrn trage bereits so viele Vermerke, daß eine neue Nummer unmittelbar seine Entlassung im Gefolge haben werde. Ich zahlte also wiederum, denn ich wollte ihm doch nicht selbst den Hals brechen, aber ich hoffte bereits, daß er durch irgend einen andern Streich mich von seiner Anwesenheit befreien werde. Begann doch selbst meine Gesundheit zu leiden unter dem ewigen Verdruß über den unnützen Jungen. Es half mir gar nichts, daß ich seine Einkünfte ansehnlich aufbesserte. Er nahm das Geld und machte noch mehr Schulden als zuvor.

Fast ebensosehr wie ich litt der arme Erich. Seine Ueberzeugung, daß die Fehler des jungen Mannes nur die Folge früherer Vernachlässigungen seien, die die Familie gutzumachen habe, machten ihn taub gegen alle Mahnungen, sich von dem verdorbenen Menschen loszusagen. Ich bemerkte wohl, wie sehr er sich plötzlich in seinen eigenen Ausgaben einschränkte und alle kostspieligen Liebhabereien aufgab und konnte mir denken, durch welchen geheimen Kanal seine ansehnlichen Einnahmen abflossen. Als ich ihn aber darauf anredete, errötete er wie ein Mädchen, und mit Thränen in seinen blauen Augen sagte er: „Das ist doch das wenigste, was ich für den Armen thun kann." Nachmals erst habe ich erfahren, welche Opfer er gebracht hat, um die schlechten Streiche des anderen zuzudecken und mir neuen Aerger zu ersparen.

Schließlich erfüllte sich freilich meine Erwartung, daß der Thunichtgut ganz ohne mein Eingreifen sich den Hals brechen werde, nur daß er einen anderen, der es nicht verdient hatte, in sein Verderben mit hinabriß.

Eines Morgens erschien mein Ord-

nanzoffizier mit der Meldung, er habe als Mitglied des Ehrengerichts dafür stimmen müssen, daß ein dreimaliger Kugelwechsel zwischen Lieutenant von Meyern und Hauptmann von Habichtsstein stattzufinden habe. Meyern habe seinem Gegner einen Schlag mit der Reitpeitsche versetzt, nachdem er allerdings schwer gereizt worden sei. Das Ehrengericht habe entschieden, daß wenn Meyern erkläre, sinnlos betrunken gewesen zu sein und sich entschuldige, könne die Sache beigelegt werden, dieser aber habe die seltsame Antwort gegeben, er könne diese Bedingungen nur erfüllen, wenn ich ihm befehle, die Sache in dieser Weise beizulegen.

Mich übermannte die Wut bei dieser Meldung so, daß ich gar nicht lang fragte, wie der Mensch dazu komme, mich auch in diese Widerwärtigkeiten hereinzuziehen. Ich sah darin nur seine gewöhnliche Weise, mit seiner fürstlichen Herkunft zu prahlen. Um so weniger wollte ich irgend welches Interesse an seinen Angelegenheiten verraten. „Sind Schläge gefallen," sagte ich mit eisigem Tone, „so muß auch geknallt werden. Peitschenhiebe kann man nicht zurücknehmen. Meyern soll seinem Gegner Satisfaktion geben, das ist das einzige, was ich hier zu sagen habe." Der Adjutant verbeugte sich und ging. Ich aber befand mich in einer ordentlich erleichterten Stimmung. Die neue Nummer, von der der General gesprochen hatte, war nun da. Wurde der unnütze Geselle zum Krüppel geschossen, so mußte er quittieren, traf er seinen Gegner, so wurde er auf die Festung geschickt — in einem und dem anderen Falle war ich ihn los. Eine wahrhaft diabolische Befriedigung erfüllte mich, auf diese Weise von der Zuchtrute meines Lebens befreit zu werden. Ich glaube, es war die Freude, die mich am anderen Morgen früher als gewohnlich weckte. Ich stand auf, ohne meinem Diener zu schellen und öffnete meine Fenster, die auf den Fürstengarten hinausgingen. Eine würzige Morgenluft drang herein und erfrischte meine Schläfen, und ich sah mit heiterem, hellem Sinne, wie die Morgensonne durch die grünen Buchenzweige spielte. „Das Leben sieht sich doch ganz anders an, wenn man ausgeschlafen hat," dachte ich. Da hörte ich plötzlich am anderen Ende des Gartens fast gleichzeitig zwei Schüsse fallen. Meinem scharfen Auge entging nicht, wie in der Gegend der Eremitage Pulverdampf aufstieg. Es konnte nicht anders sein, man duellierte sich in meinem eigenen Garten. „Es scheint, der Bursche will das Maß noch voll machen, ehe er geht," grollte ich und beugte mich hinaus, um zu sehen, ob die Sache zu Ende sei oder ob ein zweiter Kugelwechsel folge. Da sah ich plötzlich Erichs Diener durch den Garten nach dem Hause laufen. „Halt, was gibt es da?" rief ich den Alten an.

„Ach, Hoheit," erwiderte der alte Mann in kläglichem Tone, „Seine Hoheit der Herr Erbprinz sind schwer verwundet."

„Wer?" rief ich entsetzt. Ich glaubte, daß die Hölle mich äffe. Aber deutlich rief der Alte herauf: „Prinz Erich," und stürzte dann weiter, um Hilfe herbeizuschaffen. Natürlich eilte ich nun, so rasch ich konnte, hinunter. Die alten Gartenwege, die ich so lang gemieden, führten mich an den Schauplatz meines verhängnisvollsten Romans, der mir so bittere Früchte getragen. Niemand war zu sehen, aber die Thür zur Eremitage, die ich seit zwanzig Jahren nicht betreten, stand offen. Ich stürzte hinein. Mein Auge mußte sich erst an das Dämmerlicht gewöhnen, das mir einst bei meinen Begegnungen mit Sophie von Meyern so erwünscht gewesen war. Noch immer dachte ich, ihren Sohn werde ich dort sterbend finden, wo er seinen Ursprung genommen. Aber auf dem wohlbekannten Ruhebett sah ich die schlanke Gestalt meines Erich. Ein Arzt hielt den zuckenden Kopf meines armen Lieblings in seinen Armen, während ein zweiter die Wunde in seiner Brust untersuchte. Die weit aufgerissenen Augen glänzten fieberhaft, aber sie starrten ins Leere. So hatte seine Mutter ausgesehen, als sie an der Entdeckung meiner Schuld gestorben war.

„Ist Hoffnung?" fragte ich und erschrak selbst über die rauhen Töne meiner Kehle. Der Arzt schüttelte das Haupt und sagte: „Es wird sogleich vorbei sein." Er hatte recht. Das Haupt meines Kindes neigte sich. Ein bitterer Zug zuckte um die bleichen Lippen. Dann sank er zusammen. Er hatte vollendet. Weinend und klagend lag ich auf der Leiche meines Lieblings.

Die ersten Tage nach dem furchtbaren Ereignis war ich so zerschlagen und betäubt, daß ich nach dem weiteren Zusammenhang des Unglücks gar nicht fragte. Dazu kam die Pein des offiziellen Begräbnisses. Man darf ja einen Erbprinzen, und wäre es auch ein einziger Sohn, nicht in der Stille beisetzen wie der geringste Mann im Lande darf. Nein, ich mußte Deputationen empfangen, den Anfragen gleichgültiger Menschen standhalten, hohen Vettern die gebührenden Ehren anthun. Dabei hatte ich überall die ausgegebene offizielle Parole zu bestätigen, daß der Erbprinz durch einen Unfall auf der Jagd umgekommen sei. Man durfte der Bevölkerung doch nicht zugestehen, daß der Thronfolger den Gesetzen zuwider sich duelliert habe. Mein Schmerz war durch elenden Hofdienst und tausend Lügen entweiht, noch ehe es überhaupt wieder so still um mich wurde, daß ich ihm leben konnte. Nun erst erfuhr ich den vollen Zusammenhang, der mich lehrte, daß für gewisse Dinge keine Vergebung ist im Himmel und auf Erden. Auch dieser unselige Streit, der mich mein ganzes Glück kostete, hatte sich über jene alte Schuld entsponnen, die ich niemals ernstlich hatte sühnen wollen. Der Hauptmann Habichtsstein, einer der rohsten unter den jungen Leuten des Hofes, gereizt durch das aufgeblasene Benehmen Meyerns, warf diesem seinen illegitimen Ursprung in einem brutalen Schimpfworte ins Angesicht. Zur Antwort hatte dieser ihm mit der Reitpeitsche über das Gesicht gehauen. Vor dem Schiedsgericht zog Meyern dann nach seiner Weise mich in die Sache hinein. Er behauptete, eine mir angethane Beleidigung bestraft zu haben. Als ich gegen seine Erwartung jede Einmischung ablehnte, soll er sehr entrüstet gewesen sein. Er blieb aber ganz in seiner Rolle, sich der regierenden Familie zuzuzählen, indem er Erich bat, ihm als Sekundant zu dienen. Auch der Einfall, sich im Fürstengarten zu schießen, in den sie durch Erichs Vermittelung leicht gelangen konnten, war offenbar der Eitelkeit Meyerns entsprungen und zugleich vielleicht seiner Lust, sich an mir zu rächen. Nach den in der Armee herrschenden Begriffen konnte Erich sich bei einem solchen Ehrenhandel seinem nächsten Kameraden nicht versagen. Er wollte es aber auch nicht, da er über Habichtsteins rohen Ausfall tief entrüstet war. Der plumpe Geselle hatte keine Vorstellung davon, welch schmerzhafte Wunde in dem Gemüte meines Sohnes er mit schmutzigen Händen berührt hatte. Erich hatte die ganze Nacht vor Erregung nicht geschlafen. Meyern sollte ihn um halb sechs Uhr von seiner Stube holen, während die andere Partei sich Erichs Schlüssel bediente, um nach der Eremitage zu gelangen. Als es halb sechs Uhr schlug, ohne daß Meyern erschienen wäre, eilte Erich nach der bestimmten Wahlstatt, indem er annahm, Meyern habe die Abrede vergessen und habe sich jenen angeschlossen. Aber er traf die Gegenpartei bereits verdrossen darüber, daß „die Prinzen" geruhten, warten zu lassen. Als er nun allein erschien und erklärte, Meyern sei merkwürdigerweise ausgeblieben, es müsse ein Mißverständnis obwalten, lachte Habichtsstein schnöde auf und rief: „Da haben wir das fürstliche Blut." Nun riß auch Erich die Geduld. Er erklärte, wenn sein Halbbruder auch ausgeblieben sei, er sei zur Stelle. Auch er finde es unbillig, daß Herr von Habichtsstein die erhaltenen Prügel einfach behalten solle, er werde für seinen Bruder eintreten. Da erschraken die Herren doch vor den Konsequenzen. Es wurde herüber und hinüber gestritten, aber schließlich siegte der Leichtsinn der jungen Leute. Auch verließen sie sich darauf, daß Habichtsstein natürlich in die Luft schießen werde. Der hat später vor dem Militärgerichtshofe ausgesagt, er habe fest vorgehabt, gar nicht zu schießen und habe die Pistole nur zum Schein auf den Prinzen gerichtet, nach dem Schusse des Prinzen wollte er sie dann unschädlich vorbeiknallen lassen. Aber als Erichs Schuß fiel, sei er zusammengeschreckt und der Lauf habe sich gegen seinen Willen entladen. Ich glaube, daß dem so war. Die Gespenster der Eremitage verlangten eben ihr Opfer. Das war der Bericht, den ich erhielt. Gleich darauf kam ein Brief des Meyern, der mich um Geld bat. Er war in Hamburg und wollte sich nach Amerika einschiffen. Er sei kein Feigling, schrieb er; er sei schon vor den anderen Herren an

der Eremitage gewesen, als er aber die Räume zum erstenmal gesehen, in denen seine Mutter Ehre und Glück verloren, da habe er sich sagen müssen, daß er ja wirklich das sei, was sein Gegner ihn gescholten. Abbitten habe er nicht wollen und so habe er sich in der Stille empfohlen. Mit seiner militärischen Laufbahn wäre es wegen neuer Schulden doch zu Ende gewesen und da habe sein Gewissen ihm abgeraten, noch weiteres Unheil anzurichten, denn er schieße leider sehr gut. Aus jeder Zeile seines Briefes sprach jene Frechheit, die den Grundzug seines Wesens bildete. Aber wie hätte er auch anders werden sollen, da er schon von Kindesbeinen an diese Frechheit nötig gehabt hatte, um die Spöttereien und Vorwürfe abzuschütteln, die er in den Blicken der anderen las. Auch für diese Seite seiner Natur war ja ich verantwortlich. Es gibt keine Stunde meines Lebens, daß seine Sünden vor Gottes Thron nicht gegen mich zeugen. Daß er aus Gewissenhaftigkeit das Duell unmöglich gemacht habe, glaubte ich schon damals nicht. Er war wirklich feig. Wie hätte der von Jugend auf verhöhnte „Jungfernsohn" auch tapfer werden können, dazu fehlte ihm vor allem die Selbstachtung. So wie er das Leben angetreten, so mußte es sich entfalten; sein waren die Schulden, mein war die Schuld. Heute sehe ich in allem, was er ist und thut, nur die notwendige Folge meiner Sünde. Die letzten Gründe seiner Flucht kamen denn auch bald genug an den Tag. Er hatte Wechsel gefälscht. Zum Glück hatte ihn meine Geldsendung in Hamburg rechtzeitig erreicht und er hatte sich bereits eingeschifft, als ich das Vergnügen hatte, den Namen meines nunmehr einzigen Sohnes in amtlichen Steckbriefen zu lesen. Losgeworden bin ich ihn darum dennoch nicht. Einen Blutsverwandten wird man niemals los, das gehört auch in das Kapitel von den Gespenstern. Und nun," schloß der alte Herr seine Erzählung, „wissen Sie, warum ich an Gespenster glaube, sogar an das große Gespenst, das der Väter Sünden heimsucht an den Kindern. Ich habe an den unerschütterlichen Ecksteinen seiner Ordnung mein Glück zerschellen sehen und meinen harten Kopf an ihren scharfen Kanten wund gestoßen. Seitdem bin ich in mich gegangen. Ich wollte nicht dem Vogel gleichen, der sich an der unsichtbaren Scheibe zu tot flattert und dabei stets denkt: „Das ist ja nichts!" Ich glaube jetzt, daß die ewige Ordnung etwas ist, denn ich habe meinen Unglauben hart gebüßt. Auch gut gemacht habe ich vieles, soweit guter Wille und treue Arbeit es vermochten. Der leichtsinnige Herr der vierziger Jahre ist vergessen und die Menschen sind ja darin ein gutmütiges Völkchen, daß sie am liebsten die guten Seiten ihrer Fürsten preisen und die Augen schließen gegen unsere Schwächen. Aber es ist spät geworden und ich sehe den Sandmann in Ihren Augen. Lassen Sie sich diese Stunde nicht gereuen. Ich wollte Ihnen nur klarmachen, daß es Gespenster gibt und daß Sie wohl thun, sich beizeiten vor ihnen zu hüten. Und nun gute Nacht, meine Herren, ich wünsche Ihnen wohl zu schlafen."

König Max II. und Leopold v. Ranke.

Von

Karl Theodor Heigel.

Es war an einem Septemberabend des Jahres 1854. Die Gipfel des Watzmann und des Göll, die wie riesige Vorwerke den Zugang zur Wunderwelt des Königssees decken, streifte noch der letzte Sonnenschein, während der Wald der näheren Berge schon im Schatten lag. Vor dem anmutigen Landhaus, das sich König Max auf einem herrlichen Platze außerhalb des Marktes Berchtesgaden hatte errichten lassen, ging es noch lebendig her. Die königliche Jagdgesellschaft war vom Treiben im Wimbachthal heimgekehrt, und die Jäger und Diener waren eben daran, das erlegte Wild abzuladen. Dabei mochte es allerlei Lustiges von den Ereignissen des Tages zu erzählen geben, fröhliche Jodler stiegen in die Luft, endlich aber ging das geschäftige Treiben zu Ende, still ward es im dämmernden Thal.

Inzwischen waren zwei Männer auf die Terrasse getreten, um noch das reizende Landschaftsbild zu genießen. Erst als von den in tiefes Dunkel getretenen Bergkolossen ein kühler Wind herüberstrich, schritten beide in das behaglich erhellte Gemach zurück.

Es waren König Max von Bayern und Leopold Ranke, Professor der Geschichte in Berlin.

Nachdem ein frugales Abendmahl verzehrt war, traten die Diener ab; einige Kavaliere gruppierten sich um den König, der, in den Stuhl zurückgelehnt, mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte. Denn der Gast des Königs beginnt einen Vortrag: „Wie ist der Begriff ‚Fortschritt' in der Geschichte aufzufassen?"

Der Redner würde der ungewöhnlich kleinen Gestalt und einer nimmer ruhenden Beweglichkeit halber komischen Eindruck hervorgerufen haben, wenn nicht in seinem schmalen Antlitz so geistvolle Augen gelodert hätten, daß in dem unscheinbaren Männchen auf den ersten Blick der bedeutende Mensch zu erkennen war. Alles an ihm war Leben, Rührigkeit, sprühende Genialität!

Dagegen war König Max eine gelassene, vornehme Erscheinung. Er war groß, schlank, von gerader, fast steifer Haltung; dunkles Haupthaar umrahmte ein feines Gesicht, um seine Lippen spielte ein gewinnendes Lächeln, auch die Augen blickten freundlich und wohlwollend, aber das ganze Wesen hatte etwas Gedrücktes, Müdes, es war unverkennbar: hier hält ein starker Wille mit äußerster Anstrengung einen siechen Körper aufrecht. Ein lebensgefährlicher Typhus hatte schweres Kopfleiden zurückgelassen, gegen welches sich nur die reine Alpenluft als Linderungsmittel bewährte.

„Eine durch und durch edle, feine, humane, aber in sich gekehrte, nach außen gebundene, sich schwer aufschließende und leicht irr gemachte Natur." So schildert Dingelstedt zu einer Zeit, da er seine Münchener Stellung schon aufgegeben hatte, den Charakter des Königs. „In Genialität des Wesens und Umfang der Vorbildung," sagt Ranke, „ließ sich Maximilian II. nicht mit Friedrich Wilhelm IV. vergleichen, aber er war ruhig, still nachdenkend und dann sehr fest." Ein echter Friedensfürst! In diesem Urteil begegnen sich alle, die ihn kannten, — und es waren ja die Besten der Nation um ihn versammelt — mit seltener Einmütigkeit. Er war nur von einer einzigen Leidenschaft beseelt, einem immer lebendigen Drang, zu lernen. In Bildung erblickte er des Menschen höchstes Gut; deshalb arbeitete er unermüdlich an seiner eigenen Aufklärung über die Grundpflichten des Menschen überhaupt und des Fürsten insbesondere, und da er als Schüler Schellings den Staat als sittlichen Organismus auffaßte und vom Gefühl seiner Verantwortlichkeit tiefst durchdrungen war — „das Gewissen auf dem Throne" nennt ihn einmal Friedrich Wilhelm IV. — war ihm auch die geistige Hebung seiner Unterthanen eine Herzenssorge. Deshalb berief er bald nach seinem Regierungsantritt Denker und Dichter aus allen deutschen Gauen zu sich. Sein Hof sollte den Boden gewähren, die Frucht wollte er mit dem Volke teilen. „Er gedachte," sagt Döllinger, „der nachwachsenden Generation eine Schule zu eröffnen, welche dann später aus den eigenen einheimischen Kräften sich erhalten und ergänzen könnte, er wollte zugleich jene geistigen Kräfte wecken und beleben, an welchen der bayrische Volksstamm keineswegs arm ist, welche aber freilich nur allzuoft schlummern oder unentfaltet und ungebraucht allmählich verkümmern." Biedermaier und die unzähligen Seinigen waren über solche „Ausländerei" des Königs höchlich ungehalten, — heute ist man sich längst darüber klar, welchen Gewinn die Uebersiedelung von wirklichen Meistern der Wissenschaft und Kunst für Stadt und Land nach sich gezogen hat.

Da der König in traulich ernster Unterhaltung mit Gelehrten und gedankenreichen Poeten den erwünschtesten Genuß erblickte, lud er auch, wenn ihm die karg bemessene Muße gestattete, die geliebten Berge aufzusuchen, solche Männer zu sich, die seinem Geiste besonders verwandt, seinem Herzen am nächsten waren. Von einer überaus reizvollen Wanderung im Gefolge des Königs, im Sommer 1858, die sich auf das ganze bayrische Alpenland von Lindau bis zum Königssee erstreckte, hat Bodenstedt in einem Büchlein „Eines Königs Reise" ein liebenswürdiges Bild entworfen. Jeder Gast an des Königs Tafelrunde genoß das Recht unbedingt freier Meinungsäußerung und jeder fand beim Wirt unermüdliche Aufmerksamkeit und unpartei-

isches Urteil. In der Residenz zu München, in der freundlichen Villa zu Berchtesgaden, in den Burghallen zu Hohenschwangau wurden Abende verlebt, der Erinnerung wert, wie das Symposion des Platon.

Besonders zugethan war König Max den historischen Studien, deren irenisches Element gerade einem Manne von solcher Geistesart sympathisch sein mußte. Vor allen Vertretern dieser Wissenschaft war ihm Ranke teuer, „der erste Geschichtschreiber deutscher Nation“, wie ihn heute die dankbare Nachwelt nennt. Ranke selbst schrieb nach dem 1864 erfolgten Tode des Königs: „Ich habe an König Max vielleicht meinen besten Freund auf Erden verloren, den treuesten Schüler, den eifrigsten Leser, den wohlwollendsten Gönner!“

„Rankes Verhältnis zu König Max,“ sagt Alfred Dove, „gehört zu den schönsten und freiesten Verbindungen, die zwischen einsichtigen Fürsten und hervorragenden Geistern in Deutschland jemals vorgekommen.“

Schon im Jahre 1831 wurde Kronprinz Max während seiner Berliner Universitätszeit mit dem jungen Ranke bekannt, der eben von seinen Forschungsreisen in Italien zurückgekommen war. Der von den Fachgenossen schon hochgeschätzte Professor hielt dem Prinzen Vorlesungen, „nicht gerade viele, die mir aber seinen Beifall und seine Gunst für das Leben gewannen“. Als Max zur Regierung gekommen war und es sich angelegen sein ließ, die erste Hochschule des Landes mit tüchtigen Lehrkräften auszustatten, war es natürlich sein lebhaftester Wunsch, den hochverehrten Ranke nach München zu ziehen. Friedrich Wilhelm IV. war viel daran gelegen, den drohenden Verlust von Berlin abzuwenden; da er aber sah, welche Freude seinem Schwager und Freunde der Gewinn des Gelehrten bereiten würde, beobachtete er passive Haltung. Wie feinfühlig sich Friedrich Wilhelm in dieser Angelegenheit benahm, mag folgende Stelle aus einem noch ungedruckten Briefe an den „allerteuersten Max Rex“, datiert Charlottenburg, 18. März 1853, beweisen. „Nun bitt' ich Dich aus tiefstem Herzen, lies das Folgende mit der Ueberzeugung, daß ich Dir die lauterste Wahrheit berichten werde. Es ist dies jederzeit eine Ehrensache für mich, nie aber mehr, glaube mir das! als in der Angelegenheit Rankes. Also zur Sache. Als ich Deinen lieben Brief erhielt, waren etwa fünf Tage verflossen, daß ich mit dem Kultusminister v. Raumer mit großer Beängstigung von Rankes Berufung nach München gesprochen und sein Versprechen empfangen hatte, alles mögliche zu thun, um Fonds ausfindig zu machen zu pekuniären Anerbietungen, die Ranke vielleicht bestimmen könnten, Berlin nicht zu verlassen. Du kannst Dir also meinen Schreck denken, als Dein Brief mich belehrte, wie diese Berufung recht eigentlich Dein Werk sei und mit welchen lichtvollen und weisen Plänen dieselbe zusammenhange. Ich hoffe von Deinem eigenen Gefühle der Wichtigkeit dieses großen Geschichtschreibers (den ich oft sehe und dessen Konversation und Vorlesungen unsere Abende oft erheitern und verschönern), daß Du nicht eine Revokation meiner Aufträge an Minister Raumer verlangen wirst. Dessen aber kann ich Dich versichern, daß ich von dem Tage des Empfangens Deines Briefes bis heute eine entschieden passive Haltung dieser Sache gegenüber eingenommen habe. Meine Aufträge waren mündlich. Ich habe sie nicht wiederholt und mit Ranke, den ich seither öfters gesehen und gesprochen habe, keine Silbe gesprochen, die Deine Absichten mit ihm berührt hätte. Ja, ich weiß bis heute kein Wort vom Stande der Unterhandlung Raumers mit ihm und frage auch niemand danach. Die Zeitungsnachrichten, die Rankes Verbleiben in Berlin angekündigt haben, entbehren der Begründung. Die Sache schwebt in der Luft wie eine Orchis mit unentfalteter Blüte. Ich weiß durchaus nicht, ob die Blume Deine oder meine Farben tragen wird. Seit Empfangen Deines Briefes thu' ich nichts ab und nichts zu. Und so werd ich treu dem Worte, das ich Dir hier gebe, bis zur Entscheidung verharren!“ Ranke, gerade damals von seinem König häufig in Fragen der inneren und äußeren Politik zu Rate gezogen, glaubte die Residenz der Hohenzollern, wo er so feste Wurzel gefaßt hatte, nicht verlassen zu dürfen, lehnte also den ehrenvollen Ruf nach München ab.

Wie frei König Max von kleinlicher Empfindlichkeit und wie hoch er den Gelehrten schätzte, bewies er dadurch, daß er alsbald eine neue Einladung an ihn richtete: Ranke sollte nach Berchtesgaden kommen und mit dem Könige in zwanglosem Gespräch, sowie in einigen Vorträgen geschichtliche Fragen erörtern.

So wiederholten sich denn Szenen, wie die oben geschilderte, fast jeden Tag von Ende September bis Mitte Oktober. In neunzehn Vorträgen ließ Ranke vor seinem aufmerksamen Hörer die ganze Weltgeschichte vorüberziehen, indem er jede einzelne Epoche mit wenigen, aber scharfen Strichen charakterisierte. Gerade Ranke war dazu wie kein anderer befähigt, er, der schon in der Jugendzeit den Drang in sich fühlte, „die Mär der Weltgeschichte aufzufinden, jenen Gang der Begebenheiten und Entwickelungen unseres Geschlechts, der als ihr eigentlicher Inhalt, als ihre Mitte und ihr Wesen anzusehen ist,“ dessen spätere Wirksamkeit, mag man den Forscher, den Lehrer oder den Darsteller der Geschichte ins Auge fassen, einen ausgeprägt universellen Charakter an sich trug, dessen vornehmste Eigentümlichkeit gerade in ununterbrochener Rücksichtnahme auf das Ganze des Menschengeschicks, in der Feststellung der Wechselbeziehungen des Besonderen und des Allgemeinen besteht.

Jene für König Max gehaltenen Vorträge sind uns jetzt bekannt; Alfred Dove hat dieselben als Anhang, gewissermaßen als Epilog zu Rankes Weltgeschichte veröffentlicht. Von ihrem Gedankenreichtum kann natürlich im engen Rahmen dieser Besprechung ein anschauliches Bild nicht gewährt, nur in Kürze soll der Inhalt skizziert und einzelnes hervorgehoben werden.

König Max war ein eifriger Schüler und treuer Anhänger Schellings, — ist er doch zu dem Plan, in München eine Heimstätte der Wissenschaft zu gründen, recht eigentlich von seinem Lehrer Schelling angeregt worden. Dagegen stand er insofern unter Hegels Einfluß, als er für eine deduktive Konstruktion der Geschichte nach einem Schema gewisser „leitender Ideen“, für eine Weltanschauung, die in allem Dasein einen kunstvoll gegliederten Organismus, ein harmonisches Ganzes erblicken will, ausgesprochene Neigung hatte. Gegen diese Auffassung des Wesens und der Aufgabe der Geschichte verwahrt sich Ranke aufs entschiedenste. Der Geschichtschreiber soll die Gesetze der Entwickelung des Lebens in der Zeit nachweisen, soll immer den Blick für das Allgemeine offen halten, aber sich nicht dasselbe vorher ausdenken und sich der Annahme hingeben, daß die Geschichte sich wie ein logischer Prozeß nach den ein für allemal von Philosophen festgestellten Gesetzen entfalten müsse.

Folgerichtig verneint Ranke auch den Fortschritt in der Geschichte, den Fortschritt in dem Sinne, als ob die Menschheit sich immer höher potenziere, so daß Epoche auf Epoche wie Stufe auf Stufe zum Ziel emporführe. Als Beweis für die Unrichtigkeit dieser Theorie führt er die Thatsache an, daß in Asien, von wo alle Kultur ausging, nach Epochen glänzenden Aufschwungs die Kultur wieder ganz zu Boden sank. Ein stetiges Fortschreiten zur Vollkommenheit läßt sich, wenn man das ganze Universum in den Bereich der Betrachtung ziehe, ebensowenig im moralischen und religiösen Leben erkennen, wie in Kunst und Wissenschaft. Der Höhepunkt, den die griechische Kunst einnahm, ist nie mehr erreicht worden. Thukydides, der die Geschichtschreibung eigentlich produziert hat, ist in seiner Weise unübertroffen geblieben. Nur in bezug auf Erkenntnis und Beherrschung der Natur ist der Fortschritt, ein glänzender Fortschritt unverkennbar.

In großen Zügen schildert nun Ranke die einzelnen Abschnitte des geschichtlichen Lebens, überall Ursachen und Wirkung in der „fortdauernden Bewegung der Menschheit“ nachweisend. Mit besonderer Vorliebe bespricht er die weltgeschichtliche Aufgabe des alten Rom. „Man kann sagen, daß alle alte Geschichte in die römische sich hinein ergießt, gleichsam in einen Strom, der in einen See mündet, und daß die ganze neuere Geschichte wieder von der römischen ausgeht.“ Gründung einer allgemeinen Weltlitteratur, Ausbildung eines Rechts, das die Grundlage für alle spätere Rechtsbildung abgab, Organisation der monarchischen Verfassung, Erhebung des Christentums zur Weltreligion, — diese gewaltigen Errungenschaften hat das Abendland der römischen Aera zu verdanken.

Nachdem diese für die Welt nötigen Ideen erzeugt waren, starb das römische Westreich ab. Die Herrschaft ging an eine jugendlich kräftigere Sippe, die Germanen, über, ohne daß die Sieger die römische Kultur entbehren konnten. Aus der Vermischung der beiden Volkselemente gingen neue Nationen mit romanogermanischer Verfassung, Kirche, Litteratur hervor.

Diese abendländische Welt wurde aber in ihrer Existenz gefährdet durch die Ausbreitung der arabischen Herrschaft. Mohammed hatte aus allen bestehenden Religionen diejenigen Dogmen und Formen entlehnt, welche dazu beitragen konnten, die Araber in ein kriegerisches, von religiöser und nationaler Begeisterung entflammtes Volk umzuwandeln, dessen Fanatismus alles vor sich niederwarf. Ein Reich von unermeßlicher Ausdehnung wurde von den Kalifen gegründet, aber der Sieg bei Poitiers rettete das Abendland vor dem Halbmond. Das Christentum gewann nicht nur Einfluß auf alle übrigen Kulturerscheinungen, sondern wurde auch das entscheidende Moment für die politische Gestaltung der europäischen Welt.

Im Karolingerreich sehen wir Kirche und Staat noch friedlich vereinigt; Frucht dieser Verbindung ist der Sieg der altrömischen Kaiseridee über das germanische Königtum. Doch allmählich bildet sich zwischen den beiden Gewalten jener feindliche Gegensatz aus, der die leidenschaftlichen Kämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum in den Zeiten der Salier und Staufer heraufführt. „Man darf in diesem Streit nicht ein Unglück sehen, denn er liegt zu tief in der Natur der Dinge begründet, und an diesen Gegensätzen ist der europäische Geist gereift.“ Ebensowenig ist nach Rankes Auffassung — das Urteil bietet besonderes Interesse, weil die Frage ehedem zwischen Vertretern der groß- und der kleindeutschen Idee so lebhaften Streit entfacht und Rankes bedeutendster Schüler, Sybel, die entgegengesetzte Ansicht verteidigt hat, — der Uebergang des Kaisertums an die deutsche Nation als Unheil für die Entwickelung unseres Vaterlands anzusehen, schon deshalb nicht, weil die enge Verbindung mit Italien auf die deutsche Kultur heilsamsten Einfluß übte. Hinwieder haben fast alle Nachbarvölker, Böhmen, Polen, Ungarn, Skandinavier, der zeitweiligen Unterwerfung unter das Deutsche Reich höheren Aufschwung ihres Kulturlebens zu verdanken. Das römische Kaisertum deutscher Nation überragte weit alle anderen weltlichen Gewalten, aber dem Kampf mit dem Papsttum war es nicht gewachsen. In der Zeit der Kreuzzüge rissen die Päpste die Führerschaft über die religiös erregten Völker an sich, während zugleich auch Kunst und Wissenschaft im ganzen Abendland von geistlichen Elementen durchdrungen und beherrscht waren.

Doch Philipp der Schöne von Frankreich nahm den von den Staufern verlorenen Kampf gegen die römische Kurie mit rücksichtsloserem Eifer und größerem Glück wieder auf, das Papsttum wurde abhängig von der französischen Krone; dieses Verhältnis führte zum Schisma und damit brach die Weltherrschaft der Päpste, die auf dem Prinzip der Einheit beruhte, in sich zusammen.

Auch die gleichzeitig aus dem Altertum in die neue Zeit hereindringende Kulturerneuung, die sogenannte Renaissance, war eine Feindin der geistlichen Autorität. So konnte endlich die Opposition, die schon an Arnold von Brescia, Savonarola und Huß beredte Anwälte und todesmutige Blutzeugen gehabt hatte, zum Sieg gelangen, und zwar zuerst in Deutschland, wo ein tieferer Begriff von Religion Wurzel gefaßt hatte.

Ob es für Europa ein Glück gewesen wäre, wenn im 16. Jahrhundert der Protestantismus die alte Kirche völlig überwunden hätte? Ranke glaubt es nicht. Es scheint ihm zweifelhaft, ob sich das evangelische Bekenntnis überhaupt für die südlichen Nationen eigne, und er hielte es für einen bedauerlichen Verlust, wenn der phantasievolle Gottesdienst der alten Kirche gänzlich ausgerottet würde. Für Deutschland freilich wäre es ein Glück gewesen, wenn es nicht durch den Religionsstreit in zwei feindliche Lager geteilt worden wäre, denn es wäre der Dreißigjährige Krieg mit seinen Greueln und unheilvollen Nachwirkungen dem deutschen Volke erspart geblieben.

Auch dieser verzweifelte Zweikampf der feindlichen Religionsparteien brachte keine Entscheidung. Deutschland ist seitdem sozusagen einer gemischten Ehe mit geteilter Kindererziehung zu vergleichen. Allmählich verlor sich hier wie anderwärts der Fanatismus, die Verschiedenheit des Bekenntnisses galt nicht mehr als ein für allemal trennende Schranke, und Kriege wurden jetzt nicht mehr um der Religion willen geführt, sondern entspannen sich aus dynastischen oder handelspolitischen Streitigkeiten. Insbesondere die Furcht vor Störung des politischen Gleichgewichts der europäischen Mächte ließ wiederholt Bündnisse gegen Ludwigs XIV. ehrgeizige, auf Weltherrschaft zielende Pläne zustandekommen.

Ranke beurteilt diesen Vertreter des fürstlichen Absolutismus auffallend günstig. „Seine Devise war: ‚Mein Ruhm und Frankreichs Wohl!‘ Darin liegt zwar etwas Egoistisches, aber Ludwig XIV. war doch ein großer Mensch!“ Ranke ist zu objektiv, um sich von der Erinnerung an das namenlose Unheil, das jene Eroberungszüge des Roi soleil über die deutschen Gaue brachten, beeinflussen zu lassen; daß nicht etwa höfische Rücksicht für das Urteil des Historikers maßgebend war, erhellt schon daraus, daß er die absolutistische Politik Karl Stuarts einer sehr abfälligen Kritik unterzieht und das Vorgehen der englischen Nation gegen Jakob II. nicht mißbilligt.

Ludwigs Zeitgenosse, Zar Peter, „war eine der energischesten Naturen, welche jemals existiert haben. Um Rußland groß zu machen, mußte er das thun, was er gethan hat. Hätte er sein Hauptaugenmerk auf Asien gerichtet, so wäre Rußland eben ein Barbarenreich geworden.“

Friedrich II. von Preußen war „wohl der größte Politiker, den Deutschland hervorgebracht hat, indem er in der Mitte der Dinge lebte, die Stürme herankommen sah und immer die richtigen Maßregeln ergriff.“

Mit unvergleichlicher Klarheit wird entwickelt, aus welchen Ursachen die große Revolution herauswachsen mußte. Ludwig XVI. beging nach Rankes Ansicht den gefährlichsten Fehler dadurch, daß er zuerst selbst den dritten Stand aus politischer Ohnmacht hervorzog, dann aber verschmähte, mit diesem Faktor zu rechnen, und die Hilfe des Bürgertums gegen die radikalen Umsturzgelüste des Pöbels in Anspruch zu nehmen.

Vorurteilslos wird Napoleons I. Größe anerkannt, die wahnsinnige Ehrsucht, die schonungslose Brutalität des Mannes gebrandmarkt.

Den Monarchien, die nach Napoleons Sturz aus den Beschlüssen des Wiener Kongresses hervorgingen, weist Ranke die Verpflichtung zu, vor allem dafür Sorge zu tragen, daß dem feindlichen Gegensatz zwischen der durch die große Revolution in die Weltgeschichte eingeführten Volkssouveränität und dem durch den langen Kriegszustand aufs neue gekräftigten monarchischen Prinzip durch Einführung und ehrliche Aufrechthaltung konstitutioneller Grundsätze die gefährliche Schärfe benommen werde.

Das hohe Interesse, das eine Erörterung der wichtigsten weltgeschichtlichen Probleme durch einen Gelehrten von Rankes Bedeutung bietet, wird noch dadurch gesteigert, daß wir auch Einsicht erhalten, wie König Max diese Urteile und Ratschläge aufnahm. Die Fragen, welche er nach Beendigung einzelner Vorträge an Ranke richtete, beweisen, daß er aus dem Gehörten unmittelbar praktischen Nutzen im edelsten Sinne des Worts zu ziehen bemüht war. Max glaubte an den göttlichen Ursprung, an das unveräußerliche Recht, die Unantastbarkeit des Königtums. Einer Natur wie der seinen mußten Erscheinungen wie die französische oder die englische Revolution ganz besonders anstößig sein. Trotzdem sucht er sich mit Ernst und Eifer zu unterrichten, inwieweit etwa solche gewaltsame Umwälzungen vom Standpunkt der geschichtlichen Moral als berechtigt anzusehen wären. Ebenso gewissenhaft sucht er zu ergründen, worin die eigentliche Größe der von der Geschichte mit besonderer Auszeichnung genannten Fürsten bestanden hat. Vor allem aber kommt er immer wieder, auch noch am letzten Abende, auf die Frage zurück, ob nicht doch im Laufe der Jahrhunderte die Zahl der gesitteten Menschen zugenommen habe, mithin eine günstige Fortentwickelung der Geschichte zu einem höheren Ideal wahrnehmbar sei. Mit Rankes Zugeständnis, daß zwar nicht in der Sittlichkeit, wohl aber in der Humanität ein Aufwärtsstreben, also in gewissem Sinne doch ein Fortschritt in der Geschichte sich erkennen lasse, gelangen die für Schüler und Lehrer ehrenvollen Wechselgespräche zu versöhnlichem Abschluß.

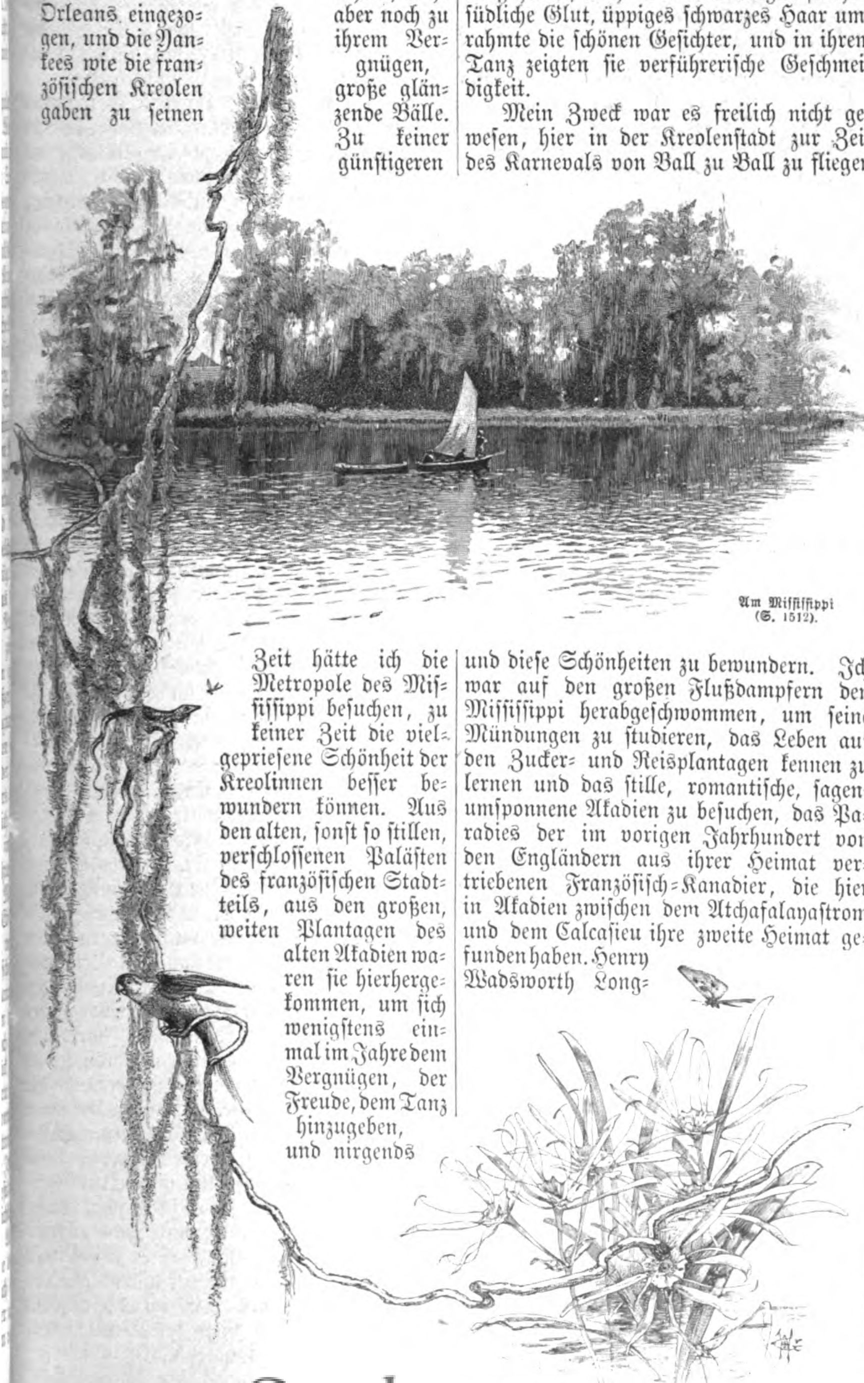
Bei den französischen Pflanzern von Neu-Akadien.

Von

Ernst v. Hesse-Wartegg.

Prinz Karneval feierte in der Hauptstadt Louisianas seine fröhlichen Feste. Vor drei Tagen war er als stattlicher Kavalier an der Spitze einer malerischen Reiterschar durch die buntbeflaggte Kanalstreet in New Orleans eingezogen, und die Yankees wie die französischen Kreolen gaben zu seinen Ehren, mehr aber noch zu ihrem Vergnügen, große glänzende Bälle. Zu keiner günstigeren Zeit hätte ich die Metropole des Mississippi besuchen, zu keiner Zeit die vielgepriesene Schönheit der Kreolinnen besser bewundern können. Aus den alten, sonst so stillen, verschlossenen Palästen des französischen Stadtteils, aus den großen, weiten Plantagen des alten Akadien waren sie hierhergekommen, um sich wenigstens einmal im Jahre dem Vergnügen, der Freude, dem Tanz hinzugeben, und nirgends hatte ich bisher auf so kleinem Raume eine so große Zahl junonischer Schönheiten versammelt gesehen als hier, in den Ballsälen von New Orleans. Ihr herrlicher Wuchs wurde durch reiche glänzende Toiletten hervorgehoben, in ihren dunklen Augen strahlte südliche Glut, üppiges schwarzes Haar umrahmte die schönen Gesichter, und in ihrem Tanz zeigten sie verführerische Geschmeidigkeit.

Mein Zweck war es freilich nicht gewesen, hier in der Kreolenstadt zur Zeit des Karnevals von Ball zu Ball zu fliegen und diese Schönheiten zu bewundern. Ich war auf den großen Flußdampfern den Mississippi herabgeschwommen, um seine Mündungen zu studieren, das Leben auf den Zucker- und Reisplantagen kennen zu lernen und das stille, romantische, sagenumsponnene Akadien zu besuchen, das Paradies der im vorigen Jahrhundert von den Engländern aus ihrer Heimat vertriebenen Französisch-Kanadier, die hier in Akadien zwischen dem Atchafalayastrom und dem Calcasieu ihre zweite Heimat gefunden haben. Henry Wadsworth Longfellow selbst hatte mich auf sie aufmerksam gemacht, als ich ihm in seinem schmucken Hause zu Cambridge bei Boston von meinem Reiseprojekt erzählte. Beim Abschied hatte er mir noch seine unsterbliche akadische Romanze „Evangeline" als Reiselektüre mitgegeben und seinen Namen in das Buch geschrieben. War es da ein Wunder, daß ich mich dann in New Orleans länger aufhielt und Einführungsbriefe an die alten französischen Pflanzer in Neu-Akadien zu erhalten suchte?



Am Mississippi
(S. 1512).

From Harper's Magazine.

Aber sie waren nicht erforderlich. Auf den großen Bällen der Hauptstadt war alles versammelt, was Louisiana an Reichtum, Schönheit und Vornehmheit aufzuweisen hat, und alsbald war ich durch meinen Freund, Gouverneur W., bei den schönsten der Damen persönlich eingeführt. Kaum hatten sie meine Absicht, das romantische Bayouland des südlichen Louisiana zu besuchen, erfahren, so erhielt ich auch schon Einladungen nach dieser und jener Plantage. Sie wollten in einigen Tagen dorthin zurückkehren, und ich möge sie dann auf ihren Privatdampfern begleiten.

In New Orleans leben die französischen Kreolen in ihrem eigenen, urfranzösisch gebliebenen Stadtviertel. Von den „Levees" (Hafen) des Mississippi in der prächtigen breiten Hauptstraße der Stadt, der Kanalstreet, aufwärts schreitend, ist rechts alles französisch, spanisch und italienisch; links alles englisch. Westlich der Kanalstreet ist alles „Street, Cents, Sir" — östlich gibt es nur „Centimes, Rue, Monsieur". Frägt man die Leute in der Straße um Auskunft, so wird man links englische, rechts französische Antwort erhalten. Die beiden Bevölkerungen leben abgesondert und bilden eigene Gesellschaftskreise. Nur ist die englische Bevölkerung reicher, liberaler, gebildeter, ebenso wie der englische Stadtteil der modernere, schönere ist. Der Yankee hat den Franzosen überholt. Die Kreolen — die alte, erbsässige Pflanzerbevölkerung, lebt viel zu sehr in dolce far niente, um mit dem flinken, energischen Amerikaner gleichen Schritt zu halten. Ihr ganzes Dasein dreht sich um Zuckerrohr und Liebe. Der große Sklavenkrieg hat sie vollends in den Hintergrund gedrängt. Er sprengte den Sklaven, diesem wertvollsten Besitztum der Pflanzer, die Fesseln und beraubte die Kreolen dadurch ihres Reichtums. Ohne Sklaven fielen die Pflanzungen auf ein Drittel oder Viertel ihres Wertes herab, und die vielen Millionäre, die es unter den Kreolen gab, wurden zu kaum viel mehr als verschämten Bettlern. Darum hat sich das Kreolentum auch aus den reichsten und vornehmsten Teilen von New Orleans zurückgezogen. Es wohnt nur noch im französischen Viertel der Stadt, es vegetiert in einzelnen abgeschiedenen Gegenden Louisianas und kommt nur bei seltenen Gelegenheiten, wie zur Zeit des Karnevals, zum Vorschein. Einstens war Louisiana eine Hölle für die Sklaven, aber ein Paradies für die Weißen. Nun ist die Hölle verschwunden, aber sie hat auch das Paradies mit sich gerissen.


From Harper's Magazine. Im Kreolenviertel von New Orleans (S. 1510).

Dem französischen Stadtviertel sieht man den Verfall des Kreolentums wohl an. Von dem urfranzösischen Jacksonsquare (S. 1515), dem einstigen Place d'armes, mit seiner dreitürmigen Kathedrale ausgehend, gelangt man in finstere enge Straßen, von ähnlichem Aussehen wie jene der Vorstädte von Marseille oder Bordeaux. Die Aufschriften, Firmentafeln, Straßennamen, die Zeitungen, der ganze Kleinverkehr ist französisch. Weite Balkone mit schön geschwungenen bauchigen Eisengeländern, grüne Jalousien über den offenen mit Blumentöpfen besetzten Fenstern (S. 1510), hier und dort der Ausblick durch eine alte Gitterthür in einen weiten magnolienbeschatteten Hof (S. 1516), in seiner Architektur an die alten Paläste der Bourbonenzeit in Italien, Spanien, Südfrankreich erinnernd. Wie sich doch hier die alte Zivilisation der hispano-maurischen Rasse unmittelbar neben jener freien, kräftigen anglosächsischen Zivilisation des jungen Amerika erhalten hat! Wie befremdend, wie eigentümlich erschien sie mir hier in dem raschlebigen, telegraphierenden, telephonierenden, von Elektrizität erfüllten Dollarlande. Nur in dem nordöstlichen Kanada, der heute noch urfranzösisch gebliebenen Provinz Quebec, findet man in dem weiten Kontinente ähnliche Bilder einer fremden Zivilisation aus einem andern Jahrhundert. — New Orleans ist nicht nur der Haupthafen und die Metropole des Zuckerdistrikts, es ist auch der Ausgangspunkt für alle Ausflüge auf dem Vater der Ströme und seinen zahllosen wasserreichen Nebenflüssen, durch schiffbare natürliche Kanäle, sogenannte Bayous untereinander und mit den vielen Seen verbunden, welche die Prärie- und Urwaldsregion des südlichen Louisiana unterbrechen. Die schönsten dieser in den Zauber unberührter Romantik gehüllten Bayous aber sind jene Akadiens: Bayou Lafourche, Bayou Tigre, Bayou Teche (S. 1520), auf welchen kleine Flußdampfer und Boote bis weit aufwärts zu den entferntesten Akadierdörfern, bis Iberia, St. Martinsville, Vermillion, La Place u. s. w. vordringen.

Die größten und bedeutendsten Zuckerplantagen liegen allerdings am unteren Mississippi, längs der Ufer seines noch 115 englische Meilen langen Laufes von New Orleans bis zu seiner Mündung in den Golf von Mexiko. Wenn man in Europa die kleinen gebräuchlichen Karten des Kontinents von Nordamerika betrachtet, so würde man kaum vermuten, daß es südlich von New Orleans noch Länderstrecken gibt, welche der Bereisung und Schilderung wert wären. Aber man täuscht sich hierin. Es ist kaum glaublich, welche Fülle des Neuen, nie Gesehenen und Interessanten gerade dieses einzig schöne Stück Land darbietet. — Es sind sozusagen nur zwei Uferdämme des mächtigen Stroms, zwei Halbinseln, an manchen Stellen nur eine englische Meile breit; auf der Flußseite durch künstliche Dämme, sogenannte Levees, gegen den gewaltigen Strom geschützt, auf der Meerseite hingegen von unbestimmter Grenze. Der Süßwassersumpf vermengt sich dort mit den Flutgewässern des Meeres. Vergeblich sucht man dort bestimmte Grenzen zwischen Festland und dem Strand des mexikanischen Golfes. Um den Fluß herum ist alles Kultur, an der Meeresseite alles Wildnis, jungfräulicher Urwaldssumpf. Am Flusse bewegtes Plantagenleben, hier und da prächtige Wohnhäuser, im alten spanischen Kolonialstil gebaut, von Rosengärten umgeben, von Magnolien überschattet, von stolzen Pflanzern bewohnt, und am Meere, kaum eine Wegstunde weit, hausen Tausende von Alligatoren, Schildkröten, Mokassin- und Klapperschlangen in den düsteren, von mächtigen Baumriesen dicht besetzten Cypressensümpfen (S. 1523). Und zwischen diesen beiden großartigen Kontrasten, zwischen hoher Kultur und der tiefsten Wildnis, liegen die Plantagen, werden Zucker, Reis und Orangen gepflanzt. Heiteres, warmes Sonnenlicht ist Sommer und Winter über dieses subtropische Strombild gebreitet. In der Ferne sieht man zwischen den Bäumen zuweilen die weißen kleinen Häuschen der Plantagenneger, das sogenannte „Quarter"; drüben in den tiefliegenden Feldern, über denen die heiße Luft zittert, arbeiten die Neger und Maultiere, von berittenen Aufsehern bewacht. — Auf dem unendlichen Wasserspiegel des Mississippi (S. 1507), diesem fließenden Meere, dahinfahrend, übersieht man dies alles bis zum Urwald am Horizont, denn das Land liegt tiefer als der Wasserspiegel und ist gegen die Fluten nur durch Erddämme geschützt. Gar häufig werden dieselben durchbrochen, und die Pflanzungen sind dann eine Beute des Elements. In vielen der alten Plantagen des Mississippi haben sich nun Yankees eingenistet, nördliche Energie und nördliches Kapital mitgebracht. Dampfmaschinen und Zuckerfabriken zerstören schon hier und da den idyllischen Anblick dieses Plantagenlandes. Aber an den Seitenströmen und Bayous in Akadien leben noch die altangestammten Pflanzer auf ihren Ländereien. —

Eine Woche war mit dem Besuch des untern Mississippi vergangen, und als ich nach New Orleans zurückkehrte, fand ich in meiner Wohnung im St. Charles-Hotel eine französisch geschriebene Einladung, die Familie des Sieur de T. morgen früh nach seiner Plantage am Bayou Teche zu begleiten. T. und seine bildschöne Tochter Clarisse, sie, welche auf dem Eliteballe des Mardigras vom Prinz Karneval zur Königin erwählt worden war, harrten bereits meiner, als ich an dem Landungsplatz der Ferryboote eintraf. Lieber wäre es mir gewesen, Mlle. Clarisse wäre bei diesem Ausfluge nach Neu-Akadien nicht meine Reisegefährtin, meine Führerin gewesen; Damengesellschaft auf Studienreisen ist eine sehr fragliche Sache, die einem selten wohl bekommt, und nun gar eine solche Dame, eine Kreolenschönheit, die selbst in Louisiana Aufsehen erregte — nicht ein zartes, ätherisches Wesen, wie viele der Kreolinnen von New Orleans, sondern eine Amazone,

mit Zügel und Gerte ebensogut um-
n konnte wie mit dem Ruder und
Jagdgewehr — nicht eine Bürde
ihre Begleiter, sondern eine furchtlose
rerin, aber — sie war von gar zu ge-
licher Schönheit! — Bald hatte uns das
ryboot an das jenseitige westliche Ufer
Mississippi, nach dem Städtchen Algiers
acht, von wo wir mittels der nach
as laufenden Morgan-Eisenbahn nach
etwa hundert Kilometer weiter west-
gelegenen Station Morgan City fuhren.
rgan City, nach ihrem Gründer Mor-
so benannt, ist ein wichtiger Verkehrs-
kt in dem, das südöstliche Louisiana um-
nden Neu-Akadien, denn hier mündet
aus den Prärien von Opelousas
mende Bayou Teche in den breiten,
Seeschiffe befahrbaren Atchafalaya, der
atlich nur ein mächtiger Mündungs-
des Vaters der Ströme ist und,
Fluß, halb See, von den kolossalen
ssermassen des Mississippi und des Red
er einen guten Teil in den mexikani-
n Golf führt. Auf seinem breiten,
en Rücken schaukelten neben den großen
Galveston und Corpus Christi und
ern Golfhäfen fahrenden Dampfern
eine schmucke kleine Dampfjacht, mit
r blauseidenen Flagge auf der Mast-
e, und den Namen „Clarisse“ in gol-
en Lettern auf dem Bug. Ueber ein
wankendes Brett balancierend, nahmen
in dem koketten Fahrzeug Platz; ein
ff, und wir glitten ruhig quer über
seeartig ausgebreiteten Strom in die
indung des Bayou Teche, in das Herz
Neu-Akadien — in das Paradies von
damerika. Warum ich es so benenne?
il es auf dem weiten Kontinente, den ich
eelang nach Kreuz und Quere durchstreift,
poetischeres, schöneres Stück Land gibt
diese schattigen, von klaren tiefen Strö-
durchzogenen Cypressenwälder mit ur-
n Baumkolossen, an welchen sich Para-
n mit aller Ueppigkeit der Tropen em-
winden, während von den Kronen in
gen, zarten, luftigen Strängen das
ue Bartmoos wieder dem Erdboden
trebt, — oder diese mit tropischen Blu-
n und großblätterigen Wasserpflanzen
ht überwucherten Inseln in den stillen
aldseen, wahre Chinampas, wie sie im
tensee von Texcoco vorkommen, — oder
se idyllischen Pflanzerwohnungen auf
n saftigen Rasen der Waldlichtungen,
lber, wie sie Bernhardin St. Pierre ge-
ildert, — oder die grünen, von kleinen
en hier und dort unterbrochenen Prärie-
llen von New Iberia und St. Martins-
le, das einstige Gebiet der mächtigen
takaposindianer, von denen wir einige
ichkommen in den stillen Wässern der
yous fischen sahen. Hundert Meilen weit,
f und ab, ähnliche unverfälschte Naturbil-
r, tropische Lieblingskinder der warmen
onne, die sie geschaffen, und der idylli-
en, stillen, genügsamen Bewohner, welche
pflegen und sich hier wohl befinden, un-
kümmert um den Rummel, den Lärm,
s Streben und Jagen der Außenwelt
it ihren Telegraphen und Eisenbahnen.

Gegen Süden wird dieses schöne Akadien von den Cypressensümpfen des Meeres, gegen West und Nord von den großen Savannen von Opelousas, Grand Choiseul, Prärie Mamon, Calcasieu und Aubine abgeschlossen, bevölkert von großen Viehherden, gehütet von Hirten, die zeitlebens wohl kaum über die Grenzen dieses weltvergessenen Reiches hinauskommen — ist das nicht eine moderne Auflage des alten Arkadien, diesem vielbesungenen Lande des alten Peloponnes, und sind die Akadier von Louisiana nicht moderne Arkadier?

Aus den düsteren, kalten Gefilden Neu-Schottlands von den Engländern vertrieben, bahnten sich die französischen Akadier den Weg durch die Alligatorsümpfe und Urwälder hierher, um sich inmitten dieser unglaublich üppigen Natur ihre neue Heimat zu gründen. Sie legten der ungestümen Natur teilweise Fesseln an; sie hieben Urwaldbäume nieder, schufen Plantagen und Felder, bauten sich idyllische Wohnungen und umgaben sie mit schönen Gärten, zu denen sie ihre Blumen und die herrlichsten Zierpflanzen aus der sie umgebenden Wildnis holen konnten. —

Nun fuhren wir ruhig durch dieses fremdartige Land; Clarisse hatte mich geheißen, neben ihr auf dem Bug der kleinen Yacht Platz zu nehmen, und dort lauschte ich den Erklärungen und Aufschlüssen aus so schönem, verführerischem Munde. War es deshalb allein, daß ich alles so schön und reizend fand? Beschreibt der Dichter ein Land in ähnlicher Sprache wie der Naturforscher? Und spiegelte sich die Szenerie in den dunkeln Augen dieser herrlichen Cicerone wider, dadurch verklärt und verschönert? — Doch nein. Hier sind ja in der That diese alten Herrensitze und diese koketten, modernen Villen und diese Plantagen, von denen ihr Mund erzählte. So war der Nachmittag vergangen; in dem goldenen Strahlenbade der untergehenden Sonne fuhren wir die stillen klaren Wasserstraßen entlang durch den Urwald, an New Iberia vorbei in die Region des Lac Peigneur — und wie Hiawathas Abschied steht dieser Nachmittag und dieser Abend noch heute glühend vor meinen Augen. — Nun war es Nacht geworden; das Mondlicht glitzert über das Wasser und zeigt uns den Weg durch den stillen Bayou; die hohen Cypressen und Lebenseichen warfen tiefe Schatten quer darüber, und das von allen Aesten langherabwallende Mississippimoos gibt ihnen das Aussehen von gewaltigen Trauerweiden; noch eine Stunde geht



Das Jacksonsquare in New Orleans (S. 1510).

— Harper's Magazine —

es so weiter — ruhig wie auf einem Geisterschiff. Clarisse ist stumm geworden und ich wage das Schweigen nicht zu brechen. Ich höre zuweilen die melancholischen Rufe der Sumpftiere, aufgeschreckt flattert hier ein Nachtvogel aus dem Wege, oder ein Alligator plumpst von den Ufern in die dunklen Fluten. Ein Huschen und Fliehen, ein Flüstern und Rauschen in den Bäumen, dazu das Gurgeln der vom Schiffsbug aufgerollten Wasserfläche beim Anschlagen an die Ufer!



From Harper's Magazine.

Straßenbild aus dem französischen Teil von New Orleans (S. 1510).

Die Kreolin neben mir schien mit mir zu fühlen, auch sie war von diesen großartigen Naturbildern in den Bayous gefesselt.

Kracks! Ein Knirschen und Knarren und Stillehalten und dann ein Hallo und Lichter vom Ufer her. Wir waren angelangt. Clarisse sprang flinken Fußes, ohne meine hilfebietende Hand zu nehmen, ans Land, Monsieur de T. und ich folgten. Hier einige Steinwürfe von Bayou entfernt lag Clarissens Heim, das stattliche Pflanzerhaus, einem altfranzösischen Schloß nicht unähnlich, hätten sich hier nicht breite auf Säulen ruhende Veranden in beiden Stockwerken rings um das Haus gezogen — hätten nicht gewaltige Magnolienbäume auf dem weiten Rasen davor Wache gestanden und hätten nicht die großen hochgelben Orangen an den Bäumen des Weges nicht an andere Zonen gemahnt.

* * *

Schöner noch war das Bild, das die Plantage am nächsten Morgen von meinem Fenster aus darbot. Die herrlichen Magnolien, wahre Riesenbäume, waren mit ihren weißen großen Blumenkelchen bedeckt, schlanke Palmen streckten die hohen Stämme über das dichte Gebüsch der Mandarin-Orange empor; Agaven mit gewaltigen, zentnerschweren Blättern fassen die breite, feinbesandete Terrasse vor dem Hause ein. Die Hecken werden von üppig blühenden Rosensträuchern gebildet. Sie schließen den Blumengarten des Hauses von einer großen Orangenwaldung ab, deren Bäume mit den dunklen, dichten noch fruchtbeladenen Kronen schon wieder in üppigster Blüte stehen und einen bezaubernden Duft aushauchen. Pfauen und Truthühner stolzieren auf den weichen, sonnigen Rasenflächen umher und unterbrechen zeitweilig durch ihren Schrei die Ruhe, die über die ganze idyllische Szenerie gebreitet ist. Die Pflanzer, die Aufseher und Neger sind längst draußen auf der Plantage an der Arbeit — und Clarisse? Ich mußte doch herunter, und als ich auf die Terrasse vor dem Hause trat, gewahrte ich sie unter denselben [illegible] sigen Magnolien, deren Laubkronen [illegible] ihren Anblick von meinen Fenstern [illegible] entzogen hatten. In ein langes, dunk[illegible] Reitkleid gehüllt, ein kokettes Hütchen [illegible] dem Kopfe, lag sie nachlässig in ein[illegible] zwischen zwei Bäumen schaukelnden Häng[illegible]matte, schöner als je. „Ich habe auf S[illegible] gewartet, die Pferde stehen bereit, komm[illegible] Sie, ich will Ihnen die Plantage zeigen[illegible] Damit reichte sie mir die kleine beh[illegible]schuhte Hand und führte mich nach [illegible] anderen Seite des Hauses. Kaum [illegible]rührte ihr Fuß meine Hand, als ich i[illegible] das Pferd besteigen half.

Einen Augenblick darauf sprengten [illegible] davon.

Etwa zweihundert Schritte vom Herren[illegible]hause entfernt erheben sich ein pa[illegible] Dutzend kleiner Häuschen. Sie sind a[illegible] von der gleichen Größe: einfache Holzhütten, Kabanen, auf Pfählen ruhend und zw[illegible] bis drei Fuß vom Erdboden erhöht, d[illegible] sie aussahen, als stünden sie auf Stelzen. Die Bayous und Mündungsarme d[illegible] Mississippi treten nämlich alljährlich i[illegible] Winter aus ihren Ufern, das ganze Land auf Hunderte Meilen in der Runde unter Wasser setzend, weshalb gewöhnliche Wohn[illegible]häuser hier nicht genügen würden. D[illegible] „Cabanes“ stehen in unregelmäßigen Gru[illegible]pen beisammen, ohne aneinandergebaut [illegible] sein, um die Ausbreitung von Schaden[illegible]feuern zu verhindern. Ein großes Gebäude, ebenfalls aus Holz, dient als Hospit[illegible] ein zweites als Kirche. Dies sind die [illegible] genannten „Quarters“, die Wohnungen d[illegible] Plantagenneger, der einstigen Sklaven. Hier wohnen sie mit ihren Familien, ihr[illegible] Kindern, die sich draußen hinter den Häusern in den Feldern herumbalgen. Die Frau[illegible] sind mit ihren Männern auf der Pla[illegible]tage, und nur hier und dort kauert vi[illegible]leicht eine alte Negerin in hellfarbig[illegible] Kleide, ein turbanartiges buntes T[illegible] um den Kopf gewickelt, vor der Thü[illegible] „Da ist ja Mammy,“ ruft Clarisse [illegible] deutet mit der Gerte auf eine alte, häßli[illegible] Negerin, die eben ihre kleinen, schmutzig[illegible] nackten Enkel füttert. Auf ihren Knien [illegible] sie eine irdene Schüssel mit irgend ein[illegible] Brei, und die kleinen Bengel umdrän[illegible] sie schreiend und lassen sich den M[illegible] vollstopfen, daß sie zu ersticken droh[illegible] Kleine Ferkel, ebenso schwarz wie [illegible] Kinder und schwer von diesen zu unt[illegible] scheiden, umgrunzen die Alte und schnapp[illegible] ihr manchmal den für ihre menschlich[illegible] Spielgenossen bestimmten Bissen w[illegible] Zwischen den Pfählen unter den Häus[illegible] haben sich die älteren Schweine [illegible] genistet und wagen nur zeitweilig ei[illegible] Ausfall, um einen zur Erde gefallen[illegible] Brocken zu erhaschen. Ein idyllisches Bi[illegible] Weiterhin begegnen wir ein paar prächtig[illegible] pechschwarzen Jungen, die am Rande ei[illegible] Abzugsgrabens lungern und Krebse fisch[illegible] Seit ihrer Geburt haben sie noch nie[illegible] ein Kleidungsstück an ihrem Leibe ge[illegible] und sitzen auch jetzt in köstlicher Un[illegible]fangenheit an dem Graben. In solch[illegible] Dolce far niente bringen diese Ben[illegible]

ihre Jugend zu, bis sie groß und stark genug sind, um auf der Plantage arbeiten zu können. Dann überlassen sie ihre juvenile Thätigkeit ihrem jüngeren Nachwuchs.

Des Morgens und Abends bieten diese „Quarters“ ein viel bewegteres Bild dar. Kaum daß die große Glocke auf dem Dache des Suppenhauses ihr zweites Morgensignal gegeben, als auch schon der weite Platz vor den Negerhäusern sich zu füllen beginnt. Gerade wie unter dem Regime der Sklaverei werden die Neger auch jetzt noch gezählt und von den Aufsehern auf die Plantage hinausgeführt. Aber heute haben sie mehr Munterkeit und Lebenslust als damals. Singend, springend, lachend bewegen sich diese Schwärme der Plantage zu. Die Körbe auf dem Kopf, die Werkzeuge auf der Schulter, tänzeln sie in drolligster Weise über den weiten Hof nach den Zuckerfeldern, und ebenso fröhlich kehren sie wieder von der Arbeit zurück. Am possierlichsten gebärden sie sich, wenn ihnen ein paar junge Negerinnen begegnen, auf die sich natürlich das ganze Streben und Trachten ihres einförmigen und doch dabei fröhlichen Lebens konzentriert. Alles kokettiert miteinander, wirft sich verliebte Blicke und Liebeszeichen zu, tänzelt und wiegt und streckt sich, als gälte es, ein Menuett im Ballsaal zu tanzen. Aber diese jungen, frischen Plantagennegerinnen sind in der That prächtige Geschöpfe! Die üppige Natur, die warme Sonne des Südens hat ihnen eine gewisse Sinnlichkeit eingeimpft, die bei ihnen in so berückender Weise zum Vorschein kommt, daß da selbst kältere Herzen als jene der halbruinierten Kreolenpflanzer Feuer fangen. Eine schlechte Eigenschaft haben sie mit anderen Evatöchtern gemein: die Schwatzhaftigkeit! und hier, mitten unter Franzosen, natürlich auch in französischer Sprache. Sie müssen schwatzen, mit wem es auch sei, mit den Alten, mit den Kindern, den sogenannten Pikaninis, die am Wege spielen, mit den Ferkeln, die sie beschnüffeln, und wenn sie niemand andern haben, schwatzen sie mit ihrem eigenen Spiegel!

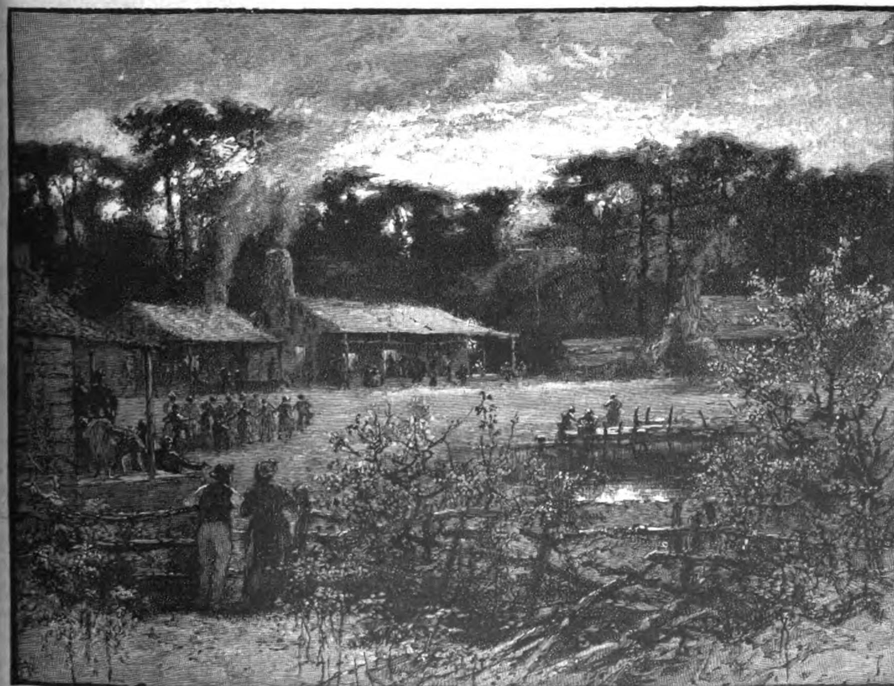


From Harper's Magazine.

Am Bayou Teche (Louisiana) (S. 1511.)

Eine Stunde später arbeitet alles draußen im Felde (S. 1526). Wie in den Wohnungen, so sind die weißen von den farbigen Arbeitern, den „Hommes du Couleur“, auch im Felde streng geschieden. Die Sonne brennt gar heiß hernieder, und die Menschen, ebenso wie die zahlreichen Maultiere, leiden schwer unter der drückenden Februarhitze. Befinden wir uns doch unter dem Breitegrade von Kairo! Pferde kommen deshalb nicht als Arbeits-, sondern nur als Reittiere für die Aufseher zur Verwendung, welche die Plantagenverrichtungen zu leiten und zu überwachen haben. Aber sie schwingen nicht mehr die gefürchtete Peitsche — frei und furchtlos blicken die ehemaligen Sklaven zu ihnen empor, wenn sie ihre Bemerkungen machen oder sie zur Arbeit anspornen. Ihr Rücken krümmt sich nicht mehr scheu, wenn sie den Gestrengen hinter sich dahergaloppieren hören. Peitschenknall, Flüche und Wehrufe haben aufgehört, und Gesang, Scherz und Munterkeit sind an ihre Stelle getreten.

Die große, meilenweit hörbare Glocke in den Quarters läutet Mittag. Die Hunderte von Maultieren wiehern freudig auf. Jeder Negerbursche schwingt sich auf das erste beste Tier, und hopp! hopp! geht es im Trabe fort, den Quarters zu. Wie es den schwarzen Burschen auf dem knochigen kantigen Rücken der ungeschlachten Tiere, ohne Sattel und ohne Zügel gehen mag, kann man sich wohl denken (S. 1528). Aber die „Mules“ kennen ihren Weg und stürmen wie ein paar Kavallerie-Eskadronen auf den Plantagenhof



From Harper's Magazine.

Abendszene in den Neger-Quarters (S. 1522).

ein. Im Handumdrehen ist der stille sonnige Platz wie in ein Militärlager verwandelt. Hier werden die rudelweise beisammenstehenden Pferde und Maultiere gefüttert. Dort stehen lange Tische, mit dampfender Suppe, Fleisch- und Gemüseschüsseln bedeckt. Die weißen Arbeiter von der Plantage wie aus der Zuckerfabrik haben ihren eigenen Tisch. Eine Zeitlang hört man nur das Klappern der Messer und Gabeln und Teller und Trinkbecher. Dutzende von schwarzen Schweinen umgrunzen die Tische — Hunde, Hühner, Ferkel, Tauben, die ganze Tierwelt der Plantage nimmt an den Mahlzeiten teil, nur die stolzen Pfauen rühren sich nicht aus ihrer vornehmen Abgeschiedenheit im Pflanzergarten heraus, ganz wie spanische Granden. — Eine Stunde später ist alles wieder an der Arbeit.

Am schönsten sind auf diesen Plantagen die Abende (S. 1519). Clarisse und ich hatten den Vormittag in den Zuckerfeldern und den Orangengärten zugebracht; nachmittags waren wir in das nächste Städtchen geritten, und wir saßen nun, nachdem die Sonne untergegangen, auf der Piazza vor dem Hause. Von den Quarters aber scholl der prächtige Chorgesang der Neger herüber, begleitet von Banjos und Guitarren, bald fröhlich, bald melancholisch, wie der Widerhall meiner eigenen Gefühle. — Wie mir wird es jedem ergehen, der die Gastfreundschaft der Pflanzer genießt. Fremde Gäste sind hier gern gesehen und stets willkommen, ob bei englischen Pflanzern oder bei den Akadiern oder bei den Criollos von Cuba und Jamaika. Das Leben der Pflanzer und ihrer Familien verläuft so ruhig und eintönig, daß man sich nach fremder Gesellschaft wirklich sehnt, um so mehr, wenn diese Fremden aus Europa kommen und von dem Winter in Paris, von der Season in London, von Land und Leuten erzählen können. Ohne Gäste bilden die häuslichen Arbeiten, dann etwas Lektüre, und vor allem: Dolce far niente die ganze Tageseinteilung. Draußen auf dem Bayou tänzeln stets ein paar leichte Boote in den Fluten; im Korridor des Hauses lehnen Jagdgewehre; zwischen den dicken, stacheligen, grauen Aloen steht eine Zielscheibe für Revolver; in den Stallungen stampfen ein paar Reitpferde unruhig den Boden; Equipagen, Spiele, Kricket, Lawn-Tennis — alles, alles ist da, und doch ruhen die blassen, melancholischen stolzen Damen in den Fauteuils im großen, eleganten Empfangssalon und starren ins Leere und langweilen sich. Erst wenn Gäste kommen, lernen sie den Wert ihrer Umgebung schätzen. Dann erst zeigen sich die Kreolinnen in ihrem vollsten Glanz — aber ohne sie? Wozu auch? Clarisse war die liebenswürdigste aller Cicerones. Der Vater hatte auf der Plantage zu thun, und so machte denn sie die Honneurs des Hauses. Täglich hatte sie etwas Neues auf dem Programm. Bald gingen wir nach den Cypressensümpfen, um nach Alligatoren und Reihern



From Harper's Magazine.

Cypressensumpf (S. 1512).

zu schießen; bald besuchten wir die Neger-squatters, die Trapper und Holzfäller in den „Swamps". Dann wieder belehrte mich diese Plantagenfee über Pflanzen und Ernten des Zuckerrohrs, oder wir besuchten die Fabrik, in welcher das geschnittene Rohr gepreßt und der Zuckersaft eingedämpft wird; ein anderes Mal ritten wir weit durch den Urwald nach den Savannen, kurz es war ein ewiger Wechsel des Interessanten, Niegesehenen, daß die Tage verrannen und damit der Abschied kam. Clarisse wollte mich auf einem kürzeren, schöneren Weg mitten durch den Urwald nach La Place führen, wo ich den Dampfer des Atchafalaya für die Weiterfahrt benützen wollte. — Das Gepäck wurde vorausgeschickt, während wir beide, gefolgt von einigen Negern, durch die Orangenhaine und Zuckerfelder dem Urwald zugalopierten. Geschickt über Gräben und Tümpel setzend, und sich zwischen den trockenen, oft mehr als zwanzig Fuß hohen Schilfstöcken durchwindend, wählte die Amazone ihren, nur ihr bekannten Weg. Bald wölbten sich die Kronen der Urwaldbäume über uns. Einige Hundert Schritte weiter kamen wir an die Ufer eines klaren, spiegelglatten Sees. Die Pferde wurden nach der Plantage zurückgesandt, zwei Neger sprangen in das bereitstehende, kleine Boot und ruderten uns im ruhigen, gemessenen Tempo durch die „Swamps". Die ungeheuren Cypressen mit dem langen Bartmoos, die Eichen und Eichen, Ahorn-, Palmetto-, Lorbeer- und Magnolienbäume, aus denen diese dichten Urwälder zusammengesetzt sind, ließen nur wenige Strahlen der glühenden Sonne durch ihre Laubkronen; aber dennoch war alles in eine warme, wonnige, duftende Atmosphäre gebadet, alles schien voll Leben — ein ewiges Schwirren und Zirpen, Säuseln und Plätschern, bald nah, bald fern, bald stärker, bald schwächer. Hier und da drang das Bellen der Alligatoren oder der Schrei der Raubvögel an unser Ohr, ohne daß wir ihrer selbst gewahr wurden. Ich wußte, der ganze mit weißen und blauen Blumen bedeckte, halb von Schilf und Wasserlilien verborgene Sumpf war voll Leben, ohne daß ich auch nur ein Tier erblicken konnte. Bald befanden wir uns in engen Kanälen mit klarem, fließendem Wasser, bald auf großen, offenen, im Sonnenlicht glitzernden Seeflächen, bald neigten sich Cypressen mit ihren schmutzig-grauen Stämmen oder die mit Lianen schwer behangenen Magnolien tief herab, und häufig passierten wir schattige niedrige Laubgänge, in denen Dämmerung herrschte. An anderen Stellen war der Urwald lichter und gönnte uns phantastische Durchblicke nach sonnigen Wassertümpeln, nach blumenreichen Rasenflächen oder traurigen Einöden gebrochener, vermodernder Waldriesen. Mit jedem Ruderschlage wechselte das Bild, bis uns eine neue Wendung abermals in den offenen breiten Bayou führte. Ueberall die größten Kontraste, selbst im Wasser. An einer Stelle konnten wir durch das kristallklare ruhige Naß bis auf den grünen, üppig bewachsenen Grund blicken. Es schien, als wäre dieses Wasser seit Jahrtausenden unbeweglich an dieser Stelle, ungetrübt durch Regen, unberührt durch Stürme, wie zu Glas geworden. Ein paar Ruderschläge weiter, durch ganz schmale Kanäle, und wir befanden uns von einer reißenden Strömung fortgetragen, die mitten durch den ruhigen Urwald eilte. Woher sie kam, wohin sie zog? Ganze Inseln von Wasserlilien und breitblätterigen Sumpfpflanzen wiegten sich auf der Oberfläche. Manchmal hielt ich mich in diesem Labyrinth von Wald und Wasser wie verloren, nirgends bot sich ein Ausweg dar. Allein die wohl vertrauten Bootsleute kannten ihren Weg. Flink ruderten sie auf eine scheinbare Schilfbarriere los — ein Satz, ein Stoß und wir waren jenseits in frischem Fahrwasser mit so glatter Oberfläche, daß sich Bäume und Himmel nochmals darauf spiegelten und wir auf geflügeltem Boote durch die Lüfte zu fahren schienen, über uns, unter uns Wald, über uns, unter uns Himmel. — Allmählich gewöhnte ich mich an die bezaubernde Szenerie und ich konnte das Tierleben wahrnehmen, das sich hier ebenfalls in großer Abwechselung zeigt: prächtige, farbenreiche Insekten im Grase, — dort auf der Wasserfläche die Rücken großer sich sonnender Schildkröten. Auf einem gefallenen Baumriesen sitzt ein wachsamer Reiher, bereit, seine Beute aus dem nassen Elemente zu fischen. Hier taucht der stolze Königsfischer in die Fluten. Auf den großen schwimmenden Blättern der Nymphäaceen wiegen sich leichtgeflügelte, langschnabelige Vögelein, mir unbekannte Art. Kraniche sitzen zusammengedrückt wie Federballen im Gebüsch, aus dem man den wilden Truthahn rufen hört. Droben in den Eichen und Ahornbäumen fliegen zahlreiche Bluebirds und prächtig purpurne Kardinäle wie große Funken am helllichten Tage, von Ast zu Ast. In der Ferne kommen ein paar gewaltige Alligatoren mit ihrem ungeheuren, offenen Rachen über die Oberfläche des Wassers empor, oder tauchen vom Ufer aus flink in ihr zweites Element, sobald sie uns erblicken.


From Harper's Magazine. Auf den Zuckerplantagen (S. 1521).

Man würde gewiß glauben, nie hätte ein menschlicher Fuß diesen Urwald betreten, und doch war er schon vor Jahrhunderten bewohnt. Hier und da mitten im Walde erheben sich die rätselhaften „Mounds", diese Denkmäler einer verschollenen Rasse. — Allmählich kamen wir in offenere Gegenden und endlich, nach mehrstündiger Fahrt, war La Place erreicht. Hier nahm meine Fee Abschied, und ich fuhr allein den Atchafalaya hinab, nach New Orleans zurück. — Nach Akadien, diesem Traumlande, wo ich so entzückende Tage verlebt, bin ich bisher nicht wieder gekommen, aber sollte ich es, ein zweiter Rip von Winkle, nach hundert Jahren wieder besuchen, ich glaube kaum, daß sich in diesem abgeschiedenen Winkel des amerikanischen Südens viel verändert haben dürfte.

Universitätsleben in der römischen Kaiserzeit.

Von

Ernst Eckstein.

Ludwig Eichrodt in seinem berühmten Gedicht „Der verlorne Sohn, oder Laster, Lebenswandel, trauriges Schicksal, doch endliche reuige Heimkehr Balthasars von Mesopotamien" schildert uns die Verhältnisse der Hochschule von Alt-Babylon mit der genialen Leichtherzigkeit des Poeten, — frisch, flott und ohne Rücksicht auf Zeit-



From Harper's Magazine.

Neger auf der Rückkehr vom Markte (S. 1521).

und Lokalkolorit. Der wunderbare Kontrast zwischen der konventionellen Ehrwürdigkeit des Altertums und dem schneidigen Realismus neuer und neuester Bierverhältnisse wirkt unwiderstehlich.

Es heißt da — Vers 8 ff.:

Man erzählt vom alten Babylon
Wundersame Pracht und Fabylon.
Dort schrieb man ihn ein als Fuchs,
Doch statt Jus trieb er nur Jux.

Und er lebt, in dulci jubilo
Und in einem ewigen nubilo.
Leider aber die Kollegien
Ließ er gänzlich unterwegien.
Von dem Babylonier-Korps
Ward er bald der Senior.

In den Gärten der Semiramis
Spielt er manchen Schlauch und Bierramis,
Und ergab sich allgemach
Pharao und derlei Sach'.

Das moderne Studententum, so kurzer Hand ins Mesopotamische übersetzt, berührt uns von vornherein wie der derbste karikaturistische Ulk, toller noch und verwegener, als der Offenbach'sche Ares mit den Insignien eines preußischen Kavallerieoffiziers.

Aehnlich, wenn auch nicht ganz so massiv, wirkt das allbekannte Couplet:

Sokrates, der ist gewesen
In Athen Privatdozent.
Publice hat er gelesen,
Ihn bezahlte kein Student.

Hellas, das Vaterland des Homer, des Phidias, des Zeuxis, — und ein Privatdozent, der publice liest! Athen, die altklassische Götterwiege, — und ein Student, der bei Sokrates Rhetorik belegt! Das klingt zu komisch!

In Wahrheit jedoch liegen die Dinge so, daß ein guter Teil jener Kontraste auf die Unkenntnis selbst des gebildeten Publikums bezüglich der inneren Verhältnisse des Altertums zurückgeführt werden muß.

Ich habe mehr als einmal betont, daß die scheinbar so gähnende Kluft zwischen Antik und Modern um so mehr schwindet, je genauer wir uns mit den Einzelheiten des altklassischen Lebens vertraut machen. Wir sind von der Schule her noch gewöhnt, uns die Griechen und Römer nur in ihren politischen, künstlerischen und litterarischen Festkleidern vorzustellen. Wir bilden uns ein, jeder Bürger der Siebenhügelstadt habe geredet wie Cicero, Lebensweisheit getrieben wie Flaccus, Präturen und Konsulate verwaltet, und ab und zu schwer zu verstehende Inschriften verfaßt, in der heimlichen Absicht, dieselben später durch Henzen und Theodor Mommsen entdecken zu lassen. Wir betrachten die Griechen stets nur unter dem hehren Gesichtswinkel der Marathon-Sieger und Pindar-Bewunderer.

Es ist ja zweifellos, daß die hängenden Gärten der großen Königin kein Restaurationslokal waren. Auch scheint zu Zeiten des Sokrates weder der Skat, noch der Usus der Bestimmungsmensuren geblüht zu haben. So ganz und gar auseinanderliegend, wie dies der Leser vielleicht vermutet, sind jedoch die Kulturmotive, wie sie Eichrodt in seinem „Balthasar von Mesopotamien" zusammenschweißt, keineswegs, — und wenn auch nicht gerade für Babylon, so läßt sich doch für Hellas und Rom der Nachweis erbringen, daß dort Privatdozenten und ordentliche Professoren gelesen haben; daß die Studenten teils zahlten, teils die Kollegiengelder zu „schinden" bemüht waren; ja, daß es studentische Korps gegeben, an deren Spitze Senioren standen, wenn auch hoffentlich nicht so verlotterte, wie der Sohn der Eichrodtschen Athanasia.

Der erste öffentliche Professor des klassischen Altertums war der berühmte Rhetor M. Fabius Quintilianus, gebürtig aus Calagurris in Spanien, dem heutigen Calahorra am Ebro.

Als Jüngling hatte er in der Reichshauptstadt über den Büchern gesessen und dann eine Zeitlang in seiner Heimat praktische Jurisprudenz getrieben, bis er unter dem Kaiser Galba wieder nach Rom kam. Dort wirkte er lange Jahre hindurch als Sachwalter. Daneben jedoch erteilte er Unterricht in der Kunst der Rhetorik. Er war Meister der Form. Wenn er in der Gerichtshalle öffentlich sprach, drängten sich zahlreiche Stenographen herzu, um die glänzenden Reden des gefeierten Rechtsanwalts nachzuschreiben, und sie den lernbegierigen Accessisten und Referendaren käuflich abzulassen. Auch die Redaktion des römischen Amtsblattes („Acta diurna") hatte bei solchem Anlaß ihren Berichterstatter in der Basilika; denn eine Quintilianische Rede war ein Ereignis, von welchem die Zeitung Notiz nehmen mußte. Die Stenographie war in der römischen Kaiserzeit übrigens wenig entwickelt. Sie leistete nicht entfernt, was gegenwärtig die Systeme von Gabelsberger und Stolze. Wenigstens klagt der berühmte Rhetor über die Ungenauigkeit fast sämtlicher Stenogramme. Vielleicht übertreibt er; vielleicht bekundet sich hier die erste Spur jener Pedanterie, die nachmals das unbestrittene Erbteil so vieler Hochschullehrer geworden.

Der Kaiser Vespasian wohnte den oratorischen Leistungen dieses ausgezeichneten Mannes mit Vorliebe bei. Eines Tages kam nun der Fürst auf den schönen Gedanken, es sei doch eigentlich ein Skandal, daß die äußere Existenz eines tüchtigen Lehrers von der Anwesenheit einer größeren oder geringeren Zahl von Studenten abhängig sei. Er faßte daher den Entschluß, diesem Uebelstand abzuhelfen. So ward Quintilianus Professor, dem Zeugnisse des bekannten Geschichtschreibers Suetonius zufolge, der da buchstäblich schreibt: „Er war es, der zuerst in Rom einen Hörsaal eröffnete, und dafür aus der Staatskasse ein festes Gehalt bezog."

Das lateinische Wort für „Hörsaal" ist „schola", d. h. also eigentlich Schule.

ı dieser Bezeichnung liegt schon ein Hin-is auf die im römischen Kaiserreich übliche t der Kollegien. Es handelte sich in ı Hörsälen Roms nicht sowohl um freie rträge, als um das, was heutzutage minar, Examinatorium &c. genannt wird; s heißt also: zwischen dem Lehrer und nen Studenten fand ein unausgesetzter echselverkehr statt. Bald gab der Pro-sor eine wissenschaftliche Auseinander-ung, bald trugen die Schüler Proben er erworbenen Fertigkeit vor, bald endlich rde gefragt und geantwortet, überhört d geprüft, debattiert und gemeinschaftlich tersucht.

Von den Studenten, die bei Quinti-nus Rhetorik gehört, nennt man in erster ie die Enkel der kaiserlichen Prinzessin mitilla, — eine bedeutsame Ehre, auf sich der etwas eitle und höfisch gesinnte spanier nicht wenig zu gute that. Es zu verwundern, daß Schopenhauer in nem glühenden Professorenhaß nicht die-ersten Professors gedenkt, der, obwohl ber von tüchtiger philosophischer Bil-ng, dem Hof zuliebe in der umfassenden hrift „De institutione oratoria" gegen Philosophie deklamierte! Der Kaiser mitian, unter dessen Regierung das Werk Verlag der berühmten Buchhändler-ema Trypho erschien, hatte bekanntlich ntliche Philosophen als gemeinschädliche bjekte des Landes verwiesen. Quin-ianus, anstatt Protest zu erheben, küßte t unerquicklichem Servilismus den Toga-jel des schwachköpfigen Tyrannen und ichte Bravo. Es ist dies ein dunkler nkt im Leben des ersten Professors, ein angel an Selbstachtung und Charakter-rke, der in der ferneren Entwickelungs-chichte der Universitäten leider nicht z vereinzelt steht. Rufen wir uns als ebenden Gegensatz die Haltung der Sieben n Göttingen ins Gedächtnis.

Der geistig hervorragendste Gast der intilianischen Hörsäle ist der feingebildete inius Secundus. Er gedenkt seines rers mehrfach in seinen Briefen. So pfiehlt er (VI, 6) dem Fundanus einen maligen Universitätsfreund, mit dem er ner Zeit vor dem Katheder des Quin-ian auf der nämlichen Bank gesessen.

Es sei noch bemerkt, daß der Titel Professor" schon damals aufkam, und ziell auf Quintilianus Anwendung fand. Zwanzig Jahre lang blieb Quintilianus Amte. Dann zog er sich — müde des igen „Wir haben das letzte Mal dar-han . . ." — ins Privatleben zurück. ne Pension erhielt er noch nicht. Pen-nierte Professoren finden sich erst viele zennien später.

Hadrianus, der träumerische, krankhaft-lehrte Kaiser, dessen Hauptvergnügen im urchstöbern der Bücherrollen und im ssen bestand, war ein eifriger Förderer s Universitätswesens. Bis dahin hatte zu Rom wohl Studenten und Pro-soren, aber keine eigentliche, planvoll ganisierte Hochschule gegeben. Der Fürst, r auf seinen wissenschaftlichen Tendenz-hrten das akademische Leben Athens und Alexandrias gründlich kennen gelernt, und in eigner Person bei den berühmtesten Professoren hospitiert hatte, gründete unter dem Namen „Athenäum" in der Hauptstadt des Weltreichs ein dem hellenischen und ägyptischen Vorbild entsprechendes Institut, dessen Hörsäle vermutlich auf dem kapitolinischen Hügel unweit des Platzes gelegen waren, wo heutzutage der Palast des deutschen Botschafters steht. Auch seine engere Heimat, Hispanien, versah der Kaiser mit Akademien und glänzend ausgestatteten Bibliotheken.

Merkwürdigerweise hatte der sonderbare Monarch, trotz seiner Sympathie für die Gelehrsamkeit und die Kunst, eine heimliche Antipathie gegen die Gelehrten und Künstler, sobald der Ruf und die Talente derselben eine gewisse Norm überstiegen. Er ließ daher mit Vorliebe mittelmäßige Köpfe an die Universitäten berufen, Leute, die gerade gut genug waren, das einmal vorhandene wissenschaftliche Material unverändert auf die studierende Jugend zu übertragen, ohne jedoch befähigt zu sein, es selbständig zu erweitern.

Diese wundersame Erscheinung erklärt sich aus dem Umstande, daß Hadrian selber ein wissenschaftlich-künstlerischer Dilettant war, den der allergewöhnlichste Neid plagte.

Dio Cassius erzählt uns in dieser Beziehung einige Anekdoten, die als Beiträge zur Charakteristik des „universitätsfreundlichsten" aller Cäsaren nicht ohne Interesse sind.

„Mit Vorliebe" — so schreibt der schätzbare Autor — „hatte der Kaiser beide Sprachen (Latein und Griechisch) studiert; er schriftstellerte in gebundner Rede, wie in ungebundner. Sein Ehrgeiz war unersättlich. Er trieb Bildnerei; er malte, er wollte jede Kunst des Kriegs und des Friedens, des Fürsten, wie des Privatmanns gleichmäßig verstehen und beherrschen. Doch hätte diese Eitelkeit an sich niemand geschadet, wäre sein Neid nicht gewesen, der hervorragende Verdienste feindselig verfolgte. Da er allen in allem überlegen sein wollte, so haßte er diejenigen, die sich durch etwas hervorthaten. Er schmähte z. B. die ausgezeichneten Rhetoren Favorinus und Dionysius und bevorzugte ihre ziemlich verdienstlosen Gegner, z. B. den Heliodorus, den er zu seinem Geheimschreiber machte. Dionysius sagte einst zu dem stümpernden Heliodorus in berechtigtem Selbstgefühl: „Der Kaiser kann dich zu hohen Aemtern berufen, er kann dich mit Reichtümern überhäufen: aber zum Redner machen kann er dich doch nicht."

Schon als Kronprinz hatte sich Hadrian durch seine thörichte Anmaßung dem hochgefeierten Architekten Apollodorus gegenüber lächerlich gemacht. Das höfische Rom sprach damals von einer Gurke, die der Kronprinz gemalt hatte; ein dilettantisches Aquarellbild, auf das er nicht wenig stolz war. Durch den Scheinerfolg dieses eigentümlichen Stilllebens mannhaft geschwellt, glaubte er plötzlich, auch ein tüchtiger Architekturkenner zu sein, und maßte sich allerlei kritische Bemerkungen an, als der Kaiser Trajan mit Apollodorus über die Pläne verschiedener demnächst in Angriff zu nehmender Bauten sprach, die zum Teil — (wie das Forum Trajanum) — noch heute unsere Bewunderung erregen. Da wurde der Künstler über das vorlaute Geschwätz Hadrians ungeduldig. Nach einem berühmten althellenischen Muster rief er dem Kronprinzen zu: „Wolltest du nicht die Güte haben, lieber Gurken zu malen?"

Als Hadrian später zur Regierung gelangte, mußte der Baumeister diese kühne Bemerkung schwer büßen; denn nichts ist unbarmherziger als ein beleidigter Dilettant.

Sogar über den Weltruhm des ewig jungen Homer boste sich Hadrian bis aufs Blut; daher er denn allenthalben verkünden ließ, die Bewunderung, die man der Odyssee zolle, sei eine konventionelle Lüge; Antimachus — „den bis dahin viele nicht einmal dem Namen nach kannten" — überrage den simplen Homer bei weitem! Zur Entschuldigung des Imperators darf hier gesagt werden, daß der grundgelehrte Antimachus mit seinen altertümlichen Wendungen, seiner großen Belesenheit, seiner unerschöpflichen Bezugnahme auf die entlegensten Mythen &c. dem Geschmack Hadrians vielleicht in der That besser zusagte, als der einfache, stimmungsvolle, ergreifende Sänger der Odyssee und der Ilias.

Hatte der Gründer des „Athenäums" vorzugsweise Italien und Spanien bedacht, so wandte M. Aurelius Antoninus, der Philosoph — gewöhnlich Marc Aurel genannt, — (161—180) seine Aufmerksamkeit vorwiegend der altehrwürdigen Bildungsstätte Athen zu, deren philosophische Fakultät er mit einer nie dagewesenen Opulenz ausstattete.

Marc Aurel selbst neigte bekanntlich der stoischen Philosophie zu. Seine treffliche Schrift „An ihn selbst", die er mit löblichem Fleiße zum Teil auf seinen Feldzügen an der Donau mitten im Kriegsgetümmel verfaßte, trägt den Stempel dieser Schule durchweg, wenn er auch, seinem harmonischen Naturell entsprechend, gewisse Schroffheiten milderte.

Demungeachtet lag es ihm fern, die Stoa zu einer Art von Staatsphilosophie zu erheben, wie dies in Preußen seiner Zeit mit der Philosophie Hegels geschah. Vielmehr gab er ein glänzendes Beispiel der Toleranz, die nicht darauf ausgeht, die Gegner mundtot zu machen. Jede der damals in Betracht kommenden philosophischen Richtungen — bekanntlich vier an der Zahl — ließ er durch zwei Professoren vertreten. Es dozierten also die Epikuräer gleichberechtigt neben den Stoikern, und die Peripathetiker neben den Akademikern.

Auch traf er gewisse Vorkehrungen, um das damals schon wuchernde Cliquenwesen gehörig in Schranken zu halten.

So ordnete er namentlich auch die Grundsätze, nach welchen die neuen Lehrkräfte berufen wurden.

Er setzte hierzu besondere, von der Universität völlig getrennte Behörden ein; die Professoren selber hatten nicht mitzu-

reden. Die Sache erwies sich als praktisch: es sollen damals weniger Professorensöhne von schwächlicher Hirnkonstruktion angestellt worden sein als jetzt.

Neben den ordentlichen Universitätslehrern blieb eine nicht unbeträchtliche Schar von Privatdozenten nach wie vor thätig. Aus ihrer Mitte wurden die abgehenden Professoren häufig ersetzt; doch waltete keine offizielle Beziehung der Privatdozenten zur Universität ob. Im Gegenteile: nachdem der Staat eine Zeitlang schweigend mit zugesehen, daß die Privatdozenten die Hörsäle der Universität für ihre Vorlesungen benutzten, — wie dies überhaupt bei Vorträgen der verschiedensten Art, z. B. auch bei den Recitationen der Schriftsteller im Gebrauch war — wurde dies später polizeilich verboten, da die drückende Konkurrenz der Privatdozenten den Professoren ein Dorn im Auge war.

Die ersteren erscheinen bei diesem Konflikte insofern nicht völlig schuldlos, als sie gelegentlich in herausfordernder Weise mit der größeren Zahl ihrer Zuhörer prunkten, und vom Katheder herab, wie dies ja leider auch heute noch vorkommt, kleine Gehässigkeiten extemporierten, die von dem dankbaren Auditorium durch Heiterkeit oder begeistertes Bravo belohnt wurden.

So viel über die akademischen Lehrer.

Wenden wir uns nun den Herren Studenten zu.

Hier fällt zunächst — im Vergleiche zu den Studenten der Neuzeit — ein Unterschied auf, der teils mit der rascheren Entwickelung des Menschen im Süden, teils mit dem viel geringeren Maße der Vorkenntnisse zusammenhängt, wie sie dazumal im Abiturientenexamen gefordert wurden.

Die Studenten bezogen nämlich die Hochschule meist schon mit dem fünfzehnten Jahr, und das später vom Kaiser Valentinian I. kodifizierte Universitätsregulativ bestimmte, daß länger als bis zum vollendeten zwanzigsten Lebensjahre niemand als Student immatrikuliert bleiben könne.

Zehn Semester waren also das Maximum für ein bemoostes Haupt.

In solchen Fällen, wo der Eintritt in die Studentenschaft durch besondere Verhältnisse außergewöhnlich verzögert ward, ließ man den jungen Leuten auch wohl ein paar weitere Semester nach.

So erwirkte die Landsmannschaft Arabia — eine Verbindung arabischer Jünglinge auf der Hochschule zu Berytus — durch Vermittelung ihres ersten Chargierten, Severinus mit Namen, auf ein sehr beredt gehaltenes Immediatgesuch vom Kaiser Diokletian die Erlaubnis, bis zum fünfundzwanzigsten Jahr studieren zu dürfen, wobei es für das kritische Auge des Forschers nicht zu entscheiden ist, ob die eigentlichen Motive dieses Gesuchs rein wissenschaftlicher oder mehr akademisch-fideler Natur waren.

Das letztere scheint nicht ausgeschlossen, da uns zwar über die Exzesse des Universitätslebens zu Berytus keine speziellen Data vermeldet sind, wohl aber bezüglich einiger anderer Provinzialstädte, wo sich der Herr Studiosus höchst übermütig, ja tumultuarisch und skandalsüchtig gebärdete, — im Gegensatze zu Rom, der Hochschule der weltmännisch-urbanen, formvollen Musensöhne.

Es waltet hier ganz das gleiche Gesetz ob, das wir noch jetzt wahrnehmen können. Je kleiner die Universität, um so kecker, selbstbewußter und rauflustiger der Studiosus. In Berlin verschwindet der Sohn der Alma Mater unter der Fülle anderer sozialer Erscheinungen: in Jena dagegen, in Tübingen, Gießen &c. spielt er unleugbar die erste Violine, blickt auf die ganze Bevölkerung als auf öde Philister herab und verübt allerlei Tollheiten mehr oder minder geistreicher Art, — im Vollgefühl seines akademischen Jugendrechts.

Eine berühmte Hochschule für „Randal" und studentischen „Ulk" war Karthago, das zwar nicht zu den kleinsten altklassischen Universitätsstädten zählte, aber doch immer kaum ein Viertel so groß war als Rom. Der regelmäßige Besuch der Kollegien galt dort für ein kindisches Vorurteil. Unter den Streichen, die man mit Vorliebe inszenierte, wird die „Störung" erwähnt. Es handelte sich dabei um einen kühnen Protest gegen die Fleißigen. Man betrat plötzlich im Gänsemarsch den Hörsaal eines mitten im Vortrag befindlichen Lehrers, schrie, sang, pfiff, rempelte die Zuhörer an und warf dem Professor ungehörige Redensarten ans greise Denkerhaupt, bis der verzweifelte Mann „in Anbetracht der obwaltenden Verhältnisse" die Vorlesung schloß.

Worin die Strafen für solche Ausschreitungen bestanden, läßt sich im einzelnen nicht feststellen.

Daß man jedoch die Herren Studiosi, denen man so oft durch die Finger sah, auch gelegentlich einmal scharf bei der Wurzel packte, das ist uns glaubhaft verbürgt.

Auf gewissen Exzessen stand die Strafe der Relegation, die nach dem Regulativ des obenerwähnten Kaisers Valentinian durch öffentliche Auspeitschung verschärft werden konnte.

Untersagt war vornehmlich das „Ueberkneipen" und der gewohnheitsmäßige Besuch der Gladiatoren- und Zirkusspiele.

Im Ueberkneipen that sich vor allem Athen hervor.

Die Universitätsgesetze bestimmten, daß die studentischen Kneipereien mit Schluß des Tages zu Ende sein sollten. Nächtliche Orgien waren verpönt.

Wenn wir bedenken, daß man in Hellas noch früher den Tag begann als in Rom, und daß schon in Rom jedermann, der zu den Frühbesuchen pünktlich erscheinen wollte, lange vor Sonnenaufgang sein Lager verließ, so erscheint diese Bestimmung nicht strenger als in unsern Verhältnissen der Zwang der Polizeistunde, wie er in vielen kleinen und mittleren Städten zu Recht besteht.

Die Studenten Athens jedoch kannten kein höheres Vergnügen, als dieser Gesetzesvorschrift ein Schnippchen zu schlagen.

Waren die Musensöhne Karthagos die berühmtesten Unfugtreiber des Altertums, so vertrug man sich in der klassischen Veilchenstadt am Ilissus den „größten Stiefel".

Man trank sich perpetuierlich nur Ganzen zu; die Verpflichtung „nachzukommen" („sich zu löffeln") war kategorisch.

Ueberhaupt stand der Kneipkomment nirgends so reich im Flore, als zu Athen. Was Rom in dieser Beziehung leistete, war genau so ein Abklatsch der hellenischen Kneipkunde, wie die Trinklieder des Horaz schüchterne Nachahmungen der hellenischen Zechlyrik. Insbesondere thaten sich unter den Hochschülern in Athen die Makedonier als unersättliche Gurgeln hervor: der Geist des alten Philippos und seiner ewig durstigen Adelsgeschlechter schwebte ihnen noch segnend über den Häuptern.

Ein Studiosus von wirklichem Ehrgefühl war denn auch — diesen leuchtenden Vorbildern nacheifernd — bei einer athenischen Kneiperei regelmäßig „des Gottes voll". Die Füchse sanken sektionsweise unter den Tisch, während die ausgepichteren Altburschen noch eine Zeitlang rüstig fortpokulierten, bis der letzte Tropfen getilgt und die Sehnsucht nach der gliederlösenden Ruhestatt im Domation erwacht war.

Des andern Tages kam dann der von Platon bereits im Phädon beklagte „riesige Katzenjammer", das „pány chalepós échein", zu deutsch: das „Sich-höchst-miserabel-fühlen", und mit einiger Reue sah man auf die „gestrige Sauferei" (ton chthès póton) zurück.

Heringe als Bekämpfungsmittel dieses wehleidigen Zustandes werden, soviel ich weiß, nicht erwähnt; wohl aber besaß man im „Garum", das aus den Eingeweiden des Thunfisches hergestellt wurde, ein sehr pikantes, im Geschmack vielleicht an unsern Kaviar erinnerndes Frühstücksgericht, das die verdorbenen Magen der Großstädter wirksam zu restaurieren vermochte. Auch das „Cybium" (griechisch kbyion), eine Art Majonnaise, mag gute Dienste geleistet haben.

Es ist schon betont worden, daß die Studenten zu Rom sich meist taktvoll und kavaliermäßig aufführten. Sie ergingen sich nicht im Samier und Cyprier wie ihre Kommilitonen von Attika, nicht in störendem Unfug wie die Karthaginienser. Dennoch verstießen auch sie noch vielfach wider den Kodex der Universitätsvorschriften, — in einem sehr naheliegenden Punkte: im Besuche des Zirkus und der Arena.

Es braucht nicht betont zu werden, daß namentlich bei den Füchsen, die eben erst aus dem Weichbild irgend eines unbedeutenden Municipiums nach Rom kamen, der „wissenschaftliche Sinn" durch den verlockenden und aufregenden Prunk dieser Schaustellungen ernstlich gefährdet wurde. Augustinus erzählt uns von einem Jüngling, der, solange er in Karthago studierte, den Verführungen des Zirkus und des Amphitheaters kaltblütig widerstand. Als er jedoch dann später nach Rom zog, packte ihn der Dämon der Schaulust so unwiderstehlich, daß er verschiedene Semester verlor und schließlich völlig verbummelte.

Ja, ja, die Gefahren der Weltstadt! Merkwürdigerweise wird unter diesen fahren die hübsche, verliebte Römerin nig betont. Gleichwohl steht es ganz er Zweifel, daß die Studenten der mischen Kaiserzeit im Kapitel der „Flam-n“ sehr Bedeutendes leisteten. Wer die hauspiele, den Zirkus und die Arena uchte, der übte wohl auch die Kunst-iffe der Galanterie, wie sie Ovidius in ner „Ars amandi“ so reizend gruppiert t. Die öffentlichen Lustbarkeiten waren das eigentliche Terrain der beginnenden besromane, und manch einer, der da unten im Sande den sieghaften Stoß s Gladiators bewunderte, fühlte, um t dem Dichter zu reden, gleichzeitig eine iere Wunde im eigenen Herzen.

Daß im römischen Altertum keine entlichen Mensuren von Mann zu Mann tthaben konnten, liegt auf der Hand. s Duell in seiner jetzigen Form ist, alle Welt weiß, christlichen Ursprungs. ine Entwickelungsgeschichte führt auf die en Gottesurteile zurück. Dennoch finden einzelne Spuren des Zweikampfes on in der alten Geschichte. Wir er-tern z. B. an das dreifache Duell zwi-en den Horatiern und Kuriatiern. Auch it wird mehrfach berichtet, daß einzelne hgemute, auf ihre Kraft vertrauende eger die Leute der gegnerischen Armee n Einzelkampfe herausforderten. Es ist erwägen, ob nicht dies oder jenes Vor-mmnis im Studentenleben des Altertums en verwandten Charakter trägt.

Eines steht fest: daß abgesehen von den en erwähnten Landsmannschaften auch it Parteiungen unter den Studenten s Kaiserreichs existierten, die oft zu un-nehmen Auftritten und zwar anfangs Prügeleien, später dagegen zu förmli-n Fehden mit blankem Schläger (gladius) rten.

Der Grund dieser Parteiungen lag entlich auf idealem Gebiet. Wenn zwei ofessoren sich feindselig gegenüberstan-, so ging diese Feindseligkeit auch auf beiderseitigen Zuhörer über, und zwar so energischer, je verehrter und berühm-der Lehrer war.

Zur Beurteilung der Situation diene h die Bemerkung, daß der Empfang tlicher Mißhandlungen im Altertum nicht nähernd so im Verruf stand wie heut-tage. Ohrfeigen und Faustschläge gelten t seit der Blüte des christlichen Ritter-ms für entehrend. Der spanische Don rgo, der einer erhaltenen Backpfeife gen an Gott und der Welt verzweifelt d sich für unwiderruflich besudelt hält, s der Angreifer mit dem Tode gebüßt t, wäre dem klassischen Altertum unver-ndlich gewesen. Sokrates, der einst einen hlag bekam und von seinen Begleitern agt wurde, warum er sich das gefallen e, erwiderte ruhig: „Würde ich denn en Esel verklagen, der mir hinter-ds einen Fußtritt versetzte?“ Und der echische Feldherr Themistokles sagte zu em Kollegen, der in erregter Debatte n Stock wider ihn aufhob: „Schlage mich, aber dann höre mich!“ — Auch Nero, der Beherrscher des Weltreichs, kam sich durchaus nicht „unmöglich“ vor, wenn er bei seinen nächtlichen Streifereien durch die Schenken der Vorstadt inkognito Prügel bekam. — Wenn sonach die Studenten der Kaiserzeit für die Lehren und Thesen ihrer Lieblingsdozenten zum Knüppel griffen, so muß dies mit eigenem Maßstab gemessen werden.

Das blanke Schwert als Vertreter des Knüppels taucht später auf. Daß die Berichte der Schriftsteller über die Schlägerfehden der Hochschüler sich keineswegs auf vereinzelte Vorkommnisse beziehen, erhellt aus der Klage eines Professors über die Paukfaulheit seiner Studenten. Von der geheiligten Höhe des Lehrstuhls kanzelt er diese Lässigen ab, weil keiner von ihnen auch nur den erbärmlichsten Blutigen, geschweige denn einen tüchtigen Schmiß aufweise! Die Professoren erblickten also in den Narben der Zuhörer Belege für die Begeisterung, die man dem akademischen Vortrag entgegenbrachte, während heutzutage der Musensohn die übel geheilten „Schmisse“ als Dokumente für seinen persönlichen Mut zur Schau trägt. In dieser Beziehung haben die Zeiten sich allerdings merklich geändert.

Der Studiosus der römischen Kaiserzeit, der während des Aufenthalts an der Hochschule von den Pedellen — censuales geheißen — betreffs seines Lebenswandels und seines häuslichen Fleißes aufmerksam kontrolliert wurde, erhielt zum Schluß, nachdem sein Hauptdozent ihm die Abschiedsrede gehalten, eine Bescheinigung, daß er die und die Kollegien „mit Fleiß“ besucht habe, sowie daß „in sittlicher Hinsicht“ nichts Nachteiliges über sein Verhalten bekannt geworden.

Schon damals sollen die Professoren, um ihrer Beliebtheit nicht Abbruch zu thun, mit erfreulicher Nachsicht zensiert haben, wenn es auch allerdings nicht vorkam, daß sie solchen Studenten das Zeugnis hochrühmlichen Strebens erteilten, die regelmäßig „hinter der Säule gesessen“, also geschwänzt hatten.

Auch während der Studienzeit gab es Quartals- oder Semestralzensuren, die — für die Eltern bestimmt — noch milder gefaßt waren, als die oben erwähnten Schlußzeugnisse. Man wollte den ehrlichen mutinensischen Kleinbürger, der seinen Sohn mit großen Geldopfern Rechtswissenschaft und Rhetorik studieren ließ, nicht durch die Mitteilung abschrecken, daß die bis jetzt gezeigten Resultate noch dürftig seien; der mutinensische Kleinbürger konnte ja sonst auf den Einfall geraten, seinen Herrn filius kurzer Hand heimzuholen und ihm zuzurufen: „Baue Du künftighin lieber den Stengelkohl!“ Nach Hörern aber geizte man, wie der Teufel des Mittelalters nach armen Seelen — nicht nur der Ehre willen, sondern auch im Interesse des Geldbeutels, weil die Studenten dem vom Staat honorierten Professor trotz der sogenannten Oeffentlichkeit seiner Vorträge noch Hörgeld bezahlten.

Wenn der Student seinen akademischen Kursus vollendet hatte und nun zur „alten Heimat“ einziehen wollte, um dort „Philister“ zu sein, dann gaben ihm die Kommilitonen unter Saitenspiel und Gesang das Geleite bis vor die Stadt.

Nicht ohne elegische Färbung gedachte man der fröhlichen Tage, als der jetzt scheidende Kamerad zum erstenmale das Weichbild betreten hatte, gleichzeitig begrüßt von den Oberhäuptern verschiedener Parteiungen, und oft lange Tage hindurch „gekeilt“, bis er sich endlich bereit erklärt hatte, in die Schar des Professors Cajus einzuspringen, die Anhänger des Lucius aber und des Titus links liegen zu lassen.

Man entsann sich der drolligen Zeremonie, mit der man ihn eingeweiht hatte, der Schüchternheit, die er damals bekundet, und die nach so kurzer Frist dem Selbstgefühl und der Fidelität gewichen war.

Die griechischen und lateinischen Lieder, die alsdann von den Lippen der jugendlichen Eskorte klangen, werden nicht viel anders gelautet haben, als das bekannte Schwabsche: „Bemooster Bursche zieh' ich aus“. Leider ist auch nicht eine Zeile derselben erhalten worden.

Der Professor ging mit. Er pflegte ja überhaupt — nach Art unserer Botaniker, Forstlehrer und Mineralogen — gemeinschaftlich mit den Studenten Spaziergänge zu unternehmen, und dabei teils harmlose Fröhlichkeit, teils wissenschaftliche Streitfragen zu kultivieren.

Nun gab er zum letztenmal dem abziehenden Schüler die Hand.

„Vale! vale!“ riefen die Hochschulbrüder, und eine Thräne im Auge zerdrückend — das Altertum weinte noch leichter und häufiger als die verstandesnüchterne Neuzeit — zog der Exstudiosus dahin, wieder und wieder zurückschauend nach den Zinnen der Universitätsstadt, wo er die schönsten und zwanglosesten Jahre seines Lebens verbracht hatte.

Die Kommilitonen aber weihten ihm nach beendeter Coena einen Trunk der Erinnerung und leerten auf Kommando des Kneippräses soviel Becher, als der Name des Abgeschiedenen Buchstaben zählte.

Das Schönheitsgefühl als Funktion des Auges.

Von

Hugo Magnus.

Die Lust, die Freude am Schönen ist so alt wie die Menschheit selbst. Wo wir auch immer die Geschichte unseres Geschlechtes aufschlagen, wo wir auch immer den Menschen in seinem kulturellen Entwickelungsgang betrachten mögen, immer werden wir die Bethätigungen eines mehr oder minder lebhaft sich regenden Schönheitsgefühles wiederfinden. Giebt sich der

Mensch auch den Anforderungen seines Schönheitssinnes in solchen Phasen seines Daseins mit ganz besonderer Wärme hin, in denen er bereits eine höhere Stufe geistiger Entwickelung erklommen hat, schwelgt er in Formen und Farben, in Wohlklang und Tönen dann ganz besonders, wenn ihm sein zivilisatorischer Zustand eine freiere Entfaltung seines Wesens gestattet, so entbehrt er doch auch auf den niedrigsten Stufen seines Daseins des Sinnes für das Schöne niemals gänzlich. Selbst dann, wenn er in schwerem Kampf mit der Natur um die kärglichsten Lebensbedürfnisse ringt, mag er der Freude am Schönen nicht gänzlich entraten. Mögen die Aeußerungen seines Schönheitssinnes auf diesen tiefsten Stufen seiner Entwickelung auch noch so gering sein, mögen sie sich beschränken auf das Gefallen an einer bunten Feder, auf die Freude über einen blitzenden Stein, so ist der Mensch doch, und mag er noch so tief stehen, nie so armselig, daß ihm die Lust am Schönen völlig abhandengekommen wäre.

Ist dem aber so; ist die Lust am Schönen so unzertrennlich mit dem Menschen verwachsen, daß sie ihm auf dem langen Wege seines Entwickelungsganges allüberall als steter Begleiter folgt, so kann sie nicht ein unserem Geschlecht durch eine höher entwickelte Kultur anerzogenes, angewöhntes Bedürfnis sein, sondern sie muß in der Menschennatur selbst ihre Begründung finden. Wir halten deshalb auch das Schönheitsgefühl für einen tief in der menschlichen Natur wurzelnden Trieb, für einen Trieb, der ebenso wie die anderen Naturtriebe durch die Beschaffenheit unserer Körperlichkeit bedingt wird und darum stets nach Bethätigung ringt, unter welchen Verhältnissen im übrigen das Individuum auch immer seinen Lebensfaden abspinnen mag.

Wie sehr aber das Schönheitsgefühl reiner Naturtrieb ist, das lehrt uns das Vorhandensein des Schönheitssinnes bei den höheren Wirbeltieren. Es ist eine bekannte Thatsache, daß gewisse Vogelarten ihre Nester mit allerlei lebhaft gefärbten oder mit hellglänzenden Gegenständen zu schmücken bestrebt sind; unter unseren heimischen Vogelarten sind es besonders die krähenartigen Vögel, welche der Leidenschaft für blitzende Gegenstände in ausgedehnter Weise huldigen und ihrem Trieb durch Stehlen glänzender Schmucksachen zu genügen suchen. Ja, es gibt sogar auch Vögel, welche ein so hoch entwickeltes Schönheitsbedürfnis haben, daß sie sich eigene Spielplätze herrichten und dieselben nach ihrem Geschmack auf das schönste mit bunten Blumen und Früchten, mit glänzenden Steinen und farbigen Muscheln herausputzen. Und schließlich scheinen all die herrlichen Farben, mit welchen die männlichen Vögel in so reicher Pracht geschmückt zu sein pflegen, lediglich nur darauf berechnet zu sein, den Schönheitssinn der Weibchen zu erregen und zu befriedigen. Darwin ist von dieser Thatsache so durchdrungen, mißt ihr eine so große Tragweite bei, daß er einen guten Teil seiner Entwickelungstheorie auf die Aeußerungen des Schönheitssinnes der Tiere aufbaut.

Es kann hiernach also gar keinem Zweifel mehr unterliegen, daß auch die Tierwelt, wenigstens die höher organisierten Vertreter derselben, ein ausgeprägtes Schönheitsbedürfnis ihr eigen nennt. Der Sinn für das Schöne, die Lust am Schönen ist also keineswegs, wie man wohl gern angenommen hätte, ein für das Menschengeschlecht charakteristischer Besitz, eine den Herrn der Schöpfung von allen andern Lebewesen scheidende und über dieselben weit erhebende Eigenschaft, sondern der Mensch teilt die Freude am Schönen mit der Tierwelt. Das Schönheitsgefühl ist eben ein Naturtrieb, so gut wie all die anderen Naturtriebe, mit denen der Schöpfer Mensch und Tier für den Kampf um das Leben ausgerüstet hat.

Ist dem nun aber so, dann ist auch die Untersuchung über das Wesen des Schönheitsgefühles nicht mehr ausschließlich nur Aufgabe der Philosophie, sondern auch die Naturwissenschaften und die Medizin haben die Berechtigung, ja sogar die Verpflichtung, Untersuchungen über die Beschaffenheit und das Wesen des Schönheitssinnes in den Kreis ihrer Forschungen zu ziehen.

Im Hinblick auf diese Thatsache werde ich wohl auch bei den Lesern gerechtfertigt erscheinen, wenn ich für meinen heutigen Vortrag ein Thema gewählt habe, welches man sich gewöhnt hat, mehr in den Händen der Philosophen als der Naturforscher zu sehen.

Und indem wir uns nunmehr dem Stoff selbst zuwenden, liegt uns zuvörderst die Aufgabe ob, festzustellen, was wir überhaupt unter dem Ausdruck Schönheitsgefühl verstehen sollen und wie wir uns das Zustandekommen einer Schönheitsempfindung zu denken haben.

Betrachten wir irgend ein Erzeugnis der bildenden Kunst, etwa ein Bauwerk, ein Bild, einen Schmuckgegenstand oder irgend ein anderes Objekt, wie es gerade eben im Belieben des Lesers stehen mag. Bei dem Anblick eines solchen Gegenstandes werden wir bemerken, daß sich in uns entweder das Gefühl des Behagens und der Befriedigung regt oder daß eine gewisse Mißstimmung, die Empfindung des Unbehagens, sich uns bemerkbar macht. Und indem wir uns nun solchen Stimmungen rückhaltslos hingeben, ohne uns auf eine kritische Analyse derselben einzulassen, nennen wir den Gegenstand im ersteren Falle „schön", im anderen „unschön". Wir fassen also alle die Eigenschaften, durch welche ein Gebilde der Kunst imstande ist, in uns ein Lust- oder Unlustgefühl zu erwecken, in dem Begriff des „Schönen" oder „Nichtschönen" zusammen.

Welche Eigenschaften muß nun aber ein Gegenstand besitzen, um das Vermögen zu äußern, bei dem Beschauer ein Lustgefühl zu erwecken und dasselbe bis zu dem Grade zu steigern, daß ihm dem Beschauer willig das Prädikat ... zugestanden wird? Nun, derartige ... schaften finden sich verschiedentlich ... sind dieselben in ihrer ästhetischen ... deutung keineswegs alle gleich ... Während die einen derselben aus... lich nur dem in der Menschennatur ... genden Schönheitsbedürfnis Rechnung ... gen, mit den, wenn ich so sagen ... organischen Grundlagen unseres ... heitssinnes harmonieren, wirken ... deren wesentlich nur durch Befried... der verschiedensten anderweitigen ... und Empfindungen.

Lassen Sie uns nun einmal die ... schaften, vermittelst deren ein Körper ... das Empfinden des Beschauers zu ... vermag, betrachten und beginnen ... den für unsere Aufgabe wichtigsten, ... mit den Eigenschaften, durch welche ... Kunstgebilde in direktester Weise ... schließlich nur unser ästhetisches Bew... beeinflußt.

Vornehmlich sind es zwei Mom... durch welche ein Gegenstand auf ... Schönheitsgefühl zu wirken imstande ... nämlich seine **Form** und seine Farbe ...

Die **Form**, die **Gestalt** eines ... pers wird bekanntlich gebildet durch ... Anzahl von Linien, welche zu den ... schiedensten Kombinationen sich gruppieren. Und all diesen Linien, welche zu ... Aufbau eines Gegenstandes zusam... treten, muß unser Auge bei dem ... trachten des Gegenstandes selbst ... Unser Auge ist eben gemäß der ... artigkeit seiner Organisation gezwungen, ... will es ein Objekt überhaupt ... und scharf erkennen, demselben in ... seinen Umrissen tastend zu folgen. ... der Finger, welcher die Form und ... schaffenheit irgend eines Gegenstandes ... erkennen will, tastend um und über ... Gegenstand hingleiten muß, so muß ... unser Auge jeden Körper, den ... seiner Gestalt erfassen will, in ... Umrissen tastend umkreisen. ... wird das Auge zu diesem, wenn ... eines handgreiflichen Vergleiches ... bedienen darf, Befühlen der körperl... Formen ausschließlich nur durch ... Muskulatur. Das Auge besitzt, wie ... Leser ja wohl bereits wissen, eine ... von Muskeln, und diese Muskeln ... leihen ihm die Fähigkeit, die versch... sten Bewegungen auszuführen.

Soll nun — und damit gehen ... sofort auf den wichtigsten Faktor ... ästhetischen Empfindens ein — eine ... unser Schönheitsgefühl befriedigen, ... muß das Auge nicht allein imstande ... derselben leicht und ungezwungen ... gen, sondern es muß in der Ausführ... dieser Bewegung für uns sogar ein... wisse Befriedigung liegen. Keines... dürfen aber die Formen des betrach... Gegenstandes an die Augenmusk... Anforderungen stellen, deren Durchfüh... für uns mit Unbequemlichkeiten verbun... sein würde. Denn in diesem Fall ... die Schwierigkeit der Muskelarbeit ...

alsbald ein Unlustgefühl erregen, welches keinerlei ästhetische Befriedigung in uns aufkommen lassen würde.

Uebrigens rechnet auch die moderne Philosophie mit diesem Faktor; so sagt z. B. der bekannte Aesthetiker Vischer: „Angenehme Empfindungen werden von solchen Reizen erzeugt, welche fördernd wirken, indem sie Nerven und Muskeln zu Bewegungen veranlassen, welche adäquat, d. h. gewohnt und einfach sind; unangenehme Empfindungen dagegen von solchen, welche hemmend wirken, indem sie ungewohnte, schwierige Bewegungen herbeiführen." So weit unser Gewährsmann Vischer!

Im allgemeinen dürfen wir nun behaupten, daß diejenigen Bewegungen für den Muskelapparat des Auges sich am leichtesten und ungezwungensten erweisen, welche nicht den einen oder den anderen Muskel ausschließlich belasten, sondern welche ihre Anforderungen auf alle oder doch wenigstens auf mehrere Muskeln gleichmäßig verteilen. Hören wir, wie einer der größten Physiologen aller Zeiten, wie der unsterbliche Johannes Müller über diesen Punkt sich äußert: „Das Auge verfolgt," so sagt er, „diejenigen Bewegungen am leichtesten und ungezwungensten, in welchen ihm seine eigene Freiheit am meisten offenbar wird, in welchen alle seine Bewegungsorgane in einen gleichmäßigen und gesetzlichen Wechsel zur Aeußerung ihrer Thätigkeit kommen." Und an einer anderen Stelle sagt er: „In dieser Beziehung ist die einfachste und leichteste Bewegung des Auges die Kreisbewegung, durch welche alle Augenmuskeln nacheinander in wechselnden Kontraktionsgraden thätig sind. Am leichtesten und gefälligsten verfolgt das Auge die Wellenlinien und die Radlinie." In ähnlicher Weise wie Johannes Müller läßt sich ein anderer berühmter Physiologe, Purkinje, vernehmen. Derselbe sagt nämlich: „Am leichtesten werden Kreislinien, gerade Linien, nach was für einer Richtung immer, schwer beschrieben." Und ganz in demselben Sinne äußert sich der bekannte Augenarzt Rüte, seinerzeit Professor in Leipzig, indem er sagt: „Es können nur solche Bewegungen und Gestalten der äußeren Natur einen angenehmen und schönen Eindruck machen, denen das Auge des Beschauers in seinen Bewegungen leicht und behaglich folgt. Das Auge befindet sich nur dann im Gefühl seiner vollen Lust und Sinnlichkeit, wenn es mit seinem Fixationspunkt Bogenlinien nach allen Richtungen beschreibt; so z. B. beim Anblick einer weiten Landschaft. Hierbei werden nacheinander alle Muskeln auf gleiche Weise harmonisch angestrengt."

Doch lassen wir uns an diesen Zitaten genügen; sie beweisen vollauf, daß unser Urteil über die Schönheit einer Form bemessen wird durch die an den Muskelapparat des Auges gestellten Anforderungen, und sie beweisen noch des weiteren, daß gerade die Bogenlinie eine Linie ist, welche für den Bewegungsapparat des Auges mit besonderem Vorteil durchführbar ist. Deshalb hat die Bogenlinie auch einen besonderen ästhetischen Wert, und Hogarth sagt in seinen Untersuchungen über das Wesen der Schönheit geradezu wie folgt: „Die Wellenlinie bringt mehr Schönheit hervor als irgend eine von den anderen Linien, aus welcher Ursache wir sie die Linie der Schönheit nennen wollen. Man merke, daß die reizendsten Figuren die wenigsten geraden Linien an sich haben. An allen unseren Gerätschaften, Verzierungen und Schmuckgegenständen ist die Wellen- oder Bogenlinie in dieser oder jener Form angebracht." So weit Hogarth!

Trotzdem wir nun aber soeben der Bogen- und Wellenlinie eine besondere ästhetische Bedeutung beigemessen haben, so können und wollen wir doch keineswegs bestreiten, daß auch den geradlinigen Figuren unter Umständen ein bedeutender ästhetischer Wert zugesprochen werden könne. Verwenden wir ja doch Muster, welche aus geraden Linien sich aufbauen, mit Vorliebe und finden auch durch solche unser Schönheitsgefühl in hohem Grade befriedigt. Ich erinnere nur an das bekannte Muster à la Grecque, das seinen Schönheitswert unbestritten in allen Epochen des Kulturlebens zu behaupten verstanden hat und das als Verzierung z. B. in den alten Grabkammern der Pyramiden sich findet.

Die ästhetische Befriedigung, welche wir aus solchen geradlinigen Figuren gewinnen, ist nun auch wieder lediglich durch gewisse, mit der Thätigkeit der Augenmuskulatur verknüpfte Momente erzeugt. Die Gesetzmäßigkeit in der Wiederkehr gewisser Formen und die darauf beruhende rhythmische Gleichmäßigkeit in den Augenbewegungen ist es, welche unser ästhetisches Behagen erregt. Die gesetzmäßig erfolgende Abwechselung zwischen gerader Linie und Winkel, welche sich in den von uns als schön befundenen Figuren findet, sie ist es, welche uns befriedigt und zwar deshalb befriedigt, weil durch sie eben die Bewegung unserer Augen in einer rhythmischen, verschiedene Muskeln nach einander in Thätigkeit versetzenden Weise erfolgt. Ebenso wie in der Musik der Takt für unser ästhetisches Empfinden ein unerläßliches Schönheitsmoment ist, so ist für das Auge die gesetzmäßige Wiederkehr bestimmter Bewegungsassociationen ein hochwichtiger Schönheitsfaktor.

Natürlich kann das, was ich soeben gesagt habe, lediglich nur den Anspruch erheben, in ganz allgemein gehaltenen Zügen den anatomisch-physiologischen Boden unseres Gefühles für Formenschönheit zu zeichnen; doch wird das Vorgetragene wohl genügen, um die Ansicht zu begründen, daß wir den ästhetischen Wert einer Form hauptsächlich bemessen nach der Art und Weise der Muskelarbeit, welche die Betrachtung dieser Form von unserem Auge erheischt.

Lassen Sie uns nunmehr noch, nachdem wir uns mit der Formenschönheit abgefunden haben, so gut es eben in dem knappen Rahmen eines Vortrages gehen mag, die Farbenschönheit zum Gegenstand unserer Betrachtung machen.

Ein jeder von uns hat eine sogenannte Lieblingsfarbe, eine Farbe, welche in unserer vornehmlichen Gunst steht, die wir als ganz besonders schön, als schöner wie die anderen Farben erachten. Worin mag diese unsere ästhetische Parteinahme für eine besondere Farbe wohl begründet sein? Es liegt auf der Hand, daß für die Beantwortung dieser Frage nur zwei Möglichkeiten gegeben sind: entweder hat die eine oder die andere Farbe an sich selbst schon einen größeren Schönheitswert wie die andere, oder unsere ästhetische Parteilichkeit wird durch uns selbst bedingt, liegt in uns selbst, ist ein Produkt unserer eigensten Organisation.

Sehen wir nun zuvörderst einmal zu, ob irgend eine Farbe an sich selbst und durch sich selbst schon einen Anspruch auf eine höhere ästhetische Bedeutung erheben darf, als wie eine andere Farbe. Jede Farbe wird erzeugt durch eine Bewegung des Aethers, durch in gesetzmäßiger Weise sich vollziehende Schwingungen des einzelnen Aetherteilchens. Und zwar wird der Charakter der Farbe durch die Anzahl der Schwingungen, welche ein Aetherteilchen in einer Sekunde vollführt, bedingt, so zwar, daß Rot die wenigsten, Violett die meisten Schwingungen in einer Sekunde besitzt. Halten wir diese physikalische Thatsache fest, so werden wir ohne weiteres zu der Erkenntnis gedrängt, daß keine Farbe an und für sich selbst, oder sagen wir lieber, auf Grund ihrer physikalischen Wesenheit einen höheren ästhetischen Wert beanspruchen darf, als wie die andere. Denn die Bewegung des Aetherteilchens an sich kann ja doch weder schön noch häßlich genannt werden. Wohl mag man unter anderen Verhältnissen eine Bewegung an sich schön nennen können, so finden wir mit vollstem Recht die in Wellen- und Bogenlinien sich wiegende Bewegung des Tanzes schön, aber die Bewegung des Aetherteilchens kann mit solch' einer Bewegung doch nicht in Vergleich gestellt werden. Ob das Aetherteilchen in kurzer oder langer Welle schwingt, ob es in einer Sekunde seinen rasend schnellen Lauf 790 oder 448 billionenmal vollbringt, das ist vom ästhetischen Standpunkt aus vollständig gleichgültig. Diese Bewegungen des Aetherteilchens folgen sich in so schneller Folge, daß von einer Differenzierung der einzelnen Bewegungsmomente, von einem Sichtbarwerden der schwingenden Aetherteilchen selbst gar nicht die Rede sein kann. Aber selbst wenn das Unmögliche wahr werden sollte, wenn es einem irdischen Auge gelänge, die Bewegung des einzelnen Aetherteilchens zu sehen, so möchte doch wohl niemand daran denken, in einer derartigen Bewegung ein besonderes Schönheitsmoment entdecken zu wollen. Oder würde etwa jemand eine Bewegung schön finden, die darin besteht, daß ein Ball mit

rasender Geschwindigkeit sich ununterbrochen in vertikaler Richtung hin und her bewegt? Und anders ist doch die Bewegung des Aethers im Licht nicht beschaffen.

Wir sehen also, physikalisch hat keine Farbe auch nur die allergeringste Berechtigung auf einen höheren ästhetischen Rang als wie die andere. Wenn also der Physiker des Preisrichteramtes über den Schönheitswert der einzelnen Farben nicht zu walten vermag, so kann unser ästhetisches Urteil über die Farben nur in uns selbst seine Begründung finden. Und dem ist eben in der That auch so. Das größere oder schwächere Lustgefühl, welches wir beim Anblick der verschiedenen Farben verspüren, wird lediglich durch die Beschaffenheit des Reizes bedingt, durch welchen die betreffende Farbe auf unsere Netzhaut wirkt.

Jede Farbe übt nämlich entsprechend der Schwingungszahl und Schwingungsweite der Aetherteilchen einen spezifischen, ihr nur eigenen Reiz auf die Netzhaut aus. Und zwar kann man im allgemeinen sagen, daß die Farben Rot, Orange, Gelb einen größeren, Grün, Blau, Violett einen geringeren Reiz auszuüben vermögen; dieser Thatsache tragen Künstler wie Physiologen Rechnung, indem sie Rot, Orange, Gelb als **warme**, Grün, Blau, Violett aber als **kalte** Farben bezeichnen. Goethe sagt sehr treffend: „Es ist der Erfahrung gemäß, daß das Gelbe einen durchaus warmen und behaglichen Eindruck macht. Das Blau gibt uns ein Gefühl von Kälte, indem es auch an den Schatten erinnert." Dieser Ausspruch Goethes wird das, was wir mit warmen und kalten Farben bezeichnen wollen, hinlänglich erklären.

Je nachdem nun ein Mensch mehr für lebhafte oder mehr für sanftere Erregungen des Nervensystems beanlagt ist, wird er unter den energisch oder unter den weniger erregenden Farben seine spezielle Lieblingsfarbe suchen. Wir sehen demnach also, diese Wahl ist keineswegs nur Sache des freien Willens, sondern die allgemeine Grundstimmung unseres Nervensystems zwingt uns dazu, diese oder jene Farbe ästhetisch besonders hoch zu stellen, sie uns als Lieblingsfarbe zu erwählen.

Und genau dasselbe Gesetz, welches die ästhetische Farbeneinschätzung bei dem einzelnen Individuum regelt, es erweist sich als maßgebend auch für den Farbengeschmack breiter Volksschichten, ja ganzer Nationen. Ich werde diese Thatsache verständlicher gestalten, wenn ich darauf aufmerksam mache, daß die Lust, der Geschmack an starken Nervenerregungen im allgemeinen proportional ist dem Bildungsgrad. Mit der wachsenden Bildung sinkt die Freude an energisch wirkenden Nervenerregungen und gibt der ausgesprochenen Vorliebe für mittelstarke oder gar schwache Erregungen der Sinnesorgane Raum; und umgekehrt ist mit dem Tiefstand der Bildung eine ausgesprochene Befriedigung durch kräftige sinnliche Erregung verbunden. Halten wir diese Erscheinung fest, so wird sich für die weniger gebildeten Volksschichten, sowie für die weniger zivilisierten Nationen

überhaupt auf Grund ihrer Vorliebe für kräftige Nervenerregungen eine ganz unbedingte Bevorzugung der so überaus energisch wirkenden Farben der warmen Gruppe, also von Rot, Orange und Gelb ergeben. Vergleichen wir einmal ein Mädchen aus dem Volke oder eine ländliche Schöne in ihrem Sonntagsstaat mit einer Dame aus den höheren Ständen und wir werden die chromatische Kluft, welche beide trennt, wohl kaum unbemerkt lassen können. Allbekannt ist ferner auch die Vorliebe der unzivilisierten Volksstämme für lebhafte, brennende Farben. Rot und Gelb sind für unsere schwarzen Schmerzenskinder in Afrika der Inbegriff aller Schönheit.

Genau der nämliche Unterschied macht sich auch zwischen Kindern und Erwachsenen geltend. Das Kind mit seinen noch wenig geübten Sinnesorganen ist starken Eindrücken zugänglicher, fühlt sich von ihnen mehr angesprochen und befriedigt, als wie der Erwachsene, dessen Nervensystem schon eine gesteigertere Erregbarkeit und reizbarere Stimmung angenommen hat und darum kräftigen Reizen abholder geworden ist. Deshalb liebt das Kind auch die lichtreichen, warmen Farben hauptsächlich; das lichtreiche, so energisch wirkende Gelb ist nach den Untersuchungen des bekannten Physiologen Preyer die erste Farbe, welche das Kind zu unterscheiden lernt. Auf das Gelb folgt die Kenntnis des Rot. Und erst wenn Gelb und Rot dem kindlichen Geist ganz vertraute Farben geworden sind, wenn es sie sinnlich und sprachlich vollkommen zu beherrschen gelernt hat, geht es dazu über, auch die kalten Farben, also Grün und Blau, sich zu eigen zu machen. Preyer hat die überaus interessante Thatsache gefunden, daß es in dem Leben des Kindes eine Periode gibt, in welcher von allen Farben nur Rot und Gelb wirklich als Farben gesehen werden, während Grün und Blau zu dieser Zeit noch gar nicht als farbige, sondern nur als Lichteindrücke empfunden und mit Grau schlechthin identifiziert werden.

Uebrigens möchte ich doch nicht den Glauben erwecken, als ob nun ausschließlich nur die Erregbarkeit unseres Nervensystems unseren Farbengeschmack beherrsche und reguliere. Es gibt doch auch noch außerhalb des Individuums gelegene Faktoren, welche einen maßgebenden Einfluß auf den Farbensinn ausüben, nämlich die äußeren Lebensbedingungen, welchen der Einzelne wie eine ganze Nation untersteht. Vor allem müssen wir hier auf den Lichtreichtum der Atmosphäre aufmerksam machen. Alle Völker, welche unter einem lichtreichen, mit farbigen Tinten reichgesättigten Himmel leben, müssen unter dem Eindrucke einer solchen Umgebung eine entschiedene Vorliebe für die warmen Farben gewinnen. Der kräftige Lichtreiz, welchem ihre Netzhaut unausgesetzt unterworfen ist, macht ihnen die energische Erregung des Sehorganes zum Bedürfnis und deshalb bevorzugen der Italiener, der Spanier und überhaupt alle Südländer die brennenden, glühenden Farben. Deshalb

sind Rot und Gelb die Lieblings[...] aller tropischen Völker, während [...] die Bewohner gemäßigter Zonen durch [...] geringeren Lichtgehalt der Atmosphä[...] einer Bevorzugung der weniger erre[...] Farben hingedrängt werden. Dieses [...] schen Farbengeschmack und klimati[...] Verhältnissen bestehende Wechselverhä[...] schildert einer der kundigsten Meist[...] Gebiet der Farbenschönheit, der berü[...] Aquarellmaler Hildebrandt, sehr tre[...] mit folgenden Worten: „Die leucht[...] Atmosphäre und der von Reflexen [...] lende Erdboden des Südens fordert [...] Menschen zu einer Vermehrung der Far[...] heraus."

Es bleibt mir nur noch übrig, [...] einem andern Beispiel zu zeigen, [...] lediglich die Stärke des Reizes un[...] Farbengeschmack bestimmt. Die Sy[...] bolik der Farben bietet uns hierfür [...] treffliches Material. Die Neigung, [...] wisse Farben mit gewissen seelischen [...] ständen zu identifizieren, sie als [...] matische Vertreter derselben aufzu[...] wird ja ganz gewiß durch eine Reihe [...] verschiedensten kulturgeschichtlichen [...] mente begründet, aber zum guten [...] auch durch die Reizstärke der einze[...] Farben. Es ist eine Thatsache, daß [...] rade diejenigen Seelenzustände, welche [...] einer besonders heftigen Erregung un[...] psychischen Lebens einhergehen, gerade [...] die warmen Farben symbolisiert wer[...] So wissen wir alle, daß als die Farb[...] Stolzes, als die Farbe der höchsten [...] schen Macht das gesättigte Rot gilt. [...] pur und Scharlach, sie sind seit den [...] sten Zeiten die farbigen Symbole der [...] sten irdischen Stellung. Mit ihnen schm[...] ten sich zu allen Zeiten Fürsten [...] Priester. Rot ist des ferneren die [...] der höchsten und edelsten sinnlichen [...] gung, der Liebe. Blau und Grün [...] die kalten Farben, sie gelten als Re[...] sentanten solcher Seelenzustände, we[...] mit geringer Erregung einhergehen, [...] rem Geistesleben eher eine passive, [...] aktive Thätigkeit zumuten; darum wer[...] Hoffnung und Treue durch Grün und [...] symbolisch zum Ausdruck gebracht.

Wollen wir aber uns selbst unser [...] nes Dasein von der Wiege bis zum Gr[...] chromatisch symbolisieren, so wählen [...] für die goldene Zeit der Jugend, für [...] Zeit des feurigen, himmelanstreben[...] Thatendranges, das Rot, die kalten [...] brochenen Farben aber für das bedäch[...] allen energischen Erregungen abholde A[...] Ein Blick auf die Toiletten unserer Da[...] welt wird zeigen, wie scharf alt und [...] sich gerade chromatisch scheidet.

Es sei mir nun noch erlaubt, [...] Nachweis führen zu dürfen, wie wir [...] in der Zusammenstellung von Farben [...] lich nur durch die Gesetze unseres [...] schen Empfindungsorganes geleitet wer[...] Wir müssen, wollen wir in dieser [...] verwickelten Materie klar sehen, vor [...] eines physiologischen Gesetzes gedenk[...] zwar des folgenden.

Alle unsere Sinnesorgane, also [...]

s Auge, bevorzugen, handelt es sich um · Empfindung mehrerer Reize nachein- der, vorzüglich solcher Reize, welche unter- ander verschieden sind. Sowohl der- be Reiz längere Zeit hintereinander pfunden, als verwandte Reize gleich- tig wirkend, erzeugen leicht das Gefühl ı Ermüdung und Uebersättigung.

Nur in dem Wechsel des Reizes liegt · alle unsere Sinnesapparate Befriedi- ng. In anbetracht dieser Thatsache wird r die Zusammenstellung solcher Farben ier ästhetisches Behagen erregen, welche nerlei verwandte Beziehungen in dem iz, mit welchem sie auf das Auge wir- , besitzen. Diejenigen Farben sind nun r in ihrer Erregungsform sich nahe und, miteinander verwandt, welche im ektrum nebeneinander liegen, also Rot o Gelb, Gelb und Grün, Grün und au, Blau und Violett. Und die Zu- mmenordnung der genannten Farben gilt auch, wie allbekannt, als schwere ästhe- he Sünde. Die Geschmacklosigkeit des eführten Farbenspiels ist ja auch viel- ı sogar sprichwörtlich geworden; so er- ere ich nur an das alte Volkswort:

Blau und Grün
Steht allen Narren schien.

r:

Grün und Blau
Geht dem Hanswurst seine Frau.

Gleichermaßen ist das Farbenpaar Gelb- ün ästhetisch geächtet. „Spinat mit Ei" nt der Volkswitz diese Farbenkombi- ion.

Unsere vollste ästhetische Billigung fin- dagegen die Zusammenstellung solcher rben, welche im Spektrum weiter von- ander entfernt liegen. Man bezeichnet ilerisch die Kombination solcher Far- als sogenannte „große Intervalle" und eine besonders bevorzugte Gruppierung art möchte ich Rot und Blau nen- . Die Nebeneinanderordnung von Rot Blau in den verschiedensten Ton- iationen hat einen hervorragenden etischen Platz behauptet, solange über- pt ein Menschenauge an Farben Lust Befriedigung gefunden hat. Hören wie ein so bekannter Farbenkenner, Bezold in München, über dieses Far- paar sich äußert; er sagt: „Die Kom- ation von Rot und Blau begegnet uns its in den ältesten Kunstdenkmälern, in altassyrischen Ornamenten, ferner in ägyptischen Wandmalereien; sie bildet Grundlage der ältesten griechischen Po- hromie und findet sich im Pompejanischen der; sie ist geradezu typisch für die arische Ornamentik und selbst in der ichen Kunst, welche am schwersten be- timmte koloristische Prinzipien entdecken n, hat dieses Paar eine dominierende llung zu behaupten gewußt. Auch in eigentlichen Malerei hat die Zusammen- llung Rot und Blau Eingang gefunden; ht nur die venezianischen Maler haben n dieser Kombination Gebrauch gemacht, dern man begegnet ihr selbst in reli- iösen Gemälden van Dycks."

So weit unser Gewährsmann Bezold. Wenn also für die Zusammenordnung von Farbenpaaren es als ein unumstößlicher physiologischer und darum ästhetischer Faktor gelten muß, daß man nur solche Farben, will man anders einen ästhetischen Erfolg erzielen, zusammenstellen darf, welche im Spektrum **nicht** nebeneinander liegen, so muß ich diesen Satz nunmehr noch in etwas einschränken. Die zusammengeordneten Farben dürfen des weiteren nämlich auch nicht Komplementärfarben sein. Komplementärfarben sind Farben, welche in folgendem eigentümlichen Verhältnis zu einander stehen. Fixiert man z. B. recht genau Rot und blickt dann plötzlich von dem roten Gegenstand fort, so wird man alsbald einen grünen Fleck vor den Augen erscheinen sehen. Es entsteht also durch das länger fortgesetzte Fixieren von Rot die Neigung in uns, Grün zu sehen; bei Fixation von Grün zeigt sich die Neigung zum Rotsehen, bei der von Gelb zu Blau u. s. w. Verbindet man nun solche komplementäre Farben, z. B. Grün und Rot, was wird dann der chromatisch-optische Erfolg sein? Durch die Fixation des Grün entsteht in uns die Neigung zum Rotsehen, und blickt man nun auf das neben das Grün gestellte Rot, so wird dieses durch die in uns vorhandene Neigung zum Rotsehen in seinem Farbenton ganz besonders verstärkt; es erscheint auffallend grell. In wie weitgehendem Maße der Maler mit dieser rein physiologischen Thatsache zu rechnen hat, wird am besten ein Beispiel klarlegen. Bei der Darstellung lebender oder toter Körper muß der Maler auf die Farbe der seinen Figuren beigegebenen Kleidungsstücke genau achten; sollen seine Figuren blühendes, kräftiges Leben atmen, so thut er gut, in der Umgebung dieser Figuren möglichst kalte Farben anzubringen, denn diese rufen in uns die Neigung zum Sehen der warmen Farben hervor und auf Grund dieser physiologischen Thatsache erscheint also in diesem Fall der Fleischton der Figuren besonders lebendig und kräftig. Will aber der Künstler einen toten Körper darstellen, etwa einen gefallenen Helden, so thut er gut, den farbigen Hintergrund zu dieser Figur in warmen Farben zu halten. Hüllt er den Leichnam z. B. in einen roten Mantel, so ruft das Rot desselben beim Beschauer die Neigung zum Grünsehen hervor und blicken wir nun nach dem toten Körper, so scheint auf demselben ein Anflug von Grün zu liegen, das Kolorit eines toten Körpers auf das täuschendste nachahmend.

Dieses Beispiel ist ganz danach angethan, um zu zeigen, wie ein großer Teil der koloristischen Wirkung eines Kunstwerkes bedingt wird durch die Berücksichtigung des physiologischen Verhaltens unserer Netzhaut gegen Farben. Und in diesem Sinne ist auch der Ausspruch zu verstehen, daß der geniale Maler es verstehen müsse, die Farben auf der Netzhaut des Beschauers zu mischen. Und gerade die großen Meister des Kolorits zeigten sich zu allen Zeiten und zeigen sich noch heute in der Berücksichtigung dieser Thatsache als die wahren, unübertroffenen Kenner der chromatisch-ästhetischen Effekte.

Werfen wir nun auf das, was ich bis jetzt vorgetragen, einen Blick, so hätten wir folgendes gefunden: Das Gefühl für Formen- und Farbenschönheit beruht ausschließlich nur in den funktionellen Gesetzen unseres Sehorganes, die Schönheit liegt, wie Grillparzer so treffend sagt, im Auge des Beschauers. Und weil dem so ist, weil unsere ästhetischen Anschauungen als Produkte unserer eigensten Körperlichkeit sich ergeben, weil sie unauflöslich verknüpft sind mit den allgemeinen Gesetzen, nach denen der Prozeß des Lebens sich vollzieht, so sind sie unveränderlich wie die elementaren Lebensgesetze.

Geraten wir nun aber mit diesen Anschauungen nicht in unlösliche Widersprüche? Ist das Grundgesetz, welches die Farben- und Formenschönheit bestimmt, wirklich nur durch unsere Körperlichkeit uns aufgenötigt, und darum unveränderlich wie diese, wie ist es dann erklärlich, daß unsere Anschauungen über das Schöne so gar wechselnd sind? Wie ist es möglich, daß wir heute eine Form, eine Farbe schön finden, welche uns kurze Zeit nachher kalt läßt?

Nun, dieser Widerspruch ist nur ein scheinbarer. Nicht die Gesetze des Schönen sind wandelbar, sondern das Veränderliche und Wandelbare ist lediglich nur unser Geschmack, unser ästhetisches Urteil. Es seien mir für die Betrachtung dieses Punktes noch einige wenige Worte gestattet.

Würden wir bei der ästhetischen Würdigung eines Gegenstandes lediglich nur den in der Organisation unseres Auges begründeten Schönheitsgesetzen folgen, so würden unsere ästhetischen Anschauungen nicht sonderlich schwankende sein; der Enkel würde über die verschrobenen Schönheitsansichten seiner Vorfahren nicht mehr mitleidig die Achsel zucken, die flüchtige Mode würde nicht mehr imstande sein, unseren Geschmack zu formen, wie man weiches Wachs formt. Aber wie der Mensch nur in den allerseltensten Fällen der Stimme der Natur zu folgen gewillt ist, so sind wir meist auch nicht gesonnen, in der Bethätigung unseres Schönheitsgefühles uns streng an die Gesetze der Natur zu halten, vielmehr lassen wir uns nur zu gern von den verschiedensten anderen Rücksichten leiten, von Rücksichten, die mit den ewigen Schönheitsgesetzen der Natur oft im schreiendsten Widerspruch stehen.

Zuvörderst stellen wir bei der ästhetischen Beurteilung eines Gegenstandes leider nur zu oft das Reale über das Ideale, das Nützliche über das Schöne. Die menschliche Natur ist nun einmal von Haus aus egoistisch und darum ist es auch nicht wunderbar, wenn der ästhetische Wert eines Gegenstandes so oft nur nach seinem Nützlichkeitsgrad bemessen wird. Verspricht ein Gegenstand uns in irgend einer Hinsicht erheblich zu nützen, so sind wir gern bereit, an demselben allerlei Schönheiten zu entdecken, auch wenn er deren wenig oder gar nicht besitzt. Und neben diesen Rücksichten auf die Nützlichkeit ist es auch noch unsere

Bequemlichkeit, welche uns dazu verleitet, die in uns liegenden Schönheitsgesetze zu verleugnen. Denn zu einem kritischen Urteil über das Schöne ist doch immer eine gewisse geistige Arbeit notwendig; wir müssen, wenn auch unbewußt, vergleichen, inwieweit die Eindrücke, welche wir von einem Gegenstand empfangen, in Uebereinstimmung stehen mit den durch die Organisation unseres Sehorgans vorgeschriebenen Schönheitsgesetzen.

Die zu solch einem Vergleich nun einmal unerläßliche Geistesarbeit scheuen wir nur zu oft und schlagen den viel bequemeren Weg ein, das ästhetische Urteil anderer uns zu eigen zu machen. Aber selbst auch dann, wenn wir der Mühe, eine eigene ästhetische Meinung uns zu bilden, nicht aus dem Wege gehen, suchen wir doch diese Arbeit so bequem wie möglich zu gestalten. Bemerken wir an einem Gegenstand alte bekannte Formen, Formen, die zu unserer eigenen Individualität oder zu unserem Geschlecht überhaupt in irgend einer Beziehung stehen, so sind wir fast stets geneigt, auf Grund dieser Thatsache schnell mit dem Urteil über den Schönheitswert bei der Hand zu sein. Das Anheimelnde, mit welchem solche bekannte Formen uns anmuten, genügt uns, um den Gegenstand für schön zu erklären. Darum finden gerade Formen, die uns in der Natur oft entgegentreten, so häufig eine Verwendung als Verzierungen; so erinnere ich nur an die Form des Halbmondes, der Sonne, des Sternes, verschiedener Blattformen u. dgl. m.

Und schließlich spielen die geistigen Beziehungen, in denen wir zu einem Gegenstande stehen, bei unserem ästhetischen Urteil eine sehr bedeutsame Rolle. Wir sind gern geneigt, Objekte, welche mit unserem Geistesleben verwandte Beziehungen haben, auch für schön zu erklären. Das Uebereinstimmende zwischen dem Objekt und unserer geistigen Temperatur ruft unser Behagen hervor und nimmt unser ästhetisches Urteil gefangen.

Doch genug hiervon. Die angeführten Beispiele werden genügen, um zu zeigen, wie gar vielerlei Faktoren bemüht sind, unser ästhetisches Urteil zu beeinflussen, die in uns liegenden Naturgesetze der Schönheit in ihrer Bethätigung zu behindern.

Die ewigen unveränderlichen Gesetze des Schönen, welche die Natur selbst in unser Inneres gelegt hat, sie rein und unverfälscht zu erhalten, ist nur wenig Bevorzugten vergönnt. Die Mehrzahl der Menschen hat sich derselben entfremdet und daran gewöhnt, den ästhetischen Wert zu messen nach den zufälligen und wechselnden Rücksichten, wie sie das tägliche Leben, wie sie der Beruf, der Stand und die Tagesereignisse ihnen aufdrängen. Und der jeweilige ästhetische Geschmack, wie er sich unbekümmert um die unwandelbaren Gesetze des Schönen aufbaut aus den flüchtigen Rücksichten des Tages, es ist das, was einen jeden von uns willig oder nicht in seinen Bann schlägt, es ist die Mode. Die Mode ist nichts anderes als die Verkörperung jenes Zwanges, welchen das tägliche Leben den ästhetischen Gesetzen anthut. Aus welchen Momenten dieser Zwang sich zusammensetzt, das habe ich mich bemüht, an einigen so recht auf der Hand liegenden Beispielen darzuthun. Wir haben gesehen, daß das Nützlichkeitsprinzip, daß Bequemlichkeit, daß geistige Schlaffheit uns oft veranlassen, von den Grundgesetzen des Schönen abzuweichen und uns dem ästhetischen Zwitterwesen der Mode in die Arme zu werfen. Aber so gering ist das Wesen der Mode doch nicht aufzufassen, daß es genügte, sie lediglich durch menschliche Schwächen zu erklären; auch höhere Momente sind bei der Entstehung derselben beteiligt. Alle großen Gedanken und Empfindungen, welche die Volksseele bewegen, sie spiegeln sich auch in den ästhetischen Anschauungen wider, sie gelangen notgedrungen auch in diesen zum Ausdruck, verleihen ihnen ein charakteristisches Gepräge. Sache des Kulturhistorikers ist es, diese Regungen der Volksseele in ihrem Einfluß auf das ästhetische Empfinden zu studieren und würde es nicht meines Amtes sein, wollte ich Sie nun auch auf dieses Gebiet führen, aber eine kleine Abschweifung nach dieser Richtung hin gestatten Sie mir vielleicht noch zum Schuß meines Vortrages.

Unsere heutigen ästhetischen Anschauungen, sie haben eine, auch für den unaufmerksamsten Beobachter nicht zu verkennende gewaltige Aenderung im Laufe des letzten Jahrzehntes erfahren. Plötzlich sehen wir uns zurückversetzt in längst verklungene Zeiten. Kunst und Kunstgewerbe, sie verfolgen Bahnen, welche unsere Vorfahren gewandelt sind. Betreten wir ein modernes Zimmer, so glauben wir nicht in dem Zeitalter des Dampfes und des Telephons zu leben, sondern wir sehen uns in einer Umgebung, wie sie zu finden war in jenen früheren Zeiten, in denen das deutsche Bürgertum so kräftig und eigenartig blühte. Die ästhetischen Anschauungen unserer Zeit, sie sind offenbar bestrebt, jene Formen wieder bei uns heimisch zu machen, mit denen der deutsche Bürger der Vergangenheit sein Haus schmückte.

Der große nationale Gedanke, welchen das glorreiche Jahr 1870 dem deutschen Volk gebracht hat, er strebt auf allen Gebieten unseres Lebens zum Durchbruch zu gelangen. Auch unser ästhetisches Empfinden, es kann und will sich dem Einfluß des so siegreich sich entfaltenden deutschen Bewußtseins nicht entziehen und darum suchen wir die Formen wieder auf, welche wir im deutschen Haus der Vergangenheit in so ausgeprägter Weise verkörpert finden. Und so bin ich denn der Meinung, daß bei der Entwickelung unseres modernen Geschmackes ein Moment von der höchsten ethischen Bedeutung maßgebend ist, die Liebe zu deutschem Wesen. Und mag unsere heutige Mode auch mancherlei Auswüchse zeigen, mag sie in vielen Beziehungen übertrieben sein, ja mag sie in mancher Hinsicht vielleicht sogar einen Rückschritt verzeichnen, die Thatsache, daß sie ihren Ursprung verdankt dem berechtigten Stolz, nun wieder ein Deutscher sein zu dürfen, läßt uns die Mängel derselben gern vergessen.

Und so möchte ich die Leser bitten, aus dieser Betrachtung die Ansicht gewinnen zu wollen, daß unser ästhetisches Empfinden auf festen unwandelbaren Naturgesetzen beruht. Aber der Witz des Menschen hat es verstanden, den ewigen Schönheitsgesetzen das Mäntelchen der Mode umzuhängen, ein Mäntelchen, welches gewebt ist aus all jenen Fehlern und Vorzügen, welche das Wesen des Menschen selbst zeigt.

Trinkgold.

Von

Anton Ohorn.

1. Kapitel.

Die Bekenntnisse des Pater Bruno.

Durch die hohen Bogenfenster fiel der Schein der Nachmittagssonne in die alte Klosterbücherei und vergoldete das braune Holzgetäfel der Wände und die bestäubten Folianten in vergilbten Leder- und Pergamenteinbänden. Sie standen wohlgeordnet und ein jeder trug auf seinem Rücken säuberlich mit schwarzer Farbe seinen Titel und Autornamen verzeichnet, und sie waren fast alle Zeugnisse von dem ehrlichen deutschen Fleiße der Vorzeit, da der gelehrte Mönch in einsamer Zelle noch oft genug seine ganze Lebenszeit daran setzte, um der Nachwelt irgend einen Schatz vergangener Tage oder die Gedanken und Empfindungen der eigenen Seele oder einen heiligen, wundersamen Lebenslauf zu überliefern. Der Raum war hoch und gewölbt, die Decke gestützt von mächtigen Strebepfeilern, und eine wohlthuende Kühle durchwehte ihn, die bei der Hochsommerglut, welche draußen über den goldgelben Aehrenfeldern zitterte und flimmerte, doppelt angenehm empfunden wurde.

An einem der Bogenfenster stand ein junger Mönch im dunkeln Gewande des Benediktinerordens, und er ließ die klaren braunen Augen, die ernst und ruhig unter einer weißen, schöngewölbten Denkerstirn lagen, flüchtig hinausgleiten in das Land, das weithin bis an die Grenze blauer Berge von hier aus überschaut werden konnte. Zwischen Feldern, die der Ern-

entgegenharrten, zog sich der breite, silberne Streifen eines Flusses hin, der hineinleitete nach der freundlichen Stadt, die friedlich, von ihrem grauen Mauergürtel umschlossen, traumhaft ruhig dalag und deren Türme bei dem klaren Wetter sich mit scharfen Silhouetten vom Himmel abhoben. Hinter der Stadt lagen dunkle, grüne Wälder, welche bis an die Höhen hinanreichten, welche den Horizont abschloßen.

Dem Mönche war der Anblick nicht neu, er hatte auch nur vorübergehend, als ob er den Augen eine Minute der Ruhe gönnen wollte, hinausgeschaut; dann senkte er die Blicke wieder niederwärts auf das alte Buch, das er in den Händen hielt, und dessen Schreiber wohl lange schon unter den Platten des Kreuzgangs im alten Gruftgewölbe des Klosters moderte. Es war eine Abschrift eines berühmten Werkes und der eigentliche Verfasser kein geringerer gewesen, als jener Albertus Magnus, weiland Bischof von Regensburg, der nachmals im Jahre 1280 im Dominikanerkloster in Cöln gestorben war. Das Buch aber führte den Titel: „De rebus metallicis et mineralibus", und der junge Mönch las halblaut vor sich hin:

„Die Alchimie verfährt aber also, daß sie einen gewissen Körper zersetzet, ihn aus seiner Gattung herausnimmt und mit dem wichtigsten seiner Bestandteile einen Körper anderer Gattung bedeckt.

Daher ist dasjenige alchimistische Verfahren das beste, welches von ebendenselben Mitteln ausgeht, wie die Natur selbst, nämlich von der Reinigung des Schwefels durch Kochung und Sublimation, von Reinigung des Merkurius und guter Vermischung beider mit einer metallischen Grundlage, denn jene beiden decken jede Art von Metall[1])."

Sinnend senkte der Mönch das Haupt und faßte mit der Rechten sich an die heiße Stirn: „Wäre das wirklich die Lösung des Problems, nach welcher Hunderte schon vergebens gesucht und die doch weder der Doctor mirabilis, der hochberühmte Franziskaner Roger Baco, noch der Doctor subtilis, der gefeierte Minorit Duns Scotus, gefunden, — lapis philosophorum, den Stein der Weisen, mit dessen Kraft man unedle Metalle in Gold verwandeln könne?" — Ihn lüstete nicht nach dem Golde, er hatte die Armut gelobt mit freiwilligem Herzen, er suchte nur den Triumph der Wissenschaft, denn er war ein Denker und Grübler, der junge Mönch mit der hohen, weißen Stirn, obgleich er sich dabei die Herzenswärme bewahrt hatte und den Sinn für das Schöne.

Und die Sonne schien ihm in das bleiche Gesicht, und er schaute wieder hinaus auf das anmutige Landschaftsbild. Der silberne Wasserspiegel blinkte und die grünen Föhrenwälder lockten, so daß er mit raschem Entschlusse das Werk des Albertus Magnus zuklappte und an eines der Gestelle herantrat, um den Band wieder an seinen herkömmlichen Ort zu bringen.

[1]) Buch III, tract. I, Kap. 9.

Er wollte die Metallspangen schließen, da glitt ihm das Buch aus der Hand und schlug schwer auf den Boden nieder; als er sich bückte, um es aufzuheben, da blinkte ihn aus dem hellbraunen Holzgetäfel der Wand, kaum zwei Hände hoch über dem Boden, ein kleines Astloch an, auf welchem, durch einen Lichtreflex hervorgerufen, ein roter Schimmer lag. Mechanisch berührte er die Stelle mit dem Finger und erschrak fast bis in das tiefste Herz, als diese dem Drucke nachgab und das Getäfel etwa einen Fuß ins Geviert sich öffnete und einen nicht eben tiefen, hohlen Raum sehen ließ. Der Mönch beugte sich nieder auf das Knie und spähte mit erregtem Auge in die Höhlung, dann griffen die bebenden Hände zu und zogen ein mäßig starkes Heft hervor — vergilbtes Pergament — das auf seiner ersten Seite die Aufschrift trug: Confessiones Patris Brunonis — Bekenntnisse des Pater Bruno.

Er hatte niemals den Namen nennen hören im Kloster, es trug ihn auch keiner von den lebenden Brüdern und durch seine Seele schlich sich ein leises Grauen, wie es das Menschenherz durchweht, wenn es vor einem Geheimnis steht. Er schlug das Heft auf, aber vor seinen Blicken tanzten und flimmerten die kräftigen Schriftzüge, und er klappte es wieder zu. Und als er zum zweitenmale die Hand in den Raum führte, zog er einen verstäubten Gegenstand hervor, der sich hart anfühlte, gleich einer Holzplatte. Er wischte mit dem Aermel seiner Kutte darüber und zuckte fast augenblicklich zurück in heftigster Erregung. Aus der Staubhülle, die wie ein dichter Schleier auf dem Gegenstande lag, leuchteten ihm zwei Augen entgegen, so wundersam und sonnig, daß es den einsamen Mann bis in die Seele traf, und daß er fast mechanisch mit rascher Bewegung noch einmal den Aermel seines Gewandes über die Platte gleiten ließ, und nun hielt er in den zitternden Händen ein Frauenantlitz, so entzückend schön, so madonnenhaft rein, daß er die Blicke nicht von dem Bilde abwenden konnte, das ihn mild und mit frommen Augen anzuschauen schien. Das Gefühl, welches ihn erfaßte, hatte er nie in seinem Leben empfunden, es war Seligkeit und Schmerz, Wonne und Bangen zugleich, und aus den widerstreitenden Empfindungen rang sich endlich der eine Entschluß heraus: Die Brüder durften nichts erfahren von seinem Funde! Mit zitternder Hand barg er das Pergamentheft und das Bild wieder in dem Wandschränkchen mit der Absicht, nächtlicherweile wiederzukehren und beides heimlich nach seiner Zelle zu bringen — da stießen seine Finger noch auf etwas Hartes, und aus einer Ecke des Raumes zog er ein kleines Gefäß, das außerordentlich schwer wog und mit einem grauen, schimmernden Pulver gefüllt war. Da es ihm angesichts der andern beiden Gegenstände ohne Bedeutung schien, stellte er es wieder an seinen Ort, drückte die Thür des Schränkchens zu und flüchtig, als ob er eine Sünde begangen, verließ er die stille, sonnenvolle Bücherei. Er eilte hinab in den Klostergarten. In den Hecken blühten die weißen und roten Rosen und die alten Linden dufteten. Auf stillen, schattigen Wegen längs der Mauer schritt da und dort ein einzelner Mönch, ein müdes Wässerchen plätscherte und ein einsamer Vogel sang im Wipfel einer breitästigen Buche — es lag ein stilles, gesättigtes Behagen, ein Sabbatfrieden, über dem hübschen Fleckchen Erde.

Weit hinten zwischen grünem und blühendem Strauchwerke, an erhöhter Stelle, von der aus man den Garten überschauen konnte, stand eine graue, steinerne Bank und darauf saß ein alter, weißhaariger Mann im Gewande der Söhne des heiligen Benediktus; sein Gesicht war mild und voll jenes seligen Friedens, den Gemütsruhe und wahre Frömmigkeit verleiht, und seine welke, zitternde Hand stützte sich auf einen Stab.

Der junge Mönch, welcher aus der Bücherei kam, eilte auf ihn zu, denn der Greis war sein Lehrer, ja sein geistiger Vater, und mit rührender Hingebung hing er an demselben. Der alte Mann sah freundlich ihm entgegen und winkte mit der Hand zum Gruß.

„Gott sei mit dir, Ansgar!"

„Und mit deinem Geiste, Vater Meinrad!"

„Du siehst aufgeregt aus, deine Augen leuchten so seltsam, was beunruhigt dich?"

Der junge Mönch, den der Alte Ansgar nannte, bedachte sich zum erstenmale, ob er dem greisen, väterlichen Freunde alles mitteilen solle, was er wußte; aber rasch hatte er auch erwogen, daß es „Bekenntnisse" waren, die in seiner Hand gelegen, und er wollte, bevor er nicht näher geprüft, den Standpunkt des Priesters einnehmen, der von Bekenntnissen, die ihm allein zu teil geworden, nicht sprechen darf. Nur eine flüchtige Sekunde hatte er geschwiegen, dann fragte er:

„Vater Meinrad, weißt du etwas von einem Pater Bruno?"

Erschreckt fuhr der Alte auf und legte die zitternde Hand auf den Arm des Jünglings:

„Um Gotteswillen — nenne nicht diesen Namen hier! — Wie kommst du zu solcher Frage?"

„Ich fand den Namen in einem alten Buche — das ist alles."

Meinrad war aufgestanden und stützte sich auf seinen Krückstock.

„Komm, laß uns ein wenig gehen! — Du hast mir den Deckel von einem Sarge gehoben und ich sehe ein bleiches, edles Gesicht vor mir, das einem Menschen gehörte, den ich sehr lieb hatte, und der so unglücklich war, von keinem hier verstanden zu werden."

Der Greis schwieg eine Weile, dann, als er neben Ansgar unter den blühenden Linden hinschritt, um welche tausend fröhliche Insekten summten, hob er einen Moment die Augen auf und schaute durch das grüne Laubgewirr empor zu dem blauen Himmel, als ob er eine Frage

hinaufzurichten hätte; endlich atmete er tief und sagte:

„Ich will's als eine Fügung des Herrn betrachten, daß du mir den verschollenen und verpönten Namen genannt hast,' und will dir von dem erzählen, welcher ihn trug, und dem Gottes wärmster Sonnenschein ins Herz fallen möge, wenn er noch unter den Lebenden weilt. Er war dir ähnlich in manchem und der Herr behüte dich darum in Gnaden vor seinem Schicksale. Ihn freute alles Schöne und Edle, und es begeisterte ihn zum Schaffen, denn er war ein Meister des Pinsels; ihn lockte alles Tiefsinnige und Geheimnisvolle in der Natur, und er sann oft Nächte lang, von heißem Wissensdrang beseelt; aber ihn ergriff auch der Menschheit Not und Jammer, und er war ein edler Helfer, wo es immer angehen mußte — seine Brüder aber haben sein Wesen nicht verstanden und er ging einsam unter uns einher, aber allezeit mit dem ruhigen, freundlichen und sonnigen Angesicht, das der Spiegel seiner Seele war. Ich will nicht anklagen, aber es muß ausgesprochen sein: Bruder Florian, den jetzt die Hand des Herrn so schwer getroffen, daß er gelähmt und wie lebendig begraben in seiner Zelle sitzt, ging in religiösem Uebereifer den geheimnisvollen Spuren Brunos nach, und er ward sein Antläger. Er zieh ihn der teuflischen Kunst, und daß er in Vollmondnächten mit Zaubergebärden nach dem Stein der Weisen suche und Gold mache — und die andern Brüder ließen sich durch sein Wort bethören und erhoben sich gegen denjenigen, der sich nicht einmal verteidigte. Es war just die Bulle des Papstes Johann XXII. erschienen, so da anhebt: „Spondent quas non exhibent", und welche jeden Adepten mit dem Banne bedroht, und die Brüder im Kloster Walkenried hatten eben erst ihren Mitbruder Adolf Meutha verjagt — da wollten sie hier nicht minder strenge sein und hielten ein Capitulum, in welchem nun ein einziger seine Stimme für den Angeklagten erhob — und das war ich. Die andern aber rissen ihm das heilige Kleid des Ordens vom Leibe und schabten mit rauhem Ziegelstein ihm die Fingerspitzen ab, die einst das Salböl bei der Priesterweihe ihm geheiligt hatte, und dann stießen sie ihn hinaus aus ihrer Mitte. Er aber war ruhig und mild wie immer — er hatte mir die Hand gedrückt, und dann ging er. Ich sehe ihn noch, wie er langsam über den Klosterhof schritt, im Gewande eines Knechtes, ein Bündelchen in der Hand, und da sie ihm nachfluchten, wandte er sich unter dem Thore um, kehrte das freundliche, ruhige Auge zurück und hob die geschändete, blutrünstige Hand zum Segen. Er war der beste Bruder, der Stolz unseres Konvents — er ist verschollen, er ist tot für diese Räume, sein Name wird nicht genannt, aber in meiner Seele lebt sein Bild, solange ich atmen werde. Gott hüte dich, mein Sohn, daß du ihm gleich bleibest im Wesen und nicht gleich werdest im Geschicke ... Ich bin müde geworden, geleite mich in meine Zelle, Ansgar ... ich bin sehr müde geworden ..."

Der Jüngling stützte den Greis und führte ihn langsam durch die grünen Lindenhallen und zwischen den blühenden Rosenhecken — und beide schwiegen.

Auch Ansgar betrat seine Zelle, aufs tiefste bewegt. Es war ein mäßig großer Raum, hoch, gewölbt, mit weißgetünchten Wänden; ein roher Tisch mit zwei Stühlen, ein hartes Lager mit einer groben Wolldecke und ein Betstuhl, das war die Einrichtung des Gemaches; nahe am Fenster aber stand noch eine Staffelei und auf derselben ein angefangenes Gemälde, nach dem ganzen Entwurf eine heilige Cäcilie mit dem Saitenspiel in der Hand. Die Haltung der Figur, der Faltenwurf des Gewandes zeugten von hoher Begabung; aber das Antlitz, das sich nur in matten Umrissen von der Leinwand abhob, hatte keine Seele. Der junge Mönch mochte das in diesem Augenblicke selbst empfinden, denn unmutig wandte er sich von seiner Schöpfung ab und sah hinaus durch das Fenster auf die im Abendstrahl schimmernde Landschaft. Doch kümmerte ihn nicht Wald und Feld und nicht das Läuten der Herdenglocken, sein Geist war bei dem blassen, vertriebenen Priester und vor seinen Blicken sah er die wundersam tiefen, milden Frauenaugen jenes geheimnisvollen Bildes, und er sehnte die Stunden hinweg und wünschte die Nacht herbei, um in ihrem Schutze den gefundenen Schatz zu heben.

Als er mit den Brüdern die Vesper und das Kompletorium betete und die Psalmen des königlichen Sängers monoton in gewohnter Weise an sein Ohr klangen, machte er sich heimlich Vorwürfe, daß er nur ein Lippengebet übe, und doch konnte er Herz und Sinn heute nicht zur Andacht zwingen. Endlich war es vorüber und in einsamer Zelle erwartete er die Nacht. Sie legte ihren Schleier langsam über die grauen, stillen Gebäude, und hinter dem hohen Turme schwamm der Mond empor und goß sein mildes Licht über die Landschaft und flimmerte neugierig auf dem Holzgetäfel in der alten Bücherei. Da schlich er herein auf leisen Sohlen ... wie ein Dieb, der Entdeckung fürchtet, nahte Ansgar der geheimnisvollen Stelle, und wenige Augenblicke später lag das vergilbte Heft, das bestäubte Bild in seiner zitternden Hand. Leise schnappte die verborgene Thür wieder ein, behutsam wandelte der junge Mönch durch die nächtlich stillen Gänge, von denen da und dort im Mondlicht aus dunklen Rahmen blasse Mönchsgesichter ernst auf ihn niederschauten, und tief aufatmend betrat er seine Zelle. Er eilte an das Fenster; beim Mondenschimmer wischte er den letzten Rest des Staubes von dem Bilde, das nun in seiner ganzen keuschen Schönheit ihn anschaute, so daß seine Seele davor erzitterte. Aber kein sinnliches Begehren kam in sein Herz, das jauchzte nur auf in stiller Wonne, denn er hatte hier die längst gesuchten Züge gefunden für das Antlitz der Heiligen, deren Bild auf der Staffelei stand. Noch einmal weilte sein Blick auf dem süßen Gesicht, das so traumhaft aus dem Silbergespinst des Mondlichts ihn anschaute, dann barg er das Bild unter dem hohlen Fußgestell seines Betschemels, denn es drängte ihn zu erfahren, was es mit dem Bilde für eine Bewandtnis habe, und die „Bekenntnisse des Pater Bruno" zu lesen. Aber der Mondschein flimmerte auf dem gelben Pergament, und er vermochte nur mühsam die Schriftzüge zu entziffern, da kam ihm ein Gedanke. Er selbst besaß kein Licht in seiner Zelle, das verbot die Regel; aber in der Kirche vor dem Allerheiligsten leuchtete die ewige Lampe mit ihrem milden Schein, und er hielt es nicht für Sünde, die Bekenntnisse eines edlen Menschen im Heiligtum des Herrn selbst entgegenzunehmen.

So ging er nach der Kirche und schritt langsam zwischen den hohen, grünen Pfeilern hin bis vor den Hauptaltar; er beugte das Knie; dann aber setzte er sich nieder auf die Marmorstufen und beim Schimmer der ewigen Lampe, der dämmerig den weiten Raum durchzitterte, las er mit stets gesteigerter Spannung die Confessiones Patris Brunonis.

„Dem Leser Heil!"

„Der du diese Blätter in den Händen hältst, denke, du säßest am Bette eines Sterbenden, der dir seines Herzens Geheimnisse anvertraut und dich um Absolution bittet, wie es der Büßer im Beichtstuhle thut. Bist du ein Zelot, so wirst du sie versagen, und mein Gebein wird darum nicht unruhiger schlafen; bist du aber ein Priester, wie ich in den idealen Träumen meiner Jugend ihn gedacht, so wirst du sie erteilen und wirst für mich andächtig den großen Bußpsalm miserere beten."

So huben in lateinischer Sprache die Bekenntnisse an und was nun folgte, war ein Lebensbild, entworfen mit rührender Einfachheit, schlichter Wahrheit und ergreifender Seelengröße. Vor den Geist Ansgars trat immer klarer, immer schöner die Gestalt des Mannes, der eine Welt von Wissen in seinem Geiste, eine Welt voll Liebe in seinem Herzen trug und der das alles vergraben mußte in die Einsamkeit seiner öden Zelle, ohne zu klagen, ohne zu grollen, mit friedlicher, freundlicher Resignation — — er war sich selbst genug.

Dann hieß es in den Aufzeichnungen: „Nur von zwei Menschen auf der ganzen Erde weiß ich, daß ich verstanden werde, und das ist des Glückes genug; der eine ist Bruder Meinrad, aber er ist still und trägt dies Bewußtsein in tiefster Seele, nur in einer und der anderen Stunde, da er vor meiner Staffelei stand, sah ich es aus seinen Augen leuchten; der andere ist der Kaufherr Eberhart, unten in der Stadt. Sein Haus war mir ein Asyl und in seinem Herzen glüht still und heilig die Flamme für alles Gute und Schöne; er ist ein Künstler, ob er gleich niemals Pinsel oder Meißel geführt hat und darum

versteht er mich. Einmal in jeder Woche hab ich ihn besuchen müssen und es war mir ein Feiertag, von dessen Weihe ich sechs Tage zehrte. Sein Weib war ihm lange gestorben, sein Töchterchen ward bei Verwandten erzogen, er aber ertrug seine Einsamkeit mit der Ruhe des echten Weisen. Da kam ich einst in sein Haus und sein Kind trat mir entgegen, blühend und sonnig wie ein Maimorgen und durch meine Seele ging ein Schauer. Ich habe in jener Nacht keinen Schlaf gefunden, ich sah immer die großen freundlichen Mädchenaugen vor mir und das Gleichgewicht meiner Seele kam ins Schwanken.

Nach acht Tagen betrat ich abermals das Haus des Freundes und sie grüßte mich, wie man einen lieben Bekannten thut und mein Auge sog sich voll an ihrem Himmelsgesicht und mein Ohr trank den Wohllaut ihrer Stimme und wie ein Berauschter wankte ich heimwärts, als die Horaglocke abends rief. An jenem Abend aber ward es mir klar, daß ich die Tochter meines Freundes liebe und ich vermeinte, das Herz müsse mir springen in Seligkeit und Schmerz zugleich und seit langen Jahren zum erstenmal wieder habe ich in jener Nacht geweint und dann vor dem Kreuze auf den Knieen gelegen und gebetet, bald, daß der Himmel meine sündhafte Liebe begünstige, bald, daß er mein Herz veröde und versteine, selbst um den Preis, daß er mir meine Kunst raube. Und wo ich ging in den nächsten Tagen, da schritt mir das liebliche Traumbild zur Seite und mein Herz war voll von ihr allein. Ich wußte, daß es sündhaft war und darum rang ich mit mir selbst . . . unbeschreiblich und ich habe mich bezwungen. Um das Bild aus meinem Herzen zu bannen, übertrug ich es auf die Leinwand — in nächtlicher Stunde beim fahlen Mondenschimmer habe ich das süße Gesicht in Farben gebannt und wie in einen Zauber habe ich es verborgen in dem Raume, in welchem diese Blätter liegen; hier ruht es gut . . . denn die Brüder gehen nicht in die Bücherei, sie bedürfen der Weisheit nicht . . . Ich habe Eberhart nicht mehr besucht, aber er kam zu mir; er wußte, was mich von seinem Hause fernhielt, aber er sprach nicht davon und alles blieb zwischen uns beim alten. Das dauerte Monate hindurch und ich sah die Tochter des Freundes nicht mehr wieder, denn ich kam nicht hinab nach der Stadt, da trat Eberhart eines Morgens in meine Zelle, sein Angesicht war blaß und seine Stimme zitterte, da er sagte: ‚Wir sehen uns zum letztenmal — ich bin ein Bettler geworden und muß mit meinem Kinde hinaus ins Elend; ich werde es ertragen, aber um mein Kind thut mir's leid.‘ — Das schnitt mir in die Seele und ich hätte ihm mein Herzblut gegeben in jener Stunde, wenn ich ihm damit hätte helfen können; daraus hätte er aber kein Gold machen können. Und ich mochte ihn nicht ohne Trost ziehen lassen und so versprach ich ihm, obgleich ich nur ein armer Mönch war, ihm so viel Geld zu schaffen, daß er sein Haus und Heim sollte behalten können. Er sah mich groß und dankbar an und er glaubte mir, ob er gleich nicht wußte, woher ich den Reichtum nehmen sollte. Ich aber dachte an die alchimistische Kunst, mit der ich lange mich schon befaßte, heimlich und verborgen, denn des Papstes Bulle verbot sie als Teufelswerk. Das aber ist sie nicht und heilige Männer haben nach dem Steine der Weisen gesucht und haben dabei ihre Seele nicht dem Bösen verpfändet, denn das höchste Wissen kommt nicht vom Teufel, sondern von Gott. Und ich las nächtlicherweile beim Schimmer der ewigen Lampe die Schrift des hochwürdigen Bischofs Alanus von Auxerre: „De lapide“ und des frommen Mönches Ferrarius Buch „Vom Steine der Weisen“ und grübelte und sann, bis ich den rechten Weg fand und der Geist des Herrn mich erleuchtete, auf daß ich meinem Freunde helfen könne. Ich habe ihn gefunden, den lapis philosophorum, und damit du, frommer Leser, zu beurteilen vermagst, daß nur das Wissen allein, aber nicht schwarze Teufelskunst mich das Geheimnis ergründen ließen, füge ich im Anhang das nähere Verfahren bei. Dem Herrn sei Dank, es wird meinem Freunde geholfen werden, habe ich aber gesündigt, indem ich des Papstes Verbot übertrat, so erteile mir, frommer Leser, Absolution um des Freundes willen . . .“

Hier brachen die Aufzeichnungen ab und der einsame Leser atmete tief auf. Er blieb auf der Altarstufe sitzen und sah hinein in den stillen dämmerigen Raum der Kirche und vor seinem Geiste zog alles das vorüber, was in den „Bekenntnissen“ nicht mehr zu lesen war und was der Pater Bruno nicht mehr hatte aufzeichnen können. Er hatte wohl in stiller Nacht „gealchemaiet“, die Seele erfüllt von der freudigen Genugthuung, dem Freunde und dessen Kinde helfen zu können, und die Brüder hatten ihn dabei überrascht und dann war es gekommen, wie der alte Meinrad erzählt hatte, und der Unselige war wohl mit dem Freunde gemeinsam hinausgegangen ins Elend.

Und Ansgar schlug den Anhang zu dem Hefte auf und las „Wie man den Stein der Weisen bereitet“. Da stand alles so klar und einfach beschrieben, wie man zunächst aus der richtigen Mischung von Alaun, Salpeter, Kochsalz und Quecksilbersublimat durch Destillation mit Alkohol das Merkurialwasser gewinne; wie man mit diesem dünngeschlagenes Gold in der Wärme übergieße, bis letzteres sich löse und als Goldsatz sich niederschlage, der in der Hitze rot werde wie das Blut des Löwen; wie das Löwenblut in dichtverschlossenem Kolben in einem Aschenbade bei hoher Temperatur seine Farbe wechsele, erst schwarz, dann grau, dann gelb und endlich rot werde, bis es zur Grundlage der eigentlichen Tinktur geworden; wie es zuletzt fein gerieben und ein Gran mit tausend Gran geschmolzenen Goldes gemischt werde, woraus nach dreiviertelstündigem Schmelzen der Stein der Weisen sich bilde, mit dem man unedle Metalle in Gold verwandeln könne, aus dem man aber auch durch künstliche Mischung das aurum potabile, das Trinkgold, bereiten könne, das eine Panacee und ein unübertreffliches Heilmittel sei bei allen Krankheiten.

Was noch am verflossenen Nachmittage in der Bücherei die Seele Ansgars beschäftigt, wonach er in dem Werke des berühmten Albertus Magnus umsonst gesucht, das ward so einfach und überzeugend ihm hier mitgeteilt und es war ihm außer Zweifel, daß jenes schwere, graue Pulver, das er in der Hand gehalten, der lang gesuchte Stein der Weisen war.

Der Sommermorgen dämmerte durch die hohen Bogenfenster der Kirche, in fahlem Grau ragten die Statuen der Heiligen an den Pfeilern, die Vergoldung der Altäre blitzte matt, da verließ Ansgar langsamen Schrittes, das Pergamentheft unter dem Skapulier sorglich geborgen, die heiligen Hallen und suchte seine Zelle auf. Tiefstille lag noch das ganze Konvent, denn die Glocke hatte noch nicht zur ersten Hora gerufen.

2. Kapitel.
Die heilige Cäcilia.

Am andern Tage stand Ansgar vor seiner Staffelei. Noch einmal hatte er im hellen Morgensonnenlicht jenes Bild beschaut und jeder Zug prägte sich seiner Seele auf das tiefste ein; eine Ahnung dessen war ihm durch das Herz gegangen, daß man um ein solches Angesicht wohl an dem Mönchsgelübde wankend werden könne, und stille Bewunderung hatte ihn aufs neue erfaßt für den seelenstarken, gewaltigen Mann, der sich selbst besiegt hatte. Und er wollte nicht schwächer sein als jener; die süßen Augen sollten ihn nicht verlocken zu weltlichen Gedanken und sündlichen Begierden, er wollte den Schein der Heiligkeit um dieses entzückende Menschenhaupt legen und ihm damit den Zauber nehmen, mit dem es anfing, sein eigenes Herz zu umgarnen. So tauchte es allgemach unter seinen Pinselstrichen auf, erst schüchtern und verschwommen, dann immer klarer und sicherer und schon am anderen Tage leuchteten die Wangen vom zarten warmen Farbenton des Lebens und die Augen glänzten so mild und keusch und sonnig — und je länger er sein eigenes Werk ansah, desto mehr ward er innerlich befriedigt und eine wundersame, heilige Ruhe zog in sein Herz.

An diesem Tage war der greise Meinrad nach seiner Zelle gekommen und er stand hinter dem jungen Maler und schaute lange schweigend nach dem Gemälde. Er mußte aufs neue jener Stunden denken, da er das künstlerische Schaffen Brunos verfolgt und still bewundert hatte und immer mehr wollte es ihm scheinen, als sei jener seltene edle Mensch wieder jung geworden und stehe wieder vor ihm und als müsse er selbst die Hände falten zum Gebet für den Jüngling, in dessen Herzen ein heiliges, reines Feuer brannte, das

man in diesen Mauern heute so wenig zu würdigen verstand, wie vor drei Jahrzehnten, als man Bruno hinausstieß wie einen Gottverfluchten und Geächteten.

Goldener Sonnenschein flutete durch die armselige Zelle, auf dem Fenstersims draußen sang ein kleiner Vogel, Düfte der blühenden Linden wehten durch das offene Fenster und den Greis erfaßte ein wundersames Gefühl.

„Das Bild wird manches Herz erfreuen und manche kummervolle Seele trösten — es ist dein bestes, und Gott hat dich reich gesegnet, da er dich solches schaffen läßt; hast du jemals dies Antlitz gesehen und diese unergründlich tiefen, frommen Augen?“

„In vergangener Nacht, mein Vater,“ entgegnete Ansgar, ohne von der Staffelei wegzuschauen.

„Im Traume also — Träume sind auch von Gott.“

Ansgar schwieg.

Drei Tage später stand das Bild vollendet auf der Staffelei und heller Verklärungsglanz lag um das schöne Haupt und schien von den braunen Haarwellen auszugehen; zur selben Zeit aber lag in schlichter Totenruhe im Kapitelsaale der alte Meinrad und auf seinem bleichen Gesichte schimmerte ein himmlischer Friede. Es waren die letzten Worte gewesen, die er zu Ansgar sprach, da er ihn in seiner Zelle besuchte, die Nacht darauf war der Todesengel durch das Konvent gegangen wie ein milder, freundlicher Genius und hatte den Greis auf die Stirn und auf die müden Augen geküßt, so daß er diese am andern Morgen nicht mehr öffnete. Um den Sarg flackerte das gelbe Kerzenlicht, auf dem Gesicht des Toten aber spielte der goldene Sonnenschein, der durch die hohen Bogenfenster des Kapitelsaales hereinflutete und zur Seite auf dem Betschemel kniete Ansgar und durch seine Seele zog eine bange Ahnung dessen, was er an dem stillen Toten eigentlich besessen und was er mit ihm verloren. Niemand als Meinrad hatte Brunos Wesen und Wirken verstanden, niemand verstand auch Ansgar, und schwerer als in vergangenen Stunden drängte sich ihm der Gedanke auf, daß in ihm etwas von dem Vertriebenen und Verstoßenen lebe. Aber sein Gewissen auch fühlte sich beschwert: er hatte den alten Mann, der sein geistiger Vater war, der ihn liebte, dessen Seele kein Arg kannte, getäuscht, er hatte ihn von sich gehen lassen, ohne ihm die volle Wahrheit über das Bild zu sagen und es war ihm, als läge seit jener Stunde über seinem Werke ein Hauch der Sünde, als könne es ihm weder Segen noch Freude mehr bringen. Darum hielt er das Antlitz jetzt in die Hände gedrückt und während ihm die heißen Thränen zwischen den Fingern durchrannen, bat er still den Toten um Verzeihung. Und das milde, freundliche Greisenantlitz zürnte gewiß nicht und diese Augen hatten sich wohl mit einem Segenswunsche für den Liebling geschlossen. Ansgar küßte die gefalteten kühlen Hände, zwischen denen Kreuz und Rosenkranz ruhte, und sprengte Weihwasser über den teuern Leib, dann ging er und ihm war, als müsse er Abschied nehmen von einem Stücke seines jungen Lebens.

An dem Tage aber, da man den Toten hinausgetragen zur ewigen Ruhe und ihn eingebettet hatte zwischen hohes, wildwucherndes Gras und windschiefe kleine Holzkreuze, welche die Gräber entschlafener Mönche deckten, hatte sich Ansgar nach der Bibliothek geschlichen und im Dämmerschein des Abends die Bekenntnisse des Pater Bruno und das kleine Bild wieder an dem Orte geborgen, wo er beides gefunden; doch das kleine Glasgefäß mit dem schweren, grauen, schillernden Pulver nahm er mit sich und barg es ängstlich an seiner Brust: es war ihm, als ob dabei sein Herz heftiger schlüge und als ob ihn ein Grauen erfasse — sollte doch des Teufels Kraft und Kunst auf die Bereitung des lapis philosophorum eingewirkt haben?

Einige Tage später wurde das Bild der heiligen Cäcilia auf einem Altare aufgestellt, der im Chor der Kirche, seitwärts von dem Hochaltare, sich befand. In voller und schöner Beleuchtung traten die keuschen Linien des holden Angesichts hervor, so lebenswarm und so entzückend, daß der Kreis der Mönche verwundert umherstand und daß in manches weltabgeschiedene Herz vielleicht zum erstenmal unbewußt der Abglanz der Frauenschönheit leuchtete und daß manch einer wohl das dachte, was der entzückte Faust ausspricht: „Ist's möglich, ist das Weib so schön?“ — Wohl lag der Glorienschein um die reine Stirn und die Madonnenaugen schauten so kindesrein und sündelos hernieder, aber die Herzen begannen doch wärmer zu schlagen und die Blicke konnten sich nicht von dem Bilde wenden. Bescheiden und still stand der junge Meister dabei und hörte nur mit halbem Ohr die Lobsprüche — er dachte an den toten Meinrad.

Es war in der That, als ob ein Zauber von dem Bilde ausgehe; es lockte die Beter zu sich her und zu allen Stunden des Tages knieten Fromme vor ihm auf den Altarstufen und hoben die brennenden Blicke zu ihm empor. Und die Kunde von dieser heiligen Cäcilia ging weit hinaus ins Land und das Gerücht erzählte von wundersamen Heilungen, die manchem Bresthaften durch ihre Fürbitte zu teil geworden und bald kam es von nah und fern herbei in ganzen Scharen mit wehenden Kirchenfahnen voran, und beim Gesang frommer Lieder beugten Hunderte das Knie vor der Schöpfung des jungen Mönches.

Ihn aber schauderte es, da er es sah, denn es wollte ihm bedünken, als rufe man nicht die Heilige an um ihre Fürbitte, sondern als beuge man sich anbetend vor einem Werke seiner Hände, und ihm graute vor dem Götzendienste, den er nicht gewollt, und vor dem Aberglauben, den er selbst verabscheute. Er betrat mit Genehmigung des Priors die Kanzel und predigte mit beredten Worten und heiligem Feuereifer, daß man in dem Bilde nichts anderes sehen dürfe, als eben nur ein Bild — aber die Scharen der Frommen kamen nach wie vor und sie lagen auf den Knieen vor der heiligen Cäcilia und die anderen Altäre waren einsam, verödet und ohne Verehrung.

Den Maler selbst aber zog es oft zu seinem Bilde, aber er kam nicht beim hellen Tageslicht, denn er mochte die Bresthaften und Kranken nicht sehen, die man herbeischleppte und denen doch hier nicht geholfen werden konnte, aber in stillen Nächten, wenn das Mondlicht voll durch die hohen gewölbten Fenster des Presbyteriums hereinleuchtete und mit seinem milden, ruhigen Schimmer das schöne Antlitz der Heiligen umfloß, dann kam er herbei und hielt heimliche Zwiesprache mit ihr, wie mit einer guten lieben Freundin. Es war kein Begehren in seiner Brust, nur ein stilles Verlangen, ihr das zu sagen, was er sonst dem alten toten Freunde vertraut hatte, von seinem einsamen Studium und von seinem künstlerischen Schaffen, das ihm die Ruhe und Heiterkeit seiner Seele erhielt.

So war es allmählich Winter geworden, die Linden im Klostergarten standen kahl und auf den Rosenbüschen lag statt der duftenden weißen Blumen kalter Schnee, der Fluß glitzerte nicht mehr im Sonnenschein aus der Thalung herauf, denn das Eis hatte ihm seine Fesseln angelegt, und die grauen Mauern und Türme der Stadt hoben sich düsterer und größer ab von der weißen Fläche ringsumher. Aber auch die Flocken wirbelten um die wehenden Kirchenfahnen der Prozessionen, und wenn auch der Winterwind die frommen Lieder der Wallfahrer in Fetzen riß, sobald sie deren Mund verlassen, man kam noch immer herbei, um die Fürbitte der schönen Heiligen anzurufen.

So kam der 22. November, der Tag Sanctae Caeciliae, und er war, ohne daß man es vorher beabsichtigt hatte, zu einem besonderen Festtag geworden. Die Mönche umwanden Tags vorher das Bild mit grünen Fichten- und Tannenzweigen und steckten zahlreiche Kerzen vor demselben an und die Hallen der Kirche dufteten wie die Räume, in welchen der Christbaum steht.

Nur ein einziger Mönch lag in einsamer Zelle mit verdüstertem Angesicht: ein alter Mann mit hohem kahlem Schädel, mit grauen, scharfen Augen. Der lag schon seit Jahren und verließ das enge Gemach nicht, welches seine ganze Welt umschloß, eine Welt, wie sie ärmlicher und bescheidener nicht zu denken war. Die Wände waren grau und schmucklos, wenn nicht das Gewebe der Spinnen in den finstern Winkeln als Schmuck angesehen ward; ein Betpult, ein Tisch und das harte nackte Holzlager, auf dem der Gelähmte ruhte, das war alles.

Vor den Fenstern draußen sang der Novemberwind sein schauriges Lied, hungrige Dohlen und Raben kreischten dazu

schen und in der Zelle knisterte kein behagliches Feuer, denn es gab hier keinen Ofen, und die schäbige Wolldecke um den Leib des alten Mannes war dessen ganzer Schutz gegen die Kälte. Er aber betete halblaut die Psalmen. Das war Pater **Florian**, der eiserne Hüter und Wächter der Regel des heiligen Benedikt, der Mann, der bei den Brüdern um der Strenge gegen sich selbst als ein Heiliger im Fleische galt und dessen Wort den Ausschlag gab bei allem, was man im Konvente that und unterließ. Ein Laienbruder brachte ihm täglich einmal seine karge Mahlzeit, und ab und zu kam der Prior und wohl selbst der Abt, um sich Rats bei ihm zu holen. Die jüngeren Brüder hatten ihn nie gesehen, für sie war er eine lebendige Sage und ehrfurchtsvolle Scheu erfaßte sie, wenn nur sein Name vor ihnen ausgesprochen wurde.

Es konnte Florian nicht verborgen bleiben, welchen mächtigen Einfluß das Bild der heiligen Cäcilia auf die Gemüter hervorbrachte, und sein Auge verdüsterte sich seltsam, da er von den Wallfahrten hörte und von dem Zuge der Kranken und Presthaften.

„Ist jemand schon geheilt von hinnen gegangen, der seine Krücken aufhängen konnte neben dem Altare?"

So fragte er eines Tages und als man dies verneinen mußte, zuckte es wie ein Wetterleuchten durch seine düsteren Augen und er sagte: „Will mir das Bild selbst einmal beschauen, das unser Bruder Ansgar gemalt — vielleicht hilft es mir gegen mein Gebreste!"

Die letzten Worte sprach er mit so unverkennbar durchklingendem eisigem Hohn, daß es den Laienbruder, der neben ihm stand, seltsam durchschauerte, der greise gelähmte Mönch jedoch bedeutete ihm mit einem Winke der Hand, die Zelle zu verlassen . . .

Vor dem Altare der heiligen Cäcilia aber drängte sich an ihrem Festtage das Volk. Die Leute knieten auf den kalten Steinplatten und hoben die gefalteten Hände empor zu dem Bilde, um das die Weihrauchwölkchen zogen und ihren Duft seltsam berauschend mit jenem der Tannenreiser mischten und heilige Lieder klangen durch das Schiff der Kirche.

Da ward ein Kranker herbeigeschleift, und ehrfürchtig machte die Menge eine Gasse, um ihn hindurchzulassen bis nach dem Altare. Es war ein greiser Mönch, mit geisterhaft gelbem Antlitz und kahlem hohen Scheitel, und zwei Laienbrüder trugen ihn mehr als daß sie ihn führten. Die Gebete und Gesänge verstummten, ein Flüstern ging scheu durch die Menge, die rückwärts Stehenden erhoben sich auf den Zehen und traten wohl gar auf die Kirchbänke und einer sprach's zum andern: „Das ist Pater Florian, der Heilige!"

Der Kranke war vor dem Bilde angekommen und hob die glühenden Augen zu demselben empor, und da geschah etwas Wunderbares, das die Menge wie mit heiligem Schauer durchzitterte: Der Gelähmte riß sich los von den Händen seiner Begleiter, sprang auf seine gelähmten Füße und stand aufrecht vor dem Altare. Sein Gesicht flammte in Glut und mit einemmal erhob er die hageren Hände gegen das Bild und kreischte auf: „Teufelsspuk und Blendwerk der Hölle — das ist keine Heilige — herab mit dem Bilde von dem Altare!"

Jetzt brach er wieder zusammen und die Laienbrüder fingen ihn in ihren Armen auf und während sie ihn hinaustrugen durch die unheimlich schweigende Menge, traten die dem Altare zunächst Stehenden zurück von dem Bilde, als ob ein Pesthauch davon ausginge und die Scheu wirkte ansteckend wie die Ehrfurcht. Die Leute drängten zu den anderen verlassenen Altären und warfen sich an ihren Stufen nieder, als wollten sie die Heiligen, denen sie geweiht waren, um Verzeihung bitten für die Vernachlässigung, welche sie ihnen hatten zu teil werden lassen, und um das einsame Cäcilienbild dufteten still die grünen Reiser und verflackerten die gelben Kerzen und das fromme süße Antlitz schien wehmütig herabzuschauen aus seinem breiten geschnitzten Rahmen.

So hatte das Cäcilienfest anstatt der Ehren ihm die Schmach gebracht, und schnell, wie vordem das Gerücht die Wunderkraft des Bildes verbreitet hatte, verbreitete es jetzt die Mär, ein böser Zauber wohne in jenen Zügen und wer etwa geheilt worden sei in ihrem Anschauen, der sei es nicht durch Gotteskraft, sondern durch Teufelskunst. Während das Volk an diesem Cäcilientage noch voll Erregung im Gotteshause weilte, hallte mit schrillem Klang die Kapitelglocke durch das Konvent und hastig schritten die dunkeln Mönchsgestalten durch die gewölbten Korridore und nahmen schweigend ihre Sitze ein in dem Saale, in dessen Mitte vor wenigen Monden der Sarg mit dem toten Meinrad gestanden. Unerhörtes begab sich: Neben dem bleichen Abt und dem erregten Prior lehnte in dem harten Holzstuhle der greise Florian und aller Blicke waren gespannt auf sein vergilbtes Angesicht gerichtet. Und wie in der Kirche streckte er wieder die hageren Hände aus und die grauen Augen zuckten unter den buschigen weißen Brauen, da er sprach:

„Das ist nicht das Antlitz einer Heiligen, das ist das Gesicht der Tochter Eberharts, des Kaufmanns, der vor langen Jahren verschwand. Sie aber war eine Hexe und Zauberin und hat einen unserer Brüder berückt und ihm den Sinn verwirrt, so daß er mit Teufelskunst sich befaßte und des heiligen Vaters Satzungen übertrat — sein Name soll hier nicht mehr genannt werden, er zählt zu den Vergessenen und Verlorenen. Aber dies Hexenangesicht steigt wieder empor aus der Nacht der Vergangenheit und umstrickt aufs neue die Sinne mit bösem Zauber. — Bruder Ansgar, woher stammen dir diese Züge?"

Aller Augen wandten sich nach dem jungen Mönche, der in einem Winkel des Saales sich niedergelassen. Ein heißer Schmerz flutete ihm durch die Seele, als er hörte, wie das Andenken Brunos hier beschimpft ward, in dessen Herzen doch niemand gelesen hatte, als er allein, der ihn hier nicht verteidigen, ja nicht einmal kennen durfte. Was soll er antworten auf die Frage Florians? — Da sah er im Geiste vor sich das stille, friedliche Angesicht Meinrads, wie er es zum letztenmal in diesem Raum geschaut hatte, und seine tonlose Stimme sprach: „Ich hab's im Traume gesehen!"

Und Florian erhob wieder seine Stimme: „Da seht den Zauber, der heranschleicht wie ein Feind bei stiller Nacht und die Herzen und die Augen verblendet — ich aber sage euch, laßt euch nicht berücken noch bethören — hinweg mit dem Bilde in die Feuerflammen, auf daß sein Anblick keinem Menschen fürder schade! Dir aber, Ansgar, sage ich: Lege den Pinsel beiseite und rühre ihn nicht wieder an, denn auch in ihm steckt ein Zauber und nur durch Enthaltsamkeit von dem, was du Kunst nennst, kannst du die Schuld sühnen, die du durch dein Blendwerk auf dich geladen. Euch aber, ihr Häupter dieses Konvents, mache ich verantwortlich für den Schaden, der tausend Seelen zugefügt wird, wofern ihr nicht auf mein Wort hört. — Führt mich hinaus!"

Man gehorchte seinem Worte, schweigend erhoben sich die Brüder von ihren Sitzen und man hörte im Saale nur das Schlürfen der gelähmten Füße auf dem Estrich. Als aber der greise, eiserne Mahner sich entfernt hatte, da ward einhellig beschlossen, das Bild den Flammen zu überantworten, damit es nicht der Seelen Seligkeit vernichte und dem Bruder Ansgar zu gebieten, daß er nicht fürder Pinsel und Palette brauche, die des Teufels Rüstzeug seien.

Und im Bewußtsein, eine gute That gethan zu haben, verließen die Mönche sich bekreuzend und segnend den Kapitelsaal, in welchen jetzt ein müder Strahl der Novembersonne hereinleuchtete, als ob der Himmel den einsamen Mann trösten wolle, der still und verlassen im Winkel saß und die Hände über die heißen Augen drückte. Was hatte er ihnen denn zuleide gethan, daß sie ihm die einzige Freude seines stillen Daseins zerstörten, daß sie den Götterfunken in seiner Brust ihm auslöschen wollten? — Ahnte es denn keiner, daß sie damit sein Herz brachen, daß sie ihm das Leben zur Wüste machten?

Er kam sich in diesem Augenblicke vor, wie jener Bruno, den man in diesem Saale verflucht, beschimpft und gemißhandelt hatte, den man hinausstieß in Not und Elend, und der doch noch glücklicher war, als er. Warum lebte nun der gute alte Meinrad nicht mehr, er hätte für ihn gesprochen wie vor Jahren einst für Bruno, sein mildes Wort hätte vielleicht Florians harte Rede wieder gut gemacht, sein Herz wäre ihm geblieben, wenn man alles andere ihm genommen hätte. Müde und gebeugt schlich Ansgar aus dem Kapitelsaale und langsam ging er nach der Kirche; er wollte

noch einmal seine Heilige sehen, ehe man sie als Hexe verbrannte und wenn ihn darob das Anathem getroffen hätte.

Es war hart um die Mittagsstunde, das Schiff des Gotteshauses war menschenleer und still, so daß seine Schritte leise auf den Platten hallten. Um sein Bild hingen noch die grünen Kränze und die milden, wundersamen Augen schauten fromm und tröstlich auf den jungen Mönch herab. Es hatte Stunden gegeben, da ihn ein Schauer ergriff, wenn er es dachte, daß Hunderte vor diesem Altar knieten und die Schöpfung seiner Hand als Gnadenhort priesen, und da er bereit gewesen wäre, sie selbst zu vernichten und so der Verehrung der abergläubigen Menge zu entziehen, heute aber erfaßte ihn ein unsäglicher Schmerz, eine wilde Wehmut bei dem Gedanken, daß die Fäuste roher Knechte dies schöne Gebilde schänden sollten und übermannt von dem Uebermaß seiner Gefühle, seiner selbst nicht Herr, stieg er die Stufen hinan, kletterte auf den Altar, umfaßte mit beiden Armen heiß und inbrünstig das Bild und preßte seine Lippen in langem Kusse auf den roten, süßen Mund der Heiligen — dann verließen ihn die Sinne und bewußtlos fanden ihn die Brüder, die da kamen, um das Bild herabzureißen von seiner Höhe und es zum Holzstoß zu schleppen . . .

Im Klosterhofe legten die Knechte Scheit auf Scheit, langsam und behaglich, und ließen dabei manch leichtfertig' und unchristlich' Wörtlein fallen; sie hatten sich auf das St. Cäcilienfest gefreut und auf einen guten Trunk dabei, statt dessen aber war es ein Tag der Buße und Kasteiung für das ganze Kloster geworden. Nun brachten einige Laienbrüder das Bild herbei mitsamt dem Rahmen und stellten es an den Pfahl, der aus dem Scheiterhaufen ragte, wie man es bei Unholdinnen zu thun pflegte und die karge Wintersonne vergoldete es lieblich und ließ es in seinem ganzen wundersamen Reiz noch einmal glänzen, so daß selbst die Augen der rohen Knechte mit stummer Bewunderung es betrachteten.

Durch das Thor aber ritt zur selbigen Stunde auf falbem Rößlein ein Reiter in Samtwams und mit violettem Samtbarett auf den leicht ergrauten Locken, und da er in den Klosterhof kam, hielt er sein Pferd an und schaute erstaunt auf den Holzstoß und auf die Knechte, bis sein Auge gleichfalls auf dem sonnbeleuchteten schönen Frauengesicht haften blieb. Einer der Knechte kam nun herbei und faßte das Rößlein am Zügel und der Ritter stieg ab.

„Was treibt ihr denn da für wunderliche Sachen am St. Cäcilientage?" fragte er und seine Stimme klang voll und wohllautend, wie wenn eine metallene Glocke angeschlagen wird.

Ein Laienbruder trat näher und zog das Käppchen von dem geschorenen Haupte.

„Gott zum Gruße, edler Herr — das ist eine Freude, Euch wieder einmal begrüßen zu können, wir aber verbrennen ein Zauberbild, das die Züge einer Hexe hat und das Hunderte schon berückte und unserem Bruder Ansgar die Sinne verwirrte, so daß er nun in Phantasien spricht und von der Unholdin träumt . . ."

„Nicht doch, guter Bruder, das Gesicht gehört einer Huldin, so wahr ich ein guter Christ bin und ist so wonniglich gemalt, daß ich all mein Lebtage nichts Schöneres und Anmutigeres gesehen habe — will's Gott, so erlöse ich's vom Flammentod. — Nun sorgt mir für mein Rößlein und schenkt mir einen guten Trunk, will euch auch ein neu Liedlein singen, wie es besser nicht erklang vor den Ohren des Kaisers."

Er streichelte liebkosend das Pferd über den Nacken und ging nach dem Konvente, begleitet von dem Laienbruder. Hier zitterte die Aufregung noch immer in den Gemütern nach, welche die Ereignisse dieses Tages hervorgerufen hatten. Das Bild, an dem die Mönche selbst verehrend gekniet, stand auf dem Scheiterhaufen, und der junge Meister, der es geschaffen, lag auf seinem harten Bette und wand sich im wilden Fieber und stöhnte und schluchzte dabei den Namen Cäcilia.

„Ihr kommt an einem leidvollen Tage, Herr Heinrich von Mügeln, aber zu solcher Zeit ist ein Freund doppelt willkommen!"

So begrüßte der Prior den ritterlichen Gast, reichte ihm die Hände und führte ihn nach dem Refektorium, wo die Mönche eben erst — zum erstenmal seit langen Jahren — in verspäteter Stunde zum Mittagessen sich zusammenfanden. Sie standen zu beiden Seiten der langen Tafel und hielten zum Tischgebet die Hände unter dem Skapulier.

„Edent pauperes — die Armen werden essen," intonierte die Stimme des Priors und dumpf rollte die Antwort der Brüder nach: „Et saturabuntur — und sie werden gesättigt werden."

Ein junger Mönch sprach den Segen, dann setzte man sich an den Tisch, der fremde Gast neben den Prior, und ihm zu Ehren blinkte der goldene Wein im Pokal, den man für heute hatte verpönen wollen, denn Herr Heinrich von Mügeln war ein angesehener Mann, ob er gleich nur ein fahrender Sänger war. Er durfte den Herzog Rudolf von Oesterreich seinen Freund nennen und stand in gutem Ansehen bei Kaiser Karl IV., dem er nachmals auch sein berühmtes Werk „Das Buch der Maide" zueignete und er war auch ein frumber Mann, ob er gleich an den Höfen lebte, und hatte einen „Lobgesang auf die Jungfrau Maria" verfaßt, der neben Konrad von Würzburgs Buch „Goldene Schmiede" mit Ehren genannt ward.

Der Prior hatte ihm die ganze seltsame Begebenheit haarklein erzählt und dabei berichtet, wie nach der Vesper das Bildnis öffentlich und feierlich sollte verbrannt werden; der fahrende ritterliche Sänger aber schüttelte das Haupt und sprach: „Nicht also, hochwürdiger Herr! Denn schade und Sünde wär's, ein solches Werk der Kunst zu vernichten. Glaubt, daß ich manches gesehen auf meinen Wanderfahrten in Fürstenschlössern und Herrenburgen, aber niemals bin ich einem so holdseligen Antlitz begegnet. Mag sein, daß ein Zauber drin steckt, aber ein anderer, als ihr vermeint, der wohl die Herzen derer umstricken kann, die kein Weib anschauen dürfen, um sich an ihrer Schönheit zu freuen, der aber dem nicht schadet, in dessen Brust ohne Sünde die Freude leben darf und die Lust an allem, was schön ist. Eine Heilige ist es nicht und auf dem Altare mag nicht ihr Platz sein, aber ein süßes Frauenbild ist's und das sollt ihr nicht verbrennen. Und wenn ihr just etwas davon für den Scheiterhaufen haben müßt, so laßt den Rahmen und laßt selbst den Leib des Bildes mit dem künstlichen Faltenwurf vernichten, aber schenkt mir das fromme schöne Angesicht; ich verspreche euch auch, den Heiligenschein davon thun zu lassen, denn ich kenne einen vornehmen und feinen Maler an des Kaisers Hof — hab' auch nicht übel Neigung, das Bild selbst meinem kaiserlichen Herrn zu schenken, bin sicher, daß es ihn baß erfreut, und daß er es euch dankt mit einem Stückfaß guten Melniker Weins."

Der Prior sah zweifelnd umher und die Brüder nickten ihm zu in stiller Erwägung des Wortes, das Herr Heinrich von Mügeln gesprochen, und so geschah es denn wirklich, daß, als die Mönche zwischen Vesper und Kompletorium unter frommem Psalmengesang über den Hof herankamen, um die Verbrennung des unholden Bildes vorzunehmen, zuvor Herr Heinrich von Mügeln näher trat und mit einigen scharfen Schwertschnitten den schönen Kopf der heiligen Cäcilie von ihrem Leibe trennte, die Leinwand zusammenrollte und fein säuberlich in einer Kapsel barg, während das Volk diesem unblutigen Gericht verwundert zusah und die ganze Angelegenheit zuletzt in aller Form Rechtens vollzogen meinte, als die Flammen an dem Scheiterhaufen emporleckten und Rauch und Qualm das verstümmelte Bildnis umhüllte.

In derselben Nacht aber brüllte zornig der Novembersturm um die grauen Mauern des Konvents und manches abergläubische Gemüt zitterte und bangte und vermeinte wohl, der Zauber, der in dem unseligen Bilde gewesen, wirke noch nach. Nur einer schlief ruhig den Schlaf des Gerechten — Herr Heinrich von Mügeln, trotzdem zu seinen Häupten das wundersam schöne Frauenangesicht lag, das er vor den gierigen Flammen gerettet hatte.

3. Kapitel.

Der Leibarzt des Kaisers.

Im alten Prag hielt der Kaiser sein Hoflager und in dem Schlosse auf dem Hradschin herrschte ein reges Treiben, glänzende Edelherren in den Sälen und auf den Korridoren, buntfarbige Leibwachter mit blanker Wehr im Hofe und an den Eingängen, und doch ward hier kein Fest gefeiert, es war alles alltäglich, denn Kaiser Karl IV. liebte Prunk und Glanz

nicht minder aber auch Schönheit und Kunst, und hatte an seinem Hofe manchen weisen, verständigen und schöpferischen Geist, der ihm half, sein liebes Prag zu schmücken und sein Böhmerland zu einem gesegneten Flecken Erde zu machen. Und es war deutscher Geist und deutscher Fleiß und deutsche Kunst, die die Stadt Libuschas und das Land Przemysls verschönten und bereicherten, wenn auch die Erinnerung daran wie ein Stachel im Fleische jenes Volkes sitzt, das Libuscha seine Ahnfrau nennt.

In einem hohen, weiten Gemache der Hofburg saß im gepolsterten Lehnstuhl ein Mann am Fenster und ließ seinen Blick hinabschweifen auf das herrliche Bild. Um den Fuß des Hradschin schmiegten sich die Häuser und Thüren der Kleinseite, tiefer unten rollten die gelblichen, glitzernden Wellen der Moldau und am andern Ufer ragten die zahlreichen Türme der Altstadt, während die alte Hofburg der Przemysliden, der graue Wyschehrad, ernst und düster, wie ein Stück verklungener Herrlichkeit herüberwinkte. Sonnenglanz lag über der Stadt und blinkte auf der leichten Schneedecke, welche Türme und Dächer verhüllte, während der Frost nicht stark genug war, den Strom drunten in Fesseln zu schlagen.

Das weite Gemach war zweifellos der Wohnraum eines Gelehrten und Künstlers zugleich, denn Bücher, Rollen, beschriebene Pergamentblätter lagen auf den Tischen; Phiolen, Retorten, seltsam geformte Gläser und Flaschen standen auf hohen Gestellen, dazwischen Mineralien und ausgebälgte Vögel und ringsum, wo die Repositorien die Wand nicht einnahmen, war diese bedeckt von trefflichen Gemälden, ja wenn wir durch die halb zurückgeschlagene dunkle Portiere in das Nebengemach schauen, bemerken wir am Fenster eine Staffelei mit einem angefangenen Bilde, das zweifellos jene herrlich gelegene Burg an den Ufern der Beraun darstellte, die nach dem Namen ihres Erbauers Karluv Tyn — Karls Teyn oder Karlstein — genannt ward, und die eine Feste und ein Heiligtum zugleich war, da sie nicht bloß kostbare Reliquien, darunter einen Finger Johannes des Täufers barg, sondern ein Sacrarium enthielt, das nach dem Vorbilde des Graltempels erbaut war und dessen Wände von geschliffenen Amethysten und Chrysoprasen glänzten, während von der Decke zwischen flimmernden Sternchen die goldene Sonnenscheibe und die silberne Sichel des Mondes niederglänzten.

Still war es um den einsamen Mann her, der Raum schien eine ruhige Idylle inmitten der belebten Königsburg, und man hörte hier nichts als das trauliche Knistern der Flamme in dem hohen Marmorkamin.

Da klang ein Schritt auf den Platten des Korridors, er kam näher, so daß der sinnende Gelehrte am Fenster aufhorchte und endlich sich von seinem Sitze erhob. Es war eine hohe, schöne Gestalt in dunklem Gewande; weiß schimmerte das Haar um die Schläfen und um die stolze, gewölbte Stirn, unter welcher ein Paar milder, selten schöner und klarer Augen lagen, die sich jetzt ruhig der Thür entgegenwendeten, und als ein halblautes Pochen daran erscholl, rief mit eigenartig tiefem Wohllaut der Stimme der Mann den Eintrittsgruß: „Ave! — sei gegrüßt!“

Im Rahmen der Thür aber stand unmittelbar darauf der fahrende Sänger, Herr Heinrich von Mügeln, und sprach in herzlicher Weise: „Da man Euch allzeit stört, Herr Doktor, so ist's müßig, Euch jedesmal besonders dafür um Verzeihung zu bitten, ich will's darum gleich ein für allemal thun und hoffe, daß Eure Freundlichkeit das so gelten läßt!“

„Ohne Umschweife — Ihr seid mir stets herzlich willkommen, Herr Heinrich. Ihr kommt aus der bewegten Welt und bringt frischen Lebensodem in meine stille Klause, habt auch ein Herz, wie ich's liebe, allzeit fröhlich in Ehren und sprecht dabei frisch und ehrlich, wie's Euch zu Sinne ist, und das thut wohl inmitten der Schranzen, denn alltäglich nur gekrümmte Rücken zu sehen, verdirbt die Augen, und süßliche Phrasen zu hören, quält die Ohren. Nehmt Platz.“

Der Gelehrte schob mit der Hand die Papiere herab, welche einen der hohen Stühle bedeckten, und zog denselben heran in die Fensternische neben seinen eigenen Sitz, und Herr Heinrich ließ sich nieder.

„Und nun erzählt mir von Euren Fahrten und Erlebnissen!“

„Habe diesmal wenig zu berichten — sieht gottlob auch wieder besser aus in deutschen Landen, seitdem ‚der schwarze Tod‘ nicht mehr das Zepter schwingt — die Maler malen nun wieder anderes als Totentänze und der Poet darf auch einmal ein fröhlich Lied anstimmen, das man lieber hört als die ‚Leise‘ der Flagellantenbrüder. Aber ein seltsam Ding hab' ich Euch doch erlebt, und darum komm ich zu Euch und Ihr sollt mich, hoffe ich, loben, dieweil ich der Kunst einen Dienst zu erweisen vermeinte. Es war just am St. Cäcilientage, als ich in ein Kloster in Franken eintritt, und wollte man dort das Fest der Heiligen dadurch feiern, daß man im Hofe einen Scheiterhaufen errichtete, um darauf ihr Bildnis, das ein junger Bruder gemalt hatte, zu verbrennen. Da hab ich mich der verpönten Heiligen, die mit einemmal eine Unholdin sein sollte, angenommen und habe wenigstens ihr süßes Antlitz gerettet vor den gefräßigen Flammen und verhoffe, daß zum Dank dafür einmal die heilige Cäcilie, wenn es bei mir not thäte, ein gleiches thun werde. Es war Euch aber auch ein Gesicht, wie ich's mein Lebtag noch nicht auf einem Stück Leinwand gesehen habe, so voll Seligkeit und Wonne, voll Sonnenschein und himmlischer Milde — und ich hab's mitgebracht und wollt' Euch bitten, mit Eurer Künstlerhand den Heiligenschein um das schöne Haupt zu entfernen, wenn es doch schon einmal bestimmt ist, daß sie als Heilige nicht weiter existieren darf, obwohl das Antlitz noch manches Herz erfreuen wird, wie ich verhoffe. Hier ist's.“

Und er rollte die Leinwand auf, die er aus der Kapsel nahm, welche er in der Hand gehalten hatte, und ließ den weichen Strahl der Wintersonne über das Bild gleiten, dessen fromme braune Madonnenaugen halb scheu, halb verwundert dreinzublicken schienen. Der Gelehrte aber war weit in den Lehnstuhl zurückgesunken und starrte sprachlos mit tieferblaßtem Angesicht nach dem Bilde, und seine Lippen schienen nach einem Worte zu ringen.

Herr Heinrich bemerkte das nicht, sein Auge hing auch wie gebannt auf dem schönen Frauenantlitz, und ohne den andern anzuschauen fragte er: „Nun, was meint Ihr — habe ich ein gutes Werk gethan?“

Der Gelehrte erwachte wie aus einem Traume, fuhr einmal jählings mit der Rechten über sein bleiches Gesicht, atmete tief auf und sprach dann mit sonderbar beklommener, doch eindringlicher Stimme: „Schenkt mir das Bild, Herr Heinrich, es hat für mich einen Wert, den Ihr nicht zu ermessen vermögt — ich thu Euch dafür zulieb, was immer Ihr verlangen möget.“

„Da seh' ich nun doch, daß es ein zauberkräftig Bild ist, das sogar Seiner Kaiserlichen Majestät ernstem Leibarzt die Sinne berückt — hab mir's wohl gedacht, daß Euer Künstlerherz erzittern wird — nun, wenn's Euch so viel Freude macht, nehmt's immerhin, 's ist bei Euch besser aufgehoben als bei mir, dem fahrenden Manne, der keine rechte Heimat hat. Wollt Ihr aber ein übriges thun, so stiftet den frommen Vätern jenes Klosters ein Stückfaß guten Weins, denn dazu hab' ich halb und halb mich verpflichtet — —“

„Das Versprechen löse ich ein, Herr Heinrich — Euch aber danke ich herzlich, Ihr habt mir eine größere Freude bereitet, als Ihr ahnt.“

Der Gelehrte reichte dem ritterlichen Gaste die Hand und fragte: „Habt Ihr den Mönch gesehen, der das Bild gemalt?“

„Nein, den haben böse Fieberschauer erfaßt, als man sein schönes Werk zur Vernichtung schleifte, und wilde, unheilige Phantasieen durchtobten sein Hirn — und soll doch einer der frömmsten und gelehrtesten Brüder sein.“

„Ich muß hin zu ihm und muß ihn sehen!“

Erstaunt schaute der Dichter auf in das erregte Gesicht des andern, der jetzt sich rasch erhoben hatte: „Ich versteh' Euch, Herr Doktor! Ihr wollt diesen Geist und diese Hand der Kunst erhalten — Gott segne Euer Unterfangen! Wenn irgend einer es vermag, Genesung zu bringen, so seid Ihr es, der Kaiserlichen Majestät berühmter Leibmedikus **Ambrosius Volkmarus**!“

„Wie Gott es fügt — —“

Herr Heinrich von Mügeln hatte das Gemach verlassen, der hohe bleiche Mann stand wieder einsam an dem Fensterbogen und hielt in den bebenden Händen das von seiner eigenen Erregung bewegte zitternde Frauenantlitz.

„So kommst du doch wieder hervor

aus dem Grabe, das ich dir bereitet in meiner Brust und mit leibhaftigen Augen seh' ich dich an und fühle meine Seele erschauern, wie vor vielen, vielen Jahren, da ich zum erstenmal dich erblickte. Du aber kündest mir zugleich, daß meine ‚Bekenntnisse‘ nicht mehr in der Verborgenheit ruhen, und daß das Schicksal sie in die Hand eines Mannes gelegt, dem sie verhängnisvoll werden können. Aus diesem Bilde spricht ein Geist zu mir, der zu groß ist für die engen Mauern der Klosterzelle und den sie totquälen mit ihren frostigen Regelsatzungen, wenn ihm keine Hilfe gebracht wird. Und ich will ihm helfen — und müßte ich die Toten aus ihrem Grabe wecken."

Er saß lange noch sinnend am Fenster und umschloß das Bild mit seinen weißen Fingern; über der Stadt drunten verglutete der Abendstrahl, Glocken läuteten von den Türmen der Moldaustadt . . . der Christabend dämmerte herein in die winterliche Welt.

4. Kapitel.
Trinkgold.

Die Natur Ansgars war kräftiger als das Fieber, das ihn durchtobt hatte, und als in der Christnachtmette der feierliche Orgelklang und der Gesang der Brüder leise verhallend bis in seine Zelle tönte, saß er bereits aufrecht auf seinem harten Lager, faltete die abgemagerten Hände und seine Lippen flüsterten: „Germinavit radix Jesse, orta est stella ex Jacob, virgo peperit salvatorem — Einen Sprossen trieb die Wurzel Jesse, ein Stern ist aufgegangen aus Jakob, die Jungfrau hat den Heiland geboren."

Wenige Tage später konnte er auch bereits seine enge Klause verlassen und er fühlte sich zusehends körperlich kräftiger, aber in seiner Seele blieb eine Stelle, die war krank und wund — dort lag die Sehnsucht nach seiner Kunst und nagte und bohrte an ihm und raubte ihm den inneren Frieden.

Sobald er es vermochte, schlich er hinab nach der Kirche und suchte den Altar auf, vor dem man ihn bewußtlos aufgefunden hatte — er fand sein Bild nicht mehr; aus neuem breitem Rahmen starrten ihn zwei seelenlose Augen aus einem matten, farblosen Gesicht an und schmerzlich bewegt wendete er sich ab. Aber seine Seele schrie nach der Schönheit, und so ging er von Altar zu Altar und hob die Augen auf zu allen Bildern und aus keinem sprach ein Herz; nur ein kleines Madonnenbild über dem Weihbrunn am Eingang der Kirche schien zu ihm zu reden in der Sprache, die nur den Eingeweihten verständlich ist, denen der Genius seine Hand zum Segen und zum Fluch zugleich auf den Scheitel gelegt, und vor diesem Bilde stand täglich der arme vereinsamte Mönch und betete hier die Psalmen des Officium Lauretanum, und die Brüder priesen ihn wegen seiner Frömmigkeit und sprachen: „Seht, er büßt für die Schuld, die er mit dem Zauberbilde begangen!"

So war er abermals eines Nachmittags zu dem Bilde gekommen, vor demselben aber stand bereits eine Beterin. Ihr Angesicht war abgewendet von dem heranschreitenden Mönche, aber bei der tiefen Stille, welche in dem Heiligtum herrschte, vernahm sie den leisen Schritt hinter sich und kehrte sich um. Ein matter Lichtschimmer fiel von dem Fensterbogen über dem Eingang auf ihre Züge, während Ansgar von Grausen und Wonne zugleich erfaßt zurückprallte, denn das war das Antlitz, wie er selbst es auf die Leinwand gemalt, und wie man es hinausgeschleift hatte zum Holzstoß — dieselben süßen, unergründlich schönen Augen, die lieblichen Wangen, der rote, wundersame Mund, und das alles lebte und atmete, und die roten Lippen öffneten sich zu freundlichschüchternem Gruße. Ansgar stand wie ein Träumer da. Zuckten ihm noch immer die Fieberphantasieen durch das heiße, erregte Hirn? War das Bild, in das er seine Künstlerseele gelegt, wirklich lebendig geworden?

Ihm konnte kein Zweifel bleiben, denn das Mädchen hatte sich wieder von ihm abgekehrt, tauchte die Finger in das Weihbecken und schritt, nachdem es sich bekreuzt hatte, hinaus. Auf das tiefste erschüttert folgte ihr willenlos der junge Mönch nach. Sie ging langsam und zierlich über den Klosterhof, und die schlanke, feine Gestalt hob sich freundlich ab von dem weißen Schneegrunde, auf welchem ihr Schatten sich bewegte, Ansgar aber hielt die Hand über die Augen, als ob ein wundersamer Glanz ihn blende, der nicht von der bleichen Wintersonne ausgehen konnte, und da sich das Mägdlein am Thore noch einmal flüchtig und wie absichtslos umwendete, war's ihm, als hätte man ihm einen Stich ins Herz gegeben und als brächen dort kaum vernarbte Wunden wieder auf.

Bleich und müde lehnte er am Portal der Kirche, dann schlich er langsam zurück durch das schweigende Gotteshaus nach seiner einsamen Zelle und dort sank er auf dem rohen, harten Betschemel nieder. Hatte der greise Florian dennoch recht, lag in diesem Angesicht, in diesen Augen wirklich ein Zauber, der das Herz bethörte und der die Sinne berückte? Er fing an zu beten, laut und inbrünstig, und allmählich ward er ruhiger, aber es war ihm auch im Gebete klar geworden, daß er seinem Leben wieder einen bewußten Zweck geben müsse, daß die müßige Beschaulichkeit ihm zum Fluche werden würde, und daß er den Zauber, der aufs neue anfing, ihn zu beherrschen, nur bannen könne durch klare Thätigkeit des Geistes.

Und er dachte wieder an die Bestrebungen, die vordem ihn erfüllt hatten, und an das Geheimnis des Steins der Weisen, das ja enthüllt in seinen Händen lag. Das konnte ihm eine neue, segensvolle Thätigkeit eröffnen, zwar nicht durch das Gold, das er durch Transmutationen zu gewinnen imstande war, denn er sehnte sich nicht nach Gold und wußte, daß ein Fluch auf dem gelben Metall ruhe seit

uralten Zeiten her — sondern dadurch, daß ihm jetzt die Möglichkeit geboten schien, auch jenes aurum potabile, das Trinkgold, herzustellen, dessen Kraft alle Gebresten und Krankheiten zu heilen vermochte. Da er selbst krank darniedergelegen war, hatte er die Unzulänglichkeit und Bedürftigkeit der Heilkunde kennen gelernt, und er wußte, wenn nicht die Gotteskraft in seiner starken Natur ihm geholfen hätte, Menschenmacht hätte seinem Leben keine Sekunde zusetzen können; darum drängte es ihn, ein Mittel zu gewinnen, das der leidenden Menschheit zu Nutz und Frommen wäre. Er beschloß deshalb, heimlich mit der Tinktur des Pater Bruno einen Versuch zu machen, nicht weil er ein Mißtrauen in das Wissen und in die geistigen Erfolge jenes Mannes setzte, sondern um vor allem Gewißheit zu erlangen, ob jenes graue Pulver nicht etwas völlig anderes enthalte. Er verkannte nicht das Gefährliche eines solchen Unternehmens, und lebhafter als vordem trat vor seinen Geist die Gestalt des geächteten, vertriebenen Priesters, dessen Erbschaft er angetreten, weil es Gott so fügte; aber eben darum glaubte er sich berufen, das zu Ende zu führen, was jenem nicht möglich geworden; er trug ja in sich das Bewußtsein, daß er nicht böse handle, wenn er, für das Wohl der Menschen bedacht, jene Panacee bereite, die vielleicht Tausende einem frühen Tode entreißen würde.

Und bei solchem Gedanken überkam ihn eine sonnige Heiterkeit, so daß die Brüder untereinander sprachen: „Seht, er hat den inneren Frieden wiedergewonnen, der Zauber hat keine Gewalt mehr über ihn, seitdem er nicht mehr den Pinsel rührt!"

In der Bücherei, wo er sich näher vom Hauche Brunos umweht fühlte, wollte Ansgar den ersten Versuch einer Transmutation machen, und da ihm kein anderes Licht zu Gebote stand, so wartete er, gleichwie es wohl sein Vorbild gethan, auf eine mondklare Nacht.

Sie hüllte die Erde in ihren milden glänzenden Schein, und wo der Mond neugierig in die kleinen Zellen lugte, ins er die Gesichter schlafender Mönche, nur in der Bücherei stand einer, dem das Herz in bewegteren Schlägen pulsierte, und dem die weißen Hände leise zitterten, wie er die Vorbereitungen traf zu einem verpönten und doch, wie er sich stets aufs neue einzureden bemüht war, für die Menschheit segensreichen Werke. Auf zusammengetragenen Backsteinen, die er bisher hinter den hohen Büchergestellen verborgen, obwohl er sicher sein konnte, daß zumal während des Winters, kein Fuß die Bücherei betrat, hatte er ein Feuer entzündet und darüber ein Kesselchen angestellt, das er unter altem, beiseite geworfenem Hausrat gefunden hatte; das Blei, mit welchem die längst zerbrochenen Butzenscheiben eines abgelegenen Korridors gefaßt waren, hatte er abgelöst und warf es nun in den Tiegel, um es schmelzen

lassen. Das graue, verstäubte Metall chte und brodelte unheimlich, der flackernde chein des Feuerchens lief zuckend wie ein ruhiger Geist an den Wänden des Saales n, und unbeweglich lehnte Ansgar an m mächtigen Strebepfeiler und schaute verwandten Blickes auf die zerrinnende auweiße Masse. Und als dieselbe anfing schäumen und Blasen zu treiben, nahm aus dem Fläschchen, das er in dem erleck gefunden, nur wenige Körnchen s schillernden Pulvers, wickelte sie in i dünnes Blättchen Pergament und warf s zusammengedrehte Knäuelchen in das üsige Metall.

Hell auf mit roter Glut zuckte ein ammenstrahl wie eine glühende, gespen-ische Zunge, so daß Ansgar zurückprallte; nn knirschte und sang die Mischung un-imlich, als ob sie alte, verruchte Ge-ichten erzählte von Goldmachern und m Fluch des Goldes. Die Masse stieg ngsam im Tiegel empor mit grünlichem, etallischem Schein, immer lauter stöhnte dazwischen, wie das Jammern geäng-gter Seelen, der grüne Glanz ging all-mach über in einen roten und dieser einen gelben, und nun trat der metal-ne Brei schwerfällig und langsam zurück d lag endlich fast unbeweglich auf dem oden des Gefäßes — die Transmutation ar vollbracht.

Hochaufatmend trat Ansgar näher und löschte das Feuer; dann ging er an s Fenster und starrte hinaus in die ondhelle Nacht, in deren Lichte die ürme und Zinnen der Stadt herauf-achteten, in welcher einst Eberhart ge-ohnt hatte und seine schöne Tochter. nd er stand lange, lange — bis das etall in dem Tiegel erkaltet war; dann griff er das Gefäß und trat damit an s Fenster, und die Mischung in dem iegel glänzte hell und gelb und wog wer in seiner prüfenden Hand — es ar ihm kein Zweifel, der Stein der eisen war gefunden und die große Pa-cee konnte und mußte gleichfalls ge-nden werden.

Das ließ ihm nicht Ruhe und Rast, d schon in der nächsten Nacht stand er ieder in seinem geräumigen, stillen La-ratorium zwischen den schweigenden Fo-nten und bereitete nach genauer Angabe s Pater Bruno den geheimnisvollen undertrank. Er hatte es für kein Ver-hen gehalten, zu solchem Zwecke sich i Kännchen Meßwein aus der Sakristei holen, denn desselben bedurfte er zur ösung und Destillation, und ehe noch e erste Stunde des neuen Tages heran-m, hatte er die Freude, den goldbraunen, uchtenden Trank in der Hand zu halten.

Mit hochklopfendem Herzen trug er n nach seiner Zelle und barg ihn unter n Schemel des Betstuhles, warf sich f sein hartes Lager und dankte Gott, ß er ihm die Gnade erwiesen habe, dies underbare und heilsame Werk zu voll-ingen. Und ruhig schlief er ein und h im Traume einen hohen, ernsten, eundlichen Mann, und es war ihm, als hätte er mit demselben schon lange und lange verkehrt und als könne er in dessen tiefster Seele lesen. Der aber reichte ihm die Hände, und da Ansgar sie ergreifen wollte, sah er, daß die Fingerspitzen der feinen Rechten blutig waren, und er schauderte zusammen — und erwachte. Graue Dämmerung lag noch über dem kleinen Gemache; aber schriller Glockenton rief eben die Mönche zu dem Matutinum.

An demselben Tage schickte Pater Florian den Laienbruder, der ihm die Mahlzeit brachte, nach der Bücherei, um ihm von dort die „Bekenntnisse des heiligen Augustin" zu holen. Der Abgeschickte war freilich des Lesens unkundig; aber der Kranke hatte ihm ganz genau die Stelle, wo das Buch sich befand, sowie das Aeußere des letzteren beschrieben, daß er es finden mußte. Der dienende Bruder hatte wohl noch selten die Bücherei betreten, er suchte lange und stöberte dabei hin und her, ohne das Richtige entdecken zu können; aber er fand etwas anderes, was ihm trotz seiner Beschränktheit doch an dieser Stelle auffiel: hinter Büchern versteckt lagen einige Backsteine, von Kohlenresten geschwärzt, aber durchaus nicht verstäubt, so daß selbst der einfache Mann sich sagte, dieselben müßten wohl erst vor kurzem hier niedergelegt worden sein.

So brachte er zwar nicht die Bekenntnisse des heiligen Kirchenvaters, wohl aber einen dieser geschwärzten Steine zu dem gelähmten alten Mönche und berichtete treulich, wie und wo er sie gefunden. Der strenge, finstere Zug in dem Gesichte Florians schien sich zu verschärfen, in den grauen Augen flimmerte es, und einige Augenblicke lag er schweigend auf seinem Bette, den geschwärzten Backstein in den hageren Händen. Vor seiner Seele stand das alte, düstere Bild, wie man dereinst in nächtlicher Stunde auf sein Betreiben Bruno überraschte, wie er in der Bücherei neben der zuckenden Flamme stand und in den Tiegel starrte, in welchem er mit Teufelskunst das verfluchte Gold bereitete. Der Stein konnte nicht aus jenen Tagen stammen. Die Spuren des Feuers daran waren zu frisch, und dem strengen, alten Mönche war es klar, daß sich in den Räumen des Konvents abermals ein Frevel vollziehe im Dunkel der Nacht und in der verborgenen Stille der Bücherei, und er zweifelte auch keinen Augenblick länger, daß es sich um jenen Bruder handeln müsse, der dem Banne der Zauberei bereits vordem verfallen war, und der jenes Antlitz aus der Nacht des Vergessens wieder heraufgerufen hatte, das einst dem unseligen Bruno zum Verderben war.

Er hob nun langsam das kahle Haupt gegen den Laienbruder und ließ die Augen fest auf diesem haften, dann sprach er:

„Höre, Medardus, und merke wohl auf das, was ich dir sage. Trage den Stein zurück, von wo du ihn genommen, aber heimlich und sprich kein Wort davon zu irgend einem der Brüder, denn es handelt sich um einer Seele Seligkeit. Weiter: Beobachte still das Wesen unseres Bruders Ansgar, beobachte es vor allem in hellen Mondnächten, denn in solchen hat der Zauber, der ihn einst umstrickte und ihn wohl noch gefangen hält, die meiste Gewalt. Und siehst du ihn in solcher Nacht behutsam nach der Bücherei schleichen, so komme eilig zu mir, es mir zu sagen, und bringe noch den Bruder Servatius mit dir, auch klopfe an der Thür des Pater Prior — er wird verstehen, was es bedeutet, denn ich will zuvor mit ihm Rücksprache nehmen. Hast du alles wohl verstanden und bewahrt in deinem Herzen?"

„Ja, Hochwürdiger!"

„Und glaubst du fest, daß nur der Eifer um das Wohl dieses heiligen Hauses und die Liebe zu einer armen, verirrten Menschenseele mich leitet?"

„Ja, Hochwürdiger!"

„Dann bleibe eingedenk, daß du ein Werkzeug bist in der Hand des Herrn — schweige und gehorche!"

„Nun bitte den Pater Prior, zu mir zu kommen!"

Der Laienbruder küßte die hagere Hand des greisen Mönchs und ging. —

Ansgar ahnte nicht, was ihm drohte; sein Herz war erfüllt von innerer Freudigkeit und hatte nur den Wunsch, recht bald einem leidenden, bedrängten Menschen helfen zu können. Nur in stiller Nacht stieg ihm manchmal noch ein leiser Zweifel auf, ob das Mittel sich auch bewähren würde, denn er war sich dessen bewußt, daß zu seiner Bereitung auch das giftige Quecksilbersublimat Verwendung fand; aber er suchte sich zu beruhigen bei dem Gedanken, daß ja vielfach den Giften selbst bei richtiger Verwendung und Mischung hohe Heilkraft innewohne. Doch sann und grübelte er, ob es nicht möglich sein sollte, durch ein anderes Ingrediens die giftige Substanz ersetzen zu können, und stundenlang sahen ihn die Brüder jetzt im Klostergarten, auf einsamen, halbverschneiten Steigen, wie er mit gesenktem Haupte, die Kapuze des Mantels über den Scheitel gezogen, einherschritt.

Vor allem beobachtete dies Frater Medardus und berichtete treulich dem alten gelähmten Pater. Ansgar aber glaubte endlich zu einem Resultat gekommen zu sein und durch andere Mischungsverhältnisse einen mehr gesicherten Erfolg erzielen zu können. In einer mondklaren, ruhigen Nacht ging er, nachdem es längst im Konvente still geworden, behutsamen Fußes nach der Bücherei, um, wie er sich selbst gelobte, zum letztenmal heimlich ein Werk zu thun, das keine Sünde und kein Verbrechen war. Er wollte dann die Brüder von der Heilkraft seines Mittels überzeugen und hoffte durch Erfolge jedes Vorurteil zu beseitigen. Hinter ihm aber schlich es auf leisen Sohlen einher durch die düsteren Korridore bis hart an die Thür der Bücherei, und als Ansgar in derselben verschwunden war, tauchte aus dem Schatten der Wand die Gestalt des Fraters Medardus auf und huschte rasch und geräuschlos zurück, pochte mit kräftiger Hand zweimal rasch an die

Thür des Priors, weckte den Laienbruder Servatius, und beide Fratres begaben sich nach der Zelle des Pater Florian, der wachenden Auges auf seinem harten Bette lag und nach seiner Gewohnheit die Psalmen betete.

Ansgar aber legte die Backsteine zurecht und errichtete den kleinen Feuerherd, wie er es bereits zweimal gethan, setzte den Tiegel darauf und begann die Mischung. Lustig flackerte die Flamme, in dem Gefäße sang und knatterte das Gemisch und still stand der junge Mönch dabei und harrte des Augenblicks, da er in die kochende Masse den goldfunkelnden Wein gießen wollte. Nach längerer Weile beugte er sich nieder, so daß der glutige Schein ihm hell über das Gesicht leuchtete, das in gespannter Erregung nur auf das Erscheinen der vorausgesetzten Symptome wartete, und das dabei dem Eingang der Bücherei zugewendet war.

Es mochte ein eigenartig düsteres, seltsam erregendes Bild sein. Der Mondschimmer webte dämmerig durch den weiten gewölbten Raum, und dazwischen fielen dunkle Schatten der Wände und der Pfeiler, und wo der Schatten am düstersten schien, flackerte die gelbrote Flamme des Alchimisten und spielte auf dessen blassem Antlitz, während am Eingange dunkle, schweigende Mönchsgestalten standen und stumm nach ihm hinschauten. Aber als er eben das Gefäß mit dem duftenden Wein erfaßte und es über den Tiegel hob, klang eine harte Stimme heiser und zornig durch die Stille der Nacht:

„Was treibst du hier, Unseliger?"

Das Gefäß entsank der Hand Ansgars, klirrend schlug es gegen den Boden und der Wein ergoß sich über den Estrich — sein Auge aber sah starr nach dem Eingang und erkannte zwischen zwei Laienbrüdern die Gestalt des Gelähmten, der wie ein Richter und Rächer gewaltig sich aufbäumte in den unterstützenden Armen, und heiser und erregt fortfuhr:

„Da seht ihr mit eigenen Augen, wie Sünde und Frevel kein Ende nehmen im Heiligtum des Herrn, der mich kranken Greis nur darum nicht von hinnen ruft, damit ich ein Hüter und Schützer sei, denn euer Geist ist matt und euer Fleisch ist träge. Zerschlagt das Teufelsgerät und reinigt das Haus des Herrn, auf daß nicht Fluch und Verderben komme über euch alle!"

Und die Mönche, die hinter Florian und dem Prior hereindrängten in die Bücherei, eilten heran, um das Feuer unter dem Kessel zu löschen; Ansgar aber richtete sich hoch auf und rief mit lauter, vor Erregung zitternder Stimme:

„Hört mich an, eh ihr verdammt! Nicht Teufelswerk ist es, was ich hier thue, sondern im Namen des Höchsten will ich — —"

„Braucht das Gute das Licht des Tages zu scheuen?" unterbrach ihn Florian — „nur die Sünde schafft bei Nacht und in Heimlichkeit: Gold willst du machen, der du die Armut gelobt hast, und Gold ist das Metall des Teufels!"

„Ich schwöre euch bei Gott, daß darauf mein Sinn nicht steht, daß — — —"

„Das Kapitel wird dich hören und richten — thut was die Notwendigkeit gebeut!"

So sprach der Prior ernst und hart; Laienbrüder traten an Ansgar heran, die einen traten mit den Füßen die flackernden Brände aus, so daß die Mischung im Tiegel wehmütig und leise singend auszischte; andere aber faßten den jungen Adepten an und lösten ihm die Gürtelschnur, um ihm die Hände damit zu fesseln. Dieser stand totenbleich und zitternd; ohne ein Wort zu sprechen, ließ er alles geschehen, und wenige Minuten später stand er einsam in einer dunkeln Kammer, durch deren schmales, vergittertes Fenster nicht einmal der Mondstrahl sich einen Eingang suchte — in der Gefängniszelle des Klosters.

5. Kapitel.

Nach drei Jahrzehnten!

Weit draußen vor dem Südthor der Stadt lag ein kleines, einsames Gehöft; ein niedriges, ebenerdiges Wohngebäude aus Holzfachwerk mit grauem Schindeldach, ein Stall, in welchem eine Kuh melancholisch an der Kette klirrte, und ein offener, geräumiger Schuppen, um das Ganze eine nicht gerade hohe, graue Mauer mit einem Eingangsthor, das lose in den knarrenden Angeln hing — so stellte sich das ärmliche Anwesen dem Auge dar. Jetzt lag noch dazu rund umher tiefer Schnee, denn es hatte in den letzten Tagen ununterbrochen geschneit, gleich als ob der langsam zurückweichende Winter noch einmal zum letzten Ansturm seine ganze Kraft zusammengerafft hätte — und die Straße, welche an dem Gehöfte vorüberzog, war wenig befahren, so daß selbst die Verbindung mit der nahen Stadt sehr erschwert war, noch mehr aber jene mit dem Kloster, das auf der anderen Seite des Flusses massig und trotzig, wie ein alter Fürstensitz, von der Höhe herabschaute.

Der Februarabend war früh hereingebrochen, die Natur lag tiefstille und vom grauen Abendhimmel sanken große weiße Flocken leise nieder. Aus einem Fenster des kleinen Hauses blinkte ein Lichtschein gleich einem gelben Sternchen hinaus in das schneeige Land und kündete mit traulichem Schimmer einem verirrten, müden Wanderer die freundliche Nähe von Menschen. Der Strahl kam von einer kleinen Lampe, die in der niedrigen Stube auf dem blankgescheuerten Eichentische stand, an welchem ein liebliches süßes Mädchenantlitz sich niederbeugte auf eine mühsame Handarbeit. Die schlanken, weißen Finger bewegten sich emsig auf und nieder und die braunen, wundersam klaren und schönen Augen hoben sich ab und zu und blickten nach dem in mattem Dämmerlicht verschwindenden Hintergrund des Gemachs.

Dort lag auf einem Ruhebette ein greiser Mann; man sah von ihm nur die weißen, abgezehrten Hände und das blasse,

geisterhafte Gesicht, um welches ein Kranz von schneeigen Haaren sich schmiegte. Er regte sich nicht und die weibliche Gestalt, welche zur Seite des Lagers auf niedrigem Schemel saß, war gleichfalls unbeweglich. Dem jungen Mädchen am Tische ward es offenbar unheimlich bei dieser Stille, die nicht einmal durch das Knistern des Feuers unterbrochen wurde, das lautlos im Ofen flackerte. Sie lauschte ihren eigenen Atemzügen und endlich fragte sie, nach der Frauengestalt gewendet, im Flüsterton: „Schläft der Großvater?"

Die Angeredete nickte wortlos und kam auf den Zehen nach dem Tische heran. Der bleiche Schimmer des Lämpchens fiel auf ihr Gesicht und zeigte unverkennbar größte Aehnlichkeit mit jenem des schönen Mädchens. Die Frau mochte kaum fünfzig Jahre zählen, aber silberne Fäden liefen zahlreich durch das volle Haar, doch die Augen hatten denselben sonnigen, unsagbar süßen Schimmer, der aus den Mädchenaugen leuchtete, wenn auch die Fältchen um die Winkel und die Furchen auf der Stirn deutlich von Sorge und Kummer und Mühsal redeten.

Sie ließ sich ebenfalls an dem Tische nieder und griff nach einer Handarbeit; dabei sprach sie flüsternd: „Gönne dir nun Ruhe, liebes Kind — es ist um deine Augen schade!"

„Ich bin bald fertig, Mütterchen, und meine Augen mögen es wohl aushalten und müssen es auch, damit wir so viel erwerben, daß der gute Großvater an nichts braucht Mangel zu leiden. Es muß ihm doch hart ankommen, in seinen alten Tagen so entbehren zu müssen."

„Ja, er hat bessere Zeiten gesehen," seufzte leise die Frau, „in der Stadt drinnen haben wir in einem großen, schönen Hause gewohnt, als ich so alt war wie du — da brach das Geschick mit einemmal über uns herein und trieb uns von Heim und Herd und verurteilte uns zu einem armen Wanderleben, bis dein Vater — Gott hab ihn selig — uns eine bescheidene freundliche Heimstätte schaffte. Aber dein Großvater verzagte nicht und klagte nicht; er hat still und groß Armut und Entbehrung getragen und den starken edlen Willen hat nichts beugen, den Sinn für das Gute und Schöne nichts zerstören können."

„Gott sei Dank, nein," sagte eine milde, matte Stimme von dem Ruhebette her, so daß beide Frauen sich überrascht umwandten und zu dem Kranken eilten. Das Mädchen setzte sich auf den Rand des Lagers und küßte die weiße, kühle Hand und fragte: „Hast du gut geschlafen, Großvater?"

„Ich glaube beinahe, mein Kind, fühl mich auch recht wohl und heiter. Aber nun laßt auch die Arbeit ruhen und setzt euch zu mir, wir wollen reden von vergangenen Tagen. Wenn der Winterwind so um die Fenster weht, ist's erst behaglich im warmen Stübchen und wohl dem, der in solchen Nächten ein Heim hat, wie wir, und dreimal wohl dem Kranken, der so liebe Pflegerinnen besitzt wie ich."



Opiumraucher. Von G. Ferrier

Er reichte jeder von den beiden eine seiner Hände und sah sie mild und freundlich an: „Stellt die Lampe etwas höher, damit ihr Schein heller durch das Gemach gehe — es gibt nichts Schöneres als das Licht! Und ich meine nicht bloß die Leuchte, die uns der Herr am Himmel anzündet und jene, die unsere eigene Hand entfacht, sondern vor allem das Licht, das in mancher Menschenbrust leuchtet und mit dem schönen wärmenden Strahl ein anderes Herz erfreut und erquickt. Dort oben hinter den grauen Mauern — die hagere Hand deutete nach der Richtung des Klosters — lebte vor Jahren einer, der trug dies Licht in sich und ich werde ihn nicht vergessen mein lebenlang. Er hätte sein Herzblut für mich gegeben, wenn er mir hätte damit helfen können. Ich sehe ihn noch heute vor mir, wie ich das letzte Mal ihn gesehen. Er trat — es war in den Tagen bitterster Trübsal — bei uns ein im armen Gewande eines Knechts, ein Bündelchen in der Hand, und sagte mit seiner ruhigen, edlen Stimme: ‚Freund, das ist alles, was sie mir gelassen haben, sie haben mich hinausgestoßen, Gott verzeih' es ihnen, ich kann dir nicht helfen, aber ich will, wenn du es für gut findest, mit dir ins Elend gehen und dir tragen helfen.' Ich aber bat ihn, uns allein unsere Straße ziehen zu lassen, und wen das Glück zuerst heimsuche, der solle dem anderen helfen. Ich wäre gern mit ihm gegangen, aber ich durfte es nicht um seinetwillen, ich hätte ihm Leid und Unruhe gebracht, denn der Edle liebte dich, meine Tochter, aber seine Lippen haben es nicht ausgesprochen, und er hat den Kampf still und treu und stark in sich selbst durchgerungen — sollte ich ihm neue Herzenskämpfe schaffen? . . . So lagen wir noch einmal stumm Herz an Herz, denn er verstand mich, drückten uns die Hände und im Dunkel der Nacht wanderte er hinaus aus der Stadt, ein Geächteter, Vertriebener, und wenige Tage später gingen wir von dannen, arm, heimatlos, aber ehrlich.

„Den Freund habe ich nicht wiedergesehen — das Glück hat wohl ihn nicht gefunden auf seinen Wegen, ebensowenig wie mich, und sein Staub ruht wohl in irgend einem fernen Erdenwinkel, wo niemand ihn kannte und kein Auge um ihn weinte, und doch war er der edelste Mensch, den meine Seele gekannt."

Der Greis schwieg, in die Erinnerung still versunken, auch die beiden Frauen an seiner Seite regten sich nicht — man hörte nichts als den Wind, der vor den Fenstern stöhnte, und das leise Knistern der Flamme im Ofen. Da schlug der Hund im Hofe an mit kurzem, zornigem Laut, wie Glöckchengeläute tönte es dazwischen erst ferner, dann immer näher, und vor dem Gehöfte schien es anzuhalten. Bald darauf schlug eine Hand an das Thor und der Hund bellte lauter. Der Greis sprach: „Reisende, die bei uns Einkehr verlangen — man hält wohl das Gehöft für eine Herberge — sieh nach, Martha!"

Die Frau hatte sich bereits erhoben, warf ein Tuch um die Schultern und ging ruhig und furchtlos dem Eingang zu. Kalte Schneeschauer strichen über den kleinen Hof und schlugen ihr prickelnd ins Gesicht, aber sie beschwichtigte mit einigen Worten den zornigen Hund und näherte sich dem Thore, an welches jetzt eben wieder eine geballte Hand schlug.

„Wer ist draußen?" fragte mit lauter Stimme die Frau, „hier ist keine Herberge."

„Seiner Kaiserlichen Majestät Leibarzt, der hochgelehrte Herr Doktor Ambrosius Volkmarus, läßt Euch um Unterkunft bitten für diese Nacht, sintemalen uns der Wagen kurz vor Eurem Hause gebrochen ist und wir nicht fürder können. Soll Euer Schaden nicht sein!"

Das war offenbar die Stimme des Fuhrmanns oder eines Bedienten, und frei von jedem Argwohn, ohne Angst vor einem betrügerischen Ueberfall schob Frau Martha den schweren Holzriegel von den Thorplanken zurück und öffnete. Da draußen stand der verschneite Reisewagen mit drei dampfenden Pferden davor, aus dem Gefährt aber stieg jetzt eine hohe Greisengestalt in dunklem, pelzverbrämtem Mantel und näherte sich der Frau. Mit sonorer, milder Stimme grüßte der Mann und bat in einfach herzlichen Worten um Entschuldigung wegen der verursachten Störung, seine Rede aber klang Frau Martha so warm ins Herz, daß sie sich wundersam ergriffen fühlte.

„Seid uns herzlich willkommen und nehmt vorlieb mit dem, was zwei einsame Frauen und ein kranker Greis zu bieten vermögen."

„Habt Ihr einen Kranken im Hause? — Dann hat es wohl Gott gefügt, daß ich hier Einkehr halten mußte, vielleicht kann ich helfen. Führt mich zu ihm, wenn es nicht stört!"

Der Kutscher und ein Diener waren bemüht, den Wagen in den Hof zu bringen und versicherten, daß sie das Thor wohl verschließen würden, wogegen Frau Martha ihnen einen Imbiß zu bereiten versprach, so gut es die Verhältnisse gestatteten; dann bat sie den Fremden, ihr zu folgen und leitete ihn in das Gemach, in welchem der Kranke lag, an dessen Seite noch immer das junge Mädchen saß. Dieses wendete das Gesicht voll dem Eingang zu und es war vom Schein der Lampe mild und deutlich erhellt, so daß es das erste war, was aus dem dämmerigen Hintergrunde des Raumes dem Eintretenden entgegensah und was er zu erkennen vermochte.

Frau Martha aber sprach: „Vater, hier sendet uns der Himmel einen edlen Gast, mit dem vielleicht die Genesung für dich unter unser Dach einzieht, Seiner Kaiserlichen Majestät Leibarzt, Herrn Doktor Ambrosius Volkmarus!"

Der Angekommene aber stand regungslos im Rahmen der Thür und starrte nach dem lichtbeglänzten Mädchengesicht im Hintergrunde und hielt dabei die eine Hand auf das Herz gepreßt, während die andere krampfhaft an den Pfosten des Eingangs faßte. Der Lichtschein traf nur matt die edlen Züge des geistvollen Gesichts, der Pelzmantel rollte ihm von den Schultern und im dunklen schlichten Reisegewande stand er da, wie Frau Martha sich nach ihm hinwendete. Auch ihr fiel jetzt ein Schimmer des Lichts auf das Antlitz, aus dem die freundlichen, sternklaren Augen leuchteten, die sie mit ihrem Kinde gemein hatte, und da tönte von vier Lippen mit einmal ein Doppelruf, aufjauchzend wie aus tiefster Seele, und es lag in diesem Rufe eine ganze wunderbare Geschichte von Leid und Scheiden und wonnigem Wiedersehen: „Eberhart!"

„Bruno!"

Der Fremde war zum Bette herangeeilt, der Kranke aber erhob sich wie mit Jünglingskraft, und wie der erste am Lager sich auf das Knie niederwarf, umschlangen ihn heiß die Arme des anderen und schweigend hielten sich die langgetrennten Freunde umfaßt, während die beiden Frauen in süßem Schauer sich aneinander schmiegten und gegenseitig die hellen Thränen aus den Augen küßten.

Der Volksmund pflegt in solchen Augenblicken weihevoller Stille schön zu sagen: „Es geht ein Engel durch das Zimmer!" und die vier Menschen vermeinten wohl in der That das Wehen seines Flügelschlags zu empfinden und keiner wagte zu sprechen. Vom Hofe klangen die Stimmen der Männer, welche um Wagen und Pferde beschäftigt waren, und der Wind klopfte mit rauhem Finger an die Fenster; endlich raffte sich Herr Ambrosius Volkmarus auf, sah dem Freund in das mild gerötete Gesicht und sprach: „Nach mehr als dreißig Jahren! Wie habe ich dich gesucht landaus und landein und du hast dich verborgen und nicht finden lassen. Und heute in kalter, schneeweißer Winternacht trete ich endlich an dein Lager und halte deine treuen Hände und schaue deine ehrlichen Augen, und Wehmut und Freude fassen mich zugleich; der Schnee des Lebens hat sich auf unsere Scheitel gelegt, aber in meinem Herzen ist's, als wäre ich gestern von dir gegangen; doch ich vergesse, du bist krank, bedarfst der Ruhe —"

„Ich fühle mich so stark und kräftig, wie seit Jahren nicht. Und wenn es das letzte Aufflackern des Lebensflämmchens wäre, schöner könnt es nicht verlöschen, denn ruhig kann ich heimgehen in die ewigen Wohnungen; für meine Lieben wirst du sorgen, und ich sehe dir es an, daß du es kannst. Ja, Martha, Gertrud, hier steht er leibhaftig, von dem wir vor kaum einer Viertelstunde gesprochen, küßt ihm die treuen, lieben Hände und dann bereitet, was unser armes Haus vermag!"

Da kamen die beiden Frauen näher und faßten nach seinen Händen, aber Volkmarus wehrte ihrem Kuß, still beugte er sich nieder und berührte mit seinen Lippen die Stirnen beider, während sein Herz eine maßlose Seligkeit durchzitterte. Dann gingen die zwei anmutigen Frauengestalten

hinaus, um in dem Nebengemache an dem kleinen Feuerherd das Mahl für den herrlichen Gast zu bereiten.

Dieser aber saß indessen am Lager des Kranken und fragte nach dessen Leiden. Eberhart lächelte mild: „Mein Leiden heißt das Alter. Vergiß nicht, daß ich fast zwei Jahrzehnte älter bin als du! Dagegen gibt es kein Mittel — laß uns davon nicht weiter reden! Du weißt auch, daß ich den Tod nicht fürchte, mir ist er der milde Genius, der in bessere Gefilde hinüberleitet — laß uns darum von anderem sprechen, solange meine sinkende Kraft vorhält. Auch ich habe dich jahrelang gesucht und nicht finden können, wo hat dich das Geschick hingetrieben?"

„Du suchtest Bruno Währing — den gab es nicht mehr, seitdem er das Asyl des Klosters verlassen; für den Ordensnamen setzte ich den Taufnamen, für meinen Vaternamen jenen meiner Mutter und bin ein fahrender Scholast geworden, bald lehrend, bald lernend an den Schulen Welschlands und der Niederlande. Ich gewann Ruf und Ruhm, lernte auch den Markgrafen Karl von Mähren kennen und hatte das Glück, seine erste Frau, jene entzückend schöne Margarete von Valois, die man um ihrer Zartheit willen Blanka nannte, von schlimmer Krankheit zu heilen, und so ward ich sein Leibmedikus und bin es geblieben, auch seitdem er Kaiser geworden. Er hat mich mit Gunst und Reichtum überhäuft und was mein ist, ist auch dein. Du sollst in diesem einsamen Gehöfte nicht in deinem Alter verkümmern."

„Du hast mich nicht finden können, so wie ich dich nicht gefunden habe, denn mein Name war gleichfalls verschollen und vergessen. Arm und heimatlos zog ich mit meinem Kinde fort von der Scholle, auf der ich glücklich gewesen. Was wir erlebt und wie wir gekämpft, das soll verschwiegen bleiben, nur das darf ich sagen, daß es meine Kraft gebrochen, meinen Körper siech gemacht und mich lähmte für alle Zeit. Mein Kind aber fand einen braven Gatten, einen menschenfreundlichen Arzt, in welchem etwas von deinem Geiste lebte und der den kranken Mann in sein Haus nahm und pflegte, als ob ich sein bluteigener Vater gewesen wäre. Mein Eidam wurde im fürchterlichen Jahre des schwarzen Todes ein Opfer der Menschenliebe und der selbstlosen treuen Pflichterfüllung, meine Tochter und mein Enkelkind aber thaten es mir alten Manne zuliebe und verließen die Stadt, wo sie glücklich gewesen und kauften mit ihrem kargen Vermögen dies kleine Gehöft, damit einst mein Leib neben dem meines guten Weibes in der Scholle meiner Heimat ruhe. Sie haben es mir nicht gesagt, aber ich weiß, daß es so ist, und ich weiß auch, daß sie durch ihrer Hände Arbeit sich und mich erhalten und daß sie trotzdem mich nicht für eine Last ansehen. Darum bin ich glücklich in meinem Leiden, da ich dich wiedergefunden und nun die Meinen geborgen weiß. Was dein ist, ist mein — ich nehm' es ruhig an, denn ich hätt' es ebenso gehalten, wenn das Geschick unsere Lose vertauscht hätte."

Herr Ambrosius drückte schweigend die Hand des Freundes, zugleich aber kamen Mutter und Tochter wieder und bereiteten den Tisch, welchen sie an das Lager des Kranken heranrückten, für die bescheidene Mahlzeit. Die Freude aber saß mit zu Tische und würzte die Speisen, und als die Februarnacht klar und kalt sich über die Erde gelegt hatte, schauten ihre goldenen Sterne mit freundlichem Blinzeln auf das einsame Gehöft nieder, in welchem acht Augen zu ruhigem glücklichen Schlummer sich geschlossen hatten.

6. Kapitel.

Ihr sollt nicht richten.

Am anderen Tage hatte Herr Ambrosius Volkmarus seinen Diener nach dem Kloster geschickt und bei Seiner Gnaden dem hochwürdigsten Abte anfragen lassen, ob und wann ihm die Ehre eines Besuches gestattet wäre, und der Prälat seinerseits hatte erwidern lassen, er werde es sich zum Glück anrechnen, einen so angesehenen und Seiner Kaiserlichen Majestät so werten Mann begrüßen zu dürfen; das Anerbieten, seinen eigenen Wagen zur Abholung senden zu dürfen, hatte der Leibarzt von vornherein höflich dankend ablehnen lassen.

Er kam auch, von seinem Diener begleitet, am nächsten Morgen langsam den Hügel herauf, auf dem das Kloster stand, und es war ihm offenbar ein eigentümlicher Genuß, den Weg zu Fuß zurückzulegen, denn immer wieder hielt er den Schritt an und schaute sinnend auf das graue Mauerwerk, über das die beiden massigen Kirchtürme hoch herausragten, wandte sich wohl auch ab und zu um und blickte nach der Stadt hinab, die in ihrer sonnenbeglänzten Winterhülle sich behaglich im Thale hindehnte.

Nun stand er an dem Thore, sah auf das eingemeißelte alte Wappen, das darüber prangte — ein Buch, in das ein Pfeil sich bohrte — und es huschte ein eigentümliches Zucken um den feinen Mund: er hatte das Symbol ja verstehen gelernt! Langsamer als zuvor schritt er über den Klosterhof: da war alles noch dasselbe, als ob er gestern hier gegangen wäre. In der Mitte das hohe steinerne Kreuz mit dem Christusbilde, dessen Züge jetzt tief verschneit waren, seitwärts der alte Brunnen, der trotz der Winterszeit gurrte und plätscherte, die mächtigen Rüstern vor dem Eingang zum Konvent, die steinerne Kanzel am Kirchenportal — wie oft hatte er das alles gleichgültig und ruhig angesehen, und heute schuf es ihm eine gewisse Erregung, denn er war nicht derselbe geblieben, er war hinausgewachsen über die engen Anschauungen dieses Hauses. Dazu kam noch eins: hier galt er als ein Toter, Verschollener, und er kam, um diesen Toten aufzuwecken und ihn als einen Mahner vor jenes harte Tribunal zu stellen, das ihn einst verurteilt, und warnend ihm zuzurufen: Ihr sollt nicht richten!

Wohl wußte er nichts von dem Schicksale Ansgars, aber ihm ahnte, daß ein Herz in diesen Mauern schlug, das dem seinen verwandt sein mußte, und dies wollte er von der Bitternis seines eigenen Geschickes bewahren, soweit ihm das möglich war.

Abt und Prior empfingen ihn auf das zuvorkommendste und ersterer bat ihn, die Gastfreundschaft des Hauses des heiligen Benedikt während der Zeit seines Aufenthaltes in dieser Gegend anzunehmen. Der Leibarzt ging dankend auf das freundliche Anerbieten ein, zumal, wie er auseinandersetzte, er gekommen sei, sich die Genehmigung zu erbitten, in der berühmten und reichen Bücherei des Klosters einige Studien machen zu dürfen. Man war stolz darauf, ihm das gewähren zu können, und so lebte er in Ehren in dem Hause, aus welchem man ihn mit bitterem Schimpf hinausgestoßen hatte.

Ihn kannte keiner der Mönche, er aber fand manches Gesicht noch, dessen Träger bei seiner Verstoßung mit im Kapitel gesessen, aber die geschorenen Häupter beugten sich tief und ehrfürchtig vor Seiner Kaiserlichen Majestät berühmtem Leibarzt; er saß mit ihnen zu Tische und sie lauschten auf seine geistvollen, milden Reden — der eine nur, der ihn wohl erkannt hätte, lag gelähmt in seiner Zelle und hörte nur von dem angesehenen Gaste.

Es war Ambrosius Volkmarus daran gelegen, etwas von jenem jungen Mönche zu erfahren, der das Antlitz gemalt, das Herr Heinrich von Mügeln von den Feuergluten gerettet hatte; sollte er der Krankheit erlegen sein, die ihn erfaßt hatte? So oft auch sein Auge an der Reihe der Mönchsgesichter entlang schweifte, er fand kein einziges unter ihnen, auf dem der Stempel des Genius zu ruhen schien, sie sahen also kalt und nüchtern und asketisch drein, daß es ihn manchmal bis ins Herz hinein fröstelte. So blieb ihm nichts übrig, als an den Prior die Frage zu richten, was wohl aus jenem Bruder geworden sei, der wie ihm Herr Heinrich berichtet habe, das Bild der heiligen Cäcilie gemalt und darauf so schwer erkrankt sei; er habe ein Interesse gewonnen für denselben und sei gern bereit, wenn es not thue, seine Kunst und sein Wissen an ihm zu versuchen.

„Oder ist es zu spät — ist er gestorben?" Auf diese Frage verdüsterte sich das behäbige Angesicht des Priors und er entgegnete: „Er ist tot — schlimmer als tot — er ist dem Heile abgestorben, dem Bösen verfallen und ihn erwartet in diesen Tagen das Gericht des Kapitels."

Da ging ein Schauer durch die Seele des Leibarztes und er sprach kein Wort weiter — er ahnte alles andere: noch lebte der alte finstere Geist in diesen Mauern und noch lebte wohl der Träger seines Geistes, der starre, streng- und hartgläubige Florian, wenn Ambrosius Volkmarus ihn auch nicht sah, noch von ihm reden hörte.

Er ging in die Einsamkeit seines Gastgemaches, das außerhalb des Konvents in der sogenannten Abtei lag, und starrte trübe hinaus ins winterliche Land, das

: grau und melancholisch unter ihm und überdachte, was er thun müsse. ich sandte er seinen Diener hinab zu alten Freunde Eberhart und ließ ihn r herzlichem Gruße sagen, daß er in nächsten Tagen nicht zu ihm kommen e, wie er es wohl versprochen, denn bedeutsamer Vorgang halte ihn im er fest, er selbst aber begab sich nach Bücherei, deren freie Benutzung ihm hert war und wohin auch kaum einer Brüder während des Winters kam.

ës war kalt in dem hohen, weiten ne und den Leibarzt fröstelte, so daß inen Pelzmantel dichter um die Schul- zog. Ohne Zögern schritt er der Stelle wo in dem Holzgetäfel sich die ver- ene Höhlung fand, drückte an das ſchen in dem Astloch und mit leisem ren öffnete sich die Falze. Er streckte Hand in den hohlen Raum und zog lben Gegenstände hervor, die einst zar hier gefunden, die Confessiones, verstäubte Bild und das Fläschchen er Tinktur, welches der junge Mönch wieder geborgen, nachdem er das ge- Quantum, das er bei seinen alchi- schen Arbeiten verwendet, davon ge- nen hatte. Alles barg er unter seinem tel und brachte es so, ohne daß ir- jemand ihm begegnet wäre, in sein ach.

hier wischte er zunächst den Staub von Bilde, wie es Ansgar einst gethan, schaute lange in das süße Gesicht, das m unter seiner Hand entstanden war. atte Martha wiedergesehen nach mehr rei Jahrzehnten und die Augen waren lben geblieben, wie sie aus seinem e ihm entgegenschauten, aber seine e blieb jetzt ruhig und heiter: er wußte, sie ihm nun zu eigen gehöre mitsamt Kinde, wenngleich nicht als sein , so doch als ein heiliges Gut, als eures Vermächtnis, von dem man nur dem Leben selbst sich trennt.

ës war wie ein stiller, schöner Feier- für ihn — das Beschauen dieses Bil- und die weihevolle Stimmung ver- ihn auch nicht, da er seine eigenen essiones las. Es war ihm, als wäre icht derselbe, der das Pergament ge- eben, als sähe er ein fremdes Schick- n seinem Geiste vorübergehen, als er an seinem eigenen Grabe und läse uf die Inschrift und den Denkspruch: Confessiones Patris Brunonis!

Wer war jener Bruno? Wohin war kommen? —

Niemand hatte eine Kunde davon in n Räumen, nur eine Seele kannte hier Blätter und weil sie dieselben kannte, sie demselben Fluche verfallen, der den reiber einst getroffen hatte. Lag nicht ániegen über der alten Schrift? Sollte lbe noch weiter fortwirken und noch r des Unheils herbeiführen? — Das te nicht sein!

Der einsame Gelehrte las, bis die ttischglocke ihn nach dem Refektorium wo er ruhig und freundlich nach seiner ohnten Weise sich unterhielt.

Der nächste Morgen kam trüb und düster herauf, der Nebel verhüllte das Land, wie graue Schleier wob er sich um die Fenster und in zerrissenen Fetzen flog er um die Türme. Das Horaglöckchen hatte einen seltsam wimmernden, erstickten Klang und die Brüder gingen mit tiefernsten Gesichtern, die aus den schwarzen Kapuzen fahl hervorschauten, nach der Kirche, um die Prim und Terz abzubeten. Das Gemach, welches man dem Kaiserlichen Leibarzt angewiesen, lag in fast unmittelbarer Nähe des Gotteshauses und er hörte den dumpfen Ton, mit welchem von dem Doppelchor alternierend die Psalmen gebetet wurden, ja er vermeinte selbst die Worte zu verstehen und unwillkürlich sprach er dieselben mit.

Die Horen mußten zu Ende sein, aber die monotone Psalmodei fing von neuem an, und von seltsamer Ahnung ergriffen, trat Herr Ambrosius aus seinem Gemache und schritt nach der Kirche. Weit hinten bei jenem Madonnenbildchen über dem Weihbrunnen, wo Ansgar gern geweilt, hielt er den Schritt an und horchte, und deutlich und schwertönig klang es an sein Ohr: „Domine, ne in furore tuo arguas me, neque in ira tua corripias me, quoniam sagittae tuae infixae sunt mihi ... Herr, strafe mich nicht in deinem Zorne und züchtige mich nicht in deinem Grimme, denn deine Pfeile stecken in mir und deine Hand drückt mich.“

Das war der 38. Psalm, ein Bußgebet des königlichen Sängers David, der zu Gott aufschreit um seiner Sündenschuld willen, und da der letzte Vers verhallte, lauschte Ambrosius Volkmarus schier mit angehaltenem Atem, durch die Stille der Kirche aber tönte die neue Antiphon: Miserere mei Deus . . . und grauenhaft düster psalmodierte der Chor der Mönche den 51. Psalm und dem hohen Manne am Eingange des Gotteshauses war es außer Zweifel, daß man die sogenannten sieben Bußpsalmen recitierte, und von einem jähen Gefühl erfaßt, schlug er die Hände vor das Angesicht und einige Thränen quollen ihm heiß zwischen den Fingern hervor. So betete man, wenn einer der Brüder im Sterben lag oder — wenn man in das Gericht ging mit einem derselben. So hatte man gebetet, bevor man ihn hinausstieß und es klang fast wie Blasphemie, daß man Gottes Barmherzigkeit anrief, während man selbst keine übte und üben wollte: Hart wie die Stimmen waren die Herzen, und daß man vermeinte, daß solche Herzenshärtigkeit ein Wohlgefallen vor Gott sei, das schnitt dem ehemaligen Mönche in die Seele und entpreßte seinen Augen das glühende Naß.

„Ne projicias me a facie tua ... verwirf mich nicht vor deinem Angesicht!“ so klang es von den Lippen, die Herzen aber wußten nicht darum. Ambrosius Volkmarus wischte fast unwillig die Thränen aus den Augen, hoch richtete seine Gestalt sich auf, wie die eines Hohenpriesters, und laut und deutlich betete er die nächsten Psalmen mit, als ob er demjenigen Frieden, Trost und Ruhe in die Seele beten wollte, für welchen man sie hier recitierte.

Und seltsam! Zur gleichen Stunde kniete in der kalten, düsteren Gefängniszelle des Klosters Ansgar auf den harten Fußplatten und sprach dieselben Worte, die man in der Kirche betete und seine heißen Lippen sagten: „Non avertas faciem tuam a me; in quacunque die tribulor, inclina ad me aurem tuam; in quacunque die invocavero te, velociter exaudi me ... Wende dein Angesicht nicht von mir; am Tage der Bedrängnis neige dein Ohr zu mir; wenn ich dich anrufe, so erhöre mich bald!“

Das war der wunderbar schöne tröstliche 102. Psalm, in dem ein bedrängtes, gnadehungriges Herz zu seinem Gotte schreit — und Ansgars Seele ward ruhig, als ob der Himmel sein Gebet erhört hätte.

Ambrosius Volkmarus war in sein Gemach zurückgekehrt und sah, an das Fenster gelehnt, hinaus in die brauenden Nebel und wartete still auf das, was seiner Meinung nach nun kommen mußte. Und er hatte sich nicht getäuscht, denn mit schrillem, fast unheimlichem Ton hallte drüben eine Glocke durch das Konvent und der Leibarzt wußte, daß sie die Brüder nach dem Kapitelsaale rief.

Der gewölbte Raum desselben war heute düster und grau, und es war, als ob der finstere, kalte Nebel durch die Bogenfenster hereindringen wollte. Auf dem kleinen Altare an der Hauptwand flackerten vor dem Kreuzbilde zwei Kerzen mit gelbem Schein und in dem Kamin, der dem Saale Wärme spendete, verglutete das rote Feuer. In einem hochlehnigen Faldistorium seitwärts von dem Altare saß der Abt, zu seiner Linken der Prior, zur Rechten aber der Senior des Konvents, der kranke, gelähmte Florian, den man zusamt dem Sitze hierher getragen, denn er vermochte, selbst auf die Arme zweier Laienbrüder gestützt, nicht mehr sich fortzubewegen. An den Wänden entlang saßen die Brüder still, ernst und erwartungsvoll, in der Mitte aber stand bleich, ruhig und gefaßt Ansgar.

Mit einem Gebetswort hatte der Abt das Kapitel eröffnet, den Brüdern Gerechtigkeit und Milde empfehlend, und nun bat er den greisen Florian zu sprechen. Dieser richtete die düsteren, heißen Augen auf den Angeklagten und begann mit seiner harten, tonlosen und doch eindringlichen Stimme: „Meine Brüder! Meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Jung bin ich gewesen und alt bin ich geworden in diesem heiligen Hause und der Eifer für dasselbe will mich verzehren. Krankheit geht durch mein Gebein und der Herr hat mich heimgesucht am Leibe, aber er hat mir — ihm sei Dank — den Geist gesund und stark erhalten, auf daß ich ein Hüter bleibe der Ehre und Heiligkeit dieses Hauses. Mehr als in der Welt draußen gilt für uns das Wort: Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Versuchung fallet! aber das Wort ward nicht geachtet, trotzdem es von Gott ist. Der

mehr als dreißig Jahren habe ich in diesem Raume die Bitternis einer Anklage gegen einen Bruder durchgekostet und heute wiederholt sich dies traurige Schauspiel in allen seinen Einzelheiten. Warum treiben auch die Kinder des Lichts Werke, welche nur den Kindern der Welt zustehen? Das Kreuz gehört in die Hände der Söhne des heiligen Benedikt und nicht der Pinsel, denn seine Thätigkeit bringt die Sünde in das Herz. Ihr alle habt es gesehen an jenem verruchten Bilde, mit dessen Zügen nächtlicherweile der Satan das Herz unseres Bruders Ansgar umstrickt hatte, und als der Teufel aus dem zerstörten Bilde fuhr, fuhr er in den Leib unseres Bruders und quälte ihn in der Fieberhitze seiner Krankheit und machte ihn rasen und ließ ihn Thorheit reden, und da doch der Herr mächtiger war und dem Kranken Genesung schenkte, da blieb der Böse sitzen im Herzen Ansgars und dieser hat nichts gethan, ihn von dort zu vertreiben. So ist er in seine Fallstricke versunken, und anstatt die Wege Gottes zu gehen in Demut und Armut und Selbstverleugnung, ging er mit dem Teufel auf verbotenen Pfaden, erhob sich im Dunkel der Wissenschaft und schändete die Armut, die er gelobt, indem er mit des Bösen Kunst das verfluchte gelbe Metall bereiten wollte. — Was brauche ich noch mehr zu sagen. Es steht geschrieben: Wenn dich deine Hand ärgert, so haue sie ab, und wenn dich dein Auge ärgert, so reiße es heraus! Und besser ist's, daß der eine, welcher Aergernis gegeben hat, verstoßen werde, als daß um seinetwillen hundert geärgert werden und ihres Seelenheils verlustig gehen!“

Unheimliche Stille herrschte in dem Kapitelsaale nach diesen Worten, man hörte nur das leise Knistern im Kamin und hie und da einen Atemzug wie aus beklommener Brust.

Der Abt nahm das Wort: „Es ist nicht billig, daß man verdamme ohne gehört zu haben. Ansgar, was vermagst du zu deiner Entschuldigung zu sagen?“

Der junge Mönch schien wie aus einem Traume zu erwachen, er erhob das gesenkte bleiche Angesicht und wendete die großen klaren Augen nach dem Fragenden und sprach ruhig und bestimmt: „Und die Kunst ist doch von Gott; diesen Raum mit seinen schön geschwungenen Bogen hat sie geschaffen, das Bildnis, unter welchem Pater Florian sitzt, hat sie gemacht und jenes Angesicht, das ich mit meiner schwachen Hand gebildet, war kein Teufelsspuk und Zauberblendwerk, denn jenes Angesicht hat Gott selbst gebildet, es lebt und mit eigenen Augen habe ich's gesehen, aber erst nachdem ihr das Werk meiner Hand vernichtet habt!“

Eine seltsame Bewegung ging durch die Reihe der Mönche — Ansgar aber fuhr fort: „Und wer von euch kann behaupten, daß ich Gold gemacht? — Wer hat Gold bei mir gefunden? — Wann habe ich die Armut verleugnet? — Ein Heilmittel habe ich gesucht für die leidende Menschheit, nach welchem hundert der Besten und Edelsten geforscht, und da ich vermeinte, es gefunden zu haben, da kamt ihr dazwischen und zertratet mein Schaffen mit hartem Fuße. — Ihr habt kein gutes Werk gethan, meine Seele aber ist rein von Schuld und grollt euch nicht, was immer ihr beschließen mögt — auch Christus hat das Heil der Menschheit gewollt und ward dafür ans Kreuz geschlagen!“

„Das ist Gotteslästerung — Blasphemie!“ schrieen mehrere Stimmen, Florian aber winkte mit der Hand und Schweigen trat ein: „Habt ihr's gehört? — Was verlangt ihr weiter? Sucht das, was von Gott ist, das Dunkel der Nächte und die Heimlichkeit unbesuchter Räume? Der Teufel ist der Fürst der Finsternis und hat das Herz Ansgars so umnachtet, daß nicht Reue und Sehnsucht nach Buße, sondern jene höchste Hoffart, die einst die Engel ins Verderben gestürzt, ihn erfaßte, die Hoffart, sich dem Herrn der Welten gleichzustellen. Was braucht es mehr? — So spricht kein Diener Gottes, kein Gesalbter des Herrn! Nehmt ihm das priesterliche Kleid und die priesterlichen Ehren und stoßt ihn — —“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Saales und in dem Rahmen derselben stand die hohe Gestalt des Herrn Ambrosius Volkmarus, im dunkeln wallenden Gewande, das in seinem Zuschnitte dem Ordenskleide der Benediktinermönche ähnlich war, auf seiner Brust aber glänzte die schwere goldene Gnadenkette, an der das Medaillonbild des Kaisers hing. Und seine metallklare ruhige Stimme sprach: „Ihr sollt nicht richten!“

Alle Augen wendeten sich erstaunt und erschreckt dem Eintretenden zu, mancher von den Brüdern war von seinem Sitze aufgesprungen, Florian aber stierte mit flimmernden Blicken nach dem Leibarzt, als sähe er ein Gespenst. Er wollte sich aufraffen in seinem Stuhle, aber er vermochte es nicht, die gelähmten Beine versagten ihm den Dienst, und so streckte er nur abwehrend die fleischlosen Hände aus und kreischte: „Der? — Der? — Stehen denn die Toten auf? — Hinaus mit dir!“

Ambrosius blieb jedoch ruhig, trat noch einige Schritte näher, so daß er beinahe an die Seite Ansgars kam und sprach: „Die Toten stehen nicht auf, Florian — aber die Lebenden kommen wieder und verlangen ihr Recht. Ich habe noch Sitz und Stimme in diesem Raum, trotzdem man mich vor mehr als 30 Jahren ungerecht und hart hinausgestoßen hat, und ich danke Gott, daß er mich zur rechten Zeit kommen ließ, um dem Hause des heiligen Benedikt ein zweites gleiches Unrecht zu ersparen. Ich bin jener Bruno, dessen Name hier verpönt war und dem man nicht einmal ein Wort der Rechtfertigung gegönnt hatte — ich komme, um dasselbe heute zu sprechen. Ihr habt mich hinausgestoßen, weil ich der Bulle des Papstes Johann XXII. zuwider mich mit alchimistischer Kunst und Wissenschaft befaßte, und wißt ihr nicht, daß jener Papst selbst das Buch ‚Ars transmutatoria‘ verfaßte und daß man bei seinem Tode 200 Goldstangen vorgefunden, trotzdem er bei Lebzeiten viel Geld gebraucht? Er selbst hat jene Bulle annulliert und damit auch euer Urteil zunichte gemacht, und darum habe ich ein Recht, hier zu sein!“

Florian wollte sich abermals auf seinem Sitze emporringen, er wollte sprechen, aber beides vermochte er nicht, und so sank er zurück in den Sessel und schloß die Augen und lag regungslos, während Ambrosius fortfuhr: „Wenn ich schuldig bin, so will ich's heute vor euch bekennen, sowie ich es niederschrieb in stiller Stunde und in eurer Bücherei verbarg. Gestern habe ich mir dort geholt, was mein war, und ich bitte — gönnt mir Gehör!“

Er zog aus seinem Gewande das vergilbte Pergament, und ruhig, langsam und klar las er die „Confessiones Patris Brunonis“. Keiner von den Brüdern regte sich, und als er das Heft zuklappte, zitterte der erste Sonnenstrahl dieses Tages durch die hohen Fenster herein und legte sich wie ein Gruß des Himmels auf die beiden Gesichter in der Mitte des Saales, so daß sie wie von Verklärungsglanz leuchteten.

„Und nun sind diese Bekenntnisse nicht weiter notwendig und ihr Anhang soll keinen mehr berücken, obgleich er fern ist von Teufelswerk und Zauberei.“

Er schritt bei diesen Worten nach dem Kamine und warf das Pergament in die aufflackernde Flamme und sah ruhig hin, wie es allmählich zerstört ward. Im Saale aber war es noch immer tief still, noch immer saß Florian mit geschlossenen Augen zusammengebeugt auf seinem Sitze und Ambrosius stellte sich aufs neue neben Ansgar: „Nun urteilt über mich und über diesen da! Ihn hat der Himmel meine Bekenntnisse finden lassen, in seine Hand legte er das Bild, das einstens ich gemalt zu meiner eigenen Buße und um meines Seelenfriedens willen, und er umgab es, da er den keuschen Hauch jenes Gesichts empfand, mit dem Glorienschein der Heiligkeit. Da war nichts von Zauber noch von Sünde, ihr habt ihm beides angedichtet in eurer Verblendung, weil ihr den Gottesfunken nicht erkanntet, der in seinem Herzen glüht, ihr habt ihn siech und krank und elend gemacht, habt ihn gebrochen an Körper und Geist und wollt ihn nun hinausstoßen ins Elend? Hat er vielleicht auch nach dem Stein der Weisen gesucht und Gold gemacht? Wenn er es that, so habt ihr kein Recht mehr, es ihm zur Schuld zu rechnen, seit ein Papst die Ars transmutatoria betrieben. Das beweist den regen Drang dieses Geistes nach Thätigkeit, und nicht ein beschaulich Leben ist's, das Gott wohlgefällt, sondern ein arbeitsames. Es wird eine Zeit kommen, die auf solche Geister stolz sein wird, und sie wird die Engherzigkeit vergangener Tage verurteilen — seht zu, daß sie eure Namen nicht zu den Toten wirft, und freut euch, daß der Himmel einen solchen in eure Mitte gestellt hat. Du aber, Florian, mache an dem gut, was du an mir gesündigt hast!“

Alle Augen wendeten sich dem greisen
iche zu, der noch immer zusammenge-
en in seinem Stuhle saß und sich nicht
e. Da trat Ambrosius Volkmarus
r an ihn heran und schaute ihm in
hagere, verfallene Gesicht und in die
laiten Augen — ein Schauer lief durch
n Körper und zu dem Abt gewendet
ch er seltsam dumpf: „Hier hat Gott
chtet! — Brüder betet die Psalmos
nitentales, denn die Seele eures Bru-
Florian steht vor dem Herrn!“

Er faßte die Hand des Toten: „Ich
keinen Groll gegen dich gehegt —
auch du ohne Groll von hinnen ge-
en wärest! Gott sei dir gnädig!“

Behutsam schloß er ihm die gebrochenen
en, die Mönche aber waren entsetzt
ihren Bänken aufgestanden und scharten
wie eine bestürzte, ratlose Herde um
Abt und den Prior.

Wenige Minuten später aber erklangen
zweitenmal an diesem Tage mit
erlich dumpfem Ton die Bußpsalmen
h die Halle der Kirche, und in seinem
llum betete sie Ansgar andächtig und
unstig mit — Gott selbst hatte ihn
eiprochen. In den Wintertag hinaus
wimmerte das Totenglöcklein und
ete der nahen Stadt, daß hier oben
Bruder im Herrn entschlafen sei.

7. Kapitel.

Truggold.

Ambrosius Volkmarus fühlte den in-
n Drang, mit Ansgar zu sprechen,
allem aber ihn hinzuweisen auf die
tlosigkeit der alchimistischen Kunst,
r die er bei seinem ruhigen und sicheren
ande sich bald klar genug geworden,
da er nach dem Gottesdienste ihn auf-
en wollte, trat sein Diener eilig an
heran und meldete, ein Bote sei eben
mmen mit der Nachricht, Herr Eber-
t liege im Sterben und wünsche ihn
einmal zu sehen.

Da trug er dem Diener auf, ihn bei
Abte und Prior zu entschuldigen, er
st aber eilte hinab nach dem kleinen
öfte an der Landstraße. Da er ein-
in die niedrige Stube, die Stirn
des Wintertages schweißbedeckt, hatte
Todesengel eben sein stilles Werk ge-
n und schwebte unhörbar mit der Seele
rharts von dannen.

Zur Seite des Toten knieten die bei-
Frauen und weinten leise, aber auf
Antlitz des Abgeschiedenen lag ein
niger Friede — mit einem Lächeln um
blassen Mund war er heimgegangen
die ewigen Wohnungen. Er hatte es
al vorausgesehen; das Flämmchen war
h einmal hoch aufgelodert beim Wie-
sehen des alten Freundes, um dann nur
welt schnell zu verglühen.

Tief bewegt trat Ambrosius an die
hre heran, legte seine Hände auf die
pter der beiden Frauen und sprach
de: „Seht ihr nicht an seinem Ange-
te, daß er glücklich ist? — Gönnt ihm
en Frieden und weint nicht!“

Dann faßte er still die Hand des Toten und hielt sie lange schweigend in der seinen, als wollte er ihm ein Gelöbnis thun, und so fragte er: „Was waren seine letzten Worte?“

Frau Martha erhob sich, wischte sich die thränenden Augen mit einem Tüchlein und sprach: „Er dachte an Euch. ‚Sagt ihm‘ — so redete er — ‚wir sehen uns wieder, ich grüße ihn innig und warm, und alles andere weiß er.‘“

„Ja du hast recht, Verewigter, Edler — alles andere weiß ich. Was mein war, war auch dein, und was dein war, ist nun mein! Versteht ihr, was das heißt? — Er hat euch mir an das Herz gelegt als ein heiliges Vermächtnis und ich will es treulich hüten und hegen — gönnt mir dafür nur einen kleinen Teil der Liebe, die ihr ihm geweiht und deren ich nun so bedürftig bin, denn seit er heimgegangen, bin ich verwaist wie ihr!“

Der hohe, ernste Mann breitete weit die Arme aus und beide Frauengestalten legten sich ihm vertrauend an das Herz und er schloß sie fest an sich und sprach: „Sieh freundlich her auf uns, du Verklärter, und verlaß uns nicht mit deinem Geiste!“ —

Die kleine Stube aber erfüllte jetzt heller Sonnenglanz und er leuchtete hinein bis in die Herzen der Leidtragenden, die nun halblaut ein frommes Gebet sprachen für die Seele des Heimgegangenen.

Nun gab es so manches zu ordnen und zu schlichten, und Ambrosius fand keine Zeit, nach dem Kloster zu kehren, und ließ mit höflichem Entschuldigungswort an den Abt durch seinen Diener seine Gewänder und was er sonst hatte hinaufbringen lassen, zurückholen. Das Bild, das er einst gemalt und das Ansgar als Vorbild gedient hatte, schenkte er Frau Martha, die erstaunt auf demselben die Züge ihres Kindes wiederfand und in wehmütiger Ergriffenheit die Hand des Gebers küßte.

Nach zwei Tagen wurde Eberhart bestattet, wie es seine Sehnsucht gewesen, an der Seite seiner früh verschiedenen Gattin, und nun erst wurde mancher in der Stadt wieder erinnert an den ehrlichen, unglücklichen Mann, der vor dreißig Jahren arm aber fleckenlos von dannen gezogen war, und gedachte seiner in Ehren. Ambrosius beschloß, die beiden Frauen mit sich nach Prag zu nehmen und das kleine Gehöft zu veräußern, doch sollte erst die günstigere Witterung des Frühlings abgewartet werden; bis dahin wurde ein zuverlässiger Knecht besorgt, der das Haus beschützte und die Frauen behütete, denn nach der Stadt zu übersiedeln hatten sie verweigert, da sie in den Räumen bleiben wollten, in denen ihr edler Vater und Großvater gelebt und gestorben war. Ambrosius selbst aber mußte nach Prag zurück, denn der Kaiser entbehrte in der rauhen Jahreszeit nicht gern seinen Leibarzt und konnte leicht ungeduldig werden.

So schied er von den beiden, die er nun die Seinen nannte, in herzlicher Weise und mit dem Vorsatze baldigen Wiedersehens. Der Reisewagen rollte auf der Straße fort, die Tücher der Frauen wehten ihm nach und das Herz des Leibarztes war voll reiner und sonniger Seligkeit.

Es vergingen einige Wochen, friedlich für das kleine Gehöft im Thale, friedlich für das graue Kloster auf der Höhe. Es war, als wenn hier mit dem Tode Florians der alte engherzige, harte Geist gewichen wäre und als ob der Hauch wahrer, schöner Liebe durch das Konvent ginge. Die Worte des Leibarztes hatten hier den Frühling gebracht, ehe er noch in der Welt seinen Einzug hielt, und keiner fühlte sein Wehen wärmer als Ansgar. Der Abt hatte ihm die verpönte Staffelei wieder in seine Zelle bringen lassen und dem jungen Mönche rannen die Thränen über die Wangen, als er zum erstenmal wieder seine geliebte Kunst üben konnte. Die Auferweckung des Lazarus — das war der Gegenstand seines neuen Bildes, und Christus sollte verklärt und schön die Züge von Ambrosius Volkmarus tragen. Das sollte Ansgars Dank sein, denn anders zu danken, war ihm nicht möglich gewesen, und doch war sein Herz voll Sehnsucht nach dem Edeln, der ihm den Weg frei gemacht und den Druck von seiner Seele genommen, unter welchem diese zu erstarren drohte.

Und der Abt selbst ließ ihn gewähren: das sollte die Sühne des Klosters sein, daß man bis in die fernsten Tage jedem Bruder die Züge jenes Mannes vor Augen stellen wollte, den man einstens hart hinausgewiesen und der doch eine Ehre und Zierde der Kongregation war.

Der März war ins Land gegangen, er nahm die Backen voll und blies überall den Schnee von Feld und Flur und erlöste den Fluß von seinen Eisfesseln, so daß er toll und übermütig mit hochgehenden Wellen zwischen seinen Ufern hinjagte. Die Raben und Dohlen kreischten lustig um die Türme des Klosters und um die Zinnen der Stadt, sie witterten bessere Tage nach den vergangenen Hungerwochen, und die Menschenherzen in den engen, winkeligen Straßen, in den hohen, schmalbrüstigen Giebelhäusern atmeten hoffnungsvoll auf in Frühlingssehnsucht.

In dem kleinen Gehöft an der Landstraße jedoch herrschte Traurigkeit, und Frau Martha war in Sorge und Kummer, denn sie vermeinte schon wieder den Flügel jenes dunklen Engels rauschen zu hören, der vor kurzem erst hier geweilt und die Seele ihres Vaters von hinnen geführt hatte: Gertrud war erkrankt, ob infolge der Gemütsbewegung der letzten Zeit, ob an einer Erkältung, wer hätte es sagen können? — Genug, das Fieber durchschauerte die Glieder der schönen Kranken, aus dem bald hochgeröteten, bald tiefblassen Angesicht flimmerten die Augen in seltsamer Glut und die süßen Lippen redeten wie im Traum. Nur ab und zu fand der Geist die Klarheit, und wenn dann die Mutter am Bette saß und mühsam die Thränen verhielt, da faßte die heiße, blasse, kleine Hand

der Kranken nach jener der getreuen Pflegerin und suchte diese zu beruhigen und zu trösten.

Der berühmteste Medikus der Stadt war zu Rate gezogen worden, er legte den dicken Zeigefinger bedenklich an die Stirn und an die Nase und dachte und sann und schüttelte zuletzt mit dem Kopfe und zuckte mit den Achseln. Wohl gab er ein Tränklein, das seltsam duftete und von dem die Kranke nur widerstrebend einnahm, aber eine Wirkung mochte er selbst sich nicht versprechen und seine Worte ließen der bedrängten Mutter keinen Zweifel, daß Menschenhilfe ihrem Kinde nichts frommen könne. Ihr ganzes Vertrauen hatte sie auf Ambrosius gesetzt, an welchen sie einen besonderen Boten nach dem fernen Prag gesendet, aber ehe derselbe seine Botschaft angebracht, ehe der väterliche Freund herbeieilen konnte, war es wohl zu spät.

Ein maßloser Schmerz durchzitterte bei diesem Gedanken ihre Seele, voll Bangigkeit schrie sie im Gebete auf zum Himmel, doch dieser schien taub für ihr heißes Flehen, und die Kräfte der Kranken nahmen sichtlich ab. Und als sie eines Abends dieselbe bleich, still und regungslos sah, erschrak sie bis in das tiefste Herz und der Gedanke kam ihr, daß sie verantwortlich sei für die Seele ihres Kindes und daß sie dieselbe nicht dürfe hinscheiden lassen ohne die Gnadenspenden der Kirche. Darum sandte sie den treuen Knecht, daß er hinüberfahre nach dem Kloster und einen der Patres herbitte.

Der Mann beeilte sich, denn er hing mit schlichter Hingebung an seiner Herrin und an dem kranken, schönen Jungfräulein, und ob der Märzwind auch scharf über die Wellen des Flusses fegte und da und dort wohl auch eine kleine Eisscholle stromabwärts trieb, er zwang mit kräftiger Hand den Kahn hinüber ans andere Ufer und erstieg auf kürzestem Pfade die Anhöhe, auf welcher das Kloster stand.

Er pochte an die Pforte und teilte dem Bruder Pförtner sein Anliegen mit. Der machte ein bedenkliches Gesicht und vermeinte, es sei eine schlimme Zumutung, an solchem Abend und bei solchem Wetter die schützenden Mauern verlassen zu sollen, aber er wollte es einem der jüngeren Brüder mitteilen, würde wohl einer sich finden, der's um Gotteswillen thäte. Und ein solcher fand sich. Der Pförtner hatte zufällig auf dem Korridor Ansgar getroffen und ihm die Bitte des Knechts mitgeteilt; der junge Mönch hatte keine Ahnung, zu wem er gehen sollte, aber er war sofort bereit und bat den Laienbruder nur, dem Prior die Meldung zu machen. Dann eilte er nach seiner Zelle, warf den groben Wollmantel mit der Kapuze über und wollte eben den Raum verlassen, als ihm plötzlich der Gedanke kam, daß ihm Gott hier Gelegenheit biete, nicht bloß die Seele, sondern vielleicht auch den Leib eines Kranken zu retten, und rasch entschlossen zog er unter dem Fußgestell seines Betschemels jenes Trinkgold hervor, das er nach Anweisung Brunos einst bereitet hatte, und barg das Fläschchen in den Falten seiner Kutte. Dann eilte er nach der Kirche, holte das heilige Chrysam, um die letzte Oelung zu spenden und barg den Leib des Herrn, die letzte Wegzehrung der Kranken, in der gestickten Bursa, welche er um den Hals hing und trat hinaus zu dem Knechte.

Der Wind war stärker geworden, er stöhnte unheimlich um die Mauern und trieb unten die Wellen kräftiger gegen das Gestade. Der Knecht glaubte, da beide Männer in den schwankenden Kahn stiegen, den Mönch beruhigen zu sollen, der aber saß gleichmütig und ernst im Schifflein und erwiderte: „Der Herr fährt mit uns — was sollte uns begegnen?"

Durch die zerrissenen Wolken trat der Mond heraus, die Kämme der Wellen blitzten in seinem Silberstrahl und das kleine graue Gehöft war matt erhellt. Ansgar redete kein Wort mit dem Knecht, der kräftig die Ruder regierte und nur einmal in der Mitte des Flusses mit der Hand flüchtig hinüberdeutend sagte: „Dort das Haus ist's!"

Der Kahn schwankte, seine Planken dröhnten im Anprall der Wellen oder wenn ab und zu eine Scholle dagegenfuhr, aber der Mann am Ruder war sicher und bald landete das kleine Fahrzeug. Auf wenig betretenem Pfade schritt Ansgar hinter dem Knechte her und schon nach wenigen Minuten erreichten sie die Landstraße und standen bald darauf vor dem Thore des einsamen kleinen Gehöfts. Wohl manchmal hatte es Ansgar von der Höhe des Klostergartens aus gesehen und sich an dem idyllischen Frieden gefreut, der in sommerlichen Tagen um dasselbe webte, wenn die Linden davor erblühten, und er wußte auch, daß es einer Witwe gehöre, die fernher gekommen, nachdem „der schwarze Tod" ihr den Gatten geraubt. Hinter dem Knechte trat er ein in den Hof, wo der Hund ihm knurrend entgegenkam, der aber rasch durch die bekannte Stimme beschwichtigt war, und in der Flur des Wohngebäudes begrüßte Frau Martha mit thränenden Augen den Priester und beugte sich tief auf das Knie vor dem Venerabile, das er in der Bursa bei sich trug. Sie leitete ihn still in das Gemach, in welchem die Kranke sich befand, die ruhig, mit offenen Augen dalag und klar und freundlich dem jungen Mönche entgegenschaute.

Dem aber bebte das Heiligtum in den zitternden Händen. Das war wiederum das Antlitz der Heiligen, das er einst gemalt, nur so bleich und müde, aber die Augen hatten denselben wundersamen Schimmer und die fieberroten Lippen öffneten sich und sprachen: „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn!"

Die Seele Ansgars aber schauerte zusammen vor Wonne und Weh, da er tief und milde das „Amen" erwiderte. Da stand er gleichsam vor dem Rätsel [illegible] Lebens, das ihn seit Monden [illegible] da führte ihm der Himmel jenes [illegible] entgegen, das ihm wie der Fluch [illegible] Segen seines Daseins zugleich erschien [illegible] immer wieder aufs neue eingriff in [illegible] Leben und das Herz ihm aufregte in [illegible] innersten Tiefen, und zu dem er sich [illegible] aufs neue hingezogen fühlte. Und [illegible] Angesicht sollte vergehen für immer [illegible] sonnigen, süßen Augen sollten sich [illegible] ewig schließen? In seiner Brust [illegible] auf: Nein und nein — und wenn ich [illegible] dem Himmel ringen müßte um dies [illegible] und wenn ich mein eigenes dafür [illegible] Opfer bringen müßte. In einem [illegible] blicke durchbebten ihn hundert Gedan[illegible] Angst, Sorge, Hoffen und Gebet drän[illegible] sich in seiner Seele, während er [illegible] keines Wortes mächtig dastand und [illegible] Augen noch immer in jene der Kran[illegible] versenkt hielt.

Still war es in dem kleinen Raum[illegible] an der Thür kniete der Knecht, an [illegible] Tische lehnte tiefgebeugt Frau Mart[illegible] denn unbewußt und wie zum Schutze [illegible] seinen eigenen stürmenden Gedanken [illegible] Ansgar die Hand mit der gestickten B[illegible] höher gehoben, und nun erst ließ er [illegible] langsam sinken und seine Lippen [illegible] das Wort, das mild wie fernes from[illegible] Glockenläuten klang: „Der Friede sei [illegible] euch!"

Die Kranke und Frau Martha [illegible] verwundert nach dem jungen Mönch[illegible] das war, als ob der ferne Freund [illegible] brosius Volkmarus es gesprochen, und [illegible] erstaunter, freudiger horchten sie auf [illegible] dieselbe Stimme sagte: „Will's Gott [illegible] helfe ich euch auch aus des Leibes [illegible] durch ein wundersam Mittel, das ein [illegible] Mann ersann, der euch wohl auch be[illegible] und wert ist und der einst Bruno [illegible] hieß!"

„Das ist die Hilfe, die Gott [illegible] sendet!" jauchzte Frau Martha [illegible] „Gebt, gebt das Mittel, Hochwürd[illegible]

Da griff Ansgar in die Falten [illegible] Gewandes und zog das Fläschchen [illegible] Er hielt es gegen das Licht, die Tin[illegible] flimmerte in tiefem, sattem Goldton, [illegible] es war, als gingen zuckende [illegible] Strahlen von ihr aus.

„Bringt einen Löffel!" heischte [illegible] junge Mönch, und nachdem er den[illegible] erhalten, goß er ihn voll des [illegible] Wundertranks, seine Hand aber [illegible] vor der fremdartigen Schwere des[illegible]

Schon nahte er sich dem Lager der [illegible] frau, die vertrauensvoll mit den [illegible] keuschen Augen ihn ansah, aber wie [illegible] in das reine, schöne Antlitz blickte, [illegible] zuckte ihn auf einmal der Gedanke [illegible] wenn es kein Heiltrank wäre, den [illegible] Hand reicht, sondern Gift? Kein M[illegible] hat noch diese Tinktur genossen, seine [illegible] kung ist fremd — darfst du es [illegible]

Er zog die Hand mit dem Löffel [illegible] rück, eine Sekunde lang hielt er ihn [illegible] und bewegungslos, dann hob er ihn [illegible] dem eigenen Munde und schluckte [illegible] das blitzende schwere Naß.

In diesem Augenblicke kamen Schritte, die Thür öffnete sich rasch und in derselben erschien Ambrosius Volkmarus, mit schnellem Blicke die Gruppe überschauend. Mit freudigem Aufschrei warf sich Frau Martha an seine Brust, die Kranke hob sich höher auf ihrem Lager und Ansgar rief laut wie aus erlöster Seele: „Bruno!" Dann sank er müde und bleich in einem Stuhle nieder.

Der Leibarzt hatte nicht den Boten Marthas gesprochen, die Sehnsucht und Sorge hatte ihn von selbst hergetrieben, um die beiden Frauen heimzuholen nach Prag, und er kam zu rechter Zeit — und doch zugleich zu spät. Er hatte Mutter und Tochter begrüßt, nun wandte er sich zu dem jungen Mönche, zu welchem ihn schon längst seine Seele zog und an den er oft genug gedacht. Der aber lag blaß, jedoch mit einem unsäglich freundlichen Lächeln auf dem edlen Angesicht in dem Sessel. Erschrocken beugte sich Volkmarus zu ihm nieder, erregt trat Frau Martha heran, Ansgar aber fragte leise, auf die Kranke deutend: „Wird sie genesen?"

Der Leibarzt ahnte, was geschehen war, und sein Herz zog sich schmerzlich zusammen.

„Ich hoffe es zu Gott, daß ich sie retten kann — aber du — was ist dir — Unseliger?"

Ansgar deutete auf das Fläschchen, welches auf dem Tische stand, und seine Lippen flüsterten: „Aurum potabile!"

Ein tiefes Stöhnen rang sich aus der Brust des Leibarztes: „Hat sie getrunken?"

Ansgar schüttelte mit müdem, seligem Lächeln das Haupt — Ambrosius Volkmarus verstand ihn, aber mit Entsetzen dachte er auch daran, daß er selbst wohl, freilich ohne Wollen und Wissen, die Schuld an dieser Katastrophe habe, und er vermochte kein Wort herauszuzwingen aus der gequälten Brust als: „Trinkgold — Truggold!"

„Gibt es denn kein Mittel?" fragte erschüttert Frau Martha, der Leibarzt aber schüttelte leise das Haupt, und dem ernsten, gestählten, lebensruhigen Manne rannen die Thränen über die Wangen. Langsam beugte er sich nieder und lag mit einemmal auf den Knieen vor Ansgar und sprach eindringlich und flehentlich: „Verzeihe mir, daß ich Schuld an deinem Ende trage, weil ich dich nicht gewarnt vor dem Fluch des Goldes, in welcher Gestalt es auch erscheint! . . ."

Der junge Mönch aber griff mit letzter Anstrengung nach seinen Händen und sprach: „Du hast mir Segen gebracht in mein einsames Leben, ich danke dir! — Ich weiß, du wirst sie retten — ich sterbe gern!"

Und Brust an Brust lagen die beiden, deren Seelen so innig verwandt waren und die sich doch erst in so ernster, feierlicher Stunde finden sollten.

„Laß mich meine Heilige noch einmal anschauen!" flüsterten Ansgars Lippen — seine Sinne verwirrten sich — mit großen, weit geöffneten Augen, aber den Abglanz der Seligkeit auf dem bleichen Gesicht schaute er hinüber nach Gertrud, die fest die Hände der Mutter hielt und der eigenen Krankheit zu vergessen schien, und in den Armen des Kaiserlichen Leibarztes betete der junge Mönch mit zuckenden Lippen: „Heilige Cäcilie — bitte für mich! . . ."

Der Morgen des 22. März brach an, des Frühlings erster Tag und sein junges, goldenes Licht fiel auf das blasse, selig lächelnde Gesicht des toten Mönchs und auf das friedliche Antlitz Gertruds, die nach der Aufregung der Nacht in ruhigen Schlummer gesunken war. — Schlaf und Tod in einem Raume.

Am selben Tage führte der treue Knecht die Leiche Ansgars in dem Kahn auf den schwankenden Wellen hinüber; auf der Brust des jungen Priesters lag noch die Bursa, aber sie war leer — den Leib des Herrn hatte ihm Ambrosius Volkmarus gereicht, der ihm auch, eingedenk der priesterlichen Rechte, die bei dem unzerstörbaren Charakter des Sakraments der Priesterweihe ihm niemand nehmen konnte, die Absolution erteilt hatte. — Durch die Kirche klangen wiederum die Psalmi poenitentales ernst und feierlich.

Das angefangene Bild von des Lazarus Auferweckung aber hängt in dem Gemache der jugendschönen Verwandten des Leibarztes seiner Kaiserlichen Majestät zu Prag, der lieblichen Jungfrau Gertrud, und der auf das Geheiß des Herrn aus dem Grabe Hervorkommende trägt die edlen schönen Züge Ansgars.

Aus Vitezslav Haleks*) Gedichten.

Deutsch von

Arthur Heinzmann.

Es zog manch Lied ins Herz mir ein,
Von wannen? weiß ich nicht zu sagen;
Fragst du die taubeglänzte Flur,
Woher die Halme Perlen tragen?

Rings in der schimmerreichen Pracht
Haucht süßer Duft verjüngtes Leben;
Bald wehmutsvoll, bald wonniglich,
Fühl' ich's die Seele mir durchbeben.

Der Tau erstand im Mondenschein,
Im Herzen quillt der Born der Lieder;
Er strömt dahin in Leid und Lust —
Und neuer Morgen kehret wieder.

Die Wiesen duften ihre Blumenlieder,
Und prangend an der Schöpfung Hochaltar
Les' ich das Wort, das schon von Anfang war,
Das Gottes Hand schrieb unvergänglich nieder.

Der Vögel Klage, Falters Eintagsleben,
Geschlechter, die da kommen und vergehn,
Der Menschheit Jubel, ihres Jammers Fleh'n,
Wer könnte solcher Satzung widerstreben?

Im Waldesdämmern, in des Mondes Klarheit,
Im Bachesmurmeln, dem der Träumer lauscht,
Im Windeshauch, der durch die Wipfel rauscht,
Wird täglich neu das Wort der ew'gen Wahrheit.

Ein andres als ein Machtwort ird'schen Wahnes,
Ein ältres als es Mosen ward gelehrt,
Weit göttlicher, als man in Tempeln lehrt,
Und milder denn der Fluch des Vatikanes.

O Schöpfungswort, du ewiges: Es werde!
Des Herzens und der wahren Liebe Wort,
Im süßen Segen töne fort und fort,
Ein Gottesgruß dem Himmel und der Erde!

Birke, am grünen Bergeshang;
Gleichwie die Geiß der Herd' entsprang,
Kamst du nach schwerem Wintertraum
Eilig hervor zum Waldessaum.

Birklein, im weißen Flügelkleid,
Schlank wie die jugendzarte Maid,
Voll süßer Ahnung alles lauscht
Der Kunde, die dein Laub durchrauscht.

Welch frohe Botschaft mag das sein,
Tönend wie Geigen und Schalmei'n,
Wehend aus sanft bewegter Luft,
Hauchend aus tausendfachem Duft?

Schon stehen prangend Baum und Strauch,
Geschmückt zum Fest nach altem Brauch,
Und jedes Zweiglein, jedes Reis
Will künden nun des Festes Preis.

Viel' Gäste fanden auch sich ein,
Ihr Sang durchhallt den weiten Hain,
Und eh' zwei Tage noch vorbei,
Grüßt alle Welt den holden Mai.

Goldne Fluren, goldne Fluren,
Hei, wie lustig reifen sie;
Halme, sanft im Winde rauschend,
Spielen auf als Musici,

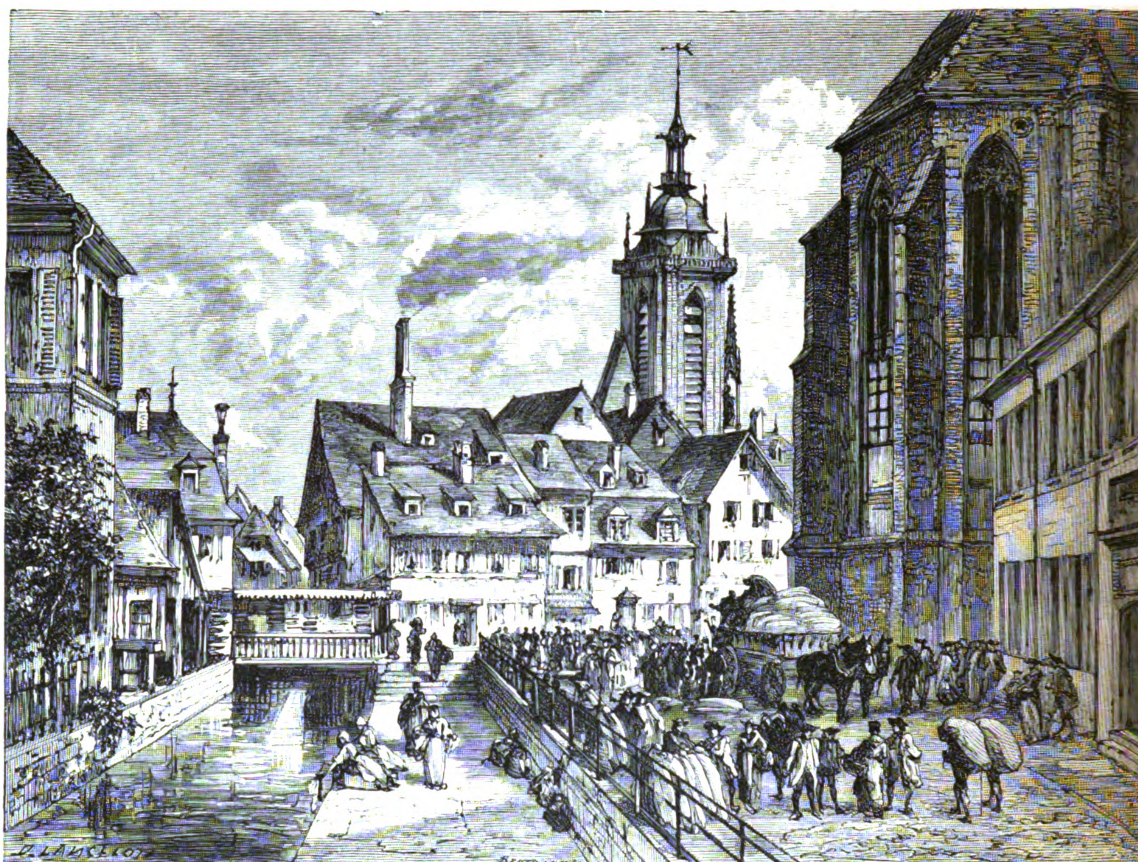
Schwanken säuselnd auf und nieder,
Flüstern, kosen nachbarlich,
Heiß berührt vom Kuß der Sonne,
Bebt die Aehre wonniglich.

Bienlein dorten summt dem Falter
Wohl gar wicht'ge Kunde zu;
Fern die Wachtel, nah die Grille
Geben neckend keine Ruh.

Goldne Fluren, goldne Fluren,
Ueppig prangend weit und breit,
Aus der Seele Liederfülle
Sei ein Sang auch euch geweiht!

---

*) Vitezslav Halek lebte und dichtete in Prag, wo er sich allgemeiner Beliebtheit erfreute. Er starb, noch nicht 40 Jahre alt, im Jahre 1875. Kürzlich wurde ihm auf dem Karlsplatze in Prag ein Denkmal errichtet.



Der Kornmarkt in Colmar (S. 1611).

Elsässer Bilder.

Von

Oskar Schwebel.

Mit seltener Treue hat das deutsche Gemüt dem schönen Elsaß während der Zeit der Entfremdung seine Liebe bewahrt; mit freudigem Eifer und in erneuter Stärke hat es dieselbe dem zurückgewonnenen Lande zwischen Rhein und Wasgau gegenwärtig wieder zugewendet. Ein hervorragender Teil dieser liebevollen Anhänglichkeit gehört seit alten Tagen freilich der „wunderschönen Stadt"; dafür legt unser Volkslied das beredtste Zeugnis ab; gar viel weiß dasselbe von Straßburg zu singen und zu sagen. Schon vor alters also hat der Deutsche dies Land mit dessen Hauptstadt identifiziert; die Straßburger Art war ihm gleichbedeutend mit der der Elsässer. Darüber sind selbstverständlich die anderen Städte — darüber sind auch die ländlichen Gemeinden des Elsasses ein wenig zu kurz gekommen. Wieviel des Anziehenden, ja Fesselnden aber auch sie darbieten in ihrer Geschichte und ihren Denkmälern, in Sitte und Brauch, werden die Ausflüge ins Elsaß uns zeigen, mit welchen wir heute beginnen.

Der erste derselben gilt dem ehrwürdigen Colmar. Wir kommen vom Schienenwege, und unsere ersten Blicke wenden sich in froher Ueberraschung dem Marsfelde Colmars mit seinen herrlichen Bäumen und seinen schönen Statuen zu. Inmitten des duftenden Jasmingebüsches und der alten Lindenpracht — das Marsfeld dient kriegerischen Zwecken nicht mehr und ist mit sorgfältig gepflegten Anlagen geschmückt — erheben sich die Bildsäulen zweier Größen des kaiserlichen Frankreich: des Generals Rapp und des Admirals Bruat.

Beide Männer sind Söhne Colmars. Johannes Rapp, nachmals Graf und Pair von Frankreich, wurde nach der Angabe des Domherrn Hunkler, des Geschichtschreibers von Colmar, am 16. April 1771 geboren und trat im Jahre 1788 in das Heer ein. General Desaix wählte ihn 1793 zum Adjutanten: Rapp focht unter ihm bei den Pyramiden und auf Deutschlands Schlachtfeldern mit so hohem Ruhme, daß, nachdem Desaix bei Marengo gefallen war, Bonaparte selbst Jean Rapp an seine Seite berief. Im Jahre 1802 übernahm Rapp als Adjutant des Oberbefehlshabers die schwere Aufgabe, die Schweizer zu beruhigen, und führte sie auch glücklich durch; im Jahre 1805 gelang ihm in der Dreikaiserschlacht von Austerlitz die Gefangennahme des Fürsten Repnin. Wohl wurde im Treffen von Golymin Rapps linker Arm zerschmettert; gleichwohl überhäuften die Schlachten an der Moskwa und von Malojaroslawitz den Elsässer Krieger mit Ruhm. Am größten aber erwies Rapp sich in der Stunde des Unglücks. Nachdem das Verhängnis die große Armee erreicht hatte, warf er sich mit 30000 Mann nach Danzig. Unerschütterlichen Mutes wußte sich der tapfere Sohn Colmars gegen die Russen, welche bald darauf die Festung einschlossen, ein ganzes Jahr lang zu halten; er kapitulierte erst dann, als die Not der Besatzung ihren Höhepunkt erreicht hatte. Die altheilige Stadt der Russen, das kuppelreiche Kiew, wurde ihm während seiner Gefangenschaft zum Aufenthaltsorte angewiesen.

Die hundert Tage brachten ihm im

hre 1815 die Pairswürde. Als Na- eon dann nach St. Helena verbannt rden war, ließ sich Rapp in der Schweiz dem Aargauer Schloß Wildenstein der, bis Ludwig XVIII. ihn 1817 unter tätigung all seiner Würden zurückrief. pp ist am 2. November 1823 auf sei- Landgute Rheinweiler im Großherzog- Baden verstorben. Seine Vaterstadt mar beklagte in ihm nicht nur den mvollen Krieger, sondern auch den all- zur Hilfe bereiten Menschenfreund; hatte Rapp während der Feldzüge selbst weiter Ferne den Armen von Colmar herzige Spenden zugesendet.

Friedrich August Bartholdi, der große zösische Bildhauer, welcher die Ver- gten Staaten von Amerika mit der tatue der Freiheit" beschenkt hat — wir sehen werden, gleichfalls ein Sohn Stadt Colmar —, hat als Jüngling 20 Jahren die eherne Statue Rapps ildet. Er hat den berühmten Krieger bewegter Haltung dargestellt: er hat „Rapp von Danzig" geschaffen, der Wort dafür einsetzt, daß er sich bis den letzten Mann halten werde. Ruhig r und in seemännischer Entschlossenheit t Admiral Armand Joseph Bruat vor . Am 26. Mai 1796 zu Colmar ge- en, verstarb der Elsässer Seeheld am November 1855. Mitkämpfer einst Navarino, befehligte Bruat, der erst 11 in den Dienst eingetreten war, im hre 1854 die französische Flotte im warzen Meere. Die Namen „Asow", ertich" und „Kinburn" bilden Sterne es Ruhmes, und ein französisches Werk r ihn sagt nicht mit Unrecht: „Seine erschrockenheit und seine Festigkeit haben einen Ruhm geschaffen, welcher gleich r Legende in der französischen Flotte leben wird." Sein Vaterland verdankt jenes Protektorat über Tahiti, die htigste der Gesellschaftsinseln, welches im hre 1880 sich in das Besitzrecht ver- ndelt hat. —

Der Pfad, welchen wir eingeschlagen en, die „große Allee", in deren Mitte Standbild Bruats sich befindet, führt an dem prächtigen neuen Bezirks- sidialgebäude vorbei in das alte Col- r. Ja, Colmar ist noch immer eine rtümliche Stadt, obwohl die Bedürf- e der Neuzeit in ihrem Rechte schonungs- und zerstörend sich Geltung zu ver- ffen beginnen; noch immer ist ihm jener ische Zug, welcher alten deutschen Reichs- ten eigen zu sein pflegt und das Gemüt nheimelt, verblieben. Freilich: es hat an brüchen, Straßendurchlegungen u. dergl. letzter Zeit nicht gefehlt, und leider ist ei auch sehr viel Malerisches gefallen, allem ein beträchtlicher Teil der alten festigungen. Was aber geblieben ist, ügt noch immer, um das Herz des Ge- chtsfreundes mit Entzücken zu erfüllen.

Reden wir von bürgerlichen Bauten rst! Die Straßen von Colmar sind klig und gewunden; sie bieten, da eine lle alter Wohnhäuser und Zunftstuben erhalten hat, oft Bilder von hoher malerischer Schönheit. Das sind dieselben übergekragten Giebelhäuser, dieselben schlanken Türmchen, dieselben zierlichen Chörlein und reichgeschmückten Portale, welche uns in Nürnberg entzücken! Das ist echt deutsche Art zu bauen! Nur daß der künstlerische Wert dieser Wohnhäuser im allgemeinen ein etwas niedrigerer ist, als in Deutschlands „Schatzkästlein".

Im allgemeinen nur, keineswegs durchgängig! So zunächst nicht bei dem „Pfisterhause" (S. 1625) hinter der Kirche an der Ecke der Krämer- und Goldschmiedegasse. Welch lauschige Galerie da oben; wie keck nimmt sich der Turm mit seiner Wendeltreppe und seinen, fast einem Eisenhute gleichenden Helm aus! In frischem Farbenglanze schimmern die Fresken an Wandung und Erker, und anmutende Kühle füllt die Gemächer zu ebener Erde. Nicht minder schön als dieses tiefgebräunte altdeutsche Wohnhaus ist ein altfranzösisches, das Eckhaus an der Schädel- und Schongauerstraße, welches ein Einwohner aus Besançon im Jahre 1538 sich errichtet hat. Bei dem „Gewinkel", welches im Innern der Stadt vorherrscht — die feine Welt wohnt selbstverständlich auch hier in den Villen der Peripherie —, findet sich „viel reizendes Detail: — hier ein Türmchen, dort ein Bogenfenster, dann wieder ein eisernes Gitter oder ein altes Handwerkerschild von barocker und selbst grotesker Form". Wir müssen uns indessen auf die Erwähnung des Wichtigsten beschränken.

Die enge Krämergasse mit ihren nach oben in jedem Stockwerke sich weiter vordrängenden Häusern scheint während des Mittelalters die Hauptverkehrsader der freien Reichsstadt Colmar gewesen zu sein; noch zeigt sich an einer Seite derselben ein einspringender Winkel, in welchem ein Gatter angebracht war, um den Verkehr zeitweilig abzusperren. Ein Haus in anderer Gegend, nahe dem Oberlandesgerichtsgebäude, trägt eine wichtige geschichtliche Inschrift in seiner Vorhalle; dieselbe lautet:

„In dem jar, do man zalt von gotz geburd dryzehen hundert ethwe (8) un fonfzig jar an dem mentag nach sant Agnesen tag war der durluhtig furst herzog Rodolf von Oesterrich pfleger des richs in allem Elsaß und rihtet und rach den uberlouf, der dem landvogt, dem meister und dem rat ze Colmar geschah, und brach darumb dis hus und soll niemerme wider gebuwen werden zu einer ewigen gedenknis."

Trotz des Fluches Rudolfs von Oesterreich ist das Gebäude gleichwohl von neuem erstanden. Oft begegnen uns fromme Inschriften wie: „Deus dedit incrementum", „Gott hat uns unser Glück gegeben"; „Deus quoque custodiet", „Gott wird dasselbe auch bewachen", oder: „Accrescat domui simul res et decus!" „Wachse das Haus an Gut und Ehre!" — Vortrefflich gearbeitet ist ferner das Renaissanceportal blühendsten Stiles am Hause der „Ackerleut-Zunft" (S. 1619). Keck ruft dieselbe dem Tadler entgegen:

„Eh' veracht,
Als gemacht."
1626.

In diesem Gebäude haben von 1789 ab die Juden Colmars ihren Gottesdienst abgehalten, bis ihnen der Bau einer Synagoge verstattet ward. Von außerordentlicher Zierlichkeit sind auch Portal und Erker des nunmehrigen Polizeikommissariats (S. 1622), welches, wie der Wappenschild andeutet, wohl einst das Heim einer Patrizierfamilie Colmars gewesen ist; massig und schwer dagegen erscheinen die reichen Ornamente am „Hause mit den Köpfen", an welchem sich Masken und Grimassen in großer Anzahl vorfinden. In letzterem beherbergten einst die berühmten Dominikaner von Colmar ihre Gäste.

Bei dem Vorhandensein einer so charaktervollen, erinnerungsreichen Architektur wandelt sich's wohl in den Straßen von Colmar, mag nun der grelle Sonnenschein in seiner Schärfe auf die Feinheiten des alten Ornamentes aufmerksam machen oder das Mondlicht um diese Giebel, diese Erker huschen. Selbst ein Voltaire hat sich dem anheimelnden Eindrucke Colmars nicht zu entziehen vermocht. Nachdem er den Hof des großen Königs zu Potsdam verlassen hatte, traf er am 2. Oktober 1753 in Colmar ein. Er beschloß, hier zu rasten und an den „Annales de l'empire" zu arbeiten; im Hause Judengasse 10 nahm er sich eine Wohnung. Wohl nannte er anfangs Colmar nicht anders als eine Stadt der Hottentotten und Irokesen; wohl schrieb er in den ersten Monaten: „Ich wohne in einem abscheulichen Hause, in einem abscheulichen Neste"; sein Urteil wandelte sich indessen um, und nach einem Jahre teilte er der Gräfin von Lützelburg mit: „Ich gewöhne mich an Colmar; mir ist hier wohler als in den Prachtzimmern von Soissons; ich hätte Lust, ein Elsässer zu werden." Das will gewiß viel sagen. —

Doch wenden wir uns jetzt den kommunalen Bauten Colmars zu. Es ist manches von ihnen verschwunden; so z. B. das alte Spital mit seiner berühmten Kapelle zum heiligen Geiste, zu welcher einst stark besuchte Wallfahrten stattfanden. Vorhanden aber ist noch das schöne „Kaufhaus" (S. 1616). Unser Weg zu demselben führt uns zu dem „Kornmarkt" (S. 1606) auf dem Gendarmerieplatze. Hier enthüllt sich uns die ganze Eigentümlichkeit des Städtebildes von Colmar. Hier fließt das Bächlein, die Lauch, welches die Betriebsamkeit der guten Bürger von Colmar, namentlich die der Gerber, so wesentlich fördert und der weiblichen Bevölkerung der Stadt die Vornahme mannigfacher Wirtschaftsverrichtungen so freundlich erleichtert! Dann ein steinerner Gang am Ufer des Flusses und erst über ihm das Pflaster. Im Schatten des hohen Chores von St. Peter wird der Segen der Feldarbeit soeben abgeladen. Dort drüben aber grüßen winklige Häuser mit allerlei Unregelmäßigkeiten, wie sie das Herz des Malers sich nur zu wünschen vermag, und über ihnen, alles überragend, prangt der ganz eigenartig gestaltete Turm des Mün-

sters zu St. Martin. Ehedem, bis zum Anfange unseres Jahrhunderts, befand sich an anderer Stelle eine im Jahr 1480 errichtete „Korn- oder Fruchtlaube“, in welcher der Getreidehandel sich vollzog, ein finsteres, gotisches Gebäude, an dessen Ecke man die Missethäter an den Pranger zu stellen pflegte.

Bald haben wir das „Kaufhaus“ erreicht. Auch hier herrscht jener eigentümliche Charakter vor, welchen wir fast bei allen Colmarer Bauten wiederfinden und welcher massige Kraft mit großer Zierlichkeit zu verbinden versteht. Gleich der soeben erwähnten, nun verschwundenen „Kornlaube“ ist auch das „Kaufhaus“ im Jahre 1480 errichtet worden. Längst war damals die Blütezeit des gotischen Stiles entschwunden; der „Eselsrücken“ herrschte, wie er dort an der wappengeschmückten Thür zur Wendelstiege auftritt; die horizontalen Linien begannen statt des Bogens und des spitzen Winkels sich einzuführen. Gleichwohl: noch immer verstand man's, das Gesims so originell zu schmücken, wie es hier geschehen ist. Die durchbrochene Balustrade, ein Filigran in Sandstein von wunderlieblicher Anmut, hebt alles Schwere, was dem Bau sonst anhaften würde, wieder auf und bildet an den Ecken reizende Balkone. Die alten, phantastisch geformten Wasserspeier versehen freilich ihren Dienst nicht mehr. Eine andere Zeit aber tritt uns aus dem Anbau des Kaufhauses entgegen. Hier spricht die deutsche Renaissance zu uns, jene fröhliche Zeit, in welcher man's nicht verschmähte, auf solch luftiger offener Treppe zu schmausen und zu zechen. Den reichen Besitz aber, welchen man errungen hatte, den wahrte man sorglich durch so kunstvoll geschmiedete Eisengitter, wie wir sie hier erblicken.

Das Kaufhaus von Colmar hat eine Geschichte. Es hat zuerst als Zoll- und Niederlagstätte gedient; Kaiser Ludwig der Bayer hatte im Jahre 1333 der Stadt Colmar den Zoll „auf Wein, Korn und alle Kopschaft“ verliehen. Dann hielt der Rat von Colmar hier seine Sitzungen ab. Im Jahre 1532 aber verzog derselbe nach dem neuerbauten „Wagkeller“, über dessen Eingang das Sinnbild der Gerechtigkeit, die Göttin mit der Wage, angebracht war. Im unteren Geschosse des Kaufhauses, zu ebener Erde, wurde nun die Folterkammer eingerichtet; sie hat sich jetzt in einen Turnsaal umgewandelt. Im November 1674 aber erhielt das Kaufhaus von Colmar seine historische Weihe. Da weilte er hier, der Deutschlands Schild und Schwert war: Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg. Im Saale des Kaufhauses, welcher jetzt die Handelskammer von Colmar beherbergt, befand sich sein Hauptquartier, und der Kammerherr und Reisemarschall Hans Sigismund von Buch hat es in seinem Tagebuch aufgezeichnet, was von Colmar aus durch einen Zoller schon damals geschah, um deutsches Land und deutsche Ehre zu retten.

Unten vorm Kaufhause wurde bis vor kurzem Kohl- und Gemüsemarkt gehalten; jetzt hat auch Colmar sich eine Markthalle erbaut. In ihr befindet sich eine Fontäne, welche von dem modernen Symbole des fröhlichen Colmar überragt wird. Und welch Symbol ist das? Ein Winzer ist's mit seinem lechzenden Hündlein! Fröhlichen Mutes aber erhebt der „vigneron“ sein „loyelé“, das Weinlegel, zum Trunke. Es ist fürwahr ein heißer Herbst; der Mann ist darum auch nur aufs nötigste bekleidet! Auch dieses Werk ist aus Bartholdis Werkstätte hervorgegangen.

Von den zahlreichen, zu Zwecken der Gottesverehrung bestimmt gewesenen oder denselben heute noch dienenden Gebäuden Colmars vermögen wir hier nur drei zu erwähnen. Das erste derselben ist das Haus der Johanniter mit seinen überaus zierlichen, offenen Galerien in spätgotischem Stile; das zweite die Kollegiatkirche oder das Münster zu St. Martin.

Der imposante Bau, an welchem die Entwickelung der Gotik von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende sich verfolgen läßt, erhebt sich mitten in der Stadt. „Durch das Kolorit des Gesteines, durch die zahllosen Unregelmäßigkeiten der Bauart, durch die krausen Ausladungen und Ecken macht das Münster von Colmar einen fast trotzig-herben Eindruck, der indessen sehr bald dem wohlthuenden Gefühle voller harmonischer Schönheit weicht.“ In seiner bildschönen Weise hat der uns so früh entrissene Dichter Karl Stieler einst einen Besuch dieses Gotteshauses geschildert. Wir müssen dieserhalb hier auf seine „Bilder aus dem Elsasse“ verweisen. In kunstgeschichtlicher Beziehung bemerken wir nur, daß unter den Meistern dieses Gotteshauses neben dem Franzosen oder Lothringer Humbret, dessen Statue sich an dem schönen Nikolaiportale des Münsters erhalten hat, auch die Deutschen Henslin und Wilhelm von Marburg erwähnt werden. Letzterer verstarb nach seiner heute noch erhaltenen Grabschrift am 12. Februar 1366.

Das Innere von St. Martin ist sehr einfach. Kein Wunder; — auch hier hat der Bildersturm gewütet; auch hier hat eine Dirne als Göttin der Vernunft auf dem Altare gethront. Pfeffel, bekanntlich auch ein Colmarer, schrieb damals:

„Ein Tempel der Vernunft soll unsre Stätte zieren?
Recht schön; doch macht' ich gern in Unterthänigkeit
Die kleine Motion, eh' man ein Haus ihr weiht,
Erst die Vernunft zu dekretieren.“

Als dann wieder ein Fest des höchsten Wesens gefeiert worden war, äußerte der Colmarer Dichter beißend sich also:

„Darfst, lieber Gott, nun wieder sein;
So will's der Schach der Franken.
Laß flugs durch ein paar Engelein
Dich schön bei ihm bedanken.“ —

Ein Meisterstück der Holzschnitzerei aber ist der neue, großartige Hochaltar in gotischen Formen; der Colmarer Klem hat ihn gefertigt. Wir wissen weder an der überaus reichen Architektur, noch an den figürlichen Darstellungen auch nur das mindeste zu tadeln; hier ist alles edel und großartig feierlich, zumal da die wechselnden Lichter der hierher versetzten Glasgemälde der Colmarer Dominikanerkirche das herrliche Werk umfluten. Erhebend wirkt besonders das obere Schnitzwerk: die Adoration des Heilandes durch die berühmtesten der Heiligen des Elsasses. Kronen und Kirchen darbringend, beugen sich dem Welterlöser St. Maternus von Straßburg und St. Arbogast, die heilige Huna und St. Morand, St. Firmin und die heilige Otilia, die Kaiserin Richardis, die Gemahlin Karls des Dicken, Papst Leo IX., ein geborener Graf von Dagsburg aus dem Elsasse, und St. Fidelis von Sigmaringen.

Entzückend ist die Aussicht vom obersten Gange am St. Martinsturme, dem sogenannten „Hexenplatze“, auf welchem die „Hagidisinnen“ der Elsässer dem Volksglauben nach in der Walpurgisnacht sich einst versammelten. Dort grüßen die Vogesen mit den Ruinen ihrer Schlösser; dort ragen die schneeigen Häupter der Alpen auf; dort, vor den dunklen Schwarzwaldhöhen, der Nebel bezeichnet den Rhein; dort über dem blühenden Lande aber thront Straßburgs herrliches Münster, und um uns gurren die Tauben des Türmers und Feuerwächters. Welch wunderschönes Land! Möchte gleich segenverheißendem Morgenschimmer, gleich versöhnendem Abendschein stets Frieden über ihm walten!

Die Sakristei von St. Martin birgt einen der edelsten Schätze altdeutscher Kunst: es ist jenes überaus liebliche Gemälde von Martin Schongauer, welches die heilige Jungfrau, von Vögeln umhüpft und umsungen, im Rosenhage darstellt. Förster hat dasselbe vortrefflich in folgender Weise beschrieben:

„Auf einer Gartenbank im Grase, nicht auf hohem, goldenen Throne, sitzt die Hochgebenedeiete. Kein kunstreicher Teppich breitet sich vor ihr aus, kein faltenschwerer Vorhang schließt die Welt ab; Blumen sprießen zu ihren Füßen, und eine Wand von lebendigem Rosengebüsch — die Zweige an Stäbe und Stangen vorsorglich angebunden — bildet hinter ihr den schweren und doch luftigen Grund, zwischen dessen Blättern und Blüten muntere Vögel durchschlüpfen und zwitschern und singen und scherzen. Wie ist das alles so heimlich und gemütlich! Wie sind die Heiligen uns so nah und wie menschlich empfinden sie in dieser wirklichen Welt! Das Kind schlingt liebend seine Arme um den Hals der Mutter, und sieht sich teilnehmend und kindlich neugierig nach dem um, was um sie her vorgeht; die Mutter drückt das Kind liebreich an ihr Herz, wendet indessen das Antlitz wehmütig und ahnungsvoll von ihm ab zur Erde, als thäte sich ihr ein Grab, eine Quelle der Schmerzen vor ihr auf. Selbst die Körperformen, die individuellen Züge, die mageren Finger verwehren uns, an eine idealschöne Welt zu denken. Und doch ist die ganze Gruppe hochfeierlich, die Gestalt der Jungfrau wie übergossen mit Anmut und Würde



Das Kaufhaus in Colmar (S. 1611)

Heil der Stadt, die solchen Künstler zu ihren Bürgern zählen darf! Als Sohn eines aus Augsburg eingewanderten Goldschmiedes Kaspar Schongauer wurde der große Maler und Kupferstecher, der „hübsche Martin“ oder, wie er in einer Eintragung des Kirchenbuches von St. Martin genannt wird, der „Maler Preis“, wahrscheinlich auch schon zu Colmar geboren; gewiß ist, daß er am 2. Februar 1488 hier verstorben ist. Noch weiß man die Stätte seines Hauses. Wir können es hier nicht unternehmen, eine eingehendere Würdigung des Meisters zu geben, aber: „Liebenswürdig wie das Antlitz war die Kunst des Meisters. Die milde Anmut der idealistischen Richtung vermählt sich in seinen Werken reizvoll mit der scharfen Naturnachbildung der Niederländer. Anerkennung fand Meister Martin übrigens in vollstem Maße; seine Bilder wurden nach Italien, Spanien und Frankreich ausgeführt. Fremde Künstler kamen in Menge, um von ihm zu lernen, denn in seinen Kupferstichen erschien seine Erfindungsgabe schon damals als geradezu unerschöpflich.“

Die Erinnerung an den geistvollen und verehrungswürdigen Künstler des 15. Jahrhunderts geleitet uns auf dem Gange zu der **dritten** der kirchlichen Stätten Colmars, die wir besuchen wollten. Es ist das ehemalige Kloster Unterlinden nicht fern von der Kornhalle. Dies Dominikanerinnenstift wurde im Jahre 1232 von zwei edlen Bürgerinnen von Colmar, von Agnes von Mittelheim und Agnes von Herentheim, gegründet. Im 13. und 14. Jahrhundert herrschte hier jener mystische Sinn, der seinen reinsten Vertreter in Johannes Tauler fand; es kamen selbst ekstatische Zustände über die Nonnen; sie hatten Gesichte und fielen nicht selten in der Verzückung dem Tode anheim. Auf dem Grabstein der Schwester Hedwig von Gundelsheim, einer Dulderin und Seherin, las man z. B. einst die Worte:

„Liebe zu Gott hat sie getötet; —
Liebe ist stark wie der Tod.“

Heute bilden die zum Teile wohlerhaltenen, zum Teile wiederhergestellten Räume des Klosters Unterlinden das Museum der Stadt Colmar und des Elsasses; die nach dem großen Meister sich nennende „Gesellschaft Schongauer“ hat dasselbe gestiftet.

„Unterlinden“ ist mitten in einer Stadt ein Ort, über welchem es schwebt wie stille, klösterliche Weihe. Der Logelbach, welcher sich mit der Lauch vereinigt, fließt hinter den Mauern des Museums vorüber; nach dem Marktplatze zu erhebt sich Pfeffels, von Friedrich gefertigte Bildsäule vor seiner Fassade. Am Eingang ist noch das alte Symbol der „Domini canes“ befindlich: ein Hund, der eine Fackel zwischen den Zähnen hält und den Erdglobus mit ihr in Flammen zu setzen versucht. Von hoher Schönheit ist insonderheit der Kreuzgang mit seinen vornehm gehaltenen Säulengängen. Auf dem alten Friedhofe, welchen derselbe einschließt, erhebt sich Schongauers ideal gehaltene Statue, auch sie ein Werk Bartholdis. Unter ihr plätschert leise die Fontäne; — es ist eine Oertlichkeit von friedvoller Schönheit, wie sie kaum zum zweitenmal anzutreffen sein möchte. Und welche Schätze birgt das Museum an Pergamenten und Büchern, an Malereien und Skulpturen! Freilich: die Kunstdenkmäler des Elsasses sind überwiegend kirchlichen Charakters; doch sind Werke weltlicher Herkunft hier keineswegs ausgeschlossen. Schon reichen die Räume für das Vorhandene nicht mehr aus.



Renaissance-Portal am Hause der „Ackerleut-Zunft“ (S. 1610).

Neben den Blättern, welche von dem großen Maler herrühren, enthält die in diesem Museum sich befindende „Galerie Schongauer“ sechzehn Gemälde, die indessen keineswegs sämtlich von der Hand des Meisters gefertigt sind. Sie stammen aus der Colmarer Dominikanerkirche und behandeln die Passion Christi. Höheren künstlerischen Wert besitzen einzelne der hier aufbewahrten Stiche, z. B. die „Heimsuchung des heiligen Antonius durch die Dämonen“.

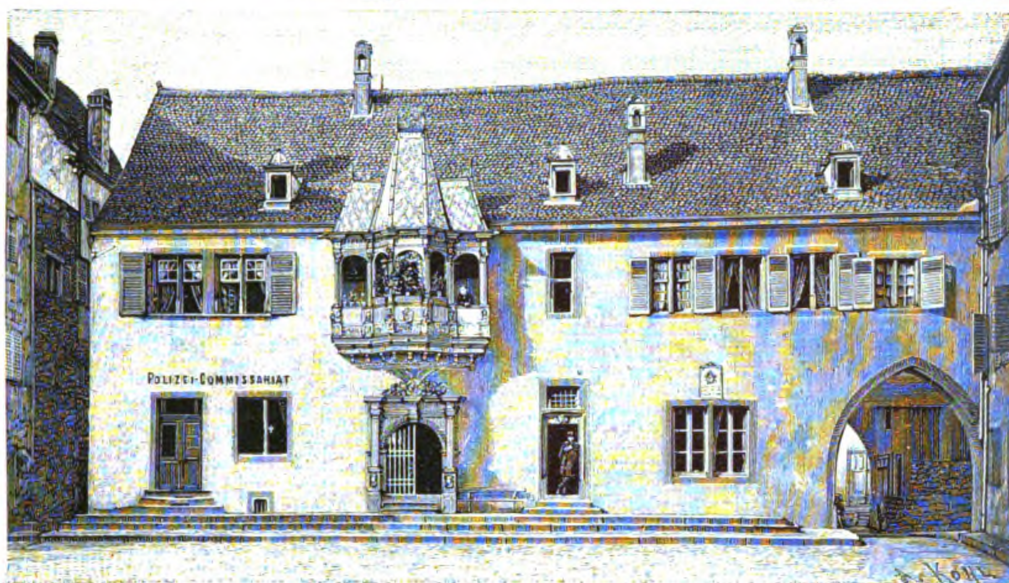
Von den anderen, hier befindlichen Kunstwerken führen wir nur zwei dem Leser vor. Das eine derselben ist der dem elsässischen Kloster Isenheim entstammende St. Antoniusaltar (S. 1628). In ernster Hoheit thront der berühmte Heilige der strengsten Richtung des Dominikanerordens, St. Antonius von Padua, mit den Insignien des Ordens geschmückt, auf dem Mittelblatte des Altarwerkes; St. Augustinus und St. Hieronymus umgeben ihn. Unter dieser lebensgroßen Gruppe blicken Christus und die Apostel wie aus fensterartigen Oeffnungen heraus; eine Pietà schließt das Werk endlich gegen den Altartisch ab. Es wäre überflüssig, wollten wir auf die hohe Schönheit desselben noch besonders aufmerksam machen.

Das zweite Kunstwerk, welches unsere Abbildungen aus Unterlinden wiedergeben, ist der Kamin des eben erwähnten „Wagkellers“ mit dem reichen Schmucke seiner Fürstenbilder, Wappen und symbolischen Gestalten (S. 1634). Um diesen Kamin herum hat der unermüdliche Kunstsammler Fleischhauer, der augenblickliche Präsident der Gesellschaft Schongauer, eine Anzahl von Gegenständen gruppiert, welche zur Geschichte der Stadt Colmar in näherer Beziehung stehen. Es ist eben diese **Geschichte**, welche in großen Zügen uns noch darzustellen verbleibt. —

Colmars Name taucht zuerst am Schlusse des 8. Jahrhunderts auf. Es war in einer der wilden Schlachten des Sachsenkampfes, daß Karl der Große die Tapferkeit zweier seiner Krieger wahrhaft zu bewundern hatte. „Wer seid ihr?“ fragte der König, als er die beiden nach errungenem Siege sich vorführen ließ. „Bastarde aus dem Frauenhause zu Columbra!“ lautete die Antwort. Es bestand auf der späteren Stadtstelle damals nur ein königlicher Meierhof, ein „Fiscus regius“, und mit ihm war eine der merkwürdigsten Einrichtungen jener Tage, ein Frauenhaus (Gynäceum), verbunden.

Durch die Kriege der Zeit war nämlich eine große Zahl von Frauen ihrer Schützer und Ernährer beraubt worden. Wohl öffneten die Klöster den Verlassenen gern ihre Pforten; allein es war nicht zu verlangen, daß jede Schutzlose den Schleier nehmen sollte; auch genügten die Mittel der geistlichen Stiftungen den Anforderungen bei weitem nicht. So trat nun der fränkische König auch seinerseits ein; ist es doch des deutschen Königsamtes

älteste Pflicht, das Wohl der Unterthanen zu schützen und den Schwachen und Bedrängten zu helfen! Karl der Große legte daher neben seinen Pfalzen und Gutshöfen Frauenhäuser an, in welchen die Schutzlosen Unterkunft fanden. Die Frauen waren zu gunsten des Königs dafür auf jedem Gebiete damaliger Frauenarbeit thätig, sie spannen und webten, fertigten Seife, Schminke und Farben, stickten priesterliche und fürstliche Gewänder, erlernten auch wohl von gütigen Mönchen die Miniaturmalerei. Andere Abteilungen der Frauenhäuser nahmen Verbrecherinnen auf, denen die Verrichtung der Dienerinnenarbeit, das Wassertragen zum Waschen, das Mahlen des Weizens zum Brote u. s. w. oblag. Daß von Bastarden aus dem Frauenhause die Rede ist, vermag uns bei der Leidenschaftlichkeit der starken Naturen jener Zeit nicht eben wunder zu nehmen.



Polizeikommissariat in Colmar (S. 1611).

Besuchen wir einmal im Geiste das Frauenhaus auf dem königlichen Hofe Columbaria um die Zeit des Todes Karls des Großen! Treten wir ein in den Arbeitssaal! Wir gewahren eine Anzahl Frauen in demselben. Einzelne von ihnen tragen das Gewand von Sklavinnen; andere, zum Teil hochbetagte Matronen, zum Teil junge Mädchen im blühendsten Alter, sind in die einfach schöne Tracht der vornehmen Frauen jener Tage, in das lange, faltige Gewand und in den bis auf die Füße hinabreichenden Schleier gekleidet. Sie sind sämtlich emsig mit der Arbeit beschäftigt. Dort am Fenster bemerken wir eine junge Künstlerin, welche die Blätter eines großen Psalteriums mit prächtigen Initialen ausmalt. Soeben hat sie das letzte Gold auf einen Buchstaben aufgesetzt, in dessen Mitte der Hirsch jenes schönen Psalmes nach der frischen Quelle ruft; da erhebt sie langsam ihr dichtbewimpertes Auge und läßt es mit langem, sehnsüchtigem Blicke über die wogenden Waldeswipfel zum fernen Gebirge hinschweifen. Sehnt sie sich auch nach Freiheit und frischem Leben? Dort sitzt eine bleiche, noch jugendliche Frau und schnitzt mit scharfem Messer an einem elfenbeinernen Bilde des Gekreuzigten. Wie sie so in das schmerzensreiche Antlitz blickt, welches unter ihrer kunstfertigen Hand entsteht, da gedenkt sie des heißgeliebten Gatten, welcher an den Ufern der Weser gefallen ist. Eine Matrone dort mit schönem weißen Haar zieht mit sorgsamer Hand die Nadel mit dem Goldfaden durch ein schweres, purpurnes Priestergewand; schon haben sich Blumen, Adler und Löwen phantastischer Form in das köstliche Rot eingewebt. Dort aber, über jenes niedere Tischlein, beugt sich lächelnd ein jugendlicher Mönch; er betrachtet die Arbeit eines fröhlichen Kindes von etwa 12 Jahren, welches die Aufgabe erhalten hat, auf einer Schreibtafel Buchstaben aufzuzeichnen: ihr kindlicher Sinn hat sich daneben in allerlei neckischen Zeichnungen schelmisch versucht.

Auf diesem Hofe Colmar hielt Kaiser Karl der Dicke im Jahre 884, ums Fest Mariä Reinigung, eine Reichsversammlung ab. Er forderte Hilfe von seinen Großen, um die Normannen abzuwehren; er ließ indessen auch den Reichsverräter, den Herzog Hugo vom Elsasse, blenden.

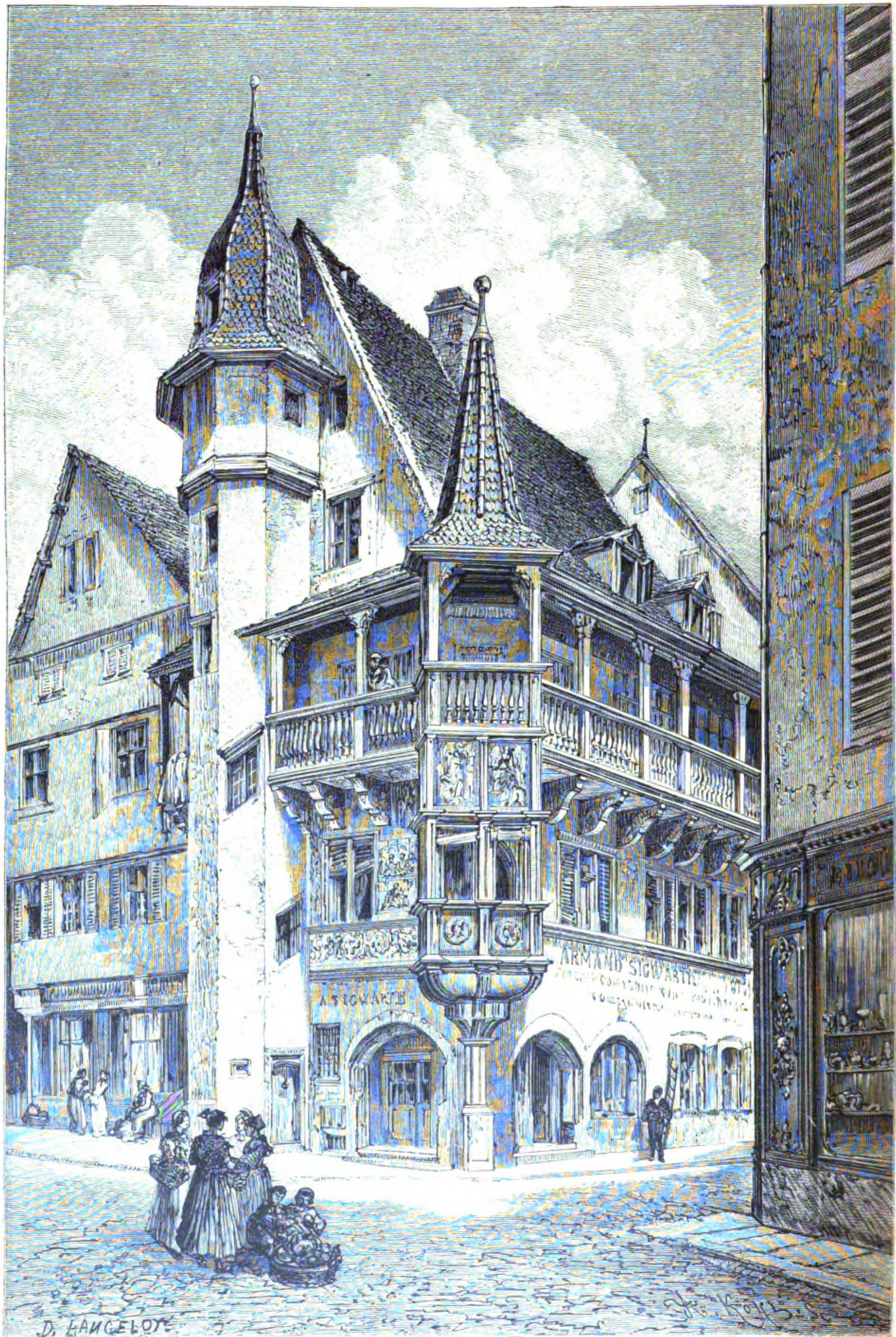
Allmählich entstand dann noch ein zweiter Hof Colmar, so daß man jetzt von einem „Oberhofe" und einem „Niederhofe" sprechen konnte, und um beide her ein Weiler, im welchem ein Priorat des heiligen Petrus, gestiftet von der Kaiserin Adelheid, der Gemahlin Ottos des Großen, und ein Kollegiat- oder Domstift zu St. Martin sich befanden. Da plötzlich heißt's beim Jahr 1106 in aller Kürze: „Der Weiler Colmar brannte ab."

Verweilen wir hier noch einen Augenblick! Was bedeutet der Name Colmar? Es erscheint noch immer als das Angemessenste, ihn von den Columbarien, den Taubenhäusern des alten Meierhofes, abzuleiten. Anders aber will es die neckische Sage. Die letztere behauptet, Held Herkules sei auf seinen Wanderungen auch bis ins Elsaß gekommen. Wo Colmar heute steht, habe er mit Elsäßer Traubenblute sich erquickt, bis süßer Schlaf ihm seine Glieder löste. Bei sinkender Sonne erwachte er und wanderte frohgemut weiter; allein er vergaß seine Keule, seinen Streitkolben. Den nahmen nachmals die Bürger von „Kolb-mar" in ihr Stadtsiegel auf!

Nach dem Brande von 1106 begann die städtische Entwickelung Colmars. Das Kaisergeschlecht der Staufer hat dem Boden des schönen Elsasses unvergängliche Spuren seiner Wirksamkeit aufgedrückt, die hier nur eine durchaus segensreiche war. Friedrich I. und Friedrich II. begünstigten die Städte in ganz besonderem Maße, und unter dem letzteren Herrscher war es ganz besonders der Elsäßer Landvogt Alban Wölflin, der sich um das Bürgertum zwischen Rhein und Wasichin ein hohes Verdienst erwarb. Er gab zahlreichen Städten des Elsasses nicht nur ihre Mauern, sondern, was mehr war, die Verfassung. Auch Colmars erste Befestigung aus der Zeit von 1214 bis 1226 geht auf Alban Wölflin zurück; der erste Freiheitsbrief aber wurde der Stadt im Jahre 1226 von Kaiser Friedrich II. verliehen.

Allzuschnell jedoch ging das herrliche Kaisergeschlecht dahin, und wie das ganze Reich, so fiel auch das junge Städtlein Colmar jetzt blutigen Parteiungen anheim. Colmar, damals beträchtlich kleiner als jetzt, stand in jenen Tagen unter der Verwaltung eines kaiserlichen Schultheißen. Die Bürgerschaft selbst teilte sich in adelige und nichtadelige Mitglieder, gleichwie in allen Städten des Elsasses; die ersteren waren entweder Nachkommen der kaiserlichen Ministerialen oder eingewanderte Landedelleute, die letzteren aber die Zunftgenossen. Auch in Colmar kam es, wie an allen Orten des Reiches, zwischen dem Adel, welcher die beiden Trinkstuben zur „Krone" und zum „Wagkeller" besaß, und den Handwerkern zum Kampfe. Die Zünfte siegten; ein Gerbersohn aus Thüringheim, Johannes Rösselmann, warf sich zum Schultheißen von Colmar auf.

An den Namen „Rösselmann" knüpft sich nunmehr eine ganze Epoche der Geschichte Colmars, welche die Zeit von 1255 bis 1293 umfaßt und selbst eines dramatischen Reizes nicht entbehrt.



Das Pfisterhaus in Colmar (S. 1610).

Auf dem bischöflichen Stuhle von raßburg saß damals Herr Walter von roldseck, ein hochsinniger, aber auch rschsüchtiger Prälat, welcher der er- thenden städtischen Freiheit den Unter- ng geschworen hatte. Nachdem es dem- ben gelungen war, den Schultheißen ns Rösselmann durch einen Aufstand verdrängen, setzte er im Jahre 1261 en seiner Anhänger, den Edlen von thsamhausen, zum Vogte lmars ein. Hans Röss- nann aber suchte Hilfe n Grafen von Habs- g, Herrn Rudolf, der Ensisheim sein Lager te und Bi- f Walter in- mmig haßte. n entwarf n Plan, dem eroldsecker e Beute wie- zu entreißen. war just ein es Weinjahr der Durst aller Orten oß. Hans selmann ließ drum in ein ßes Wein- verstecken, wieder nach mar hinein- elangen; er melte seine hänger und ann sie für Sache des bsburgers, n Leute sich den Gärten der Stadt teckt hatten. n gab er mit Graf olf verab- te Zeichen: nahm ein bel- Stroh einen Spieß d zündete elbe an. Die absburger ersprengten en Thoren; standen n offen; in der Stadt aber leuchteten n weitere Feuergarben. „Hie Habs- ! Hie Habsburg!" tönte es durch die ßen. Ehe sie sich dessen versahen, n die Bischöflichen überwältigt. Sie den verbannt; Hans Rösselmann ward erum Schultheiß.

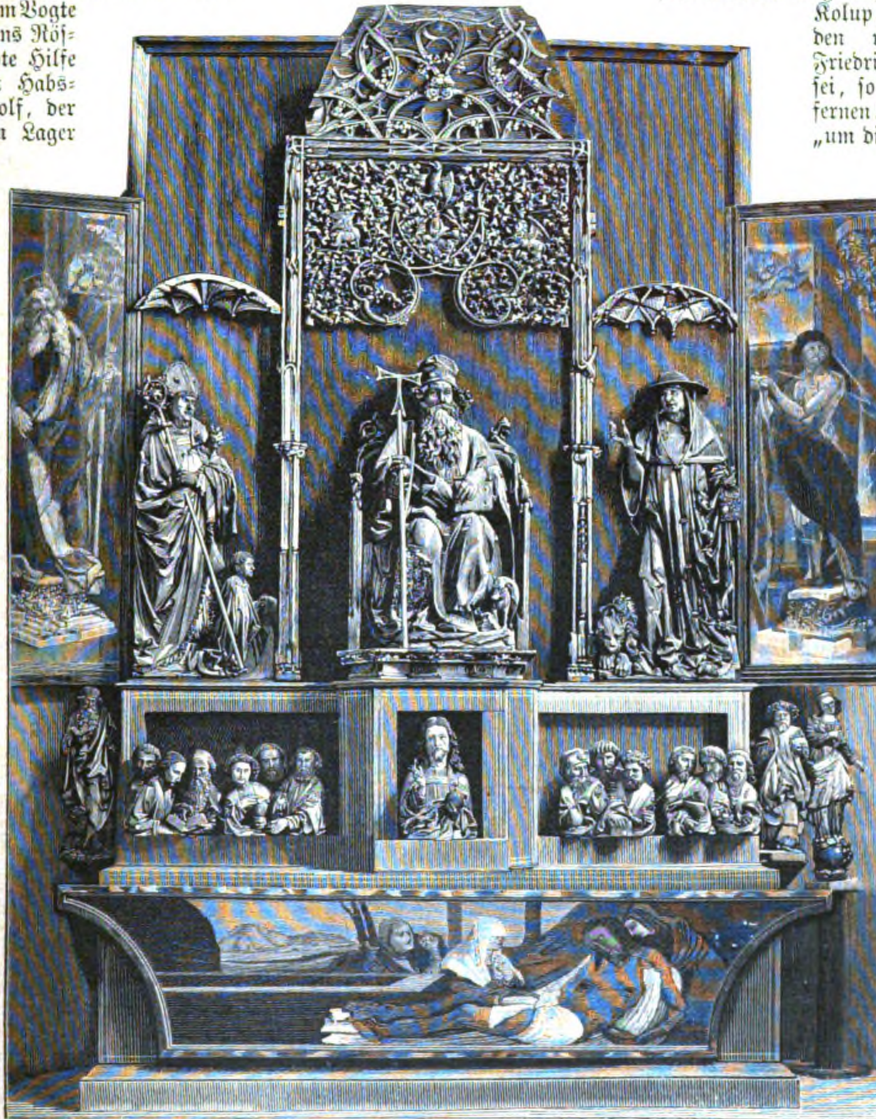
Herr Walter war indessen nicht der n, einmal Angefangenes so leicht er aufzugeben. Auch ihm gelang es, Völker in die Stadt zu bringen. einem Morgen des Jahres 1262 er- t eine zahlreiche Mannschaft vor dem abrucker Thore der Stadt Colmar. Man öffnete den Kriegsleuten; trugen sie doch an Schilden und an Helmen Rudolfs Zeichen! Sie banden ihre Rosse vor dem Thore an und gingen friedsam in die Stadt. Bald aber warfen sie die falschen Wappen ab, zogen die Schwerter und rie- fen: „Hie Bischof von Straßburg!"

Doch Rösselmann verzagte nicht. Schnell waffnete er die Seinen und warf sich den Feinden entgegen. Es kam zu einem blu- tigen Kampfe; der Schultheiß gewann zwar den Sieg, bezahlte ihn jedoch mit seinem Leben. Da hielt die erbitterte Bürgerschaft ein furchtbar' Gericht: diejenigen der Bi- schöflichen, welche nicht gefallen waren, starben als Verräter auf dem Rade.

Als nächster Schultheiß von Colmar erscheint nach einigen Jahren ein Sieg- fried von Gundolsheim; er ward um un- bekannter Ursachen willen von einem ge- wissen Suring erschlagen. Sein Amt aber kam an Konrad von Kaisersberg, und die- sem folgte Herr Walter Rösselmann, Jo- hannes' Sohn, ein Mann von unruhigem, stolzem und unternehmendem Gemüte, ein Demagog.

Bald erhoben sich Streitigkeiten zwi- schen ihm und dem Landvogt Otto von Ochsenstein; — Rösselmann trieb das Volk zur offenen Empörung, nicht allein gegen den Landvogt, nein, auch gegen den Kaiser. Es trat damals im Elsaß ein Abenteurer, angeblich ein gewisser Tile Kolup, auf, der sich für den verstorbenen Kaiser Friedrich II. ausgab; er sei, so behauptete er, aus fernen Landen zurückgekehrt, „um die Pfaffen zu stören", wie's in dem alten Liede von Kaiser Friedrich heißt. Rössel- mann ließ ihn in Colmar ein und erklärte sich für ihn. Da eilte Rudolf herbei, um die rebellische Stadt zu züchtigen. Er nahm dieselbe nach einer fünf- tägigen Bela- gerung ein und fing den falschen Friedrich. Röss- selmann selbst entkam; Col- mar aber mußte 4000 Mark Strafe bezahlen. Ein Edelherr von Stamm- heim wurde nunmehr Schultheiß; der falsche Friedrich aber endete zu Wetzlar auf dem Scheiterhaufen. Doch Ruhe kam der Stadt noch nicht. Der Edle von Stamm- heim drückte die Bürger mit zu- vor nimmer er- hörten Abgaben und empörte sie durch seinen Stolz. Im Jahre 1286 brach der Auf- stand daher von neuem los; die Diener des Schultheißen wurden von den Städtern ins Barfüßerkloster gesperrt; der Ritter aber befreite sie und schlug den Aufruhr blutig nieder. Und wieder begann das Aechten, das Vertreiben, das Niederreißen der Häuser.

Da erschien Walter Rösselmann vor der Stadt, und zum zweitenmal gelang es ihm, einzudringen und den Schult- heißen des Kaisers zu vertreiben. Er hatte von seiten des Hauptes der deutschen Na- tion jetzt alles zu befürchten; er verband



St. Antonius-Altar von Isenheim (S. 1620).

sich daher mit seinem früheren Feinde, dem Bischof von Straßburg, um die Stadt Colmar der kaiserlichen Gewalt zu entziehen.

Walter von Geroldseck war unterdessen an verwundetem Stolze verstorben; Graf Konrad von Lichtenberg war ihm gefolgt. Mit Freude ging derselbe auf Rösselmanns Pläne ein; mit einem starken Heere erschien sein Bruder, der Dompropst Friedrich von Lichtenberg, vor Colmar. Rösselmann öffnete die Thore; die Stadt wurde bischöflich.

Da trat der neugewählte König der Deutschen, Graf Adolf von Nassau, als Hüter der Rechte des Reiches auf. Er ließ sich auf Unterhandlungen mit dem Verräter Rösselmann von vornherein nicht ein, sondern sammelte ein Heer. Die Erzbischöfe von Mainz und Cöln, die Bischöfe von Basel und Speyer, der Graf von Pfirt und viele Edle folgten im Sommer 1293 seinem Aufgebote. Rösselmann aber suchte Hilfe bei dem Grafen Anselm von Rappoltstein und ließ ihn in die Stadt ein.

Die Fehde begann; die Dörfer um Colmar gingen in Flammen auf; aber Rösselmann wehrte sich mutig. Endlich gelang es dem König Adolf, den Logelbach von Colmar abzulenken. Wohl hatten die Bürger Getreide noch im Ueberflusse; allein sie konnten jetzt nicht mehr mahlen, und so geriet die Stadt bald in die höchste Not. Das Zerstampfen des Korns währte allzu lange. Bald brach dann auch offen die Unzufriedenheit los. „Wollen wir um Rösselmanns willen Hungers sterben?" so hieß es. „Ergeben wir uns dem Könige!"

Friedrich von Lichtenberg, Anselm von Rappoltstein und Walter Rösselmann thaten alles, um das Volk hinzuhalten, bis Hilfe vom Bischof käme. Es war vergeblich. Die Aufständischen, an ihrer Spitze Siegfried der Rebmann, öffneten dem König ihre Thore; am Tage vor dem Christfeste 1293 zog Adolf von Nassau als Sieger in Colmar ein.

Es war nur dem Propste Friedrich von Lichtenberg gelungen, zu entkommen; Graf Anselm von Rappoltstein und Walter Rösselmann fielen in des Siegers Gewalt. Von dem Schultheißen berichten die Chronisten das Folgende:

Rösselmann benutzte den ersten günstigen Augenblick, welcher sich ihm darbot, und verließ die Stadt. Um nicht erkannt zu werden, tauschte er in einem Dorfe die Kleider eines Bettlers ein und eilte dem Dorfe Egisheim zu. Es gelang ihm indessen nicht, in die dortige Burg aufgenommen zu werden; ziellos irrte er auf den Fluren umher. Da erkannte ihn ein Weib und verriet ihn dem Bischofe zu Basel, der ihn festnehmen und auf Schloß Schwarzenburg im Münsterthal gefangen setzen ließ.

Als Adolf von Nassau dies vernommen hatte, forderte er Rösselmanns Tod; allein der Bischof von Basel bat den Verräter los, weil er ihm Gnade zugesagt hatte. Da befahl der König, den ehemaligen Schultheißen auf ein Rad zu stellen und seine rechte Hand zum Zeichen des Meineids an einen Pfahl zu binden. So ließ er ihn ausstellen, wenn er durch die Städte des Elsasses hindurch zog.

In tiefstem Elende starb Walter Rösselmann endlich im Kerker; auch sein Sohn kam nicht eher frei, eh' Adolf in der Göllheimer Schlacht nicht blutig die kurze Bahn seines Heldenlebens vollendet hatte. In Colmar betrauerte man den Kaiser tief. Denn er hatte, als er im Jahre 1293 die Stadt genommen hatte, Milde walten lassen; er hatte den Bürgern überdies ein in 46 Artikel gefaßtes Grundgesetz gegeben, eine „Handfeste", welche der Stadt endlich die ersehnte Ruhe bringen sollte. Allein auch dies „Statut von Rottweil" vermochte die Geschicke Colmars nicht auf friedlichere Wege zu lenken, wenngleich der Rösselmänner stürmische Geschichte nunmehr abschließt.

Wer aber wollte es unternehmen, den Fehden einer mittelalterlichen Stadt, diesen immer erneuten Auszügen zu Roß und Fuß, diesen Niederlegungen von Raubburgen, diesen Friedensschlüssen und Eidbrüchen ohne Ende, diesen beklagenswerten „Judenbränden" die Teilnahme der Bürger des neuen Reiches zu erwecken? — Das alles wiederholt sich in jeder Stadtgeschichte des Mittelalters! Gehen wir kurz darüber hinweg; erwähnen wir nur noch, daß die Stadt Colmar im Jahre 1337 die Juden gegen ihre Verfolger, den „König Armleder" — er trug eine lederne Fessel am Arme —, den Junker von Dorolsheim und Emich den Unbehauenen, wohl zu schützen verstand, daß indes im Jahre 1349 eine grausame Judenverfolgung auch zu Colmar ausbrach, und daß die Colmarer im Jahre 1454 an der Zerstörung der gewaltigen Feste Hoh-Königsburg teilnahmen, auf welcher der Edle von Westernach hauste.

Zum Andenken an diese so überaus kriegerische Vergangenheit Colmars hat auch in diesem Jahre daselbst wieder der „historische Montagsumzug" stattgefunden. Der erste Teil des Zuges stellte es dar, wie König Rudolf im Jahre 1261 in Colmar eingeritten, und wie Anno 1454 die Bürger von der Zerstörung des eben erwähnten Raubnestes Hoh-Königsburg heimkehrten. Es waren farbenbunte, bewegte Bilder von geschichtlicher Treue. Allein fast noch reicher, noch lebenstreuer gestaltete sich der zweite, kulturhistorische Teil, in welchem Volks- und Zunfttrachten vergangener Tage und neuerer Zeit zur Verwendung kamen. Eine besonders zierliche Truppe bildeten die oberelsässischen Winzer und Winzerinnen; die Zimmerleute aber führten einen Turm daher, in dem des jungen deutschen Kaisers Büste prangte. —

Wohl konnten sich die Männer von Colmar in alter Zeit auf ihre Mannhaftigkeit etwas zu gute thun. Ein sehr unerquickliches Bild aber bieten uns die religiösen Kämpfe des 16. Jahrhunderts in Colmar dar; sie verlaufen in kleinliche Feindschaften und endigen mit unleugbaren Thaten der Gewalt. Endlich gelang es am 14. Mai 1575 dem obristen Stadtmeister Michael Buob, dem Schultheißen Hans Goll und dem Ratsherrn Wilhelm Link, die neue Lehre einzuführen. Die Katholiken, welche ihrer Kultusform treu blieben, aber spotteten:

„Wenn Buob wär' geblieben Knecht,
Und Link wär' geblieben recht,
Und Goll (Hahn) wär' geblieben stumm,
Wär' Colmar nicht im Luthertum."

Auf noch gewaltsamere Weise aber wurde der evangelische Gottesdienst unterdrückt, als die Franzosen sich Colmars bemächtigten.

Am 19. Dezember 1632 hatte Colmar sich an den Feldmarschall Gustav von Horn ergeben; am 1. Mai 1635 aber wurde zu Ruel bei Paris zwischen dem Syndikus Moog von Colmar und dem Herrn von Bouthilliers ein Traktat abgeschlossen, laut dessen Colmar sich unter französischen Schutz stellte. Moog war zu diesem Schritte autorisiert; der Rheingraf Otto hatte die Hilfe französischer Truppen nur durch die Hingabe der schwedischen Eroberungen zu erlangen vermocht. Für die Stadt Colmar aber begann nun eine lange Leidenszeit: Frankreich hielt seine Beute fest.

Einzelne getreue Männer hofften noch immer, beim Reiche erhalten zu bleiben. Umsonst! Die Franzosen blieben; der Friede gewährte ihnen die Landvogtei über das Elsaß und seine zehn Reichsstädte. Und wer ward Landvogt? — Im Jahre 1661 wurde der Kardinal Mazarin mit dieser Würde betraut; sein Vertreter war der Unterlandvogt Marquis de Ruzé.

Jetzt folgte Schlag auf Schlag. „Der König kommt!" so hieß es am 19. August 1673. „Die Thore auf!" Allein der König kam nicht; wohl aber der Herzog de la Feuillade und der Marquis de Louvois und zwar mit starker Bedeckung. Die Bürger wurden entwaffnet; was sich an Kriegsmaterial in der alten Reichsfeste noch vorfand, wurde verschleppt; von Geschützen allein kamen nach Breisach: 96 Kanonen, 50 Mörser und zwei wegen ihrer außerordentlichen Größe und Schönheit bemerkenswerte Feldschlangen. Bald darauf wurden Colmars Festungswerke geschleift. Es waren nicht jene Mauern und Wälle mehr, welche einst der Landvogt Albrecht Wölflin aufgeführt hatte, sondern Befestigungen, mit deren Anlage der Rat auf Befehl Kaiser Karls V. im Jahre 155[illegible] begonnen hatte, und welche der berühmte Straßburger Ingenieur Daniel Speckle von 1579 ab vollendet hatte.

Die Bürger klagten und weinten, als ihre Geschütze weggeführt, als ihre Wälle abgetragen wurden. Bald darauf erhielten die Katholiken nicht allein alle ihnen entzogenen Rechte wieder, nein, sie durften sich vielmehr des besonderen Schutzes König Ludwigs rühmen. Der Protestantismus verlor mehr und mehr an Rechten und an Bekennern.

Eine dumpfe, schwüle Zeit des Harrens und Bangens für die Bürger Colmars, die noch am Reiche hingen! Und das war die Mehrzahl; denn die [illegible]

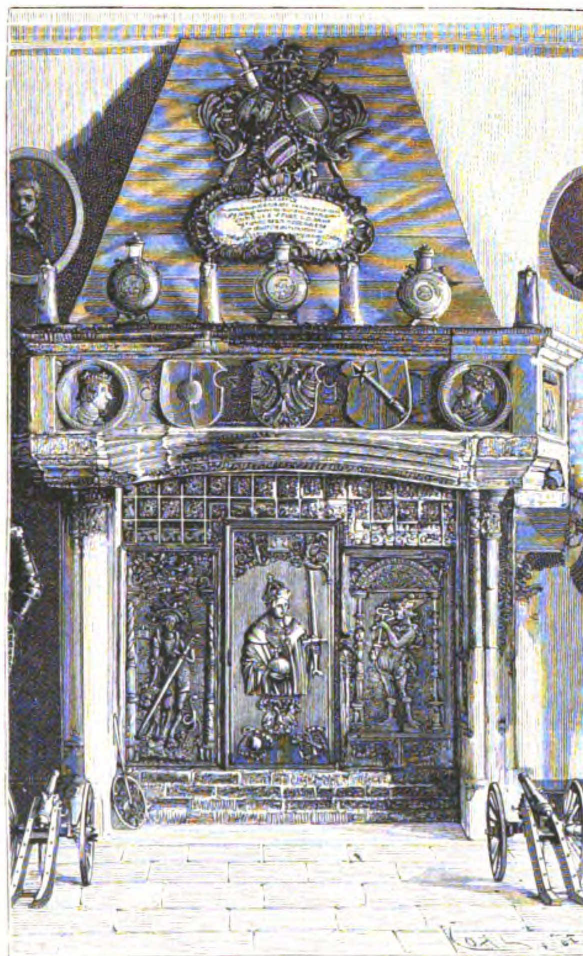
zosen hatten sich nicht gerade in liebenswürdiger Weise eingeführt. Da tönten einst Schüsse von Beblenheim her. Es war im Winter 1674, und die französischen Truppen waren abgezogen. Bald darauf erschien der kurbrandenburgische Obrist von Bomsdorf mit 1000 Dragonern vor der Stadt. Im Namen des Kaisers nahm er von Colmar Besitz; er nahm Schloß Horburg und bereitete seinem Herrn das Quartier. Am 17. November zog Friedrich Wilhelm dann in Colmar ein.

Was der große Kurfürst ritterlichen Sinnes damals versuchte, sollte erst nach zwei Jahrhunderten gelingen; Friedrich Wilhelm selbst mußte trauernd über den Rhein zurückweichen. Er soll im Zorn den Degen seines Lieblingssohnes Karl Aemil, welcher im Elsaß verstorben war, in den Strom hinabgeschleudert haben. Ein anderer Hohenzollernsohn aber sollte auf dem blutgedüngten Boden des Elsasses sein Schwert dereinst mit reichster Lorbeerzier umwinden: Friedrich III.

Noch eins bleibt uns übrig zu thun. Wir haben wiederholt auf verdiente Söhne Colmars hinweisen müssen, auf Rapp und Bruat, auf Schongauer und auf Bartholdi. Der letzterwähnte Meister lebt noch heute; er ist am 2. April 1834 zu Colmar geboren. Aus Hunklers „Geschichte von Colmar" könnten wir mit leichter Mühe dem Leser noch eine lange Reihe von Männern vorführen, auf welche Colmar stolz sein darf: Buchdrucker wie Michael Friburger, welcher sich 1470 in der Sorbonne niederließ, Tonkünstler wie Thomas Franz Haupt, den Verfasser des 1684 erschienenen Manuale chori, Gelehrte wie Meinrad Xaver von Golbéry, den großen Archäologen und den Mitherausgeber der Antiquités d'Alsace. Wir müssen hier davon absehen; nur auf jene Stellung sei noch hingewiesen, welche Colmar in der deutschen Litteratur einst eingenommen hat.

Oft wird Colmar in der Geschichte unseres Schrifttums genannt. Ein Dominikaner von Colmar hat die Thaten König Rudolfs und seiner beiden Nachfolger am Reiche lebendig und sachkundig beschrieben; ein Ordensbruder von ihm hat uns eine Chronik im Geschmacke des 14. Jahrhunderts hinterlassen, deren Inhalt freilich nur einer bunten Schüssel gleicht. Die Nonnen von Unterlinden haben das geistliche Lied deutscher Zunge mit Liebe gepflegt; ihre Hymnen sind leider recht weichlich und verschwommen. Der Schultheiß Hieronymus Boner von Colmar sorgte zu Anfang des 16. Jahrhunderts mit Eifer für die Verbreitung klassischer Bildung und trat selbst mit Uebersetzungen griechischer und römischer Historiker hervor. Um dieselbe Zeit erscheint ein Bürger von Colmar als einer der ersten Arbeiter auf dem Felde des deutschen Romanes.

Die Wickram von Colmar waren ein angesehenes, aus Türckheim stammendes Stadtgeschlecht und führten einen Streitkolben im Wappen, gleich wie die Stadt Colmar selbst, welche die vergessene Waffe des Heros Herkules sich angeeignet hatte. Jörg Wickram ward im ersten Dezennium des 16. Jahrhunderts zu Colmar geboren. Seine Jugend fiel demnach in eine Zeit, welcher die Gestalten der deutschen Sage, des deutschen Humors und der Volksbücher noch durchaus geläufig waren. Wickram aber, auf der Schule seiner Vaterstadt klassisch gebildet, versuchte es, die alte Roheit durch selbsterfundene Volksbücher zu verbannen; Stifter und Haupt einer Meistersingerschule zu Colmar, war er bestrebt, die Volkserziehung auch durch die Dichtkunst zu fördern. So geht durch alle seine Werke ein Zug schlichten, ehrenhaften Bürgertums. Er zeigt uns die Folgen schlechter, unverständiger Kinderzucht; er preist eine fromme, einträchtige Ehe; er führt uns die Reize eines beschaulichen, zurückgezogenen Lebens vor; er behandelt, der Zeit etwas vorgreifend, selbst schon den Konflikt zwischen Liebe und Standesunterschied; er verschmäht es aber auch nicht, eine Sammlung von Anekdoten zu veranstalten, welche dem Reisenden auf dem „Rollwagen", der späteren Post, zum Zeitvertreib und zur Erheiterung dienen sollten. Die Titel der Werke Jörg Wickrams: „Wilibald, der unsaubere Knabe", „Tobias", „Der Knabenspiegel", „Von guten und bösen Nachbarn", „Gabriotto und Reinhard", „Vom irre reitenden Pilger", „Goldfaden" und das „Rollwagenbüchlein" sind heute freilich nur dem Fachmanne bekannt; gleichwohl dürfen die Colmarer einen Mitbürger von so ernstem Sinne und so tiefem Gefühle für das Wohl des deutschen Hauses mit vollem Rechte feiern.



Das Kamin des Wagkellers (S. 1620).

Die Bürger von Colmar haben, wie erwähnt, auch dem wackern Dichter Gottlieb Konrad Pfeffel, der schon im 21. Jahre seines Lebens erblindete und, 73 Jahre alt, am 1. Mai 1809 in seiner Vaterstadt verstarb, ein Denkmal errichtet. Pfeffels dichterisches Schaffen hat nun zwar durch Lorenz und Scherer eine gründliche und im großen und ganzen wohlberechtigte Verurteilung gefunden. Allein — wir möchten zum Schutze des einst so beliebten Dichters doch wenigstens einiges hervorheben, was anzuerkennen ist. In seiner Anspruchslosigkeit und Zufriedenheit ist Pfeffel ein echt deutscher Mann. Daß er dabei sehr spießbürgerlich denkt, was verschlägt das? War's nicht ein Fehler seiner Zeitgenossen auch diesseits des Rheins? Und mag man ferner mit Recht sein Gedicht mit dem Anfange:

„Als Ibrahim mit frommer Wut
Die Mauren von sich stieß"

aus den Mustersammlungen für unsere Jugend verbannt haben, — ein Lied von Pfeffel wird dem deutschen Volke verbleiben, denn es ist ein wirkliches Volkslied geworden:

„Gott grüß' euch, Alter!
Schmeckt das Pfeifchen?"

Ueber die dramatischen Dichtungen des Herrn Kriegsschuldirektors verlieren wir am besten nicht eine Silbe; unvergessen aber sei's ihm, wie er in dem Gedichte „Der Blinde" seiner Gattin, der Tochter des Colmarer Kaufmanns Herr, für ihre getreue Pflege gedankt hat. Auch das, meinen wir, ist deutsch, mag Pfeffel immerhin eine Pension von Napoleon bezogen haben.

Nun prangt das alte Wappenschild mit der Herkuleskeule oder dem Morgenstern wieder im Kranze der deutschen Städte; die „Hundertundzwölfer“ und die „vierzehnten Dragoner“ wachen über Colmar. Ob sich die Aussöhnung der Gemüter hier schon vollzogen hat? Wir wagen es nicht zu behaupten; allein wir betrachten es als ein erfreuliches Zeichen für die Zukunft, daß Colmar die Erinnerungen an seine Vergangenheit bisher so liebevoll gepflegt hat. Es ist nicht möglich, daß dies geschehe, ohne daß die Bürgerschaft sich der Wahrheit bewußt werde:

„Ja, wir gehören zu Deutschland und wollen Deutschlands treue Söhne sein.“

Das Haus Montague.

Erzählung in drei Bänden von

Balduin Möllhausen.

(Schluß.)

Betrachten Sie diese Heirat als Geschäft,“ sprach ich erbittert, „so kann ich allerdings nur antworten, daß der Abschluß desselben erst nach Jahr und Tag erfolgt.“

Die fertige Kugel fiel auf den Tisch und wurde von den Fingerspitzen spielend hierhin und dahin gerollt. Leichte Röte hatte sich über Reginalds farbloses Antlitz ausgebreitet. Erst nach kurzem Nachdenken erwiderte er: „Handeln Sie nach Ermessen. Sie werden selbst am besten wissen, was Ihnen frommt,“ und zu Cyrus gewendet, der seinem Blick mit einer zuvorkommenden Verneigung begegnete, fuhr er mit unverkennbarer Absichtlichkeit fort: „Sind die aus Hongkong eingelaufenen Wechsel honoriert worden?“

Cyrus verneigte sich abermals, indem er eine zustimmende Antwort erteilte. Ich entdeckte, wie er die in ihm wirkenden Empfindungen des Triumphes gewaltsam zu verheimlichen suchte, und mir war, als hätte ich aufspringen und mich entfernen müssen, um nie wieder in das fluchbelastete Haus zurückzukehren. Eine Anwandlung von Trotz hätte ich es nennen mögen, was mich bewog, zu bleiben und an der nunmehr folgenden, mehr als sonst geschäftlichen Unterhaltung mich zu beteiligen.

Nicht um eine Minute früher als gewöhnlich hob Reginald die Tafel auf und nicht um einen Schatten anders, als bei früheren Gelegenheiten war die Haltung, mit welcher er uns entließ. Als wir in das Vorzimmer hinausgetreten waren, wo kein Zeuge uns überwachte, ergriff Cyrus meine Hand mit kräftigem Druck.

„Turvil,“ sprach er, und seine Stimme klang belegt von den in ihm wogenden Leidenschaften, „du willst dich mit Agathe verheiraten; dazu wünsche ich dir von Herzen Glück. Mich entzückte dein sicheres Auftreten. Bei etwas weniger Entschlossenheit möchte der Onkel dir Hindernisse in den Weg gelegt haben.“

„Für deinen Glückwunsch danke ich,“ erwiderte ich ablehnend; „höheren Wert hätte er für mich gehabt, wäre er da drinnen in des Onkels Gegenwart ausgesprochen worden.“

Cyrus kehrte sich ab, offenbar um seinen Gesichtsausdruck zu verheimlichen. Bis ins Mark hinein hatte ich ihn getroffen. Peinlich beherrschte ihn das Bewußtsein, von mir durchschaut worden zu sein. Hätte ich ihm doch keine größere Befriedigung bereiten können als durch die Kunde von meiner beabsichtigten Verheiratung gerade mit Agathe. Für ihn war dieselbe gleichbedeutend mit einem unheilbaren Zerwürfnis zwischen mir und Reginald, mit dem Aufgeben der letzten Aussichten auf die Stellung eines Chefs des Hauses Montague. Als unerhört, als widernatürlich mochte ihm erscheinen und daher unglaublich, daß ich nicht den leisesten Wert auf etwas legte, was ihm selbst als höchstes irdisches Glück vorschwebte. In der Absicht, mich über seine wahren Empfindungen zu täuschen, versetzte er nach kurzem Nachdenken mit unverkennbar erkünstelter Herzlichkeit: „Ich gewinne den Eindruck, als mißtrautest du mir. Aber ich begreife, meine Zurückgezogenheit, die doch nur der Ausfüllung der Lücken in meinem Wissen gilt, deutest du in falschem Sinne. Ich verzeihe es, und um so bereitwilliger, weil ich auf Grund meiner rastlosen Thätigkeit mir Unhöflichkeiten gegen diejenigen zu schulden kommen ließ, die dir am nächsten stehen. Das läßt sich indessen ausgleichen. Schon in den nächsten Tagen begebe ich mich zu dem Professor hinaus, und von dir erwarte ich, daß du deiner Braut mich als reuigen Sünder vorstellst, mir Gelegenheit gibst, sie als meine zukünftige Schwägerin zu begrüßen.“

Ich unterdrückte eine herbe Erwiderung. Wie auch immer er sich mir entfremdet haben mochte: ich erblickte stets meinen Bruder in ihm; versöhnlich trug ich den Verhältnissen Rechnung, die zu jäh auf das gänzlich ungeschulte Gemüt hereingebrochen waren, als daß es sich ungeschädigt in dieselben hätte fügen können.

„Handle, wie dein Herz es dir vorschreibt,“ sprach ich ernst, und meine Worte etwas schärfer betonend, fügte ich hinzu: „Agathe gegenüber hast du nichts zu bereuen; frühzeitig lernte sie den jeweiligen Umständen Rechnung zu tragen. Von ihr wie von den anderen Bewohnern des stillen Hauses hast du stets ein herzliches Willkommen zu gewärtigen.“

Cyrus antwortete nicht. Wir waren auf den Korridor hinausgetreten und schweigend stiegen wir die Treppe hinab. Ich hatte die Empfindung, daß Cyrus sich in meiner Gesellschaft unbehaglich fühlte, den Augenblick herbeisehnte, in welchem wir uns voneinander trennen würden. Verstohlen betrachtete ich ihn von der Seite. Mit einer Empfindung der Trauer verglich ich den sich mit der Verschlossenheit einer Sphinx Einherbewegenden mit dem von Lebenslust sprühenden Pferdebändiger früherer Tage. Welche unerhörte Willenskraft mußte dazu gehören, um eine derartige Wandlung zu ermöglichen. Ich konnte es nicht fassen. Und weiter verglich ich die Art, in welcher er mich eins brüderlich bat, Carlota als meine Verwandte zu begrüßen, mit der kalten Form seiner Anmeldung bei Agathe, seiner künftigen Schwägerin. Vor meinen geistigen Blicken tauchte ein holdes bräunliches Kind in doppelter Gestalt auf, dort jubelnd und lachend, hier weinend und sich in Gram verzehrend. Was Cyrus, von den Dämonen des Größenwahns umfangen, grausam verabsäumte, ich hatte es nach besten Kräften, wenn auch nicht auszugleichen, so doch zu mildern gesucht. Geschrieben hatte ich an Carlotas Freunde und Cyrus' störrisches Schweigen seinen unerläßlichen Verpflichtungen zur Last gelegt; von sich bald erfüllenden Hoffnungen sprach ich, ohne selbst daran zu glauben, wie sie auch in der Ferne als trügerische betrachtet wurden. Wem aber konnten die schweren Anklagen nur gelten, welche unfehlbar aus einem sich qualvoll windenden Herzen zum Himmel emporgesendet wurden? Wem anders als demjenigen, der wie ein heuchlerischer böser Feind erschienen war, um ein mit so viel Zuversicht erwartetes ungetrübtes bescheidenes Glück zu vernichten. Seit mehreren Tagen trug ich einen Brief an Cyrus in der Tasche. Wie mehrere frühere war auch dieser mit einer Aufschrift versehen, die unter einer Kinderhand hervorgegangen zu sein schien. Welchen Wert hatte es, ob ich ihn heut oder morgen ablieferte? Mir graute vor mir selber.

Wir waren auf die Straße hinausgetreten. Ich sah voraus, daß Cyrus, obwohl unser Weg noch eine Strecke derselbe, sich sofort von mir trennen würde. Als er mir die Hand zum Abschiedsgruß entgegenstreckte, reichte ich ihm den Brief. Einen flüchtigen Blick warf er auf die Adresse und mit seiner sonst schwer zu erschütternden Selbstbeherrschung war es zu Ende. Hastigen Griffes zerknitterte er den Brief in der geschlossenen Faust, und ihn in die Tasche schiebend, sandte er mir einen feindselig funkelnden Blick zu. Doch ebenso schnell ebneten seine Züge sich wieder zu düsterer Verschlossenheit. Länger dauerte es, bis die in seinem Antlitz aufflackernde Röte sich verflogen hatte.

„Auf Wiedersehen morgen abend,“ sprach er gelassen, als hätte das kleine E-

s gar nicht stattgefunden gehabt, „ich dich bei deiner Braut zu treffen.“ ftig drückte er mir die Hand und in chter Haltung schritt er davon. Ob Blick eines wehevollen Vorwurfs, wel- er in meinen Augen begegnete, in r Seele fortbrannte, ich weiß es nicht. strafendes Wort an ihn zu richten, mir der Mut gefehlt. Wenn ich je bedrückten Herzens den Weg nach stillen Hause des Professors zurück- , so geschah es an dem heutigen Abend. als ich in Agathes glückstrahlendes tz sah, ihre warmen Lippen auf den igen fühlte, wichen die beängstigenden Bilder aus meiner krankhaft erregten ntasie.

37. Kapitel.

Die Flucht.

Obwohl ich bis zum letzten Augenblick eifelte, daß Cyrus das mir in der Er- ng erteilte Versprechen halten würde, ien er doch folgenden Abends bei dem essor. Ich war bereits anwesend. In- ich ihn, wie er gewünscht hatte, Agathe ihren nächsten Verwandten vorstellte sie in holdester Weise ihn will- nen hieß, beobachtete ich mit gemisch- Empfindungen, wie er, obwohl eine sse vornehme, etwas steife Würde be- eend, sie herzlich begrüßte. Nach so erlei Erfahrungen mit ihm konnte ich jetzt sein Auftreten nur für ein- t halten, um einer übernommenen Ver- tung sich mit dem denkbar besten An- e zu entledigen. Zugleich fiel mir daß er meinen forschenden Blicken sicht- ngstlich auswich, eine gewisse Befangen- sich in seinen Zügen ausprägte. Ich eb es dem Bewußtsein zu, durch das e Meiden seines Hauses sich an dem fessor vergangen zu haben und des- wenn auch nur mittelbare Vorwürfe ten zu müssen. Erst als er weder Wort noch durch Blick an die Ver- lässigung der Formen der Höflichkeit ert wurde, schien eine Last von seinem ssen zu sinken. Im Laufe des Abends de er sogar gesprächig, zwangloser in n Bewegungen, gleichgültiger gegen e Verstöße, die er sich zu schulden nen ließ, ihm aber eine gewisse ge- ge Natürlichkeit zurückgaben. Dabei ing mir nicht, daß er immer wieder ohlen Agathes Antlitz suchte, seine e dagegen, sobald er sich beobachtet bte, hastig wieder von ihr abzog. Ein tümlicher Ausdruck der Weichheit glitt wohl über seine Züge, namentlich er gewahrte, daß diese sich zärtlich zuneigte. Wie ich dies alles deuten , ahnte ich nicht, hatte aber die Em- dung, daß nichts an ihm Wahrheit, er Zeit sich nicht einmal die Mühe gab, Schein der Wahrheit zu bewahren. ging der Abend dahin, ohne daß einer uns recht warm mit ihm geworden . Erst zur späten Stunde, als er plötz- ufsprang und sich zur Heimkehr rüstete, gte in seinem Wesen eine gewisse In- nit zum Ausdruck, die mich freundlicher berührte, andererseits wieder betrübte. Meine Bitte, auf mich zu warten, lehnte er erzwungen lachend ab. Um so herz- licher verabschiedete er sich dafür von dem Professor und Frau Painelow, und als er endlich Agathe lebewohl sagte, da geschah es in einer seltsam ungestümen Weise, welche mich an seinen Verkehr mit Carlota erin- nerte, so daß ich vollständig irre an ihm wurde. Er ging und mit sich nahm er meine letzte Hoffnung auf eine günstige Wandlung in seinem Dichten und Trach- ten. Ich setzte voraus, daß Reue dem heutigen Abend folgen, fortan bei der Er- innerung an manches unvorsichtig oder leicht- fertig gesprochene Wort, an manche freiere Bewegung ein gewisses Schamgefühl ihn beherrschen und die zwischen uns bestehende Kluft noch erweitern würde.

Zur gewohnten Zeit betrat ich am fol- genden Morgen die Kontorräume; ich hatte indessen kaum eine Stunde meines Amtes gewaltet, als die Frage nach Cyrus an mich erging. Des weiteren stellte sich heraus, daß er, dessen Pünktlichkeit allge- mein als übertrieben bezeichnet wurde, heut nicht erschienen sei. Ich entsann mich des vorhergehenden Abends und tiefe Unruhe bemächtigte sich meiner. Entsetzensvolle Bilder schwebten mir vor, Ereignisse, die, von einem verderblichen Größenwahn ge- boren, die Vorboten gänzlicher Umnach- tung des Geistes. Unter dem Einfluß der- artiger Beängstigungen begab ich mich ohne Zeitverlust auf den Weg nach Cyrus' Woh- nung. Dort traf ich nur den Diener. Derselbe erzählte, daß sein Herr vor Tages- anbruch ohne Angabe eines Zieles sich ent- fernt habe. Zugleich händigte er mir den von Cyrus versiegelten Schlüssel zum Wohn- zimmer ein. Einige Sekunden schwankte ich. Konnte ich doch nicht ahnen, wie er im Falle seiner plötzlichen Heimkehr mein Ein- dringen aufnehmen würde. Die mich fol- ternde Unruhe überwog indessen bald alle Bedenken und vor mir öffnete sich die Thür. In Begleitung des Dieners eintretend und meine Blicke nach allen Richtungen sen- dend, entdeckte ich nichts Ungewöhnliches. Die Thür des Schlafzimmers stand offen. Auch dort herrschte die gewohnte Ordnung; das Bett war dagegen unberührt geblieben. Nach flüchtiger Umschau begab ich mich in das Wohnzimmer zurück und nach dem Schreibtisch hinüber. Hier erst erhielt ich eine teilweise Erklärung des rätselhaften Verfahrens. Bedachtsam aufgezählt lag daselbst eine Summe Geldes, wie sie un- serer nach außen immerhin unabhängigen Lage entsprach. Von bösen Ahnungen erfüllt, glitten meine Blicke über das Geld hin- weg nach der anderen Seite des Tisches hinüber. Zwei Schreiben wurden daselbst nebeneinander durch Briefbeschwerer offen- gehalten. Beide trugen die unverkennbaren Spuren, daß sie zerknittert gewesen und wieder sorgfältig geglättet wurden. Das eine zeigte sogar die untrüglichen Merkmale langen Umhertragens in der Tasche. Nach diesem griff ich zuerst. Carlotas unregel- mäßige Handschrift hatte ich auf den ersten Blick erkannt. Ich entließ daher den Die- ner, und vor dem Tisch mich niederlassend, begann ich die mit dürftiger Gelehrsamkeit niedergeschriebenen englischen Worte zu ent- ziffern.

„Mein goldener Schatz,“ hieß es da, „bleibe nicht so lange, oder ich sterbe. Ich hasse Deinen Bruder. Er ist ein Verräter. Ich hasse Deinen neuen Namen. Komm und sei wieder John Blount. Komm, komm bald zu deinem Mädchen. Ich weine mir die Augen aus dem Kopf. Die hei- lige Jungfrau beschütze Dich und führe Dich mir wieder zu. Bis in den Tod Deine getreue Carlota.“

Ich sah nach dem Poststempel des Briefes. Es war derselbe, welchen ich we- nige Tage nach unserem Eintreffen in New York Cyrus einhändigte. Weitere sorgfältige Prüfungen ergaben, daß er vor kurzem, wahrscheinlich erst tags zuvor, geöffnet worden. Sinnend betrachtete ich die unbeholfen ausgeführten Schriftzüge. Eine Welt der Liebe, aber auch des Grams leuchtete mir aus denselben entgegen. Und wie lange mochte Cyrus den Brief mit sich herumgetragen haben, bis er ihn endlich, ohne es für der Mühe wert zu halten, ihn zu öffnen, achtlos in einen Winkel des Schreibtisches warf. Vor meinen geistigen Blicken erstand das reiz- volle bräunliche Kind. Ich meinte die dunklen zornsprühenden Augen auf mich gerichtet zu sehen, zu hören von den üp- pigen roten Lippen mit dem Ausdruck des bittersten Hasses das vernichtende: „Dein Bruder ist ein Verräter.“ Den her- ben Betrachtungen mich gewaltsam ent- ziehend, griff ich nach dem anderen Schrei- ben. Länger und mit etwas mehr Ge- wandtheit ausgeführt, war es, nach den Postzeichen zu schließen, dasselbe, welches ich vor zwei Tagen beim Verlassen des Hauses Reginalds Cyrus übergab.

„John Blount,“ lauteten die mehr ge- malten als geschriebenen Worte, „weshalb sehen die Menschen mich so traurig an? Ich gehe ihnen aus dem Wege, ich rudere mich nach dem Hafen hinauf. Der Hai ist wieder da. Er folgt meinem Boot. Ich rede zu ihm. Ich bitte ihn, er soll ins Meer hinausschwimmen und Dich suchen. Er will mich nicht hören, aber heiraten will er mich. Ich fürchte mich, zu ihm zu gehen. Da unten im Wasser ist es so dunkel, so kalt, aber er lockt mich, läßt nicht von mir ab. Meine Schuhe gab ich ihm, die verschlang er. Ich gehe wieder barfuß. Alle meine schönen Kleider warf ich ihm zu, aber er ist nicht zufrieden, er will mich haben. — John Blount, sage, was ich thun soll. Willst Du mich begleiten? Mit Dir gehe ich gern. Unten im Wasser ist es vielleicht schöner als hier oben. Da blühen Rosen und Lilien. Große Korallen- bäume, weiße und rote, werfen Schatten; kostbare Muscheln liegen in Bergen um- her. Mit dem Hai machen wir Freund- schaft; er soll uns bewachen, wenn Dein verräterischer Bruder kommt. Wolltest Du mich heiraten? Ich habe es vergessen. Vier Tage schrieb ich an diesem Brief und er ist noch nicht fertig. Es regnet

unabläſſig. Einen Tag um den andern gehe ich über die Berge. Da ſitze ich bis in die Nacht auf dem breiten Stein. Ich horche und horche, aber den Hufſchlag Deines Muſtangs unterſcheide ich nicht. Ich rufe laut nach Dir wohl hundertmal; Du antworteſt nicht. John Blount! John Blount! John Blount! Komm zu Deinem Mädchen! Aber John Blount iſt tot. Er iſt in einen Hai verwandelt worden; ich muß zu ihm hinunter. Da iſt es wärmer. Hier oben weht es kalt. Mich friert, wenn es ſo ſchwer vom Himmel herunterregnet. Deine Lippen waren ſo warm; jetzt ſind ſie kalt. Ich bete zur allerheiligſten Jungfrau, ſie will mich nicht erhören. Dein Bruder ſchrieb an den Konſul, Du kämſt. Er lügt; auch der Alkalde lügt, denn Du biſt da und ſchwimmſt im Hafen. Ich ſehe Deine Rückenfloſſe. Eingeſperrt haben ſie mich, da entfloh ich durchs Fenſter. Jetzt laſſen ſie mich gehen, wohin ich will. Ich warte bis Pfingſten; dann mache ich Hochzeit mit dem Hai. Der iſt ein großer vornehmer Herr. Manch ſchönes Lied ſinge ich ihm vor. John Blount, wo ſoll ich Dich ſuchen? Weinen kann ich nicht mehr, auch nicht lachen. John Blount, ſage, was ich thun ſoll. Komm, komm, John Blount. Nimm meine Hand und geh mit mir hinunter. Da will ich zu Dir ſingen, mit Dir tanzen und die Kaſtagnetten ſchlagen. Da heilen meine Füße bald. Die ſind ſo wund, zerriſſen von Dornen und Steinen, wenn ich nach Dir ſuche. Schlafe wohl, John Blount. Träume von Deinem armen Mädchen, träume von Deiner armen Carlota."

Hier ſchloß der Brief. Erſchüttert lehnte ich mich zurück. Statt des lieblichen exotiſchen Kindes tauchten wieder Zerrbilder in meiner Seele auf. Anſtatt in liebeglühende Augen zu ſchauen, begegnete ich ſtarren, ausdrucksloſen Blicken. Eine einſame Geſtalt mit aufgelöſtem, langem Rabenhaar und dürftig bekleidet ſah ich zur nächtlichen Stunde in ſchwankem Boot geiſterhaft über das Hafenbecken von Acapulco hingleiten. Eine ſanfte Stimme hörte ich, die koſend zu dem das Boot umkreiſenden Meerungeheuer ſprach oder wirre Lieder über den dunklen Waſſerſpiegel hinſang. Ich hörte den ſchweren tropiſchen Regen niederpraſſeln, ſah ihn den zerſchlagenen, hinfälligen jungfräulichen Körper unbarmherzig geißeln, hörte das herzzerreißende „John Blount! John Blount, komm zu deinem armen Mädchen." Und ich ſelbſt hatte die Hand dazu geboten, daß ein treues unſchuldreines Herz grauſam zertreten und zermalmt wurde, ein verzweifelndes Gemüt ſchrecklichem Irrwahn anheimgefallen war. Flüche ſchwebten mir auf den Lippen, um alsbald wieder von Jammer erſtickt zu werden. Entſetzt ſprang ich auf. Um mich zu beruhigen, begann ich auf und ab zu ſchreiten. Meine Gedanken wendeten ſich Cyrus zu. Vor den beſtürzt ſuchenden geiſtigen Blicken reihten die jüngſten Ereigniſſe ſich zu einem verſtändlichen Ganzen aneinander. Was auch immer die Urſache geweſen ſein mochte, ob der vorwurfsvolle Blick, welchen ich Cyrus zuſandte, als ich ihn den zuletzt empfangenen Brief in aufloderndem Zorn zerknittern ſah, ob der Anblick Agathes, indem dieſelbe ſich mir zärtlich zuneigte: einem Zweifel unterlag es nicht, daß er die ſo lange mißachteten Briefe Carlotas innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden geöffnet, geleſen und danach ſeine Entſcheidung getroffen hatte. Mir, wenn auch nur brieflich, eine Erklärung zu erteilen, hätte ſeiner ganzen Natur widerſprochen. Außerdem fehlte ihm wohl der Mut, ſich ſelbſt eines Verbrechens, begangen an einem unſchuldigen, vertrauensvollen Weſen, anzuklagen, vielleicht auch die Ruhe, ſeine durcheinanderſchwirrenden Gedanken in Worte zu kleiden. Er hatte ſich daher darauf beſchränkt, den erſten und den letzten Brief zu meiner Einſicht zurückzulaſſen, vorausſetzend, daß ſie genügten, mir ein klares Bild von der ganzen Sachlage zu verſchaffen. Er war gegangen, um nie wieder zurückzukehren. In welcher Stimmung er ſeine jähe Flucht antrat, das bewies das auf dem Tiſche liegende Geld, bis auf die zur Reiſe erforderlichen notdürftigſten Mittel gewiß ſeine ganze Barſchaft. Nicht einmal Kleider hatte er mit fortgenommen. Den Staub von ſeinen Füßen ſchüttelnd, waren es am wenigſten Segensſprüche, unter welchen er von den Stätten ſeiner bisherigen angeſtrengten Thätigkeit ſchied und den hochfliegenden Plänen endgültig entſagte. Leichter noch, als einſt in Acapulco mit der alten Vergangenheit, hatte er jetzt mit der neueren gebrochen. Verlockender als alle Schätze der Welt erſchien ihm nunmehr wieder der Laſſo eines Vaqueros. Es geißelten ihn auf ſeiner Flucht zur Eile Angſt und Verzweiflung.

Mit einem Gefühl innerer Befriedigung, jedoch von tiefen Sorgen um Carlota erfüllt, verließ ich die vereinſamte Wohnung. Mein erſter Weg führte mich zu Reginald. Ohne auch nur mit einer Miene Ueberraſchung zu verraten, lauſchte dieſer, als ich die näheren Umſtände ſchilderte, unter welchen Cyrus ſeine Flucht angetreten hatte, dann bemerkte er mit der ihm eigentümlichen kalten Ausdrucksloſigkeit: „In der erſten Stunde meiner Bekanntſchaft mit ihm wußte ich, daß es ſo kommen würde. Mich wundert nur, daß er nicht längſt davonging. Er war zu eifrig bemüht, durch unerhörte Leiſtungen meine Zufriedenheit zu erwerben, um viel Vertrauen zu verdienen. Wer ſo ſchnell und leicht allem entſagt, gleichviel ob den Verhältniſſen oder einem glutäugigen Mädchen, was ihm bis dahin teuer geweſen, der meint es nicht ernſtlich oder er täuſcht ſich ſelber. Ohne Kampf können Uebergänge, wie ſie von ihm gefordert wurden, ſich nicht vollziehen. Er konnte, was er wollte, aber nicht länger, als es ihm bequem war. Trotzdem bewies er einen hohen Grad von Willenskraft. Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich; da mag er hingehen und nach Herzensluſt ſeine Pferde und Rinder hüten, ich hindere ihn nicht."

Er überlegte einige Sekunden un[...] in demſelben froſtigen Tone fort[...] Ihnen iſt es jetzt, ſich mit erhöhten [...] für die Stellung des Chefs des [...] Montague vorzubereiten. Mit de[...] Ihres Rivalen ſind die letzten Zwei[...] Bedenken geſchwunden. Ihrer Verbi[...] mit Agathe Montague ſteht deshalb [...] im Wege —"

„Es gibt überhaupt nichts in de[...] wodurch ich von ihr getrennt [...] könnte," ſchaltete ich höflich, jede[...] ſchieden ein.

„Das ſetzte ich voraus," hieß es [...] zurück; „mag Ihr Entſchluß Ihnen [...] zum Segen gereichen. Ihre E[...] haftigkeit wiegt Ihre Schwächen a[...] beruhigt mich. Sollten Sie dereinſt [...] Nachfolger von Acapulco her ver[...] müſſen, iſt's nicht meine Schuld; [...] aber rate ich, ein Auge auf ihn zu [...] bevor er verwilderte. Ausgewachſene [...] laſſen ſich nicht biegen, das erfuhr [...] an Cyrus Montague."

„Es bliebe mir alſo anheimge[...] die Lage meines Bruders nach [...] Kräften günſtig zu geſtalten?" fra[...] geſpannt.

„Das iſt meine eigene Aufgabe[...] ſetzte Reginald. „Ein Montague dar[...] elendiglich herunterkommen. Neben[...] ſitzt er Rechte, die nicht durch einen [...] ſtrich beſeitigt werden können. Sie ſin[...] den Leuten und den Verhältniſſen in [...] pulco vertraut und daher in der La[...] fort mit den entſprechenden Perſönlich[...] in Verkehr zu treten. Schreiben Si[...] oder in den nächſten Tagen und [...] Sie Ihrem Bruder einen vorläufigen [...] bis zu dem Betrage von fünfzig[...] Dollar, die indeſſen nicht unmittel[...] ſeine Hände fließen dürfen. Dage[...] gen Sie dafür, daß Landankäufe [...] bewirkt werden. Nachdem Sie ſich [...] zeugten, daß das erſte Geld nicht [...] worfen worden, mag mit neuen [...] ankäufen fortgefahren werden. A[...] Fälle wird die Schule, durch we[...] hier ging, ihm nicht zum Nacht[...] reichen."

Hier verriet Reginald durch den [...] fall ſeiner Stimme, daß er die Unter[...] als beendigt betrachte. Vertraut mi[...] nem Weſen und ſtets darauf bedacht [...] nicht minder als eine Sache anzuſehen [...] er mich, verließ ich ihn. Was er [...] ſten Cyrus' angeordnet hatte, war [...] wenigſten von irgend einem Gefüh[...] Zuſammengehörigkeit eingegeben [...] trotzdem erkannte ich dankbar an, daß [...] ſeine Verfügungen ich einer großen [...] enthoben worden. Was ich für C[...] hoffen oder fürchten ſollte, ich wu[...] nicht. Wie ein böſes Verhängnis [...] der von geiſtiger Umnachtung [...] Brief mir fortgeſetzt vor Augen. W[...] Cyrus das arme bräunliche Kind [...] ſehen, und fand er es überhaupt noch [...] den Lebenden? Der Hafen von Aca[...] war ja ſo tief, ſein muſchelbeſtreuter [...] ſo verlockend für ein gebrochenes He[...]

38. Kapitel.

In der Regenzeit.

Auf die Flucht meines Bruders folgten bange sorgenvolle Tage. Ueber die von ihm gewählte Richtung konnten freilich keine Zweifel walten; allein was harrte seiner in der Ferne? Welche traurigen Enthüllungen standen uns bevor, und wielange sollte es noch dauern, ehe dieselben uns erreichten? Meine Befürchtungen erhielten einen um so ernsteren Charakter, weil ich über die Vorgänge in Acapulco gänzlich im Dunkeln geblieben war. Nur einmal fand ich in einem Geschäftsbriefe die Andeutung, daß ein baldiger Besuch meines Bruders wünschenswert erscheine. Ob man sich scheute, mich ausgiebig über alles zu unterrichten, ob man infolge des störrischen Schweigens Cyrus' dessen Beziehungen zu Carlota als abgeschnitten betrachtete und daher jede fernere Einmischung absichtlich vermied, oder ob endlich Carlotas eigene briefliche Mitteilungen als genügend galten, es ist mir nie klar geworden. Indem aber meine geistigen Blicke in der Vergangenheit suchen, ich bedachtsam aneinanderreihe, was später zu meiner Kenntnis gelangte, entstehen Bilder, angesichts derer mir heute noch eine Thräne der Wehmut aus den Augen quillt. Sie in die Farben der Wahrheit zu kleiden, gelingt mir leicht. Bewege ich mich doch auf vertrautem Boden:

Eintönig grau hängt der Himmel über dem Hafen von Acapulco. Es ruft den Eindruck hervor, als habe er sich tief herabgesenkt, wie ein ausgespanntes Zeltdach von Höhe zu Höhe hinüberreichend. Diese Täuschung wird durch den bei gänzlicher Windstille niederrieselnden Regen erzeugt. Die Außenlinien der Berge verschwimmen hinter dem grauen Vorhang; undeutlich zeichnet die Stadt sich durch tiefere und lichtere Schatten aus. Luftblasen bilden sich unter den senkrecht niederfallenden Tropfen auf dem graublauen regungslosen Wasserspiegel. Tiefer neigen die Palmenkronen ihre belasteten Wedel. Sie scheinen zu träumen. Melancholisch bieten die Riesenblätter der Bananenstauden ihre breiten Flächen den gleichmäßigen Wolkenniederschlägen dar. Straff gespannten Trommelfellen ähnlich, nehmen sie mit einem Dröhnen die schweren Tropfen in Empfang. Das Lorbeergestrüpp auf den Bergabhängen trieft, es triefen Kräuter und Gestein. Weit ab von den Wohnungen der Menschen, der Hafeneinfahrt gegenüber, unzureichend beschirmt von einer Lorbeereiche, sitzt Carlota. Einen Geröllblock hat sie zur Rast gewählt; ihr zu Füßen tändeln kleine Wellen mit Gestein und Muscheln. Den Oberkörper nach vorn geneigt und die Hände vor dem einen emporgezogenen Knie gefaltet, scheint sie entschlafen zu sein. Wasserschwer schmiegen das kattunene Hemd und der zerrissene Rock sich an den einst so blühenden jungfräulichen Körper an. In langen feuchten Strähnen fällt das aufgelöste Haar über die Schultern nach vorn und auf den Rücken nieder. Die halb geheilten und noch offenen frischen Wunden an den kleinen Füßen verschwinden zum Teil unter den Spuren des Wanderns auf schlammigen Wegen. Das bräunliche Antlitz ist noch immer schön, aber so hager, so abgezehrt. Es schmückt dasselbe gleichsam ein unbeschreiblicher Ausdruck ergebungsvollen Leidens und Duldens. Die Augen blicken mit der unheimlichen Ruhe einer Somnambulen. Auf mehrere schwimmende Möwen gerichtet, scheinen sie dieselben doch nicht zu sehen. Hin und wieder durchläuft es wie Frösteln den abgezehrten Körper, der in seiner Unempfindlichkeit gegen den strömenden Regen dem Gestein vergleichbar.

Von der Stadt her war ein Kanonenschuß herübergedonnert. Carlota hatte ihn nicht beachtet. Ebensowenig erregte es ihre Aufmerksamkeit, als es von dorther wie ein Ungetüm von dem riesenhaftesten Umfange sich mehr und mehr von der verschleiernden Regenwand trennte. Erst als der Dampfer vor ihr vorüberbrauste und dem Ozean zu in die Hafeneinfahrt hineinsteuerte, richtete sie sich auf, dessen Bewegungen mit etwas lebhafteren Blicken verfolgend.

„John Blount, warum bist du von mir gegangen?“ lispelte sie wie unbewußt, „Schiffe kommen, Schiffe gehen; keins bringt dich zurück. Armer John, deinen Bruder nannte er sich, aber es war der Böse. Fortgelockt hat er dich in den Tod; auch ich muß sterben. John Blount, kehre zurück!“ und lauter: „John Blount, wo soll ich dich suchen?“ Dann mit heller, durchdringender Stimme: „John Blount, kehre wieder — kehre wieder!“

Wie eine tiefe Herzensklage zitterte der Ruf über die stille Wasserfläche hin. Die großen Augen blieben trocken; aber ein Jammer lugte aus ihnen, wie er nur durch Todesangst erzeugt werden konnte. Mit seltsamer Spannung sah sie dem scheidenden Fahrzeug nach, bis es von der grauen Regenschicht gänzlich verhüllt wurde und hinter dieser um den gewaltigen nördlichen Thorpfeiler herumbog.

Unabänderlich strömte der Regen nieder. Carlota war in ihre frühere Stellung zurückgesunken. Den Oberkörper leise wiegend, begann sie jenes Liedchen zu singen, mit welchem sie das jüngste Kind der gutmütigen Wirtin in den Schlaf zu begleiten pflegte. Was um sie her vorging, beachtete sie nicht; sie sah nicht, daß von der Stadt her ein Wanderer sich näherte, zumal dieser so viel wie möglich Deckung hinter dem bis zu dem schmalen Strande niederreichenden Gebüsch suchte. Sie war ja gewohnt, in ihren Bewegungen nicht mehr gestört zu werden. Wohl hatte man versucht, sie gewaltsam an ihrem planlosen Umherschweifen zu hindern, doch nur so lange, bis man sich überzeugte, daß durch jeden Zwang ihre krankhafte Erregung sich noch steigerte, wogegen ungehemmte Freiheit einen sichtbar beschwichtigenden Einfluß auf sie ausübte. Ausgeprägter Irrwahn durfte ihr Zustand gerade nicht genannt werden, vielmehr eine sanfte Melancholie, welche sie trieb, in dem Schmerz um den verlorenen Geliebten gewissermaßen zu schwelgen, alles von sich abzustreifen, was sie noch mit den Menschen einte, um ungestört gefährlichen Phantasien nachzuhängen. Sie glich einer Märtyrin, welche in der Selbstqual ihren einzigen letzten Genuß findet, in wachsender Unzugänglichkeit Wahnvorstellungen eine bedingungslose Gewalt über sich einräumt.

In ihrem Singen störte sie das Geräusch, mit welchem unter vorsichtig einherschreitenden Füßen ein dürres Reis brach. Argwöhnisch spähte sie um sich. Da keine weitere Störung folgte, kehrte sie sich dem Wasser wieder zu. Bevor sie ihren Gesang erneuerte, unterschied sie die nunmehr festen Schritte eines Mannes. Erschrocken sprang sie auf, und in geringer Entfernung vor ihr stand Cyrus. In der Besorgnis, sie die Flucht ergreifen zu sehen, hatte dieser seine Bewegung eingestellt, und so verharrten beide wohl eine Minute Auge in Auge regungslos einander gegenüber. Cyrus, totenbleich, starrte auf sie hin, wie selber der Vernunft beraubt. Seine Bestürzung erhöhte, daß er in Carlotas abgehärmten Zügen nicht das leiseste Merkmal des Wiedererkennens entdeckte. In seiner wilden Verzweiflung fehlte ihm die Berechnung dafür, daß infolge der veränderten Lebensweise seine Aehnlichkeit mit mir eine ausgeprägtere geworden, er in Haltung wie Bekleidung nicht im entferntesten mehr an den von der Sonne gebräunten trotzigen Vaquero erinnerte. Mochte er immerhin durch Carlotas alte Freundin, wohin sein nächster Weg von dem Dampfer führte, auf die Begegnung vorbereitet worden sein: einen derartigen Anblick hätte er nimmermehr erwartet; zu vernichtend hatten zügelloser Schmerz und vergebliches banges Sehnen auf das einst so lebensfrische glückliche exotische Kind eingewirkt. Es bestärkte ihn in seinen schwärzesten Befürchtungen der kalte, sogar gehässige Blick aus den in ihre Höhlen zurückgesunkenen großen dunklen Augen, mit welchem Carlota ihn betrachtete.

„Carlota,“ begann er endlich, und wie bei einem Erstickenden entwanden die Worte sich seiner Brust, „Carlota, alles, was die Menschen mir boten, Glanz und Reichtum, alles, alles habe ich hinter mir zurückgelassen, um nur dir allein zu gehören. Carlota, fasse dich, starre mich nicht so unheimlich an. Sprich ein einziges Wort. Sage, daß alles vergeben und vergessen sein soll um der Liebe willen, die mich jetzt wieder zu dir führt.“

Ueber Carlotas Antlitz eilte ein vergeistigtes Lächeln, dann erwiderte sie spöttisch: „Du redest, als läsest du es aus einem Buche ab, und willst John Blount sein? Heilige Mutter Gottes, wer hörte je von solcher Sündhaftigkeit. John Blount war ein schöner brauner Mann mit Augen so klar, wie die des Seeadlers. Der ist tot jetzt. Du selber, du sein eigener Bruder, oder der Teufel, der sich in sein Ebenbild verwandelte, einer von euch hat ihn mit seinen Schmeichel-

worten von hier fortgelockt. Jetzt kommst du, um deinen Verrat weiter zu spinnen. Geh doch, ich bin ohnehin elend genug durch dich geworden; geh hin zu dem Hai, der an unsern Hafen gebannt ist, der mag dein Bruder sein; geh hin, wenn du nicht willst, daß ich selber mich in seine Arme flüchte."

„Carlota, höre auf!" fiel Cyrus entsetzt ein, „besinne dich. Gedenke der heiligen Eide, welche wir miteinander wechselten. Ich habe mich verändert, ich weiß es. Aber prüfe mich — du kennst ja so viele Merkmale, die nicht trügen können — den roten Pfeil —."

„Alles Teufelswerk," unterbrach Carlota ihn schaudernd, und sie bekreuzigte sich, „ich bedarf keiner Merkmale, um dich zu erkennen. Du bist derselbe Verräter, den ich vor einem halben Jahr von dem Dampfer abholte und über den Hafen ruderte, derselbe Fremde mit dem blassen Gesicht und der falschen Zunge. Kamst du nicht, so lebte John Blount heute noch. Du bist ein Verräter, ein Mörder! Du bist es, der damals den Hai hereinlockte, auf daß er sich mit mir befreunde. Geh, geh, damit meine Gedanken sich nicht noch mehr verwirren. Geh, Turvil Montague, wie du dich nanntest. Hätte John Blount dich damals erwürgt, so wäre dir nach Gebühr geschehen. Heilige Mutter Gottes, verzeih meine sündhafte Rede —."

So lange hatte Cyrus die wilden Anklagen stumm über sich ergehen lassen. Zugleich maß er mit den Blicken die Entfernung, welche ihn von Carlota trennte. Seine letzte Hoffnung beruhte darauf, daß wenn er sie erst in den Armen halte, ihr der Weg zur Flucht abgeschnitten sei, sie seinen Beschwörungen zugänglicher werden würde, und so sprang er nunmehr unter Aufbietung seiner äußersten Gewandtheit auf sie ein. Doch schneller noch war Carlota um den Felsblock, der ihr zuvor als Sitz diente, herumgeschlüpft, dann aber hätte ein Eichhorn kaum flinker nach dem hindernisreichen Abhange hinauffliehen können, als sie mit ihren nackten Füßen durch dorniges Gestrüpp und über scharfes Gestein hineilte.

Wohl rief Cyrus auf dem Gipfel seiner Verzweiflung ihr nach, wohl flehte er sie an, von ihrem Beginnen abzustehen, allein vergeblich. Eine kurze Strecke verfolgte er sie noch mit den Blicken, dann verschwand sie plötzlich vor seinen Augen.

Den Tod im Herzen und gefoltert von Gewissensqualen, hatte Cyrus sich auf den Geröllblock niedergelassen. Dort saß er dumpf grübelnd, bis die ersten Schatten der Dämmerung sich bemerklich machten. Schwerfällig erhob er sich. Einen trostlosen Blick sandte er nach dem stillen Bergabhange hinauf, und tief bedrückt, wie unter einer Last von unermeßlicher Schwere, schlug er den Rückweg zur Stadt ein.

Es dunkelte bereits, als er in dem Gasthause eintraf und die Wirtin ihn teilnahmvoll willkommen hieß.

„Hab' alles vorhergesehen," erklärte sie tadelnd auf seine Mitteilungen, „ich kenne ihre Weise, wußte, daß sie wie von einem Feinde sich von dir abwenden würde. Nein, John Blount, das war nicht die rechte Art, ihr zu begegnen; aber da gibt's eine andere und die will ich mir ordentlich überlegen, bevor ich dir's anvertraue. Hättest du nur ein einziges Mal an sie geschrieben, so wäre alles anders gekommen. Bei den guten Leuten, wo dein Bruder sie unterbrachte, lebte sie heute noch. Sich dagegen von dir vergessen zu wissen, das war zu viel für das arme junge Herz. Ich sah's dem Kinde an, wenn es mich besuchte, wie es stiller und stiller wurde, trotz meiner tröstlichen Rede der Gram ihm die gesunde Farbe raubte. Ich sah's ihm an, wie es in den neuen Kleidern sich beengt fühlte, als hätte es darinnen ersticken wollen. Und als es erst mit seinen einsamen Gängen und dem heimlichen Umherstreifen seinen Anfang nahm, da wußte ich, daß die schreckliche Unruhe es noch um Sinn und Verstand bringen würde. Es dauerte denn auch nicht lange — zwei Monate mag es her sein — als Carlota eines Tages hier erschien, ihre alten Kleider hervorsuchte und anlegte, die feinen dagegen in ein Bündel schnürte. Die wären ihr Unglück gewesen, meinte sie, und dabei funkelten ihre Augen bedrohlich, sie wolle nichts mehr davon sehen oder wissen. Ich wollte sie auf christliche Gedanken bringen, allein sie ließ sich durch meine gute Rede nicht halten. Hinaus ging sie, ob's auch regnete wie heute, unter dem einen Arm das Bündel, in der andern Hand ihre Schuhe. Wo sie damit blieb, mag Gott wissen; denn als sie spät abends triefend vor Nässe hier ankehrte, da kam sie mit leeren Händen. Kein Wort redete sie, und befragen mochte ich sie nicht, denn wie ein Geist schaute sie drein, daß ich mich vor ihr ängstigte. Erst als ich ihr riet, zu ihren Leuten heimzukehren, erklärte sie sanft, sie wolle wieder sein, was sie gewesen, und müde suchte sie ihre alte Schlafstelle auf. Seitdem wohnt sie bei mir. Mit ihrer Arbeit ist's indessen nichts. Sie flieht die Menschen und sucht die Einsamkeit; ich aber wäre die letzte, sie in ihrem Treiben zu stören. Erlebten wir doch, daß sie in eine Art Raserei verfiel, als man sie zu den von deinem Bruder bestellten Pflegern zurückschaffte und sie daselbst festhalten wollte. Trotzdem gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß sie, nachdem sie dich erst herauserkannte, bei ungestörtem Nachdenken wieder zu sich selbst kommt."

Auf dies alles wußte Cyrus nichts zu erwidern. Vollständig gebrochen schlich er nach einem Winkel hinüber, wo er sich vor einem Ecktisch niederließ. Teilnahmvoll beobachtete ihn die Wirtin, wie er, die Arme auf den Tisch gestützt und die Hände in die wirren Locken vergrabend, sich dem Schlaf hinzugeben schien. Draußen plätscherte und rauschte der Regen. Gäste waren nicht anwesend, selbst die Familienmitglieder der gutmütigen Frau weilten in einem anderen Raum. Ihre Zigarre dampfte. In schnellerer Folge entwa[...] die Rauchwölkchen sich ihren Lippen. [...] Blicke fortgesetzt auf Cyrus gerichtet, m[...] sie des armen Mädchens gedenken, wel[...] zur Zeit, den Unbilden des Wetters a[...] gesetzt, auf ungebahnten Wegen pla[...] umherirrte. Denn mehr und mehr [...] langte Trauer auf ihrem ehrlichen An[...] zum Ausdruck. Dann regte sie sich [...] der. Nach einigem Umhertasten unterh[...] des Schenktisches zog sie eine Korbfl[...] hervor. Bedächtig füllte sie ein G[...] und es Cyrus zutragend, stellte sie [...] vor ihn hin.

„Trinke, John Blount," redete [...] ihn tröstlich an, „es ist von mein[...] Besten. Der fließt wie Feuer durch [...] Adern und stärkt den Mut. Ja, J[...] Blount, trinke dir Hoffnung an. [...] geht nämlich mancherlei im Kopf he[...] und wenn das glückt, so sehen wir C[...] lota bald wieder erblühen wie die R[...] im Garten. Liebesgram kann geh[...] werden, damit ist's nicht wie mit d[...] Wahnwitz. Also trinke und mache [...] mit deiner Mutlosigkeit nicht ärger, [...] es schon ist."

Cyrus rührte sich nicht, schien [...] aufmunternden Worte überhaupt nicht [...] hört zu haben.

Ratlos kehrte die Wirtin sich ab. [...] Begriff, an den Schenktisch zurückzuge[...] sandte sie einen Blick durch die [...] Thür ins Freie hinaus. Hastig trat [...] wieder neben Cyrus hin, und die in [...] Nähe brennende Lampe auslöschend, r[...] sie ihm lebhaft zu: „Carlota kommt," [...] als Cyrus sich erschrocken aufrichtete, [...] sie noch dringlicher fort: „Rühre dich [...] Vielleicht gleiten ihre Blicke über dich [...] weg. Entdeckt sie dich, so waltet di[...] fahr, daß sie in die Nacht hinausflieht[...]

Sie hatte kaum ihren Platz hinter [...] Schenktisch wieder eingenommen, w[...] alsbald mit Gläsern und Flasch[...] klirren begann, als Carlota auf [...] Schwelle trat. Cyrus saß wie er[...] Der Atem versagte ihm, sein Herz[...] stockte. Alles was in ihm lebte, [...] von Jammer und Verzweiflung geb[...] wurde, drängte sich in den Blicken [...] sammen, mit welchen er von seinem [...] tigen Winkel aus die hinfällige Ge[...] Carlotas umfing.

„Wo bist du wieder gewesen?" [...] die Wirtin nach der Thür hinüber. [...] Carlota zweifelnd stehen geblieben [...] „Ist das ein Wetter für solch Kind [...] du? Wie du triefst. Dich muß fr[...] Tritt heran und nimm einen Tr[...] Wein zu dir, der erwärmt dich und [...] dich gegen Erkältung."

Müden, gleichsam mechanischen Sch[...] näherte Carlota sich dem Tisch. Sie [...] gewohnt, den Anordnungen ihrer fr[...] Herrin blindlings zu gehorchen.

„Er ist nicht gekommen," bemerkt[...] in unbeschreiblich sanftem Klageton, [...] sie das ihr gereichte Glas vor sich in [...] Schwebe hielt, „die Schiffe gehen hi[...] her; keins bringt ihn, und ich lie[...] so sehr, so sehr."

„Unsinn, Carlota," versetzte die Wirtin ›delnd, „trinke zunächst — so, so, Kind. Speisen habe ich in dein Kämmerchen ge- ›agen, davon wirst du essen. Und noch- ›als: Unsinn, Kind; denn wie magst du einen Schatz von der See her erwarten? Wenn er kommt, so geschieht's auf der andseite und seinen Mustang reitet er herein."

„Meinst du?" fragte Carlota un- läubig, indem sie das geleerte Glas auf ›n Tisch stellte.

„Natürlich mein' ich das nicht nur, ›ndern ich weiß es auch. Der mag schon ›undertmal bei dem Stein nach dir aus- ›schaut haben, während du aufs Meer ›nausspähtest."

Träumerisch strich Carlota das lange ›uchte Schläfenhaar über die Schultern ›rück, und eintönig erklärte sie: „So ›erde ich ihn morgen auf dem Stein er- ›arten."

„Das thue, Kind, aber hänge dir eine ›ecke über gegen das Unwetter und um ›n abgetragenen Rock zu verbergen; oder ›aubst du, es bereitete John Blount viel ›reude, dich in solch elendem Aufzuge ›iederzusehen?"

„Morgen gehe ich nach dem Stein," ›ß es in rührend unterwürfigem Tone ›n den erbleichten Lippen, und noch ›ater fügte sie hinzu: „Wenn er aber ›cht kommen sollte?"

„So begibst du dich übermorgen aber- ›als dahin," riet die Wirtin beschwichti- ›nd; „liebst du ihn noch immer aufrichtig, darfst du die Geduld nicht verlieren. ›hrieb er nicht und schien er dich ver- ›ssen zu haben, so findet's seinen Grund ›rin, daß er selber kommen wollte."

Carlota strich, wie um ihre Gedanken ›klären, mit der Hand über ihre Stirn, ›m ein Weilchen nach und entgegnete ›eifelnd: „Du sprichst heute anders, als früheren Tagen. Es klingt tröstlich, ›d doch kann ich an seine Heimkehr nicht ›uben."

„Ja, Kind, anders, weil ich mir die ›che überlegte," hieß es ernst zurück; ›ußte ich mich doch der Sünden schämen, ›llte ich meine Gedanken vor dir ver- ›mlichen oder gar fälschen. Doch gehe dein Kämmerchen; streife das nasse ›ug ab und erwärme deine armen Glie- . Trachte auch, bald einzuschlafen und ›i deinem Schatz zu träumen."

„Schlafen soll ich? Träumen von ›?" fragte Carlota mit einem unsäglich ›merzlichen Lächeln, und sich abkehrend, ›vankte sie geräuschlos aus der Halle. Cyrus hatte sich erhoben. Sein Ant- ›war bleich, daß es leuchtete. Unge- ›m ergriff er das Glas, und es an Lippen führend, leerte er es in einem ›ge. Dann trat er festen Schrittes zu Wirtin an den Schenktisch.

„Ich muß fort," sprach er mit be- ›stigender Ruhe, ein weiter Weg liegt › mir, keine Minute darf ich ver- ›men."

Die Wirtin legte ihre Hand in die ›otene und sah Cyrus durchdringend an.

„In solchem Wetter willst du gehen?" fragte sie besorgt.

„Bin ich besser als Carlota?" fragte Cyrus herbe zurück.

„Nun ja, John Blount, ich errate, wohin du dich wendest," versetzte die Wirtin nunmehr billigend, „so geh denn, und mag ein guter Gott dich in deinem Thun lenken."

Schweigend trat Cyrus ins Freie hinaus. Die Wirtin lauschte ihm noch selbst dann nach, als seine Schritte längst verhallt waren. Im Geiste mochte sie ihn auf dem schlüpfrigen Wege über die Berge begleiten, auf dem Wege durch die finstere Nacht im strömenden Regen. Hart vor dem Hause, wo der auf dem flachen Dach sich ansammelnde Wasserüberfluß sich absetzte, plätscherte es melancholisch. Gedämpftes, gleichsam einschläferndes Rauschen erfüllte die Lüfte. Es rauschte auf dem schwarzen Hafenbecken, auf den strauchbedeckten Bergabhängen, auf Dächern, Wegen und Straßen. Träumerischem Plaudern ähnlich klang es zwischen dem breiten Blattwerk, wo üppig entwickelte exotische Pflanzenformen sich in Gruppen zusammendrängten. Hier blinzelte ein vereinzeltes Licht durch die regenverschleierte Nacht, dort eins. Die Menschen hatten sich frühzeitig zur Ruhe begeben. Decken ersetzten den unter dem Einfluß der kühlen feuchten Atmosphäre Fröstelnden die den rauheren Himmelsstrichen eigentümlichen Oefen und Kamine.

Wie seit Wochen und Wochen nur mit kurzen Unterbrechungen, regnete es auch am folgenden Tage. Trat eine Pause ein, so benutzte der Wind die Gelegenheit, die Backen wieder einmal recht voll zu nehmen. Zu Wolken ballte er die in den oberen Regionen lagernden Dunstschichten zusammen, um sie landwärts vor sich herzujagen, sie zu zerzausen und zu zerpflücken. Hier wälzte er, Lawinen ähnlich, milchweiße Nebelmassen die immergrünen triefenden Abhänge hinunter, dort schüttelte er unwirsch die letzten Tropfen von Blatt und Halm, bis der Regen ihn wieder überwältigte und den Himmel der Erde scheinbar näherrückte. Schatten und Licht gab es nicht; weder in den Lüften noch auf der Erde. Eintönig erstreckte sich der alte vulkanische Geröllwall, eintönig dehnte die kleine Wiesenfläche sich vor ihm aus. Wie mit demselben verwachsen, saß Carlota auf dem bekannten Felsstück. Aus einiger Entfernung unterschied sie sich äußerlich kaum von demselben. Die auf den Rat der Wirtin mitgenommene Decke hatte sie übers Haupt gezogen. In der gekrümmten Stellung verlor der zerschlagene Körper die Aehnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt. So hatte sie dagesessen seit Stunden. Wie lange, sie wußte es nicht. Wolken und Regen raubten ihr die Möglichkeit, das Enteilen der Zeit nach dem Stand der Sonne zu berechnen. Was kümmerten sie überhaupt Zeit oder Sonne, Tag oder Nacht! Wie einst, als es noch galt, die Zusammenkünfte mit dem Geliebten zu verheimlichen, war sie bald nach dem Mittagsessen hinausgewandert. Das ermutigende: „Er kommt sicher," der teilnahmvollen, mütterlichen Freundin hatte ihre dumpfe Hoffnung auf Wiedersehen geschürt. Jetzt harrte sie geduldig im strömenden Regen in trübe beleuchteter stiller Umgebung.

„Er kommt sicher," lispelte sie zuweilen, ihr zagendes Herz beschwichtigend, vor sich hin, während ihr Ohr gespannt in die Ferne lauschte, „er kommt sicher, er kommt sicher."

Stunde auf Stunde verrann, ohne daß ihre Einsamkeit eine Unterbrechung erfahren hätte. Nur ein Holzhäher ließ bald hier, bald dort seine krächzende Stimme ertönen, während an geschütztem, trockenem Ort zwischen dem Gestein die Heimchen ihre schrillen Stimmchen zum geisterhaften Chor vereinigten.

„Er kommt sicher — er kommt" — tiefer neigte Carlota das Haupt auf die Kniee. Erschöpfung hatte sie übermannt; sie war eingeschlafen.

Und abermals verstrich eine Stunde, als sie sich plötzlich emporrichtete und die Decke zurückwarf. Mehr durch das Gefühl als durch das Gehör war ihr das dumpfe Geräusch zugetragen worden, mit welchem auf der anderen Seite des Walls ein zur äußersten Eile gespornetes Pferd sich näherte. Aufmerksam lauschte sie. Nein, sie hatte sich nicht getäuscht; sie erkannte sogar den flinken Hufschlag, wie er nur von dem zottigen Mustang John Blounts erzeugt werden konnte. Ihre Augen vergrößerten sich; an Stelle des bisherigen müden Blickes trat schwärmerisches Feuer. Das jäh in die Wangen steigende, plötzlich wieder bewegliche Blut schmückte das abgehärmte liebe Antlitz mit den Farben der Gesundheit. Ein Ausruf schwebte auf ihren Lippen; sie vermochte nicht, ihn hervorzubringen. Sie wollte sich erheben, sank aber matt zurück.

Lauter ertönte das Klappern der anscheinend strauchelnden Hufe auf dem Gestein. Carlota neigte das Haupt zur Seite und faßte den Kamm des Walls ins Auge. Sekunden verrannen, während sie kaum zu atmen wagte; dann tauchte ein zerknitterter triefender Filzhut hinter der Höhe auf. Ebenso schnell folgte ein durch scharfes Reiten heftig gerötetes bärtiges Antlitz, und noch einige Sekunden, da trieb John Blount seinen Mustang ganz nach dem Kamm hinauf und über diesen hinüber. Ja, das war John Blount, wie sie ihn unzähligemal gesehen hatte, John Blount in dem staubfarbigen, ursprünglich weißen Hemd und ähnlichen Beinkleidern, deren wassergesättigte Falten sich eng an die kräftigen Glieder anschmiegten. John Blount in den steifen Gamaschenledern, den abgetragenen Mokassins und den mit klirrendem Zierat behangenen schweren Schnallsporen. Weit offen stand das Hemd auf der breiten Brust; bis über die Ellbogen hinaus hatte er die Aermel aufgerollt, daß die wunderlichen Tätowierungen weithin sichtbar. Hoch schwang er in der rechten Faust den zusammengelegten Lasso, ihn hin und wieder auf die schäumenden und

dampfenden Seiten des Mustangs niedersausend. Wütend biß das gegeißelte und gespornte Tier auf die ungelenke Kandare und mit einer gewissen Todesverachtung polterte es den hindernisreichen Abhang hinunter. Wie in den alten goldenen Zeiten setzte es auch heute über das hindernde Gesträuch hinweg; wie in den alten goldenen Zeiten beschrieb es auf der Wiese einen engen Kreis und wurde es endlich Carlota gegenüber mit einer Gewalt angehalten, daß seine Hufe sich in das aufgeweichte Erdreich einbohrten und es hinten beinahe zusammenbrach.

Carlota saß wie gelähmt. Nur ihre Augen strahlten leidenschaftliches Entzücken aus. Was sie sah, sie schien es nicht fassen zu können.

„Carlota!" rief Cyrus bei diesem Anblick aus, und in seiner Stimme verriet sich die Angst, welche ihn beseelte, „Carlota, Kind, da bin ich, gefällt dir's, so gehen wir am nächsten Sonntag Arm in Arm zur Kirche, um sie als Mann und Frau wieder zu verlassen." Er säumte einige Atemzüge. Durch nichts sollte die heutige Zusammenkunft sich von den früheren unterscheiden, allein Carlota rührte sich immer noch nicht.

„Carlota," begann er wiederum sinkenden Herzens, „komm zu mir, zeige, daß du nichts verlerntest. Hier oben ist Platz im Ueberfluß und der Gaul trägt uns beide mit Bequemlichkeit über Stock und Stein!"

Da schnellte Carlota empor, und die Arme weit ausbreitend eilte sie auf den Geliebten zu. Doch Cyrus wie sie selber hatten ihre Kräfte überschätzt. Nur zwei Schritte legte sie schwankend zurück, dann brach sie zusammen. Fast ebenso schnell befand Cyrus sich an ihrer Seite, und die Halbohnmächtige sanft aufrichtend führte er sie behutsam nach dem Stein hinüber. Wie Carlota fortgesetzt schwieg, sich unter den jüngst empfangenen Eindrücken nicht hervorzuarbeiten vermochte, versagte auch ihm die Sprache. Angesichts der hinfälligen Gestalt in der elenden nassen Hülle und mit den traurigen Merkmalen ihrer unstäten Wanderungen schnürte seine Brust sich zusammen. Vorsichtig ließ er sie auf den Stein niedergleiten.

„Carlota, armes Kind," flehte er, indem er sich zu ihr setzte und den Arm um sie schlang, „sprich ein einziges Wort — ich vergehe vor Angst."

Da glitt Carlota von der Bank. Laut weinend sank sie trotz seines Wehrens vor ihm nieder, und ihre Schläfen mit beiden Händen haltend, preßte sie ihr Antlitz auf seine Knie. Cyrus atmete auf. Als eine Wohlthat erschien ihm, daß sie Thränen fand. Mit diesen löste sich die Erstarrung, welche sich um ihre Brust gelegt hatte. Ausweinen mußte sie sich, das fühlte er, bevor er es unternehmen durfte, beschwichtigend auf sie einzureden. Leise nahm er die neben ihm auf dem Stein liegende Decke, und sie behutsam um die heftig Schluchzende schlagend, suchte er sie nach besten Kräften gegen den unabänderlich niederrieselnden Regen zu schützen. Sanft schmeichelnd glitten seine Hände über ihr regenfeuchtes Haar; aber lange, lange dauerte es noch, bevor sie seinen tröstlichen Worten zugänglich wurde und sie endlich mit einem rührenden Ausdruck unsäglichen Entzückens zu ihm aufsah.

„Ich war so unglücklich, ich habe so schrecklich gelitten," klagte sie ohne den leisesten Schimmer eines Vorwurfs, „aber jetzt ist alles gut. Du bist bei mir, wirst mich beschützen, nicht mehr von mir lassen, auch nicht, wenn dein Bruder dich abermals verlocken sollte. Er ist wieder da, John Blount, glaube es mir, ich sah ihn gestern —"

„Nicht doch, Carlota," fiel Cyrus besorgt ein, „Träume waren es, was dich ängstigte, ich weiß es — denn mein Bruder weilt in weiter Ferne — ich werde ihn ebensowenig jemals wiedersehen wie du. Doch sprechen wir nicht mehr von solchen Dingen — vielleicht später. Begnügen wir uns damit, daß wir wieder vereinigt sind, um nie mehr voneinander getrennt zu werden."

Nicht ohne Mühe half er Carlota empor. Dann hing sie an seinem Halse, und was auch immer sie gelitten und erduldet haben mochte, es erstickte unter dem Einfluß seiner zärtlichen Beschwörungen. Was jüngst Angst und Verzweiflung bewirkten, jene gänzliche Unempfindlichkeit gegen Nässe und Kälte, das fand jetzt seinen Ursprung in wehmütiger Freude, in den ungestüm erwachenden Hoffnungen auf kommende Tage eines anspruchslosen Glückes. Die Wahnbilder, welche Carlotas Geist gänzlich zu umdüstern drohten, sie waren von ihr gewichen. Nur noch gegen körperliche Schwäche kämpfte sie.

Die ersten Dämmerungsschatten schlichen über die Wiese hin, als Carlota nach den jüngsten, gleichsam lähmenden Gemütserschütterungen sich wieder kräftig genug fühlte, den Heimweg anzutreten. Auf dem Rücken des Mustangs saß sie, sorgfältig überwacht von Cyrus, welcher das Pferd am Zügel führte. So hielten sie unter dem Schleier der Nacht ihren Einzug in Acapulco. Wie viel anders war es heute als an jenem Tage, an welchem Cyrus, von hochfliegenden Plänen erfüllt, von dem Dampfer auf den Ozean hinausgetragen wurde! Sein Ehrgeiz war gestorben zusammen mit den zügellosen Hoffnungen auf Glanz und Reichtum. Durch die heimliche Flucht wähnte er, eine unübersteigliche Scheidewand zwischen sich und dem Hause Montague errichtet, sich endgültig gegen alle weiteren Anfechtungen sicher gestellt zu haben.

Unter Thränen der Rührung hieß die menschenfreundliche Wirtin Carlota willkommen, als sie von Cyrus zu ihr hereingeführt wurde; es beruhigte sie die Sanftmut, mit welcher sie sich dazu verstand, fortan nur noch an die Pflege ihres Körpers zu denken. Unter verständig gewählten Einwirkungen lernte sie schnell, die auf die letzten Monate entfallenden Erfahrungen in das Reich wirrer Träume zu verweisen. Die zurückgewonnene geistige Ruhe förderte das körperliche Wohlbefinden. Mit dem neuen Erblühen gingen Hand in Hand Heiterkeit des Gemütes und jene glückliche Sorglosigkeit, wie sie mich einst an dem lieblichen Kinde während der prächtigen Mondscheinfahrt entzückte. —

Acht Tage hatten genügt, die Aufregung, welche Cyrus' unerwartete Rückkehr und die damit verbundenen Nebenumstände unter den Bewohnern der Stadt erzeugten, in ruhigere Bahnen zu lenken. Eine andere Woche ging dahin, und abermals vollzog sich eine Wandlung in dem Geschick der beiden jungen Leute, nicht minder geeignet, allgemeines Erstaunen zu erregen. Der Alkalde und der Vereinigte-Staaten-Konsul erschienen nämlich eines Tages in dem Gasthause und kündigten Cyrus an, daß sie beauftragt seien, einen von ihm und Carlota auszuwählenden Landbesitz für sie käuflich zu erwerben. Anfänglich begegneten sie dieser Erklärung mit Mißtrauen; namentlich kostete es Mühe, Carlota zu überzeugen, daß nicht abermals Verrat im Hintergrunde lauere. Erst als der Tag der Besitzergreifung der zu erstehenden Hacienda samt den dazu gehörigen Herden zugleich als Hochzeitstag bezeichnet wurde, wichen die letzten Bedenken. Carlota begrüßte den neuen Wechsel ihrer Lage als ein Geschenk des Himmels; Cyrus dagegen befremdete es kaum noch, als in solcher Weise seiner Zugehörigkeit zu dem Hause Montague Rechnung getragen wurde. Das halbe Jahr angestrengter Arbeit in dem Kontor und die Zeit unablässigen Kämpfens mit sich selbst waren nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf ihn geblieben. Ernster war er geworden und überlegender. Es trug ihn das Bewußtsein der Verantwortlichkeit, welche mit dem namhaften Vermögen auf ihn übergegangen war.

39. Kapitel.

Am Ziel.

Mit den von Acapulco einlaufenden günstigen Nachrichten war Ruhe in die Gemüter zurückgekehrt. Meine innere Befriedigung spiegelte sich wieder in Agathes reiner Seele, und wo wir Gelegenheit fanden, mit erhöhtem Vertrauen der Zukunft entgegenzusehen, da klärten sich auch die Blicke des nunmehr wieder rastlos thätigen Professors und der gütigen Frau Painelow. Wie Reginald jene Kunde aufnahm, vermochte selbst ich aus seinem streng verschlossenen Antlitz nicht herauszulesen. Mehr noch, denn je zuvor, umhüllte er sich mit dem äußeren Charakter einer Sache ohne wärmeres Gefühl. Cyrus schien für ihn gestorben zu sein, und doch drang er bei vorkommenden Gelegenheiten ernst darauf, daß dessen Wohlstand in verständig geordneter Weise vermehrt werde. Er war ein Montague, und als solcher sollte er in den mexikanischen Provinzen in der Eigenschaft eines Land- und Herdenbesitzers eine ähnliche Stellung ein

nehmen, wie ich zu seiner Zeit als Chef eines der angesehensten Handelshäuser. Wenn in dem gewöhnlichen Lauf der Geschäfte Reginalds Stimme allein als maßgebend galt, so ließ er mir in anderen Dingen dafür vollkommen freie Hand. Namentlich da, wo ich meine Aufmerksamkeit den in meiner Vergangenheit fußenden Verhältnissen zuwendete, verweigerte er mir jeden Rat. In unserem Verkehr herrschte nach wie vor dieselbe geschäftliche Kälte; trotzdem glaubte ich vielfach zu entdecken, daß die Erinnerungen zermürbend an dem seine Brust umschließenden ehernen Panzer nagten, nur eine unerhörte Willenskraft Ausbrüche milderer Regungen verhinderte. Ohne in meinem Benehmen ihm gegenüber jemals eine Wandlung eintreten zu lassen, fühlte ich doch allmählich meine Teilnahme für ihn wachsen. Versöhnlich, wie das letzte Wort meiner früh verstorbenen Mutter lautete, wog ich das, was er litt und duldete, jedoch jedes Mitleid verschmähend, störrisch in sich verschloß, gegen die Unbilden ab, welchen mein Vater samt allen den Seinigen unterworfen gewesen, und dem geahnten, auf bitterer Reue und endlosen Selbstvorwürfen gekeimten Wohlwollen zollte ich in wachsendem Maße aufrichtige Empfindungen der Dankbarkeit. Zugleich trug ich seinen eigentümlichen Anschauungen Rechnung. Bedachtsam schonte ich sein nie ermüdendes Trachten, vor keinem Sterblichen auch nur eine Anwandlung von Schwäche durchblicken zu lassen. Wie er sich gebettet hatte, so wollte er liegen und endlich seine Augen zum letztenmal schließen. Er war ein Montague; als solcher bedurfte er keines Rates, keines freundlichen Zuspruches. —

In meinen Schilderungen nähere ich mich der Grenze, auf deren anderer Seite die Tage sich in beglückender, beinahe eintöniger Ruhe abspinnen. Um so reger macht sich die Neigung geltend, den geistigen Blick rückwärts schweifen zu lassen. Es beleben sich die Erinnerungen. Wie in einem Kaleidoskop wechseln Bilder und Gestalten. Für den Zaubermantel des Gedankenfluges gibt es keine Zeiträume, keine Entfernungen. Eben noch rastend im Schatten sonnendurchglühter Palmenkronen, richte ich die Blicke auf ewige Eisfelder und in den zartesten Azur- und Smaragdfarben prangende Gletschergebilde. Ich suche auf schwindelnden Höhen, durchstreife finstere Schluchten. Ich wiege mich auf schäumenden Meereswogen, betrachte mißtrauisch dräuende Felsmauern und den brandenden Dünungen entsteigende Klippen. Wie vertraute Freunde grüße ich wildzerklüftete Schirminseln und die sie umflatternden Möwen und Sturmvögel. Ich höre das betäubende Brausen gewaltiger Wasserfälle, das dumpfe Dröhnen berstender Eismassen und stürzender Lawinen. Ich höre das alte, liebe, vertraute: „Dirk Gosse", das seltsame Klingen der mit Kunstfertigkeit geschlagenen Saiten der nationalen Langeleika und die geisterhaften Weisen des alten Nordlandsängers:

„Klein verließ mich meine Mutter,
Unerwachsen mich die Teure,
Auf dem Fels blieb ich als Lerche,
Als Kohlmeise auf den Steinen,
Gleich der Lerche dort zu zwitschern
Gleich der Meise dort zu lärmen,
In der Obhut einer Fremden,
In stiefmütterlicher Pflege."
(Aus „Kalevala".)

Ja, so sangst du, alter Olaf, du getreuer Nordlandsbarde, meine Vergangenheit auf deine Art in Verse kleidend. So sangst du, während ich als Kind wie als Mann aufmerksam lauschte, es mich geheimnisvoll durchschauerte, als wärest du nach tausendjährigem Schlaf den unbekannten Felsengräbern entstiegen, noch umwebt von dem Zauberduft der Vorzeit. Und weiter führtest du mir mein eigenes, dir so oft geschildertes Leben vor Augen:

„Diese Fremde trieb den Knaben,
Trieb das Kind ohn' alle Liebe
Zu der Windseite der Stube,
Nach der Nordseite des Hauses,
Daß der Wind den Schutzentblößten,
Unbarmherzig mich entführte."

Du sahst, wie meine Augen sich umflorten, alter Olaf, und tröstlich floß es von deinen schmalen zitternden Lippen:

„Fing als Lerche an zu ziehen,
Als Kohlmeise an zu wandern,
Still am Boden hinzuschreiten,
Mühvoll meinen Weg zu wandeln.
Lernte jeden Wind da kennen,
Jedes Brausen ich begreifen.
In dem Froste lernt' ich zittern,
In der Kälte lernt' ich klagen.
Gab es doch gar viele Menschen,
Die mit bösen Stimmen sprachen,
Mit der heft'gen Stimme stachen,
Welche meiner Zunge fluchten,
Ueber meine Stimme schrien."

So lauteten deine Worte, alter Olaf, während deine dürren Finger auf den klingenden Saiten herumtanzten. So oft ich mir aber dieselben ins Gedächtnis zurückrufe, so oft mein' ich dich vor mir zu sehen, ernst über den Tisch und dein Instrument hingeneigt, und jedesmal sende ich dir einen treuen, herzlichen Gruß zu. Und Besseres noch hatte ich für dich, guter Olaf, als einen Gruß, Besseres für dich und alle in der düsteren Schlucht, die einst zu mir gehörten und mit denen ich mich heute noch verbunden fühle. —

Fortgesetzt einen wenn auch nur spärlichen brieflichen Verkehr mit den alten nordischen Freunden aufrecht erhaltend, blieb ich über das Ergehen jedes einzelnen wie über die Verhältnisse der einsamen Kolonie in dem abgeschiedenen Felsenwinkel unterrichtet. Wie Olaf vorhersagte, war alles eingetroffen. Asbrants Wunde hatte sich als gänzlich ungefährlich ausgewiesen. Dieselbe war kaum vernarbt, als Gunhild ihn zum Gatten wählte und als Herrn in ihre stattliche Balkenstube einführte. Den Verrat, welchen beide einst gemeinschaftlich gegen mich spannen und dessen verderblichen Folgen ich wie durch ein Wunder entrann, vergaßen die Nachbarn ihnen dagegen nicht. Trotz der vielfach angebotenen ungebundenen Gastfreundschaft mieden sie ihr Haus gänzlich. Nur wo es nicht umgangen werden konnte, trat man in Verkehr mit ihnen. Es gelang mir daher leicht, über Bergen durch Knuts Vermittelung Gunhild zum Verkauf ihres Heimwesens zu bewegen. Die erste größere Summe, über welche ich frei verfügen durfte, verwendete ich zu diesem Zweck. Ohne Sang und Klang, nicht einmal in Begleitung von Abschiedsgrüßen verließen Asbrant und Gunhild die heimatliche Schlucht, um zu Asbrants Vater nach der Sägemühle am Nordfjord überzusiedeln. Das freigewordene Gehöft verschrieb ich Knut und dessen Familie mit der Bedingung, daß der hochbetagte Olaf für den Rest seines Lebens ein behagliches Heim bei ihnen finde. Der vereinigten Gemeinde eröffnete ich dagegen in Bergen einen jährlichen Kredit bis zum Betrage einer Kuffenladung gedörrter Fische, der zur Beschaffung von Haushaltungsbedürfnissen verwendet werden sollte. Ich wählte diese Form, um auch fernerhin als Dirk Gosse unter ihnen fortzuleben.

Ueber Isberga erfuhr ich wenig oder nichts. Nach Daviken war sie nicht mehr zurückgekehrt, ein sicheres Zeichen, daß sie sich auf dem besten Wege befand, ihre liebliche Begabung auszunutzen. Inwieweit ihre kühnen Hoffnungen sich verwirklichen sollten, erfuhr ich vorläufig nicht. Ihren Namen hörte ich nie wieder. Ich setzte indessen voraus, daß, nachdem sie vollständig zur Sängerin ausgebildet worden, irgend welche Gründe sie zur Aenderung ihres Namens bewogen hatten. Oft, sehr oft gedachte ich ihrer mit tiefer Wehmut. In meinem Urteil über sie stimmte Agathe mit mir überein. Mangel an Vertrauen und Empfänglichkeit für die ihr vorgespiegelten Bilder des Ruhmes und blendenden Glanzes hatten es möglich gemacht, daß sie einem ziemlich plump angesponnenen Verrat ihre heiligsten Regungen zum Opfer brachte. —

Neue Bilder, neue Gestalten! Dort frisches, frohes Leben, hier ein offenes Grab.

Madge O'Neil war gestorben. Sie hatte wenigstens ihre letzten Tage in ungestörter freundlicher Ruhe und frei von jeglichen Sorgen, sogar nach ihren Begriffen in glänzendem Ueberfluß verlebt. Was der menschenfreundliche Professor in wehmütiger Erinnerung an seine verlorene Kohlmeise begonnen hatte, das setzte ich in umfangreicherem Maßstabe fort. Im Spital blieb Madge zwar, allein umringt von so viel Annehmlichkeiten, wie sie nur immer mit ihren Neigungen in Einklang gebracht werden konnten. Nie vergaß ich, daß ich sie so lange Mutter nannte, und mancher Samaritergang führte Agathe zu ihr, wenn ich selbst durch die mich an das Kontor fesselnden Pflichten gehindert wurde, nach der alten Madge zu sehen. Auch gemeinsam besuchten wir sie, um jedesmal die Beteurung zu vernehmen, daß sie mir schon im zartesten Kindesalter die einstige Größe angesehen und daher, trotz Meites wildem Wider-

spruch, auf meinen regelmäßigen Schulbesuch gedrungen habe.

Im Aeußeren hatte sie sich nur insoweit geändert, daß sie noch dürrer geworden war. Sie erinnerte sogar in den weißen sauberen Kleidern in erhöhtem Grade an eine Flagge bei Windstille. Der rötliche, jetzt recht zusammengeschrumpfte und stark mit Grau untermischte Knopf lebte ebenfalls noch und war Ursache, daß sie nie zum Tragen einer weißen Haube sich bequemen wollte. Eine solche wäre auch schwer zu befestigen gewesen, weil sie das wunderliche Haarknäuel unabänderlich, ein untrügliches Zeichen ihres inneren Friedens, beinahe oberhalb der Stirn befestigte. Sie sah förmlich herausfordernd aus, wie ein Widder, der einen letzten ihm gebliebenen Hornstumpfen bedrohlich zum Stoßen senkt. Da sie nicht mehr zu spinnen brauchte, als es gerade zum Zeitvertreib diente, verbrachte sie manche Stunden mit ihrem Gebetbuch und dem Absingen endloser Litaneien. Von diesen behauptete sie überzeugungsvoll, daß dieselben ihren Aufenthalt im Fegfeuer um ein paar Millionen Jahre abkürzen, vielleicht auch dem sündhaften Meike noch etwas zu gute kommen würden. Ihr Liederschatz hatte sich immer noch nicht vermehrt; es mußten daher die von ihr in der Litanei angerufenen Heiligen sich an die einzige ihr geläufige Melodie der „letzten Rose des Sommers" gewöhnen.

So verstrichen zehn oder elf Monate nach Cyrus' Flucht, als mir eines Tages die Kunde zuging, daß Madge O'Neil, wie sie es oft wünschte, des Morgens das Erwachen vergessen hatte. Selbstverständlich sorgte ich für ein Begräbnis, von welchem nur zu bedauern, daß sie es nicht selbst mitansehen konnte — sie schwärmte nämlich für Beerdigungen, gleichviel ob prunkvolle oder bescheidene —, so stattlich nahmen sich der große Leichenwagen und die schwarzbehangenen Pferde vor demselben aus. Wie ihr altes Herz wohl gelacht und sie die knöchernen Hände vergnügt ineinander gerieben hätte beim Anblick der zwölf Leichenträger mit den schönen langen Mänteln, den Florschleifen an den Hüten und vor allem mit den jammervoll niedergeschlagenen Augen und den schrecklich melancholisch gesenkten Mundwinkeln.

Nur eine einzige Trauerkutsche folgte, in der aber saß ich selber, und das hätte ihr sicher mehr Freude bereitet, als wären alle Omnibusse des Broadway herbeigeeilt, um ihr die letzte Ehre zu erweisen.

Als ich die erste Handvoll Erde zu ihr hinabsandte, meinte ich, in dem dumpfen Dröhnen hätte sie den ernsten Scheidegruß verstehen müssen, welchen ich ihr auf den Weg ins Jenseits gab. —

Die Witwe Blount, obwohl soviel älter als Madge, bewies dagegen eine zähere Lebenskraft. Sie versprach ein Alter von mindestens hundert Jahren und erfreute sich aus den ihr reichlicher zufließenden Mitteln ihres Daseins nach besten Kräften. John Blount und Cyrus Montague waren für sie zwei verschiedene Personen. Ersteren verwünschte sie nach wie vor wegen seiner Unbändigkeit und dem ihr boshaft angehängten „alte Hexe" und „des Teufels Großmutter", wogegen sie Cyrus für seine Mildthätigkeit auf ihre eigene Art segnete und pries. Derselbe hatte ihr nämlich einen Pelzmantel zustellen lassen, um sich mit mehr Erfolg der winterlichen Kälte erwehren zu können. Doch ob Winter oder Sommer, wenn immer der Zufall mich einmal zu ihr hinausführte: nie sah ich sie anders, als in ihren Pelz eingehüllt, aus welchem ihr kleines runzeliges Antlitz wie der Kopf eines Sperbers hervorlugte. Auf meinen Rat, der Hitze des Hochsommers Rechnung zu tragen, erklärte sie, das kostbare Bekleidungsstück durch den täglichen Gebrauch nur gegen Motten schützen zu wollen. Ich fand indessen Ursache, zu glauben, daß sie in ihrem Mißtrauen gegen alle Menschen fürchtete, um dasselbe hinterlistig bestohlen zu werden. Im übrigen verbrachte sie ihre Tage in erträglichem Einvernehmen mit Bob Vanisch, ihrem alten Hausgenossen. Zänkereien fielen nur vor, wenn es sich um die Zubereitung dieses oder jenes Schiffsgerichtes handelte, worin jeder behauptete, „die größere Hand" zu sein. Auch des alten Theers Einkommen war auf Cyrus besonderen Wunsch angemessen erhöht worden, so daß er aufrichtig bedauerte, den Tabak nicht auf eine vierte und fünfte Art ausnutzen zu können.

Neue Bilder, neue Gestalten! Ein Jahr ist dahin, seitdem Agathe versprach, die Meine zu werden. Sommerliche Wärme und sommerliches Licht lagern auf der gewaltigen Stadt, dem majestätischen Hudson, dem umfangreichen Hafen und dem gedrängten Mastenwalde. Die feierliche Stille des Sonntagnachmittags wird durch das weithinschallende Geläute einer einzelnen Kirche unterbrochen. Ein kleines Gefolge glänzender Karossen hält vor dem Portal. Neugierige drängen sich von beiden Seiten heran. Andere haben die Kirche betreten und überwachen andächtig eine vor dem Altar stattfindende heilige Handlung. Begeisterte Worte fließen von den Lippen des seines Amtes waltenden Predigers. Sie gelten mir und Agathe, die wir vor der Schwelle unseres so heiß ersehnten Glückes stehen. Ich vermag kaum, ihnen mit rechter Aufmerksamkeit zu folgen. Immer wieder zieht es meine Blicke zu der holden Gestalt neben mir hinüber. Ohne einen anderen Schmuck, als den ihrer Schönheit, steht Agathe da. Im einfachen weißen Atlaskleide, den bräutlichen Kranz mit dem üppigen braunen Haar verflochten, gleicht sie einer Heiligen. Heiliger Friede ruht auf dem fromm geneigten lieblichen Antlitz. Wie verheißende Morgenröte bedeckt es die zarten Wangen. Der Anflug eines süßen träumerischen Lächelns umspielt die wieder blühenden Lippen. Zuversichtliche Hoffnung auf dauerndes Glück bestimmt ihre Haltung, der Atem, der in langen, ruhigen Zügen ihren Busen hebt und senkt.

Hinter uns im Halbkreise stehen Freunde und Bekannte, im Vordergrunde Reginald, der Professor und Frau Painelow. Wehmut thront auf den Zügen des Professors. Der Anblick Agathes hat seinen Geist in eine weite Vergangenheit zurückgeführt. Thräne auf Thräne entquillt den gütigen Augen der Frau Painelow. Reginald bewahrt die Starrheit einer Statue. Er ruft den Eindruck hervor, als ob er auch hier nur eine Sache wäre, dazu berufen, als Chef das Haus Montague pflichtgemäß zu vertreten. Weder mir noch Agathe möchte er sonst das schwere Opfer gebracht haben; und schwer, unsäglich schwer konnte es nach den verhängnisvollen Erfahrungen nur sein.

Die Ringe sind gewechselt. Mächtig und feierlich durchbrausen Orgelklänge den weiten Raum. Tief ergriffen ruht Agathe an meinem Herzen. Ich küsse die Thränen von ihren Wangen. Unter den uns Beglückwünschenden hat man Reginald gern den Vorzug gegönnt. Die Worte fließen von seinen Lippen wie das Diktat zu einem Geschäftsbriefe. Er überreicht Agathe ein in weißes Papier eingeschlagenes Schreiben. Es ist der Besitztitel über ein auf dem Ufer des Hudson inmitten herrlicher Parkanlagen gelegenes, prachtvoll eingerichtetes Landhaus. Agathe küßt ihm die Hand, zum erstenmal in ihrem Leben. Nicht Dank für die reiche Hochzeitgabe bewegte sie dazu — was galten ihr bei ihrem einfachen Sinn alle Schätze der Welt? — aber sie hatte entdeckt, daß Reginalds farbloses Antlitz noch bleicher geworden, es krampfhaft um seine Lippen zuckte, wie bei jemand, der gewaltsam gegen Rührung ankämpft.

Der Professor und Frau Painelow traten an seine Stelle. Andere folgten mit ihren Segenswünschen. Als wir endlich die Kirche verließen, spähte ich unter den Trauzeugen vergeblich nach Reginald. Draußen fehlte sein Wagen. Keiner wunderte sich darüber. Schon einmal hatte er Agathe im Brautschmuck gesehen. Die Erinnerung daran mochte selbst für sein harumpanzertes Herz zuviel gewesen sein. Damals strahlte eine holde bleiche Gestalt im Glanze der reichsten Schätze, welche die Tiefe des Meeres und der dunkle Schoß der Erde hergegeben hatten; auch heute schimmerten Perlen und funkelten Diamanten; es waren Thränen des Glücks, welche den Blick treuer Augen verschleierten. Wie mochte der über Millionen gebietende alte Mann sich vereinsamt in seinem stillen, kalten Hause fühlen! —

Mit heiligem Ernst, gewissermaßen geräuschlos hatte ich mit Agathe diesen ersten Schritt in den neuen Lebensabschnitt hineingethan. Vor unseren geistigen Blicken aber dehnte es sich aus wie eine Welt ewigen süßen Friedens. Es regelten den Pulsschlag der Herzen freundliche Hoffnungen und der Glaube an ein versöhntes Geschick.

41. Kapitel.

Schluß.

Die Stürme sind vorübergerauscht, verflüchtigt haben sich drohendes Gewölk und

düstere Schatten; in glücklichem Frieden folgen die Tage aufeinander. Mit diesen Worten könnte ich die Schilderungen meines vielbewegten Lebens als abgeschlossen gelten lassen. Indem ich aber dem Ende mich nähere, tauchen in der Erinnerung Bilder auf, über welche hinwegzusehen mir als Ungerechtigkeit erschiene. —

Ein Jahr war dahingegangen; mehr und mehr hatten die Obliegenheiten des Chefs des Hauses Montague sich in meine Hände vereinigt. Reginald war noch stiller und verschlossener geworden, kärglicher mit seinen Ratschlägen. Trotzdem reichten seine Blicke überall hin. Ich kannte ihn: Er wollte sich überzeugen, daß auch ohne ihn die gewaltige Handelsmaschine pünktlich arbeite.

Plötzlich aber erwachte es in ihm wie neues Leben. Es trat zu Tage in sichtbar mühsam gezügelter Unruhe und wachsender Regsamkeit. Mitteilsamer wurde er nicht, dagegen fuhr er zweimal des Tages zwischen seinem öden kalten Hause und meinem von holdem Frieden durchwärmten hin und her. Agathe hatte dem Hause Montague einen Erben geschenkt. Die Nachfolge war gesichert und damit eine bis zur Vernichtung erdrückende Last von Reginalds Seele genommen worden. Seine Besorgnis um die Wohlfahrt des neuen jungen Chefs erinnerte an die unerbittliche Strenge und scharf berechnende Voraussicht, mit welchen er den Ruf der so fest begründeten Firma überwachte. Trotz seiner seltsamen Anordnungen, bei welchen Gold überhaupt keinen Wert besaß, gewannen Agathe und ich den Eindruck, daß er mit uns, namentlich mit unserem Erstgeborenen, nicht mehr wie mit Zahlen oder vielmehr Sachen rechnete, höchstens insoweit, daß er den Kleinen als einen Hauptfaktor des Hauses Montague und daher der entscheidenden Oberaufsicht des zeitigen Chefs unterstellt betrachtete.

Agathes beängstigende zarte Gesundheit zwang uns, auf längere Zeit ein ihrem Zustande entsprechendes Bad aufzusuchen. Nur schwer verstand sie sich zu der Trennung von ihrem sich lieblich entwickelnden Kinde. Der dringendsten Vorstellungen des Arztes bedurfte es, sie einem solchen Ansinnen überhaupt zugänglich zu machen. Denn der ihm gefährlich erscheinenden Mitnahme des Kleinen widersetzte Reginald sich mit jener starren Entschiedenheit, welche keinen Widerspruch duldete. Nur unter seiner eigenen Obhut wähnte er denselben sicher. Seine Wachsamkeit stellte er höher, als die nimmer rastende mütterliche Fürsorge.

Nach zweimonatlicher Abwesenheit kehrten wir heim, Agathe neu erblühend in holder Frauenwürde, ich selbst vollständig beruhigt über ihren körperlichen Zustand. Dem Glück der Begrüßung unseres lachenden Kindes folgte tiefes Erstaunen, als wir an dessen Hals eine einfache Bernsteinschnur mit daran befestigtem goldenen Kreuz gewahrten. Wie die Wärterin erzählte, war wenige Tage vor unserem Eintreffen eine dunkel gekleidete und verschleierte Dame zu ihr in den Garten getreten. Eine Weile hatte sie das Kind schweigend betrachtet, wobei schwere Thränen unter dem Schleier hervor über ihre Wangen schlichen. Dann neigte sie sich dem Kleinen zu, ihn zärtlich küssend, und als sie sich schweigend entfernte, hing die Bernsteinschnur an seinem Halse.

„Arme Isberga," sprach Agathe wehmütig, nachdem die Wärterin mit ihrem Bericht zu Ende gekommen.

„Isberga," wiederholte ich, die Blicke träumerisch auf das in meiner Hand liegende Kreuz gesenkt. Jetzt wußte ich, wer die Sängerin gewesen, welche in jüngster Zeit durch ihre Stimme wie durch Anmut und Schönheit die kunstliebenden Einwohner New Yorks in so hohem Grade entzückte. Ehre, Ruhm und Schätze waren, wie sie es einst ahnungsvoll in eine Frage kleidete, auf sie hereingeregnet; ob sie aber glücklich war? Wer könnte es ahnen. Ich kehrte mich Agathe zu, die mich solange still beobachtet hatte. Thränen perlten in ihren Augen. Ich küßte sie über den auf ihren Armen ruhenden Kleinen hinweg, und abermals wiederholte sie: „Arme Isberga." —

Es rollen die Jahre dahin, es entschwindet die Zeit. Wie die Körnchen in einer Sanduhr aufeinander folgen, gesellt Tag auf Tag sich der Ewigkeit bei. Aus dem trotzigen Vaquero ist ein ruhiger, vornehmer Land- und Herdenbesitzer geworden. Nur die unverwüstliche Heiterkeit des Gemütes nahm er mit in das reifere Alter hinein; es ebneten den Boden zu weitsichtigen Berechnungen die in dem Kontor gesammelten Erfahrungen.

Nach seiner Verheiratung mit der lieblichen Carlotta siedelte Cyrus nach der Provinz Vera Cruz am Mexikanischen Golf über. Dort in den fruchtbaren Ebenen war es ihm erleichtert, seine Besitzungen von Jahr zu Jahr zu vergrößern. Er zählt jetzt zu den begütertsten und einflußreichsten Bürgern des Staates. Wenn auch nicht Mitinhaber der Firma, steht er doch fortgesetzt in engster Beziehung zu dem Hause Montague. Es mangelt ihm nicht die Gelegenheit, auf dem ihm zu Gebote stehenden Felde mit dem besten Erfolg in das weitverzweigte Handelstriebwerk einzugreifen.

Carlotta hat mit der ihr eigentümlichen Empfänglichkeit des Gemütes sich zu einer vollkommenen Sennora herangebildet. Sie ist der Stolz ihres Gatten, aber auch sein Segen. Sie trägt nicht wenig dazu bei, ihrem Hause den Charakter wohlthuender vornehmer Einfachheit zu verleihen. Umringt von stattlichen Wirtschaftsgebäuden und am Abhange der Mexikanischen Hochebene gelegen, von wo aus sich eine weite Aussicht über die unabsehbaren reich belebten Weiden eröffnet, winkt es einladend Freunden und Fremden. Ungebundene Gastfreundschaft gilt unter seinem Dach als erstes Hausgesetz. Ihre beiden ältesten Söhne haben bereits gelernt, die Beine über einen Pferderücken zu spreizen und spielend mit leichten Fangleinen an Hunden und Hühnern ihre Kunstfertigkeit zu erproben. Mag ihr Glück ihnen lange, lange ungetrübt bewahrt bleiben. Beide haben es verdient schon allein um der hinter ihnen liegenden Erfahrungen willen. —

Wie die Körnchen in einer Sanduhr aufeinander folgen, gesellt Tag auf Tag sich der Ewigkeit bei, und unter diesen graut für jeden Sterblichen ein letzter. Reginald war der erste, der aus unserem Kreise schied. Er starb, wie er gelebt hatte: einsam und ohne jeglichen Beistand. Es war in den Nachmittagsstunden eines trüben Herbsttages, als der Diener, bei ihm eintretend, ihn tief über seinen Schreibtisch geneigt dasitzen sah. Der erste Blick überzeugte ihn, daß der Chef des Hauses Montague zu atmen aufgehört hatte. Ohne Kampf hatte er den Schritt in das ungelichtete Dunkel des Jenseits hinein gethan; schmerzlos, gleichsam versöhnend hatte der Tod ihm die Hand aufs Herz gelegt. In seinem Nachlaß entdeckte ich einen an mich gerichteten Brief, in welchem er mich und die Meinigen gleichsam geschäftsmäßig segnete; trotzdem lugte zwischen den Zeilen ein hoher Grad von wirklicher Gemütsweichheit hervor. Kurz und bündig gehaltene Ratschläge rücksichtlich meiner Stellung als Chef des Hauses füllten den Rest des Briefes aus. Wie stets zuvor in seinem Leben, hatte er auch jetzt, da er gewissermaßen aus dem Grabe zu mir sprach, mit keiner Silbe an die Ereignisse gerührt, die ihm zum Vorwurf gereichten. Was er einst an meinen Eltern und deren Kindern verbrach, er hatte es nach besten Kräften gesühnt. Wie er zu derselben Zeit unfehlbar litt, war sein eigenstes, streng verschlossenes Geheimnis geblieben. In unserem Andenken an ihn waltete fortan das Gute vor, welches wir ihm verdankten. —

Es rollen die Jahre dahin, es entschwindet die Zeit. Fester noch, denn je zuvor, steht das Haus Montague. Wo ich Vertrauen schenke, begegne ich von Dankbarkeit getragenem Vertrauen. Es wird mir dadurch erleichtert, meine Zeit zwischen den Obliegenheiten eines Handelsherrn, meiner Familie und ehrenwerten Freunden zu teilen. Der Professor und Frau Painelow, obwohl hoch betagt, haben sich noch immer ihre heitere Regsamkeit bewahrt; schärfer noch als in früheren Tagen treten ihre liebenswürdigen Eigentümlichkeiten hervor. Wie einst als eingeschüchterter Waisenknabe, bin ich auch heute noch ihre Kohlmeise. Die Liebkosungen und Verzärtelungen dagegen, mit welchen sie einst Agathe förmlich überschütteten, haben in unseren Kindern nur zu willige Abnehmer gefunden. Sie genießen bei unseren wiederholten Besuchen fast noch größere Freiheiten, als sie in jenen fernliegenden Zeiten uns selber eingeräumt wurden. Oft, oft belebt helles Jauchzen und klingendes Lachen jugendlicher Stimmen den der Willkür einer wilden Jagd preisgegebenen, musterhaft gehaltenen Garten; oft, oft dröhnt u

poltert es auf den Treppen und in den oberen Räumen des alten Hauses, als ob die ganze ausgestopfte Tierwelt plötzlich ihr Leben zurückerhalten hätte, ohne daß die zärtlich besorgte Mutter dem tollen Treiben wehren dürfte. Ihren ernsten Bedenken begegnet der Professor jedesmal mit dem lieben vertrauten: „Take it easy,“ wogegen Frau Painelow uns bedächtig an die eigene Kindheit erinnert. Glückliche Stunden! Ja, wir sind sehr glücklich; und wie könnte es anders sein in einem Kreise, in welchem Agathe, prangend in edler Frauenwürde, gewissermaßen den Segen spendenden Mittelpunkt bildet? Aber auch du sei gesegnet, Agathe, du, der liebliche Schutzengel meiner frühen Kindheit, mein Leitstern in reiferen Jahren, mein Hort und mein Heil in allen Lebenslagen. Sei mir gesegnet tausendfach mit deinem goldenen Herzen, gesegnet in deiner unverwelklichen Anmut und — ein Arm legt sich um meinen Hals, warme Lippen pressen sich auf die meinigen. Mit ganzer Seele der Schilderung der mir vorschwebenden Bilder hingegeben, hatte ich das leise Geräusch überhört, mit welchem Agathe hereinschlich und über meine Schulter die unter der Feder hervorgehenden Worte aufmerksam überwachte.

„Es ist genug,“ spricht sie freundlich, während das herzige Lächeln der frohsten Kindertage ihr liebes gutes Antlitz verjüngt, „das weitere mögen die Menschen je nach ihrem Belieben hinzufügen und ergänzen.“

Sie bemächtigt sich der Feder, und unter ihrer Hand entsteht in kräftigen Zügen:

„Ende“.

Der Fremdenkultus in Deutschland.

Von

H. Schurtz.

In die Honoratiorenkreise des Städtchens Grünwiesel hat ein merkwürdiger Fremder seinen jugendlichen Neffen eingeführt, einen Engländer von Geburt, wie er sagt. Der Ausländer ist trotz seines eigentümlichen frechen Auftretens, seiner wahnsinnigen Streiche bald der Mittelpunkt der Gesellschaft, das Vorbild aller Altersgenossen in Grünwiesel, die Bewunderung der Damen; aber endlich stellt es sich heraus, daß der Fremde, vor dem alles sich gebeugt hatte, nichts ist als ein großer dressierter — Affe. So erzählt uns Hauff in einem seiner Märchen.

Es mutet uns wie eine Erinnerung an diese Geschichte an, wenn wir bei Alphonse Daudet eine kleine Novelle finden, die in einem Städtchen Südfrankreichs spielt. Der Dichter ist durch einen Zu... in das Gasthaus gekommen und sieht abends allmählich die jungen Männer des Ortes sich versammeln. Mit Erstaunen bemerkt er, daß sie alle Karikaturen des Pariser Lebemannes der aristokratischen Kreise sind. Ihre Bewegungen, ihr lispelndes Sprechen, ihre bemitleidenswerten Versuche, die ungelenken Glieder zu nachlässig-eleganten Stellungen zu zwingen, erinnern ihn in komischer Weise an die weit entfernte Hauptstadt; er schüttelt verwundert den Kopf, — bis sich die Thür öffnet und die Ursache all dieser Veränderungen der simplen Kleinstädter eintritt, ein junger Graf, den irgend ein Wind in diesen abgelegenen Winkel des Landes verschlagen hat, und der allen Einwohnern des Städtchens nunmehr als unerreichtes Muster der Eleganz vorschwebt. Der Fortgang der hübschen Novelle bietet für unseren Fall kein Interesse.

Es ist etwas Gemeinsames in den Erzählungen der beiden Dichter; die Nachahmungssucht der Kleinstädter gegenüber dem Vornehmen und Bewunderten ist dieselbe. Aber wie verschieden ist der ganze Ton der Behandlung! Bei Daudet ein harmloses Plaudern, das die Schwächen der armen Provinzler lächelnd ins Licht rückt; bei Hauff eine Satire, so bitter und ernst, wie sie nur der tiefste Groll einzugeben vermag. Kein Deutscher wird ohne ein bitteres Gefühl dieses Märchen lesen, diese unheimlich packende und doch abstoßende Verschmelzung ausschweifendster Phantasie mit der plattesten Wirklichkeit, — diesen dämonischen Hohn, der eine unserer beschämendsten Schwächen schonungslos trifft. Denn in der That, es ist auch im Stoff noch ein himmelweiter Unterschied zwischen beiden Erzählungen. Bei dem Franzosen sehen wir nur die Bewunderung für den Höherstehenden, Vornehmeren des eigenen Volkes, mag sich diese Bewunderung auch auf lächerliche Aeußerlichkeit beziehen, — aber bei den Einwohnern Grünwiesels ist es keine andere Eigenschaft, die den Fremden zum Abgott des Oertchens macht, als die eine, überwältigende: Er ist ein Fremder, ein Engländer!

Damit ist ein Unterschied gegeben, den wir scharf festzuhalten haben, — denn die Neigung, sich an den Vornehmeren heranzudrängen und ihn nachzuahmen, ist eine Eigenschaft der großen Menge, die nirgends ganz fehlt. Es liegt tief in der menschlichen Natur begründet, daß der Schwache, Unselbständige wie auch der Ehrgeizige versuchen, durch den Umgang mit Höherstehenden sich selbst in den Augen anderer zu heben, sich im Glanze des Vornehmen zu sonnen. Wir werden uns in keiner Litteratur umsonst nach Spuren dieser allverbreiteten Schwäche umsehen; für England z. B. bieten die Werke von Dickens und Thackeray eine reiche Fundgrube satirischer Schilderungen. In Frankreich ist es mehr als einmal von Einsichtigen als ein schwerer Fehler des Volkes bezeichnet worden, daß niemand den Verkehr mit Gleichgestellten, jeder den mit Höherstehenden sucht. Oft verspottet ist das Streben der reichgewordenen „freien“ Amerikaner, Bekanntschaften und womöglich Familienverbindungen mit Angehörigen der europäischen Aristokratie anzuknüpfen. Den einzigen Unterschied zwischen den Nationen begründet in diesem Falle die Frage, wen man vorzüglich für vornehm, wessen Umgang man für wünschenswert hält; hier sieht man mehr auf Reichtum, dort mehr auf Titel und Rang. — in Deutschland vielleicht mehr als anderwärts auf rein geistige Bildung. Aber der Deutsche hat auch den eigentümlichen Vorzug, daß er den Fremden, den Ausländer von vornherein für höherstehend anzusehen geneigt ist.

Hauffs Satire stammt aus dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts; es ließe sich denken, daß der Nationalfehler allmählich verschwunden wäre. Man darf leider nur um sich blicken, um das Irrige dieser Annahme zu erkennen. Noch vor kurzem warnte ein englischer Journalist seine Landsleute, ihre Kinder in Deutschland erziehen zu lassen, da sie von der deutschen Jugend in einer Weise umworben und umschmeichelt würden, die ein ungesundes Selbstgefühl in ihnen erzeuge. Die unangenehmen Szenen beim Eintreffen der französischen Kriegsgefangenen im Jahre 1870 werden noch vielfach in Erinnerung sein, wie auch die Thatsache, daß das weibliche Geschlecht sich damals nicht zum besten ausgezeichnet hat, — die Franzosen legten sich das nach ihrer Weise aus. Uebrigens sind auch bei anderen Völkern, wenn wir dort ausnahmsweise einmal ein solches Umwerben eines interessanten Fremden finden, die Damen in der Regel diejenigen, die am weitesten in ihrer Vergötterung gehen. Selbst Angehörige der zweifelhaftesten Volksstämme, deren moralische Höhe manchmal nicht viel über der eines Zuchthäuslers steht, werden mit wahrer Liebe empfangen. Der Gallaknabe Djilo, der bei seiner Anwesenheit in Deutschland als ein Muster aller Tugend und Vollkommenheit hingestellt wurde, die Kameruner Matrosen, die man mit ungemein brüderlichen Gefühlen in Berlin und anderswo begrüßte, sind bezeichnende Beispiele.

Es entspricht ganz dieser Anbetung des Auslandes, daß der in einem fremden Land wohnende Deutsche in der Regel gar nicht rasch genug seine Nationalität ablegen kann oder wenigstens seinen alten Landsleuten gegenüber seine Adoptivheimat bis in den Himmel erhebt und Deutschland verketzert. Namentlich wer Deutschamerikaner zu seinen Bekannten zählt, die etwa Europa wieder einmal aufsuchen, wird diese Erfahrung bestätigen müssen. Die Schilderungen der Londoner deutschen Gesellschaft, die Karl Peters vor einigen Jahren veröffentlicht hat, bieten in dieser Richtung nicht minder reichen Stoff.

Man hat über diese deutsche Eigentümlichkeit viel geklagt und hat dafür wie nun einmal für fast alle Schwächen und Leiden unseres Volkes, den Dreißigjährigen Krieg vorzüglich verantwortlich machen wo...

len. Gewiß trägt er einen Teil der Schuld. Er hat die fröhlich aufblühende nationale Eigenart des Reformationszeitalters größtenteils zerstört, den Stolz und das Selbstvertrauen des Deutschen gebrochen, uns um Jahrhunderte zurückgebracht; er hatte eine Verwälschung der Sprache, ein Eindringen fremder Sitten und Bräuche zur Folge. Aber die Eigenheit, in dem Ausländer einen Menschen zu sehen, mit dem umzugehen ein beneidenswertes Glück und der einer nachsichtigen und wohlwollenden Beurteilung unbedingt sicher ist, die ist keine Nachwirkung des dreißigjährigen Krieges, der ja weit eher Haß als Liebe erwecken mußte. Um es kurz auszusprechen: Wir haben es hier mit einer Aeußerung der altgermanischen Wanderlust zu thun; es ist die Sehnsucht nach der Fremde und damit im Zusammenhang die ideale Färbung, die das Ausland und seine Menschen in der Phantasie des Deutschen gewinnen, die als Grundursache anzusehen sind.

Reise- und wanderlustig ist der Deutsche vor allen Kulturvölkern Europas. Von den frühesten Zeiten an finden wir diese Eigenschaft allenthalben im großen und kleinen; die Einbrüche der Cimbern und Teutonen in Italien, die Völkerwanderung, die Römerzüge sind großartige Bethätigungen des deutschen Wandertriebes, — und daneben treten die umherschweifenden Landsknechte auf, die zahllosen Pilger nach Loreto und Santiago, die fahrenden Schüler und vor allem unsere Handwerksburschen. Alle sie sind Zeugen des inneren Dranges, die Welt zu sehen, der unbestimmten Sehnsucht nach der schöneren Fremde.

Ob diese Gesinnung der Nachklang ehemaligen Nomadenlebens ist, wäre zu untersuchen. Zweifellos ist unter den Kulturvölkern Europas — von den Magyaren abgesehen — das deutsche Volk das letzte, das seine umherschweifende Lebensart aufgab, und in jenen Einbrüchen deutscher Scharen in südliche Länder erkennen wir die letzten Spuren großer, massenhafter Bewegungen germanischer Stämme; die Auswanderungslust, auf einzelne Individuen beschränkt, ist noch in voller Blüte. Die Zigeuner bieten ein treffendes Beispiel, wie tief und unausrottbar die Wanderlust dem Charakter eines Volkes sich einzugraben vermag. Jeder echte Deutsche fühlt einen Drang, die heimische Scholle zeitweise wenigstens zu verlassen und die Länder zu schauen, die ihm seine rege Phantasie in den glänzendsten Farben malt. Selbst der Engländer, den seine eigenartige insulare Entwickelung von den Schädlichkeiten fernhält, die bei uns diese Neigung zu einer Schwäche ausarten ließen, besitzt doch eine Reiselust, wie wir sie bei einem romanischen Volke vergebens suchen.

Aber nur den wenigsten unseres Volkes ist es vergönnt, die Welt zu durchwandern; es muß ein Ersatz gefunden werden. Reisebeschreibungen werden in Deutschland stets gern und eifrig gelesen; hochwillkommen ist der weitgereiste Einheimische, der wiederkehrt und mit seinen Schilderungen die Phantasie anregt und beschäftigt, — und als Krone des Ganzen, als vor allem geeignet, Ersatz für den Besuch eines fernen Reiches zu bieten, begrüßt man einen Angehörigen dieses Landes selbst. Er wird freundlicher empfangen als anderswo, ein Glorienschimmer der erträumten Schönheit seines Landes scheint ihn zu umschweben, und man sieht über allerlei, das zurückstoßen oder in ihm einen sehr gewöhnlichen Menschen sehen lassen müßte, gutmütig und gedankenlos hinweg. Ueberdies hat fast jeder Ausländer in der Meinung des Deutschen seine stehende Eigenschaft, die bei ihm ohne weiteres vorausgesetzt wird: Der „edle" Pole, der „stolze" Spanier, der „feurige" Italiener, der „freie" Schweizer und Amerikaner, der „reiche" Engländer (immerhin auch eine Eigenschaft, die Ehrfurcht verdient!) u. s. w. sind zu stehenden Begriffen geworden. Das Schicksal des Fremden, das ihn in einem von der Poesie verklärten Lande geboren werden ließ, gilt als beneidenswert. Ist er aber einmal ein Gegenstand der Zuneigung und Bewunderung, dann wird er auch von denen aufgesucht, bei denen die eigentliche Ursache gar nicht wirksam ist, — der allgemein menschliche Drang, sich dem Höherstehenden anzuschließen, kommt zur Geltung, und die Bevorzugung des Ausländers wird konventionell.

Die Idealisierung des Ausländers spiegelt sich in unserer Litteratur wieder. Vor allem Freiligrath, in dessen Jugenddichtungen die Sehnsucht nach fernen, wunderbaren Ländern verkörpert erscheint, ist mehr als einmal durch Gestalten eines fremden Volkes angeregt und zu glühenden Schilderungen ihrer Heimat begeistert worden. Er sieht auf der Messe eine junge Griechin, die mit den duftigen Essenzen des Orients handelt, und sie erscheint ihm als ein Abglanz ihrer herrlichen Heimat; er durchzieht mit ihr die Gefilde Anatoliens, in ihren Anblick versunken:

„Dein Turban blau, und schwarz dein Haar,
Auf deiner Stirne ruhig Sinnen!
Siehst du im Geiste den Bazar
Smyrnas und seine Käuferinnen?
O träume fort! vorübergeh'n
Der Seele laß dein Zieh'n und Reisen!
Frag' nicht, was mein Begehr; — dich seh'n
Nur will ich und dein Lächeln preisen."

Der seltsame Anblick eines schlittschuhlaufenden Negers ruft ihm tropische Bilder vor die Seele; er läßt das Leben eines alten, auf Krücken gehenden Mohren sich vorüberziehen und beklagt sein Los, der herrlichen Heimat entrissen zu sein. Der „Mohrenfürst" mag aus einer ähnlichen Anschauung hervorgegangen sein. Das bekannte Gedicht Geibels: „Der Zigeunerknabe im Norden" knüpft sicher an ein wirkliches Kind dieses rätselhaften Volkes an; an seiner Hand schweift der Dichter in wunderbare Ferne:

„Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland,
Wo die blühenden Kastanien
Rauschen an des Ebro Strand."

Das deutsche Volkslied freilich kennt die Fremdenvergötterung kaum, sie ist mehr ein Luxus der gebildeten Kreise, die sich ja schon unendlich freuen, wenn sie einmal ihre mühsam erworbene Sprachkenntnis zur Geltung bringen können, und die mehr Zeit für Träumerei und schwärmerische Gefühle haben.

Diese Neigung, den Fremden als Verkörperung alles dessen, was in die Ferne lockt, anzusehen, tritt uns in der Lyrik noch liebenswürdig und naiv entgegen. Wir finden sie aber auch in anderem Zusammenhang häufig genug; so kann z. B. kaum ein fremdes Land lebhaftes und wohlwollendes Interesse in Deutschland erwecken, ohne daß Kneipen auftauchten, die im Stile dieses Landes dekoriert würden und die last not least Kellner und vor allem Kellnerinnen in „Nationaltracht" als vorzüglichstes Lockmittel sich zu verschaffen wüßten. Das plötzliche Auftauchen italienischer Weinstuben in den Großstädten scheint mit der Begründung des Dreibundes zusammenzuhängen.

Es ist keineswegs der Versuch, durch sonderbare Namen Gäste heranzulocken, der uns Deutschen eigentümlich ist; es hat in Frankreich Cafés gegeben, in denen imitierte Galeerensklaven bedienten, andere, in denen die alten Könige Frankreichs in täuschender Nachahmung das Lokal belebten; uns ganz angehörig ist nur die Vorliebe für das Fremdländische, von weit her Geholte.

Freilich wäre es viel zu weit gegangen, wenn man anderen Völkern diese Neigung ganz und gar absprechen wollte; schroffe ethnographische Sonderungen sind fast nirgends und in Europa am letzten durchzuführen. Bei Naturvölkern ist Europäern sogar göttliche Verehrung erwiesen worden, — aber hier war der Fremde in der That unendlich überlegen, schien es wenigstens zu sein, und wir Deutschen werden durch dergleichen Beispiele nicht entlastet.

Die Vorliebe für die Person des Ausländers würde schwächer sein und mehr in ihren Grenzen bleiben, wenn nicht mannigfache Nebengründe sie verstärkten, — Nebengründe, die man vielfach für die Hauptursachen gehalten hat. So ist es eine andere Grundeigenschaft des deutschen Charakters, die oft seinen Fremdenkultus fördert. Der Deutsche besitzt ein mäßiges Selbstbewußtsein und einen Ueberfluß an Selbstkritik; nachdenkend wie er ist, beschäftigt er sich gern mit seinen eigenen Schwächen, findet sie heraus und wird durch dieses Bewußtsein nicht gerade zuversichtlicher. Er ist naiv genug, die nämliche Selbsterkenntnis auch bei anderen vorauszusetzen, und die direkte Folge davon ist, daß er jeden, der ihm mit imponierender Sicherheit entgegentritt, für überlegen ansieht; der Mangel an Weltkenntnis spielt dabei eine große Rolle. Dem Einheimischen gegenüber pflegt er übrigens weit kritischer zu verfahren, als gegenüber dem Ausländer, und so hat z. B. das zuweilen etwas „unverfrorene", wenn auch im Grunde ganz harmlose Auftreten

des Berliners im übrigen Deutschland längst einen Spott und eine Abneigung herausgefordert, die ihrerseits viel zu weit gegangen ist. Es ist indessen auch nicht zu verkennen, daß in diesem Vergleichen der eigenen Persönlichkeit mit der fremden auch ein Zug hoffnungsreicher Jugendlichkeit unseres Volkes liegt, das noch zweifelnd seine Kräfte prüft.

Die gegebenen oder doch im Laufe gewaltiger Zeiträume erworbenen Grundeigentümlichkeiten werden unterstützt durch die geistige Richtung und die materielle Lage des deutschen Volkes, die es wesentlich dem Dreißigjährigen Kriege und der ganzen geschichtlichen Entwickelung, die einen solchen Krieg möglich machte, verdankt.

Der Deutsche ist überaus lange Zeit mehr der Bürger eines Kleinstaates gewesen, als der Angehörige eines großen Reiches, ja er fühlt sich zum Teil noch jetzt in jener Rolle sehr wohl. Der beschränkte Kleinstädter ist für Jahrhunderte der treffendste Typus des Deutschen. Demgemäß war sein Horizont ein so überaus enger, daß fast alles Bessere und Beneidenswerte jenseits des Grenzsteins und der Schlagbäume lag. Deutschland war ferner in der Hauptsache ein Agrikulturstaat, seine Industrie, vor dem großen Kriege angesehen und blühend, war furchtbar zurückgegangen; man traute ihr nichts zu, und sie selbst that es am wenigsten. Alles Schöne, alles Luxuriöse kam aus der Ferne. Seinen höchsten Triumph feierte bei uns das Ausland in jenen Zeiten, als die einzige angemessene Hofsprache die französische war, als französische Schauspieler und Köche, italienische Sänger, Maler und Baumeister Deutschland überschwemmten, als der Deutsche nur als Bedienter, Soldat und Steuerzahler noch eine gewisse Würdigung fand — in den Tagen Ludwigs XIV., des Regenten, ja man kann sagen, bis zum Anbruch der großen Revolution.

War aber die deutsche Industrie schlecht entwickelt, die Agrikultur nicht sehr lohnend, die Verteilung der Lasten eine höchst ungleiche, der Krieg überdies ein ständiger Gast in Deutschland, — so folgt mit Notwendigkeit, daß unser Land eines der ärmsten war. Deutschland hat lange die Rolle des armen Teufels gegenüber anderen Staaten, namentlich England und wohl auch Frankreich, gespielt, und es hat nicht an jener bewundernden, neiderfüllten Unterordnung gefehlt, die etwa ein armer Vetter seinen reichen Verwandten widmet und die z. B. der in Deutschland reisende Engländer nicht ohne stille Genugthuung über sich ergehen ließ.

Man hat, wie schon erwähnt, diese Nebenwirkungen für die Hauptursache gehalten; aber die freundliche, naive Zuneigung, die der Fremde so oft bei uns erfährt, erklären sie nicht. Wir haben ein Land in unserer nächsten Nähe, das bis vor kurzem wenigstens ein ganz ähnliches Bild bot, wie Deutschland bis zum Anfang dieses Jahrhunderts, — Rußland.

Der Schneidermeister in Gogols „Toten Seelen", der sich „Ausländer aus London und Paris" nennt, um mit dieser doppelten Würde allen Wettbewerb aus dem Felde zu schlagen, ist mehr als ein dichterisches Hirngespinst. Aber die Vorliebe für den Fremden als Person, das Herandrängen an ihn, um sich mit ihm zu unterhalten und mit seiner Bekanntschaft zu prunken, die ist deutsch und beruht nicht auf äußeren Einflüssen, sondern auf dem ursprünglichen Charakter unseres Volkes.

Die deutsche Kleinstaaterei brachte es mit sich, daß der Deutsche seine gesellschaftlichen und politischen Ideale im Auslande suchen mußte, und so kommt es, daß je nach den herrschenden Idealen einmal dieses, einmal jenes Volk das bevorzugteste und beneidetste ist oder auch durch sein Schicksal ungewöhnliches Mitleid hervorruft. Es wäre eine der interessantesten Aufgaben, eine Geschichte fremdländischer Ideale in Deutschland zu schreiben. An dieser Stelle mögen einige Andeutungen genügen.

Von wesentlichem, langdauerndem Einfluß auf Deutschland sind, von den Kulturnationen des Altertums abgesehen, nur zwei Völker gewesen, — die Franzosen und die Engländer. Die Herrschaft der Italiener in Musik und Kunst war lange Zeit eine gewaltige, aber sie wirkte nicht sehr auf das innerste Leben des Volkes ein. Noch geringere Spuren hat die spanische Periode Karls V. und seiner Nachfolger hinterlassen; ein Beweis übrigens, daß allzu Fremdartiges auch in Deutschland nicht assimiliert wird. Das französische Ideal beginnt seine Wirkung schon in den Tagen der Minnesänger; sie verstärkt sich in und nach dem Dreißigjährigen Kriege und dauert, wenn auch sehr abgeschwächt, bis zur Gegenwart. Am deutlichsten spricht sich das in Mode und Sprache der vornehmen Stände aus, denn es ist wesentlich ein Ideal der letzteren, mit dem wir es zu thun haben. Fragt man sich, was den oberen Klassen die Sitten Frankreichs vor allem anziehend erscheinen ließ, so kann man wohl die elegante und genußvolle Lebensführung, die leichte und selbst leichtfertige Auffassung des Daseins nennen, — das Evangelium des unbekümmerten Genusses der oberen, des stummen Gehorsams der unteren Schichten, wie es der Hof des vierzehnten Ludwig und seines Nachfolgers so überzeugend predigte. Das französische Ideal konnte so lange ungestört herrschen, als das Selbstbewußtsein des deutschen Bürgerstandes noch am Boden lag; die Bauern waren lange Zeit zu ungebildet, um überhaupt von ausländischen Verhältnissen mehr als eine verworrene Kenntnis zu besitzen. Sowie nun das Bürgertum sich hob und noch weiter zu heben suchte, blickte es nach einem Vorbild umher, nach einem Leitstern, dem es nachstreben könnte. Der Franzose, wie ihn Deutschland kannte, vermochte als das Muster eines freien Bürgers keineswegs zu dienen, auch dann nicht, als er nach dem kurzen Taumel der Revolutionsjahre sich wieder unter das Joch Napoleons schmiegte, — und so wandten sich die Blicke Deutschlands nach der einzigen Stelle, wo Monarchie und Bürgerfreiheit wechselwirkend sich ergänzten. — nach Britannien.

Ganz andere Eigenschaften als die des Franzosen sind es, die den Engländer zum Vorbilde erheben. Zum Teil ist es der Reichtum, die sichere, behagliche Existenz, die als das Ziel seines Strebens dem Bürger immer am verlockendsten erscheinen werden, zum Teil die großartige Entwickelung des Handels, die stolze, meerbeherrschende Stellung des britischen Weltreiches. Was aber vor allem Bewunderung erweckte, das ist die bürgerliche Freiheit und Unabhängigkeit Englands, — es ist das ideale Land des Liberalismus, und daß es das werden konnte, dankt es der Energie und Zähigkeit seiner Bewohner.

Man sieht, es sind männliche, kraftvolle Eigenschaften, die den Deutschen, und nicht nur diesen, anzogen, und es folgt daraus, daß die Bewunderung dem stammverwandten Volke gegenüber in würdigerer Form, aber auch stärker und nachhaltiger hervortrat, als gegenüber den Franzosen. Man darf dabei keineswegs übersehen, daß die Erneuerung unserer Litteratur an die Englands anknüpft, daß die gewaltige Gestalt Shakespeares sich der voranstrebenden Jugend als ein fernes, zeitweise unverstandenes, aber um so glühender bewundertes Vorbild bot. Ossians Gesänge, leidenschaftlich aufgenommen, wiesen nicht minder die Jugend nach der nebelumsponnenen Insel hin; und nicht zu vergessen sind endlich die zahllosen Reisebeschreibungen englischer Forscher, die in guten Uebersetzungen sich sehr schnell gerade in Deutschland verbreiteten und auf die Person und das Volk der Verfasser einen eigenen romantischen Glanz warfen. Es kann nicht fehlen, daß unsere Litteratur diese Stimmung der Zeit getreu widerspiegelt.

Mit welcher freudigen Ausführlichkeit sind z. B. Lichtenbergs Briefe aus England abgefaßt! Die Romanlitteratur ist voll von Erzählungen, die in England spielen oder aus dem Englischen übersetzt sind. Wenn man freilich am Briten vor allem seinen Stolz und sein Freiheitsgefühl bewunderte und nachahmen wollte, so kam man mit seiner eigenen Bewunderung dieser fremden Eigenschaften in einen sonderbaren Widerstreit, der durch das wachsende Nationalbewußtsein, wie es namentlich die Thaten Friedrichs des Großen weckten, zu einem immer schärferen werden mußte.

Wie schwer das aufkeimende Selbstgefühl des deutschen Stammes mit dem übermächtigen Einfluß des englischen Ideals kämpfte, beweist als bekanntestes Beispiel Schillers Jugendwerk „Kabale und Liebe". Es ist Lady Milford, deren schimpfliche Stellung am Hofe des Herzogs durch ihre britische Geburt, ihren britischen Charakter so geadelt wird, daß es als ein kühnes Wort gelten darf, das Ferdinand ihr en-

gegenruft: „Umgürte dich mit allem Stolze deines England, ich verwerfe dich, ein deutscher Jüngling!“ Und welche Rechtfertigung legt ihr Schiller in den Mund! Mit welchen Gründen sucht er es zu erklären, daß eine Bürgerin des freien England es vermochte, zur Mätresse eines deutschen Fürsten herabzusinken! Mit einer Martyrerkrone geschmückt ist auch sie eine nicht unwürdige Vertreterin des Ideals, eine sympathische, edle Erscheinung.

Bei Jean Paul finden sich verwandte Züge in Menge. So ruft (in den „Flegeljahren“) Gottwalt, den der Graf Klothar durch seine sachkundige Beurteilung eines künstlichen Schiffes vollends bezaubert hat, begeistert aus: „Das ist ja gerade der Mensch, den du feurig wolltest, so jung, so blühend, so edel, so stolz, — höchst wahrscheinlich ein Engländer, weil er Philosophie und Schiffsbaukunst und Poesie wie drei Kronen trägt.“ Doch auch hier fehlt der Widerspruch nicht, der ein Kapitel später dem feurigen Vult, dem Widerspiel des empfindsamen Gottwalt, in den Mund gelegt wird: „Ich kann es nicht erdulden, wenn der englische Stolz, oder der irländische, oder der schottische, der sich sehr gut in Bücherdarstellungen ausnimmt, in der Wirklichkeit auftritt und pustet. In Romanen gefällt uns fremde Liebe und Stolziererei und Empfindelei; — aber drüber hinaus schlecht.“

Gerade der Liberalismus, der Freiheitssinn Deutschlands war genötigt, Fremde zu Verkörperungen seiner Ideale zu stempeln, — eine Neigung, die noch gegenwärtig nicht ganz erloschen ist. Es gab Zeiten, in denen der „freie Schweizer“ volkstümlich war und einen Teil der immer überschüssig vorhandenen Zuneigung der Deutschen auf sich vereinigte. Die Polendebatten im preußischen Abgeordnetenhause haben an eine andere Schwärmerei vergangener Tage erinnert; in Lenaus Gedichten namentlich findet sie beredten Ausdruck. Der Dichter, der durch seinen „Krapülinski und Waschlapski“ der Vorliebe für die Polen einen tödlichen Stoß versetzte, Heinrich Heine, gedenkt eines anderen beliebten Volkes der deutschen Revolutionsjahre mit glühender Begeisterung:

„Wenn ich den Namen Ungarn hör',
Wird mir das deutsche Wams zu enge,
Es wogt darunter wie ein Meer,
Mir ist, als grüßten mich Trompetenklänge.“

Selbst für die Tschechen haben sich deutschböhmische Dichter erwärmt und das Schicksal dieses Volkes beklagt, als wäre es ihr eigenes:

„Dreimal unselig Volk, dein Leid
Bewegt kein Herz mehr, daß es weine,
Es ist ein Leid aus alter Zeit
Und gleicht bemoostem Leichensteine.“
(Moritz Hartmann.)

Es war auch ein Augenblick des Erwachens aus einer Welt harmloser Träume, als Alfred Meißner sein Heldengedicht „Ziska“ verbrannte . . .

Schon früher waren es die Griechen gewesen, deren Freiheitskampf Deutschland mit lebhafter Teilnahme verfolgte. Doch

ist es sehr bezeichnend, daß in diesem Falle die Sympathieen nicht auf Deutschland beschränkt blieben; der Philhellenismus war unter den Gebildeten des ganzen Europa verbreitet. Der Grund ist leicht zu erkennen: das griechische Bildungsideal, die Grundlage der ganzen europäischen Kultur war es, das für die Hellenen jene Begeisterung erzeugte, die den Sieg des kleinen Volkes so wesentlich mit herbeiführen half. Dieses Ideal ist ein allgemeines, und allgemein war seine Wirkung.

Der Kampf gegen die Bevorzugung der Fremden hat, wie manche der angeführten Beispiele und vor allem das Märchen Hauffs beweisen, schon längst begonnen, ja er ist seit dem Dreißigjährigen Kriege, seit Moscherosch's „Gesichten“ und Laurenbergs „Satiren“ nicht zur Ruhe gekommen. Fragen wir nach dem Erfolge, so müssen wir auch hier die Hauptursache von den nebensächlichen Gründen scharf trennen.

Den germanischen Wandertrieb und die Sehnsucht nach dem Fremden, Unbekannten zu unterdrücken, ist unmöglich; damit ist aber ein Teil unserer Nationalschwäche als unangreifbar hingestellt. Indessen ist es auch diese ursprüngliche Neigung nicht, die uns so verächtlich und verwerflich erscheint, — vielmehr sind es jene Nebenursachen, die das harmlose Entgegenkommen gegen den Ausländer vergiften und zu einer unwürdigen Unterordnung gestalten. Schwinden aber die Ursachen, die uns kleinlich und demütig machten, die Kleinstaaterei, der enge Blick, die Armut, — dann ist jener unvertilgbare Charakterzug im Bilde des Deutschen kein entstellender mehr.

Vieles ist schon geschehen; die letzte Mauer des engen, beschränkten Gedankenkreises krachte in ihren Grundfesten in jener Stunde, als an der Küste des fernen Südafrika zum erstenmal die deutsche Flagge emporstieg und die Kanonen unserer Schiffe ein neues Deutschland begrüßten. Wir werden lernen, das Auge nicht mehr allein auf das Treiben des nächsten Nachbars zu richten, unser stumpfer Blick wird scharf werden, und der weltumfassende Gedankenflug, der die Entschlüsse großer Völker bestimmen muß, wird auch uns nicht mehr fremd bleiben. Dann erst werden wir das Kleinliche und Kümmerliche, das uns noch immer so vielfach anklebt, endgültig abgeschüttelt haben; dann können wir auch über eine Schwäche lächeln, die jetzt noch ganz andere Gefühle in uns erweckt.

Zur Naturgeschichte der Reklame.

Von

K. H. Pettersch.

Opodeldok, das ist, wenn man Kreuzschmerzen hat.“ Der Berliner Eckensteher, der diese Definition abgab, würde von der Reklame vielleicht sagen: „Reklame, das ist, wenn man etwas zu verwerten wünscht.“

In der That handelt es sich dabei um das Interesse irgend einer Anempfehlung, begleitet von dem Wunsche, sie dem Publikum bestens eingänglich zu machen. Diesen Zweck übrigens verfolgen auch Zeitungsanzeigen anderer Art; die Reklame ihrerseits hat vor ihnen voraus, daß sie einen besonderen Platz einnimmt, beinahe wie ein Artikel. Wenn sie es recht fein anlegt, wird sie bestrebt sein, einem Artikel denn auch so ähnlich zu sehen, als es ihr erreichbar ist, und nicht eher die Eigenschaft einer Reklame zu verraten, als bis der Augenblick eintritt, wo dies unvermeidlich wird.

Einer englischen Reklame zum Beispiel kommt es nicht darauf an, sich ein Stück Roman beizugeben, wenn es ihrem Interesse dient. Nehme man an, es sei ein englisches Schiff gestrandet und eine Anzahl Matrosen habe sich an eine unbekannte Küste gerettet. Eine begünstigte Zeitung bringt den ersten näheren Bericht darüber. Es waren ihrer elf einschließlich des Hochbootsmannes; sie hatten weder Waffen noch Proviant. Entlang des Strandes erstreckte sich weithin eine unwirtliche Oede; also mußten sie landeinwärts ziehen, um die Mittel zur Fristung ihres Lebens zu suchen. Einem Touristen von Beruf begegnete es einmal unter ähnlichen Umständen, daß er nach langem Umherirren endlich in der Ferne einen — Galgen erblickte, worauf er getrost ausrief: „Gottlob, ich bin in einem zivilisierten Lande!“ Nicht so gut wurde es unseren wandernden Matrosen, denn sie fielen halb verschmachtet einem Stamme menschenfressender Wilden in die Hände. Zur Begrüßung nahm man sie fest, band ihnen die Arme und führte sie so dem Götzen Munkodschumbo vor, welcher eigentlich ein Klotz war, versehen mit einem häßlich ausgeschnitzten Kopfe, wie man dergleichen mitunter an dem Griffe eines Stockes oder eines Regenschirmes anbringt. Diesem Götzen sollten die Matrosen als Opfer geschlachtet und sodann gebraten werden. Die Messer blinken, das Feuer brennt, die Hoffnung erlischt. Da geht mit einemmale ein Umschwung vor sich, wie wenn ein Sturm sich in Sonnenschein verwandelt. Zunächst dem Götzen gegenüber steht der Hochbootsmann; auf seinen vorgesetzten rechten Fuß fällt der Widerschein des Feuers. Die Krieger des Stammes schicken sich eben an zu dem gebräuchlichen Opfertanze, als ihr Führer plötzlich das Zeichen zu einer Unterbrechung gibt. Er wirft einen Blick auf den Hochbootsmann, prallt zurück und stößt einen Schrei des Erstaunens aus: auf dem Stiefel des Fremdlings spiegelt sich der Gott Munkodschumbo, wie er leibt und lebt, dort gleichsam seine zweite Residenz nehmend. Es ist klar, diese Verherrlichung durch sein Ebenbild bedeutet seinen Schutz, seine entschiedene Gönnerschaft. Sofort werfen die Menschenfresser ihre Schlachtmesser weg, binden die Gefangenen los, laben sie mit Speise und Trank und geleiten sie nachher auf einen Weg, der in ein zivilisiertes Land führt.

Bis hierher, wie man sieht, hat man in Unbefangenheit ein Abenteuer schiffbrüchiger Matrosen vor sich; nun erst kommt die Reklame nach mit dem Aufstecken einer kaufmännischen Firma. „Man erwäge,“ heißt es in dem Berichte weiter, „daß die Stiefel des Hochbootsmannes drei Tage lang Unwetter und Nässe zu bestehen hatten, jedoch ihr Spiegelglanz hielt aus, und dieser glückliche Umstand rettete ihm und seiner Mannschaft das Leben. Die von ihm gebrauchte Wichse war aus der renommierten Fabrik von Daniel Aufschneider u. Comp., mit deren Erzeugnissen kein anderes Haus sich zu messen vermag. Man habe acht auf die Echtheit der Etikette. . .“

Auch in Deutschland ist man in Ausbildung der Reklame nicht zurückgeblieben; ihre Kultur erstreckt sich bereits bis in kleinere Lebenskreise hinab. Daß es nicht schüchtern dabei zugeht, ist bekannt genug: eine hervorhebende Erwähnung jedoch dürfte nachstehender Fall verdienen: Die Gräfin von Dondersberg auf Dondersberg aß für ihr Leben gern Stockfisch, obwohl sie ihn so schwer verdaute, daß sie regelmäßig nachher an Magenbeschwerden litt. Indes als eine resolute alte Dame ließ sie sich das nicht anfechten, sondern der Stockfisch schmeckte ihr darum fast nur um so besser. Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht. Eines Tages wurden die Magenbeschwerden so arg, daß man ernste Besorgnis schöpfte und eine Kutsche abgehen ließ, um den besten Arzt aus der nächstgelegenen Stadt zu holen. Unglücklicherweise war Dr. Latuarius gerade mit einer schweren Entbindung beschäftigt. Er könne jetzt nicht weg, ließ er sagen, komme aber so bald als nur immer möglich; einstweilen möge die Gräfin es mit einer Schnitte guten alten Emmenthalers versuchen, was ein schon oft bewährtes Verdauungsmittel nach dem Genusse von Stockfisch sei. Als der Doktor am folgenden Morgen in Dondersberg eintraf, empfingen ihn vorwurfsvolle Blicke. Er kam zu spät, die Gräfin war in der Nacht gestorben. Er fragte, ob sie seinen Rat befolgt habe; zur Antwort zuckte man mit den Achseln, und so that er seinerseits zur Erwiderung auch. Nun aber wollte er beweisen, daß sein Rat einen guten Grund gehabt, und nahm unter Beiziehung von Zeugen die Sektion vor. Hierbei fand sich im Magen, wie man erwartet hatte, der genossene Stockfisch als ein unverdauter Klumpen; allein Dr. Latuarius, nicht faul, streute geriebenen Emmenthaler darauf, nähte wieder zu, und als man nach einigen Stunden von neuem aufschnitt, stellte sich heraus, daß der Stockfisch nunmehr richtig verdaut war. So wenigstens ging die allgemeine Sage. Mit Recht machte eine so wunderbare Begebenheit Aufsehen. Wiener Lotterieschwestern hätten daraus die Nummern zu einem „Terno" zusammengesucht; ein spekulativer Kaufmann jener Gegend aber ließ die Geschichte drucken und verwertete sie als Reklame durch den Zusatz: „Derartiger Emmenthaler, unschätzbar während der Fastenzeit, ist zu haben bei Jakob Amshorn, Klostergasse 17; Abnehmer größerer Posten erhalten Rabatt."

Die Reklame ist älteren Ursprunges, als man gewöhnlich annimmt, nur daß zu den Zeiten, als die periodische Presse noch nicht zu ihrer heutigen Machtstellung gelangt war, auch wohl ein bloß mündliches Gerücht, wenn stark genug ausgebreitet, den Dienst einer Reklame versehen mochte. Als im vorigen Jahrhundert Cagliostro zu Paris seine Rolle als Wundermann, Geisterbeschwörer und Alchimist oder Goldmacher spielte, machte er allerdings Gold, jedoch nicht mittels des „Steines der Weisen", sondern durch geschickte Ausbeutung menschlicher Thorheit. Unter anderem war er im Besitze eines Verjüngungselixiers, welches er nur aus ganz besonderer Gunst oder aber zu fabelhaften Preisen abgab. Die Empfängerinnen pflegte er eindringlich vor einem etwaigen Uebermaße zu warnen; die verjüngende Kraft dürfe nur allmählich wirken, eine zu starke Dosis werde je nach Umständen sogar lebensgefährlich. Da ging eines Morgens ein Gerücht seltsamen Inhalts wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Eine Hofdame von mittlerem Alter wurde in rätselhafter Weise vermißt. Wie man nachher feststellte, hatte sie sich einen Flakon von Cagliostros Elixier verschafft und davon eingenommen, ehe sie sich zu Bette legte. Die Nacht selbst verlief ruhig, aber am Morgen fiel es auf, daß zur gewohnten Stunde die sonst pünktliche Dame nicht zum Vorschein kam. An der Thür des verschlossenen Schlafgemachs wartete längst die Zofe; von Zeit zu Zeit lauschte sie, nicht einmal das Geräusch eines Atemzuges war zu hören. Endlich glaubte die Zofe einen Ton gleich dem eines Kindertrompetchens zu vernehmen. Nun brach man die Thür auf und stürzte hinein. Was fand man? In den Bettkissen der Hofdame lag ein Säugling von etwa sechs Wochen und schrie; sie selbst war verschwunden und blieb es. Das Kammermädchen allein hatte den Schlüssel zu dem Rätsel. Es wußte, daß die Gnädige von dem Elixier genommen hatte; ohne Zweifel also hatte sie die Dosis überschritten und auf diese Art sich unversehens in ein unmündiges Kind verwandelt. Eine zu weit getriebene Verjüngung! Die Mär war wundersam genug, um zum Tagesgespräche zu werden; auch die sich darüber lustig machten, sprachen doch eifrigst mit, hielten das Interesse im Gange und trugen ihren Anteil bei zu möglichst ausgedehnter Verbreitung. Als man des Stoffes endlich müde wurde, blieb als Schlußergebnis eine schlichte Thatsache übrig: das plaudernde Paris hatte zusammengewirkt zu einer Reklame für den Zaubertrank Cagliostros.

Wenn jemand auf einen starken Effekt ausgeht, darf ihm nichts als zu auffallend, nichts als zu wunderbar oder gar als unglaublich erscheinen; denn das eben ist es, was am besten zieht. Ludwig Tieck' in den „Wundersüchtigen" läßt den Adepten und Wunderthäter Feliciano zu einem seiner Schüler sagen: „Kluges Kind, siehst du denn nicht ein, daß, wer die Menschen betrügen will, es ja nicht zu fein anfangen muß? Sowie es fein ist, wird ja auch der Scharfsinn jener geweckt: sie werden aufmerksam, denken, passen auf, und das Kunstwerk steht auf der Nadelspitze. Grob, plump muß der Menschenkenner zu Werke gehen. Die sich dann nicht damit einlassen wollen, wenden sich ganz ab, und auch das ist Gewinn; die anderen denken: Nein, so einfältig ist doch keiner, die Sache zu erfinden, wenn nicht irgend etwas daran wäre." Ein bißchen weit auf diesem Wege ging freilich jener Franzose, der mit einem Schaustücke kuriosester Art in den Provinzen herumzog. Er versprach dem Publikum nichts Geringeres als die Vorweisung eines „Bastards" von einem Hasen und einer Ente; „eine Kreatur, dergleichen noch nie gesehen worden," setzte er hinzu. „Allein das ist ja unmöglich," sagte bei dieser Ankündigung jedermann, und da das Unmögliche interessant ist, so lief folgerichtig jedermann hin, um es zu sehen. War nun der Schauplatz gefüllt, daß auch nicht mehr eine Stecknadel Raum gefunden hätte, um auf den Boden zu fallen, so trat unter tiefen Bücklingen der Unternehmer vor und berichtete gekränkt, die Polizei habe das Vorzeigen des Bastards leider verboten. „Indessen" — fuhr er fort, indem er die Thüren zweier Käfige aufstieß — „sehen die verehrten Herrschaften hier zur Entschädigung die beiden Eltern." Das verblüffte Publikum beschaute sich eine Ente und einen Hasen, wie man sie sonst wohlfeiler zu sehen kriegt, zog sich alsdann murrend oder auch wohl lachend zurück, Jean qui rit neben Jean qui pleure, und der Unternehmer reiste mit seiner Spekulation weiter.

Fast naiv nimmt sich daneben aus, wie der Inhaber eines Arkanums auf einem deutschen Jahrmarkte verfuhr. Er hatte ein unfehlbares Mittel gegen Flöhe feil; seine Reklame dabei bestand in der Stentor…
womit er es anbot. Auch fand er eine …
lang reichlichen Zuspruch. Das schöne …
schlecht kaufte frischweg; keine der Käufer…
erkundigte sich um die Art der Verwen…
Auf dem Zettel nämlich, in den das …
Pulver eingefaltet war, stand eine solche …
kunft nicht. Endlich fiel es einer …
Bauerndirne ein, die bisher unterbl…
Frage zu stellen: „Wie gebraucht …
denn?" — „Sehen Sie," replizierte der …
käufer, „wenn Sie einen Floh gefangen …
so nehmen Sie ihn zwischen die Finger…
sperren ihm das Maul auf, und das …
Stäubchen von meinem Pulver genügt, …
ihn zu töten." — „Ei," versetzte die …
schnippisch, „wenn ich ihn einmal habe, brau…
ich Ihre Künsteleien nicht, sondern kni…
ihn." — „Das ist auch gut," sagte …
stehend der Verkäufer, aber mit dem …
seines Mittels war es für diesen Tag …
Ende.

Ein französischer Satiriker schrieb ein…
„Gebt mir eine halbe Million für die Kost…
Anpreisung, und ich setze euch für zehn …
nen gefärbtes Seinewasser in kleinen …
chen ab, gleichviel, zu was es gut sein …
meinethalben als ein Heilmittel sämtlic…
heilbarer Krankheiten, die es gibt." Die …
waren humoristisch gemeint, allein im …
wäre es erst noch darauf angekommen, …
das Geschäft nicht reüssiert hätte. Nur …
an einem der Uebel, die man mit Sich…
zu kurieren verhieß, nicht etwa ein…
Unternehmer selbst leiden, wenigstens …
notorisch. Doch sind auch Schwierig…
dieser Art schon überwunden worden …
eine tüchtige Handhabung der Reklame. …
Pariser Chemiker, dem Erfinder eines un…
lichen Mittels, auch auf den kahlsten …
wieder frischen Haarwuchs zu erzeugen, …
es insoweit ungelegen, daß er zufällig …
einen Kahlkopf hatte; er verbarg ihn …
eine Perücke, die so künstlich gearbeitet …
daß sie „aufs Haar" der Natur glich. …
zwischen posaunte er unermüdlich sein erp…
Mittel aus, und es trug ihm einen …
Nutzen. Nun fügte es sich, daß ein deu…
Baron nach Paris kam, der sich schon …
vorgenommen hatte, den famosen Chemik…
gleich persönlich zu konsultieren. Glei…
Morgen nach der Ankunft fuhr er hin, …
raschte ihn noch vor beendigter Toilett…
siehe da, der Vermittler unfehlbaren …
wuchses ließ eine Glatze blicken, so bre…
der Vollmond. „Eine hohe Stirne …
Genick", wie sich eine pfälzische Rede…
ausdrückt. Das Erstaunen des hilfesu…
Barons kann man sich denken; es war …
haft, daß er seine Entdeckung nachher …
erzählte; aus diesem mündlichen Verkeh…
sie als Tagesnotiz auch in einige Blätter …
Letzteres natürlich nur als eine Erw…
ein- für allemal, auf welche man nicht …
zurückkam. Diesem isolierten Falle geg…
blieb der Reklame, welche zu erscheinen …
fuhr, durch ihre stete Erneuerung de…
und das Arkanum des Chemikers stand …
Glatze zum Trotz, als unfehlbar aufrec…
wie vor. Ist das Beispiel eines …
wie dieser nicht wiederum selbst eine …
für die Wirksamkeit der Reklame über…

So viel macht es aus, wenn man …
Licht nicht unter den Scheffel stellt, …
die öffentliche Aufmerksamkeit auf …
und sie dann festhält, solange man …
Wer sich nicht ins Gerede bringt, de…
ignoriert. Allein je größer ein Schau…
um so schwerer hält es, sich aus der …
heraus bemerklich zu machen. Samm…
ren („Aus dem Tagebuche eines …

…childert die schweren Drangsale eines Jüngers …er Heilkunde, den in dem übergroßen Lon…on keine Seele kennt, mit einer Naturwahr…eit, daß man glauben sollte, der Verfasser …abe aus eigenen Erlebnissen geschöpft; dem …it jedoch nicht so, denn S. Warren, obwohl …r jenes Tagebuch schrieb, war niemals Arzt, …ondern seines Berufes ein wohlbestallter Clerk …ei der Bank von England. Dem Helden …iner ärztlichen Novellistik hilft schließlich ein …ünstiger Zufall in die Höhe; es wirkt keine …eklame mit zu dem Wendepunkte seines …chicksals und erst nach diesem tritt eine …olche ein, wie sie indirekt in der Protektion …nes Lords liegt. Dagegen fällt unmittelbar …n das Gebiet der Reklame, was Friedrich …ölle („Paris im Jahre 1836") von einem …ngen Arzte der französischen Hauptstadt er…ählt. Der Pariser befand sich ungefähr in …erselben Lage wie sein Londoner Kollege, …alf sich aber selbst und empfing nichts von …r Gunst des Zufalls. Kölle unterläßt es, …n beim Namen zu nennen; heiße er hier …eispielsweise Dr. Saraban, weil die Geschichte …h besser gruppiert, wenn ihr Mittelpunkt …cht anonym ist. Dr. Saraban also war …rebsam, tüchtig, fühlte seine Befähigung, hielt …h der erfolgreichsten Thätigkeit sicher, falls …nur erst eine Gelegenheit dazu fände; allein …en in dem Mangel an dieser Vorbedingung …stand das Hindernis, das so schwer zu be…iltigen war. Inmitten des Wirbels einer …eltstadt isoliert, ohne Stütze, ohne Vorschub, …ne Empfehlung, hatte er nichts als seine …issenschaft, und die war ihm nutzlos, wenn …sie nirgends anbrachte. Da kam der Wis…schaft zu Hilfe, was man in Frankreich …savoir-faire nennt. Vor allen Dingen mußte …aus der Ignorierung heraus; vermöge jenes …ttlichen Talentes ersah er einen Weg dazu, …er sofort einschlug. Es war eine eigen…ümliche Eingebung. Um nämlich in den …und der Leute zu kommen, legte er es darauf …vorerst weidlich über sich schelten zu lassen. …wohnte unter demselben Dache mit einer …raune, die in ihren Gesellschaftskreisen …en gewissen Einfluß ausübte; hier also …achte er den Anfang. Vielbeschäftigte Aerzte …o auch in den Ruhestunden niemals Herren …er Zeit. So verging denn kaum eine …cht ohne lärmende Nachfrage nach Dr. Sara…n. Die Gefahr trieb sichtlich zur Eile; da …die Rücksicht weg, ob Störung oder nicht; …rettenden Arzt mußte man haben. „Ganz …ür ihn," sagten die Hausgenossen, „aber …lästig für uns, die wir doch unbeteiligt …." Indes auch andere Häuser, mitunter …nde an einem Empfangsabend, wurden …ch Emissäre heimgesucht, die nach Dr. Sa…n fragten, zufällig meist in schon weit …gerückter Nacht. Dringende Fälle entschul…n manches; es konnte sich um die Rettung …s Menschenlebens handeln; nur war es …leidiger Umstand, daß die Belästigung …er gar so oft kam. Nach und nach tauschte …in den Salons Klagen aus, was dieser …Saraban für ein vermaledeiter Ueberall …Nirgends sei. Stets werde er gesucht, …ig komme man in das unrechte Haus, …dies scheine es bei seinen Patienten her…acht, jeweils zu der allerungelegensten …hilfsbedürftig zu werden. „Hole ihn der …el," brummte ein alter Oberst, „man hat …e leibliche Ruhe nicht mehr vor seiner …chtheit!" Dieser fromme Wunsch jedoch …nicht in Erfüllung, der Teufel ließ den …or ungeholt, und statt dessen holte der …or sich Ruf und Praxis, gestützt auf die …ung aller Welt, daß er beides bereits …e. Facit indignatio versum: Der ge…te Aerger hatte Reklame für ihn gemacht.

In Ermangelung einer Reklame, die lobt, ist eine Reklame, die durch Tadel wirkt, gar nicht so übel; jedenfalls hilft sie mit zu weiterem Bekanntwerden. In der Litteratur ist das eine alte Erfahrung. Selbst eine tadelnde Kritik ist für ein neues Buch immer noch besser, als das sogenannte Totschweigen; es liegt in ihr doch wenigstens eine Verkündigung des Daseins, eine Art von Empfangsschein über gemachten Eindruck, möglicherweise sogar das Zeugnis einer zuerkannten Bedeutung, sei es auch in feindlichem Sinne. Auch eine etwaige Derbheit in der Form ändert daran am Ende nichts. Als der Staat noch durch Henker und Schinder rezensieren, d. h. Bücher verbrennen ließ, war die Form so derb als möglich, aber nicht minder stark auch die nachfolgende Gegenwirkung: er machte bei alledem Reklame für jene Bücher, ohne es zu wissen oder zu wollen. Grimm in Schillers „Räuber" bezieht sich darauf als auf eine allgemein anerkannte Wahrheit: „wir ließen unser Buch durch den Schinder verbrennen, und so ging es reißend ab." Es bedurfte übrigens nicht einmal des Schinders dazu; schon ein bloßes Verbot wirkte mächtiger als Reklame. Charakteristisch in dieser Hinsicht ist eine Aeußerung Guy Patins aus dem 17. Jahrhundert: „Man hat das Buch des Herrn A. D. verboten. Seit diesem Verbote sieht man überall neugierige Leute, die es suchen, die es verlangen und die es kaufen wollen, gleichviel um welchen Preis. Wenn es mir jemals einfällt, ein Buch zu schreiben, so werde ich die Sorbonne um dessen Verwerfung bitten. Hat es dann keinen Wert von sich aus, so wird ihm das Verwerfungsdekret einen verleihen." So ging es immer und überall. In den Zeiten, wo noch das Verbotssystem herrschte, gab es Länder, in denen der Index prohibitorum gleichsam als litterarischer Wegweiser diente: was in dieser Litteratur-Zeitung erschien, das galt unbedingt für gediegen und fand mit Sicherheit seine Käufer. Kardinal Mazarin, der französische Minister, war bekanntlich flink bei der Hand, wenn es ans Verbieten ging; daß aber ein Verbot Reklame macht, wußte er so gut wie andere Leute, denn er zog Nutzen daraus. Um des Gewinnes willen ließ er nämlich die Druckschriften, denen die Beschlagnahme einen höheren Preis verschafft hatte, nachher unter der Hand wieder verkaufen, nicht für Rechnung des Staates, sondern für seine eigene. Es ist keine geringere Autorität als die Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans, die das berichtet. „Der Kardinal Mazarin" — schreibt sie in einem Briefe aus St. Cloud vom 27. April 1720 — „pflegte zu sagen: ‚Die Franzosen sind die wunderlichste Nation der Welt; über mich schreien sie und singen Spottlieder, lassen mich aber machen, und ich meinerseits lasse sie schreien und Spottlieder singen, thue aber, was ich will.' Was er aber possierlich gethan, war, alle bösen Lieder, so man gegen ihn gemacht, als wenn er gar bös wäre, aufsuchen zu lassen, und hernach ließ er sie heimlich, als wenn er nichts davon wüßte, verkaufen; hat mit dieser Manier 10 000 Thaler gewonnen . . ."

Es ist schon vorgekommen, daß jemand eine bildliche Verspottung für eine Distinktion ansah, die man einem öffentlichen Charakter nicht vorenthalten dürfe, und von diesem Standpunkte ausgehend sich sogar darum bewarb. Geld aber nahm er keines dafür, sondern würde sich dessen geschämt haben. Auch ist der Schauplatz der Geschichte nicht Paris, sondern London. Dort kam zu dem Karikaturenzeichner Gilray, welcher zu seiner Zeit für den ersten seines Faches galt, eines Tages ein dicker Baronet, ein Fuchsjäger, der zugleich im Parlamente saß, wo er indes keine Reden, sondern das Maul hielt, wie es für alle Teile am geeignetsten war. Er kam, um sich zu beklagen. „Aber, Herr Gilray," sagte er, „was habe ich Ihnen gethan, daß Sie auf mich noch niemals eine Zeichnung gemacht haben? Ich meine, das wäre ich doch so gut wert als der lumpige Lord auf Ihrem letzten Blatte." — „Sir," erwiderte der Künstler, „um die Wahrheit zu sagen, habe ich bisher nichts von Ihnen gewußt; wenn Ihnen jedoch ein Gefallen damit geschieht, so werde ich Sie abbildlich zu treffen suchen, wie es mir irgend gelingt." — Und es gelang ihm. Nach Verlauf einiger Tage hing der Baronet an den Schaufenstern aller Bilderläden aus, und ganz London lachte über die drollige Figur, die ihm dabei beschert war. Er aber wünschte sich Glück dazu, nicht mehr der Uebergangene zu sein. Hatte er doch bisher jenem Agitator geglichen, der es bei allen Volksaufläufen niemals zu einer Verhaftung brachte (sie hätte ihm genützt bei seiner Partei) und der es der schlottrigen Sicherheitsbehörde bitter übelnahm, daß sie ihn schmählich darum verkürzte. Was diesem die Verhaftung gewesen wäre, das war dem Baronet eine Karikierung durch die Hand Gilrays: eine Reklame für einen öffentlichen Ruf.

In Regierungsangelegenheiten ist es mit der Reklame nichts; insbesondere kommt es nicht leicht vor, daß auch massenhafter Tadel einer Regierung allgemach zu einer Reklame für sie wird. Die Verhältnisse liegen eben ungleich. Ein bloßes Publikum kann nachträglich lächeln darüber, wenn man ihm unversehens einen Vorteil abgewann; ein übervorteiltes Volk aber fühlt sich in seinem Rechte verletzt, und falls schon eine mehrfache Täuschung voranging, wird man es mißtrauisch finden durch und durch und gegen alles. Da ist denn für eine Reklame wenig Aussicht, ganz davon abgesehen, daß man sie vielleicht auch noch ungeschickt anfaßt. Einem französischen Politiker zum Beispiel, der den Reklamenstil auf einen Großwürdenträger anwendete, warfen die Spötter wirksam vor, er komme nicht aus dem monotonen Thema heraus: „Es ist kein Präsident als der Präsident, und seine Kollegen sind der Abglanz seines Lichtes." Man sagte dies in Anspielung auf den bekannten Satz im Koran: „Es ist kein Allah als Allah, und Mohammed ist sein Prophet." (Eine zerstreute Engländerin, die sich keine Fremdwörter zu merken vermochte, übertrug das einst in die mathematische Formel: „Es gibt keinen Dings als Dings, und Dingerich ist sein Dingsda." Mathematisch nämlich ist diese Formel, weil sie verallgemeinert, wie durch ein algebraisches X oder Y, nun für alle möglichen Fälle paßt, möge der Dings oder Dingerich heißen, wie er wolle.) Auf die Parteien macht so etwas in der Regel gar keinen Eindruck; das plumpe Lob gefällt höchstens jenen, die es betrifft. Freilich ein doppelt unnützes Werk, wenn dieselben, wie das mitunter vorkommt, von ihrer Trefflichkeit auch schon vorher und ohnedies genügend überzeugt sind. Diese Art von Reklame also, durch die man absolut niemand gewinnt als ihre Veranlasser, bildet eine besondere Sorte für sich und gehört einer ungeschickten Politik an; die Reklame der kaufmännischen Welt verfährt klüger.

Pessimistisch.

Im Wahnsinn, der sich Leben nennt,
Sind Todesgedanken ein leichter Moment.

Hugo Littauer.

Fritze Kulasch
auf der hamburgischen Gewerbe- und Industrie-Ausstellung.

Mitgetheilt von

Albert Roderich.

Es war an einem wunderschönen Hamburgischengewerbeundindustrieausschstellungssommersonntagnachmittag, die Mücken schpielten schäkernd in der balsamisch angehauchten Luft, wodrin außerdem noch sich der Ballon Captif, mit Gas und vor Jubel jauchzenden Menschen gefüllt, erhob; — ein linder Zehvieht umseuselte kohsend die vor Lust und innerlicher Genugthuung klopfenden Schstirnen und tausende von schwer mit Bier beladenen Kellnern kämpften sich mühsam durch die engen Gassen der von schstimmenschwirrenden Menschen besessenen Schstühle; — die Sonne glühte, als wollte sie heute noch gefälligst den ganzen Zenieht ausbrennen, und die Schenkdamen des nach ihnen sogenannten alten Hamburger Wirthshauses „Die alte Liebe" schsteckten lächelnd wie bunte Schmetterlinge die Trinkgelder der schmunzelnden Gäste in den kleinen ledernen Seitentaschen; — eine nicht genau zu beschstimmende Anzahl kleiner weißer Wölkchen schaukelte sich geräuschlos am weitentlegenen Horizond, und die Liköhr-Jungfrauen aus den fremden Ländern warfen ihre schmachtenden Augenblicke massenweise in dem festlich und fröhlich geschmückten Puplikum. Dieses nennt man in der Litteratuhr ein Schstimmungsbild.

Es sind nu schon mehrere Wochen vergangen seit meinen letzten Bericht, und ich will nu erst mal Einiges erwähnen, was da noch in der Ausschstellung zugekommen ist. —

Da ist zuerst mal ein wunderhübsches kleines Gebäude, wodrin die Hamburger Künstler Bilder und Bildhauereien ausgeschstellt haben, und wodrin außerdem noch ein Kunstliebhaber, der zugleich auch Chef eines weltbekannten, hochgeehrten Hamburger Bankhauses ist, seine Gemäldesammlung freundlichst den Puplikum zugänglich macht. — An den meisten dieser Bilder kann sich 'n kunstverschständiger Berichterschstatter erfreun wie 'n Juwelieht, der in der Wüste Saharah 'n Haufen Perlen findet, da meine Wenigkeit aber doch diesmal blos vor Gewerbe und Induschstrie von der ferehrlichen Redaktiohn gehorsamst angajiehrt ist, so kann ich for diesmal all die schönen Bilder nicht in meine kriehtische Dinte bringen. Aber über ein Bild in dieser pommpöhsen Priwahtsammlung muß ich doch ein Paar Worte aus meinem ergebenen Aermel schütten. Und wenn ich's nicht aus Begeisterung und künstlerischen Hingerissenheit thäte, dann müßte ich es schon thun, weil ich volle fünfviertel Schtunden vor dem Bild geschstanden habe, und weil ich mir von keiner noch so ferehrlichen Redaktiohn sagen lassen will: was brauchen Sie für unser Geld volle fünfviertel Schstunden vor einem Bild zu schstehn, ohne was darüber zu schreiben?! — Na, ja, — also das Bild heißt „Ländliches Begräbniß" von Wohtjeh, der unter dem Pseudoniehm Vautier malt. Da wird ein Sarg aus 'm Hause getragen, und die Leute, die dran und drum schstehn, die trauern so natührlich, daß Jeder, der's sieht, mittrauern muß. Von den genannten fünfviertel Schstunden hab' ich auch dreiviertel Schstunden mitgetrauert. Wenn mer nu aber die andere Gruppe der Bilder in den Augen kriegt, da fühlt man, wie sich so ganz allmählich das Herzweh und die Trauer in so eine gewisse Art von ganz besondere freudige Hoffnung verwandelt. Da schstehn nämlich, dem schwarzen Sarg und den trüben Gesichtern gegenüber, ein Haufen Kinder mit so lieblichen und süßen Gesichtern, daß mer die eine verdorrte Pflanze, die sie da wegschleppen, ganz vergißt über diesen herrlichen Kranz von frischen Frühlingsblumen. Dieser Herr Malermeister ist auch ein großer Dichter, und sein Pinsel ruft uns zu: „Was jammert Ihr so, wenn's an's Schsterben geht! Seht, Ihr seid ja schon wieder neu geboren! Ihr könnt Euch ruhig begraben lassen, Ihr Alten!" — — Ich möchte vor diesem Bilde dem Verfasser desselben begeistert zurufen mit dem bekannten Zichtaht des großen Alexander Diogenes: Wenn ich nicht so ein Held der Feder wär', möchte ich so ein Held des Pinsels sein! —

Von dieser gütigst und gehorsamst zu entschuldigenden Ekstra-Ekskurrsiohn in dem Reiche der Kunst kommen wir nu wieder in der richtigen Gewerbe- und Induschstrieausschstellung und zugleich kommen wir in Verlegenheit. Denn es ist wahrhaftig schwer zu sagen, ob das „Wurstglöckchen", wovon ich jetzt berichten will, mehr zum Gewerbe gehört oder mehr zur Induschstrie. Jedesmal nämlich, wenn das Glöckchen ertönt, giebt es in dem hiernach benannten Restaurand zum „Wurstglöckchen" frische Würstel und frischen Bieranschstich, und mehrfache Augenzeugen berichten, daß einmal das Glöckchen so schnell nach'nander gebimmelt hat, daß mer gemeint hat, die Feuerglocke geht und die Schpritzenleute geholt hat. Daraus kann der gütige Leser nu gefälligst einen gehorsamen Schluß ziehn, wie viel Würstel im „Wurstglöckchen" verspeist werden, wovon ich ihm jedoch auch noch nach meinen Erkundigungen beim Wirth und mit Hülfe der bereits im vorigen Berichte lobend erwähnten Schstatistick einen genaueren Bericht geben will. Wenn mer nämlich die seit Eröffnung der Ausschtellung bis zum 6. Juli mittags $11^{3}/_{4}$ Uhr verschpeisten Würstel in fortlaufender Linie nebeneinander legt, so bekommt man eine Wurstlinie, mit welcher man nach Belieben entweder Grönland umschpannen oder den Aekwator 1,536mal belegen kann. Wenn ich sag': „nach Belieben", so ist das eigentlich nur ein Flakon de parrleh, denn wenn's Einem schon mal frei schsteht, so wird doch Jeder lieber den schnuhrgraden Aekwator mit Würsteln belegen, als daß er die Dinger erst über die gletscherigen und unreinlichen Gebirge an den Grenzen Grönlands schleppt, wobei freilich als Gegenremannschstratiohn zu bemerken ist, daß die Hitze des Aekwators auf die Dauer den Würsteln unangenehm werden könnte. —

Grad vor diesem „Wurstglöckchen" nu saß ich und beschstellte mir eben die dritte Porrziohn, als mit einemmal wie ein mit der Wünschelruthe hergezauberter Schatz Freund Abimelech Dunst vor mir schstand. Ich hatte ihn nicht wieder gesehn, seitdem ich damals nach der Polizeiwache geführt wurde, wo ich nach Androhung von Dorrbehaltung bei Wiederholung von Störung gleich wieder entlassen ward. —

Wie ich nu meinen Freund Dunst so plötzlich und unerwartet wieder sah, schstreckte ich ihm wie elektriehsiehrt die Hand hin und rief: „Herr Dunst, wie geht's Ihnen? Wo waren Sie so lange? Wo kommen Sie her?"

„Paris gewesen. Ausstellung."

Donnerwetter! Eine geniehahle Idee durchblitzte meinen ergebenen Gehirnkasten. Wenn ich den Herrn Dunst ordentlich auspumpte, konnte ich auch zugleich von der Pariser Ausschstellung mit Bericht erschstatten! Famost! Ich zuckte aber nicht mit der Wimper, um den Herrn die in eben im genannten Gehirnkasten entstandene Idee nicht merken zu lassen, und sagte so ganz nonschalangs: „So, in der Pariser Ausschstellung waren Sie? Ist eben so hübsch wie Hamburger?"

„Pah! Haben nicht Bon moh gehört? Pariser Ausstellung zu Ehren Revolutiohn — Hamburger Ausstellung zu Ehren Restauratiohn. Lachen ja gar nicht, Kulasch. Kennen französische Geschichten wohl gar nicht?"

„Nein, geb' auch nichts um französische Geschichten! Sagen Sie mal, ist denn der Eiffelthurm wirklich so was Kollossahles?"

„Hm, ja, ganz nett. Hab' aber den Herrn Eiffel übergeeiffelt."

„Oh, das müssen Sie mir mal gütigst erzählen!"

„Na, ja. Sitzen also mitten auf'm Trocadero. Ich, Marrkiehse von Idillje und Viehkomt von Letoriere. Reden natührlich von Ausschstellung und Eiffelthurm. Die Beiden ganz außer sich vor Bewunderung und Entzücken. Spitze von Eiffelthurm wär' Symbohl von Frankreichs Höhe. Sag' ich ganz ruhig: ‚Madame Marrkiehse, schaff Ihnen bis morgen eine Spitze, die zehn Meter höher als Eiffelthurm.'

„‚Sens de bleu: Blödsinn,' sagt Marrkiehse und nickt Viehkomt zu.

„‚Present premier just: jetzt erst recht,' sag' ich. ‚Wette zehntausend Franks.'

„‚Bonbon: ist gut,' sagt Viehkomt.

„Andern Morgen laß Leiter von [illegible] Meter Länge auf Eiffelthurm tragen. —

…inde oben an Flaggenstange fest und …letter' rauf. Ganz Paris glotzt mit Fern…röhren, Operngucker, Pensneh. Werf' von …ben zehntausend Adreßkarten 'runter: Abi…melech Dunst, Macheur de Reclahms. — …elben Tag 251 Aufträge erhalten." —

„Famost! Und die zehntausend Franks?"

„Marchez hors de nez; wie der Fran…ose sagt: aus der Nase gegangen: Moß…öh Eiffel wüthend, outer soi: außer sich, …eil geschlagen. Legt Beschlag auf zehn…ausend Franks, weil Abimelech Dunst …einen Thurm beschädigt. Habe nämlich …ben einen Nagel 'rausgezogen. Als An…denken mitgenommen. Können bei mir zu …ause Nagel sehn." —

„Herr Dunst," sag' ich, „Sie sind 'n …üchtiger Mann, und was Ihre Geschäfts…mäßigkeit anbelangt von wegen die Re…klahme — aber schstopp, — halt 'n Mal — sehn Sie mal da —!"

Es war nämlich in diesem Augenblick …rad wieder der gefesselte Luftballon auf…gegangen, an dem als Reclahme mit un…geheuren Buchschstaben geschrieben schsteht: …ämmerich's Fleischextrakt.

„Herr Dunst," sag' ich, „ist diese Re…klahme denn von schlechten Eltern?"

Herr Dunst lächelte so 'n bischen fer…ächtlich.

„Können schweigen, Kulasch?"

„Wie 'n zweischläferiges Grab!"

„Gut. Stehe grad in Unterhandlung …it Direktion von Ballon Captif in Paris …nd Erfinder von Maschiehne, die kolloss…ahle Riesenbuchstaben nach'n Mond trägt. …eden Abend für ganze Erde anderes …ransparent. Heute: Stiefelwichse von …Meyer Gebrüder, — morgen Barterzeu…gungsmittel von Gebrüder Meyer. Etzetera. …häh? Was sagen zu der Reclahme?"

„Dunnerwetter! Wenn mal so in 'ner …echt dunkeln Nacht der liebe Mond so …rdentlich hell scheint und all die ferehrten …Mitmenschen kucken nach'm Himmel und …sen: Fritze Kulasch! Dafor möcht' ich …oll 'n Marker drei bis drei Mark fünf…g bezahlen!"

„Können haben, Kulasch. Ist blos noch …n Aber dabei."

„Ah, was denn?"

„Hm, ja, — wo bleibt Inschrift, wenn …Mond abnimmt?"

Bei diesem Gespräch nu hatte der ge…zahle Abimelech Dunst aus seine Rock…tasche was Eingewickeltes 'rausgenommen, …nd als er's aus'm Papier 'rausgewickelt …atte, war's 'n belegtes Butterbrod mit …äse. Der Kellner Nr. 1131 vom „Wurst…bechen", wo wir ja dafor saßen, blickte …einen Freund 'n bischen sehr unferhält…nißmäßig an, als er das Butterbrodspapier …uf'm Rahsen warf.

„Will er was?" fragte Herr Dunst …it 'n unangenehmen Blick auf den so hoch …nummerten Kellner.

„Ich meine man so," sagte der, „Sie …llten Ihre Werthpapiere nur lieber auf …e Bank legen und nich hier auf die Erde!"

„Hm," entgegnete darauf Herr Dunst …mir, „Pariser Ausstellung doch viel …randioser. Da bringt Jeder sein Butter…brod mit. Freund von mir, Graf de Schlitz, Butterbrodspapieraufsammlung gepachtet. An Aktiengesellschaft Société de beur-pain-papijeh weiter verkauft. Aktien stehn 169 ½. Fabriziehren in vier Wochen Papierwäsche für ganzes Jahr für halb Europa. Aber 's Bier in Hamburg besser. — Kellner, 'n Glas Bier! Schön. Können Tausend-Franks-Billjet wechseln?"

„Nee!"

„Sie wechseln, Kulasch?"

„Nein, ich — —"

„Was, so wenig Geld bei sich?! Na, legen Sie's aus! Schön." — — —

Also Herr Dunst trank sein Bier, — nein, trank mein Bier und dadrauf gingen wir mal 'n bischen weiter. — Nach 'n paar Schritten hörten wir so 'n Art Donnergepolter und Damengekreisch und kamen an die sogenannte Rutschbahn. Dieselbe beschsteht aus einem Holzgerüste, wodrauf in Schienen mit ungeheurer Geschwindigkeit zwei kleine Wagen à 10 Persohnen laufen. Ganz ohne Dampf, Pferde, menschliche Hülfe oder sodergleichen. Das Gerüst ist nämlich so in runden Auf- und Niederschsteigungen gebaut, daß es durch den Schwung der erstmaligen Indertiefefallung gleich wieder wie der Blitz auf der Höhe schießt und dann wieder runter, und so mehrere Male bis der Wagen à 10 Persohnen à 25 Pfennig wieder an seinen Platz ankommt. Wegen der kollossahlen Geschwindigkeit und Wehementz, womit das Ganze geht, kreischen und schreien nun gewöhnlich die Damen, die in dem Wagen sitzen für 25 Pfennig. Na, das Ganze ist sehr amusant mit anzusehen, und es schstehn immer viele Leute rum, die sich an dem Gekreisch und den wegfliegenden Hüten amusiehren. Und so schstellen mein Freund Dunst und meine Wenigkeit uns auch hin und schaun ein bischen zu.

„Ist nu in Paris auch so 'n Rutschbahn?" frag' ich.

„Et si, wie Franzose sagt, und ob! Aber zweihundertmal so lang. Fährt um ganze Ausschstellung rum. Mit Eisenbahn um die Wette."

Wie das nu Abimelech Dunst so sagt, da fährt mir noch schneller wie die Rutschbahn ein Gedanke durch 'n Kopf, wie ein Gedanke von derartiger Großartigkeit woll selbst durch meinen Kopf noch nicht gefahren ist. Ich zieh' meinen Freund ein bischen bei Seite und flüster' ihm zu:

„Herr Dunst, ich hab' da eben eine Idee gekriegt, — wenn wir die ausführen, und Sie machen ein bischen ordentlich Reclahme dazu, dann sind wir nächstes Jahr Millionähre."

„Was denn, Kulasch?"

„Wenn mer einfach diese hölzerne Rutschbahn verlängert, und noch weiter verlängert, und immer weiter, bis nach Berlin und Neujork — denn ist die Eisenbahn überflüssig und die Dampfschiffe und alles was dran hängt und baumelt — die ganze Zeit-Epoche ist kaputt! — Dunst, wenn wir darauf 'n Patend nehmen, — die kollossahle Umwälzung! — Milliarden verdienen wir! Was sagen Sie dazu?"

„Schrein Sie doch nicht so," zischte er mir nu zu und ich merkte ganz gut die Aufregung in seiner Schstimme. — „Schrein Sie doch nicht so, — wenn's Jemand hört und benutzt — Patend zum Teufel."

Ich schrak zusammen und sah mich vorsichtig um. Da schstand wahrhaftig ein Herr dicht bei mir und glotzte mich an. — Nu schrak ich erst recht zusammen. — „Meinen Sie, daß der's gehört hat?" zischte ich Dunst in's Ohr.

„Wahrscheinlich hat er's gehört."

„Das wär' zu scheuslich. Jedenfalls muß ich Gewißheit haben." — Ich wende mich also zu den Herrn und sage: „Entschuldigen Sie, mein Herr, haben Sie gehört, was ich eben zu dem Herrn gesagt habe?"

„Nein! Interressiehrt mich auch gar nicht!" sagt sehr barsch der fremde Herr. Nu kannte der aber Fritze Kulaschen noch nicht, wenn er in der richtigen Schstimmung ist.

„Mein Herr," sag' ich mit der feinsten Inntriehgen-Betohnung, „Sie ferwickeln sich gütigst in Widersprüche. Wenn Sie nicht gehört haben, was ich zu meinem Freund gesagt habe, dann können Sie ja gar nicht wissen, ob Sie's interressiehrt oder nicht! Häh? Ist das logisch?"

„Lassen Sie mich in Ruhe!" rief dadrauf der Herr und wollte weg gehn. Da war er aber an den Rechten gekommen.

„Einen Augenblick!" rief ich und blickte mich mit Falkenaugen in den Kreiß von Leuten rum, die auf das laute Reden näher 'ran gekommen waren. Meine Menschenkenntniß griff gleich einen ältern Herrn mit 'n besonders gutmüthigen Gesicht raus.

„Mein Herr, würden Sie mir 'n Gefallen thun, wo verschiedenartigste Lebensglücke von abhängen?"

„Was ist denn los?" — „Um Ihr Zeugniß handelt es sich. Ich hab' hier eben eine Erfindung gemacht, die Millionen — Milliarden werth ist. Wahrscheinlich hat nun dieser Herr hier gehört, wie ich's diesem Herrn erzählt habe. Nun bitte ich Sie, zu bezeugen, wenn es nöthig ist, daß ich diese Idee zuerst gehabt habe!"

„Welche Idee denn?" — „Die muß ich ja grade geheim halten!" — „Dann kann ich sie auch nicht bezeugen!"

„Schafskopf!" ruft einer der hinterstehenden Männer dazwischen. So war mir nämlich der ältere Herr auch schon vorgekommen.

Mir fällt auch ganz logischerweise ein, daß ich es ihm erst recht sagen kann, denn dann müssen die beiden Mitwisser eventuell vor Gericht gegen einander zeugen. Ich flüstere ihm also das Geheimnis zu. Er versteht's aber nicht ordentlich und frägt nochmal nach. Da lacht plötzlich Einer laut auf und schreit: „Rutschbahn von Berlin noch Neujork!"

Nu war's raus. Die Milliarden schprangen mir nur so aus der Tasche in's Wasser. „Herr," ruf' ich den ältern Herrn zu, „Sie haben mich hier zum Bettler gemacht!"

Die schadenfrohen Menschen, die da

rumschstanden, die höhnten und lachten noch, aber der ältere Herr mit dem gutmüthigen Gesicht, dem mein Mallöhr woll leid that, der drehte sich um zu den andern, und sagte in so 'n recht mitleidigen Tohn: „Lassen Sie doch den armen Menschen!“

Wie die Leute aus'nander waren, kommt Abimelech Dunst mit 'n ganz wüthenden Gesicht auf mich los und sagt: „Kulasch, — kollossahle Eselei! Durch Ihre Schuld meine Idee futsch!“ — „Ihre Idee?!“ — „Ja, meine Idee! Hab' ich nicht gesagt, Rutschbahn mit Eisenbahn konnkurieren? Meine Millionen perdüh durch Ihre Ausplauderei! Will Schadenersatz!“

„Hm, Herr Dunst, — wenn ich geahnt hätte — in Erregung vielleicht etwas zu laut gesprochen, — Schadenersatz? Hm, nun, — ich habe vor drei Wochen vier Liköhre für Sie bezahlt und eben das Glas Bier, — wenn mer's denn dadermit ausgleichen thäten, wie?“

„Lächerlich lachhaft! Vier Liköhre und ein Glas Bier gegen Millionen? Zahlen wenigstens noch 'n Glas Bier!“

„Na, ja denn, und damit ist die Sache erledigt.“

Wir schlenderten nu so langsam aus den Anlagen in die Auschstellungsgebäude und traten zuerst in der Maschiehnenhalle. Hier ist gleich beim Eingang eine kolossahle Maschiehne aufgeschstellt, die weiter keinen Zweck hat, als eine Probe von der riesigen Qualitäht eines Treibriemens zu geben. Der Ausschsteller ist nämlich ein Treibriemen-Fabrikant. Und was diesen Treibriemen hier an Dicke, Breite und Länge betrifft, so könnte man woll verschiedene Hemißfähren durchwandern, ohne seines gleichen unter den Augen zu kriegen. — Um dem gehorsamen Leser einen geehrten Begriff von dieser Verhältnißmäßigkeit beizubringen, muß ich mich wieder über der Schtatistick hermachen.

Also wenn mer diesen Treibriemen um unserer Erdaxe legen thäte, und die dazu gehörige Dampfmaschiehne arbeitete auf einmal so viel wie sie nu seit den 15. Mai bis heute gearbeitet hat, dann würde sich gefälligst unsere Erde anschstatt wie jetzt alle 24 Schstunden einmal um sich selber zu drehn, was mer in der Schule Rotahtiohn nennt, grade alle 1¼ Schstunden einmal rumkommen, wodurch mer ganz natührlicher Weise alle 24 Schstunden 19 Komma 2 mal Tag und Nacht haben thäten. Durch diesen so viel schnellern Umschwung unserer hochgeschätzten Planehten würde nu ja auch in den verschiedenartigsten Verhältnissen ein Umschwung eintreten, wobei ich hier nur blos die bescheidene Frage zur Diskußiohn anheimgebe, wie es dann mit Frühschstück, Mittagessen und Abendbrod werden soll. Ferner müßten überall Geländer und Festhaltegegenschstände angebracht werden, damit mer von der kollossahl geschwinden Umdrehung der Erde nicht runtergeschmißen wird. Es ist auch nicht abzuschstreiten, daß sich dadurch noch verschiedene andere Gefahren und Unannehmlichkeiten rausschstellen könnten, wie z. B. das leichte Eksplodiehren von Petroleumhängelampen, und wenn deßhalb die ferehrliche Redaktiohn dieses Blattes die ganze Treibriemen-Angelegenheit zur Vermeidung des Mißbrauchs lieber nicht mitdrucken will, dann kann sie es meinetwegen lassen. Aber für den Fall bitte ich doch den liebenswürdigen Leser, zu bemerken, daß diese Unterlassungssünde dann nicht meine Schuld ist. —

Ungefähr in der Mitte der größten Halle ist eine Buhtiehke von sogenannten gepreßten Kaffeetafeln, wovon Jeder sogleich à 20 Pfennig sich eine Tasse voll von kochen lassen kann. Das thaten wir denn nu auch, und ich machte meinen Freund Abimelech Dunst auf die Güte und Schstärke dieses konndennsiehrten Kaffees aufmerksam. Er lächelte aber ferächtlich und sagte: „Stark?! Der Kaffee?! Lächerlich! In Pariser Ausstellung dreißig Kafféééés. Französische, russische, tonnkinesische, algerische, grönländische, feuerländische, etzetera. Riesige Konnkurenz, wer stärksten Kaffee schenkt. Kochen Kaffee mit Maschiehnen von hundert Pferdekraft. — Sitze in algerischen Kafféééé. Kommt Engländer, zeigt oben nach höchsten Grad von Termmometer an Kaffeemaschiehne, — sagt zu Büffehtiäre: „Giv mi from that Nummer of Koffie: geben Sie mir von der Nummer Kaffee!“ — „Milord,“ sagt Büffehtiäre, „Prenez vous en huit: nehmen Sie sich in Acht!“ — „Giv mi from that nummer of Koffie!“ Gut. Büffehtiäre schenkt Tasse von Gußstahl halb voll. Engländer setzt an Mund. Riesiger Knall, Eksplosiohn. Engländer in tausend Stücke. Stück Rockzipfel fliegt mir an Kopf. War Schwefelholzschachtel drin. Hab zum Andenken mitgenommen. Da ist sie.“

Dabei gab er mir eine Schachtel schwedischer Zündhölzer, wo aber nur noch drei Schstück drinn waren, die ich natührlich mit großem Interresse betrachtete.

„Können behalten, Kulasch. Aber reden nicht wieder von starken Kaffee. Lächerlich.“

So nach und nach war's nu dunkel geworden, und wir gingen nu wieder in's Freie. Das Bier war überall gut temmperiert. Wir hatten es schon in fast allen dafür in der Ausschstellung vorhandenen Tempeln, Hallen, Häusern, Kiehosken, Gebäuden, Buden und sodergleichen probiert, aber ich hatte immer bezahlen müssen, weil mein Freund Abimelech Dunst nie seinen Tausend-Franksschein gewechselt bekommen konnte. Das ward mir nu schließlich doch 'n bischen zu viel, und ich sagte so beiläufig: „Ich glaube, wir Beide trinken doch so Jeder for zehn.“

„Kann woll sein,“ sagt Dunst.

„Dann zahl' ich also for zwanzig,“ sag' ich.

„Kulasch, sind 'n kleinlicher Mensch. Will Ihnen aber Revansch geben. Kunde von mir Erfindung gemacht. Großartig. Rhinoceroß-Falle. Steht in Unterhandlung mit Regierung für Kamerun. Soll aber nicht an Oeffentlichkeit bis abgeschlossen. Wenn Sie nun zuallererst Beschreibung bringen für ‚Vom Fels zu Meer‘, häh?“

„Das wäre famost! Aber wo ist die Rhinoceroß-Falle?“

„Hier in Ausstellung. In geheimer Verwahrung. Kommt erst zu sehen, wenn Verhandlungen abgeschlossen.“

„Und Sie könnten mir die Falle zeigen?“

„Ja, kommen Sie mit!“

Es war gegen elf Uhr Abends, und die Ausschstellung war nach und nach leer geworden von Puplikum. Herr Dunst führte mich über die schstill gewordenen Wege, links, rechts und kwehr, und blieb endlich am äußersten Ende des letzten Gebäudes schstehn. Da war ein kleiner Holzschuppen angebaut. Herr Dunst schob den Riegel von der niedrigen Thür und sagte:

„Da drin ist Rhinoceroß-Falle. Kriechen Sie nur voran. Will gleich Licht machen.“

Ich krieche beinah auf allen Vieren in den finstern Schuppen. Da hör' ich ein Geräusch, wie wenn 'n Riegel vorgeschoben wird. Ich kriech' zurück und renn' mit 'n Kopf gegen die Thür. Ich rufe, schrei', klopf' gegen die Thür — alles umsonst. Ich dreh' mich wieder um, schtoß' mit 'n Kopf wieder gegen was anderes, daß ich laut aufschrein muß. Nu ward mir die Sache sehr unangenehm. Ich setz' mich auf der Erde und überdenk' mir die Situatiohn. Wenn ich nur Licht hätt'. Da fällt mir glücklicherweis' den durch zu schstarken Kaffee in der Luft geschprengten Engländer seine Zündholzschachtel ein. Ich zieh dieselbe aus der Tasche, aber drei Hölzer waren ja nur noch drin. Vorsichtig schstreich' ich das eine an. Es geht sofort wieder aus. Ich schrei' ordentlich vor Angst. Nu reib' ich das zweite an der Schachtel mit unmenschlichster Vorsicht. Es brennt. Ich blick' hastig um mich in meinem Gefängniß. Was seh' ich? Ein paar alte zerbrochene Schstühle, drei Wassereimer und das verschiedenartigste Gerümpel. Ich selber sitz' auf 'n alte Fußmatte. — Keine Schpuhr von irgend was, das wie eine Rhinoceroß-Falle aussehen könnte. — Nu schpendiehr' ich auch noch das letzte Streichholz und leuchte mir damit bis an der Thüre ran. Ich klopfe, schreie, rufe gut zehn Minuten aus Leibeskräften. Es nutzt nichts. Dieser alte Rümpelholzschuppen liegt zu abwärts, und es sind überhaupt längst keine Menschen mehr in der Ausschstellung. Endlich schstreck' ich mich mit Vorsicht und Resignatiohn der Länge nach aus, und ich glaub' nicht, daß ich bis 121 hätt' zählen können, da war ich schon sanft und selig eingeschlafen.

Vor'm Einschlafen aber dacht' ich noch: „Wenn ich diesen Herrn Abimelech Dunst wiederseh', dann schstell' ich ihn zur Rede, und wenn er sich denn wegen dieser Rhinoceroß-Falle nicht genügend reinwaschen kann, dann sage ich ihm ganz ohne Umschweife und geradezu in's Gesicht: Herr das ist eine Roheit!“ — Nu freilich müßt mer denn jedenfalls als mildernden Umschstand gelten lassen, daß er mich grad erst am Ende meiner Berichterschstattung eingeschperrt hat.



Lianen.

Von O. Hüttig.

Unter Lianen verstehen wir nicht nur solche Pflanzen, die sich durch Windungen ihrer Stengel, Ranken oder Wurzeln an anderen Gegenständen festhalten, sondern auch solche mit langem, dünnem Stamm und so dünnen Zweigen, daß sie allein nicht aufrecht stehen, allein nicht aufrecht weiter wachsen können oder wegen ihrer biegsamen Gestaltung sich leicht, oft graziös, an künstliche Formen wie Lauben, Gitter, Geländer, selbst Mauern u. s. w. anlehnen. Wenn auch viele von ihnen zu den Holzpflanzen gehören, weichen sie doch in ihrer Art sich auszubreiten und in ihrer Wirkung auf das Auge bedeutend von den eigentlichen Gehölzen ab, von den Bäumen, Sträuchern und Halbsträuchern; sie bringen Leichtigkeit, Zierlichkeit und Anmut in den Garten im Freien wie im Zimmer und sind daher für jedes Werk der Gartenkunst von unschätzbarem Werte. Schlingpflanzen verschönern alles, wohin sie auch reichen mögen, und machen sonst unscheinbare, oft häßliche Gegenstände schön und wertvoll, und es gibt Dinge, welche ohne Bekleidung durch Lianen in einem wohlgeordneten Garten nicht geduldet werden dürfen.

Ehe ich dazu übergehe, einige der schönsten Lianen meiner liebenswürdigen Leserin vorzuführen und kurz zu beschreiben, wolle sie mir einige Bemerkungen gestatten über die Behandlung dieser reizenden Pflanzen, die, wenn man sie einem Zwang unterwirft, unschön werden und die man deshalb an ihre Stütze so anlehnen muß, als hätten sie freiwillig sich der Verwirrung entziehen wollen, welcher sie ohne des Menschen ordnende Hand unzweifelhaft verfallen wären. In einer Gruppe der Lianen, der windenden — ich erinnere nur an die „Stangenbohnen" —, dreht sich die eine Art von links nach rechts, die andere von rechts nach links, und die Hand des Menschen muß dieser Neigung folgen, wenn sie dem hilflosen Geschöpf eine Stütze geben will. Bei einer anderen Gruppe, den kletternden Lianen — zu denen jedenfalls die Gartenerbsen gehören würden —, müssen die Stengel und Zweige locker und, ich möchte sagen: luftig an ihrer Stütze verteilt und an ihr durch Bänder befestigt werden, die man dem bewundernden Auge entzieht, indem man sie unter Blättern zu verbergen sucht und solche von einer Farbe wählt, welche mit der des zu stützenden Lieblings übereinstimmt. Dünnes Wollgarn dürfte hierzu am geeignetsten sein. Weniger schön, aber öfter angewendet sind Raffia- und Bastfäden, die befeuchtet und dann zwischen den Fingern gedreht werden müssen, ehe sie zum Befestigen der Pflanze an irgend eine Stütze brauchbar werden. Das Band soll nicht sichtbar sein, ebensowenig die Stütze, wenn sie nicht selbst ein Kunstwerk ist. Entsetzlich häßlich sind die weißen Stäbe, die sich meterlang über Pflänzchen erheben, welche eben zu wachsen beginnen; dem guten Geschmack hohnsprechend aber erscheinen, gleichviel wo, die farbigen Stäbe mit vergoldeten Knöpfen. Meine liebenswürdige Leserin wird mir darin recht geben; gehen wir deshalb Hand in Hand zur Betrachtung einiger der schönsten Schlingpflanzen über, wobei (leider!) die Anwendung botanischer oder sogenannter lateinischer Namen nicht ganz zu vermeiden sein wird, weil die meisten Pflanzen nur unter diesen Namen im Handel zu erwerben sind. Beginnen wir mit unser aller Liebling: der Rose!



Zigeunerin (S. 1697).

Die Kletterrosen (S. 1700, Hoflieferant J. C. Schmidts Rosengarten in Erfurt), namentlich die Spielarten der Ackerrose (Rosa arvensis L.), der Prärierose (R. rubifolia Br.), der vielblumigen Rose (R. polyantha Hort.), der vollblumigen, nicht durchaus winterharten Rose (R. multiflora Thbrg.) und der Theerose (R. fragrans Red., oder die „duftende", oder Thea, die nach Thee duftende Rose), erzielen mit ihrem reichen Flor in zahlreichen, bei den meisten Sorten gefüllten, bei anderen außerdem büschelweise gestellten Blüten in den verschiedensten Farben einen wunderbaren Eindruck, wenn sie am rechten Ort, z. B. an alten, großen Bäumen, wie Eichen, Rüstern, Ahorn, Akazie (Robiniae) u. s. w., auch an Mauern u. a., angebracht werden. Auf den letzteren sollten sie durch in den Ritzen eingeschlagene Nägel befestigt bezw. verteilt und zur Verdeckung schadhafter oder sonst häßlicher Stellen verwendet werden. An den Bäumen setzt man, am besten im Frühjahr, die immer wurzelechten (nicht „veredelten") Pflanzen auf der Nordseite, ein Stück vom Stamme oder vom Wurzelhalse entfernt, in eine möglichst große Grube mit nahrhafter Gartenerde, der Ziegel- oder Kalksteinstückchen zur Lockerhaltung, Erhaltung der Feuchtigkeit und Vermehrung der Nahrung beigemischt werden sollten. Nachdem die Pflanze hier sich festgewurzelt, etwa im Frühjahr des nächsten Jahres, wird der Stengel nahe am Erdboden abgeschnitten; von den dann erscheinenden Trieben behält man nur drei, während die anderen dicht am Entstehungspunkte abzubrechen sind. Jene drei Triebe werden nun kräftig und sind an Stäben in die Höhe zu ziehen, bis sie $1\frac{1}{2}$ m lang geworden sind; dann bringt man sie unter dem Erdboden dem Stamme nahe, an welchem sie, gleichmäßig verteilt, emporzuleiten sind, indem man sie mit Bast od. dergl. an Schuhzwecken auf Lederläppchen



Passiflora Impératrice Eugénie (S. 1697).

befestigt, welche die gewöhnlich aufgerissene dicke Rinde des starken Baumes nicht schädigen und doch die Bänder nicht sichtbar werden lassen, welche den Rosenstrauch an seiner Stütze festhalten, während um den Baum gelegte Bänder wie Bindfaden, Draht, Bast u. a. stets unschön sind und das Bild verderben. Will man sich die Täuschung erlauben, als sei die blühende Rose dem Stamm der Eiche, Akazie oder dergleichen entsprossen, so öffnet man die Rinde nach einem Längsschnitt, legt den Rosenstamm oder Stengel hinein und bedeckt ihn mit der zusammengeklappten Rinde, die, nachdem sie einige Zeit künstlich festgehalten worden, bald weiter wachsen und den etwa gebliebenen Riß bald ausfüllen wird. — Während des Wachstums müssen diese Kletterrosen reichlich, zuweilen mit Mistjauche begossen werden; vom August ab hört alles Gießen auf, damit das Holz ausreifen und dem Winter gut widerstehen kann. Das Beschneiden dieser Kletterrosen beschränkt sich auf das Entfernen vertrockneter Zweige und das Auslichten allzu dicht gewordener Teile. Die Theerosen allerdings, die oben auch unter den Kletterrosen genannt wurden, gehören eigentlich ins Gewächshaus und müssen bei ihnen die jüngsten Zweige jährlich zweimal um die Hälfte und mehr zurückgeschnitten werden.

Wenn die Zweige des Rosenstocks die Aeste des Baumes erreicht haben, sollte man sie möglichst kunstlos an diesen befestigen und sie dann sich selbst überlassen; wenn einzelne oder viele mit Blüten bedeckte Zweige natürlich und eben deshalb graziös herabhängen, erregen sie leicht die Bewunderung jeden Beschauers. — Gute Sorten sind in den Preislisten der größeren Baumschulen besonders hervorgehoben und können dort nachgelesen werden; doch möge auf folgende Gruppen besonders geachtet werden:

Die vielblumige oder Polyantharose hat unzählige, in Größe und Form dem gefärbten Gänseblümchen (Bellis perennis) ähnliche, auch größere, in Büscheln stehende Blumen, z. B. Mlle. Jeanne Ferron (M. Ducoms), welche den ganzen Sommer hindurch beinahe unzählige rosa- und zart fleischfarbige Blumen entwickelt; Max Singer (Lacharme) mit gefüllter, hellroter Blüte; Daniel Lacombe (Allard, Moreau, Robert) mit rosafarbigen, später reinweißen Blumen, die in Büscheln von 50—60 zusammenstehen. Genannte Sorten sind kletternd. Eine große Anzahl niedrig bleibender schöner Sorten sind bei Hoflieferant J. C. Schmidt in Erfurt vorrätig. — Demnächst ist auf die durchaus winterharten Ungarschen Kletterrosen von Rudolf Geschwind in Karpfen aufmerksam zu machen; sie sind auch in L. Späths Baumschulen, Berlin-Rixdorf, vorrätig. Gut gefüllt, von schöner Form und in den verschiedensten Farben, dürften diese Rosensorten sich bald allgemeiner Beliebtheit erfreuen — wenn sie halten, was die ersten Blumen versprochen haben.

Schöne Schlingpflanzen sind die verschiedenen Arten der Waldrebe (Clematis L.) mit Tausenden von Spielarten. Sie eignen sich zur Bekleidung von Wänden, Lauben und Laubgängen, klettern an einzelnen Stämmen empor, umfassen die Aeste und verbinden als elegante Blumenschnüre den einen Baum mit dem andern. Für Blumengärten sind sie ein unentbehrlicher Schmuck geworden. In England werden die schönsten Sorten in Teppichbeeten verwendet. Diese besseren, großblumigen Sorten (Spielarten von Viticella L. u. a.) lieben den Halbschatten und müssen vor Winter zusammengebunden und, nachdem der Boden gefroren ist, mit Laub u. dergl. bedeckt werden.

Eine der herrlichsten Lianen ist die Passionsblume (Passiflora L., S. 1696), gewöhnlich ein kletternder Strauch oder Halbstrauch mit spiralig stehenden Blättern und Zweigranken, großen prachtvollen Blüten und beerenartigen, oft wohlschmeckenden Früchten. Die meisten Arten und Spielarten blühen sehr reich und eignen sich zur Bekleidung von Fenstern, Altanen u. s. w. Man überwintert sie im Wohnzimmer und bringt sie im Mai ins Freie, in sonnige Lage, nachdem man sie versetzt und ihnen dabei eine nahrhafte, aber sandige Mistbeeterde gegeben hat. Gläubige Seelen finden in den farbenreichen Blumen die „Marterwerkzeuge", mit denen unser Heiland zu Tode gequält wurde: in den Fadenkränzen die Dornenkrone, im Staubbeutel mit dem Staubfaden den mit Essig getränkten Schwamm und in den Narben die Nägel am Kreuz. — Zu den schönsten Arten gehören die „viereckige" Passionsblume (P. quadrangularis L.), die großfrüchtige (Macrocarpa L.), die blaublütige (Coerulea L.), Decaines (Decaeneana Hort.), die karminrote (Kermesina Lk. et Otto), die traubenartige (Racemosa Brot.), die Spielarten „die dunkelpurpurrote" (Hybrida atropurpurea), Constance Elliot, rein weiß, Rad. Bruckhaus, Professor Eichler, Loudoni, J. C. Schmidts in Erfurt Impératrice Eugénie (S. 1696) u. a. m.

Andere strauchartige Schlingpflanzen sind der Jungfernwein (Ampelopsis hederacea Hort., ein echter Klimmer, S. 1698) mit im Herbst rötlich gefärbten Blättern, verschiedene amerikanische Rebsorten (Vitis Labrusca, Regeliana, aconitifolia, riparia u. a.), von denen die wohlriechende Art (Odoratissima Donn.) keine Trauben, wohl aber Blüten trägt, die viel zur Bereitung von Mai-Bowlen benutzt werden. Diese Arten der Weinrebe eignen sich ganz vorzüglich für Laubengänge, Laubgewinde und zum Beranken von Bäumen und Gebäuden; sie sind durchaus winterhart.

Der Epheu (Hedera Helix L.) mit kleinen Blättern ist gegen den Einfluß des Winters gefeit, sendet seine Wurzeln in die Rinde der Bäume, an denen er emporklettert, wird schließlich selbst zum Baum, als welcher er blüht und Früchte trägt, die schwarze Dolden bilden, aber, in den Mund gebracht, Brechen erregen. Stecklinge von solchem Baum gewordenen Epheu bleiben immer baum- oder eigentlich strauchartig und klimmen nicht. — Das Geißblatt (Caprifolium L., „Jelängerjelieber") soll man nicht an Lauben pflanzen, an denen es innen die trockenen Aeste zeigt; nur von außen gesehen ist es schön, und der starke, süße Duft der Blüten wirkt beinahe berauschend. — Die chinesische Glycine (Glycine chinensis Sims. oder Wistaria ch. Db.) mit blaßblauen, auch weißen großen, herrlichen, wohlriechenden Blütentrauben sollte immer an der West- oder Südwestseite ihrer Stütze: Haus, Veranda, Laube od. dgl., stehen, weil sie an der Ost- und Südseite zu früh austreibt und die Blüten dann dem Spätwinter (den „Maifrösten") verfallen. — Der vielehige Strahlgriffel (Actinidia polygama Sieb.) ist ein interessantes Schlinggewächs aus Ost-Sibirien und Japan mit weißen wohlriechenden Blüten und ähnlich der Weintraube wohlschmeckenden Früchten von der Größe der Stachelbeeren; er gedeiht am besten im Schatten oder Halbschatten großer Bäume.

Die staudenartigen Schlingpflanzen sind insofern unbequem, als ihre Stengel vor Winter absterben und von ihrer Stütze, oft nur mit großer Mühe, loszulösen sind; indes sind einige Arten doch wertvolle Zierpflanzen, vor allen die scharlachrot blühende Waldrebe (Clematis coccinea), die flaumhaarige Bärwinde (Calystegia pubescens Sindl.) aus China mit rosafarbigen gefüllten Blumen u. a. m.

Von größerer Bedeutung sind jedenfalls die einjährigen Schlingpflanzen, deren Samen entweder an Ort und Stelle gesät wird, wonach man die Pflanzen frei aufwachsen läßt, oder die man in Töpfen oder Schalen im Vermehrungshause, halbwarmen Mistbeet oder im Wohnzimmer am Fenster keimen läßt, wonach die Pflanzen einzeln in Töpfe gesetzt und an geeigneter Stelle verwendet werden. Ihre Arten und Spielarten sind so zahlreich und so schön, daß sie eine besondere Besprechung verdienen.

Die Zigeunerin.

Sie hatte Besuch, die braune Tochter der Sonne. Zwei junge Damen waren bei ihr, denen sie die Karten legte. Eben haben sie sich empfohlen und allem Anscheine nach ist die Visite zur Zufriedenheit beider Teile abgelaufen. Sicher ist dies der Fall bei der Kartenschlägerin, sonst würde sie nicht so vergnügt dem Besuche nachschauen. Leuchtet aber neben der Freude und Zufriedenheit über das Geschäft nicht noch ein anderer Zug aus diesem Gesicht? Spielt um diesen Mund nicht ein spöttischer Zug, lauert nicht der Schalk unter den etwas gesenkten Augenwimpern hervor? Wir täuschen uns wohl kaum, wenn wir ihre Gedanken demgemäß deuten. O ihr Thörinnen, denkt sie, haltet euch für die Gebildeten und Aufgeklärten und laßt euch durch ein Zigeunerweib, das weder lesen noch schreiben kann, nasführen! Aber ich müßte doch dümmer sein als dumm, wenn ich ihnen nicht den Willen thun wollte! O, da brächte ich ja meine ganze Sippschaft in Mißkredit und Verruf. Das Wahrsagen ist einmal unsere Kunst von uralters her gewesen und ich bin verpflichtet, sie auch weiter zu verpflanzen, damit dies teure Erbgut nicht beeinträchtigt werde, oder gar verloren gehe.

Kann man eine andere Denkweise von einer verachteten und verfolgten Kaste erwarten? Huldigen doch selbst viele sogenannt Gebildete dem Grundsatz: Die Welt will betrogen sein, also betrügen wir! In ihrem ursprünglichen Vaterlande Indien gehörten die Zigeuner zu den Paria, d. h. der als unrein angesehenen und daher verachteten Kaste. In Europa wanderten sie seit Anfang des 15. Jahrhunderts ein. Sie gaben vor, aus Palästina vom heiligen Grabe zurückkehrende Pilger zu sein, weshalb sie in Deutschland Schutzbriefe, so u. a. 1425 von Kaiser Sigismund erhielten. Dergleichen Schutzbriefe fertigten sie sich dann auch selbst an und mißbrauchten sie zu allerlei Unfug, insbesondere zu Zauberei und Medizinpfuscherei. Von ihnen soll auch die Hexensalbe und der Hexentrank herrühren, die in dem Hexenunwesen der späteren Zeit eine so eigentümliche, damals aber ganz mißgedeutete Rolle spielten. Diese Medikamente bestanden aus Säften der Solanaceen, insbesondere von Stechapfel, Mandragora und Nachtschatten, deren Gift eine ähnliche Wirkung ausübt wie das Opium oder der Haschisch. Man verfällt davon in Betäubung und hat in diesem Zustand ein Gefühl des Schwebens und Fliegens. Daher denn auch das in so vielen Hexenprozessen übereinstimmend vorgebrachte Geständnis der armen Opfer, [illegible] sie durch die Luft nach dem Blocksberg zum Hexensabbat geflogen seien.

In ihrem Charakter vereinigen die Zigeuner alle üblen Eigenschaften verachteter und verfolgter Menschen. Verschmitztheit, kriechendes Wesen der Uebermacht gegenüber, Frechheit und Unverschämtheit, wo sie sich in der Mehrzahl befinden. Neben schlimmen Eigenschaften besitzen sie aber auch gute, die man pflegen könnte, namentlich haben sie Wohlthätern gegenüber stets Dankbarkeit und Anhänglichkeit, sowie untereinander eheliche Treue und Familiensinn bewiesen. Freilich werden die Weiber in der Regel hart behandelt, dies hängt aber mit einer Art religiöser Anschauung zusammen, nach welcher das weibliche Geschlecht für unrein gilt.

Sie selbst nennen sich Roma, d. h. Männer, der Name Zigeuner scheint ein Schimpfname zu sein. Manche leiten ihn auch her von Athinganen, einer Sekte, die ihren Sitz in Kleinasien hatte (woher die Zigeuner auch zuletzt kamen) und deren Lehre ein Gemisch von Christentum und Judentum war. Die Liebe zur Ungebundenheit ist bei den Zigeunern so groß, daß alle Anstrengungen, sie in festen Sitzen zu vereinigen, wie sie namentlich in Oesterreich durch Maria Theresia mit großer Beharrlichkeit gemacht wurden, mit verhältnismäßig geringen Ausnahmen scheiterten. Im großen und ganzen blieben sie Nomaden und bildeten überall eine Landplage. Sie wandern so ziemlich in der ganzen Welt umher, finden sich aber zumeist in Serbien, Rumänien und Bulgarien, wo ihre Zahl insgesamt 300000 betragen soll. Auf Oesterreich und Rußland rechnet man je 10000 Landesangehörige. In den übrigen Ländern kommen sie nur truppweise vor.

Aus Küche und Haus.

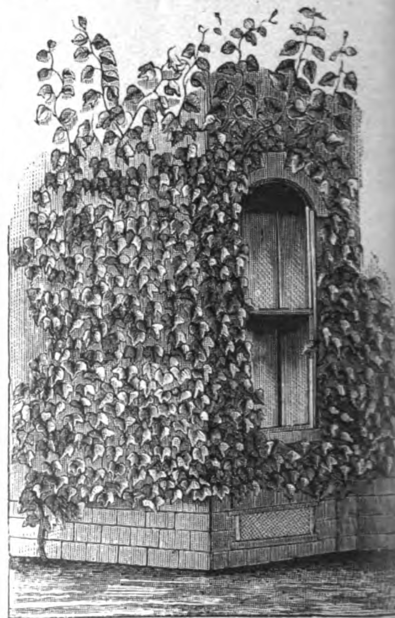
Von

L. v. Pröpper.

September.

Froschschenkelsuppe. Man wasche vier Dutzend Froschschenkel, die man schon zugerichtet erhält, bestreue sie mit Salz und lasse sie so eine Stunde stehen, worauf man sie nochmals wäscht, abtrocknet und mit einer fein geschnittenen Schalotte in frischer Butter zehn Minuten dämpft, doch keine Farbe nehmen läßt; füge dann etwas Zitronenschale, etwas Weißwein und eine Prise weißen Pfeffer hinzu, dämpfe sie vollends gar, löse die Knöchelchen aus und zerstoße das Fleisch mit vier hart gekochten Eidottern im Mörser; bereite nun aus 50 g Mehl und frischer Butter eine weiße Einbrenne (Mehlschwitze), gebe ein paar Liter Bouillon dazu und rühre, wenn dies etwa fünfzig Minuten gekocht hat, die Froschschenkelpüree hinein, die aber darin nur recht heiß werden, nicht kochen darf; ziehe die Suppe beim Anrichten mit $1/5$ l kochendem, süßem Rahm ab und richte über geröstete Weißbrotkroutons an.

Wildpastetchen. Man nehme Fleischreste von gebratenem Wild, Hase, Feldhuhn, Fasan, Reh, hacke sie mit Luftspeck fein und würze sie stark; forme walnußgroße Kugeln daraus, umhülle sie mit einem frischen



J. C. Schmidts Ampelopsis-Laube (S. 1697).

raubenblatt, tauche sie in Backteig (vier Eßlöffel Mehl ier Eßlöffel Bier, zwei Eßlöffel feines Oel, zwei zu chnee geschlagene Eiweiß und etwas Salz) und backe sie, Backfett schwimmend, zu schöner Farbe.

Rumpsteaks. Man nehme ein Ochsennierenstück, se das dicke Fleisch von den Knochen ab und die Sehnen us und schneide das Fleisch in 4 cm dicke Scheiben; opfe sie mit dem flachen Hackmesser, stutze sie hübsch zu nd bestreue sie mit Pfeffer und Salz; brate sie dann in utter auf beiden Seiten goldbraun, bedecke sie knapp mit äftiger Bouillon und füge einen Theelöffel Fleischextrakt, was Zitronenschale, eine kleine Prise Cayennepfeffer und nen halben Eßlöffel englisches Senfmehl hinzu, bringe e rasch zum Kochen und lasse sie nun an der Seite des erdes zugedeckt langsam dämpfen. Dämpfe unterdessen uch zwei Möhren, zwei Petersilienwurzeln, ne Knolle Sellerie, alles zu Würfeln geschnitten, und ein Dutzend kleine Zwiebeln Butter gelb, gebe dies nebst 25 g in utter braun geröstetem Mehl, 1/8 l gutem otwein, einigen fein gehackten Sardellen nd Zitronensaft an die Steaks, richte sie anzförmig auf einer runden Schüssel an nd lasse die Sauce mit den Gemüsen nochmals aufkochen, gieße sie in die Mitte der chüssel und belege den Rand mit Krouns

Rotrübengemüse mit gebackenen aninchen. Man koche gleichgroße, nicht große Rotrüben, schäle sie und schneide e in 1 cm dicke Scheiben; dämpfe dann was Mehl in einem Stück Butter, gebe ßen Rahm daran und, wenn dies gut gecht hat, die roten Rüben hinein nebst ssig, Salz und etwas Zucker und lasse alles sammen kochen, bis sich eine dickliche Sauce bildet hat, worauf man sofort anrichtet. nn durch Stehen würde diese sehr schmackafte Speise die schöne rote Farbe verlieren.

Gebackene Kaninchen. Man zerlege e in passende Stücke, salze sie gut und lasse e eine Stunde liegen; trockene sie dann in nem Tuch ab und paniere sie mit Ei und riebenem Weißbrot, backe sie langsam aus ßem Schmalz, richte sie gehäuft an und ge ein Sträußchen gebackene Petersilie oben rauf.

Kalbskuchen mit spanischem alat. Man hacke 3/8 kg Kalbsnierenfett nd 1/2 kg Kalbfleisch ganz fein und stoße mit etwas in Milch eingeweichtem und eder ausgedrücktem Weißbrot im Mörser; ge dann sechs Eidotter, die in kleine Würl geschnittene Kalbsniere, eine Schalotte nd Petersilie, beides fein gehackt, Pfeffer, alz und den steifen Schnee von sechs Eieiß hinzu, fülle die Masse in eine getterte Form und backe sie eine Stunde.

Spanischer Salat. Man gebe zwei ttelgroße Gurken, zwei Tomaten und eine wiebel, alles zu feinen Scheiben geschnitten, eine Schale und menge es mit Salz, feffer, einem Eßlöffel Oel und drei Eßffeln Essig gut untereinander.

Kriechenten mit Zwiebelpüree. an koche zehn große zu Scheiben geschnitte Zwiebeln in kochendem, gesalzenem asser halb gar, thue sie zum Abtropfen f ein Sieb und dämpfe sie dann mit 5 g Butter weich und weiß; dämpfe auch ei große Eßlöffel Mehl in 250 g Butter, hre 1/2 l Milch, eine Prise weißen Pfeffer d etwas Salz dazu, koche die Masse eine ertelstunde und streiche sie durch ein feines eb. Richte die Püree auf erwärmter, runr Schüssel hügelartig an und lege ringsrum die in Viertel geteilten, recht saftig bratenen Kriechenten.

Kakaocreme. Man koche eine halbe Schote in ückchen geschnittene Vanille in einem Liter Milch langn aus, seihe es durch, bringe es wieder zu Feuer und e, wenn es kocht, 125 g mit 250 g gesiebtem Zucker d zwei Eßlöffeln feinem Mehl vermischtes, bitteres kaopulver hinein und rühre es bis zum Kochen, ziehe Creme mit acht Eidottern ab und den Schnee von Eiweiß darunter und fülle in Schalen.

Traubentorte. Man belege eine Springform mit n ausgerolltem Blätter- oder mürbem Teig, streue geßenen Zwieback darüber und gebe Beeren von recht en Weintrauben darauf, dann reichlich Zucker und über Ganze ein Deckblatt von dem Teige, welches man verklopftem Ei bestreicht.

Das Photographieren ohne Apparat.

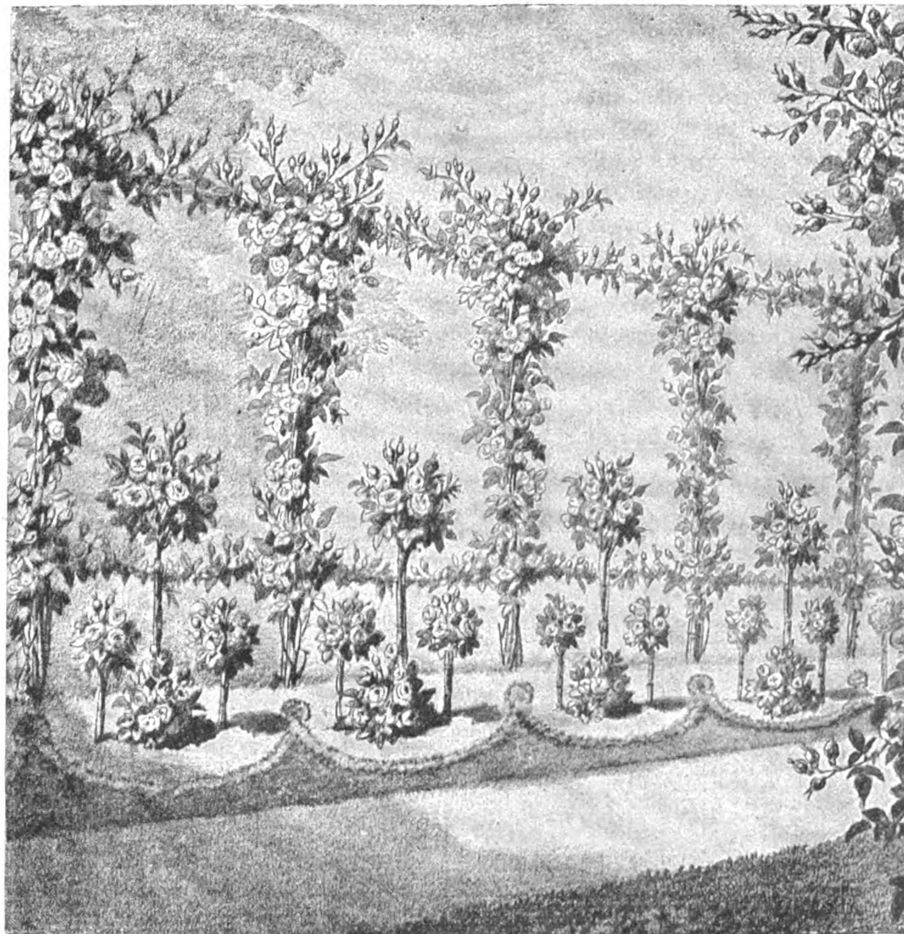
Von

Herm. Schnauß.

Schon lange vorher, ehe man von der Photographie Ahnung hatte, war ein optischer Apparat bekannt, Hilfe dessen jedermann imstande war, von körperlichen genständen getreue Bilder auf einer ebenen Fläche zu werfen. Dieses im ganzen sehr einfache Instrument, Camera obscura genannt, bestand in einem lichtdichten Kasten, in dessen Vorderwand ein kleines Loch gebohrt war, und der statt einer festen Rückwand eine Scheibe aus mattem Glas besaß, auf welcher das durch die eindringenden Sonnenstrahlen erzeugte Bild von außen beobachtet werden konnte. Diese, wenn wir so sagen wollen, „bilderzeugende" Kraft der Lichtstrahlen wurde zuerst zu Anfang des 16. Jahrhunderts beobachtet, und der berühmte neapolitanische Mathematiker Johann Baptista Porta beschreibt sie in der ersten Ausgabe seiner „Magia naturalis" (1553) folgendermaßen: „Man mache in einem Zimmer alle Fenster zu und verschließe auch sonst alle Oeffnungen, damit kein Licht eindringe. Ein Loch aber muß man lassen, so breit und so lang als eine Hand; über demselben befestigte man eine dünne Messing- oder Bleiplatte, in deren Mitte eine runde Oeffnung angebracht ist, so groß, daß man den kleinen Finger hindurchstecken kann. Dem Loch gegenüber muß sich eine weiße Wand oder weißes Papier in einiger Entfernung befinden. Auf solche Weise wird alles, was auf der Gassen von dem Tageslicht bestrahlt wird, auch die Leut' so auf der Gassen gehen, gleich Antipoden (d. h. unten mit oben vertauscht) zu sehen sein."

Viele Jahre hindurch ergötzte man sich an diesen lieblichen Lichtbildern, welche sich in den natürlichen Farben auf der weißen Wand abspiegelten, und gewiß ist schon damals in vielen der Wunsch aufgestiegen, ein Mittel zu finden, um die Bilder in ihrer Schönheit auf der Fläche festzuhalten. Im Jahre 1802 versuchten die Engländer Wedgwood und Davy dies unter Anwendung von Papier zu erreichen, welches sie durch Tränken in Höllensteinlösung empfindlich machten und an der Rückwand der Camera obscura befestigten. Um das Bild schärfer und heller zu machen, verwendeten sie eine Camera, in deren Oeffnung eine Glaslinse eingesetzt war; trotzdem gelang es selbst nach stundenlanger Exposition nicht, auf dem Papier einen sichtbaren Eindruck zu hinterlassen, geschweige denn, das Bild in seiner ganzen Schönheit auf dem Papier zu fixieren. Es lag dies an dem Umstande, daß das mit salpetersaurem Silber zubereitete Papier der verhältnismäßig schwachen Lichteinwirkung gegenüber bei weitem nicht empfindlich genug war, oder daß sich die Lichtstrahlen nicht kräftig genug erwiesen, um die Silbersalze des wenig empfindlichen Papiers zu reduzieren.

Seit jener, in den Beginn unseres Jahrhunderts fallenden Zeit hat sich die Situation bedeutend verändert; es wurde die Daguerreotypie, dann die eigentliche Photographie erfunden, neue Präparate wurden eingeführt und die erforderlichen Apparate vervollkommnet; aus der ursprünglich als angenehmes Unterhaltungsmittel betrachteten Lichtbildkunst ist ein der Wissenschaft, Kunst und Industrie gleich unentbehrliches Hilfsmittel geworden und Angehörige aller Stände und Berufsklassen haben sich der neuen Kunst zugewendet und sie nach Kräften gefördert. Ueber all diesem Streben nach Vervollkommnung der Hilfsmittel wurde die einfache Camera obscura ohne Objektiv, oder, wie wir sie kurz nennen wollen, die „Lochcamera" fast gänzlich vergessen, um so mehr, als es eben bislang nicht möglich war, irgend welche bemerkenswerte Resultate mit derselben zu erzielen.



Verwendung von Kletterrosen (S. 1695).

Anders wurde dies nach Einführung der äußerst lichtempfindlichen Bromsilbergelatine. Dieses für die moderne Photographie so außerordentlich wichtige Präparat, auf welches das Sonnenlicht im hundertsten Teil einer Sekunde ein ausgearbeitetes Bild zu zeichnen vermag, mußte sich auch dem in der Lochcamera erzeugten lichtschwachen Bildeindruck gegenüber als ausreichend lichtempfindlich erweisen. Mehrfach angestellte Versuche, von denen namentlich diejenigen des französischen Geniehauptmannes R. Colson bemerkenswert sind, bestätigten dies vollkommen, und man darf deshalb jetzt getrost behaupten, daß ein kleiner lichtdichter Kasten mit einem sehr kleinen Loche in der Vorderwand und einer Bromsilbergelatineschicht an der Rückwand zur Anfertigung photographischer Aufnahmen genügt, wenn man nicht äußerste Schärfe des Bildes verlangt, sondern mit einem unsicheren, allgemeinen Ausdruck des Gegenstandes ohne feineres Detail zufrieden ist.

Wie es kommt, daß ein in der Lochcamera erzeugtes Bild nicht so scharf ausfallen kann, als ein durch ein Objektiv entworfenes, läßt sich leicht erklären. Die Sammellinsen, aus denen das Objektiv besteht, vereinigen bekanntlich die von einem Punkte ausgehenden Lichtstrahlen wieder in einem Punkte; gehen also die Strahlen von einem Gegenstande aus, so sendet jeder einzelne Punkt dieses Gegenstandes ein Strahlenbündel nach dem Objektiv, und sämtliche Strahlen ein und desselben Bündels werden wiederum in einem Punkte vereinigt. Anders verhält es sich, wenn die Strahlen durch eine bloße, d. h. mit Linsen nicht versehene, kleine Oeffnung dringen; hierbei kann eine Ablenkung und Vereinigung derselben in einem

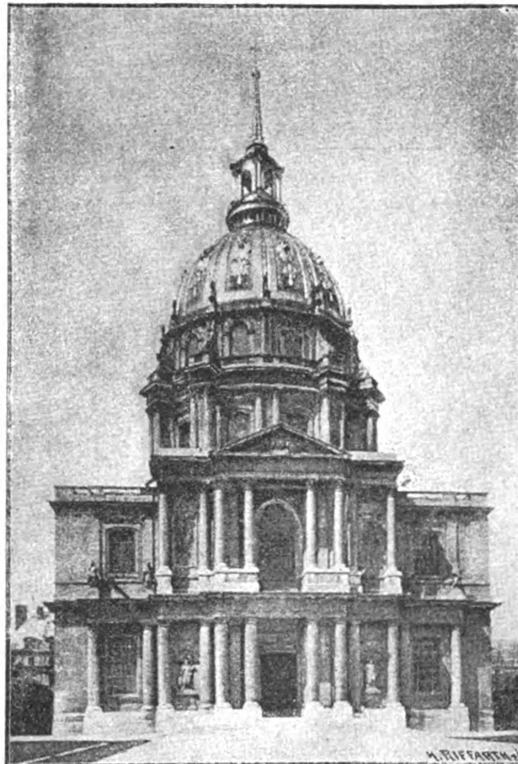
Punkte nicht stattfinden, die Strahlen breiten sich vielmehr über einer größeren Fläche der Rückwand aus und entwerfen innerhalb dieser Fläche eine Reihe von Bildern des Gegenstandes, welche zum Teil übereinander lagern und infolgedessen ein unscharfes Gesamtbild ergeben.

Es geht hieraus hervor, daß das Bild um so unschärfer ausfallen muß, je größer die Oeffnung ist, durch welche die Strahlen einfallen; und daß man umgekehrt die Schärfe des Bildes wird vermehren können, wenn man die Oeffnung verringert. Leider hat letzteres, das Verringern der Oeffnung, gleichzeitig eine Verminderung der Helligkeit des Bildes im Gefolge, wodurch denn, wenn es sich um die Exposition einer in den Apparat eingeschalteten lichtempfindlichen Schicht handelt, die Belichtungsdauer wesentlich verlängert werden muß. Dieser Uebelstand, welcher früher, vor Einführung der erwähnten Bromsilbergelatine, die Anwendung der Lochcamera geradezu unmöglich machte, fällt gegenwärtig, wo man, wie bereits erwähnt, Präparate von höchster Lichtempfindlichkeit zur Verfügung hat, glücklicherweise nicht mehr stark ins Gewicht. Man ist vielmehr schon weit gekommen, selbst mit der einfachen Lochcamera Momentaufnahmen machen zu können.

Es soll nun angegeben werden, wie man sich eine solche Camera aus den einfachsten Hilfsmitteln selbst herstellen kann. Man braucht dazu zunächst einen kleinen, lichtdicht schließenden Kasten aus Holz, Pappe oder Metall. Die Größe desselben richtet sich nach dem Format, welches die Bilder, mithin die zu verwendenden Aufnahmeplatten oder Aufnahmepapiere haben sollen; am besten wird man es so einrichten, daß sich die Camera bequem handhaben und leicht transportieren läßt. Die Rückwand, an welcher die lichtempfindliche Glasplatte in Falzen, durch Stifte oder auf andere Art befestigt wird, muß sich herausnehmen und wieder lichtdicht einschieben lassen. Um vollkommen lichtdichten Verschluß des Kastens zu erzielen und um schädliche Lichtreflexe zu vermeiden, thut man gut, das Innere desselben mit schwarzem Tuch oder schwarzem Samt auszulegen. In der Vorderwand bringt man in der Mitte einen viereckigen Ausschnitt von einigen Centimetern im Quadrat an und befestigt auf irgend eine Art über demselben eine geschwärzte, dünne Metallplatte oder ein Stück schwarzes Papier, welches genau in der Mitte ein sehr kleines, rundes Loch besitzt. Wenn man Papier dazu benutzt, bringt man das Loch am besten mit einer glühenden Nadel an, mit welcher man das Papier durchsticht; auf diese Weise können keine unscharfen, zerrissenen Kanten entstehen, welche ein Hindernis für die einfallenden Lichtstrahlen bilden würden. In Betreff der Größe des Loches hat man sich nach dem Abstand desselben von der lichtempfindlichen Platte zu richten; beträgt dieser letztere beispielsweise 30 cm, so erhält man die schärfsten Bilder, wenn man dem Loch einen Durchmesser von 0,5 mm gibt. Bei geringerem Abstand, z. B. bei einem solchen von 8 cm, darf das Loch nur 0,3 mm im Durchmesser haben. Je kleiner das Loch und je kürzer der Abstand ist, desto schärfer werden nach den bisher gemachten Beobachtungen die Bilder; mehr als 30 cm darf der Abstand aus diesem Grunde nicht betragen.

Die beim Aufnahmeverfahren selbst vorkommenden Manipulationen müssen nun freilich als bekannt vorausgesetzt werden, denn es würde zu weit führen, an dieser Stelle näher auf dieselben einzugehen; der Laie wird sich aus einer der vielen vorhandenen guten Anleitungen hierin unterrichten und durch Uebung vervollkommnen; es sei nur erwähnt, daß man statt der mit Bromsilbergelatine überzogenen Glasplatten auch derartiges Papier verwenden kann, in welchem Falle man dasselbe am besten mit Reißzwecken an der Rückwand des Kastens befestigt. Selbstverständlich muß dies Einlegen und Herunternehmen dieser stark lichtempfindlichen Präparate im sogen. Dunkelzimmer stattfinden, ebenso das „Entwickeln" des Bildes.

Bei Aufnahmen im Freien wird man meistens ein dreibeiniges Stativ verwenden müssen, auf welches man die Camera stellt und mittels einer Schraube befestigt, häufig wird man sich aber damit helfen können, daß man den Kasten auf eine Mauer, Fensterbank oder drgl. stellt, nur muß man dann stets darauf achten, daß man denselben während des Oeffnens des über dem Loche angebrachten Verschlusses (einer kleinen, drehbaren Metall- oder Papierscheibe) nicht verrückt. — Obwohl es nun, wie erwähnt, einigen Experimentatoren unter besonders günstigen Umständen gelungen ist, auch mit der Lochcamera Momentaufnahmen (d. h. Aufnahmen im Bruchteil einer Sekunde) zu machen, so zählen diese Fälle doch wohl zu den Ausnahmen; für gewöhnlich ist — selbst unter Benutzung höchst empfindlicher Gelatineplatten — eine erheblich längere Belichtung erforderlich. Dies hat indessen, wenn es sich um die Aufnahme von leblosen Gegenständen, z. B. Landschaften, Gebäuden, Denkmälern u. s. w. handelt, nichts zu sagen, da ja diese Gegenstände sich nicht bewegen und — sich über die lange Sitzung nicht beklagen können. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Belichtung im Freien bei Sonnenschein, etwa 10 Sekunden, bei bedecktem Himmel 30—50 Sekunden lang dauern muß; es richtet sich dies aber ganz nach der Empfindlichkeit der Platten, nach der Beleuchtung, der Farbe, oder sagen wir, Helligkeit des Gegenstandes u. s. w.



Don der Invaliden (S. 1704).

Zwei Vorzüge, welche die Lochcamera vor dem mit Objektiv versehenen Apparate — ganz abgesehen von der Einfachheit und Billigkeit — voraus hat, bestehen darin, daß sie erstens ein großes Bildfeld bis über 90° liefert, und zweitens, daß die in ihr erzeugten Bilder den Regeln der Perspektive genau entsprechen, also keine „Verzerrung" aufweisen, wie man diesen manchen Objektiven anhaftenden Fehler nennt. Auf Grund dieses erst genannten Vorzuges ist es möglich, mit der Lochcamera durch vier aufeinanderfolgende Aufnahmen von je 90° sogen. Panoramen, d. h. langgestreckte Ansichten von Brücken, Fabrikanlagen u. s. w., welche den ganzen oder annähernd ganzen Horizont einnehmen, zu fertigen. Auch lassen sich mit Hilfe dieses einfachen Apparates recht gut Stereoskopaufnahmen machen; man ersetzt in diesem Falle das eine kleine Loch in der Vorderwand der Camera durch zwei Löcher von gleicher Größe, welche auf einer horizontalen Linie liegen und 6,5 cm (der durchschnittliche Abstand der beiden menschlichen Augen voneinander) voneinander entfernt sind. Zwischen den beiden Löchern, im Innern der Camera, bringt man eine geschwärzte Scheidewand an, damit sich die eindringenden Lichtstrahlen nicht kreuzen. Beim Herstellen von Abdrücken nach solchen Stereoskopnegativen muß natürlich berücksichtigt werden, daß die beiden einzelnen Ansichten des Negatives verkehrt stehen, d. h. daß auf jedem Rechts mit Links vertauscht ist, weshalb man den Abdruck in der Mitte durchschneiden und die beiden Bilder beim Aufkleben vertauschen muß.

Um zu zeigen, was sich mit dieser einfachen Lochcamera erreichen läßt, fügen wir die autotypischen (also vollkommen genauen) Nachbildungen zweier mit Hilfe derselben gefertigten Aufnahmen bei. Bei der ersteren (Dom der Invaliden in Paris), welche vom Geniehauptmann R. Colson herrührt, wurde eine Camera verwendet, in welcher der Abstand der empfindlichen Platte vom Loche 13 cm, der Durchmesser des Loches 0,3 mm und wobei die Belichtungsdauer 20 Sekunden betrug; bei der zweiten Aufnahme (Floragarten in Düsseldorf) eine Camera von 8 cm Abstand der Platte, 0,2 mm Durchmesser des Loches und eine Belichtungsdauer von 30 Sekunden.

Es sollte uns freuen, wenn wir mit unserer kurzen Beschreibung Anregung zu Versuchen mit diesem ebenso einfachen als interessanten Apparat gegeben hätten.



Floragarten in Düsseldorf (S. 1704).

Der gestirnte Himmel im September.

Dieser Monat zeichnet sich besonders durch viele klare Nächte aus und eignet sich deshalb in hohem Grade dazu, die Sternbilder aufzusuchen und kennen zu lernen. Der Schwan steht jetzt schon westlich vom Scheitelpunkte und die Leier neigt sich tiefer, während das Sternbild der Krone im Nordwesten dem Untergange nahe ist. Tief am Horizont steht im Norden der Große Bär und ebenso am Nordosthorizont der Fuhrmann mit der strahlenden Kapella. Die Kassiopeia steht nun hoch am Himmel und auch Perseus ist gut sichtbar, darunter erblickt man die Gruppe der Plejaden. Im Osten kommt das Sternbild des Walfisches über den Horizont. Im Süden steht der Wassermann, dessen Sterne sich doch wenig durch Helligkeit auszeichnen. Am Westhimmel ist das Sternbild des Adlers schon ziemlich tief und gegen Nordwesten neigen sich Herkules und Krone zum Untergange. Am 2. erstes Viertel, am 6. Mond in Erdnähe, am 9. Vollmond, am 17. letztes Viertel, am 18. Mond in Erdferne, am 25. Neumond. Merkur kann kaum gesehen werden, er ist Abendstern. Venus ist Morgenstern und geht nach $1\frac{1}{2}$ Uhr früh auf. Mars kommt gegen 3 Uhr morgens über den Horizont und hat also für die Beobachtung einen sehr ungünstigen Stand. Jupiter geht immer früh unter, zuletzt schon gegen 9 Uhr abends. Saturn kommt kurz vor Sonnenaufgang über den Horizont.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Rebus.



Charade.

O, halt' die ersten Silben
Bis an ihr Ende hoch!
Wenn alle dich verlassen,
Sie bleiben treu dir doch!
Dem dritten wär' zu wünschen
Das Prädikat stets: gut!
Weil in der schlechten Mache
Nur wenig Weisheit ruht.
Fürsorglich gab das Ganze
Uns die Natur einst mit;
Und manchem kam's zu statten,
Wenn er mit Weisen stritt! —

Charade.

(Viersilbig.)

Die Ersten findst du überall,
Wo fleiß'ge Hände schaffen,
Doch gibt es leider solche auch,
Die faulenzen und gaffen.
Man findet groß sie und auch klein,
In Hütten und Palästen,
In Deutschland, Rußland, Spanien
Und auch im fernen Westen. —
Die Letzten künden dir ein Wort
Des Tadels und des Spottes;
Der es verdient, lebt sicherlich
Nicht nach dem Worte Gottes;
Denn dieses predigt Mäßigkeit. —
Du magst den Hunger stillen,
Doch ist es nimmer nötig, dir
Den Wanst zu überfüllen. —
Das Ganze sind die Ersten wohl,
Doch mag sie niemand schauen,
Bei ihrer Nennung schon erfaßt
Entsetzen uns und Grauen.
Doch hoffentlich wird diese auch
Bald die Kultur belecken,
Dann hören sie auf, für uns zu sein
Ein Bild voll Grau'n und Schrecken. —

Quadraträtsel.

A	C	E	E
E	E	H	H
M	N	N	O
S	T	U	Z

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats lassen sich so ordnen, daß die wagerechten Reihen 1) ein Getränk, 2) eine Pflanze, 3) eine Stadt in Frankreich, 4) einen Kanal nennen.

Werden die vier wagerechten Reihen anders geordnet, so ergeben die Diagonalen von oben nach unten und von unten nach oben zusammen den Namen einer schönen deutschen Stadt.

Dechiffrieraufgabe.

tumosetuhe suhotu tosefufetumi, mehotu tofitumumohetumi femisu hatuhutumi, mohohihifihomemumotu sesimetumi homi'me hosesuhomimumotu fituhutumi.

Vorbereitung.

tu=a=14mal; ho=f=7mal; me=l=4mal; fi=q=2mal.
mo=b=5 „ to=g=2 „ mu=m=3 „ si=r=1 „
se=c=4 „ fu=h=1 „ ha=n=1 „
he=d=2 „ fe=i=2 „ hu=o=2 „
su=e=3 „ mi=k=8 „ hi=p=$\overline{2}$ „

Der Strich ober der Zahl zeigt eine Verdoppelung an.

Neue Geheimschrift.

abcad efa gchiak, lfa giambdak ike naoak,
bfppqflmba crlak fk'l fcefkmba qaoak.

Homonym.

Wer mich in seinem Hause hat,
Will Geld damit verdienen;
Wird viel aus mir hinausgeschafft,
Erhellen sich die Mienen. —
Daß man mich nicht erdulden mög',
Wird hin und her gestritten —
Vom Patriot, vom Kriegesvolk
Bin ich nicht gut gelitten.

Rätsel.

Es trägt mich jeder deutsche Knabe,
Nur Brauseköpfen fehle ich;
Ich bin ein Teil von deiner Habe,
Versteck' in Blumenkörbchen mich.
Ich nehme teil an deinem Treiben,
An Liebesweh und Liebeslust,
Ich war von je, und werd' es bleiben,
In jeder treuen Menschenbrust.
Ich meide alle Bitterkeiten
Und leb' in dulci jubilo;
Das a bin ich in bösen Zeiten,
Am Bettelstab bin ich das o!

Logogriph.

Hör' ich es irgendwo mit t,
Ich ruhig da verweile,
Doch findet es mit l dort statt,
Ich gern von dannen eile!

Rösselsprung.

bö-	zen	und	ter	lie-	mag-	wet-	zen
che	wei-	se	ha-	te	her-	be	net'-
her-	be	währ-	so	und	ben	ha-	ter-
be-	brü-	ter	lie-	ben	trie-	sche	schau-
wet-	ter	ist	der	wol-	tes	lei-	be
kel	als	ken-	gu-	die	kraft	er	wet-
wet-	tes	wil-	zen	don-	ken	die-	ter
nen	win-	ner	wol-	da-	her-	ter	ha-
schlach-	sel	rin-	ze	ha-	gel	son-	se-
ter	blit-	ben	wieg	und	bö-	ben	her-
kes-	kel	stür-	se	ha-	ter-	re-	nen
me	wet-	und	win-	gen	schein	zen	wet-

Anagramm.

Der deutschen Muttersprache
Gehör' ich zwar nicht an,
Doch weiß, was ich besage,
Wer musizieren kann.
Rückwärts, doch ohne Füße,
Find'st du mich an dem Ort,
Zu dem die Gläub'gen wallen,
Zu hören Gottes Wort!

Homonym.

Ein Schwarzer, gut von Haus gestellt,
Kam einstens nach Berlin,
Und dies und das, im Lauf der Zeit,
Hat dort gefesselt ihn.
So mundete ihm etwas auch
Gar herrlich ihm alldort,
Und, wo es ihm am besten deucht',
Wußt' er gar bald den Ort. —
Doch hat ein Schwarzer auch ein Herz;
Als ihn's zur Heimat trieb,
Da nahm das gleiche Etwas er
Mit sich als trautes Lieb'! —

Logogriph.

Wer's hat mit g an Hab und Gut,
Nicht Sorge den bedrücket;
Im fernen Land Italia
Man es mit a erblicket.

Skat-Aufgabe Nr. 40.

(Kombinationsaufgabe.)

B (Mittelhand) spielt mit den folgenden Karten Treff-Solo:

Coeur-Bube, Carreau-Bube, Treff-10, Treff-König, Treff-Dame, Treff-9, Treff-8, Treff-7, Pique-10, Pique-König.

B verliert, obwohl Treff-Bube, Coeur-König im Skat liegen und keiner der beiden Gegner in Pique Renonce ist.

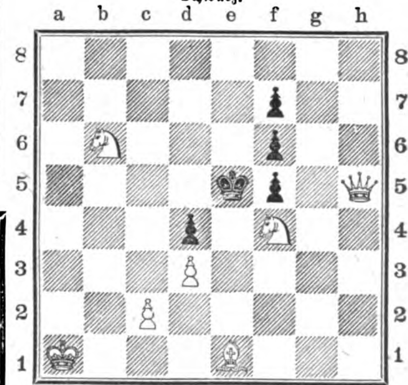
A (Vorhand) hat in seinen zehn Karten 25 Points mehr als C.

Wie saßen und wie fielen die Karten?

Schachaufgabe Nr. 63.

Von Adolf Steif in München.

Schwarz.



Weiß.

(7 + 5 = 12.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen LV.

Von Rudolf L'hermet in Magdeburg.

Weiß: Ke4. Dc8. Se5. Ba4, b6, d7.
Schwarz: Kd6. Sd8. Ba5, e7.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 62.

1. Db8 — b6 a7 — b6:
2. Se5 — c6 Ka4 — b5:
3. Sc6 — b8 ≠.

Lösung von Nr. LIV.

1. Dh1 — a1 Kd5 — e4: 1. .... c6 — c5
2. Da1 — h1 ≠. 2. Da1 — a8 ≠.

1. .... Kd5 — c5 1. .... S zieht
2. Da1 — a5 ≠. 2. Da1 — d4 oder e5 ≠.

Auflösung der Skataufgabe Nr. 39.

Im Skat liegen Treff-Bube, Coeur-Aß.

B hat einen Buben, z. B. den Coeur-Buben, Pique-König, Coeur-König oder Coeur-Dame, Treff-Aß, Treff-10, Treff-König, Carreau-Aß, Carreau-König, Carreau-Dame.

C hat: Carreau-Bube, Pique-10, Pique-Dame, Pique-8, Treff-Dame, Treff-9, Coeur-Dame oder Coeur-König, und außerdem Carreau-9, Carreau-8, Carreau-7.

Bei dieser Verteilung der Karten erhält A inkl. Skat bei Grand 62 Points.

Auflösungen zu Heft 12, S. 1429—1431.

Rebus: Das Ziel muß man früher kennen, als die Bahn. **Dechiffrieraufgabe:**

Schlüssel hierzu.

*	a	e	i	o	u
d	e	f	g	h	i
n	d	?	k	l	m
r	c	n	?	?	?
s	b	u	t	s	r
t	a	?	?	?	z

Bleibet im Lande und nähret euch redlich,
Rücket zusammen und füget euch fein;
Mache nur keiner zu breit sich und schädlich,
Dann ist das Land nicht für alle zu klein.

Rätsel: Magazingewehr. **Charade:** Phantom — Fant — Ohm. **Dreisilbige Charade:** Meisterwerk. **Damespiel-Aufgabe:**

1. c1 — b2 Df6 — a1 + 3. c5 — d6 Dc7 — e5 +
2. h4 — g5 h6 — f4 + 4 d2 — e3 f4 — d2 +
5. De1 — h8 + + + gewinnt.

Logogriph: Oper — Opfer. **Rätsel:** Ein Eigenschaftswort. **Geographisches Rätsel:** 1) Mur, 2) Lech, 3) Basel, 4) Eider, 5) Elbe, 6) Essen, 7) Twer, 8) Hall, 9) Hof. „Bethlehem". Basel, (Eider, Twer, Hof, Lech, Essen, Hall, Elbe Mur. **Rätsel:** Dampfschiff. **Logogriph:** Gesuch — Besuch. **Charade:** Wallfahrt.

Füllrätsel:
S e s s e l
T r a u b e
I s o l d e
N e s s e l
D e c k e l
E p i k e r

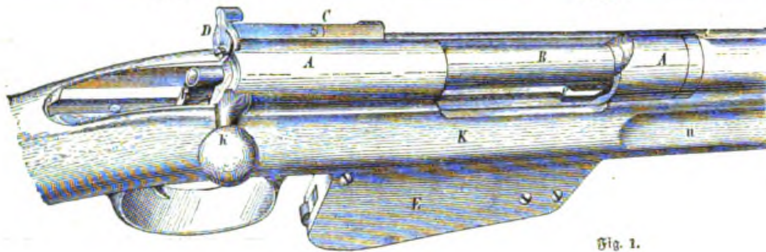


Fig. 1.

Das österreichische Magazingewehr.

Von

J. Castner.

Durch den preußisch-österreich. Krieg im Jahre 1866, in welchem zum erstenmale Hinterladergewehre Vorderladern im Kampfe gegenüberstanden, wurde die moderne Gewehrfrage in Europa in Fluß gebracht. In Nordamerika hatte sie während des Bürgerkrieges einen einseitigen Entwickelungsgang beschritten, der, wie es den dort herrschenden Kriegsverhältnissen entsprach, den Charakter der Improvisation trug, ähnlich, wie es bei den Panzerschiffen der Fall war. Unter dem wetteifernden Einfluß der führenden Militärstaaten Europas mußte der Entwickelungsgang naturgemäß ein ganz anderer sein, als in Amerika. An der Hand wissenschaftlicher und technischer Versuche ging man folgerichtig vom Bestehenden aus, aber bei der Fülle der Hilfsmittel und der von allen Seiten zuströmenden Anregungen und Erfindungen folgten sich die Fortschritte in reißender Schnelligkeit, so daß in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von etwa 20 Jahren die Gewehrfrage gegenwärtig auf ihrer höchsten Stufe angelangt ist, einer Stufe, die wir wohl als einen Abschluß der charakteristischen Einrichtungen der Waffe bezeichnen dürfen. Ohne Zweifel wird dieselbe durch Verbesserungen einzelner Teile noch manche Vervollkommnung erfahren, aber wenn nicht ganz neue, heute noch unbekannte Ideen hinzutreten, hat das Armeegewehr im allgemeinen in dem in Oesterreich eingeführten Repetiergewehr M. 1888 seinen abschließenden Charakter erhalten.

Selbst das Maximgewehr, das im eigentlichen Sinne des Wortes ein Schießautomat (Selbstschießer) ist, wird voraussichtlich hierin nichts ändern, da diese Erfindung, das selbstthätige Laden und Abfeuern, für ein Infanteriegewehr sich schwerlich verwerten lassen wird. Obgleich es die größtmögliche Feuerschnelligkeit für eine einläufige Waffe erreicht, die auch für die Infanteriewaffe von Bedeutung, wird sie doch aus technischen Gründen auf die fahrbaren Feuerwaffen beschränkt bleiben.

Nachdem das Hinterladungssystem sich Geltung verschafft, die Metallpatronen, sowie ein mittleres Kaliber von 11 mm angenommen und der Verschluß auf die mindeste Zahl der Griffe, die zum Oeffnen und Schließen, vervollkommnet war, blieb ein weiterer technischer Fortschritt nur in der Annahme des Repetiergewehrs und in ballistischer Hinsicht im Uebergang zum praktisch kleinsten Kaliber von 8 mm erreichbar. Daß hierbei eine große Zahl technischer Einzelfragen zu lösen war, ist natürlich und bekannt. Wir erinnern in dieser Beziehung an die Einrichtung des Geschosses, welches bei 4 Kaliber Länge einen Mantel aus hartem Metall (Stahl, Nickellegierung) erhielt, ferner an die Patronenhülse, vor allen Dingen aber an das Pulver, in welchem eine Zeitlang die ganze Gewehrfrage zu gipfeln schien. Nächstdem aber war die Art und Einrichtung des Magazins von höchster Bedeutung. Bei allen diesen Fragen waren die Forderungen der Taktik zu berücksichtigen, so daß die Waffentechniker mit der Truppe in engster Fühlung bleiben mußten.

Auf diese Weise gelangte man nach langen, langen Versuchen zu dem vorliegenden Gewehr, welches, alles in allem, wohl als die vollkommenste Waffe der Gegenwart anzusehen ist. Das französische Infanteriegewehr M. 86, obgleich neu, muß wegen seines röhrenförmigen Magazins im Vorderschaft und seines Verschlusses mit drehender Handhabe (es ist kein Gradezugverschluß, wie bisher irrtümlich angenommen wurde) doch bereits als veraltet bezeichnet werden. Selbst wenn man den vielumstrittenen Mangel der wechselnden Schwerpunktslage, welche aus dem allmählichen Verschießen der Munition aus dem Magazin hervorgeht, außer Betracht läßt, weil er bei dem nur noch selten vorkommenden freihändigen Schießen allein sich geltend macht, so bleibt doch die zeitraubende Einzelfüllung des Magazins ein Nachteil, der von dem System unzertrennlich ist, der aber in entscheidenden Augenblicken von verhängnisvoller Bedeutung werden kann. Während des etwa eine halbe Minute Zeit in Anspruch nehmenden Füllens ist der Schütze ohne Verteidigung, es ist eine Feuerpause. Man kann allerdings diese kritische Pause dadurch vermeiden, daß das Gewehr als Einlader benutzt wird, hat damit aber auch den Vorteil des Mehrladers aufgegeben. Die Magazine im Kolben, in welche die Patronenfüllung mit einemmale oder in Packeten sich einschütten läßt, beseitigen zwar diesen Nachteil, haben aber andere Mängel im Gefolge, so daß es ihnen nicht gelang, sich einzubürgern. Mehr Vertrauen gewannen die anhängbaren Magazine, das sind Patronenbehälter, welche im Bedarfsfalle am Gewehr nahe der Patronen-

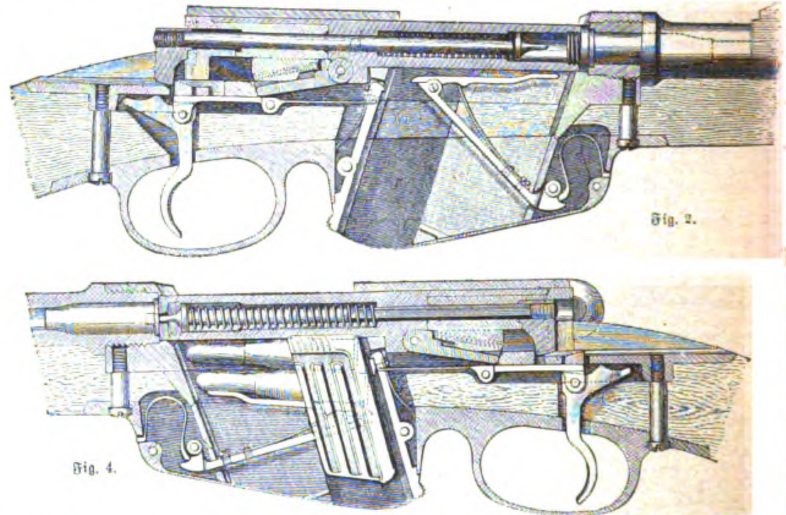


Fig. 2.

Fig. 4.

einlage befestigt, ein schnelleres Laden gestatten. Sie werden deshalb auch „Schnelllader" genannt, wenn sie keine selbstthätige Patronenzuführung in das Gewehr haben.

Von den Magazinen mit selbstthätiger Patronenzuführung ist das des Amerikaners Lee, auf welches derselbe in Deutschland ein Patent Nr. 9637 vom 11. Juni 1879 erhielt, dasjenige, aus dem im Laufe der Jahre das Magazin des österreichischen Gewehrs hervorgegangen ist. Es war eine Stahlblechkapsel, auf deren Boden eine W-förmige Feder die darüber liegenden Patronen so weit hob, daß immer die oberste vom Verschlußkolben bei dessen Vorschieben erfaßt und in den Lauf geschoben wird, so, wie in Fig. 3 ersichtlich. Die Kapsel ist hier als Magazin H (Fig. 3) zu einem kleinen Rahmen verkleinert, dessen Ränder die Patronen nur bis etwa zur halben Höhe der Hülsen umfassen. Das Magazin erhält Schutz gegen Abstoßen beim Handhaben des Gewehres in dem Kasten E Fig. 1, auf dessen Boden der Zubringer F liegt, der an die Stelle der W-Feder Lees getreten ist. Seine Wirkungsweise ist aus den Abbildungen ersichtlich. In dem Augenblick, in dem die letzte Patrone in den Lauf geschoben wird, verliert das Magazin seinen Halt und fällt selbstthätig aus dem Kasten, dessen Boden zu diesem Zweck eine Oeffnung hat. Die Zubringerplatte O bildet dann einen Boden in der Patroneneinlage, so daß das Gewehr nun mit einzelnen Patronen geladen werden könnte, wozu aber eigentlich keine Veranlassung ist, da das Einstecken eines Magazins mit 5 Patronen nicht mehr Zeit erfordert, als das einer einzelnen Patrone. Es ist daher kein Grund, einen Unterschied zwischen dem „Magazinfeuer" und „Einzelfeuer" zu machen; es wird immer „aus dem Magazin" geschossen und werden dementsprechend auch die Patronen in den Taschen nur in Magazinen mitgeführt. Der Magazinhalter G hält mit seinem hakenförmigen Kopf das Magazin fest.

Ein großer Fortschritt ist der Gradezugverschluß, dessen Eigentümlichkeit darin besteht, daß die Handhabe k beim Zurückziehen des Verschlußcylinders B nicht seitlich gedreht werden braucht. Es bedarf zum Oeffnen und Schließen nur seines gradlinigen Zurückziehens bezw. Vorschiebens. Hierbei gleitet der Ansatz i unten am Griffstück mit seinen keilförmigen Seitenflächen in den Einschnitt des Riegels c am Verschlußcylinder, wobei der Riegel gehoben und gesenkt wird. Bei geöffnetem Verschluß Fig. 3 ist er gehoben, beim Vorschieben des Verschlußcylinders schiebt sich der Keil in den Riegel hinein und hat ihn bei geschlossenem Gewehr, Fig. 2 und 4, so weit nach unten gedrückt, daß sein hinteres Ende sich in einen Ausschnitt der Verschlußhülse senkt und gegen den Rand derselben stemmt; an dieser Stelle wird dann der Rückstoß beim Schießen aufgefangen. Beim Oeffnen des Verschlusses zieht sich zunächst das Griffstück aus dem Verschlußcylinder und hebt den Riegel, wobei der Verschlußcylinder der Rückwärtsbewegung folgt; hierbei wird durch den Auszieher e, Fig. 1, die ausgeschossene Patronenhülse aus dem Lauf gezogen. Das Spannen der Schlagbolzenfeder erfolgt selbstthätig beim Schließen dadurch, daß der Flügel der Schlagbolzenmutter h, Fig. 3, durch den Stollen l der Abzugsfeder zurückgehalten wird (Fig. 4). Ein Druck gegen den Abzug m zieht den Stollen herunter und läßt die Spiralfeder den Schlagbolzen vorschnellen. Nach dem Schuß bedarf es also nur des gradlinigen Zurückziehens und sofortigen Wiedervorschiebens des Verschlusses ohne die Handhabe loszulassen, um einen nächsten Schuß abgeben zu können; erst nach dem fünften Schuß ist ein gefülltes Magazin einzusetzen.

Das 4 Kaliber oder 32 mm lange Geschoß von 15,8 g Gewicht besteht aus einem dünnen Stahlmantel mit Hartbleikern, es erhält durch die 4 g schwere Ladung aus Gewehrpulver M. 86 eine Anfangsgeschwindigkeit von 530 m, welche vermutlich eine Steigerung erfahren wird, wenn an die Stelle dieses Pulvers das neue rauch- und knalllose Pulver tritt, dessen Zusammensetzung für die Welt noch ein tiefes Geheimnis ist. Eine Patrone wiegt 30,6 g, 10 Patronen haben einschließlich ihrer 2 Magazine ein Gewicht von 358 g. Bedenkt man, daß eine Patrone des deutschen Gewehrs M. 71/84 ohne Verpackung 43 g wiegt, so ergibt sich von selbst, daß man die Zahl der Patronen zur feldkriegsmäßigen Ausrüstung erheblich vermehren darf, ohne den Mann mehr zu belasten, als jetzt.

Das Gewehr wiegt 4,4 kg und mit dem als Seitengewehr getragenen dolchartigen Bajonett, dessen Klinge nur 25 cm lang ist, 4,77 kg.

Dieses aus der Erfindung Mannlichers hervorgegangene Gewehr soll, Zeitungsnachrichten zufolge, auch die Waffe des deutschen Heeres werden, was in Anbetracht ihrer Vortrefflichkeit gewiß zu wünschen wäre.

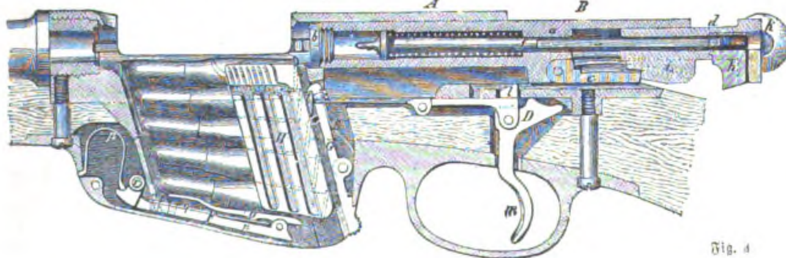


Fig. 3

Unsere Kunstbeilagen.

Der Franzose Gabriel Ferrier führt uns durch sein originelles Bild „Opiumraucher" in den Orient

und zeigt uns ein Stück mohammedanischen Genußlebens, das höchst charakteristisch für jene Nation ist. Ein echter Hugo Kauffmann ist das Bild „Familienfreude“. Fast ausschließlich scheint es sich um Porträts zu handeln bei Rettigs Blatt „Schuhplattler“, dem dadurch bei aller Frische und Lebendigkeit doch ein gewisser Zug des Nüchternen beigemischt ist. Ernst Zimmermann hat sein Bild „Musikunterricht“ in allen Teilen gleich glücklich durchgeführt, die Individualisierung der einzelnen Persönlichkeiten und der Gesamtausdruck der Szene ist gleich sehr gelungen, lieblich das neugierig die Flöte betrachtende Kind, anmutig die in Musik sich wiegende Mutter, voll Vorzügen, in die sich Anerkennung für den alten Tausendkünstler mischt, der bärtige Mann, achtsames Aufhorchen in den Blicken des Fauns.

Allerlei.

Welcher Unterschied ist zwischen Fechtern und Skatspielern? (Antwort: Bei Fechtern bluten diejenigen, die die Stiche bekommen, und bei Skatspielern bluten diejenigen, die keine Stiche bekommen.)

Ein Fremder frägt einen Bäckerjungen, ob er ihm nicht sagen könne, weshalb man unter dem Stadtbahnbogen in der Friedrichstraße den berittenen Schutzmann aufgestellt hätte? „Damit er nicht naß werden soll,“ sagte er.

Ein Lieutenant begegnet dem Burschen seines Rittmeisters, der schnell an ihm vorübergeht. „Wo wollen Sie so schnell hin, Müller?“ — „Ich will zum Arzt, der Herr Rittmeister hat gestern beim Wettrennen den Fuß gebrochen und der Fuß soll nun abgenommen werden!“ — „Na, da können Sie ja zufrieden sind, Müller, da brauchen Sie ja nur noch einen Stiefel zu putzen.“

Der wiederersetzte Fächer.

August der Starke zerbrach bei einer Hoffestlichkeit einem Fräulein aus Versehen den Fächer. Indem er sein Ungeschick entschuldigte, versprach er der Geschädigten gleichzeitig als Ersatz einen anderen Fächer. August löste sein Wort königlich ein, indem er bei Leipzig einen Lustgarten in Fächerform anlegen ließ, in welchem die Alleen als Fächerstäbe zum Eingange hin zusammen liefen. Diesen kostbaren Fächer machte er sodann dem Hoffräulein zum Geschenk. Noch im Jahre 1804 findet sich in einer Reisebeschreibung dieser Garten als der „Reichelsche“ angeführt.

M.-M.

Die Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf bei Bremerhaven.

„Was ihr dem Geringsten unter diesen gethan, das habt ihr mir gethan.“

Wer bei allem Eifer für seine persönliche Beschäftigung, der den eigenen B.ruf und die eigenen Interessen die öffentlichen Verhältnisse nicht aus dem Auge verliert, den Bestrebungen seiner Zeitgenossen die verdiente Aufmerksamkeit und thätige Mitwirkung nicht vorenthält, dem entgeht auch nicht der Einfluß einer Macht auf das Gemüt und die Handlungsweise unser aller, die schon seit längerer Zeit, besonders seit den letzten zehn Jahren bei uns festen Fuß gefaßt hat, der Macht Humanität. Human, wahrhaft menschlich denken nicht nur, sondern vielmehr human handeln, Rücksicht nehmen auf die Lage der Mitmenschen, teilnehmend eingreifen in die Not des Nächsten, überhaupt aber dem Werte des Menschen als solchen mehr gerecht werden — das ist so sehr Zeichen unserer Zeit geworden, daß man von ihr einst sprechen wird als dem Zeitalter der Humanität. Und mit Recht. Denn ist von jeher dem heiligsten Gebote des Christentums, dem der Nächstenliebe die eifrigste, wärmste Beachtung zu teil geworden, so viel wie jetzt ist zur Linderung der tausend Schmerzen auf dieser Welt nie versucht, nie erreicht worden. Die Zahl der Vereine, die sich zur Aufgabe gemacht haben, der Idee des Humanen in irgend einer Weise zu dienen, ist riesengroß, die der Anstalten, welche zu diesem Zwecke errichtet wurden, der Stiftungen, die ihnen alljährlich von edlen Menschen zugewiesen werden, ganz unglaublich. Viele von ihnen, wie die jährlich wiederkehrenden Ferienkolonien die Kinderhospize, die Kinderbewahranstalten, die Volksküchen, Herbergen zur Heimat, Arbeiterheime, Arbeiterkolonien und welche Namen sie sonst führen, haben sich bereits Jahre hindurch bewährt und blicken auf eine segensreiche Wirksamkeit zurück. Sie alle aber werden weit überragt von dem großartigsten aus dem Geiste der Humanität geborenen Werke, dem alle Gerechten und Verständigen zujubeln, dem die mächtigsten Staaten lauten Beifall zollten, weil es die gerechten, lange aber unbeachtet gebliebenen Ansprüche von Tausenden und aber Tausenden befriedigen will, die Versicherung der Arbeiter in jeglichem Gewerbe gegen Krankheit, Unfall und die Folgen des Alters.

Sind auch die Stimmen derer, welche über die Unzulänglichkeit dieser neuen Gesetze klagen, noch zahlreich genug, so wird, sind erst die nötigen Erfahrungen gemacht, um so manchen Mißgriff wieder gutmachen, so manchen Uebelstand noch beseitigen zu können, die Zeit nicht mehr fern sein, wo die freudige Ueberzeugung aller die Einführung der einheitlich durchgeführten Arbeiterversicherung als das schönste Friedenswerk unseres unvergeßlichen ersten deutschen Kaisers Wilhelm preisen wird.

Jedenfalls bleibt das Wichtigste dabei, daß unser Kaiserhaus durch so kräftige Selbstthätigkeit die Führung auf dem Gebiete aller humanen Bestrebungen übernahm und allen Werken der Nächstenliebe die reichste Unterstützung zu teil werden ließ. Zu diesen letzteren Unternehmungen vorerst rein privater Natur, die sich der Gunst des Kronprinzen, späteren Kaisers Friedrich zu erfreuen hatten und denen bereits auch Kaiser Wilhelm II. seine Mitwirkung zugesichert hat, gehört auch die, erst vor zwei Jahren durch Pastor Cronemeyer ins Leben gerufene und schon in voller Blüte stehende Heimatkolonie Friedrich-Wilhelmsdorf bei Bremerhaven, mit der wir unsere Leser im folgenden bekannt machen wollen.

In seiner schlichten, aber interessanten Weise erzählte uns der im Dienste der Nächstenliebe rastlos thätige Mann, wie ihn drei Thatsachen, die an und für sich in gar keiner Verbindung untereinander stehen, auf den Gedanken gebracht hätten, eine Heimatkolonie zu gründen. Die erste ist, daß es in der nächsten Nähe Bremerhavens sehr viel unbebautes Moor- und Heideland gibt. Der Anblick dieser öden Landstriche, deren man auf der Reise von Bremen nach Bremerhaven so viele zu Gesicht bekommt, machte zuerst auf ihn wie auf alle anderen den Eindruck der Langeweile. Als sich ihm aber Gelegenheit geboten, auf den Auswandererschiffen die ergreifenden Abschiedsszenen zu sehen, als er aus dem Munde derselben Leute, die mit den größten Hoffnungen hinausgezogen waren, nach ihrer Heimkehr vernahm, daß sie alles eingebüßt da stieg in ihm der Gedanke auf, wie viel besser es wäre, so viele Kraft der Auswandernden dem Vaterlande zu erhalten, indem man sie in unseren Moor- und Heidegegenden ansiedelte. Diesem Gedanken folgend, streifte er in der benachbarten Gegend umher, besuchte die Moordörfer, die Bauern auf der Geest und sah es an den kleinen aber gut bestellten Feldern und erfuhr es aus dem Munde der Leute, daß es möglich, Moor- und Heideland in fruchtbares Land zu verwandeln, und daß es nur schwierig sei, Düngemittel und Arbeitskräfte in ausreichender Menge zu erhalten. Das war die zweite und dritte Thatsache, Düngemittel und Arbeitskräfte boten sich im Hafenort im reichsten Maße.

Jedermann weiß, daß die Ursache der erstaunlichen Fruchtbarkeit der Marschen, jener schmalen an den Flußmündungen sich hinziehenden Landstreifen, der Seeschlick ist, der nach den durch die Flut herbeigeführten Ueberschwemmungen zurückgebliebene Schlamm; wie ferner durch künstliche Ueberführung desselben auf unfruchtbares Land in Holland herrliche Felder und Gärten erzeugt wurden. Von diesem Schlick nun werden jährlich viele Tausende Kubikmeter aus den Bassins von Bremerhaven, Geestemünde und Wilhelmshaven ausgebaggert, aber immer wieder unbenutzt dem Meere zugeführt. Jährlich könnten mehrere tausend Hektar Landes damit kultiviert werden, wollte man nur nach dem von Baurat Hanckes erfundenen Verfahren den Schlick trocknen und ihn dann auf den zur Verfügung stehenden Bahnen jenen Landstrichen zuführen, deren Bearbeitung von den vielen arbeitslos umherwandernden Männern besorgt werden müßte.

Der Anfang der achtziger Jahre aufgenommene Kampf gegen die zur wirklichen Landplage gewordene Wanderbettelei führte zu einer Reihe von teils zweckmäßigen, teils weniger erfolgreichen Einrichtungen, bis man in Württemberg die Naturalverpflegungsstationen anlegte, im Anschluß an welche Pastor v. Bodelschwingh die Arbeiterkolonien gründete, festhaltend an dem Satze: „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.“ Trotzdem man durch so weises Vorgehen die Lösung der Vagabundenfrage ein tüchtiges Stück weitergebracht hatte, stellte sich bald ein Uebel heraus, das, will man nicht den Erfolg aller Bemühungen in Frage stellen, dringende Abhilfe erheischt. In den Arbeiterkolonien werden bekanntlich nur Arbeitslose vorübergehend aufgenommen und müssen, haben sie sich durch emsige Arbeit wieder eine anständige Kleidung verschafft oder auch gar einen Spargroschen zurückgelegt, die Anstalt wieder verlassen, um anderen Bedürftigen Platz zu machen. So werden sie wieder auf die Bahn der Versuchung gedrängt und wie wenige sind es, die ihr widerstehen!

Der Gedanke an die besseren Elemente unter den Vaganten, d. h. an die arbeitsfreudigen, ließ nun in Pastor Cronemeyer den Plan reifen, diesen arbeitsfreudigen Menschen ein Heim zu geben, wo sie die eigene Scholle bearbeiten und unfruchtbares Land der Menschheit dienstbar machen können.

Als er diesen Plan, den selbst Nahestehende der unzureichenden Mittel wegen als aussichtslos bezeichneten, der Zentralmoorkommission in Bremen vorgelegt hatte und deren Billigung erfuhr, teilte er ihn auch dem Pastor v. Bodelschwingh mit, der ihn freudig begrüßte und alsbald eine Audienz beim Kronprinzen vermittelte. Ueber die Audienz, von der für die Heimatkolonie so viel abhing, lassen wir Cronemeyer selbst berichten: „Ich darf wohl sagen, das ist eine der schönsten Stunden meines Lebens, als ich am 21. Februar 1886 Aug' in Aug' unserem lieben Kronprinzen gegenüberstand. Ja, über eine Stunde war ich bei ihm. Soll ich alles mitteilen, was ich da vernahm? Nein, hier sei es nur gesagt, daß S. K. K. Hoheit mit einem Verständnis für die Bestrebungen, der Vagabundennot zu steuern, die staunenswert war, mit einer Menschenfreundlichkeit, mit einer Bereitwilligkeit, das Gute zu fördern, auf meine Ideen einging, daß ich nie, weder vorher noch nachher, mich so gehoben gefühlt habe, als in jener Stunde. Als Höchstderselbe mich mit den Worten entließ: ‚Ich will gerne Ihr Bundesgenosse sein und ich hoffe bald von Ihnen zu hören, daß Sie Ihre Heimatkolonie eingerichtet haben‘, da stand es bei mir fest: ‚Unser Fritz‘ soll sich nicht in mir getäuscht haben.“

Nachdem auf Veranlassung des Kronprinzen 6000 M. zur Verfügung gestellt waren und auch aus Privatkreisen, wo die Teilnahme des Kronprinzen Vertrauen zu Cronemeyers Plan erweckt hatte, Mittel herbeiflossen, konnte an die Ausführung gedacht werden.

In der Nähe der Eisenbahnstation Loxstedt, der letzten vor Geestemünde-Bremerhaven, liegt zwischen dem Eisenbahndamm und der nach Beverstedt führenden Chaussee das Düringer Moor, das nach der Ansicht vieler Sachverständigen sich sehr zur Kultivierung eignet. Dort wurden 30 Morgen Moorland und das Vorkaufsrecht auf 500 Morgen erworben, und nachdem die ersten Vorarbeiten erledigt waren, am 3. Oktober 1886 die Kolonie mit 10 Kolonisten eröffnet. In der zunächst nur auf die Befriedigung der ersten Bedürfnisse berechneten Baracke führte ein guter Verwalter die Aufsicht, bis im Laufe der Zeit neben ihm, der nunmehr die Arbeiten auf dem Felde zu leiten hat, ein Hausvater zur Aufrechterhaltung der strengen Hausordnung angestellt wurde. Die Oberleitung dagegen ruht allein in den Händen des Pastors Cronemeyer.

Die Kolonisten, unter denen sich Gärtner, Schlosser, Schreiner, Stellmacher u. s. w. befanden, zeigten zu der bis dahin ihnen fremden Thätigkeit so große Lust, daß binnen wenig Monaten, also noch im Herbst 1886 nicht nur für 20 Morgen die Grippen gezogen, ein 2 Morgen großer Garten mit Tannen umpflanzt, gegraben und gedüngt war, sondern auch 10 Morgen geebnet, gedüngt und



Leben in Holland (S. 1716).

für die Besamung im Frühjahr bereitet waren. Der im Januar eintretende Frost hinderte jedoch nicht, die Ueberschlickung des so bearbeiteten Landes vorzunehmen, die durch eine 500 m lange Feldbahn sehr erleichtert wurde, nachdem durch die Eisenbahndirektion es ermöglicht war, den Schlick vom Hafen her bis hart an die Grenze der Kolonie zu fahren. Um nun genau wissen zu können, wie stark am besten die Düngung mit Seeschlick sein muß, sind die einzelnen Felder mit verschiedener Quantität überfahren (von 750—3000 Kilo pro Ar) und eine genaue fünfjährige Fruchtfolge eingehalten, so daß Getreide mit Hackfrüchten abwechselt. In dem oben erwähnten Garten werden erfolgreiche Versuche angestellt, welche Gemüsearten im kultivierten Moorboden den reichsten Ertrag liefern, wobei die angewendete Dungmasse sorgfältig registriert wird, so daß, selbst wenn die Kolonie als solche nicht reüssieren sollte, allein die Erfahrungen, die im Interesse der Landwirtschaft dort gemacht werden, die aufgewendete Mühe reichlich lohnen würden.

In richtiger Würdigung der Bedeutung der Kolonie wurden denn auch im folgenden Jahre Herrn Pastor Cronemeyer ansehnliche Mittel zur Verfügung gestellt, die ihn in den Stand setzten, neben der Baracke ein großes massives Wohnhaus nebst Scheune, sowie eine kleine Torfstreufabrik zu erbauen, welch letztere für Arbeit in der Winterszeit sorgen soll. Dazu kam noch im Laufe der Jahres 1888 ein großer Schweinestall, in dem zwei Räume für Schmiede- und Zimmerwerkstatt ausgespart waren. Die Hauptsache aber war, daß eine Menge Landes erworben werden konnte, so daß der Grundbesitz der Kolonie bereits 350 Morgen (88 ha) umschließt,, von denen gegen 50 urbar gemacht und bepflanzt sind.

Der Ertrag der Felder, über den erst vor wenig Wochen wieder Bericht erstattet wurde, war während der beiden ersten Jahre ein ganz zufriedenstellender, besonders gut gerieten Klee, Erbsen und Kartoffeln. Der Reingewinn wurde pro Hektar im Durchschnitt auf 150 M. angegeben. Eine so genaue Buchführung über die Resultate des auf der Kolonie im Gange befindlichen landwirtschaftlichen Betriebes war nötig, um den Umfang des seiner Zeit den Heimatkolonisten zuzuweisenden Landes bestimmen zu können. Die Zukunft eines Heimatkolonisten würde sich demnach etwa folgendermaßen gestalten: Nach fünfjährigem Aufenthalt werden ihm ein Haus mit allem Inventar und 4 ha kultiviertes Land zu ca. 5000 M. übergeben. Da ihm für fünfjährige Thätigkeit auf der Kolonie eine Extravergütung von 500 M. zugesichert ist und er von seinem Lohn (täglich mindestens 50 Pf.) sich etwa 350 M. erspart haben kann, so würde er nur 4150 M. zu $3\frac{1}{2}$ % zu verzinsen und mit 1% zu amortisieren haben, d. h. 186 M. 75 Pf. abgeben müssen. Da das Einkommen aus dem Land und einer entsprechend angelegten Viehzucht sich mit Berücksichtigung etwaiger Mißernten immerhin auf reichlich 1200 M. stellen wird, so bleiben ihm neben freier Wohnung noch volle 1000 M. zum Lebensunterhalt der Familie; wobei noch zu bemerken, daß in dem Organisationsplan auch Krankenkasse und Altersversorgung vorgesehen sind.

So vortrefflich diese Aussichten sind, es hat seine großen Schwierigkeiten, die rechten Heimatskolonisten zu gewinnen. Deren sind freilich 7 in Friedrich-Wilhelmsdorf vorhanden, ob diese aber die nötige Ausdauer haben, um sich ein Heim zu erwerben, ist fraglich und doch müssen erst solche vorhanden sein, die eigenes Haus und Land haben, damit sie ermunternd auf die Ankommenden wirken. Jedenfalls wirkt der Aufenthalt auf der Kolonie und die feste aber freundliche Behandlung sittlich kräftigend auf die meisten, auch derer, die nur vorübergehend dort verweilen. Denn von 28 Leuten, die die Anstalt nach ordnungsmäßiger Kündigung verließen, ist die Hälfte noch in den Stellungen, die sie angenommen, von 7 haben die eine Zeitlang fortgesetzten Ermittelungen Gutes gemeldet, während die letzten 7 sich dem Trunke sofort wieder ergaben. Das Leben auf der Kolonie stellt an die Arbeiter keine übergroßen Anstrengungen. Die Arbeitszeit und die sie regelmäßig unterbrechenden Pausen sind genau festgesetzt, das einfache, aber kräftige Essen wird in einem hellen, nur für diesen Zweck und die Andachten bestimmten Saale eingenommen; für den Aufenthalt nach dem Abendessen sind den Heimatskolonisten und den Arbeitskolonisten getrennte Räume zugewiesen, die mit frommen Sprüchen und den Bildern der Kaiser geschmückt einen überaus anheimelnden Eindruck machen; und welcher Gegensatz zwischen den großen luftigen Schlafsälen hier und den schmutzig engen Spelunken der vorher von ihnen auf der Bettelirrfahrt benutzten Herbergen. Dazu die schöne, kräftigende Luft und das erhebende Bewußtsein, sich wieder als nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft fühlen zu können.

Wir glauben nach all den Eindrücken, die wir bei wiederholten Besuchen gewonnen haben, fest an die Zukunft der Kolonie, der wir zunächst bis zur Ansiedelung der ersten Heimatkolonisten die Unterstützung aller Menschenfreunde wünschen; und um diesen, deren sich auch unter unseren Lesern viele finden werden, bei der Verrichtung eines so guten Werkes an die Hand zu gehen, teilen wir zum Schluß den § 2 der Statuten des **Vereins für die Kolonie Düring, Kreis Geestemünde**, mit, welcher lautet: Mitglieder des Vereins sind 1) diejenigen, welche einen *einmaligen* Beitrag von 20 M. oder ein unverzinsliches Darlehen von 20 M. entrichtet haben, 2) diejenigen, welche sich zu einem jährlichen Beitrag von mindestens 3 M. verpflichten. Ueber das Maß dieser Beiträge hinaus können die Mitglieder zu keinerlei Leistungen angehalten werden.

Ferner ist Pastor Cronemeyer in Bremerhaven gern erbötig, jeden, der über Einzelheiten unterrichtet sein möchte, durch Zusendung seiner kleinen Broschüre hinreichend aufzuklären.

Dr. L. Koch.



Holländischer Bauer.

Leben in Holland.

Obwohl zum mittleren Teil Europas gehörig, ist Holland doch eines der unbekanntesten Länder dieses Erdteils. Wenn der Rhein nicht an seinen Küsten sich in die Nordsee verlöre und Scheveningen nicht wäre, so würde die Zahl der Deutschen, die dieses Land besuchen, eine so verschwindend kleine sein, daß es gar nicht der Rede wert wäre. Das eigentliche holländische Leben lernen aber auch von den jetzigen Besuchern nur wenige kennen, von den Scheveninger Badegästen kaum der eine oder der andere.

Der Hauptgrund ist darin zu suchen, daß Holland so sehr wenige Naturschönheiten bietet. Abgesehen von den hügeligen Umgebungen von Arnheim und Nimwegen, der sogen. Veluve, ist das Land durchaus flach, ja ein ansehnlicher Teil desselben liegt tiefer als der Meeresspiegel und muß durch riesige Dammbauten gegen Meer und Fluß geschützt werden. Wenn man in solchen Gegenden einen Wasserlauf befährt, kann man sich nicht genug wundern, das Land jenseit der Dämme mehrere Fuß unter dem Wasserspiegel zu sehen. Man hat den Eindruck, als führe man durch die Luft. Die Unterhaltung der Dämme erfordert jährlich einen Kostenaufwand von 10 Mill. Mark.

Je näher der Meeresküste, um so tiefer liegt das Land. Dort ist der Boden von unzähligen Kanälen durchschnitten, deren hauptsächlicher Zweck darin besteht, das an den tiefsten Teilen sich ansammelnde Wasser abzuleiten. Dies geschieht in der Weise, daß eine gewisse Anzahl von Gräben und kleinen Kanälen in einen Hauptkanal münden, der seinerseits durch eine Schleuse mit dem Meere in Verbindung steht. Mit dem Eintritt der Ebbe wird die Schleuse geöffnet und das überflüssige Wasser abgelassen, worauf die Schleuse wieder geschlossen wird und während der Flutzeit geschlossen bleibt. Das Kanalsystem ist meist stufenförmig eingerichtet und zwar so, daß der Hauptkanal das höchste Niveau einnimmt, die Nebenkanäle, um so weiter sie entfernt sind, auch um so tiefer liegen, so daß das Wasser in Holland also den Berg hinauf liefe. In Wirklichkeit aber verhält sich die Sache so, daß das Wasser aus den tiefer liegenden Gräben in die höher liegenden gepumpt wird. Dies geschieht durch viele Hunderte von Windmühlen, deren hastige Flügelbewegungen der sonst so toten Gegend einen eigentümlich lebendigen Anstrich verleihen, der zu dem bedächtigen Wesen des Holländers in einem fast spaßhaften Gegensatz steht.

Bedächtigkeit, verbunden mit großer Umständlichkeit und Förmlichkeit, die fast etwas Feierliches hat und auch in der gedehnten, breiten Sprechweise wiederkehrt, ist denn auch der Grundcharakter des Holländers. Er ist deshalb auch sehr höflich, das Du ist ihm ganz unbekannt, und sogar die Tiere siezt er. Dies Wesen verleiht dem Holländer einen aristokratischen Anstrich, der sich bis herab auf die ärmsten Volksklassen erstreckt. Nichts vermag Mynheer aus der Fassung zu bringen, zu Begeisterung, Enthusiasmus, Entzücken versteigt er sich nie; das verstieße gegen seine Würde. Höchstens daß er einmal — und auch nur in der alltäglichen Betonung — ausruft: Moy moy! und wenn es hoch kommt: heel moy! (schön, schön! oder sehr schön!). Keineswegs aber ist der Holländer stumpf; im Gegenteil weiß er des Lebens Annehmlichkeiten zu schätzen und sich mit einer gewissen Raffiniertheit zu nutze zu machen. Der behagliche Genuß ist in Holland zu Hause und das Beste ist dem Holländer überall gerade genug. Nirgends ißt und trinkt man besser als in Holland. Unsere deutsche Küche ist gegen die holländische eine wahre Hungerleiderküche. Unmäßigkeit und Völlerei sind aber nirgends im Lande zu finden, das ist schon durch den volkstümlichen Grundcharakter ausgeschlossen. Auch liebt der Holländer die Kunst mehr als man gewöhnlich annimmt, sein Schönheitssinn ist nicht unbedeutend, er hat einen lebhaft entwickelten Farbensinn, was sich insbesondere auch in den malerischen Trachten des eigentlichen Volkes ausspricht. Freilich scheinen die plumpen Holzschuhe an seinen Füßen seinen Schönheitssinn Lügen zu strafen. Hier ist aber der praktische Gesichtspunkt, der bei dem Holländer so viel gilt, maßgebend geblieben. Die Holzschuhe halten die Füße trocken und warm und das will in einem so feuchten Lande viel sagen, auch ist ein warmer Fuß in der Hygieine des Holländers ein Ding von höchster Wichtigkeit. Was aber vor allem für die Kunstsinnigkeit des Holländers spricht, ist seine Liebe zur Musik. Auf jedem holländischen Kirchturm befindet sich ein Glockenspiel, das alle Viertel-, halben und ganze Stunden sein melodisches Geklimper hören läßt. Eine Spieluhr (oder gleich mehrere) befindet sich außerdem in jedem Hause. Dies verleiht dem sonst so einförmigen holländischen Leben einen ungemein freundlichen, fast lieblichen Schimmer. So entbehrt denn auch das Leben in Holland nicht seiner Lichtseite, und wer einmal echtes unverfälschtes Volkstum kennen lernen will, der kann es in diesem Lande noch finden. Freilich hat sich durch die Eisenbahnen auch hier vieles geändert und verflacht

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda. — Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.



Musikunterricht. Von E. Zimmermann.

Nach zehn Jahren.

Novelle von

Helene Nyblom.

(Mit Genehmigung der Verfasserin aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann.)

Ich habe immer große Stücke auf meinen Freund, den Dichter Felix gehalten. Meine Bekannten haben mich oft mit meiner Vorliebe für ihn geneckt, doch dadurch nur meine Sympathie vermehrt.

Es ist nicht allein sein Talent, was mich fesselt, auch nicht sein einnehmendes Aeußere, — nein, in seiner ganzen Persönlichkeit liegt ein gewisses Etwas, welches jedem den Eindruck geben muß, daß er ein ungewöhnlich begabter, selten anziehender Mann ist, und dabei ist er doch ein Mensch, der sich auf das liebenswürdigste in alle die Kleinlichkeiten des Lebens findet.

Niemals hört man aus seinem Munde die gewöhnlichen Seufzer und Klagen über die Widerwärtigkeiten des Daseins, nie ergeht er sich in phantastischen Zornesausbruchen gegen das Bestehende, wie das manche Poeten zu thun pflegen, um dadurch den gewöhnlichen Sterblichen zu zeigen, daß sie es mit einer besonders hervorragenden Persönlichkeit zu thun haben. Und trotz alledem wird mein Freund selber niemals kleinlich; nie wird sein Ernst sentimental oder sein Scherz zweideutig! Ja, wie gesagt, ich habe stets sehr viel von ihm gehalten.

Etwas, worüber ich mir oft den Kopf zerbrochen, war, weswegen Felix noch immer Junggeselle geblieben, obgleich er zu jener Zeit, von der ich jetzt erzählen will, sein vierzigstes Jahr vollendet hatte. Konnten sich denn die Mädchen nicht in ihn verlieben? Wo hatten sie nur einmal ihre Augen! Oder lag die Schuld etwa an ihm?

Sehr selten sprach er von sich selber oder von seinem eigenen Leben, und that er es einmal, so geschah es nur, um von einer anderen Persönlichkeit zu erzählen, mit der er in Berührung gekommen war. Seine Freunde wußten nicht das geringste von seinen Angelegenheiten.

Und doch gelang es mir einmal, ihn auf dies Thema zu bringen. Was er mir damals erzählte, will ich in folgendem mitteilen.

An einem Oktoberabend traf ich Felix auf der Straße. Er fragte, ob ich nicht Lust habe, mit ihm zu kommen und seine neue Wohnung zu besehen. Er war kürzlich in die Vorstadt hinausgezogen und konnte nicht genug sagen, wie glücklich er sich dort fühle.

Ich begleitete ihn an jenem kalten, sternklaren Abend, und nach einer tüchtigen Wanderung erreichten wir endlich das Haus, in welchem er die erste Etage bewohnte. Als wir auf seinem Zimmer angelangt waren, zog er die langen Gardinen zurück und sagte:

„Schau nur einmal hinaus, dann wirst du einräumen, daß ich nicht zu viel gesagt habe."

Freilich genoß ich die Aussicht im Dunkeln, aber dennoch sah ich, wie großartig schön sie war. Stockholm mit seinen unzähligen Laternen und erleuchteten Fenstern lag vor mir auf den Hügeln und Bergabhängen. Es schimmerte und leuchtete, als habe sich ein ganzer Funkenregen über die Landschaft ergossen. Hier und dort blitzte die spiegelblanke Fläche des Mälarsees zu mir herüber und über der ganzen Landschaft wölbte sich die hohe Himmelsdecke mit ihren tausend und abertausend funkelnden Sternen.

„Hier fühle ich mich glücklich!" sagte Felix, der neben mir stand. „Ich will das Bewußtsein haben, daß es Menschen in meiner Nähe gibt, und doch will ich nichts mit ihrem Thun und Treiben zu schaffen haben."

„Sieht es nicht aus, als läge die ganze Welt zu unseren Füßen? Ich kann hier stundenlang sitzen und hinabschauen und mir alle die Freuden und Sorgen ausmalen, die aus den unzähligen Fenstern hervorschauen! — — Aber nun sollst du auch meine Zimmer besehen!"

Er zündete die Lampe an, schürte die glimmenden Kohlen im Kamin und legte frische Holzscheite auf. Mit wahrhaft kindlicher Freude zeigte er mir, wie vortrefflich er alles eingerichtet habe.

Es waren drei Zimmer; ein Schlafgemach, ein Studierzimmer und eine Wohnstube, alles elegant und geschmackvoll möbliert. Man sah sofort, daß hier ein Mann wohnte, der die Mittel besaß, sich sein Heim behaglich zu gestalten.

„Du wohnst hier ja ausgezeichnet," sagte ich, nachdem ich am Kamin Platz genommen.

„Du kannst es dir kaum besser wünschen. Nur einen Fehler hat deine Wohnung meiner Ansicht nach."

„Und der wäre?" fragte Felix, der im Begriff war, die Armleuchter auf seinem Schreibtisch anzuzünden.

„Die Wohnung ist zu klein, wenn du dich einmal verheiraten willst, und das wirst du doch hoffentlich über kurz oder lang thun!"

Er warf das Schwefelholz von sich, als habe er sich daran verbrannt, und sagte ziemlich kurz: „Daran denke ich ja gar nicht!"

Ich merkte wohl, daß er wünschte, die Sache möge damit abgethan sein, aber ich ließ mich nicht beirren, ich hatte zu große Lust, den schweigsamen Mund einmal zum Reden zu bringen.

„Und warum denkst du denn nicht daran?" fuhr ich unbefangen fort. „Du bist bald an dem Punkte angelangt, wo es heißt entweder — oder, und es kann doch nicht deine Absicht sein, Junggeselle zu bleiben? Die Mädchen, die dich verschmähen wollten, müßten ja von Sinn und Verstand sein!"

Er schüttelte nur ärgerlich mit dem Kopf und fing an, hastig im Zimmer auf und ab zu gehen. Eine Weile sah ich seinem Treiben ruhig zu, dann fragte ich:

„Es muß doch etwas besonderes zu Grunde liegen, daß du, der du ein so viel tieferes Gefühl hast, als wir alle zusammen, nicht im stande sein solltest, dich zu verlieben. Offen gestanden, mir ist die Sache unverständlich."

Er ging noch immer schweigend auf und ab, und ich sah ein, daß ich nicht wieder anfangen dürfe.

Nachdem er eine ganze Weile gewandert war, blieb er dicht vor mir stehen; er war leichenblaß geworden, und ich bereute, diesen Punkt berührt zu haben. In seinen Augen lag ein eigenartig schmerzlicher Ausdruck, als flehten sie mich um Schonung an, und seine Stimme klang leise und unsicher, als er sagte:

„Wenn man einmal alles weggegeben hat, bleibt nichts mehr zurück," und damit fing er von neuem an, auf und ab zu wandern.

Ich fühlte mich peinlich berührt. Erst jetzt verstand ich, wie tief ich ihn verletzt hatte, indem ich hartnäckig bemüht war, eine Sache zu entschleiern, die er allen Blicken zu entziehen wünschte. Wenn ich daran dachte, wie feinfühlend er selber

war, so mußte ich mich über mein Benehmen schämen. Als er sich mir wieder näherte, sprang ich auf, reichte ihm die Hand und sagte:

„Verzeih' mir, Felix!"

„Ach, sprich nicht so," erwiderte er und warf sich in einen Lehnstuhl. „Ich bin oft so unberechenbar, ich benehme mich zuweilen, als sei ich zwanzig und nicht vierzig Jahre alt, aber zu meiner Entschuldigung muß ich sagen, daß ich noch niemals über diese Sache gesprochen habe, — es wird mir im ganzen schwer, von mir selber zu reden." Er strich mit der Hand über die Stirn, als wolle er versuchen, dieselbe wieder in ihre alten Falten zu legen.

„Ich verspreche dir, diesen Punkt nie wieder zu berühren", sagte ich. „Es war wirklich nicht meine Absicht, aufdringlich zu sein, aber jeder Mann hat wohl seine Herzensgeschichte oder gar Geschichten gehabt, und ich dachte, unter guten Freunden pflegt so etwas kein so gar tiefes Geheimnis zu sein. Ich hätte wissen müssen, daß du hierin wie in vielem deine eigenen Anschauungen hast, — aber nun sprechen wir nicht mehr darüber!"

„Vielleicht habe ich gerade in diesem Punkte meine eigene Art und Weise zu fühlen und zu denken," erwiderte er. „Das hat aber seinen guten Grund, — denn die, welche ich einst liebte, war das unvergleichlichste Wesen auf der weiten Welt!"

Er fing an, über seine eigenen Worte zu lachen, wurde aber plötzlich ganz ernsthaft, sah mich an und wiederholte: „Ja, sie war das unvergleichlichste Wesen auf Gottes Erdboden!"

„Das ist selbstverständlich," sagte ich.

„Nein, es ist garnicht selbstverständlich!" antwortete er heftig. „Wenn du sie gesehen hättest, — ja, wenn du sie nur einen einzigen Tag gekannt hättest, würdest du mir Recht geben! Und ich, — der ich so glücklich gewesen, sie **mein** zu nennen!" Er lehnte sich in den Stuhl zurück und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen. Plötzlich richtete er sich auf und sagte hastig: „Ich will dir von ihr erzählen!"

Ehe ich noch antworten konnte, begann er leise, fast flüsternd, nach und nach lauter werdend, und während er so sprach, wechselten Freude, Zärtlichkeit und Kummer in seiner Stimme ab.

„Siehst Du," begann er. „Es war in dem Jahr, als ich mein Examen gemacht hatte und Upsala verließ. Ich hatte die Universität ziemlich früh absolviert und beabsichtigte, mir nach den anstrengenden Studien eine längere Erholungszeit zu gönnen.

Mein Vater war vor Kurzem versetzt, er war Bürgermeister in einer kleinen Stadt im südlichen Schweden geworden. Und dorthin begab ich mich denn auch, nachdem ich eine längere Fußtour durch Schweden und Norwegen gemacht hatte.

Ich fand meinen Vater — meine Mutter war schon in meiner ersten Kindheit gestorben — sehr befriedigt von seiner neuen Stellung. Er erzählte mir, wie liebenswürdig und zuvorkommend sein Vorgesetzter, der Landrat, sei, welch reges, geselliges Leben in dem Städtchen herrsche.

Zu der Wohnung meines Vaters gehörte ein großer Garten, der bis an einen Fluß ging, und neben demselben lag der Garten des Landrats, der gleichfalls von dem Flusse begrenzt wurde. Die ganze Hauptstraße der Stadt lag an dem Flusse, und die Gärten hinter den Häusern bildeten den angenehmsten Verkehrsweg für die Bewohner.

Mein Vater erzählte mir, daß die Jugend des Städtchens viel miteinander verkehre, sich in den Gärten tummele und auf dem Flusse rudere. Am liebsten hätte er mich dem Landrat gleich am Tage meiner Ankunft vorgestellt, doch hielt er es für passender, bis zum nächsten Morgen zu warten.

Ich erkundigte mich nach der Familie des Landrats und erfuhr, daß derselbe Witwer sei, nur eine Tochter habe, — und daß sein Haus das geselligste, gastfreieste in der ganzen Gegend sei.

Am ersten Abend promenierten mein Vater und ich in unserem Garten. Derselbe war groß und reich an schönen Baumgruppen, der frühere Besitzer hatte ihn aber völlig vernachlässigt und mein Vater war jetzt damit beschäftigt, Ordnung zu schaffen.

Wir gingen an dem benachbarten Garten entlang und mein Vater machte mich mit gedämpfter Stimme auf die Schönheiten desselben aufmerksam.

„Was sagst du zu diesen Linden und Ahornbäumen! Und die Rasenplätze. Ist das nicht ein herrliches Grün!"

Ich konnte kein lebendes Wesen entdecken, nur der Abendwind rauschte in den Wipfeln der Bäume und trug den Duft der Levkojen und der Resedas zu uns herüber.

Zwischen den grünen Blättern schimmerte etwas Weißes hindurch, das war vielleicht das Fräulein!

„Nein, es ist die Schaukel," belehrte mein Vater. Nun sah ich auch meinen Irrtum ein, sie war weiß angestrichen und hing still herab.

Wir gingen zum Fluß hinunter und setzten uns auf eine kleine Bank. Das Wasser war dunkel und still, und das gegenüberliegende Ufer war dicht mit Schilf bewachsen, zwischen dem unzählige Wasserblumen blühten.

Jenseits des Flusses sah man die weiten, grünen Wiesen, von denen der weiße Abendnebel aufstieg. In der Ferne begrenzten dunkelviolette Berge den Horizont. Die untergehende Sonne war von farbenprächtigen Wolken umgeben, es sah aus, als kämpften sie um ihren Besitz, während sie selber langsam versank. Nun sah man noch einzelne, kleine, purpurfarbene Wolken, die gleich leuchtenden Blutflecken auf dem lichtgrünen Abendhimmel schwammen. Die Luft war lau und lind, und tiefe Stille herrschte rings um uns her.

Da erklang leiser, plätschernder Ruderschlag, und ein zierliches Boot näherte sich uns. In demselben saß eine junge Dame mit einem runden Hut. Eine Menge Wasserrosen lag im Boote, und als die junge Dame alle die Blumen erblickte, die an dem gegenüberliegenden Ufer blühten, ruderte sie dorthin, streifte die Aermel auf und begann, dieselben zu pflücken. Es war aber keine leichte Arbeit. Sie saßen so fest an ihren langen, schlangenartigen Stengeln, und während sie sich über den Rand des Bootes beugte, schwankte das kleine Fahrzeug hin und her. Endlich gelang es ihr, drei der schönen, großen weißen Blumen zu pflücken.

„Da ist Fräulein Eva," sagte mein Vater leise und stieß mich an. „Die Tochter des Landrats! — Guten Abend, Fräulein Eva," fügte er mit lauter Stimme hinzu.

Sie blickte auf. Ein paar große schwarze Augen sahen unter dem großen Strohhut, der ihr bleiches Gesicht beschattete, hervor.

Als sie uns erkannte, grüßte sie freundlich.

„Sie pflücken Wasserrosen?" fragte mein Vater, und es wollte mir scheinen, als sei er ganz erregt vor Eifer, ein Gespräch mit der jungen Dame anzuknüpfen.

„Ja," erwiderte sie, beschäftigt, die langen Stengel von den Blumen zu entfernen. „Ich habe eine ganze Menge bekommen."

„Wie schön sie sind!" meinte mein Vater.

„Ach ja," sagte sie und betrachtete die Blume, die sie in der Hand hielt. Sie hielt den Kopf ein wenig auf die Seite und streckte alle fünf Finger in den weißen Kelch. „Ja, sie sind schön, wenn man sie von weitem auf dem Wasser schwimmen sieht; hat man sie aber erst in der Hand, so ist gerade nicht allzuviel mehr daran." Und damit warf sie die Blume ins Boot zu den anderen und griff zu den Rudern.

„Darf ich Ihnen meinen Sohn vorstellen," fuhr mein Vater in seinem Eifer fort.

Ich machte eine, wie es mir schien, recht linkische Verbeugung. Die junge Dame grüßte sehr würdevoll.

„Wir werden uns erlauben, Ihnen, wenn Ihr Herr Vater es gestattet, morgen unsere Aufwartung zu machen."

„Sie werden uns sehr willkommen sein," erwiderte Fräulein Eva, grüßte noch einmal und fort war sie.

„Die junge Dame scheint mir ein wenig stolz," bemerkte ich.

„Wie kannst du nur so etwas sagen," rief mein Vater aus. „Sie ist die Liebenswürdigkeit selber, heute Abend schien sie mir freilich ein wenig ernst gestimmt zu sein. Sie hat ihre eigenen Gedanken, dann ist sie am liebsten allein. Morgen wirst du schon anders über sie urteilen."

Am nächsten Vormittag begaben wir uns also wirklich zum Landrat. Wir gingen durch eine Gartenpforte, vorbei an den schönsten Blumenbeeten, und gelangten durch die Veranda in das Gartenzimmer. Aus dem Hause ertönte Musik. Es war eine Beethovensche Sonate.

„Fräulein Eva spielt Klavier," flüsterte mein Vater. Sie soll eine wahre Meisterin sein; — ich verstehe mich ja nicht so darauf.

Im Gartenzimmer saß der Landrat und las Zeitung. Er war ein schöner

stattlicher Mann mit etwas Anlage zur Korpulenz. Er erhob sich, sobald er uns erblickte, und empfing uns mit großer Liebenswürdigkeit und vielleicht ein wenig Herablassung. Es war ihm so angenehm, den Sohn meines Vaters kennen zu lernen. „Ich habe schon von Ihnen gehört! — Nicht durch den da," fügte er hinzu und klopfte meinem Vater vertraulich auf die Schulter. „Väter sind bekanntlich in dem Punkte nicht so zuverlässig, — aber von anderen habe ich gehört, daß Sie ein hoffnungsvoller junger Mann sein sollen." Dann sprach er zu mir von meinem Vater. Er brauche nicht zu sagen, welchen glücklichen Griff die Stadt gethan habe! Ein Mann mit so viel Pflichtgefühl und einer solchen Arbeitskraft. Von seinen anderen liebenswürdigen Eigenschaften gar nicht zu reden!" Und dabei klopfte er meinem Vater von neuem auf die Schulter. Das Ganze kam sehr wohlberedet heraus, gleichsam als sei es ein gutes Zeugnis, welches von einer Autorität unterschrieben wurde.

Dann versenkte er sein Doppelkinn ein wenig tiefer in seinen Kragen, zeigte seine weißen Zähne und lehnte sich in seinen Stuhl zurück, während wir die uns von ihm angewiesenen Plätze einnahmen.

Die Musik im Nebenzimmer tönte fort, heftige, leidenschaftliche Klänge, die gleichsam einen heftigen Kampf durchkämpften und schließlich erstarben, doch nicht versöhnt, sondern überwältigt von der Gewalt des Schmerzes. Unwillkürlich mußte ich den Tönen lauschen und unter dem Einfluß, den diese erregte, von tiefem Seelenschmerz durchdrungene Musik auf mich ausübte, alle die liebenswürdigen Komplimente anhören, mit denen der Landrat mich überschüttete.

Die Musik schwieg; der Landrat trat an die Thür des Salons und sagte mit seiner sonoren, fetten Stimme: „Eva, hier sind Gäste!"

Gleich darauf erschien die junge Dame in der Thür, und jetzt hatte ich Gelegenheit, sie genauer zu betrachten. Sie war mittelgroß, schlank und fein gebaut, mir fiel beim ersten Anblick ihr ungewöhnlich zartes Handgelenk auf. Ihr dunkles Haar war kurzgeschnitten. Der Teint war fein, von fast durchsichtiger Zartheit, die Wangen waren durch das Klavierspiel ein wenig gerötet und auch die Augen hatten einen eigenartigen Glanz. Ich habe dieselben Augen später oft gesehen, sowohl unter Lächeln wie unter Thränen, im Zorn wie im Freudenglanz, am liebsten aber erinnere ich mich ihrer, so wie ich sie zum erstenmale gesehen, als sie angeregt von der Musik ins Zimmer trat.

Sie stand einen Augenblick in der Thür stille, und ihr weißes Kleid schimmerte im hellen Sonnenlicht, dann trat sie näher und reichte uns die Hand. Ich bemerkte, wie aufmerksam sie mich beobachtete, gleichsam als wolle sie mich durchschauen. Nachdem sie an der Seite meines Vaters Platz genommen, knüpfte sie ein eifriges Gespräch mit demselben an. Währenddessen unterhielt der Landrat mich. Er stellte eine Art Examen mit mir an, fragte nach meinen Studien und Zukunftsplänen. Er habe von meiner poetischen Beanlagung gehört, — das sei ja ein schönes Talent, eine angenehme Zierde des geselligen Lebens, aber ich solle nur nicht daran denken, mich der Litteratur völlig zu widmen. Auch er habe in seiner Jugend geschrieben, größtenteils in fremden Sprachen, und man habe ja gemeint, daß seine Leistungen ein nicht ungewöhnliches Talent verraten hätten, — später habe diese Beschäftigung ja natürlich ernsteren Pflichten das Feld räumen müssen. Während er sprach, merkte ich, daß Fräulein Eva hin und wieder zu mir herüber sah. Mein Vater unterhielt sich sehr lebhaft mit ihr, und ich hatte das Gefühl, als spräche er von mir.

Nach Verlauf einer Weile sah der Landrat nach der Uhr, dann stand er schnell auf, — wir möchten ihn entschuldigen, er habe aber eine Sitzung und müsse sich beeilen. Wir erhoben uns, und er forderte uns auf, doch am Abend wiederzukommen, er habe einige gute Freunde gebeten, — kein großes Souper! Einige Familien vom Lande, der Oberst, der Doktor und ein wenig Jugend. Eva würde auch sicher entzückt sein, wenn wir ihnen das Vergnügen bereiten wollten!

Eva lächelte, machte eine bejahende Verneigung, sah meinen Vater freundlich an und warf dann mir einen langen, forschenden Blick zu.

„Es würde uns natürlich eine große Ehre sein," und damit gingen wir.

Als wir uns am Abend im Hause des Landrats einfanden, trafen wir dort eine große Gesellschaft versammelt. Alle Honoratioren des Städtchens und die ganze Nachbarschaft waren eingeladen. Der Landrat empfing uns sehr huldvoll, und im Saal stand Fräulein Eva in eifrigster Unterhaltung mit dem Obersten und dem alten Baron, dem das große Rittergut in der Nähe der Stadt gehörte. Sie sah unendlich liebreizend aus, in einem weißen Kleide mit einer dunkelroten Rose im Haar. Ich beobachtete sie aus der Entfernung und bemerkte, wie aufmerksam sie der Erzählung des korpulenten Obersten mit dem weißen Schnurrbart lauschte. Als ich auf sie zutrat, um sie zu begrüßen, neigte sie ihr Haupt mit der ganzen zuvorkommenden Liebenswürdigkeit einer Wirtin und setzte darauf ihre Unterhaltung mit dem Obersten fort. Ich ging hinter meinem Vater her durch alle Zimmer und ließ mich den verschiedenen Anwesenden vorstellen.

Eine jugendliche Gruppe in der geöffneten Gartenthür erregte meine Aufmerksamkeit. Dieselbe bestand aus zwei jungen Damen und drei Herren, die in munterem Gespräch begriffen waren.

„Die Töchter des Propstes," flüsterte mein Vater mir zu, „zwei reizende, junge Damen. Die kleinere, die beständig lacht, ist Fräulein Anna, die andere ist Fräulein Marie." Beide Schwestern waren blond, hatten rote Wangen und freundliche, blaue Augen; in ihrem Ausdruck, ihrem Teint und ihrer Toilette lag etwas so unbeschreiblich Reines, daß ich mich unwillkürlich zu ihnen hingezogen fühlte. Zwei der jungen Herren schienen Brüder zu sein. Mein Vater teilte mir mit, daß der eine Student sei, der andere Ingenieur; sie seien die Söhne eines Rentier Armström, der sich hier im Städtchen niedergelassen habe.

Konrad, der Student, war sehr blond, er hatte eine rote Gesichtsfarbe, weiße Augenbrauen und einen richtigen Flachskopf. Er sah mager und kränklich aus. Sein älterer Bruder Karl, der Ingenieur, war ebenfalls blond, doch war er ein ungewöhnlich schöner, junger Mann von kräftigem Wuchs und edlen, markierten Zügen. Der dritte der Herren war der Arzt des Städtchens, Dr. Blunk; er hatte glänzend schwarze Augen, schwarzes Haar und machte entschieden den Eindruck eines Südländers. Wenn er schwieg, biß er sich fortwährend auf die Unterlippe, und wenn er sprach, geschah es mit heiserer, flüsternder Stimme.

„Soll ich dich vorstellen?" fragte mein Vater.

„Ach nein, noch nicht," bat ich. Es amüsierte mich, die jungen Leute zu beobachten, und außerdem schienen sie alle so bekannt miteinander zu sein und sich so gut zu unterhalten, daß ich sie ungern stören wollte.

Plötzlich erklang Musik aus dem Nebenzimmer und alles strömte dorthin. Ich trat an die Saalthür und blickte hinein. Am Klavier saß ein junger Mann und spielte einen Walzer. Er war offenbar Pianist von Profession. Seine großen, runden Augen flogen ängstlich von den Noten zu den Tasten, mit ganzer Wucht trommelte er darauf los und hob die Finger in den Pausen so eilfertig auf, daß man glauben mußte, er verbrenne sich. Er hielt vorzüglich Takt und die Jungen wirbelten lustig durch den Saal.

Während ich so dastand und meine Beobachtungen machte, kam Fräulein Eva am Arm des Obersten an mir vorüber. Sie wandte sich zu mir und flüsterte in vertraulichem Tone: „Helfen Sie mir, bitte, heute Abend ein wenig. Es sind nicht genug Tänzer da, und es ist so unangenehm, wenn die Damen das merken. Sie müssen für dreie tanzen!" Dabei lächelte sie und nickte mir zu, als wolle sie sagen: „Es ist freilich langweilig für Sie, aber Sie thun mir schon den Gefallen!" Und dann gingen sie weiter.

Ich kann nicht beschreiben, welche Wirkung diese wenigen Worte auf mich ausübten. Sie hatte mich gebeten, ihr behülflich zu sein, und zwar in einem Tone, als wollten wir uns zusammenthun, um die anderen zu amüsieren — mir schwindelte vor Glück!

Sie, die wie eine Fürstin zwischen den anderen jungen Mädchen einherging, mit ihrem stillen, überlegenen Wesen, in einer Glorie von Schönheit und Eleganz, sie behandelte mich so vertraulich, sie hatte mich gebeten, ihr zu helfen! Ich glaube kaum, daß ein Knappe, der die Sporen verdienen will, sich mit größerem Eifer ins Gefecht stürzen kann, als ich mich in

den Strudel des Tanzes stürzte. Ich verneigte mich sofort vor einer kleinen, von der Natur sehr vernachlässigten Dame, die verlegen hinter der Thür saß, tanzte mit ihr, unterhielt sie auf so liebenswürdige Weise, daß sie auf den Gedanken kam, sie sei vielleicht ein verkanntes Genie, wenigstens versuchte sie Eindruck auf mich zu machen und mit mir zu kokettieren, was ihr durchaus nicht stand.

Als der Walzer vorbei war, ließ ich mich den Töchtern des Propstes vorstellen. Fräulein Anna war ganz entzückt, als ich ihr erzählte, daß ich ihren Bruder kenne, mit dem ich in Upsala zusammen studiert hatte. Fräulein Marie sah sanft und liebenswürdig aus und bat mich, sie zu besuchen und ihnen recht viel von „Friedrich" zu erzählen.

Während wir miteinander sprachen, kam Dr. Blunk. Er hielt die Hände auf dem Rücken, blinzelte mit den Augen und sagte: „Ah, Herr Felix, der Sohn des Bürgermeisters, nicht wahr?"

„Der bin ich!"

„Sie sind erst kürzlich hierher gekommen," flüsterte er, als sei dies ein Geheimnis, das er eigentlich nicht verraten dürfe.

„Ja, gestern."

„Und sind wahrscheinlich früher niemals hier gewesen?" Ja, das konnte er begreifen! „So eine kleine Stadt! Das Leben in einer Provinzialstadt" — und dabei sank die Stimme noch mehr herab — „ist auch nicht gerade allzu anziehend."

„Da haben Sie recht, und doch hat es auch seine guten Seiten!"

„Haben Sie den Landrat früher schon gekannt? — Nicht? auch nicht das gnädige Fräulein? Dabei strich er sein Kinn, und seine Augen schossen rote Funken, während sie unruhig hin und her rollten.

„Nein, ich kenne das gnädige Fräulein nicht," erwiderte ich, und triumphierend schlug mein Herz in der Brust. Ich kannte sie ja auch so gut wie gar nicht, aber trotzdem hatte sie mich um meine Mithülfe gebeten!

„Ich will Ihnen einen guten Rat geben," sagte er und führte mich in eine Fensternische. „Nehmen Sie sich vor Fräulein Eva in acht; sie ist eine gefährliche Dame!"

„In welcher Hinsicht?" fragte ich.

„Ach, Sie werden mich schon verstehen. — Ich meine natürlich nicht, daß sie ihre Mitmenschen vergiftet oder ihnen Fußangeln legt. Sie können wohl denken, daß ich das nicht damit sagen wollte. Aber sie treibt ihr Spiel mit allen, saugt ihren Opfern das Herzblut aus und wirft sie dann beiseite; sehr angenehm ist das gerade nicht!"

Ich wußte nicht recht, was ich darauf antworten sollte, deswegen erwiderte ich nur, daß ich die armen Opfer herzlich bedauere. Der Doktor zuckte die Achseln.

Im selben Augenblick ertönte die Musik von neuem, ich sah mich nach den Töchtern des Propstes um, aber die waren bereits engagiert und schwebten am Arm ihrer Tänzer dahin.

Mich des gegebenen Versprechens erinnernd, wollte ich mich eben nach einer Tänzerin umsehen, als die Musik plötzlich verstummte. Fräulein Eva nahm den Platz des jungen Musikanten ein, der sich bescheiden in eine Ecke zurückzog, und nun begann sie zu spielen.

Schon bei den ersten Akkorden hatte ich ein Gefühl, als bräche die Sonne aus den Wolken hervor. Und wie mir, so erging es auch den anderen. Alle blickten auf, alle Lippen lächelten. Es folgte ein Walzer, wie ich nie zuvor ähnliches gehört hatte. Ja, das war ein Tanz. Man fühlte, daß man jung war, daß die ganze Welt offen vor einem lag. Kummer und Sorge waren undenkbare Begriffe — und sterben konnte man nicht — man würde ewig leben. Welch wonniges Gefühl, so über Felder und blumige Wiesen dahinzutanzen, über grüne Wälder und glitzernde Wogen hinaus in die schöne Gotteswelt! Es war mir, als müsse ich hoch aufhüpfen vor lauter Freude. Und doch tanzte ich nicht! Wie gebannt stand ich und blickte nach dem Klavier hinüber, an dem Fräulein Eva saß und den Kopf bald nach der einen, bald nach der anderen Seite wendend, zu den Tanzenden hinsah. Als sie zu spielen aufhörte, war ich ganz schwindlig. So etwas hatte ich noch nie gehört!

Alle klatschten Beifall, sie baten um mehr, und Fräulein Eva ging in das andere Zimmer, um ihre Noten zu holen. Als sie an mir vorüberkam, wagte ich sie zu fragen, ob sie selber denn nicht tanzen wolle, ob sie mir nicht die Ehre —

„Wie können Sie nur so etwas denken!" erwiderte sie. „Hier sind mindestens sechs Damen zu viel, und dann darf ich doch nicht meine Pflichten gegen die älteren Herrschaften versäumen!"

Jetzt spielte sie eine Française. Es war eine bekannte Melodie, die ich unzählige Male gehört hatte, und doch klang sie mir ganz neu. Obwohl ich alle Touren durchtanzte, lauschte ich nur der Musik. Es war mir, als sei es unmöglich, nach einem solchen Spiel die Française so plump und schwerfällig zu tanzen, wie wir das heutzutage thun. Die gemessene, zierliche Grazie unserer Vorfahren würde weit besser hierher gepaßt haben.

Als die Française beendet war, und Fräulein Eva mit den Noten in der Hand aufstand, trat der alte Oberst an sie heran. Er redete ihr zu — er überredete sie. Ich sah, wie er den verlegenen Jüngling aus seinem Versteck hervorwinkte, wie er ihn ans Klavier nötigte, dann Fräulein Eva ergriff und mit ihr davontanzen wollte.

„Aber meine Noten, Herr Oberst!" sagte sie schnell. „Ach, Herr Felix, würden Sie mir dieselben so lange halten?"

Sie reichte mir das Notenheft, und ich preßte es heftig zwischen den Händen, während ich sah, wie der bevorzugte Oberst mit der Gewandtheit eines jungen Dandys Fräulein Eva im Wirbel dahinführte.

„Ich danke schön!" sagte sie, als sie zum zweitenmal an mir vorüberkamen, aber mit überlegenem Lächeln tanzte der Oberst noch ein drittes und ein vie[rtes] Mal herum.

„Jetzt kann ich nicht mehr," sagt[e sie] sehr bestimmt und entwand sich sein[em] Arm. „Herr Felix, bitte, meine Note[n!"]

Ich sah, wie sie atmete und mit glü[hen]den Wangen in das Nebenzimmer g[ing], aber ich wagte nicht, ihr zu folgen.

Was sich weiter im Laufe des Abe[nds] zutrug, erinnere ich mich nicht genau; [es] wurde noch getanzt, und später das So[uper] im offenen Gartensaal und auf der Vera[nda] serviert.

Gegen zwölf Uhr verabschiedeten w[ir] uns. Der Himmel war rosenrot und in[...] Auch über die Anwesenden war nach d[er] Erregung des Tanzes eine gewisse R[uhe] gekommen. Als ich dem Landrat mei[ne] Verbeugung machte, stand Fräulein E[va] neben ihm. Ich dankte ihr für den schön[en] Abend, und sie antwortete: „Im Geg[en]teil, ich muß Ihnen danken, Sie hab[en] Ihre Sache wirklich gut gemacht."

Ich hatte anfangs gar keine Lust, [zu] Bette zu gehen, und als ich mich end[lich] gelegt hatte, konnte ich nicht schla[fen]. Stundenlang lag ich wach auf meine[m] Lager — schließlich fiel ich in einen u[n]ruhigen Schlaf. Im Traum sah ich Fr[äu]lein Eva über den Rasen dahinschwe[ben]. Sie flog leise im Kreise umher, die Ar[me] hatte sie ausgebreitet und die Schl[eppe] ihres weißen Kleides wallte hinter i[hr]. Dieselbe ward länger und länger — [es] waren die Nebelwolken, die sich in lan[gen] Streifen an ihr Kleid hängten und gl[eich] einer langen, ringelnden Schlange ü[ber] den Fluß dahinzogen. Dann versch[wand] sie, und nun kam der Doktor zum V[or]schein. Der sah mich so durchdring[end] mit seinen schwarzen Augen an und flü[sterte] mir zu: „Hüten Sie sich vor ihr! Hü[ten] Sie sich!" — Als ich erwachte, stand d[ie] Sonne bereits hoch am Himmel.

Nach den Regeln der Etikette mu[ßten] erst ein paar Tage vergehen, ehe ich d[em] Landrat meine Visite machen konnte; [es] geschah es aber, daß ich, als ich mich [ei]n[ige] Tage nach jener Gesellschaft am N[ach]mittage in unserem Garten aufhielt, aus d[em] unserer Nachbarn muntere Stimmen u[nd] fröhliches Gelächter vernahm. Ich bl[ickte] hinüber und erkannte zwischen den Bäu[men] helle Damentoiletten. Leise öffnete ich [das] Gitter und folgte der Richtung der Stimm[en].

In der Mitte des Gartens, in d[em] Schatten einiger Birken standen die bei[den] Töchter des Propstes Arm in Arm. Dur[ch] die grünen Blätter schien die Sonne [und] munter auf Fräulein Annas blondes Ha[ar]. Auf einer Bank stand Fräulein Eva [mit] einem langen Zweig in der Hand, de[n sie] vor sich hin hielt. Sie zählte: „Ei[ns], zwei, drei! Nun gib acht, Konrad!"

Konrad Armström, der mit sei[nem] Bruder und Dr. Blunk eine Strecke [von] den Damen entfernt stand, schickte sich [zum] Sprung an. Er kam glücklich hin[über], doch fiel er dabei auf das eine Knie.

„Hätte besser sein können!" ent[schied] Fräulein Eva, während Konrad den S[taub] mit der Hand abklopfte. „Jetzt du, Kar[l]

Der Ingenieur trat einen Schritt zurück, es wollte mir scheinen, als hebe Fräulein Eva den Zweig ein wenig höher. Dann nahm er einen Anlauf, sprang leicht und behende hinüber und stand fest auf seinen Beinen.

„Unübertrefflich, wie immer!“ sagte Fräulein Eva, während die anderen jungen Damen in die Hände klatschten.

„Nun Sie, Herr Doktor!“

Dr. Blunk war ganz bleich geworden. Er biß sich auf die Lippen und sah sehr erregt aus. Er nahm einen Anlauf, hielt an, ging wieder zurück, nahm abermals einen Anlauf und hielt von neuem an.

„Nun, wird's bald, Herr Doktor?“ fragte Fräulein Eva und bewegte den Zweig ein wenig.

„Jetzt halten Sie den Zweig absichtlich höher!“ rief der Doktor aus.

„Wie soll ich ihn denn halten? Ist es Ihnen so recht? Sie müssen sich aber nicht bis morgen früh bedenken!“

Der Doktor stand unentschlossen da und starrte den Zweig an, dann nahm er zum drittenmal einen Anlauf, sprang und — blieb mit dem einen Fuß hängen. Er streckte die Hände vor sich aus und fiel auf beide Kniee.

„Aber, Herr Doktor!“ sagte Fräulein Eva, ohne ihn anzusehen.

Er war dunkelrot geworden, und während er die Erde abklopfte, murmelte er vor sich hin: „Nicht alle verstehen sich auf solche Hundekunststücke!“

Im selben Augenblick entdeckte Fräulein Eva mich. „Aber nein, da kommt noch einer! Herr Felix, wollen Sie auch einmal Ihr Glück versuchen?“ und dabei schwang sie ihren Kommandostab.

„Nein, ich danke, ich habe kein Geschick im Hochspringen.“

„Aber Sie könnten es doch einmal versuchen?“ meinte sie und senkte den Zweig.

„Nein, ich weiß, daß ich es nicht kann. Wenn es sich um die Entfernung handelte, wäre ich schon mit dabei, hoch springen kann ich aber nicht.“

„Nun, wie Sie wollen,“ erwiderte Fräulein Eva, warf den Zweig ins Gras, sprang von der Bank herab und reichte mir die Hand.

Wir begrüßten einander, und ich merkte bald, daß diese kleine Gesellschaft daran gewöhnt war, viel miteinander zu verkehren. Herrn Armströms Garten lag nämlich an der anderen Seite von dem Grundstück des Landrats, und seine Söhne konnten durch ihre Pforte ebenso leicht in Fräulein Evas Bereich gelangen, wie ich durch die unsere.

Konrad, der stets bleich war und rotgeränderte Augen hatte, machte trotzdem einen angenehmen Eindruck. Er war so still und bescheiden, ermangelte nicht einer gewissen, männlichen Würde, vor der man trotz seiner Jugend Respekt haben mußte.

Der Ingenieur schien mir mit jedem Mal, da ich ihn sah, schöner. Selten hatte ich ein so offenes, freies Gesicht, eine so stattliche, wohlgebildete Figur gesehen. In seinem ganzen Wesen lag etwas so natürliches, gerades, daß es mir war, als habe ich ihn schon lange gekannt.

Der Doktor war noch immer so geheimnisvoll wie neulich; wenn er mir seine Bemerkungen zuflüsterte, fühlte ich eine unwiderstehliche Lust, ihn zu fragen, ob er an einem Lungenfehler leide, oder weswegen er denn nicht so sprechen könne, wie andere Menschen. Seine gedämpfte Redeweise verlieh allen seinen Aeußerungen etwas ungemein Wichtiges, und er zwang dadurch alle, mit denen er sprach, ihm ganz nahe zu kommen.

Fräulein Anna sah eben so fröhlich, blühend und zierlich aus wie neulich — ich mußte unwillkürlich denken, welche vorzügliche Hausfrau sie wohl mit der Zeit werden müsse.

Fräulein Marie dagegen schien mit ihren Gedanken in anderen Regionen zu sein. Sie sah oft zerstreut und melancholisch aus, sobald man sie aber anredete, hatte sie stets ein freundliches Lächeln.

Fräulein Eva trug ein langes, helles Gewand, in reichen Falten umgab der klare Stoff ihre schlanken, geschmeidigen Glieder. Wenn sie ging, bewegte sie den Kopf ganz leise, was ihrem Gang etwas eigenartig Wiegendes verlieh. Ihr Hut hing ihr an hellblauen Bändern in dem Nacken und das dichte, schwarze Haar fiel ihr tief in die Stirn.

„Es ist wohl eigentlich keine ganz passende Zeit, Visiten zu machen,“ sagte ich zu meiner Entschuldigung. „Würde ich dem Herrn Landrat wohl meine Aufwartung machen können?“

„Papa ist nicht zu Hause,“ erwiderte sie. „Er sieht es sehr gern, wenn ich die Visiten für ihn annehme.“

„Und dem gnädigen Fräulein ist es ein besonderes Vergnügen, Besuche zu empfangen, nicht wahr? Zuweilen läßt sie sich dann freilich auch verleugnen!“

„Ich weiß recht gut, daß Sie mich neulich im Garten gesehen hatten, — man ist aber nicht immer aufgelegt, Besuch zu empfangen,“ warf Eva hastig ein. „Zuweilen freilich würde man gern meilenweit gehen, um ein bekanntes Gesicht zu sehen, — wenigstens gewisse, bekannte Gesichter.“

Mir war es, als sähe sie bei diesen Worten flüchtig zu dem Ingenieur hinüber.

„Zu anderen Zeiten hingegen kann man seine besten Freunde selbst dahin wünschen, wo“ — sie hielt inne.

„Dürfte man wohl fragen, wohin das gnädige Fräulein die guten Freunde wünscht?“ fragte der Doktor intim.

„Nun, dahin, wo der Pfeffer wächst! Vielleicht wissen Sie, Herr Doktor, wo das Land liegt?“ erwiderte sie und lachte schelmisch dazu.

„Ich kann dem gnädigen Fräulein dies Gefühl nachempfinden,“ warf ich ein, „nur glaube ich, daß es gut ist, sich demselben nicht hinzugeben, man muß ja lernen, sich zu beherrschen.

„Ja, nicht wahr!“ sagte Fräulein Marie und warf mir einen dankbaren Blick zu.

„Ist das wirklich Ihr Ernst?“ fragte Fräulein Eva. Sie warf dabei den Kopf ein wenig zurück und sah mich an, als wollte sie sagen: „Was fällt dir ein!“

„Mein Wertester,“ sagte der Doktor und legte mir seine Hand auf die Schulter, „Sie empfehlen Fräulein Eva da eben eine Ware, die man vergeblich bei ihr sucht. Fräulein Eva und sich beherrschen! Diese Tugend hat sie sicher nie geübt! Wäre an sie das Verbot ergangen, nicht von der verbotenen Frucht zu essen, so hätte sie sich dieselbe wohl ohne Hilfe der Schlange zu verschaffen gewußt — und hätte der Apfel ihr gemundet, so bezweifle ich sehr, daß sie dem armen Adam davon abgegeben haben würde.“

Die Herren und Fräulein Anna lachten, Fräulein Marie schaute ernst darein, und Fräulein Eva versetzte: „Ich weiß nicht, wie Sie, Herr Doktor, da Sie mich doch so wenig kennen und Ihr anderen, die Ihr mich doch von klein auf gekannt, so unfreundlich sein könnt, über mich herzufallen und so häßlich von mir zu sprechen. Was versteht Ihr überhaupt davon?“ fügte sie nach einer Pause hinzu und warf den Kopf in den Nacken.

„Zuweilen, wenn ich nur freundlich aussehe, bin ich sterblich in den einen oder den anderen von Euch verliebt, und oft, wenn ich Euch nur ein wenig schlechter Laune zu sein scheine, bin ich so wütend, daß ich Euch am liebsten alle in den Fluß würfe!“

„Das sehen wir dir ganz gut an, Eva,“ versetzte Konrad. „Verzeihe, aber es ist ein großer Irrtum, wenn du glaubst, daß du dich beherrschen kannst, — das ist leider durchaus nicht deine Force!“

„Du hast ja nun aber einmal ein kleines Extraprivilegium bei deinen Freunden, du darfst dir mehr erlauben, wie andere Sterbliche,“ sagte Fräulein Marie und schlang ihren Arm um die Freundin.

„Ich will gar keine Privilegien haben,“ versetzte Eva und machte sich frei. „Ihr seid alle miteinander unfreundlich,“ und mit diesen Worten wandte sie sich um, eilte den Steig hinab bis an den Fluß und sprang in das kleine Boot, welches dort lag. Hier machte sie sich mit den Rudern zu schaffen, und als sie uns kommen sah, blickte sie auf und rief: „Herr Felix, können Sie rudern?“

Ich sprang zu ihr ins Boot.

„Achten Sie um Gotteswillen auf das Kommando des gnädigen Fräuleins, — sonst könnte es Ihnen schlecht ergehen,“ rief mir der Doktor nach.

Ich machte das Boot los und ergriff die Ruder. „Darf ich sie alle beide nehmen?“ fragte ich.

„Mit Vergnügen!“ antwortete sie, stand auf und setzte sich auf die Hinterbank des Bootes. Es war dasselbe kleine, grüne Fahrzeug, in dem ich Fräulein Eva am ersten Abend erblickt hatte. An der Brücke lag noch ein größeres, schwerfälligeres, in welchem Raum für mehrere Personen war. Die ersten Ruderschläge führten uns durch eine Menge Wasserrosen und Schilf; Fräu-

lein Eva warf aber nur einen gleichgültigen Blick auf die Blumen. Sie hatte die Füße auf einen im Boote liegenden Stein gesetzt und ihren dünnen Shawl fest um die Schultern gezogen.

Das leichte Boot schoß unter den Ruderschlägen pfeilschnell dahin, und bald hatten wir das freie Fahrwasser erreicht. Ein blühender Garten nach dem anderen glitt an uns vorüber, bis endlich grünende Wiesen und üppige Felder dieselben ablösten.

Fräulein Eva saß schweigend und lächelte still vor sich hin, während wir Schwalben gleich über die Wasserfläche dahinstrichen.

„Weswegen beeilen Sie sich eigentlich so sehr?“ fragte sie.

„Ich glaubte es sei die Absicht des gnädigen Fräuleins, sich so weit wie möglich von den Plagegeistern daheim zu entfernen!“

„Nun, das ist ja auch im Grunde nicht so übel, dann wollen wir aber auch gleich auf den See hinaus!“

Ich ruderte aus vollen Kräften und der Schweiß perlte mir von der Stirn.

„Sie können meinetwegen gern Ihren Rock abziehen, sonst wird es Ihnen nachher zu kalt,“ sagte Fräulein Eva.

Ich nahm das Anerbieten dankbar an und weiter ging's an den grünen Ufern entlang.

Jetzt kamen wir an einem großen Hause vorüber, das mitten in einem herrlichen Garten lag.

Unten an der Brücke standen einige Frauen, die Wäsche im Fluß spülten.

Sie hielten mit ihrer Beschäftigung inne und sahen zu uns herüber.

„Wer mag nur der Herr sein, der dort mit Fräulein Eva fortrudert?“ hörte ich die eine zu der anderen sagen.

Ob Eva es gehört? Sie tauchte ihre Hand in das von der Sonne erwärmte Wasser, wodurch neben der Furche, die das Boot zog, noch eine zweite, kleinere entstand.

Jetzt wurden die Ufer höher, und nachdem wir etwa eine halbe Stunde gerudert hatten, ergoß sich der Fluß in den See.

Dieser war anfangs nur schmal, dehnte sich aber bald nach allen Seiten hin aus und ward von hohen, bewaldeten Ufern begrenzt, die sich in einiger Entfernung einander wieder näherten. Im Hintergrunde zog sich eine hohe Bergkette hin.

In der Mitte des Sees lag ein mit Weiden bewachsener Werder, eine Unmenge weißer Steine schimmerte zu uns herüber und eine Schar weißer Möwen umkreiste denselben in raschem Fluge.

Tiefe Stille herrschte rings umher. Kein menschliches Wesen war zu erblicken. Im Schatten war das Wasser tiefschwarz, aber in der Sonne glitzerte und zitterte es wie flüssiges Gold. Es war sehr warm und ich zog die Ruder ein.

Am Ufer flötete eine Drossel — jetzt verstummten die klaren, vollen Töne, es war, als warte sie auf Antwort, als dieselbe aber ausblieb, begann sie von neuem.

„Wie schön es hier ist!“ sagte Fräulein Eva ganz leise, als fürchte sie, die Stille der Natur zu unterbrechen.

Großen Silberperlen gleich floßen die Tropfen von den Rudern herab und fielen auf die spiegelglatte Wasserfläche.

„Jetzt sollen Sie ein herrliches Stückchen Erde sehen,“ sagte sie und zeigte nach einer Anhöhe hinüber. Ich steuerte das Boot dahin.

Das Ufer war hier gleichsam von einem Wald von Schilf umgeben, das sich, als unser Boot dasselbe durchschnitt, raschelnd unter den Wellen bog, um ebenso schnell wieder hervorzutauchen. Die Landung war ein wenig beschwerlich, da das Wasser hier sehr niedrig war. Plötzlich saßen wir zwischen zwei Steinen fest; ich sprang hinaus und reichte Fräulein Eva die Hand. Sie stützte sich leicht auf meinen Arm, nahm ihr Kleid auf und setzte ihren kleinen Fuß, den schmalsten, feinsten, den ich je gesehen, vorsichtig auf einen der großen Steine. Dann machte sie noch einen Schritt, blieb aber, den Finger auf den Mund legend, plötzlich stehen.

„Pst!“ sagte sie. „Hörten Sie wohl? War das dieselbe Drossel von vorhin?“

Ganz in unserer Nähe erklang eine klare Vogelstimme. Konnte die Drossel von der anderen Seite herübergeflogen sein? — Nein, jetzt hörten wir deutlich, wie dieselbe auf dem jenseitigen Ufer ihre Triller schlug, und dann antwortete wieder die Stimme über uns.

„Sie muß hier sein — kommen Sie!“ sagte sie und sprang leichtfüßig den Abhang hinan, vorsichtig drang sie durch das Buschwerk vor, ich folgte ihr. Jetzt schwieg der Vogel, aber nach einer kleinen Weile erklangen die Töne von neuem, ein wenig weiter landeinwärts. Fräulein Eva folgte der Stimme, so eilig und behende aufwärts steigend, als gälte es, den Vogel zu fangen, dessen Gesang immer von einer anderen Seite zu kommen schien.

„Ach was, mir kann es ja schließlich einerlei sein,“ sagte sie endlich, als wir oben angelangt waren. „Hier bleibe ich liegen,“ und damit warf sie sich ins Gras.

Es war auch ein einladendes hübsches Plätzchen.

In der Mitte standen einige hohe Fichten, von kleineren Tannen, Wacholderbüschen, Vogelbeerbäumchen und jungen Birken umgeben. Die Erde war fußhoch mit weichem Moos bedeckt, und wenn man herabsah, blitzte der See zwischen den Bäumen heraus, und durch eine Lichtung hatte man den herrlichsten Fernblick auf die Ufer und Höhenzüge, die in der sonnigen Sommerwärme blauten.

Es war so warm und geschützt hier wie in einem Treibhaus, der Duft des Wacholders und der Tannen schlug uns so plötzlich entgegen, als trüge der Wind ihn zu uns herüber, und doch regte sich kein Lüftchen.

Fräulein Eva hatte sich auf den Rücken ins Gras gelegt. Es sah aus, als sei sie vom Baume herabgeglitten und dann gleich in dieser bequemen Stellung lieg… blieben.

Ich stand in einiger Entfernun… ihr und versuchte, mir den Schein zu … als sehe ich nicht nach ihr hin.

„Warum setzen Sie sich denn … Sind Sie bange vor den Ameisen?“

Ich setzte mich an den Abhang.

„Sehen Sie den Habicht dort … fragte sie nach einer Weile.

Ich folgte der von ihr bezeich… Richtung und erblickte den Habicht, … wie ein dunkler Punkt mit ausgebr… Flügeln in der hellen Luft flog, oder … mehr stand.

„Der hat nichts Gutes im Si… sagte sie. „Wessen armes Leben es … gilt? Aber schön muß es dort oben … So wie ein Tropfen in der freien … hängen zu können!“

Sie breitete beide Arme weit aus … starrte in die blaue Luft hinauf.

Der See blinkte und blitzte zu un… Füßen, der Wald sandte uns seinen … zigen Duft, und wir ruhten dort re… los, als lauschten wir mit angehalt… Atem jedem Seufzer von Glück oder … mut, der sich leise der Brust der … entrang.

Hin und wieder seufzte auch Eva … unhörbar, und dabei sah sie unendlich … lich aus.

Hoch oben in der Fichte hüpfte … Eichhorn munter hin und her. Es … neugierig zu uns herab und versch… dann zwischen den grünen Zweigen. … war sichtlich überrascht, hier, wo sonst … Pflanzen und Tiere ihr Reich hatten, … Menschenkinder zu entdecken.

Als wir so eine Weile stille a… hatten, sagte Fräulein Eva plötzlich:

„Was die zu Hause wohl nur … uns denken! Ich glaubte, sie würden … in dem großen Boote folgen.“

„Das gnädige Fräulein hat sie j… gnädig verabschiedet, da wagten sie es … nicht!“

„War ich wirklich unfreundlich?“ … sie und zupfte das Moos neben … Lager aus. „Das kann ich mir ei… nicht denken — ich halte ja so viel … ihnen allen!“

Ich wußte ihr nichts darauf zu er… dern, und Eva fuhr fort:

„Sie kennen meine Freunde noch … aber ich denke, Sie werden sie bald … lernen. Wir sind im Sommer … viel zusammen, und ich hoffe, Sie wer… an unserem Verkehr teilnehmen.“

Ich dankte durch eine Verneigung … sie fuhr fort:

„Die beiden jungen Mädchen, … und Anna, habe ich gekannt, so lang… hier wohnen. Damals war ich neun … wir sind nun bald neun lange Jahre … Sie können sich keinen Begriff davon … chen, welch liebe Mädchen das sind. … Propstin ist schwächlich, und Anna … ihrer Stelle für alles. Sie ist bald … bald unten, in der Küche wie im Gar… und immer ist sie fröhlich und freun… und hat Zeit zu allem möglichen.“

„Das muß ja eine wahre Perle sein!" warf ich ein.

„Ja, das ist sie auch, und doch übertrifft Marie sie fast noch. Sie ist die gute Fee des Hauses, sie glättet alle Falten und trocknet alle Thränen; — ja, sie ist unbeschreiblich gut — und keineswegs dumm!" fügte sie hinzu und wandte sich nach mir um. „Sie könnten auf den Gedanken kommen, denn die Herren glauben ja stets, daß so gute Mädchen dumm sein müssen; aber im Gegenteil; sie ist ungewöhnlich begabt. Sie liest Bücher, die andere Menschen — zu denen gehöre auch ich — nicht verstehen können."

„Dann sind das ein Paar ungewöhnliche junge Damen," fühlte ich mich verpflichtet zu bemerken. „Wenn die Herren ebenso vortrefflich sind, muß man ja dem gnädigen Fräulein zu diesem musterhaften Umgang Glück wünschen!"

„Ja, Konrad und Karl betrachte ich ganz wie meine Brüder! Auch sie kenne ich, so lange wir hier wohnen. Wenn ich munter und lustig bin, gibt es keinen angenehmeren Umgang wie Karl; er ist stets guter Laune und immer gesund, und dann ist er so lieb und gut gegen mich; er verzieht mich förmlich; leider ist er jetzt nur noch zeitweise zu Hause."

„Und Konrad? Der sieht so herzensgut aus," fragte ich.

„Ja, nicht wahr!" erwiderte sie eifrig. „Das ist der prächtigste, ernsthafteste Junge, den Sie sich nur denken können. Wenn ich schlechter Laune bin, oder wenn ich mich unpassend benommen habe, gehe ich zu ihm und klage ihm mein Leid, und er ist so verständig und klug, oft fast ein wenig zu strenge, aber ich kann mich immer darauf verlassen, daß sein Rat ein guter ist, und er stets Recht hat."

„Und der Doktor?" fragte ich.

„Ja, der Doktor!" erwiderte sie und biß auf einen Grashalm. „Wie finden Sie den?"

„Ich? — ich kenne ihn ja gar nicht!"

„Aber irgend einen Eindruck muß er doch auf Sie gemacht haben! Sie sind doch so — Sie haben doch so viel Phantasie! Mögen Sie ihn, oder mögen Sie ihn nicht?"

„Er hat bis jetzt durchaus keinen Eindruck auf mich gemacht. Das gnädige Fräulein muß nicht böse sein, wenn ich kein Urteil über ihn fälle, bevor ich ihn ein wenig näher kennen gelernt."

„Ja, so leicht lernt man ihn auch nicht kennen," sagte sie nachdenklich. „Er ist nicht eigentlich, was man liebenswürdig nennt; aber man muß ihn von einer anderen Seite sehen, im geselligen Verkehr kommen seine guten Eigenschaften nicht zum Vorschein. Er behandelte meinen Vater während einer sehr gefährlichen Krankheit, und da habe ich große Achtung vor ihm bekommen. Er weiß zu handeln und er richtet etwas aus in der Welt. Eine solche Unermüdlichkeit, eine solche Aufopferung und so viel Verstand findet man nicht so leicht beisammen. Er ist ein bedeutender Mann.

„Daran zweifle ich keineswegs", antwortete ich. Sie war sehr ernsthaft geworden und saß da, den Kopf in die Hand gestützt. Unbeweglich starrte sie vor sich hin. Wir schwiegen beide.

„Hallo!" erschallte es plötzlich vom See herauf. „E—va!"

„Eva! Eva!" wiederholte das Echo erst auf dem einen, dann auf dem anderen Ufer.

Und „Eva" tönte es nach einer kleinen Pause in weiter Ferne.

„Hallo", antwortete Fräulein Eva, so daß es laut über den See dahinschallte, und jetzt sahen wir das große Boot schnell auf uns zukommen. Da war Fräulein Annas hellblaues Kleid und Fräulein Mariens weißer Strohhut. Zwei Herren saßen an den Rudern. Sie sahen uns noch immer nicht und riefen deshalb noch einmal. Fräulein Eva antwortete von ihrem Versteck aus, aber ich machte ihr den Vorschlag, an den Rand des Abhanges zu gehen und uns zu zeigen.

„Es ist bereits spät, mein gnädiges Fräulein," fügte ich hinzu und sah nach der Uhr. „Sie trinken ja um acht Uhr Thee und jetzt ist es bald halb Acht."

„Wär's möglich," rief sie aus und sprang auf. Ehe ich ihr folgen konnte, war sie zum See hinab geeilt. Unsere Freunde im Boote erblickten uns jetzt und ruderten heran, aber das große Boot konnte nicht durch das Schilf dringen.

„Was denkst du eigentlich, Eva," rief Konrads Stimme vom Boote aus.

„Ich denke an nichts," lautete Evas Antwort.

„Das konnte ich merken," rief Konrad zurück.

„Dein Vater ist sicher längst zu Hause."

„Beeilen Sie sich, bitte, ein wenig," flüsterte sie mir zu. „Lassen Sie uns schnell einsteigen!"

Als wir das große Boot erreicht hatten, sagte der Ingenieur: „Wollen wir jetzt nicht mit den Plätzen tauschen, Herr Felix? Sie können auch immer ein wenig aufmerksam gegen die anderen Damen sein."

„Ja, thun Sie das!" sagte auch Eva. „Erzählen Sie denen da nur tüchtige Räubergeschichten von unserem Ausflug."

Ich mußte natürlich gehorchen, und während ich in das große Boot sprang, sah ich, wie Karl Fräulein Eva freundlich zunickte, sich setzte und die Ruder ergriff.

„Wo ist der Doktor geblieben?" fragte Fräulein Eva, als sie an uns vorüberkamen.

„Er hatte Krankenbesuche zu machen und konnte deswegen nicht mitkommen," versetzte Fräulein Anna.

Eva nickte uns zu, und das kleine Boot schoß pfeilschnell an uns vorüber.

Fräulein Anna wollte gern rudern, so übernahmen wir denn jeder ein Ruder, während Konrad und Fräulein Marie sich am anderen Ende des Bootes miteinander unterhielten.

Sie schienen ganz in ihr Gespräch vertieft, und als ich fragte, was für wichtige Dinge denn da verhandelt würden, lächelte Fräulein Marie nur und tauchte das Boukett, das sie in der Hand hielt, ins Wasser.

„Ach, wir behandelten hier eine sehr schwierige Frage," versetzte Konrad. „Wir sprachen über den ‚freien Willen' und sind uns darüber einig geworden, daß es einen solchen geben muß, doch können wir uns nicht ganz darüber verständigen."

Wir fingen alle an zu lachen, und Fräulein Anna rief: „Geben Sie acht, Herr Felix! Wir liegen gleich alle im Fluß!"

Als wir nach einer Weile beim Garten des Landrats anlangten, war das kleine Boot bereits festgemacht, und von den Insassen war niemand zu erblicken.

Wir befestigten auch unser Boot, ich trocknete den Schweiß von der Stirn und zog meinen Rock wieder an. Fräulein Anna war sehr erhitzt von der Anstrengung, doch ließ sie es sich nicht nehmen, alles im Boote wieder an Ort und Stelle zu legen.

Ans Land gestiegen, bemerkten wir, daß in der Veranda des Landrats Gäste waren, deswegen trennten wir uns und ein jeder ging in seinen Garten.

Als ich eben die Gitterthür hinter mir schließen wollte, erblickte ich Fräulein Eva, die aus dem Treibhaus kam und eine Melone in den Händen hielt.

„Wollen Sie denn gehen?" fragte sie und blieb stehen.

„Sie haben ja Besuch!"

„Ach, es ist nur der General und seine Frau," antwortete sie. „Sie könnten doch bleiben und mit uns Thee trinken!"

Ich erwiderte, daß ich nach Hause müsse. Ich habe meinen Vater den ganzen Tag kaum gesehen, und möchte ihn nicht mit dem Abendbrot warten lassen.

„Und nicht einmal **die** ist im stande, Sie zu verlocken?" sagte sie und hielt die Melone in die Höhe.

„Nein, auch nicht einmal **die**, welche sie hält!" versetzte ich munter. „Mein Vater würde mich vermissen."

„Ach so! Sie haben Ihre Kinderschuhe noch nicht vertreten," sagte sie ein wenig höhnisch.

Ich antwortete nicht, sie aber reichte mir schnell die Hand:

„Sie haben Recht! Ihr Vater ist so viel allein, er wird sich freuen, wenn Sie kommen! Der schönste Teil des Tages liegt ja auch doch hinter uns," fügte sie leise hinzu.

Als ich Abschied von ihr genommen hatte und schon eine Strecke gegangen war, rief sie mir nach:

„Herr Felix! Grüßen Sie, bitte, Ihren Vater! Ich halte so viel von ihm!"

Eine ganze Reihe lichter, seliger Sommertage folgte nun. Die Sonne schien klar und hell vom Morgen bis zum Abend, sogar die Nächte waren von durchsichtiger Klarheit, und der Himmel schien nur auf die erste Morgenröte zu warten, um in seinem ganzen Glanz zu erstrahlen. Es war eigentlich immer windstill, nur hin und wieder brachte uns eine erfrischende Brise Kühlung.

Von Zeit zu Zeit sammelten sich schwere Wolkenmassen, und ein heftiges Gewitter entlud sich, — es war, als wenn der Himmel all das Glück nicht ertragen könne. Sobald er aber sein Herz erleichert hatte, lächelte er auch wieder in seiner ganzen göttlichen Klarheit.

Die jungen Menschen, mit denen ich plötzlich in so nahe Berührung gekommen war, lebten täglich in bester Eintracht und Vertraulichkeit miteinander. Der Garten des Landrats bildete unseren gewöhnlichen Sammelplatz, doch suchten wir einander auch in unseren eigenen Wohnungen auf. Armströms hatten einen herrlichen, großen Garten; doch mußte man dort den alten vergrätzten Herrn Armström mit in den Kauf nehmen, einen Greis, der mit seinen kleinen, roten Augen, seinem großen, zahnlosen Mund und dem vertrockneten, runzeligen Gesicht wie eine Karikatur seines Sohnes Konrad aussah.

Er war ein despotischer, alter Mann, und wenn er in seinem geblümten alten Schlafrock in der Gartenthür erschien, wußten wir, daß ein Unwetter in der Luft schwebte. Er behandelte seine beiden erwachsenen Söhne wie die reinen Schuljungen und machte fortwährend Bemerkungen über alles, was sie vornahmen.

Wohl erzeigten sie ihm die größte, kindliche Ehrfurcht, doch ward ihnen stets leicht ums Herz, sobald sie die väterliche Gartenthür hinter sich geschlossen und das nachbarliche Terrain erreicht hatten.

Bei dem Propst waren wir alle hin und wieder zum Thee. Fräulein Anna entsprach völlig der von ihr gemachten Beschreibung; sie war ein vorzügliches, liebenswürdiges Hausmütterchen. Es war alles so zierlich und gemütlich.

Im Garten grünte und sproßte es, selbst bei der größten Hitze standen die Blumen frisch und üppig, und die Veranda war mit den schönsten Blattpflanzen geschmückt. Mochte man Anna als Wirtin am Theetisch oder mit einer Handarbeit beschäftigt sehen, stets lag eine liebenswürdige Tüchtigkeit über ihrem Thun ausgebreitet, und wohin das Auge schweifte, erblickte man die Resultate ihres Schaffens.

Die Mutter war eine zarte Erscheinung, still und schüchtern; sie errötete bei jedem Worte, welches sie sagte, und dankte mit fast peinlich berührender Höflichkeit für einen Besuch oder jede andere unbedeutende Aufmerksamkeit.

Der Vater war ein sehr beredter Mann; er hielt es für seine Pflicht, die Unterhaltung stets im Fluß zu halten, und er ließ sich regelmäßig, wenn ich mich im Garten einfand, um mit der Jugend zusammen zu sein, in ein längeres Gespräch mit mir ein.

Fräulein Marie war und blieb für mich die Perle der Familie. Sie war ein kleines, denkendes Wesen und verstand es, auf die natürlichste, liebenswürdigste Weise ein ernstes Gespräch anzuknüpfen, dazu kam ihre unermüdliche Freundlichkeit und ihr Wohlwollen für alle ihre Mitmenschen. Ihre selbstlose Liebenswürdigkeit hatte etwas Rührendes für mich, — merkte man ihr doch an, daß sie im Grunde oft recht trübe gestimmt war und das Leben ziemlich schwer nahm.

Wäre nicht eine andere dagewesen, neben welcher alle Herrlichkeit dieser Welt in den Schatten trat, so hätte ich vielleicht einen Bund fürs Leben mit dem lieben Mädchen geschlossen. — —

Am wohlsten fühlten wir uns sämtlich stets in dem Garten des Landrats, und es verging kaum ein Tag, an dem wir nicht mindestens einmal dort zusammentrafen. Der Landrat war, wenn zugegen, der höflichste, liebenswürdigste Wirt, sowohl für die älteren Gäste, die er mit der ganzen Gewandtheit eines Weltmannes unterhielt, wie für uns Junge, denen er völlige Freiheit gestattete.

Wenn Besuch dort war, und das war häufig der Fall, legte er Beschlag auf Eva; er wünschte, daß sie sich in den Pflichten einer Wirtin üben möge, aber im übrigen konnte sie thun und lassen, was sie wollte.

Ich hörte ihn einmal zu meinem Vater sagen: „Seit die Erziehung meiner Tochter beendet ist, halte ich es nicht für notwendig, eine fremde Dame im Hause zu haben, die als Wirtin den Platz meiner seligen Frau einnimmt. So eine Stellung hat ihre großen Schwierigkeiten. Meine Tochter ist sich ihrer Würde vollkommen bewußt und ich glaube, ich kann mit gutem Recht sagen, daß sie eine ganz scharmante, kleine Wirtin ist. Was ihren Umgang mit den jungen Herren betrifft, so sind das Freunde aus der Kinderzeit, und ich kann mich vollkommen auf den Takt meiner Tochter verlassen. Deswegen sind auch der Doktor und Ihr Herr Sohn jederzeit bei uns willkommen."

Die einzige, sogenannte Ehrenwache, die Fräulein Eva hatte, war eine alte Dame, die Lehrerin bei ihrer Mutter gewesen und jetzt ihren Lebensabend im Hause des Landrats verbrachte. Sie saß gewöhnlich mit ihrem Buch oder ihrer Handarbeit im Gartenzimmer und hatte eine Art Oberaufsicht über Eva. Da sie jedoch sehr ängstlich jeden Luftzug mied und sich am liebsten fest in ihren weißen, wollenen Shawl hüllte, — selbst bei der stärksten Hitze, so reichte diese Oberaufsicht nicht viel weiter als bis zur Gartenthür, und Fräulein Eva hielt sich nun einmal mit Vorliebe im Freien auf.

Indessen schien das Verhältnis zwischen den beiden ein außerordentlich gutes zu sein. Eva machte sich viel mit ihr zu schaffen und achtete stets darauf, daß ihr die nötige Ehrfurcht erwiesen wurde; nie verließ sie das Haus auf längere Zeit, ohne sich mit einem Kuß von dem alten Fräulein Busch verabschiedet zu haben, ohne ihr einen Schemel unter die Füße zu schieben und zu fragen, ob sie nicht irgend welche Wünsche habe.

Es war eine sehr stille, aber sehr liebenswürdige, alte Dame; mit ihrem weißen Haar und den kleinen, hellblauen Augen sah sie stets so munter und vergnügt aus, und obwohl sie selber nicht viel spr[...] nahm sie doch sichtlich lebhaften Ant[eil an] unserer Unterhaltung.

Ich weiß nicht, weswegen sie [...] vom ersten Abend, als wir uns [...] eine so besondere Vorliebe für mich [...] Sie, die sonst so wenig sprach, zog [...] Shawl fester um die Schultern und [...] durch das ganze Zimmer, nur um [...] ein paar freundliche Worte zu [...] Oder auch sie kam mit irgend einem [...] nal, deren sie unzählige durchstudierte, [...] mich zu und bat leise: „Herr Felix, [...] Sie wohl einen Augenblick Zeit für [...] Hier ist ein so sehr interessanter [...] aber es wird mir so schwer, den[...] völlig zu verstehen. Ich bin nur ein [...] richtes Frauenzimmer!"

Wenn am Abend getanzt wurde, [...] ich stets einen Augenblick, um mich zu [...] in die Ecke zu setzen und mit ihr zu pl[au]dern. Bei solchen Gelegenheiten trug [...] eine feine, mit weißseidenen Bändern [...] zierte Haube, das Strickzeug war [...] beiseite gelegt. Sie vergötterte Eva [...] sagte oft im Vertrauen zu mir, daß [...] mand eine Ahnung von all dem [...] was in dem Mädchen stecke. „Aber [...] setzt ja eine Ehre darein, es zu verber[gen] und entzückend ist sie ja stets, was sie [...] auch beginnt, — meinen Sie nicht [...] Herr Felix?"

Was man in der Stadt über un[seren] ungenierten Verkehr sagte, war mir eb[enso] unbekannt wie gleichgültig. Das [...] steht fest: Wer einmal in Fräulein E[vas] Zauberkreis gelangt war, machte sicher [...] Bemerkungen mehr.

Am Vormittage mußte man sich anstandshalber den Schein geben, [...] studiere man ein wenig, — für mich [...] stand das freilich meistens nur darin, [...] ich mich auf den Rücken in die [...] legte und plötzlich mit meinem Buch [...] dem Gesicht erwachte.

Die Damen hatten am Morgen [...] häuslichen Beschäftigungen, der Inge[nieur] arbeitete, und der Doktor besuchte [...] Patienten, aber am Nachmittag ver[sam]melten wir uns dann im Garten des L[and]rats. Die Herren rauchten, Fräulein A[nna] hatte ihre Handarbeit mitgebracht, währ[end] Fräulein Marie im Schatten saß und [...] ruhte und Fräulein Eva Bouketts [...] in der Schaukel saß, oder auf dem [...] im Gras lag.

Der Doktor brachte zuweilen ein [...] mit, er las ungewöhnlich gut vor, be[son]ders dramatische Sachen. Da leg[te er] ganz den affektierten, flüsternden Ton [...] und trug mit viel Ausdruck und Gefühl [...]

Wenn es kühler wurde, gingen [...] gewöhnlich auf die Veranda, Fräulein [...] ging ins Haus, setzte sich ans Kla[vier] und spielte bei offenen Fenstern.

Während die Sonne langsam sank [...] alle Rosen dufteten, saßen wir da drau[ßen] und lauschten.

Der Doktor verstand viel von [...] d. h. er wußte ganz genau, wann [...] einzelne Pianist gelebt hatte, wo er [...] boren war, und was er geschrieben [...]

„Und doch hat er nicht mehr Musik in sich, wie ich in meinem kleinen Finger," sagte Fräulein Eva zu mir.

Zu ihm sagte sie das aber nicht. Wenn er mit seinen Bemerkungen an sie heran trat, schwieg sie nur und schloß das Klavier.

Zuweilen geschah es auch, daß Fräulein Eva nicht erschien, wenn wir im Garten waren, oder, daß sie uns gleich wieder verließ.

„Heute ist sie nicht in guter Laune," flüsterte mir dann der Ingenieur zu und bald lernte ich es selbst erkennen an dem eigentümlich abwesenden Blick und dem feinen, bestimmten Zug um ihren Mund, den sie so fest schloß, als sei sie eine Statue.

„Sprechen Sie nicht mit ihr," sagte Fräulein Marie. „Das ist das richtigste."

Sie pflegte dann auf und ab zu gehen, hier ein Blatt, dort einen Zweig von den Bäumen zu pflücken. Jedesmal, wenn sie sich umwendete, entfernte sie sich weiter von uns, bis sie dann plötzlich verschwunden war.

Ich entsinne mich so deutlich eines Tages mitten im Sommer. Es war drückend warm gewesen. Der Landrat war nicht zu Hause, wir saßen vor der Veranda, jeder in einem bequemen Gartenstuhl.

Fräulein Eva hatte fast eine ganze Stunde Klavier gespielt. Es klang wie stürmische Wogen, die ans Ufer rollten und wieder zurückschlugen mit demselben einförmigen Schlag, der sich nicht zur Ruhe legen will.

Plötzlich, bei einem heftigen Donnerschlag hielt sie inne. Ein zweiter folgte, und dann brach der Regen los. Wie eine dichte, undurchdringliche Wand standen die Wolken über den Bäumen vor uns.

Fräulein Eva trat in ihrem Regenmantel heraus.

„Ich glaube, es regnet?" sagte sie, zog die Kapuze über den Kopf und lief in den Garten hinab.

„Sie wird ja ganz naß," rief Fräulein Marie.

„Mit ihren dünnen Schuhen!"

„Sie kommt schon zurück," meinte Anna, die sich so hingestellt hatte, daß ihr die Regentropfen in das erhitzte Gesicht schlugen.

Aber sie kam nicht wieder. Als eine Viertelstunde verstrichen war, sagte Karl:

„Felix, gehen Sie, bitte, hinaus und sehen Sie sich nach ihr um!"

„Warum gerade ich?" fragte ich.

„Ja, gerade Sie!" erwiderte er und gab mir einen Schlag auf die Schulter; „So, nun gehen Sie nur!"

Jetzt erschien auch Fräulein Busch in der Verandathür und sagte: „Ach, lieber Herr Felix, versuchen Sie doch, das Mädchen zur Vernunft zu bringen; was kann sie nur in dem Regen da draußen wollen?"

Ich begab mich hinaus. Erst zum Flusse hinab. Dort war sie nicht; dann auf die andere Seite des Hauses, aber auch dort suchte ich sie vergebens. Schließlich ging ich durch den Armströmschen Garten auf eine kleine Wiese, welche diesen von dem Terrain des Propstes trennte. Dort befand sich eine Anhöhe mit einer Flaggenstange, und ich wußte, daß sich Eva mit Vorliebe hier aufhielt.

Hier stand sie auch wirklich, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen, in dem strömenden Regen.

„Gnädiges Fräulein," sagte ich, nachdem ich sie erreicht hatte, „wollen Sie nicht nach Hause kommen? Es regnet ja so sehr."

„Das weiß ich," antwortete sie nur.

Ich sah sie an und erschrak förmlich über den finsteren Ausdruck in ihrem Gesicht.

„Sind Sie krank, Fräulein Eva?" fragte ich, „oder haben Sie Kummer? Verzeihen Sie, aber es ist sicher nicht vernünftig von Ihnen, sich einem solchen Regenguß auszusetzen. Ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet, daß Sie die Einsamkeit aufsuchen müssen?"

„Mir fehlt nichts," erwiderte sie seufzend, „aber ich kann diesen ewigen Sonnenschein nicht ertragen! Ich mußte hinaus; ich mußte einmal den Regen auf mich herabströmen lassen!"

„Weiter hat es also nichts auf sich," sagte ich erleichtert. „Dann thun Sie mir nun den Gefallen und kehren Sie mit mir um!"

„Nein," antwortete sie, „ich will nicht nach Hause! Ich will keinem Menschen einen Gefallen thun! Wozu auch?" fügte sie mit blitzenden Augen hinzu!

„Thun Sie's nur!" sagte ich ganz ruhig und reichte ihr die Hand. „Kommen Sie nur mit, ehe Sie ganz durchnäßt sind."

„Lassen Sie mich in Frieden," versetzte sie und wandte mir den Rücken. „Ich will allein sein! Ihr seid mir alle miteinander so langweilig!"

Mir blieb nichts anderes übrig, als ihr eine Verbeugung zu machen und meiner Wege zu gehen. Gott weiß, es ward mir sehr schwer!

Als ich in den Garten kam, fielen die letzten, schweren Regentropfen und goldig brach die Sonne aus den Wolken hervor.

„Nun, Sie sind wohl schön angekommen!" rief mir der Doktor aus der Veranda entgegen.

„Das gnädige Fräulein wünscht, daß wir allesamt verschwinden. Wir langweilen sie, sagt sie."

Obgleich ich mich bemühte, einen scherzhaften Ton anzuschlagen, fühlte ich doch, wie sich meine Kehle zusammenschnürte.

Sehr erstaunt war ich deshalb, als alle in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

„Jetzt gehe ich erst recht nicht!" sagte der Ingenieur und lehnte sich gemütlich in seinen Stuhl zurück. „Der Herr Landrat hat uns aufgefordert, zum Thee zu bleiben, und er muß bald zurückkommen."

„Arme, kleine Eva!" sagte Marie. „Laßt sie nur ein wenig in Ruhe, dann besinnt sie sich schnell wieder."

„Nun," flüsterte mir der Doktor zu, „jetzt haben Sie Gelegenheit, Fräulein Eva genauer kennen zu lernen!"

Bei dieser Gelegenheit ward es mir so recht klar, in welch nahem Verhältnis die jungen Leute zu einander standen.

Sie unterhielten sich ungeniert weiter, und als Eva nach einer Weile durch den Garten kam und schweigend ins Haus ging, thaten sie, als bemerkten sie sie nicht; sie ließen sich nicht in ihrem Gespräch stören, während sie ihre Füße auf der Binsenmatte abputzte.

Es währte eine geraume Zeit, ehe wir etwas von ihr hörten, da erklangen plötzlich drinnen die Töne des Klaviers, leise und wehmütig — es war, als wollte das Herz sich Trost zusprechen.

Die Sonne stand jetzt dicht über dem Horizont, der Himmel erglühte purpurn in ihren Abschiedsstrahlen. Die Schwalben huschten fröhlich zwitschernd über den Rasen dahin, und in langen, durchsichtigen Schwärmen tanzten die Mücken.

Ich saß neben dem Ingenieur unter dem geöffneten Fenster, aus welchem die Töne zu uns herausdrangen.

„Sie sehen so nachdenklich aus, Felix," sagte er leise zu mir. „Fehlt Ihnen etwas?"

„Ach, ich denke über etwas nach, was der Doktor am ersten Abend meines Hierseins zu mir sagte. Es betrifft Fräulein Eva!"

„Etwas Gutes scheint es ja nicht zu sein," meinte er nach einer Weile. Er hatte sich vornüber gelehnt und blickte starr zu Boden.

„Ich will Ihnen etwas sagen," begann er endlich.

Ich rückte näher zu ihm heran, und er fuhr in gedämpftestem Tone fort: „Der Doktor ist ein gescheiter Mann, aber in dieser Sache benimmt er sich sehr thöricht. Er macht sich Hoffnungen und glaubt, daß es ihm auf irgend eine wunderbare Weise gelingen muß, Fräulein Evas Hand zu erringen. Es ist gar nicht zu fassen, wie einzelne Menschen so wenig Verstand haben können! Ich habe sie von klein auf gekannt und ich habe vom ersten Augenblick an gewußt, daß sie ein ganz anderes Wesen sei als wir alle miteinander. Es mag ja einmal ein Mann kommen, der gut genug für sie ist, aber mich soll's doch wundern, ob jemand den Mut hat, sie zu fragen.

Gegen mich ist sie stets unbeschreiblich gut und liebenswürdig gewesen, aber ich müßte ja von Sinnen sein, wenn ich auch nur einen Augenblick glauben wollte, daß sie eine andere als eine schwesterliche Zuneigung zu mir empfindet.

„Und hast du denn niemals daran gedacht, dich — —"

„Die Sterne, die begehrt man nicht — man freut sich ihrer Pracht!" erwiderte er.

Er war aufgestanden und sein schönes Antlitz strahlte, als spräche er von einem höheren Wesen.

Die Töne vom Zimmer her verstummten, und bald darauf trat Eva auf die Veranda hinaus. Sie war sehr still und blieb es auch, als der Landrat nach Hause zurückgekehrt war. Glücklicherweise war dieser sehr angeregt und hatte viel zu er-

zählen, so daß er ihr die Pflicht, ihre Gäste zu unterhalten, dadurch erleichterte. Es dunkelte bereits, als wir uns auf den Heimweg begaben. Ich hatte mich verabschiedet und war schon auf der Veranda, als Fräulein Eva mir nachrief: „Herr Felix!"

Schnell wandte ich mich um.

„Verzeihen Sie mir, bitte!" sagte sie und reichte mir die Hand.

Als ich am nächsten Nachmittag in den Garten des Landrats kam, saßen Fräulein Eva und Fräulein Marie allein unter dem großen Baum in der Mitte des Rasens.

Eva war damit beschäftigt, eine blaßrote Rose in den blonden Flechten ihrer Freundin zu befestigen. Als ich mich ihr näherte, reichte sie mir die freie Linke und nickte mir auf das freundlichste zu.

„Sie sind mir doch nicht mehr böse," sagte sie und sah so kindlich und reuevoll zu mir auf, daß es mir fast unmöglich war, zu glauben, daß dies dieselbe zürnende Nymphe war, die mir gestern im Gewitter so zornesblitzende Blicke zugeworfen.

„Ich weiß recht gut, daß ich gestern sehr häßlich gewesen," sagte sie und fuhr in ihrer Beschäftigung fort. „Aber ich bin nun einmal kein so artiges, kleines Mädchen, wie dies liebe, sanfte Wesen hier. Sie hat oft genug Grund, böse auf mich zu sein, und doch ist sie stets gleich gut und freundlich." Und dabei beugte sie sich zu Marie herab und küßte sie mehrmals.

„Sehen Sie doch nur, wie entzückend diese Blumen ihr stehen!" fuhr sie fort und drehte Mariens Kopf leise zu mir um.

„Aber Eva!" flüsterte die andere und suchte sich frei zu machen.

„Nein, sieh du nur ruhig auf!" sagte Eva und bog ihren Kopf in die Höhe. „Wie schön die blaßroten Rosen und die blanken, dunklen Blätter in ihrem hellen Haar aussehen! Und diese kleine Ranke hier im Nacken, die ist doch entzückend!"

Marie war dunkelrot geworden, sie schlug die Augen noch immer nieder, als sie aber plötzlich zu Eva aufsah, standen helle Thränen in denselben.

Eva wandte sich hastig ab und ordnete die Blumen, welche neben ihr lagen. Es sah aus, als wollte Marie in Thränen ausbrechen, etwas, was ich bis dahin nie an ihr bemerkt. Sie stand hastig auf, bückte sich nach ihrem Hut und fuhr mehrmals mit dem Taschentuch über die Augen. Gleich darauf ging sie.

Eva stand da und sah ihr nach.

„Ob Sie wohl eine Ahnung davon haben, welch liebes Mädchen sie ist!" fragte sie mich.

„Ja, das weiß ich," erwiderte ich.

„Warum verloben Sie sich denn nicht mit ihr?" und dabei sah sie mich forschend an.

„Darüber habe ich wirklich noch nicht nachgedacht!"

„Ja, das ist ja gerade das Wunderbare, daß Sie noch nie darüber nachgedacht haben! Männer denken stets dann am wenigsten, wenn sie es am allermeisten thun sollten! Sie übersehen ein Mädchen wie Marie und gehen hin und verlieben sich in oberflächliche, blendende Schönheiten, mit denen sie nie glücklich werden können. Ist es Ihnen denn nicht möglich, Marie zu heiraten?"

„Ich glaube kaum," antwortete ich.

„Und warum denn nicht?"

Mein Herz schlug so heftig, daß es mir war, als müsse sie es sehen.

„Einen bestimmten Grund dafür kann ich nicht angeben!"

„Und sie liebt Sie doch so sehr!" sagte Eva und sah ganz traurig aus.

„Das ist sicher ein Irrtum!"

„Haben Sie es denn nicht selber bemerkt? Warum hätte sie denn sonst geweint? Sie ist gar nicht eitel."

„Aber blöde," versetzte ich.

Eva nickte mehrmals nachdenklich mit dem Kopfe. „Wollen Sie sich die Sache nicht einmal überlegen?" fragte sie endlich.

„Nein, ich will lieber gar nicht mehr daran denken," erwiderte ich.

In demselben Augenblick erschien Konrad und unser Gespräch stockte. Er sah uns fragend an, und als wir noch immer schwiegen, wurde er verstimmt. Es war mir mit dem besten Willen nicht möglich, sofort eine gleichgültige Unterhaltung zu beginnen. Ich war noch zu erregt von dem Zwang, den ich mir hatte auferlegen müssen, um nicht durch Wort oder Blick zu verraten, was in mir vorging. Wie konnte sie mir auch nur eine andere vorschlagen, mich wiederholt bitten, an eine andere zu denken!

Als ich am Abend auf meinem Zimmer saß, klopfte es, und auf mein „Herein" erschien Konrad.

Er begrüßte mich flüchtig und blätterte dann in den Büchern, die auf meinem Tische lagen; ich merkte ihm an, daß er etwas auf dem Herzen habe, doch las ich ruhig weiter und wartete, bis er anfangen würde.

Plötzlich blickte er auf.

„Felix," sagte er, „haben Sie ihr Jawort?"

„Wessen Jawort?" fragte ich ganz erstaunt, und das Buch entfiel meiner Hand.

„Nun, es kann doch nur die Rede von einer Einzigen sein! Warum schwiegt Ihr denn so plötzlich, als ich in den Garten trat?"

„Ach so — Sie meinen Fräulein Eva! Wir sprachen über etwas, was nicht gut ein Dritter hören konnte."

„Ja, das kann ich mir denken!" rief er aus. „Sie liebt Sie ja!" und er barg das Antlitz in den Händen.

„Sind Sie von Sinnen, Konrad?" fragte ich und versuchte seine Hände zu entfernen. „Sie bat mich ja gerade, Fräulein Marie zu heiraten!"

„Das schadet nichts, das schadet nichts!" jammerte er. „Ich weiß es, ich sehe es ja, daß sie Sie liebt. Und ich habe ja stets gewußt, daß einmal dieser Tag kommen würde, daß ich ihn überleben müsse, und jetzt, wo er da ist, scheint es mir ein Ding der Unmöglichkeit, weiter zu leben," und er bedeckte von neuem sein Gesicht mit den Händen.

„Hören Sie einmal, Konrad," begann ich ganz ruhig; mir war dabei zu Mute, als sei mein ganzes Innere erstarrt. „Wenn sie überhaupt jemanden von uns liebt, sind Sie der Bevorzugte. Sie hat mir selber erzählt, daß sie ein unbegrenztes Vertrauen zu Ihnen hat, und das sehe ich ja täglich. Sie folgt Ihrem Rat ja, als ob Sie ihr Lehrer oder ein älterer Bruder ..."

„Ja, das ist es ja gerade! Das ist ja das Verzweifelte bei der Sache. Ich bin für sie ein Magister, ein Pedant, ein langweiliger, alter Schulmeister, auf den sie Rücksicht nehmen muß. Gerade das unbegrenzte Vertrauen ist mir ein Beweis, wie unmöglich ihr der Gedanke erscheint, mich jemals zu lieben. Wenn sie mich liebte, würde sie befangener mir gegenüber sein! Ach, ich habe es ja immer gewußt, und doch ist es so schwer zu ertragen!"

Ich setzte mich neben ihn und redete ihm zu. Wir blieben bis spät in die Nacht bei einander. Ich versuchte ihn zu trösten, obgleich ich selber recht trostbedürftig war. Hatte ich doch auch nicht mehr Hoffnung für mich als wie für ihn!

Er schüttete mir sein ganzes Herz aus; er erzählte mir, wie er schon als Knabe keinen anderen Gedanken gehabt als sie, wie er gearbeitet habe, um ihrer wert zu werden, wie er an einem freundlichen Wort von ihr tagelang gezehrt.

„Meine Mutter habe ich nicht gekannt, und für meinen Vater habe ich stets mehr Furcht als Liebe empfunden," sagte er. „Alles Glück, welches mir je zu teil wurde, ging von ihr aus!"

Ich fühlte, daß ich sein Vertrauen vergelten müsse, aber es war mir unmöglich. Ihr Bild in meinem Herzen war gleichsam von einer Mauer von blanken Schwertern umgeben, hinter welche niemand gelangen konnte.

Die Tage gingen dahin, und obwohl im geheimen jeder sein Leid zu tragen hatte, so lebten wir doch nach außen hin unser fröhliches Leben miteinander weiter. Ich hatte keine Ahnung von dem, was Eva eigentlich dachte. Nie sprach sie über das, was in ihrem Inneren vorging, nur durch die Musik verstand ich sie. Ich lernte es, all den Stimmungen zu lauschen, die sich in ihrem Spiel widerspiegelten, und von fern, in atemloser Spannung folgte ich dem Kampf ihrer Seele, der seufzenden Sorge, dem triumphierenden Jubel — es war mir, als lernte ich sie durch die Sprache der Töne erst eigentlich kennen, als vertraue sie denselben Dinge an, für die sie nie Worte gefunden haben würde.

Sie sah es gern, daß ich ihr zuhörte, so saß ich denn oft vor dem offenen Fenster, durch das sich ein Strom von Tönen ergoß, bald wie Tropfen eines brausenden Wasserfalles, bald wie ein Blutstrom aus einer Todeswunde.

Wir waren nach wie vor täglich zusammen, und das einzige, was mich störte, waren die Anspielungen meines Vaters über meine Verliebtheit; — er sprach nie von mir, wenn er Fräulein Eva sah und nährte augenscheinlich die Hoffnung, daß seine kühnsten Träume in Erfüllung gehen würden.

Die Zeit meiner Abreise rückte allmählich heran, und mit Schrecken dachte ich daran, daß bald Tage kommen würden, an denen ich sie nicht mehr sehen sollte; aber ich schob diese trüben Gedanken weit von mir, die Tage der Gegenwart waren zu schön, zu inhaltreich — ich versuchte zu vergessen, daß dieser Sommer je ein Ende haben könne.

Es war am 20. August — der Tag steht so klar vor mir, als sei es gestern gewesen. Bei dem Landrat sollte zu Ehren einer alten Dame, die dort zu Besuch war, eine große Gesellschaft stattfinden.

Am Morgen des Tages kam ich in den Garten und traf dort Eva und den Doktor. Sie band einen Kranz aus bunten Blumen und frischem Grün; er saß neben ihr, fast allzunahe, wie es mir scheinen wollte, und flüsterte ihr seine Bemerkungen mit seiner heiseren Stimme zu.

Als ich eintrat, stand er auf und sagte: „Jetzt räume ich einem Würdigeren das Feld. Uebrigens,“ und er sah nach der Uhr, „ist es auch Zeit, daß ich gehe. Um zwölf Uhr soll ich einem alten Mann das Bein amputieren.“

„Wie schrecklich!“ sagte Fräulein Eva.

„Im Gegenteil, mein gnädiges Fräulein, ich erzeige ihm ja einen Liebesdienst, indem ich ihn von seinem kranken Bein befreie!“

Es entstand ein Pause.

„Ich wollte eigentlich bleiben, bis der Kranz beendet ist, aber das wird mir doch zu spät. Wozu ist derselbe denn bestimmt?“ fragte er und hob das eine Ende des Kranzes mit zwei Fingern in die Höhe.

„Einen bestimmten Zweck hat er nicht,“ antwortete Eva und sah ihr Machwerk an. „Ich mag so gern Blumen, und ich denke, wir finden schon einen Platz, an dem er sich gut ausnimmt.“

„Ja, dann empfehle ich mich,“ sagte der Doktor. „Ich denke mir, der Alte wartet sehnsüchtig auf mich.“

Er verschwand durch die Gitterthür und Fräulein Eva saß eine ganze Weile schweigend da und sah ihm nach.

„Den Mann glaubte ich einmal zu lieben,“ sagte sie endlich. „Er ist aber kein guter Mensch.“

„Hat die Art und Weise, wie er von seinem Patienten sprach, Sie verletzt?“ fragte ich.

„Er kann sich für nichts erwärmen und begeistern,“ erwiderte sie. „Auch nicht für das Böse. Er ist ein eisiger Charakter, er kennt weder den Rausch des Entzückens noch die Angst der Verzweiflung; er ist sich selbst genug, für ihn dreht sich alles um seine eigene Person! — — Leben Sie wohl, Herr Felix! Auf Wiedersehen heute abend!“ Und damit stand sie auf und ging ins Haus.

An jenem Abend tanzte Fräulein Eva, und sie tanzte mit mir. Sie war so heiter und glücklich, wie ich sie nie zuvor gesehen.

Alle ihre Freunde erhielten einen Tanz, Karl, sowie Konrad, sogar den Doktor beglückte sie mit einem kurzen Walzer.

Der Landrat hatte mich gebeten, eine meiner Dichtungen, von welcher mein Vater ihm erzählt hatte, vorzulesen. Es war ein längeres Gedicht und schien mir seines ernsten Inhalts wegen eigentlich nicht recht zum Vorlesen geeignet; ich fürchtete, es würde zu sehr mit der Munterkeit des Tanzabends in Mißklang stehen; aber es half nichts. Ich hatte mein Versprechen gegeben, und als der Champagner zu fließen begann, trat der Landrat an mich heran und sagte:

„Ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie sich dort in die Mittelthür stellen und uns Ihre Dichtung mitteilen wollten.“

Dann bat er die Gäste um Gehör. Ich mußte mich fügen, nahm das Papier, stellte mich in die Thür und begann.

Im Anfang bebte meine Stimme ein wenig; es war das erste Mal, daß ich in Evas Gegenwart eine meiner eigenen Schöpfungen vorlas. Allmählich überwand ich jedoch meine Scheu, ich wurde wärmer, der Stoff regte mich an. Es war der Ausdruck von Gedanken, die mich einstmals bewegt, ich fühlte, obwohl ich die Sache wie alles, was einer entschwundenen Zeitperiode angehört, jetzt ruhiger auffaßte, daß Wahrheit in der Dichtung lag. Als ich dieselbe geschrieben, war ich noch sehr jung gewesen, hatte aber doch eine sehr richtige, instinktmäßige Auffassung von manchem gehabt, wie sie der Jugend eigen ist, und zu der der reifere Mann erst durch Erfahrung gelangt.

Um mich her ward es stille. Ich fühlte, daß man lauschte und aufmerksam lauschte.

Als ich geendet, brach die Gesellschaft in lauten Beifall aus, und der Landrat, sowie einzelne der Anwesenden kamen zu mir und stießen mit mir an. Das alte Fräulein Busch weinte, so daß ihr die Thränen von den Wangen herabliefen. Sie schüttelte mir die Hand und sagte nur: „Ach, Herr Felix!“ Dann weinte sie weiter.

Ich fühlte, daß Fräulein Evas Auge auf mir ruhte, und als ich aufschaute, begegneten sich unsere Blicke. Sie sah mich strahlend, voller Bewunderung an. Es war, als sähe sie mich zum ersten Male und könne nicht begreifen, wer ich sei.

Sie näherte sich mir und berührte mein Champagnerglas leicht mit dem ihren, während sie ihr Haupt fast unmerklich neigte. Noch einmal schaute sie mir mit demselben aufmerksam spähenden Blick in die Augen, dann kehrte sie an ihren Platz zurück.

Als das Fest beendet und ich zu Hause angelangt war, konnte ich mich gar nicht entschließen, zu Bette zu gehen. Draußen über dem Garten lag der herrlichste Mondschein, und leise schlich ich mich hinaus. Alles um mich her hatte das klare, stille Gepräge einer mondenleuchteten Herbstnacht.

Kein Blatt rührte sich, kein Laut ließ sich hören. An dem sternklaren Himmel stand die silberne Scheibe des Vollmondes.

Als ich die Gitterthür, die zu dem Garten des Landrats führte, erreicht hatte, gab ich meinem brennenden Verlangen nach, ich öffnete dieselbe und ging hinüber.

Es war mir, als sei ich ihr da drinnen näher, und mich sah ja niemand.

In dem schmalen Steig zwischen den hohen Büschen, der in tiefem Schatten lag, schien sich etwas zu bewegen; ich streckte die Hand aus und berührte etwas Lebendes. Ein gedämpfter Schrei erfolgte.

„Fräulein Eva! Sind Sie es!“

„Ja, und Sie, Herr Felix! Weswegen sind Sie noch so spät in der Nacht hier drüben?“

„Das weiß ich selber nicht! Die Nacht war so schön und verlockend, — aber Sie?“

Es schien mir, als nähmen unsere Stimmen in der klaren Herbstluft einen eigentümlich deutlichen Klang an, deswegen dämpfte ich die meine unwillkürlich.

„Es war so warm, so drückend da drinnen,“ sagte sie. „Da ging ich hinaus. Und nun bin ich hier auf und ab gewandert und habe über das nachgedacht, was Sie uns heute abend vorgelesen.“

Ihre Stimme zitterte wie die Mondstrahlen da draußen auf dem Wasser.

„Felix,“ sagte sie plötzlich leise und reichte mir die Hand.

Ich ergriff dieselbe und drückte einen glühenden Kuß darauf. Dann zog ich Eva in meine Arme.

Sie sah zu mir auf. Ihre Augen standen voller Thränen. Plötzlich schlang sie beide Arme um meinen Hals und sagte: „Felix, ich liebe Sie!“

Wäre der Mond plötzlich vom Himmel gefallen, so hätte mich das nicht mehr in Erstaunen setzen können als das Geschehene, und doch wieder schien es mir die natürlichste Sache von der Welt. Ja, wir hatten einander immer geliebt, wir waren für einander geschaffen!

Ich wollte reden, aber es war mir unmöglich. Ich beugte mich zu ihr hinab und küßte ihren Mund, ihre Augen, ihr Haar.

„Ist es wirklich wahr?“ fragte ich endlich. Sie lehnte sich nur inniger an meine Brust.

„Gute Nacht!“ flüsterte sie; „wir sehen uns ja bald wieder; es ist nicht mehr lange hin bis zum Morgen.“ Man hatte vom Hause her nach ihr gerufen und sie eilte von dannen.

Alles um mich her war noch ebenso still und feierlich. Der Mond spiegelte seine klare Silberscheibe noch immer im Wasser und die hellen Sterne funkelten über meinem Haupte. Ich hätte glauben können, das Ganze sei ein Traum, — aber ein wonniges Gefühl unsagbaren Glückes durchströmte mich, ein Gefühl, für welches ich weder Thränen noch ein Lächeln hatte, das der Nacht glich, die mich umgab, klar und stille, von unzähligen Sternen erhellt.

Vor Sonnenaufgang kam ich heim und schlief fest und gesund. Als ich erwachte, sprang ich mit einem Freudenschrei auf. Am liebsten wäre ich gleich zu ihr geeilt und hätte sie in meine Arme geschlossen! Aber es fiel mir ein, daß wir Jungen aufgefordert waren, das Fest vom vorhergehenden Abend am Morgen fortzusetzen und uns zum Frühstück bei dem Landrat einzufinden. Das war ein Strich durch meine Rechnung!

Die Uhr war bereits halb zwölf, als

ich hinüberging. Auf dem großen Rasenplatz waren eine Menge Menschen versammelt. Eine lange gedeckte Tafel stand in der Mitte und Eva war an dem einen Ende derselben beschäftigt, Schokolade einzuschenken. Sie sah mich nicht an, sondern reichte mir nur die Hand und sagte: „Willkommen, Herr Felix! Wie immer der Letzte!"

Sie sah unverändert aus, nur glühten ein paar rote Flecken auf ihren bleichen Wangen. Sie war wie immer die aufmerksamste Wirtin.

Der Landrat dankte mir für meine Vorlesung: „Das muß ich sagen, lieber Herr Felix, Ihre Dichtung ist ungewöhnlich schön. Sie haben wirklich eine Belohnung verdient! Meine Damen! — Eva! — Ihr müßt euch etwas ausdenken, um Herrn Felix für den Sieg zu belohnen, den er gestern davongetragen. In früheren Zeiten empfing ein Ritter stets seinen Lohn aus der Hand einer Dame. Fällt euch denn nichts ein?"

„Ich glaube, er hat seine Belohnung bekommen," sagte Eva und warf mir einen flüchtigen Blick zu. „Hat er doch gesehen, welche Freude er dir und uns allen bereitet hat."

„Ja, das ist alles recht gut, aber ich meine doch, Fräulein Marie!" — — Da half kein Sträuben, Fräulein Marie mußte einen Eichenzweig von dem nächsten Baum pflücken und mir denselben um den Hut winden.

„Und nun aufs Knie nieder, mein Herr!" sagte der Landrat zu mir.

Ich blickte Eva an, die aber war eifrig an dem Frühstückstische beschäftigt.

„Ich glaube gar, Sie besinnen sich noch! Nein, unsere jungen Herrn heutzutage sind eigentümlich geartet. Aufs Knie mit Ihnen, auf beide Knie, wenn ich bitten darf, und dann küssen Sie hübsch artig die Hand der schönen Dame. So, Fräulein Marie, nun setzen Sie ihm nur den Hut auf."

Wir machten uns beide so schnell wie möglich davon ab, und ich konnte deutlich merken, welche Mühe es Fräulein Marie kostete, heiter dabei auszusehen.

Der Vormittag verlief schnell inmitten aller dieser Menschen und nur einmal gelang es mir, Eva im Vorübergehen zuzuflüstern: „Sehen wir uns heute noch?"

„Sei um 7 Uhr im Garten unter den Birken," antwortete sie. „Dann werde ich allein sein."

Als ich mich am Abend zur bestimmten Stunde einfand, war sie noch nicht dort. Ein schrecklicher Gedanke überkam mich, ich fürchtete, daß sie überhaupt nicht kommen würde, daß alles, was am gestrigen Abend zwischen uns geschehen, nur ein flüchtiger Einfall gewesen, eine Laune, die in der Mittagssonne verdunstet.

Ich hatte aber erst wenige Minuten gewartet, als ich sie schon in der Ferne erblickte.

Sie lief sehr schnell, hatte dunkelrote Wangen und fiel mir gleich um den Hals.

„Wir haben nicht lange Zeit!" sagte sie. „Wir hatten bis jetzt Besuch und ich muß gleich wieder zurück."

Ich umarmte sie innig, sie aber riß sich los, trat einen Schritt zurück und sah mich an.

„Ich muß dich einmal ordentlich anschauen!" sagte sie. „Du bist heute schöner als je zuvor. Weißt du wohl selber, wie schön du bist?"

Ich lächelte und sie fuhr fort:

„Ja, lache nur! ich mag dich am liebsten, wenn du lachst; dann siehst du aus wie eitel Sonnenschein! und doch, wenn du ernst bist, gefällst du mir fast noch besser! Welch hohe Stirn du hast! Wie viele Gedanken Platz in derselben finden! Nein, das mußt du nicht thun! Dein Haar darfst du nicht so aus der Stirn streichen. Dein schönes Haar soll frei und ungewunden fallen, wie es dir gewachsen!"

„Aber du, Eva?"

„Von mir mußt du nicht reden! Nur ansehen sollst du mich! Welch herrliche Augen du hast!"

Sie hatte den einen Arm um mich geschlungen und blickte zu mir auf.

„Ich könnte immer und immer in deine Augen schauen bis in alle Ewigkeit," und dabei küßte sie mich.

„Wie kam es eigentlich, daß du mich liebtest. Ist es schon lange her?" fragte ich sie.

„Ich glaube, es wurde mir erst gestern klar, wie sehr ich dich von Anfang an geliebt," erwiderte sie. „Ich entsinne mich jedes Worts, das du zu mir gesagt, seit wir einander kennen gelernt."

„Und du wirst meiner nicht gleich wieder überdrüssig werden?"

Als einzige Antwort schlug sie mich leicht auf die Wange, dann küßte sie meine Hand.

Noch einige kurze Minuten, und sie mußte wieder von dannen.

Wir sahen einander stets nur flüchtig, es bot sich niemals eine Gelegenheit zum Alleinsein. Eva wollte nicht, daß ich schon jetzt mit ihrem Vater spräche.

„Er wird schwerlich seine Einwilligung geben," sagte sie, „und wir können ja bis zu deiner Abreise warten. Während dieser kurzen Wochen, die uns noch vergönnt sind, wollen wir unser Glück ungetrübt genießen. Und wenn du erst fort bist, gewinnt er Zeit, sich zu bedenken und ich, ihn zu unseren gunsten zu stimmen, und wir können ja warten, oder glaubst du, daß du des Wartens müde werden wirst?"

Also setzten wir unser Zusammenleben mit den anderen fort, und es lag ein eigenartiger Reiz darin, so mit unserem süßen Geheimnis weiter zu leben.

Wir konnten einander viel mit den gleichgültigsten Worten sagen, und legten in die geringfügigsten Dinge eine Bedeutung, die nur wir allein verstanden. Warf sie mir nur einen freundlichen Blick, ein Lächeln zu, fühlte ich nur ihren leisen Handdruck, wenn ich ihr ins Boot half, flüsterte sie mir nur im Vorübergehen ein Liebeswort zu, so war ich im siebenten Himmel!

Und dann vertraute sie mir ihre G[illegible] danken mehr denn je durch die Musik.

Wenn sie ans Klavier ging, sagte [illegible] leise zu mir: „Jetzt spiele ich für dich." Und während sie spielte, drückten ihre Au[illegible] dasselbe aus. Ich hörte aus den Tö[illegible] deutlich das Bekenntnis ihrer Liebe h[illegible] aus, hörte, wie glücklich sie war.

Wir waren fest überzeugt, daß niem[illegible] von den anderen eine Ahnung von unsere[illegible] Verhältnisse hatte, aber vielleicht irr[illegible] wir darin. Mir fiel es wenigstens au[illegible] daß das alte Fräulein Busch oft da[illegible] und uns mit seligem Lächeln anschaute[illegible] als durchlebe sie noch einmal längst [illegible] schwundene, glückliche Tage.

Eines Tages, als Eva und ich al[illegible] auf der Veranda saßen, kam Karl dur[illegible] den Garten auf uns zu. Er sah un[illegible] wöhnlich ernsthaft, fast feierlich aus, u[illegible] nachdem er neben uns Platz genomm[illegible] begann er:

„Ich wollte dich in einer wichti[illegible] Sache um Rat fragen, Eva! Ja, Si[illegible] können es gerne hören, Felix," fügte e[illegible] zu mir gewandt hinzu.

„Du weißt, Eva, daß ich eine A[illegible] stellung erhalten, eine recht gute Anst[illegible] lung, die ich bald antreten werde. I[illegible] bin also in der Lage, mich zu verheirat[illegible] allzu große Ansprüche darf ich natürl[illegible] nicht machen."

„Und?" fragte Eva und sah ihn v[illegible] wundert an.

„Ja, und deswegen beabsichtige i[illegible] mich mit Anna zu verloben, ich de[illegible] falls Anna mich haben will, warten w[illegible] nicht lange mit der Hochzeit. Nun is[illegible] mir aber so eigentümlich ums Herz, [illegible] möchte gern wissen, wie du darüber denk[illegible]

„Wie ich darüber denke!" rief E[illegible] aus. „Nichts auf der ganzen Welt kon[illegible] mich mehr erfreuen!"

„Also bist du mit mir zufrieden, E[illegible] Glaubst du wohl, daß ich ein guter Ma[illegible] für sie sein werde?"

„Du!" sagte sie und ergriff seine b[illegible] den Hände. „Du bist ja der beste Man[illegible] auf der ganzen Welt!"

Er lächelte melancholisch und küßte i[illegible] beiden Hände, erst die eine, dann die and[illegible]

„Bist du recht von Herzen glückl[illegible] Karl?" fragte sie.

„Ich glaube, daß ich es sein werde[illegible] erwiderte er.

Von dem Tage an hielt sich Ka[illegible] hauptsächlich in dem Garten des Pro[illegible] auf, Marie blieb nun auch mehr zu Ha[illegible] und wenn Konrad kam und mich mit i[illegible] nen traurigen Augen anblickte, ahnte i[illegible] daß er wohl wisse, wie sich die Sa[illegible] verhielten.

Ich versuchte, mich für die Thätigk[illegible] des Doktors zu interessieren, aber m[illegible] Interesse kam wohl reichlich spät, wen[illegible] stens nahm er dasselbe sehr spitz auf [illegible] sagte eines Tages zu mir: „Man so[illegible] fast glauben, daß Sie daran denken, [illegible] zu verheiraten und aus dem Grunde [illegible] andere Karriere einschlagen wollen, wa[illegible] es Ihnen ermöglicht, vor Ihrem fünfzig[illegible] Lebensjahre eine Familie zu ernähren.

Auch er zog sich mehr zurück. Aber es kamen neue Menschen, die unsere kleine Welt bevölkerten.

Im September veranstalteten einige reisende Künstler ein Konzert in dem Städtchen. Zwischen ihnen befand sich ein Violinist, der aus der französischen Schweiz gebürtig und von ungewöhnlicher Begabung war. Es war ein wahrer Genuß, ihn spielen zu hören. Eva befand sich in einer förmlichen Ekstase; so etwas Schönes meinte sie noch nie gehört zu haben, und sie veranlaßte ihren Vater gleich am ersten Abend, den Künstler einzuladen. Da seine Gesellschaft sich gerade auflöste, überredete Eva ihn, noch einige Tage ihr Gast zu sein und mit ihr zu musizieren.

Ich war zugegen, als sie zum erstenmale zusammen spielten. Er war ein großer, schlanker Mann mit dichtem, hellbraunem Haar und Bart und großen, strahlenden schwarzen Augen. Vielleicht war er etwas zu groß, doch sah er gut aus, wenn er am Klavier saß, und seine Hände waren auffallend weiß und schön geformt.

Eva ging ganz in ihrer Musik auf; als sie sich an das Instrument setzte, sah sie nicht wie sonst zu mir herüber.

Sie spielten aber auch meisterhaft zusammen. Obwohl sie einander kaum kannten, war ihre Auffassung so übereinstimmend, so vollendet musikalisch, daß man hätte glauben sollen, sie haben jahrelang miteinander gespielt.

Wie mit einer Hand griffen sie den ersten schweren Akkord; in derselben Sekunde setzten sie die Pausen ein. Das ganze machte einen so abgerundeten, großartigen Eindruck, daß es klang, als haben sie das Tonstück in demselben Augenblick erschaffen.

Als das erste Allegro beendet war, sah ich, wie verwundert der Franzose war, aber er war zu sehr mit der Musik beschäftigt, um etwas zu sagen. Er nickte ihr nur vergnügt zu und zeigte, ehe sie weiterspielten, mit dem Bogen auf ein paar Takte in dem zweiten Satze. Erst als das Stück zu Ende, machte er seinem Herzen Luft. Er küßte ihre Hand und, als sie ihm dankte, erwiderte er, daß er allein zu danken habe. Noch niemals sei ihm jemand begegnet, der den Komponisten so übereinstimmend mit ihm auffaßte, wie sie.

Er ergoß sich in einem wahren Wortschwall und fragte den Landrat, ob er wohl wisse, welche „éminente artiste“ seine Tochter sei.

Es blieb natürlich nicht bei dem einen Stück. Sie spielten den ganzen Vormittag und schienen alles um sich her zu vergessen. In den nächsten Tagen war ein Musizieren ohne Ende. Wenn ich auch kommen mochte, stets saßen sie am Klavier. Er spielte ihr vor oder sie ihm Es war ein ewiges Einstudieren von Fugen und Sonaten eine ununterbrochene Unterhaltung von Dur und Moll, Dissonanzen, Tonarten u. s. w., so daß mir Aermstem ganz wirr dabei zu Mute ward. Zum Ueberfluß redeten sie französisch miteinander, eine Sprache, in der Eva völlig zu Hause, die mir aber ziemlich ungeläufig war.

Ich hatte stets große Freude an Musik gehabt, dies ward mir aber doch fast zu viel. In acht Tagen war mein Aufenthalt zu Ende und ich hatte nicht viel Aussicht, Eva während dieser Zeit allein zu sehen.

Unsere Rendezvous am Abend wurden kürzer und kürzer, oft fand sich Eva überhaupt nicht mehr ein. Der Franzose folgte ihr auf Schritt und Tritt, und sie schien das sehr gern zu sehen.

Er war im Grunde ein gutmütiger, ungewöhnlich kindlicher, beinahe kindischer Mensch; sein größtes Vergnügen bestand darin, Aepfel und Birnen zu essen und in der Schaukel zu sitzen. Er machte Eva sehr stark die Kour und sagte ihr die gröbsten Schmeicheleien ins Gesicht. Ich bin fest überzeugt, von einem Landsmann würde sie es unverschämt gefunden haben; was aber er, der Ausländer, that, war nach Aussage des Landrats und der Damen alles so „naiv“, so „amüsant“, so „reizend“.

Wenn ich Eva allein traf und mich über diese neue Intimität beklagte, erwiderte sie: „Gönnst du es mir denn nicht, diese kurze Zeit Musik zu treiben? Du hast mich ja dein ganzes lebenlang, und dies währt ja nur acht kurze Tage“; und dann war sie wieder so herzlich, so bezaubernd wie früher. Aber immer kürzer wurde die Zeit, die sie für mich hatte, und ich konnte meinen Unmut darüber nicht mehr verbergen.

Schließlich waren es nur noch ein paar Tage bis zu meiner Abreise. Eva hatte mir versprochen, noch einen langen Spaziergang mit mir zu machen. Wir wollten ganz allein gehen und ernstlich erwägen, wie wir dem Landrat am besten die verhängnisvolle Mitteilung machen könnten. Um sechs Uhr sollte ich Eva abholen. Es hatte geregnet, doch jetzt schien die Sonne wieder, und die Luft war still und milde.

Als ich zur verabredeten Zeit kam, saß Eva wie gewöhnlich mit dem Franzosen am Klavier.

Sie nickte mir zu und bat mich, Platz zu nehmen. Ich folgte ihrer Aufforderung und hörte ihrem Spiel eine Weile zu, in der Hoffnung, daß sie bald aufhören würden. Aber es verging eine halbe, — eine ganze Stunde. Ich fühlte, wie das Blut in meinen Adern kochte. Ich ergriff meinen Hut und stand ziemlich unsanft auf, um hinauszugehen. Fräulein Busch, die in einiger Entfernung von mir saß und mir hin und wieder ängstliche Blicke zugeworfen hatte, fragte: „Was ist Ihnen nur, Herr Felix? Sind Sie nicht wohl?“

„Ich bin vollkommen wohl, verehrtes Fräulein,“ erwiderte ich und ging hinaus.

Ich begab mich in den Garten und ging auf unserem gewöhnlichen Platz unter den Birken auf und ab. Meine Gedanken waren wirr, mein Herz schlug hörbar und die Wangen brannten mir. Ich wußte, daß, wenn ich mich jetzt nicht beherrschte, ich ihr heftige Worte sagen würde, sobald sie kam, — d. h. wenn sie überhaupt kam.

Ja, schließlich kam sie wirklich. Sie ging langsam, zu langsam, wie es mir schien. Ich bemerkte die Wolke auf ihrer Stirn. Sie kaute an einem Strohhalm und hatte den Blick zu Boden gesenkt. Die Augenbrauen waren zusammengezogen, und als sie meiner ansichtig ward, blickte sie schnell beiseite.

„Ich mußte lange auf dich warten,“ sagte ich so ruhig, wie es mir nur möglich war.

„Ich konnte nicht gut früher,“ erwiderte sie ebenso ruhig. „Es ist nicht leicht für mich, abzukommen!“

„Ich sollte doch glauben, du fändest Zeit für alles, was du wolltest, und mir scheint, du verbringst reichlich viel von deiner kostbaren Zeit zusammen mit diesem Menschen!“

Sie lächelte.

„Worüber lachst du eigentlich?“ fragte ich, und meine Stimme zitterte vor innerer Erregung.

„Mir fiel nur ein, daß er genau dasselbe von dir sagte.“

„Und das fandest du wohl sehr amüsant?“

„Und warum denn nicht?“

„Eva,“ rief ich aus, „weswegen quälst du mich so!“

„Ich?“ fragte sie ganz verwundert. „Was in aller Welt habe ich dir denn gethan?“

„Du weißt, daß wir nicht lange mehr bei einander sind. Liegt dir denn so wenig daran, mit mir zusammen zu sein? Du solltest doch den Franzosen etwas weniger berücksichtigen, und die Zeit, die du mit ihm verbringst, ein wenig beschränken!“

„Du bist wohl gar eifersüchtig, Felix?“

„Nenne es, wie du willst, wenn du dir aber die Sache überlegst, wirst du einsehen, daß ich nicht zu viel von dir verlange, daß ich gewissermaßen ein Recht dazu habe.“

„Jetzt fängst du an, mir zu befehlen!“ sagte sie und warf mir einen hastigen Blick zu. „Man sollte glauben, du seiest ein alter, vergrätzter Ehemann und nicht ein junger Verlobter!“

„Eva!“ rief ich aus. Mir war, als habe sie mich ins Herz gestochen. „So darfst du nicht mit mir sprechen. Du weißt, was du mir bist, und daß nur die glühendste Liebe zu dir aus mir spricht. Ich muß dich die kurze Zeit, die uns noch vergönnt ist, ganz für mich haben! Versprich mir, daß du den anderen sich selbst überlassen willst.“

„Das kann ich dir nicht versprechen!“ erwiderte sie. „Was müßte er wohl von mir denken, wenn ich ihn, der doch immerhin Gast in unserem Hause ist, so vernachlässigen wollte. Wer sollte sich seiner dann wohl annehmen, während mein Vater fort ist?“

„Laß ihn denken, was er will,“ sagte ich. „Wir scheiden bald voneinander, und dann kannst du ja so viel mit ihm und mit allen anderen zusammen sein, wie du nur Lust hast. Genüge ich dir denn so wenig, daß du immer noch anderer bedarfst, um dich befriedigt zu fühlen?“

„Ich bin so glücklich, endlich jemanden

gefunden zu haben, mit dem ich musizieren kann," antwortete sie. „Das kommt nicht oft vor, und ich meine, das solltest du doch verstehen!"

„Nein, so wie du die Sache betreibst, ist es mir völlig unverständlich!"

„Dann würde es wohl verlorne Mühe sein, wenn ich es dir erklären wollte!" erwiderte sie kurz.

„Du willst mir also nicht versprechen, dich meinem Wunsche zu fügen?"

„Wenn du der Ansicht bist, daß es sich für mich nicht schickt, mit einem anderen zu reden, daß ich kein Interesse für irgend etwas in der Welt haben darf, — dann will ich dir nur gleich sagen, daß ich mich nie deinen Wünschen fügen werde," versetzte sie. „Du solltest dich schämen, so häßlich zu sein und uns so die letzten Tage zu verderben, — und noch dazu ohne allen Grund. Ich habe nicht geglaubt, daß du ein solcher Despot bist!"

„Eva!" sagte ich, und nun riß mir die Geduld.

„Eva, du sollst mich um Verzeihung bitten! Solche Worte zu mir zu sagen! Mich einen alten, vergrätzten Ehemann, einen Despoten zu nennen! Nur weil ich dich die letzten Tage für mich allein haben will. Beeile dich, Eva, sonst ist es mit uns vorbei."

„Ich soll dich um Verzeihung bitten?" sagte sie und warf den Kopf in den Nacken. „Du hast allen Grund, dich bei mir zu entschuldigen! Du sollst mir versprechen, daß du nie wieder eifersüchtig, nie wieder so absonderlich sein willst, wie eben!"

Ich kämpfte einen harten Kampf, aber es war mir nicht möglich, mich zu überwinden. Ich wollte einen Beweis ihrer wahren Liebe haben, ich wollte wissen, ob ich für sie wirklich alles in der Welt sei.

„Du willst also wirklich nicht anders werden?" fragte ich sie sanft und leise. „Denke doch daran, daß wir heute mit deinem Vater sprechen wollten, daß sich vor meiner Abreise noch so vieles entscheiden soll!"

„Es ist vielleicht das beste, daß wir überhaupt nicht mit ihm sprechen," antwortete sie. „Wenn du mir doch nicht einmal meine volle Freiheit geben willst, so ist es entschieden das richtigste."

„Was ist das richtigste?" fragte ich entsetzt.

„Daß wir beide einen Strich über die ganze Sache machen." Ihre Stimme klang so ruhig und tonlos dabei, daß es mich bis ins Innerste durchschauerte.

„Ist das wirklich deine Meinung?" fragte ich.

„Ja, weswegen sollte ich es sonst wohl sagen?" erwiderte sie und sah mich mit ihren großen, blitzenden Augen an.

„Nein, so leichten Kaufes kommst du nicht davon!" rief ich und ergriff ihren Arm. „Du hast mir mein ganzes Leben geraubt, ich lasse dich nicht so von mir!"

„So schrei doch nicht so laut," sagte sie leise und versuchte sich loszumachen. „Man kann uns ja im Hause hören!"

„Und wenn sie uns hören, was thut's," versetzte ich. Ich zitterte am ganzen Körper und hatte ein Gefühl, als müsse ich sie erwürgen. „Du hast es sicher nicht so gemeint! Sage doch, daß du es nicht so meintest!" rief ich und preßte sie leidenschaftlich an mich.

„Laß mich los," rief sie mit zornesbebender Stimme. „Diese Wut kleidet dich nicht! Ich verabscheue die Menschen, die sich von ihren Leidenschaften hinreißen lassen."

Ich ließ sie los und starrte sie an. War sie wirklich so eisig kühl, oder glimmte ein heimliches Feuer unter dieser scheinbaren Kälte, das ihre Wangen erglühen und ihre Augen blitzen machte, obwohl die Stimme wie die ganze Gestalt so ruhig waren! Ja, das war Haß! Ich sah, daß sie mich in diesem Augenblick haßte, daß das Gefühl der Empörung gegen den Tyrannen ihre Lippen erzittern machte, daß sie einer fast übermenschlichen Anstrengung bedurfte, um sich zu beherrschen.

Hätte ich nur in dem Augenblick geschwiegen! Wäre ich ein gereifter Mann gewesen, der ihr ernst und milde zugesprochen, der ihr nachgegeben hätte, um sie zurückzugewinnen, — dann wäre sie vielleicht doch noch geblieben! Aber ich war eben so jung und eben so heftig wie sie. Ich muß verstört, schrecklich ausgesehen haben, als ich sie fragte: „Es ist also ein Abschied fürs Leben?"

„Ja, das ist es!" antwortete sie ruhig. „Leben Sie wohl, Herr Felix!" Sie verneigte sich kühl und ging.

Als sie sich eine Strecke entfernt hatte, wandte sie sich um und rief: „Adieu, Felix!"

Sie kämpfte noch mit sich selber, aber ihr ward bereits weicher ums Herz.

Ich sah das damals nicht. Ich ließ sie gehen und stand wie versteinert da. Erst als sie fort war, warf ich mich ins Gras, weinte und schluchzte, als hätte ich den Verstand verloren. Dann rannte ich in den Wald hinaus und trieb mich die ganze Nacht dort umher. Als ich mich ausgeweint hatte und todmüde war, kam eine wunderbare Ruhe über mich. Ich saß lange draußen am See in dem feuchten Gras, ich sah, wie die Sonne unterging, und allmählich wie aus einem Nebelschleier tauchte alles, was geschehen, vor meinem Bewußtsein auf. Ich dachte an sie, wie sie sich mir in den verschiedenen Momenten gezeigt, ich sagte mir selber, daß sie nie die Meine werden könne, daß sie mir nie so voll und ganz gehören würde, wenn sie jetzt nicht von selber zu mir zurückkäme. Ich wollte nicht um ihre Liebe betteln, — sie sollte sie mir aus freien Stücken schenken.

Vielleicht lag in dem, was sie mir gesagt, Wahrheit, — sie wollte ihr lebenlang frei bleiben, sich nie völlig hingeben; das genügte mir aber nicht.

Im ersten Augenblick beschloß ich, noch am selben Abend zu fahren, schließlich entschied ich mich aber, noch den folgenden Tag zu bleiben. Ich wollte erst am Abend zum Landrat gehen, — ich war zum Souper gebeten. Wenn sie sich dann nicht entschließen konnte, zu mir zu kommen und mir ein gutes Wort zu geben, wollte ich am nächsten Morgen reisen.

Die Stunden, die diesem Abend voraus gingen, schleppten sich unsagbar langsam hin. Ich kleidete mich an und bemerkte dabei im Spiegel, wie bleich und übernächtig ich aussah. Als ich in den Saal trat, blickte sie mich nicht an, erwiderte auch meinen Gruß nicht. Sie tanzte immerwährend und schien fieberhaft erregt. Karl war natürlich ausschließlich mit seiner Verlobten zusammen. Marie unterhielt sich mit Konrad in einer Fensternische. Der Doktor sandte mir aus der Ferne ironisch mitleidige Blicke zu.

Ein einziges Mal sah mich Eva an, und in ihren Augen lag ein so schmerzlicher, flehender Ausdruck, daß ich aller meiner Willenskraft bedurfte, um nicht zu ihr zu eilen. Eine strenge Stimme in meinem Inneren rief mir zu: „Sie hat dich gehen heißen, nur sie allein kann dich zurückrufen!" und — ich wandte mich ab.

Sie kam nicht zu mir, nicht einmal in meine Nähe. Als ich Gutenacht sagte, verabschiedete ich mich zugleich von dem Landrat. Er dankte mir mit vielen Worten für den angenehmen Sommer, den meine Gegenwart der Jugend bereitet hätte. Ich hörte nicht viel davon.

Ich entsinne mich nicht einmal, ob ich für die Freundlichkeit gedankt, die mir in seinem Hause zu teil geworden. Auch an Fräulein Buschs Abschiedsworte erinnere ich mich nicht. Sie sprach lange in leisem Tone zu mir, hielt meine beiden Hände fest, und ihre Augen standen voller Thränen. „Vergessen Sie uns nicht ganz!" war das einzige, was ich hörte.

Ich blickte mich nach Eva um; sie stand in einer Gruppe junger Mädchen neben dem Franzosen, der sie fächelte. Er trug eine Blume, die ich vorher an ihrer Brust bemerkt, im Knopfloch. Sie waren scheinbar alle sehr heiter und lachten laut.

Ich machte erst dem Franzosen, dann Eva meine Verbeugung. Sie reichte mir ihre Hand; dieselbe war eiskalt. Sie blickte mich nochmals an, und ihre Augen verrieten, wie unsäglich sie litt. Sie bewegte die Lippen, aber ich hörte nicht, daß sie mir lebewohl sagte — dann wandte ich ihr den Rücken und ließ das Glück meiner Jugend hinter mir!

* * *

In die Hauptstadt zurückgekehrt, widmete ich mich mit allen Kräften meinen Studien. Ich arbeitete Tag und Nacht, in der Arbeit suchte ich den Schmerz, der mich überallhin verfolgte, zu vergessen.

Es gab Augenblicke für mich, in denen alle Menschen, ja das ganze Leben mir gleichgültig erschienen. Ich wäre gern gestorben, wenn ich sie nur noch ein einziges Mal hätte in meine Arme nehmen können. Ich fürchtete mich vor diesen Augenblicken, ich wußte, daß sie mich unsagbar elend machten!

Von meinem Vater hörte ich gewöhnlich nur einmal im Monat. Er idr… mir, daß Fräulein Eva krank gewe…

…t jedoch in der Besserung sei. Wie mir schien, sah er sie nicht mehr so …ig wie früher. Es kostete mich stets …e Ueberwindung, seinen Brief zu lesen. Wenn ich nur ihren Namen sah, ward so erregt, daß es mir den ganzen Tag durch unmöglich war, meine Gedanken sammeln. Glücklicherweise spielte er seinen Briefen nie auf die Hoffnungen … Wünsche an, die er in Bezug auf … gehegt.

Etwa ein halbes Jahr nach meiner …kehr in die Hauptstadt erhielt ich zu…ich mit einem Brief von meinem Vater …kleines, von dem Landrat adressiertes …let. Es enthielt zwei Visitenkarten. … eine trug den Namen Evas, die an…e lautete „Gustav Werner“. Ich wandte … drehte dieselbe. Das war alles! Aber … Brief meines Vaters enthielt nähere …richten über Evas Verlobung.

Ihr Erwählter war ein sehr reicher, …ger Gutsbesitzer, der sowohl wegen seiner …chtigkeit als Landmann, als wegen sei… vortrefflichen Charakters allgemein ge…t und geachtet war.

„Also wieder ein Neuer!“ dachte ich. … Gedanke, daß sie nun einem anderen …hörte, bereitete mir nie geahnte Qualen. … ich mich aber erst an das Unvermeid… … gewöhnt hatte, und als nach wenigen …naten die Hochzeit stattgefunden, die …n Vater in einem seiner Briefe auf … Genaueste beschrieb, da ward ich all…lich ruhiger. Ich fühlte, daß ich jetzt …in in der Welt dastand, daß ich es …er bleiben würde, und von nun an … ich meinen Gedanken keinen Zwang …r auf.

Der krankhafte Eifer bei meiner Arbeit …mte, und nach und nach fand ich wie… Muße zu schreiben und zu denken. …schrieb und dichtete, ich veröffentlichte … Geschriebene. Bald aber merkte ich, … Goethe recht hat, wenn er sagt:

„Gebt ihr euch einmal dem Poeten,
So kommandiert die Poesie!“

…vernachlässigte meine Amtspflichten und …ward mir klar, daß ich ein Dichter sei. Ich lebte nun ganz in meiner Gedanken… und versöhnte mich dadurch wieder … der Außenwelt.

So gingen die Jahre dahin. Neun … Jahre. Das zehnte sollte mich wie…n die Wirklichkeit mit all ihrem Kampf … Streit versetzen, und das ging folgen…aßen zu:

…Eines Abends in einer großen Gesell… … traf ich eine Dame, die mir gleich …rsten Augenblick so bekannt vorkam. …war Fräulein Marie, oder vielmehr … Pastor Armström, Konrads Gattin. …hatte eine Pfarre erhalten, und sie …n bereits seit vier Jahren verheiratet, …wußte ich auch aus den Briefen mei… Vaters. Ungefähr um dieselbe Zeit … mein Vater gestorben, und ich hatte … wieder von ihnen gehört, auch wie …n anderen Gefährten jenes unvergeß… Sommers ergangen, wußte ich nicht …h hatte mit keinem von ihnen in …wechsel gestanden.

Frau Marie war ganz die Alte geblieben, ein wenig korpulenter, und noch etwas schweigsamer war sie vielleicht geworden, doch freute sie sich sichtlich, mich zu sehen, wie denn auch mir dies unerwartete Wiedersehen eine wehmütige Freude bereitete. Sie erzählte mir, wie befriedigt sich Konrad durch seine Wirksamkeit fühlte, wie glücklich sie miteinander seien, und daß sie sich nur auf einige Tage in Stockholm aufhielte, auf der Rückreise von ihrer Heimat, die sie mit ihren beiden Töchterchen besucht habe.

Die Frage nach Eva schwebte mir mehrmals auf den Lippen, aber jedesmal, wenn ich den Mund öffnen wollte, klopfte mir das Herz so ungestüm, daß ich von meinem Vorhaben Abstand nahm.

Im Laufe des Gesprächs fragte sie mich dann plötzlich, ohne mich jedoch dabei anzusehen, ob ich zuweilen von Eva hörte.

Ich verneinte dies, und fragte, ob sie in Briefwechsel mit ihr stände.

„Sie schreibt sehr selten und auch dann nur kurz; aber hin und wieder höre ich doch von ihr. Als meine kleinen Mädchen geboren waren, schickte sie mir Glückwünsche.“

Besucht hatte sie Eva nicht, da deren neues Heim ziemlich entfernt lag, aber in dem Hause des Landrats hatten sie einander mehrmals seit Evas Verheiratung getroffen.

„Ich fürchte, sie ist nicht glücklich,“ sagte sie schließlich. „Sie hat freilich einen so guten Mann. Ich habe ihn nur auf der Hochzeit gesehen — er machte einen sehr angenehmen Eindruck, aber ich glaube, sie sympathisieren nicht so recht.“

„Ich habe in diesem Winter viel an sie denken müssen,“ fuhr sie fort. „Sie hatte ein heftiges Nervenfieber und ist dem Tode nahe gewesen, jetzt soll sie sich aber wieder völlig erholt haben.

„Ja, das waren glückliche Zeiten, die wir alle miteinander verlebten!“

Und damit fing sie an, von vergangenen Zeiten zu reden. „Wissen Sie das wohl noch? Erinnern Sie sich dessen noch?“ Ich hörte ihr natürlich zu, aber meine Gedanken weilten noch bei dem, was sie mir soeben erzählt: Eva war nicht glücklich! Sie war im verflossenen Winter dem Tode nahe gewesen!

Als ich spät in der Nacht zu Hause anlangte, ließen mir diese Gedanken keine Ruhe. Schließlich wurde es mir klar, ich mußte sie noch einmal sehen! Vielleicht lebte sie nicht mehr lange! Ja, ich mußte alles thun, was in meiner Macht stand, um sie noch einmal wieder zu sehen.

Es war anfangs Mai; ich beschloß, im Sommer eine Reise zu machen und dieselbe so zu legen, daß ich das Gut ihres Mannes berühren mußte.

An einem Sommertage stieg ich denn auch wirklich auf der Station aus, die ihrer jetzigen Heimat am nächsten lag. Ich mietete mir einen kleinen Einspänner, um die eine Meile Weges, die ich bis dahin hatte, zurückzulegen.

Wir hatten zu Anfang des Sommers viel Regen gehabt, in den letzten Tagen war das Wetter sehr warm geworden, und man war überall eifrig mit der Ernte beschäftigt.

Es war eine fruchtbare Gegend, durch welche ich kam. Wälder und üppige Felder wechselten mit einander ab.

„Da geht der Herr,“ sagte mein Kutscher und zeigte auf die Erntearbeiter, unter welchen ich einen stattlichen Mann in hellem Sommeranzug mit breitrandigem Strohhut erkannte.

Jetzt ging unser Weg bergan und führte dann durch einen Wald, der allmählich in einen Park überging. Man sah, daß ein verständiger Forstmann hier mit liebender Hand gewaltet.

„Findet der Herr es hier nicht schön bei uns?“ fragte der Kutscher und beschrieb einen weiten Bogen mit der Peitsche. „Der Wald ist aber auch das beste hier, und der Herr ist sehr eigen damit. Kein Zweig darf abgeschlagen werden, bevor er seine Einwilligung dazu gegeben. Aber man kann auch weit fahren, bis man ein so schönes Holz wieder trifft!

Ich mußte dem Kutscher recht geben, denn selten hatte ich einen so herrlichen Wald gesehen; Natur und Menschenhand ergänzten sich auf das vorteilhafteste. Im Schatten der hohen Fichten und schlanken Birken atmete ich erleichtert auf nach der sonnendurchglühten Fahrt, und viele Gedanken erwachten in meiner Seele.

Ich hatte weder an Eva noch an ihren Mann geschrieben, ich wünschte, daß mein Besuch ganz zufällig erscheinen möge. Auch wußte ich nicht, mit welchen Empfindungen sie meiner gedenke — wenn sie sich überhaupt noch erinnerte.

Was hätte sie nur denken sollen, wenn ich plötzlich meinen Besuch anmeldete? Nein, ich wollte so thun, als führe mich der Zufall dorthin. Die alten Zeiten lagen ja so weit hinter uns — sie sollte glauben, das Ganze sei für mich nur eine Uebergangsperiode in meiner ersten, stürmischen Jugendzeit gewesen. Jetzt war ich ja ein alter, gesetzter Mann, mein Besuch würde sie auf keine Weise genieren. Und auf dem Lande wird ja die Gastfreiheit stets in hohem Maße geübt.

Je näher ich jedoch dem Hofe kam, desto unruhiger wurde ich. Es war, als werde es mir erst jetzt so recht klar, daß ich sie in wenigen Augenblicken wiedersehen sollte, und wie würde sie mich empfangen? Würde sie freundlich oder gleichgültig sein? War doch vielleicht noch ein kleiner Dorn aus entschwundenen Zeiten in ihrem Herzen zurückgeblieben?

Schließlich war es mir ganz unmöglich, länger ruhig zu sitzen; ich ließ den Kutscher am Ende des Parkes halten, stieg vom Wagen, nahm meinen Koffer in die Hand und schickte den Wagen zur Station zurück.

Aus dem Park gelangte ich in einen großen, schön gehaltenen Garten. Baumgruppen, seltene Zierpflanzen und weite Rasenflächen wechselten miteinander ab.

Hin und wieder an schattigen Plätzen, von denen sich größtenteils eine entzückende Fernsicht dem Auge bot, waren Bänke und Stühle aufgestellt.

Die ganze Anlage zeugte von Reichtum und Geschmack, überall ward man gewahr, daß ein wachsames Auge und eine sachverständige Hand dort gewaltet.

Von dem Wohnhause sah ich noch immer nichts, deswegen schlug ich einen kleinen Steig ein, der an einem See entlang führte und der mir mit seinen üppigen Blumenrabatten die Nähe des Hauses zu verraten schien.

Bei einer Biegung des Weges erblickte ich unten am See zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Der erstere, der ungefähr acht Jahre alt zu sein schien, stemmte die linke Hand in die Seite und hielt in der rechten eine Angel. Der Strohhut, welcher ihm tief im Nacken saß, ließ sein ganzes Gesicht frei. Die Züge waren mir völlig unbekannt. Sein helles, lockiges Haar, die fast weißen Brauen und Wimpern bildeten einen scharfen Gegensatz zu dem sonnverbrannten Teint. Die großen, blauen Augen waren unverwandt auf die Angel gerichtet.

Eine kleine Strecke von ihm entfernt saß ein kleines Mädchen. Sie trug ein leichtes Sommerkleid, hielt ihren Hut in der Hand, und ihre Beine hingen über dem Wasser.

Wessen Tochter sie war, konnte keinem Zweifel unterliegen. Dies dichte, schwarze Haar, diesen graziösen Nacken, wie die Art und Weise, den Kopf zu halten, kannte ich. Und nun gar die Augen! Form wie Farbe derselben glichen auf ein Haar einem anderen Augenpaar, das ich niemals hatte vergessen können.

Sie hob das Köpfchen, blickte zu dem Bruder hinüber und sagte:

„Warum stehst du eigentlich fortwährend da? Du bekommst ja doch nichts!"

„Das kannst du nicht wissen," erwiderte er ruhig; „dreimal hat der Fisch schon gebissen, und einen will ich fangen, so lange bleib ich!"

In demselben Augenblick ward das kleine Mädchen meiner gewahr und flüsterte dem Knaben zu:

„Dort steht ein Herr, den ich nicht kenne!"

Jetzt näherte ich mich und begrüßte die Kinder. Der Knabe nahm den Hut ab und machte eine tiefe Verbeugung, dann kehrte er wieder zu seiner Angel zurück. Das kleine Mädchen nickte kaum merkbar mit dem Kopfe und blickte mich neugierig an.

„Wie heißt du, mein Kind?" fragte ich sie.

„Eva," erwiderte sie und sah mich noch immer an.

„So heißt deine Mutter ja auch," sagte ich; „dann habt ihr ja beide denselben Namen!"

„Das thut nichts," versetzte sie. „Papa sagt, man kann nie zu viel des Guten haben."

„Und wie heißt denn du?" fragte ich den Knaben.

„Paul," antwortete dieser.

„So heißt dein Vater aber nicht?"

„Nein, ich weiß nicht recht, weswegen ich so genannt wurde. Wahrscheinlich fiel ihnen kein anderer Name ein."

„Wie lange stehst du denn schon da?"

„O, zwei gute Stunden," erwiderte er und blickte zu der Sonne auf. Seine hellblauen Augen hatten einen so guten, ehrlichen Ausdruck!

„Habt ihr gute Fische hier," fragte ich weiter.

„So recht große gerade nicht, aber ich habe doch Barsche geangelt, die so lang waren wie mein halber Arm," und dabei zeigte er mit seinem kleinen, braunen Zeigefinger bis zum Ellbogen seines linken Armes.

„Es muß doch langweilig sein, so stundenlang dazustehen und zu fischen," meinte die kleine Eva.

„Warum sitzt du denn da?" fragte ich.

„Die Sonne scheint mir hier so warm auf den Rücken — und dann kann ich ja jeden Augenblick gehen, wenn ich will."

„Ist deine Mutter zu Hause?"

„Das kannst du doch hören," antwortete sie und streckte und reckte sich gemächlich im Sonnenschein.

Ich horchte und glaubte wirklich in der Ferne Musik zu hören.

„Vater kommt auch sicher bald nach Hause," sagte der Knabe. „Er sieht sich nur nach den Leuten auf dem Felde um."

„Habt ihr keinen Besuch im Hause?"

„Nein, Mama ist wohl allein, wenn Tante Rosa nicht bei ihr ist," sagte Eva.

Ich nickte den Kindern zu und ging weiter. Während ich mich dem Hause näherte, dessen weiße Mauern durch das Grün schimmerten, hörte ich die Musik deutlicher und deutlicher.

Vor der Gartenthür zögerte ich.

Alles um mich her war stille, keine Menschenseele ließ sich blicken. Ich hielt mich einen Augenblick an einer Bank — ich hatte doch nicht geglaubt, daß die alten Erinnerungen mich so überwältigen würden.

Die Flügelthüren zum Gartensaal waren weit geöffnet, und an dem einen Ende derselben saß Eva und spielte. Daß sie es war, konnte ich hören, bevor ich sie noch gesehen. Es waren dieselben stürmisch wogenden Klänge wie in alten Tagen. Hatte ihr Herz denn immer noch keine Ruhe gefunden?

Sie spielte ein kurzes Stück, einen melodischen Rhythmus, der anschwoll, sank und allmählich erstarb; sobald sie geendet, begann sie von neuem und spielte das Stück vier- bis fünfmal hintereinander.

Erst nachdem ich eine Weile gelauscht, trat ich ein und sah mich um.

Es ist mir nie betrübend gewesen zu sehen, wie sich ein junges Mädchen verändern kann, nachdem sie Frau und Mutter mehrerer Kinder geworden. Im Gegenteil, es hat für mich stets etwas Rührendes gehabt zu sehen, wie die rosigen Wangen bleichten, wie die jugendliche Frische den Anstrengungen weichen mußte, welche Nachtwachen und das Sorgen für andere [...] sich führen — wie die schlanke, jugendl[...] Schöne eine würdige Matrone gewor[...] Es erscheint mir natürlich und des[...] auch schön, daß eine Mutter ihren Kin[...] ihre äußeren Reize zum Opfer bring[...] — aber ich muß gestehen, daß es mich [...] unangenehm berührte, Eva so ganz un[...]ändert zu finden, so völlig die Alte! [...] war mir, als stände ich wieder auf [...] Veranda vor ihres Vaters Haus, wo [...] so oft auf sie gewartet. — Sie saß [...] Klavier, aber sie sah nicht zu mir [...] sie bemerkte nicht, daß ich leise ein[...]treten war.

Sie trug ihr Haar infolge der Kran[...]heit kurz geschnitten wie in alten Zei[...] was die Täuschung noch vermehrte. [...] rührte mich nicht, ich stand ganz in ihr[...] Anblick versunken da; — hatte ich [...]selben doch so viele Jahre hindurch [...]behren müssen.

Als sie gespielt, ließ sie ihre Hän[...] langsam von den Tasten in den Sch[...] gleiten, lehnte sich in den Stuhl zurück und saß in Gedanken versunken da. [...] machte eine Bewegung, sie sah sich um und stand auf. Ich ging ihr entge[...] sie aber blieb stehen. Ihr Antlitz [...] einen verwunderten, suchenden Ausdr[...] Plötzlich wurde sie leichenblaß. Sie mac[...] eine hastige Bewegung auf mich zu, [...] wolle sie mich umarmen, dann zögerte [...] abermals und streckte mir beide Hän[...] entgegen.

„Sind Sie es?" sagte sie mit be[...] der Stimme.

In diesem Augenblick fühlte ich, [...] wenn nicht alles sich verändert hätte, [...] der glücklichste Augenblick meines Le[...] gewesen sein würde. Wir würden einan[...] um Verzeihung gebeten haben wegen [...] des Kummers, den wir uns bereite[...] oder wir hätten einander nur umar[...] Vergangenheit und Zukunft in der [...] Gegenwart vergessend.

Daß sie mich freundlich empfan[...] würde, hatte ich gehofft — dies aber ha[...] ich nicht erwartet. Hätte ich eine Ahnu[...] davon gehabt, daß sie mich noch lie[...] so wäre ich sicher nicht gekommen.

Auch ich ging ihr einen Schritt [...]gegen und ergriff ihre beiden Hände, [...] ich war mir völlig der Kluft bewußt, [...] uns trennte, und während es in mein[...] Inneren schluchzte und klagte, ließ ich [...] Hände gleich wieder frei und sagte, [...] ehrfurchtsvoll vor ihr verneigend: [...] gnädige Frau, ich bin es. Ich kam, [...] mich einmal nach Ihnen umzusehen."

Sie konnte nicht antworten, sie wa[...] so bewegt, daß sie mir wirklich leid [...]

„Sie sind herzlich willkommen," [...] sie schließlich; „wir haben uns lange [...] gesehen. Mein Mann wird wohl [...] zurückkommen."

Sie bat mich, Platz zu nehmen [...] setzte sich auf ein Sofa in einiger E[...]fernung von mir.

„Wie sind Sie nur hierher gekomm[...]" fragte sie.

Ich erzählte von meiner Reise, [...]

: mich plötzlich die Lust überkommen, cinmal in ihrem Heim aufzusuchen.

Ich mußte mich selber wundern, wie ig und fließend ich sprach; aber ich sah so wenig wie möglich an, beschrieb die önheit der Gegenden, die ich berührt, gestikulierte mit dem Hut in der Hand; ei fühlte ich aber, daß sie mich nicht den Augen ließ.

Plötzlich unterbrach sie mich: „Sie en sich sehr wenig verändert, Herr Felix!"

„Und Sie sind völlig die Alte geblie-, meine gnädige Frau."

Sie senkte schleunig den Blick und ihre pen fingen an zu zittern. Ich saß wie Kohlen. Da wurde die Thür schnell fnet und die große, kräftige, sonn-brannte Gestalt des Hausherrn zeigte in derselben.

„Es ist alles in schönster Ordnung, a; heute abend, denke ich, werden wir ig," rief er seiner Frau zu. „Aber," er verneigte sich, „du hast Besuch?"

Er sah uns beide an, und unsere Ge-ter mußten ihm verraten, in welcher regung wir uns befanden, denn fragend te er von seiner Frau auf mich; als mich vorgestellt hatte, sagte er: „Ja, weiß, ein alter Freund Evas. Seien mir herzlich willkommen! Sie bedarf einer kleinen Aufmunterung hier auf Lande. Nach ihrer bösen Krankheit vorigen Winter wagten wir es noch t, eine Reise zu unternehmen. Der tor meint, Eva könne die Eisenbahn-rt noch nicht vertragen. Desto erfreu-er ist es ja, wenn uns jemand in erer Einsamkeit aufsucht. Ich hoffe, daß Sie es nicht gar zu eilig haben, dern sich gemütlich einige Tage bei uns halten können."

Er sagte das alles so herzlich und ndlich, daß ich annehmen konnte, es seine aufrichtige Meinung.

Während er sprach, sah ich, daß sein ner Sohn einstmals sein völliges Eben- werden würde. Seine ganze Persön-keit drückte Kraft und Gesundheit aus, ei war aber sein Benehmen durchaus und höflich — eine jede seiner Bewe-gen verriet den Gentleman. Seine Au-hatten einen freien, offenen Ausdruck, wenn er lachte, schimmerten die weißen ne in seinem wettergebräunten Antlitz. Er war blond wie der Knabe, und Gang wie seine ganze Haltung hatten s Gewandtes und doch Imponieren-

Man sah ihm auf den ersten Blick daß er ein tüchtiger, energischer Mann, dabei hatte er aber einen so kind-n Ausdruck in seinen treuherzigen blauen en — man mußte überzeugt sein, daß einem Menschen etwas Schlechtes zu-en konnte, daß ihm aller Argwohn, Melancholie völlig fern lag.

„Ich habe dir noch mehr Besuch an-elden," wandte er sich zu seiner Frau. r Ingenieur Armström kommt zu Mit-mit einem anderen Herrn zu uns, der ihm zu Besuch ist. Sie wollen nach he mit mir in den Wald, um mir zu n, welches Terrain ich für die neue Zweigbahn hergeben muß. Aber vorher wollen wir zusammen essen und recht fröhlich miteinander sein. Wo ist Rosa eigentlich?"

„Ich weiß nicht," antwortete Eva zerstreut, „ich glaube, sie ging vorhin in den Garten, um Obst zu pflücken. Ich habe sie seit einer Stunde nicht gesehen. Soll ich — —"

„Nein, mein Schatz, ich werde sie schon finden," sagte er und ging zur Thür. Dort begegnete ihm eine junge Dame, die mit den Kindern aus dem Garten kam.

Sie war klein und blond, sah ziemlich unbedeutend aus und war außerordentlich einfach gekleidet. In der Hand trug sie einen Korb mit Blumen und frischem Grün. An ihrem einen Arm hing die kleine Eva; sie sprang munter hin und her, während Paul, der auf der anderen Seite ging, seinen Arm um die Taille des jungen Mädchens gelegt hatte und ihr eifrig zuredete.

„Nun, da sind Sie ja in aller Ihrer Liebenswürdigkeit, Fräulein Rosa!" sagte Herr Werner munter. „Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu besprechen, erst aber muß ich Sie mit einem alten Freund meiner Frau bekannt machen — Herr Felix — Fräulein Rosa Miller, unser ein und alles, nicht wahr, liebe Eva?"

Das junge Mädchen nahm seine Aufmerksamkeiten sehr ruhig auf, ohne sich im mindesten geschmeichelt zu fühlen oder verlegen zu werden.

Sie begrüßte mich flüchtig und fing an, die Blumen in zwei großen Vasen auf dem Kamin zu arrangieren.

„Süße Rosa," schmeichelte die kleine Eva. „Sag doch dem Mädchen, daß sie mein weißes Kleid zu Mittag glättet, und dann wolltest du mir ja die blaue Schärpe fertig machen! Hörst du, Rosa!"

„Ach, Rosa, kannst du nicht dafür sorgen, daß die beiden Barsche, die ich geangelt, für Mama gebraten werden," flüsterte ihr Paul von der anderen Seite zu. „Sie sind wirklich so gut, aber wenn du nicht aufpaßt, thut Stine es nicht. Sie ist immer so ungefällig."

„Fräulein Rosa," begann Herr Werner, „wir müssen etwas extra Gutes zu Mittag haben. Wissen Sie, den Wein, der — ja kommen Sie nur mit, ich will Ihnen Bescheid sagen."

„Ist es unser gemeinsamer Freund Karl, den Sie heute erwarten?" fragte ich Eva.

„Ja, derselbe! Er hat hier in der Nähe eine Anstellung und besucht uns zuweilen. Er ist noch eben so gut und prächtig wie — damals," fügte sie mit einem leisen Seufzer hinzu.

Während wir noch miteinander sprachen, fuhr ein Wagen auf den Hof. Wir gingen hinaus, um zu sehen, wer es sei, und erblickten einen kleinen Einspänner, in dem ein unbekannter Herr neben Karl Armström saß. Dieser war größer und kräftiger geworden, er hatte sich einen gewaltigen Vollbart stehen lassen, war aber im übrigen ganz der Alte geblieben. Er sprang, nachdem er die Zügel einem Reitknecht übergeben hatte, vom Wagen herab, stellte den Fremden, einen Ingenieur, vor und erblickte mich dann plötzlich.

„Bei allen Göttern des Olymps!" rief er aus und schloß mich so herzhaft in seine Arme, daß ich fast erstickt wäre.

Das war ein fröhliches Wiedersehen, und nachdem die Herren überredet waren, zu Mittag zu bleiben, was nicht gerade allzu viele Künste kostete, gingen sie auf die ihnen angewiesenen Fremdenzimmer, wohin ich Karl folgte, um mich mit ihm auszusprechen. Hier umarmte er mich nochmals und dann ging es an ein Erzählen.

„Du kommst ja niemals nach Stockholm!" sagte ich.

„Und du bist niemals da, wenn ich komme," entgegnete er.

„Wie lange bist du jetzt eigentlich schon verheiratet, Karl, denn aus dir und Anna ist doch ein Paar geworden?"

„Ja, das sollt ich meinen," antwortete er. „Wir haben schon sechs Knaben, schade, daß kein kleines Mädchen dabei ist, aber was nicht ist, kann ja noch werden. Eine Dame ist unentbehrlich fürs Haus. Du bist nun freilich über dergleichen erhaben! Du denkst wohl nicht mehr daran, dich zu verheiraten, seit du ein berühmter Mann geworden!"

„Mir ist es nun einmal nicht beschieden," erwiderte ich.

Wir gingen hinab, und machten einen Spaziergang durch den Garten, während Herr Werner sich mit dem Ingenieur Holm unterhielt, und die Damen Toilette machten.

„Ja, ist es nun nicht sonderbar, daß wir beide hier in Evas Garten lustwandeln," sagte er nach einer Weile. „Es fand sich doch schließlich ein Mann, der den Mut hatte, sie zu fragen; — eigentlich glaubte ich, du würdest es thun."

„Wie du siehst, that ich es nicht!"

„Ja, es ist eigen! Wir jungen Leute vergötterten sie alle, aber ein Fremder mußte kommen und sie ganz ruhig nehmen, als sei sie ein ganz gewöhnliches junges Mädchen!"

„Aber du kannst dir keinen Begriff davon machen, welch vorzüglichen Mann sie bekommen hat," fügte er hinzu. „Ich glaube, er war gerade der Rechte für sie. Er ist ein ganzer Mann, so gut und zuverlässig und dabei so durch und durch tüchtig. Du kannst mir glauben, der weiß, was er will."

„Ja, die Häuslichkeit macht ja einen sehr glücklichen Eindruck," bemerkte ich.

„Ja," sagte er langsam und schwieg eine Weile. „Und doch?" fuhr er fort und sah mich mit seiner betrübten Miene an, die ich so gut aus alten Tagen kannte. „Und doch ist etwas bei der Sache, was nicht ist, wie es sein soll. Was es ist, weiß ich nicht, es liegt gleichsam in der Luft. Sie sieht oft so leidend aus, daß es mir ins Herz schneidet, denn ich gönne ihr alles Glück dieser Erde. Weißt du, zuweilen muß ich denken, sie hätte sich überhaupt nicht verheiraten sollen, ihr Klavier würde ihr genügt haben!"

Wir wurden zu Mittag gerufen und versammelten uns in dem großen Speisesaal.

An der festlich gedeckten Tafel erhielt ich meinen Platz an der Seite der Hausfrau, zu meiner Linken saß Karl. Fräulein Rosa saß mit den Kindern am unteren Ende des Tisches und nahm nicht teil an der Unterhaltung. Sie hatte ein wachsames Auge auf das Servieren und sprach hin und wieder leise mit den Kindern.

Während der Mahlzeit erkundigte ich mich bei Karl und Eva nach unseren alten Bekannten. Fräulein Busch war gestorben, doch hatte sie noch die Freude gehabt, bei Evas Sohn Gevatter zu stehen.

„Sie sprach oft von Ihnen," sagte Eva zu mir. „Ich glaube, sie war ein wenig in Sie verliebt."

„Und der Doktor?"

„Ja, der Doktor hat sich mit einer älteren Dame verheiratet, sie ist mindestens zwölf Jahre älter als er. Sie hat einen halbfranzösischen Namen und ist entsetzlich affektiert," berichtete Eva.

„Sie ist hysterisch und sehr reich," fügte Karl hinzu. „Der Doktor reist viel allein, und sie spielt die verliebte, junge Frau mit großem Effekt!"

„Mein Vater ist recht alt geworden," sagte Eva, als ich nach dem Landrat fragte. „Er besucht uns häufig, denn ich bin seit meiner Verheiratung nur sehr selten in der alten Heimat gewesen. Ich mag ihn lieber hier bei mir haben. Zu Hause ist doch alles so anders geworden."

Im ganzen ging es recht munter zu bei Tische. Evas Mann war ein liebenswürdiger Wirt; man sah es ihm an, daß er gern Gäste hatte. Dagegen wollte es mir scheinen, als habe Evas liebenswürdiges Talent, die Honneurs zu machen, sie völlig verlassen. Fräulein Rosa sorgte für alles und obwohl Eva sich an der Unterhaltung bei Tische beteiligte, wurde sie zuweilen plötzlich still und schweigsam, nippte kaum an ihrem Glase und saß während des Desserts wie abwesend da, in ihren Stuhl zurückgelehnt. Nach dem Essen begaben wir uns auf die Veranda.

„Sie müssen doch meine Kinder einmal ordentlich sehen," sagte sie und rief dieselben zu sich. „Hier ist mein Junge!" Sie legte die Hand auf seine Stirn und bog seinen Kopf ein wenig zurück.

„Er ist ein prächtiger Knabe!" fuhr sie fort, als er gegangen war. „Der Vater durch und durch! Und hier, meine kleine Eva! Sieh den Herrn an, mein Schatz!"

„Sie ist Ihnen wie aus den Augen geschnitten!"

„Ja, leider!" versetzte Eva seufzend. „Sie ist mein Ebenbild!"

Herr Werner nahm meinen Arm und ging mit mir im Garten auf und ab. Schließlich setzten wir uns im Schatten einiger junger Bäume auf eine Bank, von der aus wir einen herrlichen Blick über den See hatten.

„Ich muß Ihnen wirklich von Herzen für Ihren Besuch danken," sagte er. „Es thut Eva stets so gut, alte Freunde wiederzusehen und besonders solche, mit denen sie sympathisiert. Es ist doch recht einsam für sie hier auf dem Lande, und ich kann ihr so wenig bieten. Ich gebe mir ja Mühe, ihr ihre Umgebung so schön zu machen, wie ich nur kann, sie mag es ja gern alles hübsch und geschmackvoll haben, aber Sie, Herr Felix, werden es verstehen, daß ein einfacher Landmann wie ich nicht im stande ist, ihr alles das zu bieten, worauf sie bei ihrer Begabung Anspruch machen könnte. Da ist zum Beispiel ihre geliebte Musik! Nun ja, ich bin auch ein Freund von Musik, besonders höre ich gern eine schöne Melodie, wenn ich fröhlich bin und gute Freunde um mich versammelt habe, aber weiter verstehe ich leider nichts davon und im Grunde kann ich es auch nicht begreifen, wie sie Freude daran haben kann, so stundenlang diese schweren Sonaten zu spielen, von denen die eine so klingt wie die andere. Aber, da es ihr Vergnügen macht, ist es mir ja recht. Sie kann mit ihrer Zeit machen, was sie will. Ich habe ihr das Instrument geschenkt, welches sie sich wünschte, der Saal ist auch umgebaut, damit es besser klingen soll. Ihr Vater sagt, sie habe früher mehr Lust zu häuslichen Beschäftigungen gehabt — jetzt scheint es mir, als wenn ihr allein der Gedanke daran eine Last ist, und deswegen haben wir das junge Mädchen engagiert, sie ist jetzt bereits seit mehreren Jahren hier und macht sich ausgezeichnet. — Sie haben Eva ja so gut gekannt, Herr Felix, finden Sie, daß sie sich sehr verändert hat?" fragte er schließlich und sah mich ganz bekümmert an.

Als ich erwiderte, daß sie so ganz die Alte geblieben, fragte er: „Und finden Sie nicht, daß sie angegriffen aussieht und stiller geworden ist? Es will mir oft scheinen, als sähe sie so bekümmert aus, aber vielleicht bilde ich mir das nur ein. Sie können sich denken, daß ich ein wenig ängstlich bin, war ich doch im Winter so nahe daran, sie zu verlieren. Und ich möchte so gern alles thun, was in meiner Macht steht, um sie ein wenig aufzumuntern. Ich kann Ihnen nicht sagen, welche Beruhigung es mir ist, daß Sie Eva nicht verändert finden!"

Er saß eine Weile vornüber gebeugt da und zeichnete mit seinem Stock Figuren in den Sand. Dann sagte er plötzlich: „Daß Eva, ehe wir uns miteinander verlobten, eine andere Neigung hatte, weiß ich. Als ich um ihre Hand anhielt, sagte sie mir, daß sie schon einmal verlobt gewesen, daß das aber alles hinter ihr läge, sie fragte, ob ich sie trotzdem noch haben wolle. Ich antwortete ihr natürlich, daß es mir ganz einerlei sei, wenn sie mich nur nehme. —.— Sie wissen vielleicht davon? Sie waren ja Nachbarn in der kleinen Stadt?" fragte er plötzlich und sah hastig auf.

„Ich bin aber wirklich nicht neugierig," fuhr er fort. „Ich habe sie nicht einmal nach dem Namen ihres früheren Verlobten gefragt, aber ich möchte doch gern einmal Ihre Ansicht hören. Sie haben Eva doch so gut gekannt, Sie haben ja auch, wie man mir sagt, so ungewöhnlich viel Menschenkenntnis; glauben Sie nun, daß man eine Neigung so lange bewahren kann? Ich bin so oft verliebt gewesen, seit ich aber mit Eva verheiratet bin, habe ich das alles vergessen, es ist mir, als sei es niemals gewesen. Glauben Sie nun, daß es Menschen gibt, die noch nach Jahren ihren alten Erinnerungen leben?"

Ich erwiderte, daß ich das nicht für unmöglich halte, daß so etwas sogar häufiger vorkäme, was aber seine Frau beträfe, so sei das ja ganz außer Frage gestellt, sie sei ja so glücklich verheiratet, habe so liebe Kinder und eine so schöne Häuslichkeit — ihr könne doch nichts fehlen!

„Ja, nicht wahr," sagte er und atmete erleichtert auf. „Es ist wahrscheinlich nur die Folge ihrer Krankheit, und die hat ihr auch vorher schon lange in den Gliedern gesteckt. Thun Sie uns nun den Gefallen und bleiben Sie einige Zeit bei uns. Das wird Eva gut thun!"

Es war mir ganz klar, daß er ohne allen Argwohn mit mir gesprochen. Er betrachtete mich als Evas alten Freund und hatte scheinbar Vertrauen zur mir gefaßt. Es machte einen rührenden Eindruck auf mich, zu sehen, wie dieser prächtige Mensch, der sie so von Herzen liebte und der sie sein eigen nannte, in einer heimlichen Angst lebte, daß sie ihm doch nicht ganz gehöre. Einen Augenblick wollte es mir scheinen, als sei er im Grunde der Beklagenswertere von uns beiden.

Wir standen auf und gingen den anderen Herren entgegen, dann besahen wir zusammen das Gut unseres Wirtes.

Obgleich ich kein Fachmann bin, konnte ich doch auf den ersten Blick erkennen, wie Alles, was zu dem Hofe gehörte, in der musterhaftesten Ordnung war. Die Wohnungen der Leute, die er selber hatte aufführen lassen, lagen so zierlich mit ihren kleinen Gärten da, es machte einen so befriedigten, blühenden Eindruck. Die Meierei und die Ställe, ja selbst das Tauben- und das Hühnerhaus, alles war in bestem Zustande, man hatte das Gefühl, daß hier außer Wohlstand und Ordnung auch Schönheitssinn herrsche. Dazu kam die ungewöhnlich schöne Natur. Der große See schimmerte überall durch das Grün, das Terrain war koupiert, und Laubholz wechselte mit Tannen- und Fichtenwaldungen ab.

Unser Wirt führte uns, und man sah ihm an, welche Freude es ihm gewährte, uns alles zu zeigen. Dabei war er aber keineswegs prahlerisch, im Gegenteil, er machte uns mehrmals auf Verbesserungen aufmerksam, die er für nötig hielt, und fügte dann wohl hinzu: „Das kommt noch mit der Zeit!" Man merkte bei allem, daß er ein ungewöhnlich klarer Kopf war, ein Mann, der langsam aber sicher seinen Weg ging.

Als wir wohl über eine Stunde umhergegangen waren, sah unser Wirt plötzlich auf die Uhr und sagte dann: „Ja, meine Herren, wenn wir noch etwas ausrichten wollen, muß ich Sie bitten, sich jetzt mit mir auf den Weg zu machen."

Es war entsetzlich schwül und drückend geworden, kein Blättchen rührte sich. Karl ließ vorspannen und die Herren gingen zu

Eva hinein, um sich von ihr zu verabschieden.

„Sie bleiben natürlich bei ihr," sagte ihr Mann und klopfte mich auf die Schulter. „Da kann ich sie ja ruhig verlassen! — Und außerdem komme ich vielleicht früher zurück, als Ihr glaubt. Ich will mich von Christian auf der Fähre übersetzen lassen."

Er schwang sich zu den anderen auf den Wagen. Karl bat mich noch einmal, die Gegend nicht zu verlassen, ehe ich bei ihm eingesehen, und das kleine Fuhrwerk rasselte von dannen.

Am Thor wandte Evas Mann sich nochmals nach uns um und schwang seinen Hut. Wir gingen allein ins Gartenzimmer.

Die Kinder waren im Freien, und Fräulein Rosa ließ sich nicht blicken.

Eva setzte sich in einen niedrigen amerikanischen Schaukelstuhl und lehnte sich zurück. Sie hatte die Hände gefaltet und blickte schweigend vor sich nieder. Ich stellte mich in die Gartenthür, es war so beklommen da drinnen im Zimmer, draußen war es freilich auch nicht besser.

„Wir bekommen wohl ein Gewitter," bemerkte ich.

„Das ist wohl möglich," erwiderte sie. Dann entstand eine lange Pause.

„Mögen Sie es, wenn ich Ihnen etwas vorlese?" fragte ich.

„Ach nein, haben Sie Dank! Ich bin so angegriffen, mein Kopf schmerzt mich so sehr," antwortete sie und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Aber vielleicht spielen Sie mir ein wenig vor?" fragte ich. „Sie wissen, wie gern ich Sie spielen höre!"

„Auch jetzt noch?" sagte sie mit mattem Lächeln. „Aber lieber ein andermal; heute kann ich nicht!"

„Es entstand wieder eine Pause, und ich wünschte mich viele hundert Meilen fort. Schließlich, um doch etwas zu sagen, schlug ich ihr einen Spaziergang vor.

„Ja, lassen Sie uns hinausgehen," sagte sie und stand hastig auf.

Wir begaben uns in den schattigsten Teil des Gartens. Sie hatte keinen Hut aufgesetzt, sondern nur ihren Sonnenschirm aufgespannt, hin und wieder bückte sie sich, um eine Blume zu pflücken. Sie ging einige Schritte vor mir her, und ich folgte einer jeden ihrer Bewegungen; ich sah, wie ganz unverändert sie war, dieselbe Eva wie in jenen schönen Jugendtagen!

Später gingen wir nebeneinander, und ich fing eine Unterhaltung an. Ich sprach von allem möglichen und unmöglichen, fragte nach Dingen, die mich nicht im geringsten interessierten und bemühte mich, als handle es sich darum, eine wildfremde Person zu unterhalten. Ich hatte eine förmliche Angst vor den Pausen, diesen leeren Augenblicken, während welcher niemand von uns beiden sprach, und wir doch wußten, was sich im Inneren des anderen regte. Als wir am See angelangt waren, stieg sie in ein kleines Boot und bat mich, sie ein wenig zu rudern.

„Es ist vielleicht kühler auf dem Wasser," meinte sie.

Als wir eine Strecke gefahren waren, zog ich die Ruder ein. Man hatte den schönsten Blick über die Bucht, an welcher das Wohnhaus lag, und die weißen Mauern desselben lugten so freundlich durch die dichten Blättermassen.

„Wie schön ist es hier!" rief ich aus.

„Ja," erwiderte Eva. Sie blickte nicht einmal auf, sondern starrte unverwandt ins Wasser, in das sie ihre eine Hand getaucht hatte.

„Aber Ihr Mann hat auch so viel für die Verschönerung gethan. Wenn die Natur so verstanden und so von Menschenhand geleitet wird, ist es auch kein Wunder."

Sie antwortete noch immer nicht, sondern blickte nach wie vor auf das Wasser, das regungslos vor uns dalag. Die Hitze war fast unerträglich geworden.

Plötzlich erhob sie den Kopf und sah mich an. „Warum sagten Sie denn kein Wort zu mir?" fragte sie mit zitternder Stimme.

„Ich?"

„Ja, Sie; sind Sie nicht grausam gegen mich gewesen?"

Sie stieß diese Worte heftig, fast gewaltsam hervor.

„Und das sagen Sie?" fragte ich ganz leise.

„Ja, ich weiß es, es war meine Schuld, daß wir uns trennten," sagte sie. „Hätten Sie mich aber wirklich geliebt, so würden Sie mich damals nicht so haben gehen lassen. Bedenken Sie, wie jung und wie verwöhnt ich war. Sie wußten doch, wie schnell so ein Zornesausbruch bei mir vorüber ging. An dem Abend, ehe Sie reisten, erduldete ich Qualen, wie ich sie nie vorher und nie nachher gekannt, und das sahen Sie — ja, das sahen Sie, und doch kamen Sie nicht wieder zu mir zurück!"

„Ich wollte mir nicht erzwingen, was ich mit Bitten nicht von Ihnen erreichen konnte," erwiderte ich. „Und dann glaubte ich auch, Sie hätten Ihren Kummer sehr bald vergessen. Wenn ich mich recht erinnere, verlobten Sie sich wenige Monate später.

„Ach ich war so elend, so lebensmüde!" sagte sie und strich mit der Hand über die Augen. „Ich konnte dies Elend nicht länger ertragen. Ihr Vater sagte mir, Sie würden fürs erste nicht wiederkommen, daraus entnahm ich, daß wir auf ewig voneinander getrennt wären. Ich weiß recht gut, daß Sie nie wieder in Ihrer Heimat gewesen sind. Als mein jetziger Mann um meine Hand anhielt, wünschte mein Vater so sehr, daß ich ihn nehmen sollte, und so fügte ich mich."

„Verzeihen Sie, aber daß Sie sich ohne Liebe verheiraten würden, das hätte ich nimmer von Ihnen geglaubt."

„Ich hielt auch wirklich viel von ihm, ich hatte ein Gefühl, als wenn gerade er der Richtige für mich sei. Wenn ich an unsere Liebe, an dich dachte", fuhr sie fort und sah mich dabei gerade an, „so mußte ich stets denken, daß es nicht ohne Kampf mit uns abgegangen wäre; ich wußte, wie deine Augen plötzlich in Zorn oder Freude flammen konnten. Ich wußte, wie deine Hände kalt werden konnten, wenn dich etwas erregte, ja, wenn du nur etwas vorlasest, was dich rührte, — und dann dachte ich, als Werner kam, daß er mich am besten vor mir selber schützen könne. Es war mir, als bedürfe ich einer starken Hand, die mich führe, eines ruhigen Augenpaars, das sich nicht durch Schmerz oder Freude beirren ließe."

„Und Sie irrten nicht," versetzte ich. „Selten hat ein Mensch einen so angenehmen Eindruck auf mich gemacht wie Ihr Mann."

„Ja, Sie haben recht. Er erfüllte alle Hoffnungen, die ich in ihn gesetzt und mehr wie das! Nur ich selber bin nicht so wie ich geglaubt. Was kann es nützen, ein Herz zur Ruhe zu bringen, das nichts von Ruhe wissen will? Was nützt es, das Schiff vor Anker zu legen, wenn man nichts sehnlicher wünscht, als auf das offene Meer hinaus zu kommen? Und deswegen wäre ich auch glücklicher geworden, wenn ich jemanden neben mir gehabt hätte, der sich gleich mir auf das wilde Element hinaus gewagt, der stets vorwärts gestrebt und sich in die Ferne gesehnt hätte, der selbst auf den weichsten Kissen keine Ruhe hätte finden können!"

Ich fühlte, wie mir alles Blut zum Herzen strömte, meine Stirn ward eiskalt. Ich nahm ihre Hand sanft zwischen meine beiden Hände und sagte: „Hab Dank, Eva, ich glaube dir, und das soll mein Trost fürs Leben sein, wenn wir wieder voneinander geschieden sind."

„Und wann willst du mich verlassen," fragte sie. „Doch nicht gleich! Du bleibst doch?"

„Ich muß so bald wie möglich gehen," antwortete ich. „Ich muß wieder an meine Arbeit, und du hast ja auch eine Lebensaufgabe vor dir. Du mußt doch glücklich werden können!"

„So kannst du nur sprechen, weil du keine Ahnung von dem hast, was ich durchgemacht. Wenn du überhaupt noch von einem Glück für mich sprechen kannst, so ist mir das ein Beweis, daß du mich niemals so geliebt hast, wie ich dich liebte, wie ich dich noch in diesem Augenblicke liebe!"

Es war mir, als müsse es jetzt heraus, als müsse ich ihr alles erzählen, von den langen, einsamen Jahren, von allem, was ich ihretwegen erlitten, und in wie unwandelbarer Treue mein Herz an ihr gehangen. Was mir Kraft gab zu schweigen, war nicht der Gedanke, daß mein Geständnis uns beide doppelt unglücklich machen, uns die Kluft fühlbarer erscheinen lassen würde, die uns trennte. Es war auch nicht der Gedanke an all den Kummer, an all das Weh, das wir einander bereiten mußten, wenn wir unserer Liebe nachgaben, — so etwas vergißt man in einem so erregten Moment. Nein, ich dachte an ein Antlitz, in das ich vor wenig Stunden geschaut, an das prächtige, ehrliche Antlitz ihres Gatten, — und ich ward Herr meiner stürmischen Gefühle.

„Ich will ihn nicht hintergehen," sagte ich zu mir selber. „Koste es, was es wolle!"

„Eva," begann ich. „Ich will mich nicht gegen deine Anschuldigungen verteidigen. Ich will nur noch einmal wiederholen, daß sowohl du als auch ich glücklich werden können."

Sie sah mich mit ihren großen Augen fragend an.

„Du weißt doch, daß das Glück nicht darin besteht, daß uns das Leben die Erfüllung unserer liebsten Wünsche bringt. Du hast mir doch eben erst gesagt, daß du dich beständig vorwärts sehnst, — da wirst du doch begreifen, daß wir das Glück niemals auf dieser Erde finden können. Schau aber um dich! da sind andere, deren ganzes Glück du bist, dein treuer, guter Mann, deine Kinder! Sie sehen zu dir auf, sie suchen ihr Glück bei dir, das darfst du ihnen nicht verwehren!"

„Weißt du etwa, daß ich meinem Manne unentbehrlich bin?" fragte sie. „Er hat seine Arbeit und seine Interessen, die ihn völlig in Anspruch nehmen. Und die Kinder! Sie hängen weit mehr an Rosa als an mir. Du hast ja vorhin selber gehört, wie mein Mann sie unser ‚eins und alles' nannte."

Sie sagte das in heftigem, bitterem Ton, als schmerze sie der Gedanke daran.

„Du kannst doch sehen, daß dein Mann nur für dich lebt und arbeitet," erwiderte ich, „und wie er keinen anderen Lohn verlangt, als dich glücklich zu sehen. Was aber deine Kinder betrifft, da nimm dich in acht. Du hast vielleicht recht, eine andere ist im Begriff sie dir zu entziehen. Deswegen beeile dich, ihnen ihr ‚eins und alles' zu werden, ehe es zu spät ist."

„Und das sagst du zu mir?" sagte sie langsam. „Großer Gott!" rief sie im selben Augenblick und hielt beide Hände vor ihr Gesicht. Ein flammend roter Blitz schoß in krausem Zickzack über den Horizont, und gleichzeitig erscholl ein so heftiger Donnerschlag, daß die ganze Küste des Sees davon widerhallte. Ein zweiter Blitz folgte und ein dritter.

Wir sahen auf. Eine Menge dunkler Streifen zeigten sich am Himmel, und über dem Walde hatte sich eine dicke Wolkenwand von unheimlich gelblicher Farbe angesammelt.

„Das gibt ein furchtbares Unwetter," sagte sie. „Wir müssen ans Land."

Plötzlich durchsauste ein eigenartig zischendes, flötenähnliches Geräusch die Luft. Das Wasser ward tiefschwarz und kleine weißköpfige Wogen jagten blitzschnell über die Oberfläche dahin, dann war einen Augenblick alles stille, als wolle die Natur sich besinnen, doch es war nur ein tiefes Atemschöpfen gewesen, denn plötzlich brach der Sturm los. Der See tobte und brauste, die Bäume beugten ihre Kronen tief herab, und Blitz auf Blitz durchzuckte die Luft. Wir waren eben am Ufer gelandet, als das Unwetter sich über uns ergoß. Große schwere Hagelkörner rasselten hernieder, und der rollende Donner wurde von Minute zu Minute stärker, wir konnten uns nur mit Mühe verständlich machen.

„Lauf," rief ich ihr zu. „Ich will mich nach den Kindern umsehen."

Sie verschwand im Garten. Ich versuchte, das Boot festzumachen, aber der Hagel peitschte mir derartig ins Gesicht, daß ich kaum sehen konnte, und als ich mich endlich dem Hause zuwandte, konnte ich mich nur mit Mühe und Not aufrechthalten. Ich wollte mich eben im Hause erkundigen, wo man die Kinder vermutete, da sah ich ihre beiden kleinen Gesichter an einem Fenster der oberen Etage. Ich fragte nach Eva, sie war zu ihnen hinauf gegangen.

Oben auf meinem Zimmer angekommen, sah ich durch das Fenster, wie die Wogen des Sees brausten und rollten gleich einem stürmischen Meer. Das Gewitter hatte sich aber bereits verzogen, und bevor ich meine nassen Kleider abgelegt hatte, schien die Sonne wieder und der Himmel erstrahlte in reinstem Blau. Nur der Wellenschlag dort unten konnte noch immer keine Ruhe finden.

Ich ging in den Garten hinab, um zu sehen, wie es dort nach dem Unwetter aussehen mochte. Alle Rosen lagen entblättert zwischen den weißen Hagelkörnern, die an dem Rande der Rabatten fingerdick zusammengeweht waren. Die Rasenplätze waren mit geknickten Aesten und Zweigen bedeckt und einer von den hübschen jungen Bäumen, unter denen ich noch vorhin mit Evas Mann gesessen, war über der Wurzel abgebrochen. Die Luft war fast unangenehm kalt, und ununterbrochen hörte man das Toben der Wellen. Da erblickte ich einen Wagen, der sich in rasender Eile dem Hause näherte, und während ich noch überlegte, was für ein Fuhrwerk das sein könne, sah ich, daß eine scheinbar leblose Gestalt auf demselben lag.

Eine furchtbare Ahnung durchzuckte mich, und so schnell wie möglich eilte ich durch das Haus, um mir Gewißheit zu verschaffen.

Durch einen breiten Korridor gelangte ich in die große Küche, aus der mir jammernde Klagerufe und laute Männerstimmen entgegen klangen. Die Thür öffnete sich und eines der Mädchen stürzte schreiend und weinend an mir vorüber.

Auf meine Fragen konnte ich nichts aus ihr herausbringen: „Herr des Himmels! O, du großer Gott!" war alles, was ich verstand.

Ich faßte sie in den Arm und schüttelte sie heftig: „Ist denn ein Unglück geschehen! Ist jemand ums Leben gekommen! So sprich doch!"

„Ach, der Herr! der Herr! da liegt er, er ist ertrunken in Christians elendem Fährboot! Die gnädige Frau, ach, die verliert wohl den Verstand dabei!" und von neuem brach sie in lautes Schluchzen und Weinen aus.

Ich riß die Thür auf und ging in die Küche. Dort waren außer den Leuten, die ihn gebracht hatten, fast alle Dienstboten des Hauses versammelt. Man hatte ihn auf den großen Eßtisch der Leute gelegt und war nun damit beschäftigt, ihm die nassen Kleider auszuziehen. Seine Augen waren fest geschlossen, der Mund leicht geöffnet und die Gesichtsfarbe erdfahl. „Das ist längst vorbei!" sagte ich mir selber, als ich näher trat.

Ich schob die weinenden, neugierigen Menschen beiseite, und mit Hilfe einiger, die sich am besten beherrschen konnten, wurde er in zwei dicke Pferdedecken gehüllt und aus Leibeskräften gebürstet und gerieben. Ich schickte einen reitenden Boten zum Arzt und sorgte dafür, daß Eva nichts von dem Geschehenen erfuhr.

Sobald die Kräfte der Männer, die mit reiben und bürsten beschäftigt waren, nachließen, wurden sie durch andere ersetzt. Inzwischen bewog ich die neugierig Umherstehenden, sich in das anstoßende Leutezimmer zurückzuziehen; von hier aus ertönte fortwährend das Schluchzen der Frauen und dazwischen die Stimmen der Männer, die ihren Herrn beklagten.

„Ja, so einen gibt's nicht weiter auf der Welt!" war der stete Refrain. „So gut und gerecht, und nie brauchte er zu schelten. Wen er nur ansah, der wußte Bescheid! Aber ein gutes Wort zu geben, das verstand er, und helfen that er, wo er nur konnte!" Solche und ähnliche Worte schwirrten um mich her, während ich seine eiskalten Glieder bearbeitete. Dabei strömte das Wasser noch immer aus seinem blonden, lockigen Haar auf den Tisch.

Hier erfuhr ich auch, wie das Unglück geschehen war.

Bei der Fähre hatte er sich von den Herren verabschiedet, diese hatten ihren Weg zu Wagen fortgesetzt. Das Gewitter mußte gleich darauf ausgebrochen und das Boot gekentert sein, denn einer der Bauern, die ihn hierher gebracht, hatte von seinem Gehöft aus, das in der Nähe lag, ein Boot auf dem See treiben und plötzlich verschwinden sehen. Er war an das Ufer hinabgeeilt und hatte sich im Verein mit seinen Söhnen bemüht, sein Boot flott zu machen. Solange aber der Orkan wütete, war es unmöglich gewesen. Erst als sich das Unwetter gelegt hatte, war es ihnen gelungen, die Mitte des Sees zu erreichen; dort fanden sie das gekenterte Boot, an dem sich der Fährmann festgeklammert hielt. Er konnte nicht schwimmen und war so glücklich gewesen, das Boot zu erhaschen. Dagegen hatte er während des ganzen Sturmes den Herrn, der ein vortrefflicher Schwimmer war, auf das Land zuhalten sehen. Erst wenige Augenblicke, bevor die Hilfe gekommen, war er gesunken. Als sie ihn jedoch gleich darauf wieder auftauchen sahen, war es ihnen auch geglückt, ihn ins Boot zu bringen, aber das Leben schien ihn bereits verlassen zu haben.

Schon hatten wir uns müde gearbeitet und ich war im Begriff, mich nach frischen Kräften umzusehen, als der Doktor erschien. Er grüßte flüchtig, trat mit dem Hut in der Hand an den Tisch und sah den dort Ruhenden an. Dann schüttelte er den Kopf.

„Ich glaube nicht, daß wir hier noch etwas ausrichten können, man kann es ja aber doch versuchen."

Er ließ sich Kognak bringen und gab

ge andere Befehle, dann wandte er sich mir:

„Sie kennen die gnädige Frau? — wäre wünschenswert, wenn eine ver- idige Person es übernehmen wollte, sie dem Vorgefallenen in Kenntnis zu n."

„Sie halten es also für notwendig?"

„Nach allem, was ich sehe, ist hier e Hoffnung mehr vorhanden," erwiderte „Sie müssen es ihr natürlich so scho- d wie möglich mitteilen!"

Ich verließ die anderen in voller Ar- , in der Thür wandte ich mich noch mal um, da sandte der rote Abend- mel plötzlich seine ganze glühende Far- racht in den dunklen Raum.

Eva war noch oben bei den Kindern. ernd klopfte ich. „Herein!" rief man zu. Dort im Zimmer saß sie am ster, ihr kleines Mädchen hielt sie auf Schoß, den Kopf hatte sie in ihre d gestützt. Sie saß dort und sah auf Regentropfen, die langsam von den eigen der Bäume herabfielen. An ihrer te stand ihr kleiner Knabe, eifrig mit m Spielzeug beschäftigt. An dem an- n Fenster saß Rosa mit ihrer Hand- it.

Eva blickte auf und sah mich ganz undert an.

„Verzeihen Sie, daß ich hier herauf me," sagte ich. „Ich habe etwas Wich- s mit Ihnen zu besprechen."

„Mit mir? Ja, bitte, sprechen Sie nur!"

„Nein, ich muß Sie ersuchen, sich dlichst hinunter zu bemühen."

Sie erhob sich langsam, ließ das kleine chen auf die Erde gleiten und folgte Als ich die Thür geschlossen hatte wir an der Treppe standen, sah sie noch immer ganz verwundert an.

„Sie haben mir etwas mitzuteilen? — großer Gott, ist denn ein Unglück ge- n?"

Sie muß es mir angesehen haben, daß was Schreckliches zu berichten hatte. wußte nicht, was ich sagen sollte, ich e keine Worte finden. Die Wahrheit zu hart.

„Machen Sie sich auf das Schlimmste t!" sagte ich leise.

„Auf das Schlimmste!" wiederholte sie wandte sich hastig nach dem Kinder- er um, als müßte sie sich noch ein- vergewissern, daß die Kinder wirklich seien, dann schien sie sich zu besinnen. „Er ist verunglückt!" rief sie aus und die Hände zusammen. „Um Gottes- ! sagen Sie mir doch, wo er ist!"

Ich teilte ihr mit wenigen Worten was geschehen. Ich sagte ihr, daß rzt noch nicht alle Hoffnung aufge- habe. Ob sie mich verstand, weiß ht. Sie stürzte die Treppe hinab den Korridor in die Küche. Ich aum im stande, ihr zu folgen.

s wir eintraten, wichen die Leute ietig beiseite und aller Stimmen ver- ten plötzlich. Am Tische war man mmer mit dem Bearbeiten des leb- Körpers beschäftigt.

Eva trat hastig an den Tisch und sah ihren Mann lange, lange an. Es schien mir, als wenn sie schreien wollte, aber nur ein schwaches Stöhnen entrang sich ihrer Brust, dann fiel sie besinnungslos zu Boden.

Wir hoben sie auf und trugen sie in eines der Leutezimmer, dort legten wir sie auf ein Bett, die Frauen blieben bei ihr und ich kehrte zu dem Ertrunkenen zurück.

Nach Verlauf einer halben Stunde kam eine der Frauen mit der Meldung, daß Evas Besinnung noch nicht wieder zurückgekehrt sei. Der Doktor wurde ängstlich und ging selber, um sich nach ihr umzusehen. In der Thür wandte er sich um und sagte: „Bis Mitternacht müssen wir doch mit unseren Versuchen fortfahren. Zeigt sich dann noch keine Spur des zurückkehrenden Lebens, so müssen wir die Hoffnung aufgeben."

Wenige Augenblicke, nachdem er gegangen, und gerade als ich mit Aufbietung meiner letzten Kräfte ganz verzweifelt weiter arbeitete, kam es mir vor, als bemerke ich ein Zucken in seinem Arm. Anfangs glaubte ich, daß es eine Sinnestäuschung sei, aber einen Augenblick später öffnete er die Augen, seine Lippen färbten sich leicht und seine Brust fing an, sich leise zu bewegen. Ich ließ den Doktor bitten, schleunigst zu kommen, und dieser hatte kaum ein Auge auf ihn geworfen, als er freudig ausrief: „Er ist gerettet!"

Als es Morgen wurde, lag Gustav Werner in seinem eigenen Bette und schlief einen festen, gesunden Schlaf. Er schlief bis zum Abend des zweiten Tages und obwohl er noch sehr schwach war, sah man doch, daß seine gesunde Natur den Sieg davontragen würde.

Mit Eva stand es schlimmer. Sie erwachte erst nach mehreren Stunden aus ihrer Ohnmacht und redete so wirr und unzusammenhängend, daß der Doktor ihretwegen sehr besorgt war.

Nach einigen Tagen stellte es sich heraus, daß eine heftige Gehirnentzündung eingetreten sei.

Ich blieb einstweilen auf dem Gute und wachte manche Nacht an Evas Bette. Am Tage hatte ich vollauf damit zu thun, ihren Mann zu trösten, der ganz außer sich vor Verzweiflung war.

Er konnte stundenlang, den Kopf in die Hände gestützt, dasitzen, laut schluchzen und weinen. — Er war völlig unfähig zu aller Arbeit und wollte mich stets in seiner Nähe haben. „Sie sind so gut gegen mich," sagte er oft. „Ich glaube, ich müßte verkommen, wenn ich Sie nicht hier hätte!" — „Ich weiß, daß ich mich nicht benehme, wie es einem Manne ziemt," fügte er hinzu. „Aber Sie werden es verstehen, wie ich Eva entbehre. Fräulein Rosa ist ja so herzensgut, aber ich weiß nicht, es ist mir, als wenn alles, was sie thut, so seelenlos ist, seit Eva nicht mehr dabei ist. Und die armen Kinder! Ich bemühe mich ja fröhlich zu sein, wenn ich bei ihnen bin; aber sie merken doch, wie mir zu Mute ist, ich kann auch nicht so zart und liebevoll mit ihnen umgehen, wie Eva!"

Aber auch mit Eva wurde es allmählich besser, und eines Morgens sagte der Doktor zu Gustav: „Wenn Sie recht verständig sein wollen, dürfen Sie heute zu ihr."

„Ich verspreche Ihnen kein Wort zu sagen, wenn ich sie nur sehen darf," erwiderte er.

Der Doktor hatte nämlich gewünscht, daß Eva ganz außer Gefahr sei, ehe sie ihren Mann sähe, da er nicht sicher war, welchen Eindruck sein Anblick auf sie machen würde.

Gustav wollte durchaus, daß ich ihn begleiten sollte, und während er zu ihr hineinging, blieb ich in der Thür des Nebenzimmers stehen.

Eva saß im Bette, sie war während der Krankheit sehr abgemagert und ihre Augen sahen unheimlich groß aus. Diese dunklen Augen suchten unruhig nach ihrem Mann, und als sie ihn kommen sah, streckte sie beide Arme nach ihm aus.

Er kniete an ihrem Bette und preßte sein Antlitz gegen das ihre.

„Du lebst!" sagte sie nur, schlang beide Arme um seinen Hals und brach in Thränen aus.

Ich schlich mich leise aus dem Zimmer und reiste noch am selben Abend in die Hauptstadt zurück. Jetzt war Gustav im stande, sich selber zu helfen!

* * *

Einige Jahre später sah ich Eva noch einmal zufällig wieder. Es war eines Abends in der Oper. Sie saß eine Strecke von mir mit ihren beiden Kindern. Sie war voller und stattlicher geworden, und wohl, um nicht allzu mädchenhaft zu erscheinen, trug sie ein Spitzenhäubchen auf ihrem kurzen, lockigen Haar. Ihr Sohn war sehr groß geworden. Er zupfte sie fortwährend an dem Aermel, um sich von ihr erklären zu lassen, was auf der Bühne vor sich ging, und sie flüsterte ihm dann leise eine Antwort zu. Die kleine Eva, die ein sehr schönes Mädchen zu werden versprach, saß mit großen Augen da. Sie war ganz Ohr.

Beim Hinausgehen trafen wir zusammen. Eva wurde dunkelrot, sah mich aber so herzlich und freundlich an und sagte: „Ich habe Grüße für Sie von meinem Mann. Es geht uns jetzt allen ausgezeichnet."

Seitdem sah ich sie nicht wieder. Ihres Mannes Einladungen, zu ihnen zu kommen, habe ich stets abgeschlagen. Es ist mir unmöglich. Vielleicht hat sie ihm jetzt ihr Geheimnis mitgeteilt, denn er bittet mich nun nicht mehr. — — — —

„Und wirst du denn niemals glücklich werden?" fragte ich, als Felix seine lange Geschichte beendet hatte.

„Ich bin glücklich," erwiderte er und erhob sich. „Man kann auf mancherlei Art glücklich sein." Und als im selben Augenblick eine blitzende Sternschnuppe vom Himmel fiel, zeigte er nach oben und sagte: „Siehst du wohl, daß ich recht habe?"



Der Vesuv; nähere Ansicht des kleinen inneren Kegels des Kraters, die neuere unverwitterte Lava zeigend, auf welcher der Aschenhaufen des Kegels ruht.

Vulkane.

Von

Dr. Hermann Bischoff.

Vulkane spielen eine sehr wichtige Rolle in der physischen Geschichte unserer Erde und üben eine in hohem Grade kräftigende Wirkung aus, indem sie dazu dienen, die Erdoberfläche in einer günstigen Beschaffenheit zur Ernährung pflanzlichen und tierischen Lebens zu erhalten und die Spannung zwischen der Eigenwärme unseres Erdkörpers und der Einwirkung der Sonne auszugleichen. Wir kennen das Wesen der Vulkane noch nicht genau, und müssen ein Verständnis davon durch genaue Beobachtung der vulkanischen Erscheinungen auf unserer Erdrinde zu gewinnen versuchen, und mit diesen sollen sich die vorliegenden Seiten beschäftigen, indem wir uns an das zunächst liegende Beispiel des Vesuvs halten und eine kurze Geschichte dieses Vulkans zu geben suchen, als des einzigen, über dessen Thätigkeit wir eine ziemlich genaue Aufzeichnung in einem Zeitraum von mehr als zwei Jahrtausenden besitzen.

Unsere Leser wissen, daß der Vesuv an den Küsten des Golfs von Neapel liegt, welcher Teil der italienischen Küste nicht nur eine Reihe prächtiger Häfen, ein herrliches Klima und einen fruchtbaren Boden aufweist, sondern auch eine Anzahl reizender Inseln, welche schon in früher Zeit prächtige Niederlassungen für griechische Auswanderer lieferten, welche ihre Kultur hierher verpflanzten. Die am Westrande des Golfes liegende Insel Ischia war schon im fünften Jahrhundert vor Christo der erste Sitz einer derartigen Niederlassung. Damals und auch in den darauffolgenden sechs Jahrhunderten war der vulkanische Kegel des Vesuvs noch nicht in Thätigkeit und hatte ein ganz anderes Aussehen als heutzutage, wie aus den fünf nebenstehenden Figuren zu ersehen ist. Er war ein breiter, niedriger Berg, welcher sich nur etwa 2000 Fuß über den Meeresspiegel erhob; sein Krater war tief und breit, würde aber einem modernen geübten Auge alsbald seine vulkanische Eigenschaft, die sich allerdings bis dahin noch nicht bethätigt hatte, verraten haben. Für die damaligen Anwohner war er ein Hügel und sonst nichts.

Während des langen Schlafs des Vesuvs aber wurden die Ansiedler auf Ischia von manchen ernsten Ausbrüchen aus den Kratern dieser Inseln heimgesucht und einmal durch diese Unfälle sogar aus ihren Ansiedlungen vertrieben. In dieser Ruhezeit des Vesuvs fanden vielleicht andere leichte Ausbrüche vulkanischer Gase in dem Landstrich westlich vom Vesuv, in den sogenannten Phlegräischen Feldern, statt. Man weiß nämlich heutzutage, daß die aufgestauten vulkanischen Kräfte sich einen andern Ausweg zu bahnen suchten, jedoch mit so geringem Erfolg, daß das Land jahrhundertelang nur wenig dadurch gestört und der Landaufenthalt der reichen Römer wurde, welche hier ihre Sommerfrische genossen. Rund um den Vesuv herum, der Küste des Golfs entlang und an den rebenbedeckten Hängen des Bergs gab es eine Menge reicher Städte mit Tempeln, Bädern und anderen stattlichen und reichen Bauwerken jenes baulustigen Volkes. Mit Ausnahme der Ausbrüche auf Ischia, welches vom Lande so weit entfernt war, daß seine Störungen nicht lästig wurden, erfreut sich dieser vesuvianische Bezirk einer ungestörten Ruhe bis zum Jahre 63 unserer Zeitrechnung. Erst in diesem Jahre begann eine Reihe von mäßig starken Erdstößen, der Wirkung der vulkanischen Gase, welche sich die lang verschlossenen Zugänge zu dem Krater gewaltsam wieder zu öffnen versuchten. Im August des Jahres 79 wurden diese unterirdischen Bewegungen immer heftiger, bis sie in einem furchtbaren Ausbruch endigten.

Wir kennen die einzelnen Umstände dieser großen Katastrophe genau aus den Briefen, worin der jüngere Plinius dem Geschichtschreiber Tacitus die Vorgänge beim Tode seines Oheims, des Naturforschers Plinius schildert, welcher bei diesem Ausbruch das Leben verlor. Der ältere Plinius war Admiral der römischen Flotte, welche beim Kap Misenum (dem heutigen Bajä) an der Westküste der Bucht stationiert war. Der Ausbruch begann ungefähr um Mittag, und binnen kurzem war die ganze Ostseite des Golfs von einer ungeheuren Dampfwolke verhüllt, in welche sich fein gepulverter Staub — das was man den sogenannten „Rauch“ eines vulkanischen Ausbruchs nennt — mengte. Diese Wolke dehnte sich allmählich aus, bis sie auf einem Umkreis von ungefähr zwanzig Meilen um den Vulkan her vollständige Finsternis verbreitete und, nach Dio Cassius, ihren Schatten bis nach Afrika, Syrien und Aegypten hinüberwarf.

Die Briefe des jungen Plinius mit ihrer wunderbar anschaulichen Darstellung der ganzen Katastrophe sind schon so oft übersetzt worden und so allgemein bekannt, daß wir uns begnügen können, hier auf sie zu verweisen. Natürlich rief dieser Ausbruch große Veränderungen an der Oberfläche der ganzen Umgebung des Vesuvs hervor. Obwohl, aus später zu erörternden Gründen, dem Krater keine Lavaströme entflossen, weil der Ausbruch so heftig war, daß sich keine solche bilden konnten, so war doch die Menge der geschmolzenen Steinmassen, welche in Trümmer zerschmettert wurden und hauptsächlich in Gestalt von Staub (lapilli) auf der Erdoberfläche um den Krater herum niederfielen, eine ungeheure. Die Anhäufung derselben auf einer Strecke von mehreren Meilen um die Mündung herum scheint eine Tiefe von zehn bis dreißig Fuß und darüber betragen zu haben. Wegen der ungemeinen Leichtigkeit dieses bimssteinartigen oder mit Luftblasen erfüllten Staubes ist wahrscheinlich der größere Teil dieses Niederschlags vom Regen wieder hinweggewaschen worden, wie dies bei den Aschen-

regen späterer Jahre der Fall war. Am Schluß des Pliniusschen Ausbruchs bedeckte dieser Staub den Boden wahrscheinlich bis zu einer weit größeren Tiefe, als aus den noch jetzt an der Oberfläche vorhandenen dürftigen Ueberresten des großen Aschenregens zu sehen ist. Nur dieser Annahme können wir das Verlassen der beiden Städte Herculanum und Pompeji zuschreiben, welche so weit verloren gingen, daß gar keine Ueberlieferung über ihre Lage mehr übrigblieb. Beide Städte waren jedoch wahrscheinlich von ihren kostbareren Schätzen geräumt worden, bevor sie mit der Asche und dem durch die gewaltigen Gewitterregen hervorgebrachten Schlamm bedeckt wurden; allein noch immer ward so viel Wertvolles zurückgelassen, daß man kaum begreifen kann, warum die beraubten Leute es versäumten, nach ihren zurückgelassenen Schätzen zu graben, wenn sie nicht durch eine dickere Schicht von vulkanischer Asche abgehalten wurden, als jetzt auf Pompeji liegt.

Am Schlusse dieses Ausbruchs muß die ganze Oberfläche der Umgebung des Vesuvs eine Aschenwüste gewesen sein. Außer den beiden wichtigen Städten Herculanum und Pompeji müssen noch Dutzende von Dörfern in der gleichen Weise verschüttet worden sein. Doch ist nicht wahrscheinlich, daß in dieser Katastrophe viele Menschenleben verloren gingen. Es dauerte Stunden, bis der Ausbruch eine verhängnisvolle Heftigkeit annahm, und beinahe alle Einwohner, mit Ausnahme der Kranken und Gefangenen, fanden ihr Heil in der Flucht. Von den paar hundert Skeletten, welche bei den Ausgrabungen in Pompeji gefunden wurden, sind viele anscheinend die Ueberreste von Soldaten, welche der Tod an ihren angewiesenen Orten ereilte, weil sie keinen Befehl zum Abzug erhalten hatten. Gelegentlich wenn die Erforscher bei Ausgrabungen die fest zementierte Asche von den Kellern eines Hauses entfernten, so drangen ihre Pickärte in eine Höhlung ein; die Erfahrung hat gelehrt, daß diese hohlen Räume gewöhnlich Schablonen oder Model sind, welche die nasse Asche um einen am Boden liegenden Menschen bildete. Gießt man diese Hohlräume mit nassem Gips aus, so ist man imstande, genaue Abgüsse von längst gestorbenen Menschen herzustellen.



Erdspalte, aus welcher die den Ausbruch begleitenden schwefligen Dämpfe hervordringen, nun teilweise durch tropische Vegetation geschlossen (S. 1816).

Dem Ausbruch des Jahres 79 folgte, wie dies nach großen Eruptionen gewöhnlich der Fall ist, eine lange Ruheperiode. Der nächste Ausbruch des Vesuvs erfolgte im Jahre 203 und war anscheinend nur von mäßiger Heftigkeit. Nach einer weitern gleichlangen Pause erfolgte im Jahr 472 eine äußerst heftige Eruption, bei welcher die emporgetriebene Asche sich beinahe über ganz Europa verbreitet und den Himmel in Konstantinopel, in einer Entfernung von mehr als 160 geographischen Meilen, so verfinstert haben soll, daß der Kaiser Leo aus der Stadt entfloh und man noch einen langen Zeitraum nachher die Befreiung der Stadt durch ein jährliches Fest feierte. Von da an bis zum Jahr 1036 unsrer Zeitrechnung haben wir Aufzeichnungen von gelegentlichen kleineren Ausbrüchen, aber diese Zeit war ja, wie unsere Leser wissen, gewissermaßen die Nacht der Geschichte und die Berichte der Chroniken sind sehr unvollständig. Aus einer alten Reisebeschreibung geht ziemlich deutlich hervor, daß beim Ausbruch von 1036 die Lava vom Kegel herab bis ins Meer floß. Dies scheint die erste Eruption in geschichtlicher Zeit gewesen zu sein, wobei der Vesuv Lava ausstieß, ob-



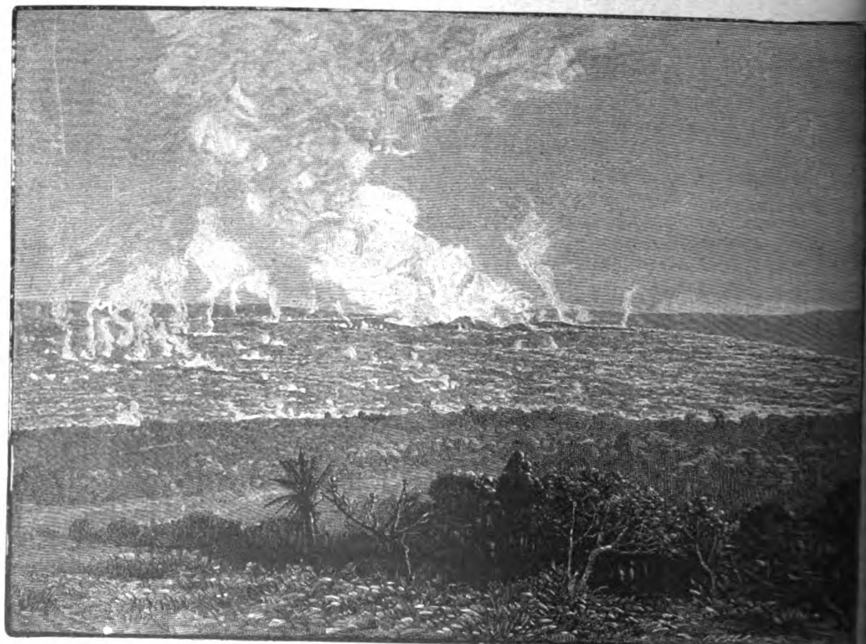
Ansicht des Vesuvs von der Ostseite vom Observatorium aus, im Jahre 1880; die Ansicht zeigt den Mündungskegel und das alte abgespülte Piedestal von Lava und Asche. Die dunkle Linie auf der rechten Seite des Kegels ist die auf den Berg führende Eisenbahn (S. 1801).

wohl in der vorgeschichtlichen Periode der Thätigkeit des Vulkans dieselbe reichlich erzeugt wurde.

Von diesem Ausbruch bis herunter zur Neuzeit besitzen wir ein genaues Verzeichnis der Eruptionen des Vesuvs und des Aetna. Man zählt also von 1036 bis 1500 fünf Ausbrüche oder etwa einen auf jedes Jahrhundert und keinen von ihnen von großer Heftigkeit. In der That scheinen die Eruptionen von 1139 bis 1631 nur Drohungen der latenten vulkanischen Thätigkeit gewesen zu sein und der innere Druck und die Spannung sich erst mit der großen Explosion des letztgenannten Jahres gelöst zu haben.

Der Ausbruch von 1631 war nächst demjenigen von 79 die heftigste Explosion, welche vom Vesuv aus stattgefunden hatte. Gleich dem Ausbruch, in welchem Plinius seinen Tod fand, wurde die Störung durch eine Reihenfolge von Erdstößen eingeleitet. Diese rührten ohne Zweifel von dem Kampf der eingesperrten Gase mit den Schranken her, welche die Erde ihnen in den Weg legte, und wurden immer heftiger, bis am 16. Dezember der Ausbruch plötzlich und mit äußerster Wut begann. Unähnlich den meisten Ausbrüchen aus diesem Krater und aus anderen, wo der Ausfluß des feurig-flüssigen Gesteins gewöhnlich erst beginnt, nachdem die Gase schon einige Zeit hervorgebrochen sind, brach hier sogleich ein großer Lavastrom aus der Seite des Kegels und zwar in kurzer Entfernung vom Gipfel des Kraters. Die Lavaströme ergossen sich aus einer Anzahl Punkte längs dem südwestlichen Abhang des Berges, in einer Höhe von ungefähr dreitausend Fuß über dem Meeresspiegel, und flossen bis zum Strande der Bucht herunter. Ein großer Teil der Lava blieb zwar in den Depressionen in den Flanken des Berges zurück, aber etwa ein Dutzend Ströme, welche von dem großen Erguß abzweigten, erreichten das Meer auf einer Länge von anderthalb geographischen Meilen der Küste. Damals wie noch heute war die Küste besäumt von einer beinahe fortlaufenden Reihe volkreicher Städte. Obwohl die Einwohner, von der Furcht getrieben, welche die Erdstöße und der unterirdische Donner im Berge ihnen einflößten, in großer Anzahl geflohen waren, so stellte sich der Lavaerguß so plötzlich ein, daß in den Städten Resina, Torre del Greco und Granatello achtzehntausend Menschen umkamen, welche von den Lavaströmen überwältigt wurden. Die Asche oder die fein verteilte Lava wurde in ungeheuren Mengen ausgeworfen und verdunkelte abermals nach Osten hin den Himmel bis Konstantinopel. Der Regen, welcher aus der über der ganzen Bergregion hängenden Wolke fiel, war wolkenbruchartig und rief, vermengt mit dem feinen Staub, ungeheure Schlammüberschwemmungen hervor, welche Felder und Dörfer überfluteten und eine Zerstörung verursachten, welche noch ausgedehnter, wenn auch für Menschenleben weniger verhängnisvoll war als die feurigen Lavaströme. In diesem Ausbruch, wie in allen Eruptionen, war auch der Blitz aus den Wolken äußerst heftig und vernichtete manches Menschenleben.

Seit dieser Katastrophe bis auf den heutigen Tag haben sich die Ausbrüche häufiger wiederholt als in der ganzen übrigen Geschichte der Vulkane. Selten sind zwanzig Jahre ohne einen Ausbruch von besonderer Heftigkeit vorübergegangen, wenn auch keiner mehr die furchtbare Wut des ersten geschichtlichen Ausbruchs von 1631 erreicht hat. Man hat in dieser Zeit von drittehalb Jahrhunderten gegen achtzig Ausbrüche zu verzeichnen gehabt, welche zwar beinahe alle nur von mäßiger Heftigkeit gewesen sind, aber zu einem eigentümlich großen Lavaauswurf geführt haben. Offenbar sind die Kanäle, welche zu den Ritzen des Vulkans führen, nun mit flüs-

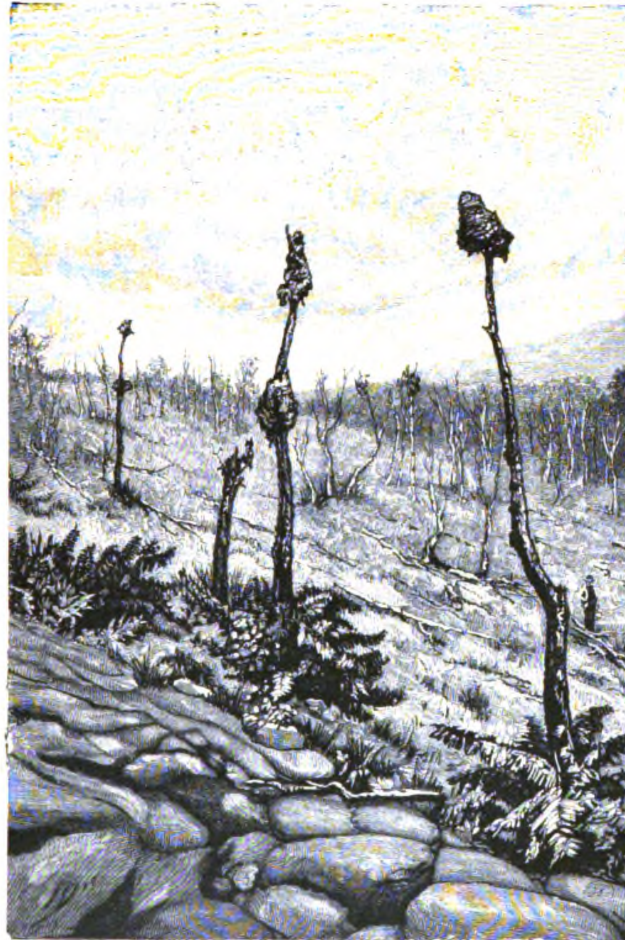


Breiter Lavastrom auf dem Punkt seines Austretens oder Ueberfließens, die sehr flüssige Beschaffenheit und den entweichenden Dampf zeigend, auf den Sandwichinseln (S. 1818).

siger Lava gefüllt, und wo nur immer der Druck der eingesperrten Gase stark genug ist, wird die Lava in den Krater heraufgetrieben, zerreißt durch ihr Gewicht die Wände des unzusammenhängenden Aschenmantels und entweicht über die steilen Hänge des Kegels.

Manche von diesen Ausbrüchen sind nur von sehr geringer Energie. Es war uns vergönnt, aus ziemlicher Nähe den Anblick des schönen kleinen Ausbruchs im Winter 1882 zu genießen, welcher eine besonders günstige Gelegenheit zur Beobachtung der wesentlichen Vorgänge vulkanischer Explosionen mit wenig Gefahr gewährte. Damals wurde, infolge der geringen Heftigkeit des Ausbruchs, der Krater auf eine kleine Einsenkung am Gipfel des Kegels reduziert, welche einen Durchmesser von höchstens sechshundert und eine Tiefe von ungefähr einhundert Fuß hatte. Wenn man sich einen starken Nordwind, die in Italien bekannte „Tramontana", zu nutze machte, so war es möglich, bis zum eigentlichen Rand des Kraters hinzukriechen und auf die Oberfläche der flüssigen Lava hinunterzuschauen, aus welcher die Gase hervorbrachen. Der Trichter wurde zwar von Zeit zu Zeit mit wirbelndem Dampfe angefüllt, allein der günstige Wind fegte diese oft so hinweg, daß man einige Sekunden lang jede Einzelheit des furchtbar erhabenen Schauspiels sehen konnte. Mehrmals in jeder Minute wurde die Oberfläche der wogenden Lava durch eine heftige Gasexplosion zerrissen, welche die ganze Masse feurig-flüssigen Gesteins in die Luft zu schleudern schien. Die aufsteigende Säule von Dampf und Lavatrümmern stieg wie eine Garbe zu einer Höhe von mehreren hundert Fuß. Viele von den Massen, welche mit der Leichtigkeit von Luftblasen aufzusteigen schienen, hatten einen Durchmesser von mehreren Fuß und machten ein großes Getöse, als sie klatschend auf die Oberfläche der Außenseite des Kraters niederfielen; manche sah man auch schon im Aufsteigen in Stücke zerspringen. Im Augenblick der Explosion erschienen die entweichenden Gase durchsichtig, die Säule wurde aber einige Dutzend Fuß über dem Entweichungspunkt stahlgrau und verwandelte sich etwas höher in die charakteristische Farbe des Dampfes. Daß es auch ein mit anderen Gasen leicht gemischter Wasserdampf war, ließ sich überall erkennen, wo die Dampfsäule in ihren Wirbelbewegungen sich um einen Beobachtungsgrund drehte. Ein leichter Wäschedunst wie von Seifenwasser, gemengt mit stechenden Schwefeldämpfen, machte sich sehr bemerklich.

Die Hitze im Augenblick der Explosion war zwar sehr groß, allein wenn man das Gesicht durch eine extemporisierte Larve schützte, war es leicht, allen ernsten Folgen der Hitze vorzubeugen und sogar ziemlich rohe und ungenügende Skizzen von der Szene aufzunehmen. Das bedeutendste Hindernis rührte von den heftigen Erdstößen her, welche der Kegel durch die Explosionen erhielt und in die Luft fortpflanzte und die es ungemein erschwerten, die Aufmerksamkeit auf das Phänomen selbst zu heften. Die Erdstöße, welche jede Explosion begleiteten, waren beinahe so stark, daß man darüber den Fußhalt verlor und die Stöße, welche man von der Luft erhielt, glichen denen, welche alle mit dem Sprengen von Minen Vertrauten bei der Explosion einer starken Ladung Pulver oder Dynamit erhielten. Die Empfindung ist keine schmerzliche oder gefährliche, aber für die augenblickliche Besonnenheit störende. Nach viertelstündiger Beobachtung machte ein leichtes Umschlagen des Windes die ausgeworfenen Massen so nahe bei unserem Standpunkt herunterfallen, daß wir denselben eilends verlassen mußten.

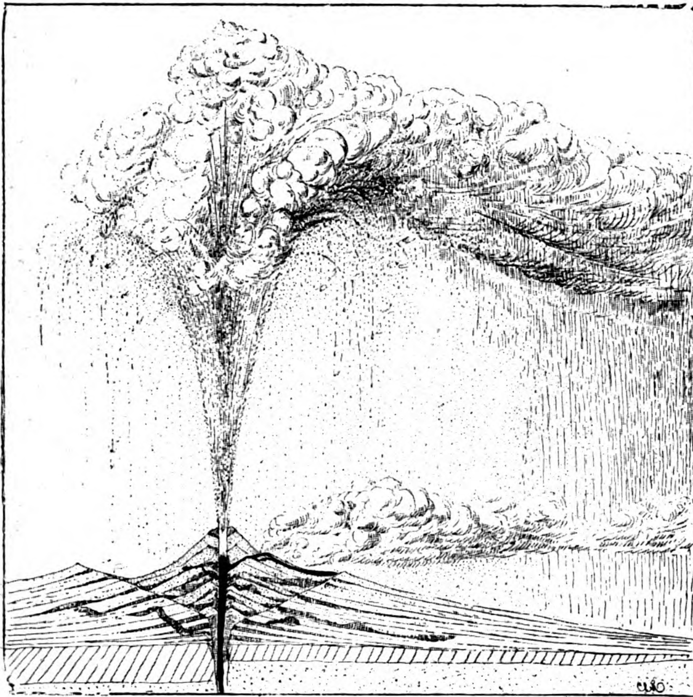


Verwitternde Lava mit den Ueberresten der früheren Vegetation.

Um gleichsam die Veranschaulichung der vulkanischen Erscheinungen zu vervollständigen, welche dieser kleine Ausbruch gewährte, ergoß sich ein kleines Bächlein flüssiger Lava aus der niedrigen Aschenwand auf der einen Seite des Kegels und floß ruhig den Abhang herab. Es war nicht größer als der Strom flüssigen Eisens, welcher aus einem Hochofen in die benachbarten Gießformen fließt, welche ihn erwarten, allein in der Bewegung waren alle wesentlichsten Züge auch des größten dieser feurigflüssigen Ströme zu sehen. Die Oberfläche der Flüssigkeit, an der Luft verkühlend, erhärtete langsam zu einem klebrigen Schaum, welcher durch die schnellere Bewegung der flüssigeren Masse darunter runzelig wurde, wie der Rahm auf einer Pfanne Milch, wenn er langsam über den Rand des Gefäßes gegossen wird.

Eine kleine Eruption wie diese kann leicht in jene von der größten Energie verwandelt werden, wenn einfach das Volumen der sich entladenden Gase vermehrt wird. Wir haben uns nun die aufsteigende Säule intensiv erhitzten Dampfes zu denken, welche anstatt in die getrennten kanonenschußartigen Explosionen auszubrechen, sich in einem fortlaufenden Strahl entladet und zur Höhe von mehreren Kilometern über die Mündung emporsteigt. Die gesteigerte Gewalt des Ausbruchs bläst dann den Gipfel des Kegels hinweg und erweitert den Krater, bis er vielleicht einen Durchmesser von anderthalb Kilometer hat; der Dampf, welcher in den durch die Explosion emporgetriebenen Lavatrümmern eingeschlossen ist, breitet sich mit großer Energie aus und zerreißt nicht allein die Lavablöcke, sondern zerreibt sie zu Staub, und das Bächlein feurig-flüssiger Lava vergrößert sich zu einem riesigen Strom, wie er oft an den Flanken des Bergs herunterquillt. So sehen wir nur durch eine Veränderung in der Stärke der Thätigkeit eine Eruption von dem unbedeutendsten zu dem größten Umfang übergehen.

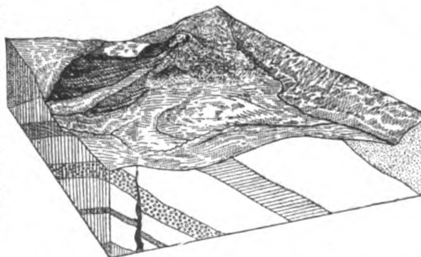
Der Blick auf die Geschichte und den Bau des Vesuvs vermag uns einen allgemeinen Begriff von den Vulkanen zu geben. Wir sehen, daß sie im wesentlichen Strahlen von äußerst erhitztem Dampf sind und daß die Aschen und Laven zwar die einzigen bleibenden Ueberreste aufeinanderfolgender Explosionen, aber bei weitem das mindestwichtige Element des Stoffes sind, welcher während einer Eruption ausgeworfen wird. Es erscheint wahrscheinlich, daß wenn wir



Figürlicher Durchschnitt durch den Vesuv zur Zeit des Ausbruchs, um die allgemeine Gestalt der Dampfsäule und des Aschenfalls und Regens zu veranschaulichen. Die untere Dampfwolke rührt von den Lavagüssen her. Der untere Becher des Kraters ist derjenige, der sich schon vor der christlichen Zeitrechnung gebildet hat (S. 1811).

all das Wasser wieder sammeln könnten, welches der Vesuv seit Beginn der Bildung seines Kegels in Dampfform ausgeworfen hat, wir finden würden, daß es an Masse mehrmal so viel betrüge als alle Asche und Lava, welche den Kegel bildet. Das Wasser fällt mit Wolkenbruchgewalt auf die Umgebung des Kraters nieder oder treibt in Form von Wolken nach anderen Ländern und hinterläßt auf diese Weise kein Zeichen als in den gefurchten Seiten des Vulkans, die von den alle größeren Eruptionen begleitenden großen Fluten tief ausgewaschen werden. Wir können den Ausbruch eines Vulkans dem Bersten eines Dampfkessels vergleichen, wenn in einem Moment das zerreißende Agens in der Luft verschwindet und nur die Trümmer des Gefäßes zurückläßt, welches dasselbe enthielt und das es in Stücke gerissen hat.

Ein großer Teil des Materials, welches ein Vulkan ausgeworfen hat, fällt nicht auf den Kegel; in den meisten Ausbrüchen des Vesuvs war der Staub der größte Teil der ausgeworfenen Masse, denn die Lava mag im Durchschnitt nicht den fünften Teil des ausgeworfenen Steinmaterials betragen haben. Der gröbere Teil dieses Staubs, die sogenannten Lapilli, fällt in der Region beim Kegel, aber ein großer Teil davon wird weit, sogar auf Hunderte von Meilen hin, davongetragen und verdunkelt den Himmel. Bei mehreren großen Vesuvausbrüchen bildete der Staub (Asche), welcher



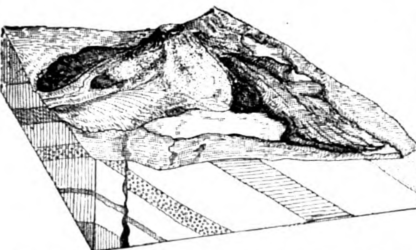
1. Zwei neue Lavakegel; ein Lavastrom, welcher teilweise ein Thal blockiert und einen See bildet.

innerhalb zwei geographischen Meilen vom Krater fiel, eine mehr als fußtiefe Schicht und übertraf an Volumen die ausgeworfene Lava weit, und überdem fiel bei weitem der größere Teil dieses Staubes nicht in der Nähe des Kraters nieder, sondern ward von den Winden weit über Land und Meer hingetragen.

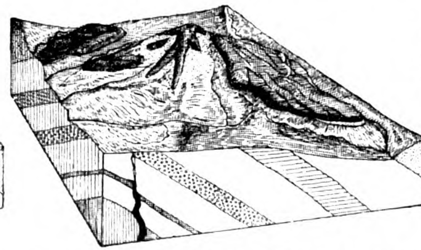
Nach dieser Schilderung der Größe und des Umfangs der Vesuvausbrüche müssen wir aber unsere Leser daran erinnern, daß der Vesuv nur eines der vielen Mundlöcher der vulkanischen Thätigkeit und eigentlich ein Vulkan dritten Ranges ist, wenn wir die Rangordnung derselben nach der Größe des Kegels, dem Durchmesser der vulkanischen Röhre oder der Geschwindigkeit der Ausbrüche bestimmen. Der vulkanische Herd Italiens hat noch verschiedene andere Mundlöcher, welche in der Periode ihrer Thätigkeit noch eine höhere Bedeutung beanspruchen. Der Aetna übertrifft den Vesuv mindestens zwanzigmal an Umfang und bietet uns seine Phänomene in einem weit größeren Maßstab. Dann haben wir noch den Krater von Stromboli und die anderer Liparischen Inseln. Unter den zahlreichen schlafenden oder erloschenen Vulkanen, welche der Mittelmeerküste entlang zwischen Neapel und dem südlichen Toscana liegen, waren die Vulkane von Bracciano und Bolsena, deren gewaltige Krater nun von Seen eingenommen werden, zu ihrer Zeit gewaltiger als der Vesuv. Der See von Bolsena hat dermalen einen Umfang von mehr als acht Wegstunden, und derselbe nimmt nicht einmal den ganzen Flächenraum seines gewaltigen Kraters ein. Der See von Bracciano ist kleiner als der von Bolsena, aber sein Krater mindestens viermal größer als der des Vesuv. Die beiden Vulkane von Bolsena und Bracciano waren in ihrer Jugend Riesen, haben aber ein unzeitiges Ende gefunden, und ihre Feuer erloschen, ehe sie noch Zeit hatten, Kegel emporzutreiben, welche ihren gewaltigen Mündungen proportional waren.

Die Gesamtsumme der thätigen und erloschenen Vulkane beläuft sich in Europa auf mehrere hundert mit Einschluß derjenigen Deutschlands und des zentralen Frankreich und der peripherischen Kegel des Aetna, allein wir müssen über die Grenzen dieses Kontinents hinausgreifen, wenn wir Beispiele von Ausbrüchen ersten Ranges finden wollen.

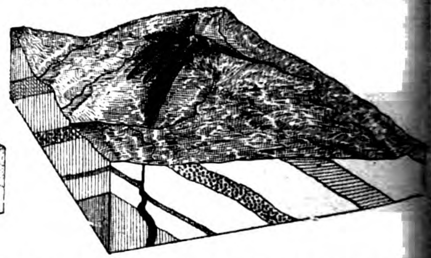
Die großartigsten und nach der Energie ihrer Ausbrüche und dem Volumen ihrer Auswürfe bedeutendsten, charakteristischsten Vulkane finden wir auf Island und im malaiischen Archipel. Der Vulkan Skaptar auf Island warf in dem einzelnen Ausbruch von 1783 eine Lavaflut aus, welche an Umfang alles übertrifft, was seit der Pliniusschen Eruption aus Vesuv und Aetna zusammen ausgeworfen worden ist. Man berechnet, daß das Volumen von Lava, welches der Skaptar in jenem Jahr



2. Der kleinere Kegel zu einem größeren aufgetrieben; seine Lava blockiert zwei andere Thäler; der erste See ist ausgetrocknet.



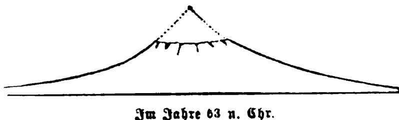
3. Erloschene Vulkane; die Kegel werden abgespült und zeigen ihre Wurzeln; neue Thäler bilden sich; Seen werden trocken gelegt; siedende Laven nehmen die Gestalt von Hügeln an.



4. Vulkan und Laven durch Verwitterung zerstört; es bleibt nichts mehr als die Dämme an der alten Basis des Kegels, um sein früheres Vorhandensein anzudeuten.

Vier Stadien eines vulkanischen Bezirks; aus einer Reihe von Schulmodellen (S. 1811). – Ein Studium der die Schichten bezeichnenden Linien wird den Maßstab der Abtragung zeigen.

ıswarf, größer war als die Masse des ınzen Montblanc-Bergstocks. Die Gas-uption, welche diese feurig-flüssige Flut gleitete, stand im selben Verhältnis; die ɔer Europa hingetriebenen Wolken feiner sche verdunkelten den Himmel so, daß : Befürchtungen irgend einer großen atastrophe veranlaßten. Obwohl Island ınn bevölkert ist, so verursachte diese Kata-rophe doch gewaltige Verluste an Men-enleben, denn beinahe ein Fünftel der evölkerung kam in den Dörfern um, welche ın der Eruption betroffen wurden, denn r Verlust der Ernte jenes Jahres und r Ausfall im Fischfang, da die Fische ıs dem umgebenden Meere vertrieben urden, erzeugten auch eine Hungersnot.



Im Jahre 63 n. Chr.



Vom Jahr 79 bis 1631.



Im Jahr 1767.



Im Jahr 1822.

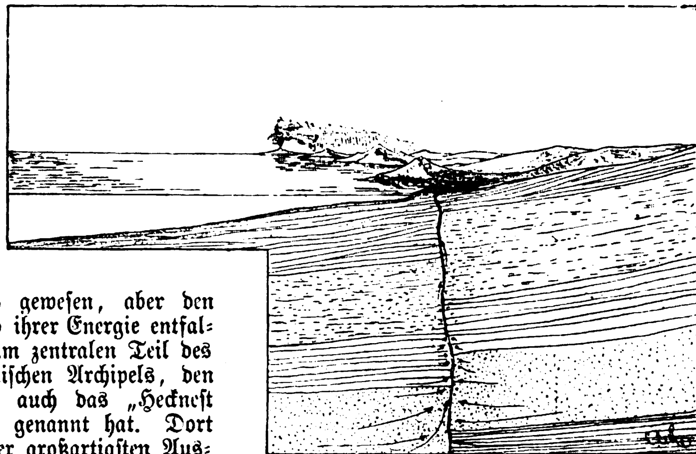


Im Jahr 1868.

ürliche Durchschnitte des Vesuvs, die Veränderungen in der Gestalt seines Kegels zeigend (S. 1800).

Der tausendjährige Kampf, welchen die sländer mit der polaren Kälte und dem euer des Erdinnern bestanden haben, ist ne der pathetischsten Begebenheiten in r Geschichte des Menschengeschlechts. einahe jede Generation auf jener Insel ıt eine schwere Bürde von Erdstößen oder ılkanischen Explosionen getragen, und doch : es durch Fleiß und Sparsamkeit diesem olk gelungen, eine wohlgeordnete Zivili-tion zu entwickeln und aufrecht zu er-alten. Jahrhundertelang ist die soziale rdnung hier gesicherter, die Erziehung lgemeiner und die Sittlichkeit reiner ge-esen als in den glücklicheren Teilen der elt.

Obwohl der Skaptar ein großer Vul-n ist und durch den Ausstoß an Lava elleicht die erste Stelle in der Welt ein-mmt, so finden wir doch in der Region n den Stillen Ozean herum die Könige eier Riesenrasse von Vulkanen. Auf len Küsten, welche diesen ungeheuren Zasserspiegel begrenzen, finden wir eine gentümlich fortlaufende Reihe von vul-nischen Mundlöchern. Wenn wir auch ır diejenigen rechnen, welche seit dem nfang der gegenwärtigen geologischen eriode in Thätigkeit gewesen sind, so läuft sich deren gesamte Zahl auf einige hundert. Die vulkanischen Thätigkeiten sind zwar auf allen Punkten dieses ungeheuren Feldes noch heftig oder sind es gewesen, aber den höchsten Grad ihrer Energie entfalten sie doch im zentralen Teil des großen malaiischen Archipels, den man deshalb auch das „Hecknest der Vulkane" genannt hat. Dort sind einige der großartigsten Ausbrüche vorgekommen, von denen wir nur einige aufzählen wollen.

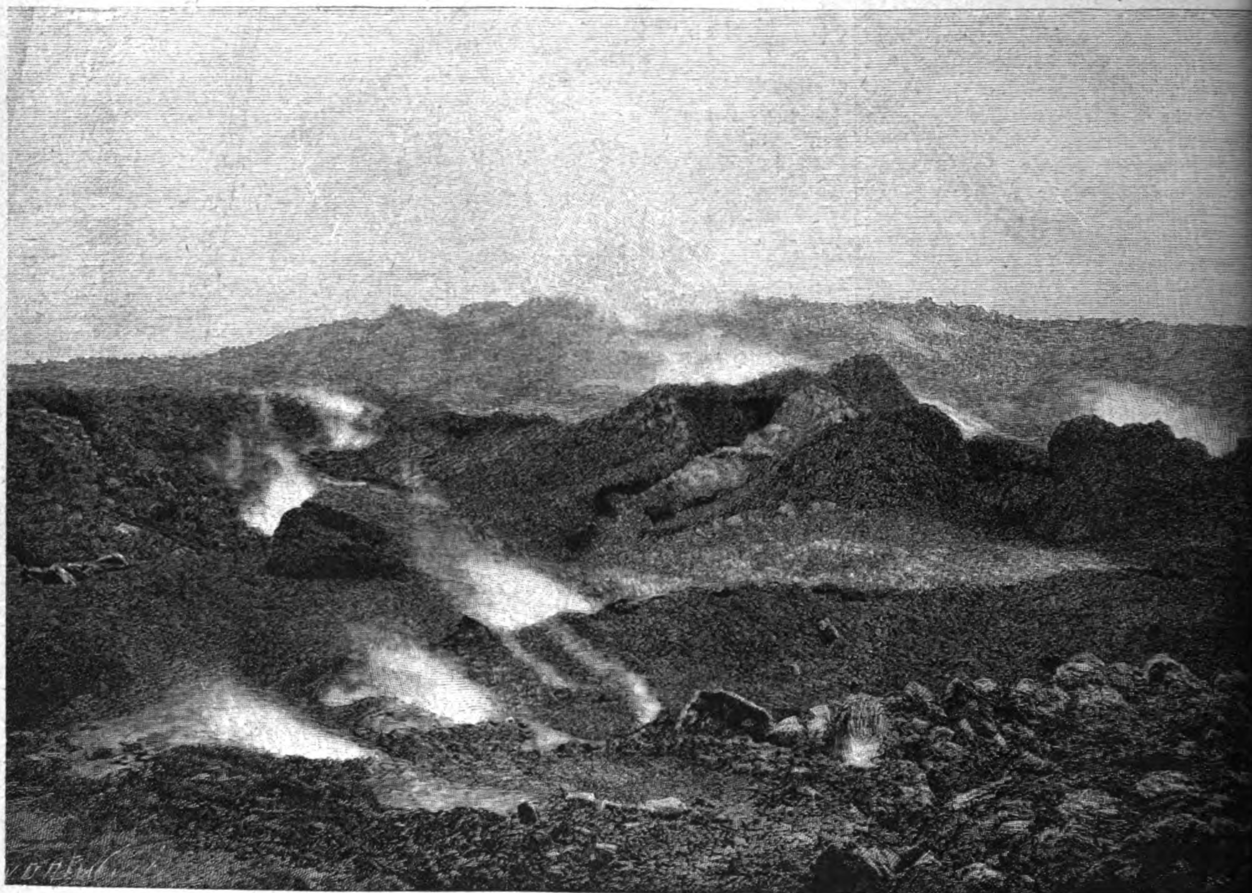


Hypothetischer Durchschnitt einer Gebirgsmasse in der Nähe einer Spalte, auf welcher sich eine Reihe von Vulkanen gebildet hat. Die Pfeile zeigen die Richtung der Bewegung der Gase, ihre Länge deutet die beziehungsweise Energie der Bewegung an (S. 1812).

Im Jahr 1772 hatte der Papandayang, ein großer Vulkan von mehr als 9000 Fuß Höhe, eine so heftige Eruption, daß der obere Teil seines Kegels auf eine Höhe von 4000 Fuß in die Luft geschleudert wurde, wobei der Ausbruch eine solch kolossale Masse Asche entwickelte, daß dadurch vierzig Dörfer verschüttet wurden. Im Jahr 1822 war Sumbawa, eine der Küste von Java vorliegende Insel, der Schauplatz einer noch gewaltigeren Eruption. Wie bei den anderen großen Explosionen in dieser Region wurde das Getöse derselben auf eine überraschende Entfernung hin hörbar, nämlich in Sumatra, 970 geographische Meilen westlich, und auf Ternate, 720 geographische Meilen östlich davon entfernt. Der Fall von Asche und Bimsstein war ungeheuer und zerschmetterte noch Gebäude, welche acht geographische Meilen vom Krater entfernt waren. Die gewaltigen Störungen in der Atmosphäre, welche diese großen Eruptionen begleiteten, erzeugten Wirbelwinde und Taifune, welche ganze Wälder niederstreckten, die Bäume mit ihren Wurzeln ausrissen und die Katastrophe noch steigerten, welche eine reichbevölkerte und fruchtbare Region in eine Wüste verwandelten. Von den zwölftausend Menschen, welche die Provinz Tomboro bewohnten, worin der Krater liegt, kamen nur sechsundzwanzig mit dem Leben davon. Im Jahre 1822 explodierte der Galongoon, ein Krater, welcher nach allgemeinem Wissen niemals zuvor in Thätigkeit gewesen war, mit einer solch entsetzlichen Heftigkeit, daß er im Verlauf von vier Stunden die ganze Umgegend mit einer dicken Schicht Asche und heißen Schlamms bedeckte und hundertundvierzig Dörfer verschüttete, wobei viertausend Menschen umkamen. Die Schlammdecke war so dicht, daß auf die Entfernung von beinahe fünf geographischen Meilen hin an der einen Seite des Berges gar keine Ueberreste von den zahlreichen Niederlassungen mehr sichtbar waren, welche vor dem Ausbruch hier vorhanden gewesen waren.

Im Jahre 1883 wurde ein Jahrhundert riesiger Eruptionen durch den Ausbruch des Krakatau beschlossen, die größte vulkanische Explosion, von welcher wir irgend eine Kunde haben. Krakatau ist eine kleine Insel in der Sundastraße, welche zwischen den größeren Inselmassen von Java auf der Ost- und Sumatra auf der Westseite liegt. Obwohl offenkundig ein Vulkan, hat es doch wahrscheinlich in geschichtlicher Zeit nicht eher einen Ausbruch gehabt als am 23. Mai 1883. An diesem Tage war es der Schauplatz eines Ausbruchs, welcher für unbedeutend und nur für einen weiteren der vielen Beweise für das Vorwalten moderner vulkanischer Thätigkeit in dieser Region angesehen wurde. Die Eruption war bald vorüber und schon am 27. Mai besuchten viele Beobachter den Berg, um die Veränderungen zu untersuchen, welche der Ausbruch hervorgebracht hatte. Drei Monate lang schien die vulkanische Thätigkeit absolut zu ruhen, allein im August desselben Jahres fand, nach einer leichten vorangehenden Erderschütterung, ein höchst denkwürdiger Ausbruch statt. Beinahe die ganze ursprüngliche Insel ward, wahrscheinlich schon bei den ersten Gasentladungen, bis unter den Meeresspiegel in die Luft gesprengt, so daß der größere Teil der Explosion vom Meeresboden aus stattfand. Die heftigen Erschütterungen dieses Meeresgrundes riefen ungeheure Wogen im Ozean hervor, welche den stark bevölkerten Küsten der benachbarten Inseln Sumatra und Java entlang eine Höhe von 50—60 Fuß über dem Meeresspiegel erreichten, Dörfer und Pflanzungen hinwegspülten und über dreißigtausend Menschen töteten. Von da rollten diese Wogen mit verminderter Höhe gleich Springfluten weiter, bis sie sich im Nordatlantischen Ozean und beinahe an der Küste des ganzen Stillen Ozeans bemerkbar machten.

Die Bewegungen, welche dieser Stoß der Atmosphäre mitteilte, waren sogar noch merkwürdiger als diejenigen, welche er auf das Meer ausübte. Das Getöse der Explosionen wurde auf das Doppelt-



Ein Krater auf den Sandwichinseln am Ende der Eruption; die Lava stößt noch Dampf aus (S. 1818)

der Entfernung gehört, bis wohin der Schall bei früheren Ausbrüchen gedrungen war. Wenn ein Ausbruch des Skaptar sogleich am Mittelländischen Meere und den großen Seen Nordamerikas entlang hörbar wäre, dann würden wir einen Fall von Schallfortpflanzung haben, welcher derjenigen beim Ausbruch des Krakatau im August 1883 vergleichbar wäre. Die Luftwellen, welche der plötzliche Druck der entweichenden Gase verursachte, rollten um die ganze Erde und umgürteten zweimal deren Umfang. Außer den ungeheuren Staubmassen, welche in einem Umkreis von beinahe hundert geographischen Meilen um den Ausbruchspunkt auf Land und Meer niederfielen und ihrer Masse nach einen Umfang von mehreren Kubikmeilen hotten, blieb eine unbekannte Menge des in noch feineren Staub verwandelten Gesteins eine Zeitlang in der Atmosphäre hängen, ward schwebend über alle Teile der Erdoberfläche hingetragen und gab dem Morgen- und Abendhimmel jene merkwürdige rötliche Glut, welche derselbe noch in den beiden auf den Ausbruch folgenden Jahren zeigte. Die Menge dieses weitverbreiteten Stoffs läßt sich auch nicht annähernd schätzen, übertraf aber möglicherweise diejenige, welche um den Krater herum niederfiel, um ein namhaftes.

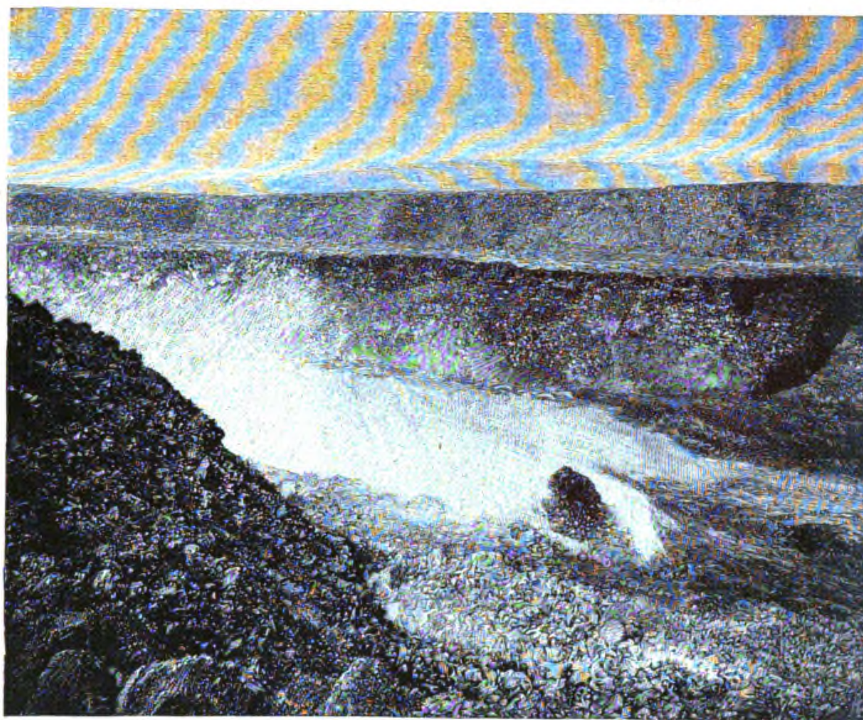
Die vorstehenden kurzen Schilderungen von vulkanischen Ausbrüchen werden unseren Lesern schon einigen Begriff von der Art und Weise und von dem Umfang gegeben haben, in denen die vulkanischen Phänomene sich äußern und in die Verhältnisse d.s Menschenlebens eingreifen. Wesen und Ursache derselben zu schildern, liegt nicht in unserer Absicht, um so weniger als auf diesem Boden die Mutmaßung noch eine bedeutende Rolle spielt. Allein an der Hand unserer schematischen Figuren (S. 1804—1806) vermögen wir unseren Lesern doch ein anschauliches Bild von den Wandlungen zu geben, welche im Leben eines Vulkans vor sich gehen, wenn wir so sagen dürfen. Die erste Figur (S. 1805) unserer Schulmodelle zeigt das erste Stadium eines thätig werdenden Vulkans, nämlich das Emportreiben zweier Lavakegel; in Fig. 2 (S. 1804) sehen wir den einen Kegel höher emporgetrieben und mit seinen Laven zwei andere Thäler blockierend; auf dem dritten Modell (S. 1805) sehen wir den Vulkan erloschen, die Kegel allmählich abgetragen und ihren Fuß bloßgelegt, und auf dem vierten Modell (S. 1806) haben wir nur noch den Ueberrest des erloschenen Vulkans mit seinen verwitterten Lavamassen und seiner wesentlich veränderten Konfiguration — das Bild, welches später alle erloschenen Vulkane mehr oder weniger zeigen.

Den Vorgang bei einem Ausbruch des Vesuvs zeigt unser Bild (S. 1804) in figürlichem Durchschnitt, welcher sich selbst durch seine Unterschrift erklärt und daher hier kaum weiter erörtert zu werden braucht; allein zur deutlicheren Erklärung des Hergangs bei der Bildung einer Reihe von Vulkanen fügen wir noch einen hypothetischen Durchschnitt (S. 1809) durch ein Gebirge an, um zu veranschaulichen, wie hier ein vulkanischer Spalt mit gänzlicher Verwerfung der Schichten entstanden ist, wie in diese Spalte die gespannten Gase und die Gewässer aus diesen Schichten einmünden und vereint zur Unterhaltung der vulkanischen Thätigkeit mitwirken. Das Wasser spielt, wie wir gesehen haben, bei allen vulkanischen Erscheinungen eine bedeutende Rolle, wie denn erfahrungsmäßig Erdstöße, Erdbeben und alle anderen Aeußerungen vulkanischer Thätigkeit in der Regel mit den Springfluten des Meeres zusammenhängen und zusammentreffen.

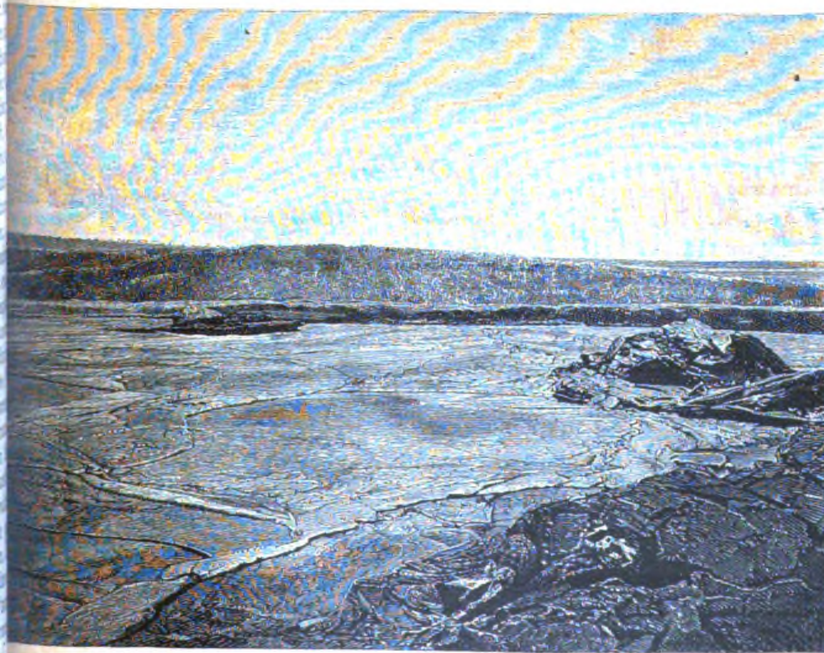
Unsere übrigen Illustrationen sollen bezwecken, die verschiedenen Aeußerungen, Folgen und Formen der vulkanischen Thätigkeit auf den verschiedenen vulkanischen Gebieten unserer Erdoberfläche genauer und deutlicher zu veranschaulichen. Die Bildung eines der häufigen doppelten Krater eines erloschenen Vulkans durch den Einsturz des scheidenden Dammes zeigt am lehrreichsten unsere Figur (S. 1825), die Ansicht der See der sieben Städte auf der Insel St. Michael, einer der Azoren.

Noch mehr aber verdeutlichen die
äteren zehn Illustrationen die ver-
iedenen Formen und Erscheinungen,
welchen die vulkanische Thätigkeit
dem gewaltigsten vulkanischen Ge-
et der Erde, auf Hawai, einer der
andwichinseln, auftritt. Aus einem
dern, beinahe ebenso mächtigen Ge-
et vulkanischer Thätigkeit, aus der
ordinsel von Neuseeland, können
ir leider keine exemplifizierenden
ilder beibringen, obwohl die dorti-
n vulkanischen Erscheinungen zu
n großartigsten und allseitigsten ge-
ren. Beinahe die ganze Nordinsel
n Neuseeland ist vulkanisch und ent-
lt einige der größten und höchsten
ulkane, den erloschenen Vulkan Ta-
naki und Mount Egmont (2522 m
h und 500 m hoch mit Schnee be-
dt, den schönsten und regelmäßig-
n Kegelberg der Welt), den Rua-
hu (2858 m), den thätigen Tonga-
o (1986 m) u. a. m., und im An-
luß an die Vulkane selbst ein aus-
dehntes System der großartigsten
ißen Quellen und heißen Seen nebst
lfataren, welche an Umfang und
lumen diejenigen von Island und
n nordwestlichen Nordamerika weit
erragen. Hier hat erst in den jüng-
n Jahren eine Eruption stattgefunden,
lche an Umfang und Energie der zer-
renden Gewalten in der ganzen Geschichte
vulkanischen Erscheinungen unserer Erd-
de einzig dasteht und auf einem weiten
biete die ganze Konfiguration der Erd-
de vollständig und in einer Weise ver-
dert hat, deren spezielle Schilderung uns
zu weit führen würde.

Allein der großartigste, gewaltigste
hauplatz vulkanischer Thätigkeit auf un-
r Erdrinde sind, wie schon erwähnt, die Sandwichinseln und insbesondere die größte derselben, Hawai, welche sich als eine stolze Felseninsel majestätisch aus dem Ozean erhebt und vier mächtige Berge trägt, wovon zwei den größten Teil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind: den Máuna Loa, 4145 m, den Máuna Kea, 4208 m, den Máuna Ofuatalai, 2522 m, und den Máuna Kohala mit 1678 m. Die ganze Gruppe der Sandwichinseln ist vulkanischen Ursprungs und besteht aus Lava, und die noch immer thätigen vulkanischen Kräfte haben sich in ihren gewaltigsten Wirkungen und Schöpfungen geäußert und verewigt. Jede Form, unter welcher sich die vulkanischen Kräfte bethätigen, ist hier in ihrer großartigsten und eigenartigsten Gestaltung vertreten, wie unsere letzten zehn Bilder darthun. Wer das Wesen der vulkanischen Thätigkeit studieren will, der findet nur auf Hawai eine hinreichend lehrreiche Gelegenheit hierzu. Der Máuna Loa ist noch thätig und hat einen Gipfelkrater, den Mokiawerwer, der einen Umfang von 4200 und 1560 m und von ihm ergossene Lavaströme von fünf bis sieben geographischen Meilen in der Länge hat. Seine Ausbrüche von 1832 und 1843 und namentlich derjenige, welcher im August 1866 begann und volle zehn Monate ununterbrochen fortdauerte, sind genau beobachtet und beschrieben worden. Der letztere hat einen Lavastrom hinterlassen, welcher eine volle geographische Meile breit, sechzehn geographische Meilen lang und von 3 bis zu 33 m dick ist. Dieser größte aller Südseevulkane hatte auch in den Jahren 1868 und 1877 zwei größere und seither mehrere kleinere Ausbrüche; er ist besonders dadurch merkwürdig, daß er keinen Aschenkegel hat und daß seine Lava so ungemein dünnflüssig ist, daß die beständig vom Wind hinweg geführten Spritztropfen zu langen Glasfäden ausgezogen und über die Insel hinausgeführt werden. Diese Glasfäden nennen die Bewohner nach der Schutzgöttin der Insel „Pelushaar“. Ungefähr 25 km südöstlich



Ein Krater auf den Sandwichinseln nach dem Ausbruch, die Lavamassen und die geschichtete Natur des Kegels zeigend (S. 1818).



Lavasee auf den Sandwichinseln, den Niederschlag von sehr flüssiger Lava zeigend (S. 1818).



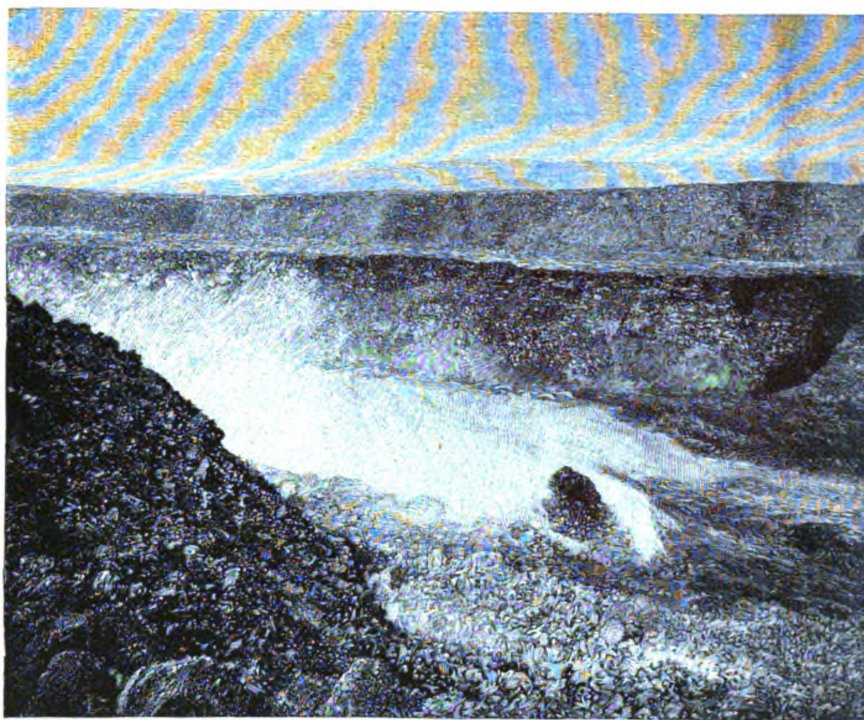
Ein Krater auf den Sandwichinseln am Ende der Eruption; die Lava stößt noch Dampf aus (S. 1818)

der Entfernung gehört, bis wohin der Schall bei früheren Ausbrüchen gedrungen war. Wenn ein Ausbruch des Skaptar sogleich am Mittelländischen Meere und den großen Seen Nordamerikas entlang hörbar wäre, dann würden wir einen Fall von Schallfortpflanzung haben, welcher derjenigen beim Ausbruch des Krakatau im August 1883 vergleichbar wäre. Die Luftwellen, welche der plötzliche Druck der entweichenden Gase verursachte, rollten um die ganze Erde und umgürteten zweimal deren Umfang. Außer den ungeheuren Staubmassen, welche in einem Umkreis von beinahe hundert geographischen Meilen um den Ausbruchspunkt auf Land und Meer niederfielen und ihrer Masse nach einen Umfang von mehreren Kubikmeilen hotten, blieb eine unbekannte Menge des in noch feineren Staub verwandelten Gesteins eine Zeitlang in der Atmosphäre hängen, ward schwebend über alle Teile der Erdoberfläche hingetragen und gab dem Morgen- und Abendhimmel jene merkwürdige rötliche Glut, welche derselbe noch in den beiden auf den Ausbruch folgenden Jahren zeigte. Die Menge dieses weitverbreiteten Stoffs läßt sich auch nicht annähernd schätzen, übertraf aber möglicherweise diejenige, welche um den Krater herum niederfiel, um ein namhaftes.

Die vorstehenden kurzen Schilderungen von vulkanischen Ausbrüchen werden unseren Lesern schon einigen Begriff von der Art und Weise und von dem Umfang gegeben haben, in denen die vulkanischen Phänomene sich äußern und in die Verhältnisse des Menschenlebens eingreifen. Wesen und Ursache derselben zu schildern, liegt nicht in unserer Absicht, um so weniger als auf diesem Boden die Mutmaßung noch eine bedeutende Rolle spielt. Allein an der Hand unserer schematischen Figuren (S. 1804—1806) vermögen wir unseren Lesern doch ein anschauliches Bild von den Wandlungen zu geben, welche im Leben eines Vulkans vor sich gehen, wenn wir so sagen dürfen. Die erste Figur (S. 1805) unserer Schulmodelle zeigt das erste Stadium eines thätig werdenden Vulkans, nämlich das Emportreiben zweier Lavakegel; in Fig. 2 (S. 1804) sehen wir den einen Kegel höher emporgetrieben und mit seinen Laven zwei andere Thäler blockierend; auf dem dritten Modell (S. 1805) sehen wir den Vulkan erloschen, die Kegel allmählich abgetragen und ihren Fuß bloßgelegt, und auf dem vierten Modell (S. 1806) haben wir nur noch den Ueberrest des erloschenen Vulkans mit seinen verwitterten Lavamassen und seiner wesentlich veränderten Konfiguration — das Bild, welches später alle erloschenen Vulkane mehr oder weniger zeigen.

Den Vorgang bei einem Ausbruch des Vesuvs zeigt unser Bild (S. 1804) in figürlichem Durchschnitt, welcher sich selbst durch seine Unterschrift erklärt und daher hier kaum weiter erörtert zu werden braucht; allein zur deutlicheren Erklärung des Hergangs bei der Bildung einer Reihe von Vulkanen fügen wir noch einen hypothetischen Durchschnitt (S. 1809) durch ein Gebirge an, um zu veranschaulichen, wie hier ein vulkanischer Spalt mit gänzlicher Verwerfung der Schichten entstanden ist, wie in diese Spalte die gespannten Gase und die Gewässer aus diesen Schichten einmünden und vereint zur Unterhaltung der vulkanischen Thätigkeit mitwirken. Das Wasser spielt, wie wir gesehen haben, bei allen vulkanischen Erscheinungen eine bedeutende Rolle, wie denn erfahrungsmäßig Erdstöße, Erdbeben und alle anderen Aeußerungen vulkanischer Thätigkeit in der Regel mit den Springfluten des Meeres zusammenhängen und zusammentreffen.

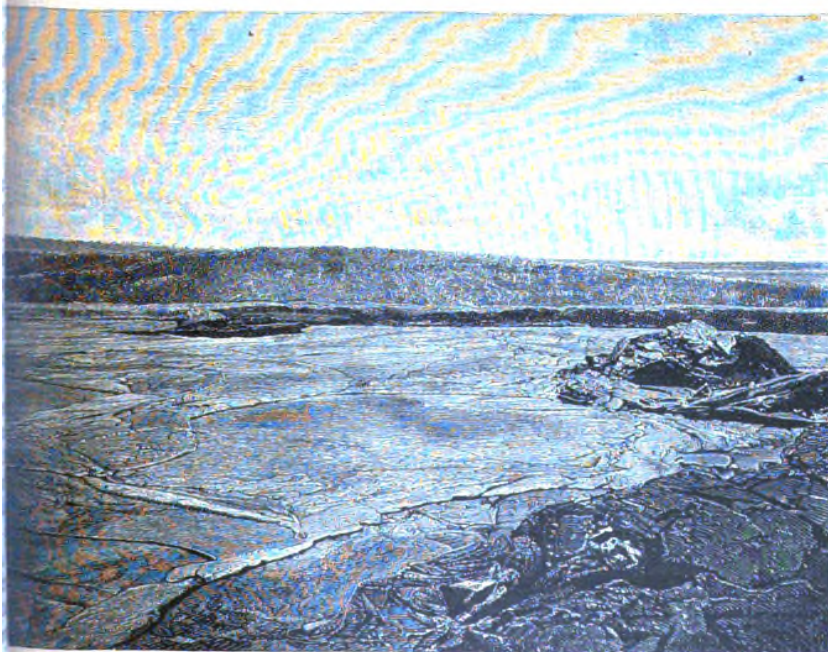
Unsere übrigen Illustrationen sollen bezwecken, die verschiedenen Aeußerungen, Folgen und Formen der vulkanischen Thätigkeit auf den verschiedenen vulkanischen Gebieten unserer Erdoberfläche genauer und deutlicher zu veranschaulichen. Die Bildung eines der häufigen doppelten Kraterseen eines erloschenen Vulkans durch den Einsturz des scheidenden Dammes zeigt am lehrreichsten unsere Figur (S. 1825), die Ansicht der See der sieben Städte auf der Insel St. Michael, einer der Azoren



Ein Krater auf den Sandwichinseln nach dem Ausbruch, die Lavamassen und die geschichtete Natur des Kegels zeigend (S. 1818).

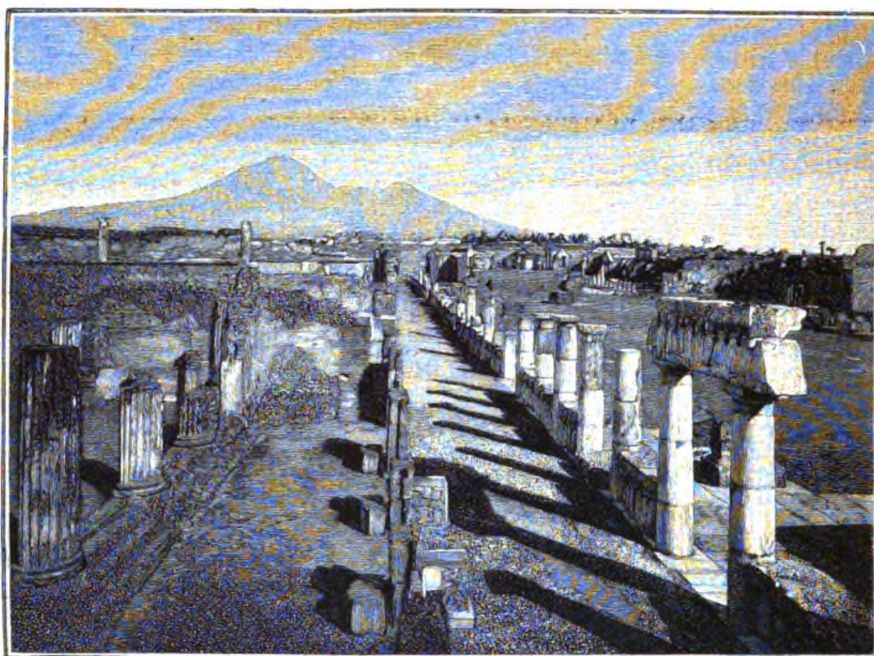
Noch mehr aber verdeutlichen die äteren zehn Illustrationen die ver-jiedenen Formen und Erscheinungen, welchen die vulkanische Thätigkeit dem gewaltigsten vulkanischen Ge-et der Erde, auf Hawai, einer der andwichinseln, auftritt. Aus einem dern, beinahe ebenso mächtigen Ge-et vulkanischer Thätigkeit, aus der ordinsel von Neuseeland, können ir leider keine exemplifizierenden ilder beibringen, obwohl die dorti-n vulkanischen Erscheinungen zu n großartigsten und allseitigsten ge-ren. Beinahe die ganze Nordinsel n Neuseeland ist vulkanisch und ent-lt einige der größten und höchsten ulkane, den erloschenen Vulkan Ta-naki und Mount Egmont (2522 m h und 500 m hoch mit Schnee be-ckt, den schönsten und regelmäßig-n Kegelberg der Welt), den Rua-hu (2858 m), den thätigen Tonga-o (1986 m) u. a. m., und im An-luß an die Vulkane selbst ein aus-dehntes System der großartigsten ßen Quellen und heißen Seen nebst lfataren, welche an Umfang und lumen diejenigen von Island und n nordwestlichen Nordamerika weit erragen. Hier hat erst in den jüng-n Jahren eine Eruption stattgefunden, lche an Umfang und Energie der zer-renden Gewalten in der ganzen Geschichte vulkanischen Erscheinungen unserer Erd-de einzig dasteht und auf einem weiten biete die ganze Konfiguration der Erd-de vollständig und in einer Weise ver-dert hat, deren spezielle Schilderung uns r zu weit führen würde.

Allein der großartigste, gewaltigste jauplatz vulkanischer Thätigkeit auf un-r Erdrinde sind, wie schon erwähnt, die Sandwichinseln und insbesondere die größte derselben, Hawai, welche sich als eine stolze Felseninsel majestätisch aus dem Ozean erhebt und vier mächtige Berge trägt, wovon zwei den größten Teil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind: den Máuna Loa, 4145 m, den Máuna Kea, 4208 m, den Máuna Ofuatalai, 2522 m, und den Máuna Kohala mit 1678 m. Die ganze Gruppe der Sandwichinseln ist vulkanischen Ursprungs und besteht aus Lava, und die noch immer thätigen vulkanischen Kräfte haben sich in ihren gewaltigsten Wirkungen und Schöpfungen geäußert und verewigt. Jede Form, unter welcher sich die vulkanischen Kräfte bethätigen, ist hier in ihrer großartigsten und eigenartigsten Gestaltung vertreten, wie unsere letzten zehn Bilder darthun. Wer das Wesen der vulkanischen Thätigkeit studieren will, der findet nur auf Hawai eine hinreichend lehrreiche Gelegenheit hierzu. Der Máuna Loa ist noch thätig und hat einen Gipfelkrater, den Mokiawerwer, der einen Umfang von 4200 und 1560 m und von ihm ergossene Lavaströme von fünf bis sieben geographischen Meilen in der Länge hat. Seine Ausbrüche von 1832 und 1843 und namentlich derjenige, welcher im August 1866 begann und volle zehn Monate ununterbrochen fortdauerte, sind genau beobachtet und beschrieben worden. Der letztere hat einen Lavastrom hinterlassen, welcher eine volle geographische Meile breit, sechzehn geographische Meilen lang und von 3 bis zu 33 m dick ist. Dieser größte aller Südseevulkane hatte auch in den Jahren 1868 und 1877 zwei größere und seither mehrere kleinere Ausbrüche; er ist besonders dadurch merkwürdig, daß er keinen Aschenkegel hat und daß seine Lava so ungemein dünnflüssig ist, daß die beständig vom Wind hinweg geführten Spritztropfen zu langen Glasfäden ausgezogen und über die Insel hinausgeführt werden. Diese Glasfäden nennen die Bewohner nach der Schutzgöttin der Insel „Pelushaar“. Ungefähr 25 km südöstlich



Lavasee auf den Sandwichinseln, den Niederschlag von sehr flüssiger Lava zeigend (S. 1818).

vom Máuna Loa liegt in einer Meereshöhe von 1340 m auf einer Hochfläche der größte der bekannten noch thätigen Krater, der Kirauea oder Kilauea, mit einem Durchmesser von 4570 und 2130 m und einem Umfang von 14,4 km, welcher, von 300 m hohen senkrechten Wänden umgeben, einen Riesenkessel voll feurig-flüssigen Gesteins bildet, aus welchem sich 51 Schlackenkegel erheben und Lava und Rauch auswerfen. Ungefähr 100 m über dem heutigen Niveau der glühenden Lava zeigt sich an den umgebenden Felsenwänden eine Leiste als Zeichen, daß die Lava früher bis zu dieser Höhe gestanden und seither einen unterirdischen Abfluß ins Meer gefunden hat.



Eine Ansicht von Pompeji in der Richtung nach Nordwest: zeigt zur Rechten den noch unaufgegrabenen Teil von Pompeji und in der Ferne den heutigen Kegel des Vesuvs und rechts von diesem einen Teil des vorchristlichen Kraterwalls (S. 1805).

Ueber die Ausbrüche des Kilauea in den Jahren 1789 und 1832 sind genaue Aufzeichnungen vorhanden. Der Kea ist erloschen und zeigt nur an der Spitze einige Krater, welche aber längst nicht mehr thätig sind. Der Hualalai, welcher noch 1801 einen fürchterlichen Ausbruch hatte, zeigt jetzt etwa zwei Dutzend frühere, bis zu 150 m tiefe Krater mit steilen Trachytwänden und ähnliche Spalten, welche aber jetzt (S. 1796) mit üppiger tropischer Vegetation überwuchert sind, während sich an seinen Abhängen über 150 frühere Auswurfkegel zählen lassen. An der Ostseite der Insel und am östlichen Abhang des Kea bemerkt man auf einer Strecke von 48 km eine Reihe von Rinnen (von 550 bis 600 m Tiefe), in denen 85 erstarrte Lavaströme nach dem Meere ablaufen, an welchem sie mit Abstürzen von 30 bis zu 150 m Höhe enden. Alle Formen, in welchen die vulkanische Thätigkeit zu Tage tritt, sind auf Hawai in den großartigsten Exemplaren vertreten, welche auf unseren Holzschnitten veranschaulicht sind, so die verschiedenen Formen der Krater in den Bildern S. 1811, 1814 und 1823, die Lavaseen und Lavaströme in flüssigem (S. 1800 u. 1813) und erstarrtem Zustande (S. 1823), der Erguß der flüssigen Lava in den verschiedenen Stadien ihres Austritts aus den Kratern und ihres Ueberfließens in schmäleren Bächen (S. 1820) oder in breiterem Strome in das Meer (S. 1829).

So glauben wir in den vorstehenden Seiten durch Wort und Bild eine deutliche Vorstellung von den wesentlichsten Formen gegeben zu haben, unter welchen die vulkanische Thätigkeit unserer Erdrinde sich offenbart. Diese bildlichen Darstellungen sind vielleicht verständlicher als alle Angaben über das Wesen und die Ursache der vulkanischen Kräfte, welche wir zu geben versuchen würden. Die äußeren Erscheinungsformen leuchten uns ein und sind uns verständlich, aber die ihnen zu Grunde liegenden Ursachen hat die Wissenschaft noch heute nicht ermittelt und erörtert, und gerade in dieser Richtung beruht unser geologisches Wissen noch auf unsicheren Grundlagen und mehr oder minder kühnen Vermutungen. Die bildliche Darstellung der vulkanischen Erscheinungen vermögen uns aber das Verständnis der Thätigkeit der Vulkane wesentlich zu erleichtern und zu erschließen, was wir in vorstehendem zu erreichen versucht haben.



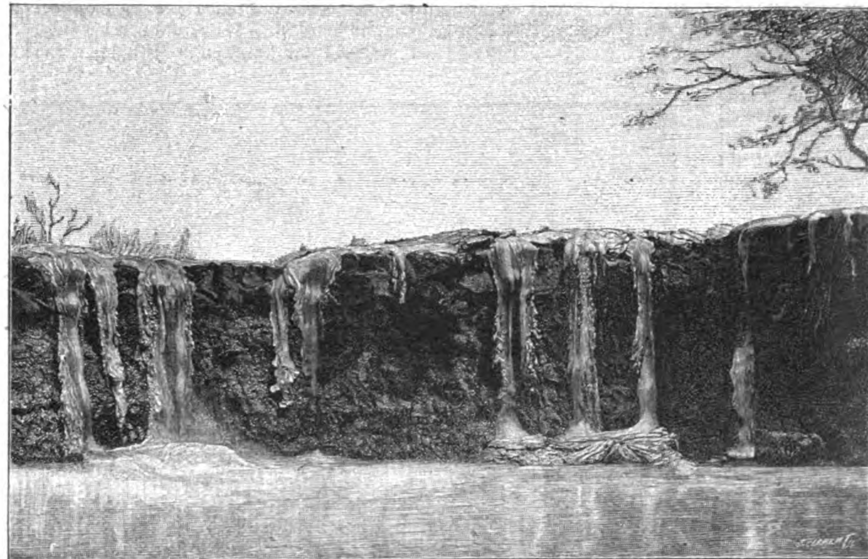
Ein Lavastrom, welcher eine Stadt auf der Westseite des Vesuvs überflutet (S. 180[illegible]).

Ein siebzigjähriger Jubilar.

Von

Feodor von Köppen.

Von den Männern, welche berufen waren, vor neunzehn Jahren an der ...ründung des Deutschen Reiches unter ...aiser Wilhelm I. an hervorragender ...telle mit besonnenem Rat und sieg... ...icher That mitzuwirken, wird der älteste ...r noch lebenden in den nächsten Tagen ...ne seltene Feier begehen, an welcher ...raussichtlich die gesamte deutsche Na... ...on mit stolzer Freude teilnehmen wird ... wir meinen das siebzigjährige Dienst... ...biläum des Generalfeldmarschalls Gra... ...n Moltke. Siebzig Jahre im Dienste ... König und Vaterland, von Kaiser ...nd Reich [1]) — das ist eine lange Thä... ...gkeit, deren Früchte auch dem nachfol... ...nden Geschlechte, ja der ganzen Nation ... Nutzen und Heil gereichen müssen. ...as ist ja der Segen, welcher dem Vater... ...nde aus dem Leben und Schaffen sei... ...er großen Männer ersprießt, daß ihr ...ild und Beispiel auch einem jüngeren, nach... ...rebenden Geschlechte vorleuchtet. Die deutsche ...ation aber freut sich und ist stolz darauf, einen ...ann von so scharf ausgeprägtem, mit sich selbst ...rtigem reinen und edlen Charakter wie unsern ...ubilar den ihrigen nennen zu können [2]).



Vordere Ansicht eines in Bächen ins Meer fallenden Lavastroms auf den Sandwichinseln (S. 1818).

Es ist das Eigentümliche unserer deutschen Helden und großen Männer, daß ihre besondere Bedeutung als Feldherren, als Staatsmänner oder als geistige Führer unserer Nation auf das engste zusammenhängt mit ihrer sittlichen Größe und ihrem menschlichen Werte. Vielleicht hat man sich nach den großen kriegerischen Erfolgen Moltkes zu sehr gewöhnt, ihn als Feldherrn zu bewundern, um auch die übrigen Eigenschaften seines großen Charakters, durch welche er als Mensch auch unserem Herzen menschlich näher rückt, in der richtigen Weise zu würdigen.

Moltke hat niemals einen anderen persönlichen Ehrgeiz gehabt als den, seinen Wirkungskreis überall ganz und vollständig auszufüllen — so als junger preußischer Offizier an der Kriegsschule zu Berlin (1823—1826), so als „Müsteschar" (d. i. erster militärischer Ratgeber) bei dem „Seraskier" (d. i. Oberbefehlshaber) der türkischen Taurusarmee, Hafiz Pascha, im Kriege gegen Aegypten (1836 bis 1839), so als Chef des Generalstabes der preußischen Armee (1858—1888), als erster Ratgeber und Feldherr des Königs und späteren Kaisers Wilhelm I. in den Kriegen von 1866 und 1870/71, so auch als Abgeordneter zum Deutschen Reichstage (seit 1871) und so endlich auch in seiner Häuslichkeit und in seinem Privatleben. So ist Moltke allein durch seine uneigennützige Thätigkeit und durch die Macht der Verhältnisse zu einem immer größeren Wirkungskreise emporgehoben und endlich berufen worden, an der Erfüllung der größten Aufgaben seiner Zeit und seines Volkes in der ersten Reihe mitzuwirken.

Einfach, sachlich, mit sich selber klar, sein Ziel stets fest und unverrückt im Auge behaltend, besitzt Moltke die Gabe, frei von allen beengenden und zerstreuenden Einwirkungen der Außenwelt, alle seine intellektuellen Kräfte nach diesem Ziele zu konzentrieren, zugleich aber auch die Thatkraft, um einen im Hinblick auf dieses Ziel, unter objektiver Prüfung und Wägung aller einschlagenden Verhältnisse, „aufrichtig und vorsichtig" — „candide et caute", wie die Devise seines Wappens sagt — gefaßten Entschluß und entworfenen Plan trotz aller entgegenstehenden Hindernisse kühn, ohne Zögern und Zweifeln durchzuführen. Mit dieser Großartigkeit der Reflexion und der genialen Kühnheit seiner Entschlüsse und Entwürfe verbindet Moltke noch andere Eigenschaften, welche zum Wesen des echten Feldherrn gehören, als da sind: unbedingtes Vertrauen in den Erfolg, Kaltblütigkeit, unerschütterliche Seelenruhe in allen Kämpfen und Gefahren. Die schönste Folie zu seinem Heldentum aber bildet jene antike Einfachheit un...



...des ausgegrabenen Teils von Pompeji in der Richtung nach Nordwest; im Hintergrunde der Vesuv; zeigt zu beiden Seiten die Tiefe der Aschendecke (S. 1804–5).

---

[1]) Von der siebzigjährigen Dienstzeit des General...ldmarschalls Grafen Moltke fallen allerdings die beiden ...sten Jahre (1819—1821) auf den Dienst im dänischen, ...ei weitere Jahre auf die Dienstleistung im türkischen ...eere (1836—1839); dennoch setzte König Wilhelm I. — ...ohl in gerechter Erwägung, daß diese Dienstleistungen ... fremden Staaten nur eine Vorschule für seine später ...m preußischen Staate und dem Deutschen Reiche ge...ldmeten Dienste waren, — fest, daß das fünfzigjährige ...ubiläum des Generals v. Moltke am 8. März 1869 zu ...ern sei, woraus folgt, daß die Feier seines siebzigjährigen ...ubiläums am 8. März 1889 stattzufinden hat.

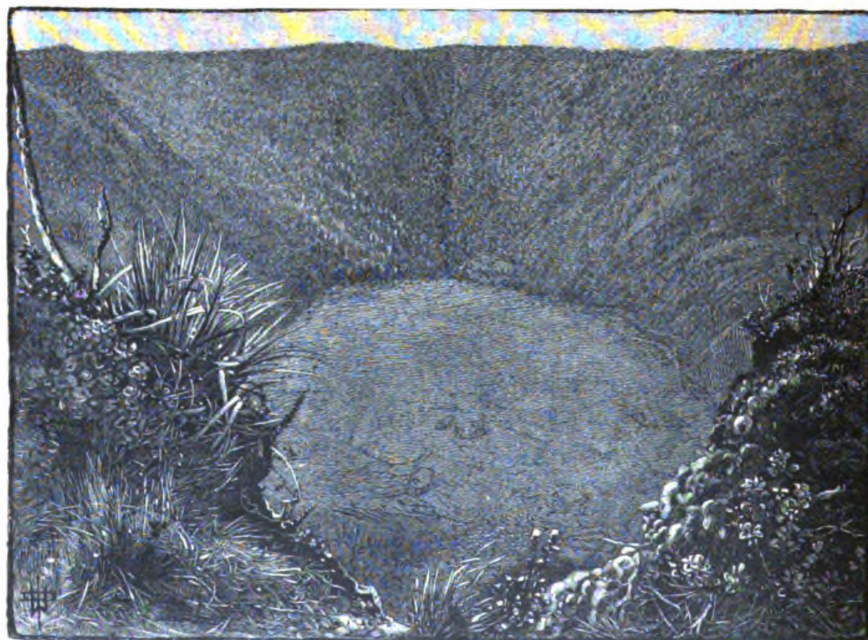
[2]) Der vielfach verbreiteten Sage, daß Moltke eigent...h nicht deutscher, sondern dänischer Herkunft sei, stellen wir die Thatsache gegenüber, daß Helmut v. Moltke am 26. Oktober 1800 zu Parchim in Mecklenburg-Schwerin geboren und daß seine Familie eine altmecklenburgische ist. Moltkes Vater hatte Besitzungen in dem deutschen Herzogtum Holstein, das damals unter dänischer Krone stand, und trat (1807) in dänischen Militärdienst. Er ließ seinen Sohn Helmut in der Landkadettenakademie zu Kopenhagen für den dänischen Militärdienst ausbilden, in welchen derselbe 1819 eintrat. Er trat jedoch nach zwei Jahren in die preußische Armee über, zu welcher die Truppen seines mecklenburgischen Heimatlandes stets in nahen Beziehungen standen.

edle Bescheidenheit, die ihn mit seiner eigenen Person hinter der Sache, die er vertritt, oder hinter der Person, der er dient, vollständig zurücktreten läßt.

Während Moltke in den Pausen der eigentlichen Kriegsaktion, an den Marsch- und Ruhetagen der Truppen, in dem schnell eingerichteten Generalstabsbüreau des Hauptquartiers über seinen Karten und Plänen sinnt, die eingegangenen Meldungen prüft und vergleicht, Direktive für die höheren Führer ausarbeitet, Dispositionen für Marsch und Gefecht der Truppen entwirft, die Gegenstände für den Vortrag beim Könige ordnet, Dienstschreiben aller Art empfängt und abfertigt, sehen wir ihn am Tage der Schlacht mit seiner Person kaum hervortreten. Alles ist vorbereitet und eingeleitet, die Rollen sind verteilt: hier Angriff, dort Verteidigung, hier zähes Festhalten, dort stürmisches Vorwärts und Drauf! — alle Bewegungen vollziehen sich sicher und planvoll, wie nach einem Gesetze der Notwendigkeit, ohne daß ein persönliches Eingreifen des Feldherrn an irgend einer Stelle bemerkbar oder auch nur wünschenswert erscheint. Und derjenige, dessen Entwürfe, soeben ausgeführt, zu weltgeschichtlichen Thaten werden, hält mitten in dem tollen Getöse der Tod und Verderben bringenden Schlacht ernst und schweigsam an der Seite seines Königs und Kriegsherrn auf einer Höhe des Schlachtfeldes mit dem klaren, ruhig blickenden Auge, den festgeschlossenen Lippen, und keine Miene verrät es, welchen Anteil er selbst hat und nimmt an den Ereignissen, die sich hier unter seinen Augen zutragen.



Rand eines Lavastroms auf den Sandwichinseln, die Form zeigend, welche die teilweise abgekühlte Lava annimmt. Man beachte das sogen. „Spinnen" in der Lava (S. 1818).



Ein vulkanischer Kegel auf den Sandwichinseln, welcher eine Ansicht von den Kraterwänden und dem Boden gibt, nachdem diese mit Vegetation bedeckt sind (S. 1818).

Hier nur ein Beispiel von der außerordentlichen Seelenruhe des Feldherrn: In jener entscheidungsvollen Stunde der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866, als von der Höhe von Sadowa die Blicke und Ferngläser sich immer wieder nach der Gegend richteten, aus der man den Anmarsch der kronprinzlichen Armee erwartete, und in manchem Herzen bereits Zweifel aufstiegen, ob die Armee des Prinzen Friedrich Karl den immer stürmischer werdenden Angriffen der Oesterreicher noch so lange Widerstand würde leisten können, bis jene auf dem Schlachtfelde erscheinen würde, näherte sich Graf Bismarck dem General von Moltke. An die Anknüpfung eines Gespräches war unter dem Drange des Augenblickes nicht zu denken. Ernst und schweigsam reichte der Staatsmann mit fragender Miene dem Feldherrn seine Zigarrentasche hin, welche nur noch zwei Zigarren von verschiedener Qualität enthielt. Ernst und schweigsam, mit prüfendem Blicke besah der General die beiden Zigarren und wählte — die bessere. Graf Bismarck wandte sein Pferd und kombinierte vergnügt, daß, wenn Moltke noch mit solcher Seelenruhe die bessere von zwei Zigarren zu finden wisse, die Schlacht nicht so schlecht stehen könne.

Es ist ein besonderes Verdienst Moltkes als Feldherrn, daß er dem geistigen Elemente in der Kriegführung zu seinem Rechte verholfen hat. Es ist nicht mehr die materielle Gewalt, welche in den Kämpfen und Schlachten der Neuzeit die Entscheidung gibt, sondern es ist die Ueberlegenheit des Geistes, welcher die Massen zu beherrschen und höheren Zwecken dienstbar zu machen versteht. Moltke besaß in den tapferen, in der Schule der Zucht und des Gehorsams erzogenen deutschen Truppen dasjenige zuverlässige und nie versagende Werkzeug, dessen er zur Ausführung seiner genialen, oft kühnen und gewagten Pläne bedurfte. Seine Dispositionen waren stets so vorzüglich getroffen, die Märsche und Bewegungen der Truppen so geschickt kombiniert, daß diese kaum mehr zu thun hatten, als die von dem Feldherrn angeordneten Bewegungen in seinem Geiste auszuführen, um des glänzenden Erfolges sicher zu sein. Das Bild der Schlacht, wie es schon vorher in der Phantasie des Feldherrn lebte, ward dann auf dem Schlachtfelde durch die Truppen



Die Kraterseen der sieben Städte auf der Insel St. Michael, einer der Azoren. Zwei von den Kraterseen haben sich durch den Einsturz eines Teils der Zwischenwände vereinigt (S. 1812).

selbst mehr und mehr in die Wirklichkeit übertragen. So war es in der blutigen Schlacht bei Metz (18. August 1870) bei der großen Rechtsschwenkung der deutschen Armee, durch welche diese mit der Front gegen Osten, d. i. gegen Metz, mit dem Rücken gegen Westen, d. i. gegen Paris, zu stehen kam und wo mit der Erreichung und Erstürmung des mit seinen roten Backsteinmauern kastellähnlich auf dem Berge gelegenen Dorfes St. Privat la Montagne durch den linken Flügel des deutschen Heeres (das sächsische oder XII. und das Gardekorps) die Schlacht entschieden war. So war es auch bei dem Rechtsabmarsch der vierten (Maas-) Armee und der dritten Armee durch den Argonnerwald vor der Schlacht bei Sedan und in der Schlacht selbst, in welcher durch die Erstürmung des herrschenden Bergvorsprungs bei Illy, des Calvaire d'Illy, die Verbindung des linken Flügels der dritten mit dem rechten Flügel der Maasarmee erreicht und die Umschließung der Armee Mac Mahons in und um Sedan vollendet ward.

Die Kriegführung Moltkes aber erhält noch eine weit höhere sittliche Bedeutung durch das überall vorleuchtende letzte Ziel des Krieges, welches nicht nur König Wilhelm und sein großer Staatsmann, sondern auch sein großer Stratege im Auge hatten, nämlich: in der Mitte der europäischen Staaten ein Reich zu gründen, welches einen starken Hort für den Frieden der Welt in der Zukunft bilden sollte.

Nachdem dieses hohe Ziel mit Gottes Hilfe erreicht war, blieb Moltkes Streben dahin gerichtet, das neugegründete Reich in der That instandzusetzen, seine hohe Bestimmung und seinen Beruf als Hort des Völkerfriedens und der Gerechtigkeit zu erfüllen.

So erscheint Moltke im deutschen Reichstage, in welchen er als Vertreter des Wahlkreises Memel-Heydekrug eintrat, als ein steter und beredter Mahner, mit den Errungenschaften des großen Krieges 1870/71, der deutschen Einheit und Freiheit, auch die Mittel, durch welche diese hohen Güter errungen wurden, vor allen die Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes, zu wahren; denn „was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird“.

So wird der schweigsame Mann, wenn das Wohl des Vaterlandes es von ihm zu fordern scheint, zum großen Redner. Allein seine Erscheinung hier im Reichstage ruft die Erinnerung an die deutschen Großthaten im letzten Kriege wach. Es ist die Stimme eines Greises, die wir hören, aber es ist die Macht der Wahrheit, die ihr Klang und Gewicht gibt. Wir müssen ihm zuhören, ob er noch so leise spricht; eines solchen Mannes Wort fällt schwer in die Wage.

Der Feldmarschall Graf Moltke steht gegenwärtig in seinem 89. Lebensjahre. Das Alter hat ihm den Nacken gebeugt, aber nicht seine Geisteskräfte gebrochen. Schon bald nach der Feier seines sechzigjährigen Jubiläums trug sich Graf Moltke mit dem Gedanken, den König um Versetzung in den Ruhestand zu bitten. König Wilhelm I. kam jedoch der Einreichung eines formellen Abschiedsgesuches durch den Hinweis darauf zuvor, daß er ja noch beinahe drei Jahre älter sei als Moltke und doch auf seinem Posten ausharren müsse. Dagegen bestimmte er einige Zeit darauf (1880) den Generalquartiermeister der Armee, General Graf Waldersee, zum Stellvertreter des Feldmarschalls in seiner Stellung als Chef des Generalstabes der Armee, auf welchen nun auch ein Teil der Dienstgeschäfte des letzteren überging.

Dabei blieb es eine Reihe von Jahren. Dann kam jenes trübste Jahr in der neueren deutschen Geschichte, in welchem Kaiser Wilhelm I., der Gründer des Deutschen Reiches, und bald darauf sein Sohn und Nachfolger Kaiser Friedrich III. das Zeitliche segneten. Als nun der Enkel Kaiser Wilhelms I. und Sohn Friedrichs III., Kaiser Wilhelm II., mit frischer Jugendkraft das Zepter ergriff, das ihm gebührte, da glaubte der greise Feldmarschall, wenn er auch freudig dem Kaiser und Reich noch seine letzten Kräfte dargebracht hätte, daß der



Veranschaulicht den vulkanischen Tuff von Neapel, worin menschliche Wohnungen ausgehöhlt worden sind. Dieser Tuff besteht aus Niederschlägen von vulkanischer Asche, welche während der vorhistorischen Ausbrüche des Vesuvs auf dem Meeresgrund abgelagert worden sind.

jugendliche Kaiser für den Wirkungskreis des Chefs des Generalstabs seiner Armee jüngerer Kräfte als der seinigen bedürfe, und entschloß sich mit schwerem Herzen zu dem Abschiedsgesuche an des Kaisers Majestät, welches er in seiner schlichten Weise damit begründete, daß er „bei seinem hohen Alter nicht mehr ein Pferd zu besteigen vermöge“.

Der Kaiser antwortete auf dieses Gesuch mit der Uebertragung des Amtes des Präses der Landesverteidigungskommission, welches seit dem Heimgange seines Vaters unbesetzt geblieben war, an Moltke. In dem neuen Amte hat Moltke zwar nicht mehr nötig, ein Pferd zu besteigen. Wohl aber erfordert dasselbe von ihm die fortgesetzte Anstrengung seiner Geisteskräfte im Dienste von König und Vaterland, von Kaiser und Reich[1]). Dieser gnädigen Entscheidung des Kaisers hat die Armee es zu danken, daß die ausgezeichnete bewährte Kraft des Feldmarschalls Grafen Moltke ihr erhalten geblieben ist und daß er jetzt in und mit derselben sein siebzigjähriges Dienstjubiläum feiern darf.

Seitdem Moltkes dienstliche Thätigkeit nicht mehr seine dauernde Anwesenheit in Berlin, (wo dem Feldmarschall zufolge besonderer Allerhöchster Bestimmung seine bisherige Dienstwohnung im Generalstabsgebäude (am Königsplatz Nr. 5 verblieben ist), erforderlich macht, hat er sich mehr und mehr auf seinen Landsitz Creisau bei Schweidnitz in Schlesien zurückgezogen, welchen er sich mit der ihm nach dem preußisch-österreichischen Kriege 1866 vom Staate als Nationalbelohnung zuerkannten Dotation (von 200000 Thalern) erworben und 1868 zu einem Familienfideikommiß erhoben hat. Hier widmet der Feldherr, ein preußischer Cincinnatus, seine besondere Aufmerksamkeit der Bewirtschaftung des Gutes und erfreut sich an dem Anblick der lieblichen schlesischen Hügellandschaft, aus welcher die dunkelbewaldeten Häupter des Zobten und der Eule majestätisch emporragen. Hier wandert er in den Wirtschaftsgebäuden umher, prüft das Korn auf der Tenne, das Vieh im Stalle, gibt dem Inspektor und den Aufsehern hie und da Vorschriften und wendet sich dann nach dem Garten, nahe dem Schlosse, zurück; er mustert die dort gepflanzten Bäume, schneidet hie und da einen dürren Ast ab, stützt die jungen Bäumchen, damit sie kräftig heranwachsen und dereinst den Nachfolgern Schatten geben — ein Bild seines größeren Wirkens im Vaterlande — und wandert dann noch eine Zeitlang zwischen seinen Lieblingsblumen, den Rosen, die er mit besonderer Sorgfalt pflegt, umher.

Das Schloß schaut zwischen den dunklen Kronen mächtiger alter Ulmen und Linden mit seinem schwarzblauen Schieferdache freundlich hervor. Zwei römische Fechter stehen in Kampfesstellung mit vorgehaltenen Schildern auf den beiden Thorpfeilern des Hofeinganges, und auf den Steinplatten, zu beiden Seiten der zu dem hohen Parterre des Schlosses hinaufführenden Freitreppe, stehen zwei ehemals französische Geschütze, welche König Wilhelm I. seinem Feldmarschall aus der Siegesbeute von 1870/71 als Ehrengeschenk überwies. Drei muntere Kinder springen mit frohem Lachen dem von seiner Morgenwanderung heimkehrenden Schloßherrn entgegen. Es sind die Kinder des Hauptmanns v. Moltke, des Neffen des Feldmarschalls, welcher diesem laut Allerhöchster Kabinettsordre als persönlicher Adjutant beigegeben ist.

Hauptmann Helmuth v. Moltke und seine Gemahlin, geb. Gräfin Moltke-Huitfeldt, teilen die Häuslichkeit des vereinsamten greisen Feldmarschalls, und die munteren Sprößlinge aus dieser glücklichen Ehe, von denen der vierte und jüngste, Adam (geb. im Herbst 1887) noch auf dem Arme getragen wird, sind das belebende Element in diesem kleinen häuslichen Zirkel, welcher zuweilen durch den Besuch von Verwandten des Feldmarschalls vorübergehenden Zuwachs erhält.

Der Park von Creisau birgt noch eine Stätte, welche dem Feldmarschall besonders teuer ist. Es ist der Grabtempel, den er über der Gruft seiner verstorbenen Gemahlin errichten ließ.

Miß Mary Burt (geb. 1825 zu Kiel), die Stieftochter einer Schwester Moltkes, welche einen in Holstein ansässigen Engländer, Sir John Heytinge-Burt, einen Witwer, geheiratet hatte, war Moltke in länger als 25jähriger Ehe (seit 20. April 1842) eine treue und liebevolle Lebensgefährtin gewesen. Sie starb am Weihnachtsabend 1868. Eine Erkältung, welche einem winterlichen Spazierritte zugeschrieben wurde und welche in Gelenkrheumatismus überging, nahm sie hinweg. Noch in ihren heftigsten Schmerzen streichelte sie ihrem Gemahl liebkosend die Wangen, indem sie ihn über den bevorstehenden Verlust zu trösten suchte. Hier, vor ihrer Gruft, über welcher die Gestalt des Heilands, gleichsam segnend, die Hände erhoben hält, weilt der stille, fromme Held oft lange Zeit, in stiller Andacht in sich selbst versenkt. An der Decke leuchtet eine Inschrift, die wir auch als Motto über Moltkes Leben setzen könnten, die Worte der Schrift: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung“; denn nicht allein der erworbene Kriegsruhm macht uns den greisen Jubilar, unsern Moltke, so hoch verehrungswürdig, wir finden auch in seinem ganzen Leben und Schaffen, seinem uneigennützigen, allein dem Dienste seines Kaisers und dem Besten seines Vaterlandes gewidmeten Streben, sogar in seiner Kriegführung das schöne Wort des Franzosen Pascal bestätigt, daß der Geist höher stehe als die ganze Macht und Breite der äußeren Schöpfung, aber eine That uneigennütziger Liebe unendlich höher als alle Thaten des Geistes.



Vordere Ansicht eines Lavastroms, wie er in voller Flut ins Meer stürzt (S. 1818)

1) Die Landesverteidigungskommission hat zu prüfen, ob und wo neue Befestigungen im Reichsgebiet anzulegen sind resp. welche der bestehenden eingehen können, sowie andere organisatorische und reglementarische Fragen, die ihr vorgelegt werden, zu erörtern. Dieselbe besteht nächst dem Präses aus mehreren höheren Generalen, ferner aus dem Chef des Generalstabes der Armee, dem General-Inspekteur der Artillerie, dem Chef des Ingenieurkorps und dem Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements (in Vertretung des preußischen Kriegsministers). Sie erhält ihre Aufträge direkt vom Kaiser und berichtet auch direkt an Se. Majestät.

Maria Anna von Neuburg, Königin von Spanien.

Von

Karl Theodor Heigel.

In einer Seitengruft der Kirche San Lorenzo im Eskorial ruht in silbernem Sarkophag Maria Anna, die Witwe Karls II., des letzten Habsburgers auf spanischem Thron. In der Hauptgruft, im sogenannten Pantheon, wurden nur diejenigen Königinnen bestattet, welche dem Reiche Thronerben geschenkt hatten; Maria Anna aber war kinderlos geblieben.

Kinderlos! Was für andere Frauen nur den Verzicht auf Erfüllung eines Herzenswunsches bedeutet, war für die Gebieterin des Reiches, in dem die Sonne nicht unterging, ein düsteres Verhängn[illegible]

Maria Anna ist nicht zu [illegible] Frauen zu zählen, durch[illegible] achtzehnte Jahrhun[illegible] haften, wie in [illegible]

epräsentiert wird; sie ist, wenn man Po- itik als Kunst, einen Staat zu leiten, uffaßt, nicht einmal ein politischer Cha- akter zu nennen; ein schrankenloser Ehr- eiz war zugleich ihre Stärke und ihre Schwäche. Denn sie war von zügelloser errschsucht erfüllt, aber unselbständig; sie ar leidenschaftlich, aber energielos; sie ar stolz, doch nicht von sieghaftem Be- ußtsein einer großen Lebensaufgabe durch- ungen; sie war nicht „une pure et lu- ineuse créature“, wie Viktor Hugo seine Maria Anna im Ruy Blas schildert, aber ch nicht im Laster groß wie jene Bor- a und Medici; ja, sogar ihr Sturz aus olcher Höhe entbehrt der tragischen Wir- ung. Allein durch eigentümliche Verhält- sse waren ein Dezennium hindurch alle taatsmänner Europas gezwungen, auf n Willen oder die Laune dieser Frau zu hten; ihr Name war, während sich die werste Krisis der neueren Geschichte vor- reitete, in aller Munde; sie war die annerträgerin des Hauses Habsburg im eltbewegenden Streit um die spanische rone. Eine solche Persönlichkeit verdient ch wohl ein biographisches Gedenkblatt.

Es war der Tochter Philipp Wilhelms n Pfalz-Neuburg nicht an der Wiege ungen, daß sie dereinst in stolzer Königs- lle gebieten werde. Sie war das zwölfte n den siebzehn Kindern des Herzogs, der r über das neuburgische Ländchen regierte, ihm 1685 durch Karls II. Ableben die edigte Kurpfalz zufiel. Maria Anna irde geboren auf Schloß Benrath bei Düs- dorf am 28. Oktober 1667. Aus ihrer gendzeit sind uns Nachrichten nicht er- ten. Sie scheint eine sorgfältige Er- ung genossen zu haben, denn sie sprach äufig vier Sprachen, war musikalisch d besaß nicht bloß Liebe zu den schönen nsten, sondern auch durch fleißiges Stu- m geläuterten Geschmack.

Ihr Vater war schon als Herzog von alz-Neuburg unermüdlich bestrebt, den fluß und das Ansehen seiner Familie seines kleinen Staates zu heben. Ob- l eifriger Katholik, unterhielt er ver- liche Beziehungen zu dem stammver- ndten schwedischen Königshause und ließ , als 1674 der Krieg zwischen Frank- und dem Kaiser ausbrach, kräftig an- gen sein, im Interesse Frankreichs und damit verbündeten Schwedens die chsfürsten neutral zu erhalten. Als er aber in der Hoffnung, mit Hilfe der htigen Gönner die polnische Königs- e zu erlangen, getäuscht sah und Schwe- durch die Niederlage bei Fehrbellin : gebietende Machtstellung eingebüßt e, ging er „aus reichspatriotischen Er- ungen“ ins kaiserliche Lager über, und er Leopold wurde der Eidam des Her- . Damit war auch den jüngeren Schwe- der Kaiserin eine glänzendere Zukunft net. Kaum war Maria Sophia 1687 Gattin König Pedros von Portugal rden, trat das Gerücht auf, Karl II. Spanien, dem eben seine Gemahlin ie Luise gestorben war, wolle ebenfalls Tochter Philipp Wilhelms, die ein- undzwanzigjährige Maria Anna, freien. Wie es bei fürstlichen Ehen die Regel, gaben politische Beweggründe den Ausschlag.

Die erste Vermählung Karls II. mit einer Prinzessin von Orleans hatte einen Sieg der französischen Partei am spanischen Hofe bedeutet, allein seither war in Madrid ein Umschwung erfolgt. Die arme Köni- gin, vermählt einem Gatten, der schon mit dreißig Jahren ein Greis war, blieb kinder- los; die nächste Folge war, daß sie an einem Hofe, wo sich von jeher Haß und Hinterlist um die Herrschaft gestritten hatten, der schmählichsten Behandlung preisgegeben war. Wurde doch — ge- wiß eine cosa de España, eine Sache, die nur in Spanien möglich war! — wegen der Kinderlosigkeit der Königin ein Prozeß in Szene gesetzt, indem man die aus Frankreich mitgebrachte Amme be- schuldigte, die hohe Frau oder ihren Gatten behext zu haben; fast hätte man die Königin selbst gezwungen, in öffentlicher Sitzung als Zeugin zu erscheinen! Dem schmäh- lichen Handel wurde dadurch die Krone aufgesetzt, daß die Angeklagte, obwohl sich nicht der Schatten einer Schuld nachweisen ließ, nicht durch einen Richterspruch frei- gesprochen, sondern auf königlichen Befehl freigelassen, zugleich aber des Landes ver- wiesen wurde.

Natürlich wurde solches Vorgehen gegen eine französische Prinzessin und ihre Lands- leute in Versailles als schwere Beleidigung empfunden, und da auch Beweggründe po- litischer Natur es empfahlen, erklärte Lud- wig XIV. an Spanien den Krieg und ließ seine Truppen in Katalonien und die Nieder- lande einrücken. Nach zwei Jahren (1684) wurde zwar durch den sogenannten zwanzig- jährigen Waffenstillstand den Feindselig- keiten ein Ende gesetzt, aber schon 1688 trat Spanien aufs neue gegen Frankreich auf den Kampfplatz, indem es der von Wilhelm von Oranien gegen die Erobe- rungspolitik Ludwigs XIV. ins Leben ge- rufenen großen Koalition beitrat. Gleich- zeitig schlossen die Seemächte mit Kaiser Leopold einen geheimen Vertrag, wodurch sie sich für den Fall, daß Karl II. ab- leben sollte, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, zur Unterstützung der Kan- didatur eines jüngeren Sohnes des Kaisers um die spanische Krone verpflichteten.

Denn die spanische Erbfrage wurde schon seit geraumer Zeit in geheimen Verhand- lungen der Kabinette erörtert. In Ver- sailles erblickte man, seit Mazarin an Kö- nigin Anna das berühmte Sonett gerich- tet hatte:

> ... Il faut ranger l'Espagne
> Au giron de la France etc.

in Erwerbung der pyrenäischen Halbinsel die natürliche Abrundung Frankreichs. Als Sohn einer spanischen Prinzessin, als Ge- mahl der ältesten Tochter Philipps IV., der ältesten Schwester Karls II., konnte Ludwig wohl so stolze Hoffnung fassen. Diesen Ansprüchen gegenüber konnte sich aber Kaiser Leopold nicht bloß auf seine Stellung als Oberhaupt des deutschen Stammes der Habsburger berufen; er war auch Gemahl der jüngeren Schwester König Karls, die nicht, wie die ältere, auf ihre Erbansprüche verzichtet hatte. Allein noch ein dritter Bewerber trat, vorerst beschei- den im Hintergrund wartend, auf die Szene, der junge Kurfürst Max Emanuel von Bayern, der mit der einzigen Tochter jener ersten Gemahlin Kaiser Leopolds vermählt war; gerade weil er der schwächste unter den Prätendenten war, konnte er am leich- testen in Spanien populär werden, denn der patriotische Spanier mußte sich sagen: Fällt das Erbe an Frankreich oder Oester- reich, so wird unser Land zur Provinz herabgewürdigt; dies ist aber nicht zu be- fürchten, wenn ein Kurfürst von Bayern zum König von Spanien erhoben wird!

Es ist hier nicht nötig, die verschlun- genen Pfade der europäischen Politik jener Tage zu verfolgen oder auf die schwierige Rechtsfrage näher einzugehen; es sei nur darauf hingewiesen, daß jeder von den Be- werbern in Madrid und Barcelona und Sevilla durch Gesandte und geheime Agen- ten Anhang zu gewinnen und die Rivalen zu schwächen trachtete, daß in Militär- und Beamtenkreisen jede Art von Bestechung im Schwange, daß insbesondere der Hof zu Madrid für Intrigen und Ränke gleich- sam die klassische Szene war. Im könig- lichen Schlosse saß unter goldenem Bal- dachin ein stiller, kranker Mann, dessen Name nur mit Zagen ausgesprochen wurde, der keinen Menschen sehen wollte, dem sich nur wenige knieend nahen durften, der von allen verraten wurde.

Der „Mächtigste der Erde“ war auf die Anmut und die vielversprechenden Geistes- gaben der pfälzischen Prinzessin aufmerksam geworden, und Agenten Oesterreichs in Hof- kleid und Soutane ebneten gern die Pfade zu einem Ehebund, der den spanischen Habs- burger zum Schwager des Kaisers machte und als wertvolles Unterpfand der eben geschlossenen Allianz gelten konnte. Mit dem Einzug der Königin in die spanische Residenz schien der Triumph der kaiser- lichen Politik gesichert zu sein. In Maria Anna war der österreichischen Partei in Spanien ein Mittelpunkt und Oberhaupt gegeben; wenn auch die neue Ehe kinder- los blieb, hatte das kaiserliche Haus den einflußreichsten Anwalt in der nächsten Um- gebung des Erblassers, und zugleich war durch die geheimen Verträge mit den See- mächten dafür gesorgt, daß nach dem Ab- leben Karls II. der Anspruch des Kaisers als Sache Europas verteidigt werden sollte.

Kaiser Leopold, der sonst nicht leicht aus seinem gravitätischen Phlegma aufzurütteln war, begab sich in eigener Person nach Neuburg, um der auf den 28. August 1689 anberaumten Prokuravermählung beizu- wohnen. Ein Bruder der Braut, Prinz Alexander Siegmund, Koadjutor des Hoch- stifts Augsburg, der am nämlichen Tage seine Primiz feierte, vollzog die Trauung. Der älteste Sohn des Kaisers, Joseph, war Stellvertreter des Bräutigams, die Kaiserin, die Königin von Polen, die Kur- fürstin von Bayern und viele andere fürst- liche Gäste waren bei der Hochzeit an-

wesend. Zeitgenossen schildern bewundernd die Pracht der Gewänder, die Mannigfaltigkeit der Schaugerichte, den herrlichen Schmuck des Schlosses am Donaustrand, das als Wiege der mächtigsten Regentenhäuser gefeiert wurde. Nur eine kleine Episode sei erwähnt. In Ingolstadt, wo die pfalzgräfliche Familie die kaiserlichen Majestäten zuerst begrüßte, sprach der Kaiser, trotz seiner grämlichen Gemütsart ein warmer Freund der Musik, den Wunsch aus, die vielbewunderte Stimme der Braut zu hören, und wurde nicht müde, ihre Arien auf dem Clavecin zu begleiten.

Die Festberichte rühmen auch die Schönheit der Braut. Es sind noch mehrere Porträts vorhanden. In der Residenz zu Neuburg befindet sich ein von Hopfer 1684 gemaltes Bildnis, ein anderes wurde 1700 im Eskorial von einem deutschen Maler angefertigt. Nach einem der deutschen Bearbeitung der Memoiren der Gräfin d'Aunoy beigegebenen Kupferstich zu urteilen, war sie eine interessante, wenn auch nach unseren Begriffen nicht gerade schöne Erscheinung. Das Gesicht ist länglich, die Augen sind ungewöhnlich groß, die Brauen stark geschwungen, Nase und Kinn nach habsburgischem Typus kräftig ausgebaut, der Mund wohlgebildet, wenn auch nicht eben klein, Hals und Haupthaar sind mit Perlenschnüren geziert, auch Spitzenkragen und Hermelin sind durch Diamantenschmuck zusammengehalten; die ganze Erscheinung ist diejenige einer Dame, die sich ihrer Vorzüge wohl bewußt ist und dieselben durch Kleider- und Juwelenpracht zu steigern liebt.

Wenige Tage nach der Hochzeit trat Maria Anna die Reise nach Spanien an. Des Krieges wegen konnte nicht der nächste Weg eingeschlagen, sondern mußte der Umweg über England gewählt werden, um unter dem Schutze einer englischen Flotte nach Spanien zu gelangen. Da nach spanischer Hofsitte eine Königin nur mit großem Gefolge reisen durfte — Maria Anna war von mehr denn dreihundert Personen zu Roß und zu Wagen begleitet — und durch langandauerndes Regenwetter die Straßen verdorben waren, ging die Reise nur sehr langsam vor sich. Das 1691 zu Brüssel gedruckte „Journal du voyage de la Reine depuis Neubourg jusqu'à Madrid", von einem französischen Kammerdiener Becquez verfaßt, berichtet ausführlich über die sich Tag für Tag in den verschiedenen Städten wiederholenden Empfangsfestlichkeiten; die deutschen Fürsten und die holländischen Ratspensionäre wetteiferten, der Gattin ihres Bundesgenossen zu huldigen. Am Weihnachtstag schiffte sich die Fürstin mit ihrem Gefolge in Dordrecht ein; da aber Wind und Wellen widerstrebten, mußte die Fahrt in Middelburg wieder unterbrochen werden. Den ganzen Monat Januar hindurch tobten auf der Nordsee so heftige Stürme, daß die Begleiter der Fürstin ernstlich an Einfluß übernatürlicher Kräfte dachten, nur waren die einen des Glaubens, daß böse Geister die Fahrt zum Apostelgrab in San Jago di Compostella hemmen wollten, während andere sich der frohen Hoffnung hingaben, daß der Sturm die auf hoher See lauernde französische Flotte zerstreuen werde. Als endlich die Anker gelichtet wurden, trat plötzlich Windstille ein; erst nach längerem Warten und sechstägiger Fahrt wurde Portsmouth erreicht. In Schlachtordnung aufgestellt, fuhr sodann die Flotte durch den Kanal; sie zählte nicht weniger als 536 Segel, doch waren es meist Kauffahrteischiffe, welche die günstige Gelegenheit benutzten, um unter dem Schutze der Kriegsschiffe ihren Weg zu verfolgen. Mehrmals erhob sich furchtbarer Sturm, viele Fahrzeuge wurden vernichtet, noch angesichts der spanischen Küste bei Ferrol fuhr das Admiralsschiff, welches die Königin trug, auf den Grund, so daß sie nur mit Mühe ans Land gerettet werden konnte.

Drei Monate schon hatte die Seefahrt gedauert; nun fühlte sich aber die hohe Frau so erschöpft, daß sie nicht nochmals zur Weiterreise nach Corunna das Schiff besteigen wollte, sondern sich in einer Sänfte dahin bringen ließ. Dann begab sie sich mit einem Gefolge von mehr als 1500 Personen nach San Jago, um in der Kapelle des Schutzpatrons ihres neuen Vaterlandes zu beten und kostbare Geschenke niederzulegen. Die Fortsetzung der Reise nach der Hauptstadt bot — echt spanisch — ein wunderliches Gemisch von Prunk und Elend; heute wurde in einem Schloß oder Kloster unter kostbarem Gerät, Gobelins und Gemälden von unschätzbarem Werte übernachtet, tags darauf war in ärmlicher Posada für die Fürstin kaum ein dürftiges Bett, für das Gefolge ein Strohlager aufzutreiben. Der König war nach Kräften bestrebt, seine Gattin die Strapazen der Reise vergessen zu machen, indem er ihr wiederholt durch hohe Würdenträger Juwelen und andere kostbare Geschenke überbringen ließ.

Am 4. Mai traf er selbst in Valladolid ein und wurde, wie das Theatrum Europaeum zu berichten weiß, von seiner Gattin auf so einnehmende Weise begrüßt, daß alle Anwesenden tief gerührt waren. Adel und Volk gaben ihrer Freude durch Veranstaltung eines Stiergefechtes Ausdruck, wobei zu Ehren der gefeierten Gäste mehrere Stiere gespießt wurden, etliche zwanzig Pferde auf dem Platze blieben und einem Picador der Bauch aufgeschlitzt wurde.

Fortan wurde die Reise von dem königlichen Paare gemeinsam fortgesetzt. Am 22. Mai hielt die Königin feierlichen Einzug in Madrid. Sie ritt dabei auf weißem, reichgeschmücktem Zelter; ihre Sammetrobe war mit Diamanten völlig überdeckt; auf dem mit Perlenketten durchflochtenen Haupthaar trug sie einen Hut mit einer Agraffe von unschätzbarem Wert. Die blendende Erscheinung versetzte die auf der Puerta del Sol und dem Prado sich drängende Menge in trunkenen Enthusiasmus. Die stolzesten Granden Spaniens wetteiferten, ihre Huldigung darzubringen; der Gemahl bezeigte dadurch auffällig sein Wohlgefallen, daß er mehrere Wochen der Jagd entsagte; die Königin-Mutter, eine österreichische Prinzessin, begrüßte herablassend die „Landsmännin"; alle schienen wohlgeneigt, befriedigt, entzückt zu sein.

Doch die schimmernde Münze hatte eine trübe Kehrseite.

Das Land, in welches Maria Anna mit stolzen Hoffnungen gekommen sein mag, stand am Rande des Abgrundes. Zweihundert Jahre dauerte das habsburgische Regiment in Spanien; 1500 wurde Karl I., als deutscher Kaiser Karl V., geboren, 1700 starb Karl II. Innerhalb dieser Frist stieg das Reich zu unvergleichlicher Größe empor, geriet es in tiefsten Verfall. Zur Zeit, da Maria Anna in das Schloß am Manzanares einzog, hielten sich zwar die Spanier selbst noch immer für die erste Nation der Christenheit — Cervantes hat durch seinen Don Quichotte die Landsleute nicht geheilt! — in Wahrheit aber waren Macht und Ansehen Spaniens nur noch der Schatten von ehedem. Portugal und Brasilien waren ohne Schwertstreich aufgegeben worden, die Franche-Comté, Luxemburg, die einträglichen indischen Besitzungen waren verloren gegangen, in den Welthandel Spaniens hatten sich die vom Mutterlande abgefallenen Niederlande und England geteilt. Während der Hof am gewohnten Prunk und Luxus festhielt, war der Staat verarmt; die spanische Armee, einst der Schrecken Europas, war zu einer wenig zahlreichen, undisziplinierten Truppe herabgesunken, der Marine fehlte es an kriegstauglichen Schiffen — hatte doch König Karl in London nachsuchen müssen, daß eine englische Flotte seine Gattin nach Spanien führen möchte — im Norden und Osten des Reiches wütete fast unaufhörlich der Krieg; die Provinzen selbst lagen untereinander in erbitterter Fehde, gleich wie oft die hungernden Schiffsleute streiten, während das leck gewordene Schiff versinkt. Schon waren fremde Mächte, vor allen der König von Frankreich und der Kaiser, gerüstet, um das Erbe der spanischen Habsburger, sobald zwei Augen sich schließen würden, mit Waffengewalt an sich zu reißen oder zu zerstückeln.

König Karl aber, an dessen Leben die Erhaltung der spanischen Monarchie hing, war, obwohl kaum dreißig Jahre alt, so gebrechlich und krank, daß jeden Tag die entscheidende Katastrophe zu befürchten war. Seine Erziehung war so mangelhaft gewesen, seine natürlichen Anlagen waren so wenig entwickelt, daß er bei bestem Willen nicht im stande gewesen wäre, als wirklicher Regent seine Pflicht zu erfüllen. Weit entfernt, auf Ordnung und Einheit zu dringen, hatte er, wie bei kleinlichen Charakteren nicht selten beobachtet werden kann, für Zwistigkeiten und Zutr… seiner Umgebung eine gewisse Vorliebe … erblickte darin eine reizvolle Zerstreuung, so oft er in Madrid weilte. Dies … aber überhaupt nur der Fall, wenn er so krank oder, wie er selbst annahm, behext fühlte, daß er der Jagd, die … leidenschaftlich liebte, nicht obliegen konnte. Ein solcher Schattenkönig mußte ein …

all der Parteien sein; obwohl immer scheu nd mißtrauisch, war er heute von diesem, norgen von jenem Günstling beherrscht. Den mächtigsten Einfluß hatte bisher seine Mutter ausgeübt, Maria Anna von Oesterreich, die ihrer klösterlichen Zurückgezogenheit halber für eine Heilige galt, aber auch in politischen Dingen fest und beharrlich ihren Willen durchzusetzen wußte.

Dieser Einfluß begann jedoch an Kraft zu verlieren, seit seine zweite Gemahlin Macht über ihn gewann und an Stelle des schwachen Gatten die Zügel der Regierung energischer zu handhaben sich vermaß.

Schon daraus erhellt: die Maria Anna, die uns in den besten Quellen, den Memoiren von Harrach, Harcourt, Torcy, den Berichten des Engländers Stanhope, des Venetianers Pietro Venier, der bayrischen Gesandten Lancier und Baumgarten entgegentritt, die historische Maria Anna hat mit der liebenden Gönnerin des Ruy Blas fast nichts gemein. Viktor Hugo wollte in seinem Drama, wie er im Vorwort erörtert, das Charakterbild einer zerfallenden Monarchie zeichnen. Don Salluste soll den hoffärtigen, ehrsüchtigen, unduldsamen Hofadel repräsentieren; Don Cesar die leichtlebige, leichtfertige jeunesse dorée: Ruy Blas das begabte, geknechtete, ohnmächtige Volk; die vierte Person, bemerkt der Dichter, müßte eigentlich der König sein, allein Karl II. war keine Person, sondern nur ein Schatten. Des Königs Stelle vertritt daher die Königin, makellos rein wie ein Engel des Lichts, deren Tugend gefährdet wird durch eine mächtige Feindin: die Langeweile. „Abgesehen davon, was durch die Nebenrollen zur Wahrheit des Ganzen beigetragen wird, dürften diese vier Personen in solcher Gruppierung die spanische Monarchie vor 150 Jahren charakterisieren, wie sie sich den Augen des Philosophen und Historikers darbietet."

Diese Charakteristik ist denn auch so geistvoll und glücklich durchgeführt, wie es nur einem echten Dichter gelingen kann, aber man hat auch nur erfundene Typen, nicht historische Persönlichkeiten vor sich. Dabei drängt sich noch die Frage auf: ist auch die Fabel des Schauspiels bloße Erfindung oder birgt die Handlung nicht doch einen historischen Kern?

Es ist mir nicht bekannt, daß sich Viktor Hugo oder einer der Kommentatoren seiner Dramen über dieses Verhältnis ausgesprochen hätte. In den Quellen zur Geschichte Maria Annas läßt sich kein Anhaltspunkt dafür finden, daß sich eine ähnliche Liebesepisode abgespielt hätte; dagegen wird man an die Einleitung zu dem wunderlichen Liebesbunde zwischen Königin und Diener erinnert durch eine Nachricht aus dem Leben der ersten Gemahlin Karls II. In den Mémoires de la cour d'Espagne der Gräfin d'Aunoy wird erzählt, daß Maria Luise wiederholt in den Taschen ihres Kleides Liebesbriefe auffand, ohne daß sich aber je ergründen ließ, wer diesen geschrieben hatte; die Königin selbst erblickte darin nur eine Schlinge ihrer Todfeindin, der Herzogin von Terra Nuova, die durch solche Ränke den Verdacht des eifersüchtigen Königs erregen wollte.

Aehnliche Erfahrungen blieben übrigens auch der zweiten Gattin König Karls nicht erspart. „Kann mich auf Niemanden allhier verlassen," klagt sie einmal in einem Briefe an ihren Bruder, den Kurfürsten von der Pfalz, „und so nit bestochen, treiben das molestiren aus argböswilligem Herzen."

Da begreift sich leicht, daß sie sich um so fester an die wenigen Diener anschloß, die ihr aus Deutschland gefolgt waren. Die Ehrendame, eine Gräfin Starhemberg, und der Obristkämmerer Ritter von Scheffer kommen nicht weiter in Betracht; erklärte Lieblinge der Königin aber waren ihre Kammerfrau, Maria Josepha von Berlepsch, Witwe eines hessischen Edelmannes, und Geheimschreiber Baron Heinrich Wiser. Durch Schmeichelei und kluge Ausnützung kleiner Schwächen wußten sich die beiden der, wie schon erwähnt, bei allem Stolz und Eigenwillen unselbständigen Fürstin unentbehrlich zu machen. Bald wurden die Spanier mit Mißvergnügen gewahr, daß diese Deutschen nicht bloß die Königin beherrschten, sondern auch der auffälligsten Gunstbezeigungen des Königs sich erfreuten. Nun war es freilich geradezu System Karls V. und Philipps II. gewesen, Fremde zu bevorzugen, um auf solche Weise die gefährliche Macht des eingeborenen Adels zu brechen, aber eine Kammerfrau und ein Sekretär allmächtig in Buen Retiro und im Eskorial, das war denn doch unerträglich! Weniger anstößig, weil weniger ungewöhnlich war, daß die Königin auch ihrem Beichtvater, einem deutschen Kapuziner, unbegrenztes Vertrauen schenkte und dessen Rat in weltlichen und geistlichen Dingen unbedingt befolgte. Pater Gabriel Pontifeser, aus Klausen in Tirol gebürtig und deshalb gewöhnlich Gabriel de Chiusa genannt, war schon bei Maria Annas Mutter, Kurfürstin Elisabeth, in hohem Ansehen gestanden, und nur die dringendsten Bitten der Tochter hatten durchgesetzt, daß sie ihren hochverehrten Gewissensrat, der damals ungefähr 36 Jahre alt war, nach Madrid mitnehmen durfte. Pater Gabriel wußte sich bei Hofe so unentbehrlich zu machen, daß König Karl ihn durch glänzende Anträge ganz an Spanien zu fesseln trachtete. Er sollte zum Generalinquisitor oder zum Erzbischof von Valencia erhoben werden, auch der Papst zeigte sich den königlichen Wünschen willfährig, allein der Pater lehnte die Erhöhung standhaft ab, da er „mit seinem Stande höchlichst vergnügt sei und sich nur Ihro Majestät kostbarem Seelenheyl widmen" wolle.

Im Klösterchen zu Klausen befindet sich ein Porträt des berühmten Kapuziners, das eher auf einen Freund frischer Braten und alter Weine, als auf einen Politiker und Diplomaten schließen ließe. Es war aber damals öffentliches Geheimnis und ist heute mittels der aus den Archiven erhobenen Briefschaften festgestellt, daß Pater Gabriel auch politische Zwecke am spanischen Hofe verfolgte, daß ihm die Aufgabe übertragen war, für das österreichische Kaiserhaus Propaganda zu machen.

Zu gleichem Dienste waren die Berlepsch und Wiser verpflichtet. Das Münchener Staatsarchiv verwahrt zahlreiche Briefe der Berlepsch an Johann Wilhelm, den Bruder der Königin, der 1690 seinem Vater in der Regierung von Kurpfalz gefolgt und gleich jenem ein eifriger Anhänger des Kaisers war. In diesen Briefen erstattet die Agentin über die Vorgänge bei Hofe genauen Bericht und erteilt Ratschläge, wie die Sache des Kaisers am zweckdienlichsten zu fördern wäre.

Auch die Königin begünstigte das österreichische Interesse und vollzog alles, was die Berlepsch vorschlug, um so williger, je mehr die Hoffnung schwand, daß sie selbst dem Reich einen Erben schenken werde. Obwohl, vielleicht auch gerade weil die Bewerbung Max Emanuels aus dem ihr verhaßten bayrischen Hause von der Königin-Mutter unterstützt wurde, hielt sie es für ihre Pflicht, diese Bestrebungen zu vereiteln, und war um so rühriger, je günstiger sich infolge der Geburt des Kronprinzen Joseph Ferdinand die Aussichten für Bayern gestalteten. Ihr Bruder wünschte den Statthalterposten in den Niederlanden zu erhalten, und sein geliebtestes „Mariandel", wie er sie in seinen Briefen zu begrüßen pflegt, gab sich auch alle Mühe, ihm dazu behilflich zu sein. „Daß aber mein König in allen Sachen sich so langsamb resolviret, ist nicht allein meine, sondern jedermans größte und ewige Klage und verdrißt mich dißes wohl unsinnig." Als trotzdem Max Emanuel den Sieg davontrug und zum Gouverneur der Niederlande ernannt wurde, tröstete sie den Bruder damit, daß der Rivale gerade durch die neue Stellung bald finanziell ruiniert sein werde; dann könne der Bruder auftreten und seine Bedingungen machen. „Daß der Bayer nit größer werd', laßt meine Sorg' sein, ich will ihm Feind' aufregen, die alle seine Efforts zu Schanden machen."

Es hieße sich aber von der Königin ein falsches Bild machen, wollte man annehmen, daß in ihren Briefen bloß „la femme politique" das Wort führte. Im Gegenteil, sie plaudert mit ihrem „Schatzhansele" über alles Erdenkliche, über ihre Reisen im Lande, über die Leute ihrer Umgebung, über Jagden und Andachtsübungen, Leckerbissen und Gemälde, deutsch, spanisch und französisch kunterbunt durcheinander. Es thut ihr offenbar wohl, befreit von aller Etikette, ohne auf die Flüsterworte der Obersthofmeisterin oder das respektvolle Kommando des Hofmarschalls achten zu müssen, frei von der Leber weg mit ihren Angehörigen sprechen zu können. So bittet sie einmal ihre Mutter um eine Zeichnung der Stallungen in Rohrenfeld, einer Schwaige im Neuburgischen, und fügt hinzu, sie wünschte dieselben, ach, wie viel lieber in der Wirklichkeit, als auf dem Papier zu sehen! Ein andermal verschreibt sie sich aus Deutschland Kühe und Ochsen

und dazu ein paar verständige, brave Schweizer und ebensolche Weibspersonen, „die das Vieh wohl verwahren und mit umgehen können, nicht verrecken lassen, und dann auch gute Milchkühe, Schafe und Käs gleich wie in Rohrenfeld machen können, denn hier können sie nichts!" Oft äußert sie ihren Ekel vor dem Treiben der wohlgesalbten Gecken und gleisnerischen Ohrenbläser bei Hofe und beteuert, sie wolle sich gar nicht mehr in Politik einmischen.

Sie hielt aber dieses Versprechen nicht, sondern ergriff vielmehr jede Gelegenheit, um ihren entscheidenden Einfluß auf den Gatten zu zeigen. „Sie stellte weit mehr einen König vor, als eine Königin," sagt der venetianische Botschafter. Dabei unterließ sie, wie es doch Takt und Klugheit geboten hätten, gebührende Rücksicht auf den Nationalstolz der Spanier zu nehmen. Ja, sie ging noch weiter. Von Machtdünkel berauscht, suchte sie förmlich ein Vergnügen darin, die Großen des Landes zu demütigen; „sie trieb dieselben förmlich vor sich her", schrieb der englische Gesandte Stanhope an seinen Hof. Wer sich ihr devot nahte, wurde mit der Gunst des Königs belohnt; wer ihr nicht gefiel, wurde zurückgesetzt oder gar vom Hofe verwiesen. Sogar ihr Schützling, Landgraf Georg von Hessen, bemerkt in einem Briefe an seinen Bruder: „Die Gunst der Königin wogt auf und ab wie Ebbe und Flut auf hoher See." Ihr leidenschaftliches Temperament führte Szenen herbei, deren Bekanntwerden in immer weiteren Kreisen Spottlust reizte und Erbitterung wachrief. Es kam vor, daß sie im Zorn über das Fehlschlagen eines Planes alles ihr Erreichbare in Trümmer schlug; die Kraftworte, deren sie sich gegen hoch und niedrig bediente, erfreuten sich in ganz Madrid einer wenig rühmlichen Berühmtheit.

Doch schädlicher als solche Auswüchse übermütiger Laune war die Gefügigkeit gegen ihre deutschen Lieblinge, denen sie übertrieben kostbare Geschenke und die höchsten und einträglichsten Aemter zuwandte. Durch die Protektion der Königin geschützt, betrieb die Berlepsch systematisch einen schmählichen Stellenverkauf, wobei, wie Stanhope versichert, nicht selten gerade dasjenige Amt, das den uneigennützigsten Mann erheischte, der unwürdigste erhielt. Eine Beschwerde an den König zu bringen, war unmöglich, denn die Königin ließ nur solche Leute, die sie für unschädlich hielt, zu ihm dringen. In einer Satire auf diese Zustände bei Hofe: „Die große Komödie vom Turm zu Babel oder die babylonische Verwirrung, aufgeführt zu Madrid", werden als handelnde Personen aufgeführt: „Die gefangene Majestät — der König; Ehrgeiz und Gewalt — die Königin; die beschimpfte Würde — die Königin-Mutter; die erhöhte Ketzerei — die Berlepsch; die Dummheit im Purpur — Kardinal Portocarrero; der Teufel als Vertrauter — der Hinkende (Sekretär Wiser); der spanische Antichrist — Beichtvater; Schauplatz — die Welt; die Hoffnung auf Heilung — der Nachfolger &c."

Die durch den langen Krieg verschuldete Lähmung des Geschäftsganges, das Anwachsen der Steuern, die Verarmung des Landes wurden den eigentlich herrschenden Kreisen, also der Königin und ihrem Anhang zur Last gelegt. Der Vorwurf des Verrats war in Wort und Schrift auf der Tagesordnung. Der erbitterte Pöbel beschimpfte die Deutschen auf offener Straße und erhob gegen die Königin selbst die nämlichen Beschuldigungen, wie sie früher zur Schmach des spanischen Volkes gegen Maria Luise erhoben worden waren.

Das Intrigenstück, in welchem fast ganz Madrid mit Haupt- und Nebenrollen beschäftigt war, hatte noch nicht die Peripetie erreicht; noch immer beschäftigte alle Gemüter die Frage: wer wird im Testament des kinderlosen Königs zum Erben eingesetzt werden? Die öffentliche Meinung begünstigte den Kurprinzen von Bayern, und auch im Kronrat gab es eine bayrische Partei, als deren Haupt der Minister Graf Oropesa angesehen wurde. Die Anhänger des Kurprinzen erlitten aber einen schweren Verlust durch den Tod der Königin-Mutter. Nun hätten Maria Anna und der vermöge seiner geistlichen Würde einflußreichste Minister, Kardinal Portocarrero, leichtes Spiel gehabt, den König zur Berufung des Sohnes Kaiser Leopolds, des Erzherzogs Karl, zu bewegen, allein gerade diese beiden Mächtigsten konnten sich nicht zu gemeinsamem Handeln einigen. Es kam zu völligem Bruch, als die Königin einmal in Gegenwart des Hofes an den Kardinal ein spöttisches Wort richtete und sich dadurch den eitlen Prälaten, der einem Richelieu oder Mazarin in nichts nachzustehen glaubte, für immer zum erbitterten Feinde machte. Seit diesem Augenblick agitierte Portocarrero, der vom gesamten Klerus und von den meisten Granden als natürlicher Anwalt der nationalen Interessen verehrt wurde, gegen die Pläne der Königin und begünstigte den bayrischen Prinzen, gegen den er vor kurzem noch Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hatte.

Plötzlich fuhr in dieses Getriebe wie ein greller Blitzstrahl die Kunde: Der König stirbt! Schon war die Nacht hereingebrochen, als sich die allarmierende Nachricht in Madrid verbreitete. Nun eilten von allen Seiten die Kronräte ins Schloß, um den letzten Willen des Königs zu vernehmen und dem Nachfolger zu huldigen. Aber auch in den Volkskreisen rief die Nachricht ungeheure Aufregung hervor, und nun brach der alte Groll, „gleich wie des Feuers eingepreßte Glut, zur offenen Flamme sich entzündend," los. „Der König ist vergiftet! Vergiftet durch die deutsche Jezabel!" Die furchtbare Anklage findet Glauben, wird das Losungswort für die Menge, die sich über den Prado zum königlichen Schlosse drängt. Roter Feuerschein zuckt über den Platz, immer gewaltiger wächst der Lärm an, immer mächtiger ertönt der Ruf: „Tod den Deutschen! Nieder mit der Königin!" Während die Bedrohten — die Berlepsch schildert die Vorgänge jener Schreckensnacht in einem Briefe an den Kurfürsten von der Pfalz — angstvoll sich in entfernten Räumen verbergen, eilt der Kardinal ans Lager des Königs, bestürmt den Sterbensmatten, dem spanischen Reich zum Heil, zur Rettung Spaniens den bayrischen Prinzen zum Nachfolger zu ernennen; ein schwaches Nicken wird als Zustimmung gedeutet, in die längst bereit gehaltene Urkunde wird der Name des Prinzen eingetragen.

Doch der Todesengel ging diesmal noch am Haus des Königs vorüber, das Befinden des Kranken besserte sich, mit lärmendem Jubel lief die Menge auseinander, die Königin war gerettet!

Kaum war die Gefahr vorüber, die Angst gewichen, so begann am Hofe das alte Treiben. Um seine Rechte auf das spanische Erbe durch einen erfahrenen Anwalt verteidigt zu wissen, entsandte Kaiser Leopold im Oktober 1696 seinen ersten Minister, Grafen Harrach, als Botschafter an den spanischen Hof. „Graf von Harrach wirt zwar bey jetzigen Umbständen," schrieb Kurfürst Johann Wilhelm an die Berlepsch, „wie leicht zu ermessen, eine sehr harte Negotiation haben; es kommt die sach hierinfahls aber hauptsächlich auf der Königin Majestaet an, welche bey dieser occasion ihre authoritaet mehrers als in keiner andern erhöhen und stabiliren könne, und zweifle ich hierinnfalls so wenig an Ihrer Kgl. Majestaet aygen löblicher Intention und innerlichen antrieb als der Frau Gräffin nachtrucklicher Erinnerung und Cooperation." Solche Zuversicht auf die Gesinnungstreue der beiden Frauen war jedoch nicht gerechtfertigt: Die camerera major, die Vertraute der Königin, ließ sich, wie heute mit aller Bestimmtheit nachzuweisen ist, ihre Gunst von der kaiserlichen, der französischen und der bayrischen Partei bezahlen, und auch die dem Kaiserhaus so oft versicherte Ergebenheit Maria Annas geriet ins Wanken.

Als nach Abschluß des Friedens zu Ryswyk auch wieder ein französischer Botschafter in der Person des Marquis d'Harcourt nach Madrid gekommen war, erfolgte bald in der öffentlichen Meinung ein Umschwung zu gunsten der französischen Ansprüche. Der Weltklugheit des Marquis und der graziösen Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin gelang es, die Abneigung der Hofkreise gegen Frankreich und Franzosentum zu überwinden. d'Harcourt fing alle, klagte der englische Gesandte, wie der Habicht die Lerchen. Das Volk wurde durch verschwenderische Geldspenden gewonnen, ja, Graf Harrach mußte die trübe Erfahrung machen, daß auch die Königin, bisher die Seele der österreichischen Partei, französische Unterhändler heimlich in ihren Gemächern empfing und mit der Familie d'Harcourt wie mit vertrauten Freunden verkehrte. Lord Stanhope vernahm sogar, daß für den Fall des Ablebens König Karls eine Vermählung der Witwe mit dem Enkel Ludwigs XIV., dem Erben König Karls, in Aussicht genommen ist. Die Königin selbst verwahrte sich frei-

in Briefen an ihren Vetter, Landgraf Georg von Hessen, der das österreichische Hilfskorps in Katalonien kommandiert hatte und seit dem Friedensschluß als Vizekönig in Barcelona residierte, gegen so abscheuliche Verdächtigung ihrer Treue; alles, was deutsch heiße, sei ja in Madrid so verhaßt, daß sie überhaupt nicht mehr hoffen dürfe, Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu erlangen.

König Karl wankte sichtlich dem Grabe zu, wiederholt versetzte die Nachricht von seinem Tode die Hauptstadt in Aufregung. Es war jetzt den europäischen Kabinetten klar geworden, wie nötig es wäre, endlich mit der spanischen Frage ins reine zu kommen. Da König Ludwig nicht hoffen konnte, das ganze Erbe für seine Familie zu erwerben, trat er mit den Seemächten in Unterhandlung. So kam der Haager Traktat vom 11. Oktober 1698 zustande, der für den Fall kinderlosen Ablebens des Habsburgers im voraus eine Teilung des spanischen Reiches festsetzte.

Das Bekanntwerden dieser Abmachung bewirkte aber einen neuen Umschwung der Hof- und Volksgunst in Madrid. Jetzt wurde König Karl von allen bestürmt, die beleidigende Einmischung der Fremden zurückzuweisen und die gefährdete Integrität des Reichs zu retten. Mit Zustimmung der Mehrheit des Kronrats wurde Prinz Joseph Ferdinand zum Universalerben der ganzen spanischen Monarchie erkoren, für die Dauer der Minderjährigkeit des Thronfolgers aber die Königin als Regentin in Aussicht genommen, so daß auch sie durch ihr eigenes Interesse an die nationale Partei gefesselt war.

Allein auch diese Ordnung der Dinge machte ein tragisches Ereignis zusammenstürzen wie ein Kartenhaus.

Am 8. Februar 1699 starb plötzlich nach kurzer Krankheit der eben designierte Erbe der spanischen Krone. Damit war neuen Intrigen der weiteste Spielraum geöffnet, und im neuen Kampfe standen sich Oesterreich und Frankreich unmittelbar als Feinde gegenüber. Dem Einfluß des Beichtvaters scheint es gelungen zu sein, Maria Anna wieder auf kaiserliche Seite herüberzuziehen; sie verdoppelte ihre Bemühungen zu gunsten des Erzherzogs. „Mhan aber auch nit in Abrede stellen," schrieb Pater Gabriel an den Landgrafen Georg, „daß soviel ich prästiren kann, die gute, liebe Frau tag und nacht sich bemühet, dem Khönig die nachdrucksamsten consilia vorzulegen und denselben zu einer rechtschaffenen Resolution zu adhortiren." Aber auch der von Harcourt gewonnene Kardinal war unermüdlich thätig, um die „deutsche Tyrannei" zu brechen und den König für Frankreich günstig zu stimmen. Eine Teuerung der Lebensmittel wurde künstlich hervorgerufen, das Volk wieder gegen die Königin aufgehetzt. Bewaffnete Rotten zogen vor das königliche Schloß, die Königin, die vom Fenster aus im Namen des Königs sprechen wollte, wurde verhöhnt, so daß sie sich weinend zurückzog. Zwar gelang es durch ein merkwürdiges Mittel den Aufruhr zu dämpfen. Mitten unter die lärmenden Volksmassen wurde aus einer benachbarten Kirche das Venerabile getragen, die Menge sank ins Knie und wurde durch eine Ansprache des Königs vollends beschwichtigt.

Da sich aber der Zustand des Monarchen neuerdings verschlimmerte, wuchs die allgemeine Erbitterung gegen diejenigen, denen man die Verzauberung des Unglücklichen zuschrieb. Weder die Possen der Leibzwerge, noch das sonst so beliebte Marionettenspiel vermochten ihn aufzuheitern, er versank immer tiefer in Aberglauben und religiösen Wahn. Er ließ den Beichtvater nicht mehr von seiner Seite, nachts schlief er zwischen zwei Mönchen, die unablässig für ihn beten mußten. Da sich die würdigen Aerzte nicht zu helfen wußten, gaben sie, wie die Königin argwöhnte, auf Anstiften des Kardinal-Ministers und seines französisch gesinnten Anhangs eine Erklärung ab, die Krankheit sei auf eitel Zauberei und Hexenkunst zurückzuführen. Wenn auch zunächst andere beschuldigt und verfolgt wurden, so war es doch bei dem tollen Spuk auf die Königin selbst gemünzt. „Jetzt geht eine neue Comedy mit lauter Hexereien, Besessenen, Teufeln, inquisitiones herum," schrieb Maria Anna im April 1700 an den Landgrafen, „. . . . alle übelgesinnte, die noch mit ihren temas sein herauskommen, sonderlich über mich, um mich vom König zu separiren und etwaß aufzubringen, wollen den Beichtvater wieder hineinbringen, so ihnen aber hoffentlich nicht angehen wird, und lassen doch nicht nach, alle Tage mehr darin zu studiren und umzugehen. Schier alle Tage werden andere Hexen und Besessene gefunden." Ein berühmter Teufelsbanner konnte ebensowenig helfen, wie ein aus Aragonien berufener Arzt, der den Körper des Patienten mit großen Pflastern verklebte. Während die Kräfte des Kranken mehr und mehr verfielen, dauerte der Zweikampf zwischen der Königin und dem Kardinal fort.

Es kam zu leidenschaftlichen Szenen in den königlichen Gemächern. Der Fieberkranke selbst klagte seine Gattin an, daß sie mit ihrem ketzerischen Anhang Tod und Verdammnis über ihn bringe. Der österreichische Gesandte traf einmal die Königin an, wie sie, auf einem „Rastbettl" liegend, laut jammerte und schluchzte und sogar durch die Trostsprüche ihres Kapuziners nicht zu beruhigen war. „Es ist nicht zu glauben," schrieb der Sekretär der kaiserlichen Gesandtschaft, Adam Selder, an Landgraf Georg, „wie wunderlich dieser Herr (König Karl) seye und waß für mortificationes Ihro Majestät mit ihme außstehe." Die Königin hatte ein Testament aufsetzen lassen, das den Erzherzog zum Erben bestimmte, der Kardinal ein Testament zu gunsten des französischen Prinzen; der König wollte keines unterzeichnen, denn er wolle leben und herrschen. Er gab zwar dem Drängen der Franzosenfreunde so weit nach, daß er die Berlepsch, die schon große Reichtümer in Holland sicher angelegt hatte, aus Spanien verbannte; aber es kamen auch wieder Augenblicke, in welchen sich Karl als Habsburger fühlte und dem Kaiser die günstigsten Aussichten eröffnen ließ.

Endlich wandte sich Portocarrero, um diesem Dilemma ein für allemal ein Ende zu machen, nach Rom. Innocenz XII., der von jeher ein Widersacher Oesterreichs gewesen war, erklärte nach feierlicher Beratung mit den Kardinälen, der König von Spanien sei mit Rücksicht auf die zu Recht bestehenden Familien- und Erbverträge in seinem Gewissen verpflichtet, den Herzog von Anjou zum Erben einzusetzen. Die Majorität des spanischen Kronrats schloß sich mit Freuden diesem Ausspruch an, vergeblich suchte die Königin den Stolz ihres Gatten gegen solche Einmischung aufzustacheln; es gelang dem Kardinal, von dem Sterbenden die gewünschte Entscheidung zu erpressen; mit dem Klageruf: „Nun bin ich nichts mehr!" unterzeichnete Karl am 6. Oktober 1700 das Testament, das den vollständigsten Triumph Frankreichs besiegelte.

Der Inhalt des verhängnisvollen Dokumentes sollte geheim bleiben; doch wußte der ganze Hof, daß die Wahl auf den Anjou gefallen sei. Zwar wurde der König, als er in einem lichten Augenblick die in Thränen aufgelöste Gattin an seinem Lager knieen sah, noch einmal anderen Sinnes und versprach, nach seiner Wiedergenesung den Erzherzog Karl zum Erben einzusetzen; doch es war zu spät: am 3. November beschloß Karl II. seine 37jährige unglückliche und unrühmliche Regierung.

Wenige Tage später nahm Ludwig XIV. für seinen Enkel die spanische Krone an; im Frühjahr 1701 verabschiedete er sich von dem Siebzehnjährigen mit den stolzen Worten: „Il n'y a plus des Pyrénées!"

Mit dem Tode des Gatten war die politische Rolle Maria Annas ausgespielt; ihre Leidensgeschichte, die wir wohl bis zum Tag der Ankunft in Valladolid zurückdatieren dürfen, nahm nur eine neue Wendung, nach unseren Begriffen eine unverfänglichere, nach der Auffassung einer herrschsüchtigen Dame freilich eine unerträgliche.

Bis zur Ankunft Philipps V. blieb Kardinal Portocarrero das Haupt der eingesetzten Regentschaft; die verwitwete Königin sah sich, obwohl ihr nach dem Testament des Gatten freie Wahl zwischen Verwaltung der spanischen Niederlande oder einer italienischen Provinz oder selbständigen Regiments in einer spanischen Stadt gelassen werden sollte, völlig in den Hintergrund gedrängt. Da zu befürchten war, daß sie in der Landeshauptstadt Mittelpunkt einer österreichischen Partei werden könnte, ließ ihr König Philipp bedeuten, sie möge sich einen Aufenthaltsort außerhalb Madrids wählen. In „ohnbeschreiblicher Melancolie und Verlassenheit", als eine „von der gantzen Welt abandonnirte Wittib" meldete sie die traurige Nachricht dem Bruder. Auch ihr Vetter, Landgraf

Georg, wurde von seinem Posten verdrängt, wie die Königin an die Landgräfin Elisabeth schreibt, „weilen wir als Teutsche seindt gestellet gahr übel, bis sich Gott einmal über uns erbarmet“.

Maria Anna bezog das königliche Schloß zu Toledo. Die Tajostadt war damals noch nicht wie heute eine düstere Ruine, sondern ein lebhafter Platz, dem, wie die Bewohner rühmten, „die Milchstraße zum Gürtel dient und die fruchtbeladenen Bäume als Sterne“. Die Verbannte konnte sich aber in die bescheidenere Stellung nicht finden; Madrid, wo ihr früher der rasche Wechsel zwischen Glühhitze und eiskalten Winden so beschwerlich erschienen war, dünkte ihr jetzt ein Paradies, aus welchem sie verstoßen war. In den an Verwandte und Freunde gerichteten Briefen, die durch Pater Gabriel und dessen Ordensbrüder befördert wurden, erzählt sie wehmütig von den „Impertinentien‘, denen sie unterworfen werde, aber auch stolz von den tapferen Antworten, wodurch sie „die Bourboniden blutschamrot gemacht habe“. Der Bruder tröstet sein „Mariandel“, indem er in die Verspottung des „neugebackenen“ Königs einstimmt und der Schwester „nicht weniger generose als irreprochable Condotta“ bewundert. Vetter Georg prophezeit sogar, er werde bald mit einem anderen König nach Spanien zurückkehren.

Nicht mit Unrecht argwöhnte die Regierung, daß die Witwe Karls II. noch immer Lust habe, die alten Anhänger des habsburgischen Hauses und die neuen Feinde des bourbonischen Regiments um sich zu sammeln, so daß immer strengere Maßregeln gegen die Gefangene angeordnet wurden. Endlich ersann die Herzogin von Orsini, die als camerera major und Vertraute der regierenden Königin ähnlichen Einfluß wie die Berlepsch ausübte, im Gegensatz zu ihrer Vorgängerin aber bedeutende staatsmännische Eigenschaften besaß, ein originelles Mittel, um die noch immer gefährliche Repräsentantin des habsburgischen Namens zu entwaffnen. Es wurde das Gerücht verbreitet, die Königin-Witwe, die ja erst im 34. Lebensjahre stehe, habe sich in Unterhandlungen eingelassen, um dem Dauphin von Frankreich vermählt zu werden. Die Wirkung des listigen Anschlags trat sofort zu Tage. Die Freunde Maria Annas zogen sich mißtrauisch zurück; auch der Bruder klagte, er wisse gar nicht, was er von seiner sonst so unvergleichlich standhaften Schwester zu denken habe. Wenn nun auch Maria Anna „in grausambem Zorn“ das Gerücht als „schändliche Calomnie“ bezeichnete, waren doch nicht alle Zweifel beseitigt, war der alte Einfluß nicht wieder zu gewinnen. Die Regierung entdeckte auch, durch welche Vermittelung die Verbannte ihre geheime Korrespondenz fortsetzte, und erwirkte vom heiligen Vater Abberufung des Kapuzinerpaters. Das war der härteste Schlag für Maria Anna; auch der Kurfürst war untröstlich, angeblich nur, weil er darin einen schändlichen Anschlag erblickte, um die arme Schwester „auch noch von ihrem Seelentrost zu privieren“. Wirklich mußte Pater Gabriel im Frühjahr 1702 Spanien verlassen. Papst Clemens XI., gleich seinem Vorgänger der französischen Sache zugethan, erwiderte auf die Vorstellungen der Königin, die Abberufung des Beichtvaters, dessen echt christliche Gesinnung nicht in Zweifel gezogen werde, sei nur um der Ruhe und Würde der Königin willen erfolgt; auch sei man des heiligen Mannes in Rom benötigt, um sich seines Rates in den wichtigsten Angelegenheiten der Kirche und des Staates zu bedienen. Bis zum Jahre 1707 blieb Pater Gabriel in Rom; dann kehrte er, wie ein anonymer Biograph annimmt, von Sehnsucht nach den Tiroler Bergen ergriffen, in die Heimat zurück. In seinem Geburtsort Klausen hatte er, durch die Großmut seiner Gönnerin mit reichen Mitteln ausgestattet, schon 1699 ein Kapuzinerkloster gestiftet; außer den für den Bau und den Unterhalt der Brüder notwendigen Summen hatte Maria Anna dem Konvent auch einen kostbaren Schatz von „Reliquien, Kirchenzeug, Büchern und anderen Mobilien“, worunter sich Kunstwerke ersten Ranges befanden, geschenkt. Kaum in Klausen angelangt, wurde Pontifeser von einem hitzigen Fieber befallen; am 12. Dezember 1707 verschied er.

Inzwischen hatte Maria Anna aufs neue jähen Wechsel irdischen Geschicks erfahren.

Die Katalonier, auf Vorrang und Vorteile der Kastilianer eifersüchtig, erklärten sich 1703 offen für Erzherzog Karl. Das Testament Karls II. wurde als Fälschung aller Rechtskraft verlustig erklärt; der bourbonische Hof mußte eilends Madrid verlassen; der Erzherzog marschierte mit einer englisch-portugiesischen Armee gegen Kastilien und wurde in Toledos Kathedrale als Karl III. gekrönt. Mit dem neuen König kehrte in stolzem Triumph auch Maria Anna nach Madrid zurück. „Spanien hat seinen rechtmäßigen Herrn!“ jubiliert sie. „Besiegt ist die Intrige!“

Allein die Hauptstadt bewahrte ihre Treue dem Bourbon, weniger deshalb, weil nur dieser nach dem Testament Karls II. als Erbe der spanischen Krone gelten konnte, als weil sich das Selbstgefühl der Kastilianer gegen einen von den Kataloniern erhobenen, von ketzerischen Engländern unterstützten König auflehnte. Als ein Aufstand ausbrach, mußte Karl aus Madrid flüchten; der blöde Philipp, der zum Umschwung der Dinge nicht das mindeste beigetragen hatte und nur durch seine junge, heroische Frau und die unermüdliche Orsini vorwärts gedrängt worden war, zog im Oktober 1706 wieder in der Hauptstadt ein und wurde von den heißblütigen Madrilenen mit unbeschreiblichem Enthusiasmus empfangen. Die Häuser der wenigen Adeligen und Bürger, die es mit Karl III. gehalten hatten, wurden gestürmt und ausgeplündert, die Königin-Witwe mußte gegen die Wut der Patrioten durch Wachen geschützt werden; mit starkem Geleit wurde sie auf französisches Gebiet nach Bayonne gebracht.

In diesem Baskenstädtchen verlebte Maria Anna zweiundzwanzig Jahre. Anfangs wohnte sie in der Stadt selbst, später in dem nahe gelegenen, in neuerer Zeit durch die Zusammenkunft Napoleons I. mit der spanischen Königsfamilie berühmt gewordenen Schloß Marrac.

Maria Annas Leben zu Bayonne gehört nicht mehr der Geschichte an. Mag sein, daß durch die Nachricht vom Tode des hochverehrten Gewissensrates ihr Herz allen weltlichen Wünschen abspenstig gemacht worden war, — sie zog sich von der Politik gänzlich zurück und verbrachte ihre Tage in klösterlicher Stille.

Das Verhältnis zum spanischen Hofe gestaltete sich dadurch günstiger, daß sich Philipp V. nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit Isabella von Parma, einer Nichte der Königin-Witwe, vermählte (1714). Maria Anna erlebte die Genugthuung, daß auch ihre Todfeindin, die Herzogin von Orsini, von den undankbaren Bourbons mit Schimpf und Schande ins Exil gejagt wurde. Isabella, die an Lust und Geschick zur Intrige ihre Vorgängerinnen noch übertraf, setzte bei dem Gatten durch, daß ihre Verwandte eingeladen wurde, in die Residenz zurückzukehren, allein Maria Anna blieb in Bayonne, das sie lieb gewonnen hatte. Sie sei genug dafür gestraft worden, erwiderte sie, daß sie ihr Herz an die Nichtigkeiten der Welt verschwendet habe; jetzt kenne sie kein anderes Bedürfnis mehr, als ihre Ergebenheit gegen Gott und ihr Mitleid mit allen Bedürftigen demütiglich an den Tag zu legen. „Dafern Ihro Majestät hoher Ankunft wegen,“ wird in einer nach ihrem Tode im Druck erschienenen Leich- und Lobrede versichert, „in der jährlich erneuerten Anzeig deren im Leben sich befindenden Fürstlichen Persohnen nit jedes mahl wären mit eingetragen worden, würden Sie von vielen Jahren her der Welt gantz unbekannt geblieben und solcher Gestalt derselben abgestorben gewesen seyn.“ Da ihr durch das Testament ihres Gatten eine Witwenpension von 40 000 Dukaten ausgesetzt war, sah sie sich in stand gesetzt, Kirchen und Wohlthätigkeitsanstalten mit wahrhaft königlichen Spenden zu bedenken; freilich ließ häufig die Auszahlung des Wittums infolge der finanziellen Bedrängnis der Regierung lange auf sich warten. Noch kurz vor ihrem Ableben gab sie einen Beweis ihrer Anhänglichkeit an die deutsche Heimat durch große Legate für die Hospitäler zu Neuburg und Düsseldorf; dieselben sind jedoch von der spanischen Regierung niemals ausbezahlt worden. Aus unbekannten Gründen verließ Maria Anna, schon 72 Jahre alt, ihren bisherigen Aufenthaltsort und siedelte nach Guadalaxara in Neukastilien über. Hier verschied sie am 16. Juli 1740.

Der Nachwelt erhielt ihren Namen nur der Schatz, den sie dem Kapuzinerkloster und der an der Stelle von Pontifesers Geburtshaus erbauten Lorettokapelle in Klausen zugewendet hat.

Diesen Kleinodien sollte sogar noch eine

ıerkwürdige Rolle in der politischen Ge-
hichte beschieden sein.

Im Jahre 1809 zählte zu den Konven-
ıalen des Klosters der bekannte Joachim
aspinger. Der wilde Charakter des engen
isakthales bei Klausen legt unwillkürlich
nen Vergleich mit der Sinnesart jenes
lannes nahe, der, durch die kirchenpoli-
ischen Neuerungen der bayrischen Re-
ierung gereizt, nach eigenem Geständnis
hon lange vor Ausbruch des Aufstands
ie Bauern der umliegenden Thäler zum
iderstand gegen die verhaßten „Atheisten
nd Freimaurer" aufreizte. Der Unmut
es Mönchs wurde aber zum Fanatismus
steigert, als die bayrische Regierung
otz aller Vorstellungen und Beschwerden
ie kostbarsten Stücke des spanischen Schatzes
ı die Münchener Staatssammlungen ab-
führen ließ [1]. Es ist bekannt, wie Ha-
spinger unter allen Bauernführern am er-
bittertsten den Kampf gegen die Bayern
aufnahm und am zähesten festhielt. Wenn
man sich jener Worte Maria Annas erin-
nert: „Daß der Bayer nit größer werd',
laßt meine Sorg' sein, ich will ihm Feind'
aufregen, die alle seine Efforts zu Schan-
den machen", so könnte man versucht sein,
von einem an jenem Schatze haftenden
Nibelungenfluch zu sprechen. Die bay-
rische Regierung ließ sich jedoch durch solche
Besorgnis nicht abschrecken, die wertvoll-
sten Kunstwerke und Kleinodien zu behalten!

[1] Durch Generaldirektor Dillis wurden dreißig Ge-
mälde und drei Gebetbücher mit Miniaturen ausgesucht,
allein nur ungefähr die Hälfte kam nach München, dar-
unter Bilder von van Eyck, Dürer, Rubens, Franck u. a.
und das Gebetbuch Kaiser Karls V.

Das Haus Montague.

Erzählung in drei Bänden von

Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

„Keiner glaubte es," beteuerte die Frau
förmlich entrüstet, „weit eher hielt man
afür, daß er und Ben Groats die arme
reatur umbrachten, um sich selber rein
ı waschen; aber man konnte ihnen nichts
thaben, weil die Beweise dafür fehlten."

„Das sind ja böse Geschichten, die hier
ıttgefunden haben," versetzte ich, indem
ı mich zum Gehen anschickte, „aber so
: es in der Welt. Wohin man hört,
bt's Not und Elend und verfeinden die
lenschen sich miteinander."

„Hier ist's seitdem besser geworden und
ı denke, es wird auch so bleiben," erklärte
: Frau. Höflich dankte sie für meinen
eundlichen Scheidegruß, und zögernden
chrittes entfernte ich mich. —

Auf wohlbekannten Wegen näherte ich
ch allmählich der Besitzung des Pro-
ssors. Anfänglich erfüllte das, was ich
en erfuhr, mein ganzes Denken in
ıer Weise, daß ich nicht einmal einen
ick für meine Umgebung hatte; dann
er wendeten meine Betrachtungen sich
schließlich den alten Freunden zu. Ich
tte mich so vertieft in deren Vergegenwär-
ung, daß ich förmlich erschrak, als ich
ch Ablauf einer halben Stunde plötzlich
s vertraute Gitterthor vor mir sah.
ngstlich, traurige Aufschlüsse befürchtend,
ı ich um mich. Alles war noch, wie in
üheren Tagen: Hier das alte Schild
t dem Namen des Professors, dort der
male Vorplatz und endlich das Haus,
welchem ich so manche jugendselige
unde verlebte. Nur kleiner und unan-
nlicher schien alles geworden zu sein,
s einst den Eindruck des Großen und
achtvollen auf mich ausübte.

Zögernd legte ich die Hand auf den
Griff der Hausglocke, aber beinah eine
Minute verging, bevor ich es über mich
gewann, zu ziehen. Wie ein Ruf aus
dem Jenseit drang der wohlbekannte ge-
dämpfte Ton zu mir heraus, und schneller
noch kreiste mein Blut in banger Er-
wartung, bis endlich die Hausthür sich
öffnete und der Professor in derselben er-
schien.

Ja, der Professor! Und doch meinte
ich, einen Fremden vor mir zu sehen, so
himmelweit verschieden war das Bild,
welches er heute bot, von demjenigen,
wie es mir bisher von meinem getreuen
Wohlthäter vorschwebte. Statt der Jahre
zwölf schienen doppelt so viele über sein
Haupt hingezogen zu sein. Beinah ganz
weiß schimmerten Haar und Bart; erschlafft
war seine Haltung, sein Nacken gebeugt,
während es auf seinen gefurchten Antlitz
ruhte wie die Merkmale von Ereignissen,
welche zerstörender wirken, als das Ent-
schwinden der Zeiten.

„Ich wünsche den Herrn Professor
Treßhold zu sprechen," antwortete ich,
als dieser zwischen den Gitterstangen hin-
durch nach meinem Begehr fragte und da-
bei seine schwermütigen Augen kalt auf
mich richtete.

„Gut, gut," hieß es in gewohnter zu-
vorkommender Weise zurück, „ich selber
bin es, nach dem Sie fragen, und sollen
Sie mir willkommen sein."

Er öffnete das Thor, und verschloß
es wieder. Mich freundlich einladend,
näher zu treten, schritt er an meiner Seite
nach der offenen Hausthür hinüber. Ver-
wirrung hatte sich meiner bemächtigt.
Kein Wort vermochte ich hervorzubringen;
noch mehr scheute ich, mich zu erkennen
zu geben, nachdem ich als ein Fremder
begrüßt worden. Zu überwältigend war
der Eindruck, welchen die Verwirklichung
eines mir so viele Jahre hindurch als
unerfüllbar vorschwebenden Traumes in
mir hervorrief.

Der Professor hatte eine gleichgültige
Bemerkung über seinen einsamen Wohn-
sitz begonnen und zwei Schritte trennten
uns nur noch von der Thür, als Frau
Painelow auf die Schwelle trat, und, wie in
Besorgnis um ihren Herrn, mich durch-
dringend ansah. Sie bot noch immer die
peinlich saubere Erscheinung früherer Tage;
aber gealtert war sie, wenn auch nicht in dem
Maße, wie der Professor. Nur die Herzens-
güte, welche aus jeder Linie ihres noch
immer vollen Antlitzes hervorlugte, hatte
nichts von ihrem Vertrauen erweckenden
Zauber verloren, hatte nicht altern können.
In banger Erwartung suchte ich ihre Augen.
Ich entdeckte, wie dieselben sich im Er-
staunen vergrößerten. Ich entdeckte, daß
Thränen in ihnen zusammenliefen, und
als ich dann, unfähig zu einer Aeußerung
des Grußes, vor ihr eingetroffen war,
da fühlte ich ihre Arme um meinen Hals,
mein Haupt zu ihr niedergezogen und ihre
Lippen auf den meinigen. Dazwischen
drang es abgebrochen, kaum verständlich
vor Seufzen und Schluchzen ergreifend
zu meinen Ohren: „Kohlmeise — ich
wußte, daß ich dich noch einmal wieder-
sehen würde — alles Schlechte, was sie
dir anhängen wollten, war erlogen —
Kohlmeise — jetzt hab' ich dich wiederge-
sehen — mein armes Kind —" sie beugte
sich zurück, und mich aufmerksam betrach-
tend, fuhr sie fort, während Thränen der
Rührung meinen Blick trübten: „Wie du
groß und kräftig geworden bist, und ich
mein', auch schöner noch — Kohlmeise —
etwas haben wir jetzt wieder, woran wir
uns erfreuen mögen."

Sie kehrte sich dem Professor zu. Ich
folgte ihrem Beispiel. Wie der Lebens-
kraft beraubt, stand der alte Herr da.
Sein Antlitz war totenbleich geworden.
Was Frau Painelow auf den ersten Blick
erkannte, das suchten seine schwermütigen
Augen in meinen Zügen, auf welchen nun-
mehr, ich fühlte es ja, überschwengliche
Freude zum Ausdruck gelangte.

„Kohlmeise," redete er mich in der
lieben unvergeßlichen Weise an und beide
Hände streckte er mir entgegen; dann aber
meine tiefe Bewegung gewahrend, fügte
er lächelnd hinzu: „Take it easy, Kohl-
meise. Du bist zurückgekehrt, obwohl ich
selber nie daran glaubte, da sollst du mir
tausendfach willkommen sein. Ja, Kohl-
meise, Penelope hat recht: wir besitzen jetzt
wieder jemand, auf den ich meine herzliche
Freundschaft und Liebe übertragen kann."

Bei diesen Worten fühlte ich meinen
Herzschlag stocken. Vor meinen geistigen
Blicken tauchte das liebliche Kind auf, welches
einst die ersten Rosen in mein elendes Da-
sein flocht. Ich konnte es mir nicht anders
vergegenwärtigen, als im luftigen Flügel-

kleide, auf dem holden Engelsantlitz das aus einem jubelnden Herzen emporgesendete glückliche Lachen. Die Jahre, welche zwischen jenen goldenen Tagen und dem Heute lagen, schwanden. Es waltete der rätselhafte Zauber, unter dessen Einfluß Zeiträume in nichts zerrinnen, die Vernunft von der Phantasie überflügelt wird, und so fragte ich mit einer Schüchternheit, welche ebenfalls an längst verrauschte Tage erinnerte: „Es ist heute Sonntag — Agathe pflegte hier zu sein" — dann verstummte ich. Eine Bewegung der Frau Painelow veranlaßte mich, auf sie hinzusehen. Schweigen anratend, hat sie den Finger auf ihre Lippen gelegt. Ein unsägliches Gefühl der Trauer bemächtigte sich meiner und raubte mir die Ueberlegung.

„Sie ist tot!" rief ich klagend aus, indem ich mich dem Professor zukehrte, und abermals erstarben die Worte auf meinen Lippen. Er hatte sich abgewendet, und eigentümlich gedämpft drang es zu mir herüber: „Nein, Kohlmeise, nicht tot, obwohl der Tod nicht immer das Verhängnisvollste ist. Doch jetzt nichts davon," und er sah mich wieder an, „nein, jetzt nicht. Alle unsere Gedanken sollen dem ungeahnten Wiedersehen gelten. Später erzähle ich dir alles. Take it easy, Kohlmeise," fügte er zärtlich hinzu, als ich ihn anstarrte, wie wähnend, mißverstanden zu haben, „du vergißt, daß mindestens ein Dutzend Jahre entflohen, seitdem ihr gemeinschaftlich hinter dem Hause im Garten umhertobtet. Zwölf Jahre bilden einen langen Zeitraum. Den Menschen eine halbe Ewigkeit, ist er kaum ein Sonnenstäubchen im Leben der Welten. Unaufhaltsam enteilt die Zeit, unbekümmert darum, über wen sie vernichtend und zerknirschend hinwegrollt. Doch was stehen wir hier, als sollte der Weg über die Schwelle meines Hauses dir verlegt werden?" und er zog meinen Arm unter den seinigen, „komm, komm, Kohlmeise, und ich müßte mich sehr täuschen, wäre in deinem jungen Leben immer alles glatt gegangen, hättest du nicht öfter Gelegenheit gefunden, dir selber ermutigend zuzurufen: Take it easy."

„Oft, oft," beteuerte ich aus vollem Herzen, und wie schlaftrunken schritt ich an des Professors Seite ins Haus hinein, während Frau Painelow uns auf dem Fuße nachfolgte; „ja, sehr oft, denn eine rauhe Bahn war es, auf die ich gewaltsam hinausgeschleudert wurde, nachdem man mich unter dem Schutze der Nacht an Bord eines segelfertigen Schiffes schleppte."

„Leicht genug erriet ich den ganzen Verlauf," fiel der Professor beinah heftig ein, „und es muß jemand großes Gewicht auf dein Verschwinden von hier gelegt haben, daß man derartig mit dir verfuhr. Doch auch davon später mehr," schloß er düster.

„Alles noch wie früher," gab ich bedachtsam dem Gespräch eine neue Wendung, „nichts hat sich geändert," und gleichsam grüßend, ließ ich meine Blicke über die ausgestopften Bestien hinschweifen, die mir einst so viel Scheu einflößten. Und wie erschienen sie mir heute so klein und unbedeutend! Ich entdeckte sogar, daß sie in ihrer Haltung sich wesentlich von lebendigen Tieren unterschieden, in Nachahmung der Natur hier und da Fehler in die Stellung der Glieder sich eingeschlichen hatten.

„Alles noch wie früher," wiederholte der Professor befriedigt, „nur vergrößert hat sich meine Sammlung erheblich, wenn auch nicht in dem Maße, wie es zu erwarten gewesen wäre. Es fehlte mir eben dein Beistand, und nach den herben Erfahrungen konnte ich mich nicht entschließen, mir einen neuen Gehilfen auszubilden. Ja, Kohlmeise, du fehltest mir überall."

„Und mir nicht minder," hielt Frau Painelow nunmehr für angemessen, das neue Gespräch lebhaft zu fördern, „sogar deine Kleider hängen noch bei mir — der schöne Samtrock, in welchem du so vornehm aussahst — heut bist du ihn freilich ausgewachsen," und mit dem zunehmenden Alter noch weichmütiger geworden, fuhr sie mit dem Zipfel der weißen Schürze über ihre Augen.

Wir waren in des Professors Wohnung eingetreten. Auch hier herrschte die altgewohnte Ordnung; nur die Tiere standen dichter, und von der Zimmerdecke war kaum noch etwas zu sehen vor den ausgespannten Schwingen der an Drähten schwebenden Eulen, Bussarde und Möwen.

Wie in früheren Tagen bewunderte ich auch heute des Professors Kunstfertigkeit und Schaffenslust, und wie in früheren Tagen verfiel er selbst, nachdem wir Platz genommen hatten, in belehrende Erklärungen, so daß es nur einer geringen Nachhilfe der Phantasie bedurfte, um zu wähnen, die letzten zwölf Jahre verträumt zu haben. Frau Painelow sorgte indessen dafür, daß die Phantasie keinen zu kühnen Flug nahm. „Was dem Kinde geziemte, gebührt sich nicht für den Mann," erklärte sie, als sie Erfrischungen auftrug und statt der früheren Schokolade Wein herbeiholte, unsere Gläser eigenhändig füllte, sich zu uns setzte und hausmütterlich für uns sorgte. Ueber eine Stunde verbrachten wir beim Mahl, dann führte der Professor mich in den Garten hinaus, wo, wie er lächelnd behauptete, die Worte freier von den Lippen flossen.

„Nicht mehr, wie damals," rief ich erstaunt aus, als wir aus der Hinterthür traten und statt der einstigen Wildnis mit verschlungenen Kieswegen durchzogene Anlagen sich vor mir ausdehnten.

Ein Schatten eilte über des Professors Antlitz. Er zögerte; dann erklärte er trübe: „Nachdem du verschwunden warst, Agathe also keinen mehr besaß, mit dem sie die Freuden unserer Wildnis hätte teilen können, entstand in ihrem kleinen Kopf die Idee, daß etwas mehr Ordnung wohl vorzuziehen sei. Wertlos nannte sie den wüsten Garten, und um nicht auf Schritt und Tritt an die lustige Kohlmeise erinnert zu werden, sollte ich ihn von Grund aus umwandeln. Unbegreiflich erschien es mir, daß solche Gedanken in dem kleinen Lockenkopf hatten geboren werden können; da ich aber der lieben Kleinen nie etwas abschlagen konnte, nahm ich sofort Arbeiter an, und heute noch lacht mein altes Herz, wenn ich mir Agathens Freude über das von Sonntag zu Sonntag fortgeschrittene Werk vergegenwärtige. Sie ist lange nicht mehr hier gewesen — wer weiß, ob sie jemals wieder bei uns vorspricht — das hindert mich indessen nicht, in treuer Pietät den Garten genau so zu erhalten, wie sie es einst wünschte."

„Woraus hervorgeht, daß Agathe nicht nur lebt, sondern auch in glücklichen Verhältnissen lebt?" fragte ich, nicht frei von der Besorgnis, des Professors erwachende heitere Laune dadurch nachteilig zu beeinflussen.

Dieser sann ein Weilchen nach, bevor er nachdenklich erklärte: „Bemissest du das Wohlergehen der Menschen nach Reichtum, dann befindet Agathe sich allerdings in einer glücklichen Lage; sonst möchte dieselbe viel zu wünschen übrig lassen. Auch mit ihrer Gesundheit steht es nicht am besten, aber das ist kein Wunder — kein Wunder."

Hier schwieg der Professor und sah grübelnd vor sich nieder. Langsam einherwandelnd, waren wir vor einer Gartenbank eingetroffen, über welche sich eine halb offene Laube von wilden Weinranken wölbte. Der Professor sah auf und mir ein Zeichen gebend, mich neben ihn zu setzen, ließ er sich nieder.

„Hier habe ich manche Stunde mit Agathe in heiterem Geplauder gesessen," fuhr er träumerisch fort, „und sie war ja schon frühzeitig so jungfräulich verständig und überlegend geworden; da heiße ich es doppelt willkommen, ihren alten Gespielen auf derselben Stelle hier neben mir zu sehen. Eben schwankte ich noch, dich mit ihrer Geschichte vertraut zu machen, allein meine Zweifel sind jetzt geschwunden. Bist du über alles unterrichtet, so mögen wir ihrer in unseren Gesprächen um so rückhaltloser gedenken, und darin liegt für mich ein großer, wenn auch Wehmut erzeugender Genuß. Auch bist du ein Mann geworden, der mich versteht, wenn ich zu ihm über Dinge rede, die vor zwölf Jahren außerhalb seines Gesichtskreises lagen, vor dem ich also nichts mehr zu verheimlichen brauche. Ja, Kohlmeise — ich nenne dich immer so aus alter lieber Gewohnheit und weil ich den Namen, unter welchem du damals hier ein- und ausgingst, von jeher nicht aussprechen mochte."

„Ich legte mir selbst einen anderen bei," fiel ich erregt ein, „den Namen, mit welchem gute Menschen bei der ersten Begegnung auf der norwegischen Küste mich anredeten. Gosse nannten sie mich, Dirk Gosse bis zu der Stunde, in welcher ich von ihnen schied, und so möchte ich fernerhin heißen. Lieber höre ich noch das freundliche Kohlmeise."

„Wie es nicht anders deinem Charakter entspricht," versetzte der Professor mit einer gewissen Herzlichkeit, „im übrigen wollte ich eben meine feste Ueberzeugung offenbaren, daß du zu dem Namen O'Neil nicht mehr berechtigt bist, als zu dem seltsam klingenden Dirk Gosse, und eine Ahnung davon hattest du ja schon als Kind, wie Penelope mir eines Tages anvertraute — doch frage jetzt nicht. Darüber verhandeln wir, nachdem du mich über die Erlebnisse ausgiebig unterrichtet, welche auf die Zeit unserer Trennung entfallen, und nach dem Eindruck zu schließen, welchen du mit deinem ganzen Wesen auf mich ausübst, kannst du nur in gute Hände geraten sein. Infolge des Wiedersehens mit dir ist Agathens Bild lebhafter vor meine Seele hingetreten; ich befinde mich daher in der Stimmung, ausführlich von ihr zu erzählen — wer weiß, ob solche Stimmung sich bald wiederholt. Ja, Kohlmeise, es ist wunderbar, wie man ein junges Wesen, ohne in näherer verwandtschaftlicher Beziehung mit ihm zu stehen, so unendlich lieb gewinnen kann, daß man mit Freuden das eigene Leben für dessen Wohlfahrt hingeben möchte. Doch der Mensch wird von dem Geschick nicht um seinen Willen befragt. Im Gegenteil: nur zu oft tritt es die heißesten und berechtigtesten Wünsche der Sterblichen unter die Füße, und so erging es mir dem lieben Kinde gegenüber.

„Ich bin mir vollkommen klar darüber, daß die Menschen mich für einen argen Sonderling halten, einzelne sogar an meinem gesunden Denkvermögen zweifeln; und doch liegt kein anderer Grund vor, als daß ich mich von der Welt zurückzog und vielleicht etwas mehr, als notwendig, nur meinen eigenen Neigungen lebte. Des Verkehrs mit anderen bis zu einem gewissen Grade entwöhnt, mag ich in meiner Begegnung mit ihnen wohl einige Seltsamkeiten durchblicken lassen — weshalb sollte ich mir Zwang auferlegen — dienen dieselben aber dazu, Störung durch Unberufene fern zu halten, so bin ich zufrieden damit. Ursprünglich war ich ein frischer Geselle, welcher durch seine eifrigen Studien nicht gehindert wurde, den heiteren Seiten des irdischen Daseins volle Rechnung zu tragen. Das dauerte, bis ich in meinem dreißigsten Jahre die Bekanntschaft einer überaus anmutigen und liebenswürdigen jungen Dame machte, welche denn auch meine aufrichtigen Huldigungen nicht zurückwies. Je öfter ich sie sah, um so mehr fühlte ich mich zu ihr hingezogen, bis wir uns endlich feierlich verlobten. Sie war Schauspielerin. In meinen Augen konnte sie dadurch nie verlieren. Außerdem befand ich mich in dem Besitz eines Vermögens, welches mir völlige Unabhängigkeit sicherte, ich also nicht darauf angewiesen war, durch Annahme eines Lehrstuhls mich an diesen oder jenen Ort zu fesseln. Unter solchen Verhältnissen war nichts natürlicher, als der vermessene Wahn, daß mein Glück auf unerschütterlichen Grundfesten errichtet sei, die Stürme des Lebens harmlos an mir vorüberbrausen würden. Es schwebte mir vor, nach unserer Verheiratung, den Neigungen meiner Frau Rechnung tragend, noch einige größere Lustreisen mit ihr zu unternehmen, dann aber uns da häuslich niederzulassen, wo sie sich am wohlsten und zufriedensten fühle, und nur unserem beiderseitigen Glück zu leben. Ueberschwengliche, blendende Hoffnungen erfüllten mich, aber sie waren auf lockeren Sand gebaut.

„Wenige Wochen trennten mich noch von dem heißersehnten Ziel, von dem Tage, an welchem ich die Geliebte heimführen sollte, als ich eines Morgens aus meinen beseligenden Träumen in einer Weise wachgerüttelt wurde, daß auch ein kälter überlegender Mann, als ich, dadurch an den Rand des Wahnsinns hätte getrieben werden können. Es wurde mir ein Brief überbracht, in welchem meine Verlobte, die ich bis dahin über die Gottheit stellte, mit den herzlichsten Worten erklärte, daß sie sich über sich selbst getäuscht habe. Zugleich gab sie mir mein Wort zurück, um, wie sie sich äußerte, ihrem sie stets auf rechter Bahn führenden Stern zu folgen. Den Brief begleiteten der Ring und die anderen von mir empfangenen reichen Geschenke, daß also kein Irrtum oder Mißverständnis walten konnte.

„Ich stehe davon ab, die Eindrücke zu schildern, welche ein derartiges Verfahren auf mich ausübte. Es genügt, anzudeuten, daß deren Wirkung sich in dem von da ab beginnenden zurückgezogenen Leben offenbarte. War ich auch tief erbittert über die ganze Art des, wie ich anfänglich glaubte, launenhaft herbeigeführten Bruches, so konnte meine aufrichtige Anhänglichkeit an die Falsche dadurch nicht erschüttert werden. Und falsch mußte ich sie nennen; denn als ich verzweiflungsvoll noch eine letzte Zusammenkunft mit ihr suchte, da erfuhr ich, daß sie mit einem ungewöhnlich reich begüterten Havanesen das Weite gesucht habe. Damit fiel für mich der letzte Gedanke daran fort, noch irgend welche Nachforschungen nach ihr anzustellen und den grausamen Vernichter meines Friedens zur Rechenschaft zu ziehen.

„Vier bis fünf Jahre gingen dahin und ich hatte mich längst hier angekauft, wo ich das Leben eines mit der Welt zerfallenen Einsiedlers führte, als Frau Painelow — ich nenne sie gern Penelope — eines Tages bei mir erschien und mir einen Brief der Ungetreuen einhändigte. Sie stand nämlich im Dienst bei ihr und war nie von ihrer Seite gewichen, wohin auch immer das Geschick sie führte, selbst dann nicht, als diese ihrem sogenannten Stern nach dem Süden folgte. Aus Penelopes Mitteilungen ging hervor, daß ihre Gebieterin in New York weilte, wohin sie aus Gesundheitsrücksichten übergesiedelt war. In dem Briefe bat die Aermste um Verzeihung für das mir zugefügte Leid, und zwar unter Hinweisung auf ihren nahe bevorstehenden Tod. Des weiteren beschwor sie mich, ihr dreijähriges Töchterchen nach ihrem Hinscheiden um der alten Erinnerungen willen nie aus den Augen zu verlieren. Da die Kräfte zu ausführlicheren Mitteilungen ihr fehlten, hatte sie Penelope beauftragt, dieselben mündlich zu ergänzen. Von dieser erfuhr ich darauf, daß der Gatte ihrer Herrin schon vor zwei Jahren auf einer überseeischen Geschäftsreise verunglückt sei und seiner Tochter ein Vermögen hinterlassen habe, mehr als ausreichend, derselben eine unabhängige, sogar glänzende Stellung für alle Zeiten in der Welt zu sichern. Ferner vertraute Penelope im Auftrage der Sterbenden mir an, daß sie den Einfluß der Verwandten ihres verstorbenen Mannes auf Agathe fürchte und daher alle erforderlichen Schritte gethan habe, zunächst durch Uebersiedelung nach New York sie deren Gewalt zu entziehen. Seit Jahresfrist hatte sie bereits hier gelebt, jedoch nie über sich gewonnen, mir ein Lebenszeichen von sich zu geben. Erst die gänzliche Hoffnungslosigkeit ihres Zustandes bewog sie, fast noch im letzten Augenblick ihr Kind mir anzuempfehlen, und zwar mit Worten, welche dafür zeugten, daß bittere Reue an ihrer Seele nagte. Sie hatte mich in der That aufrichtig geliebt, nur durch den ihr vorgespiegelten Reichtum und das Bild einer glänzenden Zukunft verblendet werden können. Doch was soll ich das näher erörtern? Es genügt dir, zu wissen, daß ich gleich nach Lesen des Briefes in Penelopes Begleitung zu ihr eilte. Ich fand in der That eine Sterbende, an deren Lager ich bis zu ihrem Heimgange weilte; und als sie schied, da nahm sie mein Gelöbnis mit hinüber, daß ich getreulich über ihr Kind wachen und die gute Painelow, um auch sie Agathe nahe zu wissen, gänzlich zu mir nehmen wolle.

„Leider war es mir nicht vergönnt, die Vormundschaft über die Kleine anvertraut zu erhalten. Dieselbe wurde von den Verwandten ihres Vaters beansprucht, und als ein Glück betrachtete ich es, daß auf Grund testamentarischer Bestimmungen Agathe nicht vor zurückgelegtem zwanzigsten Jahr nach Havana entführt werden durfte. Doch der Fluch, welchen unseres Schützlings Mutter durch ihre Verbindung mit jenem reichbegüterten Havanesen auf sich lud, konnte durch solche Bestimmungen nicht hinfällig gemacht werden. Er übertrug sich auf ihre Tochter. Es wucherte fort der Samen, welchen sie einst vermessen auf das Grab meiner zertrümmerten Hoffnungen irdischer Glückseligkeit ausstreute."

Hier neigte der Professor das Haupt. Seine letzten Worte klangen wie im Traume gesprochen und doch so unsäglich wehevoll. In Verehrung sah ich auf ihn hin. Ich verglich die eigenen Erfahrungen, welche mich von der norwegischen Küste fortrieben, mit den seinigen, und begriff den Schmerz, welcher immer noch nicht zur Ruhe gelangen wollte. Und Agathe endlich, wie natürlich erschien mir nunmehr die zärtliche Liebe, mit welcher Frau Painelow sowohl wie der Professor sie umfingen. Wie aber zitterte mein Herz vor

Jammer, indem ich die unheilverkündenden Worte des getreuen Wohlthäters mir ins Gedächtnis zurückrief.

Ergriffen sah ich um mich. Vor meiner Seele erstanden Bilder, in welchen Agathe und ich selber in den Vordergrund traten. Wo ich saß und in der weiteren und näheren Umgebung, da hatten wir uns wild herumgetummelt, da hatten wir gespielt, gejubelt und gesungen aus voller Kinderbrust. Wie heute, ruhte auch damals Sonnenschein auf Baum und Strauch, auf dem ungepflegten und zerstampften Rasen. Wie damals wiegten sich auch heute Falter auf ihren breiten Schwingen, summten Honig tragende Bienen von Blume zu Blume; aber an Stelle der verlockenden, jeder Schonung lachenden Wildnis war peinliche Ordnung getreten. Scharf begrenzte Wege und Pfade schränkten die freie Bewegung ein. In eine Schnürbrust war der wüste Garten gewissermaßen gezwängt worden, wie ich selber und mehr noch Agathe, in die Schnürbrust streng gebotener Formen, wenn wir einander noch einmal begegneten. Sollte ich sie wirklich wiedersehen? Was aber stand mir dann bevor? Und was war es, das sich hinter die geheimnisvollen Andeutungen des Professors verbarg? Meinen schwermütigen Betrachtungen mit ganzer Seele hingegeben, erschrak ich förmlich, als der Professor plötzlich wieder anhob:

21. Kapitel.

Agathe.

„Wie du Agathe hier kennen lerntest, ist sie aus- und eingegangen von ihrem fünften Jahr bis zum achtzehnten, und je öfter ich sie sah, um so inniger verwuchs ich mit ihr, die in der allmählichen Entwickelung ihrer unglücklichen Mutter mehr und mehr ähnlich wurde. Gern hätte ich sie ganz zu mir genommen, allein zwischen uns standen die Verwandten ihres Vaters. Als eine besondere Vergünstigung pries ich sogar, daß man ihr nicht wehrte, mit einer gewissen Regelmäßigkeit die Sonntage hier zu verbringen. So erblühte sie denn zu einer Jungfrau, deren Lieblichkeit nur durch ihre Seelenreinheit, durch ihre heilige Unschuld übertroffen wurde. Dann aber hieß es plötzlich eines Tages, daß ihre Ausbildung vollendet sei und sie im Begriff stehe, sich zu verheiraten.

„Wie ein Donnerschlag traf mich diese unheilvolle Kunde. Leicht erriet ich, daß nicht von ihr selbst, sondern von fremder Seite über ihre Hand verfügt worden war. Denn sie selber hätte sicher nicht gezögert, mir und vor allen Dingen der guten Penelope die in ihrem jungen Herzen erwachenden süßen Hoffnungen anzuvertrauen. Mein Argwohn fand seine Bestätigung darin, daß es ihr nur noch einmal gestattet war, mich zu besuchen und Abschied von uns zu nehmen. Ja, Kohlmeise, nur noch einmal kam sie, und heute noch möcht' mein Herz vor Jammer brechen, wenn ich mir ins Gedächtnis zurückrufe, wie sie mit der Ergebung einer Heiligen erklärte, daß das Schicksal endgültig über ihre Zukunft entschieden habe. Ihr Wille hatte sich unter den ihrer Verwandten beugen müssen; die Gattin eines Mannes sollte sie werden, den sie in neuster Zeit erst kennen lernte. Als einziger Trost galt ihr, daß sie damit einen testamentarisch bestätigten Wunsch ihres verstorbenen Vaters erfüllte, und der lautete dahin, daß nach seinem Tode sie die Bestimmungen seiner nächsten Angehörigen als seine eigenen zu achten und zu ehren habe. Herzzerreißend bat sie mich, sie nicht noch elender dadurch zu machen, daß ich meine Mißbilligung zu erkennen gebe. Sie meinte, geändert könne nichts mehr werden; die Zusage sei ihr abgerungen worden, ihr Versprechen müsse sie heilig halten. Ich dagegen? Welche Wege sollte ich zu ihrer Rettung einschlagen? Jedes Mittel, welches ich versucht hätte, wäre nur zu ihrem Nachteil ausgeschlagen. Das ging schon allein daraus hervor, daß man ihren Verkehr mit mir gänzlich abschnitt. In dem Bewußtsein, einer grausamen, schmachvollen Handlung an dem lieben Kinde sich schuldig gemacht zu haben, wollte man ihr die Gelegenheit rauben, im Gespräch mit mir Klarheit über ihre traurige Lage wie über das an ihr begangene Verbrechen zu gewinnen. Du aber kannst dir vorstellen, wie es auf mich einwirkte, als meine Pietät für eine längst Verstorbene, an der mein ganzes Herz hing, schamlos mit Füßen getreten wurde. Und nachdem Agathe erst die Frau eines mit wachsender Abneigung betrachteten Mannes geworden, was hätte ich da selbst im täglichen Beisammensein mit ihr bewirken können? Und doch wäre es eine Wohlthat für sie gewesen, zeitweise aus einem Kreise herauszutreten, in welchem sie argwöhnisch überwacht wurde, sie gezwungen war, ihre Worte vorsichtig abzumessen, um keinen Demütigungen und Anfeindungen zu begegnen. Arme kleine Agathe! Wie mag sie sich zuweilen nach ihren alten Freunden gesehnt haben, um in deren Blicken das zu lesen, was ihr nirgends, nicht einmal von dem eigenen Gatten geboten wurde: reine, unverfälschte, opferwillige Liebe, die kein Hehl, keine Täuschung kennt. Sie war eben nur als Mittel benutzt worden, zwei über ungezählte Schätze gebietende Handelshäuser zu vereinigen: das Haus Saavedra in der Havana mit dem Hause Montague hier in New York —"

„Montague?" fragte ich befremdet, „ich entsinne mich, den Namen auf einem Thürschilde gelesen zu haben. Es geschah, als O'Neil mich einst abschickte, um ebendaselbst ein ihm ausgesetztes Monatsgehalt in Empfang zu nehmen."

„Du? Monatsgehalt für O'Neil?" fragte der Professor befremdet zurück; dann blickte er mir nachdenklich in die Augen. „Das ist wunderbar", bemerkte er nach einer Pause, „sehr wunderbar. Wie kam dieser verbrecherische Irländer in Beziehung zu dem Hause Montague? Doch lassen wir das vorläufig; aber im Gedächtnis wollen wir den Umstand behalten; wer weiß, ob er sich zu seiner Zeit nicht als von einiger Wichtigkeit erweist. Zunächst höre das weitere über das beklagenswerte Kind.

„Der Chef des Hauses Montague ist also Agathes Schwiegervater, ein Mann, soviel ich erkundete, von einer starren Herzlosigkeit, die eben nur mit den Zahlen in seinen Kontobüchern vergleichbar. So galt die Verheiratung seines Sohnes mit einer Tochter aus dem Hause Saavedra ihm auch nur als Geschäftssache; er hätte sonst nicht ungerührt bleiben können angesichts der Thränen des armen Opfers und des Widerwillens, mit welchem es sich endlich unter die heillose Tyrannei beugte. Und doch gab es für ihn so manche Ursache, mildere Gefühle vorherrschen zu lassen. Denn erwägt man die schweren Schicksalsschläge, welche ihn in seiner Familie betroffen haben, so erzeugt es den Eindruck, als hätte die Vorsehung selber sich für die unersättliche Habgier an seinem verknöcherten Herzen rächen wollen. Abgesehen davon, daß er in jungen Jahren durch einen Sturz den einen Hüftknochen beschädigte, infolgedessen er noch heute etwas lahmt, verlor er auch drei beinahe erwachsene Kinder in kurzen Zwischenräumen, so daß seine ganzen Hoffnungen nunmehr auf den einzigen Sohn, den Gatten Agathes, sich beschränken. Auf diesen aber hat das Bewußtsein, dereinst an die Spitze eines Millionengeschäftes zu treten, den verderblichsten Einfluß ausgeübt. Er betrachtet nämlich den Ernst des Lebens als Nebensache, als auf die unteren Schichten der Bevölkerung entfallend, und sucht seine einzigen Genüsse ausschließlich mit gleichgesinnten und gleichgestellten Genossen in der Rolle eines hochmütigen Wüstlings. Und einem solchen Manne ist Agathe erbarmungslos überliefert worden, einem Mann, von dem jeder Tag als ein verlorener — o, als ein schamlos im Pfuhl des Lasters vergeudeter bezeichnet werden muß. Denn anstatt im Besitz einer lieblichen sanften Frau zur Besinnung zu kommen, umzukehren auf der abschüssigen Bahn des Lasters, überdauerte eine gewisse Mäßigung nicht einmal die Zeit der sogenannten Flitterwochen. Liebe kannte er ja überhaupt nicht; derartige Regungen waren bereits im Keime erstickt worden. Gleichmütig hatte er sich in den Befehl seines Vaters, Agathe heimzuführen, gefügt — jede andere wäre ihm unter denselben Bedingungen ebenso willkommen gewesen — um, sobald der Reiz der Neuheit erst geschwunden, sich aufs neue in jene, Geist und Körper untergrabenden Vergnügungen zu stürzen, wie ihm solche im Kreise der alten Genossen und Genossinnen bis zur Uebersättigung geboten wurden.

„Agathe litt zu derselben Zeit, leider heute noch unsäglich. Es kann nicht anders sein, wenn man in Betracht zieht, daß dieses sittenreine Gemüt sich zum Spielball eines verworfenen Wüstlings herabgewürdigt weiß.

„Einem Kinde, einem Knaben, gab sie nach Jahresfrist das Leben. Knüpften sich

...n dies Ereignis wirklich freundliche Hoffnungen, so traf die Strafe, welche die Vorsehung ihren Verderbern zuerkannte, sie selbst am härtesten. Der süße Trost, auf welchen sie so lange ängstlich gerechnet hatte, wurde ihr nicht gegönnt. Das Kind starb bald nach der Geburt, wogegen sie selbst schwerem Siechtum anheimfiel. Monate schwankte sie auf der Schwelle des Todes, und als sie endlich wieder erstand, da geschah es, um als ein Schatten ihrer früheren Schönheit sich gänzlich beiseite gesetzt zu sehen. Ihr Mann entfremdete sich ihr vollständig; nur selten sah sie ihn bei sich zu Hause; sogar von ihrem Schwiegervater wurde ihr der Tod des Kindes zur Last gelegt.

„So viel erkundete ich auf mancherlei Umwegen, und oft, sehr oft richtete ich die Frage an den Himmel, weshalb er zu seinen erbarmungslosen Heimsuchungen ein Wesen erkor, welches sich vor allen anderen Menschen in so hohem Grade durch die edelsten Eigenschaften des Gemütes auszeichnete. Doch wer dürfte mit der Vorsehung rechten? Jugend, Anmut und Herzensgüte sinken dahin; es triumphiert die Verworfenheit und feiert ihre Orgien auf den Gräbern der Gemordeten. So stehen die Sachen heute noch. Zwei Jahre sind bereits nach jenem traurigen Ereignis verstrichen; wie lange der arme geknechtete Körper und der mißhandelte Geist aber noch so viel Leid zu ertragen vermögen, das ruht verborgen vielleicht schon in der nächsten Zukunft. Wiedergesehen habe ich Agathe nicht mehr. Nur Briefe empfing ich hin und wieder von ihr, und in jedem wiederholte sie die Bitte, ihr nicht zu antworten. Sie befürchtete das Unterschlagen der an sie gerichteten Briefe, was unausbleiblich Handhaben zu neuen Quälereien bieten würde. Und wie oft, wie sehr oft mußte ich lesen, daß sie den Tod herbeisehne, und doch zu scheiden fürchte, ohne ihre Freunde noch einmal gesehen zu haben."

Tief erschüttert hatte ich den Mitteilungen des Professors gelauscht. Als er aber des gelähmten Schwiegervaters erwähnte und des einzigen ihm gebliebenen Sohnes, da hätte ich laut aufschreien mögen vor Jammer und Erbitterung. Durfte ich doch nicht bezweifeln, daß es Montague selber gewesen, der mir einst durch die herzlose Begegnung geradezu Entsetzen eingeflößt, kein anderer, als sein Sohn, mich boshaft mißhandelte und mit teuflischem Hohn mir seine Verachtung und Widerwillen zu erkennen gab. Und ihm sollte die liebliche Gespielin in die Arme geworfen sein? Ich konnte es nicht fassen. Ich knirschte mit den Zähnen, meinte in meinem Fuß den durchdringenden Schmerz zu empfinden, welchen ich damals der hinterlistig berechneten Bewegung des tückischen Knaben verdankte, und zwar peinvoller noch, als zur Zeit, da ich den scharfen Absatz seines Stiefels auf meinen Zehen fühlte. Ich faßte mich indessen, vermied bedachtsam, durch Preisgeben meiner Erfahrungen des Professors Sorge um Agathe noch zu verschärfen, und fragte, jedoch ohne meine Erbitterung zu verheimlichen: „So gibt es für mich noch weniger eine Möglichkeit, Agathe wiederzusehen?"

„Wohl kaum," antwortete der Professor traurig, „und doch würde ihr armes zertretenes Herz aufjauchzen beim ersten Anblick des lieben Spielgefährten. Ja, Kohlmeise, sie hing an dir mit rührender Freundschaft; das machte sich unzweideutig bemerklich, nachdem du verschwunden warst und bei ihrem jedesmaligen Besuch ihre erste Frage dir galt. Nein, Kohlmeise, gelang es mir und der guten Penelope nicht, die Schranken zu durchbrechen, welche um sie gezogen wurden, so darfst du um so weniger auf eine Begegnung mit ihr rechnen. In ihrer jetzigen Lage ähnelt sie eben — ich greife wieder zu einem nahe liegenden Vergleich — einer Rechnung in den fluchgefüllten Kontobüchern, die jedem fremden Einblick verschlossen, und zwar einer Rechnung, welche durch das Versagen eines Erben sich als falsch erwies. Wir wollen indessen die letzte Hoffnung nicht aufgeben, mag sie immerhin die ihre Vereinsamung sichernden Schranken selbst noch enger um sich zusammengezogen haben. Ihr Herz, feindseligen Regungen unzugänglich, ist eben gestorben. Sie meidet jeden, der ein Anrecht an sie zu haben glaubt und ihr gelegentlich Aufmerksamkeiten geschäftsmäßig oder vielmehr als Almosen in den Schoß wirft. Als Verbrechen gilt jenen verhärteten Gemütern dagegen, daß sie die Vereinigung mit dem jungen Montague nicht als ein Glück begrüßte, sondern den an sie erhobenen Ansprüchen nur stumme Ergebung gegenüberstellte. — —

„Und jetzt zu dir," nahm der Professor nach einer längeren Pause trüben Sinnens wieder das Wort, und innige Teilnahme offenbarte sich in seinem Blick, als er dem meinigen begegnete. „Ich setze voraus, daß du zu längerem Aufenthalt nach New York gekommen bist; da mache ich es dir zur Pflicht, hierher überzusiedeln. Ich denke dabei an mich und an die gute Penelope, daß es eine Wohlthat für uns beide, jemand um uns zu sehen, den wir auf Grund seiner früheren Beziehungen zu uns und Agathe als zu meinem Hause gehörig betrachten. Doch auch an dich denke ich wie an deine Vergangenheit und Zukunft, und daß es vielleicht keine vergeudete Mühe, ein wenig nach dem dir rechtlich gebührenden Namen zu forschen. Vorgearbeitet habe ich bereits, wenn auch in weit zurückliegender Zeit; denn mit deiner Lage beschäftigte ich mich schon in den Tagen, in welchen ich erkannte, daß dein Gemüt trotz der schrecklichen Umgebung von dem Gift der Verworfenheit gänzlich unberührt geblieben. Ich würde sonst nimmermehr deinen Verkehr mit Agathe geduldet, ihm sogar Vorschub geleistet haben. Ich sagte mir, daß dieser irländische Verbrecher und seine wohl nicht bessere Frau naturgemäß deine Eltern nicht sein könnten. Daraus ergab sich für mich die Voraussetzung, daß du ihnen nur zur Pflege und zur Annahme ihres Namens übergeben worden, um dich aus irgend welchen geheimnisvollen Gründen aus dem Wege zu schaffen. Und guter Leute Kind bist du, das kann nicht abgeleugnet werden; ebenso unzweifelhaft erscheint, daß erhebliche Mittel in Verfolgung eines bestimmten Planes aufgeboten wurden, also nicht gewöhnliche Anrechte sich an deine Person knüpften! Denn wäre O'Neil nicht sehr hoch für seine Dienste bezahlt worden, so möchte er schwerlich das Geheimnis deiner Geburt mit einer, besserer Zwecke würdigen Gewissenhaftigkeit bewahrt haben; es sei denn, er wäre selber im Dunkeln über den wahren Sachverhalt geblieben.

„Ja, Kohlmeise, schon damals, als du noch nicht lange hier ein- und ausgingst, gab ich mir im stillen und in wenig auffälliger Weise die erdenklichste Mühe, Zuverlässiges über dich zu erkunden. Dieser O'Neil, eine argwöhnische Natur, war indessen stets auf der Hut, wogegen seine Frau, hätte das Klingen des Goldes wirklich einen verführerischen Klang für sie gehabt, in zu großer Furcht vor dem tyrannischen Eheherrn lebte, um irgend etwas über dich verlauten zu lassen. Erst nach dem Tode des entlassenen Zuchthäuslers gelang es mir durch zugewendete Unterstützungen das Weib zum Sprechen zu bringen. Leider erfuhr ich nur wenig Zuverlässiges. Ich ließ mich indessen keine Mühe verdrießen, die einmal entdeckten schwachen Spuren weiter zu verfolgen, zumal ich hoffte, schließlich dadurch Auskunft über deinen Verbleib zu erhalten. Leider gewann ich nur zu bald die Ueberzeugung, daß dein spurloses Verschwinden eine Sache für sich und in keinen Zusammenhang mit den Umständen zu bringen, welchen du deine Aufnahme bei dem O'Neil verdanktest. Und dennoch hatten meine Nachforschungen den Erfolg, daß es mir durch seine Frau gelang, die Person auszukundschaften, von welcher du dem Irländer zugetragen wurdest.

„Indem meine Mutmaßung, daß du auf dem Seewege fortgeschafft worden, sich befestigte, deine Heimkehr also sehr fraglich, auf alle Fälle in unberechenbare Ferne gerückt erschien, erkaltete allerdings mein Eifer. Wohl benutzte ich hier und da die Gelegenheit, meine Neugierde zu befriedigen; allein um ein wirkliches Ergebnis zu erzielen oder einer schwachen Fährte nachzugehen und meine anfängliche Begeisterung fernerhin rege zu erhalten, fehlte mir eben das Wichtigste, sogar das Entscheidende, nämlich deine Person. So gingen Jahre dahin, bis ich mich endlich daran gewöhnte, dich zu den Verschollenen zu zählen. Doch was ich früher mühsam erforschte, ist nicht verloren gegangen; du bist jetzt hier, da soll es uns gewissermaßen als Fundament dienen, auf welchem wir umsichtig weiter bauen. Gemeinschaftlich werden wir die noch vorhandenen Spuren aufnehmen, bedachtsam ihnen bis dahin folgen, wo wir entweder beklagend vor Gräbern stehen, oder Rechenschaft von noch Lebenden fordern, vielleicht auch beides. Auf alle Fälle müssen wir die größte Vorsicht walten lassen; denn es ist die Möglichkeit nicht

ausgeschlossen, daß die finsteren Gewalten, welche einst das Los des hilflosen Kindes bestimmten, dem gereiften Manne mit noch größerer Hinterlist und Erbitterung gegenübertreten. Doch wie sich auch alles gestalten mag, wir dürfen nicht ermatten, uns nicht beirren lassen, wenn unsere ersten Mühen nicht sofort durch den erhofften Erfolg gekrönt werden."

Während der Professor in solcher Weise zu mir sprach und in jedem Wort, selbst in dem Tone seiner Stimme sich das herzlichste Wohlwollen verriet, saß ich da, wie einst in dem norgischen Balkenhause, wenn der alte Olaf durch seine seltsamen Zauberweisen mich in das Zeitalter jener düsteren Sagen gleichsam zurückversetzte. Auch jetzt suchte meine plötzlich mächtig erregte Phantasie in der Vergangenheit. Den mein Kindesalter umhüllenden Schleier suchte ich gewaltsam zu durchdringen, mich in eine Lage hineinzuleben, entsprechend den Bildern, welche mich gewissermaßen umkosten, ohne zugleich einen Anhalt für diese oder jene traumhafte Idee zu bieten.

Die Schatten von Baum und Strauch hatten sich bereits verlängert und waren auf den Rasenflächen ineinander gelaufen. Es machte sich die erquickende Kühle bemerklich, welche die sanfte Abendbrise von der See hereintrug. Der Himmel war blau und klar. Melancholische Stille herrschte in der näheren Umgebung. Wie dumpfes hohles Brausen drang das pulsierende Leben der Riesenstadt herüber. Im Gegensatz zu demselben sang in dem Wipfel einer nahen Sykomore eine Drossel ihr süßes Liedchen in den sich neigenden Tag hinaus. Auf einem der höchsten Zweige saß sie, wo die Strahlen der niedrig stehenden Sonne sie noch voll trafen.

„Mimus polyglottus," brach der alte Ornithologe, dessen Gedanken durch den melodienreichen Vogel von allen anderen Dingen abgezogen wurden, endlich wieder das Schweigen. „Auch ein Freund von mir. Alljährlich nistet er hier; nicht um alle Schätze der Welt möchte ich das Tierchen meiner Sammlung einverleibt wissen. Ich bilde mir nämlich gern ein, daß der da oben derselbe Vogel, der mich schon vor zwanzig Jahren entzückte, mit seiner wunderbaren Gabe, andere Stimmen nachzuahmen, mir so manches liebe Mal die Grillen aus dem Kopfe sang. Da magst du seinem Beispiel folgen und als wohlgezogene **Kohlmeise** durch Mitteilungen aus deinem Leben mich erfreuen. Ich sage **erfreuen**, denn aus deinem ganzen Wesen geht hervor, daß du es bei den Kenntnissen, welche du hier dir aneignetest, nicht hast bewenden lassen. Ich gewann wenigstens den Eindruck, daß dein zweiter Lebensabschnitt von freundlichen Lichtern durchwebt wurde, du nur in guter Gesellschaft dich bewegt haben kannst."

„In der besten," bestätigte ich aus vollem Herzen, „doch am wenigsten in einer glänzenden. Rauhe Männer waren meine Gefährten; aber gerade in der Ursprünglichkeit ihrer Sitten lag für mich ein nie erblassender Reiz, und der trieb mich unablässig, keine Gelegenheit zu versäumen, mein Wissen nach einer bestimmten Richtung hin zu bereichern."

Bevor der Professor sich für eine Gegenbemerkung entschied, wurde er der Frau Painelow ansichtig, welche vom Hause her sich uns näherte. „Da werden wir zum Abendessen gerufen," versetzte er freundlich, „und ich müßte mich sehr täuschen, hätte die gute Alte zur Feier des Tages nicht das Beste hervorgesucht, was Vorratskammer und Keller bieten. Warten wir daher mit deinem Bericht bis nach dem Essen. Penelope ist dann frei und wird sich glücklich schätzen, den Erzählungen ihrer abenteuerlichen Kohlmeise ebenfalls lauschen zu können."

Er erhob sich. Ich trat ihm zur Seite und gemächlich schritten wir Frau Painelow entgegen. Gleich darauf saßen wir zu Dreien um den bekannten runden Tisch. Es winkte ein etwas üppigeres Mahl, es winkte feuriger Wein, darauf berechnet, das Herz zu öffnen und die Rede freier von den Lippen fließen zu machen. Eine halbe Stunde später, da gingen wir mit Flasche und Gläsern nach dem Garten, wo eben die ersten Dämmerungsschatten einherschlichen.

Ohne Säumen begann ich zu erzählen. Zum Ausgang wählte ich den Abend, an welchem ich von Meike O'Neil an Bord des Schiffes geliefert wurde; ich endigte mit der Schilderung der bangen Erwartungen, die mich beseelten, als ich auf dem bekannten Wege der Besitzung des Professors zuwandelte. Nichts Wesentliches vergaß ich, was in dem eintönigen Leben zwischen den abgehärteten Norwegern den Eindruck schwer wiegender Ereignisse auf mich ausübte, nichts, von dem ich glaubte, daß es meinen beiden aufmerksamen Zuhörern Freude bereitete. Ausführlich beschrieb ich Land und Leute. Sogar Isbergas gedachte ich, jedoch wie beiläufig. Ich gewann es nicht über mich, zu bekennen, daß ich von ähnlichen Erfahrungen zu berichten wußte, wie solche das Leben des Professors verbittert hatten. Die Nacht war weit vorgeschritten, als ich endlich mit meinen immerhin zusammengedrängten Erzählungen abschloß und damit das Zeichen zum Aufbruch gab.

„Heute entlasse ich dich noch einmal," erklärte der Professor, als wir durch das Haus dem alten Gitterthor zuschritten, „von morgen ab wirst du dagegen bei mir wohnen. Es schwebt zu viel zwischen uns, was streng gebietet, daß wir einer dem andern leicht erreichbar."

Zwischen den eisernen Stäben hindurch drückten wir uns noch einmal die Hände; dann begaben die beiden Alten sich ins Haus zurück, während ich selbst den nächtlich einsamen Weg nach der Stadt verfolgte. Was hatte sich alles geändert seit jenem Abend, an welchem Ben Groats auf demselben Wege mich fast in den Tod hinein ängstigte!

22. Kapitel.

Frau Drentel.

Wie verabredet worden, so geschah es: Folgenden Tages hielt ich meinen Einzug in das Haus des Professors, aber me[...] Tage dauerte es noch, bevor der alte [...] Zeit und Neigung fand, an anderes [...] denken, als an den Austausch der [...] derungen der hinter uns beiden lie[...] Zeiten. Erst am vierten Tage erklär[...] daß jede neue, ohne einen bestimmten [...] verbrachte Stunde ein Verlust sei, [...] noch selbigen Nachmittags begaben wir [...] auf den Weg zur Stadt. Meinen [...] schlag, die alte Madge aufzusuchen, [...] warf er. Er berief sich darauf, daß m[...] Auftauchen unter den Lebenden gerade [...] dieser geschwätzigen Person verheimlicht [...] den müsse, und es immer noch früh [...] nug sei, ihr fernere Aussagen zu entwin[...] wenn das bisher in Erfahrung Gebra[...] sich als unzureichend erweisen sollte.

Wohin der Professor mich zu füh[...] gedachte, ahnte ich nicht. Es gehörte [...] mit zu seinen Seltsamkeiten, über alle [...] der Ueberlegung bedürfenden Schritte [...] zu einer bestimmten Grenze Schweigen [...] bewahren. Ich unternahm es daher [...] ihn darum zu befragen. Aber Wich[...] schwebte ihm vor, das verriet seine [...] lich ernste Haltung und jene Würde, [...] welcher er, anstatt sein spanisches [...] gewohnheitsmäßig zu schwingen und [...] Radform kreisen zu lassen, sich des[...] als Stütze bediente. Im übrigen g[...] gültigen Gesprächen hingegeben, gela[...] wir allmählich in den nordwestlichen [...] New Yorks hinein, welcher, von en[...] Straßen und Gassen durchschnitten, [...] noch das Gepräge eines vergangenen [...] hunderts bewahrt hatte.

Kurz bevor wir uns in die häßli[...] Verkehrswege vertieften, sprachen wir [...] einem größeren, ernst und sittsam dar[...] schauenden Hause vor, welches sich vor [...] Nachbarhäusern besonders durch, bis [...] vier, geschlossene Fensterladen auszeichn[...] Mir erschien es als der Ruhesitz eines [...] baren Bürgers, der nach langem Rin[...] und Streben sich hierher zurückgezogen hat[...] um in aller Behaglichkeit die Früchte sein[...] Fleißes zu genießen. Flüchtig betracht[...] der Professor das Gebäude, um sich [...] überzeugen, daß er vor die richtige Th[...] gekommen, dann ließ er den auf derselb[...] befestigten Anmeldehammer dröhnend a[...] den dazu gehörigen kleinen Amboß falle[...] Mehrere Minuten verstrichen, bevor es [...] Innern des Hauses sich hörbar re[...] Durch einen scheinbar als Verzierung de[...] Thürfüllung dienenden Ausschnitt prüf[...] ein Auge uns aufmerksam, und dann er[...] wurden mit kräftigem Griff zwei Rie[...] zurückgeschoben. Als die Thür nach inn[...] wich, stand eine hübsche junge Person [...] einfachem sauberen Hauskleide vor uns, mit sittigem Wesen nach unserem Begeh[...] fragend.

„Ist Frau Drentel zu sprechen?" forsch[...] der Professor in seiner ruhigen Weise.

„Drentel?" hieß es befremdet zurück, „hier wohnt keine Frau Drentel. Ich hör[...] nie von einer solchen."

„Unsinn," versetzte der Professor, d[...] Achseln ungeduldig zuckend, „ich sage Ihnen hier wohnt eine Frau Drentel. Ich w[...]

. Mag es immerhin acht, neun Jahre r sein, so sah und sprach ich sie doch er in ihrem eigenen Hause," und förm- h drohend wirbelte das spanische Rohr ischen seinen drei Fingern herum.

Auf eine einladende Bewegung der be- ngen dareinschauenden Person traten wir n der Schwelle in den luftigen, sogar eundlichen Flurgang; jene verschloß hinter s die Thür, worauf sie alsbald anhob: Ich versichere, von einer Frau Drentel eiß ich nichts. Sie irrten vielleicht in r Hausnummer; doch auch in der Nach- arschaft hörte ich nie den Namen nennen."

„Und ich versichere," erklärte der Pro- ssor mit großer Entschiedenheit, „daß ich icht irrte. Dies ist das Haus der Frau Drentel, es sei denn, daß sie verzog oder arb. Sie scheinen noch nicht lange hier i sein, mein Kind; können auch nicht, ch Ihrer Jugend und dem frischen Aus- hen zu schließen. Vielleicht aber kennen Sie jemand im Hause, der mir über den Verbleib der Drentel Aufschluß zu erteilen ermag. Erkundigen Sie sich also; wir arten unterdessen hier. Für den Fall, aß die betreffende Person sich verleugnen ißt, fügen Sie hinzu, ich müßte sie rechen und wäre ich gezwungen, mich eshalb an die Polizei zu wenden."

Das Mädchen errötete bis unter ihr ppiges braunes Haar hinauf, stotterte chtbar ängstlich einige entschuldigende Worte und verschwand in einem sich ab- weigenden Korridor. Als es nach kurzer Zeit zurückkehrte, trug es einen Zettel in er Hand, und dem Professor denselben berreichend, sprach es wiederum befangen: Eine Frau Drentel hat dies Haus in der Thal besessen. Sie verkaufte es aber vor ier Jahren an die jetzige Eigentümerin. Um Ihnen weiteres Fragen zu ersparen, chickt diese Ihnen die Beschreibung der Lage des Hauses, nach welchem sie verzog."

„Man ist plötzlich sehr zuvorkommend geworden," bemerkte der Professor spöttisch. Er las die Adresse, und ohne die junge Person eines Blickes zu würdigen, öffnete r die Thür selber.

„Mit der scheint es abwärts gegangen u sein," sprach er verdrossen, nachdem wir auf die Straße hinausgetreten waren, wo wir sofort die Richtung nach dem ver- ufensten Stadtteil einschlugen. „Doch leichviel: Je tiefer abwärts mit ihr, um o leichter bringen wir sie zum Sprechen. Es handelt sich nur darum, daß sie über- aupt noch lebt; und jung kann sie nicht mehr sein trotz Schminke und Haarfärbe- mittel. Doch Galgenholz ist zähe, da wollen wir das Beste hoffen."

Mit dem finsteren Treiben in großen Städten nicht vertraut, wußte ich auf die rätselhaften Andeutungen nichts zu erwidern, und weiter schritten wir durch wenig ein- ladende Straßen und Gassen, bald diesen, bald jenen uns Begegnenden fragend, bis wir endlich vor einem schmalen zweistöckigen Hause eintrafen.

„Es ist in der That mit ihr abwärts gegangen," sprach der Professor beim An- blick des Gebäudes, dessen Aeußeres sehr wenig zu gunsten der inneren Einrichtung sprach, und unbekümmert um die Vorüber- gehenden, die uns befremdet, sogar spöttisch lächelnd betrachteten, begehrte er mittels des verrosteten Thürklopfers Einlaß.

Auch hier wurde unter gewissen Vor- sichtsmaßregeln geöffnet, und wie zuvor, erfuhr der Professor, daß Frau Drentel schon vor zwei Jahren die hier geführte Pension aufgegeben habe und verzogen sei. Erst nach mehrfachen dringlichen Auf- forderungen, welche sogar versteckte Dro- hungen in sich bargen, erhielten wir die gewünschte Adresse, und etwas später durch- wanderten wir übelduftende, mit Kehricht- haufen geschmückte Gassen, welche nach Ein- bruch der Dunkelheit zu betreten einem ehrlichen Manne nicht zu raten gewesen wäre. Denn nicht nur die Umgebung widerte mich an, sondern auch die Menschen, die sich dort heimisch fühlten und am wenig- sten geeignet waren, durch ihre äußere Er- scheinung Vertrauen zu erwecken. Es trafen uns sogar Blicke, in welchen es sich wie tückischer Vorwurf offenbarte, daß Leute, die lichteren Kreisen angehörten, es wagten, durch ihr Auftreten innerhalb der Grenzen des von Laster und Verbrechen behaupteten Bodens gewissermaßen zu Vergleichen her- auszufordern. Spott und Hohn regneten von allen Seiten auf uns ein, als wir, die Hausnummer mit der Adresse ver- gleichend, endlich vor einer hoch hinauf- ragenden elenden, baufälligen Baracke stehen blieben und der Professor mit dem Knopf seines Rohres ungestüm an die morsche Thür klopfte.

„Es ist so weit abwärts mit ihr ge- gangen, bis sie schließlich nicht mehr tiefer sinken kann," erklärte er, zu mir gewendet, mit demselben Ausdruck, mit welchem er die Familie dieses oder jenes ausgestopften Tieres bestimmte. „Ich sah sie einst mit Gold und Edelgestein behangen. Pah, was ist daran gelegen? In ihren Spuren folgen andere, um einem ähnlichen Lose zu ver- fallen. Aber das Herz möchte sich einem umkehren, wenn man erwägt, daß solchem Scheusal einst entscheidender Einfluß auf ein hilfloses Kind eingeräumt wurde. Take it easy, Kohlmeise," fügte er auf- munternd hinzu, als er gewahrte, daß ich schweigend das Haupt neigte. Meine Ge- danken schwirrten durcheinander. In Er- innerung der fernen freien Adoptivheimat glaubte ich ersticken zu müssen. Alles ringsum flößte mir den tiefsten Wider- willen ein, doch nichts mehr, als die schlumpige, zottige und in Schmutz starrende Megäre, welche nach längerem Säumen die Hausthür öffnete. Mit boshaftem Grinsen fragte sie heraus, ob die Herren über den Durst getrunken hätten, daß sie ihren Weg bis dahin gefunden.

Gleichmütig, wie auf sicherem Pfade über morastigen Boden einherschreitend, forderte der Professor, anstatt eine Ant- wort zu erteilen, die grauenhafte Person auf, uns zu der Frau Drentel zu führen.

„Zu der wollen Sie?" kreischte das Weib erstaunt auf, „bei der ewigen Ver- söhnung! Die wird sich freuen, solch feine Herren bei sich eintreten zu sehen; Sie da, alter Gentleman, sind wohl noch 'n guter Freund aus den goldenen Zeiten?"

„Machen Sie keine Umstände," ver- setzte der Professor ernst, und seine würde- volle Haltung übte sichtbar eine ein- schüchternde Wirkung auf das Weib aus, daß es mit seinen frechen Reden innehielt, „führen Sie mich zu der Drentel, das weitere kümmert Sie nicht."

Vor sich hinschmähend, kehrte das Weib sich um und schlürfte in dem höhlenartigen Gange uns voraus nach der Stelle hinüber, wo durch eine schmale Thür mattes Dämmerlicht zu uns hereindrang. Dort lag ein von hohen Mauern begrenzter Hof vor uns. Und wiederum stockte mir, da ich dergleichen nie zuvor sah, der Atem. In einen Höllenpfuhl meinte ich geraten zu sein, dessen verpestete Atmosphäre mich zu ersticken drohte. Auf der hohen, fest- getretenen Kehrichtschicht, welche den Hof in seinem ganzen Umfange bedeckte, balgten sich acht oder neun zerlumpte Kinder herum. Auf ihren unsauberen Gesichtern offenbarte sich die Wirkung der dem Kehricht ent- steigenden Miasmen; es erstarb das Mit- leid angesichts der in ihren Zügen sich ausprägenden Verderbnis.

Bei unserem Anblick stoben sie scheu auseinander, ähnlich wie in lichteren Sphären das plötzliche Auftreten eines ver- wilderten Strolches erschreckt. Einzelne schielten fragend nach den kleinen schad- haften Fenstern der oberen Geschosse hinauf, wo alte und junge weibliche Physiognomien durch die erblindeten und gesprungenen Scheiben hindurch argwöhnisch zu uns niederspähten. Auf einige keifende Worte der uns führenden Megäre suchten die Kinder die Eingänge zu den verschiedenen Wohnungen. Halb hinter den Thürecken verborgen, begrüßten sie uns, in denen sie mit geübtem Blick Männer erkannten, die sie nicht zu fürchten brauchten, mit allen möglichen Tönen, mit Pfeifen, Krähen und häßlichem Kichern, als hätten sie uns zum Spiel auffordern wollen.

Der Professor warf einen kalt prüfen- den Blick um sich. Er kannte weder Furcht noch Ekel, räumte allen Geschöpfen ihre Rechte ein: dem giftigen Gewürm wie dem stolz gefiederten Adler, dem im Sumpf des Lasters sich heimisch fühlenden Menschen wie dem Träger edler Gesittung, dem an- spruchslosen mitleidigen Wirken wie den im Sonnenschein des Glückes sich üppig entfaltenden Regungen scheinheiliger Barm- herzigkeit. Mich dagegen schwindelte. Nach meiner Vergangenheit in den finsteren Höhlen des Elends und des Verbrechens suchen zu müssen, erschien mir wie eine erdrückende Last, unter welcher ich glaubte mich nie hervorwinden zu können

Unserer Führerin quer über den Hof folgend, tra t wir durch eine niedrige Thür in ein Raum, welchen man mit einer unterird.chen Herenküche hätte ver- gleichen mögen. Ein betäubender Geruch von gebratenen Zwiebeln und Branntwein strömte uns entgegen, und was an Mö- beln sichtbar, das besaß, aus den elendesten

Rumpelkammern zusammengewürfelt, höchstens noch den Wert von Brennholz. Doch zur Umschau blieb uns keine Zeit; denn in demselben Augenblick, in welchem unsere Führerin die Schwelle überschritt, erschallte auch ihre kreischende Stimme.

„Drentel!“ rief sie mit von Neid getragenem Hohn aus, „du kannst dich glücklich preisen, wie der Gehangene, der noch zur rechten Zeit abgeschnitten wurde! Da bringe ich dir zwei Gentlemen, auf deren Besuch ein Senator stolz wäre. Kalkulier', du hast eine große Erbschaft gemacht und die längste Zeit in unserer feinen Gesellschaft deinen Whiskey getrunken —“

„Schon gut, schon gut,“ unterbrach der Professor ihren Redefluß mit einer Strenge, welche sie verstummen machte, „hier ist etwas für Ihre Mühe.“ Er reichte ihr eine kleine Silbermünze, und auf die Thür weisend, fuhr er mit einer an dem gelehrten Herrn mich überraschenden Kaltblütigkeit fort: „Jetzt lassen Sie uns allein, und seien Sie froh, mit der Frau Drentel nicht in die Erbschaft sich teilen zu brauchen, oder Sie möchten in die Lage geraten, eine Weile hinter Schloß und Riegel mit Ruhe über Ihr Los nachzudenken.“

Er säumte, bis die Megäre, ähnlich einem verschlagenen tückischen Hunde, hinausgeschlichen war, dann kehrte er sich der Person zu, welche von jener mit „Drentel“ angeredet wurde. Neben dem zum Teil verklebten Fenster saß sie auf einem vorweltlichen, schrecklich verkrüppelten Polsterstuhl, vor sich auf dem zerhackten und zerhämmerten, wackeligen Tisch eine halbvolle Flasche und ein leeres Glas. Wohlbeleibt und doch widerwärtig welk, prangte sie in einem Kleide, welches offenbar bessere Zeiten gesehen hatte und ursprünglich für verwöhnte Augen bestimmt gewesen, jetzt aber vor Rissen, Schlitzen und Flecken kaum noch als schwerer Seidenstoff erkennbar. Auf dem wirren, trockenen Haar unbestimmter Farbe thronte ein fettiges Mitteldiug zwischen Haube und Spitzenhut, welches bereits eine Weile als Sitzkissen gedient zu haben schien. Unter demselben hervor lugte ein feistes Gesicht, welches mit seinem Reichtum an Säcken, namentlich unterhalb der stumpf blickenden Augen, an eine aus Blasen werfendem, farblosem Teig zusammengeknetete Larve erinnerte.

Nachdem wir durch die schlumpige Megäre bei diesem grauenhaften Menschengebilde gewissermaßen angemeldet worden waren, richtete es den Oberkörper ein wenig höher empor, und wie in der Erinnerung suchend, stierte es argwöhnisch auf uns hin. Sich zu erheben besaß es entweder nicht die Kraft oder keine Neigung; regungslos verharrte es wie jemand, der gewohnt, blöden Geistes alles über sich ergehen zu lassen.

„Frau Drentel,“ redete der Professor sie vollständig leidenschaftslos an, denn ihm war sie nur noch ein Exemplar, für welches er einen neuen Namen hätte erfinden müssen, „Sie scheinen ziemlich heruntergekommen zu sein. Ich hätte in Ihnen kaum die Dame wiedererkannt, welche einst in Prachtgewändern und kostbarem Schmuck mir herablassend eine Audienz gewährte. Es kostete mich Mühe, Sie von Stufe zu Stufe, oder vielmehr von Haus zu Haus bis hierher zu verfolgen.“

„Wenn es Ihnen zu viel Mühe verursachte, da hätten Sie bleiben sollen, wo Sie hergekommen sind,“ antwortete eine belegte Stimme und zwar mit einem Ausdruck, welcher dafür zeugte, daß Frau Drentel mit den Prachtgewändern auch die letzte Spur guter Manieren abgelegt hatte.“

„Dieser Gang kostete mich in der That Ueberwindung,“ antwortete der Professor kaltblütig, „daher werden Sie leicht erraten, daß ich nicht um Kleinigkeiten mich auf den Weg begab; für Sie freilich Kleinigkeiten, weil Sie mit einigen der Wahrheit entsprechenden Aufschlüssen sich einen hübschen Zuschuß für die Beschaffung von Branntwein zu erwerben vermögen.“

„Reden Sie nicht lange, sondern sagen Sie, was Sie wünschen,“ versetzte das Weib mürrisch. „Im übrigen kümmert es Sie nicht, wie tief ich heruntergekommen bin, sofern Sie nicht zu den Schurken zählen, die mich betrogen, bestahlen und schließlich die Polizei mir auf den Hals hetzten.“

Der Professor sah um sich. Sein Blick streifte den zottigen Kopf eines etwa zwölfjährigen Jungen, der um die Thürecke herumlugte, bei seiner Bewegung aber sofort verschwand. Andere Kinder drängten sich draußen unterhalb des Fensters zusammen, wo sie verstohlen lachten und kicherten.

„Was ich mit Ihnen zu reden habe, soll nicht über unsere Ohren hinausgetragen werden,“ kehrte er sich dem Weibe wieder zu, „das ist indessen unmöglich, wenn die Rangen uns umschwirren, ähnlich den Wespen, die einen Tropfen Honig wittern.“

Das Weib erhob sich. Sein Antlitz rötete sich im Zorn, und nach der Thür hinüberschwankend, kreischte es eine wilde Verwünschung nach dem Hofe hinaus. Dadurch beinahe atemlos geworden, trat es zurück, und die Thür hinter sich zuschmetternd, schlürfte es nach der dem Fenster gegenüberliegenden Wand hinüber, wo es sich auf ein mit roten Kuhhaarflocken bedecktes Sofa schwerfällig niederließ.

„So,“ keuchte es nach dieser Anstrengung, „wenn die Gentlemen mich ohne Zeugen sprechen wollen, mögen sie sich hierher bemühen. Schreien Sie nicht, wie ein Drillkorporal, so bleibt das Geschäft unter uns allein. Da stehen Stühle, bedienen Sie sich und legen Sie los.“

Ich schob zwei Schemel herbei, und nachdem wir dem Scheusal gegenüber Platz genommen hatten, hob der Professor an: „Ich vermute, Sie erkennen mich nicht wieder,“ und als die Drentel ihn schärfer betrachtete, fuhr er in demselben vorsichtig gedämpften Tone fort: „So will ich Ihnen zunächst auf die richtige Spur helfen. Schon vor zwölf Jahren sprach ich einmal bei Ihnen vor. Damals leuchteten Kerzen delaber zu unserer Verhandlung —“

„Zum Henker damit, Mann,“ fiel das Weib unwirsch ein, „gemahnen Sie mich nicht an bessere Zeiten, wenn Sie überhaupt noch ein Wort von mir hören wollen. Ich bin nicht die erste, die einen Bankerott über sich ergehen ließ, und vermutlich auch nicht die letzte.“

„An jene Zeiten erinnere ich Sie, um Ihr Gedächtnis aufzufrischen. Unterbrechen Sie mich daher lieber nicht, sondern erwägen Sie, daß es uns keine Freude gewährt, in diesem Raum länger zu weilen, als unumgänglich notwendig.“

Das Weib lachte boshaft und fügte hinzu: „Damals gefiel's Ihnen besser bei mir; glaub's gern, Ihnen wie manchem anderen.“

„Nicht besser als heut,“ versetzte der Professor streng, „und im Grunde ziehe ich offenkundige Gesunkenheit dem vergoldeten Laster vor. Doch ich kam nicht, um Ihnen Vorlesungen über Sittenverderbnis zu halten, sondern um einige Fragen an Sie zu richten. Da sind nur zwei Fälle möglich: Entweder Sie erteilen mir ausgiebige, wahrheitsgetreue Auskunft und nehmen dafür eine angemessene Belohnung in Empfang, oder Sie werden von seiten der Gerichtsbarkeit dazu gezwungen. Dann aber dürfte ein böses Verhängnis über Sie hereinbrechen. Sie haben sich nämlich vor Jahren an einer verbrecherischen Handlung beteiligt, deren Wirkung sich jetzt noch fühlbar macht, Ursache genug, Sie dafür zur Rechenschaft zu ziehen.“

Bis dahin hatte ich, von Abscheu erfüllt, keinen Blick von dem häßlich aufgedunsenen Gesicht gewendet, aus dessen jeder einzelnen Falte ein Dämon der Lüge hervorgrinste. Als ein Unding erschien mir, daß ein Scheusal, wie das vor mir sitzende, in irgend einer Beziehung zu meiner frühesten Kindheit gestanden haben sollte. Wenn aber bei des Professors Drohung die vom Laster gekennzeichnete, grauenhafte Physiognomie sich merklich verlängerte, so entdeckte ich, daß es plötzlich wie erwachendes Verständnis in derselben aufleuchtete und die Blicke aus den verschwommenen Augen sich zuspitzten.

„Jetzt entsinne ich mich,“ antwortete die Person nunmehr triumphierend, „dieselbe Drohung richteten Sie vor Jahren an mich, als ich erklärte, nichts zu wissen, und noch heute sollen Sie mit Ihrer Gerichtsbarkeit kommen.“

„Ganz recht, Frau Drentel, und ich erschien nur deshalb nicht, weil die Ursache, wegen deren ich Sie überhaupt aufsuchte, aus meinem Gesichtskreise gerückt wurde. Heute steht es anders. Sie sehen, wir befinden uns zu zweien hier, wogegen ich damals Ihnen allein gegenüberstand.“

Gewahrend, daß das Weib einen forschenden Blick auf mich warf, säumte er einige Sekunden, bevor er fortfuhr: „Ich hoffe, Sie damit von dem Ernst Ihrer Lage überzeugt zu haben, und wiederhole, um jedem Mißverständnis vorzubeugen, meine damaligen Worte. Gegen vierundzwan-

e mag es her sein, als Sie einem
ader Namens O'Neil ein kaum andert-
Jahre altes Kind überbrachten und
fremde Anordnung in Pflege gaben.
den Mitteln, welche darauf verwendet
en, den Knaben aus gewissen Kreisen
winden zu lassen, ergibt sich, daß
Betrug um großer Vorteile willen
eführt wurde. Die Aufgabe der Freunde
Knaben kann es daher nur sein,
wieder zu seinen Rechten zu ver-
n —"

Da sitzt er wohl?" warf das Weib
mit dem dicken Finger auf mich wei-
und abermals betrachtete es mich
ierig.

Das ist Nebensache," antwortete der
essor, „für Sie genügt, daß ein Zeuge
begleitete, um welchen Sie sich nicht
r zu kümmern haben. Schon damals
aute ich Ihnen an, daß es mir mit
r Mühe und unter einigen Kosten
ngen sei, die Frau jenes Irländers
Sprechen zu bewegen. Es war erst
ich, nachdem ihr Mann ins Zucht-
gewandert war, sie ihn also nicht
zu fürchten brauchte. Das Ergeb-
war freilich ein geringes. Es be-
ntte sich auf die Mitteilung, daß die
eil Ihnen auf der Straße begegnete
Sie wiedererkannte. Die stille Hoff-
, mehr über den ihr wieder genom-
n Knaben zu erkunden, vielleicht auch
von Ihnen zu ziehen — wer kennt
Regungen solcher Menschen? — ver-
ßte sie, Ihnen nachzuschleichen. Da-
erfuhr sie zunächst, wo Sie wohnten.
sie weiter keinen Vorteil aus ihrer
eckung, so ging sie doch nicht leer
weil ich ihr das Geheimnis ziemlich
abkaufte. An sich unscheinbar, könnte
ennoch schwerwiegende Folgen nach
ichen, wenn Sie ein offenes Geständ-
ablegten, und um das zu bewirken,
ich jetzt hier. Sagen Sie also kurz
bündig, wer die Eltern jenes Kindes
n — vielleicht leben sie noch — ferner,
wo Sie es entführten und wer Sie bei
r sträflichen Handlung unterstützte."

Darauf kenne ich wiederum nur die
ie Antwort," hieß es höhnisch zurück,
Ihre Irländerin die niederträchtigste
rin ist, die je einen Mitmenschen an
Nase herumführte, und sich dafür
ein gut bezahlen ließ. Ferner, daß
eder eine Irländerin noch eine O'Neil
."

Gut," erwiderte der Professor, und
mselben Maße, in welchem er sich in
vor ihm liegende Aufgabe vertiefte,
en seine Umsicht und die Gabe,
üsse zu ziehen, wie es ihm bei seinen
nschaftlichen Problemen gewissermaßen
anderen Natur geworden. „Sie ver-
ern mir jede Auskunft. Ich dagegen
chaue Sie: Sie möchten mit mir
den Preis feilschen. Das ist über-
ge Mühe. Lautet Ihre Antwort so,
sie mich auch nur annähernd befrie-
so zahle ich Ihnen hier auf der
e zwanzig Dollar aus. Andern-
muß ich zu Zwangsmitteln greifen.
Machen Sie es also kurz. Berechnen Sie,
wie viele Gallonen Whiskey für zwanzig
Dollar beschafft werden können."

In der Drentel Augen flackerte es auf. Kein wirksameres Mittel, sie gefügig zu machen, hätte der Professor ersinnen können, als indem er ihre Trunksucht anrief. Eine Weile zögerte sie nachdenklich; dann fragte sie besorgt: „Sind Sie im stande, mir das Geld in kleinen Silbermünzen auszuzahlen? Sie müssen nämlich wissen: in diesem Teile der Welt darf man kein Goldstück zeigen, ohne Gefahr zu laufen, abgewürgt und ausgeplündert zu werden. Ich selbst bin schon etwas schwach auf den Füßen, und schicke ich 'nen anderen zum Wechseln aus, werde ich um die Hälfte bestohlen."

„Auch das hoffe ich ausführen zu können, wenn mein Freund und ich die Taschen umkehren und unser Kleingeld zusammenschießen," versetzte der Professor sorglos und ohne zu bedenken, wie mäßig es um unsere eigene Sicherheit bestellt war.

„Nun ja denn," erklärte das Weib jetzt bereitwillig, „was ich weiß, sollen Sie erfahren, und breche ich deshalb ein halb Dutzend Eide, kann's mir nicht angerechnet werden, weil die Not mich treibt. Wer die Eltern des Knaben gewesen und wem daran lag, ihn zu beseitigen, weiß ich gerade so gut, wie Sie selber — Sie mögen's mir glauben oder nicht. Denn die damals mit mir verkehrten, können nur Mittelspersonen mit falschen Namen gewesen sein, das lasse ich mir nicht ausreden. Sie bezahlten mich für meine Dienstleistung angemessen, das leugne ich nicht. Hernach aber wurde ich abgestreift wie ein überflüssig Stück Gerät, und das geschah mit großem Vorbedacht, um die Angelegenheit nicht ans Tageslicht gelangen zu lassen. Dabei hatten sie so genau kalkuliert und ihre Vorbereitungen so umsichtig getroffen, daß ich selber vergeblich die Bekanntschaft des Herrn zu erneuern trachtete, der mich zu seinem Beistande aufforderte. Denn nachdem ich ihm gedient hatte, war er spurlos verschwunden, oder ich hätte ihn später, als es mir nicht sonderlich erging, sicher aufgesucht, um mir seinen Rat mit 'nem gehörigen Nachdruck zu erbitten. So glaube ich auch nicht, daß er hier in New York ansässig, oder ich möchte ihm wohl einmal auf der Straße begegnet sein. Da werden Sie wohl noch mehr Not haben als ich, nach den vielen langen Jahren etwas näheres über die heimlichen Feinde der Kinder auszukundschaften —"

„Kinder?" fragten der Professor und ich gleichzeitig, und eine Spannung bemächtigte sich meiner, daß ich gänzlich vergaß, in welcher entsetzlichen Umgebung ich mich befand.

Das Weib erschrak sichtlich. Eine Weile überlegte es, worauf es verdrossen antwortete: „Nun ja denn, wenn's einmal heraus ist, mag's auch gelten, und ein paar Dollar werden Sie wohl auf den ausbedungenen Preis drauf legen, wenn ich Dinge erzähle, nach denen Sie nicht fragten. Ja, zwei Kinder und Knaben obenein. Kinder von derselben Mutter und geboren in derselben Stunde."

24. Kapitel.

Die Zwillinge.

Auf diese ungeahnte Kunde blickten der Professor und ich uns gegenseitig verstört in die Augen. Das erste Erstaunen hatte uns sprachlos gemacht. Die Aussage, welche der Drentel unbedacht und ohne jegliche Berechnung entschlüpfte, schloß jeden Zweifel über deren Wahrheit aus.

„Zwillinge," brach der Professor das Schweigen nachdenklich.

„Wo sollen wir ihn suchen?" stieß ich förmlich hervor, während das unbestimmte Bild eines nächsten Angehörigen, eines Zwillingsbruders, meine Phantasie bis zur Verwirrung erfüllte.

Lebhaft kehrte der Professor sich dem Weibe wieder zu, indem er drohend fragte: „Womit wollen Sie Ihre Angabe beweisen? Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich bereit bin, für unerwartete wichtige Aufschlüsse das Doppelte zu zahlen."

Aus den verschwommenen Augen der widerwärtigen Person funkelte Habgier oder vielmehr die Unersättlichkeit des ihr zur Lebensfrage gewordenen Lasters. Mit eigentümlich listigem Grinsen betrachtete sie mich eine Weile, worauf sie wie zu sich selbst sprach: „Es sollte mich nicht wundern, hätte ich den jungen Herrn da schon einmal auf meinen Armen getragen."

Mich schauderte. In meiner heftigen Erregung fehlte mir der Begriff dafür, daß die vor mir sitzende grauenhafte Gestalt vor einem Vierteljahrhundert eine wesentlich andere Erscheinung bot.

„Und wenn das der Fall wäre?" fragte der Professor besonnener, jedoch wiederum mit einem sonst an ihm ungewöhnlichen Eifer.

Die Angeredete blinzelte listig. Der Einfluß des genossenen Branntweins schien sich im Laufe des ernsten Gespräches einigermaßen verflogen zu haben, eine Probe ihrer ursprünglichen Schlauheit zurückgekehrt zu sein, denn sie antwortete mit einer gewissen Zuversicht: „Um es zu beweisen, möchte ich den jungen Herrn bitten, mich zuvor einen Blick auf seinen Hals unterhalb der prächtigen braunen Locken werfen zu lassen. Hernach will ich Ihnen noch etwas anvertrauen, was ebenfalls einen oder zwei Dollar wert sein dürfte."

In meinem Geiste leuchtete es auf. Während aber der Professor befremdet auf mich hinsah, bedurfte ich selbst keines weiteren Beweises mehr. Eine unbestimmte freudige Ahnung erwachte in mir, und unter deren Eindruck fragte ich ungestüm: „Sie beziehen sich auf ein Muttermal? Sie sahen es früher?"

„Um das zu behaupten, muß ich zuvor einen Blick darauf geworfen haben," antwortete das Weib, mit einem matten Versuch, sich selbstbewußt in die Brust zu werfen. (Fortsetzung folgt.)



Spanische Spielkarte.

Zur Geschichte der Spielkarte.

Von

Archivrat Dr. F. W. Ebeling.

Ueber die verschiedenen Spiele sowohl bei unzivilisierten als zivilisierten Völkern existiert eine überaus reichhaltige und geschlossene Litteratur. Ueber das Werkzeug aber oder Hilfsmittel des in allgemein moralischer und in sozialethischer Hinsicht beachtenswertesten Spieles, über die mannigfachen Gestaltungen der Karte — sieht man von ihrer technologischen Seite ab — haben wir insgesamt nur ungenügende Auskünfte, so daß sich eine zusammenhängende, vollständige Geschichte derselben, im Gegensatz zu den Kartenspielen, noch bei weitem nicht darstellen läßt. Ich versuche in den folgenden Zeilen einen kleinen Beitrag dazu zu liefern, der sich in den meisten Angaben nicht bloß auf völlig beglaubigte Mitteilungen, sondern auch auf meine eigene An- und Durchsicht einiger Spielkartensammlungen stützt und von dem ungemeinen Interesse, das alle Stände beiderlei Geschlechts der Praxis unseres Gegenstandes widmen, ein nicht ganz geringes auf sich übertragen zu sehen hoffen darf.

Wo ist der Ursprung der Spielkarte zu suchen?

In Holland gibt es noch immer Leute, welche Lorenz Jansen Coster von Haarlem (1370—1439) für den Erfinder der Spielkarte halten. Nachdem er trotz der Schutzschriften eines Adrian Junius, Peter Scriper, Schöpflin, Meermann und anderer nicht an Stelle Guttenbergs als Wiedererfinder der Buchdruckerkunst behauptet werden konnte, sollte wenigstens jene Hervorbringung auf seinen sinnreichen Kopf zurückgreifen. Dieser Meinung tritt aber schon der Umstand entgegen, daß selbst in Holland bereits vor seiner Geburt Spielkarten im Schwunge sind; nicht einmal der erste heimländische Drucker ist er, da sich Spiele vom Jahre 1380, verfertigt zu Leiden, vorgefunden haben.

Deutschen Ursprungs ist die Karte aber auch nicht. Der berühmte Leipziger Jurist Karl Ferdinand Hommel (1722 bis 1781) faßte zuerst diese irrige Mutmaßung, verleitet durch die Figuren der einzelnen Blätter, welche er sich nicht anders als aus den Lehnsverfassungen der Deutschen zu erklären wußte, also auch ohne Kenntnis davon, daß es in Deutschland nebenher Karten ohne solche Figuren gab, und zwar älteren Datums als jene.

Doch ebensowenig ist man berechtigt, den Ursprung der Spielkarte in Spanien, Italien oder Frankreich finden zu wollen.

Nein, alles weist in dieser Frage auf den Orient hin und wird der Blätter, welche fanatische Priester des 16. Jahrhunderts dem Teufel zuschreiben, schon in den ältesten Sagen der ost- und westasiatischen Kulturvölker, der Chinesen, Japaner, Indier, Babylonier und Assyrer, Meder und Perser, Phöniker und Aegypter gedacht. Nur unter den Hebräern scheint diese Erfindung keine Heimstätte erlangt zu haben, wenigstens fehlt jeder Anhaltspunkt dafür. Von Papier oder einer ähnlichen Masse waren diese Blätter allerdings noch nicht, vielmehr bestanden sie, namentlich die der Chinesen und Japanesen, meist aus Täfelchen von Elfenbein, andere aus dünnen Holzplättchen und Steingut. Und ganz in Uebereinstimmung mit dem starren Konservatismus, der alles Leben der Orientalen bis in die letzte Zeit hinein beherrschte, und der träumerischen Stabilität ihres Charakters hat sich auch dieses Gerät an zweitausend Jahren in fast unveränderter Herstellung erhalten. Vor mir liegen zwei chinesische Spielkarten, von denen die eine um 1580 nach Europa gebracht worden, die andere 1860 direkt nach Deutschland gelangte und nicht viel früher verfertigt sein soll — und beide gleichen vollständig dem Exemplare, das angeblich aus der Zeit um 500 vor Chr. stammend (eine unbestritten gebliebene Bestimmung), im Kataloge einer Londoner Altertümer-Versteigerung vom Jahre 1835 beschrieben worden. Das eine Spiel besteht aus 37, das andere aus 59 Elfenbeintäfelchen, etwa 8 cm lang und $1^1/_4$ cm breit, die Vorderseite mit schwarzen, eingebrannten Linearfiguren und ebensolcher Schrift, umrahmt von gleichfarbiger Kante, die Hauptwerte rot angestempelt, die Rückseite gelb. Eine andere chinesische Karte, welche ich in der Sammlung des Pfarrers Dr. Schütz in Leitzsch bei Leipzig sah[1]), gleicht ganz den älteren japanischen, die aus 29 Elfenbeintäfelchen bestehen, beinahe 1 cm breit und ungefähr 7 cm lang, ebenfalls mit schwarzer Linearmalerei wie dergleichen Schrift versehen und in den Hauptwerten rot abgestempelt, auf der Rückseite dagegen tief und glänzend schwarz sind.

Diese Karten sind indes nicht mehr die allein gang und gäben; Indien, China, Japan, Persien, Aegypten und die Türkei sind, vereinzelte Versuche im vorigen Jahrhundert nicht gerechnet[2]), seit siebzig Jahren immer mehr für die Erzeugnisse der englischen und französischen Kartenfabriken gewonnen worden, welche den Geschmack der Orientalen im Auge behielten und alle für jene Länder wünschenswerten Varietäten anbrachten. Man trifft daher dort neben unseren gewöhnlichen, aber breiter und höher gehaltenen Doppelkopf-Whistkartenspielen, in denen die Figuren teils der heimischen weltlichen und geistlichen Hierarchie entlehnt, teils nur dem in das eigentümliche nationale Leben völligst Eingeweihten verständlich sind. Dahin gehört auch eine Karte, deren Figuren einen Sultan, eine Sultanin, einen Pascha und (wie ich ihn deute) einen Bostandschi-Baschi vorstellen, ein Drittel jedes der guillochierten Zahlblätter aber einen Janitschjari-Trupp. Alle zeichnen sich durch besonders sorgfältige und prächtige, einige sogar durch höchst luxuriöse Ausstattung aus. So habe ich vor mir ein Spiel mit durchaus künstlerischen, in Kupferstich ausgeführten Figurenumrissen von Hausmann in Paris, ausgefüllt mit unvergleichlich lebhaften Farben und reichster Goldmalerei. Die vier Farben (Treff, Pik, Coeur, Carreau) werden hier durch die vier Weltteile Europa, Asien, Afrika und Amerika unterschieden. Sonst sind die Figuren König, Dame und Bube wie in der gewöhnlichen französischen Karte, nur trägt der Bube die Signatur gleich der Dame oben. Sämtliche 52 Blätter bieten übrigens die mannigfaltigsten Nebenbilder dar. Die Zahlenblätter (As bis zehn) weisen einen zarten Unterdruck auf.

Ich bin aber entschieden der Meinung, daß nicht gewinnsüchtiges Interesse den Anstoß zur Erfindung der Karte gegeben, sondern eine den allgemeinen Hang zum Aberglauben überraschende und nährende Zufälligkeit; jene Zufälligkeit nämlich, wo aus der unvorhergesehenen und unwillkürlichen Verbindung und Lage gewisser Gegenstände eine bevorstehende Begebenheit gemutmaßt wurde, welche wirklich eintraf. Begreiflich mußte dann die Einbildung rasch dazu geführt werden, ganz bestimmte, leicht handliche Geräte zur Wahrsagung zu verwenden, sich darin zu üben und durch Uebung zu einem System zu gelangen. Was mich in dieser Meinung von dem ersten Anstoße zur Erfindung der Spielkarte vollends bestärkt, das ist der Name, unter welchem wir sie nach Europa ausgeführt sehen und dessen hier gleich gedacht werden wird. Dieses Gerät, also in letzter Gestaltung

[1]) Diese Sammlung ist verkäuflich.

[2]) Eine pompöse französische, bloß für China eingerichtete Karte vom Jahre 1750 in obiger Sammlung.

ie Karte, auch zu wenig erregenden und och erheiternden anderweitigen Spielen u benutzen, lag sehr nahe; kaum aber ürften letztere auf unmeßbare Zeit hinaus nes anderen Charakters gewesen sein, ls die unseres „Tod und Leben" oder Patience". Gewinnsüchtige und vornehm- ich Hazardspiele verdanken die Orientalen cher erst den Europäern, nachdem diese ie Karten durch sie kennen gelernt und u einem der verhängnisvollsten Werkzeuge usgebildet hatten. Allein auch das Ent- tehen jener Kartenkunst, die auf einer estimmten Art des Mischens der Blätter der auf besonderen arithmetischen Ver- ältnissen oder bloß ungemeiner täuschen- er Geschwindigkeit der Finger beruhen, eist auf den Orient hin.

Daß lediglich die Zigeuner in Indien



Spanische Spielkarte.

s sogenannte Kartenschlagen getrieben, höchst unwahrscheinlich; um so gewisser es, daß dieser vagabundierende Volks- mm in Europa zuerst jene Kunst in ebenso betrügerisches als einträgliches werbe umgewandelt hat. Vielleicht er- hten auch sie schon zu dem Behufe rten mit eigentümlichen geheimen Cha- teren.

Wer von Asien her die Kenntnis der rte nach Europa verpflanzte, ist uner- ttelt; die Zigeuner auf keinen Fall, n bis zum Beginn des 15. Jahrhun- ts ist keine Spur dieser dunkelhäutigen nschen in unserem Erdteile nachweisbar. e Spielkarte dagegen ist hier bereits um 80 in Aufnahme; zunächst in Spanien etwa zehn Jahre später in Italien, beiden Ländern unter gleichem Namen, t „Naipes", hier „Naibi" lautend, ein n Indischen entsprungenes Wort mit Bedeutung: das Wahrsagen. Alle n entgegenstehenden Angaben sind als ichtig abzuweisen, namentlich, daß die Karte erst in Italien, dann in Spanien eingeführt worden sei und dort erst um 1299 oder, wie andere wollen, erst 1308. Denn die älteste bekannte Spielkarte, von welcher sich Blätter erhalten haben, stammt aus Granada, und ist aus Papier von Baumwolle angefertigt, dessen Fabrikation vornehmlich von den Arabern schon in der Mitte des siebenten Jahrhunderts betrieben wurde, wogegen die ältesten in Italien angefertigten Spielkarten bereits aus Lin- nenpapier bestehen, das doch vor 1308 nirgends vorkommt. Wenigstens ist eine Karte italienischen Ursprungs aus anderem Stoffe noch nicht ermittelt worden. Die ersten Nachrichten von dem Vorhandensein der Karte in Europa stehen aber auch gleich mit Klagen über gewinnsüchtiges Spiel und dessen Folgen in Verbindung.

Die spanische Karte ward aber auch maßgebend für die Einrichtung der italie- nischen; dieselbe Höhe und Breite des Formats, dieselbe Moussierung der Rück- seite (anfänglich nackt, dann marmoriert, später mit ineinanderlaufenden Figuren), dieselben Farben, weiß, rot, blau, schwarz im Durcheinander, mit den Zeichen copas (ital. coppi) oder Becher, aspadas (spadi) oder Schwerter, oros (denari) oder Mün- zen, und bastos (bastoni) oder Stöcke, wodurch die vier Hauptstände im Staate: Priesterschaft, Adel, Bürger und Acker- bauer, versinnbildlicht werden sollten. Ebenso die Benennung der stets vollen Figuren Rey (Rè) oder König, Caballo (Cavallo) oder Reiter, Sota (Fante), Knappen oder Buben, anfänglich ein Roß führend. Damen sind eine französische Einführung, die erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts zur Mode gelangte. Verdrängt jedoch wurden durch sie die Reiter nicht.

Ein einziger wesentlicher Unterschied zeigt sich in beiden Karten von Hause aus: Die erstere umfaßt 48 Blätter, nämlich außer den genannten Figuren das As, welches im vermeintlich ältesten spani- schen Nationalspiele und in den verschie- densten neueren Spielen bloß 1 gilt, und die Zifferblätter 2—9, wogegen der Sota, Knappe oder Bube 10, die Dame oder der Reiter 11 und der König 12 werten. Die älteste italienische Karte hingegen, nach dem dort zuerst aufgekommenen Spiele „Trappolierkarte" benannt, umfaßt nur 36 Blätter, indem ihr die Ziffern 3—6 fehlen. Aus dieser entwickelte sich die Tarockkarte mit 78 Blättern und hinterher eine andere mit 40 Blättern, die Ziffern von 1—7. Mit dem Rundgange der französischen sogenannten Whistkarte durch Europa werden dann in Spanien wie in Italien, ohne die anfänglichen ver- schiedenen Farben ausmerzen zu können, Spiele mit zwei schwarzen und zwei roten Farben üblich, und in Italien schiebt man an die Stelle der „Denari" eine Farbe „Picche", ganz so gestaltet wie das fran- zösische Pik. Einer Umwandlung ist letztere nicht gefolgt; das Format der spanischen Nationalkarte ist nunmehr so klein gewor- den, daß es nahe an Unhandlichkeit grenzt: es beträgt jetzt kaum 9½ cm Höhe und knapp 6 cm Breite. Außerdem ist die gebräuchlichste nur aus Vorder- und Hinter- blatt zusammengesetzt, während jedes gute Kartenblatt bekanntlich noch einen Mittel- bogen erfordert. Dazu bedient man sich nirgends eines so schlechten Papiers wie hier. Um so mehr hat sie an Buntheit zugenommen; die Bilder sowohl als die Zifferblätter, mit Ausnahme der Oros, welche nun gelb sind, weisen eine höchst unschöne Zusammenstellung von Gelb, Grün, Blau und Rot auf; die schwarzen Umrisse sind Holzschnittdruck, die Farben die ge- wöhnlichsten, mit Kleister versetzte Erd- farben. Nicht mehr üblich ist die Bezeich- nung „Bastos", es heißt statt dessen „Palos" (Baumstumpfe oder Knüppel). Ich bringe hier eine getreue Abbildung



Spanische Spielkarte.

der vier Asblätter, des Copa-Königs, des Espada-Reiters und Palo-Buben in der gegenwärtigen Gestaltung des National- spiels, zu welchem kurz folgendes be- merkt sei.

Das Haupt- und Nationalspiel in Spanien, das Ombre, soll auch das älteste daselbst sein. Fortgesetzte Nach- forschungen haben dagegen die Vermutung des Engländers Singer[1]) bestärkt, wo- nach das älteste Spiel der Spanier nicht das „Ombre" ist, aus welchem sich das L'hombre mit seinen Varietäten und Ab- arten entwickelte und seit dem 16. Jahr- hundert über ganz Deutschland, ja selbst nach Afrika verbreitete. Vielmehr ist glaubhaft, daß das sehr einfache Spiel „Primerio" das älteste ist. Aus diesem dürfte dann das „Reynado" hervorge- gangen sein, das im Don Quichotte (Buch 10, Kap. 5) erwähnt und von Tieck ganz willkürlich „Lomber" übersetzt

[1]) Researches into the history of playing cards. Lond. 1816.

worden. Im Volke hieß dies Spiel scherzweise „al Renegado“ oder Teufelsspiel. Und hieraus erst kann das „Juego del Hombre“ entstanden sein, jetzt fast nur unter dem Namen „el Tresillo“ bekannt und meist noch immer unverändert mit einfacher Frage und einfachem Solo gespielt: bekanntlich jedoch das kunstvollste und pikanteste. Wie viel Zeit bis zum Hervortreten dieses Spiels verflossen oder bis dahin, wo es zur Oberhand gelangte, ist unbestimmbar, letzteres keinesfalls vor der Mitte des 16. Jahrhunderts. Die dem Abensteinschen Spielalmanach von 1820 häufig nachgeschriebene Angabe 1430 findet in der älteren spanischen Litteratur keinerlei Erweis und ist aus mehreren anderen Gründen unbedingt verwerflich[1]).

Von Italien aus verpflanzte sich die Spielkarte nach Deutschland, höchst wahrscheinlich bereits zu Anfang des 14. Jahrhunderts und schlechterdings nicht erst 1391, wie vielfach — wohl in Verwechselung mit dem Bekanntwerden eines bestimmten, unten näher zu erwähnenden Spieles — angegeben worden, wobei freilich einer dem anderen gläubig nachgeschrieben hat. Zur Unterstützung für unsere Behauptung dient, daß Gottfried III., Bischof von Würzburg (1314 bis 1322) bereits im Jahre 1321 dem Klerus seines Stifts das „sündige“ Kartenspielen verbietet. Ebenso der gewaltige Kurfürst Balduin von Trier (1307 bis 1354) im Jahre 1327; Verbote aber, die hier so wenig nutzten, wie die unter Androhung noch schärferer Strafen vom König Johann I. von Kastilien (1387) erlassenen, alle Stände angehend. Der Klerikat in Deutschland wußte sich zu helfen, indem er eine neue Karte ersann, mit welcher die bisherigen Spiele unter der Maske des Gebets und der frommen Beschaulichkeit gepflogen wurden. Diese Karte kann füglich die Heiligenkarte genannt werden. Man nahm eine gewisse Anzahl Heiligenbilder, welche die Bedeutung der Könige, Reiter, Buben oder Ober und Wenzel erhielten, wogegen andere beliebige die Zifferblätter darstellten und als solche dadurch kenntlich gemacht wurden, daß man ihnen so viel Punkte mit Ruß, also in leicht zu beseitigender Weise auftupfte, als sie zählen sollten. Ein solches Spiel liegt mir aus dem Jahre 1450 vor, angeblich einem der schlesischen Mönchsklöster entstammend, die um jene Zeit durch den Bischof Petrus II. und Johannes Capistranus strengen Revisionen unterlagen, während anderseits allen Diözesanen ohne Unterschied „jegliche Schwelgerei, alles Brett- und Kartenspiel bei Verlust der ewigen Seligkeit“ verboten wurde, natürlich vergebens, zumal hier nicht so unmittelbare und handgreifliche Strafen in Aussicht standen, wie in denselben und fast gleichzeitigen Verboten des Eichstädter Bischofs Johann III. In betreffender Karte stellen in Gold gemalte Heilige die Figuren, in gewöhnlichen Farben (blau, rot und gelb) gemalte die Zifferblätter 1, 2 und 7—10 vor. Die Rußtupfen sind noch unschwer erkennbar, das Format ist ein kleines, aber etwas breites Oktav; das Papier ist grau, einfach, indes ziemlich steif. Unstreitig diente diese Karte zum Trappolierspiel. Ja, die alte italienische Trappolierkarte ist mit unwesentlichen Veränderungen im Oesterreichischen, dort auch Bastonikarte genannt, noch nicht völlig außer Brauch, ebenso in Schlesien hier und da zu finden, obgleich nur in niederen Kreisen, die den „Rè“ das Reh, den „Cavallo“ das Cavall, den Buben oder Unter (Fante) das Fantell, die Zwei den Do oder Du nennen, sämtliche 36 Blätter Bastan-



Spanische Spielkarte.

karte. Im Oesterreichischen dient sie übrigens zu dem noch üblichen Spiele 26 oder 101.

Auf das Format zurückzukommen, so besagen unsere Nachrichten, daß gerade in Deutschland die Spielkarten in den ersten Zeiten ihrer Existenz schon in den verschiedensten Größen angefertigt wurden, von 1/24 des Bogens an bis zum Kleinfolio.

Die Entstehung der Bilder Ober und Wenzel in die Mitte des 15. Jahrhunderts zu verlegen, ist irrig. Sie sind nach der Mitteilung eines gediegenen Kenners und Sammlers, des verstorbenen Buchhändlers Oswald Weigel in Leipzig, bereits in unseren ältesten Herstellungen mittels Holzschnittes vorhanden, welche zwischen 1350 und 1360 von Nürnberg ausgehen, nur samt und sonders von rohester Beschaffenheit, ebenso häufig bloß schwarz als ohne Malblätter koloriert. Erkenntlich waren die Nürnberger Karten an einem stehenden Kreuz unter der roten (Herzen-) Sieben. Der Magistrat fa[…] hierin aber (1518) eine Blasphemie u[…] verbot deshalb den Kartenmachern, [...] frühzeitig (urkundlich zuerst 1373) zünft[…] Handwerker sind, das Zeichen, dagegen [...] Andreaskreuz (X) gestattend, das sich b[…] zur römischen X ausbildete. Das Andrea[…] kreuz sah ich noch in einem Exempl[…] von 1845. Das erste einigermaßen g[…] geschnittene und augenscheinlich mittels [...] Patrone kolorierte Nürnberger Spiel [...] die „Gänsemännchenkarte“, so genan[…] nach dem Eichel-Unter, der zwei Gänse [...] einem Arme trägt. Der Name ihres u[…] sprünglichen Verfertigers ist Häußle[…] In wenigen Jahren aber wurde sie du[…] die Karten von Johann Ernst Ba[…] ofen übertroffen, sowohl nach Holzschn[…] als Färbung.

Unterdessen war ein neues „Gebetb[…] des Teufels“ entstanden, nämlich [...] Landsknechtskarte (1391), wel[…] wie oben bemerkt, irrtümlich für das er[…] deutsche Kartenspiel gehalten word[…] Ohne Zweifel jedoch wies sie keiner[…] Aehnlichkeit mit früheren Spielen a[…] wie auch das in Frankreich während d[…] 17. Jahrhunderts in allen Kreisen, sel[…] am Hofe Ludwig XIV., gespielte „Lan[…] quenet“ (Landsquenet) nichts mit d[…] alten deutschen Landsknecht gemein hat[…] Bloß den deutschen Namen annehme[…] war jenes ein blankes Hazardspiel, betr[…] ben mit der gewöhnlichen französisch[…] Karte, das unserige dagegen ein origina[…] Dreispiel. Umgekehrt ist das, was he[…] bei uns insgeheim als Landsknecht trakti[…] wird, ein von Frankreich erst eingeführt[…] obschon verändertes „Jeu de hazard“.

Die mir zu Händen gekommene Land[…] knechtkarte trägt die Jahreszahl 1541 u[…] den Manufakturvermerk: „Diese Kar[…] ist zu finden bei Johann Heinri[…] Schenk in Nürnberg.“ Etwas klein[…] und schmäler als unsere gegenwärtig [...] lichen Karten, äußerst roh in Schnitt u[…] Farbengebung, wenn man bunte Klecks[…] ohne Patrone so nennen darf, besteht [...] aus 33 Blättern, nämlich 21 benann[…] Bildern und 12 mit den rotgefärb[…] römischen Ziffern, VII—X. Die „Bild[…] heißen: „Pfeiff“, „Würst“ (3 Bl[…] „Einkehrt“, „Auszahlt“, „Nar[…] (2 Bl.), „Deller“, „Thaler“, „Gla[…] (2 Bl.), „Werda“ (2 Bl.), „He[…] (2 Bl.), „Miau“ (2 Bl.) und „Hot[…] (3 Bl.).

Ueber die weiteren Schicksale die[…] Karte und des ursprünglichen Spiel[…] dem sie diente, sind wir nicht unterricht[…] Beide sind jedoch zu Ende des 17. Ja[…] hunderts verschollen.

Bis dahin aber hatte Nürnberg län[…] aufgehört, im Deutschen Reiche der Hau[…] ort für die Kartenmanufaktur zu [...] Ulm, Augsburg, Leipzig, Darmst[…] Mannheim, Frankfurt a. M., Münch[…] Hamburg, Wien, Brünn und selbst [...] kleine Städte wetteiferten mit ihm [...] überflügelten es auch darin. Ebenso[…] Nürnberg der letzte Ort, wo zur Herst[…] lung feiner Karten statt der Holzvorl[…]

[1]) Wer sich für die Geschichte des L'hombre näher interessiert, den verweise ich auf die zwar noch lückenhafte aber trotzdem reichhaltige Darstellung desselben von Gustav Schwetschke, Halle 1863.



Spanische Spielkarte.

en der Kupferstich auf die Umrisse es Vorderdrucks angewendet wird. Die chlechtesten Karten hingegen lieferte on jeher Prag; merkwürdig konservativ igte sich in dieser Hinsicht namentlich die irma P. Horacek.

Nach Frankreich und Holland nd die Spielkarten höchst wahrscheinlich leichzeitig gekommen, nämlich um 1360, nd zwar zunächst die spanisch-italienischen. ie erste originale, allein nur in wenigen xemplaren angefertigte französische arte ist die überaus prachtvolle, welche r Zerstreuung des wahnsinnigen Königs arl VI. diente (1392). Zwei Blätter eses Spiels sind in meinem „Historisch-rotesk-komischen Bilderatlas“ Heft I eipzig 1862) in Gold- und Farbendruck en Vorlagen ganz getreu nachgebildet und t daran zu erkennen, daß es in jeder insicht von allen anderen bekannten pielen abwich. Die jetzt noch dominie-nde Karte von 52 Blättern tritt zuerst 40 hervor und weist statt der Reiter amen auf, jene hierzulande fortan ver-ängend. Bemerkenswert ist dabei, daß reits in den Fabrikaten des 16. Jahr-nderts die schwarzen Augen mit einer rm vollständig ausgedruckt, also bloß e roten gemalt sind. Außerdem will ich er gleich anmerken, was wenig bekannt worden, daß der Kardinal Mazarin ir das Hocspiel eine besondere Karte ann und ausführen ließ, die indes wohl um über die Hofkreise gedrungen sein rste und von welcher sich nichts erhalten haben scheint. Selbst eifrige Pariser ammler konnten von ihr nichts ausfindig achen.

Was Holland weiter betrifft, so hre ich hier vorläufig noch an, daß es 17. Jahrhundert den renommiertesten artenfabrikanten besaß, einen kleinen, scheinbaren und schrullenhaften Mann, deſſen Namen, Wesen und Hantierung sich verschiedene sprichwörtliche, zum Teil bis auf den heutigen Tag auch bei uns übliche Redensarten knüpften, über welche aber das Andenken an den Mann selber so verblich, daß sogar ein so vielseitiger Historiker wie Lappenberg sich in wunderlichen Erklärungen darüber ergehen konnte[1]). Dieser Mann war Peter Meffert von Amsterdam. Noch aus neuester Zeit gibt es holländische Karten, in denen der Treffbube seinen Namen trägt[2]).

Wenig später als in Frankreich und Holland ist die Spielkarte in England eingebürgert, und zwar vorerst die spanisch-italienische, welche, trotzdem die französische alsbald nach ihrem Entstehen auch hier heimisch und selbst deutsche Karten nachgeahmt wurden (letzteres seit 1440), teils unverändert, teils in ähnlichen Gestaltungen bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in Gebrauch blieb. Ein solches Spiel hat Pope in seinem berühmten Epos „Der Lockenraub“ (Ausgabe von 1712) besungen, wo die vier Farben als „Clubs“ (Keulen), „Diamonds“ (Pfeilspitzen), „Hearts“ (Herzen), und „Spades“ (Schwerter) in Schwarz und Rot nebst den Matadoren Spadillio, Manillio und Basto auf dem Kampfplatz des Ombre erscheinen. Seit Anfang des 16. Jahrhunderts entstehen zudem daselbst die Spielkarten in allen Größen, und die Launen der Phantasie schaffen so mannigfaltige Gestalten, wie in Deutschland. So z. B. sah ich aus dem Jahre 1550 eine Karte von 52 Blättern, in denen die Figuren lauter geharnischte Männer darstellen, Farben und Zifferblätter in Uebereinstimmung mit den französischen; aus dem Jahre 1690 ein Spiel in klein Oktav mit der Darstellung von Fürstenversammlungen; aus dem Jahre 1790 eine in allen Blättern schwarze „Temperanzkarte“; aus dem Jahre 1830 eine in italienischem Format in Kupferstich, Gold- und Farbendruck durchaus sauber ausgeführte. Ueberhaupt aber lassen sich die englischen Spielkarten und speziell die Londoner in Feinheit der Herstellung schon im 17. Jahrhundert nicht mehr überbieten. Kupferstich und Steinzeichnung sind kaum erfunden, als sich ihrer auch die dortige Kartenfabrikation bemächtigt.

Von norwegischen Karten sah ich nur zwei Blätter eines einzigen, mutmaßlich ungemein seltenen Spieles, das eine mit acht, das andere mit neun Beilen, mitten durch ein Schaft, dessen Ende das Zeichen ╪ bildete, also wohl den siebenten Buchstaben der älteren Runenschrift, gleich H lautend, und vielleicht den Anfangsbuchstaben des Namens des Verfertigers ausdrückend, der Schaft gestützt auf ein wappenartiges, gelb bemaltes Feld mit dem Namen Bergen in Frakturschrift, gewiß der Fabrikationsort. Das Format ist Sedez, das Papier ungemein dick, die schwarzen Umrisse sind durch groben Holzdruck hergestellt, die Farbe des einen Blattes (der 8) rot (Beil und Schaft), des anderen (der 9) grün, die leeren Stellen und die Rückseiten grau. Der Besitzer dieser Raritäten leitet ihr Alter auf die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zurück.

Gehört das meerumspülte Albion zu denjenigen Ländern Europas, in welchen die Spielkarte am spätesten gesellschaftlich en vogue ward, so ist es dagegen das erste Land, wo sie am frühesten der graphischen Produktion des Humors, der Satire und des Grotesk-Komischen diente. Freilich kommt das Wort Humor in der englischen Sprache erst am Ende des 16. Jahrhunderts auf, und seine jetzige Bedeutung erlangte dieser Begriff sogar erst zu Ende des 18. Jahrhunderts. Allein das leuchtet von selber ein, die Realität dieser Dinge mußte ihren Bezeichnungen und Begriffsbestimmungen vorausgehen; scherzhafte Laune und Spott sind ohne Zweifel so alt wie die Menschheit selbst.

Darf man den Mitteilungen englischer Schriftsteller trauen, so existierten dergleichen Karten bereits um 1460. Ich selbst sah keine früheren, als eine von 1511, welche ergötzliche Raufszenen zwischen Mann und Weib, Menschen mit Tierköpfen und andere Grotesken aufwies.

In keinem Lande treten jedoch derartige Produktionen so massenhaft auf als in Deutschland, und scheinen hier die ersten komischen Karten mit der Entstehung der Karikaturen ebenso auf die Reformatoren wie die Gegner der Reformation zusammenzufallen. So sah ich ein paar Blätter eines Kartenspiels, auf welchen unterhalb der Ziffern ein Narr in eine päpstliche Tiara eine natürliche



Spanische Spielkarte.

[1]) In seiner Ausgabe der Laurembergischen Scherzgedichte. Stuttgart 1861, S. 238 fg. (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 58.)

[2]) In den Sammlungen des Herrn v. Berlepsch in Groß-Stöckheim bei Wolfenbüttel befand sich ein gedruckter Spielkarten-Umschlag, auf welchem Peter Mefferts Nachfolger den Ruhm seines Vorgängers verkündet. Auch dem Franzosen Boiteau ist sein Fabrikat bekannt.

Verrichtung in unanständigster Weise vornimmt, ein Spottgebilde nach einer Idee von Lucas Cranach. In einem anderen Spiele sind am Fuße jedes Blattes die Brustbilder von Narren mit Schellen enthalten, welche umgedreht in fratzenhafter Weise den Kopf des Papstes oder eines Kardinals vorstellen. In einem Münchener Spiele von 1546 präsentieren die Däuser Medaillons, wo Luther, seine Käthe küssend, vom Teufel gepackt wird. In ungefähr derselben Zeit sollen Karten mit Spottbildern auf die Jesuiten gefertigt worden sein. Wie zu erwarten, waren es nicht lediglich religiös-kirchliche Stoffe, welche in solcher Weise verwendet wurden. Ich konnte eine Leipziger Karte von 1798 einsehen, in welcher die Gesichter der vier Könige Karikaturen von Robespierre, Danton, Marat und Mirabeau sind. Diese überaus seltene Karte ist noch deshalb beachtenswert, als sie meines Wissens das erste deutsche Spiel mit Doppelköpfen ist, wo also die Figuren aus zwei Brustbildern bestehen, die in der Mitte des Blattes zusammenstoßen. Aber es zeigt sich hierneben auch der tendenzlose Humor. So lagen mir von diesem Genre einige Blätter eines Spieles von 1550 vor, welche in grotesker Manier Zeichnungen von Affen, Vögeln, Menschen und Ziffern enthielten. Hierher rechne ich ferner die im 17. Jahrhundert aus dem Mecklenburgischen hervorgegangene „Hutzelkarte", ein Spiel von 36 Blättern gewöhnlichen Formats, mit vier buckeligen Männern und vier dergleichen Frauen, welche Daus und König abtrumpften, selbstverständlich alle Zahlblätter (6—10). Sodann die im vorigen Jahrhundert in Bayern entstandene und noch hier und da gebräuchliche „Hexenkarte", ein Spiel von ebenfalls 36 Blättern, deren Bilder aus karikierten Mannsfiguren, zwei Narren und zwei Hexen (alten Weibern) — die Hauptwerte — bestehen. Das damit getriebene Spiel heißt auch Hexenspiel. Weiter aus unserer Zeit eine von Joseph Glanz in Wien gefertigte Tarockkarte mit Straßen- und Volksszenen, in trefflichstem Kupferstich und brillanter Kolorierung. Sodann aus der Fabrik von B. Dondorf in Frankfurt a. M., die überhaupt, was prächtige Herstellung betrifft, den englischen zur Seite gestellt werden kann, eine Vexierkarte, und aus den siebziger Jahren die sogenannte „Musikkarte", ein französisches Spiel von 52 Blättern bietend, doch größeren Formats, obenan die Devise: „Vivent la Musique et la Danse!", in der linken Ecke jedes Blattes das Wertzeichen; dann Orchesterfiguren in komischer Situation aufgefaßt, womit der Raum des oberen halben Blattes ausgefüllt ist. Den unteren nehmen auf zwei Liniensystemen vier Takte eines Musikstückes ein, das nach einem beigefügten Reglement auf je acht Blättern zum Abschluß gelangt. Feinster Stich, saubester Gold- und Farbendruck verleihen ihr noch besonderen Reiz. Eigentümlicherweise ist sie weit mehr in Italien als bei uns bekannt und verbreitet.

Ferner ist von diesem Genre aus den mir zugänglich gewesenen Sammlungen zu erwähnen die sogenannte Kegelkarte in den Farben Schwarz und Rot, welche Szenen und Posituren im „Kamm-" oder „Partenspiel" in heiterem Sinne versinnbildlicht. Und endlich der bei Gelegenheit des zweiten Leipziger Karnevals (1868) von der in Pleiße-Athen bestehenden lustigen Gesellschaft „Die Zwanglosen" ausgedachten und nach ihr benannten Spielkarte, deren Witzigkeit aber vertrautere Kenntnis von Leipziger Zuständen voraussetzt. Wenn ich übrigens die Fabrikate von Glanz und Dondorf hervorhob, so erheischt die Gerechtigkeit auch auf die Erzeugnisse der Firma Frommann und Bünte in Darmstadt als in erster Reihe beachtenswert hinzuweisen. In Leipzig war M. Hense ein tüchtiger Kartenmacher; namentlich ist hervorzuheben eine um 1800 von ihm in altdeutschem Stile fabrizierte Tarockkarte. In neuerer Zeit versuchte hier Twietmayer die bereits im vorigen Jahrhundert gekannten ovalen Karten in Aufnahme zu bringen, was sich jedoch heute wie sonst als undankbares Bemühen herausstellt.

Von komischen Karten anderer Länder ist mir nur noch eine holländische aus dem Ende des 17. Jahrhunderts zu Gesicht gekommen, deren Bilder in den vier verschiedenen Farben lauter lächerliche Teufels- und Hexendarstellungen nach der Manier von Egbert Hemskerk präsentieren.

Rein deutsch war die Idee, die Spielkarte nicht bloß zum Kartenspiel benutzen zu lassen, sondern zugleich zu historischen Reminiscenzen und instruktiven Zwecken in Anwendung zu bringen. Wann diese Idee zuerst in die Praxis gesetzt worden, ist unbekannt. Als zuverlässig gilt aber, daß im 16. Jahrhundert Karten mit den Bildnissen der Reformatoren und anderer Kirchenhäupter sich im Umlauf befanden, auch mit den Bildnissen der deutschen Kaiser, und ich selber erinnere mich eines alten Kölner Spiels, welches auf jedem Blatte das Rundbildchen eines deutschen Kirchenfürsten vorführte, sämtlich benannt. Aus unserer Zeit gedenke ich der „Freischützkarte" von M. Hense, zur Erinnerung an die erste Aufführung der gleichnamigen Oper von Karl Maria v. Weber bestimmt, die Hauptszenerien derselben vergegenwärtigend und die Porträts der dabei in Thätigkeit gewesenen Sänger und Sängerinnen nebst dem des Komponisten. Längere Zeit in Dresden und Leipzig sehr verbreitet, gehört sie dermalen zu den größten Seltenheiten. Ferner der Dresdener „Kommunalgardenkarte", zur Erinnerung an die Revolution vom 9. September 1830, bei welcher jene Bürgerwehr eine hervorragende Bedeutung gewann. Aus 36 Blättern bestehend, dürfte sie bei der ungemeinen Kleinheit ihres Formats ungleich weniger zum Spiel als eben zum Andenken gedient haben. Auch sie ist selten. Glanz in Wien lieferte die „Radetzkykarte" (Tarock), welche u. a. die Bildnisse der bedeutendsten österreichischen Feldherren unter Kaiser Franz Joseph I. vorführt, und ein an[...] Tarockspiel mit Typen sämtlicher [...] reichischen Nationalitäten.

Das Jahr 1871 brachte eine „Deu[...] Einheitskarte" mit den Porträts [...] licher damals lebenden deutschen Fü[...] auch das Napoleons III. mit einer Te[...] maske, dessen volle Figur als Eich[...] Im übrigen ein gewöhnliches Spiel [...] 36 Blättern[1]). Herzog Heinrich zu Sa[...] ließ 1695 zu Schleusingen bei Ge[...] eine sogenannte „Prinzenkarte" in [...] Quart anfertigen, die ausgesproch[...] maßen Spiel und Lehre vereinigen [...] Voraus geht hier eine Erklärung der Ka[...] figur, dann folgt eine lateinische Sen[...] mit der Uebertragung ins Deutsche, da[...] die Figur selbst in der Größe eines [...] Spielblattes, danach wieder eine latein[...] Sentenz und deren Uebersetzung, und [...] Schluß noch ein Merkspruch für fürst[...] Regenten, z. B. „Arte modulenter [...] nes". „Ein Fürst soll solche Mini[...] haben, welche bei allen Leuten in g[...] Ansehen und Gunst stehen." Die Fa[...] werden hier genannt „Hertzen, Kle[...] (so viel wie Eichen, in anderen Sp[...] Klever, Klee, Kreuz), „Spaten" (an[...] wärts auch Schippen, Schaufeln), „[...] ten" (anderwärts Eckstein). In techn[...] Hinsicht ist diese Karte kläglich. [...] Mannheimer Waisenhaus lieferte [...] eine Karte, deren Zweck dahin ging, [...] lend die Geschichte der römischen K[...] einzuprägen. Schlechten Holzdruckes [...] dürftiger Kolorierung ist sie noch [...] Lackierung merkwürdig, denn bis [...] wurden die deutschen Karten bloß geglä[...] nachdem die Bogen gedruckt, ausg[...] und in der Alme getrocknet waren. [...] Lackieren ist überhaupt eine verwi[...] Prozedur, die in der Regel nicht [...] nommen wird, vornehmlich nicht mit [...] Karten. Aus Breslau ging 17[...] Spiel mit Denksprüchen der Weis[...] hervor, aus Berlin 1799 eines mit [...] sprüchen des politischen Radik[...] mus, seitlich der Bilder. Titze in [...] lieferte eine „Mohrenkarte", die [...] nicht bloß Mohren, sondern auch a[...] Menschenrassen kennzeichnet, und ein [...] graphisches Tarock: Wiener Sehenswü[...] keiten. Glanz fabrizierte eine fran[...] Karte mit Pariser Sehenswürdi[...] Lattmann in Goslar die „Harzka[...] mit Harzprospekten.

Aus diesen Karten entstand in [...] Zeit noch eine andere Art, die für [...] Stände und Berufszweige bestimm[...] und wohl auch wenig über diese [...] gedrungen ist. So lieferte Berlin [...] eine „Militärkarte", ein Sp[...] 36 Blättern, das alle Grade und [...] gattungen der damaligen preußischen [...] veranschaulichte, in künstlerischer [...] sich aber wenig von den Neu[...] Bilderbogen unterschied. Dresden [...] 1824 eine trefflich ausgeführte „[...] karte", die alle Tiere des Waldes, [...] Pikeure, Treiber, Rüden 2c. darstel[...]

---

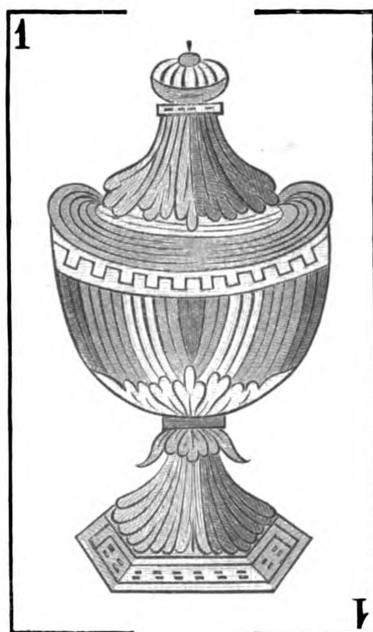
1) In der Sammlung des Dr. Schä[...].

Blätter sind etwas kleiner als üblich. Ferner sah ich eine „Bergmannskarte“, welche das Berufsleben des Bergmanns, auch heitere und tragische Szenen aus demselben vergegenwärtigt.

Besondere Karten zum Wahrsagen finden sich seit dem 16. Jahrhundert in allen Ländern Europas. Von den Sammlern sind namentlich geschätzt die deutsche „Orakelkarte“ vom Jahre 1820, und die hochfeine deutsche „Sibylle“, 32 Blätter zählend, häufig verwechselt mit der selten vorkommenden „Karte der Lenormand“, unter deren Namen allerdings viele Spiele erfunden worden sind, jenseits oder diesseits der Vogesen.

Leider jedoch bemächtigte sich überall und ebenso früh auch die Obscönität der Spielkarte, nur daß unsere Zeit die vergangene darin weit überbot. Als starke Schlüpfrigkeiten galten sowohl in Frankreich als in Deutschland Blätter, wie deren aus der ersten und zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in meiner Geschichte des Grotesk-Komischen auf Tafel 38a und 38b zur Abbildung gelangten. Aber bei diesen tritt die Lächerlichkeit als verhöhnendes Moment hinzu, welches in einem im vorigen Jahrhundert in Holland gefertigten und mit lauter dicken und schamlosen Weibsfiguren ausgestatteten französischen Spiele gänzlich fehlt, so daß uns lediglich die Empfindung des Ekels beim Beschauen desselben befällt. Ein großer Liebhaber solcher Unsauberkeit, ja der entschiedensten Zote hingegen soll Kurfürst August „der Starke“ gewesen sein, und die Chronique scandaleuse erzählt, daß er sich häufig einer Karte mit phallischen Abbildungen bedient habe. An Wahrscheinlichkeit gewinnt dieses Gerücht, wenn man die Thatsache kennt, daß er die intimen Briefe an seine Maitressen mit einem Siegel zu verschließen pflegte, welches ein Paar schnäbelnde Vögel und den Spruch trug: „Gut — und gut Geld kommt durch die ganze Welt.“ Der Unzüchtigkeit gehört auch die „Carte des Départeurs“ an, ein von Wiedner in Wien fabriziertes Tarock, welches das nächtliche Treiben der Frauen der Halb- und Viertelswelt der österreichischen Kaiserstadt darstellt. Das Nonplusultra von Gemeinheit ist aber die Pariser sogenannte „Diaphankarte“. Auf den ersten Blick ein gewöhnliches Whistspiel, zeigt sie, mit einer Durchtriebenheit der Erfindung, wie sie nur dem Hirne eines gänzlich entnervten Lüstlings möglich, jedes Blatt an das Licht gehalten (woher die Bezeichnung Diaphan) 52 verschiedene Attitüden der cohabitatio sexualis. Glücklicherweise hat sie polizeiliche Vigilanz zur Seltenheit gemacht.

Hiermit sind wir an das Ende dieses Essays gelangt. Ich kann denselben aber nicht schließen, ohne noch einer Ausartung zu gedenken, nämlich der „Kinderkarte“, meist Spiele nach französischem System, kleinsten Formats und von brillanter Ausführung, worin z. B. Donndorf in Frankfurt a. M. Verlockendes leistete. Jean Paul bringt einmal den Spruch: „Das Spiel ist die erste Poesie des Lebens.“ Aber die Spielkarte ist gewissermaßen die Schlange in dem Paradiese des kindlichen Gemüts. Selbst für den gereiften Menschen war Kartenspiel nie ohne Fährlichkeit, im besten Falle vermochte es niemals gute, geschweige edle Eigenschaften oder Leidenschaften zu pflegen. Im Kindesalter indes ist es geradezu grundverderblich, denn es weckt mehr als alles andere den Keim der Selbst- und Habsucht; in diesem ist die Karte als ein Werkzeug, das zwar nicht in die Hände, aber in die Seele schneidet. Darum fort mit der Kinderkarte!



Spanische Spielkarte.

Ueber die lauwarmen Bäder als Verlängerung des menschlichen Lebens.

Von

Dr. A. Winckler.

Wer sein Leben verlängern will, muß zunächst darauf bedacht sein, dasselbe — nicht abzukürzen. Er muß also dasjenige fliehen, was erfahrungsgemäß gesundheitsschädlich und lebensgefährlich ist. Insofern sind die Regeln der „Makrobiotik“, d. h. der Kunst lange zu leben, negativer Art; zum Beispiel: Du sollst nicht verdorbene Luft atmen! Du sollst nicht ausschweifen! u. s. w.

Diese Erkenntnis genügte nur wenigen; dieser Weg schien allzu unbequem, allzu einfach und prosaisch. Phantastische Schwärmer hofften und glaubten, es müßten doch irgend welche wundersame Kräuter, Balsame, Salze oder dergleichen zu finden sein, wodurch man das Leben bis ins Ungemessene verlängern könne. Man glaubt ja so gern, was man wünscht! Spekulanten bemächtigten sich dieser Idee und malten der Welt blauen Dunst vor, bis niemand mehr daran zweifelte, daß es positive Mittel gebe, das Leben zu verlängern. Aber ach! die Enttäuschung blieb nicht aus. Die „astralischen Salze“ der Alchimisten, der „Stein der Unsterblichkeit“ des Charlatans Paracelsus (der selber mit 50 Jahren sterben mußte), der „Thee zum langen Leben“ des abenteuerlichen Grafen von St. Germain und das Lebenselixir des berüchtigten Schwindlers Cagliostro — alles das erwies sich als Humbug, nur dazu geeignet, leichtgläubige Thoren zu äffen. Im besten Falle waren die Fabrikanten jener Wundermittel betrogene Betrüger. Indessen ist der Glaube, daß lebensverlängernde Arzneien existieren, immer noch nicht ganz aus den Köpfen der Menge verschwunden, und noch heutigestags werden von Schäfern, Arkanisten und Wunderdoktoren Lebenselixire aus allerhand Kräutern bereitet, zu Nutz und Frommen der Dummen, die bekanntlich „nicht alle werden“. Der Vernünftige denkt über dieses Treiben wie Faust:

„Mir widersteht das tolle Zauberwesen;
Versprichst du mir, ich soll genesen
In diesem Wust von Raserei?
Verlang' ich Rat von einem alten Weibe
Und schafft die Sudelköcherei
Wohl dreißig Jahre mir vom Leibe?
Weh mir, wenn du nichts Bessers weißt!
Schon ist die Hoffnung mir verschwunden.“

Und doch ist jene Hoffnung nicht ganz trügerisch: es gibt Mittel, positive Mittel, welche den Verheerungen, die das Alter im menschlichen Organismus anrichtet, eine Zeitlang entgegenwirken und somit das Lebensziel weiter hinausschieben können. Aber — diese Mittel sind rein diätetischer Art! Unter ihnen nehmen die lauwarmen Bäder den ersten Rang ein.

Wie? höre ich manchen verwundert fragen — lauwarme Bäder? gewöhnliche lauwarme Bäder?

Allerdings. Die Sache ist nicht so unwahrscheinlich, wie sie aussieht. Sie ist auch keineswegs neu, aber wenig bekannt. Unsere Aufgabe wird es sein, auseinanderzusetzen, was die bisherigen Studien über diesen wichtigen Gegenstand ergeben haben und hierdurch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf dieses Thema zu lenken.

Daß alternde Personen durch lauwarme Bäder in hohem Grade erquickt, restauriert, gleichsam verjüngt werden, ist von aufmerksamen Beobachtern längst bemerkt worden. Schon der römische Arzt Celsus empfahl den Greisen die warmen Bäder. Allein man wußte sich nicht zu erklären, warum dieselben älteren Personen so wohlthätig sind. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gab ein französischer Arzt namens Pomme eine zutreffende Erklärung hierfür. Sie lautet: „Das Greisenalter ist durch eine zunehmende Trockenheit, Sprödigkeit, Steifigkeit der Gewebe charakterisiert (Dr. Pomme nannte das mit Vorliebe racornissement, Verhornung), nun aber sind lauwarme Bäder ein Mittel, die Austrocknung der Gewebe direkt zu verhindern oder doch zu bekämpfen; folglich sind diese Bäder ein Verlängerungsmittel des Lebens und ihre auffallend wohlthätige Wirkung auf ältere Personen ist leicht begreiflich.“

Der Beweis dafür, daß der Körper im warmen Bade thatsächlich eine ansehnliche Menge Wasser aufnimmt, daß mithin die Gewebe im eigentlichen Sinne „erweichen“, ist von Falconet erbracht worden. Dieser Forscher stellte Wägungen an, welche ergaben, daß eine Person, die eine Stunde lang im lauwarmen Bade bleibt, über drei Pfund Wasser durch die Haut absorbiert. Auch der

Pyrmonter Brunnenarzt Marcard (in seiner Schrift „Ueber die Natur und den Gebrauch der Bäder“, Hannover 1793, S. 261) konstatierte als Ergebnis sorgfältiger Untersuchungen, daß ein Erwachsener im lauwarmen Bade binnen einer Stunde bis zu vier Pfund Wasser durch die Haut aufnimmt. Neuere Beobachtungen haben ähnliche Resultate ergeben. Jeder, der in seinem Badezimmer eine Wage aufstellt, kann sich leicht von der Richtigkeit dieser Beobachtungen überzeugen.

Die lauwarmen Bäder haben ferner die Eigenschaft, die Zahl der Pulsschläge und Atemzüge merklich zu verringern, und auch in dieser Hinsicht verhindern sie die allzu rasche Konsumtion des Lebens. Besonders solche, die ein allzu empfindliches, reizbares Gefäßsystem haben, also einen leicht beschleunigten Puls, Wallungen zum Kopfe u. s. w., ziehen aus diesen Bädern großen Nutzen. Ein halbstündiges lauwarmes Bad von 25—28° R. setzt eine Pulsfrequenz von 72 ungefähr auf 60 herunter, und auch nach dem Bade bleibt die Zahl der Pulsschläge noch geraume Zeit vermindert. Marcard, welcher einmal versuchsweise anderthalb Stunden im lauwarmen Bade verweilte, setzte dadurch seinen Puls bis auf 54 Schläge herab!

Seitdem nun durch diese Beobachtungen darauf hingewiesen wurde, daß lauwarme Bäder ein treffliches Mittel seien, die schnelle Abnutzung des menschlichen Körpers zu hindern, haben mehrere angesehene Aerzte dieses Mittel ihrer Beachtung gewürdigt.

Hufeland, in seinem berühmten Buche „Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern“ (Jena 1797) sagt nur ganz kurz in dem Kapitel „über das Alter und seine gehörige Behandlung“ (S. 687): „Laue Bäder sind äußerst passend, als eins der schönsten Mittel, die natürliche Wärme zu mehren, die Absonderungen, besonders der Haut, zu befördern und die Trockenheit und Steifigkeit des Ganzen zu vermindern. Sie entsprechen also fast allen Bedürfnissen dieser Periode.“ — Im Kapitel über „Reinlichkeit und Hautkultur“ sagt er (S. 585): „Beides halte ich für Hauptmittel zur Verlängerung des Lebens“ und stellt die Regel auf: „Man bade jahraus jahrein alle Wochen wenigstens einmal in lauem Wasser“ (S. 592).

Weit eingehender als Hufeland besprach der Brunnenarzt Zwierlein in Brückenau die lebensverlängernde Kraft der lauwarmen Bäder. Sein Werk erschien unter dem Titel: „Das wirksamste und leichteste Verlängerungsmittel des menschlichen Lebens.“ Frankfurt a. M. 1817. Dr. Zwierlein setzt in diesem Buche umständlich auseinander, daß lauwarme Bäder die Konsumtion des Lebens vermindern, daß sie dem Körper des Badenden durch die Einsaugung viele Feuchtigkeit mitteilen, alle Teile des Leibes geschmeidig erhalten, dem Steifwerden und Austrocknen der festen Teile sowie der Zähigkeit, dem Stocken und Verderben der flüssigen Teile Einhalt thun, daß sie die feinsten Gefäße offen erhalten, die Restauration, das Geschäft der Ernährung befördern, daß sie die Absonderungen vorzüglich der Haut erleichtern, daß sie die natürliche Wärme erhalten und durch diese vereinten Wirkungen den Organismus und Lebensprozeß in gehörigem Gang erhalten, mithin die Folgen des Alters und den Tod selbst möglichst lange fernhalten. In Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes sei es mir vergönnt, einige Abschnitte aus dieser Schrift zu citieren:

(S. 25 ff.) „Da der natürliche Tod nicht durch Abnutzung der Organe, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, verursacht wird, sondern hauptsächlich durch Austrocknung, Steifigkeit und Unbeweglichkeit der festen Teile, durch Verengerung, gänzliche Verstopfung oder Verwachsung der feinsten Gefäße, durch Verderbnis, Zähigkeit, Verdickung und Stockungen der flüssigen Teile, durch Ueberfluß der erdigen Teile in den Säften und die dadurch verursachte Störung aller Funktionen des menschlichen Körpers, besonders der Ernährung und des Kreislaufs des Blutes, entsteht, so gibt es gewiß kein passenderes, kein zweckmäßigeres Mittel, den Tod möglichst lange zurückzuhalten, als das lauwarme Bad, bei herannahendem Alter öfters angewandt, welches durch seine hier angeführten vereinten Wirkungen zu diesem Endzwecke alles leistet, was ein menschliches Mittel zu leisten im stande ist und daher mit Recht als das wirksamste Verlängerungsmittel des menschlichen Lebens empfohlen werden kann.

Als der berühmte Staatsmann und Naturforscher Benjamin Franklin in Amerika, der Erfinder des Blitzableiters und der Harmonika, sich zu Anfang der amerikanischen Revolution, im Anfange der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts als Gesandter in England aufhielt, im Alter von etlichen sechzig Jahren, spürte er die Wirkungen des schnell herannahenden Greisenalters schon sehr merklich. Doktor Darwin empfahl ihm, wöchentlich zweimal ein lauwarmes Bad zu nehmen, um diese Wirkungen des Alters zu verhindern. Franklin fing an zu baden und empfand sehr bald die wohlthätige Wirkung der warmen Bäder auf seinen alternden Körper; er setzte den Gebrauch derselben bis beinahe an seinen Tod fort und spürte die besten Folgen davon. Er war bis an sein Ende stark und munter an Geist und Körper und wurde 84 Jahre alt. Er war der Stifter der amerikanischen Freiheit und während der Revolution und des Krieges mit beunruhigenden Sorgen überhäuft. Er war übrigens arbeitsam und lebte mäßig. Er starb den 27. April 1790, hatte also durch sein warmes Baden sich noch über zwanzig Jahre bei Kräften und Munterkeit erhalten.

Der Graf von Berchtold in London berichtet von dem englischen Generalkonsul zu Alexandrien, Baldwin, einem Manne von etwa 60 Jahren, daß dieser, der zugleich durch seinen langen Aufenthalt in warmen Ländern und durch seine sitzende Lebensart einen Teil seiner vormaligen herkulischen Stärke verloren habe, oft zu seiner Stärkung ein laues Bad nehme und eine Kaffeetasse voll reines Olivenöl in die Badewanne thue; dadurch fühle er sich ungemein gestärkt und fast so kraftvoll wie in seiner Jugend. Er wirft auf Veranlassung dieser Erfahrung die Frage auf, ob es nicht Personen, die das Herannahen des Alters und der damit verbundenen Schwäche verspüren, anzuraten sei, wöchentlich ein- oder ein paarmal ein gleiches Bad zu gebrauchen? — Gewiß beweist diese triftige Erfahrung überzeugend, daß laue Bäder ein wahres Stärkungsmittel für Alte sind, da die Steifigkeit, Sprödigkeit und Austrocknung des Körpers dadurch vermindert wird, und durch Zumischung des Olivenöls muß die erweichende und geschmeidig machende Kraft des lauen Bades allerdings erhöht werden.

Auch diese Erfahrung wird den Aerzten den Irrwahn benehmen, als schwächten die lauen Bäder... Von der Einsaugung des Wassers im Bade, welches das Wichtigste ist, wußten die Aerzte ehemals auch wenig oder nichts, desgleichen hatten sie irrige Begriffe von dem Einflusse der Bäder auf den Puls, hegten den Irrwahn, daß lauwarme Bäder erhitzen oder schwächen, schränkten die Wirkung der Bäder nur auf die äußeren Teile des Körpers ein, kannten die vielfältigen Wirkungen der Bäder in ihrem ganzen Umfange ni
genug und wußten sie nicht zu schätzen. w
dieselben es nach ihrer Wichtigkeit verdie

Den Damen gewährt das öftere lauw
Bad noch den erwünschten Vorteil, daß es
gleich als Schönheitsmittel dient.
macht die ausgetrocknete rauhe Haut dur
seine erweichende Kraft wieder elastisch u
zart; durch seine das Zellgewebe auflocker
Eigenschaft gibt es den Gliedern ihre F
und Rundung wieder.

Es verhütet leicht Ausschläge und vorh
dene tilgt es oft, sogar im Gesichte.
hat Beispiele, daß durch längeren Gebrau
warmer Bäder von gewöhnlichem Wasser de
hartnäckigste Ausschlag im Gesichte und
Kopfe gehoben wurde, zum offenbarsten B
weise, daß die im Bade eingesogene Feuc
keit zu allen Teilen des Körpers gela
Warme Bäder sind das beste Konservierun
mittel für alternde Damen. Gewiß Empf
lung genug!

Das öftere laue Bad verhütet noch ma
cherlei Ungemach des Alters, oder vermind
solches wenigstens, als Gliederschmerzen, P
dagra, Krämpfe, Magerkeit, Mangel an Stu
gang, Mangel an ruhigem Schlaf und ü
riechende Ausdünstungen.“

So weit Dr. Zwierlein.

Dr. Reveillé-Parise sagt in seiner „Phy
logie et hygiène des hommes livrés a
travaux de l'esprit“ (Paris 1843) folgend
(III. 7. 3) „Ein Arzt[1]) hat sogar behaupt
weil die lauen Bäder die Organe geschmeid
machen und deren Elastizität erneuern, kön
man durch sie die Lebensdauer verdreifach
Wenn ich mich recht erinnere, so ist sogar
Wort Unsterblichkeit seiner Feder entsch
Die Sage von der Medea und der Verj
gung des Aeson hat man auf die Heilsam
der Bäder im hohen Alter deuten wolle

Der kürzlich verstorbene Bouchardot, P
fessor der Hygieine an der Universität Par
schrieb in seinem trefflichen Lehrbuche „Trai
d'hygiène“ (Paris 1883. p. 449): „Die la
warmen Bäder umgeben den Greis mit ein
Medium, welches dem Zustande seiner Orga
und Funktionen besonders angemessen ist.
Trockenheit und Sprödigkeit seiner Haut,
fast hornige Konsistenz, die sie an verschieden
Körperstellen annimmt, die Steifigkeit u
Trockenheit der Gelenke, die gestörte Zirku
tion in den Kapillargefäßen, die vermindert
Wärmebildung, die Schwäche der Bronch
ihr stets katarrhalischer Zustand infolge d
verringerten Hauttranspiration u. s. w., al
ladet ihn dazu ein, häufig die milde und he
same Anregung des lauwarmen Bades
suchen, auf welches lange Abreibungen folg
müssen.“

Die neueste Autorität auf dem Gebi
der Bäderlehre, Professor Dr. Kisch, Brunn
arzt in Marienbad, lobt die lauwarmen Bä
für die er den gelehrteren Namen „indifferen
warme“ Bäder vorschlägt, ganz außerordent
„Die indifferent-warmen Wasserbäder sind d
eigentlich konservierend wirkenden Bä
Sie erleichtern, ohne intensiven Reiz zu ü
die Funktionen des Körpers, insbesondere d
der Haut, deren Reinigung sie fördern. Die u
bedeutende Erregung der sensiblen Nerven brin
einen beruhigenden Eindruck auf das Nerv
system im allgemeinen hervor... Ohne d
die regulatorischen Apparate der Wärmepro
duktion zu vermehrter Thätigkeit angere
werden, wird der Körper vor Wärmeab

1) Welcher? Vielleicht Dr. Pomme? In seine
Hauptwerke „Traité des affections vaporeuses d
deux sexes, ou Maladies nerveuses“ (Paris, an
de la république. 3 vol.) ist eine solche kühne Be
tung nicht zu finden. Dr. W.

geschützt und dadurch die Ernährung erleichtert. Auf solche Weise erklärt sich die wichtige Rolle, welche indifferent-warme Wasserbäder in der Diätetik spielen. Sie sind besonders angezeigt bei älteren und herabgekommenen Individuen, deren Kräfte konserviert werden und bei denen die Lebensprozesse mit möglichster Schonung von statten gehen sollen". (Eulenburgs Real-Encyklopädie der gesamten Heilkunde, 2. Aufl. 1885. 2. Band. Artikel „Bad", Seite 331.)

Die angeführten Zeugnisse zu gunsten der lauwarmen Bäder mögen genügen. Wir wollen einige praktische Regeln für diejenigen beifügen, welche dieses lebenverlängernde Mittel in Anwendung ziehen wollen. Man beginne mit diesen Bädern, sobald sich die ersten Beschwerden des Alters melden, also etwa im Alter von 50 bis 60 Jahren. Man nehme wöchentlich zwei bis vier Bäder. Die Temperatur des Bades sei 25 bis 28° R., innerhalb dieser Temperaturgrenzen wähle man denjenigen Wärmegrad, der einem am behaglichsten ist. Da während der Dauer des Bades das Wasser sich abkühlt, muß man selbstverständlich von Zeit zu Zeit heißes Wasser nachlaufen lassen und das Thermometer als Kontrolle benutzen. Die Dauer des Bades sei eine halbe Stunde; später verlängere man dieselbe allmählich bis zu einer Stunde[1]. Laue Bäder von kürzerer Dauer als eine halbe Stunde können nicht als lebenverlängernd betrachtet werden und sind weiter nichts als Reinigungsbäder. Die beste Zeit zum Baden ist der Vormittag, eine bis zwei Stunden nach dem Frühstück. Wem diese Zeit nicht paßt, der bade gegen Abend, mindestens vier Stunden nach dem Mittagessen. Mit vollem Magen soll man nie baden. Das Badezimmer muß gut durchwärmt sein. Nach dem Bade soll man sich in der Nähe des Ofens mit groben Handtüchern abtrocknen und gehörig frottieren, zuerst Arme und Beine, dann den Rumpf, zuletzt den Kopf. Wer den Kopf zuerst abtrocknet, bekommt leicht Kongestionen zum Gehirn, Kopfschmerz, heißes Gesicht u. s. w. Ein langsamer halbstündiger Spaziergang nach dem Bade ist sehr zu empfehlen, doch muß man dabei warm gekleidet sein.

Die wichtigste dieser Regeln ist die, welche die Temperatur des Bades betrifft. Zu kühle und zu heiße Bäder sind den Greisen gleich schädlich. Daß heiße Bäder unter allen Umständen gefährlich sind, ist wohl bekannt; sie verursachen Wallungen zum Kopfe und zur Brust, und sehr häufig sind die Fälle, daß Greise im heißen Bade (besonders im russischen und im römischen Bade) vom Schlagfluß getroffen werden. Nicht minder schädlich sind alten Leuten die kalten Bäder! Im kalten Bade strömt das Blut von der Peripherie des Körpers zum Innern, und so kommt es, daß plötzlicher Tod durch Platzen eines Herzaneurysmas oder aus anderen Ursachen entstehen kann. Die Kaltwassernarren reden immer von der wohlthätigen Reaktion, welche dem kalten Bade folgen soll, allein gerade diese bleibt bei den Greisen häufig aus, weil der Körper zu geschwächt ist, um auf den Kältereiz genügend zu reagieren, und eine tödliche „Erkältung" im eigentlichsten Sinne des Wortes ist die Folge.

Natürlich kann man auch die lauwarmen Bäder mißbrauchen und übertreiben. Wer nicht Maß zu halten weiß, verwandelt selbst das Gute in ein Uebel. „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage!" Ein klassisches Beispiel hierfür war Frau Tangevilliers, eine Zeitgenossin des oben erwähnten Dr. Pomme, welcher die lauwarmen Bäder in Mode brachte und namentlich bei Nervenleiden empfahl. Frau Tangevilliers, ein nervöser Blaustrumpf, begeisterte sich für diese Methode und trieb sie auf die Spitze. Ihr Biograph erzählt uns: „Mit dem Alter hatten sich wunderliche Ideen in dem Kopfe der Dame festgesetzt. Schon lange war sie der Ansicht gewesen, der Tod sei die Folge einer ‚Verschrumpfung', und um nun dieses fatale Ende fern zu halten, brachte sie täglich zwei bis drei Stunden im Bade zu, um ihren gebrechlichen Körper zu erweichen, dann ging sie wieder zu Bett und lebte so abwechselnd im Bett und in der Badewanne, um ja nicht ‚einzuschrumpfen'. Sie starb aber dennoch schon im Alter von 75 Jahren, aufs höchste abgemagert und ausgemergelt." Bei einer so verrückten Lebensweise war natürlich nichts anderes zu erwarten; immerhin ist es bemerkenswert, daß die Frau dabei doch verhältnismäßig alt geworden ist. Die meisten Menschen würden sehr zufrieden sein, wenn sie „schon" mit 75 Jahren ihr Leben beschlössen, denn „unser Leben währet 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es 80 Jahre".

Der König der Weine.

Von

Theodor Braun.

Hoch klingt das Lied vom König der Weine! Die Pfropfen knallen, das edle Naß schäumt mächtig empor, die Gläser klingen, die Pulse schlagen, die Herzen fliegen einander zu, feurig fließt das Wort und die begeisterte Rede findet begeisterte Hörer. Ja, es ist der Wein der Könige und darum der König der Weine, sagten die Franzosen zur Zeit des ersten Kaiserreichs mit Recht vom Champagner. Und auch der Wein der Poeten ist er, denen er leichten Sinn, frohe Träume, kühne Phantasien, dithyrambischen Schwung eingibt. Manch feuriges Lied wurde zu seinen Ehren von Dichtern gesungen, die „des Champagners Schäumen" beim Wasser und seine bacchantische Lust im einsamen Dachkämmerchen träumten. „Treibt der Champagner das feurige Blut", dann verjüngen sich die Greise, dann reden die Schweigsamen mit Engelszungen, die Feigen werden stolz und mutig, und schöner Frauen Huld gewährt beim perlenden Schaumwein süßen Blick und innige Liebeslust.

Ein Sorgenbrecher und Herzbezwinger, ein Freund und Tröster ist der Champagner — und so ziemt es sich wohl, daß wir dem heiteren Genossen so vieler schönen Lebensstunden auch einmal ein ernstes Stündchen schenken und uns darüber belehren lassen, woher er kam, wer ihn entdeckt, wie er gewonnen und versandt wird. Ein Engländer — wie gewöhnlich — hat uns mit der besten und gründlichsten Geschichte des Champagners beschenkt, Henry Vizetelly, ein feiner Weinkenner, eine Champagnerautorität ersten Ranges. Seinen ausführlichen Darlegungen, die wir durch eifrige Studien in Wilhelm Hamms liebenswürdigem „Weinbuch" und anderen Arbeiten dieser umfangreichen Litteratur ergänzt haben, wollen wir hier auf dem Wege durch die Jahrhunderte und durch die Weinberge der Champagne getreulich folgen.

Aeltere Führer sind freilich schon jene berühmten Bacchuszüge, die uns allegorisch den Weg andeuten, welchen die Weinkultur seit den Tagen Vater Noahs oder vielmehr seit der Geburt des Dionysos von Osten nach Westen eingeschlagen hat. Ueber Arabien, Aegypten und Libyen führen die Züge nach dem rebenbekränzten Hellas, von da später nach Italien, endlich nach Iberien und Gallien. Hier endet der Zug, hier scheint sich der Weingott zur Ruhe gesetzt zu haben. Ein halbes Jahrtausend schon vor Christus werden Galliens Weine gepriesen, die auch den Weg nach der Weltstadt Rom und dort begeisterte Verehrer gefunden haben. Cäsar rühmt ihre Weingärten, Martial und Plinius ihre Weine. Schon damals war Reims eine große Stadt, eine mächtige Festung. Unter Domitian wurde die Hälfte der gallischen Weinberge unbarmherzig zerstört, damit das Getreide nicht verteuert und Italien nicht geschädigt werde. Ein strenges Verbot untersagte Frauen und Männern den Weingenuß vor dem fünfundzwanzigsten Lebensjahr. Probus hob beide Verbote 285 wieder auf. Er begünstigte und förderte den gallischen Weinbau und zum Andenken an seine kaiserliche Gnade wurde der Triumphbogen, der aber das Thor des Mars hieß, zu Reims aufgerichtet, von dessen Herrlichkeit noch die erhaltene Ruine Zeugnis ablegen kann. Auch die folgenden Kaiser bepflanzten das Land mit Weinreben und ergötzten sich an ihrem Saft. In jene Zeit fällt auch die wichtige Erfindung der Fässer, die Scheffel in seinem bekannten Gedicht mit Unrecht den Germanen zuspricht. Die Heimat der Fässer ist sicher die Champagne, jenes Weltweinland, und schon Strabo erzählt von den hölzernen Fässern der Gallier, die so groß seien wie ihre Häuser, und den Ueberfluß des Landes an Wein bekundeten.

In ein neues Stadium tritt die Geschichte des Weines mit dem aufblühende

[1] Man glaube ja nicht, daß so lang dauernde laue Bäder irgendwie schädlich seien. Hebras Erfahrungen haben gelehrt, daß Menschen ohne irgendwelche Gefährdung ihrer Gesundheit bis zu neun Monaten ununterbrochen Tag und Nacht im permanenten lauwarmen Bade verweilen konnten. Hebra konstruierte eigene „Wasserbetten" zu diesem Zwecke. Solche Dauerbäder sind ein treffliches Heilmittel bei ausgedehnten Verbrennungen, Quetschungen u. s. w.

Christentum, so merkwürdig auch diese Verbindung auf den ersten Anschein klingen mag. Die Häupter der Kirche, die Apostel und Missionäre der neuen Religion, befördern die Kultur und natürlich auch den Weinbau. Die heiligste Feier dieser Kirche wird ja durch den Wein eingeleitet und so entfaltet sich mit der Hilfe des Christentums unter den Franken zugleich auch die Kultur des Weinbaus in jenen gesegneten Ländern immer weiter und gedeihlicher. Alle Kirchen und Kapellen zu Reims und in der Champagne überhaupt tragen noch heute Erinnerungszeichen zum Dank für das göttliche Geschenk der Rebe, das aus der heidnischen Mythe in den frommen Christenglauben hinübergerettet worden.

Zunächst folgen allerdings noch zwei Jahrhunderte, in denen die Weinkultur von den eisernen Tritten barbarischer Horden förmlich zerstampft wird. Dann aber wird sie mit vermehrtem Eifer wieder aufgenommen. Neue Reben wurden aus Griechenland, Sizilien und Afrika eingeführt und angepflanzt. Die gesamte Bevölkerung widmete sich in aufopfernder Thätigkeit der Weinkultur. Karl der Große besaß Weinberge in Burgund, die er 775 dem Abt von Seauliau schenkte; noch heute heißt jene Lage „Charlemagne". Und ein alter Chronist berichtet, daß man schon damals die feine Distinktion zwischen dem „Vin de la Rivière de Marne" und dem „Vin de la Montagne de Reims" zu machen verstanden hat. Natürlich gingen die Aebte und Prälaten mit gutem Beispiel voran. Pardubus, der Bischof von Lion, schreibt im Jahre 845 an seinen frommen Bruder, den Erzbischof Hincmar in Reims: „Ihr müßt Euch solchen Weins bedienen, der weder zu streng noch zu zart ist und dem, der auf hohen Bergen oder in tiefen Thälern wächst, vielmehr solchen vorziehen, welcher auf den Abhängen und Hügeln von Epernay, Mont Ebbon, Chaumuzy, Rouvesy, Reims, Marsy und Chaumery reift!"

Aber es bleibt merkwürdig, daß damals die Weine der Champagne nicht die besten Frankreichs gewesen zu sein scheinen, wie denn die Qualität der Reben in den verschiedenen Jahrhunderten und Landstrichen gewechselt zu haben scheint. Von demselben Wein, den man vordem als die Blüte des Rebensafts gepriesen, ging drei Jahrhunderte später die Anekdote um, daß ein Adliger aus der Champagne am Hofe des Königs geprahlt habe, in seiner Heimat seien drei Dinge besser als im übrigen Frankreich: die Menschen, die Hunde und der Wein, worauf der König geantwortet haben soll: Was die beiden ersten betreffe, so möge er recht haben, aber hinsichtlich des Weins müsse er gestehen, daß selbiger der sauerste und schlechteste im ganzen Königreich sei! Dieselbe Anekdote erzählen andere Chronisten von dem Wein der Bretagne — es scheint also, daß sie die Runde durch alle Weingegenden Frankreichs gemacht hat.

Die Könige selbst besaßen meist große Weinberge und wußten einen guten Trunk wohl zu schätzen. Wenn König Heinrich in den Krieg zog, belud er seine Lastwagen nur mit Wein aus Orleans, angeblich, weil er diesem am Tage des Kampfes eine wunderthätige Kraft zuschrieb. Ludwig IX. erließ im Jahre 1268 die naive Verordnung, daß, wenn der Weinverkauf des Königs öffentlich ausgerufen werde, alle anderen Weinhandlungen geschlossen bleiben müßten. Noch besser machte es in seinem Lande der tapfere Richard Löwenherz; durch ein Edikt vom Jahre 1175 verurteilte er einen jeden, der eine Weintraube aus einem fremden Gute stahl, zu fünf Franken Strafe oder zum Verlust — eines Ohrs!

Es versteht sich wohl von selbst, daß die Päpste den Königen auch in dieser Sache nicht nachgestanden haben. Als ein französischer Abt dem Papst Gregor IX. im Jahre 1035 dreißig Fässer edlen Frankenweines schenkte, erhielt er dafür den Kardinalshut. Eine päpstliche Bulle von Innocenz IV. regelte die Streitigkeiten zwischen den Baronen und Aebten von Reims in Bezug auf das „droit de vinage" sogar mit der Strafe der Exkommunikation. Während des großen päpstlichen Schismas residierte Papst Urban VIII. bekanntlich in Avignon und dorthin begab sich Philipp der Kühne mit zwanzig Tonnen Weins aus der Champagne, um ihn aufzufordern, der Tiara zu entsagen. Der fromme Petrarca war über ein solches Bestechungsmittel nicht wenig entrüstet und behauptete, die Kardinäle hätten nur darum Frankreich nicht verlassen wollen, weil es in Italien keinen Wein von Beaune gebe! Derselbe Philipp von Burgund trieb seine fromme Sorgfalt so weit, daß er bei Strafe von sechzig Livres befahl, den „très mauvais et deloyau gamac" auszurotten, da er die Berge entehre, aus denen „unser heiliger Vater, der Papst, und unser Herr, der König" sich ihren Bedarf an Weinen entnehmen. Noch im Anfang dieses Jahrhunderts wurden bei Ay in der Champagne als eine besondere Merkwürdigkeit die Weinberge gezeigt, welche vier gekrönte Häupter dort zugleich besessen haben: Kaiser Karl V., Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England und Papst Leo X. Infolge der Kreuzzüge wanderten auch neue Reben aus Asien und Griechenland ein, von Königen und Rittern mitgebracht, die dem Weinbau ihre besondere Huldigung darbrachten.

Den Päpsten, den Königen und Rittern schlossen sich schon früh die Dichter an und sangen: „Chanter me fait bon vin et rejouir", während es aus den prächtigen Klöstern zurücktönte: „Bibimus papaliter" und der Chor der Mönche darauf einfiel:

Bonum vinum acuit ingenium.
Venite, potemus!

Eine internationale Bedeutung hat der Champagne-Wein — wohlgemerkt noch nicht der Champagnerwein — erst im vierzehnten Jahrhundert erhalten. Nur der Burgunder machte ihm eine Zeitlang noch den Vorrang streitig. Gewöhnlich aber schmückten beide Weine die Tafeln der Reichen und Großen.

Je mehr aber Reims durch seine Bedeutung als Krönungsstadt der französischen Könige an Ansehen zunahm, desto mehr neigte sich die Wagschale zu Gunsten des Champagne-Weins. Fast acht Jahrhunderte hindurch, von 1075 bis 1825, wurden hier die französischen Könige — von Philipp August bis zu Karl X. — gekrönt, mit Ausnahme dreier, Heinrichs IV., der sich zu Chartres, Napoleons I, der sich zu Paris, und Ludwigs XVIII., der sich gar nicht krönen ließ. Es versteht sich von selbst, daß jede dieser Krönungen ein Hauptfest für die Stadt war, bei dem ihr Stolz und ihre Zierde, der Wein, zu hohen Ehren kam. Und dennoch machte ihm der Burgunder noch immer erfolgreiche Konkurrenz. Die Herzöge und Grafen von Reims mochten es wohl mit recht scheelen Augen ansehen, wenn sich die Herzöge von Burgund „Seigneurs immédiats des meilleurs vins de la Chrétienté" nannten und demgemäß auch von allen fürstlichen Vettern neidisch als die „Princes de bons vins" bezeichnet wurden. Durfte doch selbst bei der kirchlichen Zeremonie der Krönung zu Reims — sicherlich zum nicht geringen Aerger der heimischen Prälaten — kein anderer als Burgunderwein verwendet werden!

Dafür entschädigten sich dann die weltlichen und geistlichen Herren bei den üppigen Krönungsmahlen. Bei der Krönung des französischen Königs Karl V. floß der Wein in Strömen. Und von jeder künftigen Krönung konnte von den Chronisten wohl mit gutem Gewissen dieselbe Phrase gebraucht werden. Brillat-Savarain erzählt in seinem geistvollen Büchlein „Physiologie des Geschmacks" die Anekdote, daß bei jener Krönung am 19. Mai 1364, der auch König Wenzel von Böhmen und viele andere hohe Herren beiwohnten, durch Zufall der Champagner entdeckt worden sei. Den beiden Fürsten hätte das bisher unbekannte Getränk so gut geschmeckt, daß sie und ihr Gefolge sich nun einen Monat lang Tag für Tag einen veritablen Rausch angetrunken hätten. Allein das ist nur eine hübsche Anekdote, die der geschichtlichen Begründung entbehrt. Es wird wohl, wie Hamm richtig bemerkt, jener verlockende Fürstenwein ein guter Jahrgang edlen Rebensaftes ohne Schaum aus den Weinbergen der Marne gewesen sein. Nach anderen soll jene Weinhistorie erst unter Karl VI. stattgefunden haben, der zu Reims mit dem böhmischen König im Mai 1397 große Konferenzen abhielt, und der den Bürgern von Reims fünfzehn Jahre später ihre Weingerechtsame verbriefte. Die Rue de l'Etape in Reims war damals die Hauptstraße der Weinbergsbesitzer, wo Haus an Haus reichen Patriziern gehörte und die Keller voll von den edelsten Weinen lagen. Durch diese Straße zog wohl auch nach abermals fünfzehn Jahren jener seltsame Krönungszug, den die Maid von Orleans, Jeanne d'Arc, anführte, als sie zur Krönung Karls VII. nach Reims kam. Fü

von jedem einzelnen dieser mit großer Pracht und in reichem Ueberfluß gefeierten Krönungsfeste sind noch Erinnerungen in der alten Bischofsstadt, in der alten ehrwürdigen Kathedrale, in den anderen Kirchen, im erzbischöflichen Palast, im Stadthause und vielen alten Privathäusern und Plätzen erhalten.

Bei der Krönung Franz II. 1559 und bei der nachfolgenden von Karl IX., dem Urheber der Bartholomäusnacht, zwei Jahre später, verehrten die Bürger von Reims dem neugekrönten Monarchen nebst den üblichen Geschenken auch Burgunder- und Champagne-Wein als Präsent. Es ist nicht uninteressant, aus den Weinpreisen jener Zeit die wachsende Schätzung des Champagne-Weins zu entnehmen: Während er bei der Krönung von Franz II. etwa 11 s. 8 d. kostete, stieg er unter Karl IX. auf 23 s. 4 d. und unter Heinrich III. sogar auf 45 s. — im Laufe von kaum zwanzig Jahren. Und doch tranken ihn damals fast nur die Könige und Pairs von Frankreich allein. Höchstens in England wußte man schon etwas von den Weinen der Champagne, die Heinrich VIII. mit großem Wohlbehagen trank und von denen König Ludwig XIV. 1666 seinem fürstlichen Freunde, Karl II., volle 200 Fässer nach London als Geschenk übersandte. „Es lebe der gute Wein von Paris, Burgund und Champagne!" rief der frohe Empfänger aus. Und nun fand das edle Getränk auch in England allgemeinen Eingang. Freilich darf man nicht etwa glauben, daß der Sekt, den Ritter Falstaff und seine Gesellen bei Frau Hurtig im „Wilden Schweinskopf" zu Eastshap gekostet und getrunken haben, unser Champagne-Wein gewesen sei. So hoch gingen der alte, feiste Sünder und sein Prinz Heinrich nicht hinaus.

Ihr Sekt war vom Champagne-Wein so weit entfernt, wie Sir John von der guten Gesellschaft, der der „weißbärtige Satan" längst den breiten Rücken gekehrt hatte. Aber es mag immerhin ein berechtigter Anachronismus sein, wenn wir bei dem Sekt in der Schenke zu Eastshap stets an den Champagner denken, der ja eigentlich damals noch gar nicht entdeckt war. Liebedienerische Chronisten des Königs der Weine haben ihm allerdings ein sehr hohes Alter zugeschrieben; schon Vergil soll mit seinem bekannten Vers:

> Ille impiger hausit
> Spumantem pateram,

den Champagner gemeint haben. Aber es steht doch historisch fest, daß man bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts weder vom Kork noch von den Flaschen etwas gewußt und eine etwa nötig gewordene Verkorkung durch einen Pfropfen aus geöltem Hanf bewirkt hat. Die Effervescenz des Champagne-Weins, also das Gären, Aufbrausen desselben in seiner übermütigen Jugend mochte den würdigen Kellermeistern und den Weinbergsbesitzern damals allerdings viel zu schaffen machen; wußten sie sich ja dieselbe weder zu erklären noch zu beseitigen oder auszunutzen. Sie zogen es deshalb vor, den alten Kampf mit dem Burgunder einfach fortzusetzen. Zwei französische Poeten fochten diesen Streit im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in langen lateinischen Oden aus. Coffin, Rektor der Universität zu Beauvais, dichtete eine begeisterte Ode zu Ehren des Champagners, welche diesem Wein den großen Sieg über den von Grenau in einem matten Gedicht verherrlichten Burgunder verschafft hat. Zum Dank dafür erhielt der Sieger ein ansehnliches Quantum dieses Weins von den dankbaren Bürgern der Stadt Reims, die damals schon der Hauptstapelplatz für den gesamten Weinhandel der Champagne war.

Dieweil aber die Poeten in langen Oden um den Vorzug der Weine sich stritten, saß ein ehrwürdiges Pfäfflein im tiefen, kühlen Keller der schöngelegenen alten Abtei zu Haut-Villers und sann dem tiefen Geheimnis des Weines nach und probte und forschte und entdeckte schließlich das große, langverborgene Mysterium des Champagners! Dom Perignon ist der Name dieses Benediktinermönchs, der zuerst durch die Anwendung des Korks die Umwandelung des Champagne-Weins in den moussierenden Champagner vollzogen hat. Seine überaus segensreiche Wirksamkeit als Verwalter des reichen Klosters fällt in die Jahre zwischen 1670 und 1712. Er selbst stammte aus St. Menéhould, einer vorzüglichen Weingegend, und hatte von Jugend auf das edle Naß zu seinem Lebensbegleiter erkoren. Als er 1668 zum Kellermeister der Abtei Haut-Villers erwählt wurde, richtete er seine ausschließliche Sorge auf die Veredelung des Champagne-Weines. Seinen unausgesetzten Bemühungen gelang auch jene glückliche Vermählung verschiedener Weinsorten zu einem recht trinkbaren Wein, bei dem den ehrwürdigen Patres das Herz aufging. Aber noch mehr: er kam auch durch Anwendung bestimmter Mittel gegen die Effervescenz des Weins auf den großen, welterlösenden Champagnergedanken, der also wie so viele andere große und wichtige Gedanken auch aus einer stillen Klosterzelle seinen Weg in die weite Welt genommen hat. So fein war Dom Perignons Geschmack, daß er, obwohl blind, noch im 77. Lebensjahre, wenn man ihm Wein aus verschiedenen Distrikten brachte, nach dem Geruch der Traube entschieden hat: Ihr müßt diesen Wein mit anderem aus dem oder jenem Weinberg vermischen! Die undankbare Nachwelt hat wenig mehr als diese Nachrichten von dem großen Entdecker aufbewahrt. Nicht einmal das Jahr seiner Entdeckung steht fest. Neueren Forschungen zufolge soll es das Jahr des Heils 1697, also ein echtes und rechtes Heilsjahr, gewesen sein. Aber es ist merkwürdig, daß das Volksgefühl zunächst gegen diese neue Entdeckung lebhaft reagierte und daß sich der moussierende Champagner nur langsam seine Bahn geebnet hat. Man feindete das gärende und schäumende Getränk zunächst und bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch mächtig an, um es dann desto mehr zu begünstigen, desto inniger und ausschließlicher zu verehren. Wie alle großen Herrscher eroberte sich der König der Weine nur langsam die Liebe seiner Unterthanen, denen er seine Huld geschenkt hatte, ohne daß sie dieses hohe Geschenk alsbald nach seinem vollen Werte zu würdigen gewußt hätten.

Zunächst blieb allerdings noch die Mischung und Behandlung des Champagners ein sorgsam bewahrtes Geheimnis der Mönche von Haut-Villers. Dom Perignon starb 1715 und vererbte das wichtige Geheimnis auf seinen Nachfolger, den Bruder Philipp, der es fünfzig Jahre treu bewahrte und dann wieder auf seinen Nachfolger, den Bruder André Lemaire, übertrug. So pflanzte sich die neue Lehre von Mund zu Munde in der Abtei fort, ohne verraten zu werden. Ja, mit dem Pater Kellermeister Dom Grossart stieg sie sogar 1795 in den Tagen der großen Revolution unbekannt und unverraten ins Grab. Aber der Champagner existierte nun einmal und es ward nun leichter, aus den schon abgezogenen und verkorkten Flaschen die Präparation zu entnehmen, als von vornherein das Geheimnis, die wilde Gärung in ihr Flaschenbett zu zwingen, aufzudecken.

Unter verschiedenen Namen wurde der neue Wein allmählich bekannt: vin de Perignon, flacon vétillant, flacon mousseux, vin sautant, vin mousseux, saute bouchon u. dgl. m. Im Volksmunde hieß er der „Teufelswein", vin du diable schlechtweg, weil man sich das Geheimnis des durch den Kork gebändigten Schaumes natürlich noch nicht zu erklären wußte.

Aber bei den intimen Soupers der Damen der Regentschaft, einer Maintenon, Montespan u. a. knallte schon vergnügt der Champagnerpfropfen und schäumte der feurige Champagner bereits im schlanken Spitzglase hoch empor. Und die Poeten des Hofes, Chautiau und Rousseau voran, besangen ihn in den zierlichsten Versen. In einem Schreiben an St. Evremond singt Chautiau:

> Quant à la muse de St. Maur,
> Que moins de douceur accompagne,
> Il lui faut du vin de Champagne
> Pour lui faire prendre l'essor.

Und Jean Baptiste Rousseau geht in seiner Begeisterung für das neue Getränk noch weiter, indem er Chautiau mit folgendem Vers zu einem Gelage auffordert:

> Phébus adone va se désabuser
> De son amour pour la docte fontaine,
> Et connoitra que pour bon vers puiser
> Vin champenois vaut mieux qu'eau d'Hippocrène!

So groß war die Aufmerksamkeit, die der junge Champagner erregte, geworden, daß sogar Friedrich II. den gelehrten Herren seiner königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin die schwerwissenschaftliche Frage vorlegte: „Warum schäumt der Champagner?" Zur Beantwortung erbaten sich die gelehrten Herren einige Proben dieses neuen Weins, von dem sie bis jetzt nichts als den Namen gehört hatten. Aber der sparsame König sandte

ihnen bloß ein Dutzend Flaschen — genug, meinte er, um daraus des Rätsels Lösung zu ergründen.

Unter den Weinproduzenten Frankreichs aber rief die Entdeckung Dom Perignons eine wahre Revolution hervor. Und auch die gelehrte Welt mischte sich in den Streit. Ein junger Akademiker — aus Burgund, Daniel Arbinet, trat vor der medizinischen Fakultät zu Paris mit der sehr gelehrten These auf, daß der Wein von Beaune der beste und gesündeste sei. Das durfte sich die medizinische Fakultät von Reims nicht bieten lassen. Sie ließ durch einen ihrer gelehrtesten Professoren, Coulosseau, auf siebzehnhundert Seiten die Frage erörtern: „Ist der Wein der Champagne weniger angenehm und gesund als der Burgunder?“ Darauf trat der Rektor der Fakultät zu Beaune selbst in die Schranken. Der alte Streit zwischen Burgunder und Champagner, dem Copin schon seine Ode „Compania vindicata“ gewidmet hatte, war entbrannt und tobte heftiger denn je, alle gelehrten Fakultäten des Landes in seine Kreise ziehend.

Zum erstenmal wird nun der Champagner als solcher gedruckt erwähnt. Im Jahre 1718 geschah dies mit dem Bemerken, daß er nun seit zwanzig Jahren bereits bekannt sei. Man hielt aber die Bereitung des „Pfropfentreibers“ oder „Teufelsweins“ noch immer für Zauberwerk, das nur durch einen Zusatz von Geheimmitteln möglich sei. „Bloß die Kühnsten wagten sich an den brausenden Trank,“ so erzählt ein kompetenter Weinhistoriker. Doch diese Scheu dauerte, wie bereits gesagt, nicht allzu lange. Auch das sorgsam bewahrte Geheimnis der Benediktiner von Haut-Villers mußte sich an dem Tage aller Welt enthüllen, da der Gebrauch der Glasflaschen mit Korkpfropfen zur Aufbewahrung des Weins allgemeiner in Aufnahme kam und die streitenden Fakultäten einem verehrten Publikum die wissenschaftliche Thatsache klar machten, daß ja jeder in seiner Gärung noch nicht fertige Wein moussierend werde und Kohlensäure entwickle. Sache der Kunst war es dann nur, ihn in diesem Zustande zu erhalten — und das ist eben das große Champagnergeheimnis, über das die französischen Akademieen noch immer munter fortstritten.

Poeten, Doktoren und Juristen mischten sich in diese interessante „Bataille des vins“. Die Poeten ironisierten die Gelehrten, die sich um den Vorzug des Weins stritten. Belleyaume, ein Poet der Champagne, wendet sich an beide Parteien, indem er ihnen zuruft:

Pour connaître la différence
Du nectar de Beaune et de Reims,
Il faut mettre votre science
A bien goûter de ces deux vins!

Im ersten und im zweiten Streit wurde die berühmte medizinische Fakultät von Paris als Schiedsrichterin angerufen. Das erste Mal — 1665 — entschied sie zu gunsten des Burgunders. „Vinum belnense esse suavissimum et saluberrimum“, so lautete ihr gestrenges Verdikt. Ein Historiker des achtzehnten Jahrhunderts, der diese Thatsache berichtet, meint aber selbst, trotz der Autorität eines so ehrwürdigen Richterspruchs sei der Prozeß heute noch nicht geschlossen: „Viticolae certant, et adhuc sub judice lis est!“

Er ahnte nicht oder wußte nicht, daß auch medizinische Fakultäten keineswegs unfehlbar sind und daß dieselbe Akademie ein Jahrhundert später — 1778 — nach einer langen und gelehrten Disputation über beide Weine entschieden hat, daß der Champagner sehr wohlschmeckend und keineswegs der Gesundheit nachteilig sei, ja daß er in dieser Beziehung sogar den Vorzug vor dem Burgunder verdiene!

Nun hatten die Bürger von Reims gewonnenes Spiel. Sie gingen als Sieger aus dem wichtigen Streit hervor und ihr Champagner fand immer mehr Kenner und Verehrer, zumal unter den „oberen zehntausend“ glücklichen Menschen, die ihn damals bezahlen konnten. Der Regent von Frankreich, Philipp II. von Orleans, bezechte sich am liebsten im Champagner — und da er noch ein Jüngling war, berichtet schon seine Mutter, die Prinzessin Charlotte Elisabeth von Bayern, in einem Schreiben vom 15. August 1716: „Wenn mein Sohn betrunken ist, so rührt es nicht von Spirituosen, Likör, sondern von reinem Champagner her.“ Sein Minister, der Abbé Dubois, gesteht ehrlich ein, daß sein lieber Zögling selten nüchtern zu Bette gegangen sei, und der Genosse seiner Zechgelage, der Herzog von Richelieu, berichtet trocken: „Zwei Flaschen Champagner genügten, diesen Effekt hervorzubringen.“

Unter der Regentschaft spielte der Champagner natürlich eine hervorragende Rolle. Zumal bei den berüchtigten Soupers, die der Regent seinen berühmten „roués“ im Palais Royal gegeben hat, jenen Orgien, die nach der Versicherung ernsthafter Zeitgenossen die tollsten Ausschweifungen des römischen Altertums weit hinter sich gelassen haben. Ein solch hohes Beispiel fand natürlich allgemeine Nachahmung; die Soireen der Herzogin von Maine waren durch Geist, Ausgelassenheit und Champagner gewürzt und der Taumel, in den der berüchtigte Law ganz Paris durch seine wahnwitzigen Spekulationen versetzte, war nicht zum wenigsten durch den Schaumwein hervorgebracht, der mit jenen finanziellen Schaumgebilden eine verzweifelte Aehnlichkeit hatte.

Selbst Peter der Große konnte sich der allgemeinen Begeisterung nicht verschließen, und der Eindruck, den der Schaumwein auf den „nordischen Koloß“ hervorbrachte, als er ihm auf seiner Reise durch Reims im Jahre 1717 von Bertin du Rocheret kredenzt wurde, soll ein mächtiger gewesen sein. Vielleicht sah der russische Zar sogar ein Mittel der Aufklärung seines Volkes in diesem edlen Getränk, da er ihm alsbald nach seiner Rückkehr zollfreie Einfuhr nach Rußland gestattete. Ja, so weit war der Uebermut jener Zeit gediehen, daß ein Graf von Saillans, der eine Wette entriert hatte, er werde in einer Stunde von Versailles nach dem Hotel des Invalides reiten, vorher sein Pferd mit Champagner und Biskuits — die gleichfalls in Reims vortrefflich fabriziert wurden — auffütterte. Der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß er die tollkühne Wette zwar nicht gewonnen, aber doch nur um zwei und eine halbe Minute zu spät am Ziele angekommen ist.

Auch Ludwig XV. war ein großer Verehrer des Champagner und begünstigte die Weinkultur der Champagne durch besondere Dekrete, die er allerdings schon ein Jahr nach dem Erlasse widerrufen hat. Derselbe Bertin du Rocheret, der Peter den Großen bedient hatte, lieferte auch den Champagner für die „petits cabinets du Roi“, die so viel von sprudelnder, schäumender und überschäumender Lebenslust und Tollheit zu erzählen wüßten, wenn die Wände sprechen könnten! Aber der satirische König war nicht der einzige unter den gekrönten Häuptern Europas, der den Champagner begünstigte. Auch Friedrich der Große erfreute sich an demselben Getränk und besang es in Knittelversen, die Voltaire dann später in edlere poetische Formen bringen mußte. Georg II. in England und Stanislaus Lesczinski in Polen tranken mit Vorliebe Champagner aus demselben Weinberg in Ay, dessen glücklicher Besitzer eben jener Bertin du Rocheret gewesen ist.

Voltaire war anfangs kein besonderer Freund des moussierenden Getränkes. Erst als ihm der Herzog von Richelieu aus dem Keller Bertin du Rocherets aus Epernay mehrere Flaschen sandte, begeisterte er sich zu einem poetischen Lob des Champagners, das darum interessant und charakteristisch ist, weil es zum erstenmal das später oft und oft gebrauchte Bild von der im Champagner typisch sich abspiegelnden französischen Nation gebraucht. Das Gedicht lautet:

Chloris, Eglé me versent de leur main
D'un vin d'Ay dont la mousse pressée,
De la bouteille avec force élancée,
Comme un éclair fait voler son touchon.
Il part, on vit; il frappe la plafond:
De ce vin frais l'écume pétillante
De nos Français est l'image brillante!

Auch die Revolution änderte nichts an diesem Enthusiasmus für den Champagner, dessen Bereitung natürlich mit den sich immer mehr vervollkommnenden technischen Hilfsmitteln stetig sich verbesserte. Vor dem brausenden Champagner hielt selbst die starre Republikanertugend nicht einmal stand, obwohl zahllose Karikaturen aus jener Zeit mit Vorliebe gerade Fürsten und Pfaffen von dem gefährlichen Wein berauscht in den possierlichsten Lagen darstellen. Als einmal die Schauspielerin Laguerre berauscht auf die Bühne kam — ein Vorgang, der sich ja neuerdings wieder in Paris abgespielt hat — sagte Sophie Arnould, eine der Schönen aus dem Kreise von Ludwig XVI., sehr geistreich: „Monsieur, das ist keine Iphigenie aus Tauris, sondern eine Iphigenie aus der Champagne!“

Royalisten und Republikaner, Maria Antoinette und Robespierre, waren in dem Lob des Champagners einig, dem auch Napoleon I. seine volle Huld spendete. Als die Deutschen und die Russen in den Befreiungskriegen nach Frankreich kamen, tranken auch sie zum erstenmal Champagner und richteten verheerende Lücken in den Weinkellern von Reims und Epernay an. Seither hat der Champagner seinen Siegeszug durch Europa, ja durch die Welt vollendet und kein Feind oder Neider ist ihm in diesem Jahrhundert mehr erstanden, der seine Größe anzutasten gewagt oder seine Güte in Abrede zu stellen versucht hätte.

So ist der Champagner in des Wortes vollstem Sinne ein Weltwein geworden. Wenn die Fürsten dieser Erde zusammenkommen, um die wichtigsten Interessen der Völker, Krieg und Frieden, zu beraten, so besiegeln sie ihre Bündnisse beim schäumenden Champagner. Alle großen politischen Zweckessen, alle Diners, die je wichtigen politischen Fragen gelten, werden mit Champagner beschlossen. Die größten und schönsten Toaste werden beim Champagner ausgebracht. Und des Lebens höchste Feier, den Verlobungstag der Tochter, die Vermählung seines Sohnes, weiß der würdige Hausvater nicht würdiger zu feiern, als daß er die sorgsam aufbewahrte Champagnerflasche entkorkt, um dem jungen Paare Glück und Segen zuzutrinken. Der Poet sucht im perlenden Champagner die Begeisterung für seine hohen Ideen zu stärken. Die Helden der Industrie, die Männer der Börse schließen beim Spitzglase ihre größten und bedeutendsten Geschäfte ab. Und das einsame Liebespärchen schwört sich beim perlenden Sekt die heißesten Liebesschwüre zu, die aber leider oft nicht länger dauern als der zerfließende Schaum auf der Neige des Champagnerglases. Selbst in die unteren Schichten des Volkes ist der Champagner bereits mit Macht eingedrungen, während er früher eigentlich nur ein Privilegium des Ranges und des Reichtums gewesen ist. Wenn der Bauer heute auf dem Markt seine Produkte gut verkauft hat, so bestellt er sich wohl oft eine Flasche „Silberhall", und selbst der Arbeiter in industriereichen Bezirken gestattet sich am Lohnabend, wenn dieser besonders günstig ausgefallen, ein oder zwei Glas Champagner, obwohl dieser mit Recht „ein Prunkwein, ein Luxustrank" genannt worden ist, dessen liebenswürdiger, aber rasch verfliegender Wirkung sich selbst starke Naturen nicht zu entziehen vermögen. Durch ihn hat Frankreich seine größten Triumphe gefeiert, und Beranger hat recht, wenn er in seinen Chansons Bremuh den Franzosen zurufen läßt: „Durch eure Traube, Gallier, werdet ihr einstmals der Neid der Völker sein! Aus der Traube, voll von dem Feuer der Sonne, werden alle Künste Leben schöpfen; tausend Fahrzeuge werden, mit Wein beladen, unsere Ufer verlassen und Freude über die ganze Welt tragen. Das Weib wird dem Mann einen Balsam mehr auf seine Wunde gießen, und im Kampf werden die Nachbarn erfahren, daß der Wein selbst andere Waffen ersetzt. Den größten Triumph feiern wir, indem wir die Rebe heimbringen, deren allmächtigen Saft wir vordem entbehrt haben. Erst auf den heimischen Hügeln werden sich die Früchte unserer Heldenthaten und unserer Siege herrlich offenbaren!"

Aller Uebermut Frankreichs und seines besten Weines prickelt, schäumt und wogt aber in den folgenden Strophen eines seiner begeistertsten Dichter, mit denen wir diese Biographie des Königs des Weines abschließen wollen, um endlich an die Heimstätte seiner Geburt zu gelangen und dort das Geheimnis seines Werdens zu erlauschen.

Que le vieillard cherche un reste de vie
Dans le Bordeaux, qui rechouffe le sens,
Pour charmer ses banquets la jeunesse n'envie
Que le Champagne aux flots resplendissants.
Auprès de lui, qu'est cette liqueur blonde
Du vieux Falerne au reflet si vermeil?
Notre Champagne a fait le tour du monde
A nos drapeaux victorieux pareil;
Il rit, joyeaux, sous la mousse, qui tremble
Et semble
Dans le crystal, un rayon de soleil!

* * *

Der Witz des amerikanischen Humoristen: Warum heißt der Champagner ein toller Wein? Weil er über die in den Fabriken zu teil gewordene Behandlung toll geworden, ist hinfällig, wenn wir die modernen Einrichtungen zur Bereitung des Champagners, die durchweg sehr wesentliche Verbesserungen sind, kennen gelernt haben. Aber auch das beliebte Wort der Weinkenner vom „reinen Wein" ist ebenso hinfällig geworden durch den Champagner. Er ist nun einmal ein Kunstwein par excellence — und doch, wer würde es wagen, ihn den ersten Weinen nachzusetzen? (In Parenthese sei nur kurz bemerkt, daß nach der Versicherung meines verstorbenen Freundes Wilhelm Hamm nur die wenigsten Menschen auf Erden jemals solchen vielgerühmten „reinen Wein" getrunken haben, von dessen Heilighaltung hier und da so viel Wesens gemacht wird!)

Nach dieser unliebsamen Eröffnung treten wir an die Mysterien des Champagners heran. Der Erzeugungsbezirk der moussierenden Weine ist ein recht großer. Er umfaßt nahezu 20000 ha von Weinbergen, hauptsächlich in den vier gesegneten Departements der Champagne: Ardennes, Aube, Haute Marne und Marne, und verteilt sich auf 453 Gemeinden und mehr als 27000 Grundeigentümer. Der Champagner selbst wird aber eigentlich bloß im letzteren Departement und zwar in dessen Präfekturen Chalons sur Marne, Epernay, Reims, Saint-Menéhould, Vitry sur Marne angebaut. Alle vier Distrikte der Marne produzieren durchschnittlich 700000 hl Wein, davon jedoch nur 180000 hl auf Schaumwein verarbeitet werden; indes der übrige Wein — Champagne non mousseaux — unverändert zum Verbrauch meist im Lande selbst bleibt. Der Erlös aus den Weinbergen der Champagne wurde im Jahre 1881 auf 60 Mill. Frank — eine runde Summe, wie Shylock sagen würde — angegeben. Während der Konsum im Jahre 1844 bis 1845 nur etwa 6½ Mill. Champagnerflaschen betrug, von denen ein Drittel in Frankreich selbst ausgetrunken wurde, belief sich die Ziffer der Fabrikation im Jahre 1880 bis 1881 auf etwa 20½ Mill. Flaschen, von denen cirka 3 Mill. im Lande verblieben, die andern Flaschenmillionen aber in alle Lande der Welt wanderten.

Aber auch von den genannten fünf Distrikten sind nur zwei auserkoren, den richtigen Champagner zu produzieren: Reims und Epernay. In Reims wächst er auf den die Stadt umgebenden Hügeln und Lagen, sowie auf den Höhen der Marneufer, in Epernay südlich von der Marne in einem wundervollen, mit allen erdenklichen Reizen der Natur geschmückten Weingefilde, von Wäldern und Hügeln umgeben, die ihn vor rauhen Winden sorgsam schützen. Der Boden der Champagne ist ein vortrefflicher; er gehört der Kreideformation an und hat eine glückliche Mischung von Kalk, Thon und Sand aufzuweisen. Natürlich ist der Wert guter Weinlagen in jenen Gegenden ein sehr hoher, und man bezahlt bis zu 40000 Frank für den Hektar im Umkreis von Reims, welches allein 7624 Weinberge hat. Der Preis guter Lagen hat sich dort in den letzten dreißig Jahren um mehr als das Vierfache erhöht, und die Winzer verkaufen ihre Trauben, oft sogar schon den gepreßten Most sofort an den Fabrikanten, der meistenteils bar bezahlt. Daß ein gut Teil des Champagners nach unserem deutschen Vaterlande auswandert, ist männiglich bekannt.

Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern. .

Die genaueren Zahlen für die Gegenwart habe ich aber leider in keinem Buch oder Handelsbericht gefunden. Nur soviel steht fest, daß nach Deutschland im Jahre 1835 etwa ½ Mill., und in 40 Jahren später 1½ Mill. Flaschen gegangen sind. Am meisten wandert der Champagner nach England und Amerika aus, welches jedes für sich über 2 Mill. Flaschen jährlich konsumieren. Aber sind auch die genauen Zahlen für unseren Champagnerverbrauch nicht zu erlangen, was thut's? Schreiten wir lieber aus dem Reich der trockenen Ziffern in die Welt des edlen Rebensaftes und betrachten wir uns das gesegnete Land einmal näher, in dem der Champagner wächst. Es ist in Wahrheit ein von Gott gesegneter Landstrich, in dem die schwarze Traube gedeiht. Der größte Teil der Champagne zwar bietet ein recht einförmiges Bild. Die kreidige Felsunterlage tritt stark zu Tage oder wird nur durch eine dünne Ackerkrume verdeckt. Spärliche Gehölze, dünngesäte arme Dörfer beleben nur wenig das eintönige Bild. Diese dürren und öden Gegenden haben den

Namen „Champagne pouilleuse“ erhalten, im Gegensatze zu den fetten Triften und reizenden Fluren, auf denen im glühenden Sonnengold die Rebe reift. Eine dicke Erdrinde fördert hier die üppige Vegetation. Zahlreiche Wälder, dichtgedrängte, wohlausgebaute, reiche Ortschaften, Weiler und Städte, lachende Getreidefelder, blühende Wein- und Obstgärten schmücken die Landschaft, die die Heimat des Champagners ist und durch ihn einen Weltruf erlangt hat.

Die Champagne kultiviert hauptsächlich die schwarze Burgunderrebe, daneben aber auch andere Traubensorten, wie die Müllertraube, die weiße Champagnertraube u. dgl. m. Die Kultur des Weinstocks ist dort ziemlich dieselbe wie in allen Weingegenden. Im Februar wird das erste Mal auf höchstens zwei Augen beschnitten; die Erziehung der Rebe ist natürlich eine äußerst sorgfältige. Alle drei Jahre werden die Traghölzer in den Boden gesenkt (provinage), so daß die Weinberge stets ein jugendfrisches Aussehen haben. Die Stöcke erhalten Pfähle, an denen die Reben — gewöhnlich im März nach dem Umgraben — befestigt werden. Im Juni erfolgt ein zweites Bearbeiten. Alle Schößlinge ohne Blüten werden ausgegeizt; die stehenbleibenden läßt man aber nicht bis zur Höhe des Pfahls wachsen, sondern sie werden unterhalb gekürzt. Da um diese Zeit sich schon die Trauben gebildet haben, so schneidet man die Spitzen der Triebe ab, was den Saft in die Traube treibt. Im Juli findet dann das dritte und letzte Bearbeiten oder Jäten statt. Eine besondere Vorsicht erfordert die Lese der Trauben. Die Beeren werden meist einzeln abgenommen, die allzu dicken und die unreifen werden stehen gelassen. Nur ganz gesunde Beeren werden unter die Kelter gebracht. In der richtigen Auslese und richtigen Erfassung der Reifezeit — ein Lesezwang herrscht in der Champagne nicht — besteht schon ein gut Teil des großen Champagnergeheimnisses.

Die guten Trauben werden dann sorgfältig auf Horden gelegt und durch Maulesel so vorsichtig zur Kelter gebracht, daß jedes Rütteln derselben möglichst vermieden wird. Zum Keltern selbst werden nur eiserne Spindel- oder Kniehebelpressen verwendet, die alsbald ihr Werk beginnen, denn es ist wichtig, daß der in der Schale der Beeren enthaltene Farbstoff sich nicht in dem Saft auflöse. Schon der erste Kelterdruck liefert das feinste Produkt, das aber selten für sich allein verwendet wird. Gewöhnlich vereinigt man drei Abläufe und erst die folgenden werden jeder besonders verwendet. Das Produkt der drei ersten Kelterungen heißt Tisane und bildet das Material zu dem sogenannten weißen Champagner.

Der Most der drei ersten Pressungen bleibt nur 24 Stunden lang in einer Kufe stehen, damit er die ihm anhaftende Säure verliere und seine groben Niederschläge absetze. Dann wird er feierlich in Fässer übergefüllt, in denen er alsbald zu gären anfängt. Daß man diese Fässer, die übrigens nur zu drei Viertel gefüllt werden, in großen, luftigen Magazinen über der Erde aufbewahrt, ist wohl selbstverständlich. Vierzehn Tage dauert nun der wichtige Prozeß der Gärung. Den Spund der Fässer läßt man halb geöffnet, damit die Kohlensäure bequem entweichen kann. Nach Verlauf dieser Zeit erscheint der junge Wein federweiß; sobald Frost eintritt, wird er aber klar. Die Fässer werden gut verschlossen, und erst im Januar des folgenden Jahres zieht man den Wein schnell ab, um an ihm die wichtigsten und entscheidenden Operationen zu vollziehen.

Die erste dieser Operationen ist das Verstechen (coupage) oder Verschneiden, nämlich die Mischung verschiedener Moste untereinander, das große Geheimnis Dom Perignons, das einer unter den Winzern bekannten Sage zufolge niemand mehr so gut versteht wie die frommen Mönche von Haut-Villers und das mit ihnen zu Grabe ist getragen worden. Dieses Mischen geschieht in sehr großen Kufen und erfordert selbstredend die größte Vorsicht und den feinsten Gaumen. Je genauer er verstochen, um so besser und harmonischer wird der Wein. Früher glaubte man nur bestimmte Trauben miteinander mischen zu dürfen. Wissenschaftliche und praktische Erfahrung haben aber gelehrt, daß verschiedene miteinander gemischte Trauben den besten Wein geben und seither werden die Champagner nach sorgfältiger Auswahl gemischt, so daß die Qualität besser wird und der Wein selbst weniger den Krankheiten ausgesetzt ist, die ihm sonst gar oft gedroht haben.

Kurz nach dem Verstechen wird jedes Faß geschäumt oder geschönt mittels einer Hausenblase und einige Tage später mit etwas Gerbstoff vermengt und abermals geschönt. Ja, zuweilen ist es sogar nötig, diese Schönung noch ein drittes Mal vorzunehmen, wenn zuviel Hefe vorhanden ist. Nach ungefähr vierzehn Tagen wird der Wein, wenn er klar ist, in ein frisches Faß abgefüllt, was wiederum besondere Sorgfalt erheischt, damit ja nicht eine Flocke der Hefe in das neue Haus mit übergehe.

Im März oder April, oft auch erst im Mai, wenn die Weinlese spät in den Oktober fällt, beginnt dann der wichtigste Teil der Champagnerfabrikation, das Abziehen auf Flaschen (tirage). Hier ist natürlich die größte Sorgfalt erforderlich, da ja zweierlei erreicht werden soll. Erstens, daß der Wein moussiere, zweitens, daß er dies nicht so stark thue, um die Flaschen zu zersprengen.

Wodurch entsteht nun das Moussieren? Fünf Ingredienzien sind notwendig, um die Gärung herbeizuführen: Zucker, Gärungsstoff, Luft, welche diesen Stoff wirksam macht, Wasser und Wärme. Der Verein dieser Bedingungen gibt stets dasselbe Resultat: der Zucker wird vollständig in Alkohol und Kohlensäuregas umgewandelt; der Alkohol bleibt vermischt mit dem Wasser, wie es der Zucker war, von welchem er herrührt; das Kohlensäuregas steigt zur Oberfläche der Flüssigkeit; das Ferment verliert nach und nach seine Kraft, aber niemals findet es sich in zu geringer Quantität, um nicht sämtlichen Zucker zu modifizieren, wenn der Traubensaft von jeder Vermischung rein geblieben ist. Die geneigten Leser und schönen Leserinnen, die noch die ersten Kapitel ihrer Schulchemie in freundlicher Erinnerung haben, werden diesen Prozeß gewiß leicht verstehen. Um ihn praktisch zu verwerten, zieht der Weinfabrikant das sogenannte Sacharometer zu Rate, welches ein untrügliches Werkzeug zur Bestimmung des Zuckergehalts im Wein ist. Zeigt dasselbe nur 9 Grad, so werden etwa 4 bis 5 Grad Likör, d. h. einfach in dem gleichen Wein aufgelöster weißer Kandiszucker, zugefügt und dadurch der Zuckergehalt auf 13 bis 14 Grad gebracht, wobei die schönste Moussierung des Weins entsteht. Der heutige Champagner soll auf die Flasche etwa 16 bis 18 g Zucker und 11 bis 12 Volumprozente Alkohol enthalten. Dieser so durch den Druck, welcher auf Rechnung der Expansivkraft des Gases kommt, mit Gas gesättigte Wein stellt nun die Erscheinung des Moussierens dar; dieses selbe Gas ist es, welches den Stöpsel der Flasche mit einer gewaltsamen Explosion austreibt und welches sodann in den Gläsern perlt, indem sie sich mit Bläschen füllen und mit einem Schaum bedecken, dessen Reiz den Geschmack des Champagners erhöht.

In neuerer Zeit hat man, um die Efferveszenz zu mildern, besonders alte Weine dem Champagner beigemischt. Indem die Heftigkeit der Gärung vermindert wird, erfolgt auch seltener ein Flaschenbruch. Von diesen Flaschen wäre nun ein ganz besonderes Kapitel zu schreiben, wenn der eng bemessene Raum es uns gestattete. Es genüge, zu sagen, daß diese mit der größten Sorgfalt ausgewählt und ausgespült werden müssen. Mittels eines Manometers oder einer eigenen Druckpumpe zum Messen des Schaums werden die Flaschen gewöhnlich probiert, etwa wie man jetzt Dampfkessel zu prüfen pflegt. Freilich bietet auch diese Prüfung keine völlige Garantie, aber sie verhindert jedenfalls den Flaschenbruch en masse, wie er wohl früher vorgekommen ist. Die Flaschen müssen schon im Sommer vorher angeschafft werden und bilden natürlich ihrer besonderen Form und Beschaffenheit wegen einen ansehnlichen Teil der Herstellungskosten des Champagners. Manches Weinhaus in Reims bezieht jährlich bis zu 600000 Flaschen und fast jedes hat seinen eigenen Flaschenprüfer, der aus dem Ton von zwei mit den Seiten aneinanderschlagender Flaschen erkennt, ob dieselben fehlerfrei und stark genug sind, den moussierenden Wein aufzunehmen. Die Flaschen werden dann sorgsam ausgespült, mit Spiritus und mit einem alten Kork verschlossen, so daß sich weder Moder noch Staub darin ansetzen kann. Während früher oft 60 bis 70 Prozent der Flaschen zerbrochen wurden, hat sich der Verlust durch das jetzt übliche Verfahren auf 6 bis 10 Prozent verringert.

Das Füllen der Flaschen wird in einem besonderen „Atelier“ von fünf Arbeitern ausgeführt: einer füllt bis zu 2 Zoll Höhe unter dem Flaschenkopf mittels eines doppelten Krahns am Fasse ohne Unterbrechung; der zweite verkorkt die Flasche mit Hilfe der Korkmaschine und einem natürlich mit aller möglichen Sorgfalt ausgewählten Kork, von dem wie von den Flaschen auch ein ganz besonderes Kapitel zu schreiben wäre; ein dritter legt den Bindfaden um den Kork, der vorher in Leinöl gelegt worden, um ihn vor der Feuchtigkeit zu schützen; der vierte bindet den Eisendraht um Kork und Flaschenhals, der gleichfalls von gediegener Qualität sein muß, oder er agraffiert, d. h. er setzt dem Kork jenes bekannte Stückchen kreuzweise eingekerbten Weißblechs als Schutzkäppchen auf, das man „Agraffe“ nennt, und der fünfte endlich schichtet die Flaschen in dem Gärungsmagazin. Die Gewandtheit der mit diesen Operationen betrauten Arbeiter kann kaum größer gedacht werden. Ein gutes Atelier macht im Tage 1200 bis 1500 Flaschen fertig, so daß in jeder Minute zwei Flaschen durch fünf Hände gehen müssen. Es ist ein Vergnügen, diesen Arbeitern zuzusehen, deren Atelier in der That oft ein Rembrandtsches Bild darbietet!

Die gefüllten, verkorkten und mit einem besonderen Werkzeug, dem Colbotin, zugebundenen Flaschen werden nun in den Gärmagazinen in Haufen von 20 bis 50 Fuß Länge und 4 bis 5 Fuß Höhe, ohne Lehne oder Gestell und zwar so hingelegt, daß ihr Hals unter einem Winkel 20° geneigt ist, damit die Hefe, welche bei der späteren langsamen Gärung entsteht, im Hals am Kork sich absetze. Nach acht Tagen vergrößert man die Neigung auf etwa 45°, nach abermals drei Tagen richtet man den Boden der Flaschen noch mehr in die Höhe, damit die Hefe sich möglichst vollständig auf den Kork absetze; zuletzt stehen die Flaschen vertikal, den Hals abwärts gerichtet, eine eisenfeste Flaschenmauer, aus der nur der geschickte Arbeiter eine nach der anderen herausnehmen kann, um den Kork zu lockern, so daß dieser nun mit der vorhandenen Hefe ausgestoßen wird. Doch diese Operation erfolgt erst später.

Entwickelt sich die Gärung richtig und nach Wunsch, was gewöhnlich nach der steigenden Sommerwärme erfolgt, so beginnt der Wein zu arbeiten, zu stürmen; die Kohlensäure dehnt ihn aus und es tritt die gefährliche Periode ein: die des Springens oder Auslaufens der Flaschen. Im Monat August übersteigt diese Revolution oft 15 Prozent aller vorhandenen Flaschen. Ja in besonders heißer Jahreszeit und bei besonders wildem Wein müssen sogar oft alle Flaschen geöffnet werden, um nicht zu zerspringen. Bei dieser Operation wurden die Arbeiter oft verletzt, so daß sie jetzt beim Aussondern der Flaschen schwarze Masken und ein Ledergewand tragen. „In dieser Periode ist es in einem Champagnerkeller wie auf einem Schlachtfelde: ununterbrochen knallt es, fliegen Glassplitter an die Wölbung oder klirren auf dem Boden, rauscht es von fließendem Rebenblut.“ Mit dem nahenden Herbst kommt auch der Wein zur Ruhe und das Springen der Flaschen hört allmählich ganz auf.

Es folgt nun das oben bereits angedeutete Entkorken (degorgement) der Flaschen. Ein Arbeiter löst vorsichtig den Verschluß, dreht mit einer gekerbten Zange den Kork heraus, bis dieser knallend herausspringt und alle Hefe mit herausschleudert, pfropft die Flasche dann wieder mit einem neuen Kork, von welchen das Tausend mit 80 bis 100 Fr. bezahlt wird, und reicht sie seinem Nachbar weiter. Das Degorgieren erfordert natürlich große Geschicklichkeit; nichtsdestoweniger gehen dabei etwa 5 bis 7 Prozent des Weins verloren, aus denen man aber — Essig und Kognak bereitet! Auf den Degorgeur folgt der Opereur, dessen Hauptgeschäft die Zuckerauflösung (dosage) ist. In eine Flasche von etwa 80 cl gibt man gegenwärtig bis zu 26 cl „Likör“, während früher jede derartige Dosierung verpönt war. Dieser Likör besteht etwa aus 150 kg Kandiszucker, 125 l feinem Wein und 10 l feinem Kognak. Das ist das Rezept eines feinen Weinkenners — denn es versteht sich wohl von selbst, daß jeder Fabrikant sein eigenes Rezept hat, nach dem er den Wein bald milder, bald stärker, süßer oder herber macht, je nachdem er es für gut und zweckmäßig hält. Besteht ja gerade in dieser Mischung das Geheimnis der verschiedenen Sorten des Champagners, deren Kraft uns oft solche Qual verursacht. Guter Pater Perignon, warum hast du nicht allen deinen Brüdern dein Geheimnis enthüllt, das uns solche Qual für immer erspart hätte!

Auch die Farbe des Weines wird durch den Likör bestimmt. Früher war die bräunliche Färbung beliebt; jetzt ist man zu der Ueberzeugung gelangt, daß heller, klarer Wein der beste und edelste ist. Goldig flutet das edle Naß in der Kristallschale oder in dem schlanken Spitzglas und erregt schon durch seine reine Farbe unser sinnliches Wohlgefallen!

Die hohe Aufgabe des Dosierens wird natürlich auch durch besonders konstruierte Maschinen ausgeführt. Es folgt der „Recoleur“, der die Flaschen mit klarem, moussierendem Wein füllt, um den Verlust zu ersetzen, den sie erlitten, und sodann der „Boucheur“ des Korkes, der die vorher schon zubereiteten Korke mittels einer Maschine in die Flaschen preßt.

Hat dann der „Ficeleur“ die Flaschen nochmals kreuzweise mit Bindfaden geschnürt und der „Ficeleur au fil de fer“ den geglühten Eisendraht wie eine Fessel um sie gelegt, so sind die schwierigen Operationen der Champagnerfabrikation beendet. Die Flaschen werden natürlich dann sauber abgewaschen, wenn sie trocken sind, nochmals auf ihre Dauerhaftigkeit geprüft und sodann Hals und Kork mit Stanniol oder Pech umklebt. Das Aufkleben der Etiketten beendet das Geschäft und so zieht der Champagner hinaus in alle Weiten.

Nicht alle Champagnerhäuser haben übrigens solche Etiketten. Die vornehmeren begnügen sich mit dem Brand des Korkes, dessen Marke natürlich vollen gesetzlichen Schutz genießt. Der Champagner ist, je nachdem die Jahreszeit die Gärung mehr oder weniger begünstigt, nach 18 bis 30 Monaten trinkbar. Doch lassen die Fabrikanten ihn nach allen Operationen oft noch einige Monate liegen, um auch den letzten Rest von Hefe noch auszutreiben.

Es ist leicht erklärlich, daß einem solchen Kunstwein schwere Krankheiten, arge Feinde oft das Leben schwer machen. Sie sind zur Genüge bekannt diese Feinde, die der fromme Winzer der Champagne nicht nennt, ohne sich rasch zu bekreuzen: Eumolpe Chabot, Bêche, Cochylus und Pyrale heißen sie in der wissenschaftlichen Terminologie, während wir uns mit dem charakteristischen Namen „Reblaus“ begnügen, um das gefährliche Insekt zu bezeichnen, welches an den Wurzeln des Weinstocks sich aufhält, sie aussaugt und dadurch die Pflanze vernichtet. Fast 300000 ha Weinberge hat dieses mikroskopisch kleine Tierchen in Frankreich allein bis zum Jahre 1877 total zerstört, gegen das Wissenschaft und Erfahrung bis jetzt vergeblich ihre ganze Macht aufgeboten haben. Wenn nun aber der Wein diesen Feind doch glücklich überwunden, so drohen ihm andere nicht minder gefährliche Krankheiten, die ziemlich häufig vorkommen und den Schrecken der Fabrikanten bilden, so das Langwerden, durch das er Klarheit und Güte verliert, so die sogenannte Zymnose, oder das Fett, eine Krankheit, die zwei Formen annimmt. Bald bildet nämlich die stickstoffhaltige Substanz, welche dieser Krankheit unterliegt, auf dem Boden der Flüssigkeit einen zähen, klebrigen Niederschlag, der sich häufig fest in den Flaschen anhängt und die sogenannte Maske, eine förmliche Geißel der Champagnerfabrikanten, verursacht, bald aber wird diese Substanz noch zäher, bleibt aber im Wein schweben, dem sie dann diese zähe Beschaffenheit mitteilt und dessen Aussehen dann eiweiß wird. Natürlich gibt es viele Rezepte gegen diese Krankheiten, über die wir aber rasch hinwegeilen wollen, um zu etwas Angenehmerem zu gelangen — nämlich zum Boukett dieses Weines.

Woher stammt dieser duftige Wohlgeruch, der so oft dem Blumengeruch verglichen worden ist? Dieses Aroma ist, wie Liebig chemisch nachgewiesen hat, eine sehr zusammengesetzte Mischung, deren Analyse übrigens noch nicht alle Teile genügend erklärt hat. Die einzige Substanz, deren Vorhandensein feststeht, ist eine ölige, der sogenannte Oenanthäther. Der Boden, auf dem die Rebe wächst, hat selbstverständlich auf das Boukett des Weines einen großen Einfluß. Der Alkohol wird reichlich erzeugt von den Trauben, die auf Kalkboden wachsen und darin liegt wohl auch eine Hauptursache des reichen Bouketts, wovon der Alkohol fast immer den Ausgangspunkt bildet, da ja ohne ihn keine Aetherbildung möglich ist.

Doch wir unterhalten uns schon von

Boukett des Weines, ehe er noch aus dem Keller heraus ist. So ziehen wir daher noch einmal feierlich gen Reims, die alte Königsstadt', und betrachten wir dort das geschäftige Treiben in „der Straße der Weine", wenn der Champagner zu seiner großen Weltfahrt ausgerüstet, d. h. verpackt und verschickt wird. Diese Verpackung der zuvor in Papier gewickelten Flaschen erfolgt durch Stroh in Kisten oder Körben. Zu uns nach Deutschland kommt der Champagner meist in Körben von 50 oder 25 Stück. Der „Korb Champagner" ist ja bekanntlich schon ein Begriff, und noch dazu ein sehr schöner Begriff geworden.

Es ist gewiß interessant, aus dem Munde erfahrener Oenologen zu hören, daß der Champagner fast für jedes Land anders zubereitet wird. Deutschland verlangt ihn süß, in Frankreich wünscht man ihn weder zu süß noch zu herb, Old England fordert ihn so herb wie möglich, Rußland dagegen so süß und mild wie möglich. Ist das nicht seltsam!

Im ganzen unterscheidet man drei Hauptqualitäten des Champagners: Crémant, Mousseux und Grand Mousseux. Der Crémant ist der leichteste; er hat den wenigsten Schaum, sondern nur einen dünnen Rahm von Schaumbläschen — daher der Name. Eine stärkere Efferveszenz hat der Mousseux; er quillt sofort, nachdem der Pfropfen gesprungen, über die Flasche hinaus. Am stärksten schleudert natürlich der Grand Mousseux den Kork mit „hurtigem Donnergepolter" heraus, ja er überschäumt selbst noch im Glase. Es gibt natürlich noch viele Unterschiede und feinere Nüancen des Champagners, die aber außerhalb unseres Betrachtungsrayons liegen.

Die Fabrikation des Champagners beschäftigt selbstredend viele große Häuser in Reims, Epernay, Chalons, Croize, deren Firmen durch ihre Marken zum Teil weltbekannt sind. An ihrer Spitze steht die vielerwähnte altrenommierte der **Veuve Cliquot**, die seit dem Jahre 1798 besteht und deren edle Führerin im August 1866 im 89. Lebensjahr mit dem Ruhme gestorben ist, „die beste Kennerin und Erzeugerin des Champagners zu sein". Ihr hat mein geistreicher Freund Julius Stettenheim folgenden rührenden Nachruf geweiht:

„Begehrtes Weib, das keinen Korb gegeben,
Als den man selber sich bei dir bestellt,
Als Witwe scheidest du aus diesem Leben,
Um auszuruhn in besserer Welt.
So schlummre sanft, nicht mag die Erd' dich drücken,
Bis einst am frohen Auferstehungsfest
Die Schar der Engel, um sich zu erquicken,
Auch Cliquot veuve sich kommen läßt!"

Diese Witwe hat das Wort Schillers zu schanden gemacht, daß die beste Frau diejenige ist, von der am wenigsten gesprochen wird. Der gegenwärtige Leiter der Firma ist Monsieur Werlé aus Wetzlar, der wieder mit zahlreichen anderen großen Champagnerhäusern verwandt und verschwägert ist. Es kann natürlich nicht die Aufgabe dieser Skizze oder dieser Zeitschrift überhaupt sein, ein halbwegs vollständiges Adreßbuch der Champagnerfirmen aufzustellen. Hoffentlich genügt es, wenn ich die bedeutendsten nenne, um jenes wohlgefällige Lächeln auf die Lippen weinkundiger Leser zu zaubern, das die Erinnerung an edle Genüsse und schöne Stunden regelmäßig begleitet. Neben der Witwe Cliquot behauptet den ersten Rang Louis Röderer, die von einem Deutschen Namens Schneider begründete Firma; dann folgen Pommery, Heidsieck & Comp., H. G. Mumm & Comp. — wiederum Deutsche — Perinet & fils, Ruinart père & fils, Th. Farr u. a. in Reims. In Epernay spielt die Familie Moët die Hauptrolle, deren Gastfreundschaft selbst ein Napoleon I. gerühmt hat; Moët & Chandon heißt jetzt die Firma, an die sich noch Perrier-Jouët, P. Roger & Comp., Chanoine frères u. a. anschließen. Von sonstigen berühmten Firmen der Champagne erwähnen wir nur noch der Vollständigkeit halber: Duc de Montebello — Schwiegersohn der Witwe Cliquot, d. h. des jetzigen Besitzers dieser Firma — Deutz & Geldermann — in Deutschland sehr beliebt — Bruch Foucher & Comp., Cambry, Giesler u. v. a.

Nicht auffällig kann es sein, daß unter diesen Firmen so viele deutsche Namen sind. Deutsche Intelligenz und deutsche Arbeit, nicht zum mindesten auch deutsches Kapital, hat seit ihrem Aufschwung redlich an der Champagnerfabrikation sich beteiligt und darf sich ein gut Teil des Erfolges auf sein Konto schreiben. Daß die Fabrikation von Schaumweinen in Deutschland selbst eine ungeahnte Ausdehnung genommen und schon anfängt, dem Champagner selbst bedrohliche Konkurrenz zu machen, ist männiglich bekannt. Der beste deutsche Schaumwein ist wohl der Hochheimer — es ist in der That schwer, ihn vom Champagner zu unterscheiden, wenn man nicht feiner Weinkenner ist — dann folgen die Schaumweine im Elsaß, an der Ahr, in Koblenz, Mainz, Frankfurt, Mannheim, Stuttgart, Freiburg, Eßlingen — der älteste in Deutschland — Würzburg, Dresden und — Grünberg.

Ein gelindes Grausen durchzieht uns bei diesem letzten Namen und wir eilen wohl vorüber, um auf den Fittichen der Eisenbahn uns wieder in das fruchtbare Land der Champagne zu versetzen. Wie alt muß guter Champagner sein und welche hygieinische Wirkung hat dieser Wein? Diese Fragen sind oft aufgeworfen und verschieden beantwortet worden. Zuletzt hat man sich darin geeinigt, daß der Champagner fünf Jahre alt sein muß, um seine höchste Vollendung zu erreichen. Da er aber in dieser langen Zeit viel von seiner Efferveszenz verliert, so wird er schon gewöhnlich im zarten Alter von 2 bis 3 Jahren ausgetrunken.

Was nun die hygieinische Wirkung des Champagners anbelangt, so ist dieselbe, wie ich glaube, nicht schwer zu definieren. Der Champagner unterscheidet sich von allen anderen Weinen durch seinen großen Gehalt an Kohlensäure; er hat ferner eine rasche und auffallende Wirkung. Dies sind die beiden Hauptmomente, die hier in Frage kommen. Er erregt, belebt und erfrischt die Nerven, aber ebenso rasch verfliegt auch sein Einfluß. So wird er von Aerzten oft verordnet, oft verboten je nach dem Organismus und der Beschaffenheit der Krankheit.

Für eine der schlimmsten Krankheiten, den ewigen und unersättlichen Durst, ist er ein teures zwar, aber auch ein probates Heilmittel. Und da wir Deutsche uns von alters her eines guten Durstes erfreuen, so ist der Champagner auch für uns ein heimisches Getränk geworden, dem wir mit dem Liede des Dichters an die Flasche zurufen: „Hab' ich sie geherzt, geküßt, bis sie ganz mein eigen ist!" Aber wie wir Deutsche nun einmal sind, gründlich und sparsam, haben wir uns, wo uns der Champagner gefehlt, an die Entdeckung von Surrogaten gewagt, deren Name allein schon ein gelindes Gruseln verursachen kann. Grünberger Champagner mag kein Vergnügen sein — aber was will das bedeuten gegen die bei uns fabrizierten Stachelbeer-, Johannisbeer-, Birken-, Kirschen-, Birnen-, Aepfel-, Zucker-, Holunderbeer-, Aprikosen- und Pfirsich-Champagner, für deren unglückselige Bereitung die weinkundigen Herren Jannay und Mannen ein ganzes großes Buch voll Rezepte und Gebrauchsanweisungen herausgegeben haben!

Und nun noch eine wichtige Frage: Wie und wann soll der Champagner getrunken werden? Die Franzosen trinken ihn „frappé" und behaupten, daß sie allein das Geheimnis dieser Kunst besitzen. Allein wenn man eine gute Flasche Sillery zehn Minuten lang vorsichtig im Eise gedreht hat, wird man sie auch in Stuttgart oder Berlin „frappé" machen können. Erfahrene Weinkenner, wie Wilhelm Hamm, behaupten aber, er solle zwar kalt getrunken werden, aber nie so kalt, daß er den Magen erkältet oder den schönen Geschmack verliert. Meistens wird der Champagner bei Diners nach stärkeren Weinen, gewissermaßen als Dessert, getrunken, eine Sitte, die sich aus seiner französischen Heimat in alle Länder der Erde verbreitet hat. In England hat man aber jetzt angefangen, den Champagner gleich beim Anfang des Essens zu servieren. „Champagner zu Fleisch" hält ein echter Gourmand für Barbarei; nur zu Austern ist er gestattet. Ueberhaupt eignet er sich weit eher zum Frühstück, zur Zwischenkost oder zu einem feinen Souper, als zum substantiellen Diner. Soll etwas dazu genossen werden, so paßt immer ein leichtes, nicht zu süßes Backwerk am besten dazu; ganz vorzüglich sind zu solchem Zweck die Champagnerbiskuits von Reims, die häufig von den Champagnerfabrikanten ihren Kunden als Don graduit offeriert werden und in der That würdig sind, neben dem flüssigen Hauptartikel der alten Krönungsstadt zu paradieren.

Die moderne Technik hat natürlich zum Gebrauch des Champagners zahlreiche Vorrichtungen entdeckt, die das Trinken erleichtern. Man hat jetzt vielfach neue Ver

schlüsse der Flaschen eingeführt, die mittels eines anhängenden Hebels leicht und rasch eröffnet werden können, so daß der Pfropfen nicht mehr knallt — was für unsere nervöse Zeit nicht mehr modern ist! Sodann hat man bequeme Flaschenhalter oder Schenkgriffe, damit die Flasche, die man ja vorher in Eis kaltgestellt hat, nicht mit der Hand berührt zu werden braucht. Und nicht den geringsten Luxus hat unsere Zeit mit den Champagnergläsern getrieben, die im Laufe des Jahrhunderts nunmehr alle möglichen und unmöglichen Formen und Dimensionen angenommen haben. Die neueste Mode liebt flache, breite, schalenartige Gläser, und das ist gut so, damit auch die Nase hineinkann und ihren Anteil an der frei werdenden Kohlensäure erhalte.

Wie viel Luxus mit dem Champagner selbst und seiner Verwendung getrieben wird, das läßt sich nicht schildern, kaum ausdenken. Hamm erzählt in seinem klassischen „Weinbuch" von einem Rezept für Rothschilds Sauerkraut, nach welchem letzteres 24 Stunden lang gekocht und jede Stunde eine Flasche Champagner zugegossen werden soll. Aber auch die Sage von den Champagnerbädern darf hier nicht übergangen werden, in denen reiche alte Damen ihre Verjüngung suchen sollen und die in Romanen eine große Rolle früher gespielt haben.

Und nun zum Schluß ein trauriges Kapitel — der Preis des Champagners. Natürlich ist dieser Kostenpunkt sehr verschieden. Er beginnt mit 16 Mark für ein Dutzend Flaschen in Reims selbst und steigt bis zu 75 Mark für „ausgesucht feine Kabinettweine". Als Durchschnittspreis können heute in Deutschland 9 bis 10 Mark für einen guten Champagner gelten. Aber ein hoher Preis ist nicht immer das Kennzeichen eines echten, guten Champagners und — so wollen wir hoffen — auch dieser edle Wein wird billiger und dadurch zugänglicher werden, wenn man für seine Fabrikation neuere und leichtere Methoden erfunden haben wird.

Der König der Weine aber wird er bleiben seiner herrlichen, Geist und Herz erregenden Wirkung wegen, die Könige und Fürsten, Päpste und Bischöfe, Professoren und Doktoren, Minister und Volksmänner, Dichter und Frauen in seinen Zauberbann zwingt und von der wiederum ein Deutscher, ein edler, leider viel zu wenig bekannter oder vielmehr allzu rasch vergessener Dichter, Moritz Graf Strachwitz, das beste und begeistertste Lied voll frischester Champagnerlaune gesungen hat:

Schlage zum Himmel, Champagnergezisch,
Springe in silbernen Strudelkaskaden,
Schieße in pochenden
Bäumenden Fluten,
Fließe in kochenden
Schäumenden Gluten,
Aehnlich dem Bronnen der Quellennajaden,
Drin sich die Glieder der Artemis baden,
Tief in des Idas Cypressengebüsch.

Forme die Perlen von silbernem Schaum,
Die sich [illegible] im Spiegel,
Die in den spitzigen
Trichterpokalen
Funkelnd dem hitzigen
Sprudel entstrahlen,
Die aus der Flasche gebrochenem Siegel
Schweben und tanzen auf duftigem Flügel,
Steigen und sinken im goldigen Raum.

Schlagt auf die Becher mit wirbelndem Schlag,
Daß sie erbrausen im rollenden Falle:
Laßt in den duftigen
Tiefen des Nasses
Tanzen die luftigen
Geister des Fasses,
Laßt sie im spritzenden, stäubenden Falle
Stürzen aus blitzendem Becherkristalle;
Kurz ist der Jugend moussierender Tag.

Ein Ritter von der geflügelten Feder.

Von

J. M. Forster.

Die hervorragenden Reden eines Demosthenes, Cicero und anderer großer Redner erregten bei den Zuhörern den Wunsch, das gesprochene Wort im Augenblicke der Rede zu fixieren, und noch ist aus dem Griechischen eine Anzahl Wortkürzungen vorhanden, während Ciceros Freigelassener Tiro seinen Namen durch die nach ihm benannten tironischen Noten verewigt hat. — Auch das Mittelalter hatte „notarias" — praktische Bedeutung aber erlangte die „Schnellschreibekunst" zuerst in England mit den wichtigen Parlamentssitzungen des 16. Jahrhunderts, welche auch für Bayern den Anlaß zu dieser Erfindung boten. Bekanntlich wurde dem Lande am 26. Mai 1818 eine Verfassung gegeben und traten im folgenden Jahre die „Landstände" zum erstenmale zusammen.

Während in der Kammer der Abgeordneten ein mit einem Taglohn von zwei Gulden besoldeter „Geschwindschreiber", Johann Müller aus Dresden, unter Abkürzung der Kurrentschrift so viel als möglich von den Reden festzuhalten suchte, um ein möglichst genaues Referat der Verhandlungen in den Protokollen niederlegen zu können, erfreute sich die Kammer der Reichsräte eines Stenographen, und zwar des Erfinders dieser Kunst, Franz Xaver Gabelsberger, welcher außerdem ein mit geringem Gehalte ausgestatteter Subalternbeamter, Kanzlist bei der Königl. Kreisregierung war.

Gabelsberger war ein sogenanntes „verunglücktes Studentlein". Doch war bei ihm nicht der Leichtsinn, sondern die Ungunst der Verhältnisse schuld, daß er nicht das Ideal der damaligen armen Studenten, den Pfarrhof, erreichte. — Gabelsberger war ein geborner Münchener und erblickte am 8. Februar 1789 als der Sohn eines in bescheidenen Verhältnissen lebenden Hof-Blasinstrumentenmachers in der kurpfalzbayrischen Haupt- und Residenzstadt das Licht der Welt, das sich indes für ihn gar bald verdüsterte; denn schon nach drei Jahren war er mit drei Geschwistern ein vaterloser Waise, weshalb ihn die Mutter, unvermögend vier Kinder zu ernähren, zu ihrem Vater, einem Sattlermeister in einem kleinen Orte Oberbayerns schickte, um dessen Handwerk zu erlernen. Bei dem Großvater erging es dem kleinen „Xaverl", welcher zu dem Handwerk weder Lust noch Geschick zeigte, der allgemeinen Regel entgegen, nicht zum besten, bis sich der dortige Lehrer und Chorregent des verlassenen Knaben annahm und ihn zunächst zum Chorsänger heranbildete, in welcher Eigenschaft derselbe die Aufmerksamkeit der Klosterherren von Attl erregte, die sich sofort um ihn annahmen und für seine weitere Erziehung sorgten. — Nach einigen Jahren kam er in die Schule des Benediktinerstifts Ottobeuren in Schwaben, wo er bis zur Auflösung desselben als Singknabe blieb. Wäre nicht 1803 in Bayern die Aufhebung der Klöster erfolgt — Gabelsberger hätte sicher das Kleid des heil. Benediktus genommen. Wieder in seine Vaterstadt gekommen, besuchte er daselbst das Knabenseminar und das Gymnasium. Im Jahre 1807 versiegten die Quellen, welche ihm bisher das Studium ermöglicht hatten, und er mußte sich nunmehr eine Lebensstellung suchen. Seinem anfänglichen Plane, sich der Volksschule zu widmen, widerstrebte seine schwächliche Gesundheit, und fand er endlich im Jahre 1809 bei der Generaladministration der Stiftungen und Kommunen Verwendung, 1810 eine definitive Anstellung als Kanzlist bei der königl. Kreisregierung (damals General-Kommissariat) in München und wurde 1813 in gleicher Eigenschaft zur königl. Zentralstiftungskasse versetzt.

Da nun war es, wo ihn der Beruf auf seine epochale Erfindung führte: Beständig in der Kanzlei beschäftigt, oft zum Nachschreiben bei einzelnen höheren Beamten beordert, fing er nach eigenem Geständnisse sich bereits 1817 mit der Idee zu beschäftigen an, eine Schnellschrift zu ermitteln, um „einem höheren Beamten dadurch dienstlich zu sein, daß er dessen Worte dadurch gleichsam vom Mund abfing" oder wenigstens das Wichtigste im Wortlaute zu Papier brachte. Doch fand diese Idee keinen Anklang, was ihn jedoch nicht entmutigte, denn gerade die bevorstehende Einberufung der ersten Ständeversammlung zeitigte in ihm den Gedanken, „daß er sich durch seine bisher ohne nähere Bestimmung gepflegte Kunst nützlich machen könnte, nachdem er aus den Zeitungen wußte, daß in England und Frankreich eigene Schnellschreiber zur Aufnahme der ständischen Verhandlungen verwendet werden." — Mühsam schritt Gabelsberger auf der selbst gewählten Bahn vorwärts und um für die häufigsten Schriftzeichen das einfachste Zeichen zu finden, studierte er nicht nur die Dechiffrierkunst, sondern er wandte sich an Buchdrucker um Auskunft über die Häufigkeit des Vorkommens einzelner Buchstaben. So sorgsam handelte er, daß er neun Entwürfe zurücklegte und es auch zum zehntenmale gethan haben würde, bis ihm endlich einer entsprach, der die kalligraphischen Grundformen unserer Schreibschrift enthielt und unendliche Kombinationen von Buchstaben in gefälliger Form gestattete. (Anfänglich, bis zum Jahre 1824, gelangte in der Schnellschrift Gabelsbergers jeder Buchstabe, gleichviel ob Selbst- oder Mitlauter, zum selbständigen Ausdruck.) Allenfallsige Verbesserungen nahm er in der Weise vor, daß er einen und denselben Text nach den bisherigen Resultaten und unter Anwendung des Verbesserungsgedankens niederschrieb. Die bevorstehende Ständeversammlung bot ihm nun Gelegenheit, seine Erfindung zu proben.

Der erste Landtag ergab schon beachtenswerte Resultate, so daß er für die zweite Sitzungsperiode im Jahre 1822, sowie in den Landtagen 1825 und 1828 die Erlaubnis erhielt, seine Stenographie mit seinem Schüler, dem Registraturgehilfen Zeiler, „ausüben" zu dürfen. Die Bezahlung hierfür fiel allerdings erbärmlich aus; denn während er 1822 doch

wenigstens für den Tag angestrengtester Thätigkeit — beide mußten sämtliche Verhandlungen von einem sehr ungünstigen Platze aus aufnehmen und alles wieder diktieren — allein fünf Gulden erhalten hatte, mußte er in der Periode von 1825 hiervon zwei Gulden an seinen Gehilfen ablassen.

Ueberhaupt hatte Gabelsberger in materieller Beziehung das Schicksal aller Erfinder: der klingende Lohn war das wenigste, was ihm zu teil ward. Denn obwohl er in einer sehr beredten Eingabe darauf hinwies, daß seine Kunst „nur unter dem Klima einer repräsentativen Verfassung erblühen könne, sonst aber verkümmern und zur Hieroglyphe ersterbe“, wurde ihm noch die Verpflichtung auferlegt, wenn er wieder als Stenograph bei der Kammer eintreten wolle, in seinem Staatsdienste für einen Substituten auf eigene Kosten zu sorgen, so daß selbst der Staatsminister Graf von Armansperg sich mit dem Wunsche an die Kammer wandte, es möchte Gabelsbergers Honorar so bemessen werden, daß er davon auch den ihm auferlegten Stellvertreter bezahlen könne, worauf ihm zunächst — inklusive des Vergüts für einen Stellvertreter — ein Taggeld von vier, dann auf wiederholte Eingabe ein solches von fünf Gulden bewilligt wurde.

Das war ein wahres Wunder zu nennen; denn die anfänglich hell lodernde Flamme der Begeisterung für die Stenographie war, wenige intelligente Männer abgerechnet, zu Asche verglommen und so verhallte die Vorstellung, welche Gabelsberger 1825 über die Notwendigkeit eines zweckmäßig eingerichteten stenographischen Instituts bei der Kammer eingereicht hatte, ungehört und erst am 24. November 1827 fand jene für die Geschichte der Stenographie denkwürdige Kammerverhandlung statt, in welcher die Veröffentlichung der Kammerverhandlungen in ausgedehntester Form beschlossen und der Antrag angenommen wurde, die Staatsregierung aufzufordern, „daß, da die vorhandenen beiden Stenographen bei lange dauernden Kammersitzungen die ihnen zugewiesene Aufgabe aus physischen Gründen nicht lösen könnten, für die Ausbildung von wenigstens acht Stenographen und einer entsprechenden Anzahl von Ersatzmännern die geeignete Vorsorge getroffen werden möge.“

Da nun einige Zeit darauf die Akademie der Wissenschaften durch Gutachten vom 15. April 1829 das ihr von Gabelsberger zur Prüfung vorgelegte Lehrsystem als „praktisch, zweckmäßig und sicher“, den Erfinder aber „der gestellten Aufgabe gewachsen und einer fortgesetzten allerhöchsten Unterstützung würdig“ bezeichnete, da endlich der (liberale) Abgeordnete Graf Bentzel-Sternau im Würzburger „Volksblatt“ zur Unterzeichnung freiwilliger Beiträge behufs Heranbildung einer genügenden Anzahl von Schnellschreibern für die Ständeversammlungen durch Gabelsberger aufforderte, „da,“ wie er betonte, „von seiten der Staatsregierung für Förderung jenes Zweckes nichts mehr geleistet werde“ und nachdem die Regierung durch die Gesandtschaften in Paris und London Erkundigungen über die Verhältnisse der offiziellen u. Privat-„Geschwindschreiber“ eingezogen und erfahren hatte, daß dieselben bis zu 500 Pfund St., resp. 10 000 Frcs. bezögen, legte das Ministerium die Angelegenheit dem Könige vor, betonte jedoch in dem betreffenden Berichte, „daß es den Stenographen in Bayern nicht nur an Gelegenheit zur Uebung, sondern auch an zureichendem Erwerbe mangeln werde, da sich die Anwendung dieser Kunst ja doch nur auf die Wiedergabe der Kammerberichte beschränken müsse“ und kam schließlich zu dem Antrage, Gabelsberger, die Auswahl der Zöglinge unter den Studierenden der Hochschule zu überlassen. König Ludwig I. wies hierauf „dem Stenographen Gabelsberger zur Ausbildung von wenigstens sechs mit den nötigen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgestatteten Geschwindschreibern bis zur nächsten Ständesitzung eine Remuneration von 500 Gulden zu, wovon 300 Gulden nach beigebrachter Nachweisung über die Eröffnung und Fortsetzung des spätestens mit dem 1. Oktober 1829 zu beginnenden Unterrichts in Monatsraten von 20 Gulden (!!), der Rest von 200 Gulden aber nach erfolgter Bestätigung der Brauchbarkeit der unterrichteten Individuen durch das Präsidium der Kammer der Abgeordneten zahlbar werde.“

Gabelsberger [illegible] ringen Zuschuß [illegible] des Landtags im Jahre 18[illegible] Stenographen vorschlagen konnte, so daß ein vollständiges stenographisches Büreau gebildet war, aus welchem jedoch Gabelsberger unter Beibehaltung der Vorstandschaft 1840 ausschied. Ermöglicht wurde die Forterxistenz desselben durch die einstimmige Bewilligung eines jährlichen Kredits von 1000 Gulden, wovon die eine Hälfte als lebenslängliche Gehaltszulage „für den ersten Stenographen“, die andere zu Prämien und Unterstützungen für Schüler bestimmt ward. Bezeichnend für die Tendenzen des Ministeriums Abel ist es, daß, obwohl diese Position bei jedem Budgetlandtage ohne alle weitere Bemerkung als eine ständige bewilligt wurde, Gabelsberger gezwungen war, alljährlich neu um die Anweisung und Auszahlung dieses Gehaltszuschusses zu bitten, was bis zur Thronbesteigung des Königs Maximilian II. dauerte.

Das Jahr 1834 war für Gabelsberger von hoher Bedeutung. Denn am 28. Juni desselben erschien sein großes stenographisches Originalwerk, dessen lithographischen Teil er in jahrelanger, mühevoller Arbeit selbst besorgt hatte. Gleichwohl sollte ihm dasselbe zu einer Quelle großen Verdrusses werden.



Franz Xaver Gabelsberger.

Abgesehen davon, daß sich der Typendruck so lange verzögerte, daß er mit der Ausgabe des Werkes erst am Tage des Kammerschlusses beginnen konnte und dadurch schon die vom Landtage erhoffte materielle Anerkennung im Nebel zerfloß, abgesehen von den Verdrießlichkeiten wegen der Buchhändler, die ihm den „Selbstverlag“ nicht gönnten und bei den damaligen Zunftregeln wenigstens den Kommissionsverlag erzwangen, aber das Werk gleichwohl nicht in die Auslage stellten — abgesehen von diesen Mückenstichen, machten sich noch ganz andere Unannehmlichkeiten geltend. — Gabelsberger hatte das Werk auch beim Könige einreichen lassen — statt der gehofften Anerkennung aber erhielt er das eingereichte Exemplar mit dem Signat zurück: „Wir mißkennen die Bemühungen Gabelsbergers, sich nützlich zu machen, nicht, doch haben sowohl seine, als seiner Schüler abgegebene Erklärungen, das bei den Assisen im Rheinkreise Aufgenommene nicht mehr lesen zu können, als auch einzelne nicht stichhaltige Regeln in seinem Werke . . . gezeigt, daß sein stenographisches System noch vieler Vervollkommnung bedürfe — es folgt demnach das Exemplar wieder zurück.“ — Beruhte die Bemängelung des Systems darauf, daß einige Pergamenttafeln aus den Berichten über die Verhandlung Siebenpfeiffer-Wirth abgewaschen worden waren, so hatten die „nicht stichhaltigen Regeln“ den für Demagogenriecher allerdings sehr bedenklichen „Mustersatz für Satzkürzung“ zur Basis: „Eine Regierung, welche dem Despotismus huldigt (despotisch), kann sich in Europa, wo die Zivilisation ihren Sitz aufgeschlagen hat (zivilisierten), nicht mehr halten.“ — Da nun der Referent, ein Staatsrat, selbst eine „Stenographie“ erfunden zu haben sich schmeichelte, läßt sich diese für Gabelsberger allerdings schmerzhafte Abweisung [illegible] erklären.

In den Jahren 1832 bis 1839 befand sich Gabelsberger [illegible] unmittelbaren Dienste des Ministers des [illegible], Fürsten Oettingen-Wallerstein, bei [illegible] zur Nachtzeit arbeitete — ein Erbteil seines Vaters, der nie vor Mitternacht seine Be[illegible] von sich ließ — und zu Leutstetten bei Starnberg wohnte, wohin Gabelsberger oft, ja [illegible] täglich fahren mußte, wobei ihm der Minister während der Fahrt

seine Entwürfe diktierte, deren stenographische Fixierung Gabelsberger schließlich sogar bei Nacht im Finstern ermöglichte. Trotz dieser angestrengten Thätigkeit, welche allerdings die Zeit für körperliche Pflege auf ein äußerst geringes Maß beschränkte, zumal Gabelsberger auch noch Stenographieunterricht erteilte, widmete er sich auch noch der Fortbildung seines Systems und führte die Wort- und Satzkürzung durch und ließ nie von der Hoffnung ab, daß die Stenographie ein Gemeingut, „die Konversationsschrift aller Gebildeten“ werde. In der That hatte er auch noch die Genugthuung, sein System über einen großen Teil von Deutschland verbreitet und für die russische Sprache aptiert zu sehen, was ihm in gar manchen Bitternissen Trost gewähren mußte. Denn obwohl er es im Jahre 1848 abgelehnt hatte, die Stelle eines Vorstandes beim stenographischen Institute des Frankfurter Parlaments zu übernehmen, brachte es der bayrische Landtag von 1848 fertig, den Versuch zu machen, die Diäten Gabelsbergers herabzusetzen, „weil es nicht angehe, daß ein Bediensteter der Kammer so viel beziehe wie ein Abgeordneter“. Gabelsberger wies — von seinen älteren Schülern dazu genötigt — in einem entschieden, aber würdig gehaltenen Proteste nach, daß im Jahre 1822 durch öffentliche Ausschreibung ein Diätenbezug von täglich einem Dukaten demjenigen geboten wurde, der sich als befähigter Stenograph beim Direktorium stellen würde, und daß sich außer ihm keiner gemeldet habe — worauf es beim alten blieb.

Nachdem er noch die Freude erlebt hatte, daß König Maximilian II. die jährlich zu erbittende Remuneration von 500 Gulden „in Anerkennung der Verdienste Gabelsbergers“ in einen festen Gehalt umwandelte, und daß sein System auch für die dänische Sprache bearbeitet wurde, überkam ihn jene Ermüdung und Resignation, welche man gewöhnlich als die Vorboten des nahen Endes betrachtet. Noch am Silvestertage des Jahres 1848 schrieb er die Bedeutung des von Heger-Wien — der die Stenographie für das Böhmische bearbeitete — gefundenen Zeichens „tsch“ für seine Schüler beim Frankfurter Parlamente und feierte am nämlichen Tage die Verlobung seiner einzigen Tochter — ein Sohn war ihm in der Blüte der Jahre 1840 entrissen worden — und am 4. Januar 1849 raffte ihn ein Schlaganfall hinweg. Vor dem damals in der Theatinerstraße befindlichen Palais der russischen Gesandtschaft sank er entseelt zusammen.

Nach seinem Tode wurden ihm zahlreiche Ehren, davon nur ein bescheidener Teil bei Lebzeiten ihn überglücklich gemacht hätte. Seine Schüler errichteten auf seiner, auch die Asche seines Sohnes umschließenden Grabstätte, welche die Gemeinde München auf ewige Zeiten für unveräußerlich erklärt hatte, ein Monument und besorgten die Herausgabe der zweiten Auflage seines Lehrbuches; die Straße, in der er bis ans Ende seiner Tage gelebt hatte, wurde nach ihm benannt und an seinem Wohnhause eine Erinnerungstafel mit Medaillonporträt angebracht.

Gabelsberger war ein Mann von offenem, biederem Aussehen, heiteren, liebenswürdigen Charakters, bescheiden für seine Person, liebevoll für seine Umgebung, gegen Vorgesetzte schüchtern, aufopfernd für seine Angehörigen und — seine Kunst. Sein Eifer, seine unermüdliche Thätigkeit mögen wohl auch seinen jähen Tod herbeigeführt haben — wenn aber je ein Erfinder, so lebt Gabelsberger ewig fort — denn die Stenographie ist jetzt nicht mehr das Gut einzelner, sie ist Gemeingut, sie ist für den Gebildeten ein dringendes Bedürfnis geworden.

Das Erdmannshaus.

Von

Anton Freiherr von Perfall.

(Fortsetzung.)

Fevi betete im stillen um Sixtus' Rückkehr. Die Herren, welche in der Mitte des Saales eine Gruppe bildeten, sahen bereits auffallend zu dem verlassenen Mädchen herüber. Wenn er nicht gleich käme, müßte die fürchterliche Reise durch den Saal angetreten werden zu Frau Erdmann hinüber. Die Paare ordneten sich zur Polonäse. Endlich erschien er. — Jetzt war alles Leid wieder vergessen, an seinem Arm fühlte sie alle diese Blicke nicht mehr — jetzt begann auch für sie endlich die Freude.

Die Paare vor ihnen tanzten ab, jetzt kam es an Sixtus, auch er war ängstlich und fand nicht gleich den Takt. In der Herreninsel lachte man über das unbeholfene Paar. Fevi verbarg ihr Gesicht an der Brust des Sixtus, dem der Schweiß auf der Stirn stand. Endlich kam er zu Recht; der Straußsche Walzer nahm sie auf seine schmeichelnden Wogen. Das war jetzt ein entzückendes Gefühl, ein wonniges, sinnberauschendes Wiegen an der Brust des jungen Mannes, dessen innige Berührung einen bis jetzt unbekannten Strom durch ihren ganzen Körper leitete. Zuletzt drehte sich alles um sie in wirrem, farbigem Kreise. Sie glaubte zu fliegen, dem Himmel zu. Es kam ihr fast wie Schlaf, aus dem sie nimmer erwachen möchte. Einmal flog Gilde an ihr vorbei, an dem Arm eines Offiziers, ihr Auge war ein Glühwurm, die roten Rosen, locker geworden, umgaukelten sie wild wie eine Bacchantin. Dann erblickte sie wieder Frau Erdmann steif, unbeweglich, wie ein Bild, und die Geheimrätin, die sie mit der entsetzlichen Lorgnette verfolgte.

Wie Träume zog das alles an ihr vorüber! Plötzlich schwieg die Musik — der Tanz war zu Ende, Fächer rauschten von allen Seiten, erhitzte Gesichter, wogende Brüste — erregt blitzende Augen — überall —. Wie Staare im Schilfe zeterte es durcheinander, während die Paare Cercle machten.

Die Korpsbrüder Sixtus' ließen sich Fevi vorstellen; jeder wollte einen Tanz erhaschen. Sie hatte gehofft, den ganzen Abend am Arm des Geliebten zubringen zu können, ihr war gar nicht um weitere Eroberungen. Und was sollte sie denn mit diesen fremden Herrn allen reden? — Sie werden sich gewiß recht langweilen mit ihr. Doch da half kein Zögern, nur die Française konnte sie Sixtus reservieren.

Gilde zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Schon lange war eine so hübsche Erscheinung nicht mehr in der Gesellschaft erschienen, und jetzt nach der Erregung des Tanzes war sie wirklich berückend schön! Die kahlen Scheitel der Herreninsel drehten sich nach ihr wie Pflanzen nach der Sonne, und obwohl jetzt Graf Sergius, der seine Tänzerin, die Professorstochter, glücklich wieder der Magnifizenz zurückgestellt, und der Offizier links und rechts auf sie einredete, entging ihr das alles doch nicht. Sie fand darin reiche Entschädigung für die neidischen Blicke ihrer Geschlechtsgenossinnen, für die spitzigen Bemerkungen, die ihr hier und da zu Ohren kamen. Das war ihr Boden — das fühlte sie, nicht das Erdmannshaus. — Es lag in unendlicher Ferne hinter ihr in düstergrauen Farben.

Die Souperzeit nahte. Aus den Nebensälen erklang schon Gläsergeklirr, der Lärm der Tafelfreuden. Sergius mußte Gilde ihrer Mutter zurückführen; er hätte um alles gerne mit ihr das Souper eingenommen — aber — die Mutter, das war der Stein des Anstoßes, ihr ganzes Aussehen, ihre Manieren verrieten ihren Stand. Bis jetzt hatte man sie nicht beachtet, man wußte gar nicht, daß die komische Frau dort in dem altmodischen Kleide die Mutter des schönen, allgemein bewunderten Mädchens war. Das mußte sich jetzt aufklären. Man wird fragen, wer sie sei — er wird sich kompromittieren in den Augen seiner Standesgenossen rings umher. Auch sein Vater, der alte Graf, war ja da — er wird es ihm nie verzeihen! Und welche Ausflucht machen vor Gilde, ohne sie zu kränken? — Er war in einer mißlichen Lage. Jedenfalls war es seine Kavalierspflicht, der Familie Erdmann gute Plätze zu verschaffen. Bei der Mutter traf er Sixtus mit Fevi, er beneidete ihn um seine Ungebundenheit. —

Diese verdammten Standesvorurteile, sie können doch recht unangenehm werden!

Der Speisesaal hatte sich unterdessen gefüllt, es war keine Auswahl mehr unter den Plätzen.

„Sie soupieren doch mit uns, Graf Perin?“ bemerkte Gilde, die das für selbstverständlich hielt.

„Leider muß ich mich zuerst zu Papa und einigen Verwandten begeben, die ich bis jetzt ganz ignoriert habe, aber sobald ich loskommen kann, Fräulein Gilde, wird es mir die größte Ehre sein.“

Gilde biß die Lippen aufeinander, sie ahnte wohl mit einem Blick auf die Mutter, deren Aeußeres ihr jetzt auf einmal fast lächerlich vorkam, den wahren Grund. Sie war ihr eine Last in diesem Augenblick.

Endlich entdeckte Perin noch einige leere Plätze — aber Malheur! Die Exzellenz, mit der er am Eingang gesprochen, saß an demselben Tisch mit einigen jungen Mädchen und Offizieren. Er mußte die Erdmanns und Fevi vorstellen, es blieb keine Wahl mehr.

„Frau Erdmann mit Tochter — Fräulein Schwarz — Herr Erdmann — Exzellenz Gräfin Feningen — Komtesse Feningen — Oberst Baron Luchesi — Lieutenant von Stirum!" Mit einer galanten Verbeugung empfahl er sich, von einem Blick aus Gildes Auge getroffen, der ihm sein baldiges Wiederkommen für absolut nötig erscheinen ließ, wenn er nicht alles verscherzen wollte. — Die Exzellenz Feningen rückte weiter hinauf, als nötig war, um Platz zu machen. Die Komtessen musterten mit vielsagendem Blick die Toilette der Frau Erdmann. Der Oberst brach das peinliche Schweigen, welches der Vorstellung folgte.

„Sie erscheinen wohl zum erstenmale auf den Bällen, Fräulein Erdmann, und wie ich gesehen habe, mit unbestreitbarem Erfolge!"

Die Komtessen zogen ihre Kleider noch enger an sich.

„Ich darf gar nicht mehr fragen, wie es Ihnen hier gefällt, wenn man so gefeiert wird."

„Sie haben mehr gesehen, wie ich, Herr Baron," entgegnete lächelnd Gilde, „ich bin auch noch zu unerfahren in diesen Welten, um einen Erfolg beurteilen zu können, ich weiß nur, daß ich mich köstlich unterhalte."

„Möglich, Fräulein Erdmann," mischte sich die Exzellenz ins Gespräch, „ich für meinen Teil habe den Rhenanenball noch nie so langweilig gefunden wie heuer. Nicht, Emma?" Sie wandte sich zu ihrer Tochter.

„Affreux, Mama," lispelte diese.

„Es ist auch eine ganz andere Gesellschaft hier wie früher," fuhr die Exzellenz fort, „so viel fremde Gesichter; sonst traf man immer Bekannte."

„Ich denke, das müßte gerade der Unterhaltung mehr Reiz verleihen," entgegnete Gilde, die die Anspielung wohl merkte, „alles Neue reizt ja, bringt neues Leben! — Meinen Sie nicht auch, Herr Baron?"

Dieser leerte sein Champagnerglas auf einen Zug, um das sarkastische Lächeln zu verbergen, das bei den Worten der Exzellenz auf seinen Lippen schwebte.

„Gewiß, mein Fräulein! Ich gehöre in dieser Beziehung auch nicht zu den Konservativen, was Ballerscheinungen betrifft."

„Das sind Geschmacksachen!" meinte die Exzellenz.

„Ihre Fräulein Tochter besuchte wohl schon oft den Rhenaniaball und will neue Eindringlinge nicht gelten lassen," bemerkte spitzig Gilde.

„Sehr oft?" fuhr die Exzellenz auf, die Komtesse warf einen bösen Blick hinüber, „das ist doch nicht gut möglich bei dem Alter meiner Tochter, aber immerhin oft genug, um sich über die Veränderungen zu verwundern, die in der Gesellschaft hier stattgefunden."

Lieutenant von Stirum, ein junger, stattlicher Offizier mit gebräuntem Antlitz, nahm sich unterdes der alten Frau Erdmann an, deren Verlassenheit ihn peinlich berührte. Er erkannte auf den ersten Blick die Situation, und Frau Erdmann, die ihre Stellung in dieser Gesellschaft schon lange erkannt, warf ihm einen dankbaren Blick zu, antwortete ihm so herzlich und einfach, daß der junge biedere Mann seine Freude daran hatte.

Sixtus und Fevi hörten und merkten von all dem nichts, sie waren ganz ineinander versunken. Der Champagner, den Sixtus kommen ließ, schürte noch ihr erregtes Blut.

Ringsum wurde die Stimmung immer lebhafter. So sehr auch die Etikette eine laute Fröhlichkeit darniederhielt, aus allen Augen sprühte es doch schalkhaft. Erhitzte Köpfe näherten sich, es kicherte und flüsterte in allen Ecken, kühne Blicke irrten über üppige Nacken, Amoretten schlüpften durch die Reihen, drückten im geheimen Hand in Hand, schossen ihre glühenden Pfeile gegen die engen Mieder; sie saßen auf dem Rand der hohen Kelchgläser mit perlendem Schaumwein, in duftigen Blumen, die man sich gegenseitig bot, sie wiegten sich in dem leisen Winde des Fächerschlages. Die ganze Luft war erfüllt davon, nur die Sitte zog einen undurchdringlichen Schleier um sie. Man sah ihr loses Spiel nicht, durfte es nicht sehen, nur hier und da guckte einer aus dem Auge einer Schönen, sich unbemerkt rührend, und zog das Köpfchen zu spät zurück.

Gilde wurde ungeduldig, sie hörte nur mehr halb auf die Worte des Obersten, der sich eifrig mit ihr beschäftigte, dabei die Exzellenz und ihre Tochter mehr als die gute Sitte erlaubte, vernachlässigend. Ihr Auge durchflog den ganzen Saal nach ihm; endlich hatte sie ihn entdeckt. Ein auffallend hübscher alter Herr mit schneeweißem Henri quatre und etwas weingerötetem Gesicht saß neben ihm — gewiß der Vater! außerdem eine Gesellschaft von jungen Leuten.

Sie bemerkte, daß er mehrmals versuchte sich zu entfernen, und immer wieder zurückgehalten wurde. Aber jetzt erhob er sich wieder, der alte Herr mit dem Henri quatre sprach heftig mit ihm. Sergius zuckte mit den Achseln und empfahl sich. Der alte Herr erhob sich und sah mit einem Monocle stirnrunzelnd nach ihrem Tisch herüber. Das galt ihr. — Sie fühlte es, ihr natürlicher Feind war der Mann dort, und wie von einer inneren Kampfeslust getrieben, erhob sie sich etwas und erwiderte die herausfordernden Blicke des alten Grafen.

Sergius trat an den Tisch und grüßte gleichsam zur Versöhnung auffallend zuvorkommend die Exzellenz mit ihrer Tochter; doch diese, empört durch das Benehmen des Obersten und Vernachlässigung ihrer Tochter, die herrenlos sich langweilte, stand auf.

„Lassen Sie sich nicht stören, Her[r] Perin, wir wollten uns eben entfern[en], es weht eine so fremdartige Luft hier, [die] ich nicht gut vertragen kann. Amüsier[en] Sie sich gut."

Der Oberst mußte wohl oder übel m[it], ebenso Lieutenant Stirum, der sich m[it] Frau Erdmann recht gut unterhalten ha[tte]. Von draußen ertönte wieder die Tanzmu[sik], man brach von allen Seiten auf zu neu[em] Vergnügen. Bald war rings alles le[er]. Sergius hatte offenbar dem Champagn[er] etwas stark zugesprochen, er war in sic[ht]licher Erregung und nötigte auch Gil[de] zum Trinken, die von dem ungewohnt[en] Genuß schon etwas betäubt war. Di[e] Mahnung der Mutter blieb ungehör[t]. Sergius übte eine eigentümliche Mac[ht] auf diese Frau, ein Wort von ihm genügt[e], sie zu beruhigen.

„Ihr Vater war nicht sehr erfre[ut], Graf, daß Sie zu uns herüberkamen. Ic[h] habe alles beobachtet."

Sergius stieß so fest mit dem Cham[]pagnerglas auf den Tisch, daß es in Scherben ging.

„Was kümmere ich mich um mein[en] Vater! Diese alten Herren verkümmer[n] einem jede Freude. O diese Abhängigk[eit] ist eine Höllenqual, — wenn ich fr[ei] wäre, Fräulein Gilde!" — sein Au[ge] ruhte brennend auf ihr, er griff nach ih[rer] Hand, die mit dem Glase spielte.

„Gilde," lispelte er, ihr tief ins Au[ge] sehend, sie fühlte das Geständnis, das a[uf] seinen Lippen schwebte.

„Herr Graf, man beobachtet uns. Si[e] sind zu erregt — mir selbst ist so unhei[m]lich schwül in dieser Luft — machen [wir] eine kleine Promenade."

„Ich muß Sie allein sprechen, Fräul[ein] Gilde," fuhr der Graf fort, „ich muß Ihnen sagen —" Er beugte sich über [den] Tisch.

Gilde stand plötzlich auf, auch ih[re] Brust hob und senkte sich bebend. Sergi[us] folgte und reichte ihr den Arm. Er glaubte, sie wolle in den Tanzsaal, d[och] sie bog rechts ab, wo kleine Antichambr[es] sich an den Saal schlossen. Verschla[fene] Mütter und Väter saßen in den ers[ten] umher. Rasch gingen sie hindurch. Di[e] zweite war leer. Eine Palme stand in der Mitte und breitete weit ihre fä[cher]artigen Blätter.

Sergius war auffallend bleich, sie f[and] ihn schöner, verführerischer als je, die h[eftige] Erregung nahm ihm offenbar die Spr[ache].

„Was müssen Sie mir sagen, [Graf] Sergius?" sagte in auffallend ge[] Tone Gilde.

„Das fragen Sie mich noch? — [] haben Sie nicht schon gefühlt?" entg[egnete] Sergius, ihre heiße Hand erfassend. „[] ich liebe Sie! Ich opfere für Sie [] meine Familie, meine Zukunft, wa[s] [] verlangen."

„Opfern?" unterbrach ihn Gil[de], „und warum opfern?"

„Mein Vater wird alles thun, [um mich] von Ihnen zu trennen."

„Von der Schmiedstochter nicht"

las es vorhin in seinem stolzen Antlitz. Also besteht diese Kluft unter vernünftigen Menschen? Ich wollte es meinem Vater nicht glauben."

„Erregen Sie sich nicht um eines solchen Wahnes willen," beschwichtigte sie stürmisch Graf Sergius. „Die Liebe überbrückt ja jede Kluft. — Fräulein Gilde, Sie überlegen zu viel, als daß ich glauben könnte, Sie erwidern meine Liebe. Ich habe mich wohl getäuscht, dann verzeihen Sie meiner Jugend."

„Sie haben sich nicht getäuscht, Graf Sergius." Gilde schmiegte sich enger an ihn, ihr heißer Atem wehte über sein Gesicht. „Auch ich liebe Sie. Ich kann es nicht mehr verbergen! Aber — eine unnennbare Angst ergreift mich, es sei nur die Stimme wilder Leidenschaft, die aus Ihnen spricht, in einem ruhigen Moment werden Sie den Stimmen Gehör schenken, die von allen Seiten auf Sie eindringen werden. O, Sie werden sich alle Mühe geben, mich aus Ihrem Herzen zu drängen, und am Ende in einem unbewachten Momente öffnet sich auch vor Ihnen die Kluft und ich bin verlassen, dem Gespötte preisgegeben Ihrer und meiner Standesgenossen. Das ist es, Graf Sergius, was mich beben macht. Ich könnte es nicht überleben die Schande und der Vater wäre furchtbar. Von dieser Angst, Sergius," sie sank wie Hilfe suchend an seine Brust, „befreie mich, und — ich bin dein für immer!" Die letzten Worte hauchte sie nur mehr wie ein süßes Geheimnis.

Sergius fühlte alle ihre Pulse schlagen, ihr Auge ruhte in mattem unwiderstehlichem Schimmer auf ihm, er hätte seine Seele verkauft in diesem Augenblick, um den Besitz dieses Weibes.

„Und welches Pfand verlangst du von mir, daß du mir vertraust?" sagte er, seine Arme um ihre schlanken Hüften legend.

„Dein Ehrenwort, mich nie zu verlassen. Man sagt ja, ihr laßt euer Leben dafür."

„Ich gebe dir mein Ehrenwort, dich nie zu verlassen." Er sprach diese Worte fest und deutlich, ohne einen Blick von Gilde zu verlieren, deren Augen leuchteten von innerem Triumphe, ihre Arme umklammerten ihn fest, ein heißer Kuß flammte auf seinen Lippen.

„Für immer dein, Sergius," stammelte das erregte Mädchen. Beide waren von einer heiligen Stimmung ergriffen und schworen sich in ihrem Innern Treue fürs Leben, was auch kommen möge. Als sie von einem Geräusch nebenan aus ihrem Liebestraum geweckt, vorsichtig sich umsehend den kleinen Raum verließen, bemerkten sie in einer Fensternische Sixtus und Fevi in innigem Gespräche. Fevis Augen waren verweint, und doch lag ein so seliger Ausdruck darin, daß die Beiden sofort errieten, daß hier in ihrer nächsten Nähe ein zweiter Bund fürs Leben geschlossen worden sei. Sie bemerkten die leise Vorübergehenden gar nicht, so waren sie in sich versunken.

Die Mutter hatte unterdes vergebens ihre Schützlinge gesucht. Sie dachte an die Mahnung ihres Mannes betreffs des Champagners. Das Interesse Sergius' für Gilde war ihr bei Tische nicht entgangen, sie knüpfte die kühnsten Hoffnungen daran und im geheimsten Winkel ihres Herzens freute sie sich über das Verschwinden Gildes, sie ahnte die Szene, die sich eben im Nebenzimmer abspielte.

„Da werden auch dem Erdmann die Augen aufgehen, wenn ein Graf Perin um die Hand seiner Tochter anhält," dachte sie sich. Jetzt kamen sie. Sie wollte sie zuerst unbeobachtet prüfen auf die Echtheit ihrer Vermutungen. Und so ruhig und gefaßt jetzt beide erschienen, hier und da eine kleine Bewegung des rosigen Fingers Gildes, der sich ganz leise in den schwarzen Frackärmel des Grafen drückte, ein unscheinbarer Seitenblick in dem jetzt glückstrahlenden Auge Gildes, ein harmlos erscheinendes, bei beiden zusammentreffendes Lächeln verriet der nicht unerfahrenen Frau alles. Gilde war auf dem besten Wege, Gräfin Perin zu werden. Sie hätte es allen diesen Menschen am liebsten laut zugerufen. Es war ihr eine glänzende Genugthuung für die Geringschätzung, die sie heute schon oft hatte erfahren müssen. Wußte sie doch, wie viele dieser hochmütigen Mütter ihre Netze auswarfen nach Graf Perin, und Gilde, ihr Kind, fesselte ihn bei ihrem ersten Erscheinen an ihren Triumphwagen.

Dagegen war ihr das Verhältnis des Sixtus zu Fevi ein Dorn im Auge, das konnte ihm in seiner künftigen Karriere nur hinderlich sein. Was könnte er nicht für eine Partie machen! Ein junger, schöner Mann, intelligent, mit hübschem Vermögen! Für Valentin, ja — da wäre sie eine passende Frau gewesen.

„Gilde," sprach sie die Tochter verweisend an, „wie kannst du so ganz die Mutter vergessen? Das schickt sich nicht."

Sergius drückte ihr treuherzig die Hand und sah sie flehend an, daß sie ihren Ernst nicht bewahren konnte.

„Kind! Kind!" drohte sie lächelnd, „wenn das der Vater wüßte!"

„Er soll es zur rechten Zeit erfahren, Frau Erdmann," erwiderte Graf Sergius, der wohl merkte, daß die Mutter alles erraten.

„Nur nicht so hitzig, Herr Graf! — Ich habe euch ja alles an den Gesichtern abgelesen, wir kennen das auch!" Sie lächelte ihn schlau an. „Aber nur nicht so hitzig. Ueberlaßt das mir mit dem Vater. Er hat seine eigenen Schrullen, ich sage euch, überlaßt das mir, es ist besser. Ich denke, wir gehen jetzt nach Hause. Es ist schon spät, d. h. schon früh. Wo ist denn Sixtus mit Fevi so lange. Ah! da kommen sie ja eben! Nun, die Rhenania hat sich gemacht!"

Gilde schrak zusammen bei dem Worte „nach Hause", es riß sie mitten aus ihren rosigen Träumen in die rauhe Wirklichkeit zurück. Auf all den Glanz, auf all die süßen Wonnen, zurück in das rußige, kalte Erdmannshaus.

Am liebsten wäre sie in seinen Armen entflohen, hinaus in die schöne, freudige Welt, die heute zuerst ihre goldene Pforte ihr geöffnet. Sergius wollte nicht widersprechen und ging, den Wagen zu holen.

Der Saal war schon ziemlich geleert. Verschlafene Mütter und Väter saßen umher, während noch einige unermüdliche Paare zwischen abgerissenen Toilettefetzen, herumkollernden Blumen herumwalzend, die Tanzlust festhalten wollten, dem anbrechenden Tag zum Trotz, der in häßlichem Grau durch die Fenster hereinblickte. Dazu die verbrauchte schwere Luft. Der Freude war die rosige Larve abgerissen, Uebersättigung, Verdruß grinste aus ihren blassen, alten Zügen.

Gilde fröstelte es, sie ärgerte sich über das noch immer glückstrahlende Gesicht Fevis, auf dem keine Abspannung zu lesen war, die freute sich am Ende noch zu Hause!

Sergius meldete den Wagen. Ein kalter Wind wehte die Treppe herauf, die galanten Diener waren verschwunden, Studenten mit aufgeschlagenem Ueberzieher, übernächtigen verstörten Gesichtern standen umher, oberflächlich grüßend. Wie das alles jetzt doch anders war!

Gilde ging voraus mit Sergius.

„Verlasse mich nicht und komme bald. Ich kann so nicht mehr leben," flüsterte sie ihm zu, Thränen im Auge.

Als sie eingestiegen, langte sie eine Rose aus ihrem Haar und reichte sie ihm, sie hing matt an dem Stengel. Er drückte sie so fest an die Lippen, daß sie sich entblätterte.

„Sprechen Sie mit ihrem Vater," flüsterte die glückliche Mutter ihm zu.

Fevi machte einen ehrerbietigen Knix.

„Wir haben beide unsere schönste Nacht gefeiert, Sixtus," sagte zu ihm der Graf, ihm herzlich die Hand schüttelnd.

Der Wagen rollte aus der Halle in den grauen Morgen hinaus, aus dem bereits der Lärm der erwachenden Stadt erscholl. Der Graf sah ihm lange nach, sein Blick hing an der schneeweißen Hand, die am Wagenfenster liegen blieb. Bei der nächsten Ecke beugte sich ein Mädchenkopf heraus und sah zurück. Dann verschwand der Wagen.

Das wollte er noch erwarten; dann begab er sich glücklich lächelnd in die Kneipstube, wo die Rhenanen noch immer beim Sekte lärmten und ihn stürmisch begrüßten.

Als die Ballgesellschaft vor dem Erdmannshaus ausstieg, war es schon lebendig in der Werkstätte.

Wie im Bewußtsein einer Schuld huschten sie alle daran vorüber — Valentin und der Vater merkten sie gar nicht, so waren sie in die Arbeit vertieft.

Kapitel IV.

Sixtus galt seit diesem Ballabend als im stillen mit Fevi verlobt. Den Vater Schwarz, welcher den Abend im „Bären" lange nicht vergessen konnte, hatte die Einladung zu dem Rhenanenball vollständig

für ihn gewonnen. Wer in solch' angesehener Gesellschaft verkehrte, der konnte doch unmöglich mehr sozialistische Ideen hegen, er setzte die größten Erwartungen auf Sixtus' Zukunft, so wenig berechtigt dieselben bei der Jugend desselben auch waren.

Anders verhielt es sich mit Graf Sergius. Mit mißtrauischem Blicke beobachtete Vater Erdmann in der dem Ball folgenden Woche die täglichen Besuche des Grafen, und als nun gar Monika ihm ganz selig ihr Geheimnis zuflüsterte, von der geheimen Verlobung auf dem Rhenanenball, da entbrannte er in Zorn, den Monika nie an ihm bemerkt, und schrie sie mit einer Donnerstimme an: „Ob sie denn gesonnen sei, ihr Kind an den Grafen zu verkuppeln! Ja verkuppeln! Es gibt kein anderes Wort. Das Herrchen denke ja nicht ans Heiraten, mit was auch, ist nichts und hat nichts, selbst wenn er es ernst meinte, sehe er gar keine besondere Ehre darin. Vor allem aber wolle er sein Haus rein erhalten von allen bösen Nachreden und Verdächtigungen, die die Besuche des Grafen nach sich ziehen müßten. Darum soll sie sorgen, daß die Geschichte ein Ende habe, sonst werde er selbst einschreiten."

Monika ließ den ersten Sturm geduldig über sich ergehen, wußte sie doch, daß er nicht lange dauerte und nicht so böse gemeint war. Der Graf blieb auf Anraten der Mutter eine Woche lang aus. Es fiel ihm schwer genug, er entschädigte sich durch tägliche Fensterpromenaden, durch kleine Rendezvous in der benachbarten Marienkirche. Kaum war sie zu Ende, erschien er wieder im Erdmannshaus. Da trat ihm der Schmied schon beim Eintritt entgegen. Sergius machte sich auf eine Szene gefaßt, doch Erdmann war auffallend ruhig und bat ihn, auf sein Zimmer zu kommen. Mit Entsetzen hörte Gilde und die Mutter, welche den Grafen schon lange erwartet, diese Aufforderung. Jetzt war alles verloren! Der Vater wird ihn tödlich beleidigen, am Ende sich thätlich an ihm vergreifen in seiner Erregtheit. Sie horchten gespannt, doch kein lauter Ton war vernehmbar.

„Sie lieben meine Tochter, behaupten Sie, Herr Graf," begann der Schmied, dem Grafen Platz bietend, „und wollen sie einst heiraten, so sagten Sie zu meiner Frau, nicht?"

„Und so sage ich auch zu Ihnen, Herr Erdmann, nur Ihre Frau hielt mich ab davon, sonst wäre ich sogleich nach dem bewußten Ball zu Ihnen gekommen," entgegnete Graf Sergius.

„Daran hat sie unrecht gethan, die Frau, und Sie auch, daß Sie ihr darin gefolgt sind. Ein Mann muß selbst wissen, was er zu thun hat. Doch gleichviel! Was haben Sie für Aussichten, einst eine Familie ernähren zu können? Und bis wann?"

„Aber Herr Erdmann," fuhr jetzt der Graf offenbar verletzt auf, „mein Name allein wird Ihnen doch dafür Bürgschaft sein? Außerdem mache ich nächstes Jahr mein Examen und dann liegt mir die Welt offen."

Erdmann schüttelte den Kopf.

„Ein Name ist keine Bürgschaft, tausend klingende Namen irren heutzutage im Elend umher. Die Welt steht Ihnen offen! Welche Welt? Die Welt eines kleinen Beamten, eines Lieutenants in einigen Jahren. Die Vermögensverhältnisse Ihrer Familie sind nicht die besten, ich habe mich genau erkundigt. Mit Mühe erhält Ihr Vater sein Haus auf standesgemäßem Fuße, Ihre Studentenzeit kostet ihm schlaflose Nächte. Sie sind einst darauf angewiesen, Ihr Brot selbst zu verdienen. Gilde ist allerdings nur eine Schmiedstochter, aber trotzdem in sicheren, wohlhabenden Verhältnissen aufgewachsen, sie hat keinen Begriff von des Lebens Not und Sorgen. Sehen Sie, darum arbeite ich auch in meinen alten Tagen wie ein Geselle, um dem Kinde diese auch künftighin zu ersparen. Ich habe sie nun einmal entsetzlich lieb, die Gilde, wenn sie mir auch in der letzten Zeit ganz fremd geworden ist, und jetzt soll ich diese Aussicht einer Grafenkrone opfern? Herr Graf," er legte die schwere Hand auf die Schulter des jungen Mannes, der tief beschämt im stillen die Wahrheit seiner Worte einsah, und es nicht wagte, dem Schmied in das fest auf ihn gerichtete Auge zu sehen, „ich will ja glauben, Sie meinen es ehrlich mit der Gilde, Sie sind aber noch jung und überlegen das nicht so! Ich weiß, Sie denken in Ihrem Innern: ich bin ja der, der Opfer bringen muß, was weiß denn der Alte. Ich opfere alle meine Standesrücksichten, den Frieden mit meiner Familie, meine Zukunft! So denken Sie. Aber eben in diesen Opfern liegt ja der Keim zum Unglück, und die Geopferte ist zuletzt — Gilde. Standesrücksichten! Auch ich habe Standesrücksichten, ich schätze meinen Stand so sehr, wie Sie den Ihrigen, und ich bin so stolz auf meine Vorfahren, die durch Arbeit und Fleiß mir eine sorglose Existenz verschafft, wie Sie. Dieses erste Opfer erkenne ich also von meinem Standpunkte aus nicht an! Den Bruch mit Ihrer Familie! Das ist ein trauriges Opfer, das ich und Gilde nicht annehmen will! Ihre Zukunft! Damit opfern Sie auch die Zukunft Gildes! Kurz, wenn Sie es wirklich ehrlich meinen mit Gilde, treten Sie zurück. Jetzt können Sie es noch, wenn Sie ein Mann sind. In Ihren Jahren vergißt sich das rasch!"

Graf Sergius war starr über die Standrede Erdmanns. Von dieser Seite dachte er an kein Hindernis, er war der festen Ueberzeugung, der Vater werde, wie die Mutter, sich hochgeehrt fühlen über seinen Antrag. Sein ganzer Standesstolz, den die Liebe zu Gilde nur zurückgedrängt, bäumte sich dagegen auf. Ein Graf Perin abgewiesen vom Schmiedemeister Erdmann, das war noch nicht da! Er mußte Gildes Bild mit aller Kraft heraufbeschwören, um gelassen zu bleiben.

„Ihre Abweisung kommt mir so überraschend," entgegnete er, sich ... mäßigend, „daß mir jede Antwort ... Nur so viel weiß ich, daß ich Gilde ... verlassen kann und werde. Sie fassen ... Liebe zu einem Mädchen eben rein ... Ihrem materiellen Standpunkt auf ... bedenken nicht, daß wir, wie soll ich ... ausdrücken, Gebildeten, verzeihen Sie ... dieses Wort, etwas intensiver, feiner ... als wie Arbeitsmenschen. Daß wir ... Ansichten von der Liebe haben, und ... das vergessen Sie ganz, gehört ihrer ... ziehung nach nicht mehr dem Arb... stande, sondern den gebildeten Ständen ... und fühlt und denkt infolgedessen wie ... Oder glauben Sie vielleicht, Gilde ... an der Seite eines biederen Hand... glücklicher werden? Unmöglich! Vom ... teriellen Standpunkt aus mögen Sie ... recht haben, da ist Graf Perin gerade ... wünschenswerte Partie, darin kann ich ... leider nicht widerlegen, und darin ... Sie ja allein widerlegt sein. Ich ... Sie ganz gut und ich gebe doch nicht ... Hoffnung auf, noch Ihre Einwilligung ... erringen. Sie können mir Ihr Haus ... bieten, ich werde es nicht darauf ank... lassen, aber Ihre Tochter zu lieben, ... Sie mir nicht verbieten, ebensowenig ... einer anderen Zeit wiederzukommen, ... ich Ihnen auch materielle Vorteile ... weisen kann! Bis dahin leben Sie ... Herr Erdmann!" Er wendete sich ... Gehen.

„Halten Sie, Herr Graf!" Der Sch... hielt ihn fest. „Was Sie da von ... Art Liebe sagten, die ganz anders ... die unsere, so verstehe ich das nicht! ... weiß nur, daß ich meine Moni recht ... gehabt und noch habe; das wird ... zeigen, aber ich möchte nicht, daß Sie ... dem Glauben gehen, ich wolle mein ... einem reichen Freier aufsparen. ... Deut gebe ich darum! Ich will nur ... Mann für sie haben, der in geord... Verhältnissen lebt, so war es von ... Brauch bei den Erdmanns. Und ... Sie das sind und mein Kind noch ... lieb haben, steht ihnen mein Haus ... Herr Graf. Daß Sie hinterrücks ... Techtel-Mechtel treiben mit Gilde und ... Kind vom Erdmann unglücklich ma... das glaube ich nicht von Ihnen. Wo ... dann die Ehre, der zuliebe Sie ... Gesichter so zerfetzen lassen. Sprechen ... sich mit dem Mädel aus und so ... will, auf Wiedersehen, Herr Graf!"

Sergius errötete sichtlich bei der ... Warnung des Vaters und empfahl ... mit einer kühlen, gemessenen Geb... Gilde erwartete ihn in Todesängsten. ... Vater hatte mit ihr absichtlich die ... Zeit über ihr Verhältnis zu Sergius ... gesprochen und sie wußte auch nicht, ... er darüber dachte, obwohl ihr nichts ... ahnte. Die finstere Falte auf des ... liebten Stirn sagte ihr alles.

„Abgewiesen!" Mit diesem Wort ... sich Sergius auf einen Stuhl in ... Zimmer.

Gilde traute ihren Ohren nicht. ... ergriff sie ein trotziger Unwille gegen ...

…ter, der in seinem Unverstande ihr …ensglück störte.

„Dann bin ich erst recht dein, Ser…s, nichts bindet mich mehr an dieses …haßte Haus. Ich folge dir, wohin du …ist," rief sie mit Ekstase, vor Sergius die Kniee sinkend und sich an ihn schmie…d, als fürchte sie ihn zu verlieren. „Er …n dich nicht beleidigen, Sergius, und will dich doppelt lieben für die Schmach, du meinetwillen erduldest!" Aengstlich …chforschte sie seine blassen Züge. „Ich …nnere dich an die Worte, Sergius: …as auch kommen mag,' sagtest du."

Das stürmische Drängen des Mädchens …b das Blut wieder in seine Wangen …d ein Blick in ihr liebevolles Auge …ß ihn alles vergessen.

„Was auch kommen mag! Gilde! Du …t recht, und ich habe es auch gesagt …nem Vater. Aber dieses Haus kann nicht mehr betreten nach dieser Aus…anandersetzung. Und doch muß ich dich …en. Jahre gehen ja noch darüber, bis dich besitzen kann. Gott! Gott! Wie …l das werden?"

„Das überlasse nur mir und der …utter! Sie ist auf unserer Seite. Ich be…chte mich als deine Verlobte und werde …ittel und Wege finden, mit dir beisammen …sein. Glaubst du denn, ich will hier …kümmern und verderben im Eisenschutt …t Schmiedegesellen? Wenn sie das woll…t, meine Eltern, dann hätten sie mich …ch danach erziehen sollen. Jetzt ist es …spät."

„Gilde!" flüsterte Sergius, entzückt …n dem Feuer der Geliebten, in seinem …ebesrausch das stillschweigende Versprechen, …s er Erdmann gegeben, vergessend, …ausend Dank für die süße Hoffnung, die …mir gibst! Deine Nähe, dein lieber …blick wird mich stärken zum Ausharren, …m Kampf um Selbständigkeit. Dann …len sie nur kommen, mein und dein …ter, sie werden beschämt das furchtbare …cht einer echten, wahren Liebe einsehen."

Die Wogen der Leidenschaft schlugen …er den beiden zusammen. Sie redeten …h wie alle jungen Leute in dieser Lage …ein Märtyrertum der Liebe hinein, dem … heiße Glut der Sinne heilige Ekstase, …e Widersetzlichkeit, jede Hinterlist er…ubt scheint, dem alle Schranken der …itte, der Moral fallen. Mit heißen Liebes…würen und dem Versprechen baldigen …iedersehens schieden sie.

Sixtus, jung, unerfahren, auf Sergius' …wärmerische Versicherung seiner redlichen …sicht vertrauend, selbst verliebt und in…gedessen die Qualen des Getrenntseins …rk empfindend, ward zum Liebesboten …ischen der Schwester und Sergius aus…ehen. Die Mutter, die ihrem Mann …were Vorwürfe über sein Verhalten …achte und den liebgewordenen Gedanken …eine Heirat Gildes mit Sergius nicht …fgeben konnte, sah dem Spiel, das jetzt …ter dem Rücken des Vaters begann, …rch die Finger. Bald traf man sich zu…lig auf der Straße, im Theater, bald …f einer Landpartie oder im Sonntags-gottesdienst stand plötzlich Graf Sergius hinter dem Betstuhl der Erdmanns in der Mariahilferkirche.

Gerade diese abenteuerliche Heimlichthuerei, dieses bange Sehnen, diese kindliche Freude über das Gelingen irgend eines gewagten Stelldicheins reizte die beiden, verlieh ihrer Liebe, welche von Anfang an einen stark sinnlichen Charakter trug, neuen Reiz; anderseits wurden aber eben dadurch alle moralischen Grundsätze, alle weibliche Zurückhaltung Gildes bedeutend gelockert. Ein gefährlicher Umstand bei dem leidenschaftlichen Temperament derselben!

Vater Erdmann ahnte in seiner Biederkeit nichts von diesen Schleichwegen, er ärgerte sich sogar, der Sache eine Wichtigkeit beigelegt zu haben, die sie nicht hatte. Es war eben eine jugendliche Liebelei, die eben so rasch verflackert, wie sie gekommen, so glaubte er. Gilde hatte bereits eine solche Gewandtheit in Verstellung und Lügen erlangt, daß ihm an ihrem Wesen nichts besonderes auffiel.

Er hatte andere schwerwiegende Sorgen, die seine Blike das ganze folgende Jahr ablenkten von seiner Familie.

Mit dem Schmiedehandwerk war nicht mehr viel zu verdienen. Wie Pilze aufschießende Fabriken brachten das Handwerk immer mehr herunter. Seit einiger Zeit schon suchte er seinen Hauptverdienst im Eisenhandel, der ja mit diesem Handwerk sehr eng verknüpft ist; nur durch die pekuniären bedeutenden Erfolge dieses Geschäftes war er im stande, die Unkosten zu bestreiten, die ihm die überstandesgemäße Erziehung Gildes und Sixtus' und jetzt deren nichts weniger als haushälterisches Leben verursachte.

Da erlitt plötzlich die ganze Eisenindustrie durch unvorhergesehene politische Ereignisse, hauptsächlich aber durch die Ueberproduktion der letzten Jahre, einen empfindlichen Stoß; die ganzen Vorräte, die er aufgekauft, lagen zur Hälfte entwertet in seinem Magazin, waren überhaupt nicht auf den Markt zu bringen.

Ein solcher Verlust ließ sich durch allen Fleiß der Hände nicht ersetzen.

Gilde und Sixtus jedoch schienen sich darum wenig zu kümmern. Erstere trieb einen Toilettenluxus, der allgemeines Kopfschütteln in der Burggasse erregte und Erdmann, der ihr ihre Willfährigkeit in bezug auf das Verhältnis zu Graf Perin hoch anrechnete, wollte ihr nicht auch diese Freude verkümmern; auch war sie seit neuerer Zeit viel herzlicher mit ihm und wußte ihm mit so viel süßen Schmeichelworten zuzusetzen, daß er nicht widerstehen konnte.

In dem Anblick ihrer von Tag zu Tag sich mehr entfaltenden Schönheit vergaß der Mann alle seine Sorgen und Kümmernisse; sie sollte sich wenigstens ihres jungen Lebens freuen, dafür wolle er ja Tag und Nacht arbeiten.

Anders empfand er gegen Sixtus, der in der Gesellschaft reicher, leichtsinniger junger Leute immer mehr in den Strudel großstädtischer Vergnügen sich hineinziehen ließ. Seine Gleichgültigkeit gegen die geradezu gefährliche Lage seines elterlichen Hauses empörte den Vater; dabei sah er, daß bei diesem üppigen Leben unmöglich etwas gearbeitet werden konnte. Für ihn waren derartige Existenzen geradezu verwerflich. Er ließ es an ernsten Mahnungen und Drohungen nicht fehlen und Sixtus fühlte sehr wohl deren Berechtigung, besaß jedoch nicht die Energie, sich aufzuraffen. Die ewigen Vergnügungen, die ständigen Kneipereien, dieses verführerische Scheinleben des Reichtums lullte ihn förmlich ein, löste alle guten Kräfte seiner Seele auf und wenn ihn auch hier und da ein moralischer Katzenjammer befiel, er wußte ihn schnell zu betäuben. Die meisten seiner Kameraden machten es ja ebenso und das Studium! — das läßt sich alles in einem Jahre einholen.

Auch auf sein Verhältnis mit Fevi übte dieses entnervende Leben mit der Zeit einen schlimmen Einfluß.

Von dieser frivolen, nur dem Vergnügen lebenden, großstädtischen Umgebung aus gesehen, nahm sich das bescheidene, stillselige, anspruchslose Fevchen recht dürftig aus und der ewige Spott über sein platonisches Verhältnis zu dem kleinen Bäckermädchen unterwühlte allmählich sein Herz. Je mehr er seine Zukunft durch dieses Versäumnis seines Studiums gefährdet sah, desto mehr verlor er sich in phantastische Hoffnungen auf glückliche Zufälle, absonderliche Zeitereignisse, die ihn das mühelos erreichen ließen, um was andere sich jahrelang quälen.

Unter diesen Zufällen war aber einer, und zwar der bequemste, nicht zu übersehen, eine reiche oder einflußreiche Heirat und auf diese mußte er verzichten als Verlobter Fevis.

Er sträubte sich mit aller Energie gegen diese aufsteigenden Gedanken, aber sie kamen immer wieder, so oft er mit ihr zusammenkam; anderseits verstand sie es nicht, mit ihrem einfachen, echt mädchenhaften Sinn die Leidenschaft Sixtus' immer von neuem anzufachen. Ihre Liebe zu ihm blieb ja immer gleich frisch und ursprünglich, sie lebte ja nur in ihm und glaubte in ihrer Unerfahrenheit dasselbe von dem Geliebten, da sie von dem freudesatten, blasierten Junggesellenleben keinen Begriff hatte.

Ihr Widerspiel war auch in diesem Punkte Gilde, ihr feiner weiblicher Instinkt und wohl auch ihr eigener etwas flatterhafter Sinn zeigte ihr sofort die Hauptgefahr, vor welcher sie sich bei Sergius zu hüten habe, die Verflachung, das Alltäglichwerden der Liebe, die gerade bei leidenschaftlichen Menschen am ehesten einzutreten pflegt. Dabei kam ihr die gezwungene Verheimlichung des Verhältnisses trefflich zu statten. Diese ungeduldig ersehnten, oft unter den schwierigsten Umständen gierig rasch genossenen Augenblicke der Vereinigung, im mystischen Halbdunkel einer Kirche, unter einem dunklen Thorwege; diese mit List und Trug, mit Angst und Sorge vor Entdeckung zugesteckten Billetdoux verliehen immer neuen Reiz und die Seltenheit

dieser Gelegenheit schürte das Verlangen. Gelang es dann einmal mit Hilfe der Mutter einen Nachmittag auf dem Lande miteinander zuzubringen in der freien, herrlichen Natur, war das ein Freudenfest, das sein strahlendes Licht weit hinauswarf in künftige trübe Wochen.

So verging ein Jahr, ohne daß die Leidenschaft ihrer Liebe zu einander nur im geringsten abgenommen hätte.

Graf Sergius mußte einrücken als Reservelieutenant. Die Husarenuniform stand ihm vortrefflich. Gilde vergaß fast alle Vorsicht zu Hause, so entzündet war ihre Phantasie von dieser neuen, ihrem äußerem Glanze stark zugewendeten Sinn so sympathischen Erscheinung.

Auch er selbst gefiel sich darin und der Gedanke, die silberstrotzende Uniform gar nicht mehr auszuziehen, wurde immer mächtiger in ihm. Das Aufgeben des Studiums war ihm kein großes Opfer, er hatte ja noch nicht angefangen damit, außerdem fühlte er nie einen besonderen Beruf dazu. In einem Jahre war er Lieutenant und bei seiner gesellschaftlichen Stellung konnte es ihm, wie er glaubte, an raschem Avancement nicht fehlen. Auch der alte Graf unterstützte seine Pläne; er hoffte viel von der strengen, militärischen Disziplin für den leichtsinnigen jungen Mann, dem die Freiheit des Universitätsleben nur gefährlich zu werden drohte; auch ging es mit dem Schuldenmachen dann nicht mehr so leicht; für einen strengen Oberst, der ihm ordentlich auf die Finger sehe, wollte er schon sorgen. Kurz, Sergius diente von nun an auf Avancement. Er hätte sich jetzt so glücklich gefühlt wie noch nie. Nur ein Umstand benahm ihm jede Freude, ließ ihn nicht froh werden — sein wirtschaftlicher Ruin. Als Student ging das ja, ein Wucherer half ihm den andern beschwichtigen. Sein Name stand auf unzähligen Wechseln und wenn sein Kredit nicht mehr ausreichte, mußte Sixtus als Bürge herhalten, der hinwieder im ähnlichen Fall seinen Freund Sergius benützte. Beide Freunde hatten ein verderbliches Netz um sich gezogen, aus dem kein Entrinnen.

Jetzt, wo Sergius der Armee angehörte, mußten diese erbärmlichen Zustände ein Ende nehmen. Man duldete keine verschuldeten Leute bei der Truppe, und gerade jetzt drohte es von allen Seiten.

Ein Wechsel von tausend Thaler, auf welchem sein Freund Sixtus Erdmann als Bürge und der verhängnisvolle Zusatz „auf Ehrenwort“ stand, war in den nächsten Tagen fällig. Wird er nicht pünktlich bezahlt und wird derselbe dem Herrn Obersten präsentiert, so muß er seinen Rock ausziehen.

Der Karneval, ein leichtsinniger Abend im Adligen Klub beim Bakarat hatten achthundert Thaler, die er drei Monate zuvor von dem Manichäer erhielt, aufgesaugt.

Sixtus wußte guten Rat, sonst hätte Sergius die Summe überhaupt nicht aufgetrieben, sein Name stand ja schon auf der Proskriptionsliste der Wucherer, denen das wertvolle Erdmannshaus in der Burggasse und der biedere, auf seine Reputation so stolze Erdmann sicherere Pfänder waren, als das verwitterte Gut des alten, selbst als lockerer Lebemann bekannten Grafen Perin.

Aengstlich bedacht, seine in den Kreisen, wo er jetzt verkehrte, niedrig geltende Geburt durch edelmännisches Auftreten zu bemänteln — ein Umstand, der die hauptsächliche Veranlassung seines eigenen Ruins war — glaubte er seinem Freunde Sergius diese Bitte nicht abschlagen zu dürfen, zumal er bereits öfters denselben selbst als Bürgen benützte, wenn auch nur bei bedeutend kleineren Schuldbeträgen.

Die Spuren einer durchschwärmten Nacht in den matten Zügen, starrte er eben von seinem Bette aus in den sonnigen Frühjahrstag hinaus. Es war schon elf Uhr. Das tolle Leben in Vereinigung mit den immer drohenderen Sorgen, diese ewigen Kämpfe schrankenloser Genußbegierde mit den versagenden Mitteln gab dem sonst so jugendlichen Antlitz etwas kaltes, strenges, und eben jetzt lagerten sich die dichtesten Wolken auf der leise gefurchten Stirn.

Ein aufgeschlagener Brief lag auf der Decke. Es war eine weibliche Handschrift, die war wohl die Hauptursache seiner üblen Laune; denn so oft sein Blick darauf fiel, stieß er einen schweren Seufzer aus und strich sich über die Stirn. Er war von Fevi.

„Lieber Sixtus!

Seit acht Tagen erwarte ich Dich vergebens. Der Vater läßt so eigentümliche Aeußerungen fallen über das Erdmannshaus. Es muß sich irgend etwas ereignet haben oder etwas drohen. Gewiß weißt du davon und hast tiefen Kummer. Wem willst Du ihn denn ausschütten, wenn nicht mir, deiner Fevi? Gerade wenn Unglück droht, muß sich ja die Liebe erproben. Oder liebst Du mich nicht mehr? Du verkehrst jetzt nur mehr mit hohen Herrschaften; ist dir am Ende die unbedeutende Fevi im Wege? O, dann sage es offen, ich gebe Dir Dein Wort zurück, und was ich auch leide, es ist gering gegen das Bewußtsein, Dir lästig zu fallen. Oder hält Dich wirklich das Mißgeschick der Familie ab, das ich aus Vaters Reden zu erraten glaube? Ja, das ist es, nichts anderes! O, ich bete jetzt fast darum um dieses Mißgeschick — o, dann komm, Sixtus, zu Deiner Fevi, was es auch sei, sie wird es Dir tragen helfen.

Meßt Liebe nicht mit so engem Maß!
Was wäre Liebe denn? wenn sie nicht
gäbe mehr als sie empfing,
Wenn sie nicht fest und treu im Unglück
bliebe,
Der Hoffnung letzter Rest. Was wäre Liebe?

Ich habe diese Worte der ‚Griseldis‘, die mich neulich im Theater zu Thränen rührten, nicht vergessen. Ich fühle so etwas Griseldisches in mir.

Also komm, Geliebter, und versenke Deinen Kummer an den einzigen Platz, wohin er gehört, in das Herz Deiner Fevi!“

Er wußte sehr wohl, von welchem Mißgeschicke der Vater Fevis sprach. Er war nicht, wie diese glaubte, fern geblieben, um mit seinem Kummer allein zu sein, im Gegenteil, er mußte sich zu seiner Schande gestehen, daß er gerade in den letzten Tagen weder an diese häuslichen Verhältnisse noch an Fevi gedacht. Verschiedene studentische Festlichkeiten, einige Paukereien hatten ihm dazu keine Zeit gelassen. Erst dieser unglückselige Brief riß ihn aus seinem Taumel, zeigte ihm eine sorgenvolle dunkle Zukunft.

Sie wolle allen Kummer, alle Sorgen, alle „Armut“ will sie wohl sagen, mit ihm teilen — schrieb Fevi, aber auch geteilte Armut bleibt Armut, und jetzt, nachdem er in vollen Zügen das Leben genossen, erschien ihm dieses Gespenst doppelt grauenhaft. Wenn das Unglück wirklich hereinbrach über sein Vaterhaus, wenn alles verloren war, was blieb ihm denn noch für eine Hoffnung? Arbeit?! Davon wird man nicht reich, davon kann man nicht genießen. — Eine reiche Heirat, darin lag noch Rettung. — So ernstlich schoß der Gedanke noch nie in ihm auf. Da brauchte man sich nicht aufzurütteln aus dem wollüstigen Traumleben, da fiel einem die reife Frucht mühelos in den Schoß. Und warum nicht? Er hatte in der letzten Zeit nur in den vornehmsten und reichsten Kreisen der Stadt verkehrt und mit großem Glück; er fühlte sich dort jetzt so heimisch, es erging ihm gerade wie Gilde. Seine sozialistischen Ideen, mit denen er damals im „Bären“ so Aufsehen erregte, waren schon längst verflogen. Es gab unbedingt unausrottbare Unterschiede im Leben, nicht die der Rasse, aber die tiefere, einschneidendere — der Bildung. Eben diese, die er nun einmal zu besitzen glaubte, konnte ihm ja auch das Unglück nicht rauben, auch nicht die Armut! — Und wird der mittel-, stellungs- und namenlose Sixtus samt seiner Bildung in diesen Kreisen noch geduldet werden? — Nein, nimmermehr! antwortete es in seinem Innern. Dann ist also die Bildung nicht das unterscheidende Merkmal in der Gesellschaft — sondern doch die Rasse. Und wenn Graf Sergius, der Graf, so weit sinken würde — zum Bettler herab, würde er sich halten können in den Salons? — „Auch nicht,“ war die Antwort. Dann ist's auch die Rasse nicht, die die Grenze zieht — die Rasse nicht, die Bildung nicht? — —“

„Das Geld!!“ rief er schmerzlich lachend aus.

Das Geld! das ist's! das zieht die Grenze! Hie arm, hie reich!

Genie, Name, Ehrenhaftigkeit, alles Unsinn. Geld zieht die Grenze!

Er griff sich in das schwarze Haar und starrte an die Wand; der Brief Fevis lag am Boden, er dachte nicht mehr daran, nur ein Wunsch erfüllte jetzt sein ganzes Sein — Reichtum! Ein böser

schlimmer Gedanke! Wie erwirbst du ihn mühelos? Arbeit hat noch keinen reich gemacht.

Als er sich umwandte, stand Graf Sergius vor ihm, auffallend bleich.

„Der Sekt macht wohl böse Träume, Sixtus? Du stöhntest ja, daß man es über die Stiege hinunter hört."

„Nun, du scheinst gerade auch nichts Gutes geträumt zu haben deinem Aussehen nach," erwiderte zerstreut lachend Sixtus. „Was soll dir auch Gutes träumen in unserer verdammten Lage. ‚Der Uebel größtes ist die Schuld,' sagte schon der gute Schiller, dabei hatte der arme Teufel von einer richtigen Schuld keine Ahnung."

„Gott sei Dank, du wirst humoristisch," entgegnete Sergius, „du kannst den Humor jetzt sehr gut brauchen. In drei Tagen ist der 18. und ich besitze keine hundert, geschweige denn tausend Thaler."

Sixtus griff sich, noch bleicher werdend, an die Stirne.

„Himmel! der Wechsel! Ich habe ihn ganz vergessen. Aber dein Vater, er kann dich doch nicht wegen tausend Thaler — ‚Auf Ehrenwort' steht ja darauf."

„Er kann nicht, er steckt selbst tief darin. Ich hoffte auf ein Glück im Spiel — es ließ mich gründlich sitzen. Kurz, ich bin verloren, wenn sich keine Rettung findet."

Der Graf sank verzweifelt auf einen Stuhl und fuhr mit einem Batisttuch über sein erhitztes Gesicht.

„Ich und tausend Thaler!" Sixtus lachte bitter.

„Dein Vater vielleicht, er ist ja reich. — Es ist ja entsetzlich für mich das Bewußtsein, daß er, der mich zum Hause hinausgewiesen, mich jetzt retten soll! Sein Vorurteil gegen mich wird noch wachsen. Einem Verschwender wird er sein Kind erst recht nicht geben wollen! Gott, ich gehe ja selbst nicht hinaus! Aber die Schande anderseits, wenn ich den Rock ausziehen muß! Es bringt meinen Vater ins Grab, eher alles! — alles!"

Thränen standen in den Augen des verzweifelten jungen Mannes. Sixtus sah ihn mit eigentümlichem Blicke an, ein fast spöttisches Lächeln kräuselte den fein geschnittenen Mund, eine gewisse Genugthuung lag darin. Graf Perin war auf demselben jähen Weg, über die bewußte Grenze, wie er, sie konnten sich die Hand reichen, Graf und Schmiedssohn! Einmal drüben, hatte er nichts voraus vor ihm, sie gehörten dann einem Stande an, der eigentlich kein Stand und doch der größte, gewaltigste ist, „dem Namenlosen", den die Sozialpolitiker nur mit der Ziffer 4 bezeichnen. Er hatte einen Genossen, einen hochgebornen Genossen, da trug sich alles leichter. Ueber dieses häßliche Gefühl, das ihn einen Augenblick beherrschte, gewann rasch seine angeborene Gutmütigkeit wieder die Oberhand.

„Nur kalt, Sergius. Die Lage ist schlimm, aber noch nicht hoffnungslos. Mein Vater ist zwar jetzt selbst in schlimmer Lage, das Geschäft geht schlecht, sehr schlecht, aber trotzdem werde ich es versuchen. Er wird mich zermalmen mit Vorwürfen, ich mache mich auf einen furchtbaren Sturm gefaßt, aber es gilt auch mein gegebenes Ehrenwort; du mußt den Rock, ich das Korpsband ausziehen. Sei versichert, er wird das Aeußerste thun, es einzulösen. Allerdings rate ich dir, deinen Vater davon in Kenntnis zu setzen, denn wahrscheinlich wird er denselben aufsuchen."

„Es ist nur wegen Gilde, es wird ihn bös verstimmen! Doch gleichviel, es muß sein. Also rasch!"

Im Nu kleidete er sich an, Sergius versprach ihm seine Freundschaft bis zum Tode, wenn er ihm diesmal heraushelfe.

„Hörst du, Sergius," bemerkte Sixtus, während er, trotz dem Ernst der Situation, sorgfältig vor dem Spiegel Toilette machte, „unser bisheriges Leben muß ein Ende nehmen, wir gehen beide daran zu Grunde. Eben als du kamst, habe ich die Geschichte überlegt. Ja, wenn man Glück hätte, wie der Ratzov zum Beispiel, unser alter Herr, zwölf Semester verbummelt, Schulden gemacht wie ein — pardon — wie ein Graf, im Examen durchgeplumpst und jetzt heiratet er die reichste Erbin des Landes. — Was siehst du mich denn so erstaunt an, Sergius?"

„Und Fevi?" fragte dieser lächelnd.

„Ja, Fevi, das ist's eben! Ich habe sie redlich gern, das liebe, gute Kind, aber sieh, man soll sich so früh nicht binden, nicht alle Brücken verbrennen hinter sich. Was soll ich mit Fevi, wenn mein Vater wirklich ruiniert ist, wie ich fast fürchte? Zusammen darben? Beim Teufel, es ist erbärmlich! Ich habe ihn immer bewundert, diesen Heroismus der Liebe, aber ich kann's nicht mehr. Die Not ist ja die Feindin aller Poesie und was ist Liebe ohne Poesie? Habe ich nicht recht? Sag's ehrlich, Sergius!"

Dieser war nachdenklich geworden.

„Ja, du hast recht! — ganz recht!" erwiderte er gedehnt. „Wenn einen nicht eine unbändige Leidenschaft dazu zwingt, soll man es nicht thun."

„Und auch da nicht!" erwiderte Sixtus bedachtlos, „auch die unbändigste Liebe bändigt die Not, die häßliche Megäre!"

Graf Sergius antwortete nichts mehr, eine bekannte Melodie leise vor sich hinsummend, trommelte er an die Fensterscheiben.

„Jetzt kann's losgehen!" rief plötzlich Sixtus, der nun seine Toilette beendet, die heute einfacher war wie sonst. Ein einfacher dunkler Anzug, das Haar glattgestrichen, das verwegene Monocle fehlte, auch das Cerevis, ein „Bummel" bedeckte den Kopf.

Sergius lachte, als er die auffallende Veränderung wahrnahm.

„Sehr gut gemacht, verdammt solid!" rief er leichtfertig aus, ihn mit seinem Monocle betrachtend, „aber er fällt nicht mehr darauf hinein, der Alte."

„Wenigstens reize ich ihn nicht, das wäre doch zum mindesten unklug," meinte Sixtus etwas ärgerlich über die Kälte des Grafen und drängte diesen zur Thür hinaus.

„Ich versichere dich, es ist der schwerste Gang meines Lebens, du kennst meinen Vater noch nicht."

„Zur Genüge, um deinen Heroismus beurteilen und würdigen zu können, lieber Sixtus, ich werde es dir nicht vergessen!"

Er drückte ihm innig die Hand. „Und noch etwas! Wenn's möglich ist, mache mich nicht zu schwarz. Es ist wegen der Gilde!"

Die beiden Freunde trennten sich. Graf Sergius ging, in tiefe Gedanken versunken; er dachte an Sixtus' Worte: „Die Not bändigt auch die unbändigste Liebe."

Sixtus schritt mit tief bedrücktem Gemüte dem Elternhause zu. Die ganze Erbärmlichkeit seiner jetzigen Existenz trat noch einmal klar vor seine Seele. Alle Mahnungen des Vaters, der guten Mutter, seiner Korpsbrüder, die ihm oft energische Vorstellungen über seinen, die Verhältnisse übersteigenden Aufwand machten und ihm mit Entlassung drohten, das alles war umsonst! Seit er die gesunde eiserne Luft des Vaterhauses nicht mehr atmete, trieb ihn ein böser Dämon, taumelte er ohne einen sicheren Boden unter seinen Füßen in einem Nebelmeere von Lust und Freude. Nur selten kam er zur Besinnung! Nur selten öffnete sich einen Augenblick der Nebelschleier und gewährte ihm eine düstere Aussicht in ein fremdes, dunkles Land. Jetzt aber zerriß er plötzlich ganz. Das alte ehrwürdige Erdmannshaus lag vor ihm. Stein um Stein bröckelte sich von den massiven Wänden, schon wankt das Dach. Da kommt er eiligen Schrittes, selbst ein Erdmann, und rüttelt an seinen Grundfesten, daß es vollends einstürzte.

Ja, er stand wirklich vor dem Erdmannshaus, es war keine bloße Phantasie, und es kam ihm wirklich etwas morsch, verwittert vor. Was die Einbildung macht! Auch brannten nicht so viele Feuer wie sonst in der Werkstatt.

Valentin kam ihm entgegen, mit finsterem Antlitz, eine schwere Eisenstange auf der Schulter. Er erheiterte sich nicht, als er Sixtus sah.

„Läßt du dich auch einmal wieder sehen?" sagte er vorwurfsvoll. „Allerdings, es ist jetzt gerade kein lustiger Platz, das Erdmannshaus. Ueberall ernste Gesichter, und das behagt dir wohl nicht! Nun, an euch Studenten geht ja eine so böse Zeit spurlos vorüber! Fevi fragte heute nach dir bei der Mutter. Sie sieht schlecht aus," — sein Auge ruhte forschend auf Sixtus — „als ob sie Kummer hätte. Ja, ja, der geht halt unser Unglück mehr zum Herzen, als dem Fräulein Gilde. Das klimpert und trillert den ganzen Tag darauf los, als kümmere sie das Zeug da gar nicht!" Er hielt bei diesen Worten die Stange, als wäre sie aus Holz, in die Höhe.

„Es ist doch ein eigen Ding mit der

vielgerühmten Bildung. Ich habe mir das anders gedacht! — Du willst wohl zum Vater, er ist oben und rechnet jetzt den ganzen Tag, da ist er gerade nicht in der besten Laune. Außerdem hat er erfahren, daß der Graf, dein Freund, und Gilde im geheimen Briefe wechseln. Das hat ihn ganz auseinander gebracht. Er soll sich in acht nehmen, der Herr Graf, wenn er mir einmal in die Quere kommt, Gnad' ihm Gott!"

Sixtus ergriff eine unsagbare Furcht bei diesen schlimmen Nachrichten von der Gemütsverfassung seines Vaters. Er wäre am liebsten umgekehrt, aber er schämte sich vor Sergius, und ging mit beklommener Brust die Treppe hinauf.

Aus einem Zimmer erscholl Gesang mit Klavierbegleitung, es war Gildes Stimme. Das des Vaters lag dicht daneben. Er klopfte, der Schweiß stand ihm auf der Stirne.

„Herein!" tönte es rauh.

Der Vater saß am Tisch über Kassabücher, Kontos, alle mögliche Schriftstücke gebeugt, beide Hände in das an vielen Stellen grau durchscheinende Haar vergraben. Er erhob sein von der ungewohnten Anstrengung gerötetes Gesicht und erblickte Sixtus, den der Mut zu verlassen schien.

„Ah, der Sixtus! Was verschafft mir denn die Ehre, meinen Sohn zu sehen? Wohl das Geld ausgegangen? Da kommst du umsonst, Junge," er lachte bitter, „die Sorte ist ausgegangen im Erdmannshaus."

„Vater," begann Sixtus mit bebender Stimme, alle Männlichkeit hatte ihn verlassen, er war nahe daran, ihm zu Füßen zu sinken. „Ich sehe es ja ein, ich habe schlecht an Euch gehandelt bisher. Aber ich will es ja wieder gut machen, noch ist es Zeit dazu. — Nur dieses eine Mal noch, Vater, nimm dich meiner an. Du hast recht geahnt, es ist erbärmlich, aber es ist so, ich komme um Geld!"

Erdmann schlug mit der Faust auf den Tisch und erhob sich plötzlich. „Sixtus," sagte er energisch, aber ruhig, „meine Geduld ist am Rand. — Du fängst an, mir verächtlich zu werden! Vor lauter verkehrtem Stolz, vor lauter Bemühen mehr vorzustellen, als du bist, hast du den rechten Mannesstolz ganz verloren, den Stolz auf deine und deiner Familie Ehrenhaftigkeit. Warum hast du ihnen das nicht abgeguckt, deinen hochadligen Freunden? Auf was stützt sich denn ihr Standesgefühl? Auf die ehrenvolle Historie ihrer Familie! Und recht gebe ich ihnen, wenn sie auch darüber ganz zu vergessen scheinen, diese ehrenvolle Historie fortzusetzen, ganz recht gebe ich ihnen! Und hast du nicht dasselbe Recht, stolz zu sein auf die Historie deiner Familie? Ist sie in ihrer Art nicht ebenso ehrenvoll? — Aber nein! Das sind ja nur Handwerker gewesen, darauf kann man nicht stolz sein, lieber Lügen auf Lügen häufen, sich selbst und andere betrügen und diesen Leuten nachäffen! Eine lächerliche Maske anziehen, die doch einmal fallen muß, zum Gelächter aller. — Das ist dein Stolz.

Der Vater ging schweren Schrittes im Zimmer umher, sein Gesicht war jetzt bleich vor Erregung, die ganze mächtige Gestalt bebte vor innerer Entrüstung, seine Ruhe hatte ihn ganz verlassen.

Sixtus zitterten die Kniee vor bitterer Scham und Reue, er wagte mit keinem Worte die monotone Stille zu unterbrechen.

„Und das jetzt!" fuhr Erdmann fort, „jetzt, wo so wie so das ganze Haus da schwankt. Das ist das Empörende! Dieser verdammte Universitätsschwindel! Ziehen die vier Jahre wie große Herren herum, gewöhnen sich zu ernten, ohne zu säen! — Ich kann und will nicht! Keinen Gulden bekommst du mehr! Verdiene ihn, wenn du ihn brauchst! Gebe Stunden, mache einen Schreiber. Thue, was du willst!"

Wieder trat unheimliche Stille ein, der Vater ging noch immer im Zimmer umher wie ein gereizter Tiger.

„Vater, ‚Auf Ehrenwort' steht unter meinem Namen," brachte endlich Sixtus hervor. „Ich that es ja nicht für mich, für einen Freund. Ich habe keinen Kreuzer für mich verwendet. Ich und er sind verloren, wenn du uns nicht hilfst!"

Der Schmied blieb vor ihm stehen, den Ausdruck finsterer Verachtung in den Zügen.

„Dein Ehrenwort!" er lachte höhnisch auf, „und du fürchtest es zu brechen, wenn du nicht zahlen kannst? Lächerlicher Narr! Hast du's denn nicht schon längst gebrochen in dem Augenblick, wo du den Wechsel schriebst, wohl wissend, daß du unfähig bist, Zahlung zu leisten? — Ehrenwort! Ein billiges Wort bei euch! Leere Form, wenn nur die aufrecht erhalten ist, dann zum Teufel Ehre! Preßt einer Familie den letzten Blutstropfen heraus, um eine Ehrenschuld zu tilgen. Wenn sie nur getilgt ist, die Ehre ist gerettet vom Ehrlosen. Keiner fragt danach, durch welche Verbrechen!"

„Gilde!" schrie er in das andere Zimmer, von welchem noch immer Gesang und Klavier ertönte, „höre auf damit, es macht mich wahnsinnig." Die Musik verstummte, das Klavier wurde unsanft zugeschlagen.

„Und wer ist denn der andere saubere Herr, für den du deine Ehre gewagt?"

Sixtus zögerte.

Der Schmied stampfte ungeduldig den Boden.

„Graf Sergius Perin," klang es schüchtern.

Die Wirkung dieses Namens war eine entsetzliche. Erdmann war außer Fassung, sein Anblick war furchterregend. Sixtus wich vor ihm zur Thür zurück.

„Dieser Schurke, dem ich schon die Thür gewiesen? Der es wagt, hinter meinem Rücken mit meinem Mädel herumzuschleichen, — wagt es, auf meinen ehrlichen Namen Schulden zu machen? Und du gibst dich dazu her? Du machst wohl auch noch den Kuppler bei ihm? Gott! Gott! daß ich das erleben muß!"

Er sank ermattet von verzehrendem Zorn auf einen Sessel. „Jetzt laß es nur zusammenstürzen, das Erdmannshaus. In Schande soll es lieber nicht bestehen und die bleibt nicht aus mit euch zwei bei dem nichtsnutzigen Herumtreiben. — Das Ende davon kennt man ja! — Die da drüben ..." — er verbarg das Gesicht in seine Hände, wie vor Scham — „oh! ich mag's nicht nennen, aber eher bring' ich sie um und ihn, den Elenden! Sage ihm, er soll sich hüten vor mir, ich zerschmettre ihm den Schädel vor Gilde, wenn er es wagt —"

Der Schaum stand ihm vor dem Munde, er war totenbleich, keuchend ging der Atem. Er konnte nicht mehr sprechen.

„Wie hoch ist der Schuldschein?" fragte er plötzlich Sixtus.

„Tausend Thaler."

„Tausend Thaler?" — Nur tausend Thaler?!" erwiderte in wildem Hohn der Schmied. „Ein Vermögen! Rettung für mich, wenn ich sie jetzt gleich hätte. Und diese Elenden verpraßten sie wohl in einer Nacht. Tausend Thaler! Wie viele Hammerschläge, wie viele Schweißtropfen kosten tausend Thaler!"

Er schüttelte verzweifelnd den Kopf.

„Und der Herr Graf kann natürlich keinen Kreuzer zahlen? Er ist zu fein, seinem Vater alles zu gestehen, und da soll ich, der dumme Schmied, herhalten, nicht? Der wird seinen ehrlichen Namen nicht von einem Wucherer schänden lassen und so auch den Hochadligen retten, nicht? So war's ausgedacht, und wenn es nicht eine so sündhafte Summe wäre, ihr hättet ein Spiel mit dem ehrenhaften Manne gewonnen. — Aber tausend Thaler! — Das ist für mich jetzt der Bankrott! — Ist der alte Graf in der Stadt?" fragte er nach einer kurzen Pause Sixtus.

„Soviel ich gehört, ist er auf dem Gut Schloß Herrenwörth, zwei Stationen von hier mit der Bahn."

Erdmann rechnete in Gedanken, warf einige Zeilen auf ein Stück Papier, alles in bei ihm ungewohnter Erregung.

Sixtus hoffte wieder. Der Hauptsturm war vorüber.

„Du kannst gehen, Sixtus," sagte der Schmied, ohne aufzusehen.

Diese trockene, kurze Andeutung packte den jungen Mann mehr als alles Wüten vorher.

„Vater!" sagte er in weichem Ton sich Erdmann nähernd, „kannst du mir nicht verzeihen? Ich that es ja im Unverstand, du sollst sehen, daß es mein letzter Leichtsinn war und daß aus mir doch etwas Rechtes wird."

Es klang aus diesen Worten wirkliche Ergriffenheit, tiefe Reue.

Der Vater sah ihn fast mitleidig an, gar nicht mehr streng, seine Stimme klang jetzt nicht mehr so rauh.

„Sixtus," sagte er, „du bist auf schlimmem Wege, du willst dein Blut ver-

leugnen. Das muß sich rächen, glaube mir! Bleib ihm treu, es ist gutes, kräftiges Blut und kann sich überall Geltung verschaffen! Die Arbeitskraft, die darin steckt, kann man auch in deinen Kreisen recht gut brauchen, laß sie nicht vollständig erschlaffen in diesem nutzlosen Leben, das dir selbst bald zum Ekel werden wird. Sei ein Mann mit einem Wort und ich verzeihe dir alles."

Sixtus sank in die Kniee vor dem Vater, Thränen der Scham und der Reue stürzten aus seinen Augen.

„Laß das," sagte Andreas, seine eigene Bewegung hinter einer rauhen Miene verbergend, „und werde ein anderer. Wenn nicht bald die Zeiten sich ändern, bin ich ein bankrotter Mann, du bist dann auf dich selbst angewiesen. Und noch etwas. Ich kann's dir nicht ersparen. Dem Vater Sevis muß ich meine und deine Lage eingestehen. Ich kann es nicht verantworten, daß das brave Mädel nutzlos auf dich hinwartet, und mit deiner Liebe ist's wohl auch nicht mehr so weit her, wie ich schon lange merke."

Sixtus wagte keine Erwiderung, auch widerstrebte es ihm, den Vater in diesem Augenblick aufs neue zu belügen, es war ja wirklich nicht mehr so weit her mit seiner Liebe; außerdem mußte er sich sagen, daß seine Aussichten zur Ehe sehr schlecht waren.

„Jetzt geh, Sixtus, ich fahre nach Herrenwörth."

Dieser streckte die Hand dem Vater entgegen zum Abschied, er ergriff sie nicht.

„Das nächste Mal, wenn deine Ehre gerettet ist."

Das traf ihn. Tief beschämt ging er der Thür zu.

Als diese sich hinter ihm schloß, war ihm leichter.

Gilde trillerte wieder nebenan. Sollte er ihr das Briefchen übergeben, das Sergius ihm anvertraut? Schon war er an ihrer Thür. „Kuppler!" klang es in seinem Innern — er schlich daran vorbei.

Als er sich im Freien befand, nahm er die Sache schon viel leichter.

„Die alten Herren müssen ja am Ende so reden, sonst machen wir's am Ende noch toller, und mit seiner Lage wird es wohl nicht gar so schlimm sein! Die Hauptsache ist, es ist überstanden und der Wechsel wird bezahlt." Bei diesem Gedanken erheiterte sich sein Gesicht immer mehr und eine bekannte Operettenmelodie vor sich hersummend verschwand er um die Ecke.

Kapitel V.

Schloß Herrenwörth war einst einer der ersten Herrensitze des Landes, in das es mit seinen unzähligen Türmchen, Pfeilern, Erkern von einem hohen Kegelberge herab unendlich vornehm hineinblickte über Wald und Flur, Dörfer und Gehöfte, und die Grafen Perin einst eines der reichsten Adelsgeschlechter.

Das Schloß hatte auch jetzt noch nichts eingebüßt von seiner Vornehmheit, im Gegenteil, die altersgrauen, moosbewachsenen Mauern, die verwitterten, mit uralten Rinnenziegeln bedeckten Dächer in ihrer unnachahmlichen, dunkelbraunen Färbung, der wild aufgeschossene Park ringsumher, dessen mächtige Baumwipfel fast bis an das erste Stockwerk hinanragten, ließen es erst recht ehrwürdig erscheinen, von weitem gesehen; eine nähere Beschauung konnte es jedoch nicht mehr vertragen, da spukte denn doch in allen Ecken und Winkeln der Verfall; das ehrwürdige Alter verschwand und die nackte Dürftigkeit grinste dem Beschauer wehmütig entgegen. Die grasbewachsenen Wege, die verfaulten Holzstufen den Berg herauf, die von der üppigen Natur noch nicht ganz verwischten Alleen, groß angelegten Blumengärtnereien, das vertrocknete Bassin auf dem Vorplatz mit dem zerbröckelten Marmorrand und dem riesigen Delphin in der Mitte, der sich vergeblich schmerzlich zu krümmen schien, um ein Tröpfchen Wasser aus seinem grimmigen ausgetrockneten Rachen fließen zu lassen, das alles ließ darauf schließen, daß die Verhältnisse des Besitzers nicht mehr im Einklange standen mit seinem Wohnorte. Ja, der Beschauer konnte sich bei diesem vor seinen Augen sich vollziehenden Verwitterungsprozeß eines wehmütigen Eindruckes nicht erwehren.

Die Gesellschaft jedoch, die in der Nähe des Bassins auf einem Rasenplatze Krocket spielte, schien an diesen Anblick schon gewöhnt zu sein, wenigstens verriet das heitere Gelächter, das jeden Augenblick erscholl, nichts von derlei Gefühlen, und die frischen, vom Spiel erhitzten Gesichtchen einiger jungen Damen wußten nichts vom Zahn der Zeit, der ringsum alles benagte.

„Aber Sergius, paß doch auf! Du siehst wieder einmal mehr nach dem Füßchen der Komtesse Marie als nach dem Ball!" rief ein junger Mann im Reitkostüm Sergius zu, dem eine junge, reizende Blondine den Ball hielt, indem sie mit dem zierlichen Stiefelchen darauf trat.

Sergius, er war erst vor einer Stunde auf dem Gute angekommen, brauchte wirklich auffallend lang, den Schlag auszuführen, immer wieder holte er von neuem aus. Das Stiefelchen auf dem Ball, der schmale weiße Spitzenrand, der darüber hervorlugte, schien es ihm wirklich angethan zu haben. Endlich fiel der Schlag, aber gefehlt, die Kugel stieß sich an dem Eisenbogen und prallte auf die Seite. Die weiße Spitze und das Stiefelchen verschwanden. Das Spiel war für seine Partei verloren. Komtesse Marie lachte schelmisch, als habe sie ihren Zweck erreicht.

„Sie irren sich, Graf Dörenfeld," erwiderte sie auf die Bemerkung des jungen Mannes im Reitkostüm, „betreffs des Füßchens. Mein Vetter interessiert sich nur für ein Füßchen, das leider aus Herrenwörth verbannt ist." Sie seufzte kokett auf.

„Ja, diese grausamen Väter!"

„Auch schon erfahren?" fragte lachend Sergius.

„Und ob! Ein wahrer Tyrann, der Papa. Da darf sich niemand nahen ohne Ahnenliste und Stammbaum unter dem Arme; besonders die Künstler haßt er. Es leben sehr viele in der Sommerfrische in Landstein. Unser altes Schloß, die ganze Gegend enthält herrliche Motive. Er hat eine förmliche Mauer um das Schloß gezogen, damit sich keiner mir nahe, und," sie senkte errötend das Köpfchen, „es sind doch scharmante Leute, die Maler, und ich liebe so die Kunst, und am Ende bleibt man dann sitzen in dem alten Schlosse wie eine verwunschene Fee! Ja, du kannst lachen, Sergius. Husch aufs Pferd mit der Geliebten, und davon wie die Windsbraut. Aber wir Mädchen!"

„Na, mit dem ‚husch aufs Pferd' ist es auch schon längst vorbei. Aber du hast ganz recht, Kousine, unsere Väter sind zu hart in dieser Beziehung. Was fragt die Liebe nach Geburt. Was übrigens die Künstler betrifft, die nehmen alles mehr skizzenhaft, auch die Liebe; — ein reizendes Motiv! Das kann man ja mitnehmen, und hinein damit in die Mappe zu den andern derartigen Erinnerungen. Dann denkt man nicht mehr daran."

„Vorurteil!" meinte ärgerlich Komtesse Marie, „ich habe sie ganz anders kennen gelernt, die Künstler."

„Trotz der väterlichen Vorsicht? Bravo Marie, dann schweige ich," erwiderte lachend Sergius.

Das Paar hatte sich während des Gespräches von dem Spielplatz etwas entfernt und wurde jetzt von allen Seiten aufgefordert, das Spiel nicht aufzuhalten.

Schritte knirschten auf dem Kieswege, der vom Gartenthore herführte, und näherten sich. Sergius, der eben am Stoße war, blickte auf, und in seinem Gesichte spiegelte sich eine derartige peinliche Ueberraschung, daß die ganze Gesellschaft sich nach dem Eintretenden umwandte. Es war ein großer breitschulteriger Mann mit schwerfälligem Gang in modischer Kleidung, die ihm aber nicht auf dem Leibe geschnitten schien. Die Damen kicherten zusammen über die ihnen komisch dünkende Erscheinung, die Herren stießen sich verständnisinnig mit dem Ellbogen. „Das ist heute schon der dritte mit der Saugpumpe. — Armer Graf! Er gibt keinen Tropfen mehr!" flüsterte Graf Dörenfeld.

Sergius hatte den Eintretenden sofort erkannt.

Schmied Erdmann! Die Kniee wankten ihm vor Entsetzen, er kam wegen dem Wechsel, in seinem Leichtsinn hatte er es schon ganz vergessen und war heute von der Stadt nach Herrenwörth gefahren, wo sich seit einigen Tagen sein Onkel Graf Dörenfeld mit seinem Sohne und der reizenden Komtesse Marie aufhielt. Da versprach es sehr lustig zu werden. Gerade heute hatte er schon viele verdächtige Leute in die Gutskanzlei treten sehen, und der Vater war in einer bösen Stimmung. Da ging gerade der unglückselige Erdmann noch ab.

„Wenn er nur wenigstens von Gilde schweigt, sonst ist alles verloren."

Erdmann hatte Sergius, dessen blitzende Uniform schon von weitem sichtbar war, wohl erkannt und bitterer Zorn stieg in ihm auf beim Anblick dieses Mannes, der zuerst seine Gilde bethört, dann den Sixtus, und mit dem Sixtus ihn selbst in sein Verderben mit hineingezogen und jetzt mit dieser zweifachen Gewissenslast kindische Spiele trieb.

Die Verwitterung dieses jungen Herzens war ja noch viel ärger als die in der Natur ringsumher, die seinem scharfen Auge nicht entgingen. Er that, als bemerke er ihn nicht und trat durch das mächtige, wappengeschmückte Thor in den Schloßhof. Es war ein eigentümliches Gefühl, das ihn überkam beim Anblick dieses mächtigen, für ewige Zeiten bestimmten Baues. Jahrhunderte sprachen aus diesen gewaltigen Quadern, eine Geschichte von finsterer Gewalt, aber auch urwüchsiger Kraft, der sich eine andere urwüchsige Kraft trotzig gegenüberstellte, das Bürgertum. Das war noch ein männliches Ringen. Er stellte im Geiste das Erdmannshaus dieser Adelsburg gegenüber, eine Burg des Handwerks, der Arbeit, nicht viel jünger als diese, aber lebensfrischer, thatenkräftiger, nicht so gleichsam dahinträumend von alten Zeiten wie diese, und vor allem, sie nährt ihren Besitzer besser als dieser Riesenbau bis jetzt! Hat nicht aber auch schon dort die Verwitterung begonnen, die Lebensfrische aufgehört? Und warum dort auch? Aus demselben Grund wie hier, lautete die innere Antwort. Ihr habt beide euren gesunden, kräftigen, angestammten Boden verlassen, der Schmied Erdmann und Graf Perin. Du in deinen Kindern die Schmiede in der Burggasse, wo deine Väter deinen Wohlstand zusammengeschmiedet, Graf Perin Herrenwörth, seine ureigene Scholle, auf der sein Geschlecht gedieh und wuchs jahrhundertelang, um den wilden Freuden und Lüsten der Großstadt, den gehaltlosen Ehren eines Hofes sich selbst entwürdigend nachzujagen, gegen den einst seine hohen Ahnen trotzig die Stirn aufgeworfen im stolzen Bewußtsein ihres Adels.

Das dachte der Schmied und eilte an den riesigen leeren Stallungen vorbei mit den verrosteten Krippen, den zerbrochenen Fenstern. Ein Diener in abgetragener Livree, vom Alter gebückt, kam ihm schläfrig entgegen.

Erdmann fragte nach dem Grafen.

„In der Kanzlei, an der Seite rechts die zweite Thür ebener Erde," war die mürrische Antwort, „wird aber kaum Zeit haben, der Lehmann ist bei ihm, da dauert es immer lange." Einen gehässigen, fast verächtlichen Blick auf Erdmann werfend, schlürfte er mit dem alten Kopfe wackelnd weiter über das grasbewachsene Pflaster, auf das jetzt die Mittagssonne glühende Strahlen sandte.

Das war auch ein Stück von Herrenwörth und wahrscheinlich das zäheste, wenn einmal die Vernichtung hereinbrach.

Erdmann zuckte zusammen bei dem Namen Lehmann; einer der schlimmsten Wucherer der Hauptstadt hieß so, er umschlich schon seit Wochen das Erdmannshaus, wie Aasgeier ein zu Tode getroffenes Wild! Hier hatte der Geier seine Krallen wohl schon eingeschlagen in sein wehrloses Opfer. Eine hohe, gewölbte Halle nahm ihn auf. Angenehme Kühle herrschte hier, die Wände waren mit vergilbten, vom Alter gesprungenen Ahnenbildern, mit Hirschgeweihen und alten Waffen bedeckt. Hier und da zeigten sich, besonders bei letzteren, unsymmetrisch große Lücken, die offenbar erst in den letzten Jahren entstanden waren, den noch ziemlich frisch hinterlassenen Staubfiguren nach. Erdmann war ganz im Schauen verloren, diese geharnischten Ritter, die so überlegen auf ihn herabblickten, nötigten ihm Ehrfurcht ab. Er entblößte unwillkürlich sein Haupt in diesem Raum. Armbrüste, Radbüchsen, Degen und Schwerter hingen umher, ganz unten ein mächtiger Zweihänder, „Contra torrentem" stand in goldenen Buchstaben auf der rostzerfressenen Klinge. Es war kaum zu lesen, eine Spinne hatte ein feines Netz darüber gezogen. Wie gerne hätte er ihn nur zur Probe geschwungen. Die Schauer begrabener Jahrhunderte umwehten ihn und sein kindlicher Respekt vor der Tradition ließ ihn nur mit Widerwillen an den Zweck seines Herkommens denken. Rostzerfressene Hufeisen hingen dazwischen, die wohl einst den Sand des Turnierplatzes geschlagen! Es mußten gewaltige Rosse gewesen sein, die sie trugen, der Größe nach. Die nahmen sein Interesse ganz in Anspruch, er hätte zu gerne eines davon herabgenommen, um es in der Nähe besehen zu können, ob keines mit dem Erdmannzeichen dabei sei. Sorgfältig sah er sich um, alles war still in der öden Halle, er griff nach einem.

„Tüchtige Arbeit!" sprach er vor sich hin, es nach allen Seiten besehend. Das Erdmannzeichen fehlte. — Eben wollte er es wieder an seinen Platz hängen, da knarrte hinter ihm die Thür — er ließ das Eisen fallen, so erschrak er. — Als er sich umsah in der Erwartung, den Grafen selbst zu sehen, erblickte er eine Gestalt, die schlecht in diese vornehme Umgebung paßte. Ein korpulenter, kleiner Mann, auf dessen weißer unsauberer Weste, von weitem sichtbar, eine goldene Kette blitzte, mit feistglänzendem, gerötetem Gesicht, auf dem nun ein zufriedenes, schmunzelndes Lächeln lag, näherte sich. — Lehmann! Er erkannte ihn sofort, bitterer Gram stieg in ihm auf.

„Ah, Herr Erdmann!" rief erstaunt Lehmann, einen goldenen Zwicker auf die rassige Nase stülpend. „Wie kommen Sie hierher? Wohl wegen dieses alten Eisens da." Er fuchtelte mit seinem Spazierstöckchen den stolzen Rittern oben um die aristokratischen Nasen. — „Bei Gott! Sie haben recht, ich hab' es ihm schon gesagt, dem Grafen. — Altes Eisen ist's, weiter nichts, und das Eisen, Sie wissen es ja, Herr Erdmann, am besten selbst," ein spöttisches Lächeln glitt über das gemeine Gesicht, „steht schlecht — sehr schlecht! — Aber da wird von Familie — Traditionen — Altertumswert gesprochen und ein lächerlicher Preis verlangt, den auch der Lehmann nicht zahlen kann. — Tausend Thaler für das Gerümpel, ist das nicht rein lächerlich, Herr Erdmann? — Nur in einigen Wochen geht er schon herunter, der Herr Graf! Man muß nur warten können." —

Andreas schnürte es die Kehle zusammen, er hätte mit Lust den Zweihänder da oben gepackt, um dieses Insekt neben ihm niederzuschlagen in unbändigem Zorn. Diese heilige Erinnerung an längst verblichener edler Geschlechter hohe Thaten die ihn noch eben mit Ehrfurcht erfüllten, sollen um eine solche Summe in die Hände eines Wucherers gelangen, um dieselbe Summe, die ein verdorbener Nachkomme in einer Nacht verpraßt? — Der bittere Hohn, die furchtbare Tragik, die darin lag, erschütterte unbewußt die Seele dieses biederen, einfachen Mannes; er sah in ahnungsvollem Geist die fleischigen Finger dieses Juden sich gierig ausstrecken und immer wachsen — immer wachsen, bis sie zuletzt alles umspannen — die Waffen — die Halle — das ganze Schloß — weiter — weiter — das Erdmannshaus — immer weiter — allen festen, altehrwürdigen Besitz — Ritter und Bürger! — Er mußte sich Gewalt anthun, um nicht mit einer Derbheit herauszuplatzen.

„Meiner Ansicht nach," sagte er, „sind diese Waffen für die Grafen Perin von unschätzbarem Wert — überhaupt unveräußerlich, und es ist mir unbegreiflich, wie der Herr Graf nur daran denken kann."

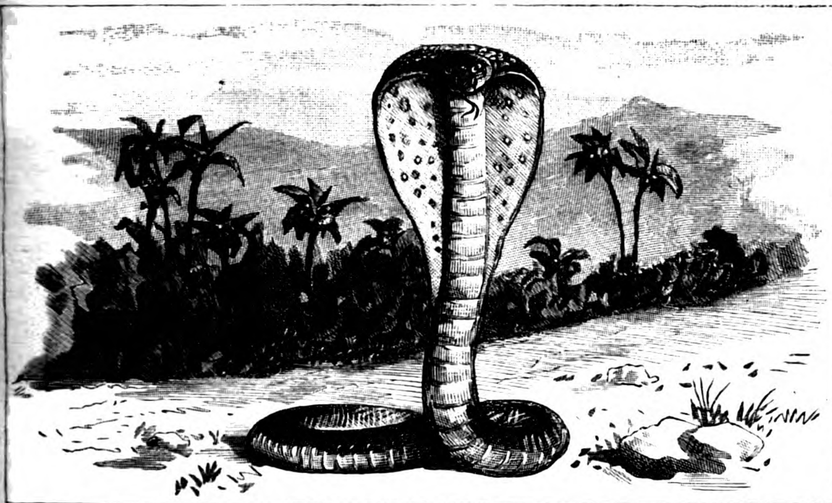
„Das ist Ihnen unbegreiflich?" entgegnete cynisch Lehmann. „Mir nicht! Er wird bald mehr hergeben müssen als diese paar Dinger. — Es sind schlimme Zeiten, Herr Erdmann!" ein lauernder Blick streifte den Schmied. „Sie sind ja selbst davon betroffen — nicht? Jeder, der in Eisen macht, und wenn ich recht gehört, haben Sie sich auch etwas zu weit eingelassen.

„Woher wissen Sie denn das?" erwiderte ärgerlich Erdmann.

„Gott! Man hört allerhand, und der Name Erdmann hat einen zu guten Klang, als daß man sich nicht dafür interessierte. Man kann auch übel berichtet sein — übrigens," — seine Stimme sank zum Flüsterton, sein Gesicht wurde immer freundlicher, gutmütiger — „wenn Sie einmal in arger Verlegenheit sein sollten — das kann ja jedem passieren — so bin ich da, der Lehmann, wenden Sie sich an keinen anderen. — Gegen einen Bürgersmann bin ich kulant — bin's ja selbst — nur dieses stolze Aristokratenvolk hasse ich! — Da kenn' ich kein Erbarmen! Was haben Sie denn für Geschäftchen hier — ist zwar indiskret — daß ich frage — aber Gott, man weiß es ja — Ausstände halber! — Schlechte Aussichten, Herr Erdmann! Entsetzliche Ebbe in der Kasse!"

„Ich komme nicht deshalb!" entgegnete kurz Erdmann.

(Fortsetzung folgt.)



Cobra (S. 1957).

Schlangen in Indien.

Von

Dr. Karl Müller.

Wenn wir hören, daß unter ca. 22000 Menschen, welche alljährlich im indobritischen Reiche ihr Leben durch wilde Tiere verlieren, mindestens ein Drittel an den Bissen von Giftschlangen sterben, so begreifen wir das Grauen, welches diese Reptilien den Eingeborenen einflößen. Die Europäer fürchten die Giftschlangen Indiens weit weniger, teils weil sie weniger zu Fuße gehen und sich im Freien bewegen als die Einheimischen, teils weil sie meist gute hohe Stiefeln tragen, welche einigermaßen vor dem Schlangenbisse schützen, denn die meisten Verwundungen durch Schlangenbiß kommen an den Füßen und Beinen bis zum Knie vor. Die gewöhnlichsten und gefürchtetsten Giftschlangen Indiens sind: die **Brillen-** oder **Hutschlange**, Cobra de Capello, Naja tripudians (S. 1957), 1,4 bis 1,8 m lang, Grundfarbe lohgelb mit Schimmer ins Aschblaue; die **Rauhotter**, **Efa** oder **Kuppur**, Echis arenicola und carinata (S. 1959), nur 60 cm lang und von vielfach wechselnder Sandfarbe, mit dunkelbrauner oder schwärzlicher Zeichnung; und die zwei Arten der **Bungarschlange**: die **Paraguda** oder **Krait**, Bungarus coeruleus, etwa 80 cm lang, dunkelblau mit weißen Längslinien und Querstreifen, und die **Pamah**, Bungarus annularis, 1,6—2 m lang, auf gelbem Grunde schwarz geringelt, beide sehr giftig und Tagschlangen.

Die gefürchtetste von diesen drei Schlangengattungen ist die Brillenschlange, welche von den indischen Gauklern zuweilen „tanzend" vorgeführt wird. Ihr Leib ist lang und glatt, kann in der Halsgegend aufgebläht werden, so daß sich der Kopf deutlich vom Halse absetzt und die Schlange aussieht, als trage sie einen Hut auf dem Kopfe, während dann auf dem Rücken die eigentümliche dunkle brillenartige Zeichnung erscheint, welcher sie ihren Trivialnamen verdankt. Sie ist über ganz Südasien und die benachbarten Inseln, mit Ausnahme von Celebes, Timor, den Molukken und Neuguinea, verbreitet und sehr häufig, da die meisten Eingeborenen Indiens eine heilige Scheu vor ihr haben und sie trotz ihrer Gefährlichkeit nicht töten. In ihren Bewegungen langsam, schwerfällig und träge, entwickelt sie doch, wenn durch den Anblick eines Menschen erschreckt oder von demselben zufällig getreten, eine verhängnisvolle Behendigkeit, indem sie das vordere Drittel ihres Leibes rasch aufrichtet und sich in dieser Haltung, zu Schutz und Trutz gerüstet, zischend dem Gegner nähert, um ihn womöglich mit ihren giftigen Fangzähnen zu schlagen, — eine Verwundung, welche leicht tödlich werden kann, wenn man nicht sogleich die geeigneten Mittel anwendet, wie Aussaugen und Ausbrennen der Wunde, Betupfung mit dem geheimnisvollen „Schlangenstein", welchen die Schlangengaukler stets mit sich führen, reichlicher Genuß von starken Weinen oder Branntwein oder eine Infusion von den zerquetschten Blättern der Aristolochia indica, einer Schlingpflanze, mit einigen Pfefferkörnern und etwas Wasser, einem Mittel, welches wenigstens bei Menschen häufig, bei Hunden und anderen Haustieren seltener wirkt.

Die Brillenschlange ist dadurch gefährlicher, daß sie auch in die menschlichen Wohnungen durch Wasserröhren und Abzugskanäle eindringt, wahrscheinlich um Ratten oder jungen Küchlein nachzustellen, und daß sie sich dann gern in Sofas, Diwane und Betten versteckt. Wird sie dann in einem Hause bemerkt, so erhebt die eingeborene Dienerschaft einen großen Lärm (S. 1960), und nun veranstaltet man, mit Gerten und elastischen Stäben bewaffnet, und etwa noch unter Beihilfe eines Schlangengauklers, eine Haussuchung nach ihr und ruht nicht eher, als bis man sie gefunden und ihr durch einen wohlgezielten Hieb den Rückgrat zerschmettert hat. Manchmal hört man auf dem Geflügelhof ein lautes Geschrei der Pfauen, Hühner oder Raben und sieht nun, wie eine solche indische Krähe eine Cobra entdeckt hat, kühnlich mit ihr kämpft und durch ihr Geschrei andere Krähen herbeiruft, welche dann die sich zur Verteidigung aufrichtende Schlange durch kräftige Flügelschläge umwerfen und ihr leicht den Schädel einhacken (S. 1961). Ein britischer Offizier erzählt: er habe einmal auf einem Spaziergang einen Hindujungen neben einem Graben hocken sehen, in unverkennbarer Angst den Graben zu überschreiten; auf die Frage, wovor er sich fürchte, deutete der Knabe auf eine Cobra, welche zusammengeringelt im Graben lag. Der Offizier scheuchte sie durch einen Wurf mit einem Erdkloß auf, reizte sie dann durch Zischen und zerschmetterte ihr, sobald sie sich aufrichtete, den Rückgrat, daß sie halb verendet in ein Loch kroch, worauf der erschreckte Junge sich erst über den Graben hinüberwagte (S. 1964).

Der gewöhnliche Aufenthalt der Brillenschlangen, von welchen man 6—8 Spielarten von verschiedener Größe und Färbung in Indien kennt, sind Erdlöcher in Dämmen und Lehmwänden, verlassene Termitenbaue, Stein- und Holzhaufen, altes Gemäuer, hohle Bäume u. s. w.; hier legt das Weibchen seine 16—18 Eier in der Größe und Gestalt von Taubeneiern, welche von der Sonne ausgebrütet werden. Die jungen Schlangen sind beim Ausschlüpfen schon eine halbe Spanne lang und wachsen schnell. Um die Zeit, wo es junge Vögel gibt, klettert die Cobra auch auf Bäume und plündert die Nester, wobei sie durch das Geschrei der alten Vögel verraten wird (sie lebt überhaupt nur von kleinen Geschöpfen). Man rückt dann gewöhnlich mit Stangen gegen die Cobra aus und schüttelt und schlägt sie herab, sobald man ihrer ansichtig wird (S. 1966). Da die Cobra aber vorwiegend ein Nachttier ist und ganz unhörbar kriecht, so fallen ihr namentlich Fußboten, Wanderer, Schildwachen u. s. w. zum Opfer, welche im Dunkeln auf sie treten und bei den elenden Sandalen, welche die Eingeborenen als Fußbekleidung tragen (S. 1967), leicht von ihr in Fuß, Knöchel und Wade geschlagen werden. Einen derartigen Fall, welcher einer Sipoy-Schildwache passierte, veranschaulicht unser Bild (S. 1970). Diese Schildwache ward bei der Ablösung ohnmächtig auf dem Posten gefunden und nach den Zelten geschafft, wo der Kompanie-Chirurg alsbald fand, daß der arme Bursche von einer Cobra, auf welche er im Dunkel der Nacht getreten hatte, in den Knöchel geschlagen worden war. Man ätzte die Wunde sogleich und schüttete dem Verwundeten, welcher schon kalt war und kaum mehr einen Puls hatte, eine Flasche Arak nach und nach ein. Als es Tag ward und er noch immer bewußtlos und wie tot dalag und bereits am Kinnbackenkrampf litt, brach man ihm den Mund auf und goß ihm eine Infusion von einigen zerquetschten Aristolochiablättern in einer Unze Wasser ein; nach weiteren 5 Stunden zeigte der Mann wieder etwas lebhafteren Puls, worauf man ihm noch eine Dosis Aristo-



Efa oder Kuppur (S. 1957).



Die Schlange im Haus (S. 1958).

lochia-Absud gab. Er kam erst 40 Stunden nach der Verwundung wieder zum Bewußtsein und brauchte einige Wochen, bis er sich wieder ganz erholt hatte; da aber die Verwundung nicht schwer war, und keinen blutreichen Teil des Körpers getroffen hatte, so kam der Verwundete wenigstens mit dem Leben davon.

Wenn Schlangengaukler vor einem Bungalow oder Landhaus erscheinen, um ihre Vorstellungen zu geben (S. 1969), so ist dies immerhin ein merkwürdiges Schauspiel, das namentlich den Eingeborenen ein ehrfurchtsvolles Schweigen und abergläubiges Grauen abnötigt. Gewöhnlich sind es ihrer mehrere, lauter Leute von niedriger Kaste; einer von ihnen entlockt einer Art Klarinette mit einem Kürbis daran grauenvolle Mißtöne in einem gewissen Takte, welche jedoch auf die Schlangen eine unverkennbare Wirkung üben. Die flachen festgeflochtenen Körbe, worin die Gaukler ihre Schlangen tragen, werden geöffnet; beim Klang der wilden quiekenden Musik erheben sich die Cobras aus ihrer trägen Ruhe, lassen sich von den Gauklern um den Arm wickeln und handhaben, und schwingen hier und da sogar nach dem Takte den Oberleib hin und her, während sie auf dem Körper-Ende sich stützen. Andere reizen die Schlangen, daß sie sich gegen den Gaukler wenden und ihn zu beißen suchen, der sie unverwandt festen Blickes anschaut, aber ihren Schlägen immer auszuweichen weiß und nicht oder nur äußerst selten gebissen wird, dann aber Heilmittel gegen den Biß hat. Auf welche Weise sich die Gaukler die Möglichkeit sichern, ungefährdet mit diesen giftigen Schildvipern zu verkehren, ist ein noch ungelöstes Geheimnis. Wie es verschiedene Arten von Schlangengauklern gibt, so gibt es offenbar auch verschiedene Mittel, die Schlangen und ihren Biß ungefährlich zu machen, sei es durch Ausbrechen der Giftzähne oder Ausbrennen der Giftblasen, durch Dressur der Schlangen, durch Betäubung u. s. w., etwas Gaukelei und Betrug läuft jedenfalls mit unter.

Der Biß der Rauhottern, Efa und Kuppur, welche wohl identisch sind, ist beinahe ebenso gefährlich, und sie sind daher eher noch mehr gefürchtet als die Brillenschlange, weil sie weniger auffällig sind, im Zelt und Hause, in der Wüste und dem Walde vorkommen und in der Wohnung sich in Möbeln, Diwanen, Wolldecken, Stiefeln u. s. w. verkriechen. In Indien sind besonders die Feldarbeiter durch sie gefährdet, denn für ihren Umfang ist die Efa ein äußerst reizbares, jähzorniges, angriffslustiges und wütendes Tier, das auch den größten Gegner nicht scheut, beim geringsten Anlaß den Hinterleib in Gestalt eines doppelten Halbmonds zusammenlegt, in dessen Mitte sie den Vorderleib senkrecht aufrichtet und unter einem leichten knarrenden Geräusch hin und her schaukelt, den Kopf zum Schlagen bereit hält und nach jedem vorgehaltenen Gegenstand beißt. Dr. Fayrer, der indische Schlangenkenner, nennt sie die lebhafteste, kampflustigste und gefährlichste aller indischen Giftschlangen, von deren Biß die meisten Todesfälle in den inneren Provinzen Indiens herrühren.

Von den Bungarschlangen findet man die Paraguda mehr in Bengalen und an der Malabarküste, die Pamah mehr in Ostasien, Hinterindien und auf den benachbarten Inseln. Beide bevorzugen trockene Gegenden, wo sie in Erdhöhlen oder unter Baumwurzeln sich verstecken und als Tagtiere von Ratten, Mäusen und anderen kleinen Säugetieren, Kriechtieren, Lurchen und anderen kleinen Schlangen leben. Im allgemeinen meiden sie mehr die bewohnten Orte, doch kommen sie auch in die elenden Hütten der Eingeborenen, wahrscheinlich um dort Mäuse zu fangen. Sie lieben den Schatten und suchen denselben auf; ungereizt fliehen sie vor der Annäherung des Menschen, reizt man sie aber oder tritt man ihnen in den Weg, so geraten sie in Wut, greifen den Gegner an und werden dann so gefährlich wie irgend eine Giftschlange. Beim Angriff legen sie, wie die Ottern, den Kopf weit nach hinten, schnellen ihn mit einem heftigen Ruck auf die Hälfte ihrer Körperlänge zum Schlage vorwärts gegen ihren Gegner und beißen tief, besonders die ungemein häufige Paraguda oder Krait, Bungarus coeruleus, welche daher in vielen Provinzen Indiens gefürchteter ist als die Brillenschlange, und deren Biß für absolut tödlich gilt. Letzteres ist jedoch nicht immer oder nur bei schlecht genährten armen Leuten der Fall. Ohne rasche Behandlung durch Aussaugen und Brennen der Wunde und Unterbinden des gebissenen Gliedes tritt in kurzer Zeit Lähmung, Kälte und Starrheit desselben ein, welchen dann innerhalb weniger Stunden Bewußtlosigkeit, allgemeine Lähmung und Tod folgen. Die Verwundungen durch die überall vorkommende und allgemein verbreitete kleinere Krait kommen weit häufiger zur amtlichen Anzeige und ärztlichen Behandlung und gelten auch für weit gefährlicher als die der selteneren Pamah, und werden am sichersten durch reichlichen Genuß von Branntwein oder starkem Wein und durch Infusion von zerquetschten Blättern der indischen Aristolochia behandelt, deren Anbau neuerdings von Regierungswegen allgemein befördert wird.

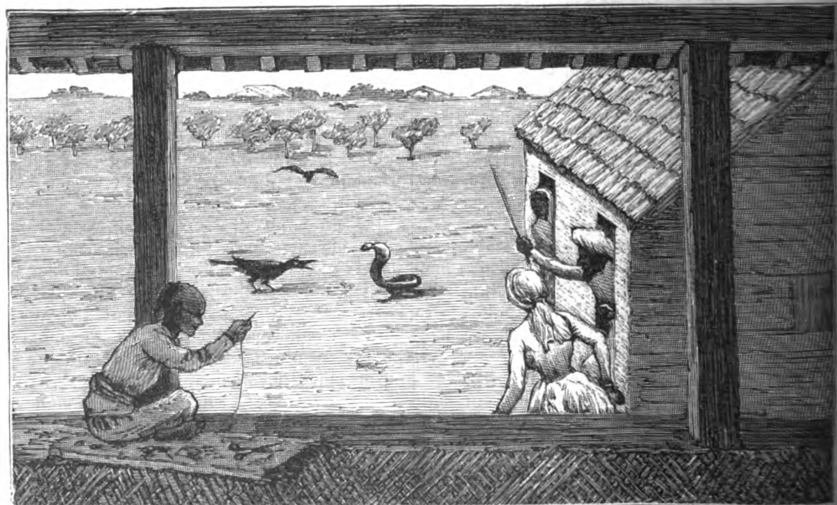
Außer den vorgenannten gibt es aber noch 10—12 andere Giftschlangen von geringerer Gefährlichkeit und mehr örtlichem Vorkommen im ungeheuren indischen Reiche, deren Spezialschilderung wir uns aber versagen können.

Ein Samstagabend in Whitechapel.

Von

Dr. Johannes Kreutzer.

Bädeker hatte seine Schuldigkeit gethan: die Sehenswürdigkeiten von London waren mit täglich wachsender Schaulust von



Kampf zwischen Schlange und Krähe (S. 1959).

uns aufgesucht und gemustert worden. Und wenn uns doch zuweilen der Gedanke drückte, es könnte in irgend einer Ecke noch etwas „übrig" sein, so genügte wohl ein mitleidiger Blick auf das verblichene und verschlissene Gewand unseres roten Begleiters, um die ins Schwanken geratene Zufriedenheit mit den eigenen Leistungen wieder aufzurichten.

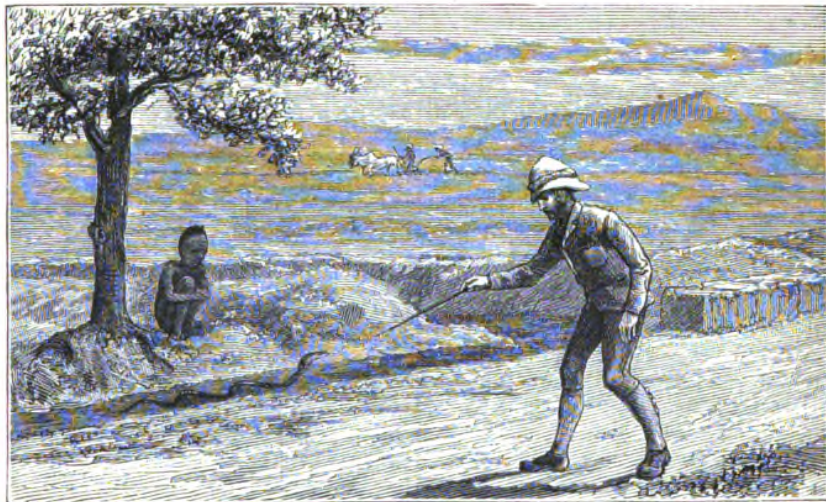
Da leitete der Zufall unser Gespräch auf die Verhältnisse der armen Bevölkerung von London. Die Aufschlüsse, welche der liebenswürdige Gastfreund, ein hochangesehener und vielbeschäftigter Arzt im Südosten der Stadt, zum Teil aus der Fülle persönlicher Erfahrungen gab, weckten in mir den Wunsch, meine Beobachtung auch diesem etwas abgelegenen und weniger anmutigen Gebiete zuzuwenden. Es stimmte das zu mancherlei Gedanken und Neigungen, die mich früher eine Zeitlang viel gequält hatten; der Wunsch wurde Entschluß, aber gegen die Ausführung desselben erhob sich gleich anfangs die schwere Frage, auf welche Weise dem Gegenstand meiner Neugierde beizukommen sei. — Einige der Wege, die in einer deutschen Stadt zum Ziele geführt hätten, waren hier nicht vorhanden, andere kaum mit Aussicht auf Erfolg zu betreten. So fehlt es hier namentlich an den mannigfachen Festen, welche Sonntags mit mehr oder minder schönklingenden Namen die unteren Klassen aus dem Dunkel ihrer Wohnungen und Gassen hervorlocken und alsdann dem Beobachter einen leichten Einblick in das Leben und Treiben der während der Festfreude sich unmaskiert gebenden Menge gestatten. In London begeht auch die Mehrzahl der Arbeiter den Sonntag in jener Ruhe, welche als Ausfluß puritanischer Duckmäuserei den Fremden zuerst anwidert, bei längerem Aufenthalt jedoch als wohlthuender Gegensatz zu dem betäubenden Lärm der Werktage erkannt und geschätzt wird.

Der Leser gönne mir hier eine Abschweifung, — ich fürchte fast, ihn auf geradem Wege an mein Reiseziel zu führen.

Die eben erwähnten Sonntagsbelustigungen: Sänger-, Krieger-, Schützen-, Turner-, Kirchweih- und Gott weiß was sonst für Feste, sind in gewissen Gegenden Deutschlands infolge ihrer Ueberzahl und Ausdehnung allerdings kein Segen für die wirtschaftliche Lage der mittleren und unteren Stände: aber trotzdem würde ich ohne Bedenken dem englischen Arbeiter eine beschränkte Einführung derselben wünschen, wenn ihm nicht schon auf andere Weise die Gelegenheit geboten wäre, hin und wieder an einem ausschließlich der Erholung gewidmeten Tage das trostlose Einerlei seiner Sorgen und Mühen zu vergessen.

Wer an einem — nach Londoner Begriffen — schönen Sommertage durch eine der großen Straßen wandert, die von der Mitte der Stadt, unzählbaren Radien gleich, an die Peripherie des gewaltigen Menschennestes führen, wird unfehlbar einer Anzahl von Omnibussen begegnen, auf deren Bock ein neben dem Kutscher sitzender Trompeter recht lustige Weisen bläst. Die Insassen sind Arbeiter, welche unter der Obhut eines Meisters von ihrem Herrn zu einer Art von Picknick ins Freie geschickt werden. Die Kosten solcher Ausflüge trägt der Arbeitgeber, aber es bedarf kaum der Versicherung, daß die einmalige Ausgabe durch die erhöhte Frische und Arbeitslust der Leute vollauf wieder einkommt.

So weit ich beobachten konnte, nehmen Frauen und Kinder an diesen Vergnügungen nicht teil, ein Umstand, der uns nach deutscher Gewohnheit etwas vermissen läßt, aber dem guten Verlauf der Festlichkeiten — die verehrte Leserin verzeihe mir meine ketzerische Anschauung — eher frommt als schadet. In vornehmen Häusern, in welchen eine größere Anzahl weiblicher Dienstboten angestellt ist, herrscht die Sitte, auch diese unter der Aufsicht einer gesetzten Person wenigstens einmal im Jahre „aufs Land zu schicken". —



Die Schlange im Graben (S. 1959).

Selbstverständlich würde es einem Fremden schlecht gelingen, bei derartigen Ausflügen, die immer eine familienartige Geschlossenheit bewahren, besondere Studien zu machen. Andere Möglichkeiten, meinen Zweck zu erreichen, wollten sich nicht zeigen, und schon begann ich mich in das Unvermeidliche der Entsagung zu fügen, als mein Gastfreund mir den Rat erteilte, mich an einem Samstagabend nach Whitechapel zu begeben; es sei nicht unmöglich, daß ich dort das Gesuchte finden und meinen Wissensdrang stillen würde. Ich befolgte seinen Rat und habe acht Tage später meinen Besuch wiederholt. Die Wahrnehmungen, welche ich dabei machte, waren zum Teil so eigenartig, daß ich mich entschloß, dieselben einem größeren Kreise mitzuteilen. Mögen sie hier als das aufgenommen werden, was sie sind und ihrer Entstehung zufolge allein sein können: eine Reihe von Bildern, welche in wenig ausgeführter Skizze die Eindrücke darstellen, die ein neugieriger Deutscher bei mangelhafter Beleuchtung von einem mehr interessanten als schönen Bruchteil des Londoner Lebens empfangen hat.

Whitechapel war früher der Name einer selbständigen Ortschaft, die im Laufe der Zeit mit annähernd siebzig anderen das Geschick hatte, in der unaufhörlich wachsenden Riesenstadt aufzugehen. Heute bezeichnet es eine der wichtigsten Straßen im Osten von London, welche mit ihren Fortsetzungen, der Mile-End[1]) und Bowstraße, die kürzeste Verbindung zwischen der City und dem industriereichen Stratford herstellt. Der Verkehr unzähliger Seitenstraßen strömt in ihr zusammen, und den Hunderttausenden, die hier wohnen, führt sie, zugleich Ader und Vene, die notwendigsten Bedingungen ihres Daseins zu.

Groß ist die Zahl der **Deutschen**, welche in dieser Stadtgegend wohnen; sie wird nach Zehntausenden bemessen, und von einer leicht erklärbaren Uebertreibung abgesehen, mag der Name little Germany, den die Bewohner diesem Viertel beilegen, eine gewisse Berechtigung haben.

Whitechapel zeigt am Tage dasselbe Aeußere, welches die übrigen großen Radialstraßen kennzeichnet. In der Mitte läuft ein Fahrweg, auf welchem sich ohne Schwierigkeit sechs bis acht Wagen nebeneinander bewegen können. Denselben begleiten auf beiden Seiten Trottoire, bei deren Anblick ich mit Wehmut an die Heimat dachte, wo man aus einem solchen Trottoir mindestens eine Hochstraße mit zwei Fußwegen geschnitzt hätte. Eingeengt werden dieselben allerdings durch die Unsitte der meisten Geschäftsleute, das Trottoir als eine Fortsetzung ihres Lagers zu betrachten, so daß der Wanderer zuweilen auf Hindernisse stößt, durch welche er sich im eigentlichen Sinne des Wortes hindurchschlängeln muß.

Die Mehrzahl dieser Geschäfte spekuliert auf die leiblichsten aller menschlichen

[1]) Die Straße, an welcher jüngst die Königin Viktoria den aus Anlaß ihres Jubiläums erbauten Volkspalast eingeweiht hat.



Das Abschütteln der Schlangen von den Bäumen (S. 1959).

Bedürfnisse: wer essen oder trinken will, findet hier, was das Herz begehrt und der Beutel zahlen kann. Die meisten besitzen ein nicht näher zu definierendes Vorstadtgepräge und verraten schon einem oberflächlichen Blick, daß sich ihre Kundschaft nicht gerade aus den besten Ständen zusammensetzt. Damit soll jedoch durchaus kein ungünstiges Urteil über die Gediegenheit der ausgestellten und angebotenen Waren ausgesprochen sein — Unterschiede gibt es natürlich, — sondern ich meine, daß man aus der Art und Weise der Aufstapelung erkennen kann, wie wenig die Käufer gewillt oder in der Lage sind, dem Geschäftsinhaber kostspielige Raffinements in der Ausstellung zu vergüten.

Schon am Tage gewährt Whitechapel das Bild eines immerwährenden Marktes; nur die Belustigungen fehlen und die heitere Stimmung der Menge. Alles hastet und handelt. Aber einmal in der Woche gewinnt die Szenerie mehr heitere Farben.

Wenn Samstags gegen vier Uhr die Geschäfte der City sich schließen, Inhaber und Gehilfen ihren entfernten Wohnungen zueilen und den Mittelpunkt des gewaltigen Verkehrs in fast unheimlicher Stille, wie ausgestorben, zurücklassen, dann beginnt es sich in Whitechapel zu einem neuen Tage zu regen. In den Läden werden die ausgestellten Waren mit Sorgfalt gemustert, etwaige Lücken werden ausgefüllt, manches in größerer Fülle und von besonderer Güte hinzugethan. Verkäufer und Verkäuferinnen machen Toilette, die Metzger erscheinen in frischen weißen Jacken und Schürzen, die Kommis in einer besseren Garnitur, die zum mindesten aus einem neuen Kragen und bunterer Krawatte besteht, die Ladenmädchen in neuen Locken und frischer Schminke. Auch auf der Straße verrät ein fortwährendes Schleppen, Stoßen und Hämmern die Nähe ungewohnter Dinge.

Diese Vorbereitungen nehmen einige Stunden in Anspruch, und wer dann zum erstenmal nach Whitechapel kommt, wird überrascht sein von dem Schauspiel, das daselbst in Szene gegangen ist. So erging es mir, als ich bei meinem ersten Besuche, aus dem Tunnel der unterirdischen Bahn emporsteigend, mich unmittelbar darauf in den Trubel gestellt fand. Nach rechts und links unabsehbare Reihen von Buden, deren Beleuchtung mit den außergewöhnlich erhellten Schaufenstern der Läden, mit den Gasflammen der Straße und den hin und her ziehenden Lichtern unzähliger Gefährte ein unbeschreibbares Lichtgemisch hervorzauberten. Erhöht wurde dieser Effekt durch den Umstand, daß in einiger Entfernung das Ganze in einem ahnungsvoll schimmernden Nebel verschwamm.

Der Eindruck, den ich im ersten Augenblick gewann, erinnerte mich an einen großen rheinischen Jahrmarkt: dieselben segeltuchbedachten Buden, dasselbe Treiben der auf und ab strömenden Menge, dazu jenes unbestimmbare Gesumme und Getöse, übertönt von den gellen Stimmen der Ausrufer — und doch vermißte ich etwas, wodurch es mir schwer wurde, länger als eine Minute in der willkommenen Täuschung zu verharren. Mein Ohr sehnte sich nach der Musik, die bei derartigen Festen ‚zu Hause' eine unvermeidliche Zukost bildet. Ich kann mir nicht helfen, denn niemand vermag etwas gegen seinen Geschmack: wenn ich auf den Jahrmarkt gehe, so will ich meine Musik dazu haben. Ich glaube sogar, mein Gastfreund, ein echter Vollblut-Engländer,



Sandale (S. 1959).

würde sich beim Besuch eines deutschen Jahrmarktes zu meiner Ansicht bekehrt haben, welche psychologisch oder gar teleologisch zu rechtfertigen ich zum Glück für den Leser aus Mangel an Raum und Zeit verhindert bin.

Daß in Whitechapel die Jünger und Jüngerinnen einer in der Heimat leider nicht nur die Jahrmärkte überschwemmenden Kunst so gänzlich fehlen, mag sich aus folgenden Gründen erklären. Die deutschen Jahrmärkte — wobei ich nicht an die großen Handelsmessen denke — kommen in erster Linie der Vergnügungslust des Volkes entgegen; wenige mögen davon ausgenommen sein, doch die kenne ich nicht. Anders hier. Weil Sonntags die Mehrzahl der Geschäfte geschlossen ist, so macht der Arbeiter am Abend vorher mit dem frisch erhaltenen Wochenlohne die notwendigen Einkäufe. Daher kommt es, daß die Geschäfte, welche Arbeiterkundschaft besitzen, am Samstagabend bis in die Nacht hinein geöffnet sind; erst lange nach Mitternacht beginnt das rege Leben aus den großen Straßen in die unzähligen Seitengassen zurückzuebben.

Allmählich hat dann dieser Abend, namentlich in Whitechapel, dem Montmartre und Belleville von London, zu seiner ursprünglich rein geschäftlichen Bestimmung auch die hinzugewonnen, durch mannigfache Belustigungen, allerdings in mäßigem Umfang, für die Zerstreuung der Besucher zu sorgen. Daß sich diese Belustigungen am Schlußabend einer mühsamen Woche nicht zu der lauten Ausgelassenheit steigern, welche uns an Sonntagen oder blauen Montagen auf den heimischen Festen entgegenzuschallen pflegt, liegt auf der Hand.

Wir richten auf der nunmehr beginnenden Wanderung kraft des uns innewohnenden Gefühles für chronologische Anordnung unser Augenmerk zuerst auf jenen ersten Punkt und fangen mit dem Wichtigsten an.

Wohin man seine Augen wendet, überall lacht es einem entgegen: Fleisch von der verschiedensten Sorte und Herkunft. Da harren Ochsen, Rinder, Kälber, Hammel, Schweine und Kaninchen, die aus mancher Herren Länder hier zusammenkamen, in demselben Laden des gemeinsamen Geschickes. Vor jedem Block steht ein Verkäufer, der auf die einzelnen Stücke weisend mit lauter Stimme deren Güte und Billigkeit preist; scherzhaft suchen die anderen Gehilfen ihn zu überbieten, und so ergibt sich, namentlich wenn dicht nebenan ein gleiches Geschäft ist und das Ueberbieten ernsthaft wird, ein Wechselgesang, der jeder Beschreibung spottet.

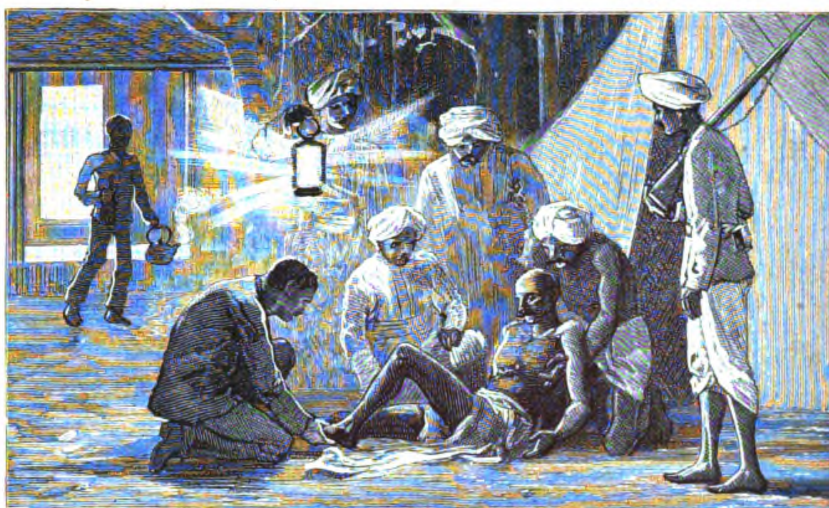
Das Ausgestellte sieht meistens recht appetitlich aus. Das gilt besonders auch von den vielen Kaninchen, welche die Fürsorge des Verkäufers schon völlig bratkesselreif, mit Spannhölzchen und sonstiger Zuthat versehen, vor die Augen der Hausfrauen hingelegt hat.

Diesen ständigen Geschäften, welche den häuslichen Tisch zu versorgen haben, wird durch eine Anzahl anderer Konkurrenz

-ten, die nur für den Abend etabliert und sich mehr an die gegenwärtige -ust wenden. Wenn ich es wage, auch dieser Gruppe einiges zu berichten, so ich das nur, weil ich gewiß bin, dabei Qualität der Düfte die jenen Volks-en entsteigen, nicht in meinen Geruch- zurückzurufen.

In jener Bude steht am Ofen ein als h maskierter Biedermann, der aus -hen, Kartoffelschnitzeln und starkriechen- Oel eine Speise bereitet, die von zum -setzen arm aussehenden Kindern oder -uen in Portionen à zwei bis drei Pence Abendmahlzeit heimgetragen wird. Hier t ein Mensch, der auf einem Tische eine -zahl gekochter Schweinefüße feilbietet; Käufer gießt aus einer dabeistehenden -sche eine braune Flüssigkeit über den -andenen Imbiß, um ihn alsdann stehen- Fußes zu verzehren. Der widerliche -ruch, den die improvisierte Sauce ver- -itet, treibt mich fort.

Etwas weiter befindet sich eine Bude, welcher Austern und Schnecken zu haben d. Dieselben werden vor ihrer Ver- -rung mit einer Essenz behandelt, die -er Schweinefußsauce zum Verwechseln -nlich sieht und riecht. Die Käufer vor -sen Buden, die gleichfalls stehenden Fußes -e Atzung vornehmen, sind zumeist Käu- -rinnen: junge Frauenzimmer und ältere -auen mit aufgedunsenen Gesichtern, die h dabei vielleicht der eigenen Jugend er- -nern, wo ihnen solche Leckerbissen reich- -her zuflossen. Der Artikel ist übrigens -n gangbarer, denn ich bemerkte wenig- -ens zwanzig dieser Buden, deren Inhaber -ne Ausnahme einen recht behäbigen Ein- -uck machten. — Eines ähnlichen Zuspruches -freuen sich die auf und ab ziehenden Eis- -agen, aus welchen die Naschereien in Por- -onen von einem Penny vermittelst eines -einen Glasbechers verabreicht wird. Na- -entlich Kinder drängen sich heran, deren -hle Wangen deutlich verraten, daß der -ungernde Magen für ein Stück Brot -fferen Dank wissen würde. Mancher Penny, der im Lauf der Woche auf irgend eine Weise verdient und den miß- trauischen Blicken der Angehörigen entzogen wurde, taucht hier aus verborgener Naht empor; um seinem Gaumen für einige Sekunden einen zweifelhaften Genuß zu verschaffen, begleitet jener entsetzlich zer- lumpte Junge morgen eine Viertelstunde weit, unaufhörlich das Rad schlagend, den Wagen einer Pferdebahn, bis ihm ein mit- leidiger Fahrgast einen halben Penny zu- wirft. Auf unseren Fahrten folgten uns oft mehr als ein Dutzend dieser zukünf- tigen Clowns, die ihre kollernden Sprünge nicht eher einstellten, bis das hingeworfene Geldstück ihre Gänsemarschordnung aufhob und eine wenig erquickliche Katzbalgerei hervorrief.



Die gebissene Schildwache (S. 1979).

Erfreulicher sind die Szenen, welche sich an den Tischen der Obst-, Gemüse- und Blumenverkäufer abspielen. Die aus- gestellten Sachen muten uns auch hier durch ihr frisches Aussehen an; manches scheint üppiger geraten als in Deutschland. Am häufigsten bemerkt man im Herbst länglichrunde kürbisartige Früchte, vege- table marrow, welche gekocht auch an vor- nehmen Tischen eine gern gesehene Speise sind. Hinsichtlich der Blumen herrscht wie in vielen Dingen ein eigener Geschmack. Wohin man sieht, erblickt man die Lieb- lingsblume vieler Engländer, die Aster, welche sich nicht nur in Gärten und Zim- mern, sondern auch an der Brust der Jünglinge und Jungfrauen breit macht.

Die Vergnügungen, bei denen sich jung und alt, Männlein und Weiblein ergötzen, sind zum großen Teil alte Bekannte von der Heimat her. Kraftmesser von mehr oder weniger sinnreicher Konstruktion, — Schießstände, in welchen noch vielfach die Armbrust zur Verwendung kommt, und die sich von ihresgleichen auf unseren Jahr- märkten dadurch unterscheiden, daß sie dem Schießlustigen nur ein einziges, meist schwer zu treffendes Ziel bieten, Buden, in wel- chen mit Ringen nach Messern oder Spa- zierstöcken geworfen wird, und anderes der- art. Daneben Guckkasten des verschie- densten Inhaltes, kleine Lotterien, bei welchen der Gewinner ebensogut um seinen Penny betrogen ist wie der Verlierer, Kokosnußspiele, in welchen der glückliche Werfer die getroffenen Früchte als Gewinn davonträgt. Ferner bemerkte ich ein Mo- dell der St. Pauls-Kathedrale, in dem durch einen kunstvollen Mechanismus die Abhaltung eines Gottesdienstes dargestellt wurde; selbst Küster und Chorknaben waren nicht vergessen. An einigen Stellen um- standen gaffende Gruppen ein verkanntes oder heruntergekommenes Glied der Maler- zunft, welches hier in des Wortes ureigener Bedeutung die Kunst unter das Volk trug. Denn statt der Leinwand benutzte der Künstler eine glatte Stelle des Trot- toirs, und ich kann nicht umhin, zu gestehen, daß mich die Pinselfertigkeit einiger dieser Straßenmaler überraschte. Uebrigens gibt es auch in diesen untersten Kreisen der Kunst noch Grade und Stufen: der zerlumpte Geselle, der am Samstag abend auf dem Trottoir von Whitechapel beim spärlichsten Oellicht seine Landschaften oder



Schlangenbändiger (S. 1960).

Porträte malt, mag voll Neid des Kollegen gedenken, dem ein besserer Rock gestattet, seine Kunst am hellen Tage vor dem besser zahlenden Publikum des Westend auszuüben.

Hier und dort stehen wahrsagende Mädchen oder alte Frauen, welche sichtlich bemüht sind, der mangelhaften Glaubwürdigkeit ihrer Aussagen durch ein nicht minder defektes Zigeunerkostüm und zigeunerhaft sein sollende Grimassen aufzuhelfen. Der Aberglaube herrscht in erschreckendem Umfange im modernen Babylon! Die Zeitungen, welche auf die unteren Klassen berechnet sind, bringen fast in jeder Nummer Annoncen, in denen für ein geringes Opfer ein untrüglicher Blick in die Zukunft in Aussicht gestellt wird. Wie diese falschen Propheten und Prophetinnen der kranken Seele, so versprechen ungezählte Quacksalber dem kranken Leib Trost und Heilung. Denn bei der herrschenden Gewerbefreiheit steht auch die Kurpfuscherei in bester Blüte. Treten wir auf einige Augenblicke näher an jene Gruppe aufmerksam horchender Menschen. Ein äußerlich fast bis zur Grenze herabgekommener Mann hat auf einem Tische mehrere Fläschchen mit fragwürdigem Inhalt aufgestellt. Diesen gießt er von Zeit zu Zeit unter allerlei Zaubergebärden in ein größeres Glas, aus welchem er den nicht zurückschreckenden Zuhörern zu kosten gibt. Dabei hält er eine Ansprache an sein Publikum, in welcher er versichert, daß die geheime Arzneikunst, die schon Moses und Christus gekannt hätten, bis auf den heutigen Tag noch in wenigen Erhellten bewahrt sei. Allerdings werde dieselbe von den Männern der Zunft, den Aerzten, aus naheliegenden Gründen verfolgt, aber Gott, der die Armen liebe, werde niemals die gänzliche Unterdrückung zulassen. So sei auch er einer der verfolgten Jünger jener menschenfreundlichen Kunst u. s. w. Dabei reichte er Briefe von allerlei hochstehenden Männern umher, die ihm ihre Rettung verdankten, selbst Photographieen, die ihm dieser und jener geschickt. Pathos und Ausdrucksweise des Mannes ließen wohl nur bei wenigen seiner Zuhörer einen Zweifel an der Echtheit der Briefe und Bilder aufkommen. Der Mann wußte hier, im Angesicht des ihm drohenden Hungers, die Trümmer seiner ehemaligen Bildung in der That zu einem fesselnden Bilde zu gruppieren, so daß mein Interesse wach wurde, zu erfahren, aus welcher Sphäre dieses verkommene Genie herabgesunken sei. Ueber den Hebel, der ihn aus seiner früheren Stellung gehoben und auf die abschüssige Bahn gebracht hatte, gab mir die Flasche, welche aus seiner Tasche hervorlugte, den erwünschten Aufschluß.

Wie klein erschien neben ihm jener Biedermann mit dem Lammgesicht, der unaufhörlich versicherte, daß er sich durch seine Kunst ein Vermögen erworben und im anderen Ende der Stadt ein Haus besitze, welches er nur verlasse, um den leidenden Brüdern in Whitechapel eine billige und sichere Heilung zu bringen. Ich verzichte darauf noch weitere Exemplare dieser Gattung vorzuführen. Die lange Wanderung erzeugt deutschen Durst, und an der Gelegenheit, ihn zu stillen, fehlt es nicht.

An allen Ecken prangen die labungverheißenden Inschriften. Von außen haben die meisten dieser Erholungen, refreshments, einen ziemlich einladenden Anstrich; um so schlimmer schaut es inwendig aus. Indessen würde die folgende Schilderung ungerecht sein, wenn ich nicht vorher auf die sattsam bekannte Thatsache hindeutete, daß der Engländer der besseren Stände den Wirtshausbesuch, so wie er bei uns im Schwange ist, nicht kennt. Die Ursachen dieser Thatsache zu erörtern, darf ich mir füglich erlassen; eine Folge derselben aber ist es, daß sich die meisten Restaurationen auf ein mehr oder minder gewöhnliches Publikum angewiesen sehen, und dieser Umstand hilft manches erklären.

Vorab tritt der Unterschied zwischen Schank- und Speisehäusern scharf hervor. Während man in Deutschland auch in der urwüchsigsten Kneipe in der Regel irgend eine solide Grundlage für das Getränk erhalten kann, würde man sich hier in der Mehrzahl jener Schenken vergebens nach einem Imbiß erkundigen. Vielmehr ist die ganze Einrichtung auf einen möglichst reichlichen Abgang von Getränken berechnet. Das Lokal ist in der Regel durch Holzwände in mehrere Abteilungen zerlegt, deren eine Seite das Büffett einnimmt. Tische und Sitzvorrichtungen finden sich oft nicht vor; höchstens in der besten Abteilung steht ein Tisch, an dem etwa sechs bis acht Personen Platz nehmen können. Die Folgen dieses stante pede-Trinkens deutschen Lesern, die sich die Wein- oder Bierbank loben, auseinanderzusetzen, ist überflüssig. Sie vermögen sich dieselben ohne mein Zuthun auszumalen, nur daran will ich erinnern, daß die Getränke des Engländers, ebenso wie seine Speisen, schwerer sind als die, welche wir Deutschen gewöhnlich zu uns nehmen. Seltsam wird es manchem Leser ferner sein, zu erfahren, daß das Ale, dieser „Nationalstoff“ der Engländer, allgemein aus zinnernen Bechern, tankard genannt, getrunken wird. Auch will ich an dieser Stelle der Vollständigkeit halber erwähnen, daß in den Speisehäusern ohne Unterschied die absonderliche Gewohnheit herrscht, jeden Tisch durch zwei seitwärts errichtete Holzwände in einem koupeeartigen Verschlag zu isolieren.

Die Frauen der unteren Stände besuchen in geradezu erschreckender Frequenz auf eigene Rechnung und Gefahr die Schenken, eine Wahrnehmung, die gewiß zu den schlimmsten Schlüssen über die in den armen Volksschichten herrschende Verkommenheit berechtigt. Entsetzt wendet man sich von dem Abgrund zurück, in welchen man bei derartigen Bildern zu schauen meint, die der Feder eines Dante bedürften, um in ihrer vollen Gräßlichkeit zum Ausdruck zu gelangen. Man freut sich fast jener anderen Szene, wo ein junges Weib mit angstvollen Blicken und Gebärden den Mann, der den Wochenlohn noch in der Tasche trägt, von der Thür einer Schenke fortzuziehen sucht. Daß es ihr auf die Dauer gelingen möchte!

Einen wunderlichen Gegensatz zu dem Leben und Treiben auf der Straße und in den Schenken bieten die religiösen Versammlungen, welche bei dieser Gelegenheit von verschiedenen Sekten abgehalten werden. Die Aufdringlichkeit, mit der dieselben zum Teil auftreten, hatte für mich etwas Unbegreifliches und Abstoßendes, zumal einzelne Einladungen den Charakter gewöhnlicher Reklame und Marktschreierei an sich trugen.

So liest man mitten unter den erhellten Eingängen zu den oben erwähnten refreshments in Gasflammenschrift die Worte: Lord is the love — Gott ist die Liebe —, und tritt man näher, so wird man in nichts weniger als angenehmer Form zur Teilnahme an der bevorstehenden Andacht aufgefordert. Am Portale des Hauses stehen etwa zehn Männer, welche mit ihren nicht gerade kunstmäßigen Stimmen einen Hymnus heruntersingen, dessen Weise einer mit der — Ziehharmonika begleitet. Die Melodie hatte, wie die englische Kirchenmusik überhaupt lebhaftere Weisen enthält, für meinen Geschmack einen profanen Charakter. Sie klang mir bekannt, und nach einigem Besinnen summte ich mit: „Im Krug zum grünen Kranze, da kehrt' ich durstig ein u. s. w.“ Es gelang mir, diesen Text der Weise der Harmonika unterzulegen, ohne dabei besonders aus dem Geleise zu geraten. Zwischen den einzelnen Strophen trat einer der Sänger vor, um ein Gebet zu verlesen, an welches sich alsdann regelmäßig die Aufforderung anschloß, sich an der alsbald zu beginnenden **Haupt**andacht zu beteiligen. Noch schlimmer wird diese widerwärtigste aller Reklamen von der Heilsarmee und den Temperänzlern betrieben. Da naht in flottem Schritte eine Musikkapelle, deren Mitglieder, Erwachsene und Kinder bis zu 14 Jahren herab, auffallend kostümiert sind. Die Stücke sind lustig, und läßt sich gut nach ihnen marschieren. Im ersten Augenblicke vermutete ich eine verstärkte Siebenbrüderbande und war nicht wenig überrascht, als man mir mitteilte, daß es die Kapelle der Heilsarmee sei, die durch die Straßen zog, um ihre umherirrenden Soldaten nach der „Kaserne“ oder auf den „Exerzierplatz“ zu geleiten. Der Einfluß, den diese im Ausland vielfach verlachte Sekte auf die Menge ausübt, ist durchaus nicht zu unterschätzen. Wenigstens nennen da drüben ernste und gebildete Männer die ganze Erscheinung ein bedeutsames Zeichen der gegenwärtigen Zeit, und jedenfalls sind die Erwartungen eines baldigen Verfalles, welchen unlängst deutsche Blätter an die momentane Geldnot des Generals Booth knüpften, verfrüht. Gleich in den nächsten Tagen veröffentlichte der Standard eine Reihe seltsamer Anerbietungen, welche von einzelnen Mitgliedern zu Gunsten der „Kriegskasse“ gemacht worden waren. Einige der auffal-

ındsten mögen hier Erwähnung finden:)eneral Booth enthält sich für mehrere Bochen aller Fleischspeisen; ein Offizier vird sich im kommenden Winter keinen euen Ueberrock, seine Frau keinen neuen Mantel anschaffen; ein Mitglied erbietet ch anderen die Haare und den Bart zu heren, und dergleichen mehr. Bin ich un auch kein Freund dieses Hokuspokus,) halte ich es doch für besser, daß das Bolk dem General Booth und seiner Kapelle achläuft, als den Aposteln des Sozialis- mus und Anarchismus, welche auf dem ortigen Schauplatz eine täglich gesteigerte egsamkeit entfalten.

Günstiger gestaltet sich mein Urteil über ie Bestrebungen der Temperänzler, die sich nehr als die Heilsarmee aus den mittleren Ständen rekrutieren. Doch wenngleich ihre lbsichten volle Anerkennung verdienen, ihr luftreten wollte mir nicht zusagen. Am Eingang einer hellerleuchteten Halle stehen Portiers, welche den Vorübergehenden das Programm in die Hand drücken. Auf diesem var mitgeteilt, daß gegen acht Uhr Herr John Anderson, „der singende Evangelist us Liverpool", auftreten und während einer tiefergreifenden Predigt die Lieder „Ein Stückchen Blau" und „Das Heim der Seele" singen werde. Ich folgte der Ein- adung und gelangte durch eine geräumige Borhalle in einen Saal, der mit seinen Galerien 5000 Sitzplätze enthielt. Die Ausstattung des Raumes war geschmackvoll; orn stand in einer bühnenartigen Ver- iefung eine gewaltige Orgel, welche von inem tüchtigen Organisten gespielt wurde. Während der Andacht finden die Teilnehmer leich Gelegenheit, ihre spirituosenfeind- chen Grundsätze zu erfrischen, denn aus ıehreren Nischen der Vorhalle dufteten ihnen kaffee und Thee entgegen. Die Gemeinde rhebt von ihren Mitgliedern keinerlei Bei- räge, sondern eine Anzahl reicher Menschen- reunde bestreitet die Kosten, welche nach em Erzählten nicht gering sind.

Es wäre ungerecht, wenn ich nicht, evor ich schließe, aussprechen würde, daß ch auch Spuren tiefer und inniger Fröm- nigkeit bei diesen Straßenandachten ent- decken lassen. Die folgende Episode wird ıir unvergeßlich bleiben. Eine aus etwa 0 bis 50 Andächtigen bestehende Gemeinde atte sich auf dem freien Platze vor einer irche versammelt, aus deren Gebrauch sie, ie ich später erfuhr, wegen einiger Ketze- ien ausgewiesen worden war. Die zum erzen dringenden einfachen Weisen der ieder, die ungezierten Worte, in denen r Prediger, ein ungelehrter Mann aus m Volke, an der wunderbaren Rettung s jungen Moses die göttliche Vorsehung läuterte, die Andacht und das Gott- rtrauen, die auf den Gesichtern der Zu- irer ruhten, vermag ich mir nicht in die rinnerung zurückzurufen, ohne noch jetzt, o ich dies niederschreibe, den Hauch des er jener kleinen Gemeinde schwebenden eistes zu spüren.

Kronprinz Rudolf †.

(Geb. 21. August 1858, gest. 30. Januar 1889.)

Von

Friedrich Rueffer.

Es starb ein Prinz, zum Edelsten berufen,
Es brach ein Herz, das frisch und frei empfand;
Und Trauer legt sich um des Thrones Stufen
Und Thränen rollen weithin durch das Land.
Dem Kronprinz Rudolf gilt das bange Klagen,
Der unerwartet aus dem Leben schied;
Ein edles, treues Herz hat ausgeschlagen,
Durch Oestreichs Gaue tönt ein Klagelied.

Wie hat er stets des Geistes Macht entfaltet,
Ein freier Forscher in der Wissenschaft!
Nie blieb sein Herz der hehren Kunst erkaltet,
Dem Höchsten weihte er der Jugend Kraft.
Sein Oestreich liebt' er bis zur letzten Stunde,
Er hat den Pulsschlag seines Volks gehört;
Jetzt dringt zu uns die dumpfe Trauerkunde:
„O welch ein edler Geist ist hier zerstört!"

Deutsch war sein Fühlen, deutsch sein ganzes Trachten,
Mit unsrem Kaiser war er wahlverwandt;
Nicht konnten Finsterlinge ihn umnachten,
Sein treues Herz es schlug dem Vaterland.
Er hätte deutsches Wesen stets verkündet,
Wenn das Geschick geführt ihn auf den Thron;
Mit unsrem Deutschland war er eng verbündet,
Er war Franz Josephs ritterlicher Sohn.

„Ein Meer von Licht sollt' seinem Reiche strahlen,"
So hat frohlockend er dereinst gesagt;
Mit seinem Herzblut wollt' den Dank er zahlen,
Daß seinem Reich die neue Zeit getagt.
Er hat es nicht erreicht; sein edles Streben
Ist nun erloschen, ach, für immerdar.
Zu Ende ging ein thatenreiches Leben,
Die Flügel senkte still der junge Aar.

Auf, Oestreich! Auf! Laß deine Thränen fließen!
Sie sind dem Toten jetzt der einz'ge Zoll.
Er kann des hohen Ziels nicht mehr genießen,
Das ihn begeistert mächt'gen Triebes voll.
Sein hoher Geist strebt jetzt zu seinen Ahnen,
Er geht nun ein zu einem Meer von Licht;
Es senken still sich Oestreichs Kaiserfahnen,
Doch Kronprinz Rudolf bleibt vergessen nicht.

Was ist es mit unserem irdischen Dasein?! Menschenleben — Spinneweben, pflegte mein alter Tiroler Freund zu sagen.

So jung! So schön und lebensfroh! So voller Ideen und Entwürfe! So überall thätig und eingreifend! So herzlich liebenswürdig im Umgang, und dabei so ernst und tüchtig im Geschäft! Geschaffen um zu gewinnen, um gewinnend zu beherrschen! . . .

Es war für 12 Uhr am 30. Januar 1889 eine Herrenhaussitzung anberaumt, die — freudvoll, leidvoll und dann wieder freudvoll [1]) — bald beendigt war. Einige von uns hatten darauf eine Kommission, die bis etwa 1¼ p. m. dauerte. Mitglied derselben war auch Feldmarschalleutnant Latour, der gewesene Erzieher und dauernde Freund des Kronprinzen, gleich uns allen ganz in der Sache, und zuletzt froh, ein nicht unschweres Stück Arbeit zum erwünschten Ende gebracht zu haben.

Ich entfernte mich einer der ersten. Ich kam in dem Korridor an zweien unsrer Minister vorbei, sie waren im Gespräche miteinander über geschäftliche oder gleichgültige Dinge. Vor mir schritt Latour zum Thore hinaus, wie man eben aus einer Sitzung zu gehen pflegt. Auf den Straßen, am äußeren Burgplatz, im Burghof alles wie sonst. Aufgefallen war den Leuten nur, daß die Militärmusik, die regelmäßig gegen 1 Uhr vor den Fenstern des Kaisers zu spielen pflegt, plötzlich abgebrochen worden war, offenbar auf einen aus der Burg gekommenen Befehl.

Ich kam ins Staatsarchiv, wo ich täglich zu arbeiten pflege. Ich lege im Vorzimmer meine Winterhülle ab, zwei der jüngeren Beamten, das Antlitz verstört, treten auf mich zu: „Ist es denn wahr?"

„Was?"

„Von unserm Kronprinzen?"

„Was von unserm Kronprinzen?"

„Daß ihn ein schwerer Unfall betroffen ... daß er vielleicht tot" ...

Es trat ein dritter der Beamten ein, der auf die erste Nachricht fortgeeilt war, nähere Erkundigungen einzuziehen.

„Also, was ist's?!" fragen seine beiden Kollegen.

„Leider ist es so!"

„Was?"

„Er ist tot!"

Ein Herzschlag habe ihn in der Nacht getroffen. Das habe der Kaiser dem Staatsrat Baron Braun gesagt. Der Kronprinz sei schon gestern unwohl gewesen, habe ein Familiendiner absagen lassen, sei auch bei der im Kriegsarsenal anberaumten Sitzung, der sonst die Pünktlichkeit und Genauigkeit selbst, nicht erschienen; heute sei von Meyerling, wo er eine Jagd mitmachen wollte, die entsetzliche Nachricht eingetroffen ...

Ich griff mir an den Kopf, ich konnte es nicht fassen, niemand konnte es fassen. „Und unser armer Kaiser!" Es war eine Betäubung. Soll es denn möglich sein?! Gestern hatten wir gelesen, wie er beim Atelier der Gebrüder R. vorgefahren, frisch und froh sich alles beschaut, die Künstler durch sein freundliches Wesen entzückt. Jene hatten ihn vorgestern gesehen, lustig den Jagdwagen kutschierend, mit muntrem Blick dem traditionellen habsburgischen Weidmanns-Vergnügen entgegeneilend. Ein dritter war in den letzten Tagen von ihm angetreten worden und in schlichtem vertraulichen Gespräche befragt über dieses und jenes, was eben der Tag bot ...

Um ½ 3 Uhr, wo das Staatsarchiv geschlossen zu werden pflegt, erfuhr ich, der Direktor, mein verehrter Herrenhaus-Kollege v. Arneth, sei gekommen. Er hatte die Hiobspost eben erst empfangen. Ich erzählte ihm, was ich vernommen. Als ich erwähnte, der Kronprinz habe sich am Tage zuvor unwohl gefühlt, sagte v. Arneth: „Nun weiß ich mir es zu erklären, warum wir ihn in der Sitzung im Arsenal, für die sein Erscheinen angesagt war, bis ½ 3 Uhr vergebens erwartet haben, ihn, der sonst niemals die anberaumte Stunde versäumt hat!"

Beim Fortgehen aus dem Staatsarchiv stieß ich auf den Landessanitätsrat v. Karajan. Wir sahen uns an und blieben stehen. „Wissen Sie schon?" fragte er. „Also ist es wahr?!" Er machte eine Bewegung des Bejahens. Ein Mitglied des Abgeordnetenhauses trat zu uns; er berichtete, die Sitzung, die sich schon zu Ende geneigt, sei allsogleich geschlossen worden. Der Burghof war jetzt schon angefüllt von erwartungsvollen Leuten, vorzüglich vor der Einfahrt in den Schweizerhof, der von Burggendarmen abgesperrt war. Eine ältliche Frau näherte sich uns schüchtern: „Ja, ich bitte, meine Herren, also ist es wahr?" Auf unsere traurige Bejahung faltete sie die Hände und lispelte: „Um Gotteswillen!" ...



Kronprinz Rudolf.

Als ich nach 1 Uhr aus meinem Amte nach Hause ging, kam mir ein alter Diener der Gesellschaft der Musikfreunde, deren Präsident ich vor vielen Jahren gewesen, entgegen, hielt mich an, bleich und zitternd, und sagte: „Aber Euer Exzellenz, es ist ja doch nicht möglich! Unsere Schulen sind augenblicklich geschlossen worden. Doch hat es niemand begreifen wollen. Und die Kaiserin! Und unser armer, armer Kaiser, der schon so Schweres hat tragen müssen! Er, der es so gut mit allen meint! Seinen einzigen Sohn! Seinen Thronerben! Unsern künftigen Herrn!" —

— — — — — — — — —

Wenige Minuten vor 1 Uhr nachts fuhr der Separatzug von Baden am Südbahnhofe ein. Das Gebäude war von einer zahllosen Menge umstellt, Gardereiter und Sicherheitswachen hatten das Portal und alle Seiteneingänge abgesperrt. Eine lange Reihe von Equipagen, Mietkutschen, Fuhrwerk aller Art hatte sich auf dem weiten Platze vor dem Bahnhof aufgestellt. Vor dem Portal stand ein einfacher schwarzer Fourgon, um die Leiche aufzunehmen. Als die Leiche herausgetragen wurde, entblößten alle ihr Haupt, ein schwerer Seufzer ging durch die ungezählte Masse: „Armer Kronprinz! Armer Rudolf!" Langsam, rechts und links vom Trauerwagen je drei Reiter, unmittelbar dahinter die Equipage des ersten Obersthofmeisters und ein endloser Zug von Wagen, auf den Gehwegen zu beiden Seiten ein wandelndes Spalier, das sich von Straße zu Straße verstärkte, alles stumm in der stummen Nacht, nur die Hufe der Pferde, das Rollen der Räder, die Fußtritte der Tausende waren zu vernehmen.

— — — — — — —

Was ist es mit unserem irdischen Dasein?

Menschenleben — Spinneweben!

So jung! So schön und lebensfroh! So voller Ideen und Entwürfe! So überall thätig und eingreifend! So herzlich liebenswürdig im Umgang, und dabei so ernst und tüchtig im Geschäft! Geschaffen, um zu gewinnen, um gewinnend zu beherrschen! ...

Serius citius ... Ja, es ist ein allgemeines Ding, das Sterben, es trifft den Kleinsten wie den Größten!

Es trifft den Kleinsten — es ist ein harter Schlag für die Seinen, wer wollte nicht mit ihnen fühlen! Wir andere gehören ja alle, vom weltgeschichtlichen Standpunkte, zu den Kleinsten! Und bewahre uns der gütige Himmel vor einem solchen Unheil!

Aber den Größten! Was ist unser vereinzelter Schmerz gegen das Leid eines weiten Reiches, dessen Glück und Unglück, dessen Gegenwart und Zukunft nicht mit der Alltagselle zu messen sind!

Ein Kronprinz, ein Augapfel seiner kaiserlichen Eltern, die Hoffnung der Länder und Völker, die voll Liebe und Zuversicht an der jungkräftigen ritterlichen Erscheinung des Thronerben hingen, in dessen Person sie die Bürgschaft der Fortdauer dessen erblickten, was sie in dem allgeliebten und allverehrten gegenwärtigen Träger der Krone erschauen!

„Allmächtiger Himmel, was ist Dein Wille mit uns? Erschüttert stehen wir vor Deinem Ratschlusse und können ihn nicht erfassen!" [1])

Jetzt haben wir nur ein Gebet: Gott erhalte unsern guten, unsern armen Kaiser! Gott stärke ihn und schenke uns ihn lang, lang! denn wir erbitten und ersehnen uns ihn, wir zählen, wir hoffen, wir bauen auf ihn jetzt mehr wie je!

Wien, am Morgen nach dem Unglückstage.

Helfert.

[1]) Mitteilung der Verlobung der Kaiserlichen Hoheiten Valerie und Franz Salvator, des Ablebens des Herzogs Max in Bayern, der Namenstags-Gratulation bei Ihrer Majestät der Kaiserin.

[1]) Pesti Napló.



Hol über! Von R. Knight.

Der Sammler

Aus Rumänien.

Binnen neunundzwanzig und ein halb Stunden bringt uns der Eilzug im bequemen Schlafwagen von Wien nach Bukarest, der Hauptstadt Rumäniens; es ist uns dieses Land somit ganz nahe gerückt und doch noch so unbekannt.

Alle jene Länder, welchen ein Schriftsteller mit mehr oder minder Berechtigung den Sammelnamen „Halbasien“ gab, sind von großer kommerzieller und wirtschaftlicher Bedeutung, treten so zu sagen erst jetzt in den Vordergrund und sollten eben darum der größten Beachtung teilhaftig werden.

Die unteren Donauländer bilden ein aufnahmsfähiges Absatzgebiet für die Gewerbe- und Fabrikerzeugnisse des Westens, andererseits eine Vorratskammer der mannigfachsten Naturprodukte, so daß alle Vorbedingungen zu den Wechselwirkungen eines Welthandelsverkehrs vorhanden sind. Der Handel von und nach dem Osten Europas steigt von Jahr zu Jahr, die Wechselbeziehungen mehren sich, ebenso die Verkehrsmittel und trotz alledem tappt man im Bezug auf diese Länder zumeist im Unklaren herum, als lebten wir noch in den Zeiten des Goetheschen Bürgers aus dem „Faust“.

Die Völker da weit unten schlagen nicht mehr aufeinander, sondern benutzen die endlich erreichte Freiheit, um sich staatlich und wirtschaftlich zu organisieren, ihre reichen Mittel und Naturschätze auszubeuten und mit dem Westen mehr und mehr in Berührung zu kommen.

Die Zukunft gehört unbedingt diesen Ländern und der zivilisierte Westen kann aus der veränderten Lage nur Nutzen ziehen.

Wenn gar vieles, ja das meiste nicht so ist wie es sein sollte und wie es unserer an staatliche Ordnung gewohnter Auffassung entspräche, so müssen wir bedenken, daß man in wenigen Jahren nicht gut macht, was man in sechsthalb Jahrhunderten dorten verdorben hat.

Bei der Beurteilung rumänischer Verhältnisse muß man sich dies vor Augen halten und selbst auf die jüngste Vergangenheit zurückblicken, als noch der Augiasstall, den die Phanariotenwirtschaft und selbst das Cuzasche Regime zurückließ, nicht einmal zu reinigen begonnen wurde.

Die heutige Walachei bildete in alten Zeiten den südlichen Teil Dakiens, welches Trajan zu einer römischen Provinz und teilweise Strafkolonie machte, vom Kaiser Aurelian aber im Jahre 273 wieder verlassen wurde. Die „römische Periode“ also dauerte nur ganz kurze Zeit. Im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wechselten an der unteren Donau Goten, Hunnen und andere Völker einander ab, bis dann später slavisierte Bulgaren und andere Stämme sich mit den Resten der römischen Kolonisten und den Ueberbleibseln der Dakier mischten; aus diesen Völkerresten gingen dann die jetzigen Rumänen hervor. In der Moldau und der bis noch vor hundert Jahren dazu gehörigen Bukowina entstand das heutige Volk aus den Resten der Petschenegen, Kumanen und Tataren, was ganz besonders an der Schädelformation noch jetzt erkennbar ist. Die Römer gingen überhaupt nicht weit östlich vom Schil (Zsil-Sciul), sondern längs desselben aufwärts durch den Szurdek gegen Sadmizegethusa, der Dakienhauptstadt, deren Reste im Hunyader Komitat nächst, Várbely sichtbar sind und mehr westlich durchs Osernathal aufwärts an Mehadia, den Herkulesbädern vorbei, ebenfalls ins obere Dakien; beide Heerstraßen aber hatten den ausgesprochenen Zweck, an die Gold- und Salzgruben Siebenbürgens zu gelangen.

Die aus dem geschilderten Mixtum compositum entstandenen Rumänen waren fast nie selbständig, sondern hatten bald die Bulgaren, bald die Ungarn, dann die siebenbürgischen Fürsten und Osmanli als Oberherren. Im Jahre 1003 annektierte König Stefan den Kreis von



Rumänische Frauentracht.

Krajowa, welcher nach dem Pozsáreváczer (Paßarowitz) Frieden als Severiner Banat abermals zu Ungarn gehörte, ein Teil des genannten Streifens bildet das heutige Sereviner Komitat. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zog aus Siebenbürgen der Truppenführer Radul Nehru (Rudolf der Schwarze) aus der Togaraser Gegend in die Walachei, setzte sich an der Dâmbowitza fest, eroberte die große und kleine Walachei und verteilte das Land an seine Unterbefehlshaber, die nachmaligen Bojaren. Im 16. Jahrhundert kam allmählich das ganze Land in die Hände der Türken; von da an verschacherte die hohe Pforte die Fürstenwürde der Moldau und Walachei, welche unter ihrer Oberhoheit die Ejalets Bogdau und Eflak bildeten, an den Meistbietenden. Es waren dies anfangs einheimische Fürsten, doch verfiel auch unter diesen das Land sichtlich. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde die Fürstenwürde beider Länder auf eine bestimmte Anzahl Jahre an Phanarioten verpachtet, welche da vollends ein Raubsystem einführten. Im Jahre 1802 erlangten die Russen von der Pforte das Protektionsrecht über beide Fürstentümer und wurden von da an die Fürsten auf sieben Jahre gewählt.

Das Land zahlte den Türken Tribut, die Thronkandidaten aber bestachen die russischen „Protektoren,“ diese Vorauslagen aufs Geschäft trachteten dann die Hospodaren je schneller samt Zinseszins herauszuschlagen, und so war dann das Volk doppelt geschunden. Das war eine sehr teure Protektion. Diese, durch beinahe 350 Jahre anhaltenden Zustände, das Intrigieren der Prätendentenfamilien gegen einander, die Wirtschaft von 1802—1859 machen es denn sehr begreiflich, wenn dieses, mit so gutem Boden und reichlichen Naturprodukten gesegnete Land so sehr zurück blieb.

Nach dem orientalischen Kriege kam 1858 die Union der Fürstentümer zu Stande und im Februar 1859 wählten die „Principatele unite“, wie nun der offizielle Name lautete, den Obersten Cuza zum Fürsten als Alexander Johann I. Er regierte schlecht und recht bis 1866, wo ihn eine Konspiration stürzte. Auch unter ihm herrschte keine Ordnung und es war alles frère et cochon, wobei, um mit Graf Stefan Széchenzi zu sprechen, schwer zu unterscheiden war, wer frère und wer cochon. Die unter ihm zum Gesetz gewordene Grundentlastung und Besitzregulierung der Bauern, blieb auf dem Papiere.

Unleugbar hat sich seit 1866 vieles gebessert, doch hat der König einen sehr schweren Standpunkt; noch als Fürst standen die Dinge schon so schief, besonders 1870, daß die Koffer gepackt waren, um dem Lande Valet zu sagen.

Während meines Aufenthalts in Bukarest kam mir ein französisches Buch in die Hand, worin zu lesen stand: „Le roumain est flâneur convaincu“, was ich auf gut deutsch damit übersetzen möchte: „Der Rumäne ist Tagdieb aus Neigung“, aber am verhaßtesten sind ihm Disziplin, Ordnung und andauernde Arbeit, diese drei Klippen sind es denn auch, an denen das Regierungsschiff Karls von Hohenzollern beinahe scheiterte. Es ist eine bekannte Thatsache, daß frühere Fürsten mit ihren Adjutanten und Hofbeamten aus Langweile schon Nachmittags Karten spielten, und wenn sie eben kein Geld in der Tasche hatten, ihren Untergebenen „auf Ehrenwort“ schuldig blieben; daß das zur Hebung der Disziplin ebensowenig beitrug, als die Maitressenwirtschaft, das beweist am besten die Thatsache, daß noch unter Cuza im Jahre 1863 eine Anzahl von 163 polnischen Emigranten die sich nach Russisch-Polen durchschlagen wollten, von 3000 rumänischen Soldaten nicht bewältigt werden konnten. Von da zu den Siegen von Smardâu, Griwitza, Plewna ist ein weiter Schritt, und daß derselbe in der relativ kurzen Zeit von zwölf Jahren gemacht wurde, verdanken die Rumänen doch nur deutschem Ernst und deutscher Ausdauer.

Den ersten wahrhaften Schritt in kultureller Hinsicht machten die Rumänen, als sie sich in kirchlicher Hinsicht von der altslavischen Liturgie und in der Schrift von der Cyrillika losmachten, erst nach Annahme der Lateinschrift konnten sie sich an die Reinigung ihrer Sprache machen,

welche so sehr von slavischen und türkischen Elementen durchsetzt war, daß höchst charakteristischer Weise die rumänische Vorstadt in Kronstadt in Siebenbürgen von den Sachsen seit jeher die „Bulgarei“ genannt wurde.

Bei dieser Sprachreinigung aber fehlt abermals das System. Jede Sprache hat sozusagen ihre Physiologie und Anatomie, die stets beachtet werden müssen, sollen sich Neubildungen organisch anfügen. Wenn in Jassy auf der Ausstellung der bildenden Künste die Aufschrift angebracht ist: „Artele frumoase“, so entspricht das dem Wesen der Sprache, wenn aber in Bukarest auf der Kunstschule zu lesen steht: „Scuola de belle Arte“, so ist das nicht mehr rumänisch, sondern italienisch. Durch diese beiden Richtungen entsteht dann das Resultat, daß die älteren Rumänen die Schriftsprache nicht verstehen, die Jugend aber irre gemacht wird.

Zeit, Bedürfnis und Umstände werden aber auch da den Ernst bringen und man wird auch Bedeutendes leisten können. Das Volk ist nicht renitent, vielmehr sehr gefügig, ruhig und wartet passiv auf das Gute, das kommen soll. Widerspenstig sind die Bojaren, welche auf ihrem Grund und Boden unumschränkte Herren waren und noch heute sehr verworrene Rechtsbegriffe haben.

In Jassy, der ehemaligen Hauptstadt der Moldau, dessen Trottoirs und Fahrwege durchwegs gut asphaltiert sind, in dessen Hauptstraßen sich schöne Palais und Privathäuser zu erheben beginnen; in Roman, dem Zentrum für den Getreidehandel, in den Donauhafenstädten Giurgjewo, Galatz, Braila und Turn-Severin, in Bukarest selbst, wo endlich die stinkend und träg sich schlängelnde Dâmbowitza reguliert und in das Häusergewirr durch ein Baugesetz Ordnung gebracht wird, sieht man schon den merklichen Unterschied gegen ehedem.

Schließlich sei einiges über die Volkstypen des Landes gesagt; selbstverständlich kann hier von den im eigentlichen Rumänien allein die Rede sein, doch muß ich zum besseren Verständnis doch einiges beifügen.

Auf der tiefsten Stufe der Kultur steht der Rumäne in den Komitaten Máramaros in Ungarn und Hunyad in Siebenbürgen, auf der höchsten im Kolozser Komitat, in Bistritz-Naszád und im ehemaligen Roman-banater Grenzregiment (jetzt Serevíner Komitat, Hauptstadt Karansebes), in der Bukowina ist er zu sehr mit Ruthenen und Huzulen untermischt und selbst auch zu sehr Mischrasse, um ins Gewicht zu fallen. Im eigentlichen Rumänien dauerte die Hörigkeit der Bauern zu lange und sind wie oben geschildert, die Besitzverhältnisse noch jetzt falsche, daß dem Landmann jeder Antrieb zu höherem Streben fehlt. Neben diesem armen Volke macht sich im höchsten Luxus die bevorzugte Kaste bemerkbar. Wenn wir aber die in Paris teuer erworbene elegante französische Konversationssprache und den gewissen Salonschliff wegnehmen, so bleibt nicht viel Kern und wie schon gesagt herrscht der „Horreur du travail“.

Neuerer Zeit beginnt man außer Romanen schlüpfrigster Art, Modeblättern und den heimischen, in Parteihaß und Unflätigkeit der Schreibweise das höchste leistenden politischen Blättern, auch anderes zu lesen und sich für die ernste Litteratur zu interessieren. Wie eine unserer Illustrationen (S. 1982) zeigt, liebt es die Damenwelt, in der Nationaltracht zu erscheinen, worin ihre Königin Elisabeth mit gutem Beispiel vorangeht, die es auch veranlaßte, daß man heimische Dichter und Litteraten liest und mit ihnen verkehrt. Bei den anderen Illustrationen (S. 1984 u. 1986) wird dem Beschauer gleich der physiognomische Unterschied zwischen dem Donaurumänen und jenem aus der Moldau auffallen; letzterer nähert sich dem Gesicht und der Kopfformation nach auffallend seinen rotreussischen Nachbarn.

Der Leser wird zum Schlusse sagen, daß das, was ich ihm da biete, eigentlich „kaleidoskopartig“ sei, nun eben darum entspricht es auch der Wirklichkeit — aber ich sah da unten die Morgenröte einer besseren Zukunft und das Werden eines jungen Staatsgebildes.

König Karl hat in sich und seine Mission Vertrauen und das ist die Hauptsache, ihm zur Seite steht sein Minister des Innern Rosetti, sozusagen der Schöpfer der Neuzeit Rumäniens und in den Köpfen im allgemeinen beginnt es auch zu dämmern, daß konstante Verhältnisse denn doch weiter führen als die Phanariotenwirtschaft der auch hier verherrlichten „guten alten Zeit“, die aber ebenso wie überall eigentlich miserabel schlecht war.



Rumänischer Bauer.



Rumänische Trachten.

Der Kopfkohl.

Von

O. Hüttig.

Der Kohl oder das Kraut ist die wichtigste Gattung in der Familie der Kreuzblüter (Cruciferae), der auch die Levkoje (Matthiola R. Br.), die Brunnenkresse (Nasturtium R. Br.), der Senf (Sinapis L.), der Meerrettig (Armoriacia DC.), die Jerichorose (Anastatica hierochuntica L. in Aegypten, Kleinasien u. s. w.), die Gartenkresse (Lepidium L.), der Rettig (Raphanus L.), überhaupt ungefähr 1200 Arten angehören, die meist in der gemäßigten nördlichen und kalten Zone wild wachsen; ihre Samen zeichnen sich durch ein flüchtig-scharfes schwefelhaltiges fettes Oel aus. Einige Arten werden in der Heilkunde verwendet; Giftstoffe sind noch in keiner gefunden worden, wohl aber zählen viele zu unsern unentbehrlichen Gemüsen, und von diesen wollen wir das wichtigste einer eingehenden Betrachtung unterziehen.

Von den mehr als 30 Arten der Gattung Brassica werden vier (Oleracea der Gartenkohl, Napus der Raps, Rapa der Rübsen und die Wasserrübe, und Nigra der schwarze Senf) mit ihren zahlreichen Spielarten gewöhnlich im großen angebaut und sind meist Handelsgewächse von hoher Bedeutung, unser Kopfkohl als das aus ihm bereitete Sauerkraut. Dieser, unser Kopfkohl, entstammt wahrscheinlich dem an Englands Küsten wildwachsenden Sommer-Blattkohl mit verzweigten holzigen Stengeln; von ihm haben sich im Laufe der Zeit durch Zuchtwahl wahrscheinlich auch der Blatt- und Kuhkohl, der Grünkohl, Rosen- oder Sprossenkohl, Blumenkohl, Kohlrabi, Wirsingkohl u. a. abgezweigt.

Beim Kopfkohl unterscheidet man zuerst die Gruppe mit weißen von der mit roten Köpfen; von beiden hat man frühe und späte Sorten, außerdem solche — beim Weißkraut — mit plattrunden, auch runden und spitzen Köpfen. Von den beliebtesten Sorten erwähnen wir folgende: I. Frühes Weißkraut: Johannikraut (S. 1987) sehr früh und zart, frühestes Zucker-, Maispitz- oder Yorker Kraut, beide mit spitzen Köpfen; Erfurter kleines, weißes, rundes Kraut (S. 1987) sehr früh, rund und fein: Etampes früh, spitz und sehr fein. II. Frühes Rotkraut: Erfurter blutrotes Salatkraut (S. 1986). III. Spätes Weißkraut: Braunschweiger, sehr groß, platt und fest, Heinemanns verbessertes großes, plattrundes Erfurter (S. 1988), Ulmer Zentner, allergrößtes Schweinfurter, ist nicht ganz fest, großes, frühes Winnigstädter Kraut mit spitzem Kopf (S. 1989), Magdeburger, Braunschweiger, Kasseler u. a. IV. Spätes Rotkraut: Holländisches blutrotes, auch schwarzrotes, Ulmer größtes, spätes, blutrotes, Erfurter spitzes Strunkkraut u. a. Die Samen dieser und anderer Krautsorten werden von der rühmlichst bekannten Firma des Hoflieferanten F. C. Heinemann in Erfurt abgegeben.

Sandiger Lehmboden von mehr feuchter als trockener Beschaffenheit — so ungefähr sagten wir schon in unserem „Wredows Gartenfreund“, 2. illustr. Auflage, Berlin 1886 bei Siegfr. Cronbach — und reichliche Düngung im Sommer mit Kloakendung in flüssiger Form, sind die ersten Bedingungen für die Erzielung fester und großer Krautköpfe.

Die Aussaat der frühesten Sorten geschieht Ende August im kalten Beet mit fruchtbarer aber sandiger Erde so dünn, daß die Sämlinge die Form und Größe unserer Figur S. 1989 annehmen können, ohne sich allzusehr zu berühren; stehen sie dichter, müssen sie ganz jung auseinandergepflanzt („pikiert“) werden, wobei zu bemerken, daß bei jedem Versetzen die Wurzeln ein wenig zu verkürzen sind, aber ganz gerade und so tief in die Erde kommen müssen, daß das unterste Blatt auf dem Erdboden aufsitzt; nach jedem Versetzen sollen die Pflanzen stark angegossen werden. Wenn die Sämlinge so stark geworden wie oben angedeutet wurde, werden sie an den Ort ihrer Bestimmung gesetzt und zwar in einer Entfernung von 45—50 cm für die kleinen frühesten, 60 cm für mittelgroße und 90—100 cm für die größten Sorten.



Erfurter blutrotes Salatkraut (S. 1985).

Die frühesten Sorten werden also im August ausgesäet und etwa nach sechs Wochen auf frischgedüngtes Land versetzt, das vorher vielleicht Erbsen, Bohnen u. dergl. ohne Dünger getragen hat. Die Pflanzen setzt man in kleine Vertiefungen, zum Schutz gegen Wind und Winterwetter und bedeckt vor dem Winter jede mit einer Glasglocke oder, während des Winters, mit einem von geöltem Papier überzogenen Weiden- oder Drahtkorbe, der im zeitigen Frühjahr aber unbedingt mit der Glasglocke vertauscht werden müßte, deren außerordentlicher Wert für die Frühkultur in Frankreich vollständig, in Deutschland aber noch sehr wenig erkannt wird. Man erreicht dadurch eine erste Ernte im Juli oder August. Die durch die Aussaat im August entstandenen Pflanzen werden auch zum Treiben im Mistbeet verwendet, obwohl dies kaum nötig, weil im Herbst gut eingebettete Krautköpfe sich so lange frisch halten, bis es wieder neue giebt. — Eine zweite Aussaat von frühen Sorten nimmt man im März im halbwarmen Mistbeet vor; die Sämlinge werden im April ausgesetzt und geben die Ernte im August und September. Die dritte Aussaat für spätes Winterkraut geschieht Anfang Mai im Freien in einem Beet auf der Schattenseite einer niedrigen Mauer, wo doch während des Keimens und während einer kurzen Zeit darnach, Fenster aufgelegt werden sollten, um die Pflanzen zum schnellen Wachstum anzuregen, welches sie den Verheerungen des Erdflohs (Haltica oleracea L.) entzieht, der auch fern gehalten wird, wenn man die Samen vor dem Aussäen in Schwefelblumen wälzt, die sich gut anlegen, wenn man die Körner vorher mit Leinöl befeuchtet hat. — Die Pflanzen sind während des Sommers zweimal anzuhäufeln und zuweilen stark mit Wasser und einmal jede Woche mit verdünnter Mistjauche zu begießen. Zwischen dem Kopfkohl kann als Zwischennutzung Spinat, Radieschen, Kopfsalat u. a. schnellwüchsige Gemüse angebaut werden. — [illegible]

„schwarzen Füßen“, wie sie durch zu dichten Stand) zu wenig frische Luft im Mistbeet entstehen, sind ı Auspflanzen untauglich und können ohne weiteres ıgeworfen werden. „Der schwarze Fuß“ entsteht wahrsinlich durch den Grauen Schimmelpilz (Botrycinerea Pers. bezw. Peziza Fuckeliana de By.) o ist nur durch sandigen Erdboden im Saatbeet, dünner ssaat und möglichst oftes Lüften der Fenster fernzuten. — Durch einen kleinen Einschnitt in den Stamm Kohlkopfes dicht über dem Wurzelhalse kann man as „Platzen“ des Kopfes einigermaßen hindern.

Frühe und mittelfrühe Kohlsorten werden geerntet und braucht, sobald die Köpfe dicht geschlossen sind; das durch frei werdende Land wird ohne Düngung (im ugust) zu Karotten und Kartoffeln für den Winter vernutet. Den Winterkohl erntet man Ende Oktober oder fang November, indem man die Köpfe abhaut, sie von n losen Blätter befreit und haufenweise, aber auf trockener elle des Erdbodens um eine mit Stroh umwickelte Stange fschichtet und mit Laub, dies mit Erde bedeckt, die man nd um den Haufen aufgräbt; es entsteht dadurch ein raben, welcher das vom Haufen ablaufende Regen- und hneewasser aufnimmt; beim Ueberwintern in der Erde faulen die Kohlköpfe bald und sind außerdem, z. B. unter Schnee, schwer aufzubringen. Zur Samenzucht gräbt man die Pflanzen mit den schönsten Köpfen mit den Wurzeln auf und schlägt sie auf ebener Erde dicht zusammen bis an den Kopf ein, deckt sie mit Laub und



Johannikraut (S. 1985).

rde gegen Winterfrost, wie eben gesagt worden, setzt sie n April an sonniger Stelle ins Freie, nachdem man die öpfe aufgeschnitten, damit die Blütenstengel freien Durchang erhalten, bindet diese an Stäbe, schützt sie durch rsisches Insektenpulver gegen Blattläuse, schneidet sie rz vor der Samenreife ab und hängt sie vorläufig trocken nd schattig zur Nachreife auf. Der Same, gut verwahrt, ält sich 5—6 Jahre keimfähig.

Außer dem schwarzen Fuß an jungen Sämlingen entsteht an der aufwachsenden Pflanze die Hernie oder Kropfkrankheit durch den Schleimpilz Plasmodiophora brassicae Woronin oder durch die Kohlfliege Anthomyia rassicae Bé und den Rüsselkäfer Centhorhynichus ulcicollis Sch., wenn der Kohl jahrelang auf derselben telle gebaut worden ist; man kommt ihr durch regelrechte nwendung der Wechselwirtschaft zuvor. Vergleiche das eptemberheft 1886. — Oft treten auch die Raupen rheerend auf den Kohlpflanzen auf; sie entstehen aus n Eiern von Schmetterlingen, namentlich vom Kohleißling (Pontia brassicea L.), der im Juli zum weiten Mal seine Eier haufenweise auf die Unterseite der lätter legt, wo sie leicht aufgefunden und zerdrückt werden nnen; die Raupen sind dann unmöglich geworden. Sind ese aber ausgekrochen, muß man sie durch wiederholtes espritzen mit 42° R. heißem Wasser töten, das nur den ändern der Kohlblätter ein wenig hadet; oder an muß sie üh morgens, enn sie jung Haufen dicht beisammen zen, aufsuen und töten; ich Räuchern it brennenn Schwefelden ist ein utes Mittel gen die Raun, die auch auf natürhem Wege nkommen durch die Schlupfwespe Miocrogaster glometus, deren gelbe Puppengehäuse, gewöhnlich aupeneier genannt, ängstlich zu schonen sind.



Erfurter kleines weißes Kraut (S. 1985)

Die Sterne, die begehrt man —.“

Das im Verlage von Moritz Ruhl in Leipzig jüngst chienene hübsche und an lustigen bunten Ordensgeschicht reiche „Ordensbüchlein“, herausgegeben von Dr. ar Oberbreyer, bringt eine große Anzahl amüsanter storiken, von denen wir unsern Lesern folgende mitteilen:

Es war zwei oder drei Jahre vor dem Sturze Napoleons III. Ein hervorragender Maler, welcher ebenso sehr seines Talents wie seiner extrem-republikanischen Gesinnung wegen bekannt war, hatte in Paris ein Porträt ausgestellt, das einstimmig als ein Werk von seltener Voll-



Heinemanns Erfurter großes verbessertes Kraut (S. 1985).

endung gepriesen wurde. Die einflußreichsten Kritiker und zahlreiche hochstehende Persönlichkeiten sprachen den Wunsch aus, der Künstler möge von Staatswegen in verdienter Weise ausgezeichnet werden. Die Minister waren in nicht geringer Verlegenheit. Der Präsident des Kabinetts berief eine Sitzung ein, es wurde eifrig debattiert, aber niemand wußte Rat, wie man sich aus dieser Verlegenheit befreien könne. Plötzlich ruft einer der Minister: „Eine Idee, eine großartige Idee! Geben wir demjenigen die Auszeichnung, der dem Maler — gesessen hat! Es ist das ein reicher, angesehener Finanzmann.“ — Und so geschah's; nach wenigen Tagen publizierte der „Moniteur“ die Verleihung des Ordens der Ehrenlegion an den Bankier M., „in Anerkennung seiner hohen Verdienste um die französische Kunst“. — Wie man auch in der französischen Republik einen Orden erhalten kann, dafür bietet die Dekorierung des Mr. T., ehemaligen Bürgermeisters eines kleinen Städtchens in dem Departement Cher, ein recht ergötzliches Beispiel. Mr. T. war als Maire „Radikaler“ par excellence und hatte natürlicherweise infolgedessen verachtend auf alle Orden als „Zeichen verrotteter Ehrbegriffe der Aristokraten und der Bourgeois“ herabgeblickt. Bei der Wahl des Senators Gerault in die Deputiertenkammer hatte sich nun dieses würdige Stadthaupt große Mühe gegeben, den Genannten durchzubringen. Kurze Zeit nach der Wahl erhielt Herr Gerault ein von dem Stellvertreter des Maire T. im Namen des gesamten Municipalrates unterzeichnetes Schreiben, in welchem er ersucht wurde, Sorge dafür zu tragen, daß T. den Orden der Ehrenlegion erhielte, „nicht etwa um den überlebten Ehrbegriffen ein Zugeständnis zu machen, sondern um durch ein allen sichtliches Zeichen einen Mann zu ehren, der jeden Augenblick bereit wäre, sein Blut für die Republik zu vergießen,“ wie es wörtlich in dieser Epistel hieß. Gerault fühlte sich verpflichtet, auf dieses Schreiben zu replizieren, daß es ihm sehr merkwürdig vorkäme, wie ein Mann von so zweifellos „guter“ Gesinnung, wie der Maire T. nach einem Orden Verlangen trage, und wie ihn in diesem Verlangen tüchtige und verständige Männer, wie sie ausnahmslos im Gemeinderate von A. säßen, unterstützen könnten. Indessen werde er, um nicht ungefällig und undankbar zu erscheinen, sein Möglichstes thun, um ihrem Verlangen nachzukommen. Der Stellvertreter (adjoint) des Maire T., an den dieses Schreiben gerichtet wurde, erschien darauf einige Tage später selbst bei Gerault und fragte ihn erstaunt, was Herr Gerault eigentlich mit seinem merkwürdigen Schreiben an ihn (den Stellvertreter) bezwecke; er habe niemals, weder in seinem noch in dem Namen des Municipalrates von A., um eine Dekorierung des T. petitioniert. „Aber der Brief hier?“ fragte ihn Gerault verwundert und zeigt ihm den an ihn adressierten Brief mit der Unterschrift des Stellvertreters im Namen des gesamten Munizipalrates. „Der ist ja von T. selbst geschrieben,“ replizierte dieser. Das Ende war, daß T. seines Mairepostens auf Betrieb der Radikalen enthoben wurde. Nun hatte aber Gerault bereits sein Gesuch um den Orden der Ehrenlegion eingereicht, ein Faktum, das der vielbeschäftigte Mann ganz und gar vergessen hatte Das Gesuch durchlief gemächlich alle die zuständigen Büreaus, um zuletzt bei dem Präsidenten der Republik zur Unterschrift anzulangen. Dieser zögerte keinen Moment, die von dem einflußreichen Parlamentarier befürwortete Verleihung zu genehmigen, und so brachte das „Journal officiel“ die Mitteilung von der Dekorierung des Mr. T., ehemaligen Bürgermeisters A. im Departement Cher.

* * *

Der Hofzug, welcher den Zaren nach Kremsier führte, hatte eben die russische Grenzstation verlassen und rollte auf österreichischem Boden weiter, als sich etwas ganz Sonderbares ereignete. Ein Kondukteur der Karl-Ludwigs-Bahn, welcher mit dem Zuge des Zaren absolut nichts zu thun hatte, denn derselbe fuhr auf der Strecke der Nordbahn, hatte aus irgend einem Zufall den Zug bestiegen und bei der Abfahrt desselben unglücklicherweise den Abstieg versäumt. Dem armen Manne blieb in seiner verzweifelten Situation nichts anderes übrig, als die Trittbrette entlang sich bis zu einem Waggon zu schleichen, wo sich der Oberkondukteur befand. Dieser hatte den Unglücksmenschen schon früher in Sicht bekommen und über die sonderbare Erscheinung, welche in angstvollen Sätzen immer näher rückte, sich allerlei unangenehme Gedanken gemacht. Endlich war die Erscheinung da, huschte in den Wagen und präsentierte sich als Kondukteur der wildfremden Karl-Ludwigs-Bahn. „Sie Unglücklicher, wie kommen Sie denn daher?“ herrschte ihn der Oberkondukteur an und zog die Augenbrauen gewaltig in die Höhe. Der fremde Kondukteur konnte vor Angst kaum sprechen; endlich ermannte er sich und legte vor dem Generalkommandierenden stoßweise und in abgebrochenen Sätzen eine Beichte ab. „Nun, Sie können sich freuen,“ sagte der Führer des Zuges, „jetzt schreiben Sie mir gefälligst hier Ihren Namen auf!“ Der arme Kondukteur kritzelte zähneklappernd seinen Namen zu Papier, und bei jedem Buchstaben, den er niederschrieb, war ihm zu Mute, als ob er sein eigenes Todesurteil oder zum mindesten eine fürchterliche Disziplinarstrafe bestätigen würde. Nachdem dieses geschehen, kauerte er sich in die entfernteste Ecke des Wagens, während der Oberkondukteur den Zettel zu den übrigen dienstlichen Papieren des Hofzuges legte. Ueberflüssig ist, zu sagen, daß der unglückliche Kondukteur in der nächsten Station mit einem vorläufigen Verweis abgesetzt und seinem ziemlich unsicheren Schicksale erbarmungslos überlassen wurde. Die nächsten Tage und wohl auch die Nächte waren für den bedauernswerten Menschen von der Karl-Ludwigs-Bahn mit unendlich peinlichen Vorstellungen über allerlei Schrecknisse, die sich mit seiner Person nunmehr zweifellos ereignen müßten, erfüllt. Wer schildert jedoch seine grenzenlose Freude und Verwunderung, als ihm vor wenigen Tagen die amtliche Verständigung zu Teil wurde, daß ihm, dem Kondukteur X. von der Karl-Ludwigs-Bahn, für seine Dienstleistungen am Hofzuge des Zaren eine russische Verdienstmedaille verliehen worden sei. Man wird sofort erraten haben, welches Spiel des Zufalls dem Manne zu dieser Auszeichnung verholfen hatte; der Zettel, auf welchem sein Name zur even-



Winnigstädter Kraut (S. 1985).

tuellen Disziplinaranzeige notiert wurde, war unter die Namen der zur Auszeichnung vorgeschlagenen Kondukteure geraten, und so ist einmal ein Mensch für einen ausgestandenen Schrecken glanzvoll belohnt worden!

* * *

Es war am 20. Mai des Jahres 1844. Der alte Akademiedirektor Gottfried Schadow feierte in Berlin seinen achtzigsten Geburtstag. Am Vormittag erschien ein Adjutant Friedrich Wilhelms IV. in der Wohnung des Künstlergreises und überbrachte ihm des Königs Glückwünsche, dazu einen Orden von ansehnlichem Range. Der Alte, noch im Schlafrock, nahm den Ueberbringer ziemlich kühl auf, beinahe etwas unwirsch. Besonders der Orden wollte ihm nicht behagen. „Ach nee“ — sagte er verdrießlich — „was soll ich noch mit 'nem Orden? Nehmen Sie den man wieder mit! Ich bin schon zu alt dazu!“ — „Aber, Herr Direktor,“ gab der Offizier zu erwägen, „bedenken Sie doch, was wird Seine Majestät zu solcher Antwort sagen?“ — „Na ja, das ist richtig. Na, denn legen Sie den Orden man dahin.“ — Auf die Weise doch etwas befriedigt, sich seines Auftrags entledigt zu haben, verschwand der Adjutant. Eine Stunde später erschien der König selbst in Schadows Wohnung. Er trat in ein leeres Zimmer. Der Alte war im Nebenzimmer mit der Toilette beschäftigt; er sah aber den Monarchen



Krautsämling (S. 1986).

durch die Thürspalte und rief durch dieselbe hinein: „Majestät, ich bin noch in den Unterhosen!“ — „Schön, lieber Schadow,“ antwortete der König, „ich werde warten.“ — „Na schön, Majestät!“ schallte es wieder heraus. Nach einer guten Weile erschien der Alte. „Aber sagen Sie mir, lieber Schadow,“ sagte der König, „was ist Ihnen denn in den Kopf gefahren? Ich will Ihnen eine Freude machen und Sie lassen mir da durch meinen eigenen Adjutanten Grobheiten sagen?“ — „Ach nee, Majestät,“ erwiderte der greise Gottfried, „nee, das habe ich man bloß so gesagt — daß war nicht so gemeint. Sehen Sie, Majestät, ich habe mir man bloß gedacht, ich bin ein alter Mann, was soll ich noch mit 'nem Orden? Wissen Sie was, Majestät, geben Sie den meinem Schwiegersohn Bendemann, der freut sich noch drüber!“

* * *

An der bulgarischen Grenze wurde Fürst **Ferdinand** von **Koburg** auch mit einer feinen Einzug feiernden schwungvollen Hymne überrascht, als deren Dichter sich



Fig. 1.

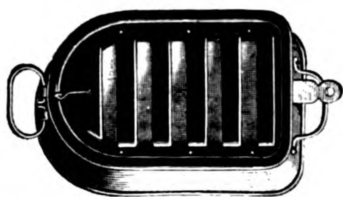


Fig. 2. Schnell- und Sicherheitsbratpfanne.

ihm ein Herr Nikolow vorstellte. Der Fürst war geschmeichelt und sagte seinem Adjutanten, er werde Nikolow mit einem Orden auszeichnen. Am nächsten Tage meldete der Adjutant dem Fürsten, man könne Nikolow den Orden nicht mehr verleihen, da er ihn schon besitze. Nun verfügte der Fürst, man möge nachforschen, bei welcher Gelegenheit der Poet die Dekoration erhalten. Mit Mühe sein Lachen unterdrückend, meldete tags darauf der Adjutant dem Fürsten, Nikolow habe den Orden bekommen, als er beim Einzuge **Alexanders** von Battenberg diesem **dieselbe Hymne** überreichte. Fürst Ferdinand war sehr erheitert und aus der Ordensverleihung wurde natürlich nichts!

* * *

Mit Orden höheren und niederen Grades sind in Preußen viele Gelehrte bedacht worden. Die „Exzellenz“ ist nur auf wenige gekommen. Die größten Gelehrten gelangten zur Zeit Friedrich Wilhelms III. sehr schwer zu einer Dekoration. Jahrelang standen auf der Liste der zu dekorierenden Professoren die Namen Hegel, Schleiermacher und Gesenius. Gesenius wurde konsequent gestrichen. Hegel und Schleiermacher kamen sehr spät zu einem Roten Adlerorden 4. Klasse. Als Hegel ihn bekommen hatte, wurde er von Gans hierzu beglückwünscht; Hegel antwortete darauf: „Behalten Sie Ihre Gratulation für sich. Sie meinen's ja doch nicht ehrlich.“ Schleiermacher nahm den Roten Adlerorden 4. Klasse mit dem Bemerken an: „Nun hält mich der König doch nicht mehr für einen Demagogen.“ Aug. Neander bekam auch dieselbe Dekoration, und als Hengstenberg hiervon hörte, sagte er, es freue ihn dies zu Ehren derer, die ihm den Orden verliehen hätten. Hengstenberg war völlig frei von Ordens- wie von Titelsucht; seine Eitelkeit bestand darin, bloß Professor zu sein. Da er nebenher Redakteur seiner „Kirchenzeitung“ war, so hätte ihn jedes Mehr über seine Gelehrteneigenschaft hinaus gestört. Nicht uninteressant ist, wie Phil. Marheineke zum Roten Adlerorden 4. Klasse gelangte. Er hatte als Rektor der Friedrich-Wilhelms-Universität Studierende zu vernehmen, die im Theater Zacharias Werners „Luther oder die Weihe der Kraft“ ausgezischt hatten. Sie waren deshalb wegen Störung der öffentlichen Ordnung zitiert worden, und Marheineke erteilte ihnen einen Verweis, freilich mit dem Zusatz, er wüßte ihren Widerspruch zu ehren, da Luther keine Theaterfigur sei. Zufolge dieses bedingten Verweises erhielt Marheineke einen Verweis, worüber er sich beim Ministerium beschwerte, und die Beschwerde war so gut begründet, daß er um ihretwillen dekoriert wurde. Späterhin ist es Sitte geworden, Professoren an ihrem 50jährigen Jubiläum zu dekorieren, auch sonst sie mit Orden zu bedenken; aber die Verleihung des Titels „Exzellenz“ (an Ranke, Bunsen, Karl Hase) hat sich als Ausnahme erhalten, und geadelt sind, wie z. B. Helmholtz, auch nur wenige.

* * *

Wie Viktor v. Scheffel zu Adel und Orden kam, darüber läßt Oberbreyer den Dichter selbst erzählen: Eines Tages erhielt ich in Radolfszell eine Einladung des Großherzogs, auf die Mainau zu kommen. Ich klopfte und bürstete meinen Frack aus und langte zur bestimmten Zeit drüben an. Als ich auf der Insel eintraf, kam mir der Großherzog entgegen und sagte: „Herr Doktor, die württembergischen Herrschaften haben sich heute unerwartet von Friedrichshafen zum Besuch ansagen lassen! Wir wollten Ihnen noch abtelegraphieren, aber es war zu spät. Nun schließen Sie sich einfach an!“ Ich wurde vorgestellt und auf diese Weise mit dem württembergischen Hofe bekannt. Die Folge davon war, daß ich einige Zeit darauf eine Einladung nach dem Hoflager zu Friedrichshafen erhielt. Ich bürstete wiederum den Frack und stellte mich auch allda ein. Da wurde ich denn einen langen Nachmittag in ernstliche ästhetische Auseinandersetzungen mit der Herzogin Vera verwickelt, während dessen König Karl in einem Saal nebenan eifrig Billard spielte. Beim Abschied war der König sehr freundlich, drückte mir die Hand und sagte mit etwas schwäbischer Accentuierung: „Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie mir meinen Hohentwiel besungen haben!“ Ich fuhr also mit dem Bewußtsein eines gerechten Menschen nach Hause und erhielt infolge dieses Besuches den württembergischen Kronenorden, mit welchem bekanntlich der Personaladel verbunden ist. Als darauf die Karlsruher Polytechniker auf den Gedanken kamen, meinen Geburtstag öffentlich zu feiern, da mochte wohl unser Hof gedacht haben, den württembergischen Kronenorden zu überbieten, und so kam von dieser Seite der Erbadel. Alles Zufall! Hätte mich das Telegramm des Großherzogs noch treffen können, so wäre ich nicht mit dem württembergischen Königshause bekannt geworden. Der Besuch in Friedrichshafen wäre unter-, der Kronenorden aber ausgeblieben. Der ausgebliebene Kronenorden hätte aber höchstwahrscheinlich den badischen Erbadel nicht im Gefolge gehabt. So bin ich durch reinen Zufall adelig geworden.“

Für unsere Hausfrauen.

Schnell- und Sicherheitsbratpfanne. Die Erfahrung hat zur Genüge gelehrt, wie oft der Braten selbst der perfektesten Köchin, der Hausfrau, ja sogar dem geübtesten Koch in der gewöhnlichen Bratpfanne anbrennt, weil in den meisten Fällen die untere Hitze des Bratofens eine zu starke ist, während das Fleisch, das auch von der Oberhitze gebräunt werden soll, noch fast weiß aussieht; es sind, um diesem Uebelstande abzuhelfen, schon unzählige Versuche angestellt worden, einen Apparat zu konstruieren, der das Anbrennen verhindert und ebenso ein gleichmäßiges Durchbraten herbeiführt. — Von den vielen bisher gefertigten Gefäßen dieser Art war keines wirklich brauchbar und in jeder Beziehung zweckentsprechend; die vorstehend abgebildete Schnell- und Sicherheitsbratpfanne vereinigt alle Vorzüge in sich und dürfte allen an einen derartigen Apparat gestellten Ansprüchen durchaus genügen. Das geringste Anbrennen ist absolut ausgeschlossen, da man vermöge eines am Boden angebrachten Regulators (siehe Fig. 2) es vollständig in der Gewalt hat, die Hitze von unten zu steigern oder abzuschwächen, um auf diese Weise ein Anbrennen zu verhüten, ein nicht zu unterschätzender Vorzug, der die Anschaffung dieser Bratgefäße allen Haushaltungen beinahe zur Notwendigkeit macht. Die Sicherheitsbratpfanne ist in geschickter Form aus bestem verzinntem Stahlblech sauber und dauerhaft hergestellt, bietet an Haltbarkeit das denkbar Solideste und kann niemals, wie emaillierte Pfannen, ausspringen. Die Regulievorrichtung am Boden ist von starkem Eisenblech; dieselbe kann behufs Reinigung abgenommen werden und ist so konstruiert, daß man nur den an der linken Seite sichtbaren Schieber nach innen oder außen zu drücken braucht, um stärkere oder schwächere Hitze hinzuzulassen oder die letztere von unten gänzlich abzusperren. — Hervorgehoben sei noch, daß sämtliche Apparate mit Deckel geliefert werden, worauf die meisten Köche besonderen Wert legen. Die neue Schnell- und Sicherheitsbratpfanne wird in folgenden Größen geliefert:

Länge ca.	27	29	31	35	40	46	53	60 cm
Preis	4.50	5.75	7.—	8.50	10.—	11.50	13.50	16.— *M*

Bezugsquelle Karl Hirsch u. Co., Leipzigerstr. 2, Berlin W, Etablissement für Kücheneinrichtung.

Unterhaltungsaufgabe.

Eine ebenso interessante wie anregende Unterhaltungsaufgabe ist folgende:

Der Aufgabesteller fertigt sich zuvor eine kleine Tabelle an, in welcher neben jedem Buchstaben des Alphabets der Reihenfolge nach die Zahlen von 1 bis 25 gesetzt sind. Er bittet dann jemanden aus der Gesellschaft, ihm ein beliebiges Wort zu nennen und rechnet nun schnell die Zahlen für jeden Buchstaben dieses Wortes zusammen. Nach Ermittelung dieser Summe gibt er derselben Person auf, sich zwei beliebige Zahlen zu denken, die Summe dieser beiden Zahlen mit der Differenz derselben zu multiplizieren, zum Produkt noch die Quadratzahl der kleineren gedachten Zahl und die Zahl x zu addieren und von dieser Summe schließlich noch die Zahl y und die Quadratzahl der größeren gedachten Zahl zu subtrahieren. (Die Größe der Zahlen x und y hängt von der Summe der Buchstabenzahlen des gewählten Wortes ab und müssen so genommen werden, daß x — y = dieser Summe ist.)

Der Aufgabesteller erklärt nun der Gesellschaft, daß er das Resultat des vom Beauftragten ausgeführten Rechenexempels mittels des von demselben gewählten Wortes ermitteln könne. Er nimmt nun die Tabelle zur Hand, schreibt die hinter den bezüglichen Buchstaben des gewählten Wortes stehenden Zahlen nieder und summiert diese auf. Die erhaltene Summe stimmt mit dem Resultat der Berechnung überein. Diese Manipulation muß möglichst von allen Anwesenden mit eigenen Augen verfolgt werden können, damit bei denselben der Glaube geweckt werde, als sei diese Manipulation wirklich zur Ermittelung des Resultats erforderlich und als ständen das von dem Beauftragten gewählte Wort und die gewählte beide Zahlen in einem mysteriösen Zusammenhange.

Gut ist es, wenn Derjenige, der solche Aufgaben stellen will, sich schon vorher, und zwar ein für allemal die zu jedem Buchstaben des Alphabets gehörige Zahl fest und sicher im Kopfe einprägt und also bei Ermittelung der Buchstabenzahlensumme des gewählten Wortes, bevor er die eigentliche Aufgabe stellt, sich nicht selbst der Tabelle zu bedienen braucht. Ein gewandter und schneller Rechner wird dann sogar imstande sein, diese Summe zu ermitteln, während er schon die Aufgabe stellt und die Berechnung seitens des Beauftragten erfolgt, so daß eine verdächtige Pause vermieden wird; selbstverständlich muß dies aber bis zu dem Zeitpunkte geschehen sein, bis zu welchem der Betreffende in seiner Berechnung soweit fortgeschritten ist, daß die von der Buchstabenzahlensumme abhängigen Zahlen x und y mit in die Berechnung getreten haben.

Zur besseren Auffassung sei hier ein Beispiel angeführt: Der Betreffende habe das Wort „Kunst“ gewählt. Da nun im Alphabet k der 10., u der 20., n der 13., s der 18. und t der 19. Buchstabe ist, so wird der Aufgabesteller als Summe die Zahl 80 ermitteln und wird nun x und y = 100 und 20, oder = 96 und 16 oder auch = 144 und 64 u. s. w. nehmen können. Halten wir nun die letzteren beiden Zahlen fest, so bittet der Beauftragte, falls er sich die Zahlen 46 und 18 gedacht, folgendes Rechenexempel auszuführen:

46 + 18 = 64 ⎫
46 — 18 = 28 ⎭ × = 1792
\+ Quadrat von 18 = 324
\+ 124
= 2240
— 44
= 2196
— Quadrat von 46 = 2116
= 80

welche Zahl auch der alphabetischen Zahlensumme des Wortes „Kunst“ entspricht.

Stiefelzieher mit Gestell.

„Bequemlichkeit ist 's halbe Leben,“ sagt ein altes gutes Sprichwort, dem wohl auch jeder Mensch mehr oder weniger, soweit es die Umstände zulassen, huldigt; wir sind bestrebt, die sämtlichen Gebrauchsgegenstände nach Möglichkeit uns bequem zu gestalten und freuen uns stets, wenn wir einem Artikel begegnen, der auf diesem Gebiete wieder neu erfunden oder konstruiert ist. Zu den erheblichsten täglichen Unbequemlichkeiten für jung und alt gehört das Ausziehen der Stiefel, das uns häufig Anstrengung und Schwierigkeit verursacht. Die vorstehende Abbildung zeigt einen neuen, für diesen Zweck hergestellten Apparat, der uns infolge seiner Form die eben erwähnte Arbeit wesentlich erleichtert. Der neue Stiefelzieher ist, wie aus der Skizze ersichtlich, mit hohem Gestell versehen, um sich daran festhalten zu können, ein Vorzug, der besonders schwächlichen oder recht korpulenten Leuten sehr zu statten kommt; der Stiefel resp. der Fuß wird durch den Ausschnitt des Trittbretts gesteckt, während die hintere Form des Apparates, also der für den Haken bestimmte Teil, genau den bisher üblichen Stiefelziehern entspricht. Dadurch, daß der Fuß unten durchgesteckt wird, sowie infolge der sicheren Handhabe am Gestell wird das Ausziehen ohne Anstrengung bewirkt. Der neue Stiefelzieher ist von Holz gearbeitet, nußbaumartig poliert und kostet portofrei 6.50 *M*.

Zu beziehen durch das Etablissement von K. Hirsch u. Co. in Berlin W, Leipzigerstraße 2.

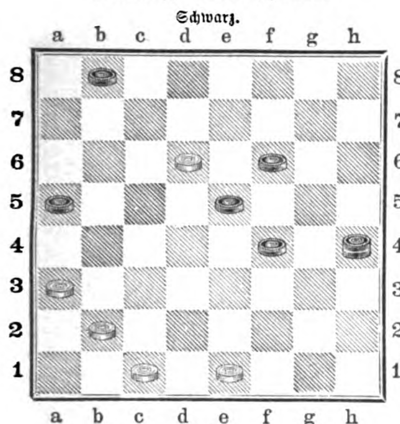


Stiefelzieher mit Gestell.

Zum Kopf-Zerbrechen.

Damespiel-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Dreisilbige Charade.

Einst diente meine Letzte,
Wohl jung und alt zum Schutz,
Jetzt tragen meine Ersten
Die letzte nur zum Putz.
Setz' auf die Ersten die Letzte,
So wird das Ganze d'raus;
Doch setzt du die Ersten aufs Ganze,
Ist's mit der Letzten aus!

Anagramm.

Zu erfassen des Weibes Bestimmung,
Bei mir manche Jungfrau erscheint,
Damit sie das Bitt're und Süße
Im eh'lichen Leben vereint.
Doch wenn man den Kopf nur, den harten,
Mit einem sanften vertauscht,
Zu des Mannes spät'rer Bestimmung
Meinen Lehren der Jüngling lauscht.

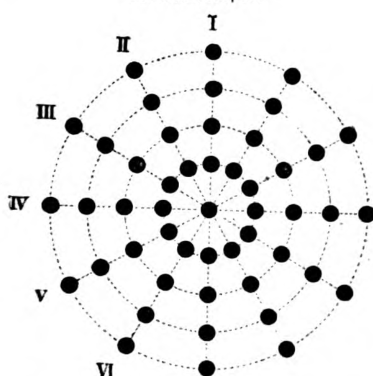
Zweisilbige Charade.

Mit meiner Ersten liebt der Witz zu spielen,
Die Zweite ist Erholung dir und mir;
Worauf der Sinn des Ganzen wohl mag zielen,
Errätst du spielend sicher hier.

Doppelsinn-Rätsel.

Mit mir die geistige Schar hältst fest du und bannst sie auf immer;
Mit mir durchschneidest du kühn salzige, stürmische Flut.
In mir erschließt sich der strebsamen Jugend die geistige Bildung;
Bei mir hält sichere Wacht Vaterlands spätester Sproß.

Kreisrätsel.



Wenn man die Punkte der obigen Figur durch je einen Buchstaben ersetzt, so kann man sechs bekannte Wörter erhalten, welche aus je neun Buchstaben bestehen und sämtlich den Mittelbuchstaben „O“ haben.

Diese sechs Wörter bezeichnen: I. einen poetischen Namen für einen Vogel, II. eine Göttin der Griechen, III. einen dramatischen Dichter, IV. einen berühmten Historiker, V. einen König des Altertums, VI. eine schön blühende Pflanze. Die Anfangsbuchstaben dieser sechs Wörter ergeben den Namen eines Festes.

Rätsel.

Mit Stolz darf deutscher Mund bekennen
Als Eigentum mein erstes Wort,
Um das vielleicht ein Kampf entbrennen
Noch einmal muß, eh' uns der Hort
Des Friedens leuchtet für und für
Und neu verschönt des Siegs Panier.

Mein zweites zählt zu den Metallen,
Es glänzt und gleißt im Sonnenlicht,
Es ist begehrt in Marmorhallen
Und auch, wo's oft an Brot gebricht.
Doch wehe, wenn darnach dein Trachten
Die guten Weg' dich ließ verachten.

Das Ganze funkelt im Pokale
Als meines Ersten Zaubertrank,
Und auch im lichterfüllten Saale
Bewegt das Herz sein heil'ger Klang.
Ein Genius mit des Geistes Waffen
Hat's einst zu eig'nem Ruhm geschaffen.

Charade.

Wenn die Ersten drohend
Ihre Fesseln sprengen,
Suchest mit Gewalt du
Sie zurückzudrängen.

Wenn du zu den Letzten
Froh wirst hingetragen,
Weißt du, das ist sicher,
Nichts dazu zu sagen.

Mutig geh' entgegen
Der Soldat dem Ganzen,
Wenn das Land bedräuen
Russen oder Franzen! —

Rebus.



Palindrom.

Manchen machte ich schon stumm,
Lieb bin ich, drehst du mich um.

Skat-Aufgabe Nr. 36.

B (Mittelhand) hat die folgenden Karten:
Treff-Bube, Pique-Bube, Coeur-Bube, Treff-10, Treff-König, Pique-10, Pique-Dame, Coeur-10, Coeur-Dame, Carreau 10.

B reizt. A und C passen. B tourniert Treff-Aß, nimmt als zweite Karte den Carreau-Buben auf, legt Carreau-10 und Coeur-10 und verliert das Spiel (mit sieben Matadoren). Keiner der beiden Gegner ist in Pique oder Coeur oder Carreau Renonce. C hat in seinen zehn Karten 7 Points mehr als A.

Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels?

Skat-Auflösung von Nr. 35.

A hat: Treff-Bube, Coeur-Bube, Carreau-Bube, Treff-König, Treff-Dame, Treff-9, Treff-8, Treff-7, Coeur-König, Coeur-Dame oder Carreau-König, Carreau-Dame.

Die Gegner erhalten bei dieser Verteilung der Karten höchstens 59 Points.

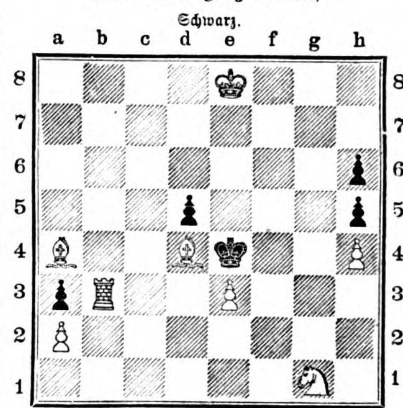
Rebus.



Schachaufgabe Nr. 57.

Von L. N. de Jong in Utrecht.

Schwarz.



Weiß.

(8 + 5 = 13.)

Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Schachaufgabe in Typen XLIX.

Von Dr. S. Gold in Wien.

Weiß: Kb5. Df3. Lb4. Se2.
Schwarz: Ke5. Be7.

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung von Nr. 56.

1. Da4—e8 Ke6—f5
2. Lf1—b3 + Kf5—e4
3. Sd5—f6 : ‡.

1. .... Ke6—d5.
2. Lf1—g2 + Ke6, Kc5
3. De8—c8 oder c6 ‡.

1. .... c7—c6
2. De8—c8 + Ke6—55 :
3. Dc8—f5 ‡.

1. .... f6—f5
2. De8—e7 : + rc.

Lösung von Nr. XLVIII.

1. b3—b4 Kb5—c4
2. Sd8—f7 Kc4—d5 :
3. Ld1—b3 ‡.

2. .... Kc4—b5
3. Sf7—d6 ‡.

Eingelaufene Lösungen.

Nr. 54 wurde gelöst von Dr. Friedrich in Berlin, Paul Heubauer in Chemnitz.

Nr. 52 wurde ferner gelöst von Ernst Gläser in Berlin. Nr. XLIV desgleichen.

Briefwechsel.

E. P., M. in Frankfurt a. M. Ihre Probleme Nr. 22 und 69 gelangen zur Verwertung; das schwächere Nr. 35, eine minderwertige Variation des sogenannten „Indischen Problems“, jedoch dankend abgelehnt.

Schachlitteratur.

Von dem rühmlich bekannten Schachschriftsteller Oskar Cordel in Charlottenburg erschien vor kurzem im Verlag von Julius Springer in Berlin: Führer durch die Schachtheorie. Ausführliche Tabelle der Spieleröffnungen auf Grundlage neuester Forschung. Dieses Werk behandelt, fast 32 Bogen Oktav stark, in gründlicher und ausführlicher Weise die moderne Theorie der Spieleröffnungen, unterzieht die verschiedenen Eröffnungen eingehender Würdigung und Betrachtung und gibt in erschöpfenden Anmerkungen, ohne sich in der sonst üblichen Weise mit Wiedergabe glossierter, mit erläuternden Varianten versehenen Partien aus der schachlichen Praxis aufzuhalten, reichliche wünschenswerte Aufklärung. Die ganze Abfassung ist klar, sachlich, kurz und bündig und zeugt von gediegenem sachlichem Wissen, während die in Anwendung gebrachte Tabellenform die Uebersicht ungemein erleichtert. Der Preis ist 9 Mark.

Auflösungen zu Heft 6, S. 1717—19.

Rebus: Andrer Leute Kreuz lehrt dich das deine tragen. **Homonym:** Gewand — Gewandt. **Buchstabenrätsel:** Geschmause — Schmaus. **Arithmogriph:** Flora. **Tonrätsel:** Àugust — Augùst.

Königszug:

So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sankt Diogenes, mein Faß.
Bald ist es Ernst, bald ist es Spaß;
Bald ist es Lieb', bald ist es Haß;
Bald ist es dies, bald ist es das;
Es ist ein Nichts, und ist ein Was.
So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sankt Diogenes, mein Faß.

Wolfgang Goethe.

Aufgabe:

PANAMACANAL
ARMEEBEFEHL
NIAGARAFALL
ALESSANDRIA
MAGNACHARTA
ABRACADABRA
CALENDARIUM
AFRICANERIN
NEBELBILDER
ANAMORPHOSE
LADYMACBETH

Rebus: Dem Mutigen gehört die Welt.

Litterarische Jahresübersichten[1].

Naturwissenschaft.

„Weltschöpfung und Weltuntergang“ betitelt sich ein allgemein verständlich gehaltenes 21 Bogen starkes Werk von Oswald Köhler (Stuttgart, Dietz, 1887), das sich neben den vielen anderen Werken dieser Art wohl kann sehen lassen. Vom Standpunkt der Naturwissenschaft dargestellt, nimmt es Unendlichkeit und Ewigkeit der Welt an, nicht aber der einzelnen Formen derselben, die im Verlauf der Jahrmillionen wechseln und sich verwandeln, wobei aber dennoch stofflich nichts verloren geht. Dies Schicksal wird auch die Erde einst haben, die sich in ihrer Bedeutung zur Welt ungefähr verhält wie ein Tropfen im Meer. Die Welt selbst ist unvernichtbar, sie ist ewig, also auch nicht erschaffen, es gibt aber auch keinen allgemeinen (kosmischen) Fortschritt in der Welt, ebensowenig sie einen bestimmten Zweck hat. Am allerwenigsten darf man annehmen, daß die Welt für die Menschheit „erschaffen“ ist. Mag diese Erkenntnis uns im ganzen auch schwer fallen, „so wollen wir uns — so lauten die Schlußworte des Werkes — trotz alledem durch diese Erkenntnis in der frohen Benützung der Welt, in dem Genusse ihrer Annehmlichkeiten und an dem wahrhaft interessanten Studium ihrer Gesetze und Rätsel in keiner Weise beeinträchtigen lassen“.

Roßmäßlers Werk **„Die Geschichte der Erde“** erscheint in vierter Auflage, vollständig umgearbeitet, mit neuen Illustrationen versehen und auf den Stand des heutigen Wissens gebracht durch Dr. Th. Engel (Stuttgart, O. Weisert, 1887). Dieses im Jahre 1856 zuerst erschienene Werk hat schon Hunderttausenden die genußvollste Belehrung verschafft, es bedarf keiner Empfehlung als die Anerkennung, daß es zu den besten populär-wissenschaftlichen Werken gehört.

Für die Mittelstufe mehrklassiger Volks- und Bürgerschulen bestimmt, zugleich ein Lesebuch für die Jugend, ist eine **Naturgeschichte der drei Reiche** in Einzelbeschreibungen von W. Wölkerling, Lehrer (Potsdam, A. Stein, 1887). Das Buch ist für den angegebenen Zweck gut geschrieben, die Abbildungen deutlich, naturgetreu. Etwas stiefmütterlich ist die Mineralogie bedacht, es fehlt dort auch jede Illustrierung.

Von demselben Verfasser und aus demselben Verlag liegt ein 4 Bogen starkes, ebenfalls illustriertes Werkchen **„Das Wichtigste aus der reinen und angewandten Chemie** in Einzeldarstellungen für die Oberstufe mehrklassiger Volks- und Bürgerschulen“, vor. Wir können solche, den Geschmack an den Naturwissenschaften und ihr Verständnis fördernde Darstellungen nur loben.

Der dritte Jahrgang des **„Jahrbuchs der Naturwissenschaften“** liegt vor uns (Freiburg i. B., Herder, 1888). Das schon in den vorhergehenden Jahrgängen warm von uns empfohlene Werk verdient diese Empfehlung auch im vorliegenden Jahrgang, und wir können nur wünschen, daß das Werk, dessen größtes Verdienst Gemeinverständlichkeit ist, von Dauer sein möge. Eine allgemeine Inhaltsangabe kann die Reichhaltigkeit des Werkes nur schwach andeuten. Es behandelt: Physik, Chemie, Angewandte Mechanik, Astronomie, Meteorologie, Zoologie, Botanik, Forst- und Landwirtschaft, Mineralogie und Geologie, Anthropologie und Urgeschichte, Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie, Länder- und Völkerkunde, Handel, Industrie und Verkehr, Verschiedenes. Den Schluß bildet ein ausführliches Register.

Manche willkommene Gabe bietet die von Oskar Leiner und Emil Fischer herausgegebene **„Bibliothek nützlicher Taschenbücher“** (Leipzig, O. Leiner). In sechster Auflage liegt das **Taschenbuch für Pflanzensammler** vor. Neu ist in demselben ein Gattungsschlüssel für das Linné'sche System. Der Abschnitt: Die Pflanze und ihre Teile, ist vollständig umgearbeitet. Die Abbildungen sind höchst sauber, wie die ganze Ausstattung; vorzüglich sind die drei die Klassenmerkmale des Linné'schen Systems veranschaulichenden Farbentafeln. Die von demselben Verf. zusammengestellten **„Etiketten für Pflanzensammlungen“** liegen in zweiter vermehrter Auflage vor. Beide Werkchen werden gewiß vielen Botanikern, selbst solchen „von Fach“, eine willkommene Gabe sein.

Von dem verdienstvollen Förderer der Vogelkunde, Karl Ruß, liegen uns zwei Werke vor: Die **„Vögel der Heimat in Lebensbildern“** (Leipzig 1886, G. Freitag), und **„Lehrbuch der Stubenvogelpflege, Abrichtung und Zucht“** (Magdeburg, Creutzscher Verlag). Ersteres (16 Lieferungen) ist mit 120 Abbildungen in Farbendruck versehen, die als wirkliche Kunstleistungen (obwohl die Farbengebung manchmal etwas zu lebhaft erscheint) den Wert des Werkes in einer die vollste Anerkennung fordernden Weise erhöht. Das zweite Werk (17 Lieferungen) soll nach des Verfassers eigenen Worten „alle Seiten der Vogelliebhaberei umfassen, den Wünschen aller Vogelliebhaber, gleichviel auf welchem Gebiete, entgegenkommen und den Anforderungen aller Vogelpfleger und -Wirte zu genügen suchen“. Daß Karl Ruß ganz besonders berufen ist, ein solches Werk zu schreiben, bedarf keines Beweises. Gerade auf diesem Felde, in der Behandlung und Pflege, welche die Stubenvögel, diese durch ihre Intelligenz, Anmut und Munterkeit, wie auch zum Teil durch ihren Gesang jedem Menschen so sympathischen Haustiere, erfordern, um an ihrem reizenden Wesen keine Einbuße zu erleiden, stehen dem Verf. die Erfahrungen eines ganzen Lebens zu Gebote. Man wird in diesem Buche diese Erfahrungen mit den scharfen, wissenschaftlichen Beobachtungen des Naturkundigen vereinigt finden. Zwei prachtvolle Chromovollbilder und zahlreiche treffliche Holzschnitte erhöhen den Wert des Buches.

Wenn neben den beiden Rußschen Werken ein Konkurrenzwerk erscheint, so ist ein solches Unternehmen nur dann denkbar, wenn es ebenbürtige Leistungen aufzuweisen hat und sich durch Eigenartigkeit auszeichnet. Diesen in der That hohen Anforderungen entspricht denn auch das Werk von Fr. Wink, **„Deutschlands Vögel“**. Naturgeschichte sämtlicher Vögel der Heimat, nebst Anweisung über die Pflege gefangener Vögel, mit 226 Abbildungen in Farbendruck (26—28 Tafeln) und zahlreichen Holzschnitten, 12 Lieferungen (Stuttgart, C. Hoffmannsche Verlagsbuchhandlung 1888). Es soll also den Inhalt der beiden Rußschen Werke vereinigen, ohne natürlich deren Ausführlichkeit zu besitzen, denn es wird kaum den fünften Teil des Umfangs derselben aufweisen. Die Farbendrucktafeln sind vorzüglich, wenn auch hier bisweilen die Töne etwas zu lebhaft aufgetragen sind.

Wer an die Möglichkeit glaubt, daß der Mensch mit Hilfe irgend eines Apparates den Vogelflug wirklich nachahmen könne (d. h. nachahmen, daß ein wirklicher Wert darin erkennbar ist), dem empfehlen wir des Freiherrn v. Wechmars Schrift **„Der aviatische oder dynamische Flug“** (Wien 1888, Spielhagen und Schurich). Ungläubige dürften jedoch kaum durch dieselbe bekehrt werden, so sinnreich auch der neuverbesserte Wechmarsche Flugapparat hergestellt ist.

Ein Lexikon, das die Forstwissenschaft und das Jagdwesen vereinigen, ist unseres Wissens neu; es wird daher das von Herm. Fürst, Direktor der Königl. Forstlehranstalt zu Aschaffenburg, unter Mitwirkung einer Anzahl von Fachmännern herausgegebene **„Forst- und Jagdlexikon“** als zeitgemäß und zweckentsprechend begrüßt werden. Dasselbe ist mit zahlreichen Textabbildungen versehen, trägt in seinen Artikeln die Namensunterschriften (Chiffren) der Bearbeiter, was immer als eine höhere Gewähr der Gediegenheit gelten kann, und erscheint in mäßigem Umfange (16 Lieferungen, Berlin, Paul Parey, 1887).

Ein Zweig der Landwirtschaft, der bei uns immer noch nicht die Beachtung und Pflege genießt, die er verdient, ist die Imkerei. Wir stehen z. B. in dieser Hinsicht gegen unsere Nachbarn, die Franzosen, weit zurück. Frankreich produziert jährlich 7,5 Mill. Kilo Honig. Bienenzüchtern und solchen, die es werden wollen, sei daher das in fünfter, verbesserter und vermehrter Auflage vorliegende Werk von J. G. Kanitz, Redakteur der Preußischen Bienenzeitung, **„Honig- und Schwarmbienenzucht“** (Oranienburg 1888, E. Freyhoffs Verlag) bestens empfohlen. Zahlreiche in den Text gedruckte Abbildungen dienen zur Erläuterung.

Wenn bei der ansehnlichen Menge von wirklich guten Kochbüchern ein ausländisches, mit der Gastronomie sich befassendes Werk fünf Auflagen erlebt, so spricht das gewiß für seine Vortrefflichkeit. Wir meinen **„Die Physiologie des Geschmacks oder physiologische Anleitung zum Studium der Tafelgenüsse“** von Brillat-Savarin. Freilich ist dies auch ein Werk, das in seiner Eigenartigkeit nur von einem Franzosen geschrieben werden konnte. Es ist ein durch und durch französisches Buch im besten Sinn. Dabei hat es in Karl Vogt einen Uebersetzer gefunden, wie er verständnisvoller und gewandter kaum denkbar ist. Das ist keine trockene Abkapitelung der verschiedenen Speisen, ihrer Zubereitung, ihrer Verdaulichkeit, ihrer Wirkungen u. s. w. Das sind zahlreiche, höchst gemütliche, oft witzige Plaudereien, die zuweilen so lebhaft, so appetitlich werden, daß einem das Wasser im Munde zusammenläuft. Ein besseres Lob kann für ein Werk, das von der physiologischen Eigenschaft des Geschmackes handelt, wohl kaum gespendet werden. Eine Empfehlung brauchen wir deshalb auch nicht hinzuzufügen.

Einen berufenen Bearbeiter hat die Photographie in P. E. Liesegang gefunden, dessen **„Handbuch des praktischen Photographen“** in zehnter vermehrter Auflage (Düsseldorf, E. Liesegangs Verlag 1887) vorliegt. Das mit 248 erläuternden Abbildungen versehene Werk ist in fünf Teile zerlegt: 1) Der photographische Apparat und dessen Verwendung zur Aufnahme von Porträts; Ansichten und Reproduktionen; 2) die verschiedenen Kollodienverfahren; 3) die Bromsilbergelatine; 4) der Silberdruck; Chlorsilbergelatine; 5) der Kohlendruck. Denselben ist je ein besonderes Sachverzeichnis beigegeben. Ein Anhang mit allerlei nützlichen Winken und ein alphabetisches Sachregister bilden den Schluß des vortrefflichen Werkes.

Auf einem engen Raum zusammengedrängt ist die photographische Wissenschaft in dem **„Katechismus der Photographie“** von Julius Schnauß (Leipzig 1888 J. J. Weber), der in vierter Auflage vorliegt, was die Lebensfähigkeit des Werkchens beweist. Als Anhang enthält dasselbe ein alphabetisches Verzeichnis der deutschen, lateinischen, französischen und englischen Benennungen photographischer Chemikalien und Naturprodukte. In den Text gedruckte Abbildungen dienen zur Erläuterung.

Eine weitgehende wissenschaftliche Bedeutung hat mit der Zeit die Momentphotographie gewonnen. Jeden dafür sich Interessierenden wird die **„Anleitung zur Herstellung von Momentphotographien“**, herausgegeben von Professor Josef Maria Eder (Halle a. S., 1887 Wilhelm Knapp) willkommen sein. Das mit 190 Holzschnitten und Zinkotypien versehene Werk liegt in zweiter gänzlich umgearbeiteter Auflage vor. Aus dem 24 Kapitel aufweisenden Inhalt erwähnen wir: Ueber Momentverschlüsse. Die photographische Flinte, der photographische Revolver und verschiedene Miniaturapparate (Geheimphotographie ꝛc.). Die Photographie vom Luftballon aus. Die Anwendung der Momentphotographie auf Astronomie und Meteorologie. Die Photographie von Kanonenschüssen, Sprengungen, fliegenden Kugeln und Schallwellen. Photographie des Blitzes und des elektrischen Funkens. Die Photographie schlafender und hypnotischer Personen u. s. w. Dem Werk sind verschiedene Serien von Lichtdrucktafeln in künstlerischer Ausführung beigegeben, von denen viele sich trefflich als Zimmerschmuck eignen. Die Tafeln werden auch einzeln abgegeben.

Von dem **„Jahrbuch für Photographie und Reproduktionstechnik“** liegt der zweite Jahrgang vor (Halle a. S. 1888 Wilh. Knapp). Dasselbe ist herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner (61 an der Zahl) von Professor Josef Maria Eder, den Verfasser des vorgenannten Werkes. Das Jahrbuch ist mit 109 Holzschnitten (oder Zinkotypien) im Text und 21 artistischen Tafeln versehen. Außerdem Porträt des am 12. April 1887 verstorbenen Photochemikers J. B. Obernetter. Aus dem Inhalt erwähnen wir: Tabellen (107 an der Zahl). Formeln und Rezepte für photographische Operationen. Original-Beiträge (darunter auch eine Abhandlung über Mikrophotographie, über Farbenlichtdruck, die Stirnsche Geheimkamera, Emailphotographie in Farben u. s. w.). Die Fortschritte der Photographie in den Jahren 1886 und 1887. Patente ꝛc. Man kann dem Jahrbuch nur guten Fortgang wünschen, der übrigens durch seine Unentbehrlichkeit für jeden tüchtigen Photographen garantiert scheint.

„Elektrische Apparate, Maschinen und Einrichtungen“. Eine Sammlung von Beschreibungen zum Gebrauch für Techniker, Ingenieure, Industrielle, Telegraphenbeamte, Aerzte, für Lehrzwecke und zum Selbstunterricht von W. E. Fein (Inhaber und Leiter der Firma C. und E. Fein in Stuttgart), mit 297 in den Text gedruckten Holzschnitten (Stuttgart, 1888 Julius Hoffmann) ist ein Werk, das außer der Titelerwähnung wohl keiner besonderen Empfehlung bedarf. Der Inhalt erstreckt sich auf folgende Kategorien: Erzeugung des elektrischen Stromes. Meßinstrumente und wissenschaftliche Apparate. Elektrisches Signalwesen und Telegraphie. Fernsprechwesen. Elektrische Beleuchtung. Elektrische Kraftübertragung. Galvano-Chemie. Aerztliche Elektrotechnik. Sonstige technische Anwendungen der Elektrizität. — Die hier vorgeführten Apparate, Maschinen und Einrichtungen sind sämtlich in der weit über die Grenzen Deutschlands hinaus rühmlich bekannten Fabrik des Verfassers angefertigt.

Verschiedenes.

Ein ausländisches Werk über eine deutsche fürstliche Persönlichkeit muß schon besondere Vorzüge haben, wenn es übersetzt werden kann, da hierzuland an Lebensbeschreibungen solcher Persönlichkeiten, insbesondere hervorragender, kein Mangel zu sein pflegt. Dies ist denn auch in hohem Maße der Fall bei dem Werk **„Life and Times of Louisa Queen of Prussia“**, von Hudson, das unter Mitwirkung von W. Wagner durch R. Carl und K. F. Pfau bearbeitet ist (Leipzig, Verlag von K. Fr. Pfau). Reiht sich das Werk in seiner englischen Fassung den Biographien Goethes von Lewes und Schillers von Carlyle würdig an, so erhält es in der deutschen Bearbeitung dadurch einen erhöhten Wert, daß die Benutzung neuen Quellenmaterials es ermöglicht hat, die hehre Gestalt der hochseligen Königin, in ihrem ganzen herrlichen Wesen als Weib, Mutter und Fürstin plastisch hervortreten zu lassen. Aber auch alle anderen Figuren, die in dem Rahmen des Buches handelnd auftreten, sind mit Meisterschaft gezeichnet. Das interessanteste Kapitel ist unstreitig das achtzehnte, in welchem die berühmte Unterredung der Königin Luise mit Napoleon vorkommt. Welch ein Gegensatz, diese beiden Personen nebeneinander zu sehen, geschweige miteinander ringen zu sehen. Die Königin doppelt gebeugt von der niederschmetternden Wucht der letzten Ereignisse und von der Verantwortlichkeit, die sich an diesen Schritt knüpft, den sie für den schwersten ihres Lebens erklärt; Napoleon, hingerissen von der Erscheinung und mehr noch von dem Wesen Luisens, wobei der feste Vorsatz, nichts gewähren zu wollen, wenigstens nicht das Erbetene — nur Magdeburg wollte die Königin retten — ins Schwanken gerät: das ist ein Bild, wie man es großartiger und ergreifender nicht wiederfinden kann. Wie klein erscheint der gewaltige Sieger in dieser unvergleichlichen Szene der Besiegten gegenüber! „Wie konnten Sie es wagen, mit mir, der ich schon mächtigere Nationen besiegt, Krieg anzufangen?“ — „Majestät, unter dem Eindruck des Ruhmes Friedrichs des Großen war es wohl verzeihlich, über unsere Kräfte uns zu täuschen, wenn überhaupt wir uns getäuscht haben,“ ist wohl der Höhepunkt dieser Unterredung, die zu nichts führte. Bei einer späteren Gelegenheit bot Napoleon der Königin eine Rose an. Diese zögerte einen Augenblick und sagte dann sanft, aber in bestimmtem Ton: „Wenigstens mit Magdeburg.“ — „Ich muß Ew. Majestät darauf hinweisen,“ entgegnete Napoleon, „daß es an mir ist zu bitten, an Ihnen anzunehmen oder abzulehnen.“ — „Keine Rose ohne Dornen,“ lautete die Antwort der Königin, „aber diese Dornen sind zu scharf für mich.“ Bei der Verabschiedung von ihr mußte Napoleon sich sagen lassen: „Majestät, Sie haben mich grausam getäuscht.“ Dieses Kapitel ist allein wert, daß man das Buch kauft.

Ein kurzes Lebensbild des **„General Feldmarschall Albrecht Grafen von Roon“** aus ungenannter Feder ist bei C. Bertelsmann in Gütersloh erschienen. Die Schrift wird um so willkommener begrüßt werden, als dieser Hauptmitarbeiter Kaiser Wilhelms I. bei einer seiner wichtigsten Lebensaufgaben, der Armeereorganisation, außer der v. Goßlerschen Schrift (1879) noch keinen Biographen gefunden. Natürlich können diese beiden Schriften nur Vorläufer einer Lebensbeschreibung bilden, welche die Lebensthätigkeit dieses Mannes ausführlich vor Augen führt.

Zu der vierhundertjährigen Geburtsfeier Ulrichs von

1) Schluß aus vorigem Heft.

Hutten am 21. April 1888 sind zwei Gedenkschriften erschienen: **„Der deutsche Patriot Ulrich von Hutten, als Ritter und Volksmann, als Dichter und Schriftsteller“**, von Karl Bodan (Leipzig, Otto Spamer) und **„Ulrich von Hutten, zur Erinnerung an die Feier seines vierhundertjährigen Geburtstages“**, von Adolf Lange (Gütersloh, C. Bertelsmann). Beide bewegen sich als Gelegenheitsschriften in mäßigem Umfange (7 bis 8 Bogen) und sind volkstümlich gehalten. Wir wünschen ihnen die weiteste Verbreitung, denn nächst Luther hat kein anderer Mann einen so tiefgreifenden Einfluß auf die Reformation gehabt, als Hutten, dessen Bedeutung sogar schon von den Franzosen gewürdigt worden. Vgl. Zeller, Ulrich de Hutten, sa vie, ses oeuvres, son époque (1849).

Aus dem von Adolf Hinrichsen veranstalteten Sammelwerk „Deutsche Denker“ liegt uns das erste Heft: **„Rudolf von Gneist“** von Karl Walcker in zweiter Auflage mit Porträt vor. Dieses Sammelwerk hat gewiß ein unverkennbares Verdienst und es scheint uns der Verleger auf dem durchaus richtigen Wege sich zu befinden, wenn er diesen Einzeldarstellungen einen möglichst engen Rahmen anwies. Das vorliegende Heftchen ist etwas über 3 Bogen stark. Ein solcher Umfang genügt aber zur allgemeinen Orientierung gewiß in den meisten Fällen. Man kann dem Unternehmen, das bestimmt scheint, allen etwas zu bieten, nur den besten Fortgang wünschen.

Aus einem anderen Sammelwerk, der vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse zu Prag veranstalteten „Sammlung gemeinnütziger Vorträge“ sendet man uns den Vortrag des Turnlehrers Straube-Budweis **„Der Turnvater Jahn“**. Wir bemerken nur, daß das Heftchen auch für Nichtturner — und deren gibt es ja genug — Interessantes bietet, sobald sie nur das große Wollen, das diesen Patrioten freilich weit über sein Können hinaus bewegte, zu schätzen wissen. Bei welchem Idealisten bliebe aber das Können nicht hinter dem Wollen zurück? Sie wären ja sonst keine Idealisten.

Wenn ein Werk wissenschaftlicher Art zwölf Auflagen erlebt, so ist dies gewiß ein Zeichen seiner Vortrefflichkeit. In diesem Falle befinden sich die **„Erzählungen aus der neuen Geschichte in biographischer Form“** von Ludwig Stacke (Oldenburg 1888, bei Gerhard Stalling). Mit der Geschichte der Entdeckungen beginnend, geht die Darstellung über auf das Zeitalter der Reformation, des Ludwigs XIV., Peters des Großen, Friedrichs des Großen und schließt mit der französischen Revolution ab, überall die Hauptpersonen in den Vordergrund stellend. Der Band bildet den zweiten Teil eines größeren Ganzen, das außer der hier behandelten Periode die mittlere und neueste Geschichte umfaßt.

Von einem unserer fleißigsten Schriftsteller, Adolf Kohut, liegen uns zwei Bände Essays und Skizzen vor: **„Leuchtende Fackeln“** und **„Ragende Gipfel“** (beide Minden 1887, Bruns' Verlag). Ersteres enthält Beiträge zur Kultur-, Theater- und Kunstgeschichte („Studien über Friedrich den Großen“, „Aus der Zeit der Renaissance“, „Drei gewaltige Erfindungen“, „Kulinarische Skizzen“, „Kulturhistorisches Allerlei“, „Musikalische Säkular- und Gedenktage“, „Zwei Soubretten“, „Zwei Erinnerungen“, „Musikalisches Potpourri“), das zweite lediglich Litterarhistorisches („Einiges über unsere Dichterheroen“, „Litterarische Säkular- und Gedenktage“, „Litteraturporträts und Charakterbilder“, „Litteraturhistorisches Mosaik“). Die beiden Werke bilden gewissermaßen ein Ganzes und bieten, wie schon die allgemeine Inhaltsangabe erraten läßt, manches Interessante, selbst für den Eingeweihteren.

Eine litterarische Erscheinung, die für Familienkreise in hohem Grade Beachtung verdient, ist das in 24 Lieferungen à 2 Bogen erscheinende Werk von Lina Morgenstern **„Die Frauen des 19. Jahrhunderts“**, mit Illustrationen (Berlin 1888, Verlag der „Deutschen Hausfrauenzeitung“). Das Werk enthält kulturhistorische Zeit- und Charaktergemälde aus allen gebildeten Völkern. Unter der großen Anzahl der dargestellten Frauenbilder bemerken wir: die Königin Luise von Preußen, die Großfürstin Marie Paulowna, Frau von Staël, Bettina von Arnim, Karoline Perthes, Frau Flygare Carlen, Annette von Droste-Hülshoff, Elisabeth Fry (die Reformerin der englischen Gefängnisse), Friederike Bremer u. s. w. Es wird oft Klage erhoben, daß es an guter Lektüre für die Frauenwelt mangele. Hier ist ein Werk, das die drei Eigenschaften, die man von einer Lektüre in der Regel verlangt: das unterhaltende, anregende und belehrende Element in sich vereinigt. Man greife zu!

„Fürstliche Charakterzüge. Ein Fürstenbuch fürs Volk“ von M. Oberberger (Berlin, Rich. Eckstein Nachfolger) heißt ein Büchlein, das allerlei hübsche Züge fürstlicher Personen, insbesondere aus dem Hohenzollernhause, enthält. Eine bloße Anekdotensammlung hat der Leser aber keineswegs vor sich, obwohl es auch nicht am Ergötzlichen und Belustigenden mangelt. Des Sammlers Absicht war hauptsächlich die, die Großen dieser Erde dem Volke menschlich näher zu bringen. Wie oft begegnet man der Ansicht, daß die Großen dieser Erde außerhalb des Menschlichen ständen. Viele Unmenschen hat es freilich darunter gegeben, wie viele edle Menschen aber auch! Das Verhältnis nach unten zu wird sich in dieser Hinsicht schwerlich günstiger stellen.

Der gestirnte Himmel im März.

In diesem Monat erblickt man um 8 Uhr abends die beiden hellen Sterne Kastor und Pollux, die Hauptsterne im Bilde der Zwillinge, hoch am südlichen Himmel; unter ihnen etwas tiefer als in halber Höhe bis zum Horizont steht der glänzende Stern Procyon im Sternbilde des kleinen Hundes. Am westlichen Himmel neigt sich der Orion allmählich zum Untergange, während im Südosten Regulus, der Hauptstern des großen Löwen, strahlt. Am nordöstlichen Himmel erhebt sich Arktur, der rötliche Hauptstern des Bootes, und gegen 10 Uhr abends kann man dort auch schon das Emporsteigen des Sternbildes der nördlichen Krone über den Horizont beobachten.

Von den Planeten ist Merkur Morgenstern, man wird ihn aber erst nach der Mitte des Monats und nur unter günstigen Verhältnissen sehen können. Venus bleibt noch Abendstern und erreicht ihren größten Glanz am 25., am 5. steht sie in der Sonnennähe. Mars wird in diesem Monate unsichtbar. Jupiter kann nur in den Frühstunden von 2 Uhr ab gesehen werden, am 24., mittags, steht er unmittelbar beim Monde. Saturn ist fast die ganze Nacht hindurch gut zu beobachten, am 11., um 6 Uhr früh, steht er noch beim Monde. Den 20., 10 Uhr morgens, tritt die Sonne in das Zeichen des Widders und beginnt der Frühling.

Unsere Kunstbeilagen.

Henri Motte, der mit geschickter Hand auch stofflich interessante historische Vorgänge für seine wirkungsvollen Bilder wählt — wovon auch die Leser dieser Zeitschrift sich mehrfach zu überzeugen Gelegenheit fanden — hat diesmal die oft erzählte „Rettung des Kapitols“ zu seinem Vorbild genommen. Es ist kurz nach der Einnahme Roms durch die Gallier (389 v. Chr.), da diese bei nächtlicher Zeit auch das Kapitol zu erobern hoffen, aber Marcus Manlius, erweckt durch das Geschrei der Gänse im Heiligtume der Juno, stürzt den ersten Gallier hinab und vereitelt damit den Anschlag. „Kreuzfidel“ von Dvořák zeigt uns einen Optimisten, wie er vollkommener nicht gedacht werden kann. In diesem unschuldigen, lachenden Kindergesicht spiegelt sich alles Glück und alle Freude der Welt, obgleich dem Knirps jedenfalls das, was so gemeinhin als Glück angesehen wird, nur im knappsten Maße zu teil geworden sein dürfte. In vollem Gegensatz zu diesem „Glücklichen“ steht G. Anglers „Zu Tode müd!“ Es ist ein schwerer Gang gewesen, von dem die gramgebeugte Frau in ihre dürftige Behausung zurückkehrt. Den Gatten verloren, und in dem Gatten den Ernährer, an Stelle des Wohlstandes nun Armut, angewiesen auf die so schwer erduldete Wohlthätigkeit Fremder, das ist ihr Geschick. Auf dem Blatt „Hol über“ von R. Knight erfreut die außerordentlich lebenswahre Behandlung der beiden Frauengestalten, die ebensoviel feine Beobachtungsgabe wie technisches Geschick bekundet.

Unsere Reisezeitung.

Witterungsbericht aus den Alpen. Oberstdorf. Luftdruck: Max. 699,5 am 4., Min. 676,4 am 22. — Temperatur: Max. + 12° am 30., Min. — 13,9° am 14. — Wendelstein-Haus. Luftdruck: Max. 625,3 am 5., Min. 607,4 am 22. — Temperatur: Max. + 9° am 18., Min. — 13,9° am 12. — Traunstein. Luftdruck: Max. 720,5 am 13., Min. 697 am 22. — Temperatur: Max. + 7,1° am 26., Min. — 12,4° am 11. — Salzburg. Luftdruck: Max. 736,4 am 13., Min. 709,9 am 22. — Temperatur: Max. + 11,8° am 23., Min. — 9,3° am 15. — Trieben. Luftdruck: Max. 711,2 am 13., Min. 689,5 am 22. — Temperatur: Max. + 4,7° am 23., Min. — 10,9° am 15. — Reichenau. Luftdruck: Max. 732,7 am 13., Min. 709,4 am 22. — Temperatur: Max. + 10,6° am 23., Min. — 10,6° am 15. — Innsbruck. Luftdruck: Max. 721,7 am 13., Min. 697,8 am 22. — Temperatur: Max. + 13,2° am 23., Min. — 10,4° am 14. — Sonnblick. Luftdruck: Max. 526,9 am 8., Min. 511,3 am 22. — Temperatur: Max. + 2,4° am 9., Min. — 21° am 11. — Klagenfurt. Luftdruck: Max. 739,7 am 14., Min. 715,9 am 22. — Temperatur: Max. + 4,2° am 2., Min. — 12,4° C. am 15. Dezember 1888.

Wintertouren. Infolge der außerordentlich günstigen Witterungsverhältnisse in den Alpen war in fast allen Teilen derselben die Ausführung von Bergtouren ohne außergewöhnliche Schwierigkeiten ermöglicht. Wir verzeichnen im folgenden einige davon: Säuling (2040 m) 25. Dezember, 5½ Stunden, Nordseite; Zugspitze (2960 m) 26.—28. Dezember, Garmisch—Ehrwald und 29. bis 31. Dezember, Reinthal—Eibsee; Watzmann (2714 m) 9. Dezember, 2¾ Stunden, Münchenerhaus; Dachstein (2996 m) 26. Dezember, 17 Stunden, Austria-Hütte—Schladming; Pizzo Centrale (3003 m) und Fibbia (2742 m) 8. Dezember, St. Gotthard—Hotel.

Ueber die Neujahrssonnenfinsternis, die nur in Nordamerika und im nordöstlichen Teile des Stillen Ozeans sichtbar gewesen, berichtet der Direktor des Warner Observatoriums, Smith, welcher die Naturerscheinung in Nelson (Kalifornien) beobachtete, folgendes: Zwei sehr kleine, farblose, spitzige Protuberanzen wurden gesehen. Die Korona, wie sie sich durch das Teleskop ausnahm, war nicht sehr groß. Im Brazthal konnte man während des Zeitraumes der totalen Verfinsterung die Sterne und großen Planeten mit dem bloßen Auge erkennen. Von diesem Punkte aus boten die Korona und die Protuberanzen ein großartiges Schauspiel. Das Thermometer fiel vom Zeitpunkte der ersten Berührung bis zur Totalität um 7 Grade. In Virginia City, im Territorium Nevada, fiel es während des Fortschreitens der Verfinsterung um 10 Grade. Der Zeitraum der Totalität dauerte 89 Sekunden. Dort waren Venus, Mars, Jupiter, Merkur und die bedeutendsten Fixsterne sichtbar. Die Korona erschien mit langen Lichtstrahlen, welche dem Aequator der Sonne parallel waren. Es waren nur rosenfarbige Protuberanzen sichtbar.

Eine Touristensteuer in Aegypten. Das ägyptische Amtsblatt macht bekannt, daß von nun an alle Touristen, welche Oberägypten besuchen wollen, um die dortigen Altertümer in Augenschein zu nehmen, sich dazu eine besondere Karte für 25 Frank zu lösen haben.

Heftige Erdbeben fanden in Zentralamerika in der Republik Costarica am 29. und 30. Dezember statt.

Die neue Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem, die erste Eisenbahn des heiligen Landes, wird in Kürze vollendet und so die Schienenverbindung zwischen der heiligen Stadt und dem Meere hergestellt sein.

Der Montblanc ist, wie Madame Gabrielle Vallot im Annuaire du Club Alpin Français ausführt, bis zum Jahre 1887 von 71 Damen, darunter von vier je zweimal erstiegen worden. Von den Touristinnen waren 35 Engländerinnen, 22 Französinnen, 3 Russinnen, 2 Amerikanerinnen, 2 Oesterreicherinnen, 2 Spanierinnen, 2 Schweizerinnen, 1 Deutsche, 1 Italienerin und 1 Dänin.

Die Konstanzer-Hütte wurde im verflossenen Sommer von 128 Touristen (gegen 114 im Jahre 1887) besucht.

Die Magdeburger-Hütte wurde in der Zeit vom 20. Juni bis 21. September 1888 von 71 Gästen besucht.

Die Darmstädter-Hütte im Moosthale (Fervallgruppe) soll bis zum Beginn der nächsten Saison hergestellt und der Benützung übergeben werden.

Die Höhe der Wiener-Neustädter-Hütte an der Zugspitze, welche ein Tourist auf Basis einer Aneroidmessung um 100 m zu gering angegeben hatte, wurde im Juli v. J. von Oberlieutenant Vester durch Visuren mittels des Schneiderschen Winkelinstrumentes nach den trigonometrischen Punkten auf dem Zwergenberg und Spitzigen Brand genau mit 2216 m festgestellt.

Ueber die Fourneréausche archäologische Expedition in Französisch-Hinterindien enthält das „Compte rendu“ der Pariser Geographischen Gesellschaft folgendes: Die Unternehmung verlief im Nordwesten des großen Sees Touly Sap auf das beste; das Programm konnte vollständig zur Erledigung gebracht werden und die wissenschaftliche Ausbeute an Denkmälern der alten hinterindischen Kultur war eine sehr reiche. Anders war es aber, als man sich gegen Osten in unerforschte Gegenden wandte. Dort wurden den Reisenden Führer und Transportmittel verweigert, so daß sich dieselben schließlich genötigt sahen, nach Siemreap zurückzugehen, wo sie wieder keine hinreichende Zahl Boote fanden, um die mit den Sammlungen angefüllten 82 Kisten weiterzubefördern; selbe mußten in den Händen des siamesischen Gouverneurs zurückgelassen werden.

Gletscherforschungen in Grönland hat, wie der „Globus“ mitteilt, der bekannte französische Reisende Ch. Rabot im verflossenen Sommer angestellt und dabei die von den skandinavischen Forschern allgemein vertretene Ueberzeugung in sich beseitigt, daß die gegenwärtigen lappländischen Gletscher nur sehr dürftige Ueberreste des ehemaligen skandinavischen Inlandeises sein können. Am eingehendsten beobachtete er den Gletscher von Jakobshavn, der in den letzten Jahren in beständigem Vorrücken begriffen war, und der heute mit seinem unteren Ende 3 km weiter abwärts reicht als 1878, wo Lieutenant Hammer ihn besuchte. Bezüglich des Treibeises konstatierte Rabot die häufig beobachtete Thatsache, daß dasselbe nur in sehr seltenen Fällen Gesteinsschutt auf seiner Oberfläche fortträgt. Er beobachtete solchen nur in einem einzigen Falle.

Die Aktion des Primas von Afrika, Kardinals Lavigerie, gegen den Sklavenhandel hat in Wien, wo der Bevollmächtigte des Kardinals, Fürst Friedrich Wrede, mehrere Versammlungen einberief, warmen Widerhall gefunden; zur werkthätigen Unterstützung der Sache wird ein Afrikaverein gebildet.

Die Nachrichten über Stanleys und Emin Paschas Gefangennahme haben in letzter Zeit viele Widersprüche erfahren. Ein griechischer Händler, dem es gelungen sein soll, in zweimonatlicher Reise von Chartum über Kassala nach Suakim zu gelangen, meldete dort, er wisse von einer Uebergabe der von ihm durchreisten Aequatorialprovinz an den Mahdi nichts, wohl aber hätte Emin wiederholte Angriffe der Mahdisten zurückgewiesen und schließlich sei an letztere am Bahr-el-Ghazal der Befehl zum Rückzuge ergangen. — In einem Schreiben, welches am 21. Dezember v. J. durch Boten Tippo-Tipps nach Sansibar gelangte, teilt Stanley diesem mit, daß er Emin Pascha vor 82 Tagen (7. Juni) am Nyanza-See bei beiderseitigem besten Wohlsein verlassen habe. Er (Stanley) gedenke nun, seinen in Yambunga zurückgelassenen Leuten Waren zu bringen und sodann, in einigen Monaten, zu Emin zurückzukehren. Der „Globus“ bemerkt zu diesen Nachrichten: „Abgesehen von dem Widerspruche, in dem diese Angaben zu den letzten Botschaften aus Wadelai stehen, so wohnt denselben auch in den Einzelheiten ein gut Teil Unwahrscheinlichkeit inne, und außerdem stammen sie von dem bekannten Tippo-Tipp, den der ermordete Barttelot als einen durchtriebenen Schurken bezeichnet hat. Ihre Haltlosigkeit oder ihre Begründung muß sich aber in jedem Falle bald herausstellen.“

Unglücksfälle. Josef Venger aus Prägraten, einer der tüchtigsten Bergführer, ist am 6. Dezember v. J., wahrscheinlich beim Abstieg von der Scheidelscharte am Grate zwischen dem Mullwitz-Kees und Thimmelthal in das Thimmelthal, durch eine Lawine verschüttet und aus derselben tot herausgezogen worden. — Unter den nunmehr in England eingelangten Effekten der im Kaukasus verunglückten Alpinisten W. F. Donkin und H. Fox befindet sich auch ein bis zum 28. August v. J. reichendes Tagebuch. Nach demselben scheiterte der Versuch der Reisenden, den Dychtau am 27. August zu ersteigen, infolge ungünstigen Wetters, und trafen dieselben in der Nacht des genannten Tages bei ihrem Zelte am Fuße des Ulnauz-Gletschers wieder ein. Am Morgen des 29. trat dann die Partie den Weg zum Karaul-Paß an

Von da an fehlen alle weiteren Nachrichten über das Schicksal der kühnen Bergsteiger.

Periodische Litteratur: Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Nr. 1. E. Richter: Die Vollendung der Spezialkarte der österr.-ungar. Monarchie. — Dr. Carl Diener: Drei Hochgipfel des Val d'Arolla. — Oesterr. Touristen-Zeitung. Nr. 2. Julius Meurer: Cima Prepanella und Madonna di Campiglio. — Franz Goldhann: Streifzüge in den Alpen. VIII. Von Hieslau in das Gebiet des Dachsteins. — Dr. Heinrich Noë: In der Leutasch. — Der Tourist (Berlin). Nr. 14. Otto N. Witt: Aus den Südkarpathen. — Das Dichterheim Gustav Freytags. — Touristenausflüge im Hannöverschen. — Oesterr. Alpen-Zeitung. Nr. 260. Heinrich Heß: Die Nordwand der Planspitze. — Globus. Nr. 4. Hermann von François: Kurt von François' Reise von Hamburg nach Malange. — Ein Besuch auf der Hohen Königsburg. — Pampasleben. — Robert Prexl: Rumänische Brautwerbung und Hochzeit in Siebenbürgen.

Franz von Holtzendorff †.

Der Besten einer ist mit dem Tode Franz von Holtzendorffs, dessen geistvolle Aufsätze die Leser dieser Zeitschrift stets erfreut haben, von uns auf ewig genommen, wir sind durch den Hingang dieses Mannes um eine Leuchte der Wissenschaft, um einen edeln und wahren Charakter, um einen für Menschenwohl und Menschenglück begeisterten Kämpfer ärmer, der kein anderes Ziel kannte, als fort und fort an der Fortbildung und Vervollkommnung der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände zu arbeiten. In einem Blatte, das nicht den Charakter eines fachwissenschaftlichen besitzt, kann der gewaltigen Bedeutung, welche Holtzendorff für die Rechtswissenschaft und besonders für die Straf- und Völkerrechtswissenschaft besitzt, auch nicht entfernt in irgend erschöpfendem Maße gedacht werden, nur einige Hauptpunkte aus den reichen und vielseitigen Werken unseres Freundes mögen in diesen Blättern, in welchen sein Name häufig zu lesen war, hervorgehoben werden. Holtzendorff wandte seit Beginn seiner wissenschaftlichen und praktischen Thätigkeit die volle Kraft seines gewaltigen Geistes der Verbesserung des Strafrechtes und des Gefängniswesens zu. Hier entwickelte er eine unermüdliche Regsamkeit, hier zeigte sich seine angeborene Humanität, seine unübertreffliche Milde, sein Mitleidgefühl mit dem Gesunkenen im schönsten Lichte. Er war keiner derjenigen Kriminalisten, welche bei der Beurteilung eines Verbrechens nur die Paragraphen des Strafgesetzbuches zu Rate ziehen, er wußte die Psychologie der Missethat zu ergründen, er verstand in der Seele des Gefallenen und in den Herzen der Verworfenen zu lesen, und dieser psychologischen Kenntnis war es zuzuschreiben, daß er unbeschadet der sittlichen Entrüstung über eine verübte Unthat doch niemals der Barmherzigkeit und des Mitleides vergaß. Die Gedanken, welche Holtzendorff auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Bearbeitung des Strafrechtes aussprach, haben vielfach seitens der Gesetzgebung Anerkennung gefunden, nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern, vor allem in Italien, dessen neues Gesetzbuch in mehr als einem Punkte die Befolgung der von Holtzendorff geäußerten Wünsche erkennen läßt. Mit welcher Meisterschaft er es verstand, Straffälle psychologisch zu entwickeln, das hat er gerade in diesen Blättern gezeigt, und die Beiträge, welche er für die Rubrik „Aus der Verbrecherwelt und den Gerichtssälen" lieferte, enthalten mehrfach Arbeiten, die geradezu als Kabinettstücke zu bezeichnen sind.

Noch größer sind seine Erfolge auf dem Gebiete des Gefängniswesens gewesen; wenn wir heute eine Gefängniswissenschaft besitzen, so danken wir dies in erster Linie dem großen Manne, welcher rastlos für die Hebung der Gefängniszustände eintrat. Er bereiste die ausländischen Staaten, erforschte die Verhältnisse und Zustände, welche auf dem Gebiete des Gefängniswesens dort herrschten, machte seine Beobachtungen und Erfahrungen in Deutschland bekannt und ruhte und rastete nicht, bis er die Nachahmung einer anderwärts erprobten Einrichtung durchgesetzt hatte. Durch Holtzendorff ist, um nur eines anzuführen, der Gedanke, auf welchem das irische Gefängniswesen beruht, daß der Verurteilte nicht unvermittelt aus strenger Freiheitsentziehung in den Vollgenuß der Freiheit übergehen, sondern vorher erst einige Zwischenstadien durchmachen solle, in eine große Reihe von Strafanstalten des Kontinentes eingeführt worden und bewährt sich hier auf das beste.

Nicht minder bedeutsam ist die Wirksamkeit Holtzendorffs auf dem Gebiete des Völkerrechtes gewesen; mit Stolz dürfen wir es sagen, daß er sein Wissen und seine Feder hier mit Vorliebe den unterdrückten Interessen zuwandte; er war nicht der Mann, welcher die Vergewaltigung kleiner und schwacher Staaten durch große und starke verteidigt hätte, auf der Seite des Rechtes war sein Platz und scharfe Pfeile wußte er gegen die Ungerechtigkeit und die Ueberhebung zu richten. Den unfertigen Zustand des Völkerrechtes zu verbessern, das war sein Ziel und sein Streben, weit entfernt, den Phantasmagorien von einem ewigen Frieden zu huldigen, erstrebte er einen engeren Anschluß der Kulturstaaten durch Schaffung großer, internationaler Staatenverbände. Das Zustandekommen des Weltpostvereins hat schwerlich einen wärmeren Freund gehabt wie Franz von Holtzendorff.

Man sollte denken, diese vielseitige Thätigkeit auf dem fachwissenschaftlichen Arbeitsfelde genügte, um auch einen reich beanlagten Geist auszufüllen; Holtzendorff gab sich aber mit diesen Leistungen nicht zufrieden, seine Wirksamkeit erstreckte sich weit, weit über die Grenzen der Fachwissenschaft hinaus, sie zog vor allem das öffentliche Leben in ihren Bereich, und mit dem römischen Dichter durfte der dahingegangene Gelehrte sagen: Nil humania me alienum puto. Mit der ganzen Glut seines warmen Herzens nahm er sich in erster Linie der Förderung der gemeinnützigen Interessen an; ob er im Osten oder Westen, ob er im Norden oder Süden des Vaterlandes war, wo man gesellschaftliche Schäden mittels gemeinnütziger Thätigkeit zu mildern oder zu beseitigen suchte, bildete für ihn keinen Unterschied. Wir brauchten sehr viel Platz, wollten wir unseren Lesern nur annähernd ein erschöpfendes Bild von diesem Zweige des Wirkens unseres verewigten Freundes geben, wir beschränken uns nur darauf, hervorzuheben, daß die Verbesserung der Lage des weiblichen Geschlechtes von ihm mit rührendem Eifer betrieben wurde. Einer der Begründer des Lettevereins, hat Holtzendorff stets danach gestrebt, die Erwerbssphäre des weiblichen Geschlechtes zu erweitern, und die albernen Redensarten von „Unweiblichkeit" und „Verrohung" vermochten ihm höchstens ein Lächeln der Geringschätzung zu entlocken.

Frei von jeder nationalen Ueberhebung war Holtzendorff ein glühender Patriot; das Bündnis Italiens mit Deutschland war ihm in seinem letzten, schon durch schwere Krankheit getrübten Lebensjahre eine erquickende Freude. Mit Stolz lasen wir vor noch nicht einem Jahre die bewundernden Berichte der italienischen Presse ob der Beherrschung des italienischen Idioms durch Holtzendorff, als er in Bologna bei der Jubelfeier der Universität die Grüße und Glückwünsche Deutschlands darbrachte. Und wie begeistert erklangen seine Verse, als er die Romfahrt unseres Kaisers und das hierdurch vor der ganzen Welt bekundete Bündnis Germanias und Italias besang! Wer hätte damals gedacht, daß der beredte Mund so bald verstummen, daß das warme Herz so bald zu schlagen aufhören werde? Schweres Leid hat er durchmachen müssen, bis er in jenes unbekannte Land einging, von dem kein Wanderer zurückkehrt; zu wiederholten Malen packte ihn die Krankheit, der er erlag, in schwerster Weise an, ohne daß sie imstande war, seinen Mut zu brechen und die Schwingen seines Geistes zu lähmen. Nicht länger als fünf Wochen vor seinem Tode schrieb er uns die letzten Worte; von der Unheilbarkeit seines Uebels überzeugt, hatte er noch so viel Humor, um zu schreiben, er sei als wiederholt Rückfälliger des Mitleides und der Teilnahme gar nicht wert! Die düstere Ahnung, welche uns bei dem Lesen dieser Worte überfiel, hat uns leider nicht getäuscht: es war ihm nicht beschieden, seine Gesundheit wieder zu erlangen und sich der Verwirklichung der großen Gedanken hinzugeben, welche vor seines Geistes Auge schwebten. Aber die Jahre, die ihm zu leben vergönnt war, hat er reichlich ausgenützt, des Schönen und Guten, des Erhebenden und Erfreuenden hat er so viel geschaffen, daß ihm auch über den Kreis seiner zahlreichen Freunde auf beiden Hemisphären hinaus ein dauerndes Andenken gesichert ist. Das lautere Herz, der unerschütterliche Gerechtigkeitssinn, die echte Menschenliebe und der unerschöpfliche Geistesreichtum vereinigten sich, um ihn zu einem Manne zu machen, wie man ihn in der Aera der Nivellierung selten findet, und unwillkürlich fühlt man sich veranlaßt, den Vorwurf des Prometheus gegen das taube Geschick zu erheben: „Warum mußte uns dieser Mann schon jetzt genommen werden?"

Ludwig Fuld.



Vorfrühling. Von O. Strützel.

Verantwortlicher Herausgeber: W. Spemann in Stuttgart. Redakteur: Joseph Kürschner ebenda. — Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.